HALLISCHE JAHRBÜCHER FÜR DEUTSCHE WISSENSCHAFT UND KUNST

Digitized by Google

f° H. lit. P.
112 m (4

Digitized by Google

<36601648190014

<36601648190014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Vierter Jahrgang.

1841.

4
1841

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.

177

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniss.

Hallische Jahrbücher 1841. Januar bis Juni.

Ahrens, Cours de Philosophie s. Krause.

——, Cours de droit naturel s. Krause.

An die Deutschen und insbesondere die Preußen, über das Verlangen nach Preßfreiheit in Deutschland und nach Constitution im preußischen Staate. — Von Rt. in Berlin. (S. 51—56.)

Apostel, der, der Frauen und die neue Kirche in Würtemberg. — Von F. S. (S. 114—120.)

Bacherer, Gustav, Sterne und Meteore in deutscher Zukunft und Gegenwart. Leipzig, 1839. — Von H. Lenz. (S. 439—448.)

Bauer, B., der christliche Staat und unsere Zeit. — (S. 537—558.)

Becker, Wilhelm Adolph, Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens. 1. und 2. Theil. Leipzig, 1840. — Von X. (S. 361—391.)

Bekenntniß bremischer Pastoren s. Worte, einige.

Bemerkungen über die Confession ꝛc. s. Worte, einige.

Berlin, aus. — Von p. c. (S. 335—336.)

Berlin, die Universität. — Zweiter Artikel. (S. 6—124.)

Betrachtungen eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. Leipzig, 1841. — Von Arnold Ruge. (S. 535—540.)

Boccaccio's sämmtliche Romane, s. Uebersetzung.

Böttticher, prophetische Stimmen, s. Tacitus.

Boz, Master Humphrey's Wanduhr. Humoristisches Lebensgemälde. Aus dem Englischen von C. A. Moriarty; mit Federzeichnungen von Cattermole und Browne. Leipzig, 1840. — Von Arnold Ruge. (S. 103—112.)

Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei, s. Moltke.

Buchbinder, der, als Apologet. — Von Süßkind. (S. 512.)

Bülau, Geschichte des europäischen Staatensystems, s. Geschichtschreibung.

Cassagnac, Ad. Granier von, Geschichte der arbeitenden und der bürgerlichen Classen. Nach dem Französischen von H. H. Braunschweig, 1839. — Von H. L. Oppenheim. (S. 518—524.)

Crüger, A., Der Ursprung des Nibelungenliedes oder der Sage von den Volsungen und von Sigurd dem Fafnir-Tödter. Nebst einer Nachricht von den gothischen Verschanzungen südlich der Ostsee, als Erläuterung des Gothenzuges. Eine historische Andeutung, insbesondere für die Besitzer der Prachtausgabe des Nibelungenliedes. Landsberg, 1841. — Von A. Wellmann. (S. 386—388.)

Deutschmann, die radicale Reform des Staats- und Privatrechts, ob und wie weit dieselbe rechtlich nothwendig und zulässig sei. Mannheim. — Von Schletter. (S. 30—32.)

Erklärung. — Von Weiße. (S. 544.)

Feuerbach, Dr. L. A., Geschichte der neueren Philosophie von Baco von Verulam bis Benedict Spinoza. Ansbach.

——, Geschichte der neueren Philosophie. Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie. gr. 8. Ansbach, 1837. — Von F. Reiff. (S. 49—70.)

Frauenstädt, J., Theismus oder Pantheismus. Beleuchtung zweier Correspondenzen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. — (S. 407—412.)

Freiligrath, Ferdinand, Rolands-Album, s. Rolands-Album.

Geschichte, Poetische, der Deutschen. Von Ad. St. — (S. 436.)

Geschichtschreibung, die, der Reflexion und der philosophische Standpunkt, nachgewiesen an:

Bülau's „Geschichte des europäischen Staatensystems." 2 Theile. gr. 8. Leipzig, 1839. — Von M. Duncker. (S. 73—100.)

Göttling, Karl Wilhelm, Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsars Tod. Halle. — Von W. Herzberg. (S. 561—591.)

Grieffelich und die Homöopathie. — (S. 558—572.)

Gruppe, Dr. O. F., Ueber die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoreer. Eine Preisschrift. 8. Berlin, 1840. — Von Adolf Stahr. (S. 42—48.)

Günderode, die. Grünberg und Leipzig. — Von Moriz Carriere. (S. 282—286.)

Haupt, Dr. C. G., Allgemeine wissenschaftliche Alterthumskunde oder der concrete Geist des Alterthums in seiner Entwicklung und in seinem System. Erste historische Abtheilung oder die Entwicklung des concreten Geistes im Alterthum. Drei Bände. Altona, 1839. — Von L. (S. 531—532.)

Hegels Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Zweite Auflage. Berlin, 1840. — Von E. Zeller. (S. 197—220.)

Held, W., 1813. 1814. 1815. Vaterländisches Schauspiel in drei Abtheilungen; Musik von Fr. Held. Erfurt, 1841. — Von Rtg. (S. 620.)

Heller, Robert, Eine Sommerreise, s. Reisen.

Historiker, die berliner. — (S. 421—439.)

Hofmeister, K., Supplement zu Schillers Werken, s. Schiller, Fr.

Huldigungsreise eines Rheinländers in den Octobertagen 1840. Magdeburg, 1841. — Von Rtg. (S. 620.)

Jean Paul über Arndt. — Von Rtg. in Berlin. (S. 100.)

Journale, die schönen, und der Liberalismus. — Von R. (S. 130—132.)

Juristenfacultät, die berliner. — (S. 501—518.)

Kierulff, Dr. J. F., Theorie des gemeinen Civilrechts. 1. Band. Altona, 1839. — Von S. (S. 391—404.)

Klausen, Rudolph Heinrich, Aeneas und die Penaten. Die italischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen. 2 Bde. 8. Hamburg und Gotha, 1839 u. 1840. — Von Dr. W. Herzberg. (Erster Band S. 173—194. Zweiter Band S. 579—592.)

Klein, J. L., Maria von Medici. Trauerspiel. Berlin, 1841. — Von E. Meyen. (S. 171—184.)

Kleuke, Dr. Herm., Entwurf eines neuen genetischen Systems der Histologie, zugleich als Grundriß einer philosophischen Anatomie. Versuch einer Lehre von der Qualität des menschlichen Organismus, im Sinne einer neuern Physiologie. Für Naturforscher, Aerzte und denkende Freunde der Wissenschaft entworfen. Leipzig, 1840. — Von Carus. (S. 59—64.)

König, H., Aus dem Leben. 2 Theile. Stuttgart. — Von Georg Jung. (S. 126—128.)

Körner, Ph. Max., Historische Volkslieder aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, nach den in der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen fliegenden Blättern gesammelt und herausgegeben. Mit einem Vorwort von J. A. Schmeller. — Von A. Wellmann. (S. 330—332.)

Krause. Zur Kenntniß und Kritik der Krauseschen Philosophie. — Von J. Frauenstädt. (S. 609—620.)

1. Cours de Philosophie fait à Paris sous les auspices du gouvernement. Par H. Ahrens, ancien docteur agrégé à l'université de Goettingue, Professeur de Philosophie et de droit naturel à l'université libre de Bruxelles. Premier volume contenant l'anthropologie générale. Second volume contenant la psychologie proprement dite et la partie générale de la Métaphysique. Paris, 1838.

2. Cours de droit naturel ou de philosophie du droit, fait d'après l'état actuel de cette science en Allemagne. Par H. Ahrens. Paris, 1840.

Kuhlemann, Rudolph, Gedichte. — Von C. (S. 528.)

Laube, Heinrich, Jagdrevier. Leipzig, 1841. — Von Hurlebusch. (S. 370—372.)

Lavergne-Peguilhen, M. von, die Landgemeinde in Preußen. Königsberg 1841. (S. 359—360.)

Lewald, August, Neue Aquarelle aus dem Leben. 2 Theile. Stuttgart, 1840. — Von H. Lenz. (S. 414—416.)

Lornsen, Uwe, Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins; eine geschichtlich staatsrechtliche und politische Erörterung. Nach des Verf. Tode herausgegeben von Dr. G. Beseler. Jena, 1841. — Von W. Lüders. (S. 602—608.)

Löwenberg, Julius, Geschichte der Geographie. Mit zwei chronologischen Uebersichtstabellen und neun Erdansichten. Berlin, 1840. — Von R—l—g in Berlin. (S. 191—212.)

Lücke, Dr. Friedrich, Erinnerungen an Karl Ottfried Müller. Göttingen, 1841. — Von †. (S. 307—312.)

Digitized by Google

Mager, Dr., Die deutsche Bürgerschule. Schreiben an einen Staatsmann. Stuttgart, 1840. — Von Hermann Büttner. Erster Artikel (S. 477—498.). Zweiter Artikel (S. 593—606.)
Manuel, Don Juan, Der Graf Lucanor. Uebersetzt von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin. — Von Karl Stahr in Stettin. (S. 339—344.)
Mayer, Karl August, Neapel und die Neapolitaner, oder Briefe aus Neapel in die Heimath. 1. Bd. Mit einem Plane Neapels und einer Musikbeilage. Oldenburg, 1840. — Von φ. (S. 280.)
Memoiren einer Pairin von England zu Ier Zeiten. Herausgegeben von Lady Charlotte Bury, übersetzt von Amalie Winter. Drei Theile. Braunschweig, 1840. — Von A. Bock. (S. 379—384.)
Merlecker's Leitfaden. — Von — φ — (S. 88.)
(Moltke) Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei; aus den Jahren 1835 bis 1839. Berlin, 1841. — Von L. Rellstab. (S. 595—600.)
Movers, D. F. C., Die Unächtheit der im Eusebius erhaltenen Fragmente des Sanchuniathon, s. Sanchuniathon.
——, Die Phönizier. Bd. I. siehe Sanchuniathon.
Musenalmanach, deutscher, für 1841. Herausgegeben von Th. Echtermeyer und Arnold Ruge. Mit Jos. Freiherr von Eichendorffs Bildniß. Berlin. — Von Levin Schücking. (S. 315—324.)
Nachricht, zur. — Von Echtermeyer und A. Ruge.
Napoleonsche Gedichte. Zum Besten der Unglücklichen in Lyon. 12. Leipzig, 1840. — Von Rtg. (S. 240.)
Ogienski, Dr. Immanuel, Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie. Trzemeßno, 1840. — Von Ein Rhein-Preuße. (S. 269—292.)
Pandora, deutsche. Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller. Dritter Band 1840. — Von A. Bock. (S. 231—236.)
Prutz, R. E., Ein Märchen. Gedicht. Leipzig, 1841. — Von H. R. in Egen. (S. 508.)
Püttmann, Hermann, Chatterton. Zwei Theile. Barmen, 1840. — Von R. E. P. (S. 223—228.)
Raumer, Friedrich, Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive. Dritter Band. Leipzig. — Von P. F. Stuhr. (S. 293—307.)
Reisen, über, und Reiselitteratur der Deutschen. Von R. E. Prutz. — (S. 125—138.)
Eine Sommerreise. Von Robert Heller. Leipzig, 1840.
Ringseis, Dr. Nepomuk von, oder Hippokrates in der Pfaffenkutte. Zur Charakteristik des modernen Afterchristenthums. — (S. 521—535.)
Robe, Kobold Pirusch. Märchen in fünf Aufzügen. Leipzig, 1840. — Von A. Ruge. (S. 275—276.)
Rotteck. Zur Charakteristik von Rotteck's. — Von Rtg. (S. 409—420.)
Rolands-Album. Herausgegeben von Ferdinand Freiligrath. Zum Besten der Ruine. Cöln am Rhein, 1840. — Von Z. — (S. 214—216.)
Rückert, Dr. Emil, Oberon von Mons und die Pippine von Nivella. Untersuchungen über den Ursprung der Nibelungensage. Leipzig, 1836. — Von Ferdinand Wachter. (S. 621—624.)
Ruge, Arnold, Vorwort. (S. 1—6.)
——, die allgemeine Literaturzeitung über Strauß, oder der alte und der neue Rationalismus. — (S. 271—272.)
——, die Wahrheit in Sachen der bonner evangel. theolog. Facultät contra B. Bauer. — (S. 363—364.)
——, ein nachträgliches Wort über bonner Kritik und Apologetik. (S. 423—428.)
Sanchuniathon, zur Literatur des, mit besonderer Rücksicht auf:
Dr. F. C. Movers: Die Unächtheit der im Eusebius erhaltenen Fragmente des Sanchuniathon bewiesen. Mainzer Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie. 1836. Heft 1.
Derselbe: Die Phönizier. Bd. 1. Untersuchungen über die Religion der Phönizier. Bonn, 1841. — Von Rudolph Walther Roth in Tübingen. (S. 393—407.)
Schenkel, Daniel, der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. — (S. 141—171.)
Schiller, Fr. und sein Don Carlos. (S. 516.)
1. Supplement zu Schiller's Werken. Aus seinem Nachlaß im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schiller's herausgegeben von K. Hofmeister. Erste und zweite Abtheilung. Stuttgart u. Tübingen, 1840.
2. Schillers Werke. Ergänzungsband, enthaltend: Don Carlos nach dessen ursprünglichem Entwurfe, zusammengestellt mit den beiden späteren Bearbeitungen, mit einer literär-historisch-kritischen Einleitung. Hannover, 1840.
Schrader, August, Germanische Mythologie und deutsche Alterthümer überhaupt. Vornehmlich Deutung der Mythologie. Berlin, 1840. — Von Köppen. (S. 67—84.)
Schubert, Dr. Gotthilf, Die Urwelt und die Fixsterne. Dresden, 1839. — Von D...nll. (S. 495—504.)
Siegmayer, J. G., Geschichtliche Zusammenstellung der merkwürdigsten Anmaßungen der Päpste über die protestantischen Fürsten und Völker und der (ihrer) Einmischungen in die politischen Ereignisse des 18. u. 19. Jahrhunderts. — Von K. N. (S. 163—164.)
Smets, Wilhelm von, Gedichte. Vollständige Sammlung. Stuttgart und Tübingen. — Von Dr. Lenz. (S. 474—484.)
Stahl und die Willkür, nebst Erinnerung an Feuerbach über ihn. — Von M—r. (S. 91—92.)
Staufer, Berthold, Gedichte. Stuttgart, 1841. — Von Dr. Lenz. (S. 474—484.)
Steffens, Heinrich, Christliche Religionsphilosophie. 1. Th. Teleologie; 2. Th. Ethik. Breslau, 1839. — Von Dr. J. W. Hanne. (S. 310—333.)
Steinacker, Gustav, Pannonia. Blumenlese auf dem Felde der neuern magyarischen Lyrik in metrischen Uebertragungen. Erste Abtheilung. Leipzig, 1840. — Von H. Lenz. (S. 487—492.)
Sternberg, A. von, Georgette. Ein Roman. Stuttgart, 1840. — Von A. Bock. (S. 207—208.)
Strauß, Dr. David Friedrich, Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft. Erster Band. 1840. — Von Schnitzer. (S. 337—359.)
Süßkind, Berliner Pietisten. — (S. 517—536.)
Tacitus und das Christenthum.
Böttcher, prophetische Stimmen aus Rom, oder das christliche im Tacitus. Hamburg und Gotha, 1840. — Von F. H. (S. 375—376.)
Talvi, Die Unächtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Leipzig, 1840. — Von Gruppe. — (S. 136—148.)
Theismus oder Pantheismus, s. Frauenstädt.
Thibaut. Erinnerungen an L. F. Thibaut. — Von A. Tellkampf. (S. 295—304.)
Tübingen, die Universität. Erster Artikel. (S. 441—474.)
Uebersetzung, die, in jetziger Zeit. — Von Karl Stahr in Stettin. (S. 11—28.)
Italienische Klassiker. — Boccaccio's sämmtliche Romane und Novellen. Zum ersten Mal vollständig übersetzt von Dr. W. Röder. Erste und zweite Lieferung. Stuttgart, 1840.
Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Neue Folge. Erster Band. Leipzig, 1840. — Von L. Rellstab. (S. 221—231.)
Vasenerklärungen, moderne. Von 10. (S. 35—36.)
Verfluchungen, die, s. Worte, einige.
Verständigung, zur, über die preußische Verfassungsfrage. Berlin, 1841. — Von C. F. (S. 254—260.)
Vischer, Fr., über allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit. Ein Sendschreiben. I. Lage der Sache. II. Reflexion. — (S. 257—267.)
Warnkönig, Dr. L. A., Rechtsphilosophie als Naturlehre des Rechts. 1839. — Von S. (S. 391—404.)
Wort, ein kurzes, gegen die Hypokrisie des liberalen Pietismus. — (S. 367—368.)
Worte, einige, über die Verfluchungsgeschichte und den Kirchenstreit in Bremen, (S. 459—472.) veranlaßt durch:
1) Die Verfluchungen. Im Interesse denkender Christen von einem Anonymus des bremischen Bürgerfreundes. Bremen, 1840.
2) Bekenntniß bremischer Pastoren in Sachen der Wahrheit. Bremen, 1840.
3) Bemerkungen über die Confession der zwei und zwanzig bremischen Pastoren. Von einem Protestanten. Oldenburg, 1841.
Zeitung, die Leipziger Allgemeine, und die öffentliche Meinung. Von Arnold Ruge. (S. 150—160.)
Zeugnisse aus dem verborgenen Leben; oder Lebens- und Glaubenserfahrungen eines Ungenannten in Gefängen. — Von C. (S. 528.)
Zschiesche, Dr. C., über die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher, oder Katholicismus und Protestantismus. — (S. 233—254.)

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniss.

Deutsche Jahrbücher 1841. Juli bis Dezember.

Alpina. Schweizerisches Jahrbuch s. Disteli.

Bacherer, Dr. Gustav, Buch vermischter Bezüge. Leipzig, 1840. — Von H. Lentz. (S. 66—72.)

Bauer, B., „Kommt und sehet!" Joh. 1, 40. — (S. 44.)

——, Theologische Schaamlosigkeiten. Erster Artikel. (S. 465—478.)

——, Vorläufiges über „Bruno Bauer," Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. — Von Arnold Ruge. (S. 417—420.)

Bedeutung, die politische des Rheinliedes von Niklas Becker. Ein Resumé von einem Norddeutschen. (S. 294—300.)

Beiträge zur Charakteristik der romanischen Lyrik. — Von Karl Stahr. S. 474—492.)

Blüthen spanischer Poesie. Metrisch übertragen von Friedrich Wilhelm Hoffmann. Magdeburg, 1841.

Berangers Lieder, deutsch durch L. Rubens. 1. u. 2. Bd. 1839; 3. Bd. 1841. Bern.

——, Hundert u. drei Lieder des pariser Chansonnier Pierre Jean de Beranger giebt hier im Deutschen wieder mit seinem wohlgemeinten Gruß Philipp Engelhard Nathusius. Braunschweig, 1839. — Von Dr. Karl August Mayer. (S. 362—376.)

Berichtigung. — Von Adolf Böttger. (S. 339—340.)

Bilderſaal, südöstlicher. II. Griechische Leiden. Erster Theil. Herausgegeben vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Stuttgart, 1840. — Von Ad. Gilliſſen. (S. 91—100.)

Blätter, deutsche, für Protestanten und Katholiken. Neue Folge. Heidelberg. s. Fleiſcher.

Brief, mexikanischer, aus Leipzig. — Von D. j. (S. 551.—552.)

Buquoy. Zur Charakteristik des Grafen Buquoy und seiner Forschungen. — Von Dr. Kreutzberg. (S. 145—151.)

Burns, Robert, Lieder und Balladen. Uebertragen von H. J. Heintze. Mit dem Bildniß und einem kurzen Lebensabriß des Dichters, nebst erläuternden Anmerkungen. Braunschweig, 1840.

— Gedichte. Uebersetzt von Ph. Kaufmann. Stuttgart u. Tübingen, 1839. — Von F. A. Märker. (S. 278—284.)

Cajütenbuch, das, oder nationale Charakteristiken, vom Verfasser des Legitimen, des Vireh, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Zürich, 1841. — Von Arnold Ruge. (S. 343—352.)

Capitel, zwei, aus einem Manuscripte über deutsche Angelegenheiten. Leipzig, 1841. — Von K. Nauwerck. (S. 131—140.)

Cicero und die Kritik. — Von Adolf Stahr. — (S. 103—116.)

Citat, ein, für die modernen Restaurateure, Beitrag zur Geschichte des simpliciter credere. — Von Dr. Obillany. (S. 384.)

Cultus, der theologische, des Genius. — (S. 447—448.)

Cunz, F. A. Christliche Legenden und Geschichten, nebst einer Zugabe vermischter Gedichte und erläuternder Beilagen. „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit." Eisleben, 1840. — Von Dr. Heuſe. (S. 271—276.)

Cyprian's Lehre von der Kirche. Von Joh. Ed. Huther. — Von L. Georgii. (S. 511—520.)

Dethmar, F. W., Reise von Amsterdam in die nordöstlichen Theile des Königreichs der Niederlande. Essen und Rotterdam, 1840. — (S. 204.)

Disteli. Der Maler Martin Disteli in Olten in der Schweiz. — Von Arnold Ruge. (S. 195—200.)

1) Alpina. Schweizerisches Jahrbuch für schöne Literatur. Herausgegeben von A. Hartmann, B. Krutter u. G. Schlatter. 1. Jahrg. 1841. Mit 6 Radirungen von M. Disteli u. H. Heß. Solothurn.

2) Schweizerischer Bilderkalender für das Jahr 1839, von M. Disteli. Solothurn.

— für das Jahr 1840, zweiter Jahrgang, 2te Aufl. Solothurn.

— für das Jahr 1841.

Dramen, Spanische, übersetzt von C. A. Dohrn. 1. Theil. Berlin, 1841. — Von A. Wellmann. (S. 422—428.)

Durſch, Dr. G. M., Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen auf dem christlichen Standpunkte. Stuttgart und Tübingen, 1839. — Von Dr. Lenz. (S. 239—248.)

Elsaß und deutsche Kunst und Wissenschaft. — Von Dr. L. C. Meyer. (S. 327—336.)

Erfurt, Ludwig von, Laßt die Todten ruhn! An die Franzosen. Leipzig, 1841. — Von Oswaldsohn v. d. Schley. (S. 191—192.)

Erklärung und Bitte. — Von Dr. Friedrich Saß. (S. 156.)

Erklärung. — Von Moriz Carriere. (S. 228.)

Erwiderung. — Von Otto Wigand. (S. 303—304.)

Euripides' Iphigenia in Aulis, besonders in ästhetischer Hinsicht. Einladungsschrift von Greverus, Rektor des Gymnasiums zu Oldenburg. Erste Hälfte 1837. Zweite Hälfte 1838. Oldenburg. — Von Dr. Bartſch. (S. 167—168.)

Fleiſcher, Dr. Moritz, über Verhältnisse und Stimmungen der evangelischen Bevölkerung Rhein-Preußens (S. 6—27.)

Deutsche Blätter für Protestanten und Kath. N. Folge. Heidelberg.

Frauenstädt, Studien und Kritiken zur Theologie und Philosophie. Berlin, 1840. — Von Dr. J. W. Hanne. (S. 153—167.)

Freigeister, die poetischen. — Von A. Bock. (S. 430—440.)

Der Freigeist. Ein Roman des neunzehnten Jahrhunderts, von Theodor Oelckers. 2 Theile. Leipzig, 1840.

Freiligrath, F. und Konrad Schwenck, oder die ästhetische Kritik der Allg. Literatur-Zeitung. — Von Hp. (S. 539—544.)

Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, begangen zu Frankfurt am Main am 24. und 25. Juni 1840. — Von M. Carriere. (S. 300)

Gedichte eines Lebendigen s. Lyrik, Neue.

Gervinus, G. G., Gesammelte kleine historische Schriften (mit dem Seitentitel: Historische Schriften von G. G. Gervinus, 7. Bd. Leipzig, 1839. — Von Binder. (S. 522—536.)

Göttingen, die Universität. Erster Artikel. (S. 241—271.) Zweiter Artikel: (S. 495—504.)

Grube, Elisabeth, geb. Diez, Gedichte und Erzählungen. 2 Theile. Düsseldorf, 1840. — Von B. (S. 380.)

Grundlage, die historische. — Von Balticus. (S. 547—548.)

Günther, Friedrich Joachim, Ueber den deutschen Unterricht auf Gymnasien s. Hiecke.

Gutzkow, Karl, Werner oder Herz und Welt, s. Oppermann.

Harleß, Dr. G. Chr. Adolph, Grabrede bei der Beerdigung eines im Duell Gebliebenen. Auf Anordnung des königl. akademischen Senatus der Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen gedruckt. Erlangen, 1841.

Harlieb's L., literarischer Nachlaß. Herausgegeben von Joh. Gabriel Seidl. 2 Bde. Wien, 1840. — Von A. Bock. (S. 218—220.)

Heinsius, Theodor, die bedingte Preßfreiheit, historisch-kritisch entwickelt und beleuchtet. Berlin, 1841. — Von Karl Nauwerck. (S. 349—362.)

Hiecke, R. H., das Prinzip der Restauration in der Pädagogik. (S. 73—95.)

Ueber den deutschen Unterricht auf Gymnasien. Von Friedrich Joachim Günther. Essen, 1841.

Höfer, Albert, Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen. Erste Lese. Leipzig, 1841. — (S. 36.)

Hoffmann, Fr. W., Blüthen spanischer Poesie, s. Beiträge.

Horatius Flaccus Q. Satiren, von Kirchner, s. Metriker.

——, Episteln, von Merkel, s. Metriker.

Jäger, August, Skizzen und Erinnerungen aus Algier und Algerien. Leipzig, 1840. — (S. 184.)

Jubelfeier, die, der Reformation in Halle am 31. October und 1. November 1841. — (S. 607—616.)

Jung, Dr. Alex. Königsberg in Preußen, s. Ruge, Arnold.

Juvenalis, D. Junius, Satiren von Weber, s. Metriker.

Klänge der Zeit. Hervorgerufen durch die neuesten politischen Erzeugnisse und zunächst durch das Beckersche Rheinlied. Gesammelt und herausgegeben von Z. Funck. Zweite unveränderte Auflage. Erlangen, 1841. — Von A. S. (S. 124.)

Kogalnitchan, Michael von, Skizze einer Geschichte der Zigeuner, ihrer Sitten und ihrer Sprache, nebst einem kleinen Wörterbuche dieser Sprache. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Fr. Casca. Stuttgart, 1840. — Von A. F. Pott. (S. 11—32.)

Kohl, J. G., Petersburg in Bildern und Skizzen. 2 Thle. Dresden und Leipzig, 1841. — (S. 143—156.)

Digitized by Google

Kunstbericht aus Frankfurt am Main. — Von Theodor Creizenach. (S. 335—360.)
Langenn, Dr. Friedr. Alb. von, Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Leipzig, 1840. — Von Dr. Ernst Herrmann. (S. 169—186.)
Lehrfreiheit und Hörfreiheit. Ein Nothruf der Universität Leipzig. Dresden, 1841. — Von Dr. K. (S. 223—224.)
List, Dr. Friedrich, Das nationale System der politischen Oekonomie. 1. Bd. Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein. Stuttgart und Tübingen, 1841. — Von Dr. Wehse. (S. 273—287.)
Lyrik, Neue. — Von K. (S. 251—264.)
Gedichte eines Lebendigen. Mit einer Dedication an den Verstorbenen. Zürich und Winterthur, 1841.
Mängel, die, der heutigen deutschen Medizin. Von Dr. W. Roser, Privatdocent d. Chir. u. Dr. C. A. Wunderlich, Privatdocent der Medicin an der Universität Tübingen. Stuttgart, 1841. — Von W. L. (S. 576.)
Mayer, Dr. Karl August, Neapel und die Neapolitaner. Zweiter Band. Mit einem Plan der Umgegend Neapels und einer Musikbeilage. Oldenburg, 1842. — Von A. St. (S. 621—624.)
Metriker, die, und die Satyriker. — Von Arnold Ruge. (S. 395—408.)
1) Des Quintus Horatius Flaccus Satiren, kritisch berichtigt, übersetzt und erläutert von C. Kirchner. 1. Theil. Stralsund, 1839.
2) Die Satiren des D. Junius Juvenalis. Uebersetzt und erläutert von Dr. Wilh. Ernst Weber. Halle, 1838.
3) Die Episteln des Quintus Horatius Flaccus. Uebersetzt von Joseph Merkel. Aschaffenburg, 1841.
Monich, Wilh., Die horazische Lyra in ihrer Eigenthümlichkeit und Integrität, mit besonderer Beziehung auf ein Herdersches Urtheil und die Hoffmann-Peerlkamp'schen Zweifel beleuchtet und theilweise mit deutscher Nachbildung bearbeitet. Berlin, 1841. — Von W. S. Teuffel in Tübingen. (S. 421—447.)
Mügge, Theodor, Toussaint. Ein Roman. 4 Theile. Stuttgart, 1840. — Von A. Bock. (S. 51—64.)
Müller, Dr. Adolph, Klio. Eine Sammlung historischer Gedichte, mit einleitenden, geschichtlichen Anmerkungen. Berlin, 1840. — Von Ehrenreich Eicholz. (S. 48.)
Münch, E. von, Erinnerungen, Reisebilder, Phantasiegemälde und Fastenpredigten aus den Jahren 1828 bis 1840. 1. Theil. Stuttgart, 1841. — Von A. S. (S. 186—188.)
Nauwerck, K., Bruchstück einer Vorrede zum Staatsrecht des neunzehnten Jahrhunderts. — (S. 40.)
Oelckers, Theodor, Der Freigeist, s. Freigeister.
Oppermann, H. A., dramaturgische Didaskalien bei Gelegenheit des Werner, oder Herz und Welt, bürgerliches Schauspiel von Karl Gutzkow. — (S. 188—204.)
Overbeck, Friedrich, Der Triumph der Religion in den Künsten. — Von Fr. Vischer. (S. 109—128.)
Philosophie, die deutsche in Belgien. (S. 287—298.)
Philosophie, die, in Hamburg. — Von Dr. Friedrich Saß in Hamburg. (S. 415—416.)
Pickwick in der Fremde. — Von A. S. (S. 128.)
Poesieen. Nebst Uebersetzungen aus Anakreon. Marburg, 1840. — Von A. S. (S. 120.)
Posaune, die, des jüngsten Gerichts über Hegel, den Atheisten und Antichristen. Leipzig, 1841. — Von J. P. (S. 594—596.)
Preisaufgabe des Culturvereins in Berlin. — (S. 236.)
Preußens Verfassung. Antwort auf die Flugschrift: Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen. Berlin, 1841. — Von K. Nauwerck. — (S. 229—239.)
Preußen und der Katholicismus. — Vom Rheine. (S. 313—414.)
Prutz, R. E., Gedichte. Leipzig, 1841. — Von A. Ellissen. (S. 463—468.)
——, der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, 1841. — Von A. Wellmann. (S. 601—607.)
Rechtswissenschaft. Zur Charakteristik der heutigen Rechtswissenschaft. — Von Dr. L. Stein. (S. 365—399.)
Savigny, Friedrich Carl von, System des heutigen römischen Rechts. Berlin, 1840 u. 41.
Reiff. Einige Bemerkungen über den „Anfang der Philosophie" von Dr. J. F. Reiff. — Von L. F. (S. 597—600.)
Riedel, Dr. Karl, Staat und Kirche. Manuscript aus Norddeutschland, als Antwort an Rom und seine Freunde. Beitrag zur Gedächtnißfeier der Thronbesteigung Friedrich des Großen. Berlin, 1840. — Von K. Nauwerck. (S. 301—307.)
Riemer, Dr. Friedrich Wilhelm, Mittheilungen über Göthe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Berlin, 1841. — Von Strauß. (S. 97—99.)
Rosenkranz, Karl, Geschichte der Kantischen Philosophie. Leipzig, 1840. — Von Moriz Carriere. (S. 333—346.)
Ruge, Arnold, Vorwort. — (S. 1—6.)
——, der Urapologet als Selbstapologet und die Politik der Christlichkeit.
Ueber das Geschichtliche im A. T. Ein Sendschreiben. Mit einem Vorwort über die neueste Polemik der Hall. Jahrb. von Dr. K. H. Sack. Bonn, 1841. — (100—107.)
——, die Hegelsche Philosophie und der „Philosoph in der Augsburger Allgem. Zeitung (vom 11. Juni 1841). — (S. 129—143.)
——, der protestantische Absolutismus und seine Entwicklung. (S. 481—526.)
Geschichte des preußischen Staates von G. A. H. Stenzel. 3. Theil. 1688—1739. Hamburg, 1841.
——, die Restauration des Christenthums. (S. 609—620.)
Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus von Dr. Alex. Jung. Braunsberg, 1840.
Sack, Dr. K. H., Ueber das Geschichtliche im A. T. s. Ruge, Arnold.
Savigny, Friedrich Karl von, System des heutigen römischen Rechts, s. Rechtswissenschaft.
Schopenhauer, Arthur, Ueber den Willen in der Natur. Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit ihrem Auftreten, durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat. Frankfurt am Main, 1836.
——, Dr. Arthur, Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei Preisschriften. 1) Ueber die Freiheit des Willens, gekrönt von der kön. norweg. Soc. der Wiss. zu Drontheim, 26. Januar 1839. 2) Ueber das Fundament der Moral, nicht gekrönt von der kön. dänischen Soc. der Wiss. zu Kopenhagen, 30. Jan. 1840. Frankf. a. Main, 1841. — Von Spiritus asper. (S. 29—51.)
Shelley. Ueber das Trauerspiel „Die Cenci" von Percy Bysshe Shelley, mit Proben der noch ungedruckten Uebersetzung desselben. — Von L. Georgii. (S. 449—463.)
Stein. Leben des königlich preußischen Staatsministers Freiherrn von und zum Stein. Ein Denkmal. 2 Theile. Leipzig, 1841. — Von A. Kutenberg. (S. 315—324.)
Stenzel, G. A. H. Geschichte des preußischen Staates, s. Ruge, A.
Straube, Emanuel, Novellen und Erzählungen. 2 Bde. Wien, 1840. Von A. Bock. (S. 218—220.)
Strauß, Dr. David Fr., christliche Glaubenslehre, s. Warnung.
Tscherkessenlieder, Hamburg, 1841. — Von A. Bock. (S. 231—232.)
Tübingen, die Universität. (S. 204—228.)
Umtriebe, neue, der protestantischen Hierarchie in Preußen. (S. 455—456.)
Warnung. — Von Strauß. (S. 387—392.)
Dr. David Friedrich Strauß christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft allgemein faßlich dargestellt von Philalethus. Erster Band. 1841.
Wolff, O. L. B., Allgemeine Geschichte des Romans von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit. Jena, 1841. — Von Dr. Th. Gräße. (S. 555—572.)
Züllig, Dr. Th. F. J., Die Offenbarung Johannis, vollständig erklärt. 2 Bde. Stuttgart, 1834 u. 1840. — Von E. Zeller. (S. 53—71.)

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

1. Januar. № 1. 1841.

Vorwort.

Als im Herbst des Jahres 1837 diese Zeitschrift gegründet wurde, verhielt sich die deutsche Welt politisch und wissenschaftlich noch bei weitem naiver. Die großen Fragen der Zeit, die jetzt bereits auf der Schärfe des Schwertes liegen und einer durchgreifenden Krisis immer näher rücken, waren zum Theil noch sehr verhüllt. Eine bedeutende Anzahl Männer, die zu den heftigsten Gegnern freier Tendenzen und namentlich der Jahrbücher gehören, hatten damals kein Arg daraus, daß es hieß, die Isolirung der alten Litteraturzeitungen von der wahren Geistesbewegung und ihre abgestorbene Existenz sollte durch ein Organ aufgehoben werden, dem die Zeitgeschichte für ein unzertrennliches Ganze, Wissenschaft und Kunst aber für die eigentlichen Nerven ihrer Bewegung gälten. Und doch liegt nichts näher, als daß mit der Ausführung dieses Gedankens eine gewaltige Zersetzung des alten Chaos, in dem zur Zeit weder Eros noch Eris zum rechten Leben erwacht waren, eintreten müsse. Denn was konnte die Folge sein? Mußte nun nicht überall in die geschichtlichen Zustände und ihre Auflösung das Bewußtsein der Wissenschaft einzudringen streben? Und wenn dies gelang, wurden dann nicht die historischen Existenzen mit einer Klarheit über sich selbst erfüllt, welche man bisher nur in der Philosophie, nicht einmal in den empirischen Wissenschaften hatte dulden wollen? — So ist es geschehen; mehr als einmal sind daher auch die Nachtwächter von allen Enden zusammengelaufen und haben ihre Löwenstimme erhoben über den hellen Schein, den die Feuersbrunst der Unwahrheit von sich gebe; und fortwährend sehen wir Eros, die entbrannte Gesinnung der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit, und Eris, den unerbittlichen Kampf für Beides, an den Lauf dieser Zeitschrift gebunden. Was überhaupt der Charakter unserer Zeit ist, das Erwachen zum Selbstbewußtsein, dasselbe ist auch ihrem Spiegel, den Jahrbüchern, widerfahren. Der Geist unserer gegenwärtigen Geschichte ist der bewußte; von jetzt an täuscht er sich über sein Ziel nicht mehr; wir wissen Alle, daß uns die Freiheit der litterarischen Oeffentlichkeit und die Oeffentlichkeit des freien Staates gewiß ist; aber das Einzelne wird uns immer überraschen: es wird uns überraschen, wenn unser privates Wissen zum öffentlichen Willen und unsere subjective Gesinnung zur Praxis der Wirklichkeit ausschlägt. So war auch das Ziel dieser Zeitschrift von Anfang an gesteckt und leicht zu erkennen; aber es gehörte Zeit dazu, bis sie ihre Naivetät aufgab, den Feind als Feind behandelte und zu den entschiedenen Folgen des Princips gelangte. Erst nach dieser wirklichen Scheidung konnte das volle Bewußtsein über die Gährung der Zeit in den Jahrbüchern sich ausbilden und eine gründliche Durchdringung derselben unternommen werden.

Kein geringes Verdienst um die Aufklärung der Wissenschaft und des Lebens über sich selbst, an der jeder denkende Zeitgenosse Theil nimmt, haben auch ihrerseits unsere Gegner sich erworben; und wie die theoretische Umwälzung der Geister von ihnen angeregt und gefördert worden ist, so, scheint es, werden sie nun in der nächsten Zukunft auch die praktische herbeiführen. Ja, wir dürfen es uns wohl gestehen, daß sie, die jenen wunderlichen, aber nunmehr offenkundigen Entschluß bereits festgestellt hatten, der Geistesfreiheit den Garaus zu machen, die Autorität des blinden Glaubens wieder einzuführen und die Principien der glorreichen Revolution unseres Jahrhunderts mit der Wurzel auszureißen, — daß diese Männer gleich anfangs viel weniger unschuldig dreinschauten, als wir selbst. Sie drängten sich herzu, sie hatten sich seit einigen Jahren gewöhnt, das große Wort zu führen; so waren sie gleich voran, und weil ihr Gewissen ihnen sagte, daß es ihnen galt, bevor es noch ausgesprochen war, darum suchten sie, gleich den Schlangen der Juno, das Kind in der Wiege zu erwürgen. Der Geist unserer Zeit aber war und ist ihr Herakles, und alle seine Arbeiten wird er an ihnen vollbringen; diese Kämpfe sind der Weg zu seiner Verklärung, — eine Reinigung, die wir jetzt Aufklärung, Philosophie und bürgerliche Freiheit nennen. Kein Licht ohne Schatten, kein Morgen ohne Nacht.

In einer Zeit nun, wie die unsrige, in der es sich nicht mehr um die verhüllte, sondern um die bewußte Entwick-

Digitized by Google

lung des Geiſtes handelt, ſo augenſcheinlich, daß den Schleier des Geheimniſſes ſelbſt die Götter der Erde nicht mehr feſtzuhalten vermögen und das Weltgericht unmittelbar in den Lauf der Ereigniſſe hereinbricht, mußte dies Journal, welches die Wurzeln der Thaten und Begebenheiten aufzuſuchen, die principiellen Enthüllungen vorzunehmen hatte, eine ganz neue Stellung zur Geſchichte gewinnen, und es wird nicht ungehörig ſein, beim Beginn eines neuen, eines in der That entſcheidenden Jahres, dies Verhältniß mit ein paar Worten zu beleuchten.

Keine gelehrte Zeitſchrift hat jemals in dem Maße und in der Bedeutung, wie die Jahrbücher, die Genugthuung erfahren, daß ihre Erörterungen Ereigniſſe wurden und als ſolche über den Kreis der Theoretiker hinausgingen, um das unmittelbare Leben mit ins Intereſſe zu ziehen und als Tagesangelegenheiten zur Discuſſion zu gelangen. Es ſind aber in Wahrheit weniger dieſe äußerlichen Erfolge, als die Urſachen ſolcher öffentlichen Aufmerkſamkeit, auf die wir hiemit hinweiſen wollten. Die Theorie iſt nicht mehr iſolirt, und wird es in Zukunft noch weniger ſein. Dennoch dürfen wir nicht fürchten, einer ungehörigen Praxis zu verfallen, oder gar auf die verkehrten, jetzt herrſchenden Richtungen derſelben jemals einen unmittelbaren Einfluß zu gewinnen. Wir wollen uns nicht täuſchen, wir wollen mit der vollkommenſten Offenheit unſere Lage beſprechen; das Verhältniß zur Geſchichte und zur Praxis läuft keine Gefahr, wenn es vollkommen erkannt und ohne Rückhalt enthüllt wird. Ohnehin iſt keine Politik ſchlauer, als die ſich aller Schlauheit entſchlägt, und wenn es darauf ankommt, ſeine Widerſacher zu täuſchen, ſo lehrt die Erfahrung, daß man keinem Menſchen weniger glaubt, als dem, der immer die ganze Wahrheit herausſagt; es fürchte alſo Niemand, der das Heil von den Verſtößen unſerer politiſchen und wiſſenſchaftlichen Gegner erwartet, daß wir im Stande ſein möchten, mit unſern Aufklärungen, Beweiſen und Kritiken den heilſamen Sauerteig der Reaction aus der Geſchichte zu verbannen. Umgekehrt, ſie verhalten ſich wie Oedipus, der hinging, ſeinen Vater zu erſchlagen, weil der Gott ihm ſein Schickſal enthüllte. Das Orakel unſerer Zeit iſt die Revolution der europäiſchen Menſchheit; es iſt umſonſt, es ihnen zu verkündigen; hoffe Niemand einen ſolchen Erfolg: um dies Orakel zu vermeiden, ziehen ſie dem Laufe der Geſchichte entgegen, laſſen die Sterne ihrer glorreichen Heimath, Proteſtantismus, Philoſophie und politiſche Freiheit, hinter ſich, und rücken dem Hohlwege immer näher, wo ihr Verhängniß ſich erfüllt. Wer die Lehre der Geſchichte nicht hört, ſondern aus ihr nur zu lernen ſucht, wie er ihren Lauf herumdrehen und den Geiſt der Zeiten um ſeine Macht und Conſequenz betrügen könne, der wird den Unterricht von einem Einzelnen und die theoretiſche Manifeſtation der freien Richtung in Wiſſenſchaft und Staat nur für eine Anmaßung halten, zumal unter uns, wo in geſchichtlichen Dingen Jeder ein Laie ſein ſoll, der zur verborgenen Lenkung der Menſchen und der Begebenheiten nicht von Oben berufen und angeſtellt wurde. In Rückſicht auf eine ſolche Praxis, die den Jahrbüchern wohl mitunter als eine lächerliche Beſtrebung imputirt worden iſt, könnten ſie gar wohl das Motto führen: „Bilde mir nicht ein, ich könne was lehren, die Menſchen zu beſſern und zu bekehren.“ Auf die Gefahr hin alſo, daß wir den eingeleiteten Proceß ſtören, das Gewitter zertheilen und die Welt um eine Kriſis betrügen ſollten, ſei die Wahrheit immerhin geſagt und wieder geſagt, ſie erfährt das Schickſal der Kaſſandra, nichts weiter.

Dagegen iſt die Wirkung der Jahrbücher einzig und allein ihr Verhältniß zur Bildung, die Bildung dann weiter aber das Element, in dem die Politiker ſich zu bewegen, und das Terrain, auf dem ſie den Zeitgeiſt zu beſtehen haben. Der letzte Sieg iſt der Sieg im Geiſte; wenn alſo von einer Stellung der Jahrbücher zur Geſchichte und damit von der Zukunft ihrer Richtung die Rede iſt, ſo ergiebt ſich hierüber der Aufſchluß aus dem öffentlichen oder genauer dem gegenwärtigen, an ſeiner wahren Oeffentlichkeit gehinderten Geiſte. Denn es iſt Jedermanns Geheimniß, daß der oſtenſible Geiſt bezahlter und überwachter Zeitungen nicht der wirkliche, der intereſſeloſe alter gelehrter Inſtitute nicht der lebensfähige iſt.

Das Princip, um das ſich jetzt Alles dreht, iſt die Autonomie des Geiſtes, und zwar im Wiſſenſchaftlichen die Fortbildung des Rationalismus und im Staatlichen des Liberalismus. Alle Wahrheit in der Wiſſenſchaft hat gegenwärtig die allgemeine Form des Selbſtbewußtſeins, iſt der Proceß des denkenden Subjects. Die Einheit des geſchichtlichen und des reingeiſtigen Proceſſes, weil ſie als dieſelbe Bewegung der Vernunft erkannt worden, läßt nichts übrig, als die Welt der Vernunft ſelbſt. So wenig das verborgene und dann offenbarte Factum, als das nur gewußte und nicht erkannte, hat gegenwärtig noch einen Sinn und eine Geltung; und eben ſo wenig als Vernunft und Ueberlieferung ſind Geiſt und Natur zur Zeit noch ſtarre Gegenſätze. Im Politiſchen wird nun dieſer Rationalismus oder dieſe rationale Bildung der Zeit praktiſch. Hier iſt das Entſprechende, daß der Staat nicht ein undurchdrungener, verſchleierter, geheimer und darum fremder Zuſtand, ſondern ebenfalls die proceſſirende Exiſtenz unſeres Selbſtbewußtſeins, oder, wenn das deutlicher wäre, das geordnete und in allgemeinen oder vernünftigen Formen ſich ſelbſtbeſtimmende Volk iſt. Das Volk, in dieſen Formen ſich bewegend, iſt ſouverain, wie die Vernunft des Rationalismus in ihrer methodiſchen Bewegung ebenfalls ſouverain, der Proceß des Abſoluten ſelbſt iſt. Dieſe Einſicht wird ſich

als eine folgenſchwangere bewähren; alle Fragen der Zeit entſpringen aus ihr. Selbſtbewußtſein und Selbſtbeſtimmung des Volks in ſeiner Verfaſſung ſetzt Oeffentlichkeit, und bei dem Stande unſerer Verhältniſſe litterariſche Oeffentlichkeit neben der unmittelbaren Zugänglichkeit der betreffenden politiſchen Verhandlungen voraus. Der Staat iſt keine res privata, ſondern res publica; er iſt aber nach unſern Begriffen, genau genommen, gar keine res, kein Ding, höchſtens eine Angelegenheit, aber auch nicht eine oder irgend eine Angelegenheit, ſondern die Angelegenheit, ſondern der Geiſt, die Freiheit, der Alles an ſich ſelbſt, an ihrem Wiſſen und ihrem Thun gelegen iſt. Der Staat iſt ſich ſelbſt Zweck. Sein Begriff wird ſehr mißverſtanden. Denn Staat iſt ein ſchlechtes, todtes Wort, beſſer iſt „öffentliches Leben," Geſchichte, Reich des Geiſtes, Freiheit. Aus dieſem Namen ſieht man ſogleich, das Subjective iſt hier das Weſen und der Zweck. Unſere Zeit verlangt nun dieſes Reich der Freiheit in ſeiner ſelbſtbewußten und ſich ſelbſt beſtimmenden Bewegung, oder die öffentlich und objectiv realiſirte Vernunft des Volks. Dies iſt die ethiſche Autonomie der Wahrheit. Dieſe unerſchütterlich feſthalten und ihrer Macht unbedingt vertrauen, das iſt der große Schritt, womit die Gegenwart den Polizeiſtaat überwindet, das die Religion, zu welcher der politiſche Menſch ſich zu bekehren hat. Ueber den Begriff formeller Garantieen, welcher ſich nur auf den Polizeiſtaat bezieht, und die Vorausſetzung der Unſittlichkeit nur herumdreht, indem er ſie der oberſten Gewalt zurückgiebt, eben ſo über die Abſtractionen des Republicanismus geht dieſer Freiheitsbegriff unſerer Zeit, der das Herz der Welt bereits im tiefſten Innern ergriffen hat, weit hinaus, obgleich er allerdings nur die Ausdeutung des wahren Inhalts genannt werden kann, welcher dem Liberalismus und Republicanismus zu Grunde liegt. Das öffentliche Weſen, welches ſich Selbſtzweck und vernünftige, bewußte Selbſtbewegung ſein will, geht nicht auf dieſe oder jene Form, die mehr Garantie gäbe, aus, ſondern mit Einem Schlage auf ſeine einzig richtige Form, die Form des freien Geiſtes. Sie allein iſt das Princip, um die Zweckmäßigkeit, Macht und Nothwendigkeit einer Verfaſſung zu beurtheilen, wobei es aber ſogleich einleuchtet, daß die Formen der Vertretung, der Oeffentlichkeit, der Preßfreiheit, der Geſchwornengerichte, der Nationalvertheidigung ꝛc., welche der Liberalismus eingeführt oder aufgenommen hat, keine zufälligen, ſondern Begriffsformen, entſprechende Bildungen der Freiheit oder des freien Geiſtes ſelbſt ſind. Dies iſt, wie leicht zugegeben werden wird, der Weltzuſtand, in dem wir mit all unſerem Intereſſe leben und weben. Er gründet ſich, wie in ſeiner gegenwärtigen Ausbildung, ſo auch in ſeinem Anfange auf die Durchdringung des wiſſenſchaftlichen und politiſchen Geiſtes; er entſpringt mit einem Wort aus der erſten Form der Aufklärung, hat ſich aber ſeit 1789 um ein Bedeutendes gezeitigt. Alle Staaten des civiliſirten Europa ſind mehr oder minder von ihm durchdrungen, von der Lebendigkeit politiſcher Gegenſätze bewegt und friſch erhalten, oder mindeſtens mit dem Geiſte des Liberalismus und ſeiner Fortbildung theoretiſch erfüllt. Die Theorie aber hat ihre Harmloſigkeit abgelegt: Wiſſenſchaft ohne politiſche Freiheit iſt ein Unding, und beide Theile, ſowohl die Verweigerer, als die Forderer des freien Staates, haben die Geſchichte des Geiſtes überhaupt und die politiſche Geſchichte für eine und dieſelbe Bewegung, für die Eine Arbeit der Freiheit erkannt. Daher die Oppoſition nicht nur gegen den Liberalismus, ſondern auch gegen ſeine Wurzel, den Rationalismus. Der Rationalismus aber und ſeine Methode wird ſich durchſetzen, ſo wahr ein Gott lebt, denn dieſer Proceß iſt das Leben Gottes ſelbſt. Die weitere Geſchichte wird daher die ſein, daß alle geſchichtlichen Völker ſich die politiſche Reformation erkämpfen, indem die Theorie mit dem Bewußtſein ihres göttlichen Inhaltes ſich immer energiſcher aller Gemüther bemächtigt, und dann ſowohl in innern Kämpfen, als in einem gründlichen Principienkriege das neue Weltalter erreicht wird.

Der Widerſtand, den dieſe Reformation in der europäiſchen Welt findet, iſt ein doppelter: 1) ein natürlicher, 2) ein künſtlicher oder capricirter. Der natürliche Widerſtand iſt die ungehobelte Volksnatur und der rohe Inhalt der Staaten, dem die Vorausſetzung der bisherigen Geſchichte fehlt. Die ruſſiſchen und öſtreichiſchen Barbaren bilden die ſpröde Materie und die rohe Natur, die in den hiſtoriſchen Fluß noch nicht aufgelöſt werden konnte; auch unter den andern Völkern gehört dahin, was nur dem Leben, nicht dem Geiſte dient. Alles dies würde ſich nun aber, ganz wie die Natur ſelbſt, nur paſſiv verhalten und mit ſeiner rohen Kraft lediglich im Dienſte des Geiſtes ſtehen, wenn nicht die zweite Form des Widerſtandes, die künſtliche, ſich zu ſeiner Seele machte. Künſtlich aber iſt der Widerſtand gegen den Geiſt in allen denen, welche die Bildung der Zeit bereits als Theorie und als ihre eigene Art zu denken und zu fühlen in ſich tragen. Dies ſind die gebildeten Regierungen roher Völker und die gebildeten Völker ſelbſt, in denen die Reſte der alten Zeit mit den Erzeugniſſen der neuen im Kampfe liegen. Staaten wie Frankreich, Preußen, die deutſchen Bundesgenoſſen und ſelbſt Oeſtreich in ſeinem gebildeteren Theil befinden ſich in dieſem Zwieſpalt. Die Reſte der alten Zeit könnten nun aber nicht kämpfen, wenn ſie von der Bildung der Gegenwart ganz verlaſſen wären; ſie würden eben ſo wie die natürliche Rohheit zum rein paſſiven Material für den neuen Geiſt herabſinken, denn ſie würden ſelbſt roh ſein ohne den Geiſt, dem ſie widerſtehen wollen. So wird ihre Stellung eine künſtliche oder capricirte. Ueberall, auch als Anführer des natürlichen Widerſtandes, haben ſie die Bildung mit der Bildung, die Wiſ-

ſenſchaft mit der Wiſſenſchaft, den Geiſt mit dem Geiſte zu bekämpfen. Der Jeſuitismus, auf den Geiſt zu ſpeculiren, zum Zweck ſeiner eigenen Unterdrückung, bietet ſich verlockend dar, und es iſt keine Hoffnung, eine mächtige Autorität, wie einſt Friedrich und Joſeph, für die Freiheit zu gewinnen. Die Gegenſätze laufen durcheinander, beide Lager haben Freund und Feind unter ihren Zelten, und der hereindrohende Principienkrieg ſcheint die Welt in dieſem chaotiſchen Zuſtande überraſchen zu wollen. Es iſt eine ungeheure Verwickelung der Verhältniſſe, in denen wir leben, vornehmlich für Deutſchland, ſo lang es nicht politiſch frei und ſouverain iſt; denn es läuft Gefahr gegen ſeinen eigenen Geiſt zu fechten, auf ſein eigenes Herz das Schwert zu zücken.

Nun iſt dieſe Entſcheidung indeſſen noch erſt zu erwarten, vorläufig alſo der rein geiſtige Kampf in den Wiſſenſchaften fortzuſetzen, um ſo eifriger, da allerdings dieſer innerliche uns jenen äußerlichen Krieg ſparen würde, wenn es bei Zeiten gelänge, ein großartiges Intereſſe der ganzen Nation für die Seite des freien Geiſtes ins Leben zu rufen. Die Kriſen der Theologie, der Servilismus der Jurisprudenz, die Myſtik der Medicin, die Scholaſtik der Philoſophie und der Romanticismus der Kunſt — welch' eine Gährung! und die Geiſtloſigkeit, die Abhängigkeit vom Leben, die Beſtechlichkeit durch Amt, Geld und äußere Rückſichten — welch' eine Maſſe des natürlichen Widerſtandes, welch' ein Inſtrument in der Hand des Jeſuitismus unſerer Zeit! Fordere ſich Jeder auf, der den Muth und die Einſicht beſitzt, zur Reform dieſes geiſtigen Reiches an Haupt und Gliedern redlich das Seine zu thun, und wer die Ueberzeugung gewonnen hat, wie denn dieſe nicht ſchwer zu erlangen iſt, daß die Halliſchen Jahrbücher die einzige vollkommen bewußte Zeitſchrift ſind, die in allen Gebieten das freie Princip zu vertreten weiß und wagt, der wende ihnen ſein Intereſſe und ſeinen Beiſtand zu, nicht als einem fremden Phänomen, das ihn ſelbſt nicht berührte, ſondern als ſeiner eigenen Sache, deren Erfolg auch von ſeinem Antheil und von ſeiner Thätigkeit bedingt ſei. Die Stellung dieſer Zeitſchrift zur Entwickelung unſerer Zeit iſt alſo dieſe, daß ein ſteigendes Intereſſe des Publicums, des ſchreibenden, wie des leſenden, ein unmittelbarer Sieg des freien Geiſtes ſein würde. Die Wiſſenſchaft aber iſt überall zu befreien von der fremden Autorität, welchen Namen ſie auch führt, von der Praxis, der ſie als Werkzeug dienen ſoll, und von der Vorausſetzung, daß Geiſt und Kenntniß nur für den Dienſt des gemeinen Lebens und des gemeinen Bedürfniſſes zuzurichten ſeien, während umgekehrt das Leben nicht nur dem Erfolge, ſondern auch dem ausgeſprochenen Principe nach unter die Herrſchaft des Geiſtes und der Wahrheit geſtellt werden muß. In der Litteratur exiſtirt, wenn auch verfolgt und verketzert, dieſe freie und autonomiſche Wiſſenſchaft, die Litteratur ſelbſt aber iſt noch nicht der Polizeiverfaſſung entwachſen und zur ethiſchen Autonomie hindurchgedrungen. Dieſe Befreiung der litterariſchen Oeffentlichkeit wäre alſo das nächſte Bedürfniß der Entwickelung, um nicht nur die ſcheinbar unverfänglichen wiſſenſchaftlichen Gebiete, ſondern auch das nächſte und lebendigſte Intereſſe, den Staat und ſeine Reform gründlich und lebhaft zur Sprache zu bringen und auf dem theoretiſchen Gebiete einen Kampf zu erledigen, der außerdem auf dem Boden des Lebens mit ungleich größerer Gefahr zu beſtehen iſt.

Allerdings fehlt es aber auch bis jetzt der Wiſſenſchaft die frei von allen Rückſichten der Praxis, von den Einflüſſen der Autorität und den endlichen Zwecken des Staates iſt, an aller Concentration, an einem eignen Wohnſitz und an der freien Anerkennung von Seiten eines freien Staates. Die litterariſche Exiſtenz reicht nicht aus, ſie bedarf einer lebendigeren Realität, mit Einem Worte einer neuen Univerſität. Wie wir gezeigt haben, liegt die Macht der Zeit und Zukunft lediglich im Princip des freien Geiſtes, der Staat alſo, welcher dieſe Macht zu ſeiner Seele erhebt, gewinnt die Initiative der Geſchichte und die Anhänglichkeit aller derer, die eine Zukunft haben und zu erarbeiten im Stande ſind. Die philoſophiſchen Facultäten der alten Univerſitäten haben allerdings die rein wiſſenſchaftliche Aufgabe, dennoch iſt ihre Stellung factiſch eine ganz ſchiefe. Man ſchiebt ſie in die Vorbereitungszeit zu den eigentlichen Studien, man macht ſie überall zum Beiwerk und zur Magd der übrigen, der praktiſchen Disciplinen; hat auch die Einleitung in die Wiſſenſchaften, worin die Lehrer ihren Nutzen empfahlen, einer edleren Auffaſſung faſt überall weichen müſſen, ſo iſt der leidige Nutzen als eine wahre Tollheit durch die Examenangſt deſto feſter in die Gemüther der Studenten gefahren; und nichts iſt ausgemachter, als daß die Brodſtudien und der zukünftige Erwerb, das elende nackte Leben, nicht die Wahrheit und der ewige Geiſt das Princip unſerer Univerſitäten ſind. Die Philoſophie und die reine Wiſſenſchaft wird unterdrückt, der Gemeinheit, dem Handel, dem Werbe- und Protectionsſyſtem, der Corruption des Edelſten im Menſchen iſt hiermit Thür und Thor geöffnet, und daher auf allen jetzigen Univerſitäten der Einfluß derer am größten, die den wahren Intereſſen der Wiſſenſchaft am fernſten und den pfiffigen Praktiken des gemeinen Lebens am nächſten ſtehen.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

5

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

2. Januar. № 2. 1841.

Vorwort.

(Schluß.)

Die Wissenschaft, die so unmittelbar der Praxis dient, wie dies unsere Universitäten thun, sinkt zum Handwerk herab, und es ist hohe Zeit, daß sie aus dieser Stellung erlöst wird, damit sie selbst fähig bleibt, die Welt zu erlösen. Allerdings müssen die jetzigen Universitäten bleiben, weil der Haufe, der nur für die Praxis geschaffen ist, ebenfalls bleibt; auch soll es nicht geläugnet werden, daß bei aller Unterdrückung und Anfeindung namentlich von Seiten der Theologen und Juristen, weil diese den alten Sauerteig des unfreien Staates und des beschränkten Glaubens am unmittelbarsten zu cultiviren haben, dennoch die philosophische Facultät viel Uebelstände ausgleicht und allen fähigen Köpfen die Anregung zur wahren, auf sich selbst gestellten Wissenschaft zu geben vermag. Aber damit wird das Princip der alten Universitäten nicht absolut, sondern nur in Beziehung auf die Bedürfnisse des Lebens gerechtfertigt. Ist aber die Wissenschaft von absoluter Bedeutung, ist ihre Praxis eine viel höhere, als die, dem gemeinen Leben, wie es ist, zu dienen; muß von ihr vielmehr eine fortwährende Erhebung der Welt über ihre Beschränktheit ausgehen, — und wer wollte dies läugnen? — nun so bedarf die Wissenschaft, seitdem sie ihrer autonomischen Würde inne geworden, auch einer neuen Universität mit diesem reinen und wahren Princip. Man hat bei den Akademieen diese Absicht gehabt; aber die Akademieen nehmen eine abstracte unlebendige Stellung ein, es fehlt ihnen die Jugend und das lebendige Wort, wodurch eine Phase des Geistes sich fortsetzt und ausbildet; die Mikrologie der Untersuchungen und die exclusive Vornehmheit, das Wegfallen aller wahren Oeffentlichkeit außer der litterarischen, tödtet diese Institute, und wenn sie ja ein Scheinleben fortschleppen, so ist es doch kein Geheimniß, wie unendlich weit sie von den Universitäten überflügelt werden. Es ist daher die Form der Universitäten die mächtige und die bewährte; sie hat die Entwickelung unserer Geschichte mit immer neuen Ansätzen bezeichnet. Die größte That knüpft sich an Wittenberg, welches eben so sehr vom Geiste der Reformation gegründet, als für seine Ausbildung und Realisirung thätig geworden; die neueste Universität, Berlin, kommt dem Begriff der Universität am nächsten und hat ihm in der That so lange entsprochen, als die Philosophie ihre vornehmste Facultät bildete und in Schleiermacher selbst die Theologie philosophisch geworden war. Berlin ist darum auch lange Zeit als eine Universität nach der Universität, um die es sich jetzt handelt, vornehmlich von den Württembergern benutzt worden, und es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, welch ein geistiges Gewicht Württemberg durch diesen rein wissenschaftlichen Eifer gegenwärtig in unserem Vaterlande behauptet. Nun aber ist Berlin mit Gewalt von seiner Höhe heruntergerissen; das alte Princip des politischen und, was noch schlimmer ist, des bornirt theologischen Nutzens steht in seiner crassesten Gestalt wieder auf, und es ist dringender als je nöthig, daß ein freier deutscher Staat der freien Wissenschaft eine Stätte bereite, daß die neue Form der Wissenschaft, die alles Material der alten Facultäten in philosophische Historie und Philosophie auflöst, in einer neuen Wohnung einen neuen Haushalt beginne, und denen, die nach dem Examen und nach der banausischen Mühe dafür nun erst den Blick zu der reinen Sonne der Wahrheit erheben, den edleren Jünglingen, die jenen berühmten Schwaben in ihrem Bildungsgange nachzueifern den Sinn und die Fähigkeit haben, eine Akademie der freien Wissenschaft eröffnet werde. Preußen ist abgefallen von der Philosophie; es ist kein Geheimniß mehr, welche Richtung dieser Staat, dem einstmals die große Mission anvertraut wurde, die Geistesfreiheit zu schirmen und durch ihren Inhalt zu siegen, einschlägt; es ist zu erwarten, ob er im Laufe der Zeiten sich wieder aufzuraffen im Stande sein, oder ob ein anderer protestantischer Staat unseres Vaterlandes die Motive des gegenwärtigen Geistes und mit ihnen die Initiative und das Steuer der deutschen Geschichte ergreifen wird; das aber ist nicht zu erwarten, daß sich kein einziger Staatsmann finden sollte, den die Geschichte nicht gelehrt, wodurch Preußen gestiegen und wodurch Sachsen seine primitive Stellung eingebüßt. Dies ist keine Lehre der Hegel'schen Philosophie,

keine Grille von Diesem und Jenem; es ist die Weltgeschichte und das Geschick der Völker mit seinem ganzen Gewicht, von dem diese Stimme ertönt. Die Forderung ist da, die Aufgabe ist nothwendig, diese Praxis steht der freien Wissenschaft bevor, früher oder später muß sie ins Leben treten, wenn auch jetzt noch nicht erkannt werden kann, welcher deutsche Fürst Geist und Muth genug besitzt, um nach diesem Kranze, der über seinem Haupte schwebt, die Hand auszustrecken.

Dies ungefähr war es, was wir über die Stellung unserer Zeitschrift und ihres Princips zur Geschichte und zur Praxis bei der Eröffnung des Jahrganges 1841 zu sagen hatten; möge auch hier das oft bewährte Wort sich erfüllen: die Zeit bringt Rosen! Arnold Ruge.

Die Universität Berlin.

Zweiter Artikel.

Am 15. October 1810, also am Jahrestage der Schlacht bei Jena, ward dieselbe eröffnet. Ein Menschenalter ist seitdem vergangen, und wirklich hat auch für sie mit dem 15. October dieses Jahres eine neue Periode begonnen. Stahl's Berufung auf den Lehrstuhl von Gans bezeichnet deren Anfang.

Wohl nie ist eine andere Universität — noch dazu unter den äußerlich ungünstigsten Umständen — mit so imposanten Kräften gleich anfangs aufgetreten, als die berliner; wohl nie haben sich aber auch an eine andere so heiße Wünsche, so ausgedehnte Hoffnungen geknüpft. Nicht Lutherische oder Calvinistische Rechtgläubigkeit, nicht absolutistische Eitelkeit und Coquetterie, sondern die Noth ist ihre Gründerin gewesen. Ihre Stiftung war, wie gesagt, nicht bloß eine wissenschaftliche, sondern zugleich eine politische That; man brauchte die Wissenschaft, darum erbaute man ihr Tempel. Sie sollte dem umgestürzten Staat wieder auf die Beine helfen; sie sollte die Jugend frei machen, damit diese wiederum den Staat frei mache. Wenn es nun freilich der Politik nicht zur Ehre gereicht, daß sie sich nur in ihren Todesnöthen an die Wissenschaft wendet und zu dieser Vertrauen faßt, so darf man doch zur Ehre der damaligen preußischen Politiker glauben, daß es ihnen eben so sehr um die Wissenschaft zu thun war, als um den Staat, ebenso sehr um die Freiheit des Geistes, als um die Befreiung der Landschaften. Was wollte man also mit der Stiftung der Universität? Keine ängstliche, pedantische Stubengelehrsamkeit, die draußen in der Wirklichkeit den Schnupfen bekommt, keinen todten Gedächtnißkram, keine esoterischen Abstractionen, keine pfiffige, hofräthliche, ...r Gelahrtheit, die, ihrer bürgerlichen Unwürdigkeit sich bewußt, bescheiden hinter dem Grafentisch Platz nimmt und mit jüdischer Verachtung die Fußtritte adeliger Brutalität lächelnd hinnimmt, keine Theologie, die blinde Unterwürfigkeit lehrt unter die Gewalt und Autorität, keine Jurisprudenz, die, wie auf der gepriesenen Georgia Augusta die Folter bis zum Jahre 1818 erhält; sondern die Wissenschaft, welche durch alle Poren des Lebens durchschlägt und bis in die Nieren und Eingeweide der Wirklichkeit dringt, die Wissenschaft, welche fähig wäre, Staat und Volk von Innen heraus umzuschaffen. Mit einem Wort: die Wissenschaft sollte nicht mehr eine Redensart sein, sondern eine Wahrheit werden. Was ganz zuletzt in Halle, vorzüglich durch Schleiermacher und Steffens angeregt, in einzelnen Funken vorahnend aufgeleuchtet, das sollte in Berlin zur lichten, wärmenden, zündenden Flamme werden.

Sehen wir jetzt, ob und wie weit die Universität in den dreißig Jahren ihres Bestehens ihrer Bestimmung nachgekommen, und wie weit sie derselben in der Gegenwart entspricht. Daß ihre Geschichte mit der Geschichte Preußens, ja Deutschlands parallel läuft, und folglich keine anderen Epochen und Perioden hat, als diese, versteht sich von selbst. Vier Abschnitte sind demnach zu unterscheiden; der erste bis zur Beendigung des Krieges, d. h. bis 1815; der zweite bis zu den carlsbader Beschlüssen, mit welchen die Einsetzung des Altenstein'schen Ministeriums und die Berufung Hegel's fast gleichzeitig ist; der dritte bis zur Julirevolution, auf welche bald Hegel's und Schleiermacher's Tod folgte; der vierte endlich bis jetzt.

Glänzend trat, wie gesagt, die neue Hochschule in's Leben, mit einer Fülle und Mannigfaltigkeit wissenschaftlicher Berühmtheiten und bewährter Lehrer. Ihren eigentlichen Stamm bildeten die heimischen Gelehrten, die Akademiker und die Mitglieder anderer gelehrten Anstalten Berlins. Zu ihnen hatte sich etwa ein Drittel und zwar das beste Drittel der Universität Halle gesellt: außer Schmalz besonders Wolf, Schleiermacher, Reil und Horkel; ferner Einzelne aus Königsberg und Greifswald, wie Rudolphi und Rühs. Unter den auswärtigen Universitäten hatte man namentlich Heidelberg in Anspruch genommen, von wo sich Böckh und Marheineke nach Berlin übersiedelten. Trotz dieses Reichthums zeigten sich jedoch hier und da bedeutende Mängel, ja offenbare Lücken. Zunächst schon waren die theologische und juristische Facultät, und nicht bloß im Verhältnisse zu den übrigen, wenig vollzählig; denn jede von ihnen bestand nur aus drei ordentlichen Professoren, an die sich in jener ein Privatdocent, in dieser ein außerordentlicher Professor fast ängstlich einsam anschmiegte. Indessen konnte wenigstens bei den Theologen bis auf Weiteres die Qualität den Mangel der Zahl ersetzen. Schleiermacher war unter ihnen, der mit gewohnter Vielseitigkeit und Gewandtheit die systematische Theologie und zugleich die neutestamentliche Exegese vertrat, und, weit entfernt, sich

daran begnügen zu laſſen, noch außerdem als Mitglied der Akademie philoſophiſche Vorleſungen zu halten anfing; ferner Marheineke, der im erſten, kräftigſten Mannesalter ſtand, als akademiſcher Lehrer bisher ungewöhnliches Glück gemacht und faſt beiſpiellos früh zur ordentlichen Profeſſur gelangt war, in welchem man alſo wenigſtens hoffen durfte, einen tüchtigen Vertreter der Kirchengeſchichte und Symbolik gefunden zu haben,— denn bis dahin hatte er ſich nur der hiſtoriſchen Theologie gewidmet, und Niemand ahnte, daß er es zu ſeiner Lebensaufgabe machen würde, die Dogmatik anfangs auf halb und halb Schelling'ſche, dann entſchieden auf Hegel'ſche Kategorieen abzuziehen, und ſo der eigentliche Scholaſtiker der neueren Philoſophie zu werden; de Wette endlich, der zunächſt für das Hebräiſche berufen war, dabei aber eine viel allgemeinere theologiſche Bildung beſaß, als man ſonſt bei den Orientaliſten zu finden pflegt, und, ähnlich wie Schleiermacher, auch den meiſten übrigen Fächern gewachſen war, namentlich der Auslegung des neuen Teſtaments und der bibliſchen Dogmatik. — Anders in der juriſtiſchen Facultät. Hier beſchränkte ſich Savigny, der ſchon damals unter den Seinen für den erſten Kenner der römiſchen Rechtsalterthümer galt, mit gelehrter Vornehmheit ſtreng auf die Inſtitutionen und Pandekten; Biener las zwar neben dem Criminalrecht, ſeinem eigentlichen Fache, auch Lehnrecht, Rechtsgeſchichte und römiſches Recht, aber für alles Andere mußte Schmalz Märtyrer ſein, was er zwar im Bewußtſein ſeiner Allſeitigkeit und Unentbehrlichkeit ſehr gern war; indeß wie konnte man von „einem Manne in ſeiner Stellung, dem der Staat weder höheres Gehalt, noch größere Ehren gewähren kann, als er ſchon hat," wie konnte man von einem ſolchen Manne verlangen, daß er ſich für die Studenten zerreiße und ſeine ganze koſtbare Zeit ihnen opfere? Nun ſtand es zwar nach ſeiner Anſicht feſt, daß es ſeit Kant's Tode nur noch *einen* Rechtsphiloſophen gebe, auch ſchmeichelte er ſich, in den übrigen juriſtiſchen Fächern — wie ſeine weit verb^ ..etc . Schriften bewieſen — nicht ganz unbewandert zu ſein, ja er ließ es nach ſeiner beſcheidenen Weiſe ungeſagt, ob er nicht im praktiſchen Felde eben ſo groß ſei, als im theoretiſchen, und ob überhaupt der Staatsmann in ihm bedeutend hinter dem Juriſten zurückſtehe; aber dennoch iſt es keine Kleinigkeit, zugleich Naturrecht, juriſtiſche Encyclopädie, Völkerrecht, gemeines Recht, preußiſches Landrecht, kanoniſches Recht, Handelsrecht, Staatsökonomie, Politik und Gott weiß was noch ſonſt zu leſen, zumal wenn man noch obendrein Rector iſt, mit den Einrichtungen der Univerſität und den Freitiſchen zu thun hat, und von dem Staat noch auf hundertfache andere Art in Anſpruch genommen wird. Im Ernſt, hier war eine große Lücke, die ſeit dem zweiten Semeſter zum Theil durch Eichhorn, doch vollſtändig erſt ſpäter ausgefüllt wurde. Dabei muß man wiſſen, wie eigentlich Schmalz in ſeinen Vorleſungen zu Werke ging. Er fing meiſtens ſehr formell und vornehm an, um den Zuhörer ganz die Wichtigkeit des Gegenſtandes empfinden zu laſſen, bat indeß bald, ihm eine kleine Abſchweifung zu erlauben, und kam dann vom Hundertſten in's Tauſendſte, von den Kant'ſchen Kategorien auf Stadtneuigkeiten, auf die Franzoſen, auf ſeine Verdienſte, machte etwa eine Abſchweifung in die Staatswirthſchaft, zeigte, daß *der* Staat nothwendig der reichſte werden müſſe, welcher das Meiſte ausgebe, bemerkte dabei, daß überhaupt ſo viel Geld gar nicht vorhanden ſei, als die Leute wohl dächten, ſchilderte zu dem Ende ſehr maleriſch, durch wie viele Hände ein und derſelbe Thaler an einem und demſelben Tage gehe, berechnete auch in aller Kürze, daß z. B. in ganz Berlin nicht eine Million baar zu finden ſei, brach endlich hiervon ab, weil dies in eine andere Vorleſung gehöre und außerdem in einer ſeiner Schriften auseinandergeſetzt ſei, und bat ſchließlich nur noch, ihm zu geſtatten, einen höchſt intereſſanten Rechtsfall mitzutheilen, den er regelmäßig mit der Phraſe ſchloß: So habe ich referirt, und ſo iſt denn auch entſchieden worden. Dann war die Stunde zu Ende und er ging triumphirend zur Thür hinaus, und den armen Studenten, die des Freitiſches halber aufmerkſam zuhören mußten, war von all' dem Zeug ſo dumm, als ging' ihnen ein Mühlrad im Kopf herum. So war es wenigſtens in der letzten Zeit.

Die mediciniſche Facultät iſt von jeher die verhältnißmäßig zahlreichſte und ſtärkſte geweſen, dergeſtalt daß man häufig die Klage gehört hat und wohl noch hört, ſie ſei für die Univerſität daſſelbe, was das Kriegsminiſterium für die geſammte Staatsverwaltung: ſie verſchlinge einen unbilligen Theil der Fonds und mache den Wohlſtand der übrigen Facultäten unmöglich. Dies erklärt ſich natürlich daraus, daß für ſie eine Menge Pflanzſchulen in Berlin vorhanden ſind, und eine Reihe ſonſt ſelbſtſtändiger Inſtitute und Kollegien in ihr ſich centraliſirt haben. Wirklich war dieſelbe gleich anfangs ausgezeichnet beſetzt, und zwar, wenn man den ſogenannten „alten" Knape ausnimmt, mit lauter männlich kräftigen, ja zum Theil jugendlich friſchen, zukunftfähigen Kräften, wie Rudolphi und Gräfe, die eben erſt angefangen hatten, ſich zu entwickeln. Auch durfte man hoffen, daß jener ſchändliche Materialismus, welcher die Erbſünde des mediciniſchen Studiums zu ſein ſcheint, der es kaſtenartig abzuſperren pflegt gegen jedes weitere litterariſche, künſtleriſche, wiſſenſchaftliche, politiſche Intereſſe, kurz gegen Alles Ideale, gegen Alles, was nicht direct mit Fleiſch und Knochen zuſammenhängt, und der dem Stiftungszwecke der Univerſität ſo wenig entſprach, — namentlich durch Hufeland's univerſelle, humane Bildung und ſeinen nach Rationalität ſtrebenden Eklekticismus, und von einer anderen Seite her durch Reil und Horkel einigermaßen in Schranken gehalten werden würde.

Größere Uebelſtände zeigten ſich bei den Philoſophen. Hier hatten vermöge der Recrutirung aus der Akademie die mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften ein faſt Schrecken erregendes Uebergewicht, während von den ſogenannten humanen Wiſſenſchaften nur die claſſiſche Philologie glänzend repräſentirt wurde. Wolf hatte dafür geſorgt, daß neben ihm zwei ſeiner ausgezeichnetſten Schüler, Böckh und Heindorf, berufen waren, jener für die Eloquenz und Poeſie, dieſer für die griechiſche Litteratur, während er ſelbſt wider Willen Profeſſor der alten Litteratur hieß. Auch ein dritter und ſein liebſter Schüler, J. Becker, der ſich damals in die pariſer Handſchriften vergraben hatte, war ſchon ſo gut wie deſignirt und trat zwei Jahre ſpäter ſogleich als ordentlicher Profeſſor ein. An ſie ſchloſſen ſich unter den Akademikern Buttmann und Spalding, und mehr oder weniger auch Bernhardi.

Dagegen war Fichte in der — wie es ſcheint — nach ihm allein benannten Facultät nicht bloß die einzige philoſophiſche Größe, ſondern auch der einzige philoſophiſche Name. Wäre er nicht geweſen, und hätte ſich nicht Schleiermacher wenigſtens der Geſchichte der Philoſophie gleichſam erbarmt, man hätte eine philoſophiſche Facultät, ja eine Univerſität ohne Philoſophie gehabt. Es iſt factiſch, daß Logik anfangs gar nicht, und ſeit Solger's Berufung bis auf Hegel's Zeit nur ausnahmsweiſe geleſen ward, und wenn nun auch an den Schlüſſen in barbara und barocco nicht allzuviel verloren war, ſo muß es dennoch, namentlich unter den damaligen Zeitverhältniſſen, für einen wirklichen Mangel gelten, daß gerade für die vorzugsweiſe idealen, die Geiſter erregenden Wiſſenſchaften viel weniger, als für die übrigen geſorgt war.

Denn wie in der Philoſophie, ſo auch in der Geſchichte. Rühs war der Einzige, welcher ſie vertrat, da Niebuhr, der bis zum Anfange des Krieges einigemal römiſche Geſchichte vortrug, dieſelbe doch nur kritiſch und antiquariſch behandelte.

Nebſt Fichte war Wolf entſchieden der gefeiertſte Name an der neuen Hochſchule, und es konnte mithin dieſer nur nachtheilig ſein, daß er, von dem man für dieſelbe ſo große Erwartungen gehegt, den man unter den mißlichſten Umſtänden nur mit Mühe ſich erhalten, da während ſeiner berliner Muße verſchiedene Regierungen nach ihm die Hand ausgeſtreckt hatten, daß er — ſage ich — ſich der Univerſität bald mehr und mehr entfremdete, oder vielmehr gleich anfangs gar nicht zu ihr gehören wollte. Schon vor deren Eröffnung war er durch Humboldt zum „Director der wiſſenſchaftlichen Deputation für den öffentlichen Unterricht" ernannt worden, und man hoffte, daß er in dieſer Stellung, in welcher er zugleich Mitglied des Miniſteriums war, durchgreifende Reformen des Unterrichtsweſens bewirken werde; indeß mußte ſich ſelbſt Humboldt, ſo hoch er ihn hielt, ſo zartſinnig er ihn berückſichtigte, ſo ſehr er ihm die Geſchäfte zu erleichtern ſuchte, doch bald überzeugen, Wolf ſei für die Adminiſtration gar nicht zu gebrauchen. Schon nach wenig Monaten mußte er daher ausſcheiden und Schleiermacher'n ſeinen Platz überlaſſen. Um ſo mehr verſprach man ſich, eingedenk ſeiner halliſchen Thätigkeit, von ſeinen Vorleſungen, und wirklich zeigte ſich in ihnen noch mehr, als in ſeinen Schriften, ſeine eigentliche Stärke. Wolf ſprach auf dem Katheder wie in der Geſellſchaft, oder noch beſſer — wie in der Kneipe, völlig frei, ungenirt und ohne Pedantismus. Ihm war es nicht um einen ängſtlichen, dogmatiſchen, genau das Penſum erfüllenden Vortrag zu thun, nicht um den gelehrten Wuſt und das ſogenannte, von ihm ſo oft verhöhnte „Tradiren," noch, wie ſo häufig bei andern Philologen, um eine Seiltänzerei ſeines Scharfſinns oder, wie er es nannte, „Spitzfinns," „vermöge deſſen mit großer Selbſtgefälligkeit Härchen geſpalten werden, um Unkundigen eine bewundernde Maulſperre abzugewinnen," ſondern lediglich um die Erweckung des wiſſenſchaftlichen Sinnes, um Anregung zu eigener Thätigkeit und Forſchung und Combination. Nicht eine Menge einzelner Kenntniſſe wollte er überliefern, ſondern die Grundſätze, welche zur Erwerbung eigener Einſicht reizen und nützen; nicht ſeine Zuhörer zu reichen, faulen Erben fremder Schätze machen, ſondern ihnen den Weg zeigen, im Schweiße ihres Angeſichts ſelbſtthätig und ehrenvoll reich zu werden. In tiefſter Seele waren ihm daher die „Butter- und-Brotſtudenten" zuwider, die nur darauf ſahen, für das Examen den Hals recht voll zu ſchlingen, um dann für ihr ganzes übriges Leben wiederzukäuen und in verba magistri zu ſchwören.

(Fortſetzung folgt.)

Bei mir erſcheint im Laufe dieſes Monats folgendes neue Werk:

Elementar-Lehre
der
Landwirthſchafts-Wiſſenſchaft
für die
Beſitzer kleiner ländlicher oder bäuerlicher Güter.
Zum
Selbſtunterricht
für denkende und betriebſame Wirthe,
von
C. G. W. Dantz,
königl. preuß. Oekonomie-Commiſſarius, Ritter des eiſernen Kreuzes ꝛc.
gr. 8. 1841. Broſchirt.

Otto Wigand.

Druck von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

4. Januar. № 3. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Wie sehr wäre also Wolf mit seinem lebendigen, bisweilen etwas aphoristischen, immer aber eindringlichen und productiven Vortrage, der durch ein klangvolles Organ noch mehr gehoben und durch die köstlichsten Witze und beißendsten Sarkasmen gewürzt, gleich seinen Aristophanischen Wolken, zu einem wahren „Hohenpriesterfraß" wurde, — wie sehr wäre er hier an seinem Platze gewesen, jenen Collegen-Maschinen gegenüber, die — ein paar Einschiebsel und neu entdeckte Beweisstellen und neu gemachte Hypothesen abgerechnet — noch heut wörtlich und zwar mit denselben Mienen und Gesten die Pandekten ihren Zuhörern so in die Feder dictiren, wie vor dreißig Jahren, oder jenen Theologen, bei denen es ebenfalls heißt:

Auch Euch des Schreibens wohl befleißt,
Als dictirte Euch der heil'ge Geist,

und in deren Vorlesungen man buchstäblich vor schwirrendem Federgerassel oft nichts hört! Sei's indeß, daß er sich in seinem Ehrgeiz gekränkt fühlte, sei's daß ihm der berliner Ton und das Cliquenwesen nicht behagte, oder seine körperlichen Kräfte nicht mehr recht ausreichen wollten, genug er zeigte nicht mehr die alte Lust und Rüstigkeit, ja er wollte, wie gesagt, nicht einmal als ordentliches Mitglied der Universität angesehen werden, sondern nur als Akademiker Vorlesungen an derselben halten. Er protestirte förmlich dagegen, daß er in das erste Lectionsverzeichniß als ordentlicher Professor eingetragen war. Meinte er vielleicht, daß die ordentlichen Professoren meist nichts Außerordentliches und die außerordentlichen nichts Ordentliches leisten, oder hatte er darauf gerechnet, Staatsrath und Kanzler oder doch Rector perpetuus der Universität zu werden? Letzteres ist nicht unwahrscheinlich. Aus seiner Correspondenz mit der Section des öffentlichen Unterrichts ergiebt sich nur so viel, daß er entweder selbst nicht wußte, was er wollte, oder daß er es nicht mit klaren Worten aussprechen mochte. Wie dem aber auch sei, er trat nie in ein recht lebendiges Verhältniß zur Universität, verlor auch nach Humboldt's Abgange seinen Halt im Ministerium, isolirte sich mehr und mehr, ward nachlässig in seinen Vorlesungen, obgleich nie in einem solchen Grade, wie einer seiner Schüler, der für die Universität so gut wie nicht vorhanden ist, las wenigstens zuletzt von zwei bis drei Collegien, die er ankündigte, meistens nur eins, setzte auch dieses häufig aus, fand deshalb nur wenig Zuhörer, während Andere Hekatomben einschlachteten, aß übrigens gut, ging fleißig ins Theater und trank Champagner.

Aus der Akademie war er schon 1812 glücklich herausmanoeuvrirt worden, weil er öffentlich erklärt, „er wisse nicht, wie es möglich sei, an einer solchen Thätigkeit, wie in den Statuten beschrieben werde, Theil zu nehmen," womit er wohl nicht so ganz Unrecht hatte. Längst war von ihm auf eine Radicalreform derselben gedrungen worden: „man solle alle Franzosen und bloße Geschäftsmänner herauswerfen, denen aber, die bisher weder tiefe Gelehrsamkeit, noch Genie bewährt, die Aufgabe stellen, sich solche Eigenschaften aufs Baldigste anzueignen, wozu in jeder öffentlichen Versammlung der Akademie ein Gebet, welches der alte Erman verfassen solle, abgelesen werden müsse" u. dgl.

Während nun Wolf solchergestalt in seiner isolirten Stellung allen Einfluß auf die Universität verlor, Fichte trotz der energischsten Wirksamkeit seiner innersten Natur noch einsam dastehen mußte, die romantische Schule aber, wenn wir Schleiermacher ausnehmen, aus der Zahl ihrer Jünger nur den guten v. d. Hagen in die Universität gebracht hatte, der übrigens in seiner rein gemüthlichen Einfachheit und Biederkeit nie im Stande gewesen ist, tiefer in die Mysterien derselben einzugehen, constituirte sich allmälig jene Hauptpartei, die von Anfang an die einflußreichste gewesen und mit ihrer einen Seite es noch jetzt ist.

Den Mittelpunkt nicht der ganzen Partei, sondern dieser letzteren Seite bildete Niebuhr, der im Jahre 1806 von Kopenhagen nach Königsberg berufen war, um bei der Wiederherstellung der gänzlich zerrütteten preußischen Finanzen thätig zu sein. Da er sich indeß in Hardenberg's Verwaltung nicht hatte finden können, so war er schon 1810

aus dem praktiſchen Staatsdienſt geſchieden und an J. v. Müller's Stelle zum königlichen Hiſtoriographen ernannt worden, um in mittlerer Poſition zwiſchen einem weiſen Staatsmanne und gelehrten Philologen und Hiſtoriker die Rolle eines modernen Hugo Grotius zu ſpielen. Aus dieſer Stellung erklärt ſich der große, nachhaltige Einfluß, welchen er geübt, nicht minder, als aus ſeiner maſſenhaften Gelehrſamkeit und eigenthümlichen kritiſchen Richtung. Die Vorleſungen über römiſche Geſchichte und Alterthümer, welche er auf Spalding's Veranlaſſung an der Univerſität zu halten begann, und die ſich daran knüpfende Ausarbeitung und Herausgabe ſeines berühmten Werks bezeichnen den Anfang einer neuen Periode der hiſtoriſchen Kritik. Zu ſeinen Vorträgen fanden ſich zuerſt wenigſtens eine ungewöhnliche Menge von Zuhörern ein, unter welchen man auch Ancillon, Süvern, Nicolovius, Schleiermacher, Savigny, Schmedding, Spalding u. A. bemerkte.

Niebuhr's Bedeutung gründet ſich auf den tiefen, ſchneidenden Zwieſpalt, der durch das Innerſte ſeines Weſens ging und nie von ihm überwunden worden iſt. Mit einer weichen, ſanguiniſchen, überaus reizbaren Gemüthlichkeit verband ſich in ihm ein ſcharfer, trockner, zerſetzender Verſtand, ohne daß ein Mittelglied zwiſchen beiden dageweſen wäre. Er beſaß ein unglaubliches Gedächtniß, aber ſehr wenig productive Phantaſie, überraſchenden Scharfſinn in der Auffaſſung des Einzelnen, aber nicht das geringſte philoſophiſche Talent. „Ich bin," ſagt er ſelbſt von ſich, „mit einer inneren Disharmonie geboren, deren Daſein ich bis in die früheſten Kinderjahre verfolgen kann, obgleich ſie durch eine für meine Natur nicht angemeſſene Erziehung, oder vielmehr durch eine Miſchung von dieſer und Nichterziehung ſehr geſteigert ward." Auf allen Schritten und Tritten ſeines praktiſchen und theoretiſchen Strebens begleitet ihn dieſe Disharmonie, und vergebens hat er mit raſtloſer Anſtrengung danach gerungen, ſie auszugleichen. Wo der eine Factor ihm Ja ſagt, ſpricht der andere Nein; wenn der eine ihn fortreißt, ſtraft ihn der andere. „Es ſei nie zu einer Revolution in ihm gekommen," ſagt er ebenfalls, „obwohl er ihr oft nahe geweſen; ihm habe die ächte Wahrheit der objectiven Vernunft gefehlt." Daher denn ſein capriciöſer Eigenſinn und, was damit zuſammenhängt, ſeine kritiſche Leidenſchaft, ſein ſubjectives Schalten und Walten; daher aber auch jene tiefe Melancholie, jenes Verzweifeln an aller Wirklichkeit, was keineswegs erſt in ſeinen ſpäteren Lebensjahren, etwa als Altersſchwäche, hervortrat. Eben deshalb iſt das hiſtoriſche Wiſſen, die todte Gelehrſamkeit ſein eigentliches Fach: je todter und gegenſatzloſer, deſto beſſer. In der Gegenwart und Zukunft ſah ſein „Kaſſandra-Gemüth," wie er es ſelbſt nennt, nur Flachheit und Schlechtigkeit und Anheben der Barbarei; er gab ſchon 1815 „Zeit und Nachkommenſchaft" völlig auf, und ſo vergrub er ſich denn in die Vergangenheit, weil dieſe wenigſtens nicht unmittelbar durch ihre Kämpfe und Widerſprüche verletzt, um aus ihrem Actenſtaube ſich ſeine Welt zu bauen. Aber auch in dieſer fühlte er ſich verwundet: es ſchmerzt ihn, daß dieſelbe nicht mehr iſt. Selbſt in Rom empfindet er nicht die Freude über das ewige Rom, ſondern nur die Trauer über das vergangene; er begreift nicht, wie Göthe ſo heiter habe durch Italien reiſen können, und in ihm ſelbſt concentrirt ſich ſeine Grundſtimmung in dem Ausruf: Daß doch das alte Rom nicht mehr da iſt!

Niebuhr's religiöſe und politiſche Ueberzeugung ergiebt ſich hiernach von ſelbſt. Er war natürlich zu ſcharf und kritiſch, um zu den unbefangenen Gläubigen zu gehören, und doch ſehnte er ſich fortwährend nach einem feſten, über alle Zweifel erhabenen Glauben. Hätte er weniger Verſtand und mehr Phantaſie gehabt, er würde ſich ganz in die myſtiſche und pietiſtiſche Richtung der Zeit verſenkt haben. So aber bleibt er in einer ſeltſamen Halbheit ſtehen. Seine Skepſis treibt ihn vorwärts, aber ſeine Weichheit verbietet ihm, die Schranken des Poſitiven zu durchbrechen. Von der religiöſen und theologiſchen Aufklärung wendet er ſich „mit Ekel" weg, und doch muß er ihr dem Pfaffenthum gegenüber, welches er eben ſo ſehr haßt, in den meiſten Stücken Recht geben; er preiſt die Altgläubigkeit, und doch ſpricht er es aus, daß ſie ſeiner innerſten Natur zuwider ſei. „Ein proteſtantiſcher Chriſt," ſo lautet auf der einen Seite ſein Glaubensbekenntniß, „iſt mir der nicht, der nicht im eigentlichen, buchſtäblichen Sinne das Hiſtoriſche von Chriſtus' Erdenleben, mit allen Wundern deſſelben, für eben ſo ausgemacht hiſtoriſch hält, als irgend eine Begebenheit, die in den Lauf der Geſchichte gehört, und eben ſo ruhig und ſicher davon überzeugt iſt, — der nicht die allerfeſteſte Ueberzeugung von allen Punkten des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes hat, in ihrem wörtlichen Sinne, — der nicht jede Lehre und jedes Gebot des neuen Teſtaments als göttliche, unzweifelhafte Offenbarung betrachtet. Auch ein Chriſtenthum nach Art der neuen Philoſophen und Pantheiſten iſt mir keins: ohne perſönlichen Gott, ohne Unſterblichkeit, ohne Individualität des Menſchen, ohne hiſtoriſchen Glauben iſt mir keins, obgleich es eine ſehr geiſtreiche, ſehr ſcharfſinnige Philoſophie ſein mag. Ich habe es oft geſagt, daß ich mit einem metaphyſiſchen Gott nichts anzufangen weiß, und daß ich keinen andern haben will, als den der Bibel, der Herz zu Herz iſt." Und doch ſagt er von der andern Seite: „Eigentlicher Glaube, in einem viel weiteren Umfange als der religiöſe, iſt entweder nicht jeder Natur zu haben gegeben, oder es kann durch ein disharmoniſches, intellectuelles Leben die Fähigkeit ſeines Wurzelfaſſens und Gedeihens vernichtet werden. Der Boden kann fruchtbar genug, aber das Klima abhold ſein. Meine intellectuelle Richtung ward früh auf das Reelle und Hiſtoriſche gewandt,

und eigentliche ſchöpferiſche Phantaſie hatte ich in dieſer Hinſicht ſo wenig, als ein gewaltſames Bedürfniß des Herzens, über die Grenzen der Erfahrungsfähigkeit hinauszugehen. In den ſpäteren Jahren las ich die heiligen Bücher abſolut kritiſch. Ich bedurfte keiner wolfenbüttler Fragmente, um die Unmöglichkeit wahrzunehmen, kritiſch auch nur eine haltbare Geſchichte des Lebens Jeſu zu entwerfen u. ſ. w. Ich bin weit davon entfernt, einen ſo feſten Glauben, eine ſo anſchauliche Gewißheit von dieſen Gegenſtänden zu haben, als von denen der hiſtoriſchen Erfahrung: ſie ſind nur immer noch in meinen Gedanken und unter ihnen, nicht außer mir und über mir." Daß ſchon dieſer religiöſe Kampf in ſeinem Bewußtſein, bei dem Mangel an Entſchiedenheit und philoſophiſcher Tiefe und Klarheit, ihn aufreiben, und daß er zuletzt, je mehr ſeine Verſtandesthätigkeit nachließ, mehr und mehr der pietiſtiſchen Anſicht verfallen mußte, verſteht ſich von ſelbſt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Ueberſetzung in jetziger Zeit.

Italieniſche Claſſiker. — Boccaccio's ſämmtliche Romane und Novellen. Zum erſten Mal vollſtändig überſetzt von Dr. W. Röder. Erſte und zweite Lieferung. Stuttgart 1840. Verlag von Grieſinger und Comp.

Die italieniſchen Claſſiker ſollen deutſch überſetzt und der deutſchen Nation zugänglich gemacht werden; das iſt ein Unternehmen in größerem Stil, und es handelt ſich alſo um eine mehr oder weniger vollſtändige Darlegung und Entfaltung einer ganzen Litteratur in der Form der Ueberſetzung. Wird das Unternehmen Fortgang haben, wird es glücken, welche Bedürfniſſe ſoll es befriedigen, ſind in unſerer Gegenwart hier in Deutſchland Regungen anzutreffen, die uns ſagen: macht euch an den Genuß vorzugsweiſe dieſer Litteratur, oder wenn wir auch nichts mehr daran zu genießen haben, wird Jemand uns mahnen, daß der Geiſt anderweitig daran arbeite? Von dieſen Fragen und ihrer Beantwortung ſteht nichts in der Ueberſetzung, die in den vorliegenden Lieferungen fließend und im Schillerformat iſt, ſondern auf dem Umſchlag ſteht: während man Frankreich und England in Bezug auf die litterariſchen Erzeugniſſe dieſer Länder vollſtändig ausgebeutet hat, ſo hat man noch nicht u. ſ. f. — das Andere weiß Jeder von ſelbſt. Und der Ueberſetzer ſagt: „Italien bietet eine ſolche Menge litterariſcher Erzeugniſſe von den fernen mittelalterlichen Zeiten bis auf unſere Tage, daß das Unternehmen, die werthvollſten derſelben dem „deutſchen Publicum" zugänglich zu machen, keiner Rechtfertigung bedarf." Wie! wenn nun die Sachen ganz anders ſtänden, wenn wir in Leben und Wiſſenſchaft auf einen Punkt gekommen wären, auf dem wir uns zur Litteratur — ſchöner und unſchöner — ganz anders verhielten, als ſtille zu ſitzen und eine bloße „Menge überſetzter litterariſcher Erzeugniſſe" ohne weiteres auf uns abfeuern zu laſſen, — ich glaube, da müßte ſchon eine gute Anzahl von Rechtfertigungen aufgeboten werden, um einen ſolchen Zuſtand erträglich zu machen.

Wir treten hiermit in einen Kreis allgemeiner Betrachtungen ein, mit denen der Ueberſetzer ſich nichts zu thun gemacht hat; wir können ihn daher ohne die mindeſte üble Regung vorläufig ſanft auf die Seite ſchieben, um ihn zu rechter Zeit dann wieder vorzuführen, wenn von ſeinen Angelegenheiten die Rede ſein wird. —

In unſern Tagen wird erſtaunlich viel überſetzt, und daneben manches tüchtige Wort über die Bedeutung der Ueberſetzungen geſagt; metriſche Fragen wurden vortheilhaft entſchieden, auch eine Geſchichte der Ueberſetzungen iſt mehr als einmal verlangt worden. Da wo ſich das Ueberſetzen ohne wahrzunehmende Ordnung oder in großen Maſſen zeigt, gebraucht man am meiſten den Ausdruck „Ueberſetzungsfabriken." Eben ſo bezeichnet man auch Inſtitute, die nach vorgeſteckten Zwecken gute oder ſchlechte Ueberſetzungen liefern. Mit der Verächtlichkeit, die in dieſem Ausdruck liegen ſoll, iſt es aber doch gerathen, ſich etwas vorzuſehen. Beabſichtigt man dabei, der ganzen Thätigkeit einen Seitenhieb zu verſetzen, indem man ſie durch die Bezeichnung mit der formellen induſtriellen Thätigkeit, Gott weiß gegen welche Vornehmheit, herabzuſetzen ſucht, ſo iſt der Hieb ſehr ſchlecht angebracht. Ueberſetzungsfabriken ſind erſtens vollkommen ſo gut wie andere Fabriken, und dieſe mit dem Syſtem des übrigen induſtriellen Gefolges eben ſo bedeutend als die Gelehrſamkeit etwa, und noch mächtiger als ſie. Wird dabei für Einzelne oder Viele Geld gewonnen — deſto beſſer! denn nach der Erklärung, welche der Gaſtwirth zu Montreuil an Yorick gab, findet ein tant mieux immer da ſtatt, when there is any thing to be got - tant pis, when there is nothing, das Eine, wenn etwas gewonnen wird, das Andere, wenn nichts! Es ſoll nicht der Werthloſigkeit das Wort geredet werden, aber auch nicht dem hochmüthigen gedankenloſen Tadel, der ſich im Wort beruhigt. —

Schon dies kann man denen entgegen halten, die ſich ſtets ereifern, wenn jedes gute oder ſchlechte franzöſiſche Stück uns ganz friſch von dort herübergeſchleudert wird, aber auch noch etwas Anderes. Bei dem innigen Verkehr nämlich, der in unſern Tagen unter den Nationen Europas beginnt, und der in dreißig bis vierzig Jahren ſich lauter und lebendiger geſtalten wird, als wir nur ahnen, und der, wie es in dieſen Jahrbüchern gut bezeichnet ward, ohne Zweifel ein kräftiges, geſundes Ineinanderarbeiten des europäiſchen Völkerlebens zu ſeinem Ziele haben wird, — iſt es

gar nichts Uebles, ja etwas ganz Zweckmäßiges, wenn der Verkehr auch in den Litteraturen ſich ſchneller bethätigt. Ob es da auch unmoraliſche Stücke zu überſetzen giebt? O gewiß! Aber Gott ſei es gedankt, daß das Verführungsgeſchrei vor franzöſiſchem Laſter endlich allein in's Morgenblatt verwieſen iſt, und wir Ruhe davor haben. Welche Albernheit, nachgerade bei einem leidlich honnetten Menſchen anzunehmen, daß er ſich durch Bücher und ſchöne Litteratur verführen laſſen wird. Käme es nur erſt dahin, daß ſolche Würfe von dort hierher und umgekehrt im raſchen Tempo etablirt würden, ſo kämen wir auch zu jener von Göthe angedeuteten Weltlitteratur, die uns eigentlich jetzt noch nicht deutlich ſein kann, und die bei ſo Vielen, die ſich ſchon jetzt damit viel zu thun machen, ein eben ſo vornehmer unklarer Spuk iſt, als die anderen Weltcompoſitionen. Jene Ueberſetzungen alſo nimmt man, ohne ſich weiter darüber zu ereifern, für ſchnelle Rapporte, die am beſten ausſagen, was im Reiche der Litteratur anderswo als bei uns geſchieht; es iſt das, was der Tag bringt, von dem Einiges der nächſte Morgen vergeſſen macht, Anderes aber nicht. Sie ſind für den angegebenen Zweck eben ſo willkommen, wie in ihrer Art die jetzt eingerichtete rivista Viennense. Dieſe Ueberſetzungen ſind eben ſo unwichtig und wichtig, als Tagesnachrichten in der Politik wichtig und unwichtig ſind. —

Das vorliegende Unternehmen gehört nun nicht in dieſe Claſſe. Vielmehr ſollen die Claſſiker der ganzen italieniſchen Litteratur in Ueberſetzungen aufgeſtellt, und, wie es heißt, dem Publicum zugänglich gemacht werden. Es thut uns leid, zu ſagen, daß dies ein durchaus verfehlter Einfall und eine wunderliche Gedankenloſigkeit iſt. Was! um's Himmelswillen, uns in Deutſchland, die wir einen ſolchen Bildungsproceß durchgemacht, und eine Litteraturgeſchichte von gewaltigen Thatſachen und Poeſie haben, die uns eben ſo wie unſere Philoſophie unabwendbar ſo weit gebracht hat, nichts Anderes zu mögen, als was durchgreifende Poeſie iſt, — uns ſollen italieniſche Claſſiker zugänglich gemacht werden, ſie, die man, wenn von den Bedürfniſſen des Lernens oder Genießens die Rede iſt, ohne weiteres zu den Todten werfen muß? Was hat denn das genießende oder lernende Subject bei uns an ihrem nachwüchſigen Kunſtepos, oder an ihrer formenverzwickten Reflexionslyrik, oder an dem nicht zum Durchbruch gekommenen Drama, oder an ihrer Philoſophie? und endlich, was haben wir trotz Macchiavelli und Guicciardini an der Partie, die auch bei uns die kümmerlichſte iſt, an ihrer Geſchichtsſchreibung? Nein! ſo kann es mit dieſer Ueberſetzung nicht gemeint ſein; ihr „Zugänglichmachen" wird es wohl auf andere Zwecke abgeſehen haben, auf Zwecke, die bei dem gegenwärtigen Standpunkte deutſcher Bildung nicht nur ſehr leicht gefaßt werden, ſondern deren ſich bereits jedes leidlich cultivirte Subject bemächtigt. Der hiſtoriſche Genuß iſt gemeint, der das Erkennen des Litteraturkörpers iſt, welches, wie alles Erkennen, die höchſte Luſt für den Menſchen ausmacht, um derentwillen er ſo gut wie Adam noch jedes Jahr ſeine Seligkeit verliert, ohne ſich aber ſo ſehr darum zu betrüben, wie Jene, denen es heut zu Tage Leid thut, daß Adam das gethan hat. Dieſe Luſt des Begreifens, dieſer hiſtoriſche Genuß iſt es, der uns an der Bildung der Gegenwart kein zufälliges uns einengend beſtimmendes Gehäuſe haben läßt, ſondern uns fähig macht, nachdem Stirn und Augen in dem Wiſſenſchaftsquell reingewaſchen ſind, bei Chineſen, Indern, Arabern, Skandinaven, bei andern germaniſchen und romaniſchen Nationen freudehell zu ſehen, wie in der Poeſie und in anderen Litteraturgebieten der Geiſt der ewigen Schönheit nie müde geworden iſt, ſeine Bahn zu gehen und ſich zu ſeiner Verwirklichung in die mannigfachſten Formen zu kleiden. Und wäre das nicht eine Luſt, dann weiter zu ſehen, wie dieſe Formen ſich ſtützen, fördern, wie dann ferner die innere und äußere That des Volks, ſein häusliches und öffentliches Leben mit den alles Beides bedingenden Zeitvorſtellungen darin einſchlägt, und ſo zuletzt einen Litteraturkörper aufſtellt, vor welchen dann jeder Befähigte von Zeit zu Zeit wie vor ein Gemälde hintreten, den Vorhang wegziehen und das glänzende ruhige Bild ſchauen kann! — Es iſt dies nichts Neues; allein es iſt der Rede werth, dieſen Standpunkt zuweilen vorzuführen, wenn wir dankbar und erquickt ſind. Aus ihm fließt jener unerſchöpfliche Strom des Lernens und Genießens und zum nicht unbedeutenden Theil des Producirens; denn wer producirt, muß etwas zu ſich nehmen, und etwas an ſich wenden. Ihn wollen wir uns auch nicht wieder nehmen laſſen, damit wir in der Litteratur nicht auch in die renommirte neue Volksthümlichkeitelei hineinkommen, wie in der Politik geſchieht. Denn wir verlören alsdann, was uns den Kopf hoch tragen läßt, was uns zuſammenhält, und in anderer Miſere etwas tröſtet, während unſere Nachbarn in Frankreich, die trotz dem, daß ihnen jetzt alle voreiligen Abſurditäten aufgebürdet werden, gar nicht auf den Kopf gefallen ſind, noch tief im Geſchmack ſtecken, der dann wie Jeder weiß, gut und ſchlecht ſein kann. Die Engländer ſcheinen ſo etwas von dieſem Standpunkt gemerkt zu haben, und es hat etwas auf ſich, wenn Bulwer ſeinen Maltraver „der deutſchen Nation, der Nation der Denker und Kritiker" widmete. Alexander Dumas hingegen ſagt: in dem Fauſt muß etwas verſehen ſein, denn der würde bei uns keinen Effect machen!" Wie nun, wenn man ihm ein chineſiſches Drama vorlegte? Ei, würde Dumas ſagen — dies würde bei uns auch nicht den geringſten Effect machen. —

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

13

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

5. Januar. № 4. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Eine ähnliche Unentschiedenheit und Unglücklichkeit in seiner politischen Ueberzeugung und Stimmung. Er sieht die Mängel des Alten, aber haßt dennoch aus Pietät nichts mehr als die Neuerungen. „Sie sind für jeden Staat das größte Unglück." Er ist mit den Regierungen unzufrieden, aber noch unzufriedener mit den neueren Constitutionen; „er möchte Blut weinen über solche Irrthümer." „Ich bin antirevolutionär," schreibt er, „ich bin es aus Grundsatz, aber ich bin es auch aus Antipathie gegen die revolutionären Ideen, die mir an sich zuwider wären, wenn sie auch gar keine Folgen hätten. Dabei aber hoffe ich, daß Du mir den allerentschiedensten Haß gegen Despotismus zutrauen wirst, aber so, daß ich gegen ihn vom Dämon der Revolution nichts mag, noch möglich denke." Niemand konnte es ihm hinsichts des Politischen recht machen; er kam sich vor wie ein „Nüchterner" unter „Betrunkenen." Die größten Gegenstände seines politischen Abscheues waren die französische Revolution und die amerikanische Verfassung, und dennoch wollte er für liberal gehalten werden, wenn auch nicht im Sinne der Zeit. Er verabscheute gleichfalls die englische Revolution, und doch war er der englischen Verfassung nicht abhold, die wesentlich erst durch jene errungen worden. Im Ganzen mochte ihm seine heimische, dithmarsische Verfassung mit ihren Freiheiten und Gerechtsamen und Privilegien als Ideal vorschweben, und daß sie so wenig Nachahmung finden wollte, machte ihn so unglücklich. In Bezug auf Preußen war seine Ansicht, daß nur von Reformen der Verwaltung, aber nicht der Verfassung etwas zu hoffen sei.

Man sieht, in welchen Gegensatz Niebuhr nach den Grundbestimmungen seines Wesens anfangs zu Fichte und später zu Hegel treten mußte. Chateaubriand sagt irgendwo, ich glaube in seinen „Historischen Studien," es gäbe in Preußen zwei entgegengesetzte Schulen, die supernaturalistische und rationalistische: das Haupt der einen sei Niebuhr, der anderen Hegel, und er hat Recht; nicht bloß hinsichts des Wissenschaftlichen, Philosophischen und Religiösen, sondern auch des Politischen.

An Niebuhr schloß sich zunächst Savigny mit Begeisterung, ja mit einer Art von Fanatismus, dergestalt daß er wohl die Opposition gegen Jenen als eine Art von Ruchlosigkeit betrachtete, und z. B. in Stuhr's „Briefen über den Untergang der Naturstaaten," die doch mehr über als gegen Niebuhr geschrieben waren, nur den Ausdruck der schwärzesten Perfidie wiederfinden wollte. Beiden aber näherte sich Schleiermacher, der durch seine griechischen Studien und kritische Richtung einige, wenn auch durchaus nicht innige Wahlverwandtschaft zu ihnen hatte, und als Mitglied des Tugendbundes schon früher zu Niebuhr in Beziehungen stand. Dazu kamen Spalding, Buttmann, Heindorf und Böckh, welche Letzteren allmälig in förmliche Opposition gegen den einst so hoch verehrten Wolf kamen. Sie und noch ein Paar Andere, namentlich Süvern, traten zu der sogenannten philologischen oder griechischen Gesellschaft zusammen, welche sich alle Freitage versammelte und in welcher ein griechischer Schriftsteller, anfangs Herodot, dann auch Platon und die Rhetoren gelesen und verschiedene Gegenstände des classischen Alterthums gelehrt, besprochen und kritisch untersucht wurden. Einen weiteren Vereinigungspunkt für sie, namentlich hinsichts der politischen Grundsätze und ihrer Erörterungen, bildeten die Salons des Buchhändler Reimer, der mit Niebuhr sowohl als mit Schleiermacher in der vertrautesten Freundschaft, ja Brüderschaft lebte. Hier fanden sich andere Gelehrte und Beamtete ein, die sich zu den Ansichten und Tendenzen des Tugendbundes bekannten, und gleichsam die exoterische Kirche jenes esoterischen Kreises ausmachten: Schleiermacher namentlich dominirte unter ihnen.

Es hat nun jene Partei, welche sich in der philologischen Gesellschaft concentrirte, von Anfang an überwiegend auf die wissenschaftliche Richtung der Universität, ja Berlins und Preußens eingewirkt, ja sie ist, wie gesagt, auch auf die Gestaltung des politischen Lebens von unberechenbarem Einfluß gewesen. Sie war es also, welche in der Akademie herrschte, und im J. 1812 die neuen Statuten derselben

entwarf, in Folge deren eben Wolf herausballotirt wurde; ſie bemächtigte ſich ſofort der Univerſität, wenigſtens der theologiſchen, juriſtiſchen und philoſophiſchen Facultät, ſo daß Fichte ſich nur mit Mühe ihr gegenüber halten konnte, und ſich bis zu ſeinem Tode nur dadurch hielt, daß es überhaupt bis zum J. 1813 zu keinem offnen, entſcheidenden Kampfe kommen konnte, da in dem, was zunächſt Noth that, die verſchiedenſten Meinungen und Parteiungen einig waren. Vertreten wurde dieſelbe im Miniſterium durch Süvern und Nicolovius; an der Univerſität ſtimmte mit ihr beſonders Rühs, der leidenſchaftlichſte Anhänger des Tugendbundes und Haſſer der Franzoſen und Juden, ſo wie diejenigen unter den Mathematikern und Naturkundigen, die ſich überhaupt um allgemeine und öffentliche Angelegenheiten kümmerten. Sie beſaß Talente und Mittel genug, um einen großen Kreis von Schülern, ja faſt alle Studirenden der theologiſchen und juriſtiſchen Facultät, ſo wie ſämmtliche Philologen um ſich zu verſammeln, und dieſe nach und nach in die Pfarren, Gymnaſien, Univerſitäten und öffentlichen Aemter zu bringen.

Indeß lag der Keim des Zwieſpalts von Anfang an in ihr, ſowohl hinſichts der wiſſenſchaftlichen als politiſchen Anſichten, eines Zwieſpalts, der ſpäter, d. h. nach Beendigung des Krieges, entſchieden hervortrat. Zwiſchen Niebuhr und Schleiermacher herrſchte nämlich niemals wirkliche Uebereinſtimmung. Jener war dieſem zu philiſterhaft, zu wenig beweglich, zu unpoetiſch, zu bloß gelehrt, und dieſer jenem zu keck, zu ſyſtematiſch, zu geiſtvoll. Offenbar ſtand Schleiermacher immer auf der äußerſten Linken, Savigny auf der äußerſten Rechten, noch weiter von ihm entfernt als Niebuhr, während Böckh, der ſich übrigens mehr von politiſchen Tendenzen fremd hielt, die Vermittelung zwiſchen beiden Seiten machte, durch ſeine Platoniſchen Studien eng an Schleiermacher geknüpft, dagegen in ſeiner „Staatshaushaltung“ und in ſeinem „Corpus inscriptionum“ mehr nach Niebuhr ſich hinüberneigend. Es bedarf übrigens keiner beſonderen Bemerkung, daß die Romantik und die bloß materielle Gelehrſamkeit, wenigſtens von der philologiſchen Seite her, welche beiden wir als die zwei Hauptelemente des wiſſenſchaftlichen Lebens in Berlin vor der Stiftung der Univerſität kennen gelernt haben, ſich in jener Combination von Schleiermacher und Niebuhr zu verſchmelzen ſuchten.

Indeſſen erkannten Alle, wie ſehr ſie auch ſonſt in ihren Anſichten über Wiſſenſchaft und Staat differiren mochten, daß es zunächſt die große Aufgabe der Univerſität ſei, die Geiſter der Jugend vorzubereiten, zu erheben und zu weihen zu dem bevorſtehenden Kampfe, und zur Erfüllung dieſes Zweckes haben denn auch Alle mitgearbeitet, je nach ihrer Stellung und Einſicht und Fähigkeit. Eben deshalb konnte es, wie geſagt, bis dahin nicht zum offenen Zwieſpalt zwiſchen den verſchiedenen Richtungen kommen; denn ſie alle trafen ja, wenn auch auf verſchiedenen Wegen, doch zuletzt in den einen Punkt zuſammen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Ueberſetzung in jetziger Zeit.

(Fortſetzung.)

Wenn ſich nun dieſen, über das unmittelbare Bedürfniß des genießenden und lernenden Subjects hinausgehenden Zwecken die Ueberſetzung dienſtbar erwieſe, ſo wäre das unzweifelhaft etwas ganz Vortreffliches; aber die Wahrheit iſt und bleibt, daß das die Ueberſetzung und vollends ſo eine Art von Geſammtüberſetzung nicht leiſten kann. Könnte die Geſammtüberſetzung die Litteratur eines Volkes ſo vor uns hinſtellen, daß ſich uns durch dieſelbe ohne weiteres die Perſpective in das geiſtige Leben der Nation eröffnete, welch' ein ungeheures Reſultat wäre das; nur Schade, daß es nach zwei gewichtigen Thatſachen in der Geſchichte der Ueberſetzung niemals zu einem ſolchen kommt. So haben die Araber in förmlichen, durch das ganze Land verbreiteten öffentlichen Anſtalten ſich faſt die ganze griechiſche Litteratur überſetzen laſſen, und wenn auch Al-Mamun nur den beſchränkten Zweck dabei im Auge hatte, daß ſich die Nation die griechiſchen „Kenntniſſe“ aneignen ſollte, und er ſich durch Verbrennung der griechiſchen Originale den Rückzug abſchnitt, ſo weiß alle Welt, ob die fähigen Araber etwas der Rede Werthes durch die ſo überkommene Litteratur vollbracht haben. Jene Thatſache aber iſt und bleibt dennoch merkwürdig genug ein Gedanke, den der orientaliſche Herrſcher von dem Weſen der Ueberſetzung hatte, und den er ſofort in Praxis ſetzte. So haben ſich die Araber das Prachtgebäude der griechiſchen Philoſophie, wie weiland in Rom mit Pompejus Amphitheater geſchah, durch die ungeheuren Schrauben und Angeln der Ueberſetzung förmlich zu ſich herübergedreht, und was haben ihre Averrhoes, Alkendis, Alfarabis, Avicennas damit gemacht? Aber wir ſind keine Araber? Freilich ſind wir das nicht; aber es iſt ungeſchickt, nun von der Kindheit der Orientalen zu ſprechen, von der Verſchiedenheit der Verhältniſſe zwiſchen dort und hier zu reden, — denn hätte die Ueberſetzung einmal dieſe große Macht, wirkte ſie wie mit der Allgewalt einer Naturkraft, daß ſie als Feuerball überall hin ſich bewegend eine Bahn von Licht und Intelligenz zeichnete, ſo hätte ſich das bei dem damals geſunden Volke des Oſtens zeigen, und das griechiſche Weſen hätte dadurch für alle Zeit ſeinen Sitz im Oſten und nicht, wie es nachher gekommen iſt, im Weſten aufſchlagen müſſen. Die zweite große Thatſache in dieſer Geſchichte ereignete ſich in der Zeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Damals hatte ſich bei einem dem antiken wunderbar nahe kommenden Staatsleben eine vorher nie gefühlte Begeiſterung für die Griechen in die Bruſt der

Menſchen geſenkt. Es war da eine förmlich parteiiſche, leidenſchaftlich ausſchließende Liebe zum Alterthum erſtanden, und Leo in ſeiner Geſchichte Italiens hat Recht, wenn er ſagt, daß der philologiſche Drang der neuern Zeit wenig dagegen aufkomme. Petrarca ging oft zu ſeinem Bücherſchranke, in welchem die Rollen der Homeriſchen Gedichte lagen, umarmte das Buch und vergoß Thränen, dem hochgefeierten Dichter geweiht, den er nicht zu leſen verſtand, weil ihn ſein Barlaam nicht eben weit hatte bringen können. Was iſt da Alles in das zum allgemeinen Medium der Intelligenz erhobene Latein, man kann wohl ſagen — in das lebende Latein überſetzt worden! Ja es ließ Papſt Nicolaus V. zwiſchen 1447—1457 faſt ganze Bibliotheken überſetzen, wie es denn auch ſein Plan war, die ganze griechiſche Litteratur überſetzen zu laſſen. Und was für ein Honorar konnten die Herren da gewinnen! Franz Philelphi, der den Auftrag hatte, den Homer zu überſetzen, ſollte ein Haus in Rom, ein Landgut, das ihn reichlich nährte, und außerdem noch 1000 Goldgulden erhalten. Valla erhielt für den Thucydides ſogleich 500 Goldgulden, eben ſo viel Perotti für den Polybius. Ich kann mich auf das Einzelne, auf die Stellung und Bedeutung der Ueberſetzungsthätigkeit von Männern wie Politianus, Valla, Ficinus u. A. nicht einlaſſen, denn die Wahrheit genügt vollkommen, daß, ſo lange es Wiſſenſchaft giebt, ſo etwas nicht wieder vorgekommen iſt. Ja, ſo groß war die allgemeine Begiſterung für das Ueberſetzen, daß ein Menſch, der ſich auch nur ganz äußerlich und mechaniſch — wie die Schreiber, Buchbinder, die bekannten Pergamenarier — mit den Alten zu thun machte, ſich in der Achtung der Menge ein geſteigertes Daſein geben konnte. Nun meinte Papſt Nicolaus in ſeiner Freude, mit der Ueberſetzung ſei Alles erreicht, was erreicht werden könnte, und doch — was war die Bedeutung dieſes Ueberſetzens ohne gleichen? Nichts weniger und nichts mehr als ein erſter, allererſter Anfang. Er verwirklichte nur mit, was die ganze Zeit wollte, und was Hegel mit einem wundervollen Ausdruck, der wieder einmal für tauſend iſt, ſo bezeichnet: „es war ein nothwendiges Nachholen, ein unentbehrliches ſich Wiedereinlernen in alte Bildungsformen.“ Von da bis zur Erkenntniß der Litteratur, das iſt von der treuen, oft ſchönen Ueberſetzung bis zu einer Darſtellung der griechiſchen Philoſophie durch Hegel, oder Göthe's Umdichtung der Iphigenie — welch' ein Zeitraum verſtrich dazwiſchen, welche Arbeit hat nicht mit Griechenlands und Roms Weſen durchgemacht werden müſſen! Die Ueberſetzungen brachten die Menſchen früher oder ſpäter an die Originale; das war der Verlauf der Sache. —

Nun können doch ſolche Thatſachen nicht vergebens in der Welt geweſen ſein. Deshalb iſt es gut, nach ihrer Bedeutung gefragt zu haben, denn nur ſo bringen ſie uns etwas ein. Sie ſagen unwiderruflich: bei dem Verhältniß, was wir Deutſche zu der Litteratur Italiens haben, und welches nicht mehr das Verhältniß des lern- und genußbedürftigen Subjects, ſondern bei der Kenntniß des Italieniſchen in unſern Tagen die höhere Erkenntniß des Litteraturkörpers iſt, iſt die Thätigkeit des Ueberſetzers nicht die richtige, ſondern zwei andere ſind an der Ordnung, die Geſchichtsſchreibung ihrer Litteratur von Männern, die philoſophiren (denn nur ſolche können Litteraturgeſchichten ſchreiben), und das Leſen der Originale. Die Ueberſetzung aber von Gedanken, die irgend einmal gut waren, die Ueberſetzung alter und neuer „litterariſcher Erzeugniſſe“ ſo ohne weiteres, iſt die rein willkürliche Thätigkeit des philologiſchen Subjects, das von edlen oder unedlen Motiven angeregt, von einer materialiſtiſchen Auffaſſung der Litteraturen ausgehend, Ueberſetzungsbibliotheken verfertigt, deren heut zu Tage unbedeutender Einfluß mit ihrer Bände- oder Bändchenzahl im umgekehrten Verhältniß ſteht. — Die Geſchichte der italieniſchen Litteratur muß geſchrieben werden, dagegen wird ſich nicht viel Widerſpruch erheben; zudem iſt die Sache nicht ſchwer, da man nach Muratori und Tiraboſchi der Maſſen leicht habhaft werden kann. Ein großer Geſchichtsabſchnitt iſt zurückgelegt, Italiens Litteratur, die früheſte der europäiſchen, iſt eine geknickte Litteratur, denn ſie iſt nicht zum Drama durchgedrungen, vielmehr iſt der klägliche Calderon der Repräſentant des katholiſchen Drama, in welchem ſich eine Zeit ſpiegelt, welche die Spanier jetzt verwünſchen und ſich kräftig abrevolutioniren. Aber die ſchöne Italia, ſingt Giacomo Leopardi, ſitzt am Boden, verachtet, ungetröſtet, das Haupt bergend zwiſchen den Knieen und weint. Leopardi, der nicht mehr iſt, und Silvio und die weitergenannten Männer haben Urſache, von Schmerz zu reden, der kein abgeſchmackter Weltſchmerz, kein aus ſocialen Einfältigkeiten deſtillirtes vornehmes Weh, ſondern ein wahrhaft empfundener und dichteriſch geſtalteter Schmerz iſt, der aber, wenn die gemüthliche Theilnahme von ſeinem Inhalt abgezogen und die dichteriſchen Geſtaltungen mit Schönheit gewohntem Auge angeſehen werden, in der Poeſie eben ſo ungenügend als in Prari beklagenswerth iſt. Alſo Italiens Litteratur iſt geweſen, ſeine Städte- und Geſchlechterpoeſie hat im mittelalterlichen Glanze ihr Weſen ausgebreitet, ſie hat ſich darin wie trunken befriedigt, und man muß den Jubel verſtehen, wenn Boccaccio's lange Sätze durch ein „nella egregia Città di Firenze oltre ad ogn'altra bellissima“ u. dgl. noch verlängert werden. Aber durch die Abzugscanäle zu vieler Localintereſſen ermattet, iſt ſie jetzt abgeſtrömt, und Manzoni's, Alfieri's, Silvio's und Riccolini's Dramen enden ſtets in die Nacht des ſchwarzen politiſchen Verhältniſſes, das über Italien laſtet; durch die

ganze neue Poeſie hallt nur der eine Ruf wieder von dem einen Italien, das nicht iſt und doch ſo glühend erſehnt wird — eine Nacht, die durch keine Dichtung gelichtet wird! Wer wollte wohl zweifeln, daß Italien jetzt von vorn anfängt?

Und das Leſen der Originale — und Sprachen lernen? Wer ſich nicht ganz den Intereſſen der Gegenwart entfremdet und nicht irgend welchem verſpäteten Nachtrab wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung ſich angeſchloſſen hat, kann leicht bemerken, daß das Lernen der neuern Sprachen im fortwährenden Zunehmen iſt, und daß bei noch ſo verſchiedenen Veranlaſſungen und Zwecken des Einzelnen doch immer daſſelbe Ziel gewonnen wird. Wer früher Franzöſiſch verſtand, war in der Geſellſchaft ein anſehnlicher Mann; denn der gewandte und feine Gebrauch dieſer Sprache, die ſeit der Selbſtändigkeit unſerer Litteratur es aufgeben mußte, auf dieſe wie ſonſt beſtimmend einzuwirken, nahm nun in der Geſellſchaft die Stellung ein, daß man durch ihn hauptſächlich eine Art von Ebenbürtigkeit mit den ausgezeichnetſten Perſonen darin erlangte; und die Geſellſchaft der höheren Stände, beſonders der ſich in eitler Abſchließung gefallende Adel ließ das Franzöſiſche vorzugsweiſe für das Mittel gelten, wodurch man ſich ihm geſellſchaftlich gleichſtellen könne. Alles dies hat ſich bedeutend geändert. Einmal degoutirt der jetzt ausnehmend volksthümlich gewordene Adel die Franzoſen, und dann hat unſere Sprache durch die Wiſſenſchaft eine Kraft und Tiefe, daß, wer ſo gebildet iſt, ein Geſpräch mit Gebildeten führen zu können, auf der Stelle inne wird, welch ein Mittel er an unſerer Sprache hat; ja man kann die Herren aus den höheren Ständen, die jetzt wieder anfangen, mit den Tagen vor 1789 zu coquettiren und ſich von der wiſſenſchaftlichen Bildungsarbeit des Mittelſtandes in ihrer unbegreiflichen Verblendung zurückzuhalten, durch die bloße gebildete Sprache in Verlegenheit ſetzen. Da ſehen der Herr Baron mit Erſtaunen, wie leicht, wie treffend, wie erhellend für jedes noch ſo verwickelte Verhältniß in dem Leben des Gemüths und Geiſtes dem gebildeten Manne die Formen ſprachlicher Entfaltung gegenwärtig ſind, er ahnt ſo etwas von Nichtmitkönnen und hält verlegen den Verſuch des franzöſiſchen bon mot zurück. Aber um eine tüchtige Bildung in dem Kreiſe befähigter Geſellſchaft durch die Sprache ſiegreich zu machen, dazu gehört etwas, vor Allem die Geſchicklichkeit, wiſſenſchaftliche Reſultate angemeſſen formiren zu können, die Kunſt den rechten Ton anzuſchlagen, der die Hörer gewinnt und allen Widerſtand vergeblich macht. Hier iſt der Kreis, in welchem der gebildete Mann wirken mag, und er hat etwas erreicht, wenn er es verſteht, ein Geſpräch zu führen. Der Gelehrte alten Stils will dies nicht Wort haben, er zuckt die Achſel, wenn von dem Werthe der Geſellſchaft und des Geſprächs die Rede iſt, er ſieht dies für eine kraftloſe, für eine elende Verflüchtigung der Wahrheit an. Allein was geſchieht? Kommt er einmal in den Fall, ſich einer alten, aber feinen Verſtandesbildung gegenüber zu befinden, gewahrt er mit Erregung, daß hier die Sachen falſch angegriffen werden, und wie ganz anders hier geurtheilt werden müſſe, ſo weiß er mit ſeinem unſtreitig beſſeren Wiſſen nichts anzufangen, das ſchwere Geſchütz der Studirſtube läßt ihn bei ſeiner Unbehilflichkeit und Ungeſchicktheit zu formiren im Stich, er wird geſchlagen und muß ſich mit dem Schmerz, die Wahrheit nicht geltend gemacht zu haben, wie ein Gimpel zurückziehen, während er ſonſt, wenn er das Zeug dazu hätte, mehr Gutes ſtiften könnte, als hundert Briefe an eine Dame über Philoſophie, und alles mehr oder weniger unwürdige Populariſirungsweſen in Schriften und Büchern. Es kommt ihm dabei ein überaus günſtiger Boden zu Hilfe, weil nirgends ſo viel gelernt wird, wie in Deutſchland und namentlich in Norddeutſchland. Da heißt es lernen und immer lernen! Wer nur etwas höher hinaus will, lernt Italieniſch und Engliſch, und das letzte zumal-ſollte kein gebildeter Menſch heute verabſäumen. Mein Gott, und es iſt ja ſo leicht! Wenn Jemand Italieniſch lernen will, und mit einem Auszuge aus Fernow's Grammatik an die Sache geht, eine Chreſtomathie vornimmt, 500 Uebungsſtücke überſetzt, ſo kann er ohne weiteres Boccaccio leſen, und wie verſüßt wird ihm die geringe Mühe durch das wonnevolle Wahrnehmen, wie durch die heimliche Unterſtützung der rhythmiſchen Bewegung ihm das Verſtändniß immer mehr erhellt wird, wie die gedruckte Seite im Buche immer leichter und widerſtandsloſer geworden, zuletzt die freie Bewegung des augenblicklichen Verſtändniſſes herbeiführt. Allmälig wird jetzt auch dieſer Unterricht den Händen der Maitres entriſſen und in die Schulen, Gymnaſien, Real- und Töchterſchulen eingeführt. Doch wie die Sachen zur Zeit noch ſtehen, nehme man den erſten beſten Maitre, die erſte beſte Grammatik, eine iſt ſo gut wie die andere, und in wenigen Monaten hat ein Menſch bei unſerer Schulbildung den Grund zu einem Beſitz gelegt, der eine Quelle der dauerndſten Genüſſe und der geläuterſten Erkenntniß iſt. Wahrlich, es giebt kaum einen ſchönern Beſitz, als den einer Sprache; „mit jeder Sprache gewinnſt du eine neue Seele," ſagte ein geiſtvoller Mann. Hier werden wir uns wohl hüten, dieſen Speicher von treffenden Einfällen zu betreten, den man über das Verhältniß von Original und Ueberſetzung angehäuft hat; die Geſchichte von dem, was mit der Litteratur des claſſiſchen Alterthums ſeit 300 Jahren geſchehen, die bloße Erwägung, was uns durch Sprachkenntniß Griechenlands Kunſt und Philoſophie geworden, wie jeder neue Aufſchwung und Bekräftigung der Wiſſenſchaft und Bildung ſich durch das Studium der Sprachen ans Licht gehoben, macht alle geiſtreichen Einfälle überflüſſig. —

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

17

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

6. Januar. № 5. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Es kam also darauf an, an die Stelle der alten Rohheit, Gemeinheit und Frivolität des Studententhums einen ernsten, sittlichen, patriotischen Sinn in der akademischen Jugend zu erzeugen, ihr die Bedeutung der Gegenwart und die Anforderungen, welche dieselbe an sie mache, zum Bewußtsein zu bringen, kurz sie aus dem Schmutze und der Schlaffheit der Privatliederlichkeit zu wecken und sie für das öffentliche, politische Interesse zu begeistern. Wenn dies schon an sich aus Gründen, die in der Größe und Eigenthümlichkeit Berlins liegen, nicht gerade leicht war, so kam durch die Aufhebung der Universität Frankfurt noch eine ganz besondere Schwierigkeit hinzu. Mit wenigen Ausnahmen zog nämlich die ganze frankfurter Studentenwelt nach Berlin und bildete, wenigstens im Jahr 1811 und 1812, den eigentlichen Stock der akademischen Bevölkerung, — und was konnte aus Frankfurt Gutes kommen, dem selbst von Rostock und Gießen unübertroffenen Eldorado studentischer Wüstheit, des landsmannschaftlichen Unwesens, der Duelle, Schlägereien und anderer Excesse? Es versteht sich von selbst, daß die Colonie, welche es bei seinem Erlöschen nach Berlin sandte, auch in der neuen Heimath den alten Comment weitertreiben wollte: die frankfurter Orden constituirten sich alsbald wieder, Zweikämpfe und Raufereien nahmen überhand, wenn gleich weniger vom Publicum bemerkt. Dieser Unfug war zunächst mit Stumpf und Stil auszurotten, ehe man an Weiteres denken konnte.

Auch hier sind es wiederum vor Allen Fichte und Schleiermacher, welche am kräftigsten an der Reform des studentischen Geistes gearbeitet haben. Fichte war im zweiten Jahre zum Rector der Universität erwählt worden, und er, welcher schon in Jena einen beständigen Kampf mit den dortigen Orden gehabt hatte, machte es jetzt zur Hauptaufgabe seines Berufs, „die vereinzelnden und in jeder Beziehung schädlichen Landsmannschaften zu vertilgen, dagegen unter den Studirenden den Gedanken allgemeinerer Vereine anzuregen, deren bindende Kraft in den gemeinsamen Studien und ihrer gegenseitigen Förderung durch freiesten Geistesverkehr, so wie in dem Bewußtsein des Einen Vaterlandes liegen sollte." Wir sehen hier die ersten Spuren der später sogenannten Burschenschaft, und nicht umsonst prangt ja Fichte's Name noch lange nach seinem Tode in den Acten der mainzer Central-Untersuchungs-Commission. Seine Ideen über diesen Gegenstand hat er in seinem „Bedenken über einen ihm vorgelegten Plan zu Studentenvereinen" umständlicher entwickelt. Uebrigens verwirft er den Namen „Burschenschaft" als undeutsch und mittelalterisch, und schlägt dafür die Benennung „Deutsch-Jünger" vor. Auch warnt er ausdrücklich vor „der gewöhnlichen, viel Unheil anrichtenden Verwechselung zwischen mittelalterisch und deutsch."

Daß Fichte auch hier in der Durchführung der Maßregeln, welche er für nöthig hielt, mit eiserner, oft eigensinniger Consequenz, hartnäckig und rücksichtslos zu Werke ging, versteht sich von selbst. Er fing an, eine förmlich spartanische Disciplin auszuüben. „Er behandelte," sagt Solger, „die Studenten bei dem geringsten Vergehen, als wären sie Ausgeburten der Hölle." Anderseits ward ihm Schuld gegeben, daß er sie mit seiner „Weltverbesserei" anstecke, daß er sie aufstützig mache, daß er ihre „unverschämtesten Vorstellungen" an den Senat gut heiße und unterstütze. Noch jetzt circuliren über sein Rectorat bei seinen einstigen Collegen eine Reihe zum Theil ergötzlicher Anekdoten. Es kam daher zu einer heftigen Opposition gegen ihn im Senat, dergestalt, daß Fichte seine Entlassung als Rector einreichte, welche indeß die Behörde in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit seines, wenn auch bisweilen „unpraktischen" Terrorismus ablehnte.

Neben ihm war es also besonders Schleiermacher, der vom Katheder und von der Kanzel und in geselligen Cirkeln die Studenten im Sinne der Zeit bearbeitete, Gemeingeist unter ihnen zu wecken suchte, zur Vermeidung der Duelle auf die Einsetzung von Ehrengerichten drang u. s. w. Selbst die sonst so trockene und überflüssige lateinische Eloquenz machte damals bisweilen in den Vorreden zu den Lections-

verzeichniſſen den Verſuch, von Deutſchheit, von Vaterlandsliebe, vom innigen Anſchließen an einander und an die Lehrer u. dgl. Redensarten zu drechſeln. Was Jahn gleichzeitig in der Haſenheide that, iſt bekannt.

Unterdeſſen nahete die Entwickelung der großen Weltbegebenheiten: der ruſſiſche Krieg begann, die große Armee durchzog Berlin, und ihre Nachhut hielt es fortwährend beſetzt. Auch für die Univerſität traten dadurch mancherlei Hemmungen und Störungen ein: man mußte, überall von franzöſiſcher Polizei umſchlichen, vorſichtiger in ſeinem Aufregungswerk verfahren, in den Controverspredigten gegen Napoleon den Ton etwas herabſtimmen. Die Zahl der Studenten verminderte ſich: es wurden in dem ganzen Jahre nur 194 immatriculirt.

In ängſtlicher Spannung harrte man bis zu Ende deſſelben: da lüftete das 30. Bülletin den Schleier. Die Stunde der Entſcheidung ſchlug, der Aufruf „an mein Volk" erſcholl, und die Univerſität ſtand verlaſſen. Bis dahin hatte ſie ihre Beſtimmung erfüllt.

Auch wir verlaſſen ſie bis zum Ende des Krieges, und kehren erſt mit den ſieggekrönten Muſenſöhnen zu ihr zurück.

Der Kampf um die äußere Unabhängigkeit war glücklich beendigt: es begann der Kampf um die wirkliche Freiheit, d. h. um die Verfaſſung, um den 13. Artikel der Bundesacte. Wir haben denſelben nicht zu ſchildern, ſondern nur zu zeigen, welchen Antheil die Univerſität an ihm nahm, und wie ſich derſelbe auf ihr geſtaltete.

Die Reaction, welche ſeit der leipziger Schlacht ſich geregt, erhob keck ihr Haupt. Wie ſie ſich auch im Einzelnen nüancirte, ſie wollte im Weſentlichen die Rückkehr zu dem Alten, ſie wollte den Geiſt, welcher ſeit 1807 in Preußen gewaltet und aus welchem die Städteordnung, die Gewerbefreiheit, die neue Militärverfaſſung und endlich die ſogenannten Freiheitskriege ſelbſt hervorgegangen waren, nunmehr bei Seite geſchoben wiſſen, da ja die Gefahr vorüber ſei und man ſeiner nicht mehr bedürfe. Zu ihr gehörten beſonders das eigentliche Junkerthum, ferner die reinen Monarchiſten, die im beſten Falle Alles für's Volk wollen, nichts durch das Volk, und die zum Theil den Rumpf der ſogenannten Schule Friedrich's des Großen bildeten, endlich die juriſtiſchen Doctrinärs. Es kam zunächſt darauf an, jenen Geiſt, der allerdings mehr überhaupt deutſch als ſpecifiſch preußiſch ſein wollte, und deſſen Vertreter der Regierung zu verdächtigen, und dies zu thun übernahm Theodor Schmalz.

Die elende, genau vierzehn Seiten füllende Broſchüre dieſes Ehrenmannes, die er noch dazu nach ſeiner Art zur Hälfte mit alten Geſchichten anfüllte, und die auch kein einziges beſtimmtes Factum enthielt, durch welches die Inſinuationen gegen den als eigentliche Verbindung längſt aufgehobenen Tugendbund begründet würden, hätte unmöglich Aufſehen machen können, wenn nicht eben eine zahlreiche Partei nur auf den erſten Laut gewartet hätte, um von allen Seiten Feuer! zu ſchreien. Vorzugsweiſe war dieſelbe gegen die Gelehrten, die Schriftſteller und Univerſitätslehrer gerichtet. „Gar nichts thaten ſie," heißt es S. 14, „ihr Geſchrei wirkte nicht auf das Volk. Manche, welche das Gerücht zu ihnen zählt, benahmen ſich vielmehr ſo ungeſchickt, daß es nicht an ihnen lag, wenn der Eifer des Volks durch ihre Linkiſchheit nicht erſtickt wurde. Wo ſie mit ſteifem Ernſte auftraten, da ſah das Volk wohl, daß ſie nicht die Noth des Vaterlandes, ſondern ihre eigene Würde fühlten. Keine Begeiſterung herrſchte, überall nur ruhiges und deſto kräftigeres Pflichtgefühl. Alles eilte zu den Waffen und zu jeder Thätigkeit, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löſchen einer Feuersbrunſt beim Feuerlärm eilt."

Der Feuerlärm, welchen Schmalz geſchlagen, erregte bekanntlich nicht bloß die Hauptſtadt, ſondern wiederhallte in ganz Preußen und Deutſchland. Wir brauchen die Broſchüren nicht aufzuzählen, die für und gegen den Denuncianten erſchienen. Von Seiten der Univerſität trat zuerſt Niebuhr gegen ihn in die Schranken, mit gewohnter Unentſchiedenheit, Vorworrenheit und Schwerfälligkeit, ſo daß Schmalz in ſeiner Antwort mit Recht ſagen konnte: „Wer ſo unklar ſchreibt, denkt ſchwerlich klarer;" dann aber Schleiermacher mit beißender Schärfe, mit dem köſtlichſten Humor, ja mit einer Art wollüſtiger Grauſamkeit. Die Aufregung der Gemüther ſtieg dadurch dermaßen, daß der König ſich veranlaßt fand, die weitere Discuſſion dieſes Gegenſtandes förmlich zu verbieten.

Nicht bloß in Folge dieſes Streites, ſondern durch die veränderten Verhältniſſe ſelbſt traten nun an der Univerſität beſtimmtere Unterſchiede, Stellungen und Gruppirungen hervor. Jetzt erſt kann im ſtrengſten Sinne von Parteien die Rede ſein.

Fichte war zur rechten Zeit, im Januar des Jahres 1814 geſtorben. Die Philoſophie hatte mit ihm ihren Repräſentanten verloren; denn Solger war nicht dazu gemacht, ſie auf eine kräftige Weiſe zu vertreten. Er geſteht ſelbſt, daß die Zahl ſeiner Zuhörer ſeit Fichte's Tode anſtatt zuzunehmen, ſich fortwährend vermindert habe. An politiſchem Sinn fehlte es ihm vollends ganz. Schleiermacher's Bedeutung konnte dadurch nur wachſen, und — wie man auch ſonſt über ihn urtheilen möge — es iſt notoriſch, daß trotz ſeiner Salbung und unmittelbaren Erlöſungsbedürftigkeit, trotz ſeiner bis zum Somnambulismus hinaufſtreifenden Romantik er allein es geweſen, der bis zum Zeitalter Hegel's das logiſche und dialektiſche Intereſſe einigermaßen unterhalten hat, obwohl unter ſeinen Händen das Feuer der Philoſophie doch zuletzt im theologiſchen

Qualm hätte erſticken müſſen. Aber auch hinſichts ſeiner politiſchen Anſichten rückte er entſchieden in die vorderſte Poſition. Während nämlich gar viele ſeiner Collegen pflichtſchuldigſt aufhörten, ſich um den öffentlichen Geiſt zu kümmern, trat er nicht bloß gegen die eigentlichen Reactionairs, ſondern auch allmälig gegen die Regierung in eine ſehr ſcharfe, oft mit den beißendſten Eſſenzen gewürzte Oppoſition. Fortwährend kämpfte er gegen das alte, ſich wieder vordrängende Preußenthum, und für die Weiterentwickelung der Principien von 1808 und 1813; ja er galt trotz ſeines Abhängigkeitsgefühles für einen Ultraliberalen, und mochte es im Vergleich zu den übrigen Stimmführern der Zeit wirklich ſein. Auf der Univerſität hielten außer ſeinen Platoniſchen Freunden, die eben damals Heindorf's wegen eine Fehde gegen Wolf begannen, vor Allen de Wette und Rühs, der etwa zwiſchen ihm und Jahn in der Mitte ſtand; in den geſelligen Kreiſen aber ſammelten ſich um ihn Staatsbeamtete und Militärs aller Grade, die mit dem Syſtem der Regierung unzufrieden waren und in Stein's Grundſätzen beharrten. Niebuhr war indeß nach Italien geſandt worden, und Savigny, der ſchon während des Krieges in ſeinem Buche „über den Beruf unſerer Zeit zur Geſetzgebung" documentirt hatte, daß er kein Vertrauen zur Gegenwart habe, und kein Mann des Fortſchrittes ſei, geſellte ſich nunmehr offen den Reactionären bei und wurde, nachdem er 1817 in den Staatsrath getreten, der eigentliche Chef des doctrinären Ariſtokratismus. In der Facultät durch Göſchen verſtärkt, zog er nach und nach in dieſelbe eine Anzahl ſeiner meiſt eben ſo frommen als hiſtoriſchen Schüler, und bevölkerte überhaupt mit ihnen alle preußiſchen Univerſitäten.

(Fortſetzung folgt.)

Die Ueberſetzung in jetziger Zeit.

(Fortſetzung.)

Wo bleibt denn aber nun ein Platz für die Ueberſetzung offen, wann und was ſoll denn überſetzt werden, da es doch Ueberſetzungen giebt, die ſo Unberechenbares eingebracht haben, wie die Bibel, Homer, Shakſpeare? Und wenn wir den einen Shakſpeare nehmen, ſo haben wir die Thatſache, daß der mehr eingebracht hat, als irgend Originale hätten Gewinn geben können. Warum ſollen wir nicht überſetzen, da wir Deutſche das ohne Zweifel am beſten können, indem wir eine Sprache haben, die für uns dichtet und denkt — und auch überſetzt? Freilich iſt die deutſche Sprache dazu die alltüchtige, aber ſie iſt kein ſo vom Himmel herabgefallenes fertig geſchloſſenes Ding, das bei Licht beſehen zufällig unter vielen Eigenſchaften auch dieſe hätte, das beſte Ueberſetzungsinſtrument zu ſein; ſondern Sprache iſt auch das Gewordenſein der Sprache, ein durch harte Arbeit nun allerdings gewonnener Complex von Beſtimmtheiten, der ſich in der Anwendung auf die beſtimmte formelle Ueberſetzungsthätigkeit wunderbar geſchickt erweiſt. Aber wir haben es uns auch ſeit der Reformation ſauer werden laſſen in der Arbeit des Lernens, in der Aneignung und dem Gemäßmachen des fremden individuellen Geiſtes, vielleicht auf Koſten des nationalen, und es iſt nachgerade Zeit, daß man es nicht ſo unendlich wichtig nimmt, wenn in irgend einem Winkel der Welt Einer etwas dichtet, das der Rede werth iſt; denn um und neben uns gehen Dinge vor, bei denen es gerathen iſt, verſtändig und praktiſch zu werden, und für eine Zeit lang das Aufgehen in das ſüße Schönheitsempfinden, vor Allem aber in das widerwärtige, erſchlaffende, kosmopolitiſche Litteraturintereſſe einzuſtellen. Nun da wir etwas gelernt haben, wird uns das Schöne nicht davongehen, denn ſo lange Gott und die Welt iſt, iſt auch Poeſie. — Aber das iſt richtig, wenn es auch nicht ſo vornehm klingt: die Deutſchen können überſetzen, weil ſie es gelernt haben. Nehmt einen Franzoſen, in den der Blitz Shakſpeare'ſcher Poeſie zündend eingeſchlagen und der ganz voll von ihm iſt, und laßt ihn überſetzen, ſo wird des Lachens kein Ende ſein. Es haben die Franzoſen nun einmal nicht in der Aneignung des Fremden gearbeitet, ſondern an ſich, und da haben ſie die Beſtimmtheit ihres eigenen Weſens faſt einſeitig zugeſpitzt. Daher hat ihre Sprache längſt jene wunderliche, ſtelzenhafte Proprietät angenommen, nach welcher ſie zur Darſtellung gewiſſer Verhältniſſe nicht ein Wort, ſondern ganze Wortreihen ſtehend anwenden, und bis zur Monotonie wieder anwenden, ſo daß, wenn das Gleichniß noch in anſtändiger Geſellſchaft erlaubt iſt, ihre Sprache mehr Bau als Wuchs iſt, und Yorick ſeines franzöſiſchen Bedienten Brief, den ein Trommelſchläger einer Corporalsfrau geſchrieben, für ſeine Dame aus Amiens ſchon damals ſehr gut brauchen konnte. — Nun alſo, da gut überſetzt werden kann, welche Antwort giebt man auf die vorſtehenden Fragen? Die Antwort iſt durch die Geſchichte gegeben: nicht Bibliotheken waren es, die uns förderten, ſondern das dem wahrhaft ſich kundgebenden Bedürfniſſe entgegengebrachte mächtige Wort des Einzelnen, die Einzelüberſetzung des Dichters oder Philoſophen, der für Tauſend iſt, ein Wort, das durch ſeinen Inhalt ſich noch in aller und jeder Zeit beſtimmend äußert, das befähigte Geiſter einladet, ſich immer von neuem an ihm zu verſuchen, den Kampf mit der fremden Form wieder und wieder zu beſtehen, und das in der Hülle der fremden Sprache ausgeſprochene Weſen immer durchſichtiger vorzuführen. Hierzu müſſen ſich, ſo zu ſagen, zwei Momente vereinigen: ein weit ausreichender Blick für das, was an der Zeit iſt, ob das geiſtige Leben eines Volkes, das ſich in dem Schriftwerke ausprägt, Coincidenzpunkte mit dem Werden der Gegenwart darbietet, ob in die-

ſer Fugen vorhanden ſind, in welche das Meiſterwerk auch ſeinerſeits hineingefugt, einen Hebel zum Fortſchritt abgiebt, oder nicht. Iſt das Erſte der Fall, dann mag mit gutem Vertrauen hervorgeholt werden, was vor anderthalb Tauſend Jahren einſt gut war, es hat dann keine Noth, man wird ſich heute noch dadurch gehoben ſehen. Es iſt ſo, als wie die in Gott verſtorbene Burſchenſchaft vor 10 Jahren die Lieder von Körner, Arndt und Schenkendorf ſang, die gegen die Fremdherrſchaft gerichtet waren, aber die dennoch wieder hervorgeholt wurden, weil es den Burſchen ſo vorkam, als ſei das Alles noch wieder ſehr gut zu gebrauchen. So wird bei dem gegenwärtigen Standpunkt der Philoſophie Ariſtoteles, der alte Erzieher des Menſchengeſchlechts, in Paraphraſe und Ueberſetzung ausgebreitet, und das iſt vortrefflich. Das zufällige Gute aber uns näher gebracht, iſt gutes Holz, das durch des Meeres und der Winde Kraft an den Strand geworfen von den Küſtenbewohnern nach Strandrecht genommen und aufgepackt wird, bis die Zwecke herankommen, zu denen ſie es gebrauchen, und da verfault es oft. Eben daſſelbe kann von der Ueberſetzung der Dichter geſagt werden. Nachdem uns Leſſing zuerſt, wahrhaftig auch ein Marſchall Vorwärts, von den Franzoſen befreit hatte, fiel Shakſpeare nachher wie fruchtbarer Regen in dürres Land; ſein Einfluß iſt unermeßlich, ja in einer Art Ausſchlag gebend geweſen, weil er und unſere Nationaldichter, nachdem ihr Reichthum vor uns hingegoſſen, uns nichts Anderes dulden laſſen, als durchgreifende Poeſie. — Das andere Moment, das nicht ſowohl in Betracht kommt, als zur Ueberſetzung unbedingt berechtigt, iſt das befähigte Subject. Hiermit ſoll mehr gemeint ſein, als eine genaue Kenntniß des Originalwerks. Dieſe nämlich kann durch eine gewiſſe Bildungsgewandtheit, durch eine Biegſamkeit in der Auffaſſung des Fremden, die durch Arbeit noch befördert wird, allerdings gewonnen werden; allein das iſt nicht hinreichend. Das wäre ja nur die faſt ſchon einheimiſche Geſchicklichkeit, eine Familiarität mit dem Autor, die, wie es lateiniſch ausgedrückt werden würde, durch die Zufälligkeit langwieriger und ausdauernder Studien zuſammengezogen werden kann. Da kann es denn kommen und iſt gekommen, daß Jemand einen Dichter des claſſiſchen Alterthums etwa philologiſch wohl kennt, und dennoch von aller Schönheit und Muſik des Verſes verlaſſen, eine ſchlechte Ueberſetzung liefert. Vielmehr zeigt ſich das befähigte Subject in anderer Weiſe. Es geſchieht nämlich, daß ſich im Verlauf der Zeiten der individuelle Geiſt eines ewigen Dichters in einem ſpäteren Individuum abglänzend wiederholt, welches dann ganz in dem einen aufgeht, und ſein in der Poeſie ausgeſprochenes Weſen zum ſteten Medium ſeiner eigenen Gedanken und Empfindungen, zum Pulsſchlag ſeines eigenen Lebens macht. Treibt ſich dies Subject nun zur Ueberſetzung, ſo gewahren wir mit Ueberraſchung, wie wunderbar das fremde Idiom an vielen Stellen in der Ueberſetzung ſich verdurchſichtigt, und wie unabweislich treffend, ja bis zu anmuthiger Congruenz ſich deckend die Ausdrücke und Wendungen uns entgegenſpringen. So iſt Wolf's Ueberſetzung der Wolken des Ariſtophanes unübertroffen; denn ſein kerniges Weſen, ſein Spott, ſein ihn treibendes reelles Pathos für das damals und namentlich durch ihn ſich aufſchwingende claſſiſche Alterthum — einſt der abſoluteſte, reinſte Bildungsäther — dies Alles verlieh dieſem neuen Heiden jene merkwürdigen individuellen Berührungspunkte mit dem alten Komiker, die ſich in ſeiner Ueberſetzung ſo deutlich herausfühlen laſſen. Ueberhaupt waren auch in Wolf, ehe die Tüchtigkeit ſeines Weſens ermattete, jene Kant'ſchen Affecte der wackern Art, welche in allen Männern geweſen ſind, die etwas Tüchtiges überſetzt haben. Wie einzig, ja wie incommenſurabel war nicht Luther's Verhältniß zum bibliſchen Inhalt! Deshalb aber ſind ſeine verdeutſchten Pſalmen auch Poeſie, die genaue, moderne Ueberſetzung aber des neueren gelehrten Theologen Proſa. Nicht alle aus dieſem Grunde gelungenen Ueberſetzungen brauchen hier aufgeführt zu werden; nur Lewald fühle ich mich gedrungen hier zu nennen, der Yorick's empfindſame Reiſe, dieſen Edelſtein in der engliſchen Litteratur, ein Buch, dem man, wie Göthe ſagte, im Stillen ſo viel verdankt, und das unbegreiflich falſch gefaßt worden iſt, entſchieden auf das Vortrefflichſte überſetzt hat. Aber man braucht nur Lewald's kurze, ſinnige Vorrede zu leſen, um das leicht zu begreifen. — So wäre denn, nach dem was geſagt iſt, nur die berechtigte Einzelüberſetzung des dazu befähigten Subjects an der Stelle. Die Ueberſetzungsbibliothek aber und die mit Routine verfertigte Uebertragung des zufällig irgend Vortrefflichen in irgend fremden Litteraturen, kann ſo ohne weiteres nicht darauf Anſpruch machen, in der erhöhten Thätigkeit deutſcher Wiſſenſchaft etwas zu gelten. — Es iſt in dieſen Bemerkungen von der „Ueberſetzung als Kunſtwerk," das unter allen Verhältniſſen ſein Recht in ſich ſelbſt trüge, nicht die Rede geweſen. Aufrichtig geſagt, es iſt zu fürchten, daß dieſe pointirte Auffaſſung, mit der ſich manche Ueberſetzer in einer unſchuldigen Eitelkeit ſo gern zu thun machen, eine altmodiſche Vornehmigkeit iſt. Die Ueberſetzung iſt ein edles Geſchäft und kommt dem Weſen künſtleriſchen Producirens verfänglich nahe, — aber man mag ſich drehen, wie man will, — Ueberſetzung iſt doch nicht die freie Schöpfung aus nichts, ſondern formelle Thätigkeit am bereits vorhandenen, ja formirten Stoff. Es gab unlängſt eine Zeit, wo Alles durch forcirte Beſtimmungen von Schönheit und Kunſtwerkigkeit einen neuen Relief erhalten ſollte; auch Gedankenkunſtwerke ſollte es geben, wie der zweite Theil des Fauſt und Anderes mehr. Das iſt nun Alles ſpurlos verſchwunden, und dieſe Art die Ueberſetzung zu faſſen am Ende mit. Und nun zu Italien und zu Boccaccio!

(Fortſetzung folgt.)

Druck von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig.

21

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

7. Januar. № 6. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Während nun die Regierung fortfuhr zu temporisiren, und die heißersehnte und endlich ungestüm geforderte Erfüllung des Versprechens vom 22. Mai 1815 ins Unbestimmte vertagte, ja allmälig anfing, die Reaction offen zu begünstigen und sich an deren Spitze zu stellen, gährte der Geist der früheren Jahre fort und fort auf den Hochschulen und in der Tageslitteratur, ohne daß man auch nur den Versuch gemacht hätte, ihn gehörig zu bearbeiten, zu klären und zu destilliren. Wäre dies einfach und offen und zeitgemäß geschehen, ja hätte man nicht auf dem wiener Congreß und seitdem unaufhörlich demselben sich nur entgegengesetzt, ihn nur zu beschränken und zu unterdrücken gesucht, sondern ihn positiv gelenkt, geläutert und erzogen, man hätte positive Resultate aus ihm gewinnen können. So aber mußte er ins Maßlose ausschweifen und zur Caricatur werden. Es war freilich ein Rausch, in welchem die siegtrunkenen Gemüther noch fortschwelgten, aber im Rausche sind Bilder, und aus diesen Bildern lassen sich Gedanken machen.

Mit andern Worten: fern sei es, das Burschenthum und die Deutschthümelei, wie sie nun einmal durch die Verhältnisse ins Extrem geworfen, mit ihrem politischen und religiösen Fanatismus und ihren mittelalterischen Sympathieen sammt und sonders zu rechtfertigen oder sie überhaupt nur als schlechthin liberale anzuerkennen; aber fern sei es auch, den gesunden Keim zu verkennen, der ungepflegt, ja der gesunden Nahrung sorgfältig beraubt, zum wüsten Gewächs emporwuchern mußte, — den Drang nach öffentlichem, politischem Leben und nach ständischer Verfassung. Gerade diesen einzigen, richtigen Grundgedanken hat man verworfen, die Entstellungen und Auswüchse dagegen liebend weiter entwickelt, die sich dann, der politischen Basis entzogen, zu dem mystischen und pietistischen Fratzenthum der Gegenwart gestalteten.

Die weiteren Ereignisse sind bekannt: die Wartburgsfeier, der aachner Congreß, die berüchtigte Sturdza'sche Denkschrift, Kotzebue's Ermordung und endlich die karlsbader Beschlüsse.

In Berlin, in welchem übrigens der Burschengeist nur einmal zu einem öffentlichen Scandal Veranlassung gegeben, nämlich bei der Aufführung von Werner's „Weihe der Kraft," erregte besonders Jahn's Arretirung und Proceß und de Wette's Entfernung großes Aufsehen. Dieser Letztere hatte bekanntlich an Sand's Mutter ein Trostschreiben erlassen, in welchem er die That ihres Sohnes zu entschuldigen gesucht. Der Brief wurde auf bisher noch unerklärte Weise bekannt, der angebliche Schreiber zur Untersuchung gezogen und, obgleich er nur „einen Brief der Art" geschrieben zu haben bekannte und auf Vorlegung des Originals drang, seiner Stelle als Professor der Theologie entsetzt.

Während die mainzer Centralcommission ihr Werk vollbrachte, der öffentliche Geist gewaltsam unterdrückt, die Presse fast auf das reine Nichts reducirt wurde, und für Deutschland jene Zeit begann, in welcher Clauren und die Abendzeitung die eigentlichen Repräsentanten des Zeitgeistes waren, die Wissenschaft sich still wieder in die Gelehrsamkeit hineindrückte, und es für die Gemüther kaum noch eine andere Zuflucht gab, als Katholicismus und Pietismus: wurde das Werk der einstigen, endlichen Befreiung des deutschen Geistes und Volkes in der innersten, verborgensten Tiefe desselben vorbereitet — durch die Philosophie. Und diese Philosophie sollte in Berlin sich durchsetzen.

In Folge der großen Administrationsveränderungen vom Jahre 1817 war das Departement des Cultus, des öffentlichen Unterrichts und des Medicinalwesens vom Ministerium des Innern getrennt und als ein besonderes Ministerium dem Freiherrn von Altenstein übergeben worden. Wie er, der letzte große Staatsmann aus Hardenberg's Schule, mit rastloser Thätigkeit, meisterhafter Virtuosität und edler, großer Freisinnigkeit, zum Theil unter den schwierigsten und beengendsten Verhältnissen, alle Zweige der Wissenschaft gefördert und das gesammte Unterrichtswesen zu nie gesehener Blüthe getrieben hat, so beginnt auch mit seiner Verwaltung für die Universität Berlin eine neue Periode.

Es war eine der erſten Sorgen Altenſtein's, Fichte's ſeit vier Jahren erledigten Lehrſtuhl wieder zu beſetzen und dadurch der Univerſität die Philoſophie zurückzugeben. Hegel wurde auf denſelben berufen. Man hat oft gefragt, wer und was dazu die nächſte Veranlaſſung geweſen. Einige behaupten, Hegel's Aufſatz über die württembergiſchen Stände, in welchem derſelbe dargethan, wie die Regierung ſich unendlich aufgeklärter, liberaler und vernünftiger gezeigt, als jene, welche nur immer nach dem guten, alten württembergiſchen Recht verlangt, habe hier in den höchſten Kreiſen großen Anklang gefunden und die Hoffnung erzeugt, durch ihn den demagogiſchen Geiſt und andere mit dieſem zuſammenhängende Richtungen radical zu curiren. Andere erzählen, Schleiermacher, der von deſſen ſogenanntem ſchlechten Vortrage viel gehört, habe gerade deshalb auf ihn aufmerkſam gemacht, um nicht durch Berufung eines Andern, der vielleicht einen beſſern Vortrag hätte, ſeinen philoſophiſchen Einfluß zu verlieren, auf den er ſehr eiferſüchtig war. Doch iſt es viel wahrſcheinlicher, was man ebenfalls erzählt, daß hauptſächlich er ſich mit Hand und Fuß gegen Hegel geſträubt und ſtatt ſeiner den romantiſchen Schubert habe herbefördern wollen. Solger endlich verſichert in ſeinem Briefwechſel, ihn zuerſt vorgeſchlagen zu haben. Indeß war Altenſtein ſelbſt noch von Fichte her ein eifriger Anhänger der Speculation, J. Schulze aber, der kurz vorher in das Miniſterium berufen worden, vollends ein Freund und Verehrer Hegel's, und ſo braucht man denn wohl nur noch daran zu erinnern, daß zwei Jahre zuvor die Logik vollendet und gleich darauf (1817) die Encyclopädie erſchienen war, um die Berufung des Letzteren ganz natürlich zu erklären. Knüpften wirklich ſchon damals einzelne Staatsmänner ausgedehntere Hoffnungen an dieſelbe, glaubten ſie in der ſtrengen Objectivität des Hegel'ſchen Syſtems ein Heilmittel gegen die zügelloſe, gemüthliche, phantaſtiſche Willkür der politiſchen und religiöſen Tendenzen des Augenblicks gefunden zu haben, hegten ſie die Ueberzeugung, daß alle Halbheiten und Einſeitigkeiten und Ueberſchwenglichkeiten der Zeit in letzter Inſtanz nur durch logiſche Klarheit und Beſtimmtheit überwunden werden könnten: ſo würde dies ihrem Scharfſinn ſehr zur Ehre gereichen.

Im Großen und Ganzen knüpft ſich nun die fernere Geſchichte der Univerſität an die Stabilirung und Ausbreitung der Hegel'ſchen Philoſophie, an die Gegenſätze, welche ſie gefunden, die Kämpfe, welche ſie zu beſtehen, und die Reactionen, welche ſie hervorgerufen hat. Da aber dieſe theils der allernächſten Vergangenheit, theils noch der Gegenwart angehören, folglich in der unten zu gebenden Ueberſicht des gegenwärtigen Zuſtandes und der Charakteriſtik der betreffenden Richtungen und Erſcheinungen und Individuen ihre Stelle finden werden, ſo dürfen wir uns hier ganz kurz faſſen, und lediglich an das Factiſche halten.

Anfangs war es ziemlich ſtill um und über den neuen Philoſophen. Seine dunkle, abſtruſe Sprache und der ziehende, näſelnde, kreiſchende, unterbrochene Vortrag ſchreckten zurück. Man meinte, er ſei wo möglich noch unverſtändlicher als Fichte, und ihm fehle das, wodurch Jener entſchädigt habe, die kräftige, männliche Perſönlichkeit und Beredſamkeit. Man wollte zwar nicht läugnen, daß hinter ihm etwas ſtecken möge, aber bedauerte, daß ihm die Gabe der Deutlichkeit und des Ausdrucks nicht verliehen ſei; man bewunderte im beſten Fall ſeine Tiefe, aber verſtand ihn nicht. Nachdem indeß der erſte Schreck überwunden war, und man ſich in die wunderliche Manier und Sprache des Mannes einigermaßen gefunden hatte, fing man allmälig nach berliner Art an, ihn intereſſant zu finden; viele ſeiner Ausdrücke wurden in der guten Geſellſchaft, wie bei den Studenten zu Curioſis und zu Stichwörtern; man piquirte ſich, ihn trotz ſeiner grandioſen Unverſtändlichkeit zu verſtehen, man diſputirte über das Anſich, Fürſich und An- und Fürſich, und war erfreut, endlich das große Paradoxon von der Identität des Seins und Nichts begriffen und damit den eigentlichen Schlüſſel ſeines Syſtems gefunden zu haben. Die Zahl ſeiner Zuhörer aus allen Claſſen wuchs zuſehends, und ſchon im Anfange der zwanziger Jahre gab es hier eine förmliche Hegel'ſche Schule. Als der erſte ſeiner Schüler, die an der berliner Univerſität zur Verbreitung ſeiner Lehre beitrugen, iſt bekanntlich Marheineke zu nennen; ſeit dem Jahre 1821 fing v. Henning an, Repetitorien über Hegel's Vorleſungen zu halten; dann traten faſt gleichzeitig auf: Gans, Rötſcher, Michelet, Hotho u. A. Es conſtituirte ſich die Geſellſchaft für wiſſenſchaftliche Kritik, und die Jahrbücher derſelben wurden Organ der Schule. Das Miniſterium fuhr fort, dieſelbe entſchieden zu begünſtigen; die Hegel'ſche Philoſophie ward zur königlich preußiſchen Staatsphiloſophie, und es war vor zwölf bis funfzehn Jahren nichts leichter, als mit ein wenig ſpeculativer Logik oder gar Theologie außerordentlicher und reſp. ordentlicher Profeſſor zu werden. Jetzt iſt es freilich etwas ſchwerer, wenn ja überhaupt die Hegel'ſche Philoſophie noch zur Empfehlung dienen ſollte.

Wie aber die Philoſophie mehr und mehr in den Geiſtern feſten Boden faßte, und ihre Bedeutung und Tendenz immer klarer und entſchiedener herausſtellte, hatten auch unterdeß die entgegengeſetzten Richtungen ſich verſtärkt und fingen allmälig an, Front gegen ſie zu machen. Anfangs war natürlich die Oppoſition gegen dieſelbe ſo gut wie nicht vorhanden geweſen; denn wie kann man gegen eine Sache opponiren, die man nicht verſteht? Dazu kam, daß Hegel von ſeinem Grundſatze, daß das Wirkliche vernünftig und das Vernünftige wirklich ſei, nur die eine Seite nachdrücklich hervorhob, und bei ſeiner Rechtfertigung des Wirklichen, daſſelbe nicht allzuſcharf von dem bloß Beſtehenden

und Poſitiven zu ſondern für gut befand. Deshalb konnte er längere Zeit in der Politik und Theologie für orthodox gelten, da er beſtändig gegen das Beſſerwiſſen und Beſſermachen in Staat und Kirche polemiſirte und die Dogmen, namentlich die Dreieinigkeit, eifrig in Schutz nahm. Wegen ſeiner myſteriöſen Dunkelheit und einzelner poetiſcher, von der Myſtik entlehnter Ausdrucksweiſen ward er ſogar für einen Myſtiker gehalten, und die Rationaliſten, die Aufgeklärten, die Leute des geſunden Menſchenverſtandes warfen ihn dreiſt in dieſe Kategorie. Sie, gegen deren ſubjectives Meinen und Belieben und abſtracten Verſtand er ſo oft und heftig zu Felde zog, waren auch die Erſten, welche eine entſchiedene Abneigung gegen ſeine Philoſophie äußerten oder dieſelbe doch vornehm belächelten. Ebenſo aus politiſchen Rückſichten die Liberalen der nächſten Vergangenheit, die Männer von 1813, die Anhänger des Burſchengeiſtes und der Demagogie, von denen nur Einzelne ſich ihm anſchloſſen, wie z. B. Fr. Förſter. Noch in ſpäterer Zeit ſprachen ſie ja von dem preußiſchen „Knechtphiloſophen," wie von dem „geſchmeidigen Kammerdienerhiſtoriker." Indeß konnte es auch den Gläubigen und Frommen nicht länger verborgen bleiben, daß die neue Philoſophie nicht in das große Buß- und Betjahr gehöre, welches ſie auszuſchreiben anfingen, und bald ſtanden ihr alle theologiſchen Anſichten und Parteiungen kampfgerüſtet gegenüber.

Schleiermacher war an der Univerſität vielleicht der Einzige, der vom erſten Augenblicke an eine wirkliche Malice gegen dieſelbe hatte, theils weil er ſich ſeines philoſophiſchen Monopols und vorherrſchenden Einfluſſes beraubt ſah, theils weil er ſehr richtig ahnte, daß ſie aller Halbheit ein Ende machen werde und ihre Dialektik eine ganz andere Aufgabe habe, als nur Advocatie des religiöſen Gefühls zu ſein und demſelben Complimente zu machen. Seine Malice aber mußte ſich nothwendig bei den ſtreng gläubigen Theologen, welche die Philoſophie nicht einmal als Magd ihrer Wiſſenſchaft gebrauchen wollen, und denen alles Denken ein Gräuel iſt, bis zum völligen Fanatismus ſteigern. Es iſt bekannt, wie ſich die berliner Theologie, ausgehend von Schleiermacher's philoſophiſch gewürzter Salbung, ſtufenweiſe bis zum gedankenloſeſten Pietismus und zur craſſeſten Orthodoxie entwickelt hat. Von Schleiermacher zu Neander, von dieſem zu Tholuck, der an de Wette's Stelle Vorleſungen über das alte Teſtament und die orientaliſchen Sprachen hielt, und von dieſem endlich zu Hengſtenberg, der ſich 1824 habilitirte und drei Jahre ſpäter die evangeliſche Kirchenzeitung gründete, iſt ein ſchöner, ſtetiger Fortſchritt gemacht worden, der dem menſchlichen Geiſte und unſerer Zeit zur Ehre gereicht. In dieſem Fortſchritte hat ſich denn auch der Haß gegen die Philoſophie und die Reaction gegen dieſelbe dergeſtalt fortgebildet und bis in die polizeiliche Sphäre hin ausgedehnt, daß er faſt unwillkürlich an das Verhältniß Wöllner's und der Seinen zum Philoſophen von Sansſouci erinnert.

(Fortſetzung folgt.)

Die Ueberſetzung in jetziger Zeit.

(Fortſetzung.)

Mit Giovanni Boccaccio dem Certaldenſer aus dem florentiniſchen Gebiet hebt die Litteratur Italiens an. Es iſt kein Nachdruck darauf zu legen, wenn er der Schöpfer der italiſchen Proſa genannt wird, oder gar, wie in den Litteraturgeſchichten ein feſtes Datum zu wiederholen beliebt wird, der Gründer der Novelle; ſondern wie manche Nationen den Reigen der Geiſter gleich mit etwas Vollendetem begonnen haben, wie Homer nicht Ausgangs-, ſondern Anfangspunkt der griechiſchen Litteratur iſt, ſo iſt Boccaccio eben ſo ein großer in ſeiner Weiſe vollendeter Anfang. O du einziger Mann, der du von ganz Europa in alten und neuen Zeiten unſäglich benutzt und ausgeplündert, von klugen Pfaffen ſchnöde verſchnitten und verſtümmelt, von den Händen der Maitres, die dich edirten, verunſtaltet, und von der vornehmen Empfindſamkeit verächtlich zurückgeſetzt biſt, — was iſt denn in dir, daß du noch nicht untergangen und im Zeitenſturme verweht biſt? Ja, das iſt nur deine Wahrheit und Aechtheit, der kräftige Strom deines ewig blühenden Lebens, deine Glut und Farbenpracht, die der Genius der unſterblichen Schönheit dir anhauchte, als er an dir vorüberrauſchend mit dem Saum ſeiner Schwingen dein Herz ſtreifend berührte! Ach, warum kann es nicht mehr geſchehen, die Muſe anzurufen, daß ſie mir dieſen Mann beſingen hilft, deſſen wundervolle Geſchichten jetzt verdeutſcht ſind, die aber immer wieder und zwar recht innig im Urtext geleſen werden müſſen, wenn man einen gründlichen Genuß und ein olympiſches Lachen davon gewinnen will. —

Bei Boccaccio erinnert man ſich des Göthe'ſchen Gedankens über die Kindesnatur, welcher fein und wahr und nur vor dem Unſinn romantiſcher Extreme zu bewahren iſt. Jener Anblik des in ſich Fertigen bei den kleinen Weſen, das Treue und Wahrhaftige, womit ſie ihr Weſen herausſetzen, feſſelt unſere Aufmerkſamkeit, und die Betrachtung, wie in der Kindesnatur, aller und jeder, auch der vollendetſten, Entwickelung liegt, flößt uns eine Art heiliger Ehrfurcht ein. So nun liegt im Boccaccio noch die ganze Möglichkeit der italieniſchen Litteratur, und nach den „alti principi dati dalle sue novelle alla bellezza," kann man wohl trauern, daß die Zukunft dieſe Möglichkeit nicht zur Wirklichkeit brachte. Der Decamerone ergänzt nämlich zuerſt in ſeiner beſtimmten Weiſe das etwas enge Kunſtepos, weil in ſeiner Erzählung, wie bald näher ausgeführt wird, das

wahre epiſche Weſen ſo vollendet erſcheint, daß er hierdurch allein ſchon den Kranz verdiente. Auch für die ältere Lyrik geben ſeine Canzonen, wie ſie nach der bekannten äußerlichen Ordnung des Buchs in Gras und Blumen unter duftenden Blüthenbäumen von der Pampinea, Lauretta, Neifile u. a. geſungen werden, wenn nach dem geweihten Erzählungstage die Königin den Lorbeerzweig vom Haupte nimmt, und die carola begonnen wird, und Alles in dem glücklichſten lebendigſten Jubel verſchwimmt, die feſten Rahmen für den reflectirten Charakter der romaniſchen Lyrik; es iſt nicht das Regen und Weben tiefer Gemüthsentfaltung, wie in unſerer Poeſie, von einem Kyrie des funfzehnten Jahrhunderts an bis zu einem „Füllſt wieder Buſch und Thal," ſondern das Nebeneinanderſtellen abgewogener Reflexionen, das Aufeinanderfolgen einer Reihe von Gefühlen, Klagen, Freudelauten u. ſ. f., denen nach der Wichtigkeit und Bedeutendheit ihres Inhalts ein geſteigerter Ausdruck verliehen wird. Es iſt merkwürdig, daß die Poeſie der romaniſchen Lyrik gerade dieſen Ausdruck gewinnen mußte, während in der proſaiſchen Darſtellung Alles aus dem Boden der Unmittelbarkeit erwächſt. Endlich liegt im Decamerone auch die Möglichkeit des Drama, und welch' eines Drama! Denn oft, wenn die Maſſen der Erzählung in immer lebhaftere, ja reißendere Bewegung verſetzt ſind, entfeſſelt ſich plötzlich der Dialog mit der ganzen Glut ſüdlicher Leidenſchaft, und ſcheint die Schranken der Novelle gewaltſam durchbrechen zu wollen. Da ſieht man den Keim ſich regen, man ſieht die Ausſicht zur Tragödie und Komödie eröffnet. Zur Probe mag man die berühmte Erzählung von Tancredi prenze di Salerno (Giornat. IV. nov. I) oder die von Bernabo da Genova (Giornat. II. nov. IX), welche von andern Nationen auch ſchon zum Drama benutzt iſt, und außer einer Menge Erzählungen des mit dem Privilegium der Ausgelaſſenheit ausgeſtatteten Dioneo, die vom Meſſer Ricciardo di Chinzica leſen, und viele andere. Alſo in Boccaccio liegt die Möglichkeit einer ganzen Litteratur, und das iſt es zuerſt, um deſſentwillen er den Italienern und uns Allen ewig theuer ſein muß. —

Was aber Boccaccio's Erzählung anlangt, — da hilft es nichts, von Trefflichkeit, Witz, Anmuth, Ausführlichkeit u. ſ. f. zu ſprechen: das reicht nicht aus, das bezeichnet nicht, das erſchöpft nicht. Am nächſten kommt man allerdings mit der Bezeichnung des Epiſchen. Wir wollen verſuchen die Sache ſo zu faſſen. Lieſt man die Novellen, und läßt man ſich treiben in dieſem vollen und ruhigen Wogenſchlage epiſchen Weſens, ſo kommt man bald dahinter, was hier die ſcheinbar verborgenen Kräfte ausmachen. Es iſt die ganz einzige Continuität der Erzählung, in der auch nichts, nicht das kleinſte überſprungen, nichts der Vorausſetzung und augenblicklichen Ergänzung überlaſſen wird: das Hauptereigniß mit allen es umſpielenden Nebenvorfällen, der Hauptſtamm wie die Nebenverzweigung, ſelbſt die Zipfchen, Spitzchen und Abfaſerungen aller der kleinen Thatſachen, durch welche die vollſtändige Materiatur eines Vorfalls im Tagesleben ausgebreitet wird, — dies alles iſt auch dort in nie abnehmendem Reichthum ruhig entfaltet. Wenn man einen phyſikaliſchen Ausdruck hier für bezeichnend halten will, ſo kann man ſagen und es aus ganzer Seele mit empfinden: bei ihm iſt alles mit Darſtellung geſättigt. Hier iſt es intereſſant, Scott's Erzählung, die einer ganz andern Bildungsepoche angehört, mit der des Italieners zu vergleichen. Wenn der erſte in ſeinem herrlichen Ivanhoe uns Cedric den Sachſen vorführt, ſein Haus, ſeine Diener, ſeine ganze knorrige, ſteife und dabei doch ſo ehrenfeſte Weiſe; wenn er ſagt, wie der würdige Than, umgeben von ſeinen Jagdhunden, unmuthig über das verſpätete Abendeſſen iſt, ſo iſt das Alles auch ein wahres Prachtgebäude von Erzählung; allein er ſtört durch das ewige unangenehm verdünnende Motiviren und Einſchalten reflectirter Bemerkungen, wie folgt: — „Bei dem ungeduldigen Franklin lagen mehrere Jagd- und Wachtelhunde herum, die mit Ungeduld auf das Abendeſſen warteten, die aber mit der dieſen Thieren eigenthümlichen phyſiognomiſchen Kenntniß, aus Furcht vor der langen Peitſche, nicht wagten, das finſtere Stillſchweigen ihres Herrn zu unterbrechen. Nur ein alter Lieblingshund, eine alte Wolfsdogge, der ſich ſchon etwas deshalb herausnehmen zu können glaubte, legte knurrend den Kopf in des Gebieters Hand" u. ſ. f., und ſo geht das, trotz aller kernigen ehrenhaften Breitſpurigkeit des britiſchen Dichters, doch in einer Manier fort, die unausbleiche Ermüdung zur Folge haben muß. Nichts von dem bei Boccaccio! Hier iſt derſelbe ſchwere Damaſt der Erzählung, aber die Sache ſpricht für ſich ſchon Alles mit aus; hier bildet ein unausgeſetzter ſteter Realismus durch die ganze Erzählung die behaglichſte Bewegung. Man leſe dafür die Beſchreibung der Peſt, die den Decamerone eröffnet, und die ſich neben die des Thucydides und das Prachtſtück Manzoni's in den Promessi sposi mit Ehren hinſtellt. Man darf ſich hier aber ja nicht täuſchen laſſen durch die bei Boccaccio ſo ſehr beliebten Einſchaltungsſätze mit — lasciamo stare u. a., denn dieſe gehören mehr dem noch ganz rohen Satzbau der eben erſt gebornen Proſa, dem erſten Formiren der Wortmaſſen zu irgend welcher Satzform, als dem Reflexionsdrange an, und geben keinen Einwurf ab. So iſt es mit der Darſtellung Boccaccio's beſchaffen.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

25

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

8. Januar. № 7. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Gleiche Antipathieen zeigten sich in der juristischen Facultät. Hegel's beißende Polemik gegen Niebuhr und dessen Kritik und Behandlung der Geschichte eröffnete den Kampf; Gans hat dann denselben auf dem Gebiete des Rechts bis zu seinem Tode fortgeführt. Dazu kam, daß die historische Schule sich mehr und mehr in den Pietismus hineinbewegte, namentlich durch Bethmann-Hollweg und Lanzizolle, und daß sie anderseits in ihren Ansichten über den Staat entschieden zu den Stabilen, ja zu den Restaurateurs gehört, so daß ihr Gegensatz zur Philosophie nicht bloß ein juristischer, sondern zugleich religiös-theologischer und juristischer ist. An sie schlossen sich in Jarke und Phillips die Jesuiten und die Freunde des Herrn von Haller, die Gründer des politischen Wochenblattes, während die eigentlichen Historiker, namentlich Raumer und Ranke, eine Art von juste milieu zu machen versuchten, der Erstere mehr nach Hardenberg'schen, der Andere nach Ancillon'schen Principien, während die Mediciner und Naturkundigen, mit Ausnahme von K. H. Schultz, im Allgemeinen sich mit einem bequemen, vornehmen Achselzucken über Hegel's Naturphilosophie begnügten.

Seit der Julirevolution ward denn die Philosophie ihrer rein constitutionellen Tendenz halber auch nach Oben hin entschieden verdächtig, so daß sie jetzt eigentlich mit Gott und der ganzen Welt in Opposition steht. Hegel starb zur rechten Zeit, um das nicht mehr zu erleben, und selbst Altenstein war in seinen letzten Jahren nicht mehr im Stande, sie äußerlich zu halten und die Reaction gegen dieselbe zu mäßigen. Hegel ist gestorben, Schleiermacher ist gestorben und Gans ist gestorben; man hat die Stellen der beiden Ersteren besetzt, wie man konnte, die Stelle des Letzteren, wie man wollte. Auf Gans' Lehrstuhl sitzt „der geistige Sohn des Herrn von Haller," und lehrt „eine christliche Staatslehre, welche die Vernichtung des Rationalismus ist und eine höchste Probe und Autorität über sich erkennt in der Lehre der christlichen Kirche seit 18 Jahrhunderten." Diese nicht rationale Staatslehre, was lehrt sie anders, als daß der Staat nicht vernünftig sein könne und solle, — mit diesem Factum ist Alles gesagt, was man etwa noch sagen und verschweigen könnte.

Gehen wir also an das Einzelne! Und zwar stellen wir voran, was auch die Geschichte, wenn sie so fortgeht, wie sie jetzt sich eingeleitet, gar bald voranstellen wird, um auch bei uns eine Rangordnung zu begründen, welche auf der Universität einer anderen deutschen Hauptstadt aus eben so begreiflichen Gründen bereits unbestrittene Anerkennung gefunden hat: —

die medicinische Facultät.

Will man die jetzigen Darstellungen der Medicin durch Rede wie durch Schrift beurtheilen, so findet man sich in Verlegenheit wegen eines durchgreifenden allgemeinen Princips, das dabei zum Maßstab dienen könnte.

Wo so entgegengesetzte, zum Theil ganz unbegreifliche Ansichten nicht nur auftauchen, sondern sich sogar allgemeinere Geltung verschaffen, wie die Homöopathie, die magnetische Heilkunde, die Wasserheilkunde, in denen man kein anderes Princip hat, als alle vernünftige Einsicht geradezu aufzugeben und sich dem blinden Aberglauben an sogenannte sinnliche Erfahrung und rein empirische Nachahmung in die Arme zu werfen, da ist wenigstens so viel gewiß, daß ein einigermaßen überzeugendes allgemeingiltiges Princip nicht hat Wurzel fassen können, und man müßte sich wundern, wie die medicinische Praxis so ohne alle gründliche Theorie frischen Fußes im Leben fortgeht, wenn hier nicht die kräftige Persönlichkeit und Individualität des Arztes, sein Gefühl und Gutdünken, sein praktischer Takt das Bedürfniß der Grundsätze einigermaßen ersetzte. Man sieht so merkwürdiger Weise große Aerzte durch Talent und richtige Naturanschauung, die mehr durch ihre persönliche Individualität als durch die Wissenschaft groß sind. Die Medicin ist in diesem Betracht eine merkwürdige, ganz von den übrigen unterschiedene Wissenschaft, sie ist eine Naturwissenschaft im doppelten Sinne, einmal dem Gegenstande nach, dann aber auch dem Princip nach. Sie ist in dem Sinne

von Naturrecht und natürlicher Theologie eine Naturmedicin, und hat in ihrer praktiſchen Anwendung gar keine poſitiven Geſetze, wie das Recht und die Religion, ſondern der Arzt iſt überall ein Naturarzt, d. i. ein philoſophiſcher Arzt, oder doch was man ſo zu nennen pflegt. Seine poſitiven Handelsmaximen ſind ohne Codex und Bibel ſeiner freien Beſtimmung gänzlich überlaſſen, und daher tritt die große Schwierigkeit ein, ſich in allen Fällen zu helfen und zu rathen, wo dem Rechts- und Gottesgelehrten poſitive Satzungen vorgeſchrieben ſind. Sichere und feſte Grundſätze auf dieſem Gebiet der völligen mediciniſchen Handelsfreiheit werden alſo überall zum Bedürfniß, und es iſt kein Wunder, daß man den beweglichen, nicht durchaus haltbaren und geprüften weniger traut, als den empiriſchen Analogieen, bei denen man doch wenigſtens an Wahrſcheinlichkeit des Erfolges glauben kann. Die Chirurgie, in ſo weit ſie auf rein künſtleriſcher Fertigkeit und Geſchicklichkeit beruht, iſt wegen der Principien weniger in Verlegenheit, und da die ganze Medicin eine künſtleriſche Seite der Ausübung hat, ſo iſt man ſehr geneigt, ſich auch in ihr auf die Seite der Routine in der Kunſt zu werfen, mit der Praxis anzufangen und ſolche mediciniſche Theorieen zu verlaſſen, welche man im Leben doch nicht brauchen kann. Aber Alles dieſes iſt nur ein Nothbehelf; das dringende Bedürfniß einer vernünftigen Theorie ſeiner Handlungen fühlt jeder beſſere Arzt ſehr bald, und nur weil er durch das Gebotene nicht befriedigt wird, hat die Medicin ſo manchen Ueberläufer zu den mediciniſchen Aftermethoden, bei denen dann, da einmal der Menſch ohne ſein geiſtiges Zuthun nicht handeln kann, an die Stelle vernünftiger Einſicht die roheſte, loſeſte Willkür und der blinde Zufall tritt. Die Spaltung der Medicin in ſo mancherlei Aftermethoden iſt alſo nur hervorgerufen durch den Mangel der Einheit in der Theorie und Praxis derſelben, wobei man die ganze Theorie durch die Praxis zu überarbeiten und entbehrlich zu machen ſucht. Die Wirkung dieſes Mangels an Einheit und organiſchem Zuſammenhang im ganzen Gebiet der Medicin ſpricht ſich auch in der Litteratur hinreichend aus, wo man jetzt die größte Neigung hat, die Medicin nicht als ein ſyſtematiſches Ganze, ſondern ſtückweiſe, zerſetzt in Form von Wörterbüchern, Encyclopädieen, Magazinen und ähnlichen Rüſt- und Polterkammern ſogenannter mediciniſcher Erfahrungen zu behandeln, weil dieſe Neigung den meiſten Anklang findet. Man iſt auf dieſe Art der theoretiſchen Medicin abhold geworden, und Alles, was den Namen Theorie oder Syſtem in der Medicin hat, wird von Hauſe aus als unwahr verworfen, und an die Stelle der Achtung vor den Naturgeſetzen tritt Verachtung derſelben, weil man mit dem Wegwerfen der Theorie an der Erkenntniß von Ordnung und Geſetz in der menſchlichen Natur verzweifelt. Die große Aufgabe einer mediciniſchen Facultät iſt alſo die, mancherlei Zweige der theoretiſchen wie der praktiſchen Medicin in einem natürlichen und organiſchen Zuſammenhang zu lehren, ſo daß ein Ineinandergreifen und Sichergänzen der einzelnen Disciplinen ein nothwendiges Entwickeln der Praxis aus der Theorie merkbar, und jedes Iſoliren der Praxis, als gegen die organiſche Natur des Ganzen gerichtet, vermieden wird. Wir geben gern zu, daß die letzte Ausführung ſolchen Zweckes ein Ideal bleiben wird, allein daß man ſich demſelben nähern muß, bleibt unzweifelhaft. Eine Hauptſache bleibt hierbei die Brücke von der Theorie zur Praxis, von der Philoſophie zum Leben. Die Medicin iſt eine Naturwiſſenſchaft, nur eine angewandte auf die Heilung der Krankheiten, ſie beſteht aus der reinen Naturwiſſenſchaft und ihrer Anwendung im Leben; dies giebt Jeder im Allgemeinen ſogleich zu. Aber ſo wie man zum Beſonderen kommt, wird nicht Stich gehalten, und hier werden Naturwiſſenſchaft und Medicin bald wieder getrennte Dinge, die Naturwiſſenſchaften arbeiten ſich nicht genug heran an die Medicin, und die Medicin glaubt nicht in der Naturwiſſenſchaft, ſondern in der kliniſchen Empirie Wurzel faſſen zu müſſen. Dieſe Trennung, man möchte ſagen dieſe Abſtoßung zweier Seiten, die doch nicht wieder ohne einander ſein können, iſt einer näheren Betrachtung würdig. Sie liegt in dem Fortſchreiten und der weiteren Ausbildung der einzelnen Zweige der Wiſſenſchaft, die ſich allmälig aus der früheren Einheit zur Selbſtändigkeit erhoben und unabhängig von einander entwickelt haben. Früher waren die Aerzte, die Alten, wie die Neueren: Paracelſus, Sydenham, Boerhaave, Stahl, Haller, Linné u. And. zugleich Chemiker, Botaniker, Zoologen, Geologen, Anatomen, und dadurch, daß ſie dieſes waren, wurden ſie große Aerzte; ihre mediciniſchen Syſteme hatten einen naturwiſſenſchaftlichen Grund und Boden, und die Naturwiſſenſchaften wurden in directer Beziehung zur Medicin behandelt. Jetzt iſt es umgekehrt. Die Naturwiſſenſchaften haben ſich von der Medicin emancipirt und ſind ſelbſtändig groß geworden. Die Chemiker, Botaniker, Anatomen, Zoologen von Profeſſion lehren jetzt den Aerzten ihre von der Medicin iſolirten Wiſſenſchaften, und die Aerzte machen mehr aus alter Gewohnheit, als aus nothwendigem Bedürfniß von ihnen Gebrauch. Dieſe Wiſſenſchaften ſind zu einer Art formeller Vorbereitungswiſſenſchaften geworden, deren man ſich längſt wieder entledigt hat, wenn man zur praktiſchen Medicin kommt, hauptſächlich aus dem Grunde, weil ihre Bedeutung für die Medicin in dieſer Behandlungsweiſe nie recht klar geworden, und weil ſie in der empiriſchen Praxis auch vollkommen überflüſſig ſind. So ſind denn auch die naturwiſſenſchaftlichen Lehrfächer der Medicin oft an andere Facultäten, namentlich Chemie und Botanik an die philoſophiſche vertheilt, und das Räderwerk in dem Organismus der mediciniſchen Facultät ſchon dadurch zerbrochen. Die Medicin anderſeits

zu einer reinen Naturforſchung zu machen, iſt zwar auch verſucht, aber nicht ſo gelungen als das gänzliche Abſchütteln der Naturkunde von der mediciniſchen Praxis.

(Fortſetzung folgt.)

Die Ueberſetzung in jetziger Zeit.

(Schluß.)

Was die Stoffe anlangt, ſo thun ſich, einzelnes Beiherſpielende abgerechnet, drei große charakteriſtiſche Hauptarten hervor. Den bei weitem ſtärkſten Theil nehmen Liebesgeſchichten ein; in einer fortlaufenden Reihe von Erzählungen treffen die Eröffnungsworte derſelben — l'un del altro ferventissima mente s'inamorarono — das Ohr. Von da folgt denn der Anfang in den Verlauf der eigenthümlichen beſonderen Liebesgeſchichte. Hier iſt nun wieder eine erſtaunliche Mannigfaltigkeit, ein wunderbarer Reichthum. Unter welchen Situationen, Stimmungen, Verhältniſſen, Graden, Schickſalen ſich nur immer Liebe und Verliebtheit zeigen kann, das iſt Alles im unerſchöpflichſten Wechſel in Darſtellung gebracht. Läßt man ſich nun durch dieſen Wechſel, durch dieſe bunte Ueppigkeit betäuben, ſo ſcheint wirklich Alles in der größten Liederlichkeit drunter und drüber zu gehen. Man kann es ſich gar nicht reimen, wenn nach einer holden und wahrhaft poetiſchen Liebesgeſchichte, wie zum Beiſpiel die iſt, in welcher der verſchmähte und verarmte Geliebte Federigo degli Alberighi, der ſich zuletzt in ein kleines Gartenhaus hat zurückziehen müſſen, ſeiner nach Jahren ihn beſuchenden Schönen ſein einziges Gut, den ihm noch übrigen Edelfalken zum Abendeſſen abſchlachtet (Giorn. V, novell. IX) — eine andere folgt, in der einmal ſämmtliche Nonnen und die Aebtiſſin des Kloſters dazu ſich von dem verkappten Gärtnerburſchen zum Fall bringen laſſen. Dennoch findet man in dem realen Pathos des Boccaccio, das er gegen die Pfaffen zeigt, auch hier die Löſung. Unter den Formen nämlich, die damals die Schranken des Mittelalters zu ſprengen und es über ſich hinauszuführen bemüht waren, zeigt die Geſchichte die Ghibelliniſche Richtung in allen bedeutenden Städten Italiens im Kampfe mit der Guelfiſchen. Boccaccio nun iſt Ghibelline und eine Ghibelliniſche Prachtnatur. Jene großen mittelalterlichen Schildhalter, Armuth, Keuſchheit und Gehorſam, ſind ihm von Grund der Seele zuwider, und er läßt ſie durch tauſend und abermal tauſend Mittel in ſeinen Geſchichten zu Grunde gehen. Unter ſeinem ſüdlichen Himmel nun, wo ohnehin ein Leben der Geſchlechter in glühender Leidenſchaft zu Hauſe iſt, müſſen natürlich Scenen in Darſtellung kommen, die unſer erhöhtes ſittliches Gefühl verletzen; allein bei Boccaccio wird das Alles mit einer Naivetät erzählt (Giorn. V, nov. IV), daß, wenn man den erſten Anſtoß überwunden, es einem nicht in den Sinn kommt, daß hier frivole Dinge erzählt werden. Die Damen erröthen ein wenig, finden ſonſt aber Alles in der Ordnung. Doch wenn ſonſt Dioneo einen ſich auf andere Dinge beziehenden weniger anſtändigen Ausdruck braucht, wird es ihm übel genommen, und er muß um Verzeihung bitten. — Der ſinnliche Liebesgenuß iſt die Hauptſache, darauf läßt es Boccaccio in der Ghibelliniſchen Erbitterung ſeines ihn ſichtbar völlig beherrſchenden antipfäffiſchen Pathos hinauslaufen. Tauſendmal ſagen es die ſchönen Frauen: wozu hab' ich meine Schönheit und Jugend, ſoll ich ſie den Hunden vorwerfen? Boccaccio ſagt: ſo will es die Natur, und weder Nonne noch Heilige kann ſich ihr entziehen, Alle wollen ſie das grandissimo piacere, und der Gärtnerburſche Maſſetto di Lamporecchio muß das beweiſen; die Pfaffen aber, die, ſelbſt Sünder, das Gegentheil predigen, werden erſt recht in allerhand Händel verwickelt, und in den ſchmachvollſten Vergehen ertappt. Boccaccio hat hierin als einſeitiger erbitterter Gegner nicht Maß halten können: es kommt oft vor, daß einem winzigen Ehemanne, der ſich nicht beſonders regt, ſeine Frau durch einen tüchtigeren Liebhaber abwendig gemacht wird. Nun giebt ſich der arme Teufel die ehrenhafteſte Mühe, er macht die genügendſten Verſicherungen, aber trotz dem behält die Ausgelaſſenheit den Sieg, wie bei Meſſer Ricciardo di Chinzica. Das kann den Leſer oft unmuthig machen; aber Mäßigung hat zu allen Zeiten erſt nach dem Siege eintreten können, und ach! der iſt in Italien Boccaccio's Sache nicht geworden! und zudem Boccaccio hat erzählt — das ſchlägt Alles nieder. Wie ſoll ein Menſch ihm böſe werden, wenn das Komiſche dabei aus allen Ecken ſpringt, und in einem Lachen, ſo daß man kaum zu Athem kommen kann, die Verſöhnung vollſtändig macht. Eine Nonne hat ihrem Liebhaber ein Fenſter geöffnet, die lauernden Schweſtern, die längſt dergleichen geargwöhnt, bringen die Sache endlich heraus. Ein Theil hält in der Nacht die Thür der Sünderin beſetzt, ein anderer läuft aufgeregt zur Aebtiſſin, ihr das Unerhörte kund zu thun. Nun will es der Zufall, daß dieſer gerade in derſelben Nacht von einem Pfaffen ein Beſuch abgeſtattet wird. Um ſich nicht zu verrathen, macht ſich die Badeſſa ſchnell los, zündet kein Licht an, und eilt nach dem erleuchteten Verſammlungsſaal, in welchen unter ſtürmiſcher Begleitung die Sünderin hineingeführt wird. Nachdem dieſe die fürchterlichſte Predigt und die ſchrecklichſten Drohungen von der auf dem erhöhten Stuhle ſitzenden Badeſſa erfahren, wirft ſie in ihrer Angſt einen Erbarmen flehenden Blick auf die predigende Tugend. Dieſer Blick wird geſpannter, und ſie bittet, indem ſie ſich ſtill zur Herrin wendet, dieſe, ſich doch die Bänder ihres Schleiers, die ihr in Unordnung an den Seiten herunterhängen, unter dem Kinne feſtzubinden. Die Badeſſa thut dies eilig, und ergreift ſtatt der Bänder — ach! ein Paar Hoſenträger. In der Eile und Dunkelheit hatte ſie die Hoſen des Pfaffen ſtatt des Schleiers umgebunden, und in dieſem Aufzuge die Strafpredigt gehalten. Iſt das nicht komiſch? Dieſe prächtige Geſchichte könnte die Aeſthetik im Lehrbuch gebrauchen. —

Die zweite Art bilden die Pfaffengeſchichten. Sie ſind

die ſchönſten, denn in ihnen tritt der Ghibelliniſche Drang am ſtärkſten hervor, und nicht ſelten hat hier leidenſchaftliche unendliche Erbitterung die Feder geführt. Da iſt kein Widerſpruch ſo hart, in den nicht ein Pfaff hineingeſtellt würde, keine Schurkerei, deren Hebel und Trieb nicht ein Pfaff wäre. Dies Geſchlecht läßt er nie aus den Augen; ſelbſt wenn zufällig in anderen Geſchichten ein Streich ausgeführt wird, wie in der wundervollen Geſchichte von dem Pferdehändler Andreuccio di Perugia (Giorn. II, nov. V), wo es gilt, um Mitternacht in der Hauptkirche dem Tags zuvor begrabenen Erzbiſchof ſeinen Ring und goldenen Krummſtab aus dem Sarge zu ſtehlen, wird ein Pfaff als Hauptagent angebracht; Diebe und Mörder beben zurück vor der ſchaurigen That, ein Pfaff zeigt ſich bereit dazu. Alle Tinten und Farben nehmen die oppoſitionellen Pfaffengeſchichten an, es wird eine Gallerie von Gemälden entfaltet von dem Ernſte des Juden Abraam an (Giorn. I, nov. II), der ſich lange gegen das Chriſtenthum ſträubt, dann die Laſterhaftigkeit des Clerus in Rom ſieht, und nun ſich bekehrt, weil er meint, das müſſe doch eine felſenfeſte Religion ſein, die durch ſolche Sündhaftigkeit ihren Verkünder nicht litte, — bis zum Frate Cipolla (Giorn. VI, nov. X), dem zwei böſe Buben aus Certalda heimlich die Pfauenfeder ſtehlen, die er nach der Predigt dem Landvolke als Feder aus dem Flügel des Engel Gabriel zeigen will, damit ſie noch reichere Kloſterſpenden geben. Da hören wir denn, welch' einen ſchönen Reliquienvorrath Frate Cipolla hat, als: etwas Klang von den Glocken aus dem Tempel Salomonis, etwas Schein von dem Sterne der Weiſen des Morgenlandes, eine Klaue der Cherubim, einen Zahn von dem Kinnbacken des Lazarus u. ſ. f. Ja es findet ſich da Manches, was wir, obſchon es in die Caricatur ausläuft, auch heute noch recht wohl gebrauchen können.

Die dritte Art bilden Betrugsgeſchichten. Einen tüchtig hinter das Licht zu führen, bildet einen Lieblingszug in dem Charakter der romaniſchen Völker, wie in dem des ſlaviſchen. Zwei Schelme machen ſich über einen Gimpel her, der ſonſt erträglich vernünftig iſt, in dem einen oder dem andern Punkte aber eine Schrulle hat. Dieſem wird nun mit einer Leidenſchaft, einer Pfiffigkeit ohne Gleichen irgend eine Dummheit ſo lange eingeredet, mit einer Lebendigkeit, wie ſie nur der Süden hat, wird ihm die Sache und ihre Conſequenzen ſo ſüß und plauſibel gemacht, bis er ſich endlich darauf einläßt und in die Schlinge geht. — So weit von den Stoffen. Es iſt hier nichts erſchöpfend ausgeführt. Viel Anderes wäre noch davon zu ſagen, und eine deutſcher Ueberſetzer hätte ſchöne Gelegenheit dazu gehabt. Hier aber iſt's unmöglich, dieſen Reichthum nur einigermaßen durch Darſtellung und Erzählung zu bändigen. Das Locale in vielen Lebensbeziehungen, Sitten und Sprache erhöht hier den Reiz, der durch die Ueberſetzung nun und nimmer zu erreichen ſein wird. Wie ſoll es der Ueberſetzer machen, die Schimpfſcenen zu übertragen, für die unſer gebildetes, dem Volkstone völlig entwachſenes Hochdeutſch gar kein Medium abgiebt? Dazu bildet im Italieniſchen, das zum Schimpfen vorzugsweiſe geeignet iſt, die ſinnliche Pracht der Sprache, verbunden mit einem Reſt altrömiſcher Würde, komiſche Reſtere, die in jeder Ueberſetzung durchaus verloren gehen. Ich habe das Glück, den Boccaccio mit zwei Freunden zu leſen, von denen der eine durch einen langen Aufenthalt in Italien ſeine Ausſprache mit dem ächt nationalen Accent ſtark verſetzt hat. Er hat ſich überdem die Kunſt angeeignet, im Moment das ausdrucksvollſte Mienen- und Geberdenſpiel in der ächten Volksweiſe zu dem Worte als Accompagnement hervortreten zu laſſen. Hat man ſich das einmal gemerkt, ſo wird der ganze Boccaccio noch in neuer Weiſe lebendig. Die treffenden Worte ſuppliren bald auf der Stelle auch die Geberden des Sprechers dazu, und nöthigen ſie auf, und da iſt der Genuß einzig. Das gehört zum vollſtändigen Lernen und Leſen der fremden Sprachen, daß man ſo nachbildet; und wenn zum Beiſpiel einer bei Boccaccio verwundert fragt: deh, che questa cosa vuol dire? ſo ſieht man den Mann mit dem verblüfften Geſicht, wie er die Augen weit aufmacht, und den Finger an die Naſe legt. — Was unter dieſen Umſtänden die Ueberſetzung leiſten kann, das hat Hr. Röder durch die ſeinige in den vorliegenden Heften ehrenvoll geleiſtet. Die Späße ſind mit lobenswerther Unumwundenheit wiedergegeben, die Sprache fließt angenehm und leicht dahin. Oft hat er die langen Sätze zerſchnitten, und es mag ihm viel Mühe gekoſtet haben, das Periodengewirr aufzulöſen und das Einzelne zu einander in das rechte Verhältniß zu ſtellen. Boccaccio hat den Reichthum des Volksidioms zuerſt zum Satze gebändigt, deſſen grammatiſch-ſyntaktiſche Form daher oft unbehilflich iſt, und mit den Intentionen der Darſtellung in einen ſeltſamen Widerſpruch tritt. Oft findet ſich die Ciceronianiſche Periode mit ihren oratoriſchen Schweifen immitten der leichtfertigſten Sachlage, ein Haufen übereinander gepackter Relativſätze da, wo unabhängige einfache Sätze mit hervorhebenden und bezeichnenden Conjunctionen erwartet werden. Bei Macchiavelli iſt der Satz freilich noch altrömiſcher, aber kürzer, kräftiger, runder. Einzelne Ausſtellungen, obwohl ſich dieſe darboten, wollen wir nicht machen; nur über Eins hätten wir gern Auskunft gehabt. Boccaccio iſt in den Händen der Maitres geweſen, ſein Text iſt unglaublich verunſtaltet und wohl bei keinem neuen Claſſiker findet ſich ſolche Verſchiedenheit der Lesart. Welcher Ausgabe iſt Hr. Röder gefolgt? Die in England und Frankreich gedruckten weichen von einander ab, ſelbſt Keil's Ausgabe ſcheint nicht ganz zuverläſſig. Boccaccio wäre es in der That wohl werth, daß er einmal mit der ſorgfältigſt gehandhabten Kritik edirt würde, ebenſo wie Orelli jetzt den Taſſo herausgegeben hat. Wie groß die Discrepanz hier überhaupt ſei, zeigt die Ausgabe des italieniſchen Grammatikers Girolamo Ruscelli (Il Decamerone d. M. Giovanni Boccaccio, di nuovo riformato da M. Luigi Groto Cieco d'Adria et con dichiarationi avertimenti et un vocabulario fatto da M. Girolamo Ruscelli. In Venetia 1588, 4). welche in der alten Orthographie prächtig gedruckt, auch wenn man das abzieht, was fromme Hände darin verſchlimmert haben, dennoch ſo bedeutend von der Keil'ſchen abweicht, daß man ſich die auffallende Abweichung nicht wohl erklären kann. — Der Ueberſetzer aber wird mit ſeinen deutſchen Novellen manchem Leſer eine ernſte und heitere Stunde machen, und ihn, wenn er es ehrlich meint, an das Original heranbringen. Wir ſcheiden daher mit Achtung von ihm. —

Karl Stahr in Stettin.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

29

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

9. Januar. № 8. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir nun, nach diesen Vorbemerkungen über den jetzigen Stand der Medicin überhaupt, die berliner medicinische Facultät und das medicinische Studium zuerst im Ganzen, so kann man sagen, daß es bisher eine überwiegend isolirte, empirisch praktische Richtung genommen hat, wobei factisch die theoretischen Zweige mehr und mehr zurückgedrängt worden, oder doch außer Verbindung mit der Praxis gekommen sind, das Studium der Chirurgie als Kunst aber der Leitstern für das Ganze geworden ist. Dies ist geschehen immitten eines bedeutenden, sowohl von Innen als von Außen erregten Aufschwunges der naturwissenschaftlichen Studien, welche aber nicht in die Medicin übergegangen sind, so daß diese daraus hervorgewachsen wäre. Der innere Aufschwung der naturwissenschaftlichen Studien ist durch die bedeutendsten Naturforscher gegeben worden, welche durch die kenntnißreiche Auswahl des nunmehr verschiedenen Ministers Freiherrn von Altenstein in Berlin zusammenberufen wurden. Der äußere Antrieb wurde durch eine hohe Verordnung gegeben, nach welcher jeder Medicin Studirende vor Zulassung zu den medicinischen Doctor- und Staatsprüfungen ein Tentamen philosophicum zu machen angewiesen wurde, worin er sich über seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse auszuweisen hatte. Aber die Ablegung des genannten Tentamens vor der philosophischen Facultät enthält zugleich den Fingerzeig in sich, warum trotz dieses Tentamens diese naturwissenschaftlichen Studien für die Medicin ziemlich unfruchtbar geblieben und die Klagen über Mangel an gründlicher theoretischer Bildung der jungen Aerzte um so lauter geworden sind, je mehr das theoretische Studium begünstigt zu werden schien. Die naturwissenschaftlichen Disciplinen sind nämlich zu isolirt und unabhängig für sich und mit wenigen Ausnahmen durchaus nicht in der bestimmten Beziehung auf die Medicin gelehrt und studirt worden, und noch weniger bietet die philosophische Facultät eine Garantie dafür dar, daß das philosophische Tentamen in den Examinanden eine zweckmäßige Kenntniß der Naturwissenschaften in der erforderlichen nothwendigen Beziehung auf die Medicin bekunde. Daher erklärt sich denn auch die eigene, im Allgemeinen nur zwangsmäßige Art, wie diese Studien betrieben werden, nämlich als eine äußere Last, deren sich Jeder schon in den ersten Semestern seiner Studien durch Ablegung des Tentamens entledigt, um dann, nicht etwa auf den Grund dieser naturwissenschaftlichen Kenntnisse, sondern ab integro von der praktischen Empirie aus seine wahrhaft medicinischen Studien nun erst zu beginnen, bei denen dann von aller Naturwissenschaft weiter keine Rede mehr ist. In diese Spaltung hat nun der Zustand der praktischen Medicin selbst auf's Lebhafteste und Durchdringendste eingegriffen, indem er mit Abneigung gegen jede theoretische Basis nur in der reinen Empirie sicheren Halt zu finden glaubte.

Dieser Zustand hat ebenfalls seinen historischen Grund, und zwar als Gegensatz gegen das speculative Construiren der Medicin durch die Naturphilosophie. Die Naturphilosophie mußte auf die praktische Medicin ohne alle positive Wirkung bleiben, und hat sich nur polemisch gegen die empirische Masse derselben verhalten können. Sie hat keine schaffende Kraft auf die Medicin ausgeübt, und es war mehr eine Berauschung durch die geheimnißvoll belebenden Hoffnungen, welche man von der Wunderwirkung der Philosophie auf die Medicin hegte, als irgend ein Beweis eines reellen Erfolges, den sie auf dieselbe ausgeübt hätte, wodurch die Aerzte von der Naturphilosophie begeistert wurden. Der scheinbar consequente Formalismus des Brownianismus, welcher der Naturphilosophie vorausging, und durch welchen man an die Möglichkeit einer mathematischen Nothwendigkeit in der Berechnung der Lebenskräfte immer mehr zu glauben geneigt wurde, brach der Naturphilosophie um so leichter die Bahn, je mehr man einzusehen anfing, daß die sogenannten Ideen über das Inzaumhalten der Lebenskraft durch reizende oder schwächende Mittel mit der alltäglichen Erfahrung sehr wenig übereinstimmte, und so warfen sich dann berühmte Talente der berliner Universität, wie Reil, auf die Seite der Naturphilosophie, und verschafften durch ihre lebendige Beredsamkeit derselben bedeu-

tende Anhänger unter den Aerzten, um ſo eher, als von fernher v. Walther, Marcus auf's Nachdrücklichſte und Solideſte dieſen Schwung verſtärken und die Begeiſterung für die Naturphiloſophie erhöhen halfen. Ch. W. Hufeland, der ſich zwiſchen den durchbrechenden Strömen beſtimmter wiſſenſchaftlicher Richtungen des Zeitgeiſtes immer in einer neutralen Mitte hielt, blieb hier, beobachtend und Theilnahme nach beiden Seiten hin zeigend, zwiſchen der Erregungstheorie und den naturphiloſophiſchen Polaritäten ſtehen, verproviantirte ſich durch die erſtere und nahm den Lebenshauch der Idee von der Weltſeele mit in ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit auf, ohne ſich irgend einer Richtung feindlich zu zeigen. Die glimmenden Kohlen des thieriſchen Magnetismus aber wurden durch die Naturphiloſophie zum lodernden Feuer angeſteckt, und wie die Regierung der berliner Univerſität immer das Princip hat erkennen laſſen, jede bedeutende wiſſenſchaftliche Richtung bei ſich repräſentirt zu ſehen, ſo fand denn auch der thieriſche Magnetismus einen entſchiedenen, aber freilich matten und kraftloſen Vertreter in Wolfart, der ſich mit Kieſer nicht meſſen konnte. Die ideelle Seite der Medicin artete daher nach Reil's Tode durch Wolfart zu einem phantaſtiſchen Myſticismus aus, der nur wenig Begeiſterung für ſich zu entzünden fähig war, und deſſen nackte Blößen zu zeigen einer entgegengeſetzten Richtung nicht ſchwer werden konnte. Selbſt Kielmeyer's Ideen über den Dynamismus des Lebens, welche durch eine der Sache nicht gewachſene Individualität, die durch Reil aus Halle nach Berlin kam, verkündet wurden, konnten ſich keine Geltung verſchaffen, und die beziehungs- und bedeutungsloſe Tradition derſelben verhallte ohne Wirkung und Einfluß. Es war mehr noch eine allgemeine ſtille Sympathie für Naturphiloſophie und thieriſchen Magnetismus in der Medicin, als eine kräftige Individualität, mit deren Beſiegung es die Gegner zu thun hatten, und die Anhänger hatten kein nachahmungswerthes Vorbild, für das ſich hinzugeben der Mühe verlohnt hätte. So wurde denn mit dem thieriſchen Magnetismus und der Naturphiloſophie jeder philoſophiſchen Richtung in der Medicin überhaupt an der berliner Univerſität der Garaus gemacht, und die Saat der Empirie fing an nunmehr aufzuwachſen. Der kräftige Keim, der hier den mürben Boden durchbrach, war Rudolphi. Eine aufrichtige, edle Natur, mit Leidenſchaft ſeinem Fache ergeben, entſchieden auftretend und rückſichtslos gegen Alles, was nicht in ſeinen Kram paßte, vor allen Dingen gegen die Naturphiloſophie und gegen jede philoſophiſche Beſtrebung in der Naturwiſſenſchaft und der Medicin überhaupt. Sehen, Hören und Fühlen waren ihm die Hauptkriterien aller Wahrheit in der Medicin, und folglich war ihm das Gebiet der Anatomie und Naturgeſchichte das einzige Element der Medicin. In der That hatte er hier einen feſten materiellen Boden, den er aber als einen todten Schatz der vernünftigen Beackerung nicht preisgeben wollte. Er hielt dieſen Reichthum feſt, um mit ihm gegen alles Speculiren über die vernünftige Verwendung deſſelben zu Felde zu ziehen. Die Fortſchritte der Wiſſenſchaft lagen ihm im Sammeln und Aufſtapeln von Material, und da dieſes, wenn es gut einbalſamirt iſt, ſich wie die ägyptiſchen Mumien Jahrtauſende lang gegen Verweſung erhält, ſo hielt er dieſe Jahrtauſende für die Ewigkeit und ſetzte ſich mit Gewalt gegen Jeden, der mit den Lichtſtrahlen der Philoſophie in ſeine Katakomben eindringen wollte.

(Fortſetzung folgt.)

Die radicale Reform des Staats- und Privatrechts, ob und wie weit dieſelbe rechtlich nothwendig und zuläſſig ſei. Erörtert von W. Deutſchmann. Mannheim, Verlag von Heinrich Hoff.

Das Verhalten der Reflexion, gegenüber dem Entwicklungsgange des Gedankens, tritt in wenig Gebieten der Wiſſenſchaft ſo grell hervor, als in dem der Geſetzgebungspolitik. Von dem Gipfel einer alles Beſtehende umſtürzenden Rechts- und Staatstheorie, den die franzöſiſchen Philoſophen des vorigen Jahrhunderts ſo raſch erſtiegen hatten, ſtrömen noch heute brauſende Waldbäche in die Ebenen der Rechtsphiloſophie herab, und wie ſich der Verf. vorliegender Schrift auch anſtellen möge, man kann ein terroriſtiſches Element dieſer Art in derſelben nicht verkennen. Dabei ſteht aber — und deshalb leidet das eben Ausgeſprochene beſondere Anwendung auf ſelbige — dieſer Nachklang, dieſe Abſchattung außer aller Beziehung zu der Richtung, welche die Idee des Rechts auf ihrer Entwicklungsbahn in der neueren Zeit angenommen hat, und wird alſo als ein durch die Lüfte getragenes Echo, oder, wenn der Verf. im Stande iſt, die Originalität zu dokumentiren, als ein von dem Geiſte, dem Gedanken der Zeit nicht accentuirter Laut anzuſehen ſein. Wir wollen indeß bei gegenwärtiger Beſprechung des Buches von dem erſteren Standpunkte zu Gunſten des Verf. abſehen, dem dann doch wenigſtens die geiſtige Eigenthümlichkeit zu Statten kommt, und es genüge, ſeine Beziehung zu früheren Tendenzen hiermit als eine wahlverwandtſchaftliche zu bezeichnen.

Aber auch in ihrer Zeit ſteht dieſe litterariſche Erſcheinung nicht ſo eigenthümlich da, als man nach dieſen zur Begünſtigung des wiſſenſchaftlichen Credits gemachten Zugeſtändniſſen etwa glauben möchte. Der Verf. ſelbſt bezeichnet zu wiederholten Malen und in fortlaufenden Citaten die Schriften von J. J. Weichſel „über die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältniſſe," und: „über die erwerbende Verjährung," von J. Ch. Fleiſchhauer „die deutſche privilegirte Lehn- und Erbariſtokratie vernunftmäßig und geſchichtlich gewürdigt," die: „Entlarvung der demagogiſchen Umtriebe, von R. Zeitgeiſt (Altenb. 1832)," und die ebend. 1831 anonym erſchienene: „Deutſchlands Rechtspflege, wie ſie iſt und ſein ſollte," als Ergebniſſe den ſeinen gleichartiger Beſtrebungen und als Zeugniſſe für die Richtigkeit ſeiner Anſichten oder der ihnen unterliegenden Thatſachen. Eine Art von Vorurtheil könnte es hierbei hervorrufen, wenn Hoffmann's „Staatsbürgerliche Garantieen,"

die bekanntlich in der zweiten Auflage im J. 1831 erſchienen ſind, dem Verf., ſeiner eigenen Erklärung zufolge (S. 9), erſt nach vollendeter Abfaſſung dieſer ſieben Jahre ſpäter publicirten Schrift in die Hände gekommen ſind; wenigſtens könnte man wohl von einem politiſchen Schriftſteller bei der Behandlung eines ſo wichtigen Gegenſtandes eine größere Umſicht auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft und ihrer Geſchichte verlangen, als daß er ein an ſich keineswegs unbedeutendes und von ihm ſelbſt höchlich geprieſenes, auch in nachträglichen Noten faſt über die Gebühr oft citirtes Werk deſſelben Charakters ſich entgehen laſſe. Es dürfte dies aber ein Beweis mehr für die Vereinſamung in willkürlicher Reflexion ſein, die wir an dem ganzen Buche zu tadeln haben.

Dieſe Willkürlichkeit liegt aber keineswegs in einer aphoriſtiſchen Form- und Grundloſigkeit, wie ſie allerdings an dieſem Zweige der Litteratur nicht ſelten anzutreffen iſt, vielmehr hat ſich der Verf. einer ſtrengen Syſtematik der Gliederung ſeines Gedankenbaues befleißigt, die ſogar mit etwas compendiariſcher Eintheilungsmanier behaftet iſt. Allein dieſe äußere Form birgt einen Inhalt, deſſen Ausdruck, die ganze Weiſe der Darſtellung uns ſofort in das Gebiet des Formloſen und Unſchönen führt. Nicht Lebhaftigkeit, nein Rapidität, ja Wildheit des Stiles iſt der Charakter der Darſtellung in den meiſten und wichtigſten Punkten, und der Einfluß dieſes Formmangels auf die Wirkung des Ganzen iſt unverkennbar. Wir ſind daher bei einem Sprucbe über den Eindruck des Buches genöthigt, von geiſtigem Behagen, ja von einer Aſſimilationsfähigkeit des Geſagten nur bei einigen einzelnen Abſchnitten zu reden, deren wir ſchon um ſo mehr hier gedenken werden, als gegenfalls der zu ſtark fallende Schatten den Verdacht der Parteilichkeit rege machen könnte, und als überhaupt die in ihrer Grundlage höchſt ehrenhafte Geſinnung des Verf. jene beſondere Erwähnung wohl verdient.

Die Einleitung zerfällt in zwei Hauptabſchnitte, deren I. „Ueber die Quellen des Parteienkampfs neuerer Zeit" überſchrieben iſt. Dieſe Quellen werden A) überhaupt betrachtet (§. 1); b) wird inſonderheit von den Beſtandtheilen 1) der vorwärts ſchreitenden (§. 2), 2) der rückwärts ſchreitenden Partei (§. 3), 3) von der ſogenannten gerechten Mitte (§. 4) geſprochen. Der II. Hauptabſchnitt handelt über die Nothwendigkeit dieſes Parteienkampfes überhaupt (§. 5); dann werden die Fragen: A) wer dieſen Kampf zur endlichen Entſcheidung bringen ſolle (§. 6), und B) wie ſolches zu bewerkſtelligen ſei (§. 7), erſt vorläufig beſprochen, hiernächſt aber als die ſpeciellereren Hauptfragen: Wer ſoll eine Radicalreform der bürgerlichen Geſellſchaft leiten? in §. 8—10, und: Wie kann eine ſolche mit vollkommener Gerechtigkeit bewerkſtelligt werden? in dem ganzen übrigen Theile der Schrift (§. 11—57) beantwortet. — Es laſſen ſich bei der anfänglichen Erwägung dieſes Gerüſtes gleich Zweifel erheben über die geſchichtliche Berechtigung des hier aufgeſtellten Geſichtspunktes. Da ſteht von drei Parteien geſchrieben, oder vielmehr von zwei Parteien und einer ſogenannten gerechten Mitte; dieſe Parteiungen ſind aber entweder als perennirende Gliederungen der politiſchen Anſichten erfahrungsmäßig ſtets da, wo ein politiſches, darum noch gar nicht öffentliches Leben iſt, und die Philoſophie des Rechts wird ſie als concrete Erſcheinungen ſtets abzuhandeln haben, oder ſie ſind, nach ihrer beſondern Bedeutung erwogen, vielleicht gerade in dem Deutſchland, wovon der Verf. ſpricht, am wenigſten vorhanden. Laſſen wir aber einmal die Reflexionen dieſer vier erſten Einleitungsparagraphen — wir können auch noch den fünften Paragraph getroſt hinzufügen, denn er legt nichts als das Factiſche dar — vor der Hand als ſolche, als Aeußerungen des nicht philoſophirenden, überhaupt nicht zum philoſophiſchen Denken und Ergründen berechtigten Verſtandes gelten, ſo können wir doch unmöglich den Sprung rechtfertigen, der nun in das Gebiet der wirklichen Staats- und Rechtsphiloſophie mit den Fragen: wer und wie man dieſen Parteienkampf beendigen ſolle? gethan wird. Es iſt ein Glück, daß der Verf. auf ſeinem ſingulären Gedankenwege doch noch und glücklicher Weiſe raſch genug bei dem Satz anlangt (S. 29), daß die Monarchie zur Leitung der von ihm geforderten Reform am geeignetſten ſei; ſeine Argumentation iſt freilich von demſelben Gehalte, wie ſeine vorausgeſchickten Principien, aber es iſt immer ein Glück, ſagen wir, daß es ſo kommt: denn die Schrift hätte ſonſt nicht einmal in ihren Einzelheiten die Berechtigung zu gegenwärtiger Geltung, die man ihr hier und da keineswegs verſagen mag. Auf dieſem neuen Sammelplatze können wir uns alſo wieder bei dem Verf. einfinden, und vernehmen nun ſeine Folgerungen aus dem eben erwähnten Hauptſatze. Zuvor aber mögen wir uns nochmals vergegenwärtigen, daß er von den Mitteln der Heilung zu ſprechen beginnt, bevor er noch das Uebel ſelbſt charakteriſirt, ſeine Entſtehung zu ergründen, ſeinen Verlauf darzulegen ſich bemüht hat; er ſpricht bloß von Parteien und ihrem Kampfe und der Nothwendigkeit ſeiner Beendigung, — damit iſt nur etwas Formelles ausgeſprochen, und zwar ein ſolches Formelle, das, wie ſchon bemerkt, entweder ſtets vorhanden, oder gerade in Deutſchland in gewiſſer Beziehung am wenigſten als Uebel vorhanden iſt, am allerwenigſten aber, wie wir uns bald überzeugen werden, durch die Vorſchläge des Verf. zu heben iſt. Vielmehr haben dieſelben — man kann wiederum ſagen: es iſt ein Glück! — gerade eine Tendenz auf materielle Verbeſſerung; dieſe iſt aber eine ſolche, die ſchwerlich eine factiſche Beendigung jenes Parteienkampfes in Ausſicht ſtellen möchte. Jene Folgerungen ſind nun: 1) „die Nothwendigkeit, daß der Monarch ſich völlig parteilos erhalte, und nur einzig und allein der Stimme der Gerechtigkeit folge;" hierbei iſt im Weſentlichen auf ſpätere beſondere Erörterungen verwieſen; 2) „die monarchiſche, wie überhaupt jede Regierungsgewalt finde nur in der Grenze zwiſchen dem Recht und Unrecht eine Schranke!" 3) „daß der Monarch mehr als jeder Andere ſich vor der Gefahr der Täuſchung und vor dem daraus hervorgehenden Unrecht hüten müſſe!" Ohne die dialektiſche Conſequenz dieſer Sätze näher beleuchten zu wollen, wenden wir uns zu der etwas genaueren Commentirung des zweiten (S. 31—34), und leſen als erſten Satz: „Möge daher inſonderheit nie eine Beſchränkung der monarchiſchen Gewalt in die Hände der Parteien (ſogenannten Stände, Parlamente u. ſ. w.) gelegt werden!" Wir erſtaunen — es ahnt uns, was der Verf. unter Parteien zu verſtehen ſcheint, doch wir leſen weiter: „Die Selbſtſucht der Ariſtokratie und Hierarchie hat zwar ſolche als vorgebliche Garantieen für die Volksfreiheit angeprieſen, und Leichtgläubige, dadurch getäuſcht, haben es ihr nachgeſprochen. Indeß wehe dem Lande, welches jene reactionären Elemente ſich als Garantie aufdringen läßt. Sie führen aus dem Regen in die Traufe. Sie ſelbſt wollen herrſchen, und der Monarch ſoll nur ihre Puppe ſein!" Welche Begriffe von der Theilung und Bedeutung der Gewalten im Staate, von reactionären Elementen und ſtaatsrechtlicher Durchbildung dieſes großen Problems! In der That, unſere Neugierde — denn der Wiſ-

ſenſchaft und der Wißbegierde haben wir uns ſchon ziemlich entſchlagen gelernt — wird hoch geſpannt, um das Bild der Regierungsverfaſſung kennen zu lernen, durch welche der deutſche Rechtszuſtand, und zwar von einem Monarchen, ohne alle Theilnahme von Parteien — nämlich was der Verf. ſo nennt — radical reformirt werden ſoll. Als allgemeine Normen werden S. 38 aufgeſtellt: „I. Niemand werde ungehört verdammt! II. Nie werde etwas ohne gründliche Prüfung des pro et contra für Recht erklärt. III. Die eine Partei erhalte nie gegen die andere die Entſcheidung in eigener Sache! IV. Jedes Geſetz hüte ſich ſo viel als möglich, gegen Religion, Moral und gründlich-unparteiiſche materielle Gerechtigkeit zu verſtoßen.“ Darnach heißt es (S. 39): „Die nachfolgende Darſtellung wird es zeigen, wie nicht eine einzige der wichtigſten Einrichtungen in der bürgerlichen Geſellſchaft auch nur einer einzigen, geſchweige denn allen dieſen Bedingungen bis jetzt entſpricht.“ In Betreff der erſten der obigen Hauptforderungen bemerkt der Verf. zuerſt im Allgemeinen, es exiſtire noch immer ein höchſt gefährliches geiſtiges Fauſtrecht, und legt dann näher dar, wie die weſentlichſte Forderung jener erſten unerläßlichen Hauptbedingung der Gerechtigkeit die Oeffentlichkeit und Preßfreiheit ſei. Es folgt nun S. 43—57 eine Deduction der rechtlichen Nothwendigkeit der Preßfreiheit, der wir, abgeſehen von einigen nicht ganz haltbaren Argumentationen und von mehrfacher Outrirtheit des Ausdrucks, unſern Beifall ſowohl hinſichtlich der Schärfe und Gediegenheit, als der Lebhaftigkeit und Eloquenz der Darſtellung um ſo weniger verſagen mögen, als gerade dieſe Lichtpunkte des Buches nur in dieſer Einzelnheit einen Werth haben, den ſie, auf das Syſtem, auf das Ganze bezogen, verlieren müſſen. Sie haben einen ſolchen Werth namentlich durch die Kraft der Ueberzeugung und die derſelben entſprechende, nur durch die ſchon oben gerügte Rapidität des Stils geſchwächte Eindringlichkeit der Darſtellung, welche von populärer Beredſamkeit mehr, denn von wiſſenſchaftlicher Reinheit zeugt. Daſſelbe gilt von der „rechtlichen Begründung der Oeffentlichkeit,“ und theilweiſe auch von den in §. 15 ff. entwickelten verſchiedenen Seiten der ſchädlichen Wirkungen der Cenſur; von letzteren darum nur theilweiſe, weil hier die oben erwähnten Form- und Inhaltsmängel zum Theil noch ſtärker hervortreten. Bei der zweiten Hauptforderung, die wir uns aus der Rubrik ins Gedächtniß rufen, ſpricht der Verf. anfangs in §. 20 ſich auf eine Weiſe über die Wahrheit oder Unwahrheit des Satzes: Keine Vorrechte! aus, welche nicht anders als höchſt gemeſſen und umſichtig genannt werden kann, und die ferneren daraus abgeleiteten allgemeinen Folgerungen können gleichfalls in dieſer Allgemeinheit ſelbſt als großentheils rechtsbegründet zugeſtanden werden; allein ſchon §. 21 wird die Frage aufgeworfen, ob der Feudal- und reſp. Geburts-Adel moraliſch und rechtlich begründet ſei; es wird derſelbe nicht undeutlich als Scheidewand zwiſchen Volk und Fürſten bezeichnet und mit dem Hunde im Verhältniß zu Jäger und Haſen verglichen. Wir wollen das als einen Auswuchs jener mehrerwähnten Rapidität gewähren laſſen, können aber eben ſo wenig der nun folgenden weitläufigen Auseinanderſetzung Intereſſe abgewinnen, welche die in der That undankbare Mühe ſich nimmt, alle Anmaßungen und Anſprüche des Adels auf Vorrechte zu widerlegen. Die Zeit eines ſolchen Intereſſes liegt weit hinter uns. Wie ſchief aber ſelbſt hier die Haltung des polemiſchen Gebäudes oft ſei, kann man daraus abnehmen, daß z. B. der Verf. S. 117 den Satz: größere geiſtige Kraft ſei bei allen Völkern vorhanden, die ſich mit andern Völkerſtämmen kreuzten, dagegen eine zuletzt ſtupide Erſchlaffung bei allen, welche ſich rein erhalten, durch den andern zu erweiſen meint: „ſelbſt die durch die Reibung ihrer Selbſtſucht mit andern Völkern aller Welttheile pfiffigen Juden ſuchen vergebens nach großen Männern aus ihrer Mitte!“ — Vom Adel geräth er auf die Ständeverſammlungen, Staatsräthe u. ſ. w. Er findet auch in den Ständebeſchlüſſen, wie ſie jetzt ſtattfinden, Aergeres als das ärgſte Fauſtrecht geben kann; er ſchlägt dagegen (S. 179) die Ernennung einer Referentenkammer vor, welche in einer Geſetzgebungszeitung über die ſchriftlich oder gedruckt eingegangenen Geſetzesvorſchläge einen unparteiiſchen Bericht erſtatten, worauf ein Geſetzgebungsſenat darüber eröffnen und ein Urtheil ausſprechen, hiernächſt aber, nach verhältnißmäßig geräumiger anderer Friſt zur Einreichung der dadurch veranlaßten Druck- und andern Schriften, ein zweiter Geſetzgebungskörper ſein mit den Motiven verſehenes Gutachten abgeben, endlich nach anderweiter geräumiger Friſt der Monarch ſeine Sanction, oder ſein dilatoriſches oder peremtoriſches Veto über den Geſetzentwurf ausſprechen ſolle. Wir gedenken nur noch beiläufig des Umſtandes, daß der Verf. in Folge jener Hauptforderung auch noch als Vertheidiger der Homöopathie und als Gegner der ſtehenden Heere auftritt. Die Entwicklung der vierten Hauptforderung veranlaßt ihn, mit einigen allgemeinen Bemerkungen (z. B. S. 219: „richtige Politik kann auch nur die vollkommene Uebereinſtimmung des Vernunft- [oder Natur-] Rechts mit der chriſtlichen Moral würdigen und erkennen“). Vorſchläge über Abſchaffung der proceſſualiſchen Förmlichkeiten, der Injurienklagen, aber auch der Denunciationsprämien und der Todesſtrafe zu machen; ſodann verbreitet er ſich weiter über Steuerweſen, Communalweſen (auch über die preußiſche Städteordnung), Armenweſen, über Geſchworenengerichte und Advocatenwürde, und bringt endlich Reformen für das Civilverfahren in Vorſchlag. Hierauf folgen Bemerkungen über die Organiſation der Staatsbehörden, und zwar zunächſt über die Vorbereitung dazu auf Schulen und Univerſitäten, wobei das „Studententreiben“ ausführlicher beſprochen wird, ſodann über Macht und Stellung der Staatsdiener. Lauter Materien von der höchſten Wichtigkeit, und in der That gewährt dieſer Abſchnitt durch ſeine vielen trefflichen Einzelheiten einigen Erſatz für den leidigen Inhalt manches Früheren; insbeſondere ſind die Bemerkungen und Vorſchläge des Verf. über Armenweſen und Advocatur der höchſten Beachtung werth. Um ſo ſchmerzlicher iſt es für den Berichterſtatter, wenn er nach dieſem wahrheitsgemäß ausgeſprochenem: Sunt bona mixta malis! noch eben ſo wahrheitsgemäß hinzufügen muß, daß damit der fervor und strepitus der Einleitung keineswegs gerechtfertigt, ja daß in der Hauptſache die Frage noch immer zum bei weitem größten Theile unbeantwortet geblieben iſt: „Wie ſoll eine Radicalreform des Rechts in Deutſchland bewirkt werden?“

Schletter.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

11. Januar. № 9. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Von einer so festen Burg aus war es leicht, erfolgreiche Ausfälle gegen die schwachen Funken der Naturphilosophie, die sich im Mesmerismus noch lebendig erhielten, zu machen, und nichts schien gewisser, als daß für alle Zeiten die Empirie den Sieg über alle naturphilosophische Bestrebung davon tragen müsse. In der That, gegen einen so kläglichen Zustand der philosophischen Richtung der Medicin, wie er damals in Berlin existirte, war es ein Leichtes, über ihn Herr zu werden und ihn am Ende zu verspotten, und dies gelang um so besser, je mehr es in den Zwecken einer anderen empirischen Partei lag, das theoretische Wissen verächtlich zu machen, um ungestört in ihrer beschränkten Einseitigkeit fortwirken zu können. Diese Partei war die der Medico-Chirurgen, welche Ruft um sich bildete, und welche sich nicht sowohl durch freie Wirkung an der Universität, als durch die Triebfedern der Verwaltung des Medicinalwesens und deren Einfluß auf den Zuschnitt der Staatsprüfungen Geltung und Folge verschaffte. Rudolphi war zwar im Innern einer ungebildeten Empirie abgeneigt; insofern diese ihm aber dazu verhalf, die Naturphilosophie los zu werden, ließ er sich den Gang der Dinge gefallen, bis er zu spät erkannte, daß sie ihm über den Kopf gewachsen waren. Hufeland hätte das Schiff wohl lenken können, wenn er mit Leidenschaft für die gute Sache sich hätte begeistern wollen, aber bei seiner diplomatischen Neutralität ist er in seiner Selbständigkeit lieber untergegangen, oder doch zu dem endlichen Bekenntniß eines eklektischen Empirismus übergegangen, von dem sogar die Homöopathie nicht ausgeschlossen war, welche er als specifische Methode gelten lassen wollte. So ist uns nun der Ursprung der empirischen Medico-Chirurgie deutlich geworden. Es ist nunmehr zu hoffen, daß durch Schönlein's Beitritt zur Facultät ein zeitgemäßes Bedürfniß befriedigt und durch das Zusammenwirken von Schönlein, Müller und Schultz in organischer Einheit eine zeitgemäße wissenschaftliche Richtung der Medicin durchbrechen werde, wie sie jetzt von der Facultät selbst gewünscht wird, und wozu alle Kräfte vorhanden sind, wenn sie nur gehörig benutzt werden. Es ist aber noch, bevor wir ins Einzelne gehen, eine besondere Rücksicht auf die materiellen Hilfsmittel beim medicinischen und naturwissenschaftlichen Studium in Berlin nöthig. Diese Hilfsmittel sind durchaus großartig und reich zu nennen, und wenn sich an der wissenschaftlichen Richtung Manches aussetzen lassen möchte, so giebt doch der Reichthum des Materials zum Studium mancherlei Entschädigung dafür. Es läßt sich zwar jetzt eine specielle Angabe über den Umfang der einzelnen Sammlungen nicht geben, weil theils die vorhandenen Kataloge des zoologischen Museums, des botanischen Gartens vor längerer Zeit angefertigt sind, seit welcher bereits reiche Vermehrungen stattgefunden haben, theils von dem mineralogischen und zootomischen Museum, dem Herbarium überhaupt keine Kataloge erschienen sind; allein schon einige ausgezeichnete Einzelnheiten reichen hin, den Werth derselben für das medicinische Studium zu bekunden. Der botanische Garten hat ein vortreffliches Palmenhaus, worin sich freilich nicht so alte und hohe Exemplare, wie in englischen Häusern, aber doch schöne Stämme von Latanien, Cocos, Caryota, Eloeis, Phönix, ferner vortreffliche Cycadeen, Musaceen und große Exemplare baumartiger Farrenkräuter befinden. Im Orchideenhause wird die Vanille cultivirt. Der Brotbaum, der Kaffeebaum, das Zuckerrohr, die neue indische rothe Rhabarberpflanze und die meisten tropischen Arzneipflanzen werden unter andern gezogen. Für das medicinische Studium speciell ist noch ein kleiner Universitätsgarten dicht hinter dem Universitätsgebäude vorhanden, bloß mit officinellen Pflanzen, vorzüglich zum Gebrauch bei den Vorlesungen bestimmt. Das zoologische Museum hat an Vögeln immer den größten Reichthum gehabt; für Medicin haben die Stammältern des Haushuhns (Gallus Bankiva) vom Himalaya und die vielen durch Cultur entstandenen Varietäten dasselbe Interesse. An größeren Säugethieren hat das Museum in neuerer Zeit bedeutenden Zuwachs, theils durch Ankauf von Sammlungen, theils durch Sendungen von Reisenden erhalten, der durch die Geschicklichkeit des Inspectors Rammelsberg im Ausstopfen

angenehm in die Augen fällt. Schöne Exemplare von Elephanten, Nilpferden, Wallroſſen, Giraffen; aber unter den Affen fehlen immer noch die Orangs. Die Amphibienſammlung hat jetzt von allem Bedeutungsvollen etwas aufzuweiſen, beſonders aus der Familie der für Entwickelungsgeſchichte wichtigen Proteiden oder Kiemenſalamander, der Krokodille, Schildkröten und Schlangen, von denen man das Ausgezeichnetſte an rieſigen und giftigen findet. Die Fiſchſammlung iſt ſchon durch ihren erſten Schöpfer, Bloch, berühmt, und ſeitdem ſehr, beſonders durch Knorpelfiſche, bereichert. Valenciennes hat zu Cuvier's großem Fiſchwerk manchen Beitrag in dem Muſeum gefunden. Die Radiarien ſind um den Stamm von Gerresheim beſonders durch Ehrenberg vermehrt worden. Die Inſectenſammlung, welche in Klug ihren beſonderen Director hat, iſt urſprünglich von Hoffmannsegg, und jetzt vielleicht eine der reichſten, die es giebt, nur iſt zu bedauern, daß nichts davon zur öffentlichen Anſicht aufgeſtellt iſt. Das anatomiſche Muſeum muß in drei Theile unterſchieden werden: das der Anatomie des Menſchen, urſprünglich von Walter begründet, und ausgezeichnet durch einzelne Raritäten, z. E. die Lieberkühn'ſchen Präparate der Darmzotten, wie durch reiche Sammlung von Schädeln aller Nationen in allen möglichen Uebergängen und durch eine große Zahl feiner Präparate in Spiritus, zu denen die Walter'ſchen Nervenpräparate insbeſondere gehören. Das zootomiſche Muſeum, vorzüglich durch Rudolphi begründet, iſt beſonders an Skeletten reich, die aus allen Thierclaſſen und in mancherlei Entwickelungsſtufen zu finden ſind. Wallfiſch, Nilpferd und Elephantengerippe fehlen nicht. Auch eine große Anzahl von inneren Weichtheilen, größtentheils ſauber präparirt, werden aus den verſchiedenen Thierclaſſen in Weingeiſt aufbewahrt. Die Präparate verſchiedener elektriſcher Fiſche, der ausgeſpritzten Gefäße der Mollusken ſind unter andern ſehr inſtructiv. Das pathologiſch-anatomiſche Muſeum macht urſprünglich auch einen Theil der Walter'ſchen Sammlung aus. Es iſt an Mißgeburten, die größtentheils noch gar nicht unterſucht ſind, reich, enthält ferner viele chirurgiſche Degenerationen und andere Abnormitäten. J. Müller, als Director, widmet dem Muſeum angeſtrengte Thätigkeit, indeſſen ſcheint es für die Kräfte eines Einzelnen zu umfangreich, daher denn auch in neuerer Zeit, beſonders was die Benutzung des Muſeums für die verſchiedenen Zweige des mediciniſchen Studiums betrifft, ſich mancherlei Wünſche geäußert haben ſollen. Wenig gemeinnützig iſt das mineralogiſche Muſeum, deſſen reiche Schätze durch die ſtarre Aengſtlichkeit des Directors für die Medicin Studirenden wie vergraben ſind.

Der älteſte Lehrer in der mediciniſchen Facultät iſt jetzt Link. Link hat eine philoſophiſche Richtung und einen munteren belebten Vortrag, in den mancherlei Erzählungen aus ſeinen Reiſen im ſüdlichen Europa eingeflochten werden. Er hält Vorleſungen über Arzneimittellehre, Naturgeſchichte und Botanik. Als Director des botaniſchen Gartens behält er ſich zu ſeinen botaniſchen Vorleſungen mancherlei Hilfsmittel vor ſeinen Concurrenten voraus, und würzt die Vorleſungen über Naturgeſchichte und Botanik beſonders mit philoſophiſchen Einleitungen in die Naturkunde, in denen er Theilnahme an den neueren philoſophiſchen Fortſchritten zeigt und ſelbſt ſeine ſpeculativen Anſichten ausſpricht, wie ſie von ihm auch früher ſchon und neuerlich noch in den Propyläen der Naturkunde veröffentlicht ſind. Man findet darin keine poſitiven und concreten Entwickelungen, ſondern Link bleibt hier ganz in Kant'ſchen metaphyſiſchen Betrachtungen ſtehen, ohne daß man einen Uebergang des ſubjectiven Denkens zur Objectivität der Natur ſehe. Link beſchäftigt ſich viel mit Hegel'ſcher Philoſophie, lobt ſie im Allgemeinen, aber bemüht ſich im Beſonderen, ſie durch und durch als ſchwach und irrig zu widerlegen und zu zeigen, daß die Vereinigung der Gegenſätze, wie ſie Hegel durch die Uebergänge in ſeiner Entwickelung der Zuſtände des Seins in das Werden und Fürſichſein darſtellt, nur in der völligen Gedankenloſigkeit geſchehe und über dem Denken liege. Hegel hätte darauf wohl erwiedert, daß ſie nur über dem Denken desjenigen liege, der ſo etwas ſagt, indem er dadurch zeigt, daß er den Gang deſſen, was Hegel Entwickelung nennt, den Uebergang von der Ariſtoteliſchen Dynamis in die Energie und Entelechie nicht verſteht. Durch ſolche Mißverſtändniſſe kommt nun Link dazu, auszuſprechen, daß die Schelling'ſche Naturphiloſophie doch ein Geſetz zur Beſtimmung der Mannigfaltigkeit der Naturgegenſtände gegeben habe und darum weiter fortgeſchritten ſei, wie die Hegel'ſche Philoſophie, mit der man in der Naturwiſſenſchaft nicht aus der Stelle komme, ohne zu bedenken, daß die Seite der Schelling'ſchen Philoſophie, welche die Mannigfaltigkeit der Natur zu vergeiſtigen und in Gedanken aufzufaſſen ſtrebt, ſchon ſeit Ariſtoteles exiſtirt, und daß das Eigenthümliche Schelling's eben darin beruht, die Natur ſpeculativ zu conſtruiren und die Mannigfaltigkeit wieder auf die Einheit des Gedankens zurückzuführen, und daß man ſeiner Anſicht nach noch weiter gehen und ſagen müßte, daß Hegel nicht über Ariſtoteles hinausgekommen wäre. Die philoſophiſche Seite iſt alſo bei Link nicht die ſtärkſte, um ſo mehr, als ſie im abſtract Allgemeinen ſtehen bleibt und nicht zur Entwickelung des Concreten fortgeht, ſo daß man im Beſonderen etwas von Gedankenmäßigem empfände. Alles Beſondere faßt er rein hiſtoriſch und beſchreibend auf. Aber das lebhafteſte Intereſſe an philoſophiſcher Auffaſſung erhebt ihn über die gewöhnliche Empirie, der er ſonſt anheimfallen würde, daher denn ungeachtet aller Klagen, daß er nicht zu poſitiven Erklärungen und zu einer Durchführung der metaphyſiſchen Anſichten zu dem concreten Inhalt der Natur in dem phyſiologiſchen Theil der Naturwiſſen-

ſchaften komme, ſondern in bloßen Feinheiten von Kritiſiren und Gegeneinanderhalten ſtehen bleibe, doch einer roheren Empirie gegenüber ſeine Vorträge immer ein anregendes Intereſſe behalten, obgleich ſie nirgends zu einem Zuſammenhang von Theorie und Praxis führen, und in das Leben doch nur empiriſch eingreifen können. Letzteres iſt beſonders mit ſeinen Vorleſungen über Arzneimittellehre der Fall, welche den Gegenſtand mehr von der chemiſch-pharmakologiſchen Seite darſtellen, den phyſiologiſchen Proceß der organiſchen Arzneiwirkung aber nicht in Betracht ziehen. Im Uebrigen hat Link manches empiriſche Verdienſt durch richtige Beobachtungen in den früheren Perioden der Pflanzen-Anatomie, in der er mit Rudolphi zuſammen in Göttingen einen Preis erhielt, wenn man auch nicht ſagen kann, daß viel Neues von Bedeutung und Einfluß der Wiſſenſchaft durch ihn zugefügt worden. Allgemein ſteht ihm eine gute claſſiſch-wiſſenſchaftliche Bildung und eine vielſeitige Sprachkenntniß zur Seite.

(Fortſetzung folgt.)

Moderne Vaſenerklärungen.

Nicht leicht möchte ſich ein anderer Zweig der Archäologie ſo großer und lebendiger Theilnahme erfreuen, als die Vaſenerklärung, eine Theilnahme, die zu dem bedingten Werthe jener Ueberreſte des Alterthums in offenbarem Mißverhältniſſe ſteht: ich nenne den Werth der antiken Vaſen einen bedingten, denn wir haben ja hier nicht echte, von dem urſprünglichen, ſchaffenden Genius gebildete Kunſtwerke vor uns, ſondern meiſt Gegenſtände des täglichen Lebens, die freilich in ſpäterer Zeit, wo die Kunſt mehr und mehr dem Luxus huldigt und profanen Zwecken dienſtbar wird, ſich mit dem ganzen Reichthume griechiſcher Kunſt ſchmücken: immerhin aber gebührt ihnen nur eine untergeordnete Stufe; denn wenn das Studium derſelben auch ein keineswegs verächtliches Hilfsmittel iſt, um unſere bei ſo großen Verluſten lückenhafte Kenntniß der alten Kunſt und Mythologie zu vervollſtändigen, ſo wird man doch das Weſen und die Bedeutung griechiſcher und etruſciſcher Kunſt daraus eben ſo wenig erkennen, als man aus Theetaſſen und Pfeifenköpfen die Beſtrebungen der Malerſchulen in der Gegenwart zu würdigen vermag. Aber es iſt einmal Mode, altattiſche Oelgefäße, Aſchenurnen aus Corneto und Nola, Salbenbüchſen und dergl. zu ſammeln und mit Abdrücken auf Stein und tiefſinnigen Erläuterungen bald in großen Prachtwerken, bald in kleinen Monographieen zu illuſtriren.

Ein gleicher Wetteifer beſeelt Alle, von dem Napoleoniden, Prinzen von Canino, an, bis hinab zu dem jungen deutſchen Gelehrten, der mit einem knappen Reiſeſtipendium über die Alpen wandert; und dabei iſt auch eigentlich nichts Wunderbares: denn die italieniſche Ariſtokratie hat immer etwas auf Gelehrſamkeit gehalten, und ſucht nun ihren erbleichenden Glanz durch wiſſenſchaftlichen Ruhm zu reſtauriren; der deutſche Gelehrte, der ſeinen Romerzug antritt, ſoll Entdeckungen machen, er ſoll etwas Neues mit in ſeine Heimath zurückbringen; das iſt nun auf den andern Gebieten der Kunſt und Wiſſenſchaft eine ſchwere Aufgabe, das Meiſte und Beſte iſt vorweggenommen, da kann man ſich nur an die ſchon von Tauſenden geſehenen und geſchilderten Kunſtſchätze halten, und in dieſe Kunſtwelt einen neuen tiefſinnigen Blick zu thun, iſt Sache des Studiums und gereifterer Einſicht, die mit vielen Mühen und Entſagungen verbunden iſt, und zuletzt auf keine allgemeine Anerkennung rechnen kann, weil die Ergebniſſe ſolcher Forſchungen der Maſſe des Publicums fern ſtehen; in vergilbten, mottenzerfreſſenen Pergamenten unleſerliche Schriftzüge zu entziffern und nach ungeahnten Schätzen zu ſuchen, das iſt veraltet und durchaus unpopulär; ſo greift man denn zu den bunten Töpfen, alten Scherben und andern Trümmern des antiken Hausraths, und entdeckt ſo mit leichter Mühe eine noch nie geſehene Vaſe, deren Gemälde mit genialer Hermeneutik erläutert und als Meiſterſtücke griechiſcher Kunſt geprieſen werden; nun fügt man einen wo möglich farbigen Abdruck bei, und ein Büchlein iſt fertig, um über die Alpen zu den hyperboreiſchen Gönnern zu wandern, was auch eine elegante Dame, ohne ſich zu ſchämen, auf ihrem Tiſchchen in Rococoſtil auslegen kann. Doch beleuchten wir die Vaſenerklärung ein wenig näher, ſo wird ſich bald das Unwiſſenſchaftliche ſehr vieler Verſuche auf dieſem Gebiete zeigen.

Die Behauptung, welche eben ausgeſprochen worden iſt, könnte leicht für unbegründet oder doch für übertrieben gehalten werden, es ſcheint deshalb nothwendig, dieſelbe wenigſtens durch ein oder das andere Beiſpiel zu erweiſen, und zwar ſoll daſſelbe nicht aus einer der vielen kleinen Schriften entlehnt werden, die alljährlich jenſeits und dieſſeits der Alpen erſcheinen, ſondern aus den Werken der Männer, die gewöhnlich vorzugsweiſe als Meiſter auf dieſem Gebiete der Wiſſenſchaft betrachtet werden. Hr. Gerhard, Archäolog des königlichen Muſeums zu Berlin, ſtellt in ſeinen auserleſenen Vaſenbildern hauptſächlich etruſciſchen Fundorts (Berlin 1839, bei Reimer) zunächſt diejenigen Gemälde zuſammen, welche ſich auf Athene's Geburt beziehen, und beſchäftigt ſich namentlich im erſten Hefte mit der Erklärung einer Vaſe im Beſitz des Vicomte Beugnot (hierzu gehören Tafel III und IV), wo Zeus dargeſtellt iſt, der von ſeiner gewappneten Tochter eben entbunden iſt, den deshalb Eileithyia und Hephäſtos zu verlaſſen im Begriff ſind; dem Zeus nähern ſich auf der einen Seite Artemis, auf der andern Poſeidon (der mit Namen bezeichnet iſt), eine geflügelte Jungfrau, die Hr. Gerhard, ich weiß nicht, mit welchem Rechte, für eine Nike oder Siegesgöttin erklärt, während ſie weit eher für eine Iris gehalten werden kann, ferner Dionyſos und vor dieſem eine jugendliche Männergeſtalt, mit Lorbeer bekränzt, ohne weitere Angabe des Namens. Dieſen erklärt nun Hr. Gerhard nicht etwa für den Apollo, worauf jener Kranz leicht führen könnte, ſondern er dringt tiefer ein und deutet ihn als den Ἀπόλλων πατρῷος; Schade nur, daß dieſe geniale Exegeſe an einer kleinen Unwahrſcheinlichkeit ſcheitert: Ἀπόλλων πατρῷος iſt eine atheniſche Gottheit und nach einem rein attiſchen Mythus nicht Sohn des Zeus und der Latona, ſondern des Hephäſtos und der Athene; wenigſtens ſagt Cicero, de Natura Deor. III. 22: „Vulcani item complures, primus Coelo natus, ex quo et Minerva Apollinem eum, cujus in tutela Athenas antiqui historici esse voluerunt;“ und gleich darauf im 23. Capitel: „Apollinem, antiquissimus is, quem paullo ante ex Vulcano natum esse dixi, custodem Athenarum.“ Nun iſt aber dieſer Apollo, unter deſſen Obhut, wie Cicero an den angeführten Stellen ſagt, Athen ſtand, kein anderer als eben jener Ἀπόλλων πατρῷος, wie unzweifelhaft hervorgeht aus Ariſtoteles

bei Harpokration unter *Ἀπόλλων Πατρῷος· Τὸν δὲ Ἀπόλλωνα κοινῶς πατρῷον τιμῶσιν Ἀθηναῖοι, ἀπὸ Ἴωνος· τούτου γὰρ οἰκήσαντος τὴν Ἀττικήν, ὡς Ἀριστοτέλης φησί, τοὺς Ἀθηναίους Ἴωνας κληθῆναι καὶ Ἀπόλλω πατρῷον ἀνομασθῆναι.* Hr. Gerhard läßt also den Sohn eher geboren werden, als die Mutter, denn Athene hat auf jenem Vasengemälde noch nicht einmal das Haupt des Vaters völlig verlassen, während ihr getreuer Sohn, der *Ἀπόλλων πατρῷος* schon ein reifer Jüngling erscheint, um dieselbe zu begrüßen.

Vorliegende Zeilen waren niedergeschrieben, als uns eben das Octoberheft der hallischen Litteraturzeitung in die Hände kommt, worin sich eine Recension des eben genannten Gerhard'schen Werkes von Hrn. Th. P. (Theodor Panofka in Berlin) befindet, worin die Erscheinung jenes Buches als eine höchst erfreuliche begrüßt wird; namentlich hebt Hr. Panofka hervor, daß der Verf. sich niemals mit einseitiger und oberflächlicher Namentaufe befriedige, sondern stets in den tiefern Sinn religiöser und mythologischer Scenen einzudringen strebe. Ohne weiter darauf einzugehen, wollen wir lieber ein Beispiel der Erklärungsmethode von Hrn. Panofka anführen; es befinden sich nämlich auf dem ebengenannten Vasengemälde am äußeren Rande noch zwei Figuren, und zwar links eine Mannsgestalt, mit einem Stab in den Händen, die Hr. Gerhard für einen Rhabduch, d. h. den Demos von Athen erklärt, eine Deutung, die wir ganz auf sich beruhen lassen wollen, der aber Hr. Panofka beipflichtet; rechts erblickt man einen älteren Mann mit grauem Haar und Bart, ebenfalls mit einem Stab in den Händen, den Hr. Panofka nicht für den Meergott Nereus, sondern vielmehr für einen Triton halten will, indem er sagt: „Sollte vielleicht Nereus für Triton hier dargestellt sein zur Bezeichnung der *λίμνη Τριτωνίς*, wo Athene geboren ward?" Hr. Panofka meint also, es solle eigentlich ein Triton dargestellt werden, gleichwohl hat die Figur auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einem Triton, der doch sonst auf andern Bildwerken durch sein charakteristisches Aeußere sehr leicht kenntlich ist. Wie kommt nun also Hr. Panofka dazu, mit aller Gewalt an die Stelle des Nereus den Triton zu substituiren? Er fügt selbst hinzu: „In dieser Vermuthung bestärkt uns Pausanias, VIII. 26, 4: Aliphera hat seinen Namen von Alipheros, dem Sohne des Lykaon; es sind daselbst Heiligthümer des Asklepios und der Athene, die sie am meisten verehren, weil sie sagen, sie sei bei ihnen geboren und auferzogen worden; sie errichteten auch einen Altar des Zeus Locheates, zumal er hier die Athene ans Licht brachte, und eine Quelle nennen sie die Tritonische, die Sage vom Flusse Triton sich aneignend." „Alipheros bedeutet Meerungeheuer, und ist nur ein anderer Name für Triton, den ich zu Gunsten des weißhaarigen Alten hier um so lieber in Vorschlag brächte, als eine Localgottheit an dieser Stelle von jedem unbefangenen Beschauer erwartet wird." In diesen Worten herrscht eine so unglaubliche Verwirrung und Willkür, daß es nöthig ist, zuvor den thatsächlichen Bestand kurz darzulegen. Athene heißt bei Homer *Τριτογένεια*, ein Beiname, dessen Sinn den Griechen selbst unklar war, daher so vielfache Deutungen; denn während die Einen es von *τριτω*, das Haupt (aus dem äolischen Dialekte, wo freilich das Wort sich so wenig, wie vieles Andere, was diesem Dialekt gewöhnlich zugeschrieben wird, nachweisen läßt), ableiten, so daß es die hauptentsprossene Tochter des Zeus bedeute, legen Andere einen tiefen mystischen und philosophischen Sinn unter; die gewöhnlichste Ansicht jedoch war, der Name rühre von dem libyschen Flusse Triton oder dem See Tritonis her, der mit jenem Flusse zusammenhängt, weil daselbst Athene geboren sei, aber nicht vom Zeus, sondern vom Poseidon, siehe Pausanias I. 44: *Τὸ δὲ ἄγαλμα ὁρῶν τῆς Ἀθηνᾶς γλαυκοὺς ἔχον τοὺς ὀφθαλμούς. Λιβύων τὸν μῦθόν ὄντα ἐφιέναι· τούτοις γὰρ ἔστιν εἰρημένον Ποσειδῶνος καὶ λίμνης Τριτωνίδος θυγατέρα εἶναι.* Von der Verehrung der Athene am See Tritonis siehe ebendas. II. 21. Wie nun die Griechen diesen Mythos, den sie aus dem Orient erhalten hatten, nach ihrer Weise umgestalteten und auf sinnige Weise zu einer selbständigen und eben dadurch echt hellenischen Sage umschufen, so tritt auch das Bestreben ein, dieselbe in Griechenland selbst zu fixiren, um dadurch jede Spur des fremden Ursprungs zu tilgen; so finden wir in Böotien bei Alalkomenä, wo der Athenecultus seit alter Zeit heimisch war, einen Fluß Triton, Pausanias IX. 33: *Ῥεῖ δὲ καὶ ποταμὸς ἐνταῦθα οὐ μέγας χείμαρρος· ὀνομάζουσι δὲ Τρίτωνα αὐτόν, ὅτι τὴν Ἀθηνᾶν τραφῆναι παρὰ ποταμῷ Τρίτωνι ἔχει λόγος, ὡς δὴ τοῦτον τὸν Τρίτωνα ὄντα καὶ οὐχὶ τὸν Λιβύων, ὃς ἐς τὴν πρὸς Λιβύῃ θάλασσαν ἐκδίδωσιν ἐκ τῆς Τριτωνίδος λίμνης.* Ebenso war in Arkadien, wo gleichfalls der Athenecultus uralt ist, bei der Stadt Aliphera ein See, Tritonis genannt, wo Athene vom Zeus geboren sein soll, siehe Pausan. VIII. 26, welche Stelle Hr. Panofka angeführt hatte. Wie verfährt nun der Exegetes mit jener Sage? Er verlangt als unbefangener Beschauer auf dem Vasengemälde eine Localgottheit, und darum muß der Meergott Nereus dem Seeungeheuer Triton weichen; Athene ist am See Tritonis geboren, dies hängt offenbar mit dem Meerungethüm Triton zusammen; dieser bezeichnet also den Ort, und zwar Aliphera in Arkadien, dessen Gründer Alipheros ist; das ist aber kein Anderer, als eben jener Triton, denn Alipheros bedeutet Meerungeheuer. Leider sieht es mit der neuen Entdeckung Hrn. Panofka's sehr mißlich aus, denn Alipheros, der der Sohn des Lykaon ist, kann unmöglich ein Meerungethüm bedeuten, weil dies allen Gesetzen der Sprache widerstreitet, er müßte doch wenigstens Halipheros (*Ἁλίφηρος*) heißen; doch freilich dergleichen mikrologische Dinge, wie Accente, Spirituszeichen geniren die Herren Vasenerklärer nicht sehr; von dem Bedenken, was der zweite Theil des Namens (*φήρ* oder *θήρ*) erregen kann, schweige ich, aber das begreife ich nicht, wie die Arkadier als Bewohner des Binnenlandes, die bekanntlich mit dem Meere allein unter allen hellenischen Stämmen in gar keinen Verkehr traten, ihren alten Heros und Ahnherrn, ich will nicht sagen als einen Meergott, sondern als ein Meerungeheuer sich vorstellen konnten. Ferner ist ganz und gar unerwiesen, daß der Name des arkadischen Sees Tritonis oder des böotischen Flusses Triton irgendwie mit dem Seeungethüm Triton zusammenhänge; es hat nie ein Grieche daran gedacht, Beide mit einander in Verbindung zu setzen, vielmehr haben die Arkadier und Böotier ganz einfach den Namen der libyschen Localität übertragen; und eben so wenig darf man bei dem afrikanischen Flusse an den Meertriton denken, eine Deutung, die erst in später alexandrinischer Zeit versucht worden ist, aber hier natürlich von gar keinem Gewicht sein kann. Oder will Hr. Panofka seine Athene an den libyschen Triton versetzen? denn seine Worte sind etwas unklar. Schade nur, daß Athene dort nicht als eine Tochter des Zeus, wie hier auf dem Vasenbilde nach hellenischer Vorstellung, sondern als eine Tochter des Poseidon erscheint. So erweisen sich denn alle Folgerungen und Schlüsse Hrn. Panofka's als übereilt und trügerisch. 10.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

37

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

12. Januar. № 10. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

J. Müller ist ein rüstiger Forscher und Lehrer, der nicht nur prüfend an allen neuen Fortschritten Theil nimmt, sondern auch selbstthätig durch eigene Arbeiten mitwirkt. Vorzüglich hat sich Müller im Gebiete der Anatomie und der vergleichenden Anatomie insbesondere ausgezeichnet. Berühmt ist sein Werk über den Bau der Drüsen, worin er durch Beachtungen aus allen Thierclassen zeigte, daß alle Drüsen sich nach dem Typus der einfachen und verzweigten Blinddärmchen bilden, an deren blinden Enden die Körnchen der zusammengesetzten Drüsen entstehen, was ungeachtet der früheren Beobachtungen von Meckel und Carus doch nicht so allgemein durchgeführt war. Sehr glücklich hat Müller seine anatomischen Studien auf die Naturgeschichte und Classification der Fische in dem Werke über die Myrinoiden und über die plagiostomen Knorpelfische (Rochen und Haifische), so wie neuerlich auf die Naturgeschichte der Seesterne angewendet. Obgleich Müller in seinen früheren Schriften: zur Physiologie des Gesichtssinnes, und in dem Grundriß zu Vorlesungen über Physiologie, eine philosophische Tendenz blicken ließ, so hat er jetzt diese Richtung gänzlich aufgegeben, und er zeigt sich in seinem neueren Handbuch der Physiologie als ein rein anatomischer Physiolog, der von dem fertigen Bau des Körpers ausgeht und die Lebensthätigkeit desselben mit Hilfe von chemischen, mechanischen, galvanischen und anderen physikalischen Erklärungen erläutert. Seine Physiologie ist eine anatomische Physik, wie Müller denn auch selbst seine Physiologie des Nervensystems mit dem Namen einer Physik der Nerven belegt, und seine Lehren von den übrigen Functionen ähnliche Benennungen rechtfertigen würden, weil sie in demselben Sinn behandelt werden, so daß wir hier eine Physik und Chemie der Zeugung so gut wie der übrigen Functionen erhalten. In denjenigen Theilen der Physiologie, wo wirklich physikalische Wirkungen der Organe sich zeigen, hat Müller auf diese Art sorgfältige Beobachtungen geliefert, z. E. über die Bildung der Stimme, wo von ihm die schönen älteren Versuche von Ferrein, über den Einfluß der Spannung der Stimmbänder auf die Höhe und Tiefe der Töne, mit vorzüglichem Erfolge wiederholt und bereichert worden sind. Allein in der physiologischen Erklärung der rein nach organischen Gesetzen sich äußernden Lebensactionen ist Müller, wo es über das Anatomische und Naturhistorische hinausgeht, weniger glücklich, indem sich aus Anatomie und Physik oder Chemie nie eine naturgemäße und praktisch brauchbare Physiologie wird zusammensetzen lassen, was man in der Physiologie der Generation am deutlichsten erkennt. Auch ist die formelle Anwendung der Philosophie auf die Natur, wie sie Müller in seinen genannten früheren Schriften versucht hatte, nicht wohl geeignet, die physiologischen Tiefen zu durchdringen und die wahre Idee der Natur zu Tage zu fördern, wenn gleich ihr nicht das Verdienst abgesprochen werden kann, die Aufmerksamkeit von der rohen sinnlichen Empirie zu dem Bedürfniß höherer vernünftiger Erkenntniß hinzuleiten. Müller fühlt dieses Bedürfniß ganz, und sein lebhaftes Streben ist auf seine Erfüllung hin gerichtet; aber auch die feinste anatomische Zergliederung und die letzte chemische Zerlegung der anatomischen Formen gehen nur rückwärts vom Leben zum Tode, und führen ab von dem erstrebten physiologischen Ziel, und besonders bei denjenigen Functionen, wo, wie beim Athmen und bei der Verdauung, der chemische Stoff zernichtet und in lebendige Gestalt metamorphosirt wird. Müller's Physiologie läßt daher, wegen ihres anatomisch-physikalischen Standpunktes, Vieles zu wünschen übrig, besonders für den Zweck der praktischen Medicin, wo der Körper nur in seinem eigenen, sich gegen den Chemismus erhaltenden und entwickelnden Lebensproceß verstanden sein will. Müller's Vorträge bleiben inzwischen anziehend durch ein reiches Material aus der Natur- und Entwickelungsgeschichte, durch sorgfältige Prüfung neuerer und älterer Versuche und Beobachtungen, durch umfassende Kritik fremder Ansichten, und auf den Gebieten der Anatomie entsprechen sie allen Anforderungen vollkommen. Müller hält Vorlesungen über menschliche, vergleichende und pathologische Anatomie und über Physiologie.

Auch Schlemm ist ein ausgezeichneter Anatom. Schon

zu Rudolphi's Zeiten war ſeine große Geſchicklichkeit im Präpariren anerkannt, und in Rudolphi's Phyſiologie ſind manche feinere anatomiſche Streitpunkte durch Schlemm's Präparate erläutert worden. Mit D'Alton zuſammen hat Schlemm über die Nerven der Fiſche eine größere Arbeit verfaßt, welcher von Cuvier zur Aufmunterung ein Preis zuerkannt wurde. Auch entdeckte Schlemm die feinen Ganglien an den ſenſiblen Wurzeln der Sacralnerven. Schlemm's Vorträge ſind durch Genauigkeit der Demonſtration ſehr unterrichtend.

K. H. Schultz, der botaniſche Harvey, wie ihn die Franzoſen nennen, iſt in mehreren Gebieten der theoretiſchen Medicin thätig, vorzugsweiſe in der mediciniſchen Botanik und Naturgeſchichte, ſo wie in der Phyſiologie, allgemeinen Pathologie und Arzneimittellehre. Schultz machte ſich zuerſt durch die mikroſkopiſche Entdeckung der ſichtbaren Circulation des Lebensſaftes in dem Schöllkraute (Chelidonium majus) bekannt. Fortgeſetzte Beobachtungen zeigten, ungeachtet aller Widerſprüche und Anfeindungen, welche dieſe Entdeckung erfuhr, ſehr bald, daß dieſe Circulation in dem Rindenſyſtem aller mit Gefäßen verſehenen Pflanzen vorhanden ſei, und daß ſie ſich von einer in den Zellen der niederen ſogenannten Zellenpflanzen früher ſchon bekannten drehenden Bewegung ganz unterſcheide, weil ſie in beſonderen netzförmig anaſtomoſirenden Gefäßen und nicht in freien Zellenhüllen vor ſich geht. Zum Unterſchiede von jener drehenden Bewegung, welche den Namen Rotation erhielt, nannte Schultz die von ihm entdeckte Circulation in den Gefäßen der höheren Pflanzenclaſſen Cycloſe, und wies die Exiſtenz eines neuen, bisher nicht gekannten Syſtems von Gefäßen in den Pflanzen (die Lebensſaftgefäße) nach, das in der Rinde und den derſelben analogen Theilen ſeinen Sitz hat. Eine ausführliche, mit vielen Kupfertafeln verſehene Arbeit über die Cycloſe und das Lebensſaftgefäßſyſtem, in franzöſiſcher Sprache abgefaßt, erhielt im Jahr 1833 von der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, welche über dieſen Gegenſtand eine beſondere Preisfrage gegeben hatte, den großen Preis für die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, und iſt vor Kurzem von der Akademie herausgegeben worden (Sur la circulation et sur les vaisseaux laticiferes dans les plantes, par le Dr. *C. H. Schultz*. Memoire qui a remporté le grand prix de physique proposé par l'Académie royale des sciences de Paris pour l'année 1833. Paris 1839). In dieſer Schrift wird die Exiſtenz des Lebensgefäßſyſtems und ſeiner verſchiedenen Formen in allen Familien der mit wahren Spiralgefäßen verſehenen Pflanzen, als eines großen inneren Gegenſatzes gegen die Spiralgefäßbildung, gezeigt, und auf dieſe Weiſe nach der Eigenthümlichkeit der Geſammtorganiſation derjenigen Pflanzen, in welchen ſich die Lebensſaftgefäße und die Cycloſe im Gegenſatz mit Spiralgefäßen finden, und derjenigen, wo dieſer innere Gegenſatz fehlt, das Pflanzenreich in zwei große Abtheilungen: die Einorganigen oder Gleichorganigen, Homorgana, und in die Mehr- oder Getrenntorganigen: Heterorgana, unterſchieden. Dieſe Eintheilung war ſchon in dem Werk über die Natur der lebendigen Pflanzen und in dem Syſtem des Pflanzenreichs nach der inneren Organiſation gegeben, und iſt nur empiriſch näher begründet worden. Wir können zur Charakteriſtik der eigenthümlichen Anſichten Schultz's nur eine ganz kurze Ueberſicht ſeiner organiſchen Syſtematik des Pflanzenreichs verſuchen. Die Homorgana ſind Pflanzen, deren Inneres aus lauter unter ſich gleichen einfachen Schläuchen zuſammengeſetzt iſt, ohne wahre Gefäßbildung, ſo daß jeder Schlauch die Totalität aller Function der ganzen Pflanzen repräſentirt, und die Pflanze aus ſolchen identiſchen Schläuchen zuſammengeſetzt iſt, welche das Ganze im Einzelnen immer wiederholen, ſo daß ſelbſt die Fortpflanzung durch einfache Metamorphoſe der Schläuche geſchieht. In der äußeren Form ſind die Schläuche den Zellen heterorganiſcher Pflanzen ähnlich, aber ihre Entwicklung unterſcheidet ſie von den Zellen ganz, weil ſie alle Gegenſätze der Functionen vereint in ſich enthalten. Die Heterorgana dagegen haben ein doppeltes Gefäßſyſtem, und die Spiralgefäße, als Grundlage des Holzes, bilden das Aſſimilationsorgan, die Homorgana bilden die niederſte Organiſationsſtufe. Die Lebensſaftgefäße als Grundlage der Rinde ſind das Organ der Circulation, und dieſe beiden großen Gegenſätze ſind durch das Element des Zellgewebes, als Bildungsorgan, zur Einheit verbunden. Zur Ausübung der vegetativen Functionen der Heterorgana gehören alſo drei Syſteme von inneren Organen. Dies iſt eine höhere Stufe durch innere Differenzirung und Zuſammenſetzung. Dieſe Eintheilung eröffnet eine ganz neue Anſicht von der phyſiologiſchen Entwickelung großer innerer Gegenſätze der Organiſation und den darauf begründeten natürlichen Claſſen des Pflanzenreichs, und ergänzt und vervollſtändigt das bisherige natürliche Syſtem nach den Kotyledonen des Samenkeims, nach welchem man alle Pflanzen in Akotyledonen, Monokotyledonen und Dikotyledonen unterſchied. Die Homorgana nämlich ſind theils individuell und geſchlechtlich ohne Gegenſätze der inneren Organiſation auf gleicher niederer Stufe geblieben, haben auch homorganiſche Sporen anſtatt der Samen (H. sporifera) und gehören ſo weit zu den Akotyledonen; theils aber entwickeln ſie heterorganiſch gebildete Blüthen, und haben dann Samen mit Kotyledonen des Keims, H. florifera. Die Heterorgana aber ſinken zum Theil in den Generationsorganen zur homorganiſchen Natur herab, werden ohne Blüthen ſporentragend, H. sporifera, und dieſe gehören wieder zu den Akotyledonen. Die größere Zahl aber iſt blühend, H. florifera, und gehört zu den Kotyledonarpflanzen. Doch bilden auch hier die Monokotyledonen und Di-

kotyledonen keine natürlich begrenzten Abtheilungen, ſondern nach Verhältniß der inneren Organiſation zeigen ſich Verſchiedenheiten, ſo groß wie zwiſchen Vögeln und Fledermäuſen. Die Heterorgana nämlich ſind entweder Synorgana, d. h. ſie zeigen zuſammengeſetzte, aus Lebensſaftgefäßen und Spiralgefäßen in Verbindung gebildete Gefäßbündel, die im Zellgewebe zerſtreut liegen; oder ſie ſind Dichorgana oder Getrennt-organige, d. h. ſie haben beide Gefäßſyſteme in Holz- und Rindenkörper getrennt. Nur dieſe Pflanzen haben eine wahre Rinde und feſtes Holz. Die Synorgana enthalten nur eine Claſſe mit homorganiſchen Sporen (Akotyledonen). ihre Mehrzahl iſt blüthentragend und monokotyledoniſch, aber eine Claſſe erhebt ſich zur zuſammengeſetzten Blüthenbildung und wird dikotyledoniſch, ſo daß alſo alle drei Kotyledonar-Abtheilungen ſich bei der ſynorganiſchen Bildung wiederfinden. Die Dichorgana enthalten großentheils Dikotyledonen, tragen aber auch zum Theil monokotyledone Samen. Die Eintheilung nach den Kotyledonen entſpricht alſo, gemäß den Unterſuchungen von Schultz, der Geſammtorganiſation der Pflanzen durchaus nicht, und es muß als ein eingreifender Fortſchritt betrachtet werden, den die Wiſſenſchaft durch die nähere Kenntniß der inneren Pflanzenorganiſation erhalten hat. Für die Medicin iſt durch die genaue Kenntniß der inneren Organe und beſonders der verſchiedenen Formen der Secretionsorgane eine tiefeingreifende Kenntniß des Zuſammenhanges der Stoffbildung und deren natürlichen Verwandtſchaften in den durch Form verwandten Abtheilungen gewonnen worden, wobei denn deutlich wird, daß die Analogie der Stoffbildung nicht immer mit den Familien der Pflanzen übereinſtimmt, ſondern oft weiter auf ganze Ordnungen übergreift und in vielen Familien ſich wieder auf Gattungen beſchränkt. Schultz nimmt in ſeinen Vorleſungen über Botanik auf alle älteren Syſteme, beſonders das Tournefort'ſche, Linné'ſche und Juſſieu'ſche Rückſicht, indem er dieſe als Entwickelungsſtufen betrachtet, welche noch jetzt wichtige Stücke in dem Geſammtorganismus der heutigen Syſtematik bilden.

Als Phyſiolog hat Schultz die eingreifendſten Arbeiten über die Circulation und über die Verdauung geliefert, welche die Phyſiologie zugleich in nähere Verbindung mit der praktiſchen Medicin bringen und für die Lehre von den Unterleibskrankheiten von beſonderer Wichtigkeit geworden ſind. In der Darſtellung der thieriſchen Circulation, welche urſprünglich einen Theil der franzöſiſchen Preisſchrift bildete, wurde zuerſt eine Entwickelungsgeſchichte des Bluts und vorzüglich der ſogenannten Blutkügelchen gegeben, von denen Schultz zeigte, daß ſie keine feſten Kugeln, ſondern hohle Blaſen ſind, welche die eigentlichen Reſpirationsorgane im Blut darſtellen und zugleich durch die Abſorption des Sauerſtoffgaſes die im Innern eingeſchloſſenen Kerne verarbeiten und in den plaſtiſchen Theil des Bluts (das Plasma) umbilden. Damit hängt zuſammen, daß die Lebenszuſtände der Blutbläschen den Zuſtand der Reſpiration eben ſo ſehr, wie den Zuſtand der Lunge ſelbſt beſtimmen, und viele Reſpirationsbeſchwerden bisher für Lungenkrankheiten gehalten worden ſind, welche in der That nur in Krankheiten der Blutbläschen ihre wahre Quelle haben, wohin beſonders viele Fälle von Schwerathmigkeit gehören. Die Feſtſtellung der wahren lebendigen Beſtandtheile des Bluts, des Plasma und der Blutbläschen, wird jetzt nach Schultz allgemein angenommen. Den weſentlichſten Fortſchritt hat jedoch die Wiſſenſchaft durch die von Schultz gegebene Bildungsgeſchichte, oder die Geſchichte der Entſtehung und Wiederauflöſung der Bläschen erhalten. Früher ſah man die ſogenannten Blutkügelchen als bleibende, unveränderliche und unter ſich gleiche Theile des Bluts an, deren chemiſche Beſtandtheile nur unterſucht wurden, ohne daß man die entfernteſte Ahnung von ihrer lebendigen Bedeutung hatte. Schultz zeigte nun aber, daß die Bläschen in beſtändiger Metamorphoſe begriffen ſind, daß immer neue durch die Aſſimilation aus der Nahrung entſtehen, indem die ſich ſtufenweiſe verändernden Lymphkügelchen ſich mit Blaſen umgeben und in Blutblaſen übergehen, und daß endlich nach der gänzlichen Verarbeitung des Inhalts der Blaſen dieſe ſelbſt völlig aufgelöſt und mittelſt der Pfortader zur Gallenbereitung verwendet und ſo wieder aus dem Körper ausgeſchieden werden. Hierdurch mauſert ſich das Blut und wirft, wie alle Theile, ſeine alten Schlacken in dem Maße ab, als es ſich ewig durch die Digeſtion neu reproducirt. Die ganze Maſſe der Blutbläschen beſteht alſo nicht, wie man früher glaubte, aus unter ſich gleichen Bläschen oder Kügelchen, ſondern das Blut enthält ein Gemenge von ſo vielen Entwickelungsſtufen der Bläschen neben einander, als von ihrem Entſtehen bis zum Vergehen durchlaufen werden. Wie nun durch Hemmung und Uebereilung des Mauſerungsproceſſes mancherlei Krankheiten entſtehen, und umgekehrt durch Begünſtigung des Regenerationsproceſſes die Geſundheit befeſtigt werden kann, iſt aus der weiteren Verfolgung dieſer Entwickelungsgeſchichte der Blutbläschen deutlich geworden, und fängt an, für die praktiſche Medicin, z. E. die Theorie der Waſſercuren, die Lehre von den Stockungen im Unterleibe u. ſ. w., reiche Früchte zu tragen, kann jedoch im Speciellen hier nicht weiter verfolgt werden.

In der Lehre von der Verdauung weicht Schultz von den gewöhnlichen chemiſchen Theorieen gänzlich ab. Er zeigt durch Verſuche, die in den Vorleſungen vor den Zuhörern wiederholt worden, daß nicht durch einen ſauern Magenſaft die Speiſen chemiſch aufgelöſt werden, ſondern daß der nüchterne Magen ſogar alkaliſch reagirt, bei den fleiſchfreſſenden Thieren nicht minder wie bei den Wiederkäuern und anderen Pflanzenfreſſern, und daß die Säurebildung, deren

Grad bisher gar nicht bekannt war, durch Sättigung mit Alkalien sich viel geringer erweist, als man vorausgesetzt hatte, und daß ihre Bildung im Magen erst eine Folge der Verdauung der Speisen selbst ist, so wie daß es vorzüglich der mit der Nahrung verschluckte und im Magen durch Resorption concentrirte Speichel ist, welcher die Speisen zu dem Oxydations- und Säurebildungsproceß anstekt. Auf diese Art wird allein die krankhafte Säurebildung im Darmcanal erklärlich, indem die Speisen hier in einen wirklich chemischen Gährungsproceß unter Entwicklung von Kohlensäure übergehen, wobei der Grad der Säure stärker wird, in dem Maße, als die Digestion gestört ist, was gerade umgekehrt sein müßte, wenn die Säure selbst Ursache der Digestion sein sollte, wie denn auch durch Genuß von Säure die Digestion nicht gefördert, sondern gestört wird. Von vorzüglichem Interesse sind die Beobachtungen über die Wiederholung der Magenverdauung im Blinddarm, wo die im Magen unverdaut gebliebenen Theile einer nochmaligen Verarbeitung unterworfen werden, so daß wenn der Magen ganz oder theilweise seine Dienste versagt, der Blinddarm seine Functionen übernehmen kann. Daher kann sich bei Digestionsfehlern des Magens, vorzüglich durch Uebermaß der Nahrung, der Blinddarm des Menschen zu größerem Umfang, fast wie bei den pflanzenfressenden Thieren ausbilden, wie dies bei sehr vielen plethorischen Unterleibskrankheiten geschieht. Da aber die eine Leber den Dienst der Gallenbereitung zur Chylification für beide Digestionsstufen im Magen und Blinddarm nämlich versehen muß, so können beide nicht gleichzeitig, sondern nur in verschiedenen Perioden vollendet werden, daher denn die Blinddarmdigestion mehr eine Abend- und Nachtdigestion, die Magendigestion aber eine Tagdigestion ist, woher es denn kommt, daß das starke Abendessen, besonders bei schon gestörter Digestion, dadurch sehr nachtheilig wirkt, daß, weil die Leber nicht zweien Herren zugleich dienen kann, entweder die Magen- oder die Blinddarmdigestion unvollendet bleibt und gewöhnlich alle beide wechselseitig gestört werden. Alles dieses wird in den Vorlesungen durch Experimente an Thieren anschaulich erwiesen, und es mangelt nicht an der vielseitigsten Anwendung der gewonnenen Resultate auf die praktische Medicin, an der es überhaupt bisher so sehr fehlte. Wir müssen Schultz's eigenthümliche Leistungen in der allgemeinen Pathologie und der Geschichte der Medicin hier übergehen, doch ist Einiges hiervon schon früher in diesen Blättern zur Sprache gekommen. Schultz geht hierbei überhaupt von dem Begriff des Organismus im Gegensatz gegen den Mikrokosmus und sein physikalisch-chemisches Leben aus; ein Begriff, der zuerst mystisch, dann im Einzelnen mit mehr oder weniger Einsicht entwickelt, den Geist der modernen Medicin regiert hat, ohne daß er zum bestimmten allgemeinen Bewußtsein gekommen wäre. Schultz allgemeine Naturansicht ist überhaupt diese, den Organismus in seiner aus ihm selbst hervorgehenden Idee begriffsmäßig im Großen und Ganzen aufzufassen. Er macht hierbei einen empirischen Anfang, kommt aber zu einem speculativen Ende, indem das empirische Material in seinem natürlichen Zusammenhange und im organischen Proceß nach seiner eigenen Entwicklung von Innen heraus zur Einheit verbunden dargestellt wird. Der Organismus ist das körperliche Vorbild, nach dem seine Idee zu fassen ist, aber diese Idee als concrete wird nicht, wie in der Schelling'schen Naturphilosophie, speculativ construirt, sondern erfahrungsgemäß aus dem Gange ihrer Entwicklungsgeschichte gebildet, so daß sie nicht bloß in einer allgemeinen Abstraction oder in einem Schematisiren des besonderen Inhalts nach allgemeinen Formen besteht, sondern ein durch und durch organisirtes Abbild des lebendigen Organismus wird. Wie der Gedanke organisirt ist, so ist der Organismus ein gedankenmäßiger Proceß, dessen zu Grund liegende Idee von der Physiologie gesucht wird. Auf diese Art sucht Schultz den Gedanken nicht in die Natur hineinzulegen, sondern aus der Natur herauszulesen, daher denn alle seine Werke eine organisirte systematische Form besitzen, die aber nicht abstract theoretisch bleibt, sondern zugleich praktisch durchgebildet und überall im Leben angewendet wird.

(Fortsetzung folgt.)

Im Laufe dieses Monats erscheinen bei mir folgende neue Werke:

Die europäische Triarchie.

gr. 8. 1841. Broschirt.

Liturgik

oder

Theorie der stehenden Cultusformen in der evangelischen Kirche,

nebst praktischen Beilagen,

verfaßt von

Friedrich Wilhelm Klöpper,

Pastor und Superintendent zu Bergen.

gr. 8. 1841. Brosch.

Otto Wigand.

Druck von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig.

41

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

13. Januar. № 11. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Schönlein ist der Mann des Lebens und Handelns in der Medicin, der den rechten Punkt im rechten Augenblick ergreift und dabei mehr durch große Naturgabe, als durch systematische Theorie geleitet wird, wenigstens das Geheimniß der letzteren nicht enthüllt hat. Wie alle großen Aerzte früherer Jahrhunderte, so geht auch Schönlein von reiner Naturkenntniß in der Medicin aus und betrachtet daher die Naturwissenschaften als die alleinigen Grundpfeiler der Praxis. Dies ist es, wodurch sich Schönlein's Richtung so sehr erhebt. Die van Helmonts, Sylvius, Sydenhams, Boerhaaves, Hallers, Hoffmanns, welche Naturforscher und Aerzte in einem Guß waren, sind in neuerer Zeit nicht wiedergekommen, weil das riesenmäßig angeschwollene Material in den vielen neuen Zweigen der empirischen Naturkunde sie in der Geburt erstickt hat, und der Geist derselben nicht mehr so leicht zu fassen ist, als zu einer Zeit, wo durch leichtere Uebersicht der Forscher über das Ganze mehr Herr werden konnte. Daher sind die Aerzte zur unmittelbaren praktischen Empirie übergegangen und haben sich der Naturkunde entledigt, aber dadurch ihre wahre praktische Kraft gelähmt, indem sie sich des medicinischen Nervensystems beraubt haben. Das Vorurtheil der neueren Praktiker, daß es keine andere Wahrheit in der Medicin, als die unmittelbare Anschauung am Krankenbette gebe, ist aber so stürmisch durchgebrochen und hat so weit alle Ufer der Medicin überschwemmt, daß man es schon für eine spielende Liebhaberei anzusehen anfing, wenn sich ein Arzt neben der klinischen Beobachtung auch noch sonst mit Naturwissenschaft beschäftigte. Es war daher das Ei des Columbus von Schönlein, daß er sich über dieses Vorurtheil hinwegsetzte und es als nichtig durch die That widerlegte, indem er die Praxis wieder auf ihre natürliche Basis zurückführte und wissenschaftlich und naturgemäß die Medicin als eine angewandte Naturwissenschaft behandelte. Schönlein's Gang hierbei ist naturhistorisch, indem er sich an Sydenham unmittelbar anschließt, mehr die äußeren Phänomene studirt und den physiologischen inneren Gang des Krankheitsprocesses weniger berücksichtigt, so weit sich nämlich aus den Vorlesungen übersehen läßt. Schönlein ist nämlich selbst noch nicht zur Herausgabe seiner Naturgeschichte der Krankheiten gekommen, und das als seine Vorlesungen gedruckte Werk, wenn es auch im Allgemeinen als der Ausdruck seiner Ansichten gelten kann, ist jedoch von ihm nicht anerkannt worden, so daß man bis jetzt bloß die von ihm herrührenden Traditionen als sein Eigenthum ansehen darf. Diese sind übrigens reichhaltig und zeugen von einer reifen Verarbeitung eines reichen Materials, von umfangreicher Kenntniß durch Belesenheit und rascher Aneignung des Neuen in der Wissenschaft. Durch die naturhistorische Behandlung der Pathologie hat die Wissenschaft eine nach Analogie der Familien im Pflanzenreich und im Thierreich gebildete Unterscheidung der Krankheiten in natürliche Krankheitsfamilien erhalten, deren genaue Schilderung vor Allem zu Schönlein's Eigenthümlichkeiten gehört. Der Bildung der Familien selbst aber liegt eine getreue naturhistorische Beschreibung der Arten zu Grunde, deren Gesammterscheinungen Schönlein zu einem Krankheitsbilde zusammenstellt, wodurch er sich zu einer vollendeten Kunst der Diagnose erhoben hat. Man möchte sagen, Schönlein's ganze Vorzüglichkeit sei in der Auffassung der Krankheitsbilder und der darauf gegründeten natürlichen Diagnostik begründet. Auf die innere Analyse des Krankheitsprocesses läßt er sich weniger ein; aber dennoch gewinnt seine Pathologie durch die rein historische Behandlung eine lebendige Wissenschaftlichkeit, wie sie nur von Sydenham, Stahl, Frank irgend hat gegeben werden können. Ob die Behandlung der Pathologie nach naturhistorischen Analogieen das letzte Ziel derselben sei, kann hier dahingestellt bleiben; es handelt sich jetzt nur um eine zeitgemäße Befreiung der Wissenschaft aus den Fesseln der rein praktischen Empirie und von der drückenden Last der unbegriffenen traditionellen Massen, durch eine Rückkehr zu den Naturwissenschaften als natürlichem theoretischen Fundament der Medicin. In diesem Betracht wirkt Schönlein tief eingreifend und belebend auf das medicinische Studium schon dadurch,

daß die angehenden Aerzte von der praktiſchen Schule wieder auf das Studium der Naturwiſſenſchaften zurückgewieſen werden, wodurch doch wieder die lange vermißte harmoniſche Verbindung und ein organiſcher Zuſammenhang zwiſchen den theoretiſchen und praktiſchen Studien in der Medicin hergeſtellt werden muß, ſo daß wir nur Erfreuliches von Schönlein's Mitwirkung an der berliner Univerſität zu hoffen haben.

Buſch iſt Profeſſor der Geburtshilfe und Director des obſtetritiſchen Clinicums der Univerſität. Er iſt als gewandter Praktiker und geſchickter geburtshilflicher Kliniker und Techniker ſehr gerühmt. In ſeinen Vorträgen und Schriften über Geburtskunde werden manche auf die geburtshilfliche Kunſt bezügliche Gegenſtände eigenthümlich erörtert, wenn auch die wiſſenſchaftliche Medicin keine ausgezeichneten Fortſchritte dadurch gewinnt. Seine Wirkſamkeit iſt vorzüglich im Kreiſe der Technik.

Hecker iſt vorzüglich im Gebiete der Geſchichte der Medicin thätig. Er hat ſich zur Aufgabe gemacht, eine hiſtoriſche Pathologie gegenüber oder neben der kliniſchen Pathologie zu bilden. Es liegt dabei die Idee einer Bildungs- und Entwicklungsgeſchichte großer Volkskrankheiten zu Grunde, die im Zuſammenhange mit telluriſchen und weltgeſchichtlichen Begebenheiten entſtehen und wieder vergehen. Dieſelbe Idee, nach welcher bei den alten griechiſchen und römiſchen Aerzten und ſpäter vorzüglich von Sydenham und van Swieten die Lehre von den Epidemieen und den Krankheitsconſtitutionen behandelt wurde. Hecker iſt ſorgfältig und fleißig, aber ſeine Arbeiten ſind nicht auf Naturſtudien, ſondern mehr auf Bücherſtudien gegründet, und beabſichtigen weit mehr, als ſie leiſten. Mittelſt der durch bloß litterariſche Hilfsmittel geſammelten Hiſtorien von Seuchen verſchiedener Völker und Zeiten ſucht Hecker den ſeit Sydenham beliebten Satz durchzuführen, daß die Volkskrankheiten im Ganzen wie die einzelnen Krankheiten individuell und ſelbſtändig verlaufen, wobei ihm aber die äußeren Einflüſſe als geheimnißvolle Urſachen unerkannt bleiben, während gerade bei Hippokrates, Sydenham die Naturſchilderungen der Epidemieen dadurch ſo großartig werden, daß eben der natürliche Zuſammenhang der Epidemieen und Conſtitutionen mit den telluriſchen Wirkungen aufgezeigt und beſchrieben wird. In dieſem Zuſammenhange liegt die bewegende Idee, nach welcher der natürliche Gang der Epidemieen von großen Autoren geſchildert worden iſt. Die Unterſcheidung von hiſtoriſcher und kliniſcher Pathologie iſt mehr künſtlich, in der Natur der Sache nicht begründet, denn alle wahre Pathologie muß kliniſch, d. h. auf Naturſtudien begründet ſein, wenn ſie einen Werth für das Leben haben und nicht auf bloße Wundergeſchichten reducirt werden ſoll, deren Darſtellung trocken und unerfreulich bleibt, wie inhaltreich auch der Gegenſtand ſonſt noch ſein mag. Auch läuft man hierbei Gefahr, daß die Geſchichte der Medicin zu einer bloßen Geſchichte der Pathologie verkümmert wird, während gerade die Geſchichte der naturwiſſenſchaftlichen Fundamente jetzt das größte Bedürfniß iſt. Die Geſchichte muß mit dem Studium der Sachen ſelbſt in Verbindung getrieben werden.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoreer. Eine Preisſchrift von Dr. O. F. Gruppe. 8. 161 S. Berlin, 1840. Verlag von Eichler.

Die Gruppe'ſchen Arbeiten im Gebiete philologiſcher Forſchung haben alle das Eigenthümliche, daß ſie den Leſer den Gang, welchen der Unterſuchende genommen hat, um zu ſeinen Reſultaten zu gelangen, vollſtändig mitmachen laſſen. Wer die Ariadne und die Unterſuchungen über die römiſche Elegie geleſen hat, wird wiſſen, was wir damit meinen. Die vorliegende Schrift, welche über einen der intereſſanteſten Punkte des griechiſchen Alterthums die wunderſamſten Aufſchlüſſe giebt, theilt jene Methode durchaus. Wir belauſchen gleichſam den Verfaſſer in ſeinem Phrontiſterion, ſehen ihn ſich über die bisherige Lage des fraglichen Gegenſtandes orientiren, begleiten ihn auf ſeiner Wanderung zu den verſchiedenen Alten, die als Kriterien über die Streitfragen, um die es ſich handelt, dienen; wir bemerken, wie ſich hier ein Zweifel löſt, dort eine neue Frage ſtellt, oder eine Perſpective für den weiteren Fortgang eröffnet. — Freilich ſtreift dieſes genetiſche Verfahren wohl hier und da an die Grenzlinie einer überflüſſigen Breite; allein die belebte Darſtellungsgabe und die ſichtbare Freude und Luſt, von der wir den zu uns Sprechenden — denn die ganze Darſtellung trägt dieſen heiteren Charakter lebendiger mündlicher Mittheilung — erfüllt ſehen, verfehlt nicht, die gleiche Stimmung bei dem Leſer und Hörer zu erwecken, und läßt es nie zu dem Gefühle der Langeweile kommen, die uns bei den gründlich gelehrten Abhandlungen mancher Philologen nicht ſelten gähnend überfällt. Dazu kommt noch ein anderer Umſtand, der dieſer Methode einen ganz eigenen Reiz verleiht. Hr. Gruppe weiß nämlich das Intereſſe der Leſer auch dadurch in ſteter Spannung zu erhalten, daß er die Hauptpointen und die ſchlagendſten Gründe für ſeine Anſichten oder Entdeckungen geſchickt aufzuſparen verſteht, ſo daß erſt gegen das Ende der Unterſuchungen die Hauptſchläge geſchehen, zu denen ſich alle Vorbereitungen nur als leichtere Plänkeleien oder gar als Scheinangriffe erweiſen, durch welche die Stärke der Gegner recognoscirt werden ſollte. Indem aber doch auch im Verlaufe der Unterſuchung ſchon hier und da mehr oder weniger deutlich auf jene Hauptpointen und die durch ſie herbeizuführende Kataſtrophe hingewieſen wird, erhält das Ganze den Cha-

rakter eines, ſo zu ſagen, dramatiſchen Fortgangs, an dem der Leſer dann ſeinerſeits auch mithandelnd, ſuchend und findend Theil zu nehmen ſich im Falle ſieht. Hier blickt offenbar ein poetiſch-künſtleriſches Element in der Perſönlichkeit des Verfaſſers hindurch, das vielleicht nur durch äußere Verhältniſſe in eine ihm urſprünglich fremde Bahn hineingezwängt worden ſein mag.

Dieſe kurze Charakteriſtik der Gruppe'ſchen Methode vorauszuſchicken, ſchien uns aus mehreren Gründen nothwendig, weil in ihr nicht nur die Stärke, ſondern auch — die Schwäche ſeiner hierher gehörigen Arbeiten liegt. Denn abgeſehen von der zu großen Breite und Weitläufigkeit, deren wir ſchon oben gedenken mußten, bringt dieſelbe zwei Uebelſtände mit ſich, die der Wirkung ſeiner Leiſtungen und ihrer Anerkennung von dem vorzugsweiſe gelehrten Publicum nicht ſelten Eintrag gethan haben. Einmal nämlich iſt jenes Verfahren oft — wie es auch bei der vorliegenden Arbeit der Verf. in der Vorrede andeutet — durch die „Ungunſt äußerer Umſtände" bedingt, welche den Verf. zu einer Eilfertigkeit nöthigen, die denn ein ſorgfältigeres Scheiden des Nöthigen von dem Unnöthigen oder doch weniger Nöthigen, und ein ſtrengeres Zuſammenfaſſen und Abrunden unmöglich macht. Und wer hätte bei ähnlichen Beſtrebungen nicht ſchon an ſich ſelbſt die Erfahrung gemacht, wie ſchwer es in der erſten Friſche des Eindrucks wird, jene ſelbſtüberwindende Strenge auszuüben, welche dazu gehört, die liebgewordenen Ausſchößlinge und Nebenſproſſen von Studien ſchonungslos wegzuſchneiden, und den Leſer nicht auf allen den Umwegen und Seitengängen mit herumzuſchleppen, die man ſelbſt machen mußte, um den eine freie Ausſicht und Ueberſicht gewährenden Höhepunkt zu erreichen. Dabei ſoll noch nicht einmal der ſo leicht ſich einſchleichenden Eitelkeitsbefriedigung gedacht werden, welche darin liegt, daß man auch die Schwierigkeiten der Arbeit, die man zu überwinden hatte, gern in lebendigem Eindruck dem Leſer zu vergegenwärtigen wünſcht. Mag der den erſten Stein aufheben, der nie etwas Aehnliches empfand.

Bedenklicher aber iſt der zweite Uebelſtand, den jene Methode mit ſich führt. Denn eben in der Zuverſicht, mit welcher Hr. Gruppe auf die in Perſpective liegenden Ausſchlagsgewichte baut, ſieht er ſich nur allzu leicht verleitet, in den vorbereitenden Capiteln und Nebenpartieen es, wie man ſagt, auf eine Handvoll Noten nicht ankommen zu laſſen. Und da begegnet es ihm denn oft, daß er Fehler der Eilfertigkeit und Unbedachtſamkeit begeht, über die gar viele Philologen von der ſtrengen Obſervanz nur gar zu leicht geneigt ſind, das Poſitive und wirklich Neue und Gute, was dargeboten wird, zu vergeſſen. Auf der andern Seite führt ihn aber auch oft die Freude über das Gefundene bei der außerordentlichen Lebhaftigkeit ſeines Naturells zur Aufſtellung von Conſequenzen, welche den gegebenen feſten Boden verlaſſen, und ſich in Bereiche verlieren, für welche die Prämiſſen der gefundenen Reſultate keine, oder doch nur eine ſehr bedingte Giltigkeit haben, und wo ihm ſelbſt die nothwendigen gründlichen Vorſtudien mangeln, welche allein die nöthige Sicherheit gewähren können. Hier ſoll und muß die Kritik mit Ernſt eintreten und das Recht der ſtrengen Wiſſenſchaft geltend machen, wie das denn auch in dieſen Jahrbüchern zur Genüge geſchehen iſt. Immerhin aber haben darum die kritiſchen Zionswächter noch kein Recht, ihr Feuergeſchrei ertönen zu laſſen und, als wäre die philologiſche Republik in Gefahr, mit Löſcheimern und Feuerſpritzen herbeizueilen, oder mit Spießen und Stangen gegen einen Mann auszuziehen, deſſen Irrthümer ihnen ja eben nur die beſte Gelegenheit geben, die Wahrheit der alten Dogmen gegen ſeine ketzeriſchen Neoterismen auf das Glänzendſte ins Licht zu ſetzen. „Zum großen Bau der Wiſſenſchaften ſind viele und verſchiedene Hände und Köpfe erforderlich," und ich wüßte nicht, daß wir in unſeren philologiſchen Disciplinen einen ſolchen Ueberfluß an dem Geiſte, wie er ſich doch unzweifelhaft in Hrn. Gruppe's Arbeiten trotz jener Irrthümer und Verſtöße bethätigt, beſäßen, um Beiträge, wie die ſeinigen, ſtatt ſie dankend anzunehmen, aus, wenn auch noch ſo gerechten, dennoch oft untergeordneten und einſeitigen Rückſichten vornehm von der Hand weiſen zu wollen. Freilich ſoll nicht geläugnet werden, daß Hr. Gruppe zuweilen, namentlich in der Ariadne, und noch mehr in der „römiſchen Elegie," durch die allzu leidenſchaftliche Weiſe, mit welcher er wirkliche und mögliche Gegner ſeiner Anſichten und hypothetiſchen Reſultate behandelt, eine Nemeſis heraufbeſchworen hat, die dann jenes pari, aut, si potes, maiore modio anzuwenden nicht verfehlte.

Von ſolcher Leidenſchaftlichkeit hat ſich Hr. Gruppe nun in der vorliegenden Arbeit durchaus freigehalten, und das ruhige Fortſchreiten der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung wird nicht durch heftige Diatriben oder ſpöttiſche Seitenbemerkungen geſtört, die, ſelbſt begründet, immer doch nur demjenigen, der ſie braucht, nachtheiliger ſind, als denen, gegen welche ihre Spitze gerichtet iſt.

Die Schrift ſelbſt verdankt ihr Entſtehen einer Preisfrage der berliner Akademie der Wiſſenſchaften, von der ſie im verwichenen Jahre des Accéſſits und einer dem vollen Preiſe gleichen Summe für würdig erachtet worden iſt. Die Akademie hatte eigentlich in vielen Punkten eine andere, namentlich eine ſtrenger philologiſche Arbeit erwartet, während der Verf., wie wir glauben mit Recht, die Unterſuchung mehr auf das Gebiet der philologiſchen Kritik gezogen hat. Man hatte eine neue vollſtändige Sammlung der Fragmente — Philolaos ausgenommen — verlangt, während Hr. Gruppe es vorzog, ſich auf die ſchon vorhandenen Sammlungen zu beziehen, und nur Einiges hinzuzufügen. Die gleichfalls verlangte Emendation der Fragmente ſchien

ihm bei der gänzlichen Werthloſigkeit derſelben unnöthig. Auch die Forderung eines näheren Eingehens auf den Dorismus erledigte ſich durch die Entdeckung, daß hier die gewöhnlichſte Sprache nur in doriſche Vocale und Endungen verkleidet und ſelbſt hier die Abweichung in den einzelnen Bruchſtücken und Handſchriften ſo unendlich vielfältig ſei, daß ſich bei dem gänzlichen Mangel eines Princips auch auf dieſer Seite nichts thun ließ. Und in der That, wenn ſich das Hauptreſultat der Aufgabe ſo überwiegend negativ, wie hier, herausſtellte, mochte dem Verf. wenig Luſt bleiben, auf ſolche Nebendinge einen Fleiß zu verwenden, der ſeine allerdings hohe Bedeutung und Berechtigung in den ſcheinbar geringfügigſten Dingen doch nur in Bezug auf die Würdigkeit des Ganzen, zu dem jene gehören, hat und haben kann. Dagegen aber muß es allerdings gerügt werden, daß der Verf., der wahrſcheinlich die Correctur ſelbſt beſorgte, vielleicht eben weil er noch zu ſehr mit dem Inhalte ſelbſt beſchäftigt war, keine größere Sorgfalt auf Correctheit wie überhaupt ſo namentlich in den griechiſchen Citaten verwendet hat, in denen uns die ſtörendſten Druckfehler und andere Ungenauigkeiten nur allzu häufig begegnen.

Die Schrift zerfällt in ſieben Abſchnitte. Im erſten wird die „Lage der Sache" dargeſtellt; im zweiten und dritten werden die Hauptkriterien, Ariſtoteles und Philolaos betrachtet und geprüft; im vierten Charakter und Lehrform des alten Pythagoreismus, und im fünften Divergenz der Pythagoreiſchen Lehre und Ausartung derſelben dargeſtellt. Im ſechſten wird eine Ueberſicht der angeblichen Fragmente des Archytas gegeben, und das letzte Capitel durchmuſtert die Werke der übrigen Pythagoreer und giebt Aufſchluß über den wahrſcheinlichen Verfaſſer der Archyteiſchen und der meiſten übrigen Fragmente. —

Der Stand der Sache war nun vor Hrn. Gruppe's Arbeit folgender. Als erwieſen ächt ſtanden nur die Bruchſtücke des Philolaos da, gegen welche ſich nach Böckh's vortrefflicher Monographie auch kein Zweifel mehr erhoben hat. Philolaos Werk, in drei Abtheilungen zerfallend, wird übrigens auch ſchon im Alterthum bei weitem früher und von weit gewichtigeren Zeugen (Hermippos, Timon u. A., ſ. Böckh, S. 22 ff.) erwähnt, als irgend ein anderes der vollſtändig oder fragmentariſch uns überlieferten Pythagoreiſchen Werke. Entſchieden einig dagegen war man ſeit Tennemann über die Unächtheit der Schriften der Pythagoreer Timäus: von der Weltſeele, und Ocellus Lucanus: von der Natur des Alls. Schwankend aber waren die Anſichten über die Fragmente der übrigen Pythagoreer, von denen die des Archytas die bedeutendſten ſind. H. Ritter und Trendelenburg (de Aristotelis Categor. p. 21—22) neigten ſich auf die Seite der Unächtheit, während Hartenſtein (de Archytae Tarentini fragmentis philosophicis) und Peterſen, der eine in größerem, der andere in minderem Umfange, die Aechtheit jener Fragmente zu erweiſen ſich beſtrebten (vgl. Peterſen, hiſtor.-philolog. Studien, Hamburg 1832, und in Zimmermann's Jahrbb. f. d. A. W., Jahrg. 1836, Hft. 9). Bei dieſer Darſtellung (S. 1 — 6) finden wir nur einen Hauptumſtand übergangen. Schon Bentley nämlich verwarf in einer freilich nur flüchtig hingeworfenen Bemerkung in ſeinem Briefe an Boyle (de dialecto Attica p. 366 — 367) ſo gut wie alle Ueberreſte der Pythagoreer als unächt. Es handelt ſich dort um die angebliche Pythagoreerin Periktyone, aus welcher der Gegner Bentley's einen Mann, Periktwones, gemacht hatte. Von dieſer Periktyone nun ſagt Bentley a. a. O.: Sed ut ingenue dicam omnia eius fragmenta falsa et mentita puto, *ut pleraque ista librorum Pythagoricorum esse iusta suspicio est:* nam sero demum apparuerunt et longe post tempora scriptorum quibus affinguntur. Und ebendaſelbſt ſagt er bei Gelegenheit der Erwähnung des Archytas in Porphyrius' Commentar zu den Harmonicis des Ptolemäus: *οὐ μάλιστα καὶ γνήσια εἶναι λέγεται τὰ συγγράμματα*, gradezu: Pauca reliquorum *talia habebuntur iudicio peritiorum.* Ein ſolches Wort in Bentley's Munde wiegt noch immer ſchwer genug, um hier vermißt zu werden.

Im zweiten Capitel entnimmt der Verf. aus Ariſtoteles folgende Kriterien der Aechtheit oder Unächtheit Pythagoreiſcher Ueberbleibſel. Erſtens: Ariſtoteles ſagt (Met. I, 6), Plato habe an die Stelle der Pythagoreiſchen Zahlen die Ideen eingeführt, alſo können Pythagoreiſche Fragmente, wie die des Archytas, wo die Ideen vorkommen, nicht ächt ſein. Zweitens: Ariſtoteles ſpricht den Pythagoreern den Gebrauch der Kategorieen von *ὕλη*, *πάθη*, *ἕξις* ab (Met. I, 5), und doch kommen in den vorhandenen Archyteiſchen Fragmenten nicht nur dieſe, ſondern die ganze Ariſtoteliſche Terminologie vor. Drittens: die ethiſchen Fragmente beſchäftigen ſich nicht nur ausführlich mit dem ganz eigenthümlich Ariſtoteliſchen Princip der Glückſeligkeit, ſondern ſtimmen ſogar theilweiſe wörtlich mit Sätzen aus der Nikomachiſchen Ethik des Philoſophen überein (S. 10). Die logiſchen Fragmente bei Simplicius hatten ſchon Peterſen und Hartenſtein als nicht Archyteiſch fallen laſſen, und ihre Unächtheit iſt auch außer allem Zweifel (S. 12 — 18). Aber auch mit Philolaos haben dieſe Archyteiſchen Bruchſtücke nichts gemein, und während dieſer, um nur Eins anzuführen, noch im Polytheismus ſteht, „herrſcht in den Fragmenten ein abſtracter Monotheismus;" und wenn die Beſcheidenheit der Pythagoreer, wie namentlich des Philolaos, nur die Möglichkeit einer beſchränkten menſchlichen Erkenntniß zu vindiciren ſucht, nimmt dagegen Pſeudoarchytas in einem Fragment bei Jamblichos (adhort. ad philos. IV, p. 39 ed. Kiessling) die volle Fähigkeit zur Erkenntniß der Wahrheit in allem Daſein für den denkenden Menſchengeiſt in Anſpruch: *γέγονε καὶ συνέστα ὁ ἄνθρωπος ποττὸ θεωρῆσαι τὸν λόγον τᾶς τῶ ὅλω φύσιος, καὶ τᾶς σοφίας ὢν ἔργον κτάσθαι καὶ θεωρὲν τὰν τῶν ἐόντων φρόνασιν.* Eine Kühnheit, für die man freilich dem Fragmentiſten gut werden möchte, ſtatt mit Hrn. Gruppe auszurufen (S. 22): „das iſt doch wahrlich für jede Anſicht, ſie ſei auch, welche ſie wolle, zu viel geſagt, und ſo kann ſich wohl niemals ein Philoſoph ausdrücken, am wenigſten ein Pythagoreer." Oder ſollte Gruppe Hegel'n nicht für einen Philoſophen halten? —

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

15

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

14. Januar. № 12. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Jüngken ist als geschickter Augenarzt und Operateur und als Lehrer der theoretischen Chirurgie sehr geschätzt. Er steht einer ophthalmiatrischen Klinik in dem Charitékrankenhause vor. Obgleich durch Originalität weniger ausgezeichnet, ist Jüngken durch Belesenheit und sorgfältiges Sammeln immer auf der Höhe der Wissenschaft geblieben und hat das Neue zeitgemäß im Leben anzuwenden gewußt.

Dieffenbach's ausgezeichnetes Talent bewegt sich im Gebiete der operativen Technik. Als Lehrer ist er weniger thätig.

Für den naturwissenschaftlichen Theil der medicinischen Studien sind an der berliner Universität noch mehrere Professoren der philosophischen Facultät thätig, deren Wirksamkeit als in die Medicin eingreifend hier zu berücksichtigen ist, namentlich in den Fächern der Chemie und Physik.

Mitscherlich zeichnet sich in der Chemie aus. Als Schüler von Berzelius, auf dessen Empfehlungen er in Berlin angestellt wurde, folgt er im Allgemeinen dessen allbekannten Grundsätzen, hat aber auch viel Eigenthümliches geleistet, z. B. über die Analogieen der Krystallformen mit der chemischen Zusammensetzung der krystallisirten Körper. Mitscherlich hat sich in neuerer Zeit viel mit organischer Chemie beschäftigt, und ist dabei im Sinne von Berzelius in Meinungsverschiedenheiten mit dem berühmten Liebig in Gießen gerathen, welcher hauptsächlich davon ausging, daß Berzelius zur Erklärung der organisch-chemischen Zerlegungen eine von der chemischen Verwandtschaft überhaupt verschiedene Kraft, die katalytische Kraft, annimmt, wodurch besonders die Bildung und Trennung der in der organischen Chemie so wichtig gewordenen zusammengesetzten Radicale, welche an die Stelle einfacher Elemente der anorganischen Chemie treten, von Berzelius und Mitscherlich erklärt wird. Liebig dagegen führt alle Processe der organischen Chemie auf die allgemeinen Gesetze der chemischen Verwandtschaft überhaupt und der mit ihr verbundenen galvanischen Spannungen zurück, und sieht die zusammengesetzten Radicalen der organischen Chemie als nur durch chemische Verwandtschaft gebildet an. Diese Differenz ist wichtiger, als es auf den ersten Anblick scheint. Der Theorie der katalytischen Kraft liegt die Neigung zu Grunde, den organischen Lebensproceß durch eine chemische Thätigkeit zu erklären und die organische Substanz als nach chemischen Gesetzen gebildet anzusehen, so daß die Chemie hiernach zur Grundlage der Physiologie gemacht und die Lebensthätigkeiten nach den Gesetzen der Chemie erklärt werden. Nach der Theorie der Wirkung allgemein chemischer Verwandtschaftsgesetze bei den organischen Stoffverbindungen aber werden die organischen Producte, so bald sie in chemischen Zersetzungen begriffen sind, nicht mehr als organisch lebendige, sondern als todte und chemische Substanzen betrachtet, worin keine organische Thätigkeit mehr, sondern der Chemismus wirksam ist. Nach der ersteren Vorstellung glaubt man durch die Chemie organische Körper machen zu können, nach der letzteren werden organische Körper durch die Chemie nur zerstört. Wir stellen diese beiden Theorieen bloß historisch zusammen, ohne uns hier irgend eine Beurtheilung derselben zu erlauben, zweifeln indessen nicht daran, daß die Aerzte, wo es auf physiologische Einsicht in Lebensvorgänge, deren Wirkungen oft gar nicht auf Stoffbildungen beruhen, ankommt, durch die Theorie der katalytischen Kraft sich wenig gefördert sehen werden, und daß, wo es auf Kenntniß der nicht mehr lebendigen organischen Stoffproducte ankommt, die allgemeinen Gesetze der chemischen Verwandtschaft vollkommen ausreichen, und man bei ihrer Anwendung nicht in Versuchung gerathen wird, organische Form und organisches Leben mit chemischer Stoffbildung und Zersetzung zu vermengen. Mitscherlich ist übrigens ein sehr geschickter Experimentator in der Chemie, der die Aufmerksamkeit der Zuhörer besonders durch die auf das praktische Leben bezüglichen Phänomene der Chemie rege zu halten und das Interesse für die Sache zu erhöhen sucht.

H. Roose hat eine ihm eigenthümliche, sehr gründliche Richtung in der Chemie sowohl der anorganischen als der organischen Stoffe. Er ist feiner Analytiker und giebt dem

Vortrag eine ſehr praktiſche Richtung auf die Pharmacie und Pharmakologie. Er hält beſondere Vorträge über die qualitative und über die quantitative chemiſche Analyſe, und führt beide ſtreng wiſſenſchaftlich bis zu den ſchwierigſten Phänomenen durch, ſo daß beſonders in der analytiſchen Chemie Geübtere die Vorträge mit Nutzen beſuchen.

Kunth's Vorleſungen über die Botanik beziehen ſich vorzüglich auf den terminologiſchen und beſchreibenden Theil derſelben, und ſeine Pflanzendemonſtrationen ſind ſehr inſtructiv. In der Phyſiologie hat derſelbe weniger gearbeitet. Kunth iſt ein genauer Pflanzenkenner, geht aber in der künſtlichen Trennung der Arten und der Familien, wobei er allein dem Juſſieu'ſchen Syſtem folgt, vielleicht zu weit, und die Formbeſchreibungen werden zuweilen durch übergroße Sorgfalt ſcrupulös.

Dove wird durch ſeine phyſikaliſchen Vorträge den jungen Aerzten ſehr nützlich, beſonders dadurch, daß von ihm die für die Lehre der Krankheitsconſtitutionen und Epidemieen ſo wichtige Meteorologie ſehr gründlich und ausführlich behandelt wird. Dove hat in dieſer Wiſſenſchaft ſelbſt Eigenthümliches geleiſtet, indem er unter den Neueren die phyſikaliſchen Geſetze der Witterungsveränderungen unſerer Breiten am genaueſten verfolgt hat. Dove zeigte, daß ſämmtliche nicht periodiſche Witterungsveränderungen unſeres Klimas ſich auf ein von ihm mit dem Namen des Drehungsgeſetzes belegtes Grundphänomen zurückführen laſſen. Es geht aus einer allgemeineren Betrachtung der Bewegungen des ganzen Luftkreiſes hervor, welche durch die örtlichen Verhältniſſe Veränderungen erleiden. Es giebt eine Regelmäßigkeit des Ueberganges der verſchiedenen Windesrichtungen in einander, womit die Verhältniſſe des Luftdrucks, der Temperatur und der Feuchtigkeitsniederſchläge conſtant zuſammenhängen. In unſeren Breiten läßt ſich die Geſammtheit der Witterungserſcheinungen auf den Kampf zweier entgegengeſetzter (Nordoſt und Südweſt) Luftſtröme reduciren, deren wechſelweiſes Vorwalten die Witterungsextreme bei uns bedingt, ſo daß durch die Erkenntniß dieſer Verhältniſſe das Unbeſtimmte unſerer Witterung doch durch ſeine bedingungsweiſe Regelmäßigkeit im Allgemeinen gehalten wird, wenn auch beſondere Abweichungen ſich zeigen. Im Uebrigen experimentirt Dove ſehr geſchickt, und läßt keine neue Erſcheinung der Wiſſenſchaft unverarbeitet an ſich vorübergehen.

(Fortſetzung folgt.)

Gruppe „Ueber die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoreer."

(Schluß.)

Aber altpythagoreiſch ſind ſolche Dinge nicht, wenn gleich Platoniſch und Ariſtoteliſch, und wir geben dem Verf. vollkommen zu, daß nach Abzug aller aus Plato und Ariſtoteles entnommenen Momente die ſogenannten Archyteiſchen Fragmente völlig bedeutungs-, um nicht zu ſagen inhaltslos erſcheinen.

In einem dieſem Capitel angehängten Excurſe (S. 24—31) beſtimmt Hr. Gruppe das Zeitalter des Archytas. Obgleich wir hier dem Reſultate ſeiner Unterſuchung, die bei der einfachen Lage der Sache (nur die falſche Lesart bei Cic. de Orat. III, 34, die übrigens durch den wolfenbüttler Codex beſeitigt iſt, ſtreitet gegen die ſonſt übereinſtimmenden Angaben) etwas zu ſehr in die Länge gezogen iſt*), vollkommen beiſtimmen, ſo können wir uns doch nicht mit allen Einzelnheiten einverſtanden erklären. Mag immerhin der ſiebente Brief Platon's nicht minder unächt ſein wie alle übrigen, jedenfalls iſt er aus guter Zeit, und ein ſo offenbarer Widerſpruch, wie der, welchen Hr. Gruppe S. 28—29 zwiſchen einer in ihm gegebenen Notiz gegen das Zeugniß Plutarch's finden will, ſchon darum nicht glaublich, weil, wenn der Briefſteller älter als Plutarch iſt, dieſer aus ihm, und umgekehrt, ſchöpfen mußte. Das δι' ἐκεῖνον in den Worten Plutarch's (vit. Dion. cap. 18) auf Platon zu beziehen und damit beide Zeugniſſe in Einklang zu bringen, hindern weder Grammatik noch Zuſammenhang. Ganz Unrecht hat aber der Verf., wenn er die Worte Cicero's (de Finib. V, 24) zu ſeinen Gunſten in Anſpruch nimmt. Denn wenn Plato, wie der ſiebente Brief erzählt, die Freundſchaft zwiſchen Archytas und Dionyſius vermittelte, ſo mußte er ſowohl den einen als den andern zuvor kennen gelernt haben.

Im vierten Capitel werden Charakter und Lehrform des alten Pythagoreismus geſchildert, und auch aus der Unähnlichkeit der Fragmente mit der Art und Weiſe beider die Unächtheit erwieſen**). Die Lehrform der älteren Pythagoreer war die ſpruchartige, apophthegmatiſche, metaphoriſche, und hierher mögen auch die ὅροι des Archytas gehören, die ſchwerlich eine ſchriftſtelleriſche Arbeit geweſen

*) Als ganz unnütz und unfördertich erſcheinen z. B. die S. 31 aufgeſtellten Raiſonnements.

**) Bei dieſer Gelegenheit verwirft Gruppe als ſinnlos und offenbar verdorben die Worte ἀφ' ἑστίας ἡγεμόνος in der Ariſtoteliſchen Oeconom. cap. 4, und conjicirt dafür ἐφ' ἑστίας ἡμένην, worauf ihn das bei Ariſtoteles (Rhetor. III, 4) erhaltene Apophthegma des Archytas führt. Allein es fragt ſich, ob hier wirklich zu ändern nöthig ſei? Ariſtoteles läßt die Pythagoreer ſagen, man dürfe die Frau am allerwenigſten beleidigen und durch Unrecht kränken, weil ſie gleichſam als eine ἱκέτις und als eine ἀφ' ἑστίας ἡγεμόνος, d. h. von dem Schutze des väterlichen Hauſes durch den Gatten weggeführte (ſ. Stallb. zu Plat. Eutyphr. p. 12; Wachsmuth, Hell. Alterthumskunde, II, 1, S. 188) zu betrachten ſei, die ſich nur im Vertrauen, daß man ſie nicht durch Unrecht kränken werde, habe wegführen laſſen. Dies giebt ein richtigeres und dem Verhältniſſe des Weibes zum Manne in der Ehe, wie uns dünkt, entſprechenderes Bild, als dasjenige iſt, welches wir durch Hrn. Gruppe's immerhin ſinnreiche Aenderung des Textes erhalten.

ſind. Archytas ſelbſt ferner iſt eine bekannte, im Alterthum vielgefeierte Geſtalt, viele Züge ſind von ihm und ſeiner Perſönlichkeit erhalten, aber von Schriften erwähnt kein älterer, vorchriſtlicher Schriftſteller etwas, und ſelbſt Cicero, wo er eine Aeußerung erwähnt, die den Philoſophen charakteriſirt, beruft ſich nur auf die Tradition (am auffallendſten de Amicitia cap. 23); auch Plato reiſet zum Archytas, um ſeine Philoſopheme kennen zu lernen, während er Philolaos Schriften ſtudirte. Dies ganze Capitel iſt mit beſonderer Liebe behandelt, und gegen die Gründe, welche hier gegen die Exiſtenz Archyteiſcher ſtreng philoſophiſcher Schriften überhaupt geltend gemacht werden, dürfte ſchwerlich viel eingewendet werden können. Nach allen ächten, uns über Archytas erhaltenen Nachrichten, haben wir uns denſelben in wiſſenſchaftlicher Hinſicht vorzugsweiſe als Mathematiker, Mechaniker, Muſiker und vielleicht auch, nach Varro und Columella, als denkenden Beförderer der Agricultur vorzuſtellen, nicht aber als metaphyſiſch-ethiſchen Philoſophen, wie ihn die Fragmente im Widerſpruch mit aller ſonſtigen Ueberlieferung erſcheinen laſſen. Die alten Pythagoreer haben wir überhaupt nicht als ſchreibſelige Stubengelehrte, ſondern als Männer der politiſchen Praxis zu denken, deren lehrende Wirkſamkeit bei weitem mehr eine mündliche war. Vorzugsweiſe gilt dies von dem mächtigen Archytas, der, an der Spitze des Staatslebens ſtehend, in ſeiner Gegenwart den weiteſten Spielraum unmittelbarſter Wirkſamkeit beſaß. Es wird höchſt wahrſcheinlich, daß die Schriftſtellerei der Pythagoreer erſt nach ihrer Vertreibung aus Großgriechenland beginnt. Der einzige Widerſpruch, welcher hiergegen eintritt, eine Stelle des Ariſtoteles, nach welcher der Pythagoreer Alkmaion ein jüngerer Zeitgenoſſe des Pythagoras genannt wird (Aristot. Metaphys. I, 5), iſt von dem Verf. zwar aus dem Wege geräumt, indem die hierher gehörige Notiz als ſpätes Einſchiebſel mit gewichtigen Gründen verworfen worden iſt (S. 52—58). Wenn alſo auch Alkmaion und ſeine proſaiſche Schriftſtellerei noch etwas früher als Archytas zu ſetzen ſein ſollte, ſo folgt doch eben wegen der gänzlichen Inhaltsverſchiedenheit zwiſchen der Schrift des Erſteren, welche Anatomiſches, Naturbeobachtungen und Naturanſichten enthielt, und den ſich durchaus auf Moralphiloſophie und Logik beſchränkenden angeblichen Fragmenten des Archytas, daraus noch nichts für die Exiſtenz von ächten Schriften des Letzteren zu Ariſtoteles' Zeit, der über Pythagoreiſche Phyſik ſich auf Alkmaion und den Platoniſchen Timäus beſchränkt. Aber daß Archytas überhaupt nichts geſchrieben haben, und die ὅροι bei Ariſtoteles nur Tradition ſein ſollten, ſcheint mir weder aus dieſem, noch aus anderen Gründen mit Nothwendigkeit zu folgen.

Im fünften Capitel weiſt der Verf. nach, wie ſchon bald nach Platon die bedeutende Divergenz innerhalb des alten Pythagoreismus, den man ſich keineswegs mit ſo manchen Neueren als ein geſchloſſenes Syſtem zu denken habe, gänzlich aufhörte, und wie überdies der neuere, Platoniſche Pythagoreismus nur wenig Aehnlichkeit mit dem alten behielt. Daneben werden zwei Stellen des Ariſtoteles (Nicom. Eth. II, 5, u. I, 4 (cap. 6, §. 7 Zell.) als Interpolationen beſeitigt*), und die von Damascius und Diogenes angeführten Ἀρχύτεια des Philoſophen als untergeſchoben nicht ſowohl nachgewieſen, als verdächtigt. In dieſem Capitel ſcheint indeſſen Hr. Gruppe allzuweit zu gehen, wenn er ſich durchaus gegen die Möglichkeit einer Annäherung des Pythagoreismus zu Archytas' Zeit an Platoniſche Gedankenbeſtimmungen ſträubt. Denn abgeſehen davon, daß hier ein mäßiges Zugeſtändniß der von ihm behaupteten Unächtheit unſerer Fragmente noch keineswegs widerſtreitet, — Archytas war Zeitgenoſſe des Platon ſo gut wie Philolaos. Die Gährung der Geiſter, welche dem mit Platon eintretenden Wendepunkte der griechiſchen Philoſophie vorherging, hatte nachweisbar auch die mit Platon gleichzeitigen Pythagoreer nicht unberührt gelaſſen. Wird ja doch Platon's Leben ſelbſt von Geſchichte und Tradition in eine ſehr enge Verbindung mit den letzteren und ihren Häuptern geſetzt. Es darf daher jene Annäherung nicht nur nicht als etwas Unmögliches, es müßte vielmehr als befremdend erſcheinen, wenn ſich nicht ſchon bei jenen die Spuren und Anfänge Platoniſcher Gedankenbeſtimmungen finden ſollten. Aber freilich: die Frage nach dem wieviel? hat hier den weiteſten Spielraum. Auch das Pythagoreiſche in Platon iſt auf der andern Seite nicht hoch genug angeſchlagen, und daß Ariſtoteles dies ſo gering und verächtlich gehalten haben ſoll, wie Hr. Gruppe es zum öftern ausſpricht, ermangelt des genügenden Beweiſes.

Wir können hier natürlich die im folgenden Capitel gegebene Ueberſicht der angeblichen Fragmente des Archytas nicht im Einzelnen verfolgen, müſſen vielmehr das genauere Eingehen dieſer Art den ſpeciell philologiſchen Zeitſchriften überlaſſen. Nur auf zwei beſonders wichtige Punkte wollen wir aufmerkſam machen. Der erſte iſt die (S. 105) bei Gelegenheit einer Stelle des Simplicius (ad phys. f. 186 b.) über die Archyteiſche Definition der Zeit aufgeſtellte Vermuthung, daß die ſpäteren Pythagoreer jenem alten Träger des Pythagoreismus Ariſtoteliſche Gedankenbeſtimmungen in der unlautern Abſicht andichteten, den Ariſtoteles als abhängig von den Pythagoreern darzuſtellen, — eine Vermuthung, die ſich mit dem Geiſte der ſpäteren Zeit,

*) Ueber die zuletzt genannte Stelle, an deren Interpolation zu glauben uns die von Hrn. Gruppe beigebrachten Gründe nicht vermocht haben, behalten wir uns vor, an einem andern Orte unſere Erklärung abzugeben, da Raum und Tendenz dieſer Jahrbücher hier die nöthige Ausführlichkeit nicht geſtatten.

in welche dieſe Fragmente fallen, gar wohl verträgt. Der zweite wichtige Punkt in dieſem Capitel iſt der S. 106—109 geführte Nachweis, daß der Fälſcher, dem die jetzigen Fragmente des Archytas zugehören, bei ſeinem Entlehnen aus platoniſirenden Neupythagoreern durch eine wunderbare Ironie des Zufalls, wie Hr. Gruppe es nennt, ſogar eine Aeußerung des Moderatus, welche einen Tadel der alten Pythagoreer einſchließt, in ſeiner Nachläſſigkeit und Unwiſſenheit als Gedanken eines alten Pythagoreers ſelbſt zum Beſten gegeben hat.

Wer iſt nun aber, oder wer ſind die Verfaſſer dieſer Fragmente? Hartenſtein nimmt deren vier an. Hr. Gruppe nur einen einzigen für alle, auch für die übrigen Fragmente der Pythagoreer außer Archytas, die ſich bei Jamblichos und Stobäos vorfinden. In allen treten die zwei Seiten, nach denen er ſich in den Archyteiſchen charakteriſirte, kenntlich hervor, das Ariſtoteliſche und das — Jüdiſche. Dies letztere, das orientaliſche Element, wird insbeſondere S. 129—132 an einzelnen ſprachlichen Erſcheinungen nachgewieſen, deren Betrachtung im Vergleich mit der Sprache der LXX und des Neuen Teſtaments S. 134—137 noch einmal aufgenommen wird. Auch die Vergleichung mit Philon liefert hinſichtlich der Geſammtanſchauungen, Anſichten und Vorſtellungen daſſelbe Reſultat (S. 137—143, beſonders S. 141—142). Philo alſo dürfte den weiteſten Zeitpunkt rückwärts für die Entſtehung der Fragmente bezeichnen, wie ſich Alexandria vorzugsweiſe als der Ort dafür darbietet (S. 133), weil eben dort hauptſächlich griechiſche Bildung mit dem Judenthum in enge Berührung trat. Was ſich ſo in Form von Schlußfolgerungen und Conjecturen dem Verf. ergeben hat, dafür iſt es ihm denn auch gelungen, einen directen Beweis in einer hiſtoriſchen Anſpielung in den Fragmenten zu finden, auf deren Spur ihn, wie er S. 146 angiebt, Philo's Schrift *εἰς Φλάκκον* geführt hat. „Flaccus war unter Tiber und Caligula römiſcher Statthalter in Aegypten, der namentlich in ſpäteren Jahren die zahlreichen Juden in Alexandria mit ſchwerem Druck ſein Vorurtheil empfinden ließ. Als Cajus zur Regierung kam, wollten die Juden, wie Philo dies im 12. Capitel der gedachten Schrift erzählt, eine beſondere Geſandtſchaft an den Kaiſer ſchicken. Flaccus ſchlug es ihnen ab, und verlangte ſelbſt die Vermittlung zu übernehmen. Er las ihnen auch ein in ihrem Namen abgefaßtes Gratulationsſchreiben vor, mit dem ſie ihre Lage zu verbeſſern hofften; ja er ſagte ausdrücklich, er wolle nichts hinzuſetzen, damit der Wahrheit die Ehre würde, unterſchlug aber dennoch die ganze Geſandtſchaft, und ſuchte die Juden vielmehr dem Kaiſer verhaßt zu machen.“ Auf dieſen Flaccus nun bezieht Hr. Gruppe das in der dritten Dialeris des Anonymus befindliche, angebliche Epigramm der Kleobuline, deſſen Autorſchaft er dem Fälſcher ſelbſt zuſchreibt:

Ἀνδρ' εἶδον κλέπτοντα καὶ ἐξαπατῶντα βιαίως
Καὶ τὸ βιᾷ ζῆξαι, τοῦτο δικαιότατον.

In Bezug auf dieſen argen Judenfeind, der den Landsleuten des Fragmentiſten ſo viel bittere Noth bereitete (S. 147—148), ſetzt nun Hr. Gruppe mit großer Geſchicklichkeit eine Menge Aeußerungen und Anſpielungen in den Fragmenten, die allerdings für die Zeitgenoſſen eben ſo verſtändlich als von größtem Intereſſe ſein mußten. Ja ſelbſt an Anſpielungen auf den eigenen, in guter Abſicht unternommenen Betrug fehlt es nicht ganz (ſ. S. 144—145) und eben ſo wenig an Maskirungen des Orts, wo der Verf. lebte (S. 149), die dann wieder als Beſtätigung des ſchon Ermittelten dienen können.

Somit ergiebt ſich als Abfaſſungszeit das Ende der dritten Dekade im erſten nachchriſtlichen Jahrhundert, denn die Thronbeſteigung des Caligula und ſomit die Unterſchlagung jenes Gratulationsſchreibens fallen in das Jahr 39 nach Chr. Geb. —

Von dieſem Reſultate ausgeſchloſſen ſind die Kategorieen und die *λόγοι καθολικοί*. Ueber dieſe, namentlich die erſteren, giebt Hr. Gruppe eine Hypotheſe. Er hält ſie für ein Machwerk der Platoniker, mit welchem dieſe die mit den angeblich Ariſtoteliſchen *Ἀρχυτείοις* zur Verunglimpfung der philoſophiſchen Originalität Platon's getriebene Fälſchung in gleicher Münze bezahlten, indem ſie „eine Schrift fabricirten, aus welcher hervorgehen ſollte, daß Ariſtoteles ein Plagiarius ſei,“ und dieſe dem berühmten und gelehrten Commentator des Stagiriten, dem Andronikos, unterſchoben. Ein Betrug, welcher ſelbſt den Simplicius täuſchte (S. 150—155). Die *λόγοι καθολικοί* gelten dann für den Verſuch eines Späteren, jene einzelnen bei dem angeblichen Andronikos vorkommenden Stellen in fortlaufendem Zuſammenhange zu vereinigen. In dieſe Claſſe der nicht jüdiſchen Fragmente ſetzt dann Hr. Gruppe auch die Schrift *περὶ ἀντικειμένων* bei Simplicius.

Läßt ſich nun auch freilich bei dieſer Art der Fragmente weder Ort noch Zeit ihrer Entſtehung genauer ermitteln, immerhin bleibt dem Hrn. Verf. das Verdienſt, in einer ihrer Natur nach dunklen und ſchwierigen Unterſuchung durch geiſtreiche Vermuthungen und ſinnvolle Combinationen zur vorläufigen Orientirung einen wichtigen Beitrag geliefert zu haben.

Oldenburg. Adolph Stahr.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redacteren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

15. Januar. № 13. 1841.

Geschichte der neueren Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza, von Dr. L. A. Feuerbach. gr. 8. (31½ Bg.). Ansbach. Verlag von Brügel. (2 Thlr.)

Geschichte der neueren Philosophie. Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie, von Dr. L. A. Feuerbach. gr. 8. (19 Bg.) Ansbach, 1837. Verlag von Brügel. (1½ Thlr.)

Das Studium der Geschichte der Philosophie gewährt demjenigen, welcher einem bestimmten philosophischen Systeme huldigt, zwei bedeutende Vortheile. Fürs Erste nämlich beweist ein System, je mehr es jenen speculativen Sinn erzeugt, der den wahren Gehalt der vergangenen philosophischen Systeme aufzuschließen im Stande ist, seinen philosophischen Werth, seine Wahrheit, seine Universalität, in welcher es nicht bloß ein besonderes System neben andern ist, sondern diese Besonderheiten in sich vereinigt, und damit das Bewußtsein eben so sehr ihres positiven Gehalts, als ihrer Beschränktheit hat. Eine Geschichte der Philosophie, welche das Verständniß der vergangenen Systeme um ein Wesentliches weiter bringt, müßte uns schon darum willkommen sein, weil wir daraus sehen, wie sehr die philosophische Bildung in der Gegenwart vorgerückt ist. Sie würde aber hiermit zugleich ein gegenwärtiges System vor der Verknöcherung in seine Besonderheit bewahren, ihm seine Lebendigkeit, seinen Geist neu erschaffen, indem es ihm die Aufgabe stellt, sich als die Wahrheit der vergangenen besonderen Productionen zu bewähren. Fürs Andere werden uns durch die Geschichte der Philosophie immerfort die eigenthümlichen philosophischen Fragen vorgehalten, und wir werden durch sie vor der Gefahr geschützt, sammt aller wahren Philosophie diese Fragen zu vergessen. Es läßt sich nicht verhehlen, daß jene Verknöcherung und diese Vergessenheit unter uns ziemlich überhand genommen hat. Beide Fehler sind aber nur einer und derselbe. Eine Philosophie, wenn sie sich im Bewußtsein der Zeit einige Geltung verschafft hat, wird gewöhnlich ein Mittel für die besonderen, realen Wissenschaften; sie erhält damit von selbst eine gewisse dogmatische Richtung; aus dieser entsteht nothwendig eine Beschränktheit der philosophischen Anschauung, aber auch zugleich die Unkenntniß dessen, was eigentlich Philosophie ist. Man adoptirt die Resultate der Philosophie, und versetzt sich mit der philosophischen Idee sogleich in das Gebiet des Realen. Man fühlt kein Bedürfniß, auf die Genesis dieser Idee zurückzugehen und die eigenthümlich philosophische Frage nach der Realität der Erkenntniß zu untersuchen. Die Philosophie als solche aber kann sich nicht damit befassen, das Verhältniß des Idealen und Realen an einem bestimmten Gegenstande, wie an Christus, zu betrachten; sie muß diese Frage ganz allgemein aufstellen, und ebenso umfassend beantworten. Ein dogmatisches Interesse an einem besondern Gegenstande kann sie unmöglich haben. Man hat schon oft wiederholt, die Hegel'sche Philosophie müsse in dem Detail der realen Wissenschaften ausgeführt werden; das ist immerhin gut. Aber man hat nicht bemerkt, daß damit die eigenthümliche Aufgabe der Philosophie, auf den Standpunkt der Erkenntniß des Realen, der absoluten Identität des Subjectiven und Objectiven zu führen, aus den Augen gerückt und die Philosophie hiermit nur zu einer Realwissenschaft gemacht würde, was sie so ohne Weiteres unmöglich sein kann. Man sollte vor Allem das thun, was die Philosophie als solche fordert, und dann das Zweite nicht lassen. Das wäre ein kräftigeres Mittel, die Würde der Philosophie zu bewahren, als wenn man sie in die Streitigkeiten des Tages hineinzieht, welche für sich immerhin ihren Gang gehen mögen, wenn sie nur die Philosophie unangetastet lassen. Diese hat noch andere und bessere Dinge zu thun, als in solchen Zänkereien mitzumachen. Um dieser Unabhängigkeit und Freiheit der Philosophie sich bewußt zu werden, dazu ist das Studium der Geschichte der Philosophie ein vortreffliches Mittel; dieses erfrischt unser Interesse an der Philosophie als solcher. Eine Zeit, in welcher der Sinn für die Geschichte der Philosophie verloren gegangen wäre, hätte in der That, wenn sie auch von lauter Philosophie strotzte, die Philosophie selbst verloren. Das Interesse für diese fällt ganz zusammen mit dem Interesse an

ihrer Geſchichte. Es wird daher auch nur derjenige eine gute Geſchichte der Philoſophie ſchreiben, der mit ſpeculativem Sinne eine uneigennützige Liebe zur Philoſophie verbindet. Hr. Feuerbach hat ſchon vielfach gezeigt, daß er in unſerer Zeit zu den Wenigen gehört, welchen die Philoſophie als ſolche einen ſelbſtändigen Werth hat. Er beſitzt daher auf beſondere Weiſe den Beruf, eine Geſchichte der Philoſophie zu ſchreiben, ein Beruf, der bei ihm noch durch das ausgezeichnete Talent plaſtiſcher Darſtellung unterſtützt iſt. Das Buch, das uns vorliegt, iſt zum Theil ſchon ſeit mehreren Jahren erſchienen; Ref. weiß aus eigener Erfahrung, daß daſſelbe gern und mit Nutzen geleſen wird. Doch iſt es nicht überflüſſig, das Publicum auf daſſelbe aufmerkſam zu machen; denn es iſt ganz geeignet, das uneigennützige Intereſſe an der Philoſophie, das uns ſo ſehr fehlt, durch ihre Geſchichte neu zu beleben.

Der erſte Band dieſer Geſchichte der Philoſophie enthält die Geſchichte der neueren Philoſophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza; der zweite die Darſtellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'ſchen Philoſophie. Die Darſtellung jedes einzelnen Syſtems iſt in den Hauptpunkten in einem beſondern Anhange durch Originalſtellen belegt. Dieſe Belege ſind deshalb ſehr angemeſſen, weil ſie Vertrauen zur Objectivität der Darſtellung gewähren, den Leſer ſelbſt in die Urkunden blicken laſſen, und ihn damit ſelbſt, ſo viel möglich, in die Eigenthümlichkeit eines Philoſophen und die Vergangenheit des Syſtems zurückverſetzen.

In dem zweiten Bande beſtimmt Hr. Feuerbach ſeine Methode. Die Darſtellung eines Syſtems iſt zugleich Entwicklung deſſelben, — Entzifferung des wahren Sinns einer Philoſophie, die Enthüllung deſſen, was das Poſitive an ihr iſt, die Darſtellung ihrer Idee innerhalb der zeitlich bedingten, endlichen Beſtimmungsweiſe dieſer Idee. — Die Entwicklung des Geſchichtsſchreibers der Philoſophie muß daher Reproduction ſein; der Entwickler ſoll das Fremde nicht als Fremdes, ſondern ſo, als wäre es das Seinige, er ſoll es als ein durch die eigene Thätigkeit Vermitteltes, Aſſimilirtes wiedergeben. — *Die* Kraft, die ihn erzeugt hat, *dieſelbe* iſt es, dieſelbe muß es ſein, die ihn wieder erzeugt. — Der Hr. Verf. fordert alſo ſpeculativen Sinn von einem Geſchichtſchreiber der Philoſophie; es iſt das allererſte Erforderniß, das an ihn zu machen iſt; ohne dies müßten ihm die Syſteme der Philoſophie vollkommene Räthſel ſein. Nur der ſpeculative Sinn kann die Speculation in ihnen entdecken. Wir müſſen dieſen Syſtemen in den Hintergrund ihrer Entſtehung blicken können, der ihnen ſelbſt nicht ins Bewußtſein getreten iſt; in dieſem Hintergrunde liegt allein ihr Verſtändniß. Dieſer Hintergrund muß alſo für uns ſchon Vordergrund geweſen ſein; das iſt nicht möglich, wenn wir ſelbſt nicht wiſſen, was Speculation iſt. So muß, wie Hr. Feuerbach ſagt, aus dem Geſagten das herausgewickelt werden, was im Geſagten nicht geſagt iſt, aber doch implicite in ihm liegt. Dieſe Regel muß vor allen Dingen auf den Ausgangspunkt eines Syſtems, auf ſein Princip, aus dem Alles hervorgeht, angewandt werden. Daraus folgt aber auch, daß in der That nicht nur dieſelbe Kraft dazu gehört, ein Syſtem zu reproduciren, die es geſchaffen hat, — denn aus dieſer würde nur daſſelbe Syſtem entſtehen, — ſondern es gehört eine höhere ſpeculative Kraft, eine Einſicht dazu, für welche eben jener Hintergrund ſchon in den Vordergrund getreten iſt. Darin, daß das Princip eines Syſtems ſelbſt ein höheres Princip enthält, das aber in ihm nicht geſetzt wird, — darin allein beſteht die Entwicklung zu einem weiteren Syſteme. Ref. wünſchte deshalb, daß Hr. Feuerbach ſich nicht bloß über die Entwicklung eines Syſtems, ſondern der Syſteme ausgeſprochen hätte. —

Hr. Feuerbach hat in der Entwicklung der Idee, des poſitiven Gehalts einer Philoſophie viel geleiſtet, — ein nicht geringes Verdienſt, ein Verdienſt, das noch erhöht wird durch eine geiſtvolle, höchſt belebte Darſtellung. Indem er ein Syſtem reproducirt, ſetzt er ſich vorerſt feſt in der Objectivität des Syſtems; aber er identificirt ſich mit ſeinem Philoſophen, und überläßt ſich in der Gewißheit, der Objectivität des Syſtems ſich vollſtändig bemächtigt zu haben, dem ganzen Scharfſinn und der ganzen Ueppigkeit ſeiner freien Production, ſo daß er uns den wahren Gehalt einer Philoſophie recht lebendig vor Augen zu ſtellen weiß. Wenn man auch hie und da wünſchte, daß dieſe freie Production mehr das Princip im Auge behalten hätte, und daß, wie es einer geſchichtlichen Darſtellung ziemt, mehr ruhiges Gleichgewicht der Objectivität des Syſtems und der Subjectivität des Geſchichtsſchreibers gehalten würde, ſo möchte man doch wieder nicht den Genuß entbehren, den uns die Freiheit gewährt, welche Hr. Feuerbach mitten in der Objectivität zu behaupten weiß.

Die wahre Kritik nun, ſagt Hr. Feuerbach, liegt in der Entwicklung ſelbſt; denn dieſe iſt nur möglich durch die Sonderung des Weſentlichen von dem Zufälligen, des Unbedingten von dem Bedingten, des Objectiven vom Subjectiven. Dieſer Unterſchied hat bei Hrn. Feuerbach namentlich den Sinn des Unterſchieds des theologiſchen und philoſophiſchen Elements einer Philoſophie. Hr. Feuerbach hebt oft mit ſehr großem Rechte dieſen Unterſchied hervor; ſowie er ſelbſt für ſich die Philoſophie von aller Befleckung mit der Theologie rein zu halten ſucht, ſo hält er ſich für verpflichtet, an jedem Syſtem das philoſophiſche und theologiſche Element ſtreng zu ſondern. So nützlich dieſe Sonderung iſt, und ſo ſehr die Tendenz, aus der ſie hervorgeht, ganz die Einſtimmung des Ref. hat, ſo hat Hr. Feuerbach doch hierbei oft überſehen, daß, was er die theologiſche Vorſtellung eines Syſtems nennt, doch ſelbſt dem Inhalte

nach ein rein philoſophiſcher Begriff, ja oft das Speculativſte iſt, was ein Syſtem enthält. Ref. wird unten die Belege zu dieſer Behauptung geben. Dieſe Bemerkung jedoch muß uns, was hieher gehört, einen Verdacht gegen jene Sonderung des Weſentlichen vom Zufälligen erwecken. Das Zufällige wird denn doch auch weſentlich ſein. Wir müſſen es als Regel aufſtellen, einen ſolchen Gegenſatz in den philoſophiſchen Syſtemen nicht anzuerkennen. Es giebt auch hier, wie überall, keine Zufälligkeit; wo wir ſie finden, da ſprechen wir nur das Geſtändniß aus, daß wir den Zuſammenhang noch nicht entdeckt haben; da trennen wir die Individualität eines Syſtems in weſentliche und unweſentliche Merkmale. Um der Individualität des Syſtems willen ſollten wir das nicht thun; wir zerſtückeln ſie damit, die an ſich ein Ganzes iſt. Dieſe Regel iſt freilich unbequem; man wird ſie durch Phraſen beſeitigen von der Fülle und Freiheit der Individualität, die ſich nicht durchaus in eine, wie man meint, pedantiſche Conſequenz einſchnüren laſſe. Nichts deſtoweniger muß dieſe Regel befolgt werden, wenn wir objective Geſchichte haben wollen. Ref. will hiermit nicht den Hrn. Verf. belehren, — er ſelbſt hat ſie ſonſt ſehr genau befolgt, er hat ſie gegen die Theologie angewandt, er hat gefordert, daß man ſie in ihrer vollſtändigen Beſtimmtheit erfaſſen müſſe, von welcher nichts als zufällig und unweſentlich ausgeſchloſſen werden dürfe. Warum wendet er nun dieſe Regel nicht auf die philoſophiſchen Syſteme an? Warum ſpricht er hier von einer Sonderung des Weſentlichen und Zufälligen, eine Sonderung, welche die geſchichtlichen Facta nur unſerer Willkür preisgiebt? Und die Kritik ſoll dieſe Sonderung ſein? Alſo wäre das Weſentliche eines Syſtems wahr, das Zufällige unwahr? Und die Individualität deſſelben, ſein Unterſchied von andern beſtände nur in dieſen unwahren Zufälligkeiten? Allein das Weſentliche eines Syſtems liegt gerade darin, daß es dieſes beſtimmte, individuelle Syſtem iſt. Dieſes individuelle Syſtem, in dieſer Beſtimmtheit, die ſeine Weſentlichkeit ausmacht, iſt eben ſo vollkommen wahr, als es vollkommen falſch iſt; es iſt nicht nach der einen Seite wahr und nach der andern falſch. Das hat die Kritik zu zeigen. So erſt iſt die Kritik mit der Entwicklung identiſch, und die wahre Kritik. Hr. Feuerbach hat hier eine Theorie aufgeſtellt, die zum Theil gerade im vorliegenden Buche ſeiner eigenen Praxis widerſpricht.

Hr. Feuerbach entwickelt in der Einleitung des erſten Bandes den Zuſammenhang des Proteſtantismus und der neueren Philoſophie. Aus ſeinem „Bayle" wiſſen wir, daß er den Proteſtantismus von derſelben auch zu unterſcheiden weiß. Auch hier leitet er nicht gerade aus dem eigentlichen Proteſtantismus die neuere Philoſophie ab, ſondern derſelbe iſt ihm nur eine einzelne Erſcheinung des Geiſtes, aus dem auch der Proteſtantismus hervorging. Ref. würde es daher für angemeſſener halten, wenn von der Entſtehung der neueren Philoſophie die Rede iſt, gar nicht vom Proteſtantismus zu ſprechen; denn damit entſteht immer wieder der Schein, als ob dasjenige, was man Proteſtantismus nennt, auch die Geneſis der neueren Philoſophie enthielte. Das iſt durchaus nicht der Fall. Dieſe iſt vielmehr völlig unabhängig von demſelben entſtanden, ſie iſt aus der Naturwiſſenſchaft hervorgegangen. Um hier nur an Carteſius zu erinnern, ſehe man ſeine Abhandlung de methodo. Die Naturwiſſenſchaft war wieder in ihre Rechte gekommen, ohne daß hier irgendwie der Religion etwas zu verdanken wäre. Nun wurde eine höhere Begründung der Naturwiſſenſchaft gefordert; denn der Menſch hatte gerade im Studium der Natur, das neu erwacht war, ſein freies Selbſtbewußtſein gefunden; es mußte geſagt werden, daß er von dieſem aus zur Anſchauung der Natur kam.

(Fortſetzung folgt.)

An die Deutſchen und insbeſondere die Preußen, über das Verlangen nach Preßfreiheit in Deutſchland und nach Conſtitution im preußiſchen Staate. Leipzig, in Commiſſion bei W. Einhorn.

Ein naives Troſtbüchlein für alle Cenſurmüden, ein lehrreicher Rathgeber für die Conſtitutionsſüchtigen! Troſt und Rath erhalten wir aus dem Munde eines Nicht-Preußen, der wahrlich verdiente, einer zu ſein. Mit dem allgemeinſten Gedankengange unſeres Staates hat er ſich hinreichend bekannt gemacht; ſeiner Sprache fehlt die Salbung nicht, bisweilen ſelbſt nicht ein mediciniſcher Spott. Auf Gründlichkeit der Darſtellung, abgeſehen von dem undeutſchen Volumen der Schrift in ſolchen Dingen, verzichtet der Verf. wie von ſelbſt, indem er abbricht, ohne Manches noch hinzuzufügen, weil für Leute ſeiner Anſicht genug geſagt, für Andersgläubige jedes weitere Wort verloren ſei. Warum aber mit ſo winziger Rüſtung in einem ſo ernſten Kampfe auftreten, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß nach des Verf. eigener Meinung Schreier und Scribler mit unreifen Anſichten und excentriſchen Wünſchen dadurch herausgefordert werden möchten? Konnte er nicht, da nun einmal der Genius ihn trieb, mit einem tüchtigen, ächtdeutſchen Werke, das hiſtoriſch, mathematiſch, philologiſch die Frage über Preußen und Conſtitution erörterte, der Umſchlagsannonce ſeiner Brochüre zur Wahrheit verhelfen, nämlich, daß man es lieber ganz ungeleſen laſſen möchte, als es nur flüchtig durchblättern, und dann ſich jedes Urtheils enthalten? So aber hat der Verf. durch Umfang und Inhalt ſeiner Schrift die Möglichkeit geboten, ſie auswendig zu lernen, ein ſchöner Gewinn für die Innerlichkeit derſelben; durch die vielen Stichwörter, Schimpf- und Scherzreden hat er dem Publikum die Kritik ungemein erleichtert. Er hat das breite Gerede über den vorliegenden Gegenſtand durch einige Beiſpiele, welche die Sache erklären ſollen, vermehrt, hat zarte Punkte ſo leiſe als möglich berührt, und einige Wunden ſchmerzhaft betaſtet. Bisweilen könnte man bedenklich fragen: will der Verf. hier anklagen oder vertheidigen? welcher Sache will er dienen? Er ignorirt, daß durch Amneſtie im politiſchen

Gebiete am leichteſten Einigung zu erreichen. Warum ſchmuggelt er halbvergeſſene Erinnerungen ein? Selbſt die eigene Stellung, welche er ſich zu den Tagesfragen giebt, möchte arge Bedenklichkeiten veranlaſſen. Daß wir ihm aufs Wort glauben, wie er eidlich verſichert, er habe niemals ein Amt bekleidet, niemals einen Gehalt oder eine Penſion bezogen, noch Hoffnung dergleichen zu erjagen, er lebe außerhalb der Grenzen des preußiſchen Staates ganz unabhängig, verſteht ſich von ſelbſt. Stände uns eine Vermuthung frei, wir würden den Verf. für einen behäbigen Landbeſitzer halten, der in gereiftem Alter für die Nachkommen beſorgt, ſonſt ſchon durch Arzneimittellehre und empiriſche Pſychologie um ſeine Nachbarn wohlverdient, nun auch in den lauten Streit der Gegenwart das altkluge Wort eines Neſtor hineinruft. Daß es ihm dabei nicht auf Specialitäten, ſondern nur auf ganz Allgemeines ankommt, beweiſt das ganze Schriftchen. Doch nicht zu vergeſſen das Bild, welches der Verf. von ſeiner Stellung entwirft! Welche Anklage liegt darin für Alle, die in den Grenzen des preußiſchen Staates leben, die ein Amt bekleiden, die einen Gehalt oder eine Penſion beziehen, oder dergleichen zu erjagen ſich einfallen laſſen? Thäten alle dieſe nichts „aus eigenem, innerem Antriebe," nur immer geleitet „durch politiſche Medicinalräthe und polizeiliche Geſundheitsbeamte?" Soll eine ſolche Arznei „kühlen oder erwärmen," meint es der Verf. ernſt- oder ſpaßhaft? Doch den Ernſt verbitten wir uns; für den Spaß mag er ſorgen.

Das Schriftchen nun ſelbſt iſt weſentlich hiſtoriſch-combinatoriſch einerſeits, ſo wie nach der andern Seite mythiſch-declamatoriſch. Es nimmt theils für ſeinen eigenen Standpunkt die Sache aus einem zu entfernten Standpunkt, theils für die Sache ſelbſt die Deduction meiſt aus den modernſten Neuigkeiten, oder unverbürgten Zeitungsnachrichten. Das Gutenbergsfeſt ſteht in Parallele mit der hambacher Verſammlung, wegen der Champagner-Begeiſterung in Reden und Toaſten; die Forderer der Preßfreiheit und einer Conſtitution, beſonders die preußiſchen Stände werden erinnert, daß die Diplomaten zu Wien im J. 1815 „zum Theil ſehr warm ergriffen geweſen zu ſein ſcheinen und in etwas exaltirter Stimmung Wechſel ausgeſtellt haben, die nicht geſchrieben, aber ſchwer einzulöſen waren." Eine beherzenswerthe Definition giebt der Verf. hierbei von den Diplomaten, indem er ſagt: „ſie müſſen, um mit voller Beſonnenheit zu verfahren, in ihrem Innern kalt und ruhig bleiben, ſelbſt wenn es das Höchſte und Heiligſte gilt." Dies könnte allenfalls die obige Vermuthung über den Verf. umſtoßen, wenn nicht die umgekehrte Meinung von den Diplomaten feſtſtände, daß ſie vielmehr, wenn es Innen noch ſo ſehr kocht und glüht, äußerlich ſtill und ruhig, wie das glatte Meer, erſcheinen müßten, welches ſich aber keineswegs in dem Aeußern dieſes Schriftchens vorfindet, wie folgende Ausdrücke beweiſen: ſanguiniſche Voreiligkeit, Gehirnentzündung, die Thoren, unberufene, excentriſch-politiſche Kannegießer, thörichte Hirngeſpinnſte, fanatiſche Freiheitshelden, ſträfliche Unbeſonnenheiten, Verirrungen und Tollheiten u. ſ. w." Behandeln wohl ſo Diplomaten gemüthskranke Unterthanen oder gar ganze Völker? Nicht einmal der verſtändige Arzt den wahrhaft Wahnſinnigen. Er knüpft an ſeine lichten Augenblicke an, ohne die Erinnerung deſſelben auf die krankhaften Momente zurückzuführen. Der Verf. wollte „beruhigende, hier kühlende, dort erwärmende Arzneimittel" reichen, und vergißt durch 76 Seiten, was er wollte. Er findet vielleicht ſeine Entſchuldigung in den wiener Diplomaten, die auch kalt und ruhig bleiben ſollten, die aber nach ſeinem eignen Geſtändniß zum Theil ſehr warm ergriffen geweſen zu ſein ſcheinen von den eben erlebten Begebenheiten. Der Hauptpunkt der Erörterung betrifft, wie natürlich, §. 18 und §. 13 der deutſchen Bundesacte, gleichſam ihre Tendenzparagraphen. Um dieſe dreht ſich die ganze Inquiſition. Es wird die Zeit, bis die erſtere theilweiſe in Erfüllung ging, bis 1837, im Ganzen 22 Jahre, eine überlange Geduldprobe genannt. Reichte hier das Wort lange nicht aus, um überlange für die Erfüllung des andern Theils zu verſparen? So verſchwenderiſch gehen wir aber mit der Sprache und dem gedruckten Worte um. Darum erſcheint dem Verf. das Verlangen nach Preßfreiheit ungerecht, wenigſtens der Vorwurf gegen Regierung und Bundesverſammlung, — daß die Cenſur von Zeit zu Zeit verſchärft worden, weiß er, — weil die politiſche Aufregung in Deutſchland ſelbſt Männer in reiferem Alter ergriffen hatte. Meint er vielleicht die Glieder des Tugendbundes, oder die Bekämpfer deſſelben, wie den ſeligen Geheimerath Schmalz, der im Jahr 1808 als Verf. einer Adreſſe an die Preußen verdächtigt wurde, in welcher die Wörter: „Volk, Verſammlung des Volkes, öffentliche Freiheit, Gleichheit, Abſchaffung der Privilegien," die mit ſo ſchrecklichen Lettern in den Annalen der Nationen geſchrieben ſeien, vorkamen? (S. Haude-Spen. Zeitg. vom 26. Novbr. 1808.) „Weil eine höchſt gefährliche Gehirnentzündung anfing faſt epidemiſch zu werden, weil Handwerksburſchen von dieſem Schwindel ergriffen wurden, weil Kotzebue im Jahr 1819 ermordet wurde, weil ein Feſt zu Hambach 1832 gefeiert wurde, konnte und durfte man nach reiflicher Ueberlegung die Preßfreiheit 1816—17 nicht ſtattfinden laſſen." Die politiſche Krankheitsgeſchichte Deutſchlands wird mit großer Vorliebe behandelt und der Schein angenommen, als ob ſich unſer gutes Vaterland noch in der Raſeur befinde, aus der es ſich doch zum wenigſten in den letzten Monaten bei ſeiner ſchönen Sym- und Antipathie in Bezug auf ſich und Frankreich glücklich herausgeriſſen haben könnte. In eine ernſtliche Unterſuchung der Frage ſelbſt einzugehen, verbietet der Verf. durchaus nicht, indem er dieſe für ſich beſtehen läßt, und nur die Schuld ihrer Unausführbarkeit für die Vergangenheit und Gegenwart auf die Unbeſonnenen und Böswilligen wälzt, dabei aber doch unwillkürlich uns an das Schiller'ſche Lied von der Hoffnung erinnert. Eine ähnliche Interpretation von der Furchtbarkeit der mißbrauchten Preſſe lieferte Göthe ſchon 1816 in den Worten: „Ein ſolcher Friede ward durch den äußern Frieden der Welt begünſtigt, als nach ausgeſprochener Preßfreiheit die Ankündigung der Iris erſchien und jeder wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden unmittelbaren und die nicht zu berechnenden weitern Folgen mit Schrecken und Bedauern vorausſah." Doch hinderte eine ſolche Prophezeiung nicht 1831 am 11. Mai, alſo beinahe ein Jahr nach der Juliusrevolution, die man doch allgemein auf Rechnung der Preſſe geſchrieben hat, den baierſchen Regierungscommiſſär, Herrn Staatsrath Abel, an der Betheuerung folgender Worte vor der verſammelten Kammer: „Die Preßfreiheit iſt von nun an ein Dogma in unſerer politiſchen Glaubenslehre geworden. Und wer, meine Herren, könnte und möchte wohl jetzt noch der Cenſur das Wort reden, der Cenſur — dieſer morſchen Krücke einer ſchwachen, dieſer lähmenden Feſſel einer ſtarken, in ſich einigen Regierung?" Dieſen Abel'ſchen Bildern ſtellt unſer Schriftchen allerdings auch Bilder entgegen, die von der Jagd, dem Bratenſchneiden, dem wilden Reß und dem wilden Mann hergenommen ſind, ſich ganz gut im Zuſammenhange leſen laſſen und dabei ihre Auflöſung finden.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

16. Januar. № 14. 1841.

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie, von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza."

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie. Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie."

(Fortsetzung.)

So wenig in der mittleren und neueren Geschichte nur Christenthum zu erblicken, so wenig ist das einzige Agens der neueren Geschichte der Protestantismus; und ein bedeutendes Agens derselben ist die von ihm völlig unabhängige Philosophie. Wir sind freilich gewohnt, weil nur die Religion die Brille ist, durch die wir Alles sehen, Alles auf unsern Protestantismus zu reduciren. Wer wird läugnen, daß in allen diesen Erscheinungen ein Zusammenhang herrsche, aber warum gerade irgend eine einzelne Erscheinung zum gemeinsamen Bande aller machen? Wie wollte man aus dem Protestantismus, denselben, wie geschehen muß, in seiner ganzen Bestimmtheit genommen, die Anschauung der Natur ableiten, welche die Basis der damaligen Philosophie gewesen ist? Um ihre Entstehung zu erklären, dazu bedarf es anderer Elemente, als die im Protestantismus liegen. — Ref. ist deshalb sehr erfreut, zu sehen, daß Hr. Feuerbach (II. 7 u. f. f.) das Naturprincip als Princip der neueren Philosophie hervorhebt. Da er in diesem Princip wiederholt die Unabhängigkeit der Philosophie von aller gegebenen Religion erkennt, so glaubt Ref. mit der hier aufgestellten Ansicht sich von ihm nicht wesentlich zu unterscheiden. — Der Gegenstand der Philosophie ist das Universum; aber sie bedarf eines höheren, idealen Princips für diesen Gegenstand. So hat die neuere Philosophie sich ihre Aufgabe gestellt. Diese Aufgabe hat sie zu lösen. Aber diese Aufgabe ist nicht auf die einzelne Erscheinung des Protestantismus zurückzuführen. Wären nicht noch andere Kräfte thätig gewesen, er hätte diese Aufgabe nie erzeugt. — Es wäre ein Leichtes, in der Carteſiſchen Philosophie eben so viel katholisches Element nachzuweisen als protestantisches; aber das wäre nur ein allgemeiner, nicht vollständig charakterisirender Name, den wir völlig entbehren können, wenn es uns um die Sache zu thun ist.

Ref. wünschte sehr, daß der Hr. Verf. auch die italienischen Philosophen dargestellt hätte. Ihre Darstellung hätte deutlich gemacht, daß der Anfang der neueren Philosophie die Anschauung des Absoluten als Natur, als Universum war; bei ihnen zeigt es sich, daß nicht bloß „die Selbständigkeit des Geistes im Unterschiede von der Natur" (S. 30) das Interesse an der Natur erzeugte, sondern daß der Geist als freies, immanentes Selbstbewußtsein, ohne allen Dualismus, sich diese Objectivität als Natur gab. Diese so entstandene Anschauung des Universums ist das eigenthümliche Princip der neueren Philosophie; diese Anschauung hatte das Alterthum nicht. Es thut in unserer Zeit sehr noth, die Philosophie an diesen ihren Ursprung zu erinnern. In dieser Anschauung bewahrte die neuere Philosophie, wie Hr. Feuerbach sagt, auch in ihren späteren, reiferen Jahren, auch in kälteren Regionen die Glut des südlichen Himmels in sich. Hat doch selbst ein Bacon in dieser Anschauung des Universums mehr, als irdische Größe zu geben vermag! Sie wurde nun in ihr ideales und reales Element zerlegt, und Böhm hat sie aus der Innigkeit der reichsten Empfindung herausgeboren. Diese Anschauung ist die nothwendige Voraussetzung jener Kühnheit, welche die Natur als solche, diese diesseitige Objectivität zum absoluten Object des Wissens macht, welche im Buche der Natur die Wahrheit lesen will; sie ist in der That, wie sich bei Bacon deutlich zeugt, die Voraussetzung der Erfahrung als Princips; jene Unterscheidung des Geistes von der Natur, in welcher der Geist seine Freiheit erfaßt, und damit zugleich, wie Hr. Feuerbach S. 30 des 1. Bandes schön nachweist, Interesse an der Natur gewinnt, hat vielmehr selbst den Act, wodurch der Geist aus sich hinausgehend sich seine Objectivität als Natur giebt, zur Voraussetzung, und analysirt ihn.

Hr. Feuerbach beginnt mit der englischen Philosophie, Bacon und Hobbes. Sehr gut weist er hier zur Einleitung nach, wie der Standpunkt der Erfahrung kein unmittelbarer, sich von selbst ergebender und verstehender, — sondern

weſentlich ein von einem höhern Standpunkt, als die Erfahrung ſelbſt iſt, abhängiger, ein beſtimmtes Geiſtesprincip als ſeinen Grund vorausſetzender Standpunkt iſt. Er ſetzt S. 30 als ſeinen Grund das Geiſtesprincip voraus, das auf beſtimmte, wenn gleich noch einfache, höchſt unvollkommene und ſubjective Weiſe in Carteſius ſich ausſprach, und vor das denkende Bewußtſein der Menſchen gebracht wurde. Der geiſtige, der mittelbare Vater der neueren Naturwiſſenſchaft iſt daher Carteſius. Denn Bacon ſetzt dem Weſen nach das Princip des ſelbſtbewußten, ſich im Unterſchiede von der Natur erfaſſenden und ſie als ſein weſentliches Object ſich gegenüberſetzenden Geiſtes, alſo das Princip voraus, das als ſolches Carteſius zum Object der Philoſophie machte.“ Vortrefflich geſagt! Hier haben wir einen klaren, beſtimmten Zuſammenhang dieſer Philoſophieen. Hier ſehen wir, daß die Empiriker nichts bei Bacon zu holen haben, daß ſeine Erfahrung Philoſophie iſt. Die Feuerbach'ſche Darſtellung der Philoſophie Bacon's hebt ſehr beſtimmt hervor, wie derſelbe durchaus nicht Empiriker im gewöhnlichen Sinne des Wortes iſt.

Es iſt ein formeller Uebelſtand, daß Hr. Feuerbach Gaſſendi an die engliſchen Philoſophen angereiht hat, dann zum Philosophus Teutonicus übergeht, und ſofort zur franzöſiſchen Philoſophie zurückkehrt. Es liegt wohl ſehr nahe, daß die Geſchichte der Philoſophie in dieſer Periode, der Periode ihrer nationalen Entſtehung, ethnographiſch geſchrieben werden muß. — Die Oppoſitionen Gaſſendi's gegen Carteſius, und deſſen Reſponſionen zeigen deutlich einen Gegenſatz des Materialismus und Spiritualismus. Sie konnten zuſammengeſtellt werden, ſo daß der ſchlechte Gaſſendi'ſche Materialismus durch dieſen Gegenſatz erſt ſeine Bedeutung erhalten hätte. Gaſſendi ſollte alſo nicht mit der engliſchen, ſondern eben mit der franzöſiſchen Philoſophie verbunden ſein. — Am meiſten aber macht Böhm in dieſer Periode die ethnographiſche Form der Geſchichtſchreibung nothwendig. Es iſt ziemlich ſchwer, dieſem Myſtiker ſeine beſtimmte Stellung in der Geſchichte der Philoſophie zu geben. Der Contraſt, in welchen Hr. Feuerbach, wie Hegel, Böhm zu Bacon ſtellt, iſt mehr ein Witz, als ein hiſtoriſcher Uebergang. Zu jener Zeit hat jede Nationalität aus ſich die Philoſophie erzeugt; keine dieſer nationalen Philoſophieen kann von der andern abgeleitet werden. Deshalb muß die Geſchichte der Philoſophie in dieſer Periode ihrer nationalen Entſtehung ethnographiſch geſchrieben werden. Die Emancipation der Nationalitäten, welche damals vor ſich ging, brachte auch — und damit erſt hat dieſelbe ihr Recht beſiegelt — nationale Philoſophieen hervor. Dieſe eigenthümliche, in der Geſchichte ganz einzige Erſcheinung muß die Geſchichte der Philoſophie nothwendig hervorheben. Was hierüber Hr. Feuerbach in der Einleitung zum 2. Bande ſagt, reicht nicht aus. Ref. hat bereits auf die gemeinſame Tendenz dieſer nationalen Philoſophieen hingewieſen. Um dieſer willen muß irgendwo der Centralpunkt dieſer Divergenzen zu treffen ſein, der auf eine künftige Vereinigung derſelben hinweiſt. So wie dieſe factiſch von der deutſchen Philoſophie vollzogen wurde, ſo wird in Deutſchland dieſer Centralpunkt zu finden ſein; die nationale Eigenthümlichkeit dieſer Philoſophie wird das Herz ſein, welches die Differenzen zur Einheit zuſammenbefaßt, indem es der letzte, tiefſte, Eine Grund ihrer Entſtehung iſt. — Dieſer Centralpunkt iſt nach der Anſicht des Ref. Böhm; er iſt in die letzte Tiefe hinabgeſtiegen, aus welcher die ſich beſondernden philoſophiſchen Anſchauungen, ohne ihren Grund zu wiſſen, hervorgegangen ſind; er hat das Herz getroffen, aus dem dieſe hervorgequellen ſind. — Man ſage nicht mehr, daß wir Deutſchen ſelbſt in der Philoſophie nicht die Initiative ergriffen haben. Böhm hat eine Theorie des Selbſtbewußtſeins gegeben, welche das innere Agens aller der Syſteme iſt, welche damals aufgetreten ſind. Jedoch Hr. Feuerbach ſelbſt weiſt uns auf den Zuſammenhang Böhm's mit den damaligen Philoſophieen hin; er ſagt S. 152: „ſeinem weſentlichen Gedankeninhalte nach ſteht er in innerem Zuſammenhange nicht nur mit Spinoza und Carteſius, ſondern überhaupt mit der Philoſophie der neueren Zeit. Denn dieſer ſein weſentlicher Gedankengehalt iſt ſeine Anſchauung vom Geiſte, iſt die Art, wie er Gott als lebendigen, wirklichen, d. i. bewußten Geiſt erfaßt, iſt ſein Beſtreben, eine Geneſis, ſo zu ſagen eine Conſtruction des Bewußtſeins und der Erkenntniß des Geiſtes, und zwar des Geiſtes in ſeiner unendlichen Bedeutung, in der Bedeutung Gottes zu geben.“ Lebendiger Geiſt (S. 155) iſt Gott nur, wenn und inſofern er, wie J. Böhm ihn erfaßt, den Unterſchied von ſich in ſich begreift, und an dieſem Andern, an dieſem Unterſchiede in ſich ſich ſelbſt Gegenſtand, offenbar, Bewußtſein iſt. Ref. verweiſt den Leſer auf das Weitere, was hier Hr. Feuerbach ſagt; es enthält der Hauptſache nach Alles, auf was es hier ankommt. Dieſen weſentlichen Gedankeninhalt Böhm's, — die Conſtruction des Geiſtes und Bewußtſeins aus der ſelbſtthätigen Unterſcheidung von ſeinem Gegenſatz, der aber gerade als der Gegenſatz, an dem und durch den er ſelbſt iſt, was er iſt, nämlich ſelbſtbewußt, Geiſt, weſentlich mit ihm ſelbſt identiſch iſt, hat Carteſius (S. 213) frei von allem Myſticismus in einfacher Erkenntniß — und Gedankenform als Philoſophie ausgeſprochen. — Wir ſind Hrn. Feuerbach viel Dank ſchuldig, daß er uns zuerſt auf einen innern Zuſammenhang zwiſchen dieſen verſchiedenen Philoſophen hingewieſen hat. Er hat dabei das Weſentliche getroffen. Der Geiſt, das Bewußtſein iſt nur als thätige Unterſcheidung, und iſt in dieſer Bewegung in ſich es ſelbſt und ſein Anderes. Aber weder Carteſius, noch Spinoza, noch ſonſt einer der damaligen Philoſophen hat dieſen Begriff der thätigen Un-

terſcheidung und Aufhebung derſelben, von welcher aus Ich erſt zu einem Andern gelangt, ungeachtet ihre Syſteme ſämmtlich auf daſſelbe als ein Princip hinweiſen, das ihnen nur nicht zum Bewußtſein gekommen iſt, in ſeiner ganzen Reinheit als Princip aufgeſtellt, wie Böhm es gethan hat. Das Ich ſetzt ins Endloſe hinaus ſich als Anderes; es iſt das reine Hinausgehen, das reine Ja; der einige Wille. Dieſer Wille aber iſt auch Begierde, ein Nein, eine eingekehrte Begierde, die nach ſich ſelbſt begierig iſt. Um dieſe beiden Begriffe handelt es ſich in der Böhm'ſchen Myſtik. Böhm hat zuerſt den Begriff des Ich gefunden. Der ganze Fehler, den er machte, beſtand darin, daß er meinte, er habe damit zugleich den Begriff des Abſoluten gefunden, und damit glaubte, von Haus aus mit dieſem Begriffe im Gebiete des Realen zu ſtehen. Hätte er dieſen Fehler eingeſehen, ſo wäre jene Vermiſchung des Idealen und Realen, welche ſeine Myſtik ſo unzugänglich macht, unterblieben. Er hat die Anſchauung des Abſoluten aus der Empfindung, aus ihrer letzten Tiefe herausgearbeitet; aber es wurde ihm die Freude nicht zu Theil, dieſelbe als ſelbſtbewußte zu beſitzen. Dieſes Selbſtbewußtſein, indem es auftrat, ſeines Urſprungs vergeſſend, wurde in die Differenz des Bewußtſeins hineingeriſſen. Dies war das Schickſal der Philoſophie außerhalb Deutſchlands.

(Fortſetzung folgt.)

An die Deutſchen und insbeſondere die Preußen, über das Verlangen nach Preßfreiheit in Deutſchland ꝛc.

(Schluß.)

Daß die Preßfreiheit in Preßfrechheit ausarte, iſt einer von den faſt ſchon abgenutzten und veralteten Vorwürfen, den man eigentlich in einer Sammlung von neuen Kernausdrücken, wie die vorliegende, kaum antreffen ſollte. Dafür entſchädigt der Verf. aber gleich darauf durch eine nicht ſo bekannte Notiz in Betreff der unſittlichen Folgen einer gewiſſen Preßfreiheit ſeine Leſer, indem er ſie auf ſchmutzige, Sotadiſche Romane aufmerkſam macht, die früher in Berlin erſchienen. Hier möchten wir mit ihm ein ernſtes Wort reden, warum er der guten Stadt Berlin ihre alten Sünden namentlich ins Gedächtniß ruft, warum er den feinen Anſtand und Geſchmack der vornehmen Geſellſchaft ſo verletzte. Doch ſeine Abſicht iſt rein, nur ſeine Anwendung iſt grundfalſch. Das Princip der Oeffentlichkeit, welches der Preßfreiheit zu Grunde liegt, iſt gerade des Laſters Todfeind. Niemand ſündigt ſo leicht vor den Augen ſeiner Mitmenſchen, als in ſeinem verſchloſſenen Kämmerlein. Sind ſolche Schriften, deren Titel der Verf. gewiſſenhaft angiebt, Folge der Preßfreiheit, oder nicht vielmehr einer allgemein depravirten Zeitrichtung? Kann er irgendwie den Anſtoß dieſer Schandlitteratur auf die Preßfreiheit wälzen, wenn er bedenkt, was in Frankreich, Italien, Spanien zur Zeit der ſtrengſten und furchtbarſten Cenſur in dieſem Gebiete geleiſtet iſt? Soll darum die Wahrheit im ewigen Kerker ſitzen, weil, iſt ſie ins Freie entlaſſen, Wichte von Profeſſion in ihrem Namen betrügen und lügen, und gemeinen Sinnenkitzel für idealen Genuß anpreiſen? Will der Verf. die Oeffnung Deutſchlands, die deutſche Preßfreiheit verſtopfen, weil auch ſchmutziges Waſſer in die deutſche Tonne laufen möchte, ſo überſieht er, daß von allen Seiten die Nachbarländer ihre Goſſen hineinleiten können. Er müßte überhaupt den Rath geben, den Menſchen nicht laufen lernen zu laſſen, weil er den Fuß brechen könnte. Solcher Ernſt möchte faſt ſpaßhaft klingen, wenn der Verf. nicht wirklich dazu aufforderte durch eine Inſinuation franzöſiſcher Zuſtände in Preßangelegenheiten und ihren Folgen. Doch ſorgt er zu Ende ſeines Preßunfugs wohlweiſe für unſern beſſern Humor. Er ſpricht von der Albernheit der Cenſoren, die mitunter wohl mehr Lachen, als Aerger veranlaßt, — was zu arg iſt, iſt zu arg. — Den Scriblern, den herum Faſelnden wird auf die Finger geſehen; warum nicht geklopft? Die Cenſur iſt wenigſtens kein unnützes Uebel! — Endlich wünſcht er den Deutſchen die Zeit, wo ohne Gefahr ihre Preſſe für frei erklärt werden könnte! Aber ſie müßten hübſch Geduld haben. „Das wird den Deutſchen mehr Ehre machen, als ein fortgeſetztes wüſtes Geſchrei nach Preßfreiheit.“

Der zweite Abſchnitt, der von Anwendung des §. 13 der deutſchen Bundesacte auf Preußen handelt, iſt gemüthlicher gehalten, als der erſte. Es kommen nur ſelten ſolche Kern- und Stammwörter vor, wie die oben angeführten. Hier findet ſich etwa „das Mark ſchwacher oder entzündender (wohl ein Druckfehler) Gehirne, Popularitätsbuhlerei, Modegeſchwätz“ u. ſ. w. Er nimmt dieſe Frage ebenfalls aus dem Jahr 1815 auf, erinnert an die ſchönen Maitage jenes Jahres und an die vieldeutige Phraſe: „In allen Bundesſtaaten wird eine landesſtändiſche Verfaſſung ſtattfinden.“ Die deutſche Gründlichkeit hat dieſe eine Zeile zu einer wagenſchweren Litteratur ausgeſponnen. Alſo war vom Verf. hier nichts Neues zu erwarten. Indem er ſich aufs Jahr 1815 bornirt, bleibt das, was in Preußen ſeit 1807 bis dahin in der vorliegenden Sache geſchah, daß ſchon 1811 wegen der einzuführenden neuen Beſteuerung eine Art von Ständeverſammlung aus dem geſammten Staate durch den Fürſten Hardenberg berufen wurde, ganz in aſchgrauen Nebel gehüllt. Statt deſſen ladet der Verf. ſeine Leſer in königliche Räume zu Gaſte und läßt den Patriotismus Schildwache ſtehen. Hier im Glanze der königlichen Majeſtät, auf dem glatten Boden künſtlicher Pracht muß dem treuen Gaſte bange werden, auszugleiten. Er bleibt ruhig ſtehen und nimmt Lehre an. Von allen Seiten ruft man ihm zu: habe doch nur Vertrauen, deiner Unmündigkeit ſoll die ſchönſte, reinſte Sorgfalt gewidmet werden. Man kennt den Controvers-Wahlſpruch: Alles für, Nichts durch das Volk. Auch der Verf., der mit unverkennbarer Inbrunſt eine patriarchaliſche Lebensweiſe für Familie und Staat identificirt, bekämpft mit emphatiſcher Heftigkeit das Wort von Montesquieu: il ne faut pas trop régner. Die theilweiſe Löſung dieſer Worte durch die neueſte Geſchichte Europas hat er wohl ſchwerlich begriffen. Ihm iſt der Staat in einer beſtimmten Incarnation das Höchſte, der Menſch darin nur ſehr wenig. Wenn es dieſem hier oder da nur erträglich an Leib und Seele geht, was wäre dann weiter zu klagen, zu fordern, unmuthig oder gar unmäßig zu ſein? Er nimmt zu dieſem Zwecke die Vergleichungspunkte nicht aus Deutſchland ſelbſt, was doch wohl das Natürlichſte

und Sachgemäße war. Er zerrt Frankreich auch hier herbei. Die Krankheitsſtoffe jenes großen Landes, wo ſie auch zum Ausbruche gekommen ſein mögen, müſſen ihm ſtatt der Geſundheit deſſelben dienen, um dadurch zu beweiſen, wie viel geſünder wir wären. Der Verf. prüft auch hier die Früchte nur in Preußen und Frankreich, ohne anzugeben, wie viel von dem Stamme des einen Fruchtbaums dem andern eingeimpft worden iſt. Wäre es ihm um wahre Verſöhnung zu thun geweſen, wie bequem konnte er dann auch dem Erbfeinde Gerechtigkeit widerfahren laſſen und dieſem vorrechnen, daß im alten Frankreich 400,000 reiche Familien, 800,000 wohlhabende und 4 Millionen arme exiſtirten, während im neuen 1 Million reiche, 4 Millionen wohlhabende und 800,000 arme ſich befinden. Solcher Zahlentroſt, den preußiſche Staatsdiener verbürgen, mundet einem Volke beſſer, als das ſüße Geliſpel einer ewigen wohlwollenden Vormundſchaft ohne compte rendu. Dagegen liefert uns der Verf. die Monats- und Jahreszahlen von erfüllten und unerfüllten Verſprechungen. Warum dieſe unerfüllt blieben, wird aus der gemeinſchaftlichen Unmöglichkeit hergeleitet, in welcher ſich Oeſtreich und Preußen wegen ihrer innern Disharmonieen befunden hätten. Denn mit gleichem Rechte, ſchließt der Verf. weiter, könnten dann auch Rußland und die Türkei nach einer wiener Congreß-Ergänzung ſchreien. Nicht ſo übel! Die Türkei wird wohl, weil ſie partiell in dieſen Verfaſſungswahnſinn neulich verfallen iſt, vom Verf. in die Cur genommen werden müſſen, wobei er hinreichende Gelegenheit haben wird, ſeine pathologiſchen Kenntniſſe geltend zu machen. Wie ſchmeichelhaft es für Preußen ſein muß, ſich an die Türkei gereiht zu ſehen, beurtheile, wer will und kann. Daß aber die preußiſche Verordnung vom 22. Mai 1815, auf welche auch in dem vorliegenden Schriftchen ein beſonderes Gewicht gelegt wird, ſich beſtimmter im Zuſammenhange ausnimmt, als uns die vorliegenden Excerpten weiß machen möchten, lehrt einfältig §. 5 und 6 derſelben, in welchen man die Worte lieſet: „Es iſt ohne Zeitverluſt eine Commiſſion in Berlin niederzuſetzen, die aus einſichtsvollen Staatsbeamten und Eingeſeſſenen der Provinzen beſtehen ſoll. Dieſe Commiſſion ſoll ſich beſchäftigen: a) mit der Organiſation der Provinzialſtände; b) mit der Organiſation der Landesrepräſentanten; c) mit der Ausarbeitung einer Verfaſſungsurkunde. §. 7. Sie ſoll am 1. Sept. d. J. zuſammentreten. Den Vorſitz in dieſer Commiſſion ſollte der Fürſt Staatskanzler führen, oder ſeinen Stellvertreter in Verhinderungsfällen beſtellen.“ Dieſe Commiſſion verſammelte ſich zu Berlin unter dem Vorſitze des Kronprinzen und hatte zum Ergebniß ihrer Berathungen am 5. Juni 1823 das Geſetz wegen Anordnung der Provinzialſtände. Dies der hiſtoriſche Hergang. Wenn nun über Ausdrücke, wie Conſtitution und landſtändiſche Verfaſſung geſtritten wird, ſo iſt dies Sache der Philologen; oder die Frage geſchichtlich genommen, iſt feſtzuſtellen, welche Rechte die früheren Landſtände beſaßen, welche Umwandlung mit den Rechten auch die Sprache gewonnen hat. Aber auf dies Gebiet wird die Frage durchaus nicht geführt; vielmehr wird ſie auf die Höhe des Thrones erhoben, und dadurch aus dem Conflict der Parteien geſtellt. Man muß es kühn nennen, — doch der Verf. lebt außerhalb Preußen, — das Sprichwort „ein ehrlicher Mann hält ſein Wort“ angeführt zu finden, was aber vermuthlich nur geſchah, um dem folgenden Bilde von einem guten Vater Eingang zu verſchaffen. Dieſer hatte ſeinen Kindern eine Luſtfahrt auf dem Meere verſprochen, ſieht aber, daß das Fahrzeug nicht ſicher iſt, ein Sturm herannaht u. ſ. w. Ein anderes Bild, das hier auch hätte gebraucht werden können, hört man ſonſt über dieſen Gegenſtand. Jemand will ein Geſchenk machen, ſieht aber ſpäter ein, daſſelbe tauge nichts, und wirft es lieber in die Rumpelkammer. Welchen Bilderreichthum bei dieſer Gelegenheit die deutſche Sprache gewinnen muß, läßt ſich ſchwerlich berechnen. Die deutſche Geſchichte aber iſt jedenfalls durch die Behauptung des Verf. bereichert, daß der Kampf von 1813—15 nur um die Tyrannei der Franzoſen los zu werden, unternommen, und daß erſt ſpäterhin das Verlangen nach anderen Formen in den alten Regierungen aufgeregt ſei. Wie nicht die Formen nur, ſondern der ganze Gehalt Deutſchlands ſich gerade während der Tyrannei der Franzoſen gründlich umgeſtaltete, wird weislich verſchwiegen. Dieſe Zeit iſt in vielfacher Hinſicht eine vorſündfluthliche. Nicht ſo die Tagesgeſchichte, welche ſich zum Behuf warmer Declamationen trefflich ausbeuten läßt. Nennt man das Mitſprechen, Oppoſiren und Abſtimmen in den Kammern das Weſen der Repräſentativ-Verfaſſung, ſo iſt gleich der geduldige Michel überzeugt, daß er viel ruhiger ſchlafen werde, wenn man ihm mit ſolchen Plackereien vom Halſe bleibe. Was kann aber alten Frauen erſt willkommener ſein, als ein Traum, deſſen Auslegung ihnen bei der Taſſe Kaffee unendlichen Stoff zum Geträtſch und Geklatſch geben kann. Der Verf. ſorgt bei ſeiner bekannten Humanität auch für dieſen Kreis, um Ueberzeugung zu verſchaffen. Hat er wohl öfter im wachen Zuſtande an den Thüren von Kammerſitzungen geſtanden, ohne hinein zu kommen, ſo daß er nun jetzt davon träumt? Desgleichen träumt er nun auch im wachen Zuſtande von einer zukünftigen allgemeinen preußiſchen Ständeverſammlung, und weiſt ihr im Voraus ihren Platz zwiſchen der ſächſiſchen und franzöſiſchen an, was die innere Bewegung betrifft. Nachdem er hierbei von Neuem die Gelegenheit benutzt hat, aus der Vergangenheit die Zukunft zu weiſſagen, aus der Trefflichkeit der einen Seite die Schlechtigkeit der andern zu definiren, geräth er mit einem Male in ein Zeitungsgarn, und ſitzt ſo feſt darin, daß man ihn bequem betrachten kann. Da ergiebt es ſich denn deutlich, daß er weder Preußens Zuſtände, noch Perſonen kennt. Er liefert in einer Anmerkung, der zweiten in dem ganzen Schriftchen, den beſten Beweis von ſeiner früheren Verſicherung. Hier nämlich ſpricht er von Herrn von Gerlach, den er in einem Oden „Ober-Präſidenten, Ober-Landesregierungsrath, einen in frömmelnde Umtriebe wegen der berüchtigten Denunciationen gegen Geſenius und Wegſcheider ſehr verwickelten Mann“ nennt. Die Zeitungsnachrichten über deſſen Anſtellung im geiſtlichen Miniſterium bezeichnet er deshalb als nichtig, „weil eine ſolche wie ein Loſungswort zu neuen Wöllneriaden klingen würde.“ Weil dies aber in Preußen nicht möglich wäre, — wir haben ſchon früher auf des Verf. Geſchichtskreis hingewieſen, — „können die Preußen ſich auf keine edlere, herzerhebendere Weiſe ausſprechen, als wenn ſie ſagen: Wir wollen keine Conſtitution!“ O Spiel des Schickſals! Und welch ein Ruf! Iſt kein Dichter da, um auch ihn zu einem Nationalliede zu erheben?

Rt. in Berlin.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

57

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

18. Januar. № 15. 1841.

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie, von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza."

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie.' Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie."

(Fortsetzung.)

Fassen wir so die Bedeutung Jacob Böhm's, so wird uns jener Contrast des englischen Lordstaatskanzlers und des deutschen Schusters, des Philosophus Teutonicus, in seiner ganzen Bedeutsamkeit erscheinen. Und hiemit haben wir nicht bloß die gemeinsame Tendenz, in welcher Böhm mit den auswärtigen Philosophieen übereinstimmt, sondern auch ihren wesentlichen Unterschied. — Im Uebrigen ist die Darstellung Jacob Böhm's, wie sie Hr. Feuerbach giebt, sehr gelungen zu nennen; Ref. kennt keine Darstellung, die dieses System so klar und bestimmt entwickelt hätte. Nur das billigt Ref. nicht, daß Hr. Feuerbach die naturphilosophische Terminologie Böhm's beinahe gänzlich hat bei Seite liegen lassen. Wer Böhm kennen lernen will, dem muß dieselbe mitgetheilt, und, wo möglich, erklärt werden. Auch die Weltentwicklung, — ihr Ziel, war in eine vollständige Darstellung aufzunehmen. Und warum hat Hr. Feuerbach das religiöse Element, das Verhältniß zur gegebenen Religion in der Böhm'schen Mystik nicht berücksichtigt? Er hätte hier reichen Stoff gehabt, das Verhältniß von Philosophie und Theologie in einer ganz eigenthümlichen Form dem Leser vorzuführen.

Von Böhm geht Hr. Feuerbach zu Carteſius über; es wurde schon bemerkt, auf welche Weise. Bei der Philosophie des Carteſius kommt Alles darauf an, den Zweifel, mit dem er beginnt, das cogito, ergo sum, so wie das Verhältniß zur Erkenntnißtheorie seinem ganzen philosophischen Gehalte nach zu erfassen. Hr. Feuerbach ist mehr als irgend einer, der über diese Philosophie geschrieben hat, der Lösung dieser Aufgabe nahe gekommen, indem er den Carteſischen Zweifel als den Act der Unterscheidung alles Gegebenen vom Ich erkennt; hiemit hat er das geheime Motiv dieses Zweifels entdeckt. Alles, was nur immer bezweifelbar ist, ist für ihn (S. 225) eben nur das, was von mir als Geist entfernbar und unterscheidbar ist; indem ich, sagt er, Alles, was gegeben, oder für mich ein Anderes, Object oder Gegenständliches ist, — aus meinem Geiste vertilge, ihre Realität oder Existenz aufhebe, bin ich gerade, in diesem Zweifel, meiner Existenz, meiner selbst gewiß, ist dieser Zweifel eben die Gewißheit meiner selbst, ist diese Verneinung alles Gegenständlichen, als eines von mir Unterschiedenen, gerade die Bejahung meiner selbst. „Daß aber (S. 227) bei Carteſius der Zweifel die Bedeutung der Negation und Abstraction, des sich Unterscheidens des Geistes von allem, vorzüglich aber sinnlich Gegenständlichen hat, liegt nicht bloß deutlich in dem ganzen Entwicklungsgang seiner Meditationen, in dem Resultat und Begriffe des Geistes, der und wie er ihm aus dem Zweifeln entsteht, sondern selbst für Solche, die da glauben, daß nur das in einem philosophischen Autor stehe, was sie mit den Henkeln ausdrücklicher Worte packen können, und nach Wort und Buchstaben, nicht nach Geist und Sinn seinen Inhalt bestimmen, klar genug ausgesprochen z. B. in solchen Stellen, wie Medit. II. p. 11, und Princ. Ph. P. I. p. 8: Haecque (nämlich die dubitatio, das Zweifeln) *optima* via est ad mentis naturam ejusque a corpore distinctionem agnoscendam: Examinantes enim, quinam simus nos, qui omnia, *quae a nobis diversa sunt*, supponimus falsa esse, perspicue videmus, nullam extensionem etc. ad naturam nostram pertinere, sed cogitationem solam." Ref. hat diese ganze Stelle ausschreiben zu müssen geglaubt, weil es sich hier um den wichtigsten Begriff der Philosophie, um ihren Grundbegriff handelt, weil es sich hier zeigt, daß man ohne eigenen speculativen Sinn völlig unfähig ist, den Carteſius zu verstehen. Die Feuerbach'sche Auffassung hat, wie schon bemerkt, den großen Vorzug, daß sie das Unterscheiden des Andern als das Motiv des Carteſischen Zweifels erkannt hat. Aber sie fehlt darin, daß sie diesen Act des Unterscheidens geradezu verwechselt mit dem Aufheben des Unterschiedenen. Diese Verwechslung ist klar ausgesprochen in folgenden Worten: denn ist, so fährt Hr. Feuerbach nach

obiger Stelle fort S. 228, das supponere falsa, quae a nobis diversa sunt, das Setzen, es ſei nicht, und das Unterſcheiden nicht Ein Act, das Unterſcheiden nicht die Annahme, es ſei nicht, und umgekehrt.“ Iſt nicht das Unterſchiedenſein der Dinge, quae supponuntur falsa esse, vom Geiſte der Grund, daß ſie ſo angenommen werden? — Fürs Erſte iſt das Unterſcheiden als ſolches, als thätiges, nicht das Unterſchiedenſein; das Andere kommt in ihm gar nicht zu dieſer ſelbſtändigen Exiſtenz; und dann iſt das Unterſchiedenſein offenbar vielmehr die Realität der Dinge, denn damit ſind ſie; derjenige ſchreibt ihnen Realität zu, für den ſie von ihm unterſchieden ſind. — Das Unterſcheiden, das ein Anderes ſetzt, iſt nicht der Zweifel, der es aufhebt. — Nur an ſich, im Hintergrunde, iſt der Zweifel dieſes Unterſcheiden; er ſelbſt aber für ſich iſt nur das Aufheben des Unterſchiedenen. Carteſius ſelbſt hat jenen Act nicht mit Bewußtſein vollzogen. Es muß alſo hier geſchieden werden das, was der Zweifel vorausſetzt, und was in ihm ſelbſt geſetzt iſt. Beides hat Hr. Feuerbach vermiſcht; er hat den innern geheimen Grund des Zweifels, und den Zweifel ſelbſt nicht unterſchieden. Aber es macht ſeinem ſpeculativen Geiſte Ehre, daß er uns zuerſt auf jenes Motiv hingewieſen hat. Hätte Carteſius wirklich jenes Unterſcheiden als ſolches vollzogen, ſeine Philoſophie müßte eine ganz andere geworden ſein. Für den Ref. aber iſt das Carteſiſche Zweifeln, wenn er ſich ſtreng ausdrücken ſoll, nicht ein Aufheben des Unterſchiedenen, ſondern die Zurücknahme des Unterſcheidens eines Andern, und ſo ein Sichſelbſtſetzen des Ich; ſo erſt wird das Recht dieſes Zweifels eingeſehen, und darum ſetzt er den Act des Unterſcheidens voraus. Aber weil Carteſius dieſen Act nicht weiß, iſt ihm ſein Zweifel auch nicht dieſe Zurücknahme, ſondern jene Aufhebung. Alle Speculation beruht darauf, daß, was für das gewöhnliche Bewußtſein ein Unterſchiedenes, ein ſelbſtändiger Gegenſtand iſt, vielmehr nur im Unterſcheiden enthalten und geſetzt iſt. Der ſpeculative Werth eines Syſtems hängt ganz davon ab, wie weit es in der Auffindung dieſes Princips der reinen Unterſcheidung vorgedrungen iſt. Das iſt ein Axiom namentlich für die Geſchichte der neueren Philoſophie; ohne dies bleibt ſie ein völlig verſchloſſenes Räthſel.

Nach der gegebenen näheren Beſtimmung und Erörterung des Zweifels zeigt Hr. Feuerbach, wie in der dubitatio, in dem cogito, ergo sum eben der Begriff des Geiſtes enthalten ſei. Dieſes iſt, ſagt Hr. Feuerbach, nichts Anderes, als das Weſen des Geiſtes, der ganze Geiſt ſelbſt oder der Begriff und die Definition des Geiſtes. Die poſitive Erkenntniß (S. 245), die Carteſius gegeben, und der poſitive Fortſchritt, den mit ihm im Begriffe oder in der Lehre vom Geiſte die Philoſophie und mit ihr der menſchliche Geiſt that, beſteht darin, daß er zuerſt aufs Schärfſte und Beſtimmteſte den Geiſt vom Sinnlichen und Körperlichen unterſchied, daß er nicht bloß bei dem unbeſtimmten Ausdruck und Gedanken: der Geiſt iſt unterſchieden von dem Körper — ſtehen blieb, ſondern dieſen Unterſchied beſtimmte als das lebendige ſich Unterſcheiden des Geiſtes, d. i. ſie in die Thätigkeit des Denkens, des Bewußtſeins ſetzte, und den wirklichen, lebendigen, den ſelbſtgewiſſen und bewußten Geiſt, oder den Geiſt als Selbſt zum Princip der Philoſophie machte. „Der Beweis (S. 247), daß ich unterſchieden bin, iſt, daß ich mich unterſcheide.“ — Aber „der Mangel (S. 248) der Philoſophie des Carteſius ihrem Inhalte nach beſteht darin, daß er das Selbſt zum ganzen Geiſte machte, — daß er bei dem Gegenſatze (dem bloßen Unterſchiedenſein) zwiſchen Geiſt und Körper ſtehen bleibt.“

Was nun die Bedeutung des Daſeins Gottes in der Erkenntnißtheorie des Carteſius betrifft, ſo ſtellt uns Hr. Feuerbach ſogleich auf den rechten Standpunkt, um ſie zu verſtehen, indem er die Regel des Carteſius, daß Alles wahr iſt, was der Geiſt eben ſo klar und deutlich einſieht, als ſich ſelbſt, als ein bloßes Princip der Gewißheit bezeichnet, wozu noch ein Princip der Wahrheit, der Realität des Andern kommen müſſe. In der Carteſiſchen Idee Gottes tritt in der That jenes Unterſcheiden, jenes Setzen eines an ſich realen Andern dem Sichſelbſtſetzen des Ich in cogito, ergo sum entgegen. Die Idee Gottes, in welcher Gott denken, und von ſeiner Exiſtenz gewiß ſein Eines iſt, iſt in der That nichts Anderes als der Act, das Andere als ſchlechthin Reales zu ſetzen. Und es liegt eine große Wahrheit darin, daß dieſe Realität weſentlich die des Abſoluten iſt, und daß man, ehe man Gott kennt, nichts vollkommen wiſſen kann. Cogito, ergo sum, dieſes Sein iſt nicht ohne Denken; dem tritt nun gegenüber cogito — ergo τὸ Esse est, dasjenige, deſſen Was das Sein iſt, iſt eben ſo wenig ohne das Denken. Daß hier das Selbſtbewußtſein Bewußtſein wird, darauf beruht die Täuſchung, daß das Sein an und für ſich ſei; aber daß dieſes Bewußtſein weſentlich Denken, ſomit Selbſtbewußtſein iſt, darin liegt es unmittelbar, daß das Andere als abſolutes Sein nur im Act des Denkens iſt, ſo wie Ich nur bin im Act des Denkens. Das klare und deutliche Erkennen, durch welches ja auch das Daſein Gottes eingeſehen wird, iſt ja der purus intellectus ſelbſt, der nur auf ſich gerichtet iſt, Gott iſt alſo nicht bloßes Object des Bewußtſeins, ſondern Object, in welchem Ich ſein reines Selbſtbewußtſein hat. In dieſem reinen Selbſtbewußtſein, wiſſen wir von Carteſius ſelbſt, hat nichts Gegebenes Raum. Daß Carteſius Gott für das Denken, d. h. für das reine Selbſtbewußtſein ſein läßt, und doch gegeben, das iſt nach ſeinen eigenen Beſtimmungen ein offenbarer Widerſpruch. Er wird aber falſch aufgefaßt, wenn nicht beide Seiten dieſes Widerſpruchs zuſammengefaßt werden. Wenn die Idee Gottes gegeben iſt, ſo mußte ſie ja, wie alles Gegebene, be-

zweifelt werden. Sie war aber nicht gegeben, indem ſie aus dem klaren und deutlichen Erkennen, aus dem reinen Selbſtbewußtſein hervorging. Hiermit machte ſich aber dieſes Princip der Gewißheit zugleich als Princip der Wahrheit geltend. Und in der That, ſo iſt es. Macht ja doch (Med. V.) nur der Mangel der Erinnerung an die Beweisgründe die Hilfe des Daſeins Gottes nothwendig, um das, was deutlich und klar eingeſehen iſt, auch als wahr zu erkennen. Wie zufällig iſt die Nothwendigkeit dieſer Hilfe! Bedenkt man noch, wie die ſinnlichen Gegenſtände (Medit. VI. p. 40) nur als Objecte der reinen Mathematik für wirklich gehalten werden, daß für ihre Realität als ſinnlicher, welche gar nicht iſt, eine ſolche Hilfe gar nicht verlangt wird, ſo ſieht man vollkommen ein, daß das ſubjective Princip der Gewißheit auch das Princip der Wahrheit iſt, oder daß das Selbſtbewußtſein ſelbſt es iſt, auf welches die Realität des Andern ſich gründet. Nur weil das Selbſtbewußtſein wieder bloß ſubjectiv iſt, wird die causa der Realität des Andern eine jenſeitige. Hätte Carteſius in ſeinem Zweifel den Act des Unterſcheidens entdeckt, ſo wäre eben damit dieſe causa in das Ich gefallen; freilich hätte es dann einer weitläufigeren und gründlicheren Entwicklung bedurft, um dieſe Realität zu beweiſen. Aber daß es der höchſte Denkact ſei, durch welchen, ſei es nun auf welche Weiſe es ſei, das Andere ſeine Realität erhalte, dieſe Idee iſt wahrhaft philoſophiſch. — Hr. Feuerbach hat mit Recht darauf aufmerkſam gemacht, daß Gott denken und gewiß ſein, daß er iſt, Ein Act ſei; wenn man fragt: was iſt Gott? ſo iſt die Antwort: er iſt das Sein; er findet daher mit Recht das Mangelhafte des Carteſiſchen Begriffs in der Form des Beweiſes, und faßt als den wahren Sinn deſſelben, daß die Exiſtenz nicht eine einzelne Vollkommenheit, ſondern die Realität des Weſens ſchlechthin iſt. — Wenn nun Hr. Feuerbach ſagt, in cogito, ergo sum ſei der Begriff des Geiſtes bei Carteſius ausgeſprochen, ſo iſt dies nur die eine Seite dieſes Begriffs; die andere eben ſo weſentliche Seite iſt das Denken der Realität Gottes, als der Realität des Andern überhaupt. Dieſer Begriff iſt hier nur darum unvollſtändig, weil Carteſius nicht verſtanden hat, dieſe beiden Seiten in eine innere, wahre Einheit zu bringen.

Hr. Feuerbach hebt in der Naturphiloſophie des Carteſius mit Recht hervor, daß ihm die Natur bloß als mathematiſches Object Realität habe. — Gerade daß die Natur in der Wiſſenſchaft derſelben Object des reinen Verſtandes iſt, dies hat damals die Naturwiſſenſchaft zur Philoſophie übergeführt. Damals waren die Mathematiker, die Phyſiker Philoſophen. — Der Begriff der reinen Ausdehnung, als des Weſens der Materie, iſt ſelbſt nur ein reiner Verſtandesbegriff. Man ſehe übrigens die Kritik dieſes Begriffs, die Hr. Feuerbach giebt, S. 275 u. flg.

Ref. wünſchte noch, daß Hr. Feuerbach in die Anthropologie des Carteſius näher eingegangen wäre. Auch wäre wohl nicht überflüſſig geweſen, anzugeben, wie Carteſius die Begriffe substantia, essentia, proprietas, attributum, modus und ihr Verhältniß zu einander beſtimmt. Carteſius hat zuerſt den Begriff des Dinges und ſeiner Eigenſchaften genauer analyſirt. Solche Begriffe bezeichnen dieſe Philoſophie, wie es Hegel nennt, als Verſtandesmetaphyſik. Im Zuſammenhange mit dieſem Begriffe war auch die Unterſcheidung der Objecte der Erkenntniß in res, rerumve affectiones und in aeternae veritates, nullam existentiam extra cogitationem nostram habentes (Princ. phil. p. 12) anzuführen. Carteſius zählt (S. 13) das cogito, ergo sum mit andern unzähligen Axiomen, z. B. ex nihilo nihil fit, zu den aeternae veritates, zum Beweis, wie wenig Carteſius daran gedacht hat, aus dem cogito, ergo sum die andern veritates aeternae abzuleiten, was Spinoza ihm nachher untergeſchoben hat.

(Fortſetzung folgt.)

Entwurf eines neuen genetiſchen Syſtems der Hiſtologie, zugleich als Grundriß einer philoſophiſchen Anatomie. Verſuch einer Lehre von der Qualität des menſchlichen Organismus, im Sinne einer neueren Phyſiologie. — Für Naturforſcher, Aerzte und denkende Freunde der Wiſſenſchaft entworfen. Von Dr. Herm. Klenke, vormals k. preuß. Militärarzte, corresp. Mitgl. mehrerer gel. Geſellſch. u. ſ. w. Leipzig 1840. 8. XIV und 230 S. Verlag von J. J. Weber.

Es ſind uns von dem Verf. des vorliegenden kleinen Werkes in neuerer Zeit mehrere Schriften zu Handen gekommen (naturphiloſophiſches Syſtem der Heilkunde, das Buch vom Tode und andere), in welchen immer ein lebendiges Beſtreben ſich hervorthat, aus der Gebundenheit verjährter und formaler Begriffe zu einem friſchen geiſtigen Verſtändniß der Natur ſich hindurchzuarbeiten, aber in keiner der frühern führte dieſes Beſtreben zu einem ſo befriedigenden und reinen Erfolge, als in der gegenwärtigen. — In einem überall klaren und verſtändigen, eben ſo weit vom phantaſtiſch faſelnden, als vom abſtruſen und trocken ſich haltenden Stile beſpricht der Verf. hier die Lehren vom innerſten Bilden und Leben des Organismus; er kennt recht gut die großen und wichtigen ſpeciellen Arbeiten, welche die neuere Zeit in dieſem Felde, wenn auch vielfältig noch nicht immer in dieſem Sinne, geboren hat, und er folgt mit reinem Sinne den Geiſtern, in welchen, nach ſeinem innern Wahrheitsgewiſſen, ein helleres Licht für dieſe Lehren bereits aufgegangen war. — Man erlaube uns, daß wir hier eine Stelle aus der Vorrede des Verf. herſetzen, worin auf eine ſchöne Weiſe ſich beurkundet, welche eigenthümliche Begeiſterung es in einer nach Erkenntniß ſtrebenden Seele erregt, wenn nach manchen Irrwegen endlich der Weg zum vollkommnen und genügenden Verſtändniß ſich erſchließt. — Er ſagt: „Seitdem die Philoſophie mit neuer Nöthigung die

Geiſter unſerer Zeit bewegte und ſich aller wiſſenſchaftlichen Doctrinen bemächtigte, fühlte ſich der Phyſiolog inmitten der gährenden Weltideen gewiſſermaßen vereinſamt; denn war es nicht größtentheils die Erfahrung am Todten, die ſeine Gelehrſamkeit mit unendlich mannichfaltigem Material belaſtete, waren es nicht Verſtandesformeln, die dem Einen ſo, dem Andern anders erſchienen, und war es nicht eigentlich das Mikroſkop, welches die geiſtige Anſchauung erſetzen ſollte? — Die Natur lag analyſirt in tauſendfachen Zügen vor uns, viele herrliche Entdeckungen waren aufgezeichnet, wir ſahen in das innere Gefüge des Lebens, aber das Leben ſelbſt, den Naturgeiſt ſahen wir nicht. Unſer Verſtand ergötzte ſich an Hypotheſen, die ein ſtärkeres Oculairglas aber bald wieder zerſprengte; wir erklärten tauſend Phänomene, aber das Urphänomen, das Werden, erklärten wir nicht, weil wir nur vom Gewordenen Manches wußten. Das Bewußtſein von der Welt und von der innern Verurſachung derſelben, welches jetzt von leuchtenden Männern ausgeſprochen wurde, warf allmälig auch ſeine Frühlingsſtrahlen über das Feld der Naturwiſſenſchaft; das längſt Bekannte erhielt eine andere Färbung, es wurden Verknüpfungsfäden und Bewegungen ſichtbar, gegen die jegliche Verſtandestheorie wie ein rohes, unvollkommenes Schema erſchien; man ſah in der Bewegung das Entſtehende, und es wurde jetzt die Hand an das Lehrgebäude der Wahrheit, an eine genetiſche Naturwiſſenſchaft gelegt. Damals mahnte es mich wie eine Pfingſtfeier des Geiſtes, die empiriſch-mikrologe Richtung, der ich Jahre lang zugeſellt war, nur als Mittel zum Zwecke, nur als Vorbereitung gelten zu laſſen, und den Geiſt der Welt im eignen Bewußtſein heranreifen und mannbar zu machen. Mit philoſophiſcher Anſchauung wendete ich mich nun wieder dem Weinberge zu, wo ich lange ein Arbeiter ex officio war; ich ſtrebte, den Geiſt der Naturerſcheinungen und Bildungen in dem Phänomen und deſſen Weltverknüpfungen zu erforſchen, und die denkende Vernunft in den Naturweſen, den Symbolen des ſchaffenden Geiſtes zu verſtehen. — Die Empiriker fertigen ſolche Richtung achſelzuckend mit der Phraſe ab: „naturphiloſophiſche Schule" — und erinnern ſich dabei früherer, heftiger Bewegungen, welche durch Schelling, Oken und Andere erregt wurden; ſie wiſſen aber nicht, daß die heutige naturphiloſophiſche Schule eine ganz andere, als die im Anfange des Jahrhunderts exiſtirende ſein müſſe. Damals war die Philoſophie in die Pubertätsperiode getreten, die biegſame Phantaſie und die Leidenſchaft des friſchen Gemüths herrſchten und wogten. Die heutige naturphiloſophiſche Schule iſt ruhiger und männlicher." —

Vielleicht ſollte übrigens, nach gewöhnlichen Begriffen, der Unterzeichnete es gar nicht unternehmen, die Richtung und die Leiſtungen dieſes Verf. zu beſprechen und auszuzeichnen, da letzterer ſelbſt es vielfältig bewieſen hat und hier auch unumwunden es ausſpricht, daß vorzugsweiſe das Syſtem der Phyſiologie von Carus es ſei, wodurch ihm ein deutlicheres Verſtändniß des Lebens ſich ergeben habe, ſo daß denn auch die vorliegende Schrift in Wahrheit an vielen Stellen als ein auf eigener klarer Erkenntniß ruhender Commentar zu genanntem Werke betrachtet werden kann; allein gerade daß dem ſo iſt, beſtimmt uns, dem Wunſche der Redaction dieſer Blätter nachzugeben, und dem perſönlich uns ganz unbekannten Verf. die Freude auszuſprechen, welche es allemal gewährt, die Frucht langjährigen Fleißes und eines reinen, der Wahrheit gewidmeten Beſtrebens in einer neuen Keimung ſich entwickelnd gewahr zu werden. Wenn man nun ferner bedenken will, wie vielfältig die alten irrigen Vorſtellungen von der Bildung des Organismus, als einem Zuſammenhäufen aus einzelnen, von der Außenwelt entlehnten Materialien, wiederholt worden ſind, und wie es doch der einzige Schlüſſel zum wahrhaften Verſtändniß des Lebens iſt, daß man das Schaffen von Innen heraus und vom Homogenen zum Heterogenen begreift, wie es in jedem organiſchen Bildungsvorgange ſich immer und immer erneuert: ſo ſieht man nun auch ein, wie nothwendig, ja unerläßlich es ſei, daß die reinere, naturgemäßere Anſicht jetzt ebenfalls vielfältigſt ausgeſprochen und oftmals wiederholt werde. — Es iſt deshalb gewiß eine recht gute und zeitgemäße Aufgabe, einmal in einem beſondern Werke zu zeigen, wie das organiſche Gewebe überhaupt zu Stande komme, wirklich werde und ſich im Leben immerfort erneuere. Bisher hatte man die Hiſtologie eigentlich immer nur im trennenden, tödtenden, mikrotomiſchen Sinne verfolgt und dargeſtellt; man hatte die Mikroſkope immer mehr verſchärft und die organiſchen Gebilde zu immer kleinern Theilchen auseinandergelegt; man hatte eigentlich keine Hiſtologie gekannt, ſondern nur eine Hiſtotomie bearbeitet. — Es iſt gar nicht unrecht, was der Verfaſſer von den meiſten bisherigen Erörterungen über die Grundbeſtandtheile der Gewebe ſagt, es ſeien die Empiriker in Verlegenheit, wenn ſie an den Atomen herumfühlten, „um in ihnen eigenthümliche Kräfte zu entdecken, welche während des Lebens darin regſam und zuſammenfügend geweſen ſein mußten; das todte Theilchen war doch früher lebendig und in Bewegung, eine Compoſition von Lebenskräften mußte daher nothwendig aus ihm entwichen ſein, ſogenannte Imponderabilien, welche der Zergliederung entgangen waren." Es wird hierauf die Bedeutung, ſo wie das Lebenvolle und die Schönheit einer wahrhaft genetiſchen Methode in der Erforſchung des innern Gliedbaues lebender Körper hervorgehoben; allein ganz richtig ſtellt es der Verf. als Bedingung auf, daß wer einer ſolchen Anſicht und einer Bearbeitung in dieſem Sinne fähig ſein ſolle, dazu bedürfe „einer innern geiſtigen Entwicklung, einer Reife, welche aus der philoſophiſchen Durchdringung des Lebens hervorgegangen iſt, und die in dem Bewußtſein des Forſchers ſelbſt ſich losgerungen haben müſſe." — Das iſt es aber eben, warum ſchwerlich je eine ſolche wahrhaft lebendige Anſchauung des lebendigen Organismus die allgemeine werden wird, denn jene bedingende Grundanſicht, jene innere Entwicklung — ſie kann nicht erlernt, — ſie muß erlebt werden; aber ſie wird erlebt werden, wenn der Forſcher mit reinem Sinn und ohne irregeleitet zu ſein, der Natur treulich und anhaltend nachgeht. Wie ſehr ſtören aber insgemein den Lernenden und Strebenden anfangs eine Menge der in den Generationen der Schulen geſchaffnen Dunkelheiten, — wie ſchwer iſt es in unſern Tagen, mit der einfachen geſunden Auffaſſungsweiſe des Alterthums an die Natur heranzutreten, und doch alle die Förderungen, welche die Naturwiſſenſchaft weiterhin im Einzelnen erfahren hat, gehörig zu benutzen! — Eben darum werden oft Menſchen, welche noch nicht in das Einzelne ſchulmäßiger Wiſſenſchaft eingetaucht worden ſind, welche aber ſonſt einen geſunden, ſcharfen Sinn und ein freies Gemüth mitbringen, leichter irgend eine Naturanſchauung aus dem Ganzen erfaſſen, als die auf die übliche Weiſe ſchulmäßig Herangebildeten.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

61

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

19. Januar. № 16. 1841.

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie, von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza."

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie. Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie."

(Fortsetzung.)

Beim Uebergang von Carteſius zu Geulinx vermißt Ref. die Erklärung, wie es kam, daß Carteſius eine ſo natürlich ſich ergebende Conſequenz nicht ſelbſt gezogen hat. Er hat ſie nicht bloß nicht gezogen, ſondern gegen ſie proteſtirt. Auf die Frage des Gegners: Quomodo anima, si materialis non sit, corpus moveat, antwortet Carteſius ad C. L. R. Epistola, in qua ad epitomen praecipuarum Petri Gassendi Instantiarum respondetur (S. 147): interim tamen tibi dicam, totam quae in eis occurrit difficultatem ex hypothesi falsa et quae nullo modo probari potest, originem ducere, nimirum si anima et corpus duae sint diversae naturae substantiae, fieri non posse, ut altera in alterum agat. Nam e contrario, qui accidentia realia admittunt, ut calorem, gravitatem et similia, non dubitant, quin ista accidentia in corpus agere queant; cum tamen majus inter utraque, hoc est inter accidentia et substantiam, quam inter duas substantias sit discrimen. Auf dieſe Vergleichung kommt er in ſeinen Briefen wiederholt zurück, und ſagt Ep. c. 29: Die Vorſtellung der Schwere als einer Kraft, welche den Körper, dem ſie als reale Qualität inwohnt, gegen den Mittelpunkt der Erde zu treibt, wende einen Begriff an einem unrechten Orte an, der uns vielmehr gegeben ſei, um die Art zu faſſen, in welcher die Seele den Körper bewege. Nun läßt ſich allerdings, wie Siegwart gethan in ſeiner in dieſer Beziehung namentlich leſenswerthen Schrift: Die Leibnitz'ſche Lehre von der präſtabilirten Harmonie in ihrem Zuſammenhange mit früheren Philoſophemen betrachtet (Tübingen 1822), zeigen, daß aus der Lehre des Carteſius die Aufhebung aller Wechſelwirkung zwiſchen Seele und Leib folge, allein gegen dieſe bloße Folge haben immer noch directe Behauptungen des Carteſius ihre Geltung, und es fragt ſich, wie dies zuſammen zu denken iſt. — Der Grund dieſes Widerſpruchs ſcheint dem Ref. darin zu liegen, daß bei Carteſius das abſolute Selbſt, der reine Verſtand und das Empiriſche auseinander bleiben, ſo daß er letzterem eine ganz empiriſche Exiſtenz in der Zirbeldrüſe ertheilt, während er dem reinen Verſtand dieſe gänzlich abſpricht. Er nimmt eine unmittelbare Einwirkung des Gehirns auf die Seele an, die ganz innig mit demſelben verbunden ſei; die empfindende Seele iſt dieſer Einwirkung preisgegeben, aber ſchon das Wahrnehmen iſt für ihn ein Act des reinen Verſtandes (Respons. VI. p. 163). — Die Anthropologie des Carteſius enthält dieſe rein empiriſche Exiſtenz der Seele. Auf dieſem anthropologiſchen Standpunkte konnte Carteſius für den Verſtand und die Geſinnung der Menſchen das Heil von der Medicin erwarten (de Methodo). — Geulinx nun hat nichts Anderes gethan, als die Unterſcheidung, in welcher der reine Verſtand als thätig iſt, in das empiriſche Ich ſelbſt eingeführt. Damit erſt wurde dieſer Unterſchied ein vollkommen feſter; es verſchwand alle Thätigkeit aus ihm. Wurde die Unterſcheidung des Ich vom Körper im Zweifel als thätige feſtgehalten, ſo war damit immer noch eine Beziehung beider vorhanden, eine Beziehung, welche durch die thätige Unterſcheidung aufgehoben wurde, und daher für ſich ein Ineinanderſein von Leib und Seele enthält, welches von ſelbſt ein thätiges Verhältniß ſein mußte. Nur aus der vollkommenen Verfeſtung dieſes Unterſchiedes ergab ſich dieſe Geulinx'ſche Lehre. Sie enthält ſomit nicht die ſpeculative Conſequenz der Carteſiſchen Lehre, ſondern diejenige Conſequenz, in welcher ihr ſpeculatives Element verloren geht.

Die vollkommene Ausbildung, ſagt Hr. Feuerbach S. 292, fand die Carteſiſche Philoſophie in Malebranche und Spinoza. — Es kommt nun darauf an, in welches Verhältniß dieſe Beiden zu einander zu ſtellen ſind. Dies hängt von dem Charakter ihrer Syſteme ab; ein äußeres Verhältniß zwiſchen ihnen findet gar nicht ſtatt, oder läßt ſich nur vermuthen. Hr. Feuerbach hat mit Recht Nachdruck darauf gelegt, daß Malebranche von der Endlichkeit des Geiſtes, von demſelben feſten Unterſchiede der Seele und des Leibes, des

Ich und des Andern ausgehe, welchen Geulinx festgehalten hat. So sehr nun dieser feste Unterschied jenseits des empirischen Selbst in Gott sich aufhebt, so schleicht sich derselbe doch auch hier wieder ein; Gott ist das Idealprincip des Erkennens, wie das Realprincip der Bewegung als Wille, ohne daß Malebranche irgend gezeigt hätte, wie diese Principe zur Einheit zusammengehen. — Daraus scheint dem Ref. zu folgen, daß Malebranche dem Spinoza gegenübergestellt werden muß. Dieser ist vom Unterscheiden als solchem ausgegangen, wie sogleich näher entwickelt werden soll. Auf diese Weise sind Malebranche und Spinoza parallele Entwicklungen von Cartesius. Jener steht von vorn herein in der Festigkeit des Unterschiedes, und sucht nun diese aufzuheben, ohne doch von ihr loszukommen; Spinoza fängt da an, wo der Unterschied noch gar nicht ist, und kommt dann erst zu ihm. Jener ist die Umkehrung des Andern. Dieses Verhältniß stimmt mit der Geschichte vollkommen überein. Wäre Malebranche das Mittelglied zwischen Spinoza und Cartesius, so ließe sich dies nicht anders denken, als so, daß Spinoza auch in einem äußeren Verhältniß, im Verhältniß des Schülers, zu Malebranche gestanden wäre. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Daher fühlt auch Hr. Feuerbach, nachdem er sich von Malebranche aus den Weg zu Spinoza gebahnt hat, die Nothwendigkeit, Spinoza unmittelbar an Cartesius anzuknüpfen, womit geradezu das angenommene Verhältniß von Malebranche zu Spinoza widerlegt ist. — Hr. Feuerbach selbst macht auf die Dualität des Ideal- und Realprincips bei Malebranche aufmerksam (S. 339, 340), und diese Dualität ist es, welche von Spinoza S. 342 vollständig aufgehoben wird. Aber das ist eben nicht richtig, daß Spinoza von der Aufhebung dieses Gegensatzes und somit vom Gegensatz selbst ausgegangen ist. Dieser war der Ausgangspunkt bei Malebranche; eben daher kam es, daß er Gott selbst in den Dualismus verwickelte, den er in ihm aufheben wollte.

Es ist recht gut, wenn Hr. Feuerbach, um sich den Uebergang zu Spinoza zu bilden, sagt (S. 341), der Cartesische Gott sei bloß vorgestellt, er müsse realisirt werden. Aber welches sind die Bedingungen dieser Realisirung? darum handelt es sich. Er sagt S. 746: die beiden Substanzen, Geist und Materie, sind bei Cartesius ihrem Begriffe und ihrem Wesen nach unabhängig, selbständig, nur ihrer Existenz nach (als geschaffene) sind sie abhängig, unselbständig. — Der Widerspruch muß daher aufgehoben werden, was nur dadurch geschehen kann, daß die äußerliche Abhängigkeit eine innere, die Unselbständigkeit der Existenz eine Unselbständigkeit des Begriffes wird. Daß dies auf Spinoza nicht paßt, lehrt Propos. X. Eth. I. Dies weiß der Hr. Verf. selbst (S. 351), aber widerspricht sich auch hiermit. Man lese weiter, um zu sehen, wie er hier gerade das Gegentheil von dem behauptet, was er S. 347 sagt. Es ist aber, abgesehen von diesem Widerspruche, völlig unrichtig, wenn gesagt wird: Indem beide, Geist und Materie, Substanz sind, drücken sie nur eben dies aus, daß sie Substanz sind. Weder der Grund noch die Folge sind in diesem Satze richtig. Wäre Spinoza so auf seine Eine Substanz gekommen, so wäre die Substanz für ihn nichts weiter als ein Prädicat, ein Attribut gewesen, in welchem Denken und Ausdehnung zusammenstimmen; nie aber wäre es möglich gewesen, sie als Attribute der Einen Substanz zu denken. Und worauf beruht der Beweis, daß die Substanz Eine sei? Darauf, daß sie unendlich viele Attribute hat. Nach der Deduction des Hrn. Verf. hätte er ganz anders lauten müssen. Nie wäre Spinoza, auf die Art, die ihm Herr Feuerbach unterschiebt, auf den Begriff der Substanz mit unendlich vielen Attributen gekommen, sondern nur auf eine Substanz mit den zwei Attributen des Denkens und der Ausdehnung, wenn man auch, was Ref. nicht thut, zugeben will, daß letzterer Begriff so hätte entstehen können. — Spinoza geht durchaus nicht von dem Gegensatze der beiden Substanzen aus, sondern er geht auf einen Punkt zurück, wo dieser feste Unterschied noch gar nicht ist, aus welchem er erst hervortritt. Er geht nicht vom Unterschiedenen aus, sondern von der Thätigkeit des Unterscheidens. Diese ist als thätige, in welcher das Andere nicht zur Consistenz kommt, eine unendliche Wiederholung, Vervielfachung ihrer selbst, ein Unterscheiden, das zur Indifferenz zusammengehend diese aufhebt, wieder setzt u. s. f., daraus entsteht eine Indifferenz, welche in sich unendlich unterschieden ist, ein Sein, das als Eines unendliche Mal gesetzt ist, — die Substanz mit unendlich vielen Attributen. — Ohne diesen Begriff gefaßt zu haben, ist es unmöglich, in das System Spinoza's hineinzukommen. Die Lehre vom Denken und von der Ausdehnung ist nicht die erste des Systems, sondern erst abgeleitet. Man muß die Rücksicht auf diesen Gegensatz vorerst ganz bei Seite lassen, um einzusehen, was die Spinoza'sche Substanz ist; man muß sich auf einen Standpunkt stellen, auf dem dieser Unterschied noch gar nicht ist, sondern erst wird, der ihn also auch nicht zur Voraussetzung hat, um ihn aufzuheben. — Ref. weiß, daß Spinoza von dieser Thätigkeit nichts sagt; die Indifferenz und die unendlich vielen Unterschiede sind unmittelbar. Aber die Unendlichkeit des Attributs ist ein factischer Beweis, daß hier jene Thätigkeit ebenso vorhanden, als sie erloschen ist. Hätte Spinoza nur den Begriff der Substanz als einer todten Indifferenz, die, weiß der Himmel, wie sie dazu kommt, unendlich viele Attribute hat, so wäre sein System alles Andere, nur keine Speculation. Zum Glück aber sagt uns Spinoza selbst, daß in der Substanz Leben, daß sie causa sui ist, daß sie Unendliches auf unendliche Weise denkt, daß

Gott vermöge der Nothwendigkeit ſeiner Natur ſich ſelbſt weiß, daß er ſich ſelbſt und Alles Andere erkennt, — lauter Begriffe, die mit einer todten Indifferenz ſchlechthin unverträglich ſind. — Es muß für die Auffaſſungsweiſe des Hrn. Feuerbach höchſt ſchwierig oder vielmehr unmöglich ſein, nachzuweiſen, wie denn eine ſo gebildete Subſtanz zu unendlich vielen Attributen komme. Man ſehe, wie er hiemit zu recht kommt, S. 388 u. 389. Gewiß, Spinoza will ſeine Attribute nicht als bloße Zahlen, ſondern als Qualitäten, als Realitäten angeſehen wiſſen. Hätte Herr Feuerbach ſich an den Satz gehalten, quo plus realitatis aut esse aliquod ens habet, eo plura attributa ei sunt tribuenda, ſo hätte er eingeſehen, daß die Attribute keine nackten Zahlen, ſondern Realitäten ſind. Sie ſind nichts Anderes, als unendliche Poſitionen des abſoluten Seins. Man erinnere ſich an die Schelling'ſche Lehre (Philoſophie und Religion), daß das Abſolute in unendlichen Poſitionen ſeiner ſelbſt ſich realiſire. Dieſe Lehre enthält den wahren Gehalt des Spinoza'ſchen Begriffes. Hierbei muß uns eine Bemerkung von Profeſſor v. Sigwart willkommen ſein, welcher in ſeinen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Beiträgen zur Erläuterung des Spinozismus (Tübingen 1838), S. 39, aus Agrippa von Nettesheim die Stelle anführt: „Deus ipse licet in trinitate personarum unitissimae essentiae sit, esse tamen in eo multa quaedam nomina, veluti radios ex eo emanantes, non ambigimus, quos gentium philosophi Deos, Hebraeorum Magistri Numerationes, nos Attributa vocamus. Sonach wäre das Attribut dasjenige, worin die Subſtanz offenbar wird und iſt. Die Attribute ſind alſo Selbſtpoſitionen der Subſtanz; nur ſo kann deren Realität durch die Menge der Attribute vermehrt werden. —

(Fortſetzung folgt.)

H. Klenke „Entwurf eines genetiſchen Syſtems der Hiſtologie, zugleich als Grundriß einer philoſophiſchen Anatomie ꝛc.

(Schluß.)

Was nun unſern Verf. betrifft, ſo ſtellt er ſich für eine wahrhaft genetiſche Hiſtologie die Aufgabe: „das von der Idee beſtimmte mathematiſche und elektrochemiſche Fortgliedern der urſprünglich geſtalt- und farbloſen Urſubſtanz zu verfolgen, und demnach darzuſtellen, wie die mannichfaltigen Formen und chemiſchen Producte aus dem Urphänomen der Lebensbildung hervorgegangen ſind. — Er geht dann die irrigen Anſichten von vielfach angenommener totaler Verſchiedenheit telluriſcher, ſogen. unorganiſcher, und epitelluriſcher, oder ausſchließlich ſogen. organiſcher Bildungen durch, ſtellt das rechte Verhältniß, in welchem Kryſtalliſation und organiſche Gerinnung und Geſtaltung ſtehen, auseinander, und kommt dann zu der für die Kenntniß aller höheren organiſchen Gewebe ſo grundweſentlichen Frage „vom thieriſchen Urſtoffe oder von der primären Subſtanz.“ — Von hier hätte überhaupt immer alle Hiſtologie beginnen ſollen, und man würde dann zeitig darauf aufmerkſam geworden ſein, wie alle ſolide organiſche Geſtaltung ſtets aus einem primitiv Flüſſigen hervorgehe, und nie anders als ein Lebendes gedacht werden könne, denn als von Flüſſigem durchdrungen. Statt deſſen hatte ſich aber der Irrthum eingeſchlichen, daß die Urſubſtanz des Organismus eine feſte ſei, und nur gelegentlich von Flüſſigkeit durchdrungen werde. — Rec. hat wohl zuerſt dieſen Grundirrthum, durch welchen, wie mit einem Schlage, jeder geſunden Anſicht von der Fortbildung des Organismus der Weg verſperrt wird, in ſeinem Syſtem der Phyſiologie, 2. Th., aufgedeckt und zur Bezeichnung jenes primitiven Flüſſigen den Namen der parenchymatöſen Urbildungsflüſſigkeit aufgeſtellt, ſpäterhin aber (was dem Verf. entgangen zu ſein ſcheint) bemerkt, daß man vielleicht noch ſchärfer und kürzer dieſes Flüſſige bezeichnen könne, wenn man ihm ſchlechthin den Namen: „Lebensſaft“ gäbe. — Doch wie auch der Name ſei, die Sache und den Begriff derſelben hat der Verf. im Weſentlichen gut aufgefaßt und zu einer ſchönen und folgerichtigen Fortgliederung dieſer Darſtellung verwendet. Erinnern müſſen wir jedoch, wenn der Verf. S. 44, nachdem er eben jene parenchymatöſe Urbildungs-Flüſſigkeit, wie denn auch ganz richtig iſt, als Urſubſtanz des Organismus bezeichnet hat, nun fernerhin ſagt: „die Urſubſtanz iſt, wie Oken zuerſt ausſprach, wahrhafte Nervenſubſtanz,“ — ſo iſt das eine nicht zu billigende Gleichſtellung eines rein Elementaren und eines ſchon in gewiſſem Maße Differenten und Concreten. — Das Treviranſche Flüſſigkeit, welches im eigentlichen Urbläschen des Eies, dem Keimbläschen, das Element aller weiteren Bildung iſt, kann als ſolches nicht, ohne eine wahre Confuſion der Begriffe, „Nervenſubſtanz“ genannt werden. Es iſt hier ohngefähr wie mit dem Begriffe des Gegenſatzes der Geſchlechter; das noch unbefruchtete, ganz indifferente Eibläschen kann man weder männlich, noch weiblich nennen; dieſer Unterſchied tritt erſt hervor, wenn die Befruchtung eingewirkt und den Grund zu einer ſelbſtändigen Individualität gelegt hat. — So auch die Nervenſubſtanz. Ihr Begriff tritt hervor mit den erſten Begrenzungen einer irgendwie ſolideſcirenden, beſtimmten thieriſchen oder menſchlichen Organiſation. Die neueren Unterſuchungen von Barry in Edinburg an Kanincheneiern, noch aus den Auen, weiſen recht ſchön nach, wie die erſte Fortbildung innerhalb des befruchteten Eies im Keimbläschen geſchieht, deſſen Inhalt mit einem aus deſſen Urbildungsflüſſigkeit hervortretenden Aggregat von Bläschen (auch dieſe ſind den Gährungsbläschen im Weſen völlig gleich) ſich anfüllt, wobei die Hülle des Keimbläschens ſelbſt obliterirt, und ſo zuerſt das Rudiment eines eigentlichen Thierleibes (der auch nun ſchon als männlich oder weiblich zu denken iſt) entſteht, und deſſen zuſammengedrängte mikroſkopiſche Bläschenſubſtanz nun das bildet, was man auch als urthieriſche Punktſubſtanz bezeichnet hat. Erſt auf dieſer Stufe, wenn der Begriff des Thieres ſchon ein concreter geworden iſt, wenn wirklich das Rudiment eines Thierleibes gegeben iſt, in welchem ſich künftig die Organe einer im Nervenſyſtem ihr Centrum findenden, willkürlichen Wechſelwirkung mit der Außenwelt herausbilden ſollen, iſt es gerechtfertigt, die ihrer Anlage nach zu jener endlich willkürlich werdenden Wechſelwirkung mit der Außenwelt beſtimmte und noch alle anderen Organe in ſich einbegreifende Subſtanz als „Nervenſubſtanz“ zu be-

zeichnen, und dieſe Bezeichnung wird dadurch gerechtfertigt, daß eben die das entwickelte Thier und den Menſchen charakteriſirende willkürliche Wechſelwirkung mit der Außenwelt ihren weſentlichen Herd im Nervenſyſtem, in dem eigentlichen animalen Syſteme hat. — Das war es auch, warum Oken, dem damals alle jene ſchärferen Unterſuchungen über die Entwicklung des thieriſchen Organismus noch abgingen, nur jene halbflüſſige Punktſubſtanz (wie wir ſie in der Subſtanz vieler Dozoen bleibend werden ſehen), nie aber die elementare reine Flüſſigkeit des früheſten Eibläschens als eine dem Begriffe der Nervenſubſtanz weſentlich entſprechende aufzuſtellen wagte, und dieſen Unterſchied müſſen wir daher durchaus feſthalten, wenn nicht das Element der Bildung mit einer ſchon irgendwie gewordenen Bildung verwechſelt werden ſoll. —

In dieſer Beziehung würde nun auch in dem zunächſt Folgenden, wo von der beſtimmteren Geſtaltung der Urgewebe aus der Urflüſſigkeit die Rede iſt, hier und da Einiges zu berichtigen und ſchärfer zu ordnen ſein. Die fünf Urgeſtalten des erſten ſolidescirenden organiſchen Gewebes: Kugel, Hohlkugel, Faſer, Röhre und Umhüllung ſind dann auf einer Seite in ihrem Hervorgehen aus der Flüſſigkeit erläutert, ſo wie auf der andern Seite das Hervorgehen der qualitativ (chemiſch) verſchiedenen Subſtanzen aus dem indifferenten Eiſtoff im Allgemeinen angegeben iſt. Im Einzelnen möchte aber auch hier manche Erinnerung zu machen ſein! — Denn ſo iſt es allerdings wahr, daß Kugel und Hohlkugel weſentlich idioſpontane Gebilde ſind, die erſtere insbeſondere auf der animalen, die andere mehr auf der vegetativen Seite des Lebens, während Faſer und Röhre weſentlich Beziehungsgebilde darſtellen; deſſenungeachtet muß man ſich immer in Acht nehmen, wenn man der Natur adäquat bleiben will, dieſe Unterſchiede nicht zu ſchroff und zu ſtreng hinzuſtellen, weil eben raſtloſes Schwanken und ein ewiges Herüber- und Hinüberneigen ganz charakteriſtiſch für alle Lebenserſcheinung bleiben. — So ſtellt es der Verf. ebendeshalb nicht mit hinlänglicher Deutlichkeit auf, wie jene halbflüſſige Punktſubſtanz, oder jenes Aggregat äußerſt feiner, zuerſt aus klarer Bildungsflüſſigkeit geronnener Bläschen, auch den Grund für die animalen und idioſpontanen Gebilde legt, und giebt ſelbſt eine etwas erzwungene Darſtellung der Entſtehung der primitiven Nervenfaſer aus einer Reihe aneinander gedrängter ſolider Kugeln, womit die Beobachtung nicht übereinſtimmt, welche jeden Nerven zuerſt nachweiſt als eine zarthäutige Röhre voller Urbildungsflüſſigkeit und Gährungsbläschen, in welcher ſpäter, bei wieder obliterirten Bläschen, die Kryſtalliſation jener wunderbaren, unendlich zarten Primitivfaſerbogen erfolgt, deren eine Umbiegungsſtelle im Hirn, die andere in irgend einem peripheriſchen Körpergebilde gefunden wird.

Ueberhaupt möchten wir unſern Verf. warnen, nicht zu ſchnell zu arbeiten. Man ſieht, daß ihm ſchon unter dem Schreiben noch manche neue Erkenntniſſe aufgingen, und er war deshalb genöthigt, ſelbſt bei einem Buche von ſo kleinem Umfange eine Menge Nachträge mit Berichtigungen und Erläuterungen folgen zu laſſen. Gewiß, es wäre zu beklagen, wenn ein ſo lebhaft faſſender Geiſt, dem es ſicher um Darlegung der Wahrheit Ernſt iſt, deshalb, weil er zu raſch und zu viel hintereinander arbeitete, verhindert würde, dem Einzelnen die nöthige reife Ausbildung zu geben. —

Doch ſchreiten wir weiter in der Verfolgung der Darſtellungen des Verfaſſers. — Wir ſtoßen zuerſt auf die Darſtellung des Zellgewebes, des (uneigentlich ſo zu nennenden) Zellenbaues der Lungen und Abſonderungsorgane (völlig nach den Angaben unſeres Syſtems der Phyſiologie), der Blutbläschen (welche, wie es nun dem Verf. klar ſein wird, gleich den Nervenbläschen, eine millionenfache Wiederholung der Urform des Organismus, des Eibläschens ſind), und kommen dann zu den modificirten Hohlkugelformen, wohin der Verf. Epidermis und Epithelium, Nägel und Haare, Zähne, Kryſtalllinſe und Cornea rechnet. — Dann die Hohlcylindergebilde, und zwar Röhrenformen mit ſtehen gebliebenen Hohlkugelübergängen (Lymphgefäße, Drüſen, Venen, Darmcanal) und reine Röhrenformen (Arterien und Nervenröhren). — Zuletzt folgen die Hüllengebilde, welche als ſeröſe, mucöſe und äußere Haut im Organismus vorkommen und im Einzelnen verfolgt werden.

So kryſtalliſirt ſich alſo gewiſſermaßen vor unſerm geiſtigen Auge der ganze Organismus des Thieres oder des Menſchen aus jenen Elementarformen und deren endloſen Wiederholungen und Durchbildungen, wie ein großer Kryſtall aus unzähligen kleinen faſer- und blättchenförmigen Gerinnungen zuſammen; und erſt wenn wir dieſe innere Geneſis der Subſtanz neben ihrer äußeren Mannichfaltigkeit der Geſtaltung begriffen haben, kann vom Erfaſſen einer wiſſenſchaftlichen Hiſtologie die Rede ſein.

Was nun aber noch in dem letzten Abſchnitte vom Verf. verſucht wird, nämlich ein Bild auch von der chemiſchen Fortgliederung (oder, wie der Verf. vielleicht weniger paſſend ſagt, Kryſtalliſation) der Urſubſtanz zu entwerfen, könnte eigentlich ein ganz beſonders verdienſtliches Unternehmen ſein, wenn es einmal mit vollkommener und bis ins Einzelne gehender wiſſenſchaftlicher Schärfe erreicht würde; aber freilich bleibt gerade hier noch bisher am meiſten zu wünſchen übrig. — Die Schuld hiervon liegt offenbar in der bisherigen Bearbeitung der Chemie ſelbſt, welche allen Beſtrebungen auf dem genetiſchen Wege deshalb ſo wenig entgegenkommt, weil in ihr ſelbſt das genetiſche Princip noch gar nicht erwacht iſt. — Die Chemie befindet ſich bisher, könnte man ſagen, noch in dem Zuſtande, in welchem Botanik und Zoologie ſich befand, ehe man das Princip der Metamorphoſe, das der Hervorbildung immer des Differenten aus dem Indifferenten in ihr begriffen hatte; daher ſagt der Verf. ganz richtig: „Werden wir einſt den providentiellen Mann gefunden haben, welcher die Chemie aus der empiriſch einſeitigen Richtung einer Scheidekunſt emancipirt und eine Geneſis der Elemente vom Indifferenten zum Differenten begründet und vollendet, dann wird die organiſche Subſtanzgeſchichte, dieſe wahrhaftige Chemie, ein vollkommenes Einſehen in die Bildungsproceſſe der Materie gewähren.“ — Einſtweilen gewähren indeß die Betrachtungen des Verf. über die Entwicklungen qualitativer Verſchiedenheiten der Subſtanz aus der Urſubſtanz, und zwar die Andeutungen von deren Entwicklung zu Lymphe und Chylus, zu Blutplasma und zu Oel und Fett, nebſt der Ueberſicht der an einem Pole ſauer, am andern Pole alkaliſch reagirenden Abſonderungen ein mannichfaltiges Intereſſe, obwohl wir andere Fortbildungen, wie namentlich die im Skelett vorherrſchende, zu geſäuertem Kalk, zu reiner Thierkohle u. ſ. w. mindeſtens angedeutet zu finden wohl hoffen durften. — Doch es ſei hier genug dieſer Beſprechungen, und wir meinen, es möchte das Geſagte hinreichen, den Geiſt dieſer Schrift zu bezeichnen und zu weiterer eigener Prüfung und Anwendung dieſer Ideen aufzufordern, als womit immer die weſentliche Aufgabe einer Recenſion erfüllt iſt.

Carus.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

65

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

20. Januar. № 17. 1841.

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie, von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza."

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie. Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie."

(Fortsetzung.)

Herr Feuerbach wird nun an den Ref. die Forderung stellen, zu erklären, wie es denn komme, daß Spinoza ausdrücklich nur zwei Attribute aufstelle. Für ihn selbst kann diese Frage keine Schwierigkeit haben, da er den Spinoza von diesem Gegensatz ausgehen läßt. Sehen wir die Stelle in Ep. 66 an, so finden wir, daß Spinoza mit der Aufstellung der zwei Attribute den absoluten Standpunkt des rein thätigen, vielfachen Unterscheidens, aus welchem seine Substanz mit unendlich vielen Attributen, wie gezeigt, hervorgeht, verläßt, und zum empirischen des festen, bestimmten, einfachen Unterschiedes des Geistes vom Körper herabsteigt, zu jenem empirischen Standpunkt, den Geulinx und nach ihm Malebranche eingenommen haben. Bestimmt man so das Verhältniß der Lehre von den unendlich vielen Attributen und der Lehre von zweien, so wird dasselbe vollkommen klar. Die letztere ist eine nothwendige Consequenz der ersteren, nicht aber umgekehrt. Und so wenig jene Lehre den Sinn hat, daß alle möglichen Attribute in die Substanz gesetzt werden können, so wenig hat letztere den Sinn, daß eben nur ein Verstand die zwei Attribute von Außen an sie heranbringe. Es ist vielmehr eine innere Veränderung, die in der Substanz vorgeht, ihre thätige, vielfache Unterscheidung erlischt zu einem festen, einfachen Unterschiede. Diese Veränderung ist nothwendig, weil in der unmittelbaren Indifferenz der Unterschied selbst unmittelbar ist. Hiemit verschwindet auch der Schein, als ob die Substanz hinter diesen zwei Attributen noch weitere hätte, und als ob diese zwei Attribute als solche neben den andern schon in der Substanz gesetzt wären. Nur darum konnte Spinoza behaupten, eine adäquate Idee von Gott zu haben, ob er gleich viele Attribute nicht wisse. Welche Verlegenheiten hat nicht dem Spinoza die Meinung bereitet, daß hinter den zwei Attributen noch andere verborgen seien? Wie ungenügend ist die Abfertigung, welche er seinem Correspondenten im 66. Briefe ertheilt! — Auf diese Weise stellt sich der realen Welt der zwei Attribute eine ideale der unendlich vielen gegenüber. — Sieht man, wie mit der Unmittelbarkeit der Indifferenz auch die der Differenz gegeben ist, so ergiebt sich daraus von selbst das gegenseitige Verhältniß der Substanz und der zwei Attribute. Also muß nicht bloß mit Hrn. Feuerbach gesagt werden: der Substanz nach ist kein Unterschied zwischen Denken und Ausdehnung, sondern auch: der Substanz nach sind sie rein unterschieden. Denn die unmittelbare Indifferenz ist selbst der unmittelbare Unterschied, sie ist selbst darin erst unmittelbar, und umgekehrt. Hat man die Lehre von den unendlich vielen Attributen gefaßt, dann wird auch diese Lehre vollkommen verständlich sein.

In der Lehre von den Modi ist der Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen die Hauptschwierigkeit. Hr. Feuerbach erklärt sich folgendermaßen darüber S. 400: „Die Frage nach dem Ursprunge des Endlichen aus dem Unendlichen ist nicht die Frage des Spinoza'schen Systems. Dieses hebt vielmehr die Frage selbst und den Standpunkt, von dem aus diese Frage allein möglich ist und gethan wird, auf, und verwirft sie. Dem Endlichen kommt als Endlichem nur Nichtsein zu, weil Existenz ein schlechthin Positives ist. Allerdings aber kommt nach Spinoza (S. 402) den endlichen Dingen Sein und Wirklichkeit zu, aber nicht als nur endlichen; die einzelnen Dinge folgen aus der Substanz, dem Unendlichen, aber nicht als einzelne, nicht als endliche, sie sind gleich ewig mit Gott. Denn was sind die unendlichen Attribute Gottes anders, als die einzelnen endlichen Wesen als ein Wesen? So nothwendig die Attribute oder die unendlichen Modi der Substanz zugleich mit ihr gesetzt sind, so nothwendig sind die einzelnen Dinge zugleich mit ihr gesetzt." — Mit Letzterem hat Hr. Feuerbach das Richtige getroffen, aber nicht genau bestimmt. Da Spinoza doch auch von endlichen Modi redet, so muß gefunden werden, wie er auf diesen Begriff

kommt, und worin dieſer Begriff ſich von dem der unendlichen Modi unterſcheidet. Aus jedem Attribut ſelbſt folgen unendliche Modi; ihre Unendlichkeit kann nur darin beſtehen, daß jedes Attribut, ſo wie die Subſtanz, ſich in vielen Modi ſelbſt ponirt. Alſo wieder dieſelbe Thätigkeit der endloſen Differenzirung, welche es nicht zum feſten Unterſchiede kommen läßt. Dieſelben Modi unmittelbar und in feſter Form von einander unterſchieden, ſo daß der eine auf den andern hinweiſt und durch ihn beſtimmt iſt, ſind endlich. Hier haben wir den Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen, der mit dem Verhältniß der Subſtanz, mit den unendlichen Attributen zu den zwei Attributen, aber auch mit dem Emanatismus des Syſtems, der jene Differenz als Thätigkeit feſtzuhalten ſucht, vollkommen zuſammenſtimmt. — Dieſer Uebergang iſt ein Uebergang aus der idealen Welt der natura naturans zur realen der natura naturata. Die Frage nach der Entſtehung der Welt fällt für die Philoſophie immer zuſammen mit dem Uebergange aus dem Idealen zum Realen. Die realiſtiſchen Syſteme geben dem Idealen ſelbſt wieder eine (tranſcendente) Realität, ſie ſteigen von einer idealen Welt herunter zum Realen. Dieſer Begriff iſt richtig, aber es fragt ſich, wie wir auf ein ſolches tranſcendentes Prius der Welt kommen. Dazu iſt vor Allem ein Idealismus nöthig, welcher zeigt, daß die natura naturans das Ich iſt, das ſich in dieſer Thätigkeit den Weg zum Realen bereitet. Es iſt nicht richtig, wenn Hr. Feuerbach ſagt, die Frage nach dem Urſprunge des Endlichen aus dem Unendlichen ſei eine theologiſche, und keine philoſophiſche. Die Theologie für ſich hat ſich im Gegentheil gegen dieſe Frage, ſofern ſie eine Frage iſt und die Löſung eines Problems fordert, immer gleichgiltig oder negativ verhalten. Dieſes Problem iſt nur auf dem Boden der Philoſophie entſtanden; denn es iſt nur das rein philoſophiſche Problem des Uebergangs vom Idealen zum Realen. Dieſes Problem iſt als ſolches allerdings für Spinoza nicht vorhanden, aber nicht darum, weil ſein Syſtem nicht Theologie, ſondern reine Philoſophie iſt, ſondern weil die ideale Welt für ihn auf die gezeigte Weiſe unmittelbar die reale iſt. Aber eben darum enthält ſein Syſtem die Elemente dieſes Problems; ſonſt wäre es gar nicht Philoſophie. Die Theologie dagegen ſtellt in der Lehre von der Schöpfung aus Nichts ein reines Realprincip auf, welches das Idealprincip völlig von ſich ausſchließt.

Mit der Darſtellung der Lehre vom Geiſte, die ſich ganz objectiv hält, iſt Ref. einverſtanden. Nur darauf hätte der Hr. Verf. hinweiſen ſollen, daß in dieſem Theile der einſeitige Realismus des Syſtems (Eth. P. V. Prop. 39. c. schol.) einem Idealismus gegenüber ſteht, in welchem der Geiſt in der adäquaten Idee, in dem amor intellectualis (Propos. 34) rein in ſich die abſolut thätige Identität des Subjectiven und Objectiven iſt, ſo wie die intellectuale Liebe Gottes zu ſich ſelbſt die unendlichen Selbſtpoſitionen der Subſtanz zur Ruhe der einfachen zuſammennimmt. In dieſem Reſultate des Syſtems liegt ein höherer Begriff als in ſeinem Anfange. Sehen wir auf dieſe Differenz des Anfangs und des Reſultats, ſo muß ſich uns von ſelbſt die Bemerkung, die auch ſchon von Andern gemacht worden iſt (vgl. die oben angeführte Schrift von Profeſſor Sigwart), aufdrängen, daß das Syſtem in der That eine lebendigere Bewegung iſt, als bloß die der mathematiſchen Demonſtration. Es wäre ſehr intereſſant, das Verhältniß der demonſtrativen Methode zu jener Entwicklung näher auseinanderzuſetzen. Dieſe Auseinanderſetzung könnte für den, der eine Einſicht in die Natur der philoſophiſchen Methode gewinnen will, ſehr lehrreich werden. In der Darſtellung eines philoſophiſchen Syſtems iſt die Beleuchtung ſeiner Methode von großer Wichtigkeit; ſie iſt es aber insbeſondere bei der Darſtellung des Spinoza'ſchen Syſtems.

Der zweite Band (Ansbach 1837) enthält die Darſtellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'ſchen Philoſophie, und bildet als Fortſetzung des erſten Bandes zugleich ein ſelbſtändiges Buch für ſich, indem der Hr. Verf. hier ſeine Methode beſtimmt, und in einer Einleitung die Entwicklung der neueren europäiſchen Philoſophie aus den nationalen Differenzen auf eine treffende Weiſe ableitet. Der Hr. Verf. beginnt mit einer geiſtvollen Charakteriſtik Leibnitz's, beſtimmt ſodann das Princip der Leibnitz'ſchen Philoſophie im Unterſchiede von Spinoza und Carteſius. In Beziehung auf den erſten Unterſchied, welchen der Hr. Verf. mit der gewöhnlichen Schärfe entwickelt, hat Ref. noch zu bemerken, daß Leibnitz den Begriff der Spinoza'ſchen Subſtanz ſelbſt in ſeinem innern Grunde als den Begriff des Ich gefaßt hat; Leibnitz hat die Thätigkeit, welche die Spinoza'ſche Subſtanz an ſich iſt, geſetzt, ſeine Monade iſt dieſelbe unendliche Setzung ihrer ſelbſt, aber als Thätigkeit, ſie iſt die Spinoza'ſche Subſtanz mit ihren unendlichen Attributen als Subject. Dies iſt zunächſt die abſolute Monade. Aber dieſe als Reflexion in ſich geſetzt, iſt eine Monade in unendlich vielen, weil dieſe Reflexion ins Unendliche ſich aufhebt und ſetzt. Man ſieht hier, wie die richtige Auffaſſung der Spinoza'ſchen Subſtanz erſt eine genaue und vollſtändige Einſicht in das Verhältniß von Spinoza und Leibnitz verſchafft.

Der Hr. Verf. entwickelt ſofort die Seele oder Monade als das Princip der Leibnitz'ſchen Philoſophie. Dieſe Entwicklung iſt ſo exact und ſo anſchaulich gegeben, daß ſie dem Ref. ein eigentliches Muſter der geſchichtlichen Darſtellung eines Philoſophems zu ſein ſcheint; nur ſcheint den Hrn. Verf. ſeine Lebhaftigkeit im Begriffe der Materie etwas von der hiſtoriſchen Richtigkeit abgeführt zu haben; denn die Materie hat bei Leibnitz nirgends eine praktiſche Bedeutung, welche ihr S. 66 beigelegt wird, ſondern eine theoretiſche, wie der

Hr. Verf. ſagt, ſie iſt die Vorſtellung eines Andern als Andern, aus welcher Vorſtellung doch erſt ein praktiſches Verhalten entſpringt, wenn das Andere Ich ſelbſt iſt. Der Begriff der erſten Materie könnte am eheſten noch dieſe Bedeutung haben. Allein der Hr. Verf. giebt ſelbſt die wahre Bedeutung deſſelben an, welche eine rein phyſikaliſche Beſtimmung enthält; die zweite Materie aber als die Maſſe, welche das Reſultat von vielen Monaden iſt, iſt von ſelbſt ein rein theoretiſcher Begriff.

Was das vinculum substantiale betrifft, worüber neuerdings Kahle eine leſenswerthe Abhandlung geſchrieben hat, ſo ſcheint in folgenden Worten der Begriff deſſelben enthalten zu ſein (Leibn. Op. Dut. II. 1. 317): vinculum substantiale est ipsa, ut ita dicam, potentia passiva compositi, alſo die materia prima der herrſchenden Monade. Hiemit ſtimmt überein, daß (S. 304) das vinculum substantiale substantiam compositam formaliter constituit et phaenomena realizat. Das vinculum substantiale iſt die nicht bloß ideale, ſondern reale Einheit der Monaden in der herrſchenden Monade, ſo wie die prima materia in der einzelnen Monade als ſolcher, in ihrer Idealität, das Princip der Realität iſt (als extensio et antitypia, diffusio et resistentia). Dies vinculum substantiale iſt daher das mit dem Realprincip der herrſchenden Monade nothwendig verbundene Realprincip derſelben. Auf dieſe Auffaſſung weiſt der Hr. Verf. ſelbſt hin S. 232.

(Schluß folgt.)

Germaniſche Mythologie und deutſche Alterthümer überhaupt. Vornehmlich Deutung der Mythologie. Von Auguſt Schrader. Berlin, 1840.

Der Verf., welcher „zu dem Zwecke einer Geſchichte der Baukunſt" ſich dem Studium der Mythologie zugewandt hat, erklärt in der Vorrede, auf der Schule nichts gelernt zu haben, und überläßt es ſeinen Herren Recenſenten, dies mit ihm zu bedauern. In dieſem naiven Geſtändniß liegen die weſentlichen Vorzüge und Mängel des Buches angedeutet.

Es kann hiernach dem gelehrten Splitterrichter nicht ſchwer fallen, daſſelbe vornehm und gründlich herunterzumachen. Zunächſt ſchon ſind dem Verf. viele, ſehr viele Quellen unbekannt geblieben: er hat die meiſten isländiſchen Sagas, er hat Snorri, Saxo Grammaticus, Adam von Bremen offenbar nicht geleſen, ja — was noch mehr und ganz unverzeihlich iſt — dieſelben nur ein paar Mal citirt. Die Quellen aber, aus welchen er geſchöpft, ſcheint er mehr aus Ueberſetzungen als im Original zu kennen, und ſeine Schreibung einzelner isländiſcher Wörter und Namen — abgeſehen von den vielen Druckfehlern — läßt den Verdacht aufkommen, daß er weder Rask's Grammatik, noch Biörn Haldorſon's Lexikon gehörig zu Rathe gezogen hat. Auch auf die früheren Unterſuchungen und Bearbeitungen der nordiſchen Mythologie iſt wenig oder gar keine Rückſicht genommen worden. Wir hören nichts über Alles, was ſeit zweihundert Jahren die Dänen und Schweden auf dieſem Felde geleiſtet haben, nichts über die bisherigen Weiſen der Auslegung, kein Wort über P. E. Müller's kritiſche Verdienſte und Finn Magnuſen's gelehrte und geiſtreiche Hypotheſen. Und endlich, welcher Mangel an Kritik! welche übereilten, durch keine einzige Stelle belegbaren Anſichten und Behauptungen und Deutungen!

So etwa möchten diejenigen urtheilen, denen die wahre Gründlichkeit und Wiſſenſchaftlichkeit darin beſteht, vor lauter Gelehrſamkeit nicht zur Sache ſelbſt zu kommen. Wir werden ſpäter ſehen, wie weit ſie hinſichts mancher Einzelheiten Recht haben mögen; im Großen und Ganzen ſtellen ſich dagegen die von ihnen gerügten Mängel gerade als die eigenthümlichen Vorzüge des Buches heraus.

„Der Verf. hat auf der Schule nichts gelernt," d. h. er iſt trotz derſelben vollkommen geſund geblieben; er hat ſich die urſprüngliche Friſche und Lebendigkeit der Auffaſſung, die rückſichtsloſe Unbefangenheit des Urtheils bewahrt, und das baare, blanke Gold der Anſchauung nicht hingegeben für das Papiergeld der Schule, das weder in dieſem noch in jenem Leben honorirt wird. Und in dieſes Gold hat er die alten Nordlandsgötter einfach und ſchön ausgeprägt.

Es iſt ſchön, daß er ſo frank und friſch und entſchieden geradewegs auf den Mittelpunkt der Sache losgeht, ohne ſich durch den ringsumher aufgehäuften Schutt blenden oder irre führen zu laſſen, daß er den in dieſem Felde ſo reichlich zu Tage geförderten Unſinn, mit oder ohne Abſicht, ignorirt, daß er z. B. die berüchtigte, in Dänemark faſt zum Dogma gewordene „Einwanderung der Aſen" mit keiner Sylbe erwähnt, ſie, welche für die nordiſchen Alterthumsforſcher ein ähnlicher Herentanzplatz der wüſteſten Vielwiſſerei, der willkürlichſten Combinationen und Phantaſmen, oder der ſogenannten höheren Kritik geworden iſt, wie für Niebuhr's Jünger die Vorgeſchichte Roms. Es wäre eine wahre Herculesarbeit, dieſen Stall des Augias auszumiſten; denn ſchon Torfäus und Suhm allein, durch die — wie Stuhr irgendwo ſagt — eine an Verrücktheit grenzende Verwirrung in die nordiſche Mythologie gekommen iſt, würden Einem hier mit ihrem gelehrten Unrath Jahre lang zu thun machen; es wäre aber auch zugleich eine überflüſſige Arbeit, da ja der Strom der Zeit ſolches Alles ganz von ſelbſt ins Meer der Vergeſſenheit hineinſpült. Es iſt ſchön — ſage ich — daß der Verf., unbekümmert um das gelehrte Beiwerk, ohne links und rechts abzuſchweifen, unverwandten Blicks ſeinen Hauptzweck verfolgt, — den letzten Zweck alles mythologiſchen Studiums überhaupt, —

das geiſtige Verſtändniß, d. h. die Deutung der Sage; denn ſie allein iſt es, die wiſſenſchaftlichen Werth hat. Daß er ſich hierbei vornehmlich an Tacitus und die beiden Edden gehalten, liegt in der Natur der Sache, und wie gründlich er die letzteren durchgemacht hat, beweiſt nicht bloß der Anhang, ſondern das ganze Buch. Freilich würde er bei ſeiner lebendigen Auffaſſung und künſtleriſchen Geſchicklichkeit ganz dazu geeignet geweſen ſein, manche Partieen des Saxo zu reſtauriren, und was bei dieſem lateiniſch und gelehrt und mönchiſch verdreht, verrenkt und verſchroben erſcheint, auf die urſprüngliche, mythiſche und germaniſche Form zurückzuführen. Da es ihm indeß zunächſt darauf ankam, und zeit- und ſachgemäß allein darauf ankommen konnte, die germaniſche Sagenwelt ihrem Hauptinhalte nach und in ihren großen Zuſammenhängen zu erfaſſen und zu bewältigen, d. h. zu deuten, nicht aber dieſelbe aus allen uns aufbewahrten Trümmern und Bruchſtücken äußerlich vollſtändig zuſammenzuſtellen, ſo dürfen wir ihn nicht tadeln, daß er ſich ſo viel als möglich frei von zerſtreuenden und ſtörenden Mannigfaltigkeiten gehalten hat.

Außer Grimm's „deutſcher Mythologie," als dem reichſten und geordnetſten Magazin von Nachrichten über die Religion unſerer Väter, nämlich der eigentlichen Deutſchen, werden von den früheren ſyſtematiſchen Arbeiten über dieſen Gegenſtand in der Einleitung nur Stuhr's „Nordiſche Alterthümer" genannt, und in der That, wenn man die aphoriſtiſchen Bemerkungen von Dirking-Holmfeld und Uhland's „Sagenforſchungen" ausnimmt, ſo wüßte ich unter den ſämmtlichen bisherigen Unterſuchungen, die ich kenne, — und ich glaube ſie alle zu kennen, — keine einzige, durch welche die Deutung der nordiſchen Mythologie auch nur einen Schritt weiter gefördert worden, und die alſo neben Stuhr's „Alterthümern" genannt zu werden verdiente. Daß der Verf. Uhland's eben ſo quellenmäßige als feine und ſcharfſinnige Abhandlung nicht geleſen hat, iſt ihm allerdings ſchwer zu verzeihen; jedenfalls würde ſeine Darſtellung der Thorsſage nicht wenig dadurch gewonnen haben. Doch genug hiervon und vielleicht mehr als genug!

„Germaniſche Mythologie und deutſche Alterthümer überhaupt" — ſchon in dieſem Titel liegt etwas Schiefes, da die Mythologie zwar den Alterthümern im weiteren Sinne, dagegen durch das „Deutſche" dem „Germaniſchen" untergeordnet iſt. Dieſes Mißverhältniß tritt aber auch in der Darſtellung ſelbſt hervor. Während nämlich einerſeits in dem Hauptabſchnitte „über die Religion" der Mythos beider Völker, der Skandinavier ſowohl als der Deutſchen dargeſtellt wird, obgleich, wie ſich von ſelbſt verſteht, als Einheit, — iſt in der Abhandlung der ſogenannten Alterthümer überall nur von Deutſchland und den Deutſchen die Rede, nirgends von den Normännern, Dänen und Schweden, ungeachtet ſich gerade die Berichte des Tacitus über die älteſte Geſtaltung des häuslichen und öffentlichen Lebens unſerer Vorfahren viel genauer, evidenter und ausführlicher aus den nordiſchen Quellen ergänzen, erläutern und beleben laſſen, als ſeine mythologiſchen Angaben aus den Edden, da ja überhaupt bei den Deutſchen doch nur von einzelnen Götternamen, nicht aber von einer vollſtändig ausgebildeten Mythologie die Rede ſein kann. Auch hier müſſen wir es bedauern, daß der unermeßlich reiche Stoff, den namentlich die eigentlichen Isländer-Geſchichten, die ſogenannten Islendinga-Sögur enthalten, gar nicht benutzt worden iſt. Indeß haben wir kein Recht, von dem Verf. mehr zu fordern, als er uns zu geben verſpricht, zumal da ihm die Alterthümer nur einleitende Nebenſache geweſen, und er mit Recht, wie er ſelbſt ſagt, „auf die Religion als das Wichtigſte die meiſte Aufmerkſamkeit gerichtet hat."

Doch iſt auch dieſer erſte, einleitende Theil, welcher zuerſt das Land, den Bevölkerungsgang, die allgemeine äußere und innere Bildung der Deutſchen, ferner das häusliche Leben, die Sitten und Gebräuche, Kenntniſſe und Fertigkeiten, endlich das öffentliche Leben im Frieden und Kriege behandelt, trotz ſeiner faſt compendiariſchen Kürze nicht ohne Verdienſt, namentlich durch die raſche, warme, lebendige Darſtellung, in welcher die charakteriſtiſchen Grundzüge des germaniſchen Geiſtes in ſeinen praktiſchen Richtungen höchſt anſchaulich hervortreten. Nur bisweilen erſcheint dieſelbe zu wenig quellenmäßig und gehalten, und wird dann willkürlich, romanhaft, phantaſtiſch. So z. B. S. 35, wo es von den altdeutſchen Weibern heißt: „Früh Morgens, mit dem Geſtirn des Tages, mit den Vögeln des Waldes verließ die Hausfrau ihre Ruheſtätte, ſchlich ſich leiſe von der Seite des Mannes weg; ſie hatte ſchon einem Jeden die Geſchäfte für den Tag angewieſen, ehe der Mann auf ſeinem Bärenfell noch ſeine Augen aufſchlug; ſie kehrte mit dem Lohn ihres Fleißes, dem Blick der heiteren Selbſtzufriedenheit im himmelblauen Auge zu ihm in die Hütte zurück, bereitete ihm ſein Frühſtück und reichte ihm ſein Jagdgewehr dar; ſie verſorgte ihre Kinder, ſäugte das jüngſte an eigener liebender Bruſt, ſah den munteren und tollkühnen Spielen der älteren mit frohem, mit prophetiſchem Blick auf die Zukunft zu und ſorgte für das Mittagsmahl; ſie ging mit dem weichen Rehfell um die Schultern, mit dem nackten Säugling auf dem Arm und den andern Kindern um ſich herum, dem geliebten Manne entgegen, trocknete ſeine ſchweißtriefende Stirn, und führte den mit der Beute der Jagd Beladenen ins Haus zurück, dem wohlbeſetzten Tiſche zu; ſie ließ ſich erzählen die Abenteuer der Jagd und erfreute ihn dafür wieder mit Erzählung der neuen kühnen Streiche und anderen Fortſchritte ſeiner Kinder" u. ſ. w. — Dergleichen Schilderungen paſſen in einen ſentimentalen Roman, nicht aber in ein wiſſenſchaftliches Buch.

Halten wir uns indeß an das Mythologiſche, als an die Hauptſache!

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

69

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redacteuren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

21. Januar. № 18. 1841.

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie, von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza."

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie. Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie."

(Schluß.)

Die prästabilirte Harmonie nennt Hr. Feuerbach die schwache Seite des Leibnitz, indem ein extramundanes Wesen diese Harmonie erst setze; jedoch weiß er auch das philosophische Element in dieser Lehre hervorzuheben, und bemerkt (S. 108) sehr richtig, daß die Harmonie zwischen Leib und Seele sich auf die Harmonie zwischen dem Princip der Thätigkeit und dem Princip des Leidens reducire, die beide in der Monade selbst liegen. Daß ein außerweltliches Wesen diese Harmonie ein für alle Mal gesetzt habe, darin liegt nun freilich ein Widerspruch, weil der Grund derselben, der in der Natur der Seele liegen soll, wieder über sie hinausgestellt wird. Wollen wir aber den Werth dieser Vorstellung genau schätzen, so müssen wir den bestimmten Begriff des außerweltlichen Wesens, der in dieser Vorstellung enthalten ist, das Prädicat, das sie ihm ertheilt, festhalten; dann werden wir einsehen, daß auch diese Vorstellung, freilich nicht darum, weil sie ein außerweltliches Wesen lehrt, sondern weil sie ihm ein bestimmtes Prädicat ertheilt, einen wirklichen speculativen Begriff enthält. Der Leibnitz'sche Gott hat gerade darin seinen Begriff, seine Bestimmung, die prästabilirte Harmonie zu stiften; damit wird der Grund der Harmonie der Thätigkeit und des Leidens, welche nach Hrn. Feuerbach der wahre Sinn der Harmonie zwischen Seele und Leib ist, in die Thätigkeit selbst als solche gelegt, ohne Zweifel ein ächt speculativer Begriff, wenn Leibnitz auch nicht nachgewiesen hat, wie die reine Thätigkeit selbst die Einheit der Thätigkeit und des Leidens begründe; hätte er dies gethan, dann würde die Ueberweltlichkeit dieses so bestimmten Gottes von selbst verschwunden sein. — Es ist freilich nicht bloß nicht philosophisch, sondern geradezu falsch, gerade diesen rein speculativen Begriff, wie wenn das menschliche Ich zu gering für ihn wäre, in einer Art von Apotheose über das menschliche Ich hinaus als ein göttliches Wesen zu denken, und Ref. stimmt hierin ganz mit Herrn Feuerbach überein, wenn er dieses Hinausdenken als eine theologische Richtung bezeichnet, die aus der Philosophie verbannt werden müsse. Aber auch so ist der Gott der Leibnitz'schen Philosophie noch ein anderer als der der Theologie. Die theologische Richtung in der Philosophie wird gewiß entschiedener dadurch bekämpft, daß, was in einem philosophischen System eine theologische Farbe hat, als wirklich philosophisch nachgewiesen wird; so wäre die theologische Richtung der Gegenwart, welche namentlich Leibnitz für sich als Autorität usurpirt, mit weit mehr Erfolg von diesem ihrem Lieblinge zurückzuschrecken, und vielleicht zur Besinnung darüber zu bringen, daß sie die Bedürfnisse ihres Herzens vielleicht anderswo, nur nicht bei einem philosophischen Systeme, wie das Leibnitz'sche ist, befriedigen können. — Uebrigens hat Hr. Feuerbach II. 13. S. 111—118 den Widerspruch im Begriff der Monade als einer schrankenlosen und beschränkten, als einer rein thätigen und doch zugleich leidenden, oder den Widerspruch ihrer Transscendenz und Immanenz auf eine höchst lehrreiche Weise entwickelt.

Der Hr. Verf. giebt II. 14 eine Kritik des theologischen Standpunktes als Einleitung zur Leibnitz'schen Theodicee. Der Gegensatz der Philosophie und Theologie ist ein Lieblingsthema des Verf., das er in seinem Bayle mit der ganzen Energie seiner reichen Darstellung, und mit dem ganzen Interesse, das er in diesen Gegensatz legt, behandelt hat. Sehr richtig bestimmt er den Gegensatz zunächst der Religion und der Philosophie so, daß der Mensch in jener Gott nur in seiner Beziehung auf sich, in dieser so betrachte, wie er an sich ist, und nennt dies den Gegensatz des theoretischen und praktischen Standpunktes; nicht minder richtig aber sagt er (S. 132), daß die Theologie die Norm des Religiösen zur Norm der Erkenntniß, die Beziehung Gottes auf den Menschen zu seinem Ansichsein, zur letzten, absoluten, unübersteiglichen Grenze mache. Eben deshalb hat Hr. Feuerbach vollkommen Recht, einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen Philosophie und Theologie festzustellen,

ungeachtet er die bemerkte Unterſcheidung zwiſchen Religion und Theologie nicht immer gehörig feſthält, und einen Gegenſatz zwiſchen Philoſophie und Religion befeſtigt, welcher offenbar die Philoſophie ſelbſt zu einer bloßen Einſeitigkeit herabſetzt. Iſt der Gegenſatz des theoretiſchen und praktiſchen Verhaltens ein letzter, über den nicht hinauszukommen iſt? Hr. Feuerbach weiß ſelbſt aus der Hegel'ſchen Phänomenologie, daß das ſpeculative Wiſſen beide in ſich vereinigt. — Sodann aber ließe ſich ſehr wohl denken, daß die Welt aus dem Willen entſtanden iſt, ohne gerade zufällig zu ſein; der Wille iſt von der Willkür zu unterſcheiden und iſt in ſich ſelbſt Vernunft, während der Hr. Verf., die Lehre von der Schöpfung als eine Conſequenz des praktiſchen Standpunktes der Theologie betrachtend, einen Gegenſatz der Vernunft und des Willens anzunehmen ſcheint, in welchem beide einander in Beziehung auf die Idee Gottes und der Entſtehung der Welt nur ausſchließen. Deshalb möchte Ref. auch der Leibnitz'ſchen Theodicee eine mehr philoſophiſche Bedeutung beilegen, als der Hr. Verf. gethan hat, indem er der Anſicht iſt, es laſſe ſich nachweiſen, daß der Wille, d. h. der vernünftige Wille, das Prius der Welt iſt, obwohl er eben ſo wohl mit dem Hrn. Verf. in dem Tadel übereinſtimmt, den er über die theologiſirende Tendenz der Theodicee ausſpricht.

Hr. Feuerbach giebt nun einen Auszug aus der Leibnitz'ſchen Theodicee, in welchem das Weſentliche derſelben enthalten iſt, und ſodann, nach einer vorangeſchickten Kritik des Empirismus, die Leibnitz'ſche Pneumatologie (Erkenntnißlehre und Lehre von der Freiheit des Willens), und ſchließt mit einer Charakteriſtik und Kritik der Leibnitz'ſchen Philoſophie; in dieſer weiſt er auf eine populäre, aber ſehr treffende Weiſe den Idealismus als das natürliche Verhalten des Geiſtes überhaupt nach, charakteriſirt ſodann näher die Leibnitz'ſche Philoſophie als Idealismus, und beurtheilt das Verhältniß der Vernunft und des Glaubens derſelben, wobei er aus Vorliebe zu dem (von Schelling richtig bezeichneten einſeitig realiſtiſchen) Spinoza den Idealismus zu wenig anerkennt, der offenbar in der Leibnitz'ſchen Lehre vom göttlichen Willen enthalten iſt, und das Verhältniß der Leibnitz'ſchen Philoſophie zum Dualismus von Geiſt und Materie, der damals herrſchend war; hier bezeichnet er dieſe Philoſophie ſehr treffend als Idealismus unter der Form des Mechanismus. Ref. wünſchte jedoch, daß der Herr Verf. auch in dieſer Lehre Leibnitz mehr die verdiente Anerkennung geſchenkt hätte; denn ſoll es eine Naturphiloſophie geben, ſo muß wohl der Idealismus das Princip des Mechanismus ſein; dies wird man zugeben, wenn man auch den Mechanismus nicht auf die ganze Natur ausdehnen will; Leibnitz hat dieſen Begriff, von Carteſius ſchon vorbereitet, zuerſt in ſeiner ganzen Beſtimmtheit ausgeſprochen.

F. Reiff.

A. Schrader, „Germaniſche Mythologie und deutſche Alterthümer überhaupt. Vornehmlich Deutung der Mythologie."

(Fortſetzung).

Ehe wir auf das Einzelne eingehen, wollen wir gleich hier zuſammenfaſſen, was wir an dem Ganzen vermiſſen.

Zuvörderſt ſcheint uns die Entwicklung nicht ſcharf und ſtetig und durchgreifend genug. Mythologie als Wiſſenſchaft iſt Geſchichte des religiöſen Bewußtſeins und, da urſprünglich alles Wiſſen eben als religiöſes erſcheint, Geſchichte des Bewußtſeins ſchlechthin. Der Mytholog hat demnach die Aufgabe, aus der Naturbeſtimmtheit eines Volksgeiſtes, als der allgemeinen Grundlage, deſſen Bewußtſein über ſich ſelbſt von dem erſten Erwachen an durch alle Phaſen ſeiner Entwicklung zu verfolgen, bis hinauf zu einem Punkte, den wir hier wenigſtens nicht näher zu beſtimmen brauchen, und den ganzen Mythos als dieſen — objectiv gewordenen — Entwicklungsgang nachzuweiſen. Hierin nun iſt, wie geſagt, der Verf. weder im Ganzen noch im Einzelnen ſtreng und conſequent verfahren; er iſt mit einem Wort nicht hiſtoriſch genug zu Werke gegangen. Er begleitet das Bewußtſein der alten Skandinavier nicht Schritt vor Schritt in ſtetigem Fortgang; er führt uns nicht ein in die Geneſis der nordiſchen Mythologie, ſondern nimmt die letztere mehr als Gewordenes, denn als Werdendes, mehr als Product, denn als Proceß. Es werden demnach die früheren Perioden nicht beſtimmt, welche der nordiſche Geiſt durchgemacht, ehe er ſich zu jener letzten Stufe gediegener und vollendeter Anſchauung heranbildete, welche die Edden repräſentiren. Nicht als ob es der Darſtellung überhaupt an aller Entwicklung fehlte; es iſt durchgreifender Fortſchritt in derſelben, aber nur in theogoniſch-kosmogoniſcher Rückſicht, derſelbe, welchen wir in der Völu-ſpá und jüngeren Edda vorfinden, nicht aber der innerliche, hiſtoriſche, in welchem wir die Geſchichte des Mythen ſchaffenden Bewußtſeins erkennen. Beide ſind weſentlich zu unterſcheiden: der eine iſt, ſo zu ſagen, mehr logiſcher, der andere phänomenologiſcher Natur, und die Verwirrung in den meiſten mythologiſchen Werken rührt daher, daß beide nicht gehörig auseinander gehalten und ineinander gebildet werden. So erſcheint überall in der Kosmogonie und Theogonie, d. h. in dem allſeitig ausgebildeten und in ſich geſchloſſenen Syſtem als das Erſte das Chaos, dann die Giganten, Titanen, Rieſen u. dgl., endlich die Götter, während hiſtoriſch genommen ſich die Sache gerade umgekehrt verhält. Die Götter ſind das Erſte: a Jove principium! Jahrhunderte lang hatte Zeus, als Deus ſchlechthin, welches buchſtäblich daſſelbe Wort iſt, im griechiſchen Bewußtſein gelebt, ehe die Vorſtellung des Chaos in daſſelbe kam; Jahrhunderte lang der nordiſche Geiſt ſich als

Odhin erfaßt, bevor er die Welt aus Ymir's Fleiſch und Blut entſtehen ließ. Es iſt daher durchaus fehlerhaft, hat übrigens auch zu einer Reihe unnöthiger Wiederholungen geführt, daß der Verf. mit der Schöpfung, mit Ginnunga-gap, Muspelheim und Niflheim anhebt, da dieſe abſtracten Vorſtellungen gerade den Ausgangspunkt des mythiſchen Bewußtſeins bilden, und eben deshalb den Uebergang in die Reflexion, wie ſich namentlich bei den Griechen ganz klar nachweiſen läßt. Uebrigens würde auch hier das Studium Saxo's, trotz ſeiner ungeheuren Confuſion, nicht ganz ohne Nutzen geweſen ſein. Denn bei ihm giebt es ein mythiſches Früher und Später, ein Nacheinander, kurz eine mythiſche Chronologie, die er ſich freilich höchſt willkürlich und zunächſt nur in Beziehung auf die däniſche Heldenſage zurecht gemacht hat, die aber dennoch auch hinſichts der Götterſage manche Anknüpfungspunkte enthält, z. B. in jener berühmten Stelle, in welcher Mitothin erſcheint und die Skandinavier lehrt, den Göttern nicht mehr gemeinſame und vermiſchte Opfer darzubringen, ſondern jede einzelne Gottheit für ſich durch einen eigenen, beſtimmten Cultus zu verehren (ed. Stephan. p. 13).

Der zweite Hauptmangel, welchen wir zu rügen haben, hängt mit dem erſten genau zuſammen: dieſer hat jenen und jener wiederum dieſen erzeugt. Es wird nämlich der Mythos und die Religion überhaupt zu ſehr von dem Leben getrennt und daher faſt als etwas Abgeſondertes und Apartes behandelt. In der Einleitung S. 3 ſagt zwar der Verf.: „Die Alten hatten und thaten nichts ohne Religion, wir haben nur — neben vielem Andern, was freilich im Grunde nichts iſt — Religion auch. Es ſoll deshalb auch hier keine Trennung geſchehen, ſondern Beides, Religion und ſonſtiges Leben der alten Germanen zuſammen dargeſtellt werden;" — allein dies Verſprechen hat er nicht gehalten. Nicht nur ſind die ſogenannten Alterthümer, wie wir geſehen, von ihm in die einleitenden Abſchnitte verwieſen worden; er abſtrahirt auch bei der Darſtellung des Mythos ganz von der Entwicklung der praktiſchen und politiſchen Verhältniſſe. Nirgends ſehen wir, wie dieſe durch jenen gehalten und getragen werden und ihn ihrerſeits wieder tragen, wie beide mit einander Hand in Hand gehen und ſich mit und durch einander entwickeln, wie die Religion alle Kreiſe des äußeren, namentlich des ſtaatlichen Lebens durchdringt und ebenſowohl Peripherie als Centrum iſt. Freilich hieße es das Unmögliche prätendiren, wenn man die Einheit des Theoretiſchen und Praktiſchen, des Religiöſen und Sittlichen überall und bis in die äußerſten Extremitäten nachgewieſen verlangte; die Anforderung aber dürfen und müſſen wir an den Mythologen machen, daß er im Großen und Ganzen die Entwicklung des religiöſen Bewußtſeins und der rechtlichen und politiſchen Verhältniſſe als eine und dieſelbe, und in beiden die nämlichen Stufen und Abſchnitte und Knotenpunkte nachweiſt. Dieſen Nachweis iſt uns der Verf. ſchuldig geblieben.

Noch mehr: er trennt auch in der Behandlung der Religion ſelbſt Inneres und Aeußeres, den Mythos vom Cultus, ein Verfahren, durch welches jener den letzten hiſtoriſchen Halt, und dieſer Geiſt und Bedeutung verliert. Der Cultus iſt etwas Factiſches, er iſt die äußere Form, in welcher die religiöſe Vorſtellung zur Erſcheinung kommt, er hat eben dieſer Aeußerlichkeit halber eine Geſchichte, und dieſe Geſchichte iſt wiederum die ſicherſte, ja faſt die einzige Handhabe, an welcher wir die luftige, ewig bewegliche, täuſchungsreiche Geſtalt der Sage faſſen und feſthalten können. Welche Unbequemlichkeiten, Einſeitigkeiten und Irrthümer aus dieſer Trennung, wie aus den übrigen angedeuteten Hauptmängeln hervorgegangen ſind, wird ſich aus der Betrachtung der Einzelnheiten ergeben.

Der allgemeine Gang der Darſtellung iſt folgender.

Sie beginnt, wie geſagt, mit der Schöpfung der Welt und des Menſchen, alſo mit der Kosmogonie; dann erſt erſcheinen die Götter: als erſter Mythenkreis Odhin und ſeine Brüder Ve und Vilir, als zweiter alle übrigen Aſen, in zwei Hauptgruppen rangirt, je nachdem ſie ſich an Baldur oder Thor anſchließen, und endlich die Vanen. Als Anhang hierzu werden die Beinamen Odhin's nach den zwölf Monaten des Jahres und die zwölf Monatsgötter und ihre Paläſte aufgezählt. Hierauf folgen die Aſynien, Valkyrien, Nornen, an die der Mythos vom Urſprung der Dichtkunſt angereiht wird; ferner die Halbgötter, nämlich Fornjotr und ſeine Sippſchaft, dann die Zwerge, Alfen und Rieſen. Baldur's Tod, die Götterdämmerung und Wiedergeburt ſchließen, wie ſich von ſelbſt verſteht, das Ganze, d. h. den erſten Abſchnitt, das „Innerliche der Religion," wie der Verf. es nennt.

Daß wir mit dieſer Anordnung nicht übereinſtimmen können, erhellt ſchon aus dem oben Geſagten. Abſtrahiren wir indeß auch von jener inneren Einheit, welche eben das nordiſche Bewußtſein ſelber iſt, in ſeiner ſtetigen, ſtufenweiſen Entfaltung von der erſten, dunkelſten, namenloſen Ahnung des Göttlichen an bis hinauf zur vollſten und individuellſten poetiſchen Anſchauung der Götter, ja bis zur Erſchaffung eines mythiſchen Univerſums: ſo iſt doch ſelbſt der äußere Zuſammenhang zu loſe gehalten und zu häufig unterbrochen. Daß zunächſt die Kosmogonie nicht den Grund, ſondern den Schlußſtein des ganzen Gebäudes bilde, iſt ſchon oben bemerkt worden; ſie hätte daher zwiſchen dem Vanenkampfe und Ragnarauk ihre paſſende Stelle gefunden. Und ferner: warum ſind die Aſynien von den Aſen durch die Vanen getrennt worden? Sind es Rückſichten der Keuſchheit, aus welchen das weibliche Perſonal ſo ſtreng von dem männlichen entfernt gehalten wird? Und wenn dem ſo iſt,

wodurch hat Freya allein das Recht gewonnen, ſich ſo umſtändlich in die Reihen der Männer zu miſchen, wie dies S. 175—181 geſchehen iſt? Weshalb gebührt ihr der Vortritt vor der Jörd, Frigg, Sif und den übrigen älteren Göttinnen? Was endlich haben die zwölf Beinamen Odhin's und die zwölf Monatsgötter an der Stelle zu thun, wo wir ſie finden? was die Sage vom Urſprung der Dichtkunſt, die in allen Quellen unmittelbar mit dem Bannkampfe in Verbindung gebracht wird, hinter den Walkyrien und Nornen? u. ſ. w.

Dagegen bekundet ſich das Talent des Verf. in der Auffaſſung und Auslegung der einzelnen Mythen und mythiſchen Geſtalten. Hierin hat er mehr als Gewöhnliches geleiſtet. Mit beneidenswerther Unbefangenheit, glücklichem Takte und nicht ohne Witz und Phantaſie iſt er an die Deutung gegangen, in welcher er für das Ganze der nordiſchen Mythologie alle ſeine Vorgänger hinter ſich gelaſſen hat. Zwar ſteht ihm Uhland, wie an Gelehrſamkeit und Sachkenntniß, ſo an tief eindringendem Scharfſinn weit voran; indeß hat ſich ja dieſer bis jetzt in ſeinen Forſchungen auf den beſonderen Sagenkreis des Thor beſchränkt. Nicht ſelten jedoch läßt ſich der Verf. durch ſeine ungemeine Gewandtheit und Behendigkeit verleiten, die Sachen etwas zu leicht zu nehmen, und Anſichten und Deutungen vorzulegen, die jeder Begründung entbehren, und nichts mehr oder weniger ſind, als Verſicherungen.

Was aber näher die Art und Weiſe ſeiner Mythenauslegung betrifft, ſo ſucht er durchgängig die geiſtig-geſchichtliche Anſicht mit der phyſiſchen zu vermitteln. Die Götter ſind ihm alſo einerſeits die ſubſtantiellen Mächte des nordiſchen Geiſtes, anderſeits Naturmächte, und jede Gottheit ohne Unterſchied hat ihm zugleich eine ethiſche und natürliche Bedeutung, ſo daß bald dieſe, bald jene als urſprünglich und überwiegend hervortritt. „Jede innerliche Regung des Geiſtes" — ſo erklärt er ſich ſelbſt hierüber S. 164 — „hatte im Aeußerlichen ihr Anklingendes, Aehnliches; alle religiöſen Anſchauungen waren zugleich phyſiſcher und pſychiſcher Natur, wie es der Menſch ſelbſt iſt," — und in der That es gelingt häufig ſeiner Geſchicklichkeit, beide Deutungsweiſen auf plauſible Weiſe in Einklang zu bringen. Auch wäre es eine große Einſeitigkeit, wenn man etwa die eine zu Gunſten der andern ganz verwerfen, und in den Aſen ſammt und ſonders entweder nur ethiſche oder nur natürliche Potenzen wiederfinden wollte. Dennoch können wir mit dem oben aufgeſtellten Grundprincip des Verf. nicht übereinſtimmen. Offenbar nämlich vertheilt ſich der pſychiſche und phyſiſche Inhalt des Bewußtſeins an die verſchiedenen Gottheiten dergeſtalt, daß die einen vorzugsweiſe, ja wie als Geiſtesmächte, die andern als Naturmächte zu faſſen ſind. Auch abgeſehen vom Inhalt, was die bloße Form der Anſchauung betrifft, ſo erſcheint nur auf dem Standpunkt der eigentlichen Symbolik alles Geiſtige und Innerliche nothwendig im äußern, natürlichen Abdruck; dieſer Standpunkt war aber bei den alten Deutſchen und Skandinaviern nicht mehr der höchſte und letzte, ſondern ein untergeordneter und vergangener. Hiernach ſcheint uns in der vorliegenden Darſtellung die phyſiſche Deutung etwas zu weit getrieben zu ſein. Zwar mußten auch der alte Germane, wie alle anderen Heiden, die Gewalt der Naturmächte empfinden und anerkennen; aber an eine unbedingte Hingabe an dieſelben war bei ſeiner tiefen, trotzigen Perſönlichkeit nicht zu denken. Wirklich hat er ſich ihnen gegenüber freier gehalten als jedes andere Volk; ja wo ſie ihm feindlich gegenübertreten, da verachtet und verſpottet er ſie auf beiſpielloſe Art. Wer mit dem Tode ſo zu ſpielen vermochte, wie er, der mußte nothwendig Götter in der Bruſt tragen, die über alles Natürliche längſt hinaus waren. Und ſo iſt es! Die Majorität der Aſen iſt nicht bloß überwiegend, nein ſie iſt einzig und allein, durch und durch geiſtigen Inhalts, und ſchlechthin nichts Phyſiſches in ihnen. Auf der andern Seite giebt es dagegen weder in der nordiſchen, noch in irgend einer andern Mythologie einen Gott, welcher rein als Naturmacht aufzufaſſen wäre, und an welchem nicht irgendwie zugleich ethiſche Seiten ſich darſtellten. Denn jede Gottheit iſt ja doch nur eben Gottheit des Menſchen und für den Menſchen; ſie wird angebetet, nur inwiefern ſie in Beziehung zu dieſem ſteht, und als eine Macht im Geiſte und für den Geiſt erſcheint. Sonne, Erde, Meer, Feuer u. ſ. w. werden nicht als Himmelskörper und Elemente verehrt, ſondern weil und wie weit das menſchliche Leben durch ſie beherrſcht wird. Daher z. B. in der griechiſchen Mythologie die ethiſche Bedeutung der Demeter, Heſtia, des Poſeidon, Hephäſtos u. a. Offenbar würde der Verf. die geiſtig-geſchichtliche Deutung überwiegender haben hervortreten laſſen, wenn er überhaupt hiſtoriſcher zu Werke gegangen wäre, und nicht eben einerſeits von den politiſchen Entwicklungen, anderſeits von der Geſchichte des Cultus gänzlich abſtrahirt hätte; denn eine Menge ethiſcher Beziehungen hätten ihm aus dieſen faſt unwillkürlich reſultiren müſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

22. Januar. № 19. 1841.

Die Geschichtschreibung der Reflexion und der philosophische Standpunkt,

nachgewiesen an:

Bülau's „Geschichte des europäischen Staatensystems." 2 Theile. gr. 8. Leipzig 1839. Verlag von Göschen.

Die subjective Geschichte kann als Zurücknahme der Realität in die Idealität des Geistes in ihren Darstellungen von keinem andern Princip ausgehen, als von demjenigen, welchem die historischen Objecte ihr Dasein und ihre Existenz verdanken. Bei der Geschichte des europäischen Staatensystems wäre es nun darauf angekommen, das System selbst als dieses Princip aufzufassen und in der ganzen Reihe der inneren und äußeren Bewegungen der Staaten dessen Entwicklung wieder zu erkennen. Zunächst würde es sich um eine Feststellung des Begriffs Staatensystem gehandelt haben, der bisher nur als unbestimmte Vorstellung in Cours gesetzt und gebraucht worden ist. Bekanntlich ist diese Auffassung der politischen Verhältnisse der neueren Staaten von der pragmatischen Historiographie ausgegangen, welche in ihren Bemühungen um den causalen Nexus die abstracte Vereinzelung, in der sich Völker und Staaten, die ersten Formen geschichtlicher Betrachtung, darstellen, aufhob, um zu ebenso leerer Position des Zusammenhanges, zur vagen Vorstellung eines Staatenvereines zu gelangen. Unser Verf. läßt sich eine nähere Bestimmung des Begriffs, welcher seinem Werke zu Grunde liegen mußte, nicht weiter angelegen sein, indem er denselben ohne Weiteres voraussetzt und einfach bemerkt: „die Geschichte des europäischen Staatensystems beschäftigt sich mit der Darstellung, wie die gegenwärtig unter den europäischen Staaten bestehenden rechtlichen und politischen Verhältnisse sich ausbildeten (I. 1)." Auch bleibt er nun keineswegs beim Staatensystem stehen, vielmehr ergeben sich alsbald andere Fundamente. Er giebt an, daß die historischen Ereignisse ein Ganzes bildeten, welches von Gott nach einem bestimmten Plane regiert werde (I. 4, 12, 78). Indeß wird zugleich die Beschränkung hinzugefügt, daß in dem Völkerleben die Fälle nicht zu häufig seien, wo Gott sichtbar eingriffe und ein Ereigniß, das ebenso gut nicht erfolgen konnte, herbeiführe. Zuvörderst wäre hierbei nach den Kennzeichen der Sichtbarkeit zu fragen, dann aber weiter zu erinnern, daß Sehen oder Nichtsehen göttlicher Thaten doch die Sache nicht sei, sondern deren Erkenntniß. Allein der Verf. verwickelt sich in einen noch schlimmeren Widerspruch, indem er neben jenem göttlichen Plane der Geschichte einen selbständigen Endzweck zuspricht, und zwar den, daß jeder Staat einen Normalzustand erreiche, der seinen Bewohnern die allseitige Erfüllung ihrer Menschenzwecke am meisten erleichtert (I. 3), ein Ziel, welches anderswo auch als Gleichgewicht des Rechts bezeichnet wird (II. 414). Dieser Gegensatz von Gott und Welt erfährt keine Ausgleichung, und der Verf. entgeht den weiteren Dilemmen desselben im Verfolg nur dadurch, daß die höhere Weltregierung nicht weiter beachtet wird. Endlich wird auch jener vollkommene Zustand der Welt nicht als Princip der Sache gefaßt, und somit sind bereits drei verschiedene Fundamentalbegriffe eben so grundlos aufgestellt als verlassen. Doch findet sich vielleicht schließlich eine befriedigende Auskunft da, wo die Kategorie von Ursach und Wirkung vom Verf. für seine Darstellung besprochen wird, wo das Princip der Sache die Ruhe der Substantialität aufgeben und in das Leben der Causalität übergehen muß. Es sollen nach Bülau's Ansicht die Ereignisse nicht bloß erzählt, sondern auch aus ihren Ursachen abgeleitet werden. Und zwar lassen sich die Geschicke der Staaten nicht aus kleinen und zufälligen Ursachen erklären (I. 492), nicht einmal die Herbeiziehung der Leidenschaften und des Willens der Menschen reicht aus, vielmehr wirken die verschiedensten Ursachen zusammen (I. 7). Jedoch darf man selbst bei der Ableitung der historischen Ereignisse aus ihren Ursachen nicht stehen bleiben, man muß weiter gehen und begreifen, warum sie geschehen mußten (I. 12). Diese Nothwendigkeit ist Naturnothwendigkeit, nur das natürlich Begründete ist geblieben. Abgesehen von allen Bedenken, die dadurch erregt werden könnten, daß die Natur den Geist, der in der Geschichte doch den ersten Platz einzunehmen scheint, beherrschen soll, und somit ein absolut disparater Inhalt einander gegenüber-

geſetzt wird, der ſich ſchwerlich vermitteln laſſen dürfte, leuchtet es ein, daß die Frage, warum etwas geſchehen ſei, überflüſſig wäre, wenn die Einſicht, warum etwas geſchehen mußte, bereits vorhanden iſt. Die Naturnothwendigkeit alſo hat die hiſtoriſchen Thaten ins Leben gerufen, ſie mußten geſchehen; ſie wird mithin mit größerem Rechte, als das Syſtem der Staaten, die göttliche Weltregierung und der Zweck des Staates, als Princip gelten müſſen, und es käme nur darauf an, genau zu wiſſen, was hier Nothwendigkeit ſei. Eine nähere Beſtimmung derſelben wird zwar zunächſt nicht gegeben, indeß wäre dies vielleicht ein unbilliges Verlangen, inſofern ſolche Definition erſt in der ganzen Breite der Darſtellung genügenden Ausdruck und Erledigung finden könnte. Wirklich zeigt ſich denn im Fortgange der Darſtellung in allen Ereigniſſen und Vorfällen ein Unterſchied zwiſchen Weſentlichem und Accidentellem, von denen erſteres mit den Worten der Geſetze der Staaten, der natürlichen Verhältniſſe des Gebots der Umſtände bezeichnet wird. Woher aber das Unweſentliche ſtamme, aus welchem Grunde es zur Exiſtenz vordringt, wird nicht geſagt; mithin muß der Leſer ſuppliren, daß das Unweſentliche wohl der nicht nothwendigen Freiheit ſeinen Urſprung verdanken müſſe. Dieſe Anſicht ſcheint inſofern auch nicht unrichtig, als ſich auf allen Blättern die Bemerkung findet, dieſe oder jene Anſicht, dieſer oder jener Zweck wurde erreicht, weil er aus dem Gebot der Verhältniſſe floß, dieſer aber vereitelt, weil er gegen die natürlichen Bedingungen ſtritt. Das Wichtigſte wäre nun gewiß, in allen jenen Fällen zu erkennen, was die Nothwendigkeit ſei; nicht überall wird ſie genau dieſelbe geweſen ſein, auch die inneren Unterſchiede, die beſonderen Momente dieſes Begriffs werden ſich entdecken laſſen. Mit geduldiger Selbſtverläugnung haben wir beide Bände durchgeleſen, ohne daß bei der ermüdendſten Wiederholung der Phraſe: dies war Naturgebot und jenes nicht, dem Verfaſſer ein Wort entfiele, welches dem abſoluten Dunkel des Naturgebots auch nur ein Streiflicht zuſendete. Aber unſere Ausdauer iſt doch belohnt, wir ſind doch hinter die Nothwendigkeit gekommen, wenn auch nicht durch Herrn Bülau, und bewundern dies harmloſe Genügen, mit welchem die concreten Erſcheinungen in die Abſtractionen: Gebot der Natur, Nothwendigkeit, Geſetz der Verhältniſſe arglos überſetzt werden. Die Wahrheit und die Nothwendigkeit der Dinge findet Hr. Bülau nämlich, indem er ſie in ihre abſtracte Innerlichkeit und in die leere Beziehung auf ſich überſetzt. Da dies nur durch die Negation alles beſonderen und beſtimmten Inhalts erreicht wird, ſo kann nichts übrig bleiben, als das todte Ding an ſich. Näher verhält ſich die Sache ſo. Der Verf. hat den Gegenſatz von nothwendigen und nicht nothwendigen Ereigniſſen ſich einmal fixirt und ſetzt dieſen Unterſchied im concreten Falle nur danach, ob eine Unternehmung zum Ziele gelangte oder nicht, was ihm natürlich aus ſeiner empiriſchen Kenntniß der Geſchichte ſehr wohl bekannt iſt. Er hat den Erfolg vor Augen, die Reſultate der Ereigniſſe, die Geſtaltung der Staaten, ſo weit dieſelbe bis heute vorgeſchritten iſt; von hier aus kann er nun ohne Schwierigkeit beurtheilen, was „die Verhältniſſe" geboten oder nicht geboten, welcher Staat ſich bilden mußte und wie, weil er ſich auf dieſe Weiſe gebildet hat, und der vollendete Zuſtand iſt dann in letzter Inſtanz, in abſtracter Identität mit ſich der Inhalt jenes Dinges an ſich, der, dem Verf. ſelbſt unbewußt, das Raiſonnement tautologiſch dirigirt. So ſieht denn Hr. Bülau auch mit wahrhaft olympiſcher Ruhe den Bewegungen der Völker zu, den Kriegen, die einzelne Staaten bis an den Rand des Abgrundes, bis zum Verderben führen; iſt es ihm doch wohl bekannt, daß Oeſtreich z. B. nicht untergegangen iſt, als die Böhmen, dann die Türken Wien belagerten; darum bemerkt er jedesmal mit der größten Sicherheit, noch Schlimmeres konnte geſchehen, ohne daß das Reich weiter in Gefahr gerieth, ohne daß die Noth vergrößert worden wäre, denn Oeſtreichs Beſtehen war das Gebot der Verhältniſſe. Auch Attila's Einbruch macht dem Verf. gar keine Sorgen (I. 66), denn er ſteht ja hinter den Couliſſen und weiß ſehr gut, daß ſeine Herrſchaft keinen Beſtand gehabt, und bei Gelegenheit des franzöſiſchen Principats zur Zeit Ludwig's XIV. iſt er durchaus für Deutſchland unbeſorgt. Was hat Frankreich, ruft er am Ende aus, mit allen dieſen Kriegen gewonnen? nichts, als was im Gebot der Verhältniſſe lag, das Terrain des Elſaſſes; und erklärt dann ein anderes Mal, das Gebot der Verhältniſſe ſei hier geweſen, daß Frankreich ſich arrondirte, — die gewöhnliche Verwandlung des Factums in die Abſtraction, wodurch die Nothwendigkeit auch entfernt nicht klarer wird, als vorher. Schwer wird es unſerem Verf. offenbar, ſehr in die Augen fallende Veränderungen und Unterſchiede, die der Gang der Entwicklung im Staatsleben herbeiführt, einigermaßen zu motiviren, weil in dieſen Fällen das, was dem Verf. das Allgemeine iſt, jene Identität der Staaten mit ſich und deren angebliches Erzeugniß gar zu weit auseinander fallen; doch ſteht ihm hierbei die Aushilfe zu Gebot, dieſe Veränderungen ſo unbedeutend als möglich darzuſtellen, ſo daß Jemand, der die neuere Geſchichte nur aus dem vorliegenden Werke kennen gelernt, ſehr wohl der Meinung ſein könnte, es ſei im Grunde immer ſo geweſen als heute, und Alles geblieben, wie es im funfzehnten Jahrhundert geweſen. Wo dieſes Mittel nicht ausreicht bei Erſcheinungen, deren Wichtigkeit ſich gewaltſam aufdrängt, z. B. bei der Erhebung des preußiſchen Staates im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, giebt ſich der Verf. nicht die Mühe, erſt zu ſeinem Gebot der Verhältniſſe zu flüchten, ſondern ertheilt die eben ſo abſtracte, darum aber auch eben ſo viel geltende und eben ſo aus dem Erfolg her-

genommene Verſicherung: Preußen mußte ſich erheben; es war nothwendig, daß Oeſtreich langſam reifte; oder: Frankreich fiel in einen Gährungskampf, weil es ſtreitende Elemente in ſich trug; oder in einer andern Wendung: die Zeit war noch nicht gekommen (I. 164) u. ſ. w. Gegenüber dieſer abſtracten Nothwendigkeit wird dann Alles, was ſcheinbar keinen Erfolg gehabt, was ſich nicht in den heutigen Staatszuſtand hereinreflectiren laſſen will, als eben ſo abſtracte Freiheit, als abſtracte Zufälligkeit und leerer Inhalt nicht naturgebotener Leidenſchaft hingeſtellt.

(Fortſetzung folgt.)

A. Schrader „Germaniſche Mythologie und deutſche Alterthümer überhaupt. Vornehmlich Deutung der Mythologie.

(Fortſetzung.)

So läugnen wir ſchon in Odhin jegliche Beziehung zum Naturleben. Auch der Verf. nimmt ihn zunächſt als Geiſt. „Nicht Geiſt des Alls, aber Geiſt des geſammten Erdenlebens iſt Odin“ (S. 99). Hinter ihm ſteht gleichſam Alfadir, „der Geiſt des Univerſums und nicht allein der germaniſchen Welt. Sobald dieſe ſich als von der übrigen Welt umher Geſondertes erkennen gelernt, trat Odin als der in ihr waltende auf; Allvater mußte in den Hintergrund, und konnte nicht eher wieder hervortreten, als da die Sonderung wieder aufgehoben werden ſollte, d. h. mit dem Untergange der altgermaniſchen Welt.“ Oder wie es an einer andern Stelle (S. 100) heißt: „So war Odin der Erſte aller Götter der Erde, und nur allein Allvater über ihm, oder wie er zumeiſt in den Eddaliedern heißt, Surtur, der Schwarze, Dunkle, Unbegreifliche, und an ſeiner Stelle gleichſam, ſo lange die nordiſche Welt beſtand und die ſonſt unbeſchränkte Herrſchaft dem Odin übertragen war: die Nornen.“ — Bis hierher ſtimmen wir aus voller Seele bei. Offenbar iſt Alfadir der erſte Name, die erſte noch ganz weſenhafte Geſtalt, zu welcher das nordiſche Bewußtſein aus jener uranfänglichen geheimnißvollen Ahnung des Göttlichen, von welcher Tacitus (c. 9) redet, ſich herausgebildet hatte; er iſt der ſogenannte alte Odhin, der im alten Asgard herrſchte und in ſeinen zwölf Namen die übrigen Aſen noch in ſich trug. Auch Surtur, der bis zur Götterdämmerung im Hintergrunde der nordiſchen Welt oder vielmehr des nordiſchen Bewußtſeins lauert, und eben wegen ſeiner räthſelhaften Verborgenheit den Mythologen ſo viel zu ſchaffen gemacht hat, iſt kein Anderer als Alfadir ſelbſt, und es zeugt von der tiefen und gründlichen Anſicht des Verf., dies ſo entſchieden ausgeſprochen zu haben. Eben ſo wenig läßt ſich gegen die weitere Deutung Odhin's einwenden, ſo weit derſelbe als „Geiſt des geſammten Erdenlebens“ gefaßt wird, obgleich es auch hier an ſtrenger Entwicklung fehlt, indem uns nicht gezeigt wird, wie derſelbe geworden, d. h. welches die erſte, unmittelbarſte Anſchauung deſſelben geweſen, wie dieſe immer reicher, klarer und beſtimmter ſich geſtaltet, und aus ihr die verſchiedenen Richtungen ſeines Weſens ſich entfaltet haben. Wenn es dann aber ferner heißt: „In der ſichtbaren Natur iſt die Leben, Licht und Wärme gebende Sonne ſein vornehmſtes Abbild,“ ſo müſſen wir dieſer Anſicht ſchnurſtracks entgegentreten. Zwar wird in der Anmerkung ausdrücklich hinzugefügt, „ſie ſei nie etwas Anderes als eben Sinnbild geweſen;“ aber auch das iſt ſchon zu viel geſagt. Wo in aller Welt findet ſich in den Quellen ein Beweis dafür, ja nur eine Spur von Hindeutung darauf? Man komme mir nicht mit Odhin's Einäugigkeit! Freilich ſpielt auch unſer Verf. verſchiedene Male in dieſem Sinne auf ſie an; indeß hat er dieſelbe ja ſchon S. 93 auf eine viel tiefſinnigere Weiſe gedeutet, und zwar ſo, daß jene erſte Deutung mit dieſer zweiten bedenklich collidirt und unmöglich mit ihr in Uebereinſtimmung zu bringen ſcheint.

Völlig grundlos und willkürlich iſt demnach auch die Beziehung der Beinamen Odhin's auf die zwölf Monate des Jahres (S. 181). Wenn es da z. B. heißt: „1) Alfadir: der erſte Monat im Jahre iſt der höchſte, wie Alfadir der erſte und höchſte aller Götter. Aus dem erſten Monat gehen alle andern hervor, wie aus Allvater alle Götter; 2) Herian, der Heerende, Heeresvater: Odin, die Sonne, das Licht tritt als Kämpfer auf gegen die Nacht, die Wärme gegen die Kälte, die Gottheit gegen die kalten Dämonen der Finſterniß; 3) Nikar, der Sieger: das Licht, die Gottheit ſiegt vollkommen, am Schluſſe dieſes Monats werden die Tage wieder länger als die Nächte“ u. ſ. w., — ſo läßt ſich auf ſolche Art Alles, ſchlechthin Alles beweiſen. Der Name Herian z. B. kann, wie Jeder ſieht, nur mit Gewalt an die Sonne und das Licht hinaufgerenkt werden; er bezeichnet gleich den meiſten übrigen den Schlachtenvater. Nikar heißt vollends eher im Griechiſchen als im Altnordiſchen „Sieger,“ und ſelbſt wenn es ſo hieße, würde es doch nur ein ſehr paſſendes Prädicat des Kriegsgottes ſein. Ebenſo verhält es ſich mit den Beinamen Omi, Svidrir u. a.

Mit Odhin als Jahresgott fallen aber auch zugleich — was wir ſchon hier bemerken wollen — „die zwölf Monatsgötter und ihre Paläſte“ (S. 183). Bekanntlich iſt es die Aufzählung der Götterwohnungen in Grimnis-mál, durch welche ſich die meiſten Mythologen haben verleiten laſſen, die Aſen als Monats- und Zeitgötter aufzufaſſen. Es verſteht ſich zwar von ſelbſt, daß unſer Verf. zu viel geſunden Sinn hat, um ſich hierbei ſo weit ins Phantaſtiſche zu verlieren, wie F. Magnuſen und Mone, welche die zwölf Aſen für die Zeichen eines alt-heidniſchen Thierkreiſes, oder wie Trautwetter, der ſie für Sternbilder erklärt, indeß ſind

ſeine Beweiſe nicht eben ſtärker, als die übrigen. Etwas Wahres iſt freilich an der Sache, aber um dieſes Wenige herauszubringen, hätte es vor allen Dingen einer genauen Unterſuchung der altnordiſchen Monatsnamen bedurft, ſo weit wir dieſelben noch kennen, ingleichen der Opferfeſte und der Zeiten, in welche dieſe zu fallen pflegten. Hieraus würde ſich wahrſcheinlich ergeben haben, daß ein Monat dem Odhin, ein anderer dem Freyr, ein dritter dem Thor — welchen letzteren der Verf. ſeltſamer Weiſe von den Monatsgöttern ausſchließen will — inſofern wenigſtens heilig waren, als man in ihnen vorzugsweiſe jenen Göttern opferte. Auch iſt es nicht unmöglich, daß der lieblichſte Monat des Jahres dem Baldr, der Thing-Monat dem Forſeti geweiht war; aber was Vali mit dem zweiten, Saga mit dem dritten Monat zu thun hat, möchte ich trotz der angeführten Gründe wohl wiſſen. Natürlich ſtimmen die verſchiedenen mythologiſchen Calendarien ſchlecht mit einander überein, da ſie alle keinen andern Halt und Beweis haben, als das Belieben ihrer Verfertiger: eins fängt mit Thor an, das andere mit Ullr, das dritte mit Freyr u. ſ. w.; ja man könnte die Ordnung beliebig umkehren, von hinten oder in der Mitte anfangen, oder ſich's allenfalls an den Knöpfen abzählen, und man hätte nicht weniger Recht.

Von Odhin macht ſich der Uebergang von ſelbſt zu deſſen Brüdern Vilir und Ve, und deren Behandlung bildet vielleicht die glänzendſte und urſprünglichſte Partie des ganzen Buches. Es werden nämlich jene Beiden, von denen die Edden und Snorri ſo wenig zu ſagen wiſſen, und die, wo ſie vorkommen, als längſt Geſchiedene und Vergangene erſcheinen, auf eine ſcharfſinnige und im Ganzen glückliche Weiſe mit Hänir und Loki identificirt. Zwar iſt dieſe Combination an ſich nicht durchaus neu, ſondern ergiebt ſich leicht aus der Vergleichung der jüngeren Edda (Daemis. 7) mit der entſprechenden Stelle der Völu-ſpá (str. 15 u. 16), da nach jener Bör's Söhne, nämlich Odhin, Vilir und Ve, nach dieſer Odhin, Hänir und Lodhur, d. h. Loki, den Menſchen erſchaffen; aber die weitere Durchführung derſelben iſt neu und eigenthümlich. Mit Recht ſieht der Verf. in den genannten Aſen die älteſte Götterdreiheit der Skandinavier, während die ſpätere, obwohl in ganz anderer Bedeutung, ſich in Odhin, Thor und Freyr darſtellte. Die erſte Scheidung und Beſonderung des bisher ungetheilten und einigen Göttlichen tritt im Bewußtſein hervor; der Menſch erfaßt ſich ſelbſt als ein dreifacher und dreieiniger: Odhin theilt mit ſeinen Brüdern. Bei der Erſchaffung des Menſchen, heißt es, gab Odhin Geiſt oder, nach der altgermaniſchen Anſchauung, Gemüth, Hänir (nach der jüngeren Edda Vilir) Verſtand, Lodhur (Ve) Blut und gutes Antlitz. Da die Götter natürlich nur geben können, was ſie ſelber haben, oder vielmehr was ſie ſelber ſind, ſo iſt hiermit ihre Bedeutung unwiderſprechlich dargethan; ſie ſind nichts Anderes, als — ſo zu ſagen — die drei Naturen, die drei Hauptmächte im Menſchen, wie ſie nämlich die alten Nordmänner annahmen: Geiſt, Verſtand und Sinnlichkeit, ſo daß der erſte, als Gemüth oder Genie im urſprünglichſten Sinne, die Einheit und den Zuſammenhalt der beiden anderen ausmacht. Auf ähnliche, doch durchaus nicht auf dieſelbe Weiſe erſcheint im indiſchen Mythos der Menſch als die Einheit der drei Welten: Brahma's, des Hauptes, der Vernunft, Wiſchnu's, der Bruſt, des Gemüthes, Mahadewa's, der Welt unter dem Nabel, der Sinnlichkeit, woran ſich dann ein durchgeführter Parallelismus von Makrokosmus und Mikrokosmus knüpft, in welchem die Vernunft der Sonne, das Gemüth dem Monde und die Sinnlichkeit der Erde oder dem Feuer entſpricht. Dieſen Parallelismus will nun auch der Verf. in der nordiſchen Anſchauung nachweiſen, und muß es gewiſſermaßen ſeinem oben aufgeſtellten Grundſatze zufolge, nach welchem jede Gottheit zugleich phyſiſcher und pſychiſcher Natur iſt. Und hier müſſen wir abermals von ihm abweichen, ſo ſchön und geiſtreich er auch argumentirt.

„Hänir oder Vile," ſagt er, „iſt in der Natur das Licht ohne Wärme und als ſein Symbol alſo wahrſcheinlich der Mond; das Licht, welches das Dunkel der Nacht und die Wolkenluft, das Reich und Volk der Vanen durchdringt und beherrſcht; das Himmelslicht, welches, indem es in den irdiſchen Gewäſſern ſich ſpiegelt und aus ihnen widerſtrahlt, von dem weiſen Mimir, ihrem Herrn, ſich Rath erholt. Im Menſchengeiſte oder dem Geiſtigen überhaupt, das allgemeine, ewige Geſetz, wonach Alles und Jedes ſeiner Beſtimmung entgegengeht; der wohl leuchtende, aber kalte Verſtand, der dem Volke der Vanen, den wilden Phantaſieen zur Geißel gegeben und zum Herrſcher geſetzt iſt, der aber noch erſt des Mimir bedarf." Aehnlich heißt es von Loki: „Ve iſt urſprünglich in ſeiner ſichtbaren Erſcheinung das himmliſche Feuer; Lodur, Logi das Feuer überhaupt; Loki, Loptr als Asloki ausſchließlich das himmliſche, als Utgardloki das irdiſche Feuer. Im Geiſtigen iſt er urſprünglich der in der Materie zur Erſcheinung gekommene, ins ſichtbare Leben getretene Geiſt."

Mit andern Worten: wie Odhin in der ſichtbaren Welt als Sonne, ſo erſcheint Hänir als Mond, Loki als Feuer, und was haben wir folglich in ihnen? — Jene erſte, uralte Götterdreiheit, welche ſchon Cäſar bei den Deutſchen vorfand, nämlich Sol, Luna und Vulcan.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

77

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

23. Januar. № 20. 1841.

Die Geschichtschreibung der Reflexion und der philosophische Standpunkt, nachgewiesen an Bülau's „Geschichte des europäischen Staatensystems."

(Fortsetzung.)

Im Sinne des Verf. ist übrigens eine solche Freiheit ganz unbegreiflich. Regiert die Nothwendigkeit einmal in der Geschichte, und soll daneben dann noch Freiheit bestehen können, so muß dieselbe doch ebenso nothwendig oder noch nothwendiger sein, als die Nothwendigkeit. Was ferner über das Verhältniß der Nothwendigkeit zur individuellen Freiheit beigebracht wird (I. 5, 6, 12), ist ohne Interesse, da die absolute Abstraction, wie sie von Bülau gefaßt ist, mit dem concreten Geist der Individuen nicht wahrhaft vermittelt werden kann. Nur ein- oder zweimal macht unser Verf. einen schnell wieder aufgegebenen Versuch, seinem „Dinge an sich" auf den Leib zu gehen, um demselben einen Inhalt zu entlocken. Was aber zu Tage kommt, reducirt sich lediglich auf die Dürftigkeit desjenigen geographischen Moments, welches den Gewinn oder Verlust dieser oder jener Provinz aus deren Nachbarschaft deducirt. Aus diesem Grunde wird z. B. durch das Gebot der Verhältnisse Schlesien der preußischen Monarchie zugesprochen. Nun kann aber doch der Verf. unmöglich läugnen, auch wenn ich in seinem Sinne noch weiter gehe, als er, daß Schlesien dem Mittelpunkte der östreichischen Macht ebenso nahe liegt, als dem der preußischen, daß das Land geographisch sogar von Böhmen dominirt wird, daß endlich die Schlesier ihrer Abstammung nach den Böhmen und Mähren sehr nahe verwandt sind. So scheint es also in diesem Falle vielmehr das Gebot der Verhältnisse zu sein, daß Schlesien, wie es mit Böhmen an Oestreich gekommen, so auch fernerhin bei demselben geblieben sei. Noch verzweifelter steht es mit einem andern Inhalte des Gebots der Verhältnisse, den der Verf. auch nur aus Verzweiflung ergriffen zu haben scheint, wenn Ereignisse zu behandeln waren, die sich auf keine Weise in den späteren Staatszustand, also auch nicht in das Gebot der Verhältnisse hineinreflectiren lassen wollten. Abstracte Versicherungen, daß dergleichen geschehen mußten, scheinen auch nicht wohl angebracht, und so griff denn der Verf. zur Füllung des Gebots der Verhältnisse mit dem Inhalt des „nichts Anderes zu thun haben." Aus diesem höchst ergötzlichen Grunde mußten die Züge der Deutschen nach Italien unternommen werden (I. 106, 142); aus diesem Grunde kämpfen Päpste und Kaiser gegen einander (I. 117), aus demselben zieht Europa mit dem Kreuze bezeichnet ins Morgenland.

Das Princip der leeren Nothwendigkeit, als Identität der Sache mit sich (welche in der Historie der Staat ist) wäre es denn also, welches der Verf. durchgeführt, nachdem er den Begriff des Staatensystems selbst, den Begriff der göttlichen Weltregierung, des vollkommenen Staatszustandes verworfen, wie bereits oben bemerkt worden ist. Aus welchem Grunde außerdem noch zwei andere Fundamentalsätze in der Einleitung aufgestellt, aber eben so unbeachtet als die früheren für die fernere Auffassung bei Seite gelassen werden, vermag der Ref. nicht aufzuklären. In der Einleitung wird nämlich S. 9 ausführlich von dem System der Isolirung und Collidirung gesprochen, als bewegender Ursache des europäischen Staatensystems, und zwar in der Weise, daß im Mittelalter die Isolirung, späterhin die Collision stattgefunden habe. Es sind dies nur andere Namen für das, was bei dem Verf. sonst das Gebot der Verhältnisse heißt; halten wir aber das fest, was in der That durch diese Worte bezeichnet wird, so würde dasselbe in seiner wesentlichen Bedeutung der Mechanik zufallen, welcher auch das Gleichgewicht des Rechts, wie der Verf. seinen vollkommenen Staatszustand bezeichnet, vindicirt werden muß. Ein sechstes Princip, welches insbesondere für die europäische Entwicklung gelten soll, ist endlich nach dem Verf. „die Arbeit," durch welche das europäische Leben von allem übrigen specifisch geschieden sein soll (I. 22). Ich würde nicht anstehen, darauf hinzudeuten, wie auch in Rom und Athen gearbeitet worden sei, und dieser Beziehung, als einer allgemeinen, durch das geographische Moment bedingten, überall ihren Platz anweisen, wenn der Verf weiterhin auch nur mit einem Wort darauf zurückkäme.

Den Standpunkt ganz consequent durchzuführen hindert theils die Inconsequenz rein verstandesmäßiger Betrachtung überhaupt, theils die Langeweile der ermüdendsten Tautologie. Deshalb fällt Hr. Bülau sehr häufig in die Auffassung des wahrnehmenden Bewußtseins zurück, und will auch im Allgemeinen bei jedem Ereigniß sieben verschiedene Beobachtungspunkte (I. 12) unterschieden wissen: Nothwendigkeitsursache, Freiheitsursache, Farbe ꝛc., ein Schema, das für den Verlauf eben so ohnmächtig bleibt, wie die confusen Principien. Trotz der souverainen Nothwendigkeit, die die Geschichte beherrschen soll, ist Hr. Bülau denn doch der Meinung, daß aus vielen Verhältnissen ganz Anderes und Besseres hätte entwickelt werden können, als wirklich daraus hervorgegangen ist (I. 125, 127, 493); ja es geschieht ferner, daß viele Ereignisse laut bejammert und mit den Thränen des Verfassers begleitet werden. Endlich ist Hr. Bülau bei vielen Ereignissen so glücklich, das zu wissen, was eigentlich geschehen mußte, und sieht sich sogar in Stand gesetzt, den historischen Personen guten Rath zu ertheilen (z. B. I. 218, 257, 355; II. 84 ꝛc.), selbst in Bezug auf Kriegführung und Belagerung (II. 141, 150). Ja er erklärt sogar, nachdem er vorn die menschliche Leidenschaft als unzulänglich für die Erklärung historischer Objecte verworfen hat, die Kenntniß des Psychologischen doch für den Gipfel der Geschichtsbetrachtung (I. 114); und nicht einmal hierbei bleibt er stehen, er geht auf das Physiologische zurück und macht einen merkwürdigen Versuch, die französische Geschichte, wie das junge Deutschland, aus besonderen Zuständen des Nervensystems abzuleiten (I. 361; vgl. I. 508).

Den wahren Inhalt des „Gebotes der Verhältnisse" zu begreifen, hat sich der Verf. von vornherein dadurch abgeschnitten, daß seine reflectirende Betrachtung Aeußeres und Inneres zu einem fixen Gegensatze verkehrt. Gleich zu Anfang erklärt er seine Absicht, nur die äußeren Verhältnisse der Staaten darstellen zu wollen, was nur dann möglich ist, wenn man sich mit der annalistischen Form der Auffassung begnügen will. Die geringste Einsicht in den Begriff des so oft gebrauchten Worts „Verhältniß," als der Einheit der Beziehung auf sich und auf Anderes, mußte die Belehrung gewähren, daß hier das Innere keineswegs als gleichgiltiges Beiwerk eliminirt werden könne; womit nicht behauptet sein soll, daß sich keine Betrachtung die äußeren Verhältnisse zur besonderen Aufgabe machen dürfe. Nicht zu tief liegt die Erkenntniß der Identität des äußeren und inneren Staatslebens, daß nur aus der Quelle des inneren Geistes die äußere Beziehung Form und Wirklichkeit erhalte, daß die Richtung nach Außen nur die negativ auf sich selbst gerichtete Thätigkeit sei. Es mußte demnach zur Bestimmung des Innern vorgeschritten werden. Zu diesem Behufe war der Begriff des Systems ins Auge zu fassen. Sollen die Staaten ein System bilden, so ist die nächste auf der Hand liegende Bemerkung doch gewiß die, daß die einzelnen Staaten sich als Theile verhalten müssen zu dem Ganzen, welches eben in der Identität mit seinen Theilen das System ist. Tiefer wäre die Auffassung dieses Verhältnisses als eines in der Gliederung der Staaten bei sich selber bleibenden Organismus. Aber es muß noch ein bedeutender Schritt vorwärts gethan werden, es muß jenes System als die Idee des Staates, die Idee der objectiven Freiheit selbst begriffen werden, welche an den besonderen Staaten ihre Momente und in deren Bewegung ihren eignen Proceß setzt. Das Princip für die Geschichte dieses Systems ist dann kein anderes als die sich auslegende und entfaltende Idee des Staates selbst, welche von den besonderen Staaten nicht erschöpft wird, ihre Einheit vielmehr in diese Unterschiede bricht, und der Proceß der Entwicklung erfolgt in der Totalität aller dieser Momente, deren Einheit und Allgemeinheit eben der Begriff des Staates ist. Nach ihrem besonderen Princip folgen alle gleichmäßig dem Gange der Entwicklung, haben alle an derselben Theil, und das Resultat ist sowohl in jedem Augenblicke der absolute Staat, als er es nicht ist, und erst werden muß. Dies ist der vollkommene Zustand, den der Verf. im Auge hat, den er aber der Geschichte als äußerliches Ziel vorhält, wodurch sie selbst zum Mittel degradirt wird. Es erleichtert der absolute Staat auch den Menschen die allseitige Erfüllung ihrer Menschenzwecke nicht, sondern ist bereits wesentlich der erreichte Menschenzweck. Dieser Proceß ist ferner die göttliche Weltregierung, der aber die Welt nicht fremd gegenübersteht, denn die Vernunft, welche im Staate Freiheit und Recht heißt, ist eben so sehr ihr Erbtheil; diese Idee des Staates ist die concrete Nothwendigkeit, die sich selbst in den Staaten ihre Bestimmungen setzt, die den Subjecten kein Schicksal ist, weil sie auch deren Wahrheit und Wesen enthält, und die besonderen Perioden, die unterschiedenen Momente der Entwicklung schließen die einzelnen Individuen mit dem allgemeinen Begriff zur Gemeinschaft und Einheit der Freiheit zusammen. Mit solchen Ansichten vom Staate freilich, wie sie der Verf., dessen besonderes Studium die Staatswissenschaften sind, arglos vorträgt, läßt sich zu keinem Begriff des Staates, also auch zu keiner Geschichte des Staatensystems kommen. Wenn die Institute des Staates für nothwendige Uebel erklärt werden (II. S. 257), und dann so wie hier die Kategorie der Nützlichkeit negativ ausgesprochen ist, bald darauf positiv gesagt wird: das Königthum sei der Republik vorzuziehen, weil es dem Ehrgeiz, dem Neid und der Parteisucht weniger Spielraum lasse, als die Republik, — wenn ferner die Familie als Vorbild des Staates hingestellt wird (I. 26): dann fehlen sogar die Anfangsgründe jeder vernünftigen Erkenntniß.

Wenn auf diese Weise die Grundbegriffe, welche die Reflexion an die Spitze ihrer geschichtlichen Auffassung stellt,

in ihrer Allgemeinheit als abſtracte und unzureichende aufgezeigt worden ſind, bleibt noch übrig die Anwendung im Beſonderen (ſo weit ſich eine ſolche überhaupt mit ihrem Weſen verträgt), welche dieſelben in unſerm Werke erfahren haben, näher zu beleuchten. Dieſe Nachweiſung ſchließt dann das weitere Intereſſe in ſich, nach der poſitiven Seite auch die Kraft des wahren Begriffs an dem beſonderen Ereigniß und dem einzelnen Factum bewähren zu können.

(Fortſetzung folgt.)

A. Schrader „Germaniſche Mythologie und deutſche Alterthümer überhaupt. Vornehmlich Deutung der Mythologie.

(Fortſetzung.)

Wir geſtehen gern, dieſe letzte Wendung iſt überraſchend, aber dennoch hat ſie uns nicht überzeugt. Was berechtigt uns zuvörderſt, den Hänir als Mond zu deuten? Iſt der Mond ſchon deshalb ein paſſendes Symbol für „das allgemeine ewige Geſetz, wonach Alles und Jedes ſeiner Beſtimmung entgegen geht," d. h. für den Verſtand, weil er etwa wie dieſer leuchtet, ohne zu wärmen? Man gehe die Mondſcheinlitteratur aller Völker und Zeiten durch, und man wird finden, daß es ſchwerlich zwei größere Widerſacher giebt, als jene beiden, und daß nie ein Dichter gewagt hat, den halbdunklen, träumeriſchen, phantaſtiſchen Mond mit dem ſonnenklaren, beſtimmten, proſaiſchen Verſtande auch nur zu vergleichen. Im Gegentheil, der Mond iſt bekanntlich immerdar der Gemüthliche, Weiche, Sentimentale geweſen, der Vater des Nebels und Schwebels, wie des Spuks und der Hexerei, und auch die Sprache kennt ja den Zuſammenhang von Mond und Gemüth. Wir werden von Hänir bei Gelegenheit des Vanenkampfes noch weiter zu reden haben; hier alſo nur noch eine Inconſequenz des Verf. Er führt nämlich an, wie Hänir ſich Rath von Mimir holt, und deutet dies eben auf das Spiegeln des Mondes in den Gewäſſern. Nun aber kommt Mimir nur in der Heimskringla (c. 4) in einem Verhältniß zu Hänir vor, und von dieſer Stelle ſcheint im Uebrigen der Verf. nichts zu wiſſen oder nichts wiſſen zu wollen, wenigſtens hat er ſie anderweitig durchaus nicht benutzt. Kein Wort darüber, daß die Vanen den Mimir tödten, das Haupt den Aſen zuſchicken, und daß es Odhin mit ſich führt, um ſich von ihm weiſſagen zu laſſen. Im Gegentheil, er ſcheint dieſe ganze Nachricht zu desavouiren; denn ſonſt könnte er ſchwerlich den Mimir einerſeits für die Materie und anderſeits für den Beherrſcher der Meere erklären, und den bekannten Vers der Völu-ſpá: „Odhin ſpricht mit Mimir's Haupt," wie es wenigſtens den Anſchein hat, ſo interpretiren, als wäre Mimir's Haupt bloß eine poetiſche Umſchreibung für dieſen ſelbſt. Jene Stelle alſo, die er in Bezug auf Mimir gänzlich ignorirt, benutzt er gerade, um den Hänir zum Monde zu machen.

Auch bei Loki geräth er in allerhand Widerſprüche. So z. B. nimmt er beide, ſeither von verſchiedenen Standpunkten angewandte Etymologieen zugleich in Anſpruch: einmal erklärt er deſſen Namen durch lok, Erde, das andere Mal durch logi, Lohe, Feuer, obgleich ſich dieſelben doch offenbar weder auf einen Stamm, noch auf einen Grundbegriff zurückführen laſſen, mithin nur eine von ihnen richtig ſein kann. Ebenſo unſtatthaft iſt die Identificirung von Asloki und Utgardloki. Zwar iſt dieſer letztere eine ſehr ſpäte Geſtalt, und die Erzählung, in welcher er eine Rolle ſpielt, gehört unfehlbar zu den ſchlechteſten Stücken der ganzen Edda, worauf ſchon Stuhr hingewieſen hat; indeß förmlich verrückt müßte die Poeſie geworden ſein, wenn ſie die beiden Lokis, als eine und dieſelbe Perſon, je hätte ſo neben einander ſtellen können, wie es dort geſchehen iſt. Freilich wird Loki nicht bloß von unſerem Verf., ſondern faſt von allen Mythologen als Feuer und Feuergott gefaßt; aber keine der vielen Sagen, in welcher er eine Rolle ſpielt, liefert einen entſchiedenen Beweis dafür. Er iſt vielmehr, wie dies auch in der vorliegenden Darſtellung ausgeſprochen, aber nicht ſtreng genug entwickelt worden iſt, zunächſt und urſprünglich das Sinnliche im Menſchen, dann aber — wozu auch der Uebergang ſich von ſelbſt macht — das Subjective ſchlechthin, als dem Subſtantiellen gegenüber. Darum iſt er ſchlau und erfinderiſch, zugleich aber auch lügenhaft und bös; darum ſteht er feindlich den Aſen gegenüber, die ihn haſſen und fürchten, aber nicht ohne ihn fertig werden können. Sie alle insgeſammt bilden die eine, Loki allein die andere Seite. Sie repräſentiren die allgemeinen, weſentlichen, objectiven Mächte des germaniſchen Geiſtes; Loki dagegen die Macht des Subjects, die ſich allmälig von jenen ablöſt, ihnen gegenüber tritt, ſie bekämpft und zuletzt beſiegt. Wenn daher Odhin in der Aegis-drecka zu ihm ſagt: „Erinnerſt du dich noch, wie wir in den Urtagen unſer Blut mit einander gemiſcht?" ſo deutet dies hin auf eine Zeit, in welcher das Subject noch im innigſten Einklange mit der Subſtanz war, und der Einzelne mit ſeinem Bewußtſein ſich von dem allgemeinen Volksgeiſte noch nicht getrennt hatte. Loki iſt es, durch welchen die Götter fallen, und zwar in ähnlicher Weiſe, wie die Götter des Mittelalters durch die Aufklärung. Das Subject wird theoretiſch und praktiſch inne, daß es ſelbſt alle dieſe Götter iſt; es hebt ſie damit in ihrer poſitiven Aeußerlichkeit auf und nimmt ſie in ſein einfaches Selbſtbewußtſein zurück. Das iſt die Götterdämmerung.

Odhin, Hänir und Loki bilden alſo den erſten Mythenkreis, alle übrigen Aſen und Aſynien nebſt den Vanen den zweiten. In der Anordnung und Gruppirung iſt hier der Verf. faſt ganz auf Stuhr zurückgegangen, dem er über-

haupt viel verdankt. Gleich dieſem geht er bei der Behandlung und Deutung der eigentlichen Aſen von dem Gegenſatze Baldur's und Thor's aus, und knüpft an jeden von dieſen vier andere, an den erſteren: Tyr, Heimdall, Bragi und Forſeti, an den andern: Vidar, Hödr, Vali und Ullr. Wir können hier unmöglich der Darſtellung weiter ins Einzelne folgen, und bemerken bloß, daß leider auch hier faſt allen Göttern eine Beziehung entweder zur Sonne oder zum Monde gegeben wird. Im Uebrigen aber iſt die Deutung meiſtens höchſt treffend und geiſtvoll.

Nur die Idee Thor's wird nicht ſcharf und vollſtändig genug entwickelt. Zwar heißt es S. 135 von ihm: „er war nicht allein der Donnerer, ſondern erſter, mächtigſter Naturgott überhaupt;“ aber es bleibt bei dieſem ganz allgemeinen Ausdrucke und kommt zu keiner Durchführung durch die Hauptrichtungen von Thor's Weſen. Uhland hat gezeigt, wie dieſer in allen vier Elementen herrſcht: in der Luft, im Feuer, in der Erde und im Meere, und die betreffenden Sagen danach geordnet, während unſer Verf. denſelben faſt nur als Wolkengott auffaßt. So deutet er denn auch die Stelle in Harbarz-liód, nach welcher die gefallenen Jarle zu Odhin kommen, zu Thor aber die Sklaven, fälſchlich alſo, „als habe man ſich die unedlen, ſchlechten und unfreien Menſchen in Thor's Wolkenluft umhertreibend gedacht.“ Zu Thor kommen heißt vielmehr in die Erde kommen, begraben werden, was ſich aus der Eyrbyggia-saga ganz klar beweiſen läßt. Auch von der politiſchen Bedeutung Thor's, die er als Gott der Fruchtbarkeit und des Ackerbaues nothwendig erhalten mußte, hören wir nichts. Nur einmal wird in der Note bemerkt (S. 124), daß ihm und dem Baldr die Hauptmomente des öffentlichen Lebens, nämlich die freie Gemeindeverfaſſung und das Gefolgſchaftsweſen entſprochen hätten, und das letztere dem Thor vindicirt. Dies iſt nun geradezu nicht wahr, ſo wenig als, daß derſelbe je Schlachtengott geweſen, was an der nämlichen Stelle behauptet wird. Im Gegentheil, Thor repräſentirt das Bauernthum, die alte, freie, patriarchaliſche Stammverfaſſung, und bildet ſo einen Gegenſatz zu Odhin, an welchen das Häuptlings- und Gefolgſchaftsweſen ſich anſchließt. Jener hat inſofern eine demokratiſche Tendenz, wie wir auch an den Isländern ſehen, dieſer, wenigſtens in der ſpäteren Zeit, eine durchaus ariſtokratiſche und monarchiſche. Im Leben wie im Tode ſind die Bauern bei Thor, die Jarle und Könige bei Odhin.

Auf die Aſen folgen dann die Vanen und die Sage vom Vanenkampfe, und dieſe Sage, mit welcher die nordiſche Mythologie ihren eigentlichen Höhepunkt erreicht, und die deshalb neben der Sage von der Götterdämmerung die bedeutungsvollſte von allen iſt, hat der Verf. zwar nicht völlig falſch, aber doch im höchſten Grade einſeitig aufgefaßt. „Unter den Vanen,“ ſagt er, „hat man ſich die von den Göttern aus Ymir's Gehirn geſchaffenen Wolken, im Geiſtigen alle Wahn-, Phantaſie- und Traumgeſtalten zu denken, und im Kampfe der Götter mit den Vanen, im erſteren Falle, einen Kampf mit den Elementen, in welchem die feſte Erdmaſſe vom Meere, die lichtdurchſtrömte Götterluft von den finſteren Nebeldünſten ſich ſonderte.“ — Wir geſtehen gern zu, daß unter dem Bilde der Vanen alle Phantaſie- und Traumgeſtalten zu denken ſind, wir wiſſen auch, daß ſie zwar nicht die Wolken ſelber ſind, aber doch in Vindheim, d. h. in der Luft und in den Wolken wohnen, wie man ja noch jetzt bildlich von Dichtern und Phantaſten ſagt: ſie ſchweben in den Wolken; aber wie kommen die Aſen dazu, auf einmal Repräſentanten der feſten Erdmaſſe zu ſein? wie darf man alſo jenen Kampf auf das „Hervortauchen der Erde aus dem Meere oder gar der Lichtwelt aus der Nachtwelt (vgl. S. 113) beziehen? Doch dies nur beiläufig. Der Verf. verkennt ja die ethiſche Bedeutung des Vanenkampfes nicht, indem er Niord und ſeine Kinder zugleich als „Perſonificationen des Wahnes, der Phantaſieen und Träume“ bezeichnet; er geht ſogar bei ſeiner Auslegung von richtigen Anſchauungen aus, aber er giebt derſelben eine falſche, ſeltſame, myſtiſche Wendung. Zur Begründung unſeres Urtheils nur folgende Stelle: „Der Kampf der Vanen und Aſen iſt auch ein Kampf im Geiſte des Menſchen, ein Kampf, welcher mitten inne liegt zwiſchen dem unmittelbaren und vermittelten Bewußtſein, Glauben und Wiſſen, — Zweifel, Wahn und Phantaſie ſind die Valkyrien dieſes Kampfes, — ein Kampf, der im Menſchen beginnt, wo der Menſch, oder das Volk, die erſten Schritte zur Erkenntniß thut, wie die erſten Menſchen der Bibel den erſten Griff nach den verbotenen Aepfeln. In demſelben Momente beginnt dann auch wirklich die Sündhaftigkeit, was in der Edda nicht minder deutlich ausgedrückt wird, wie in der jüdiſchen Bibel; und dieſe Sündhaftigkeit iſt es eben, welche die bisherige Trennung des menſchlichen und göttlichen Geiſtes bewirkt: der Menſch hat ſein Paradies verloren — die goldene Zeit, von der alle Völker wiſſen — und ſehnt ſich wieder zurück; der Menſch war vollkommen, ſo lange er Eins war mit ſeiner Gottheit; dieſe Einheit ging ihm verloren, er ward ſchlecht dadurch in ſeinen eigenen Augen und ſehnte ſich nach etwas Beſſerem; er ſuchte das Beſſere außer ſich: dies iſt die Anbetung der Götter außer ihm. Die Götter ſchloſſen wieder Frieden mit den Vanen“ u. ſ. w.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

25. Januar. № 21. 1841.

Die Geschichtschreibung der Reflexion und der philosophische Standpunkt, nachgewiesen an „Bülau's Geschichte des europäischen Staatensystems."

(Fortsetzung.)

Gleich von vorn herein sind nun die Grenzen, die Hr. Bülau seinem Werke gezogen hat, keine Grenzen für den Gegenstand desselben. Enger als das Staatensystem sich selbst abgrenzt, dürfen wir seinen Kreis ebenfalls nicht umschreiben. Nicht als ob besondere Phasen nicht besonderer Betrachtung unterliegen sollten, aber man darf nicht darum allein vom europäischen Staatensystem sprechen, weil man annimmt, die asiatischen Staaten seien der Totalität des Systems fremd. Vielmehr sind die asiatischen und europäischen Staaten in der Einheit des Staatensystems als solchen befaßt, und es giebt kein System und keinen Staat neben diesem. Durch das europäische Local kann die Geschichte des Staatensystems, ja sogar die der europäischen Staaten, nur mit Unrecht abgesperrt werden. Es ist überflüssig, auf das Uebergreifen des europäischen Lebens und Geistes über die localen Grenzen, besonders heutiges Tages, aufmerksam zu machen und auf die Wechselwirkung, die von anderen Localen her erfolgt; die despotischen Staaten Asiens, ja die wilde Herrschaft und Knechtschaft der Neger sind Momente und Glieder der einen Idee der Freiheit und des Staats, die in keinem Augenblicke ihre Totalität vermißt. Und da nun der geschichtliche Geist der reale ist, kann die Beziehung der Staaten, der europäischen also in diesem Falle und der nicht europäischen, keine bloß geistige und ideelle, sondern muß auch die reelle der Herrschaft und des Gehorsams, des Kriegs und des Friedens, die staatliche überhaupt sein. Auch hat die Sache selbst den Verf. gezwungen, die Schranke aufzuheben, welche er sich selbst errichtet, und hier und da sowohl die Colonien als die Reiche der Araber, der Perser und der Osmanen in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Wenn die angegebene räumliche Umgrenzung sich somit als unhaltbar beweist, so werden die zeitlichen Grenzen, die der Verf. gewählt, noch erheblicheren Einwänden unterliegen. Es ist nämlich vom Staate in der alten Welt gar nicht die Rede; dem Mittelalter wird ebenfalls keine selbständige Bedeutung beigemessen, sondern demselben nichts als die Bedeutung der Vorbildung und Vorbereitung des Staatensystems der neueren Zeit zugestanden, so daß diese ganze große Periode nur für eine andere, nicht für sich dagewesen wäre, nur als Mittel zu einem seinem Wesen fremden Zwecke gedient hätte. Auch diese Beschränkung des Stoffes ist entschieden als Ohnmacht der Auffassung zu bezeichnen, welche in der Einfachheit der Beziehungen die Bestimmungen nicht wieder zu finden vermag, die ihr concretere Verhältnisse aufgedrungen haben. Auch in der alten Geschichte darf das System der Staaten und der sich auslegenden Staatsidee nicht verkannt werden in den Gestaltungen Ostasiens, in denen der zuerst nur an sich seiende geschichtliche Geist die Elemente des Staates bildet, noch in den westasiatischen Reichen der Arier, Siniten und Kopten, die jenem ersten Kreise gegenüber das Moment des abstract für sich seienden Geistes entfalten. Mit ihnen beginnt denn auch die eigentlich geschichtliche Bewegung, so daß Persien, welches die westasiatischen Staaten in sich zusammenfaßt, in die bestimmteste Beziehung zu dem griechischen Staatsleben, welches aus der Identität des substantiellen und abstract-subjectiven Geistes hervorgeht, treten muß, wie sich dies nicht bloß in dem Angriff auf die griechische Freiheit zeigt, sondern auch in der Theilnahme an dem inneren Kampfe der Hellenen zwischen der Aristokratie und Demokratie, in so fern die Aristokratie nur mit Hilfe des persischen Despotismus zu siegen im Stande ist und anderseits die Demokratie sich nur mit Hilfe desselben Princips wieder emporzuheben vermag. Für den klar vorliegenden systematischen Zusammenhang der griechischen Staaten bedarf es vollends kaum einer Hinweisung. In strengster Folge gestalten sich aus dem anfänglichen Patriarchalismus das heroische Königthum, die Aristokratie und die Demokratie. Nachdem sich diese ihre Einseitigkeit im Kampfe gegen einander aufgelöst, damit aber auch der Unmittelbarkeit des griechischen Geistes wegen die griechische Entwicklung vollendet ist, tritt das heroische Königthum als militärische

Monarchie wieder ein, um die letzte Aufgabe des griechiſchen Geiſtes zu löſen. Eben ſo fehlt dem römiſchen Staat, welcher formell die Vermittelung der Ariſtokratie und Demokratie darſtellt, wie er aus der Zuſammenfaſſung des lateiniſchen, ſabiniſchen und etruscíſchen Lebens, den urſprünglichen Momenten der italiſchen Geſchichte, hervorgegangen, der nothwendige Gegenſatz des Orientalismus nicht, welcher die carthagiſche Republik iſt, ebenfalls ariſtokratiſch-demokratiſch organiſirt, aber zur Zeit des Kampfes mit dem Uebergewicht der Ariſtokratie, während in Rom das Demokratiſche vorwaltet. Näher dem Inhalte nach beſtimmt iſt dann der Begriff des puniſchen Geiſtes, die abſtracte, mithin zugleich die der Sinnlichkeit anheimgefallene Subjectivität, der des römiſchen bereits die in ſich reflectirte.

Es würde zu weit führen, die ferneren Beziehungen des römiſchen Staates, ſowohl auf die helleniſtiſchen Staaten des Oſtens, als die Naturſtaaten des Weſtens, anzudeuten, und ich kehre zu unſerem Verfaſſer zurück, der, wie er ſeine geographiſchen Grenzen überſchreitet, ſo auch hier gezwungen iſt, vom Alterthum zu ſprechen, ja der Betrachtung des Mittelalters einen bedeutenden Raum zu verſtatten. Anſtatt aber aus dem Geiſte der alten Welt den des Mittelalters zu deduciren, trägt er, dem eben bezeichneten Standpunkte, aus dem in ſich reflectirten Reſultat den vorhergehenden Proceß abzuleiten, gemäß, das hiſtoriſch Spätere auf das Frühere auch hier über, indem er das der neueren Geſchichte angehörige Germanenthum wunderlicher Weiſe in die alte Welt hineinſchiebt und ein zweites Moment, welches auf der Grenzſcheide beider Entwicklungen ſteht, das Keltenthum, willkürlich nach beiden Seiten hin ausdehnt. Nach der durchaus neuen Anſicht des Herrn Bülau ſind auch die Römer germaniſch, und außer den keltiſchen Stämmen auch die Griechen, Slaven und Phönicier keltiſch. Keltenthum und Germanismus nehmen hier vorläufig die Stelle ein, an welche ſpäterhin „das Gebot der Verhältniſſe" tritt. Indem der Verf. jene Völker in die angegebene „Verwandtſchaft bringt" (1. S. 45 geht er von der Völkerphyſiologie aus), kommt es ihm beſonders auf deren Charakter an. Charakter hat etymologiſch den Sinn des Feſten, Bleibenden, Eingegrabenen, daneben bezeichnet es aber auch das Weſentliche, wie dieſes in der Erſcheinung wahrgenommen wird. Somit würde hier Natürliches und Geiſtiges in Betracht kommen. Nun ſind die genannten Völker allerdings indo-germaniſchen Stammes, die beſondere Verwandtſchaft aber der beiden angenommenen Reihen wäre vor allen Dingen zu beweiſen geweſen. Doch ſelbſt den Kreis dieſer Völkerfamilie überſchreitet der Verf., wenn er die Phönicier dem Keltenthume vindicirt, wenn er daſſelbe von den Wallachen verſichert (bekanntlich romaniſirte Daker thrakiſchen Stammes), wenn er die Albanier, d. h. die Albaneſen illyriſchen Stammes, zu einem „ächtkeltiſchen" Volke umſtempelt. Die beſonders aufgeführten Arnauten übergehe ich, weil dieſer Name kein Volk bedeutet, ſondern allein zur Bezeichnung der albaneſiſchen Miethstruppen dient, und bemerke endlich von den Iberern, von denen der Verf. wunderbarer Weiſe die Basken trennt, nur im Vorbeigehen, daß dieſe durch Alles, was ein Volk von dem andern ſcheiden kann, von den Kelten geſchieden ſind. Noch ſchlimmer ſteht es, wenn wir von hier aus noch einen weiteren Blick auf den vom Verf. beliebten Völkerzuſammenhang der alten Welt werfen, mit der auf die Autorität des Herrn Lentſch angenommenen „äthiopiſchen Seecultur" und der allgemeinen Völkergenealogie, welche, trotz der ausgeſprochenen Scheu und Warnung des Verf. vor Hypotheſen, zu dem Verkehrteſten gehört, was jemals in dieſer Art vorgebracht worden iſt.

Ohne länger bei der Widerlegung grundloſer Fictionen ſtehen zu bleiben, die der Verf. zu beweiſen unterlaſſen hat, und ohne andere Irrthümer zu berichtigen, die über Einwanderung und Herkunft der Germanen, welche Hr. Bülau wieder mit den Thrakern, Perſern und Indern zuſammenbringt, vorgetragen werden, wenden wir uns zu den geiſtigen Beziehungen, welche innerhalb der keltiſchen und germaniſchen Reihe dem Verf. vielleicht aufzufinden vorbehalten geweſen iſt. Aber Keltenthum iſt Keltenthum. Hätte ſich Herr Bülau nur im Geringſten um einen Gehalt für dieſe angeblichen Begriffe bekümmert, die Widerſinnigkeit, Völker und Principien zu verbinden, die den am ſchärfſten geſchiedenen Entwicklungsreihen der Geſchichte angehören, die kaum in der weiten Allgemeinheit, geſchichtliche Völker zu ſein, begriffen werden, hätte ihm ins Geſicht ſchlagen müſſen. Indeß findet ſich doch allerdings weiterhin, daß „die Kelten" und „Germanen" des Verf. jene vollendete Höhe der Abſtraction keineswegs in dem Grade erreichen, als ſpäterhin das „Gebot der Verhältniſſe;" ja es werden in der That einige Vorſtellungen mit dieſen Namen verbunden. Indem dieſergeſtalt die ganz leere Identität der Reflexion in ſich nicht ſtattfindet, muß das wahrnehmende Bewußtſein mit „dem Dinge und ſeinen Eigenſchaften" eintreten. Es wird alſo den Kelten zuerſt die negative Eigenſchaft „der untapfern Vertheidigung ihres Volksthumes" zugeſprochen, welche das Volksthum ſelbſt bereits als fertig vorausſetzt und nicht weiter erklärt, ſo wie ſolche Widerſtandskraft überhaupt ein ganz formeller Begriff iſt, der ſeine Erfüllung einzig und allein in dem zu vertretenden Princip findet, woher es allein zu erklären, daß dieſelben Völker, z. B. Schweizer, Holländer, Italiener (auch die Deutſchen können hier genannt werden) in verſchiedenen Perioden hierin ganz Verſchiedenes geleiſtet haben. Uebrigens iſt auch die factiſche Ueberlieferung jenem Satze des Verf. entgegen. Es zeigen die Kelten in ihren Kämpfen mit den Römern die ganze Feſtigkeit und Zähigkeit der unmittelbaren Volksnatur, wie

es der Begriff derſelben verlangt, und ich brauche zu dieſem Ende nur an die langen Kriege der Boier und Inſubrer in Italien zu erinnern, die erſt mit deren Vernichtung endeten. Wurde der Streit in Gallien ſchneller entſchieden, ſo iſt hierbei nicht außer Acht zu laſſen, daß die Römer bereits 60 Jahre vor Cäſar in jenem Lande feſten Fuß gefaßt hatten, daß es endlich das größte militäriſche Genie der alten Welt, der Vollender der römiſchen Taktik und Strategie war, der hier die militäriſche Arbeit von halben Jahrhunderten in zwei Luſtra zuſammendrängte. Endlich widerſpricht ſich der Verf. ſelbſt, indem er von gewiſſen galliſchen Völkern die entgegengeſetzte Eigenſchaft ausſagt, z. B. von den Walliſern (I. S. 38, 70), und vollends verkehrt zeigt ſich das erſtere Prädicat bei den übrigen keltiſchen Stämmen des Verf., den Phöniciern, Karthagern, Griechen, Slaven. Es weiß Jedermann, daß niemals gewaltigere Kämpfe um Herrſchaft und Freiheit geführt worden ſind, als zwiſchen Rom und Karthago; der Ruhm der marathoniſchen Männer ſtrahlt noch heut in unverblichenem Glanze, und wenn man den Macedoniern geringern Widerſtand entgegenſetzte, ſo unterwarfen ſich die Griechen hier nicht einem fremden Princip, ſondern gingen in der Vollendung ihrer Entwicklung mit ihrem eigenen Geiſte zuſammen. Endlich die Slaven. Wer kennt die mehr denn vierhundertjährigen Anſtrengungen der deutſchen Ritterſchaft nicht, die Elb- und Oderſlaven, die Preußen zu unterwerfen, und Niemandem iſt es verborgen, daß Mähren, Schleſien, Pommern, Mecklenburg nicht durch Waffen, ſondern durch den friedlichen Sieg des germaniſchen Geiſtes dem deutſchen Leben gewonnen worden ſind. Eben ſo traurig ſieht es mit der zweiten keltiſchen Eigenthümlichkeit aus, welche der Beſitz einer Prieſterkaſte ſein ſoll; doch hat der Verf. den Beweis zu führen vergeſſen, daß die Würde der Druiden eine erbliche geweſen ſei, und wenn weiterhin die Herrſchaft der Druiden als politiſches Merkmal des Keltenthums gilt, ſo iſt es vielmehr empiriſche Thatſache, ein der Begriffsentwicklung angehöriges Reſultat, daß es die Ariſtokratie geweſen iſt, welche von der Schlacht am vadimoniſchen See, bis zu der von Kulloden die politiſchen Geſchicke der keltiſchen Völker beſtimmt hat. Bei Puniern, Griechen, Slaven von einer herrſchenden Prieſterkaſte zu ſprechen, iſt dann vollends widerſinnig.

(Fortſetzung folgt.)

A. Schrader, „Germaniſche Mythologie und deutſche Alterthümer überhaupt. Vornehmlich Deutung der Mythologie.“

(Schluß.)

Die Anſicht, welche hier vorgetragen wird, müßte ſelbſt einem Symboliker Ehre machen, eine Anſicht, nach welcher conſequentermaßen die ganze Weltgeſchichte nur als ein Abfall von der Gottheit erſcheinen würde, die aber nicht bloß hier dem Verf. gleichſam entſchlüpft iſt, ſondern auch bei andern Gelegenheiten, z. B. S. 129, von ihm vertreten wird. Mit katholiſcher Sehnſucht blickt er auf den paradieſiſchen Urzuſtand zurück, und ſchilt wohl gar auf den Sündenfall, als ob nicht das Beſte, ja das einzige Gute an der Unſchuld wäre, daß man ſie verlieren kann. Indeß paßt das Alles — ganz abgeſehen von der zu Grunde liegenden Anſicht — doch auch nur halb und halb auf den Vanenkampf. Der nordiſche Sündenfall — um mich dieſes jüdiſchen Ausdrucks zu bedienen — iſt längſt vor dem Auftreten der Vanen erfolgt in der Trennung Loki's von Odhin und den übrigen Aſen, und wirklich gebraucht der Verf., wo er von dieſer Trennung ſpricht, einen ganz ähnlichen Paſſus, als den, welchen wir ſo eben geleſen. Hätte er ſich die Entwicklungsperioden des mythiſchen Bewußtſeins und des heidniſchen Cultus ganz klar gemacht, hätte er es verſucht, beide in ihrer Einheit und gegenſeitigen Durchdringung darzuſtellen: wahrlich! er würde die Vanen von einer ganz andern Seite angeſehen, er würde nicht ſo gegen ſie polemiſirt und ihre Aufnahme unter die Götter nicht als den Anfang der Götterdämmerung bezeichnet haben.

Die Aſen — berichtet Snorri und ähnlich die jüngere Edda — hatten Unfrieden mit den Vanen. Beide ſiegten abwechſelnd. Da verglichen ſie ſich und gaben einander Geiſeln: die Vanen Niord den Reichen und ſeinen Sohn Freyr, die Aſen dagegen Hänir, von dem ſie ſagten, daß er allwohl zu einem Häuptling paſſe, denn er war ein großer Mann und der ſchönſte. Mit ihm ſandten ſie zugleich den Mimir, den weiſeſten der Männer, und die Vanen überlieferten dafür den Quaſir, den klügſten aus ihrem Volke. Hänir ward bei ſeiner Ankunft in Vanaheim ſogleich zum Häuptling gemacht, doch mußte ihn Mimir alle Rathſchläge lehren. Wenn daher in deſſen Abweſenheit auf den Thingen ſchwierige Sachen vorkamen, ſo wußte er nichts und ſprach immer daſſelbe: Mögen Andere rathen! u. ſ. w. — Und aus dieſer Sage und aus dem, was ſonſt noch von den Vanen erzählt wird, will der Verf. den nordiſchen Sündenfall herausklauben.

Wir geben ihm, wie geſagt, zu: die Vanen ſind die Repräſentanten des Wahns und der Phantaſie. Was ſind aber ihnen gegenüber die Aſen? Nichts Anderes, als was ſie an und für ſich ſind, die eingeborenen Mächte des nordiſchen Geiſtes, gehalten in ihrer urſprünglichen, ſittlich-verſtändigen, patriarchaliſch-beſchränkten Einfachheit. Das Herausringen aus dieſem geiſtesarmen, ſeßhaften Zuſtande des Bewußtſeins, das Erwachen ſinnlich-phantaſtiſcher Regungen, das Aufſteigen der Bilder in der Seele der alten Nordmänner bezeichnet nun eben der Vanenkampf. Jeder Menſch, jedes Volk hat in ähnlicher Weiſe denſelben zu be-

ſtehen. Die Griechen haben ihn ausgekämpft in Aſien, in Jonien: dort überwanden ſie die alt-pelasgiſche Kälte und Starrheit, dort nahmen ſie die Vanen des Orients in ſich auf, dort wurden ſie Hellenen. Auch das Mittelalter hat ſeinen Vanenkampf, und das ſind die Kreuzzüge, auf welchen die Occidentalen ihre erfrorene Phantaſie an der Sonne des Morgenlandes aufthauen ließen. Für den Einzelnen aber beginnt der Vanenkampf, ſobald er anfängt, ſich als Jüngling zu fühlen und hinausſtrebt über das ſtille, ſittliche, beſchränkte Vaterhaus. Mit welchen äußeren hiſtoriſchen Verhältniſſen der Ausbruch des Vanenkampfes im Norden zuſammenhängt, ob mit dem erſten Anheben der ſogenannten Völkerwanderung, der erſten Bekanntſchaft mit dem Auslande, namentlich dem Süden, u. dgl., brauchen wir hier nicht weiter zu erörtern.

Doch es bleibt nicht beim Zwieſpalt, beim Kampfe; es kommt zum Vergleich, zur Verſöhnung, und dieſe Verſöhnung iſt — wie wir dem Verf. gegenüber behaupten — die höchſte, zu welcher es der altnordiſche Geiſt überhaupt bringen konnte. Bei den Griechen waren Homer und die joniſche Weichheit der Friede des Vanenkampfes, im Mittelalter die provençaliſche Poeſie, der Minnegeſang, das Ritterthum, die ganze ghibelliniſche Bildung; was war es bei den Nordmännern? Die Sage ſelbſt ſpricht es deutlich genug aus: die Aſen geben den Vanen Hänir als Geißel und Häuptling — von Mimir wollen wir gleich dem Verf. ſchweigen — und erhalten dafür Niord und Freyr; das ganze volle Reſultat des Vergleichs aber iſt, nach der jüngeren Edda wenigſtens, — Quaſir. Einerſeits alſo werden die Phantaſieen gezähmt und beherrſcht durch den Verſtand, durch Hänir; anderſeits wird das alte, patriarchaliſch-ſchlichte und nüchterne Bewußtſein durch die Phantaſie belebt, bereichert und geſchwängert, das heißt — nicht mehr einſeitig ausgedrückt — Quaſir wird erzeugt, die Poeſie erwacht. Dies iſt nicht etwa Hypotheſe oder Meinung; nein, die Sage drückt ſich ſelbſt ſo aus: von Quaſir ſtammt notoriſch die Dichtkunſt her, Quaſir's Blut iſt die Dichtergluth. — Wenn nun freilich das Erwachen der Poeſie mit dem Sündenfalle Eins iſt, ſo helfe Gott den Dichtern!

Noch mehr: die Sage knüpft an die Aufnahme der Vanen auch die reichere Ausbildung des Cultus. Niord und Freyr ſind es, welche die Götterverehrung, nämlich die äußere, den Menſchen lehren und die Tempel und Opferſtätten ſchirmen.

Was iſt alſo ſchließlich die Bedeutung des Vanenkampfes? Daß der nordiſche Geiſt ſeine letzte und höchſte Befriedigung fand, die er innerhalb des Heidenthums finden konnte; daß er nun mittelſt der Poeſie anhub, ſich ſelbſt im Bilde klar zu werden; daß er fleiſchfarbige, anſchauliche Geſtalten aus ſeiner Tiefe hervorrief; kurz, daß ſein Bewußtſein ſich zur klaren mythiſchen Anſchauung heranbildete, und eben dadurch die Mythologie erſt Mythologie ward. Erſt jetzt begann im Norden die Kosmogonie und Theogonie, wie bei den Griechen mit Homer und Heſiod; erſt jetzt ein mannigfaltiger, vielgeſtaltiger Cultus; erſt jetzt entſtanden Tempel und Götterbilder. Und ſo ſollte es bleiben bis zur Götterdämmerung, in welcher ja eben die Befriedigung aufhörte, die dem Geiſte bis dahin in der mythiſchen Poeſie und dem heidniſchen Cultus geworden war:

> In der Jahrhunderte Abend
> Kehrt Niord wieder heim
> Zu den weiſen Vanen.

Ebenſo kehrt Hänir zu den Aſen zurück: die alten Vorſtellungen erbleichen, die Götter verdämmern, der Glaube verſchwindet, und das Bewußtſein gewinnt jene ruhige, proſaiſche Kälte, Nüchternheit und Verſtändigkeit, durch welche es zur Aufnahme des Chriſtenthums befähigt war.

Wir begreifen alſo die Polemik des Verf. durchaus nicht. Daß die Vanen die heiterſten, freundlichſten und plaſtiſch-vollendetſten Geſtalten der ganzen nordiſchen Mythologie ſind, kann und wird er nicht läugnen; daß ſie zuerſt die Menſchen gelehrt, Götter außer ſich zu verehren, — was er ihnen ſo übel nimmt, — iſt nicht wahr; denn von Anfang an ſetzt die Religion Gott oder die Götter als außer dem Menſchen; wohl aber haben ſie die Götter und den Götterdienſt klar und anſchaulich gemacht, und das müſſen wir ihnen Dank wiſſen. Es iſt ein großer Irrthum des Verf., daß er meint, der Cultus der alten Nordmänner habe nicht naturgemäß zum Bilderdienſt fortſchreiten müſſen, ſondern dies ſei als eine Ausartung zu betrachten.

So weit über die Vanen! Wir glauben hiermit zugleich den Standpunkt, die Vorzüge und Mängel des vorliegenden Buches hinlänglich bezeichnet zu haben, und enthalten uns daher, den Verf. weiter zu den Aſynien, Rieſen, Alfen u. ſ. w., und von da bis zur Götterdämmerung zu begleiten. Der letzte Abſchnitt endlich, „das Aeußerliche der Religion," oder die Geſchichte des Cultus, iſt die ſchwächſte Partie des ganzen Buches.

Sollen wir trotz dem und trotz des häufigen Widerſpruchs, den wir eingelegt haben, — was eben im Weſen der Kritik liegt, — ſollen wir, ſage ich, ein Endurtheil über das Ganze fällen, ſo können wir nur wiederholen, was wir ſchon oben geſagt: daß es die geiſtvollſte, ſcharfſinnigſte und durchgeführteſte Darſtellung und Deutung der nordiſchen Mythologie iſt, welche wir bis jetzt beſitzen.

Köppen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

85

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

26. Januar. № 22. 1841.

Die Geschichtschreibung der Reflexion und der philosophische Standpunkt, nachgewiesen an Bülau's „Geschichte des europäischen Staatensystems."

(Fortsetzung).

Die folgenden Eigenschaften des Keltenthums sind beim Verf. psychologischer Natur, Gewandtheit, Gefühl, nämlich äußeres, sinnlich ernstes (I. 304), Geschick, deren nähere Beleuchtung man mir erlassen wird, nur mag hierbei im Allgemeinen bemerkt werden, daß auf dem wahren Standpunkte historischer Betrachtung die psychologische Bestimmtheit eines Volkes, als nothwendige Form der vorhandenen geistigen Substanz, einzig und allein aus dieser deducirt werden kann.

Nicht besser steht es mit den Eigenschaften des Germanenthums, in welches sich Römer und Germanen theilen, eine Annahme, welche Verkehrtheit, Confusion und Widersinn im reichsten Maße erzeugen muß, sofern gerade der Germanismus im Gegensatz zum Romanismus Princip der folgenden Geschichte ist. In der That genügt diese Verbindung der Römer und Germanen vollkommen, um a priori zu bestimmen, welcher Art und welchen Wesens die Eigenschaften sein müssen, welche gleichmäßig von beiden Völkern ausgesagt werden können. Statt den Begriff des Germanismus aus dem römischen Princip zu entwickeln, statt den Geist des Mittelalters als den tieferen Grund zu begreifen, in welchen nicht bloß der römische Staat, sondern das ganze Alterthum zurückgegangen, stellt der Verf. vielmehr das römische Reich als ersten Aufschwung des Germanismus in geradlinige Verbindung mit diesem, während es keine schärfere Antithese giebt, als den Begriff des alten Staates und den des mittelaltrigen.

Dem römischen Reiche ertheilt der Verf. zuvörderst das Prädicat „mißlungen zu sein," und zwar aus dem Grunde, weil dasselbe seinen Untergang gefunden. Hiernach ist geradezu jede weltgeschichtliche Gestaltung für mißlungen zu erachten, denn über jede verhängt deren Bestimmtheit selbst den Untergang, in welchem sie jedoch ebenso conservirt als destruirt wird. Nicht bloß die Reiche und Völker der alten Welt, auch der Staat des Mittelalters, auch der Staat des Absolutismus ist zu Grunde gegangen, und wenn in der neueren Geschichte der Untergang einer geistigen Richtung, einer politischen Bildungsepoche nicht zugleich das absolute, d. h. das innere und äußere Verderben der solche Phasen tragenden Völker herbeiführt, so liegt der Grund dieses Umstandes allein darin, daß durch das mittelaltrige Princip der in sich unendlichen Subjectivität die geschichtlichen Bewegungen der Unmittelbarkeit der Realität enthoben sind. Ist es aber irgendwo nicht beim Wollen und Sollen der Bestimmung geblieben, so ist dies im römischen Reiche der Fall gewesen, dem allgemeinen Staate der alten Welt, der diese nicht bloß äußerlich unterworfen, sondern deren politische Substanzen als seine Momente in sich zusammengefaßt, verarbeitet und bis in die minutiösesten Formen durchgeführt, und als Schluß der alten Geschichte ebenso der Totalität der rein geistigen Cultur der alten Welt bei sich eine Stätte zu formeller Fixirung gegeben hat. Der Verf. ist aber so glücklich, sogar die Fehler, die den Sturz Roms verschuldet haben, zu kennen, unbekümmert, sowohl an dieser Stelle als vorher, wie sich dies mit seiner historischen Nothwendigkeit vertrage. „Es fehlten den Römern religiös-sittliche Momente." Man sieht, daß der Verf. seine gewöhnliche Volte schlägt und das Christenthum im Hintergrunde dieses Vorwurfs steht; aber es bedarf doch kaum eines Blicks, um bei den Römern, so lange ihr Wesen als gesondertes den Völkern des Alterthums gegenübersteht, die ängstlichste Befolgung der religiösen Vorschriften in vollster Ausdehnung zu erblicken, und die strengste, abstracteste Pflichterfüllung gegen den Staat in einer Weise wahrzunehmen, wie dieses Verhalten niemals in der Weltgeschichte wiedergekehrt ist. Sodann begingen die Römer nach Hrn. Bülau den Fehler, daß sie griechische Ideen aufnahmen und sich mit dem Orient befaßten. Aber dieses Eingehen auf die zunächst entgegengesetzten politischen und geistigen Bestimmungen folgt aus der Natur des Gegensatzes und der dialektischen Fortbildung der Geschichte, wie es in der Bestimmung Roms lag, allgemeiner Staat der alten Welt zu wer-

den. Erſt als dieſer vollendet war, konnte in ſeinem Schooße die allgemeine Religion, das Chriſtenthum, geboren werden, welches ſomit nach Bülau den Fehlern der Römer ſeine Entſtehung verdankt. Dann wollten die Römer „herrſchen, wo ſie nur bilden ſollten.“ Iſt hiermit die eigentlich wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Bildung gemeint, ſo ſtammt dieſe bei den Römern vielmehr aus Hellas und dem helleniſirten Orient; iſt die politiſche gemeint, ſo kann dieſe auf dem Boden der alten Welt, als des unmittelbaren Staates, auch nur durch die wirkliche Herrſchaft ins Werk gerichtet werden. Ein Völkerbündniß hätten die Römer ſchließen müſſen, ruft Bülau aus, darauf kam es an; aber ein Bündniß iſt kein Staat.

Weitere Fehler ſollen das Nichtunterwerfen der Germanen und die Verlegung der Hauptſtadt nach Conſtantinopel ſein. An Verſuchen, die deutſchen Stämme zu beſiegen, haben es die Imperatoren durchaus nicht fehlen laſſen, und wenn ſie mißlangen, ſo liegt dies nur darin, daß für jene der Geiſt der neuen Welt ſtritt, welchen ſie in ſich trugen, daß ſie dem Kreiſe der alten Geſchichte fremd waren; im andern Falle mußten die Germanen wie alle übrigen Völker der römiſchen Herrſchaft anheimfallen und, durch die Stellung der Römer am Rhein und an der Donau ſtrategiſch ſchon beſiegt, bei allem Kriegesmuth, bei aller Zähigkeit im Feſthalten des Volksthums, eine Eigenſchaft, die übrigens bei anderen bornirteren Völkern ſich in weit höherem Grade findet, nothwendig unterliegen. Im Gegentheil machte Rom aber ſchon damals ſelbſt ſeinen Uebergang in das germaniſche Princip durch Bekenntniß des Chriſtenthums, durch Aufnahme der Germanen in den Reichsorganismus, durch die Ackerverleihung an das Grenzmilitär, durch Erzeugung ſeiner letzten politiſchen Formen, einer grundbeſitzenden Ariſtokratie, eines gutshörigen Bauernſtandes und einer beim Erſchlaffen des allgemeinen Staatslebens zu größerer Selbſtändigkeit ſich erhebenden Städteverfaſſung, endlich durch die Theilungen des Reiches. Die Verlegung der Hauptſtadt nach Conſtantinopel hat gerade im Gegentheil von der Behauptung des Verf. nicht den Untergang des Reiches, ſondern deſſen Rettung im byzantiniſchen Staate bewerkſtelligen helfen. Mit dieſer Veränderung der Hauptſtadt iſt ausgeſprochen, daß das römiſche Weſen ein anderes geworden ſei, daß der Gegenſatz zwiſchen Eroberern und Unterworfenen der dominirenden Stadt und des beſiegten Erdkreiſes definitiv ausgelöſcht ſei; ſchon hundert Jahre früher hatte Caracalla's bekannte Conſtitution allen Peregrinen die Civität zugeſprochen. Nunmehr kam es alſo nur darauf an, das locale Centrum zu finden, und dieſes lag, da das Reich ebenſo ſehr Vorderaſien, als Europa umfaßte, weit mehr in Byzanz, der Stadt an der Grenzſcheide Europas und Aſiens, als im alten Rom. Ferner war Byzanz durch dieſelbe natürliche Lage dem Andrange der Germanen viel weiter entrückt, als Rom, welches demgemäß auch von ihnen erobert worden iſt. — Endlich ſcheint der Verf., ſo ſehr er früherhin den Mangel der religiöſen Elemente hervorgehoben hatte, dennoch in der Annahme des Chriſtenthums von Seiten Conſtantin's einen bedeutenden Fehler zu entdecken. Indeß wird es doch keineswegs für einen Fehler gelten können, der Bewegung des Weltgeiſtes, „der Nothwendigkeit,“ „dem Gebot der Verhältniſſe“ zu folgen, und wenn der Verf. bei dieſer Gelegenheit mit leidlichem Pathos ausruft: „Rom fiel mit ſeinen alten Göttern!“ ſo muß hierauf erwiedert werden, daß der Glaube an dieſe ſchon mit dem Schluß der puniſchen Kriege ſeine ſittliche Bedeutung verloren hatte, und ſchon hier jene Uebergangsperiode beginnt, die erſt mit dem Bekenntniß des Chriſtenthums endet.

So hat uns der Verf. mit den Fehlern bekannt gemacht, die den Sturz des römiſchen Reiches bewirkten, ohne daß wir auch nur mit einem Wort erfahren hätten, was das römiſche Reich und römiſcher Geiſt geweſen ſei. Aus dieſem traurigen Mangel folgt aber auch mit unabweislicher Conſequenz, daß der Verf. gar keine Fehler, als willkürlich von ihm fingirte herbeizuziehen vermag, indem als verfehlt doch nur das wird bezeichnet werden können, was dem Weſen und Princip eines Gegenſtandes widerſpricht. Und ſo haben wir denn auch geſehen, daß der Tadel des Verf. ſich vielmehr in Lob verkehrt, indem die verworfenen Momente dem Begriff der römiſchen Geſchichte angehören und von deſſen Entwicklung nicht getrennt werden können. Im Allgemeinen gehört aber dieſe ganze Verhandlung über die verfehlten Maßregeln des römiſchen Reiches keineswegs in den Zuſammenhang, da der Verf. ſich vorgeſetzt hatte, die Einheit des Germanismus und des Römerthums nachzuweiſen; in dem „Mißlungenſein“ des römiſchen Reiches, ſo wie in jenen Fehlern kann aber dieſe Identität doch nicht liegen, und die Hoffnung des Leſers, daß dieſem Uebelſtande weiterhin bei der Behandlung des germaniſchen Weſens abgeholfen werden würde, iſt nichts als eine neue Täuſchung. Auch hier iſt, wie bei den Kelten, nur von einigen Eigenſchaften, diesmal „Verſtandestugenden“ genannt, als da ſind: Willenskraft, Enthaltſamkeit, Pedantismus (!), die Rede; die Sache ſelbſt bleibt dem Verf. und jedem Leſer unbekannt, wer nicht die gewöhnliche tautologiſche Phraſe: „daß in den Germanen am meiſten die Eigenſchaften gelegen hätten, auf denen die einſtige Beſtimmung Europas beruhte,“ für eine Erkenntniß des Germanismus gelten laſſen will.

Nachdem gezeigt worden iſt, wie der Verf. die geographiſchen und chronologiſchen Grenzen, welche er ſich aus Mißverſtand ſeines Gegenſtandes geſteckt, ſelbſt überſchritten, — nachdem bemerklich gemacht worden, zu welchen Verkehrtheiten und confuſen Behauptungen die Manier des Verf., aus dem vollendeten Factum und dem Schluß die

Entwicklung zu erklären, geführt haben, — wie das Weſen des germaniſchen Lebens, auf deſſen Beſtimmung es doch beim europäiſchen Staatenſyſtem vorzugsweiſe angekommen wäre, nicht im Entfernteſten begriffen iſt: wenden wir uns zur „geographiſchen Grundlage," welche Hr. Bülau ſeiner weiteren Darſtellung vorangeſchickt hat. Die Ergebniſſe, zu denen es hier kommt, ſind die dürftigſten; das glückliche Klima, die gute Geſtalt des europäiſchen Menſchen, Möglichkeit guten Ackerertrages bei fleißiger Arbeit, Möglichkeit leichter Verbindungen u. ſ. f. Wie ſehr das Streben gebilligt werden muß, die Natur und Geſchichte ihrer abſtracten Stellung gegeneinander zu entheben und dieſe Gebiete in wechſelſeitiger Wirkung und Vermittlung zu erfaſſen, ein Bemühen, deſſen Verdienſt der wiſſenſchaftlichen Geographie, die ſich über die ſtatiſtiſche Notiz hinaus zu lebendiger Anſchauung der Terraingeſtalten erhoben hat, nicht zum kleinſten Theil anheimfällt, — ſo muß dennoch dieſes Verhältniß noch von ganz anderen Geſichtspunkten aus betrachtet werden, als bisher üblich geweſen und gebraucht worden ſind, wenn man nicht, wie unſer Verf., bei den trivialen Ergebniſſen ungenügender Reflexion ſtehen bleiben will. Zuvörderſt wäre es nöthig, den allgemeinen und darum unbeſtimmten Satz vom Uebergange der Natur in den concreten Geiſt zur Beſtimmtheit der Momente dieſes Proceſſes durchzubilden. Nicht unbeachtet könnte hierbei die Frage bleiben, wie die Entwicklung der Natur überhaupt zum Daſein des für ſich ſeienden Geiſtes, zur menſchlichen Gattung überhaupt gelange. Näher wäre hierbei Inhalt und Form der Dialektik natürlicher Qualitäten in die Idealität des Geiſtes auseinanderzuſetzen, um jene in der neu erreichten Geſtalt wieder zu erkennen und zu begreifen. Iſt dieſe Einſicht gewonnen, ſteht es feſt, welche Beſtimmung die planetariſche Natur oder deren Gegenſatz, die telluriſche, als geologiſche, vegetative und animale, endlich die territoriale in den Dimenſionen der Oberfläche, in der Vertheilung des Feſten und Flüſſigen, zu denen die Aeußerlichkeit aller dieſer Momente als landſchaftlicher Charakter tritt, dem Geiſte geben: ſo würde es möglich ſein, die beſonderen geiſtigen Subſtanzen der einzelnen Völker in ihrer pſychologiſchen Unmittelbarkeit zu begreifen. Weiterhin wäre dann die geographiſche Natur ſelbſt in dem Setzen ihrer Unterſchiede, in dem nothwendigen Fortgang von der in ſich bleibenden maſſenhaften Formation zu gegliederter Geſtaltung ins Auge zu faſſen, um die hieraus reſultirenden Unterſchiede für den ſubſtantiellen geſchichtlichen Geiſt auseinanderzuſetzen. Indeß iſt Wirkung und Uebergang der Natur mit dem Zeugungsacte einer beſonderen menſchlichen Natur auf ein beſtimmtes Local nicht abgethan, es kommt dann auch ferner die Wohnſtätte in Betracht, und die Frage wird verwickelter, ſofern Zeugungs- und Wohnſtätte nicht überall zuſammenfallen und die beſonderen Volksarten ſich untereinander vermiſchen. Eben ſo wenig darf bei der Unterſuchung eines beſtimmten Locales und des aus demſelben zu entwickelnden Localgeiſtes die natürliche Beziehung des einen auf alle übrigen außer Acht gelaſſen werden.

Nach ſolchen Prämiſſen könnte die Beweisführung, warum die Entwicklung des geſchichtlichen Geiſtes hier oder dort, bei dieſem oder jenem Volke begonnen, dann zu dieſem Local und dieſer Volksnatur übergegangen, keine weitere Schwierigkeit finden, ſo fern die Volksnatur das geiſtige Princip, welches demſelben zur Entwicklung anvertraut iſt, unmittelbar enthalten muß. Aber der Einfluß der natürlichen Verhältniſſe ſetzt ſich auch in ſchon gegründeten Staaten, und zwar nicht bloß nach den angegebenen Seiten hin, weiter fort. Abgeſehen von der Familie und deren beſonderen Geſtaltung, welche ebenfalls von Naturmomenten bedingt iſt, hängt die ſtändiſche Gliederung, ſo weit dieſelbe auf die phyſiſche Erhaltung des Staates baſirt iſt, auf den Gewinn des Naturproductes und die Formirung deſſelben, von der natürlichen Eigenthümlichkeit des Locals ab, nur iſt der Geiſt jetzt das Active geworden gegen die Natur. Dennoch wird das Staatsleben um ſo durchgreifender durch dieſe Beziehungen beſtimmt, je näher man noch der Natur ſteht, je weniger ſich der Geiſt von ſeiner Vorausſetzung entfernt hat; ja es fehlt nicht an wiſſenſchaftlichen Verſuchen, indem man das, was in der That Moment iſt, für die Totalität nimmt, die unterſchiedenen politiſchen Inſtitutionen, die ganze geiſtige Beſtimmtheit eines Staates einzig und allein davon abzuleiten, ob Acker oder Weide oder See und Handel es ſind, die dem Staate vorzugsweiſe ſeine Exiſtenz ſichern. Wahr iſt, daß an dieſen Beziehungen in der That ein Moment gegeben iſt, welches auch dann noch, wenn der Staatsgeiſt nach dieſer Naturſeite hin das Product ſeines Bodens negirt, wenn er ſich nicht mehr mit der unmittelbaren Formirung deſſelben begnügt, in der mercantilen und induſtriellen Thätigkeit ſeine Fortwirkung hat, und in den hieraus neu entwickelten ſtändiſchen Unterſchieden bleibt die geologiſche, vegetative und animale Production des Landes, ſo wie deſſen Beziehung zu allen übrigen Localen durchaus in Thätigkeit. Aber trotz alledem iſt der Geiſt der Geſchichte auch über die Natur hinaus, iſt in dieſem Verhalten zur Natur ſein ſpecifiſch geiſtiges Princip nicht enthalten, wozu es nur der einfachen empiriſchen Hinweiſung bedarf, daß auf demſelben Terrain die verſchiedenſten geiſtigen Entwicklungen zu Tage kommen. Auch der Philoſophie kann bei dieſer Gelegenheit die Warnung ertheilt werden, die Kategorieen der Natur als Principien der Staaten hinzuſtellen, wie dies neuerdings wunderlicher Weiſe von Cieskowski geſchehen, eines älteren, der Schelling'ſchen Schule angehörigen Verſuchs von Aſt gar nicht zu gedenken, der ſich mit dem einfachen Schema der Himmelsgegenden und deren Indifferenz zur Conſtruction der Geſchichte begnügt. Das Hineinbringen

der Stufen der Natur als ſolcher in die Geſchichte ſteht nicht höher, als die unmittelbare Anwendung der logiſchen Kategorieen auf dieſelbe, ſo daß einem Staate das Sein, einem andern das Daſein, einem dritten die Grenze, einem vierten das Maß zugeſchrieben wird, was Kapp in ſeinem Buche: Chriſtus und die Weltgeſchichte, verſucht hat. Allerdings ſind dieſe Kategorieen, ſo wie die Beſtimmungen des Mechanismus, die Beziehung von Peripherie und Centrum, des Chemismus, des Organismus, um das Allgemeinſte zu bezeichnen, im Staate, aber ſie ſind nicht der Staat; über Logik und Natur iſt der concrete Geiſt der Geſchichte hinaus, er hat dieſelben in ſich, aber auch hinter ſich, und entwickelt ſich in ſelbſtändiger Dialektik. Zeigt der erſte Theil der ſpeculativen Betrachtung der Einheit von Natur und Geiſt den für ſich ſeienden Geiſt als Moment der Natur, ſo würde einem zweiten Theile der Nachweis obliegen, wie der Geiſt ſeinerſeits die Natur bezwingt, dieſelbe ſeinem Innern adäquat geſtaltet und zu ſeiner Wohnung umbildet, wie er hemmende Qualitäten ſeines Locals hinwegräumt, ungegliederte Maſſen organiſirt, Verbindungen herſtellt, den Raum annullirt und die Natur zu Producten nöthigt; ſtets aber bleibt er in dieſer Beherrſchung der Natur auf dieſelbe bezogen, und wäre, falls dieſe Beziehung aufhörte, nicht mehr geſchichtlicher Geiſt.

Die geringe Einſicht des Verf. in dieſe Dinge beweiſt der oben ſchon angeführte Umſtand, daß die Arbeit ohne Weiteres als Princip des europäiſchen Lebens ausgeſprochen wird, ſo wie die weitere Bemerkung, die bei Gelegenheit der Gründung der europäiſchen Staaten gemacht wird: „es wurde eine Anzahl Staaten geſtiftet;" ein wunderlicher Widerſpruch, wenn man lange von der Bedeutung des Terrains geſprochen hat.

Von der geographiſchen Grundlage gelangt Hr. Bülau zur Darſtellung der Berührungen zwiſchen Rom und den germaniſchen Völkern. Es wohnt dieſen nur die Bedeutung bei, die unmittelbare Beziehung der alten und neuen Welt herzuſtellen, ein Proceß, der mit der Bildung der romaniſchen Nationalität, alſo der veränderten natürlichen Beſtimmtheit, und ſomit auch der geiſtigen Subſtanz des Germanenthums für alle außerhalb Deutſchland angeſiedelten Stämme ſchließt. Wie der römiſche Staat nach unſerer früheren Bemerkung ſeinerſeits den Uebergang in den germaniſchen vermittelt, ſo treten auch die Germanen nicht bloß zerſtörend gegen das Alte auf, ſondern erkennen das römiſche Reich an und wollen deſſen Erhaltung; die deutſchen Fürſten verehren im Kaiſer ihren oberſten Gefolgsherrn und achten die Titel der römiſchen Reichswürden für ihren höchſten Ehrenſchmuck. So ſcharf das Mittelalter ſich der alten Welt entgegenſetzt, kann es eben deshalb nicht ohne fortdauernde Beziehung auf dieſe ſeine Vorausſetzung, die es hervorgebracht, exiſtiren. Jenem erſten unmittelbaren Verhältniß zu dem alten Staat folgt in der Blüthenperiode des Mittelalters die vermittelte Beziehung auf den antiken Staat durch die Aufnahme des römiſchen Rechts und deſſen ſchriftlichen Quellen, bis der Gegenſatz beider Welten definitiv aufgehoben wird, da wo der germaniſche Geiſt die geiſtige Hinterlaſſenſchaft des Alterthums, deſſen Geſammtbildung in der ſogenannten Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, ſich aneignet und als Reſultat dieſes Proceſſes die neue Zeit eintritt. Für unſern Verf. bedarf es allerdings ſolcher Vermittelung nicht; ihm iſt Römiſches und Germaniſches von vorn herein identiſch, aber nur weil bei ihm beiden Begriffen dieſelbe Bedeutung, die der leeren Identität mit ſich ſelber einwohnt.

(Fortſetzung folgt.)

Herrn Profeſſor Merlecker's Leitfaden.

Der „Leitfaden zu Vorträgen über die allgemeine Weltgeſchichte" weicht zwar im Ganzen von Herrn Merlecker's Art, Bücher zu ſchreiben, nicht ab, treibt dieſelbe aber denn doch einigermaßen ins Extrem. Von den 17 Bogen dieſes Leitfadens iſt mindeſtens ein Drittel aus Wachsmuth's „Leitfaden zu Vorleſungen ꝛc." abgeſchrieben. Dies hat Referent geſehen, mögen Andere zuſehen, wo der Reſt her iſt. Nicht nur die trefflichen culturhiſtoriſchen Ueberſichten bei Wachsmuth, auch der größte Theil der neueren Geſchichte iſt faſt Wort für Wort wiedergegeben, mit den Fragezeichen bei Jahrszahlen, den Anführungszeichen bei den der Sprache der Zeit entnommenen Ausdrücken, ja ſogar mit den Verſehen des Autors und den Druckfehlern. So haben Beide bei Reinecke Vos die Zahl 1479; bei Gottſched 1706 ſtatt 1700, bei Göthe den 24. Aug. 1749 ſtatt den 28. Auguſt; Beide ſchreiben Lichtwehr, Göcking u. ſ. w. u. ſ. w. Nicht einmal die Zuſätze wurden nachgeſehen, ſonſt wäre Oeſer nicht ausgelaſſen worden. Das Aergſte aber iſt dem Hrn. Profeſſor beim Abſchreiben von Seite 244 des Wachsmuth'ſchen Buches widerfahren. Bei Lichtenberg verirrt ſich ſein Auge auf den in der folgenden Zeile grade darunter ſtehenden Gerſtenberg, er ſchreibt getroſt hinter „Lichtenberg" 1737—1823 und läßt Forſter und Gerſtenberg aus.

So ſieht es aus; aber der jüngſte Tag iſt angebrochen, die Bücher Wachsmuth's und ſeiner Gefährten ſtehen auf und fordern Seel' und Leib von Ihren Büchern, mein Herr, und Sie werden nichts ſein und verſchwunden!

— q —

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

89

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

27. Januar. № 23. 1841.

Die Geschichtschreibung der Reflexion und der philosophische Standpunkt, nachgewiesen an Bülau's „Geschichte des europäischen Staatensystems."

(Fortsetzung.)

Bei der Darstellung der Verhältnisse zwischen Rom und den Germanen wäre dann auch der Ort gewesen, vom Christenthum selbst, von dessen Annahme bei den deutschen Stämmen und von der Bedeutung der Kirche zu sprechen, ein Moment, welches der Verf. ganz außer Acht gelassen hat, wenn gleich die äußerlichste Betrachtung den gewaltigen Einfluß der Kirche auf die Politik des Mittelalters zeigen mußte. Richtiger ausgedrückt reducirt sich sogar die Politik des Mittelalters auf das Verhältniß zwischen Staat und Kirche. Indem das Christenthum nicht mehr unmittelbare Religion ist, kann es nicht inmitten eines Volkes erstehen, welches sich noch in den Kreisen des Naturlebens bewegte, konnte es als Resultat des geistigen Processes der alten Geschichte nur dem Boden entspringen, auf welchem dieser stattgefunden hatte. Mit Ausnahme der skandinavischen Völker aber, deren Bestimmung es ist, das germanische Wesen in seiner Substantialität festzuhalten, ging der Uebertritt der deutschen Stämme zum Christenthum leicht und ohne jene Kämpfe von Statten, durch welche Religionsveränderungen bei Naturvölkern bezeichnet zu werden pflegen, denn sie mußten den eigenen Geist in demselben wiedererkennen. Die Form des christlichen Geistes blieb jedoch zunächst eine dem Alterthum angehörige, wie sie im Untergange des antiken Staates erzeugt war. Der Inhalt ist nach der Seite des Ansichseins gefaßt, und mit seiner Erscheinung, welches die Kirche ist, identisch: Bestimmungen, welche wesentlich der alten Welt angehören. Die Entwicklung der Dogmatik nahm ebenfalls die ganze formelle Bildung des Alterthums in Anspruch, die Verfassung der Kirche zeigt den Organismus des objectiven Staates. Ferner spricht dann die Kirche die Sprache des Alterthums, lebt nach römischem Recht, und die Geistlichkeit gehört auch in den germanischen Staaten der Geburt nach zunächst den Römern an. Durch das canonische Recht bereitet die Kirche die Aufnahme des römischen Civilrechts vor; in ihrer Sprache bewahrt sie das Mittel, dereinst den Geist des Alterthums aus seinem Grabe heraufzubeschwören. Auf diese Weise ist die Kirche wesentliches Moment der Vermittelung in den oben angedeuteten Beziehungen zwischen Alterthum und Mittelalter. — Der Unterschied zwischen Kirche und Staat ist beim Uebergang ins Mittelalter auch ein Gegensatz der nationalen Principien. Den besonderen Staaten steht ferner die allgemeine Kirche gegenüber, weil die Religion als wahre nur eine sein kann, und sich deshalb negativ gegen die natürlich geschiedene Volksthümlichkeit verhalten muß. Vollendet wird endlich dieser Gegensatz dadurch, daß die Kirche als das Unendliche, den Staat als Träger des Natürlichen und Endlichen negiren muß, dadurch aber an demselben ihr eigenes Ende findet, selbst endlich und selbst Staat wird, in so fern sie nicht bloß eine endliche Seite hat, wie der Staat, sondern diese Endlichkeit sogar zur unmittelbaren Erscheinung des Göttlichen macht. Diese Entgegensetzung von Kirche und Staat, welche im Alterthum in ungetrennter Einheit verharren, bis zu höchster Spitze zu entfalten, und von hier aus am Schluß des Mittelalters zur Versöhnung und vermittelten Einheit beider Seiten zu gelangen, muß als die erste Aufgabe der germanischen Entwicklung bezeichnet werden.

Eben so vollständig, als die allgemeinen Beziehungen der angegebenen Periode dem Verf. entgegen sind, bleibt ihm die besondere Bedeutung derselben für das germanische Staatsleben verborgen. Es ist dies die Bildung des heroischen Königthums, gegründet theils auf den unmittelbaren Heroismus, theils auf das Gefolgswesen, als der subjectiv vermittelten Gemeinschaft in Liebe, Treue und Ehre.

Es war ferner nicht unerwähnt zu lassen, wie bei der Gründung dieser Herrschaft der natürliche Unterschied der germanischen Stämme hervortritt, der Sachsen, Gothen, Franken, Sueven; wie jedem von ihnen sein Reich zu Theil ward, und wie endlich ein Theil jedes Stammes in Deutschland auf rein germanischem Boden zurückbleibt, welches hierdurch das Land der Allgemeinheit des neuen Weltgeistes wird, wozu dasselbe außerdem geographisch durch seine mitt-

lere Lage und ſeine Terrainformen beſtimmt iſt, ſo daß die Grenzlande jedesmal den Uebergang machen. Mit der Widerlegung hier vorkommender Irrthümer, daß „der keltiſche Urſprung der Vandalen nicht unwahrſcheinlich," daß „die Gothen ein Hirtenvolk und ſtark mit Slaven vermiſcht geweſen ſeien," daß „in den Staaten der Baiern und Thüringer ein romaniſirter Germanismus geherrſcht" (I. S. 71), will ich den Leſer nicht aufhalten, und gehe zum Untergang der gothiſchen Staaten über, der nach dem Verf. deshalb erfolgte, „weil ſie des Grundes ermangelten." Weiteres als dieſe formelle Tautologie wird nicht beigebracht. „Die Weſtgothen wurden aus Gallien vertrieben, weil das Frankenreich eins werden mußte; die Sueven wurden in Spanien beſiegt, weil die Weſtgothen Raum brauchten" u. ſ. w. Der concrete Grund des Untergangs der von den Oſtgothen und Vandalen geſtifteten Staaten iſt vielmehr die aus ihrer Stammeigenthümlichkeit hervorgehende Stellung zum Romanismus, vermöge deren der alte Staat gänzlich ſtehen bleibt und ſie ſelbſt nur fixirtes Moment dieſes Staates, das Kriegsvolk deſſelben werden, indeß die weitere Entwicklung vielmehr die Negation dieſer unmittelbaren Beziehung zum alten Staat durch die Auflöſung deſſelben fordert. Durch jenes Verhältniß erlangte das byzantiniſche Kaiſerthum gegen Gothen und Vandalen das Recht, aufzuweiſen, daß durch ihre Staatsgründung Italien und Afrika dem römiſchen Reiche nicht entfremdet ſeien, und die Verbindung dieſer Länder mit deren altem Mittelpunkte wieder herzuſtellen. Die Burgunder, ebenfalls ein gothiſcher Stamm, wurden in das fränkiſche Reich aufgenommen; in Spanien beſiegte zunächſt die alte römiſche Verfaſſung die Weſtgothen, bis die germaniſche Beſtimmtheit durch den Gegenſatz und den langwierigen Kampf gegen die Araber wieder lebendiger hervorzutreten und das Fortbeſtehen des Staats zu ſichern vermochte.

Für den neuen fränkiſchen Staat macht der Verf. auf die Nähe Deutſchlands aufmerkſam, was allerdings nicht ohne Bedeutung iſt, aber die Sache nicht erſchöpft. Auch für die Gründung des Sachſenreichs in Britannien war dieſes Umſtandes Erwähnung zu thun; und wenn die natürlichen Beziehungen vollſtändig in Betracht kommen ſollten, ſo mußte für Nordfrankreich und England der planetariſchen Beſtimmtheit gedacht werden, welche der von Deutſchland analog, dieſen Stämmen gegen diejenigen, welche Südeuropa zum Wohnſitz nahmen, zu gute kam, ſowie der gleichfalls durch die Lage vermittelten Art und Weiſe der Eroberung Erwähnung geſchehen, daß nämlich beide an den Grenzen gelegene Länder ſucceſſiv durch einzelne Haufen beſetzt wurden, ohne daß eine Geſammtbewegung der Nation, wie für die Ueberwindung fern gelegener Landſchaften, und damit die Umbildung derſelben zum Heere nothwendig geworden wäre. Allerdings iſt auch bei dieſen Völkern der Herrſcher heroiſcher König, aber ſeine Stellung iſt hier weſentlich durch das Gefolgsweſen vermittelt, während die alte germaniſche Verfaſſung nur auf der formellen Anerkennung der Subjectivität beruhte. Wenn nun dies Moment von den Franken, im Gegenſatz zu jenen früheren politiſchen Formen und zum Heerkönigthum, weiter fortgebildet wird, und zugleich die Beziehung auf den römiſchen Staat in der Weiſe eintritt, daß deſſen Inſtitute als Momente am germaniſchen geſetzt werden, — wenn ferner die Franken ſich zur katholiſchen Kirche bekennen, weil bei ihnen die Annahme des Chriſtenthums erſt auf römiſchem Boden erfolgt: ſo iſt hier eine höhere Entwicklungsſtufe des Mittelalters erſtiegen, die das zurückgebliebene altgermaniſche Leben in ſich aufnehmen, demſelben ſeine politiſche Bildung, ſeinen Romanismus und ſeine Kirche einimpfen mußte, wie es anderſeits ſelbſt an deſſen Urſprünglichkeit ſich erfriſchte. In den angegebenen Motiven liegt die Nothwendigkeit der Herrſchaft des Frankenreichs, die im Reiche Karl's des Großen vollendet wird, als der höheren, jene Glieder des Gegenſatzes in ſich faſſenden Einheit. Indem die Merovinger, ſobald ſie ihre Miſſion, die Gründung des Frankenreichs, vollendet haben, das Gefolge, auf dem ihr Thron begründet iſt, dadurch aufgeben, daß ſie die Anführung deſſelben den Majordomen überlaſſen, geht das perſönliche, nur ſubjectiv vermittelte Verhältniß, welches das Weſen der Gefolgsherrſchaft iſt, auf die letzteren über, welche demgemäß den Thron beſteigen müſſen. Nach der Seite des kirchlichen Staates wird dieſer Wechſel des Herrſchergeſchlechts dadurch bezeichnet, daß die erſte bloß äußere Anerkennung des Chriſtenthums von Seiten der Franken zu innerer Selbſtbetheiligung, zum Eingehen auf den kirchlichen Zweck fortſchreiten muß, ſo daß Staat und Kirche ſich gegenſeitig für ſich ſetzen; ein Verhältniß, welches zunächſt von den Karolingiſchen Königen und den Päpſten in wechſelſeitiger Anerkennung und Unterſtützung ausgeſprochen wird. Indem der Staat hiermit nun die kirchlichen Intereſſen zu den ſeinigen macht, iſt das Verhältniß, wie es im alten römiſchen Reiche zwiſchen Staat und Kirche ſeit Conſtantin beſtanden, vollkommen wiederhergeſtellt, das einſeitige Uebergreifen des Staates, wie es zur Merovingiſchen Zeit ſtatt gehabt, hört auf, die Kirche kann ſich reorganiſiren, der Papſt die abgeſchnittenen Fäden des Zuſammenhanges mit den Biſchöfen wieder in ſeine Hand nehmen, die zu Lehnsmannen gewordenen geiſtlichen Vorſteher ſich wieder unterwerfen und die kirchlichen Inſtitute für den germaniſchen Staat umbilden. Und da nun Karl der Große die weſtliche Welt mit Waffengewalt unterwirft, die Unterſchiede, welche die Germanen geſetzt haben, zur alten Reichseinheit zurückführt, eine reelle Herrſchaft in antiker Weiſe begründet und eine Adminiſtration allgemeiner Geſetze in romaniſchem Sinne und alter Form herſtellt, iſt die Periode der unmittelbaren

Beziehung der alten und mittleren Zeit vollbracht, der Gegenſatz aufgehoben, und Karl empfängt die römiſche Kaiſerkrone aus den Händen der Kirche, die ſowohl die Hinterlaſſenſchaft des Alterthums in ſich bewahrt, als ſie den neuen Geiſt, wenn auch in der Form der Subſtantialität und Aeußerlichkeit, in ſich trägt. Unſerm Verf. gilt nach ſeiner Weiſe das Karolingiſche Reich nur als Mittel zum Zweck, und zwar zu dem aus der ſpäteren Entwicklung vorweggenommenen, die Idee des Staatenſyſtems in die Welt zu bringen (I. S. 78). Wenn dann weiter geſagt wird (I. S. 84), Karl habe gefühlt, daß ſeine Inſtitute von Perſönlichkeiten abhingen, ſo iſt dies ſehr häufig vorkommende Berufen auf nur Perſönliches nichts als die Umkehrung deſſen, was ſonſt beim Verf. Gebot der Verhältniſſe heißt, wobei natürlich in der reflectirten Betrachtungsform überſehen wird, daß kein Subject ohne objectiven Inhalt, und zwar ohne den beſtimmten Inhalt ſeiner Zeit ſein kann, ſowie der Umſtand, daß die Vollführung des ſubjectiven Zweckes gerade von der Identität deſſelben mit den objectiven Intereſſen abhängig iſt.

Mit gewohnter Tautologie erklärt der Verf. die Auflöſung des fränkiſchen Reiches, „weil viele Theile eines ſelbſtändigen Lebens fähig waren, die jedes auf die Nachbarländer wirken ſollten," während eine concretere Betrachtung den nothwendigen Fortſchritt aus der Einheit in den weſentlichen Unterſchied erkannt haben würde, nachdem dieſer nicht mehr der bloß germaniſch ſtammthümliche, ſondern durch den vorhergegangenen Proceß vermittelt worden iſt. Der Romanismus, nach ſeinem Local und ſeiner antiken Grundlage geſchieden, tritt an die Stelle der Sueven, Gothen, Franken und Vandalen, und ſo erfolgt die Trennung des Karolingiſchen Reiches. Einer reellen und objectiven Allgemeinheit, wie ſie im Reiche der Imperatoren vorhanden war, widerſpricht das Princip des Mittelalters, welches das der in ſich reflectirten unendlichen Subjectivität iſt; indem dieſe aber die Objectivität außerhalb ihrer ſelbſt läßt, kann auch die rein geiſtige Einheit der neueren Zeit nicht eintreten, beide Seiten müſſen neben einander und im Widerſpruch mit einander heraustreten, die äußere Einheit ohne wahre Realität, und die geiſtige nur ſubjectiv genommen. Das iſt das Kaiſerthum, die nur angenommene und geglaubte, die ſubjective Einheit, wie das Mittelalter ſie fordert. Der Kaiſer ſoll der höchſte Herr der Chriſtenheit ſein, dies wird angenommen und geglaubt, zugleich iſt er es aber wirklich nicht, und es bleibt lediglich Sache des kaiſerlichen Subjects, wie viel oder wie wenig er von den ihm in der Meinung zugeſtandenen Anſprüchen durchzuführen vermag. An die Deutſchen aber mußte die Kaiſerwürde fallen, weil ſie das Volk der Allgemeinheit des neuen Weltgeiſtes ſind, wie die Vertretung der Kirche an Italien fiel; denn hier auf dem alten Boden Roms muß der Romanismus, deſſen Zuſammenhang mit der Kirche bereits oben angedeutet worden iſt, die ſchärfſte Durchbildung erhalten.

(Fortſetzung folgt.)

Stahl und die Willkür, nebſt Erinnerung an Feuerbach über ihn.

Stahl, der ſich neuerdings durch ſeine Berufung nach Berlin und durch die Erfolge ſeines erſten Auftretens der gelehrten und der politiſirenden Welt wieder in Erinnerung gebracht, iſt bekanntlich ein Schützling der hiſtoriſchen Juriſten und der ſogenannten geſchichtlichen Politik. Er nennt ſein Naturrecht „Philoſophie des Rechts nach geſchichtlicher Anſicht," wiewohl er in Wahrheit weniger auf Hiſtorie, als auf Hiſtörchen, namentlich des alten Teſtaments, ſeine Theorieen baut.

Die „geſchichtliche" Politik und die „geſchichtliche Anſicht" der Politik ſtehen in demſelben Verhältniß, die eine zum jetzigen Staat, die andere zur jetzigen Philoſophie. Beide gehen nach ihrer Art auf Freiheit aus, und halten die Nothwendigkeit ſowohl im Staatsgetriebe, als auch im Denken für Unfreiheit. Es wird daher von beiden das letzte Heil in das willkürliche Subject geſetzt, d. h. in die Wahl, die Auswahl, die ſogenannte „freie Wahl," — das nennt Stahl Freiheit, und ſchreibt ſie unbedenklich Gott ſelbſt zu. „Geſchichtlich" findet er nun ſein Verfahren, indem er Alles auf Gott, wie dieſer in den heiligen Büchern ſich offenbart, zurückführt, und erklärt iſt ihm Alles aus dem Princip ſeines willkürlichen Gottes und aus deſſen ſchriftlicher Verordnung mit der ratio sufficiens: tel est notre plaisir! Daß Gott nach der Nothwendigkeit ſeiner Natur wirkt und ſeine That daher ſtets nur eine, die vernünftige, die abſolute, ſein kann, — daß ſeine nothwendige Selbſtbeſtimmung ſeine ganze Activität iſt und „die Wahl" ein auf Unentſchiedenheit und Unbeſtimmtheit, alſo auf einem Mangel beruhender Zuſtand der endlichen Unfreiheit iſt, — dieſe wahlloſen Nothwendigkeiten des tieferen Denkens faßt Stahl nicht, und es wäre nicht der Mühe werth, auf einen ſolchen Schwachkopf zurückzukommen, wenn er nicht von den „Geſchichtlichen" als Vogelſcheuche des Hegel'ſchen Rationalismus mitten in dem eigenſten Gehege deſſelben aufgepflanzt worden wäre, und zudem die Staatstheorie von ſeinen und ſeiner Freunde Grubiläten ſtark gepflegt würde.

Es iſt nämlich mit dem Staat derſelbe Fall. Die Nothwendigkeit im Staate, die ſich bei uns als geſetzliche Ordnung des Beamtenweſens darſtellt, erſcheint einem prädominirenden Theil unſerer Politiker als ein geiſtloſer und unfreier Zuſtand, ebenſo wie die äußere Nothwendigkeit der natürlichen Ordnung und ihrer todten Geſetze der Willkür gegenüber uns für geiſtlos und unfrei gilt. Dennoch iſt nicht die Wahl und die Willkür des Einzelnen das Höhere und Freiere gegen die Nothwendigkeit der geſetzlichen Ordnung, ſo wenig als der Zufall das Höhere gegen die Naturnothwendigkeit. Im Gegentheil wird erſt die geſetzliche Ordnung und ihre Nothwendigkeit aus ihrer Starrheit befreit, wenn ſie in die Flüſſigkeit der Volksvernunft und dieſe in ſie verſetzt wird. So wenig die Nothwendigkeit aus dem freien Geiſt, ſo wenig iſt der Beamtenſtaat aus dem freien Staat herauszuwerfen; ſo wenig aber auch die Naturnothwendigkeit ohne Weiteres Vernunftnothwendigkeit iſt, eben ſo wenig iſt der Beamtenſtaat ſchon der freie; das Hinzutretende iſt das Element der ſich

ſelbſt durchſichtigen und ſich ſelbſt beſtimmenden Bewegung, im Subject alſo die Vernunft, die ihre Geſetze als ihre erkennt und ausübt, im Staat der öffentliche Geiſt, der die ganze geſetzliche Ordnung als ſeine ebenfalls weiß und ausübt. Wie die Naturnothwendigkeit nur an ſich, nur implicite Vernunft iſt, ebenſo iſt der Beamtenſtaat nur an ſich, nur implicite Freiheit, der nothwendige Fortſchritt alſo die bekannte Form der conſtitutionellen Monarchie, und zwar nicht der hiſtoriſchen Ständevertretung, ſondern die Vertretung der gegenwärtigen Bildung, nicht der äußerlichen Gliederung, ſondern der geiſtigen Verhältniſſe. Um nun von der Stahl'ſchen „Wahl- und Willkürphiloſophie" eine Probe zu geben, ſtehe hier ſeine Conſtruction und Ableitung der Ehe aus ſeinem Gott. Sie lautet:

„Damit der Menſch auch durch Zeugung Gott ähnlich ſei, befindet er ſich in der Familie. Die geoffenbarte Lehre von der ewigen Zeugung des Sohnes kann allein das Weſen der Familie aufklären. Die Zeugung beſteht in ihrem Urbilde weſentlich aus zwei Verhältniſſen. Das erſte iſt die Vollkommenheit und Seligkeit Gottes, welche der Zeugung vorausgeht und das Motiv derſelben iſt; das andere iſt das Verhältniß Gottes, nun des Vaters, zu dem Gezeugten. Damit verbindet ſich ein drittes: die Mittheilung des Reiches an den Sohn. Dies ſind die Urverhältniſſe; ihnen entſprechen die drei Grundverhältniſſe in der Familie: Ehe, Verhältniß der Eltern und Kinder, Erbſchaft. Die Vollkommenheit Gottes iſt in dem nachgebildeten Verhältniſſe der Ehe nach dem Charakter des Menſchen an zwei Geſchlechter vertheilt, welche ſich durch ſie dann zu dem einen vollen Menſchen ergänzen. Indem der Menſch das Ebenbild Gottes iſt, das volle Bild des Menſchen aber nur in beiden Geſchlechtern zuſammen beſteht, ſo muß in Gott das Urbild, nach welchem der Menſch geſchaffen iſt, das beider Geſchlechter in ihrer Einheit ſein. Gott unterſcheidet und erkennt ſich ſelbſt von Ewigkeit als den Allmächtigen, Herrlichen, Majeſtätiſchen, Gerechten, als welcher er das Urbild des Mannes iſt, und als den Sanften und demüthigen Herzens voll Liebe, wie wir es im Sohne geſehen haben, als welcher er das Urbild des Weibes iſt. Aus der Ehe iſt erſt das Urbild wieder zu erkennen, welchem alles Geſchlechtsverhältniß nachgebildet iſt, wie es in Gott ſelbſt ſich findet. Denn in Gott iſt kein Begehren und keine bedürftige Sehnſucht, ſondern die ewige Befriedigung. Auch der Erzählung des alten Teſtaments, daß die Frau aus der Rippe des Mannes genommen wurde, entſpricht dieſe Darſtellung des Urbildes der Ehe. Ja, es ſcheint ſogar nach jener Erzählung, daß der Menſch, anfänglich auch hierin Gott ähnlich, als ein in ſich vollkommenes Weſen geſchaffen worden und erſt nachher die Sonderung in zwei Geſchlechter mit ihm vorgegangen ſei. Die Ehe iſt in unſerem Zuſtande auf den phyſiſchen Trieb gegründet, der durch Wolluſt den Geiſt bewältigt, und hat ſich dadurch gerade im Moment ihrer höchſten Erfüllung vom Urbild entfernt, indem das Motiv der Zeugung, welches bei Gott nur die Liebe zum Sohn iſt, beim Menſchen, wenigſtens während derſelben, in der Selbſtbefriedigung der Geſchlechter liegt."

Hierzu bemerkte Feuerbach in den berl. Jahrb. 1835: „Ja wohl! Das Weſen der Familie kann nur aus einer von ihr entlehnten, auf Gott nur gleichnißweiſe angewandten Vorſtellung abgeleitet und begriffen werden! Idololatrie iſt der Geiſt der poſitiven Philoſophie; ihr Erkenntnißprincip beſteht in nichts Anderem, als das Bild einer Sache für die Sache ſelbſt zu nehmen, um dann hintendrein wieder aus dem Bilde, als dem Urbilde, die reale Sache als das Nachbild zu conſtruiren. Obige Deduction iſt daher auch gerade ſo geiſt- und gedankenvoll, wie wenn er aus dem bildlichen Ausdrucke: der Geiſt fließt aus vom Vater und Sohne, den Urſprung und Begriff des Waſſers uns veranſchaulicht und deducirt hätte. Jammerſchade iſt es nur, daß der Verf. bei ſeinen Deductionen ſo äußerſt inconſequent iſt, und uns z. B. bei der Ableitung der Ehe aus Gott nicht die Polygamie als die chriſtliche Form der Ehe conſtruirt hat, etwa in dieſer Art: damit der Menſch auch in der Ehe eine „Auswahl" habe, und als das Ebenbild der göttlichen Freiheit, die in der abſoluten Auswahl beſteht, ſich darſtelle, lebt er in der Vielweiberei. Aber was iſt Inconſequenz für Hrn. Stahl? Er hat ja von vorn herein allen Vernunftzuſammenhang, alle Nothwendigkeit als eine läſtige Bürde ſich vom Halſe geworfen, und der Willkür Thür und Thor geöffnet." Wie ſehr waren Feuerbach's Worte und ihr centnerſchweres Gewicht der gelehrten und adminiſtrirenden Welt abhanden gekommen, als Stahl berufen wurde! 1835, wie lange iſt das her? Wir fordern den geiſtreichen und durchſchlagend kräftigen Verfaſſer jener ſchon damals als epochemachend anerkannten Kritik auf, dieſelbe zum Nutzen der gegenwärtigen Entwicklung und zur Erweichung der geſtählten Herzen in einem beſonderen Abdruck herauszugeben. Sie würde hier in Berlin viel Leſer finden. — Um dem Publicum theils eine Erinnerung, theils einen weiteren Vorſchmack von der Sache zu geben, führen wir hier noch ihren Anfang an: „Nachdem Hr. Stahl in dem erſten Bande ſeines Werkes zur niederſchlagenden Beſchämung der menſchlichen Vernunft, die nun, für immer gewitzigt, ſich nicht mehr unterſtehen wird, auf eigene Fauſt zu ſpeculiren, die großen Philoſophen, ehemals die Götzen ihrer Zeit, namentlich einen Spinoza, Fichte und Hegel, als gottloſe Heiden aus dem Reiche des zeitlichen und ewigen Lebens in das Scheol der dürren, todten Abſtraction hinabgeſchleudert, und hiermit den negativen oder theoretiſchen Beweis von den Schwachen der Vernunft geliefert hat: ſo folgt im zweiten poſitiven Theile der praktiſche und poſitive Beweis, den er jedoch, und zwar ganz conſequenter Weiſe, hier nicht mehr von der Vernunft Anderer, ſondern ſeiner eigenen ablegt. Stahl geht nämlich bei ſeiner Philoſophie von den Principien des Chriſtenthums aus, und er mußte daher, nachdem er die Splitter in den Augen der Anderen aufgezeigt hat, die Balken in ſeinem eigenen Auge öffentlich zur Schau tragen, um ſo mehr, als eben gerade dieſe Balken die einzigen feſten Stützen ſeines philoſophiſchen Gebäudes ſind. Denn hätte er nicht die Blößen ſeiner eigenen Vernunft aufgedeckt, ſo wäre Er ja als die Inſtanz übrig-geblieben, an welche die menſchliche Vernunft, nachdem ſie doch bereits in dem erſten Theile den Proceß verloren, noch immer, und gewiß mit Erfolg, hätte appelliren können. Erkennen wir hierin die tiefe Ironie des Verfaſſers! Die Philoſophen ſind gefallen durch eine fremde Hand. Er aber fällt durch ſeine eigene; er ſtirbt den Tod des Helden, des Märtyrers, um die Wahrheit ſeiner Philoſophie, daß es mit der Vernunft nichts iſt, mit ſeinem Blute zu beſiegeln."

In der That, dieſe Philoſophie iſt „hiſtoriſch;" hoffen wir, daß ſie es immer mehr werde und unermüdet und von ihrer Tapferkeit nicht verlaſſen immermehr zu ihren Conſequenzen komme, was nichts Geringeres wäre, als „der Anfang des Endes" und ein anſchaulicher Commentar zu Mephiſtopheles' oft gehörtem, aber leider nur noch öfter überhörtem Wahlſpruch:

Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft,
Des Menſchen allerhöchſte Kraft u. ſ. w. u. ſ. w.

M—r.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

28. Januar. № 24. 1841.

Die Geschichtschreibung der Reflexion und der philosophische Standpunkt, nachgewiesen an Bülau's „Geschichte des europäischen Staatensystems."

(Fortsetzung.)

Dieselbe Entwicklung geht auch in den einzelnen Staaten vor sich, welche aus dem Reiche Karl's des Großen entstanden sind; das Lehnswesen wird zur herrschenden Form des politischen Lebens erhoben. Formell angesehen, tritt aus der Einheit, in welcher Demokratie, Aristokratie und Monarchie bis auf die Zeiten und noch unter der Regierung Karl's des Großen sich befanden, die Aristokratie des feudalen Adels hervor. Dem antiken Staat gegenüber ist aber der des Mittelalters der rein subjective, auf die bloß innere Vermittlung der Liebe und Treue gebaut, auf die sich empfindende Einheit des Geistes. Weil aber die Subjectivität für sich gesetzt ist, wird dieser Staat eben so sehr das Reich des Hasses, der Untreue und des Krieges. Der Monarch hat seine Macht und seine Rechte ausgeliehen, und steht vereinzelt als Subject neben dem Subject; wie viel Objectives geleistet werden kann, ist von beiden Seiten, des Herrschers und des Lehnsmannes, her betrachtet, rein subjectiv; der König ist, wie der Kaiser, Monarch der Meinung, und die Leute sind nur die vermeintlich Treuen und Gehorchenden.

Aus diesen Bestimmungen hätte der Verf. auch die äußere Politik der Blüthezeit des Mittelalters, welche von der Auflösung des Karolingischen Reiches, bis zum Fall der Hohenstaufen sich ausdehnt, entwickeln müssen. Aus der eben angedeuteten nothwendigen Beziehung zwischen Mittelalter und Alterthum würde sich dann auch ergeben haben, warum die Deutschen nach Italien ziehen mußten, nicht, „weil sie nichts Besseres zu thun hatten" (s. oben), sondern weil eine Beziehung auf die antike Welt und die Aufnahme romanischer Elemente nothwendig war. Die romanischen Völker hatten diese mit der Umwandlung ihrer natürlichen Volksthümlichkeit und ihrer unmittelbaren geistigen Substanz erkauft; für die Deutschen trat durch die Römerzüge eine freiere und höhere Weise der Vermittlung, zugleich die dem Charakter des Mittelalters gemäßeste ein. Eben so wenig wie über den Nutzen oder Schaden dieser italischen Unternehmungen hätte sich der Verf. über analoge Rücksichten bei den Kreuzzügen bemühen dürfen. Es kam hier darauf an, die eigenthümliche Stellung zu begreifen, die das occidentalische Mittelalter gegen seinen äußeren Gegensatz, den ebenfalls im Beginn dieses Zeitraums neu constituirten Orientalismus, einzunehmen hatte. Aber nicht wie die Hellenen, wie die Römer, kann der Occident jetzt den Orient schlechthin zu unterwerfen trachten: für jenseitige ideale Güter muß das Schwert gezogen werden. Das Mittelalter streitet für den Glauben, der nach seinem damaligen Inhalt gerade die Welt und weltliches Thun und Treiben, als das Schlechte und Endliche negirt. In seiner vermeinten Unendlichkeit hat aber das katholische Christenthum die Endlichkeit und Aeußerlichkeit an sich, und so muß denn das Ziel der Kreuzzüge auch ein endliches sein, das heilige Land, die Geburtsstätte der Religion, welche in ihrer Unmittelbarkeit für das Wesen derselben genommen wird, wie das Mittel, den Glauben zu verbreiten, ebenfalls ein äußeres ist.

Keineswegs waren darum die Kreuzzüge so flüchtig zu behandeln, wie der Verf. gethan, da dieselben neben dem Kampfe des Staats und der Kirche auch den Kern der äußeren Politik des Mittelalters in der angegebenen Periode bilden. Noch weniger durften die realen Resultate übergangen werden, welche für die Gestaltung der europäischen Staaten aus diesen Bewegungen hervorgegangen sind. Wenn auch nicht von der Eroberung des byzantinischen Reiches, das die Normannen ein halbes Jahrhundert behaupteten, nicht von der Eroberung der afrikanischen Küste von Tunis bis Tripolis und von Cypern zu sprechen war, weil diese Erwerbungen schnell wieder verloren wurden, so verdankt doch Spanien seine Gestaltung dem durch die Kreuzzüge gegebenen Impulse. Es war zu dieser Zeit, daß Toledo Alfons VI. unterlag, daß der Campeador Valencia angriff. Alfonso der Imperator faßte im Tajothale festen Fuß, Alonso Ramon eroberte das Gebiet des Guadiana; endlich siegten Castilianer, Navarresen, Aragonier gemeinsam bei las Navas de Tolosa, und erblickten nach fünfhun-

dert Jahren von neuem die blühenden Ebenen des Guadalquivir. Ebenſo mächtige Fortſchritte machte Aragonien unter Graf Raimund, Alfons dem Bataltador und Jayme dem Conquiſtador. Alle dieſe Erwerbungen gehören dem 12. und 13. Jahrhundert, der Periode und dem Geiſte der Kreuzzüge an; die Eroberung Granadas folgte erſt am Ende des Mittelalters. Aber damals fehlte auch der äußere Beiſtand des übrigen Europa nicht. Es waren Flandrer und Niederdeutſche, die Alfonſo I. von Portugal ſeine Hauptſtadt eroberten, 300 deutſche Schiffe kamen zur Einnahme von Alcaçar do Sal, bei las Navas ſtritten viele Tauſende franzöſiſche, engliſche und deutſche Ritter in den Reihen der Spanier.

Nicht einmal die Fortſchritte, welche das deutſche Reich vermittelſt der Kreuzzüge machte, ſind dem Verf. in die Augen gefallen. Als ſich Deutſchland zuerſt nach dem Ausſterben der Karolinger als beſonderer Staat auf neuen Grundlagen erhob, dann das Kaiſerthum aus dem oben angedeuteten Grunde an ſich brachte, war es dieſer innere Aufſchwung, welcher zum Siege nach Außen führte, zur Abweiſung der Ungarn (eine Schlacht bei Keuſchberg, von welcher der Verf. ſpricht, iſt nicht vorgekommen), zum Gewinn der lothringiſchen und burgundiſchen Lande, zur Feſtſetzung an der Saale und Elbe, zur Herſtellung deutſchen Uebergewichts über Böhmen und Polen. Mit der inneren Getrenntheit, die durch die folgenden Königswahlen erfolgte, und erfolgen mußte, weil Deutſchland in der Vertretung des Allgemeinen, nach dem Standpunkte des Mittelalters begriffen, nicht zur Durchbildung ſeines beſonderen Staatsweſens gelangen konnte, kam man auch nach Außen zurück; die Siege gegen die Slaven hörten nicht bloß auf, es erfolgten ſogar Verluſte. Erſt mit den Kreuzzügen begannen neue Erwerbungen, die ſich aber nun nicht mehr an den Namen des Kaiſers ſchließen, ſondern von den einzelnen Fürſten ausgehen, deren Kräfte durch Schaaren von Kreuzfahrern verſtärkt werden. Dieſſeits der Oder werden die Slaven faſt gänzlich ausgerottet, und deutſche Bevölkerung dringt in großer Maſſe in die Marken, nach Pommern und Schleſien. Innerhalb dreier Decennien unterwirft der Schwertorden Liefland und Eſthland bis auf wenige Gebiete, ein halbes Jahrhundert forderte die Bezwingung Preußens durch den deutſchen Ritterorden.

In ähnlicher Weiſe breiteten ſich die ſkandinaviſchen Reiche durch die von den Glaubenskämpfen gegebene Richtung aus. Sigmund Jörſalafar von Norwegen zwang die ſmaländiſchen Heiden zum Chriſtenthum, gegen Niklot kämpften Sachſen und Dänen gemeinſam, Waldemar der Große unterwarf die Inſel Rügen für immer, Pommern und Mecklenburg huldigten Knut Waldemarſen ohne großen Widerſtand, Waldemar der Sieger eroberte mit 50,000 Kreuzfahrern, was von Eſthland dem Schwertorden bis dahin widerſtanden, und Schweden unterwarf zur Zeit Erich's des Heiligen die finniſchen Landſchaften.

Wie Hr. Bülau nun weit davon entfernt iſt, die wahre Bedeutung und den weiten Umkreis der Bewegungen zu erkennen, welche ſich an die Kreuzzüge ſchließen, iſt er noch weniger im Stande, die allgemeinen Reſultate derſelben zu würdigen, von denen die dritte große Periode des Mittelalters geleitet und beſtimmt wird. Zuerſt hat der Occident in dieſen Kämpfen die Aeußerlichkeit des orientaliſchen Gegenſatzes überwunden und die weſentlichen Momente jener Welt, die Berechtigung der Realität, die Geltung der Natur, die Thätigkeit der bürgerlichen Geſellſchaft, die Form unbeſchränkter Fürſtengewalt in ſich aufgenommen. Noch während des Krieges erblüht der Handel, den der Occident bis dahin noch nicht gekannt, der unter allen Umſtänden auf der Negation des eigenen Naturproducts beruht. Auf der Grundlage dieſes Austauſches und der vermittelten Formirung deſſelben erhebt ſich ein neuer Stand, welcher hierdurch die Bedingungen ſeiner äußeren Exiſtenz gewonnen, da das Grundeigenthum überall in den Händen der Ariſtokratie iſt. Dies iſt die Demokratie der Städte, welche aus dem Schooße des Lehnsweſens hervorgeht und die Rechte, welche daſſelbe den Fürſten abgeliehen, in ihre Hand nimmt. Fortan tritt die freie Stadtgemeinde an die Stelle der urſprünglichen germaniſchen Markgenoſſenſchaft.

Dann erhält aber auch der Staat eine neue Stellung gegen die Kirche; ſchärfer ausgedrückt, erfolgt vielmehr die Auflöſung des Gegenſatzes zwiſchen Kirche und Staat, wie ſich durch die Züge der Araber und durch die Kreuzfahrten Orient und Occident neutraliſirt haben. Mit der Eroberung des heiligen Landes iſt die Spitze der Aeußerlichkeit des religiöſen Strebens des Mittelalters erreicht. Hiermit parallel geht die Veräußerung des chriſtlichen Inhalts im Dogma und Cultus innerhalb der beſonderen kirchlichen Entwicklung. Auf dem lateraniſchen Concil unter dem dritten Innocenz wird die Transſubſtantiation nach langen Streitigkeiten definitiv feſtgeſtellt; Thomas von Aquino und Alexander von Hales bilden die Lehre von dem Mittleramt der Prieſter und der Bevormundung der Laien durch jene vollſtändig aus; es folgt die Entziehung des Kelches, denn nicht im Genuß und in der geiſtigen Thätigkeit der Gläubigen, ſondern in der Conſecration des Prieſters liegt die Vollendung des Sacraments. Ebenſo wird die regelmäßige Beichte erſt in dieſer Periode eingerichtet. Dazu tritt die Einführung der ſtändigen Inquiſition, der polizeilichen und criminellen Aufrechthaltung des Chriſtenthums, und gleich nach den Kreuzzügen der ſchnöde Verkauf der Sündenvergebung für die finanziellen Zwecke des heiligen Stuhles, ſtatt der inneren Vermittlung der Gläubigen mit Gott.

Zu derſelben Zeit vollendet ſich die Verfaſſung der Kirche in ihrem Innern und in ihrer Stellung gegen den Staat.

Der Papſt wird Fürſt der Kirche im eigentlichſten Sinne des Worts, nachdem er die Ariſtokratie der Biſchöfe, welche das Papſtthum früherhin umgeben, zurückgedrängt; die Infallibilität des kirchlichen Oberhauptes wird zum Dogma erhoben. Kaum iſt dies erreicht, als auch die Päpſte den allgemeinen Kirchenſtaat zur Förderung ihrer beſonderen ſchlechten und ſelbſtſüchtigen Zwecke mißbrauchen, die Kirche willkürlich beherrſchen, die Aemter auf dieſelbe Weiſe oder durch Simoniſtiſchen Verkauf beſetzen und ihren Staat zu einer Zeit regelmäßiger Beſteuerung unterwerfen, als den weltlichen Staaten dergleichen finanzielle Maßregeln noch durchaus unbekannt waren. Dies Verderben der Kirche, welches die Conſequenz ihres Standpunkts und ihrer weltlichen Stellung in der angeblichen Negation alles Endlichen iſt, exiſtirt aber nicht bloß im Papſte, ſondern eben ſo ſehr in der ganzen Prieſterſchaft, die ſich von nun an dem weltlichen Treiben, den ſinnlichen Intereſſen und der Willkür mit derſelben Entſchiedenheit hingiebt, und die kirchlichen Zwecke nur zur Erreichung der ſelbſtſüchtigen Abſichten benutzt. Von hier an werden die geiſtlichen Aemter Sinecuren und Verſorgungen der weltlichen Ariſtokratie, die ſich nunmehr mit der geiſtlichen vereinigt.

Dieſer Uebergang der Kirche in die Welt folgt aus der erreichten dogmatiſchen Ausbildung, aus der vollendeten Verfaſſung, ſofern beide von vorn herein die Aeußerlichkeit an ſich tragen, folgt aus dem Siege über das Kaiſerthum, welchen ſie während der Kreuzzüge erfochten; aber ihre alten Waffen haben nicht ausgereicht; nicht bloß die weltliche Oppoſition hat ſie gegen den Kaiſer zu Hilfe rufen, ſondern auch ſelbſt von Innocenz IV. abwärts mit Geld, Liſt, Verrath und den ſchnödeſten Mitteln abſtracter Realität gegen die Hohenſtaufen kämpfen müſſen.

Wenn die Kirche auf dieſe Weiſe die Welt und die Endlichkeit für ſich geſetzt hat, hat anderſeits der Staat, wie er von vorn herein nur in der Meinung der Kirche und in der Unmittelbarkeit ſeines Daſeins und ſeiner Chriſtlichkeit gott- und geiſtverlaſſen war, den chriſtlichen Geiſt und die Unendlichkeit in ſich hinüber genommen. Daß der Glaube eben ſo ſehr dem Staate als der Kirche gehöre, haben die Völker in heiligem Lande bewieſen, mit geiſtigem Rüſtzeug fechten die Hohenſtaufen gegen die Päpſte, ſelbſtändig erblüht die Rechtswiſſenſchaft auf den Univerſitäten. Und wenn nun auch die alten Formen des Staats zerfallen, wenn die Untreue der Lehnsmannen, früher Ausnahme, jetzt zur Regel wird, wenn der Adel ſtatt des Ritter-, nun ein Räuberleben führt, ſo tritt dennoch, nachdem das Lehnsweſen die Mannen mit dem Fürſten vermittelt, im Untergange des Mittelalters der objective Staat aus der Subjectivität hervor, und der Staat verſucht es, die Gebrechen der Kirche zu heilen, nachdem ſie ſtatt der heiligen die unheilige, ſtatt der einen und einigen die zweifache und gedoppelte geworden iſt in dem Schisma des vierzehnten Jahrhunderts.

Deutſchland muß es wiederum ſein, welches durch Kaiſer Sigismund dieſe Verſuche zur Einigung und Reformation der Kirche macht, nachdem Frankreich durch Philipp den Schönen den Päpſten ihren Sieg über das Kaiſerthum entriſſen, und trotz der Unfehlbarkeit des Papſtthums die Verdoppelung deſſelben durch dieſelben Mittel herbeigeführt hat, welche die Päpſte früherhin bei den Kaiſerwahlen angewendet.

Dem franzöſiſchen Reiche waren die Früchte des Ringens der Hohenſtaufen anheim gefallen, weil dieſer Staat ſich zuerſt objectiver Geſtaltung zugewendet hatte. Mit ſeinem Romanismus hatte Frankreich das Moment der Realität, der politiſchen Form und Allgemeinheit enthalten. Nicht aufgehalten vom Kampfe gegen die Mauren, wie Spanien, nicht überwunden vom Romanismus, wie Italien, mußte das Lehnsweſen hier am ſchnellſten durchgeführt werden, wenn auch abſtracter als in Deutſchland und England, weil die volle germaniſche Subjectivität fehlte. Bei dem Verfaſſer kommt in der ganzen Darſtellung Frankreichs in dieſer Periode nicht einmal das Wort Lehen vor. Schon im dreizehnten Jahrhundert gründen Philipp Auguſt, Ludwig der Heilige und Philipp der Schöne die unbezweifelte Obmacht der Krone, allgemeine Gerichtsinſtitutionen und die Anfänge einer anderen Staatsverwaltung, als durch lehnbare Verleihung der Hoheitsrechte. Ueber ſittliche Bedenken hilft Philipp Auguſt und Philipp den Schönen der Romanismus hinaus, der die Realität abſtract für ſich im Auge behält. An den Städten findet das Königthum eine bedeutſame Stütze, die ſich demſelben um ſo unbedingter anſchließen müſſen, je mächtiger der Adel iſt. So werden denn zuerſt die großen Lehnsterritorien meiſt in offenem Kampfe von der Krone zurückerobert, der franzöſiſche Name wird über den Süden ausgedehnt, und Philipp der Schöne verſammelt ſtatt des Parlaments der Lehnsträger die états généraux des Königreichs, welche Berufung den Fortſchritt von der abſtracten Vereinzelung der Staatsglieder zu deren Zuſammenfaſſung in Corporationen und Stände enthält. Aber dieſe Corporationen waren zugleich noch nicht von der Krone bezwungen, ihr Gehorſam war ein freiwilliger, der auch fehlen konnte. Dieſes Verhältniß kommt in den engliſch-franzöſiſchen Kriegen zur Erſcheinung, welche, nachdem die Bewegungen gegen den Orient aufgehört, nachdem die Kämpfe zwiſchen Papſt und Kaiſer, zwiſchen Deutſchland und Italien ruhen, nunmehr den Mittelpunkt des europäiſchen Staatenſyſtems ausmachen. Mit den Franzoſen kämpfen die Schotten, für ſie ſtreiten Adolph von Naſſau und Karl von Luxemburg in Deutſchland, Heinrich von Traſtamare in Spanien, während die Engländer Peter den Grauſamen unterſtützen; Beziehungen, welche, aus dem veränderten Geiſt der Staaten

hervorgegangen, von unſerm Verf. jedenfalls berührt werden mußten.

Die Bedeutung der deutſchen Entwicklung in der Periode von den Kreuzzügen bis zum Schluß des Mittelalters, findet Hr. Bülau in der Verworrenheit und in der Beſchützung Europas gegen die ſlaviſchen Nomadenvölker. Abgeſehen davon, daß die Slaven niemals Nomaden geweſen ſind, am wenigſten aber in dem hier zu beſprechenden Zeitraum, ſo iſt auch nicht einmal ein Vordringen der Slaven vorhanden, welches zur Abwehr genöthigt hätte. Die Herabſetzung einer ſelbſtändigen ſtaatlichen Entfaltung aber zu einem äußeren und fremdartigen Zwecke iſt ein bereits mehrfach erwähnter Mangel des reflectirenden Standpunktes. Auch die Kategorie der Verworrenheit iſt von ihm nur herbeigezogen worden, weil ihm die innere Ordnung dieſer Confuſion und die Einheit in der Mannichfaltigkeit entgangen iſt. Indem Deutſchland das Allgemeine zu vertreten hatte in der Weiſe des Mittelalters, konnte es daneben nicht zur Durchbildung ſeines beſonderen Staatsweſens, ſondern nur zur Geſtaltung der einzelnen Territorien gelangen. Nicht daß es den deutſchen Kaiſern an Einſicht und Willen gefehlt, auch für ſich eine objective Macht und dadurch den Mittelpunkt eines beſonderen in ſich geſchloſſenen Staates zu bilden. Gleich nachdem das Lehnsweſen unter den Ottonen durchgebildet und das Kaiſerthum erworben war, begannen die fränkiſchen Kaiſer dieſe Arbeit, als in Frankreich das Anſehen der Krone ſich noch nicht über Francien hinaus erſtreckte, als England von den Normannen noch nicht erobert war. Zuerſt mußte die Gewalt der großen Lehnsträger, der Herzöge, gebrochen und die Vererbung ihrer Stellung und Würde verhindert werden. Wenn Hr. Bülau hier den Kaiſern ſeinen Rath in der Weiſe ertheilt, daß ſie das Anſehen der Herzöge nicht hätten ſchwächen, ſondern nur deren Treue erhalten ſollen, ſo iſt er ſelbſt noch nicht über das Princip des Lehnsſtaates hinausgekommen. Viel angemeſſener handelte Konrad, indem er die kleinen Lehnsträger gegen die oberen unterſtützte, Heinrich III., indem er die Herzogthümer einzog. Es war mit allen gelungen, bis auf das ſächſiſche. Um auch dies zu vernichten, nahm der König ſelbſt ſeinen Sitz im Harze. Da geſchah es, daß Heinrich ſtarb, daß eine weibliche Vormundſchaft folgte, daß die Fürſten die Beſetzung von Baiern, Kärnthen und Schwaben wieder erzwangen. Indeß ſcheitern geſchichtliche Entwicklungen nicht an ſolchen Umſtänden, Heinrich IV. nahm die Plane des Vaters gegen die Sachſen wieder auf und würde ſie durchgeſetzt haben, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Conflict mit dem Papſtthum ausgebrochen, und dieſe allgemeine Beziehung alle Kräfte in Anſpruch genommen hätte. Daß dieſer Kampf erfolgen mußte, lag in der Stellung des Kaiſers, der Herr über die Welt ſein ſoll, aber auch der Papſt iſt Herr der Welt, weil ſein Reich nicht von dieſer Welt iſt. Indem dann die Kirche das Moment der Realität an ſich hat, alle Realität aber auch dem Staate gehört und ſomit dieſem entriſſen worden iſt, iſt der Zwiſt durch das Weſen beider Gewalten gegeben. Es kam dazu der Widerſpruch, welcher in der deutſchen Herrſchaft über Italien lag, ſo daß die italiſchen Städte eine eben ſo mächtige Stütze am Papſte gegen die deutſche Herrſchaft hatten, wie die Fürſten Deutſchlands gegen den Kaiſer ſelbſt. Seitdem conſtituirt ſich nun die Oppoſition in Deutſchland wie in Italien, die vordem die bloß zufällige vereinzelter Untreue geweſen war, zu feſten Parteien, und der Kaiſer vermag ihrer um ſo weniger Herr zu werden, als die bedeutenden Machtmittel, welche in der Beſetzung der biſchöflichen Aemter ihm bis dahin zu Gebot ſtanden, an die Kirche übergegangen ſind.

Dies iſt der beſondere geſchichtliche Verlauf, der ſich aus dem Begriffe des deutſchen Staatslebens ergiebt. Es blieb den Hohenſtaufen, um wenigſtens die ideale Stellung zu behaupten, nichts übrig, als die Herzogthümer zu zerſchlagen, die Oppoſition mit den Spolien derſelben zu beſänftigen und die einzelnen Territorien durch die erworbenen herzoglichen Rechte ſich für ſich abſchließen zu laſſen. Wie dann Papſtthum und Geiſtlichkeit ſeit dem Siege der Kirche über den Staat das Allgemeine, welches ſie zu vertreten haben, für ihre privaten Zwecke mißbrauchen, wie der Gedanke des Kaiſerthums über die Fürſten keinerlei Macht mehr übt, ſo wenden ſich denn endlich auch die Kaiſer, von Rudolf von Habsburg ab, den beſonderen Intereſſen ihres Fürſtenthums zu, welche ſie neben dem Kaiſertitel beſitzen, und gebrauchen denſelben nur zum Beſten der Hausmacht. Nachdem Kaiſerthum und Papſtthum auf die angegebene Weiſe ſich gegenſeitig vernichtet haben und nur auf ihre beſonderen Intereſſen gerichtet ſind, kann es gegen den Schluß des Mittelalters, als, wie zu Anfang deſſelben, der Orient wieder erobernd vordringt, nachdem er das byzantiniſche Reich niedergeworfen, wiederum zu einer Vereinigung beider Gewalten kommen, welche zuerſt zur Zeit Friedrich's III. hervortritt, indem Kaiſer und Papſt, als die noch formell allgemeinen Mächte, jetzt durch ein gemeinſames Intereſſe gegen die Fürſten verbunden ſind, die, eben ſo wie gegen den Kaiſer, gegen die Kirche ihre territorialen Rechte geltend zu machen bemüht ſind, — ein Beſtreben, in welchem Frankreich, wie in andern Beziehungen, voranſteht, und auf den ſchon von Ludwig IX. und Philipp dem Schönen gelegten Grundlagen unter Karl VII. die bedeutendſten Erwerbungen gegen die Kirche macht.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

29. Januar. № 25. 1841.

Die Geschichtschreibung der Reflexion und der philosophische Standpunkt, nachgewiesen an „Bülau's Geschichte des europäischen Staatensystems."

(Schluß.)

Unser Verf. ist nun freilich der Meinung (I. 177), daß sich viel Besseres in dieser Periode in Deutschland hätte entwickeln können, ja er meint, daß das Leben verknöchert sei in den alten Formen. Hiervon ist aber gerade das Gegentheil richtig; niemals gab es ein lebendiger quellendes Leben auf allen Punkten Deutschlands, weil eben alle diese Punkte sich in ihrer Besonderung und Vereinzelung als für sich selbständige und mächtige zu setzen und durchzubilden strebten, und nach dem Untergang der allgemeinen Richtungen des Mittelalters dahin streben mußten. So kämpften Schwaben und Schweizer, Brandenburger und Pommern, Thüringer und Meißner, der rheinische und fränkische Adel gegen die Geistlichkeit ihrer Landschaften. Dazwischen zog sich der allgemeine Kampf der Fürsten gegen den Kaiser, der Landsassen gegen die Fürsten, der Ritter gegen die Bürger, und im Schooße der Städte selbst das Ringen der Zünfte wider die Geschlechter. Aber überall endet der Kampf mit der Bildung und Anerkennung der besonderen Landschaften und Staaten, in denen Lehnsmannen und Städte in Stände verwandelt und die Anfänge der Staatsverwaltung gegründet werden. Allgemeine Aufgaben können allerdings nicht mehr gelöst werden, nach Außen folgt aus dem angegebenen inneren Zustande allerdings die größte Schwäche. Gegen Italien, gegen die Türken ist nichts auszurichten, fruchtlos verhallen die vereinten Mahnungen des Kaisers und des Papstes; die slavischen Reiche Böhmen und Polen, dann Ungarn, welche im elften und zwölften Jahrhundert in gewisser Abhängigkeit von Deutschland standen, dann durch das luxemburgische Haus wenigstens an Deutschland gebunden waren, reißen sich völlig los; Livland und Preußen erliegen den Polen, und die Hanse beginnt ihren Einfluß im Staate zu verlieren. Eben so schwach ist das deutsche Reich in seiner Allgemeinheit gegen den Westen: die altburgundischen Landschaften gehen zum Theil verloren, und Lothringen, Elsaß, Holland, die Schweiz erhalten gegen die aufstrebende Macht des neuen burgundischen Staates keinerlei Hilfe vom Reich.

Diese Lage Deutschlands in seinem Gesammtverhältniß zu den übrigen Staaten ist aber allein aus seinem innern Geist und Leben zu begreifen. Wie die übrigen europäischen Staaten um ihre Anerkennung und Befestigung kämpfen müssen, nachdem die allgemeinen Bestimmungen des Mittelalters erschöpft sind, so hat Deutschland seinem besonderen Principe gemäß diese Kämpfe zum Besten seiner einzelnen Territorien durchzumachen. Von den Kriegen zwischen Frankreich und England ist bereits oben geredet worden, und in dieselbe Periode gehören die Kämpfe zwischen Portugal und Castilien, so wie der Streit der Häuser von Anjou und Aragonien um das italische Erbe der Hohenstaufen, welcher späterhin den gewaltigen Gegensatz der französischen und spanischen Macht ins Leben ruft, von dem die erste Periode der neuen Geschichte erfüllt ist.

Wie Deutschland kann Italien zu keiner Staatseinheit in sich kommen, weil es in seinem Romanismus die Allgemeinheit der Kirche zu vertreten hat. Abgesehen davon, daß auch der geographische Punkt, von welchem allein ein Gesammtstaat für Italien errichtet werden konnte, Rom, bereits das Centrum der Kirche war, hatten die Päpste auch das stärkste Interesse, die Bildung jeder größeren Staatsmacht zu hintertreiben, weil eine solche sie selbst zu Landesbischöfen herabgedrückt und dem allgemeinen Episkopat entzogen hätte. Demselben Streben verdankt der Kirchenstaat seine Entstehung, dessen Existenz nothwendig aus dem Begriffe der katholischen Kirche folgt. Noch schneller als in Frankreich mußte hier die Culmination und nach derselben das Herabsinken des Lehnswesen erfolgen, wo es nicht, wie in Unteritalien, durch Ansiedelung eine neue germanische Verstärkung erhalten hatte; aber bei dem Mangel eines allgemeinen Fürsten treten statt der Territorialherren auf dem Boden des antiken Staates die Städte in die erste Reihe, welche hier am frühesten als Immunität der Immunität aus dem Lehnsverbande hervorgehen müssen. Aber wie vollkommen sie

ſich auch von den Rechten der Lehnsherren befreit, mit welcher Anſtrengung ſie auch die Anſprüche des Kaiſerthums zurückgewieſen hatten, dennoch erzeugt der Kampf der Ariſtokratie und Demokratie im Schooße der Städte ſelbſt die fürſtliche Gewalt als vermittelndes Moment, welche die beſondere ariſtokratiſche Freiheit mit der allgemeinen demokratiſchen zuſammenſchließt. An den Gebieten der Städter hatten die Signoren die Grundlagen ihrer Fürſtenthümer, die ſie mit dem romaniſchen Talent der politiſchen Formation bald in moderne Staaten verwandelten, mit geordneten Finanzen und wohleingerichtetem Verwaltungs- und Militärweſen, denen es an nichts als an ſittlichen Grundlagen gebrach. —

Von der Reformation ſpricht der Verf. nur im Vorübereilen, und iſt weit entfernt, in derſelben den Keim und die Quelle der folgenden Geſchichte anzuerkennen. Und doch beruht die Entwicklung der folgenden Jahrhunderte allein auf dem Zuſammenſchluß der mittelaltrigen in ſich unendlichen Subjectivität mit der Objectivität. Der objective Geiſt der alten Welt trat durch die Herſtellung der freien, nicht mehr bloß kirchlichen Wiſſenſchaft in das Bewußtſein der neuen Zeit ein; auf dem religiöſen Gebiet wird die Aeußerlichkeit der Kirche, das Dogma und der Cultus aufgehoben; aus dem Proceß und der Vermittelung der Subjectivität in ſich ſoll der objective religiöſe Inhalt, wie die Subſtanz aller übrigen geiſtigen Sphären erzeugt werden. Von Deutſchland aber muß die Reformation, als von dem Lande des allgemeinen und freien Geiſtes der neuen Zeit, ausgehen, von den Sachſen, die das germaniſche Weſen am ungetrübteſten bewahrt, die am ſpäteſten mit dem fränkiſchen Reiche in Berührung gekommen, und als die letzten zum Chriſtenthum bekehrt worden ſind. Die romaniſchen Länder können nun die alte Kirche nicht aufgeben, da die Kirche ſelbſt vom römiſchen Reiche ausgegangen iſt, am wenigſten Italien; in Spanien beruht außerdem die objective fürſtliche Gewalt, wie ſie ſich gegen Ende des Mittelalters herausgebildet, auf der Verbindung der kirchlichen Inſtitute mit der Krone; in Frankreich kommt es zu langwierigen Kämpfen, weil hier das germaniſche Moment ſeine Energie bewahrt hat, aber wie in den anderen Gebieten ſiegt der Romanismus, während in England, dem germano-romaniſchen Lande, der Proteſtantismus die Oberhand gewinnen muß, wenn er gleich nicht alle Feſſeln des Katholicismus zu ſprengen vermag. Deutſchland als allgemeines Land, bewahrt neben dem Neuen auch das Alte, und zwar erhält ſich dieſes in den Landſchaften, die ehemals dem römiſchen Reiche unterworfen geweſen und am früheſten mit dem fränkiſchen Reiche in Verbindung getreten ſind. So muß dann auch in Deutſchland die Anerkennung des Proteſtantismus erkämpft werden, welchen die ſkandinaviſchen Staaten, mit der romaniſchen Welt und der Kirche nur in entfernteſter Beziehung, ohne bedeutendes Ringen und Gegenſtreben bei ſich aufnehmen.

Aber auch die katholiſchen Lande können, ſeitdem der Proteſtantismus in die Welt gekommen, jene alte Stellung nicht länger behaupten, ſofern ſie ſich in der nie ruhenden Bewegung des Gegenſatzes in jedem Augenblick auf das neue Bekenntniß bezogen finden. So wird die weitere Entwicklung ihrer Bildung, ja der erneute Aufſchwung des Katholicismus, der in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts erfolgt, weſentlich vom Proteſtantismus influencirt, wie dieſer ſeinerſeits den Katholicismus auf ſeinem eigenen Terrain hat in der ſtarren Orthodoxie, welche der Periode der erſten dogmatiſchen Entwicklung folgt. Wie dann die Kirche nach der Seite ihrer Realität in den proteſtantiſchen Ländern Moment des Staates wird, wie hierdurch der Gegenſatz des Mittelalters ausgelöſcht und das Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat, wie es in der alten Welt geweſen, wieder hergeſtellt iſt, ſo werden auch die katholiſchen Fürſten Herren über die Kirche in ihren Ländern, und die allgemeine Kirche geht in die beſonderen Landeskirchen auseinander. Das Papſtthum darf ſich dieſem Gange der Dinge kaum widerſetzen, wenn es die katholiſchen Fürſten nicht dem Proteſtantismus in die Arme führen will, wie es anderſeits ſelbſt gegen die Gewalt der katholiſchen Fürſten in geiſtlichen Dingen ſowohl, als in rein politiſcher Beziehung, namentlich gegen die Habsburgiſche Macht in Italien, an den Proteſtanten eine Stütze ſucht; Verhältniſſe, welche durch die am Katholicismus haftende Aeußerlichkeit, durch das mit dem Papſtthum verbundene Fürſtenthum unabweislich hervorgerufen wurden. Es wird ſich nicht beſtreiten laſſen, daß dieſe Dinge ſehr weſentlich zur äußeren Politik und zu den Bewegungen des Staatenſyſtems gehören, wonach es denn auch Hrn. Bülau's Aufgabe war, derſelben wenigſtens zu gedenken, beſonders da hierüber in Ranke's Werken, die aber der Verfaſſers ſchwerlich eines Blickes gewürdigt hat, die trefflichſte Belehrung zu gewinnen war.

Es ſoll nun nicht weiter ausgeführt werden, wie Beginn, Fortgang und Ende des großen Kampfes zwiſchen der Habsburgiſchen und franzöſiſchen Macht hätten dargeſtellt werden müſſen; warum der Nachweis hätte geführt werden ſollen, daß von Frankreich, welches in der politiſchen Geſtaltung, in der Erhöhung des Königthums den übrigen Staaten vorausgeeilt war, der Angriff begonnen werden mußte; nur des ſtarken Irrthums will ich erwähnen, deſſen ſich der Verf. ſchuldig macht, wenn er behauptet (I. 292) „Karl's V. Pläne, die mehr Idealiſtik (!) beſäßen, als die früheren Maximilian's, und weniger Naturpoeſie (!), ſeien ohne alle Reſultate geblieben," ein Ausſpruch, der nur durch die oben ſchon beſprochene Ohnmacht, Veränderungen im Staatenſyſteme zu begreifen, herbeigeführt iſt. Karl V. hatte

vielmehr für Spanien ein ganz entſchiedenes Principat begründet. Die Herrſchaft über Italien und durch dieſe auch ein bedeutender Einfluß auf den Papſt war errungen und geſichert, ſelbſt unter Ludwig XIV. konnte Frankreich in Italien nicht wieder feſten Fuß faſſen; Ferdinand war zum König von Böhmen gewählt und hatte Ungarn erobert; England, bis dahin ein unſicherer Bundesgenoß, war durch die Vermählung Philipp's mit Maria auf's Engſte an Spanien geknüpft. In Deutſchland ſcheiterten Karl's Pläne allerdings an dem Princip des religiöſen und politiſchen Lebens, welches hier einmal Wurzel gefaßt. Bei dem Unternehmen des Kurfürſten Moritz, welches den Kaiſer in Beziehung zum Reiche in die frühere Stellung zurückwarf, gingen bekanntlich Metz, Toul und Verdun verloren. Der Verf. bemerkt dabei (I. 270), dieſe Gebiete ſeien „für Frankreich unentbehrlich geweſen," der Grund der Unentbehrlichkeit fehlt aber hier wie überall, wenn man nicht jedem Staate das Recht auf ſämmtliche Grenzlandſchaften des Nachbars ertheilen will. Die Habsburgiſche Macht als ſolche wurde aber weder durch den Erfolg der Proteſtanten, noch durch dieſe Verluſte betroffen, im Gegentheil wurde Heinrich bei St. Quentin geſchlagen, Paul IV. für ſeine Theilnahme an den franzöſiſchen Plänen gezüchtigt, und da um dieſelbe Zeit Frankreich durch die Aufſtände der Reformirten nicht bloß im Kampfe gegen Außen gehemmt wird, ſondern die katholiſche Partei ſogar Spaniens Hilfe nachſuchen und eine ſpaniſche Beſatzung in Paris aufnehmen muß, ſo will Philipp II. nicht bloß, wie Hr. Bülau (I. 360) meint, das Principat in Europa, ſondern hat daſſelbe in Händen, wie es dem alten Principe der neuen Entwicklung gegenüber zunächſt zuſteht.

Grundfalſch iſt die Anſicht (I. 460), der dreißigjährige Krieg ſei von dem Beſtreben, neue Staaten zu bilden, ausgegangen. So abſtracte Reflexionen und Einfälle haben wohl bei Hrn. Bülau, niemals aber in der Geſchichte Einfluß und Bedeutung gehabt. Das anfängliche Unglück der Proteſtanten iſt daher zu erklären, daß es wohl katholiſche, aber erſt dem Namen nach proteſtantiſche Staaten gab, ſowie aus der erwähnten Präponderanz des ſpaniſchen Syſtems. Der Umſchlag erfolgte durch das Hervortreten des Widerſpruches auf der katholiſchen Seite, ſofern es nicht ſowohl der Kaiſer geweſen war, der die proteſtantiſchen Fürſten beſiegt hatte, als der Verein der katholiſchen, weiter dann dadurch, daß es Richelieu gelungen war, nachdem bereits Heinrich IV. Frankreich von Spaniens Vormundſchaft losgeriſſen, den ſpaniſchen Einfluß völlig zu vernichten und ſo ſeinem Lande die alte Stellung gegen die Habsburgiſchen Staaten zurückzugeben. Die eigentliche Entſcheidung aber muß von der proteſtantiſchen Seite ausgehen, und nachdem Englands Hilfe wegen der katholiſchen Tendenzen der Stuarts ſchwach und erfolglos geblieben iſt, Dänemark wegen ſeines im Innern zerrütteten Staatsweſens nichts leiſten kann, wird dieſe von den Schweden gegeben.

Unter der Theilnahme ſämmtlicher europäiſcher Staaten ohne Ausnahme war die Freiheit des proteſtantiſchen Bekenntniſſes und der proteſtantiſchen Länder in Deutſchland beſtritten und erkämpft worden, allerdings auf Koſten des deutſchen Gebiets und der für ſich abgeſchloſſenen Nationalität. Hieraus folgt indeß keineswegs die Nothwendigkeit, welche der Verf. annimmt, daß das Elſaß zu Frankreich gehöre. Confuſer Weiſe erklärt er dies (II. 7) ſogar für Naturgebot, wobei er dann nachzuweiſen hätte, daß die Schwaben am linken Ufer des Oberrheins ihrer Abſtammung und Nationalität nach Franzoſen ſeien. Wenn wir auch die Nothwendigkeit, welche uns das Elſaß damals und ſpäterhin entriſſen hat, ſehr gut einſehen, ſo folgt nun daraus nicht, daß wir dieſes Gebiet für ein gleichgiltiges Glied am Körper des deutſchen Volkes hielten, im Gegentheil haben wir alle Tage Urſache, die dadurch herbeigeführte Schwächung des ſchwäbiſchen Weſens zu beklagen, anderſeits wiſſen wir aber auch ſehr gut, daß, wie der Verluſt durch Zurückbleiben in dem inneren politiſchen Leben Deutſchlands erfolgt iſt, ſo auch der Wiedergewinn nur durch den Fortſchritt der deutſchen Freiheit und des deutſchen Staates vor Frankreich voraus bewerkſtelligt werden kann.

Das nun folgende Principat Frankreichs unter Ludwig XIV. beruht weſentlich auf der Ausbildung des inneren Princips, und bleibt darum natürlich unſerem Verf., der ſich nur mit dem äußeren Staatenſyſtem zu thun machen will, verborgen. Schritt vor Schritt waren alle Schranken der königlichen Gewalt ſeit Philipp Auguſt gefallen, und es ſtand nach Richelieu's und Mazarin's Verwaltung nichts mehr im Wege, daß ſich der König mit dem Staat identificirte und ſo den Abſolutismus zur Erſcheinung brachte. Dies iſt aber nicht die durch die objectiven Staatsinſtitutionen mit der Subſtanz des Staates vermittelte fürſtliche Perſönlichkeit, ſondern die unmittelbare und willkürliche Subjectivität. Dieſes Princip iſt dann wie im Fürſten, ſo auch in der Ariſtokratie und den unteren Ständen vorhanden und die Staatsformen werden als Mittel für den willkürlichen Zweck benutzt, worüber jedoch der formelle Fortſchritt, der durch dieſe Entwicklungsſtufe gemacht wird, keineswegs aus der Acht gelaſſen werden darf. Der Widerſtand gegen die nunmehr im Monarchen concentrirten Staatskräfte Frankreichs knüpft ſich an Oeſtreich, welches durch den dreißigjährigen Krieg, durch die Unterdrückung der religiöſen Freiheit einige Fortſchritte gegen ſeine Stände gemacht hat, aber doch nicht eher mit Erfolg im Weſten widerſtehen kann, bis es die Türken zurückgeſchlagen, bei Gelegenheit dieſes Krieges auch die Oppoſition in Ungarn unterdrückt und wenigſtens einen Mittelpunkt formeller Macht und Allgemeinheit für das Aggregat ſeiner Pro-

vinzen hergeſtellt hat. Die Rettung Europas geht aber weſentlich von den proteſtantiſchen Staaten aus, von dem kräftigen Widerſtande Hollands, von der Wiedergeburt Englands, nachdem dieſes Land die proteſtantiſche Freiheit gegen die Stuarts durch die Revolution und die Erhebung Wilhelm's definitiv durchgeſetzt, endlich von dem neuen proteſtantiſchen Staate Deutſchlands, von Preußen, deſſen Emancipation vom Reichskörper Friedrich I. ausſpricht, indem er ſich die Königskrone ſelbſt auf das Haupt ſetzt. So lange in Deutſchland das Princip der mittelaltrigen Vereinzelung feſtgehalten wurde, während Frankreich in ſeinem Fürſten centraliſirt war, mußte man hier im Nachtheile ſein, bis ſich die particulären Staaten zu beſondern erweitert, bis ſich der katholiſchen gegenüber eine proteſtantiſche Macht gebildet, von welcher der Widerſtand für das in ſich kraftloſe allgemeine Weſen geleiſtet werden konnte. Indem dann die einzelnen deutſchen Staaten, vor allen Preußen, das Princip des Abſolutismus in ſich hinübernehmen, mißlingt Frankreich die Vollendung ſeiner Obmacht, welche es in der Vereinigung mit der ſpaniſchen Monarchie geſucht, und wunderbar genug ſind es die Proteſtanten, welche ihre alten Erbfeinde, Spanien und Oeſtreich, aus allen Kräften gegen die Uebergriffe Frankreichs vertheidigen.

Die weitere Entwicklung hat Frankreich und Preußen zu ihren Vertretern. Nachdem Friedrich Wilhelm und Friedrich I. die abſolute Königsgewalt begründet und Preußen vom Reichskörper emancipirt, macht Friedrich Wilhelm den Fortſchritt zur Organiſation der vernünftigen Bureaukratie, ſo daß für die Beamten der centrale Wille zunächſt formelle Allgemeinheit iſt, neben welcher ihre beſondere Willkür keinen Platz finden kann. Dieſe ſtrenge Ausführung des Allgemeinen findet dann eine weitere Garantie, als die der Controle, an der ſubjectiven Sittlichkeit des Proteſtantismus; ein Moment, welches, den katholiſchen Staaten fehlend, die Verfaſſung derſelben immer in abſtracter Stellung dem Subjecte gegenüber ſtehen laſſen muß. Von Friedrich II., der dann weiter nicht die Unmittelbarkeit des ſubjectiven Willens, ſondern das Wohl des Staates als den wahren Zweck und ſich ſelbſt als Mittel dieſes Zweckes ausgeſprochen hat, wodurch die neue objective Entwicklung des Staatslebens vom Abſolutismus her möglich wird (wenn auch jenes gemeine Beſte erſt rein formelle Objectivität in ſich trägt), der dann mit unſterblichen Ehren den Kampf der Anerkennung des proteſtantiſchen Staats gegen den katholiſchen durchgeſetzt und dieſem die Provinz, in welcher der Proteſtantismus nicht hatte ganz unterdrückt werden können, entriſſen, von dieſem findet unſer Verf., daß „er die tieferen Geſetze des Staatslebens verkannt und unglücklich geweſen ſei in ſeinen Schöpfungen und Eroberungen!“

Es iſt weniger das Intereſſe an den Ausführungen unſeres Werkes geweſen, welches einen von der allgemeinen Entwicklung des Geiſtes ſeit längerer Zeit überwundenen Standpunkt mit leidlicher Conſequenz durchführt, weniger die Abſicht, dem Verf. ſelbſt auf poſitive Weiſe zu zeigen, wie ſeine Aufgabe, wenn ſie den wiſſenſchaftlichen Leiſtungen unſerer Tage entſprechen ſollte, angefaßt werden mußte, als die Macht der Sache ſelbſt und das Beſtreben, weniger beachtete Zuſammenhänge und Entwicklungen der Aufmerkſamkeit zu empfehlen, welche zu den vorſtehenden Erörterungen Veranlaſſung gegeben haben. Für den kritiſchen Geſichtspunkt wird ſich wenigſtens das mit Gewißheit entnehmen laſſen, daß der Verf. auch nicht durch empiriſche Kenntniß oder durch Talent der Auffaſſung und Darſtellung einzelner Punkte zu entſchädigen vermag für den Mangel des allgemeinen Princips, vielmehr dort in noch höherem Grade, als hier, aller Willkür und Confuſion des ungebildeten Raiſonnements verfallen erſcheint.

M. Duncker.

Jean Paul über Arndt.

Audiatur et altera pars. Ueber die Stimme der Gegenwart vergißt der Beſonnene nicht die Erinnerung der Vergangenheit. In das laute Lob der heutigen Stimmangeber tönt aus dem Grabe eines Genius unſeres Volkes das ernſte und ſtrenge Wort über einen gefeierten Mann unſerer Zeit. Jean Paul ſchreibt über Arndt im Leben Fibel's (Jean Paul's Werke Bd. 54) S. 175: „Wie ſchön hätte neuerdings Arndt in ſeinen Briefen an Freunde durch die Frechheit ſeines Urtheils über mich einfließen können, wenn er dem Mangel an Wahrheit und Verſtand, woran das gute Urtheil leidet, durch ein reiches Werk, worein ers geſteckt hätte, in etwas abgeholfen hätte. Aber er wollt' es nicht recht, ſondern ſchrieb ein leeres Buch, worin freilich ſein Urtheil, und wäre es noch zehn Mal frecher geweſen, für keine zwei Pfennige werthe Beſſerung auf mich wirken konnte. Den Schaden hab' ich allein, weil dadurch meine Verſtockung wächſt. Sonſt iſt das Werk als eine generatio aequivoca der früheren Schlegel'ſchen Dichter-Infuſion gut genug und der Zeit angemeſſen, in welcher man höheren Orts Kraft ungern ſieht. Es that ſich nämlich eine Geſellſchaft ſchwächlicher Egoiſten oder guter Maul-Rieſen (nach Art der Maul-Chriſten) auf dem Druckpapier zuſammen, welche die Thränen der Empfindſamkeit auszurotten ſuchte und welche ſagte, man ſolle mehr von Kraft reden. Es kann aber allen Miniſtern nicht oft genug bewieſen werden, daß dieſe ſcheinbar verdächtigen Kraft-Menſchen ihren Namen ſo wie die Butterblumen führen, aus welchen niemals Butter wird (denn die Kühe freſſen ſie nicht), und die man nur der gelben Farbe wegen ſo tauft; es ſind gute, thatenreine Seelen, welche, ſo wie man nach Martial, Lipſius und Bayle ſehr wohl unzüchtig ſchreiben kann, ohne im Geringſten ſo zu leben, mit ähnlicher Unſchuld die Kraft-Sprache ohne ſchädlichen Einfluß ins Leben reden, wie Briten die franzöſiſche ohne franzöſiſche Geſinnung. Freilich ſieht ſich zuletzt Mancher für ein Donnerpferd an, der nur ein Donnereſel iſt. Auch der gute Arndt findet beinahe Alles um ſich her klein und gemein, wenn er es mit ſeinem großen Leben vergleicht. Dieſes beſteht ſeinem Buche zufolge jetzt darin, daß er ſich ſeiner Jugendzeiten erinnert, in welchen er ſich große Ritter- und Römerzeiten erinnerte, wenn er die halbe Nacht in den Rheingegenden und in Italien mit guten Freunden ſpazieren gegangen und getrunken!“ —

Der gute Jean Paul, wie manierirt er ironiſirt! Freilich er hat was von Arndt in dieſem Punkt und Arndt etwas von ihm; nichts Ironiſches mein' ich, aber etwas Sprachwidriges, Gehacktes und Ungelenkes; aber trotz dem und trotz ſeiner verletzten Eitelkeit kritiſirt er nicht ungeſchickt. Die Leerheit, an welcher Arndt auch in ſeinen neueſten Erinnerungen laborirt, und dieſe ewige Erinnerung, vor der es zu keiner Gegenwart kommt, fällt einem ſchwer auf die Seele, obgleich Arndt jetzt um 20 Jahre mehr Recht zur Erinnerung hat, als damals. Nur eine Frage der Curioſität: Was würde Jean Paul dazu ſagen, wenn er es erlebt hätte, daß aus den altdeutſchen Butterblumen gegenwärtig dennoch gegen Naturgeſchichte und Begriff Butter gewonnen werden ſoll? Wenn wir eine Conjectur wagen dürfen: liegt es nach dem Obigen nicht ſehr nahe, daß er auch heute noch an jener Kraft ſowohl, als an der Butter, ihrem Gleichniß, würde gezweifelt haben?

Rtg. in Berlin.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

101

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

30. Januar. № 26. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Die theologische Facultät.

Bei der Gründung der Universität in jener denkwürdigen Zeit, als der preußische Staat unter der Ungunst äußerer Verhältnisse seufzend, alles Heil der Zukunft in innerlicher Kräftigung und Befreiung von veralteten Formen zu suchen sich genöthigt sah, — damals vertraute man den Männern der Zukunft, man warf sich der Philosophie und ihrem kühnsten Idealismus, der Theologie und ihrer schärfsten Kritik hingebend in die Arme. Dies war ein glorreicher Act des Protestantismus, und der damalige Umschwung zum neuen Leben kommt auch dem heutigen Berlin noch zu Gute; er ist der Halt seines Ruhmes, der Kern, aus dem eine neue Zukunft wachsen wird, wie er von Anfang an die Macht war, mit der die neue Universität alle anderen altberühmten und sicher gegründeten überflügelte. Vor Allem kam es damals also darauf an, in derjenigen Facultät, welche die unmittelbarste Erinnerung einer reformatorischen Mission haben mußte, die rechte Wahl zu treffen. Und es gelang. Für die Theologie wurden Männer berufen, welche den Grund zu einer neuen Aera in derselben gelegt, welche die Wissenschaft in eine ganz andere, frische, lebensvollere Form gegossen haben. Die beiden Richtungen freilich, welche damals in der Theologie das große Wort hatten, und sich bitter bekämpften, der alte leere Rationalismus und ihm gegenüber der träge, bornirte Supranaturalismus wurden in ihrer Einseitigkeit beide von Anfang an ausgeschlossen, um das Leben der Theologie auf einer neuen Basis Kant-Fichte'scher Anregung und ihrer Consequenzen neu zu beginnen. — Schleiermacher, Marheineke, de Wette, Neander nämlich, welche kurz nacheinander auftraten und zuerst eine Reihe von Jahren zusammen in Berlin wirkten, wird Niemand einer Partei jenes alten Gegensatzes zuertheilen können. Vielmehr hatten die genannten Männer, wie verschieden auch sonst immer ihre Standpunkte auseinander liegen mochten, das mit einander gemein, daß sie weder, gleich den alten Rationalisten, sich gegen den in Bibel und Kirche gegebenen Inhalt nur negativ und äußerlich kritisch verhaltend, das unbetheiligte Räsonnement des gesunden Menschenverstandes geltend machten, noch, wie die Supranaturalisten der blinden Vernunft zumutheten, der überlieferten Offenbarung, eben weil sie überliefert ist und in dieser Form eines fremden Gegebenen, als göttlicher Wahrheit sich hinzugeben, wobei der Vernunft nur das Amt des beaufsichtigenden Ordnens bleibe. Waren die genannten Männer damals, als der Ruf sie traf, zum Theil auch noch in jüngerem Alter, und hatten sie ihre gelehrte Laufbahn nicht lange vorher begonnen, so hatten sie doch sämmtlich durch schriftstellerische Werke genugsam gezeigt, daß sie den Standpunkt, auf welchem diese Gegensätze auftreten können, hinter sich hatten. Wurzelnd in dem modernen Geiste, dem Geiste der freien, unendlichen Persönlichkeit, wie sie Kant und Fichte zu tief eingeprägt haben, als daß diese Errungenschaft Beider je wieder verloren gehen könnte, erkannte Jeder die beiden Seiten des großen dialektischen Kampfes, die subjective Vernunft mit ihrer Gewißheit und die Ueberlieferung mit ihrer objectiven Wahrheit in ihrer Berechtigung an, und nur der verschiedene Weg, den Jeder einschlug, um diese Dialektik auszugleichen, begründete ihre Verschiedenheit, die für sie jedoch oft bis zum Gegensatze fortging. Die fernere Entwicklung und Ausbildung dieser ihrer Grundanschauung nun fällt in ihren Aufenthalt zu Berlin, und je reicher dieselbe war, je tiefer sie bis ins Herz der Wissenschaft eindrang, um so mehr wuchs denn auch der Ruhm der Facultät und immer größer wurde die Zahl der Wißbegierigen, welche von nah und fern hinströmten, um solche Männer zu hören und von ihnen zu lernen. Es werden sich nicht Viele finden, auch unter denen, welche jetzt selbst bereits einen ruhmvollen Namen in der Theologie erworben haben, die nicht entweder den Grund zu ihrem weiteren Fortbau in Berlin gelegt haben, oder es doch für nöthig hielten, um ganz in die Wissenschaft eingeweiht zu werden, auch diese Pflanzschule des theologischen Geistes zu besuchen. Und es steht fest, ohne Schleiermacher, Marheineke, de Wette und Neander zu kennen und gründlich zu kennen, ist die Entwicklung so wenig, als der jetzige Zustand der modernen

Theologie zu begreifen, da faſt alle Richtungen und Gegenſätze, die ſich jetzt auf theologiſchem Kampfplatze einander gegenüberſtehen, bei ihnen ihren Ausgangspunkt nahmen. Mit einem Worte, eine theologiſche Facultät, wie ſie Berlin im zweiten Decennium dieſes Jahrhunderts beſaß, wird immer zu den Seltenheiten gehören. Was das Verhältniß zu den Zuhörern betrifft, ſo hatten Schleiermacher und de Wette entſchieden das Uebergewicht, und der Grund dafür liegt gewiß nicht bloß darin, daß Beide faſt das ganze Feld der Theologie mit ihrer Thätigkeit umſpannten, ſondern auch wohl in der größeren Beweglichkeit ihres Geiſtes, Marheineke und Neander gegenüber.

Doch ſollte dieſe Vereinigung der Koryphäen der neueren Theologie nicht lange ungeſtört bleiben. Schleiermacher und de Wette hatten eben noch Zeit, im Verein mit Lücke, deſſen Wirkſamkeit in Berlin aber nur kurz und vorübergehend war, die theologiſche Zeitſchrift zu ſtiften, als der erſte bedeutende Schlag die Univerſität traf, indem de Wette bei der bekannten Veranlaſſung Berlin verließ. Seine Lücke wurde zwar, namentlich was die Exegeſe des A. T. anbetrifft, durch den gelehrten und in Anſehung ſeiner freien Forſchungen höchſt achtungswerthen Blank auszufüllen geſucht, und auch der Umſtand, daß Neander's Zuhörerſchaar von nun an um mehr als die Hälfte wuchs, konnte an ſich keinen Nachtheil bringen, wiewohl eben bei ihm an den Schüler ſich die Forderung ſtellt, vorzuſchreiten, damit man nicht, wie's Manchem ergangen iſt, in die breiten Arme der Orthodoxie zurückfalle, — aber die Zeiten hatten ſich inzwiſchen geändert. Die retrograde Bewegung, welche, die Abſpannung nach der großen Anſtrengung, faſt in allen Sphären des Staates und der Wiſſenſchaft eingetreten war, konnte auch auf theologiſchem Gebiete ihren Einfluß nicht verfehlen. So konnte es geſchehen, daß Tholuck, der um dieſe Zeit auftrat, von vielen Seiten beifällig begrüßt und bald von Allen denen, welchen unter dem neuen Himmel bange zu werden anfing, welche das Schweigen in frommen, religiöſen Gefühlen einer klar bewußten Frömmigkeit vorzogen, als Held der neuen Frömmigkeit geprieſen wurde. Er iſt wohl eigentlich als derjenige zu betrachten, welcher das Panier derſelben in der Theologie zu Berlin aufgepflanzt und dem, welcher nach ihm kam, die Pfade geebnet hat. Ohne ihn und ſeine vorbereitende Wirkſamkeit wäre das kühne Wagniß, mit der gottverlaſſenen Gegenwart ganz brechen zu wollen und ſie keck als Kind des Belial auszuſchreien, wie es Hengſtenberg, welcher kurz zuvor auftrat, ehe es für nöthig erachtet wurde, Tholuck nach Halle zu ſchicken, von Anfang an unternahm, gewiß beim erſten Anlaufe geſcheitert. Tholuck hat es doch nicht im Sinne, wie groß auch ſeine Frömmigkeit ſei, die moderne Bildung in Kunſt und Wiſſenſchaft, das Erbtheil der Heroen unſerer Zeit, ganz und gar aufzuopfern, wenn er ſie auch in ein religiöſes Gewand zu kleiden weiß, und ſein pietiſtiſch-myſtiſches Moment giebt ihm inneren Gehalt; aber könnte es möglich ſein, daß Aeußerungen, wie z. B.: es ſei vor Allem einem jungen Theologen nicht gut, die gottloſen claſſiſchen Schriftſteller ſeit Mitte des vorigen Jahrhunderts zu leſen, von unſern Ohren geduldig ertragen würden, wenn wir nicht allmälig durch gefälligere Worte gewöhnt wären, alles Hohe und Schöne mit dem Maßſtabe beſchränkten Buchſtabenglaubens gemeſſen zu ſehen? Allerdings war der Zulauf zu Hengſtenberg im Anfange keineswegs groß; wie konnte auch neben dem Rieſen Schleiermacher, welcher durch Originalität der Gedanken und unwiderſtehliche Dialektik die Geiſter an ſich feſſelte, ein ſo verkehrtes Treiben in weiterem Umfange ſich geltend machen. Mochten Schleiermacher's Schüler, namentlich die, welche mehr dem ſanfteren Neander zugewandt waren, oft auch unwillig werden, wenn er in der Exegeſe etwa den Matthäus vor ihren Augen zerpflückte, — der Abſtand zu Hengſtenberg war doch zu groß, als daß, ſo lange Schleiermacher lebte, nicht die bei weitem größere Mehrzahl bei ihm blieb. Aber eines leiſen Zurückgehens und vielleicht unbewußten Anlehnens an die Orthodoxie und Kirche konnten ſich doch auch Andere nicht erwehren, und wie es eigentlich gemeint war, zeigt das beiſpiellos ſchnelle Avancement Hengſtenberg's. Das bewog denn auch Schleiermacher, hin und wieder ſeine warnende Stimme gegen dieſes einreißende Unweſen abzugeben, wiewohl er ſelbſt es für wunderlich erklärte, damit auf die Mitwelt einwirken zu wollen, und, wenn er von den drohenden Kämpfen der kommenden Tage in der Theologie ſprach, an ganz andere Dinge dachte. Es geſchah gewiß nicht mit ſeinem Willen, als Blank nach Bonn abging, und er ſo auch dieſen Genoſſen verlor. Wenige Jahre darauf, als er noch in Benary und Vatke, welche Beide mit Beifall auftraten, neue Mitkämpfer im Reiche freier Wiſſenſchaft hatte erſtehen ſehen, vollendete er, der Erſte von denen, welchen Berlin ſeinen großen Ruhm auch in der Theologie verdankt. An ſeine Stelle wurde als ſein Schüler, auf Betrieb Neander's, Tweſten berufen, welcher Schleiermacher's Genius der Univerſität zu erſetzen, gewiß ſelbſt nicht den Anſpruch macht.

Wenn ſo die theologiſche Facultät Berlins im Laufe der Zeit ein ziemlich verändertes Anſehen erhalten hat, und gewiß Jeder zugeben muß, daß namentlich Schleiermacher und de Wette in ihrem ganzen, vollen Werthe noch nicht wieder erſetzt ſind, ſo finden ſich doch neben der von der Wiſſenſchaft und dem urſprünglichen Geiſte der Univerſität abgefallenen, jetzt freilich dominirenden Richtung immer noch ſo reſpectable Kräfte vereinigt, daß eine ſorgfältige Pflege der wiſſenſchaftlichen Seite den gänzlichen Sturz in den Obſcurantismus zur Zeit wohl noch verhindern könnte. Die bedeutendſten Richtungen ſind durch gewichtige Perſönlichkeiten vertreten, und der junge Theolog, welcher ſich

von allen in Berlin lehrenden Männern anregen läßt, welcher nicht von vornherein einſeitig den einen oder andern Docenten verwirft, ſondern jeden in dem, was er iſt und will, zu begreifen ſucht, wird inne werden, daß Berlin noch immer diejenige Univerſität iſt, welche dem Theologie Studirenden vorzugsweiſe den Weg zur concreten Wahrheit und in ſich erfüllten Einheit der theologiſchen Wiſſenſchaft zeigen kann. Wenn er genöthigt iſt, die ihm entgegen gebrachten Richtungen in eine innere, von ſeinem individuellen Geiſte umſpannte Dialektik ausbrechen zu laſſen, ſo iſt auch dafür geſorgt, daß er dieſem Kampfe nicht zum Opfer falle, indem die beruhigte und in ſich verſöhnte Theologie ihm gleichfalls in bedeutenden Vertretern entgegen kommt. Allein das ſchon iſt ein unterſcheidendes Merkmal der berliner Theologie Studirenden, daß ſich mehr als auf jeder andern Univerſität alsbald auch unter den Studenten dieſelben Gegenſätze bilden, welche zwiſchen den Docenten obwalten. Dieſe Sectirerei iſt unter den Theologen ſo eingeriſſen, daß faſt jeder Docent eine ziemlich von allen andern geſchiedene Zuhörerſchaar hat, die, je mehr er ſelbſt von ſeinen Collegen abweicht, um ſo ſicherer dann nur in ſeinen Collegien zu finden iſt. Gegenſeitige Gäſte laſſen ſich ſelten blicken. Der Sinn dieſes Phänomens iſt der, daß die Praxis im Gefühl ihrer Ohnmacht die Wiſſenſchaft zurückſtößt, und die Wiſſenſchaft ihrerſeits eine Praxis ohne die Weihe ihrer Bildung verachtet. Dieſen Bruch zu heilen, iſt eine Aufgabe der höchſten und gebildeten Praxis, — es iſt überhaupt die Aufgabe der gegenwärtigen Staatskunſt.

(Fortſetzung folgt.)

Maſter Humphrey's Wanduhr. Humoriſtiſches Lebensgemälde von Boz. Aus dem Engliſchen von E. A. Moriarty; mit Federzeichnungen von Cattermole und Browne. Leipzig 1840. Verlag von J. J. Weber.

Charles Dickens heiteres und freies Geſicht bildet das Titelkupfer dieſer Ausgabe, und der Ueberſetzer giebt uns aus dem Leben des jungen Schriftſtellers, der ſich unter dem Namen Boz in ſo kurzer Zeit ſo viele Freunde erworben hat, einige ſehr ſchätzbare Aufklärungen. Das Bild gewinnt uns mehr, als ſonſt die Phyſiognomieen der Engländer es pflegen, und ohne dieſe Nachrichten würde die ganze Erſcheinung, vornehmlich aber das vorliegende Buch viel unverſtändlicher und fremder bleiben. Wenn wir auch wüßten, die Engländer haben dieſen Humor und dieſe treue Darſtellung der lebendigen Wirklichkeit in der Art, ſo fehlten uns ohne eine nähere perſönliche Kenntniß doch immer die Acten und Belege zu unſerer Anſicht. Charles Dickens oder Boz, der ſich zuerſt mit ſeinen Pickwick-papers im In- und Auslande berühmt machte, ſtammt durchaus von der politiſchen und bürgerlichen Praxis ſeines Landes her. Er diente anfänglich, um ſeinen Unterhalt zu finden, einem Attorney, ſtudirte dann allerdings einige Jahre die vaterländiſche Litteratur, gewann vornehmlich die Humoriſten und unter ihnen Sterne lieb, bildete ſich aber nebenbei zum Stenographen und kam ſehr bald durch das Geſchäft eines Berichterſtatters der Gerichtshöfe wieder recht in das innerſte Getreide des praktiſchen Lebens hinein. Seine Geſchicklichkeit in dieſem Fach machte die Journaliſten aufmerkſam; er wurde nun veranlaßt zu ſchreiben, und lieferte zuerſt für das Morning Chronicle kleine humoriſtiſche Skizzen aus dem londoner Volksleben, womit er ſich ſeinem bisherigen Geſchäft, der Auffaſſung und Darſtellung lebendiger Vorgänge, nur mit den hinzutretenden Intentionen humoriſtiſcher Bildung und Idealität vollkommen anſchloß. Dieſe Genrebilder, vereinigt unter dem Titel Sketches of London und begleitet von Federzeichnungen deſſelben Cruikſhank, der auch die Pickwickier ſo vortrefflich illuſtrirt hat, führten ihn bei ſeinen Landsleuten als ſelbſtändigen Autor ein, erwarben ihm vielen Beifall und munterten ihn zu weiteren Verſuchen auf. Seit den Pickwickiern ſind nun bereits vier Werke von ihm erſchienen: Memoires of Clown Grimaldi (1837), mit dem Hintergrunde des Theaterlebens, Oliver Twist, or the parish boy's progress, reich an effectvollen Schilderein aus dem niedern Volksleben und den Gerichten, Nicholas Nickleby, welcher nach der Mittheilung des Biographen ſich ſo ſehr auf wirkliche Vorfälle ſtützt, daß Boz von einem der Betroffenen gerichtlich belangt wurde; endlich Maſter Humphrey's Wanduhr, worin er aufs Entſchiedenſte an die Manier der Pickwickier wieder anknüpft und ſich eine Form gewählt hat, die uns ſyſtematiſche Deutſche durch ihre gänzliche Zufälligkeit in Verlegenheit ſetzt. Schon die Pickwickier fuhren ohne Plan und Ziel, ohne Einheit und künſtleriſche Abrundung umher, wie eine Schwärmergarbe beim Feuerwerk; um ſo mehr vielleicht hatten ſie gefallen; die Charaktere und die Scenen waren ſprüchwörtlich geworden, man kannte dieſe Menſchen von Jugend auf, man erinnerte ſich nur an ſie, an Pickwick, an Samm und an den alten Weller; es lag ſehr nahe, daß dieſe Form und dieſes Genre der eigentliche glückliche Fund ſeien. So finden wir denn hier in dem Maſter Humphrey abſichtlich eingeleitet, was in den Pickwickiern mehr aus Zufall und Laune, wenn auch vielleicht nicht ohne Einfluß der Sterne'ſchen Marotten, wie ſie den Triſtram Shandy zuſammenwürfeln, entſprungen war. Es iſt an keine Einheit der Fabel, an keine regelmäßige Geſchichte, an keine Aufnahme aller Fäden des anfänglichen Einſchlags bei der Vollendung, an kein geſchloſſenes Kunſtwerk zu denken, ſondern nur an die humoriſtiſche Rumpelkammer, welche auf dem Umſchlage des Buches genial genug als die zauberiſche Wanduhr, aus der alles Mögliche hervorpurzelt, abgebildet und veranſchaulicht iſt. Dieſe Methode des abſoluten Durcheinanderfahrens und des Unſinns an allen Enden liegt dem Engländer viel näher als uns. Alt-England iſt in der That nichts Anderes, als eine ſolche wunderbare alte Rumpelkammer und die moderne Bildung, die darin ſteckt, der Humor davon. Welch ein moderner Mann iſt z. B. dieſer Lord Brougham, und wie muß er ſich vorgekommen ſein unter der uralten Alongeperrücke des Wollſacks? Die ganze Conſtitution, die Hochkirche, die Lords, die Gemeinen, die Geſetze, die City, die Zünfte — kurz Alles hat entſchieden den Charakter eines Gerümpels, das längſt hätte ins Feuer geworfen werden müſſen, aus Marotte aber von dem alten reichen Herrn mit enormem Aufwande nun gerade der Welt zum Trotz erhalten wird. Das Bewußtſein der Confuſion und der Liebe quand même — was iſt das anders, als der Humor? Doch wollen wir nicht hinzuſetzen: und darum ſind die Engländer ſo ſtark darin;

man würde denken, dies wäre eine Construction aus gegebenen Bauklötzchen; aber wir geben es einem Jeden zu bedenken. Allerdings hat die Willkür und die Confusion, das unangemessene Leben, die capricirte Form eine Beziehung zum Humor; daher der Humor der katholischen Pfaffen und der Sklaven, der Witz und die Scherzhaftigkeit mancher Pietisten und hochgestellter, nur aus Politik „christlicher" Männer unserer Gesellschaft, und je weiter wir in den altenglischen Unsinn hineinkämen, desto mehr Aussicht auf große Humoristen wäre uns gegeben: Jean Paul's Nachfolger hätten den Zettelkasten dann nicht mehr nöthig, sie könnten aus der Staatsrumpelkammer, wo sie wollten, die herrlichsten Griffe thun. Sterne repräsentirt Altengland prächtig, er ist aus lauter Marotten zusammengesetzt, er legt den Spaß eben in die Marotte eines Jeden, in das Steckenpferd, das der Mensch seinem Alter und seiner Einsicht zum Trotz reitet; dies klingt seltsam; aber ist die Marotte, mit Bewußtsein erereirt, nicht selbst ein haut-goût im Amüsement? und wenn Sterne die Marotten so geflissentlich ausbeutet, ist er darum weniger ein ächter Sohn Altenglands, und muß man nicht am Ende nothgedrungen diesen letzten Schritt bis hart an die Grenze des Spleens thun, wenn man sich der ganzen Consequenz des humoristischen Kitzels überläßt? Boz giebt sich entschieden diesem Zuge hin, und nicht nur die grandiose Planlosigkeit des Master Humphrey, auch das Einzelne der Charaktere, ihre schroffe und carikirte Eigenthümlichkeit, die Eremiten-, die Zwergs-, die Gassenbuben-Natur, das halbwachsene Wesen, die Wanduhrecke, das Raritätencabinet, die Werfte und Herren Quilps Comptoir — Alles dies ist eine so marottenhafte und capriciöse Wirklichkeit, daß sie dem deutschen Leser fast zu piquant vorkommt. Auch das Einzelnste entspricht dem Charakter des großen Chaos, aus dem es auftaucht, und man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß überall einigermaßen auf den Effect der Sonderbarkeit, des Abenteuerlichen speculirt sein möchte. Dennoch behauptet diese Sonderbarkeit einen höheren Charakter, die Geschichte (wo es nämlich dazu kommt) spannt, die Schilderung erreicht die höchste Energie, — zwei Eigenschaften, die diesseit des Canals wiederum, ebenso wie der Humor, viel seltner sind, als jenseits, — und es liegt auf dem Ganzen ein Hauch und Duft von Liebenswürdigkeit, von Liebe zur Sache im Autor und von Gemüth in der Geschichte, daß man sich unendlich gefesselt fühlt. Wollte einer vornehme Phänomenologie mit allen diesen Dingen treiben, so würde er sagen: wir haben hier zuerst den Humor und die Engländer, sodann: das Leben und die Schilderung, und endlich: die Praxis und den Humor; aber wir lassen das bei Seite und erklären uns die Virtuosität der Schilderung, die uns bei den Engländern überall mit solchem Zauber entgegentritt, aus ihrer Lebensschule, daß sie zunächst ein sehr markirtes, marottenvolles und sodann ein überall öffentliches und zugängliches Leben zur Beobachtung vor sich haben, daß aber auch wegen des großartigen politischen Inhaltes an Charakteren und Vorfällen dies Leben der Beobachtung werth ist. — Dies würde indessen Alles noch nicht ausreichen, um die Virtuosen der Darstellung zu erzeugen; es gehört dazu auch das Interesse der schriftstellerischen Reproduction, dieser zweiten Oeffentlichkeit, in der jene erste, local beschränkte Oeffentlichkeit der Gerichte, der Parlamente und der großen Handelswelt erst zum eigentlichen Genuß für Jedermann zubereitet wird. Der Stenograph erlebt den Vorfall, die Rede, die Debatte, die Gerichtsverhandlung; dies Leben ist das Interesse Aller, und es wird daher durch seine Kunst der beschränkten Localität entrissen und in den Journalen der ganzen Nation vor Augen gestellt. Die Mittheilung und Berichterstattung ist hier zu Lande ein legitimes hochwichtiges Amt, und was bei uns eben so interessant passirt, aber für ein verbotenes Interesse gilt und in den abscheulichen Actenkammern unserer Clausuren vergraben bleibt, das ist dort unmittelbar bestimmt, zur allerallgemeinsten Kenntnißnahme zugerichtet und in einer zweiten, der litterarischen Oeffentlichkeit Allen vorgeführt zu werden. Diese Richtung des Lebens, diese Vernunft des Landes, die Alles vernehmen will, was den Staat und seine Bewegung betrifft, wirft die Kraft vieler Menschen auf ein Geschäft, welches uns nicht einmal dem Namen nach bekannt ist. Die Darstellung des Lebens wird eine politische Aufgabe, und so ist die Kunst der Schilderung selbst ein Theil des englischen Staatslebens. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn nun so häufig diese gebundene und an das Leben gewiesene Kunst in eine freie poetische ausschlägt, die, wohl wissend, was sie jenem Leben, jener Praxis, ihrer Mutter, verdankt, unverwandten Auges nach ihr zurückschaut, in ihrer Erinnerung wohl Vieles verklärt und schöner bildet, nie aber sich gänzlich von ihrem mütterlichen Boden losreißt.

Soll die Darstellung nun aber wirklich Kunst werden und über die gemeine Geschicklichkeit des Berichterstatters hinausgehen, so ist ihr ein ideales Element vonnöthen, zu allererst ein kritisches freies Verhalten des Erzählers oder der bildlichen Darstellung. Die Aufnahme der gemeinen Wirklichkeit in die Idealität des freien Selbstbewußtseins, — das ist der erste Anlaß zum Humor. Die Praxis mit all' ihrem Rococo, das Leben mit seinen Nöthen und Schiefheiten recht energisch zu erblicken, recht mit vollem Bewußtsein auf dem Halse zu haben und nicht selbst jeden Augenblick darüber hinaus zu können, das wäre unerträglich; so wird gerade der Engländer, weil er so viel Bewußtsein über seine Zustände erwerben muß, nothwendig zur Kritik, zum Witz und zur Caricatur getrieben. Die unerschöpfliche Quelle der Caricaturen und die unerschöpfliche Lust des Volks an ihnen ist in England keineswegs zufällig; Beides entspringt nothwendig aus ihrer Praxis, und Beides wird zum Humor, indem sie sich trotz aller Caricatur an dieser Praxis und an dem inneren Kerne Altenglands nicht irre machen lassen, im Gegentheil, gleich einem Vater, der sein verwachsenes Kind vorzieht, ihre Liebe darum nur noch verstärken. Der Egoismus des Handels und der Handelspolitik, die hartnäckige Unterthänigkeit unter die Gewohnheit und unter das Hergebrachte macht uns dieses Volk verhaßt; überall, wo wir ihm begegnen, ärgern wir uns an ihm; diese Noth der unmittelbaren Wirklichkeit muß jede edlere Natur unter ihnen fühlen, und ist dies Gefühl dann nicht sogleich das Bedürfniß der Idealisirung ihrer Welt und ihres Lebens? Erscheint uns daher ihre Litteratur nicht ebenso anziehend, als sie selbst, wie sie unmittelbar sind und auftreten, abstoßend und widerwärtig? In einem Lande, wo Alles so vollkommen in die Noth der Praxis aufgeht, wie in England, muß nothwendig eine zweite, ganz gesonderte Welt des Herzens, der Ideale, des Sentiments, der kritischen Erhebung über jene Misere, in die ihr Leben so festgerannt ist, sich ausbilden. An diesem Dualismus leidet die Nation, wie an ihm das Mittelalter litt, denn sie leidet selbst noch am Mittelalter, das sie überall hinter sich verschleppt. Eine solche Versöhnung des Lebens und des Geistes, eine so durchgebildete und eingelebte Reformation, wie wir dieselbe an der Philosophie und freien Wissenschaft besitzen, geht einer Nation ab, welcher ein „philosophisches Institut" nichts Anderes bedeutet, als höchstens eine Gasfabrik. Ihr ist vorzugsweise die schöne Litteratur das Reich jener Welt, das bessere Jenseits, und der Humor darin entspricht vollkommen den Narrenfesten des Mittelalters und dem Carnavalsübermuth der Katholiken, den Saturnalien und den besonderen Veranstaltungen, in denen der Mensch einmal das Werkeltagskleid und die Zwangsjacke der gemeinen sklavischen Wirklichkeit ausziehen darf. Oder, um nicht zu weit zu gehen, der Humor ist dem Sonntag entsprechend, der eigens festgesetzt werden mußte zu einem menschlichen Dasein, zu einer Lüftung des irdischen Joches, das sechs Tage lang auf dem Menschen lastet, der in seiner Arbeit nicht seinen Genuß, in seinem Leben und Thun nicht seinen Gottesdienst findet. Das ist die Praxis und der Humor, — eine Welt des Dualismus, — eine unvollkommene Versöhnung, aber süß in der That, wie der Sonntag süß ist, wo der mühselige Mensch es um so stärker fühlt, daß er nun zur Abwechslung sich selbst, dem Genius, dem Göttlichen in sich leben dürfe, wie es Sokrates süß fand, die Stelle seines Fußes zu reiben, wo die Fessel gesessen hatte, und daran seinen Freunden zeigte, wie sich alle Lust aus dem Schmerz erzeuge.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

1. Februar. № 27. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Indem wir nun dazu kommen, die einzelnen Männer zu betrachten, könnte es überflüssig erscheinen, über ihren wissenschaftlichen Standpunkt Worte zu machen, da sie Alle ja durch Schriften der gelehrten Welt hinlänglich bekannt sind; allein ein anschauliches Bild ihres Wirkens kann uns nur dann entstehen, wenn wir wenigstens auf die Grundansichten der Einzelnen eingehen.

Wir sehen zunächst diejenige Richtung des religiösen und theologischen Geistes großartig auftreten, welche sich durch den Erfolg als die Mutter der wahren freien Geisteskinder der heutigen Zeit bewährt hat, die Richtung, in der allerdings die Elemente alle, welche der unendliche, wahrhaft sittliche und religiöse Geist umschließt, aber freilich mehr nur als Elemente sich geborgen zeigen. Neander ist sicherlich ein Mann, in welchem der tiefe, gehaltvolle Geist der neuen Theologie sich ein Dasein zu geben, so zu sagen, versucht hat, zur vollen Wirklichkeit aber noch nicht gekommen ist. Neander hält an den unendlich tiefen, ewigen Wahrheiten der christlichen Religion fest, wie es dem modernen Theologen gebührt, welcher auf den Schultern der als ungenügend erkannten einseitig rationalistischen und supranaturalistischen Lehren steht. Er umfaßt jene Wahrheiten aber auch mit Herz und Gemüth. Er glaubt sie, nicht weil sie von Außen gegeben sind, sondern weil sie innerlich sich ihm kräftig und mächtig beweisen, und so ist er uns zugleich eine Bürgschaft für die unendliche Freiheit des Subjects. Aber weder die Objectivität noch die Subjectivität ist bei ihm zu ihrem vollen, ungeschmälerten Rechte gekommen, und daher das richtige Verhältniß beider in Wahrheit nur angedeutet. Neander ist zu schnell von der herrlichen, reichen Welt des Geistes, welche das urchristliche Selbstbewußtsein herausgearbeitet hat, in seinem Gemüthe und Herzen ergriffen worden, als daß bei ihm die Freiheit der unendlichen Persönlichkeit hätte zur vollen Durchbildung im Gedanken kommen können. Er ist nicht wissend genug, um völlig frei zu sein. Sein Verhältniß zum Glaubensinhalt wird wieder ein unmittelbares, und eben weil es so noch wahrhafter Glaube ist, sind auch die vielen verständigen Elemente, welche der modernen Geisteswelt angehören, mit den ihm gegebenen und gläubig von ihm angenommenen christlichen Vorstellungen so zur Einheit, durch welche sich überdies ein leiser mystischer Hauch hinzieht, zusammengeschmolzen, daß er selbst nun der vollen Ueberzeugung ist, nur den reinen, christlichen Glauben zu bekennen. Dieser sein christlicher und theologischer Standpunkt ist ihm gleich so fest geworden, daß er denselben zu ändern, nicht einmal schwankend darauf zu werden, nie getrieben sein konnte. Seine Entwicklung ist nur eine befriedigende Ausbreitung auf demselben ebenen und gleichen Boden gewesen. Er hat sich tiefer und tiefer in den Inhalt der heiligen Schrift hineingelebt, durch die vieljährige, eifrige Beschäftigung auch mit allen Einzelheiten und Details, welche das große Gebiet der Wirklichkeit der christlichen Religion in der heiligen Schrift und Kirchengeschichte darbietet, und er hat überall das Bild wiederzuschauen sich gewöhnt, was zuerst ihn mit Freude, Friede und Seligkeit erfüllte.

Halten wir nun gegen diesen Standpunkt Neander's die verwandte geistige Stimmung, welche gewiß Jeder, der heute an das Studium der Theologie herangeht, mitbringt, wenn er unbefangen und empfänglich ist, das Heilige und Schöne, was ihm geboten werden wird, aufzunehmen: so können uns die Hunderte, welche Neander's ausgezeichneter Ruf und seine überaus große Liberalität, welche bisher jedem Unbemittelten offenen Zutritt gestattete, in seinen Vorlesungen versammelt, nicht auffallen. Der Eindruck, welchen Neander's ganz und gar in der Sache aufgegangene Persönlichkeit, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, die imposante Sicherheit und Ruhe, mit welcher er stets in einfacher, ungekünstelter, fließender Rede den mächtigen Inhalt, welcher von ihm Besitz genommen hat, mit ihm Eins geworden ist, ausspricht, auf junge Gemüther macht, ist tief und segensreich; er wird auch denen nicht verloren sein, welche nicht für immer seine Schüler bleiben können. — Neander hält Vorträge über Kirchen- und Dogmengeschichte, Exegese des N. T., Dogmatik, Moral, Begriff der Theologie und

mehrere andere kleinere Vorleſungen. Seine Verdienſte und Leiſtungen in der Kirchengeſchichte ſind zu feſten Vorurtheilen geworden, und da auch in ſeinen Vorleſungen darüber die Behandlungsweiſe ganz dieſelbe iſt (Neander ſpricht ganz ſo, wie er ſchreibt), ſo kommt hier nun in Betracht, wie ſich das Verhältniß der Studenten dazu ſtellt. Neander durchmißt in drei Semeſtern das Feld der Kirchengeſchichte, und da er faſt immer allein lieſt, ſo iſt ſchon aus dieſem Grunde die Hälfte der hieſigen Theologen eigentlich gehalten und gebunden, in ſeinen geſchichtlichen Vorleſungen gegenwärtig zu ſein. Aber nicht Allen iſt ſeine Ausführlichkeit und Weitläufigkeit angenehm, denn ein ſo großes Intereſſe, welches dazu nöthig wäre, erweckt Neander doch nur für den Anfang. Gerade in der ſchönſten Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes, in ſeiner tief religiöſen Innigkeit und Gemüthlichkeit liegt der Grund dazu, indem er aller Objectivität das Gepräge ſeines ſpecifiſch-chriſtlichen Geiſtes aufdrückt, und die großartige, reiche Entfaltung der chriſtlichen Kirche nur nach dem feſten Maßſtabe deſſen, was er in der heiligen Schrift als Chriſtenthum erkannt hat, beurtheilt. Wenn er nun auch kein abſtractes, alle Unterſchiede nivellirendes Chriſtenthum will, ſo hält er die Entwicklung deſſelben doch ſchon in der urchriſtlichen Zeit für beſchloſſen und verwirklicht in den verſchiedenen Typen der heiligen Schriftſteller, und die ganze Kirchengeſchichte iſt ihm nur fortdauernde Beſtätigung, weitere Verbreitung und Einbildung deſſelben in die Welt. Zu einem an eigentlich neuen Phänomenen reichen Proceß, einer Entwicklung, durch welche gerade der neue Geiſt der heutigen Wiſſenſchaft aus dem Urchriſtenthum als aus ſeinem realen Keime ſich herausgebildet hat, kommt es nicht, und daher iſt demjenigen, welcher in der reichen und lebensvollen Welt der Kirchengeſchichte eine größere Fülle von treibenden Gedanken, wenn auch erſt ahnet, nicht zuzumuthen, daß er bei den ſtets wiederkehrenden Geſichtspunkten, der ſogar ſtets ſich wiederholenden Reihefolge von Formen, durch Neander gefeſſelt werden ſollte. In der That finden wir daher das Intereſſe für die Kirchengeſchichte ſelbſt durch Neander hier nicht, wie zu wünſchen wäre, gefördert, und dieſelbe wird unter den hieſigen Studenten noch jetzt als eine der ödeſten und unerfreulichſten Partien des theologiſchen Studiums bezeichnet, was doch auf andern Univerſitäten ganz anders iſt. Auch für die Dogmengeſchichte, jedenfalls der Krone von Neander's geſchichtlichen Leiſtungen, könnte der Eifer viel größer ſein. — Seine exegetiſchen Vorleſungen finden noch zahlreicheren Beſuch und ungetheilteren Beifall, als die Vorleſungen über Kirchengeſchichte. Wie ſollte auch Neander nicht recht eigentlich fähig und beſtimmt ſein, ſeinen Schülern das richtige Verſtändniß der heiligen Schriftſteller zu eröffnen? Geübter Sinn und feiner Takt, die Producte des Geiſtes, in welchen er ſich ſo eingelebt hat, aufzufaſſen, iſt Neander nicht abzuſprechen, aber doch nur in ſo weit, als es in heutiger Zeit überhaupt noch möglich iſt, mit dem Geiſte des Urchriſtenthums unmittelbar identiſch zu ſein. Weil das Treffende ſeiner Exegeſe eben nur in dieſer unmittelbaren Einheit begründet iſt, ſo fehlt ihr, da Neander, nie tief vom Zweifel ergriffen, auch den vollſtändigen Apparat der Kritik und Dialektik nicht hat, die objective Sicherheit und Gewißheit. Dieſer Mangel an klarem Selbſtbewußtſein giebt ſich da deutlich zu erkennen, wo die Vorſtellungen des chriſtlichen Alterthums zu ſtark von den modernen Anſchauungsweiſen abweichen, als daß beide ſich unbefangen identificiren könnten. Obwohl nun hier nicht ſelten das moderne Bewußtſein überwiegt und dann von ihm unwillkürlich in die heilige Schrift übergetragen wird, ſo kommt es viel öfter doch gar nicht zu ſeinem Rechte. Deſſen ungeachtet polemiſirt er heftig gegen Strauß, de Wette und alle Anderen, welche ihre Abweichung von den bibliſchen Vorſtellungen offen eingeſtehen. — In keiner Vorleſung aber tritt dieſes ſeiner ſelbſt nicht klar bewußte Verfahren mehr zu Tage, als in der Vorleſung über Dogmatik. Neander ſelbſt wird nicht behaupten, eine, am wenigſten ſtreng Lutheriſch-orthodoxe Dogmatik zu geben, wie ſie etwa Hengſtenberg verſteht; dazu ſind zu viele rationaliſtiſche Momente darin. Aber wenn er dann auch ſelbſt ſeinen Standpunkt von dem Standpunkte der Schleiermacher'ſchen Dogmatik unterſcheidet, ſo ſieht man deutlich, daß er wieder rückwärts will. Der Einfluß, welchen dieſe Eigenthümlichkeit Neander's auf ſeine Zuhörer ausübt, zeigt ſich verſchieden. Was in Neander's tief religiöſem Gemüthe zu inniger Einheit zuſammengeſchloſſen iſt, muß vermöge ſeiner concreten Natur, wenn es ausgeſprochen wird, zunächſt ſeine Unterſchiede, Verſchiedenheiten, ſelbſt Gegenſätze offenbaren, welche aber als ſolche für Neander, der eben aus der Einheit ſeines Selbſtbewußtſeins herausſpricht, nicht vorhanden ſein können, während die Einheit der verſchiedenen und ſelbſt entgegengeſetzteſten Seiten des Inhalts dem Zuhörer, da nur dieſe ihm zur Anſchauung gebracht werden, nicht ſogleich einleuchtet. So geſchieht es, daß Viele Unbeſtimmtheiten, Inconſequenz und ſelbſt Widerſprüche, namentlich in ſeinen exegetiſchen und dogmatiſchen Vorleſungen, ſehr leicht und bald wahrzunehmen ſich überzeugt halten. Was iſt der Erfolg davon? Der größere Theil, dennoch befriedigt, bleibt ihm treu, und dieſe haben ſich dann nur vor einer gewiſſen Gleichgiltigkeit und einem toleranten Indifferentismus zu hüten. Aber klein iſt die Anzahl derer nicht, welche mit dem feſten Willen, dieſer Verſchiedenheiten und Gegenſätze Herr zu werden und ſie in die Einheit, aus der ſie hervorquellen, zurückzubannen, ſtufenweiſe zu Mißbehagen, Unmuth, Zweifel und wohl auch Verzweiflung gebracht werden beim Gefühle der Unfähigkeit, in der Neander'ſchen Sphäre den Bedürfniſſen des Geiſtes Genüge zu thun. Wer

dieſem Proceß anheimfällt, ſieht ſich dann entweder zu Tweſten und Hengſtenberg, wo ihm eine größere Conſequenz entgegenſcheint, hingeworfen, oder — jedoch ſind deren nicht Viele — gewinnt Zutrauen zu dem Geiſte der Theologie, welche über Neander hinausgegangen zu ſein behauptet, und findet die Erlöſung aus dieſem Zwieſpalt in dem Heiligthume der concreten Vernünftigkeit und Wahrheit. Neander ſelbſt aber kann dieſe objectiv nothwendige Conſequenz ſeines theologiſchen Standpunktes weder erkennen noch anerkennen; er unterläßt daher, ſeiner aufrichtigen Herzensmeinung gemäß, auch nicht, vor der ſpeculativen Theologie zu warnen, als einer pantheiſtiſchen, allzu hoch hinauswollenden, fürwitzigen Richtung, welche, indem ihr die einfache, reine Wahrheit der Offenbarung Gottes in dem hiſtoriſchen und ewigen Gottmenſchen nicht gut genug ſei, die concrete Wahrheit der hiſtoriſch erſchienenen, abſoluten Religion in ein paar armſelige Kategorieen verflüchtigt, und nothwendig in ſtoiſcher Selbſtvergötterung ihr trauriges Ende hat. Dieſes wiederholentlich von Neander ausgeſprochene ungünſtige Urtheil über die neue philoſophiſche Theologie iſt um ſo einflußreicher, je mehr ſeine Schüler zum Mindeſten von der Unbefangenheit und völligen Parteiloſigkeit ihres, mitten unter allen Schwankungen ſicher und feſt ſtehenden, Lehrers überzeugt ſein zu dürfen meinen. Daß Neander, welcher in der That in Beurtheilung fremder Anſichten ſich ſonſt liberal zeigt, jenem verwerfenden Urtheil über die neuere Theologie ſogar die praktiſche Bekämpfung hinzufügen zu müſſen glaubt, wäre, wenn es gegründet ſein ſollte, inconſequent, und würde uns ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit beflecken. So viel ſteht indeſſen über ſeine Wirkſamkeit feſt, daß die Mehrzahl ſeiner Schüler wenigſtens für treibende und mahnende Forderungen des Geiſtes durch Fanatismus nicht verſchloſſen werden. Daß in dem kirchengeſchichtlichen Seminare, welches Neander leitet, ſeine Schüler aus der Fülle ſeines Wiſſens bedeutende Vortheile ziehen, leuchtet ein; vornehmlich rühmen ſie, daß er ſie in das Verſtändniß der alten griechiſchen und lateiniſchen Kirchenſcribenten einführt. —

(Fortſetzung folgt.)

Boz „Maſter Humphrey's Wanduhr."

(Fortſetzung.)

Wir kommen nun nicht auf Boz zurück, wir haben in Wahrheit immer von ihm geredet, nur daß Alles nicht von ihm allein, ſondern auch von andern Humoriſten der Engländer gilt. Sie haben in dieſen Verhältniſſen ihre Familienähnlichkeit. Um Boz' Eigenthümlichkeit ganz zu faſſen, iſt ſeine Erſcheinung vielleicht noch zu neu, ſeine Entwicklung zu wenig abgeſchloſſen; er hat das 30ſte Jahr noch nicht erreicht, und wird ohne Zweifel noch manches Werk unternehmen. Daß er es aber verdient, mit ſeinen großen Vorgängern Fielding, Goldſmith und Sterne verglichen zu werden, leidet ſchon jetzt keinen Zweifel. Alle Drei waren mehr dem Idylliſchen zugethan, Fielding und Goldſmith brachten es überdies zu geſchloſſenen Kunſtwerken, dem Vicar wenigſtens iſt der feinſte Plan und eine Auflöſung aller Disharmonieen nicht abzuſprechen, auch die Porick'ſche Sentimentalität und der abſolute Zweck des ſpleenhaften Humors im Triſtram iſt Boz gänzlich fremd; ſein Zweck iſt offenbar die energiſche, aber meiſt humoriſtiſch idealiſirende Schilderung des gegenwärtigen Volkslebens, wobei der Humor aus den Caricaturanſätzen namentlich der Pickwickier erſt allmälig ſich entwickelt, indem der Autor ſeine Charaktere liebgewinnt und Liebe und Gemüth in die ſchroffen Eigenheiten derſelben hineinlegt. Vom hiſtoriſchen Roman, zu dem er ebenfalls eine ſtarke Beziehung hat, geht Boz zur Genremalerei der Gegenwart fort, und wenn er im Maſter Humphrey auch einzelne meiſterhafte Bildchen aus früherer Zeit bringt, ſo kehrt er doch immer gar bald zu ſeinem eigentlichen Thema zurück. Der Boz'ſche Humor zeigt ſich als ein objectiver, indem er aus Ueberwindung der Caricatur und aus idealer Auffaſſung des gegenwärtigen Volkslebens, nicht, wie jener frühere, aus der Laune und der ſentimentalen Stimmung des Autors ſeinen Ausgang nimmt. Die Schilderungen aus London bezeichnen daher im eigentlichſten Sinne ſein Genre, und wie die Pickwickier mit der Caricatur beginnen, ſo iſt auch der Maſter Humphrey bis jetzt voller Schroffheiten und faſt ſtörender Energie einer eckigen und outrirten Lebenswahrheit, in dieſer Poeſie, wie es ſcheint, nicht durch Milderung, ſondern durch Uebertreibung der Idealität entgegengeführt, wenn nicht gar alle Idealität der pſychologiſchen oder empiriſchen Wahrheit aufgeopfert wird. Auch die Zeichner Cattermole und Browne ſind zu ſehr in den gewöhnlichen Caricaturenſtil Altenglands verfallen. So vortrefflich einige Scenen gelungen ſind, ſo ſind andere doch von der Art, daß man ſie, wenn nicht ein Unglück daraus entſtehen ſoll, vor ſchwangeren Frauen ſorgfältig zu hüten hat. Boz hat das unerſchütterliche Zutrauen zu ſeinem Stoff, er werde ſich als poetiſch erweiſen, wenn die Auffaſſung ſich ihm nur ſo gänzlich hingiebt, daß ſie zu ſeinem Grunde hindurchdringt. Wie aus dieſer Hingabe an den Stoff, z. E. in den Pickwickiern, der Humor entſpringt, ſo ſehen wir daraus anderwärts eine ernſtliche pſychologiſche Vertiefung ſich entwickeln. Poetiſch iſt allemal die Darſtellung, die das Innerſte der Dinge ans Licht zieht, wenn gleich nicht behauptet werden kann, daß eine ſolche Durchdringung und Schöpfung ſchon genügte. Im Maſter Humphrey findet ſich nun ſogleich eine pſychologiſche Schilderung der Art, das Bekenntniß eines Mörders kurz vor ſeiner Hinrichtung. Sie hat keine andere Idealität als dieſe. Der Mörder iſt von der gemeinſten Art, das Motiv und die Verhältniſſe desgleichen, und von einer relativen Berechtigung, daß die Geſchichte etwa zur Motivirung eines größeren Verlaufs diente, kann die Rede nicht ſein, denn ſie iſt vollkommen vereinzelt. Aber ſie iſt meiſterhaft, ſie iſt darin ideal, daß die ethiſche Welt mit furchtbarer Energie in dies bloßgelegte Mörderbewußtſein hereinſcheint. Ihre Kürze erlaubt uns, dies zu veranſchaulichen. Der Mörder lockt ſeinen elternloſen Neffen durch ein Schiffchen an den Teich, und hat beſchloſſen, ihn zu ermorden, um ihn zu beerben. Der Knabe geht in die Falle.

„Ich war dicht hinter ihm, ließ mich auf ein Knie nieder und erhob die Hand, um ihn hineinzuſtoßen, als er meinen Schatten im Waſſer ſah und ſich umwandte."

„Der Geiſt ſeiner Mutter blickte aus ſeinen Augen.“ (Die hat ihn immer durchſchaut und verachtet.) „Die Sonne trat plötzlich hinter einem Gewölk hervor: ſie ſtrahlte aus dem leuchtenden Himmel, der glitzernden Erde, dem klaren Waſſer und den funkelnden Regentropfen auf den Blättern. Alles hatte Augen. Das ganze, große Lichtuniverſum war zugegen, den begangenen Mord zu ſehen.“

Der Knabe ſucht ihm zu entlaufen, er tödtet ihn mit dem Degen und begräbt ihn dann in ſeinem Garten. Die Gewiſſensangſt, mit welcher er fortdauernd die Grabſtätte im Auge behält und von Allem, was mit ihr vorgeht, die Entdeckung fürchtet, iſt meiſterhaft geſchildert. Alles aber übertrifft die Entdeckung. Man höre: „Am vierten Tage kam Jemand, der mit mir auswärts gedient hatte, begleitet von einem Cameraden, auch einem Officier, den ich nie geſehen hatte, zum Thore herein. Ich fühlte, daß ich es nicht über mich bringen konnte, den Platz aus den Augen zu laſſen. Es war Sommerabend, und ich hieß meine Leute einen Tiſch und eine Flaſche Wein in den Garten bringen. Dann ſetzte ich mich *mit meinem Seſſel über das Grab*, und da ich nun ſicher war, daß Niemand darauf ohne mein Wiſſen herumſtören konnte, verſuchte ich ruhig zu werden und zu trinken.“

„Sie hofften, ſagten ſie, meine Frau befinde ſich wohl — ſie ſei nicht gezwungen, das Zimmer zu hüten — und ſie hätten ſie nicht etwa verſcheucht. Was konnte ich thun, als mit zitternder Stimme die Geſchichte mit dem Kind erzählen? Der Officier, den ich kannte, hatte einen niedergeſchlagenen Blick und hielt die Augen fortwährend auf den Boden geheftet, während ich ſprach. Eben das erſchreckte mich! Ich konnte mich nicht von dem Gedanken losmachen, er ſähe da etwas, das ihn die Wahrheit ahnen laſſe. Ich fragte ihn haſtig, ob er glaube, daß — und hier ſtockte ich. „Daß das Kind ermordet worden iſt?“ ſagte er, mich ſanft anblickend. „O, nein! was könnte ein Mann gewinnen durch den Mord an einem armen Kinde?“ Ich hätte ihm ſagen können, was ein Mann durch eine ſolche That gewinnen konnte, Niemand wußte dies beſſer, aber ich hielt meinen Mund und ſchauerte, als hätt' ich das Fieber.“

„Da ſie meine Aufregung falſch deuteten, bemühten ſie ſich, mich mit der Hoffnung zu tröſten, daß man das Kind gewiß auffinden werde, — ein prächtiger Troſt für mich, — als wir ein dumpfes, tiefes Geheul vernahmen und gleich darauf zwei große Hunde über die Mauer in den Garten ſprangen, wo ſie das frühere Gebell wiederholten. „Schweißhunde!“ riefen meine Gäſte. Das brauchte man mir nicht erſt zu ſagen! Ich hatte in meinem ganzen Leben keinen Hund der Art geſehen, doch wußte ich, daß es Schweißhunde waren und weswegen ſie daherkamen. Ich faßte krampfhaft die Seitenlehnen meines Stuhls, ohne mich zu regen, oder ein Wort zu ſprechen. „Sie ſind von echter Race,“ ſagte der Mann, den ich noch aus der Fremde kannte, „ſie wurden vermuthlich zur Uebung herausgelaſſen und ſind ihrem Wärter entſprungen.“ Beide, er und ſein Freund, wandten ſich um und ſahen den Hunden zu, die mit der Naſe raſtlos am Boden umherliefen, hin und her, auf und nieder, quer und rund im Kreiſe ſprangen, wie toll umherrennend, und dabei unſerer gar nicht achteten, ſondern immer wieder das Haupt erhoben und das frühere Geheul anſtimmten, dann wieder die Schnauze an den Boden haltend und ernſtlich da und dort umherſchürend. Jetzt fingen ſie an, die Erde noch eifriger als früher zu beſchnüffeln, und obgleich noch immer raſtlos, ſprangen ſie doch nicht mehr in ſo weiten Kreiſen umher, ſondern hielten ſich nah an einen Fleck, und immer kleiner ward die Entfernung zwiſchen mir und ihnen. Zuletzt kamen ſie hart an den großen Stuhl, auf dem ich ſaß, und ihr furchtbares Geheul noch einmal erhebend, ſuchten ſie die hölzernen Zwiſchenleiſten an den Füßen meines Stuhls wegzureißen, weil ſie dadurch von dem Raſengrund dahinter getrennt waren. Ich merkte an den Geſichtern meiner zwei Gäſte, wie ich ausſah.“

„Sie wittern Beute,“ ſagten ſie Beide zugleich. — „Sie wittern keine Beute!“ ſchrie ich. — „Um des Himmels willen,“ ſagte der Eine, den ich kannte, ſehr ernſt, „ſtehen Sie auf, oder Sie werden in Stücke geriſſen.“ — „Laßt mir Glied für Glied vom Leibe reißen, ich verlaſſe dieſen Platz nicht!“ ſchrie ich. „Sind die Hunde dazu da, Menſchen zu ſchmachvollem Tode zu hetzen? Haut ſie nieder, haut ſie in Stücke!“ — „Dahinter ſteckt irgend ein böſes Geheimniß!“ ſagte der unbekannte Officier, den Degen ziehend. „Im Namen des Königs Karl helft mir dieſen Mann verhaften.“

„Sie faßten mich Beide und führten mich mit Gewalt fort, obgleich ich wie ein Wahnſinniger um mich ſchlug und biß und ſchnappte. Nach einigem Sträuben wurd' ich gezwungen, ruhig zwiſchen ihnen zu gehen, und da, mein Gott, da ſah ich die wildgereizten Hunde die Erde aufwühlen und leicht, wie Waſſer in die Luft aufwerfen.“

Welch eine Energie! welch eine Wahrheit in der Schilderung ſowohl des äußerlichen, als des innerlichen Verlaufs dieſer furchtbaren Entwicklung! Aber es erwarte nun nur Niemand, daß dieſe Geſchichte einen anderen Zweck hätte, als ſich ſelbſt, daß ſie als Glied eines größeren Ganzen verwendet, daß dadurch die plaſtiſche Kraft und die nur pſychologiſche und äußerliche Wahrheit an ihren richtigen Platz geſtellt würden, und daß die tiefe Disharmonie, die ſchauerliche, traumſtörende Phantaſie dieſer Darſtellung, einer äſthetiſchen Auflöſung, dem Ganzen eines ſchönen und befriedigenden Kunſtwerkes zugeführt werde. Darum iſt Boz völlig unbekümmert. Es iſt engliſcher Realismus, mit jener untergeordneten Vollendung und Meiſterſchaft zufrieden zu ſein; aber ſeine Lebenswahrheit iſt ungemein wohlthätig und erfriſchend für uns Deutſche, die wir ſo entſchieden an dem entgegengeſetzten Fehler leiden, daß wir einem der Unſrigen ein ähnliches Beſtreben nur zum Verbrechen auslegen würden, während wir an den fremden Localtönen, und wären es auch nur „die Schweißhunde“ und „der König Karl,“ ſchon einen poetiſchen Beigeſchmack zu haben glauben; — wir haben den Fehler, daß wir ſehr wenig von der Art zu Tage fördern, obgleich es uns an einem ähnlichen Stoff, wie der vorliegende, doch gewiß nicht fehlen könnte. Dieſer Realismus und ſeine entſchiedene Geſundheit geht uns faſt gänzlich ab. Aber derſelbe engliſche Realismus, der Boz' Tugend ausmacht, iſt zugleich ſein Fehler. Das vorliegende Buch macht Beides recht anſchaulich.

(Schluß folgt.)

Druck von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig.

109

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

2. Februar. № 28. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Twesten, welchen wir neben Neander stellen müssen, ist dem ersten Anscheine nach fähiger, den Forderungen, welche die heutige Zeit an den in ihr lebenden Theologen macht, Genüge zu leisten. Auch Twesten bekennt sich, so gut wie Neander, mit aller Zuversicht und Glaubensstärke zu dem ganzen Umfange der christlichen Lehre, wie sie in der heiligen Schrift und kirchlichen Dogmatik dargereicht wird. Dazu zeigt er eine mehr dialektische Natur und eine größere Fähigkeit, schärfer zu scheiden und zu sondern, genauer zu erörtern, eindringlicher zu argumentiren und zu demonstriren, und scheint mithin näher dem Ziele der heutigen Theologie zu sein, d. h. mehr als Neander der verständigen Vermittlung zuzugestehen und ohne Beeinträchtigung der Rechte des Subjects die wahre unendliche Freiheit zugleich mit dem Inhalte der absoluten Religion gewonnen zu haben. Jedoch genauer betrachtet, ist das Alles mehr Form und Schein, und Twesten geht viel weiter zur Orthodoxie zurück, als Neander. Er ist in der That im Irrthum über sich selbst, wenn er, wie Schleiermacher es wirklich gethan hat, seine Dogmatik nur durch Entwicklung und Herausseßung aus seinem religiösen Gefühle heraus aufgebaut zu haben sich überredet. Wenigstens aus dem mitten im frischen Strome des heutigen wissenschaftlichen Lebens stehenden Gefühle können alle die Dogmen, wie sie uns bei Twesten begegnen, obwohl wir sie für auferstandene, im Aether unseres Geistes verklärte hinnehmen sollen, auf keine Weise hervorgegangen sein. Sie sind zu alte, greisige Bekannte, als daß wir sie in dieser Gestalt für neugeborene Kinder halten könnten. Vielmehr ist die Vermittlung des Twesten'schen Bewußtseins mit dem Inhalte der christlichen Dogmatik eine nur formelle. Twesten ist von vornherein da, wohin er nach dem Vermittlungsproceß gelangt und auch hat gelangen wollen, beim überlieferten christlichen und näher kirchlichen Glauben. Die Bewegungen und Anstrengungen, welche er macht, sind mehr Scheinbewegungen, denn er ist am Ende durch sie nicht weiter gekommen, ja in einzelnen Fällen scheint er nicht einmal für dieses Verfahren Spielraum genug zu haben, denn manche Dogmen glaubt er mit in den Kauf geben zu können, als eben so preiswürdig, wie die angeblich verklärten, bloß weil sie mit dem Siegel der Alterthümlichkeit gestempelt sind. — Twesten hat von Anbeginn seiner Lehrthätigkeit in Berlin eine bedeutende Zuhörerschaar um sich versammelt, welche in seinen dogmatischen Collegien die Zahl 100 oft bei weitem übertrifft. Er liest außer der Exegese des N. T. Dogmatik, Polemik, Apologetik, Symbolik, Moral und auch Religionsphilosophie nebst kleineren Vorträgen dogmatischen Inhalts. Was seine Zuhörer anbetrifft, so sind es fast dieselben, welche Neander anhängen und welche theils der Abwechselung wegen auch einmal bei Twesten etwas hören, theils namentlich in der systematischen Theologie eine größere Bestimmtheit und Klarheit hoffen. Er genießt unter den hiesigen Studenten mit Recht einen bedeutenden Ruf; man preist allgemein seine klare, lichtvolle, populäre Darstellung, übersichtliche Zusammenstellung und Anordnung des reichhaltigen Stoffes, über den er als sein volles Eigenthum ganz frei schaltet, und Alle diejenigen, welchen es nur darum zu thun ist, für das Examen tüchtig vorbereitet zu werden, können sich in der That keinen besseren Lehrer wünschen! Nehmen wir hiezu die gemüthliche Erscheinung, den Eifer, mit welchem er in seinem äußerst lebhaften, anregenden Vortrage ganz in der Sache weilt und spricht, seine Genauigkeit, welche für den Hörer fast nichts zu thun übrig läßt und den in Rede stehenden Gegenstand bis in die äußersten Details erörtert, so kann es nicht fehlen, daß er sich nicht wenige Zuhörer gewinnt, die ihm ihren ganzen dauernden Beifall schenken. Daß unter seinen Zuhörern, namentlich in den dogmatischen Vorlesungen, uns auch Viele begegnen, die wir sonst nur an die Hengstenberg'schen Collegia gebannt finden, hat seinen Grund darin, daß Hengstenberg diese Disciplinen selbst nicht behandelt und seine Schüler Neander'n, „der ja weder kalt noch warm ist“..... und noch viel weniger Marheineke'n, nicht wohl anvertrauen und zuweisen kann. Daß Hengstenberg ein so unbedingtes Vertrauen zu Twesten's Dogmatik zu haben scheint, könnte auf eine innigere Verwandtschaft

Beider ſchließen laſſen. Jedoch für allzu bedeutend darf dieſe nicht ſogleich genommen werden, da zunächſt nur die Reſultate es ſind, in denen Beide übereinſtimmen. Twesten hält doch zu ſehr das verſtändige Element, wenn auch zunächſt nur formell, unter ſeinen Schülern aufrecht und in Ehren, als daß er gänzlich geeignet wäre, den Hengſtenbergianern, denen vor allen Dingen die ewige Feindſchaft gegen die Vernunft (Verſtand) gepredigt iſt, völlig Genüge zu leiſten. Hengſtenberg weiſt alſo ſeine Jünger vielleicht nur deshalb an Twesten, weil er — und darin hat er Recht — ihn als den am wenigſten gefährlichen Dogmatiker anſieht; oder er läßt ſich zu ſehr durch die Uebereinſtimmung der Reſultate beſtechen und überſieht die Wichtigkeit der Vermittlung, durch welche man zum Reſultate gelangt iſt. Und dieſe hat gerade bei Twesten große Bedeutung und iſt von weſentlichem Einfluſſe auf den eigenthümlichen Charakter ſeiner Anhänger; denn Twesten legt großes Gewicht auf das beſtimmte, formell logiſche Denken, und gewöhnt auch ſeine Schüler daran, durch genaue Anwendung dieſes verſtändigen Denkens ſich die Dogmen, ſo weit es durch die in demſelben geltenden Kategorieen möglich iſt, zu vermitteln. Daher meinen die Twesten'ſchen Theologen die Glaubenswahrheiten, die ſie nun annehmen, als bewieſene zu haben, und rühmen ſich, nicht blind, bloß weil ſie geſchrieben ſind, dieſelben zu glauben. Kommen ſie daher ſpäter vielleicht auf andern Wegen zu neuen Reſultaten, wird ihnen namentlich die verſtändige Logik einmal ſchwankend, ſo werden ſie wegen des Rechtes zu denken, das Twesten ſelbſt ſie achten gelehrt hat, ſich nicht an die alten Dogmen mehr gebunden achten. Der Grund dieſer den Schülern Twesten's noch bleibenden Beweglichkeit und Fähigkeit, auch von andern Standpunkten her noch angeregt werden zu können, liegt aber nicht allein in Twesten's Methode, ſondern auch in der liberalen, von allem Fanatismus und aller abſprechenden Arroganz fernen Geſinnung ihres Lehrers, worin auch die Urſache liegt, daß ſein exegetiſches Seminar mit Recht als förderlich gerühmt wird, indem er die verſchiedenſten Anſichten frei gewähren und ſich ausſprechen läßt. — Dieſe lobenswerthen und gebührende Anerkennung verdienenden Seiten der Twesten'ſchen Wirkſamkeit machen, daß manche von Anderen geltend gemachte Mängel als weniger bedeutend zurücktreten. Twesten kann es ſehr oft nicht vermeiden, weitſchweifig zu ſein, und Viele ſind damit nicht zufrieden, daß er in der Exegeſe nach genauer, ſo weit es geht unparteiiſcher Darlegung der verſchiedenen Anſichten mitunter die Entſcheidung übrig läßt, da es ihnen gerade darauf ankommt, bei dem großen Zwieſpalt der Meinungen eine gewichtige Autorität für ein feſtes Reſultat zu haben. Was aber die gerühmte Klarheit anbetrifft, ſo wollen Alle, welche von der Philoſophie ausgehend, in den Dogmen Vernunft zu erkennen ſtreben, dieſem Bedürfniſſe von Twesten nicht genügt wiſſen, nennen ſeine Klarheit verſtändige Durchſichtigkeit, welche oft den tiefern Gehalt und Kern der Dogmen aufopfere. Aus ſeiner Geſchichte der Religionsphiloſophie iſt es noch intereſſant zu erſehen, wie er ſich zu den neueſten Beſtrebungen auf dieſem Gebiete ſtellt. Er legt hier, was den Stoff angeht, wie überall eine detaillirte Kenntniß der Sache zu Tage, iſt aber nur im Stande, bis zu Fichte dem objectiven Gange der Sache zu folgen, gegen deſſen philoſophiſchen Standpunkt er ſich denn, unerachtet ſeiner Hochachtung für ihn, genugſam verwahrt. Seine Polemik gegen die neue, namentlich Hegel'ſche Religionsphiloſophie, von ſeinem verſtändigen Reflexionsſtandpunkte beweiſt nur, wie man, ohne ſich auf einen ganz andern Boden zu erheben, in dieſelbe nicht eindringen kann, obwohl ſeinen Einwürfen mitunter Wahres zu Grunde liegen mag. Ob Twesten ſo in der That der nur weiter fortgeſchrittene Schüler Schleiermacher's ſei, läßt ſich für Einſichtige leicht erkennen. Gefragt kann bei dieſer Gelegenheit noch werden, ob Schleiermacher's Geiſt in denen waltet, welche ſeine Schüler heißen. Zur Bewerbung um das von ihm geſtiftete Stipendium ſollen diejenigen zugelaſſen werden, welche wie er mit kritiſch-ſpeculativem Geiſte die Theologie zu behandeln ſich fähig zeigen. Aber melde ſich nur einer, und geſtehe, daß er zur Fahne der Philoſophie geſchworen hat; ſeine Abweiſung iſt ihm gewiß, und diejenigen laufen ihm den Rang ab, welche ſelbſt in der Preisarbeit, noch dazu einer rein kritiſchen, ſich der heftigſten Polemik gegen Schleiermacher ſelbſt befleißigen. — Haben wir alſo weder in Neander noch in Twesten den Mann erkennen können, welcher dem Theologie Studirenden die Aufgabe der Theologie genügend löſt, ſo finden wir doch in Jedem von Beiden Mittel und Wege angedeutet, welche uns ein unaufhaltſames Vorwärts gebieten.

Nun aber tritt uns ein Mann entgegen und will uns rückwärts zwingen. Hengſtenberg iſt ſelbſt aus jener Sphäre des Neander'ſchen und Twesten'ſchen Glaubens und Denkens, die allerdings noch nicht die ewige Heimath des Geiſtes iſt, wie aus einem gefährlichen und unheimlichen Gebiete, ſo weit als möglich zurückgeflohen in einen Winkel, in welchem er völlige Sicherheit und Ruhe zu genießen ſich wohl überredet, und dem er nur für Andere, um auch dieſe nach ſeiner Zufluchtsſtätte einzuladen, durch alle möglichen Verzäunungen das Anſehen noch größerer Feſtigkeit zu geben redlich ſich bemüht zeigt. Alle, auch diejenigen, welche rüſtig vorwärts ſchreiten oder weit vorgeſchritten ſind, will Hengſtenberg durch menſchliche Gründe und göttliche Donnerworte zurückrufen und dahin einſchüchtern, daß ſie lieber bei ihm bleiben in der heimiſchen guten alten Klauſe. Doch hat er bei alledem ſelbſt nicht die Ruhe, daheim zu bleiben. Warum käme er denn immer hervor mit Zeter- und Mordgeſchrei, ſo ungeberdig und rüde, daß allein ſchon

die Aufrechterhaltung des Anſtandes den geſitteten, die Ordnung liebenden Männern es zur Pflicht zu machen ſcheint, ihn durch ernſtliche, eindringliche Worte zur Beſinnung zu bringen? — Er zwingt aber doch die Leute, Notiz von ihm zu nehmen. Indeſſen iſt es in der That nicht leicht, ins Reine darüber zu kommen, was es mit dem lärmenden, tobenden Manne eigentlich auf ſich habe. So viel dürfte ſich zunächſt ergeben, Hengſtenberg ſcheint einmal aus ſeinem Dorfe herausgekommen zu ſein, aber wie muß ihm doch ſo arg, ſo tückiſch das harte Schickſal in der Fremde, für die er wohl zu zart war, mitgeſpielt haben, daß er über die Berge ſeines Thales hinaus nun auch gar nichts Gutes dulden will. Wirklich, er muß in dem Kampfe der neuen Theologie viel gelitten, verzweifelte Angſt und Noth ausgeſtanden haben. Doch ein Mann wie Hengſtenberg hat auch wiederum den Kopf nie ganz verlieren können, er hat auch in jenen heißen Tagen der Entſcheidung, da er vorwärts nicht konnte, noch den Entſchluß faſſen können: „zurück, zurück ins Land des Glaubens!“ Aber eben darum läßt ſich der Glaube, die Orthodoxie, welche Hengſtenberg jetzt bekennt, ſo deutlich unterſcheiden von allem, was ſonſt mit dieſem Namen genannt wurde. Dieſe Hengſtenberg'ſche Orthodoxie iſt ein Product des modernen Geiſtes und Hengſtenberg, ihr Bekenner, iſt der rel.-theologiſche Romantiker, iſt ein Renommiſt, d. i. eben ein Menſch, welcher nicht unbekannt damit, daß bereits ein neuer Geiſt, eine neue Sitte die Zeit eingenommen hat, gegen dieſe ſich auflehnt, weil das Hangen an dem alten Brauch und Herkommen in der neuen Zeit originell, bedeutend macht. Dies iſt der Hauptpunkt bei Hengſtenberg, daß er dieſen alten, ſteiforthodoxen Glauben will und ſo ſich ſelbſt verdankt. Wenn er ihn alſo auf jede Weiſe zu vertheidigen und zu behaupten ſich ſtets bemüht zeigt, ſo dürften wir wohl meinen, es geſchehe mehr des Glaubenden, als des Glaubens wegen, denn dieſer bedarf, wie Hengſtenberg auch weiß, keines Beweiſes; er hat ſonſt auch ſo gegolten und ſoll ja eben geglaubt werden. Aber der Mann, welcher die Stirn hat, dem unaufhaltſam fortſchreitenden geſchichtlichen Geiſte entgegenzutreten und denſelben zurückdrängen zu wollen, welcher die Forderung wagt, daß man den freien Geiſt mit dem blinden Glauben vertauſchen ſoll, — und warum? bloß weil er den Tauſch wirklich gemacht hat, — der muß ſich wohl, wenn er weiß, was er thut, getrieben fühlen, mit Händen und Füßen, Demonſtrationen und Argumentationen darzuthun, er ſei doch bei geſundem Verſtande. In der That, Hengſtenberg's Bemühungen und Leiſtungen in der Theologie haben unverkennbar genug den Zweck, ihn ſelbſt, d. h. zugleich den die vollwichtigſte Orthodoxie der vollſten Gedankenfreiheit gegenüber bekennenden Chriſten überhaupt zu rechtfertigen vor den Leuten der Zeit, welche ſich ſo geneigt zeigen, einen ſolchen für ſchwach, zurückgeblieben, wo nicht gar für mehr zu erklären. Dies muß Hengſtenberg aber um ſo bitterer empfinden, je mehr er ja in der Poſition, die von ſolchen verblendeten Leuten zu ſo ſchmählichem Verdachte gewendet wird, gerade ſeine Größe und ſeinen Ruhm hat. Den kühnen Heldenſprung, welchen er glücklich hinter ſich hat, in ſeinem vollen Glanze zu zeigen, iſt ſein Zweck; das iſt der Nerv ſeiner Theologie, plauſibel zu machen, daß vernünftig, allein vernünftig diejenigen ſind, welche ihm folgen. Er iſt das Ziel, das Centrum; ſein guter Ruf, ſeine Ehre der Endzweck. Aber doch (wird man zugeben) nicht er als ſolcher, als dieſes vereinzelte Atom, das wäre zu arg; vielmehr er als Repräſentant einer Richtung, welche ohne Zweifel auch aus dem einen Geiſte hervorgegangen iſt und auch in deſſen Alleinheit wieder zurückzuführen ſein wird. Hengſtenberg iſt der Begründer, Wortführer, Heros darf man ſagen, dieſer romantiſch-orthodoxgläubigen Richtung. Er fühlt ſich in dieſer ſeiner Originalität und in dieſem ſeinen Heroismus. Von Selbſtſucht kann dabei zunächſt nur in ſehr uneigentlichem Sinne die Rede ſein. Die Selbſtſucht, welche ihm ſo ohne weiteres vorgeworfen wird, ſind wir berechtigt, als die natürliche Liebe des in Hengſtenberg ſo zu ſagen incarnirten Geiſtes ſelbſt, als dieſes Geiſtes Ankämpfen gegen jede Gefahr, die ihm droht, als dieſes Geiſtes noch einmal vor der letzten Stunde ſich zuſammennehmende Lebensluſt, milder zu faſſen. In der neuen freien Wiſſenſchaft jedoch, welche ſich aus reinen Gedanken kräftig erbaut, iſt dem Hengſtenberg'ſchen, alttheologiſchen, unwiſſenſchaftlichen Standpunkte bereits ſein Urtheil geſprochen. Hengſtenberg hat dieſes Urtheil gehört, er kann es aber und will es nicht glauben; diejenigen dagegen, welche ihm den unbeſiegbaren Schild, der ihrer ſelbſt gewiß gewordenen Wiſſenſchaft entgegenhalten, verkennen nicht die fortdauernde Angſt, welche ſich in Schmähungen und Verwünſchungen von ſich ſelbſt zu befreien ſtrebt, und werden dadurch von dem letzten Kampfe, von dem Untergange des Hengſtenberg'ſchen unwiſſenſchaftlichen Standpunktes in der Zeit der Wiſſenſchaft um ſo mehr überzeugt. Der Selbſterhaltungstrieb aber, vermöge deſſen Hengſtenberg als Seele ſeiner Partei ſich nun des Todes zu erwehren ſucht, iſt natürlich, nothwendig, und um ſo nothwendiger, mit je größerem Rechte wir Hengſtenberg in der That für das Haupt dieſer gewiß auch nicht ganz rechtloſen Partei halten dürfen. Nun aber alle die Anmaßung, die Leidenſchaftlichkeit, den Fanatismus, die Bitterkeit, die Härte Hengſtenberg's gegen Andere und gerade die ausgezeichnetſten Männer der Zeit, die ihn als lumen mundi der heutigen hellen Zeit nicht anerkennen können, ganz von Hengſtenberg's Perſon auf die Conſequenz ſeines Standpunktes ſchieben zu wollen, dürfte zu viel ſein. —

(Fortſetzung folgt.)

Boz „Master Humphrey's Wanduhr."

(Schluß.)

Im Master Humphrey finden wir zuerſt eine harmloſe Geſellſchaft alter Herren, dieſe wird ſehr ausführlich eingeführt, conſtituirt, beſchrieben, erweitert u. ſ. w. Alles läßt ſich gemüthlich an, ſelbſt Pickwick tritt auf und wird Mitglied, und der alte Weller mit Sam, dem Barbier und der Haushälterin ſtiften in der Küche einen zweiten Clubb; heißt jener in der obern Region der Clubb zur Wanduhr, ſo nennt der alte Weller dieſen den Clubb zu ſeiner Sackuhr, mit welcher er nur zu ihrem Nutzen als Präſidentenhammer zugleich zur Ordnung ruft; und wir erwarten nun doch ohne Zweifel mit vollem Rechte nichts Anderes, als Leben und Thaten dieſer Geſellſchaft. Ganz umgekehrt ereignet es ſich, und wenn die kleinen Geſchichten, die ſie aus der Wanduhr hervorholen, noch allenfalls für Begebenheiten des Clubbs genommen werden konnten, ſo bleibt es doch keineswegs dabei. „Master Humphrey's perſönliche Abentheuer" führen uns in eine andere Gegend der Stadt, in ganz andere Geſellſchaft und in weitausſehende Begebenheiten hinein. Master Humphrey ſelbſt dient nur dazu, dieſe neue Welt zu entdecken, er ſelbſt tritt ſodann gänzlich zurück, und ſtatt deſſen intereſſirt uns nun die kleine Nelly, der alte Mann, ihr Großvater, der ſie durch den Gewinn ſeines Spieles reich machen will, darüber aber ſelbſt nicht nur all ſein Geld, ſondern auch ſeinen Verſtand verliert, der Bube Kitt, eine treue Seele von Gaſſenbuben, der Nelly von Herzen liebt, der wucheriſche, boshafte Zwerg, Daniel Quilp, in ſeinem Werftencomptoir, der den alten Mann und das Kind von Dach und Fach vertreibt, dann das Irrſal dieſer beiden Unmündigen in der weiten Welt und — ſo weit erſtreckt ſich der zweite Theil. — Es iſt nicht abzuſehen, wie dieſe Menſchen und ihre Schickſale irgend zu einem vernünftigen Ganzen zuſammenkommen ſollen, es müßte denn ſein, wie man ſagt, Berg und Thal begegnen ſich nicht, Menſchenkinder aber kommen zuſammen. Wenn dies der Fall iſt, ſo hat Boz auch hierin den Realismus der Lebenswahrheit für ſich. So geſchieht es wirklich in der Welt. Und ſoll einmal das Leben der Menſchen und die Natur ſeines Verlaufs das Princip ſein; ſo iſt das neue Genre mit ſeinem Zufall, mit den vielen Menſchenaphorismen, mit dem Zuſammenkommen und Sich wieder aus den Augen verlieren vollkommen gerechtfertigt, es müßte denn ſein, daß in neueſter Zeit vermittelſt der Eiſenbahnen, was ſich einmal gefunden, z. E. alte Univerſitätsfreunde, nun auch immer ſich wiederfände. Die Kunſt nimmt mit ihrem innern Bande dieſe Zerfahrenheit des Lebens gefangen, und auch das hinreißendſte Bild jenes Realismus gehört von ihrem Geſichtspunkt aus einem halbſchlächtigen Genre an.

Wir würden aber Boz Unrecht thun, wenn wir den trefflichen Jungen, Kitt, und die liebenswürdige kleine Nelly ungelobt ließen, oder von einem der Herren Weller's nicht eine humoriſtiſche Rede anführten. Der alte Weller theilt mit unſeren Vorzeitfreunden dieſelbe Anſicht über die Eiſenbahnen; es wird zugleich zur Unterſtützung ihres poetiſchen Eifers und zur Eröffnung humoriſtiſcher Ausſichten für ſie dienen, wenn wir den alten Herrn Weller ſeine Meinung in der Kürze vortragen laſſen.

„'s war auf der Bahn," ſagte Herr Weller mit großem Nachdruck. „Ich geh mit Dampf hinunter nach Birmingham, un werr' eingeſperrt in en geſchloſſenen Wagen mit ner lebendigen Wittib. Mer ſind allein geweſt, die Wittib un ich; un ich glaub nur, weil mer allein geweſt ſind, un kein Pfaff zu kriegen im Fuhrwerk, daß mich die Wittib ungeheirath ließ, ehe mer den halben Weg von der Station gemacht haben. Wenn ich mich beſinn, wie ſie zu ſchreien anfing, als mer in die Tunnels hinunterkommen ſind in der Dunkelheit — un wie ſie beſtändig Ohnmachten kriegte, un ſich an mich anhalten thät — un wie ich die Thür aufſtoßen wollt, die ſe zugeſperrt hotten, daß kein Menſch herauskommen kunnt. — Ach! 's war ne ſchauerliche Geſchichte, ganz ſchauerlich." Herr Weller war ſo angegriffen durch dieſen Rückblick, daß er erſt einige Male ſich die Stirn abwiſchen mußte, bevor er auf die Frage zu antworten vermochte, ob er die Eiſenbahnen billige, obgleich er, nach der Antwort zu ſchließen, die er endlich gab, eine ſehr entſchiedene Meinung darüber zu haben ſchien.

„Ich meine," ſagte Herr Weller, „die Eiſenbahn iſt unconſtitutionaliſch, un en Rauber an unſere Priſilegien, un ich möcht gern wiſſen, was der alte Magnus Carter, der einmal uffgeſtanden is vor unſere Freiheiten, un ſe ooch gekriegt hat — ich möchte wiſſen, was er dazu ſagen möcht, wenn er jetzt leben thät, daß mer Engländer eingeſperrt werden mit lebendigen Wittiden oder ſonſt wem gegen ihren Willen. Was en alter Carter geſagt haben kunnt, kann en alter Kutſcher ooch ſagen, un ich ſag, daß in derer Hinſicht ſchon die Eiſenbahn ein Rauber is. Un was die Bequemlichkeit anjeht, wo is da die Bequemlichkeit, in en Großvaterſtuhl zu hocken, un die Ziegelmauern oder Dreckhaufen anzukucken, keenmals zu en Wirthshaus zu kommen, keen Glas Bier zu ſehn zu kriegen, durch keen Chauſſeehaus zu fahren, keenmals keene Abwechslung zu haben (nich von Pferden oder ſonſt was), aber immer zu enem Ort zu kommen, der, wenn Ihr enmal zu enem kommt, grade ſo ausſieht, wie der andere, mit dieſelben Polizeileut herum, mit demſelben vermaledeiten alten Glockengebimmel, und dieſelben unglücklichen Leut hinter'n Schranken, die uff'n Einlaß warten, und wenn Alles gleich is, außerm Namen, den ſie mit demſelben großen Fractur-ABC, wie den letzten Namen, un mit denſelben Farben uffgemalt haben. Un was die Ehren und Würden beim Reiſen angeht, wo kann die Würde ſinn ohne Kutſcher? un was is ne Eiſenbahn vor ſolch enen Kutſcher un Conducteur, wenn er darauf manchmal fahren muß, als ne Schand un Spott? Un was die Geſchwindigkeit angeht, mit was vor ner Geſchwindigkeit meinen Sie, daß ich, Tony Weller, Sie in ener Kutſche fahren will, wenn Sie mer fünf hundert Pfund vor ne Meile voraus uff'n Tiſch legen? Un was die Maſchine angeht — ſo ene ſchmutzige, huſtende, knarrende, keuchende, dampfende, plagende Beſtie — immerfort außer Athem, mit nem glänzend grünen un goldenen Rücken, wie en häßlicher Miſtkäfer unter nem Gasmikroſkop — was die Maſchin anlangt, die immerfort rothe Kohlen ausſpuckt bei Nacht, un ſchwarzen Rauch bei Tage — das geſcheidtſte Ding iſt nach meiner Meinung, was ſie thut, daß, wenn was im Weg liegt, ſie en ſo ſchreckliches Geſchrei anhebt, un zu ſagen ſcheint: Nu ſind 240 Paſſagier in der größten Gefährlichkeit un nu ſind 240 ſchreiende Leut auf einmal drin."

Wer bedauert es nicht, dieſe „volksthümliche" vortreffliche Ausführung gegen die „moderne Hypercultur" nicht Herrn Weller in der Urſprache und perſönlich vortragen zu hören? Aber auch ſo wird ſie ihren Effect nicht verfehlen, wie denn aus den angeführten Stellen klar geworden ſein wird, daß wir eine gewandte und mit Liebe gearbeitete Ueberſetzung vor uns haben.

Arnold Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

3. Februar. № 29. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

So scheint Hengstenberg also bedeutend zu sein als der Theolog, durch dessen völlige Ueberwindung die Wahrheit bekräftigt werde, daß auch in der theologischen Wissenschaft von nun an der freie Vernunftgedanke allein Sitz und Stimme habe. Zugleich müssen wir Hengstenberg auch den Ruhm lassen, eine dringende Mahnung an die Wissenschaft zu sein, den concret religiösen Standpunkt, als dessen Advocaten wir ihn auch erkennen dürfen, nicht auszuschließen, sondern aufzuheben. So hätte auch Hengstenberg seine der Wissenschaft förderliche Mission, er wirkt als der Mephistopheles des noch überfliegend nach Gedankenfreiheit ringenden theologischen Geistes, und der philosophische Faust, der erst den theologischen objectiven Inhalt in sich wahrhaft verklärt hat, ist der Mann der freien, sich selbst genugsamen, unbesiegbaren theologischen Wissenschaft. — Noch steht Hengstenberg an der Spitze einer großen Partei der Zeit, man weiß, wie Viele die evangelische Kirchenzeitung noch mit großer Erbauung lesen, und was wahr ist, seine Vorlesungen ermangeln des Anklanges nicht, wenigstens erfreuen sie sich noch immer eines zahlreichen Besuches. Hengstenberg liest die Einleitung ins A. T., alttestamentliche Exegese, die Geschichte des Reiches Gottes unter dem alten Bunde, Einiges aus der neutestamentlichen Exegese und die theologische Encyclopädie, und in den wichtigeren Vorlesungen versammelt sich eine Schar von 70—100 Zuhörern um ihn. — Daß Hengstenberg nicht durch die Neuheit seiner Resultate anzieht, weiß Jeder. Was also den eigentlichen Inhalt seines Christenthums und seiner Theologie betrifft, so hat er nur die Geister der großen, streng orthodoxen Dogmatiker und Apologeten der evangelischen Kirche wieder heraufbeschworen, und er scheint sich nicht veranlaßt zu fühlen, diese alte Dogmatik nun auch in seiner eigenen Weise vor uns aufzubauen. Dieser Umstand könnte zu der Meinung geneigt machen, daß Hengstenberg am Ende doch ganz eben so mit diesem ehrwürdigen, altväterlichen Glauben eins sein dürfte, als jene Altväter selbst, wenn nur nicht die gesuchten Schleichwege, die ja aus seinen Schriften (namentlich über den Pentateuch) bekannt genug sind, uns wiederum irre machten. Es scheint schwer, eine so schlaue, scharf berechnete Taktik und einen so einfältiglichen, altfränkischen Glauben in gediegener Einheit mit und durch einander zu denken, so widersprechende Bestandtheile scheinen uns nur neben einander und confuse durch einander in eines Menschen Kopf und Herzen liegen zu können. Und Hengstenberg selbst bestärkt uns in dieser Ueberzeugung, denn mit der einfachen, positiven Hinstellung und Darlegung jenes alten Glaubensstandpunktes giebt er sich nicht ab, vielmehr geht er in seinen Vorlesungen augenscheinlich darauf aus, zu zeigen, wie jener Standpunkt, obwohl von Gefahren umgeben, von einem Manne, der nur Kühnheit, Tapferkeit und Willensfestigkeit genug besitze, zu vertheidigen und zu behaupten sei, und viele der Seinen erblicken ihren Meister wirklich, wenigstens von der Märtyrerglorie umflossen. Auf jeden Fall ist Hengstenberg an hiesiger Universität eine zu originelle Figur, als daß außer seinen eigentlichen Schülern, welche er selbst und Jedermann leicht an ihrem kopfhängerischen, düstern, lichtscheuen Wesen als die guten Schafe erkennen wird, und deren Seele und Leib er als treuer Hirte weidet, in seinen Auditorien nicht auch solche sich zeigen sollten, welche begierig sind, den Mann aus dem vorigen Jahrhundert zu sehen und — zu staunen. Nur wenige aber sind, welche auf wirklich freiem Standpunkte stehend, es über sich gewinnen, wenn auch nur in einigen Vorlesungen seine ausdauernden Zuhörer zu sein, und das ist erklärlich. Das Mißbehagen, der Unmuth, der Unwille, die Hengstenberg's unwürdige, wenigstens confuse, unwissenschaftliche Verfahrungsweise nothwendig in jedem Verehrer der lichten freien Wissenschaft aufregt, sind doch zu widerwärtig und zu schwer zu ersticken, als daß die besonnene, objective Betrachtung und Würdigung des Mannes Einen gegen diese Folter der peinlichsten Empfindung und Stimmung ganz stumpf und fühllos machen könnte. Jedoch bleibt diese Mühe nicht ganz erfolglos und unbelohnt. Man gewinnt ein treues Bild von Hengstenberg, wie er leibt und lebt, wirkt und — nicht denkt. Er ist und bleibt ein

bedeutſames Phänomen für unſere Zeit. Seine perſönliche Erſcheinung iſt der treue Reflex ſeines eigenthümlichen Selbſtes. Hengſtenberg erſcheint gleich jedem andern anſtändigen, vernünftigen Manne unſerer Zeit, auch ſeine Rede iſt nicht unmodern, aber der Mönch, den er doch nun einmal hat in ſich hereinfahren laſſen, giebt deutliche Kunde von ſeinem Sein und Wirken in ihm durch den hohlen, dumpfen, unheimlichen Klang der Worte, durch den ſeltſamen Ton in der Sprache. Hengſtenberg ſpricht ſingend und tönend, demüthig fromm, weibiſch klagend und vom Schmerze über die ſündige Creatur gebeugt. Daß ihm überhaupt die Unbefangenheit und Offenheit, das frank und freie, helle und heitere Weſen abgeht, bewirkt Alles wohl der in ihm wirkende Geiſt. Aber man nimmt mehr als dieſes äußerliche Bild Hengſtenberg's aus ſeiner Vorleſung mit, man gewinnt den feſten Troſt des wiſſenſchaftlichen Geiſtes und ſeiner Zukunft. Nie wird eine Partei, die eines ſolchen Advocaten bedarf, mag ſie quantitativ auch noch ſo ausgedehnt ſein, in dem großartigen, bereits zu Reſultaten ſich ſetzenden Proceß der modernen Theologie für die ächte Wiſſenſchaft eine ernſtliche Gefahr heraufführen. Hengſtenberg ſcheint es auch wahrzunehmen, daß er es in ſeinen Vorleſungen nicht mit geübten Denkern, auch nicht mit gelehrten, tief und ſcharf blickenden Köpfen zu thun hat, denn in ſeinen Schriften (er muß uns erlauben, daß wir ihm dieſes Lob aufdringen) giebt er ſich wenigſtens gründlichere Mühe, als gewöhnlich in ſeinen Vorleſungen, wenn er nicht etwa Punkte, die zu ſeinen Lieblingsthematen gehören, weitläufiger, aber dann auch zu gedehnt, z. B. die Echtheit des Pentateuch in der Einleitung zum A. T., ausführt. Aus der Schwäche der Seinen zieht er lieber Vortheile für ſeine Sache, als daß er dieſer Schwäche erſt gehörig aufzuhelfen ſich die Mühe gäbe. Zu dieſem allerdings harten Urtheile zwingen ſeine auf keinen Fall unbefangenen Bemühungen, welche trotz dem confuſen Bewußtſein, das man dem alten Theologen in der modernen Zeit beilegen muß, doch zu berechnet erſcheinen, als daß ſie unabſichtlich ſein ſollten. Wie wäre es auch möglich, gefliſſentliches Ignoriren bedeutender Forſcher in fundamentalen Dingen, falſch aufgefaßte Darſtellungen fremder Anſichten, offenbares Gehäſſigmachen geehrter Perſönlichkeiten, wie viele ſeiner wiſſenſchaftlichen Gegner auch öffentlich haben erfahren müſſen, zu verwechſeln mit unbefangener Selbſttäuſchung, unverſchuldeter Verblendung? — Es gehört ſchon eine große Befangenheit in ſeinem Geiſte dazu, um überhaupt an ſeiner Art und namentlich an ſeinem Verfahren mit der Wiſſenſchaft Geſchmack zu finden und von ihm eingenommen zu werden. Auch ſcheint er ſelbſt ſich in dieſer Beziehung nicht zu viel anzumaßen; denn er nimmt an, daß die, zu welchen er als Lehrer der evangeliſchen Kirche ſpricht, bereits gläubige Chriſten ſind, verſteht ſich in ſeinem Sinne. So ſcheint er alſo nur den beſcheidenen Anſpruch zu machen, diejenigen, welche ſeine Glaubensfreunde ſchon ſind, nur ſpecieller ſich zu verbinden; die gelegentlichen Urtheile alſo und Warnungen „vor dem Geiſte der Zeit," und die poſitiven Gebote und Forderungen, welche die Waffen gegen ſeine Angriffe an die Hand geben ſollen, regelmäßiges Beten, einfältiges Bibelleſen ohne allen gelehrten Commentar, Gebrauch von alten Geſangbüchern ꝛc., dürfen uns nicht wundern, wie ungenügend ſie Anderen auch erſcheinen möchten. Eben ſo wenig wird es uns befremden, wenn wir ächte Wiſſenſchaftlichkeit in allen ſeinen Vorleſungen vermiſſen. Denn Hengſtenberg's Sache iſt es nicht, durch gründliches Eingehen auf die Anſichten ſeiner vielen Gegner und durch deren Widerlegung die ſeinigen hervorgehen zu laſſen, ſondern er, als der in der gottverlaſſenen Zeit ſpecifiſch Begnadigte, glaubt ſich berechtigt, poſitiv ſeine Meinung als die allein richtige allen andern gegenüber zu ſtellen. Auch daß ſeine exegetiſchen Vorleſungen von vielen ſeiner Zuhörer als praktiſch für den künftigen Prediger gerühmt werden, iſt noch kein Beweis für ihren wiſſenſchaftlichen Werth. Daß der Student in grammatiſcher und ſprachlicher Beziehung aus ſeinen altteſtamentlichen Vorleſungen, ſo wie aus ſeinem exegetiſchen Seminar etwas lernen könne, wird man gern zugeben, nur von vernünftiger Kritik, und folglich von eigentlich wiſſenſchaftlichem Verfahren, darf dabei nicht die Rede ſein. Den Einfluß, welchen Hengſtenberg ausübt, muß man übrigens, trotz ſeiner großen Zuhörerſchar, nicht zu hoch anſchlagen, da eine große Menge allerdings von rein äußerlichen Beweggründen zu ſeiner Richtung hingezogen wird. Denn derer, die Hengſtenberg ganz angehören und ſeinen Standpunkt völlig zu dem ihrigen machen, kann es nach der Natur dieſes Standpunktes nur wenige geben. Von Außen angeeignet iſt er, deſſen Weſen bei dem Koryphäen eben in ſeiner Originalität beſteht, eigentlich ſchon ein anderer und veränderter. Daher wird es nicht befremden, wenn wir viele ſonſt eifrige Zuhörer von der Strenge ihres Meiſters ablaſſen ſehen, ſobald es darauf ankommt, ſeine Grundſätze auf das Leben anzuwenden, ſo daß es wohl eine komiſche, aber doch wahre Erſcheinung iſt, daß Hengſtenbergianer, die den Tag über ihn auf's Eifrigſte verehren, am Abende im Coloſſeum ihren ſchottiſchen Walzer ſo gut wie Einer hüpfen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Apoſtel der Frauen und die neue Kirche in Württemberg.

Es iſt, als ob der Proteſtantismus es auf ſich hätte, daß er aus einem Kirchlein immer wieder das andere gebären müſſe. Schon lange ſtellte ſich der proteſtantiſchen Kir-

che im Großen der Pietismus als innere Kirche entgegen; denn bei allen verſchiedenen Branchen, die ſich unter dem Namen dieſer Geiſtesrichtung ausbreiten, bleibt doch allen der abgegrenzte, kirchenmäßig geſtaltete Charakter eigen. Und jetzt, da der Pietismus mindeſtens in Schwaben eine Ausdehnung gewonnen hat, die ihn über das Weſen einer Secte, eines abgeſchiedenen Kirchleins faſt erhebt, jetzt bildet ſich auch bereits wieder eine neue Capelle, die von Innen heraus das Werk ihrer eigenen Aufbauung begonnen hat. Am beſten begreift man dieſe Erſcheinungen aus einem Rückfall, aus einer Abſchwächung des proteſtantiſchen Princips zum katholiſchen. Der Proteſtant darf als ſolcher nicht nur glauben, er muß überzeugt ſein; zur Ueberzeugung, zur Entſcheidung über Sein und Nichtſein des Geglaubten können ſich aber unendlich Viele gar nicht erheben, und ſtatt nicht müde zu werden auf dem dornigen Pfade des Wiſſens, laſſen ſie ſich lieber in der bequemen Portechaiſe des Glaubens in die altkatholiſche Kirche zurücktragen. Eine ſolche Portechaiſe bietet uns mit dem Enthuſiasmus des Religionseiferers der neue Apoſtel der Frauen dar, der jene Capelle faſt allein aus der andächtigen Hingebung des ſchönen Geſchlechts zu bilden begonnen hat.

Die Frau fühlt, wenn der Mann denkt; die Frau wird von der neuen auffallenden Form, vom Unerhörten hingenommen; der Mann hält das Unerhörte nicht darum, weil es unerhört iſt, auch für unbegreiflich, er unterwirft es, wie das Alte, der Prüfung ſeiner Vernunft, und findet ſo Vieles, was die Frau nur durch ihn finden kann. Dies möge ſich auch das ſchwache Geſchlecht geſagt ſein laſſen; es möge den Gedanken der Männer zu Hilfe rufen und ſich nicht im Sturme erobern laſſen, nicht Eine dem Drange der Andern folgen, und ſich in den chaotiſchen See maßloſer Gefühle ſtürzen, aus welchem ſo ſchwer wieder ein Ausgang zu finden iſt.

Treten wir aber jetzt aus dieſer Vorhalle einleitender Bemerkungen in den Verſammlungsſaal ſelbſt, in welchem der Apoſtel ſeine klangreiche Stimme ertönen läßt, und lernen ihn von Angeſicht zu Angeſicht kennen; denn daß die Perſon ſelbſt hier zur Sprache kommt, das wird Niemand befremden, wenn er erſt erfahren hat, wie auf dieſer einzigen Perſon ein ganzes Kirchengebäude ruht. Guſtav Werner, jetzt im vorderen Mannesalter, iſt von rieſenmäßiger Statur, hat aber ſonſt lediglich nichts Auffallendes im alltäglichen Umgange. Vielmehr erſcheint er da ganz nur als der gutmüthigſte aller Schwaben, fühlt ſich wohl im ſchwäbiſchen Familienkreiſe, liebkoſt die Kinder, ſpielt mit ihnen, und im Geſpräche mit Erwachſenen, welches durch religiös-moraliſche Rathſchläge vielfach zerſetzt wird, möchte man ſogar manchmal etwas Schwäbiſch-Fraubaſiges erkennen. In ſeinem beſcheidenen Angeſicht läßt ſich durchaus nichts leſen, was nicht einen ganz gewöhnlichen, auf ſchwäbiſchem Boden aufgewachſenen Prediger verriethe. Auch ſeine frühere Laufbahn war eben die eines württembergiſchen Pfarrers, und Alle, die dieſen Lauf mit ihm zugleich betraten, bemerkten an dem ſtillen jungen Manne nichts Eigenthümliches, als etwa, daß ſein in ſich gekehrtes Weſen von Swedenborgianismus und Geiſterſeherei magnetiſch angezogen wurde. Ein Aufenthalt in Straßburg, wo die Swedenborgianer einen kleinen Herd haben, muß entſcheidend für ſeine praktiſche Laufbahn geweſen ſein. Er fing wenigſtens bald darauf als Pfarrgehilfe in einem württembergiſchen Dorfe an Erbauungsſtunden zu halten und in dieſen ſein Swedenborgschriſtenthum zu predigen. Daß er auch in dieſem Dorfe ſchon verwahrloſte Kinder zu ſich nahm und Kleinkinderſchulen errichtete, wie dies viele württembergiſche Geiſtliche jetzt thun, mag hier nebenbei bemerkt werden. Jene Erbauungsſtunden hatten ſich eines zahlreichen Beſuches zu erfreuen, und waren ohne Zweifel auch nicht ohne guten Einfluß auf Bildung und Handlung der Zuhörer. Ganz klar ſcheint nach Allem bis dahin Werner'n ſein Beruf zum Apoſtel noch nicht geweſen zu ſein. Jetzt aber geſchah etwas, was ſchnell den Gottesboten in ihm zur Reife gedeihen ließ. Die geiſtliche Behörde trat ihm, insbeſondere ſeinen Erbauungsſtunden, welche ſtark im Geruche des Swedenborgianismus ſtanden, in den Weg, und dabei handelte dieſe nach einem württembergiſchen Kirchengeſetze, welches Pfarrgehilfen verbietet, Erbauungsſtunden zu halten. Jetzt hieß es: Was brauchen wir weiter Zeugniß? Wer das Gute, wer die Wahrheit will, wird ja immer verfolgt. Er galt als Märtyrer, und ſiehe da! — der Apoſtel war fertig. Natürlich mußte der Widerſtand, den er erfuhr, auch ſeine Thätigkeit mehr ſteigern, als ſchwächen. Und wirklich — laſſen wir ihm alle Gerechtigkeit widerfahren, ſo müſſen wir ſagen, daß ſeine Thatkraft an's Unglaubliche grenzt. Das Erſte war, daß er jenem fatalen Geſetze wie ein Aal entſchlüpfte. Iſt es Pfarrgehilfen verboten, Erbauungsſtunden zu halten, ſo ſteht doch nichts von Solchen im Geſetze, die Pfarrgehilfen geweſen ſind; man legt alſo das Vicariat nieder, wird ein Menſch wie andere, und hält Erbauungsſtunden nach wie vor. Ein Recurs, den er in dieſer Angelegenheit vom geiſtlichen Conſiſtorium zu einer höheren Behörde nahm, gelang.

Werner ging nun in ſeine Vaterſtadt Reutlingen, legte dort, wie es ſcheint, auf eigenes Riſico eine Anſtalt für verwahrloſte Kinder an, und bereits werden von ihm in Verbindung mit einem Lehrer und mehreren Lehrerinnen ungefähr dreißig Kinder erzogen und ernährt. Daß er, der einzelne Mann, dies Alles vermöge, könnte Manchem fabelhaft erſcheinen, da die Kinder ſelbſt häufig nichts als Lumpen am Leibe mitbringen, und die Lehrer wenigſtens erhalten, wenn auch nicht durchgängig beſoldet ſein wollen. Was die Stadt Reutlingen dazu thut, kommt gar nicht in

Anſchlag; eine gewiß nicht unbeträchtliche Summe aber kommt ihm aus den Opfern, die bei Gelegenheit ſeiner Erbauungsſtunden zuſammengelegt werden, und ein freilich unverbürgtes Gerücht ſagt, daß Werner vom Auslande unterſtützt werde. Die Erziehung dieſer Kinder, die er ganz wie eigene behandelt, iſt ſeine tägliche Beſchäftigung; in ihrer Mitte bewegt er ſich vollkommen als Hausvater; die Stelle der Hausmutter müſſen die Lehrerinnen vertreten, und ſo hat ſich unſer Apoſtel da ſchon im Kleinen eine geiſtliche Familie geſchaffen, die ſeiner einſeitig ſpirituellen Richtung vollkommen angemeſſen iſt. Wollten wir freilich alle Familien nach dieſem apoſtoliſchen Modell bilden, dann würde das bald eintreffen, was Werner ſelbſt mit ſo großer Begeiſterung verkündigt: der jüngſte Tag müßte erſcheinen, weil die Menſchen in Kurzem alle ausſterben würden. Doch wollen wir darüber nicht vergeſſen, die ſchöne, wohlthuende Seite dieſer Anſtalt hervorzuheben, die durch das Mittel der Liebe aus verdorbenen, vielleicht auch verderblichen Weſen dem Staate ſtille, nützliche Bürger heranbildet.

Freilich könnte man auch an dieſem Nutzen zweifeln, wenn man eine nähere Einſicht in ſeine Religion und ihre hauptſächlichſten Erkenntnißquellen, ſeine religiöſen Vorträge oder Erbauungsſtunden gewinnt. Solche Vorträge hält Werner täglich einer engeren Gemeinde, allſonntäglich nach dem öffentlichen Gottesdienſte auch für entferntere Schäflein. Da ſtrömen von Oſt und Weſt gläubige und neugierige Seelen nach der alten Reichsſtadt, den gewaltigen Prediger zu hören. Seit geraumer Zeit macht der eifrige Bote des Evangeliums vom Geiſte Reiſen in alle größeren Städte ſeines Vaterlandes, nach Stuttgart, nach Tübingen, nach Ulm und in die zwiſchenliegenden Ortſchaften, verkündigt da und dort, des Tages zwei-, dreimal ſein Wort vom Geiſte. Zum Glück gehen die Reiſen jetzt ſchneller und gefahrloſer, als zu den Zeiten des Apoſtels Paulus, und im Eilwagen fährt es ſich bequemer, als zu Schiff im Meeresſturme. Doch wer kann es wiſſen, ob nicht der thatkräftige Mann auch ſolche Gefahren leicht überwände, wenn ſie ihm drohten. Seinem religiöſen Enthuſiasmus dürfen wir immerhin viel zutrauen, und nirgends erſcheint dieſer in höherem Maße, als eben in ſeinen Vorträgen. Werden dieſelben von Geſang begleitet, ſo iſt Werner ſelbſt Vorſprecher, Vorſänger und Prediger in einer Perſon. Mit einer klaren, umfangreichen Stimme übertönt er die ganze Gemeinde, und ſchon dies, daß er ſo gleichſam Alles in Allem iſt, nimmt manches ſchwache Gemüth für ihn ein. In ſalbungsreicher, pietiſtiſcher Form wird ſodann, meiſt mit vielen Wiederholungen, ein Gebet aus dem Herzen geſprochen. Die Stimme bebt ſich bei der Vorleſung des bibliſchen Abſchnitts, welcher dem Vortrage zu Grunde gelegt wird, und hier ſchon fällt es auf, daß Werner ſich für ſeine Vorträge eine weit beſſere Ausſprache und Betonung angeeignet hat, als die iſt, die er im gemeinen Verkehr braucht. Weit entfernt aber, ihn hierüber zu tadeln, möchte ich ihn vielmehr darin ſo vielen Predigern Schwabens, die nicht daran denken, daß es ihre Pflicht ſei, das Volk auch zu beſſerer Sprache emporzuheben, zum Muſter aufſtellen. Doch geht auch in dieſer Sprachverbeſſerung Werner etwas zu weit; namentlich werden die Abſchnitte aus der Schrift in einem Tone vorgetragen, der an die Recitation auf der weltlichen Bühne nur allzu oft erinnert. Die Auswahl der Bibelſtellen, welche Werner zu Grunde legt, geſchieht nicht ſo, daß man daraus die Swedenborg'ſche Ausſchließung gewiſſer bibliſcher Bücher, namentlich des alten Teſtaments und der Pauliniſchen Briefe abnehmen könnte. Vielmehr wird ohne Unterſchied über die verſchiedenſten Schriften der Bibel geſprochen, der Vortrag ſelbſt aber geſchieht ganz frei und unvorbereitet, und man hat dieſem Talente des freien Vortrags, welches durch große Bibelbeleſenheit unterſtützt wird, viel von der Anerkennung zuzuſchreiben, die Werner ſchon gefunden hat. Zwar findet man in dieſen Vorträgen in größerem oder geringerem Maße auch die Fehler alles Stegreifredens; derſelbe Gedanke wiederholt ſich zehn, zwanzig Mal; von Eintheilung und Ordnung iſt keine Rede, der Redner kommt vom Hundertſten auf's Tauſendſte, läßt viele Sätze ganz unvollendet, weil der Gedanke eines Nebenſatzes ihn allzu ſehr in Anſpruch nimmt. Aber dies Alles fühlt der oder die nicht, die ihn nicht mit kritiſchem, ſondern mit gläubigem Ohre anhört. Ein Solcher wird hingenommen von dem außerordentlichen Feuer der Rede, von der hinreißenden Action, von dem Himmel ſaugenden und Himmel ausſtrömenden Auge. Der ſtille Mann iſt jetzt auf einmal zum Feuerkopfe geworden, und wenn er ſo ſeinen unbegrenzten Gefühlen freien Lauf läßt, wenn er mit Titanenkraft ſeinen Geiſterhimmel auf die Erde herabzieht, da erliegen ſie alle, die zarten Seelen, die dahergekommen ſind, vielleicht noch mit unbefangenem Gemüthe, vielleicht aber auch ſchon mit dem löblichen Vorſatze, ihre Seelen in das wollüſtige Bad dieſer überſchwänglichen Gefühle zu tauchen, unbeſorgt, ob die Badwanne von dem Strome, in welchem ſie ſteht, fortgeriſſen werde und ſie in den Wellen begrabe oder nicht. Die Form iſt ja überall das Erſte, was das Gefühl anregt, und wer bei ihr ſtehen bleibt, der wird auch immer ein Knecht ſeiner Gefühle bleiben. Zur Form mag hier auch noch die Art ſeiner Schriftauslegung gerechnet werden, ſofern ſie auf's Genaueſte mit ſeiner bilderreichen Sprache zuſammenhängt.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

4. Februar. № 30. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Gehen wir nun aus dieser beengenden Sphäre des forcirten Glaubens zu den Männern über, welche auch in der Theologie der gedankenvollen, wissenschaftlichen Freiheit das Wort geredet haben und noch reden, so begegnet uns zunächst Marheineke, dessen freie Erkenntniß seit langen Jahren schon ihr Licht verbreitet, derjenige, mit dem der neue, nun dauernde Tag der vernünftigen theologischen Wissenschaft angebrochen ist. Marheineke's Parole ist das Wissen; wissen soll von jetzt an der Theolog so gut als der Philosoph die absolute Wahrheit, weil es der absoluten Wahrheit Natur ist, gewußt zu werden, geglaubt gewesen zu sein. Durch ihn haben wir zuerst das Wort der wahren, lange erstrebten Freiheit auch in der theologischen Welt verkündet und mit klarem Bewußtsein und großem Nachdruck ausgesprochen. Marheineke läugnet nicht die Nothwendigkeit, das ist ihm die Vernunft des Glaubens; er weiß, daß der Inhalt des Glaubens die absolute Wahrheit ist, daß er tief speculativ ist, und läßt so der Objectivität ihr volles Recht; aber auch das nennt er des Glaubensinhalts Recht, gewußt, begriffen zu werden vom subjectiven Geiste, welcher eben, indem er diesen Inhalt begreift, sein eigenes Wesen weiß, und so zum vollendeten Selbstbewußtsein und zur vollkommenen Freiheit gelangt, und die wahre Selbstoffenbarung Gottes ist ihm diejenige, welche diesen Proceß durchläuft. Marheineke ist ein Mann des Gedankens, der Gedanke in Allem ist ihm das Wesen; der Gedanke, den das Denken in der Vorstellung findet, erkennt, denkt, ist ihm das Wahre. Doch daß Marheineke den ewigen Gedanken nur als Gedanken giebt, ihn nicht als das Wesentliche der Vorstellung darstellt, daß er ihn nicht vor unsern Augen sichtlich genug aus der gegebenen Vorstellung, aus dem Tode der Erscheinung auferstehen läßt, das ist ein Mangel. Marheineke ist unmittelbar der neuen Entdeckung sicher und gewiß gewesen, und hat diese seine speculative Erkenntniß mit Würde und Stolz immer behauptet und mit Strenge geltend gemacht gegen überwundene, zurückgebliebene Standpunkte, welche sich in der Theologie auffspreizen. Aber eben weil Marheineke des Sieges gewiß ist und gewiß sein kann, ohne auch schon den Feind gehörig beachtet und seine Streitkräfte gebührend gewürdigt zu haben, hat der Feind in das offene, wenigstens nicht hinlänglich geschützte Gebiet sich unmerklich einschleichen können. Marheineke polemisirt daher wohl gegen Andere, und hat dazu sein volles Recht, aber weil er auf seiner Höhe bleibt und den winzigen Feind in seine Schluchten nicht verfolgen mag, so kann der Kampf wenigstens nicht zum ewigen Frieden führen. Der Marheineke'sche Gedanke nämlich, weil als freier seiner selbst gewiß, ist zu spröde gegen die Erscheinung, er ist zu stolz, sich mit ihr gemein zu machen, sich durch sie zu sättigen und zu kräftigen. Aber diese Sprödigkeit, dieser erhabene Stolz bestraft sich empfindlich dadurch, daß die Erscheinungen, da der allgewaltige Gedanke wenig Notiz von ihnen nimmt, sich verselbständigen und zu eigenen kleinen Herren machen. So sehen wir bei Marheineke Vorstellungen, Erscheinungen, aus welchen er den eigentlichen geistigen Lebensstoff bereits ausgezogen hat, neben dem wahrhaft speculativen, klar entwickelten Gedanken doch wieder zu einiger Bedeutung und Macht gelangen. Marheineke's Gedanke ist noch nicht der wahrhaft concrete und allumfassende, weil derselbe die Kritik nicht genug seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hat. Doch ist und bleibt Marheineke, wie er's gewesen, der echte Verkündiger des freien Geistes in der Theologie. — Marheineke hat im Vergleich zu den Hunderten bei Neander und Twesten eine mäßige Anzahl Zuhörer, und wenn wir auf seine nun fast dreißigjährige Wirksamkeit an der hiesigen Universität zurückblicken, so ist von Anfang an die Zahl derselben nicht groß gewesen, wenn gleich es eine Zeit gab, wo regeres Interesse für die Philosophie auch unter den Theologen sich kund that, als jetzt. Diese Erscheinung ist auffallend. In Berlin, wo nach Hegel's Auftreten die Philosophie allmälig immer mehr die Geister an sich zog, ist's gerade die Mehrzahl der Theologen, welche ihr Studium absolvirt, ohne von der neuen philosophischen Theologie, deren Begründer doch Marheineke ist, mehr als eine oberflächliche

Notiz mitzunehmen, etwa, weil die Neugierde ſie trieb, zuweilen zu hoſpitiren, oder weil ſie an der verunſtaltenden Polemik dagegen ſchon genug zu haben glauben. Wenn es nun eine alte Erfahrung iſt, daß Philoſophie nicht Sache der Menge iſt, ſo giebt das ſchon Erklärung genug, und wir bedürfen dazu kaum mehr der unaufhörlichen Abmahnungen davor, „man verderbe ſeine Carriere, wenn man ſich der Philoſophie hingebe.“ — Vielmehr, wenn man nur ſo viel gelernt hat, um ſein Examen zu beſtehen, was nützt die ſpeculative Theologie und Philoſophie? Predigten nach der gewöhnlichen Art bilft ſie ja doch einmal nicht machen, und aus reiner Liebe zur Wiſſenſchaft ſich ihr hinzugeben, ſogar mit Aufopferung anderer Vortheile, halten die Meiſten für Luxus. Wie ſich aber darnach das Verhältniß vieler zukünftigen Prediger ſtellen wird, wenn ſie ſich wirklich von der wahren Bildung des Zeitalters überflügeln laſſen, iſt ſchwer zu ſagen. Oder iſt ein echter Hengſtenbergianer im Stande, auf die Fragen der Gegenwart anders einzugehen, als daß er überall den Teufel durch Exorcismus auszutreiben ſuchen wird. Es iſt merkwürdig, doch nicht unerklärlich, daß namentlich ſeit der letztern Zeit unter den Zuhörern der philoſophiſchen Theologen Berlins viele Ausländer, vornehmlich Württemberger und Schweizer zu finden ſind, welche weit herkommen, um an der Quelle zu ſchöpfen, während bei Eingebornen damit immer Beſorgniſſe verbunden ſind. Manche Leute meinen, es liege ein philoſophiſches Miasma in der Luft, und die Philoſophie fliege Jedem von ſelbſt zu; uns deucht, daß noch ein ganz anderer Wind weht, den feine Naſen wohl merken. — Freilich, wenn man von Marheineke Nutzen ziehen will, iſt der gute Wille, fromm zu ſein und tüchtig zu lernen, allein noch nicht genug; denn bei ihm kann man ſo nicht bleiben, wie man iſt, und zu dem Mitgebrachten nur noch eine Quantität von Kenntniſſen hinzufügen. Man muß ſich bei ihm an das Denken gewöhnen, und das iſt ſchwer. Für Anfänger namentlich, welche zu früh, ohne die nöthige Grundlage der Philoſophie zu ihm ſich wenden, dürfte ſich ein ſo mißlungener Verſuch leicht zum Aufgeben des ganzen Unternehmens geſtalten. Die bleibende Jüngerſchar iſt dann aber auch um ſo treuer, und man ſieht ſie ziemlich den ganzen Curſus bei Marheineke durchmachen. Er lieſt Dogmatik, Moral, Symbolik, Dogmengeſchichte, Encyclopädie, praktiſche Theologie. Wie er bei allen dieſen Disciplinen vom philoſophiſchen Standpunkte ausgeht, iſt theils aus den darüber herausgegebenen Werken bekannt, theils läßt ſich daraus auf die anderen Disciplinen leicht ein Schluß machen, — ſo daß jeder mit der Zeit fortgehende Theolog weiß, wie ſehr er dieſe Wiſſenſchaften gefördert hat. Wenn er dann auf einmal ſtehen geblieben iſt, nun ſo kann ja Einer nicht Alles machen. Sollte es aber wirklich der Fall ſein, was hie und da verlautet, daß Marheineke geſonnen iſt, keine neue Auflage ſeiner Dogmatik mehr zu veranſtalten, weil ſie durch Daub's herauszugebende Vorleſungen darüber unnöthig gemacht ſei, ſo könnten wir hierin nur einen Rückſchritt erblicken, wie Marheineke ſich auch, gewiß mit Unrecht, in ſeiner Vorleſung über Dogmatik durch Göſchel und Konradi hat verleiten laſſen, an manchen Stellen ſeine wahrhaft ſpeculative Auffaſſung in der zweiten Auflage der Dogmatik zu verlaſſen. — Marheineke's Erſcheinung auf dem Katheder iſt in hohem Grade würdevoll, ſein Vortrag ſtreng methodiſch, echt wiſſenſchaftlich, aber anziehend, hie und da unterbrochen durch blitzende Pointen, die das Volk da unten in ſeiner Erbärmlichkeit vernichten, — faſt die einzige Art der Polemik gegen Alle, welche trotz allen Geſchreis ſeinen erhabenen Standpunkt nicht von fern erreichen. Diejenigen, welche erſt geübt ſind, Marheineke zu folgen, nehmen nicht allein gute Hefte mit, ſondern lernen, was noch mehr werth iſt, wiſſenſchaftliche Strenge und Methode. Nur diejenigen, welche aus andern Vorleſungen her gewöhnt ſind, Viertelſtunden zu träumen oder weniger geſpannt zu ſein, können über Unverſtändlichkeit klagen. Ob es aber nicht in Marheineke's Macht ſtände, noch Mehreren den Zugang zu ihm und das bei der Sache Bleiben zu erleichtern, wenn er auf geſchichtliche Entwicklung, mögliche Einwendungen und auch auf Kritik einginge? Doch vergeſſe man dabei ja nicht ſeine Freiſinnigkeit und Humanität, die ihn ſtets verhindert hat, weiter Gegangene zu verdammen und ihnen wegen Anſichtsverſchiedenheiten im Einzelnen den wiſſenſchaftlichen Werth abzuſprechen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Apoſtel der Frauen und die neue Kirche in Württemberg.

(Schluß.)

Dieſe Auslegung iſt nämlich die als Swedenborgianiſch bekannte Erhebung des buchſtäblichen Sinnes zum geiſtigen. Die Geſchichte der Bibel — iſt die Meinung — ſollen wir in unſerem Herzen erleben; der Buchſtabe der Geſchichte iſt nur ein Symbol für unſer geiſtiges Leben, wie es werden ſoll. Hieraus wird klar, warum z. B. die Pauliniſchen Briefe dem Swedenborgianer etwas ungeſchickt im Wege ſtehen. Dieſe Briefe enthalten ja meiſt Lehre, alſo etwas, was unmittelbar vom Geiſte aufgenommen wird. Geiſtiges braucht aber nicht erſt in Geiſtiges verwandelt zu werden; die allegoriſche Erklärung, die nur der vom Geiſte Ergriffene geben kann, wird alſo hier unnöthig. Doch enthalten eben dieſe Briefe auch Stellen, auf die man ſich bei jener Schrifterklärung ſtützen zu können ſcheint; wenn es z. B. im zweiten Korintherbriefe heißt, daß der Buchſtabe tödte, der Geiſt aber lebendig mache, wenn Paulus ſelbſt

in eben dieſem Briefe die allegoriſche Erklärung bei der altteſtamentlichen Geſchichte anwendet, ſo läßt ſich mit geringer hermeneutiſcher Kunſt daraus ein Text geſtalten, der dem ganzen Evangelium unſeres Frauenapoſtels zu Grunde gelegt werden kann. Die allegoriſirende Erklärung der bibliſchen Geſchichte aber zieht den Menſchen auf ganz ähnliche Weiſe an, wie jedes Kunſtwerk. Die ganze Geſchichte, an der ſich viele Chriſten einzig und allein herangebildet haben, erhält durch dieſe Ausdeutung auf einmal eine völlig neue, kunſtreiche Geſtalt, jeder kleine Zug daraus wird uns ſo nahe gelegt, als hätten wir ein Gemälde vor uns, das ſich in unſerem Innern abſpiegelte. Dies Kunſtmäßige, Poetiſche in ſeiner Auslegung hat magnetiſche Kraft, läßt uns aber wiederum in Werner den Schauſpieler erkennen.

Hier iſt außerdem der Punkt, wo Werner am nächſten mit Strauß zuſammentrifft, — ein Umſtand, der unſerſeits ihm ganz und gar nicht zur Unehre nachgeſagt ſein ſoll, wohl aber in mancher ſeiner Verehrerinnen ein bedenkliches Fragzeichen erwecken möchte. Allegorie und Mythus, allegoriſche und mythiſche Erklärung haben neben einander feil; und doch iſt die Wirkſamkeit beider Männer himmelweit von einander verſchieden, eine Thatſache, welche Jedem von ſelbſt einleuchtet, und an dieſem Orte nicht näher ausgeführt werden kann. Doch wird ſchon das den Unterſchied zwiſchen Beiden gehörig bezeichnen, daß Werner in ſeinen Vorträgen mit Nachdruck behauptet, die Geſchichte des alten und neuen Teſtaments bleibe bei ſeiner Erklärung von A bis Z ſtehen, nicht ein Jota davon gehe zu Grunde, und dabei habe man noch den Vortheil, daß kein Streit mehr über die Auslegung entſtehen könne, — natürlich deswegen, weil bei dieſer Erhebung oder beſſer: Erniedrigung der Geſchichte eines Volks oder ausgezeichneter Individuen zur Geſchichte ganz untergeordneter Menſchenſeelen — denn darauf läuft Werner's Auslegung hinaus — weil alſo bei dieſer Auslegung unendlicher Willkür die Schranken geöffnet ſind. Was ſoll man aber zu der Erklärung ſagen, daß die Geſchichte bei ſeiner Auslegung ganz ſtehen bleibe? Iſt es nicht Accommodation an ſo manche Zuhörer, die den Einſturz bibliſcher Geſchichten perhorresciren, ſo iſt es nichts Anderes, als wenn ich einen Felsſtein liegen laſſe, weil ich mich nicht mit ihm ſchleppen mag. Er bleibt auch ganz ruhig ſtehen, aber nicht weil ich ihn achte, ſondern weil ich ihn verachte. Iſt bei der Verſuchung Chriſti das die Hauptſache, daß ich dieſelbe in mir durchlebe und überwinde, ſo kann die Geſchichte ſelbſt nur Nebenſache ſein. Und wie vielen Inconſequenzen iſt dieſe Auslegung ausgeſetzt. Sollen wir die bibliſche Geſchichte in unſerem Herzen wieder erleben, ſo ſollten wir natürlich eigentlich Alles erleben können, wir ſollten Iſchariot und den Jünger der Liebe, Chriſtum und den Verſucher, Himmel und Hölle, Land und Meer, Kreuz und Tempel, kurz Alles, auch das Entgegengeſetzteſte in uns aufnehmen können. Die Menſchen ſind ſelten, die dies können; nur ein Dante konnte eine Hölle und ein Paradies ſchreiben, nur ein Shakſpeare konnte die höchſte Vernunft aus einem Narren reden laſſen, nur ein Göthe konnte den Teufel mit Gott und ſeinen Engeln ſich unterreden laſſen, — und Werner iſt auch weit entfernt, nur daran zu denken, daß ſolche Menſchen wie das Gras wachſen. Vielmehr baut er gerade auf die ſcheinbare Unmöglichkeit hievon die Nothwendigkeit ſeines Apoſtolats. „Das eine Mal nämlich muß Chriſtus unmittelbar in unſere Seele aufgenommen werden, das andere Mal darf er auch neben uns gelten; wie er auf dem Schiffe neben den Jüngern geſchlafen hat, ſo ſchläft er auch manchmal neben uns. Das Eine, was uns als Geſchichte erzählt wird, muß aus unſerer Seele hinausgetrieben, das Andere muß gleichſam in ſie hineinverſetzt werden.“ Bis daher hat die Sache nichts Verfängliches. Dürfte man nur annehmen, daß die Zuhörer es verdauen könnten, — es möchte vielleicht aus dieſer geiſtig reproducirten bibliſchen Geſchichte manches Gute entſtehen. Nun aber fragen die Zuhörer, denen dieſe Verdauungskraft abgeht: Wer giebt uns aber den Geiſt dazu, daß wir dies Alles recht zu unterſcheiden wiſſen? Und dieſe Frage kommt Werner'n eben recht. Das iſt der Geiſt, ſagt er, der heilige Geiſt oder der Geiſt Chriſti (perſönlich ſind Beide nach Swedenborg'ſcher Lehre nicht zu trennen), und dieſen Geiſt habe ich in mir. Ich, will er ſagen, bin die Brücke, auf der ihr allein zu Chriſto kommt; ich bin der Mittler zwiſchen euch und Gott und — wenn er es auch nicht ſelbſt ſagt, ſo ſetzen wir es jetzt gewiß mit vollem Rechte hinzu — ich bin ein Apoſtel.

Nimmt man hinzu, daß Werner beinahe in jedem Vortrage auf die Nähe des tauſendjährigen Reiches, des neuen Jeruſalems, oder wie man jene Zeit abſtracter Seligkeit nennen möge, hinweiſt, ſo mahnt auch dies an die Apoſtel der urchriſtlichen Zeit, die in ihren Briefen unſtreitig die Nähe eines letzten Gerichts vorherſagen. Doch muß man billig ſein und zugeben, daß zu der Zeit der ächten Apoſtel die Welt eher das Anſehen hatte, als ginge ſie dem letzten Stadium entgegen, als dies in unſern Tagen der Fall iſt. Damals zog in der That der Verfall des römiſchen Weltreichs den Sturz der ganzen alten Welt nach ſich, und jene Apoſtel hatten inſofern weit mehr Recht, den Einſturz einer Welt vorauszuſagen, wenn ſie es auch nicht in dieſem Sinne meinten, als heutiges Tages unſer Frauenapoſtel. Eine kürzlich erſt noch erwartete politiſche Kataſtrophe iſt glücklich vorbeigezogen, und es iſt auf dieſe Weiſe Europa nur um ſo mehr der Friede verbürgt. Nichts, gar nichts weiſt darauf hin, daß nur ein kleines Gewitter ausbrechen könnte, geſchweige, daß die Welt aus ihren Fugen ginge. Und doch will unſer Apoſtel die Anzeichen dazu finden; er will wiſſen, daß ſeit achtzehnhundert Jahren die Chriſtenheit im Argen gelegen, am Buchſtaben gehangen; das fühlen die Völker, beſonders das Ausland, meint er, wohl, und Aller Augen ſeien auf Deutſchland gerichtet, von ihm aus müſſe die Speiſe des Evangeliums vom Geiſte in alle Welt verbreitet werden. Wäre dies, dann freilich ſtänden wir jetzt im Vorhof einer Weltkataſtrophe, und unſer neuer Kirchenfürſt, unſer germaniſcher Papſt hieße Werner. Jene Aeußerungen, die uns auf ſolche Schlüſſe führen, ſind aber nicht etwa aus der Luft gegriffen, ſondern einzelnen ſeiner Vorträge entnommen. Auf Frankreich weiſt Werner beſon-

ders hin, und vielleicht hat zu jenen Behauptungen ſein Aufenthalt in Straßburg ihm einiges, jedenfalls aber ein pauvres Recht gegeben; denn das weiß Jeder, der nur die politiſche Geſchichte nicht ganz von ſich weiſt, daß die Franzoſen im Ganzen und Großen ganz und gar nicht gemeint ſind, eine Kirchenmutter oder Mutterkirche, überhaupt irgend eine Vormundſchaft in Deutſchland zu ſuchen.

Die Schriften, auf welche man ſich für Werner's Lehre berufen könnte: „Annchen Lineweg," Erbauungsſtunden und ein Katechismus, ſind namentlich in Betreff ihrer Wirkung zu unbedeutend, als daß ſie hier neben ſeinen Vorträgen in Betracht kämen. Auch Werner ſelbſt beruft ſich lieber auf ſeine Vorträge, als auf ſeine Schriften.

Alles, was wir bisher von Werner erfuhren, weiſt uns darauf hin, daß er in ſich nicht nur einen Apoſtel und Propheten, ſondern ſogar einen auserwählten Stellvertreter Chriſti oder beſſer einen Statthalter des Geiſtes ſieht. Ob Verſtellung, ob Selbſttäuſchung ihn ſo erſcheinen läßt, mag ich nicht entſcheiden. Auf das Letztere weiſt die ganz ungewöhnliche Begeiſterung hin, mit der er ſein Evangelium verkündigt. Daß er aber auch von Verſtellung nicht ganz frei zu ſprechen ſei, das möchte wohl am meiſten daraus hervorgehen, daß er überall ſo berechnend zu Werke geht, daß er an keinem Orte, an dem er ſeine Vorträge erſt beginnt, ſogleich unverhohlen mit der neuen Kirche herausrückt, daß er ſich zuerſt meiſt mehr pietiſtiſchen Anſichten anbequemt, die den Meiſten geläufiger ſind, oder mehr mit der allgemeinen Phraſe, daß man das Chriſtenthum auch im Leben zeigen müſſe, ſich begnügt, und erſt dann, wenn er des Erfolgs mehr gewiß iſt, mit der Lehre des in ihm wirkenden Geiſtes hervortritt. Ein böswilliges Gerücht will ſogar, daß der jeſuitiſche Grundſatz, die Verkündigung des Wortes je nach dem zu erwartenden Erfolge und nach dem Glauben der Zuhörer umzumodeln, auch ein Swedenborgianiſcher ſei.

Wichtig bleibt jedenfalls dieſe Erſcheinung eines neuen Apoſtels und einer neuen Kirche, ſowohl nach dem Zwecke, welchen ſie verfolgen, als nach den Wirkungen, die ſie ſchon hervorbrachten und immer noch hervorbringen.

Käme jener, der Zweck, zu ſeiner Erfüllung, ſo wäre nichts Anderes die Folge, als daß an die Stelle des proteſtantiſchen Princips wieder das katholiſche träte: Einheit der Kirche unter einem Stellvertreter des göttlichen Geiſtes. Die Schrift würde damit den Laien wieder aus den Händen geriſſen, weil ſie ja die geiſtliche Erklärung immer nur vom Stellvertreter Gottes zu erwarten hätten. Und wenn Werner ausſpricht, daß er es gern ſehen würde, wenn der Herr noch Viele erweckte, wie es bei ihm geſchehen ſei, ſo haben wir uns dies wohl nur ſo zu erklären, daß er gern unter ſeiner Obhut einen Prieſterſtand verſammelte, der nach Art der Mönche, der Cardinäle und Biſchöfe das Kirchenregiment ihm befeſtigen helfe.

Die Wirkungen aber ſind in der That auch jetzt ſchon beträchtlich. Werner hat eine Frauenkirche nicht von Steinen, wohl aber von Frauenſeelen bereits zu einer anſehnlichen Höhe aufgeführt. Warum er gerade der Frau es angethan hat, dies iſt aus dem Bisherigen klar genug. Welches ſind die Geiſteskräfte, die in der Frau zur höchſten Reife gedeihen, wenn nicht Gefühl und Phantaſie? Und an welcher Stelle faßt Werner die menſchliche Seele, wenn nicht eben an der ſentimentalen und phantaſtiſchen? Das Gefühl wird auf einen krankhaften Grad, bis zur Berauſchung geſteigert; aber wer weiß es nicht, daß beſonders Frauen in ſolchen Gefühlskrankheiten ſich manchmal erſt recht wohl fühlen, daß dieſe Schwelgerei um ſo mehr Reiz für ſie hat, weil ſie als eine geiſtige gewiß unſchuldig, wenn nicht gar verdienſtlich zu ſein ſcheint. Es beſuchen freilich auch Männer ſeine Vorträge; doch finden durchgängig nur die bleibenden Gefallen an ihm, die etwas Weiblich-Zärtliches und Schwächliches an ſich haben, wogegen auch unter den Frauen ausnahmsweiſe ſich ſolche befinden, die nicht mit dem Strome ſchwimmen, weil ihre Urtheilskraft ungewöhnlich ausgebildet iſt. Daß die Liebe, die Werner nebenher immer als Grundſtein ſeiner Sittenlehre hervortreten läßt, auch unter den Erwachſenen ſchon gute Früchte getragen, iſt zu erwarten. Aber dem Evangelium der Liebe ſteht bei ihm auch eine ſchlimme Botſchaft des Haſſes zur Seite, wenn dies auch nicht direct verkündigt wird. Wer binden will, der muß auch auflöſen. Bande des Bluts und Bande des Geiſtes hat unſer Apoſtel mit dem ſcharfen Meſſer ſeiner Rede ſchon zerſchnitten; die Liebe der Familien hat er zerſtört, alte Freunde entzweit, damit er die Seelen mit ſich verbinde. Mit dem Pietismus verglichen, iſt ſeine Kirche für jetzt noch nicht ſo ſcharf abgegrenzt, droht es aber weit mehr zu werden; er treibt die Gefühlsreligion auf eine höhere Spitze, als der Pietiſt es thut, indem er als Mittel dazu ein möglichſt freies Walten der Phantaſie gebraucht. Daraus erklärt es ſich auch, daß Werner, trotz dem Unterſchiede in der Schrifterklärung und in manchen Theilen der Religionslehre, doch Manche, die früher der pietiſtiſchen Partei angehörten, auf ſeine Seite gebracht hat. Größtentheils aber zieht man ſich von dieſer Seite ſcheu vor ihm zurück; und ſo haben wir jetzt innerhalb der proteſtantiſchen Kirche Würtembergs zwei kleinere abgegrenzte kirchliche Parteien. Nehmen wir hinzu, daß auch der Strauß'ſche Geiſt kräftig eingedrungen iſt unter Clerus und Laien, ſo giebt dies ein Bild von dem raſtloſen Treiben dieſer Kirche. — Strauß darf freilich neben Werner und den Helden des Pietismus ganz und gar nicht als Proſelytenmacher oder Kirchenfürſt genannt werden. Seine Wirkſamkeit iſt eine ſtille und nimmt eine ganz andere Gattung der Menſchheit in Anſpruch, als die Werner'ſche und pietiſtiſche. Strauß hat es mit der denkenden Menſchheit zu thun, Werner und der Pietismus mit der fühlenden. Strauß ſetzt die Vernunft auf den Thron, darum iſt ſeine Tendenz eine ariſtokratiſche. Die pietiſtiſche dagegen iſt demokratiſch, die Werner'ſche monarchiſch. Werner will dadurch zum Ziel gelangen, daß er die Gemüther im Sturme erobert; er iſt ein Revolutionär des Geiſtes, Strauß nur ein ruhiger Reformator. Ob jener Sturm gelingen werde, das iſt jetzt die Frage. Der erſte Act hat nun einmal begonnen, und welches Schauſpiel jetzt in Schwaben geſpielt wird, wie es ſich bereits bis an die äußerſten Grenzen Württembergs ausgedehnt hat, das glaubte ich auch dem außerſchwäbiſchen Deutſchland nicht vorenthalten zu dürfen.

F. S.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

121

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

5. Februar. № 31. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Damit nun aber die große Bedeutung Marheineke's für die neueste Theologie, insbesondere für die theologische Wissenschaft Berlins vollends fest und sicher bleibe, dafür ist gesorgt durch Männer, welche Marheineke mit Recht als seine Fortsetzer und Ergänzer ansehen kann.

So treten uns Vatke, Benary und George als die ächten Söhne des neuesten theologischen Geistes entgegen. In ihnen erst ist der theologischen Wissenschaft Berlins Schleiermacher, welcher ihr sonst abhanden gekommen wäre, wiedererstanden und wiedergegeben, indem diese Männer es sich zum Zwecke gemacht haben, die von Schleiermacher und de Wette begonnene, freie Kritik weiter zu führen und zu vollenden.

Die Schleiermacher'sche Kritik, welche leider noch immer von so Vielen nicht einmal erkannt ist in ihrer hohen Bedeutung für die neue Theologie, und Marheineke's großartige Gedanken-Objectivität und -Allgemeinheit sind zunächst in Vatke zu concreter Einheit zusammengeschlossen. Kritik und Dialektik, welche das thatsächliche Manifest des modernen freien Geistes sind, daß er verschmähe, als sein Eigenthum in Ruhe und Frieden zu genießen, was er nicht im Schweiße seines Angesichts sich selbst errungen, waren bei Marheineke vor der höhern Nothwendigkeit, zunächst in kategorischer Form die neue, sich selbst genugsame Geistesfreiheit kräftig auch auf theologischem Gebiete zu repräsentiren und gegen alle zurückgebliebenen, gegen den Geist mißtrauischen Kinder der Zeit zu behaupten und geltend zu machen, in den Hintergrund getreten. Nachdem aber das gelobte Land der Theologie erreicht und überschaut und als das gelobte Land in Wahrheit erkannt war, war es nöthig, dasselbe durch das Gepräge der mitgebrachten neuen Cultur vollends zum eigensten und unverlierbaren Eigenthume zu stempeln. Es bedurfte noch des sorgfältigen Ausbaues im Einzelnen und vor Allem der Sicherung gegen die kleinen Feinde, die man vorläufig, um nur erst das ersehnte Ziel zu schauen, hinter sich gelassen hatte, ohne sie gänzlich ohnmächtig gemacht zu haben. Einen solchen nachträglichen Kampf kämpft auch Vatke mit männlicher Tapferkeit und bewunderungswürdiger Ausdauer, und vernachlässigt deßnoch die Pflichten und Künste des Friedens im Innern des neuen theologischen Landes nicht. So beseitigt Vatke, selbst Herr der concretesten Fülle des Gedankens, immer noch sich kräftigend durch den dauernden Kampf, da derselbe zugleich Sieg ist, von Grund aus alle Gefährdungen, welche der neuesten Theologie noch hie und da drohen, so daß kein Zweifel an der vollkommenen Sicherheit und Selbstgewißheit des neuen Geistes über sich selbst mehr übrig bleibt. — Als Vatke im Jahre 1830 aufgetreten war, versammelte er in den ersten Jahren in seinen Vorlesungen nahe an hundert Zuhörer. Die Zahl hat abgenommen, namentlich seit Schleiermacher's Tode und seitdem seine biblische Theologie erschienen ist, so daß 30—40 jetzt gewöhnlich die Anzahl derjenigen ist, welche seine Vorlesungen besuchen. Woher das kommt, liegt auf der Hand. Das Ketzergeschrei von allen Seiten über Pantheismus und Atheismus, mit allzu deutlicher Hinweisung, auf wen es gemünzt sei, hat die Theologen eingeschüchtert und befangen gemacht. Wenn daher Vatke eine öffentliche Vorlesung von allgemeinerem, nicht gerade für Theologen von Fach berechnetem Inhalte liest, wie etwa: über das Verhältniß von Kirche und Staat, über Ursprung und Wesen der Sünde, so steigt die Anzahl seiner Zuhörer leicht aufs Doppelte, wovon aber wenigstens die Hälfte Nichttheologen sind. Man muß also wünschen, daß Vatke dies doch nie unterlasse, — denn wenn die Auserwählten das Evangelium verschmähten, so brachte es der Apostel zu den Heiden. Und doch wie Viele haben, wenn sie kühn und unbefangen genug waren, die Verdächtigungen zurückzuweisen und ein Semester durch zu bleiben, die Grundlosigkeit jenes Gerüchtes eingesehen, schon allein durch die Liebenswürdigkeit der Erscheinung und die ihnen dargebotene Gelehrsamkeit gefesselt. Vatke liest Einleitung ins A. und N. T., fast die ganze Exegese beider, seine Hauptthätigkeit erstreckt sich jedoch auf die Entwicklung der alttestamentlichen Religion, wozu noch fast jedes Semester eine neue kleinere Vorlesung allgemeinen, religions-philosophischen

Inhalts kommt. Einmal im vorigen Sommer Religionsphiloſophie, deren Wiederholung nicht genug angerathen werden kann. — Seine exegetiſchen Vorleſungen ſind gediegen und gründlich; er hat es ſich zur Aufgabe gemacht, die Gegner gründlich zu widerlegen, und das thut er mit einer Umſicht, Schärfe, Unparteilichkeit, Ausdauer und Klarheit, welche den eindringlichſten Beweis der Wahrheit liefern gegen die ſchnöden, eintönigen Redensarten: die allein richtige Meinung iſt, „das müßt ihr glauben," Gründe bedarf es dafür nicht, überzeugen kann man ſeinen Gegner nicht, u. ſ. w. Vatke verwirft nie eine Anſicht, ohne entweder das Brauchbare derſelben ſich anzueignen, oder wenn ſie völlig abſurd iſt, ſo zeigt er wenigſtens, wie der Gegner zu ſo craſſen Behauptungen gezwungen iſt, und wo wir nichts wiſſen können, iſt er gewiſſenhaft genug, es offen einzugeſtehen. So zeigt er namentlich in ſeinen Vorleſungen auf dem Felde der bibliſchen Theologie, wie er, ſtets feſthaltend an der philoſophiſchen Grundlage, auf welcher er die Wiſſenſchaft erbaut hat, dennoch alles Brauchbare, gleich viel, ob es von Freund oder Feind kommt, zu ſeinem Nutzen verwandt hat. Den Gipfelpunkt von Allem aber bildet ſeine Religionsphiloſophie, welcher ſich im vergangenen Semeſter die Vorleſung über die Sünde würdig an die Seite ſtellte. Hier entwickelt er ſeine ganze Virtuoſität, ſpeculative Tiefe und kritiſche Schärfe; beide Anforderungen, die an den Theologen der heutigen Zeit gemacht werden, ſättigen ſich hier gegenſeitig bis zur völligen Ineinanderſchmelzung; dieſe klare, anſchauliche, tief eindringende Darſtellung religiöſer Zuſtände, dieſe Einführung concreter Philoſophie bis in die einzelnen religiöſen Vorſtellungen zeigen dem, der folgen kann, daß nur ein tief religiöſes Gemüth, ſeiner Erhabenheit über die Spötter gewiß, Solches zu leiſten im Stande iſt. Dazu noch eine gediegene, körnige, gebildete Sprache — und es iſt begreiflich, wie diejenigen, welche einſehen, was ſie an Vatke haben, vor allen Rückfällen nicht allein völlig ſicher ſind, ſondern noch ganz anders die Seinen ſind, als die, welche ein ſich umſetzender Wind eben ſo fortbläſt, wie ſie gekommen ſind. Auch bei ihm ſind faſt alle Schweizer und Württemberger zu finden. Eins nur könnte noch für den größeren Erfolg ſeiner Wirkſamkeit zu wünſchen übrig bleiben, daß er nämlich, wenngleich ſeine Natur ſich mehr zur ruhigen Contemplation hinneigt, in ſeinen Vorleſungen lebhafter und feuriger ſich darſtellte, um auch äußerlich noch ſichtbar zu machen, wie ſehr er von der Heiligkeit ſeiner Sache durchdrungen iſt. Es wäre wahrlich ein zu hoher Grad von Beſcheidenheit, die Anſprüche, zu denen ihn ſein Werth berechtigt, nicht überall mit voller Energie geltend zu machen.

Benary, der gelehrte und rüſtige Kampfgefährte Vatke's in ſeinen kritiſchen Beſtrebungen und Kämpfen, iſt zwar von Hauſe aus mehr reiner Orientaliſt, aber da ja der noch dauernde Kampf in der Theologie nun vorzugsweiſe ſeinen Boden in den Urkunden der hebräiſchen und urchriſtlichen Religion und Geſchichte genommen, und Benary ſich vorzugsweiſe den altteſtamentlichen Studien mit großem Erfolge widmet, ſo iſt auch er eine bedeutende Stütze der mündig und frei gewordenen Theologie auf der berliner Univerſität. Auch Benary, als Streiter für Wahrheit und Freiheit von Aberglauben und Unglauben, hatte früher mehr Zuhörer, bevor die weithin lärmende Trompete der evangeliſchen Kirchenzeitung das neue Märtyrerthum des Glaubens ſo Vieler, die ſich übertäuben laſſen, plauſibel gemacht hat. Dennoch iſt Benary's Wirkſamkeit noch immer umfangreich genug. Er hat ſich auf das exegetiſche Feld des A. T. (im N. T. lieſt er bloß die Apokalypſe) beſchränkt, und geht vornehmlich genau bei ſeiner Exegeſe auf das Grammatiſche ein, lieſt auch abwechſelnd die hebräiſche Grammatik beſonders und leitet grammatiſch-exegetiſche Uebungen. Er geht, wie es ſeiner feurigen Natur angemeſſen iſt, in der Exegeſe dem hartnäckigen und zähen Feinde aller Kritik mit noch viel größerer Energie zu Leibe, und läßt ſich die Mühſeligkeit nicht verdrießen, ihm bis in die entlegenſten Schluchten zu folgen. Wenn nämlich Vatke die altteſtamentliche Religion mehr im Ganzen und Großen behandelt, ſo wählt Benary ſich lieber einzelne Punkte, verfolgt dieſe dann aber auch mit bewundernswürdiger Schärfe. — Ihm fallen gewöhnlich alle diejenigen zu, welche zugleich Philologen ſind, wie's hier Viele giebt, die die theologiſchen und philologiſchen Studien verbinden. Solchen hat es natürlicher Weiſe die Beſchäftigung mit den claſſiſchen Autoren unmöglich gemacht, an Hengſtenberg's Exegeſe Gefallen zu finden, und für das Grammatiſche haben ſie ſchon von der Philologie her eine Vorliebe. Von ihnen wird Benary's lebendiger, anregender Vortrag, der die Zuhörer in Spannung und im Intereſſe der Sache erhält, ſein erfolgreiches Beſtreben, klar und deutlich zu ſein, ſehr geprieſen.

George, der ſich durch ſeine Schriften bereits als ſcharfſinniger, ganz in den Geiſt der neuen Theologie eingeweihter Kritiker bekannt gemacht hat, lieſt Exegeſe, Alterthümer, auch ſeit einiger Zeit Philoſophie der Kirchengeſchichte, wird aber gleichfalls durch die obwaltende Lage der Dinge verhindert, viele Zuhörer um ſich zu verſammeln, wozu auch wohl ſein noch etwas befangener Vortrag mitwirken mag.

Von den noch übrigen Docenten iſt wenig zu ſagen. Uhlemann, ein tüchtiger Kenner des Syriſchen, hat trotz ſeiner Bemühungen, Anfängern das Studium zu erleichtern, niemals zahlreich beſuchte Vorleſungen zu Stande bringen können. Er lieſt Einleitung ins A. und N. T., Exegeſe des A. T., und beſchäftigt ſich jetzt mit Studien in der Dogmengeſchichte. Die beiden Licentiaten Erbkam und Philippi ſind erſt zu kurze Zeit aufgetreten, als daß ſich

über ſie ſchon ein Urtheil faſſen ließe. Es wird ihnen ſchwer werden, neben Neander, deſſen Fußtapfen ſie, zugleich mit großer Hinneigung und Abhängigkeit von Hengſtenberg, einzuſchlagen ſcheinen, viele Zuhörer zu gewinnen. Beide leſen Kirchengeſchichte und Exegeſe des N. T. Erbkam hat ſeinen Standpunkt deutlich in der Abhandlung: „Ueber die Lehre von der ewigen Verdammniß" (Studien und Kritiken) dargelegt. Das, was an Schleiermacher anklingt, bezieht ſich durchaus nur auf die Form. — Von Philippi dürfte bemerkenswerth ſein, daß er in ſeiner Vorleſung über den Paulinischen Lehrbegriff gefliſſentlich darauf ausgeht, beim Apoſtel Paulus die ſtreng Lutheriſche Dogmatik nachzuweiſen. Wie er ſo in des großen Apoſtels Lehre gerade die Seele tödtet und überdies zu dem willkürlichſten Verfahren gezwungen wird, wonach er einzelne, bald hie, bald da einen Vers herausſtückt, iſt leicht einzuſehen.

Weniger gut als mit den übrigen Zweigen des theologiſchen Studiums iſt es in Berlin mit den praktiſchen Uebungen für die zukünftigen Geiſtlichen beſtellt. Marheineke, welcher gediegene Vorleſungen über die praktiſche Theologie hält, ſchlägt den Nutzen der homiletiſchen Seminare nicht ſehr hoch an, und wenn er dabei nur Berlin im Auge hat, kann man ihm ſchon beiſtimmen. Aber ſonſt ließe ſich darüber noch ſtreiten. Die berliner Studirenden zeigen hier einen richtigen Takt. Das homiletiſche Seminar, welches der hieſige Hofprediger Dr. Strauß leitet, iſt faſt gar nicht beſucht (20 — 30 im Verhältniß zu den 400 — 500 Theologie Studirenden will wenig bedeuten). Sie ziehen es mit Recht vor, ſich nach dem Muſter der ausgezeichneten Prediger Berlins, nach den Vorträgen Hoßbach's, Theremin's, Ehrenberg's, Gouard's und vieler Anderer zu bilden. Es wäre ungerecht, wenn man Strauß glänzende Rednertalente abſprechen wollte, aber ſowohl zu ſeinen Vorträgen über Homiletik, Katechetik, Paſtorallehre, als zur erfolgreichen Leitung des Seminars geht ihm die modernwiſſenſchaftliche Bildung ab, und Schleiermacher's Urtheil, das noch im Munde der Studirenden lebt, wird wohl wahr bleiben. Strauß hat ohne Zweifel tüchtige Kenntniſſe in der bibliſchen Geſchichte und Geographie und überhaupt die ſpecielliſte und detailirteſte Gelehrſamkeit in allen ſich auf Kenntniß der heiligen Schrift beziehenden Sphären, weiß auch alle Formeln der altlutheriſchen Dogmatiker und engliſchen Apologeten gut zu handhaben und zu citiren, aber von der neuen Theologie ſcheint er nur geringe Notiz genommen zu haben. — Strauß theilt alle Predigten ein in analytiſche, ſynthetiſch-analytiſche und ſynthetiſche, von welchen Unterſchieden jedoch die beiden erſten ziemlich zuſammenfallen, ſo daß uns eigentlich doch nur der alte Unterſchied von eigentlichen Predigten und Homilien übrig bleibt. Er ſteift ſich freilich dagegen, die Homilien in dieſem beſtimmten Sinne zu faſſen, da er gründlich beweiſt, daß von Anfang an alle Predigten Homilien geheißen haben, allein das iſt für uns Nebenſache. Mehr Bedeutung hat, daß er durchaus keine ſynthetiſchen Predigten, d. h. ſolche, die einen Hauptgedanken aus dem vorliegenden Texte herausheben, als vom Texte und ſomit auch vom Geiſte der heiligen Schrift zu leicht zu eigenen unbibliſchen Gedanken führend, gelten laſſen will. Dies mag noch von der Oppoſition gegen die Aufklärer alten Stils herrühren, welche allerdings oft gar nicht aus der heiligen Schrift, ſondern wer weiß wo überall ſonſt her ihr Thema nahmen; allein ſchon gegen Reinhard wird ſeine Polemik ungerecht, und überhaupt ſo allgemein hingeſtellt, wird die Anſicht höchſt einſeitig. Seine analytiſch-ſynthetiſche Methode, in der man übrigens durch mehrſtündige Uebung dahin gebracht werden ſoll, daß man ſogleich beim erſten Ueberblick aus jedweder vorgelegten Bibelſtelle verſchiedentliche Themata zugleich mit den gehörigen Diviſionen und Subdiviſionen vor Augen hat, unterſcheidet ſich nur formell von der rein analytiſchen, denn das Thema, welches gewonnen wird, iſt doch nur eine äußerliche Zuſammenfaſſung der einzelnen, nach Kant's zwölf Kategorieen zerlegten Sätze. An die rein analytiſchen Predigten ohne beſtimmtes Thema, die höchſte Gattung, dürfe ſich ſo leicht Niemand wagen, ſie wären nur Wenigen, hochbegabten Männern, wie Luther, gelungen. Außerdem ſtellt er noch Mosheim und Chryſoſtomus als die bleibenden Vorbilder für Kanzelredner hin. — Wo Strauß aber ſeinen grimmigen Eifer gegen alles Moderne herbekommen hat, wie der Verfaſſer der doch ohne Zweifel vom Geiſte moderner Poeſie und Kunſt tingirten Glockentöne zu Behauptungen verleitet wird: „man habe der Liturgie die Schande anthun wollen, ſie eine heilige Kunſt zu nennen, eben ſo wie man ſich nicht entblödet habe, der Dogmatik den Namen einer chriſtlichen Philoſophie zuzueignen," — iſt ſchwer zu begreifen.

Gönnen wir uns nun zum Schluſſe noch einen Geſammtüberblick über das in ſeinen einzelnen Richtungen von uns betrachtete theologiſche Leben der berliner Univerſität. Wie wir in der Seele deſſelben noch keineswegs die volle Harmonie und die erfüllte Einheit zur wahren Wirklichkeit gekommen ſehen, indem in der theologiſchen Facultät unſerer Univerſität die conſtituirenden Momente des vollen theologiſchen Geiſtes ſich zum Theil noch in den beſonderen Repräſentanten als ſelbſtändige Elemente behaupten, und keineswegs ſchon jeder Docent auch alle übrigen wahrhaft begreift und anerkennt, ſo muß dieſe noch ſtatthabende Unvollſtändigkeit noch augenſcheinlicher hervortreten an dem Körper der Theologie Studirenden, den die Facultät der Docenten erſt noch zu beherrſchen und zu durchdringen hat. Hier zeigen ſich natürlich die Beſonderungen und Einſchnitte im vergrößerten Maßſtabe; denn die gegenſeitige Beziehung, die Durcheinanderbildung der verſchiedenen Richtungen unter den Studirenden, welche natürlich den verſchiedenen

Standpunkten der Docenten entſprechen, ſind durch die Verhältniſſe, welche die große Reſidenzſtadt mit ſich bringt, verhindert und unmöglich gemacht. Und in der That kann ja auch die letzte vollendete Auflöſung der theologiſchen Gegenſätze nicht auf dem Markte des geiſtigen Verkehrs, ſondern einzig im Heiligthume des rein wiſſenſchaftlichen Austauſches der Gedanken zu Stande gebracht werden. Daß alſo unter den Studirenden verhältnißmäßig erſt Wenige von der in ſich verſöhnten Theologie ſich beleben und beſeelen laſſen, trotz der genügenden Fülle der in der berliner theologiſchen Facultät ihnen gebotenen Mittel, wäre ſelbſt bei größerer Gunſt der äußeren Verhältniſſe nicht unerklärlich. Nun liegen aber in der That die Umſtände, welche der ſpeculativen Philoſophie das Eindringen in die Theologie erſchweren und überhaupt dem raſchen Umſichgreifen der neueſten Philoſophie als bedeutende Hinderniſſe ſich in den Weg ſtellen, offen zu Tage. In Beziehung auf die Theologie wollen wir nur an das allgemein bekannte Factum erinnern, daß ihre Jünger in der Regel mit den Gütern dieſer Welt nicht zu geſegnet ſind; jedoch wahrhaft hinderlich muß dieſer Umſtand dem rüſtigen, freien Vorwärtsſtreben im Gebiete der Wiſſenſchaft erſt dann werden, wenn den Theologen, welche vor Allem auf baldige Verſorgung und ſelbſtändige Stellung im Leben hinarbeiten müſſen, ihre Ausſichten durch die Aufnahme ſpeculativer Tendenzen verſperrt und beengt zu werden ſcheinen, und zu dieſer Meinung ſind ſie berechtigt, ſo lange die ſpeculative Theologie ſich nicht einer größeren Anzahl gewichtiger und höher geſtellter Fürſprecher zu erfreuen hat. So lange dies noch nicht der Fall iſt, kann offenbar der gläubige, d. h. unwiſſenſchaftliche Theolog ſich ein ſchnelleres Fortkommen in der Welt verſprechen. Dieſer Punkt iſt von der höchſten Bedeutung. Es werden hiemit die gemeine Praxis, die endlichen Zwecke, das Leben und die Noth des Lebensunterhaltes über die ewige Wahrheit, es wird die Politik und ihre Heuchelei über die Religion und ihre Hingebung geſetzt. Dies zu erkennen und dieſen Krebs zu exſtirpiren, das wäre die Cur und die wahre Reſtauration einer Anſtalt, in welcher das innerſte Herz des deutſchen Vaterlandes ſo lange frei und mächtig treibend ſchlug, jetzt aber die freie Wiſſenſchaft unter dem Drucke des Lebens und ſeiner beſchränkten Politik ein ungedeihliches Daſein friſtet. An ſich iſt immer der alte Geiſt noch da; aber er iſt weder das ausgeſprochene Princip der theologiſchen Facultät, noch der Univerſität im Ganzen, noch des Staates, der ſie pflegt. So fehlt es aller Enden an dem Zutrauen und an der Aufmunterung zur Wiſſenſchaft, deren allerdings der große Haufe und der gemeine Sinn ſo ſehr bedarf. Iſt aber ſolche Aufmunterung und Anregung zu freier Wiſſenſchaft erſt ſicherer verbürgt, ſo wird der Geiſt der zu Berlin Studirenden im Allgemeinen auch freudiger und ſchneller dem Zuge nach ſeinem wahren Ziele folgen. Denn werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Motive und Triebfedern der theologiſchen Studentenwelt Berlins, und auf die Verhältniſſe und Umſtände, unter denen das Leben der meiſten Theologen ſich hier geſtaltet, ſo werden wir auch in dieſer Beziehung in Berlin einen noch kräftigeren Keim zu wahrhaft geiſtigem, freiem, von niederen Intereſſen weniger gebundenem Leben, als auf andern Univerſitäten gewahren. Daß nämlich die Studirenden und am meiſten die Theologen trotz der zahlreichen und mannigfaltigen Zerſtreuungen der Reſidenz und großen Stadt doch mehr auf ſich und den Zweck, welcher ſie eben nach Berlin geführt hat, gewieſen ſind, wird jeder in die Verhältniſſe nur einigermaßen Eingeweihte leicht zugeben. Die berliner Univerſität iſt eine moderne Univerſität. Das Intereſſe des genußvollen, heitern Lebens, welches auf den andern alten Univerſitäten, ſonſt freilich auch mehr als jetzt, als unzertrennlich von den Jahren des Studiums gilt, gehört hier nicht mehr gerade weſentlich zum Leben des Studenten, und findet keine allgemeine Vertretung mehr in einem Gemeinweſen der Studirenden. Man iſt auf der berliner Univerſität nicht mehr Student, ſondern man ſtudirt Theologie ꝛc., man ſtudirt als Privatmann und amäſirt ſich als Privatmann je nach den individuellen Verhältniſſen und Umſtänden. Die Mehrzahl, zumal der Theologie Studirenden, da ſie Fremde in Berlin bleiben, kommen mit dem ſocialen Leben der Reſidenz wenig in Berührung, kleinere oder größere, zum Behufe des bloßen Vergnügens etablirte Vereine ſind von geringer Bedeutung und finden bei der vorgeſchrittneren geiſtigen Bildung keinen erheblichen Anklang, und ſo iſt der Studirende mehr auf ſich ſelbſt, wie er gegenüberſteht einem reichen Schatze von gelehrter und philoſophiſcher Bildung, hingewieſen, in dieſer Welt, wo es ihm freiſteht, ſeine jugendliche Thatkraft durch gründliche Beſitznahme und Aneignung des occupirten Gebietes zu üben und zu bewähren. — Die Wiſſenſchaft iſt in Berlin überhaupt univerſeller Natur und nicht mehr an eine beſtimmte Form der äußern Erſcheinung gebunden, und eben dieſer Univerſalismus des geiſtigen Lebens iſt ein und daſſelbe damit, daß äußerlich betrachtet die wahre Einheit, der organiſche Zuſammenhang der Einzelnen unter einander dem berliner wiſſenſchaftlichen Staate abzugehen ſcheint. Aber die wiſſenſchaftliche Sphäre iſt für die in Berlin Studirenden das Reich jener Welt, aus welcher ſie eigentlich ſtammen, und auf welches ſich ſchließlich immer wieder zurückzubeziehen ihre Beſtimmung und ihr Weſen iſt, während das ſonſtige äußerliche und geſellige Leben als der weite, unweſentliche Spielraum für Belieben, Willkür, individuellen Geſchmack, beſondere Richtung und Neigung übrigbleibt.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

125

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redacteuren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

6. Februar. № 32. 1841.

Ueber Reisen und Reiselitteratur der Deutschen.

Eine Sommerreise. Von Robert Heller. Leipzig, 1840. Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Man hat es noch nicht für werth erachtet, unsere Reisebeschreibungen, soweit dieselben nicht in rein wissenschaftlicher oder doch gelehrter Rücksicht geschrieben wurden, sondern mehr oder weniger in das Gebiet derjenigen Litteratur hinübergreifen, welche man die schöne zu nennen pflegt (denn von diesen allein soll hier die Rede sein), einer übersichtlichen und zusammenhängenden Darstellung, Entwicklung und Beurtheilung zu unterwerfen. Und doch möchte auch an diesem abgesonderten, mehr blätter- als früchtereichen Zweige sich deutlicher, als man glaubt, das eigenthümliche Wachsthum und der gesammte Bildungsgang des großen Baumes unserer Litteratur nachweisen lassen. Irren wir nicht, so erfolgte die erste Einführung der Reiselitteratur in die schöne Litteratur überhaupt in der Blüthezeit der Sentimentalität und gemüthlichen Ueberschwänglichkeit. Yorick's Sentimental Journey, schon 1768 übersetzt (von Bode; diese Uebersetzung erlebte bis in den Anfang des neuen Jahrhunderts fünf Auflagen), fiel gerade in diese Zeit, und es konnte nicht fehlen, daß bei der damaligen Mustergiltigkeit der englischen Litteratur im Allgemeinen, sodann bei der wunderbaren Energie, mit welcher gerade Sterne in seinem bizarren Gemisch von Empfindsamkeit und Frivolität, von Enthusiasmus und Nüchternheit das aussprach, was weit und breit, diesseits und jenseits des Meeres die Gemüther bewegte, die Nachahmungen Yorick's und mit ihnen die sentimentalen Reisen sich ebenso häuften, wie wir nur irgend in unsern Tagen andere Könige andern Körnern zu thun geben sehen. Es gesellte sich dazu, daß jener sentimentale Hang, wie er durch die Naturmalerei (in Brockes und mit entschiedenstem Erfolg in Kleist) war verbreitet worden, nun auch selbst wieder eine neue, bis dahin unerhörte Art des Naturgenusses, um nicht zu sagen der Naturschwelgerei, ein Jagen und Suchen nach Naturbeschauung, ein Erbauen und Begeistern an landschaftlichen Schönheiten hervorbrachte, welches diese Reiselitteratur ungemein befördern mußte. Denn wie diese Schwärmerei für Natur und Naturgenuß unsere Jünglinge (man erinnere sich der göttinger Verbündeten!) hinaustrieb ins Freie, in die süße Pracht der Blüthezeit, die stille Melancholie der Mondnacht, und wie unsere Poeten diese Eindrücke in Oden und Liedern wiedergeben, so trieb sie dieselben auch weiter ins Land hinaus, schwellte ihnen die Brust mit Wandersehnsucht, und ließ sie endlich ebenso das Gesehene und Erfahrene in Reisebeschreibungen niederlegen. Es war überdies die Zeit, wo, nach dem Göthe'schen Ausdruck, die Litteratur sich näher rückte: litterarische Freundschaften wurden gesucht und geschätzt, auf Reisen daher und Besuchen mit raschem Enthusiasmus begründet, und als nun bald darauf in diese wunderliche Masse durch Lavater's Physiognomik ein neues, mächtiges Ferment hineinkam, da gab es für die Reiselustigen einen solchen Ueberfluß von Motiven, Titeln und Berechtigungen, daß nicht allein der Parnaß in wandernder Bewegung erscheint, sondern auch die übrige Welt mehr und mehr in dies Treiben hineingezogen wird. Eine besondere Geltung gewinnt von nun an die Schweiz, theils als das Mekka der Naturreisenden, theils aber, was man ja nicht außer Acht lassen darf, der litterarischen Bedeutung wegen, die sich damals an die Schweiz knüpfte und wie mit einem Heiligenschein jene Ufer und Inseln des zürcher Sees umgab, an denen einst Klopstock seine Fanny zu vergessen gesucht hatte, und die nun fortlebten in den geliebtesten seiner Oden; nicht zu erwähnen, daß nun auch Lavater, für Manche der Messias selbst, für Unzählige ein Prophet desselben, in der Schweiz seine heilige Stätte gegründet hatte. Diese Richtung der deutschen Sentimentalität hat sich außerordentlich lange behauptet; wir dürfen nur den Namen Matthisson nennen, um unsere Leser sogleich daran zu erinnern, wie viel von diesem sanften, süßen, enthusiastischen Ichor (denn gemeines Blut, wie andere Menschen es auch haben, wagen wir diesen Lebenssaft der Sentimentalen nicht zu schelten!) noch in der gegenwärtigen Litteratur und dem nie aussterbenden Trosse der Nachahmer sich regt.

Allein unſere Poeſie ſelbſt war nicht lange in der Sentimentalität, dieſem bloßen ſelbſtſüchtigen Selbſtempfinden des bewegten Ich, ſtecken geblieben; es war dies nur ein Kriegslärm geweſen, mit welchem ſie überhaupt das Subject, das ſie ſeit Jahrhunderten in Convenienz und Dogma verloren, als poetiſches Eigenthum ſich wiedererobert hatte. Nicht mehr abſtract das Subject und ſein maßloſes Pathos allein (wie in den Stürmern und Drängern), ſondern das ſchöne Subject ward Ziel und Aufgabe der Poeſie; Winkelmann, Heyne und Homer löſten Brockes, Kleiſt und Klopſtock ab, die Kunſt trat an die Stelle der Natur, und — Göthe reiſte nach Italien. Denn dieſes Land ward nun, was bis dahin die Schweiz geweſen war; die Gletſcher und die Seen und der Rheinſturz mußten zurückweichen vor dem Apoll von Belvedere, der Sixtiniſchen Capelle und der Kuppel der Peterskirche. Mit einem Worte, die Bewunderung der Schweiz fing an die Stelle einzunehmen, in welcher der Italienfahrer auf ſeiner Reiſe ſelbſt die Schweiz erblickte: ſie lag an der Schwelle ſeines Allerheiligſten, er nahm ſie mit, wie im Vorbeigehen, ſie war ein Zweites und Beiläufiges geworden, während von Rom Einer dem Andern zurief, daß es noch immer die Herrſcherin der Welt, Italien noch immer der Garten der Erde ſei. Der Uebergang vom Naturenthuſiasmus zur Kunſtſchwärmerei zeigt ſich zum Theil noch in Heinſe's Reiſebriefen; bald aber kam die Kunſt und mit ihr Italien zur unbeſtrittenen Hegemonie, und es iſt faſt rührend anzuſehen, wie von Weimar, als dem eigentlichen Mittelpunkt dieſer Cultur, die in Göthe ihren hauptſächlichen und unvergleichlichen Repräſentanten hat, Einer dem Andern nachzieht nach Italien, wie das bloße Wort Italien ein Funke wird, der Unruhe in die Glieder treibt und das Blut ſieden macht, und wie dieſer allgemeine Rauſch außerordentlich bald ſelbſt diejenigen erfaßte, die doch ihren Durſt aus ganz andern Gefäßen zu ſtillen im Sinne hatten, als aus dem köſtlichen, antiken und alſo heidniſchen und ungeweihten Becher Italiens. Denn ſchon 1791 reiſten die Stollberge, auch jenen Apoll von Belvedere und all jene Ueberreſte heidniſcher Kunſt anzuſehen, von denen ſie nachher meinten, die alten Bilder, Götter wie Menſchen, Männer wie Weiber, ſähen doch alle nur aus wie melancholiſche, verdrießliche, zornige Heiden, und „ſelbſt auf den Geſichtszügen der ewigen Götterjugend ſchwebe, wie eine ſchwarze Wolke, der Gedanke des Todes“ (Reiſe, II. 310; vgl. Bd. III, 75). Dieſe alſo, das ſieht man, trieb Begeiſterung und Liebe für die alte Kunſt nicht nach Italien, und Göthe und Schiller ſchoſſen daher auch die Pfeile ihrer Xenien gegen dieſe Stollberg'ſche Reiſe. Freilich, hätten ſie damals ſchon gewußt, was bald darauf die Welt erfuhr, daß nämlich nicht die ewig ſprudelnde Quelle der alten Kunſt, ſondern ein Tröpfchen Weihwaſſer aus dem Becken zu Rom es geweſen war, wonach die Stollberge dürſteten, und hätten ſie damals ſchon gewußt, welche würdige Begleitung dieſe Reiſenden an den Herren von Droſte (denn es krümmt ſich früh, was ein Haken werden will!) gehabt hatten, ſie würden ihre Pfeile vermuthlich anders gerichtet oder voll tiefen Grams im Köcher behalten haben. So dürfen wir hier die Stollberg'ſche Reiſe als den Uebergang zu einer neuen Phaſe betrachten, in welche mit ihr unſere Litteratur überhaupt und ſomit auch die Litteratur der Reiſen getreten iſt, — jene Phaſe meinen wir, in welcher man die heitere Bläue des italiſchen Himmels mit der wüſten Dämmerung des Mittelalters vertauſchte, wo an die Stelle der ſchlankſäuligen, luftigen Tempel des Alterthums die engen, ſchnörkelhaften Bogen gothiſcher Kloſterkirchen traten, wo man den Apoll für einen St. Sebaſtian, die lächelnde Mutter der Grazien für ein Muttergottesbild dahingab, kurz — wo die Reaction der Romantik begann und Tieck — nicht der Verfaſſer der Novellen, ſondern der Herausgeber von Sternbald's Wanderungen — auf den Stuhl des Meiſters ſollte erhöhet werden. Italien freilich blieb bei dieſem Wechſel dennoch unverändert das Ziel der Pilger: denn es ſteht ja in Rom nicht bloß der Faun, auch der Papſt lebt in Rom, und nicht Rafael allein hat gemalt, ſondern auch vor ihm haben Meiſter, welche zweifelsohne frömmer, als geſchickt, und beſſere Chriſten, als Künſtler waren, Heilande am Kreuz und betende Marien und Wunder und Myſterien gemalt. So bekam nun Italien zu dem Ruhm, die lieblichſte Heidin zu ſein, auch noch den der frömmſten Heiligen; zu dem Epheukranz ward die Dornenkrone, zu dem weltlichen das geiſtliche Diadem geſellt, — und ſind wir recht berichtet, ſo haben auch dieſe neuen Pilger ſelbſt dieſe doppelte Natur Italiens, die überſinnliche und ſinnliche, in der eigenen Praxis recht wohl zu vereinigen gewußt.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Leben von H. König. 2 Theile. Stuttgart. Verlag von F. Caſt.

Der Verf. zweier unſerer ausgezeichnetſten neueren Romane bietet uns hier in einer Reihe von Bildern Erlebniſſe und Betrachtungen aus ſeinem Leben dar. Wenn auch unter vielen dieſer Bilder kein ſichtbarer Zuſammenhang beſteht, ſo dienen ſie doch in ihrer fortlaufenden Reihe ſämmtlich dazu, uns die Entwicklung eines Menſchen von dem unbewußten, den äußeren Eindrücken hingegebenen Knaben, bis zu dem die Außenwelt poetiſch durchdringenden und überwindenden Manne vorzuführen. König gehört nicht zu den Litteraten, die reformirend in alle Fragen der Zeit eindringen und dennoch ſich der ſtrengen Conſequenz einer philoſophiſchen Kritik entziehen zu können glauben, noch zu denen, die nur leiſe um die Erſcheinungen herumſpielen und Alles mit einem äſthetiſchen Firniß überziehen, damit nur ja nicht ihre ganze, ſowohl in wiſſenſchaftlicher, als charakterlicher Beziehung haltungsloſe Perſönlichkeit durchſchaue. Was König beſpricht, das behandelt er mit der Ehrlichkeit und dem Ernſte eines Mannes, dem

die Sache ans Herz gewachſen iſt, auch wo er nicht raiſonnirt, ſondern uns bloß Geſtalten vorführt, ſitzt er als ein ſtets unbeſtochener Richter über die gewiſſenhafte Austheilung von Schatten und Licht. Wenn daher der Verf. S. 97 von ſich ſagt: „Mir hat von Kindesbeinen auf jene Erziehung und Umgebung gefehlt, die mich auf den Kern und die Bedeutung der Dinge aufzumerken gewöhnt hätte. — Ein forſchender Geiſt wohnte dem Knaben nicht ein, ſondern vielmehr ein flatternder" — ſo hat er dies einerſeits mit kräftigem Mannesſinn überwunden, anderſeits gab ihm die Natur nebenbei eine ſolche Inſpiration für das Weſentliche, daß er gefahrlos als Knabe die Blumen am Abgrunde pflücken konnte, den erſt ein ſpäteres Alter ihn erkennen lehrte.

Dieſen Abgrund, an dem ſeine Jugend ſich ſo ſorglos erging, finden wir in dem erſten Abſchnitt, „Excommunication" betitelt, geſchildert. König ward nämlich in Fulda geboren, einer Stadt, die, wie ſie von Bergen umgeben, und ſomit vor jedem Windzug geſchützt daliegt, damals unter der Obhut eines geiſtlichen Fürſten, umſchirmt von Kibſtern und Pfaffen, nicht den leiſeſten Luftzug von den großen Orkanen im Weſten empfand. Der Fürſtbiſchof, ſein goldner Wagen, ſeine Kammerhuſaren, die prachtvollen Hochämter, das waren die Hauptintereſſen des Knaben, das Alles ſchaute er durch das Prisma eines gläubigen und vor Allem poetiſchen Gemüths, und ſo hatte er freilich keine Ahnung von der innern Fäulniß dieſes äußerlich ſo harmloſen und ſo glänzenden Treibens. Er war zum Mönche beſtimmt, das Höchſte, was der Ehrgeiz eines ſo armen und ſo geringer Familie entſproſſenen Knaben erwarten konnte. Hier rettete ihn aber ſeine richtige Inſpiration; denn ohne zu wiſſen warum, läuft er in dem Augenblicke davon, als er zum Novizen vorgeſchlagen werden ſoll. Im ſpäteren Alter entwickelt ſich aus der Ahnung das Bewußtſein, und der gläubige Knabe, der eigenhändig das Rauchfaß geſchwungen, wird im Jahr 1831 von dem freilich indeß ſäculariſirten Biſchof von Fulda ganz im Stillen excommunicirt. — Mit Freuden begrüßen wir am Ende dieſes Abſchnittes den Verf., der ſich aus der Hütte der Armuth und aus der Höhle des Aberglaubens zu einer ſo ſchönen, ſo freien Höhe emporſchwang, von der wir ihn das Chriſtenthum betrachten ſehen. Er findet es in keiner äußern Form oder Kirche, ſondern im ſchaffenden, erlöſenden Geiſte, der Formen und Kirchen nach Bedürfniß hervorruft. Den alten und ewigen Zwieſpalt dieſer Welt zwiſchen der Faulheit der Materie, die jeden Fortſchritt ſofort verſteinern möchte, und dem Geiſte, der kein Fertigſein und keine Ruhe kennt, findet er ſchon in den Apoſteln Petrus und Paulus perſonificirt: „Petrus, dem Altmoſaiſchen zugewendet, die neue Lehre nur als verjüngtes Judenthum begreifend und unfähig, das Freigeiſtige derſelben zu faſſen, bildet den Stamm der ſogenannten rechtgläubigen Kirche. Das Wortgemäße, Satzungsfeſte, Werktheilige, kurz das Hierarchiſche findet in der Petriniſchen Kirche alte Gunſt und neues Glück. Paulus erfaßt den Geiſt des Chriſtenthums und verchriſtlicht ſeine eigenen und die Ideen ſeiner Zeit. Er will alſo ein Chriſtenthum, das ſich dem fortſchreitenden Leben anſchmiege, aber ſchon er wird nicht begriffen, der beſchnittene und beſchränkte Haufen wird unzufrieden mit ihm. Er, der Apoſtel der Geiſtreichen und Geiſtesfreien, bildet, bis einſt ſein Bau an die Reihe kommt, die Oppoſition der erſten Kirche." Dies wird aber nach aller Vorausſicht ſo bald nicht geſchehen, denn bis jetzt lehrt uns die Geſchichte, daß der freie Geiſt noch von jeher in der Oppoſition und der Minorität war, und ſo wird es auch wohl bleiben, denn eine ruhige Herrſchaft kann dem nicht dienen, der zum Kampfe in die Welt gekommen iſt; je mehr Kämpfe, deſto größere Siege, deſto mehr Wahrheit. Sehr ſchön ſagt in dieſer Beziehung der Verfaſſer: „Aber dieſe ſogenannten Ketzereien ſind ja auch nur die Schmerzenstöne des unwilligen gefeſſelten Chriſtusgeiſtes, während die ſeltſamen Kirchenſatzungen für den Siegesjubel des Weltgeiſtes zu erklären ſind, dem es gelingt, den Paulus in den Petersfelſen zu bannen."

Nachdem König uns gezeigt, wie aus der inneren Fäulniß der römiſchen Weltherrſchaft das Chriſtenthum hervorging, und in der großen Calamität die Menge, welcher bei dem allgemeinen Verfall die Nichtigkeit alles Irdiſchen recht vor die Augen gerückt wurde, um ſo bereitwilliger war, der Stimme des Geiſtes Gehör zu geben, malt er uns im zweiten Abſchnitte: „Krieger und Prieſter," Begebenheiten aus unſerer Zeit, wo ähnliche Urſachen ähnliche Wirkungen hatten. Die Morſchheit der alten Zuſtände erkannten wir in der Schilderung der fuldaer Pfaffenherrſchaft; das darauf folgende Elend, den franzöſiſchen Rückzug von Leipzig, Plünderung, Armuth, Spitalfieber, zeigt uns der „Krieger;" „der Prieſter" endlich führt uns mit meiſterhaft poetiſchen Farben das wiedererwachende religiöſe Gefühl bei der Menge in der Schilderung einer großen Wallfahrt vor die Augen, die König ſchon früher einmal in ſeiner Novelle, „die Wallfahrt," benutzt hat. — Katholiken und Proteſtanten vereinigen ſich hier aus eigenem Antriebe zu einem großen Zuge, um gemeinſchaftlich ihr von ſo vieler Noth gedrücktes Herz in der gemeinſamen Anerkennung einer höheren, geiſtigen Macht zu entladen. „Aber, ſagt am Ende der Verf., jeder Geiſtesſtrahl der Menſchheit leuchtet nur im Uebergange zu neuer Verhüllung wie ein zuckender Blitz; auch jene reine, religiöſe Flamme des deutſchen Geiſtes iſt inzwiſchen wieder von der Prieſterherrſchaft für ihre Altäre in Beſchlag genommen worden. Sie unterhalten damit die ewige Tempelleuchte des Haſſes." Alſo Paulus iſt abermals unterlegen. Zum Schluſſe ruft der Verfaſſer: „Beſinne dich, o Vaterland, und ſei ſtolz! Laß weder fremdgehorſame Prieſter, noch ſtille, politiſche Unzufriedenheit deinen heiligen Glauben mißbrauchen. Pfui über Pfaffen, die dich mit Haß gegen die Ketzer, — und über Paſtoren, die dich mit Aengſten um die Gnadenwahl ſegnen!"

Von dem größten Intereſſe iſt es, einem ſo ruhigen, geſinnungstüchtigen und doch ſo geiſtreichen Beobachter im dritten Abſchnitte zu einem Beſuche in Weimar bei Göthe zu folgen, im Jahr 1828.

Der Verf. naht ſich ihm mit großer Begeiſterung und noch größerer Pietät, aber auch mit offenem Auge und einem geſunden Sinn, dem es unmöglich iſt, jeden krankhaften Auswuchs eines großen Mannes in die Apotheoſe deſſelben aufzunehmen. Der ganze pedantiſche Apparat, das drückende Ceremoniell, mit dem Göthe umgeben war, und dann ſeine eigene ſteife und vornehme Haltung veranlaſſen König mit vollem Rechte zu dem Wunſche: „Wer möchte ihn nicht in ſeiner genialen Jugend gekannt haben, wo er gewiß von Innen mehr durchglüht ausſah, als ich ihn damals fand." Ja man kann es unter ſolchen Umſtänden einem heißblütigen Kopfe, wie König, einem Börne nicht verargen, wenn er auf ſeiner Reiſe durch Weimar es gradezu verſchmähte, Göthe'n zu ſehen.

Sehr ergötzlich ſind die kurzen Bemerkungen über die Hausfreunde Göthe's und insbeſondere über die Frau Schopenhauer nebſt Tochter.

Nr. IV. „Tiſchrede im Traum“ iſt eine humoriſtiſche Apologie des Magens und ſeiner Intereſſen. Nr. V. „Von Pillnitz bis Sonnenſtein“ enthält eine höchſt anmuthig beſchriebene Reiſe des Verf. durch die ſächſiſche Schweiz, in die ein geſchiedenes und ſich doch nachlaufendes Ehepaar hineinſpielt. Der Mann iſt Reactionär, im vollſten Sinne des Wortes, hofft eine Wiedergeburt der Welt von Rom und dem politiſchen Wochenblatte her, die Frau hingegen ſchwört auf die Emancipation der Frauen, wird aber von unſerem Verf. bekehrt und will eben wieder der Reaction in die Arme eilen, als dieſelbe in Pirna ins Irrenhaus und zwar als unheilbarer Kranker abgeführt wird.

Im zweiten Bande führt uns König nach Mainz zu den Feſten bei Gelegenheit der Enthüllung der Gutenbergsſtatue. Jeder Deutſche möge es dem Verf. danken, daß er es war, der einzig und allein die Ehre des Feſtes rettete. Denn er wagte es, bei dem großen Feſtmahle die eigentliche Frage des Tages, die Freiheit der Preſſe zum Gegenſtand einer Tiſchrede zu machen. Mögen alle Präſidenten der Welt ihre Schellen ſchwingen, wie ſie der mainzer ſchwang, ſolche Stimmen werden ſie doch nicht niederklingeln. Vor einem halben Jahre waren wir Zeuge, wie König in Mainz abermals beim Gutenbergsfeſte ſeine Stimme für die freie Preſſe erhob. Auch bei dieſem Feſte ſowohl in Frankfurt, als in Mainz war Alles vorgeſehen, Alles cenſirt, die Präſidenten hatten Schellen und die Redner vorher von Senat und Cenſur gehörig geprüfte Manuſcripte; nur im Gutenbergsſaale, wohin das Programm am zweiten Tage zu vertraulicher Beſprechung einlud, enthob ſich dieſe den Banden der Feſtordner, und fünf Redner wieſen vor einem ſich ſchaarenweis herandrängenden Publicum das ganze Intereſſe des Tages auf die zu erſtrebende Freiheit der Preſſe hin. Der einſtimmige Jubel der verſammelten Menge feierte den Erfinder der Buchdruckerkunſt mehr und beſſer, als die ſchön gemalten, goldumrahmten Fahnen der frankfurter Innungen, als weiß gekleidete Mädchen und ſchwarze Paſtores und aller ſonſtige Apparat es vermochte, und doch geſchah nirgends Erwähnung davon.

König iſt bei aller Tapferkeit in Wort und That keiner von denen, die ohne alle Rückſicht für Verhältniſſe ſtets mit geſchwungener Waffe von der Höhe ihres ideellen Standpunktes herabſtürmen, im Gegentheil, er geht mit großer Pietät und Deferenz an das Beſtehende heran, aber er läßt ſich nie ſo von demſelben bewältigen, daß ihm nicht ein Nachſatz, eine Anſpielung, vielleicht nur ein kleines Beiwort übrig bliebe, um plötzlich der Idee ihr Recht widerfahren zu laſſen, um zu zeigen, daß man als Dichter ſich der concreten Erſcheinung hingeben und dennoch die Beſonnenheit bewahren könne, das Ungeiſtige, Willkürliche derſelben durch die Läuterung des Gedankens abzuſtreifen.

Wie natürlich geſtaltet ſich dieſe Schreibweiſe häufig zum Humor; indeß irren wir uns wohl nicht, wenn wir König's Humor mehr den Verhältniſſen, als einer Naturanlage zuſchreiben. Die Cenſur wird noch manchen braven Mann in Deutſchland zum mehr oder weniger verſteckten Humoriſten machen und beim Publicum immer mehr die Kunſt ausbilden, zwiſchen den Zeilen zu leſen. — Es giebt kein Uebel ohne Gegenmittel.

Der dritte Abſchnitt des zweiten Bandes enthält „den ſegensreichen Bildſtock, eine Geſchichte für Gläubige,“ höchſt beluſtigend und vortrefflich erzählt, könnte auch heißen: „Anweiſung, auf die angenehmſte Art Wunder zu verrichten.“

Im vierten und letzten Abſchnitte: „die Ruſſen in Deutſchland,“ ſchildert König diejenigen ruſſiſchen Litteraten, deren Bekanntſchaft er in Deutſchland machte. Was wir darin über Rußland erfahren, iſt wahrlich nicht erfreulich. „Was nur von fern nach Liberalismus diſamt, wird in die friſche Luft von Sibirien gehängt und mit der Knute ausgeklopft. Und nicht etwa, daß ſolche Strenge nur von oben käme, geht ihr vielmehr die Stimme und Stimmung des Volkes meiſt voraus.“ — Ja es ſoll eine förmliche Reaction gegen das wenige Freigeiſtige, das unter Kaiſer Alexander ſeinen Weg nach Rußland fand, beſtehen, die ſogar mit Unzufriedenheit auf Peter den Großen zurückblickt. — In der That Nacht in der Nacht, Schwarz auf Schwarz, es iſt unglaublich und doch iſt es conſequent; denn wer die Freiheit ſo gänzlich verläugnet, der ziehe auch das Kleid der Sklaverei wieder an, laſſe ſich ſeinen altruſſiſchen Bart wachſen, ſo wird ihm wenigſtens der Troſt werden, echt national zu ſein.

Was die geſchilderten Dichter anbelangt, ſo vermögen wir nicht über ihren Werth zu urtheilen; Großes möchte indeß ſchwerlich von ihnen zu erwarten ſein, da ſie, wie wir hören, faſt ſämmtlich dem Adel, der orthodoxen griechiſchen Kirche und der Welt mit Leib und Seele angehören. Es iſt ſchon ſehr Mißtrauen erweckend, daß Rußlands gefeiertſter Dichter, Puſchkin, ein ſo unreines Element in ſich aufnahm, wie die Byron'ſche Zerriſſenheit, und wenn auch der Ruſſe mehr Anlaß dazu haben mochte, als der engliſche Lord, der im jugendlichen Alter ſchon im Oberhauſe ein freies Volk vertreten durfte, der nur ins friſche Menſchenleben hinein zu greifen brauchte, um ein freudiger, großer Mann zu ſein, ſo iſt es doch ſehr ſeltſam, daß Puſchkin, wie in „den Zigeunern,“ über Cultur und Bildung jammert und Nomaden ſelig preiſt, da er das Poeſieloſe an den ruſſiſchen Steppen und ihren Bewohnern doch genugſam vor Augen hatte. Eine Litteratur, die mit ſo krankhafter Verſtimmung beginnt, läßt wahrlich nicht viel Gutes vorausſehen; die Melancholie uncultivirter Völker, von der man ſo viel ſchwatzt und die man auch in Puſchkin finden wollte, beruht meiſtens nur auf einer gewiſſen geiſtloſen Monotonie, die ſich bei den Wilden, in den Volksliedern uncultivirter und wenig verſprechender Völker, ja auch bei uns im Geſange der Matroſen findet, — in den Anfängen großer Litteraturen aber iſt ſie nicht. Homer und der Sänger des Nibelungenliedes haben keine Spur davon, ſie ſind friſch und freudig, und verweilen mit beſonderem Wohlgefallen bei allen Erzeugniſſen der Cultur, der Induſtrie; erſt unſerer Zeit blieb es vorbehalten, in der krankhaften Reaction gegen dieſelbe Poeſie finden zu wollen. Wenn dies aber bei unſeren Zuſtänden erklärlich iſt, ſo iſt es in Rußland und bei einem ruſſiſchen Dichter nicht ſowohl unerklärlich, als troſtlos.

König hat viele Anfeindungen von einer gewiſſen Partei in Rußland ob ſeiner Bemühungen für Verbreitung ruſſiſcher Litteratur erfahren müſſen. Von den pöbelhaften Angriffen des Staatsrathes Gretſch iſt ſchon in dieſen Blättern die Rede geweſen; ſeit der Zeit iſt ein zweites Pamphlet von Gretſch als Replik, „König und ſeine Lügen,“ erſchienen. Solche Angriffe, die in ihrem Schmutze ihre eigene Widerlegung mit ſich führen, ſind eben ſo gleichgiltig, wenn nicht vortheilhaft für den Angegriffenen, als nachtheilig für den Vertheidigten.

Georg Jung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

127

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

8. Februar. № 33. 1841.

Ueber Reisen und Reiselitteratur der Deutschen.

(Fortsetzung.)

Im Ganzen freilich ist diese Richtung weniger in Reisebeschreibungen vertreten worden; diese wären dem transcendenten Enthusiasmus dieser Herren zu plan, zu trivial, zu prosaisch gewesen; auch erforderte selbst die dünnste Reisebeschreibung mehr Leib, mehr Plastik, als sie zumeist aufzuwenden im Stande sind. Sie verarbeiteten daher Italien mehr gelegentlich, mehr gesprächsweise; auch gehören zu ihnen jene Vielen, die nur den Pinsel zu führen wissen, jene Maler, die mit ihren Marieen und Engeln und Heiligen uns nur Langeweile oder im glücklichsten Falle Bedauern über das verirrte Talent erregen. — Desto munterer dagegen gedeiht noch jene ältere kunstkennerische Reisebeschreibung, wiewohl sie sich allmälig aus der Sphäre der schönen Litteratur zurückgezogen und, die Kunst mit den Künsten, die Poesie mit der Industrie vertauschend, sich mit Vasengemälden und ein Bischen Mythologie und ein Bischen Archäologie in der Wissenschaft dilettirend niedergelassen hat.

Hier möchte wohl gleich der Ort sein, ein Vorurtheil oder Mißverständniß der jüngsten Zeit zu berichtigen; dieses nämlich, als ob die Stimmen, welche neuerlichst in Spott und Warnung gegen die einseitige Ueberschätzung Italiens und das wunderlich übertriebene Gewicht sich erhoben haben, welches die exclusiven romantischen Cirkel auf den Besuch dieses Landes legen, damit einen Bannspruch über Italien überhaupt hätten aussprechen und jenem komischen Wehe! Wehe! sich anschließen wollen, welches ein bekannter, nun wohl auch vergessener Reisender über Italien ausrief, weil er den Biß der italienischen Flöhe und anderes ähnliches Ungemach nicht hatte ertragen können. Selbst Wohlmeinende haben sich diesem seltsamen Mißverständniß mit einem Eifer und einer Gereiztheit hingegeben, die unbegreiflich scheint, dennoch aber, wenn wir nicht irren, sich sehr leicht erklären läßt. Denn wir Deutschen sind gründlicher und inniger Natur; eine Reise nach Italien ist uns (wir haben die Mehrzahl im Sinne!) nicht, wie etwa den professionirten travellers anderer Nationen, die ihre season in Rom oder Neapel machen, weil es eben zu Hause keine comfortablen Vergnügungen giebt, nur ein veränderter Aufenthalt, ein bloßer Zeitvertreib, eine Ergötzungsreise, sondern zumeist eine Herzensangelegenheit, ein lang und sehnlich gehegter Wunsch, ein Traum unserer Kindheit, den wir endlich nach jahrelanger Ungeduld nur spät und mühsam auszuführen im Stande sind. Schon daß wir nicht so reich sind, wie unsere Nachbarn, daß die größere Mehrzahl, die vielen Gelehrten und Künstler, die es nach Italien treibt, diese Reise erst durch Opfer, durch Entbehrungen und Einschränkungen erkaufen müssen, erhöht ihnen den endlichen Werth derselben, bringt sie zu Italien immer entschiedener in das Verhältniß des Liebenden zur Geliebten, macht sie aber auch eben deshalb um so gereizter und empfindlicher gegen jedes Wort, welches die unbedingte Schätzung, also die Ueberschätzung Italiens in Zweifel zieht und auch hier auf das richtige Maß, die ernste Wahrheit dringt. Und mehr, glaubt Ref., haben jene Stimmen selbst niemals gewollt. Oder wer möchte in Wahrheit die hohe Bedeutung läugnen, welche Italien durch seine Natur, seine Kunst, nicht minder, wenn schon auf eine weniger freundliche Art, durch seine Geschichte für einen Jeden hat, der es mit offenen Augen und geradem Sinne zu betrachten weiß? Gewiß, so lange auf unsern Fluren der nordische Nebel lastet, den der ewig blaue Himmel Italiens nicht kennt; so lange jene üppige Natur, jenes heitere Sinnenleben, das bei uns nicht zur Reife gedeihen kann, in Italien sich lieblich und überreich entfaltet; so lange die Schönheit der Kunst, die Erinnerung alter Zeiten ein Herz bewegt; so lange endlich es auch von Nutzen für uns sein wird, zu sehen, was bei allen Geschenken der Natur, allen überschwänglichen Gaben des Himmels, aus einem Volke wird, wenn es verlernt hat, ein Volk zu sein, und wie wenig die ästhetische Befreiung allein genügt: — so lange wird Italien von unsern Dichtern, unsern Künstlern und Gelehrten besucht werden, so lange wird es die köstliche Bildungsschule bleiben für Jeden, der den Aufenthalt in diesem Lande wirklich zu würdigen versteht. Denn dies ist der Punkt! Wie es im Alterthum

nicht Jedem frei ſtand, Korinth zu beſuchen, ſo und noch viel mehr iſt es nicht Jedem vergönnt, Italien zu ſehen, und wenn er auch mitten auf dem ſpaniſchen Platze ſteht und alle Gaſſen von Neapel kennt, wie die Winkel ſeines Vaterhauſes. Denn waren es nur gemünzte Talente, nur Friſche und Jugendkraft des Körpers, was man nach Korinth mitbringen mußte, ſo bedarf es in Italien geiſtiger Talente, es bedarf geiſtiger Jugend und eines friſchen, ungeſchwächten und unverblendeten Auges, um nicht als ein Geck über die Alpen zurückzukommen, die man erſt als ein Thor überſtiegen hat. Nur gegen dieſen Mißbrauch Italiens kann unſeres Bedünkens jene Polemik gerichtet ſein, — gegen jene Schwätzer, die noch heut die gut neapolitaniſche Hyperbel: vedi Napoli e mori! in unſerer deutſchen Gegenwart wollen zur Wahrheit machen; gegen jene Gelehrten, die ſich wie Mauerſchnecken feſtſaugen an pompejaniſchem Trümmerwerk, oder wie Milben einniſten in alte Schriften, aber die Fühlhörner einziehen und erſchrocken davonlaufen, wo ein friſcher Hauch der Geſchichte ſie anweht; gegen jene Dichter, die ein weiches Herz haben für die Wolluſt italiſcher Nächte und die ſchwarzen Augen der römiſchen Mädchen und ſogar für die Ruinen ich weiß nicht welchen alten Tempels, — aber kein Herz haben für den ſchwülen Mittag unſerer Geſchichte, für den weinenden Blick unſeres Volkes, für die Ruinen unſerer Freiheit; gegen jene Maler, die uns mit ein paar Albaneſerinnen und einigen Marieenköpfen und ein paar italieniſchen Landſchaften abzuſpeiſen gedenken, wo wir Gemälde von That und Handlung erwarten, die dem Inhalt unſerer Zeit entſprechen; gegen jene Aeſthetiker endlich, die Wunderdinge geheimniſſen von dem Kunſtverſtändniß, das ihnen jenſeits der Alpen aufgegangen, und die daher mit einem achſelzuckenden: Er war nicht in Italien! jede andere Meinung, die an ihre ausſchließlichen Kreiſe ſich heranwagt, ablehnen zu dürfen meinen. Dieſen alſo, nicht dem ſchönen Italien ſelbſt, nicht denen, die es verſtehen und richtig würdigen, gilt der Krieg; aber dieſen auch Krieg bis zur Vernichtung! Möchten ſich dies doch Alle geſagt ſein laſſen, die an der Polemik gegen die Italienfahrer Anſtoß genommen und aus ihr auch dieſen Jahrbüchern, in welchen ſie namentlich geübt worden iſt, den Vorwurf der Barbarei gemacht haben, und möchten ſie ſich nicht berechtigt glauben, wenn ja von der einen Seite, wie dies im Kampfe wohl kommt, hin und wieder das Kind mit dem Bade iſt verſchüttet worden, nun von der andern Seite daſſelbe zu thun! —

(Fortſetzung folgt.)

Die ſchönen Journale und der Liberalismus.

„Was ſich liebt, das neckt ſich;“ ſo die Jahrbücher und die ſchönen Journale mit und ohne Modekupfer. Wir haben es immer mit Vergnügen beobachtet, wie lebhaften Antheil ſie nehmen, wie jedes nach Kräften mitredet; und wenn ſie ihrerſeits auch noch ſo ſehr verſichern, ſie ſeien böſe, es iſt nichts als jene reizende Coquetterie, womit ſich die Schönen intereſſant zu machen wiſſen. Böſe und im Herzen ergrimmt ſind nur die, welche maulen und verſtockt bei Seite gehen. Wir werden es daher über den kleinen Differenzen nie verkennen, wie gut ſie's im Herzen meinen, wie ſie gewiß eine Stütze Canning's ſein würden, wenn der große Miniſter unter uns wäre und über uns regierte; nun es aber zur Zeit unter uns nichts dergleichen giebt, wie ſehr würden wir uns freuen, wenn es den Führern ſchöner Journale dennoch gelänge, was nach Platon ſo ſchwer iſt, das Schöne ſchön zu vollbringen. Und warum ſollte es nicht? Die Zeit iſt reich, ſie iſt ſo gewaltig, daß ſie einen Weltzuſtand gewöhnlich findet, in welchem die Fabelreiche des Orients ſich aufthun, und das Ziel langer und wiederholter Kreuzzüge in wenig Tagen erreicht werden konnte. Giebt das nicht Stoff zu den beſten Geſängen? Oder werden ſie vielleicht eben darum überhört, unſere trefflichen Poeten? Haben wir es wirklich mit ſo ernſten Dingen zu thun, daß die reiche äſthetiſche Bildung, die an uns verſchwendet wird, davor in den Hintergrund treten muß? Faſt ſollte man's meinen, und den ſchönen Journalen zumuthen, wenn ſie aus ihrer untergeordneten Stellung heraus wollen, ſich ernſtlich um die Freiheit und ihren ſaueren Dienſt zu bemühen. Die Schönen ſondern ihre Sache nicht grade wiſſentlich von der Freiheit, aber ſeitdem es ins Publicum gekommen iſt, daß der Verſtand einſeitig, die Aufklärung unpoetiſch und der Rationalismus oberflächlich ſei, vergreifen ſie ſich ſehr häufig in der Partei, und halten es nicht für unanſtändig, den Autokraten die Hände zu küſſen, die „würdigen Prälaten“ zu loben und auf die Philoſophie zu ſchimpfen, ſtatt dies dem Pöbel und ſeinen Führern, den Pfaffen, zu überlaſſen. Gewiß werden viele noch Buße thun im Sack und in der Aſche, wenn es erſt offenbar werden wird, daß mit der Philoſophie unſere heiligſten Intereſſen bei der Wurzel angegriffen ſind; denn der öffentlichen Meinung und ihrem Umſchwunge, der mit einer ſolchen politiſchen Offenbarung eintreten würde, ſich zu widerſetzen, iſt ſo wenig ihre Sache, daß ſie vielmehr ohne Steuer auf den Wellen der jedesmaligen Meinung ſich ſchaukeln; und wollten ſie in Dingen der Freiheit recht ſicher gehen, ſo würde es für ſie freilich auch jetzt ſchon beſſer ſein, mit den Jahrbüchern zu irren, als mit den Gegnern derſelben Recht zu haben. Doch wäre es grauſam und mehr als katholiſch, wenn man eine ſolche Maxime ernſtlich anrathen und durch ſie den liebenswürdigen Irrthum, die naive Unſchuld und die ganze Lebensart der ſchönen Schriftſteller gefährden wollte; erſt der jüngſte Tag des jetzigen Weltzuſtandes wird für den Augenblick der Kriſis eine eiſerne Phalanx abſoluter Entſchiedenheit bilden. Bis dahin — und es iſt nach den neueſten Nachrichten ja wohl noch lange hin — dürfen ſich die Belles unſerer Publicität noch aller möglichen Wahl und Willkür hingeben und den Schmetterlingen gleich bald auf den Miſtbeeten des Neukatholicismus, bald in der Waldeinſamkeit des vorigen Jahrhunderts, bald in dem Roſenhain der jüngſtvergangenen Frivolität umherflattern. Sage Niemand, daß ihr Loos nicht beneidenswerth ſei, wenn ſie dem Teufel im Fauſt Recht geben, ſich fern halten von den dürren Haiden der Speculation, und in der Regel dieſe traurige Region nur ſo im Vorbeifliegen mit einigen paſſenden Verwünſchungen begrüßen. Oder verhielte ſich's etwa anders mit der

Geſchichte, als Mephiſtopheles vorgiebt? wäre nicht die Einſamkeit der Haide, ſondern die Einſamkeit der Sonne die der Wahrheit? und ware es nicht die Dürre ihrer Region, ſondern das ungemiſchte helle Licht, deſſen vollen Anblick die Welt zwar nicht erträgt, deſſen Schein ihr aber dennoch Leben und Seele herniederſtrahlt? Seltner begiebt es ſich, daß ein ſchönes Journal ſich ſelber auf's Speculiren einläßt. Wir erinnern uns aber doch ſogleich eines Falles, der, richtig gewendet, intereſſant werden kann. Im vorigen Jahre bemerkte ein leipziger Roſenblatt (28. Nov.): „die Jahrbücher verwechſelten oft die einfachſten Begriffe miteinander," und ſuchte dieſen Fundamentalvorwurf, der auf die eigene Sicherheit des Philoſophirens gegründet ſein wird, zu beweiſen, indem es fortfuhr: „Eine Recenſion der „politiſchen Zuſtände" von Florencourt (Jahrb. 1840, Nr. 281) behauptet, daß darin die Anſicht ausgeſprochen wäre, Leo ſei **nicht proteſtantiſch genug**. Herr Fl. läßt ſich aber auf den confeſſionellen Inhalt von L's Broſchüre gegen (den) Athanaſius gar nicht ein, ſondern meint nur, daß deſſen (L's) Auftreten nicht tolerant genug ſei. Iſt Toleranz und Proteſtantismus aber ſynonym? Wohl nicht immer." Die Stelle in den Jahrbüchern ſteht S. 2246 und heißt: „Er (Florencourt) hält alſo L's Broſchüre für proteſtantiſch (! Rec. hält ihn nämlich für katholiſch, wenigſtens ſo circa) und für **zu ſehr** proteſtantiſch" u. ſ. w. Zu ſehr iſt doch nicht ſynonym mit nicht genug? Dies wäre alſo ein Gedächtnißfehler, der aber philoſophiſch intereſſant iſt, denn er zeigt die Richtigkeit der alten Löſung des Problems über die Möglichkeit des Irrthums im Theätet bei Platon: Was man wirklich begreift, kann man nicht verwechſeln; zum Irrthum gehört die Erinnerung und die Vorſtellung, daß man etwas geſehen habe, was nicht vorhanden war. Doch das bei Seite! Intereſſanter zeigt ſich die Frage, ob es denn nur wahr iſt, daß dergleichen Begriffe, wie proteſtantiſch und tolerant, ſo einfach ſind, wie hier behauptet wird? Wenn es richtig iſt, was wir gern zugeben, daß ſie „nicht immer ſynonym ſind," ſo zeigt ſich ja ſogleich darin ihre complicirte Natur, daß ſie es bisweilen ſind und bisweilen nicht. Oder iſt dies wieder ein Irrthum, und ſind ſie es etwa niemals? — Der proteſtantiſche Menſch ſetzt ſein Weſen darin, daß er auf keinen Beſitz irgend einer Form der Wahrheit einen Werth legt, den er nicht ſelbſt durch ſeine innerliche Arbeit ſich angeeignet. „Gefallen für die Geiſtesfreiheit!" ſteht auf dem lützner Steine Guſtav Adolph's. Das iſt es zunächſt, was der Proteſtantismus gewährt; und Geiſtesfreiheit gewähren, heißt das nicht, den Menſchen frei laſſen in ſeiner innern Arbeit? heißt es nicht, die ſubjective Wahrheit und die Autonomie des Einzelnen in ſeinem Denken zum Princip machen, und Niemanden, auch nicht zur Kirche und zur ewigen Seligkeit, die ſie verſpricht, zwingen? Und wovon iſt dies anders der Begriff, als von der Toleranz ſo gut, wie vom Proteſtantismus? Aber „ſie ſind nicht immer ſynonym dieſe beiden Begriffe." Das iſt gewiß richtig. Des Proteſtirens hat es kein Ende, denn die Geſchichte hört nie auf. Proteſtirte das 16. Jahrhundert gegen das Papſtthum, ſo proteſtirt das 19. gegen die abſolute Monarchie. Wollten Jene den todten und verborgenen Gott aus dem Tabernakel und aus der Hoſtienbüchſe erlöſen und in dem lebendigen Buſen ſeinen Tempel gründen, ſo gilt es jetzt der Staatshierarchie, die den Bürgern des Staates den Staat verbirgt, wie jene frühere Hierarchie vor den Kindern Gottes das Himmelreich zuſchloß. Proteſtantismus iſt jetzt Philoſophie und Conſtitution, und das iſt ganz etwas Anderes als Toleranz. Ganz etwas Anderes? Iſt das auch gewiß? Iſt es nicht vielmehr wiederum Toleranz, wenn man Alles zu begreifen ſucht, wie der Philoſoph es thut, alſo Alles (auch die ſchönen Journale) ſeinem vernünftigen Kerne nach anerkennt? Und iſt es mehr, als eben nur Toleranz, wenn der Staat, d. h. was jetzt den Staat zum Monopol hat, die Individuen wirklich alle mit Leib und Seele an ſich Theil nehmen, wenn er die Preſſe frei und ſein Inneres offen läßt, wenn er uns armen verſtoßenen, politiſchen Parias zu ſeinen Tribunen, zu ſeinen Miniſterialacten gelangen läßt, wenn er uns bei ſich duldet, wie er uns jetzt von ſeinem Innerſten ausſchließt? O Proteſtantismus und Toleranz, werdet ſynonym und ſeid es immer! Ob ihr es aber immer bleiben könnt? — Was meinen Sie, meine Herren? — Entſcheiden Sie es!

Eine zweite „Verwechslung der einfachſten Begriffe," die den Jahrbüchern ſchuldgegeben wird, iſt nun ſchon bedenklicher. Es handelt ſich um eine Verwechslung des Staatsrechts mit dem Privatrecht, aber nicht in der Art, wie die jetzigen Herren vom Staat denſelben für ihre Privatſache halten, ſondern ganz anders. Es heißt a. a. O.: „In derſelben Recenſion (der Jahrb.) iſt die Anſicht aufgeſtellt, daß die Verträge des Staates mit der Kirche ins Privatrecht gehörten. Das ſcheint ebenfalls auf einer kleinen Ideenverwirrung zu beruhen. Ein Organ, welches ſo entſchieden aburtheilend, gleichſam als höchſte infallible Inſtanz im Gebiete des Geiſtes auftritt, ſollte vorher wenigſtens immer jedes Wort ſorgſam überlegen. Wenn man den geſunden Menſchenverſtand verachtet, ſo muß man ſich keine Blößen vor ihm geben."

Aber giebt's denn noch „Verträge des Staates mit der Kirche?" und wenn es dem Begriff der Sache zum Trotz dennoch welche geben ſollte, iſt die Frage nach dem Inhalte des Staats- und Privatrechts eine Sache des geſunden Menſchenverſtandes, und ſind ihre Grenzen von jedem Gelehrten, geſchweige denn von jedem Bürger und Bauer ſogleich zu erkennen, wie der Horizont, der Himmel und Erde begrenzt? Dieſe Materien plagen jetzt, da es mit ihnen zum Klappen kommt, mehr als Einen Verſtand, dem gewiß Niemand mehr, als die Jahrbücher, eine rechte und wo möglich kernige Geſundheit wünſcht, damit die abſolute Souverainetät des Geiſtes einmal wieder ihren Friedrich den Großen, und die unglückliche Privatrechtsmeinung, daß der Staat die Domaine des Souverains ſei, ihren dens terminus finde. Aber wo ſoll jene Recenſion „Verträge des Staates mit der Kirche," dieſes unglückliche Geſpenſt unſerer Tage, ins Privatrecht geſetzt haben? Schade, daß die Stelle nicht näher citirt worden iſt! Indeſſen kann nichts Anderes gemeint ſein, als Folgendes. S. 2246 heißt es: Florencourt beachte den Cardinalpunkt in der cölner Frage, den Kampf der Reaction mit der Reformation, ſo wenig, „daß er vielmehr der ecclesia pressa Recht gebe und ſich als Unparteiiſcher an die abſtracte Privatrechtsfrage, ja noch weiter zurück an das Moraliſche in dem Verfahren des Erzbiſchofs halte." Und S. 2259 wird dies näher ſo beſtimmt, daß er „augenſcheinlich alles Gewicht auf die bekannte Reversgeſchichte lege." Dahin ſuchten die Jeſuiten den Handel zu ſpielen. Man ſollte nicht unterſuchen, ob der Katholicismus hiſtoriſch ein Recht gegen den modernen Staat hätte oder nicht, es ſollte nicht vom Rechte des Welt- und Zeitgeiſtes geredet, die Hermeſianer alſo auf den Grund des Vertrags unterdrückt

werden u. ſ. w.; man ſollte vielmehr unterſuchen: ob der Herr von Droſte den Vertrag, den er vor ſeiner Erhebung mit der Regierung eingegangen war, gehalten, oder vielmehr, wie dieſer Vertrag beſchaffen geweſen iſt, und dergleichen Quisquilien mehr. Dieſe Reversgeſchichte iſt kein „Vertrag des Staates mit der Kirche," ſondern eine perſönliche Verpflichtung, alſo eine „Privatrechtsfrage," oder vielmehr nur eine Sache der Moralität und des Gewiſſens. Indeſſen könnte über dieſen Punkt noch geſtritten werden, da die Privatperſon es mit dem Staate zu thun hat, und ihr Verſprechen ſich auf eine, wenn auch nur zukünftige officielle Stellung bezieht.

Dieſe Frage hat aber nicht das geringſte Intereſſe, wenn man nicht auf den letzten Grund der Sache zurückgeht, daß es ſich bei jenem Conflict nämlich gar nicht um den Rechtspunkt in der perſönlichen Sphäre, überhaupt gar nicht um abſtractes Recht handelte, ſondern um die abſolute Souverainetät des freien Geiſtes über alle Formeln, Verträge, Clauſeln, Inſtitute, die der Vernunft und der Bildung, zu der ſie gelangt iſt, widerſprechen, als Sklaverei, leibliche und geiſtige, Wahrheits- und Freiheitsmonopole u. ſ. w. Die Inſtitute, die ſich der abſoluten Berechtigung der Vernunft, den „ewigen ungeſchriebenen Geſetzen," die Sophokles' Antigone anruft, widerſetzen, ſind ſo bekannt, als ſie zäh ſind in ihrer Exiſtenz. Ihnen auch noch mit der Doctrin zu Hilfe zu kommen, iſt eine Sünde am Geiſt, und der Ausdruck „Verträge des Staates mit der Kirche," ſo glatt er den Leuten über die Zunge geht, bleibt daher immer ein ſehr verfänglicher. Im Proteſtantismus und in den Staaten der Revolution giebt es dem Begriffe der Sache nach keine Kirche mehr; die Kirche als Staat iſt nun einmal unwiderruflich zu Grunde gegangen, es führt zu nichts, ſie als Ruthe der Politik hinter den Spiegel des Abſolutismus zu ſtecken. Napoleon iſt bekanntlich der Vater dieſer Klugheit, die Philipp II. auch hatte, aber weder der Papſt hat Napoleon, noch Napoleon den Papſt in Frankreich gerettet. Auf keinen Fall heißt dieſe nützliche Verwendung eine Anerkennung der Gleichheit ausdrücken, und es iſt ein thörichtes Staatsrecht, welches auf dieſer Baſis ſie anerkennt, oder gar Verträge mit ihr ſchließt. Die Kirche verhält ſich nicht anders, als wie Univerſitäten und Schulen; ſie iſt Staatsinſtitut, nichts weiter, und nur in dem Falle könnte von ihrem Rechte dem Staate gegenüber die Rede ſein, wenn der Staat ſich und ſein abſolutes Weſen ſo ſehr vergäße, daß er im innern Staatsrecht, alſo in der Repräſentation, die äußere Kirche, d. h. im katholiſchen Sinn ihre Diener und Fürſten, mit in Rückſicht nähme. Die Kirche iſt die unſichtbare, die wahre Kirche iſt die Wiſſenſchaft des Abſoluten, das Gefühl der Hingabe an den Geiſt iſt Religion, und die Arbeit ſeiner Hervorbringung der Cultus. Alles das iſt nichts Anderes, als der Eine Offenbarungsact der göttlichen Vernunft, und dieſe braucht keine aparte äußerliche Vertretung. Ihr Recht iſt das höchſte, das ſouveraine Recht und die abſolute Macht des Weltgeiſtes, deſſen Bildung ihr anheimfällt in der Wiſſenſchaft und Kunſt; ihre Vertretung bewirkt ſich daher auf eine ganz andere Art, als durch Einen oder etliche Deputirte. Alle Deputirte werden die Bildung, den Zeitgeiſt, die unſichtbare Kirche vertreten; ja noch mehr, Alle, die es vermögen, ſind berufen und deputirt, und vertreten ſie wie Ein Mann, aber beſſer als ein einzelner Mann oder zehn faule Prälatenbäuche, deren Geiſt ihrem Begriffe nach immer ein Ungeiſt iſt, gleichviel, ob ſie proteſtantiſch oder katholiſch heißen. — Dergleichen Fragen nun über das Verhältniß von Kirche und Staat, ſind die ſo liquid, daß ſie Jeder entſcheiden kann, der geſunde Sinne und den Kopf auf dem rechten Flecke hat? oder iſt es nicht vielmehr jene große und ſchwierige Differenz der Zeit, die uns entgegentritt, wenn die Reactionärs fingiren, Kirche und Staat ſeien gleichberechtigt und auf dieſem Fuß zu Verträgen miteinander qualificirt, die conſequenten Proteſtanten, die Conſtitutionellen und die Philoſophen dagegen den Staat für abſolut, die Kirche für eine unſichtbare erklären, beide Begriffe aber im Geiſt und ſeiner geſchichtlichen und innerlichen Arbeit zu ihrer Wahrheit gelangen laſſen, von „Verträgen zwiſchen Kirche und Staat" alſo nichts wiſſen wollen? Man wird ſagen, es ſei Unrecht, auf jenen leichten Ausdruck eines ſchönen Journals ſo viel Gewicht zu legen; — wie er gemeint iſt, hat er gar kein Gewicht, an und für ſich aber das allergrößte; oder iſt eine Sache nicht der Unterſuchung werth, welche die Welt bewegt und an deren mangelhafter Erkenntniß ſo viele Staaten in Europa krank liegen? und ſollten nicht auch die ſchönen Journale ſich ernſtlich bemühen, zu wiſſen, was beſſer iſt:

„Ob Frankreich oder England ſiegt?"
Ob Hegel oder Ignatius Loyola.

Es iſt nicht genug, in dem guten Glauben zu ſtehen, man liebe den Liberalismus und führe ſeine Sache; es muß auch in Wahrheit der Fall ſein. Man irrt ſich leicht; hier geht es nicht nach Cocarden und Wahrzeichen, ſondern nach der mühſeligen, nie fertigen Arbeit des Begreifens oder des Proteſtirens und Discutirens. Dies war es, was wir den Herren ſagen und an einem Beiſpiel veranſchaulichen wollten. Wir haben jene angeblich „einfachen Begriffe" redlich mit ihnen erörtert; ſie werden als complicirt und folgenreich erſchienen ſein; und wie viel iſt immer noch von ihnen zu ſagen, wie viel alle Tage von der verſchiedenen Art ihrer Auffaſſung zu fürchten oder zu hoffen? R.

In meinem Verlage iſt ſo eben erſchienen:

Rechtslexikon

für

Juriſten aller teutſchen Staaten.

Enthaltend

die geſammte Rechtswiſſenſchaft.

Bearbeitet von den ausgezeichnetſten Juriſten und redigirt von

Dr. und Prof. **J. Weiske.**

III. Band, 3. Heft. gr. 8. 1841. Broſch. 16 Gr.

Jedes Heft iſt mindeſtens 12 Bogen ſtark, und 3 Hefte bilden einen Band; mithin ſind bis Januar 1841 13 Hefte erſchienen. An der Fortſetzung und möglichſt raſchen Beendigung wird unausgeſetzt gearbeitet.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

133

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

9. Februar. № 34. 1841.

Ueber Reisen und Reiselitteratur der Deutschen.

(Fortsetzung.)

Auch hat Italien bereits in Wirklichkeit das Principat verloren, welches ihm bis dahin Reisende und Reisebeschreiber eingeräumt hatten. Die Entwicklung der Poesie ist nicht bei Göthe, nicht bei dem schönen Subject stehen geblieben; eine Versöhnung und Durchdringung der Poesie und der Geschichte, der Kunst und der Wirklichkeit, der Litteratur und des Lebens ist in Aussicht gestellt, und wird von den verschiedensten Seiten, zum Theil sehr bewußtlos, angestrebt. Es ist hier nicht der Ort, zu entwickeln, welchen Theil an dieser Arbeit des modernen Geistes die bekannte jüngere Litteratur halb übernommen, halb überkommen hat. Jedenfalls gebührt ihr das Verdienst, diesen neuen Tendenzen in der Reiselitteratur zuerst zum Durchbruch verholfen zu haben, wie denn diese Litteratur überhaupt recht eigentlich der Tummelplatz und gleichsam die Domäne dieser Autoren ist. Auch wie dies gekommen, mögen wir hier im Einzelnen nicht nachweisen; denn wir müßten von politischen Denunciationen, von erzwungener Heimathlosigkeit, unfreiwilligen Reisen und anderem gewaltsamen Unrecht sprechen, welches den Vertretern dieser Richtung widerfahren ist, und welches nun, nachdem hoffentlich die Regierungen eingesehen haben, daß die Controle der Litteratur nur deren eigene Sache, nicht Sache der Polizei ist, als eine Schmach der deutschen Geschichte auf ewig mag verschwiegen und vergessen werden. Auch ist dies nur die eine Seite; von der andern her ist es im Guten wie im Bösen, im Wahren wie im Falschen, freie Wahl dieser Autoren, daß sie sich mit so besonderem Eifer auf Reisen begeben und die Litteratur der Reisebriefe, Weltfahrten, Spaziergänge, Reisenovellen producirt haben. Gemeinsam ist all diesen Reisenden die Emancipation von Italien und der verjährten Ueberlieferung italischer Herrlichkeit; denn nicht Kunst, sondern Politik ist ihr Wahlspruch, und Paris daher, der Herd der Julirevolution, das Herz der neuen Geschichte, die Weltstadt, wo Heine und Börne und nach ihnen die Hunderte deutscher Flüchtlinge eine Stätte fanden, ist das Ziel ihrer Fahrt, — wenn nämlich dieselben überhaupt ein Ziel haben und nicht abstracter Weise „Welt"fahrten sind. Hätten diese Reisenden immer in Wahrheit, wie sie zu thun vorgeben, den politischen, den socialen Gesichtspunkt festgehalten, hätten sie wirklich immer nur den Pulsschlag der Zeit behorcht und in wahrhafter lebendiger Schilderung uns ein Bild eigener und fremder nationaler Zustände gegeben, so würde diese Reiselitteratur durchaus nur mit Dank aufzunehmen und als ein bedeutender Gewinn und Fortschritt unserer Litteratur überhaupt zu schätzen sein. Aber dazu wäre Mancherlei nöthig gewesen, was gerade sie entweder nicht aufwenden wollten oder nicht konnten: — zunächst also, da Niemand durch das Reisen wird, was er nicht zu Hause im innersten Kern schon gewesen ist, Kenntnisse und Studium, allerdings ein lästiges Gepäck, das sich minder leicht erwerben läßt, als eine Taschenpolyglotte und Reichard's Passagier auf Reisen. Es wäre dazu innerer Fonds und eigene productive Kraft nöthig gewesen, statt daß nach dem eigenen Bekenntnisse dieser modernen Weltfahrer ihre Reisen nur zur Anreizung und Belebung ihrer productiven Kraft, nur zur Ausfüllung des ungeheuren Vacuum dienen sollen, das sie selbst in sich verspüren, — fürwahr, ein großartiger Luxus! Denn ehedem genügte unsern Poeten ein Blick aufwärts zu dem blauen Himmel, ein Athemzug erquickender Frühlingsluft, ein Gang durch den duftigen grünen Wald, um das Herz zu erfrischen, die Kraft zu beleben und die Saiten der Seele zu harmonischem Spiel zu stimmen. Gutmüthige Kinderzeit der Litteratur, wo man sich Decennien lang, wie von etwas Großem, von Kleist's „Bilderjagden" erzählte, die er in den Straßen von Potsdam, auf der Wachtparade und in der nächsten, einförmigen Umgebung seines Ortes sollte angestellt haben! Jetzt bedarf es anderer Aphrodisiaca, um die Productionskraft unserer jungen Litteraten anzureizen! Jetzt müssen sie Paris gesehen haben und London, und müssen einen selbstmitgebrachten türkischen Shawl um das blasse Haupt winden können, eh' ihnen ein Verschen, ein Novellchen, eine kleine niedliche Tendenzkomödie glücken will! Ach und dennoch, so viel

Länder ſie ſchon durchirrt, in ſo viele Meere (nämlich in den Seebädern) ſie ſchon wie ein bedrängter Arion geſprungen ſind: immer noch will der rechte Trieb und Aufwuchs nicht kommen, es läßt ſich kein Ems entdecken für die unfruchtbare Poetenſeele, und der Delphin, der geſchwommen kam, brachte nur unausſprechlich thörichte Novellen, unſäglich vergeſſene Komödien, und hat ſich bekanntlich nun ſchon längſt im Sande feſtgefahren. Dies alſo iſt der Uebelſtand, daß die Erde zwar groß iſt, aber doch nicht unendlich, daß es der Länder und Städte zwar viele giebt, aber doch nicht unzählige, und daß den Weltfahrern die Welt ehe (wie das Sprichwort ſagt) mit Bretern vernagelt iſt, als ſie des eigenen Vortheils wegen wünſchen. Darum nun, und weil man doch intereſſant ſein wollte, quand même, und weil ſelbſt das ſtrenge Feuer des Ungemachs jenen Individuen die Schlacken der Eitelkeit und des Egoismus nicht hat ausbrennen können, vielmehr ſie nur noch feſter mit ihnen verſchmolzen hat (ein Urtheil, welches, ſo herb es iſt, wir dennoch ohne Scheu ausſprechen oder eigentlich nur wiederholen dürfen, da jene Individuen durch die Stellung, welche ſie zur Litteratur, zur Wiſſenſchaft, zum Leben einnehmen, es ſich längſt ſelbſt geſprochen haben und in ihrer eigenen Zerrüttung und Selbſtverfolgung, ihren kleinlichen Fehden, ihren kindiſch gehäſſigen Anfeindungen es täglich neu belegen!), — darum hat man die neueſte Reiſelitteratur in eine Klatſchlitteratur verwandelt, darum hat man, ſo ſchlecht der ehrlichen Bourgeoiſie dieſe ariſtokratiſche Haltung auch laſſen will, das famöſe Beiſpiel jenes Verſtorbenen ſo begierig nachgeahmt, der gar nicht nöthig hat, noch länger mit der Maske der Leiche zu coquettiren, da er wirklich nur eine geſchminkte Leiche iſt; darum (vielleicht noch aus andern Gründen) machte man Jagd auf Zötchen und Anekdötchen, portraitirte Männer, bei denen man kaum im Vorzimmer ſeine Karte abgegeben, und brachte jenes Syſtem litterariſcher Spionerie auf, um deſſen willen ehrliche Leute, die nicht in der nächſten Woche in irgend einem „Skizzenbuche" wollen abgemalt ſein, reiſenden Litteraten keinen Zutritt mehr geſtatten. Zwar iſt auch dieſe Klatſch-Reiſelitteratur älter, als dieſe Reiſenden ſelbſt wiſſen, was allerdings nicht viel ſagen will, wenngleich ſie zum Theil Litteraturgeſchichte ſchreiben, aber wohlgemerkt! auch nur ſchreiben. Denn ſchon vor ſechzig Jahren ſuchte man die halbwiſſenſchaftlichen, ſtatiſtiſchen und geographiſchen Reiſen durch dieſen Zuſatz der Klatſcherei etwas ſchmackhafter und gaumenkitzelnder zu machen, wofür ſtatt aller andern nur Risbeck's zu ihrer Zeit begierig geleſenen „Briefe eines in Deutſchland reiſenden Franzoſen" und viele Partieen der verrufenen Nicolai'ſchen Reiſe, beſonders in den letzten Bänden, und aus ſpäterer Zeit zum großen Theil auch Weber's Reiſen als Beiſpiel dienen mögen. Zum Syſtem iſt dieſe Klatſchlitteratur allerdings nur erſt in neueſter Zeit geworden, nachdem der Verſtorbene, weil ja Todte ſich nicht zu ſchämen brauchen, das Eis der keuſchen Scham durchbrochen hat, und erſt in neueſter Zeit iſt das Reiſen und Reiſebeſchreiben eine Profeſſion, die reiſenden Autoren ſelbſt Handwerker geworden, nur mit dem Unterſchiede, daß Handwerker ſonſt auf Reiſen gehen, um etwas zu lernen, dieſe aber, weil ſie nichts gelernt haben und auch nichts lernen wollen. Denn daß ihnen das Reiſen Profeſſion iſt, bekennen ſie ja ſelbſt, wie z. B. der Verf. jener „Reiſenovellen" (die man jetzt, nachdem die Sansculotterie unſerer Litteratur ihr Ende gefunden hat, wenn noch überhaupt, doch nur heimlich und im Verborgenen lieſt) im Eingange ſeines Buches ſelbſt thut, wo er mit andern Handlungsreiſenden zuſammen im Poſtwagen ſitzt und auf deren Frage nach ſeinem Principal ganz humoriſtiſch antwortet: „Ich reiſe für das Haus...," nämlich die Firma des verlegenden Buchhändlers, mit einigen andern unſaubern Witzen, die wir hier nicht wiederholen mögen. Wahrlich, ein würdiger Anfang, ein edles Selbſtgefühl, dieſe Zuſammenſtellung von Meßreiter, Weltfahrer und — Litteraten! Dieſem Bewußtſein des Reiſenden entſpricht denn auch die Ausführung der Reiſebeſchreibung, die, unbekümmert, quid pulcrum, quid honestum, nur das Piquante, das Moderne, das Unerhörte zur Abſicht hat. So entſinnen wir uns, kürzlich in einem Journale einen Bericht aus Algier, dem Indien derer, die keine reiſenden Fürſten ſind, geleſen zu haben, in welchem eben jener Reiſenoveliſt erzählt, wie am Abend oder doch bald nach ſeiner Ankunft in Algier, er ſelbſt ſich in ein mauriſches Freudenhaus führen läßt, während ſeine Gemahlin der Beſchneidung eines arabiſchen Knaben beiwohnt; nachher kommen Beide zuſammen und theilen ſich ihre Erfahrungen mit, und endlich wird die ganze intereſſante Hiſtorie, die allerdings mit einem Male den uralten Schleier von Afrika aufhebt, in einer Zeitſchrift abgedruckt. Fürwahr, man könnte dies naiv nennen, wenn es nicht frech wäre. Aber doch, was geſchieht nicht, um intereſſant, um modern, um emancipirt zu ſein? — So nun iſt die jüngſte Reiſelitteratur in der That der Auskehricht der geſammten Litteratur geworden, und es wäre wahrlich mehr als traurig, nämlich lächerlich zugleich, wenn die neue Aera, welche man uns prophezeihte und welche man ſelbſt herbeizuführen ſich vermaß, in dieſem Sumpfe zu Ende gehen ſollte. —

Erſchrecke nun Hr. Heller nicht, wenn wir jetzt dieſen eben ſo nöthigen, als unerfreulichen Bemerkungen die Erwähnung ſeiner „Sommerreiſe" folgen laſſen! Allerdings hat ſein Buch uns auf jene Betrachtungen über den Gang unſerer Reiſelitteratur und deren jüngſte Entartung hingeführt, auf eine Art jedoch, die dem Buche des Hrn. Heller und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Richtung überhaupt, ſo weit wir dieſelbe aus dieſem Buche erkennen konnten, zur höchſten Ehre gereicht. Nämlich wir laſen dies überaus an-

ſpruchsloſe Buch, erfreuten uns an der Einfachheit der Darſtellung, der beſcheidenen Natürlichkeit der Anſichten und Erlebniſſe, an der redlichen und ehrenwerthen Geſinnung des Verf., — mit Einem Worte, an dem Häuslichen, Unmodernen, Natürlichen des Buches, gaben uns willig dieſen Eindrücken hin, und wurden dann ſehr bald gewahr, daß das, wodurch dieſe „Sommerreiſe" ſo wohlgefällig wirkt, eben die Abweſenheit jenes modiſchen Unfugs iſt, den wir oben geſchildert haben. Hiefür, je ſeltener heut zu Tage eine ſolche Mäßigung und dieſe freiwillige Verzichtleiſtung auf den Beifall derjenigen iſt, deren ariſtokratiſche Naſe nur von dem Wildgeruch der Fäulniß gekitzelt wird, iſt die Kritik Hrn. Heller eine laute und freundliche Anerkennung ſchuldig. Im Uebrigen wird das Buch bei allen denjenigen, die an einer einfachen, unterhaltenden, öfters ſogar belehrenden Lectüre noch Gefallen finden, ſich gewiß von ſelbſt empfehlen; nur, wie geſagt, man verzichte von vorn herein auf den Ton der Weltfahrten und was dem ähnlich iſt, erwarte vielmehr etwas Nachklang des ancien regime, etwas Naturſchilderei, etwas breiten Tagebuchſtil, wiewohl das Alles immer von einer nüchternen, wachſamen und darum Vertrauen erweckenden Ueberlegung in den richtigen Schranken erhalten wird.

(Schluß folgt.)

Die Unächtheit der Lieder Oſſian's, und des Macpherſon'ſchen Oſſian's insbeſondere. Von Talvi. 122 S. Leipzig 1840. Verlag von Brockhaus.

Wir Alle haben in unſerer Jugend die Begeiſterung für Oſſian getheilt, welche Göthe im Werther ſo ſtark ausdrückt: „Gefällt! das Wort haſſe ich auf den Tod. Was muß das für ein Menſch ſein, dem Lotte gefällt, dem ſie nicht alle Sinnen und alle Empfindungen ausfüllt! Gefällt! Neulich fragte mich Einer, wie mir Oſſian gefiele." — Und in den Worten: „Oſſian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich einführt!" ſtellt ſich uns der ganze Einfluß dar, den der celtiſche Barde auf die deutſche Litteratur ausgeübt. Herder bedauerte nichts mehr, als daß nicht auch Klopſtock ſchon in jungen Jahren den Oſſian gekannt; denn Macpherſon gab ſeine angebliche Ueberſetzung erſt im Jahr 1760 heraus. Auf Herder ſelbſt übten die Macpherſon'ſchen Lieder Oſſian's eine große Macht; er glaubte in ihnen wahre Naturlaute zu erkennen, und ſeine Liebe für Volkspoeſie, die für die deutſche Litteratur ſo fruchtreich geworden iſt, zündete ſich hauptſächlich hier an, mehr noch als es an Percy's altſchottiſchen Balladen geſchehen war; denn Oſſian erſchien einmal viel großartiger und auch dem Geſchmacke der Zeit viel entſprechender; überdies mußte ihm ſchon der Umſtand in Herder's Augen großes Gewicht beilegen, daß ſich neben aller Empfindſamkeit zugleich auch große Verwandtſchaft einerſeits mit Homer und anderſeits ſogar mit den Pſalmen vorfand, hauptſächlich was die Bilder und den Ausdruck angeht. Endlich pflegten die Theoretiker der Zeit bei der epiſchen Poeſie ein hauptſächliches Augenmerk auf Metaphern und Gleichniſſe zu richten; wo gab es nun aber deren häufigere und kühnere, als in dem neuentdeckten Oſſian. Sogar der trockene Adelung hat deshalb in ſeiner Anleitung zum deutſchen Stil als Beiſpiel für wohlgelungene, richtig gewählte Gleichniſſe am meiſten den Oſſian angeführt; neben Opitz, Gottſched, Klopſtock, Gellert nennt er in dieſer Beziehung Keinen ſo oft, als den celtiſchen Barden des dritten Jahrhunderts, d. h. neben denen, die ihre Kunſt aus dem Horaz und dem Virgil, dem Racine und dem Boileau haben, den Sänger eines rohen nordiſchen Volkes, das damals noch keine ſteinernen Häuſer, geſchweige denn Kirchen und Chriſtenthum hatte. Aber in den Oſſian'ſchen Geſängen war einmal der König Caracull genannt, und hierunter wollte Macpherſon keinen Anderen, als den römiſchen Caracalla verſtanden wiſſen. Dies hohe Alter, wogegen die Nibelungen, das Ludwigslied, ja ſelbſt die Edden modern ſind, mußte die Erhabenheit des ſchottiſchen Naturſängers noch bewundernswerther machen, und in der That konnten jene Volkslieder dadurch wahrhaft in Staunen verſetzen; gleich einem vulcaniſchen Gebirgskegel erhoben ſie ſich, eben ſo groß als iſolirt, ohne Zuſammenhang mit anderen Höhen, denn auch Percy's altſchottiſche Balladen ließen ſich, den Abſtand der Zeit ungerechnet, ſchon dem Charakter nach in gar keine Verbindung damit bringen.

Von Herder pflanzte ſich nun vollends die Bewunderung des Oſſian auf alle Jüngeren über, hauptſächlich auf Jean Paul, der von Niemand mehr angeregt wurde, als von Herder, wie er ſelbſt ſagt und, ſagte er es nicht, alle ſeine Werke ſchon genugſam bekunden würden. In ſeiner Kunſtart iſt Jean Paul der Nachfolger des Sterne; aber Hippel war es auch, und welch' ein Abſtand zwiſchen dieſen beiden deutſchen Humoriſten! Der Abſtand füllt ſich aber aus und erklärt ſich beſonders dadurch, daß Oſſian zwiſchen beiden liegt; denn wer hätte den, übrigens auch in Proſa ſchreibenden Dichter wohl mehr auf ſentimentale Naturſchilderung hinführen können? Von und mit Jean Paul iſt die Liebe für Oſſian allen Deutſchen ins Blut gegangen, und die immer wiederholten Ueberſetzungen beweiſen am beſten, wie viel er geleſen worden. Die Bearbeitung des wiener Jeſuiten Denis in ſchlechten Klopſtock'ſchen Hexametern war die erſte, ihr ſind viele proſaiſche gefolgt. Stolberg gab eine mit poetiſchem Sinne; ſpäter iſt die von Rhode

am meiſten geſchätzt worden; ſie iſt nach der damals beliebten Art in rhythmiſcher Proſa, — denn etwas der Art Vers zu nennen, wäre zu höflich. Endlich folgte im Jahr 1811 die Ueberſetzung von Ahlwardt in Verſen, wie der Titel ſagt, im Silbenmaße des Originals, d. h. des gäliſchen Originals, nicht des engliſchen. Was es mit dieſem für eine nähere Bewandtniß hat, davon ſogleich; hier nur ſo viel, daß jene Ueberſetzung ohne Reim und eigentliches Maß auch nur in freien Rhythmen einherſchreitet, und was ihr an Beſtimmtheit eines metriſchen Taktes abgeht, durch Wortbildungen in Voß'ſcher Art, ſo wie überhaupt durch einen gewiſſen hochvoſſiſchen Ton zu erſetzen ſucht. Hierdurch ſollte die Aehnlichkeit mit Homer noch mehr hervortreten, vielleicht auch die vermeintliche Naturkräftigkeit und das nordiſche Colorit anſchaulich werden. Dies Colorit wurde dadurch noch bedeutend erhöht, daß alle Namen, welche bei Macpherſon ſo ſanft und melodiſch geklungen hatten, jetzt nach der Schreibart des ſogenannten Originals um ſo barbariſcher klangen: Oſſian z. B. hieß jetzt Oiſſian, Fingal Fionghal, Temora Tighmora u. ſ. w.

Während nun die Deutſchen über Oſſian ſo wohl befriedigt waren, indem ſie in ihre große Central-Regiſtratur der allgemeinen Weltlitteratur auch den celtiſchen Barden, wohlüberſetzt nach ſeinem Versmaß und Charakter, aufſtellen konnten, gingen in England die Zweifel an der Echtheit Oſſian's fort. Beim erſten Erſcheinen hatten engliſche Kritiker von Rang, hauptſächlich Johnſon, ihre Bedenken geäußert; man nahm Partei für und wider; aber ſelbſt als endlich nach Macpherſon's Tode ein Oſſian in gäliſcher Sprache aus der Verlaſſenſchaft des bei Lebzeiten ſo hart darum bedrängten Herausgebers erſchien, konnte auch dies die Zweifel nicht niederſchlagen, im Gegentheil wurde der Kampf jetzt nur noch lebhafter. Er iſt nun entſchieden, er iſt für England ſchon lange entſchieden, ſchon vor mehr als zehn Jahren; nach Deutſchland aber iſt die Kunde davon, was wahrlich Wunder nehmen mag, noch nicht gedrungen, wenigſtens gewiß nicht ſo allgemein, als der Glaube an die Echtheit verbreitet und befeſtigt iſt. Dies erklärt ſich aus dem Umſtande, daß die Beweiſe dafür großentheils in den Quartbänden gelehrter Geſellſchaften vergraben liegen, aus welchen jetzt erſt die um Volkspoeſie vielfach verdiente Verfaſſerin dem deutſchen Publicum mittheilt, was für dieſes allerdings vom höchſten Intereſſe ſein muß.

Nicht als ob es für die deutſchen Aeſthetiker der gegenwärtigen Zeit noch ſo überraſchend wäre, als es offenbar für Stolberg und Herder geweſen ſein müßte; nicht als ob wir uns ein theueres Beſitzthum entriſſen oder, was noch ſchlimmer iſt, verleidet ſähen, wenn die Verfaſſerin uns ſchonungslos beweiſt, daß Macpherſon einer der ſchlimmſten Falſarien ſei, der unſere Leichtgläubigkeit auf's Schmählichſte betrogen: im Gegentheil, auch bei uns, denen es an den poſitiven Elementen der Kritik fehlte, iſt es Allen, die ſich mit der Volkspoeſie näher beſchäftigen, wohl nach und nach aus inneren Gründen klar geworden, daß dieſe Lieder, weder wie Macpherſon ſie gab, noch wie Ahlwardt ſie aus dem angeblichen Original überſetzte, jemals volksmäßig geweſen ſein können. Referent, welcher ſeit vielen Jahren hierüber nicht den mindeſten Zweifel gehabt hat, kann ſich nicht vorſtellen, daß nicht alle anderen Gelehrten, welche dem Studium der Volkspoeſieen obliegen, ſich in derſelben Ueberzeugung befeſtigt haben ſollten. Die Kenntniß der verſchiedenſten Volkspoeſie, welche nach Herder in Deutſchland ſo allgemein geworden iſt, hat bei aller Nationalverſchiedenheit doch auf's Deutlichſte den Charakter der im Munde des Volkes erwachſenen Poeſie ergeben, zufolge deſſen ſie ſich beſtimmt von aller Kunſtpoeſie unterſcheidet. Wer ihr Weſen einmal kennt, erkennt es auch überall wieder; die neugriechiſchen, die ſerbiſchen, die ruſſiſchen, die böhmiſchen Volkslieder haben dies mit allen germaniſchen gemein, mit den deutſchen, den däniſchen, den ſchwediſchen, den engliſchen, den ſchottiſchen, — nur durchaus haben alle dieſe nichts gemein mit Oſſian. Oſſian hat nichts von dem Weſen an ſich, wodurch es den Volksliedern allein möglich wird, ohne Aufzeichnung mündlich fortzuleben; er ſtand da als eine große Anomalie in der Volkspoeſie, als ein Räthſel. Dies Räthſel iſt gegenwärtig gelöſt, der Verdacht iſt gerechtfertigt, und Allen, die, ſo wie Referent, ohne die ſchlagenden Beweiſe in Händen zu haben, den Oſſian verdammten, d. h. unter den Anſprüchen, mit welchen ihn Macpherſon in die Welt ſchickte, denen iſt jetzt ein ſchwerer Stein vom Herzen gefallen. Wenn aber die neuere deutſche Litteratur zur Zeit ihres Aufſtrebens allerdings mit der Bewunderung des Oſſian und mit dem Glauben an die Echtheit verwachſen war, ſo iſt ſie dem auch bereits entwachſen, und das Anſchmiegen an den Charakter wahrer Volkspoeſie hat ihr ſeitdem eine ganz andere Richtung gegeben. Hat doch Göthe ſelbſt, außer dem Werther, in keinem anderen Werke dieſem nordiſchen Nebelſterne geopfert.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

137

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

10. Februar. № 35. 1841.

Ueber Reisen und Reiselitteratur der Deutschen.

(Schluß.)

Die Reise geht von Leipzig über Dresden und Prag, wo das Nepomuksfest (S. 21) lebendig und anschaulich geschildert wird, zunächst nach Wien, über dessen litterarische und Censurverhältnisse, die zugleich für die gesammten österreichischen Provinzen eine nur allzu gewisse Geltung haben, Hr. Heller sehr interessante, vollständige und im höchsten Grade dankenswerthe Mittheilungen macht (S. 62 flg.). Auch mögen die litterarischen Meßreiter sich gesagt sein lassen, was S. 60 über das Mißtrauen nicht bloß der Behörden, sondern auch der Privatpersonen in Oesterreich gesagt wird. „Auch Privatpersonen," sagt er S. 60, „betrachten den auswärtigen Schriftsteller wie ein giftiges Insect, vor dessen Stich man sich hüten muß. Dazu ist der Grund in dem unerhörten Mangel an Takt und Zartgefühl zu suchen, mit dem die fremden Schriftsteller offenherziges Vertrauen, Gastfreundschaft und redliches Anschließen vergolten haben. Kaum waren sie in die Heimath zurückgekehrt, so erschienen die Reiseberichte, in welchen die österreichischen Zustände erörtert wurden. Je härter man tadelte, je stärker man auftrug, je bitterer man die Ausdrücke wählte, desto mehr glaubte man seiner litterarischen Aufgabe genügt zu haben. Es wurden Behauptungen aufgestellt, Thatsachen erzählt, die ohne Gewährsmann nicht geglaubt worden wären, und der Verfasser nannte ohne alles Zaudern die Personen, welchen er seine Nachrichten verdankte. Ja, indem der Berichterstatter die Personen bezeichnete, in welchen nach seiner Ansicht der Schmerz über die Zustände der Gegenwart zum deutlichsten Bewußtsein gelangt war, führte er wohl gar bei den einzelnen Namen auch die Aeußerungen wörtlich an, in welchen ein Jeder dem Zorne seines Herzens Luft gemacht. Es ist nicht schwer zu ermessen, in welch' eine mißliche Stellung die Personen, von denen dergleichen Dinge gerühmt wurden, der Regierung gegenüber geriethen. Strengere Aufsicht, mißtrauische Maßregeln, Zurücksetzung in amtlicher Beziehung, wenn nicht geradezu eine polizeiliche Untersuchung, waren die Folgen von dergleichen Rücksichtslosigkeiten, und die österreichischen Schriftsteller endlich genöthigt, ihre Thüren vor Fremden zu verschließen, um nicht auf's Neue Gefahr zu laufen, sich und ihre Gedanken ohne Schonung preisgegeben zu sehen." Von Wien reist der Verf. über Grätz durch Illyrien, wo die adelsberger Grotte besucht und lebendig geschildert wird (S. 133), nach Triest und Venedig, über das nicht eben Neues, doch das Alte recht anmuthig gesagt wird. Interessant ist die berichtigende Mittheilung über die vielberufenen Bleidächer (S. 178), die nun freilich dem, der unter ihnen gefangen saß, doch ein wenig minder luftig vorgekommen sein mögen, als jetzt dem neugierigen Reisenden. Dann wird Verona und der Gardasee besucht, von wo der Verf. nach Meran eilt (S. 238). Die Schilderung des dortigen Badelebens und dieser ganzen Alpenwelt bis nach Salzburg hin, bildet den Rest und zugleich mit den Stellen über die österreichische Censur die anziehendste Partie des Buches, welches wieder einmal einen Beweis dafür liefert, wie viel weiter man in jedem Verhältniß und bei jeder Bestrebung, vor Allem als Autor, mit Einfachheit, Anspruchslosigkeit und redlichem Willen gelangt, als — mit dem Gegentheil von diesem Allen. Doch hätten wir auch aus diesem Buche einige Stellen, wo die vertrauliche Einfachheit zur Nachlässigkeit wird, besonders aber einige Scherze weggewünscht, die doch gar zu platt, zum Theil ohne alle Pointe sind, wie der, welcher S. 213 gegen diese Jahrbücher und ihren künftigen Recensenten des vorliegenden Buches gerichtet wird, und über den Ref., welchen er nun also ganz besonders angeht, recht gern gelacht hätte, wenn er nur besser wäre. Doch man urtheile selbst! In Verona wird dem Reisenden ein alter marmorner Wassertrog, den er sogleich als solchen erkennt, für Julia's Sarg ausgegeben; er empfängt auch eine Reliquie von demselben, und sagt nun: „Die Ausantwortung der Reliquie kostet mich wahrhaftig kein großes Opfer, und selbst wenn sie einer meiner Herren Recensenten in den... Hallischen Jahrbüchern verlangte, ich würde ihm seine Bitte nicht abschlagen." Um des Himmels willen, wo ist hier der Witz?! —

Und ſo ſei zum Schluß dieſer Anzeige uns noch ein Wort an jene Litteraten erlaubt, deren wir oben gedacht, — ein Wort, welches dieſen und wohl auch manchen andern Angriff, den dieſelben hier und anderwärts zu erleiden haben, in das gehörige Licht ſetzen und manche ſchiefe Anſicht berichtigen wird. Man hat es zu einer Sache ehrenhafter Rückſicht, ja zu einer Sache des Mitleids machen wollen, gegen dieſe Autoren eine andere, als eine nachſichtsvolle Kritik zu üben, weil ihnen die Waffen der Vertheidigung von Staatswegen genommen ſeien. Wenn dies jemals wahr geweſen iſt, ſo iſt es das doch nicht mehr in dieſem Augenblick, iſt es ſeit Jahren nicht mehr, da wir ja täglich in Journalen und ſelbſtändigen Schriften die ungehinderte Thätigkeit dieſer Litteraten vor Augen ſehen. Ja wir ſehen ſie auch ſelbſt ſowohl unter einander ſich bekämpfen und, ging' es nur an, vernichten, als ſie nach Außen hin die mehr blanken und klirrenden, als ſcharfen und treffenden Waffen kehren. Ein offener und ehrlicher Kampf gegen dieſe Richtung wird daher wohl am Platze ſein, und allen denen als ein Recht und eine Pflicht zuſtehen, welche in der Eitelkeit, der Selbſtſucht und Inhaltloſigkeit dieſer Litteratur eines der größten Hemmniſſe ſehen, welches überhaupt dem rüſtigen und ſieghaften Aufblühen unſerer geſammten Litteratur im Wege liegt. Man erhebe ſeine Stimme alſo nicht und klage, daß nun, nachdem kaum die politiſche oder polizeiliche Aechtung von jenen Häuptern genommen iſt, die Kritik eine litterariſche über ſie verhängen wolle! Die Kritik, die wiſſenſchaftliche nämlich und hiſtoriſche, die Kritik alſo, die allein dieſes Namens würdig iſt, kennt und übt keine Aechtung der Perſonen, nur eine Aechtung der Grundſätze, — dieſelbe Aechtung, welche an Eitelkeit, Anmaßung, Unwiſſenheit, böſem und verkehrtem Willen und aller kleinlichen Pflege des eigenen Ich die Geſchichte ſelbſt ſeit Jahrtauſenden geübt hat und ferner üben wird, ſo lange ein Gott in der Geſchichte lebt. Die Kritik verkennt alſo keineswegs, welche Theilnahme auch jene Litteraten an dem neuen Aufſchwunge und dem ganzen neuen Elemente haben, in welches dieſelbe, wenn es mit Zahlen ſoll bezeichnet werden, mit dem Jahre 1830 getreten iſt; aber ſie kann die Frucht nicht anerkennen, die man aus jener Saat gezogen hat, und die man uns dennoch anpreiſen will, als wär' es in der That eine edle, eine reife Frucht. Dieſe verwerfende Stimme der Kritik muß aber um ſo lauter und unabläſſiger ertönen, je mehr jene Autoren es durch ihre journaliſtiſchen Aſſecuranzen, durch ihr lautes Lob, ihren lauteren Tadel, ihr gefliſſentliches Ignoriren es dahin gebracht haben, daß man ihrem Treiben, wenn nicht lobpreiſend (denn eine Hand wäſcht die andere!), ſo doch ſchweigend zuſieht, wär' es auch nur aus Scheu vor dem Scandal, und je weniger die kleineren Blätter, die von der Gunſt des Augenblicks hinleben, ſich den mächtigen Tyrannen der Journaliſtik, den einflußreichen Chefs der litterariſchen Claqueurs zu widerſetzen wagen. Es mag wohl unbehaglich ſein und jene Autoren mögen es ſchwer empfinden, daß keine andere Kritik, als die, welche ſie beherrſchen, ſich ihrer annimmt, und kein anderes Lob ihnen zu Theil wird, als ein ſolches, deſſen unlautere Quelle ſogleich Jeder, auch der Unerfahrenſte, entdeckt. Aber was mehr? Ausgeſchloſſen iſt nur, wer ſich ſelbſt ausſchließt: werfen ſie denn den Kram von Eitelkeit und Egoismus von ſich und nehmen, unbekümmert um den eigenen Ruhm und nur im Dienſte der Freiheit, der Wiſſenſchaft und Kunſt, herzlichen und aufrichtigen Antheil an dem Leben des Geiſtes! Noch iſt nicht verloren, wen ſeine Vergangenheit ärgert und wem die Gegenwart mißlich iſt: — ihm bleibt die Zukunft! Macht den Gebrauch von ihr, der Männern, der Dichtern und Gelehrten ziemt, und Ihr werdet Kampfgenoſſen da finden, wo jetzt das Schwert gegen Euch entblößt iſt und die Scheide weggeworfen!

R. E. Prutz.

Talvi „Die Unächtheit der Lieder Oſſian's, und des Macpherſon'ſchen Oſſian's insbeſondere."

(Fortſetzung.)

Bevor wir aber den Verlauf des Streites über die Aechtheit in ſeinem ſehr intereſſanten Detail näher andeuten, mag es billig ſein, diejenigen inneren Gründe vorzubringen, welche gegen die Authenticität eines gäliſchen Sängers Oſſian mißtrauiſch machen mußten. Es iſt viel, was uns als Oſſian gegeben worden: zwei große Gedichte, Fingal und Temora, und außerdem noch eine reiche Anzahl kleinere. In allen zeigt ſich ein großer Mangel in Klarheit des Factums, gerade dies aber iſt eine hauptſächliche Eigenſchaft der Volkspoeſie, welche ſich ſogar vieler Kunſt bedient, um die Hauptwendungen recht ſchlagend hervorzuheben. In aller epiſchen Volkspoeſie iſt das Gerippe der Fabel höchſt kenntlich, die Gliederung in die Augen ſpringend, ja die ganze Poeſie beruht weſentlich auf dieſem gleichſam taktmäßigen klaren Fortſchreiten der Handlung ſelbſt. Hiervon iſt nun Oſſian ſo weit entfernt, daß die Fabel faſt überall höchſt unſicher und verworren iſt; wer ein Gedicht eben geleſen hat und das Buch zuſchlagen ſoll, um den Inhalt zu erzählen, d. h. den Geſchichtshergang zu referiren, der wird meiſtens in die größte Verlegenheit gerathen. Ein Minimum von Fabel zieht ſich nothdürftig durch, und nun ſind alle Begebenheiten einerſeits höchſt allgemein und unbeſtimmt und anderſeits höchſt abgeriſſen und zuſammenhangslos. Deſto mehr Schmuck und Schilderung iſt auf dieſen dünnen Faden aufgereiht, ja auf dem bloßen Schmuck iſt es dem Verfaſſer ſichtlich angekommen, der Ge-

ſchichtsfaden iſt ihm nur das Vehikel, um jenen zu verbinden. Dies läuft nun wieder ganz gegen den Charakter der Volkspoeſie. Die Nibelungen haben bekanntlich gar keine ausgeführten Gleichniſſe, nur zwei ganz kurze Metaphern, wenn man es noch ſo nennen will, werden in ihnen gefunden; große Naturſchilderungen ſtreiten aber vollends gegen den Volksgeſang, ſie ſind in der Poeſie immer das Letzte, ſie ſind der alten Poeſie, der Poeſie in ihren erſten Stadien immer fremd, ſie begegnen bei den Griechen ſo wenig, als bei den nordiſchen Völkern; das Intereſſe knüpft ſich, wie bei allen praktiſchen und tüchtigen Menſchen, vielmehr an das Schickſal, an das Wohl und Wehe der Perſonen. Eine ſentimentale Anſchauung der Natur iſt nur den Städtern eigen, nicht dem, der beſtändig in ihr lebt, er ſei Süd- oder Nordländer. Und wo die Volks- oder Naturpoeſie einmal auf die Natur zu ſprechen kommt, da iſt es auch nicht die landſchaftliche, maleriſche Schönheit, nicht das Pittoreske und Romantiſche, welches vielmehr Kunſtbildung vorausſetzt, ſondern es iſt das Praktiſche, was den Dichter und ſeine Helden intereſſirt. Ein celtiſcher Sänger des dritten chriſtlichen Jahrhunderts, der für die grünen Hügel, auf denen die Rehe hüpfen, ſo empfindſam ſchwärmt, der uns das Rauſchen des Baches, das Säuſeln des Halmes, das Geflüſter des Baumes und jeden Sonnenblick ſo ungleich beſſer und ausführlicher ſchildert, als die Geſchichten und Charaktere ſeiner Helden, ein ſolcher iſt ein Unding; auch müßte er des Nebels und Regens wohl mehr gewohnt ſein, als daß er deſſen ſo fortwährend gedächte, und ſo ganz im Sinne der modernſten Poeſie. Seine Helden ſind gar keine Charaktere, keine Individuen, ja eigentlich keine Figuren, ſondern bloße Namen. Aller Volkspoeſie iſt die theilnehmendſte Liebe für ihre Helden eigen; Oſſian dagegen, in dem doch ſo viel Kunſt herrſcht, hat nur die nicht, uns für ſeine Helden zu intereſſiren. Alles iſt ohne Zeichnung, ohne Umriß, Alles kommt ihm nur auf den Farbeneffect, auf die Wirkung des Helldunkels an. Oſſian iſt wie ein engliſches Bild, — wer hätte nicht einmal eins geſehen, — oder auch wie ein engliſcher Kupferſtich, wie ein engliſches Aquatintablatt; die Volkspoeſie dagegen iſt Holzſchnitt, Holzſchnitt nach der alten Art, voll Zeichnung und Beſtimmtheit, voll Mark und Leben, aber roh und derb, nicht mit den verſchwommenen Effecten der Aquatinta, noch mit den feinen Tönungen des Stahlſtichs. Und nach allen Seiten hin erſtreckt ſich dieſer Mangel an Beſtimmtheit. Es iſt in den Gedichten weder Geſchichte, noch Geographie, wir erfahren nichts von der Vorzeit Fingal's, nichts von der Geſchichte des Volkes, nichts von fernen Ländern, was doch in der Erinnerung des Volkes eben das Erſte und Wichtigſte ſein muß, ſo wie es aller Poeſie zu Grunde liegt. Oſſian beſingt ſeine und höchſtens ſeines Vaters Kämpfe; während dieſe Lieder ſechszehn Jahrhunderte unverändert, wie Oſſian ſie ſang, ſich ſollen erhalten haben, geht ſeine Erinnerung nicht über ſeinen Vater hinaus! Und doch liegt es im Weſen der Poeſie, daß gerade das Entferntere poetiſcher iſt, als das Nahe, und daß keine Volkspoeſie blühen kann, ohne eine alte Tradition vor ſich zu haben. Noch mehr wird Alles vermißt, was zur Sitte gehört, und dieſer Mangel iſt es hauptſächlich, welcher die Helden ſo abſtract erſcheinen läßt. Ein Volk ohne Gebräuche, ohne Cultus, ohne Religion iſt wieder ein pures Unding. In dieſen Liedern herrſcht eine höchſt allgemeine, höchſt abſtracte Nebelmythologie; es iſt zwar häufig von Geiſtern in den Wolken die Rede, von Geiſtern der Abgeſchiedenen, aber wir finden keine Götter, wenigſtens haben ſie keine Namen, keine Eigenſchaften und keine Verehrung: wahrlich ſchöne Götter! Allerdings verſtößt dieſe Mythologie mit keinen Sonderbarkeiten gegen den Geſchmack unſerer Zeit, wie ſie doch ſicherlich thun würde, wenn ſie alt und ächt wäre; allein ſie hat auch nicht einmal ſo viel Subſtanz und Glauben, als für die poetiſche Wirkung erforderlich iſt. Mit einem Worte, dieſe Mythologie kann nur erfunden ſein, und ſie iſt wahrſcheinlich nur darum erfunden, weil nach den Theorieen der damaligen Zeit eine ſolche, wie es hieß, zur epiſchen Maſchinerie gehörte. Es wird ſich ſogleich zeigen, daß diejenigen Lieder, welche Macpherſon zum Ausgangspunkte dienten, aus chriſtlicher Zeit ſind, und daß der Bearbeiter nur nach ſolchen poetiſchen Theorieen handelte, wenn er lieber das Chriſtenthum fern hielt, denn dies war damals unter den Poeten nicht eben Mode, die Zeit wußte ihm nichts Poetiſches abzugewinnen. Das Chriſtenthum würde überhaupt Alles ins Gewöhnliche gezogen haben, und hätte den Nimbus einer eigenthümlichen, durchaus autochthonen, uralt-ſchottländiſchen Poeſie, auf die es dem Helden nächſt ſeiner Vorliebe für Naturſchilderung beſonders ankam, freilich nicht begünſtigt. Aber eben deshalb mußte er ſich noch viel weſentlichere, noch viel ſchlimmere Fälſchungen erlauben.

Doch nicht dieſe, ſondern vielmehr ganz andere, und zwar meiſtens chronologiſche Gründe waren es, welche zuerſt die engliſchen Kritiker Verdacht gegen die Aechtheit der Oſſian'ſchen Gedichte faßen ließen. Wo etwas ſo Großes, ſo Fertiges, ſo durchaus Ueberraſchendes auftaucht, und wo man mit den äußeren Beweiſen der Aechtheit ſo ſehr zurückhält, da konnte der Verdacht nicht ausbleiben. Macpherſon's Ausflüchte und Verzögerungen, das Original zu zeigen, die Widerſprüche, in die er ſich verwickelte, dies Alles mußte allein ſchon Argwohn erwecken, falls ſonſt auch der Inhalt an ſich es weniger gethan hätte. Die Schotten, an ſich höchſt eiferſüchtig auf ihre Nationalität, fanden ſich durch den unvorhergeſehenen Zuwachs ihres Nationalruhms, auf den ſich die Augen aller Welt richteten, nicht wenig geſchmeichelt, und ſahen ſich deshalb ſchon befriedigt, wenn

nur die Namen in den neuen Gedichten wiederklangen, die ſie in ihrer Jugend in alten Liedern gehört zu haben ſich erinnerten; ſie hätten ſich freilich auch des Abſtandes erinnern müſſen, der in dem Ton und der Stimmung dieſer und jener Lieder war. Aber ſie thaten es nicht, ſie wollten es nicht. Strenger waren die engliſchen Kritiker. Doch fehlte es auch in England natürlich nicht an großen Bewunderern, die eben ihre Bewunderung die Frage nach der Urſprünglichkeit vergeſſen ließ. Unter ihnen waren Adam Smith, Home und Blair; dagegen war Home, obwohl ein Schotte, doch ein zu guter Hiſtoriker, um ſich ſo ſchnell ſo viel aufbinden zu laſſen; er mußte Letzteren in ſeiner Antwort auf deſſen Lobſchrift erſt darauf aufmerkſam machen, daß es für die Aechtheit der Zeugniſſe, nicht aber der Gründe bedürfe. Statt mit ſolchen Zeugniſſen hervorzutreten, antwortete Macpherſon den Kritikern mit Drohungen, und wie ſtark und ernſtlich dieſe waren, läßt ſich aus einem Briefe Johnſon's abnehmen.

Was Macpherſon unterließ, thaten mittlerweile die Freunde ſeines Oſſian. Shaw, der Verf. einer erſiſchen Sprachlehre, unternahm eine Reiſe nach den ſchottiſchen Hochlanden in der Abſicht, hier die Originale der von ihm bewunderten Gedichte zu finden. Allein er kam ſehr abgekühlt zurück, und wurde aus einem Anhänger Oſſian's deſſen eifriger Gegner in einer 1781 erſchienenen Schrift. Er ſchreibt: „Manchen Berg habe ich erſtiegen, manches Thal erforſcht, — keine Ausgabe habe ich geſcheut;" — er ſchmeichelte ſich, den ungläubigen Dr. Johnſon zu bekehren, und ward ſelbſt bekehrt. Alles was er fand, ließ nicht im Entfernteſten einen Vergleich mit Macpherſon's Oſſian zu. Später machte ein gelehrter Irländer, Dr. Young, dieſelbe Reiſe; er fand auch allerdings Lieder ähnlichen Inhalts, aber von den Macpherſon'ſchen verſchieden, „wie Oſten von Weſten." Gleiches fand der Engländer Hill. Man begreift hiernach ſchwer, wie es nur zugegangen iſt, daß der Betrug nicht ſchon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgeklärt worden; allein die Schotten hatten mittlerweile den Streit zu einer Nationalſache gemacht, in welcher ſie durchaus mit Leidenſchaftlichkeit und eben deshalb mit Blindheit verfuhren. In London bildete ſich eine hochländiſche Geſellſchaft, deren Aufgabe nicht die Kritik über die Aechtheit Oſſian'ſcher Gedichte, ſondern deren Herausgabe unter Vorausſetzung dieſer Aechtheit war. Macpherſon wußte ſie für ſich auszubeuten. Er bezog von ihr nach und nach 1200 Pfund, um den Oſſian im Original ediren zu können, und kam dennoch bei Lebzeiten damit nicht zu Stande, während er doch, zufolge ſeiner Behauptung, daß er ſie überſetzt, bereits im Beſitz der Originale ſein mußte. Nunmehr war ihm kein Winkelzug zu ſchlecht, und, einmal auf dem Wege des Betrugs, mußte er darauf immer weiter gehen. Falſche Zeugniſſe wurden erdichtet; ja ſogar die hochländiſche Geſellſchaft folgte ihm hierin nach, — Alles aus Patriotismus. Als Macpherſon im Jahre 1796 ſtarb, fand ſich unter ſeinen Papieren allerdings ein gäliſcher Text ſeines Oſſian, dieſen gab die Geſellſchaft 1807 mit lateiniſcher Ueberſetzung heraus, und er iſt es, welchen Ahlwardt überſetzt hat. Hiermit hatten denn die ſchottiſchen und deutſchen Verehrer Oſſian's auf einige Zeit Waffenſtillſtand und erfreuten ſich des status quo. Auch die Engländer griffen nicht mehr ſo hart an, allein gefährlichere Feinde fanden ſich in Irland. Die gäliſche oder erſiſche Sprache iſt nämlich auch in Irland verbreitet, ja ſie iſt es mehr und urſprünglicher als in Schottland. Dieſelben Lieder, die in Schottland noch hie und da fortlebten, fanden ſich reichlicher in Irland, und hier gab es Aufzeichnungen derſelben aus alter Zeit. Unter dem Namen der Finnianiſchen Lieder waren dieſe Geſänge hier allen Gelehrten bekannt. Die iriſche Akademie nahm nunmehr im Jahr 1829 ſich der Sache an, indem ſie einen Preis auf die Unterſuchung der Authenticität Oſſian's ſetzte. Zwei Abhandlungen gingen ein, die eine von Oreilly, die andere von Drummond, beide der gäliſchen Sprache vollkommen kundig. Ihre genauen Unterſuchungen beweiſen nunmehr, daß Macpherſon's ſogenanntes gäliſches Original nichts iſt, als eine Ueberſetzung ſeines engliſchen Oſſian. Macpherſon war als geborener ſchottiſcher Hochländer allerdings des Gäliſchen mächtig, allein ſein Machwerk erwies ſich als in ganz moderner Sprache verfaßt, mit vielem Kauderwelſch vermiſcht, was zu keiner Zeit geſprochen worden iſt; denn natürlich brachte ihn die Ueberſetzung ſeines neumodiſch verfeinerten Oſſian in dieſe rohe Sprache aller Orten in die größte Verlegenheit. Nach den genannten Kritikern findet außer den Namen kaum noch irgend eine Aehnlichkeit zwiſchen den alten Liedern, die in Irland, ſo wie auch in Hochſchottland noch hie und da geſungen werden, und dem Macpherſon'ſchen Original ſtatt, es verhalte ſich zu dieſen „wie ein gepuderter, parfümirter Hofmann zu einem nackten Wilden."

(Fortſetzung folgt.)

Bei mir iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorleſungen über Eßkunſt

von

Antonius Anthus.

gr. 8. Broſch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

141

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

11. Februar. № 36. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

Ein Beitrag zur Zeitgeschichte

von

Daniel Schenkel.

Die Streitigkeit zwischen dem Antistes Hurter und dem Convente der Geistlichkeit von Schaffhausen hat mit Recht weiteres Aufsehen gemacht, und ist als eine nicht unwichtige Zeiterscheinung von in- und ausländischen Blättern besprochen worden. Da aber nur Vereinzeltes, auch Parteisüchtiges, besonders viel Verwirrendes in der Sache geschrieben worden, die Vertheidigungsschrift des Hauptbetheiligten*) auch kaum geeignet sein möchte, die Leser auf den rechten Standpunkt zu stellen, und das Gegenschriftchen des Hrn. Prof. Zehnder**), eines der achtbarsten Gegner Hurter's, weder die Sache umfassend behandelt, noch wohl viel in das Ausland gedrungen ist: so möchte es am Platze sein, in einer geachteten, vom Schauplatze der Parteiung entfernten Zeitschrift Deutschlands, ein übersichtliches Bild des ganzen Handels, so wie eine Beleuchtung seiner tieferen Motive und mitwirkenden Factoren zu geben.

Antistes Dr. F. Hurter, seit dem Anfange des Jahres 1835 erster Geistlicher und Conventsvorsteher (Decanus) im Canton Schaffhausen, ist unstreitig ein mit außerordentlichen Eigenschaften und reichen Naturanlagen ausgerüsteter Geist. Diese Eigenschaften und Anlagen traten aber von frühester Jugend an in Verbindung mit einem Charakterzuge auf, der leicht einseitige Ausbildung und starre Verknöcherung in ererbten und angelebten Anschauungsformen zur Folge haben konnte. Hurter gehört zu jenen immer seltener werdenden Geistern, die etwas Fertiges in ihrem Sein und Handeln gleichsam mit auf die Welt bringen, die anstatt durch Erfahrungen, Umstände und Geschicke sich erst zurechtbilden zu lassen, diese vielmehr nach eigenem Ermessen zu bilden streben, und was außer dem Bereich dieser Bildsamkeit liegt, oder sich sonst nicht fügen will, als unstatthaft bedauern und verwünschen. Solche Geister muß man nach ihrer Beschaffenheit beurtheilen, und sie nicht darum nicht gelten lassen wollen, weil sie Vieles nicht wollen gelten lassen. Gehen sie aber über das Maß subjectiver Berechtigung hinaus, und versuchen sie ihren Typus der frei sich entwickelnden Zeit als Urtypus aufzudrücken, wozu ihnen besonders leicht die Lust da ankommen kann, wo sie in Amt und Stellung hiemit zusammenhängenden Einfluß besitzen: so ist auch alsobald die Verpflichtung vorhanden, sie zurecht zu weisen und ihnen gebührende Beschränkung aufzuerlegen.

Ob Hurter überhaupt einen Beruf zum Studium der Theologie in sich gehabt habe, ob nicht in der Wahl dieses Berufes schon der Keim zu den neuesten Verwicklungen liege, — ist von mehreren Seiten gefragt worden. Es wäre gewiß unstatthaft, behaupten zu wollen, daß nur weichfromme, sanft hingebende Gemüther Sinn und Geschick für diese Berufsart hätten. Die Kirche bedarf, zumal auf Lehrstühlen und in höheren amtlichen Stellungen, entschiedener, streitbarer Geister, die Rechte und Pflichten derselben scharf ins Auge zu fassen und wohl auseinander zu halten wissen. Daß aber Hurter früh die Neigung in sich fühlte, über den Rang eines gewöhnlichen Geistlichen hinauszustreben, beweist seine noch auf der Hochschule geschriebene Geschichte des ostgothischen Königs Theoderich, so wie sein Aufenthalt bei dem Kanzler von Ittner, während derselbe in St. Blasien sich als Commissär zur Säcularisation dieser Abtei befand, wo er den noch nicht examinirten, kaum zwanzigjährigen Hurter mehrere Monate lang zu schriftlichen Arbeiten verwandte. Hurter gesteht auch selbst nach erfolgter Heimkehr und abgelegtem Examen, wider Wunsch, Absicht und Willen, die nach einer ganz andern Laufbahn gingen*), dem Rufe auf eine Pfarrei gefolgt zu sein. Die letztere Aeußerung möchte manches Nachherige erklären. Hurter hatte, den geheimen Wunsch nach einer ganz andern Laufbahn im Herzen, den Beruf eines evangelischen Geistlichen gewählt, der jugendliche Geschichtschreiber des Königs

*) Der Antistes Hurter von Schaffhausen und sogenannte Amtsbrüder. Schafft. 1840.

**) Antistes Hurter und seine verunglimpften Amtsbrüder. Schafft. 1840.

*) Der Antistes Hurter und sog. Amtsbrüder, S. 8.

Theoderich ſah ſich nach einer einſamen Landpfarrei verſchlagen, einem höchſt beſcheidenen Lebensloos verfallen, die ſtolzeſten Hoffnungen der Jugend ſchienen in Dampf und Nebel aufgegangen. Unter ſolchen beengenden Verhältniſſen iſt es nicht befremdend, daß der von Natur zu Einſeitigkeit und Schroffheit hinneigende Charakter ſich immer enger nach Außen hin abſchloß, und im Umgange mit meiſt ziemlich untergeordneten Collegen jenes ſcharfe, ſchneidende Gepräge bekam, das ſo oft verletzend und verwundend näher und ferner Stehende berührte. Die Verſetzung Hurter's im Jahre 1824, bei außergewöhnlicher Jugend, an die zweitoberſte geiſtliche Stelle des Cantons, die zugleich die Anwartſchaft auf die Antiſtesſtelle giebt, mag dazu beigetragen haben, ſein Selbſtgefühl noch zu vermehren. Hierbei iſt der damalige intellectuelle Zuſtand Schaffhauſens noch in Rechnung zu bringen. Schaffhauſen iſt eine der kleineren Schweizerſtädte, in der längere Zeit, theils aus Schwäche, theils aus Mißwollen, die geiſtige Ausbildung der Jugend möglichſt wenig gefördert wurde. Als Hurter nach Schaffhauſen kam, waren die eigentlichen Stadtſchulen in einem jämmerlichen Verfalle, das Gymnaſium kaum mittelmäßig, an guten Lehrern fehlte es faſt gänzlich, wie überall, wo man wiſſenſchaftliche Leiſtungen weder ſchätzt, noch bezahlt. Hurter's Verdienſt iſt es hauptſächlich, daß dieſem Uebelſtande durch Verabreichung beſſerer Beſoldungen und Herbeiziehung tüchtiger Lehrer abgeholfen wurde; aber gerade der Gedanke, faſt alleiniger Schöpfer beſſerer Zuſtände zu ſein, an Einſicht und Scharfblick auch die Höchſtgeſtellten weit zu überragen, nährte in ſeiner Bruſt ein beinahe an Uebermuth grenzendes Ueberlegenheitsgefühl, das den ſonſt leicht beweglichen und reizbaren Mann gegen Willen und Abſicht zu Mißgriffen und des gehörigen Maßes der Klugheit ermangelnden Schritten fortreißen konnte.

Ich habe bisher einer immer deutlicher hervortretenden Hinneigung Hurter's noch nicht erwähnt, obwohl dieſe hauptſächlich die neueſten Vorgänge herbeigeführt hat; ich meine ſeine entſchiedene Vorliebe für die hierarchiſche Verfaſſung der katholiſchen Kirche. Hurter um dieſer willen gleich in die Claſſe der ſog. Dunkelmänner und unbedingten Römlinge werfen, wäre zu voreilig, da ſie überhaupt ihren Entſtehungsgrund weniger in dogmatiſchen Vorurtheilen (Hurter kümmert ſich überhaupt wenig um Dogmatik), ſondern in politiſchen Ueberzeugungen und Grundſätzen hat. Hurter iſt ein Ariſtokrat im vollſten Sinne des Wortes, kein Ariſtokrat im Sinne der Neuzeit, mit zierlichem Ordensband und duftendem Haar, ohne Begriff herkömmlicher Standesehre und -Würde, ſondern ein Ariſtokrat aus mittelalterlichem Stein gehauen, mit allen Anſprüchen, allem furchtbaren Ernſte der herabgeſchwundenen Vergangenheit. Nun war aber die mittelalterliche Ariſtokratie auf dieſelbe Grundlage wie die Kirche gegründet, auf eine aus dem göttlichen Rechte hinübergenommene Machtvollkommenheit. Die Majeſtät eines mit allem Glanze himmliſcher Pracht ausgeſtatteten Jenſeits warf ihren Glorienſchein auch auf ſie, und verklärte die ſchnöde Weltlichkeit zu einer göttlich beglaubigten und begnadigten Stiftung. Darum hat die Ariſtokratie des Mittelalters auch nur ſo lange gedauert, als die mit der Kirche gemeinſchaftlichen Grundlagen dauerten; ſeit der Reformation ſind ſie erſchüttert, geſunken. Der Staat mit ſeinen Großen hat ſich von der Kirche emancipirt und nennt ſich von Gottes Gnaden, ohne daß die Gnade mehr von Rom käme und aus jener Schatzkammer kirchlicher Autoritäten flöſſe, und unſere mittelalterlichen Ariſtokraten können es darum der Reformation immer noch nicht vergeſſen, daß ſie mit dem Prieſterfürſten von Rom auch ihre Privilegien geſtürzt hat.

Es handelt ſich hier nicht darum, das Mittelalter zu tadeln oder zu loben, ihm Vorzüge oder Nachtheile vor der Neuzeit nachzuweiſen. Jede Zeit iſt gut, die nach dem Plane der Vorſehung ihren Beruf erfüllt und die Menſchheit wieder um die Stufe emporarbeitet, welche ein nächſtkünftiges Geſchlecht einzunehmen beſtimmt iſt. Das Mittelalter hat ſeine Aufgabe gelöſt; das verkennen, wäre Verſtockung. Ein Anderes aber iſt, das Mittelalter als eine gute, aber überwundene Erſcheinungsform völkergeſchichtlicher Entwicklung anerkennen, ein Anderes, dieſe Form auch noch in die Gegenwart hinübernehmen und ihr aufdringen wollen, wozu ſie weder Beruf noch Geſchick hat. Es hat lächerliche Verächter des Mittelalters gegeben, die überhaupt alles Sein, dem ſie auf ihrer Studirſtube nicht den Freibrief geſtempelt, ächten und für ungiltig erklären zu müſſen meinten; aber es giebt heut zu Tage nicht weniger lächerliche Lobredner des Mittelalters, die daſſelbe zum alleinigen Maßſtab des vernünftigen Geſchehens erheben, es unſerer Zeit, wie eigenſinnige Kinder, übelnehmen, daß ſie ihre eigenen Wege geht, und ſich um ihr Grämen nicht kümmert. Wenn Hurter einigermaßen zu den Fahnen dieſer letzteren ſich geſellt hat, ſo mag das Folgende dieſe Erſcheinung erklären.

Die neuere Zeit hat dem Mittelalter hauptſächlich zwei Mächte gegenübergeſtellt: die freie, von den Feſſeln des Formalismus erlöſte Philoſophie, und die eben ſo freie, der Leibeigenſchaft des Dogmatismus entnommene Kritik. Jeder friſchere Geiſt, der unſere Zeit verſtehen und fördern will, muß, ohne gerade Philoſoph oder Kritiker zu ſein, wenigſtens mit neuerer Philoſophie und Kritik ſich bekannt gemacht, und einen Blick in die Bedeutung dieſer beiden Geiſteshebel der Gedankenbewegung gewonnen haben. Für den Antiſtes Hurter giebt es aber weder Philoſophie, noch Kritik, von denen er die eine verlacht, die andere verdammt. Der Einführung eines gründlicheren philoſophiſchen Unterrichts in Schaffhauſen, wo man bis vor wenigen Jahren außer dem alten dürren Snell'ſchen Leitfaden nichts von Phi-

loſophie wußte, hat er immer ſyſtematiſch entgegengewirkt; von den großen kritiſchen Leiſtungen unſerer Zeit hat er nie die geringſte Notiz genommen. So ſtand er da unter proteſtantiſchen Geiſtlichen, an Intelligenz und Scharfblick alle überragend, aber ohne Theilnahme und Herz für die Arbeit und die Geiſteskämpfe ihrer Kirche, ohne Kenntnißnahme und Beachtung der Forſchungen, über die im Examen der geringſte theologiſche Candidat Auskunft zu ertheilen wiſſen muß; kalt gegen die Heroen der neuen deutſchen Theologie, kopfſchüttelnd über Jeden, der im Dienſte wahrheitsliebenden Strebens die gemeine Bahn des Fürwahrhaltens verließ und zum ſelbſtdurchdachten Begriff der Wahrheit emporzuſteigen verſuchte; als bloßen Tand verwerfend, was die Beſten unſerer Zeit in der Tiefe angeregt, entflammt, erſchüttert hat. Sich unheimlich fühlend im Umgange mit proteſtantiſchen Theologen, mit deren Geiſtesrichtung er nicht übereinſtimmen konnte, ſchloß er ſich hauptſächlich an Theologen katholiſcher Confeſſion an, unter denen er auch die meiſten Bekannten und Freunde zählt. Hier feſſelte ihn das Fertige, Abgeſchloſſene, Unabänderliche der Richtung, und daß der Einzelne nicht das Recht hat, von göttlichen Dingen mehr wiſſen und denken zu wollen, als ihm der enge Kreis ſeines Glaubensbekenntniſſes und die Willkür des Prieſters geſtattet; in der freien Entwicklung des Dogmas ſah er immer nur Ketzerei und Abfall.

Uebrigens thäte man bei dem Allen Hurter Unrecht, wenn man ihm die Abſicht unterlegte, ſeine amtliche Stellung zu katholiſirenden Tendenzen benutzt zu haben. Weder hat er ſelbſt, meines Erachtens, jemals an eine Confeſſionsänderung ernſtlich gedacht, noch Andere zu convertiren geſucht. Der Gedanke an jene mußte ihm ſchon durch ſeine zahlreiche Familie, durch ſein Verwurzeltſein in ein durchaus proteſtantiſches Gemeinweſen, endlich durch ſeine Jahre lang behauptete kirchliche Stellung zu einem unausführbaren geworden ſein; zu dieſem hätte ihm alles fanatiſche Element gefehlt, das den Bekehrungseifer genährt und getragen hätte. Hurter's Zuſammenhang mit der katholiſchen Kirche iſt zunächſt nicht durch das Herz, ſondern durch den Verſtand bedingt, durch jene einſeitige Verſtandesanſicht, die den revolutionären Geiſt unſerer Zeit aus der Freiheit des Gedankens ableitet, während Revolutionen doch eigentlich nur da möglich ſind, wo die dumpfe Naturkraft eines Volkes ſich noch nicht zum Lichte des Bewußtſeins emporgearbeitet hat, ſondern noch in unſicherem, wüſtem Streben gährt. Darum will das intelligente, überwiegend proteſtantiſche Deutſchland von Revolutionen nichts wiſſen; das bigotte, dumpf-katholiſche Spanien wälzt ſich dagegen im Pfuhl der Anarchie. Die Hierarchie mit ihrer Abgeſchloſſenheit, mit ihrer conſequenten Ausſchließlichkeit, mit ihrer Gedankenbändigungskraft, mit ihrer abgerundeten Einförmigkeit, als Vormauer und Schutzwehr der Ariſtokratie, als Bevormunderin des nach Selbſtändigkeit ſtrebenden Staates, als erſte principielle Weltmacht, als Urquell und Ausfluß irdiſcher und himmliſcher Lebensfülle, — gegenüber einer freien, im Fortſchritt begriffenen, aber irdiſcher Anſprüche und Herrſcherbefugniſſe entkleideten Kirche: das war von früher Jugend an Hurter's Sehnſuchtsgedanke, das iſt noch die Schwärmerei ſeines Alters.

(Fortſetzung folgt.)

Talvi „Die Unächtheit der Lieder Oſſian's, und des Macpherſon'ſchen Oſſian's insbeſondere."

(Fortſetzung.)

Der wahre Stand der Dinge iſt nunmehr folgender: die Geſänge ſind urſprünglich iriſch, ſie ſind von Irland erſt nach Schottland übertragen worden; der Held heißt in Irland Finn, in Schottland Fingal, Gal aber heißt der Fremde. Dies Verhältniß erkennen auch die ſchottiſchen Lieder, welche Macpherſon vorfand und benutzte, vollkommen an, und erſt durch conſequente Verfälſchung iſt es ihm gelungen, die ſämmtlichen Helden der ſchottiſchen Nationalität anzueignen. Unmöglich iſt es, daß die ſchottiſche Geſellſchaft dies Verhältniß nicht ſehr bald ſollte erkannt haben; allein ſie ſchwieg nicht nur dazu, ſondern ſie begünſtigte es und fuhr in ſolchen Verfälſchungen fort. Was das Zeitalter des Finn anlangt, ſo ſetzen ihn die iriſchen Annalen allerdings in das dritte Jahrhundert, allein ein ganz Anderes iſt die Zeit der Entſtehung der Gedichte. Das eine, welches die Verfaſſerin uns nach dem wahren Original in treuer Ueberſetzung mittheilt, hebt gleich mit dem heiligen Patrick an, dem Heiligen Irlands, der in's ſechſte Jahrhundert gehört. Dies kann aber auch noch nicht die Zeit der Abfaſſung ſein. Drummond will letztere zwiſchen das ſechſte und elfte Jahrhundert ſetzen, allein auch das iſt wohl, namentlich im Vergleich zu allen übrigen Volksliedern wohl noch viel zu früh; Irland freilich war früher cultivirt, als irgend ein anderes nordiſches Land. Die Form der Gedichte beſteht hauptſächlich in einer eigenthümlichen Verbindung von Alliteration und Aſſonanz; Rhythmus und Proſodie ſollen höchſt complicirt ſein. Von alledem hatte Macpherſon's Original nichts an ſich.

Leider theilt die Verfaſſerin nur ein einziges dieſer iriſchen Lieder mit; ſie wählt die Schlacht von Lora, weil ſich dieſe noch am erſten mit Macpherſon vergleichen läßt, den ſie in der Rhode'ſchen Ueberſetzung gegenüber ſtellt. Schon das Raumverhältniß giebt deutlich zu erkennen, wie ſehr bei Macpherſon der Schmuck überwiegt; Ton und Erzählungsweiſe weicht in der That „wie Oſten von Weſten" ab. Nichts von Bildern und Gleichniſſen, keine Naturſchilderung, keine lyriſchen Apoſtrophen, keine ſentimentalen Beiwörter, ſondern Alles kurz, raſch; der Dialog ohne weitere Ein-

führung, wie meiſtens in den Volksliedern. Auch kommen volksmäßige Wiederholungen vor, die Macpherſon, obwohl ſie ihn doch an Homer erinnern konnten, ſeltſamer Weiſe vermieden hat. So heißt es erzählend:

Wir ſandten des Königs Tochter zu ihm,
Blauäugig, mit weißen Zähnen, die Maid,
Und ſandten hundert Roſſe mit ihr,
Die beſten, die je ein Zügel gelenkt.

Und hundert Reiter ſaßen darauf,
In Seide ſchimmernd wie Sonnenſtrahl.

Dem entſprechen nachher in der Anrede die Worte:

So bietet dir deine Freundſchaft Finn,
Als Geißel bleib' ich bei dir zurück,
Und hundert Roſſe ſind dein Theil,
Die beſten, die je ein Zügel gelenkt.

Und hundert Reiter ſitzen darauf,
In Seide ſchimmernd im Sonnenſtrahl.

In den folgenden Worten iſt ſogar das Original ausführlicher als Macpherſon, weil hier die Volkspoeſie in der ſymmetriſchen Aufzählung mit refrainartigen Wiederholungen ganz auf ihrem Gebiet iſt. Wir ſetzen dieſe Verſe noch hierher:

Die ſollſt du haben, und Gürtel auch,
Hundert an Zahl, wunderreich.

Den, wen ſie binden, nicht Krankheit trifft,
Qualen und Schmerzen ſtillen ſie.
Willkommnes Geſchenk der Gebärerin,
Die ſollſt du haben, und mehr!

Hundert Schüſſeln, die einſtmals
Vor den Königen ſtanden der Welt.
Er, der Speiſe von ihnen iſt,
Ewiger Kraft und Jugend genießt.

Die ſollſt du haben, und hundert Schiff',
Die Wellen durchſchneidend in ſchwellender Flut,
Und ein herzhaftes Schiffsvolk drauf,
Das in jeglicher Schlacht geſiegt.

Die ſollſt du haben, und hundert Führer,
Tribut zu erringen in hartem Kampf,
Die ſollſt du haben, und hundert Geier,
Siegreich ſtets in der Luft.

Die ſollſt du haben, und hundert Stuten,
Trächtige, und ſo viel weißes Vieh,
Als je füllen ein ganzes Thal.
Dies Alles ſollſt du haben, du Held.

Hiermit muß man Macpherſon's Worte vergleichen, um das Weſen ſeiner Kunſtart ſogleich zu durchſchauen.

„Sohn des fernen Sora! Komm zum Mahle des Königs von Morven, zu Selmas ſchattigen Mauern! Nimm den Frieden der Helden, o Krieger, laß ruhen an deiner Seite das ſchwarze Schwert! Wählſt du Schätze der Könige, höre die Worte des edeln Aldo: Er giebt Erragon hundert Roſſe, die Kinder des Zaumes, und hundert Mädchen aus fernen Landen, hundert Falken mit flatternden Flügeln, welche den Himmel durchkreuzen. Hundert Gürtel giebt er dir zu gürten hochbuſige Mädchen, Freunde der Heldengeburten und Geneſung der Söhne des Schmerzes. Zehn Muſcheln, beſetzt mit Steinen ſollen in Soras Thermen ſchimmern. Auf ihren Sternen erzittert das blaue Waſſer und ſcheint funkelnder Wein. Sie erfreuten einſt Könige der Welt in ihren tönenden Hallen. Dies, o Held, ſoll dein ſein, oder deine weißbuſige Gattin" u. ſ. w.

Daß Macpherſon jenes Lied vor Augen gehabt, leuchtet ein; ſehr merkwürdig aber iſt ſeine Umſtellung des Einzelnen und das ausdrückliche Vermeiden alles deſſen, was volksmäßig iſt; variirt er doch ſogar die Zahl, und nennt zehn Muſcheln neben den hundert Roſſen. Die hundert Reiter darauf, ganz im Sinne der Volkspoeſie, läßt er weg und giebt dafür ohne allen Sinn hundert Jungfrauen. Sehr charakteriſtiſch aber iſt, daß er die Schüſſeln in Muſcheln umwandelt und „die tönenden Hallen" einſchiebt. Es ſcheint faſt, als ob ihm der Sinn für das Volksmäßige ganz gefehlt habe, da er dies ſo mühſam zerſtört; vielleicht aber mußte er es auch ſchon darum thun, um eine gewiſſe Gleichmäßigkeit des Stils zu erreichen, denn in allem Uebrigen war er ja ſo himmelweit davon abgewichen.

Uebrigens iſt das Original keineswegs in allen Theilen ſehr poetiſch, und Macpherſon hat inſofern ganz richtig gerechnet, daß er mit einer treuen Ueberſetzung und mit Ehrlichkeit nimmermehr ſolches Aufſehen zu ſeiner Zeit gemacht haben würde, als mit ſeiner Taſchenſpielerei. Was jenen Enthuſiasmus erregt hat, ſind nicht etwa die Brocken des Alten, die Macpherſon aufnahm, ſondern es ſind lediglich ſeine Zuthaten und Gewürze. Homer und die Pſalmen haben ihm offenbar bei der Stimmung ſeines Ausdrucks vorgeſchwebt, ſeine Beiwörter und Anreden ſind ganz in dieſem Sinne. Im Uebrigen iſt er in der landſchaftlichen Schilderung ein würdiger Schüler des Thomſon und Gray, wenn man nicht ſagen will, daß er ſie weit übertrifft. Er hat in jungen Jahren den Homer überſetzt, und — er hat ein ſelbſtändiges Gedicht auf das Hochland verfaßt, in welchem, nach Walter Scott's Urtheil, ſich ſchon ganz daſſelbe Talent der Naturſchilderung zeigt. — Zu bemerken iſt, daß wir in der verglichenen Stelle den Macpherſon haben, wie er ſich noch am meiſten den alten Originalen anſchließt; aus der Drummond'ſchen Unterſuchung geht hervor, daß er immer kühner wurde, und es immer weniger für nöthig erachtete, ſich ſolche Feſſeln anzulegen. Während faſt für alle Gedichte des erſten Bandes ſich noch eine Art von Autorität finden läßt, entbehren die ſeines zweiten Bandes einer ſolchen faſt gänzlich, und Ton und Inhalt, Schmuck und Geſchichte gehört hier gleich ſehr und ganz und gar dem Dichter Macpherſon.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

145

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

12. Februar. № 37. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

(Fortsetzung.)

Schon in seinem Theodorich liebäugelt Hurter mit dem Katholicismus, mit „der herrlichen, phantasiereichen Religion und dem allbeglückenden, beseligenden Glauben;" schon dort nennt er „das jetzt so verschrieene Mönchsthum einen im höchsten Glanz seiner Glorie strahlenden himmlischen Genius"*). Seinen eigentlichen Standpunkt hat er aber doch erst in dem Haupt- und wohl Schlußwerke seines Lebens, in seiner so berühmt gewordenen Geschichte des Papstes Innocenz III. festgestellt. Hier liegt der Schlüssel zu der Denk- und Sinnesweise des Mannes. Wenn er es nicht selbst herausgesagt hätte, die Kirche, wie sie zu dieses Papstes Zeiten war, und ein Papst, wie zu jenen Zeiten dieser war, schlössen die Ideale seines Lebens in sich: so würde jedes Blatt des merkwürdigen Buches dies verkünden. Er hat es übrigens selbst an den Bischof von la Rochelle geschrieben: „Das Zeitalter und die Person Innocenz's III. stellten ihm das schöne Ideal des Christenthums in allen Beziehungen dar"**). Sollte hieraus schwer zu folgern sein, daß ihm die Reformation und der ganze Protestantismus bereits ein Abfall, eine Entwürdigung dieses Ideals sein muß?

Wer war denn nun dieser Innocenz, dieses Ideal Hurter'scher Christlichkeit? Ein großer, staatskluger, scharfblickender, vielgewandter, in mancherlei Beziehung auch wohlmeinender geistlicher Fürst; aber war er ein Ideal des Christenthums nach gereinigten christlichen Begriffen? Kann, wer den Innocenz für ein Ideal der Christlichkeit erklärt, noch ein Christ im Sinne und der Meinung eines ehrlichen Protestantismus sein? Die vornehmste That des Protestantismus war, die christliche Kirche nach einem Principe wiederherzustellen; das Princip war ein materiales und ein formales zugleich. Das materiale oder auch positive Princip war die Verjüngung der Kirche zu einer der Absicht des Stifters entsprechenden Gemeinschaft, wie deren Grundzüge in den heiligen Schriften sich vorfanden; das Formale oder Negative war eine die während jahrhundertlanger kritischer Sorglosigkeit eingeschlichenen und in Geltung gekommenen Mißbräuche wieder ausscheidende Kritik. Diese Mißbräuche, wie waren sie eingerissen? Jene Verjüngung, wie war sie herbeizuführen? Wo fand die Reformation gegen jede Verbesserung den kräftigsten Widerstand? Die Hierarchie bildete zunächst zwischen ursprünglicher Vergangenheit und entarteter Gegenwart eine unübersteigliche Kluft; an ihr hatten sich alle Einrichtungen abgesponnen, sie hatte die Dogmen, die jetzt als irrig in Anspruch genommen wurden, geheiligt, sie hatte die fromme Einfalt anfänglicher Sitten in Pomp und Pracht ausgedachter Ceremonien verwandelt, sie hatte den Staat unter die Kirche gebracht und damit die Kirche verweltlicht. Man hört heute noch sonst achtungswerthe Stimmen bedauern, daß dem Schisma nicht vorgebeugt, daß dem päpstlichen Ansehen nicht mehr Rechnung getragen und die Verbesserung nicht unter den Flügeln des geistlichen Oberhirten vorgenommen worden sei, der sich gewiß, von ihrer Nothwendigkeit fest überzeugt, auch bereitwillig dazu gezeigt hätte (?). Eine Reformation mit und durch den Papst! Das funfzehnte Jahrhundert hätte darüber belehren sollen. Wenn Concilien reformiren wollten, mußten sie sich erst des Papstes entledigen, und selbst dieser Schatten von päpstlicher Autorität, der nur aus der Ferne noch droht, wie gespenstig riesengroß steigt er bald vor den erschrockenen Vätern wieder aus seiner Gruft! Man denke nur an Pius II. und das conciliabulum Pisanum. Wenn es auch anfänglich in der Absicht der Reformatoren gelegen hätte, kein Schisma zu bilden und die päpstliche Autorität fortwährend anzuerkennen, ihr Princip hätte sie von selbst eines Besseren belehren und auf den Sturz der Hierarchie führen müssen. Daher ist ihre Polemik gegen den Antichrist keine erkünstelte, auch keine in persönlichen Rachege-

*) Geschichte des ostgoth. Königs Theoderich, I. S. 28 flg.

**) Es heißt in dem Briefe wörtlich: Mon dessein était de faire un tableau du développement et de l'influence du christianisme sous tous les rapports et cela non d'après le beau idéal que pourrait rêver un poète ou un philosophe: car je le trouvais en réalité dans la personne et le siècle d'Innocent. Der Brief ist zuerst abgedruckt im Echo Rochelais (Journal de Charente-inférieur) 1839, Mai 28.

fühlen wurzelnde: ſie hat ihre innerſte Wurzel in dem Bewußtſein, daß das mögliche Gedeihen der Reformation von dem theilweiſen oder gänzlichen Sturze der Hierarchie abhängt.

Nun war Innocenz III. ein Hierarch im vollſten Sinne des Wortes. Unter einem Hierarchen verſtehen wir aber einen geiſtlichen Fürſten, der durch das Mittel geiſtlicher Gewalt ſich irdiſche Macht zuzueignen und die äußeren politiſchen Weltverhältniſſe zu unterwerfen ſucht. Wir laſſen uns hier nicht auf die Frage ein, ob die Hierarchie eine für die Staats- und Völkerſtellung des Mittelalters nothwendige oder unpaſſende Form geweſen ſei, — wer wird es heute noch wagen, die Geſchichte ſchulmeiſtern zu wollen? Wir behaupten nur, daß die Hierarchie mit dem Weſen des Proteſtantismus im Widerſpruche ſteht, und daß Innocenz III. ein Hierarch war.

Seine erſten Regierungshandlungen zeigten deutlich, daß es ihm nicht um die Begründung einer geiſtigen Herrſchaft über die Gemüther, eines Alle durchſtrömenden und zu einer Geiſtesgemeinſchaft verbindenden chriſtlichen Gemeingefühles, ſondern vor Allem um Befeſtigung ſeines weltlichen, auf Beſitz gegründeten Anſehens zu thun ſei. Die Unterwerfung Roms und die Aneignung des Kirchenſtaates waren die erſten öffentlichen Gewaltthaten des Statthalters Chriſti. Denn wollte man die an den kaiſerlichen Stadtpräfecten ergangene Weiſung, ihm (dem Papſte) den Lehnseid abzulegen, noch keine Gewaltthat nennen, ſo wüßte ich keinen anderen Namen für den Angriff auf die Mark Ancona und das Herzogthum Spoleto, womit Kaiſer Heinrich die deutſchen Fürſten Markwald von Anweiler und Conrad von Lützenhard belehnt hatte. Hr. Hurter nennt dieſen, mit allen zur Verfügung ſtehenden Mitteln der Gewalt durchgeführten Angriff freilich „Innocenz's beharrliches Streben nach einem beſtimmten und dem als allein richtigen erkannten Ziele“*). Derſelbe Mann ſagt in ſeiner neueſten Vertheidigungsſchrift: „er ſtelle die Reichskrone wie die Tiara, das Juwel eines Fürſten wie den geringſten ſilbernen Kelch einer Dorfkirche unter den Schutz des achten Gebots, welches ihm in Bezug auch auf den letztern höher ſtehe, als die Stelle des Propheten Daniel: er wird ſeinen Mauſim ehren“**). Diesmal wäre die Reichskrone unter den Schutz des achten Gebots zu ſtellen geweſen. Denn wie die gewaltſame Vertreibung kaiſerlicher Vaſallen aus ihrem Lehnsgebiete ſich irgend mit Rechtsgründen entſchuldigen laſſe, abgeſehen davon, daß ſie dem Statthalter Chriſti am wenigſten anſtand, läßt ſich nicht wohl einſehen, da der Papſt etwaige Rechtsanſprüche doch zuerſt auf rechtlichem Wege hätte erheben und ausmitteln laſſen müſſen. Noch weniger iſt klar, wie Hr. Hurter nachher von der Begründung der Gerechtigkeit und des Rechtes für dieſen Staaten ſprechen kann, deren widerrechtliche Erwerbung ſo ziemlich auf der Hand liegt. — War die erſte bedeutende Regierungshandlung Innocenz's ein gewaltthätiger Eingriff in kaiſerliche Gerechtſame und beſtehende Herkömmlichkeit, ſo war die zweite nicht viel Beſſeres. Wir meinen ſeine Einmiſchung in die deutſchen Händel wegen der ſtreitigen Königswahl. Kaiſer Heinrich VI. war bekanntlich jung und plötzlich im Herbſte des Jahres 1197 geſtorben, als Leibeserben ein dreijähriges Söhnlein, den nachherigen Friedrich II., hinterlaſſend. Die damaligen verworrenen Zuſtände Deutſchlands machten eine kräftige Regierung nothwendig, weshalb der Bruder des Verſtorbenen, Philipp von Schwaben, mit Uebergehung des noch ganz unmündigen Friedrich's, zu Mühlhauſen in Sachſen von einem großen Theile der deutſchen Fürſten zum Könige gewählt wurde. Die Bemühungen Adolph's von Cöln, die Wahl durch Gegenwahl zu vereiteln, was ihm auch durch Aufſtellung des Gegenkönigs Berthold von Zähringen bald gelang, ſind bekannt. Als Berthold ſeine Anſprüche an Philipp verkaufte, wußte Adolph Otto, einen Sohn Heinrich's des Löwen, zu gewinnen, und nun ſah Deutſchland in ſeinem Innern den Ruhe und Wohlſtand zerſtörenden Brand des Bürgerzwiſtes auflodern. Während Hurter billig genug iſt, anzuerkennen, daß Adolph von Cöln nicht im Intereſſe ſeines Vaterlandes handelte, indem er von ihm ſagt: „er hätte ſich zu groß gefühlt, um ſo leicht von ſeinen Entwürfen abzuſtehen, und nicht groß genug, um ſie dem Frieden, der Eintracht, Deutſchlands Wohl zu opfern“*) — warum iſt er nicht billig genug, daſſelbe von dem Papſte einzuräumen, von dem er ſagt: „Deutſchlands Recht und ſeine Stellung hätten ihm geboten, daß er die Entwicklung dieſer Verwirrung abwarte?“ Wartete denn Innocenz wirklich ab? Oder zögerte er nicht vielmehr mit dem Entſcheide nur ſo lange, bis er mit ſich ſelbſt eins war, welchen der ſtreitigen Nebenbuhler zu beſchützen, mehr im Vortheile des apoſtoliſchen Stuhles liege? Wie leicht wäre es ihm aber geworden, Deutſchland den Frieden zu geben und ihm unſäglichen Jammer zu erſparen, wenn er ſich für Philipp erklärt hätte, für den ſich gleich im Anfang eine glückliche Vereinigung von Umſtänden erklärt hatte. Der Bann, unter dem er geſtanden, war von dem päpſtlichen Legaten gelöſt; die Mehrzahl der Fürſten ſtand auf ſeiner Seite; die reichſten Bezirke Deutſchlands hatten ihn als Herrn anerkannt; ſeine Kriegsmacht war die ſtärkere; die Schätze, die ſein Bruder aus Sicilien gebracht, boten ihm zur Befeſtigung ſeiner Gewalt reiche Mittel dar; die kaiſerlichen Beamten waren auf ſeiner Seite, die Reichsveſten in ſeiner Hand, er beſaß die Reichskleinodien**). Nehmen wir nun noch hinzu, daß Innocenz

*) Geſchichte Innocenz's III. ꝛc. I. S. 131.
**) Antiſtes Hurter u. ſ. w. S. 45.

*) A. a. O. I. S. 146.
**) A. a. O. I. S. 253.

im Anfange verheißt, „er werde die apoſtoliſche Gunſt demjenigen zuwenden, für welchen zahlreichere Zuſtimmung, größeres Verdienſt ſpreche," plötzlich aber ſich gegen den der größeren Zuſtimmung ſich erfreuenden und verdienſtvolleren Philipp wendet und Otto ganz einſeitig begünſtigt: ſo haben wir ſo ziemlich einen Blick in die reine Gerechtigkeitsliebe dieſes Papſtes. Jetzt mit einem Mal, da ihm die günſtige Aufnahme Philipp's und ſeine ſteigende Macht gefahrdrohend zu werden ſcheint, weiß er eine Menge Scheingründe zu ſeinen Ungunſten vorzubringen, wie z. B.: die Löſung vom Banne durch den Biſchof von Sutri ſei nicht giltig, — obſchon ſie es nach dem kanoniſchen Rechte war, oder: Philipp ſei wenigſtens als Gönner des mit dem Bann belegten Markwald's ebenfalls dem Bann verfallen, — was ein bloßer Sophismus iſt, oder endlich: Philipp's, des Bruders des verſtorbenen Königs Wahl könnte Deutſchland aus einem Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln ſcheinen, — was eine Lächerlichkeit iſt. Den eigentlichen Grund ſeines Verfahrens gegen Philipp wußte Innocenz, obwohl er erklärte, es wäre der Pflicht ſeines Amtes und dem Befehle Chriſti entgegen, an Verfolgern Rache zu üben, doch nicht zu verbergen. „Er iſt ein Verfolger, ſagt er von Philipp, von Verfolgern abſtammend, und würden wir uns ihm nicht widerſetzen, ſo würden wir einem Raſenden gegen uns die Waffen und gleichſam das Schwert gegen unſer Haupt in die Hand geben"*). Dieſes deutlich durch weltliche Rückſichten geleitete, mit innern Widerſprüchen behaftete Verfahren nennt Hurter „ein um ſo *großartigeres*, da Innocenz dabei einzig von Erkenntniß ſeiner Befugniß, ſeiner Pflicht und des Wohles der Kirche durchdrungen geweſen ſei; es zeige ſich darin jene dem Menſchen inwohnende moraliſche Kraft, welche aus der Ueberzeugung, für eine höhere Ordnung der Dinge zu wirken, hervorgehe"**).

Uebrigens dauerte dieſer großartige Widerſtand Innocenz's nur ſo lange, als Hoffnung auf die mögliche Unterwerfung Philipp's unter Otto's Waffen oder wenigſtens ein Gleichgewicht zwiſchen den ſtreitenden Parteien vorhanden war; wie aber das letzte Bollwerk Otto's, die Stadt Cölln, gefallen war, worauf Philipp ſich im ganzen deutſchen Reiche als König anerkannt, Otto auf ſeine braunſchweigiſchen Erblande beſchränkt ſah, wurde auch Innocenz anderer Meinung und fing an, um mit Hurter zu reden, großen Werth auf die Beendigung der Zwiſtigkeit zu ſetzen, die übrigens damals factiſch ſchon beendigt war. Es iſt merkwürdig, daß einen ſo ſcharfſichtigen Mann, wie Hrn. Hurter, der Umſtand nicht befremdet, daß Innocenz, ſo lange der Friede noch eine Wohlthat für Deutſchland geweſen wäre, Alles aufbietet, um das Kriegsfeuer zu nähren, und daß derſelbe Mann, nachdem der Friede mit der völligen Beſiegung Otto's in Wirklichkeit getreten iſt, nun ernſtlich auf Beſeitigung des Zwiſtes zu denken anfängt. Faſt möchte man meinen, die Hurter'ſche objective Geſchichtsbetrachtung hätte darin ihre größte Stärke, das geliebte Object überall den Wünſchen des darſtellenden Subjects gemäß auftreten zu laſſen, unbekümmert um den wahren und wirklichen Zuſammenhang des geſchichtlichen Verlaufes.

(Fortſetzung folgt.)

*) A. a. O. I. S. 342.
**) A. a. O. I. S. 346.

Talvi „Die Unächtheit der Lieder Oſſian's, und des Macpherſon'ſchen Oſſian's insbeſondere."

(Schluß.)

Aber wie iſt es denn nur zugegangen, daß er, dem eine ſeltene poetiſche Begabung gar nicht abzuſprechen iſt, auf dieſen poetiſchen Ruhm verzichtete, und daß er vorzog, als Ueberſetzer zu erſcheinen, da er als Originaldichter glänzen konnte. Hierauf iſt nicht ſchwer zu antworten. Er hat ſich offenbar nicht vorgeſtellt, daß die Sache ſo kommen würde, wie ſie kam; ein Schritt zog nachher den andern nach ſich und zog ihn immer weiter fort auf der ſchlüpfrigen Bahn. Und doch hat er im Ganzen richtig gerechnet und ſeinen Vortheil eben ſo gut verſtanden, als bei den 1200 Pfund, die er der ſchottiſchen Geſellſchaft abnahm. Waren die Gedichte nicht ſein, ſo konnte er ſelbſt viel eher den Ton ihrer Schätzung angeben, der ihm lieb war, nimmermehr würde *ihm* ein gleich begeiſtertes Lob zu Theil geworden ſein, als jene Lieder unter der Vorausſetzung alter Naturpoeſie fanden. Eben hierin lag ja das Staunenswerthe, ſie mußten unter dieſer Annahme Aufſehen erregen, bloß äſthetiſch betrachtet, ganz abgeſehen von der ſchottiſchen Nationaleitelkeit, die aus dieſen Liedern eine Partei- und Ehrenſache machte. Die wärmſten Anhänger des Oſſian würden ganz anders über dieſe Lieder geurtheilt haben, wenn Macpherſon von Hauſe aus wahr geweſen wäre und ſeinen Antheil offenherzig bekannt hätte. Man hätte alsdann nicht bloß das Verdienſt getheilt, ſondern man wäre von vorn herein kritiſch geſtimmt geweſen und, was noch mehr ſagen will, man würde den gewöhnlichen Maßſtab der Kritik angelegt haben; dies aber verbot ſich eben von ſelbſt, ſo wie die Gedichte dem dritten Jahrhundert angehörten. Sie hatten mit dieſer Behauptung einen Schild gegen die gewöhnlichſten Anforderungen der Kritik, und es blieb ihnen dagegen nur das Wunderbare der Erſcheinung, namentlich auch in der Uebereinſtimmung manches Einzelnen mit Homer. Sobald man dagegen Macpherſon beurtheilte wie jeden andern Dichter, ſobald dieſer Oſſian ein Zeitgenoß war, ſo konnte man tauſend Fehler und Gebrechen der Compoſition rügen, die Unklarheit, das Flickwerk durfte auffallen, und Macpherſon wäre bei allem Talent doch nur ein ſchlechter, nachahmender Bearbeiter geweſen, ſelbſt wenn die Zeit, de-

ren Geſchmack ſo ſehr geſchmeichelt war, nicht die ganze Hohlheit und Widerſinnigkeit des ſeltſamen Unternehmens eingeſehen hätte. In Deutſchland nun vollends, wie wir ſchon an Göthe und namentlich an Herder geſehen haben, war die Firma von Naturlauten bei dem Glück, das ſie machten, ganz weſentlich, und auch hier hat ihnen offenbar der Antheil von Macpherſon mehr Eingang verſchafft, als das ſchwache Ueberbleibſel von alter Volkspoeſie. Es iſt übrigens für uns Deutſche gut, daß die Enttäuſchung in eine Zeit fällt, wo die Schwärmerei für Oſſian ſchon von ſelbſt nachgelaſſen, und wo jene Stimmung bereits überwunden iſt, welche dem Macpherſon'ſchen Oſſian die Eroberung aller Herzen ſo leicht machte. Eine beſonders eigene Rolle ſpielt jetzt aber die Ahlwardt'ſche Ueberſetzung, welche ſogar neuerdings eine zweite Auflage erlebt hat. Bei dem Anſpruch, mehr zu leiſten, als die Anderen, und mit dem Anſchein, den ihr ihre eigene Steifheit und Härte giebt, treuer und wörtlicher ſich einem alten Text anzuſchließen, leiſtet ſie jetzt ſogar weniger, als die frei nach dem Engliſchen unternommenen, denn dieſe haben doch wenigſtens Macpherſon's Poeſie, ſo zweideutig dieſe auch ſein möge, aus erſter Hand, während jene mit gelehrter Pedanterei ſich dem Kauderwelſch hingiebt, das Macpherſon nur mit ſtillem Lächeln zuſammengeſtoppelt haben kann. Dieſe Ueberſetzung iſt es denn auch, welche uns den Traum von Oſſian'ſchen Volksliedern um zehn Jahre länger erhalten hat; in England hat die Komödie 69 Jahre geſpielt, bei uns 79; ohne Madame Robinſon vielleicht noch länger!

Aber wenn es auch keinen Oſſian mit jenen ſchwankenden Nebelgeiſtern, keinen mit der kreiſenden Muſchel in der tönenden Halle mehr giebt, ſo tritt ja an die Stelle deſſelben vielmehr ein anderer Liederkreis, der, was ihm vielleicht an Poeſie im modernen Sinne des Worts abgeht, reichlich durch Wahrheit und Charakteriſtik erſetzt, und jedenfalls iſt der Kreis europäiſcher Volkspoeſie gleichzeitig von einem ſtörenden Gliede befreit, und um ein geſundes, lebenskräftiges bereichert worden. Hier müſſen wir nun abermals bedauern, daß die Verfaſſerin nicht mehr gethan hat, um uns den leer gewordenen Raum durch das Neue, das an die Stelle des Ausſcheidenden rückt, beſſer auszufüllen. Ihr Büchlein hat den ſeltenen Fehler, daß es kein Buch iſt, und daß es unſere Wißbegierde bei weitem mehr erregt, als befriedigt. Gewiß hätte ſie aus Oreilly und Drummond noch mehr von alter iriſcher Poeſie mittheilen können; eben ſo wünſchten wir noch beſtimmter zu erfahren, in welchem Verhältniß die Sammlungen gäliſcher Poeſie, welche von Clarke und darauf von John Smith (S. 22) bald nach Macpherſon erſchienen, zu dieſem ſtehen. Aber es ſcheint, als habe die Verfaſſerin ſich diesmal auf das negative Reſultat beſchränken wollen, in welchem Sinne ſie auch den Titel wählte: „Die Unächtheit der Lieder Oſſian's" u. ſ. w.; denn ſonſt iſt dieſer ungenau und der Mißdeutung unterworfen, da ſich ja doch vielmehr zuletzt auch die Aechtheit ſolcher Lieder, aber freilich in ganz anderer Art, ergiebt.

Ueberhaupt werden wir hier erinnert, daß wir bisher mehr aus dem uns zugeführten ſchätzbaren Material eine eigene Darſtellung zuſammengeſetzt, als die von der Verfaſſerin gegebene kritiſirt haben. Dies kann nunmehr ſehr kurz geſchehen. Das Büchlein zeigt aller Orten, daß es aus einer reifen und vollſtändigen Kenntniß der Sachen hervorgegangen; die Darſtellung iſt verſtändig und klar, die Schreibart gefällig und oft recht anziehend; doch wünſcht man öfters mehr Licht und Schatten, noch mehr Wärme und eine wirkungsvollere Gruppirung der Partieen. Obgleich Alles, was zum Ueberblick der Verhältniſſe erforderlich iſt, ſich nach und nach zuſammenfindet, auch eine recht hübſche Ausſparung der ineinander greifenden Dinge zu loben iſt, ſo fehlt doch noch das, was die Unterſuchung, oder wenn man lieber will, die Relation davon zu einem wahren Kunſtwerk machen könnte. Hieran ſcheint uns die Capiteltheilung Schuld zu ſein, welche wir nicht für glücklich halten, denn ſie hat die Verfaſſerin von der Erzählung der Wechſelfälle des Streits abgeführt und einen mehr abhandelnden Ton zur Folge gehabt, der hier weder ſo intereſſant, noch ſo angemeſſen iſt. Der Einleitung folgt ein Capitel: „Hiſtoriſches," darauf ein zweites: „Oſſianiſcher Streit;" dann drittens: „Alterthum der Macpherſon-Oſſianiſchen Dichtungen;" das vierte Capitel iſt überſchrieben: „Ob ſie Producte des Mittelalters ſind;" darauf ein fünftes: „Ob ſie in alten erſiſchen Manuſcripten enthalten waren," und ein ſechſtes: „Macpherſon, Verfaſſer des Oſſian;" endlich als ſiebentes Capitel: „Jetziger Zuſtand der gäliſchen Volkspoeſie in Schottland." So logiſch und wohlgeordnet auch dieſe Abſchnitte klingen mögen, ſo zerſchneiden ſie doch den natürlichen Faden, reißen das Zuſammengehörige von einander und nöthigen überdies zu Wiederholungen. Das zweite Capitel, das hier neben ſechs anderen coordinirt erſcheint, hätte die meiſten in ſich aufnehmen und abſorbiren ſollen. Die einfache Erzählung des Streites mit ſeinen Momenten war bei weitem das Intereſſanteſte, und alle die Reſultate hätten ſich hier in ihrem Zuſammenhange und in ihrer Folge am natürlichſten zuſammengefunden; ſo wäre unſerer Meinung nach die meiſte Klarheit, die meiſte Kürze und die ſpannendſte Darſtellung gleichſam von ſelbſt erwachſen. Ueberdies hat die Verfaſſerin viele von den Beziehungen, auf denen das Intereſſe der Unterſuchung ruht, zur Seite liegen laſſen. So ſtellt ſie den Charakter der Volkspoeſie viel zu wenig in den Vordergrund des Streites, obwohl ſie, wo ſie gelegentlich darauf zu ſprechen kommt, ſich auch hier vollkommen unterrichtet zeigt; desgleichen würde es ſehr dankbar geweſen ſein, wenn ſie, und wäre es auch nur zur Färbung der Darſtellung, mehr der mannigfaltigen Einflüſſe gedacht hätte, welche Macpherſon's Myſtification auf die engliſche und beſonders auch auf die deutſche Litteratur ausgeübt hat. Sie zeigt hierin eine allzu große Enthaltſamkeit, und hat eben hiedurch gemacht, daß dieſe Anzeige ihres ſehr verdienſtlichen Buches mehr eine nebenhergehende Erzählung, als eine Kritik ihrer Leiſtung geworden iſt.

Gruppe.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

149

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

13. Februar. № 38. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

(Fortsetzung.)

Nicht minder tritt die rein weltliche Gesinnung des Papstes in seinen nachherigen Verhältnissen zu dem durch Philipp's gewaltsamen Tod an das endliche Ziel seiner Wünsche gelangten Otto hervor. Hr. Hurter läßt Otto selbst die Gerechtigkeit widerfahren, daß er nie eine Schmälerung der geistlichen Rechte des Papstes beabsichtigt habe; dagegen ging sein Bestreben dahin, die vom Papste der Lehnsherrschaft des Reiches widerrechtlich entrissenen Provinzen dem Reiche wieder einzuverleiben. Diesen Versuch strafte Innocenz mit dem Banne. Ein durchaus nur gegen geistliche Vergehungen der Natur der Sache nach anwendbares Mittel wurde hier in einem rein weltlichen Sinne angewandt und bis zu der furchtbaren Consequenz fortgetrieben, die Otto endlich des Reiches verlustig erklärte, alle deutschen Fürsten der Verpflichtung gegen ihn entband und Jedermann ihm zu gehorchen verbot. Diese alle geistlichen Befugnisse des Papstes übersteigende Anmaßung heißt bei Hrn. Hurter „Standhaftigkeit, festes Benehmen, Ernst und Muth, der Würde und Stellung des hohen Amtes nichts zu vergeben." Wer sieht aber nicht ein, daß es sich hier nicht im Mindesten um die amtliche Stellung des Papstes, sondern um die weltliche Herrschaft über widerrechtlich eroberten Besitz handelte, welchen dem rechtmäßigen Lehnsherrn wieder zu erstatten, in der heiligen Pflicht des Statthalters Christi gelegen hätte. Statt dessen zündete der Papst in Deutschland noch einmal die Kriegsfackel an, indem er Otto den jungen Friedrich entgegenstellte.

Die weltliche Gesinnung Innocenz's, dessen glühender Durst sein Ansehen und seinen Einfluß in allen Fürstenhändeln geltend zu machen, bewies sich fast noch mehr in seinem Verfahren gegen England. Der berüchtigte Johann ohne Land, das er in schmählicher Vasallenunterthänigkeit gegen den apostolischen Stuhl verlor, hatte freilich sein Schicksal verdient; Laune, Willkür, Bedrückung, Grausamkeit verunzieren jede seiner öffentlichen Handlungen. Allein Johann blieb derselbe, nachdem er dem Papste seinen Willen gethan, und sein Reich St. Peter's Stuhle verpfändet hatte, der er vorher gewesen war. Nichts destoweniger sehen wir von diesem Augenblick an den Papst auf Seiten Johann's und gegen die unruhigen Vasallen, auch gegen die Ansprüche Philipp's von Frankreich stehen, obwohl er jene vorher zum Abfall aufgereizt, diesen zum Kriege gegen Johann verleitet hatte. Was hilft hier aller dem Papste von Hurter angezündete Weihrauch? Es mag staatsklug sein, die Verlegenheit eines elenden Fürsten dazu benutzen, ihm sein Land abzugewinnen; ob es gerecht sei, ist eine andere Frage. Männer, die das achte Gebot so hoch preisen, hätten hier zum Mindesten einen unentschuldbaren Eingriff in fremdes Landesgebiet finden dürfen. Am empörendsten aber ist dabei der Heiligenschein, mit dem der Papst diesen Eingriff umhüllt. „Der heilige Geist, schreibt er an Johann, habe es ihm eingegeben, sein Reich der römischen Kirche zu unterwerfen, um dasselbe als priesterliches Königreich und königliches Priesterthum erlauchter und fester zu besitzen, als bisher" *). Und das Alles gehört zum Hurter'schen Ideale?

Wird er endlich auch die Schrecken und Gräuel des von Innocenz angestifteten und durchgeführten Albigenserkrieges dahin zählen? Er hat in der Vorrede eine Art Entschuldigung des Papstes vorausschicken zu müssen geglaubt, wobei zwischen dem Unternehmen und der Art seiner Ausführung unterschieden wird. Es handelt sich aber hier nur um das Princip; die Durchführung ist das Zufällige. Indem sich Hurter für das Princip erklärt, hat er zu gleicher Zeit über die Reformation den Stab gebrochen. „Sobald das Gottesreich, sagt er in der Vorrede zum zweiten Bande, nicht nur als ein Gegebenes, sondern auch als ein in bestimmter Form Gegebenes betrachtet ward, mußte jede Trennung von demselben und noch vielmehr jeder Versuch, es umzugestalten, als Empörung erscheinen," d. h. die dieser bestimmten Form Widerstrebenden mußten als Hochverräther behandelt werden. Nun hat die katho-

*) A. a. O. II. 496.

liſche Kirche nie aufgehört, das Gottesreich als ein in ihrer beſtimmten Form Gegebenes zu betrachten und jede Abweichung von derſelben als Empörung zu bezeichnen. Der Proteſtantismus dagegen, vorausſetzend, daß dieſer Grundſatz alle Mängel und Gebrechen der irdiſch unvollkommenen Erſcheinung des Gottesreiches ſanctioniren und jeden Fortſchritt zum Beſſern unmöglich machen würde, hat zwiſchen der in beſtimmter irdiſcher Form vorhandenen Erſcheinung und der ewigen, unwandelbaren Idee des Gottesreiches ſtreng unterſchieden. Die Form, d. h. die Erſcheinung, iſt das Wandelbare an der Wahrheit, widrigenfalls es nur eine Form zur Repräſentation der Wahrheit gäbe, d. h. den Tod. Die Form iſt auch das Mangelhafte und Unvollkommene an der Wahrheit, denn die Wahrheit erſchöpft die Fülle ihres Inhaltes nie in einem Momente. Mit der Anerkennung dieſer Sätze hat die Reformation die Ausſchließlichkeit der katholiſchen Kirchenform verurtheilt und ihre eigene Schöpfung der ruhigen Bewegung eines geiſtigen Proceſſes überlaſſen, von dem wir hoffen dürfen, daß er uns wenigſtens vor Fäulniß ſchützt, wenn auch nicht vor Sturm und Ungewitter. Von dieſem Proceſſe will die katholiſche Kirche und mit ihr Hurter nichts wiſſen, als ob in der gegebenen Form das Gottesreich ſchon vollendet wäre. Servat quidem, ſagt die von Hurter beſchworene helvetiſche Confeſſion etwas ſcharf, caput Romanum tyrannidem suam et corruptelam inductam in ecclesiam: sed impedit interim, oppugnat et quantis potest viribus excindit justam ecclesiae reformationem. „Nur keine Bewegung, kein Kampf, kein Aneinandergerathen der mächtigen Zeitpotenzen, iſt der Wahlſpruch Vieler, die über das Schickſal der Völker gebieten zu können vermeinen. Man müſſe Alles vermeiden, was Anſtoß, Aergerniß geben, Spaltung hervorrufen könne.“ Nun iſt es richtig, daß die Ketzereien im Zeitalter Innocenz's III. meiſtens von Solchen ausgingen, deren Bekanntſchaft mit der Bibel ſie dem ganz unbibliſchen Katholicismus entfremdet hatte. Daher ſcheut ſich Hurter auch nicht, die Verbreitung der Bibel unter den Laien für bedenklich zu erklären. Er nennt ſie ein Buch, „welches den Menſchen eben ſo leicht auf Abwege, als auf die Pfade des Heils führen könne*), und meint, darum ſei es nicht rathſam, ſie Jedermann in die Hände zu geben. Wer die aus dem Streben, die Kirche zu reformiren, hervorgegangenen Secten der Waldenſer und Albigenſer für Empörungsverſuche erklärt, der muß natürlich auch die dieſe Verſuche zunächſt erzeugende Bekanntſchaft mit der Schrift für etwas mindeſtens Bedenkliches halten.

*) A. a. O. II. 245.

(Fortſetzung folgt.)

Die Leipziger Allgemeine Zeitung und die öffentliche Meinung.

Seitdem bei uns ein neues politiſches Leben erwacht und ganz Deutſchland augenſcheinlich der Löſung des conſtitutionellen Problems entgegenrückt, wird das Bedürfniß einer unabhängigen politiſchen Zeitung fühlbarer als je, wird von allen denkenden Männern, welche die Entwicklung unſers Vaterlandes nicht aufgeben, der heilſame Einfluß, den ſie gerade jetzt ausüben müßte, einmüthig anerkannt. Natürlich verfällt man hiebei ſogleich auf die Leipziger Allgemeine Zeitung, es iſt unmöglich, dies Bedürfniß zu empfinden, ohne ihrer zu gedenken. Wer hätte vor drei Jahren nicht mit den beſten Hoffnungen die Gründung eines Inſtituts vernommen, welches berufen ſchien, den politiſchen Genius Norddeutſchlands in ſeinen verſchiedenen Nüancen und Schickſalen darzuſtellen, und außerdem, nach dem Vorbilde der Augsburger Allgemeinen Zeitung eingerichtet und durch die ausgedehnten Verbindungen einer bedeutenden Firma unterſtützt, Originalberichte aus allen Hauptſtädten von intim-unterrichteten und geiſtig und politiſch hochgeſtellten Männern zu liefern verſprach? Wer nähme nicht auch jetzt, nun nach einem mehrjährigen Kampf und Beſtande dieſe Erwartung mehr und mehr in den Hintergrund tritt, immer noch den lebhafteſten Antheil an den Thaten und Schickſalen eines ſo wichtigen Organs? Dennoch, ſcheint es uns, wird an einer hohen Stelle das Verhältniß eines ſolchen Organs zur öffentlichen Meinung überſchätzt. Die Erfahrung wird lehren, daß es nicht zu leiſten vermag, was zu unternehmen es nicht umhin konnte, — kein beneidenswerthes Experiment weder für den Politiker, noch für die Zeitung. Will man in der Sache ganz klar ſehen, ſo frage man ſich doch nur, wie Zeitungen wirken und wie ſie den Geiſt der Zeiten darſtellen, ſo verhehle man ſich nicht, wie die öffentliche Meinung und auf welcher Grundlage ſie ſich bildet, und was ſonſt ſo geläufig iſt, daran erinnere man ſich auch in dieſem Falle, wir meinen an das beliebte: nicht „gemacht,“ nur „werden“ und wachſen könne alles Politiſche, — und man hat das Ergebniß der großen Rechnung oder vielmehr der völligen Verrechnung vor ſich, ohne daß es nöthig wäre, die Probe erſt noch anzuſtellen. „Gazetten, wenn ſie wirken ſollen, müſſen intereſſant ſein;“ intereſſant iſt es aber keinem Menſchen, am allerwenigſten dem politiſchen, düpirt, oder wie Göthe ſagt, genasführt zu werden: dies iſt eine Bewegung, bei welcher die Locomotive immer übel empfunden wird, eine Bewegung, welche ſelbſt für die härteſte und ruſſelhafteſte Natur ſo viel Markirtes und Unbequemes hat, daß es durchaus unmöglich fällt, ſie für den unbefangenen, freien Hergang auszugeben. Was iſt uns denn aber intereſſant? — Ohne Zweifel dies, daß die wunden Flecke unſerer Politik, die unzweckmäßigen Männer, die verderblichen Doctrinen, die bedenklichen Richtungen, die

ſchädlichen Allianzen, die ohnehin jeder politiſch Feinfühlende an ſeinem eigenen Zuſtande gewahr wird, nun auch öffentlich berührt, „beſprochen" und durch dies ſympathetiſche Mittel ihrer Heilung entgegengeführt werden. Mit Unrecht iſt dies Heilverfahren in Verruf gebracht, mit Unrecht wird es „Oppoſition" genannt und von den deutſchen Regierungen ungefähr mit Widerſetzlichkeit für gleich geachtet; viel treffender denkt man es ſich als die wahre Diagnoſtik und die jedesmalige Kriſis der Krankheit in Eins. Wir wollen dieſe Krankheit bei fähigen und wohlmeinenden Staatslenkern nicht höher anſchlagen, als das Verdauungsfieber, ja wir ſetzen in die Energie dieſes politiſchen Proceſſes gewiß mit Fug und Recht die eigentliche Geſundheit des Staates, glauben daher nicht zu irren, wenn wir einer Zeitung, die den Muth oder die Erlaubniß zur Oppoſition nicht hat, alle Macht über die Bildung des Zeitgeiſtes abſprechen. Die Oppoſition iſt das Ferment dieſer Bildung. Wie ſoll nun etwas fermentiren ohne Ferment? wie eine Meinung öffentlich werden, ohne zum Vorſchein zu kommen? Hierauf ſchien neuerdings die Magdeburger Zeitung eine ſehr unerſchrockene Antwort im Sinn zu haben und zu meinen, man wolle auch weder das Fermentiren des Geiſtes, noch das Veröffentlichen einer politiſchen Meinung, wenn dieſelbe eine Oppoſition, eine Unzufriedenheit, eine Befürchtung oder Kritik ausdrückte; wenigſtens jubelte ſie laut über „die wirkſamen Warnungen, die das Kind (die L. A. Z.) ſo wohlgezogen und artig gemacht hätten, daß es nun ſeit einiger Zeit mit ſeinem Geſchrei nicht mehr läſtig fiele." Aber iſt die Magdeburger Zeitung denn von geſtern, daß ſie nicht weiß, wie politiſche Entwicklungen vor ſich gehen? Sind es jemals die Zeitungsſchreiber geweſen, die ſie gemacht, oder waren es die ſchweigenden Zeitungen, die ſie hintertrieben? Wir Anderen, die wir nicht ſo jung ſind, erinnern uns noch viel wirkſamerer Warnungen und ganz ähnlicher Jubilanten, als ein gewaltiger Mann (Napoleon) die Wunden unſeres Volkes nicht heilen, ſondern ignoriren wollte. Wir ſind daher nicht aufgelegt, an die „wirkſamen Warnungen" der Magdeburger Zeitung zu glauben, ſie verriethen ein zu kurzes Gedächtniß, — und jedenfalls wäre die Wirkſamkeit ſehr problematiſch. Denn was ſoll bewirkt werden? Es handelt ſich doch nicht um das bedruckte Papier der Leipziger Zeitung, nicht dieſes iſt das ſchreiende Kind, ſondern das ſchreiende oder vielmehr nun nicht mehr ſchreiende Kind wäre die preußiſche Oppoſition, die nun allerdings nach der magdeburger Correſpondenz gar kein Organ mehr zum „Schreien," aber darum nach dem Gefühl von Millionen nicht weniger eine Exiſtenz und eine Ausbreitung, ein Recht, eine Macht und eine Zukunft hat, die alſo zu ignoriren etwa ſo herauskäme, als wenn es einem Fuhrmann begegnete, daß der Radnagel herausſpränge und das Rad im Begriff wäre abzulaufen, er nun aber dem Uebelſtande damit abzuhelfen gedächte, daß er nicht darauf achtete, vielmehr denen, die ihm ſeine Gefahr zuriefen, mit „wirkſamen Warnungen" vom Bock herunter „das Schreien" austriebe. Iſt dieſer Magdeburger (der übrigens eine magdeburger Ausnahme iſt) nicht unter der Fuhrmannscultur, und iſt es nicht zu viel Ehre für ihn, daß man ſo viel Worte an ihn verſchwendet? oder iſt es nicht Jedem von ſelbſt klar, daß Brockhaus nur Gewinn davon hätte, wenn er nun auch die andere Seite der preußiſchen Correſpondenten, Streckfuß und die übrigen „nicht ultraliberalen Männer" auslaſſen, ja wenn er noch einen Schritt weiter gehen, alles Drucken überhaupt auslaſſen, und ſtatt des läſtigen und oft gar lügneriſchen Geſchreis aus allen Enden der Welt lauter weißes, unbedrucktes Papier für denſelben Preis, wie jetzt die ſchreiende Zeitung verkaufen könnte? Wie käme alſo der Verleger der L. A. Z. dazu, ein Intereſſe an dieſem Geſchrei zu nehmen, weil es Geſchrei wäre, und nicht vielmehr, weil es Nachricht oder Zeitung von einem Geſchrei oder auch von einer harmoniſchen Aeußerung der Tagsgeſchichte iſt? Wer eine Zeitung will, muß ohne Zweifel auch das Lautwerden der Oppoſition wollen, oder es entſtehen Zeitungen, wie die Staatszeitung, die Magdeburger Zeitung, die Voſſiſche Zeitung, der Halliſche Courier u. ſ. w., in denen die Intelligenzblätter die einzigen Neuigkeiten, alles Uebrige aber als Nachdruck gleich dem unbedruckten Papier iſt, denn es bringt nichts aus, was nicht ſchon von andern unvorſichtigen Leuten ausgebracht wäre; weshalb denn auch das Volk der Intelligenzblätter die Nachrichten über ſich ſelber ſeit undenklichen Zeiten in auswärtigen Blättern zu ſuchen gewohnt iſt. Dennoch würde jener vorlaute Magdeburger ſeine rohe Anſicht über Zeitung und Oppoſition nicht ſo zuverſichtlich in die Welt geſendet haben, wenn ſie nicht leider ein ſehr gewöhnlicher Irrthum leitender Politiker wäre, den immer erſt die Geſchichte der Zukunft, nie das Beiſpiel, der Erfolg oder die Calamität der Vorfahren auszurotten im Stande iſt. Was heißt Regieren anders, als den Sinn der Zeit treffen? Nur faſſe man dieſen Begriff bei der Wurzel.

Man irrt ſich über die Art und Weiſe, wie Zeitungen den Zeitgeiſt darſtellen. So einfach aber die Sache iſt, ſo verhängnißvoll bleibt immer der Irrthum über ſie. Gewiß, die jetzigen Zeitungen, ſelbſt die preußiſchen und noch „ruhigere und zufriedenere," noch vornehmere und „officiellere," noch geiſtloſere und ſogar die völlig leeren, die nur unſchuldiges Papier ſind, ſtellen den Zeitgeiſt dar. Wären wir in politiſcher Indifferenz nicht bis zur Indolenz heruntergekommen, wie ließe ſich's da auch nur einen einzigen Tag ertragen, daß wir gar keine lebendige Zeitung im ganzen Lande, gar keine Nachricht, geſchweige denn eine Discuſſion über unſere nächſten und wichtigſten Angelegenheiten, gar keine Kenntniß, geſchweige denn Erkenntniß und Kritik unſeres Staatslebens, unſerer öffentlichen Charaktere, ihrer

Thaten, Richtungen, guten oder verfehlten Abſichten haben? daß wir die Nachrichten über Preußen, wenn es ja einmal dergleichen giebt, über Leipzig, Hamburg und Paris empfangen? Iſt von einem Volke und von einem allgemeinen freien Selbſtgefühl auch nur zu träumen, wo dies nicht empfunden und, weil empfunden, auch von Staatswegen augenblicklich gebeſſert wird? Von dieſem Zeitgeiſte allerdings zeugt der Zuſtand unſerer politiſchen Preſſe; und wenn es nicht den Anſchein hat, daß ein nationales Ehrgefühl oder, wie man zu ſagen pflegt, der Patriotismus oder das Selbſtgefühl des Staates ihn beſſern wird: was bleibt übrig, als die Exiſtenz jener nichtſchreienden Kritik und die zunehmende Oppoſition? — Wir ſind es ſeit Jahrhunderten gewohnt, daß alle Reformen von den Regenten ausgehen. Die Ausnahmen haben uns nicht aus der Gewohnheit gebracht, und als Friedrich Wilhelm II. dem Geiſt der politiſchen Reform ſich widerſetzte und ſein Jahrhundert nicht verſtand, während ſonſt die Hohenzollern immer vorzugsweiſe ihre Zeit zu begreifen pflegten, als er gegen Frankreich marſchirte, trotz aller Sympathieen für die Freiheit, die er in ſeinem Rücken ließ: da übernahm die Nation keineswegs das Amt der Fortbildung, ſie ließ Alles gehen, wie es Gott gefiel; erſt nach dem Sturze der alten Monarchie durch äußere Feinde wurde es offenbar, daß Preußen ſeine Zeit verſäumt hatte und daß die Zeit des abſtracten Regierens vorüber ſei, daß vielmehr die ganze Nation am Staat und ſeiner Souverainetät Theil nehmen, daß der Staat frei ſein müſſe, um ſein zu können. Aber wer war es nun wieder, der die Conſequenzen der großen Zeit in den Staat einführte? Die Regierung. Freilich iſt dies neue Syſtem, welches die Geſetzgebung Friedrich Wilhelm's III. zur Rehabilitation Preußens einführte, nichts Geringeres, als gerade das, woran es bisher gefehlt hatte, das Heranziehen der ganzen Nation zum Staate: *jetzt erſt entſteht eine Nation*, eine bürgerlich und militäriſch gegliederte, betheiligte und folglich politiſch mitzählende Nation, dieſelbe, welche durch ihr Selbſtgefühl die Fremden vertrieb, und ſich nun zu ihrer eigenen freien Entwicklung, wie der wiener Congreß ſie in Ausſicht ſtellte, die Bahn brach. Aber die Regierung hat jenen Anſatz zur Bildung und Organiſirung einer wirklichen Nation nach Innen nicht durchgeführt; nachdem das Selbſtgefühl als Mittel zur Selbſtändigkeit gegen Außen ſeine Dienſte geleiſtet hatte, wurde es als unbequem für den Staat zurückgewieſen; man verließ nun wieder den Begriff des Staates als des ſelbſtthätigen, ſelbſtbewußten und ſich lebendig fühlenden Gemeinweſens, und fiel in den alten Begriff des Polizeiſtaates zurück. Seit dem Ausgange der Kriege gegen Frankreich iſt die Regierung des verſtorbenen Königs bei der intereſſeloſen Exiſtenz des Staates und bei ſeiner Erhaltung durch zweckmäßige und gerechte, aber geheime Verwaltung ſtehen geblieben; ſie hat den *Staatsgeiſt*, das *öffentliche Leben* nirgends zum Vorſchein und zur Wirkſamkeit gelangen laſſen, im Gegentheil, der Staat iſt ein abſolutes Geheimniß, und die Organe der Oeffentlichkeit, die Zeitungen, veröffentlichen eben nichts, ja ſie hüten ſich, auch nur etwas zu verrathen oder ſich entſchlüpfen zu laſſen, was irgend eine öffentliche Perſon näher berührte, als die Anzeigen, daß ſie angekommen oder abgereiſt, angeſtellt oder in Gnaden entlaſſen ſei. Die alte Unmündigkeit iſt wiedergekehrt, die liberalen Inſtitutionen, Landwehr und Städteordnung, ſind Anomalieen in dem Syſtem der „Nichtbetheiligung" des Volkes, die Regierung hat den ganzen Staat wieder auf ſich genommen und die Nation dadurch in den Indifferentismus zurückgeworfen. Ein ſolcher Zeit- und Staatsgeiſt, der, ehrlich angeſehen, doch ohne Widerrede als ein Mangel an allem öffentlichen Geiſt, alſo als die entſchiedenſte Negation des Staatsgeiſtes ſelbſt erſcheint und durch unſere Zeitungen leider nur zu augenſcheinlich dargeſtellt wird (ſie machen uns zum Gegenſtande des Witzes unſerer Nachbarn, und wir haben nicht den Humor der Oeſtreicher, uns hänſeln zu laſſen, wir ſind ehrgeizig, ja wir ſind ſtolz), kann allerdings in dieſem Zuſtande nicht ewig verharren. Ihm muß opponirt werden. Die Ewigkeit der Cenſur, die fortdauernde Bewahrung des abſoluten Staatsgeheimniſſes durch Abwehrung aller Wege der Oeffentlichkeit in Preſſe und Conſtitution iſt eine moraliſche Unmöglichkeit; auch giebt es überhaupt keinen Zuſtand in der Welt, der nicht in einen andern und, um das Donnerwort auszuſprechen, in ſein Gegentheil umſchlüge, wie Hitze in Kälte und umgekehrt, nur daß es damit im Reiche der Freiheit die Bewandtniß hat, daß ſich darin ein Selbſtbewußtſein, bereichert mit dem Kerne aller wechſelnden Zuſtände, erhält und fortſetzt. Die hiſtoriſche Bewegung der geiſtigen Welt erreicht alſo nicht bloß entgegengeſetzte, ſondern immer auch reichere und höhere Zuſtände; ſie iſt kein Convolut von Rückfällen, wie die Witterungsveränderung, ſondern eine ewige Befreiung des Geiſtes, der mit dem Aufheben eines jeden Zuſtandes unfehlbar einen völlig neuen ſchafft. Der nächſte Zuſtand oder die Zukunft eines Reiches beruht nun aber oder wurzelt eben ſo gut im Zeitgeiſte, als jene troſtloſe, officiell anerkannte Gegenwart, und es iſt alſo eine ſehr mangelhafte Art, mit einer geiſtloſen Statiſtik ohne alle Oppoſition, Kritik, Preßfreiheit und öffentliche Vertretung, wie die preußiſchen Zeitungen es thun, den Zeitgeiſt darzuſtellen. *Oeffentlich* wird freilich auf dieſe Weiſe die Zukunft des Staates nicht, aber wird ſie darum weniger *werden*? und iſt es nicht ein ungeheurer Irrthum, wenn bei der jetzigen wiſſenſchaftlichen und politiſchen Bildung, bei den bereits gemachten Conceſſionen bürgerlicher Ehre und Freiheit, bei dem ſo ſehr vergeiſtigten Weſen der europäiſchen Entwicklung überhaupt, die Regierung ſich dennoch zutraut, ſie könne mit ihrer Initiative von Oben herab, mit ihrer Privatanſicht der nicht gehörten, ſondern höchſtens doch abgelauſchten Intereſſen des Volks, noch immer wie ehedem auskommen? Was auf einem ſolchen iſolirten, wenn auch noch ſo erhabenen Standpunkte für Selbſttäuſchungen und Verſäumniſſe möglich ſind, hat der Anfang dieſes Jahrhunderts zur Genüge bewieſen. Iſt nun aber der Staatsgeiſt ſo in der Kindheit, der norddeutſche Staat ſo ohne alles Bewußtſein über ſich, ſo ſehr ohne Einheit in gemeinſamen großen Gefühlen, ſo entſchieden ohne allen Anſpruch auf Selbſtthätigkeit, wie ihn der große Kurfürſt und ſelbſt noch Friedrich II. vorfand und hinterließ? Iſt es nicht vielmehr hohe Zeit, über die Angelegenheiten der Gegenwart und Zukunft auch die Diſſentero zu hören, damit nicht eine zweite Ueberraſchung ein abermaliges großes Verſäumniß an den Tag bringe?

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

153

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

15. Februar. № 39. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

(Fortsetzung.)

Daß Hurter nun auch die von Innocenz gegen die Empörer getroffenen Gewaltmaßregeln in der Ordnung finden muß, versteht sich von selbst, wenn er auch die Gräuel nicht billigt, welche die mit unbedingter Vollmacht versehenen Legaten zuließen und von denen Innocenz nicht näher unterrichtet gewesen sein soll. Hurter meint, Innocenz hätte in seinem Verfahren gegen die Albigenser den Geist des Christenthums ebensowohl begriffen, als irgend einer der Modernen, die ihn deswegen verdammten, weil er das, was jedem Heilungsversuch unzugänglich blieb, am Ende lieber mit Gewalt von dem Körper der Kirche trennen, als dieselbe in falscher Toleranz gänzlich anstecken lassen wollte. Vom katholischen Standpunkt aus hat Hurter Recht, wo jede Abweichung von der bestehenden Kirchenform, wenn sie noch so sehr aus dem Bedürfniß des Bessern hervorgeht, Abfall und Verrath ist. Vom protestantischen aus wüßten wir dem protestantischen Antistes nicht besser zu antworten, als mit den Worten der helvetischen Confession: „Gravia semper fuerunt in ecclesia certamina et dissenserunt inter se de rebus non levibus doctores ecclesiae praeclarissimi, ut ex his contentionibus interim ecclesia non id esse desineret, quod erat. Ita enim placet Deo, dissidiis ecclesiasticis uti, ad gloriam nominis sui, ad illustrandam denique veritatem, et ut qui probati sunt, manifesti fiant.“

Die Hurter'sche Geschichte Innocenz's III. ist ein Werk, das längeres Studium und bequeme Muße erfordert, und es ist nicht zu verwundern, wenn vielbeschäftigte, kaum zu der nöthigsten Lectüre bemüßigte Landgeistliche sich erst besinnen, ehe sie dasselbe gründlich durchlesen. So mochten manche der Collegen Hurter's mit dem näheren Inhalte des Buches längere Zeit unbekannt bleiben, bis die deutsche Kritik denselben und nicht gerade zum Vortheile der protestantischen Gesinnung des Verfassers ans Licht stellte. Ueberschaut man auch in der That das ganze Regierungsleben Innocenz's, von seiner ersten widerrechtlichen Aneignung der kaiserlichen Lehnsherrschaften, bis zu den blutigen, von ihm hervorgerufenen Schreckensscenen des Albigenserkrieges: so kann man kaum begreifen, wie ein protestantischer Geistlicher mit Wohlgefallen bei dem Bilde dessen verweilen kann, der seinen Grundsätzen gemäß heute noch die protestantische Kirche mit derselben grausamen Hartnäckigkeit verfolgen müßte, mit der er die unglücklichen Albigenser verfolgte. Hr. Hurter hat sich zwar in seiner neuesten Schrift die Frage: Wie kann ein protestantischer Geistlicher die Geschichte eines Papstes und dazu noch eines solchen Papstes beschreiben? selbst vorgelegt, und darauf geantwortet: Etwa wie ein Anderer eine heidnische Mythologie schreiben, oder Ovid's Metamorphosen herausgeben und dennoch ein Geistlicher irgend einer christlichen Confession sein könnte*). Die Schiefheit der Vergleichung liegt hier auf der Hand. Nicht daß Hurter eine Geschichte Innocenz's III. schrieb, sondern daß er sie als die Geschichte eines Ideals der christlichen Kirche schrieb, hat ihm die Vorwürfe seiner Confessionsverwandten zugezogen. Was würde er von einem Geistlichen der schaffhausischen Kirche halten, der die heidnische Mythologie als das Ideal religiöser Erkenntniß anpriese, oder Ovid's Metamorphosen als unübertreffliches moralisches Musterbuch geltend machte? Hurter meint, es hieße doch viel gefordert, die Geschichte dieses Papstes bereits im Hinblick auf Dr. Martin Luther und Magister Ulrich Zwingli schreiben zu wollen. Aber Manche meinten, Hurter habe sie gerade in diesem Hinblicke geschrieben, etwa so, wie die Schweizer die Heldenzeiten der Vergangenheit im Hinblicke auf eine nicht sehr heldenkräftige Gegenwart schildern.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es die Geschichte Innocenz's III. ist, welche zuerst Argwohn und Mißtrauen gegen Hurter's aufrichtige protestantische Gesinnungen in die Herzen seiner Amtsbrüder ausgestreut hat. Dazu gesellten sich noch anderweitige Momente, welche die spätere Aufregung mit herbeiführen halfen. Vorerst gehört dahin die Gründung einer katholischen Kirche in Schaff-

*) Antistes Hurter u. s. w., S. 50.

hauſen. Schaffhauſen an ſich eine kleine Stadt und ringsum von katholiſchen Nachbarſchaften umlagert, hat natürlich mehr Intereſſe, das Eindringen katholiſirender Tendenzen zu verhüten, als eine größere, durch Zahl der Einwohner und Umgebungen geſchützte Stadt. Auch wird das Bedürfniß der Gründung einer katholiſchen Kirche innerhalb der Stadtmauern um ſo eher in Zweifel gezogen, als kaum drei Viertelſtunden von Schaffhauſen entfernt das Kloſter Paradies liegt, von deſſen Säculariſirung wohl vorübergehend die Rede war, deſſen Beſtand aber in neueſter Zeit wieder geſichert iſt, und woſelbſt die nicht ſehr zahlreiche katholiſche Genoſſenſchaft von Schaffhauſen kirchgenöſſig war. Seit dem Jahre 1836 hatte aber der angeſehenere Theil der katholiſchen Kirchgenoſſenſchaft mit einer Petition durchzubringen gewußt, die, vom Regierungsrathe an den Kirchenrath gewieſen, die Ernennung einer Commiſſion zur Folge hatte, um die zur Bewilligung der Gründung einer katholiſchen Kirche erforderlichen Bedingniſſe zu entwerfen. Die Bedingniſſe wurden unter hauptſächlichſter Mitwirkung Hurter's entworfen, genehmigt, und ſomit war das Beſtehen einer katholiſchen Kirche in Schaffhauſen, wenn auch unter ſchützenden Cautelen, garantirt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Leipziger Allgemeine Zeitung und die öffentliche Meinung.

(Fortſetzung.)

So verhält es ſich mit der öffentlichen und nicht öffentlichen Meinung, mit den Intelligenzzeitungen und mit dem, was ſie darſtellen und verſchweigen. Die Leipziger Zeitung erwarb ſich daher ein Verdienſt um die deutſchen Staaten, als ſie den Oppoſitionen derſelben das Wort zu verſchaffen ſuchte, am entſchiedenſten um Preußen, wo dies ſo dringend nöthig war und iſt, damit Deutſchland nicht noch einmal auf die Principien des ein für allemal hiſtoriſch geſtürzten Abſolutismus zurückſinken könne; und es wäre ſehr zu bedauern, wenn dieſe factiſche, immerhin kümmerliche und ungeſchickt genug verwaltete Preßfreiheit ſo vollkommen verkümmert bleiben ſollte, wie ſie dies in dieſem Augenblicke wirklich iſt.

Wir haben es ſchon ausgeſprochen, das Heil und die Zukunft, die Größe und das Glück unſeres Vaterlandes liegt in den Händen der Oppoſition und, um es grad' heraus zu ſagen, in den Händen der preußiſchen Oppoſition. Alle Verwaltungsveränderungen, auch die beſten, führen zu nichts, — es bedarf einer völligen Syſtemsänderung. Seit 1830 kann Niemand mehr darüber in Zweifel ſein, daß es in Europa nur Eine Macht giebt, die moraliſche, und es iſt eine Verblendung, nach ſolchen Erfahrungen, wie die europäiſche Menſchheit ſie in den letzten 50 Jahren gemacht hat, nun noch auf die Anſichten von Oeſtreich und auf die angeblichen Principien Rußlands zurückzukommen. Es iſt alſo von Wichtigkeit, daß man dieſe moraliſche Macht, wie man auch gegen ſie geſinnt ſein mag, kennen lernt. In der That es iſt ſchwer zu begreifen, zu weſſen Vortheil der gegenwärtige Zuſtand einer reprimirten Oppoſition dienen könnte. Denn daß er der Regierung ihr Geſchäft erleichtere, wird man nicht ſagen. Wem könnte mehr daran liegen, als der Regierung, die Gedanken und die Geſinnung des Volks in Erfahrung zu bringen und den Effect des Ausgeſprochenen zu beobachten, um ihre eigene Baſis zu würdigen? Was thut nun die überwachte Preſſe? Sie unterdrückt die Oppoſition, ſie läßt nichts ans Tageslicht kommen, was nicht gern geſehen wird; und denkt man ſich dabei an die Stelle des Regenten, ſo muß man geſtehen, durch die Cenſur arbeitet er gefliſſentlich auf Selbſttäuſchung hin. Wählen wir ein Beiſpiel. Die ganze Welt der politiſchen Zeitungen iſt unverändert, wie vor Jahren, höchſtens noch ein wenig gedrückter, und dennoch iſt ein großer Umſchwung der öffentlichen Meinung in Norddeutſchland geſchehen, in Preußen, wie in Hannover, und es wird nicht ausreichen, dieſe Thatſache, die auch ohne die Zeitungen offenkundig genug iſt, zu verdecken, um ſie ungeſchehen und unwirkſam zu machen, es wird nothwendig werden, den Volks- und Zeitgeiſt nicht wider ſich, ſondern für ſich zu haben, und obgleich es Niemand ausſpricht, wodurch einzig und allein dieſe Zeit zu verſöhnen und zu beherrſchen iſt, ſo liegt das Zauberwort doch ſo gewiß auf Millionen Zungen, daß es einen gewaltigen Effect geben dürfte, wenn es laut wird. Wozu dient nun die Ueberwachung? Die Gedanken der Zeit ſind niemals temporäre Grillen, die man nur zu ignoriren braucht, um ſie einer ſpurloſen Vergeſſenheit zu überliefern, ſie ſind allemal ihr ſaurer Erwerb und die Baſis aller künftigen Realität, ebenſo wie rückwärts die Stimmung der politiſchen Welt nur aus den fühlbarſten Thatſachen geboren wird, und eben darum ein ächtes Kind ihrer Aeltern, d. h. ſelbſt eine gewaltige Exiſtenz iſt; nichts iſt beklagenswerther alſo, als der Irrthum, der Zeitgeiſt laſſe ſich machen, etwa durch Zeitungsartikel und ganz abgeſehen von dem Beſtande der Wirklichkeit, ganz gegen die Intereſſen des Volks und ſeiner Freiheit; ja allen, auch den offenkundigſten und ſchroffſten Ereigniſſen gegenüber ſei immer noch mit Redensarten ein haltbares Terrain in der ſittlichen Welt zu gewinnen. Wo ſolche Widerſprüche zwiſchen liberalen Worten und illiberalen Thaten ſtattfinden, tritt jener Fuhrmannsmißgriff, deſſen wir oben gedachten, deutlich hervor, nämlich der Gedanke, es ſei genug, die öffentliche Meinung oder das Urtheil der Welt nicht zum Vorſchein kommen zu laſſen, damit es nicht ſei. Die politiſchen Richtungen und die öffentlichen Thatſachen werden von einem ganzen Volke auf die Länge nie verkannt;

auch die mächtigſten Apoſtaten von der Idee des Jahrhunderts entfremden ſich unwiederbringlich das Herz und die Sympathieen der Mitwelt, ihr Name ſpricht ihr Schickſal aus, und die Zukunft iſt für ſie noch troſtloſer, als die Gegenwart, denn ſie bringt ihnen ihr Urtheil. Wir erinnern an Karl X. und ſeinen Sturz, an den Champagnerfeldzug und ſeine Enttäuſchungen, an das Jahr 1806 und ſeine Enthüllungen. Der entſchloſſenſte und glücklichſte Apoſtat war Napoleon; aber wie hohl zeigte ſich die Macht des Gewaltigen, als der lebendige Hauch des Weltgeiſtes von ihm gewichen war? Und waren gleich alle Bulletins ſeines Ruhmes voll, alle Zeitungen ſeines Winkes gewärtig: das Nichtfühlen, das Nichtwiſſen und Nichtwollen der Freiheit ward durch keine Hypotheſen gefälliger Diener, durch keine Vorſpiegelungen gewiſſenloſer Creaturen und ihrer feilen Organe gutgemacht. Jede Apoſtaſie ereilt ihr gewiſſes Verhängniß; nur das Eine iſt dabei nicht leicht zu erklären, wie es kommt, daß die Fürſten nach allen Erfahrungen, welche die Geſchichte darbietet, nicht lieber den Dienern mißtrauen, als dem Zeitgeiſte. Niemand geht ſicherer, als wer es, wie die unfreien Zeitungen und die gemeinen Diener, immer mit den jedesmaligen Machthabern hält, denn immer wird einer die Macht haben; daß ſie aber dieſer Beſtimmte behält, iſt das für den gewiſſenloſen Diener der Macht nothwendig? Wer keine Geſinnung hat, für den kann das Vaterland nicht untergehen. Diener, was er war, das bleibt er, auch wenn der Eroberer ſein Herr wird. Wir haben das geſehen, wir erinnern uns noch ſehr wohl, wie man Napoleon in Verſen und in Proſa und mit den ſchlimmſten Dienſtleiſtungen ſchmeichelte, wie das ganze öffentliche Deutſchland ſo entſchieden Bonapartiſtiſch war, daß man hätte denken ſollen, es gäbe nun keinen andern Inhalt des deutſchen Gemüths und ſeiner Gedanken, als dieſen Helden des Jahrhunderts. War nun dieſes öffentliche Deutſchland und ſeine überwachte Preſſe die Wahrheit und ſeine innerſte Geſinnung? Warum verfällt kein Freund der freien Preſſe auf ſolche Analogieen? Mit Einem Wort, die innerſte Geſinnung eines Volkes iſt immer die Freiheit, und eine öffentliche Meinung, die dieſer entgegenwirkt, iſt niemals *ſeine* Meinung. Wenn alſo von einer öffentlichen Meinung des Volks die Rede iſt, ſo heißt das nichts Anderes, als die jedesmalige Form der Freiheit und ihre unverkümmerte Entwicklung. So entſtehen die Gedanken, ſo die Gefühle der Zeit; ſie ſind das Innere der Geſchichte, das pulſirende Herz und der arbeitende Geiſt in ihr. Wer wäre nun wohl ein ſolcher Thor, wenn er es vermöchte, das große Getriebe nicht bei dieſer Alles bewegenden Feder zu ergreifen? Es thut es in der That auch Jeder, der es vermag; und ſo ſollen ſie denn alſo frei geſprochen ſein, die vom Chriſtenthum zu den Göttern des Olymp (wie Julianus Apoſtata), die von der Reformation zur geiſtigen Knechtſchaft, die von der Revolution zum Deſpotismus zurückfielen; denn was ſie auch ausrichten und anrichten, ſie ſind und bleiben profan, es fehlt ihnen das Vermögen, den Geiſt zu faſſen und zu halten, ihr Fehler iſt im letzten Grunde *ein Fehler des Wiſſens*. So darf man es auch, wenn gleich im umgekehrten Sinne, eine Anerkennung der öffentlichen Meinung und der Freiheit nennen, wenn die Machthaber nach den Organen der öffentlichen Meinung, den Zeitungen, greifen, nur daß freilich dieſe Organe aufhören wirklich ſolche zu ſein, ſobald ſie in den Abfall vom Zeitgeiſt und von der Freiheit verwickelt und an den Mißverſtand einer beſchränkten politiſchen Richtung gekettet werden.

Die Leipziger Allgemeine Zeitung iſt ſehr nahe daran, in eine ſolche Verwicklung zu gerathen; wer ſich für ſie intereſſirt, muß für ihre Unabhängigkeit ernſtlich beſorgt werden. Wir geben ihr nicht Schuld, daß ſie ſich verkauft habe, — wer würde das auch beweiſen können, und wie unrecht wäre es, ohne allen Beweis zu verdächtigen? wir glauben auch nicht, wie die Magdeburger Zeitung andeutete, daß die Verlagshandlung ausdrücklich eingeſchüchtert worden ſei; aber die Thatſache liegt vor, daß nur die obſcure Partei in den berliner und ſonſtigen norddeutſchen Correſpondenzen noch zu Worte kommt. Nur einige ſchlagende Beiſpiele. Es war eine Beleidigung der öffentlichen Meinung, daß nicht nur der Biſchof Dräſeke, ungeachtet ſeiner entſchieden obſcuren und hierarchiſchen Proceduren in der Sintenis'ſchen Angelegenheit, ſondern auch der Prediger Kämpfe, deſſen Teufelspredigt ein wahres Phänomen moderu-theologiſcher Erudität und geiſtiger Verkommenheit iſt, gegen den freiſinnigen Magiſtrat der Stadt Magdeburg in Schutz genommen wurde; kennt die Leipziger Zeitung die Abſichten ſolcher Sophiſten nicht, oder iſt es nur Unparteilichkeit, wenn der Teufelsglaube in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einem freiſinnigen öffentlichen Organ einen ſo ausführlichen und beredten Vertheidiger aufſtellen darf? Glaubt an den Teufel in des Teufels Namen, aber bleibt uns mit euren Abſurditäten und mit dem Kitzel, den ſie euch anregen, aus der Gemeinde, aus dem Staat und aus der Litteratur. Gegen den Obſcurantismus als Privatvergnügen hat kein Menſch etwas einzuwenden, aber ſeine öffentliche und politiſche Exiſtenz werden wir überall, wenn nicht lächerlich, nur um ſo verhängnißvoller finden. Dagegen verſichern uns die harthörigen, aber gewiß nicht ultraliberalen berliner Correſpondenten in der L. A. Z., es gebe in Preußen gar keine Pietiſten, gar keine Obſcuranten, und wenn es welche gäbe, ja wenn ſie auch noch ſo hohe Aemter zu bekleiden berufen würden, ſo vermöchten ſie doch gar nichts Obſcures ins Werk zu richten, es bliebe Alles, wie es immer geweſen wäre, und an ein Religionsedict ſei nicht zu denken. Gewiß iſt das richtig, auch wohl an ein Zeitungsedict iſt nicht zu denken; es iſt auch Beides in der

That nicht nöthig; die Benutzung der Mittel, die in dem System der Ueberwachung des Unterrichtswesens und der Litteratur liegen, reichen überall aus, um gegen die Aufklärung ganz hübsche Handſtreiche auszuführen. Aber iſt das Publicum ſo verächtlich, daß man ihm ſolche Antworten auf ſeine Fragen zumuthen darf? Wenn wir unzufrieden ſind mit der accentuirten Chriſtlichkeit, mit der völligen Herrſchaft der Romantik in Perſonen, Richtung und Maßregeln, mit dem geheimen Staat und mit den Vorgängen, welche uns alle Ausſicht auf Conſtitution und freie Preſſe abzuſchneiden drohen, mit der Thatſache endlich, daß Preußen ſeinen Ehrgeiz, an der Spitze der Wiſſenſchaft und des Zeitgeiſtes zu ſtehen, vertauſcht hat mit der Reſignation, an der Spitze des „chriſtlichen Glaubens" zu ſtehen, die Kirche bei ihrem Beſtande zu ſchützen und die Philoſophie zwar zur Zeit noch für ſich, aber auch ſchon jetzt in der Theologie nicht zu dulden, — ſo antworten uns die Beruhigungscorreſpondenten der Leipziger Allgemeinen Zeitung: „Alle Unzufriedenheit iſt gänzlich unbegründet, denn — es wird kein Sonntagsgeſetz und kein Religionsedict gegeben werden," — als wenn der Patriotismus erſt bei ſo craſſen Conſequenzen der Gläubigkeit und nicht ſchon bei dem Zurückbleiben unſers Vaterlandes hinter allen freien und geſchichtlich lebendigen Völkern Urſache zur Beſorgniß und Grund zur Oppoſition hätte?

Die Erwiederung des Herrn Streckfuß auf die vortreffliche Correſpondenz eines Rheinländers, der die Nothwendigkeit der freien Publicität ſchlagend an unſern Zuſtänden darthat, fällt der Zeitung nicht zur Laſt; daß aber die Antwort des braven Rhenanen lediglich auf die Adelspartie ſollte beſchränkt geweſen ſein, und daß er ſich die ſo ergiebigen Pietiſten und die übrigen Geſpenſter, die Herr Streckfuß trotz ihrer grellen und koloſſalen Erſcheinung nicht wahrnehmen will, ſollte haben entgehen laſſen, iſt auch uns eben ſo unglaublich, als der ſchleſiſchen Zeitung, die darüber mit der Leipziger ins Gericht geht. Die L. A. Z. kann ſich wegen Verkürzung der freiſinnigen Artikel mit der Cenſur entſchuldigen, dagegen fallen die poſitiven Zopf-, Teufels-, Adels-, Kreuz- und Quercorreſpondenzen unbedenklich ihrer Redactionspolitik zur Laſt, es müßte denn ſein, was ſie noch viel weniger wird zugeben wollen, daß ſie in aller Unſchuld niemals gemerkt hätte, was denn eigentlich dahinter ſteckt. Daß es indeſſen Artikel giebt, bei denen es nicht leicht iſt, den Ernſt für baaren Ernſt zu halten und ſich des Verdachts einer Myſtification zu entſchlagen, beweiſt die neuerliche Nachricht von dem Geburtstage der beiden Neuchriſten Neander und Stahl. Die Sache verdient, daß wir einen Augenblick dabei verweilen. Der Correſpondent führt das ſchalkhafte Zeichen ein Kreuz und einen Stern, als ſei er ein decorirter Chriſt, und ſchreibt von 20. Jan. aus Berlin Dinge, die ſchwerlich ein wirklicher Wiedergeborner ausgeplaudert hätte, wie folgt: „Am vergangenen Sonnabend war der Geburtstag des hieſigen berühmten Profeſſors Neander, zu deſſen Feier ihm alljährlich von den Theologie Studirenden ein Ständchen gebracht zu werden pflegt. Der gewöhnliche Beweis der Liebe und Anhänglichkeit blieb auch diesmal nicht aus. Bei Gelegenheit des Becker'ſchen Rheinliedes hatte aber Profeſſor Neander früher einmal geäußert, die Idee deſſelben leide heutzutage auch Anwendung auf den Glauben, und dadurch einen ſeiner Zuhörer veranlaßt, nach dem Vorgange des patriotiſchen und politiſchen Liedes ein religiöſes Lied zu dichten, das den Refrain hat: „den alten deutſchen Glauben, den ſoll uns Niemand rauben!" Dieſes Lied, das beſonders gegen die rationaliſtiſchen und pantheiſtiſchen Tendenzen unſerer Zeit auf einen einfachen Glauben an Gott und Chriſtus verweiſt, wurde zur Feier des Geburtstages geſungen und der akademiſche Meiſter dadurch zu einer ſolchen Wärme und Lebendigkeit des Gefühls begeiſtert, daß er endlich ausrief: „„Ein Pereat dem abſoluten Gedankending, dem Gott ohne Wärme, ohne Liebe und Leben, dem Gott der Philiſter, dem Moloch des alten Bundes! Ein Pereat der einſeitigen ſpeculativen, ein Pereat der einſeitigen orthodoxen Richtung! *Pectus est quod facit Theologum!*"" Ohne uns hier weiter in kritiſche Bemerkungen einlaſſen zu wollen, halten wir die Stimme eines Mannes, der heute an der Spitze(?) der theologiſchen Welt ſteht und damit den Ruf der wahrſten, kindlichſten Frömmigkeit verbindet, auch wenn die Ausdrücke etwas ſcharf gewählt ſein ſollten, für beachtungswerth. Solche Stimme zeugt von einer Geſinnung, die eben ſo ſehr einer ſocialen Seichtigkeit und Schalheit, als jener Herrſchaft des vergötterten Gedankens widerſpricht. Die faulen Flecke der Zeit laſſen ſich nicht immer mit Glacéehandſchuhen angreifen, und wie arg es um uns ſteht, mag jeder Wohlmeinende ermeſſen, wenn ein Gelehrter von Neander's ruhiger und humaner Geſinnung ſich zu ſolcher Erörterung gedrängt ſieht. Im Verlauf des Abends bemerkte Prof. Neander, ein glücklicher Zufall vereine mit ſeinem Geburtstage auch den des Prof. Stahl. Dies veranlaßte die Studirenden, auch dieſem ein Ständchen zu bringen, und der überraſchte Lehrer bewies dagegen ſeinerſeits durch Spendung eines Fäßchens vaterländiſchen, d. h. bairiſchen Bieres ſeine Dankbarkeit. Dies letztere beſonders ſoll große Heiterkeit erregt haben."

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

157

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

16. Februar. № 40. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

(Fortsetzung.)

Natürlich, daß die seit drei Jahrhunderten an keinen katholischen Gottesdienst in Schaffhausen gewöhnte Bevölkerung durch diesen Beschluß in einige Unruhe gerieth, und sich hie und da unzufriedene Stimmen aus der Bürgerschaft vernehmen ließen. Diese Unzufriedenheit wuchs aber bis zur Gährung an, als im März des Jahres 1838 in einem Zeitungsblatte der Abdruck eines von der katholischen Genossenschaft zu Aufforderung um Liebessteuern ausgegangenen Circulars erschien, worin die Reformation als revolutionär, d. h. ungefähr so bezeichnet wurde, wie sie von Innocenz III. würde bezeichnet worden sein. Die Erbitterung der Bürgerschaft wurde natürlich dadurch nicht gedämpft, daß ein protestantischer schaffhausischer Bürger, Herr Fiscal Hans von Ziegler, sich als Verfasser nannte; denn einmal war es schmerzlich, bemerken zu müssen, daß ein den höheren Ständen angehöriger schaffhausischer Protestant so tief sinken konnte, sich zur Abfassung von Schmähschriften auf den Protestantismus herzugeben; im Weiteren hatte die katholische Genossenschaft das Ziegler'sche Machwerk adoptirt und es durch Namensunterschrift zu dem Ausdrucke ihrer eigenen Gesinnung gemacht. Der Vorfall wurde in Zeitungen besprochen, und ängstlich gewordene Gemüther, die Absichten zum Umsturze der durch die Verfassung garantirten evangelischen Confession argwöhnten, meinten, es wäre an der Zeit, daß die Geistlichkeit sich der bedrohten Kirche annähme. Nun war aber die Geistlichkeit so sehr gewöhnt, Alles nur nach dem Willen ihres Antistes zu thun, und der Antistes so wenig Willens, zur Beruhigung der Aengstlichen durch Veranstaltung eines geistlichen Convents mitzuwirken, daß dies natürlich der gereizten Bürgerschaft und den verletzten Amtsbrüdern nicht verborgen bleiben konnte. Als endlich der muthigere Theil der Geistlichkeit dennoch mit der Einberufung eines Convents durchdrang, reiste der Antistes nach Frankfurt ab, ein Schritt, der, mochte er auch nicht vorbedacht sein, doch so aufgefaßt wurde, da es ja, wie der Betreffende selbst von sich rühmt*), „zu den Eigenthümlichkeiten des Antistes Hurter gehört, sich mancherlei mögliche Fälle und die dannzumal zu ergreifenden Maßregeln lange vorher zu denken, um, so wie jene eintreten, diese in Vollziehung zu setzen." Während der Abwesenheit des Antistes erließ die Geistlichkeit eine Vorstellung an den großen Rath und eine Proclamation an ihre Mitbürger zu Stadt und Land, worin in ziemlich energischer Sprache auf die Gefahr eindringender katholischer Tendenzen aufmerksam gemacht und schützende Garantien, namentlich gegen Versuche von Proselytenmacherei, verlangt wurden. Die Regierung ließ sich in der That, durch die allgemeine Beunruhigung aufmerksam gemacht, zu einschränkenden Bestimmungen gegen die katholische Kirche herbei; es wurde durch das Gesetz festgestellt, daß die katholische Kirche nur als eine geduldete zu betrachten, alle proselytenmacherischen Versuche aber streng zu bestrafen seien. Der Antistes versäumte nicht, seinen Aerger über diese Schritte laut zu äußern, was Alles nicht zu seinem Vortheile ausgelegt wurde.

Sollte sich nun Jemand wundern, daß in Schaffhausen die Besorgniß vor einbrechender Religionsgefahr durch die Gründung einer katholischen Kirche so groß war, so müssen die Verhältnisse dieser Stadt dabei wohl erwogen werden. Staaten und Städte haben ihre Zeit der Blüthe, ihre Zeit des Verfalls. Die Blüthezeit Schaffhausens fiel mit dem Glanze und dem Reichthume seines Adels zusammen, der aber früh verdorben, ökonomisch gestürzt und nicht immer durch die redlichste Staatsverwaltung sich wieder aufzuhelfen bestrebt, in sich selbst zerfiel, und endlich durch die Revolution vollends zu Grunde gerichtet, ohne die Kraft, sich geistig wieder zu heben, seitdem ein Schattenleben führt. Während einige treffliche Männer aus den alten Adelsgeschlechtern in bescheidener Zurückgezogenheit und der Ausübung bürgerlicher Tugenden Ersatz für verlorenen politischen Einfluß suchen, scheinen nun Andere ihre Blicke nach der alleinseligmachenden Kirche zu richten und von dieser

*) Der Antistes Hurter, S. 37.

eine Art von Wiedergeburt der ſocialen und politiſchen Verhältniſſe für Schaffhauſen zu erwarten. Die Reformation gilt dieſen für revolutionär, die Revolution hat ſie aber um Vorrechte und Einfluß gebracht; den Katholicismus halten ſie für conſervativ, mit dieſem, meinen ſie, ließe das Volk ſich wieder an die Feſſel legen, er würde die Beſtie der Demagogie niederzuſchlagen im Stande ſein. Sie bedenken nicht, daß da, wo früher ſo ſehr materiell iſt geſündigt worden, formell nicht mehr geholfen werden kann, daß eine Nemeſis durch die Geſchichte geht, daß Revolutionen, ſo verabſcheuenswerth ſie ſind, im Namen des Schickſals oft das Amt des Scharfrichters zu übernehmen haben. Anderen ſcheint der Katholicismus in der Befriedigung ſinnlicher Gefühle Angenehmes zu bieten; Weihrauchduft, Schellengeklingel, Fahnen und Kreuze, Muſik, heitere Feſte würden ihnen beſſer zuſagen, als der etwas herbe, ſittliche Ernſt des Proteſtantismus, und man will ſogar wiſſen, Einige könnten den Ablaß brauchen. Dieſer katholiſirenden, ſogenannten vornehmen Welt gegenüber ſteht eine ehrenwerthe, aber von Seiten geiſtiger Bildung vernachläſſigte Bürgerſchaft, die mit dem ehemaligen Adel durch Bande des Vertrauens und der Anhänglichkeit wenig zuſammengehalten, neue Anſprüche deſſelben argwohnt und eiferſüchtig über dem koſtbaren Erbe der von den Vätern errungenen Reformation wacht. Unter dieſer Bürgerſchaft galt nun ſchon lange Antiſtes Hurter als Stützpunkt einer geſtürzten und unſerer Zeit nicht mehr angemeſſenen Ariſtokratie, als Freund aller Klöſter, Prieſter, Ceremonien u. ſ. w.; die allmälig unter den Geiſtlichen wider ihren Antiſtes hervortretende Oppoſition war nur Ausdruck der längſt verbreiteten öffentlichen Meinung.

Auch unter dieſen mißlichen Umſtänden wäre es Hurter noch möglich geweſen, einem ausbrechenden Sturme zu entgehen, wenn er nur einigermaßen die ſeiner Stellung ſchuldigen Rückſichten der Klugheit beobachtet hätte. Dagegen war ſein Haus nicht nur der Sammelplatz aller katholiſchen Geiſtlichen aus der Umgegend, ſeine Freundſchaft mit den Säulen des Ultramontanismus Görres, Haller, Jarke nicht nur weltkundig, ſeine inſtändigen Verwendungen für den Fortbeſtand der Klöſter nicht nur officiell bekannt, ſondern zwei bald auf einander folgende Reiſen nach Mailand und Wien, von denen die letztere Anlaß zu einer vielbeſprochenen Reiſebeſchreibung gab, mußten die ſteigende Mißſtimmung ihrem Gipfel nähern. Die Behaglichkeit, mit der der proteſtantiſche Antiſtes ſich hier in den Klöſtern herumtreibt, die Vorzüge des Kloſterlebens, ohne ſeiner Nachtheile zu gedenken, glänzend ſchildert, ſich faſt immer durch den katholiſchen Cultus rein angeſprochen ſieht*), Bilder und Ceremonieen auf's Beredteſte in den Schutz nimmt, mit einem Worte in katholiſcher Luft ſo heiter und geſund lebt, als ob er dieſe ſeit früheſter Jugend eingeathmet hätte: das Alles mußte den ſtrengen Proteſtanten eben ſo ſehr anwidern, als den eifrigen Republikaner ſein Bedauern, daß ihm das Glück nicht zu Theil geworden ſei, ſich an dem ehemaligen franzöſiſchen Hofe in Kirchberg vorſtellen zu laſſen, in welcher Beziehung er es als eine beſondere Vergünſtigung des Schickſals rühmt, „daß ihm die Freude zu Theil wurde, in der Folge wenigſtens Jemand zu finden, der früher in irgend welcher Beziehung zu dem franzöſiſchen Königshauſe geſtanden hatte.“

Es war nach Hurter's eigener Erzählung*) geraume Zeit vor Ende des Jahres 1839, als er von der Priorin des Kloſters der Dominicanerinnen zu St. Katharinenthal, anderthalb Stunden von Schaffhauſen, eine Einladung erhielt, der er aber erſt am St. Joſephstage im März des darauf folgenden Jahres in Begleitung des Grafen von Enzenberg, eines der Hauptpatrone der katholiſchen Kirche in Schaffhauſen, Folge leiſtete. Das war für Hurter der Unglückstag. Er wohnte im Kloſter zuerſt der Predigt, dann der Meſſe bei, einen gerade anweſenden Landmann aus einer benachbarten ſchaffhauſiſchen Gemeinde nicht beachtend. Dieſer Landmann, Namens Buchter, der übrigens die erſte Beamtenſtelle in der zahlreichen Gemeinde bekleidet und eines guten Leumundes genießt, behauptete, Hurter'n während der Meſſe knieend geſehen zu haben, allen Gebräuchen der katholiſchen Kirche ſich accommodirend. Der Landmann, voll Eifers, berichtet dies ſeinem Ortsgeiſtlichen, und dieſer hält ſich für verpflichtet, mit einem Freunde in der Stadt darüber Rückſprache zu nehmen. Es war dies der Funke, der den längſt gelegten Zündſtoff in Flammen ſetzte.

(Fortſetzung folgt.)

*) Ausgenommen der Gottesdienſt in der St. Stephanskirche zu Wien. Ausflug u. ſ. w. I. 283.

Die Leipziger Allgemeine Zeitung und die öffentliche Meinung.

(Schluß.)

Wie iſt uns nun zu Muthe? Haben wir die evangeliſche Kirchenzeitung gegen Rationalismus, Aufklärung, Vernunft und Pantheismus predigen hören, oder ſteckt Mephiſto in dem Mantel des Doctors; das „Bier“ und das „bairiſche Vaterland“ riecht ungefähr nach ihm, auch die „kindlichſte Frömmigkeit,“ das ſelbſtredend atheiſtiſche Vereat und „der arge Zuſtand, in dem wir leben,“ verſteht ſich, die große Unchriſtlichkeit, deuten auf den Schalk. Doch nehmen wir ernſthaft, was ſich ernſthaft giebt und noch ernſthafter iſt, ſo haben wir hier die berliner Chriſtenheit dramatiſch dargeſtellt. Das Vereat der Philoſophie und der Geburtstag Stahl's — das ſind die Weltuntergangsgedan-

*) Der Antiſtes Hurter u. ſog. Amtsbrüder, S. 1 ff.

ken, die ſich immer mehr realiſiren. Jene Correſpondenz führt uns in das Herz der preußiſchen Chriſtlichkeit, welche in vollem Ernſt den Geiſt als ein Gedankending ſich vorſtellt und Gott, den Geiſt, in dem Alles iſt, lebt und webt (ſo ſagt pantheiſtiſch die Schrift), periren laſſen möchte. Habt ihr das Pereat „des vergötterten Gedankens" erſt gründlich durchgeſetzt, wozu euch Gott helfen wolle, dann werdet ihr ja ſehen, wo das Uebrige bleibt; da ihr das nach Abzug des Gedankens übrig Bleibende aber zufällig ſelber ſeid, ſo möchte kein Schade dabei ſein, wenn ihr erſt ganz unvernünftig und völlig unrationaliſtiſch wieder als Bären und Waldmenſchen die Straßen von Berlin belebtet. Erwarten wir dieſen jüngſten Tag mit Ruhe, oder vielmehr erwarten wir ihn nicht, meine tapfern Landsleute, und machen wir ihn unmöglich durch die Unruhe des Denkens und des Nachdenkens über eine ſolche Chriſtenheit. Vor wenigen Tagen nannte die evangeliſche Kirchenzeitung die A. L. Z. noch „eine Peſtbeule, in der ſich der giftige Eiter des Aufklärichts ſammelte;" wie ſchnell hat ſich das geändert; gewiß hat hier ein Mann aus dem Muldenthale und nicht officielle Fingerzeige ſo „wirkſam gewarnt und gebeſſert."

Soll übrigens die Zeitung ein Spiegel der Zeit ſein, ſo verſteht es ſich, darf ſie ſich gegen die reißenden Fortſchritte der Chriſtlichkeit in ganz Deutſchland nicht verſtocken. Das bürgerliche Leben iſt jetzt in dem Stadium der Romantik angekommen, welches die Urtentonen, die Bibel auf dem Kanzen, das große deutſche Vaterland nebſt Kaiſer und Reich im Munde und Franzoſenhaß im Herzen, 1817—19 von Univerſität zu Univerſität propagirten. Dieſelbe Geſchichte, die damals ſehr anſtößig war und durch Hegel aus ihrer Bärenhaftigkeit zur Cultur gebracht werden ſollte, iſt jetzt wunderbar legitim und rächt ſich blutig an Hegel, indem ſie ihn erbarmungslos excommunicirt und mit allerlei polizeilichen Maßregeln zu Paaren treibt. Vielleicht geht die Analogie weiter, und wie damals das Altdeutſche gar bald in das Neufranzöſiſche, in Liberalismus und Conſtitutionalismus umſchlug, ja endlich ſogar überall zur Hegel'ſchen Philoſophie, als der wahren und wirklich begriffenen Freiheit, überging, ſo mag es ſich auch jetzt ja wohl wieder begeben. Unterdeſſen müſſen wir uns die Periode der Chriſtlichkeit eine Weile gefallen laſſen. In Preußen ſind nach einander viele chriſtliche Männer zu hohen Aemtern gelangt. Dieſen ſetzt das liberale und weniger chriſtliche Publicum gewöhnlich Eichhorn und Arndt entgegen; aber ganz mit Unrecht. Beide Männer ſind antirationaliſtiſch, antihegelſch, mit einem Worte durchaus für den Glauben und gegen die Philoſophie der Zeit. Eichhorn und Arndt halten ſich ſelbſt für liberal, und waren es zu ihrer Zeit auch wirklich, ſind es aber für die unſrige nicht mehr. Bezeichnend iſt in dieſer Hinſicht der Vorgang mit dem Licentiaten Bauer in Bonn, den der Miniſter nur auf die Bedingung eines chriſtlichen Bekenntniſſes bei dem Verſprechen des verſtorbenen Altenſtein erhalten wollte und konnte, vornehmlich ſeitdem die bonner theologiſche Facultät in Pleno gegen Bauer und deſſen kritiſch-philoſophiſche Richtung proteſtirt hatte. Es blieb nun, als Bauer ſich auf die Glaubens- und Lehrfreiheit berief, dem wohlwollenden Staatsmanne nichts Anderes übrig, als dem Privatdocenten ſeine Penſionirung mit einer entſprechenden Summe freizuſtellen. Bauer aber glaubte dies ſeinen Jahren und ſeiner wiſſenſchaftlichen Stellung, der die Zukunft gewiß iſt, ganz unangemeſſen, verharrte in ſeinem bisherigen Verhältniß und ging nach Bonn zurück, um ſeine Vorleſungen als Privatdocent der Theologie fortzuſetzen. Dieſe Angelegenheit, welche die Allgemeine Augsburger Zeitung zwar berührt, aber nicht unter ihrem weſentlichen Geſichtspunkte aufgefaßt hat, iſt von großer Wichtigkeit. Sie zeigt zuerſt, daß der Miniſter Eichhorn noch mehr, als ſein Vorgänger, und wir glauben aus Ueberzeugung, auf den Gedanken eingeht, das Chriſtenthum und den Glauben im Gegenſatz gegen die Philoſophie durch äußere, wenn auch nicht grade ſchroffe Mittel aufrecht zu erhalten, namentlich dadurch, daß die Fortſetzung der linken Seite der Hegel'ſchen Philoſophie und der kritiſchen Seite der Schleiermacher'ſchen Richtung von den Lehrſtühlen der Theologie, den beſoldeten Stellen wenigſtens, fern gehalten, der Gros der Studenten alſo mehr oder weniger im alten Stil und Glauben unterrichtet wird. Dieſelbe Politik befolgt die württembergiſche Chriſtlichkeit; auch ſie ſucht ihren Glauben durch gläubige und vom Glauben plombirte und geſtempelte theologiſche Profeſſoren gegen die mächtig andringende Wiſſenſchaft zu vertheidigen. Das württembergiſche Miniſterium iſt für die Wiſſenſchaft wie bisher, und es verſteht ſich, daß der Glaube keine Sache der Ueberlieferung, ſondern eine individuelle Angelegenheit jedes Gemüths iſt. Dagegen arbeitet nun der Clerus in Württemberg auf eine Glaubensreſtauration los. Seit dem Erſcheinen der Strauß'ſchen Dogmatik iſt eine ungemeine Aufregung der Gemüther bemerkbar, faſt auf allen Kanzeln der Hauptſtadt wird gegen Strauß und Hegel gepredigt, die Synode verſammelt ſich gegen den Antichriſt und man denkt ernſtlich an die Zukunft. In Tübingen wurde nun der Profeſſor Elwert, der Dogmatik leſen ſollte, plötzlich krank, das Miniſterium beauftragte daher den Docenten Zeller, einen philoſophiſch gebildeten jungen Mann, der ſich auch in der gelehrten Welt bereits rühmlich bekannt gemacht hat, mit dieſer Vorleſung. Dies ſcheint übel vermerkt und die altgläubige Geiſtlichkeit darüber beſorgt geworden zu ſein. Wenn nun der Prof. Elwert, wie dies wahrſcheinlich iſt, die Univerſität verläßt, ſo ſind über ſeinen Nachfolger heftige Kämpfe vorauszuſehen, da die Pietiſten weder in Tübingen, noch im Miniſterium unbedingt verfügen können. Das Miniſterium aber muß allen

Lärm über religiöſe Dinge vermeiden, da allerhöchſten Orts vor religiöſer Aufregung große Scheu obwaltet. Dies wiſſen die ſonſt nichtwiſſenden Gläubigen. Auf Betrieb einiger pietiſtiſchen Geiſtlichen und aus Veranlaſſung der Strauß'ſchen Dogmatik hat daher die Synode (Prälaten und Conſiſtorium) einen Hirtenbrief an die Geiſtlichkeit Württembergs erlaſſen, worin ſie vor den Verirrungen einer ungläubigen Speculation warnt, und zugleich eine Eingabe an das Miniſterium gerichtet, worin ſie bittet: „man möchte auf theologiſche Lehrſtühle nur Männer von bewährter chriſtlicher Geſinnung und ja keine Hegelianer berufen.“ Für die nächſte Zeit wenigſtens wird eine ſolche Verwendung der praktiſchen Theologie wahrſcheinlich gegen die Freiheit der theoretiſchen das Uebergewicht erhalten und dem Miniſterium die Hände binden; und ſo haben wir in Württemberg das öffentlich ausgeſprochen, was bei uns in Preußen, weil es bereits politiſche Maxime iſt, nicht mehr in Petitionen geſagt zu werden braucht. Dies nannten wir oben: die Wiſſenſchaft und die Höhe der Zeit verlaſſen und ſich an die Spitze des Glaubens oder, was einerlei iſt, einer untergehenden Bildung ſtellen. Daß der Philoſoph nichts glaubte, wäre abſurd zu meinen; er glaubt, was er weiß; daß nun aber jene beſchränkten Menſchen die Aufgabe ſtellen, Jeder ſolle die Geſinnung und den guten Willen haben, die chriſtliche Glaubenslehre früherer Zeiten oder gar die Anfänge des religiöſen Bewußtſeins in den heiligen Schriften überall hiſtoriſch und mehr als principiell wiſſenſchaftlich zu rechtfertigen, iſt mehr, als alle Weiſen des Morgen- und Abendlandes leiſten, mehr, als alle Miniſterien in ganz Deutſchland zu bewirken im Stande ſein werden. Eine offenſiblere Ohnmacht des untergehenden Geiſtes iſt noch nicht vorgekommen. Es laſſe ſich daher Niemand irre machen. Wie die preußiſchen Intelligenzblätter nicht der politiſche Zeitgeiſt ſind, ſo iſt alle jene Glaubensangſt nicht die religiöſe; auch hier iſt die Freiheit und nichts Anderes das innerſte Pathos unſerer Zeit. Und was wird die Folge ſein? Die Zurückſetzung der vorauseilenden und Epoche machenden Männer löſt dieſe von dem Univerſitätsſchlendrian los, macht ſie alſo nur um ſo freier; es entſtehen viele unabhängige Gelehrte und Schriftſteller. Ihr Gewicht wird bald noch mehr, als es ſchon jetzt der Fall iſt, zum geiſtigen Uebergewicht werden, und die Reform jenes Unweſens und Abfalls von der Reformation wird eher gemacht ſein, als die Dogmatiker ſich's träumen laſſen. Geſinnung haben und ausſprechen, Glauben und Wollen — das überzeugt und gewinnt Niemand, als Solche, an deren Gewinn nichts gewonnen, an deren Verluſt nichts verloren iſt. Dieſe Menſchen haben noch nie die Welt regiert, und es iſt nur ſcheinbar der Fall, daß ihre Zeit jetzt endlich gekommen ſein ſoll. Alles kommt gegenwärtig und in Zukunft darauf an, zu wiſſen und zu beweiſen. Die Beides leiſten, gewinnen das Spiel, und ging es auch, wie es denn wirklich geht, um die Herrſchaft der Welt.

Von dieſem Glauben iſt Jedem grade jetzt eine hinlängliche Doſis zu wünſchen, jedem Preußen zumal und auch der Leipziger Allgemeinen Zeitung, die ja ſo entſchieden die unſrige geworden iſt, daß ſie es faſt uns ſelbſt zu ſehr zu ſein ſcheint.

Wir haben von ihrer Stellung zu der (wahren) öffentlichen Meinung in Norddeutſchland, der politiſchen und der religiöſen, genug geſagt, um zu beweiſen, wie bei aller Verſchwiegenheit die Welt davon denkt. Es iſt nun nicht unrichtig, daß die jetzt regierende altdeutſche Partei, die in grader Linie von Hermann dem Cheruſker, Menzel dem Schleſier, und andern alten Kriegsheiden abſtammt, in der Leipziger Zeitung vorkommt; es gehört auch dahin, daß in ihr nach der Tagesmelodie geſungen und gebetet wird: „den alten deutſchen Glauben, den ſoll uns Niemand rauben!“ Aber es wäre ein großer Uebelſtand, wenn der Oppoſition und dem Liberalismus in Religion und Politik bis zu dem wirklichen zweiten Untergange der altdeutſchen Dogmatiker die Leipziger Allgemeine Zeitung verſchloſſen ſein ſollte, — der Uebelſtand des verhaltenen Zornes. Oder iſt der kein Uebelſtand? — Wie man's nimmt.

Die Auffaſſung der auswärtigen Verhältniſſe in der L. A. Z. näher zu erörtern, würde uns hier zu weit führen; an eine Täuſchung in dieſer Sphäre iſt ſchon wegen der Tribunen und Zeitungen in England und Frankreich auf die Länge nicht zu denken. Deswegen kann hier allerdings weder ein Princip den Thatſachen zum Trotz ſich halten, noch ein ſo lehrreicher Conflict des Beſtandes und der Zukunft entſtehen, wie in der Darſtellung des politiſchen Genius von Norddeutſchland, dem Lande der Verheißung, zum Vorſchein kommt. In den auswärtigen Verhältniſſen könnte in der That jede Farbe intereſſant ſein, vorausgeſetzt, daß der Schreiber nur au fait iſt, und wenn ſelten ſo Einſchlagendes und Werthvolles vorkommt, wie in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, dieſem wahrhaft europäiſchen Organ, ſo liegt das ohne Zweifel an keinem geiſtigen Princip oder Syſtem, ſondern an den Perſonen und Mitteln, an den Verbindungen und dem Renommée des Inſtituts. — Alles das kann denn aber mit der Zeit ſich heben und eine gleiche Höhe wie das Vorbild erreichen. Trachtet alſo am erſten darnach, die Correſpondenten aus Berlin und Hannover zu reformiren (mit Manier kann Jeder ſo liberal ſein, als er will, auch ultraliberal, wie denn jetzt nichts nöthiger iſt, als das ewig Wahre und Theure: plus ultra!), ſo wird euch das andere Alles von ſelbſt zufallen. Iſt das nicht möglich, — nun, ſo thut, was ihr könnt, und duldet, was ihr müßt.

Arnold Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

17. Februar. № 41. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

(Fortsetzung.)

Nach meiner Meinung hat man auf den Vorgang selbst zu viel Gewicht gelegt und mit allzu großer Aengstlichkeit sich darüber gestritten, ob der Antistes wirklich oder nur scheinweise gekniet, ob er nach neumodischer Weise nur um einige Zoll das Knie dem Kniebret genähert oder es sogar berührt habe. Die Schuld allzu großer Gewichtlegung trug aber nicht die Geistlichkeit, sondern, wie dies bei unsern republikanischen Einrichtungen nicht anders möglich ist, die öffentliche Meinung bemächtigte sich der Sache, die Zeitungspresse trug zu ihrer Verbreitung bei, und ein protestantischer Antistes, der vor der Hostie kniet, ist vor dem Forum der Volksmeinung natürlich weit eher ein Katholik, als ein solcher, der Innocenz III. für ein Ideal der christlichen Kirche ausgiebt, dessen Namen das Volk nicht einmal kennt. Die Geistlichkeit that, was in ihrer Pflicht war; ein Mitglied derselben wählte zuerst den Weg vertraulicher Besprechung, und zwar mit dem Bruder des Antistes, der mit dem letzteren Rücksprache nahm. Dieser schien aber von dem Gerüchte keine Notiz nehmen zu wollen. Daher sah sich nun in einem am 30. März abgehaltenen Stadtconvente die Geistlichkeit aufgefordert, einen ostensibleren Schritt zu thun, der übrigens immer noch darauf abzielte, den Handel im amtsbrüderlichen Kreise abzumachen. In der Sitzung vom 30. März nämlich wurde von einem Jugendfreunde des Antistes, der sich während des Verlaufes immer als dem Antistes geneigt erwiesen hatte, in Gegenwart des letzteren des Gerüchtes Erwähnung gethan und um beruhigenden Aufschluß gebeten. Der Antistes selbst gesteht, daß die Anfrage zwar etwas weit ausholend, aber freundlich, bescheiden, cordial, aufrichtig, wohlmeinend gestellt worden sei. Nach dem Urtheile aller Unbefangenen hätte der Antistes durch eine einfache, Vertrauen erweckende Erklärung das Feuer sogleich dämpfen können; die bloße Hinweisung auf seine amtliche Wirksamkeit aber, mit entschiedener Ablehnung, den wenigstens anscheinenden Widerspruch seiner Schriften u. s. w. mit seiner amtlichen Stellung aufzuklären, in Verbindung mit einem eben so unzeitigen als ungerechten Ausfall auf die Unbestimmtheit des reformirten Lehrbegriffs, steigerte nur die in den Gemüthern schon vorbereitete Erbitterung und veranlaßte eine lebhafte Erörterung, die als Ergebniß den vollständigen Bruch zwischen dem Antistes und seinen Amtsbrüdern herausstellte. Der 30. März zerriß das Band collegialer Liebe und trennte die schaffhausische Geistlichkeit in zwei Parteien, eine zu dem Antistes stehende Minorität und eine mit ihm im Kampfe liegende Majorität. Man hat über die beiden Heerlager und die Richtungen und Strebungen der in beide vertheilten Kämpfer höchst wunderliche Dinge verbreitet, und gar die Anhänger des Antistes als Freunde des Lichts seinen Gegnern, als Dunkelmännern, Pietisten u. s. w., gegenübergestellt. Hier kann ich nun bezeugen, daß wenn sich auch auf gegnerischer Seite pietistische Elemente befanden, dieselben im Kampfe ganz zurücktraten. Die schaffhausische Geistlichkeit ist überhaupt in dogmatischer Hinsicht viel zu gemischt componirt, als daß es leicht wäre, so reine Sonderungen heraus zu erhalten. Der Kern derselben, der jüngere Nachwuchs, ist in Berlin nach Schleiermacher, Neander, Twesten, kleineren Theils in Bonn nach Nitzsch, auch noch in Erlangen gebildet, von wo bekanntlich kein dogmatischer Impuls ausgeht; Einer oder Zwei mögen allerdings auch Hengstenberg'schen Feuereifer hegen; die Aelteren sind meistens ohne dogmatisches Interesse, mehr rationalistisch als orthodox, überhaupt ohne dogmatische Durchbildung. In der Mitte liegen Einige, die mehr dem Pietismus angehören, ehrliche und wohlmeinende Leute, wenn auch in beschränkter Weise die Idee des Christenthums auffassend und im Leben darstellend. Diese übernahmen aber im Hurter'schen Streite gerade eine vermittelnde Rolle, während das jüngere Geschlecht, von 25—40 Jahren, den Angriff leitete, das ältere, von 50—75, mit wenigen Ausnahmen auf Seiten Hurter's stand.

Fragt man nun, worauf die Gegner des Antistes eigentlich hinauszielten, so hat Hurter selbst in seiner Schrift einen weit versponnenen Angriffsplan, schlau angelegte Hinterhalte, tückische Verabredungen, die auf nichts Anderes

als ſeinen Sturz berechnet geweſen wären, herausfinden wollen. Das ſind Phantaſieen, deren er ſich jetzt ſelbſt wohl ſchämt. Die erſte Einſprache der Geiſtlichkeit am 30. März war Ausdruck des ſchmerzlich bewegten collegialiſchen Gefühls; Hurter's Benehmen damals vermehrte das längſt im Stillen ſchleichende Mißtrauen. Die Majorität der Geiſtlichkeit war von dieſem Augenblick an allerdings entſchloſſen, von Hurter über ſeine Stellung zur proteſtantiſchen Kirche eine beruhigende Erklärung zu fordern, in der Ueberzeugung, wenn er dieſe weder geben könne noch wolle, ſei das Band brüderlichen Vertrauens gelöſt und Hurter's Stellung eine unhaltbare geworden. Eine wirkliche Anklage gegen Hurter zu richten, daran dachte die Geiſtlichkeit niemals. Von ihm hing es ab, ob er diejenigen Schritte thun wolle, die ſeine Stellung für die Zukunft wieder ſichern konnten, oder ob er es vorziehe, dieſelbe aufzugeben.

So erſcheint das Verhältniß der Geiſtlichkeit zu Hurter als ein ſehr klares und wohlbegründetes. Der Vorſteher einer Corporation hat ſeit längerer Zeit Anlaß zu Mißtrauen gegeben, und den Schein, als begünſtige er eine andere Gemeinſchaft mehr, als die ihm angehörige, auf ſich gezogen. Die mit ihm verbundenen Corporationsglieder haben aus Rückſicht auf ſonſtige Verdienſte des Vorſtehers lange keine Einſprache erhoben; endlich macht ein eclatanter Vorgang auch ferner Stehende aufmerkſam und ſcheint längſt gehegten Argwohn vollkommen zu beſtätigen. Können die Corporationsglieder länger ſchweigen? Erlaubt das Ehre, Pflicht, Stellung? Sie könnten vielleicht den Verdächtigten ſogar als pflichtlos anklagen und ſeine Entfernung aus ſeinem bisherigen Verhältniſſe zu ihnen fordern. Das thun ſie nicht; ſie glauben für einmal an den Verdacht noch nicht, ſie ſind nur beunruhigt, in Zweifel. Es genügt ihnen aber, wenn der Betreffende aus eigenem Munde ihnen ein Wort der Beruhigung giebt, wenn er Mißverſtändniſſe aufklärt und durch offenes Zurückweiſen des Verdachtes ſich reinigt. Will ſich dieſer nicht reinigen, ſo verdient die ſchnöde Geſinnung, daß er nicht länger einem Verhältniſſe angehöre, deſſen Grundlagen gegenſeitige Achtung und Vertrauen ſein müſſen; kann er ſich nicht reinigen, und giebt er deswegen keine Antwort, ſo hat er das Urtheil ſelbſt über ſich geſprochen.

Was that nun Hurter? Auf den 9. April trat der Generalconvent (die Verſammlung der Stadt- und Landgeiſtlichen des Cantons) zuſammen. Noch jetzt wäre es an der Zeit geweſen, dem Hader durch offenes Auftreten ein Ende zu machen; noch jetzt hätte es nur wenige Worte gekoſtet, um etwa Uebelwollende zu entwaffnen (deren es im ſchlimmſten Falle nur Wenige geweſen wären), Wohlwollende (deren es ſehr Viele waren) zu verſöhnen und die Kirche vor einem Scandale zu bewahren. Da erſchien Hurter gar nicht, ließ in freiwilliger Abweſenheit die Conventsſitzung durch den auf ſeiner Seite ſtehenden Actuar eröffnen (wogegen als gegen einen ungeſetzlichen Schritt proteſtirt wurde) und ein Schreiben verleſen, worinner ſeine Stelle als Präſident des Convents (Decanus) niederlegte. In leidenſchaftlicher Gereiztheit that hier der nur an blinde Unterordnung ſeiner Collegen gewöhnte Mann den erſten trennenden Schritt.

Was that dagegen der Convent? Anſtatt ſich durch die brüsque Abbitte Hurter's zu ungehörigen Erwiederungen verleiten zu laſſen, anerkannte er in einem Antwortſchreiben in der freundlichſten, wohlwollendſten Weiſe die Verdienſte des Hrn. Antiſtes, die derſelbe in einem Schreiben an den Convent in ſtarker Ausführlichkeit dargelegt hatte, drückte dagegen nochmals ſeinen Wunſch aus, daß nach dem apoſtoliſchen Worte: „meidet allen böſen Schein," der Verdacht einer katholiſirenden Geſinnung von ihm weggenommen, durch eine offene Erklärung die Gemüther beruhigt und das Vertrauen wiederhergeſtellt werden möchte, bat bloß um Bejahung der Frage, daß er der evangeliſch-reformirten Kirche von Herzen zugethan ſei, und beſchloß der Abbitte Hurter's von ſeiner Präſidentenſtelle keine weitere Folge zu geben. Hierauf erwiederte Hurter kurz, und erklärte die an ihn geſtellte Frage als „anmaßliche Herzens- und Nierenprüferei" *).

Der Convent war nun in einer ſchwierigen Stellung. Anfangs wahrſcheinlich ohne den fernſten Gedanken, daß eine freundlich geſtellte Anfrage eine ſo tiefgreifende Spaltung hervorrufen werde, ſah er ſich jetzt mit ſeinem Vorſteher in entſchiedener Oppoſition. Er wählte nochmals den Weg friedlicher Ausgleichung und entſandte nach Beſchluß der Conventsſitzung vom 7. Mai zwei der Verſöhnungspartei angehörige Mitglieder, um Hurter nachgiebig zu machen. Allein dieſer ſchickte die Vermittler mit der kurzen Antwort zurück, daß er ſich auf Nichts einlaſſe, dagegen eine „fulminante" Schrift im Hintergrunde halte, um bei weiteren aggreſſoriſchen Schritten der Geiſtlichkeit damit ins Feld zu rücken.

Bis hierher hatte die Geiſtlichkeit faſt immer einmüthig gehandelt, nur einige Wenige hatten als erklärte Freunde Hurter's ſich den bisherigen Schlußnahmen nicht angeſchloſſen. Nun gelang es aber, den ſehr geachteten, aber durch Alter und Krankheit etwas geſchwächten und durch Hurter's Zuvorkommenheit geblendeten zweiten Stadtgeiſtlichen zu gewinnen, der in einem am 14. Mai zur Anhörung der Abgeſandten veranſtalteten Convente durch ein Schreiben an die Geiſtlichkeit darauf drang, der Convent möchte erklären, „daß er in ſeine, des hochwürdigen Hrn. Antiſtes, der vaterländiſchen reformirten Kirche, deren Vorſteher er iſt, zugethanen, treugünſtigen Geſinnungen nicht den ge-

*) A. a. O. Beilage F.

ringſten Zweifel ſetze.“ Gewiß hat der gute Mann hier mehr auf äußere Anregung hin, als aus eigenem Antriebe gehandelt. Unbegreiflicheres könnte man einer Corporation nicht zumuthen, als, während ſie eine beruhigende Erklärung von ihrem Vorſteher verlangt, von ihr verlangen, daß ſie ihm eine ſolche Erklärung zuſtelle.

Unterdeſſen war der Zeitpunkt verſtrichen, in welchem ſonſt alljährlich die Synode abgehalten wurde. Die Geiſtlichkeit beſchloß aber unter dieſen Umſtänden die Synode zu verſchieben und, wenn der Antiſtes eine Erklärung durchaus verweigere, binnen 14 Tagen der Regierung die Anzeige zu machen, daß dies die Urſache der Verſchiebung der Synode ſei. In einem Schreiben, worin es heißt: „Wir reichen Ihnen nochmals die brüderliche Hand und bitten Sie, beruhigen Sie und erfreuen Sie Ihre Amtsbrüder durch eine den friedlichen Geſinnungen des Convents entſprechende und eine genügendere Erklärung enthaltende Antwort,“ wurde dem Antiſtes die Anzeige von dem letzteren Beſchluſſe gemacht.

Der Antiſtes ignorirte Alles, das Schreiben der Geiſtlichkeit ging an die Regierung ab, in welches durch Majoritätsbeſchluß von 13 gegen 11 auch die an den Antiſtes geſtellte Frage wörtlich aufgenommen wurde, und die Regierung beſchloß, nachdem auch noch der Privatverſuch eines Geiſtlichen, Einigung auf freundlich-collegialiſchem Wege zu bewirken, geſcheitert war, dem Kirchenrathe den Auftrag zu ertheilen: „Derſelbe ſolle trachten, dahin zu wirken, daß dem beunruhigten Theile die gewünſchte Beruhigung werde.“ Der Kirchenrath, der in Schaffhauſen, beiläufig geſagt, größtentheils aus weltlichen Mitgliedern beſteht, und auch nur durch ein ſolches präſidirt wird, erließ an die Geiſtlichkeit ein Schreiben, worin er zur baldmöglichſten Schlichtung der Angelegenheit Hrn. Hurter zur Veranſtaltung eines Generalconvents auffordert, und als ſchließliches Auskunftsmittel, wenn der Friede auf erſterem Wege nicht hergeſtellt werden ſollte, die Berufung auf den Entſcheid einer proteſtantiſchen theologiſchen Facultät in Ausſicht ſtellt.

Aber Hurter wollte durch kühnen Effect ſeine Gegner niederwerfen: eine bogenreiche Schrift war ſeit längerer Zeit unter der Preſſe, dieſe ſollte urplötzlich, wie ein gewaltiges Schwert, in die Reihen ſeiner Widerſacher hereinbrechen und ſie vernichten. Es war am 21. Juli, den Tag nach Empfang des kirchenräthlichen Schreibens, als Hurter Schaffhauſen verließ, um ſeine Freunde in München zu beſuchen, und als gleichzeitig ſeine Schrift: „Antiſtes Hurter und ſogenannte Amtsbrüder,“ erſchien.

Dieſe Schrift hat bekanntlich ihre Wirkung völlig verfehlt, allein ſie iſt geeignet, ein merkwürdiges Licht auf den ſeltſamen Mann zu werfen. Was in derſelben zunächſt unabweislich hervortritt, iſt ein ungewöhnliches Selbſtgefühl, verbunden allerdings mit ungewöhnlicher Kraft. Dieſe Kraft iſt aber keine durch beſonnene Mäßigung beherrſchte, durch Kunſt- und Schönheitsgefühl veredelte. Sie ſchäumt wie ein von Felſen ſtürzender Bach, der Alles, was ſich ihm entgegenſtemmt, niederzuwerfen droht. Gewiß ziemt dem ſeiner Geiſtesüberlegenheit bewußten Manne auch Selbſtachtung und Feſtigkeit des Wortes wie der That; ſo wie jene aber in Selbſtüberſchätzung übergeht, und gar den Schein hochmüthiger Menſchenverachtung annimmt, ſo iſt auch ſchon die Grenze des ſittlich Anſtändigen überſchritten. Wer ſelbſt im Bewußtſein einer gerechten Sache blind auf ſeinen Gegner loswüthet und mehr darauf ausgeht, ihn zu vernichten, als ihn zu widerlegen, der tritt die Gerechtigkeit ſeiner eigenen Sache mit Füßen, indem er mit ſchnöden Waffen dieſelbe vertheidigt. Das Innehalten der vom ſittlichen Takte gebotenen Grenzen iſt von jedem gebildeten Manne zu fordern; am meiſten jedoch von einem Diener des Evangeliums, von einem Boten des Friedens, der durch den milden und reinen Geiſt ſeines Lebens dem Geiſte der von ihm verkündigten Lehre entſprechen ſoll. Nun iſt aber die Hurter'ſche Schrift nach der einen Seite hin mit eben ſo ſtarker Selbſtüberſchätzung, als nach der andern mit wegwerfender Menſchenverachtung geſchrieben. Seine Selbſtüberſchätzung zeigt ſich ſchon in der breiten Umſtändlichkeit, mit der er ſeine Verdienſte dem großen Publicum aufzählt. Jedem Menſchen von etwas feinerer Bildung iſt nichts unangenehmer, als von ſich ſelbſt reden zu müſſen; wo man es muß, macht man es wenigſtens mit den kürzeſten Worten ab.

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichtliche Zuſammenſtellung der merkwürdigſten Anmaßungen der Päpſte über die proteſtantiſchen Fürſten und Völker und der [ihrer] Einmiſchungen in die politiſchen Ereigniſſe des 18. und 19. Jahrhunderts. Von J. G. Siegmayer. 93 S. Berlin 1839. Verlag von Hayn.

Motto von Schiller:

Gefährlich iſt, den Leu zu wecken,
Verderbend iſt des Tigers Zahn;
Jedoch das Schrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.

Sicherlich iſt es vielen Menſchen, namentlich in Deutſchland, wie dem Ref. ergangen, welcher ſich ſchon oft die Augen rieb und ſich zu erinnern bemüht war, in welchem Jahrhundert er lebe. Die Leute des vorigen mochten ihre Ziffer lebhafter vor Augen haben, denn daſſelbe verfolgte im Augiasſtalle mit ungemeiner Kraft und Conſequenz Ein Ziel, ſeine Aufgabe der Verneinung und Zerſtörung. In neueren Zeiten aber hat es ſich ausgewieſen, daß viele Geſtalten wieder aufleben, welche man längſt für abgethan hielt. Zu ſchweigen von gewiſſen Staatstheorieen und von politiſcher Offenbarungsdogmatik, — wird man jetzt nicht Zeuge förmlicher Verirzuſtände und Culturattrapen auf dem religiöſen und kirchlichen Gebiete? Jeſuitismus, Kloſterthum, alleinſeligmachende Kirche, Verdammlich-

keit gemischter Ehen, Apotheose kreuzlahmer Glaubensformeln und todtgeborner Sacramente, auf welche sich alle Lotterbuben abonniren und assecuriren, periodisch und sporadisch blutende Nonnenwundmale, Wundermedaillen u. s. w. Welch' ein Todtentanz!

Das Streben scheint die Bestimmung des Menschen; der Kampf selbst ist der Lohn. Jeder Sieg ist die Thür zu einem neuen Kampfe, so wie vor dem Wanderer der Horizont überall zurückweicht. Jede Periode, welche vorwärts strebt, hat ihre Noth mit den Leuten, welche sich mit den Saugrüsseln in der Vergangenheit festgebissen haben, oder aus namenloser Angst vor der Zukunft krebsen. Die Stillvergnügten, welche nicht aus der Stelle wollen, welche das Unmögliche, den Tod aller Geschichte, anbeten, mag man allenfalls in Ruhe lassen. Die Zeit ist ein schreitender Riese; aber er muß sich (dies der Humor des Weltkampfes) öfter umdrehen, um die Gassenjungen, welche auf ihn mit Koth und Steinen werfen, zu züchtigen.

Welche Grotesken führt uns die römisch-katholische Kirche noch jetzt auf! Eine gewisse Partei hat es auf die Restauration des mittelalterlichen Kirchenthums abgesehen, welches bekanntlich für seine Mitarbeiter schöne Einkünfte abwarf. Nach allen Zeichen der Zeit ist noch mancher Hammerschlag nöthig, die Stücke zu zermalmen, welche die Sprengung des Reformatorenjahrhunderts zurückließ. Härter als Diamant ist das Vorurtheil, der Aberglaube; der kirchliche fällt außer aller Vergleichung. Daher ist niemals überfüllt das ansehnliche Regiment der Streiter, welche in den neueren kirchlichen Wirren und Anmaßungen das Banner der Vernunft und Gerechtigkeit vertheidigten. Unter ihre Schriftsteller reiht sich als Gemeiner oder vielmehr als Troßknecht der Verf. des oben genannten Büchleins, welcher es gut meint, aber seine Sache etwas ungeschickt anfängt. Eine gewisse unerquickliche Selbstgefälligkeit bricht öfter zu Tage, z. B. S. 10: „Uebrigens wolle man sich über die in dieser Schrift geführte derbe Sprache nicht wundern, sondern nur an Luther erinnern, der auch recht gut wußte, daß eingewurzelte Krankheiten nur durch kräftige Arzneien zu heilen sind; und vielleicht findet sich auch ein Melanchthon, der das Herbe meiner Gedanken mit sanfteren Worten zu sagen und zu mildern weiß." Daran ist sehr stark zu zweifeln. Was der Verf. giebt, ist plan- und gestaltlos durch einander geworfen; historische Actenstücke und Zeitungsartikel (mit letzteren sind fast ganz angefüllt S. 68—81) bringt seine Unkritik neben einander. Krumm und kraus, wie in einem Pferdehaarpolster, liegen seine Ideen. Deshalb kann es nicht auffallen, wenn auch seine Sprache häufig ein so ausnehmend undeutscher Wirrwarr ist, z. B. S. 5: „Merkwürdig in der Weltgeschichte ist die Bemerkung: daß niemals ein dauernder Friede in dem Staaten- und Familienleben statt hat, [und] was wahrscheinlich nach den Grundgesetzen der ewigen in einem steten Kreislauf abwechselnden, und in zwei Waagschalen sich abwiegenden Verhältnissen [sic] des Glücks oder Unglücks der Menschheit, der organischen und unorganischen sich ausgleichenden Wesen, dem Streben des Guten gegen das sogenannte Böse, und nach dem Willen des Allerhöchsten Geistes, den wir Gott nennen, nicht anders sein darf; und daß das Böse als materieller Stoff an Quantität immer größer, aber weniger glückselig als das Gute als geistiger Stoff, ist."

Die römischen Anmaßungen, über welche sich der Verf. verbreitet, sind hauptsächlich die Verhältnisse der Päpste Clemens XI. und XII. zu den sächsischen Regenten im vorigen Jahrhundert (die heiligen Väter waren zärtlich bemüht, die Urlutheraner in den wonnevollen Pferch der Gläubigen zurückzubringen), die Protestation des Ersteren gegen die preußische Königswürde (eine ewig denkwürdige Posse), dies und jenes aus der römischen Proselytenmacherei und dem Jesuitentreiben, die erzbischöflichen Händel mit der preußischen Regierung (S. 42—60), und sonstige Züge des papistischen Hochmuths u. s. w.

Der Verf. interessirt sich für die Wiedervereinigung der beiden Kirchen, wobei er lebhaft für die protestantische den Mangel an sinnlicher Pracht bedauert, „weil Gott mehr Achtung bei seiner Anbetung verdiene" (S. 9). Glaubt er etwa, daß die rohe Verkörperung des Gottesdienstes das Volk nicht ziemlich rasch in den Aberglauben stürzt, den er doch selbst verwirft? Unter einzelnen richtigen, wenn auch nicht neuen Bemerkungen (z. B. die Herrscher Europas hätten 1815 Maßregeln treffen müssen, „um das menschliche Glück durch erdichtete Gewissenszweifel nicht länger zerstören zu lassen," S. 41), stößt man bei dem Verf. überall auf Unklarheiten und Schiefheiten. Folgende Stelle würde ihm bei der Voce della verità in Modena und anderswo näher zum Empfehlungsschreiben gereichen (S. 82): „Was sind Revolutionen anders als Früchte der Aufklärungen (?), die ihre Entstehung aus Unglauben haben? Man lächelt zwar über die Zeiten des Aberglaubens, und doch waren sie für Fürsten und Völker, die vernünftig dachten und handelten, besser als jene. Die Folgen des Unglaubens (?) sind gewöhnlich anarchische, republikanische, demokratische, constitutionelle, aristokratische Staatsverfassungen, während welcher stufenweisen Bildung Millionen Menschen unglücklich werden müssen, ehe das Schicksal wieder Männer auf den Kampfplatz ruft, denen es vorbehalten ist, durch redlichen Sinn und Kraft dem Uebel wieder Einhalt zu thun und weise monarchische Regierungen herzustellen." Wie viel lernt man hier! Es giebt anarchische Staatsverfassungen; die constitutionellen sind unweise oder unmonarchische. Und waren etwa die Republiken des Alterthums und des Mittelalters (gar nicht von den neueren zu reden) ebenfalls „Folgen des Unglaubens?" — Ein anderer Wirrknäuel findet sich S. 41 und 42: „Was hält die Fürsten Europas noch jetzt ab, den Papst, wenn er, angeblich an Christi Statt, seine Pflicht und Schuldigkeit nicht erfüllt, durch einen Beschluß des deutschen Bundestages seiner Länder und des apostolischen Stuhls für verlustig zu erklären?" Gleich darauf heißt es: „Was kann, wie schon berührt, die Regenten Europas jetzt noch abhalten, den Papst mit seinen Hoheitsrechten bloß auf seinen Kirchenstaat zu beschränken?" u. s. w.

Närrisch genug ist der, übrigens auch schon in anderen Köpfen erblühte, Vorschlag, der uns mit zwei Päpsten beschenken möchte (S. 90). Mittel, „ein dauerndes Equilibre herzustellen: entweder den Papst in seiner weltlichen Macht zu beschränken und ihn wieder in seinen natürlichen — den Priesterstand — zu versetzen, oder einen protestantischen Priester auch zu einem evangelischen Papste [horribile dictu!] zu erheben, ihn[m] ein ebenfalls so großes Ländergebiet anzuweisen und eine solche Souverainetät der Kirchenregierung zu verschaffen. Gleicher Hofstaat, gleiche Würden, gleiche geistliche Politik zu Erweiterung seines geistlichen Gebiets, würden sich auch wohl schon nach und nach von selbst finden." Nun wahrlich, der Protestantismus bräche über sich selbst den Stab, wenn er seine Würde dadurch wahren wollte, daß er die Harlekinsjacke seiner Gegner anzöge und im Jesuitenschlamm wühlte. Will man Geistesknechtschaft in der Kirche, so bedarf es keiner neuen Schöpfung. Jene giebt Rom schon sattsam, und die politische Unmündigkeit in den Kauf. K. R.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

18. Februar. № 42. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

(Fortsetzung.)

Es wäre aber dieses Herzählen der Hurter'schen Verdienste um so weniger nöthig gewesen, als Niemand daran dachte, Hurter von dieser Seite in etwas schmälern zu wollen, vielmehr die Geistlichkeit selbst in ihren Schreiben und Anfragen auf's Anerkennendste ihn behandelt hatte. Hat es aber Hurter an gutem Willen oder an Scharfblick einzusehen gefehlt, daß es in Principienfragen nicht auf vorangegangene Verdienste, sondern auf das in Frage gestellte Princip ankommt. Ein Beamter kann z. B. innerhalb seines Wirkungskreises sehr viel Gutes stiften, und allgemein geschätzt sein, dabei aber doch anvertraute Cassagelder veruntreuen. Wehrt er sich nun gegen den letzteren Verdacht dadurch, daß er auf seine übrigen Dienstleistungen hinweist, die Casse aber zur Einsicht nicht öffnen will, so wird man ihm sagen: deine Verdienste lassen wir gelten; aber es handelt sich nicht um diese, sondern um deine Ehrlichkeit. Dadurch, daß Hr. Hurter auf seinen zum Behufe besserer ökonomischer und moralischer Stellung der Geistlichen verwandten Eifer verweist, auf die durch seine Verwendung hauptsächlich herbeigeführte Erwerbung eines neuen Versammlungshauses für die Geistlichkeit, auf die außergewöhnliche Gewandtheit, mit der er ihre Versammlungen präsidirte, auf die Leutseligkeit und Zuvorkommenheit, die er im Geschäfts- und Umgangsleben Einzelnen bewies, sich beruft, könnte er Manchem den Blick von der Hauptfrage auf Nebendinge, von dem Wesentlichen auf Zufälliges hinübergelenkt zu haben scheinen.

Dieser Uebelstand erklärt sich am besten aus der Art und Weise, wie Hurter den ganzen Handel auffaßt. Er faßt ihn rein persönlich. Daß man es auf ihn, seine Person abgesehen, daß man dieser Demüthigungen, Erniedrigungen, wo nicht noch Aergeres habe bereiten wollen, daß heimliche Neider und Hasser, denen seine Berühmtheit und Geistesgröße unangenehm wären, jetzt die vergifteten Pfeile ihres Angriffes auf ihn gerichtet hätten: das sind die Gespenster, die ihn unablässig in seinem Buche verfolgen, und denen er leider nirgends auszuweichen Miene macht. Woraus entspringt nun aber dieser Wahn, Alles nur auf sein Ich und dessen unmittelbare Interessen zu beziehen? Dessen Quelle ist Selbstüberschätzung. Wird nämlich die Selbstliebe bis zur Selbstverliebtheit gesteigert, so treten die Sachverhältnisse dem in sein Ich Verliebten alsbald von den Personverhältnissen zurück, und wie die Sonne einstens dem Selbstgefühle der Erdenbewohner zu lieb mit dem ganzen Firmamente sich um die Erde drehen mußte, so dreht sich hier um das Ich die Sache mit den Ideen. Leider paart sich nun mit der Selbstüberschätzung gewöhnlich eine schmerzlich verletzende Menschenverachtung, die nur allzu sehr aus der Hurter'schen Schrift entgegenspringt. Man hat Hurter vorgeworfen, er sei mit der Gegenwart zerfallen; das ist nur zur Hälfte wahr. Er ist in einem viel umfassenderen Sinne, trotz seines Humors und seines geselligen Frohsinns, mit der Menschheit zerfallen. Denn wer die „bassesse des mortels“ *) zu einem stehenden Artikel in seinem Beurtheilungskanon des Menschengeschlechts macht, zwischen den und sein Geschlecht ist eine dritte, unheimlich-düstere Macht hineingetreten. Die Sprache, die Hurter gegen seine Amtsbrüder führt, die Selbstgewißheit, mit der er sie als „Sogenannte“ schon auf dem Titel erklärt, bevor nur der geringste Beweis für diesen bittersten aller Vorwürfe geleistet ist, die schnöde Ironie, mit der er sie zu bloßen Nummern entwürdigt, die unglaubliche Selbstmeinung, die seine Amtsbrüder für zu niedrig hält, um nur mit ihren Namen an denjenigen des Hrn. Antistes angehängt auf die Nachwelt hinübergestoßt zu werden, die Kühnheit, mit der zu wiederholten Malen auf das Schonungsloseste die Männer, die es wagten, im Namen der Kirche der persönlichen Autorität ihres Vorstehers gegenüberzutreten, als Revolutionäre, mit einem Ausdrucke bezeichnet werden, der im Munde Hurter's zu einer wahren Beschimpfung wird: das Alles in Verbindung mit dem wegwerfenden, stolzgebietenden, rücksichtslosen, oft höhnenden Tone der Schrift läßt auf ein

*) Antistes Hurter u. seine verunglimpften Amtsbrüder, S. 29.

in ſeinen innerſten Wurzeln erſchüttertes, ſonſt längſt an geheimem Mißmuthe kränkelndes Gemüth ſchließen. Und gereicht ein ſolcher Schluß dem Charakter des Mannes nicht zu größerer Ehre, als wenn wir jenes Alles aus einem Momente blinder Leidenſchaftlichkeit, unbeſonnenen Dreinfahrens erklären wollten? Nicht als ob nach unſerer Meinung leidenſchaftliche Gereiztheit nicht endlich den Ausbruch herbeigeführt und der heimlichen Flamme Luft gemacht hätte; aber die Leidenſchaft war nicht das Feuer ſelbſt, das ſchon längſt in ſtiller Seele geglimmt hatte, ſie war nur der Sturmwind, der die glühenden Funken auseinander jagte*).

Hurter wird wahrſcheinlich jetzt bei kühlerem Blute ſelbſt einſehen, daß auch berühmte Männer, wenn ſie bloß der Intelligenz vertrauen, vor entſetzlichen Mißgriffen nicht geſichert ſind; denn mehr fehlzugreifen, wäre kaum möglich, als Hurter damit fehlgreift, daß er eine tiefverſponnene Intrigue gegen ſich arbeiten läßt, in deren Gewebe er ſich wie in ein Zaubernetz verſtrickt glaubt, während am Ende er ſelbſt der Zauberer iſt, der Netz und Gewebe in ſeiner Vorſtellung hergezaubert hat. Am unbegreiflichſten und ein Beweis, wie wenig noch Hurter ſich in den Geiſt der Gegenwart hineingedacht hat, iſt aber ſeine Empfindlichkeit gegen Zeitungsartikel, deren mehrartiges Erſcheinen nun hauptſächlich das eingebildete Intriguengeſpinnſte erklären ſoll. Wer mit unſeren Schweizerverhältniſſen nur einigermaßen vertraut iſt, wer überhaupt nur einen dunkeln Begriff von Preßfreiheit hat, der weiß, daß bei uns ſchreibt und drucken läßt, was leſen und ſchreiben gelernt hat, und daß in einem kleinen Ländchen von zwei Millionen Einwohnern, wo nicht alle Tage große Dinge geſchehen, um die Spalten von 50 ſich meiſtens mit innern Angelegenheiten beſchäftigenden Blättern zu füllen, natürlich die neuigkeitshungrigen Zeitungsſchreiber ſich auch über die geringfügigſten Dinge hermachen, und ſie beſtmöglichſt ausbeuten. Daß nun auch eine Angelegenheit, wie die Hurter'ſche war, in den vaterländiſchen Zeitungen beſprochen wurde, iſt demnach ſehr natürlich, um ſo mehr, als ſie ſelbſt in deutſchen Zeitungen mit einer Gründlichkeit beſprochen wurde, die dieſen ſonſt in Betreff ſchweizeriſcher Verhältniſſe nicht eigen iſt. Nun ſind Zeitungen aber keine Repertorien des Niederſchlags reiner hiſtoriſcher Wahrheit, ſondern wie es kommt, ſo nimmt es der Redacteur auf, und der mit dem Sachverhalte am wenigſten Bekannte iſt immer am zuverſichtlichſten in dem, was er aufnimmt. Daß daher auch Irrthümliches, Schiefes, Unzulängliches, für Hurter Verletzendes Aufnahme in Zeitungen gefunden hat, unterliegt keinem Zweifel; nur hätte das einen Mann von Geiſt und Kraft nicht groß kümmern dürfen. Zeitungsgeklatſch vermag die öffentliche Meinung nicht zu verwirren, wo ein öffentlicher Charakter ſchon vorher rein und groß daſtand. Uebrigens hat Hurter um ſo weniger Urſache ſich über die Zeitungen zu beklagen, als die ihm günſtigen Blätter nicht unterlaſſen haben, auf Backenſtreiche ſeiner Gegner mit Keulenſchlägen zu antworten und jede Unwahrheit wenigſtens mit zehn eigens erfundenen zu bezahlen. Dazu kam noch Hilfe aus Deutſchland. Die „Augsburger Poſtzeitung" nahm ſich Hurter's, als vertheidigte ſie ihre eigene Sache, an, und beehrte auch mich einige Male mit ihren gewiß nur zur Ehre gereichenden Schmähartikeln.

Während nun in der Hurter'ſchen Schrift eine nicht kleine Mühe auf Rechtfertigung gegen Vorwürfe, die ihm Niemand gemacht, verwendet iſt, ſo iſt dagegen der eigentliche fragliche Punkt ſehr beiläufig und auf kaum ſieben Seiten abgethan in dem Abſchnitte „über katholiſche und proteſtantiſche Kirche"*). Hurter betrachtet nach ſeiner eigenen Erklärung die katholiſche und die proteſtantiſche Kirche von jeher als zwei unermeßliche Thatſachen, die nun einmal beſtanden, als zwei Gebiete mit ſcharf gezogenen Grenzen. Um das Dogma der katholiſchen Kirche habe er ſich bisher noch wenig bekümmert, er kenne nur, was geſchichtlich oder ſichtbar an ihr ſei, ihre Reichsverfaſſung, ihr Recht,

*) Hurter's leidenſchaftliches Benehmen hatte ſich auch ſchon vor dem Erſcheinen ſeiner Schrift in mehrerer Beziehung auf eine Weiſe kund gethan, die freilich ſelbſt auf ſeine Freunde einen ungünſtigen Eindruck machen mußte. So hatte ihn beſonders ein Artikel in der basler Zeitung Nr. 130—132 erbittert, der das merkwürdige Schickſal hatte, daß er von den Gegnern Hurter's meiſtens als eine Apologie des Antiſtes angeſehen, vom Antiſtes ſelbſt als ein hämiſcher Angriff betrachtet wurde. Der Artikel iſt in Hurter's Vertheidigungsſchrift als Beilage I. abgedruckt; ich nehme nicht den geringſten Anſtand, mich öffentlich als deſſen Verfaſſer zu nennen. Die Abfaſſung des Artikels fiel in einen Zeitpunkt, wo noch auf gütliche Vereinbarung Hoffnung vorhanden war; ich bezweckte damit nichts Anderes, als zu einer ſolchen mitzuwirken, da mir Hurter's Verluſt für Schaffhauſen ein ſehr empfindlicher geſchienen hätte, ſein Betragen gegen die Geiſtlichkeit aber nach meiner Ueberzeugung einen unheilbaren Bruch herbeiführen mußte. Als auswärtiges, völlig unbetheiligtes Mitglied des ſchaffhauſiſchen Miniſteriums, glaubte ich ſogar eine Art Verpflichtung gegen meine Landeskirche zu haben, und ich weiß, daß meine Worte nicht ganz ohne Wirkung geblieben ſind. Unglücklicher Weiſe aber iſt in dem Artikel eines Gerüchtes Erwähnung gethan, wornach Hr. Hurter als Mitbetheiligter an der Abfaſſung des oben erwähnten katholiſchen Kreisſchreibens bezeichnet worden wäre, ein Gerücht, das jedoch ganz deutlich an der betreffenden Stelle ſelbſt als ein Wahn bezeichnet iſt. Die Erwähnung dieſes Gerüchtes, wahrſcheinlich aber der ganze Artikel, der ſich freimüthig und ſelbſtändig über den ganzen Handel äußerte, brachte Hurter in eine ſolche Erhitzung, daß er zunächſt ſehr gereizte und beleidigende Schreiben an die Redaction der basler Zeitung ergehen ließ, welche dieſelben ruhig und energiſch erwiederte, ſodann den ſchaffhauſiſchen Staatsanwalt, Hans v. Ziegler, nach Baſel ſchickte, um gegen den Artikelsverfaſſer einen Preßproceß einzuleiten. Die erfolgende gänzliche Freiſprechung deſſelben konnte Hurter nicht verhindern, in ſeiner Vertheidigungsſchrift den Präſidenten des Gerichts, einen allgemein geachteten Mann, der Parteilichkeit zu beſchuldigen, und gegen mich in einem Tone zu reden, der jedenfalls keine Erwiederung verdiente.

*) Der Antiſtes Hurter u. ſog. A. S. 68 ff.

ihren Beſitz, wohl auch ihre Uebung in Cultus und Disciplin. Gewiß hat Hurter mit dieſen Worten ſeinen Standpunkt von der einen Seite richtig bezeichnet. Es iſt der rein hiſtoriſche, der Wirklichkeiten anerkennt und Thatſachen, eben weil es ſolche ſind, nicht beſtreitet. Was iſt, hat für den Hiſtoriker ſein Recht darauf, zu exiſtiren, eben damit begründet, daß es geworden iſt. Allein wo es ſich um confeſſionelle Unterſchiede handelt, reichen wir eben mit dieſem hiſtoriſchen Standpunkte nicht aus. Es wird Keiner nur darum Proteſtant heißen wollen, weil der Proteſtantismus eine ungeheuere Thatſache iſt, da der Katholik eben ſo ſehr Anſpruch auf dieſe ungeheuere Thatſache machen und mit größerem Rechte, als der Proteſtant, ſich darauf berufen kann, daß er einer Thatſache huldigt, der die Beglaubigung einer tiefer liegenden Vergangenheit zu Nutze kommt. Was würden wir von einem proteſtantiſchen Geiſtlichen halten, der einem Confeſſionsverwandten auf die Frage, warum er ſeiner Confeſſion den Vorzug gebe, nichts Anderes zu erwiedern wüßte, als weil er darin geboren ſei? Auf dieſe letzte Conſequenz führte aber der Hurter'ſche hiſtoriſche Standpunkt.

Confeſſionsunterſchiede, wenn ſie nicht nur äußerlich vorhanden ſein ſollen, beruhen auf Geſinnung und Glauben, nicht bloß auf Ueberlieferung und Vererbung. Wenn auch letztere das allgemeine Band iſt, das zunächſt unſeren Beitritt zu einer Confeſſion beſtimmt und uns mit derſelben zuſammenhält, ſo darf dies doch nur ſo lange dauern, bis das Selbſtbewußtſein zur Reife erwacht und der Zeitpunkt im Leben eingetreten iſt, wo ſittliche Neigung mit bewußter Freiheit ſich für die Lebensüberzeugung entſcheidet. Finden ſich nun allerdings Viele, die bloß äußerlich durch Geburt, Erziehung, Indifferentismus mit ihrer Confeſſion zuſammenhängen, und vielleicht noch gar nie darüber nachgedacht haben, warum ſie dieſer und nicht einer andern angehören, ſo iſt dies bei Allen zu bedauern, an einem Geiſtlichen aber unerträglich, da wir in ihm das confeſſionelle Bewußtſein am ſchärfſten ausgeprägt, zu reinſter, ſicherſter Lebensgewißheit herangediehen glauben müſſen. Daß ſich Hurter in einem Augenblicke, wo Alles darauf ankam, eine warme, entſchiedene Anhänglichkeit an den proteſtantiſchen Glauben zu bezeugen, mit einer gewiſſen objectiven Kälte dem Proteſtantismus wie dem Katholicismus, als zwei hiſtoriſch gleichberechtigten Mächten, gegenüberſtellt, zwar nebenbei auch noch bemerkt, daß er nach dem Dogma der proteſtantiſchen Kirche lehre, aber über ſein inneres, herzliches Verhältniß zu dieſem Dogma auch nicht ein Wort verliert: das iſt gewiß manchem ſeiner Freunde unangenehm aufgefallen, und wenn ſeine Aeußerungen auch den Eindruck machen, daß ein förmlicher Uebertritt zur katholiſchen Kirche von ihm nicht zu befürchten ſei, ſo befriedigen ſie doch auch warm proteſtantiſch ſchlagende Herzen nicht, und kaum ſcheint es, daß Zweifel und Bedenklichkeiten dadurch beſeitigt werden möchten. Freilich möchte die unbefriedigende Antwortertheilung in ſeiner Schrift ihre Erläuterung zum Theil auch in dem Umſtande finden, daß Hurter, wie er ausdrücklich ſagt, der Geiſtlichkeit kein Recht zu der an ihn geſtellten Frage einräumte und ſie als Gewiſſensquälerei betrachtete. Gerade dieſe Auffaſſung der Sache beweiſt aber, wie geneigt Hurter iſt, Verhältniſſe äußerlich und juridiſch zu faſſen, die auf einem ganz anderen Grunde ruhen. Ob eine Corporation berechtigt ſei, von einem mit dem Corporationszwecke der anſcheinend an den Tag gelegten Geſinnung nach nicht mehr übereinſtimmenden Mitgliede, zumal ihrem Vorſteher, eine Erklärung zu fordern oder nicht, wollen wir Andern zu entſcheiden überlaſſen, ſo ſehr uns hier ſogar eine juridiſche Berechtigung auf der Hand zu liegen ſcheint. Wo aber ein Verhältniß collegialiſcher Freundſchaft beſteht, handelt es ſich zunächſt nicht um eine juridiſche, ſondern um eine moraliſche Frage. Der Freund, der Urſache zu haben glaubt, an der Aufrichtigkeit der freundſchaftlichen Geſinnung ſeines Freundes zu zweifeln, wird, je enger die vorher geknüpften Freundſchaftsbande waren, um ſo freimüthiger Bedenklichkeiten und Zweifel dem Verdächtigten entdecken und ihn um beruhigende Aufſchlüſſe bitten. Liegt denn nicht gerade darin ein weſentliches Vertrauen, daß man ſich durch die Ausſage des in Verdacht Genommenen will beruhigen laſſen, daß man ſeinem Worte zum voraus das Gewicht ungeſchminkter Wahrheit beilegt? Wird von dieſem aber jede Erklärung hartnäckig verweigert, ſo wird es ſchwer fallen, dieſer Verweigerung den Schein entweder des Uebermuthes, oder eines böſen Gewiſſens zu benehmen. In beiderlei Beziehung hätte Hurter demſelben durch offene, ehrliche, brüderlich wohlmeinende Eröffnungen entgehen können.

Was ohne Zweifel Hurter noch mehr einer ſolchen Eröffnung abgeneigt machte, war ſeine Verſtimmung gegen den jetzigen Zuſtand der proteſtantiſchen Theologie. Man fordere, ſagt er*), von ihm eine Erklärung darüber, ob er der reformirten Kirche von Herzen zugethan ſei? Unter dem Ausdrucke Kirche laſſe ſich aber nur eine Verbindung von Menſchen denken, welche in allen Stücken vorerſt zu gewiſſen gleichen Lehren übereinſtimmend ſich bekennen. Alle wahre Einigung beruhe aber nur auf Poſitivem, nie auf Negativem. Die kirchliche Einigung müſſe daher nothwendig in etwas Poſitivem beſtehen, was von der Geſammtheit aller über das ganze Erdenrund wohnenden, zu der gleichen Kirche verbundenen Menſchen und namentlich ihrer Lehrer als Fundament der Verbindung angenommen werde. Nun möchte man aber fragen, welcher Lehrbegriff denn der allein giltige und anerkannte, derjenige ſei, welcher von Allen,

*) Der Ant. Hurter u. ſog. Amtsbrüder. S. 130 f.

die zu der reformirten Kirche ſich bekennen, angenommen werde? Dieſe Stelle enthält einen directen Angriff auf die reformirte Kirche, den wir in katholiſchem Munde ſchon oft genug haben hören müſſen. Der reformirten Kirche wird die Vielartigkeit ihrer Symbole, die Mannichfaltigkeit der in ihr herrſchenden theologiſchen Richtungen, die Verſchiedenheit der aus ihr ſchon hervorgegangenen Syſteme zum Vorwurfe gemacht. Für wen die kirchliche Wahrheit nur in einer gegebenen Form zu erſcheinen vermag, und wer alles außer dieſer Form Liegende für das Gegentheil der Wahrheit oder für Trug hält, der wird es nie begreifen, daß in verſchiedentlichen Gefäßen der Geiſt der ewigen Liebe ſeine Segensquellen ausgießt, daß auch mit menſchlicher Schwachheit und theilweiſem Irrthum vermiſcht, Wahrheit noch Wahrheit bleibt und Mangelhaftigkeiten dieſes Geſtirn der Geiſterwelt ſo wenig auslöſchen, als Sonnenflecken das Sonnenlicht. Das iſt der ewige Selbſtwiderſpruch des Katholicismus, daß er die Wahrheit nur in ſeiner Form gelten laſſen will, und jede Abweichung von dieſer Form als eine Abirrung von der Wahrheit anſieht. Uebrigens iſt Herr Hurter ſchon darin gegen die reformirte Kirche ungerecht, daß er das weſentlich Bleibende und Poſitive an ihr gar nicht anzuerkennen ſcheint. Dahin gehört vor Allem ihr Grundſatz, an dem in der h. Schrift geoffenbarten Gottesworte feſtzuhalten, ſo wie der Hintergrund ihrer geſchichtlichen Anfänge, die ſymboliſchen Bücher. Allerdings iſt der erſtere Grundſatz ein fließender geworden, ſeit man gelernt hat, in der Schrift dogmatiſche Beſtandtheile von hiſtoriſchen, für alle Zeiten Giltiges von bloß Zeitgemäßem, Weſentliches von minder Weſentlichem zu unterſcheiden; es wird in der proteſtantiſchen Kirche über die Grenzſcheide dieſer verſchiedenen Beſtandtheile noch längere Zeit Verſchiedenartigkeit der Anſichten beſtehen. Ebenſo hat die Verſchiedenheit der Auslegungsgrundſätze mancherlei abweichende Meinungen über den Schriftinhalt erzeugt, und der gewiſſenhafteſte, gelehrteſte proteſtantiſche Ausleger wird ſich am wenigſten einbilden, ein vollkommener Ausleger zu ſein. Dieſe Abweichungen rechnen uns die Katholiken an, und ſcheint uns Hr. Hurter anzurechnen. Es iſt allerdings bequemer, die Bibel hinter Verſchluß und Riegel zu halten, und eine Auslegungsweiſe als die allein mögliche und wahre geltend zu machen; es iſt damit ſogar mancher Gefahr, Irrung und Spaltung vorgebeugt und, wenn man will, dem Frieden der Kirche gedient. Eine andere Frage iſt, ob der Wahrheit? Es ſei, die Freiheit der Unterſuchung in religiöſen Dingen hat manchen Giftſchößling aufgetrieben; wollten wir, um jenen nicht zu haben, der herrlichen Früchte entbehren, die wir dieſer Freiheit verdanken? Es geht freilich manchmal einer der Giftpflanze nach, koſtet von dem Verderben und ſinkt ſogar unter, aber Tauſende erquicken ſich an den geſunden Strömen, zu denen Jeder Zugang hat. In unſerer Kirche iſt allerdings auch dem Verwerflichen Luft und Licht, ſich zu verbreiten, gegönnt, aber wir vertrauen der ewigen Weisheit und der die Kirche leitenden Macht des Geiſtes, der die trüben Schlacken niederſchlägt und der lauteren Wahrheit immer wieder zu ihrem Siege verhilft. Haben wir keinen von einem oberſten Kirchenhaupte garantirten, uns aufgedrungenen Lehrbegriff, ſo haben wir dafür in der Schrift eine unerſchöpfliche Quelle neuer chriſtlicher Belehrung und Begeiſtigung, ſo haben wir in den Symbolen ehrwürdige geſchichtliche Ueberlieferungen des Glaubens unſerer Väter, welche die Gegenwart unſerer Kirche an deren Vergangenheit ſchicklich anknüpfen. Damit haben wir uns aber den Weg zu Fortſchritten und neuen Belehrungen auf dem Wege der Erkenntniß nicht abgeſchnitten, und gern ſehen wir einer Zukunft entgegen, die auch gegen die Mängel des Proteſtantismus, deren er gewiß manche hat, wieder proteſtiren wird. Der Hr. Antiſtes ſagt: „Feſthalten an geoffenbartem Chriſtenthum möchte den Proteſtantismus noch um etwas überragen,“ und jenes Erſtere ſcheint er ſich vorzugsweiſe beizulegen. Jedermann wird aber einſehen, daß, wo es ſich um confeſſionelles Verhältniß handelt, jener Ausdruck allerdings nicht genügt, weil der Katholik mit noch größerem Rechte am geoffenbarten Chriſtenthume feſtzuhalten meinen wird, als der Proteſtant. Seit ſich das Chriſtenthum in feſte Confeſſionen ausgeprägt hat, nach denen ſich die Ueberzeugungen ſpecifiſch verſchieden ausbilden, iſt der confeſſionelle Unterſchied ein weſentlicher geworden, und wer mit dem allgemeinen Feſthalten am geoffenbarten Chriſtenthume durchzukommen meint, der giebt gerechten Anſtoß, daß ihm an der beſonderen Form des Chriſtlichen nicht viel gelegen ſei. Ein proteſtantiſcher Antiſtes muß aber am geoffenbarten Chriſtenthume feſthalten, ſo wie dies nach den Grundſätzen der proteſtantiſchen Kirche erforderlich iſt; thut er dies nicht, ſo mag er immerhin noch ein Chriſt, ſchwerlich aber mit Recht ein proteſtantiſcher heißen.

So mag man die in der Hurter'ſchen Schrift ausgeſprochenen Meinungen und dargelegten Grundſätze betrachten von welcher Seite man will; ſie befriedigen nicht und laſſen auch darüber im Dunkel, wie der Betheiligte es eigentlich mit ſeiner Kirche meine, wenn auch ſo viel daraus erhellt, daß er an Uebertritt wirklich nicht dachte und noch viel weniger von geheimem Uebergetretenſein die Rede ſein kann. Die Schrift hat darum auch ſehr wenig Eindruck gemacht. Seiner Partei, den eigentlich Katholiſirenden oder Katholiſchen, war ſie nicht entſchieden genug und verletzend ſogar, wegen Hurter's offen eingeſtandener Gleichgiltigkeit gegen das katholiſche Dogma. Seine Gegner waren dadurch nicht geſchlagen; denn die Leidenſchaft, die ihre meiſten Hiebe gewöhnlich in die Luft thut, trifft nicht, giebt aber dagegen Blößen. Daß ſich Hurter durch ſein Buch mehr ſelbſt bloßgeſtellt, als fremde Blößen aufgedeckt hat, dürfte ziemlich ausgemacht ſein. Bei den Unparteiiſchen, Unentſchiedenen, Zweifelhaften wirkte er auch nicht; dieſe ſtieß der rohe Ton ab, der plumpe Witz, der unverdeckte Uebermuth. Man kann ſagen, die öffentliche Meinung hat die Schrift abgelehnt, und in der That war ſie eines Antiſtes unwürdig.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

19. Februar. № 43. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

(Schluß.)

Merkwürdig ist nun aber, daß gerade diese Schrift, die den Bruch zwischen Vorsteher und Geistlichkeit unheilbar zu machen schien, ein neues Bindeglied zwischen beiden Parteien hat werden müssen und wesentlich zu ihrer Versöhnung beigetragen hat. Hurter reiste bekanntlich den Tag nach deren Erscheinung nach München ab; man legte dieser Reise mancherlei Zwecke unter. Ob er wirklich in München eine Stelle gesucht, ob er damals die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit seiner bisherigen Stellung in Schaffhausen mit sich getragen, oder ob er sich nur von den vielen erlittenen Gemüthsbewegungen erholen und in geistesverwandtem Freundeskreise Stärkung und Genugthuung zu finden hoffte: das sind Fragen, deren Entscheid wir dem Innern des Mannes überlassen müssen. Gewiß ist, daß sein münchner Aufenthalt ihn unbefriedigt ließ, daß man dort mehr von ihm zu erwarten schien, als er zu leisten im Sinne hatte, wenn es auch bloße Sage sein sollte, daß der Antrag zum Uebertritt an ihn gestellt worden war. So scheint die Unbehaglichkeit, die sein Buch und sein gegen stärkere Zumuthungen ablehnendes Betragen in seinen sonst befreundeten Umgebungen verbreitete, ihm zu einem Warnungszeichen geworden zu sein, daß ihn übermüthige Leidenschaft zu weit geführt habe. Die in ihm vorgegangene Veränderung war seinen Gegnern nicht verborgen geblieben; daß sie seine gebeugtere Stimmung dazu benutzen wollten, um ein schon so gut als gebrochenes Verhältniß wiederherzustellen, zumal sie aus den Aeußerungen seiner Schrift sowohl, als aus den münchner Vorgängen wenigstens die Hoffnung schöpfen konnten, er werde sich zu einer Confessionsänderung nicht hergeben: wollen wir sie darum tadeln?

Am 27. August versammelte sich in der gewöhnlichen Bartholomäussitzung der Convent zum ersten Mal nach der Erscheinung der Hurter'schen Schrift wieder. Es zeigte sich alsbald eine stark hervortretende versöhnliche Gesinnung. Eine nur sehr kleine Minorität trug darauf an, Hurter'n wegen seiner schnöden Behandlung des Convents vor dem Kirchenrathe oder der Regierung in Anklagestand zu versetzen; die große Majorität beschloß, noch einmal den Weg entgegenkommender Versöhnlichkeit zu betreten, und in einem Conventschreiben Hurter'n die Wehmuth seiner Collegen darüber auszudrücken, daß er dieselben in einer öffentlich gewordenen Druckschrift so arg habe besudeln können. In dem Schreiben hieß es: der Convent, im Begriff einen entscheidenden Schritt zu thun und den Kirchenrath zu Hilfe zu nehmen, könne nicht umhin, vorher über die gähnende Kluft, die sich zwischen ihm und seinem Vorsteher gebildet, noch einmal Worte des Friedens hinüberzurufen, zugleich aber auch zu erklären, daß außer einer Antwort auf die entscheidende Frage, jetzt auch noch Zurücknahme der in der Hurter'schen Schrift enthaltenen und gegen Conventsmitglieder gerichteten Beschimpfungen von ihm verlangt werde. Schließlich wurde Hurter'n eine Frist von 8 Tagen zur Beantwortung dieses Schreibens anberaumt, widrigenfalls der Convent Recurs an den Kirchenrath nehmen würde. Man kann nun darüber getheilter Meinung sein, ob der Convent in Ergreifung der Initiative den richtigen Weg eingeschlagen, oder ob es nicht angemessener gewesen wäre, abzuwarten, bis Hurter, dem Drange seines Herzens folgend und vom Gefühle der Reue durchdrungen, selbst den ersten Schritt gethan hätte. Das Letztere wäre nach meiner Meinung allerdings das Passendere gewesen, da es nicht an dem, der Unrecht erlitten, sondern an dem, der Unrecht gethan hat, zunächst ist, seinen Fehler wieder gut zu machen. Umgekehrt aber läßt sich wieder sagen, daß, wenn in der Voraussetzung, Hurter bereue zwar, werde aber durch falsches Selbstgefühl von dem ersten Schritte abgehalten, die Geistlichkeit den Handel vor die Behörden gebracht und dadurch einer Wiedervereinigung die Möglichkeit abgeschnitten oder sie doch sehr erschwert hätte, sie nachher die Folgen dieses Schrittes getragen und die Schuld einer fortdauernden Kirchenspaltung auf sich geladen hätte. Daß Hurter eine Annäherung gewünscht hatte, zeigt schon, daß er innerhalb des gestellten Termins antwortete, allerdings nicht offenherzig und zutraulich, was aber in Betracht der schiefen Stellung,

in die ihn ſein Buch gebracht hatte, natürlich iſt. Die Farbe ſeines Schreibens war übrigens verſöhnlich und entgegenkommend, nur verlangte er von Seiten der Geiſtlichkeit Mißbilligung deſſen, was zu ſeiner Herabwürdigung gethan worden ſei, beſonders der ihm unangenehmen Zeitungsartikel. Dieſes Verlangen war allerdings ſeltſam, da die Geiſtlichkeit ihn immer ſeiner Würde gemäß behandelt und jede Verletzung ſeiner Perſon vermieden hatte, am allerwenigſten aber für Zeitungsartikel einſtehen konnte, über die ſie ja keine Controle führte. Die Hauptfrage ſelbſt war in dem Schreiben nicht berührt, und in den Schlußworten darauf angeſpielt, wo es hieß: „es möchten dieſe Anfänge feſtgehalten werden, um das Werk des Friedens gar zu Stande zu bringen.“ Während nun abermals eine kleine Minorität im Convent darauf drang, ſich in keine weiteren Unterhandlungen mit Hurter einzulaſſen, da er doch nur Ausflüchte ſuche, beſchloß dagegen die Majorität, ein zweites Schreiben an Hurter zu richten mit der Eröffnung, daß die Geiſtlichkeit vor Allem auf dem Verlangen beſtehe, über die bekannte Frage von ihm Erläuterung zu erhalten. Zu gleicher Zeit wurde durch die Ablehnung der nach dem Gebrauche von dem Antiſtes verfertigten Bet- und Bußtagsgebete Hurter ziemlich ſcharf bedeutet, daß er das Vertrauen ſeiner Amtsbrüder verſcherzt habe und zu deſſen Wiedergewinnung entſchiedene und ſchleunige Schritte thun müſſe. Allzuweit getriebenen Verſöhnlichkeitseifer könnte man nun die Abordnung zweier Deputirten an Hurter nennen, die beauftragt waren, den Inhalt des Schreibens Hurter'n noch mündlich zu erläutern, und ihn insbeſondere zu verſichern, daß nie ein böswilliger Plan gegen ihn obgewaltet hätte. In der damals ſtattgefundenen Unterredung ließ ſich Hurter noch nicht deutlich über ſeinen Entſchluß aus, bis endlich einem am 7. Octbr. abgehaltenen Convente ein Schreiben eingereicht wurde, das die Antwort auf die bewußte Frage enthielt, und ſomit den Hauptknoten des Streites löſte. In dieſem Schreiben heißt es wörtlich: „Haben manche Mitglieder des E. Convents grundloſen Beſorgniſſen in Betreff meiner Perſon und deren Stellung zu unſerer Kirche Raum gegeben, ſo dürften dieſelben wohl als unſtatthaft anerkannt werden, wenn ich dieſe Mitglieder in den Stand ſtelle, mit meinen thatſächlichen, offenkundigen und bisanhin von Niemandem beſtrittenen Beſtrebungen zur Erhaltung des Weſentlichſten, was unſerer Kirche angehört, die aneben aus einer richtigen Würdigung jener Thatſachen von ſelbſt hervorgehende Erklärung in Verbindung zu ſetzen: daß dieſes Alles aus aufrichtigem Beſtreben um Erhaltung groſſenbarter evangeliſcher Wahrheit hervorgegangen ſei. Wenn ſich mir dann in Bezug auf äußere Erſcheinung der katholiſchen Kirche Manches in einer andern Beleuchtung darſtellt, als es je von einer abgeſchloſſenen Norm für ſtatthaft gefunden werden will, ſo iſt hiebei nicht zu verkennen, daß beſondere Meinungen und Anſichten über vorhandene Facta alſolange geduldet werden können, dürfen, ja müſſen, ſo lange nicht verſucht wird, denſelben, einer obliegenden und anerkannten Verpflichtung entgegen, durch amtliche Stellung weitere Geltung, wohl gar Einfluß zu verſchaffen. Um aber den Mitgliedern des E. Convents ſolches zu erleichtern und ſie jeder hieraus zu folgernden Beſorgniß, wie ich hoffe, zu entheben, verſichere ich dieſelben und männiglich, wem es zu wiſſen Noth thun mag, daß ich, ſo wenig als offen, eben ſo wenig heimlich der katholiſchen Kirche angehöre, ja zu einer ſolchen verborgenen Verbindung zu keinen Zeiten und unter keinen Umſtänden mich verſtehen würde; welchem ich mit gutem Gewiſſen hinzufügen darf, daß ich mich der wahren Intereſſen unſerer Kirche fernerhin in gleichem Maß annehmen werde, wie ſolches bisanhin geſchehen iſt.“ In einer folgenden Stelle erklärt Hurter, daß ſeine Vermuthung, es habe ein beſonders angelegter Plan gegen ihn beſtanden, aus einem Irrthum hervorgegangen ſei. Sodann fährt er wörtlich alſo fort: „Nach dieſem aber hege ich die zuverſichtliche Erwartung, daß dieſe aus vollkommen freiem Willen und aus keinem andern Beweggrund und in keiner andern Abſicht und zu keinem andern Zweck, als um nachtheilig wirkende Irrungen endlich zu beſeitigen und gutes Einverſtändniß herzuſtellen, gegebene Erklärung einerſeits jene wohlgemeinte Abſicht nicht verfehlen, andrerſeits aber in keiner anderen Weiſe, als in derjenigen, in welcher ſie gegeben wird, werde gedeutet werden; indem ich mich gegen alle und jede, meiner Perſon, meiner freien Stellung, gleichwie meiner Ehre aus Mißverſtändniß oder Mißdeutung abzuleitenden nachtheiligen Folgen zum voraus verwahre, namentlich aber mir vollkommen freie Hand vorbehalte für den Fall, daß Unberufene oder wer immer es ſei, ſich's vielfach bewährter Luſt gemäß herausnehmen ſollten, in Rede oder Schrift, heimlich oder öffentlich, hier oder anderwärts, an Allem dieſen irgend etwas zu entſtellen.“ Nachdem im Folgenden Hurter noch einmal an den Convent das Verlangen geſtellt hat, über die ſowohl über ihn als die Perſon des Herrn Triumvir Mauers ergangenen Verunglimpfungen ſeine aufrichtige Mißbilligung auszuſprechen, ſchließt er: „Ich darf mich der Erwartung hingeben, daß auch Sie wahrhafte Einigung nicht bloß auf Willfahren von meiner Seite, ſondern eben ſo bereitwillig auf Zugeſtehen von der Ihrigen werden bauen wollen.“

Der erſte Eindruck, den dieſes Schreiben machte, war zwar ein durchaus günſtiger nicht; man verhehlte ſich's nicht, daß die Erklärung etwas mangelhaft ſei. Eben ſo wenig aber ſchien von jetzt an noch ein weiterer Grund vorhanden, an ein Einverſtändniß Hurter's mit der katholiſchen Kirche zu glauben, und beruhigend mußte ſie immer wirken. Der Convent vom 19. Octbr. nahm die Erklärung unter dieſem Geſichtspunkte an, ohne ſie geradezu als

genügend zu erklären. Das Unbefriedigende in ihr liegt zunächſt in ihrer ganzen Haltung. Sie iſt mit Berechnung, ängſtlich, ja faſt peinlich abgefaßt, in ein Netz von Cautelen verwoben, vertrauenslos, kalt, faſt unheimlich. Man ſieht deutlich daraus, daß bis auf dieſen Augenblick Hurter in dem Streite noch keinen würdigen Standpunkt gewonnen, daß er nicht begreift, was er ſeinen Amtsbrüdern ſchuldig iſt, daß es ſich hier nicht um eine abgezwungene, nothgedrungene Formalität, ſondern um die Herſtellung eines Verhältniſſes der Liebe und des Vertrauens handelte. Schon der geſchraubte, geſchnürte Stil iſt ein Bild der dieſer Erklärung zu Grunde liegenden Geſinnung. Auch enthält ſie zum größeren Theil geheime Vorwürfe gegen die frageſtellende Geiſtlichkeit. Es wäre eigentlich eine ſolche Erklärung zu fordern nicht nöthig geweſen, wird deutlich geſagt, und ſomit werde damit eigentlich Unnöthiges gethan. Sie ſelbſt auf einen einzigen Satz beſchränkt, enthält zwei Verſicherungen, eine negative, daß er (Hurter) ſo wenig als offen, eben ſo wenig heimlich der katholiſchen Kirche angehöre, ja zu einer ſolchen verborgenen Verbindung zu keinen Zeiten und unter keinen Umſtänden ſich verſtehen würde; eine poſitive, daß er ſich der wahren Intereſſen unſerer Kirche fernerhin in gleichem Maße annehmen werde, wie ſolches bisanhin geſchehen ſei. Man ſieht, Hurter hält ſich ganz auf dem juriſtiſch-formaliſtiſchen Boden. Anſtatt ein fröhliches Bekenntniß ſeiner proteſtantiſchen Geſinnung abzulegen, ſeine Gegner durch ein aus vollem Herzen ſtrömendes Geſtändniß, wie tief er verwachſen ſei in die Lehren und Grundſätze ſeiner Kirche, zu beſchämen, hält er ſich nur an das Aeußere, was auch einzig einen gerichtlichen Klagepunkt hätte abgeben können, daß er nicht förmlich, weder offen noch heimlich übergetreten ſei. Während die Geiſtlichkeit Beruhigung über ſeine Geſinnung haben wollte, beruhigt er ſie hinſichtlich eines ſchwerlich nur von Einem für wahr gehaltenen Factums. Auffallend könnte Manchem ſcheinen, daß er für die Zukunft nur die heimliche katholiſche Verbindung als eine ſolche bezeichnet, in die er ſich niemals einlaſſen würde. Auch der poſitive Theil ſeiner Erklärung erhält dadurch eine ſeltſame Färbung, daß Hurter ſich der Intereſſen der proteſtantiſchen Kirche in demſelben Maße wie bisher anzunehmen verſpricht. Für diejenigen, welche den bisherigen Eifer Hurter's für die Intereſſen ſeiner Kirche in Zweifel ſetzten, wird dieſes Verſprechen wenig Vollgewichtiges enthalten.

Der Convent, indem er obige Erklärung annahm, forderte zugleich öffentliche Genugthuung für den angethanen Schimpf ſowohl wegen des Vorwurfs eines heimtückiſch angelegten Planes, als hinſichtlich der einzelnen Conventsmitgliedern angethanen Kränkungen. Eine Gegenerklärung zu geben, wurde von demſelben gänzlich abgelehnt. Die Genugthuung iſt ſeitdem, wahrſcheinlich einer Hurter'n tief drückenden krankhaften Verſtimmung wegen, nicht erſchienen; ſie iſt auch für das Ganze von untergeordneter Bedeutung. Mit der gegebenen und angenommenen Erklärung iſt der Handel für einmal fertig.

Ob die Wunde nun geheilt, der Schaden gehoben ſei? Wir wünſchen es; die Zukunft wird es lehren. In demſelben iſt jedenfalls ein neues Gährungselement der proteſtantiſchen Kirche hervorgetreten. Die conſervativ-proteſtantiſche Richtung ſcheint ſich in zwei Heerlager theilen zu wollen, von denen das eine beſonnen mit der Zeit fortzuſchreiten und zu vermitteln ſucht, das andere ſich rückwärts ſehnt und drängt, und nur in einer Wiedergeburt aus der Vergangenheit das Heil ſieht. Hinter uns liegt wohl das Heil nicht, ſondern in uns. Mögen ſie mit ihren ſehnſuchtſüchtigen Gedanken nach Rom wallfahrten und ſich Ablaß holen auf dem vaticaniſchen Hügel: es iſt doch nur ein Leichnam, den ſie anbeten. Auf deutſchem Grund und Boden keimt die beſſere Zukunft der chriſtlichen Kirche in der Kraft und Liebe des proteſtantiſchen Geiſtes. Bedeutend iſt aber der Hurter'ſche Kampf gerade dadurch, daß er ein augenſcheinlicher Verſuch der gläubig proteſtantiſchen Kirche iſt, ſich von einer Zwitterverbindung loszumachen, die ſie mit dem Katholicismus gegen den Unglauben einzugehen im Begriffe ſtand. Das Perſönliche tritt vor der Bedeutung der Sache zurück. Wird der Mann, der den Kampf veranlaßte, ſich mit dem Geiſte ſeiner Kirche wieder verſtändigen können, ſo wird ſich dieſe ſeiner nur freuen. Iſt die Verſtändigung aber nur eine äußerliche, erzwungene, ſo wird gänzliche Trennung früher oder ſpäter die Folge ſein; denn was nicht mehr zuſammen gehört, kann nicht beiſammen bleiben.

Maria von Medici. Trauerſpiel von J. L. Klein. Berlin, 1841. Verlag von Klemann.

Die vielfachen Bemühungen, das deutſche Drama neu zu beleben, welche in der jüngſten Zeit in unſerer Litteratur hervorgetreten ſind, können als ein gutes Zeichen, als der Beweis neuerrungener Energie gelten. Zweimal hat dieſes Streben für das Drama den Höhepunkt unſerer Poeſie gebildet, und zweimal iſt aus dieſer Bewegung reiches Leben hervorgegangen. Das eine Mal, als Leſſing die moraliſche Kraft des deutſchen Geiſtes in dieſe Form goß, das andere Mal, als Schiller und Göthe das welthiſtoriſche Bewußtſein ihrer Zeit, das Streben nach politiſcher Freiheit darin ausprägten. Die größten Schöpfungen unſerer Poeſie verdanken wir dieſer Epoche. Kräftig und unmittelbar ſprühte der Stoff der Zeit in das Gemüth des Dichters und von ihm aus in das Herz der Nation; Begeiſterung war innen wie außen, die Poeſie war eine Sache des Volkes und der Spruch Leſſing's lebendig geworden, welcher den Deutſchen zurief: „Tretet ein, denn auch hier ſind Götter!" Die ganze Weltanſchauung der Deutſchen fand hier ihren Mit-

telpunkt, jedes Geſchlecht und jedes Alter ſchöpfte aus dieſem Quell die Kraft des Gefühls der ethiſchen Bildung, der politiſchen Ueberzeugung. Man kann behaupten, daß Schiller der geiſtige Mittelpunkt ſeiner Epoche und ſelbſt noch der nächſtfolgenden Zeit geweſen iſt, daß er, wie Homer den Griechen ihre Götter erſchaffen hatte, ſo den Deutſchen ihr politiſches Bewußtſein errungen hat. Er hat wie nie ein Dichter auf das Volk gewirkt. So idealtrunken, ſo ſchwärmeriſch, ſo freiheitſtrebend — und ſo wenig die Wirklichkeit bewältigend, ſo ungeſchickt zum Handeln, wie die Helden ſeiner Tragödien, wurden auch die Deutſchen, und wir ſpüren die Wirkung dieſes Geiſtes noch bis in die jüngſte Zeit hinein, erſt jetzt bildet ſich der Uebergang, welcher die Realität zu bewältigen vermag. Schiller ſelbſt ſtand zwar auf einem höheren Standpunkt, er wollte durch die Einbildung der Idee in den Stoff des Realen das Höchſte erreichen, wollte den Gegenſatz theoretiſcher und praktiſcher Philoſophie, welchen Kant noch beſtehen ließ, auflöſen, aber die poetiſche Kraft verließ ihn mitten in der Ausführung, das Idealiſche übermannte ihn, und er blieb hinter Göthe und Shakſpeare zurück. Göthe überragte er dagegen an ethiſchem Feuer und Pathos, Göthe hatte nur Sinn für die Schönheit des Individuellen, die großen Weltgeſchicke rührten und begeiſterten ihn nicht.

Blicken wir nun auf den Zeitraum, welcher von Schiller's und Göthe's Zeit bis jetzt verfloſſen iſt, ſo finden wir eine bedeutende, ja ſchmerzliche Lücke. An Productionen fehlt es nicht, ſelbſt nicht an Talenten, wohl aber an jener ſprühenden Kraft, jenem ſchöpferiſchen Geiſt, welcher Dichter und Volk zugleich durchdringt und zu ſo ſchöner Harmonie leitet. Der Geiſt der Zeit hat keine Berechtigung mehr auf der Bühne, im Jahre 1817 wurde er gebannt; die Dichter, welche die Begeiſterung der Freiheitskriege, der Napoleoniſchen Zeit, der Revolution dem Volke ins Herz ſtürmen wollten, wurden nicht mehr zugelaſſen. Immermann, Grabbe, Michael Beer wurden in ihrem beſten Wirken paralyſirt. Da verſtieß auch das Volk das Intereſſe an dem Drama, das ihm nun noch geboten wurde; nicht die Nation mehr, ein winziges Publicum ſaß vor den Bretern, welche die Welt bedeuten. Das deutſche Theater ſank tiefer und tiefer; franzöſiſche Vaudevilles, Melodramen, Affen- und andere Thierſtücke traten an die Stelle Egmont's und Wilhelm Tell's, die zu den verfehmten Stücken gehörten. Die Energie des deutſchen Geiſtes hat auch dieſen ſchlechten Zuſtand überwunden, die Modeſucht der Ausländerei iſt beſiegt, der Poeſie ihr Recht wiedererkämpft worden, und wieder ſehen wir jetzt eine dritte Epoche für das Drama keimen, welche die Weltanſchauung der jüngſten Zeit in Blut und Leben verwandeln ſoll, und an der das Volk ſchon jetzt, da die erſten Spuren zu keimen beginnen, lauten, jauchzenden Antheil nimmt. Die Aufnahme von Gutzkow's Richard Savage iſt in dieſer Beziehung Epoche machend; weil ein freierer Geiſt darin ſich regte, der einer tieferen Lebensanſchauung und wirklich Geſtalten bildenden Poeſie zuſtrebte, nahm man entſchieden Partei für Gutzkow, obwohl man die Schwächen des Dramas, welche in dem krankhaften Hinaufſchrauben der Reflexion zum Idealismus, in der Erkünſtelung und Verkehrung der pſychologiſchen Motive beſtehen, ſehr gut überſah, und der Kritik vollkommen Recht gab, welche dieſe Unnatur, dieſe Unpoeſie auf das Schärfſte rügte. Wie weit Gutzkow in ſeinen neueſten Producten: „Werner" und „Patkul" ſich davon zu befreien gewußt, können wir, da uns beide Dramen noch unbekannt ſind, nicht beurtheilen, trauen ihm jedoch zu, daß er vermöge ſeiner kritiſchen Einſicht die Mängel ſeiner bisherigen Productionsweiſe, dieſer bleichen Reflexionspoeſie, ſelbſt überſchauen und tilgen lernen werde.

Julius Moſen, der von einer andern Seite her als der neue Meſſias des deutſchen Dramas verkündigt wurde, beſitzt allerdings natürlichen poetiſchen Sinn und Talent, aber dieſer Sinn iſt zu weich, Moſen bringt es nur zu Situationen, nicht zu Charakteren. Cola Rienzi, ſein bedeutendſtes Werk, nimmt einen guten Anlauf, aber es wird nichts daraus, die Kraft dauert nicht aus. — Karl Beck, der ſich neuerdings auch in dieſe Sphäre gewagt, zeigt ſo wenig dramatiſche Geſtaltungskraft, daß wir zweifeln, ob er überhaupt dafür noch etwas leiſten werde.

Höchſt erfreulich muß es nun ſein, einem neuen Talente zu begegnen, das die bisher hervorgetretenen noch übertrifft, in dem wir wirklich die Befähigung erblicken, die Neugeſtaltung des Dramas zu realiſiren, ſeine Form durch den Ideenſchwung der Gegenwart neu zu beflügeln, das Werk da fortzuführen, wo Schiller und Göthe es ſtehen gelaſſen. In der Natur des Anfangs, und namentlich eines ſolchen Anfangs, der auf ſo Großem, ſchon Vollendetem fußt, liegt es freilich, daß die höchſte Einigung von Form und Inhalt nicht erreicht ſein kann, es werden ſich noch vielerlei Mängel vorfinden, dennoch aber iſt des Guten und Tüchtigen hier ſo viel erreicht, daß wir nicht anſtehen, das Werk — „Maria von Medici, Tragödie von J. L. Klein" — ein wichtiges, bedeutendes zu nennen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

173

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

20. Februar. № 44. 1841.

Aeneas und die Penaten. Die italischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen, dargestellt von Rudolph Heinrich Klausen. 2 Bde. 8. 1. Bd. XXXVI und 362 S. mit 2 Kupfertafeln. Hamburg und Gotha 1839. Verlag von Friedrich und Andreas Perthes.

Unter allen realen Disciplinen der classischen Philologie ist wohl keine, in welcher die Vernunftentwicklung der antiken Völker als Totalitäten reiner und unmittelbarer sich abspiegelt, als in der Mythologie. Denn wenn auch das gerettete Erbe der Kunst und der Wissenschaft die höchste Blüthe jener untergegangenen Volksbildungen documentirt, und einen Rückschluß auf den Boden gestattet, in dem es selbst gedeihen konnte, wenn wir, zumal bei den Griechen, die Werke mindestens der Poesie mehr als Eigenthum der ganzen Nation zu betrachten berechtigt sind, denn bei irgend einem andern Volke: so sind und bleiben sie doch stets das Erzeugniß gewisser bevorzugter Individuen, die über dem Bildungsstande ihrer Zeit hervorstrahlten, ihr entweder als Chorführer mit leuchtender Fackel voranzogen, oder noch öfter als feste Grundpfeiler in dem wüsten Abwärtstreiben eines verdorbenen Jahrhunderts ragen blieben. Sie sind die Blüthe der Volksbildung, aber nicht ihr Stamm, und dieser ist oftmals schon ein Raub der beginnenden Fäulniß, wenn jene anfängt, sich am schönsten zu entwickeln. Namentlich gilt dies von der Wissenschaft im eigentlichen Sinn, und die Geschichte der griechischen Philosophie bietet dafür das schlagendste Argument. — Sicheres Eigenthum des Ganzen ist bei einem freien Volke die politische Geschichte. Aber hier offenbart sich die Bildung wieder zu einseitig. Denn ein Volk kann praktische Klugheit und Tüchtigkeit der Gesinnung in hohem Grade besitzen, um einen dauerhaften und gut gegliederten Staatsverband aus sich herauszuarbeiten oder fremde Ordnungen mit Leichtigkeit sich anzueignen, es kann Rüstigkeit der Faust und ungebeugten Willen in Bereitschaft haben, um sein Eigenthum gegen äußere Anmaßungen zu schützen, ja um seine Herrschaft dem Fremden aufzudringen, und doch ist es des Sinnes für Kunst, es ist der liebevollen Selbstvergessenheit theoretischer Studien fremd und abhold, wie das römische in seiner Blüthe. Die Privatalterthümer endlich bieten eine zu bunte Masse loser Aggregate, denen Willkür der Einzelnen, Zufälligkeiten der Localität und äußere Einwirkungen die Gestalt verliehen haben, als daß hier der gemeinsame Besitz des Volkes, oder gar der gemeinsame geistige Erwerb vorzugsweise gesucht werden dürfte. Am allerwenigsten läßt sich aus ihnen der geistige Bestandtheil wissenschaftlich herausscheiden, höchstens können durch eine künstlerische Hand die Massen, von ihm durchdrungen, zu einem antiken Lebensbilde umgeformt werden.

Dagegen ist die Religion das unbestrittene eigenste Gut des Nationalgeistes. In ihr sind die höchsten Schätze seiner Gesammt-Erkenntniß niedergelegt, sie ist zugleich des Volkes Gesammt-Poesie. Sie giebt daher von allen realen Theilen der Philologie den concretesten, durch fremdartige Elemente am wenigsten getrübten Beitrag zur Culturgeschichte, und steht von dieser Seite nur der Sprachwissenschaft an Wichtigkeit nach. Nun ist es aber ohne Zweifel die Aufgabe der letzteren, nicht nur die charakteristische Gestaltung, der das allgemeine Denkgesetz in der besonderen Sprache hat unterliegen müssen, in ihren einzelnen Formen und Regeln factisch darzulegen, und somit das Verständniß des Volksgeistes selbst in formaler Rücksicht zu eröffnen, sondern auch, wenn jene Gesetze sich nicht bis zu den Quellen ihrer Entstehung verfolgen lassen, doch durch Vergleichung nahe liegender Idiome diese theils schärfer zu charakterisiren, theils als grundverwandt nachzuweisen, um so auf dem Wege mindestens der Annäherung das Resultat zu gewinnen, welches von vorn herein erwartet werden durfte, daß es im Grunde derselbe Geist sei, der, nur durch die Bedingungen der Zeit und des Ortes modificirt und vielfach gehemmt, bei allen Völkern sich zur Offenbarung gerungen habe. Was auf diese Weise die Sprachwissenschaft für die Gestalt des Denkgesetzes innerhalb der Grenzen eines Volkes erstrebt, das liegt der Mythologie für den höchsten Inhalt der Erkenntniß, für das sittliche und religiöse Bewußtsein als Aufgabe vor. Es ist erklärlich und

lobenswerth, daß man ſchon lange mit verſchiedenen Mitteln und von verſchiedenen Standpunkten aus dem Urſprung deſſelben bei den claſſiſchen Völkern des Alterthums beizukommen geſtrebt hat, oft mit gleicher Gelehrſamkeit und gleichem Leichtſinn, als im Felde der Etymologie. Aber ſo wie die letztgenannte Wiſſenſchaft ohne eine mit ihr Hand in Hand gehende vergleichende Grammatik im wahren Sinne, wie wir ſie oben angedeutet haben, ſchwerlich eine ſichere und fruchtbare Ausbeute verſpricht, und gleichwohl unendlich viel früher cultivirt iſt, als dieſe noch ſo junge Disciplin, ſo auch die Mythologie, welche die letzten Gründe eines beſtimmten religiöſen Glaubens erforſchen will, ohne vorher die Thatſachen deſſelben im Zuſammenhange dargelegt und mit dem eines verwandten Volkes ſo combinirt zu haben, daß entweder die Originalität beider trotz vielfachen ſpäteren Wechſeleinfluſſes, oder die Entwicklung des einen aus dem andern zur unabweislichen Gewißheit würde.

Verſucht iſt freilich vergleichen aus dem Stegreife ſchon in der älteſten Zeit. Aber theils die mechaniſche Weiſe, mit der man ſich Mythen von Volk zu Volk verhandelt dachte, wie „Goldſtaub und Elephantenzähne" und anderlei Waaren, bei denen auch hin und wieder Betrug von Seiten des ſchlauen Verkäufers mit unterlief, theils der ungeheure Kreis, der, bis ins Nebelhafte hinausgedehnt, die Weisheit der Brahmanen und der koptiſchen Höhlenbewohner, ja zuletzt ſelbſt Peru und Mexiko mit in die Betrachtung griechiſcher und römiſcher Mythologie hineinzog, mußte den Blick verwirren und zu den tollſten Hypotheſen und phantaſtiſchen Wolkenbauten führen, deren Feſtigkeit wahrlich nicht verbürgt wird durch hin und wieder angebrachte Strebepfeiler eben ſo gewiſſen- als bodenloſer etymologiſcher Spielerei. Wohl war es dem Gründer des atheniſchen Staatsgeſetzes zu verzeihen, wenn er vor den jahrtauſend alten Wunderwerken Aegyptens ſtaunend ſich und ſeine Landsleute von dem übermüthigen Prieſter ewige Kinder ſchelten ließ, wohl dem Vater der Geſchichte, daß er gläubig dankbar die Belehrung entgegennahm, wie alles Glauben und Wiſſen der Hellenen von heut und geſtern, und nur ein Zerrbild ſei von der unverfälſchten, nackten Weisheit in den Katakomben von Saïs. Oder wer wollte einer Zeit, wo die Philologie noch als treue Magd der Theologen willig den Handlangerdienſt in ihrer Weisheitsküche verwaltete, das anmuthige Spiel verargen, daß ſie in dem rebenumkränzten Dionyſos den nur durch heidniſches Beiwerk entſtellten Altvater Noah wiedererkannte. War doch dies Streben kein anderes, als wodurch ſelbſt der tüchtige J. G. Voſſius noch vielfach verſucht ward, die lateiniſchen Wortſtämme im Hebräiſchen zu ſuchen, in der Sprache, durch welche Gott und die Erzengel im Paradieſe ſich mit den Urältern des Menſchengeſchlechtes verſtändigt hatten, ſicherlich alſo der lingua primaeva.

Solche harmloſe Verſuche und Lieblingsanſichten mußten für die Wiſſenſchaft unſchädlich bleiben, — ſo lange es keine philologiſche Wiſſenſchaft gab, ſo lange man in allen realen Theilen der Alterthumskunde ſich mit fleißigem Sammeln und vorläufigem Ordnen des ererbten Stoffes begnügte. Und in dieſer ehren- und dankenswerthen Thätigkeit ſehen wir noch Heyne, der ſchon mit dem Bewußtſein, höheren Zwecken vorzuarbeiten, von dieſer Seite wahrhaft Verdienſtvolles durch ſeine Ausgabe des Apollodor, die Excurſe zur Ilias und Aeneis, durch die Erklärung der Tiſchbein'ſchen Vaſengemälde und an zerſtreuten Orten leiſtete. Aber ſo wie er ſich von dieſem feſten Boden ſelbſtändig in die Regionen der Speculation erhob, ergriff auch ihn jenes principloſe, durch allerhand Ahnungen und ſubjective Deutungen getriebene Schwanken, dem J. H. Voß mit Recht die Anforderung des ſcharfen Sonderns von Zeiten und Gewährsmännern und des Feſthaltens zunächſt an helleniſcher Mythenentwicklung entgegenſetzte. Den einmaligen Schuß aber zu hemmen, war ſchwer. Denn es bot die von Heyne angeſchlagene Weiſe des principloſen Tatonnirens gelehrten und halbgelehrten Rodomonts, die er ſelbſt durch ſeinen Fleiß des eigenen Studiums überhoben hatte, das bequemſte Mittel, ihre geiſtreichen Phantaſieen marktſchreieriſch an den Mann zu bringen, und das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte Entdeckungen auf Entdeckungen in Oſten und Süden gehäuft, maſſenhaften Stoff zum Herumwühlen in bunten Urweltraritäten. Hindukalender und Lingams von Kalkutta und Salſette, Obelisken und Pyramiden, perſiſche Königsgräber und Karavanſereis von Tadmor und Baalbek wurden vor den ſtaunenden und verdutzten Augen ausgeſchüttet. Artillerie-Officiere und Miſſionärs und Stiftsdamen, unterſtützt und myſtificirt, wie Herodot, von trügeriſchen Prieſtern, referirten, commentirten, combinirten. Und nun ſchlug darein die begriffsverwirrende Romantik und der ſymboliſirende Afterglaube der Zeit, die Reaction gegen die behohnlächelte Aufklärung. Denn auch die verſchiedenen Fractionen dunkelnder Religionsparteien wollten ſich hier nach eben ſo verſchiedenen Küchenzetteln ein ſchmackhaftes Mahl für ihre Jünger bereiten. Zu den Romantikern in der Poeſie geſellte ſich Pietismus, Myſticismus, Kryptokatholicismus; ein ultramontaner Wind blies in die Flamme, und es rührten an der myſtiſchen Hexenſuppe die Schlegel und Stolberg, Görres, Schelling und Stark; ja Droſte und Katerkamp ſind ſchon damals genannte Namen. Und Niemand hätte gewußt, wer da Koch oder Kellner ſein ſollte, wenn nicht zur glücklichen Stunde „ein Philolog von Profeſſion," ausgerüſtet mit ſchätzenswerthen Kenntniſſen im Gebiet des claſſiſchen Alterthums, mit noch gründlicherer Gelehrſamkeit in der wüſten Region des bereits unclaſſiſchen, mit ſichtlich hervortretender Phantaſie und ſichtlich zurücktretender Verſtandeshelle, wenn nicht Creuzer bereitwillig ſich zu dem Metier bekannt, und dem „Ge-

vatter Görres" zu Gefallen all' die Original-Ingredienzen von den Vedas und dem Hohen Liede an bis zu den letzten Patres, nebſt der modernen Brühe der oben genannten romantiſchen Adepten und dem ſelbſt gewonnenen Gewürz aus Plotinus, Porphyrius und ſonſtigen Neuplatonikern zuſammengequirlt hätte zu einem großen Ragout-Symbolik und Mythologie der alten Völker, beſonders der Griechen, — Allen, welche die gemeinſchaftliche Deviſe für Gaunerei und Selbſtbbetrug: Quanto obscurius tanto melius führten, ſchmackhaft und Allen zu Danke, weil er ſie Alle dankbar benutzt hatte.

(Fortſetzung folgt.)

J. L. Klein „Maria von Medici."

(Fortſetzung.)

Klein iſt ein Dichter, der auf dem Höhepunkt der politiſchen Bildung unſerer Zeit ſteht, und dem die Kraft des Verſtandes wie der Phantaſie in gleichem Maße gegeben iſt, nur die Form, in welcher ſeine Production ſich bewegt, ſeine Sprachbildung hat etwas Gezwungenes, Gemachtes, das nicht ſelten an Manierirtheit grenzt. In der poetiſchen Form tritt dieſe Bilderfülle allerdings weniger hervor, wie in dem Stil ſeiner Proſa, der ſich in Bildern und neuen Wortbildungen überſtürzt; Klein hat verſucht, dieſe überreiche Kraft in das Strombett des dramatiſchen Pathos zu leiten und gemäßigt dahingleiten zu laſſen, das widerſpenſtige Element will ſich indeſſen nicht ſo bald bezähmen laſſen, und dieſe Manier bleibt immer die Achillesferſe der Klein'ſchen Poeſie.

Dennoch aber verdient es die Dichtung, daß wir ihr einen befreundeten Blick widmen, daß wir den Organismus, welchen Klein aus dieſem politiſchen Stoffe darzuſtellen gewußt hat, überſchauen, uns in das Weſen dramatiſcher Charakteriſtik vertiefen und dem Dichter den wohlverdienten Lohn nicht vorenthalten. Dramatiſches Talent, plaſtiſche Bildungskraft, geiſtvolle Behandlung der Geſchichte wie des dramatiſchen Lebens müſſen wir ihm augenblicklich zugeſtehen, aber es handelt ſich in dieſer Tragödie um noch mehr, um die Darſtellung politiſcher Ideen für unſere Zeit, wie die Bildung derſelben es fordert, es handelt ſich um das Ringen nach dem höchſten Ziel, um Shakſpeare's Sinn und Geiſt.

Maria von Medici iſt die erſte Tragödie einer Trilogie, welche in einem kleineren Drama noch das Schickſal Luynes', des Günſtlings Ludwig's XIII. und Richelieu's Charakter darſtellen ſoll. Klein wählte dieſen Stoff der franzöſiſchen Geſchichte, weil in dieſer die Idee der modernen Staatsform ſich hervorbildet, weil in Frankreich die abſolute Monarchie auf ihren Höhepunkt gelangte, und weil Frankreich die Revolution erzeugte. In der deutſchen Geſchichte ſehen wir uns nach ſolchen Stoffen vergebens um. Von der Reformation ab bis auf Friedrich d. G. iſt nichts für die Bildung der Staatsidee geſchehen; ja ſelbſt was Friedrich aus der Kraft ſeines Geiſtes als Norm der Geſetze erſchuf, iſt nicht zur vollkommenen Verwirklichung gelangt, und wird noch ſtets von der Reaction bedroht. Der beſte Theil unſerer Geſchichte liegt in der Zukunft. Deshalb iſt es ſehr natürlich, daß der dramatiſchen Stoffe ſo wenig bei uns ſind, und daß unſere Dichter ſich ſo gern nach Frankreich wenden; eine innere Nothwendigkeit zwingt ſie dazu.

Schwieriger nun konnte Klein nicht wohl beginnen, als mit der Epoche Maria's von Medici.

Wir erblicken in dieſer das Bild einer ſchlechten, energieloſen Weiberregierung und liederlicher Günſtlingsherrſchaft. Die Elemente des Staates ſind in vollkommener Auflöſung. Wo das Allgemeine aufhört, ſeine Bedeutung zu haben, tritt das Einzelne hervor, um ſich ſo viel von jenem anzueignen, als ihm irgend möglich iſt; die Willkür herrſcht an der Stelle des Rechtes. Der Adel iſt es, der als der materiell Begünſtigtſte und Mächtigſte, ſich in ſolchen Zuſtänden zuerſt hervordrängt, dann folgen die Körperſchaften des zweiten und dritten Standes, zuletzt das Volk. Dieſen natürlichen Verlauf der Dinge ſehen wir nun in der Zeit Maria's von Medici in ſeltener Lebendigkeit und dramatiſcher Kraft vor ſich gehen. Der Günſtling der Königin, Concini, ein Italiener von geringer Abkunft, den ſie zum Marſchall von Ancre gemacht, erregt den Unwillen des Adels, der nun ſein trotziges Haupt erhebt, um Parteien zu bilden und der Königin durch das Uebergewicht der einen oder der andern Geſetze vorzuſchreiben. Wir ſehen die Herzöge von Condé, von Guiſe, von Mayenne u. A. ſolches Spiel treiben, und dahin ſich vereinigen, daß der Marſchall von Ancre geſtürzt werden müſſe, damit ſie in den Rath der Königin treten. Ancre ſelbſt iſt ein eitler, nichtiger Emporkömmling, er dünkt ſich einen großen Staatsmann, calculirt fortwährend, wie er ſich noch mehr befeſtigen könne, hängt aber ſtets von ſeiner Frau, Eleonore, ab, welche ihm die Gunſt der Königin zugewendet hat und in dieſer noch feſter ſteht als er. Eben deshalb aber, weil er gern unabhängig ſcheinen möchte, verſucht er eine Staatsliſt auf eigene Hand: er ſchließt einen heimlichen Bund mit dem Herzog von Savoyen, um in deſſen Land ein Herzogthum, eine dereinſtige ſichere Zuflucht zu erwerben. Aber die Intrigue wird ſtets durch die Intrigue paralyſirt; Ancre ahnt nicht, daß dem Günſtling des jungen Königs, Luynes, daran gelegen ſein muß, ihn zu ſtürzen, damit die Herrſchaft der Königin erſchüttert und die Thronbeſteigung des jungen Königs, den er beherrſcht, näher gerückt werde. Luynes iſt ein Zögling der Jeſuiten, er weiß ſeine Intriguen feiner zu ſpinnen, er durchkreuzt Ancre's Plan, läßt die Briefe auffangen, ſeine Machination wird entdeckt. Hier

aber zeigt ſich die tiefe Unmoralität der willkürlichen Weiberregierung; die nur im Schlechten ſtarke, im Guten ſchwache Königin verzeiht auch diesmal dem Günſtling, und dieſer ſteht ſo feſt wie zuvor. Voll aufgeblähten Dünkels ſchreitet er nun einher, er iſt ein umgekehrter Wallenſtein, der ſich unabhängig zu machen trachtet, aber nicht wie Jener durch die That, ſondern durch Liſt, der rechnet und rechnet, und am Ende auch ſein Leben hineinrechnet. Es erhebt ſich ein neuer Sturm gegen ihn und die Königin. Der Adel, der zweite und dritte Stand, das Parlament treten offen mit ihren Rügen hervor, die Königin droht mit Abdankung, man hört es ruhig mit an, die Herzöge beſchließen, den Marſchall gewaltſam aus dem Wege zu räumen. Während ſie aber uneins darüber ſind, was ſie mit der Königin anfangen ſollen, weiß Luynes eine neue Falle zu legen, welche Ancre's Sturz herbeiführt. Er benutzt einen Vorfall, der Ancre mit dem Schuſter Picard in Colliſion bringt. Picard hat am Thor die Wache als Sergeant und will den Marſchall nicht ohne den üblichen Schein paſſiren laſſen; Ancre's Diener ſchlagen ſich mit der Wache, und Ancre läßt ſpäter den Schuſter wegen ſeiner Kühnheit, daß er ſich ihm, dem Allgewaltigen, widerſetzt, von ſeinen Dienern mißhandeln. Da empört ſich das franzöſiſche Blut in dem Schuſter, die Ehre des Volks iſt geſchändet, und Picard regt ſeine Genoſſen auf, die Schmach zu rächen. Er organiſirt einen Aufruhr, ſtürmt und zerſtört den Pallaſt des Marſchalls. Erſchreckt flieht dieſer zur Königin; jetzt möchte dieſe ihn los ſein, er aber klammert ſich an ſein Weib und bleibt voll Trotz und Eigenſinn.

Da wankt die Herrſchaft der Königin ſelbſt ihrem Untergange entgegen. Sie hat den Prinzen Condé verhaften laſſen; der ganze Adel tritt gegen ſie auf, das Volk iſt ſchwierig. Luynes benutzt dieſe gefährliche Stimmung und beſtimmt den jungen König, der Ancre perſönlich haßt, den Tod deſſelben zu beſchließen und ſelbſt die Zügel der Herrſchaft zu ergreifen. Es geſchieht, Ancre wird im Hofe des Louvre erſchoſſen, Eleonore gefangen genommen, die Königin verbannt. Aber nur halb wäre dieſer Sieg, wenn die trotzige Macht der Herzöge beſtehen bliebe. Dieſe zu bändigen, erhebt ſich der zukunftvolle Charakter des Biſchofs von Luçon, des nachmaligen Richelieu; er legt hier den erſten Grundſtein zu ſeiner künftigen Macht. Die Königin hat ihn zum Staatsſecretär ernannt, er opfert ihre ſchlechte Sache und tritt auf des jungen Königs Seite, mit dem feſten Entſchluß, Frankreich aus dem Wirrſal dieſer Intriguen- und Willkürherrſchaft zu retten, die Idee des Staates als eine einige hinzuſtellen. Dieſe Hervorbildung iſt das Ziel, der Endpunkt der Tragödie; Richelieu iſt der einzige, wahrhaft große Charakter derſelben, er iſt der vom Schickſal Erwählte, die Zukunft zu lenken. Die Mittel, deren ſich der Dichter bedient, um Richelieu's Entfaltung zu ſchildern, ſind bedeutend, tief erdacht und herrlich ausgeführt, voll ächt dramatiſchen Lebens.

Im erſten Act nämlich ſehen wir den Chevalier Guiſe, den Bruder des Herzogs, als Repräſentanten der wilden, zügelloſen Adelswillkür. Er erſchlägt im Duell einen Jüngling, den Herrn de Lüz, welcher den Mord, den Guiſe ſchon an ſeinem Vater begangen hat, zu rächen kommt. Alle dieſe Schandthaten begeht er ſtraflos, und trotzt der Königin ins Antlitz, weil ſie die Verbannung ſeines Freundes Rochefaucould nicht widerrufen will. Da findet der alte Diener des Hauſes, Claude, den Leichnam des liebenswürdigen, geliebten Jünglings, und ſchwört in ſeinem Schmerz den furchtbaren Schwur, daß er Rache nehmen wolle an dem Mörder, was es auch koſte. Und er hält dieſen Schwur. Guiſe ſegelt nach England, um die Unterſtützung des Königs für den Bund der Herzöge gegen die Königin zu holen. Da lauert ihm Claude vor Calais auf, übermannt das Schiff, läßt Guiſe feſſeln und in einer Felſenhöhle am Ufer enthaupten. Kopf und Rumpf ſchickt er darauf für die Familie Guiſe an die Königin. Dieſer wichtigen Sendung nun hat ſich Richelieu zu rechter Zeit zu bemächtigen gewußt. Während der Streich gegen Ancre ausgeführt wird, läßt er die Herzogin von Guiſe und die Prinzeſſin von Conti, die Schweſter des Herzogs und des Chevalier, nach dem Louvre entbieten. Stolz treten ihm dieſe gegenüber, als er von ihnen verlangt, daß ſie dem Gemahl und Bruder rathen ſollen, den Bund gegen die Königin aufzugeben. Aber mit gewaltiger Energie weiß er ſie zu überwinden, indem er ihnen zuerſt ihre Theilnahme an dem Bunde beweiſt, dann von dem Tode des Chevalier ſpricht und zuletzt den Ungläubigen die blutigen Beweiſe darlegt. Die Bedeutung und Nothwendigkeit der königlichen Macht und ihre Uebermacht über den Adel enthüllt er hier furchtbar eindringlich, mit dem höchſten, machtvollſten Pathos. Die Idee hat über die rohe Gewalt geſiegt, der Staatsmann ſteht in der vollen Kraft ſeines Wirkens da, die Prinzeſſinnen ſchreiten wie zerknickt von dannen.

(Fortſetzung folgt.)

Bei mir iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Preußen und die Reaction.

Zur

Geſchichte unſerer Zeit.

Von **Dr. Arnold Ruge.**

Broſchirt. 1 Thlr.

Otto Wigand.

Druck von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

22. Februar. № 45. 1841.

K. H. Klausen „Aeneas und die Penaten."

(Fortsetzung.)

Die Griechen mußten natürlich in dem Buche des Philologen die hauptsächlichste Stelle einnehmen, und sie, die plastisch Klaren, am meisten gemißdeutet, verdreht und verkehrt werden. Vor den historischen Zeiten träumte er sich ein glückseliges Völkerleben, in dem die Wahrheit von oben herab Brahmanen und Orphikern in gleich reiner Abstraction gegeben sei. Auf eine solche Zeit paradiesischen Hellsehens sei dann die fromme allegorische Einkleidung gefolgt, ungewiß ob zu bloßer Selbsterbauung veranstaltet, oder von Seiten der zeitigen Epopten für schon allmälig entartete Generationen, die das helle Wahrheitslicht nicht mehr ertrugen, und denen es sofort, utile cum dulci, in symbolischem Fastnachtsspiel vorgeführt werden mußte. Dann erst hätten leichtfertige Hofpoeten, wie Demodokos, Homer und Consorten, Unverantwortliches gewagt. Zur Belustigung von Ritter und Volk hätten sie die tiefsinnigen Mythen zu anthropomorphistischen Götterlegenden depotenzirt, oft gar zu Gefäßen flach moralisirender Tendenzen. Und aus dieser Zeit, in welcher nur für das Wohl der Mit- und Nachwelt besorgte Priesterlogen die heiligen Symbole und ihren Sinn festhielten, sei dann die Zersplitterung der Mythen und die Verfälschung derselben erfolgt, deren ursprüngliche Einerleiheit unter einander mit Hilfe des fast urweltlichen Hindu-Olymps wiederherzustellen, die Aufgabe des symbolisirenden Mythologen sei. War es da wohl dem Manne der strengen Zucht, dem greisen Altmeister Voß zu verargen, wenn er nach mancher ernsten Abmahnung selbst vielfach persönlich gereizt, endlich im Unmuth hervorbrach, und mit den Stelzen seiner Redekunst den acrobatischen Gegner verfolgend, seine Antisymbolik ihm derb an den Kopf schleuderte? War ihm die Erbitterung zu verargen gegen den Symboliker, der selbst nicht anstand, zu behaupten, daß kritische Scheidung der Zeiten und Prüfung der Zeugnisse im Felde der Mythologie billig zurücktreten, daß der Mytholog mit einem natürlichen Spür- und Ahnungstrieb (Apperception) geboren sein müßte, daß er sich selbst für einen schlechten Kritiker halte, aber (eben deshalb) in sich den Beruf zur mythologischen Forschung fühle. Hieß das nicht den Forschern auf dem Felde der Philologie und Völkergeschichte, denen Nüchternheit und stets um sich schauender Zweifel erstes Gesetz sein sollen, des indischen Dewanischa Bang-Pfeife reichen, daß sie in aufgedunsener Trunkenheit umhertaumelten durch die Labyrinthe des Urweltsmythus? Darum stellte Voß dieselben Forderungen, die er in den „Mythologischen Briefen," Heyne gegenüber, geltend gemacht hatte, strenger und noch fester begrenzt gegen Creuzer. Wenn er nun der Bildung der griechischen Mythen theils einen ursprünglichen Einfluß des Orients gänzlich wegleugnete, theils dem mystischen Elemente, welches ihm identisch galt mit dem symbolischen, erst eine verhältnißmäßig späte und nur secundäre Einwirkung zuerkannte, so mögen wir immerhin gestehen, daß er durch eigene Polemik fortgerissen, einseitig mehr negirt habe, als er anfangs gewollt, oder nachmals hätte halten können, auf jeden Fall hat er dadurch die Grenzen bezeichnet, innerhalb deren sich die Untersuchung vorerst bewegen muß, ehe der Blick sich weiter wagen darf: eine strenge historisch-ordnende Sichtung des vorliegenden Materials und die Beschränkung der Combination auf nachweislich stammverwandte Völker. Für die classische Philologie stellen sich Griechen und Römer sogleich freiwillig in die Reihe, und eine umfassende Bearbeitung des so abgesteckten Feldes erschien allmälig Bedürfniß. Denn seit Creuzer's unmethodischer Bau durch die Kraft der Voß'schen Polemik zertrümmert dalag, und Niemand das Buch anders mehr, denn als ein fleißiges Repertorium schätzbarer und seltener Citate betrachtete, ist zwar theils für einzelne Punkte Ausführliches und Gründliches nach den durch den Streit abgeklärten und geläuterten Principien auf Lobeck's, Buttmann's, Otfr. Müller's Vorgang geschehen, eine wissenschaftliche Darstellung aber von dem Zusammenhange der Mythen unter den Völkern pelasgischen Ursprungs ward bis dahin vermißt.

Das vorliegende Werk über die italischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen

iſt beſtimmt, dieſe Lücke auszufüllen. Der während des Erſcheinens hingeſchiedene Verfaſſer, mit umfaſſender Gelehrſamkeit, wenn irgend Einer, in dieſem Fache ausgerüſtet, hatte die Schwierigkeit der Aufgabe nicht minder erkannt, als er dem Princip nach den Weg anerkannte, den zu verfolgen einzig erlaubt war. Als Demarcationslinie zwiſchen den Völkern phrygiſch-pelasgiſchen Stammes und den Barbaren des Oſtens, wollte er, der Autorität des Alterthums folgend, den Gebirgszug des Taurus nicht überſchreiten. Der erſte Theil des Buches, deſſen Beurtheilung die nächſten Blätter dieſer Zeitſchrift zu füllen beſtimmt iſt, hat ſich die Verfolgung der betreffenden Sagenkreiſe auf aſiatiſchem und helleniſchem Boden zum Ziel geſetzt. Strenge Sonderung der Zeiten, und namentlich der locale Culte, hat der Verf. ſich zum Geſetz gemacht. So gefaßt wurde die Benutzung auch ſpäterer Gewährsmänner, wenn nicht geradehin der Lüge verdächtiger, minder gefährlich. Außer den Schriften wurden von alten Denkmälern hauptſächlich nur Städtemünzen benutzt, die unbeſtrittenen typiſchen Träger altherkömmlicher localer Gottesverehrung. So von Ort zu Ort, von Zeitalter zu Zeitalter fortſchreitend, ſcheute er nichts mehr, als den anſcheinend tiefſinnigen, der That nach aber Alles verflachenden Synkretismus, der ſich dünkt, den gemeinſamen Urquell aller volksthümlichen Beſonderheiten zu entdecken und ihre durchgängige Verwandtſchaft nachweiſen zu können. Solche Anſicht, und ſolches Anſinnen weiſt der Verf. mit Recht von ſich zurück. Er vergleicht es (S. XVII) mit dem immer wiederholten Verſuche, die verwandten Mundarten aus einer gemeinſamen Urſprache herzuleiten, die ideale Verwandtſchaft, deren Wahrhaftigkeit unleugbar ſei, realiſtiſch nachzuweiſen. Jene Einheit aber liege jenſeit des Thurmbaues von Babel, und die Verſuche, daſelbſt Geſchichtliches auszumitteln, ſtehen und fallen mit denen zur Erkenntniß einer Hervorbildung der Menſchheit aus der Thierheit oder aus dem Urſchlamm.

Schon aus dem Bisherigen ergiebt ſich Klauſen's Auffaſſung des Mythus, und insbeſondere des helleniſchen, wiewohl er die Erklärung des Begriffs nirgend giebt. Ihm iſt er weder die mit unterhaltenden Mährchen verfälſchte Geſchichte (Euhemerus), noch eine Kosmogonie, welche Naturpotenzen in menſchliche oder mindeſtens animaliſche Geſtalt umſetzt (Krates und die Stoiker; nach ihnen Strabo, vgl. Cic. N. D. I. 10. 15), noch eine in geiſttödtende Allegorie vermummte Moral (Anaragoras), ſondern ein Product des dichtenden Volksgeiſtes, der die höchſten und ernſteſten Fragen des geiſtigen Lebens über Freiheit, Weltregierung und Unſterblichkeit in vielgeſtaltigen, ſtets national gefärbten Lebensbildern zu löſen trachtet, aber, befangen noch in dem unbewußten Act des Schaffens, nicht anſteht, an die Wirklichkeit des von ihm Geſchaffenen zu glauben. So erſcheint der Mythus als flüſſig gewordenes Symbol, als die verkörperte Idee in der Bewegung, die Perſonen der Götter ſelbſt nicht ſtereotyp, ſondern nur im Zuſammenhange mit ihrem Mythus in der erſten hiſtoriſchen Zeit des Griechenthums durchaus. Daß hier alſo nicht eine Trennung zwiſchen geſchichtlichem und philoſophiſchem Mythus angenommen werde, ſondern daß beide organiſch verwachſen erſcheinen in der poetiſchen Auffaſſung, folgt von ſelbſt. Wohl aber ſind alle jene Elemente darin und entlehnt aus Gebilden roherer Zeiten. Fetiſchismus, Apotheoſe der Geſchlechtsahnherren, Naturdienſt, vor allem localer, mußte zum Stoff beitragen, und wie die Spuren einer ſolchen früheren Bildungsſtufe noch deutlich zu erkennen ſind in den Namen und Beinamen homeriſcher Gottheiten, ſo liegt ſie ſelbſt doch vor der geſchichtlichen Ueberlieferung, ſo iſt die Auslöſung und Sonderung derſelben aus dem poetiſchen Gewebe, in dem ſie von localer Geltung zum Nationaleigenthum erhoben ſind, das Werk der höchſten Beſonnenheit und des fleißigſten Studiums, und kann nur auf dem oben angedeuteten Wege erzielt werden. Aus einer ſolchen Unterſuchung wird ſich dann aber ein Reſultat ergeben, das in gewiſſer Weiſe der Creuzer'ſchen Annahme diametral entgegen läuft. Die Bildung der Religionen und ihrer typiſchen Vertreter der Mythen erſcheint urſprünglich ſelbſtändig innerhalb beſtimmter Völkerkreiſe (oft enger gezogen, als man vermuthete); die größte Mannigfaltigkeit iſt in den Urſprüngen; dieſe Mannigfaltigkeit iſt das nationale Element (Vorurtheile nennt es nicht ganz paſſend der Verf. S. V. u. XIX u. a. a. O.), durch Phyſiognomie von Land und Volk bedingt. Aber durch die Mannigfaltigkeit hindurch leuchtet eine Uebereinſtimmung, die oftmals überraſcht, da ſie alle aus einem gemeinſamen Bedürfniß entſprungen ſind. Dieſe Uebereinſtimmung iſt das rein Menſchliche in ihnen. Ferner, treten ſo vorgebildete Völker in Wechſelverkehr, ſo erkennen ſie leicht das Weſentliche aus den Unterſchieden heraus; aber indem ſie die ideelle Wahrheit nicht von der poſtulirten Wirklichkeit des Mythus zu trennen vermögen, die nationalen Unterſchiede daher nicht als Menſchenwerk verachten dürfen, fürchten ſie der heimiſchen Gottheit einen Theil ihrer Ehren zu entziehen, wenn ſie das von fremdher Erkundete ihr nicht auch beilegen. Daher die Vermiſchung einheimiſcher und barbariſcher Fabelkreiſe, ja einheimiſcher und barbariſcher Gottesverehrung, wie beim thebaniſchen Dionyſos, phrygiſchen Bakchos, ägyptiſchen Oſiris. Selten daß ein Volk mit der Abſtractionsgabe des römiſchen wenigſtens die gröberen nationalen Unterſchiede rettete, die auswärtige Gottheit von der ſeinigen getrennt hielt, und dennoch ſie anerkannte, ja ſie in den Kreis ſeiner Schützer hineinzog (Dea Dia; Demeter-Ceres; Iſis) und die ewige Stadt zu einem Pantheon aller Gottesdienſte weihte, ein Symbol der Alles umfaſſenden Weltherrſchaft.

Endlich, ſind die verkehrenden Völker von Haus aus ſtammverwandt, treten folglich die localen und nationalen Abweichungen minder ſcharf hervor, bieten ſie ungezwungene Combinationen, ſo dringt die ausländiſche Färbung raſcher und tiefer ein, ja ſie verwächſt oft ſo mit dem Urſprünglichen, tilgt es oft ſo, daß Loslöſung der ſich deckenden Mythen der ſpäteren Hand überaus ſchwierig wird, daß ſelbſt die unbefangenſten und ungläubigſten Forſcher urſprüngliche Identität anzunehmen verſucht wurden und die Modificationen lieber als aus ſpäterer Trennung und nationaler Ausſonderung der anfangs identiſchen Völker entſprungen faſſen wollten. Und in dieſer ſchwierigen Thätigkeit ſehen wir den Verfaſſer des vorliegenden Werkes.

Denn niemals iſt der Verkehr ſtammverwandter Völker inniger geweſen und hat ſich allſeitiger berührt, als einerſeits zwiſchen den kleinaſiatiſchen und griechiſchen, anderſeits zwiſchen dieſen und den italiſchen. Denn ſelbſt der Sprache wurde bald hier, bald dort Terrain abgewonnen, und als Phrygien und Lydien und Italiker helleniſirt waren, trat eine Reaction gegen letztere von Seiten des römiſchen Elements ein: Unteritalien und Sicilien wurde lateiniſch. Und wie die Einwanderer, noch weniger die Beſiegten und Unterworfenen, den Einflüſſen des mit ihnen gewaltſam oder freundlich amalgamirten Volksſtammes in Dialekt und Sitten nicht widerſtehen können, ſo wird es ihnen auch bald dringendes Bedürfniß, ihre Religion mit der vorgefundenen und vice versa zu vergleichen. Vorhandene Keime werden mit anfangs fremdartig hineintretenden umſponnen und durchwachſen, und wenn nun gar in weſentlichen Punkten des Vergleichs zufällige Namens-Aehnlichkeiten, wie die des phrygiſchen Aeneas und des latiniſchen Aheneas hineinſpielen, ſo verwachſen die Wurzeln der Mythen zu ſolcher Zähigkeit, daß man an gänzlicher Löſung des Räthſels oftmals verzweifeln muß. Aber was nicht in jedem Punkte ſich erledigen läßt, kann wenigſtens annäherungsweiſe erfüllt werden, und wir begrüßen daher den rüſtigen Pontifex, der die Brücke von Hellas nach Rom hinüber zu ſchlagen verſpricht, und folgen ſeinen Schritten, wenn auch oftmals ſeine Rede uns dunkler erſcheint, als die Bücher ſeiner römiſchen Vorgänger, an denen der Dichter verzweifelte.

(Fortſetzung folgt.)

J. L. Klein „Maria von Medici."

(Fortſetzung.)

Dies ungefähr ſind die äußern Umriſſe und der ideelle Kern der Tragödie. Bewunderungswürdig iſt die Kraft, mit der Klein die Ereigniſſe von mehreren Jahren in den Raum eines Dramas nicht nur hinein zu bringen, ſondern auch zum Einheitpunkt einer Kataſtrophe zu vereinigen gewußt hat. Die Elemente des damaligen franzöſiſchen Reichs, Königthum, Adelsmacht, Stände, Parlement, Volk, Alles iſt darin, und Alles dramatiſch-künſtleriſch geordnet. Klein hat die große Aufgabe gelöſt, die weitläufige Maſſe politiſchen Stoffes, welche eine Stände- und Parlementsſitzung darbietet, dramatiſch zu geſtalten, den rhetoriſchen Pathos auf ſeinen Höhepunkt zu ſtellen, ohne die Form des Dramas zu verletzen. Er erreicht dies durch plaſtiſche Anordnung und Gruppirung, indem er die längeren Reden von dem Zwiegeſpräch dabei Betheiligter begleiten läßt, welche das Urtheil des Hörenden ausſprechen, und ſomit die Rolle des alten Chors übernehmen. So in der Rede des Biſchofs von Luçon, worin dieſer die Wichtigkeit darſtellt, daß Geiſtliche im Rathe der Königin ſitzen müßten.

Als noch Prälaten ihren Königen
Zur Seite ſtanden, und die Majeſtät
Der Kirche, deren Ausfluß nur die Hoheit
Und Macht der Fürſten iſt, die Kron' umſtrahlte,
Als noch im Schooß der heil'gen Mutter Kirche
Das Königthum in Purpurwickeln lag —

Da war's ihr Spielzeug und ihr Puppentand,
ſagt der Herzog von Epernon zu Guiſe.

Der Hoheprieſter noch wie Samuel
Die Herrſcher in den Königsmantel hüllte —

Da ſaß der Pfaff' als Mott' im Hermelin,
commentirt Epernon.

Als noch das Salböl auf des Königs Scheitel
Ein heil'ger Abglanz war der Prieſterweihe,
Und beide ſich wie kreisverwandte Sterne
Um Einen Mittelpunkt bewegten —

War
Der Pfaffe König, und der König Pfaffe,

ergänzt Epernon. — Ebenſo bilden zu der Rede des Barons von Senecey, dem Repräſentanten des Adels, zwei Deputirte des dritten Standes den Chor. Senecey ſpricht voll Uebermuth die Vorrechte des Adels an, er will Befreiung von der Beſteurung, der Adel ſoll nur die feſte Mauer um den König bilden, die ihn ſchützt, die Waffe, die ihn vertheidigt. Klein hat in dieſe Rede mit Abſicht eine überladene Rhetorik gelegt, um die Hohlheit dieſer Adelstheorie, die ſo gern mit Romantik ſich ſchmückt, zu charakteriſiren. Höheren Pathos zeigt die Rede des Präſidenten Miron, des Sprechers des dritten Standes, der über eine unerhörte Schmach, welche einem Bürgerlichen von einem Adelsdeputirten angethan worden iſt, zu klagen hat. Der Adelige hat ſich erlaubt, das Rohr gegen den Bürgerlichen zu erheben, ja ihn zu ſchlagen. (Ein hiſtoriſches Factum). In Miron's knirſchender Bitterkeit, in dem grimmen, verhaltenen Zorn offenbart ſich das erſte Zucken der Revolution, der erſte offene Kampf des Geiſtes gegen das Vorurtheil der Jahrhunderte, gegen die Laſt der Tradition. Aber noch erhebt ſich der Zwiſt darüber, noch dürfen Adelige auf-

treten, welche die That vertheidigen, und die Königin hat nicht die Gewalt, den Zwiſt zu unterdrücken. Dramatiſches Leben erwächſt daraus die Fülle. Haben nun die Stände bloß ihre beſondern Rechte berührt, ſo iſt es an dem Parlement, das allgemeine Intereſſe zu vertreten. Es geſchieht auf die freieſte Weiſe. Die Königin läßt dem Parlement die Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten verbieten, da entgegnet ihr Hr. von Verdun, der Präſident deſſelben, daß ſie nicht das Recht dazu habe. Die Macht des Parlements wurzle feſt in Nothwendigkeit, als Vermittlung des Königs mit dem Volke. Sie als Fremde ſcheine dies nicht zu wiſſen:

„In Frankreich herrſcht der König unbedingt!“
ſagt die Königin.

„So herrſcht das Schickſal nur und die Vernunft!“
erwiedert Verdun.

„Verehret beide denn in Eurem König!“
ſagt darauf Maria.

„Wenn ihn wie ſie Nothwendigkeit beſtimmt!“
iſt Verdun's Antwort. „Glücklich iſt das Land,“ fügt er hinzu, „wo die Macht des Königs nur Ausdruck und Kern des allgemeinen Volksgedankens iſt.“ Aber eben damit ſie dies werde, müſſe der König um ſich Berathungsglieder ſtellen, welche „der Herrſchaft abgewognes Ebenmaß ſtellen.“ Und unerſchrocken beginnt er darauf ſeine Beſchwerden. Es ſei Verrath am Fürſten, ſagt er, wenn ſeine Räthe dem eingeriſſenen Uebel nicht ſteuern wollten. Man dürfe nicht warten, bis der Staat verfallen ſei, ein guter Arzt müſſe bei Zeiten helfen. Die Königin ſagt darauf, wie es gewöhnlich ſchlechte Regenten thun, ſie habe von allen Seiten frohe Kunde, daß das Land blühe und gedeihe. Die Induſtrie ſoll den Geiſt erſetzen. Da erhebt Verdun die ernſte Mahnung, daß ſie denen nicht trauen ſolle, welche ihr die Wahrheit verbergen. Auf allen Punkten ſei Zwiſt und Aufruhr, und das Recht des Geiſtes ſei gekränkt. Näher geht er darauf auf den Abfall von der Politik Heinrich's IV. und die Begünſtigung der Jeſuiten ein.

— Dieſe Lehren ließ man ſcheu
Und ſchamlos durch die Lebensgäng' und Adern
Des Staats vergiftend ſchleichen! Ließ man? Still
Und heimlich etwa? Im Verborgnen lauernd?
Nein offen, frei, als Evangelium
Verbreitet allenthalb und ausgeboten.
Und was unglaublich ſcheint, was Blödheit ſelbſt
Als Aberwitz verſchreit, als Widerſinn
Dem Unverſtand, der Tollheit überweiſt:
Der Angriff, den die ſcheußliche Doctrin
Mit Gründen, aus den Satzungen der Schrift
Geſchöpft, bekämpfen wollte, war verpönt;
Die Bücher, die dagegen eifrig ſtritten,
Des Staates Hoheit wider dumpfen Wahn,
Des Fürſten Wohl und Leben wider Trug,
Die Völker wider Prieſterunfug wahrend,
Sie wurden unterdrückt, geſchmäht, geächtet,
Argwöhniſch überwacht, und die man freigab,
Vom blut'gen Cenſorgriffel, der dem Geiſt
Mit Tigerzungenluſt das Mark entleckt,
Geſchändet und entſtellt; die Schreiber ſelbſt,
Ja die ſogar, die den Betrieb beſorgt,
Zu Gunſten jener meuchleriſchen Brut
Verfolgt, verunglimpft, eingekerkert und
Gebüßt! Wofür geſchah das Alles? Wem
Zu Nutz und Frommen? Was bewog des Reichs
Vertreter, ihren eignen Vortheil ſo
Vernunftlos zu mißkennen? Welcher Dämon
Schlug höhnend ihres Auges offnen Sinn
Mit ſodomitſcher Blindheit? Wer? Die Furcht!
Die Furcht vor Oeſtreich. Seinen Drohblick galt
Es zu entwaffnen.
Man ſcheute Roms Mißbilligung,
Den Zorn der Curia wollte man nicht reizen. —
O Frankreich, armes Land, wie tief biſt du
Geſunken! Hüll' dein Haupt in Trauer, laſſ'
Als bitt're Zähre deine Ströme fließen!
Nach Außen hin entwürdigt und mißachtet,
Zur Magd für fremde Dienſtbarkeit erniedrigt,
Vom Thron Europas hin zur Thür' gewieſen!

Dieſe Schilderung iſt ergreifend, der Pathos mächtig. Man greift unwillkürlich in den eigenen Buſen, um die Schmach niederzudrücken, die ſich uns dabei darſtellt. — Wie aber ein ſolcher Zuſtand nur möglich ſei, hat uns der Dichter ſchon vorher gezeigt, indem er Luynes die Lehren des Jeſuitismus enthüllen läßt. Er warnt den jungen König vor dem „ruheloſen ſkeptiſchen Gelüſt, dem zweifelſüchtigen Prüfen, dem es nie um Wahrheit, ſondern nur um ſündige Entzweiung der nur durch den Glauben, nicht durch vorwitziges Klügeln vermittelbaren Einheit zwiſchen Gott und den Menſchen zu thun iſt.“

Denn ein Rebell von Haus aus iſt der Geiſt!

ſo lautet die für ihren Zweck ſehr richtige Lehre der Jeſuiten, die hier in usum Delphini in das rechte Geſchick gebracht wird. Der Geiſt iſt allerdings ein Rebell, indem er thut, was des Geiſtes iſt, indem er das Schlechte und Unwahre bewältigt. Es iſt dies gerade eine ſo natürliche Function wie Eſſen und Trinken. Aber die katholiſche Kirche überwacht ja auch das, geſchweige denn die Function des Denkens.

Aus der Glaubensfurcht,
Der prüfungsloſen, quillt ſo Gottes wie
Der Kön'ge Anſehn, Herrlichkeit und Glanz,
Und mit dem Glauben hört die Ehrfurcht auf.

Das iſt eine ſehr probable Lehre für Könige, die, wie man ſagt, noch immer Beifall findet.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

181

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

23. Februar. № 46. 1841.

R. H. Klausen „Aeneas und die Penaten."

(Fortsetzung.)

Jedenfalls wird es fürs Erste am gerathensten sein, dem kundigen Führer vertrauungsvoll uns hinzugeben, statt durch lockende Einwürfe und Einfälle der eigenen Phantasie ihn und uns auf dem Wege irre zu machen. Denn der, welcher lange im Dunkel verweilt und seine Augen an das spärliche Licht gewöhnt hat, sieht Manches in scharfen Umrissen, was der aus der Tageshelle Hineintretende gar nicht einmal gewahrt. Aber der wunderlichen sinnverwirrenden Gebilde sind so viele, der Hodeget führt uns mit so reißender Schnelligkeit, daß dem Folgenden oft der Kopf schwindelt und der Leser es uns daher Dank wissen wird, wenn wir ihn vorher auf die Hauptstationen der Untersuchung aufmerksam machen, damit er im Anstaunen links und rechts den Ariadnefaden nicht aus der Hand verliere. Und vielleicht wird ihm dadurch noch eine Gefahr erspart, in welche selbst der wissende Führer nicht selten verfallen ist. Denn wiewohl letzterer aus schon zugegebenen Gründen in Wahrheit mehr sieht, als Andere, so wirkt doch auch in ihm, der den lebendigen Gestalten des Tages entwöhnt ist, die Phantasie mächtiger, um die Leere des Dunkels auszufüllen. Es geht ihm wie dem Wegweiser in einer Stalaktitenhöhle, der durch lange Betrachtung die phantastischen Gruppen in eigner Deutung belebt hat, und zuletzt sie nicht mehr anders als so zu betrachten im Stande ist. Er sieht daher nicht nur mehr als der Geführte, sondern auch das, was er sieht, anders als es wirklich ist, ja, da er, einmal im Combiniren, schwache und immer schwächere Aehnlichkeiten zuletzt sich genügen läßt, endlich Manches, das gar nicht da ist. Doch hierüber, so wie über andere Eigenthümlichkeiten in der Fassung des Buches später. Treten wir jetzt dem Gange der Untersuchung näher.

Die ursprüngliche Sinnlichkeit des hellenischen Volkes läßt auch in der Weltbetrachtung das Geistige erst aus dem Irdischen gebären. Die Götter sind Kinder der Erde, oder „vielmehr ihre Enkel." Denn die in der pantheistischen Auffassung wiederum mit den Elementen vermählte Weltseele ist so sehr von dem massenhaften Stoff, den sie beleben soll, gefesselt, daß ihr noch keine Persönlichkeit zugeschrieben werden kann, also auch noch nicht die Kraft, persönliche Wesen zu zeugen. Letztere werden daher vermittelt mit ersteren durch Wesen von unbestimmten Grenzen, die Titanen, von denen alles Persönliche und Concrete abstammt, folglich auch Götter und Menschen. Die jeder Gattung zugewiesene Möre waltet über die forterbende Gleichmäßigkeit der Entwicklung. Aber der gemeinsame Ursprung schafft das Bedürfniß der Annäherung nicht nur von Seiten des schwächeren Geschlechts, das durch die Verehrung die Gunst des stärkeren sich zu erwerben strebt, sondern auch von Seiten der Götter, die durch Offenbarung göttlicher Geheimnisse die Gunst des Menschen erkaufen. Denn auch bei den Stärkeren tritt oft ein Bedürfniß ein, das schwächere Geschlecht zu gewinnen, namentlich in Augenblicken eigner Schwäche. Als ein solcher gilt vor Allem der der Geburt. Die Sage umstellt schützend die Wiege des Zeus mit dem dämonischen Geschlechte der Kureten, die durchaus in ihrem Wesen als Menschen des ersten Anfangs erscheinen. Was dem Gott nützte bei seinem ersten Erscheinen, das ist ihm angenehm in der Erinnerung; die Erinnerung selbst ist ihm ein Fest. Die Kureten walten also fortwährend in den Festgebräuchen; sie sind Ceremonialgeister. Aber sie sowohl, wie die verwandten Telchinen, ursprünglich deutlich an localer Tradition haftend, Urbewohner von Kreta, Euböa, Akarnanien, Aetolien; später, als der Name appellative Geltung des Dämonengeschlechts erlangt, scheint er auf die jugendliche Kraft ihrer erdgeborenen Abkunft bezogen zu sein. Früh sind sie daher mit den aus dem ungriechischen Osten Kleinasiens stammenden Korybanten identificirt, deren barbarischer Ursprung jedoch in dem orgiastischen Taumel ihres Cultus deutlich gesondert hervortritt.

Was die Kureten für Zeus, das sind die Telchinen für Poseidon. Sie sind die ersten Bewohner des meerumspülten Rhodos, die ersten Erzieher des Gottes, dessen Gunst sie ferner zu fesseln suchen durch künstlerische Bewäl-

tigung des harten Erdstoffes, des Eisens und Erzes, da sie zuerst den Göttern Waffen schmieden. Auch sie sind Ceremonialgeister, aber in ihr wundersames Treiben mischt sich egoistische Zauberkraft, sie wollen die Götter nicht gewinnen, sondern überwältigen, sie erscheinen als boshafte Kobolde, doch nicht ohne widerstreitende Sagen, weil solche Verunglimpfung sich nicht mit dem Dienste geneigter Götter zu vereinigen schien. Noch wirkt ihr Segen fort in der rhodischen Kunst des Erzgusses.

Diesen Dämonen mit gottesdienstlicher Zaubergewalt entsprachen auf halbgriechischem Boden die idäischen Daktylen, die von den beweglichen und vorzugsweise bildenden Gliedern des Menschenkörpers den Namen empfingen, bei den Geburtswehen der Rhea als helfende und lindernde Dämonen zur Hand waren, sonst, gleich den Telchinen, geschickte Bewältiger der Metalle und Schützer des Ceremoniells (des Tanzes namentlich), unter dem die Göttermutter verehrt ward (der Verfasser ahnt einen etymologischen und mythologischen Zusammenhang zwischen ihnen und dem goldreichen Lydier Daskylos, des Gyges Vater). Seit dem Vordringen der Phryger nach Troas wird mit der idäischen Mutter die phrygische Dindymene, deren ursprüngliche Heimath Pessinus am Sangarios, verwechselt, und der letzteren Priester, die Gallen, so wie ihr dämonisches Vorbild Attis in den Kreis der Daktylen gezogen und mit ihnen verschmolzen.

Bei der frühen Colonisation von Troas durch die Hellenen wurden die Götternamen der letzteren auf die entsprechenden Gottheiten der neuen Heimath übertragen und erhielten somit die teukrischen Religionsbegriffe, die sie vorfanden, als ihr Eigenthum, desto leichter, je analoger die halbgriechische Natur ihnen von vorn herein war. Dardanos und sein Geschlecht gewinnt jenes vermittelnde Ansehen, das die Götter den Menschen geneigt macht und sie zu sich herabzieht, und Aphrodite tritt vielfach in das Wesen der idäischen Bergmutter ein. Sie selbst neigt sich wie jene zu den Sterblichen hinab, verleiht dem Dardanos das Palladium, schenkt dem Anchises sogar den Genuß ihres göttlichen Leibes und weiht den aus dieser Liebe entsprungenen Aeneas zum Heros und Landesgott. Mehr aber noch als an seinem Vater haftet eben an dem Namen des Aeneas schon in rein hellenischer Auffassung der Begriff eines vermittelnden Dämon, der eben so sich zur Aphrodite stellt, wie die Daktylen, Telchinen, Attis u. s. w. zu den entsprechenden Gottheiten. Aeneas erscheint in der Ilias überall als Günstling der Götter, und als der in Ilion herrschende Zweig der Dardaniden zum Untergang bestimmt gefallen war, trägt er auch forthin die Ehren des gottgeliebten Stammes, der in den schuldlosen Nachkommen nicht untergehen soll. Die Homerische Darstellung nun bezieht sich auf das Geschlecht der Aeneaden, die als Ueberreste des teukrischen Stammes kleine Ortschaften in der schon zu des Dichters Zeit hellenisirten troischen Gegend bewohnten; auf sie war also die Herrschaft des gefallenen Troja durch Aphrodite's Gunst übergegangen; letztere erschien sonach nicht bloß als Retterin der Zurückgebliebenen, sondern, insofern der Ruhm dieser sonst nicht bestehen konnte, als Vertilgerin des älteren Hauses der Priamiden. Noch in historischen Zeiten finden wir teukrische Reste in dem Flecken Gergitha und selbst in dem demokratisch gewordenen Skepsis Aeneaden mit priesterlichen Ehren, die als Nachhall ehemaliger wirklicher Fürstenhoheit noch den Königsnamen tragen. In ihnen lebte das Vertrauen fort, daß Aphrodite einst noch ihre Nachkommen zu der früheren Herrlichkeit wieder erheben werde. Aehnlich wie hier bildeten in den anderen Landschaften südlich von der Propontis heimische Vorstellungen bald die Grundlage für hinzugekommene hellenische, bald dienten sie den alten Sagen der Griechen zu neuer Färbung. In der bebrykischen Landschaft, zuvörderst am Saume des Hellespontos, beleben letztere den Ideenkreis der Aeneaden durch den Dienst des Poseidon, Apollon, des Palladiums, des Zeus, ja des Dionysos, so wie anderseits Aphrodite umgebildet wird zu einer Gottheit, die, ähnlich der Hekate und der Mutter vom Ida, der Vermittlung zwischen Menschen und Göttern die Hand bietet. Ihre Sagen sind vorzugsweise bei den bithynischen Bebrykern nachzusuchen, da von den troischen nur geringe Kunde auf uns gekommen ist. Diese aber erscheinen als ein riesiges Hirtenvolk, das auch noch in historischer Zeit vorzugsweise den Poseidon als seine Schutzgottheit durch Stieropfer versöhnt, unter dem vermittelnden Beistande des Dionysos. Bei den troischen Bebrykern zu Arisbe wurde dieser Cult durch die später einwandernden Dardaner zurückgedrängt, und die Aeneaden, auch hier wahrscheinlich mit priesterlichem Ansehen, galten als Versöhner solcher streitenden Elemente. Wie hier Aeneas, so ist in Ophrynion Hektor Vertreter bei den Himmlischen, seine Götter Apollo und Ares die vorzugsweise verehrten; in Dardanos und Ilion aber die im städteschützenden Palladium angebetete Athene. Hier ist neben Aeneas Hektor und Herakles Ganymedes' Vertreter, der von Zeus wegen seiner Schönheit zu seinem Opferdienst entraffte Jüngling, dem Cultus der jungfräulichen Göttin besonders wohlgefällig. Der im Homerischen Ilion vor Allen den Hektor schützende Gott ist der Sminthier, der durch Feldmäuse und Seuchen die, denen er zürnt, heimsucht und vor beiden Plagen seine Lieblinge schützt. Längst von Teukrern verehrt, empfing er den hellenischen Namen Apollon vielleicht durch kretische Ansiedler, und wurde noch spät in der Gegend am Ida, besonders in dem Ol. 120, 1 gegründeten Alexandria Troas als Schutzgott betrachtet. So in die agrarischen

Kreiſe und namentlich des Weinbaues (wie in Rhodos) hineingezogen, treffen wir ihn auch in Tenedos, in Sigeon aber wiederum Athene. Die zuletzt genannten Gottheiten vermitteln nun allerdings für ihre Schützlinge eine freundliche Stellung zum ganzen Götterkreiſe; als die eigentlich vertretende Gottheit iſt jedoch ſtets Aphrodite zu betrachten, deren Wirkſamkeit und bewältigende Kraft namentlich Poſeidon gegenüber (ſo wie oben in Arisbe) ſcharf hervortritt in Abydos durch die Fabel von Hero und Leander. Alſo ſehen wir in der ganzen bebrykiſchen Landſchaft die Vorſtellung einer vermittelnden Gewalt bei den Göttern, und wiewohl Aeneas und ſein Geſchlecht nicht überall ausdrücklich genannt wird, doch die Neigung zu analogen Begriffen.

(Fortſetzung folgt.)

J. L. Klein „Maria von Medici.“

(Schluß.)

Die Art und Weiſe der franzöſiſchen Prinzenerziehung iſt in der Scene zwiſchen Luynes und dem jungen König ſehr hübſch geſchildert; Victor Hugo ſelbſt könnte keine piquantere, plaſtiſchere Auffaſſung davon geben. Der junge König liebt wie gewöhnlich die Jagd außerordentlich, und Luynes iſt bemüht, ihm die Theorie des Vogelfangs, dem er jetzt nachſtrebt, ſehr gründlich beizubringen. Der kindiſche Uebermuth, der ſchon daran denkt, mit den Staatsformen gleich ſpielend umzugehen, wie mit ſeinen Lieblingsneigungen, die Abhängigkeit von dem Günſtling und der Einfluß deſſelben auf ſeine Geſinnung treten ſehr plaſtiſch hervor, und damit auch die tiefe Unſittlichkeit, welche aus ſolchem Zuſtande der Willkür und des Abſolutismus hervorgeht. Luynes iſt ein geſchickter Jäger, er weiß die Jeſuiten einzuſchmuggeln, wie man eine Hand umdreht, um ſelbſt auf ihre Herrſchaft ſeine Macht zu gründen. Der junge König hat noch arge Luſt, über die Väter Jeſu zu ſpotten, Luynes aber benutzt bald deſſen Leichtſinn, bald imponirt er ihm durch Ernſt, daß Jener, um nur davon loszukommen, thut, was er will. Und von dieſem Knaben hängt das Schickſal Frankreichs ab! Luynes iſt eine ungleich höhere Geſtalt, als Ancre, ihm iſt es um eine feſte Herrſchaft, und deshalb um eine Theorie zu thun. Auch er will die königliche Gewalt wieder zu ihrem alten Glanz erheben, aber nicht durch brutale Willkür, wie Ancre, ſondern durch Klugheit und Liſt, welche das Volk durch die Religion, die Adelsparteien durch Unterhaltung der Parteiſucht beherrſcht, den König aber von dem Allgewaltigen abhängig macht, der all' dieſe Gewebe von Intriguen zu ſpinnen weiß. Der Jeſuitismus iſt in Luynes praktiſch geworden. Er weiß Alles zu benutzen, überall ſeine Fäden anzuknüpfen, Allen zu ſchmeicheln, um Alle zu täuſchen. Aber eigenmächtige Cabinetsjuſtiz iſt auch das Ende ſeiner Thaten, und eine tiefere, wahre Baſis des Königthums vermag er nicht zu legen. Dies vermag erſt Richelieu, der die königliche Gewalt auf eine wirkliche Idee gründet. Er faßt den Begriff des Staates, der Staat iſt ihm die Verwirklichung der Geſetzesherrſchaft. Vor dem Geſetz muß alle Willkür ſchweigen, das Geſetz muß die Rohheit der Parteiherrſchaft bewältigen, die Schädlichkeit der Günſtlingsregierung paralyſiren. Richelieu fängt damit an, die Adelsparteien zu ſchwächen und zu demüthigen. Wie ein Gorgonenſchild hält er dem Uebermuth des Adels die Bedeutung der königlichen Gewalt entgegen. Er ruft aus:

> Weh, weh dem ſchmachverſunknen Land,
> Wo Unterwürfigkeit ſich auflehnt, der
> Vaſall die ehrne Stirne trotzend hebt,
> Die Ahnentafel und das Wappenſchild
> Hinhaltend als ſein angeſtammt Geſetz!
> — — —
> Ihr hofft auf alter Zeiten Wiederkehr
> Umſonſt —
> Nicht lange mehr
> So ragt die tilgungsſchwere Hand herein.
> — — —
> Der Augenblick iſt nah', wo das, was jetzt
> Der Mörder ungeſcheut, weil Alles Recht
> Und Königsfurcht mit Füßen tritt, verübt,
> Das vom Geſetz berufne Richtbeil wird
> Vollſtrecken; wo auf offnem Markt, wie hoch
> Er's trage, fürſtlichem Rebellentrotz
> Das ſtolze Haupt vom Blutgerüſte rollt.

Man weiß, wie Richelieu das Wort erfüllte, wie der Herzog von Montmorency und Cinq-Mars endeten. Richelieu wurde der Schöpfer der abſoluten Monarchie, der neuen, legitimen Staatsweisheit, der miniſteriellen Macht. Das Mittelalter war damit in ſeiner Wurzel angegriffen, die particularen Rechte für immer getilgt, der erſte Höhepunkt der neueren Geſchichte erreicht. Aber die Herrſchaft des Geſetzes, wenn ſie nicht aus den Volkselementen erwachſen iſt, bleibt eine formelle. Richelieu's Idee vom Staat war eine einſeitige, er ſelbſt wurde ein Tyrann, und der Geiſt der Freiheit mußte gegen ihn wieder ankämpfen, um die Starrheit des Abſolutismus zu brechen. Das Volk iſt die Macht, welche über den Abſolutismus ſich erhebt, die Revolution iſt die natürliche Kehrſeite der abſoluten Monarchie.

Dies Element finden wir in Klein's Tragödie ebenfalls bereits dargeſtellt; der Aufſtand Picard's iſt der Prototyp der Revolutionszeit, Picard ſelbſt der organiſirte Revolutionsgeiſt. Klein hat eine möglichſt originelle Geſtalt aus ihm gemacht, er hat das theoſophiſche Element, das wir ſo häufig in den Schuſtern aufkeimen ſehen, in ſeine Individualität verlegt, um es als gewaltige politiſche Exploſion nach Außen zu kehren. Aber der Witz iſt hier zu überla-

den, er brodelt „wie heißes Pech," und wir müſſen uns wegwenden, daß er uns nicht in die Augen ſprüht. Das können wir indeſſen dem Dichter doch zugeſtehen, daß er Tieferem zuſtrebt, als einer bloßen Shakſpeare-Nachahmung, es iſt Alles tiefinnerlich erzeugt, und Vieles iſt plaſtiſch, kräftig und originell, ja auch dieſer Pathos des gemeinen Volkselements ergreift uns mächtig.

„Die Ehre eines Franzoſen," ſagt Picard, „iſt unantaſtbar. Zerſtückelt, ergänzt ſie ſich wie Schlangenglieder, im letzten Todeszucken theilt ſie, wie Zitterrochen, lähmende Schläge aus, in die Pfanne gehauen, ſpringt ſie, gleich dem Aal, dem Verſtümmler ins Geſicht." So ſprüht ein gewaltiges Nationalbewußtſein aus dieſem Schuſter. Prächtig iſt die Scene, in der er die Prinzeſſin Condé, Guiſe und Conti zwingt, auf ſeinen Schuſterſchemeln niederzuſitzen, um ihnen Maß zu nehmen und ſie dann zu verhöhnen, daß ſie, mit dieſen Füßchen, dem Volk vorangehen wollten zum Sturm der Baſtille. „Ich kenn' Euch wohl," ſagt er, „und nicht von geſtern weiß ich, daß Eure Männer blutgierige Volksverächter ſind, ſelbſtſüchtige, herzloſe, eigennützige Tyrannen," — und ſchildert darauf den ſchlechten Einfluß, den die Weiber noch zu dieſer Tyrannei hinzubringen. Indem er ſo wüthenden Ariſtokratenhaß ins Volk ſchleudert, hält er daſſelbe ab, für Condé etwas zu wagen. Nur ſich, ſeiner eigenen Sache ſoll das Volk dienen. Er ſtirbt, ſeiner würdig, bei dem Sturm des Ancre'ſchen Pallaſtes.

So viel über den ſittlichen Inhalt und die Situationen des Stücks. Was nun die Charaktere betrifft, ſo kann zunächſt die Frage aufgeworfen werden, ob nicht das Menſchliche von dem Politiſchen zu ſehr in den Hintergrund gedrängt werde. Wir haben eine Vielheit und Mannigfaltigkeit von hiſtoriſchen Geſtalten, deren Intereſſe ſich faſt durchgehends um Macht und politiſchen Einfluß dreht; die Träger des eigentlich Menſchlichen und Tragiſchen ſcheinen zu fehlen, die Tragödie beruht nicht, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, auf einzelnen Hauptcharakteren, welche handeln und leiden, ſondern auf dem Organismus des Ganzen. Dies iſt aber gerade der Punkt, welcher Klein's Streben an Shakſpeare's Tragödie anreiht und ihm die wahre, tiefere Bedeutung verleiht. Die hiſtoriſche Tragödie ſoll nicht willkürlich das Schickſal eines Helden herausgreifen und romantiſch entſtellen, ſondern es ſoll aus der innern Nothwendigkeit der hiſtoriſchen Zuſtände hervorgehen. Die Romantik hat den Menſchen fälſchlich von der Geſchichte losreißen, ihn über dieſelbe ſtellen wollen. Der Menſch aber ſteht immer unter der Geſchichte, er kann nur als ein individueller Theil ſeines Volksgeiſtes erſcheinen, und die Totalität der Individuen kann erſt die Geſchichte machen. So haben die Griechen ihre Mythen, ſo hat Shakſpeare ſeine Nationalgeſchichte dramatiſch geſtaltet, und wir Deutſchen ſind deshalb bisher hinter ihm zurückgeblieben, weil wir nicht die Kraft beſaßen, uns ſo in die Geſchichte einzuleben wie er, ſo nahe an die Idee des Staates heranzutreten. Selbſt bei Schiller und Göthe ſchadet dieſe Romantik. Was iſt größer: die Schilderung der Hofhaltung Philipp's II. im erſten Act des Don Carlos, oder die Schwärmerei des fabelhaften Marquis Poſa und die nachher folgende Familiengeſchichte, die der idealiſtiſche Marquis veranlaßt; die Scene zwiſchen Alba und Egmont oder die Liebesgeſchichte mit Clärchen? Uns dünkt, die Antwort kann nicht zweifelhaft ſein. Schiller gab dem Idealismus, welcher allen Pathos auf den einen Hauptcharakter häufte, zu viel nach, und in der Jungfrau z. B. führt ihn dieſer gänzlich auf Abwege. In Göthe's Dramen iſt daher, weil er realer iſt, weit mehr Totalität, ein tieferer Organismus. Aber Shakſpeare's Reichthum der Geſtaltenbildung, ſeine treibende Kraft zu produciren, ſowie die Tiefe ſeines politiſchen Sinnes erreicht auch er nicht.

Deshalb nun müſſen wir Klein in Schutz nehmen, weil er den Muth gehabt hat, einen ſolchen Organismus ſelbſtthätig und unſern politiſchen Ideen gemäß hinzuſtellen. Der Staat iſt der eigentliche Held ſeines Stücks, und ſein Schickſal iſt es, das den innern Kern der Tragödie bildet. In den Perſonen derſelben tritt die Colliſion des Menſchlichen und Politiſchen fortwährend hervor, das Schlechte wird überwunden, die Idee der Sittlichkeit ſiegt, und Richelieu's großer ſtaatsmänniſcher Charakter geht aus dieſen Wirren als ein nothwendiges Reſultat hervor. Das rein Menſchliche erſcheint ferner in den geringeren Perſonen, wie Claude, Herrn de Lüz und Magnat, ungetrübt. Nur die Königin und Eleonore hätte man mehr in ihrer Weiblichkeit dargeſtellt gewünſcht. Sehr zu loben iſt Klein indeß, daß er nicht in den Fehler Alfred de Vigny's gefallen iſt, der aus dem „maréchal d'Ancre" eine bürgerliche Jeremiade gemacht hat. Dies Stück iſt ein höchſt mittelmäßiges Product, was auch Jules Janin dafür geſagt hat, um den Freund zu preiſen. Klein hat dem Franzoſen erſt gezeigt, was aus dem Stoffe zu machen war.

Die wahre Wirkung von Klein's Tragödie können wir erſt empfinden, wenn ſie auf der Bühne erſcheint. Da Klein eine beſondere Bearbeitung für dieſen Zweck vorbereitet, ſo zweifeln wir nicht, daß eine einſichtige Direction ſich dieſer ſchwierigen, aber auch gewiß ſehr dankbaren Arbeit des Einſtudirens unterziehen werde. Daß der politiſche Pathos des Stücks mächtig in die Herzen der Hörer ſprühen werde, davon ſind wir ſchon jetzt nach der Erfahrung, wie die Tragödie auf die einzelnen Gemüther gewirkt, vollkommen überzeugt.

E. Meyen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

185

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

24. Februar. № 47. 1841.

R. H. Klausen „Aeneas und die Penaten."

(Fortsetzung.)

Ganz entsprechend, aber unendlich viel roher und plumper, als in den anmuthigen Sagen dieser südlichen Küstenstriche, finden sie sich in den nördlichen Theilen, namentlich zu Lampsakos, im Dienste des Priapos ausgesprochen, der auch ein Sohn der Aphrodite, aber ein frecher, brünstiger, zotenhafter Gesell, die Gunst der Gottheit nicht durch heroischen Jugendglanz gewinnt, wie Aeneas, sondern dieselbe durch strotzende Kraftfülle, die in der höchsten Aufregung der Sinnlichkeit selbst den Göttern imponirt, sich ertrotzt. Ein solcher Gedanke, der nicht ganz der Wahrheit ermangelt, mag im übermüthigen Rausche rasch verschäumenden Festtaumels zur Ehre der Gottheit symbolisch ausgesprochen, selbst veröffentlicht, Entschuldigung finden. Aber so wie er den Mittelpunkt eines ganzen Gottesdienstes zu bilden sich anmaßt und die stereotype Fratze zum Wahrzeichen einer ganzen Landschaft erhebt, verliert er die lustige Frische des Augenblicks, und sanctionirt die Unfläterei selbst und die thierische Gemeinheit. Hier muß dann auch der reine Knabe Ganymedes durch seine Unschuld nur die Lüsternheit des Gottes steigern, und das Verlangen des Zeus, den Schönen für seinen Dienst zu gewinnen, erscheint in Parion als Befleckung.

Dies Alles noch im Bereich des bebrykischen Volksstammes. Die Dolioner aber ziehen aus dem benachbarten Mysien und Phrygien entsprechende mythologische Figuren, und namentlich den Askanios in den Kreis der Aeneadischen Vorstellungen. Zunächst fällt in der Hauptstadt Kyzikos der gleichnamige Führer des Volkes auf, der, von den Aeltern Aeneus und Aenete (jener auch gradezu Aeneas genannt, der Gottgefällige) entsprungen, die trotzigen Riesen des nahen Bärenwaldes, Poseidon's stürmende Gewalten sich dienstbar macht und zum Bau des nützlichen Hafendammes zwingt. Weiter östlich aber tauchen in dem Mythengewirr der Völker, mit unsteten Sitzen der Phryger, Myser und Lyder, die Namen von Daskylos und Askanios zur Bezeichnung von Landschaften, Seen, Strömen und Heroen in wechselnder Bedeutung auf, und Midas und Gordias sind im innern Phrygien die gottgefälligen Heroen, die gleich den Daktylen bis zur Zauberkraft und zum Goldmachen von oben begünstigt werden, Midas, den Telchinen ähnlich, auch über Ströme gebietend. So fanden die Sagen von Aeneas auch hier günstigen Boden, und man wies sogar des Aeneas Grab im berekynthischen Lande, wie umgekehrt Midas als König der Dardaner erscheint. Der Name Askanios aber haftet ursprünglich an zwei natrumhaltigen, dem Poseidon heiligen Seen, denen ein erfrischender Dämon mit Jugendkraft beiwohnte, durch die Gunst der Gottheit Ungethüme (den Durst) bekämpfend, ritterlich und der Rossezucht zugethan, gleich Aeneas. Homer kennt den Askanios noch als des Hippotion, nicht des Aeneas Sohn. Er vermittelt aber nicht nur bei Poseidon durch das Wunder des Sees, der mitten im Salzwasser trinkbare Quellen zeugt, sondern auch bei der quellspendenden Gebirgsmutter Rhea. Da aber aus dieser sich die kleinasiatische Aphrodite hervorgebildet hat, so ist sein sehr frühes Eintreten in den Kreis der Aeneaden (so kennt ihn schon Stesichoros) sehr erklärlich. Vielleicht ward er schon, ehe er nach Troas gelangte, von milesischen Griechen auf diejenige Aphrodite zurückgeführt, die den Seefahrern die Schläuche mit süßem Wasser füllt. Leicht wurde er dann am Ida eingebürgert und neben Anchises gestellt, der wie er durch seiner Göttin (Ἀφροδίτη ἐφεστρος) Künste göttliches Blut in seine Füllen bringt. Fettes Weideland, entsprechend dem Local an jenen bithynischen Seen, gewinnt den Namen Askanien, und der Heros tritt fortan überall auf, wo Rossezucht erwähnt wird. In Arisbe und Skepsis werden Geschlechter auf ihn zurückgeführt. Sicher aber ist dies Alles nicht vor Homer geschehen, der, wie ausgebildet er bereits die Sage von Aeneas hat, weder von einem troischen Heros Askanios, noch von einer troischen Landschaft des Namens weiß, wohl aber zweimal also geheißene phrygische Fürsten erwähnt. Der Name und die Sage ist demnach erst sicher später in Troas von fernher entlehnt, wenn gleich lebendig angeeignet. Die Kyzikener mögen bei dieser Uebersiedlung der Be-

griffe als Mittelspersonen gedient haben. — Sonach ergiebt sich die durchgängige Ansicht der Lyder, Myser, Phryger und Dardaner, das Fürstenthum ihrer Geschlechter herzuleiten von einer göttlichen Bevorzugung ihrer Ahnherren, wodurch ihnen eine zauberhafte Gottgefälligkeit beiwohne. Diese Göttergunst wird den Menschen zugeneigt durch die olympische Göttin Aphrodite, „welche ihre Lust daran hat, die ewigen Grenzen, wodurch Himmel und Erde geschieden sind, aufzulösen." Unter ihrem Einfluß gewinnt der Mensch die Gunst auf dreifache Weise, durch kindliche oder asketische Hingebung (Ganymed — Attis), durch nützenden Dienst (Daktylen) und durch Ertrotzen (Priap). Die Götter, welche dem Menschen gewonnen werden, sind vor allen die idäische Bergmutter, Poseidon, der idäische Zeus (durch Ganymed), Apollon, Athene. Den Troern sind die Aeneaden das gottgeliebte, von Aphrodite stammende Geschlecht, an die durch Untergang der Priamiden das Reich der Dardaner kommen soll. Die Neu-Ilienser müssen daher ihren (fingirten) Stammahnherrn Ilos zu einem Sohn des Aeneas machen, und seitdem Askanios' Name, durch Localitäten begünstigt, nach Troas wanderte, diesen und Ilos für identisch erklären. An ihm haftete, durch Homer's Weissagung von der Herrschaft der Aeneaden veranlaßt, seit Arktinos die Sage vom Palladium, das Aeneas aus dem Brand der Stadt gerettet hätte, als Unterpfand unvergänglichen Herrscherthums. Später, als die Neu-Ilienser auf der Stätte des alten Troja zu wohnen vorgaben, ward die Schenkung des Götterbildes auf den alten Homerischen Demogeronten Ilos zurückgetragen. Homer selbst aber kennt die Sage in keiner der beiden Versionen. Durch die Neu-Ilienser kommt das Element des Ansiedelns und Städtegründens in die Wirksamkeit der Aeneaden, so wie diese bei dem athenischen Palladium ebenfalls hervortritt. Von den übrigen Göttern der Aeneaden lassen sich, wiewohl erst spät (seit Hellanikos) in ihre Verehrung hineingetragen, die großen samothrakischen Gottheiten nachweisen, an die sich Hephästos anschließt. Rhea und Hestia gewinnen schon hier (nachweislich in Skepsis) den Platz, den sie nachmals in der latinischen Umgestaltung der Sage so constant behaupten, wonach das ewige Feuer (das durch Hestia ebenso wie der Herdstein durch Rhea vertreten wird) aus dem Prytaneon von Ilios durch Aeneas nach Italien geflüchtet ist. Ebendaselbst finden wir Dionysos, und Hermes, der schadlose Gott, leitet auf der Iliischen Tafel Aeneas aus den Flammen. Demeter verschwindet hinter der Rhea. Dagegen lassen sich alle Götter, die in der Ilias sich des Aeneas annehmen, als von seinen Geschlechtern verehrt nachweisen: Aphrodite, Poseidon, Ares, Zeus; außer ihnen Hera, insofern sich diese als Dione der Aphrodite nähert, vor Allen aber Apollo, der als Sehergott und Schützer der Rinder- und Bienenzucht in Thymbra verehrt wird, der Ebene, wo das Saturei-Kraut (θύμβρα) gedeiht, den Stieren und Bienen gleich erwünschte Nahrung, heilsam gegen den Biß der Schlange und andern giftigen Gewürms, das Apollo abwehrt, und Liebestrieb erweckend.

Nachdem der Verf. so den Göttercult der Aeneaden auf seiner Geburtsstätte im ersten Abschnitt (Erstes Buch: die Aeneaden, S. 1—200) erforscht, weist er im zweiten (Sibylle, 201—312) dasjenige Motiv nach, welches vorzugsweise zur Verbreitung dieser Ansichten diente; es ist die an den Dienst des Apollo zu Thymbra, wie im Smintheon geknüpfte Vorstellung von der Sibylle. Denn trotz der unermeßlichen Zerstreuung der sie betreffenden Traditionen, läßt sich als Kern und erster Ausgangspunkt deutlich das gergithische Marpessos erkennen. Dort, in den Schluchten des Ida, ist es die weissagende Stimme aus der Felsenkluft, welche die gesteigerte Phantasie des Naturmenschen aus dem Rauschen des Sturmes und des Wassers herauszuhören meint, so wie sie in dem bunten Wirrwarr der von Wind und Wellen zerstreuten Blätter geheimnißvolle Schriftzüge liest. So eng mit dem Apollo verknüpft, und überall zu finden, wo dieser unterirdischen Gewässern weissagerische Kraft verleiht, hält sie sich doch gänzlich frei von günstigem Einfluß der Gottesverehrung, wie sie eine Priesterkaste gebietet; sie ist die durchaus subjective Macht des Hellsehens, die natürlich, nach der Gewohnheit, die Geister der Gewässer als alte Landesbewohner zu fassen, historische Persönlichkeit gewinnt. Aus dieser gänzlich subjectiven Entstehung der sibyllinischen Weissagungen erklärt sich nun zunächst die ungeheure Verbreitung derselben eben so, wie die schrankenlose Interpolation. Unterstützt mußte Beides werden durch die besondere Richtung, welche in der Vorstellungsweise der Aeneaden diese Prophezeihungen nahmen. In dem unterdrückten Geschlechte, das sich nach der endlichen Wiederkehr der verheißenen Herrschaft sehnte, das zugleich in der Bevorzugung seiner gottgeliebten Ahnherren die Bürgschaft künftig erneuerten Glanzes sah, spricht sich die Sehnsucht als Prophezeihung aus. Die Sibylle spricht bei Ereignissen, die den bisherigen Zustand ihres Gesichtskreises auf irgend eine Weise zu erschüttern und umzuändern drohen, sie verflicht dann Vergangenes mit Zukünftigem, nimmt jenes als Analogie für dieses auf, und ohne daß ein Betrug walten dürfte, stellt sie das Vergangene selbst mit als Zukünftiges dar, so daß die späteren Geschlechter, die auch hierin ein Prophezeihtes sehen, das Alter der Seherin jenseits jener Ereignisse zurückrücken müssen. So haben denn die ersten Sprüche der marpessischen Prophetin die Erneuerung der troischen Herrschaft hoffen lassen; der weiteste Gesichtskreis, den sie eröffnen konnten, war aber auf die den Teukrern stammverwandten phrygisch-lydischen Völker beschränkt, und die unübersteig-

liche Grenzmarkung wurde der Taurus. Aehnliche Zuſtände erregten ähnliches Bedürfniß, und wo zudem die Localität Anhaltspunkte bot, wanderte die Sibylle mit ihren Weiſſagungen von Ort zu Ort; die ohnedies (gleich allen Orakeln) ſehr allgemein gehaltenen Sprüche wurden leicht dem neuen Local angepaßt, und eben ſo leicht in die lockern Blätter eingefügt, was Zeit und Ort als neues Bedürfniß erblicken ließ. Denn das eben iſt ihr Weſen, daß ſie ſich ſtets verjüngt und doch ſtets greiſenhaft iſt, daß ihr luftiger Leib auf jedem entſprechenden Boden ſich niederläßt, in hundertfach neuer Geſtalt und mit neuem Namen. So kam die Sage von der gergithiſchen Sibylla mit Colonen von Ida in das Gebiet der äoliſchen Kyme, und wanderte von da über das Meer nach Cumä im opiſchen Lande. Wie bei der Vehme war der Ort ihrer Weiſſagung die rothe Erde, und ſo geſchah es, daß auch Erythrä in Jonien nicht nur die Sage von der Greiſin empfing; ſondern auch ihre Sprüche, und daß durch die bedeutendere Stadt die erythräiſche Sibylle (ſo hieß wegen des rothen Bodens urſprünglich auch die marpeſſiſche — *παρὸς δέ μοί ἐστιν ἐρυθρή*) allmälig vorzugsweiſe als die von Erythrä gefaßt, bald die anſehnlichſte des Alterthums wurde. Von hier gelangten ihre Sprüche dann wirklich nach dem italiſchen Cumä, und von da nach Rom, gerade zu einer Zeit, als der erſchütterte Königsthron der Tarquinier einen prophetiſchen Anhalt erwünſcht machte. Aeneadiſche Begriffe kamen ſomit auch nach Latium. Wie ſie dort mit urſprünglich heimiſchen ſinnverwandten bald verwuchſen und, ſelbſt an Namens-Aehnlichkeiten ſich anlehnend, allmälig die ganze römiſche Religion umwandeln halfen, dies wird nach der Abſicht des Verf. erſt in dem zweiten Theil nachgewieſen. Hier galt es nur zu zeigen, daß es wirklich die hellenisch-teukriſche Sibylle war, deren Vermächtniß der Obhut römiſcher Behörden anvertraut, vielfach als Vehikel der religiöſen und politiſchen Entwicklung des Weltreichs dienen mußte. Die Idee der Sibylle mag übrigens um Gergis uralt ſein; aber erſt zu einer Zeit, als die particulären Religionsanſichten einzelner Ortſchaften, beſonders durch Onomakritos, in die Litteratur eintraten, und bisher in Griechenland unentwickelte Vorſtellungen von Außen her neu befruchtet wurden, zur Zeit des Solon und Cröſus alſo werden die Orakel der marpeſſiſchen Sibylle, wenn nicht zuerſt in Hexameter gebracht, doch zuerſt auf dem Wege über Erythrä nach Griechenland gekommen, und verhältnißmäßig raſch genug nach Italien verbreitet ſein. Darauf weiſen erhaltene ächte Reſte in der auf uns gekommenen jüdiſchen Sammlung hin, und es iſt kein geringes Verdienſt des Verf., ſolche aus der wild darüber und hindurch gewucherten Maſſe fremdartiger Interpolationen herausgelöſt zu haben. Als nämlich die perſiſche Herrſchaft die Völkergrenzen verwiſcht hatte, und der unterworfene Orient jene prophetiſche Sehnſucht empfand, die in den Sprüchen der teukriſchen Sibylle ein durchaus homogenes Element anerkennen mußte, da traten auch barbariſche Sibyllen überall im Oſten und Süden auf, und die perſiſche und libyſtiſche hat ſelbſt bei Hellenen nicht geringen Ruhm. Alexander's und der Diadochen Reich vollendete die Vernichtung der Volksoriginalitäten, und zwang mit der Sprache die griechiſchen Vorſtellungen allen unterworfenen Stämmen auf. Da ſeufzten vor Allen die, welche ihr Geſchlecht für ein gottgeliebtes hielten, nach Erlöſung, und kaum läßt ſich ein den Aeneadiſchen Prophezeihungen adäquateres Verhältniß denken, als das der Hebräer, denen aus dem Geſchlecht des von Jehovah geliebten und geſalbten David ein Retter aus den Nöthen der Gegenwart gegen Babylonier, Perſer, Griechen erſcheinen ſollte. Ja die helleniſchen Sagen boten ihnen ſelbſt in der Sibylle ein Mittel, die heidniſche Welt mit ihren eigenen Waffen zu ſchlagen. Denn die Griechen hatten ſeit der Erweiterung ihres Geſichtskreiſes auch den Urſprung des jüdiſchen Volkes in ihr kosmogoniſches Syſtem verflochten. Idäer, die unter Kronos' Herrſchaft aus Kreta, ja ſogar aus dem phrygiſchen Ida gewichen, ſich in Paläſtina angeſiedelt hatten, konnten die Juden auf die teukriſch-idäiſche Sibylle, als ihre Landsmännin, von Urbeginn Anſpruch machen und, indem ſie die griechiſchen Göttergeſchlechter in Euhemerus Weiſe zu Menſchen herabſetzten, ihren Aeneaden, den unendlich erlauchteren, David und ſeinem Stamm die zukünftige Herrſchaft vindiciren, deren Anſprüche bis zum Weltreiche geſteigert wurden, ſeit das Römerreich mit dem Schwerte dieſe Idee zu verwirklichen anfing. Manches Urſprüngliche alſo konnte, mit leichter Umwandelung widerſtrebender Stellen, die erythräiſche Sibylle ſich unter den Händen der Juden bewahren. Wenn man nun in Betracht zieht, wie von gleichen Urſprüngen aus die römiſche Auffaſſung ihren Aeneaden zunächſt die Herrſchaft Italiens, dann, vollſtändig übereinſtimmend mit der Seherin von Marpeſſos, die Völker bis zum Taurus, und endlich das Weltreich zudachte, ſo kann uns die ſonſt wunderbare Uebereinſtimmung ſibylliniſch gehaltener Prophetieen im Munde römiſcher Dichter und jener judaiſirenden Weiſſagungen vom Reiche des Meſſias nicht länger befremden. Hier alſo findet denn auch die vierte Ekloge Virgil's mit ihren mittelalterlich-chriſtologiſchen Deutungen ihre Erledigung. Das Conſulat des Aſinius Pollio verſprach durch den Friedensſchluß der allgewaltigen Triumvirn den Weltfrieden und die Wiederkehr der goldenen Zeit unter dem Schutz des Juliſch-Aeneadiſchen Geſchlechtes. Die Prophezeihung derſelben knüpfte ſich leicht an die Geburt des Knaben, der fortan nur dieſe paradieſiſche Zeit kennen ſollte.

So erſcheint alſo die Sibyllen-Weiſſagung als ein mächtiges Mittel zur Verbreitung Aeneadiſchen Glaubens. Schwer-

lich würde aber der Name Aeneas ſo allgemein von Kleinaſien bis nach Rom der Träger der Idee von einer zwiſchen Gott und Menſchen vermittelnden dämoniſchen Gewalt geworden ſein, wenn er ſich nicht in einer bedeutenden Anzahl localer Religionen an der thrakiſchen, griechiſchen, epiroſiſchen Küſte, ja ſelbſt im innern Griechenland zugleich mit jener Idee als ein heimiſches Product vorgefunden hätte. Die weitere Ausbildung der betreffenden Traditionen, die urſprünglich in gar keinem Zuſammenhange mit dem dardaniſchen Heros ſtanden, ward vorzugsweiſe durch die wachſende Verbreitung der Homeriſchen Poeſie und durch die Wichtigkeit befördert, welche die Sagen von Troja bei den Hellenen erhielten. Jede Ortſchaft, die einen Aeneas oder einen ähnlich klingenden Heroennamen aufzuweiſen hatte, wollte ihn auf den trojaniſchen Helden zurückführen, um ihres Geſchlechtes Ruhm bereits in der helleniſchen Bibel zu finden. An anderen Orten, namentlich auf urſprünglich halbbarbariſchem Boden (in Sicilien und Unteritalien) fehlte auch wohl der Name, aber die Sagen waren den Aeneadiſchen ſo homogen, daß ſpätere helleniſche Colonen ſie geradezu in die ihnen bekannten überſetzten, und die allmälig auch helleniſirte Urbevölkerung willig auf die neue Betrachtungsweiſe einging. Wirklich erfolgte Auswanderungen nach der Zerſtörung des troiſchen Reiches boten das bequemſte Mittel zu einer ſolchen Verbindung, die zuerſt als Einwanderung oder Niederlaſſung gefaßt ward. Als aber im Lauf der Zeit dieſe Ortſchaften ſelbſt in Verbindung traten, mußte nothwendig ein Conflict der von allen Seiten in gleicher Weiſe erhobenen Prätenſionen entſtehen, wie er auf engerem Gebiete wohl bereits unter den Aeneadiſchen Städten in Troas ſelbſt ſtattgefunden hatte. Hier wie dort war dann der Mythus, der das Göttliche in keiner Geſtalt beleidigen will, ſtets in friedlicher Vergleichung des Widerſtreitenden bemüht. Hier insbeſondere ſah er kein anderes Mittel dazu, als die wirkliche Anſiedelung des Helden immer in weitere und weitere Ferne zu ſchieben, die dazwiſchen liegenden Orte aber, die vorher jeder für ſich als Endpunkte der Fahrt galten, bei ſtets ſich erweiternden Kreiſen der allgemeinen Sage allmälig als bloße Stationen und Ruhepunkte zu faſſen. Darum ſehen wir Aeneas auf der jahrelangen Irrfahrt, aber auch hier als den gottgefälligen Heros, der durch ſeine Perſon die Gefährten vor Untergang ſchützt, überall, wo er die Küſten berührt, Segen verbreitet und nachmals blühende Ortſchaften ſtiftet, ja endlich in der Ferne die Hoffnung verwirklicht, für die ſein Name ſchon auf troiſchem Gebiet als Unterpfand galt, daß ſeinem Geſchlechte die Wiederherſtellung alter Herrſcheranſprüche aufbehalten ſei. Dieſe Ruhepunkte der Fahrt nun aufzuſuchen, und bei ihnen das Urſprüngliche der localen Aeneasſagen nachzuweiſen, die nur erſt allmälig und oft verhältnißmäßig ſpät ſich mit dem troiſchen Cyclus verflechten, ganz zuletzt aber ihren Entſtehungsort zu einer Station des Helden herabſetzen, — dies iſt der Inhalt des dritten Abſchnittes: Aeneas als Einwanderer, S. 313—515.

Noch auf troiſchem Boden, in Antandros, der Hafenſtadt, galt Aeneas urſprünglich als Schützer der Seefahrt und Vermittler bei den Poſeidoniſchen Mächten; mit ihm Askanios. Wie leicht ſich daraus, in Verbindung mit der Localität, der Gedanke entwickeln konnte, daß hier Aeneas ſeine Schiffe zur Flucht gezimmert habe, von hier ausgelaufen ſei, liegt auf der Hand. Das gegenüberliegende Samothrake, das in der Sage von Dardanos den Aeneadiſchen durchaus verwandte Begriffe ausgebildet hat, ja wohl ohne Bedenken als dem teukriſchen Volke ſtammverwandt angeſehen werden kann, hat doch von Aeneas ſelbſt keine bedeutende Tradition, obſchon ſie nicht ganz fehlte. Denn er weiht den ſamothrakiſchen Göttern dort ſeinen Schild, und führt die Ceremonie der Salier, als deren Vertreter er ſelbſt auf der Inſel gelten mochte, nach der ſpäteren Sage von hier in die neue, römiſche Heimath.

An der thrakiſchen Küſte wird Aenos als Niederlaſſung genannt. Ob aber der dortige Mythus Aeneas urſprünglich als Eponymos anerkannte, bleibt fraglich; vielleicht iſt er von Außen her durch etymologiſches Spiel dorthin gebracht. Viel bedeutender iſt in dieſer Beziehung die Halbinſel Pallene. Hier fand nach Einigen Aeneas ſelbſt ſein Ziel, nach Anderen ward hier (in Pydna) Anchiſes begraben. Auf jeden Fall aber gilt er als Stifter der Stadt Aenea am äneiſchen Vorgebirge, und wiewohl die Sagen, welche ihn nach Weſten ziehen ließen, zuletzt überwogen, blieb doch ein höchſt bedeutender Heroencult des Aeneas und Anchiſes, die von Anbeginn einheimiſch waren in faſt gleichen Verhältniſſen, als in Troas, und namentlich als Vermittler bei Aphrodite. Aehnliches gilt von dem Aeneas in Pharſalus, wohin er nach Einigen als Knecht des Neoptolemos gekommen ſein ſollte. In Delos ward ſein Name herangezogen durch den verbundenen Dienſt Apollo's, Dionyſos' und Aphrodite's. In der Sage befragt er dort das Orakel, und läßt vielfache Spuren ſeiner Anweſenheit in der Blüthe und Bevölkerung der Inſel zurück. Kreta hat in allen religiöſen Beziehungen und in den Namen der Localitäten die ſprechendſten Analogieen mit Troas. Hier kann Aeneas mit ſeinem ganzen Ideengefolge nicht fehlen. Ja es hatten ſich hier ſo originelle Mythen ſelbſtändig entwickelt, daß ſie ſpäterhin keine andere Ausgleichung durch die allgemeine Sage zuließen, als die verzweifelte, einen zweiten und dritten Aeneas als Gründer des kretiſchen Pergamus anzunehmen, die freilich beide, als die dortigen Localvorſtellungen mehr und mehr in Vergeſſenheit geriethen, bei denen, welche Virgil als Quelle benutzte, dem Sohne des Anchiſes weichen mußten.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

187

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

25. Februar. № 48. 1841.

R. H. Klausen „Aeneas und die Penaten."

(Fortsetzung.)

In Kythera, auf der lakonischen Küste und zu Argos läßt sich das Ursprüngliche weniger deutlich sondern; im innern Peloponnes dagegen, namentlich im nordöstlichen Arkadien zeugt der Umstand, daß Anchises vielfach ganz ohne seinen Sohn genannt wird, für das Heimathliche dieser Begriffe, zu denen die allgemeine Sage nur dünne Verbindungsfäden gezogen hat. So namentlich in Mantinea, wo Aeneas nur eben erwähnt wird, um die Anwesenheit des Anchises denkbar zu machen. Eben so in Pheneos, wo besonders die Vorstellung sich ausgebildet hat, für welche in Samothrake und Troas Dardanos als Substrat galt (die von der Befleckung und Reinigung durch Götterhuld), hier zwar durch keine Stammverwandtschaft vermittelt, aber doch durch die Uebereinstimmung des Namens so mächtig wirkend, daß Dardanos in der Sage nun von hier ausgehend, das Palladium und die großen Götter über Samothrake nach Troas bringen mußte. Ein heimischer Aeneas findet sich wiederum in Orchomenos, Kaphyä und besonders zu Nasoi, und daß dieser mit dem benachbarten Dardanos verbunden, zu dessen Enkel und zum Troer gemacht wurde, ist hier doppelt erklärlich. Unbedeutender sind die Spuren in Paträ, erst später durch die römische Militärcolonie aufgefrischt. In Zakynthos, wo Aeneas der Aphrodite Tempel und Festspiele geweiht haben soll, wird er neben der Göttin als Beschwichtiger der widrigen Stürme verehrt. Denn die vermittelnde Thätigkeit wird nicht immer einem der Göttin entsprechenden, aber der menschlichen Natur näher stehenden Heros, sondern zuweilen der Göttin selbst beigelegt. Dann heißt sie selbst, wie in Leukas, Aphrodite Aeneias; ihr Ursprung und Name wird aber in der späteren Sage auf den troischen Heros zurückgeführt, als dessen Stiftung ihr Heiligthum betrachtet wird. Aber wäre dieser Göttin, welche besonders über Seestürme gebietet und in dieser ganzen Gegend (auch in Ambrakia und Aktion) Tempel hat, schon ursprünglich eine dem Aeneas entsprechende Gestalt zugesellt gewesen, so hätte diese gewiß dem nachmals hineingetragenen Troer einen ausgebildeteren lebendigeren Fabelkreis zugebracht. Denn jetzt beschränkt sich seine ganze Thätigkeit an diesen Gestaden auf Tempelgründungen und Altarweihen. Uebrigens ist diese Aphrodite sicher nur eine andere, dem Begriffe der Aeneadischen adäquate Auffassung der dodonäischen Dione, und somit läßt die Sage den Aeneas den Arachtheus aufwärts ziehen, um das pelasgische Orakel zu befragen. Noch tritt er im innern Epiros, wahrscheinlich durch den dort einheimischen Helenos angezogen, in Buthrotos auf, und in Ouchesmos wiederum mit Anchises. Von hier nördlich hemmt seine weitere Verbreitung das Ende der pelasgischen Völkerfamilie, die mit den eigentlich barbarischen Illyriern nichts zu thun hat.

So muß die Sage von selbst den Weg nach der gegenüberliegenden Küste einschlagen, wo sie bei den Iapygern auf ein für Aeneascult ungünstiges Terrain stößt; aber Anchises ist in Calabrien zu Hause, und man zeigt dort sein Grab. In der Sage empfängt hier Aeneas die Gebeine seines Vaters von dem unstät flüchtigen Diomedes. Das Palladium und die Behauptung troischen Ursprungs ist in Chonien vorhanden. Siris, Sybaris und Croton bieten sich von dorther, und das fette Marschland von Wald und Gebirg bekränzt, die Rinderzucht, der Dienst der laciniſchen Juno, die der Aeneadischen Aphrodite entspricht, geben Anhaltspunkte genug für Aeneas; dennoch wird er nur vorübergehend genannt. Denn die hellenische Bevölkerung, welche gewaltsam erobernd die Gebirgspässe besetzte, hatte zu viel Interesse, ihre achäischen Stammheroen hervorzuheben, und neben Herakles, Philoktet und Epeos konnten Aeneas und die verwandten Gestalten nicht rechten Boden fassen. Er wird hier, wie in Daunien, wo Herakles das vermittelnde Organ zwischen Gottheit und Menschen abgiebt, nur hinterdrein als Ergänzung aufgenommen sein. Eben so dürftig sind die Spuren an der Ostküste Siciliens, wo vielleicht in Arcens und Achates ursprünglich Aeneadische Gestalten zu erkennen sind, durch welche die Irrfahrt auch hier Anhaltspunkte fand.

Reicher dagegen iſt die Oſtküſte mit einem dem troiſchen völlig entſprechenden Boden. Daher auf Elymon ein Altar der Aeneadiſchen Aphrodite, in Segeſta ebenfalls ein Tempel der Göttin, der auf ihn zurückgeführt wird. Die Möglichkeit, daß hier wirklich Verpflanzung durch Coloniſation ſtattgefunden habe, wie Thucydides ſie als hiſtoriſch giebt, kann nicht ganz geleugnet werden. Doch ſpricht das Detail der Fabeln für ſpätere Uebertragung auf urſprünglich Heimiſches. Aegeſtos, der Stammheros, in dem ſchon troiſches Blut fließen ſoll, lebt, um Aeneas' Landung pragmatiſch zu begründen, nochmals in dem Freunde des Letzteren auf, der Aegeſta und Entella, ſo wie ein anderer Genoß, Elymos, Elyma baut. Am Eryx läßt ſich ſelbſt noch der urſprüngliche Name des Heroen, in deſſen ganz analoge Stellung Anchiſes und Aeneas eintreten, nachweiſen. Es iſt Butas, der bei den Rindern mit der Aphrodite den Eryx zeugt. Sein Andenken konnte bei den Einheimiſchen nicht ganz verdrängt werden, und Aeneas galt dort daher nur als Erneuerer des von Eryx geſtifteten Heiligthums, während die allgemeine Tradition ihn ſo mit jenem identificirt, daß Anchiſes' Grabesſtätte bei Segeſte ſelbſt von Virgil gegen die latiniſche Sage anerkannt wird.

Die Karthager ſahen in der Venus vom Eryx ihre Aſtarthe wieder; durch ihren Einfluß mögen puniſche Vorſtellungen und Gebräuche auch auf dem ſiciliſchen Berge ſich eingeniſtet, oder entſprechende, dort heimiſche, die aber vorher gegen andere helleniſche zurücktraten, mehr entwickelt haben. Genug, die Identität beider wurde von den ſiciliſchen Griechen in dem Maße anerkannt, daß man die Göttin vom Eryx jährlich auf neun Tage ihren Berg mit der libyſchen Burg vertauſchen ließ. Helleniſche Bevölkerung findet ſich ſchon früh auf libyſ-phöniciſchem Boden; die Sage ſtellt dies als Anſiedelungen in heroiſcher Zeit dar, und wiewohl die Karthager gewiß nie Aeneadiſche Vorſtellungen hegten, noch irgend auf den Troer Aeneas Anſprüche machten, iſt doch durch jene beiden Elemente (Aphrodite und die helleniſchen Städte) Aeneas' Aufenthalt in Libyen hinlänglich motivirt. Hier konnte alſo die Sage nur einſeitig verfahren, und ohne auf Anerkennung der Barbaren zu rechnen, fand ſie in dem gottgeliebten Sichäus den Aeneas wieder, den ſie (wie Sichäus es geweſen) zum Gatten der Dido gab, einer Emanation der Aſtarthe ſelbſt. Aber die Verſchmähung dieſer Combination von Seiten der Karthager, und die ganze feindliche Haltung dieſer gegen alles Helleniſche, gab derſelben die natürliche Wendung, daß Aeneas' Aufenthalt und Liebe nur kurz gedauert, und auf das Gebot der mächtigeren Götter mit Verletzung der Aſtaroth und des puniſchen Volkes geendet habe. So hatte die Sage wahrſcheinlich von ericiniſchen Griechen Näv ius empfangen, aus dem ſie Virgil zum Theil wörtlich geſchöpft und der Auffaſſung ſeiner Zeit anbequemt hat.

Wenn es in Sicilien nur theilweiſe gelungen war, die dem Anchiſes und Aeneas entſprechenden einheimiſchen Heroen durch die fremden Namen zu verdrängen, ſo wurde bei dem dritten, dem ſchönen gottgefälligen Knaben Daphnis der Verſuch, ihn mit Aſkanios zu vergleichen, gar nicht gemacht. Gleichwohl lag er nahe genug. Denn auch Daphnis iſt der im feuchten Boden waltende Geiſt, welcher der Sehnſucht alles Lebens nach Erquickung entgegenkommt. Das ihm Eigenthümliche iſt die Keuſchheit, durch welche er der Götter Gunſt, Anmuth und ungeſchwächte Jugendlichkeit gewinnt, die überall an den Namen des Lorbeers ſich knüpft und durch die wir an den Attis erinnert werden; nur daß Letzterer auf dem weichlichen aſiatiſchen Boden erzeugt, dieſer Anforderung nur durch gewaltſame Selbſtentmannung zu entſprechen weiß, während Daphnis in der geſunden Phantaſie der Sicaler durch die Kraft des Willens daſſelbe erreicht. Er entſpricht hierin dem italiſchen Julus, iſt aber mit dieſem eben ſo wenig, als mit dem Aſkanios, in der Sage identificirt. Doch diesmal hat der Dichter das Geſchäft derſelben übernommen. Denn die Elemente, welche ſie bot, und die ſich von ſelbſt einer Vergleichung fügten, hat Virgil in der 5. Ekloge organiſch herausgebildet, ſo daß ſein Julier Cäſar in Daphnis' Geſtalt nur als conſequente Entwickelung der ſiciliſchen Sage auf latiniſchem Boden daſteht.

Die ſchwachen Sagen der Sarder, welche auch zum Theil troiſcher Abkunft ſich rühmen, ſind kaum einer Berückſichtigung werth. An der Weſtküſte Italiens aber herrſcht überall Odyſſeus' Name vor und drängt den troiſchen zurück, wie Herakles, Diomedes und Idomeneus im Oſten der Halbinſel. Erſt Velia iſt wieder berühmt durch den Tod des Steuermanns Palinuros. Letzterer iſt als ein Winddämon der Veliner zu faſſen, der ein Symbol der Minyer von dem ioniſchen Phokäa, Velia's Mutterſtadt, nach Großgriechenland wanderte, von dort aber gleichzeitig Aeneadiſche Begriffe, denen er ſelbſt verwandt iſt, mit ſich nahm. Denn er iſt ein Heros, der durch die ſeefahrtſchützende Aphrodite günſtige Winde vermittelt, ja, da die feindlichen Poſeidoniſchen Mächte ein Opfer verlangen, ſeine Vermittlung bis zur ſchmerzvollen Selbſtaufopferung ſteigert, dafür aber zum Dämon erhöht, auch nachmals unter der Bedingung frommer Todtenbeſtattung den Schiffenden günſtig iſt. — Wie Aeolos und die ſog. Neptuniſchen Altäre für die Irrfahrt des Aeneas motivirt ſind, läßt ſich mit Gewißheit nicht nachweiſen.

Nachdem nun der Verf. die Urſprünge der Sagen und ihre Verwebung nochmals im Ueberblick vorführt und dabei darauf aufmerkſam macht, daß der Verſuch, die äußere Einheit durch eine coloniſirende Völkerſchaft in dieſelben zu bringen, vergeblich, ja daß Aeneas' Verehrung in dem vorzugsweiſe helleniſchen, d. h. dem doriſchen Stamme gar nicht

urſprünglich heimiſch ſei, nachdem er die einzelnen Ortſchaften nach der Art, wie die Aeneadiſche Sage in ihnen auftritt, geordnet hat, führt er uns dem Ende der Fahrt, dem opiſchen Cumä zu. Hieher kam, wie oben gezeigt, ſein Name mit der Sibylle von den Gergithiern, und Aenaria's Name wird auf ſeine Landung gedeutet. Die ganze Localität des gegenüberliegenden Landes war der Weiterbildung der Sage günſtig. Miſenus aber iſt ein zweiter Palinurus. Doch dieſer Heros und Dämon iſt bereits oskiſch in ſeinem Urſprung; ſeine Betrachtung gehört in die der italiſchen Volksreligionen unter griechiſchem Einfluß und ſomit in den zweiten Theil des Werkes.

Fragen wir nun nach dem Gewinn, den die Wiſſenſchaft ſich aus der durchaus ſelbſtändigen und mit wahrhaft unermüdlichem Fleiße durchgeführten Arbeit verſprechen darf, ſo wird ſchon die gegebene Ueberſicht der bisherigen Hauptreſultate denſelben als ſehr erheblich zeigen. Das hier Gegebene iſt faſt durchgängig neu, und um ſo mehr anzuerkennen, als der Verfaſſer aus den entlegenſten Winkeln des Alterthums, die den meiſten Philologen ganz unzugänglich ſind, und zu denen auch ihn der Weg oft durch unerfreuliche Steppen führte, die Bauſteine zu dem Werke herbeiſchaffen mußte. Abgeſehen von den eigentlichen Schriftquellen, die oft nur in den zerſtreuten und beiläufig beigebrachten Notizen trockner Scholiaſten ſpärlich floſſen, mußte das ganze Gebiet der Numismatik ausgebeutet, Kunſtdenkmäler mit beſonnener Kritik erwogen, die Localitäten der Sagenbildung erforſcht, und zu dieſem Zweck Reiſebeſchreibungen Aelterer und Neuerer mit Sorgfalt benutzt werden. Aber dieſe unendliche Mannigfaltigkeit des Stoffes und die gewaltigen Maſſen, mit welchen der Verfaſſer zu kämpfen hatte, haben entſchieden nachtheilig auf die Faſſung des Werkes influirt. Die Kräfte des rüſtigen Arbeiters reichten nicht überall aus, und er wurde von den Maſſen, die er beſiegen ſollte, ſelbſt überwältigt. Es iſt ihm gegangen, wie ſo vielen der Philologen, denen mitten in der Unterſuchung beiläufig Neues und wieder Neues unter den Händen erwächſt, und die aus leicht verzeihlicher Liebe für das mit Mühe Erworbene es nicht über das Herz bringen können, Vieles zu verſchweigen und nur das Weſentliche zu geben. Da ſchlüpft ihnen denn der Faden der Unterſuchung aus der Hand, und wenn ſie ſelbſt, an ſolche wühlende Thätigkeit gewöhnt, ihn im Auge behalten, ſo verlangen ſie doch vom Leſer, der von ihnen lernen will, Ungebührliches. Denn wir geſtehen es, daß nur mit der höchſten Anſtrengung und nach wiederholtem Studium des Buches es uns gelungen iſt, das Ziel zu fixiren und den Weg dazu auf die oben dargelegte Art zu verfolgen. Dieſe Unklarheit und Unordnung der Darſtellung, zugleich mit jener unausſtehlichen gelehrten Vornehmheit gepaart, die ſelbſt von ziemlich eſoteriſchen Dingen, wie von weltbekannten nur andeutungsweiſe ſpricht, oder gar ſie mit einem höhniſchen „bekanntlich" einführt, die Notiz auf Notiz drängt, und ſelbige nicht einmal durch eine verbindende Conjunction feſſelt, ſondern nur durch ihr eigenes plumpes Gewicht zuſammenhängen läßt, die nicht einmal die Wiederkehr der abgebrochnen Unterſuchung durch das äußerliche Mittel eines Abſatzes andeutet, dieſe Unklarheit, welche nicht nur den Leſer verwirrt, ſondern auch unbedingt zuletzt auf den Sinn des Schreibers reflectiren, ihn betäuben und ſtumpf machen muß, iſt hier bis zur wahrhaften Caricatur geſteigert, und verdient um ſo mehr eine ſcharfe Rüge, als ſie vor Allem geeignet iſt, ſolche Lehrer mit Recht und die ganze Disciplin mit Unrecht in Mißcredit zu bringen. Denn welche Sprache iſt das, und welche Art des Denkens ſetzt ſie voraus, in der die Specialitäten ſo zuſammengepfropft ſind, daß im Durchſchnitt auf jede Reihe nicht drei Abſtracta, — daran ſind wir von andern Philologen her gewöhnt, — ſondern drei *nomina propria* kommen? Und anderſeits, wer kann von einem Leſer, der nicht grade ſpeciell dieſelben Studien gemacht hat, als der Autor ſelbſt, prätendiren, daß er Phraſen verſtehe, wie dieſe: „Wohl aber ſind aus der uralten Vorſtellung von der Göttermutter durch helleniſchen Einfluß die der Rhea, Heſtia, Demeter, Aphrodite und Hera, welchen allen fünf untereinander und mit dem Pfeilergotte Hermes das Viereck gemeinſchaftlich iſt, auch in Troas hervorgegangen." (Th. I. S. 165) Oder was der Verf. zur Erläuterung der Attisſage beibringt (S. 25): „Der Grundgedanke iſt einfach (!) folgender: Aus der Zeugungskraft des Felſengeiſtes von der Flußtochter gehegt erwächſt der Fichtengeiſt, das einzige Erzeugniß des wüſten Gebirgs: Felſengeiſt und Fichtengeiſt lieben einander; als aber der Landeskönig den Fichtengeiſt für das Veilchenkind gewinnen will, macht der Felſengeiſt ihn unfruchtbar; und ſo (?) grünt nun die Fichte fort. Fichte und Fichtengeiſt ſind Ceremonialgeiſter (?), die Vorbilder der unfruchtbaren Gallen."

(Schluß folgt.)

Geſchichte der Geographie, von Julius Löwenberg. Mit zwei chronologiſchen Ueberſichtstabellen und neun Erdanſichten. 379 S. 8. Berlin 1840. Haude und Spener'ſche Buchhandlung (Joſeephy).

Das vorliegende Werk bringt uns eine lebendige Anſchauung von der Stellung, welche die geographiſche Wiſſenſchaft in der Gegenwart gewonnen hat. Bis vor Kurzem noch galt ſie höchſtens als Geſellſchaftsdame der Geſchichte, ein ſo reiches Leben ſie auch in der Entwicklung der Menſchheit mochte erreicht haben. Der Moment ihrer Emancipation iſt unlängſt erſchienen; ſie arbeitet in der Gegenwart

daran, ſich in der neuen Situation heimiſch zu machen und ſelbſt in den Nachbargebieten ſich die ihr gehörigen Elemente anzueignen. Daher iſt aus der früheren, unter die Geſchichte ſubordinirten Geographie nicht allein eine ſelbſtändige Disciplin erwachſen, ſondern „man wird ſchon gewöhnlich leichter zugeben, daß ein Geograph auch Hiſtoriker ſein müſſe, als das Gegentheil.“ Wenn durch eine Parallele dies angedeutete Verhältniß einer näheren Auslegung bedürfte, ſo könnte an die Befreiung der Philoſophie aus den Feſſeln der Theologie zu Ende des Mittelalters und zu Anfang der neueren Zeit erinnert werden. Zu derſelben Zeit ſtellte auch die Geographie ſich in ihrem allgemeinſten Umfange feſt, und gewann die Bearbeitung ihrer Geſchichte ein inneres Intereſſe. Denn während das Menſchengeſchlecht im Mittelalter ſeine Hoffnung und Furcht zwiſchen Himmel und Hölle getheilt hatte, gewannen nun die nächſten Umgebungen wieder ihre berechtigte Stellung, richtete ſich der Menſch als Erdbürger in ſeiner nächſten Heimath mehr und mehr ein. Von dieſem Standpunkte aus iſt der Trieb zu erklären, das Erdleben, ſo weit es die Menſchheit überſchauen kann, zu durchforſchen. Dieſe Liebe zur Erde hat ſich in der neueſten Zeit um ſo mehr realiſirt, je fernere Räume des Himmels man durchforſchte, um in ihnen den Wohnſitz der Gottheit zu entdecken.

Aus dieſen Neigungen und Beſtrebungen ging folgerecht die Entwicklung der geſammten geographiſchen Wiſſenſchaft hervor; ganz beſonders aber gehören ihnen die tieferen Forſchungen auf dem Gebiete der geſchichtlichen Geographie an. Durch ſie hat ſich das ſchönſte Band um Geographie und Geſchichte geſchlungen, und beide mögen nun vereint zur Erkenntniß der Wechſelwirkung zwiſchen Erde und Menſchheit leiten.

Wenn nun im Namen „Geſchichte der Geographie“ die Beziehung auf das hiſtoriſche Moment ausgedrückt iſt, ſo kann dieſer Ausdruck leicht zu dem Mißverſtändniß verleiten, als ſei unter demſelben eine bloß formelle Entwicklung der geographiſchen Wiſſenſchaft gemeint. Dieſe Seite iſt allerdings darin enthalten; aber die weſentlichere Entwicklung iſt mit der Form der Gewinn des Inhalts, der zunächſt empiriſch gewonnen und aufgenommen, ſich zu einer nothwendigen Gliederung geſtaltet. Von dieſer Seite iſt es denn auch, daß die Geographie der philoſophiſchen Dialektik nicht fremd bleibt, indem ſie in ihrer Geſchichte Vergleichungspunkte darbietet zur hiſtoriſchen Entfaltung der Philoſophie. Jener Satz, daß nicht Alles, was bekannt, darum erkannt ſei, hat ſich vielleicht nirgends ſo überraſchend bewieſen, als in dieſen beiden Gebieten. Für die Geſchichte der Geographie hat noch vor einigen Jahren dieſen Beweis geliefert Alex. v. Humboldt in ſeinem bewundernswürdigen Werke: „Kritiſche Unterſuchungen über die hiſtoriſche Entwicklung der geographiſchen Kenntniſſe von der neuen Welt. Einem ſolchen Vorgange mußte nothwendig eine große Anregung nach dieſer Seite hin folgen. Die gelehrten Vorarbeiten für dieſes Gebiet mehren ſich deshalb auch von Tag zu Tag; denn allein das angeführte Werk bietet dafür eine unergründliche Fundgrube.

Jetzt nun ſchon dieſe gelehrten Vorarbeiten zu benutzen und dieſelben zu einem einzigen Werke zuſammenzuſchmelzen, ſo daß eine großartige Ueberſicht der auf die Erde gerichteten Thätigkeit der Menſchheit in ihren Fort- und Rückſchritten, in ihren Kämpfen und Anſtrengungen um den Gewinn der Wiſſenſchaft hervortrete, iſt die Aufgabe des vorliegenden Werkes, in dem, wie der Hr. Verf. im Vorwort ſagt, es nicht um minutiöſe Kleinkrämerei zu thun war. „Ich wollte kein Polizeijournal ſchreiben und darin jedem Reiſenden den Paß viſiren. Die Entdeckungsreiſen ſollten als eine Folge vorherrſchender Ideen und Zeitbeſtrebungen hervortreten, die mit dem Geiſtesleben der Menſchheit übereinſtimmen; ſie ſollten den Zuſammenhang zeigen, der zwiſchen den Naturverhältniſſen eines Erdindividuums und der allmäligen Enthüllung deſſelben ſtattfindet.“ Bei dieſer beſtimmt ausgeſprochenen Abſicht, welche durch das ganze Werk conſequent durchgeführt iſt, werden aber durchaus nicht die nothwendigen Einzelnheiten vermißt, nur daß ſie nicht in abgelegene Anmerkungen verwieſen, ſondern an gehöriger Stelle in dem Ganzen verwebt ſind.

In der Einleitung wird von der Aufgabe geſprochen, welche eine Geſchichte der Geographie zu erfüllen hat. Wenige, geiſtreiche Züge geben uns hier ein Bild von dem Gebiete und der Methode, nach welchen ſich jenes vor der Erfahrung der Menſchheit auseinanderfaltet. Die Einleitung beginnt mit den Worten der Geneſis: „Und Gott ſegnete ſie und ſprach zu ihnen, ſeid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde ꝛc., — ſo lautet das altteſtamentariſche Lehnsdiplom, der bibliſche Schenkungsbrief, in dem der Herr der Welten dem Menſchen die Erde vermacht hat.“ Der erſte Schritt, welchen der Menſch that, um die Erkenntniß der Außenwelt zu beginnen, die nothwendig mit ſeiner eigenen in Wechſelwirkung ſtand, wird zunächſt durch ein ſinniges Bild bezeichnet, welches dann mit reicher Phantaſie ausgeführt den folgenden Entwicklungsgang der geographiſchen Erkenntniß andeutet. Den Anfang dazu bilden die Worte: „Ein machtlos ſchwaches Kind, erwachend in einer kleinen Kammer eines großen, weitläufigen Palaſtes, war einſt der Menſch auf Erden. Das Kind blieb in der Kammer, bis es die Noth hinaustrieb.“ So großen Lärm auch gegen einen ſolchen hier nur bildlich vorgeſtellten Anfang der Menſchheit die orthodoxen Interpreten der Geneſis geſchlagen haben, ſo ſehr ſich die Anhänger und Liebhaber der ſogenannten poſitiven Philoſophie dagegen ſträuben mögen: für den Forſcher auf dem Gebiete hiſtoriſcher Geographie ſteht dieſer unmittelbare Ausgangspunkt der Menſchheit feſt. Sämmtliche Sagen und Traditionen aller Völker ſtimmen darin überein, und nur etwa nach einer ſpäteren, milderen oder roheren Bildungsſtufe haben ſich jene Sagen ſo oder ſo geformt. Die ſonſt allgemein behauptete Sehnſucht nach einem ſolchen Urzuſtande kennen wir allerdings ſelbſt aus der Neigung, mit welcher gebildete Menſchen ſich in die Naturbeſchäftigung der Jagd und Fiſcherei zurückverſetzen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

26. Februar. № 49. 1841.

R. H. Klausen „Aeneas und die Penaten."

(Schluß.)

Ferner, die erste der Anklagen betreffend, ist es vielleicht nicht ohne Interesse, einen beiläufig berührten Gegenstand, wenn er nur den Fortschritt des Ganzen fördert, episodisch — vielleicht in einer Note — zu behandeln. Darum ist denn auch die etwas ausführlichere Erklärung von Virgil's vierter und fünfter Ekloge sogar mit Dank anzuerkennen. Wer aber kann es ertragen, daß bei Gelegenheit des thymbräischen Apollo die Landplage der norwegischen Lemminge nicht etwa eben nur vergleichend erwähnt, sondern Büffon's Naturgeschichte, *Olai Magni Historia Gentium Septentrionalium*, Pennant's Uebersicht der Säugethiere, übersetzt von Bechstein, und das Museum Wormianum in den betreffenden Stellen citirt und *verbotenus* excerpirt, und schließlich noch eine besondere Beilage dem Abdruck „des geistlichen Verfahrens gegen die Lemminge in Norwegen" aus dem Sacerdotale Romanum gewidmet ist? Unnützer Ballast ist das, der das Buch dicker macht, den Gegenstand selbst aber unter heterogenen Schutt vergräbt. Wenn es aber S. 337 bei Gelegenheit des thracischen Volkes der Saier heißt: „Diese Saier meint Archilochos, wenn er von den Feinden spricht, die mit seinem Schilde prunken," und dazu das Fragment aus Strabo, so ist das ein Schönthun mit einem seltnen Citat, das mindestens von einem Mangel an Selbstüberwindung zeigt. Denn für die Sache ist es völlig gleichgiltig, ob die Saier, deren Existenz anderweitig fest genug steht, von Archilochos in irgend einem Fragment genannt werden oder nicht; noch gleichgiltiger ist aber für die Charakteristik des Locals von Gergis die Geschichte von Aristoteles' Bibliothek, die uns S. 43 beiläufig erzählt wird. Solche Beispiele, die sich, wenn der Raum es erlaubte, in infinitum vermehren ließen, bilden denn den wirklich sogenannten gelehrten Kram, dessen gerechte Verachtung der Laie so gern auf das gesammte Citatenwesen überträgt, nicht bedenkend, daß ohne dieses gar keine Controle einer gründlichen historischen Forschung, ohne diese Controle aber wiederum kein vertrauungsvolles Weiterbauen auf dem gewonnenen Boden möglich sei.

Nahe verwandt mit diesem Fehler ist ein anderer, schon in der Einleitung berührter, der noch mehr, als der eben erwähnte, den philologischen Credit zu untergraben geeignet ist. Die Gewöhnung nämlich, aus dem reichen Schatz der Gelehrsamkeit die Gründe für eine Behauptung haufenweise zu dispensiren, läßt es zuletzt mit der Echtheit der Münze nicht mehr so genau nehmen. Gesellt sich hiezu die Unklarheit des stets in Andeutungen sich bewegenden Geistes und die Selbsterhitzung der Demonstrationslust, so werden zuletzt Gründe in den Beweis gezogen, deren augenfällige Haltlosigkeit auch vollwichtige verdächtigt. Wie wenn S. 170 zum Beweis, daß der Segen der Aeneaden hauptsächlich das Gedeihen der Viehzucht geschaffen, angeführt wird, daß Aeneas bei Homer mit einem Leitbocke verglichen werde, welches Bild derselbe beim Hektor nicht angeführt haben würde. Aehnliches siehe S. 67, Z. 17 ff. S. 138, oben.

Dahin gehört auch das wie Ironie klingende Unternehmen, welches dem Mstr. Oldbuck Ehre machen würde, aus folgenden epigraphischen Resten bei Clarke,

..... ΟΣ
.....ΑΙΟΝ
.....ΡΙΟΝ

welche nicht einen Buchstaben enthalten, der einer maßgebenden Stammsilbe angehören müßte, eine ganze Inschrift ergänzen zu wollen.

Wir würden solches Verfahren Leichtsinn nennen, wenn nicht das ganze Wesen des Verfassers die höchste Bedächtigkeit und Mißtrauen gegen die eigne Kraft aussprächen. Aber das Resultat wird dann mindestens dasselbe sein, als das eines flüchtigen und unbedachtsamen Verfahrens, wenn eine mit Eifer erfaßte Ansicht selbst zum Mißverständniß unzweideutiger Zeugnisse führt. Wir haben es einem andern Orte aufbehalten, in die Kritik des Einzelnen einzugehen, und heben daher zur Begründung unsers Urtheils nur eine Stelle heraus, die auch ihres sonstigen Inhaltes wegen des allgemeineren Interesses nicht ermangelt. Es

war nämlich nach Varro (bei Dion. Hal. IV. 62) die Anordnung der Verſe in den zu Rom anerkannten ſibylliniſchen Büchern eine akroſtichiſche. Hierdurch war den nach dem Brande des Capitols mit einer neuen Redaction beauftragten Beamten das Mittel an die Hand gegeben, fremdartige Verſe aus Privatſammlungen auszuſcheiden. Von einer ſolchen urſprünglichen Anordnung ſpricht Cicero, Nat. Deor. II. 54, wenn er daraus beweiſen will, daß der Verf. jener Gedichte keineswegs in göttlichem Wahnſinn, ſondern mit vieler Beſonnenheit die Verſe geſchrieben habe. Das Nähere über die Anordnung aber giebt er in den viel beſtrittenen Worten: Atque in Sibyllinis ex primo versu cujusque sententiae primis literis illius sententiae carmen omne praetexitur. So viel iſt hieraus gewiß, daß die einzelnen Sprüche (sententiae) geſonderte Gruppen bildeten, in denen die Anfangsbuchſtaben (ſicher doch der Verſe, wozu außer Dion. Hal. l. l. und Cic. paull. supr. auch das Orakel bei Phlegon Mir. 10 ſtimmt) einen zuſammenhängenden Sinn gaben. Hält man dieſes feſt, ſo ergiebt ſich ohne Emendation der Sinn der Stelle nach folgender Ordnung: omne carmen praetexitur primis literis cujusque sententiae ex primo versu illius sententiae. In den ſibylliniſchen Büchern iſt aus dem erſten Verſe jedes Sinnabſchnittes in den Anfangsbuchſtaben dieſes Sinnabſchnittes für die ganze Sammlung ein Beſatz gemacht, d. h. der erſte Vers jedes Orakels wiederholt ſich in den Anfangsbuchſtaben dieſes Orakels, oder die Anfangsbuchſtaben geben jenen Vers wieder, und zwar durch die ganze Sammlung (omne carmen) hindurch. Die Verwirrung entſtand nur dadurch, daß man ex primis literis zu entſchieden als Instrumentalis faßte und die prägnante Bedeutung des ex verkannte, das den Stoff ausdrückt, aus welchem etwas gemacht wird; hier der Vorſtoß des Gedichtes. — Hieraus entnimmt nun der Verf., oder er findet darin beſtätigt die rein auf Conjectur beruhende Anſicht, daß die Aufſichtsbehörde der ſibylliniſchen Bücher bei der Befragung derſelben irgend einen Vers zu Grunde gelegt, und nach deſſen Wortanfängen aus dem ganzen Volumen Verſe mit entſprechenden Anfangsbuchſtaben zuſammengeſucht habe, welche alsdann die gewünſchte Antwort enthalten hätten. Wie dies Jemand aus Cicero's Worten in dem Zuſammenhange herausleſen kann, ſchiene unbegreiflich. Aber wenn wir von dem Eindruck, den das ganze Buch nothwendig auf den Leſer machen muß, auf die geiſtige Verfaſſung des Autors zurückſchließen dürfen, ſo werden wir ihm nicht Unrecht thun, wenn wir dieſelbe mit der Beklemmung und Abſpannung vergleichen, die eine über dem Studirtiſch bei emſigem Forſchen durchwachte Nacht in uns hervorbringt. Es kommt ihm darauf an, alle die Bilder und Anſchauungen feſtzuhalten, die mit vieler Noth aus den Folianten heraufbeſchworen, ihn jetzt umſchweben, weil ein günſtiger Aſpect, wie dieſer, nur ſchwer erkauft wird, und morgen ſchon neuer Stoff auf Bewältigung harrt. Da ſtumpft ſich denn ſelbſt der ſchärfſte Sinn ab, und das überwachte Auge macht Verſehen, welche der unbefangne Blick kaum begreift. Für dieſe Anſicht einer, mit der redlichſten Forſchung und wahrhaft deutſcher Gründlichkeit keineswegs unverträglichen, angſtvollen Haſt zeugt denn auch namentlich der Stil. Wie Name auf Name, Begriff auf Begriff, Satz auf Satz geſchichtet iſt, haben wir oben ſchon berührt. Aber das iſt dem Verf. nicht genug. Er ſucht ganze Begriffskreiſe durch neu formirte Adjectiva feſtzubannen, um dadurch die Zeit zu erſparen, die eine genaue Erörterung deſſen, was er meint, ihm koſten würde. Das Schwankende, das im Weſen dieſer Wortformen liegt, macht ihren Gebrauch ohnehin unräthlich; wir ertragen ſie jedoch, wie andere techniſche Formeln, wenn ſie durch unzweideutige Umgebungen Halt gewinnen. Aber wo ein ganzer Satz damit aufgeblaſen iſt, klingt er, mißtönend überdies für das Ohr, wie ein ſibylliniſcher Spruch. Denn wer kann z. B. in dieſen Worten nur einen ſolidenBegriff fixiren (S. 124): „Die Verbindung poſeidoniſcher und aphrodiſiſcher Mächte, die hier im aſkaniſchen Kreiſe nachgewieſen iſt, wird auf dem troiſch-hebrykiſchen Boden mit Hereinziehung dionyſiſcher Begriffe priapäiſch gedacht.“

Die Compoſition natürlich muß bei ſolcher Unklarheit, die ſich mit wohltönender Rede nimmer verträgt, vollſtändig zu Grunde gehen. Doch wir verſchonen den Leſer mit ſeitenlangem Wortgewirr (vgl. S. 265, Z. 7 ff. S. 316) und geben ihm ſchließlich nur eine kleine Probe, zu welcher jeder Abſchnitt des Buches Seitenſtücke in Menge bietet, S. 471:

„So fehlte es nicht an Sagen von religiöſer Bedeutung, an denen ſich im Gemüth eines Künſtlers dieſer Gegenden das Bild von dem neben dem Lorbeer der Penaten durch Ajas' Gewaltthat gegen Kaſſandra beleidigten, von Aeneas mit Athene's Genehmigung fortgeführten Palladium, welches Bild, wie ſeines Ortes gezeigt iſt, einen Gedankenkreis der Aeneaden in Troas ausſpricht, erwärmen konnte.“

Iſt es möglich, daß aus einem ſo verrenkten Satzgebilde ein grade gewachſener Gedanke entbunden werde? Oder iſt es auch möglich, daß ſolche ſalopp Vernachläſſigung des Aeußern, deren ſich ſelbſt ſo treffliche Vertreter der Philologie nicht ſchämen, dieſer Wiſſenſchaft Freunde gewinnen? Und endlich, iſt es dem Laien zu verdenken, daß er mit Grauſen die ganze Frucht fortwirft, zu deren gediegnem Kern er ſich durch ſo ekelhafte Schale durchbeißen ſoll?

Dr. Hertzberg.

J. Löwenberg „Geſchichte der Geographie."

(Fortſezung.)

Jenes Bild ſchließt der Hr. Verf. in folgender Weiſe: „Das Mannesalter der Menſchheit hat uns erreicht. Meiſt ſind wir nüchtern und beſonnen. Wir meſſen und zählen nach allen Dimenſionen und Quantitäten, wir beobachten und combiniren, wir beweiſen und vermuthen, ſtürzen alte und begründen neue Anſichten. Alle unſere Thätigkeiten ſind wirkſam und nicht die bloße Unterthänigkeit, der Beſitz der irdiſchen Scholle allein iſt es, was wir jezt in Anſpruch nehmen, die Erkenntniß der geheimniß- und wundervollen Architektonik unſeres Erdpalaſtes ringen wir zu erſtreben. Und dieſes Ringen und Streben iſt ein großer, ſchöner Geiſteskampf." —

Von dieſen Bildern bahnt ſich nun von ſelbſt der Uebergang zu der näheren Beſtimmung, dem Begriffe der vorliegenden Aufgabe. Es kann die Geſchichte der Geographie nicht bloß eine chronologiſche Darſtellung der äußeren Facta ſein, eine Reihenfolge von Entdeckungen als Zufällen und iſolirten Beſtrebungen, ohne Rückſicht auf inneren Zuſammenhang, nothwendigen Cauſalnexus. Deßhalb mußte von der breiten Heerſtraße gewohnter Auffaſſung abgewichen werden. Damit will der Hr. Verf. aber nicht den rein objectiven Sachbeſtand über Bord geworfen haben, nicht die ſubjectiven Anſichten einzelner Geographen, ſelbſt nicht einmal ihre ſpäteren, ſich oft widerſprechenden Commentatoren bei Seite laſſen; nur muß der pragmatiſche Zuſammenhang nachgewieſen werden. Dies mag auch als höchſte Aufgabe für geographiſches, ſo wie überhaupt für rein empiriſches Wiſſen zu erreichen ſein, bei welchem der ſtarre Inhalt ſich nach ſeinen Einzelnheiten von der umfaſſendſten Thätigkeit des Geiſtes nicht in allen Momenten vergeiſtigen, oder doch wenigſtens nicht zur geiſtigen Einheit zuſammenfaſſen läßt. Wenn demnach der Hr. Verf. von den Entdeckungen an der Erde, wie wir ſchon angeführt, behauptet, „ſie müſſen als nothwendige Folge gewiſſer vorherrſchender Ideen und Beſtrebungen herausgeſtellt werden, wie dieſe in den einzelnen Zeiträumen und an einzelnen Erdindividuen ſich auf gewiſſe Grundſätze zurückführen laſſen, welche mit denen im geſammten Geiſtesleben der Menſchheit übereinſtimmen," ſo iſt damit gewiß die edelſte und reichſte Auffaſſung bezeichnet, die unter den gegebenen Verhältniſſen angeſtrebt werden kann. Und daß es hier nicht bloß bei einem gutgemeinten Beſtreben und einem verſprochenen Verſuche geblieben iſt, wie mancher verhüllt-beſcheidene Autor ſich auszudrücken pflegt, davon giebt nun die Expoſition des Werkes ſelbſt den beſten Beweis.

Die Eintheilung des Stoffes hat ſich, wie nothwendig, an die Geſchichtseintheilung ſelbſt angeſchloſſen, daher eine Geographie des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit. Die erſte Periode zerfällt ganz ſachgemäß nach den drei Heroen im Gebiete des hiſtoriſch-geographiſchen Wiſſens, Herodot, Ariſtoteles, Ptolemäus. Im Mittelalter tritt eine ſolche Gliederung nicht hervor, weil ſie ſo beſtimmt nicht vorhanden war. Sollten hier der Syſtematiſirung zu Liebe Zeiträume feſtgeſtellt werden, ſo konnten ſich dieſe nicht an Individuen anſchließen, ſie mußten ſich nach ganzen Völkermaſſen und volksbewegenden Begebenheiten ordnen, und dieſer Abſicht würde am beſten entſprochen haben die Zeit Karl's des Großen, ſowie der großen Khalifen für das Ende des erſten Zeitraums, die Kreuzzüge für die Beendigung des zweiten, und der Anfang und Fortgang ſpaniſcher und portugieſiſcher Entdeckungen zum Uebergang in die neue Zeit. Daß die Kreuzzüge in der Eintheilung gänzlich übergangen ſind, berechtigt allerdings nicht zur Annahme, ſie ſeien nun auch in der Darſtellung nicht erwähnt, vielmehr ſind weſentliche Bezüge derſelben auf die Fortſchritte der Geographie S. 150 angedeutet. Auch in der Ueberſicht des Inhalts erſcheint die Stelle derſelben vertreten durch die Angabe: „der aufblühende Handel der norddeutſchen und ſüditaliſchen Städte." Deſſen ungeachtet möchte doch jenes gerade für Förderung der Geographie nachhaltigſte Welterigniß nach Maßgabe der ſonſtigen Ausführung nicht zu ſeinem vollen Rechte gelangt ſein.

Gehen wir an die Beurtheilung des Inhalts ſelbſt, ſo verſezt uns ſchon der Anfang in guten Humor, indem es dort heißt: „der Zeitraum von x — 450 vor Chriſti Geburt iſt der längſte und dunkelſte Zeitraum. Die Zahl x löſt weder Arithmetik noch Algebra. Adam oder der erſte Menſch der Bibel, ward nach den ſiebenzig Dolmetſchern 5872, nach dem ſamaritaniſchen Text 4700, nach Aſcher's Berechnung 4004, nach Petav's Erklärung der heiligen Schrift 3984 Jahre vor Chriſtus an einem Freitage, den 28. October, erſchaffen." Daß nun auf anderer Völker Zeitrechnung keine weitere Rückſicht genommen wird, muß als zweckmäßig jedem Unbefangenen einleuchten. Denn foliantendicke Unterſuchungen möchten dieſe Frage nicht ans Licht bringen, ſelbſt wenn man ſie alle zuſammengehäuft anzündete.

Der innere Zuſammenhang zwiſchen Erd- und Himmelskunde wird im Entſtehen angedeutet und zieht ſich durch das ganze Werk als leitender Faden. Was auf dem einen wie dem andern Gebiete ſich in den Hintergrund dunkler Sagen zurückzieht, überläßt der Hr. Verf. mit Recht ſeinem Schickſale. Die bibliſche Tradition bietet ihm hier den einzigen, wenn auch häufig ſchwankenden Haltpunkt. „Das erſte Capitel der Geneſis iſt daher auch das erſte Capitel der Geſchichte der Geographie, wenn hier auch noch der eiteln Gelehrſamkeit, der ernſten Kritik, wie dem laſciven Spott ein weites Feld geöffnet iſt." Wem es um eine Zuſammenſtellung der verſchiedenen Hypotheſen über die Lage des Paradieſes zu thun iſt, der findet ſie hier und fühlt gewiß in ſich eine patriotiſche Erhebung, daß nach Haſſe daſſelbe an der preußiſchen Oſtſeeküſte gelegen, falls er ſelbſt an den Dünen derſelben glückliche Tage verlebte. Den richtigen Standpunkt der Geographie, wie wohl mancher andern Disciplin, zu den Büchern Moſis drückt der Hr. Verf. in den einfachen Worten aus: „wollte man doch überhaupt in den Büchern Moſis nicht mehr ſuchen, als was die Natur des Textes darin zu ſuchen berechtigt. Die Sendung Moſis war ein erhabenerer Auftrag, als um ein Compendium der Geogra-

phie zu ſchreiben.“ Das geht aber den Büchern Moſis nicht allein ſo; das trifft faſt alle Urbücher der Völker, daß in ihnen theils Pietät der Nachkommen, theils überſpannte Gelehrſamkeit, ſelbſt wohl abſichtliche Täuſchung jene Weisheit für alle Fälle des Lebens, für alle Geſchlechter der Zukunft fixirt wiſſen wollte. Die Bibel hat den charakteriſtiſchen Vorzug vor andern Büchern, für die älteſte Handelsgeſchichte zu dienen, ſowie ſie uns über das Abſperrungsſyſtem Aegyptens belehrt.

In kurzer, aber klarer Expoſition führt uns der Hr. Verf. zu den Reſultaten, welche Phönizier und Karthager für die Kenntniß der Erde geliefert haben. Kein Hauptmoment iſt hier überſehen. Der Bericht des Hanno wird ausführlicher mitgetheilt, und die hiſtoriſche Kritik über denſelben geprüft, die welthiſtoriſche Stellung Karthagos ferner bezeichnet mit den Worten: „der karthagiſche Koloß war der Zeit Gebieter der Meere, Erbe von Aſiens Civiliſation. Einen Arm auf Aegypten und Syrien ſtützend, mit dem andern ſchon Europa umſchließend, war es der Mittel- und Wendepunkt der Nationen, die Angel, um die der Völkerverkehr und Welthandel ſich drehte.“

Die Leiſtungen der Griechen, wenigſtens in dem erſten Zeitraume, haben für die Entwicklung geographiſcher Kenntniſſe nicht die Bedeutung, als man es nach Maßgabe ihrer ewigen Verdienſte um Kunſt und Wiſſenſchaft erwarten ſollte. Von dieſem Standpunkte aus geht der Hr. Verf. die Periode bis auf Herodot durch, die ſonſtigen Beſtrebungen um Homer und Heſiod gruppirend. Der Einfluß der Colonieen wird klar und beſtimmt hervorgehoben.

Mit Herodot, „dem erſten wiſſenſchaftlichen Reiſenden auf Erden, der für ſeine Zeit, was Humboldt für unſere Tage war, wenn er auch freilich bei einem geographiſchen Examen gegen einen gut unterrichteten Knaben der Gegenwart in ein ziemlich nachtheiliges Licht treten müßte, entſpringt der erſte klare Quell der Erdkunde.“ Die Hauptzüge ſeines Syſtems werden mit der alten und modernen Kritik deſſelben verwebt dargeſtellt, die ſpäteren Entdeckungen bis auf Alexander's Zeiten daran gemeſſen. Wie Alexander als Glanzpunkt der griechiſchen Welt, ja der alten Geſchichte blendend hervorſtrahlt, ſo gewinnt durch ihn die geographiſche Wiſſenſchaft einen vorher nie geahnten Umfang. „Seine Geſchichte geht mehr als die irgend eines andern Eroberers mit der Geographie Hand in Hand. Beide commentiren ſich gegenſeitig. Aber Alexander, ſo glücklich in ſeinen Eroberungen, ſo unglücklich iſt er in den Geſchichtſchreibern ſeiner Thaten; nicht daß er keinen Homer wie Achilleus gefunden, ſondern daß er dem rothhaarigen Curtius verfiel, der ihn als miſerabeln Helden eines Schulclaſſenromans verarbeitete. Curtius iſt in der Geographie ein arger Stümper. Die Fehler fallen ihm zur Laſt und nicht ſeinem Gewährsmann, Plutarch, dem Ségur Alexander's.“ Dieſe piquante, geiſtreiche Weiſe der Kritik ſchließt eine gründliche, hiſtoriſche Verarbeitung des reichſten Materials in ſich, welche ſich auf den nächſten Seiten des Werks ausbreitet. Die Situationen der Menſchheit zur Erde ſind oft genug in ihrer Verſchiedenheit betrachtet; in dem vorliegenden Werke wird unſer Blick auf die Aehnlichkeit gerichtet, wie z. B. „Alexander ſtand noch in Indien, wie Napoleon in Moskau, als Sieger. Aber der Sieg war läſtig, den er war nutz- und fruchtlos, und mit dem Aufgeben des Sieges ging auch die Unüberwindlichkeit des Siegers verloren. — Alexander war ein Genie, wie es die an todten, erlernten Schulkenntniſſen oft reichen, aber an belebendem Geiſte eben ſo oft bettelarmen Kritiker auch nur zu ahnen nicht im Stande ſind.“

An Ariſtoteles, „der gleichzeitig, als Alexander ſein Weltreich, ſein Geiſtesreich gründete,“ knüpft der Hr. Verf. mit Recht eine Zuſammenſtellung der theoretiſchen und ſpeculativen Anſichten über die Erde, nachdem er die gleichzeitigen Beſtrebungen, den Weſten der Erde zu enthüllen, vorangeſchickt hatte. Was Ariſtoteles über die Kugelgeſtalt der Erde geſagt, verſpotteten die Nachkommen, bis die neuere Zeit, durch ſeine Lehren angeregt, die in geſchmack- und lichtvoller Art vorgetragen, durch alle Jahrhunderte, wenn auch bisweilen verdunkelt, immer von Neuem hervorleuchteten, dieſelben zur evidenten Wahrheit erhob.

Der dritte Zeitraum, von Ariſtoteles bis auf Ptolemäus, ſonſt wohl die ſyſtematiſche Periode der Geographie genannt, führt weſentlich in keine neuen Regionen der Erde. Der gewonnenen Ueberſicht wird eine tiefere Erforſchung hinzugefügt und der Stoff geordnet, ſo daß die Bezeichnung „ſyſtematiſch“ ſich dadurch rechtfertigen ließ. Der Hr. Verf. gruppirt die äußere und innere Entwicklung der Geographie in dem angegebenen Zeitraume, ſowie ihre gegenſeitige Wechſelwirkung auf eine zweckmäßige Art. Wie für die Entdeckungsgeſchichte Alexandria unter dem Herrſcherhauſe der Ptolemäer an der Spitze ſteht, ſo beſchließt den Zeitraum in wiſſenſchaftlicher Durchforſchung ein Ptolemäus und begründet ſein 1300jähriges Syſtem. Wie auf Eratoſthenes, den Begründer der mathematiſchen Geographie, eine neue Entwicklungsſtufe durch Hipparch von Nicäa gefolgt war, ſo ging Marinus von Tyrus dem ordnenden Geiſte des Ptolemäus als Werkmeiſter voran. In der Mitte des Zeitraums erreicht Rom ſeine politiſche Größe und bekundet ſeine wiſſenſchaftliche Schwäche. Die Geographie aber vorzugsweiſe, die den Welteroberern aus praktiſcher Rückſicht ſo nahe ſtand, liegt ganz danieder. Griechen, wie Polybius, Strabo, Nachahmer derſelben, wie Pomponius Mela, oder Compilatoren, wie Plinius, treten hier in den Vordergrund. Die römiſche Geſchichtſchreibung hat ihre geographiſche Grundlage in der großartigen Natur- und Volksanſchauung einſam ſtehender Charaktere, wie eines Cäſar und Tacitus. Doch die ſyſtematiſche Geographie fehlt der römiſchen Litteratur gänzlich. Die hiermit angedeutete Ueberſicht findet nun in vorliegendem Werke eine dem Zwecke entſprechende und gelungene Ausführung. Der geiſtige Faden der Darſtellung wird nirgends Specialitäten zu Liebe durchſchnitten, nirgends wiederum ſind Einzelnheiten, welche der Erkenntniß des Ganzen nothwendig dienen, übergangen. Der Vorwurf, durch Beziehung und Vergleichung moderner Verhältniſſe der Objectivität jener längſt in kritiſche und philologiſche Feſſeln geſchlagenen Zeit geſchadet zu haben, würde gerade nur Zeugniß ablegen für die Nothwendigkeit einer ſolchen aus modernem Standpunkte geordneten Geſchichte der Geographie. Dies möge auch die weitere Ausführung der Beurtheilung über dieſen Abſchnitt erklären.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

197

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

27. Februar. № 50. 1841.

Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Zweite Auflage. Berlin, 1840.

Als die Religionsphilosophie vor bald neun Jahren die Reihe von Hegel's nachgelassenen Vorlesungen eröffnete, wurde sie nicht bloß von Anhängern und Freunden dieser Philosophie mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen, sondern mit eben so großer Begierde griffen nach ihr auch viele von denen, die dem System ferner stehend, in einer Vorlesung manches in der strengeren Darstellung der von Hegel selbst herausgegebenen Werke dunkel Gebliebene verständlicher zu finden hofften. Nicht lange aber, so hörte man von allen Seiten die Klage, daß diese Vorlesungen dem Leser kaum geringere Schwierigkeiten, als die eigenen Schriften des Philosophen entgegensetzen; sei in ihnen auch Vieles durch populäreren Ausdruck dem gemeinen Verständniß näher gebracht, so leiden sie dagegen an einer Schwerfälligkeit und nicht selten Abgerissenheit der Darstellung, und an einer Menge von Wiederholungen, durch welche ihre Lectüre eine höchst mühselige Arbeit werde. Und als bald darauf andere Vorlesungen erschienen, denen man diese Mängel wenigstens nicht in dem gleichen Grade zur Last legen konnte, war es natürlich, daß da und dort über diese Ausgabe der Religionsphilosophie ungünstigere Urtheile laut wurden, von denen auch Freunde derselben wenigstens so viel zugeben mußten, daß sie der nöthigen Treue unbeschadet eine gefälligere Gestalt haben könnte. Weniger konnte von den Meisten darüber geurtheilt werden, ob bei dieser Ausgabe auch größere Vollständigkeit möglich gewesen wäre; daß dem aber gleichfalls so sei, zeigt eben die neue, die theils aus Collegiennachschriften, theils aus Hegel's eigenen Manuscripten so bedeutend bereichert worden ist, daß sie mancher vorgenommenen Verkürzungen im Einzelnen ungeachtet, die erste um 150 Seiten übertrifft. Es soll nun dem würdigen Herrn Herausgeber hier keineswegs zum Vorwurf gemacht werden, wenn das Werk in seiner ersten Erscheinung noch Manches zu wünschen übrig ließ; der Herausgeber der ersten Hegel'schen Vorlesung, auch durch die Zeit gedrängt, hatte jedenfalls mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen; allerdings aber war eine nochmalige Revision zu wünschen, und die edle Selbstverläugnung, mit welcher Hr. O.C.R. Marheineke (nach der Vorrede unterstützt von Hrn. Lic. B. Bauer) an die mühsame Arbeit noch einmal Hand angelegt und durch die jetzige Gestalt der Religionsphilosophie die Mängel der früheren offen bekannt hat, verdient die vollste Anerkennung.

Indem nun der Unterzeichnete dem Wunsche der Redaction gemäß die Anzeige des Werks in seiner neuen Gestalt übernommen hat, kann er es nicht als seine Aufgabe betrachten, weder den Gesammtinhalt desselben dem Leser vor Augen zu führen, noch auch über das Ganze der Hegel'schen Religionsphilosophie ein Urtheil auszusprechen; Gegenstand dieser Anzeige ist vielmehr zunächst nur dasjenige, wodurch sich die neue Ausgabe von der früheren unterscheidet; knüpfen sich dann daran auch noch allgemeinere Bemerkungen, so werden diese doch nicht zu weit ausgedehnt werden dürfen. Gar nicht berücksichtigt werden deswegen hier die Vorlesungen über die Beweise für das Dasein Gottes, welche den Anhang des zweiten Bandes bilden, so viel sich auch über (resp. gegen) dieselben sagen ließe; die zweite Auflage stimmt hier, wenige unbedeutende Zusätze (von S. 517 an) abgerechnet, mit der ersten wörtlich überein.

Bedeutend zeigen sich dagegen die Veränderungen und Bereicherungen, welche der Religionsphilosophie selbst zu Theil geworden sind, gleich in der Einleitung. Schon dem äußern Umfange nach übertrifft die Recension der zweiten Auflage die der ersten fast um das Doppelte; diese Vermehrung ihres Umfangs ist aber nur die Folge von einer entsprechenden Vermehrung ihres Inhalts. Die Einleitung zerfällt auch hier, wie in A. 1, in drei Theile, von denen der erste (S. 8—48) das Verhältniß der Religionsphilosophie zu ihren Voraussetzungen und den Zeitprincipien, der zweite (S. 48—59) einige Vorfragen, die Berechtigung der Religionsphilosophie betreffend, der dritte (S. 59—84) die Eintheilung erörtert. Die meiste Vermehrung hat von diesen drei Theilen der erste erfahren; ganz neu ist in demselben der Abschnitt S. 8—20: „die Entzweiung der Religion mit dem freien weltlichen Bewußtsein," welcher durch

den Nachweis der unvermeidlichen Colliſion zwiſchen der Welt des gemeinen, verſtändigen und der des religiöſen Bewußtſeins die Nothwendigkeit ihrer Verſöhnung durch das begreifende Erkennen paſſend begründet. Treffend wird hier nachgewieſen, wie „ſchon in dem Verhältniſſe, das die Religion ſelbſt in ihrer Unmittelbarkeit zu dem übrigen Bewußtſein des Menſchen hat, Keime der Entzweiung liegen," weil nämlich beide Seiten auch ſchon in ihrem unbefangenen Beiſammenſein „zweierlei Beſchäftigungen ausmachen, zweierlei Regionen des Bewußtſeins, von deren einer zur andern nur abwechslungsweiſe herüber und hinüber gegangen wird;" wie ſich durch die Entwicklung des weltlichen Bewußtſeins und der verſtändigen Selbſtthätigkeit dieſer Unterſchied nothwendig zum Gegenſatz ausbildet, und durch das allgemeine Zugeſtändniß des Verſtandes, daß Alles von Gott gemacht ſei, nicht gehoben wird; wie endlich auch die Frömmigkeit ſelbſt um der Zufälligkeit ihres wirklichen Inhalts willen dem Geſchicke dieſer Entzweiung anheimfällt, und wie in ihrer teleologiſchen Beziehung aller Dinge auf Gott der Anfang des Denkens, ebenſo aber auch das gegenſeitige Mißtrauen der Reflexion und der Frömmigkeit und eben damit das Bedürfniß ihrer Verſöhnung durch's Denken bereits geſetzt iſt. Insbeſondere wird dieſes Bedürfniß dann noch in der chriſtlichen Religion nachgewieſen, welche durch die Vorausſetzung der abſoluten Entzweiung und durch den Glauben an die abſolute Verſöhnung des Geiſtes mit ſich ſelbſt das Ich in ſich zurücktreibt, und ihm ſeine Freiheit, die eben das Denken iſt, vor Augen ſtellt. — Mag auch dieſe ganze Entwicklung für den, welcher ſonſt mit Hegel's Schriften, namentlich der Phänomenologie, vertraut iſt, nicht eben Neues enthalten, ſo ſteht doch recht paſſend hier an der Schwelle der Religionsphiloſophie ein Fingerzeig darüber, daß es nicht eitler Fürwitz iſt, wenn ſich die Philoſophie darauf richtet, den Glauben zu begreifen, daß vielmehr der Glaube ſelbſt, auch der ſcheinbar unbefangenſte, ſchon von der Frucht der Erkenntniß gekoſtet hat, und von einer Krankheit angeſteckt iſt, die jedenfalls nur homöopatiſch geheilt wird.

Noch vor dem angeführten größeren Abſchnitt findet ſich 2. Aufl., S. 6—8 ein Zuſatz, der in mehrfacher Beziehung von Werth iſt. Nachdem hier die Aufgabe der Religionsphiloſophie in der bekannten Weiſe beſtimmt iſt, leſen wir S. 6 die Erklärung: „Zunächſt müſſen wir aber über unſern Zweck das beſtimmte Bewußtſein haben, daß es der Philoſophie nicht darum zu thun iſt, die Religion in einem Subject hervorzubringen, ſie wird vielmehr als Grundlage in jedem vorausgeſetzt. Es ſoll der Subſtanz nach nichts Neues in den Menſchen gebracht werden; dies wäre eben ſo verkehrt, als wenn man in einen Hund Geiſt hineinbringen wollte, dadurch, daß man ihn gedruckte Schriften kauen ließe. Wer ſeine Bruſt nicht aus dem Treiben des Endlichen heraus ausgeweitet — und in den reinen Aether der Seele geſchaut hat, der beſäße nicht den Stoff, der hier begriffen werden ſoll." Es iſt in der That nicht überflüſſig, dieſes zu ſagen, wäre es auch nur, um denen, die der Philoſophie immer wieder vorwerfen, daß ſie noch Niemand bekehrt habe, zeigen zu können, daß die Philoſophen ſelbſt ſo klug ſind, dies zu wiſſen.

An das Angeführte knüpft ſich eine weitere Bemerkung, die auch für die Auffaſſung des Syſtems im Ganzen von Intereſſe iſt. „Die Philoſophie," heißt es a. a. O. weiter, „hat wohl die Nothwendigkeit der Religion an und für ſich zu entwickeln;" „aber ſo vollbringt ſie nur das allgemeine Schickſal des Geiſtes, — ein Anderes iſt es, das individuelle Subject zu dieſer Höhe zu erheben. Die Willkür der Individuen kann in die Nothwendigkeit der allgemeinen geiſtigen Natur eingreifen, von ihr abweichen und verſuchen, ſich einen eigenthümlichen Standpunkt zu geben, und ſich auf demſelben feſtzuhalten. Dieſe Möglichkeit — liegt in der Freiheit des Subjects, während Planeten, Pflanzen, Thiere von der Nothwendigkeit ihrer Natur, von ihrer Wahrheit nicht abweichen können, und werden, was ſie ſein ſollen. Aber in der menſchlichen Freiheit iſt Sein und Sollen getrennt, ſie trägt die Willkür in ſich, und ſie kann ſich von ihrer Nothwendigkeit, von ihrem Geſetz abſondern, und ihrer Beſtimmung entgegenarbeiten" u. ſ. w. Dieſer Stelle wird für die keineswegs leichte Entſcheidung über Hegel's Anſicht von der Willensfreiheit jedenfalls ein bedeutendes Moment zugeſtanden werden müſſen.

Weniger wichtige Zuſätze begegnen uns in dem Reſt von dieſem und in dem folgenden Theil der Einleitung, wiewohl auch hier die zweite Auflage theils durch Erweiterung ihres Inhalts, theils und beſonders durch eine weſentlich verbeſſerte Anordnung deſſelben merklich gewonnen hat. Dabei könnte ſich allerdings, die letztere betreffend, ſchon jetzt der Zweifel erheben, zu dem ſich ſpäter noch reichlichere Gelegenheit finden wird, inwiefern ſolche Veränderungen in der Stellung und Verknüpfung der einzelnen Theile mit der Treue der Herausgabe verträglich ſeien. Darauf erwiedert indeß die Vorrede (S. IX), zunächſt mit Beziehung auf die veränderte Stellung einzelner Religionen, unſers Bedünkens genügend: „daß Hegel ſelbſt in den zehn Jahren, da er mit dieſem Gegenſtande ſich wiederholt beſchäftigte, mit ſeinem zum Theil ſpröden Stoffe gerungen, und ihn ſelbſt in die mannigfaltigſte Stellung gebracht hat. — War die Redaction nun in der unbequemen Nothwendigkeit, irgend eine der in faſt jedem Vortrag verſchiedenen Anordnungen und Aufſtellungen zu wählen und die andern zu übergehen, ſo war ſie auch in dem guten Rechte, diejenige vorzuziehen, welche ihr als die dem Begriff adäquateſte erſchien." Eine aus verſchiedenen Jahrgängen und Manuſcripten herausgegebene Vorleſung wird immer in gewiſſem Sinne ein Moſaik

ſein, deſſen einzelne Figuren oft eben ſo ſehr das Werk deſſen ſind, der die einzelnen Theile zuſammengefügt, als deſſen, der ſie urſprünglich geſchnitten hat.

(Fortſetzung folgt.)

J. Löwenberg „Geſchichte der Geographie."

(Fortſetzung.)

In den nächſten 100 Jahren nach Alexander's Tode entwickelten ſich beſtimmter die großen Handels- und Heeresſtraßen nach Indien. Daneben blühte Alexandria zum Weltemporium und Mittelpunkt der Wiſſenſchaften auf. Beide Seiten pflegten die Nachkommen des Ptolemäus Lagi, der vom Hrn. Verf. ein Landsmann Mehemed Ali's, ein Seitenſtück Louis Philipp's genannt wird. „Kein Pharao hat je dem Ibis, dem Krokodil, allen den göttlich verehrten Beſtien devoter geopfert als die Ptolemäer." Unter dieſen Fürſten ragen beſonders die Beſtrebungen des Eudorus hervor, Indien zu erforſchen und Afrika zu umſchiffen.

Mit der gründlicheren Durchforſchung des bekannten Raumes an der Erde, beſonders mit Pytheas von Maſſilia, beginnt eine durchgreifende Reform in der Geographie, welche Eratoſthenes in ſyſtematiſche Ordnung brachte und Hipparch ihrer höheren Vollendung entgegenführte. „Er behauptete nicht nur die Kugelgeſtalt der Erde, ſondern hielt ſie auch nur für einen Stern unter den Sternen." An dieſen Mann, der um 160 vor Chr. lebte, ſchließt ſich nun die allgemeine Schilderung Roms, insbeſondere aber ſeine Stellung zu Karthago und das aus dem Conflicte beider Mächte gewonnene Reſultat für die Geographie in Bezug auf äußere Entdeckungen und innere Verarbeitung. Daß der Hr. Verf. ein großer Freund des ganzen Alterthums, beſonders aber der römiſchen Welt ſei, wird ihm Niemand zumuthen, der die Worte bei ihm lieſt: „Es iſt charakteriſtiſch für das mit ſo emphatiſcher Ueberſchwänglichkeit belobte Alterthum, daß es nie die Menſchheit zu einem großen Zuſammenwirken geiſtiger Beſtrebungen vereint zeigt. Die Völker bekriegen, unterjochen, morden und beerben ſich gegenſeitig in ſucceſſiver Zeitenfolge. Ein Volk iſt der Nachtreter des andern, aber was der Beſiegte erſtrebte, geht während des Kampfes für den Siegenden großen Theils verloren, und ſo erſcheint die Menſchheit nur verdammt, den Siſyphusfels der Erkenntniß immer von Neuem aufnehmen zu müſſen." Wir wollen über dieſe Anſicht hier nicht mit ihm rechten, können zum wenigſten daraus ſchließen, daß er nicht blinde Kritik über die Beſtrebungen und Reſultate jenes Alterthums in der geographiſchen Wiſſenſchaft üben werde. Dies beweiſen zum Theil ſchon ſeine Worte: „mit Karthago fiel ein Staat, den Rom nie zu erſetzen vermochte. Der Handel wich aus dieſem Meere und Seeräuberei trat dauernd an ſeine Stelle. Das kornreiche Afrika ward nun eine Brodkammer des römiſchen Pöbels, ein Fanggarten der Beſtien für circenſiſche Kampfſpiele, ein Bezirk zur Sklavenjagd." Und weiterhin: „Wenn indeß Rom in den Völkern Aſiens meiſt verblühte Blüthen niedertrat, ſo zerſtörte es in den Völkern Europas noch Knospen in ihrem erſten Jugendwuchſe." Von dieſen Kriegen ab lenkt der Hr. Verf. die Aufmerkſamkeit auf den römiſchen Gewinn daheim, und erwähnt noch, „daß wie heute in Sibirien hochgebildete Polen, ſo in Rom geiſtbegabte Griechen die Lehrer der Lernwilligen waren. Schon vor dem türkiſchen Gaukelſpiele der Proclamation der helleniſchen Freiheit wurden Tauſende der edelſten Griechen durch conſulariſche Ukaſe, durch Senatsconſulte der Heimath entriſſen und nach Rom geſchleppt. Siebzehn Jahre lang ſchmachteten ſie in den verſchiedenſten Städten Italiens, die ihnen nur weitere Kerker waren, bis es Einem unter ihnen gelang, den noch Lebenden den Weg zur Heimath zu öffnen. Es war dies Polybius.

In kurzer Ueberſicht gelangt die Darſtellung bis auf Strabo, dem eine ausführlichere Darſtellung in einer Weiſe gewidmet wird, bei welcher gleichſam Strabo ſelbſt als Vorbild gedient hat. Sein Werk wird bezeichnet als die erſte praktiſche Erdkunde, in der ſich Fleiß, Gelehrſamkeit, ſcrupuloſe Kritik mit geſchmackvoller Darſtellung und gefälliger Beredſamkeit vereinigt, es iſt ein Werk, das wir noch heute mit Vergnügen und Wohlgefallen leſen.

Nach einer kurzen Andeutung über Pomponius Mela wird zu dem älteren Plinius übergegangen, der aber ſelbſt erklärt, er wolle ſich der Kritik enthalten, und dadurch ſeine ſonſt koſtbare Compilation ziemlich herabgeſetzt hat. Deshalb unterwirft ihn nun der Hr. Verf. ſelbſt einer ziemlich ſcharfen und gerechten Kritik, und ſetzt die Mängel deſſelben in ein helles Licht. An die Nachrichten über Germanien, welche Plinius uns überliefert, reiht der Hr. Verf. ein zum Theil daher geſchöpftes Bild unſerer Vorfahren, das, wer Intereſſe daran hat, an Ort und Stelle nachleſen möge. Ergötzlich iſt es auf jeden Fall.

Was unter den ſpätern Kaiſern Roms für die Erkenntniß der Erdfläche geſchah, was beſonders durch die perſönliche Anſtrengung Hadrian's bezweckt wurde, aus eigener Anſchauung die Verhältniſſe ſeiner Länder kennen zu lernen, fand keine wiſſenſchaftlichen Bearbeiter, wenn man nicht Appian's Beſchreibung des römiſchen Reichs hierher rechnen will. Während Rom dadurch ſeinen erſten Todesſtoß mit erhielt, daß Hadrian das Princip der Grenzbeſchränkung aufſtellte und Verträge mit den barbariſchen Nachbarn ſchloß, — der Hr. Verf. bricht hier gleichſam unwillkürlich in den Stoßſeufzer aus: wehe dem Staate, der Barbaren zu Nachbarn hat! — wurde die Wiſſenſchaft der Geographie für die alte Welt durch Griechen zum Abſchluß gebracht. Marinus von Tyrus und Ptolemäus aus Peluſium ſind Grenz-

ſäulen der alten Geographie und Ausgangspforten für die geographiſchen Beſtrebungen der neueren Geſchichte.

Mit Ptolemäus gewinnt die Geographie ihren geometriſchen Standpunkt und beharrt nun auf dieſem durch die Jahrhunderte ohne Wanken, wohl hierhin und dorthin ein wenig neigend, bis ſie in der neueſten Zeit ihre höhere Entwicklung an dem ethnographiſchen Geſichtspunkte gewonnen hat, in dem Beſtreben, den Zuſammenhang zwiſchen Natur und Geſchichte, zwiſchen der Menſchheit und ihrem Wohnplatze zu begreifen. „Kann zwar nicht behauptet werden, daß erſt in unſern Tagen ſolche Verſuche ans Licht getreten wären, da ja die größten Forſcher der Erdkunde zu allen Zeiten ihrer eigentlichen Thätigkeit nach ethnographiſche Geographen waren, ſo iſt doch gewiß ebenſo unbeſtritten, daß erſt in der neueſten Zeit das allgemeine Bewußtſein ſich dieſen Beſtrebungen zugewendet hat, nachdem es als Begriff der geographiſchen Wiſſenſchaft feſtgeſtellt war. Ptolemäus nun bringt unter ſeinem geometriſchen Standpunkte die ganze dem Alterthum bekannte Erde in die Kugelform, die er als die einzig mögliche nachweiſt. Seine Kenntniß der Erde iſt viel umfangreicher als die Strabo's, der z. B. in Indien nur 5 Städte nennt, während Ptolemäus daſelbſt die Lage von faſt 270 Oertern feſtſtellte. — Auch bei der Darſtellung der Ptolemäiſchen Erdkunde unterläßt der Hr. Verf. nicht, die Hauptmomente der modernen Kritik einzureihen, und nimmt dann auf eine ſinnige Weiſe von der alten Welt Abſchied, indem er ſie mit einem Excurs über „die glücklichen Inſeln" beſchließt, der mit den Worten beginnt: „Zu allen Zeiten hat die Phantaſie die Glückſeligkeit des irdiſchen Lebens an den Enden der Welt geſucht, die Poeſie hat an dem Saume der geographiſchen Länderkunde ihren Ort und Namen gefunden." Wie die Phantaſie ſich im Allgemeinen ein irdiſches Paradies erträumt, wie der Glaube an ein himmliſches Eden ein Jenſeits poſtulirt, ſo hat das Alterthum, hat das Mittelalter den beſondern Erdplätzen nachgeträumt, wo ſich jene Phantaſiegebilde in lebendiger Gegenwart realiſiren ließen. Aber nur dem Dichter gelang es bisher, ſolche Gegenden auszubeuten, wie denn Plato ſeine Republik dorthin hätte verlegen müſſen, oder wie Voltaire ſeine Candide in ein ſolches Eldorado gerathen ließ.

Das Mittelalter gliedert ſich in Bezug auf die Geſchichte der Geographie nach folgenden hiſtoriſchen Hauptmomenten: der Völkerwanderung, Ausbreitung des Chriſtenthums, Ausbreitung des Islams, den Seereiſen und Abenteuern der Normannen, dem Aufblühen der norddeutſchen und ſüditaliſchen Städte, den heroiſchen Unternehmungen der Portugieſen und Spanier. Es iſt ſchon oben bemerkt, wie bei dieſer Aufſtellung der einflußreichen Momente die Kreuzzüge wohl eine ſtärkere Hervorhebung verdient hätten, als ihnen ſpäter im Verlauf der Darſtellung zugeſchrieben wird.

Daß der Anfang des Mittelalters bis ins achte Jahrhundert hinein, wie in allen Wiſſenſchaften, ſo auch in der Geographie nicht einmal Stillſtand, ſondern wahren Rückſchritt herbeiführte, iſt eine bekannte Thatſache. Die wenigen Broſamen, welche in dieſer Periode etwa aufzuleſen waren, ſind ſorgſam geſammelt, wie die angeführten Werke des Vibius Sequeſter, Feſtus Avienus, Stephanus von Byzanz, Jornandes und Anderer bezeugen. Von der Topographie der chriſtlichen Welt, welche den ägyptiſchen Mönch Kosmas, genannt Indopleuſtes, zum Urheber hat, ſpricht der Hr. Verf. das Urtheil aus, daß ſie unſchätzbar ſei als Beleg des jammervollen Zuſtandes der damaligen Geographie. Auch auf die Kartographie, deren Spuren im Alterthum bei paſſender Gelegenheit angedeutet werden, einen Gegenſtand, den Profeſſor Reinganum zu einer ſelbſtändigen Darſtellung auszuführen angefangen hat, wird hier ein nothwendiger Rückblick geworfen, beſonders das Schickſal der Peutinger'ſchen Tafel deducirt. Wenn die Völkerwanderung ihre innere Vollendung durch die Aneignung des Chriſtenthums erhielt, ſo folgt hier in nothwendiger Weiſe der Einfluß deſſelben auf die Geographie. Welchen Gewinn die damaligen Heidenapoſtel für die Geographie gebracht haben mögen, wird der Gegenwart aus den Beſtrebungen unſerer Miſſionäre, wie eines Gützlaff in China, klar. Wie dick aber gerade in jenen Zeiten die geographiſche Finſterniß war, beweiſt nebſt ähnlichen Fällen der Abt von Clugni in Burgund noch im achten Jahrhundert, der ſeinem Landesherrn die Stiftung des Kloſters bei St. Maure-des-Foſſes widerrieth, weil ihm die Gegend von Paris ein ganz entferntes, fremdes und unbekanntes Land ſchien. Der Hr. Verf. weiſt hierbei auch hin, als auf eine noch unerſchöpfte Fundgrube, auf die acta sanctorum, von deren Ausbeutung die Geſchichtsforſchung unſerer Tage ſich ebenfalls nicht geringen Gewinn verſprochen zu haben ſcheint.

In dieſen Zeiten wurde der Geographie aber auch „der Krebsſchaden der Wunderſucht eingeimpft," von der ſie erſt nach Jahrhunderten geheilt ward, indem in den ſogenannten „Wundern dieſer Welt," geographiſchen Compendien, von Enten, die auf Bäumen wachſen, von Fiſchen, die goldene Zähne haben, von Vögeln, die lateiniſch ſprechen, die Rede war. Was nun das Chriſtenthum in der geographiſchen Kenntniß, beſonders des europäiſchen Nordens bewirkte, übernahm der Islam für den Süden, ſowohl in Aſien, als in Afrika. Die Ausbreitung deſſelben von Senegambien bis Tunguſien deutet auf ſeine geographiſche Wichtigkeit. „Und wie die Araber ein edles Ritterthum, eine himmelanſtrebende Baukunſt, eine liebliche Poeſie, eine tiefe Philoſophie der Nachwelt überlaſſen, ſo haben auch die fürſtlichen Geographen Maſſudi, Ibn Haukal, Edriſi, Ibn al Wardi, Abulfeda, Bakui, Ibn Batuta die Wiſſenſchaft der Erdkunde gepflegt und ermuntert." An die Charakteriſtik dieſer Männer ſchließt ſich paſſend die Darſtellung des Einfluſſes, welchen die Araber überhaupt auf Handel, Kenntniß der Erde und Leben der Völker gewonnen haben. —

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

1. März. № 51. 1841.

„Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion."

(Fortsetzung.)

Uebergehen wir nun den dritten Theil der Einleitung, die Eintheilung, von der doch später wieder die Rede sein muß (in der übrigens außer Anderem fast der ganze Abschnitt S. 62 — 73 neu ist), und wenden uns zum ersten Theil der Religionsphilosophie, der den allgemeinen Begriff der Religion entwickelt, so treffen beide Ausgaben zunächst in der allgemeinen Eintheilung zusammen; die erste hat drei Theile: a) von Gott, b) die Religion als solche, c) der Cultus; ebenso die zweite: a) von Gott, b) das religiöse Verhältniß, c) der Cultus. Hegel hat wohl diese Eintheilung immer befolgt; sonst wenigstens wäre wohl Grund vorhanden gewesen, sich nach einer andern umzusehen. Dieselbe wird von Hegel selbst damit begründet: das Erste im Begriff der Religion sei selbst wieder das rein Allgemeine, das Moment des Denkens, das Zweite sei das Moment der Besonderheit, der Gegensatz des Endlichen und Unendlichen und ihre Beziehung im Bewußtsein, das Dritte endlich sei die Aufhebung der Differenz oder der Cultus (2. A., I. 62 ff.). Aber der Cultus gehört eben so gut, wie die religiöse Vorstellung, der Sphäre der Differenz, dem endlichen, empirischen Bewußtsein an; hier wie dort sind Gott und Welt als ursprünglich Verschiedene und die Beziehung beider in der Form eines äußerlichen Zusammenkommens, und eben deswegen ist dem Cultus die Vermittlung durch äußerliche Handlungen und Symbole wesentlich. Ebenso aber ist umgekehrt in der religiösen Vorstellung, wie im Cultus, die Aufhebung des Gegensatzes für das Bewußtsein, und wenn Hegel vollends (A. 1, I. 86 ff.; A. 2, I. 150 ff.) die Vermittlung des religiösen Verhältnisses in der Form des Denkens mit zur Sphäre der Besonderung rechnet, so ist ja in dieser eine weit reinere und vollständigere Aufhebung des Gegensatzes, als im Cultus. Das Richtigere wäre vielmehr wohl gewesen, der Betrachtung des Allgemeinen, welches die metaphysische Grundlage und den Inhalt der Religion bildet, ebenso die Betrachtung ihrer Form rein für sich, die bei Hegel ohnedem zum großen Nachtheil für das Ganze zu kurz gekommene Untersuchung über die Nothwendigkeit und Bedeutung des Positiven in der Religion gegenüber zu stellen, die religiöse Vorstellung aber und die Handlungen des Cultus, nebst dem von Hegel unter dem Begriff des letztern gestellten Moment des Glaubens und der Andacht, als die concrete Erscheinung der Religion constituirend, im dritten Theil zusammen zu fassen.

Ebenso, wie in dem angegebenen Punkte, stimmen die beiden Ausgaben der Religionsphilosophie auch in der Ausführung des ersten Theils: von Gott, zusammen; die Gleichheit ist hier nicht buchstäblich und nur die spätere Recension durch Auslassung des Abschnitts 1. A., I. 58 f. etwas ins Kürzere gezogen. Dagegen begegnet uns wieder eine bedeutende Vermehrung der zweiten Auflage, wenn wir den zweiten Theil des ersten Haupttheils, über das religiöse Verhältniß (I. 98 — 204), mit der entsprechenden Partie der 1. A. (die Religion als solche, I. 59 — 135) vergleichen. Die bedeutendsten Unterschiede beider Ausgaben sind folgende:

1) Die Forderung, die Nothwendigkeit der Religion aufzuzeigen, wird A. 1, I. 59 — 62 ziemlich kurz abgewiesen, A. 2 dagegen (S. 98 — 112) giebt hier in einem eigenen ersten Abschnitt eine ausführlichere Recapitulation der Momente, durch welche diese Nothwendigkeit vermittelt ist, indem außer dem Neuaufgenommenen auch einiges in A. 1 weiter unten (S. 137 ff.) Vorkommende hier am passenden Ort eingereiht wird.

2) Als die wesentlichen Formen des religiösen Bewußtseins nennt die erste Auflage das Gefühl, die Vorstellung und das Denken, wobei ausdrücklich, die zweite derselben betreffend, die Ausdrücke Vorstellung und Anschauung für gleichbedeutend erklärt sind. (Vgl. A. 1, I. 79: „Gott ist für den Menschen zunächst in der Form der Vorstellung, oder man mag das Anschauung nennen.") Die zweite Ausgabe dagegen unterscheidet die Anschauung, die hier als Kunstanschauung gefaßt wird, von der Vorstellung, und stellt sie zwischen diese und das Gefühl in die Mitte. Das Object, wird hier gesagt, in dem das Ich seine Bestimmtheit anschaut, müsse zunächst in der Bestimmung der Neu-

ſerlichkeit, der Räumlichkeit und Zeitlichkeit geſetzt ſein; zur Vorſtellung werde das äußere Bild erſt, indem es durch Aufhebung ſeiner ſinnlichen Unmittelbarkeit in die Form der Allgemeinheit erhoben wird. (Vgl. I, 134, 137 f.). Die Formen des religiöſen Bewußtſeins nach A. 2 ſind daher Gefühl, Anſchauung, Vorſtellung, und was A. 1 als Beſchreibung der Stufe des Denkens hatte, wird hier unter dem Titel: „die Nothwendigkeit und Vermittlung des religiöſen Verhältniſſes in der Form des Denkens," in einem beſondern dritten Abſchnitt nachgebracht, ohne daß indeſſen der Inhalt deſſelben eine weſentliche Veränderung erfahren hätte. Dieſe veränderte Anordnung, wenn ſie gleich mit andern, gleichfalls in die zweite Auflage aufgenommenen Aeußerungen nicht ganz übereinſtimmt*), iſt nun ohne Zweifel inſofern zu loben, als bei derſelben das denkende Erfaſſen deſſen, was den Inhalt des religiöſen Bewußtſeins ausmacht, von den Formen des letztern ſelbſt ſchärfer geſchieden wird; dagegen fragt es ſich, ob es ein Fortſchritt war, zwiſchen die Form des Gefühls und die der Vorſtellung die Kunſtanſchauung einzuſchieben. Dieſe Stellung entſpricht allerdings der Art, wie Hegel ſelbſt ſowohl in der Phänomenologie, als in der Encyclopädie die Kunſtreligion der offenbaren voranſchickt, ſchwerlich aber der Natur der Sache; denn die religiöſe Kunſt hat ja vielmehr ſelbſt die religiöſe Vorſtellung, die im Kunſtwerk dargeſtellt werden ſoll, zur Vorausſetzung, ſie ſelbſt aber würde nicht hieher, ſondern in den Abſchnitt vom Cultus zu ſtellen ſein.

3) Von Bereicherungen im Einzelnen iſt, außer dem ſchon genannten Abſchnitt über die religiöſe Anſchauung, als das Wichtigſte anzuführen, was S. 147 ff. über und gegen die ſupranaturaliſtiſche Apologetik geſagt wird, und was S. 122—125 in der Kritik der Gefühlstheologie außer dem in A. 1 Enthaltenen noch weiter beigebracht iſt. Sehr treffend wird in der letztern Stelle darauf aufmerkſam gemacht, wie im Gefühl ſelbſt eine Beziehung des Ich auf ſich ſelbſt enthalten iſt, eine Unterſcheidung „zwiſchen mir in meiner Flüſſigkeit und mir in meiner Beſtimmtheit," alſo ein Bewußtſein des Allgemeinen, aus dem ſich das Denken als ſolches mit Nothwendigkeit herausarbeitet. Nur hätten bei durchgängiger Beachtung dieſes Punktes ohne Zweifel manche Aeußerungen des Philoſophen, in denen das Gefühl als das rein Thieriſche dargeſtellt wird, bedeutend gemildert werden müſſen.

Weniger, als über den eben beſprochenen Abſchnitt, iſt über den folgenden, vom Cultus, zu bemerken; A. 2 hat zwar auch hier, wie durchaus, manche zweckmäßige Veränderungen der Faſſung und Darſtellung, aber neu iſt darin nur der Abſchnitt S. 226—233, welcher durch eine Entwicklung über die verſchiedenen Formen des Cultus auf der Stufe der Naturreligion (im weitern Sinne) der Theorie deſſelben eine erwünſchte Bereicherung gebracht hat. Sonſt unterſcheidet ſich die zweite Auflage von der erſten hauptſächlich nur durch eine veränderte Eintheilung. In A. 1 hat dieſer Abſchnitt drei Theile: Begriff des Cultus, Beſtimmtheit des Cultus, die einzelnen Formen des Cultus. Der Inhalt dieſes letzten Theils, ſofern er ſich nicht auf das Verhältniß der Religion zum Staate bezieht, iſt nun in A. 2, ohne Schaden für die Entwicklung, theils ganz weggelaſſen, theils in Früheres (S. 208) verarbeitet, und der erſte hat einen andern Titel erhalten, ſo daß der Abſchnitt vom Cultus jetzt folgende Theile hat: 1) der Glaube, 2) die Beſtimmtheit und die beſondern Formen des Cultus, 3) das Verhältniß der Religion zum Staate. Stand aber ſchon in A. 1 dieſer letztere Abſchnitt fremdartig genug in dem Capitel vom Cultus, ſo fällt das Ungehörige deſſelben jetzt nur um ſo mehr auf; wie man auch den Begriff des Cultus beſtimmen mag, dieſe kirchenrechtliche Unterſuchung gehört in keinem Fall hieher, aber wohl auch überhaupt nicht in die Religionsphiloſophie, wenigſtens nicht in den allgemeinen Theil derſelben; denn dieſer hat doch nur das allen Religionen gemeinſame Weſen der Religion zu entwickeln, in dieſem aber iſt ein beſtimmtes Verhältniß der Religion zum Staate nicht enthalten. Die Herren Herausgeber natürlich mußten den Abſchnitt dennoch aufnehmen, wenn ihn Hegel einmal ſeinen Vorleſungen einverleibt hat.

Schon in dem Bisherigen hat es ſich gezeigt, welche bedeutende Veränderungen die Hegel'ſche Religionsphiloſophie in dieſer zweiten Ausgabe faſt durchgängig zu ihrem und des Leſers Vortheil erfahren hat. Noch in die Augen fallender ſind dieſelben aber bei ihrem zweiten Haupttheil, welcher von der beſtimmten Religion handelt, und zwar zunächſt und am meiſten in der Behandlung der Naturreligion, namentlich der Stellung, welche den einzelnen Formen derſelben gegeben wird. Eine Ueberſicht dieſer Veränderungen mag hier folgen, an die ſich einige weitere Bemerkungen über dieſen Theil unſers Werkes anſchließen werden.

Zunächſt nur äußerlich iſt hier die Differenz, daß nach der beiden Ausgaben faſt ganz gemeinſamen Einleitung (A. 1, S. 189—202; A. 2, S. 263—279) A. 1 die Abſchnitte folgen läßt: A. der metaphyſiſche Begriff, B. die Vorſtellung Gottes, C. die Naturreligion in den verſchiedenen Formen ihrer Exiſtenz; A. 2 dagegen erſt, wo ſie an dieſe einzelnen Formen kommt, einzutheilen anfängt. Indeſſen liegt gleich hier ein tiefer greifender Unterſchied. Unter dem Titel: der metaphyſiſche Begriff der Naturreligion, redet A. 1 über die Nothwendigkeit des Uebergangs vom Endlichen zum Unendlichen, wie ſich derſelbe im kosmologiſchen Beweis darſtellt. Dieſer ganze Abſchnitt fehlt in

*) A. 2, I. 112 wird das Denken mit Anſchauung und Vorſtellung, als die objective Form des religiöſen Verhältniſſes, dem Gefühl, als der ſubjectiven, entgegengeſetzt.

A. 2 hier, wird aber wenig verändert ſpäter (S. 311—324) nachgebracht. Woher wohl dieſes Schwanken, das nach den angeführten Erklärungen des Herrn Herausgebers auch in Hegel's eigenen Vorträgen vorausgeſetzt werden muß? Schwerlich anderswoher, als daher, daß die ganze Art, wie die Beweiſe für das Daſein Gottes hier behandelt werden, verfehlt iſt. Es iſt ein Gedanke, der ſich für den erſten Anblick empfiehlt, die einzelnen geſchichtlichen Formen des religiöſen Bewußtſeins den einzelnen Beweiſen für das Daſein Gottes zu paralleliſiren. Jene zeigen uns, nach Hegel's tieferer Auffaſſung der Geſchichte, den Gang, welchen der menſchliche Geiſt genommen hat, um zum Bewußtſein des Abſoluten zu gelangen; denſelben Gang findet Hegel in den genannten Beweiſen dargeſtellt; ſo ſcheint es ganz nahe zu liegen, mit ihm jeder einzelnen Religionsſtufe einen jener Beweiſe als metaphyſiſchen Ausdruck ihres Weſens zuzuſchreiben. Nichts deſtoweniger beruht dieſer ganze Verſuch auf einer ſchiefen Vorausſetzung: es iſt nur ſcheinbar, daß die hiſtoriſchen Religionen und die Beweiſe für das Daſein Gottes einen und denſelben Gang des Bewußtſeins darſtellen. Dieſe Beweiſe bezeichnen (in ſehr unvollkommener Form freilich, und durchaus fragmentariſch) die Hauptſtationen des Weges, auf dem der menſchliche Geiſt zum Bewußtſein Gottes *überhaupt* aufſteigt, dieſe Erhebung natürlich nicht ſo, wie ſie in dem oder jenem Individuum vor ſich geht, ſondern ihrem allgemeinen Begriffe nach aufgefaßt; die poſitiven Religionen dagegen enthalten — nicht die Erhebung des Geiſtes zum Gottesbewußtſein überhaupt, dieſe ſetzen ſie vielmehr alle ſchon voraus, — ſondern ſeine Erhebung von einem unvollkommenen zum vollkommenen Gottesbewußtſein. Es iſt ſomit nicht dieſelbe Bewegung, welche beide darſtellen, ſondern die in den Beweiſen für das Daſein Gottes enthaltene wird in jeder Religion als implicite ſchon vollbracht vorausgeſetzt. Dieſe Beweiſe fallen deswegen gar nicht in die Sphäre des religiöſen Bewußtſeins als ſolchen, und inſofern gehören ſie keiner Religion an, ſondern ſind ganz und gar Sache der Schule; ſofern ſich aber die Reflexion auf den Inhalt des religiöſen Bewußtſeins richtet, iſt nicht abzuſehen, warum in der einen Religion nur der eine, in der andern nur der andere zur Sprache kommen ſollte, mag auch einer derſelben, der ontologiſche (deſſen Haltbarkeit *als Beweis* übrigens, beiläufig geſagt, auch ſeine neueſten Vertheidiger unſers Erachtens nicht dargethan haben), erſt im Chriſtenthum vorgekommen ſein. Inſofern gehören alſo dieſe Beweiſe allen Religionen gleich ſehr an, und es iſt nicht möglich, jeder einzelnen derſelben einen von ihnen eigenthümlich zuzuweiſen. Dies zeigt ſich denn auch ſogleich in Hegel's eigener Ausführung; nicht nur differiren gleich hinſichtlich der Stellung des kosmologiſchen Beweiſes, wie wir geſehen haben, die beiden Recenſionen der Religionsphiloſophie unter einander, ſondern jede derſelben ſteht auch mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, wenn dieſer Beweis zuerſt, hier der Naturreligion überhaupt, dort einer beſondern Form derſelben vindicirt wird, nachher aber (A. 1, II. 17; A. 2, II. 23) als Eigenthum der Religionen der geiſtigen Individualität auftritt, deren Beſitz zugleich eben dadurch dem ihnen ſpäter zugewieſenen teleologiſchen Beweis verkümmert wird. So daß auf die Frage, welche von beiden Ausgaben unſers Werkes in der Stellung dieſes Beweiſes das Richtige habe, eben nur die Antwort möglich iſt: keine von beiden.

(Fortſetzung folgt.)

J. Löwenberg „Geſchichte der Geographie."

(Fortſetzung.)

Was die Araber für den Süden und Oſten, das thaten die Normannen für den Norden und Weſten. Ihre Entdeckungen, zu denen ſie aus klimatiſcher und ethnographiſcher Noth getrieben wurden, werden in der Kürze, ohne Uebergehung eines irgend wichtigen Moments, dargeſtellt, wie dies die zur Andeutung aufgenommenen Berichte Other's und Wulfſtan's aus Alfred's angelſächſiſcher Erdbeſchreibung vom nördlichen Europa beweiſen. „Aber die geographiſchen Kenntniſſe dieſer Gegenden erweiterten ſich nicht auf die Dauer, und die Kunde von den Unternehmungen im Norden iſt nur das Reſultat neuerer Forſchungen jener merkwürdigen nordiſchen Litteratur, die in unſeren Tagen ein faſt leidenſchaftliches Studium erweckt hat."

Einen friedlicheren und dauerndern Gewinn bot der Geographie der aufblühende Handel der norddeutſchen und italiſchen Städte, oder der deutſchen Hanſe und der italiſchen Lombarden. Mit welchen Hinderniſſen der aufblühende Handel zu kämpfen hatte, deutet der Hr. Verf. durch die Namen der damaligen Wegelagerer und Beſitzer von Raubſchlöſſern an, als da waren: „die Hunde von Kuenring, die Füchſe von Franken, die Wölfe zu der Todtenwart, die Bären von Markenſtein, die Löwen von Ravensberg, — die Haſen von Diebelich, die Kalb von Kalbsrieth, die Eſel von Ottenſtein, die Riedeſel, Rindsmaul u. ſ. w.

Hier ſchließt ſich nun die allzu kurze Erwähnung der Kreuzzüge an. Die Ausbreitung des Handels und damit geographiſcher Kenntniſſe, welche jene Züge im Gefolge hatten, benutzten vor allen die italiſchen Städte, wie Genua, Venedig, Piſa. Nicht die Geſammtheit der italiſchen Nation, nicht die Könige und Fürſten, einige Stadtgemeinden dehnten ihre Verbindungen bis an die Grenzen Indiens und Chinas aus. Dieſem friedlichen Verkehr treten die Völkerſtürme der Mongolen entgegen. Aber auch ſie dienten den frommen Gläubigen der chriſtlichen Kirche zu weiteren Plänen und geographiſchen Entdeckungen. Mit dieſer Periode öffnet ſich eigentlich erſt das hintere Aſien, und

an die Berichte eines Ascelin, Carpin knüpft der Herr Verfaſſer ſeine Darſtellung. Vor Allen aber ſtrahlt hell hervor der Name Marco Polo. „Sein Reiſewerk blieb bis auf die neuere Zeit das allgemeine Handbuch für die aſiatiſche Geographie, und ſpätere Entdeckungen haben den Werth von Polo's oft unglaublichen Berichten nur beſtätigt und erhöht, wenn auch jetzt noch Vieles in demſelben durch die Schuld der Abſchreiber undeutlich, unerklärlich geblieben.“ Wir finden in der folgenden Darſtellung das Facit gezogen, ſowohl von den eigenen Berichten des großen Venetianers, als auch von der Kritik der folgenden Jahrhunderte. Nachdem noch der Beſtrebungen eines Mandeville und „Schildbergers wunderlicher und kurzweiliger Hiſtorie“ Erwähnung gethan, ſchließt der Hr. Verf. dieſen Abſchnitt mit den Worten: „ſo ſehen wir meiſt unerquickliche, chronikartige Reiſebeſchreibungen als Erzeugniß eines faſt tauſendjährigen Zeitraums. Das wahrhaft Lehrreiche hatte die verdiente Anerkennung nicht gefunden und die Wiſſenſchaft hatte ſich nicht nur keines Gewinnes zu erfreuen, ſondern vielmehr über manchen aus Vergeſſenheit der claſſiſchen Litteratur herbeigeführten Verluſt zu beklagen.“

Aber ſchon begannen die Beſtrebungen, welche endlich die Hülle lüfteten, die zeither die Länder der Erde verborgen. Sie begannen mit den Entdeckungen der Portugieſen und Spanier. Bei dieſer Gelegenheit ſpricht der Hr. Verf. von der beziehungsvollen Eintheilung der Geſchichte der Geographie, und zerlegt ſie in die mythiſch-fabelhafte, heroiſche, kindlich-idylliſche und kritiſche Zeit. Aber ſolche zur Veranſchaulichung benutzte Eintheilung bei Seite geſtellt, ſo motivirt zum wenigſten der Hr. Verf. die gegenwärtige Zeit als die kritiſche, und die des nächſt vergangenen Jahrhunderts als die kindlich-idylliſche, indem er anführt, wie der unglückliche Ludwig XVI. dem verſchollenen La Perouſe bei ſeiner Erdumſegelung zwei Exemplare der großen franzöſiſchen Encyclopädie mitgab zu Geſchenken für die Inſulaner der Südſee. Die Zeit der portugieſiſchen Entdeckungen nennt er aber mit vollkommenem Rechte die heroiſche. Mit überzeugender Ausführung iſt das Verhältniß Portugals, beſonders Heinrich's des Seefahrers zu ſeinen Entdeckungen, ſo wie die Beziehung auf Spanien und deſſen Weltentdeckung dargeſtellt. In wirklich überraſchender Weiſe führt der Hr. Verf. den großen Weltentdecker Columbus ein; ſein Auftreten am portugieſiſchen Hofe beſchließt er mit der praktiſchen Bemerkung: „Ach hätte derjenige, welcher eine Welt im Kopfe trägt, auch nur immer ein Stück Brod in der Taſche, wie Großes wäre nicht ſchon auf unſerer kleinen Erde geſchehen.“ Im Fortgange der Entdeckungs- und Eroberungsgeſchichte Indiens und Amerikas fehlen die modernen Bezüge nicht, wie z. B.: „die Geſchichte dieſes zweijährigen Eroberungskriegs (Ferdinand Cortez in Meriko) iſt ein erſchütterndes Trauerſpiel, ſo luſtig auch die Tanzevolutionen in Spontini's gleichnamiger Oper ſich ausnehmen.“ Eine ernſtere Ermahnung gleichſam knüpft ſich an Magelhaens' Fahrt, von der es heißt: „wer mannhaft ſein Leben einer großen Idee opfert, der verdient das ſelige Bewußtſein, daß der Segen ſolchen Opfers das kurze Daſein hienieden für die Ewigkeit überdauert.“

„Die erſte Weltumſegelung war vollendet, der Erdkreis enthüllt. Jetzt erſt erkannte der Menſch ſein irdiſches Erbe. Die Weltgeſchichte beginnt.“

Der Hr. Verf. knüpft auf die würdigſte Weiſe ſeinen Uebergang zur neueren Zeit an die tiefen Forſchungen A. v. Humboldt's, die im Examen critique de l'histoire de la geographie du nouveau continent et des progrès de l'astronomie nautique dans le 15. et 16. siècle (deutſch von Ideler) auf eine bewundernswerthe Weiſe jenes Gebiet der hiſtoriſchen Erdkunde der faſt ſchon hereinbrechenden mythologiſchen Behandlung entriſſen haben. „Nur ein A. v. Humboldt konnte die Verdienſte eines Columbus würdigen, nur der Illuſtrador der neuen Welt konnte den Ehrenſtreit ihrer Conquiſtadoren entſcheiden.“ Den Zuſammenhang von Columbus' Entdeckung mit der früheren Litteratur und den gleichzeitigen Anregungen finden wir nach jenem Werke hier wiedergegeben, ohne daß gerade in die weite Verzweigung der geſammten Litteratur hätte eingegangen werden können, eben ſo wenig wie in die detaillirte Darſtellung der Beſtrebungen der handeltreibenden Völker, wie Spanier, Engländer und Portugieſen, „deren Eifer und Nebenbuhlerſchaft nach den Worten Humboldt's damals ſo groß war, daß 50 Jahre hinreichten, die äußere Geſtaltung der Ländermaſſen der andern Hemiſphäre im Norden und Süden des Aequators zu verzeichnen: und ſo wahr iſt es, was ein urtheilsvoller Gelehrter bemerkt hat, daß, wenn ein Jahrhundert begonnen hat, irgend einer großen Hoffnung Raum zu geben, es nicht eher ruhe, als bis ſie erfüllt iſt.“

Auf eine vollkommen ſachgemäße Weiſe wird an die Seite des größten Erdentdeckers ſein Zeitgenoſſe in der Himmelsentdeckung, Nikolaus Copernicus geſtellt. „Und wie es eine der koloſſalſten patriotiſchen Abſurditäten iſt, Copernicus einen Deutſchen, einen Preußen zu nennen, — denn aus gleichen Gründen müßte auch der heilige Clemens von Alexandria ein Mameluck, oder Virgil, weil er in Mantua geboren, ein Oeſtreicher heißen, — ſo war es ſicher eines der erſchütterndſten und großartigſten Schauſpiele, den geblendeten greiſen Galilei aus dem Kerker der römiſchen Inquiſition hervorſchleppen zu ſehen, ihn auf das Machtgebot des Papſtes am 23. Juni 1633 vor einer triumphirenden Prieſterbande die Ketzerlehre von der Bewegung der Erde um die Sonne abſchwören und bald mit der unabweisbaren Kraft der Wahrheit ſein e pur si muove ausſprechen zu hören.“

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

2. März. № 52. 1841.

„Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion."

(Fortsetzung.)

Auf die allgemeineren Erörterungen über das Wesen der Naturreligion läßt Hegel die Entwicklung ihrer einzelnen Formen folgen. Die erste Auflage führt deren drei auf: die Religion der Zauberei, die Religion der Phantasie und die Naturreligion im Uebergang auf eine höhere Stufe. Die erste und letzte Classe zerfallen dann wieder weiter in je zwei Formen; jene befaßt die Religion der zauberischen Macht und des Insichseins, diese die Religion des Guten und des Räthsels. Von dieser ganzen Stellung und Eintheilung weicht nun A. 2 wesentlich ab. Auch sie hat drei Formen der Naturreligion, aber sie bestimmt dieselben theilweise anders. Die erste ist, wie in A. 1, die Religion der Zauberei, die als die unmittelbare Religion bezeichnet, zu der aber hier nur das gerechnet wird, was früher die Religion der zauberischen Macht genannt war; in der Darstellung derselben stimmen beide Ausgaben bis S. 244 der ersten in allem Wesentlichen überein, die hier von da an folgende Darstellung der chinesischen Religion aber hat in A. 2 eine andere Stellung erhalten, und statt einer eigenen Abhandlung über den Cultus dieser Sphäre, die nun zu erwarten gewesen wäre, hat dieselbe nur die Bemerkung (S. 307): von einem Cultus als freier Verehrung des Geistigen könne da nicht die Rede sein, — womit freilich die hier gelassene Lücke nicht entschuldigt ist.

Was nun diesem ersten Abschnitt in A. 2 genommen ist, das wird dem zweiten vorn und hinten zugesetzt; der Religion der Phantasie, welche in A. 1 diesen allein ausfüllt, wird hier die chinesische, oder die Religion des Maßes, voran — und die Religion des Insichseins nachgestellt, und alle drei werden als „die Entzweiung des Bewußtseins in sich" darstellend zusammengefaßt. Näher besteht der gemeinsame Charakter dieser Religionen und der Fortschritt, der in ihnen gemacht ist (nach S. 308 ff.) darin, „daß das Bewußtsein einer substantiellen Macht und der Unmächtigkeit des unmittelbaren Willens eintritt;" eben damit „erhebt sich der Mensch über sich, und die wesentliche Unterscheidung des Geistes wird vollzogen, aber indem dies Hohe als Macht gewußt wird und noch nicht weiter bestimmt ist, so ist das Besondere ein nur Accidentelles, ein bloß Negatives, Nichtiges." Diese Religionen sind daher alle pantheistisch. Indem aber in denselben „Gott nur die Bestimmtheit hat, die Substanz und Macht des Endlichen zu sein, ist er selbst noch unbestimmt;" „die Substanz ist das Nichtgesetzte, Ansichseiende," sie hat noch keine freie geistige Existenz, sondern „sie hat das Moment der Geistigkeit auch nur wieder an einem Menschen, der als diese Macht gewußt wird." Zu dieser gemeinsamen Grundlage verhalten sich nun die angegebenen einzelnen Formen als „fortschreitende Versuche, die Substanz als sich selbst bestimmend zu fassen." „In der chinesischen Religion wird die Substanz als einfache Grundlage gewußt," zu der dann aber die Bestimmtheit, das Fürsichsein, erst auf äußerliche Weise hinzutritt, indem „ein präsenter Mensch als die allgemeine Macht gewußt wird." „In der indischen Religion ist die Substanz als abstracte Einheit, nicht mehr als bloße Grundlage gewußt, und diese abstracte Einheit ist dem Geiste auch verwandter, da er als Ich selbst diese abstracte Einheit ist. Hier erhebt sich nun der Mensch, indem er sich selbst zu seiner innern abstracten Einheit erhebt, zur Einheit der Substanz, identificirt sich mit ihr, und giebt ihr so Existenz. Einige sind von Natur die Existenz dieser Einheit, andere können sich dazu erheben" (S. 310). Im Lamaismus und Buddhaismus endlich „ist und lebt die Concretion und Gegenwart der Substanz in Einem Individuum, und ist die haltungslose Entfaltung der Einheit, welche der vorhergehenden Form eigen war, insofern wenigstens aufgehoben, als sie vernichtet und verflüchtigt ist" (S. 311).

Ebenso wie diese Form der Naturreligion, hat dann auch die dritte in A. 2 eine Dreizahl untergeordneter Formen erhalten; zwischen die persische und ägyptische Religion ist jetzt (S. 418 — 421) die syrische und phönicische als die Religion des Schmerzes eingeschoben, indem aus den Bemerkungen, die sich A. 1, II. 77 f. finden und einigen neuen Zusätzen ein eigener Abschnitt gebildet ist. Das Charakte-

riſtiſche dieſer Religion und ihr Verhältniß zu den beiden ihr coordinirten wird ſo angegeben: die perſiſche Religion hat zu ihrer Grundbeſtimmung den Kampf gegen das Böſe; dieſer Kampf wird hier zum Schmerz, d. h. „er iſt nicht mehr nur äußerer Gegenſatz, ſondern in Einem Subject und als deſſen Selbſtempfindung.“ Dem allgemeinen Charakter der Naturreligion gemäß wird er aber hier noch in unmittelbarer Weiſe, in einem natürlichen Verlaufe dargeſtellt. Als die Vorſtellung, in welcher ſich der Charakter dieſer Religion ausprägt, wird die Sage vom Phönix, beſonders aber der Adonismythus bezeichnet.

Nach dieſen Veränderungen, welche in der Stellung der Naturreligionen vorgenommen worden ſind, könnte man nun auch bedeutendere Differenzen der beiden Ausgaben in der Behandlung derſelben im Beſondern erwarten; dieſe finden ſich aber nicht, beide treffen vielmehr, mit Ausnahme der bereits erwähnten Zuſätze, in allem Weſentlichen zuſammen, und die zweite unterſcheidet ſich (übrigens zu ihrem Vortheil) nur noch durch manche Verſetzungen, Erläuterungen, und auch, beſonders in dem Abſchnitt über die indiſche Religion, Verkürzungen von minderer Erheblichkeit.

Unſtreitig ſind nun die angegebenen Veränderungen der 2. A. im Ganzen als Verbeſſerungen zu betrachten. Abgeſehen von der Vermehrung, welche das hiſtoriſche Material der Religionsphiloſophie durch Aufnahme der vorderaſiatiſchen Religionen erfahren hat, iſt auch der chineſiſchen Religion darin ihr Recht geworden, daß ſie von den roheſten Geſtaltungen, die ſich das religiöſe Bewußtſein in ſeinen Anfängen giebt, unterſchieden und als der Ausdruck für eine eigenthümliche Form deſſelben anerkannt iſt. Ebenſo hat der Buddhismus hinter ſtatt vor der indiſchen Religion ſeine hiſtoriſch richtigere Stellung erhalten; die neueren Unterſuchungen über dieſen Punkt, ſo wenig ſie auch ſchon abgeſchloſſen ſind, ſcheinen doch bereits mit ziemlicher Sicherheit darzuthun, daß er nicht die Wurzel, ſondern eine Frucht des Bramaismus iſt, entſtanden nämlich, indem die in dem letztern noch ungeſchiedenen und verworren durcheinander wogenden Elemente eines abſtracten Naturpantheismus und des zügelloſeſten Polytheismus beim innerlichen Zerfall des indiſchen Volkslebens ſich von einander ausſchieden, das erſtere für ſich feſtgehalten zum Buddhismus wurde, in dieſer Geſtalt aber von ſeiner Heimath ausgeſtoßen, dieſe als Beute des wildeſten Götzendienſtes und einer abſolut haltungsloſen religiöſen Zerſplitterung zurückließ. — Wiewohl aber in dieſen und einigen andern Punkten die zweite Ausgabe der Hegel'ſchen Religionsphiloſophie vor der erſten den Vorzug zu verdienen ſcheint, ſo dürfte doch auch in dieſer ihrer neuen Geſtalt an der hier gegebenen Darſtellung der Naturreligionen noch Manches zu vermiſſen ſein, und es mögen hier einige dahin einſchlagende Bemerkungen ihre Stelle finden, ſo wenig es auch der Charakter einer Recenſion erlaubt, über bloße Andeutungen hinauszugehen.

Das Erſte, was ſich gegen die eben dargeſtellte Entwicklung einwenden läßt, betrifft die Auffaſſung einiger der hier behandelten Religionen. — Es wurde ſo eben gelobt, daß in unſerer zweiten Auflage die chineſiſche Religion von den roheren Formen der Zauberei und des Fetiſchismus unterſchieden wird; dagegen ließe ſich fragen, ob es richtig war, ſie als eine Form des orientaliſchen Pantheismus aufzufaſſen. Denn wenn doch der ſpecifiſche Charakter dieſes, wie jedes Pantheismus darin beſteht, das Verhältniß des Endlichen zur Gottheit ausſchließlich als das der Accidentien zur Subſtanz, die Gottheit mithin als die abſtracte Macht zu beſtimmen, die alles individuelle Leben in ſich aufzehrt: ſo gilt gerade in der chineſiſchen Religion das Individuum als das ausſchließlich Wirkliche, das Abſolute dagegen nur als das Geſetz dieſer Wirklichkeit, die phyſiſche und moraliſche Weltordnung; Tien iſt nicht das concret Allgemeine, welches das Einzelne aus ſeiner Fülle ausgebiert und in ſie zurücknimmt, ſondern nur das Form- und Maßgebende für daſſelbe, das Subſtantielle dagegen ſind dem Bewußtſein vielmehr die Individuen, freilich nicht als ſolche, die der Anſchauung unmittelbar gegenwärtig ſind (der Kaiſer iſt dies gleichfalls nicht), ſondern als bloß vorgeſtellte, als Geiſter. Die chineſiſche Religion gehört daher nicht zu den pantheiſtiſchen Religionen, ſondern (um einige verwandte Formen unter Einen Namen zuſammen zu faſſen) zu den Religionen der ſinnlichen Einzelnheit, aber der Claſſe derſelben, in welcher das ſinnlich Einzelne nicht in ſeiner empiriſchen Unmittelbarkeit, ſondern als ein der Anſchauung Entſchwundenes, als das Abſolute vorgeſtellt wird, die daher den Geiſterglauben zu ihrer allgemeinen Grundlage hat. Nun iſt allerdings zuzugeben, daß gerade dieſe Religion, indem ſie die unzähligen Natur- und Familiengeiſter in Ein großes Geiſterreich zuſammenfaßt, eben damit auf dem Sprunge ſteht, in den Pantheismus überzugehen, in dem die vielen einzelnen Geiſter, als in ſich haltungsloſe, nebelhafte Geſtalten der Einbildung zur Einen Naturſubſtanz zuſammenrinnen; aber ſie ſelbſt iſt darum noch nicht pantheiſtiſch; in ihr iſt noch das Einzelne das Subſtantielle und das Allgemeine bloße Form, während dem Pantheismus umgekehrt das Allgemeine als das Subſtantielle gilt und das Einzelne als bloße Form ſeiner Erſcheinung. Auf dieſem Unterſchiede der Stellung, ſagt aber Hegel ſelbſt irgendwo bei ähnlicher Gelegenheit, beruht Alles.

In einem ähnlichen Fall, wie bei der chineſiſchen, befinden wir uns auch bei der buddhiſtiſchen Religion. Auch dieſe hat in der neuen Auflage unſers Werkes ohne Zweifel eine richtigere Stellung, als in der erſten, aber doch möchte es ſich fragen, ob ſie als eigene Religion neben dem

Bramaismus, und nicht vielmehr als bloße Umbildung des letzteren anzuführen war. — Gewichtigere Zweifel indeß, als bei den beiden genannten Punkten, erheben ſich gegen Hegel's Auffaſſung der ſyriſch-phöniciſchen Religion, wie dieſe in der neuen Ausgabe vorliegt. Dieſe Religion wird hier als die des Schmerzes bezeichnet, und ſoll zwiſchen der perſiſchen und ägyptiſchen das Mittelglied bilden. Dieſe Auffaſſung ſtützt ſich geſchichtlich auf die Sagen vom Phönix und Adonis. Aber jene, wenn ſie überhaupt phöniciſchen Urſprungs iſt (orientaliſchen wohl freilich, wie auch ähnliche Sagen des heutigen Orients beweiſen), hat jedenfalls keine oder nur geringe religiöſe Bedeutung; ob der Adonisceult in Phönicien entſtanden, und nicht vielmehr aus Aegypten herübergekommen iſt, muß gleichfalls in Frage gezogen werden; mag er aber auch wirklich phöniciſch ſein, in keinem Fall bildet er ſo den Mittelpunkt für das religiöſe Bewußtſein des phöniciſchen Volks, wie z. B. der verwandte Oſirisdienſt für das des ägyptiſchen; der Charakter der phöniciſchen und noch mehr der ſyriſchen Religion kann daher nicht einſeitig aus dieſem Mythus beſtimmt werden, um ſo weniger, als die übrigen Data, die wir über dieſe Religionen beſitzen, ihnen ihre Stelle weit niedriger unter den roheren Formen der Naturreligion anweiſen.

(Fortſetzung folgt.)

J. Löwenberg „Geſchichte der Geographie."

(Fortſetzung.)

Zum Schluß des Mittelalters ſelbſt faßt der Hr. Verf. die geſchichtlichen Momente, welche die Bedingung der weiteren Entwickelung der Erde, und alſo auch eigentlich eine tiefere Begründung der geographiſchen Wiſſenſchaften enthalten, in den Worten zuſammen: „Und wie Copernicus den Blick in die Räume des Himmels erweitert und geordnet, ſo erweiterte der deutſche Glaubensheld Martin Luther die Freiheit des Gedankens. Sein Lied: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, iſt die Marſeillaiſe der Reformation."

„Columbus, Copernicus, Luther, welche Erweiterung der Erde, des Himmels, des Gedankens!" —

Mit der neueren Zeit gewinnt die Geſchichte der Geographie, noch früher als die Geſchichte ſelbſt, den Charakter des Univerſal-Hiſtoriſchen. Die Trennung in zwei Hauptabſchnitte wird durch James Cook bedingt, als den eigentlichen Wiederentdecker eines fünften Erdtheils. Die Behandlung kann hier weder einen ethnographiſchen, noch einen ſynchroniſtiſchen Verlauf nehmen, zu welchem letzteren Zwecke eine paſſende tabellariſche Ueberſicht dem Buche beigegeben iſt. Die Haupttendenz mußte dem Zwecke der ganzen Darſtellung gemäß ſein, die Geſammtbeſtrebungen der einzelnen Völker und großen Vereine hervorzuheben. Und deshalb finden wir im erſten Zeitraum von Magelhaens bis Cook die Beſtrebungen ſämmtlicher handeltreibenden Völker, Portugieſen, Spanier, Holländer, Engländer um die beiden Wunderländer, Amerika und Aſien geſchaart. Die Gegenſätze dieſer Völker, in ihnen ſelbſt gelegen, wie ſie zum Ausbruch bei der Durchführung ihrer Handelspläne und Coloniſationen kamen, werden ſcharf und treffend charakteriſirt. „Der Iberier dürſtete nach Gold, um ſeine ſteife Grandezza, ſeine Prachtliebe und Genußſucht zu befriedigen; der Holländer hungerte nach Schätzen, um ſie aufzuſpeichern für die ſtille Behaglichkeit im alterſchwachen Leben. Die Coloniſation dieſer Völker, beſonders der Portugieſen und Spanier, wird eine dämoniſche Erſcheinung genannt; die erſchreckten Völker betrachteten ſie als böſe Geiſter, als göttliche Zerſtörungsweſen, mächtig des Blitzes und Donners. Schleichend, vampyrartig niſtete ſich die Holländerbrut in ihren Colonieen an. Und Alle insgeſammt, ſie lagen gleich goldgierigen Ungeheuern auf dem Raube der Völker in den Ländern gen Morgen und Abend."

In den nächſten Entdeckungen, die von Amerika und Aſien meiſt auf die Durchforſchung des ſtillen Oceans ausgingen, treffen wir die nun ſchon längſt geographiſch verewigten Namen eines Mendana, de Torres, le Maire, Abel Tasman und Anderer. Es wird überhaupt dieſe Partie der Entdeckungsgeſchichte mit Recht bis auf den Tod van Diemen's 1645 geführt, ſeit welchem Ereigniß hier ein Jahrhundert lang Stillſtand eintrat. Die andere Seite des geographiſchen Fortſchrittes, der ſich an die eigentliche neue Welt anknüpfte, wird auf ähnliche Weiſe zuſammengefaßt. Die blutigen, für die Wiſſenſchaft zunächſt unerſprießlichen Eroberungen werden nur kurz angedeutet. Im Norden Amerikas gruppiren ſich die Beſtrebungen eines Cabral, Cabot, Cortereal und Walter Raleigh. „Nach dem Süden gingen Iberier, nach dem Norden gingen Briten. Der amerikaniſche Spanier trägt das blutige Kainszeichen des grauſamſten Völkermordes auf der Stirn; der amerikaniſche Brite iſt meiſt ein fleißiger Landbebauer, ein betriebſamer Kaufmann; Pizarro und Penn ſind die Repräſentanten beider. Die Spanier eroberten den Süden, um zu herrſchen, um ſich durch Raub zu bereichern; die Briten coloniſirten den Norden, um dem Drucke im Mutterlande zu entfliehen. Das ſind die von den Europäern in die neue Welt gelegten eigenthümlichen Keime; ſie entwickelten ſich ſchnell, und tragen ihre eigenthümlichen Früchte." Die Erforſcher des Nordens — der Süden erhielt erſt ſeinen Illuſtrador 50 Jahre ſpäter — ſind Kalm, Oglethorpe, Bertram, Burnaby, Hutchinſon. An die Coloniſation der Oſtküſte knüpfte ſich das Streben, die Weſtküſte zu erforſchen und damit der Verſuch, eine nördliche Durchfahrt zu gewinnen. Frobiſher, Davis, Hudſon, Baffin.

Afrika wurde Anfangs unberückſichtigt bei Seite gelaſ-

ſen, und erſt als Menſchenleiber ein Artikel des ſchaudervollſten Sklavenhandels wurden, ward auch Afrika ein Markt der Welt. Ueber den Süden des Erdtheils tritt zuerſt ein Deutſcher zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit einer Beſchreibung auf, die noch jetzt Intereſſe hat, obgleich ihn der Abbé de la Caille, der 50 Jahre ſpäter die Gegenden bereiſte, einen Trunkenbold nennt, dem der vortreffliche Capwein die Urtheilskraft häufig benommen. Peter Kolbe iſt ſein Name. Die fernern Verſuche, welche in dieſer Zeit gemacht wurden, um ins Innere des Erdtheils einzudringen, beſonders um die „Perle von Afrika," Timbuktu, zu finden, folgen in kurzer Erwähnung. Dazwiſchen nimmt auf patriotiſche Weiſe der brandenburgiſche Verſuch, eine Colonie an der Küſte Afrikas zu gründen, ſeine gebührende Stelle ein. Die ſicheren Erfolge in allen den afrikaniſchen Bemühungen datiren von der Begründung der afrikaniſchen Geſellſchaft zu London im Jahre 1788 und reichen ſomit in die zweite Periode dieſer Darſtellung. Dieſer Haltpunkt gewährt dem Hrn. Verf., indem er die auf den Norden Afrikas verwendete Mühe durchmuſtert, Gelegenheit zu paſſender Vergleichung mit der Kenntniß Afrikas zur Zeit der alten Geſchichte. Thevenot, Norden, Pococke, James Bruce und Sonnini werden hier kritiſch beſprochen.

Die Eroberung der Europäer in Aſien veranlaßt den Hrn. Verf. zu der zwar nicht neuen, aber darum nichts weniger immer von Neuem zu wiederholenden Bemerkung, daß die Herrſchaft in den fremden Welttheilen weder Gedeihen noch Dauer haben konnte, ſo lange ein geregeltes Syſtem der Verwaltung fehlte, ſo lange man Völker- und Menſchenrecht nur als ein landſchaftliches Vorurtheil betrachtete, welches man in dem derzeitigen politiſchen Machiavellismus leicht abwarf. An die Stelle der Portugieſen in Aſien traten zunächſt die Holländer, welche Batavia, die größte Todtenkammer der Europäer, gründeten; in dreiundzwanzig Jahren vermoderten hier nach Thomas Raffles eilfmalhunderttauſend Menſchen! Die Holländer mußten den Briten Platz machen; der charakteriſtiſche Denkſpruch zur Geſchichte der engliſch-oſtindiſchen Compagnie wird das Wort Shakſpeare's genannt: „die Demuth iſt der jungen Ehrſucht Leiter." Neben Indien liegt China, deſſen Entdeckungsgeſchichte in kurzer Summa treffend geſchildert iſt. Ueber Japan, das Nachbarland, beſitzen wir aus dieſer Zeit nur eine bedeutende Beſchreibung von Kämpfer, von dem die Japaneſen ſelbſt erklärten: er hat uns das Herz aus dem Leibe genommen und es uns vor die Augen gehalten.

Die übrigen Partien Aſiens, der Norden und Weſten, die Beſtrebungen, von der Landſeite nach China, Indien und Tibet zu gelangen, werden in paſſender Ueberſicht angereiht, und endlich dem heiligen Lande die gebührende Aufmerkſamkeit gewidmet.

Mit James Cook beginnt der letzte Abſchnitt der Erdkunde, beginnt die wahrhafte Entwicklung der Weltkunde. Er iſt der Urheber der vervielfältigten Weltumſegelungen, die bis auf ihn, und auch noch in den nächſten Jahren nach ihm, Ereigniſſe von allgemeiner, europäiſcher Bedeutſamkeit genannt werden konnten. Durch Cook aber wurden die Beſchwerden und Gefahren, welche mit ſolchen Unternehmungen bis dahin verbunden waren, ſcharfſinnig erkannt und ſorgfältig beſeitigt; die Sicherheit nahm auf dem von ihm angegebenen Wege der Vorſicht und Sorgfalt bei Weltumſegelungen in dem Grade zu, daß in unſerer Zeit bei den vermehrten, nautiſchen Kenntniſſen jeglicher Art, bei den immer mehr verbreiteten Dampfſchiffverbindungen eine Reiſe um die Erde nächſtens zu den größeren Vergnügungsreiſen gehören wird, die man in den Ferien unternehmen kann.

Mit den Briten wetteiferten in dieſer Periode vorzüglich die Franzoſen; ſo ſtehen Bougainville und Cook neben einander. Bei der Würdigung der Verdienſte Cook's um die Erdkunde im großen Ocean, welche von dem Hrn. Verf. mit Recht ausführlich nach Maßgabe ſeiner ganzen Darſtellung beſprochen werden, ſind ſowohl die Motive der Unternehmung, als die Mittel der Ausführung und dieſe ſelbſt klar auseinandergeſetzt. Die Theilnehmer der zweiten Reiſe, Vater und Sohn Forſter, finden ihre verdiente Anerkennung, „die ihnen England mit abſcheulichem Undank geſchmälert hat; Bosheit und Intrigue brachten ſie um die Vortheile ihrer Arbeit, und Friedrich dem Großen war es vorbehalten, die deutſchen Erdumſegler aus den Schuldthürmen des ſtolzen Krämervolkes loszukaufen."

Ueber Cook ſelbſt leſen wir hier ein Urtheil, das zwar ſcharf, aber nach unparteiiſcher Prüfung wahr erſcheinen muß. Daſſelbe endet mit der naiven Bemerkung: „es iſt charakteriſtiſch für ſein mürriſches, düſteres Weſen, daß er auf ſeinen jahrelangen Reiſen in den Oeden der Oceane nur ein einziges Mal gepfiffen und geſungen hat."

„Die weitere Prüfung geht auf la Perouſe's und d'Entrecaſteaux's Unternehmung über, mit der die gleichzeitigen britiſchen Unternehmungen verbunden werden. Kein bedeutendes Moment wird hier übergangen. Indem nun zunächſt politiſche Conſtellationen für Europa eintreten, welche den großen Seemächten die Ausrüſtung ſolcher Expeditionen unmöglich machten, trat Rußland, „der politiſche Koloß, der gleich einem dem Meere entſtiegenen Ungeheuer, ſeine Fühl- und Fanghörner tief in das Herz dreier Erdtheile ſtreckt, eben jetzt auch im Drange ſeines eigenen Bewußtſeins mit einer Weltumſegelung hervor."

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

209

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

3. März. № 53. 1841.

„Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion."

(Fortsetzung.)

Eine zweite Bedenklichkeit gegen die Hegel'sche Darstellung der Naturreligion, welche aber die erste Ausgabe unsers Werkes noch mehr angeht, als die zweite, betrifft die Vollständigkeit der hier aufgezählten Formen. Von den rohesten Anfängen der Religion im Fetischismus (der Religion der Zauberei) wird hier unmittelbar zu den pantheistischen Religionen des Orients übergegangen. Offenbar liegen aber zwischen beiden noch einige weitere Formen, die auch geschichtlich den Uebergang von jenen zu diesen vermittelt haben dürften. Die einzelnen Naturdinge, an welche im Fetischismus das Bewußtsein des Absoluten geknüpft wird, können in dieser ihrer empirischen Unmittelbarkeit nicht zur Vorstellung der allgemeinen Natursubstanz, die jenen orientalischen Religionen zu Grunde liegt, zusammengehen; dazu müssen sie vorher die Form der Unmittelbarkeit ablegen und, wenn auch zunächst noch als einzelne, in die Sphäre des Allgemeinen, in das Reich der Vorstellung erhoben werden. Dieses geschieht aber eben in der Form des religiösen Bewußtseins, zu der wir die chinesische Religion gezählt haben, der aber, als einer der allerverbreitetsten, auch die altpelasgische, die germanische und andere Religionen angehören, in der Geisterverehrung. Die Götter dieser Religionen sind noch sinnliche Einzelnwesen, wie die des Fetischismus; ebenso haben sie, wie diese, die Grundbestimmung der zauberischen Macht, aber sie sind sinnlich Einzelne nicht mehr in der Weise des unmittelbaren Daseins, sondern in der der aufgehobenen Unmittelbarkeit, als Wesen der bloßen Vorstellung. Zwischen diesem Geisterglauben und dem eigentlichen Fetischismus in der Mitte steht aber noch eine dritte, von Hegel gleichfalls übergangene Religionsform, der Sabäismus. Die Gestirne sind Gegenstände der sinnlichen Anschauung, wie die Fetische, und sie üben einen zauberischen Einfluß aus, wie diese; aber sie sind doch der unmittelbaren Berührung, der gemeinen irdischen Wirklichkeit entrückt und, was damit zusammenhängt, sie folgen von dem unmittelbaren Einfluß menschlicher Willkür unabhängig ihren eigenen ewigen Gesetzen, so daß also in ihrer Verehrung das religiöse Bewußtsein bereits anfängt, das Göttliche als ein Anundfürsichseiendes anzuerkennen und sich zur Anschauung allgemeiner Mächte zu erheben.

Und hieran schließt sich der dritte und bedeutendste Punkt an, in dem die Hegel'sche Darstellung noch einer Berichtigung zu bedürfen scheint. Die einzelnen Formen der Naturreligion sind in unserem Werke, auch wie es jetzt vorliegt, nicht genügend aus dem Begriff der Naturreligion abgeleitet. Weil sich aber diese Bemerkung auch bei den späteren Religionsformen wiederholt, so möge hier lieber gleich eine kurze Kritik der ganzen Ableitung der einzelnen Religionen aus dem Begriff der Religion, wie diese in der Religionsphilosophie gegeben ist, ihre Stelle finden.

Die allgemeine Basis dieser Deduction bildet bei Hegel die unserem ganzen Werke zu Grunde liegende Betrachtung der Religion zuerst im Allgemeinen, ihrem Begriffe nach, dann in ihrer Besonderheit als bestimmter Religion, endlich als solcher, deren Erscheinung ihrem Begriffe gleich ist, als absoluter. Begründet wird diese dreifache Betrachtungsweise durch die Bemerkung (A. 2. S. 59 f. — A. 1 ist hier kürzer): Es könne nur Eine Methode in aller Wissenschaft sein, da die Methode der sich explicirende Begriff, und dieser nur Einer sei; der Geist aber sei eben die Bewegung durch die angegebenen Momente. Aber die Richtigkeit dieses Verfahrens im Allgemeinen vorläufig zugegeben: verhalten sich denn die außerchristlichen Religionen zur christlichen nur wie die Natur zum Geiste? Sind sie bloß das Material, welches sich der Begriff der Religion bereitet, um mittelst ihrer zu seiner Wirklichkeit zu gelangen, die bloße Verendlichung des Gottesbewußtseins? Enthalten nicht auch sie (nach 2. A. II. 76) „die wesentlichen Momente des Religionsbegriffs?" Oder wenn ihnen vorgeworfen wird, daß diese Momente „noch nicht in der Totalität (des Begriffs) gesetzt seien," sind sie denn nach Hegel in der christlichen Religion in dieser gesetzt, und nicht vielmehr in die selbständigen Gestalten der Vorstellung auseinandergefallen?

Iſt das Chriſtenthum nicht gleichfalls „hiſtoriſche Religion, eine beſondere Form der Religion,“ wenn auch die höchſte, deren die Menſchengeſchichte fähig ſein mag? Mußten daher nicht, die Richtigkeit jener Trichotomie vorausgeſetzt, entweder die außerchriſtlichen Religionen mit der chriſtlichen im dritten Theile zuſammengefaßt, im zweiten aber nur der allgemeine Boden des empiriſchen Bewußtſeins dargeſtellt werden, in dem ſich der Begriff der Religion realiſirt? oder wenn die außerchriſtlichen Religionen in den zweiten Theil verwieſen wurden, gehörte nicht die chriſtliche ebendahin, in den dritten aber die Auffaſſung des Religionsbegriffs in der begrifflichen Form, die Theologie? Vielmehr aber zeigt die Unförmlichkeit, welche die Darſtellung in dem einen wie in dem andern Fall erhalten hätte, daß jene ganze Eintheilung ihres Stoffs von einer theilweiſe unrichtigen Vorausſetzung ausgeht. Den allgemeinen Begriff der Religion eigens zu entwickeln, iſt Aufgabe der Religionsphiloſophie nur, wenn dieſelbe als beſondere Disciplin behandelt wird, und dann mag dieſes immerhin in einer Einleitung oder einem allgemeinen Theile geſchehen; denkt man ſich dagegen die Religionsphiloſophie im Ganzen des Syſtems, ſo ſind alle allgemeinen Beſtimmungen über den Begriff der Religion in der Darſtellung ihres Hervorgehens aus der zunächſt vorangehenden Stufe enthalten, die weitere Betrachtung der Religion hat es dann alſo nur mit ihrer Entwicklung in den concreten Religionen zu thun.

„Der Rhythmus nun,“ wird S. 60 verſichert, „in dem ſich das Ganze unſerer Wiſſenſchaft und die geſammte Entwicklung des Begriffs bewegt, kehre auch in jedem der drei angegebenen Momente wieder.“ Demgemäß hätten wir auch im Gebiet der beſtimmten Religion eine Trichotomie zu erwarten. Statt deſſen finden wir die bekannte Dichotomie, und wollte man dieſe auch in eine Trichotomie verwandeln, indem (wie z. B. von Vatke, Bibl. Theol. I. 100) das Chriſtenthum den beſtimmten Religionen beigezählt würde, ſo möchte es doch ſchwer ſein, als das Princip ihrer Gliederung daſſelbe nachzuweiſen, welches der allgemeinen Eintheilung der Hegel'ſchen Religionsphiloſophie zu Grunde liegt. Wie dem aber nun ſein mag, wenn nur die beſtimmte Religion aus ihrem Begriff heraus getheilt iſt. Nach S. 80 ff. (2. A.) kommt es hiefür „beſonders auf die Art der göttlichen Erſcheinung an.“ Was nun „1. die Erſcheinung überhaupt, oder das abſtracte Erſcheinen betrifft, ſo iſt dieſes die Natürlichkeit überhaupt.“ Aber „das Natürliche iſt in der Religion nur Moment des Göttlichen, und es muß alſo, wie es für das religiöſe Bewußtſein iſt, zugleich die Beſtimmung der geiſtigen Weihe an ſich haben“ u. ſ. w. „Die erſte Weiſe der Erſcheinung, die Natürlichkeit, hat alſo die Subjectivität, die Geiſtigkeit Gottes nur überhaupt zum Centrum. Dieſe beiden Beſtimmungen ſind daher noch nicht in reflectirter Weiſe in Verhältniß getreten. Daß dies geſchieht, iſt nun das Zweite.“ „Auch dieſe Stufe der beſtimmten Religion bleibt“ aber „noch in der Sphäre der Natürlichkeit ſtehen und bildet mit der vorhergehenden überhaupt die Stufe der Naturreligion.“ „Noch innerhalb der Folge der beſtimmten Religionen“ endlich „macht die Bewegung des Geiſtes den Verſuch, die Beſtimmtheit dem Begriff gleichzuſetzen, aber dieſe Beſtimmtheit erſcheint hier noch als die abſtracte, oder der Begriff noch als der endliche,“ — und ſo entſteht die Religion der geiſtigen Individualität. Offenbar iſt es auch hier nicht der beſtimmte Begriff der Sache, aus dem heraus getheilt wird, ſondern das allgemeine Schema der drei Begriffsmomente. Alle ſolche Theilungen ſind aber im höchſten Grad unſicher, weil die Subſumtion des Concreten unter das Schema bei ihnen ganz der Willkür überlaſſen bleibt; οὐκ ἔστιν ἀποδεῖξαι (ſagt Ariſtoteles — διαιρεῖν können wir ſagen) ἕκαστον, ἀλλ' ἢ ἐκ τῶν ἑκάστου ἀρχῶν.

Um nichts mehr findet ſich ein ſolches beſtimmtes Princip auch für die weitere Gliederung der Naturreligion. „Die erſte Beſtimmung,“ heißt es 2. A. I. 279, „der Anfang der Naturreligion iſt, daß der Geiſt iſt in unmittelbar einzelner Weiſe der Exiſtenz.“ „Der nächſte Fortſchritt (nach S. 308) iſt der, daß das Bewußtſein einer ſubſtantiellen Macht und der Ohnmächtigkeit des unmittelbaren Willens eintritt.“ Die in dieſen Religionen erſt an ſich ſeiende Wahrheit, daß das Abſolute Subject iſt, muß aber (vgl. S. 401) wirklich hervorgezogen und geſetzt werden. „Wenn nun aber das Allgemeine als Sich-in-ſich-ſelbſt-beſtimmen gefaßt wird, ſo tritt es in Gegenſatz gegen Anderes und iſt ein Kampf mit dem Anderen ſeiner,“ und ſo haben wir ſtatt der zwei vorher unterſchiedenen Hauptformen der Naturreligion nun die drei, deren Unterſcheidung der wirklichen Darſtellung derſelben zu Grunde liegt. Aber iſt es denn der beſtimmte Begriff der Naturreligion, welcher ſich in dieſe Religionen, als die Totalität ſeiner Formen theilt, oder könnten, dieſe Ableitung logiſch betrachtet, nicht eben ſo gut noch weitere Formen eingeſchoben oder angeſetzt werden?

Ausdrücklicher aus einem beſtimmten Begriff abgeleitet werden von Hegel die drei Hauptformen der Religion der geiſtigen Individualität. Die Deduction iſt dieſe (2. A. II. 10—14; vgl. S. 42—45): die Grundbeſtimmung dieſer Religion iſt die Auffaſſung des [abſoluten] Weſens als Selbſtbewußtſein, als der unendlichen Form. „Indem nun das Weſen abſolute Negativität iſt, ſo iſt es die reine Identität mit ſich, das Eine; es iſt eben ſo die Negativität der Einheit, welche aber mit der Einheit in Beziehung iſt, und durch dies Durcheinanderſein beider ſich als Nothwendigkeit erweiſt; drittens geht das Eine mit ſich ſelbſt zuſammen aus der Bezogenheit ſeiner Unterſchiedenheit, welche Einheit je-

doch als dies Zuſammengeſunkenſein der Form mit ſich einen endlichen Inhalt hat, und ſomit dieſe in die Formunterſchiede als Totalität entwickelnd den Begriff der Zweckmäßigkeit, aber endlicher Zweckmäßigkeit giebt.“ Aber theils iſt jener Grundcharakter ſelbſt nicht ſtreng deducirt, theils würden aus dem Angeführten doch nicht drei Formen dieſer Religion, ſondern nur drei Beſtimmungen folgen, die in einer und derſelben Religionsform vereinigt ſein könnten. Daß dieſes auch wirklich gewiſſermaßen der Fall ſei, wird von Hegel ſelbſt zugegeben; „man müſſe ſich nicht vorſtellen,“ erklärt er, „daß jeder dieſer Begriffe nur Einer Religion angehöre, vielmehr gehöre jede dieſer Beſtimmungen allen dreien an,“ aber darum ſeien doch nicht alle drei gleich, ſondern in der einen ſei dieſer, in der andern jener Grundbeſtimmung. Eben dieſes, daß ſich alle drei eignen, Grundbeſtimmung eigener Religionen zu ſein, iſt aber nicht bewieſen. Die Hauptſache jedoch iſt, daß es unmöglich ſein dürfte, aus den genannten Beſtimmungen die Eigenthümlichkeit der Religionen, denen ſie Hegel zur Grundlage giebt, durchaus zu erklären.

(Fortſetzung folgt.)

J. Löwenberg „Geſchichte der Geographie.“

(Schluß.)

Was Kruſenſtern in dieſem Gebiete geleiſtet, und wie Kotzebue dieſe Bemühungen erweitert, bei welcher Gelegenheit wieder Deutſche, wie Chamiſſo, die Wiſſenſchaft vertraten, wird weiter beſprochen. —

Nachdem die Kriege in Europa beendet, regte ſich bei Franzoſen, Engländern und Deutſchen, denn auch Preußen ſchickte Schiffe um die Erde, mit erneuter Kraft der Trieb, die Erde zu erforſchen, wie die Fahrten eines Freycinet, Duperrey, Dumont d'Urville, Bougainville, Harmſer, Wendt und Anderer bezeugen.

„Die Entdeckungsgeſchichte Auſtraliens ſchließt ſich der der Erdumſegelungen zunächſt an.“ Auf dieſe wendet der Hr. Verf. nun zunächſt ſeine Aufmerkſamkeit und verfolgt dieſelbe, ſo wie die Coloniſationen in Neuholland bis auf unſere Tage. Auf die Entdeckungsgeſchichte des innern Neuhollands wendet der Hr. Verf. die Bemerkung an: „wie es eine in der That zu wenig beachtete Wahrheit ſei, daß zwiſchen der Entdeckungsgeſchichte eines Erdindividuums und dieſem ſelbſt in den Grundverhältniſſen ſeines Baues ein inniger Zuſammenhang beſteht, ſo daß in jener ſich bereits die Grundzüge der Configuration des Landes abſpiegeln, und nichts im Ganzen weniger zufällig iſt, als die Art, wie ein Land allmälig bekannt geworden iſt.“

Indem der Hr. Verf. ſodann auf Amerika übergeht, wendet er ſich ſogleich an den Heros der neueren Zeit auf dieſem Gebiete, an A. von Humboldt. Die Würdigung dieſes Mannes auf dieſem Gebiete an dieſer Stelle kann nun zwar nicht erhöhen eine Würde, die unantaſtbar unter allen Gebildeten der Erde geworden iſt, aber dennoch muß die Erkenntniß des Werthes hier erfreuen, die nicht von der Oberfläche abgeſchöpft iſt, ſondern ſich mit Enthuſiasmus vertieft in den Reichthum dieſes Genius. In dieſem Sinne ſpricht der Hr. Verf. von Alex. von Humboldt: „die glücklichſten Anlagen fanden die glücklichſte Ausbildung, die ſchönſten Neigungen hatten die reichſten Mittel zur Befriedigung, der wiſſenſchaftliche Entdecker der neuen Welt brauchte nicht wie Columbus in den Vorhöfen der Fürſten durch Schranzen ihre Gunſt zu erbetteln. Mehrjährige Wanderungen in Europa in Geſellſchaft der kenntnißreichſten Männer hatten ihn zu ſeiner großen Beſtimmung tüchtig vorbereitet, und ein guter Genius vereitelte ſeine erſten Wünſche, um ihn dahin zu leiten, wo er am meiſten nützte.“ An den Bericht über Humboldt's Illuſtrationen Amerikas ſchließt der Hr. Verf. zunächſt eine überſichtliche Darſtellung der ſpäteren Bemühungen, Südamerika zu durchforſchen, bei welcher Gelegenheit an die Verdienſte Pöppig's wohl eine, wenn auch nur kurze Explication hätte geknüpft werden ſollen. Was die Entdeckungsgeſchichte Nordamerikas betrifft, ſo werden beſonders die Freiſtaaten nur im Fluge erwähnt, mit Ausnahme von Volney's Beſchreibung, die als ein Schatz der reichſten Bemerkungen für die Geographie und Philoſophie hervorgehoben wird.

Dagegen wird das Steckenpferd der neueren Seeunternehmungen, die Umſchiffung der Nordküſte Amerikas, mit gründlicher Ausführlichkeit beſprochen. Was in dieſer Beziehung land- oder ſeewärts von den Engländern geſchah, wird bis auf das Jahr 1836 ſorgſam verfolgt. Was die Ruſſen in der Erforſchung der Nordküſte Aſiens zu gleicher Zeit geleiſtet, findet daran ſeine Anknüpfung.

Aus dem eiſigen Norden verſetzt uns der Hr. Verf. ſogleich in den glühenden Süden. Afrika wird in der früher ſchon befolgten Weiſe von Süden nach Norden in ſeiner Entdeckungsgeſchichte verfolgt. Zwei Partieen ſind unſtreitig mit Vorliebe behandelt: die Niger-Expeditionen — „die Geſchichte nennt ein Halbhundert Männer, die ſeit 1788 das Glücksſpiel zur Erreichung Timbuktus gewagt und mit dem Spiele ihr Leben verloren hatten“ — und der franzöſiſch-ägyptiſche Feldzug. „Mag immerhin die Politik über den Werth oder Unwerth deſſelben ihr Urtheil nach Belieben fällen, für die Kenntniß Afrikas, für die Wiſſenſchaft der Erdkunde überhaupt bleibt er ein hellleuchtender Glanzpunkt, ein ewig bleibendes Denkmal, welches der gewaltige Führer ſich geſetzt hat. Vierzigtauſend Helden, „die Eiel und Gelehrten in ihrer Mitte,“ bahnten durch Mameluckenhorden den Gelehrten den Weg bis Philä. Soldaten, Künſtler und Gelehrte wetteiferten im Studium dieſes großartigen Kunſtlandes der Erde.“ Daraus entſtand aber auch die

Description de l'Egypte, welche der Hr. Verf. mit Recht eine ewige Denkſäule nennt, das geiſt- und herzerhebende Monument eines großartigen Strebens, einer rieſigen Willens- und Thatkraft. „Groß und einzig, wie ſein kaiſerlicher Begründer, bleibt dieſes Werk das außerordentlichſte und gewaltigſte, was je die Litteratur hervorgebracht.“

Daneben mußten freilich die Unternehmungen der Engländer, wie von Hamilton, Salt, Burckhardt, wenn ihnen natürlich ihr Verdienſt nicht abgeſprochen werden kann, in den Schatten treten. Die zunehmende Wanderluſt nach dieſem öſtlichen Theile des nördlichen Afrikas ſcheint den Hrn. Verf. genöthigt zu haben, ſich, was die neueſte Zeit betrifft, auf die Nennung der Namen zu beſchränken. An Aegypten ſchließt der Hr. Verf., durch die politiſchen Bezüge gelenkt, Algier an.

Hier wie in Aſien ſtehen wir auf politiſch-gegenwärtigem Boden; „darum iſt auch in keinem andern Erdtheile der Fortſchritt ſeiner geographiſchen Erforſchung ſo ſehr an die politiſchen Intereſſen geknüpft, wie in Aſien. So oft in Europa ein Krieg ausbrach, kämpfte man auch in Aſien, und wie der nordamerikaniſche Freiheitskrieg am Rhein, ſo wurden auch europäiſche Angelegenheiten am Ganges und Indus entſchieden.“ Darum, weil dieſe Entdeckungen faſt noch der Gegenwart angehören, weil ſie mit der neueſten, politiſchen Geſchichte in nächſter Wechſelwirkung ſtehen, hat ſich der Hr. Verf., um nicht über ſeinen Plan hinauszugehen, auf die Erwähnung der Hauptſachen beſchränkt, auf Indiens Eroberung und Entdeckung durch die Briten, auf die Berührung mit China, die beſonders durch die Geſandtſchaft Lord Macartney's nachhaltig werden ſollte, über welche etwa die Worte eines Theilnehmers angeführt werden dürften: „wir kamen nach Peking wie Lumpe, verweilten wie Gefangene und wurden fortgejagt wie Schelme.“ Die in den übrigen Gegenden gemachten Entdeckungen werden paſſend gruppirt.

Endlich folgen Andeutungen über die in Europa gemachten Eroberungen im Gebiete der Geographie, denen ſich eine Reflexion über die Belletriſtik unſerer Tage in Beziehung auf die geographiſche Wiſſenſchaft anſchließt, indem dieſelbe zum Theil die Stellung eingenommen hat, die Bibliothekleſer mit geographiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſen zu bereichern.

Der Hr. Verf. ſchließt, indem er eine Verarmung, eine endliche Erſchöpfung der Geographie als unmöglich darſtellt, mit der Bemerkung, die gleichſam ſein Glaubensbekenntniß über die Wiſſenſchaft enthält: „Und das eben iſt die eigenthümliche Unendlichkeit jeder Wiſſenſchaft, daß ſie über Alles ſich verbreitet, und nur die Art und Weiſe, wie ſie das Nahe und Entlegene in den Kreis ihrer Unterſuchungen zieht, beſtimmt ihren Werth und ihre Würde. Denn überall findet ein endlich bedingter, abſoluter Zuſammenhang ſtatt, eine unauflösbare Verkettung, in der ſich alle durchgreifenden Ringe des Daſeins harmoniſch verſchlingen.“

Die angefügte Ueberſicht der wiſſenſchaftlichen Bearbeitungen der Geographie deuten wir hier nur an, um nicht ſelbſt über das Maß einer Anzeige hinauszugehen, — denn entweder verlangt dieſe Abhandlung eine beſondere Kritik, oder ſie müßte, um nur zur Anſchauung gebracht zu werden, in ihrem ganzen Zuſammenhange mitgetheilt werden.

Als eine erfreuliche Zugabe, durch welche die praktiſche Brauchbarkeit des Buches ungemein erhöht wird, muß man die ſchon früher erwähnten Tabellen und die hinzugefügten Ueberſichtskarten der hauptſächlichſten Gebilde, unter denen ſich die Alten und Späteren die Erde vorgeſtellt haben.

Der richtige Takt, welcher bei tabellariſchen Zuſammenſtellungen von dem Hrn. Verf. auch bei andern Gelegenheiten ſich erwieſen hat, iſt auch hier bei der Auswahl und Anordnung aus dem reichen Stoffe nicht zu verkennen. Wir finden im Alterthume an die gleichzeitigen Begebenheiten die Erweiterung der Länderkunde, die Quellen, geographiſche Vorſtellungen und litterariſche Notizen angeknüpft. Im Mittelalter verknüpft ſich die Erweiterung der Kunde von Europa, Aſien, Afrika mit den für die Geographie epochemachenden Begebenheiten der Völker. In der neueren Zeit, welche, wie früher bemerkt, durch Cook in zwei Perioden zerfällt, ſind die ſechs ſynchroniſtiſchen Reihen mit den Erdumſegelungen und Entdeckungen Neuhollands, den Entdeckungen in Amerika, Aſien, Afrika, den Polarexpeditionen und den Fortſchritten der Geographie in Europa ausgefüllt. Ein Ueberfluß von Zahlen, die im Werke ſelbſt nur an den nothwendigſten Punkten hervortreten, iſt mit Perſonen und Unternehmungen derſelben verknüpft.

Auf dem kartographiſchen Ueberſichtsblatte finden wir die mit Sorgfalt ausgeführten Erdanſichten von Homer, Herodot, Eratoſthenes, Ptolemäus, Pomponius Mela. Daneben die Anſichten von Edriſi, Fra Mauro, Sanudo und Bianco. Die letztere beſonders möchte durch ihren Inhalt Ergötzen und Beluſtigung gewähren. So ſchließt das ernſte Werk, dem aber nirgends, wenn auch bisweilen ein bitterer, Humor fehlt, mit Belehrung in verſchiedener Form. Anregende und fortleitende Belehrung iſt aber des Werkes unbeſtreitbare Tendenz. R—t—g in Berlin.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

4. März. № 54. 1841.

„Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion."

(Fortsetzung.)

Diese Religionen sind die jüdische, griechische und römische. Die jüdische Religion nun charakterisirt Hegel als die der Erhabenheit, und er rechtfertigt diese Bestimmung (S. 61 flg. 2. A.) damit, daß die Manifestation Gottes in der Welt den Hauptcharakter habe, das Natürliche, Weltliche als ein Unangemessenes zu negiren. Indessen bemerkt er selbst: „In sich und in seiner Beziehung auf sich gefaßt kann man das unendliche Subject nicht erhaben nennen, denn so ist es absolut an und für sich und heilig. Die Erhabenheit ist erst die Erscheinung und Beziehung dieses Subjects auf die Welt." Die Erhabenheit wäre somit doch nicht die erste, sondern erst eine secundäre Bestimmung der jüdischen Religion; sollte diese dann aber nicht lieber nach der Grundbestimmung, von welcher auch die Erhabenheit erst herrührt, die Religion der Heiligkeit genannt werden? besonders da auch in der Sphäre des Selbstbewußtseins, von der nach Hegel's eigenem vortrefflichen Kanon die Ansicht über den Charakter einer Religion immer zunächst ausgehen muß, die Forderung der Heiligkeit das Wesentliche, oder richtiger das Einzige ist, was die religiöse Moral der Juden von der aller andern Völker unterscheidet. Der Name wäre nun freilich gleichgiltig, aber an den Namen knüpft sich die Sache. Die jüdische Religion nur als Religion der Erhabenheit gefaßt, ist ihr specifischer Unterschied von allen anderen Religionen nicht bestimmt genug angegeben; die Erhabenheit, welche aus der abstracten Hinwendung zu dem Einen Gott entsteht, theilt mit dem Judenthum nicht nur der Muhamedanismus, sondern auch der Buddhismus und Bramaismus, wenn das Ich in ihnen den ganzen Reichthum des Daseins und sich selbst in den Abgrund der Einen Substanz versenkt. Sobald dagegen die Erhabenheit der jüdischen Religion im Unterschied gegen alle Naturreligionen als Heiligkeit bestimmt, und eben diese als ihre Grundbestimmung betrachtet wird, so zeigt sich auch, daß sie nicht bloß mit keiner von den ihr bei Hegel vorangehenden, sondern auch nicht mit den Religionen des classischen Alterthums auf Eine Stufe gestellt werden darf. Hegel selbst scheint dies in manchen Aeußerungen anzuerkennen. Gleich am Anfang seiner Darstellung des Judenthums finden wir das Zugeständniß: „Die höhere Wahrheit der Subjectivität Gottes ist nicht die Bestimmung des Schönen, wo der absolute Gehalt in Besonderheiten auseinander gelegt ist, sondern die Bestimmung der Heiligkeit, und das Verhältniß beider Bestimmungen ist ein Verhältniß, wie von Thier und Mensch" u. s. w. (S. 47, 2. A.); ebenso wird S. 52 der Emanatismus der griechischen Kosmogonieen dem jüdischen Schöpfungsbegriff gegenüber als eine „schlechte Kategorie" behandelt, und S. 58 ff. ausgeführt, wie die ebräische Entgötterung der Natur gegen die schöne Vereinigung von Natur und Geist, auch im griechischen Leben, als das Höhere zu betrachten sei. Ist es dann aber consequent, die jüdische Religion mit der griechischen nicht nur in Eine Classe, sondern ihr sogar als die niedrigere voran zu stellen? Wenn ich recht sehe, so hat diese Stellung bei Hegel ihren Grund in einer doppelten Verwechslung. Daß nämlich für's Erste die jüdische Religion mit der griechischen in Eine Classe gehöre, dies kann darum nothwendig scheinen, weil (nach S. 46) in beiden das Natürliche die Idealität hat, dem Geistigen unterworfen zu sein, und Gott mit sittlichen Bestimmungen als Geist gewußt wird; daß sodann zweitens die jüdische Religion der griechischen und römischen religionsphilosophisch betrachtet vorangehe, dafür scheint zu sprechen, daß das wirkliche Bewußtsein der Griechen und Römer, als freier Völker, über das knechtische, aller höheren Bildung in Kunst und Wissenschaft entbehrende der Juden zu stellen ist. Aber doch kann der letztere Grund nicht entscheiden; denn daß das weltliche Bewußtsein eines Volks mit dem religiösen immer die gleiche Stufe einnehme, ist keineswegs nothwendig, man müßte denn auch die Religion der ersten Christen unter die der Griechen und Römer stellen wollen; und es ist um so weniger nothwendig, wenn gerade das, was ein Volk in religiöser Hinsicht auszeichnet, ihm das concrete weltliche Interesse nimmt, wie dies nach Hegel's eigener Bemerkung

(Rel.-Phil., 2. A., II. 60) bei den Juden der Fall war. Scheint aber die griechiſche Religion wegen der Verklärung des Natürlichen in ihr den Gegenſatz des Judenthums gegen die Naturreligionen zu theilen, ſo verſteckt ſich hier eine Amphibolie des Ausdrucks: natürlich. Das Natürliche im Gegenſatz gegen den Geiſt, philoſophiſch betrachtet, iſt das Sinnliche; wird dagegen von dem Natürlichen in religiöſer Beziehung geredet, ſo gehört zu demſelben nicht bloß die äußere Natur, ſondern alle Beſtimmtheit des Bewußtſeins, als bloßes Product menſchlicher Thätigkeit und Entwicklung, alſo auch das ſittliche Bewußtſein, ſofern es nur Darſtellung der ſchönen Menſchlichkeit iſt, fällt auf die Seite des Natürlichen oder Weltlichen, und dieſem ſteht der einfache Gedanke Gottes in ſeiner abſoluten Ueberweltlichkeit gegenüber. In die Sphäre der Naturreligion gehören daher alle diejenigen Religionen, in denen die Gottheit dem Endlichen, wenn auch dem endlichen Geiſte, weſentlich gleichartig, daher auch in weſentlich affirmativem Verhältniß zum Endlichen, vorgeſtellt wird, und über dieſe Sphäre hinaus ſchreitet das religiöſe Bewußtſein erſt da, wo die abſolute Erhabenheit Gottes über die Welt, oder die Heiligkeit Gottes Grundbeſtimmung der Religion wird.

Die zweite der oben genannten Religionen, die griechiſche, bezeichnet Hegel als die Religion der Schönheit; als ihre metaphyſiſche Grundbeſtimmung aber giebt er den Begriff der Nothwendigkeit an. Ueber den Zuſammenhang, in dem ſich Hegel beide Begriffe gedacht hat, giebt ein in A. 2, S. 120—122 neu hinzugekommener Abſchnitt, mit einem andern, gleichfalls weſentlich erweiterten, S. 113—116 (A. 1, S. 97—99) verglichen, erwünſchten Aufſchluß. „In der abſoluten Nothwendigkeit iſt die Beſtimmtheit nur zur Einheit der Unmittelbarkeit: „„es iſt ſo,““ reducirt.“ „Aber die daſeiende Nothwendigkeit iſt für die unmittelbare Anſchauung und zwar als natürliches Daſein, das ſich in ſeiner Beſtimmtheit in ſeine Einfachheit zurücknimmt und dies Zurücknehmen ſelbſt an ſich darſtellt,“ als Subjectivität, als Menſch, denn „der Menſch iſt die abſolute Reflexion in ſich, die wir im Begriff der Nothwendigkeit haben.“ Ebenſo heißt es auch S. 113: die göttlichen beſondern Mächte treten aus der Nothwendigkeit heraus, weil ſie für ſich noch nicht als der Begriff geſetzt und als Freiheit beſtimmt ſei. Die Schönheit der griechiſchen Religion wird hier alſo daraus hergeleitet, daß die Nothwendigkeit, in der Form des unmittelbaren Daſeins angeſchaut, ſich als Schönheit darſtelle. Iſt es dann aber richtig, als Grundlage der griechiſchen Religion nur den Gedanken der Nothwendigkeit darzuſtellen? „Die Nothwendigkeit iſt Bewegung, Proceß an ſich, daß das Zufällige der Dinge, der Welt beſtimmt iſt als zufällig und dies ſich an ihm ſelbſt aufhebt zur Nothwendigkeit. Indem in einer Religion das abſolute Weſen als Nothwendigkeit angeſchaut wird, ſo iſt damit dieſer Proceß vorhanden.“ Wäre alſo nur die Nothwendigkeit Grundbeſtimmung der griechiſchen Religion, ſo würde das unmittelbare Daſein vielmehr, wie in der jüdiſchen, als bloß zufällig gewußt werden; indem die Form der Aeußerlichkeit den griechiſchen Göttern weſentlich iſt, erweiſt es ſich eben damit als einſeitig, der Auffaſſung dieſer Religion allein den Begriff der Nothwendigkeit zu Grunde zu legen, und daraus ihre Schönheit abzuleiten; das Richtigere ſcheint vielmehr, von der Beſtimmung der Schönheit oder der ſchönen Individualität auszugehen, und erſt aus der Colliſion zwiſchen der Endlichkeit der ſchönen Geſtalten und ihrem ſubſtantiellen Inhalt die Nothwendigkeit, das die griechiſche Götterwelt beherrſchende und zerſtörende Fatum abzuleiten, wie dies Hegel ſelbſt anderswo auch thut.

(Schluß folgt.)

Rolands-Album. Herausgegeben von Ferdinand Freiligrath. Zum Beſten der Ruine. Cöln am Rhein, 1840. Verlag von M. Du Mont-Schauberg.

Ein Buch, welches Freiligrath's Namen an der Stirne trägt, darf ſo wenig von der Kritik unbeachtet bleiben, als es der entgegenkommenden Theilnahme des Publicums entbehren wird. Denn dies, wenn wir nicht irren, iſt ein weſentlicher Punkt, den eine künftige hiſtoriſche Würdigung der Freiligrath'ſchen Poeſie wohl feſthalten muß, daß nämlich unſerm Dichter es gelungen iſt, früh bei ſeinem erſten Auftreten ein Band der Liebe zwiſchen ſich und dem Publicum zu flechten und dadurch für unſere junge Lyrik ein Intereſſe wieder aufzuwecken, welches von Jahr zu Jahr tiefer eingeſchlummert und auf beiden Seiten, bei Dichtern und Leſern, immer mehr einer vornehmthueriſchen Gleichgiltigkeit gewichen war. Daß in Freiligrath's Gedichten ein Moment iſt, welches dieſe widerſtandsloſe Hingabe des ſonſt als ſo lau verrufenen Publicums rechtfertigt, daß unſere geſammte Lyrik in ihm eine neue Stufe ihrer Entwicklung erſtiegen hat, und daß daher ſein Auftreten, wenigſtens nach einer Seite hin, die bedeutende und Epoche machende Erſcheinung wirklich iſt, als welche man ſie begrüßt hat, darüber kann wohl kein Zweifel ſein; denn auch den Ungläubigſten mag die Thatſache bekehren, daß, während jene „fahrenden (oder fahrigen) Poeten,“ die man uns in der ſchmeichelnd warmen Atmoſphäre des Zeitungsglobes zu Königen und Gebietern des deutſchen Parnaſſes groß ziehen wollte, längſt durch das ſtumme und eben darin beredte Abwenden des Publicums ihrer angemaßten Würden ſind entkleidet worden, Freiligrath's Gedichte dagegen in raſch wiederholten Auflagen ſich einer von Tag zu Tag ſteigenden, mindeſtens nicht nachlaſſenden Theilnahme unſers Volks erfreuen, deſſen liebes Eigenthum ſie geworden ſind. Ein ſolcher dauernder Beifall aber läßt ſich nicht künſtlich machen, noch erzwingen; immer muß ihm ein lebendiges Motiv, die wirkliche Löſung einer geſchichtlichen Aufgabe, die glückliche Befriedigung eines vielleicht unbewußten und unausgeſprochenen Bedürfniſſes zu Grunde liegen. Die Kritik wird künftig den Punkt zu bezeichnen haben,

in welchem Freiligrath der Meſſias geworden iſt, deſſen unſere Lyrik zunächſt bedurfte; ſie wird dies aber erſt dann thun können, wenn unſer Dichter entweder (was wir wünſchen und hoffen!) zu weiterer Entwicklung vorgedrungen oder in ſeiner bisherigen Sphäre wirklich und auf die Dauer ſtehen geblieben iſt. Es wäre nicht unmöglich, daß in dieſem letzteren Falle die Kritik das naive Urtheil des Publicums einigermaßen wird einſchränken und berichtigen müſſen; einſtweilen jedoch erſcheint es uns als eine Pflicht, das glückliche Einverſtändniß nicht zu ſtören, und die Liebe, deren Freiligrath genießt, in keiner Art zu beeinträchtigen und zu trüben, vielmehr Publicum und Poeten auf ſie und auf die ſchönen Früchte hinzuweiſen, die ein ſolches lebendiges und inniges Verhältniß Beider unſerer geſammten Litteratur verſpricht. Es war eine Zeit lang Mode geworden, das Publicum der Fühlloſigkeit, der Lauheit und Gleichgiltigkeit zu beſchuldigen; unſere jungen Dichter, ſtatt daß der Poet ſich ehemals (man denke nur an Schiller!) ſeiner Zeit und ſeinem Volke mit vertrauender Liebe an das Herz warf, begannen ihre Laufbahn von vorn herein mit dem bittern Vorurtheil, es ſei doch nichts mehr auszurichten mit der Poeſie, und das Ohr ihres Volkes habe dem ſüßen Klange der Dichtung ſich verſchloſſen oder wolle doch nur denjenigen lauſchen, an welche es gleichſam ſchon gewöhnt worden. Nichts aber kann verderblicher ſein, als dieſe Entmuthigung vor dem Kampfe: nur Liebe weckt Liebe; unſere Poeſie muß wieder Nationalſache werden, unſere Dichter müſſen ſich fühlen als Jünger und Sprecher ihres Volkes und ihrer Zeit, das Mißtrauen muß dem Vertrauen weichen, und gewiß hier, wie überall, wird das glückliche Talent, der rege Wille, die friſche That den Preis davon tragen, ſei es auch nur ein beſcheidener. An Freiligrath nun und ſeinen Erfolgen haben unſere jüngeren Dichter dieſe Erfahrung gemacht; ſie haben geſehen, daß das Publicum nicht ganz ſo theilnahmlos und todt iſt, als ſie glaubten, und ſo erklärt es ſich, ja es gewinnt eine entſchiedene Bedeutung, daß Freiligrath, ohne daß er es je geſucht hätte, ohne daß ſein Einfluß und ſeine Macht in der Litteratur eine andere wäre, als die allein ſeine Gedichte und die Liebe des Publicums ihm geben, der Mittelpunkt geworden iſt, um den eine jüngere Dichterſchaar ſich geſammelt hat, die ſich um ſo freier und eigenthümlicher bewegt, je weniger er fähig und geneigt iſt, ein Schulhaupt abzugeben.

Das vorliegende Büchlein nun iſt weſentlich auf dem eben angedeuteten Verhältniſſe Freiligrath's zum Publicum gegründet. Es iſt wahrhaft erfreulich und ein vielverſprechendes Zeichen der edlen Früchte, die wir aus dieſem Verhältniſſe noch zu erwarten haben, daß derſelbe Poet, der mit dem ausgewanderten Dichter begann, der das entſetzliche Wort ausſprach, Dichter zu ſein, ſei allezeit ein Fluch; ja der, ein Fremder in ſeiner eigenen Heimath, ſich ausſchließlich unter den Nomaden der Wüſte, bei Beduinen und Negern eingewohnt zu haben ſchien, jetzt mit jugendlich heiterem Muthe, wie er dem Sänger ziemt, vor ſein Volk tritt und in der praktiſchen Wendung, die er ſeiner Dichtung giebt, des werthvollen Bandes ſich bewußt wird, das ihn und das Publicum zuſammenhält. Die Veranlaſſung iſt wohl bekannt genug. Der berühmte Fenſterbogen auf Rolandseck war vom Sturm umgeworfen und zertrümmert, jene herrliche Gegend dadurch eines viel gefeierten Schmuckes, ja der ganze Rhein eines ſeiner lieblichſten Denkmäler beraubt worden. Freiligrath beſchreibt den Eindruck, welchen der plötzliche Anblick der verödeten Stätte auf ihn ſelbſt gemacht, ſo lebendig, daß wir uns nicht verſagen mögen, einige Stellen aus dem Gedichte „Rolandseck" (S. 74) mitzutheilen. Denn überhaupt gehört dies ganze Gedicht zu den gelungenſten, die wir von Freiligrath kennen; es iſt eines jener Genreſtücke, in deren poetiſcher Darſtellung, wie wir glauben, das wahre Talent unſers Dichters, ſo weit es bis jetzt zur Entwicklung gekommen iſt, beruht. Er erzählt im Eingang, wie er vom Weihnachtsfeſt und der cölner Maskenluſt heimkehrt zu dem kleinen Herd, den er ſich am Fuße des Felſen von Rolandseck gegründet:

'S war auf der Poſt; kalt pfiff es über'n Rhein;
Ich hüllte mich in meinen Mantel ein;
Ich ſtrich den Reif aus meinen Schnurrbarthaaren.
Mir gegenüber ſaß ein ernſter Mann;
Er ſprach: „Der Winter läßt ſich grimmig an!"
Für mich der erſte jetzo ſeit fünf Jahren!"
Er kam aus Algier! —

In der glänzenden Diction, die wir an Freiligrath gewohnt ſind, ſchildert er die Herrlichkeiten von Afrika und Spanien und das friſche, volle Leben, in welchem der Fremde ſich getummelt.

Der Rhein? — Seit heut erſt kannt' er ſeinen Lauf! —
Los brach mein Stolz — ich ſtieß ein Fenſter auf:
'S war Godesberg — ernſt ſah es in den Wagen.
Fort, Poſtillon! — Und nun das Fenſter da!
Der fremde Krieger ſagte ſtaunend: Ha!
Den Fels des Drachen ſah er ſteilrecht ragen!

Fort, Poſtillon! — die Rollen ſind getauſcht!
Der Deutſche redet und der Spanier lauſcht!
Dort Rolandseck ſchon! — Von des Rheines Wogen
Zur andern Seite wend' ich ſchnell den Blick; —
Ich ſchau' empor; — ich fahr' entſetzt zurück: —
O Gott, o Gott, verſchwunden iſt der Bogen!

Wie Fieberſchütteln hat es mich gepackt;
Der Bogen fort; die Streben ſtehen nackt
Und fröſteln da im kalten Flockenſchimmer.
Schaut hin, Ihr Andern! — Iſt's ein Gaukelſpiel? —
Nein! — wo des Ritters ſtille Thräne fiel,
Da fiel er nach: — die Trümmer fiel in Trümmer!

Aber der Poet begnügt ſich nicht bei dieſem Schmerz, bei dieſer Klage, an der wir keineswegs drehen und deuteln wollen, weil ſie nur dem Einſturz eines Mauerwerks gelten in einer Zeit, da andere und heiligere Dinge auch in Trümmer fallen: wir freuen uns, daß Freiligrath überhaupt, und wär' es auch zuerſt nur bei einer ſolchen localen und zufälligen Angelegenheit, ein Intereſſe und Verhältniß zu unſerer Gegenwart und zugleich ein kräftiges Bewußtſein über die wahre Stellung des Poeten zum Publicum gewonnen hat. Denn mit demſelben Vertrauen, mit welchem Freiligrath hier als „Rolandseckelmeiſter" auftritt und zu Gaben und Beiträgen auffordert, um den eingeſtürzten Bogen neu zu errichten, mit eben dieſer liebenswürdigen Begeiſterung, dieſem friſchen und fröhlichen Vertrauen ſoll der Poet auch für jenes Andere, das ein ſchlimmer Sturmwind, ein rechter ſchleichender, dürrender Sirocco uns in Trümmer werfen will, erſt die Thräne, den warmen Herzſchlag und dann, will's Gott, die erhobene Hand unſers Volkes werden.

Wollt Ihr erſchauen, was ich ſelber ſah?
Es liegt an Euch! — Ich ſtehe bittend da,
Ich ſchreit' am Rheine mahnend auf und nieder.
Ein Knappe Roland's, eil' ich durch das Land,
Den offnen Helm in ausgeſtreckter Hand,
Ruf' ich Euch zu: Gebt ihm den Bogen wieder! — — —

Des Ritters Gut, von dannen trug's der Wind!
Ich ſelbſt bin arm, wie es Poeten ſind!
Roland und ich, wir bauen keine Streben!
So wieg' ich ſinnend denn mein einſam Haupt,
Aus meiner Laute, die ich ſtumm geglaubt,
Erſchallt ein Griff: Ihr ſollt den Schutt erheben!

Dieſer ſchöne Muth, mit welchem Freiligrath ſich hier des eingeſtürzten Bogens von Rolandseck annimmt, berechtigt uns zu der Hoffnung, daß wohl noch eine Zeit kommen wird, wo er auch den wichtigeren Angelegenheiten unſers Volkes ſein Herz erſchließen und ſeine volltönende, gern vernommene Stimme für ſie erheben mag. Wenigſtens ſind ſchon jetzt und ſchon durch dieſes Gedicht alle diejenigen widerlegt, die unſerem Dichter die Sprache des Gemüths, das Pathos des Herzens abzutheilten und ſein Talent auf eine bloße Schilderei beſchränken wollten. Denn in den Verſen, mit denen er ſich nun an das Publicum wendet und ein Scherflein erbettelt für die Wiederherſtellung der Ruine, wird die volle und herzliche Sprache eines begeiſterten Gemüthes laut:

O laßt die Mahnung nicht vergebens ſein!
Ich ſteh' und heiſche: Jeder einen Stein!
Es gilt dem Ritter und es gilt der Nonne!
Es gilt der Liebe und es gilt der Treu'!
Greift Euch an's Herz, die Ihr mich hört! — Herbei,
Daß neu der Bogen funkle in der Sonne!

Gedenkt der Zeiten, die Ihr oben wart!
Der ſtill und einſam, Jener bunt geſchaart,
Der an der Braut, der an des Freundes Arme;
Der auf dem Rhein, der in die Ferne ſpäh'nd,
Der tief und heiß in ſchöne Augen ſeh'nd,
Der düſtern Blickes und „mit ſtummem Harme!"

Denkt an die Feuer, die bei dunkler Nacht
In der Ruine flackernd Ihr gefacht!
Denkt an die Blumen, die Ihr oben pflücktet!
Denkt an die Becher, die Ihr dort geſchwenkt!
Des Drucks der Hand — und auch der Thräne denkt,
Die Ihr dort oben ungeſtüm gedrücktet!

Wem hat das Auge keine je genäßt?
Wer hat kein Lieb an ſeine Bruſt gepreßt?
Wer kennt kein Scheiden und wer kennt kein Meiden?
Beglückt, entſagend — wo und wer Ihr ſeid,
Denkt an des Ritters und der Nonne Leid!
Baut auf die Trümmer, ſetzt ein Denkmal Beiden!

Noch einmal ruf' ich: Jeder einen Stein!
Ich will des Ritters Seckelmeiſter ſein!
O, ehrt des Rheines wunderbarſte Sage!
Bei Lieb' und Schwur, bei Poeſie und Kuß,
Hört meine Mahnung — Euren Obolus!
Bringt Euer Felsſtück — Roland's Bogen rage!

Wie dieſer Aufruf, der gleich nach dem Ereigniß in der cölner Zeitung erſchienen, nah und fern Anklang gefunden, wie die nöthigen Geldmittel bald herbeigeſchafft waren, wie dann der Umſtand, daß die Ruine Privatbeſitz der Prinzeſſin Marianne von Preußen iſt und man alſo auf dieſem fremden Boden nicht wohl bauen durfte, ein Hemmniß des friſch begonnenen Unternehmens zu werden drohte, wie aber auch dies glücklich und mit doppelt günſtigem Erfolge weggeräumt ward, und wie nun der Bogen von Rolandseck vor den Augen unſers dichtenden Bauherrn ſich in alter Pracht erhebt, das wird Jeder mit freudiger Theilnahme theils in dem Vorwort, theils in der einleitenden „Baurede" leſen, einem Gedichte, welches dem ſo eben auszugsweiſe mitgetheilten würdig zur Seite ſteht. Dabei wollen wir gleich noch rühmend erwähnen, daß Freiligrath in beiden Gedichten ſich all' jener Wunderlichkeiten, Verrenkungen und Geſchmackloſigkeiten enthalten hat, mit denen er ſonſt in manchen, namentlich ſeiner neueren Gedichte der Sprache Gewalt anthat. Es iſt leicht, in dergleichen Mißbrauch zu verfallen, ſchwer, ihn wieder abzulegen, und darum muß freudig anerkannt werden, wo dies geſchieht. Nur den einen Wunſch können wir nicht unterdrücken, daß Freiligrath, gerade weil ſeine Verſe meiſt ſo ſchwunghaft und melodiſch ſind, ein wenig mehr auf die Reinheit der Reime achten, wenigſtens ſolche Reime vermeiden möge, wie Bögen und Degen, Treu' und herbei, werth und zerſtört, und dergl., was jedes zartere und aufmerkſame Ohr beleidigen muß.

Den übrigen Inhalt des Bändchens bildet eine Auswahl von Gedichten verſchiedener Verfaſſer, die ſämmtlich die Rolandsecker Sage zum Thema haben, einige zwar nur in ſehr abgeleiteter Geſtalt, wie z. B. Schiller's Ritter Toggenburg und Uhland's Nonne. Unter den übrigen Namen ſind Simrock und Kopiſch die bekannteſten; werthlos iſt keins der mitgetheilten Gedichte. Auch zwei engliſche Gedichte (von Th. Campbell und S. C. Landon), denen eine deutſche Ueberſetzung, — dem erſteren von Freiligrath ſelbſt, dem andern von O. L. B. Wolff beigefügt iſt, haben wir mit Vergnügen geleſen. Den Schluß macht eine vorſichtige und kenntnißreiche „Kritik der Sage" von dem kundigen Karl Simrock.

Möge nun Freiligrath immer tapferer und immer ſiegreicher einherſchreiten auf dem einmal betretenen Pfade, und möge ſein Herz, wie hier den Ruinen der deutſchen Vorzeit, ſo auch den lebendigen Intereſſen unſerer Gegenwart ſich zuwenden! Wir ſind keineswegs geſonnen, ihm mit dieſem Wunſche einen Rath oder Fingerzeig zu ertheilen, wie es neulich gewiſſe Mäcenaten mit ihren Schützlingen gemacht haben: „jetzt mußt Du Epen, jetzt Dramen, jetzt Romane ſchreiben!" Freiligrath wird den ihm eigenen ruhigen Gang vorwärts gehen; daß er jetzt wenig producirt, darf uns nicht beſorgt machen, denn das Wenige (wir erinnern an die Liebesgedichte im diesjährigen Rheiniſchen Taſchenbuche!) trägt ſichtliche Spuren des Fortſchritts und der innern Reife. Wir vertrauen alſo ſeinem poetiſchen Stern und empfehlen, bis ſeine Muſe uns größere Gaben ſchenken wird, auch das vorliegende Büchlein unſern Leſern auf's Freundlichſte. Z.

Bei mir ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ein Märchen.
Gedicht von
U. E. Prutz.
gr. 8. 1841. Broſch. 12 gGr.

Der Rhein.
Gedicht von
U. E. Prutz.
1 gGr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

5. März. № 55. 1841.

„Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion."

(Schluß.)

Die römische Religion endlich ist nach Hegel die der Zweckmäßigkeit, sofern alle Götter in ihr nur praktischen Zwecken, und vor Allem dem Einen Zweck der römischen Weltherrschaft dienen müssen. Dabei giebt er zu: „Die Religion der Schönheit verliere hier die concrete Individualität ihrer Götter, sowie ihren selbständigen sittlichen Inhalt, und die Religion der Erhabenheit verliere ihre Richtung auf das Eine, Ewige, Ueberirdische." Nichts destoweniger soll die römische Religion den Fortschritt über diese beiden hinaus enthalten, daß in ihr der einzelne Zweck und die besondern Zwecke zu Einem allgemeinen erweitert werden. Aber schwerlich dürfte dieser Grund genügen, ihr in der Religionsphilosophie die Stelle zu sichern, die ihr Hegel anweist, so sehr ihr dieselbe auch in der Religionsgeschichte und daher auch in der Philosophie der Geschichte gebühren mag. Diese nämlich betrachtet die historischen Erscheinungen als wirkende Kräfte nach ihrer Bedeutung für die Förderung des Bewußtseins in seiner geschichtlichen Entwicklung — und nach dieser Seite stellt sich allerdings die Religionsmengerei des spätern Roms als die nothwendige Vollendung der alten Religionsgeschichte dar; die Religionsphilosophie dagegen betrachtet die einzelnen Erscheinungen für sich, als Darstellungen des Begriffs der Religion nach seinen wesentlichen Momenten; das Bestimmende ihrer Stellung muß daher hier die größere oder geringere Vollkommenheit sein, in der jede den Begriff der Religion darstellt. Schwerlich wird aber gesagt werden können, daß sich dieser in der römischen Religion reiner darstelle, als in der griechischen oder gar der jüdischen; denn auch die Allgemeinheit des römischen Princips der Weltherrschaft ist ja gar nicht aus dem religiösen Boden erwachsen, die Religion steht zu demselben vielmehr nur in dem Verhältniß, daß sie der Staat für seinen Zweck in Dienst genommen hat. Die römische Religion wird daher in der Religionsphilosophie auch nicht hinter die genannten beiden gestellt werden dürfen. Aber wohin denn? Sofern von der ältern und eigentlich römischen Religion die Rede ist, wie diese neuerdings namentlich Hartung in seinem trefflichen Werke dargestellt hat, so gehört dieselbe in die oben im Allgemeinen charakterisirte Kategorie des Geisterglaubens, wie dies schon der allgemeine Charakter dieser Religion, der einer superstitiösen Furcht, ferner die Anzahl ihrer Gottheiten ohne alle feste Persönlichkeit und alle die Züge darthun, die auch Hegel veranlaßt haben, sie mit der chinesischen Religion zu parallelisiren. Versteht man dagegen unter römischer Religion das Chaos von Religionen des spätern Roms, so gehört diese Erscheinung, nach der Ansicht des Ref., gar nicht in die Religionsphilosophie, sondern nur in die Geschichte und ihre Philosophie, denn der Begriff der Religion ist in ihr nicht innerlich fortgebildet, die vielen Religionen durchdringen sich nicht zur Einheit, sondern sie sind nur äußerlich vereinigt, um eine neue und höhere Religionsform geschichtlich vorzubereiten. Aehnlich verhält es sich, um dies hier beiläufig zu sagen, unserer Ansicht nach auch mit dem Muhamedanismus, dem eine passende Unterkunft zu verschaffen die Religionsphilosophie schon so lange vergeblich bemüht ist, und dessen auch in dem Hegel'schen Werke (2. Bd., 1. A., S. 283; 2. A., S. 347 f.) nur auf eine äußerst precäre Art erwähnt wird. Auch er stellt den Begriff der Religion in keinem seiner Momente rein dar, sondern ist aus einer eklektischen Verbindung zweier ursprünglich heterogener Elemente, des abstracten jüdischen Monotheismus und des christlichen Universalismus entstanden; auch ihn hat daher die Religionsphilosophie der Religionsgeschichte zu überlassen.

Die vorstehenden Bemerkungen haben dem Bericht über das Verhältniß der beiden Ausgaben unsers Werks um etwas vorgegriffen; derselbe konnte aber füglich bloß nachträglichen Notizen überlassen werden, da sich in dem Abschnitt über die Religion der geistigen Individualität in A. 2 keine wesentlichen Veränderungen finden. Am wenigsten ist die Darstellung der jüdischen Religion verändert worden; das meiste Neue findet sich hier noch S. 78 f., 84 f. der zweiten Auflage. Etwas mehr hat an Umfang der Abschnitt

über die römiſche Religion zugenommen, beſonders dadurch, daß die wenigen Andeutungen über den Begriff der Zweckmäßigkeit, die A. 1, S. 130 giebt, hier zu einer umfaſſenderen Erörterung (S. 158—163) ausgedehnt worden ſind, ferner durch die Zuſätze S. 175 f., 184—186. Das Meiſte jedoch hat die Behandlung der griechiſchen Religion, wie an Umfang, ſo an Inhalt gewonnen; aus den vielen Abſchnitten, die ſich theils durch Erweiterung, theils durch Verſetzungen, theils auch durch Verkürzung verändert haben, ſcheinen die oben angeführten Erörterungen S. 113—118, 120—122 und die Bemerkungen über die Bedeutung des Fatum S. 109—113 die meiſte Beachtung zu verdienen.

Als der wichtigſte Theil der Hegel'ſchen Religionsphiloſophie indeſſen, wie für die Kenntniß des Syſtems ſelbſt, ſo für ſeinen Einfluß auf die Gegenwart, iſt ohne Zweifel derjenige zu betrachten, in welchem ſich dieſe Philoſophie mit dem chriſtlichen Glauben auseinanderſetzt; wie ſich daher das allgemeine Intereſſe an unſerem Werke von Anfang an dieſem Theile beſonders zugewendet hat, ſo werden auch alle bedeutenderen Erweiterungen und Veränderungen der zweiten Auflage hier vorzugsweiſe zu beachten ſein. Auch die Herren Herausgeber ſcheinen nach einigen Andeutungen von der Abſicht geleitet worden zu ſein, alle vorliegenden Data zur Entſcheidung der Frage über das Verhältniß des Philoſophen zur poſitiven Religion mit möglichſter Vollſtändigkeit an die Hand zu geben; und iſt die Nachleſe, welche ihnen ihr Material in dieſer Hinſicht möglich machte, auch dem Umfange nach nicht beſonders reichlich ausgefallen, ſo enthalten doch die 28 Seiten, um welche ſich dieſer Theil unſers Werks in A. 2 vergrößert hat, Mehreres, was für die Kenntniß der Hegel'ſchen Theologie von weſentlichem Werth iſt.

Am wenigſten Neues enthält die Einleitung und der erſte Abſchnitt (das Reich des Vaters); die beiden Auflagen ſtimmen hier, bis auf wenige Zuſätze und Verſetzungen in der zweiten, wörtlich überein. Gleich beim Anfang des zweiten Abſchnitts dagegen treffen wir in unſerer Ausgabe S. 251—255 auf einen Zuſatz, der zwar für den Kundigen nicht gerade Neues bringt, aber doch als beſtimmtere Erklärung Hegel's über mehrere das Verhältniß Gottes und der Welt betreffende Punkte von Wichtigkeit iſt.

Der erſte und bedeutendſte dieſer Punkte geht die Frage an, wie ſich das Sein der Welt zu dem Andersſein in Gott, dem Hervorgang des Sohnes aus Gott verhalte. Hegel verwahrt ſich hier gegen die Vorſtellung, „als ob der ewige Sohn des Vaters daſſelbe ſei als die Welt;" damit aber dieſe Verwahrung nicht in dem von ihm keineswegs gemeinten Sinn des gewöhnlichen Theismus verſtanden werde, erklärt er ſich ſogleich weiter (S. 252 f.): „Wenn die Welt, wie ſie unmittelbar iſt, als an und für ſich ſeiend, das Sinnliche, Zeitliche als ſeiend genommen würde, ſo würde entweder jener falſche Sinn [von der Identität der Welt und des Sohnes Gottes] damit [mit der Hegel'ſchen Lehre von der Schöpfung] verbunden, oder auch zunächſt würden zwei ewige Actus Gottes angenommen werden müſſen." „So aber iſt dies Unterſcheiden als Selbſtändigkeit nur das für ſich negative Moment des Andersſeins, das als ſolches keine Wahrheit," „ſondern nur dem endlichen Geiſte gegenüber dieſe Weiſe der Selbſtändigkeit hat." „In Gott ſelbſt iſt dieſes Jetzt und Fürſichſein das verſchwindende Moment der Erſcheinung. Dies Moment hat nun allerdings dieſe Weite, Breite und Tiefe einer Welt, iſt Himmel und Erde und deren in ſich und nach Außen unendliche Organiſation;" nichts deſtoweniger iſt es „nur das Leuchten des Blitzes, der in ſeiner Erſcheinung unmittelbar verſchwunden iſt, es iſt das Tönen eines Wortes, das, indem es geſprochen und vernommen, in ſeiner äußerlichen Exiſtenz verſchwunden iſt," und die Ausbreitung dieſer Abſtraction zu einer räumlichen und zeitlichen Welt beruht nur „darin, daß ſie das einfache Moment der Idee ſelbſt iſt, und daher ſie ganz an ihr empfängt." Das heißt alſo: die Selbſtunterſcheidung des abſoluten Geiſtes iſt nichts von der Weltſchöpfung Verſchiedenes, ſondern unmittelbar das Daſein der Welt ſelbſt; die Welt, als Complex des Endlichen, iſt aber darum doch weder der ganze Gott, noch auch (welche Vorſtellung von der Hegel'ſchen Anſicht man oft trifft) ein Theil von Gott, weil dem Endlichen in ſeinem Fürſichſein überhaupt kein wahres Sein zukommt, es vielmehr in Wahrheit, alſo in Gott, nur als aufgehobenes Moment iſt.

Eine zweite Bemerkung iſt der Frage über eine zeitliche oder ewige Weltſchöpfung gewidmet, aber nur um dieſelbe, als der leeren Verſtandesmetaphyſik angehörig, ganz abzuweiſen. „„Von Ewigkeit her"" iſt die Ewigkeit ſelbſt als eine unendliche und nach ſchlechter Unendlichkeit vorgeſtellte Zeit, iſt nur Reflexions-Unendlichkeit und Beſtimmung. Die Welt iſt eben die Region des Widerſpruchs, in ihr iſt die Idee in einer ihr unangemeſſenen Beſtimmung. So wie die Welt in die Vorſtellung tritt, ſo tritt Zeit, und dann durch die Reflexion jene Unendlichkeit oder Ewigkeit ein; aber wir müſſen das Bewußtſein haben, daß dieſe Beſtimmung den Begriff ſelbſt nichts angeht." Freilich aber iſt damit die Sache nicht abgethan; mag man immerhin die Zeit als nur der Seite der Erſcheinung angehörig anerkennen, ſobald ſie nicht mit Kant bloß dem ſubjectiven Vorſtellen auf Rechnung geſetzt, ſondern als objective Form der Erſcheinungswelt betrachtet wird, läßt ſich die Frage über Anfang oder Anfangsloſigkeit der Welt nicht umgehen, denn dann fällt ſie mit der über Nothwendigkeit oder Zufälligkeit der Weltſchöpfung zuſammen; wie dann aber nach Hegel entſchieden werden muß, ſteht wohl außer Zweifel.

Einen dritten Zuſatz der zweiten Auflage (S. 254), in dem ſich Hegel über das Verhältniß der Weltſchöpfung und

Welterhaltung äußert, übergehen wir hier, wie auch den faſt ganz unveränderten Abſchnitt über die chriſtliche Lehre vom Urzuſtand und der Sünde, um uns zu der Darſtellung der Chriſtologie in unſerer Ausgabe zu wenden.

Bekanntlich hat über Hegel's Anſicht von dieſem Dogma Strauß im dritten Heft ſeiner Streitſchriften durch ſorgfältige Vergleichung der einſchlägigen Stellen aus den Werken des Philoſophen das Reſultat gewonnen: die Erſcheinung der Einheit des Göttlichen und Menſchlichen in der Perſon Jeſu werde von Hegel theils durch die Annahme einer Perfectibilität des Chriſtenthums beſchränkt, theils dem Umfang und der Art nach unbeſtimmt gelaſſen. Ohne Zweifel geſchah es mit Berückſichtigung dieſer Unterſuchung, daß die Herren Herausgeber der Religionsphiloſophie in deren neuer Auflage gerade dieſem Punkte beſondere Aufmerkſamkeit zugewandt haben. Sehen wir, was die neuen Zuſätze zur Entſcheidung der Frage darbieten.

In mehreren derſelben wiederholt ſich nun nur Hegel's bekannte Weiſe, ſich über die heilige Geſchichte des Chriſtenthums zu äußern: der Geſchichtsglaube wird für unwahr erklärt, ohne daß die factiſche Richtigkeit der Geſchichte ſelbſt beſtritten, oder er wird deducirt, ohne daß ſie mit abgeleitet würde. Ganz in dieſer Art wird z. B. in dem größeren Theils neuen Abſchnitt S. 323—327 über die Wunder geſprochen; die Wunder als Glaubensgrund werden zuerſt verworfen, denn „das Wunder iſt nur eine Gewalt über natürliche Zuſammenhänge und damit nur eine Gewalt über den Geiſt, der in das Bewußtſein dieſer beſchränkten Zuſammenhänge beſchränkt iſt. Wie könnte durch die Vorſtellung einer ſolchen Gewalt die ewige Idee ſelbſt zum Bewußtſein kommen?" Sodann wird zugeſtanden: es bleibe aber dennoch die Neugierde und Wißbegierde übrig, wie denn die Wunder zu nehmen ſeien; das Reſultat iſt aber doch nur: alle dieſe Fragen gehören bloß der endlichen Reflexion an, vom abſoluten Standpunkte aus „haben die Wunder ein geringes Intereſſe, ſie können eben ſo ſehr nebenher erbaulich als ſubjective Gründe angeführt, als bei Seite gelaſſen werden," und nur in unbeſtimmter Andeutung wird dabei auf die allgemeinere Macht des Geiſtes über den natürlichen Zuſammenhang in einer Art verwieſen, die nicht über die pſychologiſch-phyſiologiſche Wundererklärung hinausführt. — Aehnlich verhält es ſich auch mit dem, was S. 319 f. von neuen Bemerkungen über die Geſchichte Chriſti hinzugekommen iſt; der Beweis derſelben wird nur darin gefunden, daß ſie „der Idee ſchlechthin gemäß iſt," und daß „die Idee nur an Chriſtus anknüpfen und ſich in ihm realiſirt ſehen konnte," wird, wie ſchon in der Phänomenologie, nicht mit der ſpecifiſchen Dignität der Perſon Chriſti, ſondern nur damit bewieſen, daß die Zeit erfüllt war; daraus folgt aber nicht die Nothwendigkeit dieſer Geſchichte, ſondern nur die Nothwendigkeit des Glaubens an dieſelbe.

Als entſcheidender ſcheinen die Herren Herausgeber durch die Bemerkung, daß derſelbe einem von Hegel eigenhändig geſchriebenen Heft entnommen ſei, einen in die neue Auflage S. 300 aufgenommenen Zuſatz bezeichnen zu wollen, in dem von der Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti geſagt wird: „Wie alles Bisherige in der Weiſe der Wirklichkeit für das unmittelbare Bewußtſein zur Erſcheinung gekommen, ſo auch dieſe Erhebung;" für die Anſchauung ſei vorhanden dieſer Tod des Todes u. ſ. w. Indeſſen läßt es doch auch dieſe Aeußerung ganz problematiſch, ob jene Facta nach Hegel's Anſicht wirklich geſchichtliche Thatſachen ſein, oder nur als ſolche vorgeſtellt werden mußten. Mehr Gewicht dürfte daher immer noch auf die unſerer Ausgabe eigenthümlichen Aeußerungen S. 283—285 zu legen ſein, wo ausgeführt wird: „das Göttliche iſt nicht zu faſſen nur als ein allgemeiner Gedanke, oder als ein Inneres, nur Anſichſeiendes, die Objectivirung des Göttlichen nicht nur [als] eine ſolche, die in allen Menſchen iſt, zu faſſen; ſo iſt ſie dann nur als die Vielheit des Geiſtigen überhaupt gefaßt, und die Entwicklung, die der abſolute Geiſt an ihm ſelbſt hat und die bis zur Form des Iſt, der Unmittelbarkeit fortzugehen hat, iſt darin nicht enthalten" (S. 284); wenn nur nicht ebendaſelbſt dieſe Erſcheinung der abſoluten Idee nur daraus hergeleitet würde, daß das Bewußtſein von der Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur an den Menſchen als Menſchen überhaupt oder an das unmittelbare Bewußtſein kommen müſſe, wie denn auch in der Folge nur davon die Rede iſt, daß das Individuum, in welchem ſich dieſe Einheit darſtellt „für die Andern die Erſcheinung der Idee ſei." So daß wir auch hier nicht ſicher ſind, ob Hegel wirklich die Erſcheinung des Abſoluten als einer Perſon, oder nur den Glauben daran deduciren will.

Daß aber wirklich nur das Letztere ſeine Meinung ſei, dafür läßt ſich auch aus den Zuſätzen dieſer neuen Ausgabe Mehreres anführen. Wenn S. 302 der Tod Chriſti als Symbol für die Aufhebung der natürlichen Endlichkeit gebraucht und dann fortgefahren wird: „in dieſer concreten Bedeutung iſt aber der Tod hier nicht dargeſtellt, er iſt als natürlicher Tod vorgeſtellt" u. ſ. w., ſo lautet das nicht wie die Rede eines ſolchen, dem die objective Bedeutung des Todes Chriſti feſtſteht; wenn S. 309 f. die Verehrung der göttlichen Idee in der Weiſe der Einzelnheit als eine unendliche Abſtraction behandelt, und eben dieſe Abſtraction derjenigen verglichen wird, mit welcher auch in der gewöhnlichen Liebe das liebende Subject in ein beſonderes Individuum ſeine ganze Befriedigung ſetzt, ſo liegt es offenbar näher, dem Glauben an das individuelle Daſein der Idee im Sinn dieſer Stelle bloß ſubjective, als ihm objective Wahrheit zuzuſchreiben; wenn wir endlich S. 328 gar leſen: nicht die ſinnliche Gegenwart, ſondern der Geiſt lehre

die Gemeinde, daß Chriſtus Gottes Sohn ſei; „wenn dankbare Völker ihre Wohlthäter nur unter die Sterne verſetzten, ſo hat der Geiſt die Subjectivität als abſolutes Moment der göttlichen Natur anerkannt; die Perſon Chriſti iſt von der Kirche zu Gottes Sohn decretirt:" iſt es wahrſcheinlich, daß dieſe Perſon, dem, der ſo ſpricht, auch an ſich ſchon für Gottes Sohn gilt?

Aehnlich, wie mit den zuletzt angeführten Aeußerungen, verhält es ſich mit einer ebenfalls neu hinzugekommenen über einen andern Punkt, hinſichtlich deſſen Hegel's Anſicht desgleichen ſchon Gegenſtand neuerer Debatten geweſen iſt. S. 312—316 enthält unſere Ausgabe ſchätzbare Bemerkungen über die aus dem Schmerz um den Tod des Gottmenſchen hervorgehende Befreiung der Subjectivität, und aus derſelben wird nun auch der chriſtliche Unſterblichkeitsglaube abgeleitet mit den Worten: „In dieſer Beſtimmung liegt der Grund, daß die Unſterblichkeit der Seele in der chriſtlichen Religion eine beſtimmte Lehre wird. Die Seele, die einzelne Subjectivität hat eine unendliche ewige Beſtimmung: Bürger im Reiche Gottes zu ſein. Dies iſt eine Beſtimmung und ein Leben, das der Zeit und Vergänglichkeit entrückt iſt, und indem es dieſer beſchränkten Sphäre zugleich entgegen iſt, ſo beſtimmt ſich dieſe ewige Beſtimmung zugleich als eine Zukunft. Die unendliche Forderung, Gott zu ſchauen, d. h. im Geiſte ſeiner Wahrheit als einer gegenwärtigen bewußt zu werden, iſt für das Bewußtſein als das vorſtellende in dieſer zeitlichen Gegenwart noch nicht befriedigt" (S. 313). Dieſe Deduction ſieht gewiß nicht darnach aus, als ob ihr Urheber ſelbſt an eine perſönliche Unſterblichkeit glaubte, ſo gewiß ihm auch der Glaube der Gemeinde daran ſeinen Werth hat.

Wir übergehen die übrigen Zuſätze der neuen Auflage, von denen die bedeutendſten, noch nicht berührten S. 291, 298—300, 337 f. zu leſen ſind, um noch der merkwürdigen Veränderung Erwähnung zu thun, welche der Schluß der Religionsphiloſophie erfahren hat. Unſer Werk ſchließt A. 1 mit der Verſöhnung des Denkens und Glaubens durch die Philoſophie, und nur in einer kurzen Bemerkung wird noch darauf hingewieſen, dieſe Erkenntniß durch den Begriff ſei nicht für Alle, und ſo bilden ſich im Reich des Geiſtes drei Stände: der des unbefangenen Glaubens, der der Aufklärung und der der Philoſophie. An dieſe Aeußerung knüpft ſich nun A. 2 die weitere Reflexion an: „Sehen wir nun aber die Realiſirung der Gemeinde in ihrer geiſtigen Wirklichkeit in dieſen innern Zwieſpalt verfallen, ſo ſcheint dieſe ihre Realiſirung zugleich ihr Vergehen zu ſein." Aber „vom Vergehen ſprechen hieße mit einem Mißton endigen." „Allein was hilft es, dieſer Mißton iſt in der Wirklichkeit vorhanden;" wir ſtehen in einer Zeit der der römiſchen Kaiſer nicht unähnlich, wo die Einheit in der Religion verſchwunden iſt, und das Bewußtſein ſich in Privatrecht und Genuß flüchtet. „Wenn die Zeit erfüllt iſt, daß die Rechtfertigung durch den Begriff Bedürfniß iſt, dann iſt im unmittelbaren Bewußtſein in der Wirklichkeit die Einheit des Innern und Aeußern nicht mehr vorhanden und iſt im Glauben nichts gerechtfertigt. Die Härte eines objectiven Befehls, ein äußerliches Daraufhalten, die Macht des Staates kann hier nichts ausrichten; dazu hat der Verfall zu tief eingegriffen. Wenn den Armen nicht mehr das Evangelium gepredigt wird, wenn das Salz dumm geworden und alle Grundfeſten ſtillſchweigend hinweggenommen ſind, dann weiß das Volk, für deſſen gedrungen bleibende Vernunft die Wahrheit nur in der Vorſtellung ſein kann, dem Drange ſeines Innern nicht mehr zu helfen." Und hat auch „dieſen Mißton für uns die philoſophiſche Erkenntniß aufgelöſt:" „dieſe Verſöhnung iſt ſelbſt nur eine partielle, ohne äußere Allgemeinheit, die Philoſophie iſt in dieſer Beziehung ein abgeſondertes Heiligthum und ihre Diener bilden einen iſolirten Prieſterſtand, der mit der Welt nicht zuſammengehen darf und das Beſitzthum der Wahrheit zu hüten hat." Und ſo wird am Ende offen eingeſtanden: „Wie ſich die empiriſche Gegenwart aus ihrem Zwieſpalt herausfinde, iſt ihr zu überlaſſen, und iſt nicht die unmittelbar praktiſche Sache und Angelegenheit der Philoſophie." Welcher Anhänger Hegel's kann nach dieſer Erklärung des Meiſters Strauß noch den Zwieſpalt zum Vorwurf machen, der als Reſultat ſeiner Schlußabhandlung im Leben Jeſu übrig bleibt? Und was lernen wir daraus über das Verhältniß der Hegel'ſchen Philoſophie zum Glauben der Kirche? So viel einmal jedenfalls, daß der Urheber derſelben in dieſer Hinſicht ſchärfer geſehen hat, als ein großer Theil von ſeinen Schülern.

Ziehen wir nun hier am Schluſſe das Reſultat über das Verhältniß der zweiten Ausgabe unſers Werks zur erſten, ſo ergiebt ſich, daß ihm in derſelben eine vielfach bedeutende Vermehrung ſeines Inhalts zu Theil geworden iſt. Weniger Gelegenheit hatten wir, auch auf das hinzuweiſen, was es in formeller Beziehung gewonnen hat, aber Jeder, welcher die beiden Auflagen vergleicht, wird ſich überzeugen, daß auch in dieſer Hinſicht die Vorzüge der zweiten nicht gering ſind. Die Herren Herausgeber aber mögen ſich für die wiederholte Mühe, die ſie der Hegel'ſchen Religionsphiloſophie zugewendet haben, mit dem Bewußtſein entſchädigen, daß ſie ſich den Dank aller derer verdient haben, denen jetzt oder ſpäter das tiefſinnige Werk eines der größten Denker in ſeiner neuen ſchöneren Geſtalt Belehrung und Genuß gewährt.

E. Zeller.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

6. März. № 56. 1841.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von Varnhagen von Enſe. Neue Folge. Erſter Band. Leipzig 1840. Verlag von F. A. Brockhaus *).

Nur ſelten wird dem Verfaſſer der nachfolgenden Andeutungen die Muße, bei einer kritiſchen Arbeit länger verweilen, ſich mit ſeinem Stoff bequem vertraut machen zu können. Seine eigenthümliche Beſtimmung, in die ihn mancherlei Verwickelungen und zuſammentreffende Umſtände gewieſen, iſt nur allzu ſehr die des flüchtigen Augenblicks. Er hat ſtets den Moment zu erhaſchen, und das raſch aufgefaßte Bild der Dinge in raſcher Skizze wieder zu geben. Eine Jahre lang dauernde Thätigkeit dieſer Art, die auch ihre beſondere Uebung und Eigenſchaften erfordert, bringt es faſt unabweisbar mit ſich, daß man zur ruhigen, ſtiller geſtaltenden, aber aus dem tieferen Innern geſchöpften Arbeit, wenn nicht die Fähigkeit verliert, doch daran einbüßt. Und ſo muß er denn vorweg um Entſchuldigung bitten, wenn ihm hier ein Verſuch, mehr als einen flüchtig hingeworfenen Bericht über eine Neuigkeit der Litteratur zu geben, vielleicht mißlingt. Es iſt nämlich weniger ſeine Abſicht, die Einzelnheiten des vorliegenden anziehenden Bandes der Denkwürdigkeiten ausführlich zu beſprechen, als daran eine allgemeine Charakteriſtik der Thätigkeit des Verfaſſers derſelben, nach dieſer Richtung hin, zu knüpfen. Daß der Stoff, von dem wir die Veranlaſſung unſerer Aufgabe zunächſt entnehmen, nichts deſto weniger dabei im Vordergrunde bleiben muß, verſteht ſich von ſelbſt.

Wir können in des berühmten Autors ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit, außer der kritiſchen, zwei Hauptrichtungen annehmen, eine geſchichtliche und eine tagesgeſchichtliche. Die erſte hat ſich in ſeinen mehrfältigen hiſtoriſchen Portraits, wozu auch das meiſterhafte des Fürſten Blücher gezählt werden muß, wie eng dies auch mit der Tagesgeſchichte verwandt ſei, hauptſächlich ausgedrückt. Die andere macht ſich vorzugsweiſe in ſeinen Bildniſſen der Zeitgenoſſen und in den Denkwürdigkeiten aus ſeinem eigenen Leben geltend, deren neueſter Band uns die Feder in die Hand giebt.

Es iſt Pflicht, mit der Anerkennung zu beginnen, daß Varnhagen von Enſe in dieſem Gebiet der deutſchen Litteratur, wenn nicht als der erſte Entdecker, doch entſchieden als derjenige aufgetreten iſt, der es zuerſt als ein durchaus heimathliches in feſten Beſitz genommen, und für Zeitgenoſſen und Nachkommen Rechtsanſprüche darauf begründet hat. Dieſe mußten mehr oder weniger gerechtfertigten Widerſpruch finden. Der Deutſche mußte dabei, was immer am ſchwerſten hält, aus langjährigen Gewohnheiten und Sitten, die man ſo leicht für abſolute Rechte nimmt, herausſchreiten; es war Vielen ſchmerzlich und widerſtrebend (oft auch nicht mit Unrecht) die Oeffentlichkeit, die uns für allgemeine Angelegenheiten noch ſo ſehr fehlt, bei den eigenſten und innerſten des beſonderen Lebens beginnen zu ſehen. Wie bei jedem noch ſo gerechten Kampfe, mußten allerdings die Rechte Einzelner verletzt werden, um den allgemeinen Rechtszuſtand zu begründen. Das ließe ſich verſchmerzen. Doch ob dieſer Rechtszuſtand ein kräftig geſchützter ſein kann, gegen das Uebergreifen der Willkür, das iſt die zweite, wichtigere und ſchwerer zu entſcheidende Frage, die der Verf. dadurch theils ſich ſelbſt, theils dem Zeitalter zur Löſung hingeworfen hat.

Es iſt nicht nur ſchwer, ſondern auch gefährlich, an der Sitte zu rütteln. Sie dringt ſo in die innerſten Lebensbeziehungen ein, daß ſie faſt Eins mit dem Leben ſelbſt wird; dadurch bildet ſie oft eine feſtere Mauer des Widerſtandes und eine ſicherere Schutzwehr, als die ſtrengſte Geſetzgebung. Ein Geſetz wider die Sitte, wider die Meinung, mag dieſe noch ſo ungerechtfertigt, jenes noch ſo begründet ſein, hat einen ſchweren Kampf zu beſtehen, ja

*) Es wird nicht unbemerkt bleiben, daß auf eine ſehr entſchiedene Negation des Varnhagen'ſchen diplomatiſchen Princips, ſeiner Richtung und ſeiner Stiliſtik, in dieſen Blättern jetzt ſo viel aufmerkſame Milde und ſo entſchiedene Anerkennung folgt. Die Redaction hat indeſſen die feine Ausführung, die der geehrte Kritiker mit ſeinem Namen ſelbſt vertreten wollte, um ſo lieber aufgenommen, als auch in ihr keineswegs die wunden Stellen der Varnhagen'ſchen Manier unberührt bleiben. Zudem hat, wie auch der Kritiker zeigt, das principiell Negirte in der Exiſtenz immer noch ſein Intereſſe und ſein relatives Recht.
Die Redaction.

erweiſt ſich meiſtens als ganz ohnmächtig. Die Geſetze gegen das Duell thun dies im ſchlagendſten Beiſpiel kund. Dazu kommt, daß keine Sitte, keine allgemeine Meinung beſteht, die nicht auch von gewiſſen Standpunkten aus ihr entſchiedenes Recht der Exiſtenz hätte. Auch dafür geben uns die Verhältniſſe des Duells das beſte Beiſpiel, die trotz ihrer Widerſinnigkeit, doch auch ihre vernünftige Seite haben, als die, freilich höchſt unzulängliche, Ausgleichung des Mißverhältniſſes, in dem oft die Rechte der Perſönlichkeit zu dem Schutze ſtehen, den ihnen das Geſetz darbietet.

Eine ſolche Zweikampfsfrage hat der Autor auf geiſtigem Felde zur Entſcheidung gebracht. Einerſeits machen ſich die perſönlichen, anderſeits die öffentlichen Rechte geltend. Wo der Gebrauch der entſcheidenden Macht, die er der Feder gegeben, in weiſer Hand liegt, wo er ſo geübt wird, wie in den meiſten Fällen durch ihn ſelbſt, da wird er gewiß ſegensreich wirken, und der Einzelne kann die einzelnen Uebelſtände verſchmerzen, für das Gute, was ihm und dem Ganzen daraus erwächſt. Wo aber rohe Hand und übler Sinn das Maß verletzen, da iſt auch der Unbill das weiteſte Thor geöffnet. Beſonders aber für Deutſchland, wenn wir es mit Frankreich und England vergleichen, mit denen es doch in geiſtiger Ausbildung mindeſtens auf gleicher Höhe ſteht. Denn bei uns können weder die Kräfte des Einzelnen, noch die Theilnahme des Publicums ſich durch die Behandlung ſolcher Verhältniſſe ableiten, denen die Oeffentlichkeit als ihr eigenſtes und wahrhafteſtes Gebiet angewieſen iſt. Dadurch erhalten alle beſonderen Angelegenheiten ein Mißverhältniß der Bedeutung, das ſich in Frankreich und England von ſelbſt aufhebt. Wo täglich der Staat in ſeinen wichtigſten Beziehungen Gegenſtand der Oeffentlichkeit iſt, wo die höchſten Vertreter deſſelben dem Urtheil der frei ausgeſprochenen Meinung ſtehen, und ſo die einzig ächte Probe der Tüchtigkeit aushalten müſſen, da hat es im Erfolg ein geringes Gewicht, wenn die beſonderen Beziehungen der Perſönlichkeiten gleichfalls dieſer Prüfung unterworfen werden. Bei uns aber, wo das öffentliche Urtheil ſich ſo ganz anders ſtellt, wo man, um in einem ganz materiellen Gleichniß zu ſprechen, durch die dichten Hüllen, die alle Lebensbeziehungen bedecken, eine ſo verweichlichte Haut bekommen hat, daß jedes Lüftchen ſie rauh und empfindlich trifft, da wird, was dort kaum eine bemerkbare Berührung bildet, zur ſchmerzhaften, unter Umſtänden gewiſſermaßen tödtlichen Verletzung. Der Engländer kann, wie die gehärtete Hand des Schmieds, ein heißes Eiſen ertragen, wenn der Deutſche, wie die überempfindliche Netzhaut, ſchon durch das Stäubchen gereizt wird, das ihn zufällig trifft. Deshalb hat uns die Berufung des Autors auf engliſche und franzöſiſche Litteraturverhältniſſe, womit er die Proteſtationen gegen ſeine Verfahrungsweiſe zurückgewieſen, doch nicht ganz ausreichend ſcheinen können. Deſſenungeachtet ſtehen wir mehr auf ſeiner Seite, als auf der ſeiner Gegner. Wenn Deutſchland in dieſer Hinſicht noch ganz unreif war, ſo mußten Anfänge gemacht werden, es in ſeinem Urtheil, in ſeiner Geſinnung auch nach dieſer Richtung vorwärts zu bringen. Es kommt hierbei nur auf das richtige Wie und Wieviel an. In beiden hat der Autor, wenn auch nicht unbedingt, doch gewiß mehr als jeder Andere an ſeiner Stelle, das zuläſſige Maß getroffen. Von einem Vorwurf iſt er indeſſen nicht ganz freizuſprechen. Wer ſo wie er der Stimmführer einer bedeutenden Meinung zu ſein, wer ſich an die Spitze einer ganzen, höchſt wichtigen, in Lebensverhältniſſe und Sitten der Nation neu eingreifenden Richtung der Litteratur zu ſtellen berufen fühlte, der mußte auf das Schärfſte mit ſich ſelbſt ins Gericht gehen, in Betreff der ſtrengſten Wahrheit und Unparteilichkeit ſeiner Mittheilungen. Wir wollen den Autor hier nicht der groben, wiſſentlichen Verletzung zeihen, allein auf ſo hoher Stelle richtender Entſcheidung mußte er auch mit ſorgſamſter Kraft Alles in ſich bezwungen haben, was das Urtheil unwillkürlich und bisweilen ſtärker trübt oder mißleitet, als der Wille, der ſich ein Maß ſetzt, zu hindern vermöchte. Er durfte nirgends Partei ſein. Das aber iſt die Klippe, die er nicht durchaus und, wie uns dünkt, in wichtigen Fällen nicht vermieden hat. Mehr noch zeihen wir ihn des Fehlers der ungerechten Gunſt, als des der ungerechten Ungunſt. Von der erſteren wollen wir ſpäter ſprechen; von der letzteren dürfte hauptſächlich das, was er uns über Schleiermacher an verſchiedenen Orten mitgetheilt hat, auch wie er ihm kritiſch entgegengetreten iſt, das entſcheidendſte Beiſpiel ſein, welches aber in ſeinen Nachwirkungen ſehr gefährlich geworden iſt. Denn wenn ſchon in unſerer Zeit, durch Hegel hauptſächlich, die Verehrung leidenſchaftlich untergraben wurde, die eine ganze hochbedeutende Zeitgenoſſenſchaft dieſem als geiſtige Notabilität, wie als Charakter (im Ganzen gewogen; einzelne Schwächen, zumal in einzelnen Fällen läugnen wir gewiß nicht ab) ſo hochſtehenden Mann zollte: ſo war es doppelte Verpflichtung für einen Zeitgenoſſen und Schüler deſſelben, der lange in innigſter Gemeinſchaft mit ihm geſtanden, ihn in ſeinem Recht bei der jüngeren Welt herzuſtellen, nicht aber ihr ſchon verworrenes Mißurtheil noch mehr zur unbegründeten Gegnerſchaft aufzuregen. Hegel für ſich war in ſeinem Recht. Sein Wollen und Erkennen im Reich des Gedankens berief ihn zum Widerſacher Schleiermacher's. Er fehlte nur darin, und von dieſem Fehler iſt auch Schleiermacher nicht frei, daß er die Sache der Wiſſenſchaft nicht von der der Perſon zu trennen vermochte, wie ihn denn überhaupt in dieſer Beziehung Eifer und Heftigkeit oft die richtige Linie verfehlen ließen. Doch die Schüler dieſes ausgezeichneten Mannes ſchwuren zumeiſt in verba magistri: ſie verurtheilten ohne alles eigene Ur-

theil, und eine nachgeborene Litteratur ſchwamm fort mit dieſem Strom, in den ſie eintrat. Der Feldherr dem Feldherrn gegenüber (Scipio vielleicht gegen Hannibal) mag den Gegner des Irrthums zeihen, ſich gegen ihn in höherer Stellung fühlen: allein die untergeordneten Krieger in ſeinen Legionen durften nur mit Ehrfurcht von dem Karthager ſprechen, gegen den ſie doch, fochten ſie auch im ſiegenden Heer, immer nur ſpurlos vergehende Unbedeutendheiten blieben. Leider hatte eine unreife Jugend, die ſich durch ſchriftſtelleriſche Keckheit mehr, als durch ſchriftſtelleriſches Verdienſt kaum hervorgethan, dieſes ihr Verhältniß nicht richtig erkannt, und glaubte ſich berufen, gleichfalls nicht urtheilend, ſondern verurtheilend, ja geringſchätzig von einem Manne ſprechen zu dürfen, deſſen halber Werth den ihrer ganzen Generation dreifach aufwiegt. An dieſen Folgen iſt Varnhagen nicht ganz unſchuldig, denn gerade ſeine Richtung war es, die, von Halbtalenten nur in ihrer Aeußerlichkeit aufgefaßt, einen breiten Schwarm dienſtbar nachzog, deren laute Stimme doch vielleicht eine Zeit lang die wahrhafte, öffentliche übertönen und das fehlgehende Urtheil noch weiter aus dem Geleiſe treiben, die trüben Verwirrungen noch trüber färben mochte. Das iſt überhaupt eine Gefahr, welche der Charakter der litterariſchen Beſtrebungen unſeres Autors mit ſich bringt, daß dadurch der Stoff ſo wohlfeil geliefert wird. Denn wer hätte nicht mancherlei ergreifende Verhältniſſe und Perſönlichkeiten im Leben gehabt, wer nicht dieſen oder jenen bedeutenden Mann, wenn auch nur ganz in der Ferne, ganz unbemerkt, gekannt? Und das Alles ſind Gegenſtände, wovon ſich die Menge gern unterhalten läßt; der Reiz der Thatſächlichkeit und Wirklichkeit wird ſtets ein lebhafter bleiben und die Mehrzahl feſſeln. Den Werth der Behandlung erkennen nur Wenige; vermöchten es Viele, ſo würde Varnhagen gerade auf ſeiner Bahn ganz einſam geblieben ſein, und lange bleiben, weil Jedem die große Schwierigkeit einleuchten würde, ſich nach dieſem außerordentlichen Meiſter auch nur einigermaßen zu behaupten.

(Fortſetzung folgt.)

Chatterton. Von Hermann Püttmann. Zwei Theile. Barmen, 1840. Verlag von W. Langewieſche.

Der wortkarge Titel dieſes Buches läßt den Leſer vorläufig in Ungewißheit, ob er hier eine litterargeſchichtliche Arbeit, eine Ueberſetzung oder eine Dichtung zu erwarten hat. Indeſſen nachdem die jüngere Litteratur, zu gerechtem Unbehagen Aller, die einigen Geſchmack beſitzen, für ihre Bücher ſo wunderlich pretiöſe und weitſchweifige Aushängeſchilder erfunden hat, mögen wir uns ſchon einmal dieſen einfachen und ſchweigſamen Titel des Püttmann'ſchen Buches gefallen laſſen. Schlimmer iſt es, daß auch derjenige, der nun dieſen „Chatterton" geleſen hat, ſich noch in derſelben Ungewißheit befinden wird. Das Buch iſt theils Geſchichte, theils Ueberſetzung, theils Roman; es wird daher weder den Litterarhiſtoriker befriedigen können, der hier von einer weiter greifenden und tieferen Einſicht in den Gang und Zuſammenhang der engliſchen Litteratur keine Spur und Ahnung, ſondern nur eine ziemlich fleißige, aber gänzlich unkritiſche und reſultatloſe Compilation deſſen findet, was man in England ſelbſt über Chatterton geſchrieben hat, — noch genügt es als Ueberſetzung, da dieſe weder vollſtändig, noch die Auswahl eine geſchickte, die Ausführung ſelbſt aber eine ſolche iſt, wie wir ſie bei der gegenwärtigen Ausbildung unſerer Ueberſetzungskunſt erwarten und verlangen dürfen; endlich am wenigſten taugt das, was das Poetiſche des Buches ſein ſoll, da, wie wir ſogleich zeigen werden, die Anſicht und Tendenz, aus welcher das Ganze hervorgegangen, das gerade und baare Gegentheil, der Feind und Vernichter aller Poeſie iſt.

Das ganze Buch nämlich iſt eine weitſchweifige und langweilige Ausführung des bekannten Textes von dem Kainsſtempel, dem poetiſchen Weltſchmerz und dem Fluch der Dichtung.

„Aus dem Baume der Erkenntniß," beginnt Herr Püttmann, „wird das Kreuz gehauen, woran die Genien der Menſchheit ſterben. Die Frucht dieſes Baumes iſt ſüßes Gift und ſeine Schatten ſind eiſig kalt. Wer weiß es nicht?" —

„Seht die Qual des Prometheus: der das Licht des Himmels zur Erde brachte, — ſeht ihn winſeln und zerren an ſeiner Kette und den Geier ſein edles Herz zerfleiſchen! Prometheus iſt der Weiſe — der Dichter dieſer Welt!"....

„Faſſen wir die Gründe der Erſcheinung ins Auge. Das Leben des Menſchen theilt ſich in materielle Gewißheit und ideale Hoffnung (?!). — Das matte Auge des gewöhnlichen Menſchen ſinkt geblendet von der himmliſchen Erſcheinung nieder und weiß darum die nächſten Gegenſtände zu erkennen." (Nebenher bemerkt, eine wunderliche Lehre vom Sehen! Geblendete Augen pflegen ſonſt gar nichts zu erkennen, weder nah, noch fern, und Herr Püttmann, dünkt uns, hat dies an ſich ſelbſt erfahren.) „Die höhere Menſchennatur aber ſtrebt aufwärts, dem Scheine der Gottheit zu.".. Aber „der Himmel trägt einen undurchdringlichen Panzer für Waffen des Menſchengeiſtes; ſchmerzvoll mit gebrochenem Herzen ſtürzt der Strebende auf ſein Kerkerbett zurück, und ſo iſt es natürlich, daß der gefallene Geiſt im Zorn über ſeine Beſchränktheit oft auf dem Sklavenmarkte des Augenblicks (?) ſeine äußere Hülle verkauft, beſudelt oder gar vernichtet. .. Körper und Geiſt ſind in ewigem Kampfe: der Flug des Geiſtes will nach reiner Schönheit emporbringen, das Gewicht der Materie zieht den Leib zur gemeinen Buhlerin hinab. Dies iſt die Veranlaſſung des Schmerzes in der Dichterbruſt, der langſam mordenden Wehmuth der Poeſie. Unſelige Menſchennatur! Zu fein zum Thiere, zu grob zum Gotte!.... Daraus entſteht die unglückliche Miſchung von Staub und Geiſt, Licht und Nacht, der jeder Dichter erliegt!" (I. 1—6.)

Unſere Leſer werden nach dieſen Auszügen bereits wiſſen, weß Geiſtes Kind unſer Verf., — oder richtiger, daß er kein Kind des Geiſtes iſt. Wir kennen die etwaigen weiteren Arbeiten und Leiſtungen des Herrn Püttmann nicht; aber ſollen wir nach dem Eindrucke dieſer Räſonnements urtheilen, ſo fehlt ihm zu jeder geiſtigen, jeder wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen That nicht weniger, als Alles. Denn er glaubt nicht an den Geiſt, glaubt nicht an die ewige Verſöhnung der Poeſie, ſchreit Zeter über eine Kluft, einen Zwieſpalt, der in der That nur für diejenigen vorhanden iſt, die zu ſchwach und zu feig

ſind, ihn zu überwinden, und weiß endlich über die menſchliche Natur nichts Tiefſinnigeres zu ſagen, als was jener alte Vers auch ſchon ſagt: „Was iſt der Menſch? Halb Thier, halb Engel!“ Und mit dieſer Bildung, dieſer Erkenntniß will man Geſchichte, will Poeſie begreifen? — Freilich haben wir Herrn Püttmann Dank zu ſagen für die Offenherzigkeit, mit welcher er die Motive des modernen Dichterſchmerzes entwickelt; wir glauben, daß ſeine Entwicklung richtig und daß dieſer ohnmächtige, ruheloſe Widerſtreit wirklich das unlautere Element iſt, aus welchem die Zerriſſenheit unſerer Poeten, keine Venus aus dem Meere, hervorgeſtiegen iſt. Aber auf's Entſchiedenſte bedauern und mißbilligen müſſen wir es, daß dieſe Einſicht in den Urſprung des Uebels ihm dennoch das Auge nicht aufgeſchloſſen hat dafür, daß es eben ein Uebel und eine Krankheit iſt, die man bekämpfen ſoll, wo man ſie findet, nicht aber ihren Prieſter und Verfechter machen. Dies hat Herr Püttmann in dieſer Einleitung, er hat es in dem ganzen Buche gethan, welches überall eine Rechtfertigung des Weltſchmerzes, eine Verherrlichung jenes Zwieſpaltes, ein Ehrendenkmal derer ſein ſoll, die in ihm untergegangen ſind. Der Verf. meint, daß dies ein Schickſal wäre, dem „jeder Dichter erliegt.“ Wir kehren den Satz um: es iſt ein Schickſal, dem Jeder erliegt, der kein Dichter iſt. Denn eben des Poeten göttliche Mitgift iſt es, das, was Herr Püttmann die materielle Gewißheit, den Körper, den Staub nennt, alſo das Leibliche, Irdiſche, Sinnliche zu verklären und in das ewig heitere Gebiet des Schönen hinüber zu retten, wo es keinen Zwieſpalt giebt, der nicht ausgeſöhnt, keinen Kampf, in welchem nicht der Sieg des Göttlichen errungen würde. Doch brauchen wir hierüber wohl nicht ausführlicher zu werden, da dieſes Verhältniß der Kunſt und des Schönen zur Wirklichkeit und die Aufgabe, die hiernach der Künſtler, der Dichter hat, im Gegenſatz zu den Jeremiaden unſerer Modernen, in dieſen Jahrbüchern bereits mehrfach beſprochen iſt, und auch das gewöhnlichſte Publicum darüber zum Bewußtſein zu kommen anfängt, wie langweilig dieſer Weltſchmerz, wie abgenutzt dieſe Verzweiflung, wie ſchnöde dieſer Abfall von der Poeſie und wie lächerlich der Stolz iſt auf ihn. Wir glauben daher auch, daß Herr Püttmann etwas zu ſpät gekommen iſt mit dieſer hiſtoriſch-äſthetiſchen Illuſtrirung des Kainſtempels; was von Sympathieen der Art noch im Publicum ſteckte, hat, hoffen wir, Herrn Gutzkow's Richard Savage, der auf daſſelbe Ziel hinſteuert, und noch dazu mit beſſeren Segeln und einem geſchickteren Steuermann, rein aufgebraucht, und das Püttmann'ſche Buch wird ſich an ſehr unreife und ungebildete Gemüther wenden müſſen, wenn es noch einigen Effect machen will.

So erklärt ſich nun auch die Wahl des Stoffes, indem es anfänglich einem Jeden, der Chatterton's poetiſche Stellung und Leiſtungen kennt, überraſchend und mißlich erſcheinen muß, will ein Litterarhiſtoriker ihn zum Gegenſtand einer ſo umfangreichen Darſtellung machen, oder auch, wenn nur ein Ueberſetzer ihn bei uns einbürgern will. Ein Vorſtadtsſpectakel mag er abgeben, wie auch Alfred de Vigny aus ihm gemacht hat; aber für die Litteraturgeſchichte iſt er, verglichen mit anderen Erſcheinungen der engliſchen Litteratur, nur unerheblich und der poetiſche Genuß an ihm von ſo viel Vorausſetzungen, Localitäten und ſelbſt Grillen bedingt, daß eine Ueberſetzung, auch wenn ſie, was die des Herrn Püttmann keineswegs leiſtet, den nöthigen Apparat liefern wollte, dennoch nur auf wenig deutſche Leſer wird rechnen dürfen. — Chatterton's Schickſal iſt bekannt; er iſt einer von jenen litterariſchen Fälſchern, deren es in England mehrere giebt, vermöge des wunderlichen und launenhaften Werthes, welcher hier von reichen Sonderlingen auf alle Antiquitäten und Raritäten gelegt wird. Als der glücklichſte dieſer Falſchmünzer, welchen Zufall und die leidenſchaftliche Eitelkeit ſeiner Landsleute, ſo wie die unkritiſche Begeiſterung ſeiner Zeit am meiſten begünſtigten, iſt Macpherſon zu nennen, der falſche Oſſian, über deſſen Geſchichte nach dem Talvy'ſchen Buche ganz kürzlich auch in dieſen Blättern berichtet worden iſt. So, nur mit geringerem Geſchick und darum mit geringerem Glück, ſandte Chatterton, ein ungewöhnlich frühreifes Talent von brennender Ehrbegierde und Eitelkeit, ſeine Gedichte als die neu aufgefundenen Reſte altengliſcher Dichter in die Welt, deren Namen und Zeitalter er bald mit Anlehnung an hiſtoriſche Data, bald friſchweg erfand. Er hatte ſich durch eine Verbrämung der modernen Sprache ſeiner Zeit mit allerhand bald wirklich, bald angeblich alterthümlichen Wendungen einen Jargon geſchaffen, den enthuſiaſtiſche Alterthümler, bei denen bekanntlich der Enthuſiasmus ſtets größer iſt, als die Kenntniß, zur Noth für ein ächtes Altengliſch halten mochten; überdies verſtand er die Kunſt, Handſchriften nachzumachen, und wußte daher einzelne auftauchende Zweifel durch angeblich alte Manuſcripte voll ſchöner gothiſcher Schnörkel und Mönchsſchrift, was wiederum den Alterthümlern gar prächtig in die Augen fiel, zu beſchwichtigen. Daß es ihm einige Zeit gelang, ſeinen Erfindungen Glauben zu verſchaffen, wird eben aus der monomaniſchen Alterthumsſucht der Engländer erklärlich; daß noch ſpäter, da die Unächtheit der Documente und das Irrthümliche verſchiedener hiſtoriſcher Angaben erwieſen war, dennoch nicht Vertheidiger gefehlt haben, die wenigſtens eine Vermittlung zwiſchen Chatterton und dem „Mönch Rowley“ verſuchten, iſt eben auch ein engliſcher Whim; daß aber bis auf dieſe Stunde noch kein Kritiker aufgetreten iſt, der es als innere Unmöglichkeit nachgewieſen hat, daß zwiſchen dem zwölften und funfzehnten Jahrhundert von angeblich verſchiedenen Perſonen dieſe, ihrem innerſten Weſen nach der Bildung von 1770 und der modernen Cultur dieſer Zeit angehörigen Gedichte geſchrieben wären, — ſelbſt dies kann uns nach dem, was man an Oſſian erfahren hat, nicht mehr befremden. Beklagenswerth bleibt es immer, daß von der Gunſt und Theilnahme, die man hinterher bis zur Vergötterung dem geſtorbenen Chatterton erwies, dem lebenden ſo gar nichts zu gute gekommen iſt. Chatterton ſtarb eines elenden Todes, an Hunger oder Gift, ein zweiter Richard Savage oder Chaucer; denn zu allen Zeiten hat es in England Mäcenaten der Poeſie gegeben, die nur dem geſtorbenen Dichter ein Monument errichten mochten, den lebenden aber gemüthlich verhungern ließen. Der ernſtere und unparteiiſche Betrachter wird nun in dieſem frühen und traurigen Ende die Nemeſis der Eitelkeit, des Betruges und der Täuſchungen ſehen, mit denen Chatterton nach dem Kranze des Dichters ſtrebte, dem Edelſten und Köſtlichſten der Welt, das nur von reinen Händen und reinen Herzen errungen wird.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

225

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

8. März. № 57. 1841.

Varnhagen von Ense „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften."

(Fortsetzung.)

Doch wir wollen ihm die Schuld dessen nicht aufbürden, was eine Schuld der Gattung ist. Deswegen soll ihm das Recht, den Grundstein dazu in unserer Litteratur gelegt und gleich ein so kunstgerechtes Gebäude darauf aufgeführt zu haben, nicht geschmälert werden. Er trägt die speciellsten Gaben dazu so entschieden in sich, daß er diesem Beruf folgen mußte; und es ist gut, daß der Anfang dazu so durch einen aus dem innersten Vermögen unwiderstehlich getriebenen Litterator gemacht wurde, nicht durch einen, dem nur die Zufälligkeiten seiner Lebensstellung, die sich bei Varnhagen auf's Glücklichste mit dieser geistigen Bestimmung vereinigten, solchen Stoff in die Hand geben; denn dadurch, daß dieser Zweig der Litteratur bei uns aus dem Geiste geboren ist, werden wir stets gezwungen sein, den Beruf dazu mit einem höheren Maßstabe zu messen, und das Unächte wird, wenn es uns auch eine Zeit lang durch den Glanz der Neuheit geblendet, verwirrt, und manchen Schaden gestiftet hat, doch an diesem Prüfstein des Aechten bald erkannt werden, seine Macht verlieren und spurlos abwelken. So trägt dieser Autor, gleich dem Speer des Achill, die Heilkraft für die gefährliche Wunde, die er schlug, in sich.

Die ungerechte Ungunst, deren wir den Verf. in manchen Beziehungen, und beispielsweise zunächst gegen Schleiermacher, zeihen zu dürfen glaubten, hat uns zu dieser allgemeinere Nachtheile berührenden Abschweifung geführt, die eigentlich damit nur einen zufälligen Zusammenhang hat. Es lag uns, nach der oben gegebenen Andeutung, zunächst ob, von dem zu sprechen, was wir dem berühmten Verf. zum stärkeren Vorwurf machen möchten, als die Gereiztheit gegen einzelne Persönlichkeiten, deren innere Kraft und Bedeutung sich wohl leicht durch diesen Kampf schlägt: von der ungerechten Gunst, die er unserer Ansicht nach nicht selten eintreten läßt. Diese würde sich in eine allgemeine und eine besondere theilen; die erste betrifft Richtungen, Principien, Lebens- und besonders Rang- und Standesverhältnisse, denen er vorzugsweise gewogen ist, die andere bezieht sich rein auf Personen. Da ein Zergliedern dieser letzteren nothwendig auch ein Auftreten gegen die Personen selbst mit sich führen, und dies auf's Vollständigste begründet werden müßte, so begreift man wohl, daß ein solches die diesem Aufsatze nothwendig zu steckende äußere und innere Grenze weit überschreiten würde. Es konnte uns wohl Pflicht dünken, einen hochausgezeichneten Mann, wie Schleiermacher, zu nennen, und unsere persönliche von der des Autors abweichende Ansicht über ihn verehrend auszusprechen: allein diejenigen Namen zu nennen, gegen die wir auftreten würden, möchte vielleicht sogar überall außerhalb unseres Berufes sein, gewiß aber hier; zumal da es auch weniger Solche sein würden, die sich eine absolute Namensgeltung in Litteratur, Wissenschaft oder Politik erworben haben, als Solche, die in minder öffentlichen, mehr geselligen Beziehungen verkehrten. Und hier wird jeder Billige einräumen, daß man allenfalls, von innerer Ueberzeugung getrieben, ein Privatverhältniß in ein günstiges, öffentliches Licht stellen darf, doch nur in den seltensten Fällen berechtigt sein wird, öffentlich die Schatten des Tadels darauf fallen zu lassen. Dieser innere Grundsatz hat auch gewiß Varnhagen geleitet und verleitet; wir wünschten daher weniger, daß er anders gesprochen und geschildert, als daß er es überhaupt unterlassen hätte. Nur in den Fällen, wo sein begünstigendes Urtheil geradehin zur Ungunst für Bessere und Verdientere wird, wo das glänzende Licht, das er auf einzelne Persönlichkeiten leitet, einen ungerecht verdunkelnden Schatten auf Andere wirft: nur in diesen Fällen dünkt es uns Befugniß und Pflicht, das Wort berichtigend zu nehmen, so weit man es aus Kenntniß der Verhältnisse mit Sicherheit, nicht bloß vermuthend, vermag. Doch müßte dies freilich in ganz anderer Form und an ganz anderem Orte geschehen, etwas, das sich der Verf. dieses Aufsatzes noch für fernere Jahre vorbehält, wo er sich zu solcher Arbeit vielleicht die Muße errungen und den nothwendigen Stoff sorgfältig gesammelt hat.

Die allgemeine Seite der ungerechten Gunst, die wir in den, die Persönlichkeiten und Verhältnisse der Zeit-

genoſſen behandelnden Schriften des Autors zu erkennen glauben, iſt bei der ſtark ausgeſprochenen Stimmung unſerer Zeit, ſtrenge Grundſätze der Sittlichkeit und des Rechts aufzugeben, und den Vortheil, die Behaglichkeit *grundſätzlich* der Pflicht aufzuopfern, um ſo gefährlicher, und fordert zur ernſtlichſten Gegnerſchaft heraus, als ſie nicht ſelten eine verborgene, von Vielen ungeahnte Klippe, oder in einem ſchärfer treffenden Gleichniß, einen ſtarken Zug der Strömung bildet, der Anfangs unvermerkt, bald aber unwiderſtehlich den gefährlichſten Tiefen und Untiefen zuführt. Wir haben es hier abermals ſchlimm, wenn wir unſere Anſicht durch Beiſpiele rechtfertigen ſollen, da dieſe ſogleich in beſtimmte Perſönlichkeiten übergreifen müßten. Doch wird der aufmerkſame Leſer bald wiſſen, worauf wir deuten, wenn wir auch bei den Beiſpielen allgemein bleiben. Es regt uns z. B. unwillig auf, wenn der Autor in Darſtellung von Perſönlichkeiten aus den höheren Ständen, die glatten, geebneten Formen derſelben ſo ungemein hoch anſchlägt, dagegen über die wahrhaft tiefſten Unſittlichkeiten kaum berührend, oder geſchickt verſchleiernd hinweggeht. Die *Vornehmheit*, ein Wort, welches er liebt und als ihm beſonders eigen geſtempelt hat, gilt ihm allzu viel. Er ſtellt uns Bildniſſe von Zeitgenoſſen als die ausgezeichneter, hochachtungswerther, liebenswürdiger Individualitäten hin, die, wenn man ihnen den äußeren Glanz ihrer Verhältniſſe nähme, ſchwerlich nur den Grad von Achtung gewinnen würden, der zur Behauptung einer unangetaſteten Stellung gehört. Bald ſind es die wilden, wüſten Rohheiten eines verſchwenderiſchen Officiers, bald die viel verwerflicheren, rein ſinnlichen und zugleich feigen Tendenzen bequemer Schlaffheit, bald der Leichtſinn weiblicher Geſtalten in dem, was ihnen das Heiligſte ſein ſollte, die mit ſo gefährlicher Geſchicklichkeit in eine Umhüllung liebenswürdigen Scheins gebracht werden, daß die Kraft, mit der wir die allerdings in Jedem ſtarken Regungen zu dieſem Epikuräiſchen Egoismus in uns bekämpfen ſollen, gefährlich unterhöhlt und erſchüttert wird. Denn was hält von dieſen Verirrungen, die kein äußeres Geſetz hemmt, noch ſtraft, mächtiger zurück, als das Urtheil, das ſie in der Meinung der Welt finden? Wenn aber eine ſo viel geltende öffentliche Autorität, wie die unſers Verf., die auch das Gute, Schöne, Würdige, Erhabene mit einem Nachdruck und Feuer zu ſchildern und preiswürdig hinzuſtellen vermag, ſich hier ſo mehr als nachſichtig, ſo *begünſtigend* und *beſchönigend* vernehmen läßt: wie ſollte da die Schätzung nicht durchaus verfälſcht werden, mit der man die Schwere des Urtheils wägt, zu dem die Welt über unſere Verirrungen berechtigt iſt? Wenn es ſo wohlfeil iſt, unter den Ausgezeichneten, durch die öffentliche Stimme Geachteten zu ſtehen, wenn einige geiſtige Befähigung, ein zufälliges Talent, das oft nur auf ganz äußerliche Eigenſchaften gerichtet iſt, ja wenn bloße Weltgewandtheit und geſellige Geſchicklichkeit ſich ſolche Kränze gewinnen, und als ſo ſchwere, ausgleichende Gewichte gegen das Verabſäumte, unendlich Werthvollere betrachtet werden: wer möchte ſich dann noch die Mühe geben, jenen ernſten Kampf zu beſtehen, der allein die wahrhaft würdigen Eigenſchaften und Kräfte des Menſchen prüft und bewährt?

Man mißverſtehe uns nicht; wir beſchuldigen den Verf. keineswegs, der Unſittlichkeit geradehin das Wort zu reden; allein er vergiebt ihr zu leicht, und beſchönigt zu viel! Vielleicht verleitet ihn ſein Talent in der Darſtellung des geiſtig Anmuthigen das geiſtig Widerwärtige lieber unberührt zu laſſen, es mehr zu umgehen, als erlaubt iſt. Es iſt ja auch die Aufgabe der *ſchönen Kunſt* (und ſeine Darſtellung hat ſie im Auge), das Unedle und Unwürdige zu fliehen, und ſich an das Gute, Schöne, Edle, Herrliche, Erhabene zu halten. Allein darum hätte er in der Wahl desjenigen, dem er ſeine Darſtellungsgabe widmet, entweder ungleich ſtrenger ſein, oder, wollte er einmal über dies weite Feld gebieten, auch den ganzen Ernſt und die Unverletzbarkeit des Forums darüber ausdehnen ſollen, die durch das Heiligthum des *gerechten* Richterſpruches unabweislich in Anſpruch genommen wird. Er ſagt theilweiſe die Wahrheit, aber der Eid fordert die *ganze* Wahrheit, und — er verſchweigt, oder verhüllt zu viel.

Doch bezieht ſich unſer Wort nur auf einige ſeiner Perſonaldarſtellungen; in der Behandlung der Dinge und Thatſachen iſt er, ſo weit dies eine individuelle Beurtheilung ermeſſen kann, von ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit. Dadurch gewinnen dieſe für uns in ihrer klaren Beleuchtung einen ſo großen Reiz. Auch ſeine *Geſtalten* würden, dünkt uns, einen größeren gewonnen haben, hätte er ſie mit ſtrengeren Schatten dargeſtellt. Wir würden dann ſeiner Anerkennung, ſeinem Lobe unbedingteren Glauben zuwenden, während jetzt das Gewicht deſſelben ſich mindert, weil das Gegengewicht nicht vollgiltig erſcheint. Dies gilt unbedingt für alle wahrhaft Ausgezeichneten; denn in dieſen iſt das Würdige, das Schöne, das Staunenswerthe ſo mächtig, daß es die ſittlichen Mängel glänzend überwinden würde. Und gerade in der Mangelhaftigkeit liegt eine hinreißende Macht, weil dieſelbe bedeutende Geſtalten uns ſelbſt näher führt, die Gemeinſamkeit zwiſchen uns und ihnen ſtärker zum Bewußtſein bringt, und dadurch das Vertrauen in uns weckt, daß wir, wie ſie unſere Schwächen theilen, ſo auch ihre Größe uns nicht als etwas Unerreichbares daſteht. Mit einem Wort, ſie werden wahrhaft menſchlicher, wirklicher und dadurch, wenngleich uns hoch überragend, doch erreichbarer, uns verwandter. Der Vollkommenheit, der höheren Organiſation geben wir vorweg den Sieg zu; mit einem beflügelten Geſchöpf wird das unbeflügelte den Wettlauf nicht einmal verſuchen; doch mit dem, der auf gleichem

Boden mit uns ſteht, der mit gleichartigen Waffen kämpft, mit gleichartigen Kräften ſtrebt, da iſt wenigſtens der Wettkampf denkbar, und ſelbſt ein Zurückbleiben kann eine ehrenvolle Anſtrengung werden. Deshalb wäre uns gerade bei den bedeutendſten Männern die Auffaſſung ihrer negativen Seiten und die ſtreng abwägende Darſtellung derſelben ſtets willkommen geweſen. Varnhagen pflegt aber dieſe nur in leichten Conturen anzudeuten, während er die Lichtſeite in glänzendſter Ausführlichkeit entwirft.

Aus dem bisher Entwickelten könnte man leicht annehmen, daß der Verf. dieſes Aufſatzes einer gewiſſen überſtrengen Splitterrichterei hold ſei, und jener engherzigen Sittlichkeitslehre anhange, die Alle mit gleichem Maß behandeln will. Im Gegentheil. Doch er glaubt, daß der Grundſatz von äußerſter Strenge ſein müſſe, er läßt kein ſchlaffes Princip zu. Ein durchlöcherter Grundſatz öffnet einem Weltmeer der Verderbniß die Anfangs tropfende, dann verſchlingend ſtrömende Bahn. In der Sittlichkeit, wie in der Mathematik ſei das Princip unbeugſam, die Wirklichkeit wird es in jedem einzelnen Falle doch ſchon locker genug rütteln. Der Mathematiker darf einer Linie auch nicht die Breite des tauſendſten Theils eines Haares einräumen, ohne ſein ganzes Gebäude mit allen herrlichen Säulen und Kuppeln, der Tragkraft beraubt, übereinanderſtürzen zu ſehen. Eben ſo ſcharf iſt Begriff und Grenze des Rechts und Unrechts; wo allgemeine Normen feſtzuſtellen ſind, gelte ein Drakoniſches Geſetz. So ſtellt es auch die chriſtliche Lehre auf. Tauſend Theile des Guten tödten ein Theilchen des Böſen nicht; es muß als ſolches erkannt und verdammt werden. Erſt dann, wenn der Grundſatz ſo das unveränderliche Urtheil geſprochen, treten die Rechte der Gnade, Liebe, Billigkeit verſöhnend ein, und wenden ſich dem Einzelnen hilfreich zu. —

Doch genug; wir ſind nahe an einer Abſchweifung; um ſo ſchärfer müſſen wir einlenken. Wir kehren zu unſerm Autor zurück. Haben wir in den allgemeinen Andeutungen, die wir einer ſpeciellen Beſchäftigung mit ihm voran gehen ließen, ſeine angreifbare Seite betrachtet, und dieſe vielleicht in ſcharfer Zeichnung hingeſtellt, ſo ſind wir nur dem Grundſatze gefolgt, deſſen Giltigkeit wir ſo eben darzuthun bemüht waren. Wir werden denn auch hoffentlich den Vortheil davon ernten, den wir daran knüpften, daß man unſerer Anerkennung willigen Glauben ſchenke.

Die Ordnung des Buches ſei auch die unſerer Andeutungen darüber.

Aus den eigenen Denkwürdigkeiten giebt uns der Verf. einen der wichtigſten Abſchnitte jener großen, vielgeſtaltenden Zeit, die, ein unſchätzbares Glück für ihn, in das Herz ſeines Lebens fiel. Er hätte zwanzig Jahre ſpäter geboren werden ſollen, und die Hälfte ſeiner Wirkſamkeit wäre verloren geweſen; nicht daß er ſein Talent nicht dennoch geltend gemacht hätte, allein er wäre nicht auf jenen reichen Marmorbruch geſtoßen, der ihm das trefflichſte Material zu ſeiner litterariſchen Plaſtik darbietet. Der wiener Congreß iſt es, den er behandelt; die Zeit öffnete dem mitlebenden Schriftſteller hier nicht nur einen unerſchöpflichen Schacht zur Ausbeute, ſondern ſie hatte noch mehr für ihn gethan, ihm eine Stellung in jenen Verhältniſſen gegeben, die er, wie Andere (z. B. Gentz), heut vergebens durch die Macht der Feder erſtreben würde, die, eben ſo wie die des Schwertes, der mitwirkenden Umſtände bedarf, um in ihrer vollen Giltigkeit anerkannt zu werden. Je mehr die Verhältniſſe für einen Autor gethan, je ſchwerer iſt es für ihn, ſich ſelbſt noch neben dieſen geltend zu machen, oder vielmehr ſie zu bewältigen. Aber daß er dies vermag, iſt eben ſein Verdienſt. Der wiener Congreß ſcheint auf den erſten Blick Jedem, der inmitten ſeiner Erſcheinungen gelebt, den dankbarſten Stoff für die Darſtellung zu bieten. Und doch hat noch Niemand das Gemälde überſichtlich vor unſern Augen zu entfalten vermocht. Der Stoff iſt allerdings vorhanden, aber ſo mächtig, daß es eine Rieſenaufgabe iſt, ihn zu bewältigen. Es iſt wahr, man kann im Kampfe mit einem Reh nicht zum Helden werden, doch zur Bezwingung eines Löwen gehört auch ein Herculeſ, oder aus dem Siege wird eine Niederlage. Daß der Welt dies nicht häufig auf überzeugende Weiſe anſchaulich wird, liegt darin, daß ſie ihr Intereſſe nur auf das Schauſpiel des Kampfes überhaupt zu richten verſteht, die Entſcheidung wenig beachtet, d. h. ſie ſieht den Stoff, nicht die Bewältigung. Wie ſchmachvoll würde ſonſt die Niederlage ſo mancher Tragiker ſein, die an einem Alexander und Cäſar zu Helden zu werden trachteten, was ſogar einem Shakſpeare ſchwer wurde!

(Schluß folgt.)

H. Püttmann „Chatterton.“

(Schluß.)

Anders Herr Püttmann: die lockern Rechtsbegriffe, die Eitelkeit und Anmaßung Chatterton's ſind in ſeinen Augen nur nothwendige Geſchwiſter des poetiſchen Talents; der Mangel an Sittlichkeit in Chatterton hat nichts zu bedeuten; er war ein Genie — und das genügt! Wahrlich, dies erinnert an Marlow, aber nicht den Engländer. So iſt Chatterton für Herrn Püttmann nur ein Märtyrer, ein „geſchmückter Opferſtier,“ und ſein ganzes Bemühen richtet ſich dahin, das unglückliche Schickſal, den frühen und kläglichen Tod dieſes Dichters, ſtatt in ihm die Vergeltung und Selbſtvernichtung des eigenen unlautern Subjects zu zeigen, als ein nothwendiges „Künſtlers Erdenwallen,“ als den Fluch der Poeſie, die Prometheusqual der Genialen darzuſtellen.

Der unreifen Bildung, aus welcher dieſe Bemühung hervorgegangen, entſpricht nun auch die Ausführung. Schon die im Eingang dieſer Anzeige mitgetheilten Stellen der Einleitung werden Einiges von dem Schwulſt verrathen haben, in

welchem Herr Püttmann ſich gefällt. Es iſt dies der Grund- und Lieblingston, den er geſucht hat und gewollt, und den er mit einer beunruhigenden Conſequenz durch das ganze Buch beibehält. Er ſelbſt ſpricht ſich über ſeinen Zweck und Plan folgendermaßen aus (S. 11): „Der Verf. dieſes Buches hält es für eine würdige Aufgabe, einen jener unglücklichen Erhabenen, deren Seele ſich im Lebenskleide unbehaglich fühlte, in ſeinem ſchmerzlichen Zwieſpalte darzuſtellen. Er will das Leben eines unglücklichen Dichters ſchildern, und wählt zu dieſem Gemälde nur eine Farbe, nämlich die warme rothe Blutfarbe des Gefühls;" (da ſpukt Marlow ſchon wieder!) — „ſelbſt auf die Gefahr hin, ſich dem Vorwurfe der Einförmigkeit oder Einſeitigkeit und des Mangels an hiſtoriſch-philoſophiſcher Durchbildung auszuſetzen." Herr Püttmann hat alſo ſein Schickſal gewußt; ſo wird es ihn nicht überraſchen, wenn wir ſein Buch nun allerdings überaus einförmig und langweilig finden. Es giebt eine Langeweile der Nüchternheit, der Sterilität, gleichſam eine naive Langeweile, die nicht anders weiß und kann; ſie iſt ſchlimm, aber erträglich, weil ſie beſcheiden iſt. Unerträglich dagegen iſt die Langeweile, die aus dem Bemühen entſteht, recht kurzweilig zu ſein, die Langeweile des Bombaſts und der abſichtlichen Ueberſchwänglichkeit. So werden uns Bettler am widerwärtigſten, wenn ſie ihre dürftige Nacktheit mit bunten Fetzen, mit der nichtigen Pracht verblichener Gewänder behängen. In dieſem Schwulſt oder, wie Herr Püttmann ſagt, „in der blutrothen Farbe des Gefühls" beſteht nun das poetiſche Element dieſes Buches; und allerdings iſt eine ſolche Sprache, wie ſie hier geführt wird, ſchon allein im Stande, Jeden, dem es um Belehrung zu thun wäre, alſo jeden Litterarhiſtoriker, ohne Weiteres von dieſem Buche abzuſcheuchen. Noch mehr werden dies die Epiſoden und Ausführungen thun, in denen Herr Püttmann jeden hiſtoriſchen Weg und Steg vollkommen verläßt und ſich den romantiſch-idylliſchen Gaukeleien ſeiner Phantaſie hingiebt. Oder ſeit wenn iſt eine Art von Geſchichtſchreibung erhört, wie die folgende? „Seht nur, wie der Knabe nach Verlauf einiger Jahre den Liebkoſungen ſeiner Mutter ſich entwindet, dem Schweſterchen auf den Schooß ſpringt und dann zu den Füßen der alten Großmutter gekauert, aufmerkſam einer alten Ballade lauſcht. Der muntere Knabe trabt auf einem umgeſtürzten Stuhle durch die Stube, wirft mit einem gelehrten Buche aus dem Nachlaſſe ſeines Vaters nach den Fliegen an der Wand, oder ſitzt in einer Ecke zuſammengeſchmiegt, um artige Männchen und Pferde aus Papier zu ſchnitzen. Und Abends liegt er ſchlafend in ſeinem Bettchen, die Hände fromm gefaltet, Schweißperlen auf dem blühenden Geſichte u. ſ. w. Vielleicht zieht auch ein Traum durch ſeine Seele" (S. 23)... Und in dieſer Art werden die allerliebſten idylliſchen oder pathetiſchen Vielleicht hier und anderwärts fortgeſetzt. Aber vielleicht iſt das Alles auch ganz anders geweſen und vielleicht hat Chatterton nicht Männer und Pferde, ſondern Oechslein und Eſelchen ausgeſchnitten, und vielleicht nicht geſchwitzt, ſondern, weil es eben Winter war, gefroren, — kurz, dieſe hypothetiſche Genremalerei gehört nicht in die Litteraturgeſchichte, und wenn dies das rothe Blut des Gefühls iſt, ſo können wir nur beklagen, daß daſſelbe nicht rothes Blut geblieben, ſondern Tinte und Druckerſchwärze geworden iſt. Dergleichen Excurſe flechten ſich durch das ganze Buch, ja mit dem wachſenden hiſtoriſchen Stoffe wachſen auch ſie (vgl. S. 74. 79 ꝛc.), bis endlich am Schluſſe des erſten Bandes eine Viſion folgt: „Unſere Biographie der Thatſachen (kann man denn von Thatſachen eine Lebensgeſchichte ſchreiben? Nun, Viſionärs vielleicht!) iſt zu Ende. Das Schickſal hat ohne Umſtände einen blutigen Strich durch die Lebensſchrift Chatterton's gezogen, und wir könnten nun von dem Unglücklichen Abſchied nehmen" (S. 205). Aber ſo billig entläßt Herr Püttmann uns nicht: er beutet noch auf faſt dreißig Seiten das Vielleicht von Chatterton's letzter Stunde aus, wie zu erwarten ſtand, mit einer ſolchen Ueberſchwänglichkeit bombaſtiger Reden, daß wir unſern Leſern mit einzelnen Mittheilungen aus dieſem hors d'oeuvre nur unwillkommen ſein könnten.

Der zweite Band beginnt mit einer kritikloſen Gegenüberſtellung der Gründe, die man in England für und wider die Aechtheit der ſogenannten Rowley'ſchen Gedichte geltend gemacht hat. Dann folgt die Ueberſetzung der Tragödie von Briſtol und einiger andern Balladen, unter denen „Nigel" ein treffliches Stück voll Lebendigkeit und Wirkſamkeit iſt, aber freilich unzweifelhaft modern; ferner die Tragödie Aella, von der es ganz unbegreiflich erſcheint, daß je ein Menſch ſich hat einbilden können, dies regelrechte, ſentimental-geſchwätzige Ding ſei um 1440, alſo lange vor Shakſpeare, zur Zeit der Paſſionen und Myſterien entſtanden, — und doch haben Engländer ſelbſt, ſogar Gelehrte, dies geglaubt und Andern einzureden geſucht! Aber was ſagt Falſtaff? „See now, how wit may be made a Jack-a-lent, when 'tis upon ill-employment" — oder wie Tieck überſetzt: „Da ſeht, welch ein Hanswurſt aus dem Verſtande werden kann, wenn er auf verbotenen Wegen ſchleicht." Die eigene Eitelkeit auf ihre Antiquitäten iſt the ill-employment, dem jene Gelehrten verfielen; überhaupt bringen Vorurtheil und Selbſtſucht immer auf verbotene Wege. — Den Beſchluß endlich macht die vielgeprieſene Haſtingsſchlacht. — Ueber die Treue dieſer Ueberſetzungen kann Ref. nicht urtheilen, da ihm das Original nicht zur Hand iſt; aber Reime, wie Hügel und Spiegel (204), Stille und Spiele (94) und Aehnliches, vor Allem die faſt durchgängige, ſehr ſteife und ungeſchickte Inverſion des Zeitwortes (z. B. der Refrain im Nigel: „Ihr Seligen im Himmel! Nigel bat." .. ſtatt: bat Nigel) erwartet man heutzutage in Ueberſetzungen nicht mehr, am wenigſten aus der ſtamm- und geiſtesverwandten engliſchen Sprache.

Iſt nun alſo unſer Urtheil über das ganze Buch hart und verwerfend, ſo beachte man dabei wohl, daß es hier zwei der heiligſten Intereſſen, Kunſt und Wiſſenſchaft, zu verfechten galt: die eine, die Poeſie, wird untergraben durch die Weltſchmerz-Anſichten, die hier Herr Püttmann als das wahre Evangelium der Dichtung predigt; die andere, die Litteraturgeſchichte, mußte vertheidigt werden gegen die inepte Behandlung, durch welche Herr Püttmann ſie vermuthlich ſo recht hat cultiviren und verſchönern wollen. Aber du lieber Gott, was drängt man ſich denn jetzt ſo ſehr nach der Litteraturgeſchichte, ohne Werkzeug und ohne hochzeitliches Kleid? Giebt es denn keine Vorſtadttheater, keine Leihbibliotheken mehr? Oder ſind auch dieſe der Richard Savages, der Chattertons und der Neſſushemden überdrüſſig? ● R. E. P.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redacteren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

9. März. № 58. 1841.

Varnhagen von Ense „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften."

(Schluß.)

Wer so viel Blick hat, um das Gebiet der Gefahren zu ermessen, von denen sich unser Autor rings umgeben sieht, wenn er sich in die wirbelnd sich kreuzenden Strömungen jenes gigantischen Lebensgemäldes wirft, der wird es bewundern, mit welcher Sicherheit er das Steuer durch diesen Irrgarten von Klippen führt, mit welchem Scharfblick er den Faden in diesem Labyrinth verfolgt, und uns dann so leicht hindurch leitet, daß der Achtlose wähnen muß, sich beständig auf dem ebenen Boden anmuthigen Spazierganges zu befinden. Er hat, wie jener Künstler sich vermaß, dem Gebirge Athos eine leicht gegliederte Gestalt gegeben, und so die chaotische Riesenmasse zur organisch anmuthvollen umgewandelt. Das Wort anmuthvoll ist dasjenige, was wir vorzugsweise auf diesen Aufsatz anwenden möchten. Denn er verwandelt uns das Getümmel und die durcheinander strömenden Gestalten des Congresses in eine lebendige Bildergallerie, wo jedem Bildniß aus der Wirklichkeit die künstlerische Veredlung zugewendet ist, die mit der vollsten Wahrheit bestehen kann. Hier, wo es galt, jeden Einzelnen im Verhältniß zum Ganzen darzustellen, und daraus das richtige Bild dieses letzteren zu gewinnen, hört auch die Vorliebe auf, die der Verf. sonst für einzelne Persönlichkeiten hat, und er giebt ihnen Schatten und Licht genau nach dem Maß, zu dem ihre Stellung zu dem Gesammtgemälde, das er mit der sorgsamsten Treue wiederzugeben strebt, sie berechtigt. So werden wir den Bildnissen der politischen, wie der litterarischen Notabilitäten, die uns in lebendiger, redender Aehnlichkeit erscheinen, vorübergeführt. Bei der großen Menge von Gestalten kann nicht eine jede völlig ausgezeichnet werden, sondern oft sind es nur leichte Umrisse, einige wenige skizzirende Striche, mit denen der Verf. seine Aufgabe löst; aber doch stets so, daß ein sprechender Charakter sich darstellt, der uns die Aehnlichkeit auch ohne Vergleichung mit dem Original verbürgt. Um nur einige Namen aus der glänzenden Zahl derselben heraus zu heben, nennen wir: Wilhelm von Humboldt, den Fürsten Hardenberg, den Fürsten Metternich, den Herzog von Wellington, Lord Castlereagh, Talleyrand, den Fürsten von Ligne, den Freiherrn von Stein, den Staatsrath von Stägemann, den Arzt Koreff, Gentz, Friedrich Schlegel, Adam von Müller, Cotta, Jahn und eine Menge andere, theils diplomatische, theils litterarische Größen, deren jede, oft nur im vorübergehendsten Fluge, in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt und scharf festgehalten wird. Von allen Urtheilen über bedeutende Persönlichkeiten erscheint uns das über den Fürsten Talleyrand das treffendste, was alle Für und Wider über diesen berühmten Staatsmann mit Gerechtigkeit vereinigt, und doch die Billigkeit nicht ausschließt, auf die ein so ausgezeichneter Mann immer Anspruch hat, wo es gilt, seine Verdienste und seine Fehler in eine richtige Abwägung zu bringen, und so das Ganze der eigenthümlichen Geistesmischung zu erklären. Man suche dieses treffliche Gemälde S. 63—65, wo es einen wahren Schmuck der reichen Sammlung bildet.

Mit geschicktester Hand sind die historischen Fortgänge, die Zerstreuungen des Tages, die auffallenden Nebenereignisse, die Congreß-Anekdoten und Bonmots, ernste wie scherzende, in die Darstellung der Persönlichkeiten verflochten. Wir glauben diese Bildnißreihe des Ruhms und des Talents, die sich hier beisammen findet, an der Hand eines geistvoll gesprächigen Führers zu durchwandeln, der uns, im Gehen, wie zufällig, dennoch aber in wohlüberdachter Ordnung, mit diesem und jenem unterhält, was sich eben an das Nächste knüpfen läßt. — Genug, das ganze Werk, zu dem die ursprünglichste und herausgearbeitetste Kraft gehörte, hat den Anschein der leichtesten Production, als ob es der Augenblick, der Zufall geboren. Doch wer den Verstand des innern Organismus darin durchschaut, seinem künstlerischen Gewebe zu folgen nicht die Mühe scheut, der wird nirgend einen besseren, einträglicheren Lohn für ähnliche Aufgaben finden als hier. In diesem Sinne dürfte man es einen Abschnitt aus der praktischen Aesthetik nennen, die der Gestaltung und Gliederung des Massenhaften zu leicht Beweglichem und Uebersichtlichem gewidmet ist. Und

allen hiſtoriſchen Werth abgerechnet, wird das Kunſtwerk eines der koſtbarſten Sammlungsſtücke in dem reichen Muſeum unſerer vaterländiſchen Litteratur bleiben. —

Giebt es gleich für uns diesem Bande den entſcheidenden Ausſchlag ſeines Werths, ſo wollen wir das Andere doch nicht etwa unbeachtet bei Seite laſſen, ſondern im Gegentheil Einiges davon der ſorgfältigſten Beachtung werth erklären. Wir finden dieſe glänzenden Beiträge zwar nicht in dem zweiten Abſchnitt, der uns biographiſche Mittheilungen macht, obwohl ſich die aus einem ſeltenen Buche mitgetheilte Geſchichte und Charakteriſtik der Herzogin Louiſe von Bourbon mit bewegter Theilnahme lieſt, wir auch den Geſprächen Saint Martin's mit Intereſſe folgen: doch der dritte Abſchnitt, der die Kritiken enthält, bietet uns wiederum einige Juwelen von ächteſter Lauterkeit dar.

Vor allem Anderen nennen wir hier die Beurtheilung der Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, die indeſſen ſelbſt mehr einen biographiſchen als kritiſchen Charakter angenommen hat. Des Verf. eigenthümlichſtes Talent, hervorragende Geiſter zu erkennen und Andern zur Anſchauung zu bringen, ihre Schwächen und Stärken im gleichen Maße richtig und belehrend aufzufaſſen, entwickelt ſich hier wieder in ſeiner ganzen Größe, da ihn keine individuelle Theilnahme oder Gegnerſchaft auf irgend eine Weiſe beſchränkt.

Von beſonderem Intereſſe dürfte auch, da wir dadurch auf ein noch wenig gekanntes Gebiet geführt werden, die Beurtheilung der Werke von Alexander Puſchkin ſein, deſſen Talent und Schickſal ihm gleiche Anſprüche auf unſere Theilnahme erwerben. Aus dem Aufſatz geht hervor, daß ſich der Autor nicht bloß hier und gelegentlich, ſondern ſehr eifrig mit der ruſſiſchen Litteratur beſchäftigt hat, und ſeine glückſelige Muße (um die ihn der Verf. dieſes Aufſatzes beſonders beneidet) wie immer zur eifrigſten und vielgeſtaltetſten Thätigkeit benutzt hat.

Auch die kurzen kritiſchen Aufſätze, deren uns dieſer Abſchnitt des Buches in nicht unbedeutender Anzahl mittheilt, erfreuen, wenn ſie ſich auch nicht eben in den Gegenſtand vertiefen, doch ſtets durch die klare Geſammtauffaſſung und die piquante Form. So ſind die beiden über Lindner, „Europa und der Orient," und über die vielgenannte Cavalier-Perſpective von angenehmſter Wirkung auf den Leſer. Der erſte Aufſatz, bei weitem der ausführlichere, erfreut durch den ruhigen Ernſt, die würdevolle und doch leichte Haltung, die Klarheit, mit der die Tagesfragen und politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands angeſchaut und wenn auch nur ganz allgemein, doch immer beſtimmt genug, um die eigenthümliche Geſinnung des Verf. zu erkennen, angedeutet werden; der zweite iſt eine glückliche Probe heiterer Ironie, und ſagt auf zwei Seiten mehr, als oft andere Autoren in zwei Bänden. —

Doch wir gehen zu dem letzten Abſchnitt über, den Novellen. — Unſere Anſicht von dem Verf., daß er nicht productiver, ſondern das Vorhandene reflectirender Schriftſteller ſei: das rechtfertigt ſich hier im Einzelnen. Die Novellen, die er uns als eigene Schöpfungen giebt, ſind in der Erfindung und Behandlung nur ſchwächere Producte. Sie tragen das Gepräge des Reflectiven, das ſich dem Autor ſo tief eingedrückt hat, in dem Maße entſchieden an ſich, als es die Gattung zuläßt. Wir glauben nicht eine Novelle zu leſen, die der Dichter aus ſeinem Innern heraus ſchafft, ſondern es iſt uns zu Muth, als erzähle er uns nur eine Novelle, die er geleſen oder gehört, aus der Erinnerung. Der lebendige, ſchöpferiſche Anhauch berührt uns nicht darin; kälteres, aber ſchönes, wohlthuendes Mondlicht, keine Sonne mit eigener Wärme. Wie der geiſtige Gehalt ſtets auf die Formen zurückwirkt, ſo auch hier. Die ſonſt ſo leichte Meiſterhand des Autors, wo er ſich in der ſeiner innerſten Natur entſprechenden Sphäre bewegt, wird hier unbehilflicher, die Formen erhalten eine gewiſſe Steifheit. Man fühlt, daß er nicht in ſeiner Heimath iſt, nicht ſeine geiſtige Mutterſprache redet; ſo gut das Geſagte iſt, es ſieht wie eine Ueberſetzung aus und iſt doch keine, und dieſer Widerſpruch zwiſchen Schein und Sein bewirkt die Lähmung der Lebenskräfte in dieſen Erzeugniſſen. Werthvoll, anziehend, eigenthümlich bleiben ſie darum immer.

Ein wärmeres Intereſſe jedoch, wir läugnen es nicht, hegen wir für die beiden kleinen Novellen aus dem Ruſſiſchen, die Sylphide und der Winterabend, zumal für die erſte, die mit einer ganz eigenthümlichen Färbung, zugleich eine ſinnige Betrachtungsweiſe verbindet, die uns mit einer feſſelnden Macht, der ſchwer zu widerſtehen iſt, in den Wunderglauben hineinführt, der, wie hell auch die Sonne der vernünftigen Ueberzeugung in das tiefſte Innere aller Dinge und Erſcheinungen dringen möge, doch nie ganz den Boden in der menſchlichen Natur verlieren wird. Der Menſch, die Welt, jede Erſcheinung: ſie ſind, wenn man die trügeriſche Wirkung der täglichen Gewohnheit denſelben abzuſtreifen vermag, zu große Wunder ſelbſt, als daß ſie nicht den Glauben an ein unermeßliches Reich anderer, noch ungeſchauter, oder nur ſeltener, im günſtigſten Augenblick dem Begünſtigten enthüllter, in ſtets reger Kraft erhalten ſollten. In dieſem Sinne wollen auch wir denn gern an das liebliche Wunder der Sylphide glauben, und es dem Dichter wie ſeinem Ueberſetzer Dank wiſſen, unſere Phantaſie damit bereichert zu haben. — Ueberhaupt, wir empfangen reiche Geſchenke durch dieſes Buch, ſo reiche, daß uns jetzt am Ende unſeres Aufſatzes jede ausfallende Bemerkung darüber faſt ein Vergehen dünken würde, wäre nicht das Geſchenk aller Geſchenke die Wahrheit, für das wir die unaus-

lösschliche Pflicht unſeres Dankes ja nie anders erfüllen können, als in ewig wiederholter Anerkennung ihrer Rechte, mit Hintanſetzung aller ſonſtigen Pflichten und Verbindlichkeiten, Hoffnungen und Befürchtungen, mit denen das Leben uns umgiebt. In dieſem Sinne, hoffen wir, werde der Autor, wie der urtheilende Leſer aufnehmen, was wir an Für und Wider über das treffliche Buch hier zu entwickeln verſuchten. — L. Rellſtab.

Deutſche Pandora. Gedenkbuch zeitgenöſſiſcher Zuſtände und Schriftſteller. Dritter Band. 1840.

Meiſt wird Göthe's Satz: „Greift nur hinein in's volle Menſchenleben, und wo ihr's packt, da iſt es intereſſant," der Anforderung nach kühn genug gehandhabt, ſeltener entſpricht der Erfolg. Um ſo erfreulicher iſt es uns, die meiſten Beiträge im dritten Theile der Pandora in beiden Beziehungen anerkennen zu dürfen.

Nur Willibald Alexis hat die Mißlichkeit des Nachſatzes noch anſchaulich zu machen für nöthig gehalten, indem er zwar auch in das volle Menſchenleben hineingegriffen, aber ein Paar Caricaturen herausgezogen hat. „Zu ſeiner eigenen Erheiterung" hat er geſchrieben, und dieſe erheitert den Leſer nicht ſonderlich. Es iſt dem berliner Patrioten, nachdem er ſeinen gediegen bürgerlichen, liebenswürdig juchtenen, märkiſchen Eid geſchrieben, allerdings einige Ruhe zu gönnen, aber da ſollte er auf Reiſen gehen oder ſchlafen, nicht ſchreiben. Hat er ſeinen Gegnern eine Freude machen wollen, ſo iſt das ſehr human, nur geſchah es auf Koſten ſeiner Freunde, die, ſtatt den ſonſt ſo unverdroſſen malenden, in der Compoſition ſo gewandten Epiker bewundern zu können, mit einem kargen, widrigen Product abgeſpeiſt ſind. Willibald Alexis zeichnet die Portraits eines ariſtokratiſchen und demokratiſchen Philiſters. Kaum poſſierliche, gewiß häßliche Figuren, voll verwitterter Anſichten und knotiger Launen. Der Herr Graf ſchreiten nicht, ſondern ſchießen daher „ſechs Fuß hoch, mager, in einer groben, grauen Jacke, ohne Schöße, Hoſen vom ſelben Stoff, Schuhen mit großen Schnallen und einer kleinen Reitmütze ohne Schirm, vorgebückt, die Augen auf den Boden, laut vor ſich herſprechend." Die Kinder laufen mit Recht vor ihm weg. Und gar den Plebejer Herrn Perleberg, den der Verf. ſelbſt eine Vogelſcheuche nennt, eine Geſtalt, die „keineswegs durch ihre Reinlichkeit auffällig," das Aufſehen und Gelächter der Mägde auf den Gaſſen erregt, — die in die Geſellſchaft einzuführen, iſt kein von den Grazien eingegebener Einfall.

Deſto werthvoller ſind die Beiträge der übrigen Steuerpflichtigen. Sie nahmen ihren Stoff aus der noch athmenden Gegenwart, gaben das Reſultat ſeiner Beobachtung in friſcher, künſtleriſch edler Form, und haben in ernſter oder humoriſtiſcher Weiſe die Verſchönerung, die Vergeiſtigung des ſocialen Lebens im Auge und ſind freimüthige Vertheidiger der nun auf's Neue proſcribirten Ideen.

Wir wünſchten, daß G. Depping, der über die Deutſchen in Paris viel Beherzigenswerthes ſagt, ſich ausführlicher hätte vernehmen laſſen. Er verweiſt jedoch auf ein größeres Werk und hat ſchon im Morgenblatt manches hierher Gehörende mitgetheilt. Der Verf. ſtellt die Schatten- und Lichtſeiten des dortigen Treibens ſehr wohl einander gegenüber, und kennt ſeine vortrefflichen Landsleute, die ſelbſt nach Paris hin ihr ſolides „zweckmäßiges" Deutſchthum an den Füßen verſchleppen und dort eben ſo tadelſüchtig, gelehrt ſind, eben ſo ſparſam, haushälteriſch mit ihrem geiſtigen Golde umzugehen wiſſen, als in der lieben Heimath. Der Verf. berührt nur flüchtig die ihres Vergnügens oder ihrer Studien wegen ſich in der großen Feſtung der Freiheit Aufhaltenden, und beſchränkt ſeine ſpeciellere Erörterung auf die in Paris anſäſſigen Deutſchen, auf Handwerker, Handeltreibende, Aerzte. Daß dieſe Menſchen ſich nicht ſo ſehr für die Politik des durchlauchtigen Bundestages intereſſiren wollten, um einer eigenen deutſchen Zeitung die Exiſtenz zu ſichern, darin ſind dieſelben nicht ſo ſehr zu verdenken. Denn unſere politiſche Küche kocht ſo lauwarm, daß wir den Landsleuten in Paris ſelbſt auf Eiſenbahnen keinen dampfenden Beweis, wie die Baſeler einſt den Straßburgern, von unſerer Freundſchaft und Kochkunſt würden geben können. Recht charakteriſtiſch iſt es wieder, wie die Herausgeber eines im Jahre 1838 unternommenen pariſer Tageblattes in deutſcher Sprache jede politiſche Tendenz vermieden, um ſich, wie ſie ſelbſt ſagten, mit den deutſchen Mächten nicht zu entzweien. Fromme deutſche Incompetenz! Das Blatt ſtarb recht ſanft an ſeiner Beſcheidenheit und Reſignation, aber keineswegs in hohem Alter.

Eduard Duller giebt ein Bild von Trier und Luxemburg. Die Schilderung des „heiligen" Trier, auf deſſen Straßen man, wie ein alter Spruch es treffend bezeichnet, auf einem dreifachen Pflaſter wandelt, iſt in den glühenden, funkelnden Farben der Glasmalerei entworfen. Alte Pracht in jugendlichem Lichte. Und Duller ſteht ſelbſt in dieſem Dome von ſteinernen Denkmälern der ſtarken Römerzeit, von Sagen ſo hold auf roſigen Mädchenlippen, von Geſchichte, den erſtarrten Thaten der Feudalzeit. Mit raſchem, kühnen Blicke durchſchweift er die weiten Räume der Jahrhunderte und athmet in der Erinnerung noch einmal den ſüßen Duft der naphthahauchenden Blüthe des Katholicismus, um dann „die goldne Märchenwelt der Kindheit verſchwinden zu ſehen, wie jene alten Städte in den Meeresgrund hinabſanken, auf deren Thürmen und Zinnen jetzt ſtolze Kauffahrer dahin ſegeln." Er tritt, von aufrichtiger Liebe zu ſeiner Heimath erwärmt, auf die Berge der „feurigen Nationalgarde" des Gasler, Pieſporter, Zeltinger, Scharzer, und berichtet voll muthigen Humors über die auch für Trier angebrochene, wenn auch erſt angebrochene höhere Intelligenz. Die Freiſinnigkeit wird als Grundzug des trierſchen Volkscharakters gerühmt. „Der freie Sinn aber giebt das freie Wort, und das freie Wort iſt der unentbehrliche Sicherheitszeiger jener großen Maſchine, genannt Staat." Wenigſtens einen Schritt ſind die Moſel- und Rheinbewohner weiter, als wir übrigen weinloſen, loyalen Eichenherzen. Käme das Bewußtſein der Selbſtändigkeit hinzu, ſo würde ihre Vorliebe für Frankreich, dem ſie nun einmal die beſſern politiſchen Inſtitutionen verdanken, ihrem deutſchen Patriotismus keine Gefahr bringen. Nur die ſervile Partei, welche der Nation ihre eigenen Schwächen verbergen, ihr das Erröthen erſparen und das Beſſermachen hinausſchieben möchte, kann dieſelbe zum Haß gegen die Fremden reizen, um ſie mit dem ſchädlichen auch gegen den wohlthätigen Einfluß derſelben abzuſperren. Völker ſollten ſich aber auf unſerer Culturſtufe nicht mehr voll leidenſchaftlichen Haſſes, ſondern kalter, reiner Klugheit gegenüber ſtehen. Gern möchten wir Stolz damit verbinden. So lange wir aber noch

neidiſch hinblicken müſſen auf des Nachbars Vorzüge, würde unſer Stolz nur lächerlicher Dünkel ſein. — Völlig einverſtanden ſind wir mit Duller über das, was er in Bezug auf den Aufſchwung der Induſtrie ſagt. Thätigkeit, Wohlſtand des Bürgerthums ſind die beſten Stützen einer geordneten politiſchen Freiheit. Jeder Einzelne muß beim Wohl des Ganzen mit ſeiner Kraft und ſeinem Beſitz betheiligt ſein. Der jetzt beſtehende „Staatsdienſt" iſt ein lähmendes Inſtitut. Gerecht iſt Duller's Zorn über das Vorurtheil des kleinlichen, verzagten Egoismus, welches die Jugend zum Staatsdienſt, als zur „ſichern Verſorgung" hintrieb, und den Staat dadurch zu einer Pfründenanſtalt machte und die Jugend abſchreckte von dem Einſatze der Perſönlichkeit ins große Lotto der Induſtrie. Grade dies vermeintliche Lotto gewährt eigentlich die größte Sicherheit, nämlich für ſolche Geiſter, die ſich vor einer lebenslänglichen Verſorgung ſchämen und fürchten. Gewiß, heißt es weiter, die Induſtrie befreit allmälig das Bürgerthum von vielen alten und neuen „Servituten," von jener des ſerviten Sinnes zu allererſt, und wo kein ſerviler Sinn iſt, da hat auch die fremde Anmaßung keinen Haltpunkt. Neben der Induſtrie muß das elende Schmarotzer-Schlingkraut des Philiſterthums, das dem Baume die beſten Säfte abzieht, verdorren. Die Induſtrie gleicht die ſchroffen Gegenſätze der Kaſten aus. Indem ſich der Geiſt kühn die Elemente dienſtbar macht, vergeiſtigt ſich die Menſchenkraft, und die allgemein menſchliche Bildung erhält freie Bahn, um immer tiefer in die Maſſe eindringen zu können. — Wir folgen dem rüſtigen Freiheitskämpfer gern durch die wild-ſchönen Ardennen zu der „Felſenjungfrau, der unbezwingbaren Hüterin Deutſchlands." Möchte ſie unbezwingbar ſein. Duller ſchildert recht lebhaft das Intereſſante und Charakteriſtiſche eines ſo außerordentlichen Waffenplatzes, und hebt hervor, wie Luxemburg auf der äußerſten Weſtgrenze Deutſchlands der fremden Luft ſchon ausgeſetzt, bei den letzten Wirren in Hinſicht ſeiner materiellen und geiſtigen Intereſſen gelitten hat. Er läßt indeß die politiſchen Verhältniſſe in dieſer Hinſicht unerörtert. Wer von uns möchte ſie ohne genaue Kenntniß der Volksſtimmung und der mannigfach verſchlungenen Sachlage entſcheiden?

Im deutſchen Advocaten giebt Karl Buchner die Schilderung eines Standes, der wie alle deutſchen Stände des Kräftigen, Braven, Lichten, des Unbehilflichen, Geiſtloſen, Verſtäubten genug hat. Ohne das wäre die Atmoſphäre keine deutſche mehr. Die Gegenüberſtellung des mit ſeinem Fleiße erwerbenden, zugleich gewiſſenhaften Advocaten und des beſoldeten „Staatsdieners, der den Staat unmittelbar auf ſeinen Schultern trägt, wie der Berg Atlas den Himmel," der aber eigentlich mehr für ſein Nichtsthun, als für ſein Thun, mehr für ſein Nichtwiſſen, als Wiſſen, ſeinen Gehalt bezieht, belebt das Bild. Es iſt bekannt, wie eiferſüchtig die Gerichte jedes Verſehen des Advocaten überwachen: das wäre recht gut, wenn die Gerichte nur unter ſich ſelbſt eben ſo eiferſüchtig wären. Die Richter können aber ſchon, namentlich wo heimlich inſtruirte, von der Macht abhängige Collegien ſprechen, ohne Rüge nachläſſig, gewiſſenlos ſein. Zwar iſt der Contraſt von Buchner grell und ſcharf — auch einſeitig — gehalten, aber in Deutſchland muß man mit ſtarrer Keilſchrift ſchreiben, um durchzudringen und den Leuten den Zweck der Scheuleder an den Augen zu vereiteln. Der Advocatenſtand an ſich iſt ein ehrenhafter, ſchon deshalb, weil ihm Mangel an Tüchtigkeit und Geſchicklichkeit ſehr wohl als Schuld, das Vorhandenſein derſelben aber nie als Verdienſt angerechnet wird. Seine Bedeutung verfällt aber immer mehr in einer Zeit, wo die Polizei auf eine grauenhafte Weiſe die perſönliche Freiheit des einzelnen Bürgers verletzt und die Juſtiz ihm keinen Schutz mehr verleiht. Die Gebrechen des Standes liegen meiſt im Boden, worauf er ſteht, in unſern Inſtitutionen, Geſetzen, Gerichtsweſen. Börne nennt ja den deutſchen Proceß die Schraube ohne Ende. — Recht hübſch beſchreibt Buchner das Leid und die Freude des jungen Advocaten, der an der Welt und ſich ſelbſt zu zweifeln wagt, dann Ueberzeugung und Enthuſiasmus bei ſeinen Beſtrebungen verbindet, die Ueberzeugung aber den Enthuſiasmus ſtets überwachen läßt. Er vertheidigt den Advocaten mit guter Laune gegen die Angriffe der Satiriker, ſelbſt manchen ſatiriſchen Hieb gegen philiſtröſe Poeten austheilend. Manche intereſſante hiſtoriſche Notiz wird herangezogen und namentlich viel unter den beſtehenden Verhältniſſen höchſt Praktiſches und Erzielbares aus Juſtus Möſer, dieſem umſichtigen und unverdroſſen hilfreichen Freunde des Mittelſtandes und der Bauern, dem als advocatus patriae Gefeierten, ins Gedächtniß zurückgerufen. Alle Ehre dem Verf. der „patriotiſchen Phantaſieen." Seine Abſichten waren ſtets die redlichſten; er hoffte indeß von den Corporationen, die wir jetzt längſt verwerfen müſſen. Doch zeigte ſich, wie der Verf. bemerkt, auch bei Möſer ſchon eine lichte Ahnung bei ſeiner Vertheidigung der Rechtsungelehrten als Urtheilſprecher in Criminalſachen. Zu jener Zeit konnte man aber an ein radicales Einſchlagen unſerer väterlichen Schubkaſten und Schränke und Verjüngung des deutſchen ſocialen Lebens noch nicht denken, und von der Ausführung einer ſolchen Idee ſind wir faſt noch eben ſo fern, als der osnabrücker Patriot. Der Meinung iſt auch Buchner. Deſto höher rechnet er Möſer das Verdienſt an, auf Englands und Frankreichs Rechtsverfahren aufmerkſam gemacht zu haben. „Der Deutſche, der ſonſt ſo gern in die Fremde ſieht, iſolirt ſich doch regelmäßig in ſeinen ſtaatsrechtlichen und öffentlichen Verhältniſſen. Lange dauert es, bis die Beiſpiele von Außen auf ihn wirken, ja bis ihm dieſes Außen nur als etwas Mögliches, Praktiſches ins Ohr klingt." Erſetzte die eigene Erfindung das Entlehnen aus der Fremde, ſo wäre es deſto beſſer. Allein wir überlegen Alles erſt übergründlich, dann erſt überlegen wir noch einmal, und endlich laſſen wir's beim Alten. Das Beſſere muß uns aufgezwungen werden. Und ſo richten wir, wie ſchon oben einmal, nur in ſpeciellerer Beziehung, unſern Blick nach Weſten. Der Verf. wohnte einer Sitzung der Geſchworenen im Juſtizpalaſt zu Mainz bei. Er iſt erfreut über die würdige Haltung der Richter, des Staatsprocurators, der Geſchworenen, der Advocaten, über die einfache, gewandte Dialektik der Sprecher, die geſpannte Theilnahme der Zuhörer. Oeffentlichkeit verlangen wir, um Ehre und Gewiſſen auch der Unparteiiſchen ins Spiel zu bringen und den Sinn für das Rechte immer allgemeiner zu wecken und die Menſchen zu der Einſicht zu führen, daß ſie auch ohne bändereiche, ſchweinslederne Satzung rechtmäßig handeln können und müſſen, nicht aus Furcht vor der Strafe, nicht aus pietiſtiſchem Tugenddünkel, ſondern weil ſie das Rechtmäßige als das einzig Vernünftige erkannt haben, und das Nützliche für das Leben ſich daraus von ſelbſt ergiebt. Das Weitere mag ſich in jenem Leben finden.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

10. März. № 59. 1841.

Ueber die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher, oder Katholicismus und Protestantismus.

Wenn in einem früheren Aufsatze des Ref., betreffend den kurhessischen Symbolstreit, nur eine Darstellung seines Ursprunges und Verlaufes, verbunden mit einer Kritik der in demselben erschienenen Schriften, versucht worden ist, so soll in dem Nachstehenden die Streitfrage selbst schärfer ins Auge gefaßt und dem gegenwärtigen wissenschaftlichen und kirchlichen Bewußtsein näher gerückt werden. Um nun theils die historische Pointe dieses Streites nicht allzu sehr zurücktreten zu lassen, theils um so genauer und anschaulicher die Spitzen darzustellen, welche die namhaftesten theologischen Theoreme für diesen Streit herausgekehrt haben, ist in dem Folgenden statt einer freien Behandlung der Streitfrage der an die Resultate anknüpfende und ihre Voraussetzungen prüfende und weiterführende Weg der Erörterungen eingeschlagen. Mag derselbe auch umständlicher und mühsamer sein, er gewährt doch den Vortheil einer genaueren Orientirung und schneidet den Trost ab, als sei nicht in die Sache selbst eingegangen, sondern über sie vorweg abgesprochen worden. Die bekannte, von einer so großen Aufregung begleitete Schrift Bickell's nun, welche den folgenden Erörterungen über denselben Gegenstand vorzugsweise zu Grunde gelegt werden soll, scheint fast das letztere Schicksal gehabt zu haben. Denn fast durchgehends aus allen für und wider sie erschienenen Aufsätzen kann man abnehmen, daß die Resultate derselben von den „Freunden" in gutem Glauben aufgenommen, von den Gegnern aber schlechthin zurückgewiesen sind. Noch weniger ist dabei immer der eigentliche Gegenstand des Streites im Auge behalten, vielmehr die Gelegenheit zu eben so unbestimmten, zusammengeknäulten, als fast die Grenze der Vernunft berührenden Excursionen über das Recht pietistisch-orthodoxer und neologisch-weltgeistlicher Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche benutzt worden. Ein Erfolg, der zwar, wenn die Reversfrage principiell gefaßt wird, nicht ausbleiben konnte, wodurch aber diese selbst theils in den Hintergrund treten, theils zu einem so complicirten Processe werden mußte, dessen letzte Veranlassung in den genannten, die evangelische Kirche jetzt bewegenden Richtungen zu suchen, dessen rechtskräftige Entscheidung aber, um dies hier im voraus anzudeuten, in dem begriffenen und durchgeführten Principe des Protestantismus von dem „rechtfertigenden Glauben" bereits gegeben ist. Denn dieser Glaube weiß es, daß die von seiner centralen Kraft zusammengehaltene und belebte evangelische Kirche nie wieder eine zerfließende oder erstarrte Gesellschaftsmasse werden kann, und daß wie sie ohne Reverse entstanden ist, sie deren eben so wenig zu ihrer Erhaltung nöthig hat. Ja so sehr weiß er dies, daß er den, und wäre es auch bis ins Maßlose hin sich versteigenden Geschichts- oder Begriffsklitterungen, so wie den bis zu bewußtloser Tobsucht die Gemüther erhitzenden Gegensätzen ruhig zusehen kann, aus dem ganz einfachen Grunde, weil er die traditionelle Furcht vor Ketzerei und Schisma durch die Einsicht überwunden hat, daß beide nur Momente sind, welche an sich zur gesetzmäßigen und gesunden Entwicklung der christlichen Wahrheit und ihrer Gemeinschaft gehören, die sich aber von selbst, wie auch der geschichtliche Proceß der Kirche bisher gezeigt hat, von ihr auszuscheiden gezwungen sind, wenn sie sich in ihrer abstracten Einseitigkeit fixiren. Der äußere Succurs eines Reverses kann also vorläufig von der evangelischen Kirche für nicht viel mehr angesehen werden, als für einen unwillkommenen Freundschaftsdienst, welcher zu ihrer normalen Entwicklung wenigstens nichts hinzuthut, und den sie völlig entbehren kann, weil sie kraft ihres Princips sich im Besitze einer Macht, der Macht des Geistes der Wahrheit und der Liebe selbst weiß, der alle ihm feindseligen, zerstörenden oder erstarrenden Elemente im voraus aufgelöst und versöhnt hat. —

Von den drei Abschnitten der Schrift Bickell's nun, in welchen er auf die bekannte Veranlassung die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher bespricht, scheinen genau genommen die beiden letzteren, welche „II. das bestehende Recht in Kurhessen," und „III. der neue Revers" überschrieben sind, ein geringeres Interesse für das Ausland zu haben,

und in der That ſind die für ſein Reſultat entſcheidenden Punkte im erſten Abſchnitte (I. Allgemeines) verhandelt. Jedoch geben auch die beiden letzteren Zweierlei an die Hand, was für die Löſung der Frage nicht zu überſehen iſt. Wenn nämlich der ganze Charakter der Schrift Bickell's dafür bürgt, daß ſeine Oppoſition gegen den neuen Revers*) keineswegs auf eine querulirende Mäkelei hinausläuft, vielmehr ſein aufrichtiger Ernſt iſt, ſo bleibt ihm nicht nur die Befriedigung, ſein Gewiſſen ſalvirt, ſondern auch das Verdienſt, überhaupt an jeden Revers die Forderung geſtellt zu haben, daß aus demſelben alles Unbeſtimmte, Schwankende und Zweideutige hinſichtlich ſeiner Form und ſeines Inhaltes entfernt werde, wie dieſes Bickell an dem neuen kurheſſiſchen Reverſe durch die beſondere Erörterung im III. Abſchnitte ſeiner Schrift über das Wort „Berückſichtigen" in Betracht ſeiner Form hervorhebt, und wir oben beiläufig in Betreff ſeines Inhaltes glauben nachgewieſen zu haben. — Es iſt nämlich ein eben ſo großer Fehler, zur Hauptſache des Reverſes die bloße Form einer eidlichen Verpflichtung machen, als ſeinen Inhalt auf ein einzelnes Dogma, als dieſen abſtracten Haupt- und Lehrſatz, abgeſehen von ſeinem ſyſtematiſchen Zuſammenhange, beſchränken zu wollen. Da vielmehr die Kirche nur in dem lebendigen, identiſchen Geiſte ihrer Bekenner zu ſetzen iſt, ſo muß Form und Inhalt eines Reverſes für Geiſtliche als „Diener" derſelben, welche vorzugsweiſe das Bewußtſein um dieſen chriſtlichen Gemeingeiſt in ſich haben und Anderen mittheilen ſollen, in der höheren Einheit der Idee aufgehen, und das Princip, die „Grundlage dieſer Gemeinſchaft ſo ausſprechen, daß es als der Ausgangs- und Mittelpunkt des religiöſen Gemeinlebens zu erkennen iſt. Hat nun die evangeliſche Kirche das Bewußtſein, wie das Princip ihrer Gemeinſchaft in den ſymboliſchen Büchern niedergelegt, und Beides in dem articulus praecipuus de justitia fidei concentrirt: ſo muß auch dieſe dogmen- und gemeindebildende Einheit klar und entſchieden im Reverſe hervorgehoben ſein. Woraus von ſelbſt erhellt, daß dann jenes Princip, worauf reverſirt werden ſoll, nicht deshalb verpflichtend ſein kann, weil es in den ſymboliſchen Büchern ſteht, ſondern es ſteht in den ſymboliſchen Büchern und iſt verpflichtend, weil es Princip der evangeliſchen Kirche ſelbſt iſt. Damit ergiebt ſich freilich im voraus eine weſentlich andere Stellung der Geiſtlichen zum Reverſe, namentlich aber iſt dadurch der Rechtstheorie und ihren katholiſirenden Conſequenzen vorgebeugt, wonach die Kirche zu einer Zwangsanſtalt von Gottes oder Staats wegen gemacht wird, und die ſymboliſchen Bücher die antecedente „Grundlage" der evangeliſchen Kirche wären, da ſie umgekehrt nur in dem abhängigen Verhältniſſe der Folge zu ihrem Grunde ſtehen können. —

Damit hängt genau die Frage und der Nachweis zuſammen, in welchen Theilen der ſymboliſchen Bücher dieſes Princip zu ſeinem klarſten und entſchiedenſten Ausdrucke gekommen ſei, zu einem Ausdrucke, deſſen Form und Inhalt aus der einfachen Lebendigkeit und Gewißheit des der Chriſtenheit immanenten heiligen Geiſtes herausgewachſen iſt, ohne daß die Gewißheit von irgend einer äußeren Autorität entlehnt, noch die lebendige Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeins durch ein abſtractes Raiſonnement verwaſchen wäre. Wenn nun Bickell in dem II. Abſchnitte ſeiner Schrift den Nachweis führt, daß in den verſchiedenen heſſiſchen Landestheilen, in welchen bald das lutheriſche, bald das reformirte Bekenntniß vorherrſchte, die landesherrlichen Kirchenordnungen neben den älteren Symbolen die Augsburgiſche Confeſſion und deren Apologie immer ſo auszeichnen, „daß dieſelben überall die eigentliche Grundlage bilden, nach welcher in der Predigt des Wortes Gottes ſich gerichtet werden ſoll" (Bickell, S. 28), ſo kann dieſes Hervorheben nicht auf Zufall oder Willkür beruhen. Der Grund liegt vielmehr darin, daß gerade die Augsburgiſche Confeſſion und deren Apologie in der Form einfacher Unmittelbarkeit die Grundgedanken ausgeſprochen hat, in welchen die Particularkirchen die von ihnen gemeinſam anerkannte und verlangte Idee der Reformation wiederfanden. Es gebührt daher Bickell das fernere Verdienſt, durch ſeine kanoniſche Unterſuchung mittelbar darauf hingewieſen zu haben, daß wenn ein Revers, ſei es nun behufs der Union der durch jene Idee verſchwiſterten Kirchen, ſei es behufs der Beſtimmtheit des particularen oder individuellen kirchlichen Bekenntniſſes ausgeſtellt werden ſollte, ein ſolcher nur auf die Augsburgiſche Confeſſion und deren Apologie abzulegen iſt; wie denn geſchichtlich bei dergleichen Verſuchen ſich immer ein ſtärkerer und allgemeinerer Widerwille gegen eine weitere, auch die übrigen Theile der ſymboliſchen Schriften einſchließende Faſſung gezeigt hat. — Hiezu kommt ein anderer nicht unerheblicher Umſtand. Beide Schriften ſind nämlich, obzwar ohne lange Meditation und Reflexion im Drange, aber auch in der

*) Beiläufig mag hier aus einer Gegenſchrift von Wilhelm Herm. Meurer „Ein Wort über Lehrfreiheit in der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche" ꝛc., Kaſſel 1839, bei Jer. Hotop, S. 29—31 angeführt werden, daß die heſſiſchen Geiſtlichen bis zu dem bekannten Erlaſſe kurfürſtl. Miniſteriums nicht auf die ſymboliſchen Bücher, ſondern lediglich „auf Vortragung rechtſchaffener, geſunder, göttlicher, prophetiſcher und apoſtoliſcher Lehre," wie ſolche aus „bibliſchen Schriften zu erwehlen" ſei, verpflichtet worden wären. Zum Beweiſe beruft ſich Meurer überdies auf Pfeiffer's Anweiſung für Prediger, Marburg 1789, §. 37, Anmerkung 3, wo es heißt: „In Heſſen wird von dem Prediger kein Eid auf ſymboliſche Bücher verlangt; bei der Ordination aber wird er angewieſen, die ganze Lehre der chriſtlichen Religion, welche in den Büchern des A. und N. T., der Propheten und Apoſtel gelehrt wird, vorzutragen."

Begeiſterung des Augenblicks nicht nur von einem Manne verfaßt, dem wir wohl das freieſte und flüſſigſte Bewußtſein der reformatoriſchen Idee zuſchreiben müſſen*), ſondern ſie haben auch neben dem principiellen Gegenſatze gegen die päpſtliche Kirche einen anderen officiellen und welthiſtoriſchen Charakter bekommen. Denn worin liegt denn eigentlich das weltgeſchichtliche Gewicht jener Schrift, welche dem Kaiſer, als dem erklärten defensor et advocatus ecclesiae catholicae et christianae, eingehändigt wurde? In nichts Geringerem, als daß von dieſem Augenblicke an die kaiſerliche, d. h. die weltliche Macht der Kirche gebrochen, und daß mehr als durch allen Pomp, womit der Kaiſer das unſcheinbare Buch annahm, vor der ganzen Chriſtenheit die unendliche Macht und Berechtigung der (reformatoriſchen) Idee anerkannt war, da ja der „römiſche Landpfleger" nicht mehr mit der Frage, was iſt Wahrheit, den Proceß niederſchlagen und die Stände ſtehen laſſen konnte, ſondern ſich mit ihnen in einen geiſtigen Wettkampf einzulaſſen und zur Abfaſſung der Confutatio Befehl zu geben genöthigt ſah; mochte er auch hinterher, um nicht gar zu ſchwach zu erſcheinen, die Annahme der Apologie verweigern. Dieſe Macht des Geiſtes, gegen welchen die kaiſerliche Majeſtät bei der Wiſſenſchaft der päpſtlichen Theologen Schutz und Zuflucht ſuchen mußte, iſt das wahre ſchlechthinige Recht der evangeliſchen Kirche, welches ihr nicht beſſer weltlicher Seits, als durch dieſen Act des Kaiſers ſanctionirt werden konnte, da ſie geiſtlicher Seits dem ſchmähligen pontificialen Machwerke gegenüber einer ſolchen Beſtätigung nicht bedurfte. Wie denn auch die Selbſtbefriedigung, in der Wahrheit und in ihrem Rechte zu ſein, die evangeliſchen Stände dadurch ausgedrückt haben ſollen, daß Einzelne ſich während des Vorleſens der Confutation kaum hätten des Lachens enthalten können. Und wenn die Stände ſpäter eine geſetzliche Anerkennung der evangeliſchen Kirche in dem 7. weſtphäliſchen Artikel auf Grund der Uebergabe der Augsb. Confeſſion erkämpft haben, ſo können wir jetzt mit derſelben Genugthuung dem heiligen Stuhle ſeine „Marotte" laſſen, dieſen Artikel nie anerkannt und die Augsb. Confeſſion widerlegt zu haben. Aus dieſem Grunde fallen aber auch eben ſo ſehr alle Niehuſiſchen und Scioppiſchen Inſinuationen, wie ſolche in dieſem Streite von Neuem zum möglichen Beweiſe der wirklichen Rechtsloſigkeit der evangeliſchen Kirche ohne Reverſe auf die ſymboliſchen Bücher heraufbeſchworen ſind (ſ. Bickell, S. 13, Anmerk. 13, und die Schrift des Dir. Vilmar), in ihr erbärmliches Nichts zurück, als die Augsb. Confeſſion und deren Apologie mit dem Siegel jenes weltgeſchichtlichen Rechtes der Idee verpetſchirt iſt und den wahren character indelebilis erhalten hat, welcher den übrigen Bekenntnißſchriften, die theils aus einem dogmatiſchen, theils aus einem kirchlich-adminiſtrativen Intereſſe hervorgingen, weniger zu ſtatten kommt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Die beiden hervorſtechenden Charaktere der Reformation, Luther und Melanchthon, können füglich als die Repräſentanten der beiden Seiten des Proteſtantismus, der objectiven und ſubjectiven angeſehen werden, welche in der Entwicklung deſſelben als unausgeglichene Gegenſätze faſt bis dieſen Tag neben einander fortlaufen. Die Aenderungen in dem Urtexte der Augsb. Confeſſion, ſo wie andere Nachgiebigkeiten mögen wohl der „friedliebenden und gemüthlichen" Geſinnung Melanchthon's zu gut gerechnet und der ſtrengen, ungebeugten Glaubensfreudigkeit Luther's nachgeſetzt werden. Allein die freie Auffaſſung und Aſſimilation der chriſtlichen Wahrheit, wie ſie ſich in dem exhibeantur des wichtigen var. Art. X. darſtellt, iſt ein eben ſo berechtigtes Moment des proteſtantiſchen Bewußtſeins, als die ſtarre äußerliche Objectivität des adsint oder ἐστι, welches Luther auf den marburger Tiſch ſchrieb.

„Deutſche Pandora."

(Schluß.)

Jenes einfache Gerichtsweſen, das man gern als aus der Fremde herübergedrungen anfeinden möchte, iſt ächt deutſchen Urſprungs. Buchner vergleicht dieſe Inſtitutionen mit Königen, welche der Gewalt des Uſurpators — des römiſch-canoniſchen Rechts — zu weichen gezwungen worden. Noch hat, fährt er fort, der Uſurpator den größten Theil der Heimath inne, und Acht und Bann hängt noch über dem Haupte des einheimiſchen [angeſtammten], verjagten Königs. Von hohen und tiefen Zinnen ſind Geſchütze auf ihn gerichtet; wo er die Herrſchaft wieder erlangt hat, iſt er fortwährend bedroht, und wo er noch als Fremdling um gaſtliche Aufnahme fleht, da ſtößt er auf Zweifel oder auf Widerſtand. Der König zeigt auf den Schmuck ſeiner Krone: den klaren Diamant der Oeffentlichkeit, den kräftig ſtrahlenden Rubin mündlicher Unterhandlung, die Roſette häufigerer Anwendung collegialiſcher Gerichte, die ſtolze, ſcharfe Zackenreihe richterlicher Unabhängigkeit, den friſchen, zwölfblättrigen Eichenzweig der Geſchworenen. Aber vergebens. Nur kleine Conceſſionen erfolgten da und dort, der weitere Erfolg iſt ungewiß und ſteht ſelbſt in trüber Ferne. So entwickelt Buchner das Bild mit reicher Erfahrung, mit charaktervoller Strenge und Feſtigkeit, mit kühner Liebe zu dem Volke, — das wie der Schuſter im Julius Cäſar feiert, um die Triumphzüge des Imperators zu ſehen. Der Verf. hofft von der Zukunft. Wir beneiden ihn darum, doch grämen wollen auch wir uns nicht. Denn der Gram vernichtet, nur der Aerger iſt heilſam. Wir wenden uns deshalb zu den düſſeldorfer Anfängen.

Immermann hat damit unſtreitig den künſtleriſch abgerundetſten Beitrag geliefert. Die Kunſt in ihrer heiter-ernſten Bedeutſamkeit für das Leben bildet den Hauptgegenſtand, und hinter der Maske des Faſchings und im kecken Jubel der in ihrer Kunſt ſo rührigen, von allen außer ihrer Kunſt liegenden Intereſſen aber wenig angefochtenen Maler überraſcht der Verf. manche unter allgemein bekanntem Incognito im Düſtern ſchleichende Verdrießlichkeit mit der Blendlaterne des Graciöſo und leuchtet ihr plötzlich ins Geſicht und ſchalkhaft nach Hauſe. Auch hier erſcheint die Freiheit als weiße Dame, — deren ſchöne Entſchleierung Immermann ebenfalls nicht erleben ſollte.

Die Politik ſchweigt keineswegs und eine kluge Kannegießerei iſt überhaupt gar nicht ſo verächtlich, wie ſie im Luſtſpiel dargeſtellt wird. — Nachdem Görres der Reaction den böſen Streich geſpielt hat und geiſteskrank geworden, iſt ſein letztes jeſuitiſches Aufbrauſen unſchädlich geworden. Deſto beachtenswerther iſt die Wirkſamkeit des coblenzer O'Connel im Rheiniſchen Mercur, die ihm den Ehrennamen des fünften Alliirten einbrachte. Daß Immermann auf dieſe Periode verweiſt, iſt nicht überflüſſig. Wenn ſich dieſer Sturm und Drang nur zeitgemäß fortgeſetzt hätte, der Wagen wäre ſchwerlich rückwärts in die reactionären Sümpfe geſchoben und die Ereigniſſe der jüngſten Zeit würden unmöglich gemacht ſein. Um ſo weniger aber können wir billigen, was Immermann gut zu heißen ſcheint, daß der Mercur, ſobald Etwas Thatſache geworden, zum Frieden redete, wie ſehr er ſich auch früher dagegen geſtemmt haben mochte. Das iſt der Keim zum Serviliſmus. Ganz in der Ordnung bleibt es, wenn der nordamerikaniſche Geſandte jede factiſch beſtehende Regierung in Europa anerkennt. Wer aber mitten in den Ereigniſſen ſteht, dabei betheiligt iſt, ſogar Einfluß zu üben vermag, der darf ſeine Ueberzeugung durch Bedenklichkeiten der Schwierigkeit nicht einſchüchtern laſſen und nie — wie es jetzt freilich ſo oft und ſchön geſchieht — klein zugeben. Das rege Leben in den Rheinprovinzen zur Zeit, wo die Regierungen noch unentſchieden darüber waren, ob ſie halten ſollten, was ſie verſprochen, iſt lebendig geſchildert. Auf die Frage: wie geht's? antwortete man damals: proviſoriſch. Jetzt müßte man antworten: gar nicht. Ueber die Stimmungen, Anſichten, Sehnſuchten der rheiniſchen Fürſten, Grafen und Herren iſt viel Sarkaſtiſches angemerkt, und dem Adel bleibt allerdings nichts, als ſein „Stammes- und Blutgefühl," wenn er einmal etwas Apartes haben muß. Denn der entfeſſelte Gedanke vertheilt die Welt ganz anders, als es früher von den Göttern geſchah. Der Himmel bleibt zwar die Apanage des hochwürdigen Clerus, aber Bildung, Kunſt, Poeſie, Wiſſen ſind die Domainen der Intellectuellen, Handel, Gewerbe und Landbau das Verbindende für den Bürger und Bauer.

Die Anfänge — und die Endſchaft des düſſeldorfer Theaters charakteriſiren nicht allein manches andere Theaterweſen, ſondern auch die energieloſe Theilnahme der, allmälig der Wärmflaſche bedürftigen, Dame Publicum an der Kunſt überhaupt. Man will genießen, nichts thun, nicht einmal bezahlen, geſchweige denken. Man will ſich nur die Weichen ſtreicheln laſſen, und es wird vielleicht noch ein Mal dahin kommen, daß ihr geſtriegelt werdet und vor ſchmerzlicher Wolluſt hinten ausſchlagt. — Als in den letzten Jahren vor der Julirevolution der deutſche Schlendrian ſo recht wieder in der Wolle zu ſitzen glaubte, war auch ein träges Sichgehenlaſſen im Angenehmen an der Ordnung. Da bildete Düſſeldorf trotz ſeiner düſſeldorfer Traurigkeit mit ſeinen phantaſievollen, dem Schönen nachringenden Künſtlern einen lebhaften, fröhlichen Contraſt. So ſchildert Immermann. Mag er auch erſt ſpäter, durch die Julikritik zum Bewußtſein gebracht, das Bild ausgebildet haben: das Gemälde hat jetzt eine glückliche Friſche. Stammen doch auch aus jener Zeit viele bedeutende Gemälde der düſſeldorfer Schule. Und das iſt anzuerkennen, da der bildende Künſtler ſtets eine weit friedlichere, unabhängigere Stellung zu ſeiner Zeit behauptet, als der Schriftſteller. Immermann giebt bei dieſer Gelegenheit manches muntere, offene Geſtändniß über ſich ſelbſt und ſeine Gegner, namentlich den ſich im Panzer der Metrik allerdings für zu ſicher haltenden Sabeldichter. Daß das düſſeldorfer Theater, kaum wie eine Nilmaus des Herodot halb entwickelt, ſchon wieder untergehen mußte, ließ ſich faſt vorausſehen, denn der Anfang erregte zu viel Enthuſiasmus und das fromme Publicum tröſtet ſich jetzt vermuthlich wie eine gewiſſe Amme: „Nun, Suschen iſt bei Gott, ſie war zu gut für mich." Der Eifer Immermann's, der, ſelbſt Dichter, wirklich eine treffliche Einſicht in das Techniſche der Bühne hat, den Effect zu berechnen weiß — weniger für ſeine eigenen Stücke — und ſein Talent für die Leitung des Theaters durch die Heranbildung tüchtiger Schauſpieler bewährt hat, mußte an der Stumpfheit und Engherzigkeit des Publicums gebrochen werden. Ueberhaupt wird in Deutſchland das Theater nie eine Macht auf die Nation ausüben, ſo lange ihm die Freiheit des Wortes fehlt. Das Bewußtſein, die Wahrheit ſagen zu dürfen, macht die Menſchen auch empfänglicher, dieſelbe zu hören. Nur aus Mattigkeit gutmüthige, pietiſtiſche Seelen können das ſittliche Wohl der Menſchen durch die Kenntniß und Erkenntniß der menſchlichen Leidenſchaften für gefährdet halten. Nicht der Sturm des Gedankens, ſondern Gedankenloſigkeit, nicht das rüſtige Treiben auf dem Markt, ſondern das weiche, warme Hocken im Winkel zeugt die moraliſche Krankheit. Dummheit und Feigheit ſind aber die eigentlichen Kernlaſter der Menſchheit. Die Feigheit, welche die That nicht wagt, und die geſchehene nicht verantworten will; die Dummheit, welche die That und ihre Folgen nicht berechnen kann, und deshalb der Feigheit anheim fällt. Wir halten die dramatiſche Darſtellung für nichts weniger als für eine Fabel, die da iſt, um die Moral aus ſich ziehen zu laſſen. Aber wer *weiter nichts* daraus zu nehmen weiß, der nehme dreiſt *dieſe* heraus. Um ſo kläglicher iſt der Mißgriff, die Theater am Sonntage ſchließen zu wollen, und es thut uns leid, auf etwas zurückkommen zu müſſen, was wir längſt abgemacht glaubten. An Sonntagen ſollte es am hellſten ſein in der Welt, und dazu können die Theaterleuchter das Ihrige beitragen. Ihr wollt den Tag heiligen? Heiligt die ganze Woche, indem ihr hoffähige Tugenden aller Art übt; ihr habt ja Zeit dazu. Am Sonntage aber laßt die von den Mühen der Werkeltage Ausruhenden nicht bloß an das Sterben mahnen durch die Phraſen der Kanzel, ſondern auch an das Leben erinnern durch den lächelnden Mund des Mimen. Officielle Freuden bereiten uns die Zeitungen genug: kurze drei Stunden ſind ſchon ein großer Gewinn, wenn man weiß, daß man ſich wenigſtens auf eigene Rechnung freut.

A. Bock.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Ueber

Philoſophie und Chriſtenthum

in Beziehung auf den der Hegel'ſchen Philoſophie gemachten Vorwurf der Unchriſtlichkeit.

Von

Ludwig Feuerbach.

gr. 8. 1839. Broſch. 15 Ngr.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

11. März. № 60. 1841.

Ueber die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher, oder Katholicismus und Protestantismus.

(Fortsetzung.)

Hat sich nach diesem Abzuge des Localen und Temporellen von dem Bickell'schen Nachweise die allgemeine Frage über die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher theils vereinfacht, theils anders gestellt, so ist freilich der wichtigste Theil der Untersuchung noch zurück. Es gilt nämlich vor Allem nachzuweisen, daß die fragliche Verpflichtung selbst für den Bestand und die Wirksamkeit der evangelischen Kirche nothwendig sei. Den Versuch, in einer „allgemeinen Betrachtung" die Gründe für diese Nothwendigkeit zu entwickeln, macht nun Bickell im I. Abschnitte seiner Schrift. Das ist aber der Refrain und der Schlußsatz seiner Argumentation: „daß unter diesen Umständen die vorhandenen, noch jetzt giltigen Gesetze über die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Schriften die einzige Sicherheit gewähren, daß die Grundlagen der evangelischen Kirche nicht in ihrem eigenen Schooße angegriffen werden" (S. 11). Fragt man hier zuerst, was Bickell als Grundlage, oder wie S. 34 erläuternd gesagt wird, als „Grundbedingung des Bestandes der evangelischen Kirche" ansehe, für welche eine Garantie nöthig sei, so wird dieselbe nach S. 34 und 36 in die Einheit des Glaubens oder auch in die Einheit der Lehre und ihrer (kirchlichen) Verkündigung gesetzt. Was aber die Umstände anlangt, so werden wir darüber näher belehrt in einem Satze, welcher dem so eben aus S. 11 angeführten Resumé unmittelbar vorangeht. „Lebten wir in einer Zeit, heißt es da, wo bei den Mitgliedern der Kirche eine lebendige Uebereinstimmung in dem Glauben herrschte, wo nicht, wie jetzt bei vielen, der Inhalt der heiligen Schrift durch willkürliche Regeln über die Erklärung derselben seinen wesentlichen Bestandtheilen nach schwankend und unsicher geworden wäre: so bedürfte es der Verpflichtung auf bestimmte symbolische Bücher nicht, sondern es würde genügen, wenn man die Geistlichen im Allgemeinen verpflichtete, sich nach der Lehre der evangelischen Kirche zu richten." Von welcher Ansicht dieser Kirche Bickell hiebei ausgehe, und von welchen dogmatischen Vorstellungen sie motivirt sei, wird weiter unten sich ergeben; hier muß sogleich das Proton Pseudos, welches ihm für den Nachweis der Zweckmäßigkeit eines Reverses so gute Dienste leistet, aufgedeckt und zurückgewiesen werden. In der That nämlich ist es gerade herauszusagen: auch jene günstigen Umstände vorausgesetzt, ja trotz derselben, würde es an sich weder genügen, noch könnte überhaupt den evangelischen Geistlichen etwas Schlimmeres zugemuthet werden, als selbst eine Verpflichtung im Allgemeinen, sich nach der Lehre der evangelischen Kirche zu richten, weil dies dem Wesen derselben nicht nur nicht entspricht, sondern ihm geradezu entgegen ist.

Allerdings nämlich ist „lebendige Uebereinstimmung in dem Glauben oder Einheit des Glaubens" die Grundlage der evangelischen Kirche und folglich auch die Bedingung ihres Bestandes, aber diese Einheit und Gemeinschaft, welche der Glaube bedingt und ein Revers garantiren soll, ist nicht die abstracte und formale Einheit einer Synthesis von Lehrsätzen, einer abstract logischen Schematisirung des religiösen Stoffes, bei welcher dieses dogmatische Aggregat dem Subjecte äußerlich bleibt, als eine Regel und Norm, wonach es sich beim Denken und Predigen zu richten und wobei es von aller inneren Gewißheit und Belebung, von aller selbstthätigen Aneignung des ihm zugemessenen Inhalts abzusehen hätte. — Sondern Grundlage der evangelischen Kirche, und folglich des modernen religiösen Bewußtseins, der protestantischen Welt- und Lebensansicht, ist die concrete, organische Einheit der Idee, die systematische, vernünftige Erkenntniß, von welcher gleicherweise die Totalität der christlichen Dogmen durchdrungen und zu einem zusammenhängenden Ganzen verbunden, als ihnen ihre Aeußerlichkeit dadurch abgestreift wird, daß sie als Momente der sich entwickelnden Idee, des in seiner

Selbſterkenntniß vollendeten Geiſtes, als urſprüngliche Beſtimmungen des „frommen Selbſtbewußtſeins" zu begreifen ſind. Erſt hieraus ergiebt ſich die wahre Freiheit und Selbſtändigkeit des religiöſen Wiſſens und Lebens in der evangeliſchen Kirche gegen die bisherige chriſtliche (katholiſche) Gemeinſchaft, ſo wie die Bürgſchaft ihres dauerhaften Beſtandes. Denn erſt damit iſt einestheils eine wiſſenſchaftliche, principmäßige Scheidung und Verbindung des traditionellen dogmatiſchen Stoffes gegeben, daß ein oberſter identiſcher Grundgedanke ausgeſprochen iſt, nach welchem beſtimmt wird, was in das *Syſtem* der chriſtlichen Wahrheit mit Nothwendigkeit gehöre; anderntheils iſt mit dieſer Grundlage, d. h. mit dieſer Einheit die Forderung geſetzt, jede abſtracte Gegenüberſtellung der Form, unter welcher das denkende Bewußtſein den objectiven, abſoluten Inhalt als gegeben für *wahr zu nehmen* habe, aufzuheben: eine Forderung aber, welche ebenfalls durch dieſe „Grundlage" gelöſt iſt, indem ſie das Weſen und Ziel der Religion einzig und allein der zeitloſen Vermittelung des göttlichen mit dem menſchlichen Geiſte, der inneren ſelbſtthätigen Arbeit des chriſtlichen Gemeingeiſtes zuweiſt. —

Das Princip dieſer lebendigen organiſchen Einheit und Gemeinſchaft iſt nun *in dem Hauptſtücke im chriſtlichen Weſen, in dem höchſten und fürnehmſten Artikel der ganzen chriſtlichen Lehre von dem rechtfertigenden Glauben* (ſ. A. C. Art. 20; Apol. Art. 2) ausgeſprochen, und ſeine *methodiſchen*, organiſirenden Wirkungen liegen in der A. C. trotz ihrer aphoriſtiſchen Form offen zu Tage. Es gehört keine große Bekanntſchaft mit derſelben und ihrer Apologie dazu, um gewahr zu werden, daß *nur* jener höchſte und fürnehmſte Artikel vom *Glauben* der wahre lapis lydius (Form. Conc. Epit. 7) iſt, auf welchem alle einzelnen Dogmen probirt werden, um ihren legirten Werth zu beſtimmen, wie dies auch *Bickell* S. 3 andeutet. Nur erſt inſofern ſie dieſe Probe beſtanden haben, ſofern in ihnen einzeln das Moment des Glaubens nachgewieſen und herausgeſtellt iſt, werden ſie den articulis praecipuis fidei eingereiht; diejenigen aber, bei denen dies nicht geſchehen kann, weil ſie einen principiellen Widerſpruch enthalten, werden ausgeſchieden oder nach jener Grundlage modificirt. Die eigentlich *ſpeculative* organiſirende Bedeutung dieſes Wortes von dem rechtfertigenden Glauben als Princip der evangeliſchen Gemeinſchaft liegt aber in dem Momente der doppelten Negation: das Subject hat ſeine Natur, ſein vereinzeltes Sein, „ſeine guten Werke, Gedanken und Geſinnungen" an das abſolute Object des Glaubens, an den Gottmenſchen aufzugeben und deſſen Weſen ſich anzueignen, zu ergreifen, um auf dieſem Wege der Negation des Andersſeienden, Negativen zur Rechtfertigung, d. h. zur Wahrheit der Religion, zur Gewißheit der Verſöhnung zu gelangen. — Die augsburgiſche Confeſſion und deren Apologie weiß daher nichts Angelegentlicheres, als immer von Neuem einzuſchärfen, daß die fides ſchlechterdings keine otiosa, nuda cogitatio et historiae notitia, keine notitia in intellectu, kein bloßer Act eines verſtändigen Fürwahrhaltens von dem Object des Glaubens, ſondern eine fiducia, ein motus in voluntate ſei, eine organiſche Intusſuſception deſſen, quod in promissione offertur. Weshalb denn auch ausdrücklich auf dieſe allein ſchriftmäßige Bedeutung des Wortes gehalten und folgerichtig im Art. VII. de ecclesia bemerkt wird, zur wahren Einheit der Kirche ſei gar nicht nothwendig, daß überall similes traditiones humanae ſeien.

Legen wir nun dieſes Regulativ an die weitere *Bickell*'ſche Argumentation an, ſo müſſen wir ihm *zuerſt* in ſeiner Polemik gegen die ſogenannte *rationaliſtiſche Partei* im Allgemeinen Recht geben, wenn er S. 10 bemerkt, daß gerade dieſe Lehre von dem rechtfertigenden Glauben der eigentliche Stein des Anſtoßes für eine große Anzahl von proteſtantiſchen Geiſtlichen der neueren Zeit geworden ſei. Denn da dieſe *Hauptlehre des Chriſtenthums* die Idee der Religion, die Gemeinſchaft des Göttlichen und Menſchlichen als concrete ſetzt, der Rationalismus aber nach dem Satze der formalen Identität eine Verbindung widerſprechender Vorſtellungen unmöglich findet: ſo hat er auch nur die abſtracte ſynthetiſche Einheit zum Reſultate, nach welcher theils zu dem Wiſſen als ſolchem erſt das Wiſſen des Inhaltes als etwas Fremdes, Aeußeres hinzukommen, theils aber, da das Göttliche und Menſchliche ſo entgegengeſetzte Dinge ſind, gerade die concrete Einheit beider, die dem Subjecte immanente Beſtimmtheit durch den abſoluten Inhalt unvollziehbar bleiben muß. — Wenden wir uns aber *zweitens* mit demſelben Regulativ an die ſymboliſchen Bücher, ſo iſt auch hier den *Bickell*'ſchen Ausführungen nicht unbedingt entgegenzutreten. Denn hat jenes recht verſtandene proteſtantiſche Princip der Einheit des Glaubens die zwei Seiten an ſich, die der Negation alles dem Geiſte Fremden und Tranſcendenten, wie es ihm theils als natürliche, theils als reflectirte Objectivität gegenüber geſetzt wird, und die der freien Aſſimilation und ſyſtematiſchen Recognition des religiöſen Inhalts als urſprünglicher Beſtimmungen des ſeiner ſelbſtbewußten Geiſtes: „ſo kann es ſich natürlich keineswegs um die Frage handeln, ob der *Buchſtabe* der evangeliſchen Bekenntnißſchriften feſtzuhalten ſei, daß vielmehr nur das *Weſentliche*, die *Subſtanz* derſelben den Ausſchlag gebe, ob ein Geiſtlicher ſeine hinſichtlich der ſymboliſchen Bücher eingegangene Verpflichtung verletzt habe" (*Bickell*, S. 3 u. 10). — Denn natürlich iſt der *Buchſtabe* nur in ſeinem organiſchen Zuſammenhange mit dem Gedanken, deſſen Zeichen er iſt und durch denſelben verſtändlich; er bleibt daher ohne lebendige Reproduction des letzteren eine bedeutungs-

loſe Hypotypoſe, ſelbſt in dem Falle, wo er als Symbol des abſoluten (religiöſen) Gedankens ſelbſt und ſeiner Gewißheit als geoffenbarter objectiver Buchſtabe gelten ſoll; ſo wie auf der andern Seite, wo er als Hilfsmittel der Wiſſenſchaft, als ſubjectiver, „begründender, ausführender und beurtheilender," als dialektiſcher Buchſtabe im weiteren Sinne, dient, er ebenfalls nicht für ſich, ſondern nur in ſeiner Verknüpfung mit dem Ganzen des Syſtems Bedeutung und Haltung bekommen kann. Denn das liegt in dem Begriffe des letzteren, daß jeder Gedanke, das Subject, zugleich als Object, als Subſtanz durch das Princip beſtimmt iſt, wodurch erſt beide zu einer ſyſtematiſchen, organiſch gegliederten Einheit zuſammen geſchloſſen und gehalten werden. —

Bei dieſer Bedeutung, welche die Frage nach der Grundlage der evangeliſchen Kirche hierdurch erhalten hat, muß nun ſo viel klar ſein, daß es eine eben ſo vergebliche, als rein äußerliche Vorkehrung ſein würde, dieſe ſogenannte Einheit des Glaubens oder der Lehre dadurch herſtellen und ſichern zu wollen, daß man eine bereits fertige Norm zum Muſter aufſtellte, nach welchem ſich der evangeliſche Geiſtliche zu richten habe. Denn da dieſe Grundlage der Kirche, die Einheit und Gemeinſchaft des Glaubens nichts Anderes ſein kann, als das ſyſtematiſche Selbſtbewußtſein ihrer Diener von der chriſtlichen Wahrheit, wie wir es einmal nennen wollen, ſo darf dieſes nie ein bloßer Abdruck, eine aufgetragene Copie, ſondern kann nur eine lebendige Schöpfung, ein freies Erzeugniß des identiſchen chriſtlichen Geiſtes ſelbſt ſein. Jede auch noch ſo ſtreng und treu gezeichnete Norm nämlich, in dieſer Abſtraction dem Subjecte vorgehalten, würde eben nur eine Copie bleiben, welche eines Theils auf einen urſprünglichen Factor hinwieſe, andern Theils aber hinge es doch wieder von dem guten Willen und der Energie oder, wie Bickell zu ſagen pflegt, von dem ſubjectiven Ermeſſen des Einzelnen ab, in wie weit er die Momente einer ſyſtematiſchen Erkenntniß in ſich vollziehen und beleben könnte oder wollte. — Nichts deſto weniger hat man nach dem Vorgange der Concordienformel gerade darin das Ausgezeichnete und Unterſcheidende des Proteſtantismus gegenüber dem Katholicismus geſetzt, daß der erſtere ſeinem (formalen) Principe nach die heilige Schrift als „alleinige Norm des Glaubens" gelten laſſe, und diejenigen, welche ſonſt gegen jedes Anſehen in Glaubensſachen zu proteſtiren pflegen, haben ſich doch nicht nur die Auctorität der heiligen Schrift gefallen laſſen, ſondern auch ausdrücklich die alleinige Verpflichtung auf dieſelbe als vollkommen hinreichend erklärt und gefordert. Allein bald genug zeigte ſich dieſe Auskunft als ein bloßes Palliativ, das den Widerſpruch, in welchen das Princip des Proteſtantismus in Folge dieſer Subſtitution einer Auctorität durch die andere mit ſich ſelbſt gerieth, weder zu verdecken, noch zu heilen vermochte, und vergeblich verſuchten der Rationalismus wie der Supranaturalismus die eine gegen die andere feſtzuhalten, ohne ſie in dem Principe ſelbſt aufheben zu können. Dieſe Colliſion wird ſich am anſchaulichſten darſtellen, wenn wir uns den von Bickell gegebenen Ausführungen anſchließen.

Hier nun geben wir ihm wieder zuerſt vollkommenen Beifall, wenn er ſagt, daß bei der abſtracten Inhaltsloſigkeit dieſes Princips, wonach die heilige Schrift in Bauſch und Bogen die letzte Inſtanz bilden ſoll, „die weſentlichſte Verſchiedenheit in den Grundlagen des Glaubens beſtehen könne, und daher die bloße Verweiſung der Geiſtlichen auf die heilige Schrift eine durchaus ungenügende Garantie für die Aufrechthaltung der Lehre der evangeliſchen Kirche darbiete" (S. 9). Denn da einerſeits dieſes Princip bloß formal ſei, ſo begründe es entweder gar keinen Unterſchied der evangeliſchen Kirche von andern chriſtlichen Genoſſenſchaften, oder dieſer Unterſchied ſei doch nur ein formaler, unweſentlicher, bei dem es am Ende bloß auf „die Ueberzeugungstreue" ankomme. Und anderſeits erkläre ſich hieraus, wie derſelbe Rationalismus, „der ſich ſtets auf die heilige Schrift als alleinige Richtſchnur berufe," um einen unterſchiedenen Inhalt zu gewinnen, „den weiteren Grundſatz geltend gemacht und befolgt habe, daß nur die aus dem Geiſte Jeſu ſtammende Lehre im Gegenſatze von demjenigen, was der eigenthümlichen Auffaſſungsweiſe der Apoſtel angehöre, als ächt chriſtlich und evangeliſch anzuſehen und zur einzigen Richtſchnur zu machen ſei" (Bickell, S. 5, 6). Dadurch aber werde der Rationalismus geradezu ſeinem Principe der alleinigen Auctorität der heiligen Schrift untreu, indem er unvermerkt dieſe der Prüfung ſeiner (abſtracten) Vernunft unterwerfe, der letzteren alſo die erſtere in der That unterordne.

Iſt auf dieſe Weiſe wenigſtens Eine Auctorität beſeitigt, ſo ſucht der Supranaturalismus ſich mit beiden zu vertragen. Auch hier hat Bickell die Praxis deſſelben veranſchaulicht, aber nicht gerechtfertigt. — Allerdings ſpricht er es eben ſo entſchieden, wie der Rationalismus aus (Bickell, S. 2), „daß nur die heilige Schrift als wirkliche Glaubensnorm in der evangeliſchen Kirche anzuſehen ſei;" und man ſollte nun hiernach erwarten, daß dem Zwecke eines Reverſes völlig genügt wäre, wenn dieſer nur auf die heilige Schrift abgelegt würde. Nichts deſtoweniger ſagt er aber, „daß eine völlige Verkennung des Begriffs der kirchlichen Gemeinſchaft dazu gehöre, in dem Satze von der normativen Auctorität der heiligen Schrift eine genügende Gewähr für den Beſtand der evangeliſchen Kirche zu finden" (Bickell, S. 6). Wird hier weiter gefragt, worin denn das Unverträgliche dieſes Begriffs mit ſeiner Währung liege, ſo rechtfertigt Bickell den Supranaturalismus mit dem erſten Satze ſeiner Schrift, in welchem alle

Fäden ſeiner Argumentation zuſammenlaufen. Es heißt da: „Wenn es unzweifelhaft iſt, daß Gemeinſchaft des Glaubens als die Grundbedingung einer jeden Kirche betrachtet werden muß, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß durch die Diener derſelben keine von dem beſtimmten kirchlichen Glauben abweichende Lehren verkündigt werden dürfen" (S. 1). Giebt man die Confuſion dieſes Satzes zu, ſo iſt allerdings, wie es gleich darauf weiter heißt, „die Verpflichtung der evangeliſchen Geiſtlichen, den in ihrer Kirche anerkannten Bekenntnißſchriften als ſolchen gemäß zu lehren, an ſich, in der Natur der Sache mit Nothwendigkeit begründet." — Nun könnte man freilich unmittelbar folgern: Die Bekenntnißſchriften der evangeliſchen Kirche, namentlich die formula Concordiae, lehren aber ausdrücklich, in Uebereinſtimmung nicht nur mit der heſſiſchen, ſondern allen Kirchenordnungen reformirten Bekenntniſſes: unicam normam, secundum quam omnia dogmata omnesque doctores aestimari et judicari oporteat, nullam omnino aliam esse, quam prophetica et apostolica scripta cum V. tum N. T. — Alſo haben auch die evangeliſchen Geiſtlichen, wenn ſie ſtreng nach den Bekenntnißſchriften ihrer Kirche lehren ſollen, nur nach der heiligen Schrift zu lehren, ſo daß eine Verpflichtung allein auf die heilige Schrift eben ſo rechtlich als hinreichend ſein muß: eine Folgerung, welche auf der Hand liegt und auch in dieſem Streite Bickell'n faſt von allen ſeinen Gegnern unter dieſer oder jener Wendung zugeſchoben worden iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Napoleonſche Gedichte. Zum Beſten der Unglücklichen in Lyon. 12. Leipzig, 1840.

Die Lyrik unſerer Tage hat eine entſchiedene Neigung zum Politiſiren, und iſt dazu berechtigt durch Erfahrung und Idee. Die angezeigten Gedichte liefern eine Ehrenrettung des Helden, gleichſam eine biographiſche Reinigung vom Standpunkte der ſubjectivſten Ueberzeugung, indem ſie theilweiſe wie aus der Reflexion Napoleon's entſprungen dargeſtellt werden. Darum konnten ſie wohl füglich der Aſche des Kaiſers gewidmet werden; aber der Ausdruck: „der dem Vaterlande wiedergegebenen Aſche" erinnert doch zu ſehr an jenen Redeanfang: „O, der du die das Land beglückende" ꝛc., ſo wie der Titel „Napoleonſche Gedichte" zum wenigſten nicht ſprachgebräuchlich ſein dürfte. Ueberhaupt iſt die ſchwächſte Seite dieſer Gedichte in der Technik zu finden, da der Stoff durch innere Kraft und allgemeine Theilnahme von ſelbſt anzieht. Sie klingen nach dieſer Seite faſt wie Ueberſetzungen, und tragen doch den ächten Stempel deutſcher Gemüthlichkeit zu Anfang und Ende, wie ſchon die Verſe des Schluſſes zeigen:

Darum, man muß es geſtehen,
Iſt der Völker wahres Glück,
Daß ſich all' in Frieden ſehen,
Still erfüllen ihr Geſchick! —

Daß ſich aber dieſe deutſche Gemüthlichkeit bis zur Geſinnung eines Victor Hugo und anderer Ankunftsdichter der Napoleon'ſchen Aſche hat erheben können, muß um ſo mehr Anerkennung finden zu einer Zeit, die nicht fern davon iſt, bei dieſem Gegenſtande in das Pathos des Niemeyer'ſchen Heldenbuchs zu verfallen, und trotz der Statue Napoleon's gegenüber dem Standbilde Cäſar's im berliner Muſeum noch immer hiſtoriſche Würdigung und künſtleriſche Benutzung jenes großartigen Stoffes anfeindet. Auch der Umſtand, daß die Gedichte „zum Beſten der Unglücklichen in Lyon" herausgegeben ſind, möchte nicht allſeitige Billigung finden, wie ſich in dieſer Hinſicht ja ſchon an andern Orten Stimmen gegen ſolches Mitleiden haben vernehmen laſſen, obgleich doch ohne Frage wenigſtens das Mitleid kosmopolitiſch iſt, wie das Chriſtenthum und die Liebe.

Die zweiundzwanzig Gedichte nun heben hiſtoriſche Situationen Napoleon's, ohne gerade damit einen hiſtoriſchen Zuſammenhang zu verbinden, hervor und führen uns in die Denkweiſe deſſelben hinein, wie ſich dieſelbe etwa in den Memoiren von St. Helena oder in ſeinen Bulletins offenbart. Unangenehm wird hierbei das Ohr von einem mitten in den lyriſchen Schwung hereinplatzenden Knall proſaiſcher Erinnerungen getroffen. Wem ſind die tiefen Gedankenblitze Napoleon's, die zur poetiſchen und politiſchen Begeiſterung die Maſſen entzündeten, unbekannt? Niemand wird aber dahin rechnen die Verſe aus unſern Gedichten, welche doch ſolches in Anſpruch nehmen, wie:

Wer läßt ſein Siegspanier im Stich?!

oder:

Sollſt du ein Götterwerkzeug ſein?!

Bisweilen ſcheint ſich der tiefere Sinn verſtecken zu wollen, wie in den drei Verſen:

Ich ließ die Wuth der Krieger zähmen!
Ein Heer von zwanzigtauſend Mann
Ließ mich das Elend nicht vernehmen. —

Gleich darauf muß der Dichter aber gänzlich ſeine Abſicht, eine Ehrenrettung des Kaiſers vorzunehmen, vergeſſen haben; denn anders zu erklären, wie die Verſe ihm zu Stande gekommen ſind:

Und Dank! daß ſelbſt die Plünderei
Der Klugheit wie Moral entgegen;
Denn wüßt' ich, daß es Vortheil ſei,
Man hätte immer plündern mögen.

möchte wohl ein vergebliches Bemühen ſein.

Die beiden Gedichte: „die Herrſchaft der liberalen Ideen" und „der Selbſtmord," reizen ſchon durch ihre Ausdehnung die Aufmerkſamkeit zur nähern Prüfung, ſo wie durch die Situation, treiben ſich aber nur in den gewöhnlichen Abſtractionen des Verſtandes umher und ermangeln, beſonders das erſte, jeder hiſtoriſchen Baſis. Rtg.

Bei mir iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Charakteriſtiken und Kritiken.

Eine

Sammlung zerſtreuter Aufſätze aus dem Gebiete

der

Theologie, Anthropologie und Aeſthetik.

Von

Dr. D. Fr. Strauß.

gr. 8. 1839. 3 Thlr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

12. März. № 61. 1841.

Ueber die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher, oder Katholicismus und Protestantismus.

(Fortsetzung.)

Wie nun diesem Widerspruche zweier absoluter Normen abzuhelfen, da ja nach dem Obigen die heilige Schrift für sich den Bestand der evangelischen Kirche nicht garantiren kann? Schwerlich durch das, was ganz im Sinne des Supranaturalismus Bickell S. 2 sagt, „daß nämlich keineswegs damit, daß die heilige Schrift als alleinige Glaubensnorm angesehen werde, im Widerspruch stehe, wenn über das, was als die derselben entsprechende Glaubenslehre zu betrachten sei, im Einzelnen verschiedene Ansichten bestehen, und daß deshalb die evangelische Kirche dasjenige, was sie als die reine, im Worte Gottes enthaltene Lehre erkannt hat, in ihren Bekenntnißschriften, allen Andersgläubigen gegenüber und um sich von ihnen zu unterscheiden, niederlegt; so wie daß sie hierauf diese Symbole nicht etwa als eine neben der heiligen Schrift bestehende Glaubensnorm, sondern als die Richtschnur, welche die Geistlichen bei Verkündigung der reinen Lehre der heiligen Schrift festzuhalten haben, bezeichnet und dieselben hierauf verpflichtet.“ Denn die Auctorität, welche hiernach der heiligen Schrift an sich etwa als primärer Quelle der christlichen Lehre eingeräumt ist, diese wird hinterher dadurch völlig nivellirt, daß die symbolischen Bücher zu Exponenten der reinen Lehre gemacht sind, wodurch denn die heilige Schrift freilich gegen die Voraussetzung, aber nicht gegen die Wahrheit aufhört, als absolute Glaubensnorm in der evangelischen Kirche zu gelten. — Soll nämlich in dem obigen Passus mit den Worten: „es können im Einzelnen verschiedene Ansichten über die der heiligen Schrift entsprechende Glaubenslehre bestehen, aber die evangelische Kirche unterscheide sich durch ihre Bekenntnißschriften von allen Andersgläubigen, weil diese Bücher die reine Lehre enthalten,“ soll dadurch nicht dem schlotdrigsten Indifferentismus oder dem oberflächlichsten Empirismus das Wort geredet, damit aber geradezu der evangelischen Kirche ihr Lebensnerv herausgeschnitten werden, als ob sie sich nicht im vollen und bewußten Besitze der christlichen Wahrheit befinde: so folgt, daß, wenn unsere Kirche wirklich die reine, im Worte Gottes neben den verschiedenen andern Ansichten enthaltene Lehre erkannt hat, und zu deren Verkündigung die Geistlichen verpflichtet, die heilige Schrift aber nicht Quelle einer unreinen Lehre sein soll, — daß 1) nur nach einem über der heiligen Schrift als solcher liegenden Kriterium als Princip bestimmt werden könne, welches die reine Lehre sei, und daß 2) die Geistlichen auch nur auf dieses Princip zu verpflichten sind, da mit demselben auch seine immanente Entwicklung als Dogma oder Lehre gesetzt ist. Das Kriterium von dieser Seite angesehen, ist nun jenes Hauptstück im christlichen Wesen, der rechtfertigende Glaube, als Princip der systematischen Erkenntniß der christlichen Wahrheit, und das Bewußtsein der evangelischen Kirche hat sich damit gleich in ihren ersten Organen wirklich über die heilige Schrift, als sogenannter absoluter Lehrnorm, gestellt. Dies zeigt schon die einfache Reflexion, da doch, wenn die Reformatoren in der A. C. und deren Apologie sich eben so unbefangen auf den heiligen Ambrosius und die Synode von Mileve, wie auf die heilige Schrift berufen, schon vorher das durch diese Auctoritäten zu Beweisende von ihnen appercipirt und festgestellt sein mußte. Dies Resultat hat aber auch für das durchgebildete evangelische Bewußtsein nichts so Ungeheures und Befremdendes, und muß als zugleich mit dem Princip der Reformation gesetzt angesehen werden, da schon Luther in seiner bekannten Unterscheidung zwischen strohernen und nicht strohernen Episteln, ganz so wie sein Lehrer Augustin mit dem Kanon der Theoprepie, eine kritische, sich der heiligen Schrift überordnende Stellung eingenommen hat, wonach nur das der rechte Kern und Mark unter den biblischen Büchern sei, worin „der Glaube“ gar meisterlich sich angestrichen finde; nur das also ist in Luther's Sinne vorzugsweise das Wort Gottes, was im Compler der heiligen Schrift theils unmittelbar durch dieses Princip bestimmt ist, theils nach demselben sich rectificiren läßt. Die

Frage aber und das Hindrängen nach einer abſoluten Norm und Auctorität, überhaupt nach einem rein äußerlichen Beweismittel der religiöſen Wahrheit kann nur entweder für den Katholicismus oder für die mit ihm verwandten proteſtantiſchen Anſichten Bedeutung haben; für die neuere ſpeculative Theologie aber muß es entſchieden ſein, daß, ſeitdem Schleiermacher die Lehre von der heiligen Schrift in dem Abſchnitte von der Kirche behandelt hat, die heilige Schrift nur als Auctorität zweiter Inſtanz, als abgeleitetes Zeugniß des chriſtlichen Geiſtes, des urſprünglich beſtimmten frommen Selbſtbewußtſeins gelten kann, — ein Anſehen, das ſeinen beſtimmenden, normirenden Einfluß dadurch für alle Zeiten behaupten wird, daß in der heiligen Schrift das perſönliche Princip des chriſtlichen Gemeindelebens theils in ſeiner Selbſtdarſtellung, theils in ſeiner urſprünglichen Auffaſſung überliefert iſt. — Auch hat die Kirchenlehre ſelbſt dies anerkannt. Denn wenn die Formula Concordiae jenen Satz von der abſoluten Auctorität der heiligen Schrift an die Spitze ſtellt, ſo war dies innerhalb ihres Gedankenkreiſes eine geſchichtlich gebotene Beſchränkung theils gegen das Anſehen der principloſen Tradition, der Concilien und des Papſtes, wodurch die evangeliſche Kirche eine objective geſchichtliche Baſis gegen die Zweifel an ihrer berechtigten Exiſtenz zu beweiſen hatte, theils gewann die proteſtantiſche Wiſſenſchaft wirklich an Conſiſtenz und intenſiver Ausbildung gegen die in ihren ſkeptiſchen Anfängen begriffene moderne Philoſophie und die mit der Reformation eröffnete, von den Feſſeln der überlieferten Doctrin freie, aber nicht ſelten in ſubjective Willkür umſchlagende Ausübung der Lehrthätigkeit. Allein wie jede bloß aſſertoriſche Behauptung zugleich das negative Moment an ſich hat, ſo war dies nicht das letzte Wort in der Sache. Denn ſchien auch die lebendige Fortbewegung der theologiſchen Wiſſenſchaft durch dieſe Norm erſtarrt zu ſein innerhalb der orthodoxen Formeln des 16. und 17. Jahrhunderts, welches ſelbſt bis zur Behauptung der Inſpiration der ſymboliſchen Bücher getrieben wurde: ſo kam doch durch das im Princip der Reformation ſelbſt liegende und von der Philoſophie ausgeſprochene Bedürfniß einer durch den Gedanken vermittelten Begründung des Anſehens und Inhaltes der heiligen Schrift, als inſpirirter und geoffenbarter, Leben in das Ganze, und das Princip der proteſtantiſchen, ſubjectiven Freiheit verläugnete ſich nicht, wie theils die Reaction des Pietismus ſie praktiſch beabſichtigte, theils die Schule gedrängt wurde, die letzte Auctorität der heiligen Schrift ſelbſt der höheren eines testimonium Spiritus Sancti internum unterzuordnen. Dadurch wird aber ihre Wahrheit thatſächlich in die Sphäre der ſelbſtändigen und ſelbſtgewiſſen Ueberzeugung geſetzt, und der bekannte Kanon Schleiermacher's iſt nur eine Verſtändigung über dieſes Teſtimonium ſelbſt, wodurch daſſelbe ſeinen adäquaten Ausdruck im Zuſammenhange des theologiſchen Denkens gefunden hat.

Von ſo entſcheidender Wichtigkeit jedoch für den Zweck eines Reverſes dieſe untergeordnete Stellung der heiligen Schrift, wie der ſymboliſchen Bücher zur evangeliſchen Kirche iſt, und ſo unmittelbar die erſtere aus dem Begriffe der letzteren ſich ergiebt: ſo wird doch die Zeit noch nicht ſo bald da ſein, wo man die volle Conſequenz dieſes Satzes frei anerkennt und die Kirche als die concrete Gemeinſchaft des freien chriſtlichen Geiſtes über Schrift und Symbol zu ſetzen wagt. Der Grund davon liegt einfach in der Furcht, welche die Kirche für zu ſchwach hält, ſich ſelbſt zu ſchützen, die alſo in der Hinwegnahme oder Schwächung der ſchützenden äußeren Auctorität der heiligen Schrift und der Symbole nur einen gefährlichen Spaten ſieht, womit das „ſubjective Ermeſſen des Einzelnen" die Grundlagen der evangeliſchen Kirche untergrabe, um die temporäre Weisheit irgend welches willkürlichen ſubjectiven Princips an die Stelle objectiver Wahrheit zu ſetzen. Und um ſo mehr muß ſich dieſer glaubensleeren Angſt das Arcanum einer Verpflichtung der Geiſtlichen, „keine von dem beſtimmten kirchlichen Glauben abweichenden Lehren verkündigen zu dürfen," empfehlen, als nach einer weiter unten zu beſprechenden Verwechſelung der Charakter wie die Grundlage der Kirche in die Lehre geſetzt wird. — Was dieſe Furcht nun anlangt, ſo iſt die Antwort eben ſo einfach: die Furcht vor den deſtructiven Wirkungen jener Anſicht iſt ein leeres Phantom, welches die Reformatoren nicht ſahen*), iſt Folge einer Anſicht, welche die Kirchenleitung dem baaren Zufalle unterwirft, nur Thatſachen, aber keine Entwicklung, keinen geſetzmäßigen Zuſammenhang und Verlauf der Geſchichte kennt, und im Grunde den dritten Artikel vom heiligen Geiſte, als der wahren „Grundlage" der chriſtlichen Kirche, aufhebt. Die Macht dieſes Geiſtes, als eines gemeinſamen, iſt aber ebenſo dem ſubjectiven Ermeſſen des Einzelnen weit überlegen, als ihr ſich Keiner entziehen kann, und wie ſie ſich im Großen und Ganzen als Princip der evangeliſchen Wahrheit gegen den Katholicismus bethätigt hat, ſo iſt auch ihre Dialektik im Einzelnen fortwährend ſtark genug, um die negativen und deſtructiven Richtungen wieder aufzuheben und zu negiren. Wer die organiſch fortbildenden Wirkungen dieſes Princips etwa nur bis

*) Apol. p. 145 ed. Has. Sic definit Ecclesiam et articulus in Symbolo, qui jubet nos credere, quod sit sancta ecclesia catholica. — Et hic articulus necessaria de caussa propositus est. Infinita pericula videmus, quae minantur ecclesiae interitum. Infinita multitudo est impiorum in ipsa ecclesia, quae opprimant eam. Itaque ne desperemus, sed sciamus, ecclesiam tamen mansuram esse, item ut sciamus, quamvis magna multitudo sit impiorum, tamen ecclesiam existere et Christum praestare illa, quae promisit ecclesiae, remittere peccata, exaudire, dare Spiritum sanctum. Has consolationes proponit nobis articulus ille in Symbolo. —

Ende des 18. Jahrhunderts verfolgt oder auch in den „rohen Pointen einer dogmatiſchen Cultur" feſtſitzt, möchte freilich wenig Zutrauen zu dieſem Geiſte der Wahrheit bekommen und eine Verpflichtung, die der mit ſo widerſtrebenden Elementen im Kampfe liegenden und ſich darin ausbildenden Orthodoxie der auf die Reformation folgenden Jahrhunderte nothwendig war, für immer normirt wünſchen. Diejenigen aber, welche dieſen Wunſch theilen und doch faſt wider Willen von einer in neuerer Zeit hervorgetretenen „gläubigen Richtung" der theologiſchen Wiſſenſchaft Zeugniß ablegen, mögen ſich ihr nur voll Vertrauen auf die lebendige Macht der Idee hingeben, um einen weniger beengenden und „für die gefährdeten heiligſten Intereſſen der Menſchheit" beſorgten Ueberblick zu gewinnen. Nicht ein einzelner Abſchnitt, aus dem lebendigen Zuſammenhange des Ganzen herausgeriſſen, läßt die ſtetige Entwicklung des proteſtantiſchen Princips zum Syſtem des theologiſchen Wiſſens und eines chriſtlichen Gemeinlebens erkennen; auch iſt nicht ein Einzelner Träger oder Erfinder deſſelben, ſondern die Kirche ſelbſt, als die Gemeinſchaft der vom heiligen Geiſte der Wahrheit Geleiteten, vollzieht daſſelbe in dem geſammten, die Gegenſätze ebenſo hervortreibenden als ausgleichenden Proceſſe der theologiſchen Wiſſenſchaft und Praxis. Nur das kann die Kirche von jedem ihrer Glieder verlangen, das iſt ihr Recht und ihre Forderung an jeden Einzelnen, welche aus ihrem Begriffe ſelbſt folgt, daß er die reformatoriſche Idee, wodurch die Kirche allein beſteht, in ſich lebendig werden und ſich von ihr durchdringen laſſe, ſo wie ſie ihm alle Mittel dazu freigebig genug anbietet. Dieſes Recht alſo macht an jedem Einzelnen geltend, daß er ein ſyſtematiſches Selbſtbewußtſein der evangeliſchen Wahrheit beſitze, und laßt Keinen ins Amt, der nicht die Selbſtbefriedigung, welche es gewährt, gekoſtet hat. Meint ihr jedoch durch einen Eid dies zu erreichen: wohlan, verpflichtet immerhin und laßt ihn reverſiren; aber ich möchte den ſehen, in welchen ihr den Glauben, „die perſönliche Aneignung der allgemeinen (abſoluten, chriſtlichen) Wahrheit"*), ſein Vertrauen und ſeine Begeiſterung, dieſen unwiderſtehlichen Zug und Drang der Idee hineinverpflichten könnt; ich möchte wiſſen, ob ihr dadurch jemals von der Furcht vor den Schlichen „des dialektiſchen Gewiſſens" oder den Handgreiflichkeiten „der vergegenwärtigenden Phantaſie" frei werdet. Dazu gehörte vor allen Dingen der katholiſche Glaube, zu glauben, was die Kirche glaubt, gehörten katholiſche Seminare, in welchen der räthſelgebende Simſon, ich meine den Zweifel, die Tonſur paſſirt hat: nicht aber der Glaube der evangeliſchen Kirche und die ſyſtematiſche Innerlichkeit des Wiſſens, welche er organiſirt hat, nicht proteſtantiſche Univerſitäten, auf welchen die Geiſtlichen erſt das Gift der Entzweiung mit der Kirchenlehre, die Neologie einſaugen, und zwar von Profeſſoren, welche der summus episcopus der Kirche ſelbſt dazu berufen hat. Denn die Wahrheit des Chriſtenthums, „die Freiheit und Freudigkeit der Kinder Gottes" iſt unter uns Evangeliſchen in der That eine Wahrheit geworden, ſie hat ſich ſelbſt bewieſen und jenen ungeheueren Umſchwung bewirkt, deſſen Größe wir nicht mehr begreifen, weil es uns ebenſo unmöglich iſt, außerhalb ihrer geiſtigen Atmoſphäre als außerhalb der telluriſchen einen Standpunkt einzunehmen. Das unevangeliſche Mißgeſchick aber, welches aus einem ſolchen Verſuche entſteht, und die Furcht, welche es gebiert, muß hier noch genauer zur Beſeitigung derſelben nachgewieſen werden.

Faſt von allen Freunden und Gegnern dieſer Verpflichtungsmotion iſt nämlich der vorausgeſetzte Zweck eines Reverſes, „keine von dem beſtimmten kirchlichen Glauben abweichende Lehren" verkündigen zu dürfen, ſtillſchweigend anerkannt, dadurch aber der Streit ganz innerhalb des rationaliſtiſchen und ſupranaturaliſtiſchen Gegenſatzes verlegt worden. Hieraus erklärt ſich auf der einen Seite, warum nicht eigentlich von irgend einem der Sprecher ein Revers ſchlechthin verworfen, ſondern nur darüber iſt verhandelt worden, ob er auf die heilige Schrift oder auf die ſymboliſchen Bücher oder auf beide zugleich, als Normen der Lehre, ſolle ausgeſtellt werden, wogegen wir, ausgehend von dem Begriffe der evangeliſchen Kirche als der concreten Gemeinſchaft des freien, chriſtlichen Geiſtes der Wahrheit, Schrift und Symbol der Kirche unterordnen, und den vorausgeſetzten Zweck eines Reverſes, weil er dem Begriffe der Kirche widerſpricht, verwerfen mußten. Beide Doctrinen faſſen nämlich das Chriſtenthum, die Religion überhaupt als einen Complex theoretiſcher Sätze, als ſogenannte Glaubenslehre auf, und laſſen die Stiftung und Erhaltung der Kirche vorzugsweiſe durch dieſe vermittelt werden. Da jedoch der Rationalismus zugleich die ſogenannte Vernunft als Quelle und Norm des Glaubens, der Schrift- und Kirchenlehre anſieht, ſo iſt ihm auch die letztere hinlänglich geſichert, und er intereſſirt ſich nur deshalb für einen Revers, um damit ſeine Verwechſelung der abſtracten ſubjectiven mit der geſchichtlich ſich entwickelnden objectiven Vernunft gut zu machen, d. h. die Leerheit ſeiner abſtracten Glaubensſätze durch die bibliſche und kirchliche Symbolik zu erfüllen. Wenn in dieſer präſumtiven Uebereinſtimmung der Vernunft und Schrift das Princip des Proteſtantismus an ſich ausgeſprochen und der Furcht, als könnte dieſe Einheit im Einzelnen oder Ganzen irgendwie alterirt werden, vorgebeugt iſt, ſo hat dagegen der Supranaturalismus ein entgegengeſetztes Intereſſe. Die Lehre iſt ihm eine

*) So bezeichnet Schmieder, Einleitung in die kirchliche Symbolik, S. 27, nicht unpaſſend den „Grundcharakter der evangeliſchen Kirche." —

ſchlechthin von Außen dargebotene, gegebene; durch dieſe iſt urſprünglich die Kirche geſtiftet, indem der Lehre Jeſu Chriſti und der Apoſtel von Vielen gemeinſchaftlich geglaubt wurde. Wer alſo jetzt, nachdem von „Luther und mit ihm von den anderen Reformatoren" die „reine Lehre der heiligen Schrift" wiederhergeſtellt iſt, zur evangeliſchen Kirche gehören, wer namentlich Geiſtlicher ſein will, darf von der Lehre der ſymboliſchen Bücher nicht abweichen, er muß ihr glauben. Im Allgemeinen alſo: das vermittelnde Moment, das ὀργανον λητπικον, wodurch Jemand wirkliches Glied der evangeliſchen Kirche und ihrer Gnadengaben iſt und bleibt, wird in einen Act des verſtändigen Willens, in ein hiſtoriſches Fürwahrhalten des urſprünglich in der heiligen Schrift geoffenbarten und aus ihr extrahirten Inhalts auf ſeine äußere Auctorität hin verlegt, um dadurch die Einheit der Lehre, damit aber die Kirche in ihrem Beſtande zu erhalten. Zwar will auch der Supranaturalismus nicht unbeſehens und blindlings ſich einer Auctorität, der menſchlichen nämlich unterwerfen, vielmehr macht ſich das ſubjectiv vermittelnde proteſtantiſche Princip auch bei ihm geltend, indem er der Vernunft einen inſtrumentalen Gebrauch geſtattet, die in der analogia fidei und den ſymboliſchen Büchern aufgeſtellten Lehren nach der Sphäre der Begriffe zu claſſificiren; allein im Hintergrunde ſteht das katholiſche Princip der abſtracten rein äußerlichen Objectivität, welches von dem „Gläubigen" eine paſſive Unterwerfung unter die Auctorität der Tradition, der Concilien und des Papſtes fordert. Nur ſetzt der Supranaturalismus an die Stelle menſchlicher Auctorität die der heiligen Schrift als göttliche, als „alleinige, höchſte Glaubensnorm." Obgleich er nun recht gut weiß, daß dadurch „die Glaubenseinheit der evangeliſchen Kirche" nicht garantirt iſt, ſo will er doch lieber dieſen Widerſpruch unaufgelöſt ſtehen laſſen, oder vielmehr, ganz wie die katholiſche Kirche mit ihrem anathema esto und ihrem Index librorum prohibitorum, durch die Verpflichtung auf abſolute äußere Auctorität einer gegebenen Lehre und durch das Verbot, von ihren Beſtimmungen abzuweichen, nicht zu Worte kommen laſſen, als ſich gleich den Reformatoren gegen eine ſolche tradirte Lehre von dem Mittelpunkte der fides aus mit demſelben Rechte und derſelben Freiheit ſichtend und verbindend verhalten. Denn er fürchtet, durch Gewährung derſelben dem ſubjectiven Ermeſſen des Einzelnen wirklich einen Standpunkt über der heiligen Schrift einzuräumen und ſo ſelbſt zur Zerſtörung der Glaubenseinheit, alſo der Kirche, die Hände zu bieten. Dieſe Unfreiheit kann aber nur dadurch vertuſcht und begünſtigt werden, daß dem Subject aufgelegt wird, ſich durch den Glauben an die Lehre in der Gemeinſchaft mit der Kirche zu erhalten, freilich nach einer Bedeutung des Wortes Glaube, welche nicht die urſprünglich chriſtliche und evangeliſche, ſondern ganz die vulgäre und katholiſche*) iſt, nach welcher es nur das Vertrauen auf die Ausſage eines Dritten, die Annahme einer Meinung auf deſſen Ausſage in ſich ſchließt. Daß der Supranaturalismus hiemit ein weſentlich katholiſches Element in ſich aufgenommen habe, zeigt auf der einen Seite, wie dieſe vulgäre Beſtimmung den Glauben ins Unbeſtimmte ausweitet, indem ihr gemäß, wenn auch der Accent auf das Hauptmoment deſſelben, auf die durch den Glauben zu erlangende Rechtfertigung, als „die Subſtanz" der chriſtlichen Lehre, gelegt werden müſſe, doch der ganze Stoff des traditionellen Lehrgebäudes als gleich wichtig, zum Beſtande der evangeliſchen Kirche, wie zur Seligkeit des Einzelnen gleich nothwendig anerkannt, „geglaubt" werden ſoll. So daß z. B. Bickell (S. 30) allein in dieſer poſitiven Grundlage, d. h. in der geſetzlichen Anerkennung der in der augsburgiſchen Confeſſion enthaltenen Glaubenslehren ein feſtes Bollwerk" gegen den willkürlichen Gebrauch der heiligen Schrift und gegen die Erſchütterung der Kirche in ihrem innerſten Fundamente erblickt. Auf der andern Seite iſt hierdurch der Begriff des Glaubens ebenfalls vollkommen katholiſch veräußerlicht, indem das, was die verſtändige Willkür für wahr hält und halten ſoll, noch nicht dem innerſten begreifenden Gedanken des Geiſtes eigen zu ſein braucht, ſondern etwas Fremdes, Auswendiggelerntes, Aufgezwungenes bleiben kann. — Werden nun auf dieſe Weiſe beide Bedeutungen dieſes Stichwortes der evangeliſchen Kirche, ja des Chriſtenthums ſelbſt nicht ſcharf auseinander gehalten, ſondern verwechſelt, ſo kehrt das Manöver und, wenn Gewalt da iſt, auch der Scheiterhaufen der Dominicaner immer wieder, wonach das Gebiet der Religion und des von ihr beſeelten Lebens ganz in die Sphäre des Factums und ſeines Fürwahrhaltens, des Glaubens im katholiſchen Sinne geſetzt und das Abweichen von der „Lehre" auch für ein Zeichen der „mechaniſchen und naturaliſtiſchen Anſicht von religiöſen Dingen," als der Vorbote des Antichriſts und des gänzlichen Verfalles der Kirche angeſehen wird. Eine Confuſion, die auch jetzt noch zu den verderblichſten Mißverſtändniſſen Anlaß giebt*), und deren Bickell ſich in ſeinem Schriftchen durchgängig ſchuldig macht, indem er bald in jenes hohle, principloſe Schwanken zwiſchen der Auctorität der heiligen Schrift und der ſymboliſchen Bücher hineingeräth, das ſchon oben beſprochen worden iſt, — bald Einheit des Glaubens, bald Einheit der Lehre als Grundbedingung der evangeliſchen Kirche ausgiebt, und demnach den idealen Zuſtand der letzteren darin ſucht, daß die einfache Forderung an die Geiſtlichen geſtellt werde, ſich nach der Lehre der Kirche zu richten, — bald dieſe Verwechſelung als Vorderſatz gebraucht, um darauf die Nothwendigkeit einer Verpflichtung zu baſiren. Dieſe Confuſion tritt beſonders klar hervor in dem erſten Satze der Bickell'ſchen Schrift, und er ſoll desbalb, um das Geſagte anſchaulicher zu machen, noch kurz beleuchtet werden.

(Fortſetzung folgt.)

*) Catech. Rom. I. 1. 1: Nos de ea fide loquimur, cujus vi omnino assentimur iis, quae tradita sunt divinitus.

*) Die Verwechſelung zwiſchen Glaube und Lehre, an welcher der orthodoxe, fanatiſche Dogmatismus vorzugsweiſe ſeine Feder ſchärft, ſollte namentlich die evangeliſche Kirchenzeitung zu überwinden ſuchen, da ſie ja ſelbſt durch einen ihrer Mitarbeiter hat ſchreiben laſſen: „Das Proton Pseudos des Unglaubens iſt nicht ſowohl die Negation eines beſtimmten Glaubensartikels, als vielmehr das Läugnen, daß es überhaupt eine wahre Erkenntniß der Wahrheit gebe." Jahrg. 1836, S. 469; vergl. 460.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

13. März. № 62. 1841.

Ueber die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher, oder Katholicismus und Protestantismus.

(Fortsetzung.)

„Wenn es unzweifelhaft ist," sagt dort Bickell, „daß Gemeinschaft des Glaubens als die Grundbedingung einer jeden Kirche betrachtet werden muß: so versteht es sich von selbst, daß durch die Diener derselben keine von dem bestimmten kirchlichen Glauben abweichende Lehren verkündigt werden dürfen." Es sieht Jeder leicht, daß das Schiefe und Mißverständliche dieser Argumentation in der doppelten Bedeutung des Wortes Glaube zu suchen ist. Heißt Gemeinschaft des Glaubens so viel als Einheit des Princips, worin die speculative und religiöse Versöhnung für das Subject vermittelt wird, so ist die Consequenz Bickell's falsch und einseitig. Denn das Princip, die „Substanz," worin ich mich mit Andern in Gemeinschaft weiß, kann anerkannt und festgehalten werden, jedoch die dialektische Selbstverständigung über dasselbe, welche es in erbaulicher oder systematischer Form zum Bewußtsein bringt und beweist, eine ganz verschiedene „Grundlage," einen ganz andern Ausgang und Verlauf haben; so daß nicht nur bei dem methodischen Fortschritt hinsichtlich der Explication und Vergewisserung der christlichen „Lehre," des identischen Inhalts, das Wissen um den Glauben später ganz anders als früher vermittelt wird, sondern auch geradezu einzelne Lehren theils gänzlich ausgeschieden, theils bedeutend modificirt sein können, und dennoch reicht das Princip in dieser methodischen Entfaltung zur Belebung und Erfüllung des religiösen Gemeinbewußtseins vollkommen aus. Einen entscheidenden Wendepunkt bildet in dieser Hinsicht die speculative Theologie, welche mit Schleiermacher und der Anwendung des Hegel'schen Philosophems durch Marheineke u. A. anfängt. Diese verlassen die hergebrachte methodische Anordnung und Beweisführung der christlichen „Lehren" gänzlich, wonach dieselben theils bloße locale und temporelle Form blieben und von allem concreten Inhalt entleert wurden, theils der letztere auf gut Glück hin dem Subjecte durch die Auctorität der Offenbarung und Inspiration andemonstrirt werden sollte. Nichts desto weniger sind Beide nicht nur nicht aus der „Gemeinschaft des Glaubens" herausgefallen, vielmehr haben Beide erst die Einheit des protestantischen Princips als wissenschaftliche Theologie herausgesetzt und zu Verstande gebracht, indem und so weit sie die einzelnen Lehren als Momente desselben entwickelten. Mag nun der Eine diese Einheit (des Inhalts und der Form) in der immanenten, sich selbst genügenden logischen Entfaltung der Idee, der Andere in den Aussagen des frommen Selbstbewußtseins, des christlichen Gemeingeistes nachweisen: Beide stimmen darin überein und sind damit dem Principe des Protestantismus vollkommen treu, daß sie das Objective, Göttliche, Absolute als eine Bestimmtheit des selbstbewußten Geistes auffassen, ungeachtet sie die freieste Kritik gegen bisher „geglaubte" Thatsachen und Lehren handhaben, wie z. B. Marheineke den locus von den Engeln in seiner Dogmatik nicht einmal erwähnt, und Schleiermacher oft genug nur in Zusätze früher als wesentlich behandelte Lehren verweist. — Es ist jene Consequenz aber auch einseitig: denn zur Gemeinschaft des Glaubens gehört neben dem Dienste am göttlichen Worte auch die Verwaltung der Sacramente als der Symbole dieser Einheit, welche eben so unbeschadet der letzteren auf die verschiedenste Weise innerhalb der Kirche dispensirt werden. — Sollten nun die Geistlichen in dem Sinne verpflichtet werden, daß sie keine von dem kirchlichen Glauben, d. h. der kirchlichen Lehre abweichende Lehren verkündigen dürften, so müßten sie, um der Forderung streng nachzukommen, auf das pure, bloße Auswendiglernen und Wiedergeben der ausgebildeten Lehrsätze beschränkt werden. Dadurch aber wäre ihnen direct gegen das Princip der evangelischen Kirche der Erwerb und die Mittheilung einer ihnen selbstbewußten und gewissen Erkenntniß der christlichen Wahrheit, die lebendige Aneignung und geistige Verdauung unmöglich gemacht, da Lehrsätze an und für sich nur zu erkennen geben, was erkannt ist, ohne diese Erkenntniß selbst im Subjecte zu vollziehen. Es wür-

den ſich daher dieſelben kirchlichen Zuſtände wiederholen, wie zur Zeit der Lutheriſchen Orthodoxie, gegen welche die Reaction des älteren Spener'ſchen Pietismus das wahre und berechtigte Moment war. Mit den Geiſtlichen wären aber auch die Laien mitverpflichtet, oder müßten mitverpflichtet werden, da die erſteren die nächſten Vermittler des volklichen religiöſen Lebens ſind. Da aber das nicht geht, ſondern eher noch die Geiſtlichen, um „in Amt und Brod zu kommen," reverſiren, hinſichtlich des Volkes aber jeder Unterſchied zwiſchen Geiſtlichen und Laien in Folge des rechtfertigenden Glaubens aufgehoben, dieſes alſo an ſeine eigene freie Anſicht gewieſen iſt, falls ihm die mitgetheilte „Lehre" nicht gefallen oder ans Herz kommen ſollte: ſo würden die Geiſtlichen, um nicht mehr zu ſagen, dieſer Verpflichtung nur den traurigſten Conflict mit der über die Schulbeſtimmungen hinaus entwickelten proteſtantiſchen Welt- und Lebensanſicht zu verdanken haben. Um nun weiter dieſem zu begegnen, müßte Beiden, dem Volke wie den Geiſtlichen, die ganze proteſtantiſche Litteratur von einem evangeliſchen Rom aus von Rechts wegen verboten werden. Dies ſetzte jedoch nach Royer Collard's Ausdrucke ein unmögliches Miniſterium voraus, und Bickell, ſammt der pietiſtiſch-orthodoxen Richtung, für welche er das Wort ergriffen hat, wird von einer Verpflichtung der Geiſtlichen auf die ſymboliſchen Schriften in einem dem Weſen der katholiſchen Kirche gemäßen Sinne abſtehen müſſen. Die evangeliſchen Geiſtlichen aber haben ſich eine Verpflichtung auf das Princip des Proteſtantismus, wie es in der Augsburgiſchen Confeſſion und deren Apologie ausgeſprochen iſt, nicht nur gefallen zu laſſen, ſondern müßten auch recht nachdrücklich darauf beſtehen, daß Alle mit freier Uebereinſtimmung dieſelbe ablegten, damit ihr Stand zu Ehren und Gedeihen komme, ein geiſtlicher, d. h. durch den Geiſt der Wahrheit und der Liebe beſeelter und wirkſamer, alſo herrſchender ſei. Denn nur durch den Glauben ſelbſt, durch die perſönliche begeiſterte Aneignung und ſyſtematiſche Erkenntniß der chriſtlichen, als der allgemeinen, abſoluten Wahrheit, durch ein freies wiſſenſchaftliches Erfaſſen derſelben, wodurch der Geiſtliche ihrer als „der Subſtanz" ſeines eigenen Weſens inne und gewiß wird, kann die evangeliſche Kirche ſich „dieſen theuren, von den Reformatoren errungenen Glauben" auf das Gewiſſeſte bewahren und alle Angriffe des Papismus, Naturalismus, Mechanismus, ja des Antichriſts ſelber ruhig abwarten. —

Was nun dieſen kurheſſiſchen Symbolſtreit im Ganzen anbetrifft, ſo bildet freilich der alte Kampf zwiſchen Tradition und Speculation, zwiſchen der durch bloße Ueberlieferung gebotenen paſſiven Annahme und der auf freie Einſicht gegründeten Intusſuſception der religiöſen Wahrheit ſeine Grundlage: es ſieht aber auch Jeder nach dem bisher Geſagten auf den erſten Blick, daß er ſeine eigenthümliche Färbung und ſein poſitives Intereſſe gerade jetzt nur dadurch erhält, daß in ihm das proteſtantiſche Princip der Wahrheit und Selbſtgewißheit, des Glaubens mit den ihm feindſeligen abſtracten Richtungen von Neuem in Colliſion gekommen iſt. Darin gerade liegt ſeine Bedeutung, daß dieſer Streit ſeine letzte Wurzel in der Kriſis hat, durch welche der Proteſtantismus ſeit den letzten 30 Jahren hindurchgehend ſich mehr und mehr ſelbſt begreift und durchführt, und die hierarchiſch-objectiven Elemente, welche aus dem Katholicismus mit in unſere Kirche herüber genommen worden ſind, und ſich immer wieder bewußt und unbewußt in Schule und Kirche geltend zu machen geſucht haben, beſtimmter erkennt und ausſcheidet, — eine Kriſis aber, welche ebenſo die fortbildende Kraft des proteſtantiſchen Princips, wie den ſicheren Beſtand der aus ihm hervorgegangenen Kirche garantirt. — Es war die größte That Luther's, die Kirche auf ſich ſelbſt, auf die Macht des heiligen abſoluten Geiſtes in ihr zu gründen, alle äußere Gewalt zu deren Stütze zurückzuweiſen, alle Erleuchtung, Heiligung und Seligkeit „im rechten einigen Glauben" nur von dieſem Geiſte zu erwarten. Erſt damit iſt die Idee des Katholicismus als einer heiligen, allgemeinen (catholica) chriſtlichen Kirche, die Idee, daß der Geiſt auch im Staate und überhaupt in allen objectiven Sphären der menſchlichen Gemeinſchaft Herr ſei, auf ihre Wahrheit zurückgeführt. Je weniger nun der Staat denſelben nicht außer ſich hat, ſondern als den wirklichen in ſich weiß, als die unterſte Grundlage des geſammten Volkslebens anerkennt, um ſo mehr wird das hierarchiſche Element, welches Staat und Kirche trennt, und der Regierung wie dem Volke die Knechtſchaft wie die Furcht des Geſetzes auflegt, aus demſelben geſchieden und der Gemeingeiſt der Liebe, des freien Gehorſams an ſeine Stelle treten. Der proteſtantiſche Staat hat alſo gerade in der Erweckung und Belebung dieſes Geiſtes, in der Verbreitung der auf ihn zurückweiſenden Intelligenz auf Schulen und Univerſitäten die ſicherſte Grundlage ſeines Beſtandes aufzuſuchen, und die lächerliche Furcht zu verbannen, als werde dieſer Geiſt jemals ſich ſelbſt verfinſtern oder bekämpfen. Ja er hat die freie Ausbildung jener Intelligenz recht eigentlich zu begünſtigen, namentlich aber den Geiſtlichen zur Pflicht zu machen, weil ſie berufen ſind, die höchſte Idee eines Reiches Gottes auf Erden, einer Gemeinſchaft der Heiligen durch Ausſpendung des Wortes und der Sacramente zu verkündigen, damit ſie ſelbſt mit freier Liebe dieſem heiligen Geiſte, alſo dem Principe des proteſtantiſchen Staates, nicht aber wieder irgend einem Papſte gehorchen lernen, und einen gleichen freien Gehorſam, die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben

auch dem Volke predigen. Die Verpflichtungsfrage iſt ſomit wirklich auf der einen Seite eine Lebensfrage des chriſtlich-proteſtantiſchen Staates, — denn dieſer iſt der Idee nach eins mit der Kirche und hat mit ihr dieſelbe Grundlage, — ſie gehört zu ſeinem Reſſort, in ſo fern der Geiſtliche durch den Revers ſeine bewußte Treue gegen das ſtaatliche Princip zu beurkunden hat. Die wahre Sicherheit aber muß auf der anderen Seite der Staat durch ſeine regierenden Organe in ſich ſelbſt, in der Gewißheit haben, daß er ſich dem Principe des Proteſtantismus treu weiß und nicht ſelbſt noch in der Unfreiheit und Angſt des Katholicismus befangen iſt, als ob er erſt von dem Geiſtlichen, ſeinem Reverſe oder ſeiner Tonſur eine Sicherung ſeines Beſtehens erwarten oder erbitten müſſe. Der Revers alſo kann ſeiner wahren Bedeutung nach nur ſein ein freies Bekenntniß zu dem Principe des Proteſtantismus, nicht um mittels deſſelben den Beſtand der Kirche zu garantiren, — denn der die Kirche berufet, ſammelt, erleuchtet und bei Jeſu Chriſto erhält, iſt ihr eigener Geiſt, — ſondern um die Ueberwindung der katholiſchen Elemente eines Geſetzesdienſtes innerhalb der evangeliſchen Gemeinſchaft als Princip der Paſtoralwirkſamkeit auszuſprechen, und damit dem deutſchen chriſtlichen Volke die volle Freiheit des Evangeliums zu geben. —

Nicht minder aber muß es nach dem bisher Geſagten klar ſein, daß es ſich in dieſem Streite wirklich um den principiellen Gegenſatz des Proteſtantismus gegen den Katholicismus handelt, und daß die beiden Hauptdenkweiſen der modernen theologiſchen Wiſſenſchaft, welche bereits zu einer geſchichtlichen Bedeutung gelangt ſind, die rationaliſtiſche und ſupranaturaliſtiſche, das proteſtantiſche Princip noch nicht vollkommen in ſich aufgenommen und verarbeitet haben, vielmehr auf eine weitere Entwicklung deſſelben, wie ſie durch die neuere ſpeculative Theologie eingeleitet iſt, hinweiſen. Denn der beiden anderen Richtungen, welche ſich auch in dieſem Streite haben vernehmen laſſen, von denen die eine durch Kling vertretene unbefangene oder vermittelnde ſelbſt nur ein Zwittergewächs dieſer neuen Theologie iſt, die Vilmar'ſche orthodox-pietiſtiſche aber mit dem Katholicismus ſelbſt offene Compagnie macht, nicht zu gedenken: ſo ſtellen ſich zwar der Rationalismus wie Supranaturalismus gemeinſchaftlich dem papiſtiſchen Irrthum entgegen; allein es bedarf wohl keiner weiteren Ausführung, daß ſie, indem die evangeliſche Wahrheit, ihre Entwicklung wie ihre Verkündigung, durch Auctoritäten, gleichviel welche, ſiſtirt und normirt werden ſoll, in der That beide das Hauptſtück im ganzen chriſtlichen Weſen, den Glauben noch nicht begriffen, vielmehr das katholiſche Princip noch an ſich haben, conſequent alſo über den Widerſpruch des Katholicismus, das Innere zu veräußerlichen und die Wahrheit und Seligkeit der Religion in ein Fürwahrhalten von Lehren und Thatſachen zu ſetzen, nicht hinauskommen. Von dieſem inneren Widerſpruche hat ſich nun die evangeliſche Kirche in ihrem Princip ganz und für immer losgeſagt, und damit das Chriſtenthum theils in ſeiner vollen Reinheit und Würde zu begreifen möglich gemacht, theils der Religion das ihm weſentliche Gebiet wiedergegeben, während der Katholicismus fortgehend an dieſem Widerſpruche kränkeln und in ſteter Oppoſition mit der proteſtantiſchen Wiſſenſchaft und Politik bleiben wird, bis er von der Macht des Geiſtes, gegen den er ſich in ſeiner ſtarren unmittelbaren Objectivität ſchon jetzt nicht mehr behaupten kann, auch geſchichtlich überwunden ſein wird. — Es iſt zum Beleg des Geſagten wichtig, dieſen ſeinen inneren Gegenſatz gegen den Proteſtantismus ſchärfer zu beſtimmen und auf eine einfache Formel zurückzuführen.

Wird nun nach der principiellen Differenz beider Kirchen von einander gefragt, ſo bietet ſich zugleich Gelegenheit dar, dem Verdachte zu begegnen, als ſei in dem Bisherigen jener fürnehmſte Artikel der chriſtlichen Lehre vom rechtfertigenden Glauben mehr oder minder in einen logiſchen Proceß umgebogen und eine Art dialektiſcher Verſöhnung daraus gemacht worden, als ſollte die Partei Derer vertreten ſein, welche dem von „dem poſitiven Glauben abgewendeten Zeitgeiſte" Weihrauch ſtreuend, „die Hauptlehren der proteſtantiſchen Kirche, namentlich auch die Rechtfertigungslehre" alterire oder gar „öffentlich verwerfe." Ganz im Gegentheil ſoll gerade die durchgreifende und ſeligmachende Bedeutung dieſes Hauptſtückes der ganzen chriſtlichen Lehre entſchiedener herausgeſetzt und nachgewieſen werden, daß in demſelben nicht nur „das Weſen, die Subſtanz" des Chriſtenthums an ſich, d. h. das die evangeliſche Kirche, die proteſtantiſche Welt- und Lebensanſicht bildende und geſtaltende Princip, ſondern auch der Gegenſatz gegen den Katholicismus in aller Schärfe ausgeſprochen iſt. Der Widerſpruch deſſelben in ſich und gegen die evangeliſche Kirche liegt aber darin, daß innerhalb des Katholicismus der menſchliche Geiſt nicht urſprünglich und an ſich als mit dem göttlichen identiſch geſetzt, ſondern ſo aufgefaßt wird, daß dem letzteren eine beſondere, von dem menſchlichen Geiſte weſentlich verſchiedene Subſtantialität zukomme. Wenn nun gleich nach dem Symbol der Kirche, wie es auch ausdrücklich in dem III. Artic. A. C. gewiß nicht ohne Divination dieſer Grunddifferenz beider hervorgehoben wird, in dem Gottmenſchen die ungetheilte Einheit und Verbindung der göttlichen und menſchlichen „Natur" dem chriſtlichen Gemeinbewußtſein gegeben iſt, ſo kann doch unter Vorausſetzung jener ſubſtantiellen Verſchie-

denheit*), wie ſie aus dem Zuſammenhange der katholiſchen Anſicht mit Nothwendigkeit reſultirt, der göttliche Geiſt nie dem menſchlichen immanent werden, ſondern bleibt ihm fremd und äußerlich, ein transcendenter. Die an ſich ſeiende Einheit des göttlichen und menſchlichen Weſens, wie ſie in dem Objecte des chriſtlichen Glaubens, in der Perſon des Gottmenſchen dargeſtellt iſt, ſoll aber doch concret, für jedes einzelne Subject vollzogen, von jedem Gläubigen nacherlebt werden. Es kann folglich bei der ſubſtantiellen Verſchiedenheit der beiden „Naturen" nicht zu der inneren Vermittlung, ſondern nur zu dem äußeren Mechanismus des Glaubens, d. h. des Fürwahrhaltens jener abſolut einzigen, nur einmal vorgekommenen Thatſache der Vereinigung des göttlichen und menſchlichen Weſens kommen. Beide bleiben von da an, wie der Subſtanz nach verſchieden, auch der That nach getrennt, ſo daß dem Subjecte, weil nicht das Weſen, auch nicht die Seligkeit der göttlichen „Natur" mitgetheilt und das Ziel der Religion, die Verſöhnung erreicht werden kann. Die einfache Conſequenz dieſer ſpecifiſchen Verſchiedenheit iſt alſo eines Theils das Zurückſtellen, ja das thatſächliche Annulliren der kirchlichen Lehre von der Menſchwerdung Gottes, wie dies in der Spitze des ganzen katholiſchen Cultus, in der Lehre von der momentanen Wandlung des Brodes und Weines in das Venerabile, in den ſubſtantiellen Gott bewieſen iſt; andern Theils die Unmöglichkeit, dem Gewiſſen durch dieſen außer ihm bleibenden Vorgang den Troſt der Abſolution zu gewähren. Dieſer innere Widerſpruch, ſammt ſeiner Unſeligkeit, kam nun Luther in jener weltgeſchichtlichen Gewiſſensangſt zum Bewußtſein. Er aber überwand die Kluft und Höllenqual deſſelben durch den Glauben, kraft deſſen es dem Individuum, weil es an ſich „göttlichen Geſchlechts" iſt, auch möglich iſt, die Sünde, dieſes Fürſichſeinwollen, zu negiren und dadurch gerechtfertigt zu werden, daß es das Verdienſt Chriſti, vermöge deſſen er die Einheit des göttlichen und menſchlichen Weſens im Leben und Tode bewieſen hat, ergreift, um es kurz mit Schleiermacher zu ſagen, daß „es die Vollkommenheit und Seligkeit des Gottmenſchen ſich aneignet."

Dieſer rechtfertigende Glaube iſt nun recht eigentlich das Loſungswort der evangeliſchen Kirche, das Princip des ſittlichen und religiöſen Lebens ihrer Bekenner. Die Freiheit, welche er dem Individuum gab, ſich ſelbſt durch dieſen apprehendirenden Act mit Gott in unmittelbaren Conner zu ſetzen, mußte aber früh genug einen entſchiedenen Bruch nicht nur mit der katholiſchen Abſolutionslehre, ſondern überhaupt mit der päpſtlichen Hierarchie herbeiführen. Dieſe religiöſe und ſittliche Emancipation des Individuums, als Princip des Geſammtbewußtſeins die evangeliſche kirchliche Gemeinſchaft geſtaltend, bedingte nämlich ſowohl eine theilweiſe Aufhebung als weſentliche Modification aller bisherigen Inſtitutionen des Katholicismus, wonach die Verſöhnung des Menſchen mit Gott an reine Aeußerlichkeiten geknüpft war, die ſich in dem Glauben an die abſolute, alle irdiſche und himmliſche Gewalt umfaſſende Souverainetät des Papſtes als vicarius dei zuſpitzten. Als Reaction gegen dieſes veränderte chriſtliche Bewußtſein und ſeines der Klöſter, Mönche, Pfaffen, auch des oberſten Pfaffen nicht mehr bedürfenden Cultus ſeitens der katholiſchen Kirche mußte aber eine Kriſis (im 30jährigen Kriege) eintreten, deren Reſultat in der politiſchen Emancipation vorliegt, wonach das Princip der modernen Staaten nicht nur in Deutſchland, ſondern rückwirkend auch in rein katholiſchen Ländern das Princip der Souverainetät geworden iſt, indem das alte Lehnsverhältniß zum Papſte von wegen der zwei Schwerter Petri unter dieſen Vorausſetzungen nicht mehr beſtehen konnte. Der Katholicismus und ſeine Hierarchie muß daher mit dem proteſtantiſchen Staate in fortwährendem Conflicte bleiben. Denn da Sr. Heiligkeit, als dem Statthalter Chriſti, gleich dieſem „alle Gewalt im Himmel und auf Erden vom Vater gegeben iſt," darauf aber die päpſtliche Exiſtenz beruht, ſo muß der römiſchen Curie Alles daran liegen, die Prämiſſen wie die Folgerungen dieſer prätendirten abſoluten Autorität aufrecht zu erhalten, damit nicht etwa die Gewiſſen der katholiſchen Unterthanen ſich vom geiſtlichen Gehorſam emancipiren und der Angſt um das ewige Heil ihrer Seele durch das Ergreifen des Verdienſtes Chriſti als des einigen „Hohenprieſters" ſich entledigen. Eine Prätenſion, welche der proteſtantiſche Staat, ſeinem Princip nach die Erſcheinung der Kirche ſelbſt, als directen Angriff auf ſeine chriſtliche Grundlage ſich verbitten muß. Hieraus erklärt ſich zugleich, wie der Gegenſatz gegen den Katholicismus in Sachen der gemiſchten Ehen ſo hat geſchärft werden können. Denn da im ehelichen Leben der Brennpunkt eines geſunden Staatslebens liegt, ſo muß, wenn Connubien gemiſchter Confeſſion, alſo auf proteſtantiſchen Grundlagen geſtattet werden, das Eindringen des evangeliſchen Glaubens als des Erbfeindes in das Herz der Hierarchie eben ſo leicht als gefährlich ſein. —

(Fortſetzung folgt.)

*) Man vgl. über die unentſchiedene und ſelbſt feindſelige Stellung des Katholicismus gegen dieſen Artikel Guerike, allgem. chriſtliche Symbolik S. 248 und 249, Anm. 13, und Dorner, Entwicklungsgeſchichte der Lehre von der Perſon Chriſti, 2. Periode.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redacteuren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

15. März. № 63. 1841.

Ueber die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher, oder Katholicismus und Protestantismus.

(Fortsetzung.)

In der Gewißheit dieser festen christlichen Grundlage — denn Festeres hat sich in der Weltgeschichte noch nicht bewiesen, als das Christenthum — haben weiter die protestantischen souverainen Staaten die epistematische Thätigkeit des Geistes eben so wenig zu fürchten, als sie dieselbe zu unterdrücken im Stande wären. So weit wenigstens sind sie von dieser Furcht befreit, daß sie nicht mehr, wie das Oberhaupt der katholischen Kirche noch in der neuesten Zeit, freilich nach einem sehr richtigen Instincte, ihren Gelehrten selbst den Besuch der Versammlungen der Naturforscher glauben verbieten zu müssen. — Es gehört mit zu den wunderbaren Manifestationen „des Weltgeistes," daß er sich nur „hintennach sehen läßt," oder wie es gemeinhin ausgedrückt wird, daß er Großes durch Kleines vollbringt, und dem nachsehenden endlichen Geiste den Triumph vergönnt, alles Wirkliche, den Proceß der Geschichte wie der Natur, als Offenbarungen der höchsten „absoluten Vernunft," als „Momente der göttlichen Weltregierung" zu begreifen. In der That aber ist es das kleine Wort Glaube gewesen, welches das Räthsel des „unbekannten Gottes" gelöst und die alte Sphinx vom Felsen Petri gestürzt hat, indem es nicht nur die Wahrheit des „geoffenbarten" Wortes, wonach sich Gott in dem ganzen Verlaufe der Geschichte „nicht unbezeugt gelassen und überall Maß, Ziel und Ordnung gesetzt hat, daß sie ihn fühlen und finden möchten," verstehen gelehrt, sondern auch die „Creatur frei gemacht und ihr Sehnen und Aengsten" in Einheit und Zusammenstimmung aufgelöst hat. Nachdem dieses Wort wieder gefunden war, und der Geist sich dadurch von der Furcht vor „Hölle, Tod und Teufel" befreit wußte, konnte er, seines Heils in sich selbst gewiß, nach seiner ganzen Intensität dem Gebiete der Erscheinungen sich zuwenden, ohne befürchten zu dürfen, durch seine kosmischen und sidei schen Entdeckungen ferner die heiligen Ueberlieferungen einer kindlichen Weltanschauung zu verletzen, oder seine eigene Seligkeit zu verscherzen. Denn wie dieses Wort vom Glauben, als der Trost der Religion, zuerst in dem Gewissen Luther's nach langen inneren Kämpfen befreiend und versöhnend einschlug, so stellte es sich nicht minder in den Mittelpunkt jener schon lange vorher gebildeten schöpferischen Atmosphäre, jenes durch das Zusammenwirken der früheren Bildungsmomente*) erweckten Triebes des Wissens und Entdeckens, und die erste leichte Anwendung desselben auf dieses Gebiet war, daß es dem Weltgeiste die unmittelbare Gewißheit der Identität des göttlichen und menschlichen Wissens um das Sein der Dinge gewährte, aber nur um diese Gewißheit aus sich heraus zu setzen, und von diesem Mittelpunkte aus den ganzen Kreis der Erscheinungen sichtend, ordnend, vertheilend zu durchlaufen: eine Contraction und Expansion des Geistes, welche jeder geschichtlichen Epoche eigenthümlich ist, und deren zusammenwirkende Erfolge schon für sich jede Reaction für das Alte, Ueberlieferte, Abgelebte vereiteln. Jene Männer, welche ihre Entdeckungen lange zurückhalten, ihre Weisheit als unbiblischen Irrthum abschwören**), oder gar mit dem Leben büßen mußten, sind trotz dem die Vorläufer und Ausbildner des protestantischen Princips gewesen, und stellen in ihren Leiden und Kämpfen nur die Geburtswehen der neuen Zeit dar, in welcher wir die Frucht ihrer Begabung, wie ihrer Entbehrungen genießen. Und jene Jahrhunderte nach der Reformation, wie arm an selbständigem, religiösem Leben sie auch erscheinen, sind doch die reichsten an physikalischen und philosophischen Entdeckungen; der Reichthum aber und die formlose Mannigfaltigkeit des Inhalts hat doch nur unter uns Protestanten zu der systematischen Einheit des Wissens ausgebildet werden können, welche, ausgehend von der Einen und gleichen Wahrheit des Geistes,

*) Man vgl. darüber die kurze, von einem anderen Gesichtspunkte aus versuchte Darstellung des Ref. in seiner „Deutschen Theologie," S. 47 (Leipzig 1839, bei Otto Wigand).

**) Wie Galilei mit Berufung auf act. 1, 11: Quid statis hic otiosi, viri Galilaei, aspicientes in coelum?

in der Wechſelwirkung der empiriſchen und ſpeculativen Momente dieſes Weltganze in ſeiner Ruhe und Bewegung als eine Schöpfung Gottes, als Symbol und Offenbarung des abſoluten Geiſtes begreifen läßt. — In dieſer letzten Inſtanz aber findet erſt unſere chriſtlich-proteſtantiſche Welt- und Lebensanſicht den Abſchluß und die vollendete Einheit, an welcher es dem Katholicismus mangelt. —

Jener Widerſpruch nämlich, der oben auf Seiten des katholiſch-religiöſen Lebens nachgewieſen wurde, kehrt hier noch einmal auf dem Gebiete der Weltanſchauung wieder und fixirt da objectiv dieſelbe Trennung Gottes von der Welt, wie oben ſubjectiv von dem menſchlichen Geiſte. Indem nämlich der heilige katholiſche Glaube zur Vorausſetzung hat, daß Gottes Weſen ein von dem menſchlichen verſchiedenes ſei, ſo kann er auch Gott nur im Gegenſatze zum Weltganzen überhaupt, als außer- und überweltlich auffaſſen. Hiernach iſt aber auch nicht eine vollendete Totalität im Sein der Dinge, ſondern zwei Welten giebt es und zweierlei Wiſſenſchaft um dieſelben, eine vollkommene, heilige, göttliche, und eine unvollkommene, profane, menſchliche. Beide bleiben außer und neben einander; die Idee, das Abſolute kommt nicht dazu, das Unvollkommene, Beſchränkte aufzuheben, ſondern läßt es außer ſich ſtehen, womit denn die Welt, ſtatt gemäß der Idee die Unendlichkeit in ſich zu haben, im Widerſpruche mit derſelben zu einer endlichen, die Gottheit beſchränkenden gemacht iſt. — Dieſe Anſicht von der Welt gründet ſich auf die Vorſtellungen des ſinnlichen, empiriſchen Erkennens, von welchen überall der Geiſt auszugehen hat. Der Natur dieſes Erkennens iſt es aber weſentlich, die Gegenſtände, mit welchen es in Beziehung tritt, nur als dieſe einzelnen Dinge in ihrem abſtracten Fürſichſein für wahr zu nehmen, das Sein nur als Da- und Soſein in ſeiner zerfließenden Vereinzelung und zuſammenhangsloſen Mannigfaltigkeit aufzufaſſen und feſtzuhalten. Auf dieſer Stufe des erkennenden Geiſtes iſt die Welt in Natur und Geſchichte nichts weiter als der Inbegriff des Daſeienden und Geſchehenden in ſeiner Vereinzelung; beide bieten keinen zuſammenhängenden Verlauf, ſondern nur das auf- und abtauchende Mit- und Nacheinander einzelner ſinnlicher Facta und Geſtalten ohne verknüpfende Nothwendigkeit dar; die Wahrheit der Natur und Geſchichte iſt nicht die, Träger einer Allgemeinheit, Symbol der Idee, die Wirklichkeit des ſich darſtellenden und entwickelnden Geiſtes zu ſein, vielmehr beſteht ſie in der empiriſchen Aufzählung und Richtigkeit der Thatſachen. Dieſe ſinnlichen Anfänge der Erkenntniß bilden nun die Grundlage der katholiſchen Anſicht von dem abſtracten Fürſichſein, der ſtarren, bewegungsloſen Aeußerlichkeit und Objectivität des Göttlichen. Denn aus ihren Elementen ergiebt ſich keine andere Weltanſicht, als die alte griechiſch-heidniſche, wie ſie am beſtimmteſten der aſtronomiſchen Religionsphiloſophie des Ariſtoteles zu Grunde liegt, die kindliche Weltanſchauung des ſinnlichen Scheines. Die Welt iſt keine vollendete Totalität, ſondern ein nach ſeinen räumlichen Dimenſionen geſchloſſenes, kugelförmiges, alſo endliches, beſchränktes Ganze. Oben der Himmel, unten die Hölle, in der Mitte auf der Erde der Schauplatz der von oben und außen plötzlich und punctuell hereintretenden göttlichen Providenz. Der außer- und überweltliche Gott, wie er dem endlichen Subjecte nur äußerlich und zuſammenhangslos einſt ſeine Gegenwart durch Theophanien, Zeichen und Wunder geoffenbart, als wirklich bewieſen hat, um nachher dieſe Erde eben ſo leibhaftig wieder zu verlaſſen, kann deshalb überhaupt nur als dieſes einzelne, materielle Ding, in ſinnlicher Geſtalt, als Knochen, Rippe, Blutstropfen, Sanctiſſimum, als todte Reliquie, als das caput mortuum des Göttlichen von den Gläubigen angeſchaut und adorirt, nicht aber als präſenter, heiliger Geiſt gewußt und angebetet werden.

Dieſe abſtracte Trennung des Göttlichen und Menſchlichen, dieſes Abhalten des Abſoluten von der Welt iſt nun durch das proteſtantiſche Princip des Glaubens, für welchen die Einheit des Göttlichen und Menſchlichen concret, ihre Gemeinſchaft eine ſtetig präſente, ewige iſt, aufgehoben, dadurch aber eine völlige Umkehr der religiöſen Welt- und Lebensanſicht ausgeſprochen worden, welche die alte katholiſche, die der Tranſcendenz und eines außerweltlichen Gottes, von der modernen, proteſtantiſch-chriſtlichen, der Immanenz, des in Natur und Geſchichte ſich „bezeugenden" Gottes für immer geſchieden, und den religiöſen Dualismus, welcher ſich innerhalb der Gegenſätze von Dieſſeits und Jenſeits bewegt, ein für allemal überwunden hat. So groß aber iſt die Macht dieſes Wortes, ſo ſehr die Wahrheit und Conſequenz des Proteſtantismus, daß ſelbſt die evangeliſche Kirchenzeitung den Grundſatz der Immanenz zu adoptiren ſich genöthigt geſehen hat, um nur damit ſich gegen den ſie von allen Seiten bedrängenden „Weltgeiſt" halten und ferner mit Ehren durch die Welt kommen zu können. Bickell thut daher ſehr Unrecht, wenn er den Rationalismus nicht undeutlich mit dem Naturalismus in eine Linie ſtellt, da eine Welt ohne immanenten Gott eben auch keine andere als eine „naturaliſtiſche Religionslehre" geben, er alſo als Supranaturaliſt ſich die Zurechtweiſung der evangeliſchen Kirchenzeitung (Vorwort 1836) gefallen laſſen müßte. —

In dieſem Principe der Immanenz — denn der Glaube iſt nur die unentwickelte Idee deſſelben — liegt ferner der Schlüſſel zu dem Vorwurfe des Pantheismus, womit ſo Viele ihre Urtheile hinſichtlich der ſpeculativen

Theologie zu würzen pflegen, und es wäre ihnen anzurathen, dieſe Gerichte etwas mehr durchzukoſten, als ſie ſogleich um dieſes Beigeſchmacks willen bei Seite zu ſchieben. Sie würden dann ſehen, daß Hegel wie Schleiermacher, dieſe Sprecher der neuen Zeit, deswegen in den Geruch pantheiſtiſcher Anſichten gerathen ſind, weil Beide Schärfe des Gedankens genug hatten, kraft jenes fürnehmſten Hauptſtückes vom Glauben den Grundſatz der Immanenz, der Einheit des Göttlichen und Menſchlichen als Princip der proteſtantiſch-chriſtlichen Welt- und Lebensanſicht auszuſprechen und zu begründen. Denn als freie Anwendung auf die Weltanſchauung ſelbſt iſt dieſes Princip ſo weit entfernt von Pantheismus, daß damit erſt die entſchiedene Losſagung von dem Pantheismus der katholiſchen Kirche und ihres abgöttiſchen Cultus erreicht iſt. Ruht die proteſtantiſche Anſicht von dem Verhältniß des Göttlichen zum Menſchlichen, zur Welt überhaupt darauf, daß der göttliche Geiſt in Natur und Geſchichte die vermittelnde, ſchaffende und geſtaltende Potenz geweſen iſt, auch ehe er als immanenter gewußt wurde, ſo wäre, wenn man dies Pantheismus nennen wollte, einfach zu erwiedern, daß dies nur der ſpeculative Ausdruck für die Moſaiſche und Johanneiſche Darſtellung des Verhältniſſes Gottes zur Welt ſein würde. Wenn hingegen nach der katholiſchen Anſicht der conſecrirende Prieſter die Macht hat, die Materie, deren Qualität hier keinen Unterſchied macht, zu transſubſtantiiren, d. h. ſie in einen leibhaften, ſichtbaren Gott zu verwandeln, um ſie als ſolchen, als Sanctiſſimum zu göttlicher Adoration den Gläubigen vorzuhalten, — und wenn dieſe Transſubſtantiation als die Spitze des Cultus, wie als das offenbare Myſterium des chriſtlichen Glaubens angeſehen werden ſoll: ſo iſt nach dieſer katholiſchen Kategorie der Verwandlung ſowohl der Prieſter, der Menſch, ich will nicht ſagen übergöttlichen, ſondern wenigſtens vollkommen gottgleichen Weſens, denn Gott gehorcht ihm, als auch iſt die Materie nicht Accidenz, Träger oder Symbol der göttlichen Subſtanz, ſondern ſie wird und iſt durch und durch der ſichtbare Gott ſelbſt. Damit iſt aber die Idee der Immanenz nicht nur ganz grob und handgreiflich gefaßt, ſondern auch zum wirklichen Pantheismus verbogen, da jeder begreifliche Unterſchied Gottes von dem creatürlichen Sein negirt und auf die unfaßbare Spitze eines geheimnißvollen Glaubens geſtellt wird. Ein Ergebniß, das der Idee des Abſoluten eben ſo geradeweg widerſpricht, als es der Anſicht von der Tranſcendenz gemäß iſt, da nach derſelben Gott gar nicht mit der Welt zuſammengebracht, vermittelt werden, vielmehr die ſinnliche, unmittelbare Erkenntniß, auf welcher die Tranſcendenz fußt, auch nur einen ſinnlichen unmittelbaren Gott produciren kann. Nach der proteſtantiſchen Kategorie der Vermittlung hingegen geht das Göttliche weder im Menſchlichen, noch das Menſchliche im Göttlichen zur unterſchiedsloſen Indifferenz auf. Denn das Göttliche wird nicht der objectiven Regel eines ihm fremden Daſeins unterworfen, ſondern es nimmt die menſchliche „Natur," das menſchliche Weſen an, welches an ſich das göttliche iſt, und anderſeits verſinkt nicht die menſchliche Individualität in den Abgrund der göttlichen, ſondern negirt nur ihr Fürſichſeinwollen, um das eigene wahre Weſen, das göttliche, in dieſer freien, ſelbſtbewußten Hingabe, im Glauben, zu gewinnen. —

Hierin liegt denn zuletzt die Deutung von dem geheimnißvollen „Geiſte der ſymboliſchen Bücher," der faſt in dieſem ganzen Streite das Stichwort geweſen iſt, um ſich mit demſelben aus der Verwicklung zu helfen; etwa wie es bei Kling heißt: „Es kommt alſo auf den Geiſt, nicht auf den Buchſtaben der bekennenden Sätze an. Dieſer Geiſt aber iſt nichts Vages, der Subjectivität, der Willkür der Einzelnen Anheimgegebenes, ſondern er iſt ſicher zu erkennen aus dem Ganzen der in dieſen Schriften ausgeprägten Denkweiſe, aus dem Zuſammenhange des reformatoriſchen Glaubens und Lebens, und aus deſſen Gegenſatze gegen ein das ganze Kirchenthum inficirendes Syſtem von Irrthum und Aberglauben." Natürlich iſt dieſer Geiſt der bekennenden Sätze nichts Vages, kein abſtractes, jenſeitiges, für ſich bleibendes Fluidum; vielmehr iſt er ein concreter, in die Welt eintretender und ſich mit ihr vermittelnder. Als ſolcher iſt er ſicher daran zu erkennen, daß in dem Ganzen der in dieſen Schriften ausgeprägten Denkweiſe, aus dem Zuſammenhange des reformatoriſchen „Glaubens und Lebens" ſich das Princip der Immanenz klar genug darſtellt. —

Nach dem Geſagten muß alſo dem fixen Katholicismus der Vorwurf gemacht werden, daß er weder die abſtracte jüdiſche Trennung Gottes von der Welt, noch die pantheiſtiſch-heidniſche einer Identification deſſelben mit der Materie durch den chriſtlich-proteſtantiſchen Begriff der Immanenz beſeitigt habe. Sollte hiegegen eingewendet werden, daß die Momente des katholiſchen Cultus, welche ſo eben als pantheiſtiſch-heidniſche Abgötterei bezeichnet ſind, wenigſtens jene jüdiſche Trennung aufheben: ſo iſt zwar ſchon kurz vorher darauf geantwortet worden, auch ſoll keineswegs in jenen heidniſchen Momenten, der Trieb und die Macht der religiöſen Idee, ſich im Cultus zu objectiviren, verkannt werden; allein dieſe katholiſche Veranſchaulichung wäre höchſtens eine äſthetiſche Correction des Judenthums durch heidniſche Elemente, und eben ſo weit entfernt von der wirklichen Vollziehung des Moſaiſchen Gebotes eines bilderfreien Gottesdienſtes, als von der chriſtlichen Idee einer Anbetung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit. Dieſe verdanken wir aber allerdings dem antiken Katholicismus, indem er das Ferment der Wahr-

heit in den kanoniſchen Evangelien erhalten und uns überliefert hat. —

Ob nun die neueſte „äſthetiſch-ſpeculative" Theologie innerhalb des Katholicismus über deſſen Grundlagen hinausgehen und ſich durch ſich ſelbſt zur Wahrheit des chriſtlichen Gedankens befreien könne, muß mehr als zweifelhaft ſein, zumal die katholiſche Wiſſenſchaft durch einen fixirten Lehrtypus und deſſen noch nicht einmal zum Bewußtſein gekommenen directen Gegenſatz gegen den chriſtlichen Inhalt gebunden, ein rein äußerliches formelles, von uns Proteſtanten theilweiſe erborgtes Hilfsmittel iſt, nicht aber als der innere Trieb, die organiſche Entwicklung des katholiſchen Inhalts gelten kann. Wird nämlich dem ganzen Proceſſe, wodurch das Moment der Religion, die Verſöhnung des Menſchen, ſeine in ihm ſelbſt vermittelte Einheit mit Gott als weſentlicher Inhalt des Geiſtes begriffen und die Dogmatik als die ſyſtematiſche Lehre vom Glauben in ſeinem prägnanten Sinne gebildet wird, eine Dialektik im weiteren Sinne zugeſchrieben: ſo kann innerhalb der Kirche, welche den Grundſatz der Tranſcendenz feſthält, nur von einer Dialektik des geoffenbarten Gottes die Rede ſein, der ſeine Vereinigung mit der menſchlichen „Natur" ein für alle Mal außerhalb des Subjects vollzogen hat. Die Wirklichkeit dieſer Einheit fällt daher als ein einzelner Punkt, als ſinnliches Factum in die Vergangenheit, und da der äußere Typus der Natur die ſtetige Wiederholung derſelben phyſiſchen Proceſſe iſt, ſo kann ſie zwar in Analogie mit der letzteren durch die Manipulation des Prieſters wiederholt, es kann ein phyſiſcher Gott nachgemacht werden; aber der tridentiniſche Katholicismus hat eben deshalb keine Entwicklung des Bewußtſeins, keine Speculation und Geſchichte, keine Wiſſenſchaft und keine Predigt, ſondern nur die Gedankenfabrik der päpſtlichen Conſiſtorien nach ſtehenden Typen und die ſchönen Motive eines jüdiſch-heidniſchen Cultus. Der Fortſchritt der Selbſterkenntniß, das Leben des die Geſchichte bildenden und die Natur beherrſchenden Geiſtes gehört uns an, den Bekennern des Proteſtantismus. Sein Princip des Glaubens entfaltet ſich zur Wirklichkeit in der Dialektik des offenbaren, d. h. ſich ſtetig offenbarenden Gottes, um Göttliches und Menſchliches in Eins zu bilden, und alle Sphären des erſcheinenden Geiſtes mit göttlichem Inhalt zu erfüllen und zu reinigen. Der objective Grund und Rückhalt dieſer Dialektik iſt die Präſenz des göttlichen Geiſtes urſprünglich im menſchlichen, nach ſeinem unmittelbaren Geſetztſein aber im chriſtlichen Gemeinbewußtſein; ihr Reſultat und Ziel iſt die Vermittlung beider mit ſich, wodurch im Verlaufe der kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Gemeinſchaft jede endliche, beſchränkte Stufe, jeder bloß exiſtirende Zuſtand des Geiſtes negirt wird, damit dieſer ſich in Allen ſelbſt ſetze und ſeiner Identität mit dem Göttlichen in ſich gewiß werde. Die Dialektik als Form und die Welt- und Lebensanſicht als Inhalt des entwickelten Chriſtenthums, des Proteſtantismus concentriren ſich alſo, d. h. nehmen ihren Anfang und Ausgang in der Einheit ſeines Princips; beide ſtehen als Mittel und Zweck in dem organiſchen Verhältniſſe der Wechſelwirkung; die Philoſophie als vorzugsweiſes Organ der Dialektik wird daher weder willkürlich gemacht, noch iſt ſie eine deſtructive Neologie, ſondern nur der ſtetige Proceß des wirklich zu ſich ſelbſt kommenden abſoluten chriſtlichen Geiſtes, der ſeinen Inhalt in die adäquate Form von Moment zu Moment herausſetzt; ſie iſt die ſich ſelbſt begreifende Geſchichte und jede Verdächtigung derſelben iſt nur das demüthigende Geſtändniß der Ohnmacht, den Mechanismus der Wiederholung, oder handgreiflicher, eine mechaniſche und naturaliſtiſche Anſicht von religiöſen Dingen, wie ſie in der katholiſchen Kirche herrſcht, wirklich nicht an die Stelle der Entwicklung ſetzen zu können, welche freilich nur durch Deſtruction des Alten, Abgelebten ſich Platz macht.

Iſt es nun die Idee des Chriſtenthums, die abſolute Vermittlung des Geiſtes mit ſich ſelbſt zur Herſtellung eines directen Verhältniſſes zwiſchen Gott und dem Menſchen zu ſein, und iſt Form und Inhalt dieſes Vermittlungsproceſſes in dem Hauptſtücke der ganzen chriſtlichen Lehre vom rechtfertigenden Glauben, als dem Principe des Proteſtantismus concentrirt: ſo liegt in einer Verpflichtung auf „die Subſtanz der ſymboliſchen Bücher" nichts Unproteſtantiſches. Freilich aber hat ſie auch nur dann Bedeutung, wenn ſie, wie oben geſagt wurde, die ſelbſtbewußte Erneuerung unſeres chriſtlich-proteſtantiſchen Taufbundes iſt, alſo die freie Zuſtimmung zu dem wahren, ſeligmachenden, chriſtlichen Glauben, die ſpeculative Selbſtverſtändigung über denſelben in ſich ſchließt. Denn um es noch einmal zu ſagen, ohne freie ſpeculativ-orientirte Zuſtimmung würde der Revers ſowohl ſubjectiv eine rein formelle Aeußerlichkeit ſein, als objectiv eine Anſicht von den ſymboliſchen Büchern geltend machen, nach welcher man mit Schleiermacher (d. chriſtl. Glaube, 2. Ausgabe, §. 154, 2) zu reden, „durch eben dieſe Schriften hernach, als wären ſie unverbeſſerlich, das Geſchäft (der Ausmittlung der Wahrheit für das Gemeinbewußtſein) ſelbſt, aus dem ſie hervorgegangen waren, hemmen wollte." Wie denn das bisher beleuchtete Raiſonnement und faſt alle früheren Verpflichtungsformeln, auf der Verwechſelung des Glaubens mit der Lehre beruhend, auch auf dieſes Reſultat auslaufen und, indem ſie die ſymboliſchen Bücher nur darauf anſehen, eine ſtereotypiſche Fixirung der evangeliſchen Lehre zu ſein, dieſen Typus ſelbſt den Geiſtlichen als ein wahres Kreuz ihres Ordens rein äußerlich anzuheften ſuchen.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

16. März. № 64. 1841.

Ueber die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher, oder Katholicismus und Protestantismus.

(Schluß.)

Hiegegen ist nun geltend zu machen und steht fest als das Ergebniß der geistigen Befreiung, für welche die Reformatoren zuerst das Schwert des göttlichen Wortes und der öffentlichen hellen und klaren Gründe gezogen haben, daß für die Diener und Bekenner der evangelischen Kirche die Norm der Wahrheit weder die empirische Richtigkeit des exegetischen Inhalts, noch die reflectirte Form des Dogma, sondern nur die systematisch begründete Einsicht, das immanente Wissen der protestantischen Dialektik sein könne, für welche der Inhalt in der Form offenbar, der λογος σαρξ wird. So sind freilich die Augsburgische Confession und deren Apologie eben so wenig der Codex, aus welchem das Christenthum geschöpft und gelehrt, sondern die Urkunden, aus welchen es begriffen, und Recht und Art der protestantischen Welt- und Lebensansicht deducirt werden kann. Und es ist kein so übles Wort, wenn gesagt worden ist, „daß ich auch nicht einen Finger an dieselben legen darf," denn in ihnen ist wirklich der Keim niedergelegt, aus welchem der protestantische Baum gezogen ist; sie sind die magna charta unserer evangelischen Freiheit und das Diplom, durch welches der christliche Adel deutscher Nation verbrieft ist. — Vor Allem aber stehen die symbolischen Bücher unserer evangelischen Kirche, namentlich aber die Augsb. Conf. und deren Apologie da als die geistigen Marksteine, welche eine neue Epoche der Selbständigkeit des religiösen Lebens, die „der Befreiung des Geistes zu sich selbst" bezeichnen, jenseit welcher an keine Verständigung mit der katholischen Kirche zu denken ist. Der Katholicismus, und das ist nicht scharf genug auszusprechen, ist nicht eine Form des Christenthums neben mehreren, welche für uns zu ertragen oder mit dem protestantischen Bewußtsein zu verschmelzen wäre: sondern so, wie er sich im Tridentinum abgeschlossen hat, ist er die schlechthin antiquirte, unfreie und erstarrte, der grade Gegensatz der Religion im eminenten Sinne, wie sie als gotterfülltes und versöhntes Leben heiligt und beseligt. Gewiß aber ist dieser Gegensatz nur ein zeitlicher, und die weltgeschichtliche Epoche, in welche die Entstehung der protestantischen Symbole fällt, wird zu Ende sein, um einer neuen Platz zu machen, wenn dieser Gegensatz überwunden, d. h. wenn 1) das Princip des Protestantismus in allen Sphären des geistigen Lebens innerhalb der reformirten Kirchen durchgeführt und 2) dasselbe sammt seiner Durchführung auch von allen christlichen Confessionen angenommen sein wird. Was den ersten Fall anlangt, so läge der Beruf, „neue Symbole zu schaffen," wenn nämlich über die vollendete Anerkennung der im Principe des Protestantismus bereits ausgesprochenen geistigen Freiheit hinaus dergleichen sollten für nothwendig erachtet werden, den Bekennern der protestantischen Confessionen am nächsten, weil sie durch die Stufe ihrer politischen, intellectuellen und religiösen Cultur am meisten dazu befähigt sind. Im zweiten Fall aber bedarf es noch langer Vermittlungen und bedeutender Krisen, ehe im Westen Deutschlands neben dem politischen auch der religiöse Protestantismus im Volksleben vorbereitet, protestantische Symbole erzeugen, und im Osten auch nur das Bedürfniß darnach angeregt sein wird. Wie aber in der Weltgeschichte die Zeit immer ist erfüllt worden, so wird auch diese erfüllt werden, ja sie ist schon da die Zeit, wo der katholische Gegensatz zwischen heiliger und profaner Geschichte, zwischen Ketzerei und Orthodoxie, zwischen Priestern und Laien aufhören und damit der letzte Rückhalt der politischen und kirchlichen Hierarchie fallen wird, wo der Geist sich selbst Symbol und das Reich Gottes in uns ist. Wie Viele auch dieser Zeit mit banger Besorgniß entgegensehen, oder die Erwartung derselben als bloßen Traum bemitleiden: unser Glaube an die Macht des christlichen Geistes ist es, welcher uns ebenso das Dasein dieser Zukunft verbürgt, als die gleichmüthige Ruhe der Theorie gewährt, welche nichts bewundern und übereilen will, aber auch nichts wünscht und fürchtet, was den in sich festen und geschlossenen Gang der Entwicklung dieses Geistes hemmen oder beschleunigen könnte.

Mit gleicher Geduld alſo hören wir zum Schluſſe dieſes Streites den Wunſch an: „So falle denn Alles, was gegen Menſchenwürde und wahres Chriſtenthum iſt, in das erbärmliche Nichts zurück! Alles aber, was das herrliche Streben nach immer größerer Vollkommenheit befördert, erhebe ſich aus der ruhmloſen Unwiſſenheit, aus der trägen Nachbeterei und aus dem Schlamme der Sünde zu der erfreulichen Ehre der Freiheit der Kinder Gottes empor“*) — und fürchten uns eben nicht, wie zürnend auch oder wie wehmüthig die großväterlichen Weiſen über die Gegenwart hingleiten:

„So ſchreiben alle Antichriſten,
Weil es dem Leichtſinn wohlgefällt;
Denn dieſe ſind als Kanzelliſten
Vom Satan ſelber angeſtellt:
Durch ſie gewinnt der Teufel mehr,
Als wenn er ſelbſt zugegen wär'.“

Denn wir haben den Sieg Gottes und ſeines Geiſtes, weil „des Teufels Werke durch den Sohn zerſtört“ ſind, allzumal auf unſerer Seite, ehe noch der Kampf begonnen hat, und finden dieſe befriedigende Gewißheit ſchon in der Rückkehr zu dem Worte der Schrift, welches die Diſſonanz der Entzweiung in die volle, undurchbrochene Harmonie der weltüberwindenden, aber auch welterlöſenden Entwicklung des chriſtlichen Geiſtes auflöſt und zur Ruhe bringt, wie es geſchrieben ſteht in einem Geſichte Johannis „des Gottbeſprachten“: „Und als ich ihn ſahe, fiel ich zu ſeinen Füßen als ein Todter, und er legte ſeine rechte Hand auf mich und ſprach zu mir: fürchte dich nicht. Ich bin der Erſte und der Letzte und der Lebendige. Ich war todt, und ſiehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüſſel der Hölle und des Todes.“

Dr. C. Zſchieſche.

Zur Verſtändigung über die preußiſche Verfaſſungsfrage. Berlin, 1841. Jonas' Verlagsbuchhandlung.

Als vor einem halben Jahrhundert der ungeheuere Contraſt zwiſchen dem Beſtehenden und dem Vernünftigen in das Bewußtſein des franzöſiſchen Volkes trat und die Gedanken der Reform erwachten, ſchrieb Sièyes: Qu' est ce que le tiers-état: was iſt er ſeinem Begriffe nach? Alles; was iſt er in Wirklichkeit? Nichts; was will er werden? Etwas. Die Revolution hat die Reiſe um die Welt gemacht, die Verfaſſungsfrage aber würde Sièyes für einen Theil Europas wohl noch ſo ſtellen: Qu' est ce que l'état: was iſt er ſeinem Begriffe nach? Reich des freien Willens; was iſt er in Wirklichkeit? königliches Erbgut; was will er werden? conſtitutionell.

Die Geſchichte iſt die Bewegung des Geiſtes, die Revolution war ein Reſultat der Bildung des 18. Jahrhunderts. Nun iſt die Welt Zeuge dieſer großen Ereigniſſe geweſen, ſeit 50 Jahren iſt Staatsreform das Centrum aller Kämpfe und Arbeit der weſteuropäiſchen Völker, philoſophiſch, hiſtoriſch, juriſtiſch iſt ſie von allen Seiten beleuchtet, — und ſicher wenn ein Volk Bildung, wenn es Bewußtſein hat, ſo iſt es das deutſche, das preußiſche: es hat Bewußtſein über die Staatsreform. Es wird die Verfaſſung berathen, nicht im ungeſtümen Drange nach Neuerung überhaupt; es wird mit Beſonnenheit handeln, denn es iſt ein denkendes Volk. Für Demagogen iſt da kein Platz, man möge ſich die Angſt erſparen. Aber es wird auch nicht ſo leichtgläubig ſein, ſich durch einige Sophismen überzeugen zu laſſen, daß ſein Verlangen nach Conſtitution des Grundes ermangle, daß es ſchon im Beſitz der beſten ſei. Iſt es ein Großes, zum Volke zu reden und ſein Urtheil leiten zu wollen, ſo iſt es um ſo mehr ein Großes bei einem denkenden Volke, wo von Leiten ſchlechthin gar nicht die Rede ſein kann. Wer ſich in die Frage der Zeit vertieft, ſein Selbſt an die Allgemeinheit aufgegeben hat, wer in ſich das Ich der Zeit erkennt, der hat Beruf zum Reden, und der wird nicht umſonſt reden. Es ſind die heiligen Tage der Geſchichte, wo hiſtoriſche Worte geſprochen und vernommen werden, Aeußerungen und Zeugniſſe des höchſten politiſchen Lebens einer Nation, daß ſie in ſich Männer hegt, von den Ideen der Nation durchdrungen, und daß ſie ſelbſt dem hiſtoriſchen Geiſte ſich erſchloſſen und hingegeben hat, ſeine Worte vernimmt und vollführt. Der Publiciſt hat das Amt, ſeiner Nation ihre Aufgaben zu entwickeln, die Fragen zu diſcutiren; und wenn auch nicht alles Fragen über Sein und Nichtſein ſind, ſo ſoll er immer wiſſen, daß es eine Ehre iſt, das öffentliche Wort zu führen, und er ſoll nicht reden, ohne vom Geiſte getrieben zu ſein. So iſt es nun eine ungeheuere Anmaßung und Dummdreiſtigkeit, wenn jeder beliebige Herr N. N. ſich gut genug dünkt, bei den großen Fragen mitzuſprechen, und durch ſein Bedenken die öffentliche Meinung zu regulieren hofft. Für die Nation iſt es eine Schmach, daß ihre Fragen zu Klatſchereien gemacht werden; es wäre noch ärger, wollte ſie ſich dadurch verleiten laſſen. Fehlt es denn an Männern, die dem ächten Nationalbewußtſein den Ausdruck zu geben vermöchten, oder iſt die Nation gegen ihre höchſten Intereſſen ſo gleichgiltig, daß alle beſſere Diſcuſſion umſonſt wäre? Wäre Preußen, wäre Deutſchland ſo ertödtet, daß es keine Publiciſten producirte, keine Publiciſtik verſtände? Iſt bei uns kein Boden für Publiciſtik, oder warum haben wir keine?

Preußen iſt ein Staat der Abſtraction, der Reflexion, das iſt ſchon öfters geſagt, — und wie es einmal Mode war, die Abſtraction, den Verſtand zu verachten, iſt es auch mit Bedauern geſagt. Aber es giebt Staaten, die noch nicht einmal Staaten der Abſtraction ſind, die, noch ganz in der Natürlichkeit und Unmittelbarkeit befangen, zur Verwirklichung ihres Begriffes noch nicht einmal den Anfang gemacht haben. — Betrachten wir die Verhältniſſe etwas näher. Die Bevölkerung des öſtlichen Preußens, aus einem germaniſirten Slaventhume erwachſen, hat ſie eine gebrochene Nationalität und Unmittelbarkeit zur Grundlage. Sie hat ſchnell den Proteſtantismus angenommen (in Schleſien wurde der Katholicismus durch Gewalt reſtaurirt), ſo wie umgekehrt dieſer auf die Bildung des verſtändigen Charakters zurückgewirkt hat. Die Provinzen waren ehemals ſelbſtändige Fürſtenthümer, ſo haben

*) G. Amelung, über die Verpflichtung der Prediger der proteſtantiſchen, insbeſondere der reformirten Kirche auf ſymboliſche Bücher, S. 14. Caſſel, 1839.

ſie ſich für ſich abgeſchloſſen, ein beſonderes provinzielles Naturell ausgebildet. Sie ſind dann vereinigt, und dieſes neugebildete Naturell iſt wiederum gebrochen. Gehen wir auch zurück bis auf den großen Kurfürſten, der zuerſt nicht nur bedeutende Erwerbungen machte, ſondern auch die verſchiedenen Landestheile zu einem Staatszweck heranzog, ſo ſind doch bis dahin nur zwei Jahrhunderte, und das iſt für ein natürliches Zuſammenwachſen geſchiedner Stämme immer noch eine kurze Zeit. Aber die bedeutendſten Erwerbungen hat erſt Friedrich gemacht vor einem Jahrhundert. Unter ihm hat ſich das Terrain des Staates faſt verdoppelt und die Bevölkerung iſt von 2,200,000 auf 5,400,000 geſtiegen. Alle Landſchaften, dieſe ganze Bevölkerung, zum größten Theile nicht durch lange Gewohnheit dem Staate zugewandt, ohne in Friedrich den angeſtammten Fürſten zu ſehen, war patriotiſch, begeiſtert für ihren König mit bewußter Liebe. Die Reflexion machte ſie zu Preußen, die Einſicht in die Zweckmäßigkeit der Verwaltung, die Vergleichung ihres gegenwärtigen Zuſtandes mit ihrem früheren. Friedrich ließ in der Provinzialverwaltung noch manche Beſonderheiten beſtehen, aber er hat doch ſchon den Grund gelegt zu einer allgemeinen Geſetzgebung und Rechtspflege, zu einem nationalen Militärſyſtem; vor ſeinem hohen Geiſte verſchwand der engherzige Provinzialismus. Schon ſeine Vorgänger nahmen Coloniſten aus Frankreich, Holland und dem geſammten Deutſchland auf; unter Friedrich wurden dieſe Einwanderungen noch ausgedehnter. Er inficirte ſein Volk mit franzöſiſcher Cultur. So hat ſich denn eine preußiſche Nation aus den verſchiedenſten Elementen gebildet, ohne alle natürliche Einheit iſt ſie eine Nation, nur indem ſie ſich als ſolche weiß, durch den Staat, dem die Einzelnen mit Bewußtſein angehören. Mag man uns zuſammengelaufenes Volk ſchelten, — das iſt beſſer, als von Ewigkeit her an der Scholle zu kleben und in althergebrachten Verhältniſſen zu verſauern! Neue bedeutende Landſchaften ſind durch den verſtorbenen König dem Staate hinzugefügt, Preußen iſt eine Muſterkarte deutſcher Stämme, verſchieden durch Naturell, durch hiſtoriſche Vorausſetzungen. Sie ſind dem Staate erſt kurze Zeit verbunden; ſie ſind Preußen, können es ſein durch Reflexion, wenn ſie in dem Staate die zweckmäßige Verfaſſung, ihre eigenen Gedanken wieder erkennen. Daraus folgt 1) daß Preußen nur beſteht und beſtehen kann durch und in dem lebendigen Staatsbewußtſein ſeiner Bürger, 2) daß die Staatsverfaſſung den Anſichten des Volkes conform, daß der Staatswille mit dem Willen der Nation in ununterbrochener Identität ſein muß.

Berlin iſt das treue Abbild des Staates, es hat dieſelbe Geſchichte. Es war noch ein Dorf, als es im übrigen Deutſchland ſchon blühende Städte gab; es hat ſich ſchnell erhoben, wie ſich der Staat erhob. Iſt die Mark ein ſandiges Land, ſo liegt es mitten im Sande; die umgebende Natur bietet nichts, es iſt Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen, es fehlt an Baumaterial, ja ſelbſt an einem feſten Baugrunde. So waren die erſten Anbauer von vorn herein darauf geſtellt, von der Natur Nichts, von ſich Alles zu erwarten, Verhältniſſe, Umgebungen zu haben, wie ſie ſolche ſich ſchaffen würden, gegen die gegebene Natur aber gleichgiltig zu ſein. Noch heute iſt z. B. vor dem hamburger Thor eine wahrhaft abſchreckende Oede; der Berliner nimmt keinen Anſtand, ſich hier anzubauen. Es giebt Vergnügungsörter unmittelbar neben Kirchhöfen, es giebt Kaffeegärten, ein ſchmaler Raum von einer Planke umſchloſſen, ein Fleckchen Sand mit einem Halbdutzend dürrer Bäume, — es iſt kein Garten, aber es ſtellt einen Garten vor. Von einem urſprünglichen Kern der Bürgerſchaft iſt gar nicht zu reden; Einwanderer aus allen deutſchen Landſchaften, dazu Franzoſen, Holländer, Böhmen, haben ſich hier niedergelaſſen, haben ein Gemiſch gebildet, deſſen Hauptcharakter eben der iſt, keine natürliche Beſtimmtheit zu haben. In Berlin wird das univerſale Deutſche zur Erſcheinung kommen, und in ſo weit ein deutſches Paris überhaupt möglich, iſt Berlin dazu beſtimmt. Hegel ſchreibt aus Paris: es iſt hier Alles wie in Berlin, nur größer und lebhafter. In Paris ſind die Stiefelputzer Commiſſionairs, es iſt nicht ihre Subſtanz, dieſen niedrigen Dienſt zu verrichten, es iſt nur eine Commiſſion, ſie ſind gebildete Pariſer, citoyens. Auch in Berlin führt der Stand, die Beſchäftigung, ſei ſie auch noch ſo gering, nicht zur natürlichen Bornirtheit. Die hohe Ariſtokratie hat hier wohl ihre excluſiven Geſellſchaften, ſie hat das Monopol der hohen Klatſchereien, aber zu einer allgemeinen öffentlichen Geltung wird ſie es nie bringen können. Der Berliner iſt das, wozu er ſich macht, und er macht ſich zu dieſem Allgemeinen, ein gebildeter Berliner zu ſein. Daher Kleiderluxus, Herrſchaft der Mode auch bei den unterſten Claſſen. Sind die Geſchäfte beendigt und einige Groſchen disponibel, ſo giebt ein anſtändiger Anzug einem Jeden die Gelegenheit, in gebildete Geſellſchaft zu kommen; er geht in einen Garten. Da iſt Muſik, wenig Platz, Sonnenbrand, Weißbier, Kümmel, Butterbrode, Staub und Cigarrendampf. Es ſind wenig reelle Genüſſe, aber er bildet ſich ein, zu genießen; es iſt eben Geſellſchaft, er macht ſich geltend, er zeigt ſeinen Frack, er zeigt ſeine Bildung. Der Berliner iſt eitel, neugierig, auch wißbegierig, er lieſt viel. Da ſitzt die Höckerin mit dem Schirme, der ſie gegen alle meteorologiſchen Proceſſe ſchützt, mit einem Auge auf die Waare ſehend, lieſt ſie mit dem andern. Vom Keller bis zur Dachſtube hält man ſeinen Beobachter, Voſſiſche Zeitung, Bürgerfreund u. ſ. w.; zahlreiche Leihbibliotheken bieten andere Litteratur. Berlin hat auch ſeine Geſchichte, es hat die Erinnerung an den großen König. Eine Seite der litterariſchen Bewegung des vorigen Jahrhunderts, die Aufklärung, hat hier ihren Mittelpunkt gefunden, und in der großen Epoche 1808—15 iſt von hier aus eine neue Geſetzgebung ausgegangen. Darauf hat die philoſophiſche Wiſſenſchaft hier ihren Sitz aufgeſchlagen. Endlich hat Berlin als Reſidenz dies voraus, daß ſeine Bürger von Natur angewieſen ſind, ſich näher um die allgemeinen Intereſſen, um die Staatsverwaltung zu kümmern. Rechnet man nun dazu die Großſtädtigkeit überhaupt, die Menge der Bildungsanſtalten, den Conflux der Intelligenz, ſo liegt es am Tage, wie Berlin der geeignetſte Boden für Journaliſtik jeder Art iſt. Denn Journaliſtik iſt eben dies, über das ganze Leben eine ununterbrochene Reflexion zu erhalten; ſie ſetzt als leſendes Publicum ein reflectirendes voraus.

Warum hat Berlin keine Publiciſtik? Weil die Cenſur jede freimüthige Discuſſion unſerer Angelegenheiten verhindert. Aber daß dennoch die Dinge überhaupt beſprochen werden, fordert der Berliner, der gewohnt iſt, mit ſeiner Reflexion an Alles zu gehen, der von Allem etwas wiſſen will. In Wien wird über öffentliche Angelegenheiten überhaupt nicht geſchrieben und geſprochen. Wir haben Zeitungen und Flugſchriften, aber ſie ſind darnach. Es iſt kaum zu glauben, welche Charakterloſigkeit ſich auf dieſem Gebiete angeſiedelt hat. Nur das politiſche Wochenblatt und die evangeliſche Kirchenzeitung machen gewiſſermaßen eine Ausnahme;

ſie haben eine Tendenz, die Reaction, die Reaction durch alle Mittel. Aber dieſe Blätter ſind wenig verbreitet. Die ungeheuere Mehrheit des eigentlichen Bürgerſtandes iſt zu verſtändig, um ſich von dieſem fanatiſch-reactionären Pietismus gewinnen zu laſſen.

Der Nebel, der auf den Höhen ſchwebt,
Noch iſt er in die Thäler nicht geſunken.

Man kann fragen, iſt das Volk mit dieſer ſchlechten Publiciſtik zufrieden, klagt es nicht über Cenſurdruck? und man wird nicht behaupten können, daß es keine Unzufriedenen gäbe. Man muß aber bedenken, daß der gewöhnliche Bürger, wie in der Religion, ſo in der Politik, ſich noch am erſten gläubig zeigt und die Sachen nimmt, wie ſie ihm gegeben werden, vornehmlich wenn er dabei mit ſeiner Lage zufrieden ſein kann. Das iſt nun hier der Fall; Berlin iſt die begünſtigte Reſidenz; der Dritte-Auguſt-Patriotismus iſt nicht zu verwundern. Aber dieſe Stimmung könnte ſich auch ändern, ſo wie ja früher auch die Pariſer dem ancien regime anhingen. Jetzt iſt Paris die Stadt der Publiciſtik, Berlin iſt unſer Paris, und ſo lange es hier keine Publiciſtik giebt, wird dieſer Mangel in unſerer Litteratur überhaupt bleiben, und was in Hamburg, Leipzig und Stuttgart erſcheint, wird nur einen ſchwachen Erſatz bieten können. Wenn nun Hegel bemerkt, daß Deutſchland zu Anfange dieſes Jahrhunderts das ſeltſame Schauſpiel darbot, ein gebildetes Volk ohne Metaphyſik zu ſehen, ſo giebt es jetzt ein gebildetes Volk ohne Publiciſtik!

Aber Politik iſt der Kern des modernen Lebens, iſt der Mittelpunkt der gegenwärtigen Geiſtesbewegung, und die Journaliſtik iſt eben der Ausdruck dieſes bewegten Geiſtes ſelbſt; folglich haben wir keine Publiciſtik, ſo iſt die Journaliſtik überhaupt todt. Das Publicum iſt der ewigen Liebesgeſchichten müde, es intereſſirt ſich nur noch für das, was ein wirkliches Intereſſe hat; auch die Belletriſtik muß jetzt eine praktiſche Seite, muß wenigſtens eine piquante Wendung haben. Nur wahrhafte Kunſtwerke mögen noch um ihrer ſelbſt willen Theilnahme finden. Die ordinären Novellen, wie ſie Journale zu bieten pflegen, werden eben umſonſt gedruckt. So ſind denn auch unſere Unterhaltungsblätter zur Nullität heruntergeſunken. Durch das Feuilleton mögen ſie noch ein kümmerliches Daſein friſten, wo ſie ſich darin gefallen, uns Schnullen aus dem Leben der conſtitutionellen Völker aufzutiſchen. Es iſt dahin gekommen, daß die Eckenſteher-Litteratur, die berliner Witze von Allem das Lebendigſte ſind; denn hier geht noch manches Piquante durch. Das Athenäum will dieſer Niederlage aufhelfen, aber es wird ſich bald über dieſe ſanguiniſchen Hoffnungen enttäuſchen müſſen; es wird ein Klatſchblatt werden, wie die übrigen, — vielleicht für die Belétage. Politik aus einem Journale ausſchließen, heißt es zum Tode verdammen. Das haben ſelbſt die berliner Jahrbücher erfahren, und das muß jedes wiſſenſchaftliche Journal erfahren, welches eine univerſale Tendenz verfolgen, und ſich nicht von vorn herein, wie die philologiſchen, mediciniſchen, juriſtiſchen ꝛc. Blätter, auf die eigentlichen Fachwiſſenſchaften beſchränken will.

Gehen wir nun an unſere eigentliche Aufgabe, an die Recenſion der angezeigten Schrift, ſo werden wir in derſelben ein Raiſonnement finden, wie es des Zuſtandes der berliner Publiciſtik würdig, ja wie es nur unter ſolchen Umſtänden möglich iſt. Nachdem der Verf. den Antrag der preußiſchen Stände, den Landtagsabſchied, die Erklärung in der Staatszeitung in der Kürze erwähnt, ſpricht er ſeine Aufgabe aus: „Dieſe Erklärung hat nicht bloß im Auslande, ſondern auch im Inlande die Meinung hervorgerufen, als ſei dadurch der Nation eine weſentliche Gewährleiſtung ihrer Zukunft verſagt worden. Eine ſolche Anſicht könnte, wenn ſie gegründet wäre, leicht entfremden, was Liebe und Vertrauen einander verbunden hat. Um ſo gewiſſenhafter muß geprüft werden, ob ſie richtig iſt.“ Darauf folgen zehn weitläufig gedruckte Seiten; — eine ähnliche Abgeſchmacktheit, als wenn der Verf. einer unlängſt in dieſen Blättern beſprochenen Broſchüre „An die Deutſchen ꝛc.“ dem Leſer einſchärft, ſeine Schrift, welche ein ganz ordinäres Raiſonnement enthält, ja nicht oberflächlich durchzublättern, weil er ſie ſonſt leicht mißverſtehen könnte. Aber prüfen wir dieſe gewiſſenhafte Prüfung. In jener Schrift hieß es: Zu einer Zeit, wo ſelbſt die Diplomaten (!) begeiſtert geweſen, ſei es nicht zu verwundern, wenn die Könige von der allgemeinen Begeiſterung hingeriſſen, ihren Völkern zu viel verſprochen hätten; das Geſetz vom 22. Mai 1815 könne daher nicht bindend ſein. Es iſt überflüſſig, hierauf zu erwiedern, aber es wird intereſſant ſein, zu ſehen, zu welchen Verkehrtheiten und Verdrehungen dieſes Geſetz die Vertheidiger des alten Syſtems geführt hat, und noch führen wird. Es iſt aus der Geſetzſammlung nicht auszuſtreichen, und man wird nicht ſo leicht darüber hinweg, noch vorbei kommen. Man hat es anerkannt, aber dabei bemerkt, daß die Ausführung deſſelben den wahren Bedürfniſſen der Nation zuwider ſei, die vielmehr durch die Provinzialſtände die angemeſſene Befriedigung erhalten hätten. Aber dann wird man dieſe Behauptung zu beweiſen haben, und es wäre ſehr möglich, daß die Nation den Gegenbeweis führte, deren Wünſche abzuweiſen, es dann an allem Grunde mangeln würde. Daher war es ſicher das Bequemſte, dieſem Geſetze die Giltigkeit überhaupt abzuſprechen. Anders verfährt unſer Verf. Nachdem er den Hauptinhalt deſſelben angegeben, folgt die einfache Behauptung: „Da hiernach die Wirkſamkeit der Landesrepräſentanten nur in der Berathung über gewiſſe Gegenſtände der Geſetzgebung, nicht aber in einer entſcheidenden Theilnahme an derſelben beſtehen würde, ſo ergiebt ſich zunächſt, daß eine nach der Verordnung vom 22. Mai 1815 organiſirte Verſammlung von Landesrepräſentanten der Souverainetät des Königs nicht den geringſten Eintrag thun würde u. ſ. w.“ Er will den Werth des Geſetzes herabdrücken, um dann ſchließen zu können, daß in Wirklichkeit ſchon mehr (!!) geleiſtet, als verſprochen ſei. Aber beſehen wir erſt etwas die Prämiſſen.

(Schluß folgt.)

Bei mir iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Friedrich Wilhelm IV. in Königsberg.

Gr. 8. 1840. Geheftet. 5 Ngr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

17. März. № 65. 1841.

Ueber allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit.

Ein Sendschreiben von Fr. Vischer.

I. Lage der Sache.

Unsere Zeit rückt einer Krisis des kirchlichen Lebens durch die steigende Spannung zwischen der modernen Wissenschaft und der Volksreligion oder richtiger den Anstrengungen der Gelehrten, so wie der Staats- und Kirchendiener, die letztere auch im Bewußtsein der Gebildeten zu retten, mit starken Schritten näher. Die züricher Auftritte waren der erste Vorbote und seitdem bricht da und dort der Zündstoff in kleinen, doch bedenklichen Flammen aus. Auf unserer Universität rief die Erledigung eines Lehrstuhls der Dogmatik durch Abgang des Prof. Dorner schon bei der ersten Besetzung lebhafte Discussionen im Senate hervor. Diaconus Märklin, dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft zugethan, bekannt durch seine Darstellung und Kritik des modernen Pietismus, war im Vorschlag, hatte aber nicht nur die Anhänger des Kirchenglaubens, sondern auch mehrere über Religionserkenntniß ganz liberal denkende Männer gegen sich, welche den exoterischen Grund geltend machten, daß durch die Wahl eines Mannes, der so eben in seiner Schrift über den Pietismus zugleich den Kirchenglauben als eine unreine und widersprechende Mischung von Ideen und mythischen Zuthaten hingestellt hatte, das Volk beunruhigt, und dadurch das Mißfallen der Regierung erregt werden würde. Man kannte den freisinnigen Geist unserer Regierung, aber man befürchtete züricher Scenen, und sie selbst schien solche Besorgnisse zu hegen. Die letztere ergriff den Ausweg, dem Prof. Dr. Elwert, der wegen angegriffener Gesundheit von Zürich seine Entlassung genommen und eine Pfarrei in Württemberg bezogen hatte, einem Manne von der gemäßigten mittleren Partei, die Stelle anzutragen. Er wollte, da seine Gesundheit noch nicht hergestellt war, nicht eingehen, auf wiederholtes Zureden jedoch gab er nach und bezog die Universität. Bald zeigte sich, daß seine physischen Kräfte der neuen Anstrengung nicht gewachsen waren, und die Vorlesung über Dogmatik wurde für das gegenwärtige Semester dem Privatdocenten Dr. Zeller, einem unserer talentvollsten jungen Männer, rühmlich bekannt durch seine Schrift: „Platonische Studien," übertragen.

Aber nun hebt die Noth von vorn wieder an. Zeller liest im Sinne der modernen Theologie, und so gehalten und würdig er seine Ueberzeugung vorträgt, so friedliebend er jeden Anknüpfungspunkt zur Versöhnung des Glaubens und Wissens ergreift, es konnte nicht fehlen, daß die unzusammenhängende Kunde von diesen Vorträgen, die in's Publicum drang, alle diejenigen, welche nur die destructive Seite der modernen Religionsphilosophie erkennen, in nicht geringe Verstimmung setzte. Aber nicht nur diese, viele Männer, welche Freiheit des Gedankens achten, und sogar nicht abgeneigt sind, dem Inhalte der jetzigen Theologie selbst, so weit er Laien bekannt ist, Wahrheit zuzugestehen, sind durch verworrene Berichte über diese Vorlesung beunruhigt. So lange es ein freies, wissenschaftliches Denken gab, sagen sie, fand eine Differenz zwischen der Dogmatik der Theologen und dem Volksglauben statt, aber niemals hat man darum die Indiscretion begangen, diese esoterischen Abweichungen von dem öffentlich Geltenden ohne Hehl systematisch auf ganze Generationen von künftigen Geistlichen überzutragen. Der Lehrstuhl ist von Kirche und Staat für die kirchliche Dogmatik gegründet; man besteige ihn, wie man auch für seine Person denken mag, nicht, um sie zu destruiren. Wer von den jungen Theologen ein Bedürfniß hat, sich vom Kirchenglauben zu emancipiren, dem überlasse man, sich innerlich selbständig die abweichende Ansicht zu bilden und eine Vermittlung derselben mit dem Glauben der Gemeinde auf die schonendste Weise zu versuchen, nicht aber schütte man unmittelbar das Ganze einer unkirchlichen Theologie vor einer Schaar von Jünglingen aus, die bald als eben so viele Apostel der neuen Lehre zu den Gemeinden ausgehen werden, um von der Kanzel herab so unvorsichtig, wie ihr akademischer Meister vom Lehrstuhl, zu predigen, was die Gemüther beunruhigt, die nun einmal ohne den historischen Glauben nicht bestehen können. So war es nicht in der guten alten Zeit; es gab Rationalisten, es gab Kantianer, Reinholdia-

ner u. ſ. w., aber man predigte den Widerſpruch gegen die ſymboliſche Lehre nicht von den Dächern.

Dr. Elwert wurde veranlaßt, in Bälde zu erklären, ob er ſich der Beibehaltung ſeines Amtes gewachſen fühle; er hat bereits verneinend geantwortet. Dem Privatdocenten Zeller iſt die Dogmatik durch Conſens des Miniſteriums zu dem Vorſchlage des Senats einmal übertragen; die Frage, ob er für die Lehrſtelle in Vorſchlag zu bringen ſei, iſt dadurch von ſelbſt gegeben, und es läßt ſich eine ſehr ſchwierige Verhandlung im Senate leicht vorherſehen. Fällt, wie ſich erwarten läßt, die Mehrzahl der Stimmen gegen ihn aus, ſo iſt dadurch der Verlegenheit noch lange nicht abgeholfen. Ein Anderer iſt vorzuſchlagen. Thatſache iſt es, daß die talentvollſten Köpfe unſerer theologiſchen Jugend dem modernen Standpunkte des Gedankens zugethan ſind. Dieſem Kerne ſteht eine nicht dünne Partei von pietiſtiſch oder wenigſtens zelotiſch Geſinnten gegenüber, in welcher ſich ebenfalls junge Leute von nicht geringen Kenntniſſen und Gaben befinden, hingeriſſen von dem halben Tiefſinn, der Entſchloſſenheit, der Compactheit, der Phantaſie, die in dieſer Geſtalt des Bewußtſeins liegen. Die zahme Mitte aber zwiſchen dem freien Denken und dem gebundenen, die den Pelz wäſcht und nicht naß macht, hat ſich die Maſſe der gewöhnlichen Intelligenzen vorbehalten, die wegen unzureichender Begabung nicht zu akademiſchen Lehrern berufen werden können. Es iſt vielfach bemerkt und begreift ſich leicht, daß neuerdings eine ſcharfe chemiſche Scheidung in die theologiſche Welt eingetreten iſt. Einſt gab es Rationaliſten, Supranaturaliſten, rationale Supranaturaliſten, ſtreng Orthodoxe, bibliſche Theologen, Pietiſten, Myſtiker, und zwiſchen Allen, ſo entbrannt ſie ſich auch zu Zeiten befehden mochten, friedliche Verträge. Denn keine dieſer Parteien hatte die Conſequenz des eigenen Princips mit Schärfe durchſchaut. Jetzt iſt der ganze Gedanke gekommen, und hat nicht Frieden gebracht, ſondern das Schwert, zu ſcheiden. Es giebt nur noch Mythiker (man erlaube das Wort, da noch kein anderes für den modernen Standpunkt eingeführt iſt) und Pietiſten (gleichviel, ob ſie die Stunden beſuchen oder nicht). Mittelweſen exiſtiren, aber leben nicht. Ehrenwerthe gemäßigte Männer aus älteren Generationen will ich mit dieſem Worte nicht beleidigen; weſſen Jugend unter großen Kämpfen aufwächſt, an den macht man andere Forderungen, als an den, der den Geiſt einer vergangenen Zeit mit der Muttermilch eingeſogen hat, und den der Frühling des Gedankens ſchon als fertigen Mann fand; ein Anderer iſt, wer mit jungen Kräften am Tage der Hauptſchlacht unentſchloſſen zurückbleibt, als wer nach ehrenvollen Vortreffen müde iſt am Tage der Entſcheidung. Man hat Märklin vorgeworfen, daß er Pietismus und Kirchenglauben zuſammenſchütte. Aber man muß die Religion der unbefangenen Volksmaſſe von der Religion der Secten und von der Theologie unterſcheiden. Der harmloſe gemeine Mann kann heute wie immer kirchengläubig ſein, ohne in Pietismus zu verfallen. Das läugnet auch Märklin nicht, denn er weiſt den Fanatismus als weſentliches Unterſcheidungsmerkmal nach. Aber wer nicht harmlos glaubt, ſondern piquirt glaubt, wie die Sectirer, oder dogmatiſch, wie die Theologen, der kann jetzt nicht mehr ſtehen, ohne das Intereſſe des Fanatismus. Sonſt war es anders; man hielt ein Stück oder einige von der ſymboliſchen Lehre feſt und wickelte ſie vergnüglich in einen oder einige Bogen Philoſophie oder Vernunft u. dgl., denn das zerfloß in's Unklare, ob vernünftiges Denken gerade Philoſophie ſein und auf ein Ganzes bringen müſſe. Jetzt hat der Gedanke ſeine Conſequenzen eingeſehen und kühn geſtanden, er hat gerufen: wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich! Dadurch iſt die Scheidung gekommen und ſind Alle, die in einem Stück oder im Ganzen das Stoffartige der Vorſtellung in ihrem Geiſte zu ertragen fähig ſind, in's Lager des Glaubens gegangen, und der gemeinſame Feind hat die Zerſtreuten durch das Intereſſe der Oppoſition, durch den Zorn der Negation, mag er im Einen milder, im Andern wilder brennen, zu einem eifrigen Heere verbunden, deſſen Eifer eben hiedurch ein fanatiſcher iſt. So ſchlummerte einſt der Proteſtantismus in den Leuden des Katholicismus, er begann hervorzutreten, brach ſtellenweiſe durch, und man hielt Verträge für möglich, aber der neue Glaube wurde conſequent, die Scheidung kam, und die alte Mutter haßte fanatiſch den Sohn.

Was alſo thun? Aus der vaterländiſchen Jugend einen Lehrer wählen, der dem einen oder dem andern Lager angehört? Man will aber „keine Extreme.“ So drückt man es aus. Aber die wahre Vermittlung iſt eben das, was man als eines der Extreme anſieht. Die Extreme ſind ſubjectiver Idealismus der ſogenannten reinen Vernunftlehre und objectiver Realismus des kirchlichen Glaubens. Die Vermittlung, d. h. die wahre, welche die Extreme vertilgt und, was beide Wahres haben, in ſich zu höherer Einheit verbindet, iſt die ſpeculative Theologie. Aber darüber werden eben die Extreme bitter böſe, wenn man ſo, ſprichwörtlich zu reden, den Einen nimmt und den Andern mit herumſchlägt; ſie machen gemeinſchaftliche Sache, und der wahre Vermittler erſcheint als das andere Extrem. Was man dagegen jetzt Vermittlung nennt, iſt entweder vielmehr gar keine irgend einer Art, ſondern eben ſelbſt nur wiſſenſchaftlich vermummter Fanatismus, oder wenn eine Mitte, ſo iſt es die der Schwäche, nämlich des Eklekticismus, der die Kunſt verſteht und die beneidenswerthe Geduld hat, Katze und Maus in Einem Käfig aufzuziehen. Doch das giebt die Welt nicht zu, alſo zur Sache zurück. Gut; alſo im Auslande einen Lehrer ſuchen? — Wen? Da iſt es ja nicht anders. Aber es giebt ja doch noch Männer der guten gemäßigten Schule. Geſetzt, es finde ſich ein Solcher, über deſ-

ſen Wahl man ſich vereinigen könnte, was wird ſeine Stellung zur akademiſchen Jugend ſein? Es wird zwiſchen dem Lehrer und dem Kerne der Zuhörer ein Jahrhundert liegen. Die den feurigen Wein der jungen Zeit gekoſtet haben, ſie werden das zuſammengeſchüttete und in ſäuerliche Gährung übergegangene Getränk früherer Fehljahre nicht ertragen können. Mancher mag zu ſchnell getrunken haben; wenn der junge Wein brauſet, giebt es Trunkene; ſoll man darum die Gottesgabe verbannen? Nein, man ſoll lehren, ſie mit Verſtand trinken. Kann das ein Lehrer, der ſie ganz vorenthält? Da iſt der üble Punkt. Von keinem weiſen Manne geleitet, wird die Jugend den verpönten Trank heimlich hinuntergießen und betrunken auf den Markt ſtürzen, um dem Volke von dieſer Nahrung vorzulallen, die für die Unmündigen Gift iſt. Der reife Geiſt des Lehrers hätte ſie unterwieſen, dies gefährliche neue Werkzeug handzuhaben, und ſchonend jeden Reſt der Vermittlung mit dem Volksbewußtſein feſtzuhalten. Aber, höre ich einwenden, nicht verpönt, nicht durch Machtſpruch verboten ſoll dieſe jetzige Philoſophie ſein, der neue Lehrer wird auf ſie eingehen, ſie widerlegen. Wenn man aber das kann, warum hat es denn noch Niemand gethan? Wenn irgendwo Jemand lebt, der das in petto hat, wie man die neue Irrlehre ſo geſchwind widerlegt, warum hat er es nicht verlauten laſſen? Oder ſoll für Widerlegung gelten, was bis jetzt erſchienen iſt? Ich meine, die Jugend habe ein Recht, zu erwarten, daß ſie in ihrem Lehrer den Standpunkt vertreten ſehe, welchen nach zwei Jahrtauſenden, als den für unſere Zeit erkennbar vollkommenſten, die Religionserkenntniß erſtiegen hat. „Das hat man zu Kant's, Fichte's, Schelling's Zeit auch gemeint; es iſt eine neue Mode, ſie wird verſchwinden, wie jene.“ Aber was ihr für euch anführt, das ſtimmt ja eben für mich. Der ſogenannte Wechſel der Syſteme iſt jedesmal nur ein Beweis, daß ihr das vorhergehende nicht zu tödten gewußt habt. Weil ihr Spinoza, weil ihr Kant nicht todt zu machen wußtet, ſo ſtehen ſie immer auf's Neue auf, und die Geiſter wachſen am Ende ſo an, daß ſie euch erdrücken. Und meint nur nicht, daß ein friſcher und entſchiedener Menſch ſich im Geringſten bange machen laſſe durch die unfehlbare Gewißheit, daß auch die jetzige Geiſtesgeſtalt eine vorübergehende ſein, daß die Zukunft neue, vollkommnere Verwandlungen bringen müſſe. Der Lebende hat Recht; die Zukunft kennen wir nicht; wir ſind an das gewieſen, was bis jetzt erreicht iſt, was bis heute als die höchſte Leiſtung, die ihr möglich war, auf den Schultern der Vorzeit die Zeit zu erringen vermochte. So lange es offene Köpfe gab und ſtarke Menſchen, haben ſie ohne Scheu das Jetzt ergriffen, haben ſie in der Wiſſenſchaft dem neueſten Syſteme gehuldigt. Und die Anderen, die das nicht wagten, was haben ſie erzielt? Sich außer der Mode-Philoſophie erhalten! Machen Sie mir, Schneider, einen Rock, aber nicht nach der jetzigen Mode; ich will die Mode nicht mitmachen. So bringt er mir einen Rock, der iſt aber nicht über und außer der Mode (giebt es denn einen Rock an ſich?), ſondern er iſt auch nach einer, nur nach einer alten, und ich habe gewonnen, daß ich die Mode des verwichenen Jahrzehnds an meinem Leibe als meine Mode aufſtelle, was ja lächerlich iſt und in ſich widerſprechend, denn ich trage einen neuen alten Rock. Das Beiſpiel iſt höchſt unwürdig, ich rede die Sprache und in dem Bilderkreiſe der Gegner.

Aber die Gefahr! die Gefahr! Dieſe Jünglinge ſollen auf die Kanzel! Wohin ſoll es mit der Kirche kommen? Hier ſind wir denn am Sitze der Frage.

(Fortſetzung folgt.)

„Zur Verſtändigung über die preußiſche Verfaſſungsfrage.“

(Schluß.)

In dem Geſetze heißt es: „Die Wirkſamkeit der Landesrepräſentanten erſtreckt ſich auf die Berathung aller Geſetze, welche die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einſchluß der Beſteuerung, betreffen.“ Hierdurch ſollen nun nur *gewiſſe* Gegenſtände der Geſetzgebung angedeutet ſein. Aber es ſollte wohl ſchwer fallen, auch nur ein Geſetz anzuführen, welches nicht unter eine dieſer Rubriken zu bringen wäre. Wenn es namentlich hervorgehoben iſt „mit Einſchluß der Beſteuerung,“ ſo iſt hierdurch das ganze Budget, alle öffentlichen Anlagen und Einrichtungen, inſofern ſie Geldmittel erfordern, der Discuſſion der Repräſentanten überwieſen; denn man würde ihnen nicht zumuthen können, 52 Millionen zu bewilligen, ohne zu wiſſen wozu. Und es liegt am Tage, daß die Ausführung des Geſetzes vom 22. Mai in der That ganz weſentliche Beſchränkungen der königlichen Macht herbeiführen und nichts Geringeres ſein würde, als eine Conſtitution, die unſer Verf. „Schöpfungen moderner Staatsweisheit“ nennt, „womit man mögliche Herrſcherwillkür durch äußere Satzungen zu zügeln wähnt.“ Aus dem Ausdrucke „Berathung“ iſt nicht zu folgern, daß den Repräſentanten keine *entſcheidende* Stimme zugeſtanden ſei. Eine bloß berathende Kammer wäre an ſich ein Unding. Dazu heißt es im Eingange des Geſetzes: es ſolle eine Verfaſſungsurkunde entworfen werden; eine Urkunde ſtellt Rechte feſt, und die bloße Berathung iſt kein Recht. Erinnern wir uns nun an die ungeheuchelt liberalen Tendenzen der Regierung in den Jahren 1808—15, wie dieſelbe, während die drückendſten äußeren Verhältniſſe ſie ganz auf momentane Auskunftsmittel zu verweiſen ſchienen, vielmehr in einer regenerirenden Geſetzgebung die höchſte Thätigkeit entfaltete und, von der Arbeit, welche die Einführung ſo vieles Neuen veranlaßte, faſt unterdrückt, dennoch auch das Allgemeine, die letzte Vollendung des freien Organismus in's Auge faßte und wiederholentlich die Abſicht ausſprach, eine Nationalrepräſentation zu begründen, — erinnern wir uns an das allgemeine Bewußtſein der Zeit der Freiheitskriege, durch welche es ſonnenklar geworden war, daß die Souveraine allein nichts, die Völker aber Alles vermöch-

ten, deren thatkräftiger Wille allein die große Entſcheidung herbeigeführt: ſo iſt es keine Frage, daß auch die Berathung der Nationalrepräſentanten als eine entſcheidende anerkannt wurde. Das Geſetz vom 22. Mai verheißt eine geſetzgebende Kammer. In dieſem Sinne iſt es von der Nation aufgenommen, und die Regierung ſelbſt hat dieſe Auslegung nie verworfen, auch da nicht, als ſie ihre früheren Tendenzen weſentlich geändert hatte; denn in dem Geſetze wegen Einführung der Provinzialſtände heißt es: es ſollen durch dieſelben die ſtändiſchen Inſtitutionen begründet werden, und am Schluſſe wird die Organiſirung der Repräſentantenkammer noch in Ausſicht erhalten.

Haben wir nun die Verdrehungen unſers Verf. in den Prämiſſen erkannt, ſo wird uns auch ſein weiteres Schließen nicht gefährlich ſein. Er beſchreibt nun zunächſt die Inſtitute der Kreis- und Provinzialſtände, welche zu beurtheilen wir uns um ſo mehr enthalten können, da er ſelbſt nur einfach ihren geſetzlichen Wirkungskreis angiebt. Wir wiſſen ſchon, daß den Landesrepräſentanten die Berathung gewiſſer Gegenſtände der Geſetzgebung zugeſagt ſein ſoll. Nun heißt es: „Dieſe Function iſt ſpäter den Provinzialſtänden übertragen;“ und dies iſt, auch von der obigen Verdrehung abgeſehen, ein einfaches Falſum. Den Provinzialſtänden ſollen nur die Geſetzentwürfe, „welche allein die Provinz angehen,“ und allgemeine Geſetze nur, „inſoweit ſie die Provinz betreffen,“ vorgelegt werden, d. h., der allgemeine Inhalt der Geſetze iſt ihrer Berathung entzogen, und nur die beſonderen Modificationen, Weiſen der Ausführung, acceſſoriſche Beſtimmungen, welche die Verhältniſſe der Provinz nothwendig machen, iſt ihnen belaſſen. Je mehr wir nun re vera eine centrale und nicht eine provinziale Verwaltung und Geſetzgebung haben, ſo folgt von ſelbſt, daß die Theilnahme der Provinzialſtände an der Geſetzgebung verſchwindend iſt, und ſich nur auf untergeordnete Dinge erſtrecken kann. Wenn der Verf. nun fortfährt: „In dieſer Modification liegt offenbar eine größere Gewähr für die Gediegenheit der Berathung u. ſ. w.,“ ſo iſt nur dies Geringe zu bemerken, daß durch dieſe Modification die Hauptſachen überhaupt nicht in Berathung kommen. Denn wenn er weiter anführt, daß alle derartigen Geſetze, welche mehrere oder ſämmtliche Provinzen beträfen, auch allen betreffenden Landtagen vorgelegt werden müßten, ſo hat doch jeder Einzelne nur die provinzielle Zuthat zu liefern, während der allgemeine Inhalt, die eigentliche Sache, doch ſchon von obenher beſtimmt iſt, deſſen Beſtimmung durch die Provinzialſtände ohnehin, wegen der Unmöglichkeit, von acht verſchiedenen Verſammlungen übereinſtimmende Beſchlüſſe zu erhalten, auch bei dem beſten Willen der Regierung unthunlich wäre, und der alſo, wie überhaupt gar nicht, ſo namentlich nicht „einer umfaſſenderen und vielſeitigeren Prüfung unterzogen wird, als die Berathung durch eine Verſammlung von Landesrepräſentanten nimmer gewähren würde.“

Kurz zuſammengefaßt iſt alſo des Verf. Raiſonnement dieſes: Ihr beruft euch auf das Geſetz vom 22. Mai, es verheißt wenig, die Provinzialſtände gewähren ſchon mehr, darum beruhigt euch. Er hatte zu Anfang geſagt: „Gewiß hätte der König gern gewährt, was die Stände der Provinz Preußen von ihm erbeten hatten; er hätte ja durch dieſe Gewährung zu dem Erbtheil der Liebe, das er vom Vater überkommen, ſchon in den erſten Stadien ſeines Regiments auch den Dank der Bittenden hinzufügen können.“ Und jetzt ſchließt er: „Daß der König es hierbei belaſſen, alſo nicht einſeitiges Erwägen an die Stelle vielſeitiger Prüfung ſetzen will, darin mögen wir dankbar ein Opfer erkennen, welches er fort und fort dem Heile ſeines Volkes bringt.“ In der That, ein ſo ſchlechtes Taſchenſpielerſtück, als immer geſpielt werden kann. Da iſt denn doch der Verf. der oben erwähnten Broſchüre ehrlicher zu Werke gegangen. Er redet uns in's Gewiſſen: Preußen, die ihr einen ſo vortrefflichen König habt, wollt ihr ihm zumuthen, daß er ſich ſelbſt beſchränkt, daß er ſich aus einem abſoluten zu einem conſtitutionellen, d. i. zu einem Schattenkönige macht? Wie nun dieſe naive Weiſe wohl ſchwerlich das erreichen möchte, was ſie beabſichtigt, ſo hat unſer Verf. es vorgezogen, dieſes feinere Spiel auszulügeln. Und inſofern er ſich Leſer vorſtellt, die dieſe Volte nicht bemerken, iſt hiermit die Sache überhaupt abgethan. Und nur als Zugabe folgen noch die gewöhnlichen Verſicherungen: daß es mit den Conſtitutionen überhaupt eine Chimäre ſei, und daß Freiheit und Wohlfahrt der Nationen in den Tugenden der Regenten die beſte Garantie fänden, — Verſicherungen, welche, indem ſie ſich ſelbſt als Erfahrungsſätze geben, gerade dieſes Abgeſchmackte haben, auf die Erfahrung, auf das Beiſpiel von Frankreich, England, Amerika u. ſ. w. nicht einzugehen.

Sonderbar iſt es nun, wie ſich unſer Verf. am Ende doch noch von der liberalen Seite zeigen will. Er tadelt das Heimlichkeitsſyſtem, und wünſcht, die preußiſchen Stände möchten die Oeffentlichkeit ihrer Berathungen in Antrag geſtellt haben. Wie dadurch den Provinzialſtänden aufzuhelfen, in wie weit Oeffentlichkeit ein Surrogat der Conſtitution ſei, endlich ob Oeffentlichkeit ohne Conſtitution überhaupt möglich ſei, dies hat er dabei nicht unterſucht. Daher finden auch wir uns nicht veranlaßt, hier auf dieſe Unterſuchung einzugehen. Auch möchte ſonſt unſer Bericht ausgedehnter werden, als das zu Grunde liegende Werk, das ohnehin nur von Intereſſe iſt, inſofern es von dem Zuſtande unſerer Publiciſtik Zeugniß ablegt. Auf die Sophiſtereien aber, welche uns das Geſetz vom 22. Mai annulliren wollen, werden wir ruhig erwiedern: Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn!

C. F.

Bei mir iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

römiſche Elegie.

Kritiſche Unterſuchungen

mit

eingeflochtenen Ueberſetzungen.

Von

O. F. Gruppe.

I. Bd. gr. 8. 1838. Broſch. 2 Thlr. 20 Ngr.
II. Bd. gr. 8. 1838. Broſch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

18. März. № 66. 1841.

Ueber allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit.

(Fortsetzung.)

II. Reflexion.

Was ist denn überhaupt die Stellung der Wissenschaft zum Leben? Will sie unmittelbar aus ihrer Begriffswelt in dieses eingreifen, um es zu reformiren? Diejenigen Zweige der Wissenschaft haben allerdings diese Absicht, die sich unmittelbar mit einem bestimmten empirischen Stoffe beschäftigen, wie Medicin, Rechts- und Staatswissenschaft. Zwar auch sie haben einen esoterischen Theil, die erste den Begriff des Organismus als höchstes Product der Natur, die beiden andern die Idee des Staats. Dies ist die leitende Seele, die der verworrenen oder formalistisch redigirten Masse der historischen Kenntnisse, der unmittelbar empirisch anwendbaren Säze und Erfahrungen eine lezte innere Einheit giebt. In der Anwendung selbst aber wird diese höchste Idee nur in seltenen Fällen direct hervortreten können. Denn abgesehen davon, daß der Handelnde selbst, bei einem gewöhnlichen Maße von Intelligenz, es schwerlich immer vermag, den vorliegenden Stoff mit seinem Ballast historischer und anderer scheinbar zufälliger Bedingungen unter den Begriff zu subsumiren, wird sich in den meisten Fällen schon die Natur des Stoffs gegen ein Geltendmachen der lezten und tiefsten Gründe sträuben. Z. B. es handelt sich um ein Strafgesetzbuch; welch' schlechten Beifall pflegen bei der Debatte über die obersten Grundsäze, nach denen die einzelnen Gesetze bestimmt werden sollen, Redner zu finden, die nicht allerhand exoterische Standpunkte, sondern den wahren Begriff des Verbrechens und der Strafe geltend zu machen suchen! Wie wenige Kranke könnten es ertragen, wenn ihnen der Arzt Rechenschaft geben wollte über die Natur des Organismus, den Zustand der ihrigen, sein Heilverfahren! Vielmehr täuschen muß er sie oft genug, nicht nur im Dunkel lassen, um ihnen nicht Grauen zu erregen und dadurch seine Cur zu stören. Unter den Wissenschaften, die sich geradezu mit dem Höchsten beschäftigen, scheint die Theologie die Stellung der eben genannten Disciplinen zum Leben, die unmittelbar praktische Bestimmung nämlich, zu theilen, da ihre Schüler bestimmt sind, in der geistlichen Erziehung des Volks sofort in Anwendung zu bringen, was sie erlernt haben. Worin besteht nun aber diese Anwendung? Soll der Stoff des Glaubens im Bewußtsein des Geistlichen und der Gemeinde ganz derselbe sein und die Thätigkeit des ersteren etwa nur darin bestehen, daß er ihn stets neu beleuchtet und an's Herz legt? Man giebt etwa zu, er müsse eine vollständigere Kenntniß seines Umfangs, klarere Einsicht in seine Gründe, seinen Zusammenhang, seine Consequenzen haben, und wie sonst diese unklaren Comparative lauten mögen. Aber schon damit ist eingeräumt, daß der Stoff in seinem Bewußtsein nicht ganz derselbe ist; hat er eine „klarere" Einsicht in seine Gründe u. s. w., so hat sich ihm bereits auch der Inhalt in einen andern verwandelt. Nur wer die wunderbare Gabe hat, sich einzubilden, daß in geistigen Dingen eine Thätigkeit in Beziehung auf einen bestimmten Inhalt denkbar sei, die um ihn herumgehe, seine Außenwerke verändere u. s. w., ohne daß dadurch das Innere der Sache irgendwie berührt werde, wie man ein Buch neu einbindet, wird das glauben können. Ein rationell gestützter und entwickelter Glaube ist schon kein reiner Glaube mehr. Damit ist zwischen Volk und Volkslehrer schon ein specifischer Unterschied des Bewußtseins eingetreten, mag dieser sich dessen bewußt sein oder nicht. Nun haben wir aber noch gar nicht in Berechnung genommen, daß das theologische Studium in die Länge unmöglich den Einflüssen nicht bloß des begründenden Verstandes überhaupt, sondern auch der eigentlichen Philosophie sich entziehen konnte, wie ja dies gemäß ihrem Verhältniß zu einer Wissenschaft, mit der sie den wichtigsten Theil ihres Inhalts gemein hat, gar nicht anders sein konnte.

Die Philosophie, dies Gehirn und Rückenmark aller akademischen Studien, ist es nun, deren Stellung zum Leben überhaupt zu betrachten ist, um in unserer Sache Licht zu bekommen. Sie will das Sein, was vor ihr und ohne sie da ist, in ein Wissen verwandeln. Die Vernunft, dieselbe, die in der Natur bewußtlos, in der Menschenwelt mit

einem Bewußtſein, aber einem unvollkommenen, dunkel ſuchenden und über Princip und Ziel unklaren, baut und wirkt, will in ihr mit vollem Bewußtſein ſich die Anſchauung ihrer ſelbſt geben. Die Welt kann am Ende ohne Philoſophen beſtehen, und hat ſie nie leiden können. Sie friſtet ihr Leben hinreichend in dem Dämmerſcheine zwiſchen dem dunkeln Wahrheitstriebe mit ſeinem gefälligeren Bruder, dem Irrthum, und den vereinzelten, gebrochenen Strahlen wirklichen Wiſſens, die man Maximen, Grundſätze, Blicke in u. ſ. w. nennt, und braucht ſie je zuweilen eine hellere Leuchte, ſo trägt ſie der Genius, der Held oder Dichter, dem auch ein Inſtinct, obwohl ein höherer und vom Gotte gegebener, den Weg weiſt. Iſt aber dem Philoſophen wirklich ein Raum gegönnt, zu bauen, zu wirken, zu erziehen: darf er denn jemals mit der Thür in's Haus fallen? Muß er mit ſeinem Beſten und Klarſten nicht hinter dem Berge halten und ironiſch verfahren, wie Sokrates? Darf er denn auf dem Markt ſtehen und ſchreien: eure Welt ſteht auf dem Kopfe, der gemeine Verſtand ſieht die Dinge verkehrt? Muß er ſich nicht vielmehr den Schein geben, als ſei er Eines Glaubens mit der Welt, und langſam, unvermerkt aus dem Irrthum die Wahrheit entbinden? Ich rede nicht von dem Gebiete der Wiſſenſchaft, da muß Freiheit ſein und unumwundene Aufrichtigkeit; ſondern von irgend einem praktiſchen Eingreifen. Wer ein Kind erzieht, muß ihm doch gewiß viel verſchweigen, ja er muß es in manchen Dingen wirklich täuſchen; der Philoſoph kann aber der Menſchheit alle Ehre geben, ganz demüthig ſeine Schranken anerkennen, dabei bleibt gegenüber ſeinem Denken über die letzten Gründe, dieſem höchſten Thun des Geiſtes, der Nichtphiloſoph immer ein Kind, ein Unmündiger, man ſage, was man will. Man ſpreche mir nur nichts von Uebermuth, ich könnte ſonſt von der Frechheit etwas ſagen, über die Philoſophie reden zu wollen, ohne ſie ſyſtematiſch in ihrer ganzen Entwicklung ſtudirt zu haben. Es kann ſich ſogar treffen, daß ein Philoſoph praktiſch wie ein Kind iſt, und jenes Verhältniß bleibt doch daſſelbe. Die Gabe der Application, der Vermittlung zwiſchen dem reinen Denken und dem Leben iſt eine perſönliche, und darf dem Theologen allerdings ſo wenig, als jedem zu einer beſtimmten Lebensthätigkeit Berufenen fehlen.

Um nun auf die Theologie zurückzukommen, ſo muß ich als anerkannt vorausſetzen, daß die Zeit gekommen iſt, wo dieſe ſich einer bis in's Mark eindringenden Sättigung mit der Philoſophie nicht länger erwehren kann, wo man endlich einſehen muß, daß es nicht zwei Wahrheiten giebt, eine natürliche und eine geoffenbarte. Ich bin es ja nicht, der es behauptet, ſondern die Geſchichte. Wer mit ihr ſtreiten mag, den beneide ich nicht um ſeine Siege. Der Theolog nun als Philoſoph will zunächſt offenbar nichts Anderes, als was die Philoſophie an ſich will: in's Licht des Gedankens erheben, was ohne ihn da iſt. Sein Gegenſtand iſt der religiöſe Volksglaube, er wandelt ihn in ein Wiſſen, das iſt ſein geiſtiges Bedürfniß. Wem der Glaube als Glaube genügt, wer das Wiſſen nicht will, nicht ertragen kann, dem will er es nicht aufdrängen, dem läßt er den Glauben. Aber wie? Er hat ja eine ganz andere Aufgabe, als der Philoſoph; er ſoll ja nicht in dieſer abſtracten Einſamkeit ſich abſchließen, er ſoll lehren, erbauen, er ſteht mit ſeinem Wiſſen zu dem Glauben der Maſſe in einem gegebenen praktiſchen Verhältniſſe. Jetzt könnten wir einfach ſagen: er läßt der Maſſe den Glauben, für ſich behält er das Wiſſen, und ſucht, daß ſo viele Strahlen des letzteren in den erſteren eindringen, als möglich iſt, ohne ſeine Natur aufzuheben. Er ſucht den todten Glauben zum inneren Leben in den Gemüthern zu geſtalten, das iſt auch Philoſophie, das iſt die Form, in welcher er ihm das Stoffartige nehmen kann, ohne ihn zu dem Uebergang in eigentliche Philoſophie, wo ſolcher einmal nicht möglich iſt, zu nöthigen; nur ſagt er es nicht heraus, daß die Wahrheit gar nicht im Stoffe liegt, ſondern er läßt dem vorſtellenden Bewußtſein die Meinung, daß ihm Beides bleibe, der Stoff als Wahrheit und die Umwandlung deſſelben in inneres Leben. Nur damit es in ſeiner Verwechslung der Idee mit Stoffen nicht zu kraß werde, hält er es an einem gelinden Zügel und führt es leiſe, unvermerkt, wo und ſo weit es angeht, in das Wiſſen, wenigſtens in eine Ahnung des Wiſſens hinüber. Er predigt nicht: es giebt keinen Teufel, denn das Volk hat ſich einmal in dieſer Figur die Idee des Böſen hypoſtaſirt; er legt ihm nur an's Herz, daß der wahre Sitz dieſes Teufels im Innern eines Jeden iſt. Da mag denn außerdem ſich noch extra einen Teufel an die Wand malen, wer das Bedürfniß hat. Er predigt nicht: es gab keine Wunder, er leitet nur darauf hin, daß die wahren Wunder die geiſtigen ſind. Da mag denn außerdem noch extra glauben, daß Trauben auf Tannen wachſen können, wer das Bedürfniß hat. Er predigt nicht: es lebte kein hiſtoriſches Individuum, das von den weſentlichen Schranken der Individualität frei geweſen wäre, ſondern er ſagt nur:

> Iſt Chriſtus tauſendmal in Bethlehem geboren,
> Und nicht in dir, du bleibſt doch ewiglich verloren.

Man erklärt dieſes Fürſichbehalten der Idee für Heuchelei, man behauptet, das Verhältniß zur Gemeinde ſei dadurch aufgehoben. Vielmehr wahrhaft begründet iſt es erſt dadurch. Der Pädagog ſteht zu ſeinem Zögling im Verhältniß einer ſittlichen Liſt; wie kann er ihn erziehen, wenn er ſeine Kindervorſtellungen theilt? Er wickelt ihm die Wahrheit darein. Iſt denn aber das Volk mündig in der Anſicht von metaphyſiſchen Dingen? Wem kann es im Ernſte einfallen, das zu behaupten? So geſtellt iſt der Geiſtliche erſt wahrer Prediger und Volkserzieher, da er nicht mehr im Stoffe verſtrickt iſt mit denen, die er erziehen ſoll, ſondern

frei darüber ſteht. Wie kann z. B. der Geiſtliche, der einen Teufel glaubt und Wunder für möglich hält, mit irgend einigem Erfolg gegen den Aberglauben an Zauberei predigen? Er mag hundert Mal ſagen, Gottes Weisheit und Güte könne ſo etwas nicht zulaſſen: er gibt zu, daß die Naturgeſetze nicht feſt ſind, daß es eine böſe Macht gibt, die ſie zu verderblichen Zwecken durchbrechen kann, da iſt das Princip und die Möglichkeit eingeräumt, und die guten Gründchen, die er gegen die Wirklichkeit vorbringt, wiegen keinen Strohhalm. Mindeſtens ſeit Kant aufgetreten iſt, wird man nicht leicht einen Theologen finden, der ſich nicht in irgend einer Differenz mit dem kirchlichen Volksglauben befände, und Eine ſchließt alle in ſich. Ausgeſprochene Rationaliſten aller Sorten, landkundige Kantianer ſind von allen deutſchen Regierungen ohne Bedenken auf Kanzeln, in Conſiſtorien, in jedes geiſtliche Amt zugelaſſen worden. Es iſt aber bekannt, daß der Kantianismus, der Rationalismus überhaupt ganz anders, als die ſpeculative Theologie mit dem religiöſen Volksglauben umſprang, daß er ihm ganz unſanft weſentliche Dogmen geradezu wegnahm, die übrigen, ebenfalls ohne Complimente, für bloße Vehikel einiger moraliſchen Lehren erklärte. Man hat darüber geſchrieen, ich weiß es, aber nur eine Partei, nicht freiſinnige Laien, nicht erleuchtete Staatsmänner. Verlegenheit freilich, Noth gab es immer, daß es mit der Wiſſenſchaft nie recht ins Geleiſe kommen wolle in ihrem Verhältniſſe zum Kirchenglauben. Nun kommt endlich eine Philoſophie, die findet das edelſte und zugleich gelindeſte Mittel, der Noth abzuhelfen, die erkennt den ganzen ſchönen Gehalt des Glaubens an und weiß Aushilfe, nicht heuchleriſche, nein wahre, aufrichtige, liebevolle Aushilfe für die Differenz des Bewußtſeins, das ſich zu dieſem Gehalte eine andere Stellung gibt, und nun — ſteht die halbe Welt in Flammen und ſchreit die Kirche um Hilfe, als läge ſie in den letzten Zügen! Wie iſt das zu erklären? Man muß den Beunruhigten den eigentlichen Grund ihrer Aufregung, den ſie nicht zu ſagen gewußt haben, — denn was ſie bis jetzt vorgebracht haben, ſoll doch nicht von Gewicht ſein? — erſt leihen. Der Rationalismus ſchien weit unſchuldiger, denn die Dogmen, d. h. die durch eine Miſchung mit hiſtoriſchem Stoffe zu Glaubensſätzen gewordenen Ideen, galten ihm noch immer für feſte Dinge und Sachen, die allerdings hiſtoriſch gewiß bleiben, nur neu zu erklären ſeien. Dieſes Stoffartige hatte er mit dem Volksglauben gemein. Jetzt aber hat das durchgedrungene Princip des freien Denkens alle dieſe feſten Pflöcke flüſſig gemacht und herausgeſchwemmt, und das ſo befreite Bewußtſein, das den ganzen Stoff vor ſich nimmt und als ſolchen, als bloßen Stoff nirgends mehr gelten läßt, ſondern auf reinen Gedankengehalt reducirt, gilt Jedem, der nicht auf dem Wege zuſammenhängender ſtrenger philoſophiſcher und hiſtoriſcher Studien dieſes Reſultat ſelbſt hat entſtehen ſehen und ſelbſt für ſich erzeugt, für ein frevelhaftes, vom Volke, vom Glauben abgefallenes. Es war ja vor Allem mit dem Begriffe Gottes ſo, dieſer auf Lenken und Leiten beſchränkte Gott war ſo gut als keiner, wohl aber gerade durch dieſe Verſetzung in ein Jenſeits ein feſter, handgreiflicher Stoff. Die Wiſſenſchaft fordert einen Gott, der wirklich unſichtbar, allgegenwärtig iſt, und man ſchreit, ſie habe keinen mehr, denn das gemeine Bewußtſein will etwas Feſtes und Solides, eine rechte Hand voll, wie die Bauern im Schwarzwald das Kupfergeld dem Silbergeld vorziehen, weil ſie jenes in ihren ſchweren Händen nicht fühlen. Mit dem Supranaturalismus war es um kein Haar anders, er forderte einen miraculös hereinbrechenden Gott, weil er keine andere Gegenwart kannte, und ihn für den ganzen übrigen Weltverlauf ebenſo in ein Jenſeits verwieſen hatte, wie einen Stoff, ein Stück Materie, das mit einem andern Stück Materie nicht zugleich in demſelben Raum ſein kann, ſondern dieſem erſt einen derben Puff geben muß, wenn es ſich Platz machen will. Kurz es war der grobe Materialismus, die Sinnlichkeit in beiden Standpunkten, was der geiſtigen Anſicht einen Krieg auf Tod und Leben erklärte, vor der Welt aber, wie ſie einmal iſt, als Glaubenstreue und ächter Gehalt erſchien.

Da nun aber gerade das philoſophiſche Denken, das mit dieſem Stoffe nicht mehr verwickelt iſt, ſondern ihn frei vor ſich hat, erſt ſeinen wahren Werth und ſeine Nothwendigkeit für das ſinnlich beſtimmte Bewußtſein unbefangen erkennt, ſo war vielmehr wirklich alle Ausſicht auf ein ganz friedliches Verhältniß dieſer neuen Theologie zur Kirche vorhanden. Daß junge Leute vorlaut und taktlos da und dort den Unmündigen den ſtarken Geiſt des Denkens einzuſchütten verſuchen, iſt doch gewiß nicht Schuld der Philoſophie, auf keinen Fall *dieſer* Philoſophie, denn ſie gerade will das Gegentheil. Allein aus andern Gründen iſt es ganz richtig, daß jenes Verhältniß bereits ein ganz geſtörtes und getrübtes iſt.

Strauß wollte kein Volksbuch ſchreiben, man weiß es, und er hat auch keins geſchrieben. Dem Volke ſind ſeine Unterſuchungen böhmiſche Dörfer, kein Menſch dachte daran, dieſem ſeinen harmloſen Glauben zu nehmen. Aber der Pietismus hat das Volk aufgeſtört, die Frage vor das incompetente Publicum gezerrt, die Gewiſſen beunruhigt und Mißtrauen geſät. Bei einem Geiſtlichen in Stuttgart ſoll eine Waſchfrau ſich zum Nachtmahl angemeldet haben, er fragt nach ihrem Namen, es iſt eine Frau Strauß. „Doch nicht verwandt mit dem berüchtigten Irrlehrer?“ Die gute Frau hatte von dem fatalen Namensvetter kein Wort gewußt und mußte jetzt hören, welch ſchlimme Makel an ihrem ehrlichen Namen hänge. So verbreitet der Pietismus das Reich des Herrn. Bekannt iſt und vielfach mit gerechtem Abſcheu gezeichnet, welchen delatoriſchen Charakter derſelbe

neuerdings wieder (denn es ist eine alte Liebe von ihm) angenommen hat. So und nicht anders ist das Verschleppen unzusammenhängender Kunde über geistige Tendenzen aus dem Kreise wissenschaftlicher Bildung vor einen Richter, der über ihren wahren Inhalt durchaus kein competentes Urtheil haben und nur Böses, zur Verfolgung Reizendes in ihnen sehen kann, zu nennen. Dieser Richter ist das Volk, Tractätchen und eine Art von Journalen sind seine Organe, die mit großer Popularität namentlich in den untern Kreisen circuliren, und Verwirrung und Verhetzung in die friedlichen Hütten tragen. Eine solche Kreuzspinne webt bei uns unter dem Namen Christenbote. Sie hat sich, so wie sie schon Märklin's Werk über den Pietismus mit der gewohnten Taktik anzukündigen wußte, auch beeilt, die Dogmatik von Strauß ihren Leinewebern, Weingärtnern, Bauern anzugeben. In kurzen, nackt abgerissenen Sätzchen ist das Buch hier excerpirt, wie folgende: „§§. 7—19. Eine Offenbarung im eigentlichen Sinne gibt es nicht, sondern der menschliche Geist hat seine religiösen Erzeugnisse früher irrthümlicher Weise einer höheren Einwirkung zugeschrieben, jetzt aber erkannt, daß dies seine eigenen Erzeugnisse sind. — §. 14. Die göttliche Eingebung der heiligen Schrift ist ein purer Irrthum, die heilige Schrift ist vielmehr um nichts besser, als andere menschliche Schriften. — §. 15. Ein Gotteswort gibt es nicht, sondern der Mensch ist auf seine Vernunft angewiesen. — §§. 34—41. Es lassen sich Gott überall keine Eigenschaften beilegen u. s. w." Daß diese Sätze so hingeschleudert, herausgezerrt aus der Weltanschauung, der sie angehören, und worin ihr negativer Charakter seine positive Ergänzung hat, in ein fremdes Bewußtsein hineingeworfen, dem jede Handhabe fehlt, sie in dem Sinne zu begreifen, den sie in einer auf der Arbeit von Jahrtausenden wurzelnden Gedankenwelt haben, Entsetzen, Verstörung, Grimm erregen müssen, ist von dem Verf. sehr wohl erwogen und berechnet. Märklin, der in seiner Diöcese zu Calw durch Humanität, unermüdlichen Eifer für die Pflege des allseitigen geistigen Wohls der Gemeinde, durch Hervorrufung und aufopfernde Unterstützung verschiedener wohlthätiger Anstalten, durch wahre Vatersorge für die ihm anvertrauten Gemüther sich das Vertrauen und den Dank aller Unbefangenen erworben hatte, wurde durch die unablässigen Operationen der Pietisten gegen ihn in eine solche Kette von Verstimmungen hineingezogen, daß er seine Aussaat verlassen mußte, da sie eben Früchte versprach. Was anders? Es mag ja Einer den letzten Blutstropfen hinzugeben bereit sein für das Gute und Rechte, aber er glaubt nicht, daß Wein aus Wasser geworden, so ist er eben des Teufels. Demselben Schicksale sieht jetzt Jeder entgegen, den ernste Studien auf den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft geführt haben. Er kommt als Geistlicher zu einer Gemeinde, erwirbt sich Liebe und Vertrauen der Gemüther und führt sie sachte zur Wahrheit, wie sie dieselbe bedürfen und ertragen können. Nun will er aber nicht verbauern, er setzt seine Studien fort, schreibt vielleicht etwas, seien es nur Aufsätze in Zeitschriften: so schleichen die Pietisten und ihre Organe herbei und rufen: traut eurem Pfarrer nicht, er glaubt keinen Gott, keinen Christus u. s. f. Der giftige Same geht auf, und der Pfarrer kann abgehen oder, wenn er bleiben muß, bei einer Gemeinde bleiben, die ihm ihr Vertrauen entzogen hat. — Dies sind die Früchte des Pietismus.

Die Regierungen sehen in dem Kirchenglauben die festeste Stütze der öffentlichen Ordnung. Wie freisinnig sein Standpunkt sein mag, der Staatsmann hat die nöthigen Studien nicht gemacht, den wahren Bestand der Sache, der aus der Vogelperspective gar nicht entdeckt werden kann, einzusehen, und leiht leicht den Besorgnissen derjenigen sein Ohr, welche, wenn nicht gefährliche Aufregung des Volks, doch Scandal als die unvermeidliche Folge der Anstellung von Theologen der modernen Denkart darstellen. Sein nächster Anstoß jedoch ist der Widerspruch, der für den verständigen Standpunkt darin liegt, daß Jemand Diener einer Kirche bleiben solle, deren Fundamentalsätze er nicht anzuerkennen öffentlich bekannt hat. Daß er sie nicht anerkennt, würde an sich nicht hinreichen, ihn zu entfernen, denn jede billige Regierung wird sich erinnern, wie viele Hundert notorische Rationalisten sie angestellt hat und noch heute anstellt. Daß er diese Abweichung öffentlich ausgesprochen hat, dies würde ihn auch noch nicht stürzen, denn Hunderte der notorischen Rationalisten haben in hundert Journalen, Archiven, Magazinen u. s. w. noch viel unkirchlichere Dinge gesagt. Was stürzt ihn denn? Das Geschrei, das von der Sache gemacht wurde und das dem Staatsmann Rücksichten aufnöthigt. Also wer hat ihn gestürzt? Die Schreier. Und wer sind die Schreier? Nun wir wissen es ja, es sind die Kinder Gottes, es sind die Jünger der Liebe und des Friedens.

(Schluß folgt.)

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

evangelische Landeskirche Preußens und die Wissenschaft.

gr. 8. 1840. 21 gGr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

19. März. № 67. 1841.

Ueber allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit.

(Schluß.)

In Preußen hat der Pietismus sich directer an die politische Seite gehalten, und ist mit Waffen hervorgetreten, denen gegenüber es nur erlaubte Nothwehr ist, wenn man einmal hervorhebt, daß vielmehr der Pietismus in seinem innersten Wesen revolutionär ist. Wie ihm die ganze weltliche Ausbreitung menschlicher Kräfte nur so viel Geltung und Erlaubniß der Existenz hat, als sie direct und buchstäblich sich auf das jenseits vorgestellte Göttliche bezieht, so ist ihm auch der Staat, wie er nach schweren Kämpfen mit der Hierarchie als rein menschliche Anstalt aus der Vernunft sich gegliedert hat, consequenter Weise eine ungöttliche und unheilige, substanzlose Existenz. Man läßt ihn sich gefallen, da man zufällig in ihm geboren ist, ungefähr wie die Kunst, die einmal da ist und sich die Freiheit genommen hat, auch die Schönheit dieser sündigen Welt zu ihrem Stoffe zu erheben, ohne die Pietisten lange zu fragen. Freilich kann man sich gegen die letztere leichter auflehnen, da sie über keine Bajonette zu disponiren hat. Wahrhaft aber berechtigt zum Herrschen kann consequent nur diejenige weltliche Existenz sein, die in der ausdrücklichen Weise, welche der Pietismus fordert, Gott allein die Ehre giebt. Was aus der Welt und Sünde ist, wie soll dem der Scepter gebühren, das weitgreifende Instrument, das trotz aller Verschanzung durch Verträge auch über die Kirche so große Macht hat? Ich verwahre mich dagegen, daß ich behaupte, der Pietismus habe diese Consequenzen bereits gezogen; aber man beweise, daß sie nicht im Princip liegen. Der Staat ist aus dem freien Gedanken, eine Gliederung der durch den Verstand vermittelten Vernunft, derselben, aus welcher die Wissenschaft wächst. Ihm scheint die Wissenschaft gefährlich, weil sie an Allem zweifelt; aber sie zweifelt, um desto fester zu begründen. Man kann etwa sagen, zwar nicht der Pietismus, wohl aber der unbefangene Volksglaube sei eine Stütze der Throne. Allein es ist bekannt, wie Weniges und Ungenügendes die heilige Schrift über den bürgerlichen Gehorsam sagt, wie sie ihre abrupten Sätze hierüber ohne alle Begründung und Entwicklung hinstellt. Der wahre Gehorsam aber beruht auf der Einsicht in die Nothwendigkeit des Staatsorganismus, welche allerdings in ihren wesentlichen Argumenten auch dem gemeinen Manne beigebracht werden kann. Wo steht denn aber geschrieben, daß ein der modernen Wissenschaft zugethaner Geistlicher dies nicht eben so gut, ja besser als ein Autoritätsgläubiger zu thun vermöge? Ganz anders freilich steht es mit dem Kunstglauben (man erlaube das Wort, wie man eine Kunst- und Volkspoesie unterscheidet). Hat dieser etwa den französischen Thron gestützt? Nein; zugleich mit den politischen Greueln waren es die unerträglichen Anmaßungen der Kirche, welche als nothwendige Reaction des unbefriedigten Geistes die schlechte Philosophie, wie der abstracten Freiheit und Gleichheit, so des Atheismus hervorriefen. Vor dem Sclaven (dem Autoritätsgläubigen), wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittre nicht. Auch erinnere ich mich nicht, je gehört zu haben, daß Cromwell ein Hegelianer war.

Ist nun durch das ewige Geschrei, die ewigen Delationen das Vertrauen des Volks zu Geistlichen, deren esoterische Bildung die philosophische ist, gestört, so muß freilich auch der Wissenschaft die Lust und Liebe zu jenem Kreise von Vorstellungen vergehen, die ihr sonst die vertraute Unterlage ihrer Ideen darbot. Wir wollten Friede, wir haben nicht herausgefordert, die Gegner durften nur die Verschiedenheit der Bedürfnisse anerkennen, wie wir; aber sie ruhten nicht, bis die Sache verderbt und verhetzt war, denn ohne Negation hat der Zelot keine Lebensluft. Der Philosoph kann nicht mehr die harmlos schöne Bilderwelt des Glaubens, den Traum seiner eigenen Kindheit lieben; er muß diesen Boden hassen, denn er ist der Schooß des Fanatismus, er ist die Höhle, worin die Wölfin der Unduldsamkeit mit dem scheußlichen Geifer der Verfolgung vor dem gefletschten Gebiß auf Beute für sich und die gefräßigen Jungen lauert. Das Gefühl der Gemeinschaft mit der giftig aufgestörten Masse ist ihm aus der Seele gerissen, er kann

nur wünſchen, daß eine Scheidung je bälder, je lieber erfolge, und muß ſich glücklich fühlen, wenn ihm ſeine Lage geſtattet, aus dem Dienſte der Gemeinſchaft zu treten, die ſeine edelſten Bemühungen mit Undank und Mißtrauen belohnt.

Schluß.

Man ſieht, es ſind nicht nur die Keime einer Kriſis da, ſondern ſie iſt ſchon im vollen Werden begriffen. Kann man denn aber unthätig zuſehen? Was ſoll denn nun geſchehen? Wie rathen und helfen? Die Pietiſten heben? Keine erleuchtete Regierung wird das wollen. Jene gemäßigte Mitte zwiſchen Glauben und Wiſſen zu halten ſuchen? Aber ſie iſt ein Unding und im Ausſterben begriffen. Die Mythiker zu keinem Kirchendienſt zulaſſen? Ich will nicht von der Unbarmherzigkeit reden, welche dadurch dem Jüngling jede Ausſicht abſchneidet, der ſich zum Studium der Theologie entſchloſſen hat, ehe er dieſe Kämpfe der Zeit kannte, dem die Mittel fehlen, eine neue Laufbahn zu betreten, nicht von der Verſuchung zur wirklichen Heuchelei, welche dadurch dem Schwachen bereitet wird, ſondern vom Bedürfniß der Gemeinde ſelbſt.

Iſt es denn wirklich das ganze Volk, das noch feſt im alten Kirchenglauben wurzelt? Unbedingt wird man es nur vom Bauernſtand behaupten können. Der Stand der Handwerker, deſſen Arbeit ſchon an ſich mehr Vermittlungen des Verkehrs vorausſetzt, mehr Bewußtſein der Selbſtthätigkeit mit ſich bringt und mehr Verkehr mit den gebildeten Ständen, hat längſt begonnen, ſich vom heteronomiſchen Glauben zu emancipiren. Er iſt rechtlich nicht aus Furcht vor Höllenſtrafen oder weil es geſchrieben ſteht, daß Unrecht Sünde iſt, ſondern ſchlechtweg, weil es moraliſche Maxime iſt, von der er ſich gelegentlich ſelbſt die inneren Gründe anzugeben ſucht. Allgemeine Grundſätze, ſprichwörtlich zuſammengefaßt, ſind ſein ſittlicher Compaß; weil es an ſich verwerflich iſt, verwirft er das Böſe; weil es an ſich gut, billigt er das Gute. Damit vereinigt er beiläufig, ohne die Inconſequenz einzuſehen, Reminiſcenzen aus dem Autoritätsglauben. Der Kaufmann iſt längſt darüber weg, nur zu ſehr, indem er im Allgemeinen die abgetretenen Grundſätze der ſeichten Aufklärung und des franzöſiſchen geſunden Menſchenverſtandes in der Meinung, daß dies das Neueſte ſei, noch vorzubringen liebt. Aber der Beamtenſtand, der Stand aller derjenigen, die ſtudirt haben, wo iſt denn ſein Kirchenglaube? Ich weiß nicht, wie es anderswo iſt. In Preußen z. B. ſoll man noch ſehr kirchlich ſein. In Hamburg und Bremen intereſſirt ſich das ganze Publicum für den tragiſchen Kampf eines Supranaturaliſten und Rationaliſten. In Oeſtreich und Baiern habe ich dieſen Stand im Durchſchnitt immer der Aufklärung zugethan geſehen, die längſt mit der Kirche gebrochen hat. Für Würtemberg aber wette ich mit Beſtimmtheit, daß es ſehr ſchwer ſein wird, unter Hundert Einen zu zählen, der die Kirche beſucht, der zum Abendmahl geht, der zum Tiſche betet. Ich frage z. B. meine verehrungswürdigen Herren Collegen in Tübingen, Hand auf die Bruſt, wie weit ſich bei der Mehrzahl von ihnen die Localkenntniß von den Bänken erſtreckt, welche in der hieſigen Kirche den Profeſſoren zugewieſen ſind. „Verderbniß der Zeit.“ Iſt leicht geſagt. Kann man denn wirklich glauben, daß dieſe Tauſende, da ſie dieſen Troſt der Seele und dieſe Quelle der Sittlichkeit nicht mehr haben, darum von Gott und allem Guten und Heilſamen verlaſſen ſeien? Hat man denn gar nicht auch nur eine Ahnung, daß, da ſie es ohne Halt und Stab ihrer Seele nicht aushalten könnten, da doch anerkannt ſo viele treffliche und verdiente Männer unter ihnen ſind, ſie offenbar etwas Anderes haben müſſen, was ihnen für jene aufgegebene Stütze Erſatz giebt? Wird man denn auch nie einſehen, daß eben das Abweichen des größten, des gebildetſten Theils der Völker von dem kirchlichen Glauben ſchon an ſich ein Beweis ſeiner Unzulänglichkeit für den Geiſt der Menſchheit iſt? Und nun ſoll dieſe große Anzahl achtungswerther Menſchen erleben, daß die Kirche diejenigen ihrer Diener ausſtößt, welche, wie ſie, rationell denken und Kinder des Jahrhunderts ſind. Gewiß ſind nicht Wenige unter ihnen, die ihre Zweifel am Kirchenglauben noch nicht klar in ſich verarbeitet haben, und denen es zur Beruhigung dient, in der Kirche Männer angeſtellt zu ſehen, die das Element ihrer Bildung innerhalb dieſer religiöſen Gemeinſchaft ſelbſt vertreten, und bei denen Rath zu holen iſt über die ſchwere Frage, wie man im Grunde des Gemüths das wahre Weſen des Chriſtenthums treu hegen könne, ohne ſeinen Formen zugethan zu ſein. Nun wird ihnen dieſe Beruhigung entzogen, und ſie fühlen ſich derjenigen Gemeinſchaft vollends entfremdet, welche die Geſtalt einer Bildung nicht in ihrem Schooße ertragen will, die mehr oder minder entwickelt auch die ihrige iſt; und ſo hat die Kirche mit dieſen ihren Dienern zugleich einen großen und achtungswerthen Theil ihrer Gemeinde vollends von ſich geſtoßen. Es wird ihr gehen, wie der katholiſchen Kirche, welche die Reformation, die ja anfangs nur eine Verbeſſerung innerhalb derſelben bezweckte, nicht zu ertragen vermochte und ſich dadurch um nichts weniger, als die ſinnreichſten Völker ärmer machte.

Was aber denn? Man wäre denn doch darauf reducirt, durch Anſtellung von akademiſchen Lehrern, welche die gerühmte Mitte halten (nicht von Pietiſten, wiederhole ich, denn ich rede ja immer von einer billigen und liberalen Regierung), der ſchlimmen Richtung in der Jugend zu ſteuern? Aber da müſſen wir eben wieder ſagen und noch einmal ſagen, daß bei aller Ueberzeugung von der anderweitigen Tüchtigkeit, Gelehrſamkeit u. ſ. w. des Lehrers ſeinem Verhältniſſe zur Jugend der wahre Nerv der inneren Einſtimmung

fehlen wird, das Gefühl, in Einem geiſtigen Boden zu wurzeln, daß der Kern derſelben den nun ohne Führer erſt gefährlichen Weg allein gehen wird.

Und was folgt denn aus dem Allem? Das folgt, daß es gegen die große Strömung der Zeit kein Mittel giebt. Damm und Wehr nimmt ſie mit ſich, und es iſt keine Hilfe gegen ſie, als mit ihr zu ſchwimmen. Die Lage iſt für die leitenden Kirchenbehörden ſchwierig genug, das iſt außer Zweifel. Die Kirche iſt ein hiſtoriſches Inſtitut, als ſolches auf poſitive Lehrſätze gegründet, und nun wird der größere, wenigſtens der talentvollere Theil der Jugend dieſen Lehrſätzen untreu. Wie dieſen Widerſpruch nieten und zuſammenſchweißen? Die württembergiſche Synode hat neuerlich ein Mittel verſucht. Sie hat an die evangeliſche Geiſtlichkeit Württembergs eine vertrauensvolle Anſprache erlaſſen, welche durch ihren würdigen und humanen Ton alle Achtung verdient. Daß auf geiſtigem Gebiete nicht durch Gewalt, ſondern nur durch geiſtige Mittel zu kämpfen ſei, wird als Grundſatz vorangeſtellt, und in der Form freundlicher Ermahnung aufgefordert, an dem Geſchichtlichen und Poſitiven des Chriſtenthums, der Perſon und Geſchichte Chriſti, als der Summe des Glaubens feſtzuhalten. Allein, wenn dies nicht der Predigweiſe, ſondern der Ueberzeugung ſelbſt gelten ſoll, wie kann derjenige, der ſolche durch Gründe, durch ernſtliche Studien ſich gebildet hat, einer auch noch ſo achtungswürdigen Ermahnung ſie opfern? Er kann ja nichts dafür, es iſt eben ſo. Es gäbe ein Mittel, ja. Man *widerlege* ſeine Ueberzeugung, man widerlege Hegel, Schleiermacher, Strauß. Aber da ſitzt eben wieder der üble Knoten. Das iſt der ſchlimme Caſus, *daß man Keinen findet, der gründlich und unbefangen die Entwicklungsgeſchichte der neueren Philoſophie in ihrem Eindringen in die Theologie ſtudirt hätte, ohne für ſie gewonnen zu ſein!* Wogegen die Widerſacher dieſe Dinge gar nicht oder halb ſtudirt haben und vom Hörenſagen urtheilen. Es iſt dies hundertmal geſagt, aber wie ſich verſteht, immer in den Wind geſprochen; denn das Publicum läßt ſich nicht nehmen, über Dinge zu reden, die es nicht kennt. Der Troſt aber bleibt uns immer, daß wir nicht in Rußland, nicht in Oeſtreich ſind. Da wäre ſchnell geholfen: laßt keins dieſer Bücher in's Land, verbietet in Vorleſungen und in den Aufſätzen der Studirenden jede Erwähnung dieſer Ideen, leget Lehrern, die ſchon vom Uebel angeſteckt ſind, die ihnen anvertrauten Vorleſungen nieder, Punctum. Aber wir ſind nicht in Rußland, nicht in Oeſtreich.

Wohin arbeitet denn aber die bevorſtehende Kriſe? Zu einer Trennung in eine ſichtbare Kirche von Glaubenden und eine unſichtbare von Wiſſenden? Allein wirbt die letztere nicht beſtändig aus der erſteren, ſo daß alſo dies noch gar kein Reſultat, ſondern erſt der Angang der Kriſe wäre? Stehen nicht die mittleren Stände erweislich bereits mit dem einen Fuße in jener, mit dem andern in dieſer? Noch bleibt der Bauernſtand, überhaupt das Volk im engeren Sinne. Hier concentriren ſich am Ende alle Fragen: kann und wird eine Zeit kommen, wo auch dieſer Stand der Naivetät des Glaubens entwächſt oder nicht? Das liegt im dunkeln Schooße der Zukunft. Und dieſe laſſe man werden und wachſen in organiſcher Entwicklung, und hoffe nicht, mit retardirenden Mitteln in die Räder ihres gewaltigen Schwunges greifen zu können. Gewiß aber bleibt nur Eines: den gerechten Unwillen aller guten Menſchen verdienen diejenigen, welche gewaltſam und frevelhaft die ſtille Säftegährung dieſer Pflanze, deren Krone wir noch nicht kennen, ſei es durch übereilte Beſchleunigung, ſei es durch bösartige Zerſtörungsverſuche, zu verwirren und zu vernichten gehen. Es iſt aber ein Unterſchied zwiſchen Beiden. Die Erſteren, ich meine diejenigen, welche den Unmündigen vorlaut das Wiſſen ſtatt des Glaubens aufdrängen wollen, verdienen Unwillen und Zurechtweiſung wegen jugendlicher Raſchheit und Muthwillens (von eigentlicher Frivolität iſt weder hier, noch überall in dieſer Darſtellung die Rede; ſie iſt gar keine Geſtalt des Geiſtes, welche ein Glied in der Geſchichte ſeiner Bildung einnimmt); aber den tiefſten ſittlichen Unwillen verdienen diejenigen, welche böswillig durch gehäſſige und ſchiefe Berichte von der jetzigen Geſtalt des theologiſchen Wiſſens unter den Unbefangenen Mißtrauen, Zwietracht, Unruhe der Gewiſſen und den Geiſt der Verfolgung ſäen; ſie verdienen die eigenthümliche Art von Abſcheu, die auf dem Baumverderber laſtet.

Ob wohl eine Zeit denkbar iſt, wo es eine Kirche im jetzigen Sinne nicht mehr giebt, ſondern der Staat dieſen Beſtandtheil, den er bis jetzt nur äußerlich in ſich aufgenommen hat, ganz zur Identität mit ſich auflöſt? Die Gefahr, daß der Staat die Gewiſſensfreiheit beeinträchtigen möchte, würde wegfallen, denn es iſt vorausgeſetzt, daß bis dahin der ſymboliſche Stoff in rein geiſtige Gedanken, in Maximen aufgelöſt wäre, deren beliebige Faſſung in dieſe oder jene Definition keinen Streit mehr erregen könnte. Vereinigungspunkt könnte nur der Satz ſein, daß der Geiſt und nicht die Materie das Wahre, nur in ihm das ſittliche Leben ſei. Oder kann man denn nur über einen bibliſchen Text und poſitive Dogmen predigen? Soll es gar kein Inſtitut der Erziehung des Volks zum Ewigen mehr geben können, wenn keine Kirche im jetzigen Sinne?

Georgette. Ein Roman von A. von Sternberg. Stuttgart, 1840. Verlag von Hoffmann.

In Deutſchland wächſt die öffentliche Meinung bekanntlich weniger als irgendwo aus dem Boden; ſie muß von den Schriftſtellern gemacht werden. Deshalb gehört aber auch

bei uns, wo Alles, außer den Ministern, verantwortlich ist, das Gewissen des Dichters zu den unentbehrlichsten Apparaten seines Schreibtisches. Dürften wir auch Alles sagen, so dürfen wir doch nicht Alles schreiben und drucken lassen, was uns durch den Sinn fährt. Für sich „sehe Jeder wie er's treibe;" redet er aber zu dem Publicum, so denke er, er halte eine Brautfahrt, und nehme sich zusammen.

Unsere Poesie ist lange genug kopfhängerisch gewesen, und das Volk fing schon an, sich für lethargisch zu halten, und drohte, sich in sein Schicksal zu ergeben. Was die Litteratur aber verschuldet, hat sie auch wieder gut zu machen, und zwar schleunigst. Man hat seine Melancholie auch schon eingestanden, hätte diese Ohnmacht gern für eine Folge der Aehrenfülle ausgegeben: in der That jedoch war ein Gedankenmangel die Ursache. Die geweihten Kerzen der Romantik mußten auf das Profitchen gesteckt werden, um noch einigermaßen vorzuhalten, und die Litteratur saß recht traulich im Dunkeln. Daß man sich nicht rühren sollte, um nichts umzuwerfen, war höhere Verordnung. Daß hier und da ein lockeres, heimliches Gekicher entstand und manche Frivolität vorfiel, weil man im Dunkeln nicht erröthet, — wir wünschten, daß wir sie nicht weiter zu tadeln brauchten. Aber das Dämmerstündchen ist vorüber. Neues, lebendiges Licht wurde vom Himmel gestohlen, — denn freiwillig geben die neidischen Götter nichts, — und auf dem Leuchtthurm einer gewissen Julisäule ist der um sich greifende Brand entzündet, der bei uns zugleich die Flammen aus Philosophie und Theologie herausschlagen ließ, der die irdischen Olympier bedroht, den sie selbst auszutilgen trachten. Auch auf unsere schöne Litteratur sprühten die Funken, und die Lohe der Freiheit wurde so sehr geschürt, daß der neue Prometheus nie wieder an den Felsen geschmiedet werden wird.

Deshalb müssen wir den Herrn von Sternberg grade aus Verehrung gegen sein schönes Talent recht aufrichtig tadeln, daß er seine Kraft wieder an einem Sterbenden verschwendet hat, nicht als homöopathischer Arzt an der Nation, indem er seinen Kranken dem Leben wiedergäbe, sondern nur um die letzten jämmerlichen Zuckungen eines gar bescheidenen Geistes ziemlich in der Nähe zu beobachten. Wir haben Herrn von Sternberg kürzlich in seinen kleinen Artikeln, dem „Testament eines Weltmanns," bewundert, wie er schwere Goldstücke gleich schlechter Kupfermünze genial verschleudert und eine auf reicher Erfahrung und feinster Beobachtung beruhende Weltklugheit unter der Maske des Leichtsinns dem Publicum preisgiebt, das diese freieste Bewegung des Gedankens, die bei der geringsten Unsicherheit Verbrechen, nur im hellsten Selbstbewußtsein strenge Wahrheit wird, größtentheils mindestens mißversteht. Aber in dem vorliegenden Roman entdecken wir keine Spur einer solchen kecken Phantasie, eines so rücksichtslosen und doch so milden und freundlichen Humors. Hier erblassen alle Farben, — um die Worte eines geschilderten Charakters zu gebrauchen, — alle Töne ersterben, alle Eindrücke sind bis zum Spurlosen geschwächt. Rohen Ungeschmack können wir dem Buche nicht vorwerfen. Einzelne Bemerkungen jedoch, die den Ansatz machen, geistreich zu werden, verkümmern und verwelken in der trübseligen Geschichte, und viele hurtig aus dem Aermel geschüttelte, aber schiefe Ansichten, wie die, daß die Poesie immer verliert, wenn das Leben gewinnt, daß die Zeiten die glücklichsten, welche die schlechtesten Dichter hervorgebracht, passen zwar für einen so schwindsüchtigen Charakter, wie Lord Palmston, fallen aber auf den Dichter zurück, da er sie ohne den geringsten Einwand stehen läßt. Nirgends bringt eine Taube ein frisches Blatt zum Zeichen, daß wir die Sündfluth des Ueberdrusses überstanden haben und wieder festen Fuß fassen können unter den Palmen und Eichen und Alpenrosen einer schöpfungsmuthigen Poesie.

Lord Palmston hat das Leben allem Anscheine nach auf Engländermanier nach allen Richtungen hin so ziemlich ausgenossen, erfährt aber unglücklicher Weise, daß in seiner Familie der Selbstmord erblich ist. Jedesmal der Erstgeborne der verschiedenen Generationen hat sich, so weit man folgen kann, im dreißigsten Lebensjahr umgebracht, wenn er nicht schon vorher an der Angst oder einer andern Krankheit gestorben war. Auch der Lord will sein dreißigstes Jahr nicht überleben. Sein Schicksal liegt ihm nun einmal im Blute und der Termin steht nahe bevor. Er ist schwach genug, sich in den Gedanken zu vergraben, so daß er sich unstreitig besser für die Komödie, als für eine Erzählung geschickt haben würde, welche wohl gar die Thränen einer Nähmamsell erheischt. Des Lords Freunde thun nichts gegen seinen Spleen, sondern lassen sich nur von ihm schwachherzige Briefe schreiben. Eine närrische Engländerin verstärkt den Kranken sogar in seinen Träumereien, und ein deutsches Veilchen kann ihn durch seine Zärtlichkeit und Treue nicht davon zurückbringen. Der Verf. wäre deshalb, da alle Stränge rissen, berechtigt gewesen, zur Polizei zu schicken; die deutsche wenigstens würde in diesem dringenden Falle den schwachen Lord mit Vergnügen gegen seinen eigenen Mordanfall geschützt und vielleicht über die Schwelle des einunddreißigsten Jahres verholfen haben. Sie ist ja sonst so bereitwillig, die persönliche Freiheit des Einzelnen zu beschränken. Mindestens hätte die Drohung, Seine Herrlichkeit nach dem Tode z. B. in Spiritus zu setzen, noch angewandt werden können, um den Patienten von seinem Plane zu heilen. Denn wer mit einem solchen Geisteskranken zu thun hat, darf Alles wagen, sogar als Belletrist in Reil's Fieberlehre sehen, wo ähnliche Fälle besprochen werden. Die milesischen Mädchen, welche sich schaarenweise erhängten, wurden endlich dadurch abgeschreckt, daß die Obrigkeit bekannt machte, jede, die sich wieder selbst umbrächte, sollte nackt durch die Straßen geschleift werden. Vielleicht wäre der Lord auf ähnliche Weise gerettet: es galt doch ein Menschenleben, wenn auch weiter nichts.

Daß wir seine Damen nicht liebenswürdig finden, wird uns Herr von Sternberg nicht übel nehmen, da er sie selbst gar zu sehr vernachlässigt hat. Unsere fragenden Seitenblicke können durchaus nicht als Beleidigung zarter Frauen betrachtet werden, denn die hier auftretenden gehören dem schönen Geschlecht durchaus nicht an und sind wahrlich nicht zart. Madame Buntschäcker ist nur eine Kupplerin; zwar etwas eleganter in ihrem Stile, als Andere ihrer Sorte, riecht sie aber doch noch beträchtlich nach Seife. Georgette hat sich einem englischen Lord, der sich in Deutschland aufhielt, hingegeben, angeblich aus Liebe; sie reist ihm nach, läßt sich durch keine Gewalt, selbst nicht durch des Geliebten Verachtung von ihm trennen: wir bedauern das gute Kind, da Herr von Sternberg als unerbittliches, grausames Fatum die besten Wünsche der Armen unerfüllt läßt und ihre Seufzer, ihre Verzweiflung nur mit Geld belohnen kann. Daß dies liebedurstige, unbedeutende Wesen sich über den Tod des Lords beruhigen wird, hoffen wir nicht, denn es versteht sich von selbst. Es wird sogar, vermuthlich sehr bald, Trostbesuche zu herabgesetzten Preisen annehmen. Die Lady Johanne Fitz-Gerald ist gar kein weibliches Wesen, sondern eine abstracte Häßlichkeit, die mit gemachter Leidenschaft, mit wahnsinnig seichtem Raisonnement die Familie glücklich preist, daß „der wilde Stolz vom Vater auf den Sohn forterbt, das Leben, eine verhaßte Last, selbständig abzuwerfen," ihrem Opfer beständig zusetzt und nicht eher ruht, als bis es ihr gewillfahrt und Gift genommen hat.

Nein, Herr von Sternberg, glauben Sie es den spaßhaft ärgerlichen Correspondenten der Eleganten aus Göttingen und Berlin nicht, daß die Hallischen Jahrbücher, wenn sie Gericht hegen, es sich, schon ehe sie ein Werk gelesen, vorgenommen haben, dasselbe hurtig und sorglos „niederzudonnern." Zu loben ist bekanntlich weit leichter, als zu tadeln. Es wäre lieblos und ungerecht, ein Werk, das dem Verf. viel Sorge gemacht und Fleiß und Arbeit gekostet hat, mit einem Federzuge ausstreichen zu wollen; aber Ihnen hat das vorliegende nichts von dem, höchstens einige Zeit gekostet, und das heißt, dem lesebedürftigen Publicum aus Barmherzigkeit ein Stück Zeitvertreib zuschleudern, statt mit unsern besten, von uns selbst anerkannten Gedanken auch seinen geistigen Fond zu vermehren.

A. Bock.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

20. März. № 68. 1841.

Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie, von Dr. Immanuel Ogienski, Lehrer der Geschichte und philosophischen Propädeutik am königl. Gymnasium in Trzemeßno. 83 S. 8. Trzemeßno 1840. Druck und Verlag von Gustav Olawski.

Principes mortales, res publica aeterna.

Das vorliegende Schriftchen besteht nur aus wenigen Bogen, und zeichnet sich weder durch glänzende Darstellung, noch durch neue bedeutende Ideen oder Ansichten aus. Aber es bespricht durchgängig auf würdige Weise eine Frage, welche kurz nach dessen Erscheinen mehr als je zuvor zu einer Lebensfrage für Preußen geworden. So nimmt es unser lebhaftestes Interesse in Anspruch, und fordert uns um so dringender zu einer ausführlicheren Erörterung seines Inhaltes auf, je mehr sich von Tag zu Tage die Mißverständnisse bei Besprechung jener Lebensfrage häufen zu wollen scheinen. Referent unterzieht sich dieser Erörterung um so bereitwilliger, als es ihm, als Rheinpreußen, eine erwünschte Gelegenheit darbietet, seine Ueberzeugung zu bethätigen, daß die würdigste Weise, einem edlen Fürsten zu huldigen, in offener Darlegung dessen besteht, was man als das Heilsamste für den Staat erkennt, den Er zu beherrschen von der Vorsehung berufen.

Die Frage, die in der vorliegenden Abhandlung zur Sprache gebracht wird, ist jedoch nicht bloß eine preußische, sondern eine welthistorische, und Hr. Ogienski würde sich einen reichlicheren Anspruch auf unsere Anerkennung erworben haben, wenn er die Frage auch von diesem höheren Standpunkt aus beleuchtet und hiermit die geschichtliche Nothwendigkeit derselben zur Anschauung gebracht hätte. Immer ist aber die Sache gerade jetzt von so hohem Interesse, daß wir sie aufnehmen, wie sie sich darbietet, um zur allgemeinen Verständigung nach Kräften mitzuwirken.

Hegel hat bekanntlich die seltsamsten Mißverständnisse auch seiner politischen Stellung und Ansicht erfahren. Man sagt, daß ihm seine Kritik der Verhandlungen der württembergischen Landstände vornehmlich den Ruf nach Berlin zu wege gebracht habe. Man hatte damals (1817) eigene Begriffe vom Liberalismus, und hielt Hegel wegen jener Schrift vornehmlich für einen ausgemachten Gegner desselben, obgleich in derselben unter Anderem auch Folgendes zu lesen war (Werke XVI, S. 223): „Das Glück und die Anstrengungen der europäischen Regierungen hat es vollbracht (1813—1814), die Souverainetät der deutschen Reiche von der Beschränkung, unter der sie noch lagen, zu befreien, und damit die Möglichkeit herbeigeführt, den Völkern freie Verfassungen zunächst zu versprechen. Eine höhere Nothwendigkeit aber, als in dem positiven Bande eines Versprechens, liegt in der Natur der zur allgemeinen Ueberzeugung gewordenen Begriffe, welche an eine Monarchie die Bestimmungen einer repräsentativen Verfassung, eines gesetzmäßigen Zustandes und einer Einwirkung des Volks bei der Gesetzgebung knüpfen." Seit dem Erscheinen seines Naturrechts sodann konnte kein Zweifel mehr darüber sein, was Hegel für den vernünftigen Staat und seine Verfassung hielt. Was er allerdings schon 1817 in der ersten Auflage seiner Encyclopädie aufgestellt, daß „die Verfassung die Bestimmungen enthalten müsse, auf welche Weise der vernünftige Wille verstanden, gefunden, in Wirklichkeit erhalten und eben so gegen die zufällige Individualität der Regierung, als gegen die der Einzelnen geschützt werde, da die Verfassung eben dies sei, daß das Sichselbstbegreifen und Bethätigen der Substanz (des sittlichen Geistes) der Willkür entnommen sei" (§. 438 flg.), das wurde dann näher in einem eignen Werke ausgeführt. Auf's Bestimmteste wurde in den „Grundlinien der Philosophie des Rechts (Berlin 1821) „die constitutionelle Monarchie" als die allein wahrhafte Objectivirung des sittlichen Geistes erwiesen, und „die Ausbildung des Staats zu derselben als das Werk der neuern Welt bezeichnet, in welcher die substantielle Idee die unendliche Form gewonnen" (S. 277)*). Die philo-

*) Doch mag hier beiläufig darauf aufmerksam gemacht werden, daß, in den 1817—1818 zu Heidelberg gehaltenen

ſophiſche und politiſche Bildung war aber damals noch ſo wenig gereift und verbreitet, daß von angeblich Liberalen vielmehr der Vorwurf laut wurde, Hegel habe gewiſſen Anſichten zu Liebe ſich bequemt, die Monarchie als die abſolute Form des Staats zu entwickeln. Gegen dieſen Vorwurf gab Hr. Schubarth in Gemeinſchaft mit einem Hrn. Carganico in einer Flugſchrift, „Ueber Philoſophie überhaupt und Hegel's Encyclopädie insbeſondere" (1829), ſich den Schein, Hegel „in Schutz zu nehmen," indem er dagegen inſinuirte: „daß Hegel, in einem Staate lebend, welcher nicht im eigentlichen und entwickeltern Sinne conſtitutionell genannt werden könne, und beauftragt, über Naturrecht und Staatswiſſenſchaft Vorleſungen zu halten, die rein conſtitutionelle Monarchie als das Abſolute einer Staatsform, nicht die Monarchie an ſich aufſtelle."

Die preußiſche Regierung berückſichtigte jedoch dieſe Inſinuation ſo wenig, daß ſie nicht nur den fraglichen Vorleſungen ſowohl zu Hegel's Lebzeiten, als nach deſſen Tode keinerlei Hinderniß in den Weg legte, ſondern auch ſelbſt die geſammelten Werke Hegel's an alle Gymnaſien vertheilen ließ. Hr. Schubarth hätte hieraus wohl ſchließen dürfen und ſollen, einmal, daß die Regierung von dem vernünftigen Grundſatze ausgehe, welcher die Entwicklung des Staatslebens durch die Ausbreitung einer entſprechenden Staatslehre vorzubereiten gebietet; dann aber auch, daß die Lenker des preußiſchen Staatsweſens die Hegel'ſche Staatstheorie zum wenigſten nicht für unvereinbar mit der Beſtimmung des preußiſchen Staats hielten. Wirklich beharrte Hr. Schubarth mehrere Jahre hindurch im Schweigen, und erſt, als Leo mit ſeiner Anklage hervorgetreten, trat auch er gegen Ende 1838 mit einem Supplement zu derſelben auf, welchem er die Ueberſchrift gab: „Ueber die Unvereinbarkeit der Hegel'ſchen Staatslehre mit dem oberſten Lebens- und Entwicklungsprincip des preußiſchen Staats" (30 S.).

Im Allgemeinen wirft er hier der Hegel'ſchen Philoſophie vor, durch dieſelbe werde die Philoſophie der Perſönlichkeit und die perſönliche Bildung, in der allein das Heil der Menſchheit zu ſuchen ſei, an der Wurzel angegriffen und unheilbar verletzt. Näher behauptete er dann:

1) „Die freie Perſönlichkeit ſei (dem Chriſtenthum zu Folge) der Vollender aller Dinge; — ſie ſei der höchſte Begriff, den der Proteſtantismus erweckt."

2) „Die perſönliche Kirche oder der Proteſtantismus in ſeiner ächteſten und vollhaltigſten Geſtalt" — ſei das Lutherthum, und „Luther für die Kirche in allen Zeiten das geworden, was das Geſchlecht der Hohenzollern für den perſönlichen Staat." Dagegen ſei „der Hegel'ſche Gott — nicht wahrhaft perſönlicher Gott," — ſondern „dem Teufel verfallen, oder vielmehr ſein eigener Teufel," und in der That ein „verteufelter Gott." —

3) „Alles Allgemeinere, Gemeinſame — Volk, Staat, Stand — ſei das weit Geringere," als die Perſon; daher gebühre nicht ihm die Herrſchaft über die Perſon, ſondern der Perſon über daſſelbe. Daher müſſe der Organismus des Staats durch die Perſönlichkeit des Fürſten beſtimmt werden.

„Der perſönliche Staat oder der ihm ſeinem Weſen und Grunde nach zur Zeit unter allen am meiſten nahe kommende, des Menſchen würdigſte und ſeiner höchſten Beſtimmung auf Erden angemeſſenſte" ſei nun eben der preußiſche. „Zu deſſen Weſen gehöre, daß der Organismus des ganzen Staates der Perſönlichkeit und namentlich der Perſon des Monarchen dergeſtalt untergeordnet ſei, daß ſie ihn fortwährend beſtimme und beſtimmen müſſe, wenn der Staat und ſein Organismus der zu ſein, der er war, nicht aufhören ſoll." Hr. Schubarth rühmt ſich nun, zuerſt den antipreußiſchen, nämlich den conſtitutionellen Charakter in Hegel's Staatslehre entdeckt zu haben, und ſtützt jenen Vorwurf auf folgende Behauptungen:

a) auf die aus ihrem Zuſammenhange geriſſene Stelle in Hegel's Staatslehre: „bei der conſtitutionellen Monarchie muß man nichts vor ſich haben, als die Nothwendigkeit der Idee in ſich: alle anderen Geſichtspunkte müſſen weichen," woraus Hr. Schubarth folgert, „Hegel brächte uns den harten, geizigen, jüdiſchen Satzungsſtaat zurück und nöthige uns aus dem Chriſtenthum in's A. T. zurück;" —

b) auf die Behauptung Hegel's, „es ſei bei einer vollendeten Organiſation des Staates nur um die Spitze formellen Entſcheidens zu thun, und man brauche zu einem Monarchen nur einen Menſchen, der Ja ſage und den Punkt auf das J ſetze; denn die Spitze ſolle ſo ſein, daß die Beſonderheit des Charakters nicht das Bedeutende ſei;" weshalb Hr. Schubarth den Hegel'ſchen Staat als „ein neu-

---

Vorleſungen über die Philoſophie des Rechts, Hegel den §. 137 des Dictats (der dem Abſchnitt über die fürſtliche Gewalt vorausgeht) mit den Worten beginnt: „In einem Volke, welches ſich zur bürgerlichen Geſellſchaft, überhaupt zum Bewußtſein der Unendlichkeit des freien Ich — entwickelt hat, iſt nur die conſtitutionelle Monarchie möglich" ꝛc., ein Lehrſatz, der in den beiden zu Berlin 1821 und 1833 erſchienenen Ausgaben des Naturrechts weggeblieben iſt. Auch ſind die Worte des Schlußparagraphen jenes Diktats: „damit iſt ihre innere Verſöhnung geſchehen; eine Verſöhnung, in welcher der Staat als conſtitutionelle Monarchie ein Bild und die Wirklichkeit der entwickelten Vernunft iſt," — in den gedruckten Ausgaben folgender Weiſe abgeändert: „ſo daß die wahrhafte Verſöhnung objectiv geworden, welche den Staat zum Bilde und zur Wirklichkeit der Vernunft entfaltet."

gemachtes — menſchliches, pythiſches Dampf-, Orakel-, Eingeweiden-, Thier- und Vögel-Königthum" bezeichnen zu dürfen meint; —

c) endlich auf die Bemerkung Hegel's: „es könne wohl Zuſtände geben, in denen die Particularität (des Charakters des Monarchen) allein auftrete, aber alsdann ſei der Staat noch kein völlig ausgebildeter, oder kein wohl conſtruirter." —

(Fortſetzung folgt.)

Die Allgemeine Litteraturzeitung über Strauß, oder der alte und der neue Rationalismus.

Die Sprache der Philoſophie gegen den Kant'ſchen Rationalismus hat ſich ſeit Jahr und Tag weſentlich geändert. Ganz natürlich. War es früher die Polemik, ſo iſt es jetzt mehr die hiſtoriſche Auffaſſung, der Kant'ſche Rationalismus iſt paſſirt und der Hegel'ſche hervorgetreten. Daß die Philoſophie immer Rationalismus ſei, daß gerade der Verſtand gegen die Schelling'ſche Viſions- und Genialitätstheorie geltend zu machen ſei, hat Hegel oft genug und deutlich genug verſichert und ausgeführt, es verſteht ſich aber auch in der That von ſelbſt, und wenn es nöthig wurde, gegen den „alten Rationalismus," alſo gegen eine beſtimmte Form deſſelben zu polemiſiren, ſo lag dieſe Nöthigung vornehmlich darin, daß er ſelbſt ſein Princip nicht durchführte und es nicht dazu brachte, die Geſchichte und den Sinn der hiſtoriſchen Entwicklung zu verſtehen, oder Verſtand und Vernunft durch alle Zeiten hindurchzuführen, die Offenbarung der Wahrheit nicht abreißen, die Idee alſo und das Göttliche ſich nicht in Einem Punkte fixiren zu laſſen, den Geiſt der gegenwärtigen Zeit aber für die Blüthe der ganzen Entwicklung zu erkennen. Mit Einem Wort, der alte Rationalismus macht nicht die Vernunft, ſondern die als vernünftig vorausgeſetzte Schrift zum Princip, ſpricht der geſchichtlichen Entwicklung die Wahrheit ab, verwirft die wechſelnden Syſteme, als abwechſelnde Unwahrheiten, die katholiſche Kirche namentlich als völligen Abfall, endlich auch die orthodoxe proteſtantiſche Dogmatik als ein Gewebe völlig unwahrer Meinungen und Phantaſieen, — es ſei alſo, pflegt er dann fortzufahren, „als Heilmittel gegen das tauſendjährige Verderben zurückzugehen auf die heilige Schrift und die einfache evangeliſche Wahrheit." Und das ſoll Vernunft ſein? fragt Hegel. „Alles, was wirklich iſt, das iſt vernünftig," die wirkliche Geſchichte iſt die Entwicklung der Vernunft. Hatte der alte Rationalismus in der Geſchichte von Chriſtus bis Luther und von Luther wieder bis auf ſich ſelbſt nur immer eitel Unvernunft gefunden; ſo fand allerdings Hegel hin und wieder mit zu großer Zärtlichkeit Vernunft in den hiſtoriſchen Exiſtenzen, ohne gleichwohl die rationaliſtiſche Auffaſſung ſelbſt als eine ſolche vernünftige Wirklichkeit gehörig anzuerkennen. Man darf nicht ſagen, daß Hegel dies überhaupt nicht gethan hätte. Aufklärung und Rationalismus wird von ihm auf das Vortrefflichſte gewürdigt, nur kommt er praktiſch nicht zu der Forderung, welche die Wahrheit des alten Rationalismus und zugleich ſeine Kritik iſt, daß die gegenwärtige Vernunft, eben darum, weil ſie Reſultat der ganzen bisherigen vernünftigen Entwicklung iſt, auch die Negation derſelben und damit die Poſition der Zukunft iſt. Die Hegel'ſche Philoſophie hört bei ſich, bei der theoretiſchen Syſtematiſirung von Geiſt und Natur, von Geſchichte und Daſein auf, ſie beſinnt ſich über Alles, nur nicht über ſich ſelbſt, denn es entgeht ihr, daß ſie mit dieſem ihrem Syſtem der bisherigen Vernunft nun zugleich die Forderung des zukünftigen vernünftigen Werdens iſt. Legt alſo der Kant'ſche Rationalismus die Vernunft nur in einzelne iſolirte Punkte der Geſchichte (in Chriſtus, Luther u. ſ. w.), und breitet die Hegel'ſche Philoſophie mit ihrem Begriff der Entwicklung die Vernunft über die ganze Geſchichte und den Geiſt Gottes mit ſeiner Wirkſamkeit und Manifeſtation über die ganze Welt aus: ſo tritt nun der neue Rationalismus auf und führt das Geſchäft der Dialektik, die beſtimmte Vernunft und darin die Unvernunft aufzuzeigen, alſo das Geſchäft der Kritik durch die ganze Geſchichte hindurch, ja über die Gegenwart hinaus zu der Forderung der Zukunft. Denn die Gegenwart iſt ſelbſt wieder eine Beſtimmtheit, eine Fixirung der Idee, die im Fluß der göttlichen Dialektik oder des geiſtigen Proceſſes kein Recht des Beſtandes hat. Die Menſchen erſchrecken vor dieſem ewigen raſtloſen Taumel des Alls, des Geiſtes und der Welt. Es iſt kein Wunder. Konnte man ſich doch eben ſo wenig an den Flug und den Umſchwung der Erde gewöhnen, und wenn man den Fluß, der nicht leer wird und doch ewig dahineilt, vor ſeinen Füßen hatte, ſo lehrte dies die ſtumpfſinnigen Chriſten, die den Galilei verurtheilten, nicht die Möglichkeit des Fluſſes aller Dinge. Steht das Herz denn ſtill in eurer Bruſt, ihr conſervativen Bedlamscandidaten? Und wenn ihr es durchſetzen wollt, den Tod zu ſehen und den Stillſtand; was hält euch ab, euren eignen Adern zu gebieten und die Revolution eurer Lungen auszurotten? O welch ein großes Verdienſt liegt euch ſo nahe! Doch Scherz und ſelbſt den bittern Ernſt dieſes Scherzes bei Seite! Was iſt denn zu fürchten? Sind die geiſtigen Exiſtenzen nicht zäh genug? Wehren ſich die Schellingianer, die Romantiker, die Katholiken, ja die Juden, Heiden und Türken, die Altrationaliſten und die Althegelianer nicht wie die Löwen? Seid ihr im Ernſt bange, daß dieſe ſchöne Mannigfaltigkeit plötzlich über Nacht ins glatte Meer ſinkt und nur das ewig windſtille „Nivellement" zurückläßt? Wie dumm! Was iſt die Kritik denn mehr, als nur noch eine neue Zuthat zu der bunten Menge, und wenn Alle von dem neuen Geiſte durch und durch ergriffen werden (ſo geſchieht es wohl), ſie halten ſich doch und taumeln fort auf ihren eignen Beinen. Es iſt wahr, dieſe Erſcheinungen haben viel Kläglichtes, aber wen ſollte es nicht tröſten über die Angſt, in dem pantheiſtiſchen Taumel alle Exiſtenz verſchwinden, allen Beſtand nur ewig vernichtet zu ſehen? Wenn man Schelling, der ſchon ſo lange todt iſt, noch mit leiblichen Augen ſehen, wenn man Steffens, dieſem Manne von 1806 und 13 und andern großen Invaliden die Hand drücken, wenn man mit Wegſcheider und Röhr ſich zu Tiſche ſetzen kann, — wie? iſt darin kein Gefühl der Fortdauer, des Beſtandes, der Unſterblichkeit? — Ja, ſo iſt es, der alte Rationalismus, von dem wir hier reden, hält es nicht mit dem Vogel Phönix, der ſich auf ſeinem Neſt verbrennt, um in einer neuen Geſtalt unſterblich zu leben; er verwirft den neuen Rationalismus in allen Punkten, wo er nicht der alte iſt, und macht es wie Kant, der Fichte verwarf, und wie Schelling, der Hegel ignoriren möchte; und wenn ein berliner Freund mir vor Jahren klagte: „das Urvolk," welches er lange beſeitigt zu haben meinte, tauche immer von neuem wieder auf, ſo iſt Schelling jetzt im Begriff, an der Spitze

des unverwüſtlichen Urvolks ſelber in Berlin einzuziehen und Alles daſelbſt in Urweisheit, Urgenie, Urmythologie und Urphiloſophie zu verwandeln. Lauter Mumien! Und dieſe Zeit ſoll nicht conſervativ ſein?

Wie gut ſich der alte Rationalismus trotz aller Unbilden von Pietiſten und Hegelianern conſervirt hat, das beweiſt die Allgem. Litt. Zeitg. vom 20. bis 23. Stück dieſes Jahrgangs in ihrer Kritik der Strauß'ſchen Dogmatik. Es wäre zu erwarten geweſen, daß die Herren Redactoren ſich nach einem Kritiker umgethan hätten, der die Strauß'ſchen Darſtellungen der verſchiednen Standpunkte, auch des altrationaliſtiſchen, zu verſtehen und zu beleuchten, die nöthige Bildung, Jugend und Beweglichkeit des Geiſtes gehabt hätte. Denn es war leicht die Ueberzeugung zu gewinnen, daß hier etwas dahinter ſtecken müſſe, was dem alten Rationalismus entgangen war, dem freien Geiſt aber ganz beſonders zuſagt, kurz die Zukunft des Rationalismus ſelbſt. War es nun Raiſon, bei dieſer Gelegenheit nichts zu thun, als den alten Kohl wieder aufzuwärmen und die Strauß'ſche Kritik dieſes alten, ſo oft verdauten Gerichtes zu ignoriren? Strauß hat das Leben Jeſu ſeiner Dogmatik vorausgeſchickt und in den zwei Bänden dieſes verſtändlichen Buches genugſam gezeigt, daß er nicht die Anſicht der Reformatoren und noch weniger die der Altrationaliſten von der heiligen Schrift, und von den Evangelien namentlich, bekennen könne; vielmehr ſpricht er in dieſem Werk auch von Seiten der Theologie das aus, was die Philoſophie längſt de facto und ausdrücklich geſagt hatte, daß nicht die Rede davon ſein könne, in den heiligen Urkunden eine abſolute Autorität aufzuſtellen, und zeigt alsdann, das Evangelium ſei Product des mythenbildenden Geiſtes, das chriſtliche Princip alſo hier in einer Form, die noch bei weitem nicht die angemeſſene und einer unendlichen Entwicklung bedürftig ſei. Zudem wird nun der alte Rationalismus in dem erſten Theile der Dogmatik wegen ſeiner Accommodation an die Schrift für unfrei erklärt, wie denn auch in der That ſein Mangel darin beſteht, daß es eine ſeltſame Art von Rationalismus iſt, der die Quelle ſeiner Vernunft und „das Heilmittel ihrer Verlegenheiten" außer ſich hat. „Es iſt ziemlich einerlei, ſagt Strauß mit Recht, ob die Schrift oder die Kirche das Princip der Heteronomie des Geiſtes iſt." Und nun, da die Welt dieſen Stand der Dinge kennt, wie kritiſirt die A. L. Z. die Strauß'ſche Dogmatik? Sie erkennt an, daß der hiſtoriſch-kritiſche Proceß der Dogmen meiſterhaft durchgeführt ſei; „iſt man nun aber, fährt ſie dann fort, mit ihm bis zu dieſem Ziele der Auflöſung der einzelnen Kirchendogmen gelangt und fragt man ſich ſodann, was, wenn ihre Unhaltbarkeit zugegeben werden muß, nun geſchehen ſolle? ſo — wird wohl Jeder (?) im Intereſſe des Chriſtenthums (!!) erwarten, daß das Zurückgehen auf die urſprüngliche, reine und einfache evangeliſche Lehre, wie ſie in den Urkunden des N. T. vorliegt, als das einzig ſichere Heilmittel für die dogmatiſchen Zerwürfniſſe und Verlegenheiten werde angegeben und angewendet ſein. Dieſe Erwartung aber wird von dem Verf. nicht bloß nicht erfüllt, ſondern gradezu abgewieſen." Dieſe Erwartung von Strauß zu hegen, iſt unendlich unwiſſend; dieſe Erwartung aber im Intereſſe des Chriſtenthums zu hegen, war nicht nur nicht rationaliſtiſch, ſondern das grade Gegentheil des chriſtlichen Princips der Geiſtesfreiheit. „Das Zurückgehen auf eine urſprüngliche Weisheit" hat dieſer ſonderbare Rationalismus mit Schelling, Görres, den Schlegels, und wie das übrige Urvolk weiter heißt, gemein, und jeder Altrationaliſt, dem es mit dieſem Krebsgange Ernſt iſt, ſteht ganz auf gleicher Linie in der Geiſtesknechtſchaft mit den Katholiken. Nur der iſt frei und ein rechter Jünger Chriſti, der „das Heilmittel ſeiner dogmatiſchen Scrupel nicht außer ſich, ſondern in ſich hat." Dagegen iſt und bleibt es ein überflüſſiges Bemühen, die geiſtigen Heloten zu erlöſen, die ihren Herrn, ſei es über den Sternen, ſei es jenſeit des Mittelmeeres, ſuchen, oder die Wahrheit verbrieft und gedruckt haben müſſen, um ihrer gewiß zu ſein. Ein ſolcher Helot iſt der Recenſent der A. L. Z., deſſen Widerlegung der Hegel'ſchen Philoſopheme, deſſen Ausführungen über Pantheismus und philoſophiſche Phantaſtik unendlich lächerlich und in aller Trivialität ſehr zuverſichtlich zum Vorſchein kommen. Strauß, der ausdrücklich bedauert, daß man von Seiten der Philoſophie dem alten Rationalismus zu hart begegnet ſei, ſoll von ſeinem ſpeculativen Gipfel geringſchätzige Blicke auf ihn, als den „gemeinen," herabwerfen; und dann heißt es weiter: „Aber es iſt auch ihm ergangen, wie es immer geht: la raison finira par avoir raison (freilich, freilich!). Die Speculation überbietet ſich ſelbſt und wird mit der Sublimität ihres vermeintlich abſoluten Wiſſens phantaſtiſch (bei Strauß?), indem ſie ſich das Gebilde eines Gottes vorgaukelt, der nicht Gott iſt und ſein kann, und den ſie gleichwohl durchweg als Gott einführt. An dieſem πρῶτον ψεῦδος hält der Verf. feſt; aber wo dieſe fixe Idee (Strauß bemüht ſich grade für die Flüſſigkeit der Idee und gegen die Fixirung Gottes als Perſon gegen andere Perſonen) nicht unmittelbar ins Spiel kommt, argumentirt er faſt allenthalben ganz in der Weiſe der verachteten, und eben dadurch praktiſch wieder zu Ehren gebrachten „gemeinen" Vernunft. Abgeſehen von ſeiner Hegel'ſchen Idee des Abſoluten, iſt auch Strauß in allem Uebrigen Rationaliſt, ohne es vielleicht zu wiſſen, oder doch zu wollen."

Und ſo wäre denn der Sinn und das Princip des Herrn Recenſenten dieſer: daß Strauß ſeine Erfolge lediglich ſeiner meiſterhaften Form zu verdanken habe, denn er iſt nichts Neues, oben der alte Hegel und unten der alte Rationalismus, und was Geſundes und Vernünftiges daran iſt, das iſt eben dies untere Ende, welches man aber eben ſo gut, ja urſprünglicher und beſſer in Wegſcheider, Bretſchneider, Röhr und andern großen Theologen der vorſündfluthlichen Zeit findet. Ja wohl! Auch dieſen Rationalismus kennen wir, der das Princip und ſeine Macht nicht faßt, auch wenn die Fluthen der neuen Zeit ſchon über ſeinem Kopfe zuſammenſchlagen. So iſt es jetzt mit Hegel und, noch einen Schritt weiter, mit dem neuen Rationalismus, deſſen himmelweiten Unterſchied von dem alten ſchriftgelehrten Accommodationsrationalismus die alten Herren nicht begreifen. Und wenn die vernünftige Dialektik der Geſchichte auch noch ſo ſchlagend vor ihnen auftritt, ja wenn ſie ſelbſt, überwältigt von dieſer neuen Macht, die hiſtoriſch-kritiſche Procedur anerkennen: es kommt immer wieder zum Vorſchein, daß der Hegel'ſche Gott kein Gott und dieſe Methode phantaſtiſches Unweſen iſt. O Anticyra, wo ſind deine Wurzeln! Laßt doch auf eure Blätter als Motto drucken: „Es iſt kein Gott, als Gott, und **** iſt ſein Prophet!"

Arnold Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

22. März. № 69. 1841.

Imman. Ogienski „Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie."

(Fortsetzung.)

Hr. Schubarth begnügt sich aber nicht damit, aus diesen vereinzelten Stellen „die Unvereinbarkeit der Hegel'schen Staatslehre" mit dem von ihm supponirten „obersten Lebens- und Entwicklungsprincip des preuß. Staats" zu folgern. Er behauptet sogar: „es sei der böse Geist selbst, der jene Urkunden, die da Constitutionen heißen, in das politische Leben der Völker und Staaten in neueren und neuesten Zeiten eingeführt habe, und jene Philosophen seien nur Diener des Bösen, die dies Satzungs- und Gesetzeswesen als das Absolute, der höchsten Idee Gemäße zu rechtfertigen unternehmen." Und auch dieses allgemeine Verdammungsurtheil genügt ihm noch nicht; vielmehr steigert sich seine Feindseligkeit gegen die Hegel'sche Staatslehre bis zur förmlichen Denunciation derselben, indem er aus der dritten, oben angeführten Stelle folgert: „so zeigt sich Hegel's Lehre als eine dem preußischen Staatswesen hierdurch unholde, feindselige, und es kann hierin nur der verborgene und versteckt gehaltene Aufruf erblickt werden, die bisherige Ordnung des Staates umzuändern; ja, es ist geradezu Aufforderung zur Empörung und Rebellion."

Selbst diese Denunciation gegen die Lehre Hegel's genügt aber Hrn. Schubarth noch nicht; denn, nachdem er „zugestanden, daß Hegel weder diese noch andere Gewaltsamkeiten seiner Lehre zu vollziehen gewillt gewesen sei," fügt er hinzu, es „frage sich: ob seine Schüler — dieselbe Enthaltsamkeit in Ansehung der Folgen und Folgerungen seiner Lehre üben werden und immer geübt haben; aus sehr glaubwürdiger Quelle sei ihm wenigstens versichert worden, daß junge Hegel'sche Doctoren ihre demagogischen Verirrungen, wegen deren sie zur Verantwortung gezogen werden mußten, aus der Hegel'schen Philosophie des Rechts rechtfertigen zu können glaubten." —

Eine Schrift, welche so offenbar, so schamlos den Forderungen der Wissenschaft, der Kritik und des Rechtsgefühls Hohn sprach, konnte mit allem Fug völlig mit Stillschweigen übergangen werden. Doch widerfuhr ihrem Verf. auch nur sein Recht, als Hr. F. Förster in diesen Jahrbüchern (1839, Nr. 49) ihn mit der Geißel einschneidenden Spottes züchtigte, und seiner Verabgötterung des spiritus familiaris der Hohenzollern einerseits die Erinnerung an die keineswegs mit einander übereinstimmenden Tendenzen der Regenten aus jenem Geschlechte, anderseits die den Meinungen des Hrn. Schubarth geradezu widersprechenden philosophischen Ansichten vom Staate gerade des Königs aus jenem Hause entgegensetzte, welcher, nach Hrn. Schubarth's eigener Behauptung, „durch die besondere Gunst eines über menschlichen Dingen höher waltenden Schicksals," durch seine, „entschieden vollhaltigste Persönlichkeit" — bis zur Stunde einen „unwiderstehlichen Eindruck und Zauber ausübte." Hr. Förster erinnerte nämlich an mehrere Schriften Friedrich's des Großen, in welchen derselbe nicht nur als vorzüglichstes Merkmal einer guten Monarchie hervorhob, daß in derselben „allein das Gesetz herrsche," — sondern auch bemerkte: „die schlechte Verwaltung der monarchischen Regierungsform rühre von mehreren verschiedenen Ursachen her, die ihre Quelle in dem Charakter des Regenten haben" u. s. w. Wohl hatte aber auch Hegel es um seine Schüler verdient, daß seine Staatslehre gegen die Rabulistik eines Pamphletisten in Schutz genommen werde, da sich jetzt vielleicht mehr als jemals das calumniare audacter, semper aliquid haeret, durch die Erfahrung bewährt. Mit dem entschiedensten Erfolg unterzog sich jener, freilich sehr leichten Arbeit, Hr. Dr. Elsner in einer eigenen Broschüre, in welcher er vollständig erwies: einmal, daß Hr. Schubarth der Hegel'schen Staatslehre Gewalt angethan, indem er sie, gegen eine ausdrückliche Erklärung derselben, als Maßstab gegen einen einzelnen Staat gewendet, dann: daß die von Hrn. Schubarth citirten Stellen theils gar nicht gehörig berücksichtigt, theils auf eine entstellende Weise angeführt worden. —

Hiermit war indessen die Sache keineswegs erschöpft, und Hr. Ogienski verdient unseren Dank, daß er in der vorliegenden Schrift, welche, obgleich zu Ende März 1839 beendigt, erst im Mai 1840 im Druck erschienen, zunächst es unternahm, Hrn. Schubarth „mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen, ihn in seinen eigenen Schlingen zu fangen," und die Anklage der „Unvereinbarkeit" auf ihn selbst zurück zu wälzen, indem er nachwies, daß dieselbe aus seinen Behauptungen mit Nothwendigkeit gefolgert werden müsse (S. 4); — dann aber auch die Idee der Persönlichkeit, auf welche Hr. Schubarth sich stützen zu wollen scheint, einer eigenen Erörterung unterwarf. Bevor wir jedoch über die Hauptmomente dieser Entgegnung berichten, können wir nicht umhin, uns gegen eine Behauptung zu erklären, welche der Hr. Verf. seiner Abhandlung vorangeschickt hat.

Hr. Ogienski versichert: „er sei der Ansicht, daß die Beantwortung der Frage, ob Hegel's Staatslehre mit den Principien des preuß. Staates unvereinbar sei, gar nicht den Vertheidigern Hegel's, sondern einzig und allein dem Ministerium zustehe, welches allein wisse, was mit den Principien des Staats vereinbar sei oder nicht" (S. 5). Er verwahrt sich dann nochmals dagegen, „etwas zu behaupten, was doch eigentlich nur die in die preußischen Regierungsgrundsätze eingeweihten Staatsmänner wissen könnten" (S. 7). Man sieht hier auf den ersten Blick, daß Hr. Ogienski zwei ganz verschiedene Dinge mit einander verwechselt. Ein Anderes sind nämlich die objectiven Principien eines Staates, ein Anderes die mehr oder minder subjectiven Grundsätze, von welchen eine bestimmte Staatsregierung in einer bestimmten Zeit ausgehen zu müssen glauben mag. Ein wirklicher Staat ist eine politische Totalität, welche nur in ihrem Ursprung und ihrem gesammten Geschichtsleben begriffen werden kann. Seine Grundlage und seine wirkliche Geschichte sind nichts Geheimes, sondern stehen als Land und Volk, als Institutionen, Gesetze und Thatsachen zu Tage. Er hat aber nicht bloß sich als dieser bestimmte zu erhalten, sondern zu jeder Zeit hat er auch eine bestimmte Aufgabe zu lösen, welche aus dem Verhältniß resultirt, in welchem er nach seinem wirklichen Bestand sich zu den übrigen Staaten, so wie zu den Ideen des Staates und der Menschheit befindet. Seine Principien sind daher theils empirische oder historische im engeren Sinne dieses Wortes, theils rationelle oder ideale. Die ersteren sind durch Analyse seiner Geschichte zu gewinnen, aus welcher sich ergeben muß, was bisher factisch das Entscheidende und Vorherrschende in seinem Leben gewesen. Die anderen dagegen sind nur zu erforschen und zu erkennen durch Synthese eben jener geschichtlichen Principien mit dem Gesammtleben und der rationellen Gesammtbestimmung der Staaten und der Menschheit. Es kann daher der Fall eintreten, daß eine Staatsregierung die historischen oder auch die rationellen Principien verkennt; es kann eben wohl der Fall sein, daß die letzteren die ersteren völlig oder theilweise aufzugeben gebieten. Die Principien, durch welche ein Staat zu einem allerdings erfreulichen Wohlstand sich erhoben, können nämlich durch diejenigen überboten werden, welche in seinen Mitstaaten vernünftiger Weise an die Tagesordnung gekommen sind, und nun auch in ihm zur Herrschaft gelangen müssen, wenn er nicht in Rückstand kommen und seiner wahrhaften Bestimmung untreu werden soll. Eben so kann ein Ministerium die tiefer liegenden historischen Principien übersehen, durch welche der Staat wirklich geworden, was er ist, und, wie z. B. Wöllner, das Heil des Staates in der Rückkehr zu einem bereits abgelebten Princip zu finden meinen. Je reichlicher aber, je vollkommener ein Staat sich in sich selbst organisirt, und sich mit anderen Staaten verkettet und anastomosirt, um so mehr objectiviren sich eben damit seine Principien und werden so ein Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntniß. Nur der Same eines organischen Wesens webt im Geheimniß; der wachsende, grünende, blühende, fruchtende Baum offenbart sein eigenstes Wesen; das Kind lebt noch vorherrschend in geheimnißvoller Unbestimmtheit, der gereifte Mann spricht seine Principien in Worten und Thaten aus. So wird auch in gebildeten Staaten füglich nur derjenige zum Minister erkoren werden, der sich als ein Staatsmann bewährt, welcher die Principien des Staates bereits wahrhaft erkannt hat; daher sich auch gegenwärtig als sehr nothwendig die Errichtung von Lehrstühlen des angewandten Staatsrechtes erweist. Indem aber Hr. Ogienski die Erkenntniß der Principien des preußischen Staates und dessen, was mit denselben vereinbar oder nicht, zum Cabinetsgeheimniß macht, ist er zwei Mißständen verfallen. Einmal nämlich bemerkt er gegen Schubarth, das Ministerium habe durch Berufung Hegel's und Verbreitung seiner Werke für die fragliche Vereinbarkeit entschieden, dies sei ein nicht wegzudemonstrirendes Factum (5). Nun hat aber das Ministerium unlängst auf den früher von einem Schüler Hegel's eingenommenen Lehrstuhl des Vernunftrechtes einen Lehrer berufen, welcher — wie Manches er auch aus Hegel's Rechtsphilosophie in seine eigene sog. Philosophie des Rechts aufgenommen — dennoch ausdrücklich als Gegner des Rationalismus aufgetreten, welcher, seiner Behauptung nach (I. 319), im Systeme Hegel's seine höchste Stufe erstiegen. Hiermit wäre also, nach Hrn. Ogienski's Voraussetzung, die Behauptung Schubarth's ex postfacto gerechtfertigt! Durch jene Berufung hätte nämlich das Ministerium die Unvereinbarkeit des Hegel'schen Systems mit den gegenwärtigen Principien des preußischen Staates erklärt, — und Hr. Schubarth hätte sonach divi-

nirt, was ſich fortan „mit den Grundſätzen des preußiſchen Staates vertrage oder nicht.“ —

Anderſeits ging Hr. Ogienski über ſeine eigene Vorausſetzung hinaus, indem er bemerkte: „am Ende ſei es doch wohl die ſchlechteſte Meinung, die man nur immer von den phyſiſchen und moraliſchen Grundlagen der preußiſchen Monarchie haben könne, daß ihr ein gediegenes wiſſenſchaftliches Syſtem ſo gefährlich werden könne, wie der blinden Lärm ſchlagende Patriotismus des Hrn. Schubarth fürchte?“ — und hinzufügte: „was muß ein Staat für Tendenzen haben, der nicht jedes Reſultat einer gediegenen philoſophiſchen Forſchung leiden mag und zu ertragen vermag? Spricht ihm dann nicht der Genius der Menſchheit das Urtheil: er falle der Staat, der nur durch Unterjochung der Wiſſenſchaft ſtehen kann?“ (6). — Ebenſo, während Hr. Ogienski einmal behauptet, „auch die Vertheidiger Hegel's könnten nichts Gegründetes für denſelben vorbringen, ohne eine gründliche Einſicht in die Geheimniſſe der Cabinetspolitik“ (3), und „nur ein Miniſter könne die erforderliche Einſicht in die Grundſätze der preußiſchen Politik haben“ (15), erklärt er ſich doch anderwärts für die Hauptfrage: „ob die conſtitutionelle Monarchie“ (bekanntlich Hegel's Idealſtaat) — „der Naturanlage und geſchichtlichen Entwicklung des preußiſchen Staats ſchlechthin zuwider ſei?“ und meint, die Löſung dieſer Frage ſei „der einzige Weg, der zum Ziele führe“ (S. 22 flg., vgl. noch S. 18 u. 19). Statt aber nun ſelbſt dieſen Weg einzuſchlagen, begnügt Hr. Ogienski ſich in der Hauptſache damit, ſeinen Gegner durch ſich ſelbſt zu widerlegen. In wie weit ihm dies wirklich gelungen, wollen wir nun in möglichſter Kürze anzudeuten verſuchen, wobei wir jedoch von vorn herein bedauern müſſen, daß Hr. Ogienski ſeine Aufgabe nicht tiefer erfaßt, daß er nicht die geſchichtlichen und rationellen Principien des preußiſchen Staates, zu ermitteln und aus Vergleichung derſelben mit den Hauptprincipien der Hegel'ſchen Philoſophie zu einem gediegenen Schluſſe hinzuführen verſucht hat. Dieſes unterlaſſend, iſt er für's Erſte Hrn. Schubart die Entgegnung ſchuldig geblieben auf den, freilich auch von Schubarth nicht näher begründeten allgemeinen Vorwurf, daß die Hegel'ſche Philoſophie die ſog. Philoſophie der Perſönlichkeit und perſönliche Bildung unheilbar verletze, und daß der Hegel'ſche Gott nicht wahrhaft perſönlicher Gott ſei. —

Wenn ferner Hr. Schubarth behauptet: 1) „die freie Perſönlichkeit ſei, dem Chriſtenthum zu Folge, der Vollender aller Dinge; 2) ſie ſei der höchſte Begriff, den der Proteſtantismus erweckt, und 3) die perſönliche Kirche oder der Proteſtantismus in ſeiner ächteſten und vollhaltigſten Geſtalt, als Lutherthum, ſei — die des Menſchen würdigſte und die ſeiner höchſten Beſtimmung angemeſſenſte,“ — ſo kann uns, was Hr. Ogienski darüber bemerkt hat, auf keine Weiſe genügen. — Der erſten Behauptung pflichtet er völlig bei, und zeigt hierdurch, daß er das Chriſtenthum, wie es, der ſtoiſchen Autonomie und Autarkie gegenübertretend, ſich in ſich ſelbſt völlig eigenthümlich ausbildend und vollendend, eine beſtimmte hiſtoriſche Geſtalt und Macht geworden, keineswegs in ſeiner ſpecifiſchen Eigenthümlichkeit erkannt hat.

(Fortſetzung folgt.)

Kobold Piruſch. Märchen in fünf Aufzügen. Von Robe. Leipzig, 1840. Verlag von Engelmann.

In einem kurzen Vorworte bekennt ſich der heitere Dichter noch zu folgenden, früher anonym erſchienenen Werkchen: den Gedichten eines Materialiſten und den Liedern der Liebe, den Trauerſpielen Hermanfried und Kichora Komara, dem Märchen vom kleinen Männchen, dem Luſtſpiele der Nachtwandler und dem Roman König Og. Für uns war der König Og der Vorläufer des Kobold Piruſch, und wir geſtehen es gern, in dem Humor des Königs haben wir uns nicht zurecht gefunden, dagegen die reizende Heiterkeit des Kobolds auf den erſten Blick liebgewonnen. Die ganze Compoſition iſt ſo harmoniſch gehalten, die Ausführung ſo leicht und eingehend, daß wir mit Vers und Proſa, mit Verwicklung und Entwicklung der bekannten Märchenſtoffe und Märchenmotive überall uns leicht befreunden und verſöhnen. Der Kobold Piruſch erinnert an die Shakſpeare'ſchen Märchen, nicht grade an ein beſtimmtes, aber an das ganze Genre und am meiſten an den Sturm; auch Shakſpeare'ſche Sprödigkeit und daraus folgende weibliche Witzquälerei kommt vor und wird eben ſo gefliſſentlich geſchildert, um ſodann ergötzlich in Verliebtheit umzuſchlagen. Dieſen Anklang an den großen Briten können wir uns indeß gefallen laſſen, zumal das Stück und der Verf. eine ſo eigne und anſpruchsloſe Natürlichkeit darlegen, daß von einer unwahren Manier im Ganzen und in der Komik vornehmlich durchaus nicht die Rede ſein kann. Störend war uns nur eine Recenſion der verſchmähten Liebhaber als Wiederholung der ſchon bei Shakſpeare ſehr verfehlten Scene aus dem Kaufmann von Venedig. Freilich werden im Shakſpeare abweſende Liebhaber und hier anweſende bewitzelt, aber wie Statiſten kein Intereſſe erregen, ſo auch der Witz über ſie; um einen Witz zu genießen, muß man ſein Object kennen und mit ſeinem Intereſſe umfaſſen. Doch iſt dieſe ungehörige Scene kurz und gewinnt ſehr raſch wieder eine dramatiſche Wendung.

Die komiſchen Partieen ſind proſaiſch, die vornehmeren in Verſen. Eine Feenſcene eröffnet das Spiel. Piruſch, der Kobold, deſſen Mutter eine Fee, deſſen Vater aber nur ein Prinz war, macht der Pirene die Cour, der hübſchen und ſehr naiven Pathe der Fee Piribiri. Dieſe tritt dann auf, oder vielmehr man trägt ſie auf, und ein kleines Heer von Elfen führt ſingend die heiteren Götter des Märchens ein:

Wo weiche Lüfte
Mit Blumendüften
An Indiens Strand die Flur durchziehn;
In dichten Hainen
Die Goldorangen

Und weiße Mandelbäume blühn,
Dort iſt mein Land,
Mein Vaterland,
Mein ſüßes, ſüßes Heimathland.
— — — — —
Bald werd' ich wieder
Die goldne Sonne
Dem heil'gen Meer entſteigen ſehn,
Mit frommen Büßern
Aus Banianen
In reine Fluthen beben gehn;
Es giebt kein Land,
Kein ſüßer Land,
Als meiner Heimath Zauberland.

Wir erfahren nun, daß der junge deutſche Kaiſer, genannt der Droſſelbart, vergebens um die Prinzeſſin Caprice, des Königs Serenio Tochter, wirbt, zu großem Kummer ihrer Beſchützerin, der Fee Piribiri. Piruſch wird angeſtellt, die Sache zu vermitteln, Pirene wird ſein Lohn dafür. Die alte Geſchichte; auch die Art, wie dies geſchieht, läßt ſich nun ſchon rathen, und doch intereſſirt die Oekonomie ſowohl, als die Formirung. Piruſch giebt dem Kaiſer einen Neigungsring, nachdem der König Serenio ſchon einen fürchterlichen Schwur gegen die ſpröde Kaprice ausgeſtoßen und gelobt hat, ſie dem erſten Bettler, der vor ſeiner Thüre ſich zeigte, zu verheirathen, da ſie keine Vernunft annähme. Den Neigungsring verehrt der Kaiſer zum Abſchied. Er wird angenommen, auch ſo obenhin anprobiert, aber auf den tollen Rath der gottloſen Joſe Clariſſa gleich unter Spott und Hohn über den armen Liebhaber an einen Juden verkauft. Auch Clariſſa hat ihn nur ſo zum Spaße anprobiert, und erfährt, weil ſie ihn aus der Hand des Juden genommen, die Demüthigung, in dieſen verliebt zu werden und ihm kläglich nachzulaufen. Der Jude nun und was daran und darum hängt, giebt die komiſche Partie her. Der Jude iſt vortrefflich gerathen, man freut ſich, wenn er ſchwört: „Ich will verſchwiegen ſein wie ein Fiſch, wie zehn Fiſche;" und wenn er nach des luſtigen Geſellen Peipus Zauberfidel tanzt und nachher dem Richter klagt: „Jeder Streich, den er hat gethan, iſt geweſen à Scheimſtreich. Wai mir, wenn ich werde ſein gelegen vierzehn Tage zwiſchen lauter Wolle, werd' ich noch ſpüren den Schmerz. Bin ich ein Menſch, der iſt geſchaffen, muſikaliſche Mißgriffe auszuhalten? Und wenn er noch hätte geſpielt im Takt! Ein Hund, der hat nur drei Beine, hat mehr Gefühl für das Zeitmaß!" Auch Peipus, der luſtige Geſell, iſt vortrefflich gelungen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Kaiſer ſich in den Bettler verkleidet, dem die Prinzeß verheirathet wird, daß die Prinzeſſin Prüfungen ausſtehen muß, daß ſie gut beſteht und endlich den Bettler lieben lernt. In dieſen Veranſtaltungen iſt Einiges nicht eben nothwendig erſcheinende, man fühlt ſie zu ſehr als Veranſtaltungen und als Gaukelſpiel. Dennoch intereſſirt die ſchöne Büßerin namentlich bei der letzten Prüfung, als ihr Gemahl, der Bettler, ihr entführt wird, und ſie nun bittet:

Prinzeß.

So will ich als Barmherzigkeit es rechnen,
Wenn du mich mit ihm in den Kerker führſt.

Richter.

Für diesmal magſt du deines Weges gehn.

Prinzeß.

Ich gehe nicht! ich laſſe dich nicht fort,
Ich klammre mich an deine Knie. Erſt ſage,
Wohin du ihn geführt. Ach, liegen denn
So weite Strecken zwiſchen meinem Flehn
Und deiner Rührbarkeit, daß kein, kein Ton
Hinüberdringen kann? O gieb ihn mir
Zurück! Du biſt ja auch ein Menſch vom Weibe
Geboren. Mutterliebe hat auch dich
Mit weichem Mitleid aufgeſäugt,
Ein Reſt doch muß von ihrer ſüßen Milch
In deinen Adern fließen. Ach ein Stein ſelbſt,
Ein Stein iſt weich, ein Stein gewährt dem Müden
Beruhigenden Schlaf an harter Bruſt;
Sei du nicht härter, als der Stein, und gieb ihn frei!
Du trägſt ein menſchlich Antlitz, — o ich kann
An einem Menſchenantlitz nicht verzweifeln.

Richter (für ſich).

Was hat ſie nur gethan? Ich muß hinweg,
Sonſt bricht ihr Jammer mir das Herz entzwei.

Prinzeß.

Kalt geht er hin. Wie häufig muß das Elend
Der Menſchen ſein, wenn ſich ein klopfend Herz,
Durch die Gewohnheit, Klagen anzuhören,
So feſt verharten kann. O Herr, mein Gott!

Dies iſt das Ende der Prüfung. Der Bettler kommt als Kaiſer zurück, und es löſt ſich Alles in Freude auf.

Der Dichter hat mit dem einfachen Stoff und mit eben ſo einfachen Mitteln der Darſtellung ein höchſt liebenswürdiges Lebensbild aufgeſtellt; und dringt überall der herbe Stoff des Lebens nur ſo zum Schein in ſein kryſtallenes Gefäß, ſo iſt der Dichtungsäther ſelbſt und dieſe leichtgeſinnte Luft des Märchens nie ohne Lebenswahrheit und den inneren Kern vernünftiger Nothwendigkeit. Die märchenhafte Idealität ruht auf der anſchaulichſten Wirklichkeit, und mit der Wirklichkeit ſelbſt, der Noth und Nichtswürdigkeit des Lebens, wird dennoch nur geſpielt. Ein eigenthümlicher Humor iſt die Folge davon, den wir nicht übel Luſt hätten mit einem alten Roccocoworte den „jovialen" zu nennen, der ächte Großvaterhumor, wie er unter ausgelaſſenen Enkeln, wenn Alles gut geräth, ſich wohl entwickelt, frei von aller Reflexion aber um ſo herzlicher dem Genuß der naiven Heiterkeit hingegeben. Die Zeit der „Jovialität" im Leben iſt vorbei, wir können jetzt nicht mehr Gott einen guten Mann ſein laſſen; ja ſogar der Humor wird uns ausgezogen, wie ein geliebter Schlafrock; es gilt zu haſſen und zu lieben, es gilt die unendliche Theorie in That und Wirklichkeit zu bewähren, unſer Leben ſteht abermals an einem jüngſten Tage, wie er mit dem Chriſtenthum und mit der Reformation hereinbrach; ſolche Zeiten ſind ſehr ernſt und haben wenig Zeit zum Humor, der immer Theorie und faule Beſchaulichkeit, Genuß und bequemes Sicheinrichten in der Welt iſt; aber die Poeſie ſchließt darum den Humor nicht aus; und iſt die alte gute Zeit der Jovialität im Leben vorbei, in der Kunſt iſt ſie ewig und jeglicher Auferſtehung fähig. Der Contraſt mit dem Leben mag ihr nur günſtig ſein; und ſo wünſchen wir dem Dichter des Kobold Piruſch von Herzen Glück zu ſeinem Funde.

A. Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

23. März. № 70. 1841.

Imman. Ogienski „Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie."

(Fortsetzung.)

Diese Eigenthümlichkeit besteht aber, ihrem Ursprung und ihrer eigenlichen Entwicklung nach, gerade darin, für's Erste: daß die Persönlichkeit, welche im Stoicismus (dem eigenthümlichen Gipfelpunkt der classischen Welt) durch sich selbst, also mit absoluter Freiheit sich vollenden zu können meinte, — gerade als das schlechthin Ungenügende erfaßt wurde; dann daß der göttliche Logos nicht selbst Mensch geworden, sondern sich mit einer vom heiligen Geist erzeugten menschlichen Natur vereinigt haben sollte; endlich, daß der Mensch nicht aus eigenen Mitteln, sondern nur durch den Versöhnungstod des Gott-Menschen, durch Empfangen und Waltenlassen des übermenschlichen, d. h. des heiligen und heiligenden Geistes, namentlich durch gläubige Annahme offenbarter Geheimnisse und geheimnißvoll wirkender göttlicher Gnade vollendet werden könne.

Diese noch bis auf den heutigen Tag im griechischen und römischen Katholicismus der Hauptsache nach, zum wenigsten in der kirchlichen Dogmatik und Liturgik, sich erhaltende Eigenthümlichkeit ist von Hrn. Ogienski eben so, wie von Hrn. Schubarth verkannt worden. Daß aber die moderne philosophische Erfassung des Christenthums, welche mit jener historischen schlechthin unvereinbar ist, die alleinwahre und ächte sei, aber bald zwei Jahrtausende hindurch latent gewesen wäre, — dies anzunehmen widerstreitet dem Grundsatze der modernen Philosophie, wonach das Wesen sich durch seine constante Erscheinung und Wirksamkeit zu erkennen giebt. Auch würde solche Annahme im Grunde sich nicht von der Annahme eines neuen Evangeliums und eines dritten Bundes unterscheiden. Auch das Christenthum gab sich ursprünglich nur für die Vollendung des alten Bundes, für die Erfüllung des Gesetzes und der Propheten aus; dennoch war es ein qualitativ Neues, und mußte bald eben so mit dem Judenthum brechen, wie dieses dasselbe als ein wesentlich Anderes von sich stieß. Die jüdischen und griechischen Neuplatoniker und Synkretisten aber, welche den neuen Wein in die alten Schläuche füllen, und die alten Götter in philosophische Begriffe transfiguriren wollten, hemmten nur den Durchbruch des neuen Geistes und steigerten die Confusion, in welche, wie in ein Chaos, die alten Religionen versanken. — Hr. Schubarth scheint zwar jene radicale Differenz geahnet zu haben, indem er den Begriff eben der Persönlichkeit, welche nach dem Christenthum der Vollender aller Dinge sein sollte, erst durch den Protestantismus erwecken läßt. Diese letztere Behauptung ist aber nur insofern richtig, als man unter Protestantismus nicht mit Hrn. Schubarth das Lutherthum versteht, denn Luther statuirte, ächt christlich, eine absolute Suprematie der übernatürlichen Offenbarung über die Vernunft und der göttlichen Gnade über die menschliche Autonomie. Zum Begriffe der freien Persönlichkeit haben dagegen die Reformatoren nur, wider Wissen und Willen, dadurch hingedrängt, daß sie, der christlichen Ueberlieferung zuwider, den priesterlich-hierarchischen Organismus von ihrer Kirche ausschieden, welcher die Wirksamkeit des Gottmenschen und übermenschlichen Geistes zu vermitteln bestimmt war. Nach Verwerfung sowohl der hierarchischen Autorität zur unverantwortlichen Entscheidung in Glaubenssachen, als der priesterschaftlichen, ausschließlichen Vollmacht zur Bindung und Lösung der Gewissen, und zur Fortleitung und Spendung des heiligen Geistes und der göttlichen Gnade, erwachte allerdings die Persönlichkeit aus ihrem langen Schlummer; aber eben damit bereitete sich die völlige Auflösung der specifisch-christlichen Gemeinschaft. Wenn daher Hr. Ogienski gegen die Behauptung des Hrn. Schubarth daran erinnert, daß man schon vor Luther über die Persönlichkeit Gottes philosophirt habe, so ist dieser Einwand nicht zutreffend, da Hr. Schubarth wohl nicht von der, alle menschliche Persönlichkeit übergreifenden Persönlichkeit Gottes, sondern eben nur von der menschlichen sprechen wollte. —

Die dritte Behauptung endlich, „die persönliche Kirche oder der Protestantismus — als Lutherthum — sei die der

menſchlichen Beſtimmung angemeſſenſte," und Luther für die Kirche in allen Zeiten das geworden, was das Geſchlecht der Hohenzollern für den perſönlichen Staat, — dieſe Behauptung läßt Hr. Ogienski völlig auf ſich beruhen. Und doch lag die Bemerkung auf der Hand, daß, wenn man alberner Weiſe mit Hrn. Schubarth die ſog. reine Monarchie als perſönlichen Staat bezeichnet, man als perſönliche Kirche auch nur eine ſolche gelten laſſen könne, in welcher, wie in der römiſch-katholiſchen, ein dem Glauben nach gottgegebenes perſönliches Oberhaupt mit voller, unverantwortlicher Herrſchgewalt bekleidet iſt, deſſen Entſchließen und Handeln „Seele und Nerv" der ganzen kirchlichen Monarchie wäre. Wirklich hat das abſtracte Poſtulat der Einheit in der Kirche, eben ſo wie im Staat, zur Concentration aller Herrſchgewalt im Oberhaupte hingeführt, freilich aber in der Kirche, ihrer Ausdehnung zu Folge, noch früher als im Staate zur gewaltſamen Zerbrechung der abſtracten Einheit hingeführt, indem der individuelle, unbeſchränkte Souverain gerade durch die Prätenſion der Omnipotenz in abſolute Abhängigkeit vom Belieben ſeiner Werkzeuge verfallen und ohnmächtig geworden gegen die durch Vereinigung zu objectiven Zwecken übermächtig gewordenen Untergebenen. Luther'n aber für die Kirche in allen Zeiten dieſelbe Bedeutung geben zu wollen, wie dem Geſchlechte der Hohenzollern für den angeblich perſönlichen preußiſchen Staat, iſt ein Aberwitz, der wohl einen Anſpruch auf Verſorgung in einer Irrenanſtalt, nicht aber auf eine ernſtliche Widerlegung gewährt. Luther hat eine perſönliche Oberherrſchaft über die Kirche niemals weder angeſprochen, noch beſeſſen, noch beſitzen können, indem er von vorn herein gegen die päpſtliche Autorität auf die heilige Schrift, auf Vernunftgründe und Gewiſſen zur Entſcheidung provocirt. — Uebrigens bemerkt Hr. Ogienski mit Recht, daß Hr. Schubarth, indem er die perſönliche Kirche als Lutherthum für die des Menſchen würdigſte erklärt, „ſich im grellſten Widerſpruch mit der neueſten Entwicklung des perſönlichen Königthums befinde," da dieſes, nämlich das preußiſche, „ſeit der Einführung der Union ſich gegen das altlutheriſche Weſen mit ernſter Conſequenz erklärt habe" (14 flg.). Doch hätte er hinzufügen können, daß das „perſönliche Königthum" ſchon gleich in ſeinem Beginne nicht nur die Union erſtrebt, ſondern bereits Unionskirchen einweihen laſſen; daß ferner der zweite König die den Reformirten unbeliebigen proteſtantiſchen Ceremonien abgeſchafft; daß Friedrich der Große, in welchem, nach Hrn. Schubarth, „der Familiengeiſt der Hohenzollern ſich die Geſtalt und Haltung entſchiedener, vollhaltigſter Perſönlichkeit gegeben," — weder dem Luther'ſchen, noch irgend einem anderen chriſtlichen Glaubensbekenntniß zugethan war, ja ſogar, wie ſelbſt ſein apologetiſcher Biograph, v. Dohm, zugeſtehen muß, ſtets Zweifel an der Perſönlichkeit Gottes und an der Unſterblichkeit gehegt; daß dagegen „der Familiengeiſt der Hohenzollern" in Friedrich Wilhelm II. mit ſeinen früheren Beſtrebungen auf das Entſchiedenſte in Widerſpruch gerathen, dann aber wieder in deſſen Nachfolger zu den anfänglichen Unionsverſuchen zurückgekehrt ſei.

Zureichender, als in Betreff der bis hierhin berührten Punkte, iſt die Polemik des Hrn. Ogienski hinſichtlich der ſtaatsrechtlichen Lucubrationen unſers hirſchberger Gymnaſiallehrers; doch vermiſſen wir in derſelben die Ordnung, welche vom Allgemeinen zum Beſonderen, vom Princip zu deſſen Anwendung übergeht, und dadurch Klarheit und Evidenz gewährt, daß ein Jedes an ſeine geeignete Stelle geſetzt, und hierdurch das Ganze durchſichtig wird. —

Suchen wir nun die Hauptmomente aus der Zerſtreuung auf die gewünſchte Ordnung zurückzuführen, ſo werden ſie ſich uns in folgender Weiſe aneinanderreihen.

1) Nach Hrn. Schubarth „ſoll der Menſch, wenn er das Höchſte erreichen will, eine in ſich feſt und voll begründete Perſon ſein, die ihres Gleichen nicht habe, die unter Gottes und ſeiner allmächtigen Natur Mitwirkung werde, die nichts vertreten, — nichts vernichtigen könne." Wie nun „die Perſönlichkeit der höchſte Begriff, ſo ſei ſie auch das höchſte Gut, das weder im Staate, noch in der Kirche aufgegeben werden dürfe;" — vielmehr ſeien „Staat und Kirche nur Mittel zum Perſonwerden," überhaupt „alles Allgemeinere (als die Perſon), alles Gemeinſame — Volk und Staat — das weit Geringere, ſo daß es wohl von einer Perſon vollſtändig gefaßt werden könne, nicht aber die Perſon von ihm ... Dieſe Perſon (Perſönlichkeit) verleihe Jedem, der ſie beſitze, den Majeſtätsbrief für das beſondere Geſchäft, worin er wirke; dieſes bekomme ſeine höchſte Weihe erſt durch die Perſon, die an ſeine Spitze trete." Endlich meint Hr. Schubarth: „dieſe Perſon (sic), in wie weit ſie der einzelne Menſch zur Darſtellung gebracht, rechne ihm Gott allein als ein Höchſtes an, nicht aber ſeinen Antheil am Univerſum, — Staat, Kirche, Stand, Familie" ꝛc.

Mit Recht bemerkt nun Hr. Ogienski, daß während bei Schubarth einmal das Ich ſelbſt mit der Perſon und Perſönlichkeit eins, ſie demnächſt wieder als ein davon Verſchiedenes, als ein Privilegium erſcheine, welches das Ich beſitze, als Idee, welche das Ich darſtellen ſoll. Schärfer war jedoch die Kritik ſo zu faſſen, daß Hr. Schubarth einmal vom Perſonſein, dann wieder vom Perſon- (oder Perſönlichkeit-) haben des Ich ausgeht, um mittelſt der Perſon ſeinen Beruf in Staat und Kirche zu erfüllen, während er anderweitig umgekehrt Staat und Kirche u. ſ. w. als Mittel einmal zum Perſonwerden, dann wieder zum Darſtellen der Perſon beſtimmt. Wie ſich hieraus das völlige Unvermögen des Hrn. Schubarth, einen

Begriff zu faſſen und feſtzuhalten ergiebt, ſo wird das Nachfolgende zeigen, daß er eben ſo wenig zu folgern und zu ſchließen verſteht.

2) Daraus nämlich, daß Staat und Kirche das Geringere gegen die Perſon ſei, folgert Hr. Schubarth, daß nicht dem Staat oder der Kirche „die Herrſchaft über die Perſon," ſondern dieſer über das Allgemeinere gebühre; und hieraus dann weiter, daß der Organismus des Staates durch die Perſönlichkeit des Fürſten beſtimmt werden müſſe.

Mit Recht bemerkt aber Hr. Ogienski, daß, wenn die Perſönlichkeit der höchſte Begriff und das höchſte Gut, hieraus vielmehr folge, daß Alles, was Ich iſt, verperſönlicht, d. h. politiſch und geiſtig emancipirt werden müſſe, daß alſo „nur eine conſtitutionelle Verfaſſung, in der die Perſönlichkeit nicht aufgegeben werden dürfe, ſondern jedem Bürger in ihrer freieſten Entwicklung garantirt werde, die Staatsform ſei, auf welcher Hr. Schubarth eigentlich zu beſtehen habe, wenn er ſich ſelbſt verſtehe." — Mit Recht bemerkt er ferner, daß „der conſtitutionelle Staat weit mehr," als ein ſolcher, in welchem die Perſönlichkeit aller Unterthanen der unbeſchränkt herrſchenden Perſönlichkeit des Fürſten verfällt, „ein perſönlicher Staat ſei, weil in ihm Regierende und Regierte Perſonen ſind, während im Staate des Hrn. Schubarth Eine Perſon über lauter Nichtperſonen regiere;" und daß „zur Gründung einer (Schubarth'ſchen) reinen Monarchie nur Eine Perſönlichkeit, wie z. B. die eines Napoleon, gehöre, die nur beſtehen könne, indem ihr alle übrigen Perſonen zum Opfer fallen; während zur Gründung einer conſtitutionellen Monarchie das Zuſammenwirken vieler gleichfalls hochbegabter Perſönlichkeiten gehöre, ſo wie ſie nur in dem Maße beſtehen und gedeihen könne, als ſich dieſe verſchiedenen Perſonen wechſelſeitig erhalten und fördern." — Mit Recht bemerkt endlich Hr. Ogienski, daß kraft der abſoluten Berechtigung, welche Hr. Schubarth ſeiner gottgegebenen Herrſcherperſönlichkeit einräume, nicht nur der Abſolutismus jedes erblichen Gewaltherrſchers, ſondern auch die Souverainetät jedes mit vollhaltiger Perſönlichkeit begabten Papſtes als gerechtfertigt erſcheine; — daß anderſeits aber auch, wenn die vollhaltige Perſönlichkeit es iſt, welche für jeden Beruf, alſo auch für den königlichen, erſt den Majeſtätsbrief ertheilt, die Rechtmäßigkeit der Monarchie und näher — der Erbfolge in derſelben — von dem Zufalle abhängig gemacht werde, daß der Nachfolger eben wohl mit einem ſolchen Majeſtätsbrief ausgeſtattet ſei.

Das im Vorhergehenden Angeführte wird genügen, um darzuthun, daß Hr. Schubarth weder von Perſönlichkeit, Staat, Organismus u. ſ. w. einen adäquaten Begriff zu faſſen, noch aus ſeinen willkürlich vorausgeſetzten Vorſtellungen davon haltbare Folgerungen zu entwickeln vermag. Es wird ſich aber auch

3) aus Nachfolgendem ergeben, daß Hr. Schubarth eben ſo wenig den Staat, in welchem er lebt, richtig aufgefaßt, vielmehr hinſichtlich des „oberſten Lebens- und Entwicklungsprincips des preußiſchen Staates," über welches er ſich verbreitet, von völlig unhiſtoriſchen Vorausſetzungen ausgegangen iſt, und ſich zu durchaus verkehrten Reſultaten hat hinführen laſſen.

Da Hr. Schubarth ein erklärter Feind des Apriori-ſchen iſt, ſo hätte man füglich erwarten dürfen, daß er zum wenigſten den Verſuch machen würde, das Princip des preußiſchen Staats aus einer angemeſſenen Reihenfolge geſchichtlicher Daten zu entwickeln. Statt deſſen ſetzt er ohne Weiteres voraus: der preußiſche Staat ſei eine reine Monarchie; „zu deſſen Weſen gehöre, daß der Organismus des ganzen Staates der Perſon des Monarchen dergeſtalt untergeordnet ſei, daß ſie ihn fortwährend beſtimme und beſtimmen müſſe, wenn der Staat und ſein Organismus der zu ſein, der er war, nicht aufhören ſoll." Daß aber der preußiſche Staat wirklich nicht aufhören ſoll, zu ſein, der er war, d. h. eine „reine Monarchie" in der eben angegebenen Bedeutung dieſes Wortes, dies muß wohl die Meinung des Hrn. Schubarth ſein, da er behauptet: „der preußiſche Staat ſei der des Menſchen würdigſte und ſeiner höchſten Beſtimmung auf Erden angemeſſenſte;" „das erlauchte Geſchlecht der Hohenzollern ſei für den Staat das geworden, was Luther für die Kirche in allen Zeiten," — und „das Sichſelbſtentſchließen, Selbſthandeln des Monarchen ſei die Seele und der Nerv des preußiſchen Staatslebens." In Summa iſt alſo nach Hrn. Schubarth und ſoll, ſeiner Verſicherung nach, für alle Zeiten bleiben oberſtes Lebens- und Entwicklungsprincip des preußiſchen Staats die reine, d. i. die abſolute Monarchie, verwirklicht durch eine gottgegebene Perſönlichkeit aus dem Geſchlechte der Hohenzollern. Leider iſt Hr. Ogienski, welcher Hrn. Schubarth vorwirft, die Frage: warum Preußen kein conſtitutioneller Staat iſt? nicht aus der Geſchichte — wohin ſie allein gehöre — beantwortet zu haben, — ſelbſt nicht auf eine geſchichtliche Erörterung eingegangen, ſondern hat ſich damit begnügt, die Behauptungen ſeines Gegners in einer Art von Guerillaskrieg mit mehr oder minder vereinzelten und nicht immer haltbaren Gründen zu bekämpfen. Man wird ihm nun allerdings beiſtimmen müſſen, wenn er behauptet, „der Begriff der wahren Perſönlichkeit fordere die politiſche und geiſtige Emancipation alles noch Unperſönlichen, die Aufhebung jeglicher Hörigkeit im Leben und im Staate," und wenn er dann „eine Verwirklichung dieſer Forderung" darin findet, daß die preußiſche Regierung die Leibeigenſchaft aufgehoben, daß ſie muſterhafte Unterrichtsanſtalten errichtet,

Gewerbfreiheit und Gleichheit der Militärpflichtigkeit für alle Unterthanen eingeführt, mittelalterliche Vorrechte des Erbadels abgeschafft, die Befähigung des Bürgerstandes zu den höchsten Aemtern und die Unabsetzbarkeit des Richters anerkannt u. s. w. Man wird auch noch theilweise zugeben können: „der Schutz, der Hegel zu Theil geworden, sei eine Consequenz des Geistes, den Friedrich der Große zum bleibenden Staatsprincip gemacht habe, und in welchem Friedrich Wilhelm III. Fichte aufnahm und ihm Schutz gewährte."

(Fortsetzung folgt.)

Neapel und die Neapolitaner, oder Briefe aus Neapel in die Heimath. Von Dr. Karl August Mayer. 1. Bd. Mit einem Plane Neapels und einer Musikbeilage. Oldenburg, 1840. Schulze'sche Buchhandlung.

Der Verf. bringt die ganze Spannung eines beglückten und begnadigten Besuchers des irdischen Paradieses mit nach Neapel; ihm ist Alles unendlich werthvoll und jede Abweichung von unsern Sitten und dem Costume unserer Heimath frappant; zugleich aber verweilt er so lange, beobachtet so gründlich und berichtet so geschickt, daß wir wirklich in ihm den begeisterten Fremden und den unterrichteten Einheimischen vereinigt vor uns haben. Wer sich Neapels erinnern will, dem sind diese Briefe eine gute Hilfe seines Gedächtnisses, eine Wiederholung seiner Fahrten, seines Aufathmens zur vollendeten menschlichen Existenz auf diesen heitern Höhen und in diesen milden Gärten am Golf von Bajä, Neapel und Salerno, eine Mahnung an jene ewig wiederkehrenden Scenen der Stadt und des Hafens, des Pöbels und der eleganten Welt; und wer sich zu einer Reise dorthin vorbereitet oder auch, was er nicht zu erleben gedenkt, im Bilde sehen will, dem darf man unbedenklich zur Lectüre dieser Briefe rathen. Allerdings trifft der Kundige viel Bekanntes und bis zur Trivialität abgedroschene Dinge, Vorurtheile, Geschichtchen u. s. w., aber das bringt die Sache so mit sich. Eine Statistik der bleibenden Zustände kann es nicht vermeiden, viel Triviales mit sich zu führen, und ein Neuling darin würde es schwer vermissen, eben so schmerzlich, wie ein neuer Student, dem man's wehren wollte, den alten abgedroschenen Comment zu studiren und als eine wesentliche Bereicherung seines neuen Lebens sich anzueignen. Mayer beschreibt alle Straßen, Plätze, Gegenden, Paläste, Gärten, Gewächse, Menschen, Thiere zu Wasser und zu Lande, draußen und drinnen auf's Sorgfältigste. Erlebnisse in den verschiedenen Branchen veranschaulichen die Sache, kleine Abenteuer spannen, Schilderungen führen frappante Scenen vor. Dabei sind auch die Bücher über Italien nicht außer Acht gelassen. „Ich wollte, sagt der Verf., erst reine helle Bilder, wie sie sich nur nach längerem Anschauen gestalten, in mich aufnehmen, skizzenhafte Schilderungen denen überlassend, die auf ein paar Wochen oder Monate hieher kommen und dann, wie Schmetterlinge, schnell zu andern Blumen schwärmen. Ich wollte Dich gern in meinem Neapel recht einheimisch machen und nehme Dich nun bei der Hand, und führe Dich überall umher, und lasse Dich nicht eher wieder los, bis Du Alles so gut kennst, wie ich." Wir wollen uns zur Ziehung einer Lotterie führen lassen, die ächt national ausfällt.

„Als wir ankamen, harrten die Lazzaroni schon in Menge, die schwarzen Köpfe dicht zusammendrängend, die rothen und braunen Schiffermützen in der einen, den Zettel, worauf ihre Nummer stand, in der andern Hand. Kein Tritt oder Scharren ließ sich hören, da sie baarfuß waren; nur ein dumpfes Gemurmel der Stimmen ging, wie das Summen schwärmender Bienen, durch die weiten Räume. Die Wachen geleiteten uns in der Hoffnung auf eine buona mano nach der großen Tribüne im Hintergrunde. Hier saßen auch einige Richter und Schreiber im weiten schwarzen Talar. Zwölf Lazzaroni, wahrscheinlich die Vorsteher der zwölf Quartiere Neapels, hatten sich hinter die Stühle der Richter postirt; aber noch konnte die Ziehung nicht beginnen, bis endlich das Haupt der Lazzaroni Neapels, Capo Lazzaro genannt, ein langer Kerl in Fischertracht, aus der Menge hervortauchte. Sein Erscheinen wurde mit Geschrei und Jauchzen begrüßt. Stolz trat er auf die große Tribüne und ging, ohne die braune Mütze zu rücken, an den Richtern vorüber, denn er allein im ganzen Saale hat das Recht, das Haupt bedeckt zu lassen. Sein Platz ist hinter dem Sessel des Präsidenten, auf dessen Lehne er stehend seine Hand legt. Dem Capo Lazzaro folgte ein Priester, einen schönen etwa sechsjährigen Knaben führend, welcher ein zierliches seidenes Röckchen trug. Jetzt trat ein Schreiber an den Rand der Bühne, zeigte dem Volke zwei große zinnerne Teller, setzte sie vor dem Richter nieder und hob das Kind auf den Tisch. Der Priester murmelte Gebete und bespritzte den Kleinen mit Weihwasser, der darum unbekümmert, halb ängstlich auf die Menge starrte; denn da jedesmal ein anderer Knabe die Loose zieht, stand er zum ersten Mal vor diesem seltsamen Publicum. Wieder trat der Secretär mit einem verschlossenen Kasten vor und schüttelte die darin befindlichen, in hölzerne Kapseln verschlossenen Nummern. Bei dem großen Geräusche, das dadurch verursacht wurde, erhob sich im Saal ein furchtbares Geschrei, mit Heulen, Zischen und Pfeifen untermischt. Dieser Lärm hatte etwas ungemein Wildes; ich dachte an Mas Aniello und seine Schaaren. Vergeblich gebot der Präsident Ruhe; sein wiederholtes bst! bst! hatte auch nicht den geringsten Erfolg. Als aber der Capo Lazzaro über die Schulter des Präsidenten weg der tobenden Masse die flache Hand entgegenhielt — ein Allen wohlbekanntes Zeichen — und zugleich ein donnerndes „statevi zitto!" erschallen ließ, trat plötzlich Todtenstille ein; man hätte ein Blatt fallen hören. Ein Richter schloß den Kasten auf; der Knabe griff hinein, holte eine Kapsel heraus, ließ sie die Versammelten sehen und überreichte sie dem Präsidenten auf einem der Teller. Der Präsident öffnete sie, zeigte die Nummer dem Richter an seiner Seite und hielt sie dann über die Schulter dem Capo Lazzaro hin. Dieser streckte drei Finger aus und schrie mit seiner Stentorstimme „tre!" zur Menge hinab. Ein unermeßliches Brüllen und Heulen erhob sich, dazwischen scholl ein kurzer lauter Schrei der Freude. Einer der wachthabenden Polizeisoldaten, die sämmtlich neben den Flinten Lotteriezettel in der Hand hielten, stieß ihn aus; er hatte gewonnen. Als der Präsident dem Capo Lazzaro die fünfte und letzte Nummer zeigte, verzog dieser das Gesicht und Thränen traten in seine Augen; dann rief er traurig mit gedämpfter Stimme, zwei Finger ausstreckend: ottante doje! (82.) Der Grund seiner Bestürzung wurde mir bald klar, denn ich hörte ihn mit zitternder Stimme zu seinem Nachbar sagen: „„Eine Zahl weiter und ich hatte gewonnen."" In großer Aufregung zerstreute sich die Menge, und auch wir verließen den Saal."

Die Musik der Tarantella und einige charakteristische Lieder sind mitgetheilt, der Plan ist deutlich und übersichtlich. Ohne Zweifel wird das Buch, wenn auch der Zug nach Italien nicht mehr der alte ist, immer noch so viel Freunde finden, um dem Verfasser die Genugthuung zu bereiten, daß es der Mühe werth war, sich mit seinen Studien und seiner Darstellungsgabe, die in der That beide von nicht gewöhnlicher Art sind, zum Führer durch das schöne Neapel anzubieten.

P.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

24. März. № 71. 1841.

Imman. Ogienski „Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie."

(Fortsetzung.)

Hr. Ogienski fügt aber hinzu: „dieser Geist bestehe eben darin, eine gediegene constitutionelle Theorie mit der streng monarchischen Praxis, d. i. (!) die Persönlichkeiten der Regierten mit der des Königs in einen kunstvollen Einklang zu bringen" (S. 73). Er meint sogar, „es sei mehr als ein bloßer Einfall, daß die preußische unumschränkte Monarchie einen theoretischen Gegenpol, wie die Hegel'sche constitutionelle Staatslehre, nicht nur leide, sondern ihrem Princip nach (nach S. 83 wäre der preußische Staat auf Intelligenz gegründet) fordere und fördere;" und Friedrich Wilhelm III. habe durch Anstellung Fichte's „den Gedanken factisch bestätigt, daß eine unumschränkt monarchische Praxis und eine constitutionelle Theorie zum Wesen des preußischen Staates gehöre" (S. 6). Hr. Ogienski meint diesem nach, „Preußen sei eine constitutionelle Autokratie, — ein constitutioneller Staat in absoluter Form, d. h. ein Staat, in welchem nach einer constitutionellen Theorie, nach einer ideellen Charte mit vorherrschend monarchischer Praxis regiert werde" (S. 76). Er versichert zum Schlusse: „er habe den eigenthümlichen Geist und Beruf des preußischen Staats für die Gegenwart darin gefunden, die Vortheile volksthümlicher Institutionen mit denen eines unumschränkten Königthums zu vereinigen, und zwischen Rußland und Oestreich einerseits, England und Frankreich anderseits der vermittelnde Staat zu sein" (S. 83), so daß, während Rußland eine monarchische Autokratie, Oestreich „eine durch Aristokratie temperirte und durch Bureaukratie wieder geschärfte Autokratie sei, — für Preußen, wo es eine öffentliche Meinung gebe und die Stimme des Volks gehört werde, nur die (?) der demokratischen Autokratie übrig bleibe" (77). Dabei meint jedoch Hr. Ogienski, „Preußen sei ein Militärstaat, und müsse es bleiben, wolle es die einmal gewonnene Stellung im europäischen Staatensystem nicht aufgeben" (S. 71); — dann wieder: „Preußen (?) erziehe sein Volk zur wahren politischen Freiheit; — es schreite mit dem Zeitgeiste in jeder Beziehung fort, und das Vorwärts seines Marschalls sei das Losungswort des ganzen Staats" (S. 75); für jetzt schon eine Feststellung der Verfassung zu verlangen, sei zwar unzulässig, da „zur Sicherheit und Erhaltung des Staats in seinem gegenwärtigen Bestande und Range eine so starke und schlagfertige Executivgewalt, wie sie constitutionelle Formen nicht zulassen, eine unerläßliche Bedingung sei;" — aber „alle Rechte und Interessen, wie des Volkes, so des Fürsten, der nicht dem Volke, sondern der Idee des Staats untergeordnet sei, in einer Verfassungsurkunde auszusprechen und zu wahren, dazu scheine kein Staat mehr Beruf zu haben, als der preußische" (S. 82). —

Zweifelsohne wird Hr. Ogienski selbst durch diese Zusammenstellung zur Einsicht gelangen, wie wenig solche disparate Assertionen geeignet sind, Hrn. Schubarth zu widerlegen, da er gegen diesen einmal als bleibendes Staatsprincip den polarischen Gegensatz einer constitutionellen Theorie und einer unumschränkt monarchischen Praxis, dann wieder die Vereinigung volksthümlicher Institutionen mit unumschränktem Königthum bezeichnet; da er als Bestimmung des preußischen Staats angiebt, einmal, daß derselbe eine demokratische Autokratie, dann, daß er ein Militärstaat bleibe, dann wieder, daß er das Volk zur wahren politischen Freiheit erziehe, mit dem Zeitgeist in jeder Beziehung fortschreite und sich demnächst der Idee des Staates gemäß constituire, wie solches vom Begriff der wahren Persönlichkeit gefordert werde.

Vor Allem ist dieser Confusion gegenüber daran zu erinnern, daß, was man jetzt den preußischen Staat nennt, sowohl seinen territorialen Bestandtheilen, als seinen Bevölkerungselementen nach, als hinsichtlich seiner eigentlichen Staatlichkeit zu unterscheiden ist von dem politischen Gemeinwesen, welches die Hohenzollern bis auf

Friedrich den Großen beherrſcht haben, wie weiter hinauf — das Herrſchgebiet und die Herrſchaft dieſes Fürſtengeſchlechtes ſich weſentlich verändert hat unter Joachim II., der ſich von der römiſchen Hierarchie und hierdurch ſchon theilweiſe vom römiſchen Kaiſer emancipirt; dann unter Johann Sigismund, welcher zur reformirten Kirche übertritt und Herzog von Preußen wird; — ferner unter dem großen Kurfürſten, der zuerſt das Kriegsweſen regelt, und hierdurch, ſo wie durch bedeutende Gebietserweiterungen, aus der fünften Rangſtelle unter den deutſchen Mächten in die zweite emporſteigt, für Preußen die Souverainetät erwirbt, und durch Aufnahme der flüchtigen Hugenotten ſeinem Staate ein neues Element einverleibt; endlich unter Friedrich III. (I.), welcher durch ſeine Selbſterhebung zum Königthum den Grund legt zur unumſchränkten Monarchie und zur völligen Emancipation vom deutſchen Reich. Wie nun Preußen ſeitdem durch ſtätige, vorzugsweiſe Ausbildung und Vergrößerung des ſtehenden Heeres in die Reihe der europäiſchen Mächte eingetreten, ſo iſt es durch Friedrich's des Großen Eroberungen, durch Beſitznahme eines Theiles von Polen und ſpäterhin durch Erwerbung von Weſtphalen und der Rheinprovinz aus einem einigermaßen homogenen Königthume — ein eigentliches Reich geworden, deſſen Provinzen nicht nur hinſichtlich der Religion aus ſehr disparaten Elementen (⁹/₁₃ Evangeliſche und ⁴/₁₃ Katholiken) beſtehen, ſondern auch hinſichtlich der Staatseinrichtungen*) und der politiſchen Verhältniſſe**) noch nicht zu jener Einigung gelangt ſind, welche eine weſentliche Bedingung des politiſchen Organismus iſt, den man in rechtsphiloſophiſcher Beziehung vorzugsweiſe als Staat bezeichnet. —

Sieht man zurück auf die hier nur in den allgemeinſten Zügen angedeutete Geneſis des preußiſchen Reiches, ſo wird man allerdings den Herrſchergeiſt der Hohenzollern als das erſte und mächtigſte hiſtoriſche Princip deſſelben anerkennen müſſen. Er iſt in der That die einheitliche, energiſche Lebensmitte, durch welche das kleine Kurfürſtenthum Brandenburg zu einer der erſten Mächte Europas erwachſen. Forſcht man aber nach, wodurch ihm ſolches gelungen, dann wird man bald wahrnehmen, daß er ſolche eminente Bedeutung und Wirkſamkeit keineswegs gewonnen haben würde, wenn er nicht vorherrſchend den rationellen Principien gehuldigt, welche ſich ihm aus der jeweiligen Bildungsſtufe und Stellung ſeines Staates ergaben, wenn er nicht die ausnahmigen Abweichungen durch baldige ſelbſtbewußte Rückkehr zu jenen Principien wieder ausgeglichen und vergütet hätte. — So, um nur an einige Hauptpunkte zu erinnern, führte Joachim II. die zeitgemäße Reformation auf die würdigſte Weiſe in ſeinen Landen ein; ſo gab Johann Sigismund ein preiswürdiges Beiſpiel der Achtung vor abweichender religiöſer Ueberzeugung, während Friedrich III. ſich dem Streben der edelſten Männer nach Vereinigung der Glaubensbekenntniſſe anſchloß; ſo huldigte Friedrich der Große dem eben in der Geſchichte des Geiſtes an die Tagesordnung kommenden Princip der Aufklärung, indem er zuerſt die Majeſtät der Individualität in religiöſer Beziehung ſowohl theoretiſch, als praktiſch anerkannte; ſo endlich wurde der Rückfall ſeines Nachfolgers für Friedrich Wilhelm III. zur Veranlaſſung einer höheren Gewährung der geiſtigen Freiheit. — In ähnlicher Weiſe hat dieſe Dynaſtie in der Regel, ſowohl in der Geſetzgebung, als hinſichtlich der Juſtizverwaltung, der Obſorge für wiſſenſchaftliche Bildung und der Staatsökonomie den rationellen Forderungen der Zeit, in welcher ſie regierte, zu entſprechen ſich redlich beſtrebt. Wenn ſie aber zur Zeit des förmlichen Zerfalles des längſt innerlich aufgelöſten römiſchen Reiches deutſcher Nation dieſer ihrer heiligen Mutter mehr als manche andere Dynaſtien untreu geworden, ſo hat ſie demnächſt auch mehr als alle übrigen zu deren Wiederbefreiung beigetragen, und in neueſter Zeit die Idee der deutſchen Nationalität als Leitſtern den übrigen rationellen Principien ihrer Herrſchaft beigeſellt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Die Gleichförmigkeit der Staatseinrichtungen beſteht, wie ſchon Hanſemann bemerkt, nur im Verwaltungsfache hinſichtlich der Provinzial- und Bezirks-Staatsbehörden, in der allgemeinen Volksbewaffnung und in den Gewerbe-, Claſſen-, Zoll- und Verbrauchsſteuern. —

**) Friedrich Wilhelm III. iſt nur mit etwas über ⅔ ſeiner Monarchie in den deutſchen Staatenbund eingetreten.

Die Günderode. Grünberg und Leipzig. Verlag von W. Levyſohn.

Den Studenten iſt dieſes Buch gewidmet, herrliche Worte bezeichnen es als ein Werk der Jugend für die Jugend:

„Die Ihr gleich goldnen Blumen auf zertretnem Feld wieder aufſproſſet zuerſt! in fröhlichen Zukunftsträumen der Muttererde huldigt, harrend voll heiligem Glauben, daß endlich Eurer Ahnung Gebild vollende der Genius, und Feſſeln der Liebe Euch umlege und großer Männer Unſterblichkeit in den Buſen Euch ſäe; — die Ihr immer rege von Geſchlecht zu Geſchlecht in der Noth wie in des Glückes Tagen auf Begeiſterungspfaden ſchweift; in Germania's Hainen, auf ihren Ebenen und ſtolzen Bergen, am gemeinſamen Kelch heiligkühner Gedanken Euch berauſchend, die Bruſt erſchließt, und mit glühender Thräne im Aug', Bruderliebe ſchwört einander, Euch ſchenk ich dies Buch."

„Euch Irrenden, Suchenden! die Ihr hinanjubelt den Parnaſſos zu Kaſtalia's Quell, reichlich der aufbrauſenden Fluth zu ſchöpfen den Heroen der Zeit, und auch den Schla-

ſenden im ſchweigenden Thal ſchweigend, feierlichen Ernſtes die Schale ergießt.“

„Die Ihr Hermann's Geſchlecht Euch nennt, Deutſchlands Jüngerſchaft! — Dem Rechte zur Seite klingenwetzend der Gnade trotzt, mit Schwerterklirren und der Begeiſterung Zuverſicht der Burſchen Hochgeſang anſtimmt:

„Landesvater, Schutz und Rather!“

mit flammender Fackel, donnernd ein dreifach Hoch dem Herrſcher, dem Vaterland, dem Bruderbunde jauchzt, und

„Strömen gleich zuſammenrauſchet in ein gewaltig Heldenlied.“

Ihr, die mit Trug noch nicht nach nichtiger Hoffnung jagtet! — Wenn der Philiſter Thorengeſchlecht den Stab Euch bricht, ſo gedenket, Muſenſöhne! daß ihre Lärmtrommel des leuchtenden Pythiers Geiſt nicht betäubt; keine Lüge haftet an ihm, keine That, kein Gedanke! Er iſt wiſſend! — und lenkt, daß unberührt von des Geſetzes Zwang, ſchnellen feurigen Wachsthums, das Göttliche erblühe, und in der Zeiten Wechſel ein milder Geſtirn ſchützend über Euch hinleuchte!“

Keiner iſt aus dieſer Schaar der Muſenſöhne herausgetreten, der die rückhaltsloſe Begeiſtrung für die Idee, der den Muth der Wahrheit und die Freudenſchauer bei der Berührung des Schönen in ſeiner Bruſt bewahrt: wir Alle, die wir dem Geiſte ſchwören ewige Treue auch in der böſen Zeit, die wir der Vernunft die Schwinge der Leidenſchaft verleihen und in freier That die Seligkeit genießen wollen, wir empfangen dankbar ein Geſchenk, das uns das höchſte Gut einer im Wechſel dauernden Jugend verbürgt, die über die Wahnwelt des Gemeinen hoch hinaus ihre Blüthen treibt und den Samen der Zukunft für reine Gemüther den Winden des Himmels vertraut. Denn „das ganze Leben iſt Zukunftsbegeiſtrung, nicht ein Moment kann aus dem andern hervorgehen, wär's nicht Begeiſterung der Natur für's Leben. Die Zeit würde aufhören, wär' die Natur nicht mehr frühlingsbegeiſtert; denn bloß daß ſie ewig nach der Zukunft ſtrebt, macht daß ſie lebt, und daß ſie ewig den Frühling erneuert, das iſt ihre Seele, ihr Wort, das Fleiſch geworden iſt. Alt iſt Keiner, als nur wer die Zeit achtet als beſtehend. Die Zeit iſt nicht beſtehend, Schwinden iſt Zeit. An Schwindendes kann ſich Begeiſterung nicht hängen, ſie muß frei ſein, bloß in ſich; denn ſonſt wär' ſie kein Leben. — Da iſt's deutlich, daß der Geiſt auch nur Frühlingsathem ſchöpft, und daß Jugend nicht in Zeit ſich einſchränkt, die vergeht, da Lebensluſt nicht vergehen kann, weil, wie Natur Frühling aufathmet, wir Lebensbegeiſtrung aufathmen.“

Roſenkranz und Gervinus haben den Briefwechſel Göthe's mit einem Kinde der Romantik eingereiht; viel paſſende Merkmale ſind aufgefunden, aber die Hauptſache iſt überſehen: Bettina's Romantik iſt die der Zukunft, der alldurchathmende Hauch der Frühlingsbegeiſtrung. Sie lebt nicht in der Vergangenheit: ihr gilt nur das Ewige, welches dort Wurzel gefaßt hat, daß es in der Gegenwart blühe; die alten Herrſcher in den Pyramiden mögen ruhig ſchlafen: wie unnütz iſt es, die Aſche, von der die Natur nicht einmal das Salz verbrauchen kann, wieder anzufachen, es giebt doch keine Gluth mehr! Der Sonnengott treibt die Roſſe gewaltig an, der Morgen eilt vorwärts, er reißt die Seele mit in's ungewiſſe Blaue, dort einen Helden zu grüßen, dem ſie das Banner tragen könnte zu einem geſunden Wendepunkt der Geſchichte, dort ein Scepter zu erblicken, das die Verwirrung lichten möchte. „Nur ein einzig Ding am rechten Ende angefaßt, zieht eine Menge andere nach ſich, die von ſelbſt dann in's rechte Geſchick kommen würden. — Die Menſchen lernen dann auch allmälig das Rechte denken, wenn ſie erſt eine Weile haben das Rechte thun müſſen. Konnten ſie ſo feſt in die Unnatur einwurzeln, wie viel feſter und kräftiger dann im Boden, der ihre höhere Natur erzieht. Menſchengeiſt horcht auf Göttergebot in der eigenen Stimme, horcht auf jene heilige Urphiloſophie, die ohne Lehre als Offenbarung Jedem ſich giebt, der mit reinem Willen zur Wahrheit betet. Ja man muß dem Menſchen Weisheit zumuthen und ſie ihm als den einfachen Weg der Natur vorſchreiben, aber das Verläugnen eines großen, mächtigen Weltſinnes in uns iſt immer Folge unſeres Sittenlebens mit Andern, das hängt ſich einem an, daß man keinen freien Athemzug mehr thun kann, nicht groß denken, nicht groß fühlen aus lauter Höflichkeit und Sittlichkeit. Groß handeln, das dank' einem der Teufel, das müßte von ſelbſt geſchehen, wenn Alles natürlich im Leben zuging. Es iſt eine Schande, was die Menſchen alles mit dem Namen Großmuth belegen, als ob nicht ein raſches, ſelbſtthätiges Leben immer das als elektriſches Feuer ausſtrömen müſſe, was man große Handlung nennt.“ Darum findet Bettina in Feenmährchen die heiligſte und mächtigſte Politik, weil in ihnen der Ritter kühnen Sinnes das Waſſer des Lebens zwiſchen feuerſpeienden Drachen und eiſernen Rieſen ſchöpft, die vor ſeiner Verachtung und ſeinem Muth ohnmächtig werden. Dieſem Muth der Wahrheit vertraut ſie, daß er das Schöne verwirklichen kann; nicht in den erſtarrten Formen der Vorzeit ſucht der das Leben, kühn ſteigt er zu Schiff, um die neue Welt zu entdecken, und weiß, daß ihn günſtiger Fahrwind nimmer verlaſſen wird, weil er mit den Geiſtern im Bunde ſteht, die nur im jungen Licht der Freiheit athmen mögen. „So iſt denn auch die Geſchichte des Columbus ein göttlich Bereden und Berufen des Menſchengeiſtes, ſeine Segel auszuſpannen, und kühn auf jene Welt loszuſteuern, die er ſich ſelber weiſſagend, ſehnſüchtig erreichen möchte; — und die Idee dieſer wahrgewordenen Ahnung iſt die Verheißung, daß auch der Menſchengeiſt glücklich landen werde, wenn er ſeinem Muth vertraut; denn wie wollten wir den Muth

wecken und erziehen in uns, vertrauten wir nicht der eingebornen Kraft, dem Genius. Was Tugend iſt, hat keine Grenze, es umſpannt die Himmel, wir können ihm kein Ziel ſetzen: ſo können wir dem Geiſte kein Ziel ſetzen, er iſt göttliche Kraft, und dieſer vertrauen, das iſt der Geiſteskeim, der in's Leben tritt. Was aber der Muth erwirbt, das iſt immer Wahrheit, was den Geiſt verzagen macht, das iſt Lüge. Verzagtheit im Geiſt iſt geſpenſterhaft und macht Furcht. Selbſtdenken iſt der höchſte Muth. Die meiſten Menſchen denken nicht ſelbſt, das heißt, ſie laſſen ſich nicht von der Fabel des göttlichen Geiſtes belehren, die alle Wirklichkeit durchleuchtet und zur Hieroglyphik ſie bildet, durch deren weisheitbewahrende Räthſel der Menſch hinauftreibt zur Blüthe und ſich zeitigt in ihr, daß er vermöge, neue Welten organiſch zu durchdringen und ſo ſich ſelber ewig und ewig bis zur Gottheit zu erziehen. Aber im engen Hafen eingeklemmt aus Furcht vor dem Scheitern, da wird er die Gottheit auf hohem Meer nicht erkennen. Und iſt doch alle Geſchichte Symbolik, das heißt Lehre Gottes, und wenn das nicht wär', ſo würde den Menſchen nichts widerfahren. Wer wagt ſelbſt zu denken, der wird auch ſelbſt handeln, und wer nicht ſelbſt denkt, nicht auf's freie uferloſe Meer ſteuert mit ſeinem Geiſt, der wird die Gottheit nicht ſelbſt erreichen, nicht ſelbſt handeln; denn ſich nach Andern richten, das iſt nicht Handeln, Handeln iſt Selbſtſein, und das iſt: in Gott leben."

So finden wir das geniale Subject in Bettina, das von der Himmelsleiter des Uebermuths herab die Philiſter verhöhnt; Satzung und Außenwelt ſind ihr nichts, auf die innere Stimme zu lauſchen iſt alleinige Pflicht; ſie geht mit der Ironie durch's Leben, die der Welt Verkehrtheit belacht und ihre ſtarren Grenzen überſpringt. Aber es iſt nicht die Eitelkeit der daſeienden Perſon, nicht die Auflöſung auch des Göttlichſten durch die Laune und Willkür, nicht die Befriedigung der Sinnlichkeit, wie ſolches als das Thun und Treiben der falſchen Genialität angegriffen worden iſt, ſondern es iſt das wahrhafte Ideal des Menſchen, wie es aus der Selbſtverleugnung ſich erzeugt, es iſt der Gottesmuth für die Idee, es iſt die heilige Wolluſt des Kuſſes von Zeit und Ewigkeit in allen Momenten freier That, was uns hier als das höhere Leben erſcheint, die wahre Subjectivität, die als der Geiſt des Herrn die Welt aus ſich gebiert.

Die Romantik der Vergangenheit ſucht das Feſte, um die eigenen fixen Ideen daran anzuknüpfen, ſie wendet ſich zum Katholicismus, in deſſen Poſitivität ihre ſinnliche Ruheloſigkeit zu einer endlichen äußerlichen Befriedigung kommt; die Romantik der Zukunft erbaut aus den Ahnungen des eigenen Herzens, aus den Erlebniſſen und Gedanken der Gegenwart eine ſchwebende Religion als den heitern Tempeldienſt des lebendigen Schönen. Da iſt das Denken Gebet, und das eine Grundgeſetz heißt: Der Menſch ſoll immer die größte Handlung thun, und nie eine andere, denn jede kann und ſoll eine größte ſein. Die Geſinnung, etwas Göttliches in ihr zu wollen, macht ſie ja zum Abſoluten, zur Darſtellung des Ewigen in beſonderer Erſcheinung, zur Dichtung, welche die Perſönlichkeit zur Idealität verklärt. Und wenn wir kühn genug ſind, das Große zu thun und die Vorurtheile nicht zu achten, ſo ſteigt aus jeder That eine höhere Erkenntniß empor, die immer Neues ſchafft, immer ſtolzere Göttertriebe in uns weckt, daß wir den heiligen Wein der Götter trinken und trunken die Neige mitſammt dem Becher in den Strom der Zeiten ſchleudern. Dann ſchlägt alle Bedrängniß nur das Feuer aus dem Stahl im Blut, und der Stahl geht über in den Geiſt und macht ihn feſt, daß er thun kann, was er will. Tiefe Offenbarungen über das Göttliche ſind in den Briefen niedergelegt, die von dieſer ſchwebenden Religion handeln; ſie ſind der Beweis, wie der Genius in dem Herzen erwacht, das ſich nur ihm hingiebt, wie die Leidenſchaft für ihn zur Flamme wird, die zugleich das Gemeine verzehrt und die Nacht erhellt. Wie Blitze zucken die Ideen empor; ja ein Blitz ſind folgende Worte: „Fühlſt Du nicht, das Göttliche, was den Geiſt des Erſchaffens giebt, ſei die ungebändigte Leidenſchaft? Und glaubſt Du nicht, daß Gottes Geiſt ſei nur Leidenſchaft? Was iſt Leidenſchaft, als erhöhtes Leben durch's Gefühl, das Göttliche ſei Dir nah, Du könneſt es erreichen, Du könneſt zuſammenſtrömen mit ihm? Was iſt Dein Glück, Dein Seelenleben, als Leidenſchaft, und wie erhöht ſich Deines Wirkens Kraft, welche Offenbarungen thun ſich auf in Deiner Bruſt, von denen Du vorher noch nicht geträumt hatteſt? Was iſt Dir zu ſchwer? — welches Deiner Glieder würde ſich nicht regen in ihrem Dienſt, — wo bleibt Dein Durſt, Dein Hunger? — ſiehſt Du wohl, da fängſt Du ſchon an, von der Luft zu leben; leicht wie ein Vogel überſteigſt Du Unerſteigliches, und in die Ferne hinüber ſendeſt Du Deiner Unſterblichkeit Flammen, und ſie entzünden Ewiges, und es weiht ſich Deinem Dienſt, ergießt ſich auch in Leidenſchaftsſtrömen in den großen Ocean, über dem die ewigen Sterne Dir leuchten und die Nacht in ihrem Glanze erbleicht und die Morgenröthen freudig aufwachen. — Gott iſt die Leidenſchaft, groß, allumfaſſend im Buſen, der alles Leben ſpiegelt wie der Ocean, und alle Leidenſchaft ergießt ſich in ihn wie Lebensſtröme. Und ſie alle umfaſſend iſt Leidenſchaft die höchſte Ruhe."

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

25. März. № 72. 1841.

Imman. Ogienski „Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie."

(Fortsetzung.)

Es ist nun allerdings nicht zu läugnen, daß nach dem westphälischen Frieden, als unumschränkte Herrschaft im Innern und unbeschränkte Machterweiterung nach Außen hin gleichsam zur fixen Idee der Fürsten geworden, auch das Geschlecht der Hohenzollern von dieser Influenz ergriffen worden, was dann eine übermäßige Steigerung des Kriegswesens zur Folge hatte. Ebenso ist nicht zu läugnen, daß die bis auf die neueste Zeit fortgeerbte Vorliebe der Herrscher für den Soldatenstand dem Gemeinwesen selbst tiefer, als zu wünschen war, den Charakter eines Militärstaates aufgeprägt hat. Es ist aber ein zwiefaches Mißverständniß, jetzt noch zu behaupten: „Preußen sei ein Militärstaat, und müsse es bleiben," wolle es seine Stellung in Europa nicht aufgeben. Nur Rußland ist ein eigentlicher Militärstaat, die Unterthanen eine große Heermasse, die Civil- und Militärbeamten ein großes Officiercorps, der Czar — unumschränkter Heerführer. Preußen hingegen ist seit dem Befreiungskriege vielmehr ein Bürgerstaat, indem hier umgekehrt jetzt der Kriegerstand, im Allgemeinen genommen, zum flüssigen Moment im Staatsorganismus geworden, so daß das Bürgerthum gleichsam die Substanz ist, welche nur, soweit es die Bestimmung des Ganzen erheischt, vorübergehend auch unter dem Attribute des Kriegerthums erscheint. Rüstigkeit, Wehrhaftigkeit ist wieder eine der Zierden des Bürgers; aber Bürgersinn und geistige Bildung sind auch anerkannt als eine wesentliche Ausstattung des Wehrmannes. Die Stellung aber, die Preußen im europäischen Staatensystem eingenommen, kann es nur dadurch behaupten, daß es sich ebenso für die Friedenszeit innerlich organisch durchbildet, wie es zur Zeit des Befreiungskrieges sich für die Selbst- und Nationalwehr zu einem einigen Militärorganismus gestaltet. Nicht bloß durch seine musterhafte Volksbewaffnung, sondern noch viel mehr durch politische Volkseinigung, durch reichlichste Volksbegeistung, durch freisinnigste Volksverfassung kann es zu voller Blüthe und Kraft gelangen, und so auch im vollsten Maße „zum Schilde werden für die Sicherheit und die Rechte Deutschlands." Nur durch solche immer herrlichere Entfaltung „der Eigenschaften, durch welche es den Großmächten der Erde gesellt ist, — nämlich der Ehre, Treue, des Strebens nach Licht, Recht und Wahrheit," — nur durch „Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft" kann es jener Bestimmung entgegenreifen, welche ihm zugetheilt sein dürfte, seitdem das Haus Habsburg durch Bekämpfung sowohl der kirchlichen, als der politischen Emancipation sich des deutschen Kaiserthums für immer verlustig gemacht hat.

Nicht also der polarische Gegensatz von constitutioneller Theorie und unumschränkt monarchischer Praxis gehört zum Wesen des preußischen Staates, noch ist es durch Friedrich den Großen zum bleibenden Staatsprincip erhoben worden, diese Pole in einen kunstvollen Einklang zu bringen. Vielmehr ist, wie bereits bemerkt, jede solche abstracte Fixirung eines Princips schon von vorn herein unstatthaft, weil das, was man jetzt den preußischen Staat nennt, gerade in so Vielem wesentlich von demjenigen verschieden ist, was in früheren Zeiten so genannt worden. Alle politische Theorie hat nur Werth, sofern sie geeignet und bestimmt ist, in die Praxis überzugehen, oder inwieweit sie demnächst selbst das Bewußtsein und die Bestätigung der letzteren ist. Wenn vollends ein König selbst als Lehrer auftritt und die Verbreitung einer seine Autorität beschränkenden Theorie auf alle Weise begünstigt, dann muß doch wohl als Absicht desselben vorausgesetzt werden, sein Volk zu der Freiheit zu erziehen, die er ihm als vernunftgemäß darstellt. Wenn daher Friedrich der Einzige noch im hohen Alter wiederholte, was er als Jüngling gelehrt: „le Souverain n'est que le premier serviteur *de l'état*, *obligé* d'agir avec probité, avec sagesse et avec un entier désintéressement, *comme si à chaque moment* il devait *rendre compte* de

son administration *à ses concitoyens*“ *), — dann ſtellte er hiermit nicht bloß ein Regulativ für ſeine Nachfolger, ſondern auch ein Princip für ſeine Unterthanen auf, zu deſſen theoretiſcher und praktiſcher Entwicklung er ſie als „ſeine Mitbürger“ — berief. Er ging auf den Urſprung des Herrſcherthums überhaupt zurück, und fand, daß „die Erhebung der Fürſten nur allein das Werk der Völker ſei,“ welche wollten, daß „die ſouveraine Gewalt den Geſetzen und der Gerechtigkeit zur Stütze diene.“ Er forſchte nach dem Endzweck der Herrſchaft, und fand, daß „es nur ein einziges Gut gäbe, nämlich das Wohl des ganzen Staates.“ Er durchſchaute dann auch die Einrichtungen der beſſeren ſogenannten Monarchien ſeiner Zeit, und fand, daß, genau betrachtet, dort ſowohl die höheren Staatsbeamten, als „die Stimmgeber in den Ständen — an der Obergewalt Antheil haben“ und „allein das Geſetz herrſche.“

Dieſe und andere analoge Sätze waren keine abſtracte Theorie, ſondern aus der Wirklichkeit geſchöpfte Appercepționen; es waren gleichſam Fervers, — lebendige Gedanken, die zum Bewußtſein erhoben wurden, um nun mit Bewußtſein entwickelt und verwirklicht zu werden. Die Zeit des abſtracten Gegenſatzes von Theorie und Praxis nahte mit Rieſenſchritten ihrem Ende. Die Geheimniſſe aller Art, — die der Logen, wie die der Cabinette, die der Philoſophie, wie die der Politik, wurden ausgeplaudert; es war und iſt noch eine Zeit der allgemeinen Offenbarung, aber auch des allgemeinen Gerichtes über Alles, was ſich nicht verwirklicht, oder was, in die Wirklichkeit eintretend, nicht beſtandhaltig iſt im Lichte des jüngſten Tages.

(Schluß folgt.)

„Die Günderode.“

(Schluß.)

Das Gefühl für die Natur, das Sichverſenken in ihr ſtilles Weben und freudiges Erblühen, das Ahnen des Geiſtes in ihr, das die Romantik in der Schelling'ſchen Naturphiloſophie zum erſten Mal wiſſenſchaftlich begründet fand, und poetiſch auszuſprechen, ja eine Doctrin daraus zu machen ſuchte, die nothwendig von dem Punkte an eine verfehlte werden mußte, wo man nicht das Geiſtige in der Natur erkennen, ſondern es auch im Menſchenleben zur bewußtloſen Form des Pflanzlichen zurückdrängen wollte, — dies ſinnige und innige Naturleben finden wir nirgends ſchöner und reiner dargeſtellt, als in Bettina's Briefen, in denen an Göthe ſowohl, als in den vorliegenden an die Günderode. Sie ſcheint der Natur näher zu ſtehen, als wir Anderen; es iſt als ob ſie durch ein magiſch Band mit der Welt verſchlungen den Dingen unmittelbar in's Herz ſieht; ſie empfindet nichts außer ihr, ſondern Alles als ein Leben im eigenen Innern. Die zarteſte Sympathie, das traulichſte Lauſchen auf das Liebeflüſtern im Glanz der Sterne, im Rauſchen der Blätter, im Aufbrechen der Knospen, vor Allem aber die große Anſchauung, wie es das ganze Abſolute iſt, das in dem Einzelnen ſich offenbart, und ihm die Stimme verleiht, mit der es ihm lobſingt, — das iſt es, was die Naturſchilderungen Bettina's zu Poeſieen macht, die kaum in den Landſchaftsgemälden der trefflichſten Meiſter ihre Rivalen finden. Die ſorgſamſte Betrachtung des Beſondern, das empfindſamſte Gefühl für ſeine Eigenthümlichkeit, und dann der tiefe Blick, der Alles im allgemeinen Lebensproceſſe wirken ſieht der Gottheit lebendiges Kleid, und im Brauſen des Windes, im Sturze der Fluth, wie im Lied der Nachtigall und im freudigen Funkeln des Sonnenſtrahls die eine Lebensmelodie von ewiger Verjüngung, ewiger Sehnſuchtsbefriedigung zu vernehmen! „Ach,“ ruft ſie aus, „wenn ich mich ſo umſeh, wie ſich alle Zweige gegen mich ſtrecken und reden mit mir, das heißt küſſen meine Seele, und Alles ſpricht, Alles, was ich anſeh, hängt ſich mit ſeinen Lippen an meine Seelenlippen, und dann die Farbe, die Geſtalt, der Duft, Alles will ſich geltend machen in der Sprache; nun ja die Farbe iſt der Ton, die Geſtalt iſt das Wort, und der Duft iſt der Geiſt, ſo kann ich wohl ſagen, die ganze Natur ſpricht in mich hinein, das heißt: ſie küßt meine Seele, davon muß die Seele wachſen, es iſt ihr Element, denn Alles hat ſein Element in der Natur, was Leben hat. Der Seele ihr Element iſt alſo Schauen, das iſt das Lauſchen, ſie ſaugt alle Form, das iſt Sprache der Natur. Aber die Natur hat nun auch ſelbſt eine Seele, und dieſe Seele will auch geküßt ſein und genährt, gerade wie meine Seele von ihrer Sprache genährt wird, wenn ich ſo durchdrungen war von ihr (denn es giebt Augenblicke, wo die Seele wie ein Feuer iſt von Leben, wo ſie ganz und gar nur das iſt, was ſie in ſich aufgenommen, nämlich Selbſtſprache der Natur, da erkennt ſie die Natur wieder als nahrungsbedürftig), ſo hab' ich vor ihr geſtanden, und hab' mich wieder in ſie hineingeſprochen, ich hab' ſie geküßt mit meinen Seelenlippen. Sieh, das war Geiſt, der war nicht gedacht, der war urſprünglicher Lebensgeiſt, es war nicht Gedanke, nicht Gefühl oder Empfindung, es war Wille — ja Wille war's, der ſah ſo raſch und feſt die Natur an, als wolle er ihr nun wieder ſchenken Alles, was ſie ihm gab, nämlich Leben. Das iſt's, Alles iſt ein Wechſelwirken, Alles, was lebt, giebt Leben und muß Leben empfangen. Im Flug hin- und herſchweben, Alles, was er berührt, gleich mit ihm zuſammenfließen, das iſt Geiſt, daß er gleich ſich verwandle in das, was er berührt; ſo verwan-

*) *Essai sur les formes du gouvernement etc. Oeuvr. posth. VI.* Vgl. *Anti-Macchiavel. Oeuvr. publ. du vivant de l'auteur. II.*

delt der wahre Geiſt ſich in die Natur, weil die ihm begegnet allüberall, weil ihr Berühren mit ihm allein Geiſt iſt, er wär' nicht, wär' die Natur nicht leidenſchaftlich ſeiner bedürftig, das eben ruft ihn jeden Augenblick in's Leben; Geiſt iſt fortwährendes Lebendigwerden, um die Natur zu küſſen, ſeine Formen in ſie prägen; die Natur ſaugt die Geiſtesformen in ſich, davon lebt ſie, und Geiſt fließt durch alle Geſtalten mit ihr zuſammen; ſo faßt die Natur ſich ſelber in ihren Formen, das iſt eben der ganz göttliche Reiz in ihr; Reiz iſt Zauber, wo kann Zauber her entſtehen, als durch das Sichſelbſterfaſſen?"

Dieſer wunderbare Naturverkehr erfreut uns durch das ganze Buch; es iſt eine fortwährende Geſtaltung des Geiſtes in ſinnliche Form, eine Verklärung des Sinnlichen in ſeine Wahrheit, den Geiſt. Wie die Sternbilder durch den Abenddämmer aufgehen und hell und heller leuchten, ſo erwachen ſtets freiere, ſchönere Gedankenoffenbarungen bei ihrem Schein, und wie die Roſe ſich dem Lichte zudrängt, weil ſie es in ſich trägt, bis es aus der Blüthe hervorbricht, ſo ſehnt ſich Bettina nach dem Geiſt, bis ſie ihm Angeſicht in Angeſicht gegenübertritt in der Kunſt. Die Muſik iſt ihr dieſe Form der Offenbarung, das Meer, in dem die Wellen der Gedanken zum Strom zuſammenwogen, aus deſſen Schooß wie blühende Eilande die Ideen, von mächtigem Rhythmus getragen, ſich emporheben. Denn aller Geiſt liegt im Menſchen, er muß nur die Melodie finden, ihn auszuſprechen, und alles Große wird als ſein Gedicht, weil er mit Schönheit verinnigt iſt. In der Muſik reizt uns das Gehörte zum Ungehörten; wir ſind durch Einen Ton mit Allen verwandt; die Weltgeſchichte wird zur Symphonie. „Muſik bringt Alles in Einklang, ſie donnert durch die hellſternige Nacht ihren gewaltigen Strom, dann tanzt ſie hin und grüßt mit jeder Well die Blum, die da heimlich blüht am Ufer. Wenn dann die Wolken vom Windſturm dahergejagt kommen, dann werden ſie als gleich, als von ihrem Hauch bezaubert; der Regen rollt Perlen unter ihren tanzenden Schritt, beim leuchtenden Blitz, vom Donner durch die ſchwarze Nacht geſchnellt, die er mit ſchallenden Schwingen durchraſt, das iſt Alles Hymnus mit der Muſik." — „Jeder Ton beſteht für ſich, aber er bildet durch den Anklang mit andern Tönen Melodien, Gedanken. Aus allen Melodien, aus allen Gedanken beſteht die Geiſtesallheit, die Gottespoeſie, die Philoſophie. Es iſt Gottespoeſie, Harmonie, die den Gedanken der Melodie erzeugt, ſie hebt ſich aus dieſer, wie aus den Frühlingselementen die Blüthe erſteigt, der blühende Geiſt ſteht mitten im Frühlingsgarten der Poeſie. — Jeder Ton ſpricht ſeinen Accord aus, jeder Accord ſpricht ſeine Verwandtſchaft aus, und durch alle Verwandtſchaft ſtrömt der ewig wechſelnde Gang der Harmonieen zu, der ewig erzeugende Geiſt Gottes. *Denken iſt Gott-ausſprechen, iſt ſich geſtalten in der Harmonie*, ich fühl's, daß im Begreifen der Geiſt Gottes ſich erzeugt im Menſchengeiſt, und zu was wär' dieſer Keim der Gotterſcheinung im Menſchengeiſt, wenn er nicht durch ewiges Streben ihn ganz entwickeln ſollte? — Der einzige Zweck alles Lebens, Gott faſſen lernen! und das iſt auch unſer innerer Richter. Was Gott nicht entwickelt, das bliebe lieber ungeſchehen, denn es iſt nicht Melodie, — was aber unmelodiſch iſt, das iſt Sünde, denn es ſtört die Harmonie Gottes in uns, es klingt falſch an; aber alle große Handlung weckt die Harmonie, alle Sterne klingen mit ein, drum iſt groß Denken, groß Handeln auch ſo ſelbſtbefriedigend, es löſt die gebundenen Accorde in uns auf in höhere Harmonieen und ſteigern ſich die muſikaliſchen Tendenzen durch allſeitiges Erklingen aller mittönenden Accorde."

Ich hoffe, den Hauptgedanken des wunderbaren Buchs, *wie Alles in der Natur zum Unendlichen ſtrebt und im Geiſte ſich findet*, die innere Idee, die unausgeſprochen das Ganze trägt, in den bedeutendſten Offenbarungsweiſen, ſowie in ſeiner Stellung zu unſerer Litteratur durch das Vorſtehende bezeichnet zu haben; das Einzelne muß dem beſondern Genuß überlaſſen bleiben; an vielſeitiger Anregung wird es Keinem fehlen, der angeſchlagene Klänge weiter zu verfolgen weiß. Bettina liebt es, bald da, bald dort ein blitzendes Streiflicht hinzuwerfen, dem fackelſchwingenden Reiter gleich, der vorüberſprengend im dunklen Wald mit flüchtigem Schein die Stämme erhellt. Oft ſammelt die ältere Freundin das bunte, funkelnde Farbenſpiel in Einen klaren Strahl, und führt durch die ſtille, nie überwogende Macht des harmoniſchen Selbſtbewußtſeins die bacchantiſch bewegte Jugendluſt zu ſchönem Ziel. Wir empfangen nämlich in dem vorliegenden Geſchenk den Briefwechſel, welchen *Bettina Brentano* vor der Bekanntſchaft mit *Göthe* zu Anfang unſeres Jahrhunderts mit Caroline von Günderode führte, der Dichterin voll philoſophiſchen Sinns, deren tragiſches Ende aus den Briefen an Göthe's Mutter bekannt, und deren Gedichte unter dem Namen *Tian* erſchienen waren. Daß das Urſprüngliche erweitert worden, um mit künſtleriſcher Hand ein volles, treues Bild des damaligen Lebens zu geben, daß dort ausgeſtreute Keime uns im Buch wie wogende Saaten begegnen, dies einem ſolchen Werk zum Vorwurf zu machen, kann nur dem bornirten Sinne einfallen, der die geiſtige Wirklichkeit zu ſchauen unvermögend an die nackte Facticität ſich hält, und als „nur eine Idee" verwirft, was ihm nicht diplomatiſch feſtſteht. Aber iſt denn nicht alle Wirklichkeit aus dem Geiſt geboren, und iſt es nicht gleichviel, ob der atheniſche Volksgeiſt ſich in der Unmittelbarkeit oder in der Vorſtellung ſeinen Theſeus ſchafft oder ſeinen Kodrus?

Ich würde ſagen, wir ſehen in dieſen Briefen *das Werden Bettina's*, wenn nicht ihre Urſprünglichkeit gleich Anfangs mit denſelben Zügen uns entgegenträte, die ſie noch

heute bewahrt; ich ſage darum lieber, es ſind die erſten, friſcheſten Aeußerungen ihrer Genialität, die wir hier ganz reflexionslos wie Blüthen oder Früchte vom Baum in reichem Maß empfangen. Hochgebildet, ſinnigen Gemüths und voll treuer Liebe ſieht die Günderode den jungen funkenſprühenden Geiſt, und ſucht ihn nicht zu formen, ſondern „wie ein guter Bienenvater den Gedankenſchwärmen eine Blumenwieſe umher zu bauen, wo die Gedanken nur hin und her ſummen dürfen, Honig zu ſammeln.“ Wie friſcher Morgenwind ſollen die Studien, die ſie anräth, in die Segel des befreundeten Geiſtes fahren; während Bettina über die todte Vergangenheit ſcherzt und ſchmäht, ruft die Günderode ihr die ewigen Wahrheiten derſelben in's Gedächtniß: „Sei mir ein Bischen ſtandhaft, trau mir, daß der Geſchichtsboden für Deine Phantaſieen, Deine Begriffe ganz geeignet, ja nothwendig iſt; mir ſchien die Geſchichte weſentlich, um das träge Pflanzenleben Deiner Gedanken aufzufriſchen, in ihr liegt die ſtarke Gewalt aller Bildung. Wo willſt Du Dich ſelber faſſen, wenn Du keinen Boden unter Dir haſt? Kannſt Du Dich nicht ſammeln, ihre Einwirkung in Dich aufzunehmen? Vielleicht weil, was Du zu faſſen haſt, gewaltig iſt, wie Du nicht biſt? Vielleicht weil der in den Abgrund ſpringt freudigen Herzens für ſein Volk, ſo ſehr hatte ihn Vergangenheit für Zukunft begeiſtert, während Du keinen Reſpect für Vaterlandsliebe haſt, — vielleicht weil der die Hand in's Feuer legt für die Wahrheit, während Du Deine phantaſtiſchen Abweichungen zu unterſtützen nicht genug der Lügen aufbringen kannſt, denen Du die Ehre giebſt, und nicht den vollen ſüßen Trauben der Offenbarung, die über Deinen Lippen reifen?“ — Des bunten Füllhorns fröhlicher Verſchwendung froh, das ihr Bettina in den Schooß ſchüttet, leitet die Günderode ſie an, zum wohlgeordneten Kranz die Blumen all zu flechten, und das dunkle Weben der Gefühle in den klaren Aether der Gedanken zu erheben, ſo daß ich nicht, wie Weiße, der durch den Schluß ſeines Aufſatzes in den Berliner Jahrbüchern ſich ſelber ſcheint in die Reihe der Philiſter ſtellen zu wollen, Jene für unfähig erklären möchte, das reiche, große, junge Herz ganz zu faſſen, das ſich ihr anträgt, vielmehr in die Worte eines Briefes an ſie einſtimme: „Du führſt eine heilige Sprache, Du biſt heilig, wenn Du ſprichſt; in Dir fühl' ich den Rhythmus, der Deinen Geiſt trägt zu höherer Erkenntniß, — und ich fühl', daß die Güte, die Milde Erzeugerin iſt all der reinen Wahrheit in Dir, wie Du ihr Abdruck biſt; wollt' ich doch nicht Alles auf einmal ſagen, ſo wär' ich deutlicher; Du biſt mäßig, drum iſt Alles ſo überzeugend, was Du ſagſt; nur um Dich wieder zu hören, mag ich denken, nur daß Du aus dem Anklang meines Geiſtes Melodien bildeſt.“ Man vergleiche damit die ſchöne Schilderung von Geſtalt und Geſichtszügen der Günderode, I. 91 u.

Von den andern Geſtalten, die uns im Buche begegnen, iſt beſonders Hölderlin mit ſeinem heiligen Wahnſinn zu erwähnen, deſſen Schilderung zu dem Tiefſten und Gewaltigſten gehört, was irgend deutſche Poeſie erſchaffen; wie ſchickſalvolle Orakelſprüche, ſo dunkel und doch ſo offenbarend tönen ſeine Worte, herzerſchütternd und geiſterregend. Auch Beethoven wird gefeiert; der erſte jugendliche Enthuſiasmus wird beim Anhören ſeiner Werke eine nachdichtende Hymne. Clemens Brentano, Sinclair, Sophie la Roche, Vogt, Dalberg werden fein und liebevoll charakteriſirt. Der Jude Ephrahim, der zuletzt auftritt, iſt eine Geſtalt, die an Nathan den Weiſen erinnert, vielleicht in ähnlicher Abſicht, wie von Leſſing, ſo hoch gehalten; dieſer Kampf mit dem Vorurtheil iſt ja noch immer nicht erloſchen! Auch Göthe erſcheint, geahnt als der Genius, durch deſſen tiefſinnige Berührung alles noch Verborgne einer wunderbaren Geiſtesblüthe ſich zur vollen Pracht entfalten ſollte. „Vielleicht,“ heißt es einmal, „ſind Naturen Gedichtkeime, ſie ſollen ohne Fehl ſich entwickeln, und iſt das ihr einziger Beruf. Ich wollt' ich ſproßt' aus einem großen Dichtergeiſt, der allerhaben fühlt und menſchlich doch auch; keine üppige, ſchwärmende Aufregung, nein, ſüße Naturkraft, ſelbſtbewußt — gefühlige, — die aus Innigkeit mich erzeugte, aus beglückendem Reiz des Frühlingslichts! Ja ich wollt' ich wär' kein ſchlechtes Gedicht. Gedrängter quellet, Zwillingsbeeren, und reifet ſchneller und glänzendvoller! Euch brütet der Mutter Sonne Scheideblick, euch umſäuſelt des holden Himmels fruchtende Fülle; euch kühlet des Mondes freundlicher Zauberhauch, und euch bethauen — ach! — aus dieſen Augen — der ewig belebenden Liebe vollſchwellende Thränen. — Dies Gedicht, iſt mir's doch, als ſei ich es! ſo reifend unter den Berührungen der Natur und unter den Thränen des Dichters. Und wie oft hab' ich in der Singezeit dies Lied geſungen und mich ganz drin gefühlt, die wachſende Beere, die der Thau der Liebesthräne nährt, der nicht ihr gefloſſen iſt.“

Ich ſchließe mit dem Wunſch, daß recht Viele das dargebotene Geſchenk freudigen Herzens aufnehmen, und es genießen mit Jugendſinn, trinkend in raſchen Zügen des Champagners ſchäumende Luſt, koſtend mit erkennender Lippe des Rheinweins duftige Würze und begeiſterndes Feuer!

Moritz Carriere.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

26. März. № 73. 1841.

Ishman. Ogienski „Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie."

(Schluß.)

Schon seit dem ersten eigentlich europäischen Fürstencongreß in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war es in den höchsten Regionen an die Tagesordnung gekommen, daß die Fürsten sich in öffentlichen Erklärungen gegen einander zu verantworten versuchten. In England aber legte schon längst die Regierung auch dem Parlement öffentlich Rechenschaft von der Finanzverwaltung ab. Diesem Beispiel folgte, um das Vertrauen der Unterthanen wieder zu gewinnen, bereits 1781 der französische Finanzminister Necker, und wies in dem (auch zu Berlin debitirten) Compte rendu au roi, — *imprimé par ordre de Sa Majesté**) — auf die großen Vortheile hin, welche aus alljährlicher Veröffentlichung solcher Rechenschaftsablage nothwendig entspringen würden. Der ganze Umschwung, der in jener Zeit durch die fast in allen Staaten Europas zum Durchbruch kommende, nicht hoch genug zu preisende Aufklärung hervorgerufen wurde, bestand dann wesentlich in nichts Anderem, als in der Verallgemeinerung dieses Princips der öffentlichen Verantwortung, und näher in der Befestigung, Entwicklung und praktischen Aus- und Durchführung jener von Friedrich dem Großen aufgestellten oder vielmehr nur anerkannten und zum Bewußtsein gebrachten Grundsätze. Was Allen gelten sollte, sollte öffentlich festgestellt, sollte Allen bekannt sein, sollte vor dem allgemeinen Gewissen gerechtfertigt werden; die Beobachtung, die zeitgemäße Fortbildung der Gesetze und Institutionen sollte selbst wieder durch Gesetze und Institutionen gesichert, gewährleistet sein. Die Aufstellung eines allgemeinen Landrechtes, die Anerkennung der Selbständigkeit der Gerichte, die Vorprüfungen der Beamten und die Sicherstellung derselben, die Städteordnung, die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Ablösung der Frohndienste, die Tilgung des Zunftzwanges, die Zusage eines Budgets und so manches Andere sind eben so viele Fortschritte auf der von Friedrich dem Großen zugleich theoretisch und praktisch eröffneten Bahn. Anerkennung der Vernunftrechte, und demgemäß wirkliche Befreiung, Sicherstellung und Förderung des Ackerbaues und der Industrie, der Künste und Wissenschaften, überhaupt des gesammten inneren und äußeren Lebens, also nicht nur eine wahrhafte Organisation der Freiheit im Innern des Staates, als einer höheren, politischen Persönlichkeit, sondern auch die organische Ausbildung desselben als eines Mitgliedes der größeren Gemeinwesen zur freien Theilnahme an ihrer Lebensentwicklung, überhaupt zum allgemeinen freien Wechselverkehr, — dies sind die rationellen Principien, welche durch die Geschichte selbst als die wahrhaften Principien sowohl des Familiengeistes der Hohenzollern, als des preußischen Staates nach seiner gegenwärtigen Zusammensetzung und Stellung im werdenden Organismus des europäischen Staatensystems sich ergeben.

Das schwere Mißgeschick Preußens begann, als es im Innern sich verfestigte gegen die von dem Zeitgeist geforderte politische Fortbildung, als es nach Außen hin sich absonderte aus dem Gesammtleben der deutschen Nation. Des Glückes Stern begann ihm wieder zu leuchten, als es jene Verfestigung und Absonderung wieder aufzugeben anfing, als es den rationellen Principien die ihnen gebührende Vorherrschaft wieder zuerkannte. Aber dieser Stern umwölkte sich demnächst wieder in dem Maße, als ihm versagt wurde, an der höheren, ächt germanischen, politischen Lebensentwicklung Theil zu nehmen, durch welche die südwestlichen Staaten Deutschlands sich zeitgemäß verjüngten; als es sogar den absolutistischen Tendenzen der östlichen Herrscher sich anschloß, um den gewaltsamen Umsturz der Verfassung eines deutschen Bundesstaates, der so entschieden sich kund gebenden öffentlichen Meinung zuwider, zu dulden.

*) A Paris 1781 et se vend à *Berlin*, chez Voss père et fils, libraires.

Es iſt dann eine Verläugnung des glorreichſten Momentes der preußiſchen Geſchichte, wenn auch Hr. Ogienski behaupten will, daß „zur Sicherheit und Erhaltung des preußiſchen Staates in ſeinem gegenwärtigen Beſtande und Range eine ſo ſtarke und ſchlagfertige Executivgewalt, wie ſie conſtitutionelle Formen nicht zuließen, eine unerläßliche Bedingung ſei.“ Nicht eine concentrirte Herrſchgewalt war es, welche Preußen aus dem Stande der tiefſten Demüthigung zu ſo glänzender Wiedergeburt hingeführt hat, ſondern die Erweckung des deutſchen Nationalgefühls und die Anregung des politiſchen Gemeinſinnes durch Verheißung conſtituirter Freiheit; — ſie waren es, welche in Verbindung mit der Liebe zum König und mit dem Vertrauen auf ſein Wort die freiwillige Erhebung des ganzen Volkes bewirkten. Um nun aber die neuerworbenen Provinzen mit dem früheren preußiſchen Staate zu einer gediegenen, widerſtandsfähigen Macht zu vereinigen, bedarf es mehr, als bloßer Verheißungen und bloßer Erinnerung an deutſche Nationalgefühle. Wie das Volk in jenen Zeiten der Noth ſeinem König vertraut, ſo wird nun wohl auch der König ſeinem Volke vertrauen, und wie dieſes damals ſeinem Oberherrn Gut und Blut zu Gebote geſtellt, um ſeine Macht, um den Glanz ſeiner Krone wieder herzuſtellen, ſo müßte nun auch die Ehre, die Würde des Volkes dadurch anerkannt werden, daß es derſelben politiſchen Freiheit theilhaftig würde, deren bereits die meiſten übrigen deutſchen Volksſtämme genießen. Conſtitutionelle Formen würden aber eben ſo wenig in Preußen, als in den anderen conſtituirten deutſchen Staaten, der Stärke und Schlagfertigkeit der Executivgewalt Eintrag thun, vielmehr derſelben einen Nachdruck verleihen, den ſie ohne dieſelben gegenwärtig wohl ſchwerlich beſitzen dürfte. Die wahrhafte Stärke eines Staates beruht nicht mehr auf abſtracter, mechaniſcher, auf militäriſch-büreaukratiſcher Concentration der Executivgewalt, ſondern auf einer durch Organiſirung des freien Kreislaufes aller Lebenselemente bewirkten Einigung und Innigung des Gemeinweſens. Eine ſolche Einigung heiſcht allerdings ein perſönliches Oberhaupt, und glücklich der Staat, deſſen Fürſten durch eine Reihe ſo glorreicher Ahnen, wie die Familie der Hohenzollern ſie darbietet, ſich zu glorreicher Nachfolge ſo heilig verpflichtet finden; aber die Innigung des Gemeinweſens heiſcht jetzt mehr als jemals ein ſelbſtbewußtes, ſelbſtthätiges Zuſammenwirken der Staatsbürger, eine wechſelſeitige Durchdringung der provinziellen Beſonderheiten, ſo wie eine Gemeinſamung der Mitglieder der verſchiedenen Confeſſionen auf dem Gebiete des allgemeinen Rechtes, — welches Alles nur dadurch erzielt werden kann, daß ſie ſich gemeinſam und öffentlich berufen finden nicht bloß zur Vertheidigung des Vaterlandes in Zeiten der Noth, ſondern auch zur Förderung und Fortbildung deſſelben in den Zeiten des Glückes und Friedens.

Wir hoffen hiermit zur Genüge dargethan zu haben, daß allerdings der herrſchende Geiſt der Hohenzollernſchen Dynaſtie bis auf die neueſte Zeit als die Energie anzuſehen iſt, durch welche das Kurfürſtenthum Brandenburg zum mächtigen Königreich Preußen erwachſen; daß aber eben wohl dieſes Reſultat nur dadurch erzielt worden, daß jene Herrſcherfamilie durchgängig den rationellen Principien gehuldigt, welche ihr von dem fortſchreitenden Geiſte der Zeiten dargeboten worden. Dieſe Principien ins Selbſtbewußtſein zu erheben, ſie in ihrem weſentlichen Zuſammenhange zu erkennen, und die als vernünftig erkannten als Idee des Organismus des Staates zu realiſiren, — dies iſt — wie immer allgemeiner zugeſtanden wird*) — bereits ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine der höchſten Aufgaben für die gebildeten Völker Europas geworden. Der Staat ſoll die objectivirte Rechtsidee, er ſoll die conſtituirte, dem individuellen Belieben entnommene Freiheit ſein. Iſt nun, — was nur von Unwiſſenden oder Unredlichen geläugnet werden kann, — iſt es bis jetzt vorzugsweiſe Hegel gelungen, die Idee des Staates, als eines Organismus der Freiheit, zur Erkenntniß zu bringen, — ſo weit er in dieſer Uebergangszeit verwirklicht werden kann —: ſo hat der Monarch, der ihn auf die Central-Univerſität ſeines Reiches berufen und ſeine Werke an ſämmtliche Gymnaſien deſſelben vertheilen laſſen, hierdurch wie der Forderung des Zeitgeiſtes, ſo auch dem wahrhaften „Lebens- und Entwicklungsprincip des preußiſchen Staates“ entſprochen. Daß aber Hr. Schubarth auf eine nicht zu entſchuldigende Weiſe einzelne Behauptungen Hegel's theils entſtellt, theils mißdeutet, um die ganze Staatslehre deſſelben als unpreußiſch denunciren zu können, iſt zur Genüge ſowohl von Hrn. Elsner, als von Hrn. Ogienski nachgewieſen worden.

Was jetzt für alle Staaten der gebildeten Welt gefordert wird, iſt vor Allem die Sicherſtellung des Rechtes, der Freiheit, der ſelbſtthätigen Kraftentwicklung Aller gegen die Zufälligkeit jeder Art. Was insbeſondere ein dringendes Bedürfniß für das preußiſche Reich, das iſt die innigſte, politiſche Einigung ſeiner verſchiedenartigen Beſtandtheile unter einander und ſein innigſtes Eingehen in das Vorwärtsſtreben der wiedergeborenen deutſchen Nationalität. Um dieſer Forderung zu genügen, iſt es vor Allem unumgänglich nothwendig, daß das preußiſche Staatsgebäude mittelſt einer conſtituirten, allgemei-

*) Sogar die alte katholiſche Gazette de France meint (12. Jan. 1841): Aujourd'hui les grands combats religieux de notre époque se livrent dans la sphère politique... Tout est concentré dans le combat politique: là sont les dévouemens, les grands sacrifices; là sont les héros, les martyrs, les apôtres et les prophètes...

nen „Repräſentation des Volkes“ ſich zu einem politiſchen Organismus vollende. Hierdurch würde der Staat für die Zukunft geſichert gegen den zufälligen Wechſel der Regierungsſyſteme, welcher bisher mehrfach, wenn auch nur ausnahmsweiſe, ſo doch bemerklich genug, ſeiner Entwicklung hinderlich geweſen. Anderſeits kann, wie ſchon der Staatskanzler von Hardenberg (am 25. Febr. 1811) anerkannte, nur allein durch eine ſolche Repräſentation „ein Geiſt, ein Nationalintereſſe an die Stelle, ihrer Natur nach, immer einſeitiger Provinzialanſichten treten“*). Endlich würde erſt durch ſolche Vollendung der Staatsverfaſſung Preußen in der deutſchen Nation jene Stellung und Bedeutung wiedergewinnen, welche es zur Zeit des Befreiungskrieges und durch denſelben ſich errungen hatte. Wie damals ſein Adler den höchſten Schwung genommen, ſo daß er von vielen als ein verjüngter deutſcher Reichsadler begrüßt wurde, ſo würde er auch jetzt wieder zum Schildträger „für die Sicherheit und die Rechte“ der deutſchen Nation, die gegenwärtig mehr von Innen, als von Außen nicht bloß bedroht, ſondern theilweiſe wirklich verletzt ſind. Während es jetzt noch befangen iſt durch den Widerſpruch, in welchem ſeine der Zeit voraneilende geiſtige Bildung, ſeine Volksbewaffnung und ſo manche andere — wie Hanſemann ſie bezeichnet — „demokratiſche Elemente“ mit Tendenzen ſtehen, welche den Oſten Europas in Spannung erhalten gegen die conſtitutionellen Staaten im Weſten, — während Preußen durch dieſen inneren Zwieſpalt nur den dritten Rang einnimmt in der Reihe jener öſtlichen Reiche, und nur den zweiten unter den deutſchen Staaten, würde es durch Aufhebung dieſer Selbſtentzweiung und Verwirklichung der oft wiederholten königlichen Verheißungen alsbald ſich an die Spitze Deutſchlands geſtellt und eben damit über die öſtlichen Mächte hinaus gehoben finden.

Daß aber, was wir oben als Forderung des Zeitgeiſtes und als höchſtes Bedürfniß für Preußen angedeutet haben, nicht bloß ein Poſtulat des ſtaatsrechtlichen Rationalismus, ſondern auch ein pium desiderium der — gegenwärtig — namhafteſten „Philoſophie des Rechts nach geſchichtlicher Anſicht,“ und zwar ihrer angeblich „chriſtlichen Rechts- und Staatslehre“ iſt, dies dürfte hier um ſo mehr zur ſchließlichen Zurechtweiſung des Hrn. Schubarth darzulegen ſein, als der Verf. dieſer Staatslehre, Hr. Doctor Friedrich Julius Stahl, nicht nur auf das Entſchiedenſte ſowohl gegen die rationaliſtiſche Rechtslehre überhaupt, als gegen das Hegel'ſche Syſtem insbeſondere in die Schranken getreten, — ſondern auch von der gegenwärtigen Regierung Preußens auf die erſte Univerſität des Staates berufen worden iſt.

Die Vorwürfe, auf welche Hr. Schubarth ſeine Denunciation der Hegel'ſchen Staatslehre gegründet, reduciren ſich im Weſentlichen darauf: 1) daß nach Hegel man bei dem vernünftig conſtituirten Staat nichts als die Nothwendigkeit der Idee vor ſich haben müſſe, 2) daß Hegel das Staatsleben nicht von der zufälligen Beſonderheit des Charakters des Monarchen abhängig ſehen will, 3) daß nach Hegel ein Staat, in welchem dieſe Particularität allein auftrete, noch kein völlig ausgebildeter ſei, was Hr. Schubarth als einen Aufruf zur Empörung gegen die preußiſche Regierung qualificirt. Nun lehrt aber Hr. Stahl in der 2. Abtheilung des 2. Bandes ſeiner Philoſophie des Rechts, welche 1837 erſchienen, u. a. Folgendes:

1) „Der Staat umfaßt die ganze menſchliche Beſtimmung, und als nothwendige Anſtalt. Er ſoll einer Lenkung dienen, die über den Menſchen iſt... Er iſt durch und durch eine öffentliche Sache. In ihm muß alles Perſönliche, Private, bloß Menſchliche ſich unterordnen, und das Anſtaltliche, das eigentlich Organiſche hervortreten, durch welches der Staat zum Werkzeuge Gottes wird... Der Zuſammenhang und die Bedeutung aller Einrichtung und Regierung muß in der Anſtalt des Staates liegen, nicht in der Beziehung auf die Unterthanen, nicht in dem perſönlichen Verhältniß zum Regenten... Es ſollen, wo möglich, Perſönlichkeiten Träger des öffentlichen Berufes ſein; — allein welche Rechte ihnen zuſtehen, Inhalt und Maß und Grenze und Art des Gebrauches und der Verfügbarkeit, dies Alles richtet ſich doch nach dem Berufe, den die Anſtalt mit ſich bringt, nicht nach der perſönlichen Berechtigung. Gott hat die Menſchheit nicht einzelnen Menſchen übergeben zur Herrſchaft, bloß auf die jenſeitige Verantwortung, ſondern er hat eine Ordnung und Anſtalt über ſie geſetzt, und in dieſer die einzelnen Menſchen als Häupter“ (S. 19).

„Die Verfaſſung iſt nicht ein bloß gegenſeitiges Verhältniß unter den Menſchen, den Herrſchenden und Gehorchenden, ſondern das Verhältniß einer Anſtalt über ihnen, der Zuſammenhang dieſer Anſtalt in ihr ſelbſt, von dem erſt folgeweiſe auch das Rechtsverhältniß zwiſchen Regenten und Unterthanen ſich ergiebt“ (S. 35).

„In der alſo ausgebildeten Monarchie erſcheint der König nicht als ein Herrſcher über dem Staate, — ſondern als ein Herrſcher im Staate... Durch den Staat hat er die Macht, nur in der Schranke des Staates kann er ſie gebrauchen. Der Staat iſt aber nicht ein Abſtractum, ſondern die gegliederte Anſtalt Gottes. Es iſt der Bau des Leibes, in den der König gefügt iſt gleich den andern Gliedern, aus dem er nicht heraustreten, den er nicht auflöſen

*) Die Geſetze wegen Anordnung der Provinzialſtände, herausgegeben von Rumpf, S. 2.

kann" (91 flg.). — „Die Standſchaft (d. h. die Volksvertretung) hat ihre Macht vom Könige — durch ſeine Berufung, wenn dieſe gleich in der Nothwendigkeit des Staates liegt, nicht in ſeiner perſönlichen Willkür" (S. 145 flg.). So viel über den erſten Punkt.

2) „Es (?) iſt unvollkommen, wenn in dem wohlverfaßten Staate der Sinn der Regierung nicht der rechte iſt, es iſt aber auch unvollkommen, wenn der auf's Beſte regierte Staat nicht auch eine wohlausgebildete Verfaſſung hat. Und die Einrichtung hat allerdings das voraus, daß ſie, wenn ſie einmal vom wahren Geiſte durchdrungen iſt, als die unverwüſtliche Grundlage der rechten Erfüllung dieſelbe auch für die Zukunft verbürgt, während eine treffliche Regierung, die nicht auf Inſtitutionen ſich gründet, von Zufälligkeit abhängt... Die Vollkommenheit des Staates beſteht (aber) darin, daß Gottes Ordnung geſichert ſei" (S. 65 flg.).

„Der König — kann und darf in der Beſchränktheit ſeiner menſchlichen Perſönlichkeit nicht unmittelbar herrſchen; ſondern es ſind ihm die Aemter beigegeben, und er muß ſich ihrer bedienen je nach ihrer Ordnung" (S. 69).

„Das Bedeutendſte" muß „durch Recht und Sitte beſtimmt" ſein; „auf dieſe Weiſe wird — die Macht der Gott dienenden Anſtalt die Vorherrſchaft bekommen über das bloß menſchliche Wollen und Ermeſſen des Königs... Es iſt nicht bloß eine Verſündigung gegen Gott, wenn man die Autoritäten herunterſetzt, ſondern auch wenn man die Feſtigkeit der Ordnung, welche ſeine Welt gegen menſchliche Willkür ſchützt, ablehnen will" (S. 111).

„Es iſt (aber) ein Vorzug unſerer Zeit, daß der öffentlichen Geſinnung ſolcher Einfluß wird, und der Staat nicht gänzlich der zufälligen Perſönlichkeit der Obenſtehenden überlaſſen iſt" (S. 234).

3) „Der abſoluten Monarchie fehlt die Ausbildung des Staatsorganismus, durch welche der König ein Glied in dem Staate wird, dem Beruf des Staates gebunden, von ihm und für ihn ſeine Macht und Ehre hat. Er (der abſolute Monarch) iſt über dem Staate, und die Herrſchaft iſt ſeiner Perſönlichkeit mit allen ihren Zufälligkeiten übergeben. Daher iſt die Gefahr der Unterdrückung, der Ungerechtigkeit, der Regierung nach ſelbſtſüchtigen Zwecken, nach Laune und Willkür, die völlige Abhängigkeit des Staates von der Individualität des Königs u. ſ. w. Das Volk aber iſt ohne das männliche Selbſtgefühl und ohne die Erhebung, welche der geſicherte Rechtszuſtand, die Unabhängigkeit und vollends die Theilnahme an der Herrſchaft (durch die Standſchaft) ihm gewähren." Es kann zwar ein Staat — in welchem „nichts fehlt, als jene Garantie, welche in der Standſchaft (der allgemeinen Volksvertretung) liegt — in der Wirklichkeit weit beſſer beſtellt ſein, als ſelbſt ein ſolcher, der die ſtändiſche Verfaſſung in ihrer beſten Geſtalt beſitzt. Dem Princip nach aber gehört doch auch letztere zur Vollendung... So wird (auch) Preußen — die Ausbildung einer wahren Volksvertretung im deutſchen Sinne nicht für immer abwehren können" (S. 301 flg.). Denn — „die entſprechendſte und förderlichſte Form für das chriſtliche Leben iſt die zum geſetzlichen Zuſtande und zur Vertretung des Volkes ausgebildete Monarchie" (S. 309).

Es würden ſich nun allerdings aus der ſog. Philoſophie des Rechts des Hrn. Stahl nicht wenige Stellen anführen laſſen, aus welchen man zu einer, von der hier dargelegten Anſicht ſehr abweichenden Staatslehre gelangen könnte. Jedenfalls ſind aber die hier angeführten und viele andere ihnen analoge Zugeſtändniſſe ſo unzweideutig, daß ſie von der Regierung, welche Hrn. Stahl zum Staatsrechtslehrer berufen, nicht überſehen werden konnten, daher man ſich wohl zur Annahme berechtigt findet, daß jene Regierung die Verbreitung dieſer Grundſätze eben ſo wenig, wie früher die der Hegel'ſchen Staatslehre für unvereinbar hält mit dem höchſten Lebens- und Entwicklungsprincip des preußiſchen Staates. Möge immerhin Hr. Schubarth nun auch in der „chriſtlichen Rechts- und Staatslehre" des Hrn. Stahl eine „Aufforderung zur Empörung und Rebellion" entdecken und ſie denunciren; er wird ſich damit nur einen neuen Anſpruch auf unſeren Dank erwerben, indem er dadurch abermals Veranlaſſung bieten wird zur Erörterung einer der wichtigſten Fragen und zur immer allgemeineren Anerkennung der wahrhaften Principien des preußiſchen Staates.

Ein Rheinpreuße.

In meinem Verlage iſt im Monat März 1841 erſchienen:

Rechenſchafts-Berichte

über die

Verwaltung Schwedens.

Von der Regierung vorgelegt auf den Reichstagen von 1809 bis 1840.

Aus dem Schwediſchen.

gr. 8. 1841. Broſchirt. 1¾ Thlr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

27. März. № 74. 1841.

Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive, von Friedrich Raumer. Dritter Band. gr. 8. Leipzig. Verlag von Brockhaus.

Es ist in neueren Zeiten, für Deutschland besonders von Berlin aus, man kann wohl sagen, Mode geworden, nach ungedruckten handschriftlichen Quellen für die Geschichte überall herum zu suchen und in Veröffentlichung derselben durch den Druck die deutsche Litteratur zu bereichern. Ranke und Raumer, Friedrich Förster, Preuß und Orlich gehören zu den Namhaftesten unter denen, die sich bemüht haben, auf diesem Wege sich Verdienste um die Wissenschaften zu erwerben. Von so großer Wichtigkeit halte auch ich ein gelehrtes Bestreben dieser Art, daß ich nur meine innigste, durch ganz besondere Erfahrungen gestärkte Ueberzeugung ausspreche, wenn ich zu behaupten wage, daß es ohne neuere, aus vorhandenen, aber bis jetzt noch nicht veröffentlichten Geschichtsquellen geschöpfte Aufklärungen völlig unmöglich sei, eine befriedigende, den Bedürfnissen und gerechten Forderungen entsprechende wahrhafte Darstellung von der Geschichte des letzten Jahrtausends etwa zu geben. In Rücksicht auf die Geschichte der Zeit, die außerhalb der so im Allgemeinen und durch eine runde Zahl bestimmten Grenze liegt, bieten sich freilich auch nicht zu allgemeinerer Benutzung reichere Hilfsquellen dar, aber es stellt sich die gelehrte Behandlung des für diese Zeit vorhandenen Stoffes aus mehreren Gründen ganz und gar anders. Theils ist dieser Stoff für jede einzelne Epoche weit geringer und eben deshalb auch weit übersichtlicher, theils ist der dahin gehörige, auf die Geschichte des im engeren Sinne sogenannten Alterthums sich beziehende, in völlig fragmentarischer Weise auf uns gekommene Stoff in materiellem Betracht schon ziemlich zur Genüge durchforscht, und es sind in Rücksicht darauf wenige bedeutende neue Aufklärungen mehr zu erwarten. In Beziehung auf gelehrte Behandlung von Gegenständen, die in diese Kreise fallen, ist es, weil deren Grenzen in Hinsicht auf das Material schon genauer bestimmt sind, der Kritik gestattet, sich freier zu bewegen. Was aber zur näheren Kenntniß der Geschichte der späteren Jahrhunderte gehört, davon liegt bei Weitem der größte Theil noch unbekannt in den Archiven verschlossen, so daß es der Kritik bis jetzt immer noch völlig unmöglich ist, in Beziehung darauf selbst auch nur ein annäherndes Maß sich zu bilden für den Zweck, ein halbwege genaues Urtheil zu gewinnen über die Fülle des Stoffes, der in Zukunft dereinst der gelehrten Forschung vorliegen dürfte.

Weil eben die Kenntniß des ganzen Reichthums des vorhandenen Materials zur Geschichte der späteren Jahrhunderte immer noch so sehr beschränkt ist, wird noch auf lange Zeiten hin ein in gelehrter Betriebsamkeit bewerkstelligtes Herbeischaffen, Sammeln und Veröffentlichen solchen Materials vonnöthen sein, ehe mit aller Sicherheit zur freien wissenschaftlichen Bearbeitung des Stoffes in geistiger Durchdringung desselben nach allen einzelnen Richtungen hin geschritten werden könnte. Die allgemeineren Richtungen in den Entwicklungen des geistigen Lebens der Menschheit werden zwar allerdings jetzt schon nach dem gegenwärtigen Standpunkte historischer Gelehrsamkeit zu erkennen sein, und es wäre traurig, wenn es nicht so wäre, aber über den einzelnen Kreisen der besonderen Verzweigungen in den Verwicklungen der historischen Kämpfe bleibt immer noch ein sehr großes Dunkel ruhen. Dies Dunkel ist auf keine andere Weise aufzuheben, als nur durch fleißige und gründliche monographische Untersuchungen, die um so verdienstlicher sein werden, je mehr sie aus bisher noch unbekannten handschriftlichen Berichten Aufklärungen geben. Nach dem Standpunkte, auf den heutiges Tages die Wissenschaft sich erhoben hat, darf wohl mit Grund behauptet werden, daß in Beziehung auf die Behandlung historischer Wissenschaften nur eigentlich zwei Weisen auf Berechtigung und Anerkennung wirklich Anspruch zu machen haben. Die eine Weise ist die, welche aus dem in der Litteratur schon vorliegenden Materiale schöpfend, in einer geistreichen und wirklich vernunftgemäßen Art die allgemeinen Ideen zum Bewußtsein bringt; die andere ist die, welche den Kreisen der Besonderheit gänzlich sich opfernd, in monographischen Untersuchungen das in der Litteratur vorhandene Material in bedeuten-

der Art zu bereichern beſtrebt iſt. Was an litterariſcher Arbeit außerhalb der Bereiche ſolcher zwei Weiſen der Geſchichtsbehandlung liegt, fällt aus den Kreiſen eigentlicher Wiſſenſchaftlichkeit heraus, und verliert ſich in Buchmacherei für den Zweck entweder der Unterhaltung der ſogenannten gebildeten Welt, oder des Unterrichtes durch Handbücher zum Schulgebrauch oder durch Lehrbücher für das Volk.

Der einen Weiſe wiſſenſchaftlicher Thätigkeit, in welcher es vorzugsweiſe darum zu thun iſt, die allgemeinen Ideen zum Bewußtſein zu bringen, wird in der Regel der in der Litteratur ſchon vorhandene, durch gedruckte Bücher dargebotene Stoff genügen; für die monographiſche Behandlungsart der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften aber ſind handſchriftliche Quellen, inwiefern dieſelben Berichte über bisher noch unbekannt gebliebene Verhältniſſe oder Begebenheiten enthalten, von beſonderer Bedeutung. Ob aber ſonſt Jemand nach gedruckten oder ungedruckten Quellen arbeitet, darauf kann an und für ſich, wenn die Arbeit nur überhaupt tüchtig iſt und ihren Zwecken entſpricht, wenig ankommen. An denjenigen jedoch, der aus irgend welchem Grunde, ſei es auch nur, weil es Mode geworden iſt, Verdienſt darin ſucht, nach handſchriftlichen Quellen zu arbeiten, ſind bloß ſchon deshalb, weil er dies thut, mancherlei gerechte Anſprüche zu machen. Es kann bei Forſchungen in dem Gebiete handſchriftlicher Nachrichten die Abſicht vorherrſchen, eben nur reines Material zu Tage zu fördern, und auch was zur Erreichung eines ſolchen Zweckes dient, iſt ſehr verdienſtlich; dann aber iſt vor Allem zu fordern, daß bei der Auswahl deſſen, was dem Drucke übergeben wird, mit Beſonnenheit und geſundem Urtheil verfahren werde. Es geſchieht leider nur zu häufig, daß Dieſer oder Jener ſeiner Eitelkeit dadurch zu fröhnen trachtet, daß er die Leſewelt mit einer Menge aus alten Handſchriften geſchöpften Quark auf eine unerträgliche Weiſe überſchüttet.

Den Forſchungen in der angegebenen Art kann aber auch die Abſicht zu Grunde liegen, über ganz beſtimmte hiſtoriſche Verhältniſſe, deren Aufklärung von Wichtigkeit, aber nach den bekannt gewordenen Nachrichten noch nicht möglich geworden iſt, ein helleres Licht zu verbreiten. In dieſem Falle iſt es Pflicht des Gelehrten, der ſich mit derartigen Forſchungen beſchäftigt, die Gegenſtände ſeiner Unterſuchung durchaus ſo weit, wie es ihm das dargebotene Material möglich macht, erſchöpfend zu behandeln. Wenn eben vorher Veranlaſſung ſich darbot, über ein Zuviel Klage zu erheben, ſo bietet ſich gerade hier Veranlaſſung dar, über ein häufig vorkommendes Zuwenig zu klagen. Es kommt nicht ſelten vor, daß mancher Gelehrte ſich recht viel darauf zu Gute thut, daß es ihm möglich geworden ſei, in dieſem oder jenem Archive, oder in den Handſchriften dieſer oder jener Bibliothek ganz gemächlich und behaglich mehrere Stunden ſich umzuſehen, und manches Neue gefunden zu haben, was zur Aufklärung dieſes oder jenes ſtreitigen Punktes dienen dürfte. Nun ſteht freilich nicht zu läugnen, daß jede, auch ſelbſt nur dürftige Gabe mit Dank anzunehmen iſt, und daß auch an und für ſich keinem Gelehrten deshalb Vorwürfe zu machen ſind, weil er aus Mangel an Zeit ihm dargebotene Gelegenheiten nicht zur Genüge hat benutzen können, und darum in der Eile ſich damit hat begnügen müſſen, gleichſam im Raube nur fragmentariſche Einzelnheiten davon zu tragen; aber es giebt Beiſpiele, daß Mancher bloß aus dem Grunde, weil er durch einen glücklichen Treffer auf irgend Etwas geſtoßen iſt, was der ganzen übrigen litterariſchen Welt bisher noch unbekannt war, überhaupt weiſer und gelehrter als irgend Einer, der zu jener gehört, ſich dünkt, und eben deshalb in der Behandlung des ihm dargebotenen Materials leichtſinnig und flüchtig wird. Bei der unzweifelhaft feſtſtehenden Thatſache, daß beſonders in Beziehung auf die Geſchichte der fünf bis ſechs letzten Jahrhunderte die reichſten Quellen noch erſt in den in Archiven bisher verſchloſſen gebliebenen handſchriftlichen Urkunden zu eröffnen ſind, kann ſich ein Wahnſinn leicht erzeugen, in welchem behauptet würde, daß das größte Verdienſt eines gelehrten Geſchichtſchreibers darin beſtehe, rein nur aus Handſchriften die Geſchichte darzuſtellen, und Alles, was Andere ſchon gewußt und durch den Druck zu Allgemeingut gemacht hätten, unbeachtet zu laſſen. Ueberlaſſen wir indeß einem Jeden, der einem Wahnſinne ſolcher Art ſich zuneigen dürfte, ſeinen eigenen Irrthümern, und begnügen wir uns damit, ihn ernſtlich zu erſuchen, wenigſtens in der von ihm einmal gewählten Methode in der höchſten Conſequenz vorzuſchreiten, und den ihm dargebotenen Sammlungen handſchriftlicher Nachrichten die ernſte, gründliche und fleißige Aufmerkſamkeit, die ſie verdienen, in der That zu widmen, nicht aber bloß ſich damit zu begnügen, die einzelnen Hefte durch die Hände gehen zu laſſen, um etwa jedes funfzigſte ſich für den Zweck der Aufzeichnung einiger Sätze näher anzuſehen.

In ein ſolch tadelnswerthes Verfahren zu verfallen, dazu wird ſich in Paris, bei dem daſelbſt in den verſchiedenen Bibliotheken und Archiven aufgehäuften erſtaunlichen Reichthum an Handſchriften aller Art, am leichteſten Gelegenheit zu Verführung darbieten, und in der That ſind mir auch wirklich hier die meiſten Spuren eines Irregehens ſolcher Art begegnet. Hier iſt mir Gelegenheit geworden, es zu beobachten, wie man die reichſten Sammlungen der allerwichtigſten Urkunden am leichteſten und in der kürzeſten Zeit für wiſſenſchaftliche Zwecke auszubeuten im Stande zu ſein glaubt. Hier auch habe ich zuerſt davon reden gehört, daß es einem Geſchichtſchreiber zum Ruhme gereiche, wenn er bei Ausarbeitung ſeiner Werke ſich nur an handſchriftliche Berichte halte. Bisher hatte ich geglaubt, und glaube es eigentlich auch noch, daß, um ein Arbeiten aus Handſchrif-

ten wahrhaft fruchtbringend zu machen, nicht nur eine vollkommene Kenntniß deſſen, was bisher für die Erforſchung der der Unterſuchung unterworfenen Gegenſtände geſchehen ſei, vonnöthen wäre, ſondern ſelbſt auch eine ſolche Arbeit gründlich gar nicht vollzogen werden könnte, ohne ſtetigen Rückblick auf das, was die Kritik der Vorgänger ſchon zu Tage gefördert hätte, und ohne ſelbſt von daher ein leitendes Maß für das eigene Arbeiten zu entnehmen. Bei der zur Mode gewordenen Sucht, aus Handſchriften zu arbeiten, ſcheinen jedoch andere Grundſätze ſich geltend machen zu wollen. Geſtehen indeß muß ich allerdings, daß ich noch keinen deutſchen Gelehrten gefunden habe, der, in Abſicht auf die hier vorliegende Frage, die Sache in der Art auf die äußerſte Spitze getrieben hätte, wie es mir von Seiten eines franzöſiſchen Gelehrten begegnet iſt. Dieſer, der durch ſeine ihm angewieſene glückliche Stellung vorzugsweiſe auf ein Arbeiten aus Handſchriften gewieſen iſt, und der, ungeachtet ihm in dieſer Rückſicht ein unerſchöpflicher Reichthum zu Gebote ſteht, doch noch das Wohlwollen der Deutſchen und Oeſtreicher anſpricht, dabei ſelbſt aber ſeinen eigenen Schatz wie Fafner bewacht, äußerte ganz naiv gegen mich, daß es zweierlei Arten der Geſchichtſchreibung gäbe: eine, die nur an Berichte, die in gedruckten Büchern enthalten wären, ſich anſchlöſſe, eine andere dagegen, bei welcher der Stoff aus Handſchriften entnommen würde.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen an B. F. Thibaut.

Die deutſche Wiſſenſchaft zählt zu ihren Pflegern und Vertretern ſo manches edle Brüderpaar, durch Geiſt und Geſinnung noch enger, als durch die Bande des Blutes verbunden und mit gleichem Streben und Erfolge — wenn auch auf verſchiedenen Bahnen — auf ihrem Gebiete wirkſam, daß man dieſe wohlthuende Erſcheinung nicht ohne Antheil verfolgen kann. Es ſei unter ihnen hier ausdrücklich der Brüder A. Fr. Juſtus und Bernhard Friedrich Thibaut gedacht, die Beide eine ſo lange Reihe von Jahren hindurch Zierden der Univerſitäten waren, denen ſie angehörten; Beide ausgezeichnet durch Geiſt, umfaſſendſte Bildung und vor Allem durch ein wahrhaft eminentes Lehrtalent, das ihnen im weiteſten Kreiſe bewundernde Anerkennung erworben hat. Je weniger gerade dieſe weſentlichſte Eigenſchaft des akademiſchen Lehrers ſtets mit jener litterariſchen Bedeutſamkeit verbunden iſt, die als Maßſtab des Urtheils zu gelten pflegt, um ſo mehr hat man ſich ihrer zu freuen, wo ſie ſich findet, um ſo dankbarer der Männer zu gedenken, in denen Wiſſen und Kunſt, Geiſt und Gelehrſamkeit uns nicht als Particularitäten, ſondern als die in ungetrennter Einheit verbundenen Momente einer genialen Perſönlichkeit entgegentraten. Wo aber eine ſolche einmal erweckend und anregend in das Geiſtesleben eingriff, da wird ſie auch unvergeßlich fortleben; und unter ſo Vielem, was wir ihr zu danken haben, dürfen wir es nicht als eine ihrer geringſten Gaben anſchlagen, daß ihr Bild, indem es in unzerſtörbarer Friſche uns nahe tritt, zugleich den Mittelpunkt eines Kreiſes von Erinnerungen bildet, in denen eine längſt entſchwundene, hoffnungsreiche Jugendzeit wieder vor uns auftaucht, um nach langer Friſt und mannigfachen Erlebniſſen die weit zerſtreuten Genoſſen geiſtig zu verjüngen und wieder zu vereinigen. Die Wirkſamkeit der Brüder Thibaut war aber unſtreitig von einem ſolchen weithingreifenden und wohlthätig nachwirkenden Einfluß, daß ſie vor Vielen noch lange eine derartige Gewalt über die Gemüther üben werden; und mag auch der größere Antheil daran dem berühmten Rechtslehrer zufallen, der die wichtigſten praktiſchen Intereſſen der ſocialen Verhältniſſe zu berühren hatte, ſo erſcheint doch der jüngere Bruder durch die bis dahin faſt unerhörte Theilnahme, die er dem akademiſchen Studium der Mathematik zu gewinnen wußte, auf ſeinem Standpunkte nicht minder bedeutſam und einflußreich. Gerade zu der Zeit, als dieſes Studium auch mich in ſeine Nähe führte, ſah ich den trefflichen Mann in der glänzendſten Periode ſeiner Wirkſamkeit, und hatte ſeines Unterrichts wie ſeiner wohlwollendſten Theilnahme mich zu erfreuen, als er noch mit der ganzen Friſche und Fülle ſeines Geiſtes thätig war. Jene perſönlichen Beziehungen aus damaliger Zeit ſind es denn auch, in denen ich die Aufforderung zu den gegenwärtigen Mittheilungen finde; zu Erinnerungen an eine Perſönlichkeit, deren Andenken uns die höchſte Virtuoſität eines akademiſchen Lehrers, der durch das lebendige Wort die Kraft des jugendlichen Geiſtes zu wiſſenſchaftlichem Forſchen wecken und entzünden ſoll, auf's Lebhafteſte zu vergegenwärtigen geeignet iſt.

Wer Göttingen ſeit beinahe zwanzig Jahren nicht geſehen und nun, nach ſo langer Zwiſchenzeit, wieder den Boden der Georgia Auguſta betritt, wird durch gar Mancherlei überraſcht, was ſeitdem anders geworden iſt. Schon bei der Einfahrt in das weender Thor imponirt ihm das ſtattlich emporgeſtiegene Gebäude, wo Dahlmann gewohnt; die Straßen zeigen neuerſtandene Häuſer neben den alten wohlbekannten, die aber größtentheils ein friſches, heiterfarbiges Gewand angezogen; auf dem Wilhelmsplatze findet er ſich nur mit Mühe in die alte Zeit zurück: das lange Haus des weiland Bürgermeiſters und daneben die alte Wage, wo man ehedem mit den Waarenballen auch Koffer und Kiſten mit „Studentengut" abladen ſah, haben dem neuen Univerſitätsgebäude, die Trümmer der Kirche gegenüber gar einem Theater Platz gemacht, und mitten zwiſchen den neuerſtandenen Gebäuden umher ſtreckt das Standbild des guten Königs Wilhelm ſeine Rechte hervor wie zu freundlichem

Gruße. An der entgegengeſetzten Seite der Stadt überraſcht nicht minder das ſchöne Gebäude der Anatomie, umringt von geſchmackvollen Anlagen auf demſelben Raume, der ſonſt — ſo weit man ſich deſſen erinnern kann — nur Gras oder Küchenkräuter trug. Als ich im Frühjahr 1819 in Göttingen einfuhr, hatte die Stadt ein viel minder elegantes Anſehen; aber es drängte ſich in ihren Straßen, und ſo viele ihrer Notabilitäten, die ſeitdem der Tod dahingerafft, wirkten noch in voller Kraft oder doch wenigſtens noch mit der vollen Autorität ihres gewonnenen Ruhmes. Die erſten friedlichen Jahre nach der allgemeinen Erſchöpfung einer kriegeriſchen Anſtrengung von ſeltenem Umfange führten der Georgia Auguſta wißbegierige Jünger in ſolcher Menge zu, daß ſie die Gäſte kaum zu beherbergen wußte. Zu den Deutſchen aus allen Theilen des Vaterlandes geſellten ſich Engländer, Ruſſen, Griechen, Nordamerikaner; ſogar an Franzoſen fehlte es nicht ganz. Männer und Jünglinge füllten die Hörſäle; ein großer Theil von ihnen hatte in thätiger Theilnahme am Werke der Waffen ſchon des Lebens Ernſt und den Werth ſeiner Muße kennen gelernt, und betrieben nun mit um ſo größerer Hingebung die Studien, welche der Frieden vergönnte. — Mit ſo vielen Anderen, die damals Göttingen beſuchten, war auch ich erſt kürzlich aus Frankreich zurückgekehrt, ungeduldig — nach längſt empfundenem Bedürfniß, begonnene Studien zu vollenden — endlich auf heimathlichem, der Wiſſenſchaft geweihtem Boden zu wandeln. Mein erſter Gang war zu Thibaut, deſſen Name vor Allem mich hieher geführt. Mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit und Anmuth empfing er mich; das leicht aufgenommene und lebhaft fortgeführte Geſpräch verſcheuchte bald meine anfängliche Befangenheit, und die ſchönen geiſtvollen blauen Augen — wenn ſie auch zuweilen einen prüfenden Blick auf den Ankömmling zu werfen ſchienen — ſahen doch ſo klar und mild zu mir herüber, daß ich ſchon bei dieſem erſten Beſuche mit Vertrauen und Zuneigung erfüllt von dem Manne ſchied, der dieſe Empfindungen ſo vollkommen rechtfertigen ſollte. Einige Tage ſpäter ſaß ich mit geſpannter Erwartung im gefüllten Auditorium — ich glaube, daß etwa 130 Studirende die Vorleſung der reinen Mathematik in jenem Semeſter beſuchten — und hörte neben und hinter mir von des Meiſters ſeltener Kunſt der Rede. Da trat er plötzlich ein, mit raſcher Bewegung und freundlich grüßendem Auge ſich niederſetzend, und von den Lippen floß es ihm mit ſo wunderbarer Klarheit und Leichtigkeit, daß die Neulinge ſtaunend horchten und Manchem das drohende Geſpenſt der dürren, abſtracten Wiſſenſchaft wie durch Zauber ſich in eine lebensvolle, anmuthige Geſtalt zu verwandeln ſchien. Die Sicherheit, womit der Redner ſeinen Gegenſtand nicht nur durch den Gedanken, ſondern auch durch die in vollendeter Kunſtform ausgebildete Sprache beherrſchte, ging auf die Zuhörer über. Die Verſicherung, daß es nur der Aufmerkſamkeit und eines geſunden Verſtandes bedürfe, um mit Leichtigkeit in die Entwicklung der Wiſſenſchaft einzugehen, daß die Vorbereitung durch den herkömmlichen elementaren Unterricht zu dieſem Zweck eher hinderlich als förderlich ſei, verbunden mit der durchſichtigen Klarheit, womit ſogleich die mathematiſchen Grundbegriffe erörtert wurden, ermuthigte ſchon in der erſten Stunde einen Jeden zu dem wohlthätigen Glauben an ſeine eigene Kraft, wie an die Würdigkeit des Gegenſtandes. Gleich den Andern, die Thibaut zum erſten Male gehört, verließ auch ich berauſcht von dem Eindruck dieſes Wohllauts, dieſer Kunſt und Klarheit der Rede, das Auditorium. Aber daß Euklides und Legendre mir ganz ohne Nutzen ſein, ja bei des Lehrers Entwicklung mir nur im Wege ſtehen ſollten, dazu konnte ich mich doch nicht überreden laſſen. Auch war das wohl nicht allen Ernſtes zu verſtehen, wie ich ſpäter begriff; die wohlgemeinten Worte galten vorzugsweiſe jener bedeutenden Anzahl von Theologen und Juriſten unter ſeinen Zuhörern, die damals häufig ohne alle mathematiſche Vorbildung zur Univerſität kamen und nun erſt hier die Abſtraction an einem Gegenſtande üben lernen ſollten, der dazu allerdings vor andern geeignet, aber zu ſolchem Zweck vielmehr in die Schulen zu verweiſen iſt, wo er denn auch gegenwärtig faſt überall (wenn auch oft mit noch geringem Erfolge) ſeine Stelle gefunden hat. Thibaut, der die ſchwierige Aufgabe zu löſen hatte, das, was die Gymnaſien des Landes zu jener Zeit noch großentheils zu verſäumen pflegten, im Laufe eines Semeſters nachzuholen, ohne dabei dem Standpunkte der wiſſenſchaftlichen Behandlung ſein Recht zu vergeben, leiſtete in ſeinen Vorleſungen über die reine Mathematik wahrhaft Bewunderungswürdiges. Indem er in ſcharf ausgeſprochener Oppoſition gegen die Zerſtückelungsweiſe und ſcheinbare Willkür des Euklides und ſeiner Anhänger das Princip der Continuität hervorhob und den Grundbegriff der höheren Geometrie auch für die elementare in Anſpruch nahm, in der gleichzeitigen Veränderlichkeit der Beſtandtheile einer Figur deren geſetzlichen Zuſammenhang nachweiſend und dergeſtalt die ſonſt erſtarrten Lehrſätze als Momente einer ſolchen flüſſigen Vorſtellung auffaſſend, wußte er den Kundigen nicht minder, wie den Anfänger, an den Gegenſtand zu feſſeln, der in dieſer Behandlung Jedem neu und anziehend erſchien. Hier waltete Thibaut mit vollſtem Behagen in ſeinem Eigenthum, und man wird es begreiflich finden, wenn er vor Allem auf dieſe Vorleſungen einen Werth legte, wozu nicht allein ihre wiſſenſchaftliche Bedeutung, ſondern auch die damaligen Verhältniſſe ihn vollkommen berechtigten, da er in ihnen mit ſo ſeltener Kunſt zwei ganz verſchiedenartige Aufgaben zugleich zu löſen hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

29. März. № 75. 1841.

Fr. Raumer „Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive."

(Fortsetzung.)

Aus den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, sowohl nach dem, was in Paris (vgl. Schlosser in den Heidelberger Jahrbüchern 1835, S. 1026 ff.; 1836, S. 744 ff.), als nach dem, was in Berlin (vgl. die Werke von Fr. Förster, Preuß, Orlich) in Rücksicht auf den hier behandelten Gegenstand geschehen ist, erhellt es deutlich und klar, wie sehr es Noth thue, daß man vor Allem endlich einmal, ehe man zur Arbeit selbst schreite, sich bestrebe, zum klaren Bewußtsein über die Methode zu gelangen, nach welcher man bei gelehrter Benutzung handschriftlicher Nachrichten zu verfahren habe. Es können hier, wie oben schon angedeutet ist, nur zwei Wege vorliegen: entweder giebt man Urkunden in deren ursprünglicher Gestalt, oder man verknüpft mit der Bekanntmachung handschriftlicher Nachrichten auch eigene Forschungen. In beiden Fällen muß man nur das, was auf irgend eine Weise zur Förderung der Wissenschaft dienen mag, beibringen, allen unnützen Quark aber zur Seite schieben, und im letzteren Falle sich enge Grenzen setzen, nicht gleich ganze Menschenalter in kürzester Zeit behandeln wollen, sondern vielmehr auf bestimmte Gegenstände, auf bestimmte Verhältnisse sich beschränken, und dieselben in Forschungen, welche die Einzelheiten berühren und durchdringen, so erschöpfend wie nur irgend möglich behandeln. Dabei versteht es sich von selbst, daß man, wenn es auch nur deshalb wäre, um den Vorwurf der Unwissenheit von sich fern zu halten, stetige Rücksicht nehme auf das, was in der durch die gedruckten Bücher repräsentirten Litteratur über den behandelten Gegenstand schon vorhanden zu Tage liegt.

Betrachten wir nach diesen Gesichtspunkten das vorliegende Werk des Hrn. von Raumer, so werden wir gestehen müssen, daß es den Anforderungen, die wir daran zu machen und für berechtigt halten dürften, nicht genüge. Es erhellt aber auch, sowohl aus dem ganzen Werke, als aus einzelnen in demselben vorkommenden Aeußerungen, daß der Hr. Verf. durchaus nicht mit sich selbst einig und klar darüber gewesen ist, was er denn eigentlich mit demselben habe bezwecken wollen. In der Vorrede S. XIV heißt es: — „Ueber die Behandlungsweise des von mir neugewonnenen Stoffes waren die Meinungen verschieden. Einige behaupteten: ich hätte denselben weder früher, noch jetzt in so mangelhafter Form mittheilen, sondern ihn sogleich für ein eigentlich geschichtliches, fortlaufend erzählendes Werk benutzen und verarbeiten sollen. Ich habe mich diesem Vorschlage (obgleich er meiner Eitelkeit zu schmeicheln schien) keineswegs fügen können. Wenn Jemand, der da geschichtliche Quellen des Alterthums entdeckte, anstatt diese herauszugeben, der Welt ein darauf ruhendes, selbstverfertigtes Buch vorlegte: würde man ihn nicht tadeln und fordern, er solle vor Allem die Urquellen zu Tage fördern? Erst nachher möge er (gleichwie jeder Andere) sie in dieser oder jener Gestalt, zu diesem oder jenem Zwecke verarbeiten. Warum sollte nun für die neuere Geschichte ein anderer Weg eingeschlagen werden, sobald das Aufgefundene irgend eine eigenthümliche Farbe trägt und, nach gehöriger Auswahl, nicht völlig formlos und deshalb ganz unlesbar ist." —

Hiernach, dächte ich, sollte man in dem Werke nur urkundenmäßige Auszüge aus archivalischen Quellen, entweder in der Ursprache oder in getreuer deutscher Uebersetzung zu erwarten haben. Aber schon durch das, was in der Vorrede gleich auf jene Worte folgt, wird man aus seinem Irrthume gerissen. Es heißt nämlich weiter: — „Die Zuversicht, mit welcher ich über den Werth meiner geschichtlichen Ausbeute spreche, schwindet, sobald ich mich zu den von mir beigefügten Bemerkungen, Betrachtungen, Randglossen und Zusätzen wende. Die lesende Welt ist aber seit Jahrhunderten daran gewöhnt, daß die Noten schlechter und unbedeutender sind als die herausgegebenen Texte; sie ist gewöhnt, jene (sobald sie nicht ansprechen) zu überspringen, oder als nicht daseiend zu behandeln." —

Diese Worte zeigen darauf hin, daß man den urkundenmäßigen Auszügen allerlei Bemerkungen, Betrachtungen Randglossen und Zusätze hinzugefügt finden werde, die jedoch in einem ganz äußerlichen Verhältnisse zu dem wesent-

lichen Inhalte des Werkes ſtänden, und die man ohne allen Schaden überſchlagen könne. Es zerfällt alſo das Werk in zwei, ohne allen inneren Zuſammenhang zu einander ſtehende Theile: in einen weſentlichen, aus archivaliſchen Quellen geſchöpften Inhalt, und in einen zufälligen, aus Reflexionen des Verf. entſprungenen. Beide Theile aber findet man bei dem Aufſchlagen des Buches in der Darſtellung dergeſtalt in einander verflochten und verwebt, daß man, ſelbſt bei der wohlgemeinteſten Abſicht, den einen Theil, den des zufälligen Inhalts nämlich, zu überſpringen, deshalb davon abzuſtehen genöthigt wird, weil, wenn man es verſuchen wollte, eine zu anſtrengende oder wenigſtens zeitraubende kritiſche Arbeit damit verknüpft werden müßte.

S. 49 erfährt man, daß der Hr. Verf. ein allgemeines Gemälde Europas zu geben bezwecke, und daß dieſer Zweck auch wirklich vorgelegen habe, ſcheint beſtätigt zu werden durch den zweiten Titel, der an den brochirten Bänden hintennach folgt, und alſo lautet: — „Europa vom Ende des ſiebenjährigen bis zum Ende des amerikaniſchen Krieges (1763—1783). Nach den Quellen im britiſchen und franzöſiſchen Reichsarchive.“ — Jener Aeußerung und dieſem Titel zufolge müßte man annehmen, daß es die Abſicht geweſen ſei, nach den Quellen im britiſchen und franzöſiſchen Reichsarchiv eine ſelbſtändig verarbeitete Darſtellung der Geſchichte von Europa während des angegebenen Zeitraumes zu geben, und da in der Vorrede in Beziehung auf das Werk von der Pflicht geredet wird, vor Allem die Urquellen zu Tage zu fördern, ſo würde ſich am Ende Einem die Meinung aufdrängen müſſen, es habe bei Ausarbeitung des Werks die eigentliche Abſicht zu Grunde gelegen, in Verknüpfung von Auszügen aus archivaliſchen Nachrichten eine moſaikartige Darſtellung von der Geſchichte Europas während der angegebenen Zeit herzuſtellen. Nur durch dieſe Annahme dürfte Manches ſich auflöſen laſſen, was hier mit einander im Widerſpruch zu ſtehen ſcheint. Man wird aber auch darin wieder irre, wenn man theils das erwägt, was der Verf. über ſeine hinzugefügten eigenen Bemerkungen, Betrachtungen, Randgloſſen und Zuſätze ſagt, theils bei dem Durchleſen des Werks auf die in der Darſtellung herrſchende Form achtet. Von einer moſaikartigen Darſtellung kann bei einer ſo häufig durch Reflexionen unterbrochenen und ſo reichlich damit durchſpickten Zuſammenſtellung von archivaliſchen Berichten gar die Rede nicht ſein.

Welcher Plan kann denn bei der Ausarbeitung des vorliegenden Werkes zu Grunde gelegen haben? — Durch das, was der Verf. darüber angiebt, erfährt man es nicht; vielmehr kann man das, was er darüber mittheilt, nur als dunkle, in ſich widerſprechende Andeutungen auffaſſen, und iſt eben deshalb zu der Behauptung berechtigt, daß ihm ſein eigener Plan nicht klar geweſen ſei. Sollte es ſich indeß bei einem tieferen Eingehen auf Inhalt und Form des Werks finden, daß Spuren einer gewiſſen Planmäßigkeit nicht gänzlich vermißt würden, ſo ſtände zu behaupten, daß mit einer gewiſſen Nothwendigkeit bei der Ausarbeitung des Werks die innere geiſtige Natur des Hrn. Verf. unbewußt eingewirkt habe.

Hat man das erſte Bändchen durchgeleſen, ſo muß man ſich ohne Zweifel für verſichert halten, daß die eigentliche Hauptabſicht des Herrn von Raumer die geweſen ſei, ſich vermittelſt der Bekanntmachung von Auszügen aus archivaliſchen Nachrichten eine Gelegenheit zu verſchaffen, allerlei Anſichten über Staatswirthſchaft, Staatswiſſenſchaften und Staatskunſt auf eine leichte und nicht eben erſchöpfende Weiſe dem gebildeten Publicum vorzulegen. So finden wir im erſten Hauptſtück an einige Berichte über Pombal's Verwaltung allgemeine Betrachtungen ſowohl über Handelsgeſetzgebung, als auch über das Verhältniß der Geiſtlichkeit zum Adel angeknüpft. Der hiſtoriſche Inhalt des über Spanien handelnden zweiten Hauptſtückes bietet dem Verf. Veranlaſſung dar, uns ſeine Anſichten über Aufſtände, Kirche und Staat, Jeſuiten, über Polizei und Prinzenerziehung mitzutheilen. Im dritten Hauptſtück wird aus Veranlaſſung der däniſchen Geſchichte Allerlei beigebracht über Beamtenweſen, Verantwortlichkeit der Miniſter, Staatsſchulden, bäuerliche Verhältniſſe, Eigenthum und Armuth; die Prinzenerziehung wird als Gegenſtand der Betrachtung von Neuem wieder aufgenommen, und darauf folgt eine Diatribe gegen Volksſchmeichler und Fürſtenſchmeichler; im Vorbeigehen wird auch geredet von Staatsklugheit und Regierungskunſt, und von Perſönlichkeit der Könige. So werden im ferneren Fortgange der Mittheilungen aus dem britiſchen und, der Angabe nach, auch aus dem franzöſiſchen Reichsarchive, die Berichte ſtets dazu benutzt, allgemeine ſtaatswirthſchaftliche oder moraliſch-politiſche Betrachtungen daran anzuknüpfen. Bemerkungen über Stände, Aufwandgeſetze, Preßfreiheit, Betrachtungen über die Begriffe von Gewalt, Macht und Recht folgen ſich, durch Auszüge aus geſandtſchaftlichen Berichten verbunden, bunt durch einander. Berichte über Polen geben gegen das Ende des ſechſten Hauptſtücks Veranlaſſung zu Betrachtungen über das ſchon ſo viel beſprochene liberum veto, über neuere Politik und über Wahl- oder Erbkönigreiche. Im achten Hauptſtück werden einige Anſichten über Diplomatie und Geſandtſchaftsweſen mitgetheilt.

Im Allgemeinen zeigt zwar auch der Inhalt des zweiten Bändchens einen ähnlichen Charakter wie der des erſten. Merklich jedoch treten in demſelben in gewiſſen Beziehungen die hiſtoriſchen Momente gegen die betrachtenden hervor. Man könnte hiernach glauben, daß der Hr. Verf. aus ſeinem Charakter, wie ſich derſelbe an dem Inhalte des erſten Bändchens ausſpricht, herausgefallen wäre; geht man jedoch näher auf den Gegenſtand ein, ſo entdeckt man bald,

daß ſich derſelbe recht eigentlich bewährt hat. Denn die hiſtoriſchen Momente, die im zweiten Bändchen beſonders hervorgehoben werden, ſind die, welche ſich auf die Geſchichte von Polen beziehen. Nun iſt es zwar allerdings wahr, daß der Gegenſtand ſelbſt auf eine ganz beſondere Beachtung der polniſchen Verhältniſſe führen mußte, da für die Zeit, die hier behandelt wird, dieſe Verhältniſſe einen Hauptmittelpunkt der europäiſchen Geſchichte bildeten. Damit aber wäre noch nicht die Nothwendigkeit geſetzt, daß bei der Behandlung dieſes Gegenſtandes von Seiten des Herrn von Raumer das reflectirende Moment ſeines Geiſtes abſorbirt würde. Zur Erklärung deſſen, daß dies hat geſchehen können, dafür muß ein anderer ſubjectiver Grund aufgeſucht werden. Derſelbe iſt aber auch ſehr leicht aufzufinden. Bekanntlich war Herr von Raumer, noch ſeit ſeinem Aufenthalt in Breslau, in Beziehung auf ſeine Beurtheilung der polniſchen Verhältniſſe aus ſeiner ſonſt in Beurtheilung geſchichtlicher Verhältniſſe ſo ſtreng feſtgehaltenen Neutralität heraus und in Parteilichkeit gefallen. Bei der nüchternen Beſonnenheit ſeines Geiſtes mußte ihm bald, nachdem er in Veranlaſſung dieſer Verirrungen in Conflicte gerathen war, das Bewußtſein entſtehen, daß er doch, einer Seite ſich zuwendend, zu weit gegangen ſei. So ergab es ſich denn von ſelbſt, daß in dem Beſtreben einzulenken und die richtige Mitte wieder zu finden, die Reflexion nur vorzugsweiſe in dieſe Richtung, bei Behandlung der polniſchen Verhältniſſe, hineingezogen, die auf allgemeinere, von beſonderen hiſtoriſchen Verhältniſſen abſtrahirende Betrachtungen gerichtete Reflexion aber zurückgedrängt werden mußte.

Im dritten Bändchen finden wir den Geiſt des Herrn Verf. ſich wieder ergehen in allgemeinen Betrachtungen über das Weſen der Zünfte, über hiſtoriſche und philoſophiſche Staatskunſt, über allgemeine Grundſätze des Seerechts in Abſicht auf Anſprüche auf die Beherrſchung des Meeres. Außerdem enthält daſſelbe allerlei Beiträge zur Geſchichte der letzteren Jahre des überhaupt behandelten Zeitraums. Sollte etwas Charakteriſtiſches in dieſem letzten Bändchen hervorgehoben werden, ſo würde es darin zu ſuchen ſein, daß in demſelben Lieblingsgegenſtände des Verf., Hofgeſchichten nämlich, beſonders aus Verſailles und Petersburg, aus den Zeiten Ludwig's XV. und XVI. und Catharina's II. vorzugsweiſe behandelt werden. Hierüber wird (Bd. III. S. 58) ſehr richtig Folgendes bemerkt: — „Manche Hofgeſchichten unter Catharina II. und Ludwig XV. zeigen eine große Aehnlichkeit und ſcheinen, für ſich betrachtet, dieſelben Zuſtände zu bezeichnen. Weil aber die Maſſen in Rußland nichts entſchieden, während ſich im franzöſiſchen Volke eine große durchgreifende Bewegung der Gedanken und Gefühle vorbereitete und bereits offenbarte, ſo verſchwindet bald jene ſcheinbare Aehnlichkeit, und eine ungemein große Verſchiedenheit tritt mit jedem Tage deutlicher hervor.“ — Im zweiten Bande, S. 358, war ſchon aus Veranlaſſung von Berichten über die Streitigkeiten zwiſchen dem Könige und den Parlementen, und über die damit zuſammenhängenden Parteiumtriebe der Freunde des Herzogs von Aiguillon gegen den Herzog von Choiſeul Folgendes geäußert worden: — „Allerdings waren bei dieſen Streitigkeiten perſönliche Gründe, ja ſchlechte perſönliche Gründe im Spiele, und ein Wechſel der Miniſter ſchien der weſentlichſte und letzte Zweck zu ſein. Dies ſchien jedoch nur ſo. Der Wechſel der Perſonen, welcher ſich auf der Oberfläche geltend machte, ſtand in Wahrheit ſchon damals mit tiefer liegenden Verhältniſſen und Gegenſätzen über Herrſchaft und Gehorſam, Macht der Krone, der Parlemente, Prinzen und Stände in weſentlicher Verbindung. Leider faßte man dieſe Fragen meiſt in einer inhaltsloſen Allgemeinheit, und nicht mit ſtrenger Rückſicht auf die beſonderen Umſtände auf, und gerieth dadurch nach beiden Seiten hin in das Unbeſtimmte und Willkürliche.“

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen an B. F. Thibaut.

(Fortſetzung.)

Die Gewalt, womit er ſeinen Stoff zu beherrſchen und zu entfalten, der Scharfblick, womit er die Schwächen und Dunkelheiten der gewohnten Darſtellungsarten aufzudecken verſtand, traten mir indeſſen noch entſchiedener entgegen, als er an den folgenden Tagen in ſeiner Vorleſung über den Differential- und Integralcalcul, deſſen oberflächliche Bekanntſchaft ich bisher nur aus franzöſiſchen Lehrbüchern geſchöpft, die Vorſtellungsweiſen beleuchtete, worauf die Erfinder jenes Calculs und ihre Nachfolger denſelben zu begründen geſucht. Es gewährte mir eine große Befriedigung, alle die Bedenklichkeiten gegen das gleichzeitige Sein und Nichtſein der Incremente, die reale Bedeutung eines Verhältniſſes von zwei Nullen, — kurz gegen alle jene Vorſtellungen, die mir immer wie ſtille Vorwürfe gegen die ganze Lehre auf dem Herzen gelegen, hier mit einer Kritik an's Licht gezogen zu ſehen, die ihnen wenig Schonung angedeihen ließ; und Carnot mit ſeinen Réflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal, die in einem Aufheben von Fehlern Rettung ſuchen, hörte auf, mich zu beunruhigen. Das Einzige, was mir lebhaften Anſtoß erregte, war die geringe Anerkennung, womit ſich Thibaut über Leibnitz im Gegenſatz gegen Newton ausſprach, deſſen Begriff der Fluxionen allerdings ſeinem oben erwähnten Princip einer Flüſſigmachung der geometriſchen Vorſtellungen ſo ſehr entſprach, daß er ihm wohl den Vorzug vor dem Differential unſers großen Landsmannes geben mußte. — Aber noch vollſtändiger, als in der hier genannten, lernte ich Thibaut's

Lehrerverdienſte in einer ſpäteren Vorleſung — über die allgemeine Arithmetik — würdigen. Die Gründlichkeit, womit er hier die Grundlagen des höheren Calculs zu legen ſuchte; die muſterhafte Geduld, die er dieſen complicirten und ermüdenden Betrachtungen zuwandte, um das verwickelte Gewebe in alle ſeine Fäden auseinander zu legen; der feine und ſichere Takt in der Auswahl deſſen, was die Combinatorik zu dieſer Abſicht darbot: dies Alles mußte ihm die vollſte Anerkennung ſeiner Zuhörer gewinnen, die ſich hier unvermerkt auf den Standpunkt eines weiteren Ueberblicks der Wiſſenſchaft gehoben und zu gründlicher Einſicht in die höheren Theile derſelben vorbereitet ſahen. Man würde ſich übrigens täuſchen, wenn man von dem Lehrbuche, welches wir von Thibaut über die allgemeine Arithmetik beſitzen (zumal von der erſten Ausgabe deſſelben), einen Schluß auf ſeine mündliche Darſtellung des Gegenſtandes machen wollte; dieſe war in demſelben Grade klar und in das Concrete eingehend, als jenes Buch durch eine auffallende Sparſamkeit im Gebrauch der Zeichenſprache, ſo wie durch lange Perioden und das allzu ſtrenge Streben nach völliger Allgemeinheit ſchwerverſtändlich genannt werden muß. Aehnliches gilt von ſeinen weitverbreiteten Grundzügen der reinen Mathematik, die — wenn auch dem Verſtändniß leichter zugänglich — doch in ihrer compendiariſchen Faſſung weit entfernt ſind, dem Leſer eine Vorſtellung von Thibaut's meiſterhaftem Vortrage geben zu können.

Was dieſem Vortrage überhaupt einen ganz beſondern Reiz verlieh, war neben der geiſtvollen Behandlung der Sache ſelbſt im gewandteſten Ausdruck der Sprache die nicht ſelten eingeſtreute witzige Polemik und manche piquante Abſchweifung, die den abgeſpannten Geiſt der Zuhörer zu erfriſchen und zu neuer Anſtrengung anzuregen nie verfehlte. Wer unter Allen, die dieſe Zeilen leſen und gleich mir Thibaut als Schüler gegenüberſaßen, erinnert ſich nicht mit ſtillem Behagen jener Epiſoden ſeines Vortrags, bei denen er — Cirkel oder Lineal auf das Knie geſtützt, in wiegender Bewegung des etwas vorgebeugten Körpers — ſeine Laune ungezügelt ausſtrömen ließ, mit glänzendem Auge, mit ſchelmiſchem Lächeln um den ſchöngeformten Mund. Zur Zeit, wovon ich rede, war ſein lockiges Haar ſchon grau geworden; aber noch immer leuchtete eine jugendliche Anmuth aus ſeinen Zügen, die auch dem Fernerſtehenden ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit verrieth. Um ſo mehr hatte man die Iſolirung zu beklagen, in welcher Thibaut dem geſelligen Verkehr der Univerſität gegenüber fortwährend beharrte. In der wärmeren Jahreszeit, ſo lange das Wetter es irgend geſtatten wollte, bewohnte er ſeinen freundlichen, mit beſonderer Liebe gepflegten Garten am Fuße des Hainberges, wo wir jungen Leute, die wir uns ſeiner Gunſt verſichert halten durften, ihn gern Sonntags Vormittag beſuchten. An ſchönen Tagen fanden wir ihn ſicher in der großen Laube, die — von einem weißen Zelt überſpannt — zugleich gegen Sonnenſchein und die ſtörenden Tropfen einer vorüberziehenden Regenwolke ſchirmte. Aus halb liegender Stellung kaum ſich erhebend, legte er dann mit freundlichem Gruße das Buch zur Seite, deſſen Druck uns keinen mathematiſchen Inhalt verrieth, und lenkte mit den ſchnellſten, geſchickteſten Wendungen das Geſpräch auf Gegenſtände von allgemeinem Intereſſe, die er mit dem heiterſten Humor, mit dem ſchärfſten Witze zu beſprechen pflegte, wobei man es deutlich empfand, wie wohl es ihm in jugendlicher Umgebung war, wo manches freimüthige, kecke Wort eine friſche Aufnahme und Erwiederung fand. Kunſt, Litteratur, Politik und Philoſophie reichten ihm abwechſelnd den Stoff zu jenen Unterhaltungen, die durch Beziehung auf Erlebniſſe und Perſonen noch anziehender wurden; auch die Architektur kam in's Spiel, als er das deutſche Dach ſeines wohnlichen Gartenhauſes mit einem italieniſchen, ſcheinbar maſſiven, überbauen ließ, um dort eine hübſche Ausſicht zu gewinnen, wobei denn der Spott einiger Collegen auf's Schärfſte vergolten wurde. Die reichſte Beiſteuer lieferten aber die politiſchen Ereigniſſe jener Jahre: die karlsbader Beſchlüſſe, die Aufſtände in Spanien, Neapel und Griechenland, der Congreß zu Troppau und Laibach, Ereigniſſe, an denen Thibaut dem Anſcheine nach das lebhafteſte Intereſſe nahm. Sprang ſeine Unterhaltung einmal in das Gebiet der Philoſophie über, ſo ſprach ſich in ihm der entſchiedene Anhänger Kant's aus, der Skeptiker, der auf die neueren Syſteme ſich einzulaſſen keine Neigung zu haben ſchien. Von der Mathematik war in jenen Geſprächen nicht leicht die Rede, wenn nicht etwa einer der Anweſenden dazu drängte; und wirklich war Thibaut ſo entfernt von aller gelehrten Pedanterie, ſo reich an allgemeiner Bildung, wie an Geiſt und Laune, daß es ihm nicht in den Sinn kam, im Privatverkehr ſeinen Zuhörern mit ſeiner Berufswiſſenſchaft imponiren zu wollen. Vielmehr war ihm dieſe als Unterhaltungsgegenſtand dann offenbar läſtig und Erholung durch Ergehen in andern Gebieten des Geiſtes mit Recht Bedürfniß. Es gab Einige, die ſich dadurch in ihren Erwartungen getäuſcht fanden und ſein abſichtliches Umgehen eines ſtreng wiſſenſchaftlichen Geſprächs, ſein Intereſſe an belletriſtiſcher Lectüre und ſeine anſcheinende Gleichgiltigkeit gegen neuere Erſcheinungen der Wiſſenſchaft laut tadelten: was man aber auch an dieſem letzten Vorwurfe zugeben mag, ſo hat man nicht zu vergeſſen, daß Thibaut drei, ja oft vier Stunden des Tages auf jenen lebensvollen, im freien Erguß immer friſch und neu geſtaltenden Vortrag verwandte, der ihm als höchſte Aufgabe ſeines Berufes erſchien. Nach ſolcher Anſtrengung durfte er denn wohl mit Recht außer dem Gebiete der Abſtraction ſich Erholung ſuchen, um an den duftigen Gaben des Frühlings oder der Dichtkunſt ſich zu erquicken. Jedenfalls gehört dieſes menſchlich ſchöne Bedürfniß ſo weſentlich zu den Eigenthümlichkeiten des geiſtvollen Mannes, deſſen Bild ich hier vergegenwärtigen möchte, daß ich es nicht unerwähnt laſſen durfte.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

30. März. № 76. 1841.

Fr. Raumer „Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive."

(Fortsetzung.)

Wenn dies Alles wahr ist, warum wirft man denn nicht endlich einmal den ganzen in Parteigeist zusammengerafften Quark der in der französischen Litteratur herrschenden Ansichten über persönliche Veranlassungen der Revolution über den Haufen, um sich alsdann einen freieren Blick zu eröffnen in das Gewebe der objectiven, idealen Basen, aus denen die Entwicklungen in der französischen Geschichte hervorgegangen sind. Mögen die Madame Pompadour und die Dubarry ihre eigene Schuld tragen; der Ersteren aber die Schuld des österreichisch-französischen Bündnisses aufzuladen, ist eben so irrthümlich und gradezu lächerlich, als der Letzteren die Schuld der Finanznoth aufzubürden, die, nach der Meinung Einiger, die wesentliche Veranlassung zum Ausbruche der französischen Revolution gewesen wäre. Ludwig XV. war, inwieweit er überhaupt darauf baute, ganz aus eigener Bewegung auf das östreichische Bündniß eingegangen, und hielt noch lange Jahre nach dem Tode der Frau von Pompadour an dem fest, was er mit Recht als sein eigenes Werk betrachtete. Inwieweit aber durch seine Schuld es herbeigeführt ward, daß während der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Finanznoth des französischen Staates auf eine immer beunruhigendere Weise zunahm, kann das, was im Hofleben verschwendet sein mag, gar nicht in Betracht kommen gegen die ungeheueren Summen, die alljährlich außer Landes nach Polen, nach Schweden, nach Deutschland geschickt wurden für den Zweck von Bestechungen. Man braucht sich nur sehr wenig in den französischen Archiven umgesehen zu haben, um zu der vollkommensten sicheren Ueberzeugung davon zu gelangen, wie höchst leichtsinnig und verkehrt allerdings eben so sehr aus Parteiwuth gegen die alte Monarchie, als aus dem falschen Bestreben, Alles auf persönliche Momente zurückzuführen, die französischen Geschichtschreiber bisher ihre Landesgeschichte in Beziehung auf das achtzehnte Jahrhundert behandelt haben. Daß dies bei seiner Durchsicht von angeblich gegen 324 Bänden aus dem Archiv des französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten dem Herrn von Raumer nicht aufgegangen ist, und daß er darüber seine Bemerkungen zu machen, keine Veranlassung gefunden hat, dürfte zu einem wesentlichen Vorwurfe gegen ihn gereichen. Der Fehler des Cabinets Ludwig's XV. liegt weiß Gott nicht darin, daß der Geist des Leichtsinns und der Frivolität darin überhand genommen hätte, sondern vielmehr darin, daß man in der Verfolgung ernster und großer Zwecke, in dem Bestreben, die Pläne Ludwig's XIV. festzuhalten und zu weiterer lebendigerer Entwicklung zu führen, im Hochmuth in seiner eigenen Kraft sich übernahm. Man braucht nur wenige Bände aus französischen Archiven gelesen zu haben, um hierüber eine klare und feste Ueberzeugung sich zu bilden. Der eigentliche Mittel- und Wendepunkt der Geschichte Ludwig's XV. war ohne Zweifel eingetreten zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Die Blüthe des französischen Volkslebens war schon vorüber, es selbst im Abdorren befangen, aber der König von Frankreich wollte in dem stolzen, wenn man will, übermüthigen Gefühle, welches die Erinnerung an seine Vorfahren, an Heinrich IV., an Ludwig XIV., die Erinnerung an die Geschichte seines Volks in ihm erweckte, nicht ablassen von seinen Plänen, die von seinen Ahnen her ihm überliefert waren. Daß wir Deutschen deshalb keine Verehrung für ihn fassen können, versteht sich von selbst; aber als Geschichtsforscher sind wir nichts desto weniger verpflichtet, seine Stellung objectiv zu erkennen. In dieser befand er sich im Kampfe mit dem Geschicke, indem er als König von Frankreich daran gewiesen war, etwas, was sich geschichtlich gar nicht mehr halten ließ, zu halten, und eben deshalb in Widersprüche der mannichfaltigsten Art gerieth. Friedrich II. trug in dem damaligen Kampfe um die Unabhängigkeit Deutschlands von französischer Politik den Sieg davon.

Von dem Erkennen solcher tieferen geschichtlichen Momente, auf welche hier angedeutet worden ist, finden sich keine Spuren in dem vorliegenden Werke. Die Bemerkun-

gen und Betrachtungen, auf die im Vorhergehenden aufmerksam gemacht worden ist, beschränken sich auf abstracte Reflexionen über Gegenstände der Staatswissenschaften, der Staatswirthschaft und Politik. Auf diese will jedoch der Verf. keinen eigentlichen Werth gelegt wissen, sondern verweist auf das, was er als historisch Neues aus Urquellen beibringe. Aufrichtig gestanden ist jedoch in diesem sehr Weniges von wahrhafter Bedeutung; über kein einziges geschichtliches Verhältniß ist irgend ein neues Licht verbreitet worden. Was namentlich die am weitläufigsten behandelten polnischen Verhältnisse betrifft, so dürfte sich in dem, was darüber mitgetheilt worden ist, kaum etwas finden, was nicht auch schon bei Rulhière wenigstens angedeutet wäre. Nimmt man das Werk für sich, wie es objectiv dasteht, so kann man kaum eine andere Ansicht gewinnen, als die, daß dem Verf. bei der Ausarbeitung desselben die Absicht vorgeschwebt habe, eine wohlfeile Gelegenheit sich zu bereiten, theils allerlei staatswirthschaftliche und politische Ansichten, ohne dabei die behandelten Gegenstände eben zu erschöpfen, dem Publicum vorzulegen, theils über den Standpunkt sich zu erklären, von welchem aus er gegenwärtig die polnischen Angelegenheiten betrachte. Als Zugabe würden dann die im dritten Bändchen als Lieblingsgegenstände weitläufiger behandelten Hofgeschichten anzusehen sein. Dieser Auffassung widerspricht indeß das, was der Verf. selbst in der Vorrede über die Unbedeutenheit seiner Bemerkungen, Betrachtungen, Randglossen und Zusätze sagt. Diesem nach darf ihm jene Absicht nicht untergelegt werden, und wenn es dessenungeachtet bei dem Lesen des Buches scheint, als ob eine solche zu Grunde gelegen habe, so muß dieser Schein erklärt werden durch die Annahme von einem unbewußten Wirken der geistigen Natur des Hrn. Verf. Manches Interessante findet sich in dem Anhange zum ersten Bande, über Hof und Politik des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, so wie über die Jugendzeit Friedrich's II.

Was die mitgetheilten urkundenmäßigen Berichte betrifft, so stehen die Mittheilungen aus dem französischen Archive quantitativ in gar keinem Verhältnisse zu den Mittheilungen aus dem englischen Archive. Dies hat wahrscheinlich zwei Gründe: eines Theils hatte Hr. von Raumer schon seine Auszüge aus dem englischen Archive gemacht, als er nach Paris kam, und wird es daher nicht für nöthig gehalten haben, wiederholentlich dasselbe aus gleichlautenden Berichten in weitläufigen Auszügen zu Papier zu nehmen; anderen Theils konnte er hoffen, auf diese Weise sich am leichtesten in der Gunst des Hrn. Mignet zu halten. Das Erstere scheint daraus zu erhellen, daß in dem vorliegenden Werke mehrfach die allgemeine Bemerkung wiederkehrt: es enthielten die französischen Gesandtschaftsberichte gerade dasselbe, was aus den englischen mitgetheilt wäre. Das Zweite ist wahrscheinlich nach der Art, wie Hr. Mignet seine Mittheilungen aus dem Archive, welchem er vorgesetzt ist, zu gewähren pflegt.

Im Sinne der politischen Partei nämlich, der er angehört, ist auch er sehr liberal. Die Artigkeit und Feinheit seines Benehmens, besonders gegen Fremde, ist bekanntlich schon genug gepriesen, als daß ich darüber noch meine besonderen Bemerkungen hinzuzufügen hätte. Bei ihm tritt indeß auch das ein, was einer allgemeinen Erfahrung nach in einer gewissen Nothwendigkeit zu beruhen scheint, nämlich dies: daß nicht immer, was in der allgemeinen Theorie als Liberalität festgehalten wird, im Besonderen in der Anwendung auf praktische Verhältnisse als solche sich bewährt. Im Allgemeinen herrschen in Paris sehr liberale Ideen über freie Benutzung archivalischer Nachrichten für wissenschaftliche Zwecke, und es kann auch in der That schon aus dem Grunde nicht anders sein, weil in Folge der sich wiederholenden Revolutionen jedes vergangene Zeitalter dem Bewußtsein des nächstfolgenden in eine weit größere Ferne, als irgend anderswo entrückt wird. Dem Bewußtsein der Franzosen steht zum Beispiel das Zeitalter des siebenjährigen Krieges, von welchem sie durch die unendliche Kluft der Revolution geschieden sind, bei weitem ferner, wie dem der Preußen, und es liegt in der Sache, daß jene in einem weit höheren Maße, wie diese, dies Zeitalter als eine völlige Vergangenheit betrachten müssen, die nach allen Richtungen hin kritischer Forschung ohne Nachtheil freigegeben werden dürfe. Wenn aber dem so ist, so stellen sich doch nicht überall die praktischen Verhältnisse so, wie man es darnach erwarten sollte. Hr. Mignet ist ein liberaler Mann, und wie er, nicht ohne bedeutenden Erfolg, auf die Liberalität der Deutschen in Weimar und Dresden Ansprüche gemacht hat, auch in Brüssel seinen Wünschen genügt worden ist, und er fortwährend noch auch auf das Wohlwollen des Hrn. von Metternich zählt, sollte man glauben, daß er um so bereitwilliger bescheidenen Wünschen deutscher Gelehrten nachzugeben sich bereit zeigen dürfte. Dies ist aber keineswegs der Fall.

Durch Schlosser und Raumer war in Deutschland ein allgemeines Gerücht verbreitet von einer in Paris herrschenden sehr lobenswerthen Liberalität in Eröffnung der Archive für wissenschaftliche Zwecke. Den allgemein geltenden Principien nach müßte es auch so sein, und die Herren Directoren der Archive sind eigentlich durch nichts gebunden, als durch eine Ministerial-Ordonnanz, in welcher ihnen vorgeschrieben wird, nicht zu gestatten, daß von einer Urkunde eine vollständige Abschrift genommen werde. Aber aus dieser Liberalität entsteht wieder ein anderes Uebel: es wird nämlich Alles zu sehr der Willkür des Einzelnen überlassen. Obgleich Hr. Mignet bei seinen Gesuchen in Weimar und Dresden einen officiellen diplomatischen Weg gewählt hat, und er auch auf einem solchen Wege in Wien

zu ſeinem Zwecke zu gelangen hofft, ſo würde er es jedem Fremden doch ſehr übel nehmen, der gegen ihn einen ſolchen Weg einſchlüge, und er würde es nicht unterlaſſen, mit unbeſtimmten Andeutungen über allerlei Gründe zum Verdacht zu erwiedern. Nur er hat zu bewilligen oder zu verſagen. Er giebt Manches, hat auch mir ſehr Bedeutendes mitgetheilt, wofür ich ihm ſehr großen Dank ſchuldig bin, und meinen Dank ihm hiermit abſtatte; aber über die Art und Weiſe, wie er giebt und wie er wieder verſagt, kann er unmöglich fordern, daß man ihm Dank abſtatten ſolle. Mit Unwillen nur ſieht er es an, und das haben Mehrere erfahren, wenn man ſich dazu anſchickt, um dem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, Auszüge zu machen. Seinem Verlangen nach müßte man ſich damit befriedigen, daß das Leſen der Urkunden geſtattet werde, um demnächſt ſpäter in der Erinnerung das Geleſene zu wiſſenſchaftlichen Zwecken zu verarbeiten. Gern ſieht er es, daß man ſich beeile, und ſo ſchnell oder flüchtig arbeite, daß man an einem Morgen während weniger Stunden mit der Durchſicht von etwa einem Dutzend Folianten fertig werde. Manchen weiſt er ganz ab mit dem bei vielen Archiven ſo häufig gebrauchten Vorwande, daß Mangel an Platz ſei. Abgeſehen nun davon, daß ein ſolcher Vorwand ſchon an und für ſich auf eine völlig verkehrte Archiveinrichtung hindeutet, muß es außerdem auch auffallen, wenn geſagt wird, daß in dem großen Hôtel des capucins kein enger einſamer Winkel für die Arbeit eines Gelehrten zu finden wäre. Das alte, eigentlich ſchon verbrauchte Mittel, um die Gelehrten aus den Archiven fern zu halten, die Stellung des Verlangens nämlich, daß man beſtimmte Actenſtücke angeben ſolle, die man einzuſehen wünſche, wird auch von Hrn. Mignet in Anwendung gebracht.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an B. F. Thibaut.

(Schluß.)

Aber wie viel bleibt noch übrig, dieſes Bild zu vervollſtändigen! Wie ich Thibaut hier geſchildert, erſchien er Allen, mit denen ſeine Stellung als öffentlicher Lehrer der Univerſität ihn irgend in Berührung brachte. Der Reichthum ſeines Geiſtes konnte Niemandem verborgen, die Kunſt eines ſolchen Vortrags auf Keinen ohne Einfluß bleiben; Jeder empfand die Wirkung dieſer liebenswürdigen Perſönlichkeit und ihre ausgezeichnete Befähigung zu dem Berufe des akademiſchen Lehrers. Aber Wenigen nur mag, wie mir, die Gunſt zu Theil geworden ſein, im vollſten Umfang zu erfahren, wie ſehr Thibaut dieſen Beruf zu erfüllen, wie er ein rein menſchliches Intereſſe an ſeinen Schülern mit dem wiſſenſchaftlichen zu verknüpfen und dadurch im ſchönſten und höchſten Sinne des Wortes Lehrer zu ſein verſtand. Um ihn von dieſer Seite treu nach dem Leben zu ſchildern, muß ich mir freilich einige Mittheilungen erlauben, die zunächſt mich perſönlich betreffen, aber hier keinen weitern Anſpruch auf des Leſers Theilnahme zu machen haben, als inſofern ſie dazu dienen ſollen, das Bild des trefflichen Mannes uns näher und heller vor das Auge zu rücken. — Meine ſchon früher durch das Studium franzöſiſcher Mathematiker angeregte Neigung, einſt ſelbſt auf dieſem Gebiete der Wiſſenſchaft zu wirken, konnte durch Thibaut's Vorträge nur erhöht und zum beſtimmteſten Wunſche geſteigert werden. Als ich mich nun vertrauend darüber gegen ihn ausſprach, ohne die Bedenken zu verhehlen, die ſich gegen ſeine Verwirklichung aufzulehnen ſchienen, fand ich bei ihm die wohlwollendſte Theilnahme. Ernſt und ſorgſam alle Beziehungen erwägend, beſprach er die Sache, und ermuthigte mich endlich wahrhaft liebevoll, durch nichts mich irren zu laſſen, wenn ich fühle, daß die Beſchäftigung mit der Wiſſenſchaft und der Beruf des Lehrers mich beglücken könne. Von nun an ſchien ſein Intereſſe an meinen Studien ſich zu verdoppeln; er rieth angelegentlich zu einem Privatiſſimum bei ſeinem berühmten Collegen Gauß und ſpäter zum Angriff der damals von der philoſophiſchen Facultät geſtellten Preisaufgabe, zu deren Bearbeitung ich leider auf ſehr unerfreuliche Weiſe hinlängliche Muße fand. Es war nämlich gerade um jene Zeit, als ganz unerwartet ein gefahrdrohendes Uebel mich für die Dauer vier langer Wintermonate auf's Krankenlager warf, wo die erwähnte Beſchäftigung mir den Dienſt leiſtete, die Schmerzen erträglicher zu machen und der Langenweile zu wehren. Doch weiß ich nicht, was bei der über mich verhängten, gewaltſamen Cur aus mir geworden ſein würde, hätte ich zum Erſatz der Kräfte, welche die Kunſt des Arztes für meine Heilung in Anſpruch nahm, nur Troſt und Hilfe an der göttinger Garküche gehabt. Schwerlich wäre ich, einer tüchtigen Kräftigung bedürftig, mit ihrem Beiſtande je wieder von meinem Lager aufgeſtanden. Aber nur wenige Tage vergingen, und Thibaut — der zufällig davon unterrichtet, mit meinem Arzte ſich beſprochen — ſandte mir die, von dieſem empfohlenen, nahrhaften Speiſen, die er ausdrücklich für mich hatte bereiten laſſen. Er ſandte ſie, ſo lange das Uebel mich darniederhielt, mit unermüdlicher Sorgfalt nach des Arztes Rath und Weiſung, und machte gewiß nur durch eine ſo treulich ſorgſame Pflege den günſtigen Erfolg möglich, den meine Freunde oft ſorgenvoll zu bezweifeln ſchienen. Ich beſchränke mich auf dieſen einfachen Bericht, ohne die Gefühle ſchildern zu wollen, womit ich, als ein milder Frühlingstag mir zum erſten Mal wieder in's Freie zu gehen erlaubte, noch ſchwankend und bleich, meinem freundlichen Pfleger vor Augen trat, der mich mit liebevollſter Theilnahme empfing. Dank dir, du Edler — über das Grab

hinaus — für deine Liebe, die wie ein köſtliches Kleinod aus vergangener Zeit mir herüberſtrahlt und ihr Licht noch auf die ſpäteſten Tage meines Lebens werfen wird!

So mußte die bittere Ungunſt einer gefahrdrohenden Krankheit mir zugleich zur ſeltenſten Gunſt werden, indem ſie mir — wie vielleicht keinem andern ſeiner Schüler — das theilnehmende Herz des verehrten Lehrers neben dem Reichthume ſeines Geiſtes aufſchloß und mich ihm dadurch nur um ſo inniger verband. Und noch war er nicht müde geworden, mir ſein thätiges Wohlwollen zu beweiſen. Als ich, durch längern Aufenthalt auf dem Lande neugekräftigt, zu ihm zurückgekehrt war und beim Hinblick auf die nächſte Zukunft meine Scheu vor dem öffentlichen Auftreten ſchwer überwinden zu können meinte, wußte er durch ſo gute Gründe meinen Entſchluß zu einem Verſuche freien Vortrags in ſeinem Auditorium zu beſtimmen und dann die Zuhörer ſeiner Vorleſung über höhere Mechanik ſo gewinnend auf eine mir übertragene Einſchaltung zu verweiſen, daß ich mich durch dieſe entgegenkommende Vermittlung noch während der letzten Studienmonate, nicht minder überraſcht als beruhigt, auf den Fleck geſtellt ſah, den ich eben ſo ſehr gefcheut, als erſtrebt hatte. Eine ſo wohlwollende, ſo entſchiedene Förderung des nothwendigen Selbſtvertrauens bei dem ſchwierigen Uebergange vom Studium zum Lehren der Wiſſenſchaft haben auch andere Schüler des Meiſters von demſelben erfahren, die — wenn ſie dieſe Zeilen leſen — dem theuren, unvergeßlichen Manne mit mir noch jetzt die wärmſte Anerkennung für ſeine thätige, fördernde Theilnahme zollen werden. Aber auch denen, die ihm weniger nahe geſtanden und in ihm nur den geiſtvoll anregenden Lehrer ſchätzen gelernt, wird es von Intereſſe ſein, hier ſein Bild durch Züge vervollſtändigt zu ſehen, die unſtreitig den vollen Werth ſeiner Perſönlichkeit erkennen zu laſſen geeignet ſind. Und wie Manches auch noch von Seiten Anderer, die früher oder ſpäter ihm nahe gelebt und ſeines vertrauteren Umgangs genoſſen, zu näherer Charakteriſtik Thibaut's jenen Zügen noch möge hinzugefügt werden können, ſo würde doch dadurch der Darſtellung ſeines ſchön-menſchlichen Verhältniſſes zu den Mitgliedern der jüngern Generation, die an ſeine Lehre und Förderung gewieſen waren, kaum ein weſentlicher Beitrag erwachſen. Reicht hier doch das, was der Einzelne auf ſo überzeugende Weiſe an ſich erfahren, völlig aus, daran die Bedeutung und Würdigkeit eines ſolchen Mannes überhaupt zur Anſchauung zu bringen. Seine Bedeutung aber war die, einer der ausgezeichnetſten Lehrer ſeiner Zeit zu ſein, und ſeine Würdigkeit ruhte auf jener edlen Humanität, die ſich ſeinen Schülern in freundlichſter Theilnahme und nach dem Bedürfniß nicht minder in thätigem Wohlwollen beurkundete. Allgemein war daher die Werthſchätzung und Zuneigung, die er bei dieſen fand, und wenn man auch den Einen oder Andern einmal über Thibaut's Abneigung gegen wiſſenſchaftliches Geſpräch oder über die ermüdende Ausſpinnung ſeiner Perioden Klage führen hörte, ſo wollten ſich ſolche Aeußerungen doch keineswegs als eigentliche Beſchwerden, ſondern nur als kritiſche Bemerkungen geltend machen, wie ſolche über jeden akademiſchen Lehrer ergehen. Schärfer urtheilten wohl ältere Perſonen über ſeine perſönliche Iſolirung, wie über ſein anſcheinend paſſives Verhalten gegen manche Fortſchritte der Wiſſenſchaft. Aber die ungeſtörte Einſamkeit unter den Blumen und Gebüſchen ſeines Gartens war ihm nun einmal zum Bedürfniß geworden und Büchergelehrſamkeit nicht das Feld ſeiner Neigung, litterariſche Geſchäftigkeit nicht ſein natürlicher Beruf. So übte er denn eine ächt menſchliche Oppoſition gegen dieſe Anfechter einer gemüthlichen Ruhe und Behaglichkeit, zu deren Einkehr er ſich am Abend eines mühevollen Tages nicht minder, als andere Sterbliche, berechtigt glaubte. Der litterariſche Ruhm konnte ihn nicht verlocken, ſich dieſen ſeinen gewohnten Lebensgenuß zu verkümmern, und gern überließ er es Andern, ſich mit der Feder einen Namen zu erkämpfen, während er durch die Kraft des lebendigen Wortes zu wirken ſich berufen fühlte. Gegen Ehrenbezeigungen, wie ſie in der gelehrten Welt geſchätzt zu werden pflegen, ſo wie gegen das Urtheil der Tageskritik verhielt er ſich völlig gleichgiltig: aber der Jugend, die ſich wißbegierig um ihn ſammelte, war er dafür mit voller Seele zugethan und gegen Alle zu wohlwollender Vermittlung und Förderung bereit. — So wie ich ihn hier geſchildert, lebt Thibaut noch treu in ſeiner Schüler Erinnerung: ein Univerſitätslehrer, wie es deren ſtets nur wenige geben wird; würdig, noch lange, nachdem er aus dem Kreiſe der Lebenden geſchieden, denen, die zu gleich ehrenvoller Wirkſamkeit berufen ſind, als glänzendes Vorbild zu dienen.

Hannover. A. Tellkampf.

In meinem Verlage iſt im Monat März 1841 erſchienen:

Liturgik

oder

Theorie der ſtehenden Cultusformen in der evangeliſchen Kirche,

nebſt praktiſchen Beilagen,

von

F. W. Klöpper,

Doctor der Theologie.

gr. 8. 1841. Broſch. 2 Thlr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

31. März. № 77. 1841.

Fr. Raumer „Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive."

(Schluß.)

Man sieht also hieraus, daß allgemein die Archivverwaltung in Frankreich nicht liberaler sei als in Deutschland, auch wird man darnach einige Entschuldigungsgründe für Hrn. von Raumer finden gegen etwaige Vorwürfe, daß er aus dem Archive, dem Hr. Mignet vorsteht, nur so Weniges beigebracht habe. Hätte er kecker und dreister auf die Sache eindringen wollen, so würden unfehlbar mancherlei Störungen in seinen freundschaftlichen Verhältnissen zu Hrn. Mignet eingetreten sein. Es ist für den Fremden wohlgethan, in Paris leise aufzutreten; vor Allem aber ist es für den deutschen Gelehrten wichtig, zu wissen, daß die in Deutschland verbreitete Meinung über die Liberalität der archivalischen Einrichtungen in Paris irrig sei. Die Liberalität in der Verwaltung der Archive hängt hier nicht ab von den Einrichtungen, sondern ganz und gar von der Individualität der Vorsteher. Hiernach bestimmt sich die leichtere oder schwierigere Zugänglichkeit eines bestimmten Archivs. Es ist eine wunderliche Behauptung, daß aus dem Archiv des Kriegsministeriums eher ohne Nachtheil Actenstücke mitgetheilt werden könnten, als aus dem Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Wenn man auch in jenem nicht Alles das findet, was in diesem verschlossen ruht, so werden sich dort doch auch stets die deutlichsten Spuren der diplomatischen Verwicklungen und Verwirrungen finden lassen. Amtlich würde der Hr. General Baron von Pelet dieselben Verpflichtungen haben, wie Hr. Mignet. So lange er jedoch nebst anderen Angelegenheiten die des Archivs des Kriegsministeriums zu verwalten haben wird, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß diese Verwaltung ihren wahrhaft freisinnigen, dem Interesse der Wissenschaft entsprechenden Charakter behaupten werde. Der Hr. General möge es mir gestatten, an diesem Orte ihm meine Hochachtung, Verehrung und meinen innigsten Dank abzustatten für alle die Gunst, die er mir während meines Aufenthaltes in Paris erwiesen hat, und für seine großmüthige Freigebigkeit in Mittheilung theils von Urkunden, die sich auf die Geschichte des siebenjährigen Krieges beziehen, theils der Militärcorrespondenz Napoleon's, die auf seinen Befehl und unter seiner Obhut mit Sorgfalt gesammelt und geordnet worden ist.

Von der Individualität Daunau's hing auch der Geist der Verwaltung des französischen Reichsarchivs ab, und man will bemerkt haben, daß seitdem Daunau zu kränkeln angefangen, und dann noch die bekannte Ministerialveränderung vom ersten März hinzugekommen sei, der freieren Benutzung der reichen Schätze dieses Archivs größere Schwierigkeiten, als es bisher geschehen war, entgegengestellt worden wären. Da indeß Letronne, ein Mann, der von Thiers allerdings wohl ein Amt, welches ihm an jährlichem Gehalte funfzigtausend Franken einbringt, annehmen mag, der aber dabei auch zugleich seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit gegen Jeden, wer es auch sei, zu vertheidigen weiß, an Daunau's Stelle nach dessen Tode getreten ist, so steht mit Grund zu hoffen, daß das Interesse der Wissenschaft in der Verwaltung der Angelegenheiten des Reichsarchivs einer tüchtigen Vertheidigung sich zu erfreuen haben werde.

Ein Uebelstand bleibt es freilich immer, wenn die Interessen der Wissenschaft überhaupt der Willkür von Einzelnen preisgegeben sind. Gelehrter Neid, allerlei Eifersüchtelei anderer Art und in Bezug auf archivalische Schätze die Sucht, etwas für sich allein zu haben und zu besitzen, auf dessen gelegentlichen Verbrauch und eigene Benutzung man selbst die nächste Berechtigung zu haben, sich einbilden mag, gewinnen alsdann den freiesten Spielraum. Besonders aber da, wo das politische Leben durch leidenschaftliche Parteiumtriebe und in Kämpfen bewegt wird, werden mehrfach andere Uebelstände sich noch erzeugen. Unfehlbar nämlich gerathen hier die historischen Wissenschaften in den Dienst der Politik des Tages, und wer sieht es nicht ein, welcher Nachtheil sich daraus für die höheren Interessen derselben ergeben muß. In liberaler oder in oligarchischer Form schleicht sich der Jesuitismus ein, und macht sich für seine ganz besonderen Zwecke die Geschichte eigens zurecht.

Doch es möge des Angedeuteten genug und mir nur noch erlaubt ſein, den Hrn. von Raumer auf einen großen Irrthum, der ſich in dem gewählten Titel ſeines Werkes kund thut, aufmerkſam zu machen. Nach dieſem Titel müßte man glauben, daß Hr. von Raumer im franzöſiſchen Reichsarchiv gearbeitet hätte. Nach der Vorrede aber, und wie es auch aus dem Werke ſelbſt erhellt, ſind geſandtſchaftliche Berichte über die Zeit von 1763 bis 1783 die Quellen geweſen, aus denen gearbeitet worden iſt, und es ſollen in Paris nicht viel weniger als 324 Folianten durch die Hände des Verf. gegangen ſein. Nun iſt es zwar nicht zu läugnen, daß fragmentariſch einzelne Sammlungen von Abſchriften geſandtſchaftlicher Berichte aus neueren Zeiten, die aus Privatverlaſſenſchaften herzuſtammen ſcheinen, im Reichsarchiv ſich finden. Die Originalcorreſpondenzen oder auch nur eine Abſchrift derſelben in fortgeſetzter ununterbrochener Folge finden ſich jedoch hier nicht. Auch kann man dreiſt behaupten, daß die in Abſchrift im Reichsarchiv etwa aufbewahrten geſandtſchaftlichen Berichte bei weitem keine 300 Folianten bilden würden, wenn ſie eingebunden wären; bis jetzt aber iſt es im Reichsarchiv zum vollſtändigen Einbinden dieſer Blätter in der Art, wie im Archiv des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, noch gar nicht gekommen. Was Hr. von Raumer benutzt haben kann, findet ſich nur in dem, unter des Hrn. Mignet Verwaltung ſtehenden Archive des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten; man begreift daher gar nicht, wie er auf das Wort Reichsarchiv habe kommen können, wenn man nicht annehmen will, daß er eine von Schloſſer geſchehene Erwähnung des Archivs des Königreichs mißgedeutet hätte. Es iſt völlig unmöglich, daß Hr. von Raumer von dieſem Archiv Kenntniß genommen habe, denn ſonſt würde er es nicht mit dem von ihm benutzten Archiv haben verwechſeln können. Es iſt theils aufbewahrt in dem im Marais belegenen Palais Soubiſe, theils in der, gegenwärtig zu den Gebäuden des auf der Inſel belegenen Juſtizpalaſtes gehörenden vormaligen Schloßkirche, die Ludwig der Heilige als ſeine Hofcapelle erbaut hat, und ſtand früher unter Daunau's Verwaltung, gegenwärtig unter Letronne's; Vorſteher des beſonderen hiſtoriſchen Theils iſt Hr. Michelet. Es war früher das Geſammtarchiv des Königreichs Frankreich, hat von daher auch ſeinen Namen und höchſtreiche Schätze an Urkunden aus älteren Zeiten. Die Archive der Miniſterien der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges aber haben ſich ſeit den Zeiten Ludwig's XIV. davon ausgeſchieden und zu eigenen, an dieſe beiden beſonderen Miniſterien ſich anſchließenden Inſtituten ausgebildet. Dem Reichsarchiv ſoll ſeit dieſer Zeit grundſätzlich nur das anheimfallen, was ſich auf Gegenſtände der inneren Verwaltung bezieht; es ſind jedoch, wahrſcheinlich durch Ankauf aus Privatverlaſſenſchaften, Abſchriften von mehreren diplomatiſchen Correſpondenzen aus neueren Zeiten in daſſelbe hineingekommen, und es ſcheint nicht, daß das Archiv des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten auf das, was zufällig in das Eigenthum des Reichsarchivs gekommen iſt, rechtliche Anſprüche würde machen können. Dagegen verlautet jedoch, daß Hr. Mignet geſonnen ſei, für ſein Archiv gegen das Reichsarchiv Anſprüche zu erheben auf gewiſſe Sammlungen diplomatiſcher Urkunden, die dem Reichsarchiv offenbar mit Recht zukommen, weil ſie, wenn auch ſpäter unter Napoleon erworben und unter Ludwig XVIII. behalten, einer dem Zeitalter Ludwig's XIV. vorangegangenen Zeit angehören. So iſt mir geſagt worden, daß Hr. Mignet nicht bloß früher ſchon Schritte gethan habe, um es zu erreichen, daß die für die Geſchichte der franzöſiſchen Religionskriege des ſechszehnten Jahrhunderts ſo höchſt wichtigen Urkunden des Archivs von Simankas keinem Anderen, als ihm zur Benutzung mitgetheilt würden, ſondern daß er ſogar jetzt, da jene Schritte vergeblich geblieben wären, daran dächte, Anſtalten zu treffen für den Zweck, daß ihm jene Sammlung von Urkunden für ſein Archiv ausgehändigt würde. Es ſteht indeß in dem Intereſſe der Wiſſenſchaft, zu hoffen, daß Hr. Letronne jeder an das Reichsarchiv gemachten ungebührlichen Forderung kräftigſt entgegenzutreten wiſſen werde. Ewiger Schade wäre es, wenn entweder die aus Privatbeſitz ſtammenden Abſchriften höchſt werthvoller diplomatiſcher Berichte über die Geſchichte neuerer Zeiten, oder die reichen Schätze des Archivs von Simankas in dem an der Kapuzinerſtraße belegenen Palaſte des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten begraben werden ſollten.

Von der Liberalität der Verwaltung des Archivs des Kriegsminiſteriums iſt ſchon die Rede geweſen. Daß ein viertes Archiv, das im Louvre befindliche Hausarchiv nämlich, in welchem die perſönlichen Correſpondenzen der Könige von Frankreich und auch die Napoleon's aufbewahrt werden, am ſtrengſten verſchloſſen gehalten wird, liegt in der Natur der Sache; jedoch halte ich mich überzeugt, daß wer unter dafür günſtigen Umſtänden ſich eine Zeit lang in Paris aufhielte, und dabei Zeit, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, zu verwenden hätte, im Stande ſein dürfte, auch hier einzudringen. Die in der Verwaltung der Kammern der Handſchriften auf der königlichen Bibliothek zu Paris herrſchende Liberalität iſt zu bekannt, als daß es hier einer anerkennenden Erwähnung derſelben bedürfte. Für die neuere Geſchichte iſt jedoch unter dieſen Handſchriften nur Weniges vorhanden, und was in unmittelbarer Beziehung zur deutſchen Geſchichte ſtände, nichts von Bedeutung aus der Zeit nach dem weſtphäliſchen Frieden. Einiges Intereſſante findet ſich unter den Handſchriften, die zur Zeit der Revolution mit der Bibliothek des damaligen Grafen von der Provence auf das Arſenal geſchafft worden ſind. Was die Bibliothek des Cardinals Mazarin und die

der vormaligen Abtei der heiligen Genovefa beſitzen, hat nur Bedeutung für die Geſchichte älterer Zeiten. Bereitwillig und gern übrigens überlaſſen die franzöſiſchen Gelehrten den Deutſchen ſolche Arbeiten und Unterſuchungen über geſchichtliche Gegenſtände aus den Gebieten älterer Zeiten, die ihnen ſelbſt zu langweilig und als nicht genug in unmittelbarer und enger Beziehung zu den Entwicklungen der neueſten Zeiten ſtehend erſcheinen.

V. F. Stuhr.

Erinnerungen an Karl Otfried Müller, von Dr. Friedrich Lücke. Göttingen 1841. Verlag der Dieterich'ſchen Buchhandlung.

Eine höchſt naive kleine Schrift, die Niemand, dem die Wiſſenſchaft und das Wohl der deutſchen Univerſitäten am Herzen liegt, ohne tiefe Wehmuth aus der Hand legen wird. Denn der Verf. giebt, ohne daß er es beabſichtigt, einen treffenden Beweis, in welchen traurigen Verfall die Univerſität, „das alte adlige Haus mit der langen Reihe edler Ahnen," zum Theil gerathen, und in welchem anſpruchloſen, weinerlichen Gefühlsſchwall ohne die Dictatur der Vernunft er ſelbſt begriffen iſt. Glaube doch Niemand, daß Göttingen durch die Kataſtrophe von 1837 in einem neuen Aufſchwunge vernichtet ſei. Es ſtand damals allerdings in der Blüthe ſeines ſich von Anfang an ſtets conſequent bleibenden Charakters, ſeiner eleganten Empirie, ſeines hiſtoriſchen Glaubens. Aber es bedurfte einer gänzlichen Reformation, und die hatte noch keineswegs begonnen. Es war längſt hinter der allgemeinen deutſchen Wiſſenſchaftlichkeit zurückgeblieben, indem es des philoſophiſchen Bewußtſeins, des Begreifens der ſchöpfungsreichen, ſich ſelbſt vertrauenden Gegenwart ermangelte. Jene bekannten Ereigniſſe haben höchſtens den urſprünglichen Kern wieder bloß gelegt, während ſich kurz vorher einiger rationale Anflug (Gewinne) zu befeſtigen ſuchte, der aber das Princip nur energiſcher auszubeuten, keineswegs zu reformiren ſtrebte. In der Hinſicht ſtand es damals um Göttingen eben ſo ſchlecht als jetzt. Auch Müller war, auch Lücke iſt vom ächten ancien régime der Univerſität. Wir hoffen es zeigen zu können. Um aber den Verdacht abzuweiſen, als wollten wir einen Todten kränken, — auch wir bedauern ſeinen zu frühen, herben Verluſt, — beziehen wir uns, obwohl wir den Satz de mortuis nil nisi bene für den Grundſatz einer Wittwe halten und die Wahrheit über Alles ſetzen, lediglich auf die Ausſagen der bezeichneten Schrift. Und da hat ſich die Sache ſo herausgeſtellt, daß wir Lücke, der dem Freunde ein Bild, eine Kerze zu ſtiften beabſichtigte, und ihn durchgängig auf die eintönigſte Weiſe lobt, in dem Thatbeſtande ſelten zu widerſprechen brauchen, wohl aber die aufgeſtellten Behauptungen nicht mit einem durch Thränen getrübten Auge, ſondern feſten Blickes anſehen, ihrer myſtiſchen Unbeſtimmtheit entziehen und in ihr wahres Licht ſtellen müſſen.

Zunächſt iſt allerdings einzuräumen, daß der Verf. ſich lange genug ſträubt, uns in das Toilettenzimmer der Gelehrſamkeit einzuführen. Denn ein tieferes Eingehen in Müller's Principien, eine gründliche Erörterung von Tendenzen hat er nicht beabſichtigt. Nur ſofern man von dem Putztiſch einer Dame auf ihren Haushalt ſchließen kann, lernen wir auch hier aus dem Stillleben das öffentliche Leben der Akademiker kennen. Herr Lücke hat erſt viel von der Bedenklichkeit, von der Schwierigkeit ſeines Unternehmens zu ſagen. Er iſt „faſt erſchrocken," mit ſeiner Trauer aus der ſtillen Kammer in die Oeffentlichkeit zu treten, und auch ſonſt gebeugt, fürchtet er, daß ihm das lebhafte Andenken an den hingeſchiedenen Freund „zu viel Herzblut auf ein Mal koſten möge." Obwohl wir uns nun anmaßen, Manches zu verſtehen, ſo müſſen wir hier doch einräumen, den Hrn. Conſiſtorialrath mit ſeinem theologiſchen Herzen nicht ganz zu begreifen. Auf unſerem freilich weniger gefühlsgläubigen Standpunkte glaubten wir immer, daß eine ächte, aufrichtige Trauer ſich nimmermehr vorſetzen könne: nun noch eine Thräne und dann keine mehr, ſie möchte meiner Geſundheit ſchaden. Vielleicht ſoll der Gedanke indeß auch nur einen rhetoriſchen Uebergang bilden; denn nachdem mit der Auctorität des Philologen Erneſti bekräftigt worden, daß man mit dem Schreiben warten müſſe, bis der Schmerz älter und milder geworden, tritt die Wendung ein; Hr. Lücke ermannt ſich, meint, daß gerade der Stachel des Schmerzes, je ſchärfer er iſt, die Erinnerung deſto wacher erhält; er erinnert ſich, auch ſelbſt ſchon erfahren zu haben, daß das volle Ausdenken und Ausſprechen des Schmerzes ihn gleichſam beſpricht und ſänftigt. Daher beginnt er:

„Als Müller im Jahre 1819 nach Göttingen kam, ſtand die Georgia Auguſta wie ein grüner Wald voll alter, heiliger Eichen noch in der Pracht des alten Ruhms aus der Heyne'ſchen Zeit." Bald darauf heißt es: „Mit Müller vornehmlich fängt in einer Zeit, wo den Unaufmerkſamen oder Uebelwollenden aus der Ferne hier Alles eben nur zu altern ſchien, das neue Göttingen an, wie man wohl ſcherzhaft geſagt hat, mitten in dem ehrwürdigen Old-England." Iſt das kein Widerſpruch? Hr. Lücke rühmt das ſtete Feſthalten an den Münchhauſen'ſchen Statuten, und ſtellt doch ein neues in Gegenſatz. Er widerſpricht ſich jedoch keineswegs: es iſt nur von einem Perſonenwechſel die Rede, die alten Grundſätze wurden gewiſſenhaft beibehalten. Lücke ſelbſt wurde in jener Zeit berufen, und mit ihm trat ſogar ein merklicher Rückſchritt auf theologiſchem Gebiet ein, da vorher weit freiſinnigere Männer ſchon dageweſen.

Daß das Treiben der Profeſſoren überhaupt noch das alte, und daß dieſes veraltet, hat Hr. Lücke ſelbſt die Güte gehabt zu beweiſen. Er ſpricht viel von der Zwangloſigkeit und Argloſigkeit, womit ſich die Geſellſchaft der „Ungründlichen," wie ſie ſich ſelbſt nannten, bewegte. Wie wenig aber dieſen Herren der humoriſtiſche Scherz Ernſt war, ſieht man daraus, daß der Verein ſehr bald in die angeblich „gründliche" Latina überging. Hier wurden lateiniſche Claſſiker interpretirt, und die Herren Profeſſoren ſchulmeiſterten ſich recht „gemüthlich." Da begeht denn Hr. Lücke die bewunderungswürdige Aufrichtigkeit, einzugeſtehen, daß die übrigen Mitglieder, Juriſten, Theologen, Philologen, er (Lücke) ſelbſt „Müller's vollgiltige Auctorität ſtets anerkannt hätten." Müller war der Präſident „von Rechtswegen," und Hr. Lücke bewundert die Geduld, Beſcheidenheit und Selbſtverleugnung deſſelben, womit er die Anderen, „doch meiſt philologiſche Dilettanten," behandelte. Wie geſagt, wir ſtehen hier nur am Toilettentiſche der Gelehrſamkeit und wiſſen ſehr wohl, daß dort eine angenehme Unterhaltung der Zweck war, aber die Folgerung aus jenem Auctoritätsglauben iſt unmöglich abzuweiſen. Lernt doch ſchon der Tertianer ſein noli jurare. Auf welchem Standpunkte des philologiſchen Wiſſens müſſen dieſe Herren Juriſten und Theologen geſtanden haben, die, ſobald Müller eine Meinung ausſprach, dieſelbe ſofort unterſchrieben und „die Geduld bewunderten, womit er ihr buntеſtes Gerede ertrug." Selbſt auf die Gefahr hin, daß Hr. Lücke von dem „Laſter des Uebelnehmens" gegen uns Gebrauch macht, können wir dieſe beklagenswerthe Unſelbſtändigkeit des Geiſtes nicht rechtfertigen. Wohl aber wird erklärlich, warum ihm der Muth mangelt, die Theologie einem nervigen philoſophiſchen Selbſtbewußtſein entgegenzuführen, da ihm bei ſeinem ängſtlichen Feſthalten am Buchſtaben der chriſtlichen Urkunden allein eine gründliche Philologie einen feſten Grund unter die Füße geben könnte und dieſe ihm mangelt. Der Mann, welcher täglich in der Exegeſe des N. T. ſeine ſchwankende Ungewißheit, ſeine traurige Begriffloſigkeit an den Tag legt, klärt hier Alles durch das offene Geſtändniß ſeines philologiſchen Dilettantismus auf. Er erzählt, daß er nur eine alte Liebſchaft mit der Philologie gehabt (S. 5), es aber zu keiner fruchtbaren Ehe mit ihr gebracht habe, und wagt es deſſen ungeachtet, mit ſeiner Pectoraltheologie einem mit Philologie, Geſchichte und Philoſophie Gepanzerten, wie Strauß, zu opponiren. Rührende Unbefangenheit!

So werden wir auch gegen das „gründliche Lachen," „das freie Geiſtesſpiel," welches unter dieſen Gelehrten geherrſcht haben ſoll, argwöhniſch, namentlich da die Probe des eigenen Witzes, die Lücke mittheilt, nicht Stich hält. Weil Müller auf Spaziergängen weder durch Kälte noch Hitze geſtört wurde, ſagt Lücke zu ihm: nec sudavit, nec alsit. Iſt das witzig? Eben ſo wenig, als wenn ſpäter Schneidewin Müller einen *ἀνὴρ τετράγωνος ἄνευ ψόγου τετυγμένος* nennt. Müller war ein heiterer, ſtets aufgeweckter Mann, der unter ſeinen Collegen gern das Wort führte und ſo ſehr ſprudelte, daß er ſogar in Damengeſellſchaft, wie wir ſelbſt gehört haben, griechiſche Verſe in der Urſprache und in Menge citiren konnte.

Was dieſer „Liebling der Götter, oder vielmehr [damit ſich ja nichts Heidniſches einſchleiche!], wie dem chriſtlichen Theologen allein zu ſagen geziemt, der göttlichen Gnade — mit der Doppelkraft eines eben ſo tugendhaften Fleißes, als einer reich begabten Natur in ſeinem beſonderen, wie allgemeinen Berufe als wiſſenſchaftlicher und akademiſcher Mann gethan und gewirkt hat," — darüber hätten wir gern ein unbefangenes, ſcharfſinniges Wort vernommen, allein Hr. Lücke giebt es nicht. Hier, wo er im Dienſte des intellectuellen Fortſchritts am ausführlichſten hätte reden ſollen, „erſchrickt er vor ſeinem Leichtſinn," ſich an eine Aufgabe gemacht zu haben, der er nicht gewachſen iſt. „Indeß was ſchreckt, das reizt auch wieder," fährt er munter fort, und da begegnen wir denn allen jenen herrlichen Sätzen, welche die Gegenwart ſo lau und ſchlaff machen. — Müller war ein tüchtiger Philolog, ſtand hoch über vielen anderen Philologen, war aber deſſenungeachtet noch in den Vorurtheilen und der Einſeitigkeit ſeiner Fachgelehrſamkeit befangen. Wenn Müller, wie Lücke anführt, darauf beſtand, daß nur in einer gründlichen Philologie der Schlüſſel für die Geſchichte liege, ſo iſt dagegen nichts einzuwenden. Von der Geſchichte ſelbſt aber hatte er irrige Begriffe. Er nahm an, daß die Menſchheit urſprünglich höhere, geiſtige Offenbarungen gehabt habe, die nachher allmälig verdunkelt worden; eine wohlbekannte, von ihm keineswegs erfundene Grille! Nachzuweiſen und philologiſch nachzuweiſen iſt dieſe freilich nicht, denn überall, wo uns die Vergangenheit hiſtoriſch zugänglich, ſehen wir im großen Ganzen nirgends dieſe allmälige Verdunkelung, ſondern ſtets Steigerung des Lichts. Die Annahme iſt deshalb myſtiſch. Und hoffte Müller, ein Schüler Böckh's, in der Geſchichte die Löſung der Räthſel des Lebens zu finden, ſo iſt das conſequent, aber eben ſo irrig. Das iſt kein Januskopf mit zwei Geſichtern, ſondern mit einem, das im Nacken ſteht. Wer von der Geſchichte die Probleme des Denkens löſen laſſen will, der verzichtet auf die Autokratie der Gegenwart, die ſelbſt wieder Geſchichte machen muß, und auf die Selbſtändigkeit der eigenen Vernunft.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

359

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

1. April. № 78. 1841.

Christliche Religionsphilosophie von Heinrich Steffens. 1. Th. Teleologie; 2. Th. Ethik. Breslau, 1839.

Steffens ist bekanntlich einer der ersten selbständigen Anhänger der Schelling'schen Naturphilosophie, und seine ersten Forschungen bewegten sich besonders auf dem Gebiete der Geologie. Erst späterhin wandte er sich dem religionsphilosophischen Elemente zu, und dahinüber schillerten von nun an auch seine sonstigen Forschungen und Untersuchungen über die Natur und Psychologie. In allen seinen Schriften aber zeigt sich Steffens als eine tiefe, sinnvolle Persönlichkeit, die den ersten Rang mit einzunehmen berechtigt ist unter den Größen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. In Berlin bildete er mit Hegel und Schleiermacher ein schönes Trifolium. Zwar wird man in seinen wissenschaftlichen Darstellungen nie jene, aus der reinsten Abstraction gewonnene, fast gewaltsam und doch immer sicher aufstrebende und immer lebensvoller sich abrundende Macht des dialektischen Denkens antreffen, wie bei Hegel, dessen hohe Subjectivität sich zumeist wie ein schweigender Gott in der auf- und niedersteigenden und mit sich selber zusammengehenden Bewegung der Sache verbirgt; die nur dann und wann, aber dann auch, zumal einem nichtigen Inhalte gegenüber, mit den Donnerschlägen eines kolossalen Humors an sich selbst erinnert. Eben so wird man bei ihm die Gründe und Gegengründe nicht so fein zugespitzt, so bis auf's Blut einschneidend und dabei unter allen Verschlingungen und Durchkreuzungen doch so sauber, so reinlich gehalten finden, wie bei Schleiermacher, dessen Schriften, durch den stets erneuten Vermählungsact zwischen schlau blickender Ironie und tief glühender, aber zart verhaltener Liebe, häufig einen ächt Platonischen Reiz in sich bergen. Denn Steffens hat weder die Macht der reinen, philosophischen Abstraction, wie Hegel, noch den umsichtigen, allen einzelnen Wendungen des concreten Gedankens nachspähenden Blick der Reflexion und des treffenden Witzes, wie Schleiermacher. Aber dafür ist er groß in genialen, fast fühl- und greifbar werdenden Anschauungen, in dichterischen Wendungen und besonders in jener zauberischen Gewalt, die oft plötzlich und wie mit einem Schlage die Farben und Anklänge aus allen Gebieten des Universums in Einem Focus versammelt und von da aus flüsternde, lodernde, donnernde Leuchtkugeln nach allen Regionen hin sendet. Dann wird für einen Moment Alles durchsichtig, redend, hinreißend, dann vereinen sich Bild und Gedanke, Ahnung und Ausdruck in inniger, zeugender Umarmung, während man in andern Momenten häufig genöthigt ist, mehr zwischen den Zeilen zu lesen, beim Knacken einer hier und da wie beiläufig hingeworfenen Nuß, die denn doch den Kern der weiteren Argumentationen enthält, sich Gebiß und Geschmack zu verderben, und am Ende das Ding doch gehen zu lassen, wie's Gott gefällt. Steffens hat sich tief hineingesponnen in die Räthsel und Geheimnisse des Naturlebens, und oft beschwört er selbst da Sphinxgestalten herauf, wo an sich, d. h. für uns Leser, keine zu entdecken sind. Alles, was er denkt und schreibt, ist von diesen, oft an's Ueberladene grenzenden Naturanschauungen durchwoben. Alle Begriffe, mögen sie metaphysischer oder ethischer, psychologischer oder religiöser Art sein, läßt er in diesen Blüthen und Krystallisationen anschießen, und aus dieser Verzauberung müssen sie dann räthseln und orakeln. Dem geheimnißvollen Grauen, wie der aufjauchzenden Wonne innerlicher Zustände, der höchsten Idee des Absoluten und ihrem Widerschein im denkenden Bewußtsein, wie den Momenten des psychischen Lebens, weiß er die sinnvollsten Analogieen und treuesten Spiegel aus der Natur zu entnehmen. Da klingen selbst im Metall und den anorganischen Massen die menschlichen Zustände und Leidenschaften wieder, und aus dem sinnigen Familienleben der Pflanzen- und Thierwelt tönen weissagende Andeutungen von einer Zukunft, in welcher Geist und Natur sich einheitsvoller und seliger in einander finden werden. Ja so weit geht Steffens in dieser Parallelisirung, daß er in der Natur ganz dasselbe ethische Princip wirksam sieht, wie in der Sphäre des Geistes. Die giftigen, zerreißenden, furiösen Bestien sind nur darum so erbost, so wollüstig grausam, weil der Sündenfall der menschlichen Persönlichkeit in sie sich continuirt hat,

und wiederum die gesammte Menschheit ist nur darum zur Sünde genöthigt, weil der Geist schon in seiner Verwachsenheit mit der Natur von finstern, aus dem Centrum der absoluten Persönlichkeit gewichenen Mächten gebunden ist.

Steffens ist Naturphilosoph, aber eigentlicher noch Naturdichter: denn das poetische Talent überwiegt bei ihm das philosophische. Wer kennt nicht seine wunderschönen Novellen; darin tritt das eigentliche Centrum der Steffens'schen Persönlichkeit heraus und feiert sein Schöpfungsfest. So bildet die Poesie das Element, in welchem er athmet und seine ursprünglichen Kreise zieht, in die dann das Speculative, der reine Gedanke als solcher, nur als Einschlag verwebt ist. Wie aber seine Poesie wegen des philosophischen Einschlages häufig nicht genug Unmittelbarkeit und Reflexionslosigkeit in sich trägt, so wirkt sie noch mehr da störend und trübend ein, wo Steffens als Philosoph auftritt, und in dieser Beziehung überbietet er selbst Jacobi. Recht stark ist dies nun eben in der Religionsphilosophie sichtbar geworden. Da tritt der reine Gedanke fast nie nackt hervor, sondern gewöhnlich ist er so sehr vom Gewebe poetischer Vorstellungen und Naturanschauungen umhüllt, daß man bei der Lectüre nicht selten in eine förmliche Verwirrung geräth. Ja eine ordentliche Qual führt diese Lectüre in einzelnen Partieen mit sich. Man liest und liest wieder, man sinnt und ahnt einen tiefen Zusammenhang, man schaut rückwärts und vorwärts, um die Genesis des Gedankens zu erkennen: aber das spinnt und summt athemlos fort, das schlüpft immer so im Morgenschimmer hinüber und herüber, läuft einem über den Weg die Kreuz und die Quere, und will sich nimmer packen lassen. Es ist immer noch weit weg, in nebelgrauer Ferne, wenn man schon dicht davor zu stehen meinte, und man ist schon längst darüber hinaus, wenn man eben erst die Hauptsache erwartet. Naturgrund der Persönlichkeit, die Idee Gottes als Thatsache des Bewußtseins, der Sinn für das Eigenthümliche, der Mensch als Schlußpunkt einer unendlichen Vergangenheit und als Anfangspunkt einer unendlichen Zukunft, u. s. w. u. s. w. —: das sind die Kategorieen der Steffens'schen Philosophie, die duftend herrinhangen in den Himmel des Bewußtseins, ohne daß man den Stamm, der diese Blüthen trägt, bis zu seinem Ursprunge verfolgen könnte. Das endet Alles in Voraussetzungen, in Thatsachen des Bewußtseins. Dabei kreist die Entwicklung zwischen tausend Beiläufigkeiten herum, und versenkt sich nicht selten bis über den Kopf in die Nebensachen. Will Steffens den Begriff des Mythus entwickeln, so stellt er erst eine Untersuchung an über die Stimme der Singvögel, über die Bedeutung des Tons überhaupt, über die Racenbildung u. s. w.; will er über das Wesen der Sacramente reden, so theilt er erst die Resultate der Naturwissenschaft über die Bedeutung des Wassers im geologischen Bildungsprocesse mit. Dann besinnt sich die Betrachtung wieder einmal auf ihr vorgestecktes Ziel: schon athmet man tief auf, es wird Licht, schon greift man zu, um das verkappte x der Deductionen endlich einmal zu erfassen: doch weh, o weh! — da schießt es wieder fort, ein Fisch, ein Vogel, ein Proteus, und ruft und lockt wieder von fern, aus dem Teiche, hinter'm Busche, aus der Wiese her; nun ist's ganz weg, nun ist's wieder da, —

'S ist hier. 'S ist dort.
Halt es doch auf, Marcellus!
'S ist fort.

Nur ein allgemeiner Eindruck ist geblieben: liebliche Anklänge aus dem Reiche des Naturlebens, großartige Anschauungen einzelner psychischer, religiöser Zustände, tiefe Erfahrungen über das Wesen der göttlichen Liebe, über die Wonnen des Gebets, über das Innerste, Unverwüstliche der Persönlichkeit. Da zeigt sich eben so viel Genialität der Steffens'schen Natur, als inniger, schöner Ernst des Steffens'schen Charakters. Aber an ein dialektisches Fortschreiten des Gedankens von Moment zu Moment ist nicht zu denken.

Ich will nun versuchen, den allgemeinen Grundfaden des Ganzen aus den tausend Verschlingungen der einzelnen Reflexionen heraus zu sondern und die Hauptknotenpunkte einer näheren Beurtheilung zu unterwerfen.

Diesen Grundfaden der Steffens'schen Religionsphilosophie bildet aber die Betrachtung des Gegensatzes zwischen Himmel und Hölle, zwischen den von Gott trennenden, die Lebensentwicklung hemmenden und den die Hemmung besiegenden ethischen Mächten der Natur und Geschichte. Das hemmende Princip nämlich, welches als die Macht des Bösen schon rege ist in den Regionen der anorganischen Massen und diese auseinanderreißt in Licht und Schwere, in Peripherie und Centrum, wird, je allseitiger und tiefer eingreifend es sich manifestirt, vom erlösenden Princip auch desto gründlicher überwunden. Und so treten sowohl in der Natur als Geschichte gewisse Glanz- und Ruhepochen hervor, in denen die Morgenröthe des ewigen Sabbaths der Schöpfung weissagend durchschimmert, bis sie endlich in der Erscheinung des Heilandes als ewiger lichter Tag triumphirt. Die ganze Abhandlung dreht sich demnach, als um ihre Angelpunkte, um folgende drei Untersuchungen:

Erstens, die höhere, gegensatzlose Einheit des Denkens, Wollens und Daseins, der Natur und des Geistes, welche über jenem Zwiespalt liegt, in ihrer reinen Wesenheit zu finden und anzuschauen.

Zweitens, die Entstehung eben dieses Gegensatzes aus der absoluten Einheit zu erklären, und endlich

Drittens, nachzuweisen, wie sich der Gegensatz immer tiefer aufhebt in der Idee der Erlösung, welche durch Christus in der Welt verwirklicht worden ist.

Was nun das Nähere des ganzen Princips der Unter-

ſuchung anbetrifft, ſo iſt es intereſſant, zu ſehen, wie auch Steffens die Schwierigkeit berührt, die ſich der Philoſophie hinſichtlich ihres Anfangspunktes aufdrängt. Und in dieſer Beziehung ſagt er ſehr gut, daß es, um die Aufgabe der Philoſophie in ihrem ganzen Umfange zu erkennen, vor Allem nothwendig ſei, den Punkt richtig zu faſſen, von welchem aus der durch die ſinnlichen Verhältniſſe gefeſſelte Geiſt ſich losreiße, ſich ſelbſt in einem höheren Erkennen erfaſſend. Die Philoſophie müſſe, indem ſie ſich fortbilde, immer von neuem entſtehen und ſich im Entſtehen belauſchen; nur ſo bewähre ſie ihre wahre Freiheit (Bd. I. S. 18). — Losreißen alſo ſoll ſich der Geiſt von den Feſſeln ſinnlicher Verhältniſſe, zu dem Punkte ſoll er vordringen, wo der Quell der wahren Freiheit ſprudelt. Das iſt ja ein gar herrliches Ziel, was Steffens ſo der Philoſophie aufſteckt; mit dieſer Forderung iſt geſetzt als nothwendige Conſequenz das Zerſprengen aller Autoritätsfeſſeln, die Negation der Beſtimmtheit des Geiſtes von außen, und ſomit auch die Aufhebung der Abhängigkeit des Geiſtes vom ſinnlichen Factum der Religion durch das wiſſenſchaftliche, freie Begreifen des Factums. Denn ſoll der Geiſt nicht ſinnlich durch daſſelbe gefeſſelt ſein, ſo muß er das Weſen, die Idee deſſelben ſeinem eigenen Begriffe vindiciren und mithin ſich kritiſch über das Factum ſtellen. — Schade nur, daß Steffens den Anſatz zu dieſem kühnen Schritte ſogleich wieder abbricht und dann geradezu eine entgegengeſetzte Richtung einſchlägt, wovon die Folge iſt, daß dann ſpäter jener Punkt der Losreißung des Geiſtes von den ſinnlichen Verhältniſſen in ſein Gegentheil umſchlägt und den Geiſt eben an die ſinnlichen Verhältniſſe feſſelt, indem er ſich erweiſt als der Grenzpunkt des freien Denkens und Erkennens. Denn was leſen wir Bd. I. S. 440, für ominöſe Worte? „Die Religion, heißt es, hat nur dann eine Bedeutung für den Menſchen, wenn er in der Geſchichte einen Punkt findet, dem er ſich völlig unbedingt hingeben kann. — Haben wir das Recht, über die Momente der Erſcheinung des Heilandes aus eigenem Denken zu richten, ein Moment ſeiner Geburt u. ſ. w. nicht wie es uns gegeben iſt, ſondern nach irgend einer ſpäteren Entwicklungsſtufe zu beurtheilen, ſo iſt der Heiland nicht erſchienen, der Punkt einer unbedingten Hingebung iſt nicht gefunden, die chriſtliche Religion iſt in ihrer Wurzel vernichtet.“ — Was iſt nun mit dieſen Worten Anderes geſagt, als daß die bibliſche Tradition, mit Proteſt gegen jegliche Art einer ſelbſtändigen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Kritik, unmittelbar als ſolche, wie ſie ſich uns darbietet und wie wir ſie nun eben finden, als Norm unſers Glaubens und Denkens gelten ſoll? Und wiederum dieſe Forderung, was beſagt ſie Anderes, als daß der Inhalt der chriſtlichen Religion das Selbſtbewußtſein beſtimmen ſoll als eine Macht, deren Wurzel und Princip es nicht in ſeinem eigenen Weſen finden kann, und von der es daher als von einem ihm entfremdeten Weſen, ſelbſt völlig paſſiv und unfrei, gewaltſam beherrſcht wird? Denn entweder vermag die denkende Vernunft den religiöſen Inhalt, welcher dem Bewußtſein allerdings zunächſt von außen als Anſchauung und Ueberlieferung entgegentritt, als die ihrem Weſen immanente Subſtanz der göttlichen Wahrheit, als ihr objectives, Gottheit und Menſchheit im Selbſtbewußtſein vereinendes Geſetz, aus ſich ſelber zu reproduciren und zu ihrem eigenen Wiſſen und Leben zu machen, oder ſie vermag es nicht. Vermag ſie es: nun, ſo iſt ſie damit auch genöthigt und verpflichtet, das ihr zunächſt äußerlich Gegebene, von welcher Autorität es auch getragen ſei, als bloße Erſcheinung auf ihr inneres ewiges Weſen zurückzuführen und ſowohl dieſes an dem Gegebenen ſich zum Bewußtſein, als das Gegebene an ihrem Weſen ſich zur Gewißheit zu bringen. Wenn nun das Weſen, d. h. nicht irgend ein beliebiger, ſondern der im — unaufhaltſamen Fortſchritt des allgemeinen Geiſtes klar und gewiß gewordene innere Gedankenzuſammenhang ſich abſolut nicht, oder nur durch die ſubjectivſte Willkür und Scholaſtik, in irgend einem Momente der Erſcheinung wieder zu erkennen vermag, ſo iſt dies der Zeit verfallen und die Vernunft iſt durch göttliche Nothwendigkeit gedrungen, es auszumerzen und umzugeſtalten, ſo daß demnach der Grundſatz in ſeine Rechte tritt, daß das Chriſtenthum nicht darum, weil und inſofern es im bibliſchen Boden wurzelt, ſondern nur darum, weil und inſofern der bibliſche Boden mit ſeinen Producten von der ewig gottmenſchlichen Vernunft angelegt und durchgeiſtet iſt, reſpectirt werden muß. Der bibliſchen Tradition kann alſo nur deshalb ihre hohe Bedeutung zukommen, inſofern und inſoweit ſie ſich als der erſte, unmittelbarſte Ausdruck des, ſeine jüdiſchen und ethniſchen Beſchränkungen durchbrechenden, in ſeiner abſoluten Wahrheit ſich erfaſſenden Geiſtes vor dem Forum dieſes ewig präſenten Geiſtes bewährt. Sie hat daher immer nur eine ſecundäre Stellung zu dem Princip des wahren Glaubens, wie denn auch der Proteſtantismus alſobald darauf gedrungen hat, daß der heilige Geiſt ſelbſt die Schrift erſt auslegen und ihr wahres Weſen enthüllen müſſe. Soll uns dieſer Geiſt wirklich ein durch ſich ſelbſt geltendes Princip, eine dem zufälligen Gefühle und der ſubjectiven Meinung entnommene Macht ſein, ſo kann er ſeine Wirklichkeit nicht in dem quantitativen und ſomit äußerlichen Gewichte der Stimmenmehrheit auf den kirchlichen Synoden und in den ſymboliſchen Büchern, ſondern nur in dem haben, was unbedingte Nothwendigkeit mit ſich führt, in den ewigen, immer gegenwärtigen Ideen der Vernunft, die ſich in dem freien Proceß der Wiſſenſchaft und Praxis bewähren.

(Fortſetzung folgt.)

Friedrich Lücke „Erinnerungen an Karl Otfried Müller."

(Schluß.)

Müller war ein Gegner der Philoſophie, weil er ſich an die Form ſtieß und ihr Weſen nicht verſtanden hatte. Lücke meint zwar, Müller habe die Philoſophie geliebt, aber er ſetzt bald hinzu: „die neuere Tyrannei des philoſophiſchen Begriffs widerſtand ſeinem freien geſchichtlichen Geiſte." Um, wie der Apoſtel Paulus, mit den Heiden ein Heide zu ſein, wollen wir die Tyrannei der neueren Philoſophie zugeben. Ja, ſie tyranniſirt uns, — ſo lange wir uns von ihr tyranniſiren laſſen, ſo lange wir nicht ihre Gegner zu den unſeren machen, und die Waffen, welche ſie bietet, ſelbſt ergreifen. Alle diejenigen aber, welche in der Vergangenheit einen myſtiſchen heiligen Gral ſuchen, verlieren die Gegenwart, während die Philoſophie nichts weiter will, als dies, Gegenwart finden und verſtehen, aber dies bis in das innerſte Mark. Müller kümmerte ſich um die Gegenwart wenig, ſofern ſie nicht ſeinen beſonderen Beruf berührte. Wie einſeitig er aber auch die Geſchichte, ſogar die ihn am nächſten angehende helleniſche auffaßte, ſieht man deutlich aus ſeiner Vorliebe für den doriſchen Charakter, für den ſpartaniſchen, ſtarren Staat. Das unendlich reichere, geiſtvolle, demokratiſche Athen ſagte ihm weniger zu. Dieſe Richtung hat Hr. Lücke nicht beſtimmt anzuziehen gewagt; aber gerade daraus iſt des Verſtorbenen „würdiges Halten am alten Recht und feſter königlicher Ordnung zu erklären, indem er die ächte Ariſtokratie pries und jede demokratiſche revolutionäre Schwindelei verurtheilte." Auch uns iſt die revolutionäre Schwindelei zuwider, keineswegs aber die reformatoriſche Beſonnenheit, für die Athen ebenfalls Belege genug liefert. Auch wir wünſchen am Recht zu halten, aber nicht an alten Mißbräuchen, traditionell Recht genannt, ſondern am abſoluten Recht. Auch wir halten die königliche Ordnung in Ehren, aber nicht die feſte, ſtabile, ſondern die lebenvolle, bewegliche, auf Gegenſeitigkeit mit dem Volke gebaute. Uebrigens iſt es lächerlich, dieſe gedankenloſen Unterſchiede moderner Parteiſtichwörter nun ſogar auf Athen und Sparta anzuwenden. Wo Geiſt iſt, da iſt auch Revolution. So in Athen; aber die Revolution, die Plato und Ariſtophanes darſtellen, iſt viel tiefer, als die irgend ein Demagog in der Stadtverfaſſung anrichtet. Die moderne Meinung, die man überall predigen hört, daß gar keine Revolution ſein ſolle, weder im Glauben, noch im Wiſſen, noch im Staat, paßt aber nirgends hin, wo es eine Geſchichte giebt. Darin aber iſt Müller von Lücke jedenfalls mißverſtanden, wenn ihm die Meinung Schuld gegeben wird, daß die claſſiſche und chriſtliche Welt nur durch einander in ihrem wahren Werth und Weſen erkannt werden könne. Denn aus einer Stelle, welche Lücke ſelbſt (S. 29) anführt, ſieht man, daß Müller jede Periode der Bildung des Menſchengeſchlechts in ihrem geſetzmäßigen Bildungsgange, in ihrer individuellen Geſtaltung, alſo in ihrem eigenen Geiſte aufgefaßt und erklärt wiſſen wollte.

Was Lücke über Müller's praktiſches Geſchick ſagt, wollen wir, ſofern es im akademiſchen Kreiſe ſich äußerte, zugeben. Was er über ſein Tabackrauchen bemerkt, das er ſeiner Reiſe wegen noch ſpät anfing, mag dahin geſtellt bleiben. Ueber ſein energiſches und ſchönes Redetalent hätte der Verf. lieber Müller's Schüler, als eine unter dem Auditorium deſſelben hingehende und zuhörende Frau, reden laſſen ſollen. Endlich kommt er auch auf das Glaubensbekenntniß des Verſtorbenen. Wir ſelbſt hielten letzteren für einen heiteren, religiöſen Dilettanten; ſo wenig er an dem Streben nach politiſcher Freiheit Theil nahm, ſo wenig theilte er den Kampf gegen die gefrierenden Ideen der Orthodoxie. Lücke will aber auf einer Spazierfahrt mit Müller ſo viel Uebereinſtimmendes bei ihm in der Auffaſſung des chriſtlichen und proteſtantiſchen Princips getroffen haben, „daß er ihm in der erſten Freude darüber die theologiſche Doctorwürde decretirte." Das macht uns mißtrauiſch. Lücke hätte Müller's eigenſte Anſicht mittheilen ſollen, und es ließe ſich weiter urtheilen; ſo aber ſteigt bei uns ein beſcheidener Zweifel an ſeiner Selbſtändigkeit auf, und daß der Promotor legitime constitutus nicht allein gegen ihn perſönlich ſcherzend, ſondern auch öffentlich mit ſeiner Allmacht Prunk treibt, finden wir — mindeſtens unzart gegen die Collegen in der Honorenfacultät.

Der Verluſt der Univerſität iſt allerdings um ſo härter, als Müller von dieſer wiſſenſchaftlichen Reiſe, auf der er den Tod fand, unſtreitig reiche Ausbeute mitgebracht haben würde, und noch in den beſten Jahren ſeiner Kraft und Thätigkeit ſtand. Allein wie engherzig! wenn Lücke bei dem Tode ſelbſt die Hand Gottes darin beſonders erblicken will, „daß Müller's philologiſche Entwicklung, in der die Reiſe nach Griechenland nothwendig lag, in eine Zeit fällt, wo das claſſiſche Land, frei vom barbariſchen Joche, in den Zuſammenhang der europäiſchen Cultur wieder eingetreten, forſchenden Gelehrten Schutz und neuen Reiz zu gewähren anfängt." Denn wäre dies Letztere nicht der Fall geweſen, ſo würde Müller, da er freien Willen beſaß, eben ſo leicht nicht hingereiſt ſein. — Ueber den weiteren Verlauf der frommen Gefühle wollen wir lieber ſchweigen, damit uns der Verf. nicht beſchuldige, ſeinem guten Stile zu viel Gewicht beigelegt zu haben.

†.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

2. April. № 79. 1841.

Heinrich Steffens „christliche Religionsphilosophie."

(Fortsetzung.)

Vermag aber die denkende Vernunft den religiösen Inhalt nicht in ihrem eigenen Wesen zu erkennen, darf sie ihn nicht nach dem, ihr durch sich selbst immanenten, im Proceß der Bildung zum klaren Bewußtsein gebrachten, Princip der Wahrheit beurtheilen, wie Steffens will, so ist die historische Erscheinung des Christenthums eben als historische Erscheinung zum Quell und Princip der Wahrheit und des Erkennens gemacht. Bin ich aber bestimmt durch die Erscheinung als solche, soll mein Denken und Wollen, d. i. mein innerstes Wesen an sie gebunden sein auf principielle Weise, so daß sie mir mehr ist, als ein bloßes, wenn auch das kräftigste, Mittel der Besinnung meiner auf mich selbst in meiner immanenten Idee: nun, so werde ich durch sie mir selber, und zwar nicht meinem empirischen Ich, sondern meinem innersten Wesen nach entfremdet, ich lasse mir mitten durch's Herz den Pfahl der Endlichkeit schlagen, ich nehme ein sein sollendes Princip in mich auf, das vor meinem innersten Denken und Wollen immer nur als gebietendes Gesetz schwebt. Ist das denn aber nicht geradezu katholisch? Muß nicht in dieser Weise eben auch die justitia originalis statt als eine vera naturalis, wie bei den Protestanten, umgekehrt gefaßt werden als ein donum, quod ab extra accederet, separatum a natura hominis? — Und wenn dies historische Princip nur noch historisch gewiß wäre! Aber die Widersprüche! die jeden Lösungsversuch wieder zu Schanden machenden Widersprüche in den Evangelien, — „diese garstigen, breiten Gräben" —: wer hilft uns doch über sie hinaus? Etwa die neueren Evangelienharmonieen, deren einsingender Klang neuerdings wieder von Tholuck durch das Miteinklingen römischer Münzen verstärkt worden ist? — Ach! wenn der gemeinschaftliche Grundton, der sich allerdings durch diese verschiedenen, oft auf das Schreiendste einander widersprechenden Harmonieen hindurchzieht, nur ein anderer wäre, als jenes, immer wieder verunglückte Bestreben: „Mittel und Wege auszusinnen, um die widerspenstige Verschiedenheit von Umständen wenigstens, gleich stößigen Böcken, in einen engen Stall zu sperren, in welchem sie das Widereinanderlaufen wohl unterlassen sollen." — Denn dabei bleiben „leider die Böcke doch immer stößig, wenden doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander, und reiben sich und drängen sich"*).

Dies also hat es auf sich mit der Fixirung eines Punktes in der Geschichte, den das Denken nicht zum Moment seines Wissens machen, sondern von dem es sich unbedingt bestimmen lassen soll. In diese unfreie, unprotestantische Ansicht ist Steffens verfallen, weil er der freien Entwicklung der Philosophie nicht gefolgt, sondern hinter seiner Zeit zurückgeblieben ist. Steffens sieht in dem reinen, begriffsmäßigen Denken noch immer ein von dem lebendigen Sein abstrahirendes Thun, und hat daher vor der neueren Philosophie einen wahren Abscheu. Zwar wird einmal die Phänomenologie Hegel's als „ein höchst merkwürdiges, tiefsinniges und geistreiches Werk" bezeichnet (Bd. I. S. 18); allein da Steffens die „absolute Philosophie" immer wieder des Verrennens in ein abstractes, daseinloses Denken bezüchtigt, in ein Denken, daß sich denn umgekehrt die Natur als ein gedankenloses Sein, als eine naive Entäußerung des Geistes gegenüber habe, so muß man vermuthen, daß er die Phänomenologie eben in ihrem Wesen, eben in dem, worin sie tiefsinnig ist, nicht begriffen habe. Denn was in aller Welt bildet doch sonst den Inhalt der Phänomenologie, als der durch alle Momente der Erscheinung hindurchgeführte Beweis, daß, wie das Sein an sich Denken, wie die Natur an sich Geist sei, auch umgekehrt der Geist die Natur als Moment in sich setze, so daß beide Sphären, die Natur und der endliche Geist, sich in immer höheren Potenzen, aber so, daß der Geist als übergreifendes Princip resultirt, mit einander vermitteln in der Idee des Absoluten? — Steffens aber hat ein für alle Mal solchen Horror vor dem reinen Denken bekommen, daß er, um der Gefahr zu entgehen, mit der Speculation abwechselnd bald in die Leere des abstracten Denkprocesses, bald in die Geistlosigkeit des

*) Lessing's Duplik. Berliner Ausgabe. V. Bd. S. 102.

gedankenloſen Natur-Seins zu gerathen, durch einen salto mortale über dieſe fingirte Spalte hinaus zu kommen ſucht. Es iſt nämlich die Idee der Perſönlichkeit, die ihm, als eine „Thatſache des Bewußtſeins," unmittelbar über die Abſtractionen des Denkproceſſes hinaushelfen und vor dem Strudel jener Charybdis und Scylla bewahren ſoll. Was das Weſen der Perſönlichkeit ſei, iſt nach Steffens dem chriſtlichen Bewußtſein unmittelbar gewiß. Daher ſtellt er die Idee der Perſönlichkeit ſogleich als Leitſtern, als Thatſache, an die Spitze ſeines geſammten philoſophiſchen Syſtems. Auf ſie braucht ſich die Philoſophie, aber nicht in der Weiſe des reinen Denkens, ſondern in der Weiſe des anſchauenden Erfahrens, nur zu beſinnen, und ſie findet in ihr den ganzen Zuſammenhang des Univerſums in großen Umriſſen verzeichnet.

Was nun über die Bedeutung der Perſönlichkeit geſagt wird, das kann man im Sinne einer geiſtreichen Beſchreibung und Veranſchaulichung nur dankbar acceptiren. Die Hauptmomente, welche freilich die Philoſophie erſt zu deduciren hat, werden trefflich abgebildet. Aber auch in dieſem Abſchnitte finden ſich unter vielen freiſinnigen Anſchauungen einzelne Behauptungen, gegen welche die Philoſophie immer Krieg erheben wird. Die beſtimmte Form der Perſönlichkeit, ſagt Steffens, ſei das Talent. Das Talent aber habe keinen ſinnlichen Anfang, ſondern weiſe auf eine überſinnliche Sphäre hin. Es ſei ein Ideales, von ſich ſelbſt Getragenes, gleich der thieriſchen Gattung; die Sinnlichkeit ſei nur ſeine Erſcheinungsform. „Das Talent, heißt es, muß betrachtet werden als das Pfund, das Gewicht, das in allem Schwanken Unveränderliche, als der ſouveraine König der Perſönlichkeit, der nicht ſelbſt aus den ſinnlichen Verhältniſſen entſprungen ſein kann, da er ja vielmehr alle Verhältniſſe beherrſcht, oder, damit die Perſönlichkeit ſich geſund erhalte, beherrſchen ſoll" (Bd. I. S. 23). Schade nur, daß dieſer ſouveraine König ſich denn doch von dem ſinnlichen Factum, von der äußeren Erſcheinungsform der Religion einen ſolchen Stupor einflößen läßt, bei dem er ſeine Selbſtändigkeit völlig einbüßt. Das kommt aber daher, weil es mit dieſer Souverainetät nicht ſo gar ſchlimm gemeint iſt. Denn wodurch der Perſönlichkeit dieſe Theilnahme an der unendlichen Aſeität des Geiſtes allein vermittelt werden kann, die reine Allgemeinheit des Denkens, „in der die Pſychologie das bedingte Bewußtſein betrachtet," ſoll eine leere Abſtraction, „ein Nichtiges" ſein. Das Hauptgewicht wird geradezu auf die Naturbeſtimmtheit, auf die Eigenthümlichkeit des Talents gelegt. Bildet aber das Talent das Weſen der Perſönlichkeit und drückt es dabei doch überwiegend die Naturbeſtimmtheit derſelben aus, ſo iſt alle wahre Freiheit des Geiſtes im Grunde nur ein leerer Schein. Unauflöslich iſt er gebunden an ſeine Naturgewalt, und die Harmonie mit derſelben kann ihm, wenn ſie einmal geſtört iſt, nur von außen wieder kommen. Damit wird das Talent geradezu etwas Fataliſtiſches. Ein ſolcher Zug liegt nun allerdings im Talent, aber eben deshalb kann das Talent auch nicht der höchſte Ausdruck der Perſönlichkeit ſein, oder der ſouveraine König wäre ein Tyrann, der dann freilich ſelbſt zum Knecht der äußern Verhältniſſe wird. Und darauf läuft es nach der Steffens'ſchen Theorie auch hinaus. Denn „die Perſönlichkeit iſt Natur — durchaus gegenſtändlich — nicht allein für andere Perſönlichkeiten, ſondern auch für ſich ſelbſt. Dieſe ſetzt ſich durch das Talent nicht als das, was ſie iſt, ſie findet ſich. Das Talent iſt das menſchliche Subject als unüberwindliches Object; das Ich, welches ſich nicht ſelbſt beſtimmt; der reine Gegenſatz des Fichte'ſchen Ich, dieſes als ein Nicht-Ich. Vergebens ſucht der ſubjective Geiſt ſich zu trennen von dieſem Naturgrund aller geiſtigen Entwicklung, ihn in dieſer Trennung als Ausdruck eines rein allgemeinen Denkens zu gebrauchen. Eine jede Bemühung der Art ſtraft ſich ſelber. — Die bewußte Perſönlichkeit erkennt in ihrem Talent den feſten Naturgrund ihrer geiſtigen Eigenthümlichkeit" (S. 24). Wie iſt in dieſen Worten doch Wahrheit und Unwahrheit, Freiheit und Unfreiheit vermiſcht! Wie? das Talent, was dieſen unüberwindlichen Gegenſatz am Object, an ſeinem Naturgrunde hat, ſoll das Centrum, die Souverainetät, das Weſen der Perſönlichkeit conſtituiren, ſoll nun und nimmer zum durchſichtigen Moment werden? Das Subject ſoll nun und nimmer ſein Anderes, die Objectivität als Geiſt mit ſich ſelber durchdringen können? — Das iſt ja wieder der alte, verhängnißvolle Dualismus und Fatalismus, gegen den ſich jedes freie Bewußtſein ſträubt, und wenn es mit dem ſeine Wahrheit hat, dann kann das Weitere, was Steffens im Intereſſe der Freiheit hinzufügt, daß dieſe Eigenthümlichkeit die Perſönlichkeit nicht feſſele, keine Grenze für ſie ſei, ſeine Richtigkeit nicht haben. Denn ein derartiger Naturgrund, dem gegenüber das Bewußtſein ſich immer überwiegend paſſiv verhält, den es wie zur Beſtimmtheit ſeines Wiſſens und Wollens aus dem ihm immanenten Denken ſelber machen darf, iſt keine Nothwendigkeit, die an ſich die Freiheit wäre, denn das Moment der Geſetztheit fehlt darin und damit das unendliche Verhältniß der freien, ſeligen Wechſelwirkung zwiſchen Object und Subject, zwiſchen Geſetz und Liebe. Vielmehr trägt die Perſönlichkeit, wie das materielle Daſein, mitten in ſeinem Centrum einen Schwerpunkt, der es endlos außer ſich treibt, aus dem ſich wer weiß was noch für Dinge entwickeln können. Denn ob in dieſem nie zu bewältigenden Hintergrunde nicht eine furchtbare Αὐγή mit Schlangen und Ungeheuern verſteckt liegt, vermag die Perſönlichkeit nicht zu enträthſeln. Und daß ſie ſich nur nicht auf die Offenbarung Gottes beruft. Denn dieſe ſoll ja nicht ſein eine ewig im Denken präſente, ſondern eine der

innerſten Ichheit und ſeiner Selbſtgewißheit fremde, nur im äußern Spiegel geſchaute Thatſache, aber keine zugleich im inneren Weſen begriffene Idee.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſcher Muſenalmanach für 1841. Herausgegeben von Th. Echtermeyer und Arnold Ruge. Mit Joſ. Freiherr von Eichendorff's Bildniß. Berlin. Athenäum.

Gern ſehen wir eine gewiſſe Bedeutung darin, daß den Muſenalmanach für 1841, der in eleganteſter Ausſtattung ſchon zum letzten Weihnachtfeſte ſeine Gaben gebracht hat, das hübſch radirte Bildniß des Freiherrn Joſeph von Eichendorff ſchmückt. Eichendorff iſt als Dichter der letzte eines ausgeſtorbenen Rittergeſchlechts, der einzige rein- und vollblütige Stammhalter eines früher ſo mächtigen, an Gliedern ſo zahlreichen Hauſes, das ſtolz auf ſeine todte Ahnfrau, ſeine weiße Dame, die Romantik war. Der Lauf der Dinge hat die anderen hoffnungsvollen Sproſſen, die Stamm- und Lehnsvettern mit Helm und Schild zur Erde beſtattet; Eichendorff iſt der einzige, der wirklich noch lebt, der am goldnen Sonnenlichte ſich freut, der im ſüßen Bewußtſein und Gefühl des bloßen Seins es ſich warm um's Herz werden läßt, wenn auf der bemooſten Baluſtrade des einſamen Waldſchloſſes er den Pfau ſein majeſtätiſch Rad ſchlagen ſieht; wenn vor ihm die mährchenhafte rauſchende Waldnacht aufgeht, mit ihren gaukelnden Zigeunerſchönheiten, mit ihren Taugenichtſen, die durch den Tann in die Verſchollenheit ziehen. Und weil es ihm unheimlich geworden ſcheint in dem verfallenden Stammſchloß, zieht er gern und oft in die Waldung hinaus, wie ja gewöhnlich die ſtolzen kriegeriſchen Rittergeſchlechter in eine zahmere Generation von tüchtigen Forſt- und Jagdjunkern auslaufen; ſein Wappenſchild und ſeine Waffen aber, die rein und klangreich tönende Rede, die Schneide des Worts hat er ſich blank erhalten und iſt bis auf dieſe Stunde ein Romantiker vom Wirbel bis zur Zehe geblieben.

Durch dieſe Treue, durch dies ſichere Fortſchreiten auf einer Bahn, ohne alles Abſchweifen und Experimentiren nach andern Richtungen hin, durch die weiſe Kunſt des ſich ſelbſt Beſchränkens iſt Eichendorff ein großer Dichter geworden. Eine ungeſtörte Entwicklung hat ihn bis zu einem entſchiedenen, ausgemünzten Gepräge, zu einem ganzen, marquirten Charakter gefördert, was ſeine Erſcheinung immer wohlthuend, befriedigend und liebenswürdig macht. In ſeinen Zügen ſpiegelt ſich dies; ſie ſprechen von einem beſtimmten, nicht complicirten, im Ganzen und Vollen gebildeten Charakter, und dabei von einer amuſablen Disvoſition; es iſt der Kopf eines Mannes, der weiß, was er will, der Gemüth die Fülle beſitzt, aber nie einen Anflug von moderner Zerriſſenheit gehabt hat. Eine gewiſſe ironiſche Schalkheit, wie ſie dem Romantiker zukommt, eine gewinnende Heiterkeit lagert ſich um ſeine fein geſchnittenen Lippen, und Eichendorff hat Urſache, heiter zu ſein. Wie glücklich iſt er, mit ſo manchem Anderen, z. B. mit Immermann verglichen, der gleich ihm eine Art Einſiedlerſtellung einnahm, deſſen Anfänge gleich den ſeinen in romantiſchem Grunde wurzelten, der aber zugleich zu einer modernen Höhe emporwachſen wollte und darüber zwiſchen beiden Punkten in ein unſeliges Schaukeln gerieth, das ihn hinderte, in einem Schwerpunkt ruhig, einen feſten und erfaßbaren Kern anzuſetzen. —

Daß nun die Herausgeber des Muſenalmanachs, welche ſo dreiſt und waghalſig gegen alle Romantik im Felde liegen, welche Eichendorff's verblaßte Stamm- und Lehnsvettern, wie einſt mit ihren Morgenſternen die Schweizerbauern bei Sempach Herzog Leupold's von Oeſtreich gerüſtete Ritterſchaft, todt zu ſchlagen ſich erkühnten, — einen entſchieden und durchaus romantiſchen Dichter in effigie ihrer diesjährigen Sammlung von Dichtungen voranſtellen, das mag uns eine neue Andeutung ſein, wie es ja nicht darauf abgeſehen, ikonoklaſtiſch zu zerſtören, was einer frühern Richtung der Litteratur Berechtigtes und Wahres zu Grunde gelegen, was an ächter Poeſie aus ihr ſich entwickelt hat. Alle hiſtoriſche Begründung, auf das Raiſonnement von der Nothwendigkeit einer Erſcheinung als Moment in der Bildung einer gewiſſen Zeit hin ſich ſtützend, iſt dem Standpunkte des freien Geiſtes gegenüber eine mißliche; aber — Allah Akbar, Gott iſt groß und hat der Formen viele ſich bilden laſſen und keine ohne ihren Inhalt gelaſſen. Wer ſie alle nach einer Schablone auf ſeiner dialektiſchen Drechſelbank modelliren will, dem fallen freilich nur Scherben in die Hände. — Wenn eines ſchönen Tages die blondlockigen Malerjünglinge aus Düſſeldorf, die ſo richtige ſchöne Zeichnungen machen und ſo abſcheulich ſchlechte Farben aufſetzen, aufbrächen und gen Köln am Rhein zögen, um insgeſammt die Fenſtermalereien des kölner Domes, welche ſo herrliche Farben haben und ſo abſcheulich ſchlechte Zeichnung, einzuwerfen, würde nicht ganz Deutſchland über die Vandalen ſchreien, wüßten ſie auch noch ſo ſchlagend darzuthun, wie verrenkt und albern die Gliedmaßen und Figuren in der kölner Kathedrale gezeichnet ſeien? — Ein ähnlich Unternehmen wäre der Kampf auf Leben und Tod mit aller Romantik; ſie hat einen Baum ächter Poeſie aufgezogen, voll Blüthen der tiefſten, ſeligſten Gemüthsinnigkeit und ſie genährt mit dem edelſten und beſten Herzblut des chriſtlich-germaniſchen Menſchen. Nur jetzt, wo die Blätter dieſes Baumes verwelkt ſind, und der Saft unter ſeiner Rinde verdorrt, Ruthen aus ſeinen Zweigen binden zu wollen, für ein Geſchlecht, das von andern Pflanzen ſeine Früchte erwartet; jetzt, wo der Geiſt verweht iſt, mit den Formen noch dilettiren zu wollen, weil nun einmal die Ohnmacht der Zeit in Hervorbringung eigener, ihr adäquater Formen (wodurch unſer Zeitalter ſich noch um eine Stufe unter das des Rococo geſtellt hat) das Dilettiren mode macht, das verdient von jedem Standpunkte aus die Befehdung, welche in dieſen Blättern ſo nachdrücklich erhoben iſt. Nur vom äſthetiſchen Standpunkte aus ſollte die ächte Romantik in Schutz genommen werden; ein Anderes iſt, wenn vom allgemein menſchlichen Standpunkt aus Dupliken und Tripliken zu liefern ſind in dem großen Vindicationsproceſſe des Jahrhunderts mit ſeinem Anwalt, dem Gedanken, gegen den bona fide Poſſeſſor mit einem Anwalt, der kein Anwalt ſein darf, weil er ein launenhaftes, unlogiſches Weib iſt, — die Hiſtorie, wie ſie der romantiſche Dilettantismus auffaßt.

Der Muſenalmanach für 1841, um zur Sache zu kommen, bietet nun auch diesmal Alles, was von einem deutſchen Muſenalmanach zu erwarten ſteht; manches ſchöne neue Lied, aber auch eine Fülle deſſen, was wir ſchon ken-

nen, schon auswendig wissen; ein schlechtromantisches Verschwimmen der Gefühle in die Natur, statt einer poetischen Bewältigung der todten Natur durch Gefühle, die zum lebendigmachenden Gedanken hinaufleiten; eine Poesie der gemüthlichen bescheidenen Wünsche, eine mit Wasserfarben illuminirende Weltanschauung; eine unbestimmte Sehnsucht, die über einem Chaos unartikulirter Empfindungen schwebt, und nicht die Kraft hat, concrete Gestaltungen über die Wasser sich erheben zu lassen. Sie ist gemacht, wie um in Schlummer zu wiegen, diese Lyrik, und im Traume erscheint euch dann, wie aus einem nebelhaften, vag hin- und herfluthenden Gewässer auftauchend, die Gestalt der deutschen Poesie; sie hat blasse Wangen und verschwimmende blaue Augen und einen pretentiösen Zug um den Mund, der aussagt: „ich habe gelitten;" sie sieht aus wie eine verkannte Seele. Oft auch hat sie glänzend gekämmtes grünes Haar und ist eine Art Nixe, die da trauert, daß sie nicht selig werden kann, weil der stolze Erlöser, der Gedanke des Jahrhunderts nicht für sie, sondern nur für seine Auserwählten geblutet hat.

Einer der Dichter des Musenalmanachs singt auf S. 189 folgende Abendphantasie:

Mild verglimmt die Abendröthe
An dem dunkelnden Azur,
Linde Ruh' ist ausgegossen
Auf die abendliche Flur.

Müßig träumend schweift mein Auge,
Lässig ruht die Hand im Schooß,
Labung suchend reißt die Seele
Sich vom Tagewerke los.

Und wie dort aus Himmelsfernen
Glänzend bricht der Sterne Chor,
So aus meines Geistes Tiefen
Steiget Bild auf Bild empor.

Und wie dort vor allen Sternen
Strahlendhell der Vollmond blinkt,
Ist's dein Bild, das unter allen
Zaubrisch mir entgegenwinkt.

Das ist eins von den vielen Gedichten, welche man zur Bezeichnung der durchschnittlichen Höhe, welche unsere Alltagslyrik erreicht hat, hervorheben könnte; da ist eine glatte, gute Diktion, kein Fehler in Metrum und Reim, eine wahre Situation und Empfindung und dennoch ein langweiliges Poem, weil es ohne besondere Gedanken- oder Gefühlstiefe, ohne Neuheit der Reime und der Bilder, ohne Schwung der Phantasie ist. Ueberall quellen diese thatenlosen Empfindungen eines nur poetischen Genußbs, nicht eines Poeten, entgegen. Von dichterischer Schöpferkraft ist bei diesen Dichtern keine Rede, was Salvator Rosa in seinen Satiren sagt: Maggior poëta è, chi più hà del matto, verstehen sie nicht, und wenn sie, wie immer, in den letzten Versen verliebt werden, wird man regelmäßig an Shakspeare's Wort erinnert:

Lieben? Ist dies 'ne Welt
Zum Puppenspielen und mit Lippen fechten? —

Im geraden Gegensatze zu ihnen steht eine andere Reihe von Dichtern, die über die Johanniswurm-, Maikäfer- und Gänseblümchen-Sphäre der Naturbetrachtung hinausgeschritten sind, die nicht die Erscheinungen der Außenwelt passiv auf sich wirken lassen und die Wirkung in leisen Flötentönen wiedergeben, als sei der Dichter eine Art potentirter Grasmücke, die auch piept, wenn die Sonne scheint, — sondern denen es mehr darum zu thun ist, analog mit der schaffenden Natur auch ihre Kunst schaffen und aus dem bewegten Innern eine Welt vor dem Leser entstehen zu lassen, welche diesen bewegen soll, statt daß unsere Grasmücken nur auszudrücken wissen, wie sie selber bewegt sind. Bei ihnen zeigt sich nun auch ein Einfluß der Zeit und ihrer Errungenschaft, wie ihrer Prätensionen, während die Grasmücken eben so gut in den Jahrgang 1810 des Morgenblattes gehörten. Pathos der Empfindung, Kraft des Gedankens, Schwung der Phantasie macht ihre auf der Höhe der Zeit stehenden Dichtungen thatkräftiger, großartiger und, was der beste Ausdruck ist, feierlicher. Es ist das Priesteramt im Tempel Gottes, der Dienst der Freiheit und der höchsten humanen Interessen, die apostolische Mission der Poesie, welche in ihnen hervortritt. Hier sind vor Allen aus den Dichtern des vorliegenden Musenalmanachs die Namen von Lenau, Dingelstedt und Prutz anzuführen. Ihnen schließen sich Stägemann, Hermann, Braunfels, Ruge, Hoffmann von Fallersleben und Andere an, in deren Beiträgen Interessen der Zeit, Anregungen der Gegenwart mehr oder weniger poetisch hervortreten; vor allem anderen Schicksal, das den Genius unseres Jahrhunderts weinen macht, hat das der Polen noch immer die wehmüthigen Sympathien unserer Sänger rege gehalten, und sie aussprechen lassen, was als zorniges Gefühl die Stirnader der Nation schwellte, so selten auch sonst das Herzblut des Volkes der kastalische Quell unserer Lyrik ist. Reichenau, Freitag, Hermann sind hier zu nennen. — Die didaktischen Poeten Scheer und Sallet nehmen jeder eine besondere Nische für sich in Anspruch; eine zusammengehörende Gruppe bilden Eichendorff, Ferrand, Mayerath und Wolfgang Müller in erster, Seidl, Hutterus, Reinbold, Stahr und Andere in zweiter Reihe; auch bei ihnen herrscht eine gewisse Beschränkung ihrer Anschauungen, eine gewisse Passivität der Natur gegenüber vor; aber sie sind farbenreicher, tiefer, neuer in Motiven und Empfindungen, als die Poeten, von denen ich zuerst sprach; es klingt mitunter eine eigenthümliche Musik aus ihnen entgegen, und ihre poetische Intuition, wo sie sich in die Reize der Natur versenken, zeigt trotz dem, daß wir es mit ächten und wahren Dichtern zu thun haben.

Ich gehe dazu über, die Namen der 47 Dichter, welche zum Musenalmanach beigesteuert haben, der Reihe nach zu nennen. Den Reigen beginnt Eichendorff mit vier Gedichten, von denen das erste das gelungenste ist; zart, leicht und duftig, und dennoch voll tiefer Empfindung sind alle seine Poesien, oft wie hingehaucht, am schönsten aber jedenfalls, wenn er in seine waldnachtmährchenhaften Novellen sie verstreut, wo sie wie plötzliche smaragdne Strahlen durch die frischgrüne Laubedecke blitzen und klingen. Ganz in dieser Weise ist hier das erste Gedicht: „Bei Halle" und das dritte: „Wanderlied" gehalten. Das letzte: „Die Räuberbrüder," würde ergreifender geworden sein, als es schon ist, wenn der Dichter die Situation im Beginne etwas mehr ausgemalt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redacteuren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

3. April. № 80. 1841.

Heinrich Steffens „christliche Religionsphilosophie."

(Fortsetzung.)

Wir wollen es nicht verkennen: eine wahre Seite liegt auch dieser Steffens'schen Auffassung zu Grunde. Der werdende Geist unterscheidet sich allerdings dadurch von dem absoluten, daß sein Fürsichsein im Beginn seiner Entwicklung und bei der Mehrzahl der Individuen durch das ganze Leben hindurch noch überwiegend durch das Andere seiner selbst, durch die Gewalt seines Naturgrundes bestimmt ist. Aber diese Bestimmtheit macht nicht das innere, wahrhafte Wesen des Geistes aus. Die wahrhafte Substanz des werdenden Geistes bildet vielmehr die ewige, mit der Gottheit identische, nur der individuellen Bestimmtheit nach von ihr unterschiedene Vernunft. Durch diese als sein ewiges Wesen, das er im christlichen Glauben als sein eigenes höheres Ich, als den Gottmenschen in ihm betrachten lernt, ist der Mensch an sich über jede natürliche und geistige Abhängigkeit hinaus, und der christliche Glaube besteht eben darin, daß ich dieses meines ewigen Wesens als des *meinigen* gewiß bin, daß es aufhört, ein mir gegenüberstehendes *Gesetz* zu sein. Diese Gewißheit, die zunächst noch unvermittelt im christlichen Gefühle ruht, hat sich mittelst der neueren Philosophie in der Region des Denkens Luft gemacht und alle Fesseln der Persönlichkeit mit dem Begriff der Sache zersprengt, um sich in ihrer letzten gläubigen Voraussetzung zu erfassen. In Fichte hat dies himmelerschwingende Denken, lange gewaltsam niedergehalten, eben so gewaltsam seine Ketten durchbrochen. Fichte's Philosophie bildet die intelligente Seite zu dem praktisch gewaltsamen, rächenden Idealismus der französischen Revolution, und er ist ebenso, wie diese, aus dem einen Extrem in das andere gestürzt. Das Ich, welches sich unmittelbar unbedingt setzen wollte, ist dem unheimlichen *Anstoße* des fatalistischen Nicht-Ich, diesem *Napoleon* der Fichte'schen Revolution, in die Arme gerathen, obgleich Keiner Napoleon mehr haßte, als eben Fichte. — Aber wegen dieses Umschwunges seine Hoffnung nun wieder auf die alte, abgelebte Dynastie des Positiven zu setzen und den freien Act des Sichsetzens im Ich mit Schrecken und Angst zu perhorresciren, das ist noch viel willkürlicher und gewaltsamer, als die revolutionäre Gewaltsamkeit; das ist Bourbonismus. Der subjective Geist *setzt* sich zwar nicht nur, sondern *findet* sich auch, ja, das Sichfinden ist der Zeit, der Erscheinung nach sogar das Erste. Aber ebenso findet er sich nicht nur, sondern setzt sich auch; und der Dignität, dem Wesen nach ist dies Sichsetzen das Erste. Nur dadurch, daß er sich selbst zu dem macht, wozu er bestimmt ist, daß er nicht nur seine Bestimmtheit durch den *Naturgrund*, sondern auch seine Bestimmtheit durch die *positive* Seite der *Religion*, kraft des Erkennens der Wahrheit aus seinem eigenen Wesen, zum flüssigen Moment herabsetzt, ist und wird der subjective Geist frei und gottähnlich.

Weiter nun geht Steffens von der Thatsache der Persönlichkeit des menschlichen Geistes fort zur Betrachtung der Persönlichkeit des absoluten Geistes, als der zusammenfassenden Einheit der vielen Persönlichkeiten. Als der innerste Ausdruck des göttlichen Wesens wird sodann die Liebe bestimmt. Diese Wahrheit soll aber auch wieder eine unmittelbare Thatsache des Bewußtseins sein, und zwar nicht nur des positiv-christlichen, sondern auch des philosophischen Bewußtseins. Die Idee der göttlichen Liebe wird daher als gemeinschaftliches Fundament der christlichen Religion und der Philosophie angesehen. — Gegen den Zweifel, daß die Idee der Liebe nicht als Grundlage eines streng wissenschaftlichen philosophischen Gebäudes dienen könne, macht Steffens geltend, daß die Liebe unmittelbar als That die Einheit des Subjects und Objects in viel objectiverem Sinne ausdrücke, als dieselbe etwa durch die Gegensätze von Denken und Sein und Einheit beider, oder durch die engere Formel eines Ich=Ich oder allgemeiner eines A=A ausgesprochen werden könne (Bd. I. S. 52). Allein es fragt sich doch erst, was in der Idee der Liebe bloß ein Reflex sinnlicher Verhältnisse, oder was darin der Ausdruck des wahren Geistes sei. Und so macht sich die Nothwendigkeit geltend, zuerst philosophisch auf den allgemeinen Begriff des Geistes zurückzugehen und dafür einen Ausdruck zu suchen, und

dann erſt von da aus zur unmittelbaren Anſchauung der concreteren Geiſtesverhältniſſe vorzudringen. — Mit und in der göttlichen Liebe, fährt Steffens fort, ſei zugleich die Idee eines perſönlichen Gottes gegeben. „Denn das Letzte, was wir als das Ewige in uns ſelbſt finden, iſt die Form der Perſönlichkeit, die eins iſt mit der göttlichen und eben daher, wie dieſe, das All beſtätigt in jeder Form. Der Ausdruck des ſo Gebundenen, welches in jeder Perſon ein Ewiges und dennoch in Allen daſſelbe iſt, iſt der abſolute Wille. Ein ſolches Wollende iſt aber nothwendig eine Perſon aller Perſönlichkeiten, und verſchwände die Idee der Perſönlichkeit aus dem abſoluten Willen, ſo wäre er aus den beſonderen Perſönlichkeiten, inſofern dieſe als mit ihm eins eine ewige Bedeutung haben, ebenfalls verſchwunden. — Ein perſönlicher Gott iſt nothwendig ein außerweltlicher, denn der Wille iſt durch das, worin er ſich offenbart, auf keine Weiſe beſchränkt. Ein Wille, der nur in und mit ſeiner That als ein ſolcher erkannt wird, iſt kein abſoluter Wille. Der wollende Gott fiele dann mit ſeinem Werk zuſammen; er wäre durch dieſes gebunden, allerdings durch ſeine eigene Nothwendigkeit, aber dennoch gebunden, wie etwa ein Denkproceß, der vor ſeiner Ausführung in ſich ſchon fertig daſteht und abgeſchloſſen iſt. Ein ſolcher iſt eine, wenn auch innerlich unendliche, dennoch in ſich abgeſchloſſene Einzelheit, und dieſe iſt freilich, weil ſie ſich nur auf ſich ſelbſt bezieht, nur innerhalb ihrer Wahrheit hat, jederzeit abſolut, aber keineswegs frei. — Gott iſt ein außerweltlicher Gott, d. h. ſein Wille iſt nicht bedingt durch die Art, wie er ſich uns offenbart hat. Er hat ſich offenbaren *wollen*" (Bd. I. S. 119 flg.). Das Verhältniß des göttlichen Willens zur Welt wird dann durch das Verhältniß des Dichters zu ſeiner Dichtung veranſchaulicht. „Wie in einem vorzüglichen Gedicht der Dichter immanent iſt in ſeinem Gedicht, durch das Aeußere der Erſcheinung das Weſen, das Anſich, das Talent der Perſönlichkeit ſelbſt ſich offenbart, und zwar nicht als ein Aeußeres, nicht als eine Urſache, die eine außer ihr liegende Wirkung hervorruft, ſondern als das Innerſte des Gedichts, welches die Wahrheit der dichteriſchen Perſönlichkeit getrennt von dem Dichter und dennoch mit ihm eins darſtellt: ſo iſt Gott, aber auf eine abſolute Weiſe, die Welt ſelber und dennoch ganz von ihr getrennt, ja, eben in dieſer abſoluten Einheit alles deſſen, was in der Welt *wirklich* iſt mit dem wahrhaft Seienden der Welt, iſt die Trennung Gottes von der Welt am entſchiedenſten ausgeſprochen. — Der Dichter geht nicht auf in ſeinem Werke. Die Totalität ſeiner Perſönlichkeit ſpricht ſich zwar in dieſem aus, aber nicht minder in mannichfaltigen andern Werken verſchiedener Art, und er iſt nicht bloß in einem Werke, ſondern in der Totalität aller zu erkennen. — So, aber auf abſolute Weiſe, iſt Gott für das chriſtliche Bewußtſein, als außer der Welt ſeiend, nicht bloß ein abſtract allgemein Wollender, ſondern auch außerweltlich Schaffender. Gott iſt das immanente Weſen der Welt, und nichts außer ihm hat in der Welt Wahrheit und Wirklichkeit, und dennoch iſt er zugleich ganz und gar außerweltlich — und inſofern der uns verborgene Gott, deſſen Myſterium kein menſchliches Denken zu enthüllen vermag" (S. 126—127).

Dieſe Stellen enthalten den Kern der Steffens'ſchen Theologie. Es iſt in ihnen darum zu thun, das Weſen und die Idee der Gottheit als abſolute, in ihrer Einheit mit der Totalität der Welt zugleich ſich von ihr unterſcheidende, in ſich ſelbſt reflectirte Subjectivität darzuſtellen. Dies Intereſſe hat eine tief ethiſche und religiöſe Baſis und auch philoſophiſch iſt es wohl begründet. Allein eben den philoſophiſchen Begriff, die wirklich mit Nothwendigkeit, ohne alle Willkür fortſchreitende Entwicklung der Idee Gottes vermißt man durchaus bei Steffens. Das ſind Alles nur Analogien, um deren Wahrheit es ſich erſt handelt. Ja, daß ſich Steffens den Mittelpunkt des göttlichen Weſens nach Analogie des menſchlichen Willens vorſtellt, erweiſt ſich ſchon der einfachſten Reflexion als total falſch, beſonders da noch dazu, nach dem Vorgange des Neuſchellingianismus und der überhegelſchen Speculation, das Weſen des Willens als das auch Anders-wollen-können von ihm beſtimmt wird. Hiernach iſt es ſchlechthin zufällig, daß nun eben *dieſe* Natur, *dieſe* Menſchheit u. ſ. w. exiſtirt. Ja es ſcheint ſogar, als ob die Schöpfung der Welt auch hätte unterbleiben können. — Es iſt gegen dieſe durch und durch willkürliche Meinung ſchon häufig und vom Standpunkt der religiöſen Vorſtellung ſchlagend genug die Idee der göttlichen Liebe geltend gemacht, daß nämlich nach dieſer, wenn es mit ihr Ernſt ſein, wenn ſie wirklich das Weſen Gottes ausdrücken ſolle, wie doch auch Steffens behauptet, Gott durch ſeine innere Natur und Nothwendigkeit ſich ewig gedrungen fühle, ſich zu offenbaren. Und ebenſo dagegen, daß er ſich hätte auch anders offenbaren können, hat man mit Recht eingewendet, daß ſich ja dann Gott nicht nach der Idee ſeiner abſoluten Weisheit und des höchſten Gutes beſtimmt habe, daß dieſe Idee damit in Gott vernichtet und der göttliche Wille in ſich ſelbſt dem baarſten Zufalle preisgegeben ſei. Am ſcharfſinnigſten hat ſich *Baur* über dieſen Punkt ausgeſprochen in ſeinem großartigen Werke über den Gegenſatz des Katholicismus und Proteſtantismus. Die Hauptſache aber iſt immer, daß vom Standpunkte des conſequenten Denkens die Vorſtellung von der Erſchaffenheit als des bloßen Geſetztſeins der Welt ſich geradezu auflöſt. Wie es ſich nämlich immer als eine Einſeitigkeit des Denkens erwieſen hat, wenn daſſelbe vom Princip des materialiſtiſchen Pantheismus aus, etwa mit der Atomiſtik oder mit dem système de la nature das Allgemeine zum bloßen Reflex des Beſonderen, den abſoluten Geiſt zum paſſiven Reſultat

des ſubjectiven Geiſtes und dann noch weiter herab, im Sinne des Senſualismus, das Denken zum puren Affecte des ſinnlichen Daſeins machte, ſo iſt es doch eben ſo einſeitig und der Religioſität und Sittlichkeit an und für ſich um nichts förderlicher, wenn man nun umgekehrt das Beſondere erſt aus dem Allgemeinen, die Natur aus einem übernatürlichen Geiſte ableitet. Iſt nämlich im erſten Falle ſchlechterdings nicht zu begreifen, wie ſich aus dem Niederen das Höhere — und als ein Solches erweiſt ſich doch der Geiſt gegenüber der Natur — ſollte überhaupt entwickeln können, wenn es nicht wenigſtens als Anſich, als energiſche Möglichkeit demſelben ſchon zu Grunde läge und vorausgeſetzt wäre: ſo läßt ſich im zweiten Falle durchaus nicht einſehen, wie das Vollkommene als ein in ſich ſelber Beſchloſſenes dazu kommen ſollte, ſich als ein Unvollkommenes, als ein erſt zu Entwickelndes zu ſetzen, wenn das Moment der Beſonderheit und des Werdens nicht an ſich, als reale, d. h. als eine ſtets in die Wirklichkeit hinüberquellende Möglichkeit in ihm enthalten wäre, und wenn es mithin daſſelbe als Welt nicht ewig-zeitlich ſich vorausſetzte. Gleichwie ſich der werdende Geiſt nie über die abſtracte Nothwendigkeit der Naturvereinzelung zu erheben und ſich nie von dem ſinnlichen Sein ſelbſtbewußt zu unterſcheiden vermöchte, wenn er nicht an ſich ſchon von ihm unterſchieden wäre und die Macht der Bethätigung ſeines Für-ſich-werdens in jedem Momente neu aus dem abſoluten Geiſte ſchöpfte, ſo würde umgekehrt die Natur als das Reich der Verendlichung des Weſens nun und nimmer zu ihren Beſonderungen und Vereinzelungen, zu dem beſtimmten Fürſichſein und Unterſchiede von dem in ſich ſelber ruhenden ewigen Geiſte fortgehen, wenn ſie ſchlechthin von demſelben nur geſetzt wäre und nicht zugleich in ſich ſelber ihren Urſprung hätte. Gott und Welt verhalten ſich daher nothwendig als zwei Sphären, die, wie ſie in der Perſönlichkeit und Idee des Menſchen ſich zu ſtets innigerer Einheit vermählen, auch jede für ſich, die eine abſtract ohne die andere nie ſein können, ſondern ſich gegenſeitig ewig-zeitlich und zeitlich-ewig vorausſetzen und mit einander vermitteln. Den Mittelpunkt, die unendliche Totalität, bildet die Idee des Univerſums, die aber ihre Totalität in jeder Sphäre hat, nur in der einen mit dem einen, in der andern mit dem andern prädominirenden Factor. Nur dieſe abſolute, ſtets unerſchöpfliche, ſo Zeit als Ewigkeit in einander hebende Wechſelwirkung iſt des Geiſtes wahre Geiſtigkeit. Oder woher ſollte denn das Eine erſt zu dem Andern, das Endliche erſt zu dem Unendlichen hinzukommen? Sind doch beide nur durch und für einander, was ſie jedes für ſich ſind. Gott muß einen Gegenwurf ſeiner ſelbſt haben, wie Jakob Böhm in immer neuen Wendungen veranſchaulicht; „denn ohne das Nein wäre er in ſich ſelber unerkenntlich und wäre darin keine Freude oder Erheblichkeit noch Empfindlichkeit.“ Theoſophiſche Fragen. Er iſt nicht das abſtracte Eins, die leere Ewigkeit, ſondern daß das Univerſum lebendige Totalität ſei, muß es nicht nur ganz Geiſt, reine, allgemeine Beziehung auf ſich ſelbſt, ſondern auch ganz Natur ſein.

(Fortſetzung folgt.)

„Deutſcher Muſenalmanach für 1841. Herausgegeben von Echtermeyer und Ruge.“

(Fortſetzung.)

Von Hoffmann von Fallersleben ſind die „Helgolander Lieder“ artige Kleinigkeiten ohne beſondern Werth, und die vier Doſen „Gegengift“ ſo homöopatiſch zugemeſſen, daß ſie keinenfalls ſchaden können. Alexander Graf von Württemberg beginnt ſeine ſchwungreicheren Poeſien mit einem Gedichte „An mein Roß,“ wie man eben mit Thieren ſpricht, in nachläſſig hingeworfenen Brocken:

Mein treffliches Roß,
Arabiſcher Abkunft,
Mein liebſter Genoß,
Was bringt uns die Zukunft? —

Es iſt gut, daß ſolche Poeſie in die Ohren eines Pferdes verſchollen, welches ein nicht mit Vernunft begabtes Weſen und vom Herrgott ohne kritiſches Vermögen gelaſſen iſt; der Pegaſus würde, ſo beſungen, unter ſeinem Reiter bocken. Die folgenden Abtheilungen des Gedichts werden beſſer; „Der alte Soldat“ iſt hübſch und gelungen, mit Ausnahme des matt verlaufenden Schluſſes; ein Gedicht voll friſcher Poeſie iſt endlich „Der Spazierritt.“ Nur die erſte Strophe der zweiten Abtheilung:

Wie herrlich iſt's, auf wilden Roſſen
Zu jagen durch die grüne Nacht,
Wie kämpft ſich da ſo unverdroſſen
Die wechſelnde Gedankenſchlacht.

hat etwas unendlich Aufſchneideriſches in dieſem Ausdruck: Gedankenſchlacht. Ich weiß, daß er bei unſern Dichtern en vogue kommt und daß A. Gr. von Württemberg ihn nicht erfunden, ſondern namhafte Vorgänger dafür hat. Aber wer glaubt der Münchhauſiade, daß in dem armen Hirn des Dichters die Gedanken ſich eine Schlacht lieferten und gleichſam wie mit Spieß und Stangen gegen einander rückten? Es iſt freilich nur ein Bild, aber durchaus unſtatthaft, denn Gefühle mögen in raſchem Wechſel in der Bruſt des Dichters ſich bekämpfen, von außen ſtürmiſch auf ihn eindringen; aber in ihm muß ein Gedanke, ein ewiger Friedensfürſt, richtend und ſchlichtend über ihnen thronen. Im Uebrigen pulſirt in den Liedern des Grafen von Württemberg ein friſches junges Blut, das ſie zu einer geſunden und liebenswürdigen Erſcheinung macht. Tenner's Gedichte bezeichnen einen Fortſchritt, wenn man ſie mit ſeinen vorjährigen Beiträgen vergleicht, und verheißen die Entwicklung eines hübſchen Talents für die Liederdichtung; „Der Frühling“ nur iſt zu kindiſch tändelhaft. Stägemann hat eine Reihe von acht Sonetten beigeſteuert, ernſt und gediegen, viel gefeilt und doch voll Kraft, wie ſeine Lieder alle. Ich weiß nicht, ob es ein Zeugniß für die fortlebende außerordentliche Geiſteslebendigkeit des greiſen Dichters oder den völligen Stillſtand unſerer lyriſchen Kunſt iſt, daß Stägemann, der 1779

die Blüthe der Fruchtbäume beobachtete, noch den Muſenalmanach für 1841 mit Gaben bereichern kann, die ein Schmuck deſſelben ſind und denen man nirgends anſieht, daß ſie nicht eines unſerer jüngſt aufgetretenen Talente zum Verfaſſer haben. — Stägemann iſt jetzt heimgegangen; der Dichter iſt ſeinem Helden gefolgt; man ſollte ſeine Leyer über dem Grabe Friedrich Wilhelm's III. aufhängen, denn er iſt ihm ein treuer Sänger geweſen, und war ein Poet, wie Jener ein König war. — Gedichte von Ferrand folgen; das iſt jener Dichter, von dem Chamiſſo ſagte, er ſpiele nur eine Saite, dieſe aber wie ein Paganini. Sie tönt meiſt ſchwermüthige, zerriſſene Klänge von wunder Liebe und Hoffnungsloſigkeit, die nur von dem ſtillen Zauber der Natur mit einer elegiſchen Tröſtung ſich überhauchen läßt oder in Grabesahnungen ſtillen Frieden ſucht; aber in dem engen Kreiſe ſeiner Variationen liegt tiefe poetiſche Schönheit, wie ſie hier in den Gedichten: „Am Fenſter" und „Begegnung" ergreifend ſich geltend macht. E. M. Arndt hat in zwei Beiträgen: „Dem kleinen Rath des großen kölniſchen Faſching-Volksfeſtes" und „Des Soldaten letzter Ausmarſch" ein Zeugniß von der fortlebenden Kraft ſeiner biedern, männlichen und frommen Art geliefert. Vorzüglich das erſte iſt gelungen und hübſch. — „Die Wüſtentäuſchung" von Adolph Bube iſt ein gutgeſchriebenes Gedicht, dem aber eine Idee mangelt; deshalb verläuft es matt wie ein erquickliches Quellwaſſer der Oaſe in den beſungenen Sand; es fehlt ihm an aller Pointe und läßt kalt. — Die Gedichte des jungen Mannes, denen nach Bube's Beitrag eine Stelle vergönnt worden iſt, haben für mich zu wenig Neues gehabt, als daß ich ohne Vorurtheil ſie beſprechen könnte. „Der Geierpfiff" von A. E. von Droſte-Hülshoff iſt ein Muſter einer poetiſchen Erzählung, durch die ausgezeichnete Kunſt der lebendigen Darſtellung und Schilderung, durch die ungewöhnlich feine Belauſchung der Natur; es thut wohl, einmal auf ein ſolches Gedicht zu ſtoßen, worin Neuheit und Originalität nichts von all den hergebrachten poetiſchen Floskeln und ſtehenden Redensarten aufkommen laſſen, die eine gewiſſe gemachte und meiſt unwahre Welt- und Naturauffaſſung von Geſchlecht zu Geſchlecht wie eine ewige Sünde forterben. So müſſen gleich in den folgenden jugendlichen Gedichten von Viol der „blüthenduft'ge Mai" und „der milden Frühlingsſonne goldner Strahl" für neue Gedanken und Bilder aushelfen. Wie lange wird noch in unſerer Poeſie der Mai eine ununterbrochene Zeit des Blüthenduftes und der goldenen Sonnenſtrahlen ſein, trotz der Erfahrung, welche jedes Frühjahr bringt, daß es nichts Naſſeres, Trügeriſcheres, Verdrießlicheres geben kann, als dieſe Jahreszeit? Warum nun nicht ſolcher Beſchaffenheit ſelber ihre Poeſie ablauſchen und darſtellen? Denn ich glaube, daß überall, unter allen Umſtänden die Natur Poeſie genug in ſich birgt, welche wir nur zu erfaſſen, wahr zu malen, mit den Gedanken und Gefühlen der Poeſie in uns ſelber zu durchdringen, nicht aber mit flittergoldnen Redensarten aufzuputzen haben. Wir ſollten in dieſer Beziehung das Geheimniß der britiſchen Dichter belauſchen; nur dadurch, daß von ihnen jeder ſeine ihm eigenen und eigenthümlichen Anſchauungen und was er gerade erlebt, empfunden und von poetiſchen Momenten beobachtet hat, in der originellen Weiſe wiedergiebt, die mit dem ſtolzen Selbſtbewußtſein der Söhne Albions alle Gemeinplätze, Alles, was ſtehende Redensart iſt, verachtet, haben Scott, Byron, Coleridge und Wordsworth jene nachhaltige Wirkung erreicht, welche ſie nie veralten läßt. —

Friedrich von Sallet hat im vorigen Jahrgange des Muſenalmanachs eine Reihe evangeliſcher Gedichte begonnen, welche in dem vorliegenden in 6 Abtheilungen fortgeſetzt werden. Auch hier iſt eine ſchöne und kräftige Sprache, wie die erſchöpfende Durcharbeitung jedes Gedankens, der den einzelnen Gedichten zu Grunde liegt, zu rühmen. Es iſt eine ſchöne und würdige Poeſie, in welche Sallet, im Geiſte der Hegel'ſchen Philoſophie, aber ſelbſtdenkend und auch eigene Bahnen verfolgend, ſeine chriſtlichen Anſchauungen kleidet; um ſo anerkennenswerther, je ſchwerer die Aufgabe, den trocken docirenden und den rhetoriſchen Ton zu vermeiden, was übrigens dem Verfaſſer auch nicht immer gelungen iſt; manche Stellen erinnern dadurch an L. Schefer's weiter unten aufgenommenen langweiligen Sprüche, deren Proſa durch eine Art poetiſcher Einkleidung wie gutes hausbackenes Brod durch eine Lage Streuzucker ungenießbar gemacht wird. J. G. Seidl's Beiträge möchte ich mit denen von Hutterus zuſammen nennen. Beide beſitzen, ohne beſonders hohen Gedankenflug zu nehmen, eine gewiſſe Anmuth und eine gewinnende kindliche Innigkeit, die als Rahmen um den Spiegel ihres Gemüths ſtehen, mag dieſer nun ihre Empfindungen und Anſchauungen als tüchtige Gemälde oder, wie auch wohl geſchieht, als artige Stickmuſter wiedergeben. Das Talent Seidl's iſt ausgeprägter, das von Hutterus reicher, aber auch ſchwankender. — Büttmann und Braunfels geben in düſtern Poeſien, jener in einem „Fahrwohl der Hoffnung," dieſer in einem Gedichte: „Kaukaſus," mit den Abtheilungen: „Neu-Roma," „Der blinde Fürſt," „Des Blinden Heilung," Proben ihres bedeutenden und reifen Talents, das gewiß noch ſchöne Blüthen treiben wird, wenn es von ſeinen Zweigen den Schnee einer winterlichen äußern Atmoſphäre geſchüttelt hat; die innere Wärme und Triebkraft dazu ſcheint nicht zu fehlen. — Kahlert, Kawaczynski, Adolph Stahr folgen mit hübſchen Liedern, aus denen Stahr's „In der Nacht" und „Der Leuchtthurm" hervorgehoben zu werden verdient. Die folgenden Blätter werden immer reicher; zuerſt durch Matzerath's Romanze „Der König der Siebenberge," eine ächt lyriſche Durchtränkung des objectiven Stoffes, der ſo wenig darzubieten ſcheint und dennoch hier durch den Dichter ſo reich geworden iſt. „Der Nachtritt" von Matzerath wäre nicht minder auszuzeichnen, wenn ihm nicht der Schluß fehlte. Die folgenden „Gedichte einer Braut" ſind einem poetiſchen Gemüthe ohne poetiſche Schöpfungskraft entfloſſen; dafür entſchädigen Wolfgang Müller's Gaben, die ebenſo von der Tiefe zeugen, welche ſich in das innerſte Weben und Sein der Natur einzuleben weiß, als von ungewöhnlicher Leichtigkeit, einen ergreifenden Ausdruck dafür zu finden. Nur vor Einem hat W. Müller ſich zu hüten: vor einer gewiſſen, mitunter ſüßlichen Eintönigkeit, in welche er verfallen dürfte, wenn er, in dem Erreichten ruhig, nicht ſein Talent zu bereichern und weiter auszubilden ſtrebt.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

5. April. № 81. 1841.

Heinrich Steffens „christliche Religionsphilosophie."

(Fortsetzung.)

Aber wie? ist es denn glaublich — dies läugnet eben Steffens, der geistreiche Naturkenner? — Die ewig junge Physis, dieses wunderbare, so Leid wie Freud in den tausendfachsten Strahlenbrechungen aus sich selber gebärende Leben, dieses ζῶον ἔνψυχον, wie Platon es nennt:

Das in todten und lebend'gen Dingen
Thut nach Bewußtsein mächtig ringen,

Diese durch und durch von sich selber getragene Welt, die in ihrer unbewußten Nothwendigkeit der werdenden Freiheit des subjectiven Geistes erst den rechten Reiz des Kampfes und Sieges verleiht: diese gilt unserm Steffens als das Product eines in sich schlechthin zufälligen Willens? als ein in sich selber haltungsloses Erzeugniß der puren Willkür? — Und lediglich nur deshalb, damit wir doch ja einen recht freien, d. h. einen, aller Vernunft baaren, einen ganz und gar willkürlichen Gott haben? — Fast wäre es nöthig, Steffens hier warnend an das herbe, aber wahre Wort Schelling's gegen Jacobi zu erinnern, daß das die traurigsten Gottesgelehrten seien, welche Gott vorschreiben wollen, auf welche Art er gleichsam allein Gott sein könne, nämlich dann, wenn er gar nichts von einer Natur in sich habe*).

Indem nun „eine jede Bemühung dieser Art," die Natur zum Product der Willkür zu machen, „sich selbst straft," so sehen wir auch hier die qualvollsten Consequenzen nicht ausbleiben. Um nämlich vorzustellen, wie die Natur und der natürliche Geist, die eigentlich nie zum Unterschiede von Gott fortgehen können, noch sollen, nun gleichwohl, o Wunder! bis zum Gegensatze hin sich von Gott getrennt haben, bleibt kein anderer Rath, als diesen Act der Trennung auf eine zweite, noch viel unbegreiflichere, ja, nach den Prämissen selbst unmögliche Willkür, auf die Willkür der schlechthin unfreien, von Gott passiv besessenen Creatur zurückzuführen. Und so gerathen wir nun, mir nichts dir nichts, durch ein Factum des Bewußtseins, auf den theosophisch-mystischen, von den dichten Nebeln der Romantik umlagerten Boden des Abfalls, in jene nicht sein sollende Spalte der Sünde, die von der untersten Stufe der Schöpfung bis hinauf zum Lucifer und seinen mitgefallenen Engeln reißend, gähnend, verschlingend das ganze Universum zerstückelt. So schwindelnd, springend, fallend geht es kopfunter kopfüber, hinunter hinüber von Nr. I zu Nr. II, von der Betrachtung der absoluten Einheit zur Betrachtung des absoluten Zwiespaltes, von der Schöpfung zum Sündenfalle. Dieser spukt schon an allen Punkten in die Teleologie hinein, welche der erste Theil der Religionsphilosophie durch Natur und Geschichte hindurchführt, und dieser Spuk soll nun im zweiten Theil nach seinem Grunde untersucht werden. Es versteht sich aber schon von selbst, daß er eigentlich keinen Grund hat. Denn ist der Natur und dem werdenden Geiste das Moment der Selbständigkeit in ihnen selber einmal a priori genommen, so kann auch a posteriori die oppositionelle Ueberspannung dieses Momentes durch nichts erklärt werden. Und somit bleibt der Ursprung des Bösen in der Welt ein absolut unauflösbares Räthsel. Eilen wir schnell über diese verworrenste und unheimlichste Partie des ganzen Werkes hinweg. Zwar schießen auch in diesem Dunkel die genialen Steffens'schen Fulgurationen und nehmen sich Angesichts des nächtlichen Hintergrundes desto grauenhaft prächtiger aus; aber Racketen sind's: sie strahlen empor und — sind nicht mehr.

Das Denken, wie schon gesagt, sieht sich bei dem Versuche einer Erklärung des Bösen nach Steffens in einen nie zu durchbrechenden Zauberkreis gebannt. Nämlich, „um böse zu werden, müssen wir zugleich böse gewesen sein, und dennoch müssen wir uns zugleich, und zwar in unserer persönlichen Eigenthümlichkeit als vor der Sünde ohne Sünde seiend betrachten; denn diese kann niemals als ein abstract Unendliches, als ein böser Wille in der leeren Allgemeinheit aufgefaßt werden. Sie ist uns, insofern sie von der Person erzeugt wird, und obgleich wir ihren Anfang nicht

*) Schelling's Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen ꝛc., S. 88.

finden können, müſſen wir ſie dennoch als ein Secundäres betrachten. Das Böſe ſetzt nicht nur ſich ſelbſt, es ſetzt auch das Gute voraus" (Bd. II. S. 60).

Wenn doch Steffens ſich nur auf die Dialektik dieſer gegenſeitigen Vorausſetzung eingelaſſen hätte; er würde dann gefunden haben, daß es ſich eben ſo auch mit dem Guten verhält, daß auch dieſes, um ein wirkliches zu ſein und zu werden, nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ſein Gegentheil vorausſetzt. So aber verfällt er immer wieder in die Abſtraction, „daß außer Gott nichts angenommen werden dürfe, was nicht er ſelber wäre." Dies ſoll ein ausgemachtes Axiom ſowohl der Vernunft als auch des chriſtlichen Bewußtſeins ſein. In Gott kann nun der Urſprung der Sünde nicht verlegt werden, weil er ja die Negation derſelben iſt. Da aber die Creatur urſprünglich und an ſich keine von Gott unterſchiedene, ſo zu ſagen ſich ſelber zugewandte Seite hat, ſo hebt ſich auch die noch übrig bleibende Möglichkeit, den Urſprung der Sünde in ſie zu ſetzen, in die ſchlechthinnige Unmöglichkeit auf. „Auch die Creatur iſt keineswegs ein Sündhaftes oder Böſes, inſofern (!) ſich Gott in ihr offenbart" (S. 61).

Unaufhörlich alſo wird man, um den Urſprung des Böſen denkbar zu finden, von Gott zur Creatur herüber, und von dieſer wieder zu Gott hinüber geſchickt. Das iſt ſo ein Hie Welf! Hie Waiblingen! — wobei nichts herauskommt, als das Gerede. Ich will die glänzendſte Probe dieſer dem phantaſtiſchen Taumel Wiſchnu's und Schiwa's, und dem Ringen der Sophia Achamoth ähnelnden Dialektik hier mittheilen. „Gott als der Grund," heißt es Bd. II. S. 62 flg., „iſt der Wille des Grundes, der ihn verkündigt, ihn offenbart; das dem göttlichen Subject zugewandte Object iſt der Sohn Gottes. Das Böſe iſt ſo wenig eins mit dem urſprünglichen Grunde, daß man es vielmehr die Grundloſigkeit des Grundes nennen kann, dasjenige, durch welches eine jede Creatur in ihrer Vereinzelung ſich als ein Unendliches ergreifen will, aber eben dadurch ein grenzenlos unbeſtimmtes Unendliches außer ſich ſetzt." (Das entbrennende Verlangen der σοφία nach dem Bythos und die Geburt der Sophia Achamoth bei den Gnoſtikern). — „Dieſe Grundloſigkeit des Grundes iſt ſelbſt eine Folge des Böſen, zwar eine unvermeidliche, doch keineswegs ſein Urſprung. Dieſer, der einen poſitiven Willen vorausſetzt, wenn der Begriff des Böſen nicht aufgehoben werden ſoll, kann aber aus ſeinen Folgen nicht begriffen werden; ja, die Trennung von Möglichkeit und Wirklichkeit ſcheint auf einen unbedingten Willen keine Anwendung finden zu können. Wille iſt Selbſtbeſtimmung eines freien Weſens und eine bloße Möglichkeit der Selbſtbeſtimmung, die abgetrennt von der Wirklichkeit, und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß dieſe nie zum Vorſchein kommt, wäre ein beſtändiger Vernichtungsproceß des böſen Willens, der alſo daſein müßte und als das Böſe wirklich wäre, wenn dieſes gleich fortdauernd beſiegt würde. Iſt es nämlich gewiß, — und der reine Begriff der Sittlichkeit erfordert es nothwendig, — daß wir das Böſe nur als Wille ſetzen, ſo iſt dieſer Wille real, mag er in der Perſon ſelber durch die reine Selbſtbeſtimmung derſelben, oder wider den Willen der Perſon durch Gott, in ſeiner Nichtigkeit, erſcheinen. In dem erſten Falle, wo das Böſe durch die Perſon ſelbſt, im Entſtehen, vernichtet wird, und zwar ſo, daß dieſer Vernichtungsproceß unaufhaltſam und fortdauernd die Handlungsweiſe derſelben beſtimmt, nennen wir ſie nicht bloß gut, ſondern auch ſelig; aber dieſe Seligkeit ſelber, wie die der Engel, würde dennoch die Wirklichkeit des fortdauernden und zuverſichtlich Beſiegten vorausſetzen; gegen eine bloße Möglichkeit giebt es keinen Kampf, eben ſo wenig eine willenloſe Freiheit. Und wenn der Gute das Böſe nicht will, ſo iſt es nur deswegen, muß man ſagen, weil er das böſe Wollen nicht will; dieſes aber iſt dennoch als dasjenige, was er nicht will, wirklich, nämlich als Wille, da, und nur inſofern es da iſt, hat der Kampf und der errungene Sieg eine Bedeutung. Wird aber das Böſe beſiegt wider den Willen der Perſon, dann iſt zwar dieſe ſelbſt böſe, und der göttliche Vernichtungsproceß, der dann eintritt, würde die Perſon ſelbſt treffen, wenn nicht eine bloße Umkehrung des Verhältniſſes des gedoppelten Willens ſtattfände. Denn ſo wie bei dem Guten die Beſtätigung der Perſon, eben durch die Vernichtung des Böſen, ihre Beſeligung, ſo führt der herrſchende böſe Wille die beſtändig erneuerte Vernichtung der Perſon herbei, weil er ſelbſt ebenſo die Wirklichkeit des guten Willens in ſich fortdauernd anerkennen muß, wie der Gute die Wirklichkeit des böſen Willens; nur daß, die alleinige Realität des göttlichen Willens vorausgeſetzt, wo der gute Wille herrſcht, der innere Lebensproceß die fortdauernde Erneuerung der Selbſtbeſtätigung iſt, wie da, wo der böſe Wille herrſcht, der Proceß die fortdauernde Erneuerung einer Selbſtvernichtung in ſich enthält. So kommen wir niemals zu einer bloßen Möglichkeit, und aus der Willkür, d. h. aus der Freiheit der Wahl, läßt ſich ſo wenig die Wirklichkeit des Böſen ableiten, daß dieſe vielmehr jeder Zeit den böſen, wie den guten Willen als wirklich vorausſetzt." —

Alſo Dunkel, Räthſel, Geheimniß! — Doch ſiehe, es iſt noch ein Windzug zurück, vielleicht theilt der den Nebel. Schon ſchimmert's ein wenig durch die Bäume. Geduld! Seele, wir haben den Wald ſogleich hinter uns. Ein gütiges Zwar erhebt ſich am Ausgange der dreiundſechzigſten Seite, und begleitet uns, ohne daß wir von ſeinem nachſchleichenden Raubgeſellen Aber für dies Mal hinter'm Buſche aus überfallen würden, treuherzig bis zum Ende des Dickichts dieſer blätterreichen Abhandlung. „Zwar" — heißt es nämlich weiter — „zwar liegt in dem Begriffe der

Willkür die Unbeſtimmtheit, und dieſe kann, rein gefaßt und ohne Beziehung auf die Erſcheinung betrachtet, nur als die Indifferenz, in welcher weder das Gute noch das Böſe iſt, begriffen werden; und ſo entſtände, inſofern die menſchliche Perſönlichkeit rein und nicht von ihrer eigenen Beſtimmtheit in der Erſcheinung ergriffen gedacht wird, aus der Willkür ſelber zuerſt das Gute wie das Böſe. Der Wille als Selbſtbeſtimmung iſt in dem Momente der Willkür nicht, weder auf dieſe, noch auf jene Weiſe, vorhanden; ja, dieſer Moment der reinen Unentſchiedenheit, feſtgehalten, erhält eben dadurch eine wahrhaft ſpeculative Bedeutung, denn ſie führt uns bei einer jeden Willensbeſtimmung zu dem Urſprunge des Böſen ſelbſt zurück, und nicht bloß ſo, wie dieſe Unentſchiedenheit in der Erſcheinung ſich offenbart, ſondern wie aus ihr überhaupt und auf abſolute Weiſe, die Erſcheinung erzeugt wird." — Merkſt du etwas lieber Leſer? — Ich ſehe Menſchen wie Bäume. Das ſind die verzauberten Geſtalten, die ſich eben aus den Bäumen losmachen und darum noch ein Bischen in die Baumheit hinüberſchillern. Aber was höre ich, was ſehe ich? Horch! „Hier alſo, wo der doppelte Wille des Grundes in ſeiner reinen Urſprünglichkeit aufgefaßt wird, wo wir den handelnden Menſchen, ſeinem Weſen nach, zwar in der Erſcheinung ſich äußernd, finden, aber durch einen Entſchluß ſchon beſtimmt, der über der Erſcheinung liegt, drängt ſich uns das Räthſel des Urſprungs alles Böſen unmittelbar auf." — Verſtehſt du das, liebſter, beſter Leſer? — Ich verſtehe nichts davon. Auf dieſer Paſſage bei dem zweideutigen Doppelwillen und dem „Entſchluſſe, der über der Erſcheinung liegt," vorbei bis hin zu dem verhängnißvollen „Räthſel des Urſprungs," — wenn es da nicht ſpukt, ſo habe ich nie Geſpenſter geſehen. Schau doch hin. Dieſer Doppelwille, dieſes Ding: es ſteht nicht, geht nicht, liegt nicht, hängt nicht, fliegt nicht, hat weder Grund über ſich, in Gott, noch unter ſich, in der Natur, noch in ſich, in der Perſönlichkeit — und doch iſt es da! Wahrhaftig:

Das iſt der Teufel ſicherlich!

Wir eilen, daß wir fortkommen, und ſehen uns, um aus dieſer unheimlichen Region errettet zu werden, nach der Steffens'ſchen Idee von der Erlöſung um.

(Fortſetzung folgt.)

„Deutſcher Muſenalmanach für 1841. Herausgegeben von Echtermeyer und Ruge."

(Schluß.)

Lenau's Romanze „Ziska" iſt zu ſchön, als daß ich ſie hier nicht ganz mittheilen ſollte:

Ruhig iſt der Wald bei Trocznow in der abendlichen Stunde,
Alle Wipfel ſind ſo ſtille, wie die Wurzeln tief im Grunde,
In Gedanken naht ein Reiter, um den Arm den Zaum geſchlungen,
Schleudernd ſenkt den Kopf ſein Rappe in Gedankendämmerungen.

Plötzlich hält der Reiter inne, wie erwacht aus einem Traume,
Schreitet ab und zieht den Degen, ſpricht an einem Eichenbaume:

Hier an dieſer feſten Eiche hat in einer Wetternacht,
Ueberraſcht von ſcharfen Wehen, Mutter mich zur Welt gebracht.

Nur der Wald vernahm ihr Kreiſen, Windsbraut war die Hebeamme,
Und ſie goß dem Kinde ſegnend über's Haupt die Blitzesflamme.

Für Geſchoſſe mich zu ſtärken, und ein hartes Heldenloos,
Schlug der Hagel meiner Mutter in den ſchmerzgeſprengten Schooß.

Donner war mein erſtes Hören, Sturm mein erſter Athemzug;
Als ein rauher Wetterſäugling nehm ich meinen Heldenflug.

Huß! an dieſer feſten Eiche ſchwör ich Rache deinem Tod;
Huß! vom Blute deiner Schergen wird es bald auf Erden roth;

Ja! ſo reich aus ihren Adern ſoll das Blut zu Boden laufen,
Daß es hundertmal dir könnte löſchen deinen Scheiterhaufen;

Huß! vom Brandſchutt ihrer Burgen ſoll die Erde ſchwarz ſich färben;
Wo ich einen Prieſter treffe, ſoll er fallen, ſoll er ſterben;
Rothgebeizt von Raucheswolken ſoll des Himmels Aug' ſich trüben,
Weil ſie durften ſolchen Frevel ihm in's Angeſicht verüben.

Mir im Herzen brennt ein Funken, Huß! von deinem Todesfeuer,
Unauslöſchbar; wie der Frevel, ſei die Rache ungeheuer.

Mann des Lichtes! Mann der Freiheit! Beſter, den die Welt getragen!
Schnöd verrathen, hingerichtet! — Mordend will ich um dich klagen.

O wie ſtill die Lüfte Böhmens horchen meinem Racheſchwören,
Und die vaterländſchen Blätter wollen mein Gelübde hören.

Leib und Seele will ich brauchen, Schwert und Flammen und Geſchoß
Bis ich ſterbe; hör' es Böhmen! ſtille, ſtampfe nicht mein Roß! —

Die intenſive Wuth, dieſer Grimm, der zu titanenhaft gewaltigen und doch ſo hoch poetiſchen Bildern greift, hat etwas tief Erſchütterndes; es liegt eine ungeheure Wildheit, eine nicht zu bändigende Kraft in dieſen Verſen, und dennoch gehen dieſe Wildheit, dieſe Wuth nie über die Grenzen des Schönen, die Bilder nirgends in das ſchwer zu vermeidende Bizarre hinaus. Wie herrlich ſind vor allen die erſten Strophen! Man ſieht, der Schatz von Poeſie in Lenau, von dem die letzte Zeit weniger glänzende Proben brachte, iſt nicht ausgegeben worden. —

Franz Dingelſtedt folgt mit: „Zwei Seeſtücken," die auf Helgoland entſtanden ſind, geſchrieben mit dem Schwunge, der tiefen Empfindung und der Virtuoſität der Sprache, welche die Lyrik als die glänzendſte Seite an Dingelſtedt's Talent hervortreten laſſen. J. Minding führt in vier gelungenen Sonetten zum „Dom zu Köln," Gedichte von Karl Saro, K. A. Mayer, A. Ruge; nach Reichenau's Ballade „Orokowska" ein höchſt

originelles Trinklied „Johann Cicero" von August Kopisch, ferner Beiträge von G. Blöde und A. Bary. Gedichte von R. E. Prutz fordern zu längerem Verweilen auf. Schon die „Ausforderung" an Deutschlands Dichter gerichtet, gewinnt von vorn herein für die gesunde, heitere Kraft, womit der Sänger seines Liedes geflügelt Erz gegen den modernen Dichterjammer schwirren läßt. Er singt in Archilochischer Lust:

Zwar Euch ein Brandmal ist die Gunst der Lieder,
Das Euch wie Kain auf der Stirne glüht, —
Ein Oelzweig mir, der duftig mich umblüht,
Ein blitzend Schwert, ein lustiges Gefieder!
Euch hat die Muse, jammert Ihr, gelogen,
Ein Nessushemd ist Euch die Poesie, —
Ein Schleier mir, den in dem Drang der Wogen
Mir Leukotheens Götterhand verlieh!

Uebrigens ist der Hauptreiz des Gedichtes diese gesunde Kraft und der Muth der Gesinnung in dem schönen Gewande der vollkommenen Form; die Idee selbst läßt kalt, wie alle Allegorie. „Die Liebesrache" dagegen ist eine ergreifendere Poesie und zugleich ein wahres Chrestomathien- und Declamationsstück; das ist auch ein Vorzug, wenn man so selten auf ein solches, ganz abgerundetes, durchgearbeitetes und den Stoff völlig erschöpfendes Gedicht stößt. Eine schwache Seite nur scheint es mir in der Motivirung der Rache zu haben; die Wirkung der Untreue, welche den Liebenden zum Morde der Geliebten treibt, müßte origineller, psychologisch tiefer aufgefaßt und gemalt worden sein; die Verse:

Sie warf ihn fort — und Andre sollen nun
An dieser Brust, in diesen Armen ruhn.
Kein Andrer, nein! Mit heil'gem Eide dies
Hat er gelobt, da sie ihn von sich stieß;
Ja dieses Herz, das einst die Liebe schwellte,
In Gift verwandelt hat es ihre Kälte:
Ihr gilt der Haß, der ihm im Auge glimmt,
Und dieser Dolch, er ist für sie bestimmt!

haben etwas Unzulängliches, ja im Vergleich zu dem Uebrigen etwas trivial Mattes. Das „Tanzlied" erinnert etwas zu sehr an die kaltlassende Poesiemacherei der Schäferzeit, es sei denn eine wahre, wirklich erlebte Situation darin festgehalten. „Die Mutter des Kosaken," „Der Jahrestag," „Die Meeresfahrt" sind dagegen wieder Gedichte, über deren Genuß man gern die Kritik vergißt. Vor allen ist die „Mutter des Kosaken" von ergreifender Schönheit. — Gedichte von Hermann folgen, hübsche und gutgefeilte Gaben, denen man die classischen Studien ansieht und die dadurch an Stägemann's Art erinnern; am gelungensten ist das Sonett: „Das Leben ein Traum" und das Lied „Auf den Tod des Königs." — „Friedrich und Napoleon," drei Sonette von Hermann Besser, haben ein zu rhetorisches Gepräge; die Untersuchung:

Wer größer ist: der Fritz da mit der Krücke?
Der finstre Mann dort mit dem kleinen Hute?

die mit dem Ausspruch schließt:

Rief so der Eine Zorn und heiße Rache
Herab auf Frankreich, ihm zum schlechten Danke,
Und ward der Andre seines Volks Erlöser:
Was säum ich noch, zu schlichten in der Sache?
Fest sag ich es, mag murren auch der Franke:
Groß ist der Kaiser, doch der König größer! —

ist durchaus kein Vorwurf für die Poesie, und wird vor Allem nimmer lyrisch werden, ließe man überhaupt die Frage als eine Controverse für die Historie, die Ethik oder die Psychologie auch gelten. In Nr. 3 ist das Herüberziehen des Satzes von einem Quatrain in das andere gegen die Regeln des Sonetts; sonst ist die Form gut, zeigt jedoch mehr von Kraft, als von Gewandtheit.

Es folgen nun Beiträge von Niclas Müller, Körner von Nietleben, Gedichte oder vielmehr Papierschnitzel von Mörike, Gedichte von Ludwig Westrum, dessen „Am letzten Mai" einen Fortschritt im Vergleich mit dem zum vorigen Jahrgange von ihm Gelieferten beweist; von Kletke, von Hutterus, dessen „Kampf" einen hohen Aufschwung nimmt und der in den „Tannen" eine originelle Idee sehr glücklich ausgeführt hat; ferner von J. Döring und von Reinhold. Schefer's Art ist in diesen Blättern bei Gelegenheit der Besprechung des vorigen Jahrgangs des Musenalmanachs hinlänglich und mit Geist gewürdigt worden. Alwin dichtet sehr jugendlich. Reimt Himmelschlüsselchen auf Blumenbüschelchen? — Gruppe's Beiträge heben sich dagegen um so vortheilhafter hervor, besonders die gelungene Erzählung: „Die Löwenbraut." — „Der polnische Bettler" von G. Freitag verspricht die Acquisition eines neuen, nicht unbedeutenden Talents.

Den Schluß bildet ein Lied von K. Chr. Tenner: „Der deutsche Rhein," kräftig, frisch und hübsch, an Poesie gewiß so reich, wie das viellärmende Rheinlied Becker's, übrigens eben so wenig zum eigentlichen Volkslied geeignet, wie das letztere. Becker's Lied fehlt dazu der positive Kern, eine bloße Negation ist nie Poesie; dann ist ein so defensives Verhalten in ihm, daß es sich besser für eine gebeugte und überwundene Nation, wie die Polen, denn für uns geziemt, die wir zunächst nur Siegeserinnerungen unserm westlichen Nachbar gegenüber haben. Steht es so schlimm mit uns, daß der Gedanke an des letzten Manns Gebein, den des Rheines Fluth begraben, in unserm Volksliede aufkommen kann? Dann, denk' ich, ein „Sie sollen ihn nicht haben," müßte auch eine Art Begründung haben, z. B. durch die Erinnerung daran, daß der Rhein seit je wie eine Pulsader durch die deutsche Geschichte geströmt hat. Tenner hat, scheint es, dies gefühlt; sein Rheinlied hat diese Mängel nicht; dagegen fehlt es ihm an vollständiger Einfachheit, an jener populären Schlichtheit, die es allein zum Volksliede werden lassen könnte. —

Wir stehen am Ende unserer cursorischen Musterung, und scheiden mit einem gemischten, unentschiedenen Eindrucke. Im Ganzen scheint es, als ob der deutsche Dichterwald im Spätherbst stehe, wo die besten Früchte abgenommen sind und die Blätter vergilben. Der vermummte Wanderer, der hindurch schreitet, die Kritik, raschelt viel dürres Laub mit den Füßen auf; die besten Sänger sind nach südlicheren Klimaten gezogen, in das Land des dolce far niente, und nur Wenige von ihnen sind ihrer Heimath treu. Hoffen wir, daß ohne Winter auf den Herbst ein Lenz folge, der, wie er eine Philosophie der That und des Lebens uns bringen muß, darin auch einen befruchtenden Thau für neu schwellende Knospen der Poesie mit sich führe.

Levin Schücking.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

6. April. № 82. 1841.

Heinrich Steffens „christliche Religionsphilosophie."

(Fortsetzung.)

Es giebt also ein erstes Factum des Bewußtseins, daß nämlich an der Spitze der Welt der göttliche Wille und die göttliche Absicht steht, sich offenbarend, wie es ihr so just beliebt. Zu diesem ersten gesellt sich sodann das zweite Factum, daß die Welt, man weiß nicht wie, von Gott abgefallen ist, und daß nun überall die göttliche Absicht mit einer Hemmung zu kämpfen hat, indem die aus dem Centrum in die Peripherie getretenen Kräfte und Talente des Universums sich gegenseitig ihre Schatten zuwerfen. Aber diese Hemmungen werden von Stufe zu Stufe siegreicher vom absichtsvollen Willen überwunden, wie sich aus einem dritten Factum, dem Factum der Erlösung ergiebt, denn diesem gemäß ist schon „der Schöpfung unendliches Werk" von Gottes Entschluß „zur Befreiung der abgefallenen Geister" begonnen (Bd. II. S. 221). Factum des Bewußtseins ist also Alles; deduciren, logisch begreifen läßt sich nichts. Das Factum kann nur anschaulicher, nur plausibler für die sinnliche Vorstellung gemacht werden durch gewisse Analogien aus der wahrnehmbaren Natur und Geschichte. Diese Ansicht hat Steffens mit Epikur gemein, der auch aus den Thatsachen der πρόληψις und der Analogie alle Ueberzeugung herleitete.

Von dieser analogischen Interpretation will ich in Bezug auf das Factum der Erlösung nur noch die Hauptpunkte aus der Religionsphilosophie beibringen.

Der Zusammenhang ist etwa folgender. Durch alle Stufenleitern der Schöpfung geht seit dem Fall Lucifers und seit dem ersten abstracten Hervortreten der Sichtbarkeit die „Hemmung" und der selbstische Zug des Bösen, vermöge dessen sich die Schöpfungsreihen in ihrer jedesmaligen Bestimmtheit und Verselbständigung zu fixiren streben, gegenüber der flüssigen, harmonischen Totalität der göttlichen Absicht. Aber diese, wie sie in sich selber absolut ungehemmt und frei ist, durchbricht von Reihe zu Reihe allseitiger und siegreicher jene von der unbegreiflichen Macht des Bösen in der Creatürlichkeit gesetzte Hemmung, und so stellt die ganze Schöpfung vom Reiche der abstracten Himmelskörper und ihren überwiegend äußerlichen Verhältnissen an bis zur Innerlichkeit des selbstbewußten Menschengeistes hinauf den Entwicklungsproceß des gehemmten göttlichen Centrums in der Creatur dar. „Der Begriff der Entwicklung wird also auf das ganze Dasein ausgedehnt. Das Universum selber wird als eine immer fortschreitende organische Ausbildung betrachtet, und wie die Pflanze die ganze Thierwelt umfaßt und trägt, und der Mensch selbst, wie ganz Thier, so auch ganz Pflanze ist, so ist der höchste Gesichtspunkt, den wir erreichen können, derjenige, der uns eine immer im Ganzen, wie in jeder Form sich entwickelnde, den göttlichen Willen enthüllende Welt, als Grund alles Denkens, nicht als erzeugt durch das Denken, giebt. — Daß der göttliche Wille sich als eine Entwicklung offenbart, setzt, wie alle Entwicklung, ein Hemmendes voraus; und auch wir müssen von der Annahme einer solchen Hemmung ausgehen. Diese aber ist für Gott als nichtig gesetzt, obgleich sie zugleich insofern als Grund, nicht des göttlichen Wesens, wohl aber der Art seiner Offenbarung, an welcher die göttliche Entwicklung sich erweist, betrachtet werden muß. — Der Typus der Entwicklung einer jeden Form läßt sich zu gleicher Zeit als derjenige des Ganzen betrachten, und darin liegt eben die Wahrheit desselben, einerseits als erkannt und anderseits als verhüllt. Suchen wir uns den Urzustand der Erde begreiflich zu machen, so müssen wir auch für diese einen embryonischen Zustand kosmischer Abhängigkeit annehmen und sie erkennen, wie sie sich von den übrigen Himmelskörpern trennt, sich immer mehr in sich selber rundet, je mehr die lebendigen Formen sich selbständig ausbilden. — Das Lebendige auf der Erde zeigt aber auf die nämliche Weise den Typus des Ganzen. Die niederen Bildungen werden so genannt, weil in ihnen die universelle Bildung der Erde die Ueberhand gewinnt. Wenn wir von dem Lebendigen sprechen, ist es die niedere oder höhere Stufe der Entwicklung, die umgekehrt durch die höhere oder niedere Gewalt der äußeren Verhältnisse dargestellt wird. Betrachten wir nun aber die geologische Entwicklung

der Thiere, ſo erkennen wir eine Zeit, in welcher die Form des Lebens ganz in den univerſellen Formen der Maſſe verhüllt war. Dieſe war die nämliche Zeit, in welcher die Erde als Maſſe nicht ſelbſtändig, ſondern den äußeren Verhältniſſen des Univerſums unterworfen war. Je weiter das Leben fortſchritt, deſto mehr ſonderte ſich die Erde, d. h. deſto tiefer wurden die äußeren Verhältniſſe in die innere Tiefe der geordneten Erde verborgen und ebenſo in das Innere der Organiſation verhüllt, — ſo daß, je weiter die erſcheinende Totalorganiſation gedieh, deſto entſchiedener das bloß Chaotiſche der äußeren Verhältniſſe auseinander trat, und das Chaotiſche der Erde ſich in die äußere Unendlichkeit des Univerſums, das Hemmende des Lebens ſich in die innere Unendlichkeit der Individuen verbarg. So traten Leben und Tod entſchieden auseinander, bis ſich die innere Unendlichkeit in der Perſönlichkeit des Menſchen, der äußeren des geordneten Univerſums gegenüber, beide, völlig für die Erſcheinung geſondert, in ihrer Einheit darſtellten. — Denſelben Typus der Entwicklung finden wir aber wieder, wenn wir das menſchliche Geſchlecht für ſich betrachten" (Bd. I. S. 260—265).

Das Weſen und Entſtehen der menſchlichen Perſönlichkeit wird dann wahr und einfach ſo gedeutet, daß das allgemeine Weſen der Gattung völlig eingehe in das Individuum, während auf den niederen Stufen die allgemeine Lebensmacht noch überwiegend in den kosmiſchen Beziehungen verborgen und dem Individuum irgendwie äußerlich blieb. Das iſt eine ganz treffliche Auffaſſung. Und auch das hat ſeine tiefe Wahrheit, daß Steffens nun im Urſprunge des Menſchen den „enthüllten Uranfang der Schöpfung" ſieht, und daß er daher von der Gattung zur Perſönlichkeit keinen Uebergang mittelſt einer generatio aequivoca zugeſteht. Mit Recht wird für den Durchbruch des werdenden Geiſtes durch die Natur, für den Aufgang der menſchlichen Perſönlichkeit ein poſitiver, von da an durch die ganze Geſchichte der Menſchheit hindurchwaltender, innerhalb dem ſubjectiven Geiſte in immer höheren Formen concipirter, unmittelbarer Offenbarungsact Gottes poſtulirt. Die Wahrheit und göttliche Vernunft im Menſchen iſt nicht erſt geſetzt mit dem zeitlichen Menſchen, ſondern hat ſich ſelbſt in ihm individualiſirt. Und der Anfang dazu fällt nothwendig unmittelbar mit dem Thun der Gottheit zuſammen. Nur iſt er geſetzt als ein ſolcher, der immer beſtimmter auch das Thun des individuellen Menſchen wird, und nur durch dieſes Sichſelbſtſetzen kommt derſelbe wahrhaft zu ſich. Jene unmittelbar göttliche Seite hat Steffens trefflich veranſchaulicht. Er ſagt: „Wir dürfen dieſe Schöpfung die Begeiſterung des ganzen ſinnlichen Daſeins nennen — und Gott blies ihm einen lebendigen Odem ein. — Auch innerhalb des ſinnlichen Lebens iſt die Begeiſterung das wahre Vorbild einer Schöpfung. Sie enthält, wenn gleich vor ihrer Entſtehung durch endliche Bedingungen gefeſſelt, dennoch eine freie Unendlichkeit in ſich, als der reine Anfang einer neuen Schöpfung, die, ihrem innerſten Princip nach, von der frühern verſchieden iſt, ja die Allem, was vor ihr ſich geſtaltete, eine höhere Bedeutung mittheilte. So gewiß nun, wie ein ſolcher neuer Anfang eben die Trennung von den feſſelnden Beziehungen (des Denkens und des Handelns) iſt, ſo gewiß war der Menſch das ſich Selbſtfinden und Erkennen der Natur, die ſich loswand von den feſſelnden Bedingungen der Gattung" (S. 268). Dieſen Bemerkungen kann eine beſonnene Philoſophie nur beiſtimmen. Allein nun kommen auch ſogleich die beſonderen chriſtlichen Tendenzen mit heraufgezogen, denn nun heißt es weiter: „Wir ſtehen hier auf einem Boden, auf welchem uns das erſte Wunder entgegentritt," denn hier iſt „uns eine Erſcheinung aufgedrungen, welche nach einer Entſtehung des Geſchlechts vor aller Gattung hinweiſt." Aber iſt denn dies Wunder, in welchem das Geſetz des Gattungslebens erſt in die Erſcheinung hereintritt, erſt ſeinen zeitlichen Anfang gewinnt, iſt dies eine höhere Bethätigung der Lebensmacht, als die Lebensindividuation auf dem Wege der geſchlechtlichen Zeugung? Keineswegs doch. Und wenn hiermit angeſpielt werden ſoll auf das Wunder der übernatürlichen Zeugung Chriſti, ſo iſt ein Anderes eine willkürliche Unterbrechung des Naturgeſetzes, ein Anderes das ſich erſt zu regeln ſtrebende Eintreten des Geſetzes in die Erſcheinung. Verſteht man nur unter jener Unterbrechung des Geſetzes ein Wunder, ſo iſt dies, die geſchlechtliche Zeugung erſt bedingende, Entſtehen der erſten Menſchen, da es der Geſetzlichkeit in der Folge zuſtrebt, eben kein Wunder im eigentlichen Sinne. Uebrigens wenn unter Wunder das Vernunftwidrige verſtanden wird, ſo iſt ja nach Steffens die ganze willkürliche Entſtehung der Natur und des naturbehafteten Geiſtes von tauſend Wundern durchwoben, und mithin die wunderbare Entſtehung der Menſchheit wenigſtens nicht das erſte Wunder.

Weiter heißt es dann S. 274: „der erſte Adam iſt ganz von der Natur getrennt, eben weil er ihr ganz zugehört; kein Gegenſtand ſteht ihm feindlich oder zerſtörend gegenüber, kein vernichtender Gegenſatz droht ſeinem Daſein. — Das iſt die Idee des Paradieſes, die eben ſo gewiß ein Factum des menſchlichen Bewußtſeins iſt, wenn es die Geſchichte des Geſchlechts auffaßt, wie es, als Gewiſſen, wieder erkannt wird in der Naturgeſchichte einer jeden Perſönlichkeit. — Als Schlußpunkt einer in ſich vollendeten Natur war der Menſch ein reiner Ausdruck des göttlichen Willens" u. ſ. w. Dieſe Vorſtellung einer — urſprünglichen und dann verloren gegangenen Vollkommenheit der erſten Menſchen, dieſes ganze ſchöne Paradiesgärtlein, wie hübſch es auch von der modernen Gärtnerkunſt nach unſerm Geſchmacke zurecht gemacht wird, iſt ſchon zu oft auf

die ihm zu Grunde liegende Abſtraction reducirt worden, als daß es uns hier der Mühe zu lohnen ſchiene, kritiſch darin zu gäten. Ich will nur die Hauptmomente, in denen die Erlöſungsidee nach Steffens zur Vollendung reift, noch ſchnell durchlaufen und dann bei der Steffens'ſchen Wunderanſicht noch ein wenig länger verweilen.

Das Paradies hat alſo keinen Beſtand gehabt, und konnte auch nach Steffens' Anſicht keinen Beſtand haben. Sondern wie der Menſch als der „Schlußpunkt einer unendlichen Vergangenheit" die tiefſte und innerlichſte Concentration der ganzen Natur darſtellt, ſo iſt nun auch das hemmende Princip, was durch die ganze Natur hindurch reagirt, auf innerliche Weiſe, und zwar eben ſo, wie das ſiegreiche Gute, in ſtärkerer Intenſität, in ihm mitgeſetzt. Wenn nun im Moment jener erſten Begeiſterung, in der die ganze Schöpfung mit dem Hervorgange des Menſchen aufflammte, der hemmende Grund momentan überflügelt wurde, ſo war er damit noch nicht nach ſeinem innerſten Keime überwunden, ſondern um allſeitig überwunden zu werden, mußte das nach innen zurückgedrängte, verborgene Böſe auch erſt allſeitig herausgeſetzt werden, — und ſomit brachen nach kurzem Frieden, in welchem alle feindſeligen und tödtenden Kräfte zurückgedrängt waren, die hemmenden Mächte des Böſen wieder hervor und wirkten ſowohl von Seiten der objectiven Natur bald lockend, bald drohend auf das Innere des Menſchen, als ſie auch in der inneren Bruſt ſelbſtändig anfingen zu hauſen. Und ſo begegneten ſich nun das innere und das äußere Böſe; das innere dämoniſche Wühlen der Begierde und Leidenſchaft zuckte in wilden Eruptionen durch alle Adern der äußeren Natur, und fand ſein Gegenbild in den heftigen Naturerſchütterungen der Urzeit und umgekehrt; die losgebundenen Mächte des dunklen Naturgrundes zogen die junge Menſchheit in ihren Strudel hinein und feſſelten den Geiſt ſo mächtig an ihre kosmiſchen und klimatiſchen Factoren, daß ſein äußerer, beweglicher Ausdruck in den Momenten der Leiblichkeit zum fixen Typus der klimatiſchen Verhältniſſe in der Raçenverſchiedenheit erſtarrte. „Der Verluſt des Paradieſes war die wieder hervorbrechende Nacht, ſowohl in der Natur, als in der Geſchichte. Alle gebildeten Völker haben eine Erinnerung ſolcher Naturkämpfe; mächtige Fluthen, gewaltige Zerſtörungen und neue Gebirgsbildungen ſchweben in der Vorzeit allen den edelſten Völkern, d. h. denjenigen, deren Erinnerungen bis zum erſten Urzuſtand hinaufreichen, in mächtigen Bildern vor. — Dies war die Zeit, in welcher ſich die Götterwelt geſtaltete. Man fragt: welchen Grad von Wahrheit das Heidenthum gehabt hat? ob Jupiter und Apollo, Brama und Wiſchnu, Odin und Thor wirklich dageweſen ſind oder nicht? Daß man dieſe Gebilde nicht als bloße Fictionen, alſo als willkürlich entſtanden, betrachten darf, leuchtete ſchon dem oberflächlichſten Betrachter ein" (S. 351—353).

Das Factiſche, was der mythiſchen Entſtehung dieſer Figuren zu Grunde liegt, führt Steffens auf den Gegenſatz zwiſchen Herrſchaft und Knechtſchaft zurück. Die Knechtſchaft iſt bedingt durch den vorherrſchenden Affect, der „keine Vergangenheit und Zukunft hat, und an eine vereinzelte Gegenwart geknüpft iſt, wie die leere Eitelkeit und ſinnlichen Lüſte allerlei Art. Die Leidenſchaft dahingegen (die Herrſchſucht, Geiz u. ſ. w.) lebt keineswegs in einer ſolchen ſinnlichen Gegenwart. Sie beherrſcht, wo ſie mächtig iſt, in der Perſon, als ein höheres Princip, die Sinnenluſt. — Es leuchtet ein, daß ſo Leidenſchaft wie Affect ſich unvermittelter gegenüber bilden mußten in jenen früheren Epochen des Geſchlechts. Wer ſich einer höheren Gewalt bewußt war, der herrſchte. Unbedingter war auch die Unterwerfung. In großen Maſſen ſonderten ſich Herren und Knechte. — Die Perſönlichkeit, in welcher die Natur ſich concentrirte, bildete ſich nach den nämlichen Geſetzen, nach welchen die Monſtra der Organiſation ſich gebildet haben. Die ſinnliche Wirklichkeit dieſer Herrſcher iſt ſo entſchieden, wie die der thieriſchen Monſtra der Urzeit. Auch ſie ſtellten damals den Gipfel einer organiſirenden Zeit dar, aber dieſer ſcheinbare Schlußpunkt der Schöpfung war zu gleicher Zeit eine Hemmung" (S. 363—370).

So hatte das Böſe nun auch die Geſchichte ergriffen. Nur Ein Volk ward ausgeſondert von Gott, einen näheren Zuſammenhang mit dem paradieſiſchen Urſtande zu bewahren: das jüdiſche Volk. Zwar gab ſich das göttliche Princip, welches die Hemmung zu beſiegen ſtrebt, überall einen gewiſſen Ausdruck; aber ſelbſt bei den Griechen konnte es die Gewalt der Sinnlichkeit nur bis zum Moment der Schönheit hin mildern. Dort aber, in der Abrahamitiſchen Familie, „fing das Paradies an wieder ſtill zu keimen, wo es verſchwunden war, und es bildete ſich das heimliche Neſt, in welchem unter den bedeckenden Flügeln der Liebe das Menſchengeſchlecht brüten ſollte" (S. 415). Die Bedeutung des jüdiſchen Volkes liegt in der Hinweiſung auf die Zukunft des Weltheilandes. Und wie alle Momente der Schöpfung eine unbewußte Weiſſagung ſind auf dieſen Punkt hin, ſo wird dieſe nun im jüdiſchen Volke zu einer bewußten geſteigert. Die Erſcheinung des Heilandes ſelbſt iſt dann aber erſt der wahre Schlußpunkt der Schöpfung und kann auch nur als Reſultat eines unmittelbaren, wunderbaren Schöpferactes gewürdigt werden. „Als Chriſtus erſchien, ward die Natur nicht bloß als ein Ganzes in ſich geordnet, und ſo offenbart durch eine Perſon, ſo wie der erſte Adam die Einheit des Willens Gottes in der Natur darſtellte, ſondern der Heiland war die Perſon aller wahren Perſönlichkeit, und die Wahrheit alles Daſeins war in dieſe geſetzt. An die Stelle des unſichtbaren Centrums, um welches alle Himmelskörper ſich ordnen und bewegen, und welches in einer äußeren, der Perſon entfremdeten Unendlichkeit liegt, iſt das innere Centrum der Perſönlichkeit getreten. — Drei Schöpfungsmomente erkennen wir daher: einen kosmiſchen, als die Planeten ſich ordneten in ihren Bahnen um die Sonne, einen telluriſchen, als die Erde ihren Mittelpunkt in dem Menſchen fand. Der dritte Moment, die Erſcheinung des Heilandes in der Welt, war derjenige, durch welchen die Unendlichkeit des Daſeins in ſeiner Einheit mit der Beſonderheit geſetzt wurde, daß nunmehr Er die Sonne iſt, um welche alle ewige Perſönlichkeit ſich bewegt" (S. 438—439).

Dies sei eine Uebersicht über die Steffens'sche Teleologie, die ihren letzten Schlußpunkt in der Erlösungstheorie findet. Ich habe kein Hauptmoment übersprungen, damit der ganze Zusammenhang der Steffens'schen Weltanschauung klar hervorspringen sollte. Und wer möchte nun, abgesehen von der Mangelhaftigkeit und Willkür des Princips, abgesehen insbesondere von der schon gerügten Einseitigkeit, mit welcher alles Gewicht auf das individuelle, ausschließende Moment der Person Christi gelegt und dieselbe somit zu einem, dem gegenwärtigen Geiste transcendenten Punkte in der Weltgeschichte gemacht wird: wer möchte, davon abgesehen, die tiefsten Blicke und eine durchaus geistreiche Composition des Details zur schönen Totalität in diesem Werke verkennen? Ein warmer, poetischer Hauch weht über den meisten Partien, in denen das Princip oder die desultorische Methode nicht zu quälerisch einwirkt. Manche Andeutungen, wie die über die Entstehung des menschlichen Geschlechts, über die Trennung der Gattung in Racen, über den auch schon von Hegel gewürdigten und in der Phänomenologie des Geistes noch tiefer nachgewiesenen Einfluß der Herrschaft und Knechtschaft in der Entwicklung des Bewußtseins, dürften auch von Seiten einer mehr unbefangenen Speculation noch einer eingehenderen Berücksichtigung würdig sein. Und allerdings ist auch der Nachdruck nur zu billigen, den Steffens auf das Moment der Unmittelbarkeit und der am höchsten gesteigerten, offenbarenden Bethätigung des göttlichen Wesens in der geistigen Genesis der Persönlichkeit Christi legt. Wenn nur einerseits dieser schöpferische Act des absoluten Geistes nicht als ein Act der Willkür, losgerissen von der Idee der freien Selbstbestimmung der Menschheit aus ihrem immanenten Wesen und somit als ein, außerhalb des An-sich's des menschlichen Geistes agirendes Thun gefaßt wird: denn damit würde Christus seinem Wesen nach der Menschheit entfremdet werden; — und wenn nur anderseits dieser den Geist der Menschheit angehende Act des gottmenschlichen Wesens — nicht gedacht wird als ein solcher, der die in sich selber beruhenden Gesetze der Natur suspendirt. Es ist das menschliche Selbstbewußtsein, es ist der geistige Pol, der in der Person Christi eine andere Stellung zur Idee des der Menschheit immanenten und zugleich in sich selbst reflectirten göttlichen Geistes gewinnt; und zwar durch eine That, die sowohl aus dem eigensten Grunde des menschlichen Wesens stammt, das in allen menschlichen Individuen dasselbe ist, als sie hier, in Christo, im ganz besonderen Sinne als die unmittelbare That Gottes erscheint, sofern sie nämlich in Christus, wegen seiner Sündlosigkeit, nicht durch eine reagirende Bewegung der geistigen Individualität getrübt worden ist. Mithin ist Christus sowohl ein Product der Menschheit, als auch der Gottheit, Beides im eminentesten Sinne; wozu als das Dritte kommt, daß er diese in der ewig Einen Idee der Gottheit und Menschheit durch innere Nothwendigkeit angelegte Vermittlung, die in ihm von Seiten der Menschheit welthistorisch gereift war, frei in sich vollzog, daß er der Nothwendigkeit seiner religiösen Anlage mit sittlicher Freiheit folgte. Als dieser unendliche, in seiner Nothwendigkeit freie Coincidenzpunkt, hat Christus seine ewige Bedeutung. Steffens meint aber, das Göttliche hätte können nur dadurch im Menschlichen sich rein bethätigen, wenn es ein Moment in dasselbe hineingebracht, das sich zur menschlichen Vernunft rein transcendent verhalten habe und noch verhalte, und durch welches dann auch die Naturgesetze, an welches die Persönlichkeit durch das Moment ihrer natürlichen Individualität absolut gebunden ist, rein negirt worden seien. Dadurch kommt nun etwas Unheimliches in die Natur Christi. Seine ganze Erscheinung ist durch und durch ein Wunder, und durchbricht hier die Naturgesetze willkürlich, wie sie sich dort eben so willkürlich an sie bindet. Das ist aber ja ganz der Christus der Apokryphen, von dessen phantasmagorischer Gestalt allerdings auch in unsere kanonischen Evangelien ein gewisser Rester gefallen ist. Daß aber dies schlechthin Wunderbare sich selbst schon mittelst der Widersprüche der Evangelien hinsichtlich desselben als ein Product des Mythus verräth, darauf nimmt Steffens weiter gar keine Rücksicht, indem er meint, diese Widersprüche seien das Resultat eines kleinlichen, mit den Berichterstattern vorgenommenen „Polizeiverhörs" (Bd. I. S. 479). Solche Meinung kann man allerdings sehr billig haben, nur hat man sich das historische Gewissen erst auszureißen. In Steffens muß freilich dies von selbst verstummen vor der Dictatur seiner Phantasien über die Natur. Von seinem Standpunkt aus ist es ganz consequent, Wunder anzunehmen; denn die Natur bildet für ihn keine in sich selbständige Sphäre, sondern ein immer beugsames Product des auch anders wollen könnenden göttlichen Willens. Für ihn ist es kein Widerspruch, daß der göttliche Wille bald so, bald so will, bald ein Naturgesetz giebt, dann wieder es suspendirt und es nachher doch bestehen läßt. Der göttliche Wille ist nach dem Steffens'schen Princip für die Natur allerdings ein ewiges Gesetz; allein da die Entwicklung der Natur gehemmt ist durch den nicht sein sollenden dunkeln Grund, so sind die Naturgesetze nur verkümmerte Ausdrücke des göttlichen Willens. Tritt daher eine Persönlichkeit auf, die den göttlichen Willen ungetrübt und ganz in sich aufgenommen und zu ihrem Lebensgesetz gemacht hat, so muß diese die unwahren Naturgesetze direct aufheben. Das Gesetz der Schwere, der zeitlichen Succession im Naturprocesse, der Begrenztheit und Bedingtheit des einen Stoffes, der einen Bestimmtheit des Seins durch die andere, ist von diesem Standpunkte aus ein Ausdruck des willkürlichen Herausgefallenseins der Creatur aus dem Centrum des absoluten Ineinander des göttlichen Wollens und Thuns. Diese vom Bösen bedingten Gesetze müssen daher vor dem Blick und Wort des Heilandes haltungslos zusammensinken. Er kann, wenn er will, — und er muß es wollen, damit der unbedingte göttliche Wille sich verwirkliche, — über das Wasser schreiten, ohne von dem Gesetz der Schwere afficirt zu sein, ihm leistet die erstarrte Materie keinen Widerstand, wenn er bei lebendigem Leibe durch Thor und Thüren dringen will u. s. w. u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

7. April. № 83. 1841.

Heinrich Steffens „christliche Religionsphilosophie."

(Fortsetzung.)

Dies ist, wie gesagt, vom Steffens'schen Princip aus ganz consequent gedacht. Aber das Grundfalsche eben dieses Princips kann Keinem noch länger verborgen bleiben, und mit dem Princip fällt diese ganze Wundertheorie auch philosophisch zusammen, wie sie historisch schon längst sich nicht mehr bewähren will.

Mit der philosophischen Erkenntniß nämlich, daß die Natur die ewig-zeitliche Voraussetzung, daß sie das Andere nicht nur des werdenden, sondern, als aufgehobenes Moment, auch des absoluten Geistes ist: mit dieser Erkenntniß ist zugleich gesetzt, daß sie, selbständig heraustretend und in sich reflectirend, auch ihre eigenen, vom Geist sie unterscheidenden Gesetze haben muß. Die Bestimmtheit dieser Gesetze fließt aus dem Begriff der Natur, daß sie nämlich die Sphäre der Besonderheit und Endlichkeit in der concreten Idee des Universums ausdrückt, gegenüber der Sphäre der absoluten Allgemeinheit und Idealität in Gott und der Sphäre der individuellen Vermittlung des Moments der Allgemeinheit und des Moments der Besonderheit im Selbstbewußtsein des werdenden Geistes. Die Wirklichkeit der Natur kann hiernach nur darin bestehen, daß in ihr Alles in reale, relative Unterschiede und Vielheiten, die nur beziehungsweise eins sind, auseinander tritt und in dem Verhältnisse der gegenseitigen Bedingtheit steht. Mithin kann in ihr kein Moment unmittelbar ohne das zu ihm gehörende, es bedingende, andere in die Existenz treten; und ebenso können alle Einwirkungen vom individuellen Geiste aus auf das eine oder das andere Naturmoment, wofern dasselbe noch nicht, wie an den Grenzpunkten der Natur, in dem höheren Organismus, an die Innerlichkeit des Geistes heranklingt, nur durch eine äußerliche Vermittlung, als durch mechanische Operationen, vor sich gehen.

In diesem gegenseitig bedingten Zusammenhange ist es also ein Widerspruch, der schlechterdings einer Unmöglichkeit gleich kommt, daß z. B. ein Moment der anorganischen Natur unmittelbar, also mitten in seiner anorganischen und mechanischen Verkettung, und noch dazu vom geistigen Willen, d. h. von einer ganz andern Sphäre aus, mit der es nichts gemein hat, könnte organisch bestimmt werden. Und so verhält es sich doch z. B. mit dem Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein. Ueberhaupt kann kein Moment und Product der Natur, weder der anorganischen noch der organischen, als solches, d. h. ohne einen ihm selber immanenten Zusammenhang mit dem Geiste, direct vom Geiste aus, weder durch eine bloß innere Willensbewegung, noch durch den unmittelbaren Ausdruck derselben im Wort und der Geberde bestimmt werden. Es ist nicht die innere, sondern die äußere Seite des schmeichelnden oder scheltenden Wortes, von der die Bestie sich bewegt fühlt. Wie weit auch das Ahnungsvermögen der Thiere reiche: vom Geist als Geist empfangen sie keinen Eindruck, und der Geist muß zum Contact des Gefühls herabsteigen, um zwischen sich und dem Thier ein Medium zu bilden. Noch viel äußerlicher muß das Medium der Einwirkung sein auf ein des Gefühls entbehrendes oder bloß mechanisches Product der Natur. Es ist also rein unmöglich, daß ein Feigenbaum auf ein Wort verdorre, daß sich Fische im Meere auf ein Wort versammeln, daß der Sturm auf ein Wort schweige u. s. w. Allerdings giebt es einen Punkt, wo der Geist sich in den Organismus continuirt, nämlich innerhalb der bestimmten naturgeistigen Individualität des subjectiven Geistes und der Sphäre des psychischen Lebens, innerhalb welcher daher die rein geistigen Momente der Persönlichkeit auch in den correspondirenden Systemen der bestimmten Leiblichkeit verleiblicht und wiederum die sinnlichen Eindrücke vergeistigt werden. Wenn nun ein individueller Geist unmittelbar, d. h. ohne eine andere, als dem Gebiet des Geistes angehörende Vermittlung, wie durch Wort, Miene u. s. w., worin das Leibliche als verschwindendes Moment gesetzt ist, auf den andern wirken kann, so wird diese geistige Einwirkung auch einen leiblichen Effect haben in dem, der sie erfährt, und dieser wird desto stärker sein und desto nachhaltiger im Organismus nachwirken, je mächtiger der geistige Impuls ist, und je directer er zugleich auf einen leiblichen Erfolg aus-

geht. War nun Chriſtus die geiſtig mächtigſte Perſönlichkeit, ſo ſcheint es natürlich und nothwendig zu ſein, und die Geſchichte nöthigt zu dieſer Annahme, daß einerſeits die Momente ſeines geiſtigen Lebens ſich auch mächtiger in ihm ſelber verleiblichten, und daß anderſeits die ſchon mehr ans Ideelle anklingenden Mächte des materiellen Daſeins, wie Magnetismus u. ſ. w., in ſeiner Leiblichkeit im höchſten Maße concentrirt waren, ohne, wie in den Somnambulen, ſein geiſtiges, freies Selbſtbewußtſein zu überwachſen, und ohne ſomit eine krankhafte Affection in ihm hervorzurufen. Daraus würde dann folgen, daß ſeine geiſtig-leiblichen Einwirkungen auf andere Individuen auch von einem unberechenbar weiteingreifenden Einfluſſe auf deren Organismus ſein mußten, und daß er in dieſer Weiſe oft bloß durch ein mächtiges Wort, oft auch mittelſt leiblicher Berührung Dämoniſche und Kranke allerlei Art heilte. Auch konnte nur in dieſer Weiſe die von Wunderſucht erfüllte Zeit ſeines Lebens zur Anerkennung ſeines weltumgeſtaltenden Berufes angeregt werden, und nur durch ſolche Thaten war ein Zuſammenhang zwiſchen ihm und dem Meſſiasideal ſeines Volks für dieſes vermittelt; denn ſein geiſtiges Weſen ragte zu unendlich über das damalige geiſtige Verſtändniß hinaus, ſeine innere Herrlichkeit, welche noch immer die Weiſen der Jahrhunderte vor ihm beugt und erhebt zumal, war dem ſinnlichen Auge zu unzugänglich, als daß ſie hätte das Surrogat für die entbehrten äußerlichen Prädicate der Meſſianität abgeben können. — Es läßt ſich aber durchaus keine beſtimmte Grenze ziehen, wie weit die Sphäre einer ſolchen geiſtig-leiblichen Einwirkung auf den Organismus des andern, empfänglichen Individuums reiche, beſonders wo dieſe Einwirkung von der geſchichtlich erhabenſten Perſönlichkeit ausgeht, ſo daß alſo die Kritik bei der Beurtheilung der neuteſtamentlichen Berichte von den wunderbaren Krankenheilungen Chriſti nicht ſo vorſchnell die Kategorie der Undenkbarkeit herbeiziehen ſollte. Solche Thaten, welche hinſichtlich ihrer Wirkung auf die pſychiſch-animaliſche Seite des Menſchen die Grenze nicht nur der damaligen, ſondern auch der bisherigen Erfahrungen überſteigen, welche für Zeiten ruhiger Entwicklung und für Individuen von nur relativ welthiſtoriſchem Beruf geradezu ein Unmögliches in ſich ſchließen und mithin in Bezug auf dieſe als ein Wunderbares erſcheinen, ſind ein nothwendiges Ingrediens des abſolut welthiſtoriſchen Lebens Chriſti. Dahin gehören die wunderbaren Krankenheilungen. Allein weiter als bis zu dieſem Punkte möchte wohl das Zugeſtändniß der Philoſophie in Bezug auf die neuteſtamentlichen Wundererzählungen nicht gehen dürfen*). Denn ſolche Erzählungen, wie die erwähnten, daß Chriſtus durch eine bloße Willensbewegung, oder durch ein Wort den Sturm beſchwichtigt, Todte erweckt, d. h. den, dem anorganiſchen Gebiete der Natur verfallenen Leichnam unmittelbar pſychiſch beſtimmt habe, ſind geradezu für Mythen anzuſehen, und ſind ohnehin an ſich ſelber ohne ſittlichen Zweck oder ſtreifen gar ans Unſittliche. Denn einen Geiſt, der ſich von ſeiner äußeren Leiblichkeit getrennt hat, für einen äußeren oder einen inneren Zweck in dieſe zurück zu beſchwören, heißt das nicht, das Höchſte, das Unendliche der Perſönlichkeit zum bloßen Mittel herabzuſetzen, und den Geiſt aus einem ſchon neu begründeten Zuſammenhange in einen ſchon abgebrochenen Zuſammenhang zurück zu bannen?

(Schluß folgt.)

*) Wie es ſich mit dem Factum der Auferſtehung Chriſti verhält, werde ich in einem zweiten Artikel bei der Beſprechung des Frauenſtädt'ſchen Werkes berühren.

Hiſtoriſche Volkslieder aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, nach den in der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen fliegenden Blättern geſammelt und herausgegeben von Ph. Max. Körner. Mit einem Vorwort von J. A. Schmeller. Stuttgart 1840.

Die vorliegende Sammlung führt den Titel „hiſtoriſche Volkslieder" nur in dem Sinne, als jedes vom Volke geſungene Lied, ſei der Inhalt, welcher er wolle, im Verlaufe der Zeit zum hiſtoriſchen Document wird, während man unter hiſtoriſchen Liedern gewöhnlich nur ſolche zu verſtehen pflegt, die ihren Stoff aus der gleichzeitigen politiſchen Geſchichte entnehmen. Hier aber wird uns eine bunte Mannigfaltigkeit von Liedern des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts geboten, die, an dem chronologiſchen Faden aufgereiht, ihre Einheit nur darin finden, daß ſie deutſchen Urſprungs ſind, wenn man es nicht etwa in Anſchlag bringen will, daß ſie ſämmtlich in der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München aufbewahrt werden. Es ſoll dies indeſſen nicht geſagt ſein, um den Werth der Sammlung ſelbſt herabzuſetzen, vielmehr iſt eine ſolche Zuſammenſtellung des Heterogenſten vielleicht am meiſten geeignet, uns den Herzſchlag des deutſchen Volkes in dieſen bewegten Zeiten fühlen zu laſſen. Die Poeſie war im funfzehnten Jahrhundert aus dem Ritterſtande allmälig in den Bürgerſtand hinabgeſtiegen, und das Volkslied war das eigenthümliche Product dieſer neuen Verbindung. Seinen Urſprung aus dem Bürgerſtande kann es denn auch keinen Augenblick verläugnen, es hat das Kernhafte und Gemüthliche, aber auch die ganze Umſtändlichkeit und Philiſterhaftigkeit dieſer ehrenwerthen Mittelclaſſe. Es hat die Fähigkeit, alle möglichen Stoffe auf- und die verſchiedenſten Formen anzunehmen, es iſt lyriſch, epiſch, didaktiſch, polemiſch, aber überall ſchaut auf naive Weiſe das ehrliche Geſicht des wohlmeinenden, wenn auch beſchränkten Meiſters hervor. Dieſen Charakter hausbackener Verſtändigkeit, die aber ein hartnäckiges Feſt-

halten gewiſſer Vorurtheile nicht ausſchließt, tragen nun auch dieſe von Hrn. Körner mitgetheilten Lieder, die ſich ziemlich über Alles verbreiten, was namentlich im ſechzehnten Jahrhundert den deutſchen Bürgerſtand berühren konnte. Von kriegeriſchen Ereigniſſen der Vergangenheit und Gegenwart ſind es vorzüglich zwei, die ſeine Theilnahme in Anſpruch nehmen: im Weſten die Erinnerungen der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft an die ruhmvollen Kämpfe für ihre Freiheit, die als rechte Muſterbilder hochherziger Bürgertugend beſonders Eingang finden mußten, im Oſten der ununterbrochene Streit gegen den Erbfeind der Chriſtenheit, den Türken, der mit unerhörter Grauſamkeit die kaum gewonnene Ruhe und Sicherheit immer von neuem gefährdete. Mag aber Sieg oder Niederlage beſungen werden, der religiöſe Hintergrund fehlt nie, und Gott wird ſtets die Ehre gegeben. So heißt es von den Eidgenoſſen (S. 11):

Brüderliche trüw was vnder inn,
in ganzer einfalt zugends hin,
vnd hattend Gott im hertzen,
darumb entſaß ſy alle welt,
es was böß mit inen ze ſcherzen.

Deß gewunnend ſy gar mengen ſtryt,
jr lob vnd eer was breit vnn wyt,
alle welt thett von inen ſagen,
das da nit werend frömmer lüt,
dann die Schwyzer by den ſelben tagen.

Hat das Lied von Niederlagen, namentlich von den Verwüſtungen der Türken zu berichten, ſo werden dieſelben dieſer Denkungsart gemäß als Strafen Gottes für die Sündhaftigkeit der chriſtlichen Welt bezeichnet (S. 150):

Man hat lang gpredigt, gſungen, gſagt,
vergeblich vns vermanet.
Gott auch vns vil vnnd offt geplagt,
doch vnſer ſeer verſchonet.
Nichts weniger für wir vnnſern bracht,
drumb iſt die rut ſchon punden,
der Türck kumbt yetzt mit groſſer macht,
ſambt ſeinen wüettenden hunden.

Die Erzählung iſt ſtets ſchmucklos, ja oft nur ein trockner Zeitungsbericht, wie denn auch häufig nichts Anderes beabſichtigt und verlangt wurde. Gern werden moraliſche Lehren eingeſtreut, beſonders wird von dem rechtlichen Bürgerſinn auf die Unſittlichkeit des Solddienſtes der jüngeren Eidgenoſſen, die für andere Güter als die Freiheit des Vaterlandes ihr Leben einſetzen, mancher tadelnde Seitenblick geworfen, z. B. S. 12:

Es iſt aber leider darzu kon,
das man yetz nun wil herren hon,
das iſt warlich ze erbarmen,
ich forcht das vil meng bidermann,
noch gar übel muß erarnen (verarmen).

Wir ſind aber ſo vergifft über gut,
das wir wagend ſeel eer lyb vnn blut,
das iſt ein ſchwäre ſache,
das wüſſend Fürſten vnn herren wol,
ſtellend uns nach tag vnn nachte.

Wenn man wölt volgen minem radt,
ſo behieltend wir den alten ſtaat,
lieſſend Fürſten vnn herren blyben,
vnd blibind daheim in unſerem land,
by kinden und by wyben.

Unter den Helden der Eidgenoſſen wird Wilhelm Tell, unter den Türkenſtreitern Graf Nicolaus von Serin (Zrinyi) beſonders hervorgehoben und beſungen; im Uebrigen liebt es das hiſtoriſche Volkslied, ſich mehr an Begebenheiten (Schlachten, Belagerungen), als an Perſönlichkeiten anzuſchließen, weil die Maſſe von jenen mehr, als von dieſen berührt wird. Die erwähnte ſolide bürgerliche Frömmigkeit wird aber im Verhältniß zu Andersgläubigen zur craſſeſten Intoleranz, die ſich jedem Aberglauben willig hingiebt. Dieſe Seite des deutſchen Volkscharakters in dieſer Zeit vertritt in unſerer Sammlung ein Lied, „die Ausſchaffung der Juden von Regenspurg bezaichende," und ein anderes, „wie vor 245 Jaren die Juden zu Degikendorf, mit dem hochwürdigen vnd hewligen Sacrament ſeindt vmbgangen." Da werden den Hörbegierigen die alten Unthaten der Juden aufgetiſcht (S. 110):

Sechs kleine kindt getödtet,
der frummen chriſten lewt,
von jnn das plut genömmet,
vor einer langen zeyt,
was ſie byßher handt geübet,
iſt noch nit als am tag,
manch mutter hertz betrübet,
das hat in faſt gelybet,
O wee der großen clag.

Das ſacrament durchſtochen,
habens ann manchen ort,
daran ſie ſich gerochen,
O mordt mordt vber mordt,
wie lang muß wir gedulden,
der juden ubelthat,
ſambt jn wir vns vnſchulden,
vierlieren (verlieren) gottes hulden,
Maria hilf vnd rat.

Ihren Haupttummelplatz aber findet dieſe religiöſe Geſinnung in dem Confeſſionsſtreit, der dem ſechzehnten Jahrhundert ſeinen eigentlichen Charakter aufdrückt. Es begegnen uns in der vorliegenden Sammlung ungefähr gleich viele Lieder von beiden Parteien, obwohl anzunehmen iſt, daß die proteſtantiſche Partei, als die von neuen Ideen bewegte und volksthümlichere, mehr und beſſer geſungen habe, als die Reactionspartei, deren hier mitgetheilte Lieder auch in der That beſonders ſchwerfällig zuſammengereimt und nüchtern ſind. Proteſtantiſchen Urſprungs ſind: ein Triumphlied auf die Gefangenſchaft des Herzogs Heinrich von Braunſchweig durch den Landgrafen von Heſſen (1545),

ferner „ein new kriegsliede," mit nebengedruckten Schriftſtellen, „ein Lied für die landsknecht," und endlich ein Spott- und Hohnlied auf die Unſittlichkeit der Pfaffen, anfangend:

Es hat ein Bawr ſein Fraw verlohrn,
er kundt ſie nimmer finden ꝛc.

In dem Liede für die Landsknechte, das an Kaiſer Karl V. gerichtet iſt, iſt die ächt Lutheriſche Heraufbeſchwörung des nationalen Elements gegen den Papſt als einen Feind und Ausländer hervorzuheben, wenn es z. B. heißt (S. 183):

Gedenck zuruck du weyſer Man,
Vnd ſich der Bäpſt groß ſchalckheit an,
Wie offt durch ſo iſt kummen,
Das jämerlich Teutſch Nation,
Im blut hat gar geſchwummen,

worauf ein hiſtoriſches Sündenregiſter der Päpſte folgt. Von papiſtiſchen Stücken finden wir zwei Repliken auf das oben erwähnte Lied: „Es hat ein Bawr ſein Fraw verlohrn," das viel Aufſehen gemacht haben mußte, ferner „ein ſchön Newgemacht Liedt, von Gebhart Truckſeßen, hievor geweſten Churfürſten zu Cöln, dann „ein New Liedt, von Martin Luther, dem trewloſen Auguſtiner Mönch, wie er das Wort Gottes verfelſchet hab," und zwei Lieder aus dem dreißigjährigen Kriege, ein Loblied auf Tilly und ein Spottlied auf die Schweden, von einem bairiſchen Verfaſſer. Dieſe Lieder zeigen eine große Erbitterung, aber dennoch erkennt man, daß ſie von dem angegriffenen Theile ausgehen. Die Vertheidigung lautet oft naiv genug, z. B. S. 253:

Ein kleines was ein Prieſter thut,
Singt mans, machts auff der Geigen:
Iſt aber alles recht vnd gut,
Man muß es wol verſchweigen:
Was nur geſchicht, es iſt gar ſchon,
Wans nur ein Predicant hat thon.
Iſt fein: iſt fein,
Vnſr einer müſts Teufels ſein.

Neben den weltbewegenden Ereigniſſen waren es aber auch die alten ſchönen Hiſtorien und neuere Räuber- und Mord- oder Verführungsgeſchichten, die die Phantaſie des Volkes damals, wie jetzt, beſchäftigten, und, in fliegenden Blättern verbreitet, gern gehört und geleſen wurden. Auch an ſolchen Liedern fehlt es unſerer Sammlung nicht. Einen alten Sagenſtoff behandelt die Geſchichte vom Alexander von Metz, der, nachdem er von ſeiner Frau ein weißes Hemd erhalten, das nie befleckt werden kann, ſo lange ſie die eheliche Treue bewahrt, damit angethan nach dem heiligen Grabe zieht, dort aber gefangen und endlich von der indeſſen viel verſuchten Frau befreit wird. Nicht minder alten Urſprunges iſt das Lied von dem Ritter aus Steiermark, der durch Heirath ein König von Dänemark wird, als er aber von der Schönheit der Königin von Frankreich hört, zu dieſer hinzieht, und mit ihr in Buhlſchaft betroffen, zum Tode verurtheilt, aber von ſeiner treuen Gemahlin gerettet wird. Die daraus gezogene Moral iſt charakteriſtiſch (S. 83):

Nun merckend jr frouwen vnd mann,
diß lied ich üch geſungen han,
vnd wil ich damit leeren,
vnd wenn ein ding geſchehen iſt,
darfür weiß ich kein beſſer liſt,
dann das zum beſten keeren.

Gleichfalls alt iſt „das Lied von dem Danhuſer," eine bekannte Sage, und ein anderes von der Königin von Frankreich, die die Studenten verführt und tödtet, zuletzt aber an dem zauberkundigen Albertus Magnus ihren Mann findet, der ſie ihrer Unthaten überführt und zur Kloſterbuße bewegt. Von Mord- und Hinrichtungsgeſchichten finden wir die Ermordung des Königs Lasla (Ladislaus von Böhmen 1457), die Hinrichtung des als Ketzer verurtheilten Kaspar Tauber zu Wien (1524), die des berüchtigten Raubritters Eppele von Gaylingen durch die Nürnberger (1381), und einiges Andere. Aber nicht dieſe gangbaren und beliebten Stoffe allein, auch jeden beliebigen anderen Gegenſtand weiß das Volkslied in ſich aufzunehmen und zu geſtalten, und ſo begegnen uns hier denn auch zwei lyriſche Gedichte, Klagen der Königin Maria von Ungarn um ihren Gemahl, König Ludwig, enthaltend, ferner ein Lied „von den Funfzehen Tagen, was für Wunderzeichen vor dem Jungſten Gericht geſchehen ſollen," dann „ein ſchöne vermanung deß newen Jars," und endlich ein Bericht über eine Theurung und Hungersnoth in Oeſtreich. Können die Lieder dieſer Sammlung im Allgemeinen auf poetiſchen Werth keinen Anſpruch machen, ſo ſind die letzterwähnten beſonders platte Reimereien, wie denn in dem eben genannten Liede auf die Hungersnoth Strophen wie die folgende vorkommen (S. 307):

Ein Kalb das iſt gewißlich war,
muß man zahln um gülden baar,
ein ſtieber ſchmalz darneben,
denn man vorkaufft vmb 9 Pazn ich ſag,
oder noch wolfeiler hört hernach,
7. 8 Guldn man jetzt drumb geben.

Fragen wir nun ſchließlich nach dem Verdienſte des Herausgebers, ſo beſteht dieſes theils in einer verſtändigen Auswahl, die ſich nur vielleicht noch mehr hätte beſchränken ſollen, da manche der mitgetheilten Lieder ſich in derſelben oder einer wenig veränderten Geſtalt ſchon in anderen bekannten Sammlungen vorfinden, theils in dem diplomatiſch getreuen Wiederabdruck der alten Drucke. Iſt dieſes Verdienſt nun auch kein hervorſtechendes, ſo iſt es doch ganz ehrenwerth, und Hr. Körner hätte nicht nöthig gehabt, die alte Unſitte, daß man berühmte Männer zu Vorreden preßte, um mit ihren Namen das Titelblatt zu verzieren, wieder aufzunehmen.

A. Wellmann.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

8. April. № 84. 1841.

Heinrich Steffens „christliche Religionsphilosophie."

(Schluß.)

Außerdem ist die Natur, so weit sie nicht für sich mit dem Geiste in Continuität steht, sondern des Bewußtseins und des Gefühls entbehrt, für das Wort als Wort absolut unempfänglich. Und dann sind jene Wundererzählungen, die sich als wirkliche Facta durchaus nicht begreifen lassen, als unbewußt entstandene Mythen sehr leicht begreiflich. Ja es ist sogar kaum anders denkbar, als daß, nachdem Christus einmal durch jene anzuerkennenden mirabilia bei seinen Zeitgenossen den Eindruck eines Herrschers über die Natur u. s. w. hervorgerufen, der immer geschäftige Wunderglaube seine hehre Persönlichkeit nun auch nach allen Situationen und Verhältnissen hin mit seinem purpurnen Widerschein umröthete. Und bezeugen somit nicht selbst diese anderweitigen Erzählungen, welche als Mythen zu fassen sind, den tiefen Eindruck, mit welchem sein mächtiges und herrliches Leben in allen Kreisen, tief symbolische Anschauungen und religiöse Ahnungen erweckend, wiederklang? — Dies etwa ist die Stellung, die sich die jetzige philosophische Bildung der Zeit und jeder von ihr wahrhaft Durchdrungene zu den Wundererzählungen des N. T. giebt, und sie wird immermehr die Oberhand gewinnen, ohne daß damit dem Glauben an Christum als den Heiligen und Gerechten, als den Abglanz der Herrlichkeit Gottes, irgendwie zu nahe getreten würde. Vielmehr tritt so sein Bild erst recht in seiner wahren, von der entfremdenden Beimischung des Magischen gereinigten sittlichen Glorie hervor *).

Kehren wir zu Steffens zurück, so müssen wir ihn einer auffallenden Verkennung jener in sich selber basirten Gesetzmäßigkeit der Natur beschuldigen. Wie er Alles auf das Princip der Willkür zurückführt, so läßt er nun auch in allen Punkten die eine Sphäre des Universums willkürlich durch die andere bestimmt und verändert werden, ohne das Moment ihrer Verschiedenheit irgendwie zu berücksichtigen. Die Umgestaltung in der sittlichen Welt soll auch im Wesen der Natur directe Umgestaltungen zur Folge haben, und umgekehrt. Mit dieser Vermischung hängt nun eben als die auffallendste Folge die Ansicht zusammen, daß die Sünde des Geistes auch in den einzelnen ungeistigen Phänomenen und Individuen der Natur ihren bestimmten Ausdruck gewinne, und daß sodann die Calamitäten der Natur, wie Zerstörung, Krankheit u. s. w., und endlich selbst der Tod, eine nicht sein sollende Frucht der Sünde seien. Was den ersten Punkt anbetrifft, so heißt es in dem Abschnitte, „Ueber das Böse in der Natur," Bd. II. S. 75: „Am klarsten zeigt sich uns dieser ethische Charakter der Natur, wenn wir die Handlungsweise der Thiere betrachten, und zwar desto deutlicher, je höher die Entwicklungsstufe ist. Bei den Säugethieren finden wir nicht allein List und Betrug, nicht allein widerwärtige sinnliche Ausschweifung: was uns vorzugsweise zwingt, bei den Thieren einen ethischen Moment anzuerkennen, ist die furchtbare Leidenschaftlichkeit, der Zorn, die unbändige Wuth; denn durch diese erkennen wir — ein böses Princip, welches sich zu individualisiren strebt. Vor Allem aber muß der nachdenkliche Mensch erstaunen über die Grausamkeit, über den Genuß des Zerfleischens, über die furchtbare Lust der mächtigen Raubthiere, wenn sie mit der schwachen, ohnmächtigen Beute ein höhnendes Spiel treiben und an der verlängerten Qual, an der Angst ein schauderhaftes Vergnügen finden. Vergebens behaupten wir, als liege eine Beschwichtigung des verletzten sittlichen Gefühls darin, daß dieses eben zur Natur der Thiergattung gehört. — Und dennoch können wir nie leugnen, daß das Böse nur für eine freie Persönlichkeit, nur für ein menschliches Bewußtsein eine Bedeutung habe. So wälzt sich die ganze Gewalt der Sünde auf uns, und die Natur trägt in ihrer Geschichte, das Thier in seiner willkürlichen Handlungsweise das Gepräge des Bösen, weil wir es sind; wir haben sie verpestet, unsere Sünde spricht

*) Daß ich mit dieser, durch ein unbefangeneres Studium gewonnenen Einsicht meine früheren, in der Abhandlung zu meinen Festreden geäußerten Ansichten über die Nothwendigkeit ꝛc. des Wunders als scholastische Figurationen eines romantischen Gemüthsnebels in ihr Nichts verschwinden lasse, versteht sich von selbst.

ſich aus unſerem Daſein in allen ſeinen Elementen aus." — Ueber den zweiten Punkt leſen wir Folgendes: „In dem paradieſiſchen Zuſtande drückt ſich der Moment jener Einheit der Natur in ſich ſelber und mit Gott aus. — Es konnte alſo auch hier in der leiblichen Organiſation des Menſchen nichts liegen, was die Feindſeligkeit der ganzen Natur gegen ihn hervorzurufen fähig wäre. Der Menſch wäre alſo unſterblich ſelbſt in ſeiner leiblichen Beſonderheit. So iſt es uns klar, daß durch die Sünde die Krankheit und der Tod in die Welt kam. Der Widerſpruch zwiſchen der leiblichen Organiſation und dem All iſt das Abbild des innern Widerſpruchs des Bewußtſeins in ſich ſelber. Alle Krankheit iſt alſo aus der Sünde, ſo wie der Tod. Um krank zu werden, muß eine Perſon ſchon krank geweſen ſein" (Bd. II. S. 282—284).

Wenn dem nun ſo wäre, wenn Krankheit und Tod, Gifte, Säuren, wilde Beſtien und Alles, was mit mehr oder weniger Luſt, Energie und Wuth oder auch ohne den Affect der Empfindung, das Moment der Negativität des Endlichen ausdrückt, als eine Folge der Sünde anzuſehen wäre, dann müßte einerſeits, wie auf dem Boden des alten Teſtaments, die Frömmigkeit auch vor der Wuth wilder Beſtien und vor der zerſtörenden Wirkung der Flamme, des Giftes u. ſ. w. den Frommen ſchützen, die Frömmigkeit müßte den Thieren bezaubernd in die Naſe dringen. Die herzensguten Leute dürften gar nicht ſterben, oder müßten wegen des Minimums von Sünde, das ſie noch in ſich tragen, wenigſtens ſteinalt werden, es ſei denn, daß ein ſolches Minimum nach Analogie des homöopathiſchen $\frac{1}{1000000000}$ Gran Arſenik einen, mit der Verdünnung des Mediums erhöhten Effect hätte. Anderſeits aber wäre dann auch der Verdauungs- und Lebensentwicklungsproceß, der gar nicht anders, als den Tod in der Wurzel mit ſich führend gedacht werden kann, ein Erfolg der Sünde; ja Sündenfrucht wäre Alles, was das Gepräge der Endlichkeit an ſich trägt. Nun, das kann man ſich auch philoſophiſch ſchon gefallen laſſen. Aber ſo identiſch gefaßt mit dem Moment der Beſonderheit und Endlichkeit überhaupt hört das Product der Sünde eo ipso auf, ein Unglück, eine Strafe zu ſein, und wird als nothwendiges Moment des Univerſums, als Baſis und Bedingung des Geiſtes begriffen. So treibt das Ding über ſich ſelbſt hinaus in den vernünftigen Zuſammenhang zurück, wenn nur nicht neue Willkür es feſſelt und die geſammte Endlichkeit: Raum, Zeit, Bewegung, Stein, Pflanze, Thier, Menſch mit ihren ewig rollenden Offenbarungskreiſen für einen Wurf blinder, toller Willkür erklärt. Aber ſolche Willkür, die von Nothwendigkeit nichts wiſſen wollte, müßte, um nicht abzulaſſen, die Willkür als Princip zu bekennen, wenigſtens auch ſich ſelbſt mit ihren Producten als ein eben ſo willkürliches Thun bekennen, und ſomit geſtände ſie ein, daß ſie eben Wiſſenſchaft und philoſophiſches Denken nicht wäre.

Mit dieſer Vermengung der verſchiedenſten Sphären, der Natur und des Geiſtes, mit dieſem unlogiſchen Tiefſinn, der das ſcheidende, verſtändige Element der Idee nicht reſpectirt und daher das Recht der Kritik und des Rationalismus gänzlich verkennt, leiſtet Steffens dem heutigen Pietismus, mit dem er doch nach ſeiner geraden, edlen Geſinnung nichts gemein hat, auf gar unerfreuliche Weiſe Vorſchub. Wie lange wird es denn noch dauern, ſo werden ſich dieſe Herren auf ihn, wie einſt auf den grübelnden Hamann berufen, um ihren ſtärkſten Eruditäten den Anſtrich des Geiſtreichen zu geben; denn miſcht nicht Steffens ganz eben ſo, wie ſie, das Chriſtenthum in die heterogenſten Gebiete hinein? — Die Religion ſoll allerdings alle Phaſen des Lebens mit ihrem Frieden verklären; nur rührt uns keinen Teig zuſammen aus dem Gefühlswaſſer forcirter Gemüthlichkeit, vermengt mit dem vertrockneten Bodenſatz abgeklärter Dogmen, mit welchem ihr alle vernunftanſtrebenden Gebiete des Geiſtes zu durchſäuern ſucht. — Aber das nennen ſie dann Chriſtianiſiren. Schon fangen ſie es auch mit dem Staate an, dies gewaltſame Vermengen: da ſoll Alles hübſch zurecht gemacht werden nach dem Schema jüdiſcher Theokratie, und insbeſondere ſoll es auch einen Bann geben, der das weltliche Princip mit Gewalt unterdrücke. Dieſe Menſchen wollen gar nicht begreifen, daß doch jedes Moment des Geiſtes zu ſeinem Rechte kommen muß, wie es ja auch nicht alle Tage Sonntag iſt. Habt ihr denn nie geahnet, daß die Menſchheit einen eigenen Mittelpunkt in ſich haben muß, kraft deſſen ſie ſich von Gott unterſcheidet: da ſie ja ſonſt auch das Göttliche, von dem ſie durchdrungen iſt, nie würde zu ihrem Eigenthum und innerem Charakter geſtalten können. Die Erhebung zu Gott iſt alſobald kein freies, das Centrum der Geſinnung angehendes Thun, als dem Menſchen das Moment der eigenen, individuellen Selbſtbeſtimmung fehlt. Dieſes aber, was freilich der Anlage nach vom Urſprung an im ſubjectiven Geiſte aus ſeiner Idee mitgeſetzt iſt: woher ſollte es den Anſtoß und Reiz ſeiner Entwicklung nehmen, wenn es ſich nicht vorausſetzte eine vom abſoluten Geiſte unterſchiedene, in ſich ſelber begründete Natur, und wenn es ſodann ſich nicht in einer eigenen nur aus ſich ſelber, aus ihrer eigenen Idee, zu beſtimmenden Sphäre verwirklichte, nämlich in der Sphäre des Weltgeiſtes, deſſen Momente ſich gliedern in den dialektiſch in einander greifenden Kreiſen der Familie, des Staates und der Weltgeſchichte. Nicht umſonſt ſetzt ſich das Chriſtenthum in ſeinem welthiſtoriſchen Auftreten neben dem Judenthum auch die Entwicklung des Naturbewußtſeins und des, ſeine Freiheit anſtrebenden, Staats in den ethniſchen Völkern voraus. Das Moment der Unterſchiedenheit des werdenden Geiſtes vom abſoluten Geiſte,

was in der Naturbeſtimmtheit des Individuums ſeine äußere Bedingung und ſeinen Reiz findet und in den mannigfaltigen ſinnlichen Trieben und Begierden aufgeht zur reichen Verzweigung eines in ſich concreten Willens, muß ſich auch zu einer unabhängigen Objectivität des perſönlichen Selbſtbewußtſeins frei entwickeln und ungehemmt auswirken, damit der ſubjective Geiſt als freier, praktiſcher Wille das Centrum ſeines ewigen Weſens allſeitig mit ſeiner individuellen Seite vermittle und in dieſer Seite für ſich ſetze. In dieſem allſeitigen Vermittlungsproceß, der ſich im Familien-, Staats- und Völkerleben realiſirt, darf die Religion, die das Moment der Einheit und Einswerdung des werdenden Geiſtes mit dem abſoluten Geiſte darſtellt, nicht direct eingreifen, oder das Moment des Unterſchiedes kommt nicht zu ſeinem Rechte. Mit freier Liebe und als Geiſt kann ſich der Menſch nur dann an ſeinen Gott hingeben, wenn er die ihm urſprünglich einwohnende göttliche Subſtanz mittelſt ſeiner weltlichen Intereſſen zu ſeinem individuellen Eigenthum geſtaltet und durch die immanente Zucht der Verhältniſſe, der Sitten und Geſetze, zu einem geläuterten, freien Organe vermittelt, welches dann aus eigener Sehnſucht dem Aether der Religion ſich entgegenbreitet. Warum iſt der Orient noch nicht empfänglich für die chriſtliche Religion? Nur darum, weil er das ſittliche Organ des Rechtes und des freien Staates noch nicht in ſich ausgebildet hat. Wird der Staat direct vom Standpunkte der Religion aus beſtimmt, ſo kommt er nicht zu ſeinem Rechte, und die Religion ſelbſt waltet dann nicht als der Geiſt einladender Liebe, ſondern als äußerliches Geſetz, als verweltlichtes Inſtitut, wie im Mittelalter.

Dr. J. W. Hanne.

Aus Berlin.

Schinkel's Geſundheitszuſtand iſt noch immer derſelbe, d. h. apathiſch und räthſelhaft; ſehr böſe Symptome ſtellen ſich ein und verſchwinden wieder; aber ſo ſehr die Gefahr ſich auch in die Länge zieht, ſo wenig Hoffnung auf jemalige Herſtellung ſcheint vorhanden. Die Aerzte werden immer mehr darüber einig, daß das Leiden in einer Veränderung des Gehirns ſeinen Grund habe. Mit dem neuen Regierungsantritt war in jeder Art die Zeit für Schinkel's großartigere Wirkſamkeit gekommen, und gerade hier ſchnitt das Schickſal den Lebensfaden ab. Aber der große Mann wird noch lange Zeit bei uns fortſchaffen, nicht bloß in ſeinen Schülern, ſondern auch in ſeinen eigenen Werken. Man ſagt, daß Schinkel während der letzten zehn Jahre im Geheimen für ſeine jetzt regierende Majeſtät beſchäftigt geweſen ſei, welcher wohl vorausgeſehen zu haben ſcheint, daß die Baulust nicht zu allen Zeiten auch würdige Architekten findet. Einer dieſer Entwürfe wird mit dem bevorſtehenden Frühling in's Leben treten, und ſeine Großartigkeit und Kühnheit ſpricht wahrlich eben ſo ſehr für den Bauherrn, als für den Baumeiſter. Wer in Berlin geweſen iſt, kennt das große Schloßportal nach der Schloßfreiheit hin. Es iſt in großem Maßſtabe nach dem Triumphbogen Conſtantin's in Rom von Friedrich dem Erſten erbaut, und ſeine Inſchrift ſchließt mit den Worten:

— debebat in urbe
Non aliter Prussus Mars habitare sua.

Ueber dieſen Triumphbogen nun wird Friedrich Wilhelm IV. eine chriſtliche Capelle erbauen, welche das 100 Fuß hohe Schloßdach noch um 90 Fuß mit ihrer Kuppel überragen ſoll. Das Portal wird dadurch noch ungleich impoſanter erſcheinen, und für das Ganze, welches jetzt ohne Unterbrechung zu ſehr eine gleichförmige Maſſe bildet, wird dieſe Erhebung von der trefflichſten Wirkung ſein. Den älteren, nach der Spree gelegenen Theil fand der große Kurfürſt ſchon vor; dieſer Gründer des Staates war zugleich auch der Gründer des Schloßbaues; er hatte das Glück, in Schlüter einen gleich großen Architekten zu beſitzen. Der erſte König hat tüchtig daran fortgebaut; und ſo möge es denn eine gute Vorbedeutung für den ſein, der es vollendet. Die Capelle wird durch wenige Stufen mit der Reihe der großen Geſellſchaftsſäle zuſammenhangen, zunächſt mit dem weißen Saal, in welchem die ſämmtlichen Ahnenbilder aufgeſtellt ſind. Mit dem Bau dieſer Capelle ſoll denn auch die Berufung von Cornelius in Zuſammenhang ſtehen; ſeine Aufgabe wird ſein, die Capelle mit Frescobildern zu ſchmücken. Wahrſcheinlich bringt Cornelius noch mehrere ſeiner Schüler mit, unter Anderem um in der Halle des Muſeums, welche ſo ſehr auf einen Bilderſchmuck berechnet iſt, die trefflichen Schinkel'ſchen Entwürfe auszuführen. Noch viel größeren Bauten und Kunſtſchöpfungen dürfen wir entgegenſehen, ſobald der bewaffnete Friede aufhören wird.

Daß Schelling herkommt, wiſſen Sie. Zunächſt iſt es ſein Name, mit dem wir Staat machen können. Aber er wird auch vielleicht leſen, wie er in den letzten Jahren in München gethan; aber ob er auch den längſt erwarteten Abſchluß ſeines Syſtems geben wird? Schelling, Steffens und die Schüler Hegel's auf einer Univerſität beiſammen, — dann ſind wir gut aſſortirt. Die vielen und ſchnellen Berufungen der Fremden haben hier inſofern große Freude erweckt, als es jedenfalls eine dem Geiſte dargebrachte Huldigung iſt, welche zugleich anerkennt, daß Preußens Macht in der Intelligenz beſtehe; allein weiter fortgeſetzt würden ſie eine große Entmuthigung derer zur Folge haben, deren Kräfte hier zu den friſch aufſtrebenden gehören. Die Propheten müſſen freilich von außerhalb kommen, und die Namen ſind immer dann am glänzendſten, wenn die Kräfte ſchon im Abnehmen und die Leiſtungen vorüber ſind.

Hengſtenberg hat ſchon oft mit den Donnern des Herrn und den Streitwagen Jehova's gedroht; ſeine Verdammungsurtheile gegen die größten Geiſter deutſcher Nation haben indeß mehr Heiterkeit, als Unwillen erregt, da ſie in ihrer Uebertreibung ſich ſelbſt richteten. Wie thätig aber dieſe Partei ſein muß, und wie leicht in den Theologen ſich der alte Adam regt, der die Himmelſchlüſſel handhaben will, und lieber mit: écrasez l'infame! als mit Beweisgründen ficht, davon iſt Neander's Toaſt ein betrübendes Beiſpiel, jenes Verrat, das er an ſeinem Geburtstage den glückwünſchenden Studenten zurief. Der Dompredigter Strauß war dabei anweſend und forderte die Schüler auf, an Neander, Tweſten und Stahl, als den drei feſten Säulen der Univerſität und des wahren Glaubens, zu halten, das werde ihnen Heil bringen. Für das Kirchenrecht, das Stahl im nächſten Semeſter leſen will, wird ſchon, wie es heißt, eifrig geworben. Uebrigens machen wir auf „das kritiſche Tagebuch eines Studenten über die Vorleſungen des Prof. Stahl" aufmerkſam, welches das Athenäum veröffentlicht*), eine neubegründete berliner Zeitſchrift für Politik, Kunſt und Wiſſenſchaft, die in das belletriſtiſche Journalweſen eine höhere freiere Tendenz zu bringen ſucht. Doch zurück zu Neander! Ihm gerade hat die ſpeculative Richtung, ſelbſt durch ihre äußerſte Linke, die unzweideutigſten Beweiſe von Nichteinſeitigkeit gegeben. Die Vorrede vom Leben Jeſu von Strauß hat er ſelbſt in ſeinen Vorleſungen erwähnt, und ſein Freund Hitzig hat im Leben Chamiſſo's das Urtheil Georgii's aus den Halliſchen Jahrbüchern über ihn

*) Das Athenäum hat den Aufſatz, obgleich er ſehr glimpflich war, nicht bringen dürfen.

abdrucken laſſen. Einſeitig ſpeculative Richtung, das, ihr Herren, iſt ein abſolutes Gedankenunding, aber es hauſt nur in der Unklarheit eurer Köpfe, es treibt nur in euren Reden ſein Weſen; denn die Speculation iſt die Ueberwindung der einſeitigen Gegenſätze, und nur dadurch, daß man in ſie eingeht, daß man das Wahre, das ſie enthalten, aufnimmt, kommt man aus der Einſeitigkeit heraus; eure Gemüthlichkeit iſt nur für euch, nicht für die Welt verſöhnend, und eure Pereats erſchüttern die Luft, nicht die Wiſſenſchaft. Wer anders als Hegel hat denn die Liebe als das Weſen der wahren Religion durchgeführt, die Liebe, welche die Trennung Gottes und des Menſchen aufhebend das ewige Leben iſt? Ja Hegel iſt nicht bei der bloßen Erbaulichkeit dieſer Worte ſtehen geblieben, er hat Ernſt damit gemacht, und die freie Wahrheit iſt durch ihn das Panier der Zeit geworden, unter dem wir ſiegen werden. Uns ruft aber die Art und Weiſe, wie der Fanatismus ſelbſt Männer, wie Neander, mißbraucht, zu erhöhter Thätigkeit auf, daß nicht die Zeiten wiederkehren, wo es im Katechismus heißt:

Frage. Was iſt der Gott des Calvinismi?
Antwort. Ein Moloch.
Frage. Wo verehrt man den Gott des Calvinismi?
Antwort. In Kamtſchatka.
Frage. Was wird aus den Anhängern des Calvinismi?
Antwort. Sie werden in's hölliſche Feuer geworfen.

Durch dies Citat aus dem 17ten Jahrhundert hat ein gelehrter freiſinniger Theolog in ſeinen Vorleſungen nachgewieſen, daß der Neander'ſche Fanatismus nicht einmal neu iſt. Wie abgeſchmackt es aber iſt, die Bruſt als das zu bezeichnen, das den Theologen macht, wird durch die Betrachtung klar, daß, wer wirklich Herz hat, durch den unbeſchränkten Wahrheitsmuth ſich in das Reich der Freiheit erhebt, wo der Gedanke herrſcht, der den Menſchen von dem Vieh unterſcheidet: das pecus hat auch pectus, aber keine Theologie, weil keine Gedanken. Der abſolute Gedanke begreift das Gefühl in ſich, was Einer weiß, das macht ihn auch heiß, die Wahrheit iſt das Feuer, das zur Treue für die Idee, zum Todeskampf um das Recht, zur allgemeinen Liebe begeiſtert, und das war zu allen Zeiten das Kennzeichen der ächten Religion.

Bewies der Empfang Stahl's zu Anfang dieſes Semeſters, daß die Reaction an der Univerſität bei der Jugend keine Triumphe mehr feiern kann, ſo hat geſtern die Nachtmuſik, die von den Studenten dem Profeſſor Werder gebracht wurde, glänzend documentirt, welchen Anklang die Stimme deſſen findet, der mit friſchem Sinn und geiſtiger Kraft zu dem Tempel des freien Wiſſens hinführt, und nicht der ſtaubigen Vergangenheit, ſondern dem aufſtrebenden Geſchlecht, der Gegenwart und Zukunft ſich weiht. Karl Werder, der durch Gedankenfülle und glühenden Wahrheitseifer, durch poeſievolle Beredtſamkeit ſeit Jahren eine Elite aus den hieſigen Studenten als Gemeinde der Wiſſenden um ſich verſammelt, erſchien auf der Straße unter dem Kreiſe ſeiner Zuhörer und Freunde, und hielt, von einem vielhundertſtimmigen Hochrufe begrüßt, mit ſichtbarer Bewegung eine Anrede, die ich Ihnen dem Hauptinhalt nach mittheile.

„Es iſt das zweite Mal, daß mich dieſer ſchönſte Ehrenbeweis erfreut; wie ſoll ich Ihnen dafür danken? Ich habe nie nach äußerem Glück, nach äußerer Ehre geſtrebt, denn die bindet an die Erde; aber jene, die Sie mir bieten, iſt ein Heiliges, löſend und erlöſend, ſie bindet an den Himmel, ſie befeuert zu einem raſtloſen Dienſte des Ewigen. Ich ſage es Ihnen aus der Tiefe des Herzens in einer leiden- und freudenreichen Zeit, daß ich für Sie lebe, ich darf es ſagen, weil Sie es wiſſen. Ich gebe Ihnen Alles hin, ich fürchte nicht, mich zu erſchöpfen, noch zu verarmen, denn wir belehren uns gegenſeitig; ich achte Sie hoch, ich theile Ihnen das Schwerſte und Tiefſte mit, das die Philoſophie bis jetzt an's Licht gefördert hat, ſo wächſt mein eigner Geiſt im Verkehr mit Ihnen. Wer ſich der Jugend vertraut, der ſegelt mit dem günſtigen Paſſatwind des Entdeckers. Und es iſt das Land des Heils, dem wir zuſteuern, wir ſtreben nach der Einſicht, die zugleich die höchſte Gerechtigkeit iſt. Wir wollen darum kein Pereat bringen; das Endliche, das Schlechte trägt in ihm ſelber ſein Pereat, aber ein Vivat wollen wir rufen dem Geiſte, dem Gott im Menſchen, der Liebe, dem freien Forſchen, dem Wiſſen, das ſich in edlem Leben bethätigt!“

Als der laute Ruf verhallt war, fuhr Werder fort: „Jung zu bleiben und alt zu werden, iſt das höchſte Gut; laſſen Sie uns das akademiſche Lied Gaudeamus zuſammen anſtimmen.“ — Nach dem Geſang ſchied er händedrückend unter ſtets wiederholtem Hochruf. — Heute ſchloß Werder ſeine Vorleſungen über die Logik. Er entwickelte, wie die Idee als abſolute unmittelbar Natur iſt, und die Schelling'ſchen Einwürfe in der Vorrede zu Couſin's Fragmenten darum eben ſo wenig treffend, als an der richtigen Stelle angebracht ſind. „Schelling hätte den Uebergang von der Qualität in die Quantität angreifen, den Fortgang vom Begriff zur Objectivität widerlegen müſſen, aber das werde er wohl bleiben, das Wort wohl ſtehen laſſen. Wie Schelling ſich gegen Hegel ausgeſprochen, iſt kleinlich und ſeiner unwürdig, ſo mögen Gelehrte ſprechen. Schelling trug den ganzen Gehalt in ſeinem Buſen, aber Hegel fand dazu die Form in ſeinem Geiſt, und das mag Jenem gering erſcheinen, aber es war eine der welthiſtoriſchen Thaten des freien Gedankens, die Schelling in der Schranke ſeiner Miſſion nicht einſah. Es mag dies zu ſagen, eine Vermeſſenheit ſcheinen, aber ich vertrete hier die Rechte der Todten gegen das Unrecht der Lebendigen, es iſt der Schatten meines Lehrers, durch den ich rede. Schelling wird herkommen. Wir freuen uns darüber, daß er im Alter die verdiente Ehre auch äußerlich empfängt, und wenn er auch nur unter uns leben wird, ſo wird uns doch eine Stirne leuchten, auf der der Genius geruht, wie wir ſeit Hegel's Tod nur noch etwa bei Humboldt geſehen. Darum muß Schelling empfangen werden wie ein König, denn er iſt ein gottgeweihtes Haupt. Ob er ſich um uns kümmern wird, ob nicht, das wollen wir ruhig erwarten. Er hat das Große gethan zu ſeiner Zeit, deren Wahrheit er in ſeiner Bruſt trug, er hat die Höhe der Anſchauung erſchwungen, er hat das Tiefſte offenbart; Hegel's unſterbliches Werk iſt es, daß er dies zu einem ewigen unentreißbaren Beſitzthume der Nation herausgearbeitet und erwieſen; das iſt das Demokratiſche ſeiner Philoſophie, daß in ihr das höhere Wiſſen des Einen zum Gemeingut wird für Alle, die ſolche Offenbarung in ſich erwecken wollen. Und dieſe muß den ganzen Menſchen heiligend durchdringen. Wer die Jugend nicht beſſer und großherziger machen kann, der iſt ein Irrlehrer; wer aber ſtolzer und demüthiger zugleich dieſe Vorleſungen verläßt, der hat ſie verſtanden. Die Notabilitäten der Gelehrſamkeit ſind noch keine Prieſter des Wiſſens, ſie beſtehen auch im Tode des Geiſtes; aber wer wahrhaft denken gelernt hat, der kann nur groß denken, der muß auch edel handeln und wird ſich nimmer ſchlecht behandeln laſſen. Er hat die höchſte Kraft in ſich gewonnen; er wird nicht weichen, noch je ſeine Gottesrechte aufgeben. Die Furcht iſt der Teufel, aber der Freund in der Seele, die Tugend der Tugenden iſt der Muth, und der überwindet.“

Mit der innigſten Herzlichkeit dankte Werder nochmals für die theilnehmende ehrende Liebe ſeiner Zuhörer. Er forderte ſie auf, in Allem, wo er ihnen behilflich ſein könne, ſich an ihn zu wenden, ſeine Vorleſungen, ſein Haus nach Gefallen zu beſuchen; er wünſche ſie oft wiederzuſehen.

Ich machte Ihnen dieſe Mittheilungen als ein ſchönes Beiſpiel des wahren und doch ſo ſeltnen Zuſammenlebens und Strebens zwiſchen Studenten und Profeſſoren. Auf dieſe Art wird der Geiſt erweckt und fortgepflanzt, der ſich den Körper bauen muß. Gottlob, die Tage ſind dahin, wo die Philoſophie die Magd der Theologie war, und die werdende Geſchichte von ihrer Theilnahme ausſchloß; wer jetzt im Reich der Wahrheit zu Ehren kommen will, der muß den Fahneneid der Freiheit ſchwören. Wir glauben an den Geiſt, ſein heilig Feuer ſtrahlt uns durch die Nacht; wir glauben an den Frühling, ſeine neue Triebkraft ſtößt das alte Laub von den Zweigen und ſchmückt die Erde mit friſchem Grün: wir wollen, was wir wiſſen.

p. c.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

337

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

9. April. № 85. 1841.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedrich Strauß. Erster Band. 1840.

Das Werk, das wir hier anzeigen sollen, obgleich es wohl schon in den Händen der meisten Leser ist, giebt sogleich durch seinen Titel zu erkennen, daß es nicht in die Reihe derjenigen Dogmatiken eintritt, die den Inhalt des christlichen Glaubens auf irgend eine neue Weise zu erläutern oder zu begründen, oder auch von der Lehrart ihrer Verfasser öffentlich Rechenschaft abzulegen bestimmt sind. Es setzt sich vielmehr den höheren Zweck, einer wissenschaftlichen Scheidung der Elemente des christlichen Glaubens und einer Entscheidung über die Lebensfrage des Christenthums. Die Aufgabe einer Beurtheilung desselben kann demnach keine andere sein, als seinen Werth und seine Bedeutung für den angegebenen Zweck ins Licht zu setzen; die persönliche Leistung des Verf. und sein — wenn noch so ausgezeichnetes — Verdienst ist eine Nothwendigkeit, die sich aus seiner Stellung ergiebt, und tritt hinter dem objectiven Verhältniß des Werkes zu den theologischen Kämpfen der Gegenwart ganz zurück. Daß nun diese Kämpfe einer ernstlichen Krisis entgegen sehen, wird wohl von Niemand geläugnet, und Theologen der verschiedensten Richtung verkünden es bei jeder Gelegenheit, daß sich bald etwas Neues und „Dauerndes" daraus gestalten müsse. Nur scheint es, daß die Meisten sich der Täuschung hingeben, als ob noch genug des Alten in das Neue könne hinübergerettet werden. Und das thun nicht bloß Leute, die überhaupt gegen die Kritik ein pfäffisches Geschrei, sogar in Volksblättern, erheben, sondern es ist die große Zahl derer, die sich ihre exegetischen Verlegenheiten von der Kritik noch recht gern abnehmen ließen, in der sichern Voraussetzung, daß dieselbe ihrer zur Noth wohlverwahrten Dogmatik doch nicht so leicht werde beikommen können. Für diese sichern Leute ist allerdings „eine klare Uebersicht über den gegenwärtigen dogmatischen Besitzstand," wie der Verf. seine Arbeit bezeichnet, ein Bedürfniß, das man erst recht erkennt, wenn es befriedigt ist.

Das Eigenthümliche des Werkes, auch der Form nach, ist dieses, daß die Scheidung der Bestandtheile, aus denen jede christliche Dogmatik unserer Zeit zusammengesetzt ist, nicht etwa durch bloße Entgegenstellung jetzt herrschender Ansichten, sondern auf historischem Wege vollzogen wird, „durch den kritischen Proceß, wie er in der ganzen Entwicklungsgeschichte des Christenthums, speciell in der Dogmengeschichte, bereits vorliegt," so daß nicht nur die besondern Bestandtheile für sich, sondern auch die Quellen, aus denen sie in den Strom der Dogmengeschichte hereingeflossen, und die Reagentien deutlich zu erkennen sind, durch welche sie allmälig wieder ausgestoßen wurden. Natürlich sind hier die kirchlichen Gegensätze nur untergeordnete Momente, in welchen ein Theil der Reaction gegen das starre Dogma sich darstellt, die aber im Bereich der Hauptfrage des Werkes verschwinden. „Wo um Autonomie oder Heteronomie des Geistes gestritten wird, da kann die Nebenfrage, ob das Princip dieser Heteronomie die Kirche oder die Schrift sein solle, nur ein schwaches Interesse erregen; und ebenso muß es als verschwendete Mühe erscheinen, um einzelne nähere Bestimmungen an den Lehren von Erbsünde, Rechtfertigung, Sacrament u. s. f. sich zu zanken, wo das Ganze jener Lehren mitsammt der Weltanschauung, die ihren Boden bildet, in Frage gestellt ist." Doch, daß sie *nicht confessionell* ist, ist das kleinste Kennzeichen dieser Dogmatik; das hauptsächlichste und ausschließende ist, daß sie nicht die subjective Meinung oder ein Bedürfniß der Gegenwart zum Maßstab der Kritik stempelt, sondern die Kritik, „wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte objectiv vollzogen hat," walten läßt. „*Die wahre Kritik des Dogma*," sagt der Verf., „*ist seine Geschichte*. Es ist in unbefangener, unbestimmter Gestalt vorhanden in der Schrift; in der Analyse und näheren Bestimmung desselben tritt die Kirche in Gegensätze auseinander, die wohl auch in häretische Extreme auslaufen; sofort erfolgt die kirchliche Fixirung im Symbol, und die Symbole werden zur kirchlichen Dogmatik verarbeitet; demnächst aber erwacht die Kritik,

der Geiſt unterſcheidet ſich von der Realität, die er ſich in der kirchlichen Lehre gegeben, das Subject zieht ſich aus der Subſtanz ſeines bisherigen Glaubens heraus und negirt dieſe als ſeine Wahrheit, weil ihm, wenn auch zunächſt nur an ſich und in unentwickelter Form, eine andere Wahrheit aufgegangen iſt: und es hängt nun Alles an der Frage, ob dieſe neue, die ſpeculative Wahrheit, dieſelbe mit der alten kirchlichen ſei, oder ihr fremd und entgegengeſetzt, oder ob ein Mittleres zwiſchen beiden ſtattfinde?" Dies der Gang, den der Verf. bei der Entwicklung jedes einzelnen Dogma genommen, und man muß zugeſtehen, daß dies einzig die genetiſche Darſtellung der Dogmatik heißen kann.

Wenn die Entſcheidung der Hauptfrage in dieſem hiſtoriſchen Proceſſe durchgängig für den zweiten der angenommenen Fälle, d. h. für die abſolute Entgegenſetzung des Dogma und der Speculation, bejahend ausfällt, ſo hat dies ſeinen guten Grund theils in dem geſchichtlichen Boden, aus welchem das Werk ſelbſt erwachſen iſt, — es iſt nichts Geringeres, als die Vollziehung aller Conſequenzen der Philoſophie ſeit Spinoza —, theils in der Unzulänglichkeit der neueren Vermittlungs- und Vereinigungsverſuche zwiſchen Kirche und Wiſſenſchaft.

Von der Vergeblichkeit der letzteren, nämlich der Verſuche, die Einheit des Glaubens und Wiſſens in Bezug auf ihre gemeinſchaftlichen Objecte darzuſtellen, geht die Einleitung aus. Daß ſie vergeblich waren, iſt factiſch entſchieden durch die gegenſeitige Losſagung der Philoſophie und des Glaubens, zu welcher beide Theile durch die neueſten kritiſchen Unterſuchungen ſich genöthigt ſahen. Es kann demnach nur die Frage ſein, warum die Verſuche fehlſchlagen mußten. Die Urſache liegt in dem mangelhaften Begriff der Religion, der ihnen zu Grunde gelegt war. So lange nämlich die Religion als modus *Deum cognoscendi*, und insbeſondere die geoffenbarte Religion mit dem Anſpruch auftrat, Erkenntniſſe mitzutheilen, denen die wiſſenſchaftliche Erkenntniß einer nicht bloß endlichen, ſondern überdies verdorbenen Vernunft unbedingt weichen müßte, ſo lange ſtehen Wiſſenſchaft und Glaube im entſchiedenſten Gegenſatz, und es iſt bloßer Zwang, wenn ſich jene dieſem unterwirft. Soll alſo eine Verſöhnung ſtatthaft ſein, ſo muß die Religion den Anſpruch, objective Erkenntniß (cognitio Dei) zu ſein, aufgeben, denn die Philoſophie, die außer ihr nichts iſt, kann ihn nicht aufgeben: und dieſes geſchah in der Weiſe, daß der Religion ein eigenes Gebiet zuerkannt wurde, von Schleiermacher im Gefühl, von Hegel in der Vorſtellung (nach Feuerbach's Ausdruck in der Phantaſie). In beiden Fällen ſollte die Religion (reſp. die Theologie) auf alle objective Erkenntniß verzichten, und zwar im erſteren ſich auf die ſubjective Erfahrung beſchränken, und den objectiven Grund derſelben, als etwas Tranſcendentes, nur in Form eines Poſtulats, einer nothwendigen Vorausſetzung, behaupten; im andern Falle ſollte umgekehrt auf der objectiven Seite die Religion vollkommen Recht behalten, nur aber in einer unangemeſſenen — nicht wiſſenſchaftlichen Form: d. h. zwar Wahrheit, aber nicht Erkenntniß ſein. Iſt das Erſtere ein Neutralitätsvertrag, der bei jedem Uebergreifen in das fremde Gebiet wieder aufgehoben wird und ſich in der That aufhob, weil weder die Theologie ſich enthalten konnte, von ihrem Poſtulat objectiv giltig ſein ſollende Beſtimmungen zu geben, noch die Wiſſenſchaft geneigt war, das Poſtulat ſelbſt, ein Uebernatürliches in der Reihe menſchlicher Zuſtände, anzuerkennen, — iſt alſo das Erſtere ſchon darum keine wahre Vermittlung: ſo iſt das Letztere eine Conceſſion von Seiten der Philoſophie, die der andere Theil nur unter der Bedingung des ungeſchmälerten Beſitzes der von ihm anerkannten Wahrheit annehmen konnte, die aber ſich alsbald als Scheinconceſſion und bloße Vorſpiegelung darſtellen mußte, wie die Philoſophie den Inhalt der Religion ſo ganz für ſich in Anſpruch nahm, daß von der Wahrheit der Vorſtellung wenig übrig blieb. Die Unterſcheidung zwiſchen Inhalt und Form ſollte hier den Streit ſchlichten. „Die Religion," ſagt Hegel, „iſt die Art und Weiſe des Bewußtſeins, wie die Wahrheit für alle Menſchen iſt; die wiſſenſchaftliche Erkenntniß der Wahrheit aber iſt eine beſondere Art ihres Bewußtſeins, deren Arbeit ſich nur Wenige ausſetzen. Der Gehalt iſt derſelbe" u. ſ. f. — Dem widerſprachen die eigenen Schüler des Philoſophen, indem ſie aus den Principien der nämlichen Philoſophie bewieſen, daß der Inhalt überhaupt nicht ſo gleichgiltig gegen die Form ſei, daß er bei einer totalen Verwandlung der Form dennoch derſelbe bliebe; indem ſie ferner darauf hinwieſen, daß die Formen der Vorſtellung und des Gefühls endliche, ſinnliche, und ſomit für einen abſoluten Gehalt unangemeſſene Formen ſeien, gerade dieſe Form aber der Religion, und insbeſondere der chriſtlichen ſo weſentlich ſei, daß durch die Hegel'ſche Behauptung das Weſentliche zum Unweſentlichen gemacht werde. Noch weniger, als die Philoſophen, kann die Theologie ſich mit jener Unterſcheidung zufrieden geben, wenn ſich zeigt, daß in den einzelnen Fällen der Anwendung durch die ſpeculative Auffaſſung Hegel's (man kann hinzuſetzen, auch Daub's und Marheineke's; von Erſterem wenigſtens hat es der Verf. anderswo nachgewieſen) in der That ein ganz anderer Inhalt an die Stelle der Dogmen geſetzt wird, als das iſt, womit der an der Wirklichkeit ſeiner Vorſtellung feſthaltende Glaube ſich befriedigt finden könnte.

Scheint es nun nach dem Bisherigen, als ob bei dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaft nicht nur von keiner Ausgleichung oder Vereinigung, ſondern nicht einmal von einer Vergleichung der ſpeculativen mit den Glaubensſätzen die Rede ſein könne, wie ſie in gegenwärtigem Werke vorliegt, ſofern beide Standpunkte, der religiöſe und der philoſophi-

ſche, einander diametral entgegengeſetzt ſeien: ſo beugt der Verf. dieſer ſcheinbaren Conſequenz durch die Bemerkung vor, daß es doch nicht bloß dieſelbe menſchliche Natur überhaupt, ſondern gerade ihr Trieb nach Selbſterkenntniß, ihre Vernunft ſei, welche auch die Thätigkeit der Vorſtellung beherrſche, und durch die aufſteigende Reihe der Religionen zu immer größerer Annäherung an die Wahrheit leite. Man kann noch weiter gehen. Die chriſtlichen Dogmen haben ſich von jeher das Anſehen gegeben, wirkliche Erkenntniſſe zu ſein, und wenn ſie auch in der älteſten Zeit durch den Schleier des Glaubensgeheimniſſes gegen den Zweifel der Vernunft geſchützt werden ſollten, ſo haben ſie ſich doch mit Hilfe derſelben Vernunft ausgebildet und ſyſtematiſch entwickelt, und eben ſo ſehr iſt die Vernunft an und mit ihnen erſtarkt. Jedenfalls ſind ſie alſo darauf anzuſehen, ob ſie nach ihrer geſchichtlichen Geltung fähig ſeien, auch jetzt noch, da die Vernunfterkenntniß ſich von der Stufe der Vorſtellung losgearbeitet hat, die Stelle wiſſenſchaftlicher Erkenntniſſe zu vertreten; und der Verf. hat ganz Recht, in der Vergleichung beider die philoſophiſchen Lehren inſoweit aus den kirchlichen Dogmen abzuleiten, daß er die kirchliche Vorſtellung als weſentlichen Factor des geiſtigen Proceſſes mitzählt, aus welchem die neue Weltanſchauung hervorgegangen, welcher jene kirchliche Vorſtellungsweiſe nicht mehr genüge. Dies macht das eigentlich dialektiſche Moment ſeiner ganzen Darſtellung des Stoffes aus, und iſt der Lichtfaden, der ſich durch das Werk hindurchzieht und von jedem Punkte auf das Ziel des Ganzen hinweiſt.

(Fortſetzung folgt.)

Der Graf Lucanor von Don Juan Manuel. Ueberſetzt von Joſeph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, Athenäum.

Die Ueberſetzung des vorſtehenden Büchleins von dem Freiherrn von Eichendorff iſt in mehrfacher Rückſicht ein freundliches Geſchenk zu nennen. Sind die älteren ſpaniſchen Denkmäler ſchon ſpärlich gedruckt, ſo ſind ſie noch ſpärlicher in Deutſchland verbreitet, und es möchten wohl wenige Bibliotheken ſein, die ſich rühmen könnten, einen Amadis de Gaula, oder einen andern nahmhaften Roman aus der Periode des Anfangs der Litteratur zu beſitzen. Es ſoll uns alſo Alles willkommen ſein, was unſerem, man kann wohl ſagen, unrühmlichen Mangel abhilft, und uns der ſchönen würdevollen Sprache und Litteratur einer Nation näher bringt, aus welcher eine originale Tüchtigkeit niemals völlig entwichen iſt. Die Litteratur Spaniens iſt von deutſcher Wiſſenſchaft noch nicht in Beſitz genommen, das kann Niemand behaupten; denn ihre Auffaſſung und namentlich die Auffaſſung der ſpaniſchen Poeſie hat von ihrem Durchgang durch das romantiſche Medium zu viel Aſchgrau und ſchlechte Waſſerfarben erhalten, da die Romantiker es bis jetzt waren, die mit ihren Launen ſich darin herumtrieben und Allerlei überſetzten und anprieſen. Nun! das kann auch anders werden, wenn dem ſchimpflichen Büchermangel erſt abgeholfen iſt. Bis jetzt giebt es in Diez' Buch nur den Anfang einer wiſſenſchaftlichen Grammatik, ſo viel uns bekannt iſt, kein dergleichen Wörterbuch, von Ausgaben nicht einmal einen ordentlichen vollſtändigen Lope, ſo daß die von Keil beſorgte und äußerlich ſchön ausgeſtattete Ausgabe des Calderon eine vereinzelte Erſcheinung iſt. Da nun die Quellen in Deutſchland ſo ſpärlich fließen, ſo iſt man genöthigt, ſich an das Ausland zu halten, und da iſt Baudry's europäiſche Bibliothek nicht genug zu rühmen, die uns ſchöne und correcte Texte und zuweilen auch noch etwas mehr giebt*). Ueberhaupt was von Spaniens Litteratur in Deutſchland geſehen wird, — alſo erſtens Mangel, dann hier und da ein guter Druck, eine Liebhaberei, ein ſtecken gebliebenes buchhändleriſches Unternehmen, ausländiſche Ausgaben und dergleichen, — dies Alles deutet hin auf einen allererſten Anfang in dieſen Studien. — Nun aber iſt in Stuttgart eine biblioteca castellana angekündigt, und wenn ſie zu Stande kommt, ſo wird ſie auch wohl überſetzt werden. Der Conde Lucanor por Don Juan Manuel, beſorgt von Keller, bildet darin das erſte Buch, deſſen Ueberſetzung von Hrn. von Eichendorff jetzt vor uns liegt. Der Conde iſt nach dem Bericht des Ueberſetzers eines der älteſten Denkmale der caſtilianiſchen Sprache und ſelbſt in Spanien ſchon eine Seltenheit (vgl. Diez' Gramm. I, 71; die letzte Ausgabe war von Argote de Molina, Madrid 1575). Es entſtand in der Mitte des 14. Jahrhunderts zugleich mit den Ritterromanen und der Sammlung der ſchönen Romanzen. Der Verf., der außer unſerm Conde noch eilf andere, jetzt ſämmtlich verlorene, Werke ſchrieb, iſt der Statthalter der an das mauriſche Granada angrenzenden Provinzen Caſtiliens, Prinz Juan Manuel, ein Enkel Ferdinand's des Heiligen. Juan lebte eine Zeit lang in Zwiſt mit ſeinem Könige Alfonſo XI., dem er wegen der von demſelben an Johann dem Ungeſtalten verübten Treuloſigkeit nicht traute, und lange nicht zu bewegen war, an ſeinen Hof zu kommen. Alfonſo brauchte aber ſeine Gegenwart, weil er Willens war, endlich einmal einen

---

*) Daß es angemeſſen iſt, darauf aufmerkſam zu machen, zeigt der drollige Umſtand, wonach uns neulich der Plan der früheſten Bearbeitung unſeres allbekannten, und durch Mozart verherrlichten Don Juan, als ein Drama von Tirſo de Molina, aus einem franzöſiſchen Berichterſtatter wie ein ſeltener Fund bekannt gemacht wird. Nach den ſo gewordenen Andeutungen wird nun der Gang des Stücks mühſam conſtruirt und zuſammendivinirt; allein es iſt mit anderen Stücken von Tirſo längſt gedruckt und ſteht im zweiten Bande des Baudry'ſchen Tesoro del teatro español, Paris 1838, unter dem Titel: el burlador de Sevilla, und wir ſehen einer ſchätzbaren Ueberſetzung deſſelben von A. Dohm entgegen.

entſcheidenden Schlag gegen die Mauren zu thun. Juan Manuel kam nicht, ſondern ging lieber zum Könige von Granada, machte dem Könige viel zu ſchaffen, bis er ſich endlich mit ihm verſöhnte, und ſeinem Herrn zeitlebens eben ſo treu als unentbehrlich blieb. Wenn wir es auch nicht wüßten, daß der Prinz in jedem Betracht zu den hervorragendſten Perſönlichkeiten ſeiner Zeit gehörte, ſo würden wir doch die Kraft ſeines Weſens, ſeine Herrſcherklugheit und die Tüchtigkeit ſeines Charakters aus ſeinem ſchmucken und friſchen Büchlein herausfühlen können. Die äußere Einrichtung deſſelben iſt nun dieſe: der Herr Graf Lucanor ein Ehrenmann, hat einen klugen consejero, Patronius, der dem Herrn in allen Verlegenheiten zu Dienſten iſt. Der Graf trägt den ſchwierigen Fall vor, und Patronius giebt die Löſung, indem er eine dazu paſſende anmuthige Geſchichte erzählt. Dieſe Reihe von Fragen Lucanor's, die durch Patronius' Geſchichten beantwortet werden, bringt ſo einen vollkommenen Fürſtenſpiegel zu Stande, und die Art und Weiſe, in der der fürſtliche Verfaſſer die Anwendung dieſer Form in der Vorrede rechtfertigt und begründet, iſt überaus einfach und anmuthig. „Unter den vielen Seltſamkeiten, ſagt er, die unſer Herr geſchaffen, iſt eine beſonders wunderbar, daß von allen Menſchen in der Welt nicht ein einziger dem andern vollkommen gleicht, obſchon ſie alle dieſelben Dinge im Geſicht haben. Wenn dies nun ſchon ſo iſt, ſo iſt's kein Wunder, daß die Menſchen in ihren Geſinnungen und Neigungen noch verſchiedener ſind. Auch wollen alle Menſchen Gott dienen, alle warten auch ihren weltlichen Herren auf; aber jeder thut das auf eine andere Art. Ebenſo thun alle diejenigen, welche jagen, Viehzucht treiben, arbeiten, den Acker bauen, alle daſſelbe, aber ſie verſtehen und verrichten es keineswegs alle auf gleiche Weiſe; nur darin ſind ſie alle gleich, daß ſie das, woran ſie Gefallen finden, beſſer lernen und ausüben, als andere Dinge, weshalb denn auch der, der etwas lehren will, es auf eine Weiſe lehren muß, die es dem Lernenden angenehm macht. Denn da das Scharfſinnige gewiſſer Bücher Vielen nicht recht zu Kopfe will, ſo leſen ſie ſie nicht, und nehmen nichts daraus auf, was ihnen Noth thut. Daher habe ich, Don Juan Manuel, dieſes Buch in den ſchönſten Ausdrücken, die ich nur vermöchte, verfaßt, und in den Text Geſchichten gefügt, die ſich die Leſer zu nutze machen können." Hierauf vergleicht er ſein Verfahren mit dem des Arztes, der zum Bittern Süßigkeit fügt, und ſchließt mit dem Wunſche, daß ſein Buch ſegensreich ſein möge. Und da Gott jedes gut gemeinte Unternehmen ergänze, ſo würde das auch wohl geſchehen; denn Gott wiſſe, daß er, Don Juan, es in dieſer Abſicht geſchrieben. —

Aus dem eigentlichen Inhalt nun wird beſonders dies gewonnen: durch die aufgeworfenen Fragen und Fälle des Grafen Lucanor ein reiner und ungetrübter Blick in die Lebensanſicht der Zeit, und das von einem Individuum, das von oben herunter ſieht und deshalb einen weiten Horizont hat. Dieſe Anſicht iſt nicht bloß einfach, kräftig und liebenswürdig, ſondern auch durchaus praktiſch und verſtändig (vgl. Cap. 22: — „Soll man nach einem harten Kampfe raſten, wenn ein neuer bevorſteht? Nein! die friſchen Wunden, die ſie uns jetzt ſchlagen, werden uns die vergeſſen machen, die wir im vorigen Kampfe empfangen. Alſo drauf!" — und Cap. 30 mit Cap. 20 und 10: „Wie die Seligkeit gewonnen wird") und weit entfernt von jenen ſpäteren Formen katholiſcher Anſchauung, die manchen Herren jetzt gerade ſo ſehr zuſagen. Iſt es nun wahr, daß Alles nach durchgemachtem Proceſſe die Rückkehr in ſeinen Anfang nimmt, ſo kann man frohe Hoffnungen von den Spaniern hegen. —

(Schluß folgt.)

In meinem Verlage iſt erſchienen:

Ein Märchen. Gedicht von R. E. Prutz.

gr. 8. 1841. Broſch. ½ Thlr.

In 8 Tagen verläßt nachſtehendes Werk die Preſſe:

Der Göttinger Dichterbund.

Zur Geſchichte der deutſchen Litteratur ſeit Opitz.

Von **R. E. Prutz.**

gr. 8. 1841. Broſch. 2 Thlr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

10. April. № 86. 1841.

Strauß „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft."

(Fortsetzung.)

Hiemit ist also das Recht der Speculation, sich der Dogmatik zu bemächtigen, zwar formell erwiesen; es soll aber noch nicht gesagt sein, daß auch dem Dogma sein volles Recht widerfahre, denn bis jetzt ist ihm immer nur ein formaler Werth zugestanden, und es dürfte sich ernstlich fragen, ob nicht durch die historische Dialektik (den geschichtlichen Proceß) in diesem Werke bloß die abstracte Fassung des Dogma aufgelöst, sein wahrer Gehalt aber unbemerkt stehen geblieben sei, sofern dieser eine für die Luchsaugen der Speculation und Kritik unsichtbare Wurzel hätte. Daß sich diese Frage auch dem Verf. in der Stille vernehmlich gemacht habe, scheinen einige Stellen des Werkes zu verrathen. Wir meinen zunächst folgende. Wenn der Verf. die Befugniß, zwischen den Lehren der Religion und denen der Philosophie eine durchgeführte Vergleichung anzustellen, auch daraus ableitet, daß „die Begriffe der letzteren die Fähigkeit haben, im Gemüthe des Philosophen die Stelle der religiösen Vorstellungen zu vertreten, daß sie auch für Gemüth und Herz des Wissenden dieselbe höchste Befriedigung gewähren, wie die religiöse Ueberzeugung dem Gläubigen" (S. 22, 24, 353): so ist das vorerst eine Berufung auf die Erfahrung, und zwar die subjective Erfahrung des Einzelnen, die mit der Evidenz wissenschaftlicher Erkenntnisse nichts zu thun hat. Es fragt sich nun aber, wenn wir genauer zusehen, nicht allein, ob die Befriedigung dieselbe sein könne, wo die Mittel der Befriedigung so ganz verschieden sind, sondern noch mehr, ob der Befriedigung überhaupt in beiden Fällen das gleiche Bedürfniß entspreche. Es läßt sich annehmen, daß der Philosoph durch den von ihm durchlaufenen Proceß des Denkens jenem religiösen Bedürfniß, das der Glaube befriedigt, sich entschlagen, es überwunden und völlig in sich aufgehoben habe. Denn daß dies möglich ist, liegt schon in der vernünftigen Natur, die über jedes subjective Bedürfniß, als über eine endliche Beschränkung, hinausstrebt. Der wahren Philosophie, oder dem in sich einigen Wissen ist die Bedürfnißlosigkeit des Gemüths wesentlich, sofern die subjectiven Neigungen, die persönlichen Ansprüche (z. B. an Unsterblichkeit) und Aehnliches in der Erkenntniß der absoluten Idee gänzlich aufgehen müssen, während die Religion ihren Halt darin hat, daß sie die Subjectivität zum Zweck setzt und ihr einen unendlichen Werth beilegt. Mit welchem Rechte, ist später zu untersuchen; genug, daß sie dies thut, und damit ein Bedürfniß des Gemüths zugleich nährt und befriedigt. Kann es dagegen die Philosophie in dem Subjecte zu einem völlig in sich einigen und abgeschlossenen Selbstbewußtsein bringen, so ist jene Stufe der Bedürfnißlosigkeit erreicht, indem dasselbe die ganze Wahrheit selber ist, und jede andere Form und Gestalt der Wahrheit außer sich entbehrlich macht. Allein das Selbstbewußtsein ist nicht bloßes Wissen oder Erkennen, sondern zugleich Thätigkeit: der Inbegriff des menschlichen Wesens nach seiner intellectuellen und sittlichen Natur. Und da die letztere ihren eigenen Proceß im Kampfe mit der sinnlichen Natur durchmacht, der oft mit der Erkenntniß gar nicht gleichen Schritt hält, so fragt es sich, ob je ein so vollendetes Selbstbewußtsein zu Stande kommt, aus welchem das Subject auch nicht momentan auf die Stufe geistiger Bedürftigkeit herabsänke. So lang es aber auch nur zweifelhaft bleibt, ob das Wissen an und für sich das Subject zu einem solchen Grad von Bedürfnißlosigkeit erheben kann, so lang ist es mindestens bedenklich, für den praktischen Werth der philosophischen Erkenntniß sich auf die subjective Erfahrung zu berufen. Wenigstens wird dadurch der religiösen Ueberzeugung ein Vorzug eingeräumt, der der Philosophie wenigstens nie allgemein zukommen kann, und der etwas mehr als bloße Unentbehrlichkeit ist. Zwar glaubt der Verf. umgekehrt, es liege eine schöne Humanität (mithin ein freies Zugeständniß gegen die Religion) in der Hegel'schen Ansicht, die Religion als die Form zu bestimmen, in welcher die Wahrheit für alle Menschen sei; allein dieses Zugeständniß ist kein freiwilliges von Seiten der Philosophie, sondern ein nothwendiges, wenn auch nur nach der praktischen Seite, durch Ge-

ſchichte und Erfahrung abgedrungen. Erkennt aber die Philoſophie einmal dieſe erfahrungsmäßige Wahrheit der Religion an, ſo muß ſie es übernehmen, einen reellen Grund dafür in dem Weſen des Menſchen nachzuweiſen, d. h. ihre praktiſche Nothwendigkeit theoretiſch zu rechtfertigen. Dies iſt freilich von den Gefühlstheologen bis jetzt eben ſo wenig geſchehen, als von der Speculation. Bei jenen iſt es Vorausſetzung; wenn aber das fromme Gefühl unter den Gegenſatz der Luſt und Unluſt fällt, ſo ſind ſeine Erregungen und Wirkungen eben ſo ſubjectiv, zufällig und dem Wechſel unterworfen, als die des niedern oder ſinnlichen Bewußtſeins, und das Bedürfniß der Religion iſt damit nicht beſſer begründet, als das Bedürfniß ſolcher Einwirkungen, welche die Kunſt auf das Gemüth ausübt. Für die erhöhte oder niedergedrückte Gemüthsſtimmung iſt es gleichgiltig, was als ihr eigentliches Motiv gedacht werde. Etwas iſt allerdings an der Beſtimmung, daß Religion überhaupt nur durch Gemeinſchaft entſtehe; indem aber das einzelne Subject ſich bloß empfangend dagegen verhalten ſoll, und das Princip, das, was Gemeinſchaft ſtiftet, als etwas Urbildliches außer ſie verlegt wird, ſind wir dem Beweiſe für die praktiſche Nothwendigkeit der Religion aus dem Weſen des Menſchen um keinen Schritt näher gekommen. Dies iſt aber eben das Falſche dieſer Erklärung, daß die Selbſtthätigkeit aufgehoben wird. Eine ſubſtantielle Gemeinſchaft, wie die Religion, iſt nur auf einer ſittlichen Grundlage möglich, und bei allem Sittlichen findet Selbſtthätigkeit, freie Entfaltung eines ſubjectiven Princips ſtatt. Die Achtung vor dieſer ſittlichen Grundlage einer Gemeinſchaft, ſei ihre Subſtanz Vaterland, Familie oder Kirche, hat von jeher religio, pietas geheißen, und eine ſolche Achtung drückt ſich in einem entſprechenden Handeln aus. In jenen andern Verhältniſſen iſt der ſittliche Geiſt gebunden, in der Religion fühlt er ſich frei, und eben der freie ſittliche Geiſt iſt es, der als Volksgeiſt ſich zur Religion geſtaltet. Nur ſolche Völker, in denen dieſer Geiſt noch nicht frei geworden iſt, ſind ohne Religion, ſo viel ſie auch ſonſt Pietät, Anhänglichkeit an irgend Etwas haben mögen. In der ſittlichen Natur des Menſchen muß demnach die Wurzel der Religion, der Grund ihrer Unentbehrlichkeit geſucht werden, nicht im Gefühl; auch nicht mit der neueren Speculation in der Phantaſie, den Träumen und Wünſchen des Herzens. Es grenzt an Leichtfertigkeit, wenn Feuerbach, anſtatt die Aufgabe zu löſen, die er der Philoſophie ſtellt, den Urſprung der religiöſen Vorſtellungen im Weſen des Menſchen nachzuweiſen, auf das Gemüth hindeutet, als den „Sitz der endlichen Bedürfniſſe und Wünſche des Menſchen, das eigenwillige Herz, das ſein Geſetz zum Geſetz der Welt machen möchte, dem, etwas als Wahrheit aufzuſtellen, Grundes genug iſt, daß es ihm wohl thut.“ Eine Anſicht, die, man möchte ſagen, nur der Gefühlstheologie zum Hohn aufgeſtellt ſein kann, und bei welcher es in der That ganz unerklärlich wäre, wie dieſe Religion des eigenwilligen Herzens, aus welchem hervorkommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch ꝛc. ꝛc., — wie dieſe Religion überall den ſchönen Zug zur Gemeinſchaft und ſelbſt zur Aufopferung an den Tag legt, den man ihr doch nicht abſprechen kann. Jedoch mag die Uebertreibung einen Grund haben, welchen ſie will: auf keinen Fall iſt dieſes die Art, wie die Philoſophie zu einer Würdigung der Religion gelangen kann. Auch der Verf., ſo viel er anfangs der Feuerbach'ſchen Anſicht einzuräumen ſcheint, erklärt ſich doch entſchieden gegen ihre Einſeitigkeit, und bezeichnet insbeſondere die Erklärung, die Feuerbach von dem Urſprunge des Wunderglaubens und der neuteſtamentlichen Wundergeſchichten giebt, als eine durchaus unbefriedigende. Er will nicht verkannt wiſſen, daß auch die Vernunft (die Intelligenz) ihren Samen in den Boden der Religion ſtreue, und „wenn die Religionen und Kirchen ſich um Hülſen geſtritten, daß es Hülſen der Wahrheit geweſen.“ Schön; aber Hülſen bleiben immer Hülſen, und der Verf. würde gewiß einen ſolidern Grund jenes „dunkeln Dranges“ nach Licht in dem Weſen des Menſchen gefunden haben, wenn ihm nicht von vorn herein die gar zu ſchroffe Entgegenſetzung von Dogma und Philoſophie dieſe faſt einſeitige Richtung auf das Formelle gegeben hätte. Seine Darſtellung hat eben daher einen mehr negativen Charakter angenommen, als die eigentliche Aufgabe erforderte, wie ſehr auch die Evidenz, mit welcher der Verf. das Reſultat aus der hiſtoriſchen Entwicklung hervortreten läßt, eben durch dieſe negative Haltung gegen den gegebenen Stoff gewonnen hat. Der eigentliche nervus probandi iſt die Dialektik der Verſtandesbegriffe, die der Verf. bekanntlich meiſterhaft handhabt, und ſchon vorn herein in der Einleitung, ſowie in dem ganzen erſten Theile, der hier vorliegt, ſind es die Kategorieen der Endlichkeit, die der Verf. im Dogma bekämpft. Der principielle Gegenſatz, auf dem die ganze Darſtellung ruht, iſt der perſönliche Gott und die abſolute Idee, die Außerweltlichkeit und die Immanenz Gottes in der Welt, Theismus oder Pantheismus. Wer auf dem Standpunkt des letzteren ſteht, der wird dem Verlaufe des kritiſchen Proceſſes mit Ruhe zuſehen und durch das Reſultat nicht überraſcht ſein, wohl aber befriedigt in dem Bewußtſein, Berge von Hinderniſſen gegen die moderne Weltanſchauung nun hinter ſich zu ſehen. Wer ſich dagegen von den theiſtiſchen Vorſtellungen, wie jener Mönch bei Caſſianus von der Menſchengeſtalt Gottes (S. 551), nicht losmachen kann, dem muß es mit jedem Schritte enger um die Bruſt werden, bis ihm endlich entweder der Athem gar ausgeht, oder er durch einen herzhaften Sprung ſich von dem unterhöhlten Boden wieder auf den ſeinigen zurückſetzt. So ſehr man die Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe in der Darlegung dieſer Gegenſätze achten und ſchätzen muß, und ſo

nothwendig einmal dieſe Entſchiedenheit iſt, um zur Entſcheidung zu kommen, ſo kann man doch, ohne der philoſophiſchen Ueberzeugung zu nahe zu treten, oder bei ſich ſelbſt Eintrag zu thun, in dem Dogma einen Gehalt anerkennen, der weder durch den kritiſchen Proceß aufgelöſt, noch durch die Conſequenz der Speculation vernichtet wird. Dies iſt nicht quantitativ zu verſtehen, ſo daß wir mehr ſpeculativen Gehalt im Dogma ſuchen wollten, als der Verf. darin gefunden hat, — denn ein ſolches Mehr läßt ſich nur durch Künſtelei hineinlegen, — ſondern qualitativ, ſo daß uns das Dogma einen andern Inhalt und auf anderer Grundlage darſtellt, als der in der Form des Begriffs und auf dem Wege der Speculation zu erfaſſen iſt. Es hängt damit zuſammen, daß die Dogmatik, wie auch der Verf. ſagt, den Urſprung der Dogmen in dem Weſen des Menſchen nachzuweiſen hat. Das geſchieht auch in dieſem Werke, und gründlicher ſowohl als klarer, als dies irgendwo ſonſt geſchehen iſt. Nur daß auch der Verf. die ethiſche Seite des Geiſtes zu wenig dabei in Rechnung gezogen hat. Die Vorausſetzung des Werkes ſcheint nämlich dieſe zu ſein, daß Dogmatik und Philoſophie nicht bloß einerlei Gegenſtand haben, ſondern die Wahrheit deſſelben auch in einer und derſelben wiſſenſchaftlichen Form beſitzen müſſen. Unter dieſer Vorausſetzung iſt es dann natürlich, daß die Geſtaltung der Dogmen rein aus der Entwicklung der Intelligenz erklärt wird, in welcher wir nur die formelle Thätigkeit, nicht die Quelle des Dogmas erkennen. „Der Geiſt entäußert ſich und nimmt ſich wieder in ſich zurück" — dies beweiſt mir zwar die Continuität zwiſchen der Ausbildung des Dogma und der Philoſophie; aber es läßt mich die Nothwendigkeit und den Grund der Entäußerung nicht einſehen.

(Fortſetzung folgt.)

„Der Graf Lucanor von Don Juan Manuel. Ueberſetzt von Joſeph Freiherrn von Eichendorff."

(Schluß.)

Man gewinnt nun aber auch eine Art theoretiſcher Faſſung der Vorſtellungen und Formen, welche damals die Gehäuſe ihrer Anſchauungen waren, und die treibenden und lenkenden Mächte bildeten, und dies um ſo mehr, da die Fragen und Fälle nicht in einer oberflächlichen Allgemeinheit (jung gewohnt, alt gethan, — bleibe im Lande und nähre dich redlich), ſondern ſehr individuell hingeſtellt ſind, wodurch der Leſer ermächtigt wird, auf eine nicht gewöhnliche Beobachtungsgabe und Ausſcheidung des Wichtigen von dem Unwichtigen zu ſchließen. Denn das iſt wahr, was der alte Kant ſagt: „es iſt ſehr viel gewonnen, wenn gewußt wird, wonach man in einer Sache eigentlich fragen ſoll." — Die antwortenden Geſchichten des Patronius ſelbſt, durchaus gelungen erfunden, anmuthig erzählt, und nicht ſelten an das Poetiſche ſtreifend, ſind dazu die praktiſchen Vorgänge, bilden die Einkleidungen der Vorſtellung und Maxime in einen ſinnlich wahrnehmbaren Leib und geben dadurch eine Reihe von wahrheiterfüllten, vielfach anregenden Lebensbildern des ſpaniſchen Mittelalters. Auch nicht altcaſtiliſche Weiſe und Sitte allein, ſondern auch die der mauriſchen Nachbarn, die einen ſehr bemerklichen Hintergrund in den Geſchichten bilden, ſind durch zahlreiche, eben ſo allgemein intereſſante, als dem Geſchichtsforſcher noch insbeſondere wichtige Züge aufgehellt. Es mag hier eine Probe mitgetheilt werden, nicht weil ſie die ſchönſte wäre, ſondern weil ſie am beſten den Charakter des Ganzen vorſtellt. — Cap. I. Was einem Maurenkönige von Cordova begegnete.

„Eines Tages ſprach der Graf Lucanor zu ſeinem Rathe: es iſt Euch bekannt, Patronius, daß ich ein eifriger Waidmann bin und, wie Keiner vor mir, viele neue Jagden aufgebracht, auch an den Hauben und Fußſchellen der Falken einige nützliche Erfindungen gemacht habe, die man ſonſt nicht kannte. Und nun ſprechen diejenigen, die mir Uebles nachreden wollen, gewiſſermaßen ſpöttiſch von mir; wenn ſie den Cid Ruy Diaz oder den Grafen Ferdinand Gongalez um ihrer vielen Kämpfe willen, oder den frommen und glückſeligen König Don Fernando wegen ſeiner Eroberungen preiſen, loben ſie auch mich, wie ich ſo große Thaten vollbracht, und dies und jenes den beſagten Hauben und Fußſchellen hinzugefügt. Da ich aber wohl einſehe, daß ein ſolches Rühmen mir mehr zum Hohn als zum Lohn gereicht, ſo bitte ich Euch, mir zu rathen, wie ich es anfangen ſoll, um wegen des Guten, das ich that, nicht verſpottet zu werden. Herr Graf, erwiederte Patronius, damit Ihr ſehet, wie Ihr Euch dabei zu benehmen habt, will ich Euch erzählen, was einem Mauren, der König in Cordova war, begegnet iſt. Und auf die Frage des Grafen, was das ſei, fuhr Patronius alſo fort:

In Cordova war ein König, Namens Alaquime, welcher zwar gut genug regierte, ſich aber ſonſt nicht die Mühe gab, ehrenhafte und ruhmvolle Dinge zu vollbringen, wie es Königen geziemt. Denn es iſt nicht genug, daß dieſe ihr Reich bewahren; wer ein guter König ſein will, ſoll auch ſeine Macht rechtmäßig vergrößern und ſo handeln, daß er im Leben von den Völkern geprieſen wird und nach dem Tode ein gutes Angedenken ſeiner Thaten hinterläßt. Doch jener König kümmerte ſich nicht darum, ſondern dachte nur an Schmaus und Ergötzlichkeiten und mäßige Ruhe im Hauſe. So geſchah es, daß eines Tages in ſeiner Gegenwart ein Inſtrument geſpielt wurde, das bei den Mauren ſehr beliebt, und Dudelſack genannt iſt. Der König horchte auf und bemerkte, daß es nicht den gehörigen guten Klang gab. Er nahm daher den Dudelſack und fügte demſelben

an der untern Seite, rechts von den anderen Oeffnungen, ein neues Luftloch hinzu, und von jetzt an klang er beſſer, als er jemals geklungen. Das war nun ganz gut für den Dudelſack, aber nicht groß genug für einen König, und ſo fingen denn die Leute an, dieſe That ſpottweiſe zu preiſen, und ſagten, wenn ſie Jemanden foppen wollten, auf Arabiſch: Bahadezut Alaquime! was ſo viel heißt als: das iſt die Zuthat des Königs Alaquime! Dieſe Stichelrede war ſo allgemein im Lande, daß ſie bis zu den Ohren des Königs kam, welcher wiſſen wollte, warum die Leute ſo ſprächen, und obgleich man ihm es erſt auszureden und zu verbergen ſuchte, ſo ſetzte er ihnen doch ſo lange zu, bis ſie es ihm ſagen mußten. Nachdem er es vernommen, betrübte er ſich ſehr, da er aber ein guter König war, ſo mochte er es denjenigen, die ſolche Reden führten, nicht entgelten laſſen, ſondern nahm ſich im Herzen vor, eine andere Zuthat zu machen, welche die Leute nothgedrungen preiſen müßten. Damals war die Moſchee zu Cordova noch nicht vollendet, er that daher die noch daran fehlende Arbeit hinzu und beendigte den Bau, und dies war die beſte, vollkommenſte und herrlichſte Moſchee, die die Mauren in Spanien hatten. Gottlob, jetzt iſt es eine Kirche, zur heiligen Maria von Cordova genannt, denn der heilige König Don Fernando weihete ſie der heiligen Jungfrau, als er Cordova den Mauren entriß. Und nachdem jener König die Moſchee vollendet und eine ſo gute Zuthat gemacht hatte, ſagte er: wenn man ihn bisher ſpottweiſe gelobt hätte, zur Verhöhnung der Zuthat zum Dudelſack, ſo würde man es nunmehr aufrichtig thun; und ſeitdem wurde er hoch geprieſen, und der Spott verwandelte ſich in wahrhaftes Lob, und noch heut zu Tage ſagen die Mauren, wenn ſie irgend ein gutes Werk rühmen wollen: das iſt die Zuthat des Königs Alaquime. Eben ſo müßt auch Ihr, Sennor, wenn Euch das höhniſche Lob Eurer Zugabe zu den Falken-Hauben und -Feſſeln und anderem Jagdzeug verdrießt, darauf bedacht ſein, einige hohe und ausgezeichnete Thaten zu verrichten, wie es großen Männern gebührt, ſo zwingt Ihr die Welt, Eure Werke zu loben, gleichwie ſie jetzt Euer Jagdſtückchen lobt. Der Graf fand den Rath gut, handelte darnach und befand ſich wohl dabei." —

Kann man aus dieſer Probe abnehmen, wie anmuthig ſich das Büchlein leſen läßt, ſo wird das lediglich der Sorgfalt des Ueberſetzers verdankt. Hr. von Eichendorff hat den Ton durchaus richtig getroffen, und hat, abgeſehen von vielen paſſenden Wendungen und ſchlagenden Ausdrücken im Einzelnen, noch das Verdienſt, eine Schwierigkeit überwunden und eine Klippe glücklich vermieden zu haben. Die erſte möchte Niemand errathen, der nicht das Original zur Hand genommen. Das hohe Alter des Buches nämlich, das ſich ſogleich durch Formen wie — ca — on pos, fijo, fecho, ſtehende Formationen wie supiesedes, pagasedes, dignedes, gelo cet. zu erkennen giebt, wird noch unzweideutiger durch eine wirklich merkwürdige Einfachheit des Satzbaues bezeugt. Faſt alle Sätze fangen mit — y — an, und von dem Grammatiker, der auf die Geſchichte der Syntax im Allgemeinen Acht hat, möchten ſich dabei nicht unwichtige Betrachtungen anſtellen laſſen. Der tiefſte Verfall und unterſte Punkt der Bildung und Sprache berührt ſich, merkwürdig genug, mit dem erſten Anfangspunkt einer aufſteigenden. Beide haben, wenn gleich die Differenz anerkannt werden muß, faſt daſſelbe Ausſehen. Don Juan's Sätze, d. h. die ganz äußerliche Bewegung der Rede in Stellung und Aufeinanderfolge der Wörter iſt faſt wie die der scriptores historiae Augustae; und dennoch welcher Unterſchied, — es iſt einer, wie zwiſchen Kind und Greis! — So einfach hat nun Hr. von Eichendorff nicht überſetzen können. Sein Satz iſt entwickelter als der des Originals, aber durchaus nicht aus dem Tone deſſelben herausfallend, ſondern ihm vollkommen angemeſſen. Dann hat der Ueberſetzer veralteten Wortkram und Wendungen vermieden, oder doch nur in behutſamer Mäßigung angewendet, und ſich frei davon gehalten, durch die Lumpen aus einem verwitterten Sprachniederſchlage unſerer Vorzeit der Erzählung den Mantel ehrwürdigen Alters umzuhängen. Alte Geſchichten müſſen in reinem Neuhochdeutſch wiedergegeben werden, und wenn man hier nur wahr und einfach iſt, wie naiv nehmen ſich auch die älteſten Geſchichten und Sagen gerade in dieſem reinlichen Gewande aus, wie ſchön ſteht ihnen unſer gegenwärtiger, aller Formen fähiger Ausdruck! Nur nicht wie Guſtav Schwab in ſeinen ſchönen Geſchichten und Sagen — die ſchöne Magelone — Hirlanda ꝛc. alle Augenblicke ein „Kindlein," oder „Lämmlein," „Brünnlein," — „einen Zeug" — „gar ſehr" — „Kurzweil," — keine Chriſtenſeele kann das kindiſche Lallen auf die Länge vertragen. Dies hat Hr. von Eichendorff vermieden. Der entwichene Ablaut „ſtunden" — „gar ſchwer" — ſchadet nichts. Seite 52, Cap. 11 und ſonſt faſt überall iſt el moro durch „der Mohr" überſetzt. Sehr hübſch iſt, was in den Anmerkungen zum ingenios. hidalgo Don Quixote de la Mancha, V. p. 207, Ideler darüber ſagt, daß dieſer alte Ueberſetzungsfehler Chodowiecky veranlaßte, die Zoraida ſchwarz darzuſtellen, obſchon Cervantes ſagte, daß ihre Hände weiß wie Schnee waren. Dieſe Ausſtellungen ſind unbedeutend und ſollen es ſein; denn wir wollen uns freuen, von dem Dichter des Waldes und des Frühlings ein Buch erhalten zu haben, durch welches, wie wir mit ihm ſagen, ewig wiederkehrende Wahrheit des Lebens wie ein erfriſchender Waldhauch hindurchgeht.

Karl Stahr in Stettin.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

12. April. № 87. 1841.

Strauß „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft."

(Fortsetzung.)

Die Quelle und somit auch die Wahrheit des Dogmas ist der sittliche Geist, der seiner Unendlichkeit und Freiheit sich bewußt geworden, in der Religion sich objectivirt. Diese Objectivirung gestaltet sich nicht zu Ideen, sondern zu Idealen: der religiöse, oder seinem objectiven Wesen nach sittliche Geist ist selbst die wahrhafte, concrete Idee und sein Heraustreten aus der Subjectivität ist das Ideal. So hat die Religion es mit Idealen zu thun, die Philosophie mit der Idee in ihrer abstracten Form: und dieser Unterschied ist es, der zugleich die positive Allgemeinheit, Unentbehrlichkeit und die praktische Giltigkeit der Religion ausmacht. Auf demselben beruht auch der Vorzug der christlichen Religion, denn sie ist die absolute Religion nicht, weil sie die speculativste, sondern weil sie die sittlichste ist, die Versöhnung des Geistes mit sich selbst. Unter dem gleichen Gesichtspunkt läßt sich nicht nur der Stufengang in der historischen Erscheinung der Religionen begreifen, sondern auch die — wenigstens subjective — Realität der christlichen Dogmen behaupten, sofern diese die Ideale der sittlichen Welt am reinsten und vollkommensten darstellen. Jener Stufengang zeigt sich in dem Verhältniß, in das der sittliche Geist gegenüber seiner Selbstentäußerung tritt, und das wiederum durch den Grad und Umfang dieser Objectivirung des Geistes bestimmt ist. In der indischen Religion z. B. ist der Geist vom Sinnlichen befangen, sein Gott und sein Verhältniß zu ihm ist anfänglich ein dumpfes Brüten, ein bewußtloses Pflanzenleben, und auch in ihrer ausgebildeten Form ist die indische Religion ein Suchen des Geistes nach sich selbst, die Religion der Sehnsucht; im Judenthum setzt sich der Geist in seiner abstracten Einheit sich selbst als Anderes gegenüber, die Religion der Furcht; im Parsismus tritt das getheilte Bewußtsein des sittlichen Geistes als Reich des Guten und des Bösen heraus, Religion des Gegensatzes; im Hellenismus, der Religion der Gleichheit, schaut der sittliche Geist sich als das schöne Ideal in seinen Göttern an; erst das Christenthum, die Religion der Ergebung, hat die Verbindung beider Seiten, der endlichen und unendlichen, vollzogen, die sich im Islam wieder aufgelöst hat, wo dem subjectiven Geiste, gegenüber dem Unerreichbaren, nur die Resignation bleibt.

Wenn hier von Idealen die Rede ist, so ergiebt sich schon aus dem Bisherigen, daß sie nicht in Kant'schem Sinne, als bloße Postulate der praktischen Vernunft gelten sollen, zu deren Annahme die Vernunft bloß eine formale Nöthigung in sich findet, wie wohl auch dies immerhin die Wahrheit des Kant'schen Standpunktes bleiben wird. Auch nicht mit der neuesten ästhetischen Ansicht des Christenthums ist diese Betrachtungsweise zu verwechseln. De Wette in seiner Dogmatik hat zwar ähnliche Ausdrücke für die Bedeutung des Dogma (oder vielmehr für das praktische Moment der Dogmen); aber an eine Erklärung desselben wird dort überhaupt nicht gedacht, weder an speculative, noch an psychologische, und jene Fries'sche Aesthetik des Dogma steht noch weit unter der neueren Gefühlstheologie. Der wackere Mann hat das wohl selbst gefühlt, als er die Worte schrieb: „Die philosophische Kritik ist noch bei Weitem nicht durchgedrungen und steht entweder noch auf einem zu niedrigen Standpunkt, oder entbehrt der Sicherheit und Klarheit" (Dogm. II. §. 19); — möge der edle Nestor sich an der Strauß'schen Dogmatik erfrischen, wie er es am Leben Jesu gethan! Die philosophische Kritik der Dogmatik ist vollendet. Demungeachtet glauben wir, daß die positive Dogmatik auf einer neuen Grundlage auch neben der Philosophie fortbestehen kann (entfremdet von der neuen Zeitbildung und isolirt, wird sie ohnehin fortdauern, wie heute noch das Judenthum neben dem Christenthum besteht), sobald nur jene den Anspruch aufgiebt, Metaphysik zu sein, und die Philosophie die religiösen Ideale als die Wahrheit der unendlichen Seite des sittlichen Geistes anerkennt. Anklänge hievon finden sich schon im vorliegenden Werke, wenn es z. B. S. 31 heißt: „Erst die in der Person Christi vollzogene Verbindung beider Seiten zeugte neues geistiges Le-

ben.“ Zwar verſteht der Verf. unter den beiden Seiten den Dualismus der intelligibeln und der ſinnlichen, dieſer und der künftigen Welt, welcher im Chriſtenthum den, wenn auch faſt verſchwindenden, Punkt der Einigung gefunden habe; aber die Macht und Wirkung dieſer ideellen Einigung iſt ihm, wie die Worte zeigen, nichts Anderes, als die ſittliche Erneuerung der Menſchheit durch das religiöſe Ideal, das der chriſtliche Geiſt ſchuf. Ein weiterer Anklang iſt es, wenn der Verf. die Ausbildung der Trinitätslehre, nach einer Seite wenigſtens, aus der Forderung des chriſtlichen Bewußtſeins ableitet, das möglich Höchſte von Chriſtus auszuſagen (S. 425). Wie viel aber der Verf. im Ganzen der ethiſchen Anſicht des Chriſtenthums in der Dogmatik einräumt, muß ſich im zweiten Theile, an den Lehren von Sünde und Erlöſung zeigen. Hier, im erſten, herrſcht durchaus die metaphyſiſche Richtung — freilich auch im geſchichtlichen Gange der Dogmenbildung — vor. Zwar giebt die Einleitung in §§. 4 und 5 eine Ueberſicht über die Hauptepochen der Entwicklung des Chriſtenthums, der chriſtlichen Theologie und Philoſophie (eigentlich beginnt ſie ſchon unter §. 3), worin auch die ethiſche Seite in Betracht gezogen wird; doch geſchieht es durchgängig nur unter dem Geſichtspunkt des Gegenſatzes zwiſchen Dieſſeits und Jenſeits, Jetzt und Künftig, Erde und Himmel, wobei immer die eine Seite des Gegenſatzes durch die andere aufgehoben, nicht aber als ihre objective Ergänzung, oder als die Wahrheit der endlichen, ſubjectiven Seite anerkannt wird. Bei aller Schärfe, womit die einzelnen Momente der Entwicklung aufgefaßt werden, läuft gleichwohl die Darſtellung raſch auf die Spitze zu, wo die Differenz der kirchlichen Vorſtellung und der modernen Wiſſenſchaft in ihrer ganzen Schroffheit hervortritt. Vorzüglich iſt es die Perſönlichkeit Gottes, wie ſie noch in der natürlichen Theologie eines Reimarus feſtgehalten wird, gegen welche die ganze Kraft der Dialektik gerichtet iſt. Sie trifft aber eben nur die abſtracte Seite des kirchlichen Gottesbegriffs, die allerdings im Widerſpruch iſt mit der abſoluten Idee. Hingegen iſt eben dieſe Idee, als allgemeines Weltgeſetz, unendlicher Proceß, oder welche Beſtimmung ſie annehmen mag, dem ſittlichen Geiſte, der ſich in der Religion offenbart, etwas von Grund aus Heterogenes. Der Gott der Speculation iſt ein formaler Begriff, der des Glaubens ein reales Bewußtſein: der Philoſophie gehen alle endlichen Beſtimmungen in die Eine Negation der Negation zuſammen; in der Religion gelangt der Geiſt zu ſeiner wahren Subſtantialität: die Philoſophie geht von der Idee in ihrer Unmittelbarkeit, von der unterſten Naturſtufe aus und läßt ſie ſich bewußt werden im Geiſte; für die Religion iſt der Geiſt unabhängig von der Natur, es gehört zu ſeinem Weſen, zu ſein, wenn auch alles Andere nicht iſt: ſein Verhältniß zur Natur iſt die Abhängigkeit, die Möglichkeit des Böſen; das Verhältniß zu ſeinem abſoluten Weſen iſt das Gute ſelbſt. Der Gegenſatz iſt alſo dieſer, daß die Religion nicht bloß den perſönlichen Gott der unperſönlichen Idee entgegenſtellt, ſondern den realen dem formalen Begriff Gottes. Es iſt freilich verkehrt in der Theologie, Freiheit des Willens und Unſterblichkeit von der Perſönlichkeit Gottes abhängig zu machen; vielmehr iſt die letztere nichts Anderes als die unendliche Seite der Freiheit. Der endliche, perſönliche Geiſt ſetzt den abſoluten als ſeinen nothwendigen Grund, und beſteht nur durch Wechſelwirkung mit ihm. In dieſer Wechſelwirkung iſt ihm das Göttliche, als ſeine ewige Exiſtenz und nothwendige Vorausſetzung, ebenfalls Perſon: und nur dies kann es ſein, was, wie ſich ſpäter noch ergeben wird, bei Schleiermacher (Reden über die Religion, S. 199) der lebendige Gott heißt. Die Wahrheit iſt aber, daß die endlichen Beſtimmungen des Subjects aufgehoben ſind, und das Weſen des Geiſtes als abſoluter Zweck geſetzt iſt. Daher iſt eine vollkommen ſittliche Religion nicht ohne beide Ideen, die Unſterblichkeit und die Perſönlichkeit Gottes. Beides ſind ſittliche Ideen, die im Begriff des ſittlichen Geiſtes in einander übergehen. — Iſt die Religion dieſe Sichſelbſtanſchauung des Geiſtes im Abſoluten, und iſt dies insbeſondere die Bedeutung des chriſtlichen Dogma, ſo ſteht es in keinem Gegenſatz zu den Reſultaten der Speculation. Seine verſtandesmäßigen Beſtimmungen mögen der Kritik preisgegeben werden, die innere Wahrheit deſſelben iſt ſo unumſtößlich, als die, daß Religion im Menſchen iſt. Die Ideale fallen nicht unter die Kategorien des Verſtandes, und ſind mithin für die Dialektik unzugänglich. Darin liegt eben das Beruhigende, das die Religion für das Gemüth des Menſchen hat, während das Wiſſen in ſeinem Beſitze niemals völlig ſicher iſt, ſondern immer wieder von einer begriffmäßigen Faſſung der Idee zu einer höheren fortgetrieben wird. Eine ganz andere Frage iſt, ob die Menſchheit im Großen der Antriebe zur Sittlichkeit entbehren könne, welche ihr angeblich die Religion gewährt (geſchichtlich ſieht es mit dieſen Antrieben oft ſehr verſchieden aus); allein dieſe Frage wird weiter unten zur Sprache kommen, wo ſich auch das Bedenken erledigen wird, das der Verf. am Schluſſe des §. 2 geäußert, aber ſogleich wieder verlaſſen hat: „ob nämlich der Inhalt der philoſophiſchen Weltanſchauung Gemeingut aller Theile der menſchlichen Geſellſchaft werden könne, oder ob die nicht wiſſenſchaftlich gebildeten Glieder derſelben für immer an die poſitive kirchliche Lehre gewieſen bleiben?“

Nun iſt es Zeit, daß wir an den eigentlichen Inhalt des Werkes gehen, und wenn es je zu viel ſcheinen ſollte, was wir über die Einleitung und den Standpunkt deſſelben geſagt haben, ſo wollen wir uns nicht einmal darauf berufen, daß über die Einleitung zu einer andern Dogmatik unſerer Zeit ganze Bücher geſchrieben wurden: denn die vor-

liegende iſt ſchon an ſich klar. Die Architektonik des Werkes iſt einfach dieſe, daß es nach dem Vorgang anderer Dogmatiken in zwei ungleiche Haupttheile zerfällt:

I. Die formalen Grundbegriffe der chriſtlichen Glaubenslehre (Apologetik).

II. Der materiale Inbegriff der chriſtlichen Glaubenslehre (Dogmatik).

Der zweite Haupttheil zerfällt wieder in zwei Theile, deren zweiter ſich in drei Unterabtheilungen ſpaltet:

1. Das Abſolute als Gegenſtand des abſtracten Vorſtellens, oder im Elemente der Ewigkeit, als göttliches Weſen.
   (Daſein, Dreieinigkeit, Eigenſchaften Gottes).
2. Das Abſolute als Gegenſtand des empiriſchen Vorſtellens, oder im Elemente der Zeit, als göttliches Geſchehen.
   a) Die zeitliche Erſcheinung des Göttlichen nach dem Momente der Vergangenheit, als heilige Geſchichte:
      α) Schöpfung und Urzuſtand des Menſchen. [Soweit der erſte Band].
      β) Sündenfall.
      γ) Erlöſung.
   b) Nach dem Momente der Gegenwart, die göttliche Weltregierung; ebenfalls in einer dreifachen Gliederung.
   c) Nach dem Momente der Zukunft, oder als Vollendung des göttlichen Lebens (Eſchatologie), die aber mit dem Weltgerichte ſchließt, „wodurch die Vollendung in einen Gegenſatz auseinander tritt, der im kirchlichen Dogma unüberwunden bleibt, und nur in der als ketzeriſch und fanatiſch verworfenen Lehre von der Wiederbringung eine geahnte Löſung findet.“

Dieſe Eintheilung iſt zwar „aus dem Gegenſtande genommen,“ aber ſo, daß ſie das Urtheil über den Gegenſtand, welches aus der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung deſſelben hervorgeht, ſchon in ſich trägt. Stillſchweigend nämlich liegt die Idee der Einheit des Göttlichen im Endlichen und Unendlichen zu Grunde; explicite aber tritt die Entzweiung deſſelben auf doppelte Weiſe heraus, erſtlich nach dem Unterſchied des reinen An- und-Fürſichſeins und des Seins Gottes für die Welt; zweitens durch die Setzung der Welt als göttlicher That und den Gegenſtoß der Welt als ungöttlicher, wodurch die göttliche Thätigkeit in zeitliche Momente zerſplittert wird. Dieſer doppelte Widerſpruch liegt allerdings in der Kirchenlehre; als unauflöslich aber erſcheint er nur, vom Standpunkt der Speculation angeſehen. Denn das dritte Hauptmoment, worin das abſtracte und das empiriſche Vorſtellen des Göttlichen zuſammengeſchloſſen wären, nimmt der Verf. als Eigenthum des begreifenden, mithin philoſophiſchen Denkens in Anſpruch, ſo daß die „Ueberführung vom Dogma zum Begriff nicht Sache eines beſondern Theiles der Glaubenslehre, ſondern in allen Theilen das Thun der wiſſenſchaftlichen Methode iſt.“

Die Anlage der Apologetik iſt ausgezeichnet fein und ſcharfſinnig, und doch wiederum im Einzelnen die Ordnung ſo natürlich, daß ſich die Auflöſung der vorangeſtellten Grundbegriffe wie von ſelbſt und in der wirklich hiſtoriſchen Folge ergiebt. Der poſitive Theil geht vom Allgemeinen zum Beſondern, und ſtellt in dieſer ſynthetiſchen Weiſe unter den Offenbarungsbegriff die Lehre von Wundern und Weiſſagungen als Beweiſen für die Wahrheit der Offenbarung, ſowohl nach bibliſcher als nach kirchlicher Ausbildung; hierauf läßt er Tradition und Schrift als Aufbewahrungsmittel der Offenbarung, ſodann die Unfehlbarkeit der Kirche und die Inſpiration der Schrift als Beglaubigungsmerkmale der Tradition und Schrift folgen, und ſchließt mit der Anwendung derſelben, oder der Auslegung der heiligen Schrift. Hier zeigt ſich der Widerſpruch, in welchen die Kirchenlehre ſich verwickelt, und von dieſem Punkte beginnt nun der negative Theil, der nach der regreſſiven Methode von der Auflöſung der Lehre von der Inſpiration, zu der vom Kanon, dann durch die Auflöſung der Lehre von den Weiſſagungen, von den Wundern, von der Vollkommenheit der Offenbarung bis zur völligen Aufhebung des orthodoxen Offenbarungsbegriffs aufſteigt. Endlich wird noch das praktiſche Kriterium des Offenbarungsglaubens oder ſein Verhältniß zur Geſinnung betrachtet, und nachdem auch dieſe Seite zuerſt als Ueberſchätzung des erſteren, dann als Unzertrennlichkeit und endlich als Gleichgiltigkeit beider Elemente gegen einander in den kirchlichen Auctoritäten hervorgetreten iſt und ſich damit aufgehoben hat, ſo erweitert ſich der Geſichtskreis (§. 21) bis zu den Grenzen von Glauben und Wiſſen, deren Beſtimmung bis auf den jetzt herrſchenden Gegenſatz ebenfalls hiſtoriſch entwickelt wird.

Da der Verf. durchgängig ſeine Auctoritäten ſelbſt ſprechen läßt, und nur da das Wort ergreift, wo der Uebergang von einer Anſicht auf die andere, die Hindeutung auf den Urſprung derſelben oder auf ihren Endzweck es nöthig machte, und da zur Beglaubigung der erſteren überall die Originalſtellen unter dem Texte beigefügt ſind, ſo hat die Kritik, was die Aechtheit und Zuverläſſigkeit der Darſtellung betrifft, ein leichtes Geſchäft: der Beweis dafür liegt jedesmal ausführlich da. Es iſt unverkennbar, daß der Verf. vor der Auswahl und Zuſammenſtellung ſowohl im Allgemeinen in Beziehung auf die Schriften, aus denen er ſchöpfte, als im Einzelnen an den Beweisſtellen Kritik geübt hat. Auffallen wird vielleicht nur dies, daß er unter den bibliſchen Stellen und namentlich unter den Pauliniſchen in Hinſicht der Authenticität keinen Unterſchied macht. Es liegt außer ſeinem Zwecke: denn da, wo das Dogma ſich

zu entwickeln anfängt, gelten die neuteſtamentlichen Schriften bereits insgeſammt und ohne Unterſchied als das urſprüngliche Zeugniß der chriſtlichen Wahrheit, und nur dann tritt für den Dogmatiker ein Unterſchied ein, wann im Neuen Teſtament ſelbſt ſchon ein Schritt zur Entwicklung gethan iſt, woraus ſpäter, wie aus dem Johanneiſchen Paraklet ꝛc., eine neue Entwicklungsreihe hervorgeht. Das bloß Secundäre gegen das Urſprüngliche in den Pauliniſchen Schriften begründet keinen Unterſchied für ihn. Deſto ſorgfältiger ſind die bibliſchen Beweisſtellen überhaupt geſondert und geordnet, und das Werk iſt auch in der Exegeſe Muſter, freilich nicht jener engbrüſtigen, die ſich im Obſerviren und im Limitiren der einen Stelle durch die andere ergeht, ſondern in der Art, daß Ausſprüche, deren Sinn nicht unzweifelhaft und offen daliegt, durch die *genetiſche Reihenfolge*, in der ſie hier auftreten, ihr volles Licht erhalten. Daß aber dieſes Verfahren in der Exegeſe nicht willkürlich oder bloß durch ſubjective Meinung beſtimmt werde, davor ſichert die Geſammtanſchauung von der beſondern Denkweiſe des einzelnen Schriftſtellers, gegründet auf die unbeſtreitbar allen bibliſchen Schriften gemeinſame Weltanſicht. Nur weil man dieſe verkannt hat, iſt die Exegeſe künſtlich, unſicher und ſchwankend geworden. Was die kirchlichen Schriftſteller betrifft, ſo hält ſich der Dogmatiker natürlich an die entſchieden anerkannten Hauptwerke, und nur das Einzige könnte Bedenken erregen, wenn der Verf. zum Beweis für die frühzeitige Ueberſchätzung der Rechtgläubigkeit gegenüber der Sittlichkeit (S. 38) eine Stelle des Origenes aus dem bloß lateiniſch vorhandenen Theile ſeiner Commentare zu Matthäus anführt, deren Schluß: multo autem pejus arbitror esse, in dogmatibus aberrare, et non secundum verissimam regulam scripturarum sentire — viel zu ſehr nach den Veränderungen ſeiner Ueberſetzer ſchmeckt, als daß er für authentiſch gelten könnte; wiewohl es an andern Zeugniſſen aus ſo früher Zeit nicht fehlt. In dem betreffenden §. der Apologetik beginnt indeß die Entwicklung dieſes Verhältniſſes zwiſchen Glaube und Geſinnung erſt mit den Scholaſtikern. Daß aber ſonſt irgend eine bedeutende dogmatiſche Erſcheinung unbeachtet geblieben ſei, wird ſelbſt der erfahrenſte Kenner nicht wohl finden können. Der Reichthum, der hier zugleich mit der verſtändigſten Sparſamkeit ausgebreitet liegt, der richtige Blick, mit dem das Bedeutende aus dem Unbedeutenden, das wirkliche Moment des Fortſchritts aus dem Stationären hervorgehoben wird, verbunden mit einem eben ſo anſprechenden als der Sache angemeſſenen Ausdruck, muß jeden Unbefangenen im höchſten Grade befriedigen. Es ſind koſtbare Steine, deren klares Waſſer in der neuen Faſſung um ſo heller durchſcheint, je ſtrenger ſie hier von den Glasperlen geſchieden ſind.

Der Begriff von Offenbarung, den der Verf. als Erklärung voranſchickt, iſt unbeſtreitbar der einzig richtige und vernunftgemäße, und er braucht nur nach ſeiner poſitiven und ſittlichen Seite entwickelt zu werden, um auf die oben von uns angedeuteten Ideen zu führen. Vernunftgemäß ſoll nun aber doch der Offenbarungsbegriff, als formales Princip einer jeden Dogmatik, ſein; es bedarf mithin zu einer allſeitigen Verſtändigung über die vorliegende Frage nur des Zugeſtändniſſes zu folgender Erklärung: „Des geiſtigen, abſoluten Gehalts, der in ihr lebt, iſt die Menſchheit und ſind die einzelnen Völker zunächſt nicht mächtig. Sie tragen ihn in ſich; aber als dunkeln Drang, deſſen Zuſammenhang mit der ſinnlichen Seite, nach welcher ſie ſich unmittelbar haben, nicht in ihr Bewußtſein fällt, und daher als Einſprache eines außer ihnen vorhandenen höheren Princips vorgeſtellt wird. Sofern ſie in ihrer Subjectivität nur Willkür und ſinnliches Belieben vorfinden, würde ihnen das Geiſtige, als ſubjectives gefaßt, gleichfalls zum Beliebigen werden: ſo wirft es ſich auf die Seite der Objectivität heraus, wo es einen feſten, dem Anſtürmen der ſubjectiven Willkür unerſchütterlichen Boden gewinnt. Die Individuen aber, in welchen dieſe Scheidung zuerſt vor ſich geht, werden für die übrigen die Träger und Vermittler der Offenbarung.“ In der Pauliniſchen Offenbarungslehre, welche in der älteſten, ſowohl griechiſchen als lateiniſchen Kirche, nur weiter ausgebildet wurde, tritt ſchon die univerſaliſtiſche Anſicht hervor, daß „die Kunde wenigſtens von dem Daſein Gottes allen Menſchen von Natur eingepflanzt ſei, zu welcher ſich die Offenbarungen Gottes in der Schöpfung, dem Geſetz Moſis und in Chriſto nur als eine Stufenfolge immer kräftigerer Unterſtützungsmittel verhalten.“ Die Lehre von der abſoluten Nothwendigkeit der letzteren bildete ſich in gleichem Schritt mit der Lehre von der Verderbtheit der menſchlichen Natur aus: wonach die Vernunft nicht bloß quantitativ, als endliche, ſondern auch qualitativ als ſündige, unzulänglich iſt, um das Weſen und den Willen Gottes zu erkennen. Wie aber dieſe Lehre ebenfalls von *Paulus* ausgeht, ſo findet ſich auch bei ihm ſchon der Widerſpruch, den der Verf. nicht hervorgehoben hat, daß dieſelbe Vernunft, deren Verfinſterung die Urſache des ſittlichen Verderbens der Völker war (Röm. 1, 21), doch auch zugleich der Beweis ihrer Unentſchuldbarkeit iſt (Röm. 2, 1): ein Widerſpruch, der im concreten Falle (Röm. 9, 14 flg.) in Beziehung auf das jüdiſche Volk, beſonders grell hervortritt, und zu deſſen Löſung dem Apoſtel (V. 20 flg.) nur ein Machtſpruch übrig bleibt (vgl. *Rückert* zu d. St.).

(Fortſetzung folgt.)

Druck von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

13. April. № 88. 1841.

Strauß „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft."

(Fortsetzung.)

Allerdings hebt sich der Widerspruch von selbst, wenn im zweiten Falle Vernunft bloß im facultativen Sinne genommen wird, als das Vermögen der besseren Einsicht und des Rechtthuns; aber damit fällt auch die Nothwendigkeit der Offenbarung dahin. Denn wenn schon die vorchristliche Welt dieses Vermögen implicite besaß, oder vielmehr behalten hatte, so brauchte es nur entwickelt zu werden, und zum völligen Bewußtsein zu kommen, um jede außerordentliche und übernatürliche Unterstützung unnöthig zu machen. Es war daher ganz consequent, daß die Kirche mit und nach Augustin von dem Universalismus der ältesten Väter zurückkam, und nur die andere Seite der Paulinischen Offenbarungslehre in ihrer ganzen Strenge festhielt, damit aber alle Nichtchristen und späteren Juden (sofern das vorchristliche Judenthum als unentwickeltes Christenthum galt, von Heil und Seligkeit ausschloß. In dieser Consequenz „extra ecclesiam nulla salus" stimmen beide, die katholische und die Protestantische Kirche, überein, wenn auch einzelne Lehrer und die Reformatoren zum Theil selbst, hierin nach der Pelagianischen Seite hin ausweichen. War aber damit die Offenbarung zu etwas Aeußerlichem und dem menschlichen Geiste Fremdartigem geworden, so blieb die andere Partei, welche die Nothwendigkeit derselben nicht auf die sittliche Verderbtheit des Menschen gründete, einseitig bei dieser Aeußerlichkeit stehen, indem die Einen, die Socinianer, aus Gründen einer philosophischen Skepsis die bloß theoretische Nothwendigkeit der Offenbarung behaupteten; die Anderen dagegen, die Arminianer, ihre praktische Unentbehrlichkeit aus Erfahrungsgründen, in Betracht der Unzulänglichkeit des Vernunfttriebes gegen die Sinnenreize, und auf das Zeugniß der Schrift selbst annahmen. Für jene war die Offenbarung bloß Mittel der Erkenntniß Gottes, sie machten aber die Frömmigkeit davon nicht abhängig; diese betrachteten sie als den mächtigsten Antrieb zur Frömmigkeit und Sittlichkeit, aber sie mußten dieser folgerecht einen größeren Werth beilegen, wenn sie jenes Hebels nicht bedurfte. Dies ist nun vollends eine Verflachung des christlichen Offenbarungsbegriffes, bei welcher nicht nur seine ursprüngliche, ethische Grundlage gänzlich verloren geht, sondern auch der Zusammenhang desselben mit dem theistischen Gottesbegriff, dessen nothwendiges Complement er ist, auf keine Weise zum Bewußtsein kommen kann. An diese Aeußerlichkeit des Begriffs knüpfte sich eine ebenso äußerliche, rein negative Opposition, die stärkste und entschlossenste, die überhaupt in der Dogmengeschichte auftritt, die des englischen Deismus. Denn dieser bestritt sogar vom Standpunkt jenes theistischen Gottesbegriffs (die Kant'sche Unterscheidung zwischen Deismus und Theismus wurde damals nicht gemacht) und mit Verwerfung der ihm verwandten Unsterblichkeitslehre die Wirklichkeit und Möglichkeit der Offenbarung, und rief durch seine Bekämpfung erst die sogenannte Vertheidigung derselben in der neuen Wissenschaft der Apologetik hervor, die eben deswegen schon in ihrem Entstehen schwach genug war, weil sie die Aeußerlichkeit beider Begriffe mit den Gegnern festhielt, den eigentlichen ethischen Grund aber, wie diese, verloren hatte. Ihre sonstigen Stützen aber waren schon früher anderwärts durch die Philosophie und den Skepticismus untergraben (Spinoza, Bayle), wiewohl diese beiden Mächte jetzt erst zu wirken anfingen.

Hätte der Verf. eine geschichtliche Darstellung der Apologetik geben wollen, — wir erwarten billig eine solche von dem zweiten Theil der Baumgarten-Crusius'schen Dogmengeschichte, — so mußte sie an dieser Opposition in ihrer historischen Folge fortgeführt werden, ausgehend von dem Bewußtsein der absoluten Unvereinbarkeit des Auctoritätsglaubens und der Philosophie auf der einen Seite (Spinoza und Bayle), und von dem Bewußtsein der völligen Entbehrlichkeit einer Offenbarung auf der andern (Toland und seine Nachfolger), sowohl was den Inhalt der Lehren, als was die Wirkung derselben betrifft. Denn von dieser Seite wird nicht bloß behauptet, daß die Bibel nichts enthalte, was Gegenstand einer übernatürlichen Offenbarung

ſein müßte, ſondern es wird auch ihre factiſche Unzulänglichkeit nachgewieſen, wodurch ſie ihr wichtigſtes Zeugniß, die Bewährung durch das ſittliche Gefühl, verliert; und gegen ihre angebliche Unentbehrlichkeit wird der Mangel an Allgemeinheit, da ſie lange nicht an alle Menſchen kommt, geltend gemacht (Tindal u. A.). Iſt nämlich der metaphyſiſche Beweis gegen die Möglichkeit der Offenbarung auf dieſer Stufe unzureichend, weil er von einer Vorausſetzung ausgeht, mit der ſie ſelbſt ſteht und fällt: ſo iſt der hiſtoriſche und logiſch-exegetiſche um ſo ſtärker, der ſich an den äußeren Kriterien der Offenbarung vollendet (Hume und Spinoza). Tritt nun vollends die poſitive Oppoſition, die zwar ſchon mit Spinoza, in ihrer nachhaltigen Wirkſamkeit aber erſt mit Leſſing beginnt, dagegen auf, ſo iſt der Sieg der Vernunft über dieſes ganze Außenwerk der Religion entſchieden, und das Dogma von der Offenbarung geht völlig auf in dem Begriff der Religion.

Allein auch ſchon das altproteſtantiſche Dogma, das an die Stelle der Auctorität der Kirche die Untrüglichkeit des göttlichen Wortes ſetzte, ſchloß den Keim der Auflöſung in anderer Weiſe in ſich. Indem das göttliche Wort in die Grenzen des geſchriebenen gebannt wird, iſt bei unſern älteren Dogmatikern die Offenbarung mit dem Inhalt der Schrift identiſch, Offenbarung und Schrift ſind einander deckende Größen, und immer mehr wurde das Gefäß mit dem Inhalt verwechſelt. Wurde ſomit die Wahrheit der Offenbarung von der Giltigkeit der Schrift abhängig gemacht, ſo beruht die letztere entweder auf hiſtoriſchen Zeugniſſen oder auf einer inneren Beglaubigung durch das Gefühl oder die Vernunft. Das Erſtere halten die Arminianer und Socinianer, wie ihre Nachfolger, die rationalen Supranaturaliſten, feſt; gegen das andere Argument, das erſt in neuerer Zeit von Gefühlstheologen und Rationaliſten ausgeführt wurde, verwahrt ſich ſchon die alte Dogmatik durch Berufung auf den göttlichen Geiſt, welcher, wie er in der Schrift rede, ſo auch in dem Herzen der Menſchen die Wahrheit und Aechtheit der Schrift bezeuge, ein Zeugniß, neben welchem alle anderen Beweiſe nur Wahrſcheinlichkeit (fidem humanam) hervorbringen können. Wenn aber die anderen Argumente für die Göttlichkeit der Schrift, und implicite für die Wirklichkeit der Offenbarung, leicht in ihr Gegentheil umſchlagen können, ſo giebt das kirchliche, das man das testimonium spiritus sancti nannte, den Anſtoß dazu, daß die Identität dieſes Zeugniſſes mit dem des ſubjectiven Geiſtes zum Bewußtſein kommen muß: „in der Offenbarung erkennt der Menſch die eigenen Geſetze, — wo nicht durchaus ſeiner Vernunft, doch ſeines Gefühls und ſeiner Einbildungskraft wieder, und das Phänomen der Offenbarung verſchwindet, indem es in ihn ſelbſt zurückgeht.“ Es iſt daher der innere Gang der Sache, wenn der Verf. die Auflöſung des Dogmas von einer übernatürlichen Offenbarung von jenem Punkt aus beginnen läßt, wo das proteſtantiſche Syſtem ſeine verwundbare Stelle verräth, und ſie durch die dem Hauptdogma untergeordneten Begriffe von Inſpiration, Kanon, Weiſſagungen und Wunder hindurchführt, bei welchen alle Einwürfe gegen die ſecundären Argumente von Seiten der negativen Oppoſition, wie wir ſie oben bezeichnet haben, zu ihrem Rechte kommen. Das weſentliche Verdienſt dieſes Theiles der Strauß'ſchen Arbeit iſt es, gerade dieſe unbefangene, rationaliſtiſche Kritik des Offenbarungsbegriffs, die unter den Unſrigen durch Reimarus vertreten wird, einmal ganz zum Wort kommen zu laſſen. Denn wenn ſie auch ſchon anderwärts, wie bei Tweſten, gehört worden iſt, ſo geſchah es immer mit Vorurtheil, und es wurde ihr bald wieder der Finger auf den Mund gelegt. Hier tritt ja der tüchtigſte Opponent aus dieſer Reihe und gerade an der Stelle ein, wo die Verwicklung der kirchlichen Lehrbeſtimmungen eine neue Oppoſition herausruft.

„Hier — ſagt der Verf. in Beziehung auf das Zeugniß des Geiſtes — hier ſcheint das proteſtantiſche Syſtem einen Punkt gefunden zu haben, auf welchem es, gleich unabhängig von dem fehlbaren Geſammturtheile der Kirche, wie von dem eben ſo unſichern des einzelnen Subjects, mit abſoluter Gewißheit Fuß faſſen kann. Allein gerade hier gleitet es unvermeidlich nach zwei Seiten hin aus und verliert unwiederbringlich ſeine Stellung. Einmal nach der Seite der ſogenannten Fanatiker: die innere Offenbarung wird höchſte Inſtanz; oder aber nach der rationaliſtiſchen Seite. Denn es bedarf nur geringer Reflexion, um die Frage aufſteigen zu machen: Wer verſichert mich denn nun, daß dieſe Empfindung in mir von der Einwirkung des göttlichen Geiſtes herrührt? Wer zeugt von der Göttlichkeit dieſes Zeugniſſes? Entweder nur wieder es ſelbſt, d. h. Niemand; oder irgend etwas, ſei es Gefühl oder Denken im menſchlichen Geiſte —: hier iſt die Achillesferſe des proteſtantiſchen Syſtems“ (§. 12 am Ende).

Dieſe Unzuverläſſigkeit des inneren Zeugniſſes tritt nun bei der Frage nach dem Auslegungsprincip der heiligen Schrift noch ſchärfer hervor. Nicht nur die Auslegung durch den Geiſt (Quäker) und die vielgeſtaltige und ſich ſelbſt widerſprechende durch Gelehrſamkeit ſind hier im Widerſpruch mit einander, ſondern die ganze Denkart und Weltanſchauung des Auslegers geräth in Conflict mit dem Inhalt der Schrift, und da das Recht der Vernunft ſich eben darin bewährt und beziehungsweiſe rächt, daß Niemand allgemein anerkannte Wahrheiten ganz verläugnen kann, ſo entſtehen aus einem ſolchen Conflict zwiſchen der Bildungsſtufe des Auslegers und dem Standpunkt des bibliſchen Schriftſtellers jene Verdrehungen des einfachen Schriftſinnes, die ſich als allegoriſche Interpretation und als Accommodationstheorie berüchtigt haben, und bei denen dem normativen Anſehen der heiligen Schrift nicht weniger dero-

girt wird, als wenn die neuere moraliſche und ſpeculative Auslegung die Schrift zwar in ihrem hiſtoriſchen Werthe als Religionsurkunde gelten läßt, ihren Ausſprüchen aber dasjenige unterſchiebt, was auf dem Wege der Vernunfterkenntniß als wahre Religion zur allgemeinen Ueberzeugung geworden iſt (§. 13).

Beim Uebergang zu dem folgenden Paragraphen „von der Auflöſung der Lehre von der Inſpiration" (§. 14) vermißt man die Anwendung dieſes Reſultats. Der Verf. geht auf das Ende des §. 12 zurück, erklärt die Meinung von dem Zeugniß des Geiſtes aus der mangelhaften Kenntniß des menſchlichen Gemüths und ſeiner Stimmungen, aus welcher ſie hervorgegangen ſei, und beruft ſich unter Anderem auf das naive Geſtändniß des alten Michaelis, daß er, ſo feſt er auch von der Wahrheit der Offenbarung überzeugt ſei, doch in ſeinem Leben niemals ein ſolches Zeugniß des heiligen Geiſtes vernommen habe. Allein der Erfahrungsſatz, daß nicht nur der heilige Geiſt oft ganz widerſprechende Auslegungen durch ſein Zeugniß verbürgen mußte (S. 145), ſondern auch das beſſere Bewußtſein des Menſchen dem offenbaren Ausſpruch des göttlichen Geiſtes an manchen Stellen ganz unzweideutig widerſprach, dies iſt eine viel gründlichere, weil poſitive, Widerlegung der angeblichen inneren Gottesſtimme für die Göttlichkeit der Schrift, als jenes negative Argument. Noch ſtärker iſt ferner dasjenige Argument, welches aus der hiſtoriſchen Unterſuchung der Beſtandtheile des Kanon (§. 15) hervorgeht, auch dieſes wäre hier an ſeinem Orte. Es fragt ſich daher, ob es nicht zweckmäßiger geweſen wäre, die §§. 14 und 15 umzuſtellen, ſo daß die Auflöſung der Inſpirationslehre der von den Weiſſagungen und Wundern unmittelbar voranginge. Freilich hat dies auch wieder ſeine Schwierigkeiten, und da im Ganzen der dialektiſche Proceß, der in jedem Paragraphen für ſich bis ans Ende verläuft, durch die gegenwärtige Stellung nicht geſtört wird, ſo müſſen wir es dem Ermeſſen des Verf. anheimgeben, ob er eine veränderte Stellung paſſend findet. Der regreſſiven Methode würde ſie um ſo weniger Eintrag thun, da die Beſtimmung der Schrift als identiſches und ausſchließendes Gotteswort (S. 112) die engere iſt, als inſpirirtes Wort, mithin als göttliches Wort überhaupt, die weitere. Nur müßte dann entſprechender Weiſe die proteſtantiſche Lehre vom Kanon, von §. 11 getrennt, erſt nach der Lehre von der Inſpiration (§. 12) folgen; was wenigſtens nicht unhiſtoriſch wäre.

Die Hauptgedanken in dem dialektiſchen Proceſſe der formalen dogmatiſchen Grundbegriffe ſind nun folgende. An die Stelle des testimonium sp. s. tritt zunächſt der Beweis aus der Glaubwürdigkeit der bibliſchen Geſchichte, denn — ſo ſchloſſen die Socinianer und Arminianer — ſind dieſe Thaten und Wunder wahr, ſo kann ſie Gott nur zur Beſtätigung der Lehre veranſtaltet haben. Das „Nun aber" zu dieſem Syllogismus iſt jenes in allen Compendien breit gedroſchene: die bibliſchen Schriftſteller — wenigſtens die neuteſtamentlichen — konnten und wollten die Wahrheit ſagen; verbunden mit dem neuerdings ſo beliebten Rückſchluß von der Exiſtenz der Kirche, als der Wirkung, auf die Wahrheit der evangeliſchen Geſchichte, als Urſache. Der Verf. erinnert hier nicht unfein an einen jüngſt gemachten Verſuch, uns dieſe Argumentation als nageneue Entdeckung anzupreiſen, indem er ſie als den „neuen ſturmfeſten Boden" bezeichnet, auf welchen von nun an (d. h. von Socin) die Göttlichkeit des Chriſtenthums gebaut werden ſollte; auf dem ſich aber die Urheber dieſer Beweismethode ſelber nicht recht feſt fühlten. Bald genug ſchlug auch der Beweis ins Gegentheil um, indem die Deiſten nicht nur das Wollen (freilich ohne Grund) in Zweifel zogen, ſondern auch gegen das Können ſelbſt auf ſupranaturaliſtiſcher Seite Bedenken erhoben wurden. Zu der hiſtoriſchen Skepſis kam aber noch die philoſophiſche Einſicht, daß zufällige Geſchichtswahrheiten nie der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten werden können. Dadurch wurde jener Argumentation der Nerv abgeſchnitten, und wenn ſie nun auf das eigene Zeugniß der Schriftſteller von ihrer Inſpiration zurückging, ſo drehte ſie ſich in dem offenbaren Cirkel: was die bibliſchen Schriftſteller ſagen, müſſen wir ihnen glauben, weil ſie inſpirirt waren; daß ſie aber inſpirirt geweſen, müſſen wir glauben, weil ſie es ſagen (Reimarus). Noch ſchlimmer aber (der Verf. kehrt die Folgerung um), wenn ſie es nicht einmal von ſich ſelbſt ſagen und noch viel weniger ſagen können, wie ſeit Spinoza's Unterſuchungen immer allgemeiner erkannt wurde. Gegen dieſe Erwägungen wird der orthodoxe Inſpirationsbegriff immer mehr eingeſchränkt, zunächſt ſollten bloß noch die Weiſſagungen wirklich inſpirirt ſein; dann unterſchied man auch in der Form der Inſpiration: aus der suggestio rerum (die der Worte war ohnehin aufgegeben) wurde eine bloße directio, das poſitive Eingeben wurde zum negativen Geſchäft, den Irrthum fern zu halten. Von dieſer modernen Inſpirationslehre (z. B. Reinhard's) urtheilt der Verf., übereinſtimmend mit Twesten, daß ſie gegen die alte, die doch aus Einem Stück ſei, eine in ſich widerſprechende Zuſammenſetzung phantaſtiſcher und verſtändiger Beſtandtheile bilde. War es nun eine nothwendige Folge dieſer inneren Widerſprüche, daß die übernatürlichen Elemente vollends ausgeſtoßen, und die Abfaſſung der bibliſchen Schriften im Allgemeinen nur als Fügung der Vorſehung betrachtet wurden (Wegſcheider): ſo traten ſie damit in die Reihe aller anderen Schriften des Alterthums ein.

Gegen dieſe einfache, geſchichtliche Anſicht wird von der Gefühlsdogmatik auf's Neue ſpintiſirt. Wenn auch die neuteſtamentlichen Schriften (denn vom A. T. will dieſe

Richtung bekanntlich und aus guten Gründen nichts wiſſen) nicht mehr, als jede andere chriſtliche Schrift, ein Erzeugniß des chriſtlichen Geiſtes ſind: ſo kommt ihnen doch inſofern eine normale Dignität zu, als ſie am reinſten von Chriſtus zeugen, in dem Momente, in welchem das Chriſtenthum noch nicht durch Vermengung mit weltlichen Elementen (Kliefoth ſagt geradezu: durch die Sünde) getrübt war. Gegen die Schelling'ſche und Hegel'ſche Anſicht, daß das Erſte und Unmittelbare immer auch das Unvollkommenſte in einer Entwicklungsreihe ſei, verwahrt ſich dieſe neumodiſche Theorie durch die ſubtile Unterſcheidung zwiſchen Maſſe und Kern; den letzteren ſollen uns nur die Schriften der unmittelbaren Schüler Jeſu darſtellen. In Bezug auf den Einfluß Jeſu verweiſt der Verf. auf ſeine Chriſtologie (im II. Theil), und bemerkt hier nur, daß damit noch keine göttliche Inſpiration begründet ſei, da der chriſtliche Geiſt, von dem die neuteſtamentlichen Bücher nach dieſer neueſten Ausbildung der Inſpirationslehre eingegeben ſind, ein religiöſer Gemeingeiſt, wie z. B. der griechiſche oder der muhamedaniſche, aber nicht der abſolute Geiſt ſei. Es iſt aber, ſtreng genommen, gar keine Inſpiration mehr, was hier ſo heißt. Denn das Moment der Reinheit in der Auffaſſung iſt hier eine bloß negative Beſtimmung, und weil dem Grade nach bei Mehreren verſchieden, iſt es zugleich nur ein zufälliges Moment; wie aber dieſe Theologen in Praxi ſelbſt geſtehen, iſt nicht einmal die angebliche Reinheit vorhanden, da ſie ſo manche Beſtandtheile, als nationale oder temporelle Einflüſſe ausſcheiden. Wenn übrigens das Verhältniß des Verf. zu dem Stifter des Chriſtenthums zum einzigen Merkmal der Dignität einer neuteſtamentlichen Schrift gemacht wird, ſo fällt dieſe ganze Theorie unter die Entſcheidung der hiſtoriſchen Kritik, und hätte eben ſo gut unter dem folgenden Artikel, vom Kanon, aufgeführt und beurtheilt werden können.

Hier wird zuerſt die dogmatiſche Kritik eines Marcion, des Verfaſſers der Clementinen, der Valentinianer, der antiochenifchen Schule, und unter den Neueren eines Calixt, Semler und Leſſing, theils in Beziehung auf ganze Bücher, theils in Beziehung auf einzelne Theile derſelben vorgeführt, dann rückt die hiſtoriſche unter Anführung „ihres Vaters" Spinoza heran. Endlich werden auch die letzten affectiones scr. s., die perspicuitas und sufficientia, durch die Deiſten als nichtig aufgezeigt, und dem zu Folge von Myſtikern und Philoſophen — auch philoſophiſchen Dogmatikern — „der Grundſatz von der heiligen Schrift als dem höchſten Erkenntnißprincip aufgegeben." Wenn hier der Rationalismus und ohne Zweifel auch der Supranaturalismus eine Breſche entdeckt zu haben glaubt, wo er in die geſchloſſene Phalanx dieſer Dialektik einzudringen hofft, ſo möge der Verf. in einer zweiten Auflage nicht verſäumen, ihm eine gehörige Batterie entgegen zu ſetzen. Beſonders darum wünſchen wir auch die Beurtheilung der Normal-Dignitätstheorie hieher verlegt zu ſehen.

Die Auflöſung der Lehre von den Weiſſagungen und Wundern iſt in derſelben hiſtoriſchen Weiſe durchgeführt, wie die von den bisherigen Lehren, beſonders erſchöpfend iſt die Kritik des Wunders nach allen ſeinen Momenten, der Möglichkeit, Erkennbarkeit, Wirklichkeit und Beweiskraft (aus Spinoza), ſo wie der Glaubwürdigkeit von Wunderberichten (aus Hume). „In den Unterſuchungen dieſer beiden Männer, ſagt der Verf., iſt die Kritik des Wunders in ihren Grundzügen vollendet, ſo daß in neuerer Zeit von Rationaliſten und Naturaliſten nichts weſentlich Neues hinzugefügt worden iſt" (S. 244, 248). Nur die Einſchränkungen jener Kritik, welche theils von dem neueren Supernaturalismus (Hahn u. A.), theils von der Speculation (Bockshammer, Roſenkranz, B. Bauer) ausgingen, kommen hier noch in Betracht. Wenn man ſich in neueſter Zeit mit der Elaſticität des Begriffes von Naturgeſetz ſo viel weiß, und insbeſondere ſich auf die früher ungeahnte Kraft des Dampfes beruft: ſo weiſt der Verf. die letztere Illuſion bündig ab, mit der Bemerkung: „Sobald uns die Wunderfreunde die Geſetze der Wunderthätigkeit ſo genau vorlegen werden, als wir die Geſetze der Wirkſamkeit des Dampfes kennen, wollen wir ihre Vergleichung gelten laſſen." Gewiß würde die verlangte Nachweiſung den Begriff des Wunders ſelbſt aufheben, und das Thörichte jener Berufung ins hellſte Licht ſetzen. Es iſt klar, daß das Wunder gar nicht unter ein Geſetz gebracht werden kann, weil es eben nur Wunder iſt, weil es dem Geſetze zuwider iſt. Damit fällt dann auch die andere Ausflucht, das miraculum zum mirabile herabzuſetzen, welches die Folge einer natürlichen Kraft (höheren oder niederen Ranges, iſt gleichviel), nicht aber eine Gottesthat zur Beglaubigung einer Wahrheit ſein müßte, und folglich das nicht beweiſen könnte, was es beweiſen ſoll.

(Fortſetzung folgt.)

In meinem Verlage iſt erſchienen:

Symbolik
der
Moſaiſchen Stiftshütte.
Eine Vertheidigung Dr. Luther's gegen Dr. Bähr.
Von **F. Friederich,**
Paſtor.
Mit 23 Taf. Abbild. gr. 8. 1841. Broſch. 3 Thlr.
Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

14. April. № 89. 1841.

Strauß „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft."

(Fortsetzung.)

Sind hiermit die Stützen des kirchlichen Offenbarungsbegriffs nach einander gesunken, so wird nun dieser selbst auf philosophischem Wege aufgelöst. Eine Offenbarung im kirchlichen Sinne ist nicht möglich, weil sie ein einzelner Act Gottes wäre, welcher der Unveränderlichkeit seines Wesens widerspricht. Die Annahme einer Präformation der Offenbarung aber im Acte der Schöpfung hebt theils den Offenbarungsbegriff auf, weil dann ihre Erscheinung eine Folge der natürlichen Entwicklung der Menschheit wäre; theils beruht sie auf einer anthropomorphistischen Vorstellung von der Schöpfung. Die Offenbarung ist vielmehr eine ewige, wie die Schöpfung; und wie der Geist das höchste Wunder ist in dieser, so ist er auch diese ewige Selbstoffenbarung Gottes. „Die Religion im Menschen ist die Reflexion des göttlichen Wesens selbst in sich, sein Zurückschauen aus seiner Accidentalität in seine Substanz, ohne welche es nicht Geist wäre: die Offenbarung Gottes an die Menschheit ist nur die erscheinende Seite seiner Selbstoffenbarung, und muß daher, gleich dieser, ewig sein" (Daub). Wir sind also zu dem am Eingang dieser Verhandlung aufgestellten Begriff von Offenbarung zurückgekehrt, und es ist für diesen Standpunkt unerheblich, ob auch in Rücksicht auf das Verhältniß Gottes zur Welt oder in Hinsicht auf die menschliche Natur die Undenkbarkeit einer außerordentlichen Offenbarung bewiesen und weiterhin gezeigt wird, daß sie, auch wenn sie wirklich wäre, auf keinen Fall von einer absoluten Gewißheit, Offenbarung zu sein, begleitet sein könnte. Es gehört dies zur vollständigen Lösung der Aufgabe, die sich der Verf. in dem ersten Haupttheile gestellt hat. Für seine Darstellung der Dogmatik fallen diese formalen Grundbegriffe zum voraus weg, nachdem er sich einmal auf den wissenschaftlichen Boden gestellt hat, dessen Grundpfeiler sind: die Congruenz der absoluten Idee mit der Gesammtheit alles Wirklichen, und die Unmöglichkeit, daß irgend eine geschichtliche Erscheinung irgend einmal das non plus ultra für alle Zeiten werden könne. Eben daher mußte es dem Verf. vorzüglich daran gelegen sein, mit dem kirchlichen Standpunkt im Allgemeinen sich auseinanderzusetzen, und den seinigen dagegen in philosophischer und geschichtlicher Hinsicht zu begründen und geltend zu machen. Kein Wunder also, daß der Abschnitt von Glauben und Wissen (§. 21), worin dies eben geschieht, mit besonderem Fleiße und mit größerer Ausführlichkeit, als alle anderen in diesem Bande (selbst die von der Trinität nicht ausgenommen), bearbeitet ist.

Bleibt es nun aber bei diesem negativen Resultate in Hinsicht der Apologetik? Oder giebt es eine Seite derselben, welche dem Verf. entgangen wäre? Entgangen nicht; aber es lag außer seinem Zwecke, sie hier mehr hervorzuheben, als durch einzelne Andeutungen. Sonst mußte es ihm ein Leichtes sein, bemerklich zu machen, wie sogar der Begriff der Inspiration in seiner Reinheit und Allgemeinheit erst aus der Negation der Aeußerlichkeit hervorgeht. Inspiration ist das unmittelbare Fassen der religiösen Ideen als Geschichte. Zum didaktischen Vortrag dieses Inhalts ist Inspiration weder nöthig, noch dienlich: die Lehre geht nothwendiger Weise durch die Vermittlung des Denkens hindurch. Aber die religiöse Begeisterung bemächtigt sich des aus sich herausgeworfenen geistigen Gehalts und gestaltet ihn zu wirklichen, lebensvollen Idealen. Wie die ältesten Dichter der Griechen aus kosmogonischen Ideen eine Götterwelt geschaffen haben, so schufen die Urheber der heiligen Geschichte aus dem sittlichen und geistigen Gehalt des Christenthums eine Welt Gottes unter den Menschen. Der religiöse Mythus ist der einzig mögliche Begriff von göttlicher Inspiration.

Noch mehr; auch die Weissagung behält ihre Wahrheit, ungeachtet alle die vermeintlichen einzelnen Weissagungen vor einer unparteiischen Prüfung in Nichts zergangen sind. Die Weissagung, nicht bloß in der allgemeinen historisch-typischen Weise, wie das Judenthum überhaupt eine Weissagung auf Christum ist, sondern in ganz speciellen Ausdrücken, wie 1. Könige 19, 11, Jer. 31, 31,

Ezech. 11, 19, ebend. 36, 26, „wahre Weiſſagungen des Judenthums auf das Chriſtenthum, worin ſich der Geiſt der alten Religion und ſein inneres Hindrängen zu der neuen kund thut" (S. 219).

So betrachtet, iſt aber die „ſogenannte Offenbarung" ſelbſt etwas mehr, als „eine Rinde, welche der Baum der Menſchheit in früheren Jahrhunderten angeſetzt hat, welche aber im Laufe der Zeiten immer mehr verholzt, durch den von innen nachdringenden Lebenstrieb zerſprengt, und in unaufhaltſamem Abbröckeln begriffen iſt" (S. 281). — Für den religiöſen Standpunkt wird die Offenbarung immer ein göttliches Inſtitut bleiben, dies läugnet auch der Verf. nicht (S. 355); aber auch wiſſenſchaftlich betrachtet, als natürlicher Entwicklungsſtufe des menſchlichen, beſtimmter des religiöſen Geiſtes, kommt ihr eben ſo viel ideale Wahrheit, als geſchichtliche Nothwendigkeit zu. Der Verf. hat hier, in der Kritik der formalen Grundbegriffe, den ſonſt ſo ſtreng feſtgehaltenen Unterſchied zwiſchen dem theiſtiſchen und pantheiſtiſchen Gottesbegriff ganz bei Seite geſetzt. Nicht nur daß er ohne Unterſchied bald von dieſem, bald von jenem aus dagegen argumentirt (von jenem überall, wo die Deiſten und Rationaliſten das Wort nehmen); der innere Zuſammenhang zwiſchen dem Begriffe der Offenbarung und dem des perſönlichen Gottes, wonach nicht nur die Offenbarung dieſen vorausſetzt, ſondern auch der Begriff des Theismus ohne Offenbarungslehre ein todtes, ſtarres Abſtractum wäre, iſt in der kritiſchen Darſtellung unerörtert geblieben. Ja, der Verf. erklärt es geradezu für unmöglich, in dem philoſophiſch erkannten Begriffe von Gott (für welchen er freilich conſequenterweiſe den theiſtiſchen nicht hält) die Nothwendigkeit aufzuzeigen, daß ſich Gott in empiriſch beſtimmter Weiſe offenbare (S. 277). So wie aber der theiſtiſche Gottesbegriff auf der Idee der Wechſelwirkung des ſittlichen Geiſtes mit ſeinem abſoluten Weſen, ſeinem ewigen Geſetz, beruht: ſo iſt er auch nicht denkbar ohne Anziehung, ohne Mittheilung und Einwirkung zwiſchen Gott und Menſchen, oder dem Menſchen und ſeinem Gott, wie zwiſchen der Erde und ihrer Sonne. Und wenn dieſe Vorſtellung mit Irrthum behaftet iſt, ſo iſt es derſelbe, aus welchem man die Sonne um die Erde gehen ließ, bis die denkende Weltbetrachtung zu der Einſicht gelangte, daß vielmehr die Erde um die Sonne geht. Die Sonne hat aber damit nicht aufgehört Sonne zu ſein, noch iſt die Erde ſelbſt Sonne geworden, oder kann es je werden. Eben ſo wenig geht mit dem Phänomen der äußern Offenbarung, der Himmelsſtimmen und Gottesboten, das Göttliche ganz in den Menſchen zurück und in ihm auf. Und wie im Phyſiſchen durch die veränderte Stellung das Verhältniß der Anziehung und Einwirkung der beiden Weltkörper nicht verändert wird, ſo wird auch das Verhältniß des Göttlichen zum Menſchlichen dadurch nicht ein anderes, daß es nach beſſerer Einſicht dem Menſchen nur durch den eigenen Geiſt bewußt wird. Nach dem Verf. (S. 355) iſt aller göttliche Inhalt entweder ganz innen oder ganz draußen: „Wer den Geiſt nicht in ſich hat, der hat ihn außer ſich;" wahr, aber der Unterſchied von Draußen und Innen gehört ja doch nur der Erſcheinungswelt an, und das Göttliche iſt nicht allein alles Dieſſeitige in der Idee, ſondern der Potenz nach übergreifend über Alles: *οὐκ οὐσίας ὄντος τοῦ ἀγαθοῦ ἀλλ' ἔτι ἐπέκεινα τῆς οὐσίας πρεσβείᾳ καὶ δυνάμει ὑπερέχοντος*, Plat. de Rep. VI. 509. Eben dieſes Uebergreifen iſt das rein ideelle Moment in dem Offenbarungsbegriff. Dieſes Uebergreifen aber erkennt einerſeits die neuere Speculation nicht an, anderſeits weiß es die religiöſe Vorſtellung nicht in einen wiſſenſchaftlich haltbaren Ausdruck zu faſſen. Beides aber kann möglicher Weiſe nur relative Unvollkommenheit der Form ſein; und wie der Verf. (S. 180) eine Erweiterung des religiöſen Bewußtſeins über die Form des chriſtlichen hinaus für möglich, ja wahrſcheinlich hält, ſo können wir ihm mit gleichem Recht eine Erweiterung der ſpeculativen Idee über ihre jetzigen Grenzen in Ausſicht ſtellen.

Indem wir nun zur eigentlichen Dogmatik übergehen, können wir uns um ſo mehr auf bloße Relation beſchränken, als uns hier ein ſo geſchloſſenes, gediegenes und in ſich verkettetes Ganze entgegentritt, daß man nur über Differenzen in der Totalanſicht disputiren könnte. Ueber ſolche, ſo weit ſie ſelbſt auf philoſophiſchem Standpunkte noch zuläſſig ſein möchten, iſt in dem Bisherigen zur Genüge geſprochen, und der eigentliche Zweck dieſer Anzeige, die Bedeutung des Werkes für unſere Zeit und ihre Kämpfe ins Licht zu ſetzen, wird durch eine bündige Zuſammenfaſſung ſeiner Hauptergebniſſe am ſicherſten erreicht.

Die erſte Vorausſetzung des Chriſtenthums (wie aller Religion) iſt das Daſein Gottes. Die chriſtliche Dogmatik ſucht dieſes Daſein zu beweiſen. Alle dieſe Beweiſe gehen von dem Univerſum und ſeinen Theilen aus. Das Univerſum iſt theils Natur, und dieſe wiederum ſowohl Inbegriff des Seins, als ein Syſtem von Zwecken; theils Geiſt, welcher entweder als Geiſt der Geſchichte oder als einzelner Geiſt, und als ſolcher theils nach ſeiner theoretiſchen, theils nach ſeiner praktiſchen Seite gefaßt wird. Nach dieſen Beziehungen theilen ſich die Beweiſe für das Daſein Gottes: das kosmologiſche Argument, das phyſiko-theologiſche, das hiſtoriſch-theologiſche, das moraliſche und das ontologiſche. Alle dieſe Beweismethoden ſuchen nicht das Daſein Gottes aus einem höhern Princip abzuleiten, — dies wäre ein Widerſpruch, — ſondern aus dem, was unmittelbar gewiß iſt. Alle aber bewegen ſich in dem Cirkel, daß ſie beweiſen, was ſchon vorher als Idee im Geiſte liegt, und was allein zu dieſen Verſuchen nöthigt. Der erſte Beweis iſt eine Anwendung des Cau-

ſalitätsgeſetzes, und dieſe Anwendung auf das Univerſum ſtützt ſich auf die angenommene Unmöglichkeit eines regressus in infinitum. Dagegen werden zuerſt Hume's und Kant's Einwendungen vernommen. Leibnitz rechtfertigt die Anwendung durch den Satz des zureichenden Grundes, ſofern der regressus in infinitum nur eine unendliche Reihe ungenügender Gründe ſei. Allein über dieſe Reihe iſt zu einem abſoluten Grunde nicht anders hinaus zu kommen, als wenn man über das Cauſalitätsverhältniß ſelbſt, als eine Kategorie der Endlichkeit, hinausgeht. Das kosmologiſche Argument beweiſt ein nothwendiges Weſen, aber kein außerweltliches, ſondern ein ewiges Grundweſen der Welt, die Subſtanz zu den Accidentien.

Der phyſiko-theologiſche Beweis führt auf einen ordnenden Verſtand, verbunden mit dem kosmologiſchen auf einen weiſen Schöpfer der Welt. Allein was das Erſtere betrifft, iſt es nur aus der Vollmacht unſers Denkens heraus, daß wir nicht allein die hohe, in dem uns bekannten Theile der Welt anzutreffende Vollkommenheit zur höchſten und allverbreiteten ſteigern, ſondern auch die Mängel, auf welche wir ſtoßen, in unſerer Idee des Ganzen, wenn auch nur ahnungsweiſe, ausgleichen und aufheben. In Bezug auf das Andere aber liegt eine falſche Analogie zu Grunde, die zwiſchen der Natur und dem Kunſtproduct. Zwiſchen beiden findet nicht ſowohl Aehnlichkeit, als vielmehr große Unähnlichkeit ſtatt: es iſt der Unterſchied von Organismus und Mechanismus. Die Natur iſt kein Werk: ſie iſt eine unermeßliche Werkſtätte, welche die Mittel und Werkzeuge, deren ſie bedarf, ſelbſt verfertigt: alle ihre Werke ſind Wirkungen ihrer Kraft und der Triebwerke, welche ſie hervorbringt, erhält und in Thätigkeit ſetzt. Die Welt iſt ein harmoniſches Ganze, ein lebendiges Syſtem: Alles, was iſt, macht nur die Organe des Einen Subjects aus. Aber nur die Lebendigkeit iſt damit geſetzt, nicht die Weltſeele als Weltgeiſt, wie im einzelnen Organiſchen die Seele nicht ein vom Körper Abgeſondertes, ſondern die durchdringende Lebenskraft deſſelben iſt. Der Verf. findet es wunderlich, daß gerade die Naturforſchung die Beweiſe für einen intelligenten Urheber der Natur ausgebildet und ſo lange feſtgehalten habe. Es iſt jedoch ſehr natürlich, daß dem Verſtande, der in Auffindung von Geſetzen thätig iſt, dieſe Geſetze ſo erſcheinen, als ob ſie von einem höheren Verſtande ausgedacht wären, ehe ſie von ihm gefunden wurden: und daher kein Wunder, daß beſonders engliſche Naturforſcher, die vielleicht in dieſer Beziehung vorzugsweiſe die philosophers heißen, ein Newton, ein Davy u. A. dieſe Erkenntniß als die Krone ihrer Forſchungen betrachteten.

Das hiſtoriſche und moraliſche Argument beweiſen, daß in der Idee des Lebens auch die des Guten ſich verwirklicht. Daß dieſes nur durch und für Perſönlichkeiten geſchehen kann, erhellt von ſelbſt; daß aber auch eine abſolute Perſönlichkeit als Urheber und Träger jener Idee vorausgeſetzt werden müſſe, iſt nicht bewieſen. Gegen die Kant'ſche Faſſung des moraliſchen Beweiſes aber, als Poſtulates eines abſoluten Ausgleichers der Glückſeligkeit und Würdigkeit, bemerkt der Verf. mit Hegel: da die vollbrachte ſittliche Handlung ſich im Gefühle als Luſt, und zwar der intenſivſten, geiſtigſten Art reflectirt, ſo iſt das angebliche Mißverhältniß zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit ein Mißverſtändniß der gröbſten Art. Eben ſo wenig beweiſt das ontologiſche Argument, unter welches der Verf. ſowohl den consensus gentium als die Carteſianiſche und Anſelm'ſche Faſſung des Beweiſes ſubſumirt, ein Daſein Gottes im kirchlichen Sinn, ein Sein, das von jeher tiefſinnigere Kirchenlehrer und Philoſophen Gott vielmehr abſprechen zu müſſen glaubten, ein äußerliches, empiriſches Sein, an welches ſich die Frage knüpft: giebt es einen Gott? Es beweiſt nur inſofern, als das Sein Gottes, das es beweiſen ſoll, kein anderes iſt, als die Gottesidee, von der es ausgeht. Wie das kosmologiſche Argument Gott als das Sein in allem Daſein, das phyſiko-theologiſche als das Leben in allem Lebendigen, das hiſtoriſche und moraliſche als ſittliche Weltordnung erwies: ſo erweiſt ihn das ontologiſche als den Geiſt in allen Geiſtern, als das Denken in allen Denkenden.

Die Lehre vom Weſen Gottes zerfällt, nicht nach der logiſchen Entwicklung ſeiner Momente, ſondern nach der Zeitfolge derjenigen theologiſchen Beſtimmungen, welche jedesmal die Hauptfragen der Zeit bildeten, in die Lehren von der Einheit, Dreieinigkeit und Perſönlichkeit Gottes. Zuerſt wird die älteſte Beſtreitung der Gegner, oder die Vertheidigung der Einheit Gottes gegen polytheiſtiſche und gegen dualiſtiſche Auffaſſungen innerhalb der Kirche analyſirt, und das Reſultat iſt, daß in der apoſteriori̇ſchen Beweisführung die Dualiſten, wie in der apriori̇ſchen die kirchlichen Moniſten ſich überlegen zeigen. Dann wird die Einheit Gottes im Sinne der Scholaſtiker als Identität von Gattung und Individuum beſtimmt, aber zugleich gezeigt, wie ſchon der Areopagite, und noch mehr Spinoza (und ſofort Leſſing, Daub, Hegel) über dieſe ebenfalls noch endliche Kategorie hinauszugehen ſich genöthigt fanden; womit — meint der Verf. — die Vorſtellung von der Einheit Gottes zum leeren Namen wird.

Die folgenden Abſchnitte: die bibliſchen Anfänge, die kirchliche Ausbildung, und die Auflöſung und Umdeutung der Dreieinigkeitslehre, ſind unſtreitig das Vortrefflichſte an dem ganzen Werke. Aber ſonderbar: — während wir überall doch ein Reſultat, eine ſpeculative Idee finden, welche gleichſam als der Phönix aus dem Aſchenhaufen des Dogma emporſteigt, ſchließt es diesmal nicht etwa mit dem bauren Nichts, obgleich es auch in ſeinen Umdeutungen als völlig aufgelöſt erſcheint, ſondern mit dem heiterſten Scherz einer

Komödie. Man kann dies unpaſſend finden; Viele werden es unwürdig nennen. Betrachtet man aber dieſes eitle, unwahre, ſelbſtgefällige Philoſophiren, das mit den ernſteſten Gegenſtänden ſein kindiſches Spiel treibt, ſo muß man die Züchtigung gerecht finden. Und wenn keine andere Entſchuldigung, ſo gilt doch dieſe: Wenn man ſo viele Bogen lang durch Dick und Dünn immer bei der Schnur geblieben, ſo darf man wohl auch einmal darüber hauen. Wir meinen die Farce mit Hrn. Weiße, welche S. 495—506 einnimmt und ſehr ergötzlich zu leſen iſt.

Unter den bibliſchen Anfängen der Trinitätslehre haben wir die Lehre der Apokalypſe vermißt. Der Verf. ſagt (S. 422): „Dem Verfaſſer des vierten Evangeliums, wie ſchon dem des Buches der Weisheit und dem Philo waren die beiden Ausdrücke (πνεῦμα und λόγος) von verſchiedenen Seiten zugekommen (von jüdiſcher und helleniſtiſcher); ſie wollten keinen gegen den anderen aufgeben, wobei es nicht ohne Verwirrung abgehen konnte.“ Was den vierten Evangeliſten betrifft, ſo verräth ſich wohl die Vermiſchung beider Ausdrücke nur bei der Taufgeſchichte; aber im Gegenſatz zu dem Evangeliſten hat ſie der Apokalyptiker als durchaus identiſche Prädicate des Meſſias aufgenommen: vgl. Apok. 2, 12, 17, 18, und Züllig (die Offenbarung Johannis) z. d. StSt. Herrſcht nun auch bei dem Apokalyptiker noch poetiſche Willkür im Gebrauch dieſer Prädicate, ſo verräth doch gerade die Nichtunterſcheidung derſelben, als zweier Perſönlichkeiten, den noch freieren Standpunkt, auf dem die beiden Factoren, aus deren Zuſammenwirken ſich die ganze Entwicklungsgeſchichte der Trinitätslehre erklären ſoll, noch allein wirkſam ſind. Wir haben oben ſchon angeführt, daß der Verf. dieſe beiden Factoren in der Forderung des chriſtlichen Bewußtſeins, über Chriſtum das möglich Höchſte auszuſagen, findet, und in der Sorge, die monotheiſtiſche Vorausſetzung des Chriſtenthums nicht zu verletzen. Dieſe hiſtoriſche Prämiſſe hängt mit der ſchon oben bezeichneten negativen Stellung, die der Verf. gegen das Dogma eingenommen hat, zuſammen, und iſt inſofern ein Fortſchritt ſeiner Kritik, als er in der Vorrede zu den friedlichen Blättern noch auf das Bewußtſein der Immanenz Gottes, als die der Dreieinigkeitslehre zu Grunde liegende und in ihr zur Anſchauung gekommene Idee hindeutete. Dieſe Idee liegt allerdings den modernen Umdeutungen der Trinität zu Grunde, die der Verf. mit vollem Recht von der kirchlichen Vorſtellung auf's Strengſte abſondert, und ihr ſogar entgegenſetzt. Dieſe Umgeſtaltungen nämlich haben mit denen in der älteren Kirche eines Theils das gemein, daß ſie die objectiven Unterſchiede im göttlichen Weſen aufheben, andern Theils unterſcheiden ſie ſich beſtimmt von ihnen, daß ſie ſich mehr oder weniger bewußt ſind, etwas Anderes an die Stelle des kirchlichen Dogma zu ſetzen. So viel iſt hier hiſtoriſch gewiß, daß die Bildung dieſes Dogma nicht von der Idee, ſondern von der Erfahrung und dem Bedürfniß der Gemeinde ausging, und daß ihr die Philoſophie nur zu Hilfe kam. Jemehr aber die Anfangs nur empiriſch aufgefaßten Relationen des göttlichen Weſens unter ſich mit dem philoſophiſchen Begriff von Gott in Uebereinſtimmung gebracht werden wollten, deſto verwickelter und widerſprechender wurde die Vorſtellung: Widerſprüche, die in dem Athanaſiſchen oder, wie der Verf. ſagt, richtiger Auguſtiniſchen Symbolum alle in Einen Knäuel zuſammengedreht wurden. „Fürwahr, heißt es dort (S. 460), wer das Symbolum Quicumque beſchworen hatte, der hatte die Geſetze des menſchlichen Denkens abgeſchworen. Darum, wer ſelig werden will, — ſchloß das Symbol, — der denke alſo von der Dreieinigkeit.“

In neueſter Zeit iſt die Lehre von den drei Perſonen des göttlichen Weſens hinter der Frage nach der Perſönlichkeit Gottes bedeutend zurückgetreten, während früher dieſes Moment in der Geſchichte des Dogma ſo ſehr Vorausſetzung war, daß bis auf Jacob Böhme kaum die Ahnung eines Zweifels daran zu finden ſein möchte. Der Verf. hat dieſen tiefen Geiſt vollkommen gewürdigt, die Böhme'ſche Theoſophie iſt ihm das weſentliche Complement der Spinoziſchen Philoſophie. „Lehrt uns Spinoza, wie alle Dinge in das ewige Eins zurückgehen, und wie nur dieſes wahrhaft iſt: ſo zeigt uns Böhme, damit wir erkennen, warum aus dem ewig Einen dieſe vielen Dinge hervorgegangen ſind, daß das Sein dieſes Einen rein als ſolchen vielmehr ein Nichtſein wäre.“ Wenn Schelling in ſeiner ſpäteren Periode aus dieſer Böhme'ſchen Negativität in Gott die Perſönlichkeit Gottes abzuleiten verſuchte, ſo widerlegt ihn der Verf. aus Böhme's eigenen Worten. Unter jener Negativität verſteht Böhme, wo er ſich wiſſenſchaftlich klar iſt, die Entäußerung Gottes zur Welt der Natur und des endlichen Geiſtes: nur in dieſer letzteren, oder nach kirchlicher Vorſtellung in Chriſto, ließ er Gott perſönlich werden. Ebenſo zeigt der Verf. den orthodoxen Schülern Hegel's, wie er ſie nennt, daß ſie den Meiſter ſehr ſchülerhaft ausgelegt haben, wenn ſie von einer Hegel'ſchen Deduction der Perſönlichkeit Gottes reden. Wenn Hegel ſagt: Gott iſt kein todter, ſondern lebendiger Gott; er iſt noch mehr, er iſt Geiſt und die ewige Liebe, — ſo ſind dies ebenſowohl bildliche Ausdrücke, als wenn Schleiermacher zwiſchen einem perſönlichen und lebendigen Gott unterſcheiden will und letzteren Begriff allein „als Zeichen der Scheidung vom materialiſtiſchen Pantheismus und der atheiſtiſchen blinden Nothwendigkeit“ verlangt.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

357

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

15. April. № 90. 1841.

Strauß „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft."

(Schluß.)

Der Ausdruck bezeichnet das Verhältniß der Innerlichkeit, in welchem das Subject zu dem göttlichen Wesen steht, und sich dieses Wesens als des unentbehrlichen Grundes seiner Seligkeit bewußt ist. Die Vorstellung ist mithin rein religiös und beweist, wenn wir auf ihren Grund zurückgehen, daß für die Religion die Beziehung auf einen selbstbewußten Gott absolut nothwendige Voraussetzung ist: denn sie ist nichts Anderes, als diese Beziehung selbst, aber nicht auf einen äußerlichen, extramundanen Gott. Diese Aeußerlichkeiten, aus sinnlichen Vorstellungen und Bildern erwachsen, kann die Religion abstreifen, wie die von dem Verf. nach ihrer speculativen Seite vollkommen begriffene, christliche Mystik beweist. Aber ihre Tiefe und subjective Wahrheit liegt eben darin, daß sie in die Innerlichkeit des Gottesbewußtseins zurückging, ein Moment, das hier durchgängig übersehen ist. Lassen wir also der Religion ihren lebendigen Gott und erklären uns aus anderweitigen Aussprüchen des Meisters der neuesten Philosophie ohne alles Künsteln und Deuteln, was der Gottesbegriff der Speculation unserer Tage sei, so wird es allerdings auf dasjenige hinauslaufen, was der Verf. als Ergebniß hinstellt: „Gott ist nicht bloß allgemeine Substanz, zu deren Gottsein das Insichsetzen der Persönlichkeit nicht mitgehörte; aber ebenso wenig ist er eine Person neben oder über andern Personen, sondern er ist die ewige Bewegung des sich zum Subject machenden Allgemeinen. Weil Gott an sich die ewige Persönlichkeit selbst ist, so hat er ewig das andere seiner, die Natur aus sich hervorgehen lassen, um ewig als selbstbewußter Geist in sich zurückzukehren. Er ist die absolute Fluctuation des ewig gesetzten und eben darin wieder aufgehobenen und versöhnten Gegensatzes. Oder, die Persönlichkeit Gottes muß nicht als Einzelpersönlichkeit, sondern als Allpersönlichkeit gedacht werden; statt unserseits das Absolute zu personificiren, müssen wir es als das ins Unendliche sich selbst personificirende begreifen lernen."

Wir kämen nun an die Lehre „von den göttlichen Eigenschaften;" allein um in das Nähere einzugehen, müßten wir der Betrachtungsweise des Verf. eine total verschiedene entgegenstellen. Nach unserer Ansicht von Religion und insbesondere von der Bedeutung des Dogma sind die göttlichen Eigenschaften als sittliche Ideen aufzufassen; dem Verf. sind es die Beziehungen des voraussetzlich persönlichen Gottes zur Welt, und als solche verfallen sie unerbittlich der Schärfe des Schwerts. Die Philosophie für sich aber kommt so wenig auf göttliche Eigenschaften, daß sie vielmehr die ganze Voraussetzung eines menschenartigen Gottes aufhebt, worauf die Eigenschaftslehre beruht. Aus diesem Grunde zergehen auch die angeblich speculativen Deductionen derselben bei näherer Betrachtung in Nichts, und selbst die tiefere Andeutung Hegel's, den Begriffen Güte und Gerechtigkeit Gottes eine speculative Bedeutung abzugewinnen (das Setzen und Aufheben des Endlichen), ist bloß bildlicher Gebrauch dieser Ausdrücke, die ebensowohl in umgekehrter Analogie angewandt werden können: die Gerechtigkeit als Vorstellung des Setzens der Differenz, die Güte (oder Liebe) als Negation der Entfremdung. „Es ist zwar, sagt er deswegen am Ende der Abhandlung, eine dem so eben Ausgeführten zufolge ungeeignete Frage, was denn die Speculation an die Stelle der göttlichen Eigenschaftsbegriffe setze? da ja diese ganze Stelle in ihr fehlt. Doch sollte etwas genannt werden, was im System der Philosophie eine Stellung einnimmt, welche der Stellung der göttlichen Eigenschaften im Systeme der kirchlichen Theologie vergleichbar ist, so wären es — die Weltgesetze; freilich erst dann, wenn ihnen alles Stoffartige abgestreift und sie zur reinen Form des Begriffs als des sich selbst denkenden Gedankens erhoben sind."

In die Dogmatik gehören diese allerdings nicht; es scheint uns aber auch weiterhin nicht ganz passend, naturphilosophische Hypothesen, so lange sie bloß noch diese sind, in dieselbe aufzunehmen, wie dies S. 681 flg. in der Lehre

von der Entſtehung des Menſchen geſchieht: um ſo mehr, als dieſe Lehre nach der Auflöſung des Dogma von einer zeitlichen Schöpfung und vom Urzuſtand des Menſchen alles theologiſche Moment verliert. Doch die hier noch folgenden Abſchnitte des zweiten Theils der Dogmatik behalten wir uns beſſer vor, mit dem Inhalt des zweiten Bandes zuſammenzufaſſen, von welchem ſie nicht zu trennen ſind.

Iſt nun die Frage von dem Einfluſſe, den dieſe kritiſchen Ergebniſſe und mittelſt ihrer die ſpeculativen Ideen auf die fernere Geſtaltung der Theologie und auf das Leben haben werden, ſo kann darüber kein Zweifel obwalten, daß fortan keine Dogmatik, die den Charakter der Wiſſenſchaft an ſich tragen will, von dieſen Reſultaten Umgang nehmen darf; im Gegentheil möchte man eher bezweifeln, ob ſich überhaupt eine ſolche der vorliegenden noch an die Seite ſtellen wird. Unendliche Schwierigkeiten dagegen ſcheinen ſich der Anwendbarkeit ihrer Ergebniſſe auf das Leben entgegenzuſtellen. Denn ſo, wie die Sache jetzt ſteht, iſt freilich (wie der Verf. ſich gern ausdrückt) „eine Kluft zwiſchen zwei Claſſen der menſchlichen Geſellſchaft, den Wiſſenden und dem Volke, d. h. den Nichtphiloſophirenden der höheren und niederen Stände, befeſtigt, die ſich vielleicht nie ausfüllen wird.“ Ja, wenn es ſich nur um theoretiſche Anſichten handelte; — nach dieſer Seite ſteckt der Rationalismus, wenn man darunter den Trieb des Geiſtes verſteht, alles Geſchichtliche durch ſeine Einſicht zu bewältigen und zu begreifen, tief in der Zeit, in der ganzen Bildung und Richtung des Zeitalters, und hat ſeinen Halt an der öffentlichen Meinung. Vor 40 Jahren war es in Deutſchland noch möglich, einen ehrlichen Mann zum Gegenſtand der Verfolgung und Verdammung zu machen, indem man ihn des Atheismus anklagte. Jetzt wird auch die rückſichtsloſeſte und freieſte Unterſuchung und Beurtheilung deſſen, was als göttliche Auctorität gegolten hat und noch gilt, zwar verſchrieen, aber nicht unterdrückt; vielmehr man iſt ſo vernünftig geworden, es für eine Unmöglichkeit zu halten, philoſophiſche Wahrheiten zu unterdrücken. In thesi räumen wohl ſelbſt die Gegner der Vernunft ihr dieſes unumſchränkte Recht ein; aber in der Praxis? Hier macht ſich in Beziehung auf die religiöſe Frage eine dreifache Rückſicht geltend, um die Verbreitung philoſophiſcher Anſichten unter das Volk als bedenklich, wo nicht als gefährlich darzuſtellen. Die Rückſicht auf die religiöſe Befriedigung der Gemüther, auf die religiöſe Gemeinſchaft und endlich auf die Antriebe zur Sittlichkeit. Ob die Idee des Abſoluten auch nur dem Philoſophen ſtets die volle Befriedigung des Gemüths gewähren könne, iſt oben ſchon in Frage geſtellt worden. Gewiß ſucht auch der Pantheiſt die Befriedigung des Herzens weit mehr in ſeinem Handeln (in dem, was er zur Realiſirung der Idee thut), als in der Idee an ſich, die freilich dem Verſtand volle Genüge thut. Und auf gleiche Weiſe iſt auch bei der Religion eine wahre Befriedigung ohne ſittliches Handeln nicht vorhanden. Etwas Anderes iſt es mit dem Troſte, den die Religion gewähren ſoll, und den der Glaube an die Nothwendigkeit der durch Schmerzen und Leiden der Subjectivität ſich hindurch gebärenden Idee — dem gemeinen Bewußtſein nicht gewährt. Alles Nothwendige erſcheint dieſem als eiſernes Schickſal, gegen welches ihm bloß kalte *Reſignation* übrig bleibt. Der Troſt der Religion dagegen beruht auf *Ergebung*. Dieſe fordert einen nach frei gewählten Zwecken waltenden höchſten Willen, durch welchen das Zufällige der Begegniſſe einen, wenn auch unbekannten Werth, erhält, und ſelbſt das Widrige des Schickſals geheimnißvollen Abſichten dient. Die Ergebung iſt demnach Glaube an das Geheimnißvolle, an ein Myſterium. Eben dieſer Glaube iſt aber zugleich auch das Band derjenigen religiöſen Gemeinſchaft, welche das Chriſtenthum als „Reich Gottes“ darſtellt: die geheimnißvolle, hier nicht zu erreichende Beſtimmung des Menſchen. Ohne einen ſolchen Glauben iſt überhaupt keine religiöſe Gemeinſchaft denkbar. Soll alſo die Idee ebenfalls Gemeinſchaft bildend wirken, — und das müßte ſie doch, wenn ſie Gemeingut der Maſſe werden ſollte, — ſo iſt ihre Aufgabe, vor allen Dingen eine neue Myſtik zu ſchaffen, welche die Stelle der bisher geglaubten Ideale in der Vorſtellung des Laien vertritt. Der Begriff, in ſeiner abſtracten Form iſt nicht fähig, Gemeinſchaft zu ſtiften: er iſt ein excluſiver Beſitz des reinen Verſtandes, und es findet zwiſchen ihm und dem denkenden Subjecte nicht die perſönliche Beziehung ſtatt, wie zwiſchen dem Gläubigen und dem Gegenſtand ſeines Glaubens. In dieſer perſönlichen, lebensvollen Beziehung liegt die ganze Macht des Glaubens. Für die philoſophiſche Betrachtung iſt zwar eben dieſer Glaube an ſich das Wahre ſelbſt, nicht das ſo oder ſo Geglaubte; denn er iſt die weſentliche und bleibende Grundform in jeder Religion; gleichwohl iſt kein Glaube, wo nicht ein religiöſes Ideal iſt. Nun aber eine neue Myſtik zu ſchaffen, d. h. das religiöſe Ideal aus dem Bewußtſein der Ewigkeit und Freiheit des ſittlichen Geiſtes heraus, conform mit der abſoluten Idee des Wiſſens, neu zu geſtalten, dazu mag freilich die Philoſophie in ihrer gegenwärtigen durchaus rationaliſtiſchen Richtung weder fähig, noch aufgelegt ſein. Aus dieſem Grunde kann ihr auch für das jetzige Zeitalter keine kirchlich-reformatoriſche Tendenz beigelegt werden. Ob ſie jedoch nach einer andern Seite hin, auf die ſittliche Subſtanz, den Staat, die öffentliche Moral den Einfluß gewinnen könne, durch welchen ſie allmälig alle andere Gemeinſchaft, außer der natürlichen, in welcher alle menſchlichen Kräfte und Anlagen zur vollkommenen Entfaltung kommen können, überflüſſig machte? ob der freie, rein ſittliche Geiſt den Staat je ſo durchdringen werde, daß der Einzelne nur im Ganzen und für das Ganze zu ſein ſich beſtimmt weiß, und jede beſondere Gemeinſchaft der Kirche

von ſelbſt aufhört? — das iſt eine Frage, die wir ruhig der Zukunft überlaſſen wollen. Für jetzt geht eine derartige Ausſicht in gar zu weite Fernen.

Doch dies iſt ja eben das dritte Bedenken, ob nicht die allgemeine Herrſchaft der vernünftigen Weltanſicht die Moral gefährden würde. Wenn die Moral nicht ohne äußere Stützen, nicht ohne ſinnliche Reitzmittel beſtehen kann, allerdings. Wer aber nur auch im Allgemeinſten an die Verwirklichung der Vernunft in der Menſchheit glaubt, der muß ihr auch die Macht zutrauen, im Ganzen und Großen (denn bei jedem Einzelnen wirken auch die religiöſen Antriebe zur Sittlichkeit weder immer, noch gleich) ebenſo das Gute zu bewirken, wie ſie es fordert. Der Schrecken vor dem einſtigen Gericht, die Furcht vor der göttlichen Strafgerechtigkeit ſind, das beweiſt die tägliche Erfahrung, dem Ungebildeten ebenſo machtloſe Abſchreckungsmittel von der Unſittlichkeit, als ſie dem Gebildeten unnöthig ſind. Der chriſtliche Eudämonismus aber, als Antrieb zur Sittlichkeit, wird von der Maſſe viel zu ſehr ins Sinnliche herabgezogen, um wahrhaft noch ein Antrieb zum Sittlichen heißen zu können. Soll aber nicht das ſittliche Gefühl an und für ſich durch eine vernünftige Volkserziehung ſo geſchärft werden können, daß auch der Ungebildete Lohn und Strafe ſchon hier in ſich ſelbſt fände, daß man es wagen dürfte, das ſchlummernde Selbſtbewußtſein im Volke zu wecken, und jedem ſeiner ſittlichen Freiheit bewußten Menſchen die darin liegende Verpflichtung vorzuhalten, *eben darum* das Recht zur Richtſchnur und das Gute zu ſeinem Zweck zu wählen, *weil ſeine Beſtimmung und ſein Daſein entweder in dieſem aufgeht, oder ohne dieſes auf ewig unter?* — Es hat keine Gefahr von dieſer Seite; alle Befürchtung, daß durch Aufklärung in religiöſen Dingen der Sittlichkeit geſchadet werden könne, iſt leeres Geſchrei. Die Sittlichkeit hat im Gegentheil tiefere Wurzeln im Menſchen, als irgend welcher Glaube, und kann durch Befreiung der Vernunft von den Feſſeln der äußern Auctorität nur gewinnen, ſofern ſie ſich bewußt wird, daß dieſe göttliche Auctorität ihr eigenes ewiges Geſetz ſelbſt iſt. Und wenn es wahr wäre, was bei dieſen Einwendungen im Hintergrund liegt, daß die Religion bloß ein unentbehrlicher Zaum für die Maſſe der Menſchen ſei, weil ſie ohne dieſe vollends in Selbſtſucht und Unſittlichkeit verſinken würde, ſo müßte man im Intereſſe der Wahrheit und Gerechtigkeit wünſchen, daß die Religion und mit ihr die ganze Menſchheit unterginge. So viel iſt alſo gewiß, die Rückſicht auf die Sittlichkeit kann niemals ein Grund ſein, warum wir die Religion für ein unveräußerliches Gut der Menſchheit halten ſollten. Iſt aber dies gewiß, — und bewährt die Philoſophie durch die Grundſätze, die ſie lehrt, und die Handlungsweiſe ihrer Anhänger oder Bekenner, daß ſie bei ihnen nicht allein die Stelle der Religion vertritt, ſondern vielleicht noch eine größere Bürgſchaft für die ſittlichen Zwecke des Staates iſt, dann kann umgekehrt auch der Philoſoph oder derjenige, der ſich zu den Lehren der Philoſophie öffentlich bekennt, dieſelbe öffentliche Anerkennung und den gleichen Genuß bürgerlicher Rechte verlangen, wie Beides jeder chriſtlichen Secte unweigerlich zuerkannt wird. Der moderne Staat hat längſt aufgehört, ein religiöſer Staat zu ſein, er iſt an kein kirchliches Bekenntniß gebunden: warum ſollen es ſeine Glieder dennoch ſein? Der Vernunftſtaat muß die Bekenner der Vernunftreligion nicht bloß dulden, ſondern frei und öffentlich anerkennen. Einmal um der Wahrhaftigkeit willen: denn „*was iſt an der Heuchelei, womit ſich ſo Viele in der Chriſtenheit zu ihrem inneren Verdruſſe und ihrer nicht geringen Qual behelfen müſſen, anders Schuld, als der mit ſo manchem zeitlichen Unglück verknüpfte Glaubenszwang?*“ eine Beſchwerde, die bald ein Jahrhundert lang überhört wird. Dann aber um des Rechtes willen: denn was hat der Staat für ein Recht, den Genuß ſeiner Wohlthaten an das Bekenntniß gewiſſer unbegreiflicher Glaubensſätze zu knüpfen, die mit dem Zweck des Staates nichts gemein haben? Laſſen wir den nämlichen Beſchwerdeführer auch hier das Wort nehmen (*Fragment* von Duldung der Deiſten): „Ein Menſch, der ohne ſein Wiſſen in der erſten Kindheit mit Gewalt zum Chriſten getauft iſt, und dem man den Glauben in den unverſtändigen Jahren ohne Vernunft eingeprägt hat, kann nach keinem göttlichen oder menſchlichen Rechte gehalten ſein, ſobald er andere Einſichten von der Wahrheit bekommt, eben daſſelbe zu glauben [vielmehr: ſolche äußerliche Handlungen zu begehen, als ob er es glaubte], was er als Kind in Einfalt zu glauben gelehrt wurde.“ Wenn freilich neueſtens wieder die Philoſophie ſich zum aufrichtigen Gebrauch der Sacramente bekennt (Gabler de verae philos. erga rel. christ. piet. p. 19: ex toto animo totaque mente — — sacra obeat, quemadmodum obeunt ceteri), ſo wird man es anderſeits noch lange nicht nöthig finden, die Philoſophie, d. h. die Vernunft, vom Glaubenszwang zu erlöſen.

Somit zieht ſich aber die Wiſſenſchaft vom Leben ab, und Alles, was ſie von der neuen Zeit gewonnen hat, iſt zuletzt das „Recht und das Urtheil über dasjenige, was der Geiſt als ein durch ihn ſelbſt Geſetztes erkennt“ (S. 350); ein Recht, von welchem wenigſtens das vorliegende Werk ein bleibendes Denkmal und Zeugniß ſein wird.

Schnitzer.

Die Landgemeinde in Preußen, von M. von Lavergne-Peguilhen. 131 S. 8. Königsberg, 1841.

Eine beachtungswerthe Erſcheinung iſt dies Buch ſchon deshalb, weil es zeigt, wie man bei gutem Willen und hinreichender Kenntniß des Gegenſtandes doch zu einem vollkommen ungenügenden Reſultate gelangen kann, wenn dem Beſtreben, die Lieblingsſaite ſeines Inſtrumentes tönen zu laſſen, die Harmonie des ganzen Stückes aufgeopfert wird. Denn von den Intereſſen der Landgemeinde geht der Verf. aus, und auf ſie kehrt er immer ununterbrochen in dem Sinne zurück, daß durch ihre, ſeinen rationellen Vorſchlägen nachgebildete Reorganiſation Alles, das ganze Heil der Geſellſchaft, des Staates, ja der Geſchichte mit Gewißheit zu erwarten ſei. — Die Herſtellung eines lebenskräftigen, wohlhabenden und geſitteten Bauernſtandes wird als die Aufgabe bezeichnet, wodurch die Loſungsworte der Parteien, wie Conſtitution, kirch-

liche Zwangsgesetze, Preßfreiheit, Preßzwang, Oeffentlichkeit, feudale Institutionen als an sich ohnmächtig, zum wenigsten als unfähig, Heil zu gewähren, aufgelöst würden. Und zu dieser Auflösung seien die wesentlichsten Schritte Seitens unserer erleuchteten Gesetzgebung bereits geschehen. Es bedürfe nur noch einiger Ergänzungsmaßregeln, die ohne erhebliche Schwierigkeit und ohne irgend ein Interesse zu verletzen, sich realisiren ließen. Diese werden aber dahin angegeben, daß das System der Koppelwirthschaft zur wirthschaftlichen Entwicklung der kleinen und zur Stallfütterung nicht geeigneten Güter unumgänglich nothwendig ist; daß Sparbanken, als kreisständische Institute, unter Aufsicht des Staates hergestellt werden; daß zwar Testirfreiheit gegeben, die gesetzliche Erbfolgeordnung aber dergestalt bestimmt werde, daß sie nie Quelle der Wirthschaftsverschuldung oder der Bodenzersplitterung werde. Ferner wird eine auf die nächsten Bedürfnisse des Landmanns gerichtete Bildung als vorzügliche Nothwendigkeit anerkannt, und dahin auch gerechnet, daß der Rusticalbesitzer sich einen so hohen Grad von politischer Bildung aneignen müsse, als zur Wahrnehmung der ihm anheimfallenden Functionen eines Hausvaters, Mitgliedes des Gemeinderaths und zur Handhabung der polizeilichen Ordnung nothwendig ist. — Jetzt haben wir ja Rusticalbesitzer sogar in unsern Provinzialständen. — Von den jetzigen Seminaristen erwartet der Verf. für diese zu erzielende Bildung wenig Heil, giebt deshalb zu, man müsse das Schulwesen gänzlich umgestalten — und spricht denn doch von einigen Ergänzungsmaßregeln; — freilich würde es sich so verhalten, wenn, wie der Verfasser andeutet, man sich entschließen könnte, die Lehrerstellen wiederum als Versorgungsposten für Militärs zu bestimmen, was in den ärmeren und rohen Gemeinden durchaus angemessen wäre. In einer weise gegliederten Gemeindeordnung findet der Verf. sodann eine wahre Freiheitsgarantie für alle Classen der Bevölkerung, während die künstlich in die Luft gebauten Constitutionen, die Theilung der souverainen Gewalt, bisher den ärmeren und ungebildeteren Ständen weder Heil noch Segen gebracht haben. Auch liege in einer solchen Verfassung die einzige Möglichkeit, die bureaukratische Verwaltung von dem Untergange durch Geschäftsübermaß zu retten:

Ganz herrliche Absicht, eine solche Rettung zu erwirken. Nur verschweigt der Verf. die Mittel und Wege, dies Alles ins Werk zu richten, oder nennt es, wenn wir uns recht besinnen, einige Ergänzungsmaßregeln der Regierung. Und doch kommt es, um in ein Bild zu verfallen, schon bei der Errichtung jedes gewöhnlichen Gebäudes — wie häufig aber spricht man von dem Staatsgebäude — keinem klugen Baumeister in den Sinn, den Grund desselben von dem Dachdecker, oder das Zimmerwerk von dem Maurer errichten zu lassen. Das Bild hinkt vielleicht. Doch trägt dann die Schuld des Verf. abgebrauchte Bildnerei „von in die Luft gebauten Constitutionen.“ Auf wen fällt denn eigentlich die Last solcher Vorwürfe? Auf das Volk, das doch gewiß mit innigster Sorgfalt seine Angelegenheiten besorgen möchte, da es ja eben die seinigen sind? Oder auf die Regierungen, die solche Constitutionen immer höher in die Luft zu schrauben bemüht sind? Warum will der Verf. in der Mitte, bei der Verfestigung und Abgrenzung des Gemeindelebens stehen bleiben, und nicht lieber, wie er doch eine gewisse Sehnsucht zu verrathen scheint, auf des Daseins Anfang, die Patrimonial-Existenz, oder den patriarchalischen Zuschnitt des Staates zurückschreiten? Sein Wille ist ganz trefflich, wie schon oben bemerkt, er weist auch Kenntnisse des Gegenstandes, der ihn zunächst umgiebt, nach; aber er verfehlt seine Absicht gänzlich, indem er des starken Glaubens lebt, der Theil müsse vor seinem Ganzen existiren, oder das Ganze könne seine Theile organisiren, ohne sich selbst organisiren zu müssen. Woher die Kraft kommen solle, daß der moderne Staat diese ganz zerfallenen und gewiß auch über kurz oder lang zu reorganisirenden Glieder zu dem Bewußtsein der Einheit und Integrität zusammenhalten könne, scheint der Verf. entweder nicht einzusehen, oder will davon durch wohlgemeinte Vorschläge, die ohne Basis sind, ablenken. Und doch anerkennt er das von ihm Bestrittene bei der Besprechung einer den Landgemeinden nothwendigen Rechts- und Polizeiverfassung, indem die Worte: „Gleichwohl könnte das Institut der großbritannischen Friedensrichter heute noch nicht im ganzen Umfang auf Preußen übertragen werden. Es setzt dasselbe durchaus jenen öffentlichen Geist und jene Controle, so wie jene gereifte politische Bildung in dem Volke voraus, welche nur die Frucht seiner langjährigen Theilnahme an der Verwaltung sein kann“ — sich auf das bekannte Lied von der Preußen Unmündigkeit beschränken, während wir uns von den Engländern und Franzosen gleichsam müssen vorwerfen lassen, daß wir das gebildetste, also doch wohl des Anfangs in der politischen Theilnahme fähige Volk wären. Der Verf. aber ist der Meinung, daß — doch wohl nur für uns — die reine, von allen kleinen und unerheblichen Geschäften geläuterte Monarchie die der Geldwirthschaftsform allein entsprechende Staatsform sei, das Königthum herrschend über Gemeinden.

Zu diesem Resultate gelangt ein Mann, der in den letzten Jahrtn sich angestrengt mit der Lösung der Fragen über die Gesellschaft beschäftigt hat, wie dies unter Anderem seine „Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft“ (Königsberg, 1838) beweisen. Er hatte dabei, so wie in dieser vorliegenden Schrift, nichts Geringeres vor Augen, als „der Staatsgesetzgebung eine zuverlässige Grundlage darzubieten.“ Worin er diese Zuverlässigkeit findet, ist in der Kürze angegeben. Wie er aber die Vergangenheit betrachtet, aus deren Beseitigung die Gegenwart mit ihren Höhen und Tiefen, Licht- und Schattenseiten, Vorzügen und Nachtheilen hervorgegangen ist, möchte ein omindses Urtheil für die vom Verf. empfohlene Zukunft bilden. So spricht er „von der Bildung eines Verhältnisses der Gegenseitigkeit unter den Gliedern des Patrimonialstaates, von einem Naturalaustausch gegenseitiger Dienstleistungen, der die Grundlage der Liebe und des Vertrauens und allseitiger Befriedigung ward,“ wozu man doch auch bei größter Nachsicht des Urtheils ein halbes Dutzend Frage- und Ausrufungszeichen setzen müßte, wenn dies nicht gegen die Regeln des Stils eine Sünde wäre. Für die Beibehaltung großer Grundstücke und die Verhinderung, solche zu theilen, hat der Verf. ein so eigenthümliches Raisonnement, daß der Hauptpunkt desselben Hervorhebung verdient: „Wie die große Fabrik wesentlich mehr producirt, als die ein gleiches Capital repräsentirenden kleinen Handwerkswirthschaften, so ist auch der Brutto- und noch mehr der Nettoertrag des umfassenden Vorwerks wesentlich größer, als die aus demselben etwa herzustellenden kleinen Bauerwirthschaften ihn zu erzielen vermöchten. Es liegt in den großen Vortheilen des Fruchtwechsels, der Arbeitstheilung und der Arbeitsvereinigung, in der Concurrenz der Arbeitskräfte, in der Verdingwirthschaft, — Hebel, die nur in größeren Wirthschaften zur vollen Anwendung gelangen können.“ Ueber diese Reihe von Scheingründen, die aus einem gewissen Standpunkt der Staatsunsittlichkeit ihre volle Anerkennung finden müßten, hat die Geschichte unwiderruflich gerichtet. Der Verf. hält ferner ein angemessenes Mischungsverhältniß von Rustical- und Vorwerks-, von Handwerks- und Fabrikwirthschaft überall den Nationalinteressen besonders günstig, und ist der Meinung, daß sich dasselbe von selbst darstellen werde, wo man die Concurrenz der ungleichen Kräfte gezügelt und deren Fortbestehen neben einander möglich gemacht habe. Denn sonst müsse die Gefahr hereinbrechen, vor der dem neuern Europa schon hin und wieder recht bange geworden ist, der Mangel an Arbeit; die Parcellirung des Bodens dränge zur Spatencultur, und damit entstehe eine zahlreiche Bevölkerung von Vagabunden und Bettlern, wie sie Ostpreußen neuerdings und Irland schon seit Jahrhunderten erhalten habe. Da werden wir denn zur rechten Zeit an Irland, die Heimath alles menschlichen Elends, erinnert, an das Land der großen Güter, deren vornehme Besitzer sich zu gut dünken, ihre Scholle selbst zu bauen; an die armen, besitzlosen Pächter, die eine Beute von unsinnigen Pachtübertheuerungen werden, weil sie nicht Gehörige des Bodens sind. Die Ausführung dieses Gegenstandes hätte der Verf. übernehmen sollen; überhaupt dürfte Irland und nur dies Land unter den britischen Inseln als das traurigste Vorbild unverständiger Bodenunfreiheit, gesetzlicher Willkür über das Zusammenhalten großer Güter dienen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

16. April. № 91. 1841.

Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens. Von Wilhelm Adolph Becker, Professor an der Universität Leipzig. 1. u. 2. Theil. gr. 8. Leipzig, 1840. Verlag von Friedrich Fleischer.

Hr. Becker hat sich durch den Beifall, mit dem sein vor zwei Jahren erschienenes Werk Gallus oder Scenen aus der Zeit August's allgemein in Deutschland aufgenommen wurde (wird doch gegenwärtig sogar in England eine Uebersetzung desselben angekündigt), veranlaßt gesehen, eine ähnliche Schilderung griechischer Sitte und griechischen Lebens nachfolgen zu lassen, ein Unternehmen, das an und für sich gewiß nur gebilligt werden darf; denn gerade diese Seite des hellenischen Alterthums war bisher fast ganz unberücksichtigt geblieben; die einzelnen antiquarischen Abhandlungen aus älterer Zeit, wie sie der Thesaurus von Gronov und ähnliche Sammelwerke bieten, sind eben nichts mehr als ein planlos zusammengerafftes, ungeordnetes Aggregat angeblicher Beweisstellen, wie es Hr. Becker ganz richtig bezeichnet; in neuester Zeit ist die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher vorzugsweise der Erforschung des öffentlichen und Staatslebens zugewandt, und dadurch das Privatleben ganz in den Hintergrund zurückgedrängt; höchstens einzelne Beziehungen und Seiten desselben finden wir, und zwar nicht ohne sichtliche Befangenheit und Vorliebe behandelt; wer wollte es daher nicht mit Dank anerkennen, wenn Hr. Becker sich dieser Arbeit unterzieht? Betrachten wir jetzt näher, wie er seine Aufgabe gelöst hat.

„Die Wissenschaft populariſiren, das ist das Losungswort unserer Zeit. Und wer möchte das Bestreben tadeln, die starren, widerstrebenden Elemente der Wissenschaft in Fluß zu bringen, und zu bewältigen und so das, was bisher das Eigenthum weniger Zunftgenossen war, dem allgemeinen Bewußtsein näher zu führen? Aber eben dies Bestreben ist gar zu leicht der Gefahr ausgesetzt, in Ungründlichkeit auszuarten und so die wahre Würde der Wissenschaft zu beeinträchtigen. Auch in der Philologie, die sich wohl länger als andere Gebiete des Wissens in einer gewissen Abgeschlossenheit und Isolirung behauptet hat, thut sich gegenwärtig jenes Bestreben kund; nur ist zu beklagen, daß man, weit entfernt davon, die Wissenschaft kräftig zu fördern, auf halbem Wege stehen bleibt; und gerade solche Unkenntniß dessen, was der Philologie wahrhaft Noth thut, solche Halbheit der Philologen selbst, schadet der Philologie weit mehr, als alle die vielfachen Angriffe, die in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten her auf dieselbe gemacht worden sind." Diese Bemerkungen glaubte Rec. der erwähnten Anzeige vorausschicken zu müssen, und er hat sie hier wiederholt, weil eben aus jenem Streben, die Wissenschaft zu populariſiren, die ganze Form und Fassung vorliegenden Werkes herzuleiten ist.

Hr. Becker hat sein Buch für zwei Classen von Lesern bestimmt, die er Anfangs des Vorwortes ziemlich unbestimmt bezeichnet: „Indem ich dem gelehrten Publicum und den Freunden des Alterthums diese Bilder griechischer Sitte mit ihren Erläuterungen übergebe" u. s. f. Klarer geht dies aus dem ganzen Buche selbst hervor, auch enthalten einige Aeußerungen in der Vorrede Andeutendes, z. B. auf S. XIV: „Wohl aber möchte ich in Bezug auf die hier gegebene Erzählung dem Tadel begegnen, daß sie zu sehr den Charakter des Romans an sich trage. Es hat sich das im Grunde ohne mein Zuthun so gestaltet. Als ich beim Ordnen des Materials den vorhandenen Stoff auf die einzelnen Scenen vertheilte, da ergab sich in der Hauptsache der Plan der Erzählung von selbst, so daß es nur des verbindenden Kitts bedurfte. — Wer nun dessenungeachtet einer solchen Einkleidung so unhold ist, daß ihm auch der Zweck sie nicht entschuldigt, der kann, wenn ihm sonst der wissenschaftliche Theil anspricht, leicht über die wenigen Bogen hinwegsehen, die sie in Anspruch nimmt. Ich aber muß gestehen, daß ich mich nicht überzeugen kann, daß die Bedingung jeder gründlich wissenschaftlichen Untersuchung ein überernster σκυθρωπασμὸς sei, vielmehr bin ich der Meinung, daß manche Seiten des Alterthums sich weit mehr eignen, mit einer gewissen Ironie behandelt zu werden." Darauf bezieht sich wohl auch der der Schrift als Motto vorausgeschickte Ausspruch des Plutarch: *Πράγμα*

βραχὺ πολλάκις καὶ ῥῆμα καὶ παιδιά τις ἔμφασιν ἤθους ἐποίησε μᾶλλον ἢ μάχαι μυριόνευροι, der gleichſam als Gorgoſchild dienen ſoll, um jeden grämlichen Recenſenten abzuſchrecken. Recenſent iſt dem Humor und der Ironie keineswegs abhold, meint aber, der Wiſſenſchaft gezieme eine gewiſſe Strenge und Würde; und wie man einen Künſtler tadeln würde, der das tief ernſte Angeſicht der Pallas Athene mit dem üppigen Leibe der Aphrodite verbinden wollte, eben ſo gewiß iſt ein Schriftſteller zu tadeln, der zwei ganz fremdartige Elemente mit einander zu vereinigen ſucht. Mit einem ſolchen zwieſpaltigen zwitterartigen Weſen iſt aber vorliegendes Werk behaftet, und gerade deshalb daſſelbe als ein verfehltes zu bezeichnen. Hr. Becker will für Gelehrte und für Dilettanten zugleich ſchreiben; er iſt, mag er ſich auch dagegen ſträuben wie er will, der *Boettigerus redivivus*, aber in moderner Geſtalt; ſein Zweck iſt, die Wiſſenſchaft zu populariſiren. Aber was ſoll der Wiſſenſchaft jene belletriſtiſche Zugabe nützen, die freilich ſo in den Vordergrund geſtellt iſt, daß vielmehr die gelehrte Erörterung als Beiwerk erſcheint. Und was ſollen die Laien und Dilettanten, die Unterhaltung ſuchen, mit dem Buche anfangen? Sie leſen höchſtens den etwas dürftigen Roman, und überſchlagen den wiſſenſchaftlichen Theil als unnützen Ballaſt, den ſie ja ohne alle Mühe ausſcheiden können. Aus jenen Skizzen werden ſie aber das Alterthum ſo wenig kennen lernen, als etwa aus Walter Scott's Romanen engliſche oder ſchottiſche Geſchichte. So zerfällt alſo Hrn. Becker's Werk in zwei ganz von einander verſchiedene Beſtandtheile, von denen gleichwohl der eine eben nicht zum Vortheil auf den andern eingewirkt hat. Ich wende mich zunächſt zum erſten, indem ich den Verlauf des Romanes kurz zuſammenfaſſe.

Im letzten Jahr der hundert und elften Olympiade zieht ein junger Mann im Ephebenalter, Namens Charikles, zu Roß von einem Sklaven, Manes, begleitet auf der Straße, die von Argos nach Korinth führt; ſein Vater, Charinos, war nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Chäronea durch die Intriguen der Sykophanten gezwungen worden, ſeine Vaterſtadt Athen zu verlaſſen, und hatte ſich zu Syrakus angeſiedelt, wo er fünf Jahre darauf ſtirbt, gerade in dem Augenblicke, da es einem Freunde gelungen iſt, ihm die Erlaubniß zur Rückkehr auszuwirken. Charikles iſt im Begriff, in ſeine Heimath zurückzukehren, und in einer Waldſchlucht raſtend, trifft er unerwartet mit einem Jugendfreunde, Kteſiphon, zuſammen. Das Wiedererkennen der jungen Männer ſchildert die erſte Scene. Die zweite Scene führt uns von der Landſtraße in das Haus eines Kupplers in Korinth; denn ein Gaſtfreund des Charikles in Argos hat ihn — freilich unwahrſcheinlich genug — an einen berüchtigten Kuppler, Sotades, gewieſen. Charikles, der ehrſame Jüngling, ohne zu ahnen, daß er ſich im Hauſe der Schande und des Laſters befinde, verliebt ſich gleich auf der Stelle in die ſchöne Meliſſa, die indeſſen eher für eine attiſche, als für eine korinthiſche Hetäre gelten dürfte, und wird nur durch die treue Fürſorge des Kteſiphon aus einem gefährlichen Abenteuer errettet. Denn während Charikles auf einem von Roſen duftenden Lager die ſchöne Meliſſa umfaßt hält, und dieſe ganz hingegeben ihm vollen Liebesgenuß verheißt, ſtürzt Sotades, der ſcheinbar verreiſt war, zur Thür herein, und häuft Schmähungen und Drohworte über den argliſtigen Verführer ſeiner unſchuldigen Tochter; nur durch die glückliche Dazwiſchenkunft des Kteſiphon und ſeiner Begleiter wird Charikles aus der übeln Situation befreit. In der dritten Scene verſetzt uns Hr. Becker aus dem Kupplerhauſe in das ehrſame Vaterhaus. Charikles reiſt mit Kteſiphon zu Schiff nach Athen, und findet gaſtliche Aufnahme bei einem treuen Freunde ſeiner Familie, der ſeines Vaters Haus durch Kauf an ſich gebracht hatte. Geldangelegenheiten rufen Charikles bald in das bewegte Leben und Treiben des attiſchen Marktes, welches in der vierten Scene geſchildert wird. Die mannigfachen Vergnügungen, denen die üppige attiſche Jugend huldigt, ziehen Charikles an; dies der Inhalt der fünften Scene. Dann ſchließt ſich die Schilderung eines reichen, üppigen Gaſtmahles in der ſechſten Scene. Die ſiebente Scene zeigt uns beide Freunde am Bord eines Kauffartheiſchiffes: Charikles will in Andros eine Schuld eintreiben, Kteſiphon auf Chios ein Landgut kaufen; aber die Meerfahrt nimmt ein unglückliches Ende: bei einem heftigen Sturme ſcheitert das Schiff an den gefährlichen Küſten Euböas, nur mit Mühe retten die Freunde ihr Leben; nachdem ſie ſich von der Angſt erholt haben, ziehen ſie nach Aedepſos, um die Freuden des Badelebens zu genießen; auf dem Wege dahin wird dem Charikles das Glück zu Theil, die Sandale oder den Pantoffel eines ſchönen Mädchens oder Frau aus dem Waſſer zu retten, und ſein empfängliches Gemüth treibt ihn nach Athen zurück, wo er ſeine Schöne wiederzuſehen hofft. Ein glücklicher Zufall führt ihn in der achten Scene auf die richtige Spur; am Krankenbette eines alten Freundes ſeines Hauſes, Namens Polykles, ſieht er die Schöne wieder, iſt aber zu betroffen, um ſein Glück zu nützen und ſich dem Mädchen zu nähern, das natürlich ebenfalls hoch erröthet und die Blicke auf den Boden heftet. Die neunte Scene ſchildert das Teſtament, den Tod und die Beerdigung des attiſchen Alten. Doch auf Leid folgt die Freude, und ſo verſetzt uns die zehnte Scene mitten in die ſchwelgeriſche Luſt und den bachantiſchen Taumel des Dionyſosfeſtes. Durch eine alte Sklavin, Mento, wird die Verlobung zwiſchen Charikles und der liebekranken Kleobule zu Stande gebracht; ſiehe die elfte Scene. Die Schilderung der Hochzeit in der zwölften und letzten Scene beſchließt, wie ſich erwarten läßt, das Ganze.

Aus dieſer Angabe des Inhalts geht ziemlich klar hervor, daß wir keinen eigentlichen Roman hier erwarten dürfen, vielmehr ſind es einzelne Skizzen und Genrebilder, die nur loſe durch den Faden der Erzählung zuſammenhängen: Rec. bezweifelt, ob damit eigentlich dem leſeluſtigen, unterhaltungsſüchtigen Publicum gedient ſei; denn dies verlangt piquante Situationen, ſpannende Verwicklung, mit einem Worte Handlung, und davon findet es in vorliegenden Skizzen wenig oder nichts. Es fragt ſich überhaupt, ob das antike Leben für die moderne Form des Romans recht geeignet ſei; was ſich in der älteren Litteratur etwa von Analogien aufweiſen läßt, wie in der mittleren und neuen Komödie, iſt doch, wenn man es genauer betrachtet, von weſentlich verſchiedener Natur; ja ſelbſt Schriftſteller ſpäterer Zeit, wie Lucian bei den Griechen und Apulejus bei den Römern, können doch nur uneigentlich mit den Romanſchriftſtellern neuerer Zeit verglichen werden; es iſt offenbar die antike Lebensanſchauung ſelbſt, der die Form des Romans nicht convenirt. Dazu kommt noch für den, der einen alterthümlichen Stoff im Gewande des Romans bearbeiten will, die große Schwierigkeit, ſich ſo ganz in die griechiſchen und römiſchen Zuſtände zu verſetzen, daß er ſich heimiſch fühlt und im Stande iſt, dieſelben mit lebendigſter Friſche zu ſchildern; gleichwohl erfordert der Roman bei ſeinem überwiegend epiſchen Charakter gerade am meiſten eine gewiſſe Ausdehnung in die Breite, ein liebevolles Eingehen in die größten wie die kleinſten Verhältniſſe des Lebens; aber das antike Leben iſt dem modernen diametral entgegengeſetzt, bleibt uns daher immer in gewiſſer Beziehung fremd; es ſteht uns ſo unendlich fern, daß unſere Kenntniß deſſelben, ungeachtet der Maſſe der erhaltenen Denkmale lückenhaft iſt und bleiben wird. Daher ſind denn auch alle Verſuche, die man gemacht hat, das Leben der Griechen oder Römer durch jene romanartige Einkleidung uns näher zu führen, mißlungen; es finden ſich ſtets zwei widerſtrebende Elemente, die ſich nicht vereinigen laſſen. Am erſten möchte ſich nach des Rec. Meinung noch die Zeit der Auflöſung der alten Welt, wo ſie, im Zwieſpalt mit ſich ſelbſt begriffen, zugleich einen vergeblichen Kampf gegen die neuen geiſtigen Mächte des Chriſtenthums zu beſtehen hat, zu ſolcher Darſtellung eignen. Doch gerade dieſe Periode iſt, ſo viel erinnerlich, zu dieſem Zwecke noch nie benutzt worden.

(Fortſetzung folgt.)

Die Wahrheit in Sachen der bonner evangel. theolog. Facultät contra B. Bauer.

Herr Sack iſt ſehr gütig geweſen gegen mich in der L. A. Z., indem er meiner Bitte um weitere Erklärung entſprochen und verſichert hat, daß auch weder er, noch ſeine Glaubensgenoſſen, die ſo und ſo viel evangeliſchen Rheinländer, eine Proteſtation gegen B. Bauer *veranlaßt* hätten; weniger gütig iſt Hr. Sack gegen das Publicum geweſen, welches er durch dieſe *juriſtiſche* oder Advocatenwahrheit nicht aufklärt, und nur irre machen kann durch die Pfiffe des Verſteckenſpielens mit Negationen ſolcher Dinge, auf die entweder gar nichts ankommt, oder wobei irgend ein Wort beſonders premirt wird, wie in ſeiner erſten Erklärung „das nicht in Pleno und nicht als Facultät" proteſtirt zu haben, und nun in der zweiten höchſt wahrſcheinlich das Wort „Proteſtation," wenn es nicht etwa das Wort „Veranlaſſung" iſt, in dem die Reſervatio mentalis ſteckt, die nun Hrn. Sack noch zu einer dritten Erklärung Raum geben möge, wenn ich mich etwa in ihr geirrt haben ſollte. Was Hr. Sack alſo verſäumt hat, nämlich dem Publicum ſtatt der *juriſtiſchen* Wahrheit die *theologiſche*, und in dieſem Falle die *wirkliche* zu geben, das will ich jetzt hier verſprochner Maßen zu leiſten ſuchen. Die A. L. Z. war nicht der Ort zu der *ganzen* Wahrheit, und wo ſie es allenfalls wäre, in den Inſertionen, da iſt ſie mir natürlich zu koſtſpielig; in dem übrigen Raume aber wiſſen wir, daß ſie neuerdings zu ſehr im Sack'ſchen Sinne wahrheits-, freiheits- und gerechtigkeitsliebend geworden iſt, alſo ſo zu ſagen, in die Sackgaſſe der „ſchlechten Endlichkeit," um mit dem alten Hegel zu reden, ſich verrannt hat. Jedoch zur Sache:

Allerdings — wir geben es zu — war es ein etwas zu voller Ausdruck, als wir ſagten, die Facultät habe in Pleno proteſtirt; ja es war ſchon zu viel geſagt, daß die Facultät als ſolche proteſtirt habe. Genauere Nachrichten hatten uns bereits eines Beſſeren belehrt; aber wir erkennen es als vollkommen angemeſſen und einer theologiſchen Facultät geziemend an, ja es iſt ihre Pflicht, daß ſie offen auftritt und Mythen, ſo wie ſie ſich bilden, in der erſten Geburt erſtickt, ſo wie es ihr wohl anſteht, wenn ſie in andern Fällen die mythiſche Erklärung bekämpft.

Wir können es nicht mehr läugnen: wir und die Fama, der wir folgten, haben in dieſem Punkte einmal eine Mythe gebildet. Aber die hochwürdige Facultät hat die Sache nicht wieder gut gemacht; denn das iſt nicht die richtige Art und Weiſe, wie Mythen erklärt werden, daß man kurzweg ſagt: an der Sache iſt Nichts dran, iſt gar Nichts dran, ſondern man muß zeigen, was der Kern der Mythe und wie ſie entſtanden iſt. Das hat die Facultät nicht geleiſtet. Sie konnte es freilich nicht leiſten: denn hätte ſie den Kern aufgeſucht und gefunden, ſie wäre eben zu ſich ſelber gekommen. Wir wollen daher das Verſäumte nachholen und ein Beiſpiel geben, wie Mythen gründlich erklärt werden.

Die Mythe iſt alſo, daß die Facultät in Pleno, daß ſie als ſolche ausdrücklich proteſtirt habe. Wir geben die Erklärung.

Der Miniſter Altenſtein glaubte nicht mehr, daß es möglich ſei, Bauer in Berlin ſicher zu ſtellen und hier ſeine äußere Stellung zu befeſtigen, als dieſer im Sommer 1839 ſeine Schrift gegen Hengſtenberg herausgegeben hatte. Voller Theilnahme für die Entwicklung der philoſophiſchen Schule, auch in der letzten ungünſtigen Zeit bereit zu helfen, wo und wie er konnte, und wohlwollend auch gegen Bauer geſinnt, beſchloß er, ohne daß dieſer etwas davon ahnte, ihn nach Bonn zu ſchicken, um ihn in Jahresfriſt dort vollſtändig zu ſiriren. Zum Theil mag ihn zu dieſem Entſchluß unter Anderem auch der Umſtand gebracht haben, daß ſein Schützling mit den Profeſſoren der dortigen theologiſchen Facultät noch in keine Art eines kritiſchen Rencontre gerathen war, und daß es auch nicht ſo ausſah, als würde ſich jemals dazu ein Anlaß finden. Der

Entſchluß wurde plötzlich, ſehr ſchnell, augenblicklich ausgeführt, und Bauer begab ſich zu Michaelis nach Bonn.

Im nächſten Winter wetteiferten, wie man ſich noch erinnern wird, die Zeitungen, die Gefahr zu ſchildern, welche von der kritiſchen Philoſophie der Religion, Kirche und allen Gütern des menſchlichen Lebens drohte. Man pries das Juſte-Milieu, welches Wiſſen und Glauben gehörig zu verſöhnen wiſſe, und debattirte darüber, in welcher Weiſe Altenſtein im Miniſterium erſetzt werden müſſe. So viel war an der Sache wahr, daß in Berlin die Reaction ſchon entſchieden wurde, daß ſie alle ihre Kräfte ſammelte und Altenſtein auf dem Sterbelager ihr keinen Widerſtand mehr zu leiſten vermochte.

Im Sommer 1840 war die Sache entſchieden.

Wie es ſcheint, oder vielmehr ſeine Bücher beweiſen, die im Laufe des Sommers (über die Landeskirche und über das vierte Evangelium) erſchienen, ging Bauer ruhig ſeinen Gang fort; ja der Druck der Verhältniſſe und die drohenden Gefahren ſcheinen ſogar dazu beigetragen zu haben, daß er die letzten poſitiven Feſſeln, die ihn vorher zum Theil noch eingeengt hatten, ablegte.

Die ganze Verwicklung, in welche nun auch die ſo unſchuldige Facultät hineingezogen iſt, bildete ſich in folgender Weiſe. Ohne daß Bauer darauf angetragen hatte, und ohne ſein Wiſſen wurde von dem interimiſtiſchen Miniſterium aus Ende Sommers nach Bonn geſchrieben, in welcher Abſicht der verewigte Miniſter Altenſtein den Lic. Bauer nach Bonn geſchickt habe, und daß man es als eine Pflicht der Pietät, die man dem Verewigten ſchuldig ſei, betrachten müſſe, das Vermächtniß deſſelben in Bezug auf Bauer auszuführen. Dieſer war indeſſen nach Berlin gereiſt in der einzigen Abſicht, die Herbſtferien im elterlichen Hauſe und unter ſeinen Freunden zuzubringen, er that keinen Schritt, der zu jener Angelegenheit irgendwie Beziehung gehabt hätte, und war ſo eben reiſefertig und im Begriff, Berlin zu verlaſſen, als von Bonn aus die Antwort einlief, daß Bauer nicht zur Profeſſur befördert werden könne, weil ſonſt die Einigkeit der Facultät geſtört würde. Die Ernennung Eichhorn's war ungefähr vierzehn Tage vorher publicirt worden.

Die Facultät als ſolche — als corpus — hat alſo, wie ſie nun ſelbſt erklärt hat, dieſe Antwort nicht hervorgerufen. Es bleibt aber dabei, und das iſt der Kern jener Mythe, die ſogenannte Idee, welche der Mythe zu Grunde liegt: die Facultät iſt doch dabei thätig geweſen. Die Mythe (und die beſte Geſchichtſchreibung kann vollkommen in dieſer Art verfahren, ohne ihre Glaubwürdigkeit zu verlieren), die Mythe hält ſich an das An-ſich, und unbekümmert um die Art und Weiſe der Erſcheinung, die oft ſehr gleichgiltig iſt, ſtellt ſie das Anſich als die wahrhafte Wirklichkeit dar. Iſt es Grundgeſetz, — ein Geſetz, was der Staat nie anerkennen darf, — daß eine Facultät nur als homogene Maſſe exiſtiren ſoll, ſo iſt die theologiſche Facultät und ihr inneres Lebensgeſetz (das Beſte, was ſie enthalten kann) der Grund, weshalb ein fremdes Element entfernt gehalten wird, wenn es fern gehalten werden ſoll. Die Facultät und das Geſetz, welches ihre unvermiſchte Einheit fordert, iſt alſo der Grund, weshalb Bauer zurückgewieſen wurde. Die Corporation als ſolche hat gewirkt, und geiſtige Mächte brauchen, um zu wirken, nicht Hand und Fuß in Bewegung zu ſetzen.

Als Bauer hörte, daß von Bonn aus die Beſorgniß vor einer Störung des Facultätsfriedens ausgeſprochen war, blieb er in Berlin, um zu erfahren, wie ſein Schickſal für jetzt entſchieden werden würde. Bis zum Ende des vorigen Jahres wuchs die allgemeine Spannung, mit der man erwartete, wie ſich die Regierung in Bezug auf die gegenſeitige Stellung des wiſſenſchaftlichen und religiöſen Princips entſcheiden würde. Die Frage über Bauer war die erſte, welche Eichhorn in Bezug auf die kritiſch-philoſophiſche Richtung vorgelegt wurde; nicht nur die Schule, welche es zunächſt anging, ſondern auch andere Kreiſe waren auf die Entſcheidung geſpannt, und daraus, daß die Sache allgemein beſprochen wurde, iſt es unter andern erklärlich, daß uns eine etwas ungenaue Nachricht zuging.

Auch ſeine Freunde und Gönner mußten Bauer geſtehen, daß ſeine Sache in dieſem Augenblicke ſchwierig, vielleicht unmöglich auszuführen ſei. Er wurde ernſtlich gefragt, und die Frage wurde ſelbſt unter Freiergeſinnten beſprochen, ob nicht die wiſſenſchaftliche und religiöſe Richtung ſo weit auseinandergingen, daß es derjenige, welcher der erſteren folge, nicht mehr mit ſeinem Gewiſſen vereinigen könne, den Vorſatz zu hegen und einer theologiſchen Facultät näher geſtellt werden zu wollen. Allein Bauer blieb bei ſeinem Entſchluß, und berief ſich darauf, daß das chriſtliche Princip, ſo lange es in der Welt beſtehe, niemals abgeſondert für ſich geſtanden habe, daß jede wichtige Epoche der Entwicklung der Wiſſenſchaft auch weſentlich auf das religiöſe Bewußtſein eingewirkt habe, und daß der neuern Wiſſenſchaft am wenigſten das Recht, auf das religiöſe Bewußtſein einzuwirken, entzogen werden könne. Auf ähnliche Einwürfe, die ihm von andern Orten her gemacht wurden, berief er ſich darauf, daß es ſich gar nicht mehr darum handle, ob der philoſophiſch Gebildete als Privatmann bei ſeinen Ueberzeugungen unter dem Schutz der Geſetze ſicher und ruhig leben könne, ſondern um die Anerkennung der philoſophiſchen Kritik innerhalb des Staats und namentlich innerhalb der theologiſchen Facultät handle es ſich. In conſtitutionellen Staaten, wo jedes Princip die Ausſicht und die Anwartſchaft darauf hat, zur Oberherrſchaft zu kommen und ſich im Staate durchzuſetzen und die verſagte Anerkennung zu gewinnen, ſieht ein Princip ſeinen Sturz und ſeine Verſetzung in die Oppoſition ruhig und ſchmerzlos an. Aber in einem Staate, wo dieſe Ausſicht nach dem allgemeinen Staatsgeſetz nicht vorhanden iſt, darf die Regierung nicht einſeitig Partei ergreifen; ihre Würde und ihr Ruhm beſteht dann allein darin, daß ſie nicht Partei iſt und alle Richtungen öffentlich vertreten werden läßt.

Es iſt nicht zu verkennen, daß die Entſcheidung der Frage unter den damaligen Verhältniſſen für Eichhorn ihre Schwierigkeit hatte, und wenn ſelbſt Altenſtein in den letzten Jahren Bedenken trug, die philoſophiſche Kritik officiell zu beſchützen und neben den andern Richtungen öffentlich zu beſchützen, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn man jetzt im Miniſterium verſuchte, die Entſcheidung der Frage wenigſtens hinauszuſchieben. So wurde Bauer der Vorſchlag gemacht, er ſolle ſich zunächſt privatim mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſchäftigen, zu welchem Zweck ihm eine Jahresunterſtützung angewieſen werden ſollte. Da er aber ſah, daß er einer theologiſchen Facultät dann nur um ſo ferner gerückt werden würde und eine Stelle verlaſſen müſſe, wo es ſich um eine der wichtigſten Fragen der Gegenwart handelt, ſo begab er ſich wieder nach Bonn.

Wie wir aus Berlin gehört haben, war es einer der erſten Schritte, den er in Bonn that, daß er beim Miniſterium den Antrag machen ließ, es möge die Facultät zur Abgabe eines Gutachtens auffordern, ob ſeine Schriften wie ſeine Richtung Etwas enthielten, was ihn nothwendig von einer nähern Verbindung mit der Facultät ausſchließen müſſe. Es fragt ſich nun, ob der Facultät Gelegenheit gegeben wird, offen und mit beſtimmten Gründen ſich über oder gegen ihn auszuſprechen, und ob das Anſich, was ihm bisher hinderlich war, ſich zu einer entwickelten und motivirten Wirklichkeit wird entfalten können."

A. Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

17. April. № 92. 1841.

W. A. Becker „Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens."

(Fortsetzung.)

Der Stil leidet bei aller Sorgfalt, die sichtbar auf die Schilderung des antiken Lebens verwandt ist, an recht fühlbaren Mängeln: ich tadle namentlich das Uebermaß im Gebrauche der Beiwörter, die oft ganz müßig angehäuft, statt die Anschaulichkeit zu fördern und das Plastische der Darstellung zu heben, vielmehr die Beweglichkeit der Rede hemmen. Man betrachte nur zum Beispiel den Anfang der 7. Scene: „Es war in den letzten Tagen des Hekatombäon, da eben der Sonne goldenes Rad sich über den Spiegel des Meeres erhob und mit seinen ersten Strahlen den Giebel der Burg und das hohe Standbild der schützenden Göttin erleuchtete, die ernst über das beginnende Leben der unteren Stadt hinaus schaute auf die ruhige See, wo das neugeborene Licht die dämmernden Nebel der Morgenfrühe verscheuchte, da lichtete im Hafen von Athen ein Schiff die Anker, wie es schöner nie auf der Rhede vom Piräos gesehen worden war. Trotz seiner ungewöhnlichen Größe und der leicht erkennbaren Festigkeit des Baues, glitt es leicht und behend über die nasse Ebene hin, kräftig regten sich die Ruder in den Händen der rüstigen Mannschaft, die nach einfachem Rhythmus das kräftige Schifferlied anstimmte" u. s. w. Oder auch die Beschreibung des Gastmahles in der sechsten Scene: „Ein tüchtiger Koch war gemiethet, Kränze waren bestellt und köstliche Salben gekauft, anmuthige Flötenspielerinnen und Tänzerinnen geworben. In dem geräumigen Saale, welchen Lysiteles zur Scene des nächtlichen Festes bestimmt hatte, standen die Lager bereit, und auf zierlichen Tischen war eine Menge kleinerer und größerer silberner Schaalen und Becher aufgestellt. Jugendliche Sclaven im hochgeschürzten, halb durchsichtigen Chiton" u. s. f. Der gerügte Uebelstand mag zum Theil daher rühren, daß Hr. Becker seine Bilder so genau und richtig als möglich zeichnen wollte, und daher bemüht ist, die Zustände des Hauptwortes durch Beiwörter zu versinnlichen; nur ist das richtige Maß oft überschritten. Ueberhaupt trägt die ganze Darstellung den Charakter mühsamen Fleißes an sich, und entbehrt deshalb der Frische und Lebendigkeit; übrigens glauben wir es Hrn. Becker recht gern, wenn er Vorrede S. XIII. sagt: „Man mag es beim flüchtigen Lesen nicht ahnen, mit welcher umsichtigen Behutsamkeit diese Bilder entworfen sein wollten, mit wie mühsamen Fleiße die gegebenen einzelnen Züge zur Einheit eines Gemäldes verbunden werden mußten, welche beengende Resignation dazu gehörte, die eigene Subjectivität gänzlich zurückzudrängen, und die Phantasie nur mit einer vorgeschriebenen Zahl einer fremden Welt entnommener Vorstellungen arbeiten zu lassen." Aber ich weiß nicht, ob nicht Herr Becker gerade durch jene Sorgfalt und gewissenhafte Treue, mit der er Zug für Zug abzuconterfeien bemüht ist, seiner Darstellung, ich meine hier natürlich nur die romanhafte Erzählung, nicht den wissenschaftlichen Theil des Werks, geschadet hat; hätte er ruhig die einzelnen Eindrücke in sich aufgenommen und frei und selbständig verarbeitet, so würde gewiß eine solche Reproduction des Alterthums in ungleich höherem Grade befriedigen.

Hr. Becker meint nun zwar, wem jene romanhafte Einkleidung nicht gefalle, der könne leicht jene wenigen Bogen überschlagen und sich an den wissenschaftlichen Theil halten, — als wenn der eine mit dem andern in gar keinem inneren Zusammenhang stände, — gleichwohl hat eben jener erste Theil sichtbar auf die Gestalt des zweiten eingewirkt, so daß dieser den Anforderungen, die man an eine wissenschaftliche Arbeit auf diesem Gebiete machen darf, keineswegs entspricht. Denn der wissenschaftliche Theil, obwohl dem Umfange nach bei weitem der größte, erscheint doch eigentlich nur als Zugabe zu jenen mosaikartigen Schilderungen des griechischen Lebens: denn in den einzelnen Scenen findet wiederum jeder einzelne Punkt durch ausführliche Anmerkungen seine Erläuterung, die natürlich in gar keinem nothwendigen Zusammenhang stehen, sondern durchaus abgerissen und fragmentarisch sind, so daß der Zweck, den Hr. Becker vor Augen hatte, ein klares anschauliches Bild des griechischen

Lebens aufzuſtellen, durchaus nicht erreicht wird. Herr Becker ſcheint das Ungenügende dieſer Form auch ſelbſt erkannt zu haben: denn außer den Anmerkungen ſchließen ſich an die meiſten Scenen noch ein oder mehrere Excurſe an, worin er bemüht geweſen iſt, die wichtigſten und umfangreichſten Partieen des häuslichen Lebens der Griechen im Zuſammenhange zu ſchildern. Im Allgemeinen muß mit Lob anerkannt werden, daß hier Hr. Becker meiſt das Zuſammengehörige vollſtändig und ſorgfältig geordnet hat, und unter einen allgemeinen Geſichtspunkt zuſammenzufaſſen bemüht geweſen iſt; aber auf der anderen Seite tritt der Mangel an Einheit, das zwitterartige Weſen des ganzen Werkes recht deutlich hervor: denn ſo zerfällt auch der wiſſenſchaftliche Theil wieder in zwei Hälften, in die Anmerkungen und die Excurſe. Und ſtänden nur jene ausführlichen Abhandlungen in irgend einem inneren Zuſammenhang: aber ihre Reihenfolge iſt ganz von dem Gange der Erzählung abhängig. So erhalten wir denn zur erſten Scene einen Excurs über die Erziehung, zur zweiten über die Hetären, zur dritten über das griechiſche Haus, über Buchhandel und Bibliotheken, zur vierten über Markt und Handel, zur fünften über Gymnaſien u. ſ. f., worin Niemand eine wiſſenſchaftliche Entwicklung finden wird. Allein nicht nur das Zuſammengehörige und Verwandte wird durch die gewählte Form von einander geriſſen, ſondern auch, eben weil es an einer organiſchen Entwicklung fehlt, Einzelnes von Wichtigkeit ganz mit Stillſchweigen übergangen; denn bei der Darſtellungsweiſe, welcher Hr. Becker folgt, iſt es natürlich, daß ganze Partieen entweder völlig ſeiner Aufmerkſamkeit ſich entzogen, oder als ungehörig erſchienen; nun giebt es ferner auf dieſem, wie faſt auf allen Gebieten der Alterthumswiſſenſchaft Lücken, die ſich freilich nicht ohne weiteres ausfüllen laſſen, aber auf dieſelben hinzuweiſen, iſt jedenfalls die Aufgabe des wiſſenſchaftlichen Forſchers. So hätte man wohl erwartet, daß Hr. Becker nicht nur über das Haus, ſondern insbeſondere auch über das Hausgeräth, namentlich aber über die Vaſen das Wichtigſte und Intereſſanteſte mittheilen würde, da ja dieſen nicht nur in der Geſchichte der alten Kunſt ein Platz gebührt, ſondern ſie namentlich auch hier, als Gegenſtände des Luxus berückſichtigt werden mußten. Ebenſo ſieht man ſich bei Herrn Becker vergeblich nach einem Abſchnitte über die Köche und die antike Kochkunſt um, da gerade dieſe in der ſpäteren Zeit, und dieſe ſchildert ja Hr. Becker faſt ausſchließlich, und zwar insbeſondere zu Athen eine ſo wichtige Rolle ſpielen. Wenn aber Hr. Becker ſich damit entſchuldigt, er habe keine paſſendere Form für ſeine Darſtellung finden können, indem er Vorrede S. XIII ſagt: „Hinſichtlich der Form blieb mir keine Wahl; es konnte die Erläuterung der tauſend vereinzelten und doch für die Sitte ſo charakteriſtiſchen Züge nur an Bilder aus dem Leben ſelbſt geknüpft werden; ich würde es höchſt unpaſſend finden, wenn man einer Bearbeitung der Staatsalterthümer dieſe Einkleidung geben wollte: denn der Staat iſt eben ein Syſtem, und daher die ſyſtematiſche Behandlung durch den Stoff ſelbſt vorgeſchrieben; anders aber verhält es ſich mit dem Privatleben, deſſen bunte, in zahlloſen Varietäten wechſelnde Bilder jeder ſtrengen Claſſification widerſtreben, und das nur eben durch ſich ſelbſt dargeſtellt ſein will" — ſo iſt dies eben ſo unrichtig als unklar. Eine jede Disciplin hat auch dem ihr inwohnenden Princip gemäß ihre eigenthümliche Form; wer das Princip richtig erkannt hat, dem kann auch letztere nicht entgehen. Und gerade bei der Schilderung der helleniſchen Privatalterthümer mußte ſich trotz des großen Reichthums und der Mannigfaltigkeit des Stoffes doch eine paſſende Anordnung ſehr leicht darbieten, wenn nur Hr. Becker tiefer in ſeinen Gegenſtand eingedrungen wäre. Ein anderer Uebelſtand, der gleichfalls nur von jener romanhaften Einkleidung herrührt, den Hr. Becker, ſobald er eine ſtreng wiſſenſchaftliche Methode befolgt hätte, ſicher würde vermieden haben, iſt der, daß in der Regel nur die Zeit des Verfalls griechiſcher Sitte berückſichtigt wird. Hr. Becker verlegt die Scene ſeines Romans in die 111. Olympiade, und da lag es allerdings ſehr nahe, zumal da die Quellen für dieſe Zeit gerade am reichhaltigſten fließen, auch in den Anmerkungen und Excurſen vorzugsweiſe die letzte Entwicklungsperiode griechiſcher Sitte zu behandeln. Allein die Aufgabe einer wiſſenſchaftlichen Arbeit war es vielmehr, von den erſten Anfängen helleniſcher Sitte auszugehen und alsdann nachzuweiſen, wie von dieſem Grunde aus allmälig im Verlaufe der Zeit das helleniſche Leben ſich zu einem ſo unermeßlich reichen ausgebildet, dann, als es den höchſten Gipfel der Blüthe erreicht hatte, raſch entartet und in ſich ſelbſt zerfallen ſei. Nur wer ſo auf hiſtoriſchem Wege den Entwicklungs- und Bildungsgang des helleniſchen Volkes ergründet, kann ein klares und anſchauliches Bild des häuslichen Lebens in Griechenland aufſtellen. Hr. Becker hat wohl zuweilen auch auf etwas frühere Zeiten Rückſicht genommen und ältere Gewährsmänner beachtet, aber eben weil er beſtrebt iſt, alle einzelnen Züge zur Einheit eines Gemäldes zuſammenzufaſſen, verbindet er oft das Ungehörigſte und Entlegenſte mit einander. Wie ſo ganz anders würde ſich Alles geſtaltet haben, wenn ſich Hr. Becker hätte entſchließen können, die griechiſche Sitte in ihrem Entſtehen und ihrer Fortbildung zu verfolgen. Entfaltet ſich doch in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von Perikles bis Alexander dem Großen das ſociale Leben namentlich zu Athen zu einer kaum geahnten Blüthe: eine unendliche Fülle und Reichthum von immer wechſelnden Geſtalten drängt ſich uns auf: das Verſchiedenſte und Fremdartigſte bewegt ſich auf demſelben engen Raume; eine Erſcheinung treibt die andere hervor, jedes Jahr bringt eine neue Phaſe der Bil-

dung, und das Geſtern zeigt ein ganz anderes Angeſicht als das Heute. Und dieſe verſchwimmenden, flüchtigen Bilder, dieſe raſch wechſelnden Stimmungen vermeint Hr. Becker bannen zu können, wenn er alle die verſchiedenartigſten Züge in die enge Umkreiſung eines einzigen Rahmens concentrirt: wahrhaftig, das konnte ihm eben ſo wenig gelingen, als wenn Jemand verſuchen wollte, das ſociale Leben der letzten vierzig oder funfzig Jahre in ähnlicher Weiſe, wie es Hr. Becker thut, zu ſchildern.

(Fortſetzung folgt.)

Ein kurzes Wort gegen die Hypokriſie des liberalen Pietismus.

Ein erbaulicher Glaubensartikel aus Berlin in der augsburger Allgemeinen Zeitung (12. März, Beilage) ſchließt mit folgender Stelle aus Stahl's chriſtlicher Rechts- und Staatslehre: „Nie darf die Religion dem einzelnen Menſchen durch Zwang aufgenöthigt werden. Niemand darf verfolgt und beſtraft werden um ſeines Glaubens willen, ja es darf gar nicht nachgeforſcht werden, ob Jemand etwa Unglauben oder Irrlehren hege; das iſt Sache des Gewiſſens und der väterlichen Hilfsleiſtung des Geiſtlichen, aber nicht einer äußern Macht. Der Grundſatz religiöſer Inquiſition, wenn er auch gar nicht mit ſchweren Strafen verbunden, iſt ſchon an ſich verwerflich. Selbſt die Verbreitung von Irrlehren (Ketzerei) darf nur polizeiliche Einſchreitung nach ſich ziehen, nicht aber als Verbrechen beſtraft werden; denn wenn gleich der Staat die objective Gewißheit der chriſtlichen Lehre als Princip ſeiner Einrichtung aufſtellen muß, ſo darf er ſie doch nicht zum Princip der Beurtheilung des Individuums machen, da der Glaube nicht wie die Rechtlichkeit in dem natürlichen Vermögen des Menſchen liegt; daher kann die Verläugnung deſſelben nicht als eine Verſchuldung des Individuums in der Welt gelten, wie Verletzung der Rechtsordnung. Der Staat darf ferner die Kirche nur bei dem Gebot ſolcher Handlungen mit äußerem Zwang unterſtützen, welche auch von dem innerlich Ungläubigen ohne Heuchelei geleiſtet werden können, z. B. Taufe der Kinder, Einſegnung der Ehe, nicht aber Beichte und Abendmahl.“ Dieſe Stelle iſt wahrhaft claſſiſch, denn in wenigen Worten iſt hier das ganze Geiſteselend des hypokritiſchen liberalen Pietismus zuſammengefaßt. Sie verdient daher eine beſondere Beleuchtung.

„Die Verbreitung von Irrlehren (Ketzerei) darf nur polizeiliche Einſchreitung nach ſich ziehen, nicht aber als Verbrechen beſtraft werden.“ Das heißt alſo, in einem chriſtlichen, d. i. nach den Principien des modernen Pietismus eingerichteten Staate iſt der Unglaube zwar nicht, wie weiland, ein Criminalverbrechen, aber ein Polizeivergehen. Der chriſtliche Staat, welcher nothwendig keine andere Beſtimmung hat, als die Sanitätspolizei des chriſtlichen Glaubens zu ſein, darf — wenn er aber darf, wenn es erlaubt, wenn es geſetzlich iſt: ſo muß er — natürlich zur Unterſtützung der chriſtlichen Staats- und Rechtsphiloſophie, die Verbreitung von Irrlehren durch die Polizeigewalt unterdrücken. Aber wie unterdrückt er dieſe Verbreitung? Dadurch, daß er die Schriften der Ungläubigen conſöcirt? Aber iſt damit der Zweck erreicht? Iſt die Schrift das einzige Mittel, Irrlehren zu verbreiten? Iſt nicht das mündliche, perſönliche Wort weit wirkſamer als das ſchriftliche? Wer aber Irrlehren durch die Schrift verbreitet, von dem iſt vorauszuſetzen, daß er ſie auch durch den Mund verbreitet. Und ſelbſt wenn ich auch nicht meine Ketzereien ausſpreche, kann ich nicht allein durch mein Leben, durch das böſe Beiſpiel, welches ich Andern z. B. dadurch gebe, daß ich nicht in die Kirche und zum Abendmahl gehe, ſie an ihrem Glauben irre machen? Wenn alſo der chriſtliche Staat des modernen Pietismus gegen die Schriften der Ungläubigen polizeilich einſchreiten darf, ſo darf, ja ſo muß er auch, wenn er anders das Uebel mit der Wurzel ausrotten will, gegen die Perſonen der Ungläubigen polizeilich einſchreiten. Er darf ſie alſo zwar nicht auf den Scheiterhaufen oder in ein Criminalgefängniß bringen, aber er darf ſie unbedenklich, ohne die Gebote der chriſtlichen Staats- und Rechtslehre zu überſchreiten, zeitlebens in polizeilicher Haft halten, wenn einmal „der väterliche Zuſpruch der Geiſtlichkeit“ bei ihnen, wie zu erwarten war, nichts gefruchtet hat. Aber auch mit dieſer Haft wäre noch keineswegs die Wirkſamkeit der Ungläubigen aufgehoben. Sie könnten die Polizeidiener und vermittelſt dieſer die übrige Welt mit ihrem Unglauben anſtecken. Es bliebe alſo dem chriſtlichen Staate kein anderes Mittel zur Verhinderung der Ausbreitung der Irrlehren übrig, als die Ungläubigen zu exportiren. Aber geſetzt: man brächte ſie in ein Land, wo gleichfalls die Principien der poſitiv-chriſtlichen Staats- und Rechtsphiloſophie dominirten, was wäre jetzt zu thun? Der chriſtliche Staat müßte nun nolens volens, nachdem ihn die polizeiliche Gewalt im Stiche gelaſſen, zur peinlichen Halsgerichtsordnung ſeine Zuflucht nehmen, d. h. durch die Erfahrung überzeugt von der Feigheit, Falſchheit und Halbheit des modernen Glaubens, der ihm ein unzulängliches, illuſoriſches Mittel angerathen, zurückkehren zur Einfalt und Wahrheit des alten Glaubens, welcher das allein praktiſche und erfolgreiche Mittel, — den Strang und das Feuer zur Unterdrückung der Ketzerei anwandte. O wie aufrichtig, wie wahrhaft und deswegen wie verehrungswürdig war auch in dieſer Hinſicht der alte Glaube, dem heuchleriſchen, ohnmächtigen Glauben der modernen Welt gegenüber! Der alte Glaube verurtheilte von Rechtswegen den Ungläubigen, — der höchſte Richter hatte ihn verdammt — „wer nicht glaubt, iſt verdammt,“ — der irdiſche Richter vollſtreckte nur dieſes Gottesurtheil. Der alte Glaube verfuhr alſo rechtlich gegen den Ungläubigen; der moderne Glaube dagegen verbietet die rechtlichen, aber erlaubt die unrechtlichen Maßregeln, er zieht ihn nicht vor das Forum des Richters, ſondern vor das Forum der geheimen Polizei, d. h. der Intrigue. Der alte Glaube machte kurzen Proceß, er ſchlug den Ketzer mit einem kräftigen Schlage zu Boden; der moderne Glaube aber chicanirt ihn

unter dem Scheine, ihm kein Leid zuzufügen, langſam zu Tode.

In der That, iſt denn der Strang, das Schwert, das Feuer das einzige Mittel, Jemand aus dem Leben zu expediren? Iſt nicht auch Entziehung der nothwendigen Lebensbedingungen Beraubung des Lebens? Darf aber der chriſtliche Staat Perſonen, deren Schriften er verbietet, überhaupt Perſonen, die keine chriſtlichen Geſinnungen manifeſtiren, zu Aemtern und Würden befördern? Nein! er handelt unchriſtlich, er handelt im Widerſpruch mit ſeinem Princip, er verläugnet den chriſtlichen Glauben, wenn er unchriſtlichen Perſonen eine Wirkungsſphäre einräumt. Wer unchriſtliche Schriften verbieten darf, verbieten muß, der muß auch, wie eben bewieſen, unchriſtliche Perſonen unterdrücken, folglich nur chriſtliche Perſonen zu Amt und Brot bringen. Aber wie verſichert ſich denn der chriſtliche Staat der Geſinnungen derjenigen ſeiner Unterthanen, die nicht den unglückſeligen Beruf haben, durch Schriften ſich auszuſprechen? Etwa dadurch, daß er gebietet, regelmäßig in die Kirche und zum heiligen Abendmahl zu gehen? O nein! ſo plump iſt der moderne Pietismus nicht. Man notirt nur unter der Hand die Leute, die nicht in die Kirche gehen, und bringt dann data occasione etwa in einer vertraulichen Unterredung mit einer einflußreichen Perſon die Unkirchlichkeit und Unchriſtlichkeit ſolcher Leute zur Sprache. Das iſt ſchon genug. Haben wir alſo nicht eine religiöſe Inquiſition? Allerdings keine nominelle, aber factiſche, d. h. keine rechtliche, aber unrechtliche. Denn unrechtlich iſt es, wenn ein Staat factiſch die Chriſtlichkeit zur Bedingung macht, an die er Amt und Brot knüpft, ohne die Chriſtlichkeit zu einem förmlichen Geſetz zu machen. Wie ſchwachſinnig iſt es, wenn Stahl ſagt: „wenn gleich der Staat die objective Gewißheit der chriſtlichen Lehre als Princip ſeiner Einrichtung aufſtellen muß, ſo darf er ſie doch nicht zum Princip der Beurtheilung des Individuums machen.“ Wie ſchwachſinnig, muß ich nochmals wiederholen! Wie verkehrt geſchloſſen! Wenn das Chriſtenthum das Princip der Einrichtungen des Staats iſt, ſo iſt es auch der einzige Maßſtab ſeiner Handlungen und Beurtheilungen. In einem chriſtlichen Staate entſcheidet allein die Chriſtlichkeit, nicht die ſonſtige Fähigkeit und Geſchicklichkeit, über die Tauglichkeit zu einem Amte. Wenn ein Staat die objective Gewißheit der Kriegskunſt als der wahren Staatskunſt zum Princip ſeiner Einrichtung macht, wäre es nicht verkehrt, wenn er andere als kriegeriſche Eigenſchaften zur Bedingung zu Staatswürden machte? Wie albern alſo: der Staat hat das Chriſtenthum zum Princip ſeiner Einrichtungen, aber nicht zum Princip ſeiner Beurtheilung! Wenn das Chriſtenthum nicht taugt zur Beurtheilung, ſo taugt es noch weniger zur Einrichtung. Wenn der chriſtliche Glaube nicht von Jedem gefordert werden kann, wenn er nicht in dem natürlichen, d. h. allgemeinen Vermögen des Menſchen begründet, alſo nur etwas Particuläres, Subjectives iſt, ſo iſt auch die Gewißheit der chriſtlichen Lehre nur eine ſubjective, particuläre, die einem Andern nicht zugemuthet werden kann. Aber wie kann der Staat etwas Subjectives zum Princip ſeiner Einrichtungen machen? O ihr wahrheitsloſen Heuchler! Wenn ihr den Glauben zu einem Staatsprincip macht, ſo ſeid auch ſo ehrlich und muthig, den Glauben zu einem Staatsgeſetz zu machen, widrigenfalls ſchmuggelt ihr auf den Schleichwegen der geheimen Polizei den Glauben in die Politik ein. Wer in der objectiven Gewißheit des Chriſtenthums lebt, der lebt in der Ueberzeugung, daß der chriſtliche Glaube von Jedem, der chriſtlichen Unterricht genoſſen, gefordert werden kann. Und wenn der chriſtliche Glaube das Princip des Staates iſt, ſo hängt die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Staatsoberhauptes ab von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Glaubens. Der Unglaube iſt daher ein Staats-, ein Majeſtätsverbrechen. Nur ein Staat, der dies ausſpricht, der darnach handelt und urtheilt, nur ein ſolcher iſt auf rechtliche, auf eine der Gerechtigkeit conforme Weiſe ein chriſtlicher Staat.

Aber gebietet nicht der Staat Heuchelei, wenn er den Glauben zum Geſetz macht? Was kümmert den Staat ſo eine ſubjective Rückſicht? Wie Viele halten die Staatsgeſetze äußerlich, ohne ſie innerlich zu genehmigen. Wie Viele tragen auf dem Leibe die Uniform eines königlichen Dieners, im Herzen aber die Republik! Und wenn der Staat, wie ſich mit Nothwendigkeit aus den Principien der chriſtlichen Staats- und Rechtslehre ergiebt, die unchriſtlichen Schriften und Perſonen zu unterdrücken, folglich nur die chriſtlichen Schriften und Perſonen zu befördern hat und wirklich befördert: gebietet er nicht dadurch, freilich nicht auf eine directe und legale, aber eben deswegen auf eine nur um ſo ſchlimmere und verderblichere Weiſe die religiöſe Heuchelei? Wo der Staat dem Glauben ſtattirt, da ſchmeichelt der Glaube der Eitelkeit, der Gewinn- und Ehrſucht des Menſchen. Man glaubt, um dem Staatsregenten zu gefallen, oder um zu einträglichen und einflußreichen Aemtern emporzukommen. Wo an den Glauben weltliche politiſche Vortheile, an den Unglauben weltliche Nachtheile gebunden ſind, da iſt der Glaube ein heimliches Geſetz und die Heuchelei eine offenbare Nothwendigkeit, da flüſtert der Staat gleichſam ſeinen Unterthanen ins Ohr und Gewiſſen die Worte: ich fordere von Euch keinen Glauben, Gott bewahre! ſo illiberal bin ich nicht, Jeder behalte ſeinen Glauben, auch der Ungläubige; aber wenn Ihr Etwas haben, Etwas ſein wollt, ſo müßt Ihr glauben, — wo aber der allgewaltige Staat auf dieſe Weiſe den Glauben inſinuirt, da iſt die Freiheit des Glaubens und Denkens eine hohle, illuſoriſche Phraſe, — eine Phraſe, die wohl die Schwachgläubigen, aber nimmermehr uns, Ungläubige, d. h. uns Denker, die wir ſo viele Illuſionen geopfert haben, verblenden kann. Nein! uns täuſcht Ihr nicht, Ihr Heuchler eines liberalen Pietismus. Alles könnt Ihr uns nehmen, um Euch damit zu bereichern. Euch gehören die Schätze des Himmels, und einſtweilen zum Vorſchmack die Schätze der Erde. Aber nehmen könnt Ihr uns nicht unſer wahrheitsliebendes Herz und unſern unbeſtechlichen Verſtand. Mit Euch iſt das Glück, mit uns die Nemeſis. An der Macht unſers Verſtandes ſcheitert das weſenloſe Dunſtgebilde Eures erheuchelten Glaubens. Jetzt ſiegt Ihr freilich mit Hilfe der Polizei, aber einſt ſiegen wir mit Hilfe der Wahrheit.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

19. April. № 93. 1841.

W. A. Becker „Charikles. Bilder altgriechiſcher Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechiſchen Privatlebens.“

(Fortſetzung.)

Mit dieſer Vermiſchung der verſchiedenartigſten Zeiten hängt auf's Genaueſte ein anderer Irrthum zuſammen, in welchen Hr. Becker nicht minder häufig verfallen iſt, ich meine die Vermiſchung der localen und volksthümlichen Eigenthümlichkeiten. Wie die Scene des Romans nach Athen verſetzt iſt, ſo hat auch Hr. Becker eigentlich nur das attiſche Familienleben vor Augen, und hätte er ſeine Schilderungen Bilder attiſcher Sitte benannt, ſo ließe ſich dagegen nichts Erhebliches einwenden; aber Hr. Becker nimmt dabei hie und da auch auf Einrichtungen anderer Stämme Rückſicht, und zwar ohne dieſelben gehörig zu ſondern, vielmehr überträgt er, was er anderwärts findet, ohne weiteres nun auch auf Athen, oder umgekehrt. Herr Becker ſagt ſelbſt darüber in der Vorrede S. XVIII: „Daß vorzugsweiſe die attiſche Sitte geſchildert worden iſt, wird Niemanden befremden. Bei der Zerſplitterung Griechenlands in viele kleine Staaten, deren jeder ohne Zweifel auch in Sitte und Lebensweiſe ſeine Eigenthümlichkeit hatte, ſollten in einem allgemeinen Bilde griechiſchen Lebens freilich auch alle dieſe Nüancen berückſichtigt ſein. Allein es wird uns von den Schriftſtellern nur wenig darüber berichtet. Nur über Sparta und Athen erfahren wir mehr, und der erſtere Staat mit ſeinen bizarren Inſtitutionen, welche alle Individualität aufhebend, in unnatürlicher Ausdehnung die politiſche Stärke und den Ruhm des Staates nicht als höchſten, ſondern als einzigen Zweck hinſtellen, kann eher für eine Anomalie, als für den Repräſentanten des griechiſchen Lebens überhaupt gelten. — Das attiſche Leben wird uns alſo, wenn wir von den ſtarren und anmuthloſen Formen Spartas und einiger anderen doriſchen Staaten abſehen, überhaupt als Norm für ganz Griechenland gelten müſſen, und die aus anderen Staaten bekannten Abweichungen können nur comparativ in Betracht kommen.“ Eine irrigere Anſicht läßt ſich nicht leicht finden. Recenſent giebt gern zu, daß für einzelne Staaten und Stämme die Nachrichten ſehr dürftig ſind, und kaum ausreichen, um uns ein ungefähres Bild von dem Leben, wie es ſich dort geſtaltete, zu gewähren; immerhin aber ſind dieſe einzelnen Andeutungen und Notizen nicht zu verſchmähen, ſondern ſorgſam zuſammenzuſtellen. Ueberhaupt aber ſpricht ſich ſowohl in den eben angeführten Worten Hrn. Becker's, ſo wie in ſeinem ganzen Verfahren ein völliges Verkennen griechiſcher Volksthümlichkeit aus, vielleicht daß dieſes gefördert ward durch die frühere Beſchäftigung Hrn. Becker's mit römiſchen Zuſtänden. Denn dort iſt allerdings ein gemeinſames Band der Sitte und Lebensweiſe nicht zu verkennen, indem Rom, wie im politiſchen und öffentlichen Leben, ſo auch im engen Kreiſe des Hauſes und in den ſocialen Verhältniſſen ſeine Alleinherrſchaft mit gebieteriſcher Nothwendigkeit geltend macht. Ganz anders in Griechenland, wo, wie es ſchon die vielfach zerſplitterte und getheilte Natur des Landes mit ſich bringt, eine unendliche Mannigfaltigkeit der Lebensweiſe und Sitte waltet; iſt es doch überhaupt der Grundzug des griechiſchen Charakters, ja wenn wir wollen, der eigentlichſte Beruf des helleniſchen Volkes, die Individualität in aller Freiheit und Selbſtändigkeit auszubilden, ein Streben, was ſich wie im Größten ſo im Kleinſten offenbart. Gar verſchieden iſt das Entwicklungsprincip des doriſchen Stammes von dem Bildungsgange, welchem der ioniſche Stamm folgt. Und ſelbſt innerhalb des engeren Kreiſes der Stammgenoſſen, welche Verſchiedenheit der Verhältniſſe und Formen des Lebens tritt uns entgegen! Wie ſehr wird das Princip des einzelnen Stammes durch Oertlichkeit, Berührung und Miſchung mit Fremden und ähnliche Verhältniſſe bedingt? Wie verſchieden iſt das doriſche Leben in ſeiner Abgeſchloſſenheit, und mit ſtrengſter Conſequenz durchgeführt z. B. in Sparta, von den Geſtaltungen, die wir in Unteritalien und Sicilien antreffen. Wie ganz anders bildet ſich das ioniſche Leben in Kleinaſien aus, wenn man es vergleicht mit ſeiner ſchönſten Entwicklung innerhalb Attikas? Aber keine von dieſen verſchiedenen Formen und Weiſen hat ſich je zur allgemein geltenden und herrſchenden gemacht: eine jede hat ihre Berechtigung, und

ſie beſtehen, wenn auch nicht gerade gleichzeitig und gleichmäßig ſich entwickelnd, neben einander. Mögen ſie ſich auch oft gegenſeitig auf das Hartnäckigſte bekämpfen, bei aller Verſchiedenheit haben ſie doch ihr Gemeinſames, beruhen auf einem höheren Princip, ſo daß, was dem Einen fehlt und abgeht, in deſto reicherer Fülle das Andere darbietet. So ergänzt denn Eines das Andere, und eben jene gegenſeitige Hilfsbedürftigkeit knüpft ſie aneinander, nicht etwa von Außen mit Gewalt aufgedrungene Einheit, nicht das Uebergreifen des Einen oder des Andern: davor bewahrt die Hellenen ihr unendlicher Freiheitsdrang und das Selbſtgefühl der kräftigen Individualität. Darum kann auch nur derjenige griechiſche Sitte und Weiſe richtig erkennen, welcher ſie in ihrer Gliederung und individuellſten Geſtaltung erforſcht; erſt dann wird er im Stande ſein, auch das Allgemeingiltige und Bleibende zu erfaſſen. Und wie eben darum Ottfried Müller in Irrthum befangen iſt, wenn er in der Entwicklung des doriſchen Stammes allein das eigentliche Lebensprincip des helleniſchen Volks wiederfinden will, ebenſo irrt Hr. Becker, wenn er darin nur eine Caricatur des griechiſchen Lebens erkennt, und dagegen das attiſche Bildungsprincip als die Norm für ganz Griechenland betrachtet. Aber freilich iſt Athen in der organiſchen Fortbildung griechiſcher Volksthümlichkeit die ſchönſte Blüthe, der Silberblick des helleniſchen Lebens, ja wohl eigentlich der antiken Welt überhaupt.

Die Wiſſenſchaft hat die Aufgabe, die einzelnen Erſcheinungen nicht nur als ſolche zu betrachten und darzuſtellen, ſondern ſie ſoll auch nach ihrem Grund und ihrer Bedeutung forſchen; aber in dieſer Beziehung iſt von Hrn. Becker verhältnißmäßig wenig geleiſtet: doch darf dieſes eben bei dem Aufgeben ſtreng wiſſenſchaftlicher Form und Behandlungsweiſe nicht befremden. Hrn. Becker's Urtheil über das griechiſche Volk und ſeine Sitte iſt da, wo es ſich ausſpricht, ſehr häufig unbegründet und irrig, oft ganz unbillig; hätte er die Stellung der Hellenen in der vorchriſtlichen Welt in der Mitte zwiſchen dem Orient und dem Römerreiche ſchärfer ins Auge gefaßt, ſo würde ſein Urtheil von vielen Einſeitigkeit ſich frei gehalten haben.

Lob und Anerkennung verdient im Allgemeinen die umſichtige Art und die Sorgfalt, mit welcher Hr. Becker ſowohl die Werke der Claſſiker ſelbſt, als auch die der neueren Litteratur zu ſeinem Zwecke benutzt hat. Hr. Becker hat, und dies iſt in gegenwärtiger Zeit nicht genug anzuerkennen, ſtets aus den Quellen ſelbſt geſchöpft und dieſelben meiſt auch richtig gewürdigt, aber tadeln muß es Rec., wenn Hr. Becker auf Lucian ein ſo großes Gewicht legt und deſſen Schilderungen nicht ſelten benutzt, um das echt helleniſche Leben darzuſtellen, da doch Lucian nur das völlig entartete griechiſche Leben im Römerreiche kennt und noch dazu meiſt carikirt wiedergiebt. Eben ſo wenig iſt es zu billigen, wenn Hr. Becker auf die Briefe des Alkiphron Gewicht legt, eines Schriftſtellers von mindeſtens ſehr problematiſcher Glaubwürdigkeit, bei dem man nie mit Sicherheit unterſcheiden kann, wie weit die Nachbildung der Alten geht, wo die Beobachtung ſpäterer Zuſtände anhebt. Was die Benutzung neuerer Werke betrifft, ſo verwundert ſich Rec., daß nirgends, ſo viel ihm erinnerlich iſt, auf die griechiſche Litteraturgeſchichte von Bernhardy Rückſicht genommen iſt, die ihm doch bei einzelnen Partieen, z. B. über die Erziehung, wichtige Fingerzeige gegeben haben würde; aber freilich ſcheint dieſes treffliche Werk in dem Maße als es benutzt, ja auf das unverſchämteſte geplündert wird, ignorirt zu werden; jedoch iſt Hr. Becker von jenem Vorwurfe völlig freizuſprechen, er ſcheint Bernhardy's Buch gar nicht gekannt zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Jagdbrevier von Heinrich Laube. Leipzig, 1841. Verlag von Georg Wigand.

Leopold Schefer gab uns ein Laienbrevier, Heinrich Laube, der ja auch Beziehungen zu Muskau hat, giebt ein Jagdbrevier. Jenes hat in gewiſſer Art ſein Glück gemacht, es hat wiederholte Auflagen erlebt, es iſt gelobt und geprieſen worden, während kaum ein einziger Kritiker von einigem Gewicht in dieſes Lob hat einſtimmen können; ja man darf ſagen, wer irgend Geſchmack hatte, konnte ihn daran nicht finden. Dieſe Formloſigkeit ohne Grenzen, nicht bloß im Aeußern, ſondern auch im Innern, dieſe kühlen, weithergeholten Reflexionen, dieſes pantheiſtiſche Durcheinander, das ſchwindlich und ſeekrank machen muß, konnte unmöglich irgendwie zur Andacht, zur Erhebung ſtimmen, und weichmüthig verfloſſene Sentimentalität konnte keine Stärkung bringen. Aber wenn auch Laube ſeinen Titel wahrſcheinlich nur von ſeinem Vorgänger erborgt hat, ſo wird ſein Verhältniß zur Poeſie ein ganz anderes ſein, denn die Jagd iſt ein freies Handwerk, und die feſten Regeln, das Herkommen, der Brauch, die Jägerſprache u. ſ. w. ſchützen allein ſchon vor Verſchwommenheit. Doch zuerſt noch einiges Allgemeinere.

Wir haben von Laube neulich eine Litteraturgeſchichte erhalten, und hier erhalten wir eine poetiſche Production; er hat viel in Proſa geſchrieben, diesmal ſchreibt er in Verſen. Das iſt für das junge Deutſchland ein ſeltener Fall; denn Heine wird zwar vom Bundestag zum jungen Deutſchland gerechnet, aber nicht von der Kritik. Als Probe dieſer Verſe heben wir z. B. aus dem Gedicht: „Der Fuchs, eine Lebensgeſchichte," den Anfang des Abſchnitts: „Reineke's Stammbaum" hervor. Er lautet:

„Jedermann weiß, daß der Herrgott
An einem apartten Tage die Thiere ſchuf,
Und daß die Thiere auf Erden waren,
Ehe ein Menſch exiſtirte.
Es behaupten nun welche — ſie irren vielleicht —
Daß zwiſchen den Schöpfungstagen
Stets lange Zeit verfloſſen ſei, —
Zwölf himmliſche Stunden nämlich,
Im alten Teſtament eine Nacht,
Die könnten wohl zwölf Jahrhunderte ſein.
Denn es wären im Himmel die Zeit
Und Uhren und Uhrmacher anders,
Ganz anders, als hier auf Erden."

Doch um dieſe irdiſche Zeit nicht zu verderben, breche ich die intereſſante Erzählung von Reinecke's Stammbaum gerade da ab, wo ſie am anziehendſten iſt. Die Probe genügt, und wir überzeugen uns, daß nur noch Ludwig Tieck ſich zu dieſem hohen Schwung ungereimter Rhythmik erhoben hat; es erreicht alſo auch hier das junge Deutſchland die höchſten Gipfel der Kunſt, welche das alte erreicht hat.

Aber es kommt auch Proſa in dem Buche vor, ich meine Proſa in Proſa, und auch hiervon eine Probe. Auf Seite 200 lautet Abſchnitt 79 unverkürzt wie folgt:

„Unſere Gedankenſchlüſſe ſind Formen, welche der Natur entnommen ſind, welche der Natur und deren Gange und Geſetze entſprechen, ſo weit wir Gang und Geſetz der Natur kennen. Unſere Gedankenſchlüſſe wechſeln und verfeinern ſich alſo, je nachdem wir neue und verborgnere Geſetze der Natur auffinden. Darum liegt im ſinnigen Jagdleben, was mit der Natur intim verkehrt, eine ſo intereſſante und würdige Welt.“ — Was doch die Jagd für ein freies Naturleben ſein muß, wenn man ſolche Bemerkungen und Betrachtungen über ſie machen kann! Wir hielten ſonſt Hrn. H. Laube für einen leichten Belletriſten, den ſeine Freunde und Feinde uns in Glacéehandſchuhen einhergehend ſchilderten: aber wir lernen jetzt, daß er die Büchſe führt und frei in Gottes freier Natur lebt; wir hielten ihn ſonſt für einen eleganten Novellenſchreiber, aber wir ſehen jetzt, daß er zugleich ein tiefer Logiker iſt. Wie Schade, daß Hr. H. Laube Hegel'n nicht anerkennt, ſondern nur abſchreibt; Beide vereint, was hätten ſie leiſten können!

So unendlich viel auch ſchon über die Jagd in Proſa und Verſen geſchrieben iſt, — neuerdings erſcheint in Berlin ſogar neben den hochariſtokratiſchen hippologiſchen Blättern auch ein gleichgeſinntes deutſches Sporting-Magazine, — ſo eignet ſie ſich gewiß von allen Beſchäftigungen immer noch am meiſten für eine poetiſche Darſtellung, weil ſie durch und durch Anſchauung und Leben iſt, und weil ſie von der ewig poetiſchen Natur nicht getrennt werden kann. Die Jagd iſt das beſte Mittel, die großen Stimmungen der Natur auf ſich wirken zu laſſen, ſie iſt zugleich die beſte Schule für die Kenntniß der uns umgebenden Thierwelt und ihrer Sitten. Die Jagd liefert der epiſchen, der lyriſchen und der didaktiſchen Dichtungsart den dankbarſten Stoff; wer ſie aber in ihrem ganzen Umfange und zugleich in ihrem tiefſten Weſen, in ihrer ganzen Bedeutung für das Gemüth poetiſch faſſen und darſtellen will, der müßte freilich in allen dieſen drei Gattungen Meiſter ſein; oder, was gewiß auch ſeinen Vortheil hat, man muß ſich kennen und ſich darnach auf eine dieſer Gattungen beſchränken. Hr. H. Laube hat es nicht gethan; ſehen wir denn zu, was ihm am beſten gelingt. Die Sitten der Thiere geben ihm Gelegenheit zu mancherlei Darſtellungen. Er hat ſie nicht verſäumt, miſcht aber ſogleich allerlei ungehörige Anſpielungen ein, welche den Hauptgegenſtand in den Hintergrund ſtellen. Faſt von allen jagdbaren Thieren erzählt er uns Familiengeſchichten, welche durch Beziehungen auf menſchliche Verhältniſſe, die hier aber eben ſo trivial als geſucht ſind, intereſſant werden ſollen; es dreht ſich immer um Adelsunterſchied und Mesalliancen, ſo daß man das eigentliche Object ſogleich aus den Augen verliert, aus der Poeſie in die Proſa verſetzt iſt, und ſtatt der Darſtellung immer unverſehens Reflexion hat, und welche Reflexion! Ich ſetze hieher, was der Verf. über das Reh ſagt, weil es gerade das kürzeſte Gedicht iſt. S. 73:

Im alten Reich der Thiere war
Das Reh von guter Familie,
Es war ein prinzliches Geſchlecht,
Ein wohl apanagirtes.

Von Ausſicht auf Regentſchaft war
Ihm nimmermehr die Rede,
Verzichtet hatt' es immerdar
Auf Macht und Krieg und Fehde.

Es ſuchte ſtilles Familienglück
Und lebte ganz aparte,
Auf reine Race hielt es ſtets
Auf Schönheit und gute Manieren.

So ward es zierlich und beſchränkt,
Beſchränkt an Geiſt und Muthe,
Wie man auf That und Klugheit denkt,
Das wich ihm aus dem Blute.

In Majoraten erbt es fort,
Der ält'ſte Bock gebietet,
Er iſt ein eigenſinn'ger Herr,
Grob gegen die Verwandten.

Ob hierin viel Jagderfahrung oder Jagdpoeſie enthalten ſei, möge der Leſer beurtheilen. Das nächſte Stück behandelt nun gar unter der Ueberſchrift: „Die Rehbrunft, eine Familiengeſchichte,“ noch geſchmackloſer und alberner die bekannte Streitfrage. Wir ſetzen nur noch folgende Ueberſchriften her: „Der Dammhirſch, eine Ahnenprobe,“ — die Hirſche verlangen von dem Dammwild ein „Familien-Document“ zu ſehen; ferner Seite 185: „Die Sauen, eine Rittergeſchichte;“ dieſe Ritter führen nämlich wieder

„Mit jungen und alten Sauen daneben
Ein zärtliches Familienleben.“

Auch von den Hunden handelt der Verf. des Weiteren. Die Hauptpointe iſt wieder S. 221:

„Das Hundegeſchlecht am Hofe verſah
Die hohe und niedre Bedienung,
Vom Kammerherrn bis zum Portier
Gehörten alle Stellen
An dieſe große Familie.“

Der Schluß des Gedichts lautet:

Und um den Kaiſer ſelber war
Der hohe Adel geſchaaret,
Der Jagdhund jeglicher Race.
Der Dachshund diente zur Polizei,
Der Spürhund und Stöberer desgleichen,
Der Leit- und Schweißhund führten ſchon
Die obre Acciscontrolle,
Und eigentlicher Cavalier
War Wind- und Hühnerhund.
Es hat der Hühnerhund noch jetzt
Die Cavaliermanieren:
Er ſtutzt nur, wenn er Wildpret trifft,
Er zeigt es nur dem Herren,
Wie ein Marquis marquirt er nur
Vermöge feinſter Sinne,
Er greift nicht plump — es iſt ſein Dienſt,
Nur geiſtreich anzudeuten.

Sehe zu, wer aus ſolchen geiſtreichen Andeutungen des Laube'ſchen Jagdbreviers etwas von der Jagd lernen kann. Das heißt doch Thiere ſchildern! Mit der meiſten Liebe und Ausführlichkeit behandelt der Verf. die Liebesverhältniſſe der Thierwelt und kann ſie uns der Reihe nach bei allen Thieren nicht brünſtig genug ſchildern. Ich denke, daß die Natur hierin natürlich, daß das Thier thieriſch iſt, das wäre ganz in der Ordnung, nur in der Auffaſſung menſchlicher Verhält-

niſſe hatte hier das junge Deutſchland ſeine eigenen Principien und Weiſen. Daß man nun aber auch umgekehrt wieder an den Thieren hervorhebt, was ſich von ſelbſt verſteht, und ihnen weder zum Verdienſt, noch zur Schande gereichen kann, das iſt doch ſeltſam. Es giebt hier wieder Anſpielungen auf's eheliche Leben, die eben ſo fein als geiſtreich ſind, nämlich Keins von Beiden. Der Haſe wird geſcholten (oder beneidet?) wegen der „Polygamie," „Vielweiberei," „Rammelei." — Emancipation des Fleiſches.

Vielleicht iſt des Verf. Lyrik bedeutender. Das Werk iſt nach den Jahreszeiten eingetheilt; es wird eröffnet mit einem Gedicht auf den Frühling. Es ſchließt:

„Was iſt, was wird?
Ei der Frühling kommt!
Der ſo Buſch, wie Thier, wie Menſchen frommt,
Es erwacht all Leben in allem Revier,
Der alte Gott lebt, bald iſt er hier."

Nun, da haben wir gleich Heine und das junge Deutſchland, und wahrlich erweiſt ſich dieſer Anfang für das nachfolgende Buch charakteriſtiſch genug. Ein ander Mal wird der Verf. ſentimental, und zwar auf dem Anſtande:

Die Wellen rauſchen,
Die Lüfte wehn,
Hier will ich lauſchen
Und ſtille ſehn,
Und ſtille ſtehn,
Und ſtill vergehn,
Ruhn in Gedanken
An Gott und Welt.

Zuſatz des Lateiners:

Stehn oder Schwanken,
Wie mir's gefällt.

Dieſe Heine'ſche Pointe mag nicht ganz übel ſein; wenn aber der Verf. auf dem Anſtand an Gott und Welt (Weltſchmerz?) denkt, ſo iſt er gewiß kein guter Jäger, und wäre er ein guter Dichter, ſo wäre ihm auch etwas Beſſeres eingefallen bei einer Situation, die ſo viel Poetiſches darbietet. Was „ſtill vergehn" heißen ſoll, iſt nicht abzuſehen, wahrſcheinlich iſt gemeint: vor langer Weile, aber die kennt eben der Jäger nicht. Daß alle Plaſtik, aller innigere Zuſammenhang des Bildes fehle, braucht nicht geſagt zu werden. Wenn aber überhaupt die Bürgſchaft für poetiſche Begabung beſonders ſich in der Verknüpfung der einzelnen Züge zu Bildern und Stimmungen zeigt, ſo hat unſer Poet auf dieſer Seite nicht viel zu hoffen, denn er zieht es vor, Alles hübſch einzeln, recht abgeriſſen und atomiſtiſch zu geben, und wo er einen darſtellenden Zug anbringt (denn es iſt ſchwer, bei dieſem Gegenſtande dergleichen ganz zu vermeiden), da erkältet er ihn gewiß wieder durch eine ungeſchickte Reflexion. Nun bietet das Büchlein auch eine gute Zahl von Liedern, welche reichlich ausſtaffirt ſind mit klipp klapp, piff paff (oder vielmehr, wie Herr H. Laube ſagt, klapp klipp und paff piff S. 196), mit trara, traro, hö, ho, hallih, halloh, huſſa, Hurlebuſch u. ſ. w. Es iſt auch häufig genug von Friſche, von Muth, von Männlichkeit, von Thaten und Thatenluſt die Rede, allein ſolche Worte ſind nur bei dem jungen Deutſchland ſchon etwas verdächtig. Es wird nunmehr die Aufgabe der deutſchen Componiſten ſein, Melodieen zu finden zu ſo friſchen ſchwungvollen Liedern, als S. 41:

Tralala, tralala,
Egidi iſt da!
In Felder und Wälder geht's nun wieder,
Morgen- und Abendkühle fällt nieder,
Die Hühner ſind flugge und ſchußgerecht,
Und Lampe auch iſt nicht mehr ſchlecht.
Die Rammelei
Iſt nun vorbei,
Und Lampe wird ſolid,
Tralala, tralala,
Egidi iſt da!

Ein gutes lyriſches Thema iſt auch:

Habet Acht
Auf der Jagd!
Mancher iſt zu Grund gegangen,
Weil der Nachbar ſich verfangen,
Und ein Lauf iſt losgegangen!
Auf der Jagd
Habet Acht!

Gewiß recht gut und löblich, ſeinen Nebenmenſchen nicht todtzuſchießen, aber eine ſolche Ermahnung zur Vorſicht iſt eben ſo poetiſch, als die des Nachtwächters, Feuer und Licht in Acht zu nehmen. Es fehlt nur noch, daß Hr. H. Laube auch ein Gedicht auf die ſogenannte Sicherheit bei den Percuſſionsſchlöſſern fänge. Das aber iſt eben die Philiſterei (der Verf. verzeihe dies Wort), daß der Reihe nach jede Verrichtung, jede Handhabung, kurz der ganze Jagdkalender, das ganze Hartig'ſche Jagdlexikon gereimt, durchaus gereimt werden ſoll. Wie könnte das wohl jemals einem wahren Dichter, oder auch nur einem wahren Jäger einfallen! Der Verf. hat ſich alle erdenkliche Mühe gegeben, ſich überall ganz waidmänniſch auszudrücken, das giebt aber eine himmliſche Lyrik, gegen welche das Abc und Einmaleins in der That noch hochpoetiſch und höchſt muſikaliſch iſt.

Wir kommen jetzt an den didaktiſchen Theil. Hier könnte Mangel an poetiſchem Schwung dem Verf. am wenigſten zum Vorwurf gereichen; es wäre gut, wenn er manche Waidmannsregel nur gut und kernig verſificirt hätte; allein die meiſten ſind freilich ſchon verſificirt und dürfen, ohne daß ihnen Unrecht geſchieht, nicht verändert werden. Unſer Dichter hat nun aber meiſtens modernisirt, verjungdeutſcht. Das Meiſte ſind übrigens Allgemeinheiten. Auf S. 120 heißt es von dem „Geheimniß der Jägerei:" „Es iſt ein Geiſt dabei." Und welcher? — Ein Lauſchen und Winden (wird bekanntlich von dem Wittern des Wildes, beſonders des Hochwildes geſagt), wo ſei der Gottesdienſt zu finden. Neben ſo lächerlich ſentimentalem Pathos Dinge, die jeder Unterförſter beſſer weiß und die in jedem mittelmäßigen Jagdbuch beſſer ſtehen. Angehängt iſt endlich ein (proſaiſches) Jagdlexikon, das wahrſcheinlich entweder von Hartig oder von Hegel abgeſchrieben iſt. Kurz das Buch iſt ganz ähnlich gemacht, wie die Litteraturgeſchichte, dort war Roſenkranz ausgebeutet, hier Flemming und Hartig, das iſt der Unterſchied.

Um aber dem Dichter doch nicht Unrecht zu thun, ſo greifen wir zu guter Letzt noch einmal auf gut Glück in den Topf. Ich ſchlage den Schluß des Gedichts auf: „Die Rebhühner, ein Idyll." Es heißt daſelbſt:

Für dreihundert ſechzig Tage
Voller Leid und Plage
Entſchädigen ſich die kleinen Leute alle
An ehelicher Zärtlichkeit,
Der allereinz'gen Seligkeit,
Die ihnen für dies Leben
Das Schickſal hat gegeben.
Viel Kinder und viel Sorgen,
Aber für Abend und Morgen
Ein gutes Ehebett,
Damit ſind völlig zufrieden
Alle Hühner hienieden.

Man möchte glauben, Hr. H. Laube habe ſich durch dieſes Brevier rehabilitiren wollen, indem er die Emancipation des Fleiſches abſchwört und ſich zum Dichter des Familienlebens und der Matrimonialität macht. Er hat dazu nur noch die Kaninchen vergeſſen, die in einigen Gegenden Deutſchlands jagdbar ſind.

Hurlebuſch.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

20. April. № 94. 1841.

W. A. Becker „Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens.“

(Fortsetzung.)

Soll Rec. nun sein Urtheil über den wissenschaftlichen Theil des vorliegenden Buches zusammenfassen, so sieht er sich bei aller Achtung, die er vor dem Talent und Streben des Verfassers hat, genöthigt, dasselbe dahin auszusprechen, daß dasselbe den Anforderungen der Wissenschaft nicht genüge. Aber ich muß dieses Urtheil, damit es nicht ungerecht erscheine, auch im Einzelnen begründen, wobei ich freilich bei der unendlich reichen Masse des Stoffes, und um die Geduld des Lesers nicht zu ermüden, nur Weniges heraus heben will. Ich übergehe dabei ganz solche Partieen des Werkes, wo gelegentlich eine Ansicht ausgesprochen wird, die als eine irrige bezeichnet werden muß, aber auf den Gang der Untersuchung eben keinen Einfluß hat, wie z. B. das im 1. Bd. auf S. 74 über die Vögel des Aristophanes Bemerkte, oder wo das, was Hr. Becker mittheilte, noch einer Vervollständigung und Erweiterung bedurfte, wie z. B. was Bd. I. S. 134, 138, 222 über Gastfreiheit, Gasthäuser u. s. w. gesagt ist, oder im 2. Bd. S. 89, wo man in der sonst fleißigen Darstellung des Treibens und der Erscheinung der Aerzte im gewöhnlichen Leben ungern einige recht charakteristische Züge vermißt.

In der dritten Scene auf S. 151 hatte Hr. Becker geschrieben: „Nicht weit von hier ist es, wo, wie man sagt, Oreithyia vom Boreas geraubt wurde, eine anmuthige Stelle, und würdig, der Spielplatz der königlichen Tochter gewesen zu sein. Sieh' dort in der Ferne die große Platane, die hoch über ihre Genossen den schattigen Gipfel erhebt, das war mir immer der reizendste Ort, der herrliche, hohe Baum mit den weithinragenden Aesten“ u. s. w. Hr. Becker meint, diese Schilderung des anmuthigen Platzes könne leicht sentimental erscheinen, und rechtfertigt sich damit, daß er sie fast wörtlich aus Plato's Phädros (p. 230) entlehnt habe, einer allerdings im Alterthume hochberühmten Stelle; wenn aber Hr. Becker meint, diese Stelle des Plato sei gerade deshalb so berühmt geworden, weil für das Alterthum die Begeisterung, mit welcher Plato spricht, etwas Auffallendes und Unbegreifliches gewesen sei, so kann ich ihm nicht beipflichten, so wenig wie ich seine Behauptung theile, daß bei den besseren Schriftstellern sich nicht einmal ein Versuch finde, ein landschaftliches Bild zu entwerfen. Aber es liegt etwas Wahres in dem, was Hr. Becker über die Auffassung der Natur bei den Alten bemerkt, nur mit Beschränkung. Denn allerdings, wenn wir mit Aufmerksamkeit die künstlerischen Gebilde betrachten, die uns sowohl die plastische Kunst als auch die Poesie der Griechen vorführt, so werden wir nicht ohne eine gewisse Verwunderung die Seltenheit von Naturschilderungen wahrnehmen, oder wo sich dieselben vorfinden, doch jene Tiefe der Auffassung, jene höhere lebendige Anschauung, die wir von einem Kunstwerke der neueren Zeit verlangen und an demselben bewundern, fast durchaus vermissen. Eine solche Wahrnehmung könnte um so befremdender erscheinen, da ja die Blüthe der Bildung sich in Griechenland meist in denjenigen Gegenden am glücklichsten und reichsten entfaltete, die die Natur mit allen ihren Segnungen geschmückt hatte, Segnungen, die der scharfe, freie Blick der Griechen durchaus nicht verkannte, sondern als eine Gabe der Gottheit ansah und ihren mächtigen Einfluß auf Charakter und Lebensweise gehörig zu würdigen verstand; allein nichts desto weniger hat sich verhältnißmäßig nur selten die Naturanschauung bei den Griechen zu einer künstlerischen Gestalt erhoben; erklärbar wird jedoch diese auffallende Erscheinung, wenn wir die Stellung der antiken Welt und insbesondere ihrer Kunst zu der unsrigen und der des Orients richtig auffassen. Im Orient, in der Wiege des Menschengeschlechts, ist der Geist gefangen in den Fesseln der Natur, die ihre wunderbaren Kräfte auf das Ueppigste und Mannigfaltigste entwickelt; erst der Grieche vermöge des inwohnenden Dranges nach freier Entfaltung der Individualität reißt sich los von jenen Banden: ihm erscheint daher die Natur als etwas Unfreies, Todtes, Untergeordnetes, gegenüber dem göttlichen Adel des menschlichen Geistes; eben deshalb fehlt ihm auch das unbefangene Verständniß der Natur, das völlige Hingeben an dieselbe: er

kann eigentlich die Mächte der Natur nur erfaſſen, wenn er dieſelben gleichſam vergeiſtigt, ſich in individueller Geſtalt vorſtellt. Eben deshalb iſt auch das Naturleben aus dem Gebiete der bildenden Künſte faſt ganz ausgeſchloſſen. In der chriſtlichen Welt, je weniger das irdiſche Daſein, die rein menſchliche Exiſtenz befriedigt, fühlt ſich das Gemüth mehr und mehr zur Natur hingezogen, die ihm als das edelſte, reinſte Sinnbild des Ueberſinnlichen erſcheint, die eben deshalb ein geeignetes Object für die chriſtliche Kunſt iſt und ſein kann, weil dieſe von der Vollendung der Form wegen der größeren Tiefe des Inhalts abſieht. Der Grieche dagegen ſucht in der Kunſt eine vollkommene Einigung von Idee und Form zu erreichen; dies geſchiehr aber nur in der menſchlichen Geſtalt, wo das Sinnliche wie das Geiſtige gleich bedeutſam hervortritt. Alle Kunſt der Griechen iſt daher vorzugsweiſe plaſtiſch, und dies iſt der Charakter nicht allein der bildenden Kunſt, ſondern auch der Poeſie, auch der Muſik; die griechiſche Kunſt dringt überall auf einen kräftigen Organismus, auf eine beſtimmte, ſtreng abgeſchloſſene Form, aus der das innerſte Weſen klar und freundlich hervorleuchtet; daher befriedigt denn auch jedes Kunſtwerk des Alterthums an ſich. Die Gebilde der Natur nun, wenn ſie auch eine höhere, geiſtige Bedeutung in ſich tragen, entbehren doch der charakteriſtiſchen Geſtaltung, laſſen das Bedeutſame und Ueberſinnliche nur ahnen. Die Kunſt kann deshalb jene Formen nicht unmittelbar erfaſſen, ſondern muß ſich mit dem Scheine des Körperlichen begnügen, um ſo das Unbeſtimmte und Verſchwebende darzuſtellen; dies aber vermag allein die Malerei; die Malerei iſt nun aber eben deshalb, weil ſie nicht die wirkliche, körperliche Geſtalt gewährt, ſondern nur einen Umriß, einen Schein darbietet, an und für ſich dem Geiſte der griechiſchen Kunſt wenig zuſagend, am wenigſten aber werden Naturſcenen ein paſſendes Object ſein. Denn die Malerei, wie ſie bei den Griechen zunächſt dazu angewandt wird, Bilder und Reliefs zu zieren, hat deshalb auch ihren Urſprung nie verläugnen können: ihr Charakter iſt vorzugsweiſe ein plaſtiſcher, und deshalb die Menſchengeſtalt das geeignetſte Object; daher ſind auf den alten Gemälden die Formen ſo klar und ſcharf hervortretend, daher aber auch die einzelnen Geſtalten getrennt neben einander, daher die faſt gleichmäßige Beleuchtung; eben deshalb fehlt jener in die Ferne gerückte Hintergrund, es fehlt den Geſtalten aber auch ſelbſt das Bewegliche und Schwebende, was den Schein des Lebens erweckt. Hiſtoriſche Gemälde ſind es daher auch vorzugsweiſe, worin die griechiſche Kunſt ihre Meiſterſchaft bewährt; landſchaftliche Bilder ſcheinen faſt ganz ausgeſchloſſen, denn ſelbſt die Darſtellungen von Gärten, Städten, Flüſſen, Hafenanſichten u. ſ. w., wie ſie in Herculanum und Pompeji zur Verzierung der Zimmer und zu ähnlichen Zwecken ſich verwendet finden, gehören einer ſpäteren Periode an, und entbehren durchaus jeder tieferen Naturauffaſſung, haben vielmehr ein neckiſch-luſtiges Gepräge.

Aber man würde irren, wenn man das, was von der bildenden Kunſt gilt, auch ohne weiteres auf die Poeſie übertragen wollte, wie es Hr. Becker thut, und überhaupt die traditionelle Anſicht iſt. Freilich in den griechiſchen und dramatiſchen Dichtungen finden wir nur wenig Naturſchilderungen, allein dies iſt in dem Weſen jener Dichtungsarten ſelbſt begründet und bedarf hier keines weiteren Beweiſes; anders verhält es ſich mit den lyriſchen Dichtern, und nur die Unbekanntſchaft der Meiſten mit denſelben hat jenes unbegründete oder doch einſeitige Urtheil veranlaßt. Freilich hat über den Denkmälern der lyriſchen Poeſie der Hellenen kein freundliches Geſtirn gewaltet; denn mit Ausnahme der Pindariſchen Siegeshymnen ſind uns von dem reichen Liederſchatze nur dürftige und entſtellte Reſte geblieben; allein ſeitdem in neueſter Zeit von mehreren Seiten Aufmerkſamkeit und Theilnahme jenen Ueberreſten zugewandt worden, ſind die zerſtreuten Trümmer wenigſtens inſoweit zu einem Ganzen vereinigt, daß es uns vergönnt iſt, die Eigenthümlichkeit der griechiſchen Lyrik wenigſtens in allgemeinen Umriſſen zu verfolgen, und da erkennen wir ganz deutlich, daß, jemehr das Subjective in den Dichtungen hervortritt, je mehr der Dichter ſich in der Außenwelt unbefriedigt fühlt, und in ſeinem Innern die Sehnſucht nach etwas Höherem ſtill und ruhig nährt, deſto mehr auch er ſich zu der ahnungsreichen Natur hingezogen fühlt. So der Lydier Alkman, den man freilich wohl gewöhnlich zu den doriſchen Lyrikern rechnet, der aber keineswegs die echt doriſche Strenge und Klarheit zeigt, vielmehr die orientaliſche Weltanſchauung noch nicht völlig überwunden hat; ſo vor Allen Sappho und Alcäus, in deren anmuthigen Dichtungen Sinn für die Schönheit der Natur unverkennbar iſt: pflegt doch Alcäus faſt überall die äußere Natur als das Spiegelbild ſeiner inneren Gemüthswelt darzuſtellen.

Der erſte Excurs zur fünften Scene beſchäftigt ſich mit den Gymnaſien, denen Hr. Becker unter allen Inſtituten den entſchiedenſten Einfluß auf die geſammte Entwicklung des griechiſchen Lebens zuſchreibt; nur halte ich den Ausdruck Hellenismus, deſſen ſich Hr. Becker hier bedient, für durchaus unpaſſend, da dieſes Wort von Droyſen und Andern mit Recht zur Bezeichnung der griechiſchen Cultur in dem geſammten Reiche Alexander's des Großen und ſeiner Diadochen gebraucht wird, alſo eine viel größere Ausdehnung hat, und die eigenthümliche, ſelbſtändige Entwicklung des griechiſchen Volkes geradezu ausſchließt. Die Darſtellung des Unterſchiedes zwiſchen Paläſtra und Gymnaſium, den Hr. Becker auf S. 310 andeutet und weiter unten in demſelben Excurſe nochmals zu begründen ſucht, ermangelt der Klarheit und Beſtimmtheit, ſo daß keineswegs

der Begriff jener Worte feſtgeſtellt erſcheint. Namentlich hätte Hr. Becker auf den Sprachgebrauch der Schriftſteller der beſten Zeit achten ſollen; eine vollſtändige Sammlung der Stellen, wo γυμνάσιον und παλαίστρα vorkommen, kann allein dieſe ſchwierige Frage löſen. Mit Recht erklärt ſich aber Hr. Becker gegen Krauſe's Anſicht, welcher behauptet, παλαίστρα ſei der Uebungsplatz für Knaben, während das Gymnaſium für die Erwachſenen beſtimmt geweſen ſei; dieſe Anſicht hegt auch der Verfaſſer des Artikels Paläſtra in der Encyclop. v. Erſch und Gruber, wo behauptet wird, Paläſtra bedeute als Gegenſatz zum Gymnaſium die Turnſchule für Knaben, ja der Verf. des genannten Artikels geht ſogar in ſeiner unſtatthaften Behauptung ſo weit, einen eignen weitläufigen Artikel Paläſtrik hinzuzufügen, worunter er die Turnkunſt der Griechen verſteht, indem er ſagt: „Paläſtrik (ἡ παλαιστρική, nämlich τέχνη) heißt bei den Griechen eigentlich die Ringkunſt, doch wird das Wort meiſtens in weiterem Sinne genommen, ſo daß darunter die geſammte Turnkunſt verſtanden wird.“ Ref. hat ſelten ein leichtfertigeres Raiſonnement als vorliegendes geleſen; denn wie jener Encyclopädiſt dazu kommt, zu behaupten, jenes Wort bedeute meiſtens die Turnkunſt im Allgemeinen, iſt vollkommen unbegreiflich, da das Wort überhaupt nur einmal bei einem claſſiſchen griechiſchen Schriftſteller vorkommt, bei Pauſanias I. 39, 3, dieſer aber es ganz deutlich als die Ringkunſt, alſo einen Theil der Turnkunſt bezeichnet, ja es noch näher durch die Umſchreibung πάλης διδασκαλία beſtimmt und als den Erfinder dieſer Kunſt den Theſeus nennt, alſo dieſe Fertigkeit als eine urſprünglich den Athenern eigenthümliche betrachtet wiſſen will. Ob jener Encyclopädiſt dieſe Stelle je ſelbſt geleſen hat, laſſe ich dahin geſtellt: er citirt wenigſtens dieſelbe. Eine zweite bei einem Grammatiker, in Bekker's Anecd. T. II. p. 653, kennt derſelbe nicht, ſie nennt aber noch viel entſchiedener die ſogenannte Paläſtrik einen Theil der Gymnaſtik: ἀντίπαλος δέ ἐστιν ἡ πρὸς ἕτερον ἀντιτεταγμένη, ἤτοι ἄνοπλον ἢ ἔνοπλον, ἄνοπλον μὲν οἷον παλαιστικὴ καὶ παγκρατιαστική, ἔνοπλον δὲ οἷον ὁπλομαχία καὶ πυκτική. Das Leichtfertigſte bei dem ganzen Verfahren des Encyclopädiſten iſt aber die Benennung Paläſtrik; denn Pauſanias an der angeführten Stelle nennt dieſe Kunſt τέχνη παλαιστική, jener Grammatiker παλαιστική, und dies iſt die einzig richtige Form des Namens, denn von παλαιστής, der Ringer, kann nur παλαιστικός, geſchickt im Ringen, gebildet und ebenſo die Kunſt ſelbſt παλαιστικὴ τέχνη genannt werden, παλαιστρικὸς dagegen iſt von παλαίστρα, die Ringſchule, abzuleiten; ich kann alſo wohl ξυστὸς παλαιστρικὸς ſagen, um die Gallerie neben der Paläſtra zu bezeichnen, nicht aber τέχνη παλαιστρική, gerade wie man im Griechiſchen einen Kenner des Tanzes ὀρχηστικός, nicht ὀρχηστρικός, und die Tanzkunſt ſelbſt ὀρχηστική, nicht ὀρχηστρική nennt, wohl aber von einem δάπεδον ὀρχηστρικόν u. a. ſpricht. Erſt in einer Zeit, wo die Reinheit der griechiſchen Sprache ſchon getrübt und die Bildungsgeſetze ganz in Vergeſſenheit gerathen waren, verwechſelte man beide Wortformen mit einander, wie denn beſonders die Römer allerdings meiſt *palaestricus* ſagen, und ſo findet ſich denn auch bei Quinctilian II. 21, 11 zwar nicht palaestrica, wie der Encyclopädiſt meint, aber doch palaestrica *ars*, und ebendaſ. I. 11, 15 werden die Lehrer der Kunſt *palaestrici* genannt. Der Encyclopädiſt hat nun freilich etwas von dem Unterſchiede von παλαιστική und παλαιστρική gehört, und meint, παλαιστική möge allerdings wohl die Ringkunſt im engeren Sinne des Wortes, dagegen παλαιστρική die Turnkunſt bezeichnen, und ſich ebenſo unterſcheiden, wie παλαιστής und παλαιστρίτης. Er ſcheint alſo zu glauben, παλαιστρικὸς ſei von παλαιστρίτης herzuleiten. Dies Pröbchen moderner Philologie und Archäologie mag genügen, und Rec. hielt es um ſo mehr für ſeine Pflicht, ſolche Unwiſſenſchaftlichkeit zu rügen, da Hr. Becker jene Abhandlung gar nicht gekannt zu haben ſcheint; erheblichen Gewinn würde er für ſeinen Zweck freilich auch nicht daraus gezogen haben.

(Fortſetzung folgt.)

Tacitus und das Chriſtenthum.

Böttticher, prophetiſche Stimmen aus Rom, oder das Chriſtliche im Tacitus. gr. 8. Hamburg und Gotha, 1840. Verlag von Perthes.

In unſerer Zeit ſoll Alles chriſtlich ſein oder doch heißen, wenn es nicht ein Opfer des Bannfluchs chriſtlicher Eifrer werden ſoll: da muß denn auch das Heidenthum ſich gefallen laſſen, daß über ſeine Nacktheit, die keuſche Augen verletzen könnte, der Mantel chriſtlicher Liebe geworfen wird. Während Einige, wie z. B. Tholuck, die ganze vorchriſtliche Zeit auf das Tiefſte herabſetzen, oder in ihr nur das troſtloſeſte, vergeblichſte Suchen nach Gott erkennen, und demgemäß, wie z. B. Eyth, die Klaſſiker der Griechen und Römer ganz aus den Schulen verbannen wollen, damit die Vulgata wo möglich die Grundlage des claſſiſchen Unterrichts bilde, ſuchen Andere das Alterthum zu verklären und mit dem Nimbus des Chriſtenthums zu umgeben; ſo hat ſich Plato, den freilich ſchon die Neuplatoniker zu ihren Zwecken gut zu benutzen verſtanden, mit ſeiner Philoſophie der chriſtlichen Glaubenslehre fügen müſſen, wobei es ihm freilich immer beſſer ergangen iſt, als ſeinem Herrn und Meiſter Sokrates, der, nachdem er ſeit Jahrhunderten faſt für einen Vorläufer der neuen Lehre gegolten hatte, jetzt auf einmal ſeine ganze Reputation verliert und wie weiland vor zweitauſend Jahren von den geſetzlichen und gottesfürchtigen Athenern, ſo neuerdings wieder von den Legi-

timen als ein Revolutionär und Gotteslästerer angeklagt wird. Auch der alte Heide Tacitus kann seinem Geschick nicht entgehen, er muß sich ebenfalls bequemen, für einen Herold und Verkünder des Christenthums zu gelten, wie dies Böttticher in seinen „prophetischen Stimmen aus Rom oder das Christliche im Tacitus" thut. Wohl ist Tacitus eine wunderbar große und herrliche Erscheinung, zumal in der trostlosen und entarteten Zeit, welcher er angehört, der mitten in der chaotischen Verwirrung aller Verhältnisse des öffentlichen und Privatlebens fest und seiner selbst gewiß dasteht; aber wie ihn nichts tiefer schmerzt, als die Verderbniß des römischen Nationalcharakters, so ist auch er selbst eben nur ein Vorbild von Römertugend und Römerehre. Aber Tacitus steht an den Marken der alten und der neuen Zeit: die Wehen der Geburt, die Ahnung des nahen Kampfes berühren ihn, und in so fern finden wir in dem Charakter des Tacitus wohl auch einzelne Züge, besonders was die gemüthliche Seite angeht, die über die Sphäre des römischen Nationalcharakters hinauszugehen scheinen; aber da ist es immer nur das rein Menschliche und Allgemeine, was über das Besondere des Römerthums den Sieg davonträgt; dies Christenthum mit seiner Tiefe und Heiligkeit ist dem römischen Historiker eine völlig unbegreifliche Erscheinung, die er mit Befangenheit von fern ansieht und keiner Beachtung würdigt; und was man für christlichen Sinn ausgiebt, das ist eben nur jene veredelte Menschlichkeit, die ihm wie allen großen Männern des Alterthums eigen ist. Aber für Hrn. Böttticher hat dies Alles eine tiefe christliche Bedeutung. Schon in dem Namen Tacitus findet er nichts Zufälliges, sondern etwas Bedeutsames, ja sogar den Vorzug vor Suetonius Tranquillus ausgesprochen. Und so wird denn weitläufig die vermeintliche Uebereinstimmung des Namens mit dem Charakter des Mannes auseinandergesetzt, als ob in solchem Spiel sich das Walten einer höheren Macht offenbare, und nicht durch solche und ähnliche Deutungen sich das Widersprechendste in Zusammenhang bringen ließe. Mögen immerhin die Griechen und Römer dem Namen eine gewisse Bedeutsamkeit eingeräumt haben, mag auch der moderne Aberglaube darauf bedeutendes Gewicht legen, das Schicksal der Welt ist nimmermehr von solcher Zufälligkeit abhängig, und der Wissenschaft muß dergleichen Deutelei durchaus fremd bleiben. Aber Hr. Böttticher geht im Vorworte noch viel weiter, er findet es auf S. XXXIX bedeutsam, daß Preußens Nationalfarbe keine besondre, vielmehr das Extrem aller Farbe, Schwarz und Weiß, sei. Das mag nun immerhin dem patriotischen Gefühle Hrn. Böttticher's wohl anstehen, aber ist jedenfalls eine gefährliche Beweisführung, da sie in der Hand des Gegners sich sofort zur feindlichen Waffe umwandeln kann.

Eine Hauptstütze für die Behauptung der christlichen Weltanschauung des Tacitus findet Hr. Böttticher natürlich in dem Glauben an Zeichen und Wunder, und erkennt darin den festen, entschiedenen Glauben an das Walten und die Offenbarungen einer die Schicksale der Menschen leitenden höheren Macht, mit einem Worte ein Analogon des christlichen Glaubens. Aber dann müßte Hr. Böttticher mit demselben Rechte alle römischen Historiker von Fabius Pictor an bis auf die *Scriptores historiae Augustae* hinab christianisiren, denn je weniger einer den Anforderungen der Historiographie entsprach, je mehr er sich der Chronikform näherte, desto gewissenhafter berichtet er, wenn es Frösche geregnet hat, oder die Sonne verdunkelt, oder wohl gar ein Kalb mit drei Beinen geboren ward. Der Glaube an Prodigien und Wunder, an Orakel und Zeichen geht durch das ganze Alterthum hindurch, tritt aber namentlich bei den Römern recht bedeutsam hervor, die es nie zur geistigen Freiheit der Hellenen gebracht haben, wo schon in der ältesten Zeit ein Homerischer Held das Bewußtsein der Pflicht solchem Aberglauben entgegensetzte:

Εἰς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.

Jener Glaube ist auch bei Tacitus eben etwas echt Römisches, oder doch nur etwas allgemein Menschliches, nichts specifisch Christliches; und spräche sich noch bei Tacitus irgendwo bestimmt die Ueberzeugung einer höhern Weltordnung aus; allein es ist immer nur der alte heidnische Glaube an ein hartes, unerbittliches Verhängniß, an den Zufall und die Willkür; aber Hr. Böttticher scheut sich nicht, die *occulta lex fati* als den, wiewohl verborgenen, Willen der Vorsehung zu fassen, überhaupt seiner Ansicht zu Gefallen die klaren Worte des Schriftstellers bald so, bald so zu deuten, hinzuzufügen und wieder nach Belieben wegzulassen. Ein Beispiel dieser willkürlichen Exegese möge genügen; auf S. 47 werden die Anfangsworte der Annalen „*Urbem Romam a principio reges habuere*" besprochen und der einmal gefaßten Hypothese zu Liebe übersetzt: „Die Stadt Rom besaßen gleich ursprünglich Könige," damit der ahnungsvolle, orakelhafte Gedanke hereinkomme, Roms Dasein habe mit Unfreiheit begonnen und sei in bleibende Unfreiheit zurückgesunken, eine Deutung, die eben so sehr den Gesetzen der Sprache (denn es heißt ganz einfach *a principio*, nicht *jam a principio*), als der Intention des Tacitus widerstreitet, der gerade im ersten Capitel seiner Annalen den entgegengesetzten Gedanken durchführt, Rom sei nur mit kurzen Unterbrechungen immer ein freier Staat gewesen. Zu was für seltsamen Deutungen Herr Böttticher greift, sieht man unter vielem Andern aus der Bemerkung auf S. 276: „Wie man sich mit χαῖρε am Morgen, mit ὑγίαινε am Abend begrüßte, so fühlte die vorchristliche Menschheit am Morgen ihres Daseins freudige Lebenskraft, am Abend Heilsbedürfniß." Ferner auf S. 291: „Wie Christus zur rechten Hand Gottes sitzend gedacht wird, so Athene zur Rechten des Zeus, Minerva auf dem römischen Capitol zur Rechten Jupiters." Oder nun gar, wenn Hr. Böttticher auf S. 163 in dem Gedichte des alten Heiden Anakreon auf die Cicade, die von Thau sich nährt, das Bild des verklärten, nur dem Preise Gottes sich weihenden Christenlebens erblickt. Neben dem christlichen Elemente macht sich denn auch noch besonders das Preußenthum geltend, und auch diesem zu Gefallen wird Tacitus erläutert, namentlich auf S. 262 die bekannte Stelle in Germania c. 43: „Trans Lygios Gotones regnantur, paulo jam adductius quam ceterae Germanorum gentes. — Protinus deinde ab Oceano Rugii — secundumque harum gentium insigne erga reges obsequium." Daß neben so vielem Verfehlten im Einzelnen sich auch manche richtige und sinnige Bemerkung findet, soll übrigens hiermit durchaus nicht in Abrede gestellt werden.

F. H.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

375

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

21. April. № 95. 1841.

W. A. Becker „Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens."

(Fortsetzung.)

Im zweiten Excurs zur sechsten Scene wird über die Symposien der Griechen gehandelt; wie in denselben, wenigstens in den gebildeten Kreisen attischer Gesellschaft, Anmuth und feine Sitte, echt hellenische Mäßigung (σωφροσύνη) und edler Lebensgenuß waltete, geht aus den Symposien des Xenophon und Plato unbestreitbar hervor, wenn man auch zugeben mag, daß hier Manches den künstlerischen Intentionen gemäß idealisirt erscheint. Aber auch von solchen Kreisen, die auf einer minder hohen Stufe geistiger und sittlicher Bildung standen, war Rohheit und üppige Schwelgerei in der besseren Zeit Griechenlands gänzlich ausgeschlossen. H. Becker, der den Werth der geistvollen Darstellung jener Symposien von Plato und Xenophon nicht verkennt, stellt wunderbarer Weise damit Lucian's Lapithen-Gastmahl zusammen, was ja das wüste Gelag einer späten, völlig entarteten Zeit schildert; aber auch hier zeigt sich wieder der schon früher gerügte Fehler in der Benutzung der Quellen; Schriftsteller aus der Blüthezeit Griechenlands schildern uns ein ganz anderes Leben, eine ganz andere Welt, als die Dichter der neuern Komödie, und der Bildungszustand, welcher der neuern Komödie zur Grundlage dient, ist wieder unendlich weit entfernt von der Sitte und Lebensweise, wie sie uns in Griechenland unter der Herrschaft römischer Imperatoren entgegentritt. Ueberhaupt aber hat Hr. Becker im weitern Verlaufe dieses Abschnittes immer nur die Zeiten des Verfalls vor Augen, überall spricht sich eine trübe, pedantische Ansicht aus, welche die edle, freie Zechkunst durchaus nicht von ihrer heitern Seite zu würdigen vermag; ärgert sich doch Hr. Becker darüber, daß der Wein das allgemeine Getränk ist, daß selbst Sclaven und Lohnarbeiter denselben genießen (S. 453); hat denn Hr. Becker nie mit eigenen Augen ein Weinland gesehen, um sich zu überzeugen, daß auch heutzutage überall dieselbe Sitte herrscht, oder verlangt er etwa, die niedern Leute sollten Bier (βρῦτον) trinken, was die Griechen als ein barbarisches Getränk verschmähten, siehe Archilochos (Athen. X. 447):

> Ὥσπερ παρ' αὐλῷ βρῦτον ἢ Θρῆϊξ ἀνὴρ
> Ἢ Φρὺξ ἔβρυζε, κύβδα δ' ἦν πονευμένη.

wie sie denn auch die Rohheit und Gemeinheit, die einem solchen Gelage folgt, als eine scythische Sitte verwarfen, daher Anakreon (Athen. X. 427) sagt:

> Ἄγε δηῦτε μηκέθ' οὕτω
> Πατάγῳ τε κἀλαλητῷ
> Σκυθικὴν πόσιν παρ' οἴνῳ
> Μελετῶμεν, ἀλλὰ καλοῖς
> Ὑποπίνοντες ἐν ὕμνοις.

Unbegreiflich aber ist es, wie Hr. Becker auf S. 454 sagen kann: „Die außerordentliche Wohlfeilheit des Weines macht dies erklärlich, und ihr mag auch großentheils die Schuld beigemessen werden, daß man häufig, und man kann sagen im Allgemeinen der Sache zu viel that." Ref. begreift nicht, wie Hr. Becker zu einer solchen Verkennung griechischer Volksthümlichkeit kommen kann. Das bekannte Μηδὲν ἄγαν ist ein Spruch, in dem sich die ganze Summe hellenischer Lebensweisheit concentrirt, und der auch hierbei seine volle Wahrheit bekundet. Die Homerischen Helden freuen sich wohl des Genusses des Weines, aber jedes Ueberschreiten des rechten Maßes ist ihnen verhaßt, weil es die ruhige Einsicht und Klarheit des Geistes trübt, darum heißt es in der Odyssee XXI. 293:

> Οἶνός σε τρώει μελιηδής, ὅστε καὶ ἄλλους
> Βλάπτει, ὃς ἄν μιν χανδὸν ἕλῃ μηδ' αἴσιμα πίνῃ

was dann an dem Beispiele des Centauren Eurytion weiter nachgewiesen wird. Aber den Griechen selbst gilt Trunkenheit für den größten Schimpf, die Freier im Hause des Odysseus, obwohl der Dichter ihr frevelhaftes, gottvergessenes Treiben mit starken Farben schildert, zeigen doch hierbei durchgehends Mäßigung; nur der Cyklope Polyphemos, in dem die rohe, ungebändigte Naturgewalt hervortritt, erscheint vom Weine berauscht; daher giebt es auch für den Griechen kein schlimmeres Schimpfwort, als Trunkenbold, οἰνοβαρὲς, siehe Ilias I. 225. In gleicher Weise schil-

dert auch Hesiodos die verderblichen Folgen des Trunkes, bei Athen. X. p. 428, C:

Οἷα Διόνυσος δῶκ' ἀνδράσι χάρμα καὶ ἄχθος
Ὅστις ἄδην πίνει, οἶνος δέ οἱ ἔπλετο μαργός,
Σύν τε πόδας χεῖράς τε δίει γλῶσσάν τε νόον τε
Ἀσημοῖς ἀφράστοισι, φιλεῖ δέ ἑ μαλθακὸς ὕπνος.

Noch entschiedener spricht sich unter den spätern Epikern Panyasis für das richtige Maß aus in einem schönen Bruchstücke (bei Athenaeus II. p. 38), worin er sinnig sagt, beim Trinken walten zuerst die Grazien und die Horen, dann Aphrodite, zuletzt aber Sünde und Frevel, und dann hinzufügt:

Ἀλλὰ πίνων, μέτρον γὰρ ἔχεις γλυκεροῖο ποτοῖο,
Σπεῖχε παρὰ μνηστὴν ἄλοχον πείριζε δ' ἑταίρους.
Δεῖδια γὰρ τριτάτης μοίρης μελιηδέος οἴνου
Πινομένης, μή σ' ὕβρις ἐνὶ φρεσὶ θυμὸν ἄέρσῃ

u. s. w. Und damit läßt sich ganz gut vereinigen, wenn der Dichter an einer andern Stelle (bei Stobaeus I. p. 364, ed. Gaisf.) den Genuß des Weines preist:

Οὐ γάρ μοι ζώειν γε δοκεῖ βροτὸς οὐδὲ βιῶναι
Ἀνθρώπειο βίον ταλασίφρονος, ὅστις ἀλ' οἴνου
Θυμὸν ἐρητύσας πίνει ποτὸν ἄλλο νεύφρων.

In späterer Zeit sind es natürlich vorzugsweise die lyrischen Dichter, welche deutlich die echt griechische Ansicht über das Trinken aussprechen, gleichwohl hat Hr. Becker diese ganz vernachlässigt. Freilich ist den Hellenen das Trinken ein hoher Genuß, Dionysos ist der Geber der Freude, wie bei Ion (Athen. X. 447):

Θιασοφόροισι φίλος μέγα πρισβείων Διόνυσος·
Αἴτη γὰρ πρόφασις παντοδαπῶν λογίων,
Αἱ τι Πανελλήνων ἀγοραὶ θαλίαι τε ἀνάκτων κτλ.

In Freude und in Leid ist der Wein dem Griechen der beste Genosse, so Alcäus (Athen. X. 430):

Νῦν χρὴ μεθύσθην καί τινα πρὸς βίαν
Πίνειν, ἐπειδὴ κάτθανε Μυρσίλος

und ein ander Mal (ebendas.):

Οὐ χρὴ κακοῖσι θυμὸς ἐπιτρέπειν,
Προκύψομες γὰρ οὐδὲν ἀσύμενοι.
Ὦ Βάκχι, φάρμακον δ' ἄριστον
Οἶνον ἐνεικαμένοις μεθύσθην.

Eben darum fordern die Dichter so häufig zu solchem Lebensgenuß auf, wie es Theognis thut (v. 973) mit Hinweisung auf die kurze Zeit, die dem Sterblichen vergönnt sei:

Οὐδὲ τις ἀνθρώπων, ὃν πρῶτ' ἐπὶ γαῖα καλύψῃ,
Εἰς τ' Ἔρεβος καταβῇ δώματα Περσεφόνης,
Τέρπεται, οὔτε λύρης οὔτ' αὐλητῆρος ἀκούων,
Οὔτε Διονύσου δῶρ' ἰσαειράμενος.
Ταῦτ' ἐστορῶν κραδίην ὦ πείσομαι, ὄφρα τ' ἐλαφρὰ
Γυῖα καὶ κεφαλὴν ἀτρεμίων προφέρω.

Aber das Trinken artet bei den Griechen nicht in ein rohes, wüstes Gelag aus, sondern wird durch geistigen Genuß gehoben und geläutert; ernste und fröhliche Gesänge, trauliches Schwatzen und Plaudern über dies und das wechseln mit einander ab, wie Xenophanes in der Schilderung eines solchen Mahles bei Athenaeus XII. 462:

Χρὴ δὲ πρῶτον μὲν θεὸν ὑμνεῖν εὐφρονας ἄνδρας
Εὐφήμοις μύθοις καὶ καθαροῖσι νόοις —
Ἀνδρῶν δ' αἰνεῖν τοῦτον, ὃς ἐσθλὰ πιῶν ἀναφαίνει.

Oder ein ander Mal ebendas. II. 54:

Γὰρ πυρὶ χρὴ τοιαῦτα λέγειν χειμῶνος ἐν ὥρῃ
Ἐν πλίνῃ μαλακῇ κατακείμενον, ἱμπλέον ὄντα,
Πίνοντα γλυκὺν οἶνον, ὑποτρώγοντ' ἐρεβίνθους·
Τίς, πόθεν εἰς ἀνδρῶν, πόσα τοι ἔτη ἐστὶ φέριστε,
Πηλίκος ἦσθ' ὅτ' ὑὸ Μῆδος ἀφίκετο;

wie denn schon der alte Phokylides in einem Spruche das anmuthige Gespräch als die Würze des Mahles bezeichnet (Athenaeus X. 428):

Χρὴ δ' ἐν συμποσίῳ κυλίκων περινεσσομενάων
Ἡδέα κωτίλλοντα καθήμενον οἰνοποτάζειν.

Und das allgemeine freundschaftliche Gespräch verlangt ebenso Theognis, v. 493:

Τμεῖς δ' ἐν μυθεῖσθε παρὰ κρητῆρι μένοντες,
Ἀλλήλων ἔριδας δὴν ἀπερυκόμενοι
Ἐς τὸ μέσον φωνεῦντες ὁμῶς ἐνὶ καὶ συνάπασιν·
Νοῦτος συμπόσιον γίγνεται οὐκ ἄχαρι.

Ebenso wird Flöten- und Saitenspiel und trauliches Plaudern hervorgehoben, v. 761:

Φόρμιγξ δ' αὖ φθέγγοιθ' ἱερὸς μέλος ἠδὲ καὶ αὐλὸς
Ἡμεῖς δὲ σπονδὰς θυσίοιν ἀρεσάμενοι
Πίνωμεν, χαίροντα μετ' ἀλλήλοισι λέγοντες.

Wenn schon dies ausreicht, um die Mäßigkeit der Hellenen im Genusse des Weines zu beweisen, so wird doch außerdem unzählige Mal das Maßhalten auf das Entschiedenste verlangt; man vergl. unter vielen nur Theognis, v. 475:

Αὐτὰρ ἐγὼ, μέτρον γὰρ ἔχω μελιηδέος οἴνου
Ὕπνον λυσικάκου μνήσομαι οἰκαδ' ἰών —

u. s. w., doch die ganze schöne Stelle verdient im Zusammenhange nachgelesen zu werden. Eben darum erscheint das Ueberschreiten des Maßes als ein Uebel; siehe ebend. v. 509:

Οἶνος πινόμενος πολλὸς κακόν· ἤνδέ τις αὐτὸν
Πίνῃ ἐπισταμένως οὐ κακὸν, ἀλλ' ἀγαθόν.

Erst in späterer Zeit, bei dem wachsenden Verfall der hellenischen Sitte, begegnen wir jenem übermäßigen Genusse des Weines, doch vorzugsweise in Athen, während man in den dorischen Staaten, namentlich in Sparta, streng an der alten Weise festhielt, daher denn z. B. Kritias, der bekannte athenische Staatsmann, zur Zeit des peloponnesischen Krieges zur Rückkehr zur alten Einfachheit ermahnt und die spartanische Mäßigkeit als Muster aufstellt; man lese das schöne Gedicht bei Athenäus X. 432 nach, wo es unter andern heißt:

Οἱ Λακεδαιμονίων δὲ κύροι τίνανοι τοσοῦτον
Ὥστε φρὴν' εἰς ἱλαρὰν ἀσπίδα πάντ' ἀπάγειν,
Εἰς τε φιλοφροσύνην γλῶττάν μίτριόν τε γέλωτα
Τοιαύτη τε πόσις σώματί τ' ὠφέλιμος
Γνώμῃ τε κτήσει τε.

Aber Hr. Becker hat bei jenem Urtheil eben nur die spätere entartete Zeit vor Augen, wie ſie in carikirten Zügen die Dichter der Komödie, oder gar noch ſpätere Schriftſteller aus römiſcher Zeit ſchildern; doch ich breche hier ab, da es nicht die Aufgabe des Rec. ſein kann, eine Geſchichte der griechiſchen Zechkunſt zu ſchreiben, die mitgetheilten Belege genügen vollkommen, um das Irrige jenes Urtheils im Allgemeinen darzuthun.

(Fortſetzung folgt.)

Memoiren einer Pairin von England zu Fox' Zeiten. Herausgegeben von Lady Charlotte Bury, überſetzt von Amalie Winter. Drei Theile. Braunſchweig, 1840. Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

Der Name Fox iſt einer der hellſten Sterne am britiſchen Himmel: darf nicht auch ein cenſirter Schimmer von ihm in die deutſche Nacht fallen? — Nicht leicht hat die Geſchichte einen umſichtigern, kräftigern, hochherzigern und zugleich liebenswürdigeren Kämpfer für die Freiheit aufzuweiſen. Er ließ ſich nicht durch die Mißbräuche der Freiheit abſchrecken, ihr beharrlich das Wort zu reden; denn, man irre ſich nicht, keineswegs die Luſt des freien Mannes an der Freiheit, ſondern der Groll entfeſſelter Sklaven über die erlittene Verhöhnung der Menſchenrechte kann eine junge, noch nicht zum Selbſtbewußtſein durchgedrungene Kraft zu wilden Ausſchweifungen verleiten. England ſelbſt aber hat in ſeiner, wenn auch im Einzelnen noch verworrenen, doch in ihren Grundſätzen wahrhaft vernunftgemäßen Verfaſſung ſo viel Freiheitsſtolz und Freiheitskraft ſchon aufgenommen, daß ſeine Regierung die ehrlich und redlich erworbene Popularität eines Mannes nicht zu fürchten braucht, wohl aber ihn deshalb achten darf. Fox' mächtigſte Gegner ehrten ihn darum, weil ihn die engliſche Nation liebte. Er war im vollſten und edelſten Sinne der Mann des Volks in Frankreich, in Europa, in ſeinem Vaterlande beſonders. Als unerſchrockener Kosmopolit erblickte er in der franzöſiſchen Revolution eine für alle Völker Europas wohlthätige Begebenheit. In der Vertheidigung der britiſchen und europäiſchen Reform dauerte er aus, als alle Kampfgenoſſen, ſelbſt Burke, durch Pitt's gewaltigen Einfluß, durch den von ihm genährten Nationalhaß gegen Frankreich verleitet, zu ſeinen Widerſachern übertraten und aus Freunden der Freiheit — um ſo ſchlimmer, da ſchwerlich aus Ueberzeugung — Sachwalter des Deſpotismus wurden. Denn bei Fox' wärmſtem Patriotismus blieb ihm Scharfblick genug, um in den Wettkämpfen der Parteien, ſobald ſie wirklich Vaterlandsliebe und Eifer für die Wahrheit zum Grunde haben, weder eine Gefahr für die Regierung zu finden, die das Wohl des geſammten Staats erſtrebt, noch für das Volk, das die Schritte der Regierung mit kluger Eiferſucht überwacht. Keine Oppoſition im Parlement war deshalb ſo nachhaltig und ſegensreich, als die ſeine, weil ſeine Politik auf den höheren, unmittelbar aus der Anſchauung eines reichen Lebens genommenen und von einem geſunden Urtheil verarbeiteten Ideen beruhte, welche die Völker bewegen. Und wenn Fox auch mit ſeinen, das allgemeine Menſchenwohl erzielenden Grundſätzen nicht immer geſiegt hat, ſo muß ihn und uns die Geſchichte tröſten, in der das Beſte und Vernünftigſte ſelten ſogleich die Zuſtimmung der Machthaber gewinnt, ſich aber deſto ſicherer im Geiſte der Jahrhunderte befeſtigt, um zu deſto größerer Beſtimmtheit durchgebildet, endlich doch zu ſiegen. Fox hatte wenigſtens die Genugthuung, mittelbar einzuwirken, und die ſo oft vermißte, ſeine Gegner wieder achten zu können. Seine Ideen ſelbſt ſind ſeitdem in das Blut der Völker getreten und in England und Frankreich der Herrſchaft immer freudiger entgegengereift. Möchten wir in Deutſchland eine, wenn auch nur ferne Analogie für ihn finden! Bisher wurden nur treue Anhänger der Machthaber kanoniſirt; nicht die aufrichtigen Freunde der Nation von ihr anerkannt. Das Andenken, die Wirkſamkeit freimüthiger Männer verloſch bald, wenn ſie in die Ungnade der Fürſten gefallen, und erſt wenn ſie im vorgerückten Alter hinter der Zeit zurückgeblieben und deshalb von den Fürſten wieder anerkannt wurden, erinnerte man ſich und ſtaunte bedeutend — nicht über ſich ſelbſt, was natürlich, nicht über den Verkannten, was human geweſen wäre, ſondern über die allerhöchſte Weisheit, über die wir ſchweigen. Dieſe Weisheit baute und pochte auf An- und Abſtammung und vergaß, daß es weit innigere Bande der Liebe giebt, die Bande der offenen Verſtändigung, des bewußten Gemeingeiſtes. In dieſem allein beruht, ſobald man es ſich nur einzugeſtehen wagt, alle rechtliche und vertrauensvolle Gegenſeitigkeit. So wenig noch verſchiedene Farben auf der Landkarte Grenzen der Völker ſind, ſo wenig erhalten ewig im Kanzleiſtil wiederholte Verſicherungen der Gnade und des Wohlwollens auf die Dauer eine Vereinigung. Das zweite, nothwendige Glied fehlt: die offene, unplombirte Antwort auf ſolche Verſicherungen. Dieſe bleiben Worte der Barmherzigkeit, während zwiſchen Regierung und Regierten gemeinſchaftliche Berathung, verſtändige Uebereinkunft ſtattfinden ſollte. Von einer „irre geleiteten Majorität" kann nur die Gewalt, nicht die Vernunft ſprechen. Bei uns iſt freilich der Einzelne ſchwach, weil er bisher noch an abſtracter Wiſſenſchaft, nicht am öffentlichen Leben erſtarken durfte, weil uns von eiferſüchtigen Regierungen, die aus der Geſchichte, dem Erbrecht, nicht aus der Gegenwart, dem Verdienſt die Anſprüche auf die Liebe des Volks ableiten, die Möglichkeit abgeſchnitten iſt, uns die Achtung des Volks und in derſelben einen Rückhalt kühn zu erringen. Selten kann ſich bei uns die Stimmung des Volks

um eine einzelne Perſönlichkeit concentriren. Sollte es aber unmöglich ſein, die Idee der Freiheit, welche in ſo Vielen lebt, als Einheit hinzuſtellen, um dieſelbe mit derſelben Energie, mit demſelben Muthe zu — lieben, wie For geliebt wurde? Er wurde deshalb von ſeinen Gegnern geachtet, weil die Freiheit dem Gegner die Debatte, nicht die Fäuſte der Gensd'armen entgegenſetzt, und auch bei uns würde ſie gern bei ihren einzelnen Forderungen den Widerſpruch hören und ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie auf eben ſo intelligente, wenn auch engherzige Gegner rechnen dürfte, als For in Pitt fand. Würde dieſelbe dann mit ähnlicher unerbittlicher Strenge, reicher allgemeiner Bildung, reiner Ueberzeugung, inniger Wärme verfochten werden, wie in den berühmten Reden von For, dann wollten wir ſehen, ob ſie nicht, die einzige, wahre Lebensluft der Nation, unſere ganze Lebensthätigkeit zu beſchleunigen, zu ſchöner Harmonie zu vergeiſtigen vermöchte. — Für For waren ſelbſt die Frauen begeiſtert. Sein geiſtreiches, gemüthvolles Weſen hatte ſich über ſeine Politik ergoſſen; ſeine politiſche Bedeutung ſtahl ſich mit Grazie in die Herzen der Töchter der mächtigſten Inſeln. Die Herzogin von Devonſhire, zu ihrer Zeit die ſchönſte Frau Englands, ließ ſich in den Straßen Londons von derben Handwerkerlippen die Hand küſſen, um ſie für die Wahl For' ins Parlement zu ſtimmen. Und daß wir die Sache nicht als unerhört hinſtellen, da ſie mehr für uns beweiſt, wenn ſie ganz in der Ordnung iſt: mit welcher rührenden Herzlichkeit wird O'Connel von den Frauen ſeiner grünen Inſel begrüßt! „Lieber Patriot," reden ſie ihn an, „Freude, Glück, Hoffnung erfüllen unſere Herzen, da der Schutz unſerer geliebten Heimath vor uns ſteht. Nur mit unſern Thränen können wir dir danken. Geliebtes Erin, nur in dir konnte ein ſolches Herz geboren werden." Nach ſolchen Thatſachen ſieht man ſich bei uns freilich vergeblich um. Und wir ſollten auf höheren Wunſch die Fremden verachten?! — Ihr deutſchen Mädchen, wozu habt Ihr Eure Schönheit? Wozu habt Ihr die blauen, ſeelenvollen Augen, die ſüße Melodie Eurer Lippen? wenn Ihr weiter nichts, als ſchmelzende, abgenutzte Verſicherungen wiederholen könnt, mit dem Manne Eures Herzens alle Sorgen und Entbehrungen theilen zu wollen und nicht auch ſeinen Aufſchwung und ſeinen Stolz! Steigert den Werth Eurer Anmuth, indem Ihr die Watten einer welken Alltäglichkeit, die Modetöne, den Putz gemachter (mailändiſcher) Gefühle abwerft und Euch in die jugendlichen Farben lebendiger, herzlicher Theilnahme an der ſtrebenden Gegenwart kleidet. Konnten Eure guten Mütter doch ſchon ſo eifrig Charpie zupfen in der Arndt-beſungenen Zeit der Franzoſenkämpfe, die Ihr gewiß aus Koblrauſch's rührend fader deutſcher Geſchichte kennt. So ſammelt denn auch Blumen und gebt, — nein, verweigert ſie jetzt und verſprecht ſie erſt denen, welche ſich für die Fortſchritte im Innern aufopfern wollen. Steigert den Werth Eurer Anmuth, indem Ihr den Kuß verweigert, wenn der Geliebte nicht etwas mehr, als Liebe geben und blaue Sehnſucht und zephyrne Schmeicheleien ſingen und nicht auch ein Manneswort für die Freiheit ſprechen kann. Ach, wie ſchwach ſind wir Deutſchen, wie kühl, wie unpoetiſch, trotz unſerer Schillerausgaben der Poeſie, daß wir uns täglich mit unſern Damen über die wundervollen Coſtüme des letzten Maskenballs, über Fanny Elsler's Triumphzüge beim geldreichen, aber kunſtarmen Bruder Jonathan, über die Langweiligkeit des Morgenblatts unterhalten können, und ich wette, was Ihr wollt, meine galanten Herren und Damen, keiner von Euch hat auf die ſchöne Spanierin in der ſchwarzen Lockennacht, die Nichte Mina's geachtet, welche kürzlich in genanntem Morgenblatt mit ächter Romanzenpoeſie als begeiſterte, liebliche Freundin nationaler Freiheit geſchildert wurde.

Doch verzeihe, lieber Leſer, wir haben von For geſprochen und von der Freiheitsliebe deutſcher Frauen, weil der Wunſch, über For und die Freiheit im Buche der engliſchen Pairin neue, kluge Aufſchlüſſe, kühne Phantaſien, verſchmitzte Träume zu finden, uns das Buch Mylady's — faſt vergeſſen ließ. Von For erfahren wir darin ſehr wenig, wiewohl Lady Charlotte Bury, wann ſie zugleich erlebte und ſchrieb, ſich der innigen Freundſchaft des großen Mannes rühmt. Nur am Schluſſe des Buchs tritt er einmal auf längere Zeit in die Scene und ſeine wenigen Worte tragen ſogleich das kräftige Gepräge des ganzen Mannes. „Sie bemerken nicht," ſagte er einſt zu ſeiner Freundin, „daß, da wir in dem Lande der Maſchinen, Räderwerke, Cylinder, Schrauben und Rollen leben, wir nach und nach in uns ſelbſt eine Aehnlichkeit mit dieſen Quellen des Nationalgedeihens entwickelt haben. Auf alle Fälle tröſten Sie ſich, liebe Lady, mit dem Gedanken, daß der engliſche Charakter ſolcher Feſſeln bedurfte; denn es war gewiß ein großer Irrthum, der uns für ein phlegmatiſches Volk ausgab, und wenn wir je auf die Irrwege der Franzoſen gerathen ſollten, ſo würde die ganze Erde unſere ungeheuren Thaten nicht in den Schranken des Geſetzes zu halten vermögen. Wir ſind bei Allem, was wir thun, zu ſehr mit dem Herzen dabei, wir meinen es ſo ganz ernſt, und unſere Empfänglichkeit geht tiefer als die Haut. Mir iſt nichts entſetzlicher, als ein Engländer, der das tägliche Gleis verläßt."

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

22. April. № 96. 1841.

W. A. Becker „Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens."

(Fortsetzung.)

Die siebente Scene, der Triton überschrieben, hat Hr. Becker nach dem Namen eines Schiffes benannt: „Weichend brach sich die salzige Fluth an dem tief furchenden Kiele und bespülte die bunten Malereien des Bordes, dann und wann aufspritzend zu dem goldenen Triton, der auf der Krümmung des Vordertheils mit vollen Backen in die Riesenmuschel blies, ein schützendes Zeichen dem Schiffe, das nach ihm sich nannte." Nun hatten allerdings die griechischen Schiffe bestimmte Namen, allein daß Hr. Becker sein Schiff Triton tauft, ist eine Verwechslung hellenischer und römischer Sitte; bei den Römern wurden, wie auch heut zu Tage, den Schiffen weibliche und männliche Namen ohne Unterschied beigelegt, während die Griechen mit richtigerem Gefühle sich nur weiblicher Benennungen bedienten, wie ja auch Aristophanes die attischen Trieren als Jungfrauen darstellt in den Rittern, V. 1300:

Jüngst zusammen, heißt es, kamen die Trieren Rath zu halten,
Eine habe dann gesprochen, Altererste von den Alten,
Habt ihr nicht gehört, ihr Jungfraun, was man vorhat in der Stadt? u. s. w.

Denn Hr. Becker wird doch nicht für seine Ansicht die Stelle des abgeschmackten Mythographen Paläphatos anführen wollen, der die schöne Sage vom Musenrosse Pegasos auf ein Schiff dieses Namens beziehen wollte, c. 29: *Ὄνομα δὲ ἦν τῷ πλοίῳ Πήγασος, ὡς καὶ νῦν ἕκαστον τῶν πλοίων ὄνομα ἔχει.* Noch weniger kann man für jene Ansicht anführen, daß bei Aristophanes in den Fröschen (v. 48) die obscönen Worte *ἐπεβάτευον Κλεισθένει* Hr. Fritzsche von einem nach Kleisthenes benannten Schiffe verstehen wollte; Hr. Becker (Th. II, S. 64) hält diese Behauptung zwar nicht für wahrscheinlich, meint aber, die Sache habe an sich nichts Unmögliches. Allein nie ist in Athen ein Kriegsschiff nach einer lebenden Person benannt worden, darüber geben die Urkunden über das attische Seewesen, welche Roß bei den Ausgrabungen in Athen entdeckte und Hr. Böckh vor Kurzem bekannt gemacht, den genügendsten Aufschluß; wir finden daselbst mehrere Hundert Namen von attischen Schiffen, diese sind theils von mythischen Personen entlehnt, wie *Ἀμφιτρίτη, Ἑλλη, Πανδώρα, Σελήνη, Ἥβη, Ἶρις, Ἡπιόνη, Ἰασώ* u. s. w., damit verwandt ist eine andere Classe von Namen, die zwar von mythischen Wesen männlichen Geschlechts entlehnt sind, aber immer in adjectivischer Form erscheinen, und zwar als Feminina, wie *Ἡφαιστία, Ἀσκληπιάς, Ἀχιλλεία*; ferner sind sehr häufig abstracte Begriffe, meist recht sinnig gewählt, wie *Δημοκρατία, Δικαιοσύνη, Εὐημερία, Σοφία, Στεφανηφορία, Ὁμόνοια, Χάρις*, oder auch symbolische Benennungen, wie *Σάλπιγξ, Τρίαινα, Ἀλκυών* u. s. f.; ebenso sind Adjectiva und Participia angewandt, wie *Ἐπιπηδῶσα, Στίλβουσα, Ἑρμίνη, Γενναία, Κουφοτάτη, Ὠκεῖα* u. a. m. Nicht minder häufig sind Namen von Städten und Ländern entlehnt, wie *Ἑλλάς, Δελφίς, Ἐλευσίς, Ἀμφίπολις, Ἀμβρακιῶτις* u. s. w., aber kein einziger Name einer lebenden Person ist auf ein Schiff übertragen, eben so wenig findet sich eine Form männlichen Geschlechts, ja selbst von *Κένταυρος* ist der sonst ganz ungewöhnliche Name *Κενταύρα* gebildet. Die Wahl des Namens *Τρίτων* bei Hrn. Becker läßt sich also nicht rechtfertigen. Auch was Hr. Becker sonst noch über die Zeichen der Schiffe bemerkt, bedarf einer Berichtigung, die uns indessen zu weit führen würde.

Wie ungerecht Hr. Becker bei der Beurtheilung griechischer Volksthümlichkeit ist, zeigt recht anschaulich der Excurs zur siebenten Scene, wo der Verf. von der Stellung der Sklaven handelt. Hr. Becker findet einen schneidenden Widerspruch darin, daß der Grieche, der doch den hohen Werth persönlicher Freiheit vor Allen erkannte, und für die Behauptung seiner Selbständigkeit jeden Augenblick Gut und Blut zu opfern bereit war, gleichwohl die Sklaverei als ein nothwendiges und natürliches Verhältniß gebilligt habe, ja Hr. Becker möchte eben auf diese Erscheinung hin den Griechen fast alle Humanität und wahrhaft edle Bil-

dung abſprechen. Zu ſo unbilligem Urtheil iſt Hr. Becker wiederum dadurch verleitet worden, weil er ſich nicht entſchließen konnte, einen freieren univerſal-hiſtoriſchen Standpunkt einzunehmen, und vor Allem die Geſchichte des Volkes, deſſen Sitte und Eigenthümlichkeit er ſchildern wollte, ſorgfältig zu ſtudiren, vielmehr geht er von ganz falſchen Vorausſetzungen aus, und den Maßſtab eines abſtracten Kosmopolitismus anlegend, muß er natürlich die Sklaverei, wie ſie bei den Griechen ſtattfindet, verdammen. Hätte Hr. Becker die große Wahrheit erkannt, daß im Orient nur Einer frei iſt, dem alle Anderen dienſtbar ſind, im griechiſchen und römiſchen Staate die Einen Sklaven ſind, eben damit die Andern ſich des vollen Genuſſes der Freiheit erfreuen können, und daß die allgemeine Freiheit Aller nur erſt in der chriſtlichen Welt eintritt, ſo würde Hr. Becker eben ſo wenig den großen Fortſchritt der menſchlichen Bildung, den wir bei den Griechen finden, verkannt, noch auch einen Widerſpruch in der Sinnesweiſe des helleniſchen Volkes ſelbſt gefunden haben. Man nehme die Sklaven aus dem griechiſchen Leben, und man raubt demſelben eben jene edle, freie Menſchenwürde, die das griechiſche Volk vor allen andern auszeichnet; eben durch die Sklaven gelingt es dem Griechen, frei zu ſein von aller niedrigen und erniedrigenden Arbeit, ſich über das gemeine und alltägliche Treiben zu erheben. Mögen wir immerhin in höherem Sinne als die Griechen frei und autonom ſein, aber wir ſind auch zugleich Alle Sklaven; Erwerb, Amt, äußere Stellung, und wie die Ketten alle heißen mögen, an die unſere Freiheit gefeſſelt iſt, kannte der freie Grieche nicht; und eben darum ſchließt auch bei den Griechen das eine Wort ἐλεύθερος den Inbegriff alles Hohen, Edlen, wahrhaft Menſchlichen in ſich, und Hr. Becker hat ganz Unrecht, wenn er S. 21 ſagt: „vielmehr war es wohl die allgemeine Abneigung des griechiſchen Volkes gegen niedere Arbeit und eine aus mißverſtandenem Freiheitsbegriffe entſprungene Scheu vor Dienſtbarkeit, welche den eigenthümlichen Beſitz von Sklaven erſt wünſchenswerth, und als die Verhältniſſe ſpäter ſich ſo geſtaltet hatten, daß ohne ſie weder der Einzelne, noch der Staat beſtehen konnte, zur gebieteriſchen Nothwendigkeit machten, die den Gedanken an eine Erwägung des Rechts oder Unrechts kaum aufkommen ließ.“ Freilich hat ſich das Sklavenweſen erſt nach und nach gebildet, ſeine Ausbildung geht mit der Entfaltung der helleniſchen Sitte ſelbſt Hand in Hand, aber gerade dieſe hiſtoriſche Entwicklung hat Hr. Becker nicht genügend beachtet, denn was er ſelbſt auf S. 26 ff. mittheilt, iſt nicht ausreichend. Die Annahme, daß die Griechen in der älteſten Zeit gar keine Sklaverei gekannt haben, läßt ſich hiſtoriſch durchaus nicht begründen; Alles, was ſich für jene Annahme anführen läßt, hängt nur mit jener alten mythiſchen Vorſtellung von der uranfänglichen Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechtes zuſammen: denn als noch Kronos auf Erden regierte, da herrſchte auch vollkommene Gleichheit und Freiheit, folglich kannte man auch keine Sklaven; denn nichts weiter als ein Mythos iſt es, wenn Herodot VI. 137 von den Athenern ſagt: *Οὐ γὰρ εἶναι τοῦτον τὸν χρόνον οφίσιν οὐ δὲ τοῖς ἄλλοις Ἕλλησι οἰκέτας*, wie dies auch deutlich aus der ganzen Faſſung der Rede hervorgeht; auf einer gleichen Vorſtellung beruhen auch die Worte des komiſchen Dichters Pherekrates bei Athenäus VI. 263, die ſich offenbar auf das goldene Zeitalter beziehen: *Οὐ γὰρ ἦν τότ' οὔτε Μάνης οὔτε σηκὸς οὐδενὶ Δοῦλος* u. ſ. w., was natürlich für die Sitte der Griechen ſelbſt durchaus von keinem Belang iſt; vielmehr finden wir von den Anfängen hiſtoriſcher Kunde an das Sklavenweſen in Griechenland allgemein verbreitet. Rechtlos erſcheinen nun zwar die Sklaven gleich in der älteſten Zeit, und eben darum als Unfreie auch verachtet, ſagt doch Eumäos bei Homer (Odyss. *P.* 322):

Ἥμισυ γάρ τ' ἀρετῆς ἀποαίνυται εὐρύοπα Ζεὺς
Ἀνέρος, ὐ τ' ἂν μιν κατὰ δούλιον ἦμαρ ἕλῃσιν,

aber bei der Einfachheit des Lebens und aller Zuſtände iſt doch das Verhältniß zwiſchen Herren und Sklaven mehr ein patriarchaliſches, der ſittliche Geiſt der Familie durchdringt auch die Sklaven und macht ſie zu befreundeten Dienern des Hauſes, wie wir es in der Hofhaltung des Odyſſeus erkennen, und eben durch treue Dienſte gewinnt der Sklave eine gewiſſe Selbſtändigkeit und Beſitz, wenn gleich die Freilaſſung unbekannt iſt. Die Sklaven ſelbſt im Homeriſchen Zeitalter ſind meiſt durch die Wechſelfälle des Krieges in dieſen Zuſtand gerathen, doch finden ſich neben dieſen auch erkaufte Sklaven. Bei fortſchreitender Bildung, als das geſammte Hellenenvolk immer mehr zum Bewußtſein der Einheit und Stammverwandtſchaft gelangt, gilt es dagegen für unmenſchlich, die Kriegsgefangenen als Sklaven zu halten, vielmehr erheiſcht das Völkerrecht Auswechslung und Loskaufung der Gefangenen. Jetzt werden deshalb die Sklaven durch Kauf erworben, und zwar von den Barbaren, bei denen ja die Sklaverei allgemein war; jedoch geſchieht dies vorzugsweiſe bei den ioniſchen Stämmen, die wegen ihrer engern Verbindung und Verkehr mit dem Orient nicht nur mit Leichtigkeit ſich Sklaven kaufen konnten, ſondern überhaupt Manches von der altorientaliſchen Sitte beibehielten, während bei der größeren Strenge des doriſchen Stammes ſich vielmehr das Verhältniß der Leibeigenſchaft und Hörigkeit in ſeinen verſchiedenen Formen ausbildete. Jedoch auch hier hat Hr. Becker auf die allmälige Entwicklung dieſes Verhältniſſes bei den einzelnen Stämmen zu wenig Rückſicht genommen. Wie nun ferner insbeſondere zu Athen bei der immer wachſenden Zahl der Sklaven, die ſich mit dem wachſenden Luxus und Reichthum unendlich ſteigerte, der ſittliche Geiſt der Familie die große Maſſe nicht mehr zu durchdringen und ſeine veredelnde Kraft auszuüben vermochte,

tritt auch die Erniedrigung und das Verderben dieſer Menſchenclaſſe immer mehr hervor, und in eben dem Grade wächſt auch die Verachtung, mit der die Hellenen den Sklaven anſehen, die überdies ihren tieferen Urſprung hat in der wohlbegründeten Abneigung des Griechen gegen alle Orientalen, auf die er als unfreie, geiſtloſe Weſen herabſieht. Darum hat auch der tiefſinnigſte Kenner des helleniſchen Weſens, Ariſtoteles, den Hr. Becker auf S. 22 flg. heftig tadelt, vollkommen Recht, wenn er in der Politeia den Sklavenſtand als ein nothwendiges Element des griechiſchen Staates und der Familie (l. c. 3: *οἰκία δὲ τέλειος ἐκ δούλων καὶ ἐλευθέρων*) anerkennt, und auch die Rechtmäßigkeit dieſes Verhältniſſes zu begründen ſucht; namentlich iſt es eine nationale Anſicht, auf die er l. c. 2 hinweiſt: *Διό φασιν οἱ ποιηταὶ Βαρβάρων δ' Ἕλληνας ἄρχειν εἰκὸς, ὡς ταὐτὸ φύσει βάρβαρον καὶ δοῦλον ὄν.* Und ebenſo urtheilt Plato, der doch ſonſt öfter die Schranken des nationalen Bewußtſeins durchbricht; nur will er die Sklaverei durchaus auf Barbaren beſchränkt wiſſen (ſ. Republ. V. p. 469): *Μήτε Ἕλληνα ἄρα δοῦλον ἐκτῆσθαι μήτε αὐτοὺς τοῖς τε ἄλλοις Ἕλλησιν οὕτω συμβουλεύειν; πάνυ μὲν οὖν ἔφη.* Erſt in ſehr ſpäter Zeit, wo der Verfall der alten Sitte und Zucht den Sklaven in der Familie einen größeren Spielraum geſtattete und das Verhältniß zwiſchen Herrn und Diener faſt ganz umgeſtaltete, entſteht der Gedanke an eine Emancipation der Sklaven, und eine humanere Anſicht will ihnen die allgemeinen Menſchenrechte vindiciren: jedoch iſt dies eine Anſicht, die ſich eben erſt in der Zeit des Verfalls ausbildet; Hr. Becker iſt darauf, wie auf manches Andere, was hieher gehörte, faſt gar nicht eingegangen.

Wie lange die Hinterlaſſenen um den Verſtorbenen trauerten, darüber fehlen uns beſtimmte Nachrichten; bei den Lacedämoniern war die Trauer durch die Lykurgiſche Geſetzgebung auf 11 Tage beſchränkt, ſiehe Plutarch. Lycurg. c. 27, allein aus den Worten des Hiſtorikers: *χρόνον δὲ πένθους ὀλίγον προσώρισεν, ἡμέρας ἕνδεκα· τῇ δὲ δωδεκάτῃ θύσαντας ἔδει Δήμητρι λύειν τὸ πένθος*, folgt, daß im Allgemeinen die Trauerzeit länger ausgedehnt ward. Hr. Becker nimmt im Excurs zur neunten Scene, Th. II. S. 199, an, in Athen ſei die Trauer auf 30 Tage beſchränkt geweſen, eine Vermuthung, die Manches für ſich hat; jedoch bei genauerer Unterſuchung ſteigen Zweifel auf, die ſich nicht ſo leicht beſeitigen laſſen. Freilich ſagt Euphiletos bei Lyſias, de caede, Eratosth. p. 15: ſeine Frau habe ſich geſchmückt, nachdem der Bruder noch nicht 30 Tage geſtorben war; allein dieſe Worte können eben auch weiter nichts ſagen, als vor Verlauf des erſten Trauermonats, eben ſo wenig als man aus dem Vorwurfe, den Aeſchines ſeinem Gegner Demoſthenes macht (in Ctesiph. p. 468), daß er am ſiebenten Tage nach dem Tode ſeiner Tochter bei einem Opfer das Trauergewand abgelegt habe, die Zeit der Trauer beſtimmen darf. Noch weniger Gewicht möchte ich auf die Stelle des Harpokration legen, welche Hr. Becker anführt: *Τριακὰς ἡ τριακοστὴ τοῦ μηνός· τοῖς τετελευτηκόσιν ἦγετο ἡ τριακὰς ἡμέρα διὰ θανάτου*, die viel zu unbeſtimmt abgefaßt iſt, als daß ſie irgend etwas beweiſen könnte; vielmehr läßt ſich aus den Worten des Pollux VIII. 146: *Προθέσεις, ἐκφοραί, τρίτα, ἔννατα, τριακάδες, ἐναγίσματα, χοαὶ, τὰ νενομισμένα* ſchließen, daß nach dem dreißigſten Tage noch andere Todtenopfer folgten und erſt mit dem letzten Opfer (*τὰ νόμιμα*) die Trauer als beendigt betrachtet werden dürfe.

(Fortſetzung folgt.)

„Memoiren einer Pairin von England zu For' Zeiten. Herausgegeben von Lady Charl. Bury, überſetzt von Amalie Winter."

(Schluß.)

In dieſem täglichen Gleis hält ſich auch die Erzählung. Doch iſt ſie für For' Zeitalter keineswegs charakteriſtiſch. Mit wenigen Auslaſſungen hätte die Scene eben ſo gut nach jedem anderen Namen der nächſten Vergangenheit datirt werden können. Wir wollen ſie keineswegs trivial nennen, und Frauen und Männer nach dem Leben gezeichnet, ſind immer willkommener als erfundene, denen man die Erfindung anſieht. Es durchweht die Memoiren ein gewiſſer vornehmer Moſchusduft. Die Geſtalten bewegen ſich, trotz dem, daß ſie nach der Standarte von Saint James regulirt ſind, mit zwangloſem Adel; die Charaktere bewahren, im Bewußtſein ſtets beobachtet zu werden, einen leichten Anſtand mit geiſtreichem Anflug. Der engliſche Nationalſtolz macht ſich beſonders in Bezug auf Franzoſen und franzöſiſche Sitte geltend. Doch wird auch eingeräumt, daß der Engländer in manchen Dingen ſehr beſchränkt urtheilt, und über Alles, was in den Sitten des Auslandes von den ſeinen abweicht, faſt erröthet. „Miß Vernon und Miß Crodenell ſinken vor Entſetzen beinahe in Ohnmacht, wenn die Fremde ihre Verneigung nicht tief und nicht lang genug macht, und gar, da ſie die böſe Gewohnheit hat, vergnügt und launig auszuſehen, wie die Natur es ihr eben eingiebt." Der Humor liegt in der engliſchen Luft, und ihm verdanken wir im erſten Theile manche überraſchende Bemerkung, doch nachher verſiegt er ſo ziemlich. Im Anfange des zweiten Theils wird die Eile als das Charakteriſtiſche der damaligen Epoche angegeben. „Das treibende, in ſteter Bewegung erhaltende Syſtem iſt jetzt das Syſtem des öffentlichen und Privatlebens. Heute wird eine Sache beſprochen und den andern Tag ausgeführt, über die man vorher ein ganzes Jahr würde discutirt haben, um ſie erſt im folgen-

den Jahre zur Ausführung zu bringen. Die Gemeinplätze ſind aus der Converſation ausgeſchloſſen, der Ballaſt des Lebens iſt abgeſchafft, Hügel werden abgetragen, Landſtraßen abgekürzt, die Kanzleigeſuche beſchnitten, das Whiſtſpiel iſt ſelbſt beſchleunigt, Alles iſt weniger langweilig, ausgenommen die Quarantaine und die Viſitationspredigten.“ Nur Schade, daß es nicht ganz wahr iſt und ſelbſt im Buche keine Beſtätigung findet. Dieſelben Zurüſtungen zu Aſſembleen, der Prunk mit der Verwandtſchaft und Freundſchaft mit den erſten Häuſern Englands, die Liebesintriguen und Heirathspläne, das Schmollen der Freundinnen und die Sehnſucht junger Wittwen nach früheren Geliebten wiederholen ſich und ermüden. Es fehlt zwar nicht an Damen, die lächeln können, als wenn es weder Liebe noch Haß, ſondern nur ſtolze Schwanenwürde in der Welt gäbe, doch läßt das Intereſſe bei dem, der erſt durch das Buch die Perſonen kennen lernt, bald nach. Von den Intriguen des damaligen wilden Prinzen von Wallis in ſeinem unglücklichen Verhältniß zu ſeinem Vater und ſeiner Gemahlin hört man gewiſſermaßen nur das Wagengeraſſel unter den Fenſtern, nichts Specielleres, das nähere Aufſchlüſſe oder Schilderungen der einzelnen Charaktere und einzelne hiſtoriſche Thatſachen gäbe. Die Politik, das eigentliche Lebenselement jener Zeit, liegt der guten Pairin aber gar zu fern. Sie ſcheint kaum par ricochet einige Kunde von den Ereigniſſen des Tages bekommen zu haben; denn obwohl die Namen For, Sheridan und viele der bedeutendſten Männer ſtets mit Verehrung genannt werden, ſogar die liebenswürdige politiſche Intrigue der Herzogin von Devonſhire erwähnt wird, ſo würde doch bei näherem Intereſſe der Verfaſſerin ſelbſt unmöglich die Bemerkung haben unterlaufen können, daß „die großen Geiſter ſich täglich ins Parlement verfügten, weniger der Geſchäfte wegen, als um glänzende, nichtsſagende Reden zu halten, und die Welt immer Muße genug hätte, dieſelben anzuhören.“ Bei ſolcher Gelegenheit können wir der edeln Lady durchaus kein Compliment machen. Noch weniger bei der jedenfalls am meiſten gelungenen Stelle des ganzen Werkes, wo ſich die Erzählerin höchſt naiv in ihrer Theilnahmloſigkeit gegen den in aller Zärtlichkeit gewonnenen Gatten zeigt, der ſich ihr und den Geſchäften des Staats gänzlich aufopfert. Er ſieht, durch For' mahnendes Wort, „wie er das Brachliegen ſeiner Talente entſchuldigen wolle,“ angeregt, in der Vertheidigung der Sache des Volkes den Abgrund, in den ſich der moderne Curtius ſtürzen muß. Er zieht, wie er ſagt, ſeine mühſeligen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten in ſeiner Wohnung an der Cheſterfield-Street mit einer Leibgarde von Gläubigern und Legionen von Teufeln einer glänzenden Conſulſtelle in Afrika vor, während ſeine Gemahlin wohlgemuth im erhabenen Flitter der geſellſchaftlichen Freuden und Genüſſe ſchwebt, und erſt von Freundinnen auf die durch übermäßiges Denken und Schreiben untergrabene Geſundheit ihres Gatten aufmerkſam gemacht werden muß. Bei ſeiner Krankheit erkennen wir das zur Beſinnung gekommene edle, herzige Weib, und die letzten Momente des braven Filzirnham's ſind mit rührender Liebe geſchildert. Aber nach ſeinem Tode giebt ſich die durch unerwartete Erbſchaft reich gewordene Wittwe wieder mit aller ſorgloſen Heiterkeit dem Aprilwetter der Geſellſchaft hin und iſt am Ende, trotz dem, daß ſie die Meinung desavouirt, dennoch überzeugt, daß das Glück einer Frau vollkommen ſein müſſe, wenn ſie als junge Wittwe geboren würde. Dabei begegnet es auch der Erzählerin, daß ſie unter beſtändiger Redſeligkeit endlich alt wird. Die munteren Mädchen um ſie her werden geſetzte Frauen, die geſetzten Frauen liſtige Matronen, die Matronen — von Schoßhunden umlagerte Wittwen, die dann oder nie, wie die gutmüthige Verfaſſerin ſelbſt bemerkt, ihre Memoiren ſchreiben müſſen, weil ihre Geſchwätzigkeit mehr noch als Lahmheit, Blindheit und Taubheit ein Vorbote des Todes iſt, und ſie ſelbſt für dies litterariſche Geſchäft wirklich die hinlängliche Langeweile erworben haben. Wem übrigens das gut geſchriebene und gefällig überſetzte Buch in die Hände fällt, der leſe zuerſt das Ende wo eine, wenn auch flüchtige Skizze von For' Aufenthalt in Paris gegeben, und ſeine Aufnahme bei Napoleon und die Begeiſterung des Volkes für ihn, das ſogleich nach ſeiner Weiſe Haar und Kleidung à la For trug, geſchildert wird. Im Anfange des Buchs wird auf höchſt naive Weiſe der von uns angedeutete Charakter der Memoiren bezeichnet, und wir nehmen uns deshalb die Freiheit, mit dieſem Anfange zu ſchließen. Denn hätten wir ihn gleich vorn gegeben, ſo würde der Leſer unſere Bemerkungen ſchwerlich für nothwendig gehalten haben, was in Bezug auf das Buch zuzugeben.

A. Bock.

In meinem Verlage ſind ſo eben erſchienen:

Volksbücher.

No. 18: **Wigolais vom Rade.** . . . 2½ Ngr.
No. 19 und 20: **Deutſche Lieder** zu **Schutz** und **Trutz.** . . . . . 5 „
No. 21: **Hirlanda.** . . . . . 2½ „

Otto Wigand.

Druck von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

23. April. № 97. 1841.

W. A. Becker „Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens.“

(Fortsetzung.)

Als Beweis dafür, daß die Trauerzeit mehrere Monate währte, läßt sich eine nicht uninteressante Inschrift anführen, die sich zwar nicht auf Athen bezieht, aber doch der ionischen Stadt Gambreum in Kleinasien angehört, und sicher in nicht allzu späte Zeit zu setzen ist, worin ausdrücklich bestimmt wird, die Todtenopfer (τὰ νόμιμα) sollten spätestens binnen drei Monaten dargebracht werden, die Männer im vierten, die Frauen im fünften Monate die Trauerkleider ablegen; die Inschrift befindet sich in Fellow's Reisejournal in Kleinasien, S. 31: Ἄλλων Δήμωνος εἶπεν, νόμον εἶναι Γαμβρειώταις τὰς πενθούσας ἔχειν φαιὰν ἐσθῆτα μὴ κατερρυπωμένην, χρῆσθαι δὲ καὶ τοὺς ἄνδρας καὶ τοὺς παῖδας τοὺς πενθοῦντας ἐσθῆτι φαιᾷ, ἐὰν μὴ βούλωνται λευκῇ· ἐπιτελεῖν δὲ τὰ νόμιμα τοῖς ἀποιχομένοις ἔσχατον ἐν τρισὶ μησίν, τῷ δὲ τετάρτῳ λύειν τὰ πένθη τοὺς ἄνδρας, τὰς δὲ γυναῖκας τῷ πέμπτῳ καὶ ἐξανίστασθαι ἐκ τῆς κηδείας καὶ ἐκπορεύεσθαι τὰς γυναῖκας τὰς ἐξόδους τὰς ἐν τῷ νόμῳ γεγραμμένας. Diese Inschrift zeigt deutlich, daß man in jener Zeit vielfach von der alten hergebrachten Sitte abgewichen war, daher es nöthig erschien, durch ein Gesetz dem Unwesen zu steuern; durch die gesetzlichen Bestimmungen ward aber gewiß die Trauerzeit wieder auf das früher von der Sitte bestimmte Maß zurückgeführt. In derselben Inschrift wird dann weiter der Γυναικονόμος autorisirt, über das Gesetz zu wachen und am Thesmophorienfeste für die Frauen, welche das Gesetz treulich halten, Segen zu erflehen, die Uebertreterinnen dagegen als Frevlerinnen gegen heilige Pflichten auf 10 Jahre von allen Opfern und heiligen Handlungen auszuschließen. Merkwürdig ist besonders diese Inschrift auch deshalb, weil wir daraus ersehen, daß für die Männer eine kürzere Trauerzeit als für die Frauen festgesetzt war. Nun ist freilich, wie ich schon bemerkt habe, diese Inschrift eine kleinasiatische, allein auch in andern Staaten Griechenlands fanden ähnliche Bestimmungen statt, und namentlich war auch durch die Solonische Gesetzgebung in Athen die Trauer beschränkt worden, siehe Plutarch. Sol. c. 21: Ἐπέστησε δὲ καὶ ταῖς ἐξόδοις τῶν γυναικῶν καὶ τοῖς πένθεσι καὶ ταῖς ἑορταῖς νόμον ἀπείργοντα τὸ ἄτακτον καὶ ἀκόλαστον, worauf Plutarch einzelne Bestimmungen mittheilt, und dann hinzufügt, daß dieselben meistentheils auch noch zu seiner Zeit giltig wären, nur mit dem Unterschiede, daß es dem Γυναικονόμος obliege, über die Aufrechthaltung jener Gesetze zu wachen und die Schuldigen zu bestrafen; also gerade so, wie es in jenem Gesetz der Gambreoten bestimmt war; man ist also wohl berechtigt, jene Bestimmungen auch für frühere Zeiten und andere Gegenden als allgemein giltige anzunehmen; demnach würde die Trauerzeit für Männer etwa auf drei, für Frauen auf vier Monate auszudehnen sein.

Weiterhin auf S. 232 nimmt Hr. Becker an, daß das Trauergewand in der Regel schwarz gewesen sei, im Allgemeinen gewiß mit Recht, indeß war doch auch die weiße Farbe nicht gerade ungewöhnlich, wie aus der oben angeführten Urkunde hervorgeht, wo ausdrücklich neben der schwarzen Farbe auch der Gebrauch weißer Trauerkleider gestattet wird; ebenso möchte es auch wohl vorgekommen sein, daß Todte mit schwarzen Gewändern beerdigt wurden (was Hr. Becker ebenfalls auf S. 172 in Zweifel zieht), obwohl allerdings weiße Kleider die hergebrachte Sitte erforderte. Ich übergehe andere Punkte dieses Capitels, mit deren Behandlung ich nicht einverstanden sein kann.

Unrichtig ist, was Hr. Becker S. 213 über die polizeiliche Ordnung des Nachts in den griechischen Städten bemerkt: „Die nächtlichen περίπολοι oder Patrouillen, welche die Wachen begingen, scheinen verdächtige Leute, die sie auf der Straße fanden, aufgegriffen zu haben, — diese περίπολοι hatten, wie mehrfach beglaubigt wird, eine Glocke bei sich, um die Wachen zu prüfen, ob sie nicht schliefen.“ Daß zuvörderst zu Athen keine solchen Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, geht schon aus dem Umstande hervor, daß die Unsicherheit des Nachts sehr groß war, na-

mentlich in den entlegeneren Theilen der Stadt und an den langen Mauern, wo die Dunkelheit natürlich noch größer war, als in den belebteren Theilen Athens, obgleich auch dort die Straßenbeleuchtung fehlte: Kleiderdiebſtahl und ähnliche Raubanfälle, die ſogar öfter zum Todtſchlag führten, waren daher in Athen an der Tagesordnung; vgl. Antipho p. 631 ed. Reiske: *Ἔστι δὲ οὐκ ἀπεικὸς, ὡς οὐ τοί φασιν, ἀλλὰ εἰκὸς ἀωρὶ τῶν νυκτῶν πλανώμενον ἐπὶ τοῖς ἱματίοις διαφθαρῆναι.* So erzählt denn der alte attiſche Philiſter Hoffegut, daß ihm auf dieſe Weiſe, als er einſt von einer Kindtaufe aus der Stadt heimkehrte, der Mantel geſtohlen ſei, bei Ariſtophanes in den Vögeln V. 494:

Denn zur Kindtauf war ich geladen zu Gaſt in der Stadt; da trank ich ein Wenig
Und ſchlief dann ein; und die Anderen, eh' ſie zu Tiſch geh'n, krähet der Hahn ſchon;
Da mein' ich, es tagt, und eile mich heim nach Halimus: biege ſo eben
Von den Mauern hinaus und ein Gaudieb ſchlägt mit 'nem Knittel mich über den Nacken:
Ich ſinke, verſuche zu ſchreien, indeß hat jener den Pelz mir ſtibitzet.

Und weiter unten in demſelben Stück, V. 1482, die wunderſame Phantasmagorie:

Ein Bezirk in fernen Felden
Liegt am Rand der Dunkelheit
In der Lampeneinſamkeit,
Wo den Menſchen oft ſich Helden
Wandelnd jetzt und ſonſt geſellten
Früh und ſpat, nur Nächtens nie:
Nicht geheuer wär' es, hie
Solcher Zeit zu treffen ſie:
Träf hier Nachts den Held Oreſtes
Je ein Menſch, ſogleich ihn faßt es,
Und vom Schlag gerührt ſein beſtes
Oberkleid es iſt dahin.

Denſelben Manteldieb Oreſtes brandmarkt der Dichter in einer anderen Komödie, den Acharnern, V. 1165, in einem abenteuerlich-komiſchen Chorliede:

So dir ein erſtes Herzeleid! Aber noch eins treff' dich in nächtiger Stunde.
Fiebererhitzt zurück bei Nacht kommſt du vom Pferderennen:
Ueber den Kopf ſchlag' dich im Rauſch irgend ein wahnſinniger Schuft Oreſtes:
Und greifſt du dann nach einem Stein,
So faß' im Dunkeln die raſche Hand
Ein reinlich friſch gelegtes Häuflein Menſchlichkeit.
Mit dem Wurf jag' ſchnell ihm nach: du nahſt, du zielſt du fehlſt und trifſt —
Wen? Kratin den Gecken.

Kurz in Athen wurden eben ſo wenig Diebe und Auflaurer, als Nachtſchwärmer von den nächtlichen Dienern der Gerechtigkeit behelligt, auch würde ein ſolches Inſtitut ſich ſchlecht mit der atheniſchen Demokratie vertragen haben. Wie in Athen, ſo finden ſich auch in anderen griechiſchen Städten keine Spuren von dergleichen Patrouillen oder Nachtwächtern, bedurfte es doch auch in vielen Staaten, wie z. B. in Sparta, derſelben gar nicht. Der einzige Beweis, der ſich für die Exiſtenz derſelben beibringen läßt, iſt eine Stelle des ſiciliſchen Komödiendichters Epicharmos bei Athenäos VI. p. 236 A, wo ein Paraſit ſich darüber beklagt, daß er des Nachts, wenn er im Dunkeln vom Weine berauſcht, mühſelig den Weg nach Hauſe ſuche, den *περιπόλοις* in die Hände falle; nun hat aber Epicharmos bei ſeinen Schilderungen immer ſiciliſche, oder vielmehr noch ſpecieller ſyrakuſaniſche Zuſtände vor Augen, die in ſehr vielen und wichtigen Beziehungen ganz verſchieden von denen der übrigen helleniſchen Staaten waren; in Syrakus nun, wo geheime Polizei, Spione und ähnliche Inſtitute der Tyrannis ſich frühzeitig ausbildeten, mag das Vorhandenſein der *περίπολοι* durchaus nicht befremden, nur muß man nicht mit Hrn. Becker dies gleich auf die übrigen Staaten Griechenlands ausdehnen wollen. Das Irrigſte aber iſt, was Hrn. Becker weiter begegnet, wenn er behauptet, dieſe *περίπολοι* wären mit einer Glocke herumgegangen, um zu ſehen, ob die Wachen nicht ſchliefen, gerade als ob es in den griechiſchen Staaten ſtehende Heere und Wachpoſten in Schilderhäuſern gegeben hätte; die beiden Stellen aus den Vögeln des Ariſtophanes (V. 842 und 1159), auf welche ſich Hr. Becker beruft, ſind gänzlich mißverſtanden; es iſt dort ſo wenig von Nachtwächtern, als von friedlichem Zuſtande die Rede, vielmehr ſoll die neugegründete Stadt Wolkenkukelheim in Vertheidigungszuſtand verſetzt werden, und da iſt denn allerdings von der Runde (*τοῖς περιπόλοις*) die Rede, die aufpaſſen ſoll, ob auch die Wachen auf der Mauer ihre Pflicht erfüllen.

(Schluß folgt.)

Der Urſprung des Nibelungenliedes oder der Sage von den Volſungen und von Sigurd dem Fafnis-Tödter. Nebſt einer Nachricht von den gothiſchen Verſchanzungen ſüdlich der Oſtſee, als Erläuterung des Gothenzuges. Eine hiſtoriſche Andeutung, insbeſondere für die Beſitzer der Prachtausgabe des Nibelungenliedes. Aufgeſetzt von A. Crüger. Landsberg a. d. Warthe, 1841.

Es hat gewöhnlich unter den Künſten nur die Poeſie, unter den Wiſſenſchaften die Philoſophie das Schickſal, daß Unberufene und nicht für ſie Gebildete in ſie hinein zu pfuſchen wagen. Für die übrigen Künſte und Wiſſenſchaften iſt theils das Material nicht einem Jeden zur Hand, theils wird es auch dem eitelſten Subjecte nur zu bald klar, daß ſeine derartigen Verſuche und Eingriffe zu nichts als baarem Unſinn führen. Es iſt daher in gewiſſer Hinſicht intereſſant,

wenn wir in dem vorliegenden Werkchen eine Frage der germaniſchen Philologie von einem Autor behandelt ſehen, der von der Exiſtenz dieſer Philologie auch nicht die entfernteſte Ahnung hat. Eine ſolche Erſcheinung giebt uns ein anſchauliches Bild von der Einſeitigkeit und dem haltungsloſen Umhertappen einer rein ſubjectiven Forſchung, die, von keinem wiſſenſchaftlichen Geſetz geleitet, ſich in Einfällen und Vorurtheilen umhertreibt, und wir werden um ſo mehr die enormen Leiſtungen der durch die Brüder Grimm geſchaffenen Wiſſenſchaft bewundern müſſen, als wir hier ein Beiſpiel von der ſchrankenloſen Willkür vor uns ſehen, in der ſich namentlich die ſprachlich-hiſtoriſche Unterſuchung bewegt hat, und ſich noch bewegen würde, wäre die germaniſche Philologie nicht auf dem feſten Fundamente der Grammatik aufgeführt worden.

Der Verf. des vorliegenden Buches ſcheint theils am Rhein, theils in Weſtpreußen und Poſen gelebt zu haben, und wie es die Art des Dilettantismus iſt, knüpft er an jeden dieſer Wohnſitze eine eigenthümliche Grille, die er mit den Mitteln, die ihm ſeine Beſchäftigung darbietet (er ſcheint Architekt oder Conducteur zu ſein), auf das Beſte herauszuputzen bemüht iſt. Am Rhein hat er eine neue Entdeckung über die Entſtehung der Siegfriedſage gemacht. Er ſagt: „Der Erzprieſter Herr Spenrath zu Xanten ſagte mir bei der Aufzeichnung des dortigen Domes, als ich mit ihm die Seitencapelle betrat: „„Sehen Sie, dort iſt das Bild des heiligen Victor, nämlich des deutſchen Siegfried!“ Dieſe Worte gruben ſich mir tief in das Gedächtniß. Er iſt als Reiterſtatue dargeſtellt, den Lindwurm erlegend.“ Dieſe Aeußerung und eine aus v. d. Hagen's Wilkina- und Niſlungaſage entnommene Notiz, daß dieſer Sagenkreis im dritten Jahrhundert nach Chriſti Geburt beginne, bilden die Grundlage zu einem auf das Seltſamſte ausgeſponnenen Hypotheſengewebe. Um das Jahr 240 n. Chr. kommen mit der dreißigſten oder Neptuniſchen Legion Siegfried's Vater, römiſch genannt Victorin, und deſſen Frau Victorina (Sigelinde) an den Rhein, und zwar nach Xanten, das ſeinen Namen von dem Tempel des Apollo (Xanthos) führt. Hier wird ihnen ein Sohn geboren, der den römiſch-pathetiſch klingenden Namen Marcus Piavonius Victorinus führt, und dies iſt der deutſche Siegfried. Bevor er ſelbſtändig agirte, ward er von Poſtumus, deſſen Beinamen Albinus Paululus mit Alberich der Zwerg zu überſetzen iſt, gegen Gallienus geſendet, nachher regierte er allein in Gallien. Er wurde in Colonia (Cöln) von einem Krieger, deſſen Weib er geſchändet hatte, getödtet und von den Soldaten vergöttert. Vor oder gleich nach ihm lebte am Niederrhein Marius oder Mamurius, ein Schmidt und ſtarker Mann, dies iſt der deutſche Mimer. Siegfried nennt ſich vom Wölfengeſchlecht (Lupercus), ein Beiname mehrerer galliſchen Familien. Das Bild eines Drachen deutet die Conſecration oder Heiligung einer Perſon an, die Sage vom getödteten Lindwurm beſagt alſo: „einmal die Conſecration des Cäſaren durch das Volk, und dann: die noch jetzt, wie z. E. an der Werder'ſchen Kirche in Berlin dargeſtellte Allegorie der Zerſtörung des Unglaubens in uns ſelbſt und aller und jeder Ketzerei.“ — „Die erſten Chriſten bedienten ſich dieſes Zeichens oder jenes Fiſches (ἰχθυος), von welchem ſie ἰχθυολατρειαν (sic!) genannt wurden.“ So wird Victorinus oder Siegfried zum heiligen Victor. In dem Volksbuche heißt er „der Gehörnte.“ Da die Stämme der Gallier mancherlei Beinamen hatten, z. B. Nebulones, Eburones, Bagaudiä, ſo wurde Siegfried von fremden Volksſtämmen Eburneus oder Eburo genannt. In der Wilkinaſage wird geſagt, der Drache auf Victorinus' Wappen ſei oben braun und unten roth geweſen. „Ich erinnere mich, daß der Drache auf der uralten Statue in Xanten eben ſo abgemalt iſt. Dies möchte wohl etwas mehr als Zufall ſein!!“ Man ſieht, der Verf. hat ein ganz abſonderliches Talent für kühne Combinationen, und ſo kann es ihm nicht ſchwer werden, die übrigen in der Siegfriedſage agirenden Geſtalten in Römer umzuwandeln. Die zu Mainz und Cöln herrſchenden beiden Poſtumen ſind die Söhne des alten Königs Nidung, der in Franken regierende Sal. Amandus iſt der in der Wilkinaſage vorkommende König Salomon, „denn leicht konnten die Wäringer, welche uns die Sagen aufbewahrten, beide Namen Sal. (Salvius) Amandus in Einen vereinigt ausſprechen und in Salomon corrumpiren.“ Der Marcomannenkönig Attalus iſt Etzel, die Gemahlin des Gallienus, Salonina, iſt Brynhild, Cajus Peſuvius Tetricus, bei dem Victorinus' Mutter Schutz und Hilfe fand, iſt Thitrik oder Dietrich. Hagen macht dem kecken Forſcher, der ſonſt mit Allem leicht fertig wird, beſondre Noth, am Ende entſcheidet er ſich für den Arbogaſtes, welcher im Jahre 392 den Valentinianus tödtete, und nimmt an, die Ueberlieferungen im Liede ſeien aus der Geſchichte des Valentinian entlehnt. Nach ſolchen Entdeckungen überraſcht es uns nicht mehr, daß Volcker von den Volcis Arecomicis ſeinen Namen hat. Aber der Verf. begnügt ſich nicht, den Siegfried im heiligen Victor nachgewieſen zu haben; die Dänen, Frieſen und Normannen, welche längs des Niederrheins zogen, meint er, hörten ſeine Geſchichte und nahmen ſie auf, und ſo ſei es möglich, daß der Dänenkönig Sifert II., „der die Stimme der Vögel kannte, und den die Weiber tödteten,“ unſer Victorinus ſei. Auch der Ritter St. Georg iſt mit ihm identiſch, und er ſagt darüber ſehr naiv: „Als Conſtantin der Große aus Britannien kam, mußte er die am weiteſten vorgeſchobenen Legionen zuerſt kennen lernen, mit ihnen die Sage vom Victorinus. Jene Legionen begleiteten ihn auf ſeinem Zuge nach Griechenland, und da kann denn wohl die Sage vom Siegfried mit Veränderung der Namen, als wenn man heute

z. E. anſtatt Bernadotte Karl XIV. von Schweden ſagt, nach Griechenland übertragen und St. Georg niemand anders, als unſer Victorinus ſein.“ Die bewundernswerthe Kühnheit unſers Verf. im Combiniren iſt ſchon hinlänglich documentirt, indeſſen mögen hier noch einige Beiſpiele derſelben zur unſchuldigen Gemüthsergötzung der Leſer folgen, die das Werkchen ſelbſt ſchwerlich in die Hand nehmen werden. „Ein Beiname des Victorinus iſt Piavonius. Sollte hieraus nicht der im Liede vorkommende Schwertname Balmung entſtanden ſein? Um ſo eher möglich, da auf mehreren Münzen Piavvonius geſchrieben ſteht, das doppelte v könnte leicht für ein m geleſen werden.“ Ferner: „Die Könige am Rhein hießen nach der Volſungaſage Giuki. Man könnte nach Art der Numismatiker den Namen herleiten von G. I. V. C. I. und als Initialen von Gallienus Imperator; Valerianus Consors Imperii betrachten. Angemeſſener möchte es indeß ſein, ſolchen von G. Licі herzuleiten, nämlich von Gall. Licinius Valerianus oder von der Umſchrift der Münzen.“ Am ſpaßhafteſten iſt folgende Erklärung des Wortes Fafnir oder Fafnis: „Den römiſchen Legionären und deutſchen u. ſ. w. Hilfsvölkern konnten die Namen der, oft nur wenige Tage regierenden, Imperatoren nicht bekannt werden; wohl aber mochte ein allgemeiner Beiname, unſer heut noch gebräuchliches Pfaff denſelben zugelegt geweſen ſein. Denn auf einer jeden Kaiſermünze ſteht abbrevirt: P. F. Aug., nämlich „Pfav,“ und dieſes iſt wahrſcheinlich der gebräuchliche Beiname der Kaiſer geweſen. Daß Victorinus den Lollianus oder Marius getödtet, den auf dem Golde ruhenden Imperator, einen Heiden (Drachen, der die Chriſten verfolgte), gab den wahrſcheinlichen Urſprung zur Sage vom Fafnirtödter, neben ſeiner Bekenntniß des chriſtlichen Glaubens.“ Endlich iſt auch die Deutung des Wortes Nibelungen der Erwähnung werth: „Das Wort Nibelungen, Niflungen, kann entweder aus einer Corrumpirung der Wörter „navalis legio,“ deren Anführer Victorinus war, aus Nobiles (Caesares) oder, wahrſcheinlich, aus „nebulo“ entſtanden ſein; dieſes Wort in der Bedeutung von Gueuſen, Yankees, Sansculottes, im Munde der Nordländer!“ Nachdem der Verf. ſein merkwürdiges Syſtem entwickelt hat, theilt er, um es vollſtändig zu belegen, die Umriſſe einiger Kaiſermünzen mit, aus deren bildlichen Darſtellungen, wie er meint, die Hauptzüge der Sage hervorgegangen ſind. Seine Verworrenheit wird immer größer, je länger er ſchreibt, und es wird immer ſchwerer, ſich aus dieſem Meere von Einfällen herauszufinden. Nur ſo viel iſt deutlich, daß er nun auch ſeinen zweiten Wohnſitz, das Königreich Preußen, in die Unterſuchung hineinzuziehen bemüht iſt. Er ſagt: „Hier, im Oſten Preußens, im Lande der alten Gothen und Burgunden, hört man häufig die Namen der Dietrichs-Recken. Namen wie Hagbart, Areatroth, Widor, Heim, Wittich, Hildebrand, Iſebrand, Quade, Muſolf u. ſ. f. kommen hier oft vor;“ und nun folgt wieder ein Strom von Namendeutungen, eine Reihe von völlig unklar gehaltenen Betrachtungen über die Wichtigkeit der Siegfriedſage, und eine unfruchtbare Vergleichung der altgermaniſchen Staatenentwicklung mit der gegenwärtigen, wobei ein beſonderes Gewicht auf die preußiſche agrariſche Geſetzgebung gelegt wird.

Die zweite Entdeckung des Verf. beſteht in einer von ihm aufgefundenen alten Gothenſtraße, die ſich durch Weſtpreußen und Poſen hinzieht. Er ſagt: „Wenn man ſich von dem Oſtſeeufer her eine Linie gegen Süden nach Gallizien hin gezogen denkt, deren gegen Norden verlängerte Richtung über die Inſel Bornholm hinaus die Küſte Skonens (Schonens), des ſüdlichſten Theiles des ſchwediſchen Reiches, berührt, ſo erblickt man auf alten und neueren Karten mehrere Städte, deren Ortsnamen eigenthümlichen Urſprunges zu ſein ſcheinen. Sonderbarerweiſe zieht ſich aber längs jener Linie eine Reihe uralter Befeſtigungen entlang, welche noch jetzt überall kennbar, durchaus keine bedingenden Urſachen eines ſeit wenigen Jahrhunderten erſt entſtandenen Daſeins erkennen laſſen.“ Dieſe Schanzen, die auf eine Strecke von zwanzig Meilen ſich von Meile zu Meile wiederfinden, ſollen nun die Ruheplätze, die Halte, Etappen u. ſ. f. des alten Gothenheeres ſein. Zur Unterſtützung ſeiner Hypotheſe führt der Verf. theils die Tradition an, daß es in jenen Gegenden ſehr viele jetzt eingegangene Eiſenhämmer gegeben habe, die durchaus nicht ſlaviſch geweſen ſein ſollen, theils muß ihm auch hier ſein Talent, hiſtoriſche Namen zu deuten, die beſten Dienſte leiſten. Wenn Jornandes ſagt, daß der Anführer der erſten Gothen, der König Berich, dem Landungsplatze ſeinen Namen beigelegt habe, ſo weiß er ſogleich, daß darunter entweder Colberg, Colubrige, Col-u-Berich oder Bergen auf Rügen zu verſtehen ſei. Es iſt ihm dabei gleichgiltig, welchem Sprachſtamme die Ortsnamen angehören; wie er bei Entwicklung ſeiner erſten Hypotheſe die deutſchen Namen romaniſirte, ſo germaniſirt er jetzt die ſlaviſchen, und das Dorf Wolske ſcheint ihm z. B. von den Kriegsgöttinnen, „den Wolen,“ benannt zu ſein, Lokena aber oder das heutige Leckno war der Feuergottheit der Gothen und Deutſchen, dem Locke geweiht! Doch genug der Hirngeſpinnſte, deren Widerlegung Niemand erwarten wird. Der Verf. iſt ein Revenant aus einer längſt untergegangenen Litteraturperiode, und ſeine Hypotheſen können nur als Raritäten vorgewieſen werden. Wie ſeine vage hiſtoriſche Kritik einer entſchwundenen Zeit angehört, ſo auch ſeine Gelehrſamkeit, denn für ihn giebt es keine neueren Forſchungen, ſeine Quellen ſind Raſche's Lexicon rei numariae, Baumgarten's Weltgeſchichte, Harduin oper. selecta etc. Das Wort Gelehrſamkeit iſt überhaupt cum grano salis zu verſtehen, denn es begegnet ihm wohl, daß er z. B. die Stelle aus dem Jornandes: nam is locus, ut fertur, tremulis paludibus voragine circumjecta concluditur, folgendermaßen abkürzt: nam is locus tremulis paludibus circumjecta. Man könnte vielleicht meinen, es ſei hart, dem Verf. durch ſchonungsloſe Aufdeckung ſeiner Mängel die unſchuldige Freude an ſeinen Unterſuchungen zu verderben, zumal da ſeine Irrthümer der wiſſenſchaftlichen Forſchung keinen Eintrag thun werden, indeſſen muß die Wiſſenſchaft doch von allen Erſcheinungen, die ihr Gebiet berühren, Notiz nehmen, und da deren nicht wenige ſind, ſo wird es dem Einzelnen, der den Fortſchritten einer Wiſſenſchaft folgen will, erwünſcht, ja nothwendig ſein, daß ihm Erſcheinungen, die durchaus von keinem Belang ſind, beſtimmt als ſolche bezeichnet werden und ihm dadurch ein unnützer Zeitaufwand erſpart werde.

A. Wellmann.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

389

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

24. April. № 98. 1841.

W. A. Becker „Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens.“

(Schluß.)

Schließlich wende ich mich zu einer anderen, allerdings schwierigen Frage, deren Beantwortung Hr. Becker im Excurs zur zwölften Scene Th. I. S. 414 u. flg. versucht hat: über das Verhältniß der Frauen in Griechenland; denn gerade über dies Verhältniß beider Geschlechter zu einander treten zwei ganz verschiedene Meinungen schroff einander gegenüber; während Einige die Stellung der griechischen Frauen als eine ganz untergeordnete betrachten, der aller sittliche Halt und bedeutende Einfluß abging, haben sich gewichtige Stimmen erhoben, welche den Frauen eben so sittliche Achtung, wie geistige Bildung vindiciren wollten; als Vertreter letzterer Ansicht ist namentlich Jacobs in seinen trefflichen Beiträgen zur Geschichte des weiblichen Geschlechts (Vermischte Schriften 4. Bd.) zu betrachten, der eben, weil er die Verunglimpfungen und Entstellungen der Wahrheit, wie sie Tholuck „Ueber das Wesen und den sittlichen Einfluß des Heidenthumes“ (in Neander's Denkw. 1. Bd.) ohne vertraute Bekanntschaft mit dem Gegenstande sich hatte zu Schulden kommen lassen, zu bekämpfen bemüht ist, in seinem ehrenwerthen Eifer zu weit geht, und den Frauen in der Familie und Gesellschaft eine Stellung anweist, die sie wohl nie behauptet haben. Hr. Becker bemerkt nun mit Recht, daß die Wahrheit zwischen beiden Extremen in der Mitte liege, neigt sich jedoch vorzugsweise der ersten Ansicht zu; allein ich kann durchaus nicht zugestehen, daß Hr. Becker das Richtige getroffen habe, wenn er S. 416 das Resultat seiner Forschungen in folgenden Worten zusammenfaßt: „Was die historische Zeit anlangt und namentlich die, in welcher die reichhaltigste und vielseitigste Litteratur das hellste Licht über das griechische Leben verbreitet, so ist es unleugbar, daß in dieser Zeit und gerade in dem Mittelpunkte der Civilisation die Frauen durchaus als ein untergeordnetes, von der Natur, im Vergleich zu dem Manne, den Fähigkeiten des Geistes, wie des Herzens nach vernachlässigtes Geschlecht, untüchtig zum öffentlichen Leben, leicht zum Bösen sich hinneigend, und in der Hauptsache nur der Fortpflanzung des Geschlechts, auch wohl der Sinnlichkeit und andern Zwecken des Mannes dienend angesehen werden.“

Hr. Becker ist auch bei dieser Frage dadurch vom Richtigen abgelenkt worden, daß er die wesentliche Verschiedenheit der Sitte und des Charakters bei den einzelnen hellenischen Stämmen, so wie die fortschreitende Entwicklung des Lebens im Verlaufe der Zeit ganz unbeachtet läßt. Wer uns die griechische Sitte schildern will, der muß hinabsteigen bis zu dem Kindesalter des Volkes: da liegen die Keime zu allem Großen und Schönen, wie zu dem Verwerflichen und Schlechten verhüllt; wer aber auf die neuere Komödie, auf Plautus und Terentius, und wohl gar auf Lucianus und Alkiphron sich beschränkt, der kann nur ein Zerrbild des hellenischen Lebens schildern. In den Homerischen Dichtungen erscheint das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander als ein durchaus natürliches, auf Zucht und Ehrbarkeit begründetes; und selbst da, wo die sinnliche Begierde hervortritt, behandelt der Dichter die Werke der Natur und ihre Nothwendigkeiten, ohne sie zu verhüllen oder zu verschönern, mit sittlich reinem und edlem Sinne; selbst Schilderungen, wie in der Iliade vom Liebesgenuß des Zeus und der Here, oder in der Odyssee die Episode von Ares und Aphrodite sind so gehalten, daß noch jetzt Herren und Damen von der delicatesten Frömmigkeit dieselben ohne Anstoß lesen können. Züchtigkeit und Keuschheit bezeichnen ebenso Frauen wie Jungfrauen: oder spricht dafür nicht die ausharrende, starke Liebe der Penelope zu ihrem Gatten, der zwanzig Jahre von der Heimath entfernt ist und längst für todt gilt, die tiefe, innige Empfindung der Andromache, wie sie sich vor allen in den herrlichen Worten ausspricht:

Ἕκτορ, ἀτὰρ σύ μοι ἐσσὶ πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ
Ἠδὲ κασίγνητος, σὺ δέ μοι θαλερὸς παρακοίτης.

Und so erscheint denn auch die Frau im Hause nicht etwa im Verhältniß der Unterwürfigkeit zum Gatten, sondern als vollkommen gleichberechtigt und ebenbürtig; darum bezeichnet auch der Dichter die Eintracht der Gatten als die

ſchönſte Zierde und das größte Glück des Hauſes. Odyss. Z. 182:

Οὐ μὲν γὰρ τούτῳ κρεῖσσον καὶ ἄρειον,
Ἢ ὅτ' ὁμοφρονέοντε νοήμασιν οἶκον ἔχητον
Ἀνὴρ ἠδὲ γυνή.

Wie würdig die Stellung der Frauen in jener Zeit war, beweiſt hinreichend das Verhältniß der Hekabe zu Priamos, der Arete zu Alkinoos, der Penelope zu Odyſſeus. Aber die Ehe iſt ein menſchliches, mehr bürgerliches als religiöſes Band; durch Uebereinkunft und Vertrag mit dem Vater, durch Geſchenke wird die Gattin gewonnen; darum iſt auch der Mann nicht ausſchließlich an die Gattin geknüpft; Umgang mit einem Kebsweibe gilt durchaus nicht für Schande oder Unrecht, ſo lange nur die Rechte der ehelichen Gattin nicht gekränkt werden. Wir finden alſo ſchon in der Sitte der Homeriſchen Welt die Anſicht von der Ehe ausgeprägt, die ſich im Verlauf der Zeit weiter ausbildete, aber nach der Stammverſchiedenheit ſonderte. Denn allerdings iſt bei dem doriſchen Stamme das Verhältniß zwiſchen Mann und Frau ein reineres, das häusliche Leben überhaupt inniger, ſich mehr der Einfachheit der Homeriſchen Zeit nähernd; die Mädchen genoſſen faſt ganz gleiche Erziehung wie die Knaben, daher ein Unterſchied der Bildung nicht ſtattfand; zwiſchen Jünglingen und Jungfrauen beſteht ein freierer Verkehr, wie es in dem Staate, wo Sittlichkeit und Zucht einem Jeden angeboren war, auch ſein durfte, und eben daher war der individuellen Neigung ein größerer Spielraum geſtattet. Die Frau genießt zwar mindere Freiheit außerhalb des Hauſes, als das Mädchen, iſt aber Herrin im Hauſe, erſcheint als durchaus gleichberechtigt neben dem Manne; daher denn auch die nicht geringe Zahl ausgezeichneter und namhafter Frauen in Griechenland, die alle dem doriſchen Stamme angehören. Allein auf Alles dies nimmt Hr. Becker keine Rückſicht, er läßt es entweder ganz unbeachtet, oder beurtheilt es von einem unrichtigen Standpunkte aus. Denn Hr. Becker geht von der modernen Anſicht über die Ehe aus, und beurtheilt demgemäß die griechiſche Sitte, und hat ferner immer wieder nur Athen vor Augen, während er Sparta faſt gefliſſentlich ignorirt. Hr. Becker vermißt durchaus bei den Hellenen in der Ehe das gemüthliche Element, jene romantiſche Neigung und das Pathos der Liebe, was man heut zu Tage verlangt, und leitet daraus die untergeordnete Stellung der Frauen ab. Allein um nicht ungerecht zu ſein bei der Beurtheilung der helleniſchen Nation, muß man bedenken, daß die Griechen den Frauen eine Stellung, wie ſie in der jetzigen Welt inne haben, weder anzuweiſen brauchten, noch auch anweiſen konnten. Unſer Bedürfniß hat die Stellung der Frauen hervorgerufen, wir haben mehr oder weniger mit den Mühſeligkeiten des äußeren Daſeins zu kämpfen, niedere Beſchäftigungen, Sorge um Erwerb und Brod, Rang und Stand, Vorurtheile und Convenienzen und alle die Erbärmlichkeiten des heutigen Lebens würden uns ganz zu Boden drücken, jedes edlere Gefühl in uns vernichten, wenn nicht die Frauen das heilige Feuer der Veſta am heimiſchen Herde bewahrten; wir müſſen wirken und ſchaffen, uns hinaus wagen auf das ſtürmiſch bewegte Meer des Lebens, mit tauſend Sorgen und Mühen kämpfen, während das Weib im natürlichen Sein verharrend in ungetrübter Reinheit die poetiſche Seite des Lebens darſtellt, alles Trübe und Unlautere reinigt und verklärt. Ganz anders bei den Griechen, denen das Leben ſelbſt nur in ſeiner heiteren und frohen Geſtalt entgegentrat, und die daſſelbe mit voller Unbefangenheit zu genießen verſtanden. Eben darum iſt den Griechen die Ehe zwar eine Nothwendigkeit, aber eine ſolche, welche durch Rückſicht auf die Familie und weiter auf den ganzen Staat geboten wird. Denn die Fortdauer und Fortpflanzung des Geſchlechts, das ein ewiges ſein ſoll, bedingt die Fortdauer und Exiſtenz des Staates; es iſt daher die Ehe eine heilige Pflicht ebenſowohl gegen die Ahnen des Geſchlechts als gegen den Staat, und ſomit eine göttliche Satzung; daher die geſetzlichen Strafen gegen Eheloſe, daher die häufige Adoption, wo die Ehe kinderlos war, und Aehnliches, was Hr. Becker entweder gar nicht berührt oder doch nicht in ſeiner wahren Bedeutung würdigt. Freilich tritt dabei die individuelle Neigung ganz in den Hintergrund, namentlich aber iſt dies in Attika der Fall, was Hr. Becker natürlich vorzugsweiſe vor Augen hat, und dadurch zu ganz irrigen Folgerungen verleitet wird. Denn in Athen erſcheint allerdings die Ehe ganz als ein Staatsinſtitut, begründet zur Erhaltung der Familie und des Familienvermögens, wie dieſes namentlich auch in der Soloniſchen Geſetzgebung, beſonders in Bezug auf die Erbtöchter ſich zeigt. Dazu kommt, daß bei den Attikern, wie überhaupt bei dem ioniſchen Stamme, im Gegenſatz zu den Doriern, ſich mehr das orientaliſche Element, das in der älteren Zeit bei Homer zurückgedrängt erſcheint, ausgebildet hat, wonach denn die Frau in einem durchaus untergeordneten Verhältniß zum Manne erſcheint; in der größten Zurückgezogenheit innerhalb des älterlichen Hauſes erzogen, ermangelt ſie aller Bildung, und kann eben deshalb auch als Hausfrau ihre Selbſtändigkeit nicht geltend machen. Je mehr nun die Bildung des Mannes fortſchreitet, deſto größer wird die Kluft, die die Frauen von ihnen trennt, deſto größer das ſittliche wie intellectuelle Verderben der Frauen, aber eben deshalb regt ſich auch in jener Zeit des Ariſtophanes und Platon der Gedanke an eine Emancipation der Frauen. Doch es würde viel zu weit führen, wollte Rec. ſich weiter auf die Erörterung dieſes Gegenſtandes, der bei Hrn. Becker durchaus nicht von dem richtigen Geſichtspunkte aus gewürdigt iſt, einlaſſen. Rec. ſchließt daher mit der Bemerkung, daß er frei von allen perſönlichen Rückſichten nur das wahre Intereſſe der Wiſſen-

ſchaft vor Augen gehabt hat, und wenn er ſich auch genöthigt ſah, das Verfahren Hrn. Becker's zu mißbilligen, doch ſeinem redlichen Streben die verdiente Anerkennung nicht entziehen will. X.

Rechtsphiloſophie als Naturlehre des Rechts. Von Dr. L. A. Warnkönig, großherzogl. bad. Hofrathe und Prof. der Rechte in Freiburg. gr. 8. 1839.

Theorie des gemeinen Civilrechts. Von Dr. J. F. Kierulff, außerordentl. Prof. der Rechte an der Univ. zu Kiel. I. Bd. gr. 8. Altona 1839. Verlag von Hammerich.

Eine gemeinſchaftliche, zuſammenſtellende Beurtheilung zweier Werke, welche verſchiedene Seiten derſelben Wiſſenſchaft auf ganz verſchiedene Weiſe auffaſſen und behandeln, wird ſich gleichwohl dann rechtfertigen laſſen, wenn die wahre Bedeutung dieſer Verſchiedenheit beider, wie des Charakters des einzelnen Werkes nur aus dem Entwicklungsgange der Wiſſenſchaft ſelbſt recht erkannt werden mag. Um dies auf vorgenannte Werke anzuwenden, glaubt Ref. Folgendes vorausſchicken zu müſſen:

Die Entwicklung des Rechts aus ſeinem Begriffe, wie ſie Hegel zuerſt gegeben hat, führte in ihrer Bedeutendheit einen ganz nothwendigen Einfluß auf die Geſtaltung und Behandlung der Rechtswiſſenſchaft überhaupt herbei. Dieſer Einfluß äußerte ſich in ſeiner Geltung für die Theorie des poſitiven, namentlich des römiſchen Rechts gleich anfänglich in der Form eines ſehr entſchiedenen Gegenſatzes gegen herrſchende Anſichten, und wenn dieſe Entſchiedenheit vielleicht zum Theil durch die Subjectivität der Repräſentanten dieſes Gegenſatzes ihren Grund hatte, ſo mag doch nicht verkannt werden, wie weſentlich und mit welcher Schärfe eben dieſe Gegenſätze auch in ihren Principien hervortraten. Es erfolgte aber dieſe Anwendung auf die Theorie des poſitiven Rechts zunächſt und mit gelungenerer Durchführung vielmehr nach der hiſtoriſchen Seite hin (in Gans' Erbrecht), als nach der dogmatiſchen. Allerdings näherte ſich auch in Betreff der letzteren eine bereits von einem andern Ausgangspunkte her zu feſter und wohlbegründeter Geſtaltung gediehene wiſſenſchaftliche Richtung jener in ſo weit, als ſowohl der Gegenſatz gegen einſeitig ſogenannte hiſtoriſche Behandlungsweiſe beiden gemeinſchaftlich war, und als auch im Uebrigen die materiellen Ergebniſſe ihrem weſentlichen Inhalte nach größtentheils übereinkamen. Nur die Grundlagen und die nähere formelle Entwicklung mußte unumgänglich auch hier divergiren, und es blieb in Ausſicht ſtehen, wann und von wem hier die Bahn gebrochen werden würde. Indeß wurde wenigſtens ein Stagniren der ſomit rege gewordenen Thätigkeit durch eine lang hin dauernde Discuſſion über eine einzelne Lehre verhindert, ja die phyſikaliſchen Geſetze von den Wirkungen elektriſcher Reibungen ſchienen auch hier theilweiſe zur Anwendung zu gelangen. Blickt man aber von dieſem Gebiete auf das zurück, von welchem wie von einem Mutterlande die gedeihliche Coloniſirung des letztern eigentlich erſt ausgegangen war, auf das Gebiet der Rechtsphiloſophie, ſo finden wir hier zwar eine Menge neuer Sätze, die aber weder als ächte Fortſätze, noch als beſtimmte Gegenſätze zu dem Syſtem und der Methode Hegel's gelten konnten. Zwar ſprachen ſie zumeiſt ein beſtimmtes Verhalten zu derſelben aus, allein daſſelbe war entweder kein ihrer Fortentwicklung gedeihliches, oder es verharrte auf dem Standpunkte der Verneinung, ja bloßen Abweiſung, ohne auch nur die geſchichtliche Geltung derſelben begriffen zu haben *). Näher gab ſich hier als bloße Abzweigung früherer doctrineller Auffaſſung die ſogenannte Philoſophie des Rechts nach geſchichtlicher Anſicht zu erkennen. Ihr äußeres Anſehen verdankt ſie den keineswegs verdienſtloſen Bemühungen Stahl's, und zwei Schriften deſſelben Verf., deſſen Werk über Naturrecht gegenwärtig zu unſerer Beurtheilung vorliegt, hatten die Beſtimmung, bereits in den Jahren 1829 und 1830 eben dahin zu wirken. In dieſen Kreis nun tritt das letztere Werk ein; unter welchen Conſtellationen, iſt weiter unten zu erörtern. Unſere Aufmerkſamkeit nimmt zuvor noch die Prüfung des Horizontes in Anſpruch, der die Entwicklung der Theorie des poſitiven Rechts begrenzt. Nachdem die obgedachte Discuſſion verſtummt oder richtiger, das Wortführen an Andere, als die Häupter der ſich entgegenſtehenden Richtungen gelangt war, trat eine wiſſenſchaftliche Arbeit hervor, die in ihrer Auffaſſung der Rechtsgeſchichte das Weſen deſſelben Geiſtes bekundete, der ſchon früher eine Reform derſelben begonnen und angeſtrebt hatte. War zwar auch eine größere Einſeitigkeit und eine viel mangelhaftere Auffaſſung in vieler Hinſicht nicht abzuläugnen, ſo vermochte doch ein ungeblendetes Urtheil den Werth, ſei es auch nur den hiſtoriſchen, eines ſolchen neuen Anfangswerkes nicht zu verkennen. Dieſer Werth, dieſe Bedeutung gewinnt bei der Erwägung, daß von derſelben Stätte geiſtiger Thätigkeit aus, wo Chriſtianſen ſeine römiſche Rechtsgeſchichte veröffentlichte, ſein College Kierulff das oben genannte Werk ausgehen ließ, dem in ſehr vielem Betracht ein gleicher Rang für die Behandlung des Dogma zukommt, wie jenem für die Behandlung der Geſchichte. Doch wer-

*) Eine geſunde Fortſchreitung auf dem von Hegel angebahnten, aber nicht ganz conſequent und rein verfolgten Wege glaubt Ref., nach freilich nur oberflächlich genommener Einſicht, in der kürzlich erſchienenen Schrift von Fr. Bitzer: „Philoſophie des Privatrechts. Ein Beitrag zur Rechtsphiloſophie. Stuttgart, 1840. Hoffmann'ſche Buchhandl." erkennen zu müſſen, und hält es, hierauf hinzudeuten, bei der Seltenheit und Bedeutendheit derartiger Erſcheinungen um ſo mehr für Pflicht.

den wir uns einer weiteren, ohnehin bei wiſſenſchaftlichen Werken deſſelben Faches nicht eben zweckgemäßen Vergleichung enthalten, um ſo mehr, als die Anſicht, welche Herr Kierulff über das Verhältniß ſeines Werkes zum gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft hat, uns hievon abzuhalten geeignet iſt.

Aus dem Geſagten wird im Allgemeinen hervorgehen, welche Stellung Ref. beiden Werken anweiſen zu müſſen glaubt, und inwiefern eine Zuſammenſtellung im Intereſſe der geſchichtlichen Entwicklung der Wiſſenſchaft liegen mag; das nun folgende Eingehen in ihre Einzelheiten wird zur Erläuterung und Beſtätigung des Bisherigen dienen.

Hr. Warnkönig hat, wie bemerkt, bereits im J. 1829 einen „Verſuch einer Begründung des Rechts durch eine Vernunftidee," und im J. 1830 eine „Doctrina juris philosophica" geſchrieben. Die rechtsphiloſophiſche Theorie des vorliegenden Werkes ſtützt ſich, ſeiner eigenen Angabe nach (Vorr. S. I.) auf die in jenen ausgeſprochenen Anſichten, und wenn er gleichwohl eine gewiſſe Neuheit für dieſes in Anſpruch nimmt, ſo geſchehe dies, ſagt er, weil er viele Gegenſtände in letzterem beſpreche, welche er in ſeinen früheren Büchern entweder gar nicht, oder nur ganz vorübergehend berührt habe; ſodann, weil er bemüht geweſen ſei, ſeine Principien feſter, als früher geſchah, zu begründen, genauer zu beſtimmen und die ganze Theorie mit größerer Schärfe auch in den wichtigſten Anwendungen durchzuführen; endlich, weil er den neueſten Zuſtand dieſer Wiſſenſchaft in allen Theilen des Buches berückſichtigt habe. Es läßt ſich nicht läugnen, daß in den angeführten Punkten Einiges enthalten iſt, was den Charakter und das Prädicat der Neuheit einzelnen Theilen des Buches unverkennbar vindiciren kann, und es iſt eher noch eine Einſchränkung dieſes Zugeſtändniſſes, das wir ihm zu gewähren bereit ſind, wenn er ſelbſt verſichert, für den weſentlichſten Inhalt des Buches das Verdienſt der Neuheit nicht anſprechen zu dürfen. Allein wie Hr. Warnkönig gleichwohl auf die oben angeführten Gründe die Behauptung ſtützen will, daß die hier verſuchte Bearbeitung der Rechtsphiloſophie als einer Naturlehre des Rechts eine neue, d. h. (wie er ſelbſt ſagt) eine von den bisher üblichen Behandlungsweiſen des Naturrechts verſchiedene zu nennen ſei, will Ref. nicht klar ſein. Dann müßte in der That vorher der Beweis geführt werden, daß die früher erſchienenen Schriften des Verf., von denen ja ihrem weſentlichen Inhalt nach die vorliegende nicht abweicht, für die Wiſſenſchaft gar nicht exiſtirt haben, und daß vielmehr die von ihm zwar 1829 und 1830 in verſchiedenen Sprachen ausgedrückte Anſicht vom Rechte erſt jetzt durch Druckveröffentlichung in den Gemeinbeſitz gegenwärtiger Wiſſenſchaft übergehe. Denn eine Anſicht, eine Theorie kann nur dann für neu gelten, wenn ſie nicht ſchon einmal ihrem weſentlichen Inhalt nach früher öffentlich ausgeſprochen worden iſt: der Verf. iſt alſo in die Nothwendigkeit verſetzt, entweder die Behauptung jetziger Neuheit, oder die Exiſtenz ſeiner beiden früheren Schriften für die Wiſſenſchaft zu desavouiren. Für Ref. aber würde, da die Löſung dieſes Dilemmas auf der Hand liegt, die Nothwendigkeit eintreten, durch eine Art von Subtraction die Differenz zu ergründen, welche zwiſchen jenen früheren und der jetzigen Schrift des Verf., und zwar als bedeutungsvoll für die Wiſſenſchaft, vorhanden ſein möchte. Wir gehen bei der Stellung dieſer Forderung von der Anſicht aus, daß das bloße Wiederholen einer früheren Theorie ihr keine Berechtigung zu einer neuen Beachtung und neuen Einfügung in die Kette wiſſenſchaftlicher Syſteme giebt. Nun würde zwar Ref. dieſe Mühe nicht ſcheuen, allein er zweifelt, daß ihre Darlegung dem Leſer nur förderlich, geſchweige auch willkommen ſei, daß ihr Ergebniß ein Gedeihen bewirken werde. Könnte es doch — oder der Verf. müßte auch hierin ſich geirrt haben — nur um Accidentielles ſich handeln, nur um Modificationen, um einige Widerlagen des Gebäudes mehr, einige Strebepfeiler, vielleicht auch Eisbrecher gegen den gefährlichen Eisgang der Zeit, nur um einige neue Seitenblicke auf einige Seiten neuer Schriften, und was dergleichen mehr iſt: — denn ſolches geſteht Hr. Warnkönig durch Obiges indirect zu. Darum hofft Ref. ſeiner Pflicht richtiger und erſprießlicher nachzukommen, wenn er, interimiſtiſch die durchgehende Neuheit des Buches fingirend, ſich kürzlich mit den Principien beſchäftigt, die demſelben zu Grunde liegen. Sind ſie von der Art, daß ihnen innerhalb der wiſſenſchaftlichen Entwicklung des Rechts eine Bedeutung überhaupt zuzugeſtehen iſt, dann können wir ja immer noch zu der weiteren Unterſuchung übergehen, in wie weit dieſe ihre Miſſion bereits vor beiläufig 10 oder 20 Jahren erfüllt ſei, oder erſt erfüllt werden ſolle; — ſind ſie aber nicht ſolcher Art, dann haben wir mit dem Mehr jedenfalls auch das Minder gethan, das uns zu thun oblag.

(Fortſetzung folgt.)

Bei mir iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Friedrich Wilhelm IV. in Königsberg.

Gr. 8. 1840. Geheftet. 5 Ngr.

Otto Wigand.

Druck von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

26. April. № 99. 1841.

Zur Litteratur des Sanchuniathon,

mit besonderer Rücksicht auf:

Dr. F. C. Movers: Die Unächtheit der im Eusebius erhaltenen Fragmente des Sanchuniathon bewiesen. Mainzer Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie. 1836. Heft 1.

Derselbe: Die Phönizier. Bd. I. Untersuchungen über die Religion der Phönizier. Bonn, 1841.

Seit Scaliger waren die Gelehrten gewohnt, an der Spitze ihrer Untersuchungen über alte Geschichte und Götterlehre wie von Manetho und Berosus, so auch von Sanchuniathon zu sprechen; meist zu seinen Gunsten, denn er stand in dem ehrwürdigen Rufe und Dunkel des Alterthums. Eine gleich günstige Behandlung erfuhr er auch von der friedliebenden, combinirenden Mythologie eines Görres, Creuzer, Schelling; denn es war in ihm durch Verschmelzung der verschiedenartigsten Göttergeschichten schon so viel vorgearbeitet, daß er, wo man ihn anfaßte, Beweise zu liefern im Stande war. Es sollte ihm aber nicht immer so glücklich ergehen. Schon Ursinus, welchem G. Veringer, Anton van Dale und Mosheim folgten, hatte in seiner letzereifernden Schrift: de Zoroastre, Hermete et Sanchuniathone (Nrbg. 1661) den Philo für den advocatus diaboli erklärt gegen die Patres, welche die Sache des Christenthums vor dem kaiserlichen Tribunal zu Rom verhandelten. Doch seine Beweise, wie folgender gegen die Giltigkeit des Porphyrischen Zeugnisses für Sanchuniathon: de Porphyrio quid dicam? aut non dicam? Pudet christiani nominis, si eo res rediit, ut ubi de ejus fidei antiquitate quaeritur, vomicae hae et strumae generis humani ad testimonium dicendum produci debeant (l. c. p. 182) — solche Beweise waren nicht allgemein überzeugend. Indessen trat neuestens, was die Art der Beweisführung betrifft, Hengstenberg vollkommen in seine Fußtapfen, indem er seine Untersuchung über unsern Schriftsteller mit den Worten beginnt (Authentie des Pentateuchs, I. S. 210): „Wie kann man es wagen, das elende Machwerk eines Betrügers, des Philo von Byblus — als ein Erzeugniß des angeblich uralten Schriftstellers anzuführen, hinter dessen Autorität er sich versteckt!" — nachdem er einige Jahre zuvor in seiner commentatio de rebus Tyriis recht gern den Betrüger für einen ehrlichen Mann gehalten wissen wollte, weil es galt, mit seiner Hilfe eine bestimmte Ansicht über das Verhältniß von Tyrus und Palätyrus zu beweisen; jetzt wird der ehrliche Mann zum Betrüger, weil Hengstenberg das Wort Jehova der hebräischen Sprache vindiciren will, und hiebei an dem nicht einmal in den Sanchuniathonischen Fragmenten selbst, sondern nur in Beziehung auf sie von Porphyr genannten Ἰαεώ einen Anstoß findet.

Gründlicher war Lobeck's Angriff — Meiners, Hißmann verdienen kaum eine Erwähnung — gegen die Fragmente von der Seite ihres historischen Bezeugtseins aus, in seinem Aglaophamos (1829) und der Dissertatio de Sanch. theologia punica (1839). Ihr gefährlichster Gegner erstand ihnen aber in Dr. F. C. Movers.

Noch ehe er auf den Schauplatz trat, war mit großem Pompe die Wiederauffindung der vollständigen Philonischen Uebersetzung aus Norddeutschland verkündigt worden. Aber über Sanchuniathon scheint ein unglückliches Schicksal zu walten. Schon Athanasius Kircher erzählt (de Obelisco Pamphylio, Romae 1650, p. 111), Leo Allatius habe ihn berichtet, daß in einem Kloster nahe bei Rom diese Philonische Uebersetzung aufgefunden worden sei, und als man mit großem Verlangen sich darnach umgesehen, sei dieselbe plötzlich aus jener Bibliothek verschwunden gewesen und habe nicht wieder herbeigeschafft werden können. Ebenso steht es mit Wagenfeld's Manuscript; denn durch die Schrift des jüngeren Grotefend: „Die Sanchuniathonische Streitfrage nach ungedruckten Briefen" (Hannover 1836) ist die ganze Auffindungshistorie als Lüge erwiesen worden, und es blieb nur übrig, auch aus innern Gründen denselben Beweis zu führen. Dies versuchte Dr. Movers in einer Recension des Wagenfeld'schen Auszugs in den Mainzer Jahrbüchern, 1836, I. S. 95—108, und wie unbedingt zuzugestehen ist, mit größerem Glücke als die Lösung des an-

dern Theils ſeiner Aufgabe, des Beweiſes für die Unächtheit der Euſebianiſchen Fragmente, wiewohl er über dieſen Theil die Ueberſchrift ſetzte: Die Unächtheit der im Euſebius erhaltenen Fragmente des Sanchuniathon beweiſen. War hier die Movers'ſche Kritik eine nur negative, ſo hat er nun neueſtens in den „Unterſuchungen über die Religion der Phönizier" auch Poſitives gegeben.

Ehe wir uns aber in die Prüfung ſeiner Anſichten im Einzelnen einlaſſen, iſt es nöthig, uns über das Object der Unterſuchung, die Sanchuniathoniſchen Fragmente ſelbſt, zu verſtändigen. Movers meint (Phöniz., S. 116, 117), Euſebius habe das, was er als Fragmente Sanchuniathon's gebe, aus drei verſchiedenen Schriften Philo's entlehnt. Die bedeutendſten Mittheilungen ſeien aus dem Hauptwerk des Philo, der von ihm angeblich neu aufgefundenen oder vielmehr zu einem ſchlechten Zwecke dem Sanchuniathon untergeſchobenen phöniziſchen Geſchichte (Eus. praep. ev. p. 31—40, ed. Colon.). Ein zweites Fragment (Eus. p. 40) ſei aus einer Schrift Philo's, über die Juden, entlehnt, und dann folge aus einem dritten unbekannten Buche deſſelben, über die phöniziſchen Buchſtaben, ein etwas größeres Bruchſtück (l. c. p. 40—42 *περὶ τῶν ὄφεων*).

Jenes erſte Fragment ſollte unmittelbar aus Philo excerpirt ſein, das zweite aus Porphyr, „denn ſo konnte ſich Philo hinſichtlich der Taautſchriften nicht widerſprechen, daß er hier das gerade Gegentheil von dem behauptet, was er in ſeinem Sanchuniathon über den urſprünglichen Charakter deſſelben ausgeſagt hatte. Hier wird die myſteriöſe Weisheit des Taaut geprieſen, dort ſind alle Mythen und Allegorieen wahre Geſchichten" (S. 118). Darum meint Movers, die Stelle (Eus. p. 40) *Τάαυτος, ὃν οἱ Αἰγύπτιοι — διδόμεναι μυστικῶς*, enthalte Worte Porphyr's, und nun erſt folge von *Κρόνος τοίνυν* an das verſprochene Allegat aus Philo. Allein wie will Movers alsdann p. 156 l. c. erklären, wo dieſelbe Stelle von *Ἔθος ἦν τοῖς παλαιοῖς — κατέθυσεν* als aus Philo's phöniziſcher Geſchichte entnommen wiederkehrt? Das eine Mal ſoll ſie aus dem Buche *περὶ Ἰουδαίων*, das andere Mal aus der phöniziſchen Geſchichte Philo's entlehnt ſein. Dieſer Widerſpruch löſt ſich aber ganz einfach ſo, daß Euſebius die Auszüge aus Philo's phöniziſcher Geſchichte einem Buche Porphyr's *περὶ Ἰουδαίων* entnommen hat (und p. 156 durch einen leicht zu erklärenden Gedächtnißfehler dem Philo zuſchreibt, was dem Porphyr gehört), ein Reſultat, auf welches ſchon (Eus. p. 40) der Ausdruck: *ὁ δὲ αὐτὸς ἐν τῷ περὶ Ἰουδαίων συγγράμματι ἔτι καὶ ταῦτα περὶ τοῦ Κρόνου γράφει*, führt. Denn wollte man das *ὁ δὲ αὐτὸς*, welches ſchon wegen des zunächſt vorhergehenden *Πορφυρίου τοῦ φιλοσόφου μαρτυρίας* nur auf dieſen bezogen werden kann, auf Philo beziehen, wie ſollte das *ἔτι καὶ ταῦτα* erklärt werden? Philo, der die ganze Sanchuniathoniſche Schrift überſetzt haben ſoll, wird dieſe doch nicht einem Buche *περὶ Ἰουδαίων* einverleibt haben. Daß die ganze Stelle von *Τάαυτος ὃν οἱ Αἰγύπτιοι κ. τ. λ.* bis *κατέθυσεν* nicht dem Philo-Sanchuniathon angehöre, geht überdies ſowohl aus dem innern Charakter derſelben hervor, indem in den Fragmenten ſelbſt, ſo ausführlich auch von Kronos gehandelt wird, nie von einer Nymphe Anobret und einem Sohne Jeud die Rede iſt, als auch aus der Ausführlichkeit der Anknüpfung des Fragments über die Schlangen: *ὁ δὲ αὐτὸς πάλιν — ὁποῖα φησί*, wo Euſebius, wäre das Vorhergehende ſchon Philoniſch geweſen, nicht der vielen Worte bedurfte, ſondern einfach fortgefahren wäre: *ἑξῆς φησίν*, oder ähnlich. Eine Hinweiſung darauf, daß die Fragmente, wenn einmal von Porphyrius aufbewahrt, dieſes in einer Schrift *περὶ Ἰουδαίων* ſeien, enthalten auch die Worte des Zeugniſſes, welches Porphyr über Sanchuniathon abgiebt: *ἱστορεῖ δὲ τὰ περὶ Ἰουδαίων ἀληθέστατα* (Eus. p. 31, 485). Der Schriftſteller geht von jüdiſchen Dingen aus; ein Zeugniß hierein gebe Sanchuniathon. Movers freilich läßt den Euſebius in ſeinem Eifer überſehen, daß das Zeugniß des Porphyrius nur die jüdiſche Geſchichte betreffe (S. 118). Welche Glaubhaftigkeit des Kirchenvaters! — Es wird vielmehr aus dem Umſtande, daß Porphyr's Zeugniß nicht den ganzen Sanchuniathon umfaßte, erklärlich, warum Euſebius das fremde Zeugniß immer wieder mit ſo vieler Aengſtlichkeit beibringt (vgl. p. 30, 31, 40, 485), ſo wie wir daraus auch ſchließen können, daß er nicht den ganzen Philo ſelbſt vor Augen hatte, ſondern daß er auch das erſte zuſammenhängende Fragment nur aus zweiter Hand erhielt, was ſchon aus dem oftmals wiederkehrenden *ὥδέ πως λέγει* u. ſ. w. und aus der ganzen unſichern Haltung des Tons hervorgeht. Wie ließe ſich auch, wenn Euſebius die ganze *Φοινικικὴ ἱστορία* beſaß, das Schwanken deſſelben in Anſehung des Alters unſeres Schriftſtellers denken, welches ſich aus einem umfaſſenden hiſtoriſchen Werke, wie dieſes, ohne große Schwierigkeit hätte ergeben müſſen. —

(Fortſetzung folgt.)

L. A. Warnkönig „Rechtsphiloſophie als Naturlehre des Rechts." J. F. Kierulff „Theorie des gemeinen Civilrechts."

(Fortſetzung.)

Wir finden den nächſten Ausdruck der Baſis, auf welche der Verf. ſeine Theorie baut, in dem erſten Capitel der Einleitung „über Urſprung, Namen, Begriff ꝛc. der Rechtsphiloſophie" S. 9, wo es heißt: „Die Rechtsphiloſophie als Naturlehre des Rechts muß die durch die ganze Weltgeſchichte bewährte Thatſache, daß zu allen Zeiten und

unter allen Völkern der Erde Recht und Unrecht unterſchieden und irgend ein rechtlicher Zuſtand gehandhabt werde, zum Ausgangspunkte der anzuſtellenden philoſophiſchen Unterſuchung nehmen, die Urſachen dieſer Thatſachen aufſuchen und feſtſtellen, und dann, nachdem ſie dieſelben erkannt und ihrem Begriffe nach genau beſtimmt hat, aus ihnen erklären: was überhaupt Rechtens ſein *kann*, was durchaus Rechtens ſein *muß*, unter denſelben gegebenen Umſtänden, und endlich nach geſchehener moraliſcher Würdigung der höchſten Zwecke der menſchlichen Dinge ſagen: was Rechtens ſein *ſoll*, und auf welchem Wege dieſe der hohen moraliſchen Beſtimmung des Menſchen gemäße Vollendung des Rechtes erreicht werden kann?" In einem zweiten Capitel, das die etwas befremdende Aufſchrift: „Von den Quellen der rechtsphiloſophiſchen Wahrheiten" trägt, und worin gleich anfänglich der Verf. hinwiederum ſein Befremden über die Seltenheit der Unterſuchung dieſer Quellen ausſpricht, wird zuvörderſt die Möglichkeit einer Zurückführung jener Quellen auf drei Hauptarten behauptet, auf die Erfahrung, die reine Speculation a priori und — die Autorität (!). Wir müſſen es uns, obwohl ungern, ſchon verſagen, von dem über die Bedeutung der letzteren Geſagten (S. 17 ff.) Beſonderes mitzutheilen; wie der Verf. im Allgemeinen davon denke, wird aus dem Schluſſe nachfolgender Amplification der oben aufgeſtellten Principien erhellen, deren wörtliche Mittheilung uns unerläßlich ſcheint (S. 20): „Unſere Auffaſſung der Rechtsphiloſophie als einer Naturlehre des Rechts nöthigt uns, aus allen Quellen des Wiſſens unſere Kunde zu ſchöpfen. Das Recht, d. h. alles *wirklich* exiſtirende Recht, iſt eine Erſcheinung in Raum und Zeit. Sein Daſein iſt eine durch die Erfahrung gegebene Thatſache; das Recht, deſſen letzte Gründe und Natur wir erkennen wollen, iſt etwas Hiſtoriſches, von den Menſchen in der äußern Welt Geſchaffenes. Wir befragen demnach zunächſt *die Geſchichte*, und dann die in der Welt der Geſchichte thätig auftretende Natur des Menſchen. Dieſe enthüllt uns *das anthropologiſche und pſychologiſche Forſchen*. Bald dringen wir aber zur Wurzel des Rechts vor und finden ſie im menſchlichen Geiſte, und zwar in deſſen höchſtem Vermögen, welches die Philoſophie als Vernunft zum Gegenſtande eigener Unterſuchungen gemacht hat. Vom empiriſchen Wiſſen führt uns die Reflexion ſelbſt auf die Höhe der philoſophiſchen Speculation, nicht um eine abſtracte Vernunftgeſetzgebung oder den Codex eines durch ſich ſelbſt geltenden Vernunftrechts aufzuſuchen, ſondern um die Geſetze des menſchlichen Geiſtes zu finden, welche den einzelnen Menſchen ſowohl, wie die Völker der Erde beſtimmen, Recht und Unrecht zu unterſcheiden, und bei der Geſtaltung des geſelligen Lebens Grundſätze aufzuſtellen, die als Recht heilig geachtet und aufrecht gehalten werden. — Es ſind im menſchlichen Geiſte die, das in der Geſchichte auftretende Recht erzeugenden Urſachen aufzuſuchen, damit aus ihnen das Weſen des Rechts ſelbſt erkannt werden möge. Und dabei genügt es nicht, dieſe Urſachen bloß nachgewieſen und in feſte Begriffe gebracht zu haben: es muß gezeigt werden, *wie* und unter *welchen Bedingungen* dieſe Geſetze — gleich andern Geſetzen der Natur — wirkſam ſind, und warum in allem Rechte ſo viel Gemeinſames und zugleich ſo viel Abweichendes gefunden wird. — Nur ſo aufgefaßt kann der Rechtsphiloſophie der Name einer Naturlehre des Rechts gegeben werden. Wenn es uns gelingt, das *Natürliche* im Rechte, d. h. das durch die, ſowohl das Innere des menſchlichen Individuums, als das Geſammtleben der Menſchen beherrſchenden Geſetze der Natur geſchaffene, ſich in der Geſchichte des Rechts offenbarende Allgemeine zu erfaſſen, gelangen wir zu dem vergebens bisher erſtrebten Ziele, die Geſchichte mit der Philoſophie, das, was *iſt*, mit dem, was ſein *ſoll*, zu verſöhnen und die wichtigſten Fragen zu löſen, welche die abſtracte Rechtsphiloſophie nicht gelöſt, die bloß empiriſche oft nicht einmal aufgeworfen hat. Es muß die Uebereinſtimmung der ſpeculativen und empiriſchen Wahrheiten nachgewieſen werden und die zwiſchen dem Naturrechte des Rationalismus und dem hiſtoriſchen Rechte liegende Kluft verſchwinden. Auf dieſe Weiſe behandelt, wird die Rechtsphiloſophie zugleich pragmatiſch ſein, indem nur die von allen Seiten aus beleuchtete Rechtskunde den richtigen Weg zum wahren Fortſchritte der rechtlichen Einrichtungen und der Geſetzgebungen zu finden weiß."

So wenig wir uns mit vorſtehender Auseinanderſetzung befreunden mögen, ſo liegt dieſelbe doch nicht außer den Bahnen, welche in der Philoſophie überhaupt einmal eingeſchlagen worden ſind, und welche, wenn immer als einſeitiges und überwundenes Moment, in der Geſchichte der Wiſſenſchaft auf einem gewiſſen Punkte ihre Berechtigung haben. Wir wiſſen aber in der That nicht, was wir zu dem nun folgenden Satze ſagen ſollen: „Neben der Erfahrung und der Speculation wird uns *die Autorität anzurufen nicht verboten ſein*: die *menſchliche* deshalb nicht, weil wir auf die Höhe unſeres Wiſſens nur durch die nie unterbrochenen Beſtrebungen der größten Geiſter aller Zeiten gelangt, und ſeine Reſultate das Gemeingut der gebildeten Menſchheit geworden ſind: die *göttliche* inſofern, als die chriſtliche Moral die erhabenſte und wahrſte iſt, und über anderthalb tauſend Jahre auf die Rechtsbildung der europäiſchen Menſchheit einen unauslöſchlichen — man möchte ſagen, wunderbaren Einfluß geübt hat. Es ſoll indeſſen die Frage nicht übergangen werden: ob es wiſſenſchaftlich möglich iſt, auf ſie ein beſtimmtes, für ausſchließlich wahr geltendes Rechtsſyſtem, als ein von der Gottheit ſelbſt geoffenbartes Naturrecht zu gründen." Die Autorität — als Quelle philoſophiſcher Wahrheiten!

Schon dieſer einzige Satz könnte hinreichen, um die Unberechtigung des Buches zu einer wahrhaften Geltung als Rechtsphiloſophie darzuthun. Und die Ausführung beſtätigt dies. Der Verf. giebt im erſten Buche Grundzüge einer Geſchichte der Rechtsphiloſophie. Dieſe Geſchichte iſt ſehr äußerlich gehalten, hat aber als geſchickte, und wie es ſcheint ſehr umſichtige Materialienſammlung Verdienſt. Das zweite Buch, Fundamentallehre, zerfällt in folgende Capitel: 1) Phyſiologie des menſchlichen Willens. 2) Begriffsbeſtimmung des Gerechten. 3) Die Grundbedingungen des Rechts. 4) Von der Natur des Rechts. Der Verf. geht von der geſchichtlichen Thatſache eines Unterſchiedes zwiſchen Recht und Unrecht aus, er findet die nächſte Urſache des Daſeins der als Recht bei einem Volke befolgten Maximen in den menſchlichen Handlungen (S. 179) und gelangt ſo zu einer Unterſuchung über den menſchlichen Willen. Dieſe Unterſuchung verwandelt ſich aber in eine andere über die höchſten Geſetze des Begehrungsvermögens zur Auffindung der letzten Gründe des Rechts, und es erfolgt eine „Nachweiſung der drei Haupttriebe, der Eigenliebe, der Philanthropie und der Gerechtigkeit.“ Mit einer Begriffsbeſtimmung des Gerechten beginnt das zweite Capitel, wobei der Verf. das *suum* (in dem Sinne des: suum alteri tribuere) als das wichtigſte Element der Definition der Gerechtigkeit bezeichnet, und gelangt nun, nach einer Erörterung der bekannten Diſtinctionen in jus naturale etc., und in objectives und ſubjectives Recht (S. 225), zu dem Satze: „Recht iſt, was in den geſelligen Verhältniſſen von den ſie bildenden Menſchen, als der Gerechtigkeit gemäß, d. h. als das in denſelben nothwendig zu Achtende und aufrecht zu Erhaltende anerkannt wird.“ Es ſei uns erlaubt, nach dieſen Proben ſogleich zu dem dritten Buche, den Grundzügen eines philoſophiſchen Rechtsſyſtems überzugehen. Der Verf. beginnt zwar mit der Lehre von der juriſtiſchen Perſönlichkeit, erklärt aber ſogleich (S. 284) die Rechtsfähigkeit als „das Product des poſitiven, d. h. wirklichen Rechts.“ Er behandelt die übrigen Theile des Privatrechts in der Ordnung, daß er im zweiten Capitel von den Familienverhältniſſen, im dritten von den Sachen und den Rechten auf Sachen, im vierten Capitel von den Handlungen ſpricht; in einem fünften Capitel handelt er von den Sanctionen des Rechts und giebt dann in Capitel ſechs und ſieben nur Umriſſe des allgemeinen Staats- und des Völkerrechts.

Fügen wir zu dem, was ſich aus dem Angeführten ſchon ergiebt, noch hinzu, daß die Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe des Verf. in einem äußerlichen Herantreten an und Sprechen über ſeine einzelnen Objecte beſteht, welches ſich noch dazu einerſeits an die Grundſätze des römiſchen Rechts anſchmiegt, anderſeits in einer Menge von Citaten und Anführungen aus Stellen anderer Rechtslehrer Stützen zu finden meint, ſo glauben wir den Charakter, und zwar den unphiloſophiſchen des Buches genügend bezeichnet zu haben. Es iſt in der That nicht viel mehr, als eine Amplification der bis auf die neuere Zeit üblichen Vorbemerkungen, die man den Compendien des römiſchen Rechts vorausſchicken zu müſſen glaubte, um einige allgemeine Rechtswahrheiten in der den Römern beliebten, oder als ihnen beliebend von den Neueren aufgeſtellten Form und Terminologie anzugeben; zu dem reinen Begriffe deſſen, was man unter einer, nicht richtig ſo bezeichneten, Philoſophie des römiſchen Rechts — oder des poſitiven Rechts, wie man zu ſagen pflegte — zu verſtehen hat, erhebt ſich das Buch nicht einmal und kann alſo noch viel weniger für eine Philoſophie des Rechts gelten. Wenn daher der Verf. (Vorr. S. V) ſagt, „ſeine rechtsphiloſophiſche Theorie könne als das Kind aller Hauptſyſteme des Naturrechts ſeit Grotius angeſehen werden,“ ſo iſt dies höchſtens inſofern richtig, als er ſich bemüht hat, die Anſichten von philoſophiſchen Schriftſtellern faſt aller Farben in das Gewebe ſeiner Darſtellung, bald als Nebenzierde, bald als integrirenden Beſtandtheil aufzunehmen, und überhaupt bei jeder wichtigeren Lehre die differenten Behandlungsweiſen Anderer neben einander im Texte oder in den Noten als Vor- oder Beiläufer der ſeinigen anzuführen; inwiefern hierbei nun von einer Generationenreihe die Rede ſein ſollte, würde eine question de la paternité wohl viele Väter dieſes Kindes nachweiſen. In dem Sinne aber, wie eine ſolche hiſtoriſche Abſtammung eines neuern Syſtems von den früheren allein richtig iſt, inwiefern daſſelbe nämlich den bisherigen Entwicklungsgang der Rechtsphiloſophie in ſich aufgenommen und einen Fortſchritt auf dieſer Bahn durch ſeinen Inhalt gegeben hat, kann gegenwärtige Theorie nach alle dem Geſagten weder als ein Kind jener Syſteme, noch als ein Kind der gegenwärtigen Philoſophie betrachtet werden. Vielleicht tragen zu der weiteren Beleuchtung des Standpunktes, den ſie einnimmt, noch folgende eigene Worte des Verf. bei (Vorr. S. V): „Es iſt Bedürfniß, eine philoſophiſche Grundlage für das Recht zu finden, welche den Rechtshiſtoriker und den praktiſchen Juriſten nicht minder befriedigt, als den Philoſophen, welche die Speculation mit der Geſchichte verſöhnt und das wirkliche, d. h. das poſitive Recht mit der Fackel der Philoſophie beleuchtet, deſſen Natur aufhellt und auch für die Geſetzgebungswiſſenſchaft leitende Grundſätze giebt. Es bedarf beſonders die hiſtoriſche Schule der deutſchen Rechtsgelehrten eine ſolche Theorie, um dem Vorwurfe zu entgehen, ſie ſtütze das Recht auf einen geſchichtlichen Fatalismus.“

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

27. April. № 100. 1841.

Zur Litteratur des Sanchuniathon.

(Fortsetzung.)

Wir haben sonach als Sanchuniathonische Fragmente bei Eusebius nur die große, fortlaufende Mittheilung über die *θεολογία Φοινίκων* (p. 33—40) und die Stelle über die Schlangen (p. 40 u. 41, wo übrigens das Philonische Bruchstück bereits mit *κατέταξε γραφαῖς* schließt) anzusehen. Von der letzteren Stelle, wie Movers will (a. a. O. S. 106, 117), anzunehmen, daß sie aus einem besonderen Werke Philo's, über die phönizischen Buchstaben, entnommen sei, dazu ist kein Grund vorhanden, indem die Worte eben so gut aussagen können: da wo Philo von den *στοιχεῖα* handelt, sagt er u. s. w. — Wie kommt aber Movers dazu, das *στοιχεῖα* mit „Buchstaben" wiederzugeben? In dem ganzen Abschnitt p. 40—42 ist von dem ägyptischen Kneph und dem phönizischen Ophioneus als Darstellungen der *στοιχεῖα* die Rede. Wann hat aber Kneph, wann hat Ophioneus einen Buchstaben dargestellt? Wann hat man Buchstaben zu göttlicher Heiligkeit erhoben (*ἀφιερεῖν*), ihnen Opfer, Feste und Orgien gefeiert? (Eus. p. 42). Movers sagt selbst (Phön. I. S. 499, 504), daß jene beiden Symbole den *Κόσμος* und kosmische Potenzen bedeuten; so ist auch hier *στοιχεῖα* mit „Elemente" zu übersetzen.

Eusebius selbst kennt keinen andern Zeugen für die Fragmente, als Porphyr, er kennt Sanchuniathon nur aus den Excerpten in Porphyr's Schrift *περὶ Ἰουδαίων*. Eine solche ist uns zwar weder erhalten, noch finden wir sie sonst wo genannt, aus Eusebius (praep. ev. X. p. 484, 485) aber wissen wir, daß er in seinem Werke gegen die Christen die Hebräer, Moses selbst und die Propheten angreift. Keines der Bücher, deren Inhalt wir aus Citaten der Patres kennen, enthält diesen Angriff; da überdies Eusebius sogleich nach jener Notiz, aus dem vierten Buche *κατὰ Χριστιανῶν* die Worte Porphyr's beibringt, welche sich auf Sanchuniathon beziehen und, wie wir oben gesehen haben, an jüdische Dinge anknüpfen, so liegt nichts näher, als die Vermuthung, daß eben dieses vierte Buch des Porphyrischen Werkes gegen die Christen identisch sei mit der p. 40 genannten Schrift desselben *περὶ Ἰουδαίων*. (Denselben Schluß macht aus jenen Stellen ganz ohne Rücksicht auf Sanchuniathon Holstein, wenn er de vita et scriptt. Porph. in Fabric. bibl. T. IV. pars 2. p. 275, die historia Mosaica et Judaeorum antiquitates als Inhalt des vierten Buchs angiebt).

Movers sieht außer diesen Fragmenten auch als Sanchuniathonisch an Euseb. de laud. Const. c. 13: *Φοίνικες — ἀνηγόρευσαν*. Dadurch, daß übrigens die hier genannten Götternamen denen bei Eusebius in den Fragmenten ähnlich, keineswegs gleich sind, wird nicht sowohl bewiesen, daß sie aus Sanchuniathon, sondern vielmehr, daß sie nicht aus ihm sind. Von den beiden Stellen bei L. Lydus, de mens. p. 116 u. de magistr. I, 11. p. 130 (ed. Bekker) ist nur die erstere erweislich Sanchuniathonisch. Dasselbe, was von Eus. laud. Const. c. 13, gilt auch von Lydus de mens. IV. 38, 98.

Von wem rühren nun diese den Namen Sanchuniathon's tragenden Fragmente her? In der Abhandlung, Mainzer Jahrbücher, 1836, Heft I., hatte Movers auf diese Frage geantwortet: Sie sind ein Machwerk Philo's, und es hat nie ein Sanchuniathon gelebt. Schon die Bedeutung seines Namens *φιλαλήθης* läßt auf einen erdichteten Verfasser schließen (S. 53, 58). Daß diese Schriften nicht von einem alten Autor herrühren können, dafür sind schlagende Beweise: 1) daß Philo sich auf ein ägyptisches und zwar sehr spätes Apokryph, die Schriften des Taaut oder Hermes Trismegistos, beruft (S. 54); 2) daß er wirklich ein ägyptisches Buch benutzt hat, wie aus dem, was er über *Μώτ* (S. 60), über die allmälige Entwicklung der Menschen aus thierischem Zustande, über den Bau von Hütten aus Papyrus (S. 62), über die Schrifterfindung durch Taaut sagt, welche die Aegypter ihrem Thot beilegen u. s. w., hervorgeht; 3) Philo's Quelle war ohne Zweifel Manetho (es folgen einzelne Nachweisungen; S. 67—70). 4) Es ist auf eine Travestie Hesiod's abgesehen. Kurz „Philo's Sache ist zum Spruche überreif" (S. 91), seine Schrift enthält nur spätes Machwerk. — Von diesen

Beweiſen allen iſt aber nicht Einer vollkommen ſtichhaltig. Jene Deutung des Namens Sanchuniathon beruht auf falſcher Erklärung der Stellen Eus. p. 31, 485, wo φιλαλήθως zu leſen und nicht mit Orelli ganz irrig φιλαλήθης zu emendiren iſt (vgl. Paulus in den Heidelberger Jahrbüchern, 1836, II. S. 883). Was den andern Beweis betrifft: woher weiß denn Movers, daß Philo, wenn er ſich auf Schriften des Taaut bezieht, unter denſelben die ſehr ſpät in Aegypten entſtandenen Schriften des Hermes Trismegiſtos, welche wir beſitzen, verſteht? — Wir halten ihm ſeine eigenen Worte (Phön. I. S. 113) entgegen: „Wenn aus jüngerer Zeit Hermetiſche Bücher mit dem offenbaren Stempel der Unächtheit an der Stirn zum Vorſchein kommen, ſo kann dies kein Urtheil über das Alter der heiligen Litteratur bei den Aegyptern überhaupt begründen.“ Konnte Philo nicht eine alte Taautlitteratur haben? und wenn dieſes, war ſie ägyptiſch? Dies iſt eine zweite Frage, welche auf die Reihe von Beweiſen führt, welche Movers für die Benutzung eines ägyptiſchen Apokryphs beibringt.

Für's Erſte, wenn überhaupt von einem Taaut die Rede iſt, ſo folgt noch keineswegs, daß der ägyptiſche Thot gemeint ſei, indem die Phönizier einen ähnlichen und ähnlich benannten Gott haben konnten und wirklich hatten (vgl. das Zeugniß Varro's, de ling. lat. V. 10: Principes dii coelum et terra, qui in Aegypto Serapis et Isis, Tautes et Astarte apud Phoenices etc.). Dies hat nun Movers dadurch anerkannt, daß er dem Taaut eine Stelle in dem phöniziſchen Pantheon gönnt (Phön. I. S. 500 flg.). Iſt aber das, was Philo unter dem Namen Taaut's giebt, Phöniziſch oder Aegyptiſch? Nach Movers unbedingt das Letztere. Das p. 33 vorkommende Μώτ, meint er S. 60, ſei „ein intereſſantes Mißverſtändniß“ der ägyptiſchen Quelle. Plutarch (de Is. et Os. T. IX. p. 181, ed. Hutten.) ſagt von der Iſis, daß ſie bei den Aegyptern Μούθ heiße, welches Mutter bedeute. Mutter ſei die Iſis als Erde, und zwar als der Theil derſelben, welcher vom Nil überſchwemmt und von ſeinem Schlamme bedeckt werde. Philo erkläre alſo durch ἰλύς jenes Wort der Sache nach richtig, der Bedeutung nach falſch. Ganz abgeſehen davon aber, daß Philo, wenn er ein ägyptiſches Buch benutzte, auch Aegyptiſches verſtehen mußte (zum Mindeſten eben ſo gut als Plutarch), ſo dürfte ſchon dieſe Richtigkeit der Sache darauf hinweiſen, daß beide aus einem dritten, ſie umfaſſenden Begriffe hervorgegangen ſein können. Ebenſo willkürlich läßt Movers den Philo mit ſeinem Thot ſchalten in der Erzählung (Eus. p. 35), daß Hypſuranios zuerſt in Tyrus Hütten von Papyrus gebaut habe. Philo habe, vergeſſend, daß die ägyptiſche Papyrusſtaude nicht auf der Felſeninſel Tyrus wachſen könne, eine in ſeiner ägyptiſchen Quelle den erſten Bewohnern des Nilthales beigelegte Erfindung ſeinen Landsleuten angeeignet (S. 60, und wiederholt in den Phön. I. S. 137). Was iſt aber das für ein Phönizier, — Philo war doch auch nach Movers' Anſicht aus Byblos, — der nicht weiß, daß in ſeinem Vaterlande kein Papyrus wächſt? (Daß Hypſuranios auf der Inſel Tyrus gewohnt habe, ſteht nicht in dem Fragmente). Wir können Philo dieſer allzu großen Vergeßlichkeit entladen, indem wir uns von Plin. H. N. XXI, 22 und Theophr. hist. plant. IV, 9 bezeugen laſſen, daß Papyrus auch in Syrien gewachſen ſei, und von Bruce, daß er noch dort wachſe (vgl. Erſch und Gruber Enc. Sect. III. Th. XI. S. 230). — Die Vermuthung, daß Philo den Manetho benutzt habe, ſtützt Movers nur darauf, daß Philo die Schriften des Taaut, weil ſie mit Hieroglyphen geſchrieben, nicht habe leſen können. Manetho ſei ferner überhaupt bei den Griechen und gebildeten Nichtgriechen ſehr beliebt geweſen. Philo habe aus dem zweiten ägyptiſchen Könige Athotis bei Manetho Thot gemacht, weil beide mediciniſche Bücher geſchrieben (?) u. ſ. f., ein Gebäude der unſinnigſten Conjecturen (S. 68 u. 69). Bei all' dieſer Sucht, den Philo zu ägyptiſiren, iſt aber Movers doch eine Angabe Philo's entſchlüpft, welche er am eheſten hiezu hätte benutzen können. Er macht nämlich zu der Angabe Philo's S. 39, daß Aſtarte einen Stierkopf ſich auf's Haupt geſetzt habe, als Abzeichen königlicher Würde, den Ausruf: „Was ſoll man aber dazu ſagen, wenn er (Philo) die Sicheln des gehörnten Mondes, mit welchen die Göttin (Baaltis oder Aſtarte) abgebildet wurde, für Stierhörner gehalten hat!“ (S. 87). Hier muß alſo Philo, welcher früher die Worte des ägyptiſchen Buches nicht verſtand, ein Bildniß, welches etwa darin verzeichnet war, falſch angeſehen haben. Aber das falſche Verſtändniß ſcheint hier auf einer anderen Seite zu liegen. Movers weiß nicht, daß auf ſo vielen ägyptiſchen Denkmalen eine Göttin mit Hörnern vorkommt, in deren Mitte ſich eine Scheibe befindet. Die Scheibe iſt der Mond, die Hörner ſind Stierhörner, die Göttin iſt Iſis (vgl. Descr. de l'Egypte, Thebes, p. 127, und Herod. II. 41). Hier wäre es für den oberflächlichen Beurtheiler am Platze geweſen, auf Aegypten hinzuweiſen. Doch Movers iſt in den Phön. I. S. 376 u. 77 zur Erkenntniß gekommen, wenn er ſagt: „Sehr gewöhnlich ſcheinen die Darſtellungen beider Götter, des Moloch ſowohl, als der Melechet, mit dem Stierkopf geweſen zu ſein; denn nicht ſowohl der Stier, als ſeine Hörner, in denen ſeine Kraft ruht, ſind hier Symbol. Weil die Aſtarte mit dem Stierkopfe dargeſtellt wurde, habe ſie, ſagt die phöniziſche Mythe, als ein Sinnbild ihrer Herrſchaft ſich daſſelbe aufgeſetzt (an Mondhörner iſt alſo hier gar nicht zu denken. Auch die Athor wurde mit dem Kuhkopf dargeſtellt; aber gewiß nicht als Mondgöttin). Da ſchon im alten Teſtament ein Aſtarat-Karnaim, d. h. gehörnte Aſtarte, als Eigenname vorkommt (Gen. 14, 6), ſo kann wohl keine Frage ſein, daß dieſe

Darſtellungsweiſe nicht etwa nur uralt, ſondern auch der aſiatiſchen und nicht etwa der ägyptiſchen Symbolik angehört."

Was Movers über eine beabſichtigte Traveſtie Heſiod's ſagt (S. 82), verdient gar keine Widerlegung. —

Obwohl nun keiner dieſer einzelnen Züge ſchlechthin auf Aegypten zurückzuführen iſt, ſo kehrt dennoch bei der auffallenden Aehnlichkeit aller dieſer Züge mit Aegyptiſchem die Frage wieder, in welchem Verhältniſſe ſie zu den Vorſtellungen jenes Landes ſtehen. Der Beweis für einen in die Urzeiten zurückgehenden Zuſammenhang Phöniziens mit Aegypten wäre auch von dem Hiſtoriker leicht zu führen, wenn es erſt zuvor der wiſſenſchaftlichen Mythologie hinlänglich zum Bewußtſein gekommen wäre, in wie nahem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe einerſeits die vorderaſiatiſchen Religionen alle zu Aegypten ſtehen, und wie ſie anderſeits ſämmtlich ſich in Gegenſatz gegen die Religionen des hinteren Aſiens ſtellen. Aber die Mythologie hat bisher Aegypten ganz losgeriſſen aus dem Verbande der Völker und, weil ſeine Religion ſich an die Individualität des Landes angeſchmiegt und mit Hilfe einer hochgebildeten Prieſterſchaft nach allen Theilen ſich ſyſtematiſirt hat, in den roheren Religionen Vorderaſiens keine ungebildeteren Schweſtern der ägyptiſchen anerkannt, ſondern alle Aehnlichkeiten, welche ſie in jenen fand, nicht als urſprünglichen Beſitz, ſondern als Uebertragenes aufgefaßt. — Kann doch ſelbſt Movers (Phön. I. S. 40 flg., 56 flg.) einen uralten Verkehr und gegenſeitigen Einfluß Phöniziens und Aegyptens nicht läugnen, obwohl er in Beziehung auf die beiderſeitigen Religionen gewiß nicht durch Aehnlichkeiten beſtochen iſt, wenn er „die Grundlage der Religion der Aegypter um ſo ſicherer für Thierdienſt(!) hält, da ſie einem Volksſtamme angehörten, dem afrikaniſchen Negerſtamme (?), der von Alters her auf dieſer Religionsſtufe ſich erhalten hat, während der phöniziſche Götterdienſt auf Verehrung der Geſtirne baſirt iſt" (S. 41). Nichts liegt nun näher, als von ſo altem Verkehre rückwärts, wo nicht auf Verwandtſchaft des Stammes, ſo doch des allgemeinen und insbeſondere religiöſen Lebens, welches in den Urzeiten das bewegende Element war, zu ſchließen, oder vorwärts auf Aſſimilirung des Cultus, welche durch Austauſch der religiöſen Vorſtellungen (nicht der Bücher allein, wozu Movers denſelben verkörpert, Phön. I. S. 140) hier um ſo gewiſſer und leichter vor ſich gehen mußte, als auch der ägyptiſche Cultus ſeiner Grundlage nach Sonnen- und Monddienſt iſt. — So wäre man alſo auch bei ſtark ägyptiſcher Färbung des von Philo Vorgetragenen noch nicht genöthigt, geradezu ägyptiſchen Urſprung anzunehmen; und nähme man auch einen ſolchen an, ſo wäre doch die Schrift, ſelbſt bei Benutzung einer Taautlitteratur, nicht nothwendig ſpäten Urſprungs. Denn Movers ſagt ſelbſt Phön. I. S. 112: „Es läßt ſich hinſichtlich der heiligen Bücher der Aegypter nicht bezweifeln, daß ſie eben ſo alt ſind, als die Ausbildung des Prieſterweſens und die hierarchiſche Geſtaltung aller Verhältniſſe des religiöſen, wie des politiſchen Lebens, die ſich auf ein geſchriebenes Geſetz gründete, daß mithin die Entſtehung einer heiligen Litteratur bei ihnen in ein noch früheres Alter zurückgeht, als die älteſten Theile des alten Teſtaments, die ſchon das ägyptiſche Prieſterweſen ſo ſchildern, wie es weſentlich daſſelbe, in ſpäterer Zeit genauer bekannt wird."

Wir ſind ſomit durch die bisherige Beweisführung Movers' noch keineswegs befriedigt, und ſehen zu, zu welchen neuen Beweiſen und neuer Geſtalt ſich die Sache Sanchuniathon's in den „Phöniziern" fortbewegt hat.

(Fortſetzung folgt.)

L. A. Warnkönig „Rechtsphiloſophie als Naturlehre des Rechts." J. F. Kierulff „Theorie des gemeinen Civilrechts."

(Fortſetzung.)

Wir wenden uns zu Kierulff's „Theorie des gemeinen Civilrechts." Spräche auch nicht der erſte Satz der Einleitung es aus, daß in Betreff einer ſolchen Theorie der Verſuch, einen von den gangbaren Vorſtellungen abweichenden Begriff aufzuſtellen und durchzuführen, kein willkürliches Unternehmen ſei, ſondern dem eigenthümlichen Entwicklungsgange der deutſchen Jurisprudenz und dem praktiſchen Bedürfniß der Gegenwart entſpreche: ſo würde uns ſchon der Verlauf der Darlegung ſeiner Principien überzeugen, daß der Verf. jenen Entwicklungsgang, wie dieſes Bedürfniß genau in's Auge gefaßt und erwogen habe. Wir haben uns daher mit dieſer in der Einleitung gegebenen Darlegung näher zu beſchäftigen.

Der Verf. entwickelt die weſentlichſten Momente der Geſchichte des römiſchen Rechts in Deutſchland ſeit dem 15ten Jahrhundert, indem er vorzüglich die Grenzen der Anwendung deſſelben als gemeinen Rechts bezeichnet, und im Allgemeinen den Grundſatz der unbedingten gemeinen Giltigkeit des Juſtinianiſchen Rechts in ſeiner Entſtehung und Fortbildung nachweiſt. „Erſchüttert (heißt es S. XIII) wurde die Herrſchaft dieſes Satzes erſt durch die theoretiſchen und praktiſchen Tendenzen, welche am Ende des 18. und zu Anfange des 19. Jahrhunderts hervortraten, indirect durch die naturrechtlichen Theorieen, direct durch die legislativen Reformen, welche in den bedeutendſten Ländern Deutſchlands unternommen wurden." Beide ſtellt der Verf. als coordinirte Producte des nämlichen, die damalige Zeit beherrſchenden Grundtriebes dar und weiſt die Rückwirkungen auf die Baſis des obigen Grundſatzes des Weiteren nach.

Von den Veränderungen der Theorie des gemeinen Civilrechts bemerkt er, außer der Hindeutung auf die unmittelbare, durch das Losſagen von der Behandlung des Stoffes nach der Juſtinianiſchen Titelfolge geſchehene Aenderung, noch Folgendes (S. XV): „Auch wurden manche Stimmen laut, welche die Unausführbarkeit des alten Dogma, wornach dieſes ganze Recht als eine von Juſtinian ſelbſt ausgegangene Schöpfung und als eine wirkliche Einheit angeſehen werden ſoll, ausſprachen, und die Anſicht vernehmen ließen, daß dieſe Legislation vielmehr ein innerlich unzuſammenhängendes, bloß durch den Machtſpruch Juſtinian's nothdürftig zuſammengehaltenes Aggregat von Einzelnheiten ſei. Allein dennoch wagte man es nicht, ſich dieſem Machtſpruch zu entziehen und zu der Einſicht ſich zu erheben, daß jener Wille und Ausſpruch des Kaiſers bloß eine durch den Rechtszuſtand ſeiner Zeit bedingte, durch die Oberflächlichkeit und Unmündigkeit der damaligen Jurisprudenz nothwendig hervorgerufene Maßregel war. Das weſentliche Beſtreben der gemeinen Theorie ging demnach nach wie vor dahin, die nach der Natur der Sache nothwendig immer neu ſich erhebenden Widerſprüche zwiſchen den verſchiedenen Theilen der Juſtinianiſchen Compilation auf irgend eine Art zu tilgen. Die Praxis konnte bei dieſem Wuſt von Controverſen, welche lediglich dem Feſthalten jenes alten Dogma ihr Daſein verdanken, nichts Anderes thun, als blindlings eine Anſicht herausgreifen und der traditionellen Auctorität dieſes oder jenes juriſtiſchen Schriftſtellers ſich unterwerfen." Bei Gelegenheit vorſtehender Expoſition verbreitet ſich der Verf. weitläufiger über und gegen die Richtigkeit der gangbaren Doctrin hinſichtlich der Vereinigung widerſtreitender Theile des Juſtinianiſchen Geſetzbuches, und weiſt — was wir des ſpäter folgenden Gegenſatzes wegen hier beſonders herausheben müſſen — nach, wie die gehäufte Annahme von Singularitäten und Ausnahmen der Rechtsregeln in den civiliſtiſchen Lehrbüchern zumeiſt ihr Entſtehen der Vorausſetzung des oben gedachten Dogma zu verdanken habe. „Gegen jene Tendenzen (fährt er S. XVIII fort) des Naturrechts, der Codificationen und der vorzugsweiſe ſogenannten praktiſchen Methode der Behandlung des gemeinen Civilrechts erhob ſich hierauf eine Richtung, welche man mit dem Namen der hiſtoriſchen Schule zu bezeichnen pflegte. Sie ging ebenfalls hervor aus dem allgemeinen Drange des Zeitalters, ein Heilmittel für den vorhandenen Rechtszuſtand zu finden. Aber ſie verwirft die Grundſätze des Naturrechts als bloße inhaltsloſe Abſtractionen — — —; ſie verwirft jene Geſetzbücher als unreife Verſuche — — —; ſie dringt darauf, daß man durch Erforſchung der hiſtoriſchen Grundlagen des in Deutſchland herrſchenden Rechts, insbeſondere durch die Erkenntniß des Weſens und der Methode der römiſchen Jurisprudenz ſich erſt befähige, ſelbſtändig ſchaffend im Gebiete des Rechts aufzutreten. Die von dem Einfluß dieſer neuen Richtung durchdrungene civiliſtiſche Doctrin bezeichnet als einen Mißbrauch jede praktiſche Geſtaltung des gemeinen Rechts in Deutſchland, welche nicht mit dem Wort und Geiſt der Juſtinianiſchen Geſetzgebung übereinſtimmt." Nach einer weitern Bezeichnung der Grundſätze der hiſtoriſchen Schule urtheilt der Verf. alſo (S. XIX): „Dieſe hiſtoriſche Richtung verläßt nicht minder, als jene naturrechtliche Theorie, den praktiſchen Boden der Gegenwart. Sie hält feſt am poſitiven Stoff, aber dieſer Stoff iſt ſeinem größten Theil nach todtes Material, welches außer lebendigem Zuſammenhang ſteht mit dem Rechte der Gegenwart. Sie ſtrebt nach Verbeſſerung des gegenwärtigen Rechtszuſtandes und will, daß dieſe in organiſcher Weiſe von Innen heraus geſchehe; aber wie jenes Naturrecht ziel- und haltloſen unbeſtimmten Idealen nachjagt, ſchiebt auch ſie den Schauplatz der ſelbſtändigen Thätigkeit in unbeſtimmte Ferne, denn ſie verlangt, daß die deutſche Nation, welche doch ſeit Jahrhunderten, ſollte man meinen, hinreichende Geduld und Geſchicklichkeit im Fache des Lernens beurkundet hat, erſt aus fremdem Reichthum die Mittel zu einer productiven Thätigkeit im Gebiete des Rechts ſich aneigne." — Dieſe civiliſtiſche Litteratur (heißt es weiter), welche ſich durch Quellenforſchung auszeichnet, aber nur gelten laſſen will, was in der lauteren Quelle des Juſtinianiſchen Rechts ſich findet, vergißt, daß eben dieſes Recht nur durch die Praxis in Deutſchland Eingang gefunden, und nur ſo, wie es die Praxis geſtaltet, und nur das, was durch ſie lebendes Recht geworden iſt. Sie prätendirt, daß jede neue Entdeckung, welche ein Civiliſt aus irgend einem vergeſſenen Winkel des corpus juris, aus irgend einer Novelle, von welcher in der deutſchen Praxis nie die Rede geweſen iſt, macht, bloß darum, weil ſie aus dieſer Quelle gemacht iſt, von der Praxis ſofort angenommen und realiſirt werden ſoll. Sie erwägt nicht, daß dieſes ſo unhiſtoriſche als unpraktiſche Beſtreben, die deutſche beſondere Geſtaltung des gemeinen Rechts zu läugnen, und daſſelbe auf den Juſtinianiſchen Standpunkt abſolut zu fixiren, jeden lebendigen Fortſchritt des Rechts hemmt, welchen zu fördern ſie doch ſelbſt die Abſicht hat. Die Kluft, welche zwiſchen Theorie und Praxis ohnehin ſchon breit genug war, iſt dadurch um ein Beträchtliches erweitert worden, und die Sache nachgerade dahin gediehen, daß dem Praktiker „theoretiſch" und „unpraktiſch" für gleichbedeutend gilt, und daß die ungeheuere Begriffsverwirrung eingeriſſen iſt, wonach man es ganz in der Ordnung findet, die nämliche juriſtiſche Leiſtung theoretiſch gut, aber unbrauchbar für die Praxis zu nennen."

Wir haben es uns und unſern Leſern nicht verſagen mögen, dieſe Stelle ſo ausführlich wiederzugeben, da wir lange nicht die Schattenſeiten der hier im Sinne ſtehenden Richtung ſo ſtark und trefflich geſchildert gefunden haben, und es gleichwohl für höchſt zeitgemäß halten, gegen jene Richtung mit allen Kräften anzukämpfen. Es mögen aber auch noch die Schlußworte dieſer Expoſition hier Platz finden: „Das Erſprießliche, was die bezeichnete Richtung für die Gegenwart geleiſtet hat, iſt insbeſondere die Beförderung der Einſicht, daß Geſetze allein den Mängeln des Rechtszuſtandes nicht abzuhelfen vermögen, ſondern dies nur dem Zuſammenwirken einer auf ihr eigenthümliches Gebiet weiſe ſich beſchränkenden Legislation und einer lebendigen kräftigen Theorie gelingen kann." Im weitern Verlaufe ſpricht der Verf. noch Treffliches über die Mängel der bisherigen Legislationen und die Mißſtellung derſelben zur Theorie.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

28. April. № 101. 1841.

Zur Litteratur des Sanchuniathon.

(Fortsetzung.)

Movers beginnt hier (S. 89) mit der Nachweisung, daß die Phönizier, so gut wie alle vorderasiatischen Religionen eine alte heilige Litteratur gehabt haben. Reste derselben finden sich bei Philo, welcher durch seine Erzählung über Taaut und seine Commentatoren und das Verhältniß des Sanchuniathon zu denselben seinem Taaut gegen den priesterlichen Ansehen verschaffen wolle (S. 91). Sanchuniathon selbst soll aber kein Nomen proprium, sondern zusammengesetzt sein aus סַן כּוֹן יַחַת (San-Chon-jâth) und „Gesammtheit des Gesetzes des Chon" bedeuten (S. 99). Dieser Chon oder Chijun, Chewar, Chanucan oder Bel, von den Griechen Herakles genannt, sei identisch mit Saturn (S. 289 u. 290; alle möglichen Gottheiten werden hier auf's Bequemste zusammengeworfen!), erscheine als Hercules Philosophus in Tyrus. Diese Erklärung des Namens (vermittelst welcher Movers S. 99 u. 100 auch die Nebenformen des Namens *Σουνιαίθων* bei Athenäus und Suniatus bei Justin am besten deuten zu können meint) setze aber voraus, daß er nicht erst von Philo erfunden, sondern in der Geschichte der heiligen Litteratur, deren Entstehung und Erhaltung bei den Phöniziern gewiß ebenso wie bei den Babyloniern in mancherlei Mythen gehüllt gewesen sei, schon zu Ansehen gekommen war, und daß Sanchon-jâth mythisch als Sammler und außerdem vielleicht auch als Schriftsteller gegolten habe, was auch an sich schon wahrscheinlich ist (?) (S. 101). — Die Nothwendigkeit, Sanchuniathon nicht als Nomen propr. zu fassen, sei schon dadurch gegeben, daß nicht Alles, was von ihm ausgesagt werde, z. B. über seine Schriften bei Suidas, die Verschiedenheit der Angaben über seinen Geburtsort u. s. w., auf einen einzigen Mann bezogen werden könne (S. 102). Der Name „der gesammten heiligen Litteratur" aber könne in jeder Stadt einheimisch gewesen sein (sic!) (S. 103), und kann natürlich auch die verschiedensten Schriften unter sich begreifen.

Ueber die Etymologie des Namens, welche Movers zu denen Bochart's, Kircher's, Ursinus', Hug's und Hamaker's hinzufügt, wollen wir nicht mit ihm rechten; denn der Weg des Etymologisirens ist der unsicherste, welchen man betreten kann. Es möchte übrigens Movers schwer fallen, Jemanden auch nur von der Voraussetzung seiner Etymologie, der Ansicht über Chon zu überzeugen, eben so schwer von dem, was er über die erste Sylbe des Wortes selbst sagt; und wenn er aus dem Suniatus bei Justin 20, 5, eine Unterstützung seiner Hypothese holen will, so entsteht die Frage: wie kann man denn einen Menschen „Gesetzesgesammtheit" nennen? wie kann man, wenn es eine Verkürzung des Namens Sanchuniathon sein soll, gerade die Hauptsache, den Chon, weglassen? Allein wir haben schon mehr als genug an dem, was Movers über die Voraussetzung seiner Erklärung angiebt, daß man annehmen müsse, Sanchoniâth sei mythisch personificirt worden (wie dies mit einer Gesetzessammlung zugegangen, ist freilich undeutlich, und Movers vergißt Beispiele dafür beizubringen) und habe als Sammler und Schriftsteller gegolten (S. 101). Wußte Philo dieses, daß Sanchuniathon eine mythische Personification sei, oder wußte er es nicht? Wußte er es nicht, so kann es wohl auch keiner seiner Leser — denn Philo war ja ein in diesem Fache bewanderter Litterat (S. 139) — gewußt haben, am wenigsten aber die Griechen, gegen welche seine Schrift gerichtet war, und die Sache ist überhaupt von keiner Bedeutung, und erst Movers ist es vergönnt, den einfachen phönizischen Mann zu einer mythischen Person zu machen. Wußte es aber Philo, warum tritt er gegen die Priesterschaft insbesondere nicht mit dem Anspruche auf, das alte Gesetz des Chon zu besitzen? Wäre dies nicht eine weit nachdrücklichere Autorität gewesen, als der alte Schriftsteller? Was aber die von Movers (S. 102 u. 103) hiefür beigebrachten Gründe betrifft, so kann offenbar z. B. die Angabe des Suidas wegen ihrer großen Unbestimmtheit gar nicht premirt oder mit Leichtigkeit in unseren Fragmenten wiedergefunden werden, wenn man unter *Πάτρια Τυρίων* die zerstreuten Notizen über Tyrus, z. B. S. 35 u. 38, versteht, *Ἑρμοῦ φυσιολογίαν* auf Stellen, wie das Fragment von den Schlangen (S. 40 u.

41), Αἰγυπτιακὴν θεολογίαν auf die übrigen ägyptiſchen Elemente der Göttergeſchichte bezieht. Gleich unſicher iſt der Zuſatz bei Suidas. Und kann nicht auch hier, wie bei Homer, Ungewißheit über den Geburtsort herrſchen, ohne daß man auf eine mythiſche Perſon ſchließen muß? Iſt es ja mit Euhemeros derſelbe Fall, der gewiß nicht mythiſch iſt. — Aus Athenäus läßt ſich über ſein Vaterland gar nichts entnehmen. Wir werden darum ohne Zweifel beſſer daran thun, den Sanchuniathon ungeſtört einen Phönizier ſein zu laſſen und unſer Augenmerk hauptſächlich darauf zu richten, wie Philo dieſen Phönizier ſprechen läßt, d. h. auf die Tendenz ſeiner Götterlehren; dies um ſo mehr, als auch für uns, wie für Movers, die Unächtheit dieſes Philoniſchen Sanchuniathon, ohne daß wir ihn eine Geſetzesgeſammtheit ſein laſſen, am Tage liegt.

Nach Movers hat Philo mit ſeinem Buche einen dreifachen Zweck, zuerſt einen Euhemeriſtiſchen (S. 121), wie er dieſen in ſeiner Präfatio ausdrückt. Weil er aber zwiſchen ſterblichen und unſterblichen Göttern unterſcheidet (Eus. p. 33), und die letzteren, welche er φυσικοὶ θεοὶ nennt, nicht in ein Euhemeriſtiſches Syſtem zu paſſen ſcheinen, ſo bevorwortet dieſes Movers ſogleich, indem er ſagt (S. 122), Philo mache dieſe Vergötterung der Sonne u. ſ. f. von der Idoliſirung der Menſchen erſt abhängig und hebe ſo den Unterſchied wieder auf. Den Stoff dazu habe er vollauf, theils in dem rohen Charakter der phöniziſchen Volksreligion, die längſt die Gottheiten vermenſchlicht hatte, und überall den Schauplatz von Mythen und Göttermährchen nachwies, theils in der allegoriſch ſymboliſchen Behandlung des Götterweſens in der Prieſterlehre gefunden (vgl. S. 155). Die Art, wie er ſeine Götterlehre einführe, die Beziehung auf heilige Tempelurkunden ſei der des Euhemeros ganz ähnlich (S. 124). — Neben dieſem Hauptmotive habe aber Philo noch einen zweiten Zweck (welcher nach S. 126 vielleicht gar ſeine erſte Tendenz war), einen patriotiſchen, die griechiſche Götterlehre und Bildung gegen die der Phönizier herabzuſetzen, und ſein Buch laſſe ſich in dieſer Beziehung in Parallele mit dem des Joſephus gegen Apion ſtellen.

(Schluß folgt.)

L. A. Warnkönig „Rechtsphiloſophie als Naturlehre des Rechts.“ J. F. Kierulff „Theorie des gemeinen Civilrechts.“

(Schluß.)

Bis hieher, wo es die Darlegung des vergangenen und gegenwärtigen Zuſtandes der deutſchen Jurisprudenz nach ihren Hauptmomenten galt, ſind wir mit dem Verf. ſo vollkommen einverſtanden und erfreuen uns ſeiner Darſtellung, die das Gepräge ruhiger, aber ächt-wiſſenſchaftlicher Entwicklung trägt, mit ſo vollem Rechte, daß wir nur um ſo mehr zu bedauern haben, bei dem nun Folgenden unſere Anſichten allmälig immer weiter auseinander gehen zu ſehen. Der Verf. ſpricht zunächſt von dem Bedürfniß der juriſtiſchen Gegenwart, von der Nothwendigkeit einer ſelbſtändigen Organiſation des Rechtszuſtandes, von den dazu nöthigen Operationen im Gegenſatz der Entſtehungsweiſe der römiſchen Jurisprudenz, im Allgemeinen ſehr lobenswerth und gründlich. Näher deutet er aber ſchon ſeine Anſicht über das, was er Theorie des gemeinen Civilrechts nennt, in folgenden Worten an (S. XXIII): „Unſere Jurisprudenz kann ihre Originalität nur in der Organiſation der Maſſe, der geiſtigen Bezwingung der vorhandenen Mannigfaltigkeit des Rechts, nur darin haben, daß ſie überall aus der chaotiſchen Maſſe den principiellen Begriff feſt und ſicher hervorhebt, den ihm angehörigen Inhalt klar und diſtinct unterſcheidet und dieſen Stoff verſtandesmäßig demonſtrirt. Die intellectuelle Reproduction des Rechts iſt ihre Aufgabe, und darin kann ſie ihre eigenthümliche Größe haben, kann aber auch hiefür unmittelbar nichts aus der Fremde lernen und entlehnen. Die römiſchen Quellen kann ſie nicht benutzen, um ihre Operationen darnach zu machen, ſondern nur, um bei Anderen die Zweifel an der Richtigkeit des Reſultats zu beſeitigen, und ſich ſelbſt, ſo lange ſie noch nicht völlig ſich vertraut, in dem Glauben an ſich zu ſtärken. Hat dieſe Jurisprudenz erſt ihre Schule gemacht, ſo fängt ſie in ihrer ſelbſtändigen Arbeit nicht mit den Quellen an, ſondern hört mit ihnen auf.“ Der Verf. führt nun weiter aus, wie dieſe Theorie zum Object habe die in einem beſtimmten Staat zu einer beſtimmten Zeit herrſchenden Rechtsgrundſätze, d. h. diejenigen allgemein anerkannten einfachen und höchſten Normen, von welchen das geſammte Recht, welches in dieſem Staat praktiſch zur Anwendung kommen ſoll, ausgehen muß; wie ihr Weſen, ihre That Interpretation ſei, d. h. Entwicklung des in jenem Grunde implicirten praktiſchen Inhalts; wie ſie, als Theorie des gemeinen Rechts, ausgehe von Grundbegriffen, Principien, welche, gleichviel, ob ihre urſprüngliche Quelle das Juſtinianiſche oder kanoniſche Geſetzbuch, deutſche Geſetzgebung oder deutſche Praxis iſt, in der Gegenwart allgemeine Anerkennung genießen, welche, ihrer Natur nach univerſell, die äußerſten Einigungspunkte des ſonſt in den verſchiedenen Territorien Deutſchlands mannigfach divergirenden Rechts ausmachen und der Theorie zu ihrer Verarbeitung einen durchaus practicablen Stoff liefern; wie ſie dieſe Reſultate durch freie Begriffsentwicklung gewinne, u. ſ. w. Er kommt dann wieder auf jenes ſchon oben angedeutete Verhältniß zu den ſogenannten geſchriebenen Quellen des gemeinen Rechts zurück und ſpricht ſich darüber weiter alſo aus: „Sie (die

Theorie) beruft ſich allerdings auf dieſe Quellen und hält dies nach dem jetzigen Stand der Dinge für nothwendig und zweckmäßig, — nothwendig, weil ein großer Theil des juriſtiſchen Publicums noch daran gewöhnt iſt, mehr der Auctorität, als der eigenen Ueberzeugung von der Richtigkeit einer Deduction zu vertrauen, — zweckmäßig, weil ein bedeutender Theil jener Quellen die juriſtiſchen Reſultate in einer unübertrefflichen Anſchaulichkeit darlegt, welche die lebendige Auffaſſung des Rechts ſichert und die concrete Verarbeitung des Stoffes unterſtützt. Aber dieſe Berufung hat hier einen durchaus andern, als den gewöhnlichen Sinn. Eine Theorie, welche das geſammte Detail des im corpus juris enthaltenen Rechts nicht als unmittelbares Geſetz *vorausſetzt*, hat bei ihren Anführungen von Stellen aus dieſer Compilation nur die Abſicht, dieſen mit ihren ſelbſtändigen Deductionen übereinſtimmenden Inhalt dadurch als wirklich univerſelles praktiſches Recht zu erweiſen."

Es ſcheint hier ein geeigneter Punkt zu ſein, die Relation zu ſiſtiren und unſere Anſicht auszuſprechen. Der Weg, den der Verf. zeichnet, wird weniger zu der von ihm angeſtrebten Verſöhnung der Theorie mit der Praxis führen, als vielmehr eine geiſtige Durchdringung des todten und tödtenden ſtarren Rechtsdogmatismus bewirken. So erſprießlich nun auch dieſes Reſultat ſein würde, — und eben darum ſchlagen wir den Werth dieſes Buches hoch an, — ſo iſt doch weder ſeine Anſicht über die Aufgabe und das Bedürfniß der gegenwärtigen Jurisprudenz, noch der von ihm zu Erreichung dieſes Zieles ein- oder vorgeſchlagene Weg von der Beſchaffenheit, daß wir jene oder dieſen billigen können. Zwar ſteht der Grundſatz auch bei uns feſt, daß das Syſtem des römiſchen Rechts in dem Sinne, welcher die Geſammtheit, wie das Einzelnſte des corpus juris zur Grundlage deſſelben macht, heute in Deutſchland als Syſtem des geltenden gemeinen Rechts, das höchſtens Modificationen durch kanoniſches Recht oder deutſche Reichsgeſetzgebung erleide, und um es kurz zu ſagen in der Auffaſſungsweiſe der hiſtoriſchen Schule, nicht angeſehen werden könne; daß vielmehr die Einwirkungen der Praxis auch eine nothwendige und gleich ſtarke Berückſichtigung bei der theoretiſchen Behandlung des gemeinen Rechts zu erfahren haben, wie die geſchriebenen Quellen deſſelben. Allein eine Reſtauration der Theorie des gemeinen Rechts wird nach unſerm Dafürhalten vorerſt nur auf dem Wege rechtsgeſchichtlicher Forſchung angebahnt werden können, und es iſt leicht möglich, daß die Ergebniſſe dieſer Forſchung dazu führen, eine dogmatiſche Vollendung, einen ſyſtematiſchen Ausbau der Theorie als nicht erreichbar unter den gegenwärtigen Verhältniſſen darzuſtellen. Zwar wird es nämlich jener, im höhern Sinne dogmengeſchichtlichen Forſchung, wie wir ſie uns denken, gelingen, den Eintritt einer Modification von Rechtsſätzen, welche geſchriebenen Quellen, alſo (um die andern zu übergehen) zunächſt dem corpus juris entlehnt ſind, durch die deutſche Praxis nachzuweiſen und wohl auch die fortdauernde Exiſtenz und Giltigkeit dieſer Modification darzuthun. Allein dieſe Schwierigkeit, welche auf geſchichtlichem Wege in Betreff einer Vergangenheit leichter zu löſen iſt, und zwar um ſo mehr in den Perioden, wo die deutſche Jurisprudenz, ohnehin mit mehr Anhaltepunkten für die Anwendung des gemeinen Rechts begabt, als jetzt bei der erſtaunlich gewachſenen Vermehrung und Verſtärkung der Particularrechte, die in gewiſſer Hinſicht wohlthätigen Einflüſſe eines Juriſtenrechts genoß, — dieſe Schwierigkeit wird ſich zu einer vielleicht unauflösbaren ſteigern, wenn es gilt, die gegenwärtigen Wechſelbeziehungen zwiſchen geſchriebenem und geübtem Rechte, zwiſchen den im corpus juris niedergelegten und den von den Gerichtshöfen anerkannten Rechtsſätzen klar darzulegen. Eine Löſung oder richtiger eine Ueberwindung dieſer Schwierigkeit wäre nur dann denkbar, wenn diejenige Rechtsquelle noch für uns eine lebendige, noch jetzt fließende wäre, welche allein eine ſolche Discrepanz, hervorgerufen durch die Einflüſſe der Nationalität und der Zeit, zu entſcheiden und das Ergebniß derſelben zu einem klaren und flüſſigen für uns zu machen fähig iſt (— da die Praxis vielmehr ihrer natürlichen Beſtimmung nach nur das Vorhandenſein dieſer Discrepanz anzudeuten berufen iſt —), nämlich der Ausdruck eines höchſten geſetzgeberiſchen Willens für die Länder des gemeinen Rechts. Scheint es doch, als hätte auch der Verf. zu der Ueberzeugung von dem Bedürfniß dieſer perennirenden Rechtsquelle leicht gelangen können, wenn er die S. XXIX a. E. gemachte Bemerkung über den Einfluß der kaiſerlichen Reſcripte auf die Praxis und den Rechtszuſtand der Römer überhaupt, verfolgt hätte. Aus dem Geſagten geht aber hervor, daß noch viel weniger, wie eine rechtsgeſchichtliche, eine bloß dogmatiſche Behandlung uns zu dem geforderten Ziele führen könne.

Denn es iſt nicht möglich, die Exiſtenz einer durch die Praxis gebildeten Modification des geſchriebenen Rechts, mit andern Worten, den Eintritt der Praxis als Quelle des gemeinen Rechts, in einer Einzelnheit mit derjenigen Gewißheit nachzuweiſen, welche das unerläßliche Erforderniß jedes juriſtiſchen Lehrſatzes iſt; Alles, was über die Praxis in dieſer Hinſicht geſagt werden kann, wird ſich auf allgemeine Bemerkungen beſchränken müſſen, Bemerkungen, für deren Richtigkeit im Falle ihrer Anfechtung eine gewiſſe, in allen Lehrbüchern des Rechts und vielleicht auch in allen, dem Lehrer zu Geſicht gekommenen Rechtsſprüchen gefundene, ſomit traditionelle, Verſicherung Gewähr leiſtet. Und in wie vielen Fällen ſind ſogar die desfallſigen Angaben ſelbſt der ausgezeichnetſten, mit der Praxis vertrauteſten Rechtslehrer — wir nennen beiſpielsweiſe nur einen Thibaut — angezweifelt, ja mit ſicheren Beweiſen anderer

Praxis beſtritten worden. In der That, die heutige Praxis des gemeinen Rechts findet ihre Baſis ſehr oft nur in den Ausſprüchen der Rechtslehrer über die Anſichten der Praxis im einzelnen Falle, ſomit der Schlange gleichend, wenn ſie als Bild der Ewigkeit dient; und wir entnehmen in den meiſten Fällen eine Garantie für das, was Recht iſt, nur aus dem Juriſtenrecht, während wir ſie der Praxis zu verdanken meinen.

Konnten dieſe Schwierigkeiten überhaupt nicht, oder doch am wenigſten auf dem von dem Verf. eingeſchlagenen Wege gelöſt werden, ſo wollen wir ihm keinen weitern Vorwurf über die nach dieſer Seite hin immer mangelhaft bleibende Ausführung ſeines Planes machen. Wir vermögen uns aber auch außerdem nicht mit der von ihm ausgeſprochenen Anſicht über das Verhältniß der Quellenberufung zu der dogmatiſchen, oder überhaupt nur theoretiſchen Darſtellung des Rechts zu vereinigen. Er hält dieſelbe gleichſam nur wie eine hölzerne Interimsbrücke ſo lange für nöthig, bis die daneben gebaute eiſerne Kettenbrücke gefahrlos zu begehen ſei, oder vielmehr, bis das Publicum über ſie gehen gelernt habe. Allein er bedenkt nicht, daß mit der Aufhebung jener Anker des Rechts das ganze Gebäude ſeinen Haltpunkt nur in einer ſo durch- und ausgebildeten Rechtsobjectivität habe, wie ſie niemals von dem einzelnen darſtellenden Subjecte wird erreicht, deren Verſtändniß niemals wird durchgängig ermöglicht, deren Geltung niemals als eine unbezweifelte wird erlangt werden können. Dieſe ätherreine Höhe der Theorie überſteigt bei weitem den Königsſtuhl, von welchem aus das geltende Recht in ein corpus redigirt, und zwar ſo redigirt würde, daß auch nicht ein Pünktchen des Geltenden weggelaſſen, oder ein Pünktchen Nichtgeltendes hinzugeſetzt wäre. Eben darum iſt aber auch, und um ſo mehr, als dieſe Ausſicht auf ein etwaiges Abſchneiden der Quellenberufungen überall hindurchſchimmert, vorliegende Theorie des gemeinen Civilrechts in der That zum großen Theil etwas Anderes, als man erwarten möchte, und als ſelbſt der Verf. erwarten läßt. Daß ſie dieſes Andere iſt, das halten wir für einen Hauptgrund, dieſe Arbeit als eine höchſt beachtenswerthe und tüchtige anſehen zu müſſen; und für einen zweiten Grund, der ihren Werth noch ſteigert, halten wir es, daß ſie dieſes Andere nur zum Theil iſt.

Wir haben in der erſten Abtheilung dieſes Berichts beiläufig der Benennung: Philoſophie des poſitiven Rechts, gedacht. Verſteht man hierunter die Entwicklung der Rechtsidee, wie ſie innerhalb einer beſtimmten Geſetzgebung, eines beſtimmten Volkes ſich dargelegt hat, und wendet man dieſes auf den Inhalt des corpus juris an, ſo finden wir eine höchſt gediegene Löſung dieſer Aufgabe zum bei weitem größeren Theile in vorliegendem Werke. Zu einer umfaſſenden, durchgehenden Löſung hätte allerdings, außer der Bezeichnung des geſchichtlichen Zuſtandes bei dem Anfangspunkte jener Entwicklung, eine detaillirtere und umfaſſendere Behandlung des Geſammtinhalts des corpus juris gehört, während anderſeits die Bezugnahme auf ſpätere Modificationen hätte wegfallen müſſen. Allein eben in dieſen Ausſtellungen wegen Mangels und Ueberfluſſes liegt zugleich ein Hauptvorzug des Werkes, indem es dadurch dem Gedanken des gemeinen Civilrechts ſich um Vieles nähert. Für die Theorie des letzteren aber, inſoweit nach dem eben Geſagten hier ein Fortſchreiten möglich iſt, dürfte der große Vortheil ſich ergeben, daß in dieſem Werke nicht bloß ein freieres, von den immer wiederkehrenden Indagationen der ſogenannten Quellen minder getrübtes Herausbilden und Entwickeln des gemeinen Rechts, ein unabhängiges und ſelbſtändiges Geſtalten des Syſtems, ſondern vor Allem eine, philoſophiſchen Ueberblick mit praktiſcher Einſicht verbindende, das Allgemeine wie das Beſondere berückſichtigende Darſtellung verſucht iſt. Nur von dem Uebergewichte des Subjects, das in der Anſchauungsweiſe des Verf. begründet und in ſeinem Werke durchgehends ausgeprägt iſt, würde ein Anſtoß für die Wirkungen des Buches mit Recht beſorgt werden können; im Uebrigen aber ſcheint die gegenwärtige Geſtaltung der deutſchen Jurisprudenz zu indiciren, daß die trefflichen Seiten dieſes Werkes, das in ſeinem Streben nach Freiheit und Innerlichkeit der Rechtsentwicklung, und in ſeinem Widerſtreben gegen einſeitige ſogenannte Geſchichtlichkeit hoch ſteht, der förderlichſten Berührungs- und Incidenzpunkte mit andern, neuerlich angeregten, Intereſſen deutſcher Juriſten viel haben werde.

Ueber den Werth der Leiſtungen im Einzelnen der civiliſtiſchen Theorie, wie über den Erfolg jener Beſtrebungen hoffen wir nach der Vollendung des Buchs, der wir mit Erwartung entgegenſehen, Erfreuliches berichten zu können.

S.

Bei mir iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Liturgik

oder

Theorie der ſtehenden Cultusformen in der evangeliſchen Kirche,

nebſt praktiſchen Beilagen,

von

F. W. Klöpper,

Doctor der Theologie.

gr. 8. 1841. Broſch. 2 Thlr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

405

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

29. April. № 102. 1841.

Zur Litteratur des Sanchuniathon.

(Schluß.)

Endlich hat Philo noch eine antijüdiſche Tendenz (S. 127). Seine Schrift heiße zwar bei Euſebius, Porphyr, Lydus „phöniziſche Geſchichte," allein ſie ſcheine die Geſchichte anderer Völker als Epiſoden in ſich befaßt zu haben; ſo habe Philo auch für die jüdiſche Geſchichte ſich mit der möglich beſten Quelle von Jerubbaal verſorgt; denn wie er über die Juden denke, gehe ſchon aus Orig. c. Cels. c. 15 und Lydus de magistr. I. 12, p. 30 hervor, und auch Porphyr deute in dem Citate Eus. p. 31 u. 485 beſtimmt genug eine Polemik gegen die altteſtamentliche Geſchichte an. Ein Beiſpiel derſelben haben wir in dem zweiten Fragment des Philo von Kronos und Joud, gerade aus ſeinem Buche *περὶ Ἰουδαίων*, aus welchem Movers mit vielem Scharfſinne einen Beweis herauszubringen ſucht (S. 130). — Allein, wie wir oben geſehen, gehört dieſes Fragment Porphyr und nicht Philo an. Eine Andeutung dieſer antijüdiſchen Tendenz in Porphyr's Zeugniß über Sanchuniathon kann man aber nicht herausbringen, wenn man nicht mit Movers S. 129 ſchließt: „Wenn Porphyr, der Chriſten- und Judenfeind, den Sanchuniathon lobt und ſagt, er berichte ſehr wahr, weil hinſichtlich der Oerter und Namen Uebereinſtimmung ſtattfinde, ſo hat er offenbar (?) im Sinne und hat es auch ohne Zweifel (?) weiter geltend gemacht, daß nicht auch in Hinſicht auf Sachen Sanchuniathon mit den Nachrichten des alten Teſtaments übereinkomme." — Jene Stelle in Lydus iſt ohnehin nicht Sanchuniathoniſch. Wenn aber Movers in Origenes contra Cels. I. c. 15. p. 334 (ed. Delarue) ein Zeugniß für ſeine Anſicht finden will, ſo lieſt er aus derſelben ihr gerades Gegentheil heraus; denn jener Philo mußte offenbar den Juden ſehr zugethan ſein, wenn er in dem Lobe, das Hekatäos über die Juden als ein ſehr weiſes Volk ausſpricht, eine ihm von den Juden ſelbſt zugekommene *πιθανότης* findet. Nun geht aber aus Vergleichung dieſer Stelle mit Joseph. c. Ap. I. p. 1050. 1051, ed. Colon., und Clem. Al. Strom. I. p. 337, ed. Par. hervor, daß in allen drei Stellen derſelbe Philo gemeint ſein muß. Mag nun der ſo erwähnte Geſchichtſchreiber Philo mit dem hiſtoriſchen Dichter gleiches Namens, von welchem ſich bei Euseb. praep. ev. p. 421 u. 430 Fragmente finden, identiſch ſein oder nicht, ſo zeigt doch die Stelle bei Joſephus, wo er „der Aeltere" heißt, daß er jedenfalls ein Anderer iſt, als der Byblier; denn wenn doch der Byblier noch unter Hadrian lebte (nach Suidas s. v. *Φίλων* und *Παῦλος*), wie kann er von dem im Jahr 37 n. Chr. geborenen Joſephus *ὁ πρεσβύτερος* genannt werden? wie ſollte es ſchon einen jüngeren gegeben haben? — Der Beiſatz „Herennius" bei Origenes iſt alsdann aber, wenn man nicht zwei ganz gleichnamige Philonen annehmen will, für einen Gedächtnißfehler zu halten, über welchen man ſich bei der zahlloſen Menge von Philonen in den erſten Jahrhunderten nach unſerer Zeitrechnung nicht zu wundern hat. Für die antijüdiſche Tendenz Philo's, von welcher übrigens an ſich ſchon nicht recht einzuſehen iſt, wie Philo bei der Verachtung, in welcher zu ſeiner Zeit das jüdiſche Volk ſtand, ſich die Mühe dazu nehmen konnte, hätten wir alſo keinen Beweis mehr übrig. Um ſo feſter ſteht aber jener doppelte Euhemeriſtiſche und patriotiſche Zweck der Schrift.

Jene erſte Methode der Mythendeutung ſchließt ſich ganz genau an die Weiſe ſeines Meiſters, Euhemeros von Meſſana, an. Philo ſagt nach Euſebius (S. 32), daß die neueſten Mythenerklärer (*ἱερολόγοι*) von vorn herein die wahren Thatſachen verworfen, Allegorien und Fabeln erſonnen, gewiſſe Verwandtſchaften mit kosmiſchen Vorgängen ausgebildet und ſo in Dunkel gehüllte Myſterien hervorgebracht haben, aus welchen man nicht leicht das Wahre der Sache habe herausfinden können. Schon Sanchuniathon aber habe in der Vorzeit die Götterlehre von ſolchen Zuthaten gereinigt, mit Hilfe von geheimen Tempelurkunden der Ammunäer und Schriften des Taaut, aber ſpätere Prieſter hätten daſſelbe myſtiſche Unweſen wieder herbeizuführen gewußt. Dies iſt das Negative der Philoniſchen Anſicht. Poſitiv iſt nun ſeine Meinung (S. 32 u. 33), daß die älteſten Barbaren, insbeſondere die Phönizier und Aegypter, ihnen nach erſt die übrigen als höchſte Götter vielmehr die

Erfinder der Lebensbedürfniſſe und andere Wohlthäter der Völker verehrt und ihnen Heiligthümer geweiht hätten. Ueberdies haben ſie auch die Elemente, Sonne, Mond und die Planeten göttlich verehrt und ihnen die Namen ihrer Könige beigelegt. Sie haben alſo ſowohl ſterbliche als unſterbliche Götter gehabt. Namentlich erwähnt er die Hellenen (S. 39), und unter ihnen Heſiod und die Kykliker mit ihren Gigantomachieen, Theogonieen u. ſ. w. als ſolche Ausſchmücker der Mythe, welchen endlich die Wahrheit zur Fabel und die Fabel zur Wahrheit geworden ſei. Eigenthümlich iſt ihm nur die Behauptung eines Dienſtes der Elemente, Sonne u. ſ. w. neben dem verſtorbenen Menſchen; denn was man Aehnliches auch in dem Syſtem des Euhemeros zu finden verſucht ſein könnte (was auch Foucher, Mém. de litt. T. 34, p. 444 geltend macht, um Euhemeros gegen die Anklage des Atheismus zu ſchützen), die οὐράνιοι θεοί (Eus. praep. ev. p. 59), unter welchen freilich die Geſtirne zu verſtehen ſind, dies iſt als aus des Uranos Sinne herausgeſagt zu faſſen. — Philo hat ſomit eine ganz eigene Verſchmelzung der Euhemeriſtiſchen und Orphiſchen Deutungsweiſe, welche beide ſich ſonſt ſchroff gegenüberſtehen, eine Verſchmelzung, die übrigens mit ein Beweis ſein kann, daß die Abfaſſung der Philoniſchen Schrift in die Zeit wirklich zu ſetzen iſt, in welche Philo nach Suidas fällt, eine Zeit, in welcher alle jene Deutungen immer mehr zuſammenfloſſen.

Sollte man nun nach dem, was Movers von dem dreifachen Zwecke Philo's, von einer Polemik gegen die Prieſterſchaft, von Nichteriſtenz des Sanchuniathon, von Benutzung eines ägyptiſchen Buches ſagt, glauben, daß an dem ganzen Machwerke kein guter Fleck mehr ſei, ſo wird man alsbald eines Beſſeren belehrt (S. 138). „Gleichwohl kommt dem Buche ein bedeutender Werth zu.“ Denn was Philo von Sanchuniathon ausſage, er habe die heiligen Schriften, Tempelarchive und die Annalen der einzelnen Städte durchforſcht, müſſe von ihm ſelbſt verſtanden werden; er werde durch ſeine Schrift als ein in dieſem Fache bewanderter Litterat charakteriſirt. Ja es laſſe ſich mit Gewißheit annehmen, daß ſeine von dem Hierogrammateus des El oder von den Kabiren aufgezeichneten Göttergeſchichten Uebertragungen aus den heiligen Büchern ſeien. Selbſt die Kosmogonie und die ſich anſchließende Cultivirungs- und Entwicklungsgeſchichte der erſten Menſchen brauche (wofür Movers ſo viele Beweiſe beibrachte) nicht gerade unmittelbar aus einem hermetiſchen in Aegypten abgefaßten Buche entlehnt zu ſein; eine phöniziſche Religionsſchrift könne auch hier ſehr wohl die Quelle geweſen ſein; denn es wäre nicht unwahrſcheinlich, daß die phöniziſchen Prieſter ein heiliges Buch von den ägyptiſchen eingetauſcht und den Inhalt nur phöniziſirt hätten (S. 139 u. 140). — Noch mehr, es laſſe ſich nicht nachweiſen, daß irgend eine Mythe oder Göttergeſchichte willkürlich von Philo erdichtet ſei (S. 140 u. 141).

Haben wir nun oben nöthig gehabt, der meiſterloſen Kritik Movers' Schranken zu ſetzen, ſo wäre hier umgekehrt nöthig, Abzüge zu machen an ſeinem maßloſen Lobe, welches er factiſch dadurch beſtätigt, daß er durch ſein ganzes Buch hindurch den Sanchuniathon als untrüglichen Gewährsmann zu citiren gar keinen Anſtand nimmt. Aber der Raum verbietet, hier weiter einzugehen, und es mag genügen, einige Betrachtungen, welche Movers zu näherer Charakteriſirung des Philo anſtellt, zu beleuchten.

Als eine Gewohnheit des Philo führt Movers S. 143 an, er pflege die Götternamen zu etymologiſiren, um eine wirkliche oder erſonnene Bedeutung herzuleiten. Als Beiſpiel dafür wird angeführt: Δαγών, ὃς ἐστι Σίτων (Eus. p. 36) und ὁ δὲ Δαγὼν ἐπειδὴ εὗρε σῖτον καὶ ἄροτρον ἐκλήθη Ζεὺς Πρότριος (S. 37). In der Abhandlung in den Mainzer Jahrbüchern S. 90 hatte Movers dieſen Fall als ein eclatantes Beiſpiel der Unbekanntſchaft Philo's mit dem alten Götzendienſte der Kanaaniter namhaft gemacht; da es außer Zweifel ſei, daß das Wort Fiſch bedeute, nach 1. Sam. 5, 4, und Dagon für eine weibliche Gottheit und eine Abbildung der Aſtarte zu halten, auch der Name Dagon, Fiſch, eigentlich nur Name des Bildes ſei, welcher von den Gegnern auch auf die Gottheit übertragen worden und vielleicht gar nur ein Spottname der Aſtarte bei den Hebräern ſei. In den „Phöniziern“ (S. 143) dagegen ſagt Movers nur, es ſei vielleicht falſch wenn Philo die weibliche Fiſchgottheit zu einem männlichen Getreidegott ſtemple; und S. 840, Anm. nimmt er Anſtand, die Nachricht des Sanchuniathon über Dagon geradezu zu verwerfen, da er z. B. auch im Lex. graec. nom. hebr., im Hieronymus II. S. 202 gerade ſo charakteriſirt werde. Movers hätte vielmehr ohne Anſtand Philo Recht geben dürfen; denn in der Stelle 1. Sam. 5, 3. 4, auf welche Movers, und mit ihm Alle, welche Dagon für einen Fiſch halten, ſich beruft, ſteht keine Sylbe von einem Fiſchrumpfe (das דָּגוֹן דָּק „nur Dagon“ bezeichnet den Rumpf im Gegenſatz zu dem abgehauenen Kopfe und Händen; und mit Recht ſagt Hamaker, Misc. phoen. p. 167: Nullus est idoneus auctor, qui piscis formam Deo (Dagoni) tribuat, nisi forte Kimchio et Aturbaneli in ejusmodi rebus fidem habendam putes. Die Vorſtellung, nach welcher Dagon eine Fiſchgottheit ſein ſoll, iſt neben der Aehnlichkeit des Wortes vielmehr abzuleiten aus der von Georg. Sync. p. 52 (Bonn. 1829) aus Beroſus aufbewahrten Mythe von dem babyloniſchen Ὠδάκων oder Oannes, der halb Fiſch, halb Menſch aus dem perſiſchen Meere emporgeſtiegen und den Babyloniern ein Lehrer der Künſte und Wiſſenſchaften ſowie des Ackerbaus und Staatslebens geworden ſein ſoll. Auf der andern Seite beruht ſie auf einer ganz unberechtig-

ten Identification Dagon's mit Derketo, welche nach Diod. Sic. II. 4, Luc. de dea Syr. c. 14, allerdings als Fischgottheit dargeſtellt wurde. Die Ableitung des Wortes von דָּגָה oder דָּגָן hat überdies noch weniger Schwierigkeiten, als die von דָּג.

Selbſt griechiſche Wortſpiele ſollen nach Movers ſich in Philo finden (S. 144): „*Περσεφόνη* von *παρθένος* und *φονή* ableitend, ſagt der phöniziſche (!) Sanchuniathon *παρθένος ἐτελεύτα* S. 20, ebenſo S. 30 ähnlich *Ἀστάρτη ... περινοστοῦσα τὴν οἰκουμένην εὗρεν ἀφορεσίᾳ ἀστέρα.*“ In den Stellen liegt aber offenbar nicht die geringſte Andeutung einer beabſichtigten Etymologie oder eines Wortſpiels; dies hat Movers mit der größten Willkür hineingetragen. Vielmehr dürfte dieſe letztere Erzählung auf Babylon, die Conſecration des vom Himmel gefallenen Sterns auf eine Veränderung des urſprünglich lunariſchen Dienſtes der Aſtarte zum eigentlich planetariſchen, wie er ihr in Babylon geweiht war, hindeuten, daß die Inſel Tyrus, auf welcher die Conſecration vorgenommen wird, eine *ἁγία νῆσος* heißt, bezieht ſich auf den dort bereits beſtehenden Cultus, ebenſo das *Κινύρου γνώμη*, welcher denſelben repräſentirt. Nach Babylon leitet auch der neben Aſtarte aufgeführte Adodus, Adad. Macrob. Sat. I. 23, ed. Bip.

Iſt nun der von Movers in der Abhandlung in den Mainzer Jahrbüchern ſo ſehr geſchmähte Philo-Sanchuniathon in den Phöniziern bereits werther und als unentbehrliche Quelle phöniziſcher Götterlehre erkannt worden, ſo behandelt er denſelben gleichwohl auch hier noch mit zu großer Willkür. Denn ſo wenig wir geneigt ſind, mit Schelling (Samothrake, S. 15) und Münter (Relig. der Babyl., S. 37) dieſen Reſten geradezu eine hohe Alterthümlichkeit zuzuſchreiben, ſo ſehr ſind wir doch davon überzeugt, daß eine gewiſſenhafte kritiſche Behandlung derſelben lohnende Reſultate gewähren würde, da ihre Wichtigkeit für den ganzen Kreis vorderaſiatiſcher Mythologie am Tage liegt. Anſtatt aber, wie Movers thut, nur die Aehnlichkeiten der Gottheiten hervorzuheben und wo ſich ſolche finden, ſie zuſammenzuwerfen, wäre ein ſicheres Reſultat vielmehr nur zu erwarten von einer ſolchen Behandlung, welche das Aufſuchen des Unterſcheidenden ſich vorſetzt. Phönizien ſelbſt, ſowie das ganze Vorderaſien iſt durch ſeine Weltſtellung und Schickſale ſchon früh in einen Synkretismus der Mythen hineingezogen worden, welchen die Mythologie, um auf die Fundamente zu kommen, rückwärts gehend wieder aufzulöſen hat.

Rudolph Walter Roth in Tübingen.

Theismus oder Pantheismus.

Beleuchtung zweier Correſpondenzen in der augsburger Allgemeinen Zeitung.

Es iſt dankenswerth, wenn die Probleme der Wiſſenſchaft die weiteren Kreiſe des Lebens anregen, es iſt auch in der Ordnung, daß es geſchieht, denn die Beſtimmung des Gedankens iſt die That, die Zukunft des Wiſſens das Leben, der Staat und die Weltgeſchichte; aber es iſt gleichwohl gefährlich für den Dilettanten des Gedankens, von Außen in eine geſchloſſene Denkweiſe der Philoſophie einzubrechen, und politiſche Zeitungen haben es in der Regel ſchwer, über Gegenſtände, die ſich nur im wiſſenſchaftlichen Zuſammenhange verſtehen und erledigen laſſen, populäre und durchgreifende Raiſonnements anzuſtellen.

Die Elite der Publiciſtik und die Bildung einer hochgeſtellten Praxis, mit welcher die augsb. Allgem. Zeitg. alle ihre Rivalen überflügelt, iſt zu notoriſch, um nicht auch hier ohne Weiteres anerkannt zu werden; dennoch können wir nicht zugeſtehen, daß die beiden Correſpondenten in den Beilagen Nr. 40 und 56 mit dem innerweltlichen und außerweltlichen Gott den höchſten geiſtigen Gegenſatz unſerer Zeit wirklich getroffen hätten. In der Auffaſſung dieſes Dilemma, welches bekanntlich eine ſehr alte Rüge gegen die neueſte Philoſophie in ſich ſchließt, unterſcheiden ſie ſich nur darin, daß der eine von beiden eine dereinſtige Löſung durch die Geſchichte in Ausſicht ſtellt, während der andere jede Hoffnung der Verſöhnung aufgiebt und den Sieg der einen Seite erwartet.

Wir wollen hier der ſonſtigen politiſchen Wendung und Abſicht, wie die gegenwärtigen Verhältniſſe der praktiſchen Schriftſtellerei ſolche mit ſich führen und bedingen, nicht weiter nachgehen, beſchränken uns vielmehr auf die Erörterung jenes Gegenſatzes, den Beide vorausſetzen und zur Grundlage ihrer Betrachtung machen.

Der frühere Correſpondent (in Nr. 40) hatte die Autonomie des menſchlichen Geiſtes im Denken wie im Handeln (Rationalismus und Liberalismus) als die nothwendige Conſequenz des Pantheismus bezeichnet, der die Wirklichkeit Gottes mit dem menſchlichen Geiſte ſelbſt identificire, deſſen freie Entwicklung zur Freiheit er für nichts Anderes, als das Leben Gottes halte. Im Gegenſatz hiermit ſcheine nun allerdings die Tendenz der neuen preußiſchen Regierung auf dem ſehr beſtimmten Bewußtſein eines auch außerhalb der Menſchheit realen Gottes zu beruhen. Dem Menſchengeiſt könne von dieſer Seite keine Selbſtherrſchaft mehr zugeſchrieben werden, es ſei denn, daß die Herrſchaft des perſönlichen Gottes mit der Herrſchaft des Menſchengeiſtes in Eins zuſammenfalle, d. h. daß der Wille des Menſchen ſich mit dem Willen Gottes auf abſolute Weiſe geeinigt habe. Daß dies aber in dem jetzigen Stadium der Entwicklung

der Menſchheit noch nicht vollkommen geſchehen ſei, davon ſuche dieſe chriſtliche Anſicht den Grund in der Sünde; daß es geſchehen könne und werde, die Hoffnung hierauf gründe ſie auf den Glauben an die Erlöſung, der ſie nicht nur im Individuum, ſondern durch die Geſchichte der ganzen Menſchheit hindurch ſiegende Macht zuſchreibe. Dieſer in der Geſchichte ſich ſelbſt vollendenden Freiheit ihren helfenden Arm zu leihen, erſcheine ihr als die höchſte Aufgabe der Regierung. Somit ginge ohne Weiteres ein Theil ihrer Beſtrebungen darauf, die Erlöſung im Staate zu fördern. Am Ende, meint der Correſpondent ſodann zum Schluß, werden allerdings auch beide Theile Recht behalten, ſofern eben beide für ein weſentliches Intereſſe der Menſchheit kämpfen. „Gottesherrſchaft und Menſchenfreiheit werden die beiden Seiten ſein, welche in der geſchichtlich vollendeten Welt in einander verſchlungen zum Vorſchein kommen müſſen; eine Antwort, die auf pantheiſtiſchem Standpunkt ebenſo nothwendig iſt als auf theiſtiſchem.“

Der zweite Correſpondent (in Nr. 56) bekennt dagegen offen, daß er ſich entſchieden auf der einen von beiden Seiten befinde, und nur für dieſe den Sieg wünſche und von der Geſchichte erwarte. Den Gegenſatz ſelbſt zwar, ſagt er, habe der frühere Correſpondent treffend und eindringend bezeichnet. Allerdings, wenn wir ſetzten, daß Gott nur innerhalb der Menſchheit ſei, ſo müſſe der Menſchheit abſolute Autonomie, Selbſtgeſetzgebung und Selbſtherrſchaft zukommen. Auch fließe aus dieſem Principe von ſelbſt der vollkommenſte Rationalismus und Liberalismus; denn wenn die Geſammtvernunft ſelbſt Gott ſei, ſo finde nicht mehr, wie beim alten Rationalismus, ein Markten zwiſchen Gott und Vernunft, zwiſchen Bibel- und Vernunftlehre ſtatt, ſondern das, was die Menſchheit auf jeder Entwicklungsſtufe producire, ſei unmittelbar wie das Vernünftige ſo auch das Göttliche. Nicht minder richtig ſei es, daß ſich aus der Anerkennung eines Gottes außer und über der Menſchheit eines wirklichen, lebendigen, heiligen Gottes ganz andere Conſequenzen ergeben müſſen. Der lebendige Gott werde ſich auch offenbaren, der heilige Gott werde dem Menſchen ſeinen Willen als Geſetz vorzeichnen, und wenn von Seiten des Menſchen Ungehorſam gegen dieſes Geſetz, innerliche Ablöſung von dem heiligen Geſetzgeber und Weltordner eintrete, ſo entſtehe Sünde und Schuld, und eben damit das Bedürfniß der Erlöſung, Wiederherſtellung, Befreiung; hieran ſchließe ſich die Gewißheit von dem Vorhandenſein einer erlöſenden göttlichen Macht in der Geſchichte und deren leuchtendſten Punkte, der Erſcheinung Chriſti, und dies in den Grundzügen mache den chriſtlichen Standpunkt aus. Auch auf dieſem Standpunkt ſei Autonomie möglich, aber eine ganz andere: ſie beſtehe darin, daß der Menſch ſeinen Willen mit dem göttlichen einige; auch hier ſolle der Menſch zur höchſten Vernünftigkeit und Freiheit reifen, aber nicht bloß durch ſich ſelbſt, ſondern unter göttlichem Einfluß. Auf dieſem Standpunkt werde ſich daher auch die Aufgabe des Staats ganz anders ſtellen: es werde in höchſter Inſtanz die ſein, der göttlichen Ordnung zu dienen und der in der Geſchichte ſich entwickelnden erlöſenden Macht den helfenden Arm zu leihen. Daß dies auch die Aufgabe ſei, die ſich die preußiſche Regierung geſtellt, darüber ſei er mit dem frühern Correſpondenten einverſtanden. Bis hierher wäre Alles gut. „Aber nun tritt ein entſchiedener Widerſpruch ein. Der Correſpondent läßt beide Principien neben einander gelten und fordert von den Bekennern beider gegenſeitige Anerkennung; er glaubt, daß in der Geſchichte beide Recht behalten werden, weil das Reſultat der Geſchichte ein Knoten ſein werde, der ſich aus Gottesherrſchaft und Menſchenfreiheit zuſammenſchürze. Dies müſſen wir für völlig unrichtig halten. Wäre auch der Gott einzig und allein innerhalb der Menſchheit wirklich etwas, das Gott genannt zu werden verdiente, immerhin bleiben doch das Gleichſetzen Gottes mit dem Menſchengeiſte, wenn auch in ſeiner ſublimirteſten Form, und der Glaube an einen übermenſchlichen Gott zwei Dinge, die ſich nicht ergänzen, ſondern widerſprechen und ausſchließen. Eine Autonomie, welche auf dem lebendigen Gottesglauben ruht, iſt von Grund aus anders beſchaffen, als die pantheiſtiſche, und diejenige Freiheit, die von keinem außermenſchlichen Gott weiß, kann mit der Gottesherrſchaft, die einen ſolchen vorausſetzt, ſich nicht zu einem harmoniſchen Ganzen einigen, ſondern beide müſſen ſich fliehen, wie Oel und Waſſer. Dies iſt ein Gegenſatz, der den höchſten geiſtigen Kampf in ſich ſchließt, und dieſer Kampf muß gründlich durchgefochten werden bis zum Siege. Vermittlung iſt hier nicht denkbar, denn dieſe iſt nur möglich, wo verſchiedene Richtungen von einer gemeinſamen Grundlage ausgehen; hier aber ſind die Grundlagen ſelbſt verſchieden. Wir zweifeln nicht, daß das Princip des chriſtlichen Theismus auch in unſern Tagen den Sieg behalten wird. Es iſt das einzige religiös und ſittlich Befriedigende, das einzige, auf dem jetzt ein Staat groß werden und dauernd ruhen kann; es wird ſich auch ſpeculativ immer mehr rechtfertigen. So wahr ein Gott lebt, ſo gewiß wird er ein von ihm geſchaffenes und regiertes Geſchlecht, mag es auch theilweiſe ſeines alten Regiments ſehr überdrüſſig ſein, zur Anerkennung ſeiner zu bringen wiſſen.“

Lautet dies nicht, als ob die Philoſophie — ich ſetze nicht hinzu, die pantheiſtiſche, denn jede wahre, tiefere Philoſophie iſt pantheiſtiſch — der leibhaftige Antichriſt wäre? und warum wird ſie ſo betrachtet? Weil ſie ſagt, daß Gott in der Menſchheit ſei, während der Theismus behauptet, daß er draußen iſt. Aber ſagen denn nicht beide, daß Gott Gott iſt, d. h. daß er weiſe, gut, heilig, gerecht, liebevoll: ja, ſagt die Philoſophie nicht, daß er die Weisheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Liebe ſelbſt iſt? Und hört er auf, dieſes Alles zu ſein, wenn behauptet wird, daß er es nur in der Welt, in der Menſchheit, in Natur und Geſchichte, in dem äußern und im geiſtigen κόσμος, dieſſeits, und nicht auch zugleich draußen oder jenſeits (wenn es noch außer der Welt, dem Univerſum, ein Jenſeits giebt) ſei? —

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

30. April. № 103. 1841.

Zur Charakteristik von Rotteck's.

Karl Wenzeslaus von Rotteck, geboren am 18. Julius 1775, gestorben am 26. November 1840, stand ohne Zweifel ein Menschenalter hindurch in der ersten Linie auf dem Felde öffentlich-politischer Wirksamkeit; er galt als gesinnungsreicher Herold und Vorkämpfer für liberale Tendenzen; um ihn gruppirte sich eine zahlreiche Schaar vaterländischer Rechtsgläubigen. Sein Leben ist in die Herzen seines Volkes tief eingegraben durch Worte und Thaten; die Prüfung desselben wird dadurch erleichtert und zugleich erschwert.

Was dieser Mann des Volkes, dessen Bild jeder Liberale seiner Zeit zum Wenigsten auf einem Pfeifenkopfe trug, erreicht hat, möchte sich der Berechnung entziehen, wollte man selbst die Verbote seiner Schriften, die Suspendirung desselben vom Lehramte, die Hintertreibung seiner Wahl zu Aemtern und Würden in Anschlag bringen. Das steht aber fest, daß er eine politische Bedeutsamkeit gewonnen hat, die wohl noch lange in seinem Vaterlande nachwirken möchte, welches in solcher Anerkenntniß ein Denkmal ihm zu errichten bemüht ist, und zwar auf der Höhe des Schloßberges im Angesicht von Freiburg, wo er geboren und gestorben ist, eine Granitsäule mit seinem Namen und seinem Wahlspruche: Licht und Recht.

Von dieser Seite nun gehört v. Rotteck der Zeitgeschichte an, die seinen Kampf um die Begründung der politischen Freiheit Deutschlands im Widerstreben der feindseligen Elemente aus den Thatsachen, Acten und Protokollen deutscher Wirren herauszuwickeln hat. Das klare Bild eines Charakters wird in solchen Verbindungen, wie die angedeuteten, nur zu häufig getrübt, indem die nächste, historische Darstellung socialer und politischer Zustände die markirten Züge des Individuums überschärft oder abstumpft. Nun scheint zwar eine alte Sitte unter uns Deutschen nach dem Sprichwort: de mortuis nil nisi bene, längst das Todtengericht der Aegypter durch Nekrologe und Biographieen bei Seite gesetzt zu haben, um einseitig einer einseitigeren Geschichtsmalerei zuvorzukommen. Wie aber, wenn beide Einseitigkeiten zusammenzufallen das öffentliche Recht für sich haben? Karl von Rotteck hat bei Lebzeiten seinen Biographen gefunden, hat durch weitverbreitete Theilnahme an seinen Bestrebungen die Widerlegung von unhaltbaren oder unsaubern Anfeindungen seines Wirkens sich gesichert.

Das Hauptinteresse für den Mann erhebt sich deshalb über die Leidenschaften des Tages, die für den Genuß und die Befriedigung in der Gegenwart ihre Berechtigung unwiderlegbar darthun, zu den Fragen: Welcher Zeitrichtung gehört v. Rotteck mit seiner bestimmten Eigenthümlichkeit, der ihm unbestrittenen Charakterfestigkeit an? Wie gestaltete sich dieselbe in der Anwendung der ihm gebotenen Mittel auf die Kreise seiner Thätigkeit?

Zwei Brennpunkte bestimmten die unwandelbare Lebensbahn v. Rotteck's: die französische Revolution und die Kant'sche Philosophie; zwischen beiden suchte er unverdrossen den für deutsches Gemüth brauchbaren Mittelpunkt, um sich eben in keiner Excentricität zu befinden. Er erfaßte diese Aufgabe mit scharfem Verstande, und führte sie nach Zeit und Umständen in populärer Weise fort. Aber auf beiden Seiten hielt er redlich fest an den Entwicklungsstufen, auf die ihn Begeisterung für die Geschichte und Wissenschaft seiner Jugend gestellt hatte.

Als Napoleon, gleichsam ein Postulat der praktischen Vernunft v. Rotteck's Geschichtsmuse zwang, diese Entwicklung des französischen Staatsorganismus zu bekämpfen, hatte er den deutschen Liberalismus der Jahre 1812—15 gewonnen, und verlor seitdem nicht mehr das Wohlwollen und das Zutrauen der deutschen Freiheitshelden und ihrer ideellen Nachkommen.

In deutschem Sinne vertrat er etwa die Doctrin der assemblée constituante, in demselben Sinne wurde er auf Behauptungen des Nationalconvents, wie geäußert worden ist, aber gewiß nur höchst momentan durch die Bestrebungen der Reaction hingetrieben; denn nimmermehr hat er verläugnet das deutsche Gemüth, und hat es bewiesen, daß ächte Loyalität in der unzweifelhaften Anerkennung ange-

ſtammter Herrſcherrechte beſteht. Nimmermehr hätte er ſich ohne Vorbehalt den Beſchlüſſen des 4. Auguſts 1789 angereiht. Denn v. Rotteck kämpfte für das ideale Recht, und gab auf die Formen zunächſt Alles, fern von der Ueberzeugung, die ſich wohl gegen ihn geltend machen wollte, daß der Inhalt ſolchen Rechtes einen Bruch der Form nothwendig macht, und ſich durch ein gewaltthätiges Treiben umzuwandeln weiß.

Wer erinnert ſich nicht des Beginnens der freiburger Bürger, die v. Rotteck zu ihrem Bürgermeiſter gewählt hatten, die Anerkennung ſolcher Wahl aber nicht erhielten. Sie wählten ihn zum zweiten Mal und wollten ihn nöthigenfalls zum dritten Male wählen. Da aber erhob ſich v. Rotteck in ſeiner Loyalität und ermahnte ſeine Mitbürger, ſie möchten doch ſeinetwegen nicht die Stadt der Ungnade preisgeben, und bethätigte damit charakteriſtiſch genug ſeinen Standpunkt als Deutſcher und ſeinen Unterſchied von jenem bekannten Ausſpruch Mirabeau's, der doch gewiß nur ein Leiter der conſtituirenden Verſammlung war. Ob aber v. Rotteck damals einem ſchönen Triebe ſeines Herzens zu folgen glaubte, oder ob er einem Stoße nachgab, den man in einer elektriſchen Kette von Karlsruhe bis Freiburg zu leiten wußte, iſt für die vorliegende Beurtheilung gleichgiltig. Er handelte aus ſeiner Ueberzeugung. Die Conſequenz der Thatſache berührte ihn, den feſten Charakter, nicht. Ueberſchritt er gleich nie die dem deutſchen Gelehrten eigene Mäßigung, dennoch blieb er ſeit 1831 nicht mehr frei von Verdächtigungen einer geheimen Theilnahme an verſchiedenen revolutionären Bewegungen in Deutſchland, gegen die er ſich aber jedesmal glänzend rechtfertigte. Er widerlegte trotz ſeiner Verbindung mit Lamennais, Louis Blanc, Gendebien und de Potter als Mitarbeiter an der Revue du progrès die gegen ihn aufkeimende Meinung, als ob es in Deutſchland Leute geben könnte, die kräftiger im Stillen handeln, als öffentlich ſprechen würden.

War die franzöſiſche Nationalverſammlung vom Jahre 1789 der politiſche Ausgangspunkt für v. Rotteck's Wirkſamkeit, weil jene nach ſeinem Ausdruck „der Huldigung aller kommenden Zeiten gewiß ſei; denn Geiſteskraft und Gemüthsadel ſind ihr, ſelbſt von den beſſern ihrer Feinde anerkannter Charakter," ſo nahm er die zu ſolcher Wirkſamkeit nöthigen Geiſteswaffen vorzüglich aus der Kant'ſchen und Fichte'ſchen Philoſophie. v. Rotteck ſchrieb im Jahre 1798, in welchem Kant's letzte Schrift, der Streit der Facultäten, erſchien, ſeine erſte Abhandlung, „über die Verbindlichkeit des Nachfolgers eines Regenten zur Haltung der von ſeinem Vorfahr geſchloſſenen Verträge," um die juriſtiſche Doctorwürde zu erhalten, und verarbeitete ſeitdem unausgeſetzt die Lehren jener Philoſophie in populärer, allgemein faßlicher Darſtellung auf der Laufbahn als Schriftſteller.

Wie nicht zu verkennen iſt, daß ſich in v. Rotteck gleichſam die Antinomie verkörperte, welche zwiſchen Süd- und Norddeutſchland, um nicht die bekannte Mannigfaltigkeit von Gründen anzugeben, zunächſt durch das politiſche Mißtrauen mehr und mehr genährt wurde, und zur Erklärung ſo mancher Schritte jenes Mannes einen frappanten Beitrag liefert: ſo äußert ſich doch in der Aneignung der Kant'ſchen und im Abſtoßen der Hegel'ſchen Philoſophie bei dem ſüddeutſchen Liberalismus, als deſſen Chorführer v. Rotteck darin gerade ein entſcheidendes Votum gegeben hat, abgeſehen von andern Gründen, faſt nur das Naturgeſetz, daß ſich die gleichnamigen Pole abſtoßen und die ungleichnamigen anziehen. Weil politiſche Antipathie dort vorherrſchte, wo die wiſſenſchaftliche Richtung ſchon längſt entſchieden war, verſuchte der ſüddeutſche Liberalismus ſeine Unkunde über die fortgeſchrittene Wiſſenſchaft hinter die vorgegebenen illiberalen Tendenzen derſelben zu verſtecken. Als letzter Verſuch, eine ſolche Ueberzeugung auch in die weitern Kreiſe des Volkslebens einzuführen, ſteht das von Rotteck und Welcker begründete und zum Theil durchgeführte Staatslexikon da, welches Erſatz bieten ſollte für den ihnen entzogenen Lehrſtuhl. So groß auch die Differenzen in den Anſichten der verſchiedenen Mitarbeiter an dieſem Werke, ſelbſt zwiſchen v. Rotteck und Welcker, über einzelne Doctrinen ſein mochten: in der zum Theil mühſam herbeigezogenen Polemik und Verkennung der neueſten Fortſchritte in der Wiſſenſchaft findet ſich eine durchgehende Uebereinſtimmung. Wie nun v. Rotteck in dieſem Werke die reifſte Ueberzeugung von ſeinen ſtaatsrechtlichen Idealen niederlegte, ſo muß es unbeſtritten als der Maßſtab für ſeinen transcendentalen Idealismus dienen, der aber zugleich in dem Primat der praktiſchen Vernunft, wie der theoretiſchen eine ſüße Beruhigung erſtrebte.

Die Zeit hat aber ſchnell gerichtet, ſowohl über die im Sinne v. Rotteck's ausgegangene Erklärung des Staatslexikons, „es ſei lächerlich, wenn man der Hegel'ſchen Philoſophie einen zeitgemäßen Liberalismus zutraue," — freilich über den vom Jahre 1815 iſt ſie hinaus, — als auch über die von Seiten der Haller'ſchen Reſtauration verkündigte Phraſe, „daß der geiſtreichſte und neueſte, nur etwas dunkle Verſuch, den Abſolutismus zu conſtruiren, in Hegel's Naturrecht gemacht ſei, weshalb er auch bei manchen Staatsmännern, zu deren Praxis er die Theorie lieferte, faſt officielles Anſehen erlangt habe." Die Gegenwart hat auf beide Behauptungen den Stempel der Ironie gedrückt.

v. Rotteck ging alſo von den Theorieen der franzöſiſchen Revolution und von den praktiſchen Ergebniſſen der deutſchen Philoſophie ſeiner Jugendzeit aus. Wie geſtalteten ſich dieſelben in der Anwendung der ihm gebotenen Mittel auf die Kreiſe ſeiner Thätigkeit, auf dem Lehrſtuhl, durch die Preſſe und die parlementariſche Wirkſamkeit?

Von dem Lehrſtuhl ging v. Rotteck's erſte Einwirkung aus; mit ihr verband ſich noch unter Napoleon's Gewaltherrſchaft ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit als Hiſtoriker. Die Kühnheit, mit welcher er ſeine allgemeine Weltgeſchichte entwarf, und den Entwurf durch die erſten Bände ausführte, zur Zeit als faſt in ganz Deutſchland das freie Wort verſtummt war, und nur höchſtens deutſche Stimmen von Außen hereintönten, iſt allgemein bewundert worden. Ein voller Beweis für die damalige Erniedrigung des deutſchen Freiheitsſinnes und den hohen Werth des freien Wortes. Nicht dieſelbe Anerkennung hat v. Rotteck bei den Deutſchen gefunden, was den innern Werth ſeines Geſchichtswerkes ſelbſt betrifft. Ein anderes Urtheil wurde in Frankreich gefällt, wo man mit Bezug auf Tendenz und Ausführung derſelben den Satz aufſtellte: l'ouvrage de M. Charles de Rotteck pourrait être considéré comme un événement, mais en Allemagne ce n'est qu'un livre. Dies bewieſen die Deutſchen, indem ſie zunächſt die Chronologie des Werkes ſeit Erſchaffung der Welt anſtößig fanden, weiterhin nachwieſen, v. Rotteck ſei kein Geſchichtsforſcher, ſondern faſſe nur die bekannteſten Thatſachen unter der ihm eigenthümlichen Perſpective zuſammen und bilde ſich daraus ein Gemälde, auf das er die grellſten Farben ſeiner Parteirichtung auftrage. Das Urtheil, es fehle alle Objectivität, bricht, wo Deutſche zu Gericht ſitzen, bekanntlich den Stab.

Gegen ſolchen Richterſpruch klang des Verfaſſers eigenes Geſtändniß in den Ohren der Sachverſtändigen wie Hohn, wenn er ſeine Geſchichte auf folgende Weiſe bevorwortet: „Geſchichte ſei allerdings als eine reiche Quelle von Kenntniſſen zu betrachten, aber hierdurch wird nur die Hälfte ihres Werths beſtimmt. Sie ſoll auch auf's Gefühl und auf den Willen wirken, die moraliſche Kraft erhöhen, Liebe zur Tugend und Haß des Laſters geben und Begeiſterung zur großen That. Dies Alles kann ſie nur dann, wenn ſie nicht bloß zum Verſtande, ſondern auch zur Imagination und zum Herzen redet; ja ſelbſt die bloße Belehrung wird eindringlicher und dauernder, wenn ſie in etwas belebter Sprache ertheilt wird; — aus dieſen Gründen habe ich mich nicht geſcheut, ſelbſt in einem Lehrbuche auf Einkleidung und Stil eine Sorgfalt zu verwenden, welche die Verfaſſer von ſolchen Büchern, wenigſtens in Deutſchland, gewöhnlich unter ihrer Würde halten."

Deutſchland hat dies ſeinen Gelehrten zum Trotz anerkannt, hat in v. Rotteck's Weltgeſchichte gleichſam die Schutzrede der unterdrückten Menſchheit gegen ihre Gewaltherrſcher freudig entgegengenommen. Dreizehn Auflagen zwiſchen 1812—38, momentane Verbote ſind die ſprechenden Zeugniſſe ſolcher Anerkennung. Mit dieſem Werke, das gleich verſtändlich für jede Claſſe der bürgerlichen Geſellſchaft iſt, wußte v. Rotteck ganz wohl, was er wollte; er brach ſich damit Bahn für die Aufgabe ſeines Lebens, die er in die Begründung der politiſchen Freiheit Deutſchlands ſetzte.

(Fortſetzung folgt.)

Theismus oder Pantheismus.

(Schluß.)

Wenn ich einen Gedanken habe, der *wahr* iſt, hört dieſer Gedanke dadurch auf, wahr zu ſein, daß er bloß in meinem Kopf und nicht auch zugleich draußen irgendwo exiſtirt? Bleibt derſelbe Gedanke nicht wahr, möge er nur auf Erden oder zugleich auch im Himmel gedacht werden? Bleibt ebenſo eine gute Handlung nicht gut, möge ſie nur von Menſchen oder auch von Engeln gethan werden? — O wie nichtig ſind doch eure Gegenſätze, wie verkennt ihr doch ganz, um was es ſich eigentlich handelt! Ihr haltet es für den höchſten Fragepunkt, ob Gott bloß *dieſſeits*, oder auch *jenſeits*, ob er bloß *drin* (in der Welt), oder auch *draußen* iſt? Nein, dieſe Frage iſt nicht werth, daß ſich wegen ihrer die Menſchheit entzweie. Die Hauptfrage iſt vielmehr die, ob Gott *göttlich*, d. h. ob er ein weiſes, heiliges, gerechtes, liebevolles Weſen iſt oder nicht; und hat jenes je die pantheiſtiſche Philoſophie geläugnet? Iſt es nicht eine leere Verdoppelung, die Weisheit, Güte, Gerechtigkeit, Liebe, die der Pantheiſt, wo er ſie findet in der Welt, für die Erſcheinung Gottes hält, noch einmal in einem perſönlichen Weſen außerhalb der Welt, in einem wer weiß wo befindlichen jenſeitigen Himmel zu ſetzen? Iſt das Wahre und Gute und Schöne, und überhaupt alles Göttliche, alles Poſitive, nicht überall, wo es ſich auch finde, ſei es nun nur innerhalb der Welt oder auch außerhalb, exiſtire es nur in der Menſchheit oder auch in übermenſchlichen Weſen, nur einmal, oder zweifach und dreifach, — iſt es nicht, frage ich, immer und überall *ſeinem Weſen nach daſſelbe*? Kann das Wahre und Gute im Himmel toto coelo verſchieden ſein von dem Wahren und Guten auf Erden? Kann, was bei Menſchen unrein iſt, bei Gott rein, was hier ſchwarz iſt, dort weiß ſein? — Iſt alſo nicht der ganze Streit ein rein *formeller*, ſo zu ſagen *quantitativ numeriſcher*, da es ſich darin nicht um die weſentliche *Qualität*, den *Inhalt* Gottes, ſondern nur um die Einfachheit oder Verdoppelung Gottes handelt, alſo um die *Zahl*, in der Gott exiſtirt? Und iſt es nicht eben ſo lächerlich, wenn die Theiſten den pantheiſtiſchen Gott nicht als Gott anerkennen, weil er nur *in* der Welt und *im* Menſchen ſein Daſein hat, als es lächerlich wäre, wenn Jemand behauptete, daß Gold nicht *Gold* iſt, wenn es bloß in der Erde und nicht auch zugleich im Jupiter oder Saturn oder Uranus exiſtirt? —

Ich habe auf das Richtige, lediglich Formelle der theologiſchen Streitfragen bereits in meinen „Studien und Kritiken zur Theologie und Philoſophie“ (Berlin, 1840. Verlag der Voß'ſchen Buchhandlung. S. 119 flg.) aufmerkſam gemacht. Es iſt dies ein nicht genug zu beachtender Punkt, wenn eine wirkliche und nachhaltige Ausſöhnung zwiſchen den Theiſten und Pantheiſten herbeigeführt werden ſoll. Die Pantheiſten werden euch euern jenſeitigen, außerweltlichen Gott von Herzen gönnen, wofern ihr ihn nur auf göttliche Weiſe denkt, wofern ihr nicht ungöttliche Eigenſchaften in ihn ſetzt, Eigenſchaften, die, von menſchlichen Schwächen und Leidenſchaften hergenommen, Gottes unwürdig ſind, und wofern ihr Gott nicht bloß außerhalb der Welt, in einem unbekannten Jenſeits ſuchet, ſondern auch in der Welt und im Menſchen, überall wo das Wahre, Gute und Schöne, wo Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligkeit und Liebe, wo überhaupt Göttliches und Poſitives ſich offenbart, die leibhaftige Gegenwart Gottes erkennt. Ebenſo aber auch müßt ihr die Pantheiſten nicht darum haſſen und anfeinden, weil ſie für ſich jenen perſönlichen Gott außer der Welt, jenſeits des Univerſums, bezweifeln und nur den thatſächlich in der Welt ſich manifeſtirenden, jedem, der Sinn für das Göttliche, für das Wahre, Gute und Schöne, für alles Große und Poſitive hat, zugänglichen, erkennbaren, ja anſchaubaren Gott anerkennen und ſich an ihm genügen laſſen.

Ja, werdet ihr ſagen, die Pantheiſten leiten auch das Böſe, das ſich doch auch nicht aus der Welt wegdemonſtriren läßt, von Gott ab, ſie machen Gott zum Urheber des Böſen, des Ungöttlichen, und vernichten folglich ſeine Heiligkeit. Das iſt aber nicht wahr. Der Pantheiſt betrachtet das Böſe nur als das in Gott, was Gott ſelbſt ewig vernichtet, um ewig daraus ſein Gegentheil, das Gute hervorzubringen (vergl. ebenfalls meine Studien und Kritiken, S. 100 ff. u. a. O.). Gott iſt alſo nach ihm nicht böſe, ſo wenig als Göthe böſe iſt, weil er den Mephiſtopheles ſo behaglich und mit ſo vieler Liebe darſtellt. Freilich wenn man den Pantheismus als eine Selbſtvergötterung des Menſchen, folglich als den grenzenloſeſten Hochmuth, der ſein will „wie Gott,“ bezeichnet, als ob die pantheiſtiſche Philoſophie den unmittelbaren, unwiedergebornen, individuellen, egoiſtiſchen Menſchen für den Gottmenſchen erklärte, dann iſt es kein Wunder, wenn in Zeitungen davor gewarnt wird, wenn ſogar Hitzköpfe ſich verſucht fühlen, mit Spießen und Stangen gegen dieſe ſataniſche Erſcheinung zu Felde zu ziehen; aber welcher pantheiſtiſche Philoſoph hat je den ſündhaften, egoiſtiſchen, unwiedergebornen Menſchen für die leibhaftige Erſcheinung Gottes erklärt, welcher hat je in dieſem Sinne geſagt: wer ſich ſiehet, der ſiehet den Vater*)? Stimmen nicht alle wahrhaften Pantheiſten mit dem Chriſtenthum in der Forderung der Selbſtverläugnung und Wiedergeburt auf's Genaueſte überein? Wer weiß nicht z. B. aus Hegel's Schriften, wie oft und unermüdlich er gegen die Unmittelbarkeit des Subjects den Geiſt geltend macht, als der allein in alle Wahrheit leite? Ich kann hier nicht umhin, nochmals auf meine Studien und Kritiken hinzuweiſen, wo ich in einem beſondern Capitel den Vorwurf der Selbſtvergötterung, den man der pantheiſtiſchen und namentlich der Hegel'ſchen Philoſophie macht, widerlegt und aus einem Ausſpruche Hegel's die Ungerechtigkeit jenes Vorwurfs nachgewieſen habe.

Alſo hinweg mit der Feindſchaft um nichtsbedeutende Differenzen; reichen wir uns friedlich die Hände, denn wir denken und wollen im Grunde genommen Beide daſſelbe. Wir denken, wie ihr, in Gott ein weiſes, heiliges, gerechtes, liebe- und erbarmungsreiches Weſen; wir wollen, wie ihr, Verwirklichung der göttlichen Eigenſchaften in der Welt, Beförderung des Wahren, Guten und Schönen auf der Erde. Zu dieſem ernſten, heiligen Werke betrachten wir, wie ihr, Selbſtverläugnung, Wiedergeburt, Erhebung in den heiligen Geiſt, als Grundbedingung; und daß dazu eine erlöſende Macht erforderlich iſt, auch darin ſtimmen wir euch bei, nur wieder mit dem rein formellen, nichtsbedeutenden Unterſchiede, daß ihr dieſe erlöſende Macht von Oben her, aus dem Himmel, dem Jenſeits herabkommen laßt, wir hingegen ſie als von Ewigkeit der Menſchheit beigegeben, eine Zeit lang in ihr ſchlummernd, dann aber zu der Zeit des tiefſten Verfalles, der mächtig gewordenen Sünde, deſto kräftiger erwachend und deſto ſiegreicher die Welt überwindend, betrachten.

Pantheismus und Chriſtenthum ſchließen ſich alſo keineswegs aus, wenn man nur das Eine, was allein Noth thut, im Auge behält, und nicht über unbedeutenden Differenzen, über der äußern Schale den weſentlich gleichen innern Kern vergißt. Drum, wer zu dem großen Werke der Welterlöſung, durch Beförderung der Wahrheit, durch Uebung des Guten, durch Darſtellung des Schönen beiträgt, wer Weisheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Liebe, wer überhaupt Großes, Göttliches, Poſitives, worin allein der Menſch ſeine wahre Freiheit hat, auf der Erde zur Herrſchaft zu bringen trachtet, der, er ſei übrigens Pantheiſt oder Theiſt, er betrachte Gott nur als innerweltlichen oder verdoppele ihn und ſetze ihn noch einmal in ein perſönliches Weſen außer der Welt, werde als unſer Bundesgenoſſe betrachtet, mit dem vereint wir Alle, die das große Werk der Welterlöſung zu hemmen ſich erkühnen und in ſein Gegentheil zu verkehren trachten, kräftigſt zu Boden ſchmettern.

J. Frauenſtädt.

*) Guſtav Schwab ſagt in ſeinem Schreiben an Ullmann über den Cultus des Genius S. 102, Jeſus hätte, wenn er das Bewußtſein der Hegel'ſchen Gottmenſchheit gehabt hätte, eigentlich ſagen müſſen: „Philippe, wer ſich ſiehet, der ſiehet den Vater.“ Als ob dies nicht Jeder ſagen dürfte, der, wie Chriſtus, rein und ſchuldlos iſt, alſo jeder wirklich Erlöſte, jeder wirklich und wahrhaft Wiedergeborne. Wer reines Herzens iſt, ſagt Chriſtus, wird Gott ſchauen, d. h. er wird nicht bloß mehr außer ſich — denn außer ſich ſchaut ihn auch der Sündhafte — ſondern in ſich Gott ſchauen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

1. Mai. № 104. 1841.

Zur Charakteristik von Rotteck's.

(Fortsetzung.)

Es kann hier natürlich nicht von einer Kritik des Rotteck'schen Geschichtswerkes die Rede sein. An zwei Partieen desselben aber knüpft sich die Eigenthümlichkeit des Mannes ganz besonders: an die Periode der deutschen Reformation, und an die Darstellung der französischen Revolution. Vom Standpunkte des Katholiken hat etwa v. Rotteck in dem ersten Stoffe das Gegentheil von dem geleistet, was Leo als Protestant aus der Reformation herausgebracht hat. Vor einer weiteren Vergleichung jedoch bewahre uns die christliche Tugend. Der Standpunkt, auf welchem von Rotteck die Reformation anerkannte, wurzelt aber in dem, was er allgemeines Recht oder bestimmter Vernunftrecht nannte, und dies war wieder erwachsen aus Grundsätzen, wie sie Rousseau in seinem contract social niedergelegt hatte.

Aus denselben Grundsätzen vertheidigte v. Rotteck auch die Ansprüche des Erzbischofs von Cöln gegen die preußische Regierung, und bewies dadurch seine Rechtsconsequenz, die von jeder sonstigen Glaubensmeinung entfernt stand. Wenn er bei der Darstellung der Reformation darauf hindeutete, daß er selbst Katholik sei, so war er wenigstens kein Gläubiger im Sinne der Kirche, in deren Schooß er auch nicht starb; nach seiner Versicherung glaubte er, den Charakter des Geschichtschreibers und des Mannes zu verläugnen, wenn er, aus was irgend für einer Rücksicht jemals anstände, die Wahrheit oder seine Ueberzeugung auszusprechen.

Nur seine Wahrheit oder seine Ueberzeugung sprach er aus, als er „die cölnische Sache vom Standpunkte des allgemeinen Rechts" im Jahre 1838 betrachtete. Gegen dies allgemeine Recht mußte ihm das Verfahren der preußischen Regierung gegen den Erzbischof nothwendig als ein Act der Gewalt erscheinen, indem, wie selbst die preußische Darlegung aussprach, die sogenannte Staatsraison als außerordentliches Recht an die Stelle des ordentlichen gesetzt worden sei. Hier galt v. Rotteck sein Rechtsideal als wirklich bestehendes Recht. Wie er im Jahre 1819 als Mitglied der ersten badischen Kammer vor den Concordaten mit der römisch-katholischen Kirche gewarnt hatte, indem er sprach: „lasset die Curialisten nur einen entscheidenden Sieg gewinnen, und dann leistet Verzicht auf Lehr- und Lernfreiheit, auf die aufrechte Geistesstellung, leistet Verzicht selbst auf den Segen liberaler, bürgerlicher Verfassung;" wie er die gesetzmäßige Freiheit und Selbständigkeit der katholischen Landeskirche gegen auswärtige Eingriffe am besten gesichert glaubte durch Begründung einer deutsch-katholischen Nationalkirche, und dadurch seinen Standpunkt im formellen Idealismus unwiderleglich bekundete: so vertheidigte er den Erzbischof von Cöln im Jahre 1838 aus demselben Standpunkte, der nach seiner Meinung *über* den beiden Confessionen sich befände, und das gemeinschaftliche Recht und das gemeinschaftliche, wahre Interesse Beider ins Auge fasse. v. Rotteck, der sich bei dieser Gelegenheit auf seine Reformationsgeschichte, auf sein Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaft, auf seinen Wahlspruch: Freiheit, Licht und heiliges Recht, berief, verwahrte sich dadurch gegen Solche, welche, obschon der katholischen Kirche sich beizählend, es dennoch fast für eine Ehrensache hielten, sich lau gegen die Interessen der Kirche und zumal dem Clerus abgeneigt sich zu zeigen. Sie vergäßen, daß hier kein *dogmatischer* oder *hierarchischer* Streit vorliege, sondern bloß eine *Rechtsfrage*. Um diese aber zu schlichten, weiß er kein anderes Mittel, als den Weg der Synoden und zuletzt der Nationalconcilien.

Wie wenig diese zur Lösung des Streites beizutragen vermocht hätten, eben so wenig dürfte v. Rotteck's Consequenz in dieser Sache das nöthige Licht verschafft haben, obgleich er seine damit verbundene Absicht klar und bestimmt in der Forderung aussprach: „man gewähre dem Volke den Grad von bürgerlicher und politischer Freiheit, zu dem es nach seiner Bildungsstufe reif ist, und man erziehe es weiter im Sinne solcher Freiheit."

Solche Mahnung wurde an Preußen gestellt, das in seinem katholisirenden Staatsbegriff auch aus andern Gegenden Deutschlands angegriffen, vorzugsweise in der öffentlichen Thätigkeit v. Rotteck's eine Opposition hervor-

trieb, die kein geringes Moment bei der Entwicklung ſeines politiſchen Charakters bildet. Denn dieſer hat ſeine Phaſen gehabt nach dem Maßſtab der dreißigjährigen Zeitgeſchichte, zwar immer auf demſelben Grunde, aber mit zunehmendem Widerſtande iſt ſeine Energie gewachſen, ſo daß er eine politiſche Macht wurde, die ſeinen Gegnern imponirte.

Zu dieſer den Gegnern unbequemen, bis zur gefürchteten Stellung ſchwang ſich v. Rotteck aber vorzüglich durch die Benutzung der Preſſe auf; dieſe zu befreien aus den engen Feſſeln der großmütterlich wachenden Sorgfalt, war das Ziel der gemeinſamen Beſtrebungen v. Rotteck's und ſeiner Freunde, beſonders in Baden; auf ihn, den Vorkämpfer, blickte das übrige Deutſchland ängſtlich oder hoffnungsvoll mit verſtohlenen Blicken hin. Nur das freie Wort, die freie Preſſe verlangte v. Rotteck. Und weil ihm die Gegner beharrlich dies unveräußerliche Recht verweigerten, müſſe die Sache derſelben doch ſehr ſchlecht ſein, äußerte er häufig. Der Beharrlichkeit und Ausdauer der badiſchen Stände gelang im Jahre 1831 die ſogenannte Befreiung der Preſſe — mit Ausnahme aller Bücher unter 20 Bogen, mit Ausnahme aller Werke, die von der Bundesverſammlung redeten. — Es war nur ein kurz dauernder Traum!

Ehe v. Rotteck aber auf dieſen Gipfelpunkt ſeiner parlementariſchen Thätigkeit gelangte, lag ſein politiſches Glaubensbekenntniß ſchon vor den Augen von ganz Deutſchland in der Schilderung der franzöſiſchen Revolution, in dem Archiv für landſtändiſche Verhandlungen in Baden aus dem Jahre 1819, in ſeiner eigenen Theilnahme an denſelben als Mitglied der erſten Kammer.

Die deutſchen Zuſtände vom Jahre 1826, und v. Rotteck's glühend begeiſterte Schilderung der erſten und zweiten franzöſiſchen Nationalverſammlung mußten nothwendig einen grellen Contraſt bilden. Seine Entſchuldigungsverſuche mancher Schritte des Nationalconvents waren geeignet, ihn bei den Fanatikern unter den Gegnern in den Geruch eines Jacobiners zu bringen; — ein bequemes und deshalb beliebt gewordenes Stichwort! — Solche Gegner hätten ſich doch leicht durch v. Rotteck's Prophezeihung von dem Fehlſchlagen liberaler Beſtrebungen am Ende ſeines Geſchichtswerks tröſten können, wo es heißt: „Wenn die Partei, welche jetzo das Ohr der Fürſten umlagert, und welcher die ſtupide oder feige Maſſe als willfähriges Werkzeug dient, den völligen Sieg erhielt, ſo iſt dem Zurückſchreiten kein Ziel zu ſetzen, und iſt Aſien der Spiegel, worin wir unſer künftiges Schickſal erkennen mögen. — Aus der Welt wird darum freilich die Freiheit nicht weichen, aber Europa wird das heilige Feuer, welches es bisher bewahrte, nur noch von fern, von jenſeits des atlantiſchen Meeres herüberleuchten ſehen.“

(Schluß folgt.)

Neue Aquarelle aus dem Leben, von Auguſt Lewald. 2 Theile. Stuttgart, 1840. Caſt'ſche Buchhandlung.

Der Verf. bittet, das raſche Aufeinanderfolgen dieſer und anderer von ihm verfaßter Schriften nicht etwa einer großen Schreibſeligkeit zuzurechnen, ſondern bedenken zu wollen, daß ein Mann, der erſt in vorgerücktern Jahren zu publiciren beginnt, wohl eine Anzahl zu Papier gebrachter Erfindungen und Erinnerungen ſchon vorräthig haben kann. — Er ſagt von ſich: „Von frühſter Jugend an liebte ich Alles, was meiner Beobachtung aufſtieß, zu ſkizziren und ſpäter zu verarbeiten, und ſo ergab ſich denn bei ausgedehnter Lectüre und bunten Erlebniſſen mannigfaltiger Stoff. So ſpeicherte ich auf, ohne daran zu denken, es jemals zu benutzen. So entſtanden auch größtentheils meine Novellen. Ich erlebte jene Abenteuer und Verhältniſſe, oder doch mindeſtens etwas davon, ehe ich ſie niederſchrieb. Ich glaube, daß jetzt nicht immer ſo verfahren wird.“

Ref. brauchte nicht erſt durch dieſes Vorwort zu günſtiger Hoffnung auf das Buch geſtimmt zu werden. Lewald iſt mit Recht ein beliebter Schriftſteller. In einem vielbewegten Leben erhielt er Stoff und Form für ſein anmuthiges Talent. Er weiß von den Sachen dieſer Welt Beſcheid, hat viel erlebt und erfahren, und darf daher mitreden. Wenn ſich zu einem feinen gewandten Geiſte ein lauteres Gefühl für Recht und Sitte, ein reiner Sinn für Wahrheit und Schönheit geſellt, und wenn das Ganze getragen iſt von eben ſo großer Sicherheit des Bewußtſeins als anſpruchsloſer Beſcheidenheit, ſo wird man gern an dem liebenswürdigen Munde hängen. Zu dem kommt ein allſeitiger Anſchluß an die Mächte, welche die Zeit bewegen. Er blieb den modernen Ideen in keinem Stücke fremd, wenn er ſie auch nie und nirgends in ihrer Tiefe erfaßte. So wußte er ſtets die Perſpective in das, was heute die Geiſter bewegt, herzuſtellen und wenigſtens auf den Hintergrund ſeiner Schildereien den Duft des modernen, des fortſchreitenden Gedankens zu legen.

Aber dieſe neuen Aquarelle habe ich mit großer Enttäuſchung und größerem Mißbehagen aus der Hand gelegt. Wenn ich mir Rechenſchaft gebe über das Geleſene, wenn ich nach hervorragenden Punkten ſuche, nach bleibenden Eindrücken frage, ſo finde ich mit Leidweſen, daß das Waſſer faſt alle Farben verſchwemmt hat. Da iſt kein ſatter Vordergrund, keine ausdrucksvolle Staffage, da iſt kein ahnungsvoll aus dem Hintergrund aufdämmernder Gedanke, da iſt nur verſchwimmender, leerer Mittelgrund ohne künſtleriſche, effectvolle Spannung. Kein Menſch wird an den Aquarellmaler die Forderungen der Oelmalerei ſtellen. Leicht, flüſſig und flüchtig ſoll jener ſeinen Pinſel führen. Keine Rahme, keine plaſtiſche Vollendung, keine Sättigung ſoll

er bieten, aber er ſoll auch nicht Alles zerrinnen und verlaufen laſſen, er ſoll die Farbe zum flüſſigen und flüchtigen Träger des Gedankens machen; er ſoll ein Bild geben. Das thut aber Lewald in dieſen zwei Bändchen kaum einmal.

Lewald hat, wie er (II. 192) von ſich ſagt, einen angebornen Hang zum Phantaſtiſchen, zum Prächtigen und zur Poeſie. Aber er ſelbſt weiß auch zu ſagen, daß Hang noch nicht Beruf iſt. Derjenige, welcher bloßen Hang dazu hat, verhält ſich zu dem, welcher Beruf hat, wie der Berufene ſelbſt wieder zu dem Auserwählten. — Lewald erzählt (S. 201), wie ihm um ein Haar all ſeine weitern Lebensereigniſſe und Lebensbeziehungen verloren geweſen wären. So aber habe er ſtatt im 20. Jahre, wie er einmal im Sinn hatte, erſt 10 Jahre ſpäter geheirathet, aber volle 20 Jahre ſpäter ſich häuslich niedergelaſſen. „Ich lebe jetzt, ein junger Ehemann, im jungen Hausſtande, neu, friſch und fröhlich, ergötze mich noch an neuen Genüſſen, die dieſes Leben bietet, indeß ich dort ſchon längſt mit der gewohnten ſchalen und ſtaubigen Umgebung alt, überdrüſſig und abgeſtanden wäre.“

Eben die Friſche, die Beweglichkeit, welche an ihm erfreut, iſt allerdings „offenbarer Gewinn“ von dieſem dreißigjährigen — Krieg und Frieden mit der äußern Welt und dem weitern Leben. Aber in einem ſo unſtäten Leben ſetzte ſich nichts recht feſt bei ihm ab, in der ewigen Unruhe vermochte ſich kein reiner Kryſtalliſationsproceß zu vollziehen. Von dem unaufhörlichen Umherfahren erhielt ſein Weſen, ſein Talent, ſeine Darſtellung etwas Fahriges, das in höchſter Potenz in dieſen neuen Aquarellen zur leidigen Erſcheinung kommt.

Sie ſind „aus dem Leben.“ Lewald hat lange, viel, bunt und bewegt genug gelebt, um mit Erzählungen davon unterhalten zu können. Aber warum hat er doch nie geſucht, mehr als zu unterhalten? War es Mangel an Luſt oder Talent? Doch das Talent giebt ſich die Luſt, und ſo müſſen wir allerdings erkennen, wie ihm das Talent, der Beruf zur Poeſie, zu ſchöpferiſcher Geſtaltung gebricht. Nur darum konnte er einzelne poetiſche Stoffe ſo jämmerlich verhunzen, wie er es hie und da gethan hat. Nur darum konnte er mit dieſen Erfahrungen und Erinnerungen, mit dieſen Bilder- und Farbenſkizzen ſo wenig haushälteriſch umgehen, daß er ſie wie leere Spreu in das Publicum wirft. Hätte er den Kern in der Mitte und Tiefe zu finden gewußt, ſo hätte er ſie als Saatkörner poetiſcher Bildungen ganz anders zu hegen und zu pflegen unternommen. Aber freilich fehlte ihm dazu der Kern in der Mitte und Tiefe des eignen Lebens und — was daraus ſich ergiebt — des eignen Weſens. Warum gab auf ſo ganz andere Weiſe ein Göthe, Immermann, Steffens, was ſie erlebten?

Aber wenn die Kraft fehlt, den Lebensſtoff alſo zu verklären und zu verdichten, ſoll darum nicht ein Anderer es mit minderer Kraft auf ſeine Weiſe thun? Warum nicht! Wer zum Hiſtorienmaler nicht taugt, ſei uns willkommen, wenn er mit gewandtem, fleißigem Pinſel Geiſt und Gedanken in Waſſerfarben kleidet. Aber nur ſoll er uns Bilder geben, nur zu der „einigen Wahrheit und richtigen Färbung“ auch Wirklichkeit. Dann ſoll und muß es uns „für den Mangel an ſonſtigem Talent entſchädigen, wenn es ihn auch nicht zu erſetzen im Stande iſt.“ Nur dann darf er „auf die Nachſicht der Wohlwollenden rechnen,“ welche Lewald beſcheidener Weiſe „ſelbſt bei ſeinen beſten Beſtrebungen“ in Anſpruch nimmt.

Wenn aber nun Lewald gleich das erſte Stück des erſten Bandes: „die alte Stadt Nürnberg“ „eine Schilderung“ nennt, ſo möchte ich wiſſen, ob man ſich dieſe Bezeichnung nach Durchleſung des Gegebenen anders erklären möchte, als durch den Hinblick auf ein Wirthshaus- oder Waarenſchild, worauf eben geſchrieben ſteht, was man drinnen finden und kaufen kann. Wer erhält durch Lewald's Darſtellung ein Bild von dem einzigen Nürnberg, ein Bild von ſeiner äußern Erſcheinung, ein Bild von ſeinem innern Leben? Was er ſagt, kann man in jedem Wegweiſer und Reiſehandbuch finden. Ein mit dem Auge der Poeſie erfaßtes und wiedergegebenes Bild wäre, ſo viel auch ſchon von der eigenthümlichen Stadt geſchrieben iſt, immer noch nicht überflüſſig. Aber „Poeſie iſt in Nürnberg wenig zu Hauſe,“ ſagt Lewald. — — — Um ſo entfernter hier für ihn die Gefahr, Eulen nach Athen zu tragen!! — Die „Stunden in Weimar“ blättern ſich uns ſehr ennüyant herum, trotz dem Hauſe des alten Göthe, das bloß genialiſch entdeckt, nicht betreten wird, und dem „Mameluken Ruſtan“ deſſelben, dem Dr. Eckermann. — In der „Unterwelt“ iſt „in der That wenig zu haben und ſelbſt dies Wenige ſchlecht“ (S. 75). — „Zobten“ und „Haidebilder“ regen ein Intereſſe an, das ſie doch wieder nicht ganz befriedigen. — Nun aber: „Merkwürdige Mordthaten in Breslau.“ Freilich merkwürdig, aber gegen das Feuilleton der Europa ſollte das Buch „neue Aquarellen“ doch etwas mehr Diſtinction behaupten. — „Kleine Städte und ihr Theaterdirector“ hätte ſich gewiß hübſch eingereiht in eine bedeutendere und geſchmackvollere Darſtellung deſſen, was Lewald auf ſeiner Theater- und Lebensbahn erlebte. Ebenſo das dreißig Seiten lange, vollgepfropfte und doch ſo leere „Paßbureau.“ — Die „Sudeten“ laſſen ſich, will man ſie nicht lieber überblättern, wobei nicht viel verloren wäre, doch mit einiger Anſtrengung nicht ohne allen Genuß überſteigen. — „Beppo“, eine Kleinigkeit aus Venedig, würde von einer poetiſchen Kraft zu verwenden geweſen ſein, allein und abgeriſſen daſtehend, iſt die Prätenſion zu groß für die Wirkung. — „Bamberg“ — was man ſo in ſein Reiſetage-

buch oder in einen Brief darüber notiren, aber nicht in die Welt von 1840 hinausgedruckt ſehen mag. — „Gelehrtes Volk“ iſt, was wenig heißen will, das Intereſſanteſte in dieſem Bande. „Ein bejahrter Mann, im großbeblümten Damaſtſchlafrock, hochgebauſchter Mütze, wie er ſeinem ehelichen Geſpons in ihrem letzten Kampfe nicht von der Seite gewichen und ihr ſtets im herrlichſten Latein Muth zugeſprochen habe, ja ſelbſt eine Ciceronianiſche Rede an ſie gerichtet, die mit den Worten angefangen: „Vloccatia mea!“ — — ein junger Doctor „mit rothen Wangen, vollem Haarwuchs, hellen Augen, gutem Gebiß, ausgebildeten Gliedmaßen, mit einem Wort als Thier vollkommen geſund, der ſich erzürnt, daß man ſeinem Namen eine lateiniſche Endung der zweiten Declination anhängt, während er, wie Cicero, nach der dritten geht, — und welcher nun wohl ſchon länger als ein halbes Jahr „nicht ſo eigentlich aus dem Hauſe gekommen“ — das iſt doch wohl ein ergötzliches Thier? — Aber ſollte Lewald bloß zum litterariſchen Menageriewärter taugen? Sollte er es nicht über ſich vermögen, das verſchiedene Gethier, das ihm da während ſeines Lebens durch die Füße kreucht, an ſeinem natürlichen Ort, zu der paſſenden Zeit, mit entſprechender Bedeutung in den Complex ſeiner Lebensdarſtellung zu bringen? Einen Löwen mag ich nicht anders als in ſeiner Wüſte ſehen, kaum gefällt mir der Papagei im Käfig. —

Nun im zweiten Theile „Hamburg.“ Die mächtige „Weltſtadt,“ mit dem großartigen mercantilen, philanthropiſchen und gaſtfreundlichen Sinne der Bewohner muß intereſſanten Stoff liefern. Aber nur an ganz wenigen Stellen erhebt ſich Lewald über den Fremdenführer. Was hilft dieſes Rennen durch die dem Leſer unbekannten oder bekannten Straßen? Er möchte ein Bild gewinnen, Lewald aber will oder kann es nicht geben. — „Das hannöverſche Ufer hält ein Nebelflor umzogen, den die blitzendſten Sterne nur matt zu durchbrechen vermögen“ — dies auf ſeinem Weg „von Hamburg nach dem ſtillern, reinlichern, ſoliden und comfortablen Bremen.“ Auch die Darſtellung hievon bringt die fahrigen Blicke nicht zu einem ſchaubaren Bilde. — „Rafael Bock,“ — ein individuelles Erlebniß, das nach ſeinem allgemeinen Werth nicht ſo viel Raum anſprechen darf. — „Dampfreiſe“ ſoll heißen die Reiſe auf dem Dampfboot.... — „Muſikfeſt in Heidelberg“ läßt ſich anhören. Richtig iſt ohne allen Zweifel, was Lewald bemerkt: dieſe Verſammlungen, wobei Kunſt oder Wiſſenſchaft präſidiren, die ein geläuterter Sinn beherrſcht, die einen edlen Genuß gewähren, woran ganz Deutſchland mit freudigem Herzen Theil nimmt, ſcheinen mir für unſere Zeit als die eigentlichen Volksfeſte gelten zu können. Die Zuſammenläufe des müßigen Pöbels, des ſonntägigen Handwerkers an gewiſſen jährlich wiederkehrenden Gedächtnißtagen haben ihren geſchichtlichen Werth, aber es iſt lächerlich, ihnen eine Bedeutung einräumen zu wollen, die ſie längſt verloren haben; noch weniger kann dies bei modernen, flitternden Aufzügen der Fall ſein, wie ſie die Zeit entſtehen ſah; dieſe mögen höchſtens Volksbeluſtigungen für dieſe oder jene Stadt genannt werden, zu Feſten des deutſchen Volks werden ſie nie erhoben werden.“ — — „Ein Mäcen“ — war Hugo, Altgraf von Salm-Reifferſcheid. Punctum. Endlich „Rohde.“ Laſſet die Todten ruhen. — —

Vollends ganz unbedeutend ſind die „Farbenſkizzen.“ So was macht Spaß und Unterhaltung in lebendiger Rede unter anſprechender Geſellſchaft, aber gedruckt und — wieder gedruckt eitel Langeweile. Die leere Zeit durch ſolche kleine Piquanterien und Einfälle vertreiben, kommt im Geſpräch vielleicht geiſtreich heraus, aber das leere Papier mit ſo leerem Geſchwätze füllen zu können, das ſetzt faſt einen Mangel an Geiſt voraus, wie man ihn bei Lewald nicht annehmen möchte.

Darum möge er es ſich zu Herzen nehmen und nicht ſo leichtſinnig mit den Erübrigungen ſeines Lebens umgehen. Treue im Kleinen wird nicht ſo geübt, daß man jede Kleinigkeit als etwas Beſonderes und Bedeutendes herauskramt. Gebet dem Feuilleton und der Converſation, was ihrer iſt, und gebt dem Buche, was des Buches iſt. Ein Buch iſt etwas, was immer Reſpect einflößen ſollte, denn es iſt nicht bloß die Gabe, ſondern die Darſtellung eines Menſchen. Der ganze Menſch prägt ſich in ihm aus. Wehe aber, wenn man das Buch eines Menſchen unter den Tiſch in den Maculaturkaſten werfen möchte.....

Wenn Lewald auf die Nachſicht der Wohlwollenden auch ferner zählen will, ſo laſſe er ſich nicht mehr durch die „ſchmeichelhafte Aufforderung“ einer angehenden Buchhandlung verleiten, die loſen Blätter ſeines Tagebuchs und ſeines Feuilletons einem friſch heranwehenden Buchhändlerwinde anzuvertrauen. Alle Kunſt des Buchbinders vermag ſonſt nicht zu hindern, daß ſie ungeleſen in alle Winde flattern. — Ich möchte ihm die Luſt verleiden, in ſolcher Weiſe Fortſetzung folgen zu laſſen. Ein Mann wie Lewald ſollte ſich nicht wegwerfen. Er mag es nur glauben: die Beſcheidenheit ſeines Vorworts ſtreift für dieſes Buch nahe an das Göthe'ſche: nur der Lump iſt beſcheiden.

Noch etwas. Lewald ſchreibt einen leichten durchſichtigen Stil — wie kommt er zu den Einſchachtelungen: I. 19: „ſchade, daß ein kleiner Ausbau, der einer künſtlichen Uhr zu lieb angebracht wurde, die den Kaiſer zeigt, an welchem Mittags die Kurfürſten vorüberzogen, den Eindruck des Ganzen ſtört.“ Und II. 25: „ein Damm, der die äußere Alſter von dieſem Baſſin ſcheidet, deſſen Theile durch eine ſchöne Brücke verbunden ſind, und auf dem eine Windmühle liegt, die der Waſſerlandſchaft“ u. ſ. w. — Soll man endlich einem Lewald nicht rechtſchaffen auf die Finger klopfen, wenn er II. 124 ſchreibt: „und iſt wohl auch im Stande, manches Eigenthümliche durch von Reiſen Mitgebrachtes darzuſtellen.“ So etwas iſt Waſſer auf die Mühle für ſein „gelehrtes Volk.“ —

H. Lenz.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

3. Mai. № 105. 1841.

Zur Charakteristik von Rotteck's.

(Schluß.)

Von diesen trüben Ahnungen, die immer einen Zweifel voraussetzen an der immanenten Kraft des Weltgeistes, und an dem Durchbruch vernünftiger Fortentwicklung, wie sehr dieselbe auch durch reactionäre Bemühungen erschwert werden mag, mußte nothwendig ein Mann erfüllt sein, der anderseits an den deutschen Zuständen nur die negative Seite, nur die Rechtlosigkeit des Bestehenden anerkannte, und die Aufhebung derselben als eine bloße Forderung des idealen Vernunftrechts für die Zukunft hinstellte, die mit unbeschränkter Preßfreiheit und möglichst voller Wirksamkeit des wahren, vernunftgemäßen Volkswillens angethan, noch goldne Tage für unser Vaterland bringen müßte.

Aber gerade in dieser Verneinung jedes vernünftig-gegenwärtigen Inhalts liegt v. Rotteck's Rechtfertigung für sein Bestreben nach sichernden Formen, die von der Zukunft erfüllt werden könnten, liegt der Schlüssel zur Lösung, warum nicht von der Herrscherwillkür, nicht von der Wissenschaft, sondern von dem Rechte oder, was gleichbedeutend damit sei, von der Freiheit das Heil der Welt zu erwarten sei. Wie dies abstracte Trennen von Gewalt, Einsicht, Freiheit seine weite Verbreitung und systematische Begründung in Deutschland gewonnen hat, erzeigt sich zur Genüge an dem klangreichen Wiederhall in den verschiedenen Classen der Gesellschaft, welche die Ideen theilten, die v. Rotteck mit großer Gewandtheit aussprach.

Für die Behandlung dieses Stoffes eröffnete sich für v. Rotteck mit dem Jahre 1819 eine neue Laufbahn als Mitglied der Ständeversammlung, zu der er durch die Uebernahme des Lehrstuhls für Vernunftrecht und Staatswissenschaften im vorhergehenden Jahre vorbereitet erschien. Er trat als Deputirter der Universität Freiburg in die erste Kammer, und als Redacteur an die Spitze des Archivs für landständische Angelegenheiten in Baden. Was an früheren historisch-staatsrechtlichen Aufsätzen v. Rottecks in die Tageslitteratur, wie in die von Brockhaus in Verlag genommenen „deutschen Blätter" überging, oder in Broschüren, wie „über stehende Heere und National-Miliz" erschien, fand seine praktische Anwendung in den Verhandlungen der badischen Kammern von 1819. Diese aber verschafften sich nur unter heftigem Kampf und Widerstreit die allmälige Einsicht, daß Recht sei, was Jeder vernunftgemäß wollen müsse oder wollen könne, und daß in der ungehinderten, thätigen Aeußerung solchen Willens die Freiheit bestehe. Um dies zu erreichen, müsse ein politisches Leben im Volke selbst sein, eine Theilnahme, eine ausgebreitete Kenntniß, deren Hauptmittel aber die herrliche Publicität wäre, lautete das fortgesetzte Verlangen v. Rotteck's. Auch die krassesten Gegner dieser Forderungen haben zugegeben, das Leben und die Seele des Staates sei das Recht; das Recht aber ist ihnen seinem innersten Wesen nach nichts Anderes, als der Wille Gottes, und diesen zu erkennen und zu thun ist Religion. Diese Substitution von Gottes Willen in seiner Einheit oder im Widerstreite mit dem vernünftigen oder freien Willen des Menschen hier zu beleuchten, wäre vollkommen überflüssig, da v. Rotteck sich niemals auf solche rein speculative Erörterungen einzulassen genöthigt sah. Ihm genügte am Dasein des freien Willens, das er Recht nannte. Dies zu vertheidigen, gaben die Verhandlungen der ersten Ständeversammlung in Baden vielfache Gelegenheit. Noch ehe die Wahlen dazu vor sich gegangen waren, übergab v. Rotteck „seine Ideen über Landstände" der Oeffentlichkeit, deren hoher Werth von englischen Blättern gerühmt, und die von Benjamin Constant, dem französischen Rotteck, übersetzt wurden.

Wer nicht begreifen kann, wie v. Rotteck ohne imposante Aeußerlichkeit, worin ihn, in den späteren Legislaturen sein entschiedenster Antipode, der Minister von Blittersdorf ansehnlich überragte, ohne hinreißende Gewandtheit der Rede für den bedeutendsten Repräsentanten der liberalen Tendenzen gelten konnte, der verschaffe sich diese Ueberzeugung aus den gesinnungsreichen und auf das eine Ziel, Freiheit und Recht, gerichteten Reden des Mannes während seiner parlamentarischen Laufbahn. Die in ihnen bemerkte Ironie lag wohl eher in der Betonung, als im Inhalte. Ueberall herrscht das Pathos des rhetorischen Elements vor,

wodurch ſie ſich mehr an die franzöſiſche, als an die engliſche Beredtſamkeit anſchließen, welche letztere auch in der politiſchen Debatte den Humor als weſentlichen Beſtandtheil aufgenommen hat. Wer aber an einem Beiſpiel ſich begnügen will, leſe den Bericht v. Rotteck's über die Motion wegen Nichtvollzug des Adelsedikts, der mit den Worten ſchließt: „Wohl iſt's ein edler Grundſatz: „„einzelne Rechte willig dem gemeinen Beſten zu opfern, dem Angriff auf das Recht aber mit nimmer gebeugtem Muth zu widerſtreben.““ Doch edel iſt's auch, den Forderungen des Rechts, ſelbſt wenn ſie in unſanften Tönen erklängen, Gehör zu geben, und nicht von der guten Sache ſich abzuwenden wegen perſönlicher Reizung. — Und dann, wer möchte es „Fall“ heißen, auf zeitgemäßem Wege, und den Blick auf die helle Zukunft gerichtet, die Größe ſuchen, ſtatt in den Trümmern einer finſtern Vergangenheit! Wer wird Herabwürdigung heißen, als freier Bürger in der Mitte freier Bürger zu ſtehen! Nicht die Herren ſind erniedrigt, ſondern die ehemaligen Knechte ſind erhoben worden durch den Geiſt unſerer Zeit. Seitdem die einſt Hörigen und nur dem Herrn ins Treffen Folgenden vom Staat unmittelbar und perſönlich gerufen werden ins Feld der Ehre, iſt die alte Scheidewand niedergeſtürzt zwiſchen den Claſſen der Geſellſchaft. Auf allen Kampfplätzen, wo Edle fielen, liegen ringsherum auch Heldenleiber von Gemeinen, und überall ſind's nur die Geſinnungen und Thaten, und die durch Erinnerungen glorreichen Namen, welche wahrhaft adeln, nicht die Vorrechte. Auch in demokratiſchen Staaten erhielt ſich Jahrhunderte lang der Ruhm von edlen Geſchlechtern. Athen und Sparta und vor allen Rom haben es bewieſen. Auch nach Aufhebung alles politiſchen Unterſchieds zwiſchen Vornehmen und Gemeinen dauerte die Glorie der Heldenfamilien fort, und gingen die Fabier und Aemilier und Anicier hochverehrt unter ihren Mitbürgern umher.“

Dies beſcheidene Maß der Debatte wurde damals nicht überſchritten, und jedes Mittel der Ueberzeugung von v. Rotteck und den Männern ſeiner Geſinnung angebracht, um die Charte Badens von den Widerſprüchen und Inconſequenzen, welche aus früheren Zeiten überliefert waren, zu reinigen und zu befreien. v. Rotteck iſt auf dieſem Standpunkte ſeiner politiſchen Laufbahn mit Sieyes verglichen worden. Die Deutſchen lieben es nun einmal, die einheimiſche Politik aus franzöſiſchen Zuſtänden zu erläutern und nach ihnen zu modeliren. Ludwig XIV. und die assemblée constituante gelten noch jetzt in Deutſchland neben einander als glänzende Vorbilder.

Was 1819 und 1820 in den badiſchen Kammern berathen wurde, wie z. B. die Ablöſung der Herrenfrohnden und ſonſtiger Leibeigenſchaftsgefälle, Abſchaffung der Vermögensconfiscation, Verantwortlichkeit der Miniſter und oberſten Staatsdiener, hatte an v. Rotteck immer den kräftigſten Vertheidiger, aber zugleich den ſichtbaren Erfolg, daß nach Auflöſung des Landtages wegen ſeiner unverbeſſerlichen Hartnäckigkeit bei Bewilligung des Budgets, im Jahr 1825, als eine neue Kammer gewählt wurde, man die Ernennung v. Rotteck's zum Deputirten hintertrieb, wie überhaupt damals in Baden eine Nachahmung der franzöſiſchen chambre introuvable ans Tageslicht trat, über die ſich der Conſtitutionnel als Erläuterung hinzuzufügen erlauben konnte, „die übertriebene Zahmheit der badiſchen Kammer habe den Hof ſo ſehr in Verlegenheit geſetzt, daß man darin Männer förmlich dazu bezahle, um die Oppoſition zu bilden, weil denn doch eine Oppoſition durchaus nothwendig ſei.“ Als der nicht gewählte v. Rotteck deſſenungeachtet in Freiburg von dem Regierungscommiſſair nach vollbrachtem Acte als Wahlmann zum deutſchen Feſtſchmauſe geladen wurde, brach er in die ablehnende Antwort aus: „ich danke dem Herrn Präſidenten, deſſen perſönliche Geſinnung ich über das Geſchehene viel zu erhaben glaube; aber man kann mir nicht zumuthen, dem Leichenmahl der badiſchen Conſtitution beizuwohnen!“

Die nächſtfolgenden Ereigniſſe beſtätigten v. Rotteck's Ausdruck nicht bloß für Baden; ganz Deutſchland lieferte Beiträge.

v. Rotteck füllte die erzwungene Muße mit ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit aus. Die Fortſetzung von Aretins Handbuch des Staatsrechts der conſtitutionellen Monarchie, und das Lehrbuch des natürlichen Privat- oder des Vernunftrechts erſchienen in jener Zwangszeit. In beiden Werken documentirt ſich zwar nicht Originalität, wohl aber Sachkenntniß und geiſtvolle Behandlung. Beſonders „das Vernunftrecht“ gab ſeiner Zeit Hrn. Wolfgang Menzel Veranlaſſung zu einer ausführlichen Beſprechung, die v. Rotteck glücklich pries, und es ihm zur großen Ehre anrechnete, daß er ſich von den Sophismen und von dem Hochmuth der modernen Schulen nie habe verführen laſſen, daß er unter den neuen Freunden der Lüge ein alter Freund der Wahrheit geblieben ſei, daß er es in einer Zeit, wo Alles nur Geiſt zu haben trachte, nicht verſchmähte, noch eine Geſinnung zu haben. Zielte nun damit Herr Wolfgang Menzel nebenbei gar deutlich auf ſich, ſo lag doch darin zugleich eine Privatanerkennung, die ſich im folgenden Jahre zu einer öffentlichen umgeſtaltete.

Bald nach der Julirevolution, auf deren Fortentwicklung v. Rotteck Anfangs große Hoffnungen ſetzte, bis er von den Abſichten Ludwig Philipp's überzeugt, ſolchem Glauben entſagte, wurde bei den Wahlen zum neuen Landtage in Baden für 1831 altes Unrecht gut gemacht; v. Rotteck wurde in fünf Wahlbezirken, überall faſt einſtimmig, — denn die Regierung enthielt ſich aller directen Einmiſchung, — zum Deputirten der zweiten Kammer gewählt.

Als ſolcher erreichte v. Rotteck den Glanzpunkt ſeines öffentlichen Lebens; über Badens Grenzen hinaus ging ſein Streben auf ein freies, volksthümliches Staatsleben der deutſchen Stämme, die ſolches durch zahlreiche Ehrengeſchenke, wie Becher und Bürgerkronen, zwiſchen 1831 und 33 documentirten. Damals nahm er den lebhafteſten Theil an der Berathung der wichtigſten Geſetze für Baden, deren Beſchränkung oder Aufhebung durch den deutſchen Bund zwar ſpäter erfolgte, wie über Preßfreiheit, aber nicht ohne nachhaltige Rückerinnerungen in den Herzen des Volks zu laſſen.

Wie tief die Anhänglichkeit des badiſchen Volks und mit dieſer einer ſehr großen Zahl der Deutſchen an v. Rotteck's Perſönlichkeit begründet war, zeigt uns W. Cornelius in dem Volksgeſpräch über Badens Kammer 1831. Die aus Herzenserguß gedrungene Anerkennung v. Rotteck's beginnt:

Nun Karl von Rotteck?
— Da fraget die Welt,
„Zum Höfling verdorben," des Volkes Held,
Ihm, als dem Größten, räumt Jeder das Feld,

und ſchließt mit den Verſen:

Von Fürſten und Großen Verfolgung und Hohn,
Geliebt nur vom Bürger — iſt meiſtens der Lohn,
Der den Kämpfer der Freiheit erwartet.
Zeigt Alle durch Tugend Euch Rotteck's werth,
Er werd' als ein herrliches Vorbild verehrt
Von Jedem im badiſchen Lande.

Dieſe Verſe, welche im Jahre 1832 bekannt wurden, enthalten gleichſam eine Weiſſagung; denn v. Rotteck wurde auf Betrieb der Bundesverſammlung 1833 von ſeinem Lehramte an der Univerſität ſuspendirt, was nothwendig ſeine Oppoſition um ſo mehr gegen den Bund lenken mußte, als er ſchon längſt an eine ſyſtematiſche Unterjochung des conſtitutionellen Staatslebens durch denſelben mit voller Ueberzeugung glaubte. Dies war auch der einfache Grund, welcher von Rotteck's, ſo wie ſeiner liberalen Freunde in Baden und Württemberg Benehmen in den Angelegenheiten des Zollvereins erklärt. Sie ſahen in dieſer, für materielle und vielleicht auch für moraliſche Wohlfahrt des deutſchen Vaterlands ausnehmend erſprießlichen Sache, doch nur das Garn, die mühſam erhaltenen Reſte der Volksfreiheit einzufangen. Gerade an dieſem Punkte, wenn er auch nicht öffentlich konnte eingeſtanden werden, entwickelte ſich die Energie v. Rotteck's und ſeiner Freunde; wie faſt gleichzeitig an dem Wirrwarr Hannovers, der ganz geeignet war, dem deutſchen Bunde zu zeigen, daß jede perſönliche Verfolgung auch ſchon in Deutſchland ſeine Früchte treibt, obſchon ſie nicht zur vollkommenen Reife gedeihen ſollten.

Unermüdete Ausdauer und feſte Willenskraft hatte, womöglich, in den letzten ſieben Jahren ſeines öffentlichen Wirkens bei v. Rotteck nur noch zugenommen, und bereitete ihm unter veränderten Zeitumſtänden den Triumph, im October des vergangenen Jahres ſeinen Lehrſtuhl wieder beſteigen zu können. Den Winter wollte er kürzen mit Vorarbeiten für den nächſten Landtag Badens, als die Freude über das erlangte Recht, und die Hoffnung auf die bevorſtehende Thätigkeit durch eine kurze, aber ſchmerzliche Krankheit, aufgelöſt wurde.

Groß und allgemein war der Schmerz in Baden, und ſeine Aeußerung eine würdige. So wurde in Conſtanz ein feierliches Traueramt gehalten, deſſen Ankündigung folgende Worte enthielt: „wenn in größeren conſtitutionellen Ländern, wie in England und Frankreich, bei dem Tode großer Bürger die Nation Trauer anlegt, wenn das Leichenbegängniß eines Lafayette, Benjamin Conſtant, Foy nicht nur örtlich, ſondern im ganzen Lande begangen wird, ſo darf man in Deutſchland, ſo dürfen wir in Baden nicht zurückbleiben, wenn uns ein Mitbürger ſtarb, der keinem der Vorgenannten nachſteht." Es hatten einſtimmig die vier conſtanzer Bürgermilitärcorps beſchloſſen, an dem Traueramte Theil zu nehmen, was von der einen Behörde verboten, von der andern erlaubt, durch Befehl des Miniſters des Innern dahin entſchieden wurde: das Bürgermilitär dürfe ohne Uniform und einzeln erſcheinen. Ein Ereigniß, das nicht unwichtig erſcheint für die Bedeutung und Stellung v. Rotteck's, und zu welchem der Bürgermeiſter Huetlin von Conſtanz, als er die Feierlichkeit mit einer Rede eröffnete, die beruhigende Erklärung gab: „Das Verbot der Staatsgewalt hat ſich auf den Rock der Bürgergarde beſchränkt; die Männer aber ſtehen hier; das Herz, das unter dieſem Rocke ſchlägt, liegt außer dem Bereiche ſolchen Verbots."

v. Rotteck's Leben fiel in die Zeit des großartigſten Kampfes; er nahm daran einen für Baden ausgezeichnet einflußreichen, für Deutſchland nicht unbedeutenden Antheil; er war auf Hieb und Stoß geübt und liebte den regelmäßigen Verlauf des Angriffs und der Vertheidigung. Er hat vielleicht nie das diplomatiſche Fintenziehen geübt oder verſtanden. Daß er, ein entſchiedener Demokrat, den Damm des geſetzmäßigen Herkommens habe durchwühlen, und ſo „die freilich nur langſam vorrückende organiſche Weiterbildung der geſelligen Verhältniſſe habe zerſtören wollen," iſt ein Vorwurf, den man ihm nicht gerade direct gemacht, wohl aber dadurch angedeutet hat, „daß, wäre nun einmal jener Damm durchbrochen worden, wozu ſein Wirken doch immer Vieles beigetragen, die Leitung des Schiffes ſeinen und ſeiner Freunde Händen wohl entgangen wäre." Um getreu dem beliebten Bootsmannsbilde vom Staate zu bleiben, er gehörte, vom Standpunkte gottesfürchtiger Staatsraiſon betrachtet, zu denen, „welche das ruhig ſegelnde Prachtſchiff der Zeit überſpringen oder überlaufen wollen, ſtatt zu arbeiten auf dem Deck jenes Prachtſchiffes, und zu hören

auf das Commandowort des redlichen Capitains und des kundigen Steuermanns.“

In einem gewiß hohen und gerechten Sinne konnte aber v. Rotteck sein politisches Glaubensbekenntniß in die Worte legen, mit welchen das berliner politische Wochenblatt vergebens seine Stirn schmückt:

Nous ne voulons pas la contrerévolution, mais le contraire de la révolution. Rtg.

Huldigungsreise eines Rheinländers in den Octobertagen 1840. Wahrheit und Dichtung. 8. Magdeburg, 1841.

Abgesehen von der Dichtung des Vorworts ist alles Uebrige in diesem Büchelchen reine Wahrheit. Es vermehrt die in jeder Weise reiche Huldigungslitteratur mit einem heitern Beitrag, der so recht aus dem Innern hervorquillt, aus dem Anschauungsvermögen eines Mannes, der einen vor Gott wohlgefälligen Wandel zeigt, mit einem Worte aus dem Herzen eines redseligen Pastors.

Wer nicht von dem Glauben gründlich durchdrungen ist, daß unser Staatsbewußtsein im spiritus familiaris, wie Herr Schubarth in Hirschberg versichert, die alleinige Wurzel und Garantie habe, wem diese Lehre nicht offenbar geworden sein sollte durch die Wirklichkeit der Huldigungsaffaire, der möge sie in dem hier gebotenen Spiegel nur mit offenen Augen überschauen, und er wird gläubig zu sich heimkehren und wie der Verf. von dem christlichen Pegasus auf die Spitze dichterischer Begeisterung getragen werden.

Das innige Gefühl, zur großen Familie zu gehören, spricht sich in dieser Huldigungsreise so deutlich aus, daß auch der Zweifler davon ergriffen, in den Genuß der Vollseligkeit ohne Ebelianismus untertauchen kann. Ein Anflug davon scheint sich selbst dieser Anzeige mitgetheilt zu haben; denn nicht sind Alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Die Schrift zerfällt in Prosa und Poesie, die, obschon äußerlich wohl unterschieden, eine innere Verwandtschaft durch die ganze Darstellung nicht verläugnen können. Die eigentliche Prosa ist in vier Abschnitte gebracht: die Reise zur Hauptstadt, die Huldigungsfeier, die Nachfeier, die Rückreise mit eingestreuten Versen, an denen man deutlich sieht, daß es die Begeisterung nicht anders zugelassen hat. So heißt es z. B. S. 91: „Mit Horaz hätte ich da in seiner poetischen Reisebeschreibung ausrufen mögen:

Welch ein Umnomen geschah und welch ein Entzücken genoß ich!“

Der fünfte und sechste Abschnitt enthält den Anhang, Elegien, Choräle, Französisches, Sonettenkranz und die Nachträge.

Für den bequemen Genuß dieser Schrift hat der ehrwürdige Hr. Verf. den ersten Abschnitt in sieben Ruhepunkte getheilt, wie: Abordnung und Zustimmung; Reiseberichte, Reiseabenteuer, Reisegespräche; der beste Heilige ist doch der heilige Martin, Etwas von Hermes und den Hermesianern u. s. w. Man wird hieran schon zum Ueberdruß die reiche Abwechslung von Unterhaltungsgerichten erkennen, wie überhaupt aus der ganzen Schrift, daß es in einer guten Familie auf den ungestörten Genuß der Liebe und Frömmigkeit ankomme, und daß z. B. „wenn ein lieber, offener Mann versichert, die Hermesianer seien meistens anmaßende, absprechende, Alles entscheidende Menschen, man sich dabei beruhigen könne, wenn auch die Seite zuvor versichert war: „wirklich ist des Hermes System auch nur ein rationalistisches, in gründlicherer, katholischer Form und Auffassung.“

Der siebente Ruhepunkt reißt uns mitten in den Strudel der Begebenheiten, und in eine fein fromme und Unschuld athmende Charakteristik der Persönlichkeiten. Da muß man sich starke Gewalt anthun, um nicht dem lieben Rhapsoden nachzuplaudern, wie ihn das poeus dazu treibt. Aber Respect vor dem Nachdruckgesetze! Jedoch der Vorschlag läßt sich nicht unterdrücken, der Hr. Verf. möge dafür Sorge tragen, einzelne seiner Rhapsodien, wenn auch nur auf ganz schlechtes Papier, und wo möglich gratis unter das Volk vertheilen zu lassen. Die geringen Kosten eines solchen Unternehmens könnten ja durch freiwillige Beiträge bestritten werden, welche aufzubringen fast die Pflicht der Dankbarkeit allen in dem Schriftchen genannten Herren und Damen geböte. Denn in Vor- und Nachfeier der Huldigung, so wie mitten drin erscheinen „die Löwenbrücke und die Blumenbrücke,“ welche den Verf. besonders anzogen (14. October), „die antiken Bildsäulen, über deren Nacktheit sich Jemand gegen mich mißfällig äußerte.“ — Frau von Arnim, die als Bettina in ihrem Verhältnisse zu dem alten Göthe weit und breit einen Namen sich erworben.“ — „Der Criminaldirector Hitzig hoffte von Dav. Strauß noch Gutes; ehrwürdig wurde er mir in seinem Eifer gegen die Wuth so Vieler in jetziger Zeit, sich die Schriftstellerei als Lebensberuf zu wählen.“ „Den Minister Eichhorn braucht man nur einmal zu sehen, zu hören, um volles Vertrauen zu gewinnen.“

Ist hier nicht eine bequeme Weise geboten, sich Urtheile zu verschaffen? Doch wer das Weitere genießen will, der lege selbst Hand an die Huldigungsreise; er wird überall wenigstens ein drastisches Beiwort, viel häufiger eine piquante Anekdote, oder gar eine psychologische Randglosse antreffen; Alles aus persönlicher Anschauung auf dem Grunde des vorangestellten spiritus familiaris; so bei Jeune, Gubitz, — ein höchst merkwürdiger Mann, — Böckh, Kortüm, Kopisch, Bethmann-Hollweg, „Th. Mundt ist seit mehreren Jahren verheirathet, doch ohne Kinder. Wie Gutzkow ist wohl auch er von traurigen Jugendverirrungen in schriftstellerischen Erzeugnissen zurückgekommen.“ Ferner erscheint „der sanfte und zarte Kletke, der Bischof Drăjeke, Deutschlands Goldredner.“

Interessante Notizen liefern die Nachträge, bis jetzt noch unentweiht von der Hand der Feuilletonisten, z. B. aus einem Briefe des jetzigen Königs als Kronprinzen an den Dichter Chamisso: „Sie haben den gottlosen Beranger verdeutscht; ich wünschte, daß Sie ihn zerdeutscht hätten.“ „Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte der Kronprinz so erstaunliche Kenntniß z. B. von Ostindien, als wenn er zehn Jahre General-Gouverneur daselbst gewesen, und von Rom, als wenn er daselbst zu Hause wäre.“ — „Der Kronprinz, versicherte mich Jemand, der es wissen konnte, hat alle Kirchenväter gelesen, und des Eusebius Kirchengeschichte weiß er fast auswendig.“

Da ist Alles schön und erbaulich und entschuldigt, daß der Anzeiger fast zum Epitomator geworden ist.

Wo nun die Herren, mit deren Namen, Stand und Charakter diese Huldigungsreise geziert ist, daran ihre Lust und Freude haben, könnte an dem oben vorgelegten Plane offenkundig werden. Eine andere Frage aber stellt sich noch in die Quer, wie es möglich war, mit solchen Personalien das bekannte Prohibitiv-System zu durchbrechen. Der Druckort ist doch Magdeburg; also nicht das Ausland, wohin nach der treuen Schäfermeinung des politischen Wochenblattes das wahrhaft Bedenkliche, das Bösartige geht, „nach Orten, wo man vielleicht die Pointe nicht versteht, oder die Beaufsichtigung der periodischen Presse etwas lau ist, — exempla sunt odiosa.“

Vermuthlich hat aber auch die preußische Censur hier S. 63 die v. Massenbach'sche Anekdote nur darum passiren lassen, weil sie die errata derselben nicht verstand, und 1827 den General Rüchel statt der sonstigen Variante „Witzleben“ ins Gemach des Königs treten ließ. Ob übrigens Böckh den über ihn hier wieder abgeklatschten Einfall (S. 71): „Wie geht es, lieber Böckh.“ — „O in Eurer Königlichen Majestät gnädigen Nähe geht es Einem immer wohl!“ — „das ist doch eine schöne Phrase, die sollte Spontini in Musik setzen,“ censurgerecht finden dürfte, bleibt unerörtert.

Niemand wird das Büchelchen ohne einige Erbauung aus der Hand legen. Rtg.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

4. Mai. № 106. 1841.

Die berliner Historiker.

Die historischen Vorlesungen an der Universität Berlin haben nie eigentlich Epoche gemacht und sich nur selten eines zahlreichen Besuches zu erfreuen gehabt. Zwar versteht sich, nach unserer Examentheorie und dem ganzen Wesen und Charakter unseres Beamtenthums, von selbst, daß die Geschichte bis jetzt unmöglich mit den Fach- und Brodwissenschaften wetteifern konnte; aber auch gegen die Philosophie ist sie immer entschieden in den Hintergrund getreten. Berlin hat zweimal sein philosophisches Zeitalter gehabt, unter Fichte und Hegel — das frühere unter Friedrich dem Großen ungerechnet —, es ist jetzt guter Hoffnung auf ein drittes unter Schelling; das historische dagegen scheint noch in weiter Ferne vor uns zu liegen. Nur Einem ist es bisher auf kurze Zeit gelungen, das historische Interesse hier allgemeiner anzuregen, ja fast die ganze hiesige Studentenwelt in dasselbe hineinzuziehen, und dieser Eine war kein Historiker, vielmehr der erklärteste Gegner der historischen Schule; es war — Gans. Seine Vorlesungen über die neueste Geschichte fanden bekanntlich einen — es ist nicht zu stark gesagt — unerhörten Beifall, namentlich seit der Julirevolution, und nicht bloß bei den Studenten, sondern bei Beamteten und Militairs aller Grade, Kaufleuten und Banquiers, Künstlern und Litteraten, ja bei einer Anzahl ehrsamer Handwerker, die sich die ganze Woche in ihrer Werkstatt darauf freuten, daß sie am Mittwoch den Gans wieder hören würden. Die Zahl seiner Zuhörer wäre bis auf Tausend gestiegen, wenn der Hörsal so viel hätte fassen können, — fünf- bis sechshundert waren es gewöhnlich, — ein augenscheinlicher Beweis, daß die Gegenwart nach einer andern Auffassung und Darstellung der Geschichte verlangt, als die meisten unserer Historiker, namentlich die historische Schule zu geben pflegen. Mögen sie immerhin wiederholen, was sie schon damals so oft voll Gift und Galle gegen Gans vorgebracht haben, daß es leicht sei, durch blendende Oberflächlichkeit und Flachheit die Menge zu fesseln, daß er nichts als ein paar französische Memoiren nebst Mignet und Thiers, und Becker's Weltgeschichte gelesen habe; wir wissen ja längst, daß nach alter deutscher Weise nur das Langweilige und Unverdauliche, Abgestorbene und Bedeutungslose und Kleinliche das Recht hat, sich als gründlich und gelehrt zu brüsten, und es wird dennoch charakteristisch sein und bleiben, daß ein Schüler der Philosophie es war, welcher zuerst die Geschichte an der Universität in ihre Rechte einzusetzen versuchte. Doch es dauerte, wie gesagt, nicht lange. Gans hielt in seiner letzten Zeit, — ich weiß nicht ob auf directe oder indirecte — höhere Veranlassung, diese Vorlesungen nicht mehr.

Woher aber überhaupt jener Mangel des Interesses an den historischen Vorlesungen? Mit dieser Frage begann einst H. von Raumer, wenn ich nicht irre im Jahre 1829, sein Collegium über Universalgeschichte, nicht ohne polemischen Hinblick auf das gerade damals in der Blüthe stehende Hegelthum. Er discurirte nach seiner Art viel darüber hin und her, holte die verschiedensten Gründe von nah und fern herbei, vermied indeß sorgfältig, die eigentliche Hauptsache zu berühren, so klar dieselbe auch vor Augen liegt. Denn was bedarf es des Argumentirens und Disputirens und Schwadronirens, um den einfachen Satz zu beweisen, daß es gewisse Zeiten und Verhältnisse giebt, in welchen ein lebendiges historisches Interesse unmöglich aufkommen kann, wenn auch z. B. die christlich-erbauliche, gelehrt-antiquarische, kritische, pragmatische, biographische und officiell-chinesische Historiographie wohl gedeiht? Und ob wir im Jahre 1829 und in dem ganzen vorhergehenden Decennium uns dieser gewissen Zeiten und Verhältnisse erfreuten, ob wir uns ihrer mehr oder weniger noch erfreuen, darüber kann wohl kein vernünftiger Mann Zweifel erheben. H. v. Raumer hätte daher besser gethan, wenn er sich auf Weitläufigkeiten gar nicht eingelassen, sondern kurz und gut gesagt hätte: „Meine Herren! Schon Tacitus hat gewußt, warum ich so wenig Zuhörer habe, und abgesehen von mir selbst, nur wenig haben kann. Lesen Sie z. B. den Anfang der Historien und das zweite Capitel des Agricola!"

Fügen wir in aller Kürze hinzu, was H. v. Raumer zu sagen unterließ!

Das historische Interesse geht wesentlich von dem poli-

tiſchen und patriotiſchen aus, gleichwie die Geſchichtſchreibung von der vaterländiſchen Geſchichte. Zeugen dafür ſind die Griechen und Römer, Italiener, Engländer und Franzoſen. Offen und ungeſtört und naturgemäß entwickelt ſich mithin daſſelbe nur in dem freien, ſelbſtbewußten Staate, und daher vorzugsweiſe in Republiken. Denn nur in dem Maße, als das Jetzt intereſſirt, hat auch das Einſt Intereſſe; nur wo die Gegenwart im Bewußtſein des Volkes lebendig iſt, kann auch die Vergangenheit in ihm wieder aufleben. Nur der freie Geiſt hat das Recht und die Kraft, die Geiſter der Verſtorbenen zu befreien. Oder mit anderen Worten: Wie kann die Geſchichte und das Intereſſe an ihr ohne öffentliches Leben gedeihen, da ſie ſelbſt ja die Wiſſenſchaft des öffentlichen Lebens iſt?

Zwar läßt ſich anderſeits behaupten, daß gerade im Kampfe gegen das Beſtehende der politiſche und hiſtoriſche Sinn geweckt und geſchärft werde, wie eben durch Gans, oder in größeren Verhältniſſen durch Montesquieu im Gegenſatz gegen den Abſolutismus Frankreichs und des 18. Jahrhunderts; indeß haben die Deutſchen bekanntlich wenig Talent und Neigung zur Oppoſition. Ueberdies iſt die hiſtoriſche Oppoſition zwar weniger durchgreifend und radical als die philoſophiſche, aber raſcher und ungeſtümer, und mithin, ſcheinbar wenigſtens, für beide Theile gefährlicher. Die Philoſophie nähert ſich dem Beſtehenden unſichtbar wie ein feiner Aether, dringt in alle Poren deſſelben ein, durchfrißt es nach allen Richtungen, und löſt es allmälig aber ſicher in ſeine Elemente auf; die Geſchichte dagegen geht ihm offen und dreiſt zu Leibe, ſchlägt mit ihren Thatſachen auf daſſelbe los, und kann deshalb nach Befinden der Umſtände Gegenſtöße erhalten, daß ihr Hören und Sehen vergeht. „Wer in der Geſchichte der Wahrheit zu nahe hinter die Ferſen geht, dem kann ſie leicht einmal die Zähne ausſchlagen," ſagt Sir Walter Raleigh, — und welcher ordentliche Profeſſor ließe ſich gern die Zähne ausſchlagen?

Doch es iſt oft genug wiederholt worden, daß wir Deutſche bis jetzt gute Philoſophen, aber ſchlechte Geſchichtſchreiber ſind, und hierin liegt ja ſchon, daß die hiſtoriſchen Vorleſungen an unſeren Univerſitäten von keinem entſchiedenen Einfluſſe ſein konnten. Ob für Berlin, abgeſehen von den ganz allgemeinen deutſchen Verhältniſſen und Zuſtänden, ein Theil der Schuld zugleich den bisherigen und dermaligen Repräſentanten der Geſchichte zufalle, haben wir jetzt zu ſehen.

Zum erſten Vertreter der letzteren war bekanntlich J. v. Müller auserſehen; er zog es indeß vor, königl. weſtphäliſcher Staatsminiſter zu werden. Niebuhr wurde an ſeiner Statt Hiſtoriograph, Rühs bei Eröffnung der Univerſität Profeſſor der Geſchichte. Jener behandelte dieſelbe als Philolog, als Antiquar, als Kritiker; dieſer vom Standpunkte des eraltirten Deutſchthums, mit welchem er zugleich im Jahre 1820 verſtarb. Zwar las er auch über alte und neue Geſchichte, vorzugsweiſe aber bewegt er ſich im Mittelalter, in dem urälteſten Germanenthum, und was damit zuſammenhängt, in der nordiſchen Geſchichte und Mythologie. Als man daher für gut fand, dieſer Richtung entgegenzuarbeiten und die Hiſtorie aus dem demagogiſchen Intereſſe wieder in das rein gelehrte hineinzuleiten, berief man neben ihn im Jahre 1818 den vorzugsweiſe gelehrten Hiſtoriker, nämlich Wilken. Derſelbe hat vermöge dieſer, ſeiner Gelehrſamkeit nie beſonderen Beifall gefunden, und ſtets mehr der Bibliothek und ſeinen Studien, als ſeinen Vorleſungen gelebt. Auch verfiel er bald in Geiſteskrankheit, und las in der letzten Zeit nur noch ausnahmsweiſe. Er iſt zu Ende des vorigen Jahres geſtorben, und wir haben es hier nur mit den Lebenden zu thun, alſo mit Raumer, Ranke und Stuhr.

Raumer iſt nicht bloß Hiſtoriker, ſondern zugleich Publiciſt und Reiſender, und in dieſer dreifachen Eigenſchaft ſchon ſo vielfach beſprochen worden, daß es ſchwer iſt, über ihn etwas zu ſagen, was noch nicht geſagt wäre, zumal da nicht eben ein beſonderer Scharfſinn dazu gehört, in das Allerinnerſte ſeines Weſens einzudringen. Welche Angriffe hat nicht der einſt von den Göttern zweiter Claſſe ſo gefeierte Geſchichtſchreiber der Hohenſtaufen in den letzten zehn Jahren von den verſchiedenſten Seiten her zu erdulden gehabt: von den hiſtoriſchen und kritiſchen Zionswächtern, die übrigens nie viel auf ihn gegeben haben, von den vorzugsweiſe ſogenannten „Preußen," denen er ſeit 1831 entſchieden verdächtig geworden iſt, von den Jeſuiten und Anhängern des politiſchen Wochenblatts, von den engliſchen Torys, während ihn Lord Ruſſel lobte, endlich von den deutſchen Liberalen und Radicalen, namentlich von Heine und Börne!

Raumer iſt bekanntlich ein Zögling der romantiſchen Schule, ein Freund Solger's, Tieck's, v. d. Hagen's und der Schlegel. Doch hatte er wohl von Hauſe aus zu wenig Phantaſie und zu viel Sinn für das Reelle, um je dieſe Richtung entſchieden und conſequent zu verfolgen. Nach Abſolvirung ſeiner Studien trat er in den praktiſchen Staatsdienſt, und ich weiß nicht, ob ſich in dieſem ſeine Grundanſicht über Welt und Weltgeſchichte, — die Anſicht der meiſten praktiſchen Geſchäftsleute und Adminiſtrativbeamten, — daß man nämlich gar keine Anſicht haben müſſe, erzeugt und durchgebildet hat. Jedenfalls iſt ſie ſtets mehr und mehr ſein Dogma geworden, und nur wenn er ſich in die Sphären verſteigt, wo die Welt mit Brettern zugenagelt iſt, hören wir von ihm noch romantiſche Accorde. Rühs' Tod gab die Veranlaſſung, ihn nach Berlin zu rufen, nachdem er bereits einige Zeit den Staatsdienſt verlaſſen und Profeſſor in Breslau geweſen war.

(Fortſetzung folgt.)

Ein nachträgliches Wort über bonner Kritik und Apologetik.

Aus Berlin, aus Hamburg und vom Rhein vornehmlich sind uns Briefe zugegangen, die ein lebhaftes Intereſſe an der B. Bauer'ſchen Angelegenheit ausdrückten, und die Anſicht beſtätigten, daß man aller Orten auf den eigentlichen Kern der Sache, den die Erklärungen des Hrn. Sack in der Leipziger Zeitung wohl errathen ließen, aber nicht enthüllten, begierig ſein werde. Noch mehr, man war ungeduldig und warf es uns vor, daß wir den langſameren Weg des wiſſenſchaftlichen Journals den Inſertionsſpalten der politiſchen Tageszeitung vorgezogen. Dies Intereſſe iſt eben ſo begreiflich als erfreulich, denn es iſt in der That die politiſche Frage, die jetzt, noch einmal als eine religiöſe verkleidet, vorgebracht wird, und zwar diesmal unter dem Dilemma Philoſophie oder Chriſtenthum, Apologetik oder Kritik; und wenn es auch unmöglich iſt, heut zu Tage und auf dem Boden unſerer Bildung ein unphiloſophiſches Chriſtenthum und eine unchriſtliche Philoſophie ausfindig zu machen, ſo ſind wir doch durch die Meinungen der Menſchen hinlänglich darauf geſchult, wie wir uns die beiden Gegenſätze zu denken haben, wer ſie repräſentirt, und wie ſie mit einander kämpfen. Die Frage iſt nun aber darum politiſch geworden, weil die Regierung ihre Abneigung gegen die eine und ihre Hinneigung zu der andern Seite in der jüngſten Zeit nicht mehr hat verhehlen können. Das Irrthümliche und Bedenkliche in dieſer Wendung nachzuweiſen, wird vielleicht von Nutzen ſein. Die Apologie des excluſiven Chriſtenthums ſtellt ſich bekanntlich mehr in der Form des Bekenntniſſes, der Geſinnung und des guten Willens und Glaubens, als in der Form der Wiſſenſchaft dar, die Kritik mehr in der Form der Erkenntniß, der Vorausſetzungsloſigkeit, der vorläufigen Willensloſigkeit und des Unglaubens, denn alles dies ſind die Bedingungen einer gründlichen Wiſſenſchaft. Wenn nun die Macht und die politiſche Auctorität der Meinung iſt, die Apologetik ſei poſitiv, die Kritik dagegen negativ, auf die Geſinnung aber und den entſchiedenen guten Willen komme es doch ſchließlich an; ſo hat dieſe Meinung im Princip durchaus nicht Unrecht: aber wir betonen hier zunächſt das Wort „ſchließlich," und finden es gefährlich, wenn der „gute Wille" zu früh, wenn er für ſich allein und ausſchließlich, d. h. wenn er anderswo, als am Schluſſe der Kritik und in anderer Form, als in der eines philoſophiſchen und reinwiſſenſchaftlichen Reſultates für berechtigt gehalten und mit der höchſten Auctorität ausgerüſtet wird. Die höchſte Auctorität auch des reifſten „guten Willens" kann aber immer nur die theoretiſche, die Ehre der durchgemachten Arbeit, der Gelehrſamkeit, der Gründlichkeit, des Geiſtes ſein, und die Geſinnung, auf die es ankommt, das „ſchließliche" Ergebniß, wäre immer nichts anders, als die redliche Bemühung um die unendliche Wahrheit. Dieſe Bemühung ſtellt alsdann Geſtalten auf, wie unſere großen Religions-, Reformations- und Syſtems-Gründer, und ſie ſind wahrlich poſitiv und Auctorität genug, ja oft nur zu viel, ohne darum gleichwohl eine „ſchließliche" Anerkennung äußerer, politiſcher oder kirchlicher Mächte zu verlangen. Das ſchließlich Werthvolle alſo iſt die rückſichtsloſe, reinwiſſenſchaftliche Geſinnung. Sie iſt Religion, iſt Herzensſache und unabhängig von äußerlicher Auctorität und Macht. „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt," ſagt Chriſtus. Die politiſche Auctorität iſt wohl fähig, den religiöſen und wiſſenſchaftlichen Proceß in ſeiner Lebendigkeit fördernd zu ſchützen oder hemmend zu beläſtigen, aber ſie iſt unfähig, ihn zu regieren und von Außen her durch Befehl, Wunſch, Neigung und Subvention ſeinen Verlauf in ihre Gewalt zu bringen. Das geht ſchlechterdings über ihren Horizont. Das Poſitive iſt daher, daß die politiſche Auctorität, eben ſo wie die großen Männer der Wiſſenſchaft, dem wiſſenſchaftlichen Verlauf ehrlich vertraut und mit keinem Bekenntniß einen Abſchluß, mit keiner andern Geſinnung, als der eines redlich Strebenden den Anfang gemacht haben will. Ob der Einzelne abſchließt oder abgeſchloſſen zu haben meint, das iſt gleichgiltig, in welcher Stellung er auch ſei; ob über irgend ein Bekenntniß, irgend ein religiöſer oder wiſſenſchaftlicher Abſchluß von Staatswegen gewünſcht oder gar decretirt werden dürfe, das iſt eine ganz andere Frage, es iſt die politiſche Frage unſerer Zeit, ob der Staat in einer beſtimmten Verfaſſung die Bewegungen des Geiſtes, welche über dieſe Beſtimmtheit hinausgehen, unterdrücken, oder ob er Formen erfinden ſolle, welche die unendliche Bewegung ausdrücklich zu ſeiner eignen Angelegenheit machen. Ruhe, Unruhe; Beſtand, Umſturz; conſervativ, deſtructiv; Reaction, Revolution; Chriſtenthum, Philoſophie; Apologetik, Kritik; und wie es weiter heißt: das ſind daher die Gegenſätze, über die man verhandelt und ſo viel Einſeitiges vorbringt. Ich ſage Einſeitiges. Denn es iſt auch nicht Einer von all dieſen Namen, der nicht gründlich von dem Begriffe ſeines Gegentheils inficirt wäre und inficirt ſein müßte, wodurch das Anziehen und Abſtoßen, der Kampf und die Entwickelung des theoretiſchen Gebietes entſteht. Sobald alſo praktiſch die Auctorität des Staats ihre allumfaſſende Stellung verläßt, die expectative Maxime der Toleranz aufgiebt und excluſiv auf eine Seite tritt, verwickelt ſie ſich ſelbſt in die Unruhe der Geiſtesbewegung und wird dem Schickſal ihrer Fluctuationen ausgeſetzt, die wohlthätig, wenn bewußt und geregelt, aber als Calamität erſcheinen, wenn ſie wider Wiſſen und Willen eintreten. Man wird perſiflirend ſagen, „die Bewegtheit ſei es ja grade, was die Zeit und die Männer der Zeit verlangten," man iſt aber nicht ehrlich genug, um einzugeſtehen, daß man mit dem Anſchluß an die Eine Seite der Zeitgegenſätze nichts weniger, als der Bewegung und der Unruhe Vorſchub zu leiſten Willens war. Es iſt aber ein gewaltiger Unterſchied, ob einer nach Oberon's Horn wider Willen, oder ob nach den Melodieen und Rhythmen ſeines Herzens freiwillig tanzt. Beide tanzen, aber der eine tanzt „in Revolution," der andere „in freier Verfaſſung." Wer wird nun irgend einem vernünftigen Menſchen den Gedanken zumuthen, der Veitstanz der Revolution ſei eben ſo befriedigend, als der ſchöne Rhythmus der Freiheitsbewegung? Wer einem Patrioten die Täuſchung, die Schadenfreude, das zauberiſche Horn zu blaſen, werde ſich auch in der politiſchen Geſchichte ſo bequem an zwei Perſonen vertheilen, wie es der Dichter im Märchen uns vorphantaſirt, ganz abgeſehen davon, daß die Schadenfreude wiederum ein ſchlechter Genuß und eben ſo wie der Veitstanz, den ſie beträfe, nur ein Nothſtand ſein würde? — Die Bauer'ſche Angelegenheit iſt nun aber darum ſo wichtig, weil ſie den Verſuch involvirt, die Theologie in der Form von Bekenntniß und Gläubigkeit gegen das Eindringen der Kritik wenigſtens in die öffentlichen Stellen einer Univerſität ſicher zu ſtellen, alſo die Auctorität einſeitig für die apologetiſche Richtung zu gewinnen. Sack hat erklärt, dieſe Wendung der Sache habe weder die Facultät ſelbſt durch eine Proteſtation herbeigeführt, noch er oder einer ſeiner 540,000

Glaubensgenoſſen durch Veranlaſſung einer ſolchen zu bewirken geſucht. Dennoch ſteht es feſt, ein Proteſt gegen Bauer iſt nach Berlin gelangt und in dieſem Proteſt die ſchöne compacte Einheit der gläubigen Facultät als vorzüglichſter Grund gegen Bauer's Beförderung geltend gemacht, wenn auch darneben unter andern angeführt wird, daß die bonner Facultät von vielen Schweizern beſucht werde (hier finden ſich die guten Schweizer noch einmal als apologetiſches Bollwerk gegen die philoſophiſche Kritik aufgeſtellt), und es ſteht eben ſo feſt, daß außer Auguſti alle übrigen Mitglieder der bonner evangeliſch-theologiſchen Facultät Bauer und ſeine Richtung für höchſt verderblich, das Reſultat ihrer Bemühungen und des gedachten Proteſtes aber für ein höchſt heilſames halten. Nur ſoll die Welt es nicht glauben, daß die Herren ſich in dieſer Weiſe bemüht und daß Bauer's Repuls eine principielle Wichtigkeit habe. Darum wird Verſtecken geſpielt, darum ſoll es lieber ſcheinen, als ſei der ganze Hergang eher ein Naturereigniß, als ein Menſchenwerk. Darum erklärt Hr. Sack ſich nicht über die Sache, ſondern nur über äußerliche Umſtände derſelben. Aber — um jetzt zu unterſuchen, was die Apologetik mit ihrem äußerlichen Erfolg eigentlich erreicht habe — iſt es denn möglich, den Streit zu vermeiden, nachdem die Kritik mit der Schärfe des Schwertes öffentlich dreingeſchlagen? Wird es zu etwas nutzen, daß die Herren in Bonn bei ſich zu Hauſe, in ihren Verſammlungen keinen Ketzer haben, wenn draußen alle Welt ſich der Ketzerei ergiebt und wenn dem Glauben gar kein Mittel mehr zu Gebote ſteht, die Genoſſenſchaft der 540,000 Evangeliſchen, von denen Sack's letzte Erklärung redet, ſeinem Bekenntniß zu ſichern? Selbſt die Schweizer ſind nicht ſicher vor den Vorleſungen des Licentiaten Bruno Bauer, und die Affaire, in die der junge Mann jetzt verwickelt worden iſt, dürfte nur dazu dienen, die Aufmerkſamkeit der Schweizer und Nichtſchweizer noch mehr auf ihn zu lenken. Die Apologetik alſo hat wiſſenſchaftlich gar nichts gewonnen, und wenn Bauer ſeine Exiſtenz zu ſichern weiß, was er allerdings vermögen wird, ſo haben die Herren ſich vorläufig nur im Lichte geſtanden. Die Apologetik muß in der Oeffentlichkeit der wiſſenſchaftlichen Bewegung nicht nur in den heimlichen Veranſtaltungen das Feld behaupten, oder ſie erlebt ihren Untergang bei lebendigem Leibe. Herr Sack, der Urapologet, ſollte ſich daher wirkſamer bemühen, ſeiner Sache Ehre zu machen: apologetiſche Meiſterwerke müßte er der Welt ſchenken. Oder ſollten etwa polizeiliche Maßregeln, Proteſte und juriſtiſch berechnete Erklärungen über ſolche Vorgänge die ſchneidendſten oder gar die einzigen Waffen ſein, welche der Apologetik in unſern Tagen noch zu Gebote ſtehen?

Wir glauben es faſt. Ach nein! es iſt ſo! Weiter hat der Apologet keine Waffen! Dieſe Richtung, welcher die philoſophiſche Kritik ein Gräuel iſt, ein Gräuel, den ſie mit dem Feuer des Elias zerſtören möchte, hat in den letzten Jahren Nichts gethan, was einer wiſſenſchaftlichen Widerlegung der Kritik ähnlich ſähe. Die Apologetik iſt alle Antworten auf die letzten Fragen, die an ſie gerichtet ſind, ſchuldig geblieben. Sie kann nicht antworten! Sie ſtirbt ſtumm und bewußtlos. So weit iſt es durch die hervorragendſten Arbeiten der letzten Jahre gekommen, daß die Apologetik, wenn ſie ihre Wendungen, ihre Argumente, Raiſonnements und vorzüglich ihre Bibelerklärungen beibehalten und im Gegenſatze gegen die evidenten Beweiſe der Kritik ihre Sätze wiederholen will, ein Syſtem der Lüge werden muß. So weit hat ſie es kommen laſſen.

Alle Antworten iſt ſie ſchuldig geblieben. Wir wollen die Werke, auf die ſie hätte antworten müſſen, nicht aufzählen, denn wir können nicht anders glauben, als daß ſie ihr unbekannt geblieben ſind; es hälfe auch zu nichts, wenn wir von ſo fernliegenden, nur durch Ignoriren zu beſeitigenden Erſcheinungen ihr das Verzeichniß geben wollten. Aber Bauer's Schrift über das vierte Evangelium liegt den bonner Apologeten nun doch unſtreitig näher, ſie kennen dieſelbe, ſie iſt nun faſt ſchon ein halbes Jahr in den Händen des Publikums; Weiße, der das Werk neuerlich eingeführt und ſich gegen die Apologeten ſeiner angenommen, hat es mit der Erklärung gethan, daß es eine dringende Anfrage an die Apologetik und der Anlaß zur Entſcheidung ſei. Warum hat ſie noch geſchwiegen? Wie viel würdiger, männlicher und ehrenvoller wäre es für den Urapologeten geweſen, wenn er über dieſes Werk ſich gründlich ausgeſprochen hätte, ſtatt mit Erklärungen voll unerheblicher Pointen, wie wir ſie nun haben kennen lernen, eine theologiſch verlorene Sache juriſtiſch ſtützen zu wollen? Heraus mit der Sprache, heraus alſo! heraus! Aber ſattelt euch kritiſch und philoſophiſch, mit polizeilicher und advokatoriſcher Klugheit iſt hier nichts gethan. Heraus vielmehr mit einer gleich gründlichen und erſchöpfenden Arbeit, wie die von Bauer iſt. Hat der Mann, der in eurer Nähe iſt, in eurer Stadt wohnt, euch kein Beiſpiel gegeben? Schämt euch! Die Art, wie ihr in dieſer Angelegenheit aufgetreten ſeid, iſt nicht die ſchwächſte Widerlegung eures Syſtems. Bauer arbeitet in eurer Stadt im Schweiße ſeines Angeſichts, er läßt es ſich, während Alles ſich beeifert, ihm das Leben zu erſchweren, redlich um die Wiſſenſchaft ſauer werden — und ihr bringt es litterariſch nicht weiter, als zu Erklärungen, die weder Hand noch Fuß haben, ja zu Erklärungen, in welchen ihr es nicht einmal auszuſprechen wagt, ob ihr im Grunde eures Herzens gegen Bauer ſeid? Hättet ihr männlich handeln wollen: ſo hätte das die Hauptſache ſein müſſen. Ihr hättet ſagen müſſen, daß ihr unſchuldig ſeid, wenn gegen Bauer proteſtirt iſt, daß ihr unmöglich davon etwas wiſſen könnt, weil ihr nicht gegen die philoſophiſche Bildung, nicht gegen die Kritik, nicht gegen Bauer feindſelig geſonnen ſeid. Das wäre das Einzige geweſen, was für die Welt Intereſſe gehabt hätte. Heraus! ſagt es der Welt, ob die Apologetik Bauer's Schrift über das vierte Evangelium verdammen müſſe oder widerlegen könne.

Während die Facultät Erklärungen ſchreibt, in demſelben Augenblicke hatte Bauer ruhig weitergearbeitet, die Fortſetzung ſeiner kritiſchen Schrift über die Evangelien befindet ſich gegenwärtig unter der Preſſe und wird in kurzer Zeit erſcheinen. Das Publikum mag dann urtheilen und entſcheiden, auf welcher Seite der männliche Ernſt, die Liebe zur Sache und die Wahrheit zu finden iſt. Die Facultät aber mag dann errathen, und wenn ſie ihre Sache gut machen will, die Gelegenheit ergreifen, und der Welt zeigen, ob ſie etwas gegen die Waffen der Kritik und Philoſophie vermag.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

425

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

5. Mai. № 107. 1841.

Die berliner Historiker.

(Fortsetzung.)

Seine frühsten Schriften sind vergessen; selbst die bedeutendste unter ihnen, die „Vorlesungen über die alte Geschichte," nimmt wohl schwerlich jetzt Jemand mehr zur Hand. Erst durch seine „Hohenstaufen" ist er berühmt geworden. Sie erschienen von 1823 bis 1825, aber der Plan zu denselben, die Vorarbeiten und zum Theil auch die Ausarbeitung fallen in eine frühere Periode, und so spricht sich denn in diesem Werke noch am entschiedensten seine Jugendansicht aus, die Sympathie für das Mittelalter, für Kaiser und Reich, Papst und Kirche, Ritterthum, Bettelorden, Scholastik und einfältigen Glauben. Seine spätere, mehr moralische, halb und halb aufgeklärte, beamtenmäßige Neutralität und Ueberzeugungslosigkeit lauscht erst versteckt hinter jener hervor. Die Zeit war dem Erscheinen des Buches ungemein günstig; die eben vollbrachte gewaltsame Unterdrückung der deutschthümlichen Richtung ließ dasselbe nur noch mehr Anklang finden, und es ist bekannt, welchen außerordentlichen Beifall es bei Gelehrten und Ungelehrten fand. Nur die kritischen Historiker waren mit demselben nicht zufrieden: Schlosser nannte es einen „Roman in Fouqué'scher Manier," und Stenzel suchte in einem Nachtrag zu seiner „Geschichte der fränkischen Kaiser," der fast eben so lang und wo möglich noch langweiliger ist als diese, den Beweis zu führen, daß Raumer es meistens vorgezogen habe, aus schlechten Quellen zu schöpfen als aus guten. Nichts desto weniger hat es den früheren historischen Productionen der Deutschen gegenüber entschiedenes Verdienst, namentlich in stilistischer Beziehung und was Schlosser an demselben tadelt, daß es nämlich lesbar geschrieben sei, möchte gerade sein größter Vorzug sein. Offenbar gab es bis dahin in unserer ganzen geschichtlichen Litteratur kein Werk von so viel und in einzelnen Partieen so schöner Darstellung und von so wenig Pedantismus, als die „Hohenstaufen." Hätten diese auch nichts Weiteres bewirkt, als daß durch sie unsere historische Messiade verdrängt ward, nämlich J. v. Müller's Schweizergeschichte, jenes läppische Nationalwerk, das gleich der epischen Messiade Jeder rühmte und Niemand las, ihnen würde dennoch in der Entwicklungsgeschichte unseres historischen Stils immer eine ehrenvolle Stelle gebühren.

Später hat Raumer den mittelalterischen Studien und Passionen fast gänzlich entsagt und sich der neueren Geschichte zugewandt, in Folge dessen auch häufig über Tagesinteressen mehr als Publicist denn als Historiker seine Stimme abgegeben, z. B. über die preußische Städteordnung und den Untergang Polens. Um archivarische Forschungen anzustellen, ist er dann fast zum Reisenden von Profession geworden: er hat z. B. bloß seit 1830 einmal Frankreich, zweimal England und zweimal Italien heimgesucht und ist bereits wieder, ich weiß nicht wohin, unterwegs. Die Resultate dieser Forschungen sind bekanntlich theils in seinem historischen Taschenbuche, seinen Briefen, seinen actenmäßigen Mittheilungen vereinzelt erschienen, theils in seinem zweiten größeren Werke, der „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts," zusammengefaßt worden.

Die strenge Schule hat über dasselbe wie über die dazu gehörigen Vorarbeiten nicht eben günstiger geurtheilt, als über die „Hohenstaufen." Während er sich selbst rühmt, daß er Tausende von Meilen gemacht, Tausende von Actenstößen und verstäubten Papieren mühsam durchstudirt und excerpirt habe, um reiche und sichere Kunde zu gewinnen, „daß ihm durch lange Uebung hierin eine Herrschaft und Uebersicht geworden sei, wie sie ein Kapellmeister hinsichtlich der vor ihm liegenden Partitur besitze;" während seine Freunde von ihm rühmen, „daß er in Monaten Papierwüsteneien durchackere, wozu Andere Jahre gebrauchen, um die Körnlein für die Geschichte zwischen der Spreu der Gesandtschaftsberichte aufzufinden:" behaupten seine Gegner, er nehme es auf seinen Reisen mit den Archiven und Handschriften nicht allzugenau und kümmere sich überall mehr um Theater und Gesellschaft und die von ihm so oft erwähnten „preiswürdigen Mahlzeiten," als um Geschichte und Geschichtsquellen. Daß sie nicht so ganz Unrecht haben, erhellt sonnenklar aus seinen eigenen Reiseberichten, wie das

auch in dieſen Blättern ſchon mehrfach beſprochen worden iſt. In Rom z. B. freut er ſich, daß ihm der Zutritt zu den Archiven verſagt worden: „Es konnte mir nichts Angenehmeres wiederfahren, als dieſe abſchlägige Antwort; ſie führt mich aus altem Papier in die lebendige Gegenwart, beſchleunigt die erwünſchte Heimkehr, und außerdem erſpare ich auch noch Geld.“ Und von Paris aus ſchreibt er: „Weshalb quäle ich mich jetzt den ganzen Tag mit Handſchriften? Es iſt Prädeſtination, und ſonſt kein vernünftiger Grund anzugeben. Denn das Gericht, was ich aus den vielen Ingredienzien zuſammenkoche, wird nicht einmal mir, vielweniger Andern ſchmecken. Faſt geht es mir hier wie ehemals in Rom. Ich übernehme mich in Leſerei der Handſchriften, werde ihrer überdrüſſig und laſſe es mir zuletzt gefallen, daß Zeit und Geld ein Ende nimmt.“ Auch zweifelt er keinen Augenblick daran, „man werde, wenn einſt dies oder das von ſeiner Ausbeute gedruckt ſei, laut genug ſagen: alſo um dergleichen unbedeutend Zeug zu holen, hat der Menſch Urlaub genommen und königliche Unterſtützung erhalten? Beſſer, er wäre zu Hauſe geblieben und hätte ſeine Pflichten gewiſſenhaft erfüllt. Im Theater und den Garküchen mag er wohl Zeit und Geld durchgebracht, um Gelehrſamkeit ſich aber nicht gekümmert haben.“

Hinſichts der Darſtellung ſteht nun vollends ſein zweites Werk dem erſteren bedeutend nach. Sie iſt völlig matt und farblos, und trotz des vielen Raiſonnements von compendienhafter Trockenheit und Eintönigkeit. Doch wie könnte bei der nichtsſagenden, langweiligen hiſtoriſchen und politiſchen Anſicht, von welcher das ganze Buch durchzogen iſt, die Darſtellung anders als nichtsſagend und langweilig ſein?

Dieſe, ſeine Anſicht oder vielmehr Anſichtsloſigkeit, die ſich zwar nirgends bei ihm verläugnet, vorzüglich aber da herauskehrt, wo er die neuere und neueſte Geſchichte behandelt, hat ihn nun eben zum bequemen Marterholz aller Parteien gemacht. In der That iſt ſie das eigentliche Charakteriſtiſche an ihm. Nirgends eine Beſtimmtheit, eine Entſchiedenheit, ein Princip. Er weiß, daß ein Hiſtoriker sine ira et studio ſchreiben ſoll, er will unparteiiſch ſein, und dies meint er dadurch zu vollbringen, daß er zu keinem Dinge in der Welt, zu keiner hiſtoriſchen Erſcheinung, keiner weltgeſchichtlichen Individualität, keinem Ereigniß entſchieden Ja oder Nein, ſondern immer beides zugleich ſagt. Mit dem an ſich wahren Satze, daß die Wahrheit in der Mitte liege, dem man aber auch zugleich den entgegengeſetzten hinzufügen muß, daß nämlich die Unwahrheit, d. h. die Halbheit und Mittelmäßigkeit in der Mitte liege, hat nie Jemand ärgeren Mißbrauch getrieben, als Raumer. Ueberall ſtellt er ſich zwiſchen die Gegenſätze, nicht um ſie wahrhaft zu vermitteln, nicht um ſie anzuerkennen und aufzuheben zugleich, nicht um zu zeigen, wie ſie ſich objectiver Weiſe ſelbſt aufheben und daraus neue und höhere Geſtaltungen hervorgehen, ſondern um an ihnen zu mäkeln, zu dingen, zu handeln, dem einen dies, dem andern jenes zuzugeſtehen und wiederum abzuziehen, kurz ſie ſo weit abzuplatten und zu vermittelmäßigen, daß ſie keine Gegenſätze mehr ſind, ja daß ſie überhaupt nichts mehr ſind, als eben Raumer'ſches Raiſonnement. Jeder Gegenſatz iſt ihm zuwider: Alles ſoll weder kalt noch warm, weder Fiſch noch Fleiſch, weder ſchwarz noch weiß ſein. Hätte er die Welt geſchaffen, er würde ſie grau angeſtrichen, er würde ſie, um keinem Unrecht zu thun, um völlig neutral zu ſein, nur mit Amphibien und Hermaphroditen bevölkert haben. Da nun die Weltgeſchichte es aber mit Geſchöpfen der Art nicht zu thun hat, ſo iſt Raumer eigentlich der größte hiſtoriſche Jakobiner und Leveller, den man ſich denken kann. Er läßt nichts beſtehen, er macht Alles gleich, er weiß Alles beſſer. Seine zur Manie gewordene Manier, in welcher er ſich über Perſonen, Zuſtände, Begebenheiten, Meinungen, Zeitalter, Völker, kurz über alle hiſtoriſche Erſcheinungen zu ergehen pflegt, iſt bekannt. Ueberall iſt das Endurtheil und die Schlußfrage: Was kann man hieran billigen, was nicht billigen? was läßt ſich dafür ſagen, was dagegen? es iſt einerſeits wahr, aber es iſt anderſeits nicht minder wahr; es hat ſeine Lichtſeite, aber auch ſeine Schattenſeite; die Einen haben Recht, aber die Andern haben auch Recht; dieſe Behauptung iſt nicht ohne Grund, aber ließe ſich nicht auch das Gegentheil beweiſen? u. ſ. w. Nichts iſt ſo groß oder ſo klein, ſo alt und ſo neu, um nicht mit dieſem zweiſchneidigen Meſſer des „zwar — indeſſen, allerdings — aber dennoch, einerſeits — anderſeits“ zugeſtutzt und zurechtgemacht zu werden. Daß hierbei alle hiſtoriſche Anſchauung zu Grunde gehen muß, ja daß eine ſolche Art von Toleranz die ärgſte Intoleranz iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Denn keine Geſtaltung, kein Factum, keine Perſönlichkeit wird rein und ganz anerkannt, ſondern je größer, je inhaltsvoller, je entſchiedener und energiſcher, um ſo mehr werden ſie reducirt und auf die Hälfte herabgeſetzt, obgleich dieſe Halbheit gar nicht in ihnen, ſondern lediglich in Hrn. v. Raumer ſteckt.

Was ſein politiſches Glaubensbekenntniß anlangt, ſo meidet er auch auf dieſem Boden nicht weniger als auf dem eigentlich hiſtoriſchen jede poſitive Anſicht, und es iſt daher natürlich, daß er bald zu liberal, bald zu ſervil, hier zu proteſtantiſch, dort zu katholiſch genannt wird, daß die Einen in ihm einen „Ajax der Freiheit,“ die Andern einen „geſchmeidigen Kammerdienerhiſtoriker“ ſehen, kurz daß er mit dem Maße gemeſſen wird, mit welchem er ſelber mißt. Wir glauben ihm freilich gern, „daß der Verſuch, zwiſchen den Parteien hindurchzulaviren, ſehr große Schwierigkeiten hat;“ aber wenn er zu ſeiner Rechtfertigung den Satz hinzufügt: „Je ſchärfer die Parteiung iſt, deſto beſtimmter tritt

Egoismus und Gleichgiltigkeit gegen die Mannigfaltigkeit der Schöpfung heraus;“ ſo müſſen wir ihn gleich mit ſeiner Lieblingsfrage unterbrechen: Ließe ſich nicht auch das Gegentheil behaupten? Iſt nicht Egoismus und Gleichgiltigkeit vielmehr gerade bei der parteiloſen Dumpfheit oder dem doctrinären juste milieu zu Hauſe? Oft macht er zwar einen tüchtigen Anſatz zum Liberalismus, aber entſetzt über ſeine eigene Kühnheit, kriecht er dann unbemerkt eben ſo viel Schritte wieder zurück, als er unbedacht vorgerückt iſt. Wenn er z. B. die Julirevolution preiſt, wenn er erklärt, „Karl X. ſei ein Verräther, ein Meineidiger, die Franzoſen ſeien ganz in ihrem Rechte; es habe ſich bewährt, daß ein großes Volk nicht das willkürlich zu mißhandelnde Eigenthum einer abgelebten Familie ſei, daß es nicht jeſuitiſch regiert werden ſolle;“ ſo kommt hinter dem Siegsgeſchrei gleich der hinkende Bote hinterher, und wir werden durch eine ganze Wendeltreppe von „Anderſeits“ wieder auf den ebenen, ruhigen, preußiſchen Boden zurückgeführt, den wir im erſten Rauſche der Julitage vorwitzig aufgegeben hatten. Denn anderſeits „kann es nicht erbauen, daß der neue König aus des Volkes Gnade die marſeiller-Hymne mit ihm ſingt;“ anderſeits „war der Gegenſatz von Royaliſten und Conſtitutionellen das Zeichen einer böſen Krankheit;“ anderſeits „iſt die Freude, man habe nun keinen König aus Gottes Gnade mehr, nur die Folge einer einſeitigen, krankhaften Betrachtungsweiſe;“ anderſeits „iſt es nichtige Anmaßung und Aberglaube, mit bloß menſchlichen Mitteln, Vorkehrungen, Controlen, Verantwortlichkeitsgeſetzen u. dgl. eine politiſche Univerſalmedicin bereiten zu wollen, ohne Bezug auf Gott und Vorſehung, ohne Verklärung durch die chriſtlichen Tugenden“ u. ſ. w. u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Ein nachträgliches Wort über bonner Kritik und Apologetik.

(Schluß.)

Die Facultät wird aber den dringendſten Anlaß zu einer Entſcheidung haben. In dem letzten Artikel über dieſe Angelegenheit berichteten wir, daß Bauer, als er nach Bonn zurückkam, den Antrag an das Miniſterium ſtellte, es möge die Facultät veranlaßt werden, nach Kenntnißnahme von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Bemühungen zu entſcheiden, ob er durchaus erwürgt werden ſolle. Nach neueren Nachrichten aus Berlin können wir nun melden, daß dieſem Antrage nicht entſprochen worden iſt. Keine Rettung alſo? Stumm, wie die Apologetik bleibt, ſollen die Vertreter der Kritik hingeſchlachtet und einem ſtummen Götzen, dieſer ſtummen Apologetik geopfert werden? Die Facultät, überhaupt die Apologetik hat nun den beſten Anlaß, ihre Sache wieder gut zu machen. Sie trete offen auf und ſie zeige, ob ſie noch Kraft hat und die Wahrheit mehr liebt als ſich ſelbſt. Die Apologetik hat ja Nichts zu verlieren, ſie genießt die äußere Herrſchaft, die Protection von oben, ſie beſitzt die beſoldeten Lehrſtühle. Die Kritik hat zwar auch Nichts zu verlieren, da ſie Nichts von dieſen Dingen beſitzt: aber wenn nun beide Richtungen darin gleich ſind, daß ſie Nichts zu verlieren haben, ſo ahme der Apologet dem Kritiker nach, und komme er doch endlich einmal zu der Sache, um welche es ſich in unſerer Zeit handelt.

Oder wird uns Herr Sack auf ſein Sendſchreiben an den Profeſſor Löbell „über das Geſchichtliche im alten Teſtament“ (S. 15) verweiſen, worin er ſich über ſeiner Collegen ketzeriſchen Ausdruck in Raumer's Taſchenbuch für 1840: „wohl hatte auch die Poeſie des Orients hiſtoriſche Elemente, ſie treten uns im alten Teſtamente ſehr lebendig entgegen,“ ausſpricht? Dieſe kleine Schrift iſt uns wohl intereſſant, aber ſie lehrt wiederum nur, daß die Apologetik nichts weiß und nichts wiſſen will, was ihren Vorausſetzungen entgegenläuft, und daß ſie daher, um ihren Willen und ihren Glauben, den ſie ebenfalls mit aller Gewalt haben will, durchzuſetzen das Widerſprechendſte und Tollſte mit eiſerner Stirn immer von Neuem ausſagt und, wenn es ſein muß, nichts dagegen hat, für „verrückt“ gehalten zu werden, um nur einen unwiderleglichen Grund ihrer Glaubenscapriee zu gewinnen. Denn unwiderleglich iſt allerdings jeder, der ſich auf ſeine „Einfalt“ beruft und es ſich zum Ruhme rechnet, daß alle Welt pazzo, pazzo! hinter ihm herſchreit. Je vernünftiger ſie im gemeinen Leben, je pfiffiger in äußerlichen Dingen ſie auftritt, um ſo pikanter wird der ſchließliche Sprung, mit dem die Apologetik ſich kopfüber in die Fluth des abſoluten Glaubens ſtürzt und das alte Lied: „Wie ſüß, ein Narr, ein Narr vor der Welt zu ſein!“ anſtimmt. Sack fragt ſeinen Collegen, von welchem Standpunkte aus er nun vollends nur hiſtoriſche Elemente, im übrigen pure Poeſie in den altteſtamentlichen Büchern finden wolle, das ſei ja ärger als Strauß. „Gerade deshalb, heißt es, weil Sie Hiſtoriker ſind, und ein ſolcher, als wir ſie kennen, und weil Sie mir nie zu erkennen gegeben, daß Sie aus den bekannten de Wettiſch-Strauß'ſchen Gründen, deren Quinteſſenz doch am Ende nur der iſt, daß es keine wirkliche Offenbarung und keine göttlichen Wunder in deren Gefolge geben könne, alle Geſchichte in der Bibel für Mythus und mythiſche Poeſie halten, gerade deshalb iſt mir jene Vorausſetzung unverſtändlich. Und Sie müßten gerade auf der höchſten Höhe jener Anſicht ſtehen, welche in ihren früheren Stadien nur ſagte, ſie ſei Geſchichte mit Poeſie und Mythus ununterſcheidbar durchzogen, während Sie lehren, ſie ſei Poeſie mit hiſtoriſchen Elementen. Sie geſtehen alſo ſolche in jenen Schriften zu, Sie verſichern aus den nach Ihrer Anſicht poetiſchen Schilderungen der Patriarchen eine anſchauliche Erkenntniß der wirklichen Zuſtände gewinnen zu können, in Ihrem Sinne aber gewiß nicht mehr, als man aus Homer die Zuſtände der Griechen kennen lernt.“

Alſo immer noch „eine ganz beſondere Offenbarung,“ immer noch „göttliche Wunder in deren Gefolge“ und „eine Geſchichte womöglich ohne Poeſie,“ kurz alle die gedankenloſen Vorausſetzungen, die man gegenwärtig doch nur wollen kann, den evidenteſten und offenkundigſten Unterſuchungen zum Trotz, oder die man ganz neu, etwa à la Göſchel, zu begründen unternehmen müßte! Sack fühlt auch gar wohl ſeine Lage, nachdem er daher ſeine capricirte Willensmeinung und den richtigen Glauben bekannt hat, ſchließt er folgendermaßen: „Indem ich dies ſo herausgeſagt habe, was ich in meiner Einfalt meine, und mich mit dieſen Aeußerungen einen Augenblick außerhalb des Kreiſes denke, den Sie kennen und wie ich lebe, und in welchem freie Aeußerung des Individuellſten mit liebevollem Beſtreben, das Entfernteſte anzunähern, ver-

bunden iſt, erfaßt mich eine Art Grauen wegen deſſen, was die Leute von mir denken werden, die heut zu Tage den Ton in der Beurtheilung, der ſich auf Geſchichte, Kunſt und Religion beziehenden Dinge angeben. Ich glaube erröthende Geſichter zu ſehen, die ſich wegen meiner ſchämen, neben der größeren Zahl derer, die vor Zorn und Verachtung des Unwiſſenden erbleichen, der das gänzlich Abgethane vielleicht gar in die große Verſammlung der durch „die neuere Bildung" zum Bewußtſein gekommenen Chriſten bringen möchte. Ja die Gleichgiltigkeit und der Spott, welcher ſich in unheimlichem Wechſel und Miſchung in der ganzen glänzenden Geſellſchaft der Kritiker, Philoſophen und Poeten kund giebt, ſcheint mir nur allzu deutlich anzukündigen, daß ich ein Narr ſei, der Dinge auftiſche, die kein Secundaner und kein Agent bei den Eiſenbahnen, nach dem Maße, in welchem ſie an der neuen Bildung Antheil haben, mehr glaube oder glauben könne. Nun ſei es gewagt, auf den ſchlimmſten Fall, daß ich mit dieſem meinen Sinn in den glänzenden Kreis treten müßte! Denn das laſſen Sie mich Ihnen als einen Erguß des Vertrauens ausſprechen (und auf allzu vorſichtige Schonung ſeines Rufs macht Ihr Freund keinen Anſpruch), ehe mich eine griechiſche Auffaſſung der Geſchichte, die mir von der einen Seite zu hoch iſt, weil die Auffaſſung glänzender Geiſter eine uns nicht mehr ganz zugängliche Sphäre iſt, von der anderen zu niedrig ſteht, weil ſie der Geſichtspunkt ſolcher iſt, die die Offenbarung Gottes im Sohne ſeiner Liebe, Chriſtus nicht kannten, oder die ſkeptiſch-pragmatiſche Weltanſicht Hume's, oder der glanzvolle Pelagianismus Gibbon's, oder die de Wettiſch-Strauß'ſche Mythologie dahin bringen ſoll, denjenigen Rückblick auf das Alterthum und auf die poſitive Religion Israels aufzugeben, den mir das Evangelium ſelbſt an die Hand giebt; ehe ich mir durch dieſe neuen Götter eine Vorſtellung vom alten Teſtamente aufnöthigen laſſe, bei welcher auch das neue nicht mehr durch den Faden wahrer göttlicher Offenbarung mit Adam zuſammenhängt: lieber will ich mit Athanaſius, mit Auguſtinus, mit Luther und Calvin, ja mit dem züricher Antiſtes Heß und dem bremiſchen Pfarrer Menken ein Narr ſein, als der Wiſſendſte und Herrlichſte nach dem Gerichte der kritiſchen Blätter unſerer Tage."

Heldenmüthig ſpringt er über die Klinge der Vernunft, um ſo heldenmüthiger, als er während des Sprunges ſelbſt die entſchiedenſte Bekanntſchaft ſowohl mit den Redensarten der Aufklärer, als mit dem Glauben des Publicums an den Tag legt. Heißt das nun Apologetik? Wäre Luther und Calvin, Auguſtin und Athanaſius denn nicht völlig aus allen Fugen gerückt, wenn ſo eine Geſtalt in dieſe Zeit geſetzt würde? Luther, der den Teufel mit dem Tintenfaß würfe, würde jetzt allerdings in beſter Form für einen Narren paſſiren, und Calvin, der einen Hegelianer briete, wie zu ſeiner Zeit den Servet, brächte es noch ein wenig über den Narren, man würde gewiß unſäuberlich fahren mit dem Knaben Abſalom. Aber Sack erſchrickt vor nichts, weder vor dem Narrenhauſe, noch vor dem Scheiterhaufen. Warum? weil er ſehr gut weiß, daß wir andern Chriſten ungläubig ſind und alle dieſe Vorſpiegelungen ſeines Glaubens nicht glauben, es wenigſtens ſo ernſt nicht damit nehmen. Als Calvin noch bei Wege war, mußte man Calvin's Glauben wohl ernſtlich nehmen, Sack aber und die übrigen Bekenner jener an ſich ernſthaften Maximen und Dogmen rechnen mit Recht auf uns. Wir werden ihre Narrheit nicht eher für gefährlich halten, als bis wir uns an ihr die Finger verbrannt haben, denn ſie iſt vollkommen ſo abenteuerlich, als ſie ſich ſelber vorkommt. Wenn die Herren es aber dahin gebracht haben werden, daß die Welt alle Folgen ihres Glaubens, ihres Treibens und ihrer Verſäumniß gewahr wird, dann geht wenigſtens ein Theil ihrer Hoffnung in Erfüllung, ſie erleben ihren jüngſten Tag und werden ſämmtlich auf Penſion geſetzt.

Was bleibt alſo, bei Lichte beſehen, an dem Glauben der Apologeten Anerkennenswerthes? Die Weltklugheit, die ſie lehrt, wie viel ſie ganz ungefährdet zu bekennen wagen dürfen, und die Entſchloſſenheit, mit unſern Zeitgenoſſen dieſe Geduldprobe anzuſtellen. Sie ſind in der That Politiker und Rabuliſten; ihr wahres Intereſſe iſt daher auch ein praktiſches. Sie denken lieber auf Manoeuvres und geſcheidte Coups, auf Maßregeln und Veranſtaltungen, als auf neue theoretiſche Siege, obgleich ſie die Wiſſenſchaft als ein nothwendiges Mittel zum Zweck nicht gänzlich verachten dürfen. Die Verrücktheit und das Credo quia absurdum est nicht zu ſcheuen, das haben ſie Tertullian und Savonarola abgelernt, den Widerſpruch zu verachten, lehrt ſie ein dunkles Gerücht von Hegel, und wo ja dieſes nicht ausreichen ſollte, die ſeit Göſchel und den Neuſchellingianern wieder aufgewachte Scholaſtik.

Der Gegenſatz dieſer Richtung zur Zeit, zur allgemeinen Bildung und zur Kritik iſt ſehr ſchneidend; wir kehren hier aber zu unſerem erſten Worte zurück und ſagen, verhängnißvoll wird ſie nur, wenn ſie aufhört, Sache der Einzelnen zu ſein und ſich in Staatsmaximen zu einer gänzlich unbegründeten Macht und Wichtigkeit zu erheben, denn alsdann wird es ihr gelingen, durch äußere Mittel nicht der Vernunft, wohl aber den Individuen, welche die Vernunft zu vertreten haben, gefährlich zu werden; es kommt zu dem Ideal des chriſtlichen Zürich und folglich auch zu den Realitäten dieſes Ideals. Es iſt daher kein anderer Weg des Heils und der Sicherheit, als die Apologetik ihrem Schickſal zu überlaſſen, d. h. den wiſſenſchaftlichen Sieg der Kritik, welcher Polemik und Apologetik wahrhaft in eins iſt, ruhig und gefaßt zu ertragen, dem Sieger aber nicht im Staate die Stellung des Beſiegten anzuweiſen. Gehört doch Kritik und Philoſophie zur „Intelligenz," die Apologetik des orthodoxen Syſtems aber geſtändiger Maßen zur Nichtintelligenz, zur Narrheit vor der klugen Welt: wie ſollte alſo die Staatsgewalt dieſe ſeltſame Stellung ertragen? Sollen die Leute über ihr Bekenntniß, wie über das des Hrn. Sack, die Naſe rümpfen? und ſollen ſie es aus denſelben Gründen gewähren laſſen, aus denen ſie die Pietiſten laufen laſſen, weil ſie die ganze Geſchichte für eine Komödie halten, an die blutigen Conſequenzen der Bekenntniſſe auf Calvin und das Altlutherthum daher nicht glauben mögen? Das hieße doch wahrlich ſich leichtſinnig erſt um allen Credit bringen und dann die traurige Nothwendigkeit vor ſich haben, mit dieſen Principien Ernſt zu machen, nur um der Welt zu beweiſen, daß ſie ſich geirrt habe, wenn ſie nicht dran glauben wollte. Das Höchſte alſo, wozu es die Apologetik bei aller Neigung und Vorliebe einflußreicher Perſonen im Staate bringen kann, iſt, eine politiſche Privatſache, d. h. eine Sache der Intrigue zu werden, denn wie ſollte auch der ſchwächſte Staatsmann dazu kommen, ſich öffentlich zu einer Sache zu bekennen, die ſchließlich von ihm verlangt, daß er ſich nicht ſchämen dürfe: ein Narr vor der Welt zu ſein?

Arnold Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

429

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

6. Mai. № 108. 1841.

Die berliner Historiker.

(Fortsetzung.)

Wenn er uns daher wirklich einmal einen positiven Satz giebt, ohne denselben sofort durch ein „Anderseits" zurückzunehmen, so dürfen wir voraussetzen, daß er diese Zurücknahme, als sich von selbst verstehend, als conditio sine qua non nur aus Raum- und Zeitersparniß unterlassen habe, und daß sie als reservatio mentalis unfehlbar vorhanden sei. So z. B. wenn er also anhebt: „Müßte ich in den jetzt technischen, oft aber ohne alle tiefere Untersuchung ausgesprochenen Formeln gemäß (?), ein politisches Glaubensbekenntniß ablegen, so würde ich rund herausſagen: ich sei wesentlich liberal gesinnt. Dies Wort ist indessen so vieldeutig, daß ich mich mit verschiedener Auslegung desselben immer noch in jede Ansicht und jedes System hineinlügen könnte, darum behaupte ich, belehrt durch Vergangenheit und Gegenwart: das hitzige Fieber politischen Wahnsinns, wie er aus übertriebener und mißverstandener Freiheitslust entsteht, ist ein schneller vorübergehendes, minder verderbliches Uebel als das schleichende Gift, der Knochenfraß und Krebsschaden langer, angewöhnter Sklaverei. Frankreich und England sind nach dreißig bis vierzig Jahren gesunder aus jener Krankheit hervorgegangen; wer will die Jahrhunderte römischer oder asiatischer Kaisertyrannei vorziehen? Ich verkenne keineswegs, wie ungemein viel in Frankreich noch tadelswerth und ungesund ist, darf aber doch behaupten: Paris sei jetzt keuscher, züchtiger, thätiger, gescheuter, philosophischer, religiöser, als zur Zeit der verwerflichen Maitressen- und Ministerherrschaft unter Ludwig XV. Es ist so dumm als schlecht, dies le bon vieux temps zu nennen und es herstellen, oder durch Niederreißen aller sichernden Schutzwehren dessen Herstellung erleichtern zu wollen." Nun erwartet man natürlich ein Indessen, Dagegen, Anderseits; doch der Brief ist zu Ende, und es bleibt aus großer Eile dem kundigen Leser überlassen, das Unvermeidliche: Aber ließe sich nicht auch das Gegentheil behaupten? als Postscriptum hinzuzufügen.

Aber wie erträgt denn Raumer in einem und demselben Gehirn alle jene Widersprüche und Gegensätze, die er nicht überwindet, wo sie vorhanden sind, und wider Willen eigends erfindet, wo sie nicht sind? Welches Mittel hat er, um sie zuletzt doch zu baunen, daß sie nicht allzu toll rumoren und ihm den Kopf zersprengen? Nichts leichter als das! Wenn er in der Begriffsverwirrung gar nicht weiter kann, und nicht mehr weiß, wo aus noch ein, dann erinnert er sich, wie der Mensch oft in der Verwirrung, seiner Jugend und Jugendlehrer, er wird romantisch, oder es geht ihm wie dem Physiker, der mit seinen Experimenten zu Ende ist, er wird erbaulich, er verläßt sich ganz auf Gott und Vorsehung, und gleicht selbst in der Politik Alles durch Glaube, Liebe und Hoffnung aus, was gewiß seinem Herzen sehr zur Ehre gereicht. Hinsichts der Beurtheilung der Gegenwart hat er indeß noch ein anderes Universalmittel. Wachsen ihm nämlich die auswärtigen Angelegenheiten über den Kopf, weiß er z. B. mit den englischen und französischen Verhältnissen nicht mehr fertig zu werden, so schlägt er alle Schwierigkeiten und Scrupel auf einmal nieder mit der Versicherung, daß bei uns Alles am besten sei, und daß wir nach Allen dem, womit sich Engländer und Franzosen herumquälten, gar kein Verlangen trügen. Man kann daher trotz seiner Reisen nicht auf ihn anwenden, was von einem seiner Freunde gesagt ward:

> Erst in England, dann in Spanien, dann in Brahmas Finsternissen,
> Ueberall umhergestrichen, deutschen Rock und Schuh zerrissen.

Im Gegentheil, er ist überall ein guter Preuße geblieben, der nicht nach Garantieen und Constitutionen und „Bogen Papier" fragt. „In unserm Vaterlande," behauptet er z. B. den Julifranzosen gegenüber, „steht das Dasein und Leben des Königs und Volks wesentlich in einer höhern und heiligern Region, und Könige und Bürger fragen (gleichwie Ehegatten, Eltern und Kinder, Geschwister) nicht nach dem Rechte, wo Liebe und Vertrauen herrscht. Würde aber (was Gott verhüte) unser Volk rebellisch oder einer unserer Könige tyrannisch oder auch nur verkehrt rückläufig; wir würden (nach jenem Sündenfalle aus dem Paradiese verstoßen)

uns nackt und bloß finden und kaum Einer mit Sicherheit wiſſen, wo die Grenze des Gehorſams oder des Widerſtandes ſei. Jetzt leben wir in glückſeliger Eintracht und ſuchen ſo wenig in unſerm Staatsrechte nach Gründen und Geſetzen über die Scheidung zwiſchen König und Volk, als ein glücklicher Ehemann im Landrechte nachſieht, auf welche Weiſe er ſich von ſeiner Gattin trennen könne. Iſt aber der Scandal einmal da, rettet allein das Recht von der bloßen Gewalt und dient als Compaß, bis ſich der Hafen der Liebe wieder aufthut."

Dieſe ſympathetiſchen Beruhigungsmittel, gegen welche ſeine vielbeliebte Frage trotz alles Juckens und Würgens nicht aufkommt, gereichen, wie geſagt, ſeinem Herzen und ſeinem Patriotismus ſehr zur Ehre. Ueberhaupt kann man ihm nicht bös werden, denn er giebt ſich wie er iſt, offen und ohne Rückhalt. Oder ließe ſich vielleicht auch das Gegentheil behaupten?

Auf dem Katheder hat Raumer nie viel geleiſtet, und die Nonchalance, mit welcher er ſeine Vorleſungen tractirt, iſt faſt zum Sprichwort geworden. Wenn er es demnach für ein nicht eben angenehmes Geſchäft erklärt, „junge hyperboreiſche Bären mit Hiſtorien aufzunudeln, da ſie nicht einmal gierig die Hälſe danach aufſperren, wie die unſchuldigen, lernbegierigen Gänſe, ſondern Einen undankbar anbrummen und kritiſch in die Finger beißen;" ſo kann man ihm erwiedern, daß man auch dafür bei ſeinem „Aufnudeln" nicht fett und noch weniger zur einſtigen Rettung des Capitols befähigt wird. Mit übereinandergeſchlagenen Armen und Beinen und ein wenig zurückgelehnt, ſpricht er eine Stunde lang, ohne den Ausdruck der Stimme, die Haltung oder auch nur den Blick zu verändern, mit erdrückender Eintönigkeit und Gleichgiltigkeit. Die einzige Bewegung, welche wir an ihm wahrnehmen, beſteht darin, daß er den Kopf bald ein wenig links, bald rechts hinüberneigt, eine mimiſche Begleitung des Einerſeits — Anderſeits. Im Uebrigen ſcheint bisweilen alle Correſpondenz zwiſchen ihm und den Zuhörern ein Ende zu haben und ſein Geiſt auf Reiſen zu ſein, während ſein Mund ruhig weiterarbeitet. Dabei beſitzt er eine große Volubilität der Rede, ſo daß ihm nie ein Wort verſagt, wogegen er freilich auch jedes Wort gebraucht, welches ihm gerade in den Mund kommt. Man ſieht, daß hiernach die Zahl ſeiner Zuhörer trotz ſeiner Berühmtheit nicht ſehr groß ſein kann, und wirklich dürfte er ſelten in einer Vorleſung mehr als etwa dreißig haben.

Ranke, zu dem wir nunmehr übergehen, hat noch nicht, wie Raumer, ſeine Kataſtrophe erlebt. Im Gegentheil, er möchte wohl gerade jetzt im Zenith der Anerkennung und des Ruhmes ſtehen. Die Stimmen, welche ſich anfangs gegen ihn erhoben, ſind nach und nach verſtummt, und die verſchiedenſten Anſichten und Richtungen vereinigen ſich zu ſeinem Lobe. Was hat man nicht Alles an ihm zu preiſen und zu bewundern! Seine gründliche, urkundliche Forſchung, ſeine kritiſche Umſicht und Schärfe, den feinen Tact in der Auswahl, die eigenthümliche und doch ſo ſachliche Auffaſſung und Darſtellung, den ſorgſamen, gefeilten und dabei prägnanten Ausdruck und Stil, die Kunſt im Schildern und Portraitiren, — kurz Alles und Jedes. Ob dieſe Meinung von Dauer ſein, ob das günſtige Vorurtheil der Gegenwart ſich auch als Urtheil der Nachwelt bewähren, oder ob es Ranke'n, wenn auch nicht genau aus den nämlichen Gründen, ähnlich ergehen werde wie J. v. Müller, muß ſchon die nächſte Zukunft lehren.

Während ſeiner Studien war er unter den berliner Turnern bekannt. Hierauf wurde er Lehrer am Gymnaſium zu Frankfurt an der Oder nach der damaligen, im Miniſterium beſonders durch Süvern vertretenen Anſicht, daß es gut ſei, wenn diejenigen, welche ſich für die akademiſche Laufbahn beſtimmten, zuvor im praktiſchen Schulfache als Lehrer verſucht würden. Sein erſtes Werk, „die Geſchichte der romaniſchen und germaniſchen Völker von 1494 — 1535," welches 1824 erſchien, und zur Verſöhnung eines Miniſters und eines Buchhändlers Veranlaſſung gab, bewirkte dann ſeine Verſetzung an die Univerſität Berlin. Er lieſt ſeitdem über mittlere, neuere, neueſte, ſowie über die deutſche Geſchichte, und ſeit dem Tode von Gans ſind ſeine Vorleſungen entſchieden die beſuchteſten unter allen hiſtoriſchen, ſo daß er meiſtens gegen ſechzig bis ſiebzig Zuhörer hat.

Als Forſcher hat Ranke bekanntlich eine ganz eigenthümliche Stellung. Er iſt nicht bloß mehr als jeder Andere unſerer Hiſtoriker auf die Archive, auf handſchriftliche Urkunden und Aktenſtücke zurückgegangen; nein, er liebt es, vorzugsweiſe ja allein aus ihnen zu ſchöpfen. Diplomatiſche Papiere und Relationen, Geſandtſchaftsberichte, officielle Verhandlungen und Beſchlüſſe ſind ſeine eigentliche, oft einzige Quelle. Nur in ihnen, meint er, finde man gründliche und ſichere Belehrung; nur aus ihnen könne man den wahren und urſprünglichen Zuſammenhang und die letzten Gründe der Begebenheiten kennen lernen. Auf ſonſtige, ſchon gedruckte, nicht officielle Nachrichten, ſelbſt auf die Berichte der gleichzeitigen Hiſtoriker pflegt er nur geringe Rückſicht zu nehmen, ſei's weil er das Alles als bekannt vorausſetzt, oder mit gelehrter Vornehmheit es Anderen, minder Begünſtigten überlaſſen will, dieſe ſecundären Quellen weiter zu verfolgen. Dies zeigt ſich beſonders in ſeinem erſten Hauptwerke, den „Fürſten und Völkern," das faſt nur aus Berichten venezianiſcher, ſpaniſcher und päpſtlicher Geſandten und Staatsmänner gefloſſen iſt, aber auch in ſeiner „Geſchichte der Reformation," die er hauptſächlich aus den Verhandlungen der Reichsſtände und Reichstagsabſchiede geſchöpft hat. „Ich ſehe die Zeit kommen," ruft er in der Vorrede zu derſelben

aus, „wo wir die neuere Geſchichte nicht mehr auf die Berichte ſelbſt nicht der gleichzeitigen Hiſtoriker, außer in ſo weit ihnen eine originale Kenntniß beiwohnte, geſchweige denn auf die weiter abgeleiteten Bearbeitungen zu gründen haben, ſondern aus den Relationen der Augenzeugen und den ächten unmittelbarſten Urkunden aufbauen werden.“

Es wäre lächerlich, dies Beſtreben, ſo viel als möglich aus officiellen Aktenſtücken und diplomatiſchen Papieren zu ſchöpfen, nicht anerkennen oder deren Wichtigkeit für gewiſſe Sphären und Partieen der Geſchichte läugnen zu wollen; aber eine andere Frage iſt es, ob ſie überall der letzte Halt und das non plus ultra, ob ſie je Alles in Allem ſein können, und ob nicht deren ausſchließlicher Gebrauch und das Beharren in ihnen zum nüchternſten, einſeitigſten, beſchränkteſten Pragmatismus, ja zu wirklicher Abgeſchmacktheit führen müſſe. Die Zeit, welche Ranke kommen ſieht und prophetiſch begrüßt, iſt bei den Chineſen längſt vorhanden. Sie beſitzen ſeit Jahrhunderten eine aktenmäßige, bis ins Kleinſte urkundliche Geſchichte, aber wir haben wahrlich nicht Urſache, ſie darum zu beneiden. Und ſieht es etwa mit unſerer eigenen officiellen Hiſtoriographie beſſer aus? Sie iſt im glücklichſten Falle, wenn ſie nämlich keine officiellen Lügen enthält, voller *Richtigkeit*, aber ohne *Wahrheit*. Oft ereignet es ſich endlich auch, daß die Entwicklung und das Leben ganz aus der Verwaltung wie aus der Diplomaſie gewichen iſt, und die geſchichtlichen Momente ſich mithin nur da antreffen laſſen, wo die Regierung und ihr Archiv nicht anzutreffen iſt. Geſetzt alſo, — um ein naheliegendes Beiſpiel zu wählen, — es wollte Jemand die Geſchichte des deutſchen Volks ſeit den letzten fünfundzwanzig Jahren nur aus den Akten des Bundestages und aus den verſchiedenen officiellen Staatszeitungen und Amtsblättern darſtellen; es würde wahrhaftig eine ſaubere Geſchichte werden. In der That, hätten die Griechen und Römer ſo viel mit Archiven und Urkunden zu thun gehabt wie wir, ſie würden ein Muſter der Geſchichtſchreibung geworden ſein.

Will man die Ranke'ſche mit einem einzigen Worte charakteriſiren; ſo kann man ſie füglich *diplomatiſchen Pragmatismus* nennen, das „*Diplomatiſche*“ in allen ſeinen Bedeutungen genommen. Ranke hat in ſeinen Studien wie im Leben ſo viel Umgang mit Diplomaten gehabt, daß er dadurch ſelbſt ganz und gar zum Diplomaten geworden iſt, und Alles mit den Augen eines Diplomaten anſieht. Man hat ihn in dieſen Blättern einmal als „öſterreichiſchen Geſchichtſchreiber“ bezeichnet, und es läßt ſich nicht läugnen, ſeine Anſicht über Staaten und Völker und deren Entwicklung iſt gut öſterreichiſch: es darf nichts von unten herauf geſchehen, ſondern Alles muß von oben herab ganz ins Geheim gelenkt und gemacht werden. Seine oberſten Kategorieen, über welche er niemals und nirgends hinauskommt, ſind demnach die *Verhältniſſe* und die *Perſonen*, d. h. die Regierenden, die Fürſten und Diplomaten, und die Wechſelwirkung beider macht die Geſchichte. Subſtantielle Mächte, ideale Potenzen ſcheint er nur dem Namen nach zu kennen; er gebraucht ſie als Redensarten, als Decorationen, die hin und wieder der Veränderung halber eingeſtreut, ſich recht hübſch ausnehmen, doch in die eigentliche Darſtellung nicht weiter eingreifen. Es heißt bei ihm wohl einmal: „Irre ich mich nicht, ſo glaube ich hierin ein allgemeines Geſetz des Lebens wahrzunehmen;“ desgleichen: „Der Zeitgeiſt iſt nicht von heut und geſtern, er iſt ſo alt als die Welt;“ oder: „Die Hauptſache iſt immer, wovon wir handeln, wie Jacobi ſagt, Menſchheit, wie ſie iſt, erklärlich oder unerklärlich, das Leben des Einzelnen, der Geſchlechter, der Völker, zuweilen die Hand Gottes über ihnen;“ oder: „Wie ſo wunderbar ſind doch die Wege der Vorſehung!“ oder auch: „Man täuſche ſich doch niemals über die Macht eines Menſchen; er vermag nichts gegen ſeine Zeit“ u. dgl.; — aber man täuſche ſich auch nicht über dieſe Exclamationen: es hat mit dieſem *allgemeinen Geſetz des Lebens*, dieſem *Zeitgeiſte*, der ſo alt als die Welt iſt, dieſer *Hand Gottes* über uns, dieſen *wunderbaren Wegen der Vorſehung* u. ſ. w. nicht allzu viel zu ſagen; ſie ſind nur Lückenbüßer, dei ex machina, homeriſche Paradegötter, die weſentlich nichts thun, ſondern es den Helden, d. h. hier den Diplomaten überlaſſen, den Willen des Schickſals zu erfüllen. Von philoſophiſcher Anſchauung iſt daher bei Ranke kaum eine Spur zu finden, und es iſt wenigſtens eine charakteriſtiſche Anekdote, daß Hegel, als man ihm einſt von Ranke ſprach und den Vorſchlag machte, ſich einigermaßen mit demſelben zu liiren, nach ſeiner Art mit allen fünf Fingern ausgreifend und abwehrend, geſagt haben ſoll: „Nein, mit dem Ranke iſt es nichts.“

Innerhalb ſeines Kreiſes, d. h. innerhalb der Verhältniſſe und Perſonen bewegt ſich nun der Letztere mit großer Sachkenntniß und für das 15. und 16. Jahrhundert mit erſtaunlicher Gelehrſamkeit. *Verhältniſſe* iſt ein vieldeutiges, unbeſtimmtes Wort: Ranke verſteht darunter die adminiſtrativen und diplomatiſchen Beziehungen, gewiß zwei bedeutende Factoren, und mit denen er ſehr weit kommen könnte, wenn er namentlich die letzteren mehr nach ihrer objectiven Geltung und Wahrheit erfaßte. Bei ihm ſchlägt aber Alles faſt unwillkürlich in das Subjective, Zufällige, Gemachte um, und ſo erhalten wir denn einen eſoteriſchen Kreis von Inſtitutionen, politiſchen Maximen, Beamteten, Feldherren, Geſandten, Miniſtern, Cardinälen, Sultanen, Königen und Päpſten, welche die Weltgeſchichte gleichſam am Schnürchen haben, und ſie nach Gutdünken, Leidenſchaften, Grundſätzen und Umſtänden drehen, wie ſie wollen und können. Alles, was außerhalb dieſes Kreiſes liegt,

gehört nicht in die Geſchichte. Leſen wir z. B. die „Fürſten und Völker!“ Da iſt die Rede von Janitſcharen und Timarlis, von Finanzen, Intriguen, Geheimrath, Vicekönigen, Inquiſitoren, Diplomaten, Fürſten und Päpſten, kurz von weltlichen und geiſtlichen hoffähigen Perſonen aller Art, ſogar von den Cortez, — und wir fragen uns am Schluſſe: Wo ſind die Völker geblieben?

Daher eignet ſich Ranke vorzüglich zur Darſtellung von Zeiträumen und Ereigniſſen, in welchen einerſeits die Völker mehr als leidende, paſſive, eroteriſche Maſſen erſcheinen, und anderſeits wenig oder keine weltgeſchichtlichen Ideen entſchieden hervortreten. So z. B. iſt er wie gemacht zum Hiſtoriographen der Curie, der Päpſte ſeit der Reformation und der Jeſuiten, eben weil in ihrer Geſchichte oder vielmehr ihrem Treiben nichts Objectives, Subſtantielles und Nothwendiges, kurz keine Idee vorherrſcht, ſondern Alles durch ſubjective Willkür, verſtändige Conſequenz, Schlauheit, Raffinirtheit und Intrigue abgemacht wird. Hier iſt er ganz an ſeinem Platze, um aus den Individualitäten der Päpſte, Cardinäle und Nepoten, ihren Einſichten und Abſichten, Leidenſchaften und Schwächen eine Geſchichte herauszuklauben, und in jenes Gewebe und Getriebe der Subjectivitäten und Zufälligkeiten einen äußerlich pragmatiſchen Zuſammenhang zu bringen. Noch glänzender zeigt ſich ſein Scharfſinn in der Unterſuchung „Ueber die Verſchwörung gegen Venedig im Jahre 1618,“ eine Verſchwörung, die nie zum Ausbruch gekommen und inſofern ganz gleichgiltig iſt, von der man früher mit Sicherheit nichts weiter wußte, als daß einige geheime Hinrichtungen ſtattgefunden hätten. Hier, wo die kritiſche Erörterung beinahe zu einer polizeilichen und inquiſitoriſchen wird, bewährt ſich ganz Ranke's eigenthümliche Stärke, und er unterſucht mit einer Freiheit, Kaltblütigkeit und Strenge, als gehörte er ſelbſt zum Rathe der Zehn.

Aus ſeiner ſubjectivirenden, diplomatiſchen Anſicht ergiebt ſich von ſelbſt, wie er den Stoff behandelt und geſtaltet, wie er das Einzelne in Zuſammenhang bringt, verknüpft und trennt, mit einem Worte die Art und Weiſe ſeiner Entwicklung und Darſtellung.

Der Diplomat ſtudirt nächſt dem Zuſtande der Verwaltung, der Finanzen, des ſtehenden Heeres vor Allem den Charakter, die Neigungen, Lieblingsbeſchäftigungen, Privatleidenſchaften und Schwächen des Fürſten, mit welchen er zu thun hat, ingleichen der einflußreichen Perſonen, der Generale, Miniſter, Kammerherren, Günſtlinge und Maitreſſen. Hat er dies Alles bis ins Kleinſte erforſcht, ſo hat er damit den Boden gewonnen, auf welchem er auftreten, machiniren und handeln kann. Gerade ſo Ranke. Mit der Wißbegier eines Geſandten, der an einen fremden Hof geſchickt wird, zieht er zunächſt Erkundigungen ein über den Privatcharakter, die Anlagen, Einſichten, Meinungen, Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten des regierenden Herrn und des Hofes, ſucht ſich in ihnen zu orientiren und ſie in ein Bild, das ſich vorlegen läßt, ſauber zuſammenzufaſſen. Ueberall in ſeinen Schriften ſtoßen wir auf Charakterſchilderungen und Portraits. Er führt uns in ihnen herum wie in einer Gallerie: hier die türkiſchen Sultane bis auf Amurath III.; dort die ſpaniſchen Könige ſeit Karl V. mit ihren Feldherren und erſten Rathgebern, den Granvellas, Alba, Ruy Gomez, Lerma u. A.; dort in langer Reihe die Päpſte, ihre Söhne, Creaturen und Cardinäle. Wir ſehen, wie ſie leben, arbeiten, berathſchlagen, genießen, regieren und intriguiren; wir werden eingeweiht in ihre geheimſten Pläne und Abſichten und Sünden; wir ſchauen in die Falten ihres Herzens; wir hören, wie die Hofleute über ſie urtheilen, was die Welt von ihnen ſpricht.

Selbſt wegen ſeines kritiſchen Scharfſinnes iſt Ranke nicht ſo laut geprieſen worden, als wegen dieſer Kunſt zu zeichnen, zu malen, zu portraltiren. Wer wollte ihm das Talent abſprechen? Er hat hierin einige Aehnlichkeit mit Charles Rodier. Aber ſeine Gemälde laboriren alle an einem Grundfehler, ſo ſorgfältig ſie übrigens gezeichnet, ſo hübſch ſie ausgeführt ſein mögen, daß ſie nämlich mit den Augen und von den Händen eines Hofmannes entworfen worden ſind, wie er denn ja in der That die meiſten Züge aus diplomatiſchen Berichten geſchöpft hat. Der Kammerdiener betrachtet, wie geſagt, den großen Mann anders als der Hiſtoriker; zwiſchen beiden ſteht der Hofmann, der Diplomat in der Mitte. Er iſt dem Könige, dem berühmten Feldherrn und Staatsmanne zu nahe geſtellt, er kennt zu genau deren Perſönlichkeiten und Menſchlichkeiten, als daß er im Stande wäre, ſie objectiv und rein in ihrer geſchichtlichen Bedeutung aufzufaſſen. So iſt denn auch in Ranke's Portraits zu viel Aeußerliches, bloß Privates und Perſönliches; ſie ſind mehr pſychologiſch als hiſtoriſch gehalten, die einzelnen Züge mehr charakteriſtiſch als charaktervoll. Jedenfalls vermiſſen wir in ihnen den ernſten, kräftigen Stil der Geſchichte, was freilich ganz in Ranke's Eigenthümlichkeit liegt. Er kann nur in Miniatur malen; er iſt, wie Heine ſagt, „ein hübſches Talent kleine hiſtoriſche Figürchen auszuſchnitzeln und pittoresk neben einander zu kleben.“

(Fortſetzung folgt.)

Zur Nachricht.

Um erfolgloſe Zuſendungen zu vermeiden, benachrichtigen wir die geehrten Herren, die es intereſſirt, daß wir die Redaction des deutſchen Muſenalmanachs aufgegeben. Wir haben nicht verfehlen wollen, dies bei Zeiten zu veröffentlichen, um einer etwaigen ſofortigen Nachfolge in der Redaction durch Verſpätung kein Hinderniß zu bereiten. Den Dichtern aber, deren nähere Bekanntſchaft dieſes Verhältniß uns zugeführt, legen wir die Bitte an's Herz, in ihrer wohlwollenden Geſinnung auch in Zukunft zu verharren, unſern Rücktritt aber lediglich äußeren Verhältniſſen beizumeſſen und die Ueberzeugung feſtzuhalten, daß wir nichts deſto weniger den Glauben an eine zukünftige Poeſie wie den an eine poetiſche Zukunft feſthalten. Die großen Intereſſen der Staats- und Weltbewegungen brauchen nur lebendig zu werden in den Herzen der Menſchen; Melodien und Rhythmen finden ſie genug, in denen ſie mit dem ſchönſten Erfolg hervorbrechen würden.

Halle, den 10. April 1841.

Echtermeyer. A. Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

7. Mai. № 109. 1841.

Die berliner Historiker.

(Fortsetzung.)

Hat er uns nun aber diese Figuren gezeigt, hat er uns anderseits belehrt über die Stellung, den Geschäftskreis und die Unterordnung der Beamteten, über den ganzen Mechanismus und die Verzweigung der Verwaltung, über die natürlichen Hilfsquellen, die Einnahme und Ausgabe u. s. w., wie über die auswärtigen Angelegenheiten; so fragt sich dann: wie setzt er jene Factoren in Bewegung? wie kommt es zum wirklichen Handeln, zum Factum, zum Fortschritt, und wie verknüpfen sich die einzelnen Facten und Begebenheiten unter einander?

Hier setzt er nun in seinem pragmatischen Bestreben mit Vorliebe subjective, psychologische und andere zufällige Motive in Activität, und operirt aus den Charakteren, Ansichten und Leidenschaften der geschilderten Individuen heraus. Er kennt dieselben zu gut, um nicht ganz genau zu wissen, warum sie dies und jenes thun und gerade so und nicht anders handeln. Wie der Hofmann z. B. für den Ausbruch eines Krieges immer einen viel eigentlicheren, specielleren Grund in petto hat, als wir anderen Leute und mit einer einzigen Anekdote uns darüber belehrt; gerade so Ranke. Er hebt gar zu gern mit einer Anekdote, einem Histörchen an, entwickelt aus denselben heraus und verknüpft durch sie die wichtigsten Ereignisse. In seinem letzten Werke tritt dies etwas weniger hervor; sein erstes wimmelt von Anekdoten, anekdotenartigen Zügen und bons mots, und auch in seinen „Fürsten und Völkern" fängt noch wo möglich jedes neue Capitel mit einer Anekdote an. Will er uns z. B. die Einsetzung der Inquisition erzählen, so heißt es: „Eines Abends kam der Cardinal Caraffa" u. s. w.; kommt er auf die Entdeckung Amerikas, so beginnt er: „In Lissabon saßen zwei Brüder aus Genua zusammen" u. s. w.; ja selbst, wenn er daran geht, den Zustand der spanischen Finanzen zu schildern, so hebt er an: „Man erzählt von einem sonderbaren Gespräche Karl's V. mit einem toledanischen Bauer" u. dgl., kurz, überall blitzt und funkelt es von Histörchen und es scheint bisweilen, als ob die bunte Korallenschnur derselben der einzige goldene Faden sei, welcher seine Darstellung zusammenhält. Seine Verehrer nennen das strenge Objectivität und bis ins Kleinste eingehende Individualisirung. Zwar verweist er dann auch wieder auf die Umstände und Verhältnisse, und will aus den Geschichtchen allein nicht die Geschichte erklärt wissen, protestirt auch wohl förmlich gegen die Ansicht, als ob in ihnen überhaupt die letzten Gründe der Begebenheiten zu suchen seien; doch in dem Bestreben lebhaft und interessant zu erscheinen, geht er dennoch überall von ihnen aus, so daß sie ihm oft unwillkürlich mehr als bloße Anknüpfungspunkte werden. Wir wollen daher nur bedingungsweise auf ihn anwenden, was Hegel (Logik II, 230) von den Historikern sagt, die aus „kleinen Ursachen große Wirkungen entstehen lassen," und von jener „Arabeskenmalerei der Geschichte, die aus einem kleinen Stengel eine große Gestalt hervorgehen läßt;" dagegen können wir die ganze Manier der Ranke'schen Geschichtschreibung unmöglich besser und treffender charakterisiren als mit folgenden Worten Hegel's, obwohl sie sich ursprünglich auf einen andern Gegenstand beziehen (Phänomenl., 223): „Sie kann es nicht über artige Bemerkungen, interessante Beziehungen, freundliches Entgegenkommen dem Begriffe, hinausbringen. Aber die artigen Bemerkungen sind kein Wissen der Nothwendigkeit, die interessanten Beziehungen bleiben bei dem Interesse stehen, das Interesse ist aber nur noch die Meinung von der Vernunft; und die Freundlichkeit des Individuellen, mit der es an einen Begriff anspielt, ist eine kindliche Freundlichkeit, welche kindisch ist, wenn sie an und für sich etwas gelten will oder soll."

Ranke's Ausdruck und Stil entspricht vollkommen dieser Ansicht und Anschauungsweise, jener kleine, kurze, selbstgefällig hüpfende und tänzelnde, immer mit sich beschäftigte, rhetorisch hin und her coquettirende Stil, dem alle historische Würde und Haltung fehlt. Es ist unbegreiflich, wie die Jungdeutschen je denselben haben loben, wie man ihn gar mit dem Göthe'schen hat vergleichen können. Es ist eigentlich gar kein Stil, es ist etwas durch und durch Absichtliches, Affectirtes, Gemachtes, kurz es ist eine Manier.

Darin offenbart ſich Ranke's innerſtes Weſen; le style c'est l'homme.

Wie ſteht es alſo nun mit ſeiner viel geprieſenen Objectivität, mit der ſtreng ſachlichen Haltung ſeines Ausdrucks? Allerdings will er objectiv ſchreiben, er will ſich überall ſachgemäß ausdrücken, er will es abſolut und durchaus; aber eben weil in jedem Satze, jeder Zeile, jedem Worte ſich dieſer Wille kund giebt, und bald ängſtlich, bald wohlgefällig aus ihnen hervorguckt; ſo ſehen wir überall nichts als Ranke's Abſichtlichkeit und Geziertheit. Er liebt es, wie wir wiſſen, die Dinge, ſo zu ſagen, ſelbſt reden zu laſſen, er ahmt, wie ein Vogelfänger, die Stimmen der betreffenden Perſonen und Begebenheiten künſtlich nach; aber er giebt uns dabei jeden Augenblick einen freundlichen Wink, daß wir uns nicht ſollen täuſchen laſſen, daß Er es ja iſt, der all' die ſchönen Sachen uns vormacht. Ob er uns daher nach Neapel führt oder nach Serbien, ob wir mit ihm den Sitzungen im Conclave beiwohnen oder den deutſchen Reichstagen, ob er uns Karl V. zeigt oder Savonarola; immer erinnert er uns lächelnd, wir möchten uns nicht vergeſſen, das ganze Schattenſpiel an der Wand gehe nur auf ſeinem Studirzimmer vor ſich. In allen Feuerwerken, die er aufſteigen läßt, in allen farbigen Lichtern, die er anzündet, ſieht man nur ſein transparentes Bild, und all' die bunten Steine und Muſcheln von Anekdoten, Ausſprüchen und Charakterzügen, die er moſaikartig zuſammenfaßt, bilden zuletzt nur eine künſtliche Verſchlingung ſeines Namenzuges. Wir können daher eigentlich nicht einmal ſagen, daß die Zeiten ſich in ſeinem Geiſte beſpiegeln, ſondern er iſt es, der ſich im Geiſte der Zeiten beſpiegelt.

In ſeinem erſten Werke iſt jene Moſaik des Ausdrucks bis zur höchſten Unnatur geſteigert; faſt jedes Wort, jede Bezeichnung iſt Citat und ſoll urſprünglich und quellenmäßig ſein. Dadurch fällt die Darſtellung völlig auseinander, und es entſteht ein Flimmern und Klingeln, daß uns Hören und Sehen vergeht und wir im folgenden Satze nicht mehr wiſſen, was wir im vorhergehenden geleſen haben. Ebenſo manierirt und geſucht, wie die einzelnen Worte, iſt auch deren Stellung; die Conſtructionen, die Sätze, die Periode ſind mit Fleiß verſchränkt und verſchroben. Aeußerliche Nachahmung irgend eines Muſters iſt offenbar dabei thätig geweſen, und ich weiß nicht, ob er ſich etwa Salluſt oder Tacitus oder mehr J. v. Müller zum Vorbilde genommen hat. Man nehme z. B. folgenden Satz: „Dieſe (Alfonſo von Neapel und die gleichzeitigen Fürſten Italiens) hielten Grauſamkeit und Wolluſt für erlaubte Dinge; immer im Glanz erſcheinen, auf der Jagd mit Sperbern und Falken, die in Sammet und Gold ihr Wappen in die Luft trugen, zu Haus in prächtigen Zimmern, von Gelehrten, Muſikern und allerlei Künſtlern umgeben, vor dem Volk mit befehlshaberiſchen Mienen, bedeckt von Edelſteinen, Wohlredenheit und Witz haben, ein ſtarkes Heer, Gefahr vorausſehen und abwenden, dies ſchien ihnen rühmlich und wünſchenswerth." In dieſem Stile geht es durch das ganze Buch.

In ſeinen ſpäteren Werken tritt dieſe unnatürliche Nachahmung und nachahmende Unnatur zurück; doch bleibt noch immer eine bedeutende Affectation übrig. Meiſtens ganz kurze Sätze, die raſch hinter einander herlaufen; darin viele prägnant ſein ſollende, ſeltſame, oft mitten im Pathos abſonderlich komiſche Ausdrücke; dazu die vielen Reminiscenzen, Expectorationen, Exclamationen und Vorſchiebungen des eigenen Ich, zumal wenn er ſich vornimmt einen Gedanken auszuſprechen. So hören wir alle Augenblick das vielbeliebte: „Irre ich mich nicht," oder: „Höchſt merkwürdig finde ich nun;" „Von dieſem Menſchen finde ich es doch ſchön;" oder: „Wie ſonderbar ſich doch die Gegenſätze berühren;" „Wie kam es doch ſo ganz anders, als man erwartet!" „Daß es doch gerade ſo geſchehen mußte!" u. dgl. Kann es eine naivere Affectation geben, als wenn er unter andern in der Vorrede zu ſeiner Geſchichte der Reformation ſagt: „Wie nun der Menſch natürlicher Weiſe darnach trachtet, in ſeinem Leben etwas Nützliches zu leiſten, ſo trug ich mich ſchon lange mit dem Gedanken, einem ſo wichtigen Gegenſtande einmal Fleiß und Kräfte zu widmen?"

Auch auf dem Katheder bleibt Ranke ſich und ſeiner Manier getreu: er giebt da eine mimiſch-plaſtiſche Darſtellung ſeines Stils. Ständen ihm mehr äußere Mittel zu Gebote und hätte er überhaupt mehr Kraft und Muskelhaftigkeit, er würde hier, wie in ſeinen Schriften, rhetoriſche Effecte hervorbringen können. Er ſpricht im Ganzen, namentlich zu Anfang, ſehr leiſe, kaum hörbar, etwas ſingend; plötzlich erhebt ſich die Stimme, wenn nämlich der Inhalt intereſſant wird, wenn es etwas Anekdotenartiges zu erzählen giebt, die Worte werden kurz und ſchnell vorgeſtoßen und abgeriſſen, bis ſie zuletzt, wenn der eigentliche Hauptſchlag, d. h. die Pointe erfolgt, in ein faſt feierliches, geiſterhaftes Raunen übergehen. Dabei iſt er in ſeinen Bewegungen wie im Mienenſpiel höchſt lebhaft, beugt ſich bald nach vorn, bald nach hinten, nach dieſer und jener Seite hinüber, erhebt den ganzen Körper zugleich mit der Stimme, rückt ihn bisweilen krampfhaft in die Höhe und läßt ihn endlich mit jener in das gewöhnliche Gleiſe wieder zurückſinken.

Daß er gegenwärtig unter den hieſigen Hiſtorikern als Lehrer das meiſte Glück macht, habe ich ſchon oben bemerkt. Ein beſonderes Verdienſt hat er ſich in dieſer Rückſicht noch durch die Stiftung eines hiſtoriſchen Seminars erworben, in welchem vorzugsweiſe mittelalteriſche Geſchichtſchreiber geleſen und erklärt werden. Von den Mitgliedern deſſelben ſind bekanntlich unter ſeiner Autorität die „Jahrbücher

des deutſchen Reichs unter den ſächſiſchen Kaiſern" herausgegeben worden.

Noch haben wir von Ranke als Publiciſten, als Herausgeber der „hiſtoriſch-politiſchen Zeitſchrift" ein Wort zu reden.

Im erſten Bande ſeiner „Fürſten und Völker" macht er die Bemerkung: „Wir finden wohl, daß man Einem einen Mann empfiehlt, der mit einer geheimen, ruhigen Manier viel ſchöne Sachen zuſammenzubringen verſtehe;" wir finden unſerſeits, daß dieſe Bemerkung ſehr gut auf ihn ſelbſt paßt. Er galt zur Zeit der Julirevolution für einen ſolchen Mann, man empfahl ihn wegen ſeiner geheimen, ruhigen Manier; er wurde ein beſonderer Günſtling Ancillon's. Man glaubte endlich, ihn gebrauchen zu können, und er ſelbſt war auch in dieſem Sinne diplomatiſch genug, um Gebrauch von ſich machen zu laſſen. So kam er im Jahre 1832 zur Herausgabe der genannten Zeitſchrift, die freilich ſchon im folgenden Jahre wieder entſchlief, für die er aber immer noch, ſo viel ich höre, die Fonds bezieht.

Denk' ich zurück an das Jahr 1832 und an Ranke mit ſeinem, — wie man ſich wohl ausdrückte, — halboffiziellen Journal; ſo fällt mir unwillkürlich Tieck's „geſtiefelter Kater" und die Beſänftigerrolle aus demſelben ein. Der arme Beſänftiger! Während das Parterre ziſcht und pfeift und trommelt, ſo daß die Schauſpieler erſchreckt hinter die Couliſſen laufen, wird er trotz alles Sträubens beinahe mit Gewalt von dem Theaterdirector hinaus auf die Bühne geſchoben, um den tobenden Unwillen und etwaige Handgreiflichkeiten des Publicums auf ſich zu nehmen und es mit ſeiner Janitſcharenmuſik zu beſchwichtigen. Gleicherweiſe ſollte Ranke die guten Deutſchen, die nach der Julirevolution etwas unruhig geworden waren, durch ſein hiſtoriſches Schellengeklapper beſänftigen helfen, ſo lange wenigſtens, bis man für gut befinden würde, ernſthaftere Mittel anzuwenden, was bald darauf in den berühmten Bundestagsbeſchlüſſen deſſelben Jahres geſchah. Seiner Rolle und „geheimen, ruhigen Manier" gemäß tritt er anfangs leiſe auf, ganz leiſe, bloß mit den Zehen den Boden berührend, nicht, wie im Privatleben, mit den Hacken. In dem Vorwort verſichert er, er wolle nichts weiter als die Dinge betrachten, wie ſie ſind. „Allenthalben," ſagt er, „hätten die politiſchen Theorieen die Oberhand. Eine Unternehmung, eine Einrichtung werde nicht mehr nach ihren inneren Bedingungen geprüft; man begnüge ſich, den Maßſtab der Theorie daran zu legen. Die Scholaſtik der mittleren Jahrhunderte habe ſich damit beſchäftigt, die intellectuelle Welt ihren Diſtinctionen zu unterwerfen: die neue Scholaſtik ſei bemüht, die reale Welt nach ihren Schulmeinungen einzurichten. Die nächſte Folge dieſes Zuſtandes der Dinge ſei, daß man von dem, was alle Zeiten Politik und was ſie Urtheil genannt, wenig mehr vernehme. Er wolle nun zwar die Theorieen nicht bekämpfen, ſondern ihnen das nämliche Recht wie jeder andern Erſcheinung angedeihen laſſen; auch nicht die Mitte zwiſchen ihnen zu treffen ſuchen, welche doch nichts Anderes als wieder Theorie, Dogma, Schulmeinung ſein könne. Er werde vielmehr gegen ſie nur das Recht einer unbedingten, aus ihrem eigenen Princip lebenden Exiſtenz vertheidigen.. Von der Doctrin werde man auf die Forderung der Sache, von den eingebildeten Bedürfniſſen auf das Poſitive zurückkommen."

Was Ranke unter Theorieen, Doctrin und eingebildeten Bedürfniſſen verſtand, was er überhaupt wollte, tritt im Verlauf ſeiner Mittheilungen allmälig immer unverhüllter und entſchiedener hervor. Ueberall Polemik gegen Frankreich und die franzöſiſchen Ideen, bald heftige Invectiven und förmliche Controverspredigten gegen die Julirevolution, wie z. B. in dem Aufſatze „Frankreich und Deutſchland," ja offene Angriffe auf die conſtitutionellen Regungen der kleineren deutſchen Staaten. So beklagt er in einer eigenen Abhandlung, „Ueber die neueſten Veränderungen im Königreich Sachſen," die „unglückſeligen Bewegungen," die „beklagenswürdigen Ereigniſſe," welche hier ſtattgefunden haben, und tröſtet ſich zum Schluß: „Es hat Unruhen in Sachſen gegeben, Stände ſind verſammelt und bedeutende Neuerungen gemacht worden; doch fehlt viel daran, daß man damit auf den Weg eigentlicher Umwälzung, welcher Alles gefährdet, eingetreten wäre."

Endlich wurde der Schleier gänzlich gelüftet und nicht bloß mehr polemiſch, ſondern poſitiv ausgeſprochen, was man beabſichtige, ſo daß ſich nunmehr auch der Blödſichtigſte überzeugen konnte, die hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift habe, — das jeſuitiſch-katholiſche Element ausgenommen, — keine andere Tendenz als das berliner politiſche Wochenblatt, und dies geſchah in den Fragmenten „Ueber die Theorie und die öffentliche Meinung in der Politik." Sie ſind zwar — zu ſeiner Ehre ſei es geſagt! — nicht vom Herausgeber verfaßt, ja er hat nach ſeiner geheimen, ruhigen Manier dieſelben gewiß mit Zittern und Zagen aufgenommen; aber dennoch müſſen ſie als ſein und ſeiner Mitarbeiter unverhülltes, offen ausgeſprochenes Glaubensbekenntniß angeſehen werden. Der ganze Aufſatz iſt ein Gemiſch von ariſtokratiſcher Arroganz, Mittelmäßigkeit und Vorurtheil. Es wird in ihm ausgegangen von dem Gegenſatze der „Ausgezeichneten" und „Mittelmäßigen." „Die Ausgezeichneten," heißt es, „werden immer in der Minorität ſein; denn nur dadurch ſind ſie ausgezeichnet, daß ſie wenige ſind. Die Mittelmäßigen bilden ſomit die öffentliche Meinung, und dieſe hegt daher ganz natürlich einen gewiſſen Widerwillen gegen die höheren Claſſen der Geſellſchaft, gegen die gründliche Gelehrſamkeit, gegen die Tiefen der Wiſſenſchaft, einen Haß gegen das, was

ſie Privilegien nennt, gegen das geſellſchaftliche Leben der höheren Stände.“ — „Will man nun die öffentliche Meinung zur Herrſchaft bringen; was ſoll mit denen werden, welche eine höhere politiſche Einſicht beſitzen? Sollen ſie den weniger Einſichtigen dienen? Das würde eine ſchmähliche Knechtſchaft für ſie ſein; ſie werden ſie nicht dulden wollen; ſie werden ihre ganze Klugheit aufbieten, um den Staat der Mittelmäßigen umzuſtürzen.“ Dann werden die Vielen, die Mittelmäßigen zur Demuth ermahnt: „Der Demüthige weiß ſehr wohl, daß die Menſchen mehr der Heerde als dem Hirten gleichen, daß aber der Heerde Hirt nicht unter denen iſt, welche auf Erden uns weiden und ſcheeren mögen, ſondern daß Gott allein dieſer Name gebührt. Da vertraut er nun, daß dieſer treue Vater auch in der unvollkommenen Form ſeine Macht zeigen werde.“ Zuletzt werden ſogar den mittleren Ständen Conceſſionen gemacht: „Sie haben gewiß das gute Recht, ſich auch eine Meinung über das öffentliche Leben zu bilden. Wir betrachten es als eine Aufgabe unſerer Zeit, die politiſchen Stände, welche zu ſehr vermiſcht worden ſind, wieder von einander zu ſondern, und dadurch aus den mittleren Ständen einen Mittelſtand zu bilden, welcher als ſolcher in ſeinem Kreiſe eigene Rechte haben ſoll.“

Großen Dank für die hohe Gnade! Aber weiß der unbekannte, hochgeborene Verfaſſer nicht, daß das Verhältniß von Ausgezeichneten und Mittelmäßigen, wie er es faßt, als der Regierenden und derer, welche die öffentliche Meinung bilden, ſehr oft ſich in das Gegentheil verkehrt, ſo daß eben die Mittelmäßigen regieren und die Ausgezeichneten die öffentliche Meinung bilden? Was hätten die Letzteren da nach dem oben aufgeſtellten Grundſatze zu thun? Oder ſollen ſie ſich „als die beſten der Bürger mit dem Tode beſtrafen, oder durch das Scherbengericht aus dem Staate wegjagen laſſen?“

So weit von Ranke.

Stuhr repräſentirt ſeit zwanzig Jahren an der Univerſität die Mythologie, die Kriegsgeſchichte und preußiſche Geſchichte, ſeit dem Tode von Hegel und Gans auch die Philoſophie der Geſchichte. Er lieſt über orientaliſche, griechiſche und nordiſche Mythologie, Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, der Freiheitskriege und des preußiſchen Staats, ſo wie über Univerſalgeſchichte, und verfolgt demnach in ſeinen Vorleſungen, gleichwie in ſeinen Schriften, eine doppelte Richtung, nämlich die mythologiſche und die preußiſche.

Seiner Bildung nach gehört er urſprünglich zur Schelling'ſchen Schule; auch hat er unter den hieſigen Hiſtorikern unbedingt die meiſte philoſophiſche Anlage und Haltung. Indeß iſt die Schelling'ſche Anſicht der Tod aller Geſchichte, die ihr conſequentermaßen nur als eine Art von Naturgeſchichte und Zoologie gelten kann, wie ja ähnlich unter Steffens' Händen die Anthropologie ſich in Meteorologie, Geologie, Cryſtallographie u. dgl. verwandelt hat. So iſt denn auch Stuhr durch das Studium der Geſchichte nothwendig über die Schelling'ſchen Principien hinausgeführt worden, und inſofern als einer der Uebergänge zu Hegel anzuſehen, was ja dieſer ſelbſt anerkannt hat, wenn er ſagt, „daß durch Stuhr's Schrift: „Ueber den Untergang der Naturſtaaten“ der vernünftigen Betrachtung der Geſchichte der Verfaſſung, und der Geſchichte überhaupt der Weg gebahnt ſei.“ Indeß iſt in ihm der Niederſchlag der Naturphiloſophie in ſo weit wenigſtens zurückgeblieben, als er ſich vorzugsweiſe in den früheren, mythiſchen Perioden der Geſchichte heimiſch fühlt, alſo da, wo der Geiſt der Völker noch als Naturbeſtimmtheit erſcheint. Innerhalb dieſer Sphäre jedoch ſteht er in einer ſcharfen Oppoſition gegen die Schelling'ſche Anſicht und Behandlungsweiſe der Mythologie.

(Schluß folgt.)

Poetiſche Geſchichte der Deutſchen.

Unter dieſem Titel hat Hr. Dr. Karl Wagner, rühmlich bekannt als Herausgeber des Merck'ſchen Briefwechſels, die dritte Ausgabe ſeiner „deutſchen Geſchichte aus dem Munde deutſcher Dichter,“ Darmſtadt, 1841. Bei Leske, herausgegeben. Solche Bücher, die neben der poetiſchen zugleich die geſchichtliche patriotiſche Seite der Jugendbildung zu fördern und die Starrheit der hiſtoriſchen Ueberlieferung durch den Zauber der Poeſie für die jugendlichen Gemüther zu begeiſtigen ſtreben, ſind um ſo mehr anzuerkennen, wenn, wie hier, eine umſichtige Hand die Auswahl leitete, und nur muſtergiltige oder doch durch Eigenthümlichkeit für den Bildungsgang der Sprache merkwürdige Gedichte die bedeutenden Thaten und Schickſale des deutſchen Volks und ſeiner Heroen vertreten. Dieſe Vorzüge laſſen ſich nun im Ganzen durchaus dem vorliegenden Buche nachrühmen, und empfehlen es zur Einführung in die Kreiſe, denen es beſtimmt iſt, um ſo mehr, als die meiſten Sammlungen von Gedichten oft in krauſeſter Planloſigkeit zuſammengewürfelt ſind. Ein Abſchnitt aus Otfried's Evangelienharmonie und das Ludwigslied vertreten die fränkiſche Zeit; an ſie reiht ſich eine Stelle des Arnolieds. Walther von der Vogelweide repräſentirt die Minneſänger, Hans Sachs die Meiſterſänger. Stricker führt in den Sagenkreis von Karl dem Großen zurück, der Prinzenraub ſchlägt eine Volksweiſe des 15. Jahrhunderts an. Luther iſt nicht vergeſſen; Fiſchart, Ringwaldt, Weckherlin, Zinckgref, Flemming, Tſcherning und Bodmer bilden den Uebergang zu den neuern Dichtern, an deren Spitze Klopſtock. Göthe, Schiller, Uhland, Körner, Schlegel, Schwab, Platen, Auersperg folgen. Ueberhaupt finden ſich von mehr als hundert Dichtern hier Stimmen vereinigt. Die einleitende Ueberſicht der Dichter in alphabetiſcher Folge, und die erklärenden hiſtoriſchen, grammatiſchen und äſthetiſchen Bemerkungen, die oft auf claſſiſche Muſter zurückweiſen, erhöhen den Werth des Buchs, das wir hiermit aufs Beſte empfehlen wollen.

Ad. St.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

8. Mai. № 110. 1841.

Die berliner Historiker.

(Schluß.)

Durch Schelling's mythologische Freunde und Schüler, die Symboliker, ist bekanntlich die schon früher aufgetauchte, echt katholische Idee von der Uroffenbarung und dem äußeren, traditionellen Zusammenhang der Religionen aller Völker bis zum Extrem ausgebildet worden. Sie setzen ein unschuldiges, seliges, paradiesisches Urvolk, dem Gott selbst Unterricht gegeben und die wahre Religion und Wissenschaft beigebracht hat. Durch den Sündenfall konnte dieses erste, reine, vollendete Gottesbewußtsein wohl getrübt, doch nicht völlig vernichtet werden, und alle Völker haben bei ihrer Trennung und Wanderung aus der Urheimath einzelne Bruchstücke der uroffenbarten Weisheit mitgenommen, die sich namentlich in den Mysterien, den geheimen Culten und der traditionellen Wissenschaft der Priester und Priesterkasten fortgepflanzt, bis die zweite Offenbarung erfolgte und der Sündenfall getilgt ward. Hauptaufgabe der Mythologie ist es hiernach, den Urzusammenhang in den religiösen Vorstellungen, Lehren und Gebräuchen der verschiedenen Völker aufzusuchen, und die in ihnen übrig gebliebenen Goldkörner der Uroffenbarung von den später hinzugekommenen Schlacken menschlicher Irrthümer zu reinigen. Jede Mythologie ist übrigens wesentlich Symbolik, und es giebt ein esoterisches und exoterisches Verständniß derselben; denn der Eingeweihte, der Priester, der Mann Gottes, welcher wenigstens noch einige Geheimnisse der Uroffenbarung, der reinen Lehre, des ewigen Wortes besaß, konnte diese nicht so ohne Weiteres dem sündhaften, dummen, exoterischen Volke mittheilen, sondern mußte sie erst für dasselbe zurecht machen, und kleidete sie demnach in Vorstellungen, Bilder, Symbole.

Von dieser nichtswürdigsten Ansicht des Heidenthums, ja der Religion und Geschichte überhaupt, nach welcher der Geist Alles von außen her aufnimmt, nichts von innen heraus schafft, hat sich nun Stuhr von jeher nicht bloß entschieden abgewandt, sondern sie auch auf das Heftigste bekämpft. Gleich dem alten Voß, wenn auch nicht allein im classischen und rationalistischen Interesse, polemisirt er fortwährend gegen Görres, Creuzer und Consorten, und hebt ihnen gegenüber den protestantischen Gesichtspunkt des Mythos hervor. Er kämpft also gegen das mystische Gefasel von dem Urvolke, der Uroffenbarung, dem Urzusammenhange und dem esoterischen Verständniß der Sagen; ferner gegen die Sucht, je nach Laune und Gutdünken die letzteren zu indisiren oder ägyptisiren; endlich gegen den Wahnsinn des Etymologisirens, der bekanntlich in jene Schule gefahren ist, und vermöge dessen sie eben alle Unterschiede zwischen den chinesischen, indischen, persischen, kleinasiatischen, ägyptischen, griechischen, römischen, deutschen, kurz den religiösen Vorstellungen und Götterdiensten aller Völker aufzuheben sucht. Dem gegenüber hält er fest an dem volksthümlichen Ursprunge und der nationalen Bedeutung jeder Mythologie, als der eingeborenen, selbstgeschaffenen Religion.

Aber auch hinsichts der Auslegungs- und Deutungsweise stellt er sich den Symbolikern schroff entgegen. Diesen ist der Mythos seinem Wesen nach bildlich gehaltene Naturphilosophie: es sind in ihm die urältesten, uroffenbaren Ideen über das All, über Sonne, Mond und Sterne, über die physischen Elemente, über Magnetismus, Elektricität und Chemismus niedergelegt. Stuhr dagegen verwirft im Ganzen die astronomische und physische Auslegung und sucht überall die ethische durchzuführen. Die Götter und die übrigen mythischen Gestalten sind ihm geistige, sittliche, historische Mächte.

Die eine Hälfte seiner Schriften ist, wie gesagt, ausschließlich oder doch großentheils mythologischen Inhalts. So außer mehreren kleineren die schon genannten Briefe „Ueber den Untergang der Naturstaaten," die „Abhandlungen über nordische Alterthümer," die Untersuchung „Ueber die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit des chinesischen und indischen Thierkreises," endlich die „Asiatische" und die „Griechische Mythologie." Die andere Hälfte dagegen bewegt sich in seiner eigenthümlich preußischen Richtung, wie die „Heeresverfassung des großen Churfürsten," „Deutschland und der Gottesfriede," das „Verhält-

niß der Weichſel und Oſtſee zum Rhein," die „Geſchichte der Kriege vom Jahre 1813—1815," der „ſiebenjährige Krieg in ſeinen geſchichtlichen, politiſchen und allgemeineren militäriſchen Beziehungen" und die „Seemacht des großen Churfürſten."

Stuhr iſt von Geburt kein Preuße, ſondern ein Däne, und erſt während der ſogenannten Freiheitskriege in preußiſchen Dienſt getreten. Nichtsdeſtoweniger gehört er zu den eifrigſten und leidenſchaftlichſten Verehrern des Preußenthums. Preußen gilt ihm als das Ziel und die Erfüllung der europäiſchen Geſchichte, als das Land der politiſchen Verheißung, wo Milch und Honig fließt. Schon in den früheſten Perioden des Mittelalters findet er hie und da prophetiſche Hindeutungen auf die einſtige Größe und Herrlichkeit deſſelben. Er hat einen großen Theil ſeiner Kraft und ſeines Lebens daran geſetzt, die preußiſche Geſchichte in die Höhe zu bringen und aus ihr etwas zu machen; ſcheint ſich aber doch in den letzten Jahren endlich davon überzeugt zu haben, daß Preußen, wie es iſt, bis auf Weiteres keine Geſchichte hat und haben kann und haben will.

Was für den Occident Preußen, das iſt ihm für den Orient Rußland, und die innigſte, freundſchaftlichſte Verbindung beider macht eine ſeiner politiſchen Lieblingsideen aus, die nicht ſelten bis zur Sentimentalität in die Höhe geht. In der Freundſchaft von Preußen und Rußland kommt es nach ſeiner Anſicht zur Verſöhnung der größten und umfaſſendſten hiſtoriſchen Gegenſätze: in ihr durchdringen einander Europa und Aſien, Weſten und Oſten, Geiſt und Fleiſch.

Seinem weiteren politiſchen Glaubensbekenntniſſe nach iſt er übrigens nichts weniger als ein Freund des Junkerthums und der Büreaukratie, wie man aus dem Obigen vielleicht ſchließen möchte; doch auch eben ſo wenig ein Anhänger des Liberalismus und des conſtitutionellen Princips. Er iſt vielmehr Ariſtokrat in dem Sinne, in welchem es jeder conſequente Mytholog ſein muß.

Stuhr iſt eine nordiſch-überkräftige, geniale, ſchlechthin urſprüngliche Natur, die nicht an Fehlern der Schwäche und des Mangels, ſondern der Kraft und des Ueberfluſſes leidet. Er beſitzt vor allen eine kühne, reiche, ſehr reizbare, wenig intenſive Phantaſie: viel Anflug, viel Ahnungen, viel Bilder, aber wenig Farbe, Form und Begränzung. Seine Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe iſt demnach nicht künſtleriſch, aber durchaus eigenthümlich, oft einſeitig und hin und wieder bis zum Excentriſchen original; ſein Ausdruck rauh und hart, die Sätze meiſtens lang, oft unſchön gebaut und zu ſehr in einander verſchoben und verſchroben: das Letztere daher, weil, wie er ſelbſt in der Vorrede zu ſeinem erſten Buche ſagt, „ihm die hochdeutſche Sprache nicht angeboren erkannt werden muß, ſondern angelernt."

Sein mündlicher Vortrag iſt gleich dem ſchriftlichen ohne künſtleriſche Form, ungebunden, mit der Sprache ringend, höchſt lebendig, geiſtvoll. Er hat hierin einige Aehnlichkeit mit ſeinem Freunde und Landsmann Steffens, obgleich er kein eigentlich redneriſches Talent beſitzt, wie dieſer. In der letzten Zeit hat er ſich von ſeinen Zuhörern bewegen laſſen, um ihnen das Mitſchreiben möglich zu machen, nicht mehr frei vorzutragen, ſondern nach ſeinen Heften zu dictiren, wodurch gewiß viel von dem Intereſſe ſeiner Vorleſungen verloren geht.

Es erhellt aus dem Geſagten von ſelbſt, daß Stuhr kein Mann iſt für die rein nüchternen, verſtändigen Naturen, für das große Heer der Mittelmäßigen und Brodſtudenten, und daß folglich, auch abgeſehen von dem Gegenſtande, ſeine Collegien nicht ſehr beſucht ſein können.

Neben Stuhr iſt Helwing außerordentlicher Profeſſor der Geſchichte. Wir haben von ihm eine „Geſchichte des achäiſchen Bundes" und eine „Geſchichte des preußiſchen Staates." Hinſichts der letzteren erſcheint er ganz als Stuhr's Schüler und hat nur deſſen Ideen verarbeitet. Trotz des fürchterlichen Geſchreis von Stenzel, der, durch Privatwünſche veranlaßt, ſehr heftig über ſie herfiel, iſt dieſelbe doch nicht ohne Verdienſt. Sie iſt wenigſtens der erſte Verſuch, die preußiſche Geſchichte nicht mehr bloß biographiſch und annaliſtiſch zu behandeln, ſondern innere Einheit in dieſelbe zu bringen, und die gleichzeitige und gleichmäßige Entwicklung derjenigen Landestheile, durch deren Vereinigung zuerſt der preußiſche Staat entſtand, namentlich der Mark, Preußens und Pommerns nachzuweiſen. Doch leidet die Darſtellung an überflüſſigem Pathos und Schwulſt.

Helwing's Vortrag iſt höchſt trocken und einförmig, und in ſeinen hiſtoriſchen Privatvorleſungen hat er wohl nie über drei bis vier Zuhörer gehabt. In der ſpäteren Zeit hat er ſich mehr auf die Staatswiſſenſchaften gelegt.

In ähnlicher Weiſe iſt Riedel, ebenfalls ein Schüler Stuhr's, nach und nach ganz zum Cameraliſten geworden. Er muß überhaupt mehr als Archivar und Hofrath denn als Univerſitätslehrer betrachtet werden.

Als Privatdocent lieſt ſeit zwei Jahren Dönniges, ein Schüler Ranke's und Mitarbeiter an den oben genannten „Jahrbüchern des deutſchen Reiches u. ſ. w.," auch ſonſt ſchon bekannt durch die von der berliner Akademie herausgegebenen „Acta Henrici VII," welche er in dem turiner Archiv gefunden hat, wie durch den vor Kurzem erſchienenen erſten Theil einer „Geſchichte des vierzehnten Jahrhunderts." Seine Vorleſungen erſtrecken ſich über mittlere und neuere Geſchichte, Geſchichte der Revolution und Politik. Er beſitzt ein klangreiches Organ, Gewandtheit des Ausdrucks, überhaupt Talent des Vortrags, und iſt ſchon jetzt vielleicht nach Ranke der beſuchteſte unter den hieſigen hiſtoriſchen Docenten. Möge er ſich immer mehr von Ranke

emancipiren, namentlich von deſſen politiſcher Anſicht! Nur wer in der Gegenwart frei iſt, kann es auch in der Vergangenheit ſein.

Sterne und Meteore in deutſcher Zukunft und Gegenwart, von Guſtav Bacherer. Leipzig 1839. Feſt'ſche Verlagsbuchhandlung.

„Welche Anſicht wir aber auch über die moraliſchen Gebrechen und die politiſchen Sternſtellungen der deutſchen Gegenwart haben mögen; ſo wollen wir in der Ueberzeugung, daß die öffentliche Vernunft und mit ihr die Freiheit der Völker gleichen Schritt halten müſſe mit allen geoffenbarten Entwicklungen des Alls, nicht ablaſſen, die trüben Ausdünſtungen der Atmoſphäre, in welche das deutſche Leben der Jetztwelt eingehüllt, für ſchnell vorübergehende Meteore anzuſehen, während die Sterne unſerer Wünſche und Hoffnungen am Himmel der deutſchen Zukunft glänzen." Hierin liegen die Motive des pretiöſen Titels, wie ſich darüber Bacherer in der „politiſchen Standrede, dem Prolog zu dieſem Buche" (S. XXII) erklärt.

Die angeführte Periode giebt bereits eine Ahnung von Ton und Form, d. h. von der Volltönigkeit und Formloſigkeit dieſer nicht auf dem Dreifuß der Pythia, ſondern auf dem Tiſch einer dampf- und rauchgefüllten deutſchen Burſchenkneipe gehaltenen, will ſagen, geſchriebenen, „politiſchen Standrede." Nicht leicht läßt ſich etwas Qualmigeres und Dunſtigeres leſen. Dieſe Pausbacken, aus welchen hier „deutſche Wiſſenſchaft die Blitze ihrer Gedanken, deutſche Mannheit die Leuchtkugeln ihrer Geſinnung ſchleudert!" — „Mit prätentiöſer Gedankenloſigkeit drängt ſich die Frechheit in den Vordergrund, hinkend folgt ihr die Unzulänglichkeit, mit plumpem Stolpern ſchließt die Gemeinheit den Reihen." — Das iſt je gewißlich wahr, Herr Bacherer. Und dafür müſſen Sie mir das Loos der — wenigſtens kritiſchen — Verfolgung derjenigen theilen, „*welche die Energie ihrer Ueberzeugungen im Opferrauche der Freiheit entfalten*" (S. XIV).

Giebt es etwas Ekelerregenderes, auch ſtiliſtiſch Erbärmlicheres, als Sätze wie: „Eine moraliſche Pfütze gehe von den Bretern, die die Welt bedeuten, keine wohlthätig kräftigen Anregungen mehr auf Geſinnung und Geiſt des Volkes über. — Der Litteratur bemächtigte ſich ein mephitiſcher Geiſt des Unraths und moraliſcher Verkrüppelung. — Dieſe Menſchenkloake (der Litteratur) iſt zu einer ernſtlich gefahrdrohenden Innung geworden" (S. XV). Pfui, Hr. Bacherer, wer wird ſo viel durch Pfützen und Kloaken waten. So etwas macht, wenn man ſich auch nicht förmlich in die löbliche Innung der chiffoniers aufgenommen wiſſen will, immer etwas anrüchig.

Ich glaube, man darf es dem Hrn. Bacherer recht ernſtlich verweiſen, dem deutſchen Volke ſo in's Angeſicht zu ſpeien und ſo ſeine Gegenwart zu beſchimpfen, als eine Zeit „der Gemeinheit, der ſittlichen Auflöſung, des rohen, krämerhaften Egoismus." — Alſo wirklich: „von oben wird die Tüchtigkeit angefeindet, von der Erbärmlichkeit wird ſie bekriegt, vom Philiſtrismus eines demüthigenden Stolzes angeklagt. Der Unſinn und die Erbärmlichkeit ſind in eine Allianz mit der Gewalt (aber nicht bei Bacherer!) getreten. Deshalb — läuft der Bürgergeſinnung die Dummheit, — mit ihren Büffelhörnern alle Hinderniſſe beſiegend, — den Rang ab, indeß es der intriguanten Erbärmlichkeit gelingt, alle Fäden öffentlicher Ehren und Vortheile in ihr Gewebe hereinzuziehen" (S. XIV). Ferner S. XVII: „Auch fürwahr könnt' es ſcheinen, jede Anregung des Vaterlandsgefühls und der nationalen Kraft ſei unnütz bei einem Volke, das nach den Erfahrungen des unſrigen in ſeiner Geſammtheit ſo wenig Elemente eines kräftigen Volksbewußtſeins zur Offenbarung bringt. Ein kahler, bornirter Philiſtrismus, mit altklugem, hektiſchem Geſichte und einem ausdruckloſen Augenwerk, hat von den meiſten Beziehungen und inneren Bedingungen des deutſchen Lebens Beſitz ergriffen. Unwürdige Charakterloſigkeit, mit ihrem ſchleichenden Sprachorgan, thront da, wo einſt ſtolze Mannheit geſeſſen hatte. Ein wilder Ekel durchſchüttelt bisweilen im Anſchauen ſolcher deutſchen Lebenszuſtände den heimiſchen Patrioten" ꝛc., und S. XVIII: „— ob wir wirklich etwas Erkleckliches im Schilde führten? — In dieſem fragenden Vorwurfe, mit der Anmaßlichkeit ſpießbürgerlicher Beſchränktheit gemacht, iſt die finſtere Hoffnungsloſigkeit unſerer Zuſtände ausgeſprochen. An der Scholle und an dem Phlegma des Augenblicks klebend, reichen die Ideen des deutſchen Philiſters nicht weiter, als die Rauchwolken ſeiner Tabackspfeife, die in Nichts zerfließen, ſo wie ſie dem Rohre entquollen ſind."

Und die Ideen G. Bacherer's, wie weit reichen ſie aus dem wüſten Dunſt und Dampf ſeiner burſchikoſen Aufgeſpreiztheit hinaus? Ignis ex fumo! — Doch ſeien wir billig. Hätte ſich Deutſchland, namentlich dem Auslande gegenüber, in der neueſten Zeit eine ſo impoſante Stellung äußerlich in der That, innerlich im Gemeinbewußtſein gegeben; hätte die deutſche Gegenwart jene — aus den „mephitiſchen" Dünſten, welche einen Chiffonnier umlagern, nicht aber aus den pythiſchen Dämpfen eines wahrhaften Propheten, jene aus dem Munde der „Menſchenkloake" ſtinkende, nicht von den reinen Lippen einer Caſſandra entſtrömende — „finſtere Hoffnungsloſigkeit" — ſo ſchön Lügen ſtrafen können, wenn nicht G. Bacherer im Jahre des Herrn, 1839, in ſeinem Buche die Meteore und Sterne der deutſchen Gegenwart und Zukunft ſich hätte ſchneuzen laſſen? Guſtav hat Deutſchland gerettet. „Der muskulöſe (deutſche) Bär tanzt nun gar drollig die Weiſe ſeines ſchmächtigen

Bacherer's, wenn der gleich rings zum Geſpötte der Zuſchauer dient" (S. IX). Er hat die Bürgerkrone verdient, ja er iſt würdig, daß ihn „das dankbare Vaterland" von ſeinem unſterblichen Nikolaus Becker beſingen laſſe. Nur das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab. Bacherer aber und Becker — ſie ſollen leben, ſie ſollen ewig leben! —

Doch in vollem Ernſte alle Achtung vor dem, was Bacherer (S. XIII) ſagt: „Vor Allem müſſen wir eine tüchtige Geſinnung haben, müſſen Männer ſein, dürfen nicht kriechen und hündeln! Aus unſeren Herzen ſei die Selbſtſucht und die Gemeinheit verbannt: das Vaterland, das theure, und Recht und Wahrheit müſſen ihre Banner entfalten, wenn wir der Freiheit uns würdig erzeigen wollen." — Ehre dem Ehre gebührt. Ich bezeuge Hrn. Bacherer um dieſes Wortes willen meine aufrichtige Hochachtung, wie ich denn das früher Geſagte nur um der Sache willen, welcher Bacherer dient, mit aller Rückſichtsloſigkeit gab. Ich kenne Hrn. Bacherer perſönlich gar nicht, ich kenne ihn nur aus und in ſeinen zu eilfertig, ja leichtſinnig hingeworfenen Büchern. Möchte der Mann ſeine ſchönen Kräfte nicht auf ſo eitle und ſchnöde Weiſe verpuffen, möchte er weniger ſchwätzen und ſcribeln, möchte er auch litterariſch, was er ſelber vor Allem fordert, ein Mann ſein. Am allerwenigſten möge er glauben, daß es angehe, zum deutſchen Volke ſich die Stellung eines Bärentreibers zu geben. Auf ſolche Weiſe wird nichts gewirkt, nichts gut gemacht, das kann man an Börne ſehen. Der Archimedespunkt für die Hebung der deutſchen Welt liegt nicht außer ihr. Deutſchland revolutionirt nicht, es reformirt. In innerlicher Entwicklung geht es langſam, aber ſtetig voran. Wer langſam eilt, kommt endlich auch weit. „Der deutſche Buckel iſt härter als Erdpech, die deutſche Langmuth länger als der Gedanke eines Sterblichen reicht." Schmähet nur die deutſche Geduld, iſt ſie die größte, ſo ſind wir ſicher, daß ſie auch das Größte leiſten wird. Nur mit Zukunft und Gegenwart nicht ſo leichtſinnig umgegangen!

Freilich muß man, um der Zukunft freudig und hoffnungsreich entgegenzugehen, nicht bloß der Chiffonnier der Gegenwart ſein, ſondern auch die Vergangenheit beſſer begreifen, als es unſer Verf. thut. „Wenn ein Deutſcher der alten beſſeren Zeit aus ſeinen Gräbern (Gräbern!) ſtiege, um einen Blick in unſere Gegenwart zu thun: er würde dies nach der Mehrzahl entmannte Geſchlecht als Deutſchlands Söhne nicht anerkennen!" Bravo! Burſchen heraus! — Doch beſſer, laſſet den Todten die Ruhe, den Lebenden die freie Bewegung. Die Lebenden haben Recht. Nur mit ſo übernächtigem Antlitz (S. I) wie Bacherer, kann man die Gegenwart ſo miſerabel, ſo katzenjämmerlich, die Vergangenheit ſo glänzend illuminirt betrachten.

„Die Grundfarben des Zeitgeiſtes ſind aus der geifernden Habſucht des Krämers und aus der Brunſt der raſtlos dahinjagenden Hyäne des Genuſſes zuſammengeſetzt. Durch den Maulwurfsgeiſt kleinlicher Begierden und Strebungen ſind alle moraliſchen Höhen des deutſchen Lebens unterhölt, und die Tiefen ſind in der Zwergsnatur der herrſchenden Generation ſeicht geworden." Dagegen waren (S. VI) vor der Zeit des Einbruchs eines fürſtlichen Abſolutismus in Deutſchland (16. und 17. Jahrh.) wir Europens mächtigſte und achtbarſte Nation. — Unſer Kaiſerthum zur Zeit ſeiner ſchönſten Blüthe war etwas unendlich Erhebendes. Jene Zeiten waren das Heroenalter unſerer Nation. Daſtehend in ſtolzer Kraft (z. B. gegen den Papſt? ꝛc.) waren die Deutſchen das erſte Volk des gebildeten (!) Erdkreiſes, und ihre inneren politiſchen Verhältniſſe nicht minder lebendig, als die äußeren großartig und gewaltig. — Wenige von uns ahnen jenes Deutſchland, da unſer Volk das freieſte in Europa war... Wir waren der große Leib (!), der den Erdkreis erwärmte, der Prometheus (!), der allem Staatenleben die politiſche Pſyche einhauchte, auf daß es ſich frei und ſtark entwickelte zu großartiger Geſtaltung. — Unſere frühere Verfaſſung dürfte mit der engliſchen — keck in die Schranken treten." — Brav gebrüllt, löwenmüthiger Standredner. Nur aufgeknöpft den deutſchen oder, wie ich dann ſchreiben muß, teutſchen Rock, damit die übervolle Bruſt ihren Jubel über die Herrlichkeiten des altdeutſchen Fauſt- und Wahlregiments hervorjauchze und „die kaiſerliche, die ſchreckliche Zeit" von jetzt und ehemals vergeſſe.

Herrn Bacherer hätte ich einen geſunderen hiſtoriſchen Sinn zugetraut. Die alte und die mittelalterliche deutſche Freiheit war keine geordnete, geſeſtete, ſondern eine Freiheit des Beliebens, der Willkür. Das deutſche Reich war kein lebendiger Organismus, in welchem Haupt und Glieder ſich in rechter Weiſe durchdrungen hätten; der Kaiſer das caput mortuum, das Reich das corpus moribundum. Und es iſt geſtorben, um größer, mächtiger, einiger als je aufzuſtehen. Deutſchland erfüllt ſeine Miſſion, es findet ſeine Zukunft — aber nicht auf gewaltſame Weiſe, wie Bacherer (X) meint. Gewiß, „nur aus freien Stoffen reifen freie Formen auf." Aber die innere geiſtige Befreiung im Element von Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion, die That und Folge der Reformation giebt keinem Volke, ſo wie dem deutſchen, die freien Stoffe, aus welchen ſich freie Formen gebären müſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

10. Mai. № 111. 1841.

Die Universität Tübingen.

Indem sich diese Correspondenz — oder wie sie sich lieber nennen möchte Angesichts so mancher gemüthlicher Quartanten unserer alten Schloßbibliothek — Nachricht von der Universität Tübingen ihren Vorgängerinnen in diesen Jahrbüchern anzureihen anschickt, mag es ihr schon vergönnt sein, vor Allem etwas über den Muth zu bevorworten, der sie solches Wagniß unternehmen läßt. Sattsam hätte sie ja von ihren ältern Schwestern lernen können: wer sich in Gefahr begiebt, der kommt darinnen um. Und giebt es eine größere Gefahr, als so alten, hochgelahrten Herren in ihre Perrücken und so jungen Eitelkeiten zwischen die aufgespreitzten Spindelbeine zu fahren? In der That, die Lichter unserer deutschen Hochschulen ließen zwar immer ihren Glanz vor der Welt leuchten, daß sie ihre gelehrten und gottesfürchtigen oder gotteslästerlichen Werke sehen konnte, aber sie selbst schienen als an einem dunkeln Orte — was Wunder, daß sie unwirsch werden, wenn der Morgenstern der Kritik über ihnen aufgehen und der Tag des Gerichtes vor aller Welt für sie anbrechen will? Wehrten sie sich überall, wie werden sie erst das Kreuz schlagen hier in unserer Eberhardina, wo die Sitte und das Naturell des Landes selber sich gegen Oeffentlichkeit und Veröffentlichung sperrt und die herzliche, trauliche Stille des Gemüthes das laute Geräusch des Marktes haßt und flieht. — Odit profanum vulgus et arcet.

Doch dem und früheren Vorgängen gegenüber glauben wir gleich im Beginn die Versicherung geben zu müssen, daß wir nicht gewillt sind, mit ungeweihten Händen unsern altehrwürdigen Musensitz anzutasten. Wir sind keine Freunde von Scandal und können den Freunden solcher Piquanterien nichts versprechen. Nur die Ueberzeugung, daß sich ein recht schaubares, bedeutendes Bild von dem Leben und Wirken auf unserer Hochschule darstellen lasse, führt uns die Hand. Je mehr wir uns — anerkennen zu dürfen freuen, desto weniger aber wollen wir uns auch den Schmerz ersparen, einen und den andern Dorn aus dem gesunden, lebenskräftigen Fleische zu ziehen. Je gewisser wir uns sind (dieses Wir bittet man im eigentlichen Sinne zu nehmen), nicht blind in Vorliebe und Haß — sine ira et studio — zu verfahren, noch viel weniger aus jenen niedern Motiven, welche früher in diesen Jahrbüchern mitgetheilten Nachrichten von Universitäten schmählicher Weise untergestellt wurden, desto getrostern Muthes ergreifen wir die Feder, welche wir freilich lieber meisterhaften Händen, wie sie sich hier mehr als ein Paar finden ließen, anvertraut sähen. Denn wer die Feder nicht zwischen die Finger nimmt, braucht sich auch nicht auf die Finger klopfen zu lassen. Doch zur Sache; auf gut Glück! —

Wenn von irgend einer Universität gesagt werden kann, sie sei Landes-Universität, so kann dies von Tübingen gesagt werden. Es bedarf kaum eines tiefern Blickes in das äußere und innere Sein der Universität und des Landes, um in jener das sprechende Abbild von diesem zu sehen. Was das Aeußere der Stadt betrifft, so ist allbekannt, daß es in ganz Deutschland keine so unschöne Stadt von Namen oder ohne Namen geben kann, wie Tübingen. Enge, verrenkte Straßen, alte rauchige, winklige, überhängende Häuser, die gegen die einzelnen Neubauten um so greller abstechen, nirgends eine gerade, ebene Linie, Alles bucklig und bergig, krumm und eckig, in der untern Altstadt ärger, als auf dem ärgsten Dorfe, bietet diese über einen Bergsattel hingequetschte Stadt dem Fremden einen für den Anfang ungeheuern Anblick dar. Das hört freilich der Stocktübinger ungerne sagen, er ist von jeher dieses Trepp auf Trepp ab gewohnt, und fühlt sich gar heimlich gemuthet, wenn er die enge Burgsteige hinaufkeuchend, die gute alte Zeit mit den vorgeneigten bemoosten Häuptern der gichtbrüchig gewordenen Häuser sich ein freundliches Compliment zunicken sieht. Ja er führt uns zum Beweise, daß es sich hier doch recht gut und gesellig wohnen lasse, an eines der Gebäude, zu dem die Thüre sich unter'm Dache befindet und zu dessen oberster Etage man eine lange Treppe hinab steigen muß. Man nennt es die Hölle und es war viele Jahre die Amtswohnung des seligen Dr. Steudel.....

Freilich ist gut so in der Hölle selber wohnen, wenn Einem das Paradies zu allen Fenstern hereinschaut. Denn

die Ausſicht in das Neckarthal iſt reizend, wie irgend eine. Steigen wir etwa auf die Höhe über uns und laſſen von G. Schwab in ſeinen Romanzen aus Herzog Chriſtoph's Jugendleben uns ſagen, wie

„Zu Tübingen vom Schloſſe
Sieht man ein weites Land,
Zu Wagen, Fuß und Roſſe
Bewohner mancherhand,
Und Burgen und Capellen
Auf fernen Bergen ſtehn,
Und untenhin die Wellen
Des ſtillen Fluſſes gehn.“....

Sehen wir uns zu Füßen den klaren, ſo munter über die Kieſel hinſprudelnden Strom, weiter eine ſchöne, grüne, fruchtbare, mit Dörfern beſäete Landſchaft, aus den nahe gegenüberliegenden Vorbergen hervor die Steinbach, in deren Thal jener originelle, ſchwediſch-ſchwäbiſche, namentlich in der intereſſanten Tracht des weiblichen Geſchlechts ſo augenfällige Stamm ſich ſeit dem 30jährigen Kriege niedergelaſſen hat, das Ganze aber begrenzt von der majeſtätiſchen, den ganzen Geſichtskreis von Süden nach Norden beſchließenden Mauer der ſchwäbiſchen oder rauhen Alp mit ihrem Hohenzollern und Neuffen, ihrer Achalm und Teck, denen aus nördlicher Ferne Hohenſtaufen herüberwinkt, und darüber hingezogen jenen ahnungsvollen blauen Schleier voll Duft und Wärme, hinter ihm die Schlöſſer von Urach und Lichtenſtein und die wunderlieblichen Thäler ſammt und ſonders — dazu von den höhern Punkten des Bergzuges, über deſſen Sattel Tübingen gebaut iſt, etwa von dem wurmlinger Kapellchen aus, das, von Lenau am ſchönſten beſungen, im Wiederſchein der goldenen Kreuze auf den Thürmen des katholiſchen Rottenburg, des württembergiſchen Biſchofsſitzes,

Luſtig, wie ein leichter Kahn,
Auf des Hügels grüner Welle,
Schwebet lächelnd himmelan
Dort die friedliche Kapelle —

ein Blick nach Weſten bis in die fernen Säume des Schwarzwalds und nordweſtlich über das grüne Laubdach des mächtigen Schönbuchwaldes, des alten Tummelplatzes der württembergiſchen Nimrode, dann in die nächſte Nähe hinunter in das ſtille Ammerthal, die Wiege der Uhland'ſchen Lieder, mit ſeinem elyſiſchen Seitenthälchen — — das Alles muß geſagt, geſehen werden, um dieſem Tübingen die Gerechtigkeit angedeihen zu laſſen, die es ſelbſt einem Heidelberg und Freiburg gegenüber kecklich anſprechen darf. Wächſt auch kein Markgräfler hier, ſo weiß ein gutes Jahr doch immerhin einen theilweiſe recht genießbaren Wein zu zeitigen. Wo aber nur auch Wein wächſt, da weiß der Württemberger ſchon zu leben.

Wer das Land in ſeiner engen, hügeligen, landſchaftlich ſo ſchönen Geſtaltung nur ein Bischen kennt, wird die behauptete Ebenbildlichkeit unſerer Muſenſtadt zugeben. Die Natur iſt hier wie dort in ihren Bildungen reicher und thätiger, als die Kunſt. So laſſen denn auch die Tübinger ihre liebe ſchöne Natur walten und machen es ſich mit Sorgen um die Genüſſe und Bequemlichkeiten der Bildung wenig zu ſchaffen. Man muß es dieſem Phlegma in's Geſicht ſagen, in keiner Univerſitätsſtadt Deutſchlands wird ſo wenig für den allergewöhnlichſten Comfort gethan, als in Tübingen, ſowohl von Seiten der Gemeinde, als der einzelnen Bürger. Zu Anlagen, welche den Genuß dieſer Natur leichter und vielſeitiger machen würden, fehlt es an öffentlichem und privatem Unternehmungsgeiſt. Die Zeit iſt vorbei, in welcher Varnhagen in Tübingen ſich vergebens nach einem Sopha umſah, aber eigentlich beſſer iſt es ſeitdem noch nicht viel geworden. Wie mußte ſich Ewald placken, bis er eine erträgliche Wohnung fand. Die Hausbeſitzer denken an nichts, als an das hergebrachte Bezahltwerden von Rechtswegen und geben zu ihren finſtern Treppen, winklichten Zimmern, wurmſtichigen Möbeln ebenſo viel Grobheit als Gemüthlichkeit in Kauf. Wenn die auch nur eine Ahnung hätten von dieſer Zuvorkommenheit, Höflichkeit und Dienſtbefliſſenheit der Bewohner anderer Univerſitätsſtädte. Wo der Studirende hier nicht mehr zu befehlen braucht, darf der in Tübingen noch nicht einmal bitten. Ganz im Einklang mit dieſer Wirthſchaft ſtanden bisher die öffentlichen und Collegiengebäude. Nun aber geht die edle Regierung durch den definitiv beſchloſſenen Bau eines neuen, großartigen Univerſitätsgebäudes außerhalb der Stadt dieſer ſelbſt voran und giebt dadurch, wie man hoffen darf, auch den Privaten zu ſchau- und bewohnbaren Neubauten den erforderlichen Anſtoß.

Wie Württemberg abſeits der großen Bahnlinien der Civiliſation und des offenen Weltverkehrs liegt, ſo liegt Tübingen, obwohl in der Mitte des Landes, doch etwas außer dem Wurfe. Von Stuttgart iſt es zwar nur ſechs Stunden entfernt, aber durch ſieben Berge getrennt und nur ein bedeutenderer Straßenzug durchſchneidet es. So iſt Tübingen ſo ziemlich ohne Rückwirkung der modernen Cultur, in welcher die Reſidenz ſich wenigſtens halten will. Kein Wunder, wenn es, auch abgeſehen von den feinern Künſten des Luxus, nicht einmal tüchtige, geſchmackvolle Arbeiter für die gewöhnlichen Bedürfniſſe zu bieten vermag und überhaupt nichts von jenem induſtriellen Eifer weiß, welcher anderwärts alle Räder in ungehemmte Bewegung zu ſetzen eilt.

In dieſer Abgeſchloſſenheit liegt freilich wieder der Vortheil möglicher Einfachheit und Natürlichkeit, Körnigkeit und Gediegenheit auch des materiellen Lebens. Man lebt gut in Tübingen um Billiges, und zu der reichlichen Nahrung wird gutes, trotz dem, daß es hergeführt wird, wohlfeiles Bier getrunken. Die Oberherrſchaft über den Wein,

welche ſich das Bier im ganzen Lande zu erringen ſucht, hat es hier bereits ſeit manchen Luſtra gewonnen. Wenn es nun ſchon einmal zum alten Ruhme unſerer Eberhardina gehört, daß gut und viel getrunken wird, ſo iſt der Wechſel im Stoffe für die Mäßigkeit im Allgemeinen nur förderlich geweſen. Es war freilich eine ſchöne Zeit, da die dreibeinigen Weinſtühlchen ſelbſt noch vor Profeſſorenhäuſern ſtanden, um männiglich die Weinſchenk-Gerechtigkeit des inwohnenden Producenten zu bezeichnen....

Um nun auf geiſtigeren Boden zu kommen, ſtellen wir das geſellige Leben der Univerſität wiederum ganz in Parallele mit der Geſelligkeit im Schwabenlande überhaupt. Eckig und ungeſchliffen in Formen, wie der Württemberger iſt, der innerlichen Welt des Gemüthes durchweg mehr als der Erſcheinungswelt lebend, entbehrt ſein Naturell des Triebes und der Möglichkeit zu formeller Socialität. Es fehlt die Routine und Gewandtheit zu einem lebhafteren, mehr- und allſeitigen geſelligen Herüber und Hinüber, und die Folge davon iſt, daß ſich Alles in Ausſchließlichkeiten trennt. Ueber individuelle Beziehungen der Freundſchaft und über die Beſonderheit der Kneipgeſelligkeit hinaus führt keine Brücke zu allgemeinern Zuſammenhängen. Die Einheimiſchen fühlen das Beſchränkte dieſer Zuſtände nicht und ſind froh, wenn man nichts Weiteres von ihnen will. Dadurch wird auch den Fremden ein dahin zielender Einfluß abgeſchnitten und ſie ſehen ſich gezwungen, entweder in dem althergebrachten Elemente mitzumachen, oder, was denn gewöhnlich geſchieht, ſich zurückzuziehen und auf ſich zu beſchränken. Uebrigens hat ſich Tübingen nicht einer ſolchen Frequenz von Seiten der Ausländer zu erfreuen, daß dieſe irgend maßgebend eingreifen könnten. Im Sommerhalbjahre 1840 ſtudirten an Fremden 23 die evangel. Theologie, 4 die kathol. Theol., 17 die Rechtswiſſenſchaft, 8 die Medicin, 5 die Philoſophie — alſo 57 unter 724 Studirenden. Dieſe Ausländer ſelbſt, großentheils Schweizer, ſind zum geringſten Theile aus der Zahl derer, welche über Summen gebieten können — ſolche gehen in größere oder in genüßlichere Univerſitätsſtädte. So iſt von dieſer Seite kein Gewinn für ausgeprägtere geſellige Cultur weder in materieller, noch in formeller Hinſicht. So wenig aber die Fremden hereinkommen und hereinbringen, ſo wenig gehen die Einheimiſchen hinaus. Fremde Univerſitäten werden zu ſelten beſucht, als daß davon die Landes-Univerſität wirklichen Gewinn ziehen könnte. Reiſeluſt im Allgemeinen iſt da, aber während unſere norddeutſchen Gäſte keine Vacanz vergehen laſſen, ohne das Ränzchen zu ſchnallen und gegen Oſten, Süden und Weſten bedeutende Ausflüge zu machen, eilen unſere Landesſöhne zu der Mutter heim, und um ihr den Liebling recht wohlbehalten in die Arme zu bringen, können Kutſcher und Poſten nicht genug Pferde auftreiben: zu Fuß, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, die Vacanzreiſe zu machen, iſt nachgerade gemein und verächtlich geworden. Es kann ſich mithin das ſüddeutſche Phlegma nicht entſchließen, außerhalb der engen Landesgrenze die Stoffe zu holen, wodurch dieſes lahme und ſpröde geſellige Leben aufgeſtachelt und belebt werden müßte. Von dieſer heiter entzügelten Jugendluſt, womit das akademiſche Blut anderwärts in Sang und Klang, in Luſt und Spaß circulirt, findet ſich in Tübingen *im Allgemeinen* nicht mehr, als der träge, unlebendige Niederſchlag. Indeſſen iſt zu bemerken, daß dieſer Niederſchlag theilweiſe Product der Reagentien iſt, welche die Polizei in Folge der Organiſation der Univerſität, womit der moderne Staatsgeiſt in Württemberg andern Ländern muſterhaft vorangegangen iſt, in die fröhlich ſchäumenden Sprudel des akademiſchen Freiheitsgenuſſes mit harter, geſchäftiger Hand zu werfen ſich die liebe Noth und Freude macht.

Ob dieſen beſchränkten und gedrückten geſelligen Verhältniſſen abgeholfen würde durch entſprechende Einflüſſe von Seiten der Profeſſorenwelt her, muß bezweifelt werden. Es liegt in der Landesart, die Landesſitte und das Stammesnaturell will und kann es nicht anders. Und dieſem ſind ja die Lehrer ſelbſt verſchrieben, welche bis auf zehn alle geborne Württemberger ſind. Was vermöchten die Wenigen gegen die Subſtanz des mehr als viermal ſo bedeutenden ſchwäbiſchen Grundſtocks.

(Fortſetzung folgt.)

G. Bacherer „Sterne und Meteore in deutſcher Zukunft und Gegenwart.“

(Fortſetzung.)

Glücklicherweiſe dürfte wohl Hr. Bacherer heute nicht mehr ſchreiben, daß der Faden zwiſchen Nord- und Süddeutſchland ein ſo dünner, in jedem Sturme leicht zerbrechender ſei, und daß Preußen in ſeinem Innern kein germaniſches Element, kein Triebrad (!) deutſcher Entwicklungen habe, vielmehr eine hiſtoriſche Improviſation ſei, unfertig, eine politiſche Treibhauspflanze — wenn auch nicht ohne Bürgſchaften für eine ſtarke politiſche Zukunft. (Eine Treibhauspflanze nicht ohne Zukunft!). Ganz gewiß ſind unſere kleineren deutſchen conſtitutionellen Staaten nichts ohne und gegen Preußen. Aber dies iſt mit *einem* Fuße bereits in die öffentliche und conſtitutionelle Bahn getreten, der andere Fuß *muß* nachfolgen, und dann wird Preßzwang und Büreaukratie ſicherlich verdrängt werden „durch das harmoniſche Ineinandergreifen aller conſtitutionellen Speichen (!) im Räderwerke der Verwaltung“ (wie ſich Bacherer S. XX ſo vortrefflich ausdrückt).

„Deshalb in der Zukunft ſtarke, flammende Sterne, wo jetzt ſchwache, leicht zerflatternde Meteore ſind!“ Dabei ſoll es bleiben, auch in Bezug auf Ihre Bücher! Viel-

leicht betrachten Sie dieſes da ſelbſt bereits als ein verpufftes Meteor, ſo eine Sternſchnuppe vom 18. October 1839. Sie ſchrieben es wohl heute nicht mehr? Aber Sie bereuen dieſe teutſchröckige Standrede hoffentlich nicht, da es ja keine Ehre iſt, eine Schrift bereuen zu müſſen.

Und nun die Teleskopen gerichtet. Zuerſt erſcheinen „Sternſtellungen“ am politiſchen Himmel Württembergs, dem litterariſchen Steckenpferde Bacherer's. „Charaktere und Umriſſe aus der württembergiſchen Ständekammer,“ welche, wenn ich nicht irre, aus der Aſche des ſelig verſtorbenen „Phönix“ wiedererſtehen müſſen. Ich hätte gern den Dienſt kritiſcher Liebe geübt, und dieſe „parlementariſchen Porträts“ ſammt und ſämmtlich todtgeſchlagen, aber was hilfts, ſie kämen ja doch wieder zu einer fröhlichen Auferſtehung des Leibes in der „Geſchichte des conſtitutionellen Lebens in Deutſchland,“ in welcher ſie demnächſt, dem Verſprechen Hrn. Bacherer's gemäß (S. XXIII) die dritte Feuerprobe des Druckes und der Kritik durchmachen ſollen. „Ob wir wohl daran gethan, ſie feſtzuhalten, obſchon die meiſten unter ihnen Meteore ſind, mag nicht bezweifelt werden.“ Gewiß nicht, da ja nach Hrn. Bacherer's Verſicherung auch Zukunftsſterne unter ihnen *keimen* (!).

Von den immerhin intereſſanten württembergiſchen und den beſſer und mit weniger forcirtem Wortſchwall gezeichneten badiſchen Silhouetten geht es zu den „*Kataſtrophen und Schlagſchatten*,“ von denen Bacherer (XXIV) weiſſagt, auch ſie „werden des Zwecks (des Zwecks!) mannigfacher Anregung nicht verfehlen.“

Die Gegenüberſtellung von „*Freimaurerei und Jeſuitismus*“ regt allerdings, mit gewandter Form und tüchtiger Geſinnung geſchrieben, das Intereſſe des Leſers an. „An der Spitze der Freimaurerei erhebt ſich das Sinnbild der allgemeinen Menſchenliebe, an jener des Jeſuitismus verfolgungsſüchtige Ausſchließlichkeit. Die Freimaurerei will den freigebornen Geiſt des Menſchen dem Urbilde ſeines Schöpfers immer näher führen; der Jeſuitismus lenkt ihn tief und tiefer von demſelben ab — — verrenkt ihn zum moraliſchen Wechſelbalge und zur geiſtigen Blindſchleiche.“ — Ich kenne das Maurerweſen und Wirken nicht und Bacherer giebt zu wenig, oder eigentlich nichts, um daran die Wahrheit der Verſicherung finden zu laſſen: „wenn einſt die Zeit gekommen ſein wird, wo das Weſen der Maurerei Niemanden mehr ein Geheimniß iſt, dann iſt die Erfüllung auch ihrer oberſten Zwecke nahe und die *Menſchheit* wird aus dem Menſchenthume hervorgegangen ſein. Chriſten und Juden, Muhamedaner und die Söhne des Brama werden ſich dann als Brüder, als die Kinder *Eines* Gottes erkennen, — man wird dann nicht mehr fragen: „Biſt du ein Jude — biſt du ein Chriſt? ꝛc., ſondern Menſchen werden zu Menſchen reden; — es wird ſich noch einmal aus dem in hundert Religionen zerklüfteten Menſchenthume eine in ſich feſt und harmoniſch geſchloſſene Menſchheit ſich erheben.“ Daß die Maurerei damit an Chriſtenthum und Proteſtantismus anknüpft, iſt entſchieden. Aber ob ſie ein Moment in der Fortbewegung deſſelben iſt, möchte ich bezweifeln. Gerade daß ſie als geſchloſſene Innung, als Geheimbund wirken will, iſt dem Geiſte des Proteſtantismus zu ſehr entgegen, als daß ſie deſſen Ausbreitung weſentlich fördern dürfte. Warum die Maurerei ihr Weſen nicht im Freien treibe, dieſe Frage beliebt Hr. Bacherer nicht eben ſehr human eine Frage der vorwitzigen Bornirtheit zu nennen. Er meint, die ſonnenklare Wahrheit, wenn ſie ohne den magiſchen Schleier, womit ſie dem blöden Menſchenauge ihren ſtrahlenden Glanz verbirgt, in nackter Schöne in der Welt erſchiene, würde nicht mehr die keuſche, ernſte, hochheilige Jungfrau ſein, vor welcher die Lüge bebend und die Tugend anbetend niederſinkt; ſondern eine gewöhnliche Dirne, an deren Reizen der große Pöbel ſein freches, rohes Auge weidete, ohne von dem ernſten Sonnenglanze ihrer Göttlichkeit durchleuchtet zu werden: „hat doch ſelbſt Chriſtus ſeine erhabenen Lehren in den Schleier des Gleichniſſes gehüllt“.... Aber das Gleichniß iſt kein Geheimniß! Gerade durch die Berufung auf Chriſtus verdirbt ſich Bacherer ſeine Argumentation gründlich. Chriſtus zerriß den Vorhang vor dem Allerheiligſten — zu Sais wie zu Jeruſalem; er offenbarte Gott, predigte die Wahrheit vor allen Ohren auf den Höhen und in den Märkten, und er verlangt, daß man das Licht und die Wahrheit nicht unter den Scheffel ſtelle, ſondern es leuchten laſſe vor den Leuten, daß ſie die guten Werke ſehen und den Vater im Himmel preiſen.

Der Katholicismus verſchloß wieder die Wahrheit unter das magiſche Siegel des Geheimniſſes hinter den Riegel des Kloſters und die Thüre der Kirche in Kaſten und Orden. Der Proteſtantismus brach Siegel und Riegel, Orden und Kaſten, und ließ die Wahrheit hell an der Sonne vor aller Welt leuchten, daß hinfort keine Macht ſie mehr trüben, keine Gewalt ſie nothzüchtigen könne. Indem nun die Maurerei Geheimbund zu Wiſſen und Wirken iſt, ſchließt ſie ſich an den Katholicismus an und bringt ſich dadurch um alle poſitive und energiſche Wirkſamkeit. Nur die Sünde ſchleicht im Dunkeln und bringt es zu etwas im Finſtern: nur zum Böſen wird eine Geſellſchaft durch das Geheimniß mächtig. Die Tugend, die Wahrheit muß, wenn ſie ſtark und mächtig und lebensthätig werden will, an das helle Licht der Sonne vor das Auge der Welt treten. So weiß ich zwar nicht, glaube aber auch nicht, ob die Maurerei dem Jeſuitismus je das Gleichgewicht oder gar das Uebergewicht angewinnen kann.

(Schluß folgt.)

Druck von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig.

445

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

11. Mai. № 112. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

So particularisirt sich Alles zu Ausschließlichkeit. Da ist zu geselliger Vereinigung ein Museum gegründet. Doch für gewöhnlich schließen sich hier rechts die Professoren ein, während die Studirenden linkwärts gehen. Im Jahre zwei öffentliche Bälle, einige Concerte, vielleicht ein Winter-Casino in geschlossenem Kreise, führen nothdürftig einige weitere Berührung zwischen den Ständen, Facultäten und Geschlechtern herbei. Aber sie ist steif und unerquicklich genug, es fehlt allgemein an fertiger Form und Gewandtheit, nicht ebenso an Prüderie, Vornehmheit und Rohheit, mithin zu einer Weiterbildung und Belebung des freiern geselligen Verkehrs nicht viel mehr als Alles. Darin bildet Tübingen den directen Gegensatz zu Heidelberg. Doch regt sich vielleicht der Sinn für gemeinsamen Genuß mehr und mehr, namentlich seitdem aufopfernde Thätigkeit aus der Mitte der Studirenden heraus in musikalischen Uebungen und Productionen einen allgemeinern Vereinigungspunkt zu stiften sich bemühte.

Der Mangel an allgemeinerer geselliger Bethätigung, der auf den volksthümlichen Mangel an geselligem Talent zurückzuführen ist, ist für das Wechselverhältniß von Lehrern und Studenten in sittlicher wie in wissenschaftlicher Hinsicht zu bedauern. Wenn sie sich nur im Hörsaale sehen, so fehlt die persönliche Anregung und Betheiligung, und eine Welt von weitern Beziehungen wird abgeschnitten. Von der Art, wie sich an andern, namentlich norddeutschen Universitäten die Schüler zu einem Kreise um den Lehrer zusammenschließen und die Erübrigungen solcher Vereinigung zu Gutem und Schlimmem in alle Weite des fernern Lebens mitnehmen, weiß man hier ganz und gar nichts. Während dort der Lehrer nicht sowohl auf den Subsellien, als in seinem Gesellschaftszimmer die Substanz seiner Zuhörerschaft findet und von hier aus sich eine unsichtbare Gemeinde nach allen Seiten verbreiten läßt, in welcher Lehrer und Schüler geistig verbunden bleiben zu gegenseitiger Anregung und Förderung — sieht der hiesige Lehrer nur einzelne discrete Punkte zu ihm treten und von sich entfernen. Dem Schüler entgehen so die geistigen Verbindungslinien, welche, aus persönlicher Anschauung und Mittheilung gewonnen, die spröde Masse des vernommenen und eingesammelten Wissens beleben, gestalten und zu festem Besitzthum abrunden; wer hätte noch nicht erfahren, wie ein einziges Wort, ja ein Blick, eine Wendung schon der wissenschaftlichen Persönlichkeit für Einzelnes und Ganzes ihrer Wissenschaft selbst Hebel und Schlüssel verleiht? — Der Lehrer findet aber in solcher — sollen wir sagen nomadenhaften? — Betheiligung und Bethätigung nicht den festen Grund und Boden, in welchen er verwurzeln muß, um daraus Lust und Kraft, Vertrauen und Freudigkeit zu gewinnen für den akademischen Beruf, der von dem gelehrten sehr zu unterscheiden ist, aber namentlich hier wenig genug unterschieden wird.

Uebrigens mag gerade dem gelehrten, dem wissenschaftlichen Beruf und Bedürfniß dieser Stand der geselligen Dinge anderseits von Gewinn sein. Bei diesem freien Zu- und Abgehen ist leichter möglich eine mehrseitige Vermittlung der Standpunkte; bei weniger Egoismus und Abstraction mehr selbständige, gründliche Durchbildung, nicht jenes Cliquen- und Cotterienwesen; kein absolutes Abhängigkeitsgefühl auf der einen, keine hochmüthige Vornehmheit auf der andern Seite. Der sonstige Begriff von Schule und Schüler existirt in Tübingen nicht, das αὐτὸς ἔφα hat hier keinen Sinn. Weder Paulus, noch Hegel, noch Schelling hätten hier eine Schule gestiftet. Aber für die Freiheit des Lehrens, Lernens und Forschens bietet dieser südliche Boden für sich seiender, centrifugaler Individualität den Spielraum, weswegen Rosenkranz in seinem Centrum der Speculation ganz recht die südlichen Scharfschützen nach ihrem Schwaben flüchten läßt.

Ganz ohne Versuche ging es zwar nicht ab, hier zwischen Lehrer und Schüler nähern Zusammenhang zu stiften; aber sie waren und sind klein und mangelhaft genug, um erfolglos zu sein. Einzelne Professoren der juridischen und theologischen Facultät versammeln, wenigstens Winters, ein Kränzchen aus ihren Zuhörern um sich. Man trinkt Thee, raucht vielleicht dazu und sucht in peinlichen Pausen

nach Stoffen zur dürftigen Unterhaltung. Es fehlt von Anfang bis zu Ende Alles zu entſchiedener Einigung und Durchdringung; es fehlt die Fähigkeit des Anſchluſſes, wie der Mittheilung, der Ueberordnung und Unterordnung, daher aller Erfolg. Die andern Profeſſoren thun lieber gar nichts, oder begnügen ſich mit zeitweiliger Abfütterung ihrer Zuhörerſchaften einzeln oder in corpore. Nur ein Lehrer hat die innern und äußern Mittel, um größere Geſelligkeit um ſich zu organiſiren. Profeſſor Robert v. Mohl, geiſtreich, gewandt in Formen der Wiſſenſchaft und des Lebens, öffnet ſeine Wohnung einem gewählten Kreiſe von Lehrern und Studirenden zu Soireen. Aber es iſt dies nur die einzige, mithin excluſive Gelegenheit zu ſchöner Durchdringung von Wiſſenſchaft und Leben, Schule und Welt, und die exotiſche Pflanze findet auf dieſem Boden und in dieſer Atmoſphäre nicht die Möglichkeit, Sprößlinge zu treiben.

So ſind denn die Studirenden ſich ſelbſt überlaſſen. Außer um Bedürfniſſe des Herzens und des Magens zu befriedigen, finden keine Vereinigungen ſtatt. Ein Zuſammenleben für wiſſenſchaftliche, äſthetiſche oder ſonſtige höhere Zwecke, ſo oft es auch vereinzelt in Anregung kommen mag, vermag ſich nach der Weiſe der norddeutſchen Univerſitäten nicht bleibend zu verwirklichen. So etwas wird alsbald von dem akademiſchen Publicum, das einfach den Tag über arbeitet (oder auch nicht), um den Abend „dem Bierſtoff zu dediciren," als Pedanterie, banauſiſche Schulfuchſerei oder eitle Genialitätsſucht verfolgt und verhöhnt.

Demgemäß fehlt hier in formeller und in materieller Hinſicht jene Atmoſphäre allgemeiner Bildung, wie ſie auf dem feſten Boden der Wiſſenſchaft ſich in geſelliger Berührung erzeugt. Formell wird die angeſtammte Derbheit und Schwerfälligkeit, Ungeſchliffenheit und Lümmelhaftigkeit nicht überwunden: das Privatleben, dem Auge der Lehrer und dem Einfluß gebildeter Oeffentlichkeit entrückt, geht ungenirt ſeine ſchlimmen und guten Wege, wie es ſich trifft. Wobei übrigens zu bemerken iſt, daß der Mangel an ſocialer Geſittung auf unſerer Hochſchule im Ganzen moraliſche Tüchtigkeit mehr verbirgt als ausſchließt, ja geradezu durch Abwehr raffinirterer Civiliſation vor mancher ſittlichen Verwahrloſung zu ſchützen fähig iſt. Dem ethiſchen Grundcharakter des württembergiſchen Volkes gemäß iſt der Grundton des hieſigen Lebens ein ſolider und ehrenhafter.

In materieller Bildung nun kann über die Individualität ebenfalls das Allgemeinere nicht zu übergreifender Bedeutung gelangen. Mit alter angeſtammter Gründlichkeit und Tüchtigkeit wird vor Allem das Fach cultivirt. Es wird ſchwerlich irgendwo mehr Fleiß und Eifer zu gediegener, ſelbſtändiger Aneignung der Fachwiſſenſchaft angetroffen werden als hier. Keine Univerſität kann weniger bloß Aufenthalt zu Luxus und Vergnügen ſein. Die In- und Ausländer, welche hieher kommen, ſehen durch ihre Verhältniſſe ſich ihre akademiſche Laufbahn zu beſtimmt und zu knapp als bloße Vorbereitung und Vorſchule zu praktiſcher Lebensbahn in Amt und Beruf zugemeſſen, als daß ſie nicht die paar Jahre vollauf für Examen und Brod zu thun hätten. Die höhere Bedeutung des Begriffes Univerſität geht dabei zu ſehr in dem niedern der hohen Schule unter und wurde ſchon bei der neuen Organiſation nicht als höchſter Geſichtspunkt beachtet. Die ſchulmäßige Abrichtung wird weſentlich gehegt durch die regelmäßigen Semeſtralprüfungen, welche der akademiſchen Disciplin zufolge jeder Profeſſor mit ſeinen Zuhörern vorzunehmen gehalten iſt. So darf der banauſiſche Zweck des Examens nie aus den Augen kommen und der Hingebung an eine freiere Geiſtigkeit Raum laſſen.

Was für alle Hochſchüler allgemeine Regel und Pflicht iſt, das drückt nun noch im Beſondern das Studium der Theologie. Sämmtliche Theologen außer einigen wenigen Einheimiſchen und Fremden, die „in der Stadt ſtudiren," ſind proteſtantiſcher Seits in das Stift, katholiſcher Seits in das Convict (oder Wilhelmsſtift) geſperrt. Hier machen ſie unter unmittelbarer Leitung ihrer Repetenten einen wohlgeordneten, direct auf den Zweck losſtrebenden Lehrcurs durch, und die wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe dieſer Zwangsanſtalten ſind als ſehr bedeutend allgemein anerkannt. Nicht, daß große Männer wie Schelling, Hegel, Strauß, Möhler daraus hervorgingen, iſt ihr Großes, denn dieſe Männer konnte nicht erſt Stift oder Convict groß machen, nicht, daß es eine Schule der Mittelmäßigkeit ſei, iſt ihr Kleines, ſondern das iſt das Erſprießliche der Anſtalten, daß ſie eine Durchſchnittlichkeit ausgezeichnet gründlicher und tüchtiger theologiſcher Bildung erzielen, durch welche die württembergiſche katholiſche und proteſtantiſche Geiſtlichkeit vor allen andern Ländern einzig daſteht. Dieſe Anſtalten ſelbſt ſind in dieſen Jahrbüchern ſchon durch Meiſterhand geſchildert, wir brauchen nicht auf Einzelnes einzugehen. So ſehr nun in ihnen der Studienzwang den Studiengang beſtimmt, ſo iſt es doch anderſeits die höchſt erfreuliche Seite, daß der Zwang ſich faſt nur auf den Gang der Studien bezieht. Ueber die beſtimmte Vorſchrift zu gleichmäßiger und zweckmäßiger Ordnung in der disciplina morum, im Beſuch der Collegien und zu Ausfertigung von wiſſenſchaftlichen Arbeiten in beſtimmten Friſten geht die geſetzliche Beaufſichtigung im proteſtantiſchen Stifte wenigſtens nicht hinaus. Privatſtudien ſollen getrieben werden, die Wahl iſt aber freigeſtellt. Namentlich aber iſt die Freiheit des Studiums in Bezug auf das Reſultat geſichert.. Und die Selbſtändigkeit individuellen Forſchens und Leiſtens, welche Frucht dieſer nicht hoch genug zu preiſenden Freiheit iſt, macht die eigentliche Größe dieſer Anſtalt aus.

Dieſe Toleranz für die Wiſſenſchaft als ſolche läßt nun den wiſſenſchaftlichen Charakter ſchönſtens gedeihen. Aber

die Clauſur verhindert den Stipendiaten, denſelben mit der Welt zu vermitteln. In dieſer Abgeſchloſſenheit von faſt aller höheren geſelligen Berührung außerhalb des Seminars hegt ſich natürlich die Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit, durch welche die Theologen ſich — trotz der Fortſchritte an geſelliger Bildung, welche eine Folge der Verminderung des Zwangs im letzten Decennium ſind — immer noch vor dem, wenn auch nicht eigentlich cultivirtern, doch in ſeiner freien Bewegung lebensſicherern und lebensgewandtern Stadtſtudirenden nicht zum Vortheil auszeichnen. Darum hilft ihnen die wiſſenſchaftlich-gediegene und die litterariſch-allgemeinere Bildung, durch welche ſie ſich zu ihrem Vortheil auszeichnen, zu Herſtellung einer freiern und höhern Geſelligkeit ſo gut wie nichts. Wohl finden ſie bei ihrem auf Philoſophie begründeten Studium der Theologie Antrieb und Gelegenheit genug, ſich in den Sphären weiterer Bildung tüchtig zu ergehen, aber es fehlen die freiern Lebensformen, durch welche ſolche Bildung ſich zu höherem geſelligen Verkehr anſchließen und mittheilen könnte. Hier, wo die tiefſte Durchdringung möglich ſein ſollte, herrſcht die höchſte Ausſchließung. Geräth ein Stadt-Studirender in Mitte von Stiftlern, ſo wird es ihm unwohl und unheimlich vor dieſer excluſiven Subſtantialität, für welche ihm die Handhabe weder zu Gebot ſteht, noch gegeben wird. Kann er ſo nicht an ſie hinankommen und fühlt er ſich wie Saul unter den Propheten, ſo zieht er ſich auf ſein freieres ſtudentiſches Bewußtſein zurück, läßt den Schläger und die Sporen klirren in die ausſchließliche Weisheit der gelahrten Schwarzröcke. Dieſe ſelber möchten ſich den Anſchein geben, als wüßten ſie ſolch formelles Bewußtſein und ſolch weltliches leeres Treiben als ein weit unter ihrer Würde liegendes zu ignoriren, da es ſie aber doch ſtets an einen Mangel ihres Weſens erinnert, ſo ſuchen ſie ſich nur noch mehr in ihrer — durch die Verhältniſſe gebotenen — Abſchließung durch den ſelbſtgefälligen Dünkel und abſprechenden Hochmuth des Kaſtengeiſtes zu verſchanzen. Dies iſt das Stiftsgeſchmäcklein, von dem in dieſen Blättern ſchon die Rede geweſen iſt, und das immer ein geſpanntes Verhältniß zwiſchen Stadt und Stift erhält, ja oft Stoff für Neckereien und Thätlichkeiten giebt.

Die Clauſur des katholiſchen Convictoriums iſt natürlich noch viel ſtrenger, eine Anſchließung der Convictoren an das öffentliche Leben unmöglich. Aus den niederſten Ständen, wie ſie gewöhnlich ſind, haben ſie ohnehin zu Theilnahme an höherer Geſelligkeit noch unendlich weniger die äußern und innern Mittel. Einem Verkehr mit den proteſtantiſchen Theologen aber iſt der Geiſt des Inſtituts im Allgemeinen, namentlich aber in ſeiner jetzigen ſtarren und ſpröden Ausprägung ſo entgegen, daß Thatſachen vorliegen, wie wirkliche Verſuche dazu aufs Schnödeſte verdächtigt und aufs Unerbittlichſte verfolgt werden. Dieſer durchgängige Mangel an Gegenſeitigkeit iſt für dieſes Univerſitätsleben in jeder Beziehung höchlich zu bedauern.

Gewiß iſt's ein Schaden, daß eine ſtändige Anzahl von etwa 250 Studirenden, in deren Mitte ſo viel Talent, innere Bildung und gewiß auch äußere Bildungsfähigkeit ſich vorfindet — ſie laſſen ſich, als Reſultat der drei Land- und Univerſitäts-Examina gerne die Elite der wiſſenſchaftlichen Jugend des Landes ſchelten — von der Mitconſtituirung eines lebendigern und erfülltern akademiſchen Lebens ausgeſchloſſen ſind.

Dieſes Leben ſelber alſo zieht ſich mit Vorliebe, ganz dem Volkscharakter gemäß, aus dem Niveau der Allgemeinheit in die tiefern Gründe der Individualität zurück. Und demgemäß hat ſich auch der rein wiſſenſchaftliche Betrieb und Charakter vom Beſtehen der Univerſität an bis heute geſtaltet. Er hat ſich ſtets in freier, eigenthümlicher Selbſtändigkeit erhalten, ein kräftiges Leben geführt und genährt, ohne jemals entſchieden über die Allgemeinheit der wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen des Jahrhunderts überzugreifen, aber auch ohne jemals in ein unfruchtbares Sonderleben zu verkommen.

(Fortſetzung folgt.)

G. Bacherer „Sterne und Meteore in deutſcher Zukunft und Gegenwart."

(Schluß.)

Wie das formale Princip des Geheimniſſes, ſo macht das materiale der allgemeinen Menſchenliebe ein entſchloſſen und energiſch ausgreifendes Wirken und Geſtalten unmöglich. Das Princip iſt das chriſtliche. Aber die allgemeine Menſchenliebe des Chriſtenthums iſt keine ſo abgebleichte und abſtracte, kein ſo aſchgrauer Mantelüberwurf über die charakteriſtiſchen Unterſchiede innerhalb der Menſchheit. „Wir glauben all an einen Gott, Chriſt, Jude, Türk und Hottentott" iſt nicht die Loſung des Chriſtenthums. Chriſtus erkannte das Judenthum und Heidenthum nicht als eine ihm gleiche Macht an; er iſt nicht gekommen, dem Princip deſſelben den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Und wie Petrus findet, daß, unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, ihm angenehm ſei, ſo will er damit den Bekenner heidniſcher und jüdiſcher Religion nicht gleich dem Chriſten vor Gott ſtellen, ſondern er ſpricht jenes im Gegenſatz zu ſeiner frühern Anſicht aus: als ob nämlich nur die Juden zum Chriſtenthum berufen ſeien. Auch die Heiden ſeien berufen, ſeien Gott angenehm, annehmlich, von ihm je das Reich Chriſti aufzunehmen. Aber die Erſcheinung Chriſti hätte keine Bedeutung, wenn er nicht fähig wäre, den Menſchen in eine höhere Potenz, in eine andere Stellung zu Gott zu erheben. Von dieſer ſeiner höhern

Stellung vor Gott hat nun der Chriſt nicht auf die niederen Religionsſtufen als ausgeſchloſſene und verworfene herabzuſehen, ſondern er hat ſie zu betrachten als zu derſelben Höhe beſtimmt, als auch der Erlöſung, des Reiches Chriſti fähig. Und in dieſer Fähigkeit und Möglichkeit aller Menſchen liegt ihre Würde, ihr höchſter Werth, welcher geachtet und um deswillen der Andere geliebt werden ſoll.

Die chriſtliche Menſchenliebe überſieht alſo den weſentlichen Unterſchied nicht, ſie weiß ihn in Wirklichkeit beſtehend, in Chriſto aufgehoben. Die Maurerei aber nun will ihn auch in Wirklichkeit aufgehoben wiſſen. Aber die Geſchichte hat dafür geſorgt und ſorgt in Ewigkeit dafür, daß die natürliche Identität der Menſchen ſich in geiſtige und hiſtoriſche Unterſchiede ſpalte. Nicht die Vernichtung, ſondern die harmoniſche Vollendung derſelben iſt Ziel der Geſchichte. Und wenn alle Religionen einſt je ins Chriſtenthum auch factiſch aufgehoben wären, ſo würde es innerhalb des letzteren niemals an Scheidungen fehlen, ſo wenig als jetzt. Das Humanitätsprincip wurzelt im chriſtlich-religiöſen, darf ſich aber nicht auf Koſten des letzteren geriren. Was die Maurerei will, hat der moderne, aus dem Proteſtantismus hervorgehende Staat zu vollführen die Aufgabe und die Mittel. Innerhalb des Staates gilt der Menſch als ſolcher, in der Abſolutheit ſeiner Perſönlichkeit und Freiheit ohne Abſehen auf den Juden, Türken, Proteſtanten, Katholiken ꝛc. Innerhalb dieſes Staates iſt nun auch das Feld für die allgemeine thätige und wirkſame Menſchenliebe. Hier giebt's kein Anſehen der beſondern Perſon, aber wohl in der kirchlichen oder religiöſen Gemeinſchaft, wo zu dem allgemeinen Menſchen noch die beſondere Confeſſion in Betracht gezogen werden muß. Daß aber auch im Staate dieſes Beſondere geltend gemacht werde: der heidniſche Wilde vertilgt oder bekehrt, der Jude verfolgt oder bekehrt, der Proteſtant anathematiſirt oder bekehrt werde, das verlangte und verlangt der Katholicismus. So hätte die Maurerei nur gegenüber von dem rein katholiſchen Princip und Staat eine Stellung und Aufgabe: es eben ſo zu bekämpfen, wie der Jeſuitismus es vertheidigt. Die Form des Geheimniſſes iſt beiden gemein, der Jeſuitismus bringt ſeine Iare, zu allgemeiner Bequemlichkeit zerlaſſene Moral, die Maurerei ihre allgemeine, beſtimmungsloſe und abſtracte Menſchenliebe an die Stelle des rigoriſtiſch ein- und ausſchließenden katholiſchen Dogmas. Weder ihr formales, noch ihr materiales Princip vermag den beiden ſich gegenübertretenden Erſcheinungen hiſtoriſches Beſtehen und Wirken zu ſichern: das gehört bloß dem modernen, dem weſentlich proteſtantiſchen Staate an. — —

„Fire Ideen" kommen nun, um uns den andern Theil der Doppelüberſchrift: Kataſtrophen und Schlagſchatten entziffern zu helfen. „Dieſe fixen Ideen, von denen wir zu reden kommen und die man auch wieder in fire Meinungen, Anſichten, Vorſtellungen und Begriffe zertheilen kann, ſpielen in dem ſocialen Leben der Jetztwelt eine ſehr bedeutungsvolle Rolle; ſie ſchaffen Kataſtrophen, deren Bedingungen in ganz anderen Motiven geſucht werden; und flechten den Cauſalnexus vieler tragiſchen aber auch komiſchen Geſchichten: ſo daß man von Rechtswegen annehmen könnte, daß die fixen ſyſtematiſchen Ideen und Begriffe der Menſchen der Weltgeſchichte ihre Beweggründe und ihre Thaten leihen." Das philoſophiſch-anthropologiſch-pſychologiſch-moraliſch-äſthetiſch-politiſche Raiſonnement, in deſſen Sauce nun etliche Beiſpiele von fixen Ideen eingeweicht werden, hat mir leider das Verſtändniß deſſen, was Herr Bacherer meint und will und ſagt, nicht flüſſig gemacht. Ja ich bin in einer fixen Idee nur noch mehr beſtärkt worden: daß nämlich Hr. Bacherer noch ein viel größerer Philoſoph als Politiker ſein muß. —

„Moderne Hundstage" — als „Erſtrömungen" einer im Medium akademiſcher Stoffe und Biergeiſter für den Cultus alles Großen und Schönen und Heiligen erglühten Seele vielleicht demjenigen, der ähnliche burſchikoſe Stimmungen und Reminiscenzen zur Hand hat, genießbar, an ſich unbedeutend und nichtsſagend. — „Die blutigen Berge" ſollen, glaub' ich, eine Satyre auf den „hämorrhoidaliſchen Patriotismus" der Deutſchen ſein, denen ihr Vaterlandsgefühl „in den Waden und in dem Bauche, nicht aber in der Grube ihres Herzens ſteckt".... Ich bin zu wenig Mann von Profeſſion, als daß ich Hrn. Bacherer's hämorrhoidaliſchen Welthumor appetitlich finden könnte.... Am meiſten rührte mich wegen des argumentum ad hominem die Stelle S. 247: „Ich ließ es nicht an Flugſchriften und Broſchüren aller Rubriken fehlen; Tage und Nächte müht' ich mich um ſolche Titel ab, von denen ich glauben konnte, daß ſie Nerv und Sinn der deutſchen Nation erſchüttern müßten...." — Mit den „Reiſediscuſſionen" — im Eilwagen von Frankfurt nach Nürnberg — dürfen wir endlich Abſchied nehmen von dem Buche, aus welchem kein Leſer zu viel Belehrung oder Unterhaltung ſchöpfen wird. Ein glänzender Stern in der Gegenwart iſt es nicht, und Meteor iſt es genug, um nicht in die Zukunft zu reichen. Die Geſinnung, welche ſich vom Anfang bis zum Ende ausſpricht, verdient alle Achtung und Theilnahme, aber Inhalt und Form des Gegebenen iſt zu dürftig, als daß ich ihm das Lob wiederfahren laſſen könnte, das ich von Herzen gern dem Verdienſte ſpenden möchte.

H. Lenz.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

12. Mai. № 113. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

Tübingen gehört nicht zu den ältesten Universitäten Deutschlands, doch wurde die Eberhardina schon so frühe (im Jahre 1477 durch den um Ehre, Ruhm und Wohlfahrt seines Landes hochverdienten Graf Eberhard V. im Bart) gestiftet, daß sie an der neuen geistigen Entwicklung Deutschlands wesentlich Antheil nehmen konnte. In Tübingen lehrte der letzte Scholastiker, Gabriel Biel († 1495), „der treue Rathgeber Graf Eberhard's bei Gründung seiner hohen Schule — angeschlossen an Wilhelm Occam und wie dieser dem Papstthum freisinnig gegenüber.“ Ein Anfang voll schöner Bedeutung für alte Zeit — bis auf das Gutachten der tübinger Juristenfacultät in der hannoverschen Sache herab. Ueber Philipp Melanchthon's Aufenthalt in Tübingen hat Stadtpfarrer M. Heyd in Markgröningen eine anziehende Piece veröffentlicht. Mit ihm wurde aufs Innigste an die Reformation angeknüpft, und so steht es bis heute in Mitten der von dem deutschen Protestantismus ausgegangenen Strömung des modernen Geistes. Die Hülle des eigenthümlichen Lebens, dabei auch süddeutsches Phlegma ließen es nie leicht von dem Strome fortreißen. Das kritische, ja skeptisch-kritische Ferment innerhalb der schwäbischen Substantialität läßt sich nicht gern überrumpeln, aber je langsamer der Schritt, desto fester der Tritt, was einmal eingeschlagen, haftet und webt mit aller Kraft und Beharrlichkeit an den weitern Verbindungen. War die hiesige Wissenschaftlichkeit auf solche Weise frei von blinder Nachäfferei, so hat sie anderseits freilich auch nicht leicht an der Spitze von Bewegungen zu neuen Bahnen gestanden. Der Grund ist zunächst ein äußerlicher. Um Ton und Maß anzugeben, um Mittelpunkt für die Bestrebungen Anderer zu sein, fehlten der Hochschule von jeher die goldenen Postamente, auf welche sie ihre Größen hätte aufstellen mögen. Die spärlichen Mittel reichten von Anfang bis heute niemals hin, um den wissenschaftlichen Genius anzulocken oder festzuhalten. Die Regierung scheint es sich stets zum Grundsatz gemacht zu haben, der allbekannten württembergischen Solidität und Häuslichkeit gemäß bleibenden Wohlstand vereinzeltem und unsicherem Reichthume vorzuziehen. So entging die Universität jenen Wechselfällen, welche für Ruhm und Glück anderer Hochschulen schon so gefährlich geworden sind. Der Württemberger opfert die Sicherheit des gewöhnlichen Besitzes nicht leicht selbst den glänzendsten Möglichkeiten des Außerordentlichen auf. Den Ehrgeiz strahlenden Prunkes hat er nicht.

Die kleine, nur mäßig ausgestattete Universität Tübingen hat also nicht die pecuniären Mittel, um Berühmtheiten und Größen zu erhalten oder zu behalten. Darum recrutirte sich die Landes-Universität in den allermeisten Fällen aus Landeskindern. Wenn aber aus der reichen Fülle des so begabten Stammes ein Messias für neue Richtungen und Bewegungen im Reiche der Wissenschaft von Zeit zu Zeit das Licht dieser Universität erblickte, mußte sie sich immer den bethlehemitischen Kindermord wiederholen. In dem engen Ländchen lagern sich allüberall Berge vor den Gesichtskreis, der blaue Duft zieht wohl das Gemüth ahnungsvoll hinüber, aber die „Steigen“ hinauf sind jäh, dagegen hat sich dieses Gemüth so innig mit seiner Umgebung vermählt, diese nächste Gegenwart ist ihm so traulich und heimlich, und in dieser Gegenwart hat ein tüchtiger Verstand, ein zäher Wille allenthalben so gar viel zu thun: — so bekommt auch das Bewußtsein etwas Enges gegen Außen, statt auf den Moment sich zu stellen, hält es fest am Alten und geht nur mit Mißtrauen an das Neue. Es fehlt die Vielseitigkeit der Standpunkte zu alsbald fertiger Vermittelung. Daß dieser Stammescharakter sich wiederum ganz besonders auf dem wissenschaftlichen Boden der Landes-Universität sich ausprägt, versteht sich von selbst. Der Enge des Bewußtseins entspricht hier ebenfalls die Enge des Bodens. Größere Universitäten, wenigstens besser dotirte, haben es leicht, die entschiedensten und verschiedensten Richtungen und Tendenzen gewähren zu lassen: in der größern Anzahl der Lehrer finden sich die Vermittelungspunkte. Aber Tübingen mußte einen Paulus, einen Schelling, einen Hegel, einen Strauß von sich stoßen.

Die Liebe zum Hergebrachten iſt aber in dem württembergiſchen Geiſte keine Abſtraction, die Innerlichkeit dieſes Gemüthes ſteht nie ſtill, ſondern jener ſcharfe und kritiſche Verſtand, darin es webt, erhält es in ſtetem Fluß und Proceß, an welchen ſich eben wiederum der Fortſchritt zum Neuen ſelber anlehnen kann. Dies läßt auch für das wiſſenſchaftliche Gebiet keine Verſtockung und Verknöcherung zu, erhält eine Friſche des Einlebens und Durchlebens im Stofflichen und begründet die württembergiſche Tüchtigkeit in theoretiſcher und praktiſcher Darlebung. Und ſo erhielt ſich unſere Hochſchule immer flott über allen Tiefen und Untiefen der Zeit; giebt ſie nicht ſelbſt den Anſtoß, ſondern nur die Kräfte zum Anſtoß, ſo entzieht ſie ſich doch nicht der rückwirkenden Kraft, welche hier in dem heimathlichen Boden, nicht bloß wahl-, ſondern auch ſtamm-verwandtſchaftlich aufgenommen reicher iſt an eigenthümlichen und entſchiedenen Wirkungen als irgendwo.

In der That ſoll es ſich als Ergebniß der nun folgenden ſpeciellern Anſchauungen erweiſen, daß unſer Tübingen in Bezug auf die Art und Weiſe, wie es innerhalb der modernen und neuen Geiſtesbewegung ſteht, nach Verhältniß ihrer Mittel und Maſſen ſich mit jeder deutſchen Univerſität meſſen, von keiner übertreffen läßt. Wir wiſſen nicht, ob die philoſophiſche Cultur Maßſtab der wiſſenſchaftlichen Cultur einer Hochſchule überhaupt noch ſein darf; wir wiſſen nicht, ob man Angeſichts der heutigen Lage und Darniederlage noch wagen darf, zu ſagen, daß immer die letzte große Entwicklungsphaſe des philoſophiſchen Geiſtes als Subſtrat jenes Maßſtabes anerkannt werden müſſe. Allein die Wiſſenſchaft als ſolche exiſtirt nur als Syſtem, und dieſes muß der Maßſtab für die Wiſſenſchaftlichkeit ſein, bis ein neues Syſtem das frühere in ſich aufgehoben hat. Mögen die Herren ſich auch noch ſo ſehr ſperren gegen die Anſprüche der Wiſſenſchaftlichkeit des Syſtems, ſie können ſich dem Gerichte doch nicht entziehen. Die Meßruthe muß ihnen zur Zuchtruthe werden. — Wiſſenſchaft gab es freilich zu aller Zeit, ſie iſt ein geſchichtlich Lebendiges, aber nur der Lebende hat Recht, nicht der, welcher bei den Todten ſteht. Iſt die Philoſophie die Zeit in Gedanken erfaßt, ſo kann nur die Gedankenloſigkeit mit ihren zuchtloſen Einfällen es für groß und bequem halten, außerhalb derſelben zu ſtehen. Zu dieſen Herbſtzeitloſen des Gedankens rechnen wir aber eben ſo ſehr das ungeduldige Hinauseilen über die Geſchloſſenheit des Syſtems. Die Einfältigkeit des rührſamen Herzens findet ſich gedrückt von den eiſernen Banden, mit welchen ein geſchloſſenes Syſtem den ganzen Gedankeninhalt ſeiner Zeit zu fugen wußte. Natürlich, daß in dieſem sauve qui peut des Gemüthes der Kopf verloren geht und der Gedanke zurückgelaſſen wird. Daher man auch wahrlich mondſüchtig ſein müßte, um in dem jüngſten philoſophiſchen Mondwechſel zu erkennen, ob es letztes oder erſtes Viertel, oder überhaupt etwas iſt. Soll ohne Zweifel Neumond ſein. Nun, der iſt freilich auch vor dem dorpater Rieſenrefractor nur ein dunkler Fleck... Dieſe allerneueſte, allergläubigſte, allerchriſtlichſte und allerherzlichſte Philoſophie aber iſt unſers Dafürhaltens nicht bloß ein ſehr dunkler, ſondern auch ein ſehr fauler Fleck in der Entwicklung des modernen und philoſophiſchen Geiſtes. —

Betrachten wir nun den wiſſenſchaftlichen Zuſtand unſerer Univerſität, wie er ſich nach den Erſcheinungen und Leiſtungen der einzelnen Facultäten darſtellt. Auch hier nimmt die philoſophiſche Facultät die unterſte Stufe in der althergebrachten Anordnung ein. Dem weiſen wir eben nach heutigen Begriffen die Bedeutung zu, daß die Philoſophie ja die Grundlage der Wiſſenſchaften ſei. Indeſſen wird uns hier dieſe Deutung erſchwert, ja unmöglich gemacht, weil den vier Facultäten in der ſtaatswirthſchaftlichen eine fünfte ſich anreiht. Hieße ſie ſich ſtaatswiſſenſchaftliche Facultät, ſo brauchte ſie vielleicht nicht ſo beſcheiden zu ſein, ſich unter die Philoſophie zu ſetzen. Doch hoffen wir zu erweiſen, daß ſie auch unter dieſer Firma kein fünftes Rad am — dürfen wir ſagen? — Triumphwagen der tübinger Wiſſenſchaft iſt.

Wir beginnen natürlicherweiſe nicht mit der Facultät, welche dem „vom Himmel hoch, da komm' ich her" gemäß obenan ſitzt. Wenn irgend eine Wiſſenſchaft, ſo hat die Theologie — und gerade hier — aufgehört, wie des Evangeliums von Jeſu Chriſto, ſo auch des philoſophiſchen Gedankens ſich zu ſchämen, denn auch dieſer iſt eine Kraft Gottes, in ihrer Art ſelig zu machen, die daran glauben. Sehen wir, in welcher Weiſe die philoſophiſche Facultät auf hieſiger Hochſchule den Grund zu legen verſucht und verſteht.

In der hieſigen philoſophiſchen Facultät lehren ſechzehn Docenten, darunter ſieben als ordentliche Profeſſoren. Die Philoſophie im engern Sinn wird vertreten von H. C. W. v. Sigwart, Karl Philipp Fiſcher, Friedrich Viſcher und Jak. Friedr. Reiff. In dieſen Männern ſind die Hauptrichtungen heutigen Philoſophirens repräſentirt.

H. C. W. v. Sigwart, ordentlicher Profeſſor, zugleich Cyphorus des evangeliſch-theologiſchen Seminars, trägt Logik, Pſychologie, Geſchichte der Philoſophie, namentlich der neueuropäiſchen, und Metaphyſik vor. Vermöge ſeiner Stellung ſtände ihm der weiteſte Einfluß offen — die Stipendiaten des evangeliſchen und des katholiſchen Seminars müſſen ſeine Vorleſungen hören —; allein ſeiner Perſönlichkeit ſtehen die Mittel nicht zu Gebote, einerſeits durch freundlich entgegenkommende Humanität die Zuhörer und Schüler zu feſſeln, anderſeits Leben und Begeiſterung für die Wiſſenſchaft aus ſeinen Vorträgen hinnehmen zu laſſen. Zu ſeiner, mannigfaltigſter Einwirkung reichen

Spielraum darbietenden, gewiß nicht leichten Stellung am evangeliſchen Seminar bringt er Würde des Charakters, einen guten, feſten Willen und einen gerechten Sinn mit, aber in der ſtrengen Handhabung der Geſetze weiß er mehr durch eine den Untergebenen oft faſt erdrückende Maſſenhaftigkeit ſeines Benehmens, als durch die Billigkeit einer humanen Pädagogik zu imponiren. So ſtößt er vielleicht mehr, als er will und weiß, die ihm Unterworfenen zurück, welche ihm denn auch zum Hörſaale mehr mit Seufzen folgen als mit Freuden. Seinem ſteten, gehaltenen, nie freien Vortrag Feuer und Leben einzugießen, dieſe Fähigkeit iſt ſeinem ſchweren, phlegmatiſchen, durch körperliche Umſtände gedrückten Naturell verſagt; ſchon ſein Organ entzieht ſich einer ſchwungvollern Belebung ſeiner Rede. Ein ruhig beſonnenes Weſen, Fleiß, Scharfſinn und gewiſſenhafter, nüchterner Ernſt und Eifer prägt ſich in ſeinen wiſſenſchaftlichen und akademiſchen Leiſtungen aus. Phantaſie, das begeiſtende und begeiſternde Organ iſt kein weſentliches Element ſeiner geiſtigen Conſtitution. Nicht leicht wird eine Natur mehr das myſtiſche Element ausſchließen.

Die formale Logik trägt er nach ſeinem Handbuch „zugleich als Wiſſenſchaftslehre" vor, ohne von der alten Methode weſentlich abzugehen. Fleißig geht er auf Ariſtoteles und die Aelteren zurück, aber gegen die Einflüſſe der ſpeculativen Logik verſchanzt er ſich ſchlechthin mit Sorites und Krokodilſchluß, Darii und Cäſare hinter der hergebrachten Kategorientafel und den alten drei Denkgeſetzen. — Ebenſo ſieht er in der Anthropologie — ſie hat „das Leben des Menſchen, wie es in der Erſcheinung vorkommt, erklärend darzuſtellen" — wie in der Pſychologie, der Lehre von der Seele „und zwar von der menſchlichen Seele," von der ſpeculativen Methode ab, da ja dieſe auch nur die empiriſche zu Grundlage und Vorausſetzung habe und ſie von allen philoſophiſchen Wiſſenſchaften die einzige ſei, an welcher man dieſe wichtige Kunſt der Beobachtung üben und lernen kann. „Die Erfahrung — ohne die Sucht, Alles erklären zu wollen, ohne die Sucht nach Originalität und nach dem Wunderbaren angeſtellt — iſt Fundament der Wiſſenſchaft, aber mit dieſer reinen und vollſtändigen Empirie muß ſich die reflectirende und abſtrahirende Thätigkeit des Verſtandes verbinden, und dieſe Thätigkeit ſoll ſelber noch durch gewiſſe höhere wiſſenſchaftliche Ideen geleitet werden." — Seine Geſchichte der neueuropäiſchen Philoſophie — d. h. der Philoſophie von der Mitte des 15. Jahrhunderts an — beginnt er mit dem Satze: „Die Geſchichte dieſer Philoſophie läßt ſich nach einem innern Geſetze und in Folge davon durch verſchiedene Stufen, in welchen ſie ſich entwickelt hat, darſtellen — dies kann gar keinem Zweifel unterworfen ſein; denn warum (ſo argumentirt er gern) ſollte der denkende Geiſt des Menſchen gerade in dieſer Zeitperiode geſetz- und planlos gearbeitet haben?" An die neueſte Geſchichte der Philoſophie wird nur in Controverſen angeknüpft. So wird die Erklärung der Philoſophie als des ſich ſelbſt hervorbringenden und erfindenden Gedankens als bloß formell ungenügend erachtet, es müſſe auch die Bezeichnung der Gegenſtände in die Erklärung aufgenommen werden, und die Philoſophie beſtimmt werden als „die durch die freie Thätigkeit des denkenden Geiſtes erzeugte Wiſſenſchaft von dem Urgrund, Weſen und Endzweck der Dinge." Hegel ſage: jedes philoſophiſche Syſtem ſei der Gedanke der Welt, ſo weit ſie fertig geworden; „aber wer den behaupten wollte, unſere Naturphiloſophie ſei der Gedanke der Natur, ſo weit dieſe fertig? Allerdings ferner, würde die Philoſophie die gegenwärtige Stufe nicht erreicht haben, wenn ſie die frühern Stufen und Momente nicht durchlaufen hätte, aber daraus folge doch nicht, daß ſie nun in ihrer gegenwärtigen Geſtalt jene früheren Momente aufnehmen müſſe, da ja gar oft Irrthümer die Mittelglieder waren, wodurch die Philoſophie ihre gegenwärtige Stufe erreichte." —

Die neueuropäiſche Philoſophie beginnt er mit den italieniſchen Philoſophen des 16. Jahrhunderts: Bernh. Teleſius, Thom. Campanella, Jordanus Bruno, geht nach England zu Bako, Hobbes, Parker, Cudworth, Cumberland, Locke, Hume ꝛc., dann nach Frankreich zu Montaigne, Descartes. Ueber Spinoza hat er zwei Schriften geſchrieben. Den Zuſammenhang des Spinozismus mit der Carteſianiſchen Philoſophie hat er, durch eine von der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin 1814 geſtellte Preisaufgabe angeregt, in einer 1816 erſchienenen Schrift dargelegt. Für ſeine Forſchungen fühlte er ſich weiterhin vorzugsweiſe von Spinoza angezogen, in welchem ihn „die Ruhe, die Heiterkeit, die Sicherheit des Gemüthes, welche durch deſſen Werk verbreitet, ſo unwiderſtehlich anſpricht," gewiſſermaßen wahlverwandtſchaftlich berührte. Die Reſultate ſeiner Unterſuchung, die mannigfach im Gegenſatz zu Hegel und Feuerbach — d. h. zu der modernen Subjectivitätsphiloſophie — „gewonnen wurden, gehen dahin: von der Carteſianiſchen Zeitphiloſophie nahm er die wiſſenſchaftliche Form für die orientaliſch-kabbaliſtiſchen Ideen von der Einheit Gottes und der Welt nach Beſtimmungen der Emanation; „der Spinozismus verdient ſchließlich den Ruhm der wiſſenſchaftlichen Conſequenz gar nicht, der ihm ſo oft und ſo gern zugetheilt wird. Derſelbe iſt vielmehr als Uebergang zu betrachten, wodurch zwar nach Totalität ſtrebende, aber mit vorherrſchendem phyſiſchen Charakter ringende Welt- und Lebensanſicht zu dem von der reinen und freien Idee durchdrungenen und beherrſchten Syſteme vermittelt wird." (Vgl. hiſtoriſche und philoſophiſche Beiträge zur Erläuterung des Spinozismus, von Dr. H. G. W. v. Sigwart, 1839).

Malebranche ſtellt er erſt nach Spinoza, da in Malebranche bei derſelben Grundidee das ideelle Princip viel mehr herausgebildet und zu ſeinem Rechte gegenüber von der materiellen gekommen ſei, als in Spinoza. Weiter ſchließt er Condillac und den franzöſiſchen Materialismus bis auf Rouſſeau an, um nun mit J. Böhme die deutſche Philoſophie zu beginnen. Die Leibnitz'ſche Lehre von der präſtabilirten Harmonie in ihrem Zuſammenhang mit früheren Philoſophemen betrachtet er in einer kleinen Schrift (Tübingen, 1822). — Mit den Reſultaten der Kant'ſchen Philoſophie hält er es nicht, Fichte, den Urheber „des Syſtems des ſittlichen Egoismus," verherrlicht er als Phan-

taſten. Weniger geht er Jakobi aus dem Wege. Und hier iſt es geſchehen, was wir in dieſen Jahrbüchern geleſen haben, daß ſeine Zuhörer einſt ſich ſo freuen dürften, daß ſich die neuere Philoſophe mit Jakobi ſo ſchön abſchließe. Die Freude iſt indeß zu Waſſer für ſie geworden. Noch müſſen ſie jetzt durch Schelling und Hegel hindurchwaten — natürlich unter ſteten Gefechten gegen die moderne Subjectivitätsphiloſophie.

Sollten wir nun ſagen, woran er die Grundideen ſeiner Metaphyſik anknüpft, ſo wiſſen wir keine beſtimmte Auskunft zu geben. Plato, Ariſtoteles, Leibnitz, Kant, Jakobi und Chriſtenthum geben Ingredienzien zu Ausführung und Darſtellung ſeiner nicht ſpeculativen, ſondern „dynamiſchen Welt- und Lebensanſchauung.“ Die Metaphyſik iſt nach Sigwart: „die Wiſſenſchaft vom Ich und von der Natur, von ihrer gegenſeitigen Beziehung zu einander und von ihrem Verhältniß zu dem Abſoluten.“ — Er geht in der Propädeutik von der Theorie des menſchlichen Selbſtbewußtſeins aus, welches ſo weit verfolgt wird, bis die Idee Gottes hervortritt. Und nun heißt es: „Iſt es wahr, daß das Abſolute der Grund alles Endlichen iſt, und daß die Idee des Abſoluten ſelbſtändiges Weſen und Wahrheit hat, ſo kann und ſoll die Wiſſenſchaft mit der Lehre vom Abſoluten beginnen; iſt's auch wahr, daß das Endliche, Natur und Geiſt nur aus dem Abſoluten auf rechte Weiſe begriffen werden kann, ſo wird in der Lehre davon die Idee des Abſoluten überall gegenwärtig ſein. Endlich, iſt es wahr, daß das Abſolute in ſeiner Selbſtoffenbarung begriffen werden kann und ſoll, ſo wird alſo erſt aus der Lehre von Natur und Geiſt die ganze volle Wahrheit der Idee des Abſoluten reſultiren.“ Das Abſolute iſt als perſönlicher Gott die alles bedingende Urſache und die Einheit des Vielen in der Welt. Polemik gegen Hegel: die Geſetze des menſchlichen Bewußtſeins dürfen nicht auf das abſolute übertragen werden.“ „Wie ſoll das an ſich bewußtloſe Abſolute im endlichen Geiſte zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt gelangen, da das Bewußtſein ſeiner Natur nach nicht etwas iſt, was in einem andern erſt werden und von dieſem andern in mich übergehen kann? Auch iſt das menſchliche Selbſtbewußtſein getheilt, woher alſo die Einheit des göttlichen Selbſtbewußtſeins, ohne welche Einheit ja gar kein Selbſtbewußtſein gedacht werden kann?!.....“ Der Geiſt wird definirt als „Einheit, einfaches Weſen.“ — Die Lehre von der menſchlichen Freiheit trägt er zur Freude ſeiner Zuhörer in dramatiſcher Form vor. Seine Anſicht hat er letztlich in der Tübinger theologiſchen Zeitſchrift niedergelegt, ſie läuft in den Schlußgedanken aus, daß die deterministiſche und indeterministiſche Theorie in der Subjectivität und im Naturell des Philoſophirenden begründet ſei, ſo daß ſich eben eine thatkräftigere Perſönlichkeit für den Determinismus, eine weniger ſtarke aber für den Indeterminismus entſcheiden werde. — Reſultat ſeiner Weltanſchauung: „Die Welt iſt in ihrem Anfang und Endzweck an jedem Orte ihres Gebietes, in jedem Momente ihrer Geſchichte die ungetheilte Offenbarung der geiſtig-ſittlichen Attribute Gottes — das iſt der Pantheismus unſerer Lehre, das iſt Gott in der Welt.“ — Schlußwendung: Man muß nur nicht Alles begreifen wollen, im Reiche der Unbegreiflichkeit muß man der chriſtlichen Demuth eingedenk ſein. —

Das hieſige Philoſophiren hätte mithin in dem chriſtlich-dynamiſchen Empirismus H. C. W. v. Sigwart's feſten Grund und Boden unter ſich für weitere Auferbauung. Erbauen zunächſt im chriſtlichen Sinn will Karl Philipp Fiſcher, der ſeit einigen Jahren als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie hier über formal-ſpeculative Logik und Pſychologie, Naturrecht, Geſchichte der Philoſophie, Religionsphiloſophie, Philoſophie der Geſchichte und Metaphyſik zu leſen ſich zur Aufgabe macht. Auch er iſt ein geborner Württemberger und ſtellt die ſchwäbiſche Innerlichkeit wie Aeußerlichkeit faſt im Extreme dar. Wenn Jemand, ſo iſt er für das Leben unbrauchbar. So ließ er ſich erſt in Apotheke und Schreibſtube als unnützbar herumwerfen, ehe er den Drang zur Wiſſenſchaft befriedigen konnte. Er ſtudirte hier, hörte dann Schelling und Baader in München und ließ ſich ſpäter als Privatdocent an hieſiger Univerſität nieder. Sein erſtes Auftreten war glücklich und noch jetzt erquicken ſich die jungen Seelen — mannigfach mit Begeiſterung — an ſeinem Gottesbrünnlein, nachdem ſie den ſpaniſchen Stiefeln des formalen Verſtandes und den Steppen des Empirismus entronnen ſind. Das Auge läßt ſich gern laben an dem Glanze der wenn auch wenigen köſtlichen Perlen, welche, aus den Tiefen des ſpeculativen Geiſtes gebrochen, hier ausgelegt werden. Und Fiſcher iſt ganz der Mann, um dem jungen Gemüthe die geiſtliche Weihe zum Zutritt zu dem Allerheiligſten der Speculation zu geben. Mit dem Pathos einer Innerlichkeit und Gemüthlichkeit, die ſich wohl bis zur Thräne zu rühren vermöchte, haucht er ſeine Offenbarungen in ſalbungsvollem Tone dahin und weiß ſich und ſeine Zuhörer zum Zorn über das Schlechte und zur Begeiſterung für das Edle zu erheben. Sein Aeußeres, bis auf die rothen Haare hin, ließe ihn in etwas mit Schiller vergleichen, mit welchem er den ſchwäbiſchen Idealismus zu ſeinem Pathos macht. Trotz allem Mangel an Form iſt Fiſcher eine für die philoſophiſche Jugend anziehende und anregende Erſcheinung. Doch iſt die hieſige Zuhörerſchaft ſämmtlich zu kritiſch, um nicht bald dem gefühlsmäßigen Pathos den Anſpruch auf wiſſenſchaftliche Tiefe ſtreitig zu machen. Anziehen und anregen kann er, aber nicht feſſeln. Er zeigt zu bald ſelber, daß er den Vorhang vor dem Allerheiligſten nicht wegziehen will, ſondern ausdrücklich das Myſterium als Letztes hinſtellt. Es würde, meint er, die Wahrheit zu proſaiſch, zu gemein werden, wenn ſie ganz erkannt werden könnte; denn es liebt die Welt, das Strahlende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. So wird denn Hegel's Rohheit und Herzloſigkeit verabſcheut — der Muth des Erkennens, die Tapferkeit des ſpeculativen Auges, das vor nichts zurückbebte und jeder Erſcheinung herzhaft entgegen ging, um ſie bis in ihre innerſten Faſern dem göttlichen Reiche des Gedankens zu erobern, wird gefühl- und gemüthsloſer Egoismus geſcholten. Dazwiſchen hinein klingt es freilich ſehr ſeltſam, wenn er dieſem Heros auf dem Schlachtfelde des Gedankens mit vollem Pathos die Prädicate des „größten Denkers“ u. dgl. zuerkennt, und „das unſterbliche Verdienſt des Gründers der in jetziger Zeit herrſchenden Philoſophie“ nicht im mindeſten antaſten zu wollen verſichert.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

453

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

13. Mai. № 114. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

Durch die Schriften und Vorträge Schelling's, Baader's und Oken's, sowie durch Hegel, Steffens und Schleiermacher gewann Fischer den Inhalt seines Denkens. Es dürfte unschwer sein, seine ganze Metaphysik in jene Männer zu zerlegen. Doch führt er gern an, wie „von den competentesten Beurtheilern seiner Metaphysik, einem Sengler, Beckers und selbst einem Oken seine Selbständigkeit auf's Entschiedenste anerkannt worden sei." Gewiß hat er jenen überkommenen Gedankeninhalt auf eigenthümliche Weise reproducirt; allein auf schöpferisch-originelle Weise ein neues System producirt zu haben, auf diesen Ruhm wird er selber verzichten. Giebt er sich doch selbst seine Stellung nur in dem Kreise der jüngern Forscher, welche die Idee der Freiheit und der Persönlichkeit, an Schelling anknüpfend, als den Mittelpunkt einer objectiven Philosophie erkennen, und betrachtet J. H. Fichte als den Repräsentanten dieser Richtung. Unter dieser Schaar ist er der gemüthvollste und frömmste, aber auch unklarste und formloseste Denker.

Seiner Metaphysik schickte er ein Büchlein über die Freiheit voraus, dessen Widersprüche sich auch in sein neuestes Schriftchen, über die Idee der Gottheit, hereinziehen. Diese Abhandlung war für die Fichte'sche Zeitschrift bestimmt, als deren Mitarbeiter er bisher sich nur einmal in einer von den Jahrbüchern besprochenen Abhandlung über die Freiheit vernehmen ließ. Fichte und Weiße behandeln übrigens Fischer von Anfang immer ein Bischen als bon enfant, was nur eine so grundgute Seele gutmüthig übersehen kann. — Nebenbei sei es gesagt, daß uns das complimentös-freundschaftliche Zusammenhalten der Herren von der Fichte'schen Sippe gerade das Gegentheil von einem Beweise für die Tüchtigkeit ihres gemeinschaftlichen Strebens ist. Nur auf so matter, leerer Basis, wie der Neu-Schellingianismus sie bietet, mögen sich keine Gegensätze erzeugen. Ein rechtes Princip weiß seine Momente energischer darzustellen. Wo keine Gegensätze sich herausscheiden, wird auch nichts überwunden und entschieden. Statt in sich zu brechen, rotirt diese Richtung in trägem Einerlei fortschrittslos um sich selber. — — — —

Bezeichnend ist es, daß Fischer sich auch zum Mitarbeiter an der Jenaer Litteraturzeitung machen ließ und von W. Menzel recensirt wird. Auch an diesen Allianzen, welche die gläubige Speculation und die christliche Philosophie — dieses liber posthumus des weiland so großen Schelling — schließt, ist sie sich selber zum Gericht. „Wenn man Einen nicht erkennen kann, sehe man nur seine Freunde an." —

Fischer ist der kirchlich-frömmste der Richtung. „Aus der Idee des absoluten Geistes sucht er in seiner Metaphysik zu erweisen, daß Gott sich sein ewiges Verhältniß zu sich selbst durch die Principien des Wesens, des Willens und des Geistes vermittelt und daß der Begriff dieser innern Selbstbestimmung Gottes, in welchem er als wesentliches Princip (als Vater) ewig sich begründet — Schöpfer — als subjectives (als Sohn) sich ewig liebt — Erlöser — und als objectives (als Geist) sich ewig weiß — Vollender der Welt in der Wiederbringung aller Dinge am Ende der Zeit — die wissenschaftlich erkannte Wahrheit der kirchlichen Lehre ist." Leibnitz ist ihm der Begründer der christlichen Philosophie — Leibnitz, den seine Landsleute den Lövenix, den Ungläubigen schalten. Jakobi's Worte: „Den Menschen erschaffend theomorphirte Gott; nothwendig anthropomorphisirt darum der Mensch," bleiben nach Fischer das Motto jeder lebendigen Gotteserkenntniß. Dem idealistischen Pantheismus Hegel's stellt er darum den objectiven Theismus als die Lehre von: absoluten Urindividuum, einem persönlichen Urgeist als Inbegriff des orthodoxen Denkens entgegen.

Fischer in seinem Gefühlspathos ist auch der unklarste — Unklarheit aber nimmt man wohl auch gern als Tiefe. Er wird nie zur Klarheit kommen bei seiner absoluten Unfähigkeit zur Formgebung im Leben wie in der Wissenschaft. Seine Genossen haben sich aus dem Studium Hegel's doch eine Idee von Methode und Form gerettet, aber bei Fischer findet sich keine Spur von der speculativen Dialektik. In dem Kreislauf seiner Behauptungen und Versicherungen

ſich herumtreibend, gewinnt er weder dialektiſch noch ſtiliſtiſch einen Fortſchritt. Die Sätze ſtehen vereinzelt da und ballen ſich wie Queckſilberkugeln. Nach jedem Punkt ſteht ein: „Ich fahre fort.“ Der einzige Hebel der Weiterbewegung iſt ein ſtereotypes „...ſo weit entfernt, oder: ſo wenig, daß vielmehr....“ Den Mangel alles dialektiſchen und immanenten Fortſchreitens beweiſen ſchon die ewigen, oft ſeitenlangen Anmerkungen, welche ihm den Text verſchlingen und ſeine Schriften auf's Peinlichſte ungenießbar machen. — Fiſcher iſt der treuſte Schüler Schelling's. —

So wenig er alſo wohl die Wiſſenſchaft im Allgemeinen weiter zu fördern und neue Bahn zu brechen berufen ſcheint, ſo iſt doch ſein hieſiges Wirken nicht ohne Frucht. Im Ganzen iſt der Empirismus des Gefühls, der Myſticismus, ſchwerlich viel beſſer als der Empirismus des Verſtandes, dieſe „Philoſophie der Kramladenbeleuchtung,“ doch weiß ſie Geiſt und Leben anzuregen. Und jedenfalls wird auch bei dieſer formloſen Weiſe des Speculirens und Irrlichterirens die Grübrigung des ſpeculativen Geiſtes vielfach in's Publicum verbreitet, und der Gedanke weiß ſchon die Stoffe, mit denen er gemüthlich erquickt worden, zu durchbrechen....

Den directen Gegenſatz gegen K. Ph. Fiſcher bildet ſein Namensvetter Friedr. Viſcher, außerordentlicher Profeſſor der Aeſthetik. Ein Geiſt voll energiſcher, durchſchlagender Kraft, klar und beſonnen, fern von allen leerem Bimborium und myſtiſchem Gemunkel, feind aller leeren Gemüthſeligkeit und Sentimentalität, aller Schwäche und doch mit einer Fülle von Phantaſie und Gemüth begabt — Zeugniß geben ſeine Dichtungen, — herzhaft aber nicht herzlos, reſolut und entſchieden, hart und doch flüſſig, prägt er für Wiſſenſchaft und Leben einen entſchiedenen Charakter aus. Auch ſeine ganze äußere Behabung entſpricht ſeinem Weſen. In den hellen Augen weben die ſtillen Mächte der Phantaſie und des Gemüthes, auf der Stirn herrſcht der Gedanke, und das blonde Haar mildert den entſchiedenen Ausdruck der feſtgedrungenen Geſichtsformen. In dem unterſetzten, wohlgebauten Körper lebt eine energiſch ſich zuſammenfaſſende Kraft, die ſich keiner unſteten Beweglichkeit überläßt, aber auch jede ungefüge Schwerfälligkeit durch die Form überwältigt hat. — Doch dieſe Züge hat er ſelber ſattſam in dieſen Jahrbüchern abgeſchildert. Die beiden Arbeiten haben ihre Wirkung gethan und ſeinen Namen gehörig in den Vordergrund geſtellt. Sie erinnerten ein größeres Publicum an ſeine äſthetiſche Schrift, über das Erhabene und Komiſche, in welcher er ſeinem großen Vorbilde, Leſſing, nach Gehalt und Form näher gekommen iſt, als irgend einer der Mitſtrebenden.

Seine Wirkſamkeit hier iſt eine bedeutende zu nennen. Denn es will etwas heißen, bei dem hieſigen Publicum ſo viel Intereſſe für das äſthetiſche Gebiet zu erobern, daß ihm die Fachwiſſenſchaften auch nur ſo viel Raum abgetreten haben. Sein erſtes Auftreten mit Vorleſungen über Göthe's Fauſt gab gleich die Entſcheidung des Sieges. Seine Vorträge über deutſche Nationallitteratur-Geſchichte, über die Nibelungen, über die Aeſthetik fanden ſtetige Theilnahme. Er weiß aber auch den Stoff zu beleben, den Gegenſtand zu beſeelen, daß der Zuhörer ein Intereſſe daran gewinnen muß. Viel wirkte er durch die wiederholten Vorleſungen über das Hegel'ſche Syſtem. Das war das Erbtheil, das ihm Strauß bei ſeinem unfreiwilligen Abgang von hier hinterlaſſen. Mit größter Gewandtheit ſchmolz er die harte Maſſe des ehernen Syſtems in durchſichtig klare Form, traf immer den Nagel auf den Kopf, gab ſeiner Darſtellung Hände und Füße, und belebte und nährte den philoſophiſchen Sinn mit allem Freimuth und mit aller Kraft, die ihm zu Gebote ſtand. Doch iſt ſein Element mehr der äſthetiſche als der logiſche Gedanke, und jenem hat er ſich nun um ſo ausſchließlicher zugewandt, je tüchtiger auch dieſer letztlich ſeinen Träger hier gefunden hat.

Im Herbſte 1840 beendigte er ſeine umfaſſende Reiſe in den Süden, auf welcher er namentlich in Rom mit O. Müller und Schöll zuſammen war. In der Geſchichte der Malerei, welche er in dieſem Semeſter lieſt, giebt er die reichen Früchte ſeiner Studien und Anſchauungen preiß. Freudig erkennen wir an, wie ſein ganzes Weſen an Sicherheit, Freiheit und Form gewonnen hat. Den Römermantel, in dem wir ihn in ſeinem Hauſe bekleidet ſehen, nehmen wir für mehr als bloßen Ueberwurf, er iſt uns Symbol ſüdlicher Formvollendung. Sogar die Art ſeines Vortrags hat ihren Gewinn davon: er iſt nun faſt ganz frei, leichte und ſchwungvolle Bewegung hatte er ſchon vorher. — Wir ſtehen keinen Augenblick an, zu erklären, daß Fr. Viſcher ſeinen Platz hier auf eine vortreffliche Weiſe ausfüllt.

Nicht minder werden wir dies ſagen dürfen von dem eigentlichen und einzigen Vertreter des reinen Gedankens auf unſerer Hochſchule: von Dr. Jak. Friedr. Reiff, der ſeit dieſem Herbſte ſich hier habilitirt hat und Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften ſo wie Pſychologie vorträgt. Schon als Repetent am evangeliſchen Seminar trat er mit Vorleſungen auf — über das Verhältniß von Philoſophie und Theologie ſeit Kant und über das Hegel'ſche Syſtem. Mit der Theologie ſchloß er ab in ſeinem ſehr ſchwer geſchriebenen Aufſatze in der hieſigen theologiſchen Zeitſchrift: „über das Verhältniß von Philoſophie und Religion.“ In all ſolchen Leiſtungen konnte er ſeine eigene Richtung nicht rein herausſchälen. Um mit ſich ſelber ins Reine zu kommen, ſchrieb er die Schrift „der Anfang der Philoſophie“ ꝛc. (Stuttgart 1840), welche, hätte er vorher einige Jahre docirt, vielleicht noch einen größeren Fortſchritt in der Form hätte darthun dürfen.

In der genannten wichtigen Schrift, welche er ſeinen Vorleſungen über Encyklopädie zu Grunde legt, bietet er dem denkenden Publicum etwas entſchieden Selbſtändiges und Eigenthümliches. Reiff geht darin über das Hegel'ſche Syſtem hinaus, aber nicht wie die Schellingiſten, welche es kaum über die Tendenz hinaus zu Correctionen des geltenden Syſtems brachten. Nach Reiff iſt der gemeinſame Fehler des Syſtems und ſeiner chriſtlichen Correctoren, daß ſie die abſolute Perſönlichkeit und die Anſchauung — welche letztere fordern — dadurch nicht zu dem verlangten Rechte kommen laſſen, daß ſie unvermögend ſind, beide vor allen Dingen ſo ſcharf als möglich zu ſcheiden, auf den Urſprung des Gegenſatzes zurückzugehen und dann die Reduction deſſelben zur Einheit — welche ſie nur ſchlechtweg behaupten — nachzuweiſen. Gegen dieſe poſitive Speculation habe Hegel mit ſeinem Princip der Negativität entſchiedenen Vorzug. Reiff erklärt ſich gegen dieſen, einmal für allemal fertigen perſönlichen Gott — indem Hinausſein der abſoluten Perſönlichkeit über ſich und das Object erſt der wahrhaftige Gott iſt. Das abſolute Jenſeits iſt erſt als Reſultat der Welt ſchlechthin über ſie, ſomit auch über uns hinaus. Mit dieſem Unterſchied aber des Princips und des Reſultats der Welt unterſcheidet ſich Reiff weſentlich von Hegel, deſſen Gott auf ewige Weiſe ſich ſelbſt entwickelt, welche Entwicklung dann in die zeitliche Entwicklung der Welt auseinanderfällt, unbeſchadet des ewigen Proceſſes, in welchem Gott iſt, — ſo daß Princip und Reſultat identificirt, das Werden ewig iſt. Nach Reiff hat ſich — wie in der Logosidee — das Princip erſt im zeitlichen Verlaufe durch die Welt hindurch zum wirklichen Gott, der ſchlechthin iſt, indem er iſt, zu vollenden. —

Reiff gewann ſein philoſophiſches Bewußtſein aus der Kritik Hegel's, welcher — namentlich in ſeiner Phänomenologie — die Entwicklung des Selbſtbewußtſeins mehr als eine Zurücknahme des Gegenſtandes, denn als eine Erzeugung deſſelben darſtellt, wodurch er fortwährend die ideale und reale Geſchichte des Selbſtbewußtſeins durcheinanderwirrt und zulegt, das Reale ſtatt zu erzeugen, aufhebt. Aber auf eine idealiſtiſche Deduction des Realen legt Reiff gerade das Hauptgewicht: — der Uebergang von der Logik zur Naturphiloſophie iſt freilich ein wunder Fleck bei Hegel! —

Augenſcheinlich knüpft Reiff an Fichte an — an Fichte, wie er Conſequenz von Carteſius und Kant iſt. „Das praktiſche Ich iſt der Grund des theoretiſchen — dieſer Satz iſt ihm Princip der wahren Philoſophie. Fichte hatte die Kant'ſche Trennung der praktiſchen und theoretiſchen Vernunft aufzuheben begonnen, aber er hat die Elemente des Ich nicht in ihrer urſprünglichen Einheit aufgefaßt, den Anfang der Philoſophie als die abſolute Identität des Subjectiven und Objectiven nicht gefunden — weil er Setzen und Entgegenſetzen als urſprünglich verſchieden gefaßt hat. Reiff nun läßt das abſolute Ich in der Bewegung der abſoluten Unterſcheidung die abſolute Regung vollziehen. Dadurch verſchwindet ihm das Fichte'ſche Nichtich gänzlich. Und weil für das Ich jeder Gegenſatz eines Andern, jede Schranke eines Nichtich verſchwunden iſt, weil eine abſolute Identität des Subjectiven und Objectiven gewonnen iſt, iſt ein abſoluter Idealismus gewonnen, der zugleich Realismus iſt, während die Fichte'ſche Philoſophie ſubjectiver Idealismus iſt, und nur vermittelſt des Nichtich, alſo dogmatiſch Realismus zu ſein behauptet. Gegen Dogmatismus ſtellt ſich Reiff in entſchiedenſten Widerſpruch — nichts muß gegeben, Alles producirt, „idealiſtiſch deducirt" werden. Das aber iſt der Fehler der Hegel'ſchen Philoſophie, welche zwar den entſcheidenden Begriff der Idee als Erzeugen und Aufheben des Unterſchieds entdeckt hat, daß erſt durch Aufhebung des Unterſchieds zum Bewußtſein kommt: die Identität ſei Unterſcheiden in ſich; daß mithin der Unterſchied für den Act der Aufhebung ein gegebener, alſo nicht producirt iſt. Weil Hegel beide Acte trennt, ſo iſt zwar die Production an ſich das Erſte, aber geſetzt wird ſie doch nur ſein als das Zweite; die Aufhebung iſt ihre Vorausſetzung. Allein nicht die Aufhebung des Unterſchieds iſt es, wodurch die Idee thätig iſt, und wodurch ſie damit ſelbſt erſt zur Thätigkeit der Unterſcheidung kommt, die Aufhebung des Unterſchieds iſt vielmehr nur, indem der Eine Act der Unterſcheidung durch ſich ſelbſt erliſcht. Das reine Unterſcheiden ſelbſt iſt das abſolute Prius, und ſo kann Setzung und Aufheben der Unterſcheidung gar nicht getrennt werden — abſolute Identität des Subjectiven und Objectiven. Nur durch den abſoluten Act der reinen Unterſcheidung, in welchem eben ſo die abſolute Identität erblickt wird, iſt wahre Philoſophie möglich.

Indem die bisherige Philoſophie die Tendenz hatte, eben dieſen Act der reinen Unterſcheidung zu finden, iſt der Anfang, den Reiff aufſtellt — das reine Ich als die abſolute Identität des Subjectiven und Objectiven in der unendlichen Wiederholung der einfachen Unterſcheidung das abſolute Wiſſen, als abſolutes Handeln — eine von ſelbſt ſich ergebende Folge der bisherigen Philoſophie. Bisher war beides, daß Ich ſchlechthin das Andere von ſich unterſcheidet, und daß es Princip der Realität iſt, mit einander in Widerſtreit. Bei Schelling verſchwindet die Unterſcheidung in der Identität als reiner Indifferenz, bei Hegel verſchwindet ſie als Act im Unterſchiede. Aber die Identität iſt als Aufhebung des Unterſchieds die unmittelbare Folge des als Prius geſetzten abſoluten Acts der Unterſcheidung, und der Act der Unterſcheidung iſt die Vorausſetzung nicht bloß des Unterſchieds, ſondern der Identität deſſelben ſelbſt.

So iſt der Widerſtreit als Widerſtreit des Ich mit ſich

erſt in ſeiner ganzen Schärfe herausgeſtellt. Das Ich iſt abſolute Entzweiung mit ſich, denn es iſt als das Unterſcheiden eines ſchlechthin Anderen und nur darin es ſelbſt. Hiemit eröffnet ſich vor uns das Drama des Selbſtbewußtſeins, deſſen tragiſche Natur uns nicht abhalten darf, in es einzugehen, weil wir ſicher hoffen dürfen, daß es ſeine Widerſprüche zur Verſöhnung überwinden werde. Dieſe iſt nur möglich, wenn das Selbſtbewußtſein in uns als abſolutes feſtgehalten wird, ohne es irgendwie an ein Jenſeits entſchlüpfen zu laſſen. Erſt durch die beſtimmte Abweiſung einer vorausgeſetzten Realität gelangen wir zur wahren jenſeitigen und dieſſeitigen Realität, zu einem abſoluten Prius der Welt, deſſen Entwicklung zum abſoluten Reſultate die dieſſeitige Realität der Schöpfung iſt. Das iſt der Anſchluß an Kant, deſſen einziger Fehler war, daß er den entſcheidenden Gedanken einer praktiſchen Begründung der Realität Gottes nicht rein feſtgehalten, ſondern die theoretiſche Annahme nur für ein praktiſches Bedürfniß erklärt hat. Erſt durch das Sollen gelangen wir zur ganzen Fülle der Anſchauung deſſen, was da iſt, und wiſſen den ganzen Proceß unſers Selbſtbewußtſeins objectiv als den Proceß der Welt, womit ihr Prius, der Gang ihrer Entwicklung und ihr Reſultat mit Sicherheit ſich aufſtellen läßt.

An Schelling knüpft er an in der Forderung der intellectuellen (productiven) Anſchauung. Das Unterſcheiden des Subjects und Objects iſt als Act zu fordern. Um zu philoſophiren, muß man ſich geradezu ins Abſolute ſtürzen, nur daß dieſes Abſolute nicht ein Object, ſondern das reine Ich ſelbſt iſt. Die Philoſophie beginnt nur durch abſolute Freiheit, in welcher Ich am Anderen keine Schranke mehr hat, alle Vorausſetzung aufgiebt und in dieſer Abſtraction nicht ein Anderes, das an und für ſich iſt, negirt, ſondern vielmehr als reines Unterſcheiden das Andere überhaupt ſetzt und Ich darin die abſolute Identität des Subjectiven und Objectiven iſt. In dieſer reinen, freien Abſtraction, welche zugleich Reflexion auf das in ihr Geſetzte iſt, iſt die Welt des Gegebenen völlig untergegangen, aber das Schattenreich, in welches dieſe Lethe führt, iſt das wahre Leben des Geiſtes, aus welchem, ein gelöſtes Räthſel, die Wirklichkeit in ihrer ganzen Schönheit und Wahrheit erſt hervorbricht. Der Anfang iſt demnach das Ich, als die völlig ungeſchiedene Einheit des praktiſchen und theoretiſchen Ich, das ſich durch Entzweiung zur realiſirten Einheit, als praktiſches Ich, das durch ſich theoretiſch iſt, fortbeſtimmend von dieſer Einheit aus ſich zur abſoluten Objectivität entäußert. Das Ende der Philoſophie iſt das Object, das Ziel ihres Idealismus, der Realismus der objectiven Wiſſenſchaften — an welche die Hegel'ſche Philoſophie nicht herankommt.

„Die realen Wiſſenſchaften möglich zu machen," das ſetzte ſich Reiff zur Aufgabe, das erklärte er auch naiverweiſe in ſeiner Eingabe um Habilitirung — kein Wunder, wenn R. v. Mohl, als rector magnificus, der bis dahin glaubte, wirklich ſchon Lehrer der Staatswiſſenſchaften zu ſein, nicht begreifen mochte, wie er erſt möglich werden ſolle. — —

Als erſte philoſophiſche Wiſſenſchaft ſtellt Reiff auf: das Syſtem der reinen Willensbeſtimmungen. Zweite iſt das Syſtem der reinen Formen des Anſchauens: Naturphiloſophie. In der dritten: der Philoſophie des Rechts, erhält der contrat social eine eigenthümliche Bedeutung, eben ſo das Princip der Humanität und der Freiheit gegenüber von dem Princip der Nationalität und des Krieges. („Unſere politiſche Zerſplitterung macht es uns möglich, unſer Nationalgefühl durch die Humanität zu weihen und unſern unzweifelhaften Beruf zu erfüllen: dieſe Weihe den andern Völkern mitzutheilen"). 4) Die Philoſophie der Religion — in der dritten Stufe der Religion der Menſchheit iſt die Religion ſelbſt als Philoſophie der Religion; — „die Dogmen laſſen ſich nicht mitnehmen, wenn man ſich erkühnt, an die Quelle der Religion zu ſteigen; dieſe Kühnheit iſt nur Sache der Freiheit, welche die Dogmen wegwirft, um die Religion ſelbſt, die reine, lautere Religion, welche ſich ſchaffend aus dem Innerſten hervorbricht, zu gewinnen." — Hieher 1) Schleiermacher's Anſchauung des Univerſums. 2) Kant's ſittliche Gemeinde, deren Organismus das Syſtem des ſittlichen Handelns, die Moral iſt. (Hegel ſetzt die Sittlichkeit mit Unrecht in den Staat). 3) die Philoſophie der Kunſt. 6) die Philoſophie als ſolche, die reine Philoſophie, weil ihr Gegenſtand das reine, mit ſich identiſche Ich iſt. Damit emancipirt Reiff die Philoſophie von den feſſelnden Fragen, ob ſie der gegebenen Religion widerſpreche. Für die Philoſophie giebt es eine höhere Probe der Wahrheit, als die Uebereinſtimmung mit dem Herkommen. Es iſt wahr, was Herbart ſagt, daß die Hegel'ſche Philoſophie zu viel Religion habe. Dadurch hat ſie frommer Anmaßung in die Hände gearbeitet. In der Schule der Religion lernt man keine Pſychologie, keine Logik und Metaphyſik. Selbſt die Idee Gottes hat in der reinen Philoſophie keine Stelle. Eine chriſtliche Philoſophie iſt ſo abſurd wie eine chriſtliche Logik und Pſychologie. Die Religion darf aber damit nicht ihren eigenen Weg gehen wollen; ſondern durch ſich ſelbſt hat ſie ſich vermittelſt der Kunſt zur Philoſophie zu entwickeln. —

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

457

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

14. Mai. № 115. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

Die reine Philosophie theilt sich in die 3 Sphären: 1) Psychologie, 2) Logik und Metaphysik — beide parallel, aber nicht identisch, wie bei Hegel; die Metaphysik sich trennend in Ontologie, Eidologie, Monadologie, — 3) die Erkenntnißlehre — durch sie führt die richtig begrenzte Metaphysik zu den realen Wissenschaften über: wahre Empirie ist nur durch Speculation möglich — die Hegelianer meinen, wenigstens die Methode des Meisters sei einmal für allemal fertig — Dogmatismus. Diese Methodologie weist nach, wie vermöge des Begriffs des Denkens, den sie entwickelt, der Idealismus zugleich wahrer, vollkommener Realismus ist. Dadurch haben wir nicht mehr nöthig, im Objectiven einen Rest des Realen zurückzulassen, der die Nothwendigkeit des Begriffs durch Willkür und Zufälligkeit begrenze. Wir dürfen hoffen, die Naturwissenschaft werde wieder eine Tochter der Philosophie werden und vielleicht darf sich die Philosophie dann auch der Anerkennung der Religion erfreuen, welche ja schon längst ihr feindseliges Verhältniß gegen die Naturwissenschaft aufgegeben hat. — —

Man sieht, in welch' umfassender Weise dieses System in die Fragen der Zeit eingreift. Hier ist wirklich Neues und Selbständiges, Originelles gegeben, System mit eigener Methode gegen System gesetzt, nicht im Rückfall, sondern im Fortschritt. Wir glaubten unserm Mann wie dem Publicum die Pflicht schuldig zu sein, durch eine übersichtliche Darstellung auf die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit der Leistung aufmerksam zu machen. Gegenüber dem Positivismus und Dogmatismus der Schellingisten ist es ein gutes Zeichen, daß vor Allem die Unterscheidung gefordert und nicht vor Allem die wichtigste Errungenschaft bisheriger Philosophie, das Princip der Negativität in feiger Gemüthlichkeit im Stich gelassen wird. In der That, die wahre Tiefe des Gemüthes zeigt sich erst in der vollen Erfassung des tiefsten Gegensatzes. Nach Reiff darf die Philosophie von den Forderungen des Gemüthes nicht unterjocht werden, aber sie darf ihnen auch nicht widersprechen. Er kennt die Anmaßung des Gemüthes, die über das Denken herrschen will, welche nur Irreligiosität sieht, da, wo die tiefste, die wahrste Religiosität ist. In dem reinen Hinausgehen über das, was da ist, zugleich und in Einem sich nach außen zu öffnen, so daß Ich in Einem demselben sich öffnet, über welches es hinausgeht, das ist die Wahrheit, welche im Gemüth liegt; sie ist das Höchste, welches Reiff darstellen will, um eine Philosophie entstehen zu lassen, welche das Gemüth achtet, von ihm durchwärmt und beseelt ist, aber auch seine dunkle Tiefe zum reinen Lichte des Gedankens erhebt. — Es ist ihm Ernst mit der Wahrheit, deren Genuß nur aus ihrem Schmerz gewonnen wird. „Für die aber, welche die Wahrheit nur zum Genuß, „zu Befriedigung der Herzensbedürfnisse" wollen, ist die Wahrheit nur der Pelz, das frierende Herz zu wärmen, und sie sind nicht im Stande, durch die harte Form der Philosophie hindurch die Begeisterung zu fühlen, deren glühender Strom in ihr zu ruhigen und festen Gedankengestalten erkaltet ist...."

Mit einem Gemüthe von solcher Fülle der Begeisterung, und solcher Kraft der Negativität und zugleich mit einer auch äußerlich imponirenden, sogar derben Persönlichkeit ausgestattet, weiß er seine Zuhörer zu fesseln, auch wo ihnen das Verständniß ausgeht. Sie merken, daß hier Etwas gegeben wird, was all das leere Gezänke in und außer der Schule verstummen macht. Es kommt nur darauf an, daß solche Tüchtigkeit einmal Boden gewonnen habe, um für Lehrer und Schüler aus der allgemeinen Anerkennung eine Macht des Fortschritts hinnehmen zu lassen.

Sagten wir im Anfange, alle Richtungen der philosophischen Gegenwart seien hier repräsentirt, so zeigt sich dies nun schließlich in der entschlossenen Anlehnung Reiff's auch an Herbart, dessen Verdienste um den reinen Gedanken nur zu sehr verkannt werden, von einer Speculation, welche Feuerbach — auch ein Geist des Scheidens — eine tollgewordene Philosophie zu schelten nicht überall ganz Unrecht hatte.

Stellt ſich unſere Facultät in dieſem Theile mit entſchiedenem Vorzug andern Univerſitäten gegenüber, ſo tritt ſie ihnen in den realen Wiſſenſchaften ganz zur Seite. Auch hier hat die philoſophiſche Speculation nicht einmal ihre Reſultate durch die objectiven Stoffe durchzuſetzen vermocht. Am meiſten noch läßt ihr nicht bloß paſſive Gerechtigkeit widerfahren Dr. Carl Friedr. Haug, ordentlicher Profeſſor der Geſchichte. Für ſeine Vorleſungen über deutſche Geſchichte, Geſchichte der neueren Zeit ſeit der Revolution, Verfaſſungsgeſchichte der neueren Zeit, Methode der hiſtoriſch-politiſchen Geographie ꝛc. findet er bei den ſchon dargelegten hieſigen Verhältniſſen leider nicht die gehörige Theilnahme; denn nur die Univerſalgeſchichte ſind die Studirenden der Theologie und Philoſophie zu hören gehalten, während die übrigen Facultäten kaum für die philoſophiſchen Vorſtudien ſich bequemen mögen und nur vereinzelte Jünger in die Hörſäle der Philoſophen ſchicken. Haug's charaktervolle, aber etwas harte und herbe Perſönlichkeit, welcher die gefälligen Formen des Umgangs und Entgegenkommens weniger zu Gebote ſtehen als die Bande, womit biedere Tüchtigkeit feſſelt, ſo wie ſein zwar kräftiger, belebter, aber nicht freier und etwas monotoner Vortrag bei ungünſtigem Organ, iſt nicht geeignet, dem vortrefflichen Gehalt eine liebevolle und begeiſterte Theilnahme verdienterweiſe anzuziehen. Die Zeit ſeines Studiums (im Stifte) fiel in den Kantiſch-Storr'ſchen Supranaturalismus, von dem unbefriedigt er ſich den hiſtoriſchen Studien zuwandte, ohne weiterhin ſich ſelbſtändig bei der philoſophiſchen Forſchung zu betheiligen. Doch hat er ſich Empfänglichkeit für ihre wichtigen Ergebniſſe bewahrt, obgleich er es „nicht für Sache der Geſchichte erkannte, ſich abenteuerlich in den Dienſt eines zumal ſelbſt noch im Kampfe begriffenen Syſtems zu begeben.“ Hegel's Leiſtungen für die Geſchichte, namentlich in dem Umfang der Religionsphiloſophie, Aeſthetik und Geſchichte der Philoſophie nennt er bewundernswürdig. So erhält er ſich in freiem Verkehr mit der Philoſophie und findet in ihrer Idee des organiſchen Lebens den Umſchwung jetziger Geſchichtsbehandlung begründet, die weſentlichſte Bedingung einer und auch ſeiner allgemeinen Geſchichte: die innere Einheit gegeben. Die Idee einer organiſchen Entwicklung in ihrer ganzen Größe und Fülle erfaſſend, ſtellt er die allgemeine Geſchichte dar als die Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit in ihren bedeutendſten, durch geiſtige Bedeutſamkeit echt univerſalhiſtoriſchen Völkerindividuen. Hiebei entrichtet er nun aber auch der Religion den ſchuldigen Tribut. „Der Ring, mit dem ſich ſeine Geſchichtsbetrachtung dem religiöſen Bewußtſein anſchließt, — wie der philoſophiſchen Speculation in dem Begriff des Organismus, iſt die einfache, gleich dem Aether Alles umfaſſende und durchdringende Idee einer allgemeinen, allerdings gerade in den wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit am ſichtbarſten ſich bewährenden göttlichen Vorſehung“ — die Geſchichte der Entwicklung der Menſchheit wird — nicht zu einer Geſchichte des Reiches Gottes, ſondern als auf menſchlichem Boden bleibend, und Religion und Sittlichkeit, als die edelſten Blüthen des menſchlichen Geiſtes, nicht, wie ſie vor Gott ſind, erfaſſend — Geſchichte ihrer Erziehung. — Chriſtus, das reinſte Bild der verklärten Menſchheit, giebt der Univerſalgeſchichte die höhere Weihe und den feſten Mittelpunkt, damit ihre Gliederung in die alte Zeit des natürlichen und in die neue Zeit des geiſtigen Menſchen. Im Alterthum, in der Zeit der Natürlichkeit und Aeußerlichkeit tritt hervor. 1) der Orient, das Zeitalter der Kindheit; 2) der Occident — Griechen und Römer — Zeit der jugendlichern und reifern Männlichkeit; 3) der Orient und Occident in ihrem Ineinanderfließen: Greiſenhaftes Abſterben und Untergehen der alten Welt. (Dieſe Eintheilung iſt gegenüber von Hegel ſehr beachtenswerth). Die neueſte Zeit, die chriſtlich-germaniſche Periode, der Geiſt in ſeinem Unterſchied von der Natur — theilt Haug ein in 1) das ſogenannte Mittelalter — Kindheit und Jugend; 2) die neuere Zeit — das Mannesalter. —

Nicht ſeine Collegienhefte, ſondern die Früchte 20jähriger Arbeit theilt der treffliche Mann endlich mit in der zu Stuttgart (1840) herauskommenden, ſehr anziehend geſchriebenen Allgemeinen Geſchichte, zu deren Vollendung (ſie iſt auf ſechs Bände berechnet) er im Bewußtſein ſeines Berufes, dem die öffentliche Anerkennung nicht entgehen ſoll, die Kraft gegen körperliches Leiden ſchöpfen wird.

Die claſſiſche Philologie wird vertreten von den ordentlichen Profeſſoren Tafel und Walz. Beide ſind gründlich gelehrt, auch der gelehrten Welt durch ihre Arbeiten bekannt, aber ihre Wirkſamkeit hier greift nicht vorwärts. Der etwas tumultuariſche Witz des jovialen Dr. Tafel und die durch Reiſen gewonnene reiche Anſchauung des zu wenig von ſeinem Inhalte angeregten und belebten Dr. Walz — er lieſt über alte Kunſt und Tragödie u. ſ. w. — iſt nicht fähig, den philoſophiſch gebildeten Geiſt zu erſetzen, welcher neuerdings für erfolgreiche Betrachtung des Alterthums unerläßlich iſt. Man braucht die Philoſophie weder als „Ruin“ der Gründlichkeit, noch viel weniger der Univerſität überhaupt zu verabſcheuen, wenn man die Mittel hat, dem Zuhörer die Erübrigungen des philoſophiſchen Geiſtes aus der Wiſſenſchaft, in die man ſie hineinleitet, entgegenkommen zu laſſen. Nicht das Studium der Philoſophie, ſondern der Mangel philoſophiſcher Bildung hält die Jugend von begeiſterter Erfaſſung des claſſiſchen Alterthums ab. Freilich braucht man nicht Philoſophie zu ſtudiren, um ſie ins Lateiniſche zu überſetzen, nicht im Stoff, ſondern im Geiſt liegt die Wiſſenſchaft. Zu dem Alterthum muß man aber nicht bloß Gelehrſamkeit, ſo nothwendig ſie iſt, ſon-

dern auch den ebenſo nothwendigen philoſophiſchen und äſthetiſchen Sinn mitbringen, zu dem die Anregung in der Atmoſphäre der Zeit liegt, wenn man ſich nur nicht auf den Iſolirſchemel ſtellt. Der große Verfall philologiſcher Studien hier iſt ſehr zu beklagen. Gerade Hegel z. B. ſelbſt wußte wohl, warum er die claſſiſchen Werke goldene Früchte in ſilbernen Schalen nennt. Die Früchte wachſen nicht auf dem Baume der bloß gelehrten, noch der bloß ſpeculativen Erkenntniß. — Oder hätte das claſſiſche Alterthum aufgehört, den unverſieglichen Brunnquell der Humanität zu bieten? Zur gelehrten Philologie fehlt Vielen das Talent, noch mehrern die Luſt, die ſie auf den Schulbänken gern zurückgelaſſen haben, den Meiſten aber die Zeit. Soll ihnen darum ſich jener Brunnquell verſchütten? Gewiß iſt Sinn genug dafür da, gewiß erwacht die Luſt, wenn ſie in einem lebendigen Verhältniß von Geiſt zu Geiſt geweckt und genährt wird. Eine mehr äſthetiſche Behandlung, die ſich auf die Ergebniſſe der gelehrten Forſchungen ſtützt, thäte dem Alterthum Noth. Sie iſt aber nicht Jedermanns Sache, am wenigſten Sache des Talentes für Forſchung und gelehrte Gründlichkeit. Es wäre daher als dringender Wunſch auszuſprechen, daß zu den genannten zwei tüchtigen Gelehrten ein freier angeregter Geiſt hinzuträte, um in dieſe Studien Seele und Leben zu bringen. Hoffentlich kommt Viſcher dazu, ſeinem Verſprechen gemäß einen Anfang mit Vorträgen über alte Tragiker zu machen. Er wäre der Mann, um der Sache Schwung zu geben.

(Fortſetzung folgt.)

Einige Worte über die Verfluchungsgeſchichte und den Kirchenſtreit in Bremen,

veranlaßt durch:

1) Die Verfluchungen. Im Intereſſe denkender Chriſten von einem Anonymus des bremiſchen Bürgerfreundes. Bremen 1840, bei Heyſe.

2) Bekenntniß bremiſcher Paſtoren in Sachen der Wahrheit. Bremen 1840, bei Heyſe.

3) Bemerkungen über die Confeſſion der zweiundzwanzig bremiſchen Paſtoren. Von einem Proteſtanten. Oldenburg 1841. Schulze'ſche Buchhandlung.

Wenn die verehrte Redaction dieſer Blätter einen Bericht über jenen Streit, der uns allerdings je länger, je mehr zu intereſſiren beginnt, von einem ihrer Referenten im Süden des deutſchen Vaterlandes fordert, ſo kann ſie kein Eingehen auf den perſönlich injuriöſen Streit verlangen, ſondern nur ein allgemeines Urtheil über das Recht der ſtreitenden Parteien und den wahrſcheinlichen Verlauf des einmal herb genug inſtruirten Proceſſes. Dieſes Urtheil wird dann um ſo objectiver ſein können, ohne daß es darum an der Beſtimmtheit der Bezugnahme einzubüßen hätte, da ja auch wir im Süden theologiſche Händel und kirchliche Streitigkeiten ſattſam vor Augen haben.

Allbekannt iſt, wie der elberfelder Paſtor, Krummacher, dem Publicum der St. Ansgariigemeinde in Bremen unter allen Donnern und Wettern des Berges Sinai, und unter kräftigſten Verfluchungen von chriſtlicher Kanzel herab, die Hölle heiß zu machen verſuchte. Dr. Paniel trat mit den Waffen des Rationalismus im Intereſſe der allgemeinen Duldung gegen den pietiſtiſchen Eindringling auf. Nun war der Streit in Flammen, die Parteien hatten ihre Führer. Alsbald erhielt der Dr. Paniel ein „Sendſchreiben," das voll abgöttiſcher Verehrung für den Zeloten über erſteren, „wie über einen Tempelſchänder herfällt," und ihn vor das peinliche Gericht der heiligen, ſcheinbar gelehrten Inquiſition zu ſtellen verſucht. Paniel hatte ſich in exegetiſcher und hiſtoriſcher Waffenrüſtung, namentlich gegen die Verfluchung, als eine unchriſtliche, heidniſch-jüdiſche Sache ausgelaſſen. Dies beſonders will in dem „Sendſchreiben" wiederum auf ſcheinbar gelehrte Weiſe bekämpft werden. Und dagegen nun und für Paniel's Anſicht, um dieſe als die richtige darzuthun, iſt das erſtere von genannten Broſchüren gerichtet.

Der beſonnene aber energiſche Verfaſſer führt mit Hilfe ſeiner hiſtoriſchen Gelehrſamkeit die Reſultate zu Tage: 1) „Der altteſtamentliche Fluch iſt eine aus dem Heidenthum herſtammende Form, die Macht des Stammgottes in der Perſon ſeiner Diener zu bethätigen, und ein zu Halsſtarrigkeit, Ungehorſam und Abgötterei geneigtes Volk durch alle Schrecken der Phantaſie in ſeiner Pflicht zu erhalten, vor Uebertretungen aber zu warnen. 2) Wie im heidniſchen Fluche, iſt auch im jüdiſchen bald eine Vorausſetzung magiſcher Naturwirkungen, bald eine Berufung auf eine höhere und wahrhaft göttliche Gerechtigkeit zu vernehmen, ja 5. Moſ. 27, 15 findet ſich ganz die Anwendung auf die Sicherſtellung der von der Civiliſation geforderten geſellſchaftlichen Verhältniſſe, welche wir bei Griechen und Römern von dem Fluche gemacht finden. 3) Daher iſt auch bei den Juden der craſſe Begriff Fluch allmälig ſtumpfer geworden und in die mildere Bedeutung eines dem Gewiſſen auf's Eindringlichſte empfohlenen Eides übergegangen. 4) Von dem Fluche weſentlich verſchieden iſt der Bann (ἀνάθεμα, im Unterſchied von ἀρα, κατάρα), welcher ſich auf die für den Herrn ausgeſchiedenen, ihm geweihten Gegenſtände bezieht, auf denen aber eine ſchuldvolle, ſündige Eigenſchaft an ſich nicht laſtet; wiewohl Menſchen, die dem Herrn verbannt ſind, als Sühnopfer für das jüdiſche Volk (denn auch der Bann iſt urſprünglich Heidenthum) ſterben

müſſen, und auch die, welche Verbanntes zu profanem Nutzen entwenden, dem Tode verfallen."

„Der altmoſaiſche Fluch hatte bei den Propheten das Heidniſche verloren, ſo daß er lediglich einen hohen ſich aus allem Böſen von ſelbſt ergebenden Unſegen bezeichnet, die grauſenhaften Imprecationen aber auf ſich beruhen."

„Aber in der Epoche des ſich mehr und mehr ſelbſt verwahrloſenden Judenthums, in dieſer Epoche der Werkheiligkeit, der Glaubensaufpaſſerei, der Parteieiferſucht und Verketzerungsluſt erſchuf man Formalien — zur Wiederherſtellung der Kirchenzucht — Glaubensgericht und Inquiſition. Da zuerſt kam die Handhabung jenes Anathema auf, deſſen Segen man uns jetzt wieder zu Gemüthe führen will. Die drei Grade von Excommunication waren ein Werk der Phariſäer, der vorzugsweiſe herrſchenden Secte affectirter Judenſtoiker, die auf Schauſtellung ihrer Frömmigkeit und mit großem Geräuſche auf dem Markt zu verrichtender Werke der Andacht jenen geiſtlichen Hochmuth gründeten, welcher ihren Namen für ihre Geiſtesgenoſſen noch heut zu Tage ſprichwörtlich erhält" — — (S. 33—37).

Es bleibe ſomit ſelbſt für das altteſtamentliche Judenthum der Satz beſtehen, daß das Anathema weiter nichts als Ausgeſchloſſenheit von der Kirchengemeinſchaft bedeute. „Aber was gehen uns die Juden an? Iſt der große, heilige, gewaltige Palm- und Siegesbaum des Chriſtenthums nichts als etwa die krüppelhafte knorzige Stechpalme des Israelitismus, gepfropft?" — „„Aber im neuen Teſtamente wird Anathema gerufen wie im alten!"" — Die Stellen des Paulus ſeien vielleicht in deſſen Geiſt milder zu deuten und etwas Menſchliches an dem herrlichen Mann. Jedenfalls aber ſteht feſt: „aus Chriſti Munde iſt nie eine Anregung an die Seinen gekommen, daß ſie Jemanden fluchen ſollten."

Ob nun aber durch Paulus oder durch ſonſt Jemand der Bann in die alte und mittelalterliche chriſtliche Kirche eingeführt — ſo kommt zuletzt Alles darauf hinaus, ob „der Unterſchied zwiſchen einem Pauliniſchen, d. h. auf altteſtamentlichen Opfer- und Blutideen fußenden, und einem Johanneiſchen, d. h. reingeiſtigen und in Gott nichts Anthropomorphiſches gelten laſſenden, Chriſtenthume, wirklich für eine bloße Grille zu achten wäre?" (S. 46). „Das Judenthum iſt außer dem Einen unſchätzbaren Dogma: „Ich bin der Herr dein Gott, du ſollſt keine anderen Götter haben neben mir;" arm an eigentlicher Lehre und religiöſer Erbauung" (S. 34). „Das Judenthum, ſo einen glücklichen Keim es in ſeinem Monotheismus enthielt, um die Grundlage einer rein geiſtigen Religion zu werden, war, was das urſprüngliche Ritual betrifft — und auch in den feierlichen Verfluchungen durch Prieſtermund — den Religionen des Heidenthums durch und durch analog. Daß man uns das Judenthum, denn das allein haben wir ja doch im alten Teſtamente, als gleicher Würde mit dem Chriſtenthum einreden will (oder bedeutet die Gleichſtellung des alten und neuen Teſtaments in ihrer Bündigkeit für unſere Gewiſſen etwas Anderes?), das iſt ja eben der große Streitpunkt, um welchen die Geiſtesgläubigen mit den Buchſtabengläubigen auseinander ſind"..... (S. 8).

Was will nun der Verfaſſer? Zunächſt will er trotz dem von ihm aus dem Bundesbegriff, der Beſchneidung, des Wetteifers Moſis mit den ägyptiſchen Zauberern, des blutigen Anſtrichs (an den Hausthüren) für den Todesengel zu Gunſten der iſraelitiſchen Erſtgeburt, der Einwohnervertilgung, der Menſchenopferung, der Thatſache in 2. Moſ. 3, 21 flg., wornach auf Jehova's Anweiſung „das honette Volk Israel ſich nicht entblödet, den Aegyptiern ihre goldenen und ſilbernen Geräthſchaften zu ſtehlen" (S. 7). — trotz dem von ihm geführten Beweiſe für das Heidniſch-Stammgöttiſche des Judenthums „weder das Anſehen der Bibel ſchwächen, noch den altteſtamentlichen Glauben als ein Heidenthum bezeichnen" (S. 23); 2) will er, daß man von frommer Seite her ſich in der wiſſenſchaftlichen Theologie feſtſetze, um gründliche Kunde des Urtextes und der altchriſtlichen Ausleger, der Kirchenväter und Alles deſſen zu erwerben, was zum echten Apparate des Bibelverſtändniſſes gehört — man würde dann nicht in Verſuchung gerathen, die Leidenſchaften des Pöbels zu Hilfe zu rufen und ſomit ſich zugleich an der Würde der Menſchheit und am Intereſſe des öffentlichen Friedens zu verſündigen" (S. 51); — 3) er will Aufnahme, wenigſtens liberale Würdigung des geſammten Bildungsſchatzes unſerer in Philoſophie, Litteratur, Politik, Kunſt, Induſtrie unendlich entwickelten Zeit, alſo nicht bloß das bibel- und buchſtabenfeſte Chriſtenthum, welches am Ende ſich bis zu jenem italieniſchen Bettelmönch vergeſſen mag, der, als ihm trotz aller ſeiner Donnerreden und orgiaſtiſchen Geberden, das Volk zu einem Bajazzo davonlief, ohne ſich zu beſinnen, den Trumpf aufſetzte, daß er, das Crucifix drohend emporhaltend, ausrief: „Dies iſt der wahre Bajazzo!" (S. 56—58); — 4) er will „das Chriſtenthum als A und O aller Civiliſation; zwar kein philoſophiſches, mythologiſches, accommodirtes, ſondern ein reines, bibliſches, kirchliches, für Geiſt und Herz, Gelehrte und Ungelehrte; das Chriſtenthum mit der Bildung; denn auch des Dichters Wort, auch des Weltweiſen einſamer Gedanke, iſt Ausfluß göttlichen Geiſtes und Gott hat ſelbſt den Heiden nicht verworfen" (S. 65); 5) er will demgemäß die Bibel alten und neuen Teſtaments, aber nicht, daß wir den Buchſtaben, ſondern daß wir den Geiſt ehren; 6) endlich will er Duldſamkeit, nicht zudringlichen Bekehrungseifer, keine gehäſſigen Parteibeinamen, Liebe gegen Freund und Feind, vor allem von der Kanzel her nicht Worte des Fluches, ſondern des Segens, denn wäre auch im Moſaismus die Verfluchung göttliches Inſtitut, ſo iſt Moſaismus kein Chriſtenthum; Chriſtus hat nicht geflucht; Gott ſpricht: die Rache iſt mein (S. 67); und ſelbſt die heidniſche Prieſterinn Theano, Menon's Tochter, als man ihr anſann, den Alcibiades zu verfluchen, antwortete: „Ich bin zum Beten da, aber nicht zum Fluchen" (S. 17).

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

469

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

15. Mai. № 116. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

Die philologia sacra ist in den tüchtigen und fleißigen Händen von Prof. Jäger, einem in Formen des Umgangs mehr als seine Collegen ansprechenden Mann. — Professor der orientalischen Sprachen und Litteratur ist H. Ewald. Wir bedauern es sehr, die Wirksamkeit des bedeutenden Mannes weit hinter den Erwartungen zurückbleiben zu sehen, welche man von ihm hegen durfte. Man hat Ewald in Tübingen schon ein Unglück genannt — wenigstens für ihn und die Wissenschaft. Tübingen ist nicht Göttingen. Ewald ward in seiner Vaterstadt zu sehr verwöhnt und verhätschelt, als daß er sich in das ungefüge Schwabenthum hätte fügen mögen. Hier zu Lande kommt man nicht mit fertigen Huldigungen entgegen; man kauft keine Katze im Sack, man will vorher sehen, was daran ist. Trifft es sich, daß Charakter und Leistung entsprechend gefunden wird, so wird das schwäbische Gemüth all seine nachhaltige Wärme dem Gegenstande seiner Verehrung weihen. Trifft es sich aber nicht, so könnten eher die Steine schreien, als daß man sich anders benähme, denn wie man denkt. Da hilft nicht Trotz und Zorn, selbst die Ansprache des Mitleids verfängt nicht: gleichgiltig läßt man's eben „gehen" und kümmert sich nichts drum. Leider ging es so mit Ewald. Das, worin seine Größe besteht, die Linguistik, findet hier nur einen sehr schmalen Boden, auf welchem sich höchstens ein und der andere Sprößling pflanzen läßt. An dem aber, worin er in Göttingen als Heros vergöttert wurde, an seinem Philosophisch-Theologischen, wollen die hiesigen Studiosen durchaus keinen Geschmack finden. Freilich brauchen sie gediegenen Stoff zu ihrem Fortkommen, und keine dürren Abstractionen; sie sind in Philosophie und Theologie an keine magere, norddeutsche Stoffe gewöhnt. Ewald meint, er als Dr. der Theologie und Philosophie von Göttingen müsse den Tübingern doch etwas Besseres und Höheres bringen — diese glauben, die philosophischen und theologischen Studien der Eberhardina seien weiter voran, als die der Georgia-Augusta selig; Ewald meint, seinen Zuhörern hie und da auch noch das Schema erklären zu müssen, — unsere Tübinger glauben, sie wären schon als zwölfjährige Jungen durch das erste Landexamen gefallen, wenn sie nicht ein fehlerfreies „Argumentle" hätten liefern können. Ewald und seine anfänglichen Zuhörer verstanden einmal einander nicht, diese blieben weg und jener bestieg im folgenden Semester nicht mehr das Katheder. Natürlich mußte ihn das verstimmen, wenn er in Göttingen hatte zugeben müssen, er sei nicht nur einer der größten Linguisten, sondern auch noch ein großer Philosoph und Theolog; wenn er erleben mußte, daß für Vorlesungen, wie über biblische Theologie, welche seine Göttinger in Extase versetzten, für welche er auch in Tübingen dem göttinger Maßstab gemäß die größten Auditorien für zu klein hielt, bald auch das kleinste zu groß war. Schlug nun sein wissenschaftlicher Charakter nicht in den einmal so angelegten Zettel ein, so war sein persönlicher Charakter mit den Ingredienzien von Sentiment, Eigensinn, Unbeholfenheit, Eitelkeit und Hochmuth, von denen diese Jahrbücher einmal sprachen, trotz all seiner Begeisterung für Wahrheit und Recht, trotz seiner großen, ehrenhaften That, welcher man auch hier alles Recht widerfahren läßt, nicht geeignet, hier seine Ansprüche geltend machen zu können. An sich nicht gesellig, stieß er in seiner Verstimmung nur noch mehr ab durch mißliebige Urtheile über Landesart und Landessitte, und wir müssen beklagen, daß er so die Entschädigung für äußeres Unglück — auch seine Frau ist ihm hier gestorben — nicht finden kann, die ihm Tübingen hätte gewähren können und sollen, wenn er sich in die hiesigen Verhältnisse hätte finden können. Wir beklagen, daß er hier auf den Trümmern seines akademischen Ruhmes und Wirkens vereinsamen zu müssen, das Unglück hat. — Wir sind eben, sagen wohl seine norddeutschen Verehrer, dieser Perle nicht werth. Nun so sollte er uns seiner werth machen. — Hier zu Lande aber meint man, was der Mann werth sei, widerfahre ihm. Seitdem die coburger Sechser bei uns abgeschätzt sind, sieht man sich noch viel genauer die Münzen an, welche von Norden uns zugeschickt werden. Aber wir nähmen sie gewiß lieber als

vollgiltig. — Es gefällt uns Fallſtaf nicht, wenn er die Ehre zu dem Leichenſteine eines Lebendigen macht. — —

In der altdeutſchen Litteratur geht Bibliothekar Dr. Adalbert Keller — rühmlich bekannt durch Ueberſetzungen und Herausgabe mittelalterlicher Poeſien — dem Prof. Viſcher zur Seite. In Bezug auf ausländiſche Litteratur ſchließt er ſich an Peſchier an, der von Genf als außerordentlicher Profeſſor derſelben hieher berufen wurde. Seine franzöſiſchen Vorträge über franzöſiſche Litteratur eröffnen ſeinen wenigen Zuhörern intereſſante Perſpectiven in die Litteraturgeſchichte des Nachbarvolkes, welche er gewandt und unbefangen in treffende Beleuchtungen zu ſtellen weiß. Leider finden alle derartigen Intereſſen hier durchweg nicht die größere Theilnahme, welche ſie ſelber erſt recht zu heben vermöchte.

Auch die Naturwiſſenſchaften haben hier ſehr ſpärlichen Raum. Prof. Nörrenberg, ein Ausländer, lieſt Experimentalphyſik vor einem zu ihm gezwungenen Publicum (Theologen) mit entſchiedener Tüchtigkeit. Doch nur den ganz Wenigen, welche ſich dem Studium hingeben, ſtellt er ſich nicht bloß ironiſch gegenüber. Sein litterariſcher Verkehr geht mehr nach Frankreich, als nach Deutſchland. Optik iſt ſein Hauptfach, bekannt iſt ſein Lichtpolariſations-Apparat. Ihm zur Seite ſtehen für Phyſik Dr. Oſterdinger, Privatdocent, für Mathematik der außerordentliche Prof. Dr. Hohl, ohne Bedeutenderes zu leiſten. Mehr wirkt der zum außerord. Prof. der Mineralogie aus Berlin herbeigerufene, auch philoſophiſch angeregte Dr. Queuſtedt, deſſen geiſtreiche Vorträge über Geographie, Geognoſie, Geologie und Petrefactenkunde in ihrer jugendlichen Lebendigkeit eine verhältnißmäßig zahlreiche Zuhörerſchaft anziehen.

Bei dieſem Beſtande der Facultät tritt natürlich eine Menge wiſſenſchaftlicher Objecte nicht in den Cyklus der Vorleſungen. Indeß, wie einmal die Verhältniſſe ſind, werden nicht bloß die akademiſchen Bedürfniſſe, ſondern auch die wiſſenſchaftlichen Anſprüche von der Facultät im Ganzen mit eben ſo viel Eifer als Tüchtigkeit befriedigt. Im Einzelnen läßt ſich freilich Vieles beſſer denken — le plus grand ennemi du bien c'est le meilleur.

Die theologiſche Facultät reiht ſich würdig der philoſophiſchen an. Auch ſie vereinigt in ihrem Schooße alle bedeutenden Elemente der theologiſchen Bewegung jetziger Zeit. Da hier neben der evangeliſch-theologiſchen auch eine katholiſche beſteht, betrachten wir zunächſt die erſtere. Ihre Mitglieder ſind die vier ordentlichen Profeſſoren v. Baur, Elwert, Kern, Schmid — wozu ſich ſeit dieſem Semeſter Dr. Eduard Zeller als Privatdocent geſellt — lauter Württemberger, alle im hieſigen Stifte als Schüler und Lehrer gebildet. Auf keiner Univerſität kann der Lehrer der Theologie eine ſchönere Wirkſamkeit haben, als hier. Ihre Zuhörer erhalten ſie wohl erleſen und wohl geſchult aus dem Seminar, worin dieſe die erſten drei Semeſter ihres hieſigen Aufenthalts lediglich dem hiſtoriſchen und ſyſtematiſchen Studium der Philoſophie zu widmen haben, unterſtützt durch litterariſche Hilfsmittel aus der reichen Seminarbibliothek, geleitet nach Maßgabe des allgemeinen Studienplans und des beſondern Bedürfniſſes von den ſogenannten Repetenten, lauter meiſt talentvollen und auf gleichem Wege gebildeten jungen Männern. Auf ſo wohlgebautem Grunde läßt ſich nun leicht und ſicher der Ausbau der eigentlichen Fachwiſſenſchaft betreiben, bei welchem die Stiftsverhältniſſe nach ihrer wiſſenſchaftlichen und wohl auch ſittlichen Seite wiederum auf's Günſtigſte fortwirken müſſen. Der theologiſche Geiſt, die theologiſche Cultur des Stiftes iſt für Schüler und Lehrer eine Macht, in welcher ſich der jeweilige theologiſche Zeitgeiſt vollſtändig repräſentirt ſieht. In dieſem theologiſchen Gemeinweſen werden bei dem geltenden Princip individueller Freiheit, von der wir anfangs geſprochen, alle Momente der Zeitbewegung mitgelebt, alle Richtungen der Gegenwart ſchatten ſich darin ab, und ausgeſchloſſen wird nur die Vergangenheit. Hegel und Strauß, Schelling und Fiſcher, Schleiermacher und Nitzſch, Tholuck und ſelbſt Hengſtenberg finden ihre Theilnahme, nur Bengel und Storr, nur Paulus und Bretſchneider, nur Wegſcheider und Ammon, nur Röhr, der göttliche, nicht. Und dies ſo ſehr, daß wir uns aus guter Quelle ſagen ließen, wie unlängſt ein junger, rationaliſtiſch gebildeter Theolog von hier für eine ſehr angenehme und günſtige Hofmeiſterſtelle geſucht wurde, aber unter einer ganzen Promotion von 30 Candidaten ſich keiner finden ließ, und derjenige, den man mit einem Vorſchlag dazu neckte, ſehr ernſtlich gegen die Ehre proteſtirte. — Selbſt die Pietiſten — und es ſammelt ſich immer ein Häuflein Auserwählter, die in den oberſten Etagen des Stiftes, wo die Zimmer „Zion" und „Elyſium" ſich befinden, harmlos als ecclesiola pressa wohnen — müſſen dem Studiengang gemäß ſo viel Philoſophie verſchlucken und aus der ſie umgebenden Atmoſphäre ſo viel Wiſſenſchaftlichkeit einathmen, daß ſie den Unrath niemals mehr ganz von ſich werfen können, ſondern nothwendig durch dieſe Eiſenmittelcur in Stand geſetzt werden, ihr in der Stubenluft der Gemüthſeligkeit und hinter dem Ofen der Geſchäftswärme entkohltes und fade gewordenes Blut etwas aufzufriſchen. Dadurch verlieren ſie doch in etwas wenigſtens die bleichſüchtige Furcht vor der Kritik und die hyſteriſche Angſt vor der Philoſophie; finden Vermittelungspunkte zwiſchen theologiſcher Wiſſenſchaft und religiöſem Leben, und überwinden die abſolut orthodoxe Intoleranz, die ſich immer nur auf Ignoranz begründet. Prof. Dorner in Kiel hatte ſich immer an die Pietiſten angeſchloſſen — man leſe ſein Werk

über die Chriſtologie und vergleiche es mit Hengſtenberg und Conſorten! —

(Fortſetzung folgt.)

Einige Worte über die Verfluchungsgeſchichte und den Kirchenſtreit in Bremen.

(Fortſetzung.)

So der anonyme Verfaſſer des gehaltreichen, aber ſehr fragmentariſch und aphoriſtiſch geſchriebenen Schriftchens über „die Verfluchungen.“ Ich habe ſein Wollen und Nichtwollen eines Breitern ſich ausſprechen laſſen, weil er einer wichtigen religiöſen und theologiſchen Richtung gediegenen und beſonnenen Ausdruck verleiht. Allein er hat wohl zu viel und zu wenig gewollt, zu viel von den Gläubigen, zu wenig für ſich.

Ganz recht fordert er mehr Wiſſenſchaft von erſteren, aber mit dem exegetiſchen und patriſtiſchen Studium, mit der bloßen Gelehrſamkeit iſt es nicht gethan. Citaten und Gründen laſſen ſich in Ewigkeit Citate und Gründe gegenüberſtellen, das ſieht man auf's Beſte aus den Einreden gegen die Strauß'ſche Kritik. Es kommt lediglich auf den einen Grund des Glaubens oder des Wiſſens an, auf welchem man das Gebäude des gelehrten Beweiſes — und beweiſen läßt ſich von einem ſcharfſinnigen Verſtande Alles, was man will und glaubt — zu erbauen ſich herbeiläßt. Wohl iſt es recht: wer ſich tüchtig in die gelehrte Arena begeben hat, wird mit anderen, geiſtigern Waffen zu kämpfen gelernt haben, wird ehrlich den Ehrlichen anzuerkennen wiſſen und nicht durch Inquiſition und Insgewiſſenſchiebung dem Gegner das Bein zu ſtellen ſuchen; und wer nur überhaupt einmal ernſtlich Kritik zu üben gelernt hat, wird beſonnener und umſichtiger auftreten, ja es iſt nothwendig zu denken, er werde manchen Stein in das Gebäude ſeines theologiſchen Lehrgebäudes mit aufnehmen, den er vorher ſchlechtweg als profan und ketzeriſch verworfen hätte. Indeſſen war Pfarrer Hirzel in Pfäffikon ein Gelehrter und hat doch den züricher Landſturm mit Stutzen, Stickeln und Stangen bewaffnet. Und auch Hengſtenberg iſt Gelehrter, ohne ſeine rohe „evangeliſche“ Unduldſamkeit gegen alles andere Wiſſen, Forſchen und Glauben durch den wiſſenſchaftlichen Fortſchritt, den er, wie nicht zu läugnen, in ſeinen Schriften nach und nach gemacht hat, milder und chriſtlicher werden zu laſſen.

Aber unſer Verf. ſelber: was hat er gewonnen durch ſeine gelehrte Bildung? Er hat das Pauliniſche Juden-Chriſtenthum von dem Johanneiſchen zu trennen gelernt. Dieſes letztere weiß er als das reingeiſtige, von allem Anthropomorphismus freie Chriſtenthum zu verehren und zu glauben. Er iſt ſo ſtatt ein „Buchſtabengläubiger“ ein „Geiſtesgläubiger“ geworden.

So glaubt er denn alſo an den Geiſt. Glaubt er an den Geiſt als den, der da Alles erforſcht, auch die Tiefen der Gottheit, glaubt er an die Alles überwindende Kraft des Gedankens, an die — wenn auch nach Jahrtauſenden erſt zu verwirklichende — Möglichkeit des Menſchengeiſtes, das Abſolute in ſeiner Fülle und Reinheit zu begreifen und zu wiſſen, glaubt er daran, daß der Geiſt fort und fort die ihm fremden und inadäquaten Aeußerlichkeiten durchbrechen und verklären wird — dann gut. Glaubt er aber bloß an den Geiſt des Johanneiſchen Chriſtenthums, ſo fürchte ich, ſein Glaube ſei unzureichend und inſofern eitel. Nicht als ob ich die Herrlichkeit der Johanneiſchen Verkündigung antaſten wollte, da ſei Gott vor. Aber wenn ſie vom Vater und vom eingebornen Sohn, der in des Vaters Schooß ſitzt (1, 18), von einem „lebendigen“ Gott (Joh. 6, 69), von dem Geiſt „herabfahrend wie eine Taube vom Himmel“ (Joh. 1, 32), von den „vielen Wohnungen im Hauſe ſeines Vaters“ (14, 2) u. ſ. w. redet, wie ſteht es mit den Johanneiſchen Anthropomorphismen? Wie bringt der Verf. die Präexiſtenz des Logos, die Wunder der Waſſerverwandlung, Fernheilung, Todtenerweckung ꝛc. in ſeinen reinen „Geiſtesglauben“ unter? So gut er davon abſieht, ſo gut hätte er auch abſehen mögen von der in die Pauliniſche Lehre hereingenommenen jüdiſchen Opfer- und Straftheorie; denn im Uebrigen iſt die ethiſche Seite in beiden Verkündigungen gleich rein, in Johannes mehr ideal, in Paulus mehr praktiſch, und da iſt es Paulus ja eben, der immer auf Verinnerlichung und Vergeiſtigung der hiſtoriſchen Thatſache dringt, ein geiſtiges Mitleben, Mitleiden, Mitſterben, Mitbegrabenwerden und ein geiſtiges Mitauferſtehen des innern ethiſchen Menſchen lehrt und verlangt.

Wenn nun der Verf. für ſich nur ein Johanneiſch-geiſtiges Chriſtenthum verlangt, ſo will er zu wenig für ſich und zu viel von den Andersgläubigen, von denen er Aufgebung des Pauliniſchen Chriſtenthums fordert.

Muß er aber, wenn er billig ſein will, den poſitiv Gläubigen ihr Pauliniſches Chriſtenthum eben ſo gut laſſen, als er ſein Johanneiſches, im Grunde von jenem gar nicht verſchiedenes Chriſtenthum ſich vorbehält, ſo muß er ſich auch bequemen, jenem ſeinen Zuſammenhang mit dem alten Teſtament zu laſſen. Dieſer Zuſammenhang iſt allerdings ein weſentlicher und innerer. Das neue Teſtament als ſolches kann nicht von dem alten getrennt werden, ſobald man nur in einem einzigen Buche des erſteren eine poſitive Autorität, ſei es auch für einen „Geiſtesglauben,“ anerkennt. Damit käme denn allerdings der aufgeklärte Verf. ſehr ins Gedränge. Aber das iſt Frucht und Gewinn ſolcher Mittelſtellung, daß ſie trennt, was vereinigt ſein muß, und vereinigt, was getrennt ſein will. Und mit allen Abgrenzungen und Unterſcheidungen zwiſchen Aeußerem und Innerem, Weſentlichem und Unweſentlichem, Nothwendigem

und Läßlichem iſt nichts gewonnen. Wer einen Markſtein verrückt, findet nach ſeinem Tode, nach dem Volksglauben, keine Ruhe, er muß umgehen, bis er erlöſt wird, durch einen, der ihm den Stein wieder an den rechten Platz zurückverſetzen hilft.....

Und dieſes Heil iſt in keinem Andern, und es iſt auch kein anderer Name gefunden, durch welchen der „Geiſtesgläubige" aus ſeiner Unbeſtimmtheit und Grenzenloſigkeit erlöſt wird, als Kritik und Speculation. Dieſe erſt vermögen von dem ruheloſen Um- und Umgehen in dem geſpenſtig ſich darſtellenden Gebiet des ſogenannten Poſitiven zu befreien, indem ſie das Reingeiſtige, Begriffliche aus der mehr oder weniger trüben Hülle zu läutern und zu verklären verſpricht. Ich ſage verſpricht, weil kein Vernünftiger die Speculation und Kritik in irgend einer geweſenen oder gegenwärtigen Geſtalt gegen zukünftige weitere, höhere und tiefere Entwicklung des für die Ewigkeit gewonnenen Princips für abgeſchloſſen erklären wird.

Da wird ſich denn die Streitfrage über Judenthum und Chriſtenthum, altes und neues Teſtament ganz anders löſen. Der geehrte Verf. unſers Schriftchens will die Bibel alten und neuen Teſtaments, ſo aber, daß „wir den Geiſt ehren, damit wir uns der Mittel, dieſes heiligen Buches Ehre, nach der Väter Weiſe, auch bei den fortſchreitenden Geſchlechtern zu erhalten, nicht ſelbſt berauben, indem wir denſelben einen Buchſtabenglauben aufdringen, wider den ſich ihre mündig gewordenen Einſichten ſträuben, ſo daß das edle Wort Gottes durch uns, die wir das Salz der Erde ſein ſollen, in Verachtung geräth." Das iſt ganz ſchön und gut, aber die naive „Weiſe der Väter" hält bei der heutigen, nothwendig in Schule und Haus ſchon die Jugend ergreifenden Reflexionsbildung nicht mehr vor. Der kindliche Glaube der Väter iſt unwiderbringlich verloren. Oder es ſage uns der Verf., wie er des heiligen Buches Ehre nach der Weiſe der Väter bei einer Jugend erhalte, welche er darüber zu belehren ſich beeilt, wenn Moſes den Wettſtreit (2. Moſ. 7, 8) mit den ägyptiſchen Zauberern darauf hin eingeht, daß „der Herr ſprach zu Moſe und Aaron, wenn Pharao zu euch ſagen wird: beweiſet eure Wunder, ſo ſollt du zu Aaron ſagen, nimm deinen Stab und wirf ihn vor Pharao, daß er zur Schlange werde"..... — Das ſei „durchaus im Geiſte des urheidniſchen Fetiſchweſens" (S. 21). — Ferner „die ſchreckliche Sitte, die Einwohner der eroberten Städte zu vertilgen [welche doch ausdrücklich von dem Herrn geboten (2. Moſ. 17, 14; 4. Moſ. 31, 17; 5. Moſ. 1, 2 ꝛc.)] könne man nicht als einen Gedanken des Vaters aller Menſchen, ſondern lediglich als eine ſehr wohl überlegte, conſequente, immer aber hartherzige und inhumane Maßregel des Geſetzgebers anerkennen" (S. 22); — endlich, es ſei nicht honett vom Volke Iſrael geweſen, den Aegyptiern ihre Geräthe zu ſtehlen, da doch der Herr ſprach: „Ich will dieſem Volke Gnade geben vor den Aegyptern, daß, wenn ihr ausziehet, ihr nicht leer ausziehet" u. ſ. w. (2. Moſ. 3, 21 flg.). — Ja, was kommt für eine Ehre für das heilige Buch heraus, wenn darin ſteht: „Gott ſprach," und der Verf. dazu die Erklärung giebt, das heiße ſoviel, als: „Gott ſprach nicht!" —?

Widerſpruch und Verwirrung iſt unvermeidlich, ſobald es mit jenem „Geiſtesglauben" ernſtlich und gründlich genommen werden will. Auch iſt nichts damit gewonnen, wenn man bloß die moraliſche Quinteſſenz herausdeſtilliren will; denn das religiöſe und ethiſche Moment, das „Gott ſprach" und das: „Du ſollſt thun" läßt ſich in der Bibel nicht trennen. Und doch will der Verf. die Bibel alten und neuen Teſtaments, und ein reines, bibliſches, kirchliches Chriſtenthum. Da ſehe er zu. Und wir ſelber wollen gleich ſehen, was die Bibliſchen zu ſeinem „bibliſchen Chriſtenthum" ſagen.

Das „Bekenntniß bremiſcher Paſtoren in Sachen der Wahrheit" erklärt (S. 7): „Sündliche Luſt, die dem Zeugniß aus Gott natürlich widerſtrebt, und menſchliche Liſt hat zu allen Zeiten verſucht, mit den Waffen menſchlicher Weisheit und Gelehrſamkeit das Wort Gottes in ſeinem ganzen Inhalte und in einzelnen Theilen anzutaſten, es umzuſtoßen oder zu zerreißen, und doch iſt es da, unverkürzt und unverändert".... (S. 9), aber heißt es: „Opfer und Heiligthum, heilige Gebräuche und Gottesdienſt, wie ſie in Iſrael ſtattfanden, ohne weiteres für heidniſchen Urſprungs, oder doch mit dem Heidenthum innig verwandt halten, dazu ſind nur diejenigen fähig, die bei anhaltendem Umgang mit dem Heidniſchen ſelbſt Heiden zu werden Gefahr laufen und darum die Bibel nicht für Gottes Wort halten. (Das obige: „Gott ſprach — nicht!"). Wenn dieſes uns durchweg bezeugt, daß Opfer und Gottesdienſt, ja alle heiligen Gebräuche, bis auf die ſcheinbar geringſten, von dem lebendigen Gott ſelbſt für Iſrael beſtimmt und eingeführt ſind, ſo tritt der ungeheure Unterſchied zwiſchen Heidniſchem und Altteſtamentlichem ſchon ſattſam hervor"...; „wie aber das Alles ſeinem Urſprung nach göttlich iſt, und ſchon darum uns heilig ſein muß, ſo iſt es nicht minder wichtig für uns und wiſſenswürdig, wenn es auch äußerlich in der Praxis nicht mehr vorhanden iſt".... „Das Grundgeſetz, die Rechte und Sitten, die im alten Teſtament gelten, dürfen nicht als entbehrlich und unnütz geringgeſchätzt werden für den Bürger des Reiches." Alſo

1) „Das alte und neue Teſtament unverkürzt und ungetheilt!"

2) „Fragſt du, was gehört dazu, um Gottes Wort richtig auszulegen? ſo iſt die Antwort aus der Schrift: ernſtes, anhaltendes Gebet um den heiligen Geiſt, um das Leben und das Licht aus Gott, in welchem man allein ſein Licht, ſeine geoffenbarte Wahrheit erkennt; denn der natürliche Menſch und die menſchliche Gelehrſamkeit vernimmt nichts vom Geiſte Gottes" (S. 20).

3) „Was als der Inhalt des ganzen geoffenbarten Wortes Gottes erkannt iſt, das muß auch ganz und ungetheilt der Inhalt der Predigt ſein, es muß ſich nichts in Gottes Wort finden, was man als durchaus unpaſſend zu Lehre und Unterweiſung über Gottes Rath und Reich, zur Ermunterung und Ermahnung verwerfen könnte. Der Gegenſatz des Weſentlichen darf niemals das Nichtsſagende ſein" (S. 20).

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

(463)

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

17. Mai. № 117. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

Von den genannten vier Lehrern hat sich am wenigsten schriftstellerisch bekannt gemacht Dr. Chr. Fr. Schmid. Seine gründlich-bedächtige Weise, welche ihn allen Eifer und alle Kraft auf den unmittelbaren Beruf wenden heißt, seine schwere Handhabung der Form und sein anspruchsloser Sinn entzieht ihn dem litterarischen Betrieb. Zudem hat er sich vorzugsweise das exegetische und praktische Fach zugetheilt. Er liest über die Paulinischen Briefe, neutestamentliche Theologie, christliche Sittenlehre, Homiletik und Katechetik, evangelischen Perikopen und leitet die homiletischen und katechetischen Uebungen des Prediger-Instituts. Man sieht, es ist in der aus nur vier Lehrern bestehenden Facultät viel, wohl nur zu viel auf die Schultern eines Mannes gelegt. Doch Schmid ist ein Mann, das Seine zu tragen. Er ist ein christlich durchgebildeter Charakter, voll Ernst, Würde und gediegener Kraft. Man weiß, wie man mit ihm daran ist; er weiß, was er will und will, was er weiß. Er ist kein productives Talent, aber er hat eine tiefinnerliche Kraft der Reproduction, daß Alles, was er giebt, aus einem Guſſe kommt, voll und ganz, ein Stück seines eigensten Selbst, dessen energisches Pathos er auch ganz und gar dem Ernste des heiligen Berufes gemäß in den Gegenstand auf eine tief in die Herzen greifende Weise zu legen weiß. Könnte er nur ein wenig leichter die Form bemeistern, die ihm unsäglich schwer wird, er wäre der trefflichste Mann zur Bildung des praktischen Theologen.

Der Philosophie ist er fremd in Erkenntniß und Bekenntniß. Wohl möchte er lieber gar keine, als eine nicht christliche Philosophie, gegen die er sich in herben, sarkastischen und hie und da zelotischen Gegensatz stellt. Sein Standpunkt ist der entschiedene Glaube; seine wissenschaftlichen Mittel — namentlich zu seiner ausgezeichneten Darstellung der christlichen Sittenlehre — hat er hauptsächlich von Schleiermacher, zu dem er übrigens sich noch viel entfernter und passiver hinneigt, als Ritzsch in Bonn von ihm abweicht, dessen Richtung am meisten mit Schmid's zu vergleichen sein dürfte. Es ist Supranaturalismus, wesentlich modificirt durch Schleiermacher und noch viel mehr durch den biblischen Glauben. Gegen Strauß tritt er als entschiedener, glaubens-kräftiger Gegner in seiner neutestamentlichen Theologie auf. Dem verderblichen Einfluß des Lebens Jesu zu begegnen, begann er mit Hofacker in Stuttgart die „Zeugnisse evangelischer Wahrheit" herauszugeben, eine Predigtsammlung aus den reichen Saaten der württembergischen Geistlichkeit, welche in der That durch Leistung wie Fortgang als ein treffliches Unternehmen sich darstellt. — In der Exegese, namentlich des Römerbriefs, darf er sich keck neben, vielleicht über Harleß in Erlangen stellen, so gründlich, so umfassend, so fruchtbar ist seine Erklärungsweise. — Es sei bemerkt, daß Schmid der erste Landsmann ist bisher, bei dem wir in unserem Bericht auf einen freien, wenn gleich schweren und formlosen Vortrag stoßen. Die ihn innig belebende Kraft der Reproduction ruht nie von ihrer harten Arbeit, und so regt er immer neu und frisch auf eine Weise an, welche, indem sie Alles aus dem Mittelpunkt des glaubenskräftigen und starken Gemüthes als innerlich Erlebtes und Erarbeitetes giebt, fast den Eindruck der Originalität hervorbringt.

Eine nicht weniger gediegene, doch mildere Persönlichkeit tritt vor uns in Dr. Elwert. Ein liebenswürdiger Charakter voll lauterer Humanität, die sich mit zürnendem Eifer gegen wissenschaftliche und sittliche Niederträchtigkeit zu äußern weiß (Er ist der Verf. jener Recension von W. Menzel's Geschichte der Deutschen in Rheinwald's Repertorium, aus welcher Strauß in seiner Streitschrift mit so viel Wohlbehagen die fulminante Stelle mittheilt: nur ein Ignorant wie Menzel könne eine solche mit den crassesten Unrichtigkeiten auf jedem Gebiete gewürzte Geschichte zu schreiben sich anmaßen). Elwert ist einer der entschiedensten und bedeutendsten Schüler Schleiermacher's gleichsehr in Wissenschaft wie in Humanität. In das System des Meisters ging er nicht in schülerhafter, sondern in freier Weise ein, lebte es innerlich in sich herein und producirte es mit seinem, scharfem Geiste. In seiner Abhandlung

über den Inſpirationsbegriff (in den Studien der württembergiſchen Geiſtlichkeit) und über den Begriff der Religion ergänzt er die Schleiermacher'ſche Anſchauung mit eigenthümlichem Glücke. Dieſe Arbeiten gewannen ihm ſein Profeſſoramt in Zürich, das er leider Kränklichkeit halber nach einigen Jahren wieder aufgeben mußte. Strauß ſollte an ſeine Stelle treten. Als es nach Steudel's Tod ſich um Wiederbeſetzung der hieſigen Stelle handelte, lehnte er aus demſelben Grunde die Wahl ab. Als man aber den indeſſen hier angeſtellten, nicht beliebten außerord. Prof. Dorner ſeinem beneidenswerthen Geſchicke entgegengehen ließ: in Kiel „ſich als Schleswig-Holſteiner zu fühlen" und nun die Univerſität ſich in die zwei feindlichen Lager des Pietismus und der Speculation theilte — hauptſächlich für und gegen Dr. Märklin, den Verf. des „Pietismus ꝛc." — da freute ſich Senat und Miniſterium des Ausweges, daß Elwert ſich endlich zu einem Verſuche bewegen ließ, die Stelle anzunehmen. Sein in jeder Beziehung trefflicher und ehrenfeſter Charakter mußte alle Parteien verſöhnen. Leider aber kann er bereits die im vorigen Sommer begonnenen Vorleſungen über Dogmatik in dieſem Semeſter nicht fortſetzen, und es ſteht zu befürchten, daß ſein — bei ſonſt kräftigem, ja corpulentem Körperbau — ihn niederdrückendes Kopfleiden der Hochſchule nun doch ganz entziehe. Dieſer Fall iſt ſeitdem wirklich eingetreten. Interimiſtiſch hat der Dr. Zeller für ihn die Dogmatik und zwar vom Standpunkt der jüngſten ſpeculativen Theologie mit dem entſchiedenſten Beifall geleſen. Alsdann ging Elwert definitiv ab. Ueber die erledigte Lehrſtelle der Dogmatik iſt nun im Senate discutirt worden; das Reſultat fiel aus, wie zu erwarten ſtand; die Vorſchläge von Baur und Kern, mit Rückſicht auf Zeller, noch ein Halbjahr mit der Beſetzung zu warten, fielen durch, und mit großer Majorität wurde beſchloſſen, auf Berufung von Lücke, oder J. Müller, oder Ullmann, oder Dorner (zu ſeinem eigenen Nachfolger!) anzutragen. Was dem Pietismus dieſen Sieg verſchaffte, iſt übrigens nicht Hinneigung einer irgend beträchtlichen Zahl zu demſelben, ſondern theils eine inſtinctartige Angſt Vieler vor der Philoſophie, theils und beſonders der rein polizeiliche Standpunkt, aus dem die Meiſten die Theologie anſehen. Leute, die ſelbſt über das systeme de la nature nicht hinaus ſind, erweiſen ſich in ſolchen Fällen als die beſten Bundesgenoſſen des Pietismus, der ſeinerſeits dieſe Bundesgenoſſen nicht verſchmäht, vielmehr mit jeſuitiſcher Schlauheit zu benutzen weiß. Wir haben hier z. B. einen getauften Juden, der, wie Viele ſeines Gleichen, aus einem ungläubigen Israeliten ein übergläubiger Chriſt geworden iſt und nun mit der ganzen ſchachernden Betriebſamkeit und Schlauheit ſeiner Nation, um die Mittel nicht allzu bekümmert, ſeine Frömmigkeit ausbreitet. Da darf kein theologiſcher Docent auftreten, über deſſen Vorträge er nicht Erkundigungen einzöge und mutatis mutandis weiter beförderte; wo es ſich um eine einflußreiche Abſtimmung im Senat handelt, werden die Mitglieder vorher auf's Freundlichſte bearbeitet, ganz in der pfiffigen Weiſe, die dieſem jeſuitiſch bornirten und unfreien Standpunkt eigen iſt; zeigt ſich der Senat nicht geſchmeidig, ſo wird in Separatvoten der Regierung inſinuirt, daß Dr. Baur und Conſorten dieſelben Lehren vortragen, welche einſt die franzöſiſche Revolution herbeigeführt hätten u. ſ. w. Wer kennte heut zu Tage nicht das Geſchlecht? Kommen dann dazu noch hochzuverehrende Philoſophen wie Sigwart, der ſeine ganze Seminarpolizei von dem Inſtitut wo möglich auf das ganze Gebiet der Wiſſenſchaft übertragen würde, ſo kann man ſich denken, wie günſtig der Wind in die frommen Segel des Pietismus bläſt, ohne daß er ſelbſt ſein eigentliches πνεῦμα zu ſein braucht.

Noch mehr als Schmid und Elwert machte ſich litterariſch bekannt Dr. H. Kern. Seinen Commentar zum Briefe Jacobi hat die Kritik als eine Leiſtung anerkannt. Seine „Haupthatſachen der evangeliſchen Geſchichte" waren gegen das Leben Jeſu von Strauß gerichtet. Es ſetzte Hieb und Gegenhieb und Späne fielen. Doch erklärte Strauß, „daß er unter ſeiner aufgeblaſenen Kathederweisheit doch auch manches gute Korn gefunden habe" — Kern iſt ein Mann der Vermittelung. Er hält feſt, was er ſich nur irgendwie noch erklären kann; geht es nicht mehr, ſo läßt er den Gegenſtand fallen, und de Wette warf ihm ſogar vor, daß er „leichtſinnig" über ſchwierige Fragen hinweggehe! — Seine Vorleſungen ſind über Synopſe, katholiſche Briefe, Apologetik, Moral und Dogmatik. Mit viel Fleiß und einem eigenthümlichen Talente weiß er die verſchiedenen Anſichten überſchaulich zu gruppiren, ſie ſauber und rund darzuſtellen, das ihm Zuſagende herauszunehmen und zu einem Relief für das, zu dem er ſich bekennt, zu verwenden. Seine erſte philoſophiſch-theologiſche Bildung erhielt er im Rationalismus, aber er war ſtrebſam und empfänglich genug, um ſich zu Schleiermacher, ja zur ſpeculativen Theologie heraufzuarbeiten. Aus ihnen eignet er ſich das ihm Zuſprechende an und erbaut ein jenem Standpunkte der Vermittelung entſprechendes dogmatiſches Syſtem. Seine gründliche claſſiſche Bildung, ſo wie ſein Zuſammenhang mit philoſophiſchen und äſthetiſchen Studien erhalten ihm eine Empfänglichkeit und Anſchlußfähigkeit, die ihn mit Ullmann und ſeiner vermittelnden Richtung in Parallele ſtellen ließe. Entſchiedene Conſequenz iſt freilich ſeine Aufgabe nicht, und oft will es uns mehr als verwundern, wie ein im Ganzen doch freierer, den philoſophiſchen Studien nicht abholder Mann jene in der That oft toll gewordene Speculation eines Lange von Duisburg, Göſchel und anderer ſpeculativen Orthodoxismen à tout prix theilweiſe wenigſtens ſich aneignen mag, ſtatt ſie mit Unwillen wegzu-

werfen. — Man kann freilich cum grano salis der Speculation Manches aufbeſſern — wenn aber das Salz dumm geworden iſt, womit will man ſalzen? — Der Gang ſeiner Dogmatik iſt der hiſtoriſche, wie nun auch Strauß, nur ausgedehnter und kritiſcher, ihn eingeſchlagen hat. Zuerſt die Bibellehre, dann die kirchliche und die ſymboliſche, hierauf Rationalism und Supranaturalism, Schleiermacher und ſpeculative Theologie. Ein Standpunkt wird durch den andern „überwunden," bis auch über die Speculation „hinausgegangen" iſt durch kritiſches Reſumé aller frühern, ſo daß das Reſultat das Gute und Brauchbare aller zu befaſſen ſucht. Ein encyklopädiſcher Eklekticismus, für deſſen Bezeichnung zwar Strauß in der Vorrede zu ſeiner Dogmatik ein unedles Bild ſich erlaubt, der aber für die theologiſche Bildung der Zuhörer ſeine fruchtbaren Beziehungen hat. Der untergeordnete Geiſt gewinnt doch eine freiere Ueberſchaulichkeit über das Gebiet theologiſcher Bewegung, zu der er ſich paſſiv verhält; der aufgewecktere Kopf bekommt aber dadurch ſelber Antrieb und Hebel zu Gewinnung eines freiern Standpunktes — namentlich wenn er dahin einen Führer findet, der ſelber die Sache des freien wiſſenſchaftlichen Geiſtes zur Aufgabe ſeines Lebens macht, wie Dr. v. Baur.

Dr. v. Baur kam zu gleicher Zeit wie Kern von dem Seminar zu Blaubeuern weg als ordentlicher Profeſſor hieher im Jahre 1827 und lieſt hier Kirchengeſchichte, Dogmengeſchichte, Kirchenrecht, Symbolik, Religionsphiloſophie und Exegetica über Johannes, Apoſtelgeſchichte und Pauliniſche Briefe. — Ein geborner Württemberger (bei Canſtadt, 1792; ſein Vater war Pfarrer) wie alle unſere Theologen machte er den gewöhnlichen Seminar- und Stiftscurs durch. Er kam nie außer Landes, ja faſt nie aus klöſterlicher Umgebung, die Bücher erſetzten ihm die Welt, gelehrte Bildung den Weltton. Daher weiß er ſich auch in den Formen des Lebens nicht zu bewegen, die Art des geſelligen Umganges, obgleich er ſich ihm nicht verſchließt, wird ihm unendlich ſchwer. Er iſt zum Gelehrten geboren und er ſagt ſelbſt von ſich: infixa est certe a primo inde tempore animo meo ea persuasio, nullum esse vitae pretium, nullum decus, nisi in literis, nihilque profici posse in vita hominum, nisi, quidquid habeas virium quantumque concessum sit temporis, in unum illud impendas. Demgemäß wendete er ſeine Lebenszeit in unermüdlichſtem Fleiße, durch keine Kränklichkeit geſtört, durch keine Laſt gebeugt, dem treuen, begeiſterten Dienſte der Wiſſenſchaft zu. Die Früchte ſeiner ausgezeichneten claſſiſchen Bildung gab er ſeinen Zuhörern in Blaubeuern in geiſt- und lebensvollen Vorträgen über die Meiſterwerke der Griechen und Römer preis. Noch heute ſind ſeine damaligen Schüler, auch die auf ganz andere Bahnen übergegangen ſind, hingeriſſen von dem Andenken an die herrlichen Stunden, wo dieſer ſeltene Mann, ſonſt ſo trocken und hart, aufging in beredteſter Begeiſterung, wo ſich ſein großes, blaues Auge hob, wo ſeine ſtolzgeſchwungenen Lippen bebten, wo er im Tiefſten aufgeregt ſie nach jenen glänzenden Geſtalten blicken hieß, welche der göttliche Plato am überhimmliſchen Orte auf- und niederſchweben ſah.

(Fortſetzung folgt.)

Einige Worte über die Verfluchungsgeſchichte und den Kirchenſtreit in Bremen.

(Fortſetzung.)

Dies in Kürze der Inhalt des mit Salbung, Würde und Ruhe dargelegten Bekenntniſſes der 22 bremiſchen Paſtoren. Dagegen nun die „Bemerkungen ꝛc. von einem Proteſtanten." Den Begütigungen, Vermittlungen zum Frieden „von einem Anonymus des bremiſchen Bürgerfreundes" gegenüber kündigt ſich der Verf. der Bemerkungen in entſchiedenerm Tone an. Er iſt „Proteſtant," und wie ſich erwarten läßt, bereit, die Proteſtation nicht in einer ruhe- und friedliebenden Mitte ſtecken zu laſſen. Der bremiſche Bürgerfreund und „Pfaffenfeind" wählt ſich zum Motto: Jeſ. 56, 7. Mein Haus heißet ein Bethaus allen Völkern, was allerdings beſſer lautet, als: „Wir glauben all an Einen Gott: Chriſt, Türke, Jud' und Hottentott".... Der „Proteſtant" ſchreibt ein Wort von den Secten des Chriſtenthums aus Leſſing contra Götze auf ſein Banner. Was bedürfen wir weiter Zeugniß? In energiſcher Rede zerſetzt er die naive Logik der Alles gläubigen Paſtoren. „Iſt wirklich das Alte Teſtament „die vollſtändige Geſchichte der großen Thaten Gottes" bis auf die Geburt, wozu uns ſchleppen mit dem ganzen Ballaſt des Heidenthums, ſeiner Poeſie und Kunſt, ſeiner Geſchichte, ſeiner Philoſophieen? ſie ſind entweder unnütz — oder verderblich. Läugnet dieſe Conſequenz, wenn ihr es könnt! Oder wo nicht, ſo bekennt, Kurzſichtige! daß nicht im Judenvolk allein, nein auch an den andern Völkern der Erde Gott ſich Zeugniß aufgerichtet hat, daß ihre Geſchichte auch die Geſchichte ſeiner Thaten, daß nur die Geſchichte der ganzen Menſchheit die Geſchichte des Reichs und der Thaten Gottes iſt" (S. 5—6). „„Die bei anhaltendem Umgange mit dem Heidniſchen ſelbſt Heiden — zu werden Gefahr laufen,"" Heiden geworden ſind — hättet ihr ſagen müſſen; denn wer bloß Gefahr läuft, etwas zu werden, iſt's noch nicht. Gefahr läuft man bei Allem. Wer die Bibel lieſt, läuft Gefahr, ein Häretiker zu werden, und ihr ſelbſt werdet wiſſen, daß alle Zweifler an dem Buchſtabenglauben des Alten und Neuen Teſtaments von dem erſten Ketzer, den die Rechtgläubigkeit zu Ehren Gottes ſchmorte, bis auf Strauß, den ſie leider leben laſſen muß, in dieſe „Gefahr" bei und „durch anhaltende Beſchäftigung mit der Bibel gerathen

ſind." — „Doch das ſind Kleinigkeiten gegen das Andere. Wie! ihr wagt es im Ernſt, unſrer Zeit, unſerm proteſtantiſchen Bewußtſein den jüdiſchen Stammgott, der ſeinem Volke den Diebſtahl erlaubt, der ſich durch Zauberei in ſeiner Macht erweiſet — (von den neun Plagen ſind übrigens dem Moſes bloß die Läuſe eigenthümlich, die andern kannten auch die Aegyptier) — u. ſ. w. Dieſen jüdiſchen Nationalgott wagt ihr uns als identiſch mit dem Gott des Chriſtenthums hinzuſtellen, bei Strafe des zwar nicht mehr „äußerlich zu praktiſirenden," aber doch ſtillſchweigenden Anathems?!" — „Ihr wagt es, denjenigen, welcher die altteſtamentlichen Verfluchungsinſtitute als heidniſche Einwirkungen nachweiſet, ſelbſt als Heiden zu bezeichnen?" (S. 8). „„Von einem Widerſpruch zwiſchen dem Alten und Neuen Teſtamente kann keine Rede ſein,"" ſagt ihr. Wir ſagen dafür, das Neue Teſtament, alſo das Chriſtenthum, iſt der aufgehobene Widerſpruch des Alten oder des Judenthums" (S. 11), „ſo gewiß die Wahrheit im Alten Teſtament gegen die Wahrheit des Neuen die unentwickelte iſt, ſo gewiß iſt alle Wahrheit des erſtern aufgehoben, d. h. vollendet im Neuen vorhanden. Und die Bücher des alten Bundes verlieren die Hochachtung und Verehrung des Chriſten nicht, weil ihr Inhalt dem Chriſtenthum nie und nirgends, ſondern obgleich er ihm in Vielem widerſtreitet" (S. 12). — Dann in Bezug auf den zweiten Punkt des Bekenntniſſes: „Da haben wir's! die dienende Magd der Kirche, das iſt dieſen Herren die Wiſſenſchaft. Dies echt katholiſche Princip ſprechen ſie, die Nachfolger Luther's und Melanchthon's, im Jahre 1840, als das ihrige aus." — „Nur der Theolog kann die Schrift auslegen, der durch ernſtes und anhaltendes Gebet der unmittelbaren Inſpiration Gottes theilhaftig wird, ſo ſprechen die Confeſſioniſten. Welcher furchtbare Hochmuth, welche papiſtiſche Ueberhebung liegt in dieſem Satze. — Hunderte, ja tauſende von wiſſenſchaftlich gebildeten Chriſten, Theologen, haben die Schrift anders ausgelegt als die 22 bremer Paſtoren: „„ihr Gebet war nicht ernſt und anhaltend genug, es war nicht ſo ernſt und anhaltend als das unſere!"" Welcher unchriſtliche Hochmuth! Und doch müſſen ſie ſo ſprechen".... (S. 13 u. 14). „Nur eine freundliche Seite hat dieſe Erſcheinung der bremiſchen Confeſſion, die den längſt vom Geiſte überwundenen Gegenſatz des Glaubens und Wiſſens hier einmal wieder in ſeiner ganzen craſſeſten Starrheit hinſtellt. Sie enthält ſich wenigſtens der Form nach jedes Streites und jedes Verdammungsurtheils Andersdenkender, Andersglaubender. — Das wollen wir anerkennen, dieſe Geſinnung wollen wir hoch halten, wenn wir auch einſehen müßten, daß ihr Thun in dieſem „Bekenntniß der Wahrheit" — mit ihrem Wollen in Widerſpruch ſteht" (S. 15). —

Allerdings ſtanden die Zweiundzwanzig in ihrem Bekenntniß gegen Daniel und Ariel „umgürtet die Lenden mit Wahrheit, und angezogen mit dem Krebs der Gerechtigkeit und an den Beinen geſtiefelt, als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens." Wenigſtens wollen ſie ſo ſtehen, wenn ihnen auch das Vollbringen nicht ganz gelang, indem ſie die Kritik als aus „ſündlicher Luſt, die dem Zeugniß aus Gott natürlich widerſtrebt und aus menſchlicher Liſt" hervorgegangen erklären. Gleich die ſchlimmſten Motive aufſuchen — „meine Brüder es ſollte nicht alſo ſein!" Ihr freilich legt und wißt in dieſem poſitiven Inhalt der heiligen Bücher Euer Alles: Euere Tugend, Euere Hoffnung, Euer Leben und Sterben, Ihr könnt keinen andern Gott brauchen, als einen der lebendig und wirklich ſpricht — wolltet Ihr daran irre werden und zweifeln: es wäre Euch Alles genommen, Geſetz, Tugend und höchſtes Gut, aller Grund des Thuns und Laſſens, Ihr hättet keinen Halt und Boden mehr, wenn das „Du ſollſt" einmal als nicht wirklich von dem leibhaftigen Munde des lebendigen Gottes geſprochen vor Eurem innern Ohre ſich hören ließe. Darum behaltet, was Ihr habt, und laßt Euch von Niemand die Krone Eures Glaubens an das anthropomorphiſch und poſitiv Geſchichtliche rauben. Iſt Euch „der Inhalt des göttlichen Wortes überwiegend Geſchichte — eine in ſich zuſammenhängende Geſchichte der großen Thaten Gottes," ſo glaubet in allweg an ſie feſtiglich. Dieſer Glaube, wenn er ein rechter und feſter iſt, wird ja nichts anderes ſein, als die Hereinnahme dieſer göttlichen Geſchichte in Euer Inneres, als eine Innerlichſetzung, Verinnerlichung der äußeren Thatſache (durch das organon leptikon) nichts als eine innerliche Reproducirung des geſchichtlichen Proceſſes, ſo daß Ihr in Euch an der Betrachtung des lebendigen, mit den eben geſchaffenen Menſchen perſönlich verkehrenden Gottes das weſentliche Wechſelverhältniß von Gott und Menſch; an der Betrachtung des Sündenfalls Grund und Entſtehen Eurer eigenen Sündhaftigkeit; in der ganzen Folge der iſraelitiſchen und jüdiſchen Geſchichte die Zuchtruthe und den Zuchtmeiſter auf Chriſtum; in dem Leben, Leiden, Sterben, Begrabenwerden, Auferſtehen, gen Himmel Fahren und zur Rechten des Vaters Sitzen Jeſu Chriſti Eure eigne Beſtimmung zu einem göttlichen, ewigen und ſeligen Leben in der göttlichen Wahrheit und Tugend erkennen und verwirklichen möget. Die Hiſtorie iſt Euch der unerſchöpfliche Quell, aus dem Ihr Euer Herz und Leben mit Erkenntniß, Willen und Gefühl des Abſoluten, des Ewigen und Göttlichen erfüllet; indem Ihr an ſie glaubet, verſetzt Ihr Euch in ſie und eben damit ſie in Euch. So iſt der Glaube an das Geſchichtliche mit Recht Euch Grund und Element, ſowohl für die religiöſe That und Geſinnung, welche weſentlich iſt demüthige Selbſtaufhebung in Gott, als für die ſittliche That und Geſinnung, welche weſentlich iſt muthige, aber nicht hochmüthige Selbſterhebung aus, für und zu Gott. In Allweg ſollet „nicht Ihr leben, ſondern Chriſtus in Euch."

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

469

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

18. Mai. № 118. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

An dem Studium der Alten hat sich Baur materiell und formell gebildet. Sein schwungvoll und durchsichtig dahinströmender Stil und die ungemeine Sauberkeit und Leichtigkeit, mit der er arbeitet, läßt die Einflüsse der classischen Vorbilder nicht verkennen, die er nicht in der heimischen Litteratur, sondern unter dem ionischen Himmel suchte. An den Classikern nährte sich aber auch sein stiller, tiefer Sinn, sein der Ideenwelt zugekehrter Geist mit jener edlen, anspruchslosen, aber hoheitsvollen Humanität, die unter den wissenschaftlichen Charakteren heute so selten geworden ist, weil die Charaktere selber so selten geworden sind. Auf schöne, entsprechende Weise hat eine hochgestellte Person, nachdem er die Acten des Märklin'schen Kampfes eingesehen und geschlossen, der würdevollen Gediegenheit des Mannes, der wirklich Charakter ist, die verdiente Huldigung als einer wahrhaft „*anima candida*" gebracht. Dem gegenüber dürfte freilich nur ein Weiße von dem „tückischen" Dr. Baur reden.

Der Charakter im Leben ist es auch in der Wissenschaft. Mit festem, unwankenden Tritte schritt Baur nur vorwärts, und weil er seine große Kraft auf den Punkt zu versammeln wußte, sein Ziel nie aus den Augen verlor und Weiße'sche Genialitäten vermied, hat er sich und die Wissenschaft auch vorwärts gebracht. Marheineke hat ihn einen großen Theologen genannt. Doch wir wissen, wie nahe wir mit solchen Anführungen seiner so anspruchslosen Persönlichkeit treten. Er will nicht Lob, nicht Huldigung, und Niemand in aller Welt hätte wohl weniger sich je einfallen lassen, daß er noch von seinem Könige durch das Ordensband ausgezeichnet würde. Sein Ehrgeiz ist allein die Wahrheit und Wissenschaft und in sie hat er sich so sehr mit der ganzen Fülle seines Wesens versenkt, daß er sie zur Sache seines Lebens und Herzens macht. Widerspruch hält er nicht aus, da greift man ihm an's Herz, er läßt sich nicht gern kritisiren und wer ihn angreift, darf sicher auf eine feurige Replik rechnen, in welche er um der Sache willen die ganze Ungeduld und Schwerkraft seines im innersten Heiligthum angegriffenen Wesens zu legen weiß. So hoch er über Eitelkeit und Egoismus erhaben ist, so wenig ist er über die Sache erhaben, ganz in der Weise seines Stammescharakters: was er einmal als Wahrheit erkannt und erwiesen hat, soll wahr bleiben, was er geschrieben, das hat er geschrieben, er weicht keinen Schritt zurück und bleibt auf keinen Angriff schuldig. — Weiße z. B. hat ihm gewiß nichts mehr an. — Wer wahrhaft vorwärts dringen will, darf nichts rückwärts verloren geben.

Diese siegesgewisse Tapferkeit, welche aus dem hellvorspringenden Auge leuchtet, dieser stolze Uebermuth gegen die Schuster namentlich, die nicht bei ihrem Leisten bleiben, welcher auf seinen Lippen schwillt, sind die schützenden und begleitenden Mächte für den weitausgreifenden Gedanken, welcher unter dieser hohen, mächtigen Stirne die kühnen Combinationen seiner Forschungen weben. Ja, wenn man die hohe, imposante, aber schwerfällig sich fortdrängende Gestalt so mächtig ausschreiten sieht, wird man unwillkürlich erinnert an diesen über Orient und Occident, von den Ufern des Ganges bis an die Offenbarungsstätten des modernen Geistes hinübergreifenden Geist, der das Entlegenste umspannt und das Unbedeutendste zu seinen großartigen historischen Verknüpfungen um sich versammelt. Baur ist wesentlich ein combinatorischer Geist, sein eiserner Fleiß, sein umfassendes Gedächtniß leihen ihm die Mittel. Der reine eine Gedanke ist nicht seine Sache, die Philosophie läßt er sich vorarbeiten. Die von ihr erübrigten, von ihm wohl begriffenen Ideen nimmt er auf, um sie zu dem rothen Faden seiner Untersuchungen zu machen. Das hat man ihm schon viel zum Vorwurf gemacht und nicht immer mit Unrecht. Er wirft dem historischen, dem objectiven Stoffe eine Kategorie, einen philosophischen Begriff entgegen und jener muß in die Schlinge; denn ein Geist von solch' umfassender Belesenheit, solch' gründlicher Gelehrsamkeit, so großem Scharfsinn wie Baur, weiß ihm schon jeden andern Ausweg zu verlegen. Gewiß wendet Baur zu schnell und zu gern irgend einen allgemeinen Begriff, einen kategorischen Terminus, eine fertige Idee auf das Gegebene an, dessen

Sprödigkeit er doch trotz ſeiner bewundernswürdigen Kunſt nicht ſo geſchmeidigen kann, daß jene ſich decken und nicht vielmehr ſtets auf's Neue hie und da auseinander klaffen. Wenn es aber ſeinen Kritikern leicht wird, ſolche wunde Stellen aufzureißen, ſo wird ihm nicht leicht Jemand das ganze kühne Gewebe verzetteln, noch viel weniger ein anderes, gleich umfaſſendes an die Stelle liefern. Werke, wie fein als Frucht eines unüberſehbaren Fleißes dem erſten Blick ſich bietendes Buch über die Verſöhnungslehre, werden aus dem Schooße unſerer heutigen Theologie wenige geboren.

Den Beruf zu hiſtoriſch-kritiſcher Combination bewährte er ſchon, als er das Ende ſeiner akademiſchen Laufbahn durch eine Preisſchrift über Sabellius und Paulus von Samoſata krönte (1814). Die Theologie nahm er (1817) zu ſeinen claſſiſchen Studien nach Blaubeuern mit, und die gemeinſame Frucht war das bedeutende Werk: Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Alterthums (Stuttg. 1824, 1825). Hier tritt er bereits in der ganzen Fülle und Eigenheit ſeines Weſens auf. Die Begriffe und Formeln des fertigen Schleiermacher'ſchen Syſtems nahm er zum Gerüſte für ſeine reichen hiſtoriſchen Unterſuchungen und mythologiſchen Combinationen. An der Spitze ſteht der Begriff von Religion als Gefühl ſchlechthinniger Abhängigkeit, im zweiten Bande wird die Lehre von Gott, im dritten die Lehre vom Menſchen ganz nach dem Schema der Schleiermacher'ſchen Dogmatik durch das unendliche Gebiet der Naturreligion durchgeführt. Es war ein großartiger Verſuch und das an ſcharfſinnigen Combinationen überreiche Buch hat auch, nachdem die Schleiermacher'ſchen Grundbegriffe abhanden gekommen ſind, ſeinen Werth. —

Auch als er dieſe ſpeciellen Studien verließ, blieb er der eingeſchlagenen Richtung im Materiellen und Formellen treu. Seine Forſchungen lenkten ſich dahin, wo in das Gebiet der Theologie die Naturreligion und das claſſiſche Alterthum zuſammen am tiefſten hereinreichte. Als Inauguraldiſſertation ſchrieb er eine hiſtoriſch-theologiſche Abhandlung de *Gnosticorum* Christianismo ideali — als erſten Theil einer Abhandlung über die früheſte Geſchichte des Rationalismus und Supernaturalismus. So faßte er im Gnoſticismus Poſto und eröffnete von hier aus den Feldzug gegen — Schleiermacher. Als er nämlich hieher kam, war der Streit zwiſchen Rationalismus, Supernaturalismus und Schleiermacher in vollem Gange. Dr. Steudel führte ihn lebhaft in der von ihm begründeten tübinger Zeitſchrift für Theologie. Baur erkannte in ſeinen Gnoſtikern etwas von Schleiermacher wieder, ſtellte beide in Parallele und nun ſprang der Gegenſatz des hiſtoriſchen und idealen Chriſtus hervor, mit deſſen Erkenntniß ſich Baur mehr und mehr von Schleiermacher ablöſte. Das Schleiermacher'ſche Sendſchreiben gegen „die tübinger Schule" an Lücke mit ſeinen graciöſen Sarkasmen iſt die bekannte Folge. Schleiermacher machte auf einer Reiſe auch ihm den Beſuch in Tübingen — kein Wunder, daß Baur von ſprachloſem Staunen ergriffen wurde, als er auf die kleine Geſtalt niederſah, in welcher ſich ſo viel geiſtige Ueberlegenheit barg. —

Da ward die Zeit erfüllt, daß Hegel für Tübingen entdeckt wurde. Die von ihrer Entdeckungsreiſe aus Berlin zurückkehrenden Magiſter begründeten ſo im Anfang mit mehr Eifer als Geſchick die hieſige aera Hegeliana. Baur's elaſtiſcher Geiſt hatte ſich bald vollends über Schleiermacher hinausgeſchwungen, um aus der ſpeculativen Philoſophie und Theologie eine erfülltere Idee und dauerhaftere Kategorieen ſich heraufzuarbeiten. Wie er mit Schleiermacher's Spinoziſtiſchem und naturaliſtiſchem Begriff der abſoluten Abhängigkeit (der natura naturata von der natura naturans), der ſich gerade auf die Naturreligionen geſchickt anwenden ließ, von rückwärts her über das ganze Alterthum bis zum Gnoſticismus hingriff, ſo ſchritt er, den Hegel'ſchen Idealismus mit voller Energie erfaſſend, vom Gnoſticismus aus nun über die ganze Entwicklung des chriſtlich-philoſophiſchen Geiſtes heran. „Die chriſtliche Gnoſis" war ſein anderes Hauptwerk, wichtig an ſich, wichtig zur Charakteriſtik ſeiner wiſſenſchaftlichen Entwicklung. Die chriſtliche Gnoſis nimmt er gleichbedeutend mit chriſtlicher Religionsphiloſophie, ſchließt daher den Gnoſtikern Jakob Böhme, Wolf, Kant, Schleiermacher, Schelling und Hegel an. Die Ausdehnung des Begriffs nahm man faſt allgemein in Anſpruch, aber Baur ließ es ſich nicht nehmen. Er beſteht, und wir glauben mit Recht, darauf, daß die chriſtliche Religionsphiloſophie ſo alt ſei als die chriſtliche Speculation, ja dieſe ſelbſt. Gnoſis iſt höheres, ſpeculatives Wiſſen, durch welches das Geglaubte als abſolut vernünftig erkannt werden ſoll; das Letztere ſelbſt aber geſchieht in der erkannten Entwicklung der untergeordneten Religionsſtufen zur abſoluten: das eben wollten die Gnoſtiker — das Chriſtenthum in ſeinem Verhältniß zu den frühern Religionen als abſolute Religion auffaſſen. Die Grundanſicht der Gnoſis war daher die richtige Idee: daß das Chriſtenthum nur dann als nicht bloß zufällig und äußerlich zum menſchlichen Geiſte in Verhältniß ſtehende Erſcheinung aufgefaßt werde, wenn es als ein integrirendes Element des Entwicklungsganges des menſchlichen Geiſtes und als ſein nothwendiges Ziel betrachtet werde. —— In dieſem Werke trat er als entſchiedener Vorkämpfer für die Hegel'ſche Philoſophie auf mit eben ſo viel Scharfſinn als Beredtſamkeit. — Was er um Aufhellung des Gnoſticismus gethan hat, wurde ſelbſt von ſeinen Gegnern anerkannt. Dieſe Erſcheinung mußte Baur nach ſeinem ganzen Weſen eigenthümlich anſprechen. Von Seiten der Forſchung gab es für den kritiſch-combinatoriſchen Geiſt reichen Stoff, aber eben dieſer kritiſche Geiſt des Scheidens, der ſich auf

ein tief innerliches Gemüthsleben baſirt, beide mußten eine ganz beſondere Befriedigung finden in dem großartigen, poetiſchen Schauſpiel, das der von ſeinem Dualismus zur innern Einheit ringende Gnoſticismus darbietet. Mit innerlichſter Betheiligung hebt ſich ſein Weſen, Wort und Ausdruck, wenn er in ſeinen Vorleſungen über Religionsphiloſophie, die er auch in dieſem Semeſter hält, von dieſen Kämpfen des Aeonenreiches, zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen, dem Realen und Idealen, dem materiellen und geiſtigen Princip, dem Demiurg und der Sophia und von dem leidensvollen Zuſtande der ſehnſüchtig aus der Körper- zur Lichtwelt ſich emporringenden Achamoth handelt.

Baur's Scharfſinn weiß ſich in die geringfügigſte Kleinigkeit der Kritik einzulaſſen, dieſes ſcharf vordringende, helle, große Auge kann ſich in die feinſten Ritzen der Kritik einſenken, aber nicht darin verlieren: es muß ſich aufſchlagen und an einem ſeiner ſinnenden Blicke in die Weite, in die große Welt der Allgemeinheit und Unendlichkeit ſich erheben. Anfang und Ende ſeiner Combinationen muß die Allgemeinheit eines umfaſſenden Stand- oder Geſichtspunktes ſein. Bei jeder ſeiner Unterſuchungen muß eine Perſpective in's Unendliche, in's Allgemeine wenigſtens, ſich darſtellen, ſollte auch, wie ſchon geſagt, das Beſondere theilweiſe dem Allgemeinen geopfert werden müſſen. Das hielt ihn nicht bei Schleiermacher feſt, deſſen minituöſe Dialektik die Allgemeinheit ſo an's Individuelle heranwob (ohne es innerlich zu einen), daß dieſes die Durchſicht zu dem Allgemeinen gerade verſchleierte. Schleiermacher's Dualismus bot nicht die großartig-poetiſche Perſpective in das Reich des abſoluten Gegenſatzes, der mit Titanenkraft nach ſeiner innern Einheit ringt; wie in deſſen Weſen Verſtand und Gefühl, d. h. Allgemeines und Individuelles nicht innerlich geeinigt war, ſondern nur durch ein abſtractes Herüber und Hinüber ſich dürftig vermittelte, ſo ſpann ſeine Dialektik auch in der Wiſſenſchaft zwiſchen Allgemeinem und Individuellem nur Fäden hin und her, welche allerdings am Ende ſcheinbare Vereinigung, in der That aber nur um ſo entſchiedenere Trennung gewährte. Nicht um an den Einzelheiten des Syſtems feſtzuhalten, ſondern um dem gewonnenen allgemeinen Begriff die weitere Perſpective zu geben, ſchrieb daher Baur ſeine Symbolik und Mythologie. —

In Baur aber rang das ſüddeutſche Gemüth nach innerlicher Vereinigung, daher ſah er in ſeinem ſpeculativen Drang den Verſuchen zu Vereinigung der Gegenſätze im Gnoſticismus, ſobald ſein Blick darauf fiel, gleich mit allem Intereſſe zu, daher erhob er ſich gleich ſo entſchieden auf den Standpunkt der ſpeculativen Philoſophie, welche die Einheit vollzog. Doch auch hier will er weniger dogmatiſch ſich am Syſtem beruhigen, er will an ihm nur den Blick verſtärken, um ſeiner weſentlich hiſtoriſchen und kritiſch-combinatoriſchen Geiſtesanlage gemäß die geſchichtlichen Verſuche zu verfolgen, welche der religionsphiloſophiſche Geiſt der Zeiten gemacht hat, den Proceß der innern, tiefern Scheidung und Vereinigung der Gegenſätze zu vollenden. So kam es, daß er vermöge ſeines Weſens und Berufes nicht zu einer eigentlich ſelbſtändigen, productiven Theilnahme an der ſpeculativen Arbeit kam, d. h. im Grunde nicht weſentlich über den dualiſtiſchen Schleiermacher'ſchen Standpunkt hinaus kam, ſondern bei aller Entſchiedenheit äußerer Anknüpfung an die ſpekulative Einheit dem Gegenſatz des Allgemeinen und Individuellen und dem bloßen Streben nach Vereinigung der beiden treu blieb.

(Fortſetzung folgt.)

Einige Worte über die Verfluchungsgeſchichte und den Kirchenſtreit in Bremen.

(Schluß.)

So werdet Ihr denn auch demüthig und ſanftmüthig ſein, wie Chriſtus, werdet zwar von den Krämern, d. h. den bloß irdiſchen, materiellen Intereſſen das Haus Gottes nicht zu einer Mördergrube machen laſſen, aber Ihr werdet auch nicht verſchmähen, an den Freuden und Leiden der „Welt" Theil zu nehmen, wie er, vor Allem werdet Ihr nicht fluchen, ſondern ſegnen und Euch des Spruches erinnern: Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen. — Darum werdet Ihr Euch beſcheiden, Andersdenkende zu richten, auf daß auch Ihr nicht gerichtet werdet. Wenn nun ein Anderer herkommt und erklärt: auch ich erkenne den Inhalt jenes göttlichen Wortes in der Schrift an, auch ich ſehe mit Ehrfurcht und Liebe die großen Entwickelungen, die herrlichen Geſtalten, in welchen die Schrift das Göttliche in die Welt ſich einbilden läßt. Aber da ich Gott als Geiſt erkennen muß, der Geiſt zwar nicht todt und leblos ſein kann, aber eben ſo ſehr über die Kategorie des bloß Lebendigen ſich erhebt, muß ich mir das Göttliche ſo viel als möglich außerhalb der zeitlichen und räumlichen Grenzen, abgeſehen von geſchichtlicher Folge und poſitiver Erſcheinung als reine Innerlichkeit, als Ewiges, als — aller Aeußerlichkeit, Endlichkeit, Zeitlichkeit und Räumlichkeit Ueberhobenes, als Abſolutes denken. So verſetze ich mich zwar auch gläubig in das Wort und die Geſchichte voll göttlichen Inhalts, und verſetze ſo dieſen Inhalt in mich, aber wenn dieſe Innerlichſetzung einmal im Werke iſt, ſo ſuche ich es auch als ein Innerliches feſtzuhalten, ſetze es nicht wieder in die urſprüngliche Zeitlichkeit und Räumlichkeit hinaus, um es dann wieder hereinzuſetzen u. ſ. f., d. h. um das Geſchichtliche als einigen und bleibenden Grund, als einziges und bleibendes Element der Religioſität und Sittlichkeit feſtzuhalten — und dies eben heißt glauben —; ſondern ich ſuche es rein zum Beſitz des Gei-

ſtes, zu rein geiſtigem, zu begrifflichem und gedachtem Eigenthum zu machen, um durch das ſo in meinen Menſchengeiſt verſetzte Göttliche und Abſolute mich mit Erkenntniß, Liebe, Kraft zu dem Göttlichen, zu Wahrheit, Tugend und Sittlichkeit zu erfüllen und zu begeiſtern. Wenn ſo Einer die geſchichtliche Aeußerlichkeit — nicht ſchlechthin verwirft, ſondern wenn er an ihren göttlichen Inhalt, an das Ewige, Geiſtige darin glaubt, um in dieſem guten Glauben daſſelbe zum reinen Beſitzthum ſeines Geiſtes ſich zu verklären und in dieſer begrifflichen Form zum Grund und Quell der fortgehenden ſittlichen Vollendung ſeiner und der Menſchheit zu machen — dürfte das, meine Brüder, nicht alſo ſein? ſollte das unchriſtlich, folglich heidniſch (oder jüdiſch) ſein?

Das iſt es, worauf es ankommt. Als allgemeines Bedürfniß, als Princip der modernen Zeit ſteht die Achtung und Anerkennung des Individuellen, der Eigenthümlichkeit, der innerſten Perſönlichkeit eines Jeden da, die Reformation hat es der ganzen Zukunft als Gewiſſensfreiheit verkündigt und errungen. — Es iſt *ein* Geiſt, aber es ſind mancherlei Gaben. Jedem daher das Seine, ſehe Jeder zu, daß er im Dienſte der Wahrheit und Tugend, des weſentlich ſittlichen Geiſtes das vom Gottesgeiſt ihm verliehene Charisma erkenne und bethätige. Giebt es Naturen, welche nur auf poſitiver Grundlage, nur in geſchichtlicher Erſcheinung das Göttliche mit dem Menſchlichen ſich vermitteln ſehen können, welche den Proceß des göttlichen, ſittlichen und ewigen Geiſtes ſich nicht als innerſte, rein geiſtige That und Dialektik, ſondern nur als äußere Geſchichte erkennen und in ſich reproduciren können, welchen ſich alſo das Göttliche mit dem Willen mehr durch Phantaſie und unmittelbares Gefühl, als durch Gedanken und davon ausſtrömende Begeiſterung vermittelt, ſo mögen ſie das Alte und Neue Teſtament unverkürzt und ungetheilt glauben und behaupten.

Damit aber ſollen ſie ſich beſcheiden und ihre Natur und ihre Bedürfniſſe nicht anders gearteten und gebildeten Geiſtern auforingen und dieſe nicht darum verkennen und verdammen wollen, weil ſie auf andere Weiſe das Göttliche und Chriſtliche ſich aneignen müſſen. Gott iſt's allein, der die Herzen und Nieren prüfet, wir aber ſollen einander nur an den Früchten erkennen, nur nach dem ſittlichen Leben und Wirken beurtheilen, und nur beurtheilen, nicht richten. Der Keim iſt verborgen, die Frucht allein iſt offenbar. Die Frucht des Geiſtes aber iſt Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuſchheit (Gal. 5, 22). Ihr nun, die Ihr ſolches wiſſet, ſelig ſeid Ihr, ſo Ihr darnach thut!....

Was ſonach Humanität und Chriſtenthum fordert, möge ſich keine der Parteien umſonſt ſagen laſſen. Jede hat ihr Recht in ihrer eigenthümlich gearteten Individualität. Schwerlich werden ſie ſich je anders vereinigen können, als in der gemeinſamen chriſtlichen Liebe, die da iſt das Band der Vollkommenheit. Unſere Zeit hat einmal das Princip der Humanität erkannt und ſie will in der Verwirklichung deſſelben vor Allem ſich als chriſtliche bewähren. Die barbariſchen Zeiten eines halb heidniſchen, halb jüdiſchen Chriſtenthums ſind vorüber, welche einen Strauß, wenigſtens ſein Buch auf den Scheiterhaufen geworfen hätten. Der Streit um Glaubensſachen darf aus den Hallen der Wiſſenſchaft nicht mehr von der chriſtlichen Kanzel und vom öffentlichen Markte in das bürgerliche und ſittliche Leben geſchleudert werden. Das erkennen unſere 22 Bremer ausdrücklich an, und dieſe Anerkennung muß auch als die einzige Frucht dieſes ärgerlichen Streites angeſehen und freudig begrüßt werden.

In welcher Weiſe übrigens ihr Glauben und Hoffen auf eine immer „klarere Scheidung unter den Menſchen" ſich erfüllen werde, das bleibt der Zukunft anheimgeſtellt. Die Zeit wird ſelber nicht ſtille ſtehen, noch viel weniger rückwärts gehen. Ob jemals eine Zeit eintreten wird, in welcher kein Gemüth mehr ein Bedürfniß zu dem gläubigen Anſchluß an die poſitive Geſchichte der Hereinbildung Gottes in die Menſchheit und der Heraufbildung der Menſchheit in die Gottheit hätte, oder ob einſt die Wiſſenſchaft den Anſchluß des unmittelbar Gläubigen an ſie mehr erleichtern wird, ob die mitteninſtehende, vom Rationalismus ausgehende *Bildung* ſich auf Seiten eines der jetzt ſchroff gegenüberſtehenden Extreme entſcheiden wird — alles das läßt ſich nicht einmal ahnen. Aber gewiß läßt ſich wiſſen und hoffen ein ſtetiger Fortſchritt in Sittlichkeit und Wiſſenſchaftlichkeit, wenn nur das Leben in chriſtlicher Liebe und Humanität ſich hält und nicht wieder aller Barbarei anheimgegeben wird.

Daher mit Auguſtin: in magnis — d. h. in dem Streben nach göttlicher Vollendung des ganzen Menſchheitslebens zu dem Urbilde Chriſti — unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. Daher auch, wenn nur ſittlicher Ernſt, Streben nach Wahrheit und chriſtliche Liebe da iſt, ſelbſt nach des „frommen" Neander's Vorgang nicht die Replik mit einem Pereat, es ſei denn mit einem: Pereat dem abſoluten — Gedankenunſinn!

Druck von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig.

473

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

19. Mai. № 119. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

Dies zeigt sich in seinem dritten Hauptwerke, über „die christliche Versöhnungslehre." Hegel giebt die Begriffe und Kategorieen zu der kunstvollen Gliederung, aber das vollständige Ineinanderaufgehen von allgemeinem Begriff und stofflicher Besonderheit ist nicht erreicht. Die Masse ist von der Idee nicht durchwältigt — und wir glauben allerdings, weil die Hegel'sche Idee selber noch nicht die volle Gewähr der Einigung und Versöhnung der Gegensätze an sich trägt. Hienach trägt die Schuld des sonst stofflich und formell ausgezeichneten Werkes der unvollkommene Zustand dieser Philosophie, Baur's Schuld wäre die, der Hegel'schen Philosophie auch in Bezug auf seine historischen Studien sich angeschlossen zu haben. Solche Schuld aber ist Verdienst, denn sie beweist, wie lebendig, wie stark, wie energisch die ganze Persönlichkeit in der Zeitbewegung steht — was er dann namentlich in den Schlußcontroversen des Werkes unumwunden und mit der siegenden Kraft eines wahrhaft freien Geistes thut, wenn auch die einzige philosophische Bestimmung gerade, die er selber giebt, indem er den absoluten Geist durch den allgemeinen Geist der Menschen vermitteln will, unser Wort über seinen nicht sowohl philosophischen und speculativen Beruf bestätigen dürfte.

Darf man sagen, in Baur stecke noch viel mehr Schleiermacher, als er selber weiß, so heißt das im Grunde nichts Anderes, als in der Hegel'schen Philosophie stecke noch zu viel Schleiermacher, d. h. es sei in ihr noch nicht zur innerlichen Einigung und Versöhnung, weil noch nicht zur vollständigen Scheidung gekommen. Es muß vorher noch mehr negirt, geschieden werden. Frauenstädt, Feuerbach, Reiff verstehen ihre und unsere Aufgabe.

In dem letzten Buche stellte Baur in erweiterten Untersuchungen den Locus von der Versöhnung aus seiner Dogmengeschichte vor das größere Publicum, welche er hier mit Kirchengeschichte abwechselnd liest. Es ist ein vortreffliches Collegium, das, auf gründlichen Studien ruhend, zu selbständiger Forschung anregt. Nächst dem Gnosticismus ist ein hauptsächlicher mit selbständiger Meisterschaft von ihm durchforschter Gegenstand das Urchristenthum wie es sich in Ebioniten und Nazaräern und weiterhin in Petrinischen und Paulinischen Christen darstellt. In Bezug darauf steht seine kritische Vernichtung der Authenticität der Pastoralbriefe. Gegen sie wollte ein gewisser Dr. phil. Baumgarten zum Ritter werden, aber er wurde von Dr. Baur mit gewohnter Derbheit zurechtgewiesen. Seine für die hergebrachte Meinung über die Authentie der Apostelgeschichte allerdings sehr bedenkliche Kritik fand natürlich auch Gegner genug — überhaupt diese freie und energische kritische Thätigkeit so viel Gegner, daß kaum mehr sein großer Kampf mit Möhler ihm ein Schild ist gegen die Steinigung protestantischer Zeloten. In diesem Kampfe bot Dr. Baur seine ganze große Kraft auf. Baur und Möhler standen vorher im besten Vernehmen, selbst als Möhler sein Werk schrieb, besuchte er noch fleißig den Freund — da war das Erste, als das Buch erschienen war, daß Dr. Baur der Perfidie die Collegialität aufkündigte. Und dann schrieb er die beste Erwiederung auf den Angriff seiner Kirche, die erschienen. „Der Gegensatz des Protestantismus und Katholicismus" (2. Aufl., 1836) theilt die großen Vorzüge, aber auch den Mangel seiner andern Schriften: die allgemeinen Begriffe, Kategorieen und Gesichtspunkte treten zu schnell und hart vor das Positive und Einzelne. Sein Scharfsinn aber folgt dem Gegner in alle Schlupfwinkel und Lücken ꝛc. Gerüstet mit der Kraft des speculativen Gedankens, gefeit von dem Geiste der protestantischen Freiheit, schwang er das Schwert dieses Geistes — das meisterliche Wort — ein rechter Jünger Luther's, daß von dem gleißenden Schild seiner Kirche, den der gewandte, listige Feind vorhielt, Splitter und Stücke flogen. Wie dankt man dem Ritter St. Georg, daß er den Lindwurm getödtet? Durch Verketzerung.

Herausgefordert, namentlich durch die evangelische Kirchenzeitung, erklärte er sich über sein freundschaftliches Verhältniß zu Strauß, der ihm schon in Blaubeuern zu Füßen gesessen, auf eine ehrenhafte, charakterfeste Weise. Er unterschreibt nicht Alles, aber er verläugnet ihn auch nicht. In seiner Vorlesung über Apostelgeschichte und das Evange-

lium Johannis giebt es der kritiſchen Berührungspunkte genug und es kann ſich ihnen der Geiſt nimmer entziehen. Baur iſt übrigens nicht der Mann des Volkes, des Marktes, ſondern weſentlich Gelehrter im eigentlichſten Sinn. Auch für den Katheder hat er nicht die entſcheidende Gabe. Sein Organ und die Beweglichkeit äußerer Formengebung fehlt ihm, man muß ſich an ſeinen Vortrag gewöhnen. Dieſer iſt nicht frei, mühevoll, im Ganzen etwas einförmig, und nicht angenehm in's Ohr fallend, aber der Inhalt entſchädigt. Doch hat er die Mittel, wie ſchon geſagt, alle Kraft der Begeiſterung in die Gemüther des empfänglichen Zuhörers auszugießen, wenn der Moment es mit ſich bringt. Wir werden nie vergeſſen, wie er in ſeinen Vorleſungen über die Kirchengeſchichte — in denen im Allgemeinen nicht die Forſchung, nur die Darſtellung ſein iſt — bei großen Momenten, wie der wormſer Reichstag, das Gemüth im Innerſten anzuregen vermag, daß die Feder ſinkt, der Athem ſtockt und das Auge ſich feuchtet. — —

So oft wir uns ſein Weſen vergegenwärtigen und ſeine mächtige Perſönlichkeit betrachten, gemahnt es uns an den ſeligen Daub. Gleich in imponirendem Aeußern, gleich in einer Humanität des Charakters, gleich in Energie des Willens, durch welche ſich beide auf den Höhepunkt der ſpeculativen Philoſophie ſchwangen, beide gleich an Kraft und Schärfe des Geiſtes — keiner eigentlich philoſophiſch, der eine mehr pſychologiſch, der andere mehr hiſtoriſch organiſirt, während beide vorzugsweiſe angezogen waren durch das Räthſel der Negation: Daub zuerſt in ſeinem Iſcharioth pſychologiſch, Baur im Gnoſticismus hiſtoriſch es anſchauend — gleicherweiſe in die Form ſich theilend: Baur ſtark und groß in der wiſſenſchaftlichen und litterariſchen, Daub in der perſönlichen des Lebensverkehrs — ſo erſcheinen uns die beiden Männer als das große, wohl in brüderliche Nähe zu vereinigende Zwillingsgeſtirn, als die größten Erſcheinungen in der Theologie, ſeitdem Schleiermacher's Sonne ihren Lauf vollendet. Baur möchten wir den tübinger Daub genannt wiſſen. — —

An Dr. Elwert's Stelle lieſt, wie wir ſchon erwähnt, in dieſem Semeſter chriſtliche Dogmatik Eduard Zeller, der ſich ſeit dem Herbſte hier habilitirt hat. Sein Name iſt den Leſern dieſer Blätter nicht mehr unbekannt. Die „Platoniſchen Studien," mit denen er, ſeinem Lehrer, Dr. Baur, nachfolgend, feſten Fuß für Leben und Streben im claſſiſchen Alterthum gefaßt hat, haben glänzende Anerkennung gefunden. Dieſe wird auch auf theologiſchem Gebiet dem talentvollen, beſcheidenen, liebenswürdigen jungen Manne nicht entgehen. Schon als Repetent iſt er mit entſchiedenem Beifall mit Vorleſungen, namentlich über Schleiermacher und Hegel aufgetreten. Gründliche Gelehrſamkeit, ein umfaſſender Blick, namentlich aber ein freier, am philoſophiſchen Studium für Freiheit und Kritik durchgebildeter Geiſt läßt ihn würdig Baur zu Seiten treten. Hoffentlich wird er der hieſigen Facultät erhalten, ihr und der Wiſſenſchaft wird er zur Zierde dienen. —

Werfen wir einen Rückblick auf dieſe Leiſtungen und Hoffnungen der evangeliſch-theologiſchen Facultät, auf dieſe gleichmäßige und tüchtige Vertretung der verſchiedenen Standpunkte, dieſe allgemeine Richtung nach vorwärts, dieſe productive Thätigkeit, für welche auch die nur faſt zu ausſchließlich von der Facultät unterhaltene „Tübinger Zeitſchrift für Theologie" ein ſo rühmliches Zeugniß giebt, ſodann auf das eifrig genährte, auf philoſophiſche Studien begründete Studium der Theologie auf hieſiger Hochſchule — ſo werden wir die Männer und Weiber nicht näher zu bezeichnen haben, welche eben darin die Schmach und den Fluch unſers ſchönen ſchwäbiſchen Vaterlandes beſeufzen. —

Soviel für diesmal, nächſtens in unſerm zweiten Artikel die katholiſch-theologiſche, juridiſche, mediciniſche und ſtaatswirthſchaftliche Facultät.

(Ende des erſten Artikels.)

I. Gedichte von Wilhelm Smets. Vollſtändige Sammlung. Stuttgart und Tübingen, 1840. J. G. Cotta'ſcher Verlag.

II. Gedichte von Berthold Stauſer. Stuttgart, 1841. Verlag von A. Lieſching u. Comp.

„Singe, wem Geſang gegeben, In dem deutſchen Dichterwald" u. ſ. w. hat Smets zum Motto für ſeine Sammlung genommen. Und gewiß, es iſt Freude, es iſt Leben, wenn's von allen Zweigen ſchallt. Auch wenn, wie natürlich, nicht lauter Nachtigallen ſingen, ſondern die gemeinere Lerche nur ihr Liedchen trillert, oder gar ein Spätzchen Zeugniß und Probe ſeines Sängerdaſeins giebt, wird nur ein verſchrobener und verbildeter Sinn ſich darob ärgern und nur die Rohheit und Unvernunft dem armen Sänger mit Leimruthe und Vogelflinte nachſtellen. Weiß doch ſelbſt die Polizei die Vertilgung der Singvögel als eine Landescalamität zu würdigen und dagegen mit ernſtlichen Verboten einzuſchreiten. So wird auch nicht bloß die billige, ſondern überhaupt ſchon die vernünftige Kritik zwar züchtigen mit ihrer Ruthe, wen ſie lieb hat und lieb haben darf, aber ſie wird die Ruthe nicht zur verderblichen Leimruthe für das ſingende Völklein machen. Denn was wäre gethan, wenn die unſchuldigen Geſchöpfe elendiglich umgebracht würden? Man würde allerdings nie mehr in die Noth kommen, die Ohren vielleicht ſich zuhalten zu müſſen vor dem Getriller und Gezwitſcher, das manchmal auf nicht allzu harmoniſche Weiſe uns gar nicht mehr zu Wort kommen laſſen will. Aber dagegen würden alsbald Raupen und Schmetterlinge, Maikäfer und Engerlinge unſere Saaten,

Blüthen und Früchte, an welchen wir uns jetzt erfreuen und ſpäter in der Zukunft nähren wollen, zerfreſſen und zerſtören. Ja wohl mögen wir die überreichen lyriſchen Productionen gern hegen und pflegen, und wenn es auch nur wäre um ihres Werthes willen gegen die gefräßige Raupe der Alles zernagenden Reflexion und der Alles zerſetzenden materiellen Intereſſen. Denn was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an ſeiner Seele.

Kein Vernünftiger wird die unendlich großartigen und wichtigen Beſtrebungen unſerer Zeit auf dem Gebiete des geiſtigen und materiellen Lebens verkennen oder gar verwünſchen, wenn auch ihre erfreuliche Seite ſich erſt in der Zukunft zu vollem Genuſſe bieten wird; indeſſen iſt es eben ſo wenig zu verkennen, wie das Gemüth, das Gefühl, die Seele unter dem rauſchenden Lärmen und Treiben geiſtiger Negation und materieller Production Gefahr läuft, verſtört und verwüſtet zu werden. Es iſt lächerlich, einen conſequenten Kritiker um ſeiner Kritik willen herzlos zu nennen, und in den Glühöfen einer Maſchinenfabrik den leibhaftigen Teufel im Höllenpfuhl zu wittern, aber es iſt darum auch nothwendig, den Ergüſſen des Gemüthes und Gefühles, den ſtillen, frommen Blumen der Phantaſie ihr Bischen freie Luft, Sonnenſchein und blauen Himmel zu gönnen.

Es zeugt von unbegreiflicher Urtheilsloſigkeit unſers heutigen leſenden und — noch mehr — des ſchreibenden Publicums, ja faſt als abſichtliches Mißverſtändniß könnte es erſcheinen, daß man in dem Manifeſt gegen die Romantik, welches von dieſen Jahrbüchern erlaſſen wurde, einen Vertilgungskrieg gegen blauen Himmel und grüne Erde, gegen die Blüthen und Sänger des Frühlings ſammt und ſonders, gegen Herz und Gefühl, gegen Phantaſie und Gemüth fürchten und verabſcheuen zu müſſen ſich einbildete. Wem könnte es je einfallen, die ewig junge Romantik des ahnenden und hoffenden Gemüthes, dieſen Brunnquell deutſchen Lebens und Strebens, in welchem dieſes ſich ewig Jugend und Zukunft ſchöpfen wird, vor die Thüre des deutſchen Genius weiſen zu wollen! Aber wem kann es auch einfallen, mit jener innerſten Lebenspotenz des deutſchen Geiſtes die verhärteten Rinden und Kruſten, die verrotteten Neſter und Schrullen des Romanticismus in Poeſie und Leben, in Wiſſenſchaft und Geſellſchaft zu verwechſeln? Die alte Romantik des katholiſchen Mittelalters, die wiedererneuerte der Schlegel-Tieck'ſchen Periode hat ihre geſchichtliche Größe und Berechtigung, aber ſie iſt geſtorben. Darum laſſet die todten Geiſter ruhen, denn nur der Lebende hat Recht. Ein abgeſtandenes Daſein, eine ausgelebte Erſcheinung, einen verknöcherten, entſeelten Körper, oder einen entkörperten, unwirklich gewordenen Geiſt feſthalten als wohlberechtigt, ja vielleicht als alleinberechtigt, das iſt eine Sünde gegen den heiligen Geiſt des geſchichtlichen Lebens, welches fort und fort das Alte vergehen und Alles neu werden läßt. Dieſe Sünde kann nicht vergeben werden, und ſolchen alten Sündern muß von Gott und Rechtswegen in öffentlichem und feierlichem Manifeſte der Proceß gemacht und der ſchon geknickte Stab vollends gebrochen werden. Und darob werden nur die wirklich dem Tode verfallenen Exiſtenzen erbleichen und erzittern; wem aber das Leben grünt, wem ein geſundes, ſchuldloſes Herz im Buſen ſchlägt, wer ein gutes Gewiſſen hat, wird den Stab des Gerichtes zerbrechen und hinwerfen ſehen können, ohne zu erſchrecken und zu klagen, und ohne Zeter zu ſchreien über die Strenge und Härte des unerbittlichen Gerichtes.

Gewiß, wo nur innerliches, eignes, ſelbſtkräftiges Leben iſt, da mag es gelten und ſich geltend machen. Und vermag auch ein Finger nicht mit größter Kraft in die Harfe der Zeit zu greifen, vermag ein Sänger auch nicht gerade neue, urkräftig die Gegenwart in die Zukunft rückende Accorde anzuſchlagen — wir heißen ihn doch willkommen, wenn er nur friſch im eignen Leben ſteht, wenn er nur ohne Rückhalt, ohne Prätenſion von der Bruſt wegſingt, und dem, was in Ewigkeit die Herzen erregt und erfüllt, frei und unbefangen Ton und Wort verleiht. Dieſe urſprüngliche, naturfrohe Unbefangenheit verſpricht Staufer in ſeinen Liedern zu bieten, indem er dieſelben bevorwortend vom „ächten Vogel" ſagt:

> Er ſingt hinaus, weil es ihn drängt,
> Und weil ihm ſonſt ein ſchwer Gewicht
> Den Athem in der Bruſt beengt,
> Er fragt nicht, ob ein ſterblich Ohr
> An ſeiner Kehle Wohllaut hängt
> Und freudig lauſcht zu ihm empor.

So heißen wir denn Staufer ſammt ſeinem Sangesgenoſſen Smets willkommen, wenn ſie uns auch nichts von beſonderer, neuer und ausgezeichneter Bedeutung bieten, und wenn wir auch nicht wiſſen, ob wir namentlich Smets durch unſer Urtheil zu dem Glücklichen machen werden, welcher derſelbe, wie er ſagt, wäre, wenn ſich's erfüllte, daß ertönte „Nicht unwürdig im Chor deutſcher Geſänge mein Lied!" (S. 337.)

Smets wurde, wie wir aus einer Schlußanmerkung erſehen, zu Reval 1796 geboren und kam noch vor dem ſechſten Jahre mit ſeinem Vater nach Aachen. Dieſer, ein geborner Aachner, hatte ſeine Richterſtelle in Bonn aufgegeben, das Theater unter dem Namen Stollmers betreten, unter Kotzebue das Theater in Reval geleitet und 1795 die damals 14jährige Antoinette Sophie Bürger, die Mutter des Verf., geheirathet, von der er ſich 1802 ſchied, um zur juridiſchen Praxis in Aachen zurückzukehren. Der Verf. war bei dem Tode des Vaters noch nicht 16 Jahre alt und wußte nicht, daß ſeine Mutter noch lebe, bis er ſie 1816 in der k. k. Hofſchauſpielerin Sophie Schröder in Wien

wiederfand. Obwohl vorzugsweiſe zum Maler beſtimmt, mußte der Verf. nach dem Tode ſeines Vaters die Laufbahn verlaſſen und ſich den Studien widmen. Er machte den Freiheitskrieg mit und nun:

„Im Prieſterſchmucke ſchreitet
Er zu des Herrn Altar,
Und wendet ſich zum Volke,
Und ſpricht ein tröſtend Wort,
Doch ſcheucht er ſelbſt die Wolke
Sich von der Stirn nicht fort."

wie er (S. 5) in „des Dichters Lebensbilder" ſagt, von denen (S. 7)

„Das Schlußbild zeigt den Sänger
Ernſt und gedankenvoll,
Ob Gram und Siechthum länger
Ihn noch bedrängen ſoll?
Doch hat ihn nie ſo ſinnig
Die Muſe angeblickt,
Und nie ſo treu und innig
Die Freundſchaft ihn beglückt."

Schon 1816 gab er eine erſte Gedichteſammlung heraus.

„Lieder des Kriegs und der Minne verſucht' ich zu ſingen, und was mir
Glauben und Leben beſchied, früh ſchon verfallen dem Schmerz,"

wie es S. 336 heißt in einer der „Elegieen und Epigramme" aus ſeinem Leben. Außer einigen, z. B. über Dannecker's Chriſtus:

„Fragt ihr, warum ſein Gewand ohne bindenden Gürtel dahinwallt?
Weil dem Ewigen kein Zügel der Leidenſchaft ziemt;"

ſodann „Deutſches Gemüth," „In der Salzgrube bei Hallein," „Regensburg," „Sophie Schröder" — ſind dieſe Diſtichen von zu wenig allgemeiner und poetiſcher Bedeutung, als daß wir nicht mit dem Schluſſe „An die Diſtichen" einſtimmen möchten:

„Schweigt, ihr Diſtichen, nun, und laßt es für heute genug ſein." — —

Schon die Lebensſchickſale des Dichters, welche ihn früh ſchon dem Schmerz verfallen ließen, nehmen unſere Theilnahme für ſich in Anſpruch. In dieſer Gedichtſammlung tritt uns vorzugsweiſe ein elegiſch geſtimmter, aber doch friſcher, ja launiger und kindlich-ſinniger Geiſt, insbeſondere aber ein frommer, gläubiger Sinn entgegen. Recht ſinnig läßt er z. B. die 12 Monate in den „Traumbildern" (S. 144) vor unſerm Blick vorübergehen. Kindlichen Sinnes iſt geſungen S. 153 die „Lockung." Launig iſt S. 160 „Des Arztes Rath" und S. 183 „Der Schelm von Bergen." Doch kann er ſich zum Humor ſelber nicht erheben. Beweis für den Mangel an voller poetiſcher Kraft iſt von dieſer Seite (S. 141) das mißrathene Lied vom „Philiſter und Pedanten."

Vor Allem ſticht ſein frommer, biederer Sinn hervor aus Liedern wie S. 175, „Der Leichenconduct in Baden," S. 166 „Die Siegesbeute," S. 132 u. 134: „Edelſte Männlichkeit und Weiblichkeit." Smets iſt katholiſcher Prieſter. Vgl. S. 19: „Des Jünglings Weihe" und S. 33: „Dankgebet." — —

„In deiner Kirche, welche einig, heilig,
Katholiſch, apoſtoliſch heißt und iſt,
Daß ich ein Mitglied dieſer Kirche bin,
Und ewig es zu bleiben heiß verlange."

Doch weiß er (S. 217 bei „Auguſt Graf v. Platen's Beſtattung") zu ſingen:

„Hat der Glaube ſie getrennet,
Einte ſie des Geiſtes Kraft,
Die ein jedes Herz bekennet,
Wie ſie Hohes, Edles ſchafft...."

So ſind auch vorzugsweiſe zahlreich die Lieder des Glaubens und ſpeziell des katholiſchen Glaubens: „Zuverſicht," „Am Tage Chriſti Himmelfahrt" (S. 8), „Der Jungfrau Lied an Maria," „Lied beim heiligen Abendmahle." „Geiſtliches Lied zum Aſchermittwochtage." „Angelus domini." „Geiſtliches Sturmlied." „Geiſtliche Spruchreime." „Vom kölner Dom in dieſer Zeit." „Erlöſung." „Paſſionslied" — lauter Lieder von mehr religiöſem als poetiſchem Gehalt. Dann einige Legenden, wie S. 50: „Chriſtophorus," S. 52 die recht liebliche Legende von der beſcheidenen Birke:

„Eine Taube zieht nach Hebron
Aus dem ſtillen Nazareth,
Gleich der ſchüchternen Gazelle
Ueber Bäche, über Berge
Eine zarte Jungfrau geht.

Gottesliebe tief im Herzen,
Sie des Ew'gen Willen preiſt,
Doch der Freundin auch vertrauen
Will des Weibes ſtille Sorgen,
Sie, die voller Gnaden heißt.

Drückend iſt des Tages Schwüle
Auf dem ſteilen Bergesweg.
Und Maria ſchreitet langſam;
Nicht in Wipfeln, nicht in Gräſern
Wird ein leiſes Lüftchen reg.

Doch allmälig ziehen Wolken
Aufwärts von des Himmels Rand,
Und es tropft ſchon kühler Regen,
Als am Eingang eines Waldes
Davio's hehre Tochter ſtand.

Und da ſäuſelt's in den Bäumen,
Einer ſich zum andern neigt;
„Her zu mir wird ſie ſich flüchten,"
Sagt die Zeder, ſagt die Palme,
Nur die ſchwanke Birke ſchweigt.

Und ſie denket bei ſich ſelber:
Ach, ich bin es nimmer werth,
Daß die reine Gotteslilie,
Vor dem Regen ſich zu ſchützen,
Meines Blätterdachs begehrt.

Doch Maria eilt zur Birke,
Bis entwölkt der Himmel ſcheint;
Sieh, da neigen ſich die Zweige,
Die ſonſt auf zur Höhe ſtrebten,
Und des Baumes Rinde weint.

„Weil demüthig du geweſen,"
Spricht zu ihr der Jungfrau Mund,
„Sei fortan der Demuth Sinnbild,
Und ein Quell von Weihethränen
Thue deine Freude kund."

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

20. Mai. № 120. 1841.

Die deutsche Bürgerschule. Schreiben an einen Staatsmann. Von Dr. Mager. 265 S. Stuttgart, 1840. Verlag von C. A. Sonnewald.

Erster Artikel.

Am Schlusse seiner Schrift „die deutsche Bürgerschule" (S. 264 flg.) entschuldigt Hr. Mager die Formlosigkeit derselben mit dem Umstande, daß er ihr nur wenig Zeit habe widmen können, und daß die Arbeit, mehrere Aufsätze „für das Publicum zu einem Ganzen zu verschmelzen — — überhaupt nur bis auf einen gewissen Grad gelingen konnte." Doch giebt er zu, daß er mehr Sorge auf Stil und Composition hätte wenden „können und sollen." In der That, eine eigenthümliche Weise, sich gegen das Publicum zu benehmen, als ob dasselbe der Belehrung des Verf. so überaus bedürftig wäre, daß es sie, auch mit der unhöflichsten Nachlässigkeit hingeworfen, dankbar hinnehmen müßte. Wenn Hr. Mager den Vorwurf, den er sich selber macht, überdies noch durch die Behauptung mildern will, „eine Schrift von rein praktischer Natur brauche wohl kein Kunstwerk von Stil und Composition zu sein," so zeigt er sich in einem starken Irrthum befangen. Denn jede Schrift, ganz besonders aber eine „von rein praktischer Natur," deren Zweck es also ist, nicht etwa den Leser anzuregen, daß er durch denkende Reproduction ihres Inhalts diesen zu seinem freien Eigenthum mache, sondern die ihn bewegen will, daß er dasjenige, was dem Verf. sich als Resultat wissenschaftlichen Denkens ergeben hat, als wahr nur annehme, sich aber für die Realisirung dieses Resultates bestimme und begeistere, gerade eine solche Schrift muß ein „Kunstwerk von Stil und Composition" sein. Man sollte meinen, es sei das von zu schlagender Wahrheit, als daß irgend wer einen Widerspruch dagegen erheben könnte. — Wäre in Hrn. Mager das Interesse für die Sache und ihre richtige Darstellung stärker gewesen, als das für die Schaustellung seiner Ansichten und Meinungen und für das Vorbringen seiner, um es gelind auszudrücken, wenig edlen und über alles Maß geschwätzigen Polemik gegen Thiersch, so hätte sein Buch ein „Kunstwerk" von um so nachhaltigerer Wirkung werden können, als es ihm keineswegs an der Fähigkeit fehlt, die Wahrheit zu erkennen und sie in angemessener Form auszusprechen. Davon zeugen die vielen geistreichen und wahren Bemerkungen, denen wir in der vorliegenden Schrift begegnen, die er aber, getrieben von einem eiteln und zudringlichen Eifer, vor dem Publicum mit seiner tumultuarisch zusammengerafften Weisheit zu glänzen, oft auf unwahre Weise darstellt, oft mit den flachsten und widersprechendsten Behauptungen zu einem nicht bloß unschönen, sondern wahrhaft monströsen Ganzen vereinigt oder vielmehr zusammenmengt.

Es darf der Kritik nicht zugemuthet werden, daß sie eine Schrift der Art eben so behandele, wie sie die Darlegung einer dem Verf. selbst klar gewordenen und alle Theile des Ganzen durchdringenden Ueberzeugung behandeln würde. Vielmehr kann von ihr nur deshalb Notiz genommen werden, weil sie eine Angelegenheit bespricht, die ein höchst bedeutendes Interesse der Gegenwart in Anspruch nimmt, und über die sie in wesentlichen Punkten nicht selten mit richtiger Einsicht, oft aber auch in Uebereinstimmung mit dem oberflächlichen Raisonnement einer unwissenschaftlichen und vorlauten Menge urtheilt. Wir haben uns daher nur die Aufgabe gestellt, solche Punkte hervorzuheben und sie näher zu beleuchten, und zwar mehr um der Wichtigkeit der Sache willen, als um unser Urtheil über das Buch des Herrn Mager zu rechtfertigen.

Das Bedürfniß, höhere Bürgerschulen den Gymnasien an die Seite zu stellen, wird jetzt in Deutschland so allgemein und so lebhaft gefühlt, und man arbeitet mit solchem Eifer an der Befriedigung desselben, daß es dringend an der Zeit ist, durch eine wissenschaftliche Untersuchung sowohl die Frage zu beantworten, ob dieses Bedürfniß ein wirkliches oder ein nur eingebildetes sei, wenn es aber jenes ist, die Art und Weise aufzufinden, wie durch seine Abhilfe zugleich die Entwicklung deutscher Bildung und damit das Wohl, die Ehre und die Freiheit des deutschen Staats befördert werden könne. Eine solche Untersuchung, die hier natürlich nicht mit einer in das Detail eingehenden

Ausführlichkeit anzuſtellen iſt, wird, indem ſie den Principien nachforſcht, ſich eben ſo abweichend gegen die ſyſtematiſche Oppoſition der ſogenannten Humaniſten, wie gegen die blinde Praxis derer zu verhalten haben, die durch das Geltendmachen ſogenannter realiſtiſcher Tendenzen eine neue Aera der Volkswohlfahrt herbeizuführen vermeinen. — Der Zweck dieſes erſten Artikels iſt nun, den Nutzen darzulegen, den die höheren Bürgerſchulen ſtiften können; in einem zweiten ſoll auf die Gefahren hingedeutet werden, die uns drohen, ſobald man entweder dieſe Inſtitute nicht aufkommen läßt, oder ihnen aus Unkenntniß ihrer wahren Aufgabe und Bedeutung eine falſche Richtung geben ſollte. Ein dritter Artikel endlich iſt beſtimmt, die Organiſation der höheren Bürgerſchule zu beſprechen.

Hr. Mager beſtimmt S. 76 die höhere Bürgerſchule für diejenigen, welche er, „in Ermangelung eines beſſeren Wortes," die Gebildeten, im Gegenſatz gegen den „gemeinen Mann" und die „Gelehrten," nennt. Das iſt, wenn wir die Ausdrücke „gebildet" und „gelehrt" in ſeinem Sinne nehmen, im Allgemeinen richtig; nur hätte er offenbar ſagen müſſen: „für diejenigen, welche zu einem ſolchen Berufe beſtimmt ſind, denen nur Gebildete angehören ſollten." Dann erſcheint unter den Zwecken, welche nach der Anſicht des Verf. durch den Schulunterricht für ſolche Perſonen angeſtrebt werden ſollen, als der wichtigſte eine ſolche Entwicklung der Intelligenz, daß durch ſie der Sittlichkeit des Bürgerſtandes eine feſte Grundlage gegeben werde, da ohne entwickelte Intelligenz „in derjenigen ſocialen Sphäre, wo die Reflexion die Grundlage des Lebensberufes iſt," wahre Sittlichkeit nicht vorhanden ſein könne (S. 219). Nehmen wir hinzu, daß S. 213 geſagt wird: „Bürgerſchulen bedürfen alle (deutſchen Länder); denn es liegt im Intereſſe des Staats, daß nicht nur die Wenigen, die ihm enger als Beamte verbunden ſind, den Sinn des Staats haben, ſondern daß alle Vollbürger denſelben haben," und berückſichtigen wir, daß Hr. Mager an vielen Stellen ſeines Buches der Beſchränkung auf bloße Fachbildung ſcharf entgegentritt, die humane Bildung vielmehr als ein um ſeiner ſelbſt willen zu erſtrebendes Gut betrachtet, und namentlich S. 93 verlangt, es ſolle die Bürgerſchule zur Theilnahme „an dem modernen Culturleben in Religion und Kunſt" erziehen: ſo können wir nicht umhin, ihm eine eben ſo richtige als würdige Meinung von dem eigentlichen Zwecke der Bürgerſchulen zuzuſchreiben. Nur ſteht ſehr zu bezweifeln, daß dieſer durch die von ihm vorgeſchlagene Organiſation, die im dritten Artikel näher zu beleuchten iſt, erreicht werden kann. Ja, er würde überhaupt durch ſolche Anſtalten nicht zu erreichen ſein, wenn die Gegner mit Recht behaupteten, daß das in ihnen unvermeidliche Zurücktreten der claſſiſchen Studien und die durch ſie beförderte Richtung der jugendlichen Gemüther auf die Beſchäftigung mit den Hervorbringungen der Natur weſentlich dazu beitragen müſſe, unſer Volk immer mehr der freien und wahrhaft humanen Bildung zu entfremden, und ſtatt der höchſten Intereſſen des Menſchengeiſtes das Streben nach Erwerbung materieller Güter zur Herrſchaft zu bringen. Es wird daher gefordert, daß auch die künftigen Mitglieder des von Hrn. Mager ſogenannten gebildeten Standes ihre allgemeine Bildung auf den Gymnaſien oder ähnlichen Anſtalten erlangen, dagegen für ihr beſonderes Fach erſt nach der Schulzeit ſich ausbilden ſollen.

Offenbar bedenken die Humaniſten, indem ſie ſolche Anſichten ausſprechen, dreierlei nicht: erſtens nicht, daß das Gymnaſium keine in ſich geſchloſſene Bildung ſeinen Zöglingen mittheilt, daß es vielmehr, wie in ihm ſelber die niedere Klaſſe hauptſächlich nur für die höhere vorbereitet, ſo auch in ſeiner oberſten Klaſſe auf die Univerſität hinweiſt, und daß dieſe erſt, indem ſie die allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung durch die Philoſophie vollendet, zugleich durch die beſonderen Wiſſenſchaften die Vorbereitung für eine beſtimmte Berufsthätigkeit abſchließt. Wenn man aber die Schüler der Gymnaſien aus der Mitte ihrer noch fortſchreitenden Schulbildung herausreißt, und ſie einem bürgerlichen Berufe übergiebt, ſo treten ſie an denſelben heran, ohne daß die Elemente der Geiſtesbildung, die ſie bereits in ſich aufgenommen haben, in irgend einer für ſie fühlbaren Beziehung zu derjenigen Thätigkeit ſtehen, welche auszuüben ſie nun lernen ſollen. So werden jene Elemente, aus denen das Schönſte ſich entwickeln könnte, vielfältig zu einem todten Schatze für ſie, und man darf es den ſogenannten Praktikern nicht verargen, wenn ſie von den Gymnaſien ſagen, daß dieſe wohl für den künftigen Gelehrten gut ſein möchten, daß aber der künftige Landwirth, Fabrikant ꝛc. nichts in ihnen lerne, „was er für das Leben gebrauchen könne." Der Ausdruck iſt allerdings höchſt unangemeſſen; jedoch liegt ihm eine gewiſſe Wahrheit zu Grunde. Denn da die Bildung eines bisherigen Gymnaſiaſten nicht in beſtimmter Beziehung zu einem Gewerbe ſteht, ſo muß er daſſelbe auf eine eben ſo mechaniſche Weiſe erlernen, wie der Lehrling, der eine weit geringere oder auch gar keine Schulbildung genoſſen hat. Was er an einer ſolchen beſitzt, kann ihm erſt ſpäterhin, und auch nur dann zu Gute kommen, wenn ſein Charakter ſtark genug iſt, um den edleren Sinn und die höhere Gewandtheit des Geiſtes, welche er durch die denkende Beſchäftigung mit den Elementen der Schulwiſſenſchaften erworben hat, auch unter dem geiſttödtenden Drucke mechaniſcher Arbeit ſich zu erhalten. Dieſer Druck iſt ſogar härter für ihn, als für den, der, bei dem Pfluge oder in der Werkſtatt ſeines Vaters aufgewachſen, ſchon im kindiſchen Spiel und vermöge der täglichen Anſchauung einen gewiſſen Grad mechaniſcher Fertigkeit und einen Vorrath von Fachkenntniſſen ſich angeeignet

hat, und nicht durch die Bekanntſchaft mit ſo vielem Edlen und Schönen, namentlich auch mit den großen Thaten und Männern der Geſchichte, ſich in dem Falle befindet, auf ſein eigenes mechaniſches Thun mit Geringſchätzung herabzublicken. — Zweitens berückſichtigen jene Gegner nicht, daß die höhere Bürgerſchule, wenn ſie ihrem wahrhaften Zwecke gemäß organiſirt iſt, ihre Zöglinge zwar auf einen beſonderen Beruf vorbereiten, aber denſelben eben als einen beſonderen, den allgemeinen Zwecken des Staates, der Wiſſenſchaft, der Religion nur dienenden erſcheinen laſſen wird: ein Verhältniß, welches in dem dritten Artikel näher betrachtet werden ſoll. — Drittens endlich vergeſſen ſie, daß die höhere Bürgerſchule diejenigen, welche es künftighin mit der Bewältigung der Materie zu thun haben, befähigen ſoll, dieſelbe nicht durch äußerlich erlernte Kunſtgriffe, ſondern durch eine bewußte und verſtändige Anwendung ihrer eigenen Geſetze zu behandeln und dem Geiſte dienſtbar zu machen. Das Erkennen dieſer Geſetze, in welchen bekanntlich die der Natur immanente Vernunft beſteht, wird aber nur durch das Denken erreicht, iſt alſo unmittelbar eine Erhebung über die Materie, die, ſo lange ſie unverſtanden iſt, als eine dem Geiſte gegenüber ſelbſtändige Macht angeſtaunt wird, ſo daß der Menſch ſich nicht als Geiſt zu ihr verhalten kann. Durch das Erkennen hingegen werden die in der Bürgerſchule Gebildeten befähigt, die denkende Behandlung der natürlichen Kräfte zu ihrer Lebensthätigkeit zu machen; es wird dadurch ein wichtiger Theil der Bürgerſchaft des Staates der gedankenloſen Arbeit für den Erwerb, der recht eigentlich materiellen Arbeit, überhoben und in ein ideales Verhalten der Natur gegenüber geſtellt. Freilich iſt dieſes als Verhalten zur Natur noch nicht wahrhafte Idealität, die vielmehr Verhalten des Geiſtes zum Geiſte iſt. Aber es iſt vermittelſt deſſelben die erſte Stufe *bewußter* Freiheit von der Natur erreicht, da dieſe hier nicht mehr eine Macht für den Menſchen iſt, die ihn nöthigt, ſeines geiſtigen Weſens uneingedenk, ſich als ein *auch* natürliches Weſen zu ihr zu verhalten. Es iſt ſehr viel gewonnen, ja es iſt ſchon ein Zweck, der für ſich ſelbſt einen Werth hat, erreicht, wenn eine beſondere Klaſſe der Staatsbürgerſchaft auf einen höhern Standpunkt der Bildung und der geiſtigen Freiheit gebracht iſt. Aber es iſt das auch ein Gewinn für den *ganzen* Staat.

(Fortſetzung folgt.)

I. „Gedichte von Wilhelm Smets.“
II. „Gedichte von Berthold Staufer.“

(Fortſetzung.)

„Der Schächer“ (S. 54) iſt unter den zunächſt folgenden das bedeutendere. „Der Knabe Jeſus“ (S. 58), der die aus feuchtem Thon gebildeten Vögel ſeiner neidigen Spielcameraden mit einem Stäbchen berührt und lebendig davon fliegen läßt, iſt doch gar zu kindiſch. Eben ſo kleinlich iſt die Spielerei mit den drei Lilien (S. 71) und die Erlöſung der fünf Welttheile nach den fünf Kreuzeswunden Jeſu (S. 74) in: „Der Traum des Rabbi.“ — Vor „Der Aermelraub,“ „Der Fiſcher und der Papſt,“ „Der heilige Germanus zu Auxerre“ zeichnet ſich (S. 83) „Die heilige Gudula in Brüſſel“ aus. Aber „Karl's V. Seelenamt in St. Juſt“ könnte und ſollte tragiſcher, dagegen „Die Hackefey“ (S. 90) komiſcher und kürzer dargeſtellt ſein.

Das Oratorium: „Die Könige in Israel“ entbehrt ebenfalls der höhern tragiſchen Kraft.

„Ein Lied an die ſchöne Stadt Aachen,“ ſonſt unbedeutend, beſingt die Stadt, worin er zuerſt „geglaubt, geliebt, gehofft;“ wo ihm ein Stern aufging, der ſo hell erglänzte:

„Sein Strahl und Klang erweckte
Mir der Romantik Quell.“

Einen ſchlimmen Anfang haben die im zweiten Buch erſcheinenden Romanzen in der ſchon genannten mißrathenen „Romanze vom Pedanten und Philiſter,“ zu welcher Uhland's Romanze vom Recenſenten ein ganz anderes Vorbild gab. Die Romantik der Liebe, die Lieder der Minne muß der katholiſche Prieſter in ſeiner Gedichtſammlung nothwendig etwas ſtiefmütterlich behandeln. Und vielleicht iſt es der Mangel eines vollen durchgelebten und durchgejubelten Liebesfrühlings, welcher ihm überhaupt die Pulsader der Poeſie nicht zum vollen, ſtarken Gange kommen ließ. Wirklich ſieht auch „Sängerliebe,“ „Das ſtolze Fräulein“ (S. 151), „Stummer Schmerz“ — nicht darnach aus, als ob ſie aus vollem, ganzen Leben gegriffen und geſungen wären. „Die drei Kirchhofroſen,“ „Die todte Hand,“ „Der Roſenſtock zu Hildesheim“ aber reichen nicht aus, um einer Uhland'ſchen Romanze — auch nur die Schuhriemen aufzulöſen. „Melano“ dagegen (S. 162), „Der Schmied von Aachen,“ „Gilgen Lorch vom Rheinberge,“ „Der Sarg,“ „Der Dichter Wettſtreit in Florenz“ (S. 191) haben vor den umliegenden und nachfolgenden theils ſo gar nichts beſagenden Gedichten Werth und Intereſſe.

Nun die „Lieder des Kriegs,“ hauptſächlich aus der Napoleoniſchen Geſchichte, im Ganzen von wenig poetiſchem Reiz, zu lang geſtreckt, viel Gemachtes und Nachgeahmtes und Bedeutungsloſes, durch Erinnerung an die Zedlitz'ſche Todtenſchau und Heine's Grenadiere nur um ſo weniger genießbar — oft bloße Reimereien. Ganz beſonders geſchmacklos iſt „Das Grab der Zehntauſend bei Waterloo“ (S. 243). Und was Napoleon dazu ſagen würde, wenn er erführe, was ein deutſcher Dichter ſein „Standbild auf der Vendome-Säule „aus ehr'nem Munde“ faſeln läßt (S. 246). So ſpricht kein Napoleon im Schlafe, geſchweige als Geiſt. —

Mit dem romantiſchen „Geiſterſtimmengeſang" weiß überhaupt Herr Smets wenig haushälteriſch und geſchickt umzugehen.

Erquickend ſchließt das zweite Buch mit „Auguſtina," dem Mädchen von Saragoſſa.

Das dritte Buch bietet neben einigen anſprechendern Gedanken und Bildern vieles Unbedeutende und bloß Gelegenheitliche in Lied und Sonnett, was bei Uhland, Rückert und Karl Mayer beſſer und ſchöner geſagt iſt, insbeſondere eine ſehr unſchmackhafte „Romanze vom Rosmarin." Das ſonſt nicht ganz üble „Lied vom geſunden Manne" ſchließt:

Drum freue ſich, wer froh und friſch
Lebt, gleich dem Vogel und dem Fiſch;
Drum freu' ſich der geſunde Mann,
Der Alles trägt und Alles kann,
Und ſing' und ſpring' und ſchwing' den Hut:
Geſundheit iſt mein beſtes Gut!" — ! —

Zum Schluſſe noch einige vortreffliche „Ueberſetzungen" nach Lamartine, Delavigne, Delphina Gay, faſt alle anſprechend, zum Theil ergreifend und in ihrer Wirkung nicht geſchwächt, vielleicht eher gehoben durch die Uebertragung in das deutſche Idiom. —

Was die Handhabung der Form in dieſen Gedichten im Allgemeinen betrifft, ſo ſoll manche Fertigkeit nicht verkannt ſein, aber zu dem Mangel an originellen Metren, zu der oft unpaſſend nachgeahmten Schiller'ſchen Romanzen- und Balladenform kommt eine Unzahl von Härten, ungewöhnlichen und unpoetiſchen Ausdrücken, falſchen Reimen und Bildern, und beſonders Verſtößen gegen das Metrum. Um Einzelnes anzuführen:

S. 184: „Der Schärfrichter von Bergen."

S. 185: „Der unehrliche Tänzer kniet."

S. 324: „Die mich in Liebe gezeugt, an Alter ungleich und Geſinnung."

S. 328: „Ha, wie ſtanden gereiht, Lieblinge der Jügend, die Dichter."

S. 297: „Himmliſch verklärt." — —

Härten, wie (S. 156) „Werd't ihr Anderen nicht geſcheiter." S. 198: „Göttlich's Schauſpiel." S. 267: „Ahnt' ich nicht des Geiſt's Beſchwören." S. 325: „Unſelig's Geſchick" — ſind ſehr häufig.

S. 51 durchwatet St. Chriſtophorus „die ſäuſelnde Well." S. 172 „ziſchen aus der Scheide Seines Schwertes Flammenblitze." S. 304 ſtieren „die naſſen Blicke." S. 310 heißt es: „nach oben ſchau, entrudre dich der Brandung." S. 315 iſt Mailand „Europas Gartenthüre." — —

Manche Kritiker würden auf dieſes hin das ganze Buch verdammen. Aber Sodom wäre nicht untergegangen, wenn auch nur fünf Gerechte darinnen geweſen wären. Wir haben uns im vorliegenden Buche viel, ſehr viel weggewünſcht, doch hat uns anderes auch angeſprochen, und aus dem Ganzen, ſelbſt aus dem Verwerflichen blickt uns ein ſo mildes, frommes Prieſterantlitz, ſchlägt uns ein ſo reines, biederes, liebenswürdiges Dichterherz entgegen, daß wir darum eine Verwerfung des ganzen, obgleich nicht bedeutenden (388 Seiten ſtarken) Buches für mehr als Grauſamkeit, für eine Art von Juſtizmord anſehen müßten.

Faſt daſſelbe Urtheil wohl möchten wir über die Gedichte von Stauſer fällen, nur daß uns dieſe bei weniger Umfang weniger Fehler und doch faſt mehr Anziehendes zu bieten ſcheinen. Auch Stauſer bietet nichts Neues, aber das Meiſte von dem, was er giebt, iſt Blüthe und Frucht einer lyriſchen Subjectivität, der es, wenn auch an höherem Schwung und höherer Idealität, doch nicht an Wahrheit, Friſche und Leben fehlt. Seine Lieder ſind nicht im höhern Chor, es fehlt ihnen der ideale Schmelz, in welchen eine entſchiedene poetiſche Gabe, eine geſtaltungskräftige Phantaſie ihre Gebilde taucht, ſie ſind ſubjective Erlebniſſe und erheben ſich auch nur einigemal dürftig auf den objectivern Boden der Romanze und Ballade. Aber es iſt eben gelebt, was da geſungen iſt, es giebt ſich einfach und beſcheiden dar und läßt ſich auch meiſt eben ſo leicht und anmuthig nachempfinden und mit erleben.

(Schluß folgt.)

In meinem Verlage erſcheint:

Geſchichte

der

Naturphiloſophie,

von Baco von Verulam bis auf unſere Zeit.

Von

Dr. J. Schaller,

Profeſſor a. d. Univerſität zu Halle.

1. Band. gr. 8. 1841.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

481

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

21. Mai. № 121. 1841.

Mager „die deutsche Bürgerschule."

(Fortsetzung.)

Es möge gestattet sein, bis ein angemessenes Wort sich findet, alle diejenigen, deren Beruf in der Cultur, der Formation und der Herbeischaffung materieller Güter besteht, mit dem gemeinschaftlichen Namen der Gewerbtreibenden zu bezeichnen. Unter diesen bewirken diejenigen, welche durch gebildete Kenntniß der Naturgesetze und der materiellen Bedürfnisse eines Gemeinwesens vor Andern zur Leitung eines Geschäftes berufen sind, das nur durch das Zusammenwirken einer größeren Anzahl von Menschen, deren jedem die bestimmte Art seiner Thätigkeit vorgeschrieben wird, zu Stande kommen kann, zunächst, daß ihre Untergebenen Gelegenheit erhalten, sich eine Einsicht in den verständigen Plan, nach welchem sie arbeiten, zu verschaffen. Benutzen sie diese Gelegenheit, so werden sie ihre bisher nur nach einem unverstandenen Herkommen geregelten und gedankenlos verrichteten Arbeiten nunmehr in einer verständigen und darum menschlicheren Weise vollführen und damit auf eine höhere Stufe des Bewußtseins, der geistigen Bildung treten. Benutzen sie diese Gelegenheit nicht, arbeiten sie vielmehr blinden Werkzeugen ähnlich nach einem zwar verständlichen Gesetze, das sie aber doch nicht verstehen, weil sie nicht den Willen dazu haben, so tragen sie diese Schuld entweder allein, und sie würden unter allen Verhältnissen sklavische Lohnarbeiter sein, oder die Schuld liegt eben so sehr an der schlechten Erziehung und dem mangelhaften Volksunterricht, deren Zustand dann durch die dazu Berufenen verbessert werden muß. Keines Falles aber darf man den Maschinen und den Fabriken etwa zur Last legen, daß durch sie auch der Arbeiter zur Maschine herabgesetzt werde; sie können zu einem so traurigen Resultate nur dann beitragen, wenn sie selbst noch in einem unvollkommnen Zustande sich befinden und die Staatspolizei sie nicht gebührend überwacht. Außerdem üben die großen Gewerbsanstalten, die wohl eingerichteten Landgüter, eben so die Gewerbtreibenden, deren Productionen entweder auf wissenschaftlicher Kenntniß der Natur beruhen, oder in ihren Formen sich den Werken der bildenden Künste nähern, auf den Bauer und den Handwerker die Macht des Vorbildes aus, so daß diese durch die Anschauung der gedankenvollen Arbeit Anderer zu einer verständigen, auf eigener Erkenntniß beruhenden Nachahmung angeregt werden und dadurch ihr Gewerbe und sich selbst veredeln.

Die immer weiter sich verbreitende verständige Bearbeitung der Materie wirkt ferner dadurch vergeistigend auf die Menschen, daß sie die den Geist verdumpfende physische Arbeit vermindert. Die Production wird eine leichtere, mannigfaltigere, sie bereichert also auf eine immer mühelosere Weise die, welche sich mit ihr befassen, so daß immer weniger Menschen durch die Sorge um das tägliche Brot darniedergedrückt werden, und immer mehr Gewerbtreibenden die Unbefangenheit des Gemüthes zu Theil wird, vermöge welcher es ihnen möglich ist, auch für die allgemeinen geistigen Angelegenheiten ihres Volkes sich zu interessiren. In je weitern Kreisen sich solches Interesse verbreitet, je bewußter und energischer es wird, um so viel mehr werden diejenigen, deren Lebensberuf die Förderung jener allgemeinen Angelegenheiten ist, aus ihrer Vereinzelung herausgerissen, und um so viel weniger kann diese Förderung das ausschließliche Amt eines abgesonderten Standes sein, sei dieser nun eine Aristokratie, eine Hofdienerschaft, ein Beamtenstand, oder ein Clerus, oder ein Gelehrtenstand, oder eine Künstlerzunft. Vielmehr wird der Kreis lebendig Theilnehmender sich immer erweitern und eine immer kräftigere Einwirkung auf die vor Andern zur Ausübung der besondern Functionen Befähigten und Berufenen ausüben, bis diese Theilnahme und die aus ihr hervorgehende Einwirkung durch gesetzliche Bestimmungen zu einer bewußten Thätigkeit der ganzen Nation, zu einer wahrhaften Nationalsache sich entwickelt. Auf diese Weise tritt die noch einseitige geistige Bildung, welche durch die Einsicht in die Naturgesetze sich erzeugt, mit den schon vermöge ihres Gegenstandes freien Bestrebungen des Geistes in Berührung, wird von ihnen in Bewegung gesetzt, über ihre anfängliche Schranke hinausgetrieben und wirkt wiederum auf sie so zurück, daß sie an Lebendigkeit, Freiheit und

Wahrhaftigkeit in ſteigendem Maße gewinnen und in immer ungehemmterem Fluge ihrem abſoluten Ziel entgegenſtreben.

Jedoch wirkt zu einem ſolchen Reſultate die wachſende Intelligenz des Gewerbſtandes nicht allein dadurch, daß ſie über ihre unmittelbare Sphäre ſich hinaustreibt und hinausgetrieben wird, ſondern ſie wirkt dazu auch durch die Hervorbringungen, auf welche ſie vermöge ihres Objectes zunächſt gerichtet iſt. Die Erleichterung des Erwerbes materieller Güter kommt nämlich auch denen zu Gute, die unmittelbar im Dienſte des Geiſtes zu arbeiten berufen ſind; theils wird ihre Arbeit für die phyſiſche Erhaltung vermindert, theils wird ſie ihnen ganz abgenommen, indem die Gewerbtreibenden immer mehr ſich gedrungen fühlen, denen, die für ihre höchſten Intereſſen thätig ſind, die rein auf den Erwerb gerichtete Arbeit zu erleichtern, und es ihnen immer mehr möglich wird, dieſem Drange nachzugeben. Weſentlicher iſt es, daß der Staat, durch den Reichthum ſeiner Bürger ſelbſt bereichert und damit in den Stand geſetzt wird, von materiellen Schranken nicht behindert, „für ſeine weſentlichen Zwecke," d. h. für die Erhaltung und Entwicklung des geiſtigen Volkslebens, ſomit für die Herbeiführung wahrhafter, realer Freiheit erfolgreich zu wirken (vgl. S. 213 flg.).

Endlich mag zwar übergangen werden, welche äußern Mittel zur Förderung wiſſenſchaftlicher Erkenntniß durch eine intelligente Induſtrie hervorgebracht werden; aber das dürfen wir nicht unerwähnt laſſen, daß der vermittelſt ihrer unendlich erleichterte und vermehrte Verkehr der von einander entfernt wohnenden Menſchen die verſchiedenen Provinzial- und Localgeiſter ihrer räumlichen Abſonderung entreißt. Dieſe erhalten dadurch Gelegenheit, auch ihre innerliche Geſondertheit aufzuheben und ſich ihrer Einheit bewußt zu werden, einer Einheit, in welcher — dafür bürgt namentlich der Charakter des deutſchen Volkes — ſie ihre Eigenthümlichkeit nicht verachtend von ſich werfen, ſondern ſie nur veredeln, indem der Gegenſatz gegen die andern Eigenthümlichkeiten die Selbſterkenntniß vermittelt. Ihre wahre Selbſterkenntniß aber beſteht darin, ſich in ihrer Wahrheit, d. h. als die nothwendigen Momente des Einen Volksgeiſtes zu erfaſſen. In der hartnäckigen Abſchließung gegen einander fühlen ſie dagegen ihre Beſtimmtheit nur als eine durch die Natur geſetzte, mithin gegen die andern Beſtimmtheiten nur negativ ſich verhaltende Schranke. Das Erkennen der geiſtigen Beſtimmtheit iſt aber unmittelbares Hinausgehen über ſie, die dennoch erhalten wird. Wen die Theorie von dieſer Wahrheit nicht überzeugt, und wer nicht weiß, daß für das deutſche Volk ſich die Wahrheit ſchon theilweiſe in der Erfahrung als wirklich bewährt hat, der blicke auf den gegenwärtigen Zuſtand der europäiſchen Nationen. Da kann Niemand läugnen, daß der erhöhte Verkehr zwiſchen den drei Hauptvölkern weſentlich dazu beigetragen hat, nicht etwa, die Verſchiedenartigkeit der Nationalitäten geringer und farbloſer zu machen, vielmehr die Nationen zu einem immer beſtimmtern Bewußtſein derſelben zu bringen und dadurch die Eigenthümlichkeit einer jeden zu vergeiſtigen und zu veredeln, ſie von der Rohheit des bloß natürlichen Unterſchiedes, deſſen unmittelbare Aeußerung der Nationalhaß iſt, zu befreien. Wenn aber die Vermehrung des Verkehrs von einem ſo ſchönen Erfolge begleitet geweſen iſt, ſo muß die Erfindung der Eiſenbahnen uns die Ausſicht in eine glänzende und große Zukunft eröffnen. Freilich ſind gerade die Eiſenbahnen das Stichblatt derer geworden, welche das Intereſſe einſeitiger Gelehrſamkeit oder ſogenannter natürlicher Sittlichkeit vertreten wollen. Dieſe erblicken in der neuen Erfindung eines der gefährlichſten Werkzeuge des immer mehr zur Herrſchaft ſich drängenden Materialismus. Wer aber für die Sittlichkeit zu kämpfen meint, indem er uns in den Zuſtand der natürlichen Sittlichkeit zurückzuführen ſtrebt, weiß nicht, was er will. Denn die natürliche Sittlichkeit iſt zwar auch Sittlichkeit, aber noch in ihrem Anfange, und darum eben ſo ſehr noch Rohheit; die wahre Sittlichkeit dagegen iſt geiſtigen Weſens, ſie iſt Freiheit von der Natur und von den durch dieſe unmittelbar geſetzten Zuſtänden der Menſchen. Daher ſind es die Feinde der Sittlichkeit, welche in ſolche Zuſtände uns wieder verſetzen wollen, und um ſo ſchlimmere Feinde, je eifriger ſie für ihre Freunde ſich ausgeben. Ebenſo ſind gerade diejenigen, welche die Erfindungen der Induſtrie, als aus materialiſtiſchem Sinne hervorgegangen und zu materialiſtiſchem Sinne hinführend, verdammen, die recht eigentlichen Beförderer des Materialismus; denn eben ſie wollen die Menſchen unter die Herrſchaft der Materie, von welcher die Induſtrie uns befreien will, zurückführen; ſie wollen den Menſchen nöthigen, daß er nicht als geiſtiges, ſondern als körperliches Geſchöpf arbeite, wie das Pferd und die todte Maſchine. Es ſollte doch wahrlich jeder gebildete Menſch, der zum Bewußtſein geiſtiger Würde gelangt iſt, hoch aufjauchzen, wenn er ſieht, daß der Geiſt die Materie in ſolchem Maße überwältigt hat, daß ſie ſelbſt, „zu Eiſenbahn und Dampfwagen geformt," in ſeinem Dienſte ihre eigene Grundbedingung, nämlich die des Raumes, wenn nicht aufhebt, ſo doch auf ein Minimum ihrer den Geiſt beſchränkenden Macht reducirt.

Betrachten wir näher, worauf jene Gegner des Materialismus, die aber in der That ſeine eifrigſten Beförderer ſind, eigentlich hinaus wollen, ſo iſt es ein wunderbares Schauſpiel, daß die Humaniſten durch ihre Polemik gegen die höheren Bürgerſchulen und durch die Begünſtigung einer einſeitig philologiſchen Gymnaſialbildung, gerade im Fall eines Erfolgs ihrer Beſtrebungen am meiſten dazu beigetragen haben würden, um den Zuſtand natürlicher Sittlichkeit, den zu zerſtören ſo recht eigentlich ihr Werk gewe-

ſen iſt, wieder unter uns heimiſch zu machen. Um das aber zu beweiſen, muß dargelegt werden, was denn eigentlich die natürliche Sittlichkeit, welche man meint, geweſen und wie ſie, um hoffentlich nie wieder in unſer Leben zurückzukehren, zu Grunde gegangen iſt.

Die Verehrer der gewordenen Zuſtände, der natürlichen Sittlichkeit, verlegen die goldene Zeit derſelben in das germaniſche Mittelalter, als ob ſie nicht wüßten, daß dieſes den unerbittlichen Feind ihres Götzen, das Chriſtenthum, in ſeinem Buſen nährte. Von der Religion des Geiſtes iſt die Zerſtörung aller Inſtitutionen ausgegangen, welche den Geiſt der Menſchen an die Natur feſſeln, ihn nicht aus der Gebundenheit zur Freiheit ſich wollten entwickeln laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

I. „Gedichte von Wilhelm Smets."

II. „Gedichte von Berthold Staufer."

(Schluß.)

Grundton iſt die Liebe. In der erſten Abtheilung wird geſungen: erſtes Finden und erſte Trennung; Heimath und Reiſe; Erinnerung und Sehnſucht; Klage und Troſt der Liebe. Neben manchem Anſprechenden freilich auch recht viel Unbedeutendes, Mattes und Schiefes. Z. B. „Wilde Liebe" (S. 42):

— — — „Gemerkt hab' ich die Stelle,
Die küßte der köſtliche Mund,
Und habe den Becher genommen,
Geleert ihn bis zum Grund.

Und daß nicht Andre kommen
Und trinken gleich mir daraus,
So muß ich mit den Zähnen
Das Stück mir beißen heraus."

Dieſer Schluß iſt gar zu wild! — Schön dagegen iſt: „Schwermuth der Ungetreuen" (S. 47):

„In die Seele drang mir tief die Kunde,
Daß die Schwermuth dir am Herzen liegt,
Daß das Lächeln wich von deinem Munde
Mancher Seufzer deine Bruſt beſiegt.

Ach! was dir in eigner Bruſt gekeimet,
Was, ein Himmelsthau, dein Herz getränkt,
Deine Liebe hat's ihm angeträumet,
Hat dein frommer Glaube ihm geſchenkt" u. ſ. w.

„Phönix," eine prometheiſche Bitte um Vernichtung oder Liebe. Dem ſchließt ſich an der unpoetiſche „Unmuth," der ſich vornimmt, „Hinwerfen auf die Straße will ich mein blutend Herz." Von der „Liebe gegen beſſeres Wiſſen," von der er ſagt:

„Sie ſieht mit Luſt den Dolch in meinem Herzen
Und drückt ihn ein mit ihres Aug's (!) Gewalt."

befreit er ſich in edler „Losſagung."

„Die Liebe ſuch' ich in dem Grund der Seelen,
Ein Herz in warmer Bruſt,
Nicht kann ich mich ſo wilder Glut vermählen,
Ich will die Liebe, nicht die Luſt."

Von den zwei „Volksliedern" iſt „verſchwiegene Liebe" anmuthiger, als „des Burſchen Abſchied."

„Habt ihr ſie ſchon geſeh'n,
Sie, meinen Schatz,
Ueber die Gaſſen geh'n,
Ueber den Platz? —

Sittſamlich geht ſie fort,
Jedermann grüßt,
Schaut ſich um, red't ein Wort,
Wer von ihr wüßt'!

Aber der Alles weiß,
Sagt es euch nicht,
Steigt ihm auch glühend heiß
Blut ins Geſicht.

Aber im Herzen drin
Weiß ich es gut,
Daß ich im Sinn ihr bin,
Was ſie nur thut.

Kommt dann die Nacht herein,
Dunkel und ſtill,
Wie ich im Garten dein
Küſſen dich will.

Die du nicht um dich blickſt,
Kaum, daß du grüß'ſt,
Feſt mich dann an dich drückſt,
Tauſendmal küß'ſt.

Küß'ſt unter'm Sternenzelt
Herzlich du mich,
Wer iſt dann auf der Welt
Sel'ger als ich?"

„Liebesprobe," kein neues Motiv, doch hübſch und beſſer als „der Spielmann." — „Der Fürſt von Thoren" ſollte noch launiger gehalten ſein, gemäß der Intention, wie ſie am Schluß hervortritt:

„Und immer ſoll ich trinken
Und trinken nur allein.

Und kann mir doch nicht munden;
Erbarmt, erbarmet euch!
O wär' ich wieder drunten!
Vermaledeites Reich!"

„Die drei Bergleute" und „der wilde Jäger" würden bei etwas ſtärkerer Betonung von ungleich größrer Wirkung ſein. „Meerkönigs Heimkehr," ein Seitenſtück zur „Liebesprobe." Die folgenden, „der Fiſcher und die Fee," „der See," „ſchön Siglith" ſind unbedeutend. „Die Mädchenklagen" ſind wohlempfunden; aber wie kann der Dichter ausrufen laſſen: „Einſam muß ich nun verenden" — ein unedles Wort, das er noch öfters in der Folge gebraucht. Hier kommt auch in einige Gedichte ein mattes Cokettiren mit „Thaten," z. B. S. 110:

„Und eh' dein Blick um Minne wirbt,
Schenk' Thatenwein mir ein." — ! —

Und S. 150 ſogar:

„Sei vergeſſen denn mein Träumen,
Doch nur, wenn der Ernſt mich ruft,
Und die Bruſt ſich ohne Säumen
Baden kann in — Thatenluft.“ — ! —

In dem ſchönen Liede: „Heißes Sehnen,“ fällt als falſches Bild und unnatürlich geziert auf der Vers:

„Lebt denn die Seele nicht, die Alles,
Ihr Alles um mein Alles tauſcht?
Und der aus meines Weſens Haine
Ihr eignes Ich entgegenrauſcht.“

Dem „Weinlied“ (S. 140) möchte man nur wieder mehr Kraft, mehr Erinnerung an „des Baſſes Grundgewalt“ wünſchen. Recht munter iſt namentlich der Schlußvers von „nächtlicher Gang.“

„Luſtig fort in ſchwarzer Nacht! Mag der Himmel ſcherzen.
Luſtig fort! wo Liebe wacht, Finden ſich die Herzen.
Iſt kein eing'ger Vogel wach, Sing ich ſelbſt ein Liedchen,
Bin ich aber unter Dach, Lohnt ſich erſt mein Müthchen.“

Faſt aber irre wird man an dem poetiſchen Sinn des Verf., wenn man „Wanderers verlorne Liebe“ im fünften Sonett lieſt:

„Ihr wißt nicht, wie ich muß das Leben haſſen,
Daß ich verſchlucken ſoll die Thränenquellen.“

Im Uebrigen laſſen ſich die Sonnette, womit das erſte Buch ſchließt, recht wohl leſen.

Die zweite Abtheilung bringt nun holde Liebesgewähr und Liebesfreude, die Sehnſucht iſt geſtillt, Heimath, Liebe, Seligkeit errungen. „Ein Liebefrühling,“ auch nach Rückert's Liebefrühling noch annehmlich bildet die Perle des Büchleins. Schlicht und einfach, aber innig und ſeelenvoll ſingen und leſen ſich die tiefgelebten und wohlempfundenen Liedchen. In „den ſinnigen Epiſteln an die Geliebte“ leſen wir:

„Liebe nur iſt Quell des Lebens
Und der Seelen Element,
Und nach Frieden ringt vergebens
Wer der Liebe Kraft nicht kennt;
Todesarmen kann ſich nichts entwinden,
Auch das Schönſte trifft ein früher Tod,
Eines nur, die Liebe, kann verbinden
Ird'ſches ew'gem Morgenroth.“

Sonſt nur noch ein Beiſpiel des ſchlichten, innigen Tones:

„Ueber die Haiden und über die Wellen,
Mitten durch Wälder, in Hallen und Zellen
Folg' ich dir Guter, die Liebende ſprach;
Wenn du die Alpen rüſtig beſchreiteſt,
Oder den Strom hinüber du gleiteſt,
Immer und überall folg' ich dir nach.

Wo du nur gingeſt und wo du nur eilteſt,
Wo du nur ruhteſt und wo du nur weilteſt
Warſt du, Geliebter, und bleibſt du bei mir.
Wenn ſich der Himmel gerdthet am Morgen,
Oder die Sonne ſich Abends geborgen,
Immer und überall war ich bei dir.

Wenn du in blitzender Wahrheit getaget,
Wenn du geſtritten und wenn du gewaget,
Freudevoll ſchwebt ich, mein Kämpfer, um dich.
Laſſe mein Leben ſich in dich verſenken,
Böſes kannſt du nicht thun oder denken,
Mitten in deinen Gedanken bin ich.“

In der dritten Abtheilung ſingt das in ſich verſöhnte — mitunter auch proſaiſcher gewordene Herz (vgl. S. 204) das launige: „Er wird proſaiſch“ — ſeinen Lebensmuth und ſeine Lebenskraft, ſeine feſte, deutſche Geſinnung, ſeinen ſichern Glauben und ſeine getroſte Hoffnung auf die Zukunft namentlich „gewiſſen Sängern“ entgegen:

„Die ihr zu dem Grame ſchwört,
Und gleich einer feilen Buhle
Euer eignes Herz bethört,
Wollt ihr niemals euch erheben
Zu verſöhnendem Geſang;
Nur wie bange Geiſter ſchweben
Eures Jammers Nacht entlang?“

Ueberall geſundes Gefühl, das Herz auf dem rechten Fleck, wenn auch demſelben für dieſe Sonnette, die ſich mehr gegen und auf objectives als innerliches Leben wenden wollen, der Rückert'ſche Harniſch fehlt. Adlersſtärke und Nachtigallenfüße zu vereinigen, iſt nicht Jedem verliehen. Wie wir im Eingang ſagten, aller Thierquälerei feind, laſſen wir ſelbſt der Lerche und dem Spätzlein ſeine Triller und Freuden gern unverkümmert. Welcherlei Geſang nun eben dieſe letzten, tüchtige Geſinnung ausſprechenden Sonnette angehören, laſſen wir aber klüglich unentſchieden, um nicht zu guterletzt den Grimm auf uns zu lenken, vor dem ſich billig jeder Recenſent verwahrt, dem ſein Leben lieb iſt, nämlich den argen „Dichtergrimm“ (S. 305).

„O hätt' ich dich, o hätt' ich dich lebendig!
Kommſt du mir einſt in den Bezirk gegangen,
So laß ich fahen dich mit Spieß und Stangen,
Bis ich dich habe, jag' ich dich beſtändig.

Es freſſe flüſſig Blei dich dann inwendig,
Am allerhöchſten Baume ſollſt du hangen,
Gegriffen ſollſt du ſein mit glüh'nden Zangen,
O hätt' ich dich, o hätt' ich dich lebendig!

Verhaßter mir, als herber Saft der Reben,
Verhaßter, als die Handſchrift ſchlecht gefudelt,
Als eine früh're Buhle mir verhaßter.

Du, Bluthund, ſtehſt nach Ehre mir und Leben,
Du haſt mein Werk, mein Werk mir abgebudelt,
Du biſt ein ſchlechter Kerl, ein Kritikaſter!“ —

Dr. Lenz.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

485

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

22. Mai. № 122. 1841.

Mager „Die deutsche Bürgerschule."

(Fortsetzung.)

Die Eigenthümlichkeit eines jeden besonderen Volkes war wesentlich noch natürliche Bestimmtheit, die aber als natürliche Bestimmtheit des Geistes eines Volkes wohl als Volkscharakter sich manifestirte, jedoch nicht als Volksbildung; denn der Charakter ist nur die durch eigene Anstrengung sich erhaltende Existenz einer geistigen Eigenthümlichkeit, die Bildung ist das Bewußtsein über sie und ihren Inhalt. Die Bildung aber fehlt einem Volke, so lange die Individuen, welche zu ihm gehören, sich noch nicht frei von den Schranken wissen, in welche die Natur ihr Denken und Thun gebannt hat, wenn sie, wie das im Mittelalter der Fall war, sich an den Stand gebunden fühlen, in dem sie geboren sind. Da kann das Individuum nicht über seinen Stand, der Stand nicht über sich selbst hinaus wollen. Für recht, für sittlich und gut gilt da nichts, als was nach dem guten alten Herkommen in jedem besondern Stande als solches bestimmt ist. So konnten die verschiedenen Stände keine bewußte, sittliche Einheit, keinen Staat bilden. Was sie wirklich innerlich zusammenband, das wußten sie nicht, für sie war ihre Verbindung zu einem Gemeinwesen nur eine ganz äußerliche. Daher verlangte jeder Stand von dem andern nur, daß er ihn in seiner eigenthümlichen Sphäre sich mit Freiheit oder vielmehr nach Willkür gewähren ließe; aber Keiner war gesonnen, die Freiheit des Andern zu respectiren, sobald deren Geltendmachung der Geltendmachung seiner eigenen Willkür in den Weg trat. Daher die ewigen und unausbleiblichen Conflicte, sobald ein Interesse das andere, eine Willkür die entgegenstehende Willkür oder das entgegenstehende Recht verletzte. Dennoch waren diese von einander gesonderten Stände zu einem Ganzen, wenn dem Anscheine nach auch noch so äußerlich, verbunden; sie bedurften daher einer Einrichtung, welche für die Erhaltung dieses Ganzen bestimmt war. Da aber die Qualität des einzelnen Standes, vermöge deren er Glied eines Gemeinwesens war, noch als eine äußerliche, seinem Wesen nur zufällig anhängende erschien, so wurde dies Zufällige als etwas Gleichgiltiges betrachtet, welches man einem der Stände überließ, der dann die Sorge für das Ganze eben auch nicht als seine wesentliche Bestimmung, mithin nicht als eine sittliche Pflicht, sondern als ein besonderes Recht ansah, das er ebenso wie seine Güter von den Vätern ererbt hatte und auf die Nachkommen wieder vererbte und das er daher bloß zu seinem Nutzen zu verwenden hätte. Indeß war mit diesem nutzbaren Rechte auch die Last seiner Erhaltung, wenn das Bestehen der Gesammtheit von Außen oder von Innen her angegriffen wurde, verbunden, und wie die andern Stände auf jenes keine Ansprüche machten, so wollten sie auch keinen Theil an dieser übernehmen. Wurden sie aber dennoch durch eine gemeinsame Noth dazu genöthigt, so wurden, wie sie es meinten, ihre Dienste nur ihnen selbst geleistet, nicht aber der Allgemeinheit, die man den Staat nennen könnte, wenn sie eine sittliche Macht für das allgemeine Bewußtsein gewesen wäre.

Dessenungeachtet manifestirte sich in dieser seiner Naturbestimmtheit der Geist als das, was er ist, als die sittliche Macht, eben dadurch das bewußte Festhalten des Individuums an seiner besondern Naturbestimmtheit, worin die Ehre und die Tapferkeit des mittelalterlichen Menschen bestand. Als Geist aber verhält der Mensch sich nur, wenn er vom Geiste überhaupt weiß, und der Geist überhaupt ist Gott. Das Wissen von dem Gotte nun, an welchen das christliche Mittelalter glaubte, war dem Germanen nicht durch die Entwicklung seines eigenen nationalen Bewußtseins entstanden, sondern es war ihm aus der Fremde her zugekommen, und obgleich es nur durch dieses Wissen geschah, daß er in seinen weltlichen Verhältnissen sich als geistiges Individuum verhielt, denn es hatte ihn ja eben zu dem geistigen Individuum, das er war, gemacht, so konnte er doch diesen Zusammenhang noch nicht erkennen. Sein Verhalten zu der Welt und sein Verhalten zu Gott galten ihm noch als einander fremdartige Thätigkeiten, deren innige Einheit ihm nur in besondern Fällen und als etwas Zufälliges zu einem immer wieder verschwindenden Bewußtsein kam. So war ihm das Wissen von Gott, die Beschäftigung mit göttlichen Dingen, die Sorge für das Heil der

Seele ein beſonderes Geſchäft, das auch einem beſondern Stande zufiel, von welchem er in den Angelegenheiten, die die Beruhigung des Gewiſſens in dieſem Leben und die Seligkeit in dem jenſeitigen betrafen, willig ſich leiten ließ, dem er auch zu dieſem Zwecke gern einen Theil ſeiner irdiſchen Güter opferte, dem er aber doch aus allen Kräften opponirte, ſobald derſelbe eine Gewalt für ſich in Anſpruch nahm, die mit der Religion nichts zu thun zu haben ſchien.

Wir ſehen, daß die Freiheit des Mittelalters, die natürliche Sittlichkeit des ſtändiſchen Verhältniſſes, nicht ausreichte, um die Menſchen die allgemeinen Mächte der Religion und des Staates als die aus dem innerſten Weſen ihrer eigenen Vernünftigkeit herausgeborenen ſittlichen Gewalten erſcheinen zu laſſen. Vielmehr unterwarfen ſie ſich ihnen, obgleich ſie in Wahrheit ihnen nicht fremd waren, doch nur als fremden; ſie gehorchten ihnen nicht nach einer aus der Bildung und dem Wiſſen hervorgehenden freien Selbſtbeſtimmung des Willens, ſondern getrieben durch die Angſt um das Heil der Seele oder um die leibliche Exiſtenz, und, wo das nicht ausreichte, genöthigt durch die phyſiſche Uebermacht der geiſtlichen und weltlichen Herren — ein Zuſtand, der nur darum nicht zu abſoluter Knechtſchaft und Unſittlichkeit werden konnte, weil Freiheit und Sittlichkeit die Subſtanz des chriſtlich-germaniſchen Weſens ſind.

Die beiden Momente der Freiheit, nämlich die Selbſtbeſtimmung des Individuums und das vernünftige Geſetz, waren im Mittelalter allerdings vorhanden, aber nicht zu ihrer Einheit in der Freiheit ſelbſt zuſammengegangen. Vielmehr exiſtirten ſie abgeſondert als die weltliche Willkür und als die religiöſe Lehre, welche blinden Glauben und blinden Gehorſam verlangte. Freilich wäre es falſch, wenn man annähme, daß jedes der beiden Momente ſich eine ſolche Exiſtenz hätte verſchaffen können, daß die Seite, vermöge welcher es nach der Einheit mit dem andern hinſtrebt, nicht auch zur Erſcheinung gekommen wäre. Jedoch lag auf ihr nicht der Accent; und ihr unaustilgbares Vorhandenſein bewirkte nur, was es immer bewirken wird und muß, daß das Wollen der Willkür und das Sollen des blinden Glaubens und Gehorſams nie zu ſeinem Ziele gelangte, und daß endlich der Kampf beider gegen einander nur zum Siege eines Dritten, der Freiheit, welche ihre Verſöhnung iſt, geführt hat.

Der geiſtliche Stand hatte zunächſt die Eigenſchaft, ein beſonderer Stand, wie die andern Stände auch, zu ſein; er hatte mithin, wie die andern, ſein eigenes abgeſondertes Recht und befand ſich damit in der Nothwendigkeit, ſowohl dieſes als ſich ſelbſt zu erhalten und zwar indem er nicht nur von den leiblichen Gütern, die man ihm gewährte, Früchte gewann und ſie genoß, ſondern indem er dieſe Güter ſelbſt gegen die Angriffe der weltlichen Willkür vertheidigte; er mußte ſomit ſelbſt eine weltliche Macht werden. Jedoch nahm er damit nicht die natürliche Beſtimmtheit der andern Stände an. Denn, obgleich die chriſtlich-religiöſe Thätigkeit, welche ſeine Mitglieder ausübten, nur eine von der Kirche oder von einer unmittelbaren, darum unfreien, göttlichen Eingebung äußerlich auferlegte ſein ſollte, ſo gehört dieſelbe doch ihrem Weſen nach zu den freieſten, welche der Menſch übernehmen kann, und dieſes Weſen mußte wenigſtens darin erſcheinen, daß das Individuum den unfreien Gehorſam freiwillig übernahm. Darum konnte der geiſtliche Stand unter einem chriſtlichen Volke auch nicht zu einer Prieſterkaſte werden, und es iſt in der That die Freiheit von der natürlichen Beſtimmtheit, durch die Geburt, in abſtracter Conſequenz als auch eigene Unthätigkeit für die natürliche Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes verſtanden, als eine nothwendige Bedingung geiſtlicher Würde von der Kirche erkannt worden, und ſie hat deshalb den Cölibat eingeführt, wenn gleich die wahre Bedeutung dieſer Inſtitution von ihr nicht verſtanden iſt. So hat die Kirche, indem ſie die abſolute Abhängigkeit ihrer Diener von ſich anſtrebte, ſie doch von der Naturbeſtimmtheit befreit und damit zugleich verhindert, daß auch die andern Stände, aus denen der Clerus ſich immer wieder ergänzte, nicht zu Kaſten geworden ſind. Ferner hat die Kirche durch das, was ihr alle Gewalt, die ſie hatte, auch weltlichen Beſitz und weltliche Herrſchaft verlieh, nämlich durch die Macht des Wiſſens in ihrem Fortſchritte die vollkommene Freiheit von der natürlichen Beſtimmtheit der Möglichkeit nach für alle Menſchen hervorgebracht. Das Wiſſen, wie es zunächſt vorhanden war, konnte ſich allerdings nicht als eine Macht *in* den Gemüthern der Menſchen beweiſen, es wollte vielmehr *über* dieſelben herrſchen; denn es war noch in der unwahren Form von äußerlich mitgetheilten Kenntniſſen vorhanden, die der, welcher ſie zufällig empfangen, als ausſchließendes Eigenthum bewahren konnte. Indem das Weſen des Wiſſens ſich jedoch zu einer immer wahrhafteren Exiſtenz fortdrängte, wurde es das, was es in Wahrheit iſt, Wiſſenſchaft, und in dieſer Geſtalt erſchien es nun nicht mehr als ein auswendig Gelerntes, als ein äußerlich übertragenes Eigenthum, ſondern als das Eigenthum derer, die durch die Arbeit des begreifenden Lernens es ſich zu eigen gemacht hatten. Es iſt hier nicht davon zu reden, von welchen Reſten der Unfreiheit ſich die Theologie und Philoſophie des Mittelalters noch zu befreien hatte, ſondern wir haben nur an den unendlichen Fortſchritt zu denken, der mit ihrem Entſtehen zur Freiheit hin gemacht wurde. — Auf der Seite der Weltlichkeit ſtand aber auch eine ſittliche Macht, die allen Privat- und ſtändiſchen Verhältniſſen eine feſte Exiſtenz ſichern ſollte, nämlich das Recht. Jedoch war dieſes ebenfalls in einer unwahren Form, in der des zufällig erworbenen Privilegiums und des von den Vätern als Eigenthum überkommenen beſondern Rechtes vorhanden. Aber

es machte ſein Weſen ſich geltend als vielmehr nicht in ſolchen particularen Beſtimmungen, ſondern in allgemeinen Normen ſeinen Sitz habend, und das Bedürfniß des aus der Particularität ſich befreienden Geiſtes griff zu dem römiſchen Rechte, das zwar auch zu einem Particularrecht herabgeſunken war, das aber die Geltung eines allgemeinen Rechtes mehr als irgend ein anderes verdiente und ſich von da an in derſelben behauptet hat, bis in den Landrechten neuerer Staaten die Vernunft des Rechtes zu einer wahreren Exiſtenz gekommen iſt.

So ſehr indeß die vermöge dieſes Strebens entſtandene Wiſſenſchaft des Rechtes nicht weniger als Theologie und ſcholaſtiſche Philoſophie die höchſten Intereſſen aller Menſchen betrafen, ſo ſtanden ſie doch ohne Zuſammenhang neben einander und ſtellten den, der ſich einer dieſer Wiſſenſchaften ergab, doch wieder auf den Boden einer nur particulären, wenn auch geiſtigen und darum an ſich freien Lebensthätigkeit. Wer daher, von ihnen unmittelbar oder mittelbar ergriffen, eine ſolche Bildung ſich anzueignen ſtrebte, in der er, frei von allen Schranken der Particularität, als ganzer, vollendeter Menſch, zum freien Bewußtſein über ſich käme, der konnte durch ſie ſich nicht befriedigt fühlen. Und wie das Suchen nach dem allgemeinen Rechte zu demjenigen beſondern Rechte gegriffen hatte, welches am meiſten die Natur des allgemeinen an ſich trug, ſo ergriff auch das Streben nach der allgemeinen menſchlichen Bildung zuerſt diejenige Bildung, vermittelſt derer die Menſchen ſchon einmal ſich zu in ſich vollendeten Kunſtwerken gemacht hatten, zu der antiken Bildung. In der Freude des Findens und in der Beſchränktheit des, zwar nach der Allgemeinheit und Vollendung menſchlichen Weſens ſtrebenden, aber von ihnen noch lange nicht durchdrungenen Geiſtes, faßte man das in ſich Vollendete als ein abſolut Vollendetes auf, und die Vergötterer des claſſiſchen Alterthums ſahen mit Verachtung herab auf alles Moderne als auf etwas Barbariſches, eine Verachtung, die nicht ſelten auf das Chriſtenthum ſelbſt ſich erſtreckte und noch öfter daſſelbe ignorirte.

Es war nothwendig, daß dieſe Einſeitigkeit, dieſe Flucht in die Vergangenheit als das Falſche dem lebendigen Andrängen der Gegenwart an die Gemüther erlag. Die claſſiſchen Studien wurden vielmehr in ihrem wahren Werthe als bloße, aber unerlaßliche Bedingung aller humanen, aller allgemeinen Bildung erkannt. Als nun die befreiende Gewalt der Wiſſenſchaft an intenſiver und extenſiver Stärke immer mehr gewann und auch einen gewiſſen Grad der Bildung denen mittheilte, die die Wiſſenſchaft eben nicht zu ihrem Lebensberufe gemacht hatten: da fingen die Menſchen nothwendig an, ihren Werth nicht mehr in das zu ſetzen, was ſie durch Andere, ſei es an Gütern und Rechten, ſei es an Kenntniſſen, empfangen hatten, ſondern in das, was ſie durch die eigene Arbeit des Geiſtes ſich erwarben. Ja es ging dieſe Geſinnung von den Gebildeteren ſelbſt auf alle diejenigen über, deren Gemüth nicht durch fremde Gewalt und eigene Schwäche in unaustilgbare Sklaverei verſunken war. Unmöglich kann hier nachgewieſen werden, daß nationale Bildung und Reformation Erzeugniſſe des ſich ſelbſt von der Natürlichkeit befreienden Geiſtes ſind. Noch weniger können wir zeigen, wie die ganze Weiſe des Denkens, Handelns und Lebens in allen Beziehungen eine andere, höhere, freiere in Folge der neuen Bildung geworden iſt, und wie wieder die Früchte dieſer Bildung als eine Saat immer ſchönerer Früchte ſich erwieſen. Das iſt aber offenbar, es geht unmittelbar aus der vorhergehenden Darſtellung hervor, daß das Verhältniß der Stände ein ganz anderes werden mußte. Wie die Stellung der Laien zum Clerus, ſo veränderte ſich auch die der beherrſchten Stände zu dem herrſchenden. Der Gebildete, welcher fühlte, daß ſein individuelles Bewußtſein im innerſten Kerne identiſch ſei mit dem der ganzen Nation, nicht einer beſondern Fraction derſelben, erkannte, daß ſein Recht darum auch nicht an die Befugniſſe und die Pflichten eines beſondern Standes gebunden ſein dürfte, daß er vielmehr dem Staate angehöre und dieſer ihm. So erſchien die Theilnahme und die Mitwirkung an den öffentlichen Angelegenheiten als Recht und zugleich als Pflicht derjenigen, die zu der Höhe des nationalen Bewußtſeins ſich erhoben hatten; und wenn auch nicht jeder Einzelne, der auf dieſer Höhe ſtand, auf eine unmittelbare Thätigkeit Anſpruch machte, ſo konnte er doch nur dann ſich als frei im Staate und den Staat ſelbſt als frei betrachten, ſobald die Regierenden von der allgemeinen Bildung erfüllt, im Sinne derſelben ihre Functionen ausübten.

(Fortſetzung folgt.)

Pannonia. Blumenleſe auf dem Felde der neuern magyariſchen Lyrik in metriſchen Uebertragungen, von Guſtav Steinacker. Erſte Abtheilung. Leipzig, 1840. Verlag von Wilh. Einhorn.

Auch Ungarn ſoll ſeinen Theil zur Weltlitteratur geben. Es iſt ein ganz verdienſtliches Unternehmen von Hrn. Steinacker, durch eine Sammlung ausgewählter Poeſien die Erübrigungen des neuen magyariſchen Dichtergeiſtes zu allgemeinerer Erkenntniß und Beurtheilung mitzutheilen. — „Auch das inländiſche, ſowohl ungariſche als deutſche Leſepublicum“ mag, wie Hr. Steinacker bezweckt, an einer ſolchen Blumenleſe ſeine Freude haben. In Deutſchland aber wird das gebildete Publicum jeden Beitrag willkommen heißen, der ihm Aufklärungen zu geben verſpricht über einen Volksgeiſt, deſſen Entfaltungen vor unſern Augen ſo mächtig und fröhlich vor ſich gehen.

Um uns übrigens ſtreng an das vorliegende Büchlein

zu halten, ſo müſſen wir geſtehen, in unſern Erwartungen ein wenig getäuſcht zu ſein. Der Herausgeber will in dieſer Abtheilung nur von den bekannteſten und volksthümlichſten (mitunter noch der ältern Schule angehörigen, zum Theil auch ſchon verſtorbenen) Dichtern — einige der beliebteſten, dem Geiſte der neuern Zeit verwandte Dichtungen mittheilen. Denen gegenüber, „welche dem Dichter jede lebendigere Beziehung zu ſeinem Lande und Volke als Sünde wider den ächten Kunſtgeſchmack zu verübeln pflegen," hält er doch eine kurze Gegenrede für nöthig darum, „daß in Bezug auf den Inhalt das nationale Element nach Stoff und Geſinnung vorzügliche Berückſichtigung erfuhr."

Allein dieſe Einrede wäre doppelt überflüſſig geweſen; denn für's erſte kann es keinem Verſtändigen einfallen, darin einen Tadel zu finden, was er doch fordern müßte. Für's andre will eben dieſe Forderung nicht ganz befriedigt erſcheinen in dem, was uns hier geboten iſt.

Wenn man in dem Büchlein nach eigenthümlich Ungariſchem oder Magyariſchem ſucht und fragt, ſo will ſich ſehr wenig Localfarbe finden. Wohl blitzt hie und da dieſer heiße Muth hervor, welcher den Magyaren auszeichnet, aber das Ganze entbehrt, wie es mir erſcheint, des magyariſchen Grundtons. Worin liegt der Grund? In der Ausgabe des Herausgebers? Schwerlich.

Es geht wohl dem Leſer dieſer ungariſchen Poeſien wie mit den ruſſiſchen. Beide Nationalitäten fangen erſt an, ein gehobeneres geiſtiges Bewußtſein ſich zu erringen, und ſo lange dieſes ſich nicht vollſtändig in ſich zu compacter Energie verdichtet hat, ſo lange dieſes Bewußtſein nicht wahrhaft ein Selbſtbewußtſein geworden ſein wird, wird es an Poeſien des erſt ſich bildenden Selbſtbewußtſeins, an dem Selbſt, an der eignen Seele, an der Urſprünglichkeit, am feſten eigenthümlichen Kern fehlen.

So kommt es denn, daß dieſe hier gebotenen ungariſchen Poeſien größtentheils nur zu ſehr als „dem Geiſte der neuern Zeit verwandte Dichtungen" erſcheinen, an die deutſche Poeſie, wie ſie in Göthe und Schiller, Rückert und Uhland ſich geſtaltet hat, erinnern, des innerlich-heimiſchen Grund und Bodens, der Localfarbe, der — Originalität entbehren. Es iſt Anſchluß an Gegebenes, nicht neue Schöpfung, Reproduction, nicht Production. Volk und Poeſie der jungen Magyaren gehört noch nicht der Gegenwart, erſt der Zukunft als ſelbſtändig geltende Geiſtesmacht und Geiſtesthat an.

Nicht umſonſt finden wir einen Nikolaus Lenau und Karl Beck mit deutſchen Worten deutſche Töne ſingen. Erſt muß die magyariſche Muſe an den Lippen der deutſchen Mutter hängen, ehe ihr die Lippen von dem eignen Blute ſchwellen mögen. Jenen heißen Muth und jene ſchwermüthige Sehnſucht in die Zukunft, jene Trauer um die Leere der Vergangenheit und jene Hoffnungsfreudigkeit, welche Lenau und Beck ausſprechen, finden wir in dieſem Büchlein mit gleicher Energie und Eigenthümlichkeit nicht ergoſſen. Das ungariſche Bewußtſein, ſo weit es bis geſtern ſich erſchloſſen hat, iſt in Lenau's Liedern zumal am vollſtändigſten und entſchiedenſten repräſentirt. Anklänge an Lenau's Saiten finden ſich in dieſer Blumenleſe, aber weder der volle Accord, noch eine weitere Löſung der Fragen und Aufgaben des ſich erſt ſelbſt erfaſſenden magyariſchen Bewußtſeins läßt ſich vernehmen.

Mag ſein, daß die Ueberſetzung noch mehr die Localtöne verwiſcht hat. Aber wo wirkliche, urſprüngliche Eigenthümlichkeit iſt, da bricht ſie durch alle Gefäße. Gewiß muß man eine Volkspoeſie in der Urſprache verſtehen und kennen, wenn man ſie recht erkennen will, aber der Geiſt, der locale und nationale Ton verläugnet ſich auch in der Ueberſetzung nicht, wenn er wirklich da iſt. Man vergleiche nur Beranger und Robert Burns.

Hr. Steinacker verſpricht, falls dieſe Sammlung nicht ungünſtig aufgenommen wird, ſpätere vollkommnere Leiſtungen. Billige Beurtheiler, hofft er, werden die bedeutenden Schwierigkeiten nicht außer Acht laſſen, welche beſonders jene in Geiſt und Bau der ungariſchen Sprache begründete Kürze des Ausdrucks — wonach ſie mittelſt der ihren orientaliſchen Charakter bezeichnenden Nominal- und Verbal-Suffixe die längſten Sätze in wenige Wörter zuſammendrängen kann — jeder möglichſt treuen Uebertragung in einer fremden Sprache entgegenſtellt. So groß dieſe Schwierigkeiten auch ſein mögen, ſo dürfte wohl Hr. Steinacker ſelber uns bei einem folgenden Bändchen zeigen, wie auch hierin, wie überall, die Uebung den Meiſter macht. Wiſſen doch Künſtler wie Freiligrath auch die engliſchen Kürzen ſo meiſterlich in die biegſamſte der Sprachen überzubringen. Treue iſt vor Allem nöthig, wenn von Ueberſetzung die Rede iſt. Wenn, wie bei den vorliegenden Poeſien, mannigfach der Stoff an ſich allgemein und farblos genug iſt, ſo müſſen wir wenigſtens in der Einkleidung und Darſtellung nach Urſprünglichkeit und Eigenthümlichkeit uns umſehen.

Aber ſchon dieſe Metren ſind ſo gewöhnlich, daß nirgends etwas dem Deutſchen als fremd und ausländiſch zu Gehör fallen will. Wenn dieſes nicht auf Rechnung des Ueberſetzers kommt — und wir wünſchten in der Vorrede eine Aufklärung darüber leſen zu können — ſo beſtätigt das gewaltig die oben ausgeſprochenen Bemerkungen über den Mangel an Originalität dieſer neuen magyariſchen Dichtung.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

489

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

24. Mai. № 123. 1841.

Mager „Die deutsche Bürgerschule."

(Fortsetzung.)

Das vornehmste Organ, vermittelst dessen die Bildung zu einer allgemeinen und einigen und nur dem Grade nach verschiedenen geworden ist und sich so verbreitet hat, daß die Menschen, welches auch der Stand und das Gewerbe ihrer Väter sein mag, sie sich aneignen und vermittelst ihrer an allen Thätigkeiten im Bereiche der Wissenschaft, der Religion, des Staates Theil nehmen können, dieses vornehmste Organ sind, in Deutschland wenigstens, bisher die Schulen gewesen, in welchen die Jugend durch die classischen Studien zur Humanität erzogen wurde. Selbst diejenigen unter den Gewerbtreibenden, welche über die Schranken ihres unmittelbaren Verhältnisses hinaus den Blick auf die öffentlichen Angelegenheiten richteten, mit verständigem Urtheil dieselben betrachteten und dadurch einen entschiedenen Einfluß auf die Meinungen nicht bloß der größeren, ihnen näher stehenden Menge, sondern auch der höher Gebildeten ausübten, hatten ihre Bildung meistentheils in eben jenen Schulen erworben. Dadurch waren sie auch zu der Einsicht gelangt, daß ihre eigene Bildung nur eine elementare geblieben sei; denn sie sahen, daß die, welche ihre Studien auf der Universität vollendeten, sowohl eben jene Elemente sich angeeignet hatten, als auch über sie hinausgegangen waren. Diesem Umstande ist zum großen Theil die gebildete Bescheidenheit des deutschen Bürgerstandes zuzuschreiben, der ohne Widerstreben den wissenschaftlich Gebildeten die Leitung und Verwaltung des öffentlichen Wesens überließ und es willig ertrug, daß der Beamtenstand, namentlich in Preußen, die Würde eines politischen Standes ausschließlich sich anzueignen begann, zumal der Eintritt in denselben und die Erreichung selbst der höchsten Stufe des Staatsdienstes den Söhnen aller Stände durch das Gesetz gestattet und durch den Sinn der Regierung im Allgemeinen auch möglich gemacht wurde. Freilich beginnt in neuerer Zeit auch von Seiten des Bürgerstandes in Preußen eine Feindseligkeit gegen die fälschlich sogenannte Bureaukratie sich kund zu geben. Aber diese ist nicht gegen die Bedeutung des Beamtenstandes als solchen gerichtet, sondern gegen die Bemühungen, theils ihn von dem Bürgerstande zu trennen, theils seine weitere Entwicklung zu einer wahrhaft liberalen Institution zu hemmen.

Die reactionären Bestrebungen, die eben bezeichnet wurden, gehen wesentlich von dem ehemals politischen Stande, der alten Aristokratie, aus. Die Absolutisten, welche derselben hilfreiche Hand leisteten, so lange sie eine Partei mit ihr zu bilden glaubten, sehen sich jetzt von ihr getäuscht, und da ihre eigene Richtung keinen Theil an der modernen Bildung hat, so sind sie nach der Trennung von ihren vermeinten Kampfgenossen vollkommen ohnmächtig geworden. Ihre Hauptstärke besteht in den alten Militärs, die keine andere Form der Gesetze als die eines Armeebefehls oder allenfalls einer Cabinetsordre anerkennen mögen; so lange sie in höhern Regionen eine Stütze zu haben schienen, schloß sich ihnen der große Schwarm der Servilen an, die Alles befördern, was von oben zu kommen scheint, und die daher vor wenig Wochen sich schon anschickten, Repräsentativverfassung und Preßfreiheit gut zu heißen, Worte, die ihr Mund sonst kaum auszusprechen wagte. Es handelt sich jetzt nur um die Aristokratie, die insofern eine wirkliche Macht geblieben ist, als auch sie die moderne Bildung in sich aufgenommen, aber ein Werkzeug aus ihr geschmiedet hat, mit dem sie die Consequenzen derselben zu bekämpfen unternimmt. Zu dieser aristokratischen Partei sind natürlich nicht diejenigen Edelleute zu rechnen, welche gebildet genug sind, um den Ansprüchen ihres Standes zu entsagen. Andere dagegen haben allerdings sich mit der Wissenschaft, wie sie heute vorhanden ist, bekannt gemacht; aber sie benutzen die dadurch erworbene Bildung, um vermittelst ihrer Kenntniß vergangener Zustände eine Theorie sich zu erschaffen, welche ihre Standesansprüche wissenschaftlich rechtfertigen soll. Sie haben ganz Recht, wenn sie in den alten ständischen Verhältnissen das sittliche Moment anerkennen, da ein solches allerdings in ihnen vorhanden war; aber sie haben eben so Unrecht, wenn sie demselben eine absolute Geltung zuschreiben und diejenige Macht, durch welche es auf seinen wahren Werth reducirt und als ein vorüberge-

gangenes aufgehoben iſt, als eine rein negative Macht und dieſe Negation als den weſentlichen Inhalt der neuen Geiſtesbildung und ihrer praktiſchen Forderungen darſtellen. Es ſoll damit nicht geſagt werden, daß der Eigennutz mit bewußter Abſichtlichkeit die Wiſſenſchaft verfälſcht habe, um jene Theorie auf ihr zu gründen; das war vielleicht nie der Fall. Aber, ohne daß dieſe Männer ihn ſich eingeſtanden, oft, ohne daß ſie es ahnten, ja, indem ſie denſelben ausdrücklich überwunden zu haben meinten, hat der Eigennutz ihr Geiſtesauge geblendet. Vielen iſt er in der That ſogar fremd geblieben, und nur die Freude, eine Theorie gefunden zu haben, die auf einen feſten Boden der Erkenntniß zurückzuführen ſchien, hat ihnen die Beſonnenheit, durch welche allein die Möglichkeit freier Forſchung erhalten wird, geraubt. Der Stolz auf eine vermeinte Einſicht, die ſie ſich geſchaffen, die fleiſchliche Trägheit, welche verhindert, daß man dem Zuge des Geiſtes in die Tiefen der Wahrheit folgt, hat ſie bei dem Anfange des Erkennens zurückgehalten und ihnen denſelben als die ganze und volle Wahrheit vorgeſpiegelt, ſo daß ſie unmittelbar dem Irrthum verfallen ſind. Auf dieſelbe Weiſe iſt der reactionären Theorie eine nicht geringe Anzahl gelehrter und gebildeter Männer beigetreten, die als Lehrer der Wiſſenſchaft und als Beamte zum Theil einen bedeutenden Einfluß ausüben und deren Herkunft und daran geknüpftes perſönliches Intereſſe den Verdacht eigennütziger Abſichten gar nicht aufkommen läßt. Die ariſtokratiſche Partei hat ſomit theils auf den Boden der Wiſſenſchaft ſich geſtellt, theils iſt ſie aus demſelben hervorgewachſen, iſt alſo ſelbſt keine naturwüchſige, obgleich ſie, im Widerſpruche mit ſich ſelbſt, bloß das Naturwüchſige als wahr und ſittlich anerkennen will. Indeß iſt ſie nur darum mehr als eine Faction oder eine Coterie, ſie iſt wirklich eine politiſche Partei, weil ſie auf jenem Boden ſteht, und ſie wird es ſo lange ſein, bis die Conſequenz ihrer eigenen Beſtrebungen oder der Sieg des freien Geiſtes ſie von demſelben vertrieben hat. — Die Ariſtokratie iſt nun keine Feindin des Beamtenſtandes überhaupt, ſie will aber, daß die wiſſenſchaftliche Bildung, auf der ſeine Macht und ſein Anſehen beruht, ihn nicht zu der Würde eines freien Standes erhebe, ſie will, daß der Beamte ſich nicht als Diener des Staates, ſondern, wie die Lüge des abſtracten und den ſittlichen Staatsverband zerreißenden Verſtandes das ausdrückt, als Diener des Königs benehme. Der Sinn dieſer Forderung iſt, daß der Beamte das vernünftige Geſetz nicht um ſeiner Vernünftigkeit willen, alſo nicht als freier Mann, daß er es vielmehr als ein Knecht vollſtrecke, der nur als blindes Werkzeug willkürlicher Befehle handelt. Es iſt klar, eine wie unſittliche Trennung des Staates von ſeinem Könige, eine wie einſichtsloſe Verwechſelung freier und vernünftiger Einſicht mit dem nur ſubjectiven Belieben ſolcher Forderung zu Grunde liegt. Geſchähe ihr Genüge, ſo würde aller geiſtige Zuſammenhang des Beamtenſtandes ſowohl mit dem Volke und mit dem Staate als mit dem Könige ſelber aufgehoben, und die Ariſtokratie hätte ihren Zweck erreicht, jenem Stande die Möglichkeit abzuſchneiden, aus ſeiner bis jetzt noch unentwickelten Stellung, welche ihm nur die Ausübung einzelner politiſcher Functionen geſtattet, zu ſeiner wahren Bedeutung, der über die allgemeinen Angelegenheiten des Staates in Uebereinſtimmung mit dem Könige und dem Volke entſcheidenden Macht, zu gelangen. Damit wäre zugleich der König ſeiner Würde als Oberhaupt des Staates, ſeiner wahrhaften Majeſtät, entkleidet und auf den Standpunkt des vornehmſten Edelmannes, des primus inter pares, herabgebracht. Dann hat der König keine andern unabhängigen Rathgeber, als den grundbeſitzenden Adel, der den Thron umlagert, und wenn ihm nicht gefolgt wird, ſich ſchmollend auf ſeine Güter zurückzieht. Die beſitzloſen Mitglieder dieſes Standes aber finden ihre Wirkſamkeit und ihr Unterkommen als Officiere oder in den höhern Beamtenſtellen, zu deren Bildung ſie ja ſogar durch das „revolutionäre" preußiſche Landrecht vorzugsweiſe befugt ſind, und in denen ſie freilich als gehorſame Diener des Königs, bei Leibe nicht des Staates, agiren werden, aber gewiß nur ſo lange, als der König nicht ſelbſt durch revolutionäre Ideen ſich verführen läßt, mehr als jener primus inter pares ſein zu wollen, alſo aufhört, in ihrem Sinne König zu ſein. Da die eigentliche Quelle der Adelsmacht in dem großen Grundbeſitze liegt, ſo ſucht er dieſen zu befeſtigen und zu erweitern, indem er die Theilung und Veräußerung deſſelben verhindert und theils die bürgerlichen Grundbeſitzer in ſeinen Stand hineinzieht, theils, ſei es factiſch, ſei es durch geſetzliche Beſtimmungen, den Nichtadligen die Erwerbung der Rittergüter erſchwert, ihnen wenigſtens die damit verbundenen Ehren- und Standesrechte verkümmert und wo möglich entzieht. Dennoch würde der Einfluß des Adels nicht zu ſeiner frühern Stärke gelangen, wenn es nicht gelingt, den Bürger- und Bauernſtand in ihre alte Stellung zurückzudrängen. Darum muß der Bauer wieder der Unterthan ſeines adligen Grundherrn werden, ein Verhältniß, welches man mit dem wohlklingenden Namen des patriarchaliſchen belegt, als ob die gelehrten Kenner der Geſchichte nicht wiſſen könnten, daß das patriarchaliſche Verhältniß da, wohin es gehört, das Product eines noch barbariſchen Zuſtandes iſt, wo man es aber wider den Geiſt einer gebildeteren Zeit feſthalten will, zu einer gottloſen Tyrannei entartet. So hat die Sklaverei in Nordamerika, deren Vertheidiger ſich auch auf die Patriarchen, „die frommen Sklavenhalter Abraham, Iſaak und Jakob," berufen, eben durch den Widerſpruch gegen das, wenn auch ungebildete, chriſtliche Bewußtſein der Sklavenbeſitzer zu einem wahrhaft teufliſchen Verhältniß ſich entwickelt, welches aufrecht zu erhalten dieſelben Menſchen, die ihre Anſprüche auf

die Bibel zu begründen vorgeben, in ihren Geſetzbüchern den Sklaven das Leſen der heiligen Schrift verbieten, „denn ſie würden dadurch mit ihrem Zuſtande unzufrieden werden.“ — Der Bürgerſtand ferner, das ſieht man wohl ein, kann nicht in das Unterthanenverhältniß des frühern Mittelalters zurückgebracht werden. Aber, wo man ſich recht auf die Sache verſteht, ſucht man ihn durch Hemmung der Induſtrie, natürlich auch durch Anfeindung der höhern Bürgerſchulen, an der Erreichung höherer Bildung und an dem Erwerbe eines unabhängig machenden und Einfluß gewährenden Reichthums zu verhindern. Wo man aber entweder zu dieſer Klugheit nicht gelangt iſt oder durch andere Nebenrückſichten ſich beſtimmen läßt, da ſucht man ihn wenigſtens von dem Streben nach politiſchen Rechten dadurch zurückzuhalten und ihn von dem Zuſammenhange mit dem Staate zu iſoliren, daß man ihn ganz mit ſeinen Corporations- und Gemeindeintereſſen beſchäftigt, und den Städten wohl gar Functionen überläßt, die, wie die Gerichtsbarkeit, unmittelbar vom Staate ausgehen müſſen. Jedoch will man, um ſeinen Zweck ja nicht zu verfehlen, den Antheil an dem gemeinen Weſen der Stadt nicht ſo ordnen, daß die Gebildetſten und Uneigennützigſten auch die Einflußreichſten werden müſſen, ihn alſo nicht nach geiſtigen und ſittlichen Unterſchieden abmeſſen, ſondern nach der Verſchiedenartigkeit des Verhältniſſes zur Materie und deren Bearbeitung.

(Fortſetzung folgt.)

G. Steinacker „Pannonia.“

(Schluß.)

Und wenn nun weiter (S. 8) zu leſen iſt: „zur wüſten Inſel ward auch ich: die Flut des Grams umrauſchet mich.“ — S. 33: „Mich drückt millionenfache Laſt, denn ach! ein Volksgrab umfaßt die ſchmerzgepeitſchte Bruſt!“ — S. 47:

„Drum fürchte nicht, was deiner harrt,
Seufz' nicht nach früh'rem Glück,
Umarme froh die Gegenwart
Mit heit'rem Liebesblick,
Ob auch von Nebel oft umhüllt,
Bald kehrt, verwandelt, ihrem Bild
Das Lächeln neu zurück.“

und S. 66:

„Könnt' aus meiner Bruſt ich reißen
Dieſes Herz, von Weh erfüllt,
Oder doch mit ſcharfem Eiſen
Aus dem Herzen hier ihr Bild!
Denn von fruchtlos langem Hoffen
Iſt des Duldens Born verſiegt,
Vom Verzweiflungsblitz getroffen,
Des Vertrauens Kraft erliegt.
Ach! und ſie — ein Glanzgebilde
Höh'rer Welt, ſo zart und milde,
Sieht auf meiner Freuden Grab
Ohne Mitleid kalt herab!“

ſo wird kein deutſcher Leſer auch nur ahnen, daß dieſe Lieder von ſo wildfremden Namen wie Kisfaludy, Kölcsey, Vörösmarty herſtammen ſollen. —

Auf die Verſtöße der Ueberſetzung gegen correctes Metrum und ſonſtige Hörfälligkeit, z. B. S. 57: „Alſo wollt's des Schickſals Rath,“ S. 58: „Am Grab' der Mutter ſitzt's und ſchluchzt,“ gehe ich nicht weiter ein, da der Hr. Ueberſetzer in folgenden Lieferungen, zu denen er ſich wohl aufgemuntert fühlen möge, vollkommenere Leiſtungen verſpricht.

Was nun die mitgetheilten Lieder ſelbſt betrifft, ſo ſind ſie zum größten Theile Liebeslieder, in welchen Wonne, Schmerz, Sehnſucht, Zweifel und Verzweiflung des liebenden Herzens ſich ausſpricht, ohne irgendwie eben durch Localtöne in eigenthümlicher Beleuchtung und Geſtaltung ſich darzuſtellen. Voran ſtehen die Volkslieder von Karl v. Kisfaludy, von denen manche, wie „Liebesreichthum,“ „getäuſchte Hoffnung,“ „zur Ernte,“ „Warnung“ u. ſ. w. ſich wohl anmuthig leſen laſſen, doch ohne durch Beſonderes anzuſprechen und zu ergreifen; „der Landmann auf dem Rákos“ beklagt die ſchönern, die vergangenen Tage Ungarns. — „Die Tänze“ von Berzsenyi: Parallele des deutſchen und ungariſchen Tanzes in — Diſtichen. „Der Heimathloſe“ von Vörösmarty reicht an die geſtaltende Kraft Lenau's nicht hinan. Bei „Salamon“ von Vörösmarty wird der Effect durch die Sechszeilen eher geſchwächt als gehoben. Man meint in Schiller zu leſen. — „Der Rettungslootſe“ von Vörösmarty könnte im erſten Abſchnitt noch effectreicher ſein; im zweiten aber geht die Poeſie ganz aus, indem der Lootſe das alte

„Weib, das er erhalten,
Sieht zur milden Fee er
Raſch ſich umgeſtalten.

Jugendreiz erblühet
Auf gefurchten Wangen,
Von der Schönheit Strahle
Zauberiſch umfangen.“

Und ſie nun ſpricht:

„Wenn das Glück, das falſche,
Dir den Rücken wendet,
Und für treues Mühen
Schmach und Läſt'rung ſpendet:“

„Denk' dann mein in deines
Leidens mächt'gem Grame;
Bin dein Selbſtbewußtſein,
Wohlthun iſt mein Name.“

Und der kühne Lootſe
Steht mit ſüßem Beben
Vor des Himmelsbildes
Zauberiſchem Weben. u. ſ. w.

Die Lieder der Sehnſucht nach Ruhe und Troſteinſamkeit, welche von Kölcsey mitgetheilt werden, ſchließen ſich ganz

an Göthe's, Schiller's, Lenau's Dichten an. „Hunyadi" von Czuczor zeichnet ſich durch beſtimmtere Anſchauung und Localfärbung aus.

„Wer lehnt dort an des Söllers Rand,
Auf Hunyad's hoher Feſte?
Wer blickt umher im flachen Land,
Beim Spiel der lauen Weſte?
'S iſt Hunyadi, der greiſe Held,
Der, weil für jetzt kein Feind im Feld,
Daheim der Ruhe pfleget.

Doch ſturmſchnell fliegt ein Bote her,
Ihm kündend: „Ihr verlieret!
Mit Eurer Macht iſt's aus, o Herr!
Das Ruder Ulrich führet."
'Wenn es dem König ſo gefällt,
Dann räumet Hunyad gern das Feld,'
Spricht jener kalten Blutes.

Bald ſprengt ein zweiter Knapp' heran:
„Dir drohen, Herr, Gefahren!
Das Hofgezücht wetzt ſeinen Zahn,
Eil', dich vor ihm zu wahren."
'Glaub's, daß von dort mir droht Gefahr,
Doch iſt's nicht Türke, nicht Tatar,'
Spricht jener kalten Blutes.

„O Herr! den Durſt nach deinem Blut
Ein ruchlos Herz verzehret,
In fremdem Land mit wilder Wuth
Ein Schwert nach dir begehret."
'Der Tod zielt oft nach mir zum Spiel,
Und trifft, wenn Gott es will, ſein Ziel,'
Spricht jener kalten Blutes.

Und wie ſein Blick hernieder ſieht,
Klar durch die Ferne dringend,
Im Thal ein flücht'ger Reiter zieht,
Das blut'ge Banner ſchwingend.
Er ruft: „Heraus, heraus zur Wehr,
Schon naht der Türken grimmes Heer,
Dem Palatin zur Stütze."

'Der Sarazen?' knirſcht zornentbrannt
Der Greis — die Ruhe ſchwindet —
'Nicht trag' ich's, daß mein Volk und Land
Des Türken Feſſel bindet.'
Raſch ſitzt er auf, das Schwert er faßt,
Kämpft, ficht und ſtreitet ſonder Raſt,
Bis er den Sieg errungen. —

„Des Feldherrn Abſchied" von Bajza — iſt weniger reich an Anſchauung und Wirkung; letztere wird ſehr geſchwächt durch den komiſchen Schluß: „Junger Held, dir winkt die Bahn: Streb' mit Kopf und Arm hinan."

Das „Huſarenlied" von Döbrentei wird übertroffen von dem recht launigen „Liebeslied an meine Feldflaſche" von Csokonai, eine artige Variation des deutſchen: „Ich und mein Fläſchchen ſind immer beiſammen." „Iluska's Schmerz" iſt nicht ohne launige Pointe:

Darum, ach! das arme Mädchen
Voll Verzweiflung ſtöhnt,
Darum ſich ihr Herz voll Kummer
Nach dem Tode ſehnt,
Weil ſie nicht — bei Tantens Wehen —
Heuer kann zum Tanze gehen.

„Das erfrorene Kind" vom Freiherrn v. Eötvös — nichts Neues. — Recht artig iſt noch „die Lieb' ein Bienchen" von Czuczor:

Die Lieb' ein kleines Bienchen iſt,
Das rings von Honig überfließt;
Doch ihre Flamme ſchaffet Pein,
Dringt wie des Bienchens Stachel ein.

Und ſchmerzt es auch — mach' mir nichts draus,
Flög' nur nach mir das Bienchen aus;
Nicht wollt' ich ſeinen Stachel ſcheu'n,
Könnt' ich mich ſeines Honigs freu'n!

„Aus Himfi's Liebesliedern von Alexander Kisfaludy" dreißig Klagetöne der nach Erwiederung ſich ſehnenden Liebe. Mannigfach ſchlägt das raſche Ungarblut heftig und ſtürmiſch durch die Liebeswerbungen hervor, z. B. S. 96:

„Nicht das kleinſte Sternlein funkelt
Durch die Nacht, der Wind bläſt kalt,
Und von düſtrem Gram umdunkelt,
Schweif' ich irrend durch den Wald.
Kühn durchbrechend alle Schranken,
Reißt die innre Glut mich hin;
Wilde, gräßliche Gedanken
Blitzen flammend durch den Sinn.
Nur der Raben Schrei'n, der Eulen
Nächtlich grauenhaftes Heulen
Stimmt in meine Seufzer ein,
Die mich früh dem Tode weih'n.

Voller Widerhall des Lenau'ſchen Ungarherzens! —

Nun zum Schluſſe „der Fluch. Sage aus Ungarns Vorzeit vom Freiherrn Niklas v. Jósika" — bereits in einem frühern Hefte des Freihafens mitgetheilt. Ohne Widerrede wird dieſe Dichtung als die bedeutendſte dieſer Sammlung erklärt werden dürfen. Hier, wenn irgendwo in dieſer Sammlung iſt ächtes Magyarenthum. Energiſch geſtaltende Anſchauung, kräftige Färbung, Leben und Schwung der Dichtung ergreift den Leſer und reißt ihn unwiderſtehlich dem ſchrecklichen Ende zu, welches die Empfindung vollends im höchſten Grade anregt. Auch die Ueberſetzung zieht durch Einen Guß und Fluß dahin, und Hr. Steinacker hat darin ſich ein Recht erworben, zur Fortſetzung ſeines Unternehmens ermuntert zu werden. Er wird mehr und mehr das Bedeutende von dem Unbedeutenden zu ſcheiden wiſſen und immer beſtimmter und treuer an ſein Original ſich anſchließen lernen. Dieſe Treue iſt unerläßliche Forderung, Treue in Wort und Ausdruck wie in Rhythmus und Metrum. Denn bei der Poeſie hat der bloß ſtoffliche Inhalt keinen Werth ohne die eigenthümliche Form, in die er gegoſſen iſt. — Dankenswerth wäre es, wenn Hr. Steinacker bei Fortſetzung auch über die Dichter Einiges und Anderes anmerken wollte.

H. Lenz.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

25. Mai. № 124. 1841.

Mager „Die deutsche Bürgerschule."

(Fortsetzung.)

Um die eben geschilderte Zurückführung der freilich etwas modificirten „schönen Gliederung des germanisch-christlichen Staates" zu vollenden, bedarf es nothwendig einer rückwärts gekehrten Reformation der Kirche und der Schule, eine Nothwendigkeit, die ganz von selbst im Verlauf der Sache sich aufdrängt. Denn wenn die reactionäre Partei an der modernen Bildung einen entschiedenen Widerstand findet, so muß sie dieselbe als eine Feindin des Guten schlechterdings verdammen. Obgleich sie selbst zu ihrer Theorie nur durch die Thätigkeit des Denkens gelangt ist, so ist sie wohl in Wahrheit inconsequent, aber doch nicht nach ihrer eigenen Meinung, wenn sie das freie Denken, welches die ständische Natürlichkeit negirt, als ein Werk des Teufels betrachtet. Ihr Denken nämlich ist nur der Anfang des Denkens, der dasjenige, was mit dem Scheine einer festen Wahrheit ihm entgegentritt, als das wirkliche und unveränderlich Wahre auffaßt und daher das über diesen Schein hinausgehende und denselben zerstörende Denken als ein rein negatives, die Wahrheit und das Gute zerstörendes verwirft. Indem der gelehrte Reactionär dem Anfange dieses revolutionären Denkens nachspürt, ist er selten consequent genug (das protestantische Gewissen verhindert ihn daran) denselben als den wesentlichen Grund der Reformation zu begreifen, diese darum zu verläugnen und zum Katholicismus zurückzukehren. Doch findet er, daß jenes Denken in unmittelbarer Verbindung mit den reformatorischen Bestrebungen sich entwickelt und dann im Rationalismus, dem das Verdienst zukommt, die äußerliche Fassung der kirchlichen Dogmen und den äußerlichen, todten Glauben an den bloßen Wortinhalt der Schrift zerstört zu haben, eine selbständige Existenz erlangt habe. Jedoch erscheint ihm der Rationalismus als das unverhüllte Werk des Bösen lange nicht so gefährlich wie die neue Philosophie, welche die Resultate des Rationalismus anerkenne, aber über sie hinausgehend nach dem Scheine der Christlichkeit strebe, indem sie das Unbegreifliche zu begreifen und die göttliche Wahrheit somit wohl anzuerkennen vorgebe, in der That aber nur den selbstgemachten Götzen des eigenen hochmüthigen Menschenverstandes verehre. Vielmehr soll der Inhalt der heiligen Schrift nur seinem Wortlaute gemäß, nur in einem Sinne, der von der ersten und äußerlichsten Bedeutung des Wortes in keiner Weise abweicht, verstanden werden; und eben so nur nach ihrem Wortlaute darf man die Dogmen der symbolischen Bücher verstehen, wenn man nicht sogleich dem Unglauben und der ewigen Verdammniß verfallen will. Es wird damit der protestantischen Kirche selbst alle Macht zur weiteren Erklärung und näheren Bestimmung der Dogmen, wie die römische Kirche sie sonst wenigstens geübt hat, entzogen. Dessenungeachtet gewinnt die Geistlichkeit an äußerer Gewalt unendlich, was freilich ein eben so unendlicher Verlust ist, von dem aber weder der aristokratische noch der pfäffische Sinn eine Vorstellung besitzt. Indem die Kirchenlehre zu einer Sammlung mystischer Formeln, die man auswendig wissen muß, um sie inne zu haben, herabsinkt, ist der Maßstab unmittelbar gegeben, an welchem die Gläubigkeit des Individuums gemessen werden kann. Wessen Bekenntniß diesem Maßstabe nicht entspricht, muß dann natürlich von dem Geistlichen aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden, da er in der That ja schon selber sie verlassen hat. Ferner wirkt der wahre Glaube auch die Buße; wer daher einen unbußfertigen Wandel führt, beweist damit, daß er den Glauben nur mit dem Munde, nicht aber mit dem Herzen bekennt, und auch er ist daher durch den Geistlichen von der Kirche auszustoßen. Wir wollen hier nicht weiter die Unzulänglichkeit solcher Maßstäbe für den Glauben und die Bußfertigkeit eines Menschen darthun, sondern nur daran erinnern, daß die wahre evangelische Kirche eine Excommunication ausübt, welche keinen Unschuldigen trifft und keinen Ungläubigen und unbußfertigen Sünder verschont, ob andere Menschen ihn als solchen erkennen oder nicht. Sie lehrt nämlich, daß es für ihn keine Versöhnung mit Gott giebt, so lange er in seinem Herzen sich nicht umkehrt, und daß er von selbst an keinem Sacramente Theil nehme, da er das Abendmahl nur zu seiner Verdammniß genieße. Die Kirche aber, die Geistlichen be-

ſonders und ein jedes Gemeindeglied an ſeinem Theil, hat ihre Glieder durch Lehre, Ermahnung und Beiſpiel für den ächten mit der Liebe in Wechſelwirkung ſtehenden Glauben zu gewinnen, ohne ein Richteramt ſich über das anzumaßen, worüber Gott in den Herzen der Menſchen allein zu richten im Stande iſt. Wenn ich mich aber verletzt fühle, mit einem offenkundigen Sünder zuſammen an den Tiſch des Herrn zu treten, ſo iſt das eitel Hochmuth in mir, denn ich kann nicht wiſſen, ob mein Nächſter, der noch geſtern mit allen Laſtern ſich befleckt hat, nicht heute als ein reinerer und beſſerer Menſch vor Gott hintritt, als ich, der ich mich für ſo gläubig und ſo bußfertig und demüthig halte. Der Mörder, mit welchem Chriſtus noch an demſelben Tage, als ſie gekreuzigt wurden, im Paradieſe ſein wollte, iſt nicht der letzte ſeines Geſchlechtes geweſen. — Ferner kann eine ſolche Kirche, deren Herrſchaft eine äußerliche Gewalt iſt, nicht die Macht der wahren Kirche beſitzen, daß ſie die Regierung des Staates mit demjenigen chriſtlichen Sinne erfüllt, vermöge deſſen er für die äußeren kirchlichen Angelegenheiten die beſten Anordnungen zu treffen weiß; ſolche Kirche hat auch ihr Weſen ſo an die äußerlichen Formen geknüpft, daß eine durch verkehrte Maßregeln des Staates entſtandene Unangemeſſenheit derſelben unmittelbar die Ausübung der für ſie weſentlichen Functionen nicht bloß erſchwert, ſondern gänzlich verhindern kann. Darum muß ſie als eine unabhängige und autonome Corporation dem in ſeine Stände zerfallenen Staate zur Seite ſtehen. So iſt ſie wieder die äußerlich gewordene religiöſe Macht, der gegenüber der Staat als die von Gott verlaſſene Weltlichkeit auch der ariſtokratiſchen Partei erſcheinen müßte, wenn dieſe zu der Einſicht ſich entſchließen könnte, daß die Behauptung der abſoluten Sittlichkeit des mittelalterlichen Staates in ihrer Conſequenz zu der Behauptung des geraden Gegentheils, alſo zum Bekenntniß ihrer eigenen Unwahrheit, hinführt.

Gefährlicher noch erſcheint den Ariſtokraten das freie Denken, wenn es ſich gegen den Staat wendet. Da reicht das Anathema der Kirche nicht aus, es unſchädlich zu machen; ſeine Aeußerung muß vielmehr durch die Cenſur, ſein Einfluß auf die Praxis durch politiſche Proſcriptionen verhindert und beſtraft werden. Doch ſo weit ſind auch die Ariſtokraten in der Einſicht gekommen, daß ſie wiſſen, wie wenig alle dieſe äußeren Feindſeligkeiten gegen das freie Denken vermögen. *Daher muß ſein Aufkommen in den Gemüthern verhindert und die Schule ſo organiſirt werden, daß der jugendliche Geiſt gar nicht zum Bewußtſein ſeiner Kraft und ſeines Inhaltes gelange*, oder, wie ſie ſagen, daß keine verderblichen Ideen in ihm aufkommen können, und er zur Pietät gegen „das Beſtehende" — denn ſo nennen ſie das, was vielmehr nur beſtanden *hat* — erzogen werde.

Betrachten wir, wie die ariſtokratiſche Partei in Betreff der Gymnaſien und höhern Bürgerſchulen verfährt, ſo ſcheint es auf den erſten Anblick verwunderlich, daß ſie auf jenen die claſſiſchen Studien ſo ſichtbar in den Schutz nimmt, während doch gerade ſie, wie wir geſehen, den Sturz der mittelalterlichen Zuſtände weſentlich mitverſchuldet haben. Indeß löſt das Räthſel ſich bald. Früher nämlich machte die Philologie als Alterthumswiſſenſchaft eigentlich eine einzige Disciplin aus, die ſich vornämlich nur in die Fächer der griechiſchen und der römiſchen Litteratur ſpaltete. Sie machte daher die ſtudirende Jugend mit dem Geiſte des Alterthums, ſo weit man ihn zu faſſen vermochte, in ſeiner ungetrennten Einheit bekannt und erfüllte dieſelbe mit den Gedanken der Freiheit, welche die Alten theils in ihren Schriften ausgeſprochen, theils in ihrem Staatsleben und ihrer Geſchichte realiſirt haben. Dadurch wurden die Menſchen im Innern von den feſten Vorſtellungen befreit, die in ihrer Gegenwart über Recht und Wahrheit beſtanden, und ſuchten dieſelben auch praktiſch ungiltig zu machen. Jetzt dagegen hat die Philologie in Folge ihrer weiteren Entwicklung ſich zur Totalität verſchiedener Disciplinen geſtaltet, deren jede umfaſſend genug iſt, um die *gelehrte* Thätigkeit eines einzelnen Mannes ganz in Anſpruch zu nehmen. Ja die alte Geſchichte iſt eigentlich für ſie zur bloßen Hilfswiſſenſchaft geworden und hat ihre wahre Bedeutung als Theil der Univerſalgeſchichte gewonnen. Dieſe Univerſalgeſchichte erſcheint aber der reagirenden Partei als der gefährlichſte Theil des Schulunterrichtes, da durch ſie die Jugend für ein Verſtändniß der Gegenwart vorbereitet werden muß, welches geradezu dem Liberalismus in die Arme führt. Könnte man freilich ſie überall im Sinne der Reaction lehren laſſen, ſo wäre die Gefahr zum großen Theile wenigſtens beſeitigt, da das aber nicht möglich iſt, ſo ſucht man dieſen Unterrichtsgegenſtand zu verkümmern und in den Hintergrund zu ſtellen, ein Unternehmen, dem ſogar das preußiſche Unterrichtsminiſterium, welchem man bis jetzt wahrlich keine illiberalen Tendenzen Schuld geben darf, ſich hat fügen müſſen, wie ſich im zweiten Artikel zeigen wird. Durch ſolche Verkümmerung und Zurückſtellung des univerſalhiſtoriſchen Unterrichtes wird die ſtudirende Jugend von der freien Geiſtesbildung der Gegenwart ausgeſchloſſen, da der Inhalt derſelben nicht mehr wie ehedem durch die claſſiſchen Studien umfaßt wird, zumal dieſe wegen der unendlich vergrößerten Maſſe der einzelnen Kenntniſſe und ihrer Verarbeitung zu geſonderten Disciplinen nicht einmal in dem frühern Umfange betrieben werden können. Es bleiben für die Schule vielmehr nur Grammatik, grammatiſche Interpretation der alten Schriftſteller, wiſſenſchaftliche Kenntniß der Bedeutung der Worte und der ſtiliſtiſchen Ausdrucksweiſe als die allein vollſtändig zu abſolvirenden Theile der Philologie, natürlich mit Ausſchluß der auf entlegene Dinge

ſich beziehenden Gelehrſamkeit, übrig. Der Geiſt des Alterthums dagegen, den die Schüler der obern Claſſen zur Veredelung und Befreiung ihres Gemüthes in ſich aufnehmen ſollen, muß in Ermangelung univerſalhiſtoriſcher Bildung immer unverſtandener bleiben, beſonders wenn die Lectüre der griechiſchen Schriftſteller ſo zurücktritt, wie das preußiſche Miniſterium es 1828 und 1834 hat verordnen müſſen. Jene Schulphilologie dagegen, die allerdings nicht gründlich genug auf Gymnaſien betrieben werden kann, führt in ihrer angeſtrebten Zuſammenhangsloſigkeit mit der modernen Bildung und dem Geiſte des Alterthums ſelbſt zu einer immer größern Beſchränkung der jugendlichen Denkthätigkeit. Die einſeitigen Philologen werden ſomit die eifrigſten Beförderer der reactionären Tendenzen, denn ſie führen den Geiſt der Jugend aus der lebendigen Gegenwart hinweg nicht in den Geiſt einer herrlichen und in Wahrheit nicht untergegangenen Zeit, ſondern in die Vorrathskammer einer unendlichen Menge durch ſie leblos gemachter Formen, deren auswendiges Kennenlernen und abſtractes Verſtehen von ihnen als die wahre Wiſſenſchaftlichkeit geprieſen wird. Darum ſind dieſe Männer auch die entſchiedenſten Gegner der naturwiſſenſchaftlichen Studien und der höhern Bürgerſchulen, ſofern durch dieſe die Hochſchätzung ihrer Philologie, die allerdings noch ziemlich verbreitet iſt, aber meiſt auf Unkenntniß der Sache beruht, immer mehr in Abnahme kommen, und, was ſie unter humaner Bildung verſtehen, immer entſchieden gegen die realiſtiſchen Tendenzen der Gegenwart zurücktreten muß. Wenn aber ihre Anſicht in Betreff der Gymnaſien zu unbeſtrittener Herrſchaft und die Einflüſſe der Schule zu ausſchließlicher Wirkſamkeit auf den Geiſt der Jugend gelangen könnten, ſo wäre die unausbleibliche Folge, daß die Zöglinge dieſer Anſtalten zur Univerſität nur mit der Fähigkeit hinübergingen, die poſitive Seite der Wiſſenſchaften kennen zu lernen und ſich diejenige Geſchicklichkeit und Geſinnung zu erwerben, die ſie als geiſtloſe Diener der Ariſtokratie in Kirche und Staat eben nöthig haben würden. Was die Naturwiſſenſchaften und die höhern Bürgerſchulen betrifft, ſo iſt es ſchon aus dieſem Artikel, in welchem ihre Wirkung auf die Volksbildung geſchildert wurde, klar genug, welche Gefahr für die weitere Entwicklung unſerer gegenwärtigen Freiheit es mit ſich führen müßte, wenn es der den ariſtokratiſchen Tendenzen dienſtbaren Feindſeligkeit der Humaniſten gelänge, ſie zu unterdrücken; in dieſem Artikel aber haben wir darzuſtellen verſucht, in welchen Zuſtand uns zurückzuführen, dieſe Unterdrückung ein Mittel ſein würde, mit welchen Beſtrebungen überhaupt ſie im Zuſammenhange ſteht. Indeß würde auch mit einer einſeitigen Richtung derſelben eine neue Gefahr ſich verbinden.

(Fortſetzung folgt.)

Die Urwelt und die Fixſterne. Von Dr. Gotthilf Heinrich Schubert, Profeſſor in München. Zweite Auflage. Dresden, 1839. In der Arnoldiſchen Buchhandlung.

Man wird vielleicht ſchon bei der bloßen Anſicht des Titels dieſes Buches verſucht ſein zu fragen, wie kommen die Urwelt und die Fixſterne zuſammen? Man könnte etwa vermuthen, daß dieſe Gebiete des Wiſſens deswegen zuſammengeſtellt erſcheinen, weil uns in beiden größere Totalitäten der Natur, wie Planeten und Sonnen und deren Syſteme, noch in ihrer Entwickelung begriffen, entgegentreten, und wir hier nicht, wie auf den übrigen Naturgebieten, einen einförmigen Kreislauf des Entſtehens und Vergehens innerhalb derſelben allgemeinen Entwickelungsſtufe vor uns haben, ſondern ein Analogon von Geſchichte in der Natur ſelbſt; oder man könnte den Grund des Vereinigſeins darin ſuchen, daß ſie formell inſofern gleichartig ſind, als ſie beide mehr als jeder andere Zweig der Naturwiſſenſchaft bei einem verhältnißmäßig äußerſt geringen unmittelbaren Erfahrungsmaterial ein weites Feld der Vermuthungen und Meinungen offen laſſen, und wie der Verf. auf dieſe Verwandtſchaft hindeutend ſagt, „beide an ſich ſelber eine ſo geringe Lichtſtärke beſitzen, daß ſich nur Weniges über ihre eigentliche Geſtalt und Eigenſchaften ſagen läßt“ und in dieſer Hinſicht auch vom Verf. ſeinen Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft an die Seite geſetzt werden. Dies ſind aber nicht die Geſichtspunkte, nach welchen der hier vorliegende ſehr heterogene Stoff zuſammengeſtellt iſt. Auch kann im Voraus bemerkt werden, daß der Verf. keine neuen Geſetze oder Anſichten aufgeſtellt hat, durch welche von dem einen Gegenſtand auf den andern ein Licht geworfen würde. Vielmehr iſt das Ganze, von der rein naturwiſſenſchaftlichen Seite betrachtet, nur eine Zuſammenſtellung theils von ſonſt ſchon bekannten Beobachtungen und Erfahrungen, theils von den eignen Anſichten des Verf., die aus den übrigen zahlreichen Schriften deſſelben größtentheils hinlänglich bekannt ſind; welche Zuſammenſtellung übrigens durch ſinnvolle Bilder und Vergleichungen eben ſo anſchaulich und anziehend gemacht iſt, als ſie durch eine gewiſſe Wärme der Darſtellung wohlthuend und belebend wirkt und dadurch dieſe Schrift zu einer für das größere Publicum immer ſehr erwünſchten Gabe machen muß. Dennoch zieht ſich durch das Ganze dieſer verſchiedenen Dinge, unter denen ſogar auch weitläufige Unterſuchungen über die Chronologie der alten Völker begriffen ſind, ein gemeinſchaftlicher, wenn auch mitunter kaum bemerkbarer Faden hindurch, und ein durchgreifender Zweck tritt hervor, welcher ſowohl die Auswahl der Gegenſtände aus dieſen reichen Gebieten, als auch die Art ihrer Auffaſſung beſtimmt und welchen wir, da er das allein Eigen-

thümliche und Unterſcheidende dieſes Buches bildet, etwas hervorheben wollen.

Dieſe, das Ganze zuſammenhaltende und ordnende Grundtendenz iſt keine andere, als, um es mit kurzen Worten zu ſagen, nachzuweiſen, daß die Natur und die hiſtoriſche Offenbarung des Chriſtenthums uns daſſelbe Evangelium predigen, oder daß die Natur uns durch Zeichen, Bilder, Geſtalten und Bewegungen auf daſſelbe hinweiſe, was jene mit Worten ausſpricht. Und wenn ein naher Geiſtesverwandter Schubert's, J. F. v. Meyer, ſagt: „Aus zwei Brüſten tränkt die ewige Barmherzigkeit die Menſchen mit der Milch der Erkenntniß, ſie heißen Bibel und Natur;" ſo erfahren wir auch hier, daß, wenn gleich zwei Brüſte, es doch dieſelbe Milch iſt.

Die Eigenthümlichkeiten des Fixſternenhimmels, von dieſen wird zuerſt gehandelt, deutet der Verf. ſo, daß uns derſelbe als ein Wohnort höherer, von irdiſchen Banden mehr befreiter Geiſter, als der Himmel im kirchlichen Sinne, erſcheinen kann. Zuerſt wird überzeugend nachgewieſen, wie wir durch mancherlei Erſcheinungen der Fixſternenwelt zu der Annahme genöthigt werden, daß theilweiſe wenigſtens eine minder grobkörperliche Maſſenhaftigkeit dort herrſche, als in unſerem Planetenſyſteme, und daß viele der dortigen Gebilde den leichten dunſtartigen Schwärmern unſers Planetenſyſtems, den Cometen, gleichartig ſein mögen. Hieran knüpft der Verf. die Bemerkung, daß, weil die Entwickelung des Geſchlechtsgegenſatzes überall in den Organismen mit der Bildung des elementariſch Feſten und Grobkörperlichen eng verbunden erſcheint, dort jenſeits der Gegenſatz der Geſchlechter nicht ſtattfinden möge, und daß demnach, darf geſchloſſen werden, man dort weder freien, noch ſich freien laſſen werde. Es bleibt hier aber bei der unbeſtimmten Angabe des Zuſammenhangs, oder vielmehr nur des Zuſammenſeins von Grobkörperlichem und Geſchlechtsentwickelung, ohne Nachweiſung der Cauſalabhängigkeit. Mit demſelben Rechte könnte man, da der Geſchlechtsgegenſatz mit der Bildung der Stimme und der Bruſt in ſo auffallendem Nexus ſteht, behaupten, daß, wenn der Gegenſatz der Geſchlechter aufgehoben wäre, die Naturen auch ſtumm und empfindungslos ſein müßten. Bei Gelegenheit der mächtigen, mit Geiſtergewalt erfolgenden Veränderungen am Fixſternenhimmel macht der Verf. die Bemerkung: „Die Umwälzungen ſolcher Art mögen wohl dort jenſeits für die Mengen von nahen Augen, die ſie ſehen und ſelbſt mit erleben, jene Schreckniſſe verloren haben, welche ſie in der Hienieden welt haben würden, und Thränen des Schmerzes mag wohl keine von dieſen Umwälzungen koſten, ſondern, wenn die jenſeits weinen können, eher Thränen der Freude."

Der Verf. zeigt ferner an den Doppelſternen, daß in den meiſten Fällen der Gegenſatz eines an Maſſe ſehr überwiegenden Centralkörpers und der ihn umkreiſenden peripheriſchen Körper, oder der Gegenſatz eines ruhenden Herrſchers und dienender Trabanten aufgehoben iſt, und daß die Körper ſich gegenſeitig im Reigentanz umeinander ſchwingen, oder vielmehr wie überall um ihren gemeinſchaftlichen Schwerpunkt, der aber hier außerhalb der beiden oder der mehreren Körper fällt. Ebenſo wird bemerkt, daß nicht der Eine Körper der leuchtende und der Andere oder die Anderen die an ſich dunklen, nur von jenen beleuchteten ſind, ſondern daß beide oder mehrere ſich umkreiſende Körper theils mit gleichartigem, theils mit verſchieden gefärbtem Lichte ſich gegenſeitig beſtrahlen. Hieraus folgt dann, daß auch der Gegenſatz von Tag und Nacht in ſanftere Tinten verſchmolzen ſein werde, welches indeſſen für die meiſten Theile des Fixſternenhimmels auch ſchon deswegen ſtattfinden muß, weil in denſelben die Sterne viel zuſammengedrängter ſtehen, als in der Gegend unſers Planetenſyſtems, welches ſich in einem verhältnißmäßig ziemlich finſtern, abgeſonderten Raume der Welt befindet, und in jenen Gebieten des Fixſternenhimmels die großen zahlloſen Lichter der ſternenhellen Nächte Alles in einen lichten Dämmerſchein einhüllen müſſen. Im Ganzen genommen laufen die von dem Verf. hauptſächlich hervorgehobenen und accentuirten Thatſachen darauf hinaus, daß an dem Fixſternenhimmel die Gegenſätze, in welche unſer Planetenſyſtem ſich geſpalten hat, weniger entwickelt oder ſanfter verſchmolzen ſind. Aber wenn auch dort jenſeits die Gegenſätze von leuchtend und dunkel, von ruhend und bewegt, von ſchwer und leicht, von Tag und Nacht und ſelbſt von Mann und Weib weniger ſcharf ausgebildet ſind, als in der uns zunächſt umgebenden Natur, ſo hat der Verf. doch kein Wort geſagt zur Begründung des Hauptſatzes, auf den es allein hier ankommen möchte, ob nämlich die Entwickelung der Gegenſätze das Höhere ſei, oder die Nichtentwickelung. Die gemeine Meinung entſcheidet ſich eher für das Erſtere. Und da die Verſchmolzenheit der Gegenſätze, in ſolcher Allgemeinheit und Unbeſtimmtheit ausgedrückt, allerdings die doppelte Bedeutung ſowohl eines embryoniſch verſchloſſenen, zwiſchen den Aengſten und Wonnen eines gährenden Gebärungstriebes vibrirenden, als auch eines alle Gegenſätze als überwundene in ſich tragenden, in Lieb und Frieden ausgeſöhnten Lebens haben kann, ſo fehlen uns, wenn wir ehrlich ſein wollen, beim Fixſternenhimmel alle Kriterien, uns für das Eine oder für das Andere zu entſcheiden.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

497

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

26. Mai. № 125. 1841.

Mager „Die deutsche Bürgerschule."

(Fortsetzung.)

Derjenige Theil der aristokratischen Partei nämlich, welcher die Folgen entwickelter Industrie nicht gehörig durchschaut und selbst Vortheile von ihr sich verspricht, wünscht dieselbe durch höhere Bürgerschulen allerdings zu befördern; aber den Geschichtsunterricht und jede freiere Bildung überhaupt sucht er auf diesen eben so wie auf den Gymnasien zu unterdrücken. Ein großer Theil des gewerbtreibenden Bürgerstandes dagegen, und zwar der nicht am wenigsten einflußreiche, möchte zwar seinen Söhnen neben der Vorbildung zur gewerblichen Thätigkeit auch eine allgemeinere Bildung mittheilen lassen, aber, zum Theil verführt durch das Geschwätz sogenannter praktischer Gelehrten, erkennt er den Unterricht in den alten Sprachen nicht als die nothwendige Grundlage derselben an. In wiefern er hierin irrt, ist im zweiten Artikel nachzuweisen. Nur das ist hier hervorzuheben, daß, wenn er mit seiner Absicht durchdränge, eine gemeinschaftliche Basis für die Bildung des höhern Gewerbstandes und des Beamtenstandes nicht vorhanden sein, und daß die Bestrebungen der Aristokraten der Bildung beider Stände die gemeinsame freie und einsichtsvolle Beziehung auf den Staat, welche der universalhistorische Unterricht bewirken soll, unmöglich machen würde. Kommt nun hinzu, daß beide Arten der Schulen auch unter ganz getrennte Leitung gestellt werden, so würde diese Trennung, verbunden mit einem entschieden differenten Bildungsgange, zunächst ein wesentliches Moment unserer Freiheit vernichten, nämlich das Recht des Individuums, sich selbst seinen Stand zu wählen. Wen die Väter schon in seiner früheren Jugend für den Gewerbsstand bestimmt haben, der würde die höhere Bürgerschule besuchen und hier nicht bloß eine Bildung empfangen, die, wenn er in reiferem Alter sich für den sogenannten Gelehrtenstand entschiede, ihm dann, da es fast zu spät zu ihrer Erlernung ist, die Kenntniß der Elemente classischer Studien noch nicht gewährt hätte*), sondern er könnte zu einer solchen freien Entscheidung auch nur unter ganz besondern Umständen und in Folge eines außergewöhnlichen inneren Dranges gelangen, theils weil die Schwierigkeiten ihn zurückschrecken würden, theils weil der Corporationsgeist, der in dem noch ungebildeten sittlichen Bewußtsein und darum auch in der Jugend eine entschiedene Gewalt ausübt, die Neigung zu einem Berufe ersticken würde, der vielleicht den individuellen Fähigkeiten weit angemessener wäre. — Ist ferner die Bildung, welche in der ersten Classe der Bürgerschule abgeschlossen und in das Berufsleben hinübergenommen wird, eine ihrer Grundlage und ihrem Inhalt nach von der höhern wissenschaftlichen Bildung gänzlich verschiedene, so ist sie nicht bloß dem Grade, sondern auch der Art nach eine ganz andere als die absolute Bildung eines Individuums, vermöge deren sein Bewußtsein vollkommen identisch ist mit dem gegenwärtigen Inhalte des Volksgeistes. Sie kann daher dem Bürger nicht den rechten „Sinn des Staates" einflößen, ihm nicht die rechte Theilnahme „an dem modernen Culturleben in Religion und Staat" möglich machen. So verschwindet der bedeutendste Theil des Nutzens, den wir in diesem Artikel den höhern Bürgerschulen zugesprochen haben. Außerdem wird jene falsche Bildung dem deutschen Bürger die ihm oben nachgerühmte Bescheidenheit rauben, indem sie ihn unfähig macht, die wahre wissenschaftliche Bildung höher zu achten als die seinige, und ihm damit eine selbstgefällige Befriedigung in seinem beschränkten Kreise gewährt, ähnlich der vielleicht noch nicht hinlänglich beachteten Selbstgenügsamkeit der in den Seminarien gebildeten Elementarlehrer den Geistlichen und dem wissenschaftlichen Lehrerstande gegenüber. Gelänge es anderseits, den sogenannten Gelehrtenstand im Allgemeinen im Sinne der reactionären Partei zu erziehen, so würde die Einheit der nationalen Bildung vollends vernichtet sein. Der herrschende Adel und der verwaltende Beamtenstand, beide, der erstere sogar nur theilweise, mit derselben einseitigen Bildung ausgerüstet, wür-

*) Herr Mager, der die lateinische Sprache eigentlich aus der höhern Bürgerschule verbannen möchte, fühlt diese Inconvenienz und macht daher, seinem eigenen Princip zuwider, einen Vorschlag zur Abhilfe derselben (S. 151 flg.)

den über einen Stand das Regiment zu führen haben, deſſen geiſtiger Zuſtand ihnen eben ſo unbekannt wäre, wie ihre eigene höhere Intelligenz von demſelben nicht anerkannt würde. So hätten wir auf der einen Seite das auf die Geburt ſich ſtützende Recht im Vereine mit einer gelehrten, aber einſeitigen Bildung, beide mit der Routine des Herrſchens und Verwaltens den Anſpruch an ein ausſchließliches Regiment verbindend, auf der andern Seite die weſentlich auf die Bearbeitung der Materie gerichtete Intelligenz unerfüllt von wahrhaft geiſtigen Intereſſen, die aber mit Recht ſich nicht dem Regimente zweier Stände unterwerfen will, deren höhere Bildung ſie nicht anerkennen kann und deren Anſprüche auf die Herrſchaft über einen Stand, von dem ſie geiſtig ſich getrennt haben, in der That unberechtigte geworden ſind.

Doch wir wollen uns nicht damit aufhalten, dieſe Trennung und den Kampf, der ihr nächſtes Reſultat wäre, ausführlicher zu ſchildern, da beide in ihrer ganzen Härte unmöglich eintreten können; indem es der Reaction nie gelingen wird, die deutſche Geiſtesbildung und den aus ihr hervorgegangenen Staat zu vernichten. Denn es iſt dieſe Bildung eine viel zu mächtige und viel zu verbreitete, als daß ſie untergehen könnte, ſelbſt wenn man ihren Einfluß auf die Methode der Schule gänzlich zu hemmen im Stande wäre. Sie würde trotz Polizei und Cenſur, trotz Proſcription und Anathem überall den offenen Seelen der Jugend zuſtrömen, ſo oft ſie aus den in Kerker verwandelten Hallen der Schule herausträte und mit dem überall ſich regenden Geiſtesleben des Volkes ſich in Berührung ſetzte. Vielmehr wird es das Ende alles Kampfes ſein, wie heftig er auch entbrennen mag, daß der deutſche Volksgeiſt aus ihm gereinigt, geläutert und weiter befreit hervorgeht, und daß endlich auf der Baſis unſeres Beamtenſtandes eine höhere politiſche Organiſation ſich auferbauen wird, als bisher unter irgend einem andern Volke ſich hat bilden können. Aber die aus der Vornirtheit, dem Eigennutze und dem Hochmuthe der Menſchen hervorgehenden Beſtrebungen der Willkür ſind immerhin eine Macht, welche Gott eine Zeit lang gewähren läßt, um ſowohl die Feigheit derer, welche trotz beſſeren Wiſſens ihnen nicht aus aller Kraft und ohne Rückſicht auf perſönliche Intereſſen entgegenarbeiten, als auch den eiteln Stolz, welcher die Quelle jedes hartnäckigen Irrthums iſt, und die Selbſtſucht derer zu züchtigen, die der Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden ſich entgegenſtemmen. Vor Allem möge man ſich vor der trügeriſchen Hoffnung hüten, als könne der Sache der Freiheit jene übermüthige Verachtung des freien Denkens zu Gute kommen, die an manchen Orten ſo weit gehen ſoll, daß man in ihm gar keine Gefahr für die ariſtokratiſchen Beſtrebungen erblickt, vielmehr an ſeinen ohnmächtigen Bewegungen wie an einem ſchönen Spiele ſich ergötzen zu dürfen meint. Freilich kann ſolche Verachtung der Freiheit zu Gute kommen, aber in anderm Sinne, als die Gutmüthigen wähnen, nämlich dann, wenn ſie ſich getäuſcht ſieht und im Zorn der gekränkten Eitelkeit zu den blutigſten Waffen der Unterdrückung greift, das feige Geſchlecht, das den Hohn willig erduldete, mit Recht vernichten, darauf aber der Todesverachtung einer beſſern Generation unterliegen wird. Indeß dürfen wir denen keinen Glauben beimeſſen, die die Gunſt, welche eine wahrhaft edle, gottesfürchtige und für Wahrheit, Recht und Freiheit begeiſterte Geſinnung den Regungen und Werken des freien Geiſtes erweiſt, als aus eben jener Verachtung hervorgegangen erklären und damit vor den Ariſtokraten entſchuldigen wollen. Dieſe Erklärer und diejenigen, denen ſie dienen, ſind vielmehr ſelbſt die Verächter, und ihre Rache iſt es, die wir für den unwahrſcheinlichen Fall fürchten, daß jene Geſinnung, welche das freie Denken zu einer ſchönen, geiſtvollen und edlen Verwirklichung ariſtokratiſcher Tendenzen verwenden will, ſich, wie es nothwendig iſt, von der gerade entgegengeſetzten Wirkung des Mittels überzeugt hat und dann zu der Anſicht übergehen ſollte, das freie Denken ſei der Grund alles Böſen und es müſſe daher mit allen erlaubten Mitteln unterdrückt werden. Dieſer Uebergang iſt allerdings möglich, aber nur der iſt wahrſcheinlich, daß die edle Geſinnung von der Unwahrheit jener Tendenzen ſich überzeugt, ſobald die Erfahrung ihre Unvereinbarkeit mit der wahrhaften Geiſtesfreiheit dargethan hat, und daß ſie dann der Verwirklichung eben dieſer Freiheit mit aller Kraft ihrer Begeiſterung und mit der frommen Ueberzeugung ſich hingiebt, ſie erfülle damit nichts als ihre höchſte und einzige Pflicht. Daß dieſe letztere Wendung aber eintrete, dazu wollen wir mit aller unſerer Kraft und mit allen geſetzlichen und ehrlichen Mitteln wirken, die anzuwenden wir fähig ſind; darum wollen wir auch in unſeren Gebeten den wahrhaftigen Gott anrufen, der die Herzen der Mächtigen lenkt, und der auch uns die Kraft ſeines Geiſtes verleiht, wenn wir nur ſeiner Ehre und nicht der unſrigen gedenken.

(Ende des erſten Artikels.)

G. H. Schubert „Die Urwelt und die Fixſterne."

(Fortſetzung.)

Ein beſonderes Verdienſt hat ſich der Verf. noch dadurch erworben, daß er diejenigen Thatſachen am Fixſternenhimmel fleißig geſammelt und hervorgehoben hat, durch welche die Principien, auf denen die durch den älteren Herſchel eingeführten und ſeitdem ſo allgemein beliebt gewordenen Angaben über die enorme Ausdehnung des ſichtbaren

Sternenhimmels beruhten, umgeſtoßen werden, ſo daß uns dieſe Angaben als das Product einer müßigen Phantaſie erſcheinen. Alles, was man wirklich wiſſen kann über die Entfernung der Fixſterne, beruht bekanntlich auf der jährlichen Parallaxe. Hat ein Stern eine merkliche Parallaxe, ſo kann man ſeine Entfernung ungefähr beſtimmen, und hat ein Stern keine Parallaxe, ſo weiß man bloß, daß er eine gewiſſe Grenze der Annäherungen an die Erde nicht überſchreiten kann. Herſchel der ältere nahm an, daß allen Abſtufungen der Intenſität des Lichtes eben ſo viele Abſtufungen der Entfernungen entſprechen, und daß die Diſtanzen der Sterne im Allgemeinen ungefähr gleich bleiben, und auf die Combination beider Annahmen hat er ſeine Angaben über die Dimenſionen des ſichtbaren Fixſternenhimmels gegründet. Obgleich nun nichts Erbärmlicheres gedacht werden kann, als ſolche Gründe, indem die Annahme einer vollkommenen Gleichförmigkeit der Natur und Intenſität des Lichtes wie der ſonſtigen Raumverhältniſſe abſolut willkürlich iſt und der Analogie der Natur zuwider läuft, und es nur als zufällig betrachtet werden kann, daß wir am Fixſternenhimmel Thatſachen aufgefunden haben, durch welche dieſe Annahmen als nichtig erſcheinen, ſo haben die Herſchel'ſchen Angaben dennoch einen ſo außerordentlichen Beifall gefunden, daß man ſie ſeit vierzig Jahren vom Katheder der Philoſophen herab ſo gut wie in den Dorfſchulen zu allgemeiner Erbauung vorgetragen hat. Und wenn es nun zwar gar wohl möglich iſt, daß der ſichtbare Fixſternenhimmel wirklich die ihm von Herſchel beigelegte Ausdehnung hat, ja ſogar noch eine viel größere, ſo bleibt es doch bei der bloßen Möglichkeit, und man würde es kaum begreifen können, wie man in unſern Tagen ein ſo abenteuerliches Syſtem von Vermuthungen mit ſolcher Ernſthaftigkeit ausbauen kann, wenn nicht das kindiſche Wohlgefallen, mit welchem der Indier die monſtröſen Zahlen ſeiner mythologiſchen Chronologie betrachtet, ein auf gewiſſen Stufen der Bildung dem Menſchen immer anhängendes wäre. Die Polemik unſers Verf. gegen dieſe Ungeheuerlichkeit der Ausdehnung des ſichtbaren Univerſums deutet aber mehr oder weniger an verſchiedenen Stellen auf eine andere Idee hin, welche in dieſem Zuſammenhang einer rein empiriſchen Naturbetrachtung wohl jedem äußerſt überraſchend kommen muß, nämlich die, daß die Welt, das räumliche Univerſum, überhaupt endlich und begrenzt ſei. Wir laſſen hier die metaphyſiſche Frage nach der Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt, ſammt ihrer berufenen Anatomie ganz auf ſich beruhen, müſſen aber geſtehen, daß es einen komiſchen Anblick gewährt, wenn Einer, ohne das zweiſchneidige Rieſenſchwert metaphyſiſcher Dialektik zu gebrauchen, nur ſo wie er geht und ſteht, höchſtens mit einem Stecken in der Hand, als ein zweiter kleiner David den Goliath Unendlichkeit todtſchlagen will. Das Stöckchen, mit dem hier gefochten wird, iſt folgendes: Olbers hat nämlich zu beweiſen geſucht, daß das Himmelsgewölbe, wenn es ins Endloſe mit Sternen erfüllt wäre, uns von allen Punkten Fixſternenlicht zuſenden müſſe. Was man auch gegen dieſen Beweis einzuwenden haben möchte, von welchem der jüngere Herſchel in ſeiner Optik behauptet, daß uns wohl noch lange alle Mittel fehlen werden, eine ſo ſonderbare Anſicht zu beſtätigen oder zu widerlegen, ſo ſchließt Olbers daraus doch nur, daß es ein lichtſchwächendes Medium geben müſſe, welches das Durchdringen des Lichtes nur bis zu einer gewiſſen Entfernung geſtatte. Schubert, der den Beweis gelten läßt, iſt eher geneigt, ſtatt auf ein lichtſchwächendes Medium, vielmehr auf die Endlichkeit der Welt zu ſchließen. Denn er ſagt: „In jeder Hinſicht ſcheint die Nachdenken erweckende Thatſache es lehren zu wollen, daß das endliche Weſen, ſowohl jenes, welches mit ſeinem vergänglichen Auge ſieht und erkennt, als das, was geſehen und erkannt wird, zuletzt doch nur ein Endliches und Begrenztes, und daß nur Einer unendlich ſei." Da dies aber das Einzige iſt, was in dem Buche für die Behauptung der Endlichkeit der Welt beigebracht iſt, ſo muß es immer noch Wunder nehmen, daß der Verf. auf Seite 3 von ſich ſagt: „Wenn derſelbe endlich die Anſicht zu begründen ſtrebte, daß alle Sternenhaufen und Milchſtraßen ein in ſich abgeſchloſſenes, begrenztes Ganzes bilden, welches ſich verhält wie Geſchöpf zu Schöpfer, wie Endliches zum Unendlichen, ſo wird ſich dieſes wohl auch nicht bloß vor dem Richterſtuhl eines höhern geiſtigen, ſondern ſelbſt des ſinnlichen Erkennens rechtfertigen laſſen." Was in dem Verf. ſich ſträubt gegen die Annahme der Unendlichkeit der Welt, beruht bei ſeiner durchaus chriſtlichen Weltanſicht auf einem nicht ganz unrichtigen philoſophiſchen Inſtinct; denn die chriſtliche Religion iſt gar nicht ſo gleichgiltig gegen alle und jede Naturanſicht, als die Theologen uns heut zu Tage meiſtens einreden wollen, wie denn auch die Copernikaniſche Anſicht des Planetenſyſtems der Kirche nur abgedrungen worden iſt durch einen harten Kampf, der ſich nur ſcheinbar und äußerlich um eine Bibelſtelle drehte, in der That aber einen viel tieferen, nicht zum Bewußtſein gebrachten Grund des Widerſtrebens hatte. Und wenn der Verf. dem Verſtändniß dieſes Inſtincts etwas nachgegangen wäre, ſo hätte dieſes ſich allerdings weit eher der Mühe verlohnt.

In dem zweiten Haupttheil unſerer Schrift geht der Verfaſſer zur Geologie über. Er ſtellt ſich hierbei mehr auf die Seite der Neptuniſten und ſchließt ſich zunächſt an Fuchs an. Wie unvollkommen dieſe Wiſſenſchaft auf ihrer gegenwärtigen Entwickelungsſtufe auch ſein mag, und wie ſchwer wir bei jedem Schritte, den wir auf dieſem Boden thun, uns des Gefühles der größten Unſicherheit und einer mißtrauiſchen Aengſtlichkeit erwehren können, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß die hier ausgeſprochenen Anſichten, gegen

die in den letzten Jahrzehnten herrschend gewordenen vulkanistischen Theorien gehalten, sich dadurch sehr vor diesen empfehlen, daß sie die Erde mehr als ein thätiges Ganze zu begreifen suchen und auf die Bedingungen der ersten Bildung zurückgehen, während jene fast immer nur von einem Secundären reden, nämlich von den mechanischen Kräften, welche die vor uns liegenden räumlichen Anordnungen der immer schon als gebildet und fertig vorausgesetzten Massen bewirkt haben sollen, und daß die Ansichten des Verf. wenigstens immer noch die Möglichkeit einer zukünftigen, mehr aus Einem Stücke gearbeiteten Theorie der Erde offen lassen. Ziemlich ausführlich ist dann der Verf. in den mit der oben angegebenen Eigenthümlichkeit dieses Buches aufs Innigste zusammenhängenden Untersuchungen über das Alter der organischen Schöpfung und des Menschen. Diese führen zu dem Resultate, daß es mit der Mosaischen Chronologie im Allgemeinen seine Richtigkeit habe, wie denn auch Cuvier und v. Schlotheim zu derselben Ansicht gekommen sind. Mit guter Laune und nicht ohne Spott mustert der Verf. die Gründe, welche für ein mehrere Hunderttausende von Jahren umfassendes Alter der organischen Schöpfung auf der Erde geltend gemacht worden sind, und welche ungefähr in Ein Niveau mit den von Herschel für die Ausdehnung des Fixsternenhimmels vorgebrachten zu setzen sind. Während man nämlich früher von der momentanen Schöpfung aller irdischen Organismen in ihrer jetzigen Gestalt, zu Folge der gangbaren Auffassung der Mosaischen Urkunden, so fest überzeugt war, daß einer unserer guten Alten in den furchtbaren Mamuth- und Elephantenknochen nichts anderes vor sich zu haben glaubte, als die Knochen von gefallenen Engeln, die vor dem Menschen hier gehaust, und deren ätherische Natur sich demnach bei Gelegenheit ihres moralischen Falles auffallend ins Grobe gezogen, so schien man später ordentlich darauf erpicht zu sein, den durch die altgläubige Ueberlieferung festgewordenen Ansichten über das Alter des Menschengeschlechts und der Organismen überhaupt recht derb ins Gesicht zu schlagen. Nachdem der Verf. diese Rechnungen gebührend abgefertigt, glaubt er noch einen positiven Grund für die Bestimmung des Alters des Menschengeschlechtes aus der Astronomie hernehmen zu können. Setzt man nämlich voraus, daß der für die Entwickelung der Erde wichtigste und höchste Moment, die Schöpfung des Menschen, in die Zeit gefallen sein müsse, in welcher die Erde am meisten den belebenden Strahlen der Sonne ausgesetzt ist, also in die Zeit der Sonnennähe, und zwar so, daß nicht ein einzelner Theil der Erde, sondern die ganze Erde diese Einwirkung gleichmäßig erfahren, welches nur in der Zeit der Tag- und Nachtgleiche der Fall ist, mithin also überhaupt in den Zeitpunkt, in welchem die Tag- und Nachtgleiche mit der Sonnennähe zusammenfiel, so finden wir, da der Punkt der Sonnennähe sich jährlich ungefähr um 50 Secunden vom herbstlichen Aequinoctialpunkt entfernt, daß diese beiden Punkte vor ungefähr sechstausend Jahren zusammengefallen sind; womit dann auch noch in Verbindung gesetzt wird, daß nach einer alten im Orient verbreiteten Sage die Schöpfung des Menschen zur Zeit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche stattgefunden haben soll. Wenn wir hiermit verbinden, daß der Verf. in seinen am Schlusse des Buches sich findenden chronologischen Untersuchungen herausgebracht hat, wie viele Jahre vor Christi Geburt die Erschaffung des Menschengeschlechts gesetzt werden müsse, so sind wir über diesen dunklen Punkt mehr als je im Klaren. [Und da, beiläufig bemerkt, unser Zeitalter gewohnt ist, mit so großer Theilnahme die hundertjährigen Jubiläen solcher Ereignisse, welche für die Entwicklung des Menschengeschlechts von Wichtigkeit sind, zu feiern, so sehe ich nicht ein, warum man nicht auch am zwei und zwanzigsten September eines nicht allzu entfernt liegenden Jahres das hundertjährige Jubiläum der Erschaffung des Menschengeschlechts feiern sollte, eines Ereignisses, gegen welches die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Kirchenreformation nur Bagatellen sind. Der Sorge für Feierlichkeiten, welche einem solchen Feste angemessen sein dürften, würden sich die hochweisen Vorsteher der Communen jedenfalls gern unterziehen und bei denselben mit gewohnter Hingebung ihre ganze Kraft und Thätigkeit entwickeln.]

Der in manchem Betracht merkwürdigste Abschnitt unseres Buches ist der letzte, in welchem der Versuch gemacht wird, die größeren weltgeschichtlichen Epochen, und zunächst das Auftreten des Christenthums in der Weltgeschichte in Zusammenhang zu setzen mit den durch die Bewegungen der Planeten und ihrer Trabanten gegebenen größeren astronomischen Perioden und dadurch eine Art Astrologie der Weltgeschichte einzuführen. Diese Meinung ist eine Lieblingsidee des Verf., indem er die Ansicht von dem Zusammentreffen eines Abschlusses in dem Gange unsers Planetensystems und dem Auftreten des Christenthums fast ganz ebenso, wie hier in seinen Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens und in seiner Symbolik des Traumes vorgetragen hat. Das von dem Verf. in dieser Absicht zusammengetragene reiche Material ist aber keineswegs noch so geordnet und verarbeitet, daß es ein Leichtes wäre, zu einer bestimmten Ueberzeugung von der möglichen Bedeutung oder der Bedeutungslosigkeit dieser Combinationen zu gelangen, oder auch nur eine Uebersicht des Wesentlichsten zu verschaffen. Indem wir deswegen bei der großen Mannigfaltigkeit der Beziehungen, in welchen hier eine Bedeutung gesucht wird, darauf verzichten müssen, über diese Sache in der Kürze so zu referiren, daß das, was im Sinne des Verf. oder auch an sich das Bedeutungsvollste sein dürfte, zusammengestellt erschiene, so wollen wir doch, der Merkwürdigkeit der Sache oder der Meinung wegen, das zusammenfassen, was nach unserer Ansicht im Sinne des Verf. das Wesentliche ist.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

501

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

27. Mai. № 126. 1841.

Die berliner Juristenfacultät.

Die Entwicklung der juristischen Wissenschaft ist auch an unserer Universität nicht die günstigste gewesen. Die Stockung des politischen Lebens, ja die Abwesenheit desselben, mußte nothwendig auf die Jurisprudenz zurückwirken. Wir werden im Verlauf unserer Darstellung diesen Punkt sehr bald berühren; die „historische Schule" regt ihn selber an, und es ist leicht zu begreifen, wie viel von der verschiedenen Auffassung desselben abhängt. Wie wir es nicht in Abrede stellen werden, daß eine gewisse Rückkehr zu den Grundsätzen der pillnitzer Convention, eine Ansicht, die darum vorzugsweise die „geschichtliche" genannt wird, und welcher die Progression und politischen Umwandlungen Deutschlands und der westlichen Nachbarstaaten als ein Abfall, sowohl von der Geschichte, als von der wahren Staatsweisheit erscheinen, unser politisches Leben dominirt; so dürfen wir uns auch nicht verhehlen, daß die vorwiegenden Kräfte unserer Juristenfacultät in der „historischen Schule" und in der sogenannten „geschichtlichen Ansicht," deren Principien sich ebenfalls seit fünfundzwanzig Jahren nicht wesentlich modificirt und entwickelt haben, zu finden sind. Dennoch, wie die Sache nun einmal liegt, hat Berlin seit der Gründung der Universität fortdauernd Rechtsgelehrte ersten Ranges in seinen Mauern gehabt. v. Savigny, ein Stern erster Größe, gab der Facultät sogleich einen bedeutenden Glanz, nicht minder C. F. Eichhorn, wenn auch beide Male, wo er hier auftrat, nur vorübergehend. Auf Schmalz dürfen wir freilich kein sonderliches Gewicht legen, und wenn er nicht unbekannt geblieben ist, so wird es gelinde gesagt sein, nicht er habe Berlin, sondern die Stellung an diesem Orte vielmehr ihm zu einem Namen, wie er auch sei, verholfen. Wir haben seiner schon gedacht. Biener war ein Mann von sächsischer Gründlichkeit und als Criminalist geachtet; Klenze, weniger durch Gelehrsamkeit und Geist, als durch seine imponirende Persönlichkeit, Formfertigkeit und praktische Beweglichkeit ausgezeichnet, war für römische Rechtsgeschichte, Encyklopädie und Naturrecht, wenn auch ohne eigenthümliches Verdienst, thätig; Gans, der bekanntlich in Opposition mit der „historischen Schule" die Philosophie vertrat, hat durch seinen Tod die Wichtigkeit seiner Wirksamkeit und die Schwierigkeit, ihn zu ersetzen, lebhaft empfinden lassen. Von Lebenden sind Bethmann-Holweg, Jarcke und Philipps früher in der Facultät thätig gewesen. Der erstere ist unter den Schülern Savigny's einer der Bedeutendsten, Jarcke als Criminalist, Philipps als Germanist nicht ohne Verdienst; beide geriethen aber, als abtrünnig vom Protestantismus und der freien Bildung, in zu offenem Widerspruch mit unserem, wenn auch immerhin latenten und cachirten Staatsprincip, um es nicht angemessener zu finden, in Wien und München ihre Fahne zu erheben.

Unter den jetzt noch wirkenden Universitätslehrern steht Savigny unbestritten obenan. Sein Ruhm ist alt und wohlbegründet, seine Stellung einflußreich und in jeder Hinsicht bedeutend. Wird auch Hugo gewöhnlich für den Stifter der historischen Schule angesehn, so konnte man doch aus dessen Bestrebungen, die sich über die Aeußerlichkeiten des historischen Materials nicht erhoben, keine Ahnung davon fassen, welch' höherer Geist sich dieses Stoffes bemächtigen werde, bis Savigny durch seine eleganten Schriften ein Muster gab, wie die juristische Forschung in den Geist des römischen Rechts eindringen und aus ihm heraus eine neue Gestaltung der Wissenschaft unternehmen könne. Savigny's Schrift über den Besitz, auch zugegeben, daß ihre theoretische Grundlage so unhaltbar wäre, wie sie wirklich ist, bleibt doch immer ein Muster dieser neuen lebendigeren Methode, ein Werk, welches schon dadurch seine Macht beweist, daß es so viele secundäre Geister unterwerfen und völlig gefangennehmen konnte. Aber erst das anspruchslose Büchlein „über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" (1814) war es, welches das Princip und den Wahlspruch der „historischen Rechtsschule" entschieden und bewußter Weise aussprach und sie damit als bestimmte Richtung aus dem bis dahin noch chaotisch gährenden Streben verschiedener Elemente ausschied. In seinem neuesten Werke „System des heutigen römischen

Rechts" kommt Savigny im Weſentlichen allerdings auf das dort zum Grunde Gelegte zurück, wenn auch die 25 Jahre ſeitdem Einzelnes immerhin modificiren mußten. Sein gelehrtes und wahrhaft claſſiſches Werk über das „römiſche Recht im Mittelalter" ſtellt ſich keine principielle Aufgabe. Zu dieſem Zweck haben wir uns an den „Beruf" ꝛc. und an die Einleitung in das „Syſtem" ꝛc. zu halten. Obgleich nun Savigny's Anſicht nach mehrern Seiten als öffentliche Maxime zur Geltung gekommen und darum ſehr wichtig zu nehmen iſt, ſo darf ſie doch von der Kritik, nachdem die Richtung theoretiſch ſo entſchieden „hiſtoriſch" geworden, mit unendlich mehr Anerkennung im Einzelnen behandelt werden, als dies bisher wohl zu geſchehen pflegte, ohne daß darum weder der praktiſchen Freiheit, noch den wahren Principien derſelben etwas vergeben würde. Im Gegentheil Savigny's Theorie repräſentirt jene dem Subſtantiellen und Geſchichtlichen reſignirt zugewandte Zeitrichtung, die überall die Grundlage unſerer jetzigen Bildung ausmacht, von welcher man daher eben ſo gut poſitiv, als negativ auszugehen ſich veranlaßt findet, ſobald es ſich um den geſchichtlichen oder, was einerlei iſt, geiſtigen Zuſammenhang der bedeutendſten Bewegungen unſers Jahrhunderts handelt. Savigny iſt darum außer dem Zuſammenhange ſelbſt nicht zu verſtehen, ja er iſt bei all ſeiner vielgerühmten Eleganz und Klarheit überhaupt nicht leicht zu verſtehen, aus dem einfachen Grunde, weil er die Geſchichte, alſo die Geiſtesbewegung zum Princip zu machen unternimmt zu einer Zeit, wo dieſe Bewegung und die Art und Weiſe ihrer Procedur noch ſchlechterdings ein Myſterium und, wenn gleich ausgeſprochen, doch immer noch eine unbeachtete Offenbarung geblieben war. Savigny ſelbſt findet ſich nun nicht berufen, auf dieſe Entdeckung einer neuen Welt auszugehen, die Löſung des hiſtoriſchen Räthſels zu ſeiner Aufgabe und den Begriff der Entwicklung ausfindig zu machen; — ſo groß er alſo auch von der Geſchichte denkt, ſo ſehr er ſie empfiehlt und zum ausdrücklichen Stichwort erhebt, ſo zieht er doch eines Theils die Gegenwart mit ſammt der Aufklärungs- und Revolutionsgeſchichte von ihr ab und behält andern Theils überall das Myſterium eines unſagbaren Etwas, einer unergründlichen Tiefe, eines verborgenen Innern im Hintergrunde; und auch in ſeiner letzten Schrift erkennt er nur nominell „die Berechtigung aller Zeiten" an. Im Ganzen bleibt er bei ſeinen Begriffen. Man thäte ihm aber Unrecht, wenn man verkennen wollte, wie redlich er ſich bemüht, das „Innere," „Organiſche," „Naturgemäße" und darum nach ihm „wahrhaft Geſchichtliche" auszuſprechen; ja man darf ihm ſelbſt zugeſtehen, daß er ſeine Meinung darüber wirklich mit klaren Worten vorträgt, ohne daß es uns und Andern deshalb möglich wäre, aus ſeiner Zeit und aus ſeiner Bildung heraus dasjenige, was er immer nur ahnt und in der Ferne vor ſich hat, wirklich zu begreifen. Die Ahndung, daß viel dahinter ſei, das Gefühl, daß hier die Spuren des Geiſtes ſelber liegen — durchdringt daher ſeine bei ihm ſtehengebliebenen Anhänger; und es iſt kein Wunder, daß dieſer Mann den Anſtrich eines Propheten gewonnen hat, — denn in der That! iſt es nicht der offenbare Geiſt, den er auslegt, ſo iſt es doch das vaticinium des Geiſtes, das er verkündigt. Theoretiſch kann das freilich heut zu Tage nicht mehr verfangen, hatte doch Savigny ſelbſt ſchon 1814 die Stellung eines Propheten ex eventu. Mit ſeiner nur nominellen Anerkennung der Geſchichte tritt er nach der Romantik, nach Schelling und Hegel der Revolution und Aufklärung entgegen. Das Princip iſt ſchon da, als er es erſt noch ſucht. „Verſenkt euch in die Hiſtorie," geht unermüdlich arbeitend bis auf die reinen urſprünglichen „Quellen" zurück (Ver. 32. 121), dieſer Anfang und ſein Verſtändniß wird euch ſodann in den Beſitz des wahren Principiums ſetzen, ruft er uns zu. Aber auch aus dieſem Grunde, weil empiriſch und hiſtoriſch der Anfang und das Princip nicht zu erreichen und zu ergraben iſt, ſo wenig als man mit dem Grabſcheit zu dem reellen Mittelpunkt der Erde hindurchdringt — muß die letzte Baſis der „hiſtoriſchen Anſicht" myſteriös, ein unerreichbares Geheimniß bleiben. Savigny's „Beruf" erſchien im Jahr 1814, als eine große Aufregung alle Gemüther in Spannung erhielt und die Freiheit, bis dahin einig gefühlt, nun doppelt ausgelegt zu werden anfing, einmal als nationale Befreiung und nationale Negation alles Franzöſiſchen und ſodann als Geltendmachung der wahren Freiheit und der wahren Principien der Revolution gegen den Bonapartismus, kurz 1) als Volksthümlichkeit und 2) als Liberalismus. Savigny ergreift die erſte Seite und verhält ſich mit der Anerkennung der von Aufklärung und Revolution ungeſtörten Deutſchheit, und in Folge derſelben mit dem gemeinen Recht negativ gegen die Rechtsbildung der nächſten Zeit und gegen die drei Geſetzbücher, „die Frucht der Aufklärungsperiode," namentlich den Code (V. S. 6). Ein neues Geſetzbuch, wie es Thibaut für ganz Deutſchland vorgeſchlagen, würde nicht beſſer ausfallen, ſei auch überhaupt nichts Wünſchenswerthes. Dies führt er aus. Uns intereſſirt hier nur noch ſeine Theorie, nicht ſo ſein damaliger Erfolg. Die erſte Aufathmung des befreiten Deutſchlands eröffnet den „Beruf." „Der Code iſt wie ein Krebs eingedrungen geweſen," „von innern Gründen konnte dabei nicht die Rede, nur ein äußerer Zweck und der verderblichſte," fremde Unterjochung, „führte ihn zu uns," „die Tyrannei der Revolution ſchlug alle Reaction zu Boden: nun iſt doch wieder Streit möglich, der Code iſt rein franzöſiſches Geſetzbuch geworden." Savigny ahndete nicht, daß er ſich ſo lange in unſern Grenzen behaupten und daß überhaupt die Revolution noch nicht verdaut ſein ſollte. Er hat ganz Recht, den „äußeren" Zweck des Code darin zu ſetzen, daß es da-

mit in Deutſchland ſchließlich nicht auf das Recht, ſondern auf das Unrecht, die Unterjochung abgeſehen ſein mochte, was aber die „inneren“ Gründe ſein ſollen, die er im Gegenſatze zu jenem äußern Zweck eines fremden Willens im Sinne hat, iſt an dieſer Stelle noch nicht klar. Bald darauf wird es deutlicher. „Seit der Mitte des 18. Jahrh. hat ſich ein unerleuchteter Bildungstrieb geregt,“ dieſer iſt ihm nicht das „Innere,“ vielmehr „fehlte aller Sinn für die Größe und Eigenthümlichkeit anderer Zeiten, ſo wie für die naturgemäße Entwicklung der Völker und Verfaſſungen“ (S. 4), „ſtatt deſſen hat man die Gegenwart zu nichts Geringerem berufen geglaubt, als zur Darſtellung der abſoluten Vollkommenheit.“ „Was dieſer Trieb in Religion und Staat gewirkt, iſt bekannt,“ nämlich wiederum das Verderblichſte, außer daß er „durch natürliche Gegenwirkung“ (Reaction) „einer lebendigen Liebe“ [zur Hiſtorie und eigenthümlichen, volksthümlichen, naturgemäßen Entwicklung] „die Stätte bereitet.“ „Man wollte eine Norm für alle Völker und Zeiten in reiner Abſtraction, eine „mechaniſche“ Sicherheit des Urtheils, ohne alles eigene Urtheil des Richters,“ wie Friedrich der Große (Ver. S. 5).

„Jetzt (1814) iſt wieder geſchichtlicher Sinn erwacht,“ und es kommt darauf an, die Geſetzbücher der ungeſchichtlichen Aufklärungsperiode kritiſch zu beleuchten“ (Ver. S. 6). Wiſſen wir nun zwar immer noch nicht, welches die naturgemäße Entwicklung von Innen heraus iſt und wie wir Deutſche auf dieſem Wege zum römiſchen und zum gemeinen Recht gelangen werden, ſo müſſen wir auf eine nähere Aufklärung über beides nur um ſo geſpannter ſein, da die Polemik gegen die Abſtraction von aller Geſchichte und die Forderung der Anerkennung einer Vernunft in der Vergangenheit ſo vollkommen berechtigt iſt, daß man es nicht begreift, wie nun Savigny noch ſäumen konnte, ſogleich die Conſequenz dieſes fruchtbaren Gedankens, daß alſo auch die Zeit der Aufklärung, auch die Revolution, auch Napoleon und der Code ihre vernünftige und innere Nothwendigkeit haben werde, zu ziehen und ſodann dem Geſetze der Entwicklung überhaupt nachzuſpüren. Indeſſen iſt in damaliger Zeit die „Volkseigenthümlichkeit“ eine ſo primitive und unmittelbar empfundene Sache, daß ſie überall zu Grunde gelegt werden konnte, wo eine politiſche Frage in Anregung kam, ohne daß man Gefahr lief, es würde irgend ein vorwitziger Frager nun noch hinter dieſe Eigenthümlichkeit zurückgehen und weiter auch von ihrem Grund und Weſen Beſcheid verlangen. Savigny bemerkt daher im „Beruf“ (S. 8) ganz unbefangen über die „Entſtehung des poſitiven Rechts,“ als wäre damit wirklich der letzte Grund und die poſitive Quelle gefunden: „das Recht ſei dem Volk eigenthümlich, wie ſeine Sprache, Sitte, Verfaſſung. Dieſe Erſcheinungen hätten kein abgeſondertes Daſein, ſeien vielmehr Kräfte und Thätigkeiten des Einen Volkes und in der Natur untrennbar verbunden. Was ſie verbinde ſei die gemeinſame Ueberzeugung des Volkes, das gleiche Gefühl innerer Nothwendigkeit, welches alle Gedanken an zufällige und willkürliche Entſtehung ausſchließe.“ Im „Syſtem des heutigen römiſchen Rechts“ nennt er das Volk das „Naturganze“ (S. 19) und ſeine gemeinſame Ueberzeugung „den in allem Einzelnen gemeinſchaftlich wirkenden Volksgeiſt, in welchem die unſichtbare Entſtehung des poſitiven Rechtes vor ſich gehe, unabhängig von dem Einfluſſe menſchlicher Willkür, Ueberlegung und Weisheit,“ weshalb denn auch die Mythe den Urſprung des Rechts von den Göttern ableite, um damit den Gegenſatz gegen Zufall und menſchliche Willkür zu fühlen zu geben“ (Syſtem S. 14 u. 15). Wir haben nun ſchon die „innere,“ die „naturgemäße“ und die „unſichtbare“ Entſtehung des Rechts als gleichbedeutend, müſſen aber doch geſtehen, daß die innerſte Meinung Savigny's, wäre ſie nicht im Laufe der Zeiten ſehr bekannt geworden, aus dieſer Deutung noch immer nicht ſichtbar ſein würde; und, worauf es hier anzukommen ſcheint, eben „die Entſtehung dieſer eigenthümlichen Functionen der Völker, wodurch ſie ſelbſt erſt Individuen werden, dies, führt er fort, iſt hiſtoriſch nicht zu erkennen“ (Ver. S. 8), alſo wiederum unſichtbar, denn a priori wird es auch nicht dargethan; nur ſo viel ergiebt ſich: „die Jugendzeit der Völker iſt arm an Begriffen, aber ausgerüſtet mit klarem Bewußtſein ihrer Verhältniſſe und Zuſtände. Sie fühlt und durchlebt dieſe ganz und vollſtändig, während wir von unſerm eigenen Reichthum überwältigt ſind.“

(Fortſetzung folgt.)

G. H. Schubert „Die Urwelt und die Fixſterne.“

(Schluß.)

Nachdem der Verf. in dem vorletzten Abſchnitt, wie uns dünkt, überzeugend dargethan hat, daß bei vielen Völkern des Alterthums neben der Rechnung nach Sonnenjahren von 365¼ Tagen auch eine Rechnung nach Jahren von 10 ſynodiſchen Monaten, alſo von 273 Tagen, und nach Mondjahren von 354 Tagen im Gange geweſen, und dadurch vielfache Widerſprüche der chronologiſchen Angaben auf überraſchende Weiſe in Einklang bringt, und nachdem auf der Grundlage bibliſcher Chronologie die Zeit von der Schöpfung bis zu Chriſti Geburt zu 4192 Sonnenjahren oder 4320 Mondjahren berechnet iſt, wird angeführt, daß manche chronologiſche Eintheilungen der alten Völker, insbeſondere der Indier, auf die Zeit von 4320 Jahren, als

den Wendepunkt der Geſchichte, und den Aufgang einer neuen Sonne der Menſchheit hingewieſen haben, und mit dieſer Zeit das heilige Jahr, oder das Jahr Gottes der Chronologie dieſer Völker ſich vollendet habe. Und da vorauszuſetzen war, daß dieſe Zeiteintheilungen, inſofern ſie auf einem äußeren bewußten Grunde, und nicht bloß auf Prophetie und Weiſſagungen beruhten, aus dem in größeren Epochen ſich ausgleichenden Gange der Himmelskörper hergeleitet waren, ſo ſucht der Verf. zu zeigen, daß mit dieſer Zeit von 4192 Sonnen- oder 4320 Mondjahren ſich eine Aera des Planetenſyſtems abſchloß. Freilich beruht das Bedeutende, welches dieſe Zeit für unſer Planetenſyſtem haben ſoll, auf einer ziemlichen Anzahl von Vorausſetzungen, die von vielen Seiten her zuſammengenommen ſind, und in denen man alle Einheit des Princips vermißt. Setzt man nämlich mit dem Verf. voraus, daß in der räumlichen Anordnung unſeres Planetenſyſtems die Zahl ſieben zu Grunde liege, was aus den verhältnißmäßigen Sonnenabſtänden des Mercur, der Aſteroiden und des Uranus, als den drei Hauptruhepunkten deſſelben, abgeleitet wird, und daß folglich für die Zeiteintheilung des Planetenſyſtems, nämlich die Anzahl oder Dauer der Umläufe, nach dem dritten Keppler'ſchen Weltgeſetz die Zahl 19 (eigentlich freilich nach jenem Geſetz nur 18,6) dieſelbe Bedeutung habe, wie dort die Zahl ſieben, ferner, daß die Bewegung der Mondknoten, oder die Wiederkehr der Finſterniſſe in derſelben Ordnung, alſo die Ausgleichung des Sonnen- und Mondenlaufs, mithin die Zeit von beinahe neunzehn Jahren, oder 227⅔ ſynodiſchen Monaten für die Zeiteintheilung der Erde von beſonderer Wichtigkeit ſei, ferner, daß nach beiläufig 49 Sonnenjahren, oder 50½ Mondjahren ſich die Sonn- und Mondjahrsperioden wieder ausgleichen, woraus das große bibliſche Hall- und Erlaßjahr von 50½ Mondjahren hergeleitet wird, ferner, daß die kleineren Zeitabtheilungen in ſich die Gliederung der größeren wiederholen, ſo daß alſo die höheren Potenzen einer Eintheilungszahl eine größere, in ſich ſelbſt geſchloſſene Periode bilden, welches Princip in der Chronologie mancher orientaliſchen Völker als herrſchend bezeichnet wird, und daß endlich neben der Zahl 7 auch noch die Zahl 12 als untergeordnete Eintheilzahl für unſer Planetenſyſtem von Bedeutung ſei, wovon aber der Grund nicht ſpeciell nachgewieſen wird, ſo kann man es ſich nach dieſem Regiſter von Vorausſetzungen gefallen laſſen, wenn der Verf. für die Periode von 4320 Mondjahren als bedeutungsvoll Folgendes heraushebt: „Nun hatte, als das große aus 4320 Jahren beſtehende Welt- und Gottesjahr endigte, mithin grade in der Zeit, in welcher Chriſtus geboren wurde, Uranus ſeinen funfzigſten Umlauf um die Sonne vollendet, es war mithin eine große Hall- und Jubeljahrperiode des ganzen Planetenſyſtems erfüllt; Saturn näherte ſich eben dem zwölfmal zwölften ſeiner Umläufe, Jupiter ſtand in ſeinem 354ſten Jahre, zählte mithin eben ſo viele Umläufe, als das alte Kirchen- und Mondjahr Tage; die Aſteroiden vollendeten eben den 50ſten 19maligen Cyklus ihrer Jahre, Mars hatte 2222 Umläufe vollendet, die Erde 4320 Mondenjahre, Venus eben ſo viel eigene Jahre, als die wichtige Umlaufsperiode der Mondknoten Erdentage in ſich faßt, nämlich 6793, und Mercur hatte ſiebenmal ſieben ſo viele Umläufe beendigt, als das Mondjahr Tage in ſich faßt, nämlich 17364 u. ſ. w." Wenn wir davon abſehen, was die allzeit ſchlagfertigen Ritter der Aufklärung gegen ſolches aſtrologiſche Treiben einzuwenden haben möchten, indem uns Nichts dadurch gewonnen oder verloren ſcheint, wenn man zugiebt, daß bedeutendere Epochen der weltgeſchichtlichen Entwicklung mit Perioden des Planetenſyſtems zuſammenfallen oder mit denſelben parallel gehen, ſo muß man ſich doch billig wundern, wenn man wie hier das Bedeutende, welches die Umlaufszeiten der einzelnen Planeten haben ſollen, in Zahlen ſucht, die dieſen Planeten ganz fremd ſind. Denn wenn z. B. auch die Periode von 50½ Mondjahren für die Erde von Wichtigkeit iſt, weil in dieſer Zeit die Sonn- und Mondjahrsperioden auf der Erde ſich ausgleichen, wie kommt dieſe Periode dazu, auch für den Uranus bedeutungsvoll zu ſein, und gar für ihn und zuletzt auch noch für das ganze Planetenſyſtem eine große Hall- und Jubeljahrperiode zu bilden, und ebenſo bei den meiſten übrigen Planeten. Welche Mühe und Anſtrengung, um für dieſen Zeitraum ſtatt einer Sphärenmuſik doch zuletzt nur eine Art Katzenmuſik herauszubringen, da jedes Inſtrument aus einem andern Tone ſpielt, indem alle Einheit des Princips fehlt; und dies Alles für die Zeit von 4320 Mondjahren, welche als der Zeitraum von Erſchaffung des Menſchen bis zu Chriſti Geburt genommen, ſo unendlich problematiſch iſt.

Indem wir hiermit nur diejenige Seite unſeres Werkes, welche die am meiſten eigenthümliche deſſelben iſt, einer näheren Beurtheilung unterworfen haben, iſt im Uebrigen nur noch zu bemerken, daß dieſe Schrift, obgleich ſie im Allgemeinen nur eine Zuſammenſtellung der neueren Forſchungen, welche auf den betreffenden Gebieten angeſtellt worden ſind, enthält, dennoch durch die Darſtellung ſowohl, als durch mannigfache intereſſante Seitenblicke ſich vor Werken ähnlichen Inhalts vortheilhaft auszeichnet, und namentlich dem gebildeteren Theil unter den Liebhabern der Naturwiſſenſchaft, welche mit höherem, über das unmittelbar Factiſche hinausgehenden Intereſſe an dieſe Wiſſenſchaft herangehen, ſehr zu empfehlen iſt. D...ll.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

28. Mai. № 127. 1841.

Die berliner Juristenfacultät.

(Fortsetzung.)

Ursprünglich wird dieser „klare, naturgemäße Zustand in Symbolen ausgedrückt" (S. 9), später durch die Sprache und an die Stelle des Volksbewußtseins tritt später das Bewußtsein der Juristen." In Summa, „alles Recht entsteht als Gewohnheitsrecht, d. h. es wird erst durch Sitte, Volksglaube, dann durch Jurisprudenz erzeugt, überall also durch innere, stillwirkende Kräfte (durch das unbemerkt, also unsichtbar sich einschleichende Recht der Gewohnheit), nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers, eine ungestörte einheimische Entwicklung vorausgesetzt" (Ver. 14). Die Römer haben diese genossen. „Welche Bedeutung ihrem Rechte zukommt, sollte man schon daraus abnehmen, daß es das einzige Recht eines großen, lange bestehenden Volkes ist, welches eine ganz nationale, ungestörte Entwicklung gehabt hat und zugleich in allen Perioden dieses Volkes mit vorzüglicher Liebe gepflegt worden ist" (Ver. 28). „Ueberhaupt hat das Recht kein abgesondertes Dasein, sein Wesen vielmehr ist das Leben der Menschen von einer besonderen Seite angesehen" (Ver. 30). Die römischen Juristen sind darum so groß, weil sie mit ihrer Wissenschaft nie von der Erfahrung und unmittelbaren Anschauung dieses Lebens und dieses Processes der Rechtsbildung losgetrennt wurden. „Der Stoff ihrer Wissenschaft war den großen Juristen im Anfange des 3. Jahrh. nach Chr. schon gegeben, größtentheils noch aus den Zeiten der freien Republik. Aber auch jene bewundernswürdige Methode selbst hatte ihre Wurzel in der Zeit der Freiheit. Was nämlich Rom groß gemacht hat, war der rege, lebendige, politische Sinn, womit dieses Volk die Formen seiner Verfassung stets auf solche Weise zu verjüngen bereit war, daß das Neue bloß zur Entwicklung des Alten diente, dieses richtige Ebenmaß der beharrlichen und der fortbewegenden Kräfte." „Auch im bürgerlichen Rechte war der allgemeine römische Charakter" (das römisch Volksthümliche) „sichtbar, das Festhalten am Herkömmlichen, ohne sich durch dasselbe zu binden, wenn es einer neuen, volksmäßig herrschenden Ansicht nicht mehr entsprach. Darum zeigt die Geschichte des römischen Rechts bis zur classischen Zeit überall allmälige, völlig organische Entwicklung" (Ver. 31 u. 32). „Das römische Recht bildet sich fast ganz von Innen heraus, als Gewohnheitsrecht, und die genauere Geschichte desselben lehrt, wie gering im Ganzen der Einfluß eigentlicher Gesetze geblieben ist, so lange das Recht in einem lebendigen Zustande war" (Ver. 33). „Erst der Verfall der Verfassung und der Rechtsbildung," des öffentlichen Staats- und Rechtslebens, „führt den Gedanken der Gesetzbücher herbei." „So soll Cäsar der erste gewesen sein, der daran gedacht" (Ver. 34).

Erst an diesem Punkte der Darstellung wird uns Savigny's Meinung vollkommen deutlich. Wir wissen jetzt was er mit seinen Hauptstichwörtern sagen will, und können nun auch beurtheilen, was das Wahre daran ist. Er setzt „die innere," „die organische," „die unsichtbare," „die allmälige," „die naturgemäße," die volksthümliche, „die ungestört nationale Rechtsbildung" in die Zeit der republikanischen Flüssigkeit des politischen und rechtlichen öffentlichen Lebens. Ihm ist die Rechtsbildung oder der lebendige Zustand des Staates und des Rechtes, das Höhere gegen das Gesetz, die unlebendige, dem Werden entnommene Bestimmtheit. Gesetze und vollends ganze Gesetzbücher sind ihm daher die Leichensteine jenes verrauschten geistigen Lebens, und er hält es für äußerst gefährlich, durch Gesetzbücher die vielleicht unzulängliche Bildung einer bestimmten Zeit zu fixiren (Ver. 24, 49, 50). „Die Rechtsquellen sollen lebendig bleiben" (Ver. 130). „Das lebendige Gewohnheitsrecht ist besser als die Gesetzbücher, weil diese keine lebendige Rechtsquelle sind" (Ver. 134). Darum erklärt es Savigny auch für besser, „wenn für jeden Rechtsfall der Richter das Recht zu finden hat, als wenn ihm nur ein mechanisches Urtheilsfinden übrig gelassen wird," eine bloß äußerliche Anwendung des gegebenen Gesetzes (Ver.

130). „Es kommt nicht ſowohl auf die Geſetzgebung an, als auf die Verbeſſerung des Proceſſes“ (Ber. 130).

Die Grundanſchauung, die aus alle dieſem hervorleuchtet, iſt ſehr zu beherzigen und, richtig verſtanden, auch unzweifelhaft richtig. Das Volk bildet ſich ſelbſt ſein Recht, ſeinen Staat. Der Staat, das Recht, iſt nichts als ſein Leben ſelbſt, „von einer beſonderen Seite angeſehen“: und es bedarf wohl keines Streites über die Frage, welches das Höhere ſei, das öffentliche Leben als Rechtsquelle, oder das Geſetz als ſein Reſultat. Ja, wir gehen noch weiter und geben zu, wenn das Geſetz in der Form der unmittelbaren, lebendigen Erinnerung jener weſentlichen Lebensreſultate zu ſichern wäre, ſo würden ſowohl die Tafeln, als die Bücher zu ſeiner Aufbewahrung ſehr überflüſſig, zu ſeiner ungehörigen Fixirung ſehr verführeriſch ſein. Erſt durch die lebendige Erinnerung des Proceſſes, in dem ſich das Geſetz gebildet und erſt in der lebendigen Sitte und Gewohnheit der Formen, in denen der rechtsbildneriſche Proceß verläuft (der republikaniſchen, gerichtlichen, parlamentariſchen Lebensformen), — wird das wahrhaft öffentliche Leben und mit ihm die lebendige Rechtsquelle erreicht. Die Normen der Sitte und Gewohnheit ſind die ungeſchriebenen Verfaſſungsurkunden, jeder Theilnehmer am Staats- und Rechtsleben erfährt und erlebt die urſprüngliche Kunde (Urkunde) dieſer Ordnung. Allein ſo wie dieſe geordnete Sitte eine Kette von Beſtimmtheiten iſt, ſo darf man es nicht verkennen, daß die eigentlichen ausdrücklichen Geſetze, wenn auch in weiterer Ausbreitung, als die republikaniſche, parlamentariſche und gerichtliche Geſchäftsordnung, dennoch immer nichts anderes darſtellen, als die ausdrücklichen Stufen der Sitte, der Lebens- und Geiſtesbildung — Reſultate alſo und Beſtimmtheiten freilich, die aber keineswegs ein Abfall von der lebendigen Bewegung, ein pures caput mortuum, ſondern vielmehr wie der Abſchluß einer vergangenen, ſo der Anfang und Anſtoß zu einer zukünftigen Lebensäußerung und Rechtsbildung ſind. Ohne beſtimmte Zuſtände giebt es nirgends eine Entwicklung, und wenn es Rechtsverfaſſungen gab, wo der Richter lediglich ſeinem Arbitrium folgte, das Recht frei fand und für den einzelnen Fall bildete, ſo iſt theils die Oeffentlichkeit als Richterin des Richters, theils die Form ſeiner Wahl, die ihn weſentlich zum Schiedsrichter mit Einwilligung beider Theile qualificirt, dabei nicht außer Acht zu laſſen. Eine ſolche öffentliche und hochgeehrte Rechtspflege durch Schiedsrichter iſt ohne Zweifel eins von den Inſtituten, welche im Gefolge einer durchgebildeten Freiheit unſer Rechtsleben wieder erzeugen wird und muß, ſobald der gelehrte und fachmäßige Egoismus in den kommenden Weltbewegungen gebrochen ſein und rein die Sache ins Auge gefaßt werden wird. Und hier hat Savigny wiederum ein nicht genug zu beherzigendes Wort geſprochen, wenn er ſagt, für die Freiheit komme es bei weitem mehr auf die Proceßordnung an, als auf die Geſetze, nur daß freilich die beſtimmte Ordnung des Proceſſes nicht minder ein Geſetz iſt als die materiellen Beſtimmungen über das Recht. Savigny polemiſirt gegen dieſe materiellen Beſtimmungen, weil die Römer in der guten Zeit faſt ohne alle „eigentliche Geſetze“ ausgekommen ſeien; er legt allen Werth auf den lebendigen Bildungsproceß, auf den ſtets bereiten Verjüngungstrieb des republikaniſchen Staats- und Rechtsweſens; und es iſt anzuerkennen, die Republik, das wirkliche öffentliche Staats- und Rechtsleben iſt ſowohl in der Vergangenheit die Quelle wahrer Jurisprudenz und Politik, als auch für die Zukunft (unter der höheren Form des Conſtitutionalismus) die weſentlichſte Aufgabe der Entwicklung; dennoch iſt Savigny zu ſehr Republikaner, wenn er die ausdrückliche Geſetzgebung, wodurch der unmittelbaren Lebensbewegung Feſſeln angelegt werden, für eine Sache der ſchlechten Reflexion und (menſchlicher) Willkür, die Geſetzbücher für ein Zeichen des Verfalls und den geſchichtlichen Gang, den Rom ſeit Cäſar genommen, für reine Depravation hält. Nur in einem beſchränkten Kreiſe rein particularer Intereſſen kann die geſetzloſe Gewohnheit eine Zeit lang vorhalten. Die alten Republiken, die nur ſtädtiſche Sonderintereſſen zum Inhalt haben, ſind aber höchſt mangelhafte Staaten, der Markt, ihre unmittelbare Oeffentlichkeit, iſt eine ſehr unzulängliche, denn Auge und Ohr reichen nicht weit genug, um auch nur eine Stadtgemeinde zu einer wirklichen allgemeinen Einheit zu verbinden. Das Allgemeine, die Weltintereſſen, die Ausbreitung des Staates und der Freiheit, ſeines Inhaltes, kann ſich nicht auf die Quiriten, auf ihr Forum und ihre Sexta beſchränken. Es iſt daher nicht ſchlechthin Corruption, wenn der Orbis terrarum die Form der Stadtrepublik nicht ertragen kann, wenn ihre Form des Staats- und Rechtslebens aufhört und zunächſt freilich ſehr äußerlich in dem Imperator eine Einheit und in dem Geſetzbuche eine Sicherheit allgemein giltiger Rechtsnormen geſucht wird. Die Staatscentraliſationen, namentlich die, welche in den alten Imperatoren und in den neuen abſoluten Königen den lebendigen Willen ausſchließlich in das Centrum, den Herrſcher, verlegen, die peripheriſche Bewegung des öffentlichen Lebens aber wegen ſeines Particularismus aufheben, hemmen allerdings auch die bisherige lebendige Rechtsbildung; und ſo lange in dem neugebildeten höheren Allgemeinen weder die Oeffentlichkeit, noch die Flüſſigkeit der Republik ebenfalls in neuen höheren Bildungen (Preſſe und Repräſentation) wieder hergeſtellt iſt, bleibt der Wille des Einzelnen und ſeine Gedankenbewegung ein ſchlechtes Surrogat für das wahre Staatsleben. Dies vornehmlich darum, weil bei aller Tugend und Tüchtigkeit des iſolirten Centrums (Herrſchers) und ſeiner Räthe die wahre Objectivität und die Selbſtanſchauung des öffentlich

wirkenden Geiſtes fehlt, auf die Savigny mit Recht ſo viel Gewicht legt, wenn er jenen altrepublikaniſchen Bildungsproceß lobend hervorhebt. Dieſer Mangel der objectiven Seite wird daher, ſobald die Punkte in der Weltgeſchichte eintreten, wo der Einzelwille (unter verſchiedenen Verhältniſſen) vollſtändig durchdringt, ganz beſonders fühlbar. Es entſtehen darum unter ſolchen Verhältniſſen die Urkunden, in denen dieſer Einzelwille ſelbſt ſich ein Objectives, eine Regel, ein Allgemeines gegenüberſtellt; die Unfähigkeit der Willkür, auch nur zu einer allgemeinen Exiſtenz zu kommen [denn wie ſollte das Allerſubjectivſte und Particularſte ſich über Alle ausbreiten?], macht zu allererſt die „papiernen Conſtitutionen," „die Urkunden," „die Geſetzbücher" nöthig; in ihnen iſt nun niedergelegt, was in vorkommenden Fällen der ſouveraine Wille ſein ſoll, weil es unmöglich iſt, ihn für jeden einzelnen Fall zu extrahiren und weil, auch wenn es möglich wäre, der Augenſchein zu deutlich lehren würde, daß hier der Moment des Allgemeinen, der Objectivität und der öffentlichen Vernunft gänzlich in das Belieben des Subjects untergegangen ſei. Daher die „papierne" Auskunft. Die Schrift iſt allgemein wirkender, als die Verkündigung des Praeco; die Urkunde und das Geſetzbuch greift weiter, als die eherne Tafel, der Druck ſodann beflügelt das Wort, wohin man will, und macht es allgemeiner, als alle früheren Veranſtaltungen; auf Allgemeinheit und Objectivität kommt es aber dabei weſentlich an, und es iſt roh, bäuriſch und ſehr unüberlegt, dem Papier, dem Buche und der Druckerpreſſe, weil dies äußerliche Dinge ſind, darum auffäſſig zu ſein. Nur das Eine iſt ſelbſt in dieſer Rohheit wahr, nämlich das Gefühl, mit dem Aufſtellen der allgemeinen Normen, Regeln und Geſetze ſei wenig gethan, es komme darauf an, den Proceß lebendig, wahr und vernünftig zu machen, ſowohl im Gericht, als im Staate. Es ſei alſo die Republik aus dem Geiſt und aus der Wahrheit unſerer Zeit, unſerer Bildung und aller der Mittel, welche wir beſitzen, um die äußerliche Allgemeinheit und Centraliſation zu beleben und zu verinnerlichen, wieder zu gebären. Zu dieſer großartigen Anſchauung unſerer Zeit hat Savigny überall das Fundament richtig erkannt; gefehlt hat er nur darin, daß er auf dieſes Fundament ohne die geſchichtliche Vermittlung der Jahrhunderte zurückgeht, alſo gerade dasjenige ausläßt, was die wahrhaft „hiſtoriſche Anſicht" und die reale Geſchichtsentwicklung beide mit gleicher Nothwendigkeit fordern.

Wenn er daher die Allgemeinheit der Rechtsbildung gegenwärtig in die Wiſſenſchaft, die Univerſitäten und die Litteratur verlegt, ſo iſt hieran allerdings ſchon das wahr, daß die Wiſſenſchaft und die Theorie in einer höheren Bildungsſtufe wirklich den Mutterſchooß der Entwicklung bildet, und daß die litterariſche Oeffentlichkeit das Organ allgemeiner Vermittlung abgiebt; allein Savigny meint es mit der Wiſſenſchaft freilich etwas anders, indem er eben von ihr die „willkürlichen Syſteme" abwenden will und nur die hiſtoriſche Stärkung in den Quellen der lebendig gebildeten römiſchen Jurisprudenz" anordnet. Auch hier hindert ihn der Mangel einer wirklich geſchichtlichen Einſicht an der Forderung des Wahren, wobei wir jedoch nicht ſo unbillig ſein wollen, ihm eine Vollkommenheit zuzumuthen, die erſt mit der Entdeckung eines weſentlich neuen Princips, des der geiſtigen und Freiheitsentwicklung gefordert werden kann. Wenn er dagegen das Gemeine Recht in Deutſchland aus ſeiner Theorie rechtfertigen und ihm die Stellung des Allgemeinen geben will, um daneben in ganz diſparater Ausbildung die Local- und Particularrechte als Surrogat der verſiegten alten lebendigen Rechtsquelle gelten zu laſſen; ſo konnte dieſer Verſuch freilich nur ſehr unglücklich ausfallen; denn nun muß er offenbar gegen ſich ſelbſt reden, gegen die „innere," gegen die „nationale," gegen die „organiſche" Entwicklung.

Er berichtet:

„Die neueren Völker ſind nicht abgeſchloſſen national." „Das Chriſtenthum iſt kosmopolitiſch, eben ſo das Recht. Beides kommt den Germanen von Außen, beides iſt römiſch." „Deutſchland hätte auch überhaupt keine ſtetige Entwicklung haben können, wegen ſeiner durchgreifenden Revolutionen (Lehnsweſen ꝛc.) und weil es ihm an einem Centrum fehlt" (Ver. 38, 39, 40). Er denkt bei dem Centrum an Rom und vergleicht einen Thatbeſtand mit dem andern. Aber es iſt leicht einzuſehen, daß hier ſeine Theorie vollſtändig auf den Kopf geſtellt wird und für die Entwicklung von Innen heraus, für das Organiſche u. ſ. w. gar kein Raum übrig bleibt. Die Trümmer des „individuellen Lebens" und der „unſichtbaren Gewohnheit ſtillwirkender Kräfte" flüchten ſich in die „Localrechte einzelner Landſtriche." „Sie thäten dem Patriotismus keinen Abbruch," „man habe der bloßen Idee der Gleichförmigkeit" längſt ſchon zu viel eingeräumt. Er wünſche das Gemeine Recht als allgemeine Grundlage, dabei aber große Mannigfaltigkeit im Einzelnen. Willkürliche und augenfällige Aenderungen im Recht taugten nichts. „Was vor unſern Augen von Menſchenhänden gemacht iſt, wird im Gefühl des Volks ſtets von demjenigen unterſchieden werden, deſſen Entſtehung nicht eben ſo ſichtbar und greiflich iſt, und wenn wir in unſerm löblichen Eifer dieſe Unterſcheidung ein blindes Vorurtheil ſchelten, ſo ſollten wir nicht vergeſſen, daß aller Glaube und alles Gefühl für das, was nicht unſers Gleichen iſt, ſondern höher als wir, auf einer ähnlichen Sinnesart beruht" (Ver. 41—44).

(Fortſetzung folgt.)

Die politiſche Poeſie.

Ein Märchen. Gedicht von R. E. Prutz. Leipzig 1841. Otto Wigand.

„Ein garſtig Lied!
Pfui, ein politiſch Lied! ein leidig Lied!“

ſpricht Brander im Fauſt, als ſein Genoſſe das Lied „vom lieben heiligen römiſchen Reich“ anſtimmt, und ich höre ſchon im Geiſte den Refrain von all' den zahlreichen Brandern unſerer Tage wiederholen, die auch „Gott an jedem Morgen danken, daß ſie nicht brauchen für's römiſche Reich zu ſorgen,“ und die es gar nicht begreifen können, daß es Poeten giebt, welche heut zu Tage, trotz jenes Anathems, politiſche Lieder zu ſingen, und aus der ſüßdämmerigen Waldeinſamkeit und den Wieſengründen voll Gelbweigelein den Pegaſus in das ſtaubdurchwirbelte Schlachtfeld zu lenken wagen, auf welchem das erſte Vorpoſtengefecht der feindlichen Heere bereits in kühner Kampfesluſt entbrannt iſt. Denn freilich giebt es noch Leute genug, die auf das altgöthiſche Dogma von der Urpoeſie aller politiſchen Dichtung Stein und Bein ſchwören, und Poeten, denen bei dem Gedanken die Haut ſchaudert, daß die höchſten Intereſſen der Menſchheit, daß Freiheit und Nationalehre im Staat ſein ſollen, das Herz eines Dichters zu Geſängen höher zu begeiſtern, als Waldesduft und Bachesrauſchen, als Roſen und Vergißmeinnicht. Aber ſind die alten Lieder von Körner und Schenkendorf, Arndt und Stägemann etwa nicht poetiſch, weil ſie politiſch waren, weil ſie aus dem ſchlagenden Herzen der Geſchichte entquollen? ſind es die Lieder nicht, unter deren Klange die begeiſterten Schaaren deutſcher Jugend fröhlich zum Tod gingen wie zum Tanz? Iſt keine Poeſie in dem *Δεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων* in dem „Noch iſt Polen nicht verloren,“ keine Poeſie in dem weltdurchzitternden Liede Rouget de l'Isle's, vor dem die Throne Europas in ihren Grundfeſten erzitterten?

Alſo mit jenem Dogma iſt es nichts. Vielmehr iſt die politiſche Poeſie in allerneueſter Zeit wieder zu hohen Ehren gekommen, und der Tyrtäus des Rheins, der Sänger des bewaffneten Friedens, der das kühne Wort ausgeſprochen hat, daß wir uns ſchlechterdings nicht mehr von den Franzoſen ſcheeren und ſchinden laſſen wollen, und deſſen negatives Pathos in ganz Deutſchland ſo mächtigen Anklang gefunden hat, iſt für ſein politiſches Lied mit Gold, Amt und Ehren belohnt, und ſomit ſelbſt von denen, die ſonſt nichts anerkennen, als ſich ſelbſt, dennoch anerkannt worden, daß es mit der politiſchen Poeſie etwas auf ſich habe.

Man hat von vielen Seiten den poetiſchen Werth jenes neueſten „deutſchen Nationalgeſanges,“ der nun bereits an die zweihundert Compoſitionen erhalten hat, in Frage geſtellt, von anderen dagegen eine „deutſche Marſeillaiſe“ daraus machen wollen. Beides mit Unrecht, wenigſtens gegen den Verfaſſer und ſeine Zeit. Deutſchland kann kein beſſeres politiſches Lied (wohlgemerkt: Lied) verlangen, weil es kein beſſeres haben kann, und es kann kein beſſeres haben, weil der allgemeine bewegende Inhalt dazu fehlt. Das heißt „ein großes Wort gelaſſen ausſprechen,“ ſagt ihr. Nun ſo zeigt mir denn ein echtes deutſches Nationallied. Oder es trete ein Dichter hin und mache eins. Und wenn ſich die ganze Legion der deutſchen Lyriker zuſammenthäte, ſie würden doch keins zu Stande bringen. Oder glaubt ihr wirklich, daß die politiſchen Lieder, die der Oeſtreicher, der Preuße, der Hannoveraner, der Süddeutſche heuer ſingen kann, einen gemeinſamen Inhalt haben? Das Rheinlied freilich, das mögen ſie alle ſingen, aber ich möchte den Wirrwarr hören, den es geben wird, wenn jede Stadtgarniſon ihre darauf gepaßte Melodie anſtimmt. Wenn es wahr iſt, daß einſt Amphion durch die Kraft ſeines harmoniſchen Geſanges die Steine zur Ringmauer von Theben zuſammenfügte, ſo wäre vielleicht zu hoffen, daß die Disharmonie dieſes Rheingeſanges dereinſt in den Tagen der Noth die Quadern der projectirten pariſer Ringmauer ſammt den Baſtionen der betaſchirten Forts auseinanderſprengt oder auch jetzt ſchon den biebericher Steindamm. Enfin — nous verrons! — Aber was haben alle dieſe Dinge mit dem Märchen zu ſchaffen, von dem wir nach der Ueberſchrift unſeren Leſern zu erzählen verſprachen?

Die Poeſie hat immer zuerſt dem dunkeln Drange der Nationen Sprache verliehen, und wie ſie ihrer Freude und ihrem Schmerze Worte gab, ſo hat ſie auch ihr Wünſchen und ihr Sehnen ausgeſprochen, und in tauſend und abertauſend Geſtalten verlebendigt. Homer und Heſiod haben den Griechen ihre Götter gegeben! Und wenn die Poeſie des Worts verſtummte, wenn der Mund der Menſchen ſchweigen mußte, ſo ſprach der ſtumme Stein das Wort des Geiſtes aus, und an den alten Dom- und Kirchenthürmen meißelte der deutſche Sinn lange vor der Geiſtesrevolution des großen Mönchs von Wittenberg reformatoriſche Gedanken in die märchenhaften Steinbilder, Gedanken, mit denen er an den eiſernen Stäben des Kirchenkerkers leiſe rüttelte. In Tagen des gebundenen Worts muß der Gedanke ſich verkleiden, und wie König Alfred, Ethelwolf's Sohn, in Harfnertracht ins Feldlager des Feindes und zu den Hütten der zerſtreuten Getreuen ſchleichen, um des Feindes Blöße zu erſpähn, und den Freunden Troſt und Ermunterung zu bringen, oder wie Cervantes die erſten freien Worte gegen Geiſtesdruck und Pfaffentyrannei im Lande der Inquiſition und der Autodafe's dem hirnverwirrten Ritter von der traurigen Geſtalt in den Mund legen. Das iſt die Poeſie unſeres Märchendichters, und wenn ſchon ſein Rheingedicht in allen edlen und freiheitergluͤhten Herzen Deutſchlands vom Pregel bis zum Rheine wiederklang, ſo wird auch ſein Märchen dankbare Hörer finden, das Märchen von der Jungfrau, der für ſo viel Lieb und Treue ſo ſchlimmer Lohn geworden, und von dem Troubadour, der ſich der Verſtoßenen mit heißer Liebe weiht. Und das Volk des Dichters wird ihm auf ſeine Frage, „ob der arme Jüngling Gegenliebe gefunden“ (St. 123), ſicher die gewünſchte Antwort geben, daß er ſie fand — und daß die Liebe, die Alles trägt und Alles duldet, zuletzt auch — Alles überwindet.

Und nun, Leſer, geht und leſet ſelber dies Gedicht, welches eines der ſchönſten iſt, die die Blüthe der von Morgenroth der Freiheit angeſtrahlten deutſchen Dichtung uns ſeit Jahren geboren hat. Und wenn das herbe Geſchick des treuen Liebespaars euer Herz zerreißt, ſo leſet wieder und wieder die Schrift des Felſen in der Wüſte:

„Der Holden, Ungenannten,
Die ſchweigend flieh'n muß durch die weite Welt,
Dem Jüngling auch, dem treuen, oft verkannten,
Sei dieſer Stein zur Tröſtung aufgeſtellt.
Einſt fällt das Reich vom Munde der Verdammten,
Die Kette ſpringt, die ſie gebunden hält,
Es wird ein Blitzſtrahl leuchtend ſie zerſchmettern —
Bleibt unverzagt! Gott ſelbſt ſchrieb dieſe Lettern.“

H. R. in Ggen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

29. Mai. № 128. 1841.

Die berliner Juristenfacultät.

(Fortsetzung.)

Savigny ist hier von aller Lebendigkeit der Rechtsquellen, von aller organischen Entwicklung des Ganzen, denn es giebt ja in Deutschland kein Centrum und kein Ganzes, zurückgekommen, und begnügt sich einzig mit dem unsichtbaren nicht greiflichen Entstehen des Particularen neben dem von Außen gegebenen Allgemeinen. Und wenn das Mysteriöse und unbewußt Eingeschlichene größerer Autorität halber beim Volke gelobt wird, so vergißt Savigny auch in diesem Lobe seine Theorie, daß „das Volk sich sein Recht selbst bildet, daß es sein Leben ist;" und es wird doch unmöglich gegen sein eignes Leben und gegen das Product desselben ein Schauer wie gegen höhere Mächte, die nicht unsers Gleichen sind, empfinden sollen! Dies Mysteriöse ist ein sehr schwacher Punkt, es ist die Aporia und Penia, so zu sagen die reine Sehnsucht nach der Klarheit und dem Bewußtsein, nichts weiter; verführt hat dazu wohl der schwankende Begriff „des Höheren als wir;" das ist aber nicht das Anonyme, das Mysteriöse, sondern es ist die allgemeine Vernunft, der Staats- und Volkswille, welcher höher ist als der egoistische Wille des einzelnen Menschen. Daß Savigny die drei Gesetzbücher der Aufklärung und der Revolution im „Beruf" sehr zweckmäßig kritisirt, wird man gern zugeben, daß er aber weder die Fortbildung des Aufklärungs-, noch des Revolutions-Staates und -Rechtes gegeben hat und geben konnte, haben wir bereits bei Gelegenheit seiner republikanischen Theorie ausgeführt.

In seinem „System des heutigen römischen Rechts" finden wir nun eine höchst interessante Ergänzung der Theorie, die wir so eben aus dem „Beruf" erörtert, und die Grundlage des „Besitzes" wird es uns schließlich bestätigen, wie sehr Savigny bei aller Aufmerksamkeit auf die Zeit, dennoch immer wieder zu seiner wesentlichen Schranke zurückkehrt, nämlich zu der Verkennung des selbstbewußten Geistes und seiner Entwicklung sowohl im Systematischen, als im Historischen.

Wenn Savigny in der Vorrede zum „System" ꝛc. den Vorwurf ablehnt, als verkenne er die „Gegenwart und ihre Selbständigkeit," und das Wesen seiner „historischen Ansicht in die gleichmäßige Anerkennung des Werthes und der Selbständigkeit jedes Zeitalters" setzt; so ist dies wohl nur ein Gedächtnißfehler: er vergißt seine Stellung zu dem Zeitalter der Aufklärung, der Revolution und überhaupt des sogenannten Verfalls, und hat die ganze Tendenz seines „Berufs," die Gegenwirkung gegen den Hochmuth der reflectirten und rationalistischen Rechts- und Staatsbildung, d. h. die Reaction, nicht vor Augen gehabt. Mit dem einfachen Ausdruck der Anerkennung jedes Zeitalters wird das wahrhaft Geschichtliche nicht geleistet, die Thatsache der Stellung aber, die Savigny gerade jetzt fühlbarer, als je, einnimmt, nicht beseitigt; und diese Stellung ist bekanntermaßen und conform seiner eben dargelegten rückwärts gewendeten Theorie, keine andere, als die Verkennung der lebendigen und wahrhaften Gegenwart im Staat und in der Wissenschaft selbst. Dennoch sind seine Worte, mit denen er zum Frieden redet, sehr zu beherzigen. Es ist in der That Friede, denn wer wollte es verkennen, daß die Invalidencompagnie der Romantik in diesem Augenblicke praktisch nicht nur gesiegt hat, sondern auch die Bedingungen des Friedens nach vollkommenstem Gutdünken dictirt? — Bis der Krieg wieder ausbricht haben wir Zeit, uns im Lager unserer Sieger umzusehen, und wir wollen keine Mühe und keinen Aufwand sparen, ihre Stärke sowohl als ihre Schwäche mit der unparteilichsten Forschung auszumitteln. Fahren wir also fort.

Hatte der „Beruf" mehr die Aufgabe zu zeigen, welche Art von Rechtsbildung es heutiges Tages überhaupt noch geben könne, wie äußerlich und unlebendig dazu die Gesetzbücher sich verhielten, wo dagegen das wahre Leben des Rechts zu suchen sei — und wir haben es redlich anerkannt, wie wesentlich Savigny diese Aufgabe gefördert, wie nahe er oft die Wahrheit berührt, wie sehr im Allgemeinen seine Intention und seine Meinung auf das Richtige gehe; — so stellt sich der berühmte Rechtslehrer in seinem „System des heutigen römischen Rechts" vielmehr auf den Standpunkt der geordneten Entwicklung seiner Theorie überhaupt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Darſtellung nicht ungefärbt bleiben konnte von den Eindrücken der wiſſenſchaftlichen Bewegung ſeit 1814 bis jetzt, weshalb uns denn auch mancherlei Anklänge ſogar an Hegel nicht überraſchen dürfen; dann aber wird hier, ſelbſt mit der Theorie des allgemeinen Theils, mehr darauf ausgegangen, den Grund des „poſitiven" Rechtes oder vielmehr einen „poſitiven" Grund des Rechtes zu finden, als einen metaphyſiſchen, — mehr einen natürlichen, als einen rationellen, mehr einen unſichtbar geſetzten, als einen offenbar in „menſchlicher Willkür und Weisheit" beruhenden.

Savigny beginnt ſeine Begründung mit dem Gegebenen und Vorhandenen, nicht mit dem Gebenden und Schaffenden, wenn er ſagt (Syſt. S. 7): „Betrachten wir den Rechtszuſtand, ſo wie er uns im wirklichen Leben von allen Seiten umgiebt und durchdringt, ſo erſcheint uns darin zunächſt die der einzelnen Perſon zuſtehende Macht: ein Gebiet, worin ihr Wille herrſcht. Dieſe Macht nennen wir ein Recht dieſer Perſon, gleichbedeutend mit Befugniß." „Sichtbar wird nun das Recht im Rechtsſtreit und durch richterliches Urtheil. Allein dieſe logiſche Form des Urtheils erſchöpft das Weſen der Sache nicht, bedarf vielmehr ſelbſt einer tieferen Grundlage, die wir in dem Rechtsverhältniß finden," welches gebildet wird durch die Zuſtände, die die „Rechtsinſtitute" ausmachen: ſo iſt das Peculium, ſo die patria potestas ein Rechtsinſtitut (Syſt. S. 8. 9. 10); „und der Zuſammenhang aller Rechtsinſtitute bildet das Syſtem des poſitiven Rechtes." „Die Entſtehung der Rechtsinſtitute hängt nicht von menſchlicher Willkür, Ueberlegung oder Weisheit ab; vielmehr iſt es eine Thatſache, daß, wo ein Rechtsverhältniß in Frage oder zum Bewußtſein kommt, eine Regel für daſſelbe längſt vorhanden, alſo jetzt erſt zu erfinden weder möglich, noch nöthig iſt, daher nennen wir das allgemeine Recht ein „gegebenes," „poſitives." (Syſt. S. 14.)

Savigny ſcheidet in dieſer Auffaſſung das gefundene Rechtsverhältniß und das findende Bewußtſein ſo ſtrenge, daß die gleiche zum Grunde liegende Natur beider, nämlich das Verhältniß „berechtigter Willen" (intelligenter Weſen) auf der einen, und die Intelligenz, in der es zum Bewußtſein kommt, auf der andern Seite gänzlich verborgen bleibt; und es iſt gewiß, ſoll überhaupt mit dieſer Unabhängigkeit und primitiven Selbſtändigkeit des Poſitiven in Gegenſatz gegen die Intelligenz, das findende Bewußtſein oder die Reflexion etwas gewonnen werden, ſo muß das der Intelligenz „gegebene Poſitive" auch wirklich unabhängig ſein, aus einer ganz andern Quelle ſtammen, als aus der Quelle der Intelligenz ſelber.

Wollte man die Sache genau nehmen, ſo iſt freilich die Aufſtellung eines nicht von „unſerer Zuſtimmung," nicht von dem intelligenten Willen der Perſonen geſetzten Poſitiven nach Savigny's eigenen Prämiſſen ſchon nicht mehr möglich; wir werden aber wie billig immer mehr auf ſeine Intention, als auf ſeine Ausdrücke ſehen und davon wiederum den Gewinn haben, daß wir auch hier das Richtige mit einer leichten Nachhülfe ans Licht ziehen können. Das Poſitive, was übrig bleibt und von dem Bewußtſein als ein Gegebenes vorgefunden wird, iſt nichts anders, als die eingehüllte, die noch unbewußte Intelligenz, — die Rechtsinſtitute, die wir immer vorfinden, nichts anders, als die Zuſtände der vernünftigen Perſonen gegen einander, die allerdings eben ſo wenig, als die Vernunft ſelbſt, aber auch nicht poſitiver, als ſie und ihre Exiſtenz, der geäußerte oder bethätigte Wille ſelbſt ſind. Poſitiv ſind ſie als Exiſtenz, es fragt ſich nur, wer ſie in die Exiſtenz treten läßt.

Savigny hat auch hierfür einen Ausdruck, der alle Berückſichtigung verdient und womit er von dem im „Syſtem" neuentdeckten „Poſitiven" doch weſentlich zu dem bereits im „Beruf" ausgeſprochenen ponirenden Leben des Rechts zurückkehrt. Er ſagt: „Das Subject, in welchem und für welches das (daſeiende, poſitive) Recht ſein Daſein hat, iſt das Volk, in dem es, wie der Beruf bereits ausgeſprochen, unſichtbar, gleich Sprache und Sitte entſteht. Wird die Unſichtbarkeit in die Unergründlichkeit des hiſtoriſchen Urſprungs geſetzt, ſo iſt ſie freilich ſehr oberflächlich gemeint, wird ſie aber als die urſprünglich unbewußte Geſtalt des Bewußtſeins gefaßt, ſo hat die Sache ihren guten Grund, nur daß freilich damit Savigny's Abſicht, dieſen Urſprung als einen höheren gegen menſchliche Erfindung und Weisheit geltend zu machen nicht beſtehen kann; und diejenige Poſitivität, welche weſentlich ein unbewußtes Werden oder ein naturgemäßes Wachſen wäre, würde nichts für ſich behalten, als daß ſie poſitiv eben noch nicht wäre: poſitives Recht wird ſie erſt, wenn auf ſie ſcharf und entſchieden reflectirt und dieſe Reflexion ponirt wird.

Eben ſo wie er das Recht „unſichtbar" entſtehen läßt, faßt Savigny zunächſt das Volk als unſichtbares Naturganzes mit unbeſtimmten Grenzen, welches ſeine unſichtbare Einheit (in Sprache und Sitte) in ſichtbarer und organiſcher Erſcheinung offenbaren will." „Die organiſche Erſcheinung des Volkes, die leibliche Geſtalt der geiſtigen Volksgemeinſchaft iſt der Staat" (Syſt. S. 22). Worin eine Erinnerung an Hegel liegt. Dieſe Auffaſſung iſt leicht zu verſtehen und es wäre wohl zu wünſchen, ſie würde nur mehr beherzigt und ſpecieller ausgebildet; eben ſo die Forderung, „der Staat ſei nicht auf das Recht zu beſchränken," welches ohne Zweifel dahin gedeutet werden muß, die höheren Intereſſen und das eigentliche Geiſtesleben habe ſeine rechtlichen Formen zu durchdringen, denn im Uebrigen nennt Savigny den Staat „die höchſte Stufe der Rechtserzeugung" (Syſt. S. 22), wobei nur das Völkerrecht nicht beachtet worden iſt. Freilich lei-

det auch hier die Theorie wieder an dem Mangel der Conſequenz, denn der Staat, der nicht auf das Recht beſchränkt ſein ſoll, wird dennoch ſpäter nicht, wie ſich's erwarten ließ, mit allem Inhalt erfüllt; im Gegentheil das Chriſtenthum und die verſchiedenen Kirchen fallen außerhalb ſeines Gebietes. „Die das innerſte Weſen des Menſchen beherrſchende Wichtigkeit der Kirche läßt eine abhängige, untergeordnete Stellung nicht zu.“ „Die weltumfaſſende Wichtigkeit des Chriſtenthums ſchließt die rein nationelle Behandlung aus.“ „Im Mittelalter verſuchte die Kirche die Staaten ſelbſt zu beherrſchen. Wir können die verſchiedenen chriſtlichen Kirchen nur betrachten als neben dem Staate, aber in mannigfaltiger und inniger Berührung mit demſelben ſtehend“ (Syſt. S. 27). Dieſe Betrachtung iſt aber nicht nur aller edleren Auffaſſung der höchſten Staats-Zwecke und -Objecte, ſondern auch allem hiſtoriſchen Beſtande zuwider. Es iſt jene bekannte Anſicht, die zu einer Freiheit für das höhere Geiſtesleben nicht im Staate und deſſen Umbildung, ſondern neben und außer dem Staate, in der Kirche zu gelangen ſtrebt — eine Unmöglichkeit: der Staat iſt ja das geiſtige Univerſum, aus dem nichts herausfallen kann, neben dem es immer nur wieder einen andern Staat giebt, wie die Hierarchie denn auch nichts Anderes war, als ſelbſt Staat.

Eben ſo wenig conſequent iſt Savigny in Auffaſſung des Völkerrechts. Denn wo war es mehr am Orte, der „lebendigen Gewohnheit“ und der „lebendigen Rechtsbildung“ zu gedenken als hier? Iſt „Uebung, Sitte, Gewohnheit nur Darſtellung des Volksgeiſtes“ (Syſt. S. 35), und „das Recht das Leben des Volkes ſelbſt nach einer beſtimmten Seite,“ warum wird beim Völkerrecht nicht davon die Anwendung gemacht? Und wie iſt es möglich, daß Savigny dieſe lebendige Rechtsbildung für unvollkommen halten kann, weil „das Völkerrecht unbeſtimmt und ohne Richter“ iſt? Gerade Savigny hätte auf die äußerliche Beſtimmtheit, das Geſetz und den Richter, der den letzten Fund des Rechtes thut, ſo viel wie gar nichts geben ſollen — iſt doch das „unſichtbare,“ das „allmälige,“ das „flüſſige Recht“ nirgends deutlicher, als im Völkerrecht? Savigny gründet es auf „Stammverwandtſchaft und religiöſe Ueberzeugung“ (S. 32), — nicht unrichtig gemeint, nur iſt freilich deutlicher geſagt die Sache die, daß es ſich auf die hiſtoriſche Geiſtesentwicklung gründet und in den welthiſtoriſchen Verträgen die Reflexion auf die gewordenen Zuſtände ausſpricht und poſitiv macht. Dies Verhältniß kann übrigens dazu dienen ſowohl die „Unſichtbarkeit der Rechtsbildung,“ als auch ihre Erſcheinung, in der ſie poſitiv wird, zu verdeutlichen. Wir nehmen den Schritt der Zeit und die Bildung neuer Verhältniſſe und Zuſtände in der Gegenwart nicht ſo deutlich wahr, daß wir nun ſagen könnten: es ſteht um dieſe oder jene Frage der Geſchichte und der Freiheit jetzt ſo oder ſo. Damit wächſt uns allerdings die Geſchichte über den Kopf, ſie wird etwas, das Niemand, auch der Mächtigſte nicht rein aus ſeinem Belieben und ſeiner Reflexion heraus machen kann: dies wird ſie aus dem Zuſammen- und Gegeneinanderwirken der geiſtigen Gegenſätze und dies dem Einzelnen Unſichtbare iſt in der That der göttliche Geiſt, deutlicher der Geiſt Gottes, das Göttliche ſelbſt, — welcher aber ſichtbar ſich offenbart und aus der unbewußten Gährung zum klarſten Selbſtbewußtſein kommt in den hiſtoriſchen Kataſtrophen und der Reflexion auf dieſelben, dem Zeitgeiſt, und ſanctionirt oder „poſitiv“ wird in den ausdrücklichen Verträgen. Die wichtigſte Frage von allen, wo das Recht poſitiv wird, müſſen wir nämlich durchaus entgegengeſetzt beantworten, als Savigny es thut, wenn er das Recht ſchon vor dem Geſetz poſitiv ſein läßt und dem Geſetz nur die Function beilegt: „Das poſitive Recht durch die Sprache zu verkörpern und mit abſoluter Macht zu verſehen“ (Syſt. S. 39). Hier tritt unſere obige Ergänzung der republikaniſchen Anſicht Savigny's noch einmal von einer andern Seite hervor. „Das Volk iſt das Subject des Rechtes,“ „das organiſirte Volk, der Staat,“ iſt die Bethätigung dieſer Subjectivität, es iſt das Ponirende des poſitiven Rechtes, Geſetzgeber, und eben darum, weil es nicht möglich und auch nicht wahr iſt, daß das Recht ſchon vor dem Geſetze poſitiv ſein kann, eben darum iſt es von der alleräußerſten Wichtigkeit, wer im Namen des Volkes das Geſetz giebt. Wahres Volksrecht, welches Savigny verlangt, kann daher nur durch wahre Volksvertreter gefunden und geſetzt werden; denn es iſt leicht einzuſehen, weil „das organiſirte Volk der Staat iſt,“ ſo kommt Alles darauf an, wie dieſe Organiſation beſchaffen iſt, und weil ein „unſichtbares,“ „noch nicht gefundenes Recht“ gar kein Recht iſt, ſo iſt es eine primitiv-gefährliche, alle Freiheit und alles Recht aufhebende Lehre, wenn man das Finden des Rechts und das Setzen deſſelben durch Geſetze für eine rein formelle Handlung erklärt, die gar nicht nothwendig von den Volksrepräſentanten ausgeübt zu werden brauchte (Syſt. S. 40). Savigny ſieht die Folgerichtigkeit und aus ſeinen eigenen Prämiſſen unabwendbare Nothwendigkeit der neuen Staatsformen des Repräſentativſyſtems nicht ein; und ſo republikaniſch ſein erſter Anlauf ſich ausweiſt, ſo entſchieden läuft mit dem Verfehlen dieſes im gegenwärtigen Staatsleben und politiſcher Wiſſenſchaft wahrhaft hiſtoriſch hervorgebildeten Punktes ſeine ganze Theorie in das unfreiſte Reſultat aus.

Uebrigens hat dem umſichtigen Manne die Zeit und die ſtaatsmänniſche Praxis doch das merkwürdige Zugeſtändniß abgedrungen: „daß wenigſtens bei der Fortbildung des Rechts die Geſetzgebung nöthig, die Fortbildung alſo faſt nur durch perſönliches, abſichtliches Ein-

greifen und durch Reflexion möglich werde" (Syst. S. 42). In Summa Savigny's Ansicht wäre vortrefflich und vollkommen richtig, wenn sie wirklich „die geschichtliche" wäre, die sie sein will; wenn sie also nicht den Geist und das Selbstbewußtsein für die Willkür und für das Gesetzlose, dagegen das Naturgeistige, das Unbewußte, das Unsichtbare in der Bildung und Weiterbildung für das Wahre und das wahrhaft Organische hielte, dergestalt, daß ihm die abschließenden und ihrer selbstbewußt werdenden Formen der Entwicklung für den Abfall, die verborgen und unbewußt wirkende Gährung aber für das rein Göttliche gilt. Noch weiter zurück könnte man sagen sei die Lehre vom Factum im „Besitz," welches man ja zugeben wird eben so gut, als die gegebenen Rechtsinstitute; nur ist dort, wie hier weiter zu fragen, woher gegeben und von wem ein Factum? Sollen wir dem geistreichen Manne wiederholen, daß nur der Geist es zu Facten bringt und daher das Factum des Besitzes ein Factum des Geistes eben so wie der Zustand des Rechtes ein Zustand des existirenden von Personen repräsentirten Geistes ist? — Wir thun es nicht, denn es wäre vergeblich, wissen wir ja doch, wie verschieden es ist, geistreich und geistgerecht sein. Letzteres ist nur, wer den Zeitgeist faßt und seine Thaten nicht nach seiner „unsichtbaren" Führung, der überall nicht auszuweichen ist, sondern nach seinem vollen Bewußtsein, also freiwillig regelt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Buchbinder als Apologet.

Aber was erreicht ihr denn, es bleibt ja doch Alles bei dem Alten! habe ich oft von Solchen hören müssen, welche dem Alten vollständig entfremdet sind, ohne doch dem neuen Weltprincip, der Freiheit und Unendlichkeit des Selbstbewußtseins mit kühnem Glauben oder mit der Arbeitsamkeit des Denkens sich wirklich hingeben zu können. So sprechen die Unglücklichen, welche zwischen beiden Welten stehen und nur in der unbeschränkten Unentschiedenheit den Genuß der Unendlichkeit des Geistes empfinden. Die Kritik, sagen sie, arbeitet immer fort, geht von einem Buch des Kanon zu dem andern über, um sich überall zu versuchen: und was kommt dann wohl heraus? der Kanon bleibt doch, alle Bücher bleiben, sie sind, wie sie waren, und sie werden sein, wie ihr ihnen auch jetzt nicht ihr Seyn nehmen könnt.

Bringt uns dies todtkalte Gerede von Seyn in den jämmerlichen Zustand, in welchem wir behext scheinen, und die Starrsucht unsere Glieder lähmt und das Gehirn gerinnen läßt, so erweckt uns auf einmal — es ist ein heiteres Erwachen! — die Kühnheit, mit welcher die Apologeten vor uns hintreten und triumphirend auf ihre Bibel zeigen. Ha! sagen sie, den Kanon werdet ihr uns unversehrt lassen, er bleibt uns ganz, wie er ist, ganz, wie wir ihn in Händen haben; seht nur, rufen sie, seht, da haben wir ihn, seht, wie er noch ganz und unverkürzt ist. Wie lustig, wie heiter! Die Kalten oder die Armen, die weder warm noch kalt sind, erschrecken vor dem Seyn, die Rasenden triumphiren über die sinnliche Gewißheit, daß sie das heilige Buch in den Händen haben, ja es ganz und vollständig in den Händen haben.

O, sinnliche Gewißheit! du Hemmschuh der Masse und letzter Anker der Theologen. Noch neulich haben die 22 bremer Bekenner mit diesem Anker das Schifflein der Kirche gerettet.

Seitdem die Apologeten nichts mehr zu antworten haben, nicht mehr denken und schaffen können, lassen sie den Buchbinder arbeiten. Der Buchbinder tritt für sie ein und beweist, daß die Kritik geschlagen und der Kanon unversehrt geblieben. O, heiliger Buchbinder, du bist kanonisirt und du kanonisirst.

Auf den Buchbinder nämlich verweise ich immer jene armen Indifferenten, wenn sie sagen, man könne doch gar nichts von den Wirkungen der Kritik sehen, und den Buchbinder lasse ich den Apologeten, wenn sie mit der sinnlichen Gewißheit sich des Handgreiflichen getrösten.

Heiliger Buchbinder, arbeite für uns!

Der Buchbinder ist die respectable Macht, welche den Riß zwischen der Kritik und Apologetik vollendet. Es lebe der Buchbinder!

Nun nämlich, wenn der Lederband zu Ansehen gekommen ist, muß die Kritik es geradezu aussprechen, daß in dem alten Sinne nichts mehr im Kanon kanonisch ist, daß nämlich nichts mehr gelten kann, weil es geschrieben ist. Der Kanon ist wieder vollständig, aber vollständig untergegangen.

Nein! haltet ein mit eurem Fluch, spart eure Donner, schimpft nicht auf Süßkind! Euer Süßkind giebt sich keine Blöße! Er ist nicht rein negativ — doch er ist es, er ist vollständig negativ — d. h. er wirft die unbeschränkte Negation in die unendliche Position um! Er wird dem Buchbinder seine Kundschaft nicht entziehen, auch er wird ihn in Nahrung setzen und nichts schuldig bleiben.

Ist der alte Kanon, nämlich der Kanon der sinnlichen Gewißheit, der Buchstabe, der mit den Fingern betastet wurde, untergegangen, so lebt er vermittelst der Kritik als ein Zeugniß des schöpferischen Selbstbewußtseins wieder auf. Verklärt und von den schmutzigen und zudringlichen Betastungen der sinnlichen Apologetik gereinigt, steht er nun im Serapeum der Weltgeschichte neben seinen Vorgängern, und im Himmel der Erinnerung wird sein Andenken ein ewiges sein.

Auch das Serapeum beschäftigt seine Buchbinder.

Süßkind.

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Betrachtungen eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. 8. Brosch. 16 gGr. — 20 Ngr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

31. Mai. № 129. 1841.

Die berliner Juristenfacultät.

(Fortsetzung.)

Savigny's Anstrengungen für etwas Positives außer dem Selbstbewußtsein, seine vielfachen Inconsequenzen, seine dürftige und tautologische Terminologie — Alles dies contrastirt sehr unvortheilhaft mit dem wissenschaftlichen Reichthum und der systematischen Consequenz, welche man jetzt bereits überall gewohnt ist. Man könnte sich daher versucht fühlen, Savigny's Pointen gewöhnlich und abgenutzt zu finden, seine philosophische Fähigkeit sehr zu bezweifeln, von der Klarheit aber, die man ihm einmüthig nachrühmt, sogar zu urtheilen, daß sie sich überall in die unauflöslichsten Widersprüche verwirre; gehörte nicht Savigny's ganze Bildung einer früheren Zeit mit geringeren Ansprüchen und einem philosophisch viel bescheideneren Maßstabe an, und wäre es nicht billig, auch den oft wiederholten Ruhm der Klarheit lieber positiv als rein negativ zu erklären. Savigny hat eine große plastische Kraft; er hält auf die Sobrietät des Stils und ist ein leichter, sanft eingehender Schriftsteller. Dies ist allerdings eine, wenn auch mehr äußerliche Klarheit, die ihm namentlich bei Erörterung der römisch-juristischen Finessen sehr zu Statten kommt und selbst dem trivialsten und in sich unhaltbarsten Inhalte, von dem wir die Proben gegeben, eine so einschmeichelnde Form zuführt, daß die Masse der geistlosen Juristen, die mit ihm concurriren, — und diese Masse ist imposant — eine gute Folie seines Glanzes abgiebt.

Eben diese Eigenschaften der Bildung, der Rundung und der Eleganz, welche wir eben die äußerliche, formelle Klarheit seiner Schriften genannt haben, zeigt sein Vortrag. Er ist schön und durchaus gewinnend. Eine imposante Gestalt und schöne Stimme unterstützen ihn dabei. Wie Orgelton und Glockenklang erklingen die wohlgeordneten, durchsichtigen Perioden seines freien Vortrags vom Katheder herab und füllen seine Auditorien oder vielmehr fesseln in ihnen die Zuhörer, die sein wohlbegründeter Ruhm aus allen Gegenden Deutschlands herbeigezogen. Daß ein solcher Mann in Berlin geehrt und hoch gehoben werden mußte, war zu erwarten. Bald sah er fast allen Einfluß auf die Besetzung der Stellen in der juristischen Facultät in seinen Händen. Nur gegen Gans' Ernennung protestirte er vergeblich, was ihn bewog, aus der Facultät auszuscheiden. Seine Vorlesungen setzte er fort und las abwechselnd über Pandekten und über römische Institutionen und Alterthümer. Die Vorträge über das preußische Landrecht hat er seit einigen Jahren eingestellt, vermuthlich weil Jüngere dieser Sache sich gänzlich gewidmet. Seine Alterthümer werden nicht bloß von Juristen, auch von Philologen eifrig und mit Nutzen besucht. Die Pandekten sind durch sein exegetisches Talent anziehend. Schärfe der Rechtsbegriffe ist aber nur da und in soweit vorhanden, als er unmittelbar die römischen Juristen auslegt. Wir haben über die Schwankungen seiner Begriffe bereits den Nachweis gegeben. Für die Praktiker im gemeinen Recht sind die Vorlesungen Savigny's über die Pandekten insofern mangelhaft, als sie sich vorzüglich mit den Digesten beschäftigen, und keine genügende Kenntniß des Codex und der Novellen so wie der in Deutschland geltend gewordenen Abänderungen des römischen Rechts vermitteln. Mit den preußischen Juristen, die der Kenntniß des gemeinen Rechts als solchen benöthigt sind, ist es derselbe Fall.

Unter Savigny's Schülern ist der treuste Rudorff. Ursprünglich aus philologischen Studien hervorgegangen, wurde er gänzlich für die Vertiefung in die romanistischen Studien nach Savigny's Auffassung gewonnen. Er ist vielleicht das thätigste Mitglied der Facultät sowohl in Vorträgen als im Spruchcollegium, und erfreut sich einer großen Anzahl von Zuhörern, welche er theils seiner Richtung, theils der Gewissenhaftigkeit und Glätte seiner Vorlesungen zu danken hat. Er ergänzt Savigny's Collegien, indem er das von diesem in den Pandekten ausgelassene Erbrecht und den Civilproceß vorträgt und in den Institutionen halbjährlich mit ihm wechselt. Uebrigens stellt er das Extrem der historischen Schule dar, hat ihre Fehler ohne Savigny's Geist, bewegt sich daher unlebendig und ohne principielle Kraft in den empirischen Einzelheiten herum, die er aneinanderreiht, ist ganz abhängig von seinem Lehrer und dessen

Dogmen, und dagegen in viel höherem Grade und in ganz anderer Weiſe gegen die Philoſophie, die er übrigens gar nicht kennt, eingenommen. Dieſer Geiſt ſeiner Vorträge iſt dem größeren juriſtiſchen Publicum aus ſeiner Schrift über die Vormundſchaft hinlänglich bekannt.

Der königsberger Profeſſor H. E. Dirkſen, welcher hier Profeſſor ord. honorarius iſt, hält ebenfalls Vorträge über das römiſche Recht. Er iſt ein perſönlicher Gegner Savigny's, ohne ein entgegengeſetztes Princip zu vertreten; vielmehr iſt er vorherrſchend gelehrter Philolog und Antiquar, begnügt ſich aber daneben, ſeinen Vorträgen eine praktiſche Tendenz zu geben, weshalb er denn auch Pandekten nach Mühlenbruch lieſt. Sein Vortrag iſt fein und anziehend, aber freilich mehr für Geübtere als für Anfänger, auch verſalzt er ihn vielleicht durch zu viel Witz und Bitterkeit, womit er ſeine Gegner überſchüttet. Seine gründliche Gelehrſamkeit im römiſchen Recht iſt bekannt, man könnte ihn den Biſſomus unſerer Zeit nennen.

Dies ſind die Romaniſten unſerer Facultät, welchen ſich von den Privatdocenten nur F. E. M. Schmidt anſchließt. Er verbindet gründliche juriſtiſche und philoſophiſche Bildung mit der Gabe eines klaren Vortrags und ſcheint ſich mit Eifer die Aufgabe zu vergegenwärtigen, die Rechtswiſſenſchaft philoſophiſch zu beleben und zu verjüngen, wobei er vielleicht nur zu warnen wäre vor der Conſtruction mit philoſophiſchen Formeln, die man ſeinen Collegien über das gemeine Recht vorwirft. Eigentlich Romaniſt hält er nur Vorträge über (Hegel'ſches) Naturrecht und Civilproceß. Er findet Beifall und iſt täglich, ſelbſt in den Ferien, mit Privatiſſimis überhäuft. Um Gans zu erſetzen, fehlt ihm das praktiſche Intereſſe und Talent; doch darf man hoffen, er werde bei ſeiner Kenntniß ſowohl der Savigny'ſchen Schriften als der von Gans die Macht der praktiſchen Intereſſen und der ſchönen Form zu ſchätzen wiſſen und zu erreichen ſtreben.

Unter den Germaniſten zeichnet ſich Prof. Homeyer aus. Er iſt ein gelehrter Hiſtoriker, bekannt durch ſeine Herausgabe des Sachſenſpiegels und lieſt über Rechtsgeſchichte, deutſches Privatrecht und das preußiſche Landrecht. Er hat nach Savigny und Rudorff die meiſten Zuhörer. Sein Vortrag iſt, ungeachtet ſeines beſcheidenen, faſt ſchüchternen Weſens, vortrefflich, nicht gerade lebendig, aber eingänglich, überſichtlich, ganz den Bedürfniſſen der Studenten angemeſſen. Die Philoſophie liegt ihm ferner, doch iſt er zu beſonnen und beſcheiden, um eine äußerliche Oppoſition gegen ſie zu bilden. Der Privatdocent Dr. Collmann ſchließt ſich ſeinen Vorträgen in Form und Inhalt an.

Sodann iſt auch von Lancizolle Germaniſt, ein Mann von gründlichen Kenntniſſen. Er tritt zugleich als Publiciſt auf und zeigt ſich geſchickt und geduldig, in das Detail hiſtoriſcher Unterſuchungen einzugehen; dabei hat er eine abſolutiſtiſch-pietiſtiſche Richtung, wie dieſelbe auch ſehr deutlich aus ſeinen Veröffentlichungen zu erkennen iſt. Wäre er nun ein Mann von einnehmendem Weſen und gutem Vortrage, ſo könnten ſeine Collegia über Staatsrecht und die verſchiedenen Zweige des germaniſchen Rechts auf den Geiſt der jungen Juriſten einen üblen Einfluß gewinnen; aber Lancizolle iſt kein Katheder-talent: er lieſt entweder die angekündigten Vorleſungen gar nicht, oder, wenn er ja dazu kommt, vor ſo wenigen Zuhörern und mit ſo geringem Beifall, daß ſeine Richtung es nicht genug beklagen kann, ihn ſo ſehr von aller Gabe ſich geltend zu machen verlaſſen zu ſehen. Dabei dürfte jedoch die Richtung ſelbſt nicht ganz ohne Schuld ſein; unſere jungen Juriſten leben in der That in einer Atmoſphäre, der ein ſo engherziges, gedrücktes Weſen unmöglich zuſagen kann.

Mit den genannten beiden Germaniſten concurrirt der Profeſſor Röſtell. Er war früher in Rom und iſt durch ſeinen Antheil an der von Bunſen, Gerhard u. A. gelieferten Beſchreibung Roms bekannt. Weiter hat er bis jetzt nichts veröffentlicht, arbeitet aber an einem Kirchenrecht, welches ſein Hauptſtudium bildet. Auch mit Naturrecht und deutſchem Staatsrecht beſchäftigt er ſich. Röſtell iſt ein Mann von vielſeitiger, vielleicht zu vielſeitiger Bildung, eine Ausbreitung, welche die Vertiefung in einzelne Gebiete öfters verhindert; er ſcheint auch über Princip und Richtung noch nicht abgeſchloſſen zu haben, indem er von allen Seiten, auch von der Philoſophie und Theologie ihm zuſagende Elemente aufzunehmen bereit iſt. Seine Kenntniſſe des kanoniſchen Rechts ſind ausgezeichnet; in dieſem Fach wurde er durch ſeinen italieniſchen Aufenthalt weſentlich gefördert, weshalb er denn auch in erforderlichen Fällen von dem Miniſterium des Auswärtigen conſultirt zu werden pflegt. Sein Vortrag läßt viel zu wünſchen übrig, weshalb die Zahl ſeiner Zuhörer nicht bedeutend iſt. Die ihn aufſuchen, feſſelt er aber durch hiſtoriſche Gründlichkeit, Umſicht und Milde des Urtheils. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß auch das größere Publicum bald die Früchte ſeiner langjährigen Studien in Beſitz nehmen könne.

O. Göſchen hat ſich neuerdings durch ſeine Schrift über Goßlars Statuten bekannt gemacht. Er iſt ein junger Mann von Fleiß und Strebſamkeit — im Grunde aber läßt ſich bis jetzt nur von ihm ſagen, er ſei die menſchgewordenen Eichhorn'ſchen Compendien über deutſches und Kirchenrecht. Sein Vortrag iſt einfach, klar und lebendig.

Dr. Waſchersleben lieſt mit Beifall und zeigt Intereſſe für das geſchichtliche Leben unſerer Zeit, er hat ſich beſonders das kanoniſche und Staatsrecht zu ſeinem Fach erwählt und einige fleißige Monographieen herausgegeben. Er iſt ein Jünger der hiſtoriſchen Schule, aber keineswegs in ihr befangen und ſein Talent würde gewiß zu tüchtigen Erfolgen gelangen, wenn er die allgemeine principielle

Bildung, die unſere Zeit ſo gebieteriſch fordert, ſich anzueignen die Beweglichkeit hätte, und es iſt wohl zu hoffen; ein ſo ſtrebſamer Mann kann unmöglich ſo früh ſchon ſeine Schranken fixiren.

Einen namhaften Vertreter findet das Staats- und Völkerrecht in Profeſſor Heffter, der mit ſeinen Vorleſungen zugleich das Criminalrecht und die gerichtliche Praxis umfaßt und neuerdings auch das franzöſiſche Civilrecht berückſichtigt, in welchem er noch jetzt als Mitglied des Reviſions- und Caſſationshofes praktiſch thätig iſt. Heffter zeichnet ſich durch praktiſche Gewandtheit aus. Er war früher beim Kammergericht und beim Appellationshofe in Köln beſchäftigt. Damit verbindet er eine auf philologiſche und hiſtoriſche Studien gegründete Gelehrſamkeit und iſt deshalb öfters zur hiſtoriſchen Schule gezählt worden, ohne daß er ſich derſelben jemals äußerlich angeſchloſſen hätte. Ja er hat ſogar neuerdings, als die Facultät die Berufung Stahl's in Antrag zu bringen beſchloß, durch ein Separatvotum förmlich Proteſt eingelegt gegen dieſe „geſchichtliche Anſicht." Heffter iſt vielmehr der liberalen und philoſophiſchen Richtung zugeneigt, wie er denn auch den Herausgebern des Nachlaſſes von Gans ſich beigeſellt; nur hat ſeine frühere und noch jetzt fortdauernde praktiſche Betheiligung am Staats- und Rechtsleben ihn gegen die unlebendigen Abſtractionen eingenommen, womit unſer verborgenes Staatsleben die theoretiſche Seite nach allen Dimenſionen bereichert oder vielmehr beläſtigt. Wird das Staatsleben ſich nicht aufſchließen, ſo werden wir nur fortfahren, hinter Frankreich zurückzukommen und was ſchon theoretiſch eine Calamität iſt, die abgeſonderte Stellung zur rechtlichen und politiſchen Bewegung, dieſe wird ſich praktiſch vollends erſt unheilvoll zeigen. Heffter's Richtung wäre daher ſowohl extenſiv als intenſiv eine größere Ausbildung ſehr zu wünſchen, und was dem verdienten Manne ſeine praktiſche Ueberhäufung und vielleicht auch der Ausgangspunkt ſeiner Entwicklung, eine weniger lebendige Zeit, verſagen, das werden ſich Jüngere mit friſchen Kräften zur Aufgabe machen.

Auch der Profeſſor von Woringen, ein Rheinländer, der ſich beſonders dem Criminalrecht und Criminalproceß widmet, iſt im Geiſte ſeiner Heimath der liberalen Jurisprudenz zugethan. Er trägt nicht frei vor und findet wohl hauptſächlich aus dieſem Grunde nur mäßige Auditorien. Er beſchränkt ſein hiſtoriſches Wiſſen und Intereſſe nicht auf die Vergangenheit, verfolgt vielmehr mit geſpannter Aufmerkſamkeit die Bewegungen der gegenwärtigen Geſetzgebung, Litteratur und Proceßbildung.

Ein neues Element in unſerer Facultät ſind aber die aus dem praktiſchen Curſus bei unſern preußiſchen Gerichtshöfen hervorgegangenen Docenten Heydemann und Gneiſt, die in dieſem, wie im Sinne der philoſophiſchen Betheiligung Heffter's Intentionen fortführen. Beides ſind dabei Männer von gründlicher Gelehrſamkeit und gewandtem Vortrage. Es iſt ihnen deshalb auch in kurzer Zeit gelungen, eine größere Anzahl von Zuhörern zu gewinnen. Sie haben ſich zunächſt dem bisher vernachläſſigten preußiſchen Recht zugewendet, aber auch im gemeinen Recht die Concurrenz älterer Profeſſoren nicht zu ſcheuen, wie ſich dies neuerdings bei den Vorleſungen des Profeſſor Rudorff und des Dr. Gneiſt über gemeinen und preußiſchen Civilproceß gezeigt.

Beide ſind aus derjenigen Schule hervorgegangen, welche durch Gans zunächſt angeregt und durch den jetzigen Geh. Ober-Finanzrath Bornemann weiter ausgebildet worden iſt. Bornemann namentlich verdanken ſo viele junge Praktiker eine wiſſenſchaftliche Richtung. Wir erinnern nur an ſein „Syſtem des preußiſchen Civilrechts." Arbeiten dieſer Art widerlegen den unhiſtoriſchen Gemeinplatz der Hyperhiſtoriker am beſten, als ſei der heutige Rechtszuſtand des Landes aus den Irrthümern der Praktiker hervorgegangen ſtatt aus der vernünftigen Entwicklung des Rechtsweſens auch in unſerer Zeit.

Dr. Gneiſt ſcheint mehr die Vorbildung der Studirenden für die Praxis im Auge zu haben, — er nimmt daher das preußiſche Recht kürzer und überſichtlicher, — Dr. Heydemann dagegen die Nachbildung der jüngeren Praktiker, welche ihn auch fleißig hören. Er giebt zunächſt eine weitläufigere ſyſtematiſche Ueberſicht aller Rechtslehren und nimmt dann die ſchwierigen Einzelheiten durch, wobei er Gelegenheit findet, ſeine rechtsgeſchichtlichen Kenntniſſe und ſeine exegetiſche Gewandtheit geltend zu machen. Er hat auch ſchon ein Collegium über Rechtsphiloſophie geleſen; und die Facultät kann ſich zu ſeinem Auftreten nur Glück wünſchen, denn er vereinigt eine tüchtige juriſtiſche und wiſſenſchaftliche Bildung mit den Vortheilen ſeines praktiſchen Curſus. Dennoch wäre es wünſchenswerth, daß ſowohl Heydemann als Gneiſt durch ihre raſchen Erfolge ſich nicht ſicher machen ließen. Denn ſie dürfen nicht außer Acht laſſen, daß ihr erſtes Auftreten ihnen unendlich erleichtert worden iſt durch die unpraktiſche Richtung der Mehrzahl ihrer älteren Collegen, und welche Vorarbeiten ſie dem würdigen Bornemann verdanken.

Die weitere Entwicklung der neuen Elemente iſt von der Zukunft und nicht zum kleinſten Theil von der Ausbildung und Belebung unſers politiſchen Geiſtes zu erwarten. Die letzten Ereigniſſe, Gans' Tod und ſeine Erſetzung durch Stahl erſcheinen zwar auf den erſten Blick als entſchiedene Calamitäten. Indeſſen hat es mit dergleichen Calamitäten allemal die beſondere Bewandtniß, daß ſie in einem ganz andern Sinne zu wirken pflegen, als es zunächſt den Anſchein hatte. Wir fügen über Gans und Stahl einige Betrachtungen hinzu, die dies näher erläutern werden.

(Fortſetzung folgt.)

Fr. Schiller und ſein Don Carlos.

1) Supplement zu Schiller's Werken. Aus ſeinem Nachlaß im Einverſtändniß und unter Mitwirkung der Familie Schiller's herausgegeben von K. Hofmeiſter. Erſte und zweite Abtheilung. Stuttgart und Tübingen, 1840. Verlag von Cotta.

2) Schiller's Werke. Ergänzungsband, enthaltend: Don Carlos nach deſſen urſprünglichem Entwurfe, zuſammengeſtellt mit den beiden ſpäteren Bearbeitungen, mit einer litterärhiſtoriſch-kritiſchen Einleitung. Hannover, 1840. Verlag von Helwings.

Nachleſe und Varianten ſind die beiden Beſtandtheile, in welche der Inhalt der mehrfach erſchienenen Supplemente zu Schiller's Werken zerfällt. Die Nachleſe und die Bekanntmachung einzelner Gedichte, Arbeiten u. ſ. w., die der Dichter ſelbſt von der Sammlung ſeiner Werke zurückgewieſen hat, wird mehr Intereſſe denen gewähren, welchen es um eine möglichſt vollſtändige Anſammlung alles von Schiller irgend Herrührenden zu thun iſt, weniger Intereſſe denjenigen, welche Schiller's Werke des Genuſſes wegen leſen, darbieten.

Um ſo ſchätzbarer dagegen iſt aber die Aufſpürung und Zuſammenſtellung von Varianten, von Stellen, die der Dichter aus ſeinen Werken wegſtrich und mehr oder weniger veränderte.

Bei der Lectüre und Vergleichung ſolcher Varianten iſt es dem Leſer gleichſam, als ſähe er den Dichter unter ſeinen Augen arbeiten, und unwillkürlich ſucht man nach den Gründen, die den Dichter zu ſeinen Abkürzungen und Umarbeitungen im Einzelnen veranlaßt haben müſſen. — Die Mittheilung ſolcher Varianten iſt nun auf eine zweifache Weiſe geſchehen; nämlich entweder ſo, daß die neueſte Bearbeitung eines Werkes zum Grunde gelegt worden und die Abweichungen von dem frühern Entwurfe als ſolche mitgetheilt werden. Auf dieſe Weiſe iſt Hofmeiſter bei ſeiner Sammlung (1) verfahren; oder aber ſo, daß der frühere Entwurf zum Grunde gelegt, die Abweichungen der neueren Bearbeitung als ſolche angegeben werden, und dieſen Weg hat der Herausgeber des Don Carlos (2) eingeſchlagen.

Hiemit iſt eine in die Augen fallende Vergleichung beider Behandlungsarten möglich geworden, und eine ſolche ergiebt auf's Unwiderſprechlichſte, daß jene Hofmeiſter'ſche (1) Art der Behandlung eine völlig unzweckmäßige ſei, bei welcher die Vergleichungen nicht mittelſt einer bloßen Lectüre, ohne ein förmliches Studium überſehen werden können.

Da heißt es z. B. „Seite 00 der neueſten Ausgabe, Zeile 00 von oben ſteht ſtatt der Worte ....." u. ſ. w.

Man muthet jedem Leſer dieſer Supplemente zu, daß er nicht bloß jene neueſte Ausgabe, auf deren Seitenzahlen ausſchließlich Bezug genommen wird, beſitze, ſondern auch, daß er mittelſt beſtändigen Blätterns und Zeilenzählens ſich die Stellen in derſelben aufſuche, zu denen in den Supplementbänden eine Nachleſe oder Variante abgedruckt ſteht.

Der Carlosabdruck (2) giebt dagegen den älteren Entwurf im vollſtändigen Zuſammenhange; vorn und hinten am Rande der Zeilen ſind auf eine leicht kenntliche und dennoch den fortlaufenden Text nicht unterbrechende Weiſe die Verſe bezeichnet, die in den ſpäteren Bearbeitungen entweder ganz fehlen oder abgeändert ſind, wobei die abgeänderten Stellen unten als Noten angeführt werden.

Sämmtliche Verſe ſind zu dieſem Behufe nach Art der Abdrücke lateiniſcher und griechiſcher Dichter beziffert — eine Einrichtung, die überhaupt zweckmäßiger Weiſe auch bei neueren Gedichten, namentlich den Werken des ſo oft nach einzelnen Stellen citirten Schiller, eingeführt werden ſollte.

Einen ſchlagenden Beweis, wie ſehr durch die Hofmeiſter'ſche Art der Mittheilung einzelner veränderten Scenen und Stellen dieſe für den Leſer völlig unbrauchbar werden, wenn er durch ihre Vergleichung mit den neueren Bearbeitungen die älteren kennen lernen will, giebt der 4. Act des Don Carlos in der Scene, in welcher Alba und Domingo kommen, um die Königin vor dem Marquis von Poſa zu warnen.

Im urſprünglichen Entwurfe iſt dies die 23. Scene, und ſie tritt ein, nachdem bereits der Sturz Poſa's und die Kataſtrophe der Eboli entſchieden und die Königin von beiden Ereigniſſen unterrichtet war.

In der neueren Bearbeitung iſt dieſe Scene zur 15. geworden, und beide Ereigniſſe folgen erſt ſpäter. Hiemit iſt begreiflicher Weiſe der ganze Inhalt, die ganze Bedeutung alles deſſen, was die Königin ſagt, eine andere geworden; was früher ironiſch genommen werden mußte, iſt jetzt als aufrichtig zu nehmen, und eine Schauſpielerin würde die Rolle der Königin auf eine völlig veränderte Weiſe ſpielen müſſen, je nachdem das Stück nach der erſten oder zweiten Bearbeitung gegeben wird.

Nun ſagt allerdings Hofmeiſter in einer Note hinter der 22. Scene, daß die folgenden in der erſten Bearbeitung bereits hinter der 14. Scene hätten durchgeleſen werden müſſen.

Allein wo erfährt denn der Leſer, der die 15. Scene in der Geſammtausgabe durchlieſt, daß er nunmehr ſchon die 23. in dem Supplementbande aufſuchen müſſe, um den Eindruck, den dieſe Totalveränderung bei der Beurtheilung des Ganzen hervorbringt, empfinden, und den Einfluß, den ſie auf den Inhalt und die Bedeutung der folgenden Scenen hat, beurtheilen zu können? Der Leſer wird, um dieſen Zweck zu erreichen, nachdem er in dem Supplementbande endlich die Note hinter der 22. Scene gefunden hat, von der 15. Scene an Alles zum zweiten Male durchleſen müſſen!

Es fehlt in dem Hofmeiſter'ſchen Supplemente gänzlich: die Theaterausgabe des Don Carlos in Proſa, die namentlich durch den gänzlich veränderten Schluß des Dramas, der in der Einleitung des (2) obigen Don Carlosabdrucks mitgetheilt wird, den Wiederabdruck ſehr verdient hätte.

Dem Herausgeber (1) iſt auch eine Reihe köſtlicher Stellen aus dem Wallenſtein, die in der jetzigen Ausgabe fehlen, im Berliner Geſellſchafter 1829 Nr. 198 aber bekannt gemacht worden, entgangen. Die Einleitungen, die Hofmeiſter den einzelnen Gedichten — nicht voranſtellt, ſondern wunderlicherweiſe nachſchickt — ſind intereſſant und belehrend, wie es von dem ausgezeichneten Commentator Schiller's zu erwarten war. Aber die dem Don Carlosabdrucke nach dem urſprünglichen Entwurf (2) vorausgeſchickte Einleitung eines nicht genannten Verfaſſers enthält eine ausführliche Kritik des Dramas von neuen und originellen Standpunkten aus.

Sie beſpricht theils die durch die allzu planloſen Umarbeitungen des Dramas entſtandenen Incongruenzen in demſelben, theils die politiſch liberalen Ideen darin, und will in denſelben einen aus dem Einfluſſe der nordamerikaniſchen Revolution hervorgegangenen Liberalismus erblicken, der in ſeinen Grundlagen und Tendenzen von dem heutigen, aus der erſten franzöſiſchen Revolution hervorgegangenen Liberalismus völlig verſchieden ſei.

Einige dabei zugleich mitgetheilte ungedruckte Briefe Schiller's ſind um ſo ſchätzbarer, als ſie in die große Lücke der Schiller'ſchen Biographie in ſeinen Aufenthalt in Dresden fallen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

515

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

1. Juni. № 130. 1841.

Die berliner Juristenfacultät.

(Fortsetzung.)

Gans war ein Schüler von Thibaut und Hegel. Er hatte sich schon in seinem Commentar über die Institutionen des Gajus im Einzelnen der historischen Schule entgegengesetzt und unternahm sodann, mit seinem „Erbrecht in welthistorischer Entwicklung" das zu leisten, was die wahrhaft historische Aufgabe wäre. Indessen hat dies Werk den Mangel, daß darin Philosophie und Material gar sehr auseinanderfallen; zudem ist es unvollendet zurückgeblieben. Als Gans 1827 sein „System des römischen Civilrechts" erscheinen ließ, fügte er eine Abhandlung hinzu, welche die Veranlassung wurde zu seinem Streite mit Savigny über die Grundlage und den Begriff des Besitzes. Was Gans bei dieser Gelegenheit über den Ursprung der „historischen Schule" und über den Zusammenhang ihres Grundgedankens (der Auffindung eines gegen den Geist selbständigen Positiven) mit den übrigen romantischen Zeiterscheinungen besonders in Kunst und Religion aussprach, ist mit Recht sehr hoch angeschlagen und wohl beherzigt worden. Dennoch geht im Ganzen die Polemik zu sehr ins Allgemeine, läßt sich auf den wirklich positiven Erwerb und die richtigen Intentionen Savigny's zu wenig ein und setzt ihnen schließlich mehr die überlegene Theorie des neuesten Systems, als die ganze reelle politische Gegenwart, wie sie wieder zur lebendigen Rechts- und Staatsbildung gelangt, entgegen. Gans konnte die kategorische Unbeholfenheit seines Gegners wohl über den Haufen werfen; aber die Meinung, die ihr zum Grunde lag, blieb liegen und forderte das Recht der wirklichen Reproduction, wie die Kritik der weltgeschichtlichen Entwicklung sie mit sich bringt. Praktisch dagegen und in seiner Auffassung der neuesten Geschichte, und in seiner sonstigen akademischen und publicistischen Wirksamkeit leistete Gans vollkommen Alles, was man als positive und lebendige Geschichtsauffassung in diesem Stadium der Hegel'schen Philosophie nur irgend erwarten konnte. In seiner späteren Zeit sah er sich nämlich auf Rechtsphilosophie, Publicistik, Philosophie der Geschichte und neueste Geschichte hingetrieben, und es ist noch kürzlich bei Gelegenheit der berliner Historiker die Rede davon gewesen, mit welchem Erfolge und in welchem Geiste er diese historischen Vorlesungen hielt. Er hatte Paris wiederholt besucht und die Vorzüge Frankreichs und seiner freien politischen Institutionen schätzen gelernt. Eine Stimme in der Wüste, war er es, der seine Kenntnisse und Ueberzeugungen, vornehmlich in den Collegien über preußisches Recht und über die Geschichte der letzten 50 Jahre, freimüthig darlegte. Er hat dadurch in vielen Herzen den unverständigen Widerwillen besiegt, welcher sich bei den Alt-Preußen und Alt-Deutschen noch von den Freiheitskriegen her gegen Alles, auch das Vernünftigste festgesetzt, was französischen Ursprungs war, so daß namentlich eine Vermittelung zwischen der französischen Rechtsverfassung der Rheinprovinz und der altpreußischen fast unmöglich geschienen hatte. Gans zeigte nun, daß die Franzosen uns auch jetzt wieder in manchen Dingen überflügelt hätten, namentlich in der Ausbildung der Staatsverfassung und des formellen Rechts, daß dagegen das materielle Recht Altpreußens in den meisten Punkten den Sieg über das französische davontrage und nur da zurückstehe, wo es, wie im Erbrecht, die römischen Fesseln noch nicht abzuwerfen gewagt. Diese Ansichten seiner Vorlesungen legte er zum Theil in seinen „Beiträgen zur Revision der preußischen Gesetzgebung" nieder, welche in den Jahren 1830—1832 erschienen.

Gans gehörte zu der älteren Richtung der Hegel'schen Schule, deren Conflict mit unfreien und feindlichen Richtungen gewöhnlich darin bestand, daß sie die ganze Schwere ihres logischen Systems ins Feuer führte, die Hegel'sche Philosophie als Besitz voraussetzte und ohne weiteres als Richtmaß anlegte. Das System, hieß es, beweist sich nur in seinem Zusammenhange, und der Begriff ist überall dieser Zusammenhang selbst. Hält man dies fest, so wird System und Begriff ein objectives und absolutes Dasein, eine undurchbrechliche Rundung und Rückkehr in sich, — die nothwendig nicht nur den philosophischen Laien und den wissenschaftlichen Gegnern, sondern auch dem Material der empirischen Wissenschaften, wie dem lebendigen politischen

und geſchichtlichen Proceß der Gegenwart äußerlich und kalt gegenüberſteht. Aus einer vornehmen olympiſchen Höhe, auf den außerweltlichen Ort ihrer abſoluten Rundung hingeſtellt, redeten die Althegelianer weither und ſchwer vernehmliche Worte; ſie liebten die Kritik nicht, ſie hielten nichts von den untergeordneten Functionen des eindringenden Verſtandes, er war aufzuheben in die Ganzheit und Höhe des ſpeculativen Standpunkts, zu dem nur zu oft weder der Gegner noch der Gegenſtand mit hinaufgenommen werden konnte. So entſtand die bekannte abſtracte Stellung der Althegel'ſchen Selbſtgenügſamkeit. Selbſt Gans war nicht völlig frei davon; aber wenn er es auch zu keiner principiellen Kritik der Hegel'ſchen Rechtsphiloſophie gebracht hat, wenn er im Gegentheil in der Vorrede zu derſelben dieſes Werk mit all ſeinen Knorren und Schlacken „aus dem Einen Metalle der Freiheit errichtet und keine rückgängige unſerer Zeit unzuſagende (!) Bewegung" darin fand, ſo iſt er es doch vorzugsweiſe, der die Geſchicke alles Daſeienden über der abſoluten Rundung nicht vergißt und in derſelben Vorrede ſchon 1833 die denkwürdigen Worte niederlegt: „Vielleicht wird das Syſtem nach vielen Jahren in die Vorſtellung und das allgemeinere Bewußtſein übergehen: ſeine unterſcheidende Kunſtſprache wird ſich verlieren und ſeine Tiefen werden ein Gemeingut werden. Dann iſt ſeine Zeit philoſophiſch um, und es gehört der Geſchichte an. Eine neue aus denſelben Grundprincipien hervorgehende fortſchreitende Entwicklung der Philoſophie thut ſich hervor, eine andere Auffaſſung der auch veränderten Wirklichkeit."

Wir haben geſagt, auch Gans ſetze kritiklos das ganze Syſtem und im ſpeciellen Fall die ganze Rechtsphiloſophie von Hegel voraus, auch beweiſen das ſchon die wenigen Worte, die wir angeführt. Dennoch war Gans viel weiter, als ſeine Prophezeihung es ſich geſteht, von den Elementen der Zukunft inficirt; er iſt der lebendigſte, der liberalſte und der dem ganzen und entſchiedenen Idealismus der neueſten Zeit am nächſten ſtehende Althegelianer. Glaubte doch Hegel ſelbſt kurz vor ſeinem Tode dem üblen Einfluß des „Demagogen" mit Wiederaufnahme ſeiner rechtsphiloſophiſchen Vorleſungen entgegentreten zu müſſen; und es war wirklich eine ausgebreitete Wirkſamkeit und eine vielſeitige Betheiligung, mit welcher Gans in das Leben und den Geiſt der Univerſität und der Hauptſtadt eingriff; wenn dieſe Praxis im Sinne der wahren Freiheit, der philoſophiſchen wie der politiſchen, Demagogie iſt, ſo verdiente Gans allerdings das Lob, darin wenigſtens über ſeinen Meiſter hinausgegangen zu ſein und den Anfang der reellen Zukunft gemacht zu haben. Während Hegel ſelbſt von dem „vorwitzigen Beſſerwiſſenwollen" der Oppoſition durchaus nichts hören wollte, bedachte ſich Gans keinen Augenblick, die Oppoſition nicht nur theoretiſch anzuerkennen, ſondern auch praktiſch nach Kräften zu beleben. Darum war es ein großer Schmerz, als er ſtarb, denn die ganze liberale Partei der Stadt und Univerſität verlor in ihm einen rüſtigen Repräſentanten und hoffnungsvollen Streiter.

Aber die Verluſte dieſer Trauer waren noch verdeckt, ſo lange die Erfolge der wiſſenſchaftlichen und politiſchen Gegner von Gans nicht zur Gewißheit geworden. Dies geſchah. Stahl wurde ſein Nachfolger, und lehrt nun von demſelben Katheder, um welches ſonſt die geiſtvollen und freiſinnigen Vorträge des beredten Liberalen über die neueſte Geſchichte viele Hunderte von Zuhörern verſammelte, wie dieſe Geſchichte zum Chriſtenthum zurückzuführen ſei. Dieſer Gegenſatz wird hoffentlich Leben wecken, und vielleicht ſogar aus dem harten Stein der Althegel'ſchen Sprödigkeit Funken hervorlocken. Sollte er dies aber nicht vermögen, — nun ſo wollen wir unſers Orts nichts verabſäumen, um dieſen Apfel des neuen Sündenfalls, den die alte Schlange der Romantik uns anbietet, gehörig zu verdauen und ſeine Conſequenzen hiſtoriſch zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichte der arbeitenden und der bürgerlichen Claſſen, von A. Granier v. Caſſagnac. Nach dem Franzöſiſchen von H. H. gr. 8. Braunſchweig, 1839. Verlag von Weſtermann. (2 Thlr.)

In der Vorrede verſpricht der Verf. die Reſultate 7jähriger hiſtoriſcher Forſchungen, indem er ſich zugleich ſorgſam vor jeder politiſchen Tendenz verwahrt. Hierbei ſcheint uns die eigenthümliche Behandlungsweiſe eben ſo wichtig, als der Gegenſtand ſelbſt. — Ein Buch, das ſein Entſtehen ſichtlich den neueſten franzöſiſchen Zeiterregungen verdankt, ſollte ſich politiſcher Beziehungen ernſtlich erwehren können! — In der That bereitet auch hier das Eifern gegen alle Politik, die ſich nicht auf poſitive Kenntniſſe ſtütze, nur eine Polemik gegen die Theorie der abſoluten Menſchenrechte vor, welche in Frankreich auf tauſendfache Weiſe ihre Anwendung findet; und dient dazu, den Stoff deſto bequemer im Intereſſe einer doctrinären Partei auszubeuten, welche wirklich das vorliegende Buch in ihrem Sinne benutzt hat, ſchon als es in einzelnen Abſchnitten in einer pariſer Revüe erſchien. —

Eine hiſtoriſche Schule erſcheint beſonders inconſequent in einem Lande, das längſt von philoſophiſchen Axiomen umgeſtaltet iſt, wo ſie ſich alſo, ſtatt der organiſchen Entwicklung des Beſtehenden zuzuſehen, gegen das Beſtehende ſelbſt wenden muß. —

Schon die Chambre introuvable von 1815 wies dieſes Mißverhältniß zur Genüge auf. Die franzöſiſche hiſtoriſche Schule lenkt auf die Erfahrungen der Geſchichte hin, und warnt, in der Art der craſſeſten Empirie, welche ſie gerade fliehen möchte, vor dem allzuraſchen Gang der Theorie; ſie bereut die ſtürmiſchen Wege des Schickſals und verläugnet alſo ihre eigene Baſis, die Nothwendigkeit des Geſchehenen. Dieſe reactionäre Syſtematik kann nur auf der Macht fußen, ſie iſt nicht im Stande, ſich in der Probe der Oppoſition zu halten. — Fein verdeckt Granier de Caſſag-

nac ſolche Mängel. Er ruft den Gegnern zu: „Ihr treibt die Politik ſchlecht, ohne Geſchichte ſtudirt zu haben. Erſchöpft erſt hier alle Tendenzſtoffe, ehe ihr ſie beurtheilt!“ — Aber wer kann eine Geſchichte der Familie, der Stände, u. dgl. m. darſtellen, ohne ſie vom politiſchen Standpunkt aus betrachtet zu haben! Politik und Geſchichte ſind nicht zu ſcheiden, ſie ergänzen ſich. Man verſteht nicht bloß die Gegenwart aus der Vergangenheit, auch dieſe aus jener. Die urſprüngliche Anſchauung der Stoffe muß ſich erſt ſpeculativ ausgebildet haben, ehe wir ihre fortſchreitenden Verwandlungen in der Geſchichte aufzufaſſen vermögen.

Um einen Gegenſtand allein aus ſeiner Geſchichte zu ermitteln, müßte dieſe fertig und abgeſchloſſen ſein. Da dies aber gerade unmöglich iſt, ſo macht ſich auch hier die Erfahrung ohne Grund breit. Die Verwirklichung des freien Gedankens iſt nur für den freien Denker. —

Gegen die Behauptung des Naturrechts von der urſprünglichen Gleichheit aller Menſchen hebt Granier de Caſſagnac hervor: „Die Geſchichte zeigt ſie uns von Anfang an als ungleich; erſt das Chriſtenthum erklärte den Grundſatz der Gleichheit!“ — Aber kann die Theorie eines europäiſchen Staats von dieſer letzten Entwicklung abweichen?! — Hier waltet ferner die bei ſolchen Debatten gewöhnliche Verwechslung zwiſchen Urzuſtand und Naturzuſtand ob. Der Urzuſtand iſt die Gleichheit aller Menſchen, d. h. ſeine Rechtsidee; dieſer aber exiſtirt noch nicht in der ſchlechten Endlichkeit, denn ſobald er entſtand, beſtand er nicht, weil er ſich gleich durch Naturzuſtände durchzuſchlagen hatte. Dieſe ſind die mannigfaltige Realiſirung der noch rohen, creatürlichen Kräfte, an denen ſich der Geiſt im Kampfe bewährt und bewußt wird. —

Somit iſt die Geſchichte freilich ſtets zweier Auffaſſungen fähig, einer, die ſich an jene gemeine Wirklichkeit hält, und einer, welche die leiſen Spuren der ewigen Idee durch alle Verwirrungen verfolgt. Dieſe iſt gegen Granier de Caſſagnac zu vindiciren. Er ſchreibt eine Geſchichte der arbeitenden Claſſen; das müßte eine Geſchichte der Arbeit ſein. Er liefert aber eine Geſchichte der arbeitenden Raçen. Und dieſer Geſichtspunkt iſt gerade eben ſo unhiſtoriſch, als in ſich unwahr. —

Die Gelehrſamkeit hat Schlupfwinkel genug für die Lüge, d. h. die Unfreiheit. Wir wollen aber auf den gelehrten Streit über die urſprüngliche Verſchiedenheit der Menſchenraçen nicht eingehen, weil die Weltgeſchichte in den Ereigniſſen eine weit lebendigere Sprache redet, ihre innerlichen Abſichten kund zu thun, als etwa durch die Anatomie. Im Grunde faßt auch Granier de Caſſagnac dieſes Raiſonnement nicht ſo tief auf; er ſpricht zwar von dem göttlichen Rechte der Sklaverei in einer ſehr übertriebenen Weiſe, die wir bei einem Deutſchen wohl franzöſelnd nennen würden; doch verſteht er nicht mehr darunter, als man überhaupt gewöhnlich mit dieſem Ausdrucke meint, nämlich das Beſtehende, oft das ſchlechte Poſitive. Alles wahre Recht iſt göttlicher Natur, und nur das unwahre wird ſo genannt.

Aber indem er, ſich auf Ausſprüche von Plato und Ariſtoteles ſtützend („daß die Natur dem Sklaven nur eine halbe Seele gegeben,“ u. dgl. m.), die Sklaverei von anfänglichen Unterſcheidungen herleitet, beſchreibt er — in einem Zirkelſchluſſe — dieſe Verſchiedenheit eben wieder nach Sklaverei und Freiheit. — Um die Anſprüche der urſprünglichen Rechte zu widerlegen, macht er die Zünfte und überhaupt die Inſtitute des Mittelſtandes, ſelbſt das ganze Bürgerthum, zu Schöpfungen von Freigelaſſenen, die dann ohne Mühe aus der Sklaverei abgeleitet werden können. — Der Anfang aller Geſchichtſchreibung iſt beliebig, weil die Geſchichte rückwärts unendlich iſt; da iſt Raum für Hypotheſen. Nicht ſo unendlich iſt die Geſchichte nach vorwärts; die Gegenwart ſchließt ſie und dieſe wird gerade bei den hiſtoriſchen Doctrinen ausgelaſſen. Granier de Caſſagnac bricht früher ab, ohne es zu geſtehen. — Die ſtehenden, die ſtändiſchen Formen des Mittelalters waren allerdings Banden für die freiere Entwicklung; ein Raum iſt nicht frei, der zu ſeinem Schutze der Ringmauern bedarf; auch der Bevorzugte iſt unfrei, und Privilegien ſind ſelbſt äußerlich nie den Rechten gleich. Scheinbar formloſer, aber innerlich geſtalteter entwickelte ſich ſeitdem der Tiers-Etat zu gleicher Berechtigung und ſtrebt nach einer Heiligung der Arbeit. Granier de Caſſagnac hält mit ſeiner Berechnung bei den feudalen Durchgangsperioden ſeines romaniſchen Vaterlandes ſtill, um eine Geſchichte der Unfreiheit zu ſchreiben. Das germaniſche Inſtitut der Gemeinfreien hätte ihm eine andere Richtung gegeben. —

Schon die Begriffsbeſtimmung des Proletariats iſt bei unſerm Autor höchſt oberflächlich. Sie wird mit der Unterſuchung über den Urſprung deſſelben zuſammenfallen. Den Hiſtoriker, den Politiker unſerer Tage, der ruhig in ſeinem Ideenkreiſe die Maſſen ordnet, wie zu mathematiſchen Berechnungen, ſtört eine Erſcheinung auf, die zu ſeinem Gefühle ſpricht: Denkſt du auch für uns, iſt die Geſchichte, die Vergangenheit auch zu unſerem Heile da geweſen? — Der Schiffszieher, der Bettler fordert Brod. Der Hunger, der zu Verbrechen getrieben, widerſpricht der ſtolzen Theorie menſchlicher Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit; er appellirt an einen Nothſtand und erkennt keine Verpflichtungen gegen die Geſellſchaft an, deren Schätze und Freuden er nicht theilt.

Wohl hat ſich die Ideologie mit dem Begriff des Menſchen, des Bürgers zu beſchäftigen, wenn auch ſeine Ausführung, wie jede Gedankenbildung, dem hiſtoriſchen Fatum anheimfällt, um ſich durch Zufälle durchzuwinden. Aber eben ſo gewiß irrt die politiſche Speculation, wenn ſie ein ſolches Ergebniß geſchichtlicher Zufälligkeiten, bevor ſie daſſelbe in ſeiner Nothwendigkeit begriffen, durch ſociale Umwälzungen aufheben will, z. B. das Proletariat durch Vernichtung des Eigenthums oder gleiche Vertheilung der Güter. Der St. Simonismus, die Oweniſten ſind uns merkwürdig durch dieſen der chriſtlichen Staatsentwicklung angehörenden Drang, mit der ſittlichen Gleichheit den Zufall zu zerſtören, der ſich doch ſelbſt in dem Bereich des Geiſtes ewig von neuem geltend macht, gleichſam den Tod in der Materie zu überwinden! — Die neueren Bevölkerungstheorieen dagegen ſtellen uns das Proletariat als den unvermeidlichen Hefenſatz des Staatslebens dar, wie er ſich in jeder Nation abſondern müſſe, weil das Vermögen niemals in dem Grade vermehrt werden kann, in welchem die Volkszahl zunimmt, ſo daß immer ein Ueberſchuß zurückbleibt. Je ſchneller ſich ein Volk durch die Stadien ſeiner Entwicklung bewegt, um ſo mehr wird der Pauperismus wachſen, der traurige, nie ausbleibende Gegenſatz des Reichthums. Wer bezweifelt, daß weiſe Einrichtungen dem Uebel entgegenwirken können, das zwar in England, dem Lande der ſchroffſten Contraſte, trotz ſeines Abfluſſes in die

Colonieen für unheilbar gilt! — Eine neue Erfindung raubt ſtets einem älteren Erwerbszweige das Brod. Gegen die raſcheren Fortſchritte der Induſtrie reicht der gleichmäßige Schutz der Verwaltung nicht aus, der nur negativ ſein kann. Ihre Fehler, ſubjective Laſter und Unglücksfälle zerſtören die Fürſorge wohlbegründeter Familien. — So ſehen wir die Differenzen in ewig ſchwankender Bewegung. Iſt das Uebel gleich unheilbar, ſo iſt es doch nicht tödtlich, und der Staat kann ihm wenigſtens entgegenſteuern, freilich nur mit einem ewig fortgeſetzten Mittel gegen die ſich ſtets reproducirende Erſcheinung. —

Granier de Caſſagnac weiſt der Noth der Zeit, dem begehrlichen Stande der Armuth ihre Nothwendigkeit nach, nämlich ihr Entſtehen in der Geſchichte! Damit hat er dem Gedanken des modernen Staates nichts errungen; er wird aber auch damit ſchwerlich weder den lyoneſer Arbeiterunruhen um höheren Sold, noch dem Drängen nach einer Wahlreform abhelfen; denn am Ende ſind dieſe Emeuten eben ſo hiſtoriſch, und wenn der Arbeiterſtand unſerer Tage eine Fortſetzung des Sklaventhums ſein ſoll, ſo ſind die Emeuten der Blouſenmänner und Chartiſten die Erbſchaften der alten Sklavenkriege. —

Mit ſolchen Deductionen wird aber das Proletariat nicht gehoben und in ſich befriedigt, ſondern geſchändet, was mindeſtens wider des Verf. ausgeſprochene Abſicht läuft.

Die Geſchichte des Adels liegt nicht in vereinzelten Stammbäumen der adeligen Geſchlechter, ſondern in den wechſelnden Vorſtellungen und Begriffen, auf denen jeder Zeit dieſes Moment beruhte. Dies iſt um ſo eher von der niedrigſten Volksclaſſe wahr, als dieſe ſich gar nicht an einzelnen Geſchlechtsregiſtern fortpflanzt. —

Es iſt wahr, wiewohl die Sklaverei auf dem Gebiete des Rechts längſt abgeſchafft iſt, erinnert der heutige Arbeiterſtand doch an die factiſche Sklaverei ſchwerer, geiſttödtender Arbeit, die ſich oft von Geſchlecht zu Geſchlechte vererbt, und aus der ſich herauszuarbeiten dem Betheiligten manchmal ſchwerer fallen wird, als dem römiſchen Sklaven die Freilaſſung erſchien. So iſt das abſtracte Recht der Freiheit ohne Befähigung oft in der Zeit nur eine Illuſion. — Gerade daran, daß z. B. die Ablöſung unſerer Frohnbauern dieſelben nicht plötzlich frei macht, an dieſer Hinweiſung auf des Staates Pflicht ihrer allmäligen Erziehung zur Freiheit, — ſehen wir, daß die Mittelzuſtände des libertus im römiſchen Rechte und im Mittelalter noch gelten konnten, für unſere Zeit aber veraltet ſind, nachdem eine mehr als 1000jährige Geſchichte uns endlich den Grundſatz der allgemeinen Menſchenwürde in der Selbſtbeſtimmung zum Bewußtſein gebracht, der früh in religiöſem Mitleid und Freiheitsdrang geahnt, von den Eſſäern zuerſt ausgeſprochen, in den germaniſchen Völkern realiſirt werden ſollte. — Daß er aber noch nicht ausgeführt worden iſt, darauf deuten die Grundprincipien der beſtehenden Staaten, mögen ſie Macht, Legitimität oder materielles Wohl heißen. — Wenn das Individuum des Alterthums der Idee des Staats gegenüber verſchwand, ſo war es natürlich, daß der Menſch dem Bürger dienen mußte; im Mittelalter, der Periode der Gebundenheit der geiſtigen Kräfte, wo das tiefere Gemüthsleben das Subject in der Stammgenoſſenſchaft und Corporation oder der Kirche aufgehen ließ, bildete ſich ein Bürgerthum, welches alles Andere nicht abſolut ausſchloß, aber auf verſchiedenen Stufen berechtigte. —

Die Standesrechte unſerer Staaten datiren noch von ſolchen hiſtoriſchen Begründungen, deren langſame Entwicklung zum wahrhaft modernen natürlich hinter der Schnelligkeit des Gedankens zurückbleibt. — So iſt in den meiſten Ländern der Beſitz vor dem Geiſte begünſtigt, in den liberaleren der Geldbeſitz, in den mehr hiſtoriſchen der Grundbeſitz. Eingeſtandenermaßen aber ſollte der neuere Staat zum Medium geiſtiger Bewegung dienen, ſtatt ein Compromiß von Eigenthümern zu ſein. —

Stand ſonſt dem Ritterthum die Hefe der Landsknechte gegenüber, ſo ſind vielleicht ſeit dem Princip der nationalen Landesvertheidigung die Proletarier vielfach vom Kriegsdienſte ausgeſchloſſen (wie im alten Rom). — Verſchiedene Staatszuſtände ſetzen alſo auch ein anderes Proletariat an, und gewiß iſt die Vermuthung nicht grundlos, daß die armen Familien der Neuzeit vielleicht eher von den freien Bürgern des Mittelalters abſtammen, während ſich gerade viel Grundbeſitz durch Wechſelfälle in den Händen der Nachkommen von Leibeigenen befinden mag. —

Da bei uns aber kaum ein Stand mehr rechtlich verachtet iſt, ſo iſt es um ſo ſchwieriger, das Proletariat begriffsmäßig feſtzuſetzen. — Jedenfalls erſcheint Caſſagnac's Eintheilung in Arbeiter, Bettler, Diebe und öffentliche Mädchen ganz unwiſſenſchaftlich. Das Verbrechen, wie die Proſtitution ſind nicht als Stände zu begreifen, ſelbſt wenn ſie ſich aſſociiren, weil ſie ſich ſelbſt außer den Staat und die Geſellſchaft ſetzen. Es ſind Phänomene des ſittlichen Lebens, die vom Staate zu negiren oder einzuſchränken ſind, während der unentbehrliche Stand der Arbeiter zu erhalten iſt, gehoben und ausgebildet werden ſoll.

Wenn die erwähnten Erſcheinungen auch durch ihre Urſprünge, nämlich die Theilnahmloſigkeit an den Gütern der Geſellſchaft mit dem arbeitenden Stand, der von der Hand in den Mund lebt, verwandt ſind, ſo ſtehen ſie doch ſogar in dem vorliegenden Werke — außerhalb der ſichtbaren geſchichtlichen Entwicklung, und werden darin faſt eben ſo kurz abgehandelt, als die Bettler, die nur als Symptome unſeres Gegenſtandes, nicht als der Gegenſtand ſelbſt zu behandeln ſind.

Caſſagnac nennt die Sklaverei die Quelle der arbeitenden Claſſen, weil dieſe erſt nach jener ſichtbar würden. Anders ausgedrückt heißt das nur, daß der übergroße Pauperismus ſich erſt nach den Zeiten der Sklaverei, aber nicht aus dieſer, ſondern aus der Uebervölkerung in den civiliſirten Staaten gebildet hat. Je älter ein Staat, deſto mehr Proletarier kann er haben, weil ſein Grund und Boden dann um ſo enger vertheilt iſt. Dieſe beiden Urſachen werden leicht verwechſelt. Aber Bettler finden wir ſchon in den erſten Traditionen neben den Stellen, die für das Alter der Sklaverei zeugen; — und ebenſo Diebe und Räuber in Zeiten, wo der Stand der freien Plünderung zu Land und See gar nicht einmal für verächtlich oder dem Staatsleben widerſprechend galt, als noch ſpät Räuberheere einer Pompejaniſchen Armee Trotz boten und illyriſche Räuberflotten das Meer unſicher machten. Die kleinen Diebe waren vielleicht auch nicht ſelten. Daß der Diebſtahl ein ſklaviſches Laſter war, wird Granier de Caſſagnac nicht zu ſeinem Beweiſe benutzen. —

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

2. Juni. № 131. 1841.

Zur Charakteristik des modernen Afterchristenthums.

Herr Dr. Nepomuk von Ringseis

oder

Hippokrates in der Pfaffenkutte.

Veritas sigillum bonitatis — nur was wahr, ist gut, und nur was gut, heilig und verehrungswürdig. Aber was ist wahr? Was nicht mehr sein will, als es sein kann, und nicht weniger, als es sein soll — was sich selbst genug ist. Alles hat seine Grenze; Gott selbst ist ein durch den Begriff der Gottheit begrenztes Wesen; aber eben nur was in seiner (normalen) Grenze sich unbegrenzt fühlt, was an sich selbst genug hat, nur das ist ein seiner Bestimmung entsprechendes, ein wahres Wesen. So war auch das Christenthum, wenigstens nach dem Sinn und Eingeständniß der alten musterhaften Christen, nur so lange wahres Christenthum, so lange es die Seligkeit der Geistesarmuth als sein höchstes Gut pries, so lange es innerhalb seiner Grenze, seiner specifischen Differenz, d. h. in sich selbst befriedigt, auf die Doctorwürde der Wissenschaft und die Schönheit der Kunst verzichtete. Die Kirche entschuldigte ihren luxuriösen Cultus mit der Behauptung, daß der sinnliche Mensch nur durch sinnliche Reizmittel zum Uebersinnlichen emporgehoben werden könne; aber wo einmal Wohlgerüche, schöne Melodien und Bilder dem Glauben unter die Arme greifen müssen, da ist eben seine eigene, immanente Kraft bereits erloschen, da ist an die Stelle der religiösen Macht des Glaubens die Macht des Geruchsinns, die Macht der Ohren- und Augenlust getreten. Wohl können Mißtöne, Uebelgerüche, häßliche Bilder uns die Lust am Sinnlichen verleiden und so uns veranlassen, zum Uebersinnlichen unsere Zuflucht zu nehmen; aber offenbar die entgegengesetzte Wirkung haben Wohlklänge, Wohlgerüche und schöne Bilder; sie fesseln uns an sich selbst; sie ziehen uns, statt hinauf zum Creator, herab zur Creatur. „Unsere Vorfahren, die alten Christen," sagt J. Aventin in seiner Chronika (III. Bd.: Von dem Brauch der alten Christen), „waren fromme, rechte, geistliche Leute, meineten wir wären die rechten waren lebendigen Bilder, Gemehl und Kirchen Gottes, darinnen Gott selbst und der heilige Geist wohnet..... Darum ehreten und zieretens solche Gottsheuser nit mit Geld, Gemehl und Gold, so alles weltliche und ungeistliche Ding sind, dadurch die ware Geistlichkeit geändert wird ..... suchten gar keinen Lust weder mit dem Gesicht, noch dem Gehör, man hett weder Orgel, noch Pfeiffen, weder Gold, noch Silber, Seiden noch Gemehl in Kirchen, ließen sich an wenig genügen"*). Was aber im Mittelalter die Kunst, das ist jetzt die Wissenschaft. Der alte Glaube verlegte nur in sich die Christlichkeit; die Wissenschaft war ihm das allgemein Menschliche, das Gebiet der natürlichen, d. i. allgemeinen Vernunft, worauf auch die außerdem blinden Heiden sehend waren, und zwar nur zu häufig hellsehender als die Christen selbst. Das moderne Christenthum dagegen verlangt eine christliche Jurisprudenz, eine christliche Medicin, eine christliche Philosophie. Woher dieser Unterschied? Ist das jetzige Christenthum reicher, erfüllter, als das alte, ursprüngliche? O nein! Der Unterschied kommt nur daher: der alte Glaube hatte einen Inhalt, war reich in sich, hatte an sich selbst genug, darum brauchte er keine christliche Wissenschaft; der moderne Glaube aber ist leer im Kopf und eitel im Herzen; er sucht daher seinen Inhalt außer sich, um die eigene Blöße mit den Erzeugnissen des Unglaubens zu bedecken. Was nicht mehr im Menschen, in den Personen, verlegt man in die Dinge, die Sachen. Die alten Philosophen, Juristen und Mediciner waren als Menschen Christen, aber in ihrer wissenschaftlichen Qualität Heiden; die Philosophen, Juristen, Mediciner nach dem neuesten Modeschnitt dagegen sind als Philosophen, als Juristen, als Mediciner Christen, aber als Menschen —

*) Der Benedictiner Edm. Martenne bemerkt in seiner Schrift de antiquis Monachorum ritibus Lugd. 1690: primis ecclesiae seculis, cum adhuc in venis fidelium pro nobis effusus Christi sanguis ferveret, psalmos ita *modico vocis flexu decantatos* fuisse, ut *pronuncianti* vicinior esset psalleus quam *canenti*: sed *refrigescente* postmodum *charitate* ad excitandam Christianorum et fidem et devotionem, cum *suavi vocis modulatione* divina celebrari coepisse officia.

Heiden. Die alten Chriſten wieſen dem Chriſtenthum einen beſondern Ehrenplatz im Tempel ihres Leibes an, gaben ihm das edelſte Organ nur zum Wohnſitz, die übrigen Fleiſchesglieder aber hatten ſie mit den Heiden gemein, fanden ſie aber eben deßwegen im Widerſpruch mit ihrem chriſtlichen Sinn; darum ſehnten ſie ſich nach einem Zuſtand, wo dieſer Widerſtreit des Chriſtlichen und Unchriſtlichen aufgehoben ſein würde. Anders iſt es dagegen bei den modernen Chriſten. Dieſe verrichten ſelbſt noch einen chriſtlichen Actus, wenn ſie ihre körperliche Nothdurft verrichten; das Chriſtenthum erſtreckt ſich bei ihnen ſelbſt bis auf den After. Aber eben deßwegen iſt auch der moderne chriſtliche Glaube im eigentlichſten und vollſten Sinne des Wortes nur ein Afterglaube — ein Glaube, der das Chriſtenthum im Munde, aber das Heidenthum im Herzen hat — ein Glaube, der mit jedem Worte, das er ſpricht, ſich ſelbſt Lügen ſtraft, kurz ein durchaus eitler, wahrheitsloſer und eben deßwegen moraliſch nichtswürdiger, äſthetiſch widerlicher Glaube.

Als ein charakteriſtiſches Bild dieſes nichtsnutzigen Glaubens, als einen höchſt affreuſen Vorfall (prolapsus ani) des modernen pfäffiſchen Afterchriſtenthums heben wir hier hervor das orthodoxe:

Syſtem der Medicin. Ein Handbuch der allgemeinen und ſpeciellen Pathologie und Therapie; zugleich ein Verſuch zur Reformation (?!) und Reſtauration der mediciniſchen Theorie und Praxis. Von Dr. Joh. Nepomuk von Ringseis, königl. baier. Ober-Medicinalrath, Ritter des Civil-Verdienſtordens der baierſchen Krone. Regensburg 1841.

Der Ritter des Civil-Verdienſtordens der baierſchen Krone geht nämlich aus von der „Ueberzeugung, daß die Medicin, wie alle Wiſſenſchaften, ihre Principien in der traditionellen Offenbarungslehre habe" (Vorr. S. X), von dem Beſtreben, „die Forderungen der Wiſſenſchaft in Uebereinſtimmung zu bringen mit den kirchlichen Lehren" (S. 15) und behauptet: „Außer der Arche Noah's wird Niemand gerettet; das vom Leibe getrennte Glied kann nicht leben, oder lebt nur das allgemeinſte niederſte Leben; außer der Kirche weder Kunſt noch Wiſſenſchaft, nur Schein und Zerrbilder Beider" (S. 563). „Die Emancipation der Vernunft von der Offenbarung führte zur Emancipation des Staates von der Kirche, des Menſchen von Gott, des Weibes vom Manne, eines Jeden von Jedem, des Fleiſches vom Geiſte, des Atoms vom Atome; ſie führte folgerecht auch zur Emancipation der Medicin von Kirche, Cultus, Sacramenten und Sacramentalien, und dieſe Emancipation gleicht völlig der Emancipation der Muskeln von den Nerven" (S. 28). „Meine Herren und Freunde! Schöpfung, Sündenfall und Erlöſung ſind centrale und univerſelle Vorgänge, darum nothwendig ſich abſpiegelnd in Allem. Die zweite göttliche Perſon iſt Mit-Allſchöpfer, Allerhalter, Allwiederherſteller, ſomit wirkſam nicht bloß in jeder ſittlich-geiſtlichen, ſondern auch leiblichen Erhaltung und Heilung. Wer davon nichts einſieht, rühme ſich nimmer, etwas von Philoſophie zu verſtehen." Ebendaſelbſt. „Wohl iſt Natur ein Gottesbild ſelbſt in ihrer äußerſten Sphäre, aber wie der Menſch ein durch Sünde getrübtes und entſtelltes" (S. 27). „Erdbeben, Stürme, Ueberſchwemmungen, Hitze und Kälte u. dgl. ſind keine urſprünglichen, normalen, geſetzlichen Verhältniſſe, ſondern ſpätere, krankhafte, geſetzwidrige" (S. 47 u. 121). „Im Paradies waren ſchon alle Thiere, und ohne Verbrechen des Menſchen wären ſie wohl kaum geſtorben" (S. 109). „Die Fleiſchwerdung Chriſti iſt eine geſchichtliche Thatſache" (S. 125). „Die Gebete und Segnungen der Kirche müſſen ſich auf alles Denken, Wünſchen, Wollen und Handeln und auf alle Dinge erſtrecken, da durch Sünde und ihre Folgen alle verunreinigt wurden" (S. 124). „Da die Krankheit urſprünglich Folge der Sünde, und der Sündige den erhaltenden und wiederherſtellenden Kräften in den Kreiſen des bewußten und unbewußten Lebens viel weniger, den bewußt und unbewußt zerſtörenden aber viel leichter zugänglich: ſo iſt, wenn auch laut Erfahrung nicht immer unerläßlich, doch ohne Vergleich ſicherer (o welch ein unſicherer Glaube!), daß ſich der Kranke und Arzt vor dem Heilverſuche entſündigen laſſen. Der Heiland begann alle Heilung mit Vergebung der Sünde oder Anerkennung des Glaubens des Kranken. Der chriſtliche Arzt betrachtet unter beſtändigem Gebet um Erleuchtung, wie die größten Heiligen thaten, den Kranken als Stellvertreter Chriſti und ſich als ſeinen Diener. Gewiſſenloſe, unſittliche, außer den höheren Einflüſſen ſtehende Aerzte entbehren nicht bloß dieſer Einflüſſe, ſondern wirken durch unlautere, z. B. politiſche, parteiliche Zwecke mißleitet, noch poſitiv gefährlich. Auch der entſündigte berufene Arzt heilt nicht jeden entſündigten Kranken (ei! ei!), das wiſſen wir, aber er iſt ſicher, ihm nicht zu ſchaden. — Die Mittel der Entſündigung lehrt die Kirche" (S. 451). „Wer den ärztlichen Stand nach anhaltendem Gebete und nach dem Rathe frommer Freunde und Seelenführer gewählt hat, dem fehlen gewiß weder ärztlicher Blick und praktiſches Geſchick, noch die nöthige Begeiſterung" (S. 450). Wir ſehen hinlänglich aus dieſen wenigen Stellen: der Verfaſſer iſt ein Starkgläubiger, ein Orthodoxer comme il faut, ich glaube, rühmt er ſelbſt von ſich, an Gott, Chriſtus, Sündenfall und Erlöſung, ja ſogar an den Teufel" (S. 548), und in der Vorrede (S. IX) beruft er ſich ſogar zur Beglaubigung ſeiner Rechtgläubigkeit

auf das Atteſt der theologiſchen Facultät. „Die propädeutiſche Abtheilung des Werkes las ich meinem ſeligen theuern Freunde Prof. Klee mit der Bitte vor, mich auf die etwa dem Dogma widerſtreitenden Stellen aufmerkſam zu machen. Er fand nichts zu rügen, bemerkte vielmehr, er würde ſich in einer neuen Ausgabe ſeiner Dogmatik öfter darauf berufen.“ Wie ehrenvoll!

Aber ſo ſehr ſich der Verf. ſeines Glaubens rühmt, und ſo ſehr er gegen die ungläubigen Philoſophen und Naturforſcher brutaliſirt — er ſelbſt ſteckt, wie wir ſehen werden, tief bis über die Ohren drin im Elend des modernen Unglaubens — er glaubt nur mit dem Munde, aber er glaubt nicht in der That und Wahrheit — ſein Glaube iſt ein Taugenichts, ein Renommiſt, ein Windbeutel, der nicht hält, was er verſpricht, nicht thut, was er ſagt, wenigſtens ſein Glaube als Patholog und Therapeut, der Glaube, den er auf dem anatomiſchen Theater der Medicin producirt; aber das iſt eben der Glaube, welcher allein für uns Intereſſe hat; denn was der Herr Obermedicinalrath für ſich ſelbſt als Privatmenſch glaubt, ob an Gott oder an den Teufel, ob an Muhamed oder Chriſtus, ob an den Papſt oder den Dalailama — das natürlich iſt uns völlig einerlei.

(Fortſetzung folgt.)

„Geſchichte der arbeitenden und der bürgerlichen Claſſen, von A. Granier v. Caſſagnac. Nach dem Franzöſiſchen von H. H.“

(Schluß.)

Freie Arbeiter gab es allerdings wenige neben dem Sklaventhum, denn der Freie arbeitete ſelten. Die römiſchen Handwerkerzünfte ſogar ließen ihre Arbeiten von Sklaven verrichten. Doch erwähnen ſchon Moſes, die Odyſſee und Heſiod freie Lohnarbeiter. —

Demgemäß iſt eben das, was Caſſagnac unter dem heutigen Arbeiterſtand verſteht, nach ſeinen eigenen Folgerungen ein Sprößling der alten Freiheit. Um ſo falſcher erſcheint ſeine Beweisführung, in der er die bürgerlichen und die arbeitenden Claſſen allmälig zu identificiren und aus denſelben Gründen herzuleiten trachtet, da doch Bürgerthum und Sklaverei, ſo lange dieſe beſtand, ſich gerade ſo direct entgegenſtehen, als nachher Bürgerthum und Arbeit verwandt ſind.

Als in Rom die Zahl der Freigelaſſenen anſchwoll, ſcheinen ſich — nach den Klagen der Satyriker — viele reiche Wucherer darunter befunden zu haben. Hingegen gehörte zum Eintritt in die wirklich arbeitenden, aber vermögenden Zünfte des Mittelalters vor allen Dingen reine, freie Geburt, und gerade der factiſche Geldadel unſerer Tage, alſo das Gegentheil des Proletariats, möchte von den alten Zunftleuten abzuſtammen ſcheinen, wenn nicht die herrſchenden Eigennamen lebender Familien und ihre Geſchichte uns von der Vermiſchung aller Stände belehrten. —

Daß wir vor den römiſchen Kaiſern keine öffentlichen Anſtalten zur Verpflegung von Armen und Kranken finden, ſpricht nicht gegen die Exiſtenz ſolcher Hilfloſen, die in keinem Hausſtand Verpflegung und Obdach fanden. Die alte Gaſtfreundſchaft, die heiligſte Pflicht der Pietät, half dieſen Mängeln zur Genüge ab. Und wie überhaupt der moderne Staat manche Privatverpflichtungen übernahm, und damit, leider! manche Privattugend ſeltner machte, ſo traten unſere Hoſpitäler nur an die Stelle der Hoſpitalität. —

Die Verfaſſungen Griechenlands und Roms, das Wort proletarius ſelbſt, belehren uns vom Daſein ganz beſitzloſer Claſſen freier Bürger. Sollten dieſe alle von Sklaven abſtammen, da ſie doch weit älter ſind, als die allgemeinen Freilaſſungen?! — Solche Behauptungen ſtellt Granier de Caſſagnac ganz unbegründet hin. —

Uebrigens ſcheint ſich gerade in den patriarchaliſchen Ländern Kleinaſiens, wo die Sklaverei am meiſten durch die Sitte gemildert war, die Armuth am ſeltenſten eingefunden zu haben; ſo bei den Juden, die doch ſchon in gewiſſen Zeiträumen allgemeine Freilaſſungen hatten. —

Betriebſamkeit, Kraftanſtrengung und ihr Lohn, Nationalwohlſtand, begleitet die freien Zuſtände. Die Freilaſſung der Sklaven bereichert die Herren, denn freie Männer arbeiten beſſer als Sklaven, und Einer ſorgt ſchlechter für Viele, als Viele für ſich. — Die Noth darbender Sklaven würde man freilich nicht ſo leicht bemerken; der Freie hat mehr Bedürfniſſe, aber auch mehr Leben und mehr Befriedigungswege. Dieſe alle ſchreiten gemeinſam mit der Bildung vor. — Aehnliche Erfolge möchten von einer günſtigeren Stellung der Arbeiter in Frankreich und England zu erwarten ſein.

In den Beweis, daß die Sklaverei überall giltig geweſen, hat ſich bei Granier de Caſſagnac der lächerliche Irrthum eingeſchlichen, daß ſie noch im vorigen Jahrhundert in Preußen gegolten hätte, — weil das allgemeine Landrecht ſie juriſtiſch negirt! (II. 2. V. a. 196 u. 197). — Manche Belege beruhen auf ſo ſchwachen Citaten.

Die Sklaverei galt ſelbſt in uralten Zeiten nicht für ein abſolutes, ewiges Recht, oder vielmehr Unrecht, ſonſt hätte das ſtolze römiſche Volk ſeinen ſagenhaften Urſprung nicht damit befleckt! —

In den erſten Zuſtänden der Gewalt iſt das Fauſtrecht göttlicher Begabung Maß; dieſes bringt es aber niemals zu einer letzten, beſtimmten Entſcheidung. — Dieſe roheſten Zeiten haben ihrer Nachkommenſchaft das hiſtoriſche Recht des Herrenthums über Menſchen hinterlaſſen; jeder Krieg erſchuf an den Gefangenen neue Sklaven. — Sklaverei mag alſo eben ſo alt ſein als das Eigenthum. Dafür ſprechen hiſtoriſche Beweiſe, nicht ſo für die Thatſache, daß die Herren nur die älteſten Erſtgeborenen ſeien. Das Weſen der Familie erſchafft erſt den Begriff des Eigenthums. Wie ſollte es anders ſein?! Die Familie iſt ſo urſprünglich, daß die älteſten Völker in keiner Sprache ein innig bezeichnendes Wort dafür hatten; denn wenn die Römer auch familia von famulus, Diener, ableiteten, ſo hängt das eben damit zuſammen, daß ihnen die Wurzel ihres ganzen Lebens erſt an äußerlichen Gegenſätzen bewußt ward, und gewiß ſetzte die Möglichkeit der Dienſtbarkeit ſchon eine Familie voraus. Daß der Hausvater als unbeſchränkter Herr gebot, dieſes Symbol der noch nicht erſchloſſenen Innigkeit des Gemüths-

lebens, gehört einer Periode an, welche nur die Kraftäußerung göttlich verehrte. Da aber die Kinder niemals frei wurden, ſo widerſpricht das dem Eigenthumsbegriff, der ewige Dauer bedingt. Die Stellung der Frauen, die für ihr ganzes Leben dem Familienverbande unterworfen blieben, war doch von der Sklaverei unterſchieden. Wohl verehrte die Pietät beſonders im Erſtgeborenen den Vater; dies bildete aber nur den erſten Anklang an eine Herrſchaft, aus welcher die erſte Gemeinde erwuchs. Die erſte Familiengliederung iſt, wie die Prieſterſtämme des Orients es noch deutlich zeigen, eher für den Anfang des Adels zu nehmen, als für den des Sklaventhums. Der älteſte Adel war prieſterlich, und im waltenden Vater verehrte die große Menge der Kinder das Bild der Gottheit, da die Heiligung der mütterlichen Kräfte in der Natur, wegen der frühen Ausartung der Ehe zur Polygamie, noch nicht ihren Ausdruck in der Familie fand.

Dem Adel aber ſteht die Gemeinfreiheit gegenüber, nicht die Leibeigenſchaft, — zwei Begriffe, die Granier de Caſſagnac noch oft im Verlauf der Unterſuchung verwechſelt, obgleich er ſehr gut beweiſt, daß die Benennungen: „pius,“ „divus,“ ſelbſt „rex“ et „regius“ (vgl. z. B. Horat. Od. I. v. 1) einen alten Stammadel der Erinnerung bedeuten. Sonſt hätte es ja urſprünglich nur ein paar Freie und außerdem lauter geduldige Knechte gegeben! — Schon die älteren römiſchen Geſetze begründen die väterliche Gewalt auf die pietas; dieſes eine Wort bezeichnet alſo die Verhältniſſe zu Gott und zugleich die zu den Eltern und Aelteren. „Dem Zeus gehören die Darbenden und Fremdlinge!“ — ſagt Homer; im Mittelalter ſtanden dieſelben unter dem Mundium, d. h. dem Familienſchutze des Kaiſers und der Kirche; nachher unter der Vormundſchaft des Staats. Dies weiſt die ganze Entwicklung auf! — Die Vermittlung dieſer Staatspflichten geſchah durch die Gemeinde; am deutſchen Rechte ſehen wir deutlich, wie die einzelnen Schutzverbindungen der Familien, die namentlich in Rache und Sühnung der übrigen Welt gegenüber, ihre unabhängige Gerechtigkeit behaupteten, ſich zu Gemeinden zuſammenſchließen und nur langſam an das große Staatsweſen aufgeben, — wie die Perſönlichkeit gleichſam bewußt ihre Rechte abtritt, um ſie vom Staate wiederzuerhalten. Das Lehnsweſen that der Gemeinfreiheit Abbruch, indem an Verträgen über Feldernutzung und ablösbaren Kriegsdienſt die erbliche Abhängigkeit ausgebildet ward. — Die Spuren des Lehnsweſens finden wir zu allen Zeiten, und namentlich im römiſchen Rechte, — weil es eben für ackerbauende Völkerſchaften ein durch ſeine Einfachheit verführeriſches Vertragsverhältniß iſt. Die Leibeigenſchaft des Mittelalters hat auch etwas ſo Bedingtes und geſetzlich Begrenztes, daß ſie durchaus nicht mit der Sklaverei des Alterthums auf eine Stufe geſtellt werden darf! —

Caſſagnac hingegen läßt die Freiheit erſt aus dem Lehnsſyſtem heraufſteigen, und erklärt die Entſtehung der urſprünglichen (nicht der „künſtlichen,“ nämlich der nachgeahmten) Gemeinden aus den Freilaſſungen der Barone oder Klöſter. —

Laut einzelner Urkunden! — In unſeren deutſchen Städten, namentlich den reichsfreien, hatten von Anfang an adelige Häuſer als Mitgründer einen beſondern Antheil an der Gemeindeverwaltung, und ſpäter auch die Zünfte; — woraus einleuchtet, daß weder die Gemeinden, noch die Zünfte aus lauter Freigelaſſenen zuſammengeſetzt ſind, und daß ſich auch beide nicht nothwendig in gleichen Epochen gebildet haben. — Freilich trat der franzöſiſchen Rechtsgeſchichte ſchon früh ein Element der abſoluten Gewalt hinzu, während die deutſche ſich philoſophiſcher in klaren und durchſichtigen Stufen geſtaltet hat. Aber die Willkür ſoll bei einer innerlichen Geſchichtsbetrachtung nie das Vorherrſchende für die allgemeineren Anſchauungen ſein! —

Welchen hiſtoriſchen Urſprung die äußere Form der Städte habe, iſt freilich eine andere Frage, als der Urſprung der Gemeinde überhaupt, da ſie die erſte, oft noch formloſe Geſellſchaft iſt, die aus dem Familienkreiſe heraustritt. Selbſt in den Republiken des Alterthums iſt die Grenzlinie zwiſchen Gemeinde und Staat nicht immer genau zu ziehen. — Die alten Gemeinden bezweckten die Freiheit des Friedens; der mittelalterlichen Grundlage war die Vereinigung für den Krieg. —

Das einzige wahre Kennzeichen der Gemeinden mag die Bauart geweſen ſein, die ſich nach dem Bedürfniß regelte und dadurch ein Herkommen entſchied.

Die Adeligen, welche ihre Unabhängigkeit durch Selbſthilfe wahrten zu allen Zeiten, bauten auf Bergen ihre Veſten an. Schwerlich aber kommen die Ausdrücke: summo oder humili loco natus, un homme de haut lieu, de bas lieu, hochgeboren u. dgl. m. daher. Dabei hat Caſſagnac vergeſſen, daß ſchon ſeit 200 Jahren gerade die niedrigſten Claſſen im dritten oder vierten Stockwerk wohnen.

Caſſagnac's Unterſcheidung zwiſchen adeligen und bürgerlichen Städten, — d. h. urſprünglich adeligen oder unfreien, denn Bürger, die freie Mitte der Menſchheit, giebt es bei ihm eigentlich nicht; — dieſe Unterſcheidung hat eben nur ihre Begründung an der Bauart. Das ackerbauende Sparta, mit getrennten Häuſern und ohne Mauern, war freilich der ſiegreich herrſchende Stamm. Das Geſchlecht, das von dem überwundenen Lande alle Arbeit verrichten ließ, blieb in der ſpröden Starrheit des Adels. Iſt zwar Spartas offene Stadt auch den kurzen Schwertern der die Feinde verachtenden Krieger zu vergleichen, ſo mag ſich doch wirklich in Griechenland, aber auch nur da! zwiſchen den demokratiſchen und ariſtokratiſchen Städten der Unterſchied feſtgeſtellt haben, daß dieſe offen und vereinzelt bauten, jene mehr Feſtungen gleich, in denen die ganze Bürgerſchaft als Einheit erſchien, während der Adel mehr Iſolirungsprincipien folgt. —

Die Rechtsunterſchiede zwiſchen freiem und gebundenem Erbeigenthum ſind ebenſo durchgängig; aber das freie findet ſich nur bei Freien, das gebundene, wie beim Adel, ſo auch bei den Hörigen und im Lehnsnexus ſtehenden. —

H. B. Oppenheim.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

3. Juni. № 132. 1841.

Zur Charakteristik des modernen Afterchristenthums.

(Fortsetzung.)

Schon im Princip der Pathologie bewährt sich sein Glaube als ein völliger Taugenichts. Die Krankheit ist ihm nämlich wohl Folge der Sünde, aber wohl gemerkt! nur ursprünglich. O wie illusorisch, Herr Obermedicinalrath! wie gläubig und zugleich wie ungläubig! Nur ursprünglich, d. h. im Reich der Träume und Vergangenheit, nicht im Reich der Gegenwart und Wirklichkeit, im Jenseits, aber nicht im Diesseits der Medicin, im Vorhof der Propädeutik, aber nicht im Klinikum der Pathologie selbst, wo es vielmehr ganz natürlich zugeht, die Krankheit aus natürlichen Ursachen abgeleitet wird. Zwar sucht er die Krankheit so viel als möglich anzuschwärzen; er bezeichnet und schildert sie als ein widernatürliches, heterogenes, feindseliges Wesen im organischen Wesen, als ein eigenes selbständiges und selbstthätiges Lebensprincip (S. 260 u. 261). „Die eigene selbstbewegende Bildungsthätigkeit der Krankheitsseele bezeugt der Umstand, daß in entzündeten Theilen Blutbewegung nach dem Tode noch statt hat, nachdem sie in allen anderen verschwunden" (S. 262). Weil der Organismus, so lebt auch das, was in ihm nicht harmonirt; würde es nicht leben, so könnte es nicht wirken. Es lebt, aber auf eigne, fremdartige Weise, sonst könnte es nicht stören" (S. 359). Aber haben nicht auch solche Aerzte, die nicht von den Principien der christlichen Tradition ausgingen, im Wesentlichen eben so die Krankheit bestimmt? Harvey sagt: Quin etiam experimur saepius in corporibus nostris cancros, sarcoses, melicerides aliosque id genus tumores quasi *propria anima* vegetativa nutriri et crescere. Sydenham: Morbus est species, quemadmodum planta est species, quae parem semper ad normam o terra nascitur, floret, interitque. Meckel: „Man kann die Exantheme als sehr unvollkommene Organismen oder sogar als mehr oder minder gelungene Versuche zur Bildung von Eiern ansehen," Hartmann: „Krankheit ist eine eigene Art des Lebens und einem Schmarotzergewächse vergleichbar, das sich in oder auf einer anderen Pflanze einnistet," Vernt: „Krankheiten sind fremdartige, in das Leben eingedrungene Lebensschemata," Eisenmann: „Man mag sich einen Standpunkt wählen, welchen man will, so werden uns die Krankheiten immer als Leben am Leben und auf Kosten des Lebens erscheinen." (Die vegetativen Krankheiten S. 88). Gerade nun so, wie die naturhistorischen Aerzte, bestimmt auch unser christlicher Medicus die Krankheiten*). „Die Krankheitsursache ist zoophytisches Wesen" (S. 374). „Die pseudoplastischen Wesen stufen sich ab von den pflanzenhaften oder zoophytischen, korallenähnlichen mit ihrem Boden, dem Organismus Verwachsenen, bis zur selbständigen Absonderung von demselben in den Würmern" (S. 256). „Das Krankmachende (Kränkelnde) ist somit stets ein relativ, im Vergleich mit dem Organismus und seinen Theilen niederes, minder zusammengesetztes, häufig elementares, d. i. aus den einfachsten Principien bestehendes Wesen, eine dynamische oder dynamisch-materielle Schlingpflanze, ein dynamisch-materieller, vielarmiger Polyp" (S. 254). Zwar nennt er sie nicht, um ihren ketzerischen, illegitimen Ursprung zu bezeichnen, Organismen, sondern Pseud-

*) Besonders gefällt er sich darin, die Krankheit mit einem feindlichen Angriff auf den Organismus zu vergleichen. Aber auch dieses Bild ist nichts Besonderes und Neues. So vergleicht schon der Arzt Levinus Lemnius in seiner Occulta Naturae miracula (15, 64) l. II. c. 4 die acute Krankheit mit einem feindlichen Sturme, der auf die Festung des Leibes gemacht wird. Zu bemerken ist noch, daß der Verf. besonders eifert gegen die Pathologen (Schönlein, Stark, Eisenmann), welche Krankheitserscheinungen, wie Fieber, Entzündung, Exantheme als Heilbestrebungen, als Reactionen betrachten, während sie nach ihm in Beziehung auf den Kranken Passionen, in Beziehung auf die Krankheitsursache Actionen sind. Aber wer läugnet denn, daß dergleichen Reactionsprocesse zugleich Krankheitsprocesse sind? So bemerkt z. B. Häser über Eisenmann (Archiv f. d. ges. Medicin B. I. H. I. 1840. S. 142), daß man „nicht vergessen dürfe, daß diese Reactionen nichts desto weniger krankhafte Erscheinungen sind." Ist nicht die Thräne Erscheinung eines Gemüthsleidens, aber zugleich gerade als Aeußerung des Schmerzes, das Linderungsmittel derselben? So ist auch der Schrei allerdings „Wahrnehmung und Ausdruck des Schmerzes" (§. 524), aber zugleich Reaction, Mittheilung des Schmerzes an die Außenwelt, darum Erleichterung.

organismen. Aber verdankt er dieſe Diſtinction dem heiligen Geiſt der chriſtlichen Tradition, auf die er ſeine Medicin begründen will? Hat nicht ſchon J. Spindler im Jahre 1810 in ſeiner Allgemeinen „Noſologie und Therapie als Wiſſenſchaft" (S. 70, §. 91) geſagt: „Krankheit iſt Scheinorganismus im Organismus?" Iſt aber ein Unterſchied zwiſchen Schein- und Pſeudorganismus? Zwar hebt er, wie ſchon erwähnt, beſonders hervor das feindſelige un- und widernatürliche Weſen der Krankheit, aber gleichwohl kann er nicht umhin, dennoch derſelben einen dem Organismus immanenten, alſo natürlichen Urſprung zu vindiciren. „Inſofern der Körper nicht vermag, alle äußeren Dinge zu beherrſchen, d. i. ſie zu überwinden, niederzuhalten oder ſich anzueignen ꝛc., inſofern kann der Menſch erkranken oder was daſſelbe, hat er allgemeine, ſog. natürliche Anlage zu Krankheiten, eine Anlage, die der jetzigen menſchlichen Natur nicht widerſpricht" (§. 290). „Die Krankheitsurſache, ihr Proceß und ihr Product ſind ſomit, im Allgemeinen betrachtet, allerdings natürliche, ja organiſche Dinge, aber feindlich entgegengeſetzt der individuellen Natur und Organiſation des Erkrankten" (§. 310). (Wer wird das läugnen?) Er paralleliſirt ſelbſt die Krankheitsproceſſe mit natürlichen, normalen Erſcheinungen. „So wie jedes organiſch-thieriſche Weſen, ſo bildet auch das Pſeudorganiſche ſich zuerſt Zellſtoff aus dem Flüſſigen und daraus ſeine primäre Form." „Die ſecundären Elemente ſind alſo im pſeudorganiſirten Weſen dieſelben wie im Organismus" (§. 311). „Die im Krankheitsproceſſe bildenden Principien und gebildeten Stoffe ſind dieſelben, die auch im Geſunden" (§. 308). „Die erſte Lebensoffenbarung des Pſeudorganiſchen wie jedes Organiſchen, iſt Pulſation, Oscillation" (§. 369, ſ. auch §. 360). Ja er vergleicht ſogar, wie viele andere Pathologen und Phyſiologen, den Zuſtand der Krankheit mit dem Zuſtand der Schwangerſchaft (S. 270—276). „Die Krankheit iſt Schwängerung durch ein Fremdartiges."*) Sehr ſchön; aber wo iſt denn hier eine Spur von dem theologiſchen Urſprung der Krankheit? Warum beſtimmt er denn dieſes Fremdartige, wodurch der Menſch geſchwängert wird, nicht als den Teufel, wenn der urſprüngliche, d. i. wahre Grund der Krankheit die Sünde, der Teufel aber der Grund der Sünde iſt, „der Menſch wendete ſeine mütterlich empfangende Liebe freiwillig, wie heilige Urkunden ſagen, durch die böſen Engel verführt, von Gott ab" (S. 118). Warum? weil er als Arzt läugnet, was er als Chriſt glaubt, weil er nur in der Propädeutik Chriſt, in der Pathologie ſelbſt aber Naturaliſt und Rationaliſt iſt.

R. Fludd definirt alſo die Krankheit in ſeinem Integrum Morborum Mysterium (T. I. Tract. II. Sect. I. P. II. c. I.): Morbus est malum seu angustia quaedam quae homini *peccanti* ob *faciei Jehovae absentiam* et *occultationem* advenit. Vel sic: Morbus est quaedam *a manu Jehovae irascentis percussio*, quae pro proprietatis percussoris varietate varia esse dignoscitur. Vel sic: Morbus est dolor quem impertitur Deus in ira sua. Vel sic: Morbi sunt *sagittae omnipotentis* in aegrotum graves admodum, quarum virus ebibit spiritum ipsius. In der That eine chriſtliche Medicin, eine Medicin, welche wirklich, nicht nur vorgeblich und illuſoriſch ihr Princip aus dem traditionellen Offenbarungsglauben ableitet, hat keine andere Aufgabe und Tendenz, denn die Krankheiten als Ausbrüche des Zornes Gottes oder, was daſſelbe iſt, denn die Dämone verdanken ihre Exiſtenz offenbar nur dem Zorne Gottes, als dämoniſche Krankheiten aufzufaſſen, darzuſtellen und zu erweiſen. Hat die Krankheit einen übernatürlichen Grund, ſo müſſen auch die Krankheiten einen ſolchen haben, denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Unglücklicher Weiſe giebt es nicht nur Eine, ſondern ſehr viele Krankheiten, aber glücklicher Weiſe wenigſtens für den wiſſenſchaftlichen chriſtlichen Arzt, giebt es auch nicht nur Einen, ſondern ſehr viele Teufel. Dies iſt eine hiſtoriſche Thatſache. So gab es zu Chriſti Zeiten einen Beſeſſenen, der nicht weniger als eine Legion Teufel, d. h. gerade ſo viele, als eine römiſche Legion Soldaten, alſo 6666 Teufel (ſ. Haubold's Chriſtusgeſchichte I. Th. S. 213) bei ſich hatte. Ja noch im vorigen Jahrhunderte, 1784, fand ſich zu Velpa in Tyrol eine Beſeſſene, die ſogar eine Million Teufel im Leibe hatte (S. Göze Nützl. Allerlei II. Bd. S. 66, 67). Der chriſtliche Arzt hat alſo die Aufgabe, nicht nur die Krankheit im Allgemeinen, die ja keine Exiſtenz hat, ſondern auch die vielen verſchiedenen Krankheiten aus den vielen verſchiedenen Teufeln abzuleiten und bei dieſer Deduction folgenden Weg einzuſchlagen. Obgleich der Inhalt der chriſtlichen Medicin ein durchaus ſupranaturaliſtiſcher iſt*) (ſ. z. B. hierüber des eben citirten R. Fludd's chriſtliches Myſterium der Krankheiten), ſo muß ſie doch, ſchon um der Ungläubigen willen, formell

*) Uebrigens müſſen wir der Wahrheit gemäß bemerken, daß der Verf. bei dieſer Vergleichung als ſcrupulöſer Orthodox ſogleich die pfäffiſche Note unter den Text ſetzt: „Allerdings iſt die gegenwärtige Weiſe, zu zeugen und zu empfangen, ſchon Folge der großen Kataſtrophe des Sündenfalls." Aber die Gründe, welche er in ſeiner Propädeutik (S. 119—20) für die Abnormität des gegenwärtigen Zeugungsvermögens vorbringt, ſind ſo abnorm ungereimt und „ſchamlos," daß er offenbar nur auf indirecte Weiſe die Normalität deſſelben beweiſen wollte.

*) So definirt z. B. R. Fludd in ſeiner Schrift: Pulsus s. nova et arcana Pulsuum historia den Puls alſo: Pulsus est *actus Christi* (vitae fontis) in cordis mei systole et diastole consistens, quo Christus in me vivens efficit, ut ego in Christo vivam, panemque vitae exuriens a coelo descendentem omni momento inspirem. Vel sic: Pulsus est actio seu motus cordis et arteriarum in diastole et systole a Christo vitae fonte agitatus atque excitatus.

wenigſtens ſich an die natürliche Logik anſchließen und daher vom Bekannten zum Unbekannten, vom Leichtern zum Schwereren, vom Sichtbaren zum Unſichtbaren aufſteigen. Sie geht alſo aus von der eigentlichen unverkennbaren Teufelsbeſeſſenheit als einer unläugbaren, nicht nur durch die göttliche Tradition der Kirche, ſondern auch durch die gegenwärtige Erfahrung noch (ſ. J. Kerner) beglaubigten Thatſache, und hat nun nach den Regeln der natürlichen Analogie und Syllogiſtik zu beweiſen, daß auch die übrigen Krankheiten von Dämonen herkommen, nur mit dem Unterſchied, daß in den κατ' ἐξοχήν ſogen. dämoniſchen Krankheiten der Teufel ſenſibel, in den übrigen Krankheiten aber latent iſt. Und die weitere Aufgabe der chriſtlichen Medicin iſt nun keine andere, als dieſen latenten Teufel zu entbinden; denn iſt einmal der verſteckte ſtumme Teufel zur Rede geſetzt, erkannt, was für ein Teufel in dieſer oder jener Krankheit ſteckt, ſo iſt auch leicht das Mittel zu finden, wie dieſer ſpecielle Teufel auszutreiben iſt. Damit haben wir nun auch ſogleich einen ſchönen natürlichen Uebergang von der chriſtlichen Pathologie zur chriſtlichen Therapie gefunden. Die chriſtliche Pathologie hat zu lehren, daß Alles, auch das phyſiſche Uebel, aus der Sünde, aus dem Unglauben oder, was eins iſt, aus dem Teufel, die chriſtliche Therapie, daß Alles, auch das phyſiſche Heil, nur aus dem Glauben kommt. Wenn die Sünde die Krankheit verurſacht und nicht nur den Menſchen, — „unſer gegenwärtiger Körper iſt das Kind des Verſehens am Bilde der Schlange" S. 118 — ſondern auch die ganze Natur mit in's Verderben geriſſen, verändert, entſtellt, getrübt und vergiftet hat — „alle Geſetze der Natur veränderte die Sünde des Menſchen" S. 169 — ſo iſt ja nothwendig das Princip der Heilung und Geneſung außerhalb der Natur, nur in der göttlichen ſupranaturaliſtiſchen Macht des Glaubens zu finden. Eitel und frivol wäre der Einwurf, daß der Glaube nur das Antidotum des Unglaubens, der Sünde ſei, aber gegen die materiellen Folgen der Sünde, gegen die leiblichen Krankheiten nichts, wenigſtens unmittelbar, vermöge, denn dieſer Einwurf, dieſe Diſtinction drückt nichts aus als den Unglauben an die Macht des Glaubens und die Wahrheit der „göttlichen Traditionen," der Glaube iſt nicht gebunden an den ſchlechten Cauſalnexus der natürlichen Logik, an die langweiligen Differenzen von Mittelbar und Unmittelbar, an die endlichen Diſtancen von Raum, Zeit und Qualität. Nein! der Glaube iſt vielmehr eine ſchlechthin ungebundene, unbeſchränkte, ja allmächtige Kraft, vor der alle Grenzen und Geſetze (?) der Natur, die nur den „dummen" ungläubigen Philoſophen und Naturforſchern als ewige Geſetze imponiren, in Nichts verſchwinden. Und dieſe Univerſalmacht des Glaubens iſt eine geſchichtliche Thatſache, beſtätigt durch „tauſendjährige Erfahrungen und Traditionen" der allein ſelig machenden, aus dem Diluvium des Unglaubens und ewigen Verderbniſſes errettenden Arche Noah's.

Beiſpiele und hiſtoriſche Beweiſe von der wunderbaren Heilkraft des traditionellen chriſtlichen Glaubens. Zu dem heiligen Malachias, einem Zeitgenoſſen des heiligen Bernhard, kam einſt eine ſchwangere, ja wahrhaft ſchwangere (vere gravida) Frau mit der Klage, daß ſie wider alle Geſetze der Natur bereits 15 Monate und 20 Tage eine Leibesfrucht in ſich trage. Was thut nun der heilige Malachias? Wie macht er den Accoucheur? Greift er nach dem Pelvimeter, nach dem Perforatorium, nach der Geburtszange? Ei bei Leibe! So erniedrigt ſich nicht der Glaube; der chriſtlichen Arzneikunſt ſtehen andere Remedia zu Gebote. Der heilige Malachias, ergriffen von Mitleid, „betet und die Frau gebiert zur Freude und Verwunderung der Anweſenden." „Eine Frau lag am Tode. Sehnſuchtsvoll ſchickt ſie nach dem heiligen Malachias, aber er kann nicht auf der Stelle abkommen." Was thut nun der Heilige? Erkundigt er ſich etwa darnach, was ihr fehlt? Schickt er ihr etwa einſtweilen ein Arzneimittelchen? Bewahre! „der heilige Malachias rief einen Burſchen herbei und ſagte zu ihm: bringe der Frau dieſe drei Aepfel da, über die ich den Namen des Herrn angerufen; ich habe das Vertrauen, daß ſie, wenn ſie davon gekoſtet, ſo lange leben wird, bis ich ſelbſt nachfolgen kann." Und richtig, ſo war's: die Frau ſtarb nicht nur, die Frau genas (Vita S. Mal. a beato *Bernardo* edita). Und nicht nur über die Pſeudorganismen im menſchlichen Organismus, über die Krankheiten, auch über die organiſchen Weſen außer dem Menſchen, ja ſelbſt über die unorganiſchen Mächte, über die Elemente gebietet der in der traditionellen Offenbarungslehre gegründete Glaube. „Einſt kam der heilige Bernhard in eine von ihm gegründete Abtei. Als man das neue Oratorium einweihen wollte, beläſtigte eine unglaubliche Menge von Mücken die Eingehenden. Der heilige Bernhard ſagte: ich thue ſie in den Kirchenbann (excommunico eas) — und am andern Morgen fand man alle todt"*) (*Vita Sancti Bernhardi* l. I. c. 12). Einſt dictirte eben dieſer Heilige einem Kloſterbruder einen Brief religiöſen Inhalts in die Feder. Sie ſaßen beide unter freiem Himmel. Auf einmal ſtürzt über ſie ein Platzregen los. Der Schreiber natürlich will jetzt nicht mehr ſchreiben. Aber der heilige Vater verwehrte es ihm mit den Worten: Das iſt eine Sache Gottes, fürchte dich nicht zu ſchreiben. Und er ſchrieb und ſchrieb mitten im Regen ohne Regen in medio imbre sine imbre (Ebend.).

*) „Der Papſt excommunicirte ſogar den Cometen, der ſich 1532 am hellen Tage zeigte. Im Jahr 1554 excommunicirte der Biſchof von Lauſanne eine Art von Blutegel, weil ſie den Fiſchen, den Faſtenſpeiſen der geiſtlichen Herren nachtheilig ſeien." Chriſt. Kapp. Hertha S. 293—295. Zweifelsohne verfehlten auch dieſe Bannflüche nicht ihre Wirkung.

Nichts vermochte die Naturgewalt gegen das Blatt Papier, das beſtimmt war, die heiligen Gedanken des frommen Vaters aufzunehmen. So ſchirmt der Glaube vor Waſſersgefahren. Aber nicht nur waſſerdicht, auch feuerbeſtändig macht der traditionelle Glaube den Menſchen. Und dieſe Kraft der Incombuſtibilität inhärirt dem Glauben nicht etwa nur, wenn er dem gemeinen Küchenfeuer, ſondern ſogar auch, wenn er dem furchtbarſten Feuer, das wir kennen, dem vulcaniſchen Feuer ausgeſetzt wird. So erzählt die Kirchengeſchichte, daß einſt die Einwohner der Stadt Catanea nur dadurch die ihnen bereits den Untergang drohenden Feuerſtröme des Aetna von ſich ableiteten, daß ſie ihnen den Schleier der heiligen Agathe entgegenhielten, alſo bei dieſer Gelegenheit die erfreuliche „Erfahrung" machten, daß dieſer Schleier ein untrügliches Präſervativ gegen die Flammen feuerſpeiender Berge ſei. (*Sacra Hist.* de gentis hebr. ortu etc. aut. *P. P. Mezger. Cum facultate superiorum.* Aug. V. 1700. p. 571.) Seht an dieſen Exempeln, die ſich übrigens bis in's Unendliche vervielfältigen und verſtärken ließen, wie ſich der Glaube von Kunſt und Wiſſenſchaft discernirt. Was der Natur, der Kunſt, der Wiſſenſchaft eine Unmöglichkeit, iſt dem Glauben eine Leichtigkeit. Die Kunſt gehorcht der Natur, der Glaube gebietet ihr — gebietet über Tod und Leben. Die Kunſt vermag wohl den ſchlummernden Lebensfunken im Scheintode wieder zur hellen Flamme anzufachen, aber der Glaube kann Todte, wirklich Todte wieder lebendig machen. So rief der heilige Malachias nach der glaubwürdigen Erzählung ſeines Biographen, des heiligen Bernhard, Todte in's Leben zurück und zwar lediglich vermittelſt der Kraft ſeiner Thränen und Gebete.

(Fortſetzung folgt.)

Zeugniſſe aus dem verborgenen Leben; oder Lebens- und Glaubens-Erfahrungen eines Ungenannten, in Geſängen.

Gereimte Proſa, daß die Vernunft ſich müſſe unter den Glauben gefangen geben.

Der Verfaſſer war früher Rationaliſt, nach allerhand Erdennoth und nach ſchwerem häuslichen Leid kam die Gnade bei ihm zum Durchbruch; „in ſchwachen Accorden hat ſeine Harfe dieſe große Stunde in den erſten Liedern beſungen, und es ertönen fort und fort die Saiten von Nachklängen dieſer ewigen Grundharmonie." Von einem Inſtrument können wir weder Poeſie noch Verſtand erwarten, und wollen darum die Verſe ſeiner Harfe nicht allzu ſcharf anſehen. Er meint, es möchte nicht ohne Segen ſein, dies Selbſterfahren mitzutheilen. Wir haben nichts dagegen. C.

Gedichte von Rudolph Kuhlemann.

Kuhlemann beſitzt poetiſches Talent; ſeine Anſchauung iſt friſch, ſeine Sprache blühend und kräftig, ſeine Geſinnung edel und umfaſſend. Er ſcheint beſonders unter den Einflüſſen von Freiligrath, Lenau und A. Grün zu arbeiten. Im Bau der Verſe, im unverbundenen Zuſammenfügen einzelner Worte, beſonders im Nominativ und Vocativ, und kleiner Sätze erinnert er an den erſten, ohne ihm jedoch in den ausländiſchen Reimen nachzuahmen, oder ihm an Phantaſiegewalt und naturſaftiger Malerei gleichzukommen; Lenau iſt in der Beſeelung des Lebloſen, in dem Uebertragen geiſtiger Eigenſchaft auf die Außenwelt hin und wieder kenntlich; A. Grün fällt uns bei der glänzenden Sprache und bei einzelnen ganzen Gedichten ein, wie z. B. das vom Sieg des Frühlings ſchon viel ſchöner in den Spaziergängen eines wiener Poeten zu leſen iſt. Aber wenn ſchon bei dieſem la belle frane oft zu ſehr vorherrſcht, und nur die Würde und Grazie des Geiſtes uns für den Hang zur Schönrednerei entſchädigt, ſo hat Kuhlemann ſich beſonders vor Wortprunk und geſchraubtem, gezierten Weſen zu hüten. Aus den meiſten ſeiner Gedichte könnte man Vieles wegſchneiden. In der Gedankenlyrik iſt eine gewiſſe Fülle und Pracht am rechten Orte, aber „Wolkenneigung, Meeresſteigung, Sonnenſtrahlung, Abgründlichkeit" u. ſ. w. ſind auch hier zu abſtract, im eigentlichen Lied aber dünken uns „Frühlingthum, Wallungsmacht, Roſenmuth, Todesthau, Veilchenfrühlingsfrühe u. dgl." ganz unerträglich. Kuhlemann hat oft nur einen einfachen Gedanken auszudrücken, und thürmt Zeil' auf Zeile, „wie Felskoloſſe zum Alpenbaue;" oft hat er liebliche Anſchauungen, die aus der pretiöſen Hülle ſeiner Rede nur ſchwer zu Tag kommen, wie im Folgenden:

O wollet jetzo euch erſchließen,
Ihr Blumen, wollet eure engen
Kelchſvangen von dem liebefüßen
Herzhufte laſſen auseinanderſprengen!

Dagegen wird eine Strophe, wie die folgende, ganz unverſtändlich:

Und dort im Thal die ſtillen dunkeln Lauben,
Die mit dem Blüthenneß der Lenz umſchloß,
Vom Sternenzelte ſchimmerte der Glauben,
O jene Thräne, die gleich hellen Trauben
Voll ſüßer Liebe in dein Auge ſchloß!

Die Schlußgedichte im Canzonenmaß ſind langweilig, und der angeſtrebte Humor äußerſt ſchwerfällig; dagegen iſt in den Wanderliedern manches Friſche und Sinnige. Das gelungenſte Gedicht iſt vielleicht: Im Keller zu Bremen. Für die Mittheilung charakteriſtiſch erſcheint mir das achte Sonett:

So iſt's, und alſo magſt du immer ſagen:
Es kann die Nacht das Licht der Welt nicht tödten,
Der Frühling ſteigt, umwallt von Morgenröthen,
Ein Jüngling dort aus Winterſarkophagen.

Die Kön'ge zog's, vom Hoffnungsweh getragen,
Einſt ſternenwärts, du ſelbſt in Angſt und Nöthen,
Wie mußteſt du einſt ſtille für dich beten!
Du ſahſt empor, da fing es an zu tagen.

Es ſtand der Stern hoch an des Himmels Firſten
Und ſenkte dort den Strahlenthau hernieder
Auf Bethlehem in eine Roſenquelle.

Geſegnet, die nach friſchem Leben dürſten!
Aufſchlug der Heiland ſeine Augenlider,
Da ward Erquickung, Duft und Sternenhelle.

C.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

4. Juni. № 133. 1841.

Zur Charakteristik des modernen Afterchristenthums.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns nun wieder zu unserem modern christlichen Medicus zurück. Er verlangt allerdings, wie wir gesehen, in seiner Therapie, daß der christliche Arzt beten, sich und den Kranken entsündigen lassen müsse. Er räumt also dem Gebete, überhaupt den geistlichen Mitteln, eine entsündigende Kraft ein; aber warum nicht auch eine entkrankheitende? Er beginnt also nur die Heilung mit dem Gebete, aber vollbringt sie nicht mit ihm? Erst läuft der Herr Obermedicinalrath in die Kirche und dann in die Apotheke? Erst wendet er sich an seinen Beichtvater und dann an Hippokrates? Erst greift er nach dem Gebetbuch und dann nach der Mora, nach dem Kauterium? Mehr vermag also die Glut des Eisens als die Glut des Gebetes? An der Macht der Materie scheitert die Macht des Gebetes, des Glaubens? Stimmt das mit den heiligen Traditionen der Kirche überein*)?

Unser christlicher Medicus sagt selbst in seiner Propädeutik S. 151: „Im Gebete berühren (womit? mit welchem Organ?) wir Gott, setzen uns in Verbindung mit dem Urquell aller Macht, alles Lebens. Erfahrungsthatsache ist es, daß durch Gebet häufig (wie? nur häufig? nicht immer?) gegenwärtige Uebel gehoben werden, weil im Gebete der Mensch wieder in ein richtigeres Verhältniß zu Gott und dadurch zur Natur tritt, somit die Folge der Trennung von Gott, das Uebel, schon darum aufhört oder abnimmt (nur abnimmt?).... Betend werden wir vermittelnde Zuleiter göttlicher Kräfte an den, für welchen wir beten.... Das Gebet maßte sich an, die unabänderliche Weltordnung, den ewigen Rathschluß Gottes zu ändern und zu stören? Ja wie Arzneien, Wetterableiter und Dämme. Jede mächtigere Kraft beschränkt nothwendig die schwächere. Wenn Gedanke und Wille nicht bloß den eignen Körper, sondern selbst den Pendel bewegen, auf Magnetisirte und Andere wirken: wie vermag man die leitenden Kräfte des tiefsten und innigsten aller Acte im Menschen zu läugnen?" S. 152. Und in seiner allgemeinen Therapie: „Die Sacramente und Sacramentalien sind vom Schöpfer, Erhalter und Erlöser, vom Heiland, vom Arzt aller Aerzte berührte Talismane und Träger von göttlichen Kräften. Die völlige Blindheit über das wahre Verhältniß des Geschöpfs zum Schöpfer und über den gegenwärtigen Zustand der geschaffenen Natur führte zur herrschenden Naturvergötterung, denn wer den wahren Gott nicht erkennt, schnitzt nothwendig sich Götzen. Die Natur hat allerdings göttliche Kräfte (so?), noch reine Verhältnisse; aber sie ist nirgends mehr ganz rein (o welche Halbheit und Mediocrität!), überall ist sie, hier mehr, dort weniger, vergiftet. Die Kirche und der zuerst selbst entsündigte Mensch hat den Auftrag, wahrhaft alchemistisch das Unreine vom Reinen zu scheiden und das Reine auf allen Wegen, durch alle Sinne und äußere Organe dem Menschen und der ganzen Natur wieder zuzuführen. Das ist die Bedeutung der Sacramente und Sacramentalien." S. 498. Wenn nun aber das Gebet der unmittelbare Contact mit dem Urquell aller Macht, alles Lebens ist, wenn wir uns durch dasselbe in ein richtigeres Verhältniß zu Gott und Natur setzen, wenn es gegenwärtige Uebel heilt, ja die Quelle alles Uebels, die Trennung von Gott, aufhebt, wenn überdies die übernatürlichen Kräfte des Gebetes so natürlich sind, als Blitzableiter, Arzneien und Dämme: warum macht er denn nicht das Gebet zum Princip seiner Therapie? wozu das Gerede von assimilirbaren und nicht assimilirbaren Heilmitteln? Wenn das Gebet überhaupt das Uebel überhaupt, das Grundübel heilt, so muß ein bestimmtes Gebet auch ein bestimmtes Uebel heilen. Warum verläugnet er also die nothwendigen, immanenten und immediaten Consequenzen seines Princips? Warum giebt er uns keine schweißtreibenden, keine abführenden, keine krampfstillenden Gebete und Litaneien*) zum

*) Allerdings, wenigstens mit dem frommen Betruge jener Mönche, welche die Hundswuth mit dem heiligen Hubertusschlüssel curirten, aber so, daß sie nebenbei das Eisen glühend machten.

*) So heilte z. B. P. Joh. Franz Suarez S. J. den Erzbischof von Wien in Frankreich vom Podagra, indem

Beſten? Wenn die Gebete ſchon wieder wie Arzneien, warum wirft er denn nicht die Apotheken, dieſe Aſyle des Unglaubens, zum Teufel? Wenn ich des Glaubens bin, daß mein Gebet die Kraft eines Blitzableiters hat, proſtituire ich nicht zu aller Welt Luſt und Schau eben dieſen meinen Glauben, wenn ich dennoch zugleich einen metallenen Blitzableiter auf mein Haus ſetze? Wenn die Kirche ſchon „eine elektriſirende Batterie iſt" (S. 159), wozu noch die galvaniſche Batterie der Phyſik? Iſt ſie nicht überflüſſig? Wenn ferner, wie nicht zu läugnen, die Sacramente „vom Arzt aller Aerzte berührte Talismane und Träger von göttlichen Kräften ſind," warum curirt er denn nicht allein mit ihnen, warum vertauſcht er dieſe göttlichen Heilmittel mit Blaſenpflaſtern, Senfteigen, Fontanellen, Mercurialpräparaten? Wie kann er mit der Wirkung und „Bedeutung der Sacramente und Sacramentalien" unmittelbar die Wirkung und Bedeutung von „Brechmitteln, von Schweiß, Urin und Stuhlgang befördernden Mitteln" verknüpfen? Iſt das nicht die heilloſeſte Vermiſchung des Reinen und Unreinen, des Göttlichen und Ungöttlichen? Solche Mixtur ſoll die Menſchheit curiren und reſtauriren? Hat ſo der heilige Bernhard, der heilige Malachias ſeine Patienten behandelt und curirt? Haben ſie in das geweihte Waſſer, welches ſie aus dem Born der göttlichen Allmacht ſchöpften und den Kranken als Heilmittel ſpendeten, zugleich „fachinger" oder „geilnauer," „bilnauer" oder „bockleter Waſſer" (S. 530) hineingeſchüttet, um es kräftig und wirkſam zu machen? Haben ſie bei ihren Curen zugleich die Hoſtie und die Klyſtierſpritze, das Crucifix und den Blutegel applicirt? Haben ſie ihre Kranken und Zuhörer zugleich auf Chriſtus und Hippokrates verwieſen*)? O wie unendlich fern waren ſie von dieſer Unlauterheit und Indiscretion der Empfindung und Geſinnung, von dieſer wahrhaft ſodomitiſchen Unzucht des Geiſtes und Charakters, welche das keuſche Lamm Gottes mit dem ſchamloſen Hund des Aesculapius zuſammenkoppelt. So ſagt der heilige Bernhard: *Hippocrates et sequaces ejus* (darunter gehört auch unſer Medicus) **docent animas salvas facere in hoc mundo; *Christus* et *ejus discipuli* perdere... Epicurus atque Hippocrates corporis alter voluptatem, alter bonam habitudinem praefert, meus magister utriusque rei contemptum praedicat.** Wie? der Herr Obermedicinalrath will an die heiligen Traditionen der Kirche ſich anſchließen? Iſt aber dieſe eben ausgeſprochene Geſinnung nicht die von der Kirche anerkannte, geheiligte, autoriſirte Geſinnung? nicht die Geſinnung, welche zu allen Zeiten die wahrhaft Heiligen mit ihren Schriften und ihrem Leben bekräftigten? Und Er macht den Hippokrates zum Collegen, ja zum eigentlichen Medicinalrath des Heilands? Denn wer giebt ihm denn alle die aſſimilirbaren und nicht aſſimilirbaren, die roborirenden und debilitirenden, die derivirenden und excitirenden Arzneien, womit er ſeine Patienten curirt, in den Kopf und an die Hand? Der Heiland oder Hippokrates? Hippokrates. Alſo vermag der Heiland nichts ohne Hippokrates? der Glaube nichts ohne Blutegel und Klyſtierſpritzen? O wie ſchwach, wie impotent, wie nichtsnutzig iſt der Glaube des Herrn Obermedicinalraths! Wie tritt er die heiligſten Traditionen der Kirche mit Füßen! „Dem heiligen Bernhard wurde angeboten, von dem Haupte des heiligen Cäſarius ſich nach Belieben einen Theil zu nehmen. Er wählte einen Zahn. Seine Fratres bemühten ſich, mit eiſernen Inſtrumenten den Zahn herauszureißen, aber vergeblich — der Zahn blieb unbeweglich. Da ſagte der heilige Bernhard: Laßt uns beten! Wir bringen den Zahn nicht heraus, wenn ihn nicht der heilige Märtyrer ſelbſt hergiebt. Geſagt, gethan. Und nun nach verrichtetem Gebete zog er mit der größten Leichtigkeit den hartnäckigen Zahn heraus." (Vita S. Bernh. lib. IV. c. I.) Sehen Sie, Herr Obermedicinalrath, an dieſem abermaligen Beiſpiel, was Glauben und Beten heißt — Glauben und Beten in Uebereinſtimmung mit den göttlichen Traditionen der Kirche; und wie ſehr Sie ſelbſt in der Irre des Unglaubens, wie Sie dem Satan verfallen ſind.

Sie vergleichen „die Emancipation der Medicin von Kirche, Cultus, Sacrament und Sacramentalien mit der Emancipation der Muskeln von den Nerven." Sehr ſchön geſagt und ſehr kirchlich gläubig gedacht! Der Kirchenglaube — denn was iſt Cultus, Sacrament, Kirche ohne Glauben? — iſt der Nervus Rerum der Medicin. Aber zeigen Sie mir doch — ich bitte Sie inſtändigſt — die Nervenſtränge, vermittelſt welcher Sie die „elektriſche Batterie der Kirche" mit den Muskeln der Arzneikunde in Berührung bringen. Ich mag meine Augen anſtrengen ſo viel ich will — ich erblicke in Ihrer Pathologie und Therapie nur pures blankes Muskelfleiſch, aber keine Nerven. Sie reden zwar an mehreren Stellen ſehr erbauungsvoll von den ſegensreichen Wirkungen der Sacramente und Sacramentalien, aber Sie hätten an dieſen Stellen eben ſo gut auch mit „infernaler Begeiſterung" die wohlthätigen Wirkungen eines Balletes, die himmliſchen Reize einer Venus Anadyomene feiern können, ohne die Continuität ihres mediciniſchen Fleiſches auf eine unangenehme Weiſe zu unterbrechen. Ja man kann geradezu alle dieſe ſalbungsvollen Stellen mit dem anatomiſchen Meſſer der Kritik wegſchneiden, ohne daß dadurch der Organismus ihrer Pathologie und Therapie auch nur den geringſten Verluſt und Schaden erlitte. Nirgends, nirgends finden wir einen Nervenfaden, der ſich vom

er nur die lauretaniſche Litanei für ihn betete. S. A. v. Bucher: Die Jeſuiten in Baiern. II. Abth. S. 436. Sämmtl. W. II. B.

*) Der Verf. knüpft ſeine Lehre nämlich an zugleich an „die uralten Lehren der großen Beobachter und Praktiker, ſo wie an die göttlichen Traditionen." S. 25.

Haupte der Kirche in das ungläubige Fleiſch des Herrn Obermedicinalrath hineinerſtreckte. Ueberall läßt ihn ſein Glaube im Stich. Er verſprach uns, das gemeine Waſſer der natürlichen Heilkunde vermittelſt der galvaniſchen Batterie der Kirche zu magnetiſiren; aber das Experiment iſt total mißlungen. Das bockleter und brückenauer Waſſer ſpielt nach wie vor die nämliche Rolle, hat ſeine Bedeutung, Wirkung und Beſchaffenheit nicht verändert. Die geiſtlichen Einflüſſe ſind bei ihm nicht in sucum et sanguinem übergegangen. Stark war der Geiſt, aber noch ſtärker das Fleiſch. Wirkſam iſt das heilige Chrisma, aber doch noch wirkſamer ein Blaſenpflaſter.

(Schluß folgt.)

Allgemeine wiſſenſchaftliche Alterthumskunde oder der concrete Geiſt des Alterthums in ſeiner Entwicklung und in ſeinem Syſtem. Von Dr. C. G. Haupt. Erſte hiſtoriſche Abtheilung oder die Entwicklung des concreten Geiſtes im Alterthum. Drei Bände. Altona, 1839. Verlag von J. F. Hammerich.

Während die wahre dialektiſche Methode mit Erfolg in den einzelnen Disciplinen in einer Reihe von ſehr ſchätzenswerthen Werken geltend gemacht worden iſt, hat ſich die Philologie oder Alterthumswiſſenſchaft ſolcher Beſtrebungen wenig oder gar nicht zu erfreuen gehabt. Theils hat die dazu erforderliche Breite der Erudition, theils das weit verbreitete Vorurtheil, als könne ein hiſtoriſcher Stoff logiſch nicht vollkommen durchdrungen werden, ohne der Sache Gewalt anzuthun, abgeſchreckt; theils, und das iſt wohl der Hauptgrund dieſes Mangels, iſt die Thatſache hinderlich geweſen, daß nur ſelten ein entſchieden gelehrter Sinn ſich mit philoſophiſcher Tiefe in ein und demſelben Individuum vereinigt. Gleichwohl konnten die Werke des eben ſo gründlich gelehrten als tief wiſſenſchaftlichen und geiſtvollen Bernhardy über griechiſche und römiſche Litteraturgeſchichte ein Vorbild abgeben für die Vereinigung beider weſentlichen Elemente. Nirgends iſt in der That das Bedürfniß dringender als in der Philologie, die ſo unendlich viele Bearbeitungen einzelner Punkte und Partieen eines faſt unermeßlichen Stoffs darbietet, dieſe Maſſen endlich einmal auch wiſſenſchaftlich zu ordnen und den Einzelnen überſchauen zu laſſen. In dieſer Hinſicht iſt jeder Verſuch höchſt dankenswerth, und wohl Jeder hat mit freudiger Erwartung das angezeigte Werk von Haupt in die Hand genommen, um zu ſehen, inwiefern dem allgemeinen Verlangen Genüge geleiſtet worden. Der Verf. bezeichnet als den Zweck ſeines Buchs „die Herausſtellung der geiſtigen Subſtanzen des Alterthums" und läßt die wiſſenſchaftliche Alterthumskunde von der Geſchichte ſich dadurch unterſcheiden, daß ſie das Beſtehende, das Reſultat der höchſten Blüthe des hiſtoriſchen Volksgeiſtes darſtellt und nach allen Beziehungen hin darlegt. Die Philoſophie der Geſchichte hat nach ihm nur die Dialektik des logiſchen Begriffs in der Geſchichte zum Gegenſtande und überläßt der Alterthumskunde das Materielle und Zufällige, ohne ſie zu einem Aggregate von unfruchtbaren Notizen, wie bisher geſchehen, werden zu laſſen. Des Schwankenden wegen wird ſtatt des Ausdrucks Philologie oder Alterthumskunde, von der hier ein Theil, nämlich die realiſtiſche Hälfte bearbeitet iſt, der Name: „concreter Geiſt des Alterthums" vorgeſchlagen. Nun wird ein unglücklicher Verſuch gemacht (allg. Vorr. S. XI), den Begriff dieſer Wiſſenſchaft darzuthun; er bewegt ſich faſt ſchülerhaft in lauter abſtracten Kategorieen ohne lebendige Entwicklung und kann als Beweis dienen für den Mangel an wahrer dialektiſcher Methode, der das ganze Gebäude im Dunkeln ſtecken läßt. Der Verf. iſt begeiſtert für die Philoſophie, ſpricht in logiſchen Kategorieen, läßt aber nicht dieſe ſich als allem Stoffe immanente Beſtimmungen ſelbſt bewegen, ſondern ſetzt ſie nur durch ſeine zum Theil ſehr lebendige Anſchauung in den Gang, ſchichtet dann nicht ſelten in ganz aphoriſtiſcher, adverſarienartiger Weiſe den Stoff daneben an und miſcht dann das Alles untereinander, ſo daß man ſich aus dem Chaos kaum herausfinden kann, in den Wüſten von Materie und Litteratur auf mehreren Seiten herumirrt, bis einmal wieder eine Anſchauung mit philoſophiſcher Form gemiſcht gleich einer Oaſe den gequälten ganz abgematteten Wanderer aufnimmt. Dieſes Gefühl der Qual und dann wieder gemüth- und geiſtvolle Erhebung hinterläßt das auch in ungenießbarer äußerer, ſelten Abſchnitte gewährender Form, der Stil trägt daſſelbe Gepräge der Unklarheit und Disharmonie an ſich, ſo daß man nicht wenig erſtaunt, einen Forſcher auf dem Gebiete der vollendeten Kunſtform ſo formlos zu ſehen. Daran iſt freilich der mit dem Rieſen des Stoffs ringende, aber nicht zu vollkommener Herrſchaft gelangende Gedanke Schuld: allein wer heißt auch Jemandem, zu ſchnell mit einem ſo ſchwierigen Werke hervorzutreten? Die ſpeculative Begründung der Alterthumswiſſenſchaft wird indeſſen unterlaſſen und dafür auf eine Schrift von Mützell verwieſen. Warum denn alſo das Reden darüber? Ein ſtreng wiſſenſchaftliches Buch muß einen Anfangspunkt mit aller Strenge und Beſtimmtheit ſetzen: dieſer fehlt aber. Muß nicht der Ausdruck, daß die Alterthumskunde das Materielle und Zufällige zum Inhalte habe, Mißverſtändniß erwecken? Ebenſo merkwürdig iſt die Aeußerung, daß in der erſten Abtheilung, die den hiſtoriſchen Proceß des concreten Geiſtes des Alterthums umfaßt, Manches vorausgeſetzt werde, was in der zweiten ſeinen Erweis finde und umgekehrt; die zweite Abtheilung nämlich ſoll auf den Grund des hiſtoriſchen Proceſſes die ſtatiſche Darſtellung, welche den Höhepunkt oder die ἀκμή jeder Entwicklungsſphäre, jedes centralen Reichs auffaſſe, baſirt werden. Näher wird das Verhältniß ſo beſtimmt, daß die erſte Abtheilung die formell gleichen Erſcheinungen nur angebe, während die zweite als die Wiſſenſchaft von den Principien der alten Völker die Principien der oft gleichen Erſcheinungen in den verſchiedenen centralen Geiſtesreichen darzuthun habe. Offenbar völlig unbeſtimmt!

Zu Grunde gelegt wird für dieſe erſte hiſtoriſche Abtheilung die Annahme von drei Entwicklungsſtufen, 1. die Sphäre des Zeichens oder Bildes (Hinteraſien), 2. die Sphäre des Symbols (Vorderaſien), 3. die Sphäre des Mythus und der Sage (Griechenland und Rom), worüber die Vorrede zum zweiten Theile ſich vollſtändiger ausſpricht. Die Einleitung enthält XI. Abſchnitte und handelt I. von den Naturbeſtimmtheiten durch Ort und Clima, von den Racen, deren drei angenommen werden, die äthiopiſche

(träges Thierleben, in's Fleiſch verſenkt), mongoliſche (beweglich, offen, oberflächlich), kaukaſiſche (im Typus ruhig, gleichmäßig, gediegen, tief und geiſtvoll), ſo daß das dumpfe Inſichgekehrtſein der Aethiopier und die ſorgloſe oberflächliche Beweglichkeit der Mongolen aufgehoben iſt in der gedankenvollen gediegenen Strebſamkeit des Europäers, oder der dumpfe Aberglaube der Aethiopier und der ceremonielle Indifferentismus der Mongolen aufgehoben in der ſittlichen Religioſität des Kaukaſiers. Dieſe Durchführung iſt durchweg anſprechend. Von der nicht unbedeutenden Beleſenheit des Verf. giebt die in der Anmerkung dazu beſprochene reiche Litteratur Zeugniß.

Ohne ſtreng dialektiſch zu entwickeln, wird bloß beſchreibend der Uebergang gemacht zur Sprache und ihrer Verſchiedenheit als dem natürlichen Ausdrucke des Denkens oder „dem Denken in ſeiner ganzen Totalität ſelbſt nach der Natur nothwendig erſcheinend mittelſt und vermöge des menſchlichen Organismus;" bloß andeutend und beſchreibend, nicht ohne ſtarren Formalismus werden kurz die einzelnen Sprachen durchgegangen; unlebendig und ohne Nutzen ſind Bezeichnungen, wie z. B. „die hebräiſche Sprache iſt Naturausdruck der Einheitlichkeit und einſeitigen engen Subjectivität. — Die griechiſche Sprache hat in ſich das mythiſche Princip, wie die römiſche das der Wirklichkeit" ꝛc. Ebenſo beſchreibend, nicht dialektiſch entwickelnd, giebt der folgende Abſchnitt die allgemeinen Anfänge der Entwicklung des Menſchengeſchlechts an; im Folgenden werden Staat, Religion, Verſtändniß der Mythologie, Gang der Entwicklung der religiöſen Idee des Alterthums im Allgemeinen, dann des Staatslebens, der Kunſt, der Wiſſenſchaft ziemlich ausführlich beſprochen. Völlig unlogiſch und confus iſt S. 58, wo von dem Unmittelbaren, der Reflexion, dem Unendlichen die Rede iſt. Der erſte Band enthält dann von S. 83 an eine ausführlichere Darſtellung der orientaliſchen Völker, in der Weiſe, daß ſechs Stufen ſtatuirt werden, deren jede erſt geographiſch, dann politiſch und religiös, dann litterariſch beſchrieben wird. Die Methode iſt auch hier durchweg nur conſtruirend, nicht eigentlich dialektiſch, am wenigſten hält ſie den Forderungen ſtrenger Logik, die v. Meiſenbug in den Jahrbüchern 2. Jahrg. an eine Philoſophie der Geſchichte geſtellt hat, gegenüber Stich. Oft werden recht lebendige Schilderungen gegeben, die dann freilich wieder durch den Ballaſt von verbindungslos und ganz aphoriſtiſch, wie in einem Schulcompendium, aufgeſpeicherten Stoff unterbrochen, durch die Abſtraction unlebendiger Formeln getrübt werden. Große Beleſenheit in den Hilfsmitteln zeigt ſich überall, in dem Nachtrage finden ſich ſchätzenswerthe Nachweiſungen und Auszüge aus dem, was in einzelnen neueren Hauptwerken namentlich über orientaliſche Litteratur herausgebracht worden iſt. Die erſte Stufe umfaßt Hinterafien (China, Japan und die indo-chineſiſchen Völker), die zweite die Indier, die dritte das mediſch-perſiſche Reich, wo die Befreiung des Geiſtes beginnt, die vierte die Aegypter (ſehr ausführlich!), die fünfte die Hebräer, die ſechſte Vorderaſien und Afrika.

Im zweiten Bande, über Griechenland, iſt ſehr ausführlich der mythiſche Anfang als erſte Periode behandelt, das weichliche, üppige Leben (S. 11 ff.) gut dargeſtellt, überall Concretion mit dem Naturleben, Sympathiſiren mit deſſen Wechſel, Trauer, myſtiſcher Tiefſinn, wie er ſich im Philoſophen Heraklit aufſchloß; ſo im Innern des Landes: dagegen an der Küſte herrſchte ein freieres auf phöniziſche Myſtik und auf äußerliche Thätigkeit gerichtetes Leben, frühzeitig die muſiſche Kunſt (S. 22 ff.). Nach dem neueren religiöſen Princip der Hellenen (S. 60 ff.) wird eine Kraft in den Menſchen, in ſeinen Geiſt gelegt und ihm das Elementariſche unterthan, Böotien wird das Aſyl der alten Naturbegeiſterung. Im Peloponnes ſchlägt das Naturleben in das noch meiſt abſtracte Geiſtesleben um, deſſen Concretum und Wirklichkeit Athen iſt. Athen iſt der Concentrationspunkt aller griechiſchen Volksgeiſter: dies wird jedoch nicht ſtreng und klar entwickelt, bleibt Verſicherung. Ganz aphoriſtiſch und wenig genießbar iſt ein großer Theil der Abſchnitte über die zweite hiſtoriſche Periode, nur was über die Ausbildung der griechiſchen Poeſie und Kunſt geſagt iſt, iſt, mit wenigen Ausnahmen, lesbar, klar und anſprechend geſchrieben und conſtruirt. Die dritte Periode des Unter- und Uebergangs iſt zu kurz dargeſtellt.

Im dritten Bande, der beſonders Rom zu ſchildern hat, iſt merkwürdiger Weiſe gleich anfangs die alte deutſche Nationalität, bei Gelegenheit der Etrurier (S. 21 ff.) mit abgehandelt; was die Auffaſſung Roms ſelbſt betrifft, ſo iſt ſie ganz abgeriſſen, unklar, kaum zu leſen; erſt da athmet man wieder auf, wo zum Schluſſe des Unter- und Uebergangs in das Chriſtenthum in erhebender und lebendiger Sprache die Vollendung des Geiſtes der alten Völker geſchildert wird; die Juden, Germanen, Muhamedaner machen, ganz kurz in Andeutungen, den Schluß.

Befriedigt geht der Leſer allerdings nicht von dieſem Buche weg, er wird nur in Gährung hineingeworfen, wird genöthigt, ſich mit dem halb rohen Stoffe herumzuſchlagen, nur einige Blitze erleuchten das Dunkel, einzelne friſche Schilderungen erquicken den bei allem Reichthume Verſchmachtenden. Beleſenheit hat der Verf. überall in reichem Maße dargelegt, an Begeiſterung fehlt es nirgends, wohl aber noch gar ſehr an klarer Durchführung, an logiſcher Begründung. Möchte der Verf. für die Bearbeitung des zweiten Theils dieſen freundlichen Erinnerungen Gehör geben; wir erkennen die Schwierigkeit ſeines Unternehmens ſehr wohl und ſind ihm ſelbſt für Unvollendetes dankbar, inſofern es auffordert zur weitern Verfolgung des aufgezeigten Weges. B.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Ueber

Philoſophie und Chriſtenthum

in Beziehung auf den der Hegel'ſchen Philoſophie gemachten Vorwurf der Unchriſtlichkeit.

Von

Ludwig Feuerbach.

gr. 8. 1839. Broſch. 15 Ngr.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

5. Juni. № 134. 1841.

Zur Charakteristik des modernen Afterchristenthums.

(Schluß.)

Sie sagen: die von der Kirche abgetrennte Kunst und Wissenschaft ist nur Schein und Zerrbild und dennoch sagen Sie wieder in der Einleitung S. 29: „Welche das Christenthum und alle Beziehungen zu demselben verkennen oder verhöhnen, mögen das darauf Bezügliche im Folgenden überschlagen.“ Gestehen Sie nicht dadurch selbst naiv genug ein, daß das Christenthum bei Ihnen nicht tief in das Fleisch gedrungen ist, daß es in keinem organischen Zusammenhang mit Ihrer Medicin steht, daß folglich auch Ihre Medicin ein von der Kirche abgetrenntes, emancipirtes Scheinleben führt? O wie widersprechen Sie sich in Ihrem Glauben — und zwar weit stärker, als die Ungläubigen selbst. Die Ungläubigen sagen: wir brauchen in der Medicin nicht die Kirche, wir haben die den Muskel bewegenden Nerven in unserm Fleische; Sie aber sagen: Quod non; das christliche Glaubenssystem ist das Nervensystem der Medicin — eine Behauptung, aus der unmittelbar folgt, daß wer kein Christenthum im Leibe hat, nicht einmal klystiren und schröpfen kann, denn wo der Nerv unterbunden wird, da findet keine Muskelbewegung mehr statt. Aber gleichwohl schröpfen und klystiren Sie nach Noten in Ihrer Therapie, ohne daß Ihre Muskeln bei diesen Operationen von dem Oberhaupte der Kirche oder den empfindlichen Nerven eines christlichen Heiligen zur Bewegung gereizt würden. Welch ein Widerspruch! Die Ungläubigen, wenigstens die Tieferen, läugnen nicht, daß der Muskel nicht ohne Nerv Leben und Bewegung habe, nur wollen sie ihr Fleisch durch ihre eignen, nicht durch die Nerven des heiligen Nepomuk oder des heiligen Ignaz von Loyola in Bewegung gesetzt wissen; Sie aber stellen, factisch wenigstens, die in der Physiologie unerhörte Lehre auf, daß sich der Muskel ohne Nerven bewegen könne, denn wie gesagt und bewiesen, in Ihrer Pathologie und Therapie bewegen sich Ihre Muskeln, obgleich der Nerv des Zusammenhangs mit der christlichen Kirche durchschnitten ist. Wie stark, wie autokratisch ist das Muskelfleisch Ihres ärztlichen Hylozoismus! Wie ohnmächtig das Nervensystem Ihres christlichen Glaubens! Es darf uns daher auch nicht im Geringsten befremden, wenn es Ihnen eine durch „tausendjährige Erfahrung“ ausgemachte Wahrheit ist, daß „Verstorbene, Wiedererschienene denken ohne Gehirn*) (folglich Kopf) und Blut“ (S. 116), da ganz im Widerspruch mit der Vernunft und Natur, welche selbst die Zusammenziehung der Muskeln des Mastdarms und der Blase, desgleichen die Empfindung und das Bedürfniß der Ausleerung unter den Einfluß des Nervensystems des Hirns und Rückenmarks gestellt hat, Sie in Ihrer Allgemeinen Therapie, z. B. S. 526, schwitzen, sich erbrechen, uriniren und den besten Stuhlgang haben, ohne daß Sie in allen diesen so wichtigen, so entscheidenden Acten der ärztlichen Praxis auch nur den geringsten Consensus Nervorum mit Ihrem geistlichen Oberhaupt verrathen. Welch ein Widerspruch! Sie haben Ihren Mastdarm und Ihre Blase von der Kirche emancipirt — und Ihr Kopf nur schmachtet noch in den Ketten der Hierarchie? Sie haben einen „kritischen Stuhl,“ einen „kritischen Urin“ (S. 526), und doch einen unkritischen Kopf! Ihr Kopf wimmelt nach Ihrem eignen Geständniß von „hirnlosen Gespenstern“ aller Art und Ihrem Mastdarm überlassen Sie die „alchemistische Scheidung des Reinen und Unreinen, der assimilirbaren und nicht assimilirbaren Heilmittel Ihrer Therapie? Läßt sich das zusammenreimen? Kann man den Teufel im Leibe und zugleich den heiligen Geist der Hierarchie im Kopfe haben? Nimmermehr, denn auch der Kopf gehört zum Leibe und der Leib zum Kopfe,

*) Vortrefflich ist der Beweis hievon. „Daß Denken von Gehirnfunction verschieden, zeigt auch die Thatsache, daß wir kein Bewußtsein vom anatomisch-physiologischen Zustand des Gehirns haben. Hieraus folgt, daß die Verstorbenen auch ohne Nieren, Harnleiter und Urinblase pissen können, daß auch das Pissen eine von der Function dieser Organe verschiedene Thätigkeit ist, denn wir haben im Pissen kein Bewußtsein vom anatomisch-physiologischen Dasein, geschweige Zustand der Nieren, Harnleiter und Urinblase. Allerdings ist das Denken als solches unterschieden vom Hirnact als solchem, aber um die Differenz und zugleich Identität dieser Acte zu erkennen, diese Difficultät zu lösen, dazu gehört kein „hirnloser“ Kopf.

der Leib iſt nichts ohne Kopf, aber auch der Kopf nichts ohne Leib. Alſo werfen Sie ſich ganz und gar mit Leib und Seele, mit Rumpf und Kopf entweder dem heiligen Ignatius von Loyola *oder* dem unheiligen Hippokrates in die Arme. Das heißt auf gut ärztliches Deutſch: emancipiren Sie entweder auch Ihren Kopf von dem hirnloſen Geſpenſte der Hierarchie oder — die Wahl ſteht Ihnen natürlich frei — ſtellen Sie auch Ihren Maſtdarm, ohne welchen ſich keine ärztliche Praxis denken läßt, in allerunterthänigſter Devotion der Hierarchie zur Dispoſition! Q. f. f. s. Sie ſagen: „das Höchſte wirkt nicht ohne Träger und ſinnliche Zeichen. Nicht der Koth und Speichel heilte, womit Chriſtus den Kranken berührte, ſondern Chriſtus durch den Speichel, *nicht ohne* denſelben: conditio sine qua non. Wir laſſen den ſinnlich materiellen Mitteln ihre Ehre, erkennen ihre Bedeutung.“ (S. 489.) Ja wohl! Das wiſſen wir recht gut. Sie laſſen nicht nur den ſinnlich materiellen Mitteln ihre Ehre, Sie geben ihnen überall, wo es zum Treffen kommt, die einzige Ehre, Sie curiren ganz im Widerſpruch mit Ihren Glaubensprincipien, welchen zufolge die Natur gefallen und verdorben iſt, und folglich nur durch einen außer- und übernatürlichen Arzt geheilt werden kann, die Natur aus der Natur, mit der Natur, durch die Natur, gerade ſo wie die ungläubigen Naturvergötterer (ſ. z. B. §. 505. 519)*). Wir tadeln Sie deswegen nicht, im Gegentheil, es gereicht Ihnen zur Ehre und Ihren Patienten zum Vortheil, daß Sie die phantaſtiſchen Principien Ihrer theologiſch-mediciniſchen Theorie in der Praxis negiren. Aber beflecken Sie nicht mit dem „Kothe“ Ihres von der kirchlichen Autorität emancipirten Maſtdarms die Ehre des alten traditionellen Glaubens! Wie viele durch die Tradition und Autorität der Kirche verbürgten Wundercuren ſind unmittelbar durch die bloße Kraft des Willens und Gebetes vollbracht worden! Wie widerſprechen Sie alſo dem Glauben der Kirche, wenn Sie den Glauben *nicht ohne* den „Koth“ der Materie wirken laſſen! Ja freilich bedient ſich auch häufig der Glaube bei ſeinen Curen ſinnlich materieller Zeichen und Träger. Aber was ſind das für Zeichen und Träger? vom Glauben, von der Kirche emancipirte Dinge? Belladonna, Hyoscyamus, Digitalis, Queckſilberpräparate, Blaſenpflaſter, Blutegel u. dgl. gottloſes Zeug? Die Träger und Leiter, deren ſich der Glaube bedient, ſind Dinge, die an und für ſich ſelbſt ganz indifferent, in den Augen und Händen des Unglaubens völlig unwirkſam ſind, in gar keinem Zuſammenhang ſtehen mit den Organen, welche durch ſie geheilt werden — dergleichen ſind die Sacramente, Reliquien, das Zeichen des Kreuzes, der Roſenkranz u. ſ. w.*) Warum ſchweigen Sie in Ihrer auf die tauſendjährigen heiligen Traditionen der Kirche gegründeten Medicin von dieſen infallibeln Univerſalheilmitteln? „Die Kirche, ſagen Sie trefflich, iſt induſtriös bis zum Luxus.“ Nun warum ſind denn Sie ſo karg, ſo zurückhaltend mit den mediciniſchen Luxusartikeln der Kirche? Nirgends eine Sylbe von den zahlloſen Heiligen der Kirche, von denen faſt jeder der Vorſtand eines beſondern Uebels iſt, oder den miraculöſen Mariabildern, — was um ſo unverzeihlicher, als Sie in Ihrem Kopfe nur „Bilder,“ keine Gedanken haben und daher den Ausſpruch jenes Franzoſen beſtätigen, daß in München nur gebildert, nicht gedacht wird — nirgends auch nur die leiſeſte Spur eines Eindrucks von einem heilbringenden Unterkiefer oder Schenkelknochen eines chriſtlichen Märtyrers, nirgends auch nur der geringſte Fetzen von dem wunderthätigen Carmeliterſcapulier oder dem wunderthätigen Sterbekleid des heiligen Ignatius**). Oder haben Sie ſo ein kurzes Gedächtniß? Sind Ihnen die heiligen Geſchichten entfallen? Aber ſicherlich klingt Ihnen doch noch in den Ohren die Wundermedaille, die erſt vor einigen Jahren, und wenn ich nicht irre, ſelbſt in München ſo vielen Anklang gefunden hat. Warum ſind Sie auch davon mäuschenſtill? O wie verheimlichen und verläugnen Sie den Glauben der Kirche! Oder geben Sie dieſe wunderthätigen Heilmittel der kirchlichen Tradition uns erſt in der *ſpeciellen* Pathologie und Therapie zum Beſten? Wir wollen ſehen und zur Ehre Ihres Glaubens es hoffen. Oder ſollten wir nicht zu dieſer Hoffnung berechtigt ſein? Sollte ein wunderthätiger Unterrock der Mutter Gottes, ein wunder-

*) Die immanente Heilkraft der Natur, Vis naturae medicatrix, iſt das charakteriſtiſche Princip der Hippokratiſchen Jatroſophie. Der Verf. leſe nur hierüber ſeine eigne frühere Schrift nach de doctrina Hippocratica et Brownisma §. 10 und §. 84. Aber gerade dieſe ſelbſtthätige Heilkraft der Natur verwarfen als ein *heidniſches, irreligiöſes Princip* die *chriſtlichen* Naturforſcher. S. z. B. *J. Chr. Sturm: de Naturae agentis idolo*; *Malebranche de la Rech. de la Vérité*. T. II. L. VI. P. II. ch. 3; *Rob. Boyle de ipsa Natura*, wo er unter Anderm ſagt, daß Gott und die Engel öfter, als die Philoſophen ſich einbilden, bei den menſchlichen Krankheiten ſich in das Mittel ſchlagen und den Säften einen ganz andern Lauf geben, als die allgemeinen Geſetze erforderten. So ſehr daher auch unſer moderner Bombaſtus mit dem Chriſtenthum renommirt, ſo wenig weiß er doch, wie ſo viele chriſtliche Schwätzer der Gegenwart, was Chriſtenthum iſt und wie es ſich vom Heidenthum unterſcheidet.

*) Um ſeine Ungebundenheit zu zeigen, bedient ſich ſogar der Glaube, gleichſam der Natur zum Trotz und Hohn, ſolcher Mittel, welche an ſich ſelbſt die entgegengeſetzten Wirkungen von denen haben, welche der Glaube vermittelſt derſelben hervorbringt. Ipsum aquarum salsuginem sale in aquas misso sanavit Elisaeus, ut tanto illustrius esset miraculum. P. Mezger loc. c. p. 560. Die Mittel, deren ſich der Glaube bedient, haben nur die Bedeutung an ſich willkürlicher Ceremonien. Die *Könige von Frankreich* hatten bekanntlich die Wundergabe, die *Kröpfe zu heilen* durch bloße Berührung, indem ſie dabei das Zeichen des Kreuzes machten und zu jedem Kranken ſagten: *Roi te touche, Dieu te guerisse.* Der König berührte, Gott heilte den Kropf, d. h. der Glaube, nicht der thieriſche Magnetismus. Das royaliſtiſche Attouchement war nur eine Ceremonie.

**) J. P. Maffeius de Vita et Moribus Ignatii Loiolae. *Ex auctoritate superiorum.* l. III. c. 14.

thätiger Rückenwirbelknochen eines Heiligen den Horizont Ihres Glaubens überſteigen? Gewiß nicht. Ihr Kopf wimmelt nach Ihrem eignen Eingeſtändniß von den „hirnloſeſten" Dingen und Geſpenſtern. Sie kennen keine Geſetze der Natur und folglich auch keine Geſetze des Denkens. Ihnen iſt das Vernünftige das Abſurde und folglich das Abſurde das Vernünftige, das Natürliche das Unnatürliche und das Widernatürliche das Natürliche. Sie ſind ein Ungläubiger in den allein glaubwürdigen, aber ein Starkgläubiger in allen unglaublichen Dingen. Sie ſind ein Esprit fort gegen die Philoſophie und Naturwiſſenſchaft, aber dafür glauben Sie Alles ohne Anſtand, was Ihnen nur immer der Pfaff oder ein hyſteriſches Weib vorſchwatzt. Wenn Sie daher glauben, in der „Minorität" zu ſein (Vorrede S. X), ſo ſind Sie gewaltig in der Irre. Allerdings unter den naturwiſſenſchaftlich und philoſophiſch gebildeten Männern ſind Sie in der Minorität; aber gehen Sie zu den Spitalweibern, zu den Bauern, zu den Holzhackern und Kohlenbrennern, ſo werden Sie ſich überzeugen, daß Sie die Majorität für ſich haben. Ja Sie glauben Dinge, die ſelbſt den Köhlerglauben überſteigen. Als Beiſpiel nur noch dies: „Der Pfarrer Held (wohlgemerkt! ein Pfarrer, ſonſt würde es vielleicht der Herr Obermedicinalrath ſelbſt nicht glauben) in Oberailsfeld, Landgerichts Hollberg in Oberfranken, fand durch Verſuche, daß, wenn er Kartoffeln gegeſſen hatte, ein an einem Faden gehaltener Ring Kreis- und Pendelbewegungen machte über Kalk und Feuerſteinen, geſammelt auf dem Acker, auf dem jene Kartoffeln gewachſen waren, nicht aber über andern Steinen ſeiner Mineraliensſammlung." (S. 70.) Ihren Principien zufolge können Sie alſo Alles ohne Unterſchied, auch das Unglaublichſte und Ungereimteſte glauben, und nicht nur glauben, auch ohne Bedenken denken und beweiſen, Ihnen iſt ein in Weingeiſt aufbewahrtes Stück ägyptiſcher Finſterniß ſo evident und klar, als uns „ungläubigen Dummköpfen" ein in Weingeiſt aufbewahrtes Stück Fleiſch. Aber eben deswegen berechtigen Sie auch uns zu den ſchönſten Erwartungen und Hoffnungen — berechtigen Sie uns, zu hoffen und ſelbſt zu verlangen von Ihnen, daß Sie die aufgezeigten Blößen Ihrer allgemeinen Pathologie und Therapie in der ſpeciellen mit dem wunderthätigen Bruſtlatz des heiligen Ignatius von Loyola oder ſonſt eines andern accreditirten Heiligen — die Wahl ſteht Ihnen natürlich auch hierin frei — zudecken werden. Täuſchen Sie uns nicht in dieſer Hoffnung! Gelingt Ihnen auch nur eine einzige Wundercur, d. h. eine Cur aus dem Fundament und Princip Ihrer Medicin — ſo ſeien Sie ſicher, daß Sie auf ewig den Unglauben aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft verbannt haben, daß, wie die Mücken vor dem Bannſtrahl des heiligen Bernhard, ſo wir Ungläubigen vor Ihnen maustodt zu Boden fallen werden. In keiner Zeit waren Wundercuren, Wunder überhaupt nothwendiger, als in der unſrigen. Daß da Wunder geſchehen, wo Wunder geglaubt werden, iſt kein Wunder, iſt ſehr natürlich; aber da Wunder zu thun, wo keine geglaubt werden, das iſt das größte Wunder. Möge es Ihnen beſchieden ſein, das Wunder der Wunder zu vollbringen und ſomit das dringendſte Zeitbedürfniß zu befriedigen. Aber durchſchneiden Sie mir ja nicht mehr die pneumogaſtriſchen Nerven, denn nur dieſe ſind im Stande, die Bedürfniſſe Ihres mediciniſchen Unterleibes mit dem hierarchiſchen Oberhaupt zu vermitteln; ſonſt mißlingt abermals die Operation. Der heilige Ignaz von Loyola ſei mit Ihnen!

Betrachtungen eines Militairs über einen bevorſtehenden Krieg zwiſchen Deutſchland und Frankreich. Leipzig, 1841. Verlag von Otto Wigand.

Dieſe Schrift enthält Manches zur Beherzigung, Anderes lieſt man mit Aufmerkſamkeit zwiſchen den Zeilen; denn der politiſche Theil iſt bei aller ſcheinbaren Offenheit und Einfachheit mit großer Zurückhaltung geſchrieben, was nicht zu viel geſagt ſein wird, wenn es ſich ergiebt, daß die geiſtigen Potenzen, mit denen ſonſt Staatsmänner, Gelehrte und Publiciſten ſo viel zu thun haben, faſt gänzlich bei Seite gelaſſen und Alles möglichſt auf den militäriſchen Geſichtspunkt gezogen wird, — wie die Zeit es nachgerade wieder zu erfordern ſcheint. Iſt doch die militäriſche Wahrheit, ſo lange ſie auf dem Papiere bleibt, die allerunverfänglichſte, die es giebt! Nach dem Verf. giebt es nur drei unmittelbare Weltmächte, d. h. ſolche, „die eine entſprechende Land- und Seemacht auf jedem Punkt der Erde entwickeln können, um daſelbſt den localen politiſchen Angelegenheiten eine entſcheidende Wendung zu geben, England, Frankreich und Rußland, und unter ihnen wieder iſt England vorherrſchend." „Mittelbare Weltmächte ſind dagegen die nordamerikaniſchen Freiſtaaten, Oeſtreich und Preußen. Der deutſche Bund mit Oeſtreich und Preußen wäre aber eine mittelbare Weltmacht von dem allergrößten Einfluß" und der Verf. nimmt an, daß ſie bei jedem europäiſchen Kriege nur Ein Intereſſe haben und für daſſelbe auftreten werde, es ſei dies das der Selbſterhaltung und der Erhaltung des Beſtehenden überhaupt. „Die drei unmittelbaren Weltmächte ſind nicht ſo einſeitig, ſie wirken auch nach dem Princip der allmächtigen Erweiterung." „Sie ſcheuen ſich nur vor Uebergriffen, wo ſie vorausſehen, daß es mit einem iſolirten Kriege nicht werde abgethan ſein." „Dagegen iſt ein friedliches Ziel Aller der Welthandel, von dem nur Preußen bisher ausgeſchloſſen blieb und zu dem es nur gelangen könnte durch Bildung einer neuen Hanſa, die ſich aus dem Zollverein und dem Eiſenbahnenſyſtem entwickeln möchte." Der Welthandel und die Erweiterungspolitik führt nun Conflicte herbei: „Englands Ziel des kürzeren Wegs nach Oſtindien, Frankreichs Heranwachſen zur Rivalität mit England, Rußlands Streben aus dem ſchwarzen ins Mittelmeer, auch wohl aus der Oſtſee in den atlantiſchen Ocean." „Als nun England

ſeine Herrſchaft im Mittelmeer bedroht und die Straße nach Indien durch eine wachſende Macht in Aegypten und Syrien verlegt ſah; da trat die Frage ein, ob es hier ſein Uebergewicht und ſeine Intereſſen in die Hände Frankreichs übergehen laſſen ſollte.“ „Die Mächte entſchieden ſich für England, deſſen Herrſchaft bereits ein Factum war, und gegen Frankreich, deſſen Uebergewicht nicht ohne Krieg errungen werden konnte und ohnehin, weil unmittelbarer, viel drückender zu werden drohte.“ Die Lage, die ſich daraus entwickelt hat, iſt nun aber nach dem Verf. die, daß nur England einiger Maßen ſein Ziel erreicht hat, Rußland und Frankreich dagegen auf die Zukunft und auf die möglichen Zwiſchenfälle angewieſen ſind. Dieſe beiden Mächte nähern ſich daher, und es wird der Fall möglich, „daß Frankreich und Rußland gegen Deutſchland und England ſtehen.“ Frankreich iſt das regſamſte Land, man blickt daher vorzugsweiſe dorthin, um die Keime der Zukunft zu entdecken. Die Baſis, auf welcher Frankreich gegenwärtig operirt, iſt aber von dem Verf. mehr angedeutet und geahndet, als klar ausgeſprochen. Er nennt uns die größere Verwundbarkeit Englands durch Landung mit Dampfſchiffen, die paſſive Haltung des deutſchen Bundes gegen Außen, die möglichen Zerwürfniſſe im Innern der Mächte, die Frankreich gegenüberſtehen, als neue Aufregung Polens, Ungarns, Italiens, Bewegungen in Deutſchland und Irland, Streitigkeiten zwiſchen England und Nordamerika, England und China, Revolutionen in England ſelbſt, neuer Krieg zwiſchen Aegypten und der Türkei. Frankreich dagegen ſei zur See und zu Lande nie ſo mächtig geweſen als jetzt ꝛc. — Wenn man dieſe Lage der Sache feſthält, ſo ſind freilich die Urſachen der franzöſiſchen Macht und die nothwendigen Erfolge, die eine erſpectative Politik derſelben haben würde, leicht zu entdecken. Frankreich hat eine abſolut poſitive und politiſch übermächtige, weil dem übrigen Europa geſchichtlich vorausgeeilte Stellung. Nirgends als in Frankreich ſind die Grundübel und alten Schäden der geſellſchaftlichen und ſtaatlichen Verhältniſſe ſo gründlich curirt, daß ein vollkommen neuer Staat ſchon wirklich vorhanden wäre. Deſſen Bildung ſteht überall erſt bevor. Wo nun nebenbei noch Eroberungs- und Druckſyſteme ſtattfinden und die (europäiſchen) Verhältniſſe darauf beruhen, — da iſt natürlich neben der bevorſtehenden politiſchen Entwicklung auch immer noch der Feind im Lande. Dies findet ſich Alles am böſeſten in England, am complicirteſten in Oeſtreich, am roheſten in Rußland, am gelindeſten in Preußen. Polen, Italien, Irland und das Kämpfen gegen die zeitgemäße Verjüngung, von der Englands Verfahren nicht ausgenommen iſt, geben die negativen Agentien her, während Frankreich dagegen in ſeiner politiſchen Grundlage durchaus poſitiv iſt (die franzöſiſche Reaction in Louis Philipp iſt ein blutloſer Schatten) und deswegen auch den Enthuſiasmus aller ſeiner Provinzen, ſelbſt der von Deutſchen bewohnten, für ſich hat; denn alle ſind frei und gleich frei. Nun iſt es zwar keine Schwächung des Staates, wenn er ſich in innern Bewegungen für ſich allein entwickelt, im Gegentheil, ſolche Bewegungen und innere Kämpfe, ſobald ſie auf's Ideale und nicht auf gemeine natürliche, außergeſchichtliche, egoiſtiſche Intereſſen, wie in den polniſchen Adelsrevolutionen, gerichtet ſind, dienen nur dazu, die Staaten und Völker zu verjüngen und auf neue Baſen der Macht und Größe zu ſtellen, das beweiſen die principiellen Umwälzungen Preußens (ſeit 1807), Frankreichs durch die Revolution, Rußlands durch Peter den Großen, Englands (1688) alle gleich deutlich. Allein der häſtitirende Zuſtand *kurz vor* den großen Revolutionen, dieſe allgemeine Blut- und Geiſtesſtockung, das iſt der Zuſtand der Schwäche, und derjenige Staat wird poſitiv und abſolut mächtig ſein, welcher das Princip der den Andern bevorſtehenden Entwicklung *voraus hat*, bei den eintretenden Bewegungen alſo mit dem ganzen Gewicht ſeiner fertigen Formation einwirken kann. „Niemals iſt daher Frankreich weder zu Lande noch zur See mächtiger geweſen, als jetzt,“ und wenn nun außerdem dieſe Macht noch auf materiellen, *militäriſchen* Baſen ſich gründet, ſo muß man wohl geſtehen, daß es der Zukunft ſo lange ruhig entgegenſehen kann, als es weder eine Stockung im Innern, noch einen Abfall von den Principien ſeiner Größe zu fürchten hat. Aber Frankreich iſt ein Rival Englands, die deutſche Hanſa noch nicht entſtanden, Rußland aber zur Vermittelung nicht unparteiiſch genug; ſo wird ein Conflict zur See in Verbindung mit einer vollſtändigen Umwälzung Alt-Englands bevorſtehen und Deutſchland, um eine ſolche Erſchütterung zu verhüten und weil es in der Entwicklung ſeiner politiſchen und Handelsintereſſen zu weit zurückgeblieben, wird aus conſervativer Beſchränktheit für England gegen Frankreich auftreten. Aus dieſer Combination, bei der Rußland und Nordamerika ein mächtiger Ausſchlag zukommen würde, ergiebt ſich allerdings „die Wichtigkeit der Befeſtigung von Paris;“ und wir begreifen, daß Frankreich, ſelbſt um nur die Früchte ſeiner vorausgeeilten natürlichen und geiſtigen Entwicklung ruhig reifen zu laſſen und zu dem vollen Genuß der Freiheit im Innern und der Ausbreitung ſeines Welthandels, ſeiner Colonieen, alſo nach Außen zu gelangen, allerdings einer großen Schutzwehr gegen Deutſchland bedarf. Eine principielle Coalition iſt gar nicht einmal nöthig. So lange noch Deutſchland nicht zum Welthandel und zum Weltſtaat mit geiſtiger und politiſch freier Initiative ſich erhoben hat, iſt das Durchbrechen der engliſchen Suprematie zur See und die Auflöſung der altengliſchen Verſtocktheit nicht ſein Intereſſe; und es wird auch bei dem zufälligſten Zuſammenſtoß Englands und Frankreichs aus demſelben Grunde, wie jetzt im Mittelmeer, gegen Frankreich ſein. Entſteht aber eine deutſche Hanſa und ein politiſches Aufathmen Norddeutſchlands, „ſo wird auch auf den Meeren die Gleichheit der Nationen friedlich erzielt werden können, denn überall, wohin die neue Macht ſich wendete, wäre der Ausſchlag gegen einſeitige Tyrannei gegeben,“ und nebenbei verlöre Frankreich ſeine ausſchließlich poſitive Stellung und beſorgnißerregende Uebermacht.

(Schluß folgt.)

In meinem Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ein Märchen.

Gedicht von

R. E. Prutz.

gr. 8. 1841. Broſch. 12 gGr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

537

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

7. Juni. № 135. 1841.

Der christliche Staat und unsere Zeit.

Sola vobis relinquimus templa.
Tertull. Apologeticus c. 37.

Geschichtliche Kategorieen werden gewöhnlich erst Stichworte einzelner Partheien, wenn die Sache, die sie bezeichnen, längst untergegangen ist.

Es gibt nur zwei Formen, in welchen der „christliche Staat" existiren kann, beide sind bereits dagewesen, für alle Zeiten vorübergegangen und Niemand wird sie wieder zurückrufen können.

Auch in seiner rohesten Gestalt muß es der Staat verrathen, daß er die Erscheinung der Freiheit und die That des allgemeinen Selbstbewußtseyns ist. Sind nun die allgemeinen Gesetze so wie die Interessen der besondern Kreise als Ausdruck und Erscheinung freier menschlicher Zwecke — mögen sie nun erst an sich frei oder als freie gesetzt seyn — in jedem Falle für den Willen und für das Selbstbewußtseyn gegeben: so muß auch die Religion, wenn sie zum Staat in Verhältniß treten soll, die Innerlichkeit, in welcher sie als Bestimmtheit des Gefühls ihr verborgenes Leben führt, aufgegeben und sich zum Gegenstand des Willens und Denkens gemacht haben. Die im Willen und Selbstbewußtseyn geborene Form macht und entscheidet Alles, ohne sie gibt es keine Entscheidung und Bewährung, und wenn sie fehlt, kann das Verwandteste sich nicht finden und das Entfernte sich nicht verständigen. Ohne sie gibt es sogar Nichts Verwandtes, Nichts Entferntes, keine Einheit, keinen Gegensatz; ohne sie gibt es Nichts. Aus dem Nichts schafft sie Alles.

Wir brauchen hier nicht weitläufiger auseinanderzusetzen, daß im Christenthum die Religion diejenige Form erreicht hat, welche sie fähig machte, vom Staat sich frei zu unterscheiden und mit ihm in Verhältniß zu treten. Genug! erst im Christenthum wurde die Religion als Lehre Gegenstand des Bewußtseyns und als Kirche, der ein fertiger Staat gegenüberstand, Inhalt des Willens — die Unendlichkeit ihres Himmel und Erde umfassenden Princips formte sie in der theologischen und kirchlichen Satzung.

Obwohl nun ihre Satzung als Dogma an sich nur Eine der Bestimmtheiten des Selbstbewußtseyns ist und als solche vor jenen Formen des Geistes, die als Sittlichkeit, Kunst und Philosophie sich ausgebildet haben, von vornherein keinen Vorzug hat, so vergißt die Religion es nicht, daß in ihrer theologischen Satzung die Unendlichkeit des Selbstbewußtseyns gegeben ist, und sie verlangt nun, daß ihrer Satzung unbedingter und allgemeiner Gehorsam geleistet werde. Alle Formen des Selbstbewußtseyns sollen ihr nicht etwa nur untergeordnet seyn oder sich in sie einbilden, sondern als solche sollen sie vor der Einen Bestimmtheit, der allein die Herrschaft zukommt, sich preisgeben und wegwerfen. Die Kunst als Kunst, die Philosophie als solche sind rechtslos geworden.

Auch als kirchliche Satzung und als Hierarchie tritt die religiöse Macht in den Umkreis freier menschlicher Mächte ohne ein allgemein gültiges Zeugniß mitzubringen, welches sie nur vorzuzeigen brauchte, um ihrer ewigen Herrschaft gewiß zu seyn. Dieselbe Ordnung, in welcher sich die Hierarchie abstuft, findet sich im Staat, derselbe Gehorsam, den sie als Hierarchie fordert, wird auch in den Verhältnissen der Familie und des Staats geübt — was will sie denn also? Die Familie soll nicht um ihrer selbst willen, der Staat nicht seines eignen Werthes wegen, sie sollen vielmehr nur gelten, weil und so lange es die Hierarchie will. Alle Bande, die Bande der Familienglieder, den Zusammenhang der Fürsten und Unterthanen, die Verbindung der Bürger untereinander — das Alles kann sie lösen, und wer diese Bande erhalten wissen will, muß ihr zuvor gehorchen. Nämlich auch jenen beseligenden und entzückenden Kreislauf des sittlichen Geistes, der nur innerlich im mühsamen Durchgang durch seine bestimmten Mächte seiner Unendlichkeit gewiß werden will und es wahrhaft auch nur kann, jenen Cultus des sittlichen Geistes, der innerhalb der Familie, des Staates und der Geschichte selbst und im Dienste dieser Mächte die Erhebung zu seiner Unendlichkeit sich vermittelt — auch diese innere Arbeit des Geistes kann die religiöse Macht nicht anerkennen. Denn sie behauptet einzig und allein die Unendlichkeit des Geistes zu kennen und zu besitzen

und wer an dieſer theilnehmen, wer zu ihr gelangen will, darf nicht meinen, daß der Weg dahin durch jene ſittlichen Gebiete führt — er muß ſich vielmehr von ihnen losreißen, ſie zurückſtoßen und zur religiöſen Macht fliehen, um als ein Gnadengeſchenk derſelben die ſittlichen Beſtimmungen zurückzuerhalten.

Die religiöſe Macht verſchlingt entweder alle andern Mächte des Geiſtes, oder unterjocht ſie oder wenn ſie einige, wie Staat und Familie ſcheinbar und für einen Augenblick freiläßt und dem Menſchen nicht gänzlich raubt, ſo thut ſie es mit der Bemerkung, daß Staat und Familie nur deshalb da ſeyen, damit im äußern Leben Unordnung verhütet werde — kurz, damit die Menſchen ſich nicht wie Thiere begatten oder einander auffreſſen, ehe ſie in den Himmel kommen.

Der chriſtliche Staat iſt nun derjenige, in welchem die religiöſe Beſtimmtheit ſey es als theologiſche, oder als kirchliche Satzung das herrſchende Moment iſt oder zur Herrſchaft gebracht werden ſoll. Je nachdem die eine oder die andere Satzung — die Eine nämlich wird immer vorwiegen — herrſcht oder herrſchen will, danach wird auch der Staat mehr oder weniger chriſtlich ſeyn. Die Geſchichte hat beide Formen von Staaten erzeugt und beide mit jener Ausdauer, Conſequenz und Gediegenheit ausgebildet, mit welcher ſie alle ihre Werke ausarbeitet.

Der allerchriſtlichſte Staat iſt der, in welchem die theologiſche Satzung herrſcht. Dieſe bringt es nämlich zur wirklichen Herrſchaft, ja zur abſoluten Herrſchaft, d. h. ſie kann es endlich ſo weit durch ihren Opium-artigen Einfluß bringen, bis ſie keine Spur von Widerſtand mehr findet und alle Triebe der freien Menſchlichkeit entweder einſchlafen oder wenn ſie zuweilen aufwachen, in blödſinniger Schlaftrunkenheit Verbrechen hervortreiben, vor denen es der Menſchheit, welche noch nicht dieſen Grad der Chriſtlichkeit erreicht oder welche ihn ſchon verlaſſen hat, ſchaudern muß. Dieſer Standpunkt aber bleibt bei allen ſeinen ſchaurigen Verbrechen kalt, denn alles wahrhafte Leben iſt ihm geraubt, Blut und Saft iſt ihm ausgeſogen — dafür herrſcht das Dogma. Es herrſcht allein, denn die Hierarchie fehlt. Die chriſtliche Theorie herrſcht und weil ſie herrſcht, ſo braucht die hierarchiſche Praxis nicht hinzuzukommen. Die Theorie iſt ſelber praktiſch, ſie hat alle Praxis an ſich geriſſen und zwar ſo weit an ſich geriſſen, daß ſie die Subſtanz des Staats, ſein einziges Intereſſe iſt und alle Staats- und Regierungsangelegenheiten weſentlich dogmatiſche ſind.

Dieſes goldne Zeitalter, in welchem der Staat in die kirchliche Subſtanz aufging und das Kirchenweſen als Staat erſchien, war in Byzanz angebrochen und es dauerte bis — der Mond aufging. Es war ſelbſt nur eine lange Abenddämmerung, ein ſchauriger, kalter, trüber Abend, dem die Mond-Nacht folgte.

In Byzanz brauchte die Hierarchie dem Staate nicht entgegenzutreten und ſie konnte es auch nicht, weil das Staatsweſen in dem Augenblicke, da es hier entſtand, ſchon fertig war, weil es als chriſtlich in die Erſcheinung trat und der Monarch von vorn herein den theologiſchen Intereſſen lebte.

Man kennt jene Bilder der Mutter Gottes mit den harten, ſtarren und regungsloſen Zügen: es fehlt darin die Beweglichkeit, der Reiz und die Schönheit der Erde, Schmerz und Leiden wie die Entzückung der menſchlichen Seele iſt darin nicht ausgedrückt — aber die Ruhe dieſes Bildes iſt auch nicht die Ruhe und Seligkeit des Himmels. Wollte man zu dem Indifferenzpunkt gelangen, wo der Gegenſatz von Himmel und Erde nicht verſöhnt ſondern ausgelöſcht zu ſehen wäre, man brauchte nicht zu ſuchen, denn man ſieht ihn in dieſem Bilde der Mutter Gottes. Byzanz hat darin ſein ideales Abbild geſchaffen.

Es iſt Byzanz oder der chriſtliche Staat im Zuſtande der Ruhe. Wenn dieſer Staat im Zuſtande der Bewegung in Einem Bilde dargeſtellt werden ſollte, ſo müßte der Maler grau in grau malen und eine Geiſterſchlacht darſtellen — aber was nennen wir doch die Kabalen, Intriguen, Meuchelmorde und Schandthaten von Byzanz eine Schlacht? — die Theologie müßte mit dem Kaiſermantel angethan daſtehen und über ein Heer von Sklaven gebieten, welche ſich untereinander auf ihren Wink die Augen ausreißen, die Zunge abſchneiden und heimtückiſch erdolchen.

In einem ſo umfaſſenden Sinne, in welchem es das byzantiniſche war, iſt das abendländiſche Staatsweſen des Mittelalters nicht chriſtlich geweſen. Von der kirchlichen Subſtanz war es nicht von vornherein durchdrungen, — ſie ſollte ihm erſt eingebildet werden; das theologiſche Intereſſe konnte nicht ſeine Leidenſchaft erfüllen, — der Glaube ſollte ihm erſt beigebracht werden; kurz, hier wurde nicht grau in grau gemalt, ſondern mit Strömen von Blut wurde die Erde gezeichnet, als Staat und Kirche kämpften; geiſtliche Blitze leuchteten beim Kampfe und eine ſeltſame Farbenpracht entwickelte ſich, als das himmliſche Licht der religiöſen Macht in der Hierarchie ſelbſt durch das weltliche Dunkel hindurchſchien und mit der Finſterniß des Staats in Berührung trat, bis der Farbenreichthum an die Fenſter der Kirchen ſich heftete, in welchen der Staat ſeine Gottloſigkeit abſchwur und das Bekenntniß ſeiner Chriſtlichkeit ablegte.

Dieß Bekenntniß enthielt nun den Satz, daß der Staat dann erſt der chriſtliche ſey, wenn er ſich als geiſtlos und ungöttlich bekannte und der göttlichen Macht, die allein der Hierarchie gegeben ſey, ſich unterwarf.

Was murmelte doch jener Greis, nachdem er vor dem hierarchiſchen Gerichte den Satz, daß die Erde ſich bewege, abgeſchworen hatte? In dem Augenblicke, wo der Staat vor der Hierarchie es geſchworen hatte, hörte er für alle

Zeit auf, der chriſtliche zu ſeyn. Gewiß hat er unter ſchmerzlichen innern Zuckungen jenes Zeugniß ſeiner Geiſtloſigkeit abgelegt, aber falſch bleibt falſch. Nach allen Seiten war ſein Zeugniß gegen ſich ſelber falſch. Er verdiente die Schmach, daß er ein Zeugniß dieſer Art ablegen mußte, ſchon deshalb, weil er es ablegte. Es war ihm mit Gewalt abgedrungen worden. Aber von wem? Nicht von der religiöſen Macht! Denn war dieſe auch von der Hierarchie repräſentirt, ſo war ſie es doch nicht allein, vor welcher der Staat ſich beugte. Die Hierarchie war ſelbſt ein Staat, in ihr hatte es alſo der Staat mit ſeines Gleichen und mit einem Bruder zu thun, der ſich nicht zu ſeinem Herrn aufwerfen und ihn nicht dazu bringen durfte, daß er ſeine geiſtige Unendlichkeit abſchwören ſollte. Iſt die Hierarchie ſelber Staat und zwingt ſie den Staat, ſich als ungöttlich und geiſtlos zu bekennen, ſo muß ſie ſich ſelbſt zu dieſem Bekenntniß verſtehen und wenn ſie es nicht freiwillig thut, dazu gebracht werden. Als der Staat ſeine tiefſte Erniedrigung erfuhr und zum Knecht der Kirche ſich herabwürdigen mußte: in dieſem Augenblicke der völligen Niederlage winkte ihm der Sieg, da er die Entdeckung machte, daß die Hierarchie gleich ihm ein Staat und nur ungöttlicher als er ſey, da ſie die religiöſe Macht in eine äußere Gewalt verwandelte, um vermittelſt derſelben ſich als den Einen Staat zu conſtituiren, dem alle andern dienen ſollten.

Und wer berechtigte den Staat das Bekenntniß ſeiner Chriſtlichkeit und Gottloſigkeit in dem Sinne abzulegen, daß es für alle Zeiten gelten ſollte? Er konnte nicht einmal für ſeine Zukunft, ſo weit ſie ihm offen dalag, einen Compromiß dieſer Art ausſtellen. Sein Gewiſſen empörte ſich dagegen und der Kampf entbrannte von neuem.

Die Reformation trat ein, als das Gebäude der Hierarchie ſo weit unterhöhlt war, daß der Staat die Souveränität in den kirchlichen Dingen an ſich geriſſen hatte und die religiöſe Macht, welche die Spitze jenes Gebäudes bildete, von der hierarchiſchen Höhe herabſtürzte und in das Innere des Staats fiel. Der Glaube zerbrach die Feſſeln der Hierarchie, die Innerlichkeit des Selbſtbewußtſeyns zerſprengte die äußerliche Autorität und die Fürſten gewannen die Landeshoheit in den kirchlichen Angelegenheiten — ſie gewannen ſie nicht einmal, als hätte es dazu noch eines Kampfes oder auch nur eines Wortes bedurft, ſie ſtanden vielmehr augenblicklich in dem Beſitz derſelben, ſo wie die religiöſe Macht durch den Glauben zur Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeyns geworden war und erſt auf dem Umwege, welcher durch die Innerlichkeit des Glaubens führte, in die Erſcheinung trat.

Der Staat war nicht mehr chriſtlich, weil er nicht mehr ungöttlich und geiſtlos war.

Und doch war er noch chriſtlich. Das neue Weltprincip war, als es zuerſt auftrat, noch nicht ausgeführt und die Hierarchie, wenn ſie draußen beſiegt war, noch nicht im Innern geſchlagen. Zweimal mußte ſie beſiegt werden, denn als ſie das erſtemal fiel, war ſie nicht abſolut überwunden, ſondern nur ſo weit, als ſie dem Staate feindlich gegenüber ſtand. Sie hatte ſich jetzt in den Staat ſelbſt eingeſchlichen, um in dem Innern deſſelben die Dialektik des bisherigen Kampfes gründlicher zu wiederholen. Byzanz und Rom wurden von neuem im proteſtantiſchen Staate aufgebaut und dieſer kämpfte nun als theologiſcher und hierarchiſcher Staat mit ſich ſelbſt als wahrhaftem, freiem Staate — ein Kampf, der in ſeiner erſten Erſcheinungsform zwiſchen dem geiſtlichen Staate und dem geiſtloſen geführt wurde.

(Fortſetzung folgt.)

„Betrachtungen eines Militairs über einen bevorſtehenden Krieg zwiſchen Deutſchland und Frankreich.“

(Schluß.)

Der Verf. weiſt die Combination der deutſchen neuhanſeatiſchen Seemacht und den norddeutſchen Handelsbund als ein mögliches engliſches Intereſſe nach, in dem Falle, daß England ein Gleichgewicht zur See der forcirten und doch immer nur interimiſtiſchen Uebermacht vorzöge; weniger Gewicht legt er auf eine geiſtige Attraction eines politiſchen Selbſtbewußtſeins in Deutſchland. Freilich iſt beides nur eine Möglichkeit und bei der bekannten wenig animirten Richtung unſerer politiſchen Intelligenzen eine ſehr entfernte; deswegen nimmt unſer Verf., wie dies die Franzoſen auch thun, die gegenwärtige Lage der Dinge zur Vorausſetzung und weiſt daraus die Symptome und Urſachen eines bevorſtehenden europäiſchen Krieges nach, eines Krieges, der nach unſerer Anſicht unter allen Umſtänden ſogleich den Charakter einer Abwehr der bevorſtehenden politiſchen Entwicklungen und eines Angriffs alteuropäiſcher Suprematie annehmen, alſo der hartnäckigſte und heftigſte Principienkrieg werden müßte, den es bisher gegeben. Rivalität Englands und Frankreichs, Selbſtloſigkeit und Indifferenz Deutſchlands, beobachtende und ſchiedsrichterliche Stellung Rußlands und Nordamerikas — Alles dies ſind nur andere Ausdrücke für die entgegengeſetzten Principien, und wenn der Verf. jede Wendung Rußlands in dem allgemeinen Conflict für entſcheidend hält, ſo iſt auch damit nichts Anderes geſagt, als daß Rußland, ſo conſervativ es ſich auch immer anſtellen mag, zuletzt doch nichts weniger als conſervativ iſt, nur aggreſſiv in einem ganz andern Sinne, als die Seite der geiſtigen und politiſchen Fortbildung, nämlich im Sinne der rohen Natur, der zuletzt beide Gegenſätze des europäiſchen Conflictes gleich ſtark entgegen ſind, die nämlich allemal ihre Bruſt im Morgenroth fremder Civiliſation badet, welches europäiſche Volk auch mit ihr combinirt wird.

Da unſer Verf. nur nach militäriſchen Potenzen rechnet und den poſitiven, den zielenden, fechtenden und bewegenden Geiſt überall gleich vertheilt, ſo ſagt er ganz einfach: „Rußlands Bündniß gegen Frankreich macht jede Betrachtung

unnöthig," und wirft ſich nur Napoleon's Erfolge gegen die drei Mächte ein.

Die Urſachen dieſer Erfolge ſind nach dem Verf. zehn. Alſo 1) Frankreich ſtand nie gegen das vereinte Deutſchland. Die Champagne kommt nicht in Anſchlag. 2) Napoleon überrennt gleich die kleinen deutſchen Staaten und bewaffnet ſie für ſich. 3) Napoleon iſt ein großer Feldherr. 4) Das Conſcriptionsſyſtem und der wiener Hofkriegsrath. 5) Das Requiſitionsſyſtem. 6) Neue Fechtart der Infanterie. 7) Neue tactiſche Organiſation der Heere in Armeecorps. 8) Das durch die Freiheitsrevolution erhöhte Nationalgefühl, während die Deutſchen gegen einander fechten. 9) Freiheitsſympathieen in Deutſchland. 10) Das vollkommen freigegebene Avancement. Eine ſo große Menge von nachtheiligen Verhältniſſen, ſetzt er hinzu, kann ſich aber nie wiederholen.

Faßt man jedoch die zehn Urſachen näher ins Auge, ſo ſind alle zehn nur eine einzige, nämlich die Regeneration Frankreichs und ihre Conſequenzen gegenüber den aufgelöſten landverſumpften Verhältniſſen des damaligen Deutſchlands; und nimmt man ſich aus dem Schluſſe des Verf., ein ſolches Verhältniß könne jetzt nicht wieder eintreten, das Wahre, ſo iſt allerdings Deutſchland ſeitdem zu einer ganz anderen Phyſiognomie gekommen, und es läßt ſich nicht läugnen, daß alle Bedingungen zu einer Frankreich völlig gleichen politiſchen Macht vorhanden ſind. Aber bis jetzt liegen dieſe Bedingungen noch todt neben einander, und der politiſche Indifferentismus, der unſere Verhältniſſe durchdringt, iſt in ganz ähnlicher Weiſe verſumpfend, der Pietismus und die Scheinheiligkeit ganz ähnlich deprimirend, das Sträuben gegen die politiſche Regeneration ganz ähnlich erkältend und ſchwächend, die provinciale Zerriſſenheit in kleinliche Localintereſſen ganz ähnlich das factiſche Syſtem Deutſchlands, wie dies zur Zeit jener franzöſiſchen Erfolge der Fall war. Frankreich dagegen wird an einem hübſchen Morgen ſich den Schlaf der religiös-politiſchen Reaction aus den Augen wiſchen; und „das Königthum, umgeben von republikaniſchen Inſtitutionen," d. h. die Republik mit erblicher Präſidentur wird „eine Republik" werden. Dies Ereigniß gehört nicht in das Glaubensbekenntniß derer, die uns gern überreden möchten, daß ſich „hinführo" überhaupt nichts mehr ereignen werde; wenn es aber ſo fortgeht, wie es bisher gegangen iſt, was man doch faſt vermuthen ſollte, ſo wird Deutſchland gar bald einſehen, wie viel es verſäumt hat, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die Stellung des jetzigen deutſchen Syſtems bei einer ehrlichen Durchführung der franzöſiſchen Freiheit unendlich viel ſchwieriger wird, als es bei Louis Philipp's Achſelträgerei und völlig bourboniſch gewordener Richtung ſein kann. Wird alsdann die beſſere militäriſche Organiſation, die wir Deutſche gewonnen haben, allein ausreichen?

Der Verf. ſchildert Frankreichs impoſante Macht und zeigt, daß nur ganz Deutſchland mit Oeſtreich und Preußen zuſammen ein Uebergewicht von 130,000 Mann (nämlich Frankreich 600,000 und Deutſchland 730,000 Mann) aufſtellen könne. Er ſchlägt den König von Württemberg zum Oberfeldherrn vor, er entwirft ein Bild der deutſchen einmüthigen Operation, er „organiſirt Lothringen und Elſaß zu kleinen conſtitutionellen deutſchen Staaten" (!), er dringt vor bis zu den Mauern von Paris, „ein detaſchirtes Fort wird genommen und — Paris bombardirt;" — aber er verfehlt es auch nicht, welche religiöſe und politiſche Verſtimmungen in Deutſchland herrſchen, er deutet ſie wenigſtens an, ſchildert ſehr ſachkundig die ungemein hinderliche Verweichlichung, die der lange Friede über die Armee gebracht, und weiß ſo viel zur Beherzigung Wichtiges aus ſeinem Fach auszuführen, daß er ohne Zweifel bei den betreffenden Behörden ein aufmerkſames Ohr finden wird. Freilich ſollten wir unſerſeits dieſen inhaltſchweren Thatſachen, wie ſie, immerhin auch nur hypothetiſch, uns hier vorgeführt werden, als dieſem Vorbringen der Feinde und der Freunde, den Schlachten und Bombardements etwas hinzufügen, wir würden mit unſerem ceterum censeo die große Entdeckung der neueſten Zeit wiederholen, daß der Geiſt auch in dieſen Dingen und in ihnen vornehmlich das Prius ſei, daß alſo mit ſecundären Ausbeſſerungen nichts geholfen werden könne, vielmehr eine vollkommene Syſtemänderung vor ſich gehen und mit Frankreich — kein Krieg geführt, ſondern die innigſte Freundſchaft und Verbindung geſchloſſen werden müſſe. Möge die Rede Lamartine's nicht unbeherzigt bleiben! was ſie dichtete und ſchön färbte beſonders in unſerem Politiſchen und Publiciſtiſchen, warum ſollte auch das nicht „eine Wahrheit" werden? Doch ſo gewiß es iſt, daß dieſe Anſicht der Dinge die Civiliſation, die Freiheit retten wird, daß ſie allein die wahre Befeſtigung und die ächte Conſervirung der höchſten Güter iſt; eben ſo gewiß iſt ihr der alte Retterlohn, den jener Knabe erhielt, der einen Ertrinkenden bei den Haaren aus dem Waſſer zog. Der Herausgezogene gab ihm eine Ohrfeige, weil er ihn gezupft hatte; und er hatte ihn gezupft. Es mag daher von dem militäriſchen Verf. dieſer Schrift keine unrichtige Taktik ſein, daß er nicht „zupft," vielmehr ſeinem deutſchen Freunde im Waſſer in beſter Form die Fertigkeit zu ſchwimmen und zu baden zutraut und nun nur den Exerciermeiſter abgiebt; obwohl es mehr als deutlich hervortritt, daß er die Nothwendigkeit, dem Schwimmer in die Perrücke zu fahren, keineswegs verkennt. Erſt mit dieſer Ueberzeugung wird man richtig leſen; das Buch wäre aber zu gut für dieſe Welt, wenn es ſie in ſich ſelbſt enthielte und ſie in ihrer ganzen Ausbreitung und mit ihrem vollen Gewicht geltend machte. Das Reintechniſche kömmt auf die Probe an. Wir verſtehen es nicht. Nur ſo viel iſt klar, der Krieg iſt hier nach des Verf. eignem Ausſpruch der rechte Magiſter und Examinator. Auch die Aeußerlichkeiten der Bewaffnung und Bewegung wollen Ernſt ſehen, um ſich zu bewähren, denn des Disputirens über dergleichen, und wenn es mit der tiefſten Sachkenntniß unternommen würde, nur um ſo mehr, wäre kein Ende. In der Praxis entſcheidet der vorliegende Fall für den, der ihn begreift.

Arnold Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

8. Juni. № 136. 1841.

Der christliche Staat und unsre Zeit.

(Fortsetzung.)

Obwohl es nämlich den protestantischen Landesfürsten unerschütterlich feststand, daß ihnen als Landesfürsten die Leitung und letzte Entscheidung der kirchlichen Angelegenheiten zukomme, obwohl es also ausgesprochenes Princip war, daß die Religiosität, so weit sie sich zur Bestimmtheit gestaltet und als Lehre und Cultus in die Erscheinung tritt, eine dem Staat nicht fremde Angelegenheit sey, obwohl endlich dieß Princip auch von den Theologen anerkannt war, so lebte doch sein Todfeind noch, wenn die Reformatoren die päbstliche Unterscheidung des geistlichen und weltlichen Regiments beibehielten. Die Predigt und die Verwaltung der Sacramente wurde demnach dem geistlichen Regimente zugewiesen und das weltliche, das in diesem Gegensatze der Staat war, wurde als dasjenige bestimmt, welches über die äußere Ordnung, Zucht und Ehrbarkeit zu wachen habe. Wurde Beides, das in der umfassenden Landeshoheit des Fürsten liegende Princip und diese niedrige Ansicht vom Staat zusammengebracht, so geschah es in der Formel, daß der Fürst der Schutzherr und Advocat der Kirche sey.

Der Staat blieb also noch geistlos, war noch nicht als unendlicher Selbstzweck anerkannt, sondern blieb ein äußeres Mittel, um einen Zweck, der schlechthin über ihn hinausging, auszuführen oder vielmehr nur äußerlich gegen eine feindliche Welt zu schützen.

Die Reformatoren und ihre nächsten Nachfolger sind stark darin, wenn es gilt, die „bürgerliche" Gerechtigkeit, die im Staate gefordert und ausgeübt wird, und die christliche, welche dem Glauben folgt, zusammenzustellen und zu vergleichen. Jene ist ihnen werthlos, erzwungen, selbstsüchtig, nur die christliche die Gott wohlgefällige. Der Staat war von der Hierarchie befreit und das Rechtsprincip, auf dem er beruht, anerkannt, aber sein Recht war nur das formelle, das als solches noch als Zwang erscheint und erscheinen muß, weil es nur jenes abstract allgemeine ist, welches die Einzelnen als solche und als diese Masse atomistischer Punkte zusammenhält. Das Recht war noch nicht zu jener lebendigen und inhaltsvollen Allgemeinheit entwickelt, welche die Idee der Sittlichkeit und in ihr selbst das wesentliche Interesse und Anliegen des Einzelnen ist. Im Glauben war nun zwar der ewige Inhalt des Geistes gegeben, aber nicht zu der Form entwickelt, daß er mit dem Staatsleben in innere Berührung hätte treten oder als Sittlichkeit in das öffentliche Leben übergehen können. Seine Entwicklung zum Dogma führte weit über das Weltliche und über die gegenwärtigen Interessen hinweg in eine jenseitige Welt, welche selbst dann, wenn sie vom Glauben ergriffen würde, als eine jenseitige und vergangene gedacht werden müßte.

Es kann nur eine Wohlthat genannt werden, daß die Reformation in diese Widersprüche fiel, den christlichen Staat, in dem sie ihm die oberste Kirchengewalt gab, zerspaltete und ihn als den christlichen und geistlosen in innern Zwiespalt setzte. Hätte der Staat, als er die Fülle der Macht auch über die kirchlichen Dinge empfing, für die Vorstellung ein mit sich identisches Ganzes gebildet d. h. wäre er die absolute Monarchie gewesen, alle Gräuel von Byzanz hätten sich wiederholt und um so schrecklicher wiederholt, da die theologische Substanz eine reichere Auslegung erfahren hatte.

Der Kaiser von Byzanz sah in den Geistlichen nur seine theologischen Knechte, die ihm unbedingt gehorchen mußten und wenn sie in ihrer höchsten Bedeutung gefaßt werden, die herrschende Regierungspartei bildeten. Dem kaiserlichen Dogmatiker durfte Niemand widersprechen und anders konnte er nicht widerlegt werden als mit dem Dolch oder mit dem glühenden Brenneisen, welches ihm die Augen raubte, oder mit dem Messer, das ihm die Zunge abschnitt. Nur mit dem Kaiser konnte das dogmatische System gestürzt werden. Weder diese Gefahr hatte der protestantische Fürst zu fürchten, noch durfte er seine Kirchengewalt so weit treiben, daß er hätte fürchten müssen, es handle sich zugleich um seine Person und um eine theologische Pointe. Die Hierarchie lebte noch, um ihn zu fesseln und wenn er nicht in ihrem Sinne die kirchlichen Fragen entschied, daran zu erinnern, daß das weltliche Regiment sich nur um die Ord-

nung des öffentlichen Lebens zu kümmern habe. Die fürſtliche Gewalt und die Staatsregierung mußten ſelbſt erſt im Sinne der Hierarchie handeln und hierarchiſch werden, ehe ſie die Beiſtimmung der Prieſterſchaft, der allein die Offenbarung des Ewigen gegeben iſt, erhalten konnten. Aber hatten ſie dieſe Beiſtimmung, dann konnten ſie abſetzen, vertreiben, die teufliſchen Leute, welche um ein Jota von der hierarchiſchen Satzung abwichen, bürgerlich todt machen, dann konnte ſelbſt — Blut fließen.

In die Zeit, in welcher die Geiſtloſigkeit des neueren chriſtlichen Staats ihre volle Entwicklung erreicht hatte, die Dumpfheit und Beſchränktheit des geſammten Lebens entſetzlich geworden war, fallen die Hexenproceſſe. Tauſende von Schlachtopfern wurden in den proteſtantiſchen Staaten einem Wahne dargebracht, der in Allem, was aus dem gewöhnlichen Geleis heraustrat, teufliſche Begeiſtrung ſah. Wahrſcheinlich hatte der unerträgliche Druck auf den gemeinen Mann ſo arg eingewirkt, daß dieſer die geringe Doſis von Geiſt, die ihm noch geblieben war, nur noch im ekſtatiſchen Zuſtande äußern konnte. Derſelbe Thomaſius, welcher den Scheiterhaufen der Hierarchie löſchte, hat auch die Hexen von der proteſtantiſchen Inquiſition befreit.

Das Uebergewicht der dogmatiſchen Satzung gab dem lutheriſchen Staats-Gebäude die byzantiniſche Form, die nur durch einige hierarchiſche Schnörkeleien und durch die abenteuerlichen Ungethüme, welche die Attribute der gothiſchen Bauart bilden, eine lebendigere Haltung erhielt. Die verfeinerte Hierarchie dagegen erneuerte die reformirte Kirche in den Staaten, in welchen ſie ſich in ihren Conſequenzen ausgebildet hat. Da ſie weniger als die lutheriſche der Ausarbeitung und Behauptung des Dogma lebte und ſtatt die Symbolik zu vollenden lieber auf die Unbeſtimmtheit der Schrift zurückging, da ſie ferner den Cultus auf die einfachſten Elemente zurückführte, ſo gab ſie in dieſen Beziehungen der weltlichen Obrigkeit nur wenig Gelegenheit, ſich in die Geſtaltung des kirchlichen Lebens einzumiſchen, denn ſie ſelbſt ſorgte dafür, daß die Geſtalt nie zu einer feſten Beſtimmtheit gedieh. Dafür behielt ſie nun um ſo größeren Spielraum, ihre Unbeſtimmtheit, ihr Poſtulat der Heiligkeit, ihre Abſtraction einer jenſeitigen Göttlichkeit gegen den Staat geltend zu machen und ſich ſelbſt als die von Gott geordnete Anſtalt, welche die Forderung der Heiligkeit zu betreiben und zu realiſiren habe, dem weltlichen Leben entgegenzuſtellen. Ihre Zuchtanſtalt beruhte auf der Vorausſetzung, daß der Staat und das bürgerliche Leben das Unheilige und Geiſtloſe ſey.

Nachdem Rom und Byzanz im proteſtantiſchen Staatsleben zum zweitenmale gefallen waren — das achtzehnte Jahrhundert und das erſte Viertel des neunzehnten erlebte ihren zweiten Sturz — unternimmt man es in unſern Tagen, ſie zum drittenmale aufzubauen und dem chriſtlichen Staate ein neues Leben zu geben. Nach der proteſtantiſchen Aera gerechnet: man will zum zweitenmale die Hierarchie aufrichten, welche der proteſtantiſche Geiſt in ſeine erſte Erſcheinungsform noch herübergenommen, aber bereits in ſich ſelbſt überwunden hatte.

Schwach und zitternd genug iſt die Stimme, die wir von der reformirten Seite her vernehmen, was ihr aber an ſonorer Kraft abgeht, macht ſie durch den Eifer gut, mit dem ſie nach kirchlichem Leben ruft und nach ſelbſtſtändiger Vertretung der Kirche gegenüber dem Staate. Während es auf dieſer Seite den Eiferern keineswegs auf die Erhaltung eines beſtimmten Lehrbegriffs, ſondern nur darauf ankommt, daß die Kirche überhaupt nur ihr Leben ſelbſtſtändig führen könne, haben neuerlich die ſeparatiſtiſchen Lutheraner in Preußen im Intereſſe des reinen Lehrbegriffs die völlige Trennung von Kirche und Staat verlangt und hat endlich Stahl in demſelben Intereſſe eine Theorie des proteſtantiſchen Kirchenrechts aufgeſtellt, nach welcher die Kirchengewalt des Fürſten nicht zum Begriff der Landeshoheit gehört und vielmehr der Lehrſtand aus ſeiner jetzigen Sklaverei zu befreien iſt, damit er in den Beſitz der eigentlich ihm zugehörigen Gewalt trete. Die ſeparatiſtiſchen Lutheraner und dieſes proteſtantiſche Kirchenrecht kommen auch darin überein, daß ſie die Selbſtſtändigkeit der Kirche nicht nur im Gegenſatz gegen die bisherige Herrſchaft des Staats ſondern auch zu dem Zwecke fordern, damit die Kirche von der überhandnehmenden Aufklärung, namentlich von der Kritik und Philoſophie ſich abſcheiden oder vielmehr dieſe Feinde des Glaubens durch einen freien, offenen und rein und allein von ihrer göttlichen Vollmacht geforderten Act von ſich abſondern könne. Beide endlich, die lutheriſche Secte wie der Philoſoph Stahl kommen auf die Anſicht der Reformatoren vom Staat zurück. Beide unterſcheiden das kirchliche und weltliche Regiment in dem Sinne, daß nur der Kirche und dem gewalthabenden Lehrſtande die Offenbarung gegeben, der Staat aber nur eine „äußere Anſtalt" ſey, beide verlangen alſo wieder nach einem „chriſtlichen Staate." Denn der Staat iſt an ihm ſelbſt das Geiſtloſe und wird erſt chriſtlich, wenn er der Kirche gegenüber ſeine Geiſtloſigkeit eingeſteht und der Offenbarung des Göttlichen, welche allein die Kirche beſitzt, ſich unterordnet.

Das iſt die neue Reſtauration des chriſtlichen Staats. Wenn wir die Zeichen der Zeit richtig verſtehen, ſo hat es den Anſchein, als ſolle ſie nicht bloß Theorie bleiben. So weit wenigſtens iſt ſie bereits in die Praxis getreten, daß die Regierungen das Stichwort des Chriſtlichen der Philoſophie entgegenhalten und die öffentliche Anerkennung der Wiſſenſchaft im Staatsleben danach beſtimmen und gewähren oder verweigern, je nachdem das Denken wirkliches Denken oder Nicht-Denken d. h. chriſtlich iſt. Die Kriſis, welche nahe bevorzuſtehen ſcheint, iſt nicht mehr aufzuhalten; die

Entwicklung des Denkens und der Wiſſenſchaft hat ſie ruhig, ſicher und allmählig herbeigeführt. Sollte ſie aber vom Boden der Wiſſenſchaft voreilig und gewaltſam verſetzt und eine äußere werden, ſo iſt keine Frage, wer die Schuld tragen wird. Die Wiſſenſchaft wird dieſe voreilige Wendung nicht herbeiführen, da ſie ihren Grundſatz, daß die Gegenſätze in der Unendlichkeit des Denkens aufzulöſen ſind und in dieſer idealen Auflöſung die neue Geſtalt der Weltverhältniſſe ſich mit innerer Nothwendigkeit ergibt, nicht verläugnen noch aufgeben wird.

Stahl's Theorie, daß der Staat nur äußere Anſtalt und die Kirchengewalt nicht im Begriff der Landeshoheit des Fürſten gegeben ſey, bedarf keiner beſondern Widerlegung mehr. Aber ein Irrthum, der ſeit den Tagen des ſeligen Haller ſo viel Raum gewonnen hat, daß er aus der katholiſchen Welt, der er urſprünglich angehört in die proteſtantiſche eingedrungen, zum Princip des proteſtantiſchen Kirchenrechts erhoben iſt und auf dem Sprunge ſteht, der Grundſatz proteſtantiſcher Regierungen zu werden, ein Irrthum, der vor anderthalb Jahrhunderten von Thomaſius widerlegt und von der Geſchichte bereits umgeſtoßen war, muß von allen Seiten, die er nur berühren kann, widerlegt werden. Der Kampf mit ihm hört nicht auf, bis er nicht aus allen Verſtecken, in denen er ſich verbergen kann, vertrieben iſt.

Wir löſen ihn auf, indem wir in vorliegendem Aufſatze zeigen, wie ihn eine zweitauſendjährige Geſchichte aufgelöſt, vertrieben und aus der lebendigen Wirklichkeit in die Abſtraction der Theoretiker und in die Theorie der Regierungen verjagt hat. Wir treiben ihn andererſeits aus der unlebendigen Theorie, wenn wir zeigen, wie ihn die Geſchichte des Staats aus dem Umfange ihrer allgemeinen Colliſionen ausgeſchieden hat. Wir führen ihn auf ſeine Kategorie zurück, wenn wir ihn in dem Kampf der theologiſchen und hierarchiſchen Satzung mit dem Staate wiederfinden. Die Kraft endlich, die er auch noch als abſtracte Theorie des Gelehrten und der Regierung beſitzt, verliert er völlig, wenn es ſich ſonnenklar beweiſen läßt, daß die Regierung, ſo lange ſie dieſen Irrthum theilt und ihn der Wiſſenſchaft entgegenhält, gegen den Staat ſelber kämpft und die lebendigen Mächte, welche gegenwärtig in der Bewegung des Staats ſich reiben und berühren, nicht mehr als die ideale Einheit derſelben zuſammenhält. Die Regierung, welche ſich auf jene Theorie ausſchließlich ſtützt, ſpricht es damit ſelbſt aus, daß ſie nur Eine Parthei des Staatslebens iſt.

Wir haben ſomit nur noch zu zeigen, wie die Macht der Hierarchie, welche auch den proteſtantiſchen Staat noch beſchränkte und für geiſtlos erklärte, indem ſie ihn chriſtlich machte, geſtürzt iſt und warum ſie durch den wahren Begriff des Staates geſtürzt werden mußte.

Der Gang, den ich in dieſem Aufſatze nehme, iſt der entgegengeſetzte in Vergleich mit dem, welchen ich in meiner Schrift über die evangeliſche Landeskirche Preußens genommen hatte. Hier war die Kirche in dem Augenblicke, wo ſie ſich — in der Union — auflöſen mußte, der Ausgangspunkt und wir beurtheilten von dieſem Punkte aus, wo ſie zu einem Momente des Staatslebens geworden war, die Verſuche, die ſie machte, um dem Staat gegenüber ihre beſondere Selbſtſtändigkeit wieder zu gewinnen. Jetzt wird der Staat der Mittelpunkt und wir ſehen nun zu, wie die Kirche zu einem der Radien wird, welche dieſes Centrum des menſchlichen Lebens in die freie Bewegung ſeines Kreiſes entläßt. Am Schluß kommen wir ſomit auf denſelben Standpunkt der Betrachtung, den wir in jener Schrift einnahmen, und wir werden dieſe Gelegenheit dann benutzen, um einige Mißverſtändniſſe, zu welchen dieſe Schrift unſchuldigerweiſe Anlaß gegeben hat, zu entwirren.

Die proteſtantiſche Geiſtlichkeit blieb alſo dabei, daß der Staat nur eine Policeianſtalt, höchſtens ein Inſtitut ſey, welches über die unverletzte Erhaltung des formellen Rechts zu wachen habe. Der Widerſpruch gegen das Princip, welches ſogleich mit der Reformation gegeben war, gegen das Princip, daß die Obrigkeit als ſolche die kirchlichen Angelegenheiten zu leiten und zu entſcheiden habe, war zwar groß genug, aber der Staat merkte ihn erſt, als er mit ſeiner kirchlichen Arbeit, mit der Sicherſtellung des Symbols und des entſprechenden Cultus fertig war und die urſprüngliche Dialektik, welche das proteſtantiſche Princip zu feſtem Beſtehen und zu einem äußerlich erſcheinenden Organismus conſolidirt hatte, in theologiſches Gezänke auslief. Das war derſelbe Zeitpunkt, wo die dogmatiſche Satzung von dem Pietismus in die innere Welt des Geiſtes eingeführt wurde und der bisherige Rechts-Staat die Geſtalt der abſoluten Monarchie annahm. Mit der Reformation war ein neues Princip in die Welt gekommen und doch waren die Formen, in denen man lebte, noch die des Mittelalters. Der Widerſpruch konnte nicht mehr geläugnet, er mußte aufgehoben werden. Der Staat war nur die äußere Vereinigung beſonderer Rechte und Freiheiten und im Verhältniß zur Kirche war ſeine Gewalt ein Mittel für die Aufrechterhaltung der orthodoxen Ordnung. Nirgends Einheit, nirgends ein Ganzes! Im Innern der Welt arbeitete ſchon das Princip, welches alle geiſtigen Beſtimmungen als Glieder Eines Syſtems zuſammenbringen und vereinigen ſollte, im Glauben war ſogar der Eine Lebenspunkt gegeben, aus welchem alle Güter des Geiſtes als freie Schöpfung und als Eine Welt hervorgehen ſollten. Und doch war dieſe Welt noch nicht entſtanden. Der Glaube als der Dogmenglaube, als der Knecht der theologiſchen Satzung konnte die Schöpfung, auf welche es die Geſchichte abgeſehen hatte, nicht vollbringen.

Ehe die Abſicht der Geſchichte erreicht wurde, ſollte erſt eine zwiefache Umwendung vor ſich gehen, der Staat näm-

lich einerſeits die Kirchengewalt ausſchließlich und mit conſequenter Feſtigkeit an ſich reißen, d. h. mit principieller Beſtimmtheit den Beſitz, der ihm an ſich ſchon zugeſtanden hatte, ergreifen und andererſeits wirklich und ausſchließlich werden, wofür ihn die Hierarchie bis dahin immer ausgegeben hatte — der geiſtloſe und ungöttliche. Er wurde abſolut d. h. ſeine Gewalt mit der unmittelbaren Subjectivität des Fürſten identiſch. Die Stände wurden erdrückt und die Kirchengewalt durch die Theorie — des Territorialſyſtems — zu einem unablöslichen Attribut der Landeshoheit erhoben: der Satzungsglaube erfuhr damit ſein volles Recht, denn zerſplitterte er ſich in theologiſche Streitigkeiten, ſo war es nun an dem Staate, ſich als das zu beweiſen, was er nach der Ausſage der Hierarchie war, — als die Macht der äußern Ordnung. Der Staat that aber auch nur, was die Kirche ſelbſt bereits gethan hatte, und konnte ſich dieſe beklagen, wenn die Macht des geſammten weltlichen Lebens in die Subjectivität ſich zuſpitzte, da in ihr ſelbſt die bisherige Subſtanz in die Spitzfindigkeiten der ſubjectiven Theorie ſich verloren hatte und die Subtilitäten des theologiſchen Witzes zu den weſentlichen Kennzeichen der Rechtgläubigkeit erhoben wurden?

Während die fürſtliche Execution der Kirchengewalt das Zeitalter der Toleranz herbeiführte, war das Beſtehen der dogmatiſchen Satzung von ihrer eignen Bewährung abhängig gemacht und vor welchem Richterſtuhl konnte ſie ſich bewähren? vor welchem andern als vor dem der unmittelbaren Subjectivität, die ſich jetzt, um ihr Richteramt gerecht auszuüben, in ihrer reinen Einfachheit und abſtracten Unendlichkeit erfaſſen mußte? Eine andre Form der Subjectivität gab es in dieſer Colliſion nicht, da der Kirchenglaube die Vorausſetzung unterhalten hatte, daß das Selbſtbewußtſeyn nur in zwei Formen exiſtiren könne, in derjenigen nämlich, in der es ſich ſelbſt überlaſſen als das weltliche, gottentfremdete exiſtirt, und in der andern, in welcher es unmittelbar der ſymboliſchen Satzung unterworfen iſt. Eine Vermittlung beider Formen des Selbſtbewußtſeyns, eine Vermittlung zwiſchen dem unmittelbaren Seyn deſſelben und zwiſchen ſeinem Nichtſeyn hatte der Kirchenglaube nicht zu Stande gebracht, konnte er ſich alſo beklagen, wenn das Selbſtbewußtſeyn in ſeinen Satzungen ſein Nichtſeyn fand und als Aufklärung den Widerſpruch zwiſchen dieſen Satzungen und ſeiner Einfachheit entdeckte und ausſprach? Der Proceß war ſehr bald gewonnen und zwar durch die Vorausſetzung, welche der Kirchenglaube ſelbſt dem weltlichen Selbſtbewußtſeyn hinterlaſſen hatte, gewonnen. Die Aufklärung errichtete nun ihr Reich auf ihren allgemeinen Grundſätzen, die ſie im Kampf mit dem Glauben entwickelt hatte, auf dem Grundſatze, daß die Wahrheit ſich nicht widerſprechen könne und auf dem Poſtulat der moraliſchen Geſinnung. Beſtimmter geſprochen: ihr ganzes Reich beſtand nur aus dieſen beiden Grundſätzen.

Wenn es im Begriff des chriſtlichen Staates liegt, daß er der geiſtloſe und ungöttliche ſey, ſo war dieſer Begriff jetzt erfüllt; gehört es aber zur Natur dieſer ungöttlichen Erſcheinung, daß ſie nur in Bezug auf die Kirche die ungöttliche und geiſtloſe ſey, ſo fehlte auch dieſe Beziehung nicht, obwohl ſie jetzt nicht mehr das Verhältniß zweier ſelbſtſtändig erſcheinender Welten, ſondern Beziehung in Einem und Demſelben Bewußtſeyn geworden war. Der Gedanke der Alles umfaſſenden Landeshoheit des Fürſten war nicht mehr äußerlich durch eine ſelbſtſtändig organiſirte Kirche beſchränkt; Alle Macht — das ſtand für ihn von vornherein feſt — war vielmehr in die ſubſtantielle Allgemeinheit der weltlichen Majeſtät zuſammengefaßt; aber dieſer Gedanke war an ihm ſelbſt noch ſein eigener Gegenſatz und damit ſich ſelbſt entfremdet, da er die Majeſtät des Staates als unendlich faßte, als wirkliches Bewußtſeyn der Unendlichkeit und des Weſens ſich aber dennoch auf das Jenſeits richtete, in das Jenſeits die Unendlichkeit verlegte und nur allein ſich dagegen wehren mußte, daß das reine Bewußtſeyn des Weſens ſich nicht unmittelbar praktiſch gegen das weltliche Reich richtete. Der Gedanke der Landeshoheit trug noch die Furcht vor der Hierarchie in ſich, weil er ſich als Bewußtſeyn des Weſens noch nicht in die Organiſation der Welt und des Staatslebens verſenkt, vertieft und ausgeprägt hatte. Daß die Aufklärung endlich nur in der Beziehung auf den Glauben denken, ſprechen und überhaupt exiſtiren konnte, daß ſie als vergleichendes Bewußtſeyn ſich entwickeln mußte, wenn ſie nicht die ſtumme Selbſtgewißheit des Geiſtes bleiben wollte, iſt von ſelber klar.

(Fortſetzung folgt.)

Erklärung.

Um nicht durch Schweigen auf eine unwahre Beſchuldigung, die Schuld wirklich zu begehen, deren man mich gehäſſiger Weiſe bezüchtigt hat, ſo erkläre ich es hiermit für erlogen, wenn der Verfaſſer des Aufſatzes über die Univerſität Tübingen in dieſen Jahrbüchern mich von einem „tückiſchen Baur" ſprechen läßt. Das Wahre iſt, daß ich in einem wiſſenſchaftlichen Kampfe mit Hrn. Dr v. Baur, der übrigens ſonſt von beiden Seiten mit offenen und ehrlichen Waffen geführt worden iſt, einen einzelnen Zug meines Gegners, den ich als einen Winkelzug anzuſehen nicht umhin konnte, als „Anwandlung einer, eines Gelehrten von ſo ehrenwerthem Charakter unwürdigen Tücke" bezeichnet habe. Dieſe Bezeichnung war, wie jeder ſich überzeugen wird, der die Acten (Berliner Jahrbb. Febr. 1839, und Fichte's Zeitſchrift ꝛc. Bd. 4, Heft 1) einſehen will, die richtige, und ſie bleibt es, und ich werde ſie bei aller Achtung für den würdigen Gelehrten, die ich meines Wiſſens nie verläugnet habe, ſo lange nicht bereuen, ſo lange man mich nicht überzeugt, daß, auf einen ungerechten Angriff ſich ritterlich ſeiner Haut zu wehren, für den Schwaben zwar eine Ehre, für den Sachſen aber eine Schande iſt.

Weiße.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

9. Juni. № 137. 1841.

Der christliche Staat und unsre Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Staat und die Aufklärung, die sich in seiner Mitte ausführte, waren noch christlich, weil sie geistlos und ungöttlich waren und es eben durch ihre äußere Beziehung auf die jenseitige Welt des Wesens waren. Durch diese Beziehung fielen sie aber mit sich selbst in Widerspruch, denn dasjenige, worauf sie sich nach außen hin bezogen, waren oder hatten sie wenigstens an sich selbst. Wenn der Staat die Ausübung und Gestaltung der Religiosität so weit seiner Einsicht unterworfen hatte, daß es auf seine Bestätigung ankommen sollte, in welcher Bestimmtheit diese Ausübung rechtlich anerkannt werden könne, so war sein Selbstbewußtseyn unendlich geworden und die Religiosität die innere Bestimmtheit seines Selbstbewußtseyns. Sie war ein inneres Moment seines gesammten Lebens, als Moment aber nicht seine einzige, ausschließliche Bestimmtheit, sondern eine Bestimmtheit, welche gegen den Einfluß anderer Mächte sich nicht abschließen darf, wie ihr andererseits der Einfluß auf die übrigen Momente des Staatslebens gestattet war.

In welcher Form war aber jetzt dieser Einfluß der einzig mögliche? Nicht mehr in der Form, in welcher ihn die Kirche allein denken konnte, daß das Selbstbewußtseyn sich unmittelbar der jenseitigen Macht unterwerfen sollte. Die Aufklärung sorgte für eine andere Form.

Sie nämlich, die Aufklärung mußte endlich dahinter kommen, daß sie sich nicht mehr als vergleichendes Bewußtseyn auf den Glauben zu beziehen brauche. Sie war der Glaube an ihr selbst, aber der Glaube in jener freien, menschlichen Form, in welcher er das Selbstbewußtseyn nicht mehr in seiner weltlichen Wirklichkeit stehen läßt und nur die unmittelbare Erhebung desselben in das Jenseits fordert. Sondern der Glaube war sie, welcher das Selbstbewußtseyn durch seine freie Entwicklung in seine wesentliche Welt einführt. Der Grundsatz, daß die Wahrheit sich nicht widersprechen könne — was war er anders als der feste Glaube an die Wahrheit? was anders als der Glaube, der im Begriffe war, Wissen zu werden, da er auf der Gewißheit beruhte, daß das Selbstbewußtseyn in seiner Allgemeinheit die Wahrheit sey und daß die Wahrheit, welche für das Selbstbewußtseyn ist, nicht nur das Nichts des Selbstbewußtseyns, sondern dieses selber sey? Der Gedanke, daß die Wahrheit System und das System die Entwicklung des Selbstbewußtseyns sey, war hiemit gegeben und seine Ausführung als die Philosophie der neueren Zeit erhielt er, als das einfache Selbstbewußtseyn der Aufklärung sich als Gegenstand des Bewußtseyns von sich selber abstieß — sich also nicht mehr äußerlich auf die Welt des Glaubens sondern wirklich auf sich und seine Unendlichkeit bezog und nun in der Welt des reinen Bewußtseyns sich selbst erkannte.

Auch die moralische Gesinnung der Aufklärung war an ihr selbst der Glaube, aber der Glaube, der aus der Unendlichkeit des Innern das System der sittlichen Bestimmungen entwickeln sollte, was dem kirchlichen Glauben als solchem nicht möglich gewesen war. Die Moral als Wissenschaft ist erst ein Werk der Aufklärung. Wenn nach dem protestantischen Bekenntniß der Glaube allein rechtfertigt, so war mit diesem Princip der Uebergang zur Sittlichkeit vorbereitet, aber noch nicht durchgeführt, noch viel weniger der Punkt, zu dem übergegangen werden sollte, als Centrum, aus welchem sich die sittlichen Bestimmungen entwickeln, erkannt und bewiesen. Das protestantische Princip der Rechtfertigung durch den Glauben konnte als kirchliches Princip noch nicht zu dieser Entwicklung gelangen, weil der Glaube noch der Dogmenglaube war, d. h. der Innerlichkeit, die er allerdings enthielt, nicht froh werden konnte, und bei der Flucht aus der Gegenwart in die Vergangenheit niemals vor der Gefahr der Vorstellung, daß mit dem Geschichtsglauben als solchem genug gethan sey, sicher war. Allerdings war auch das Postulat aufgestellt, daß aus dem Glauben die guten Werke hervorgehen sollten; allein aus dem Einen isolirten Punkt, zu welchem der Dogmenglaube flüchtete, konnten die sittlichen Bestimmungen weder auf innerliche Weise abgeleitet werden, noch konnten sie jede ihre bestimmte und naturgemäße Lebenskraft gewinnen, wenn jede in derselben Art auf denselben geschichtlichen Punkt bezogen wurde. Die moralische Gesinnung der Aufklärung

war dagegen der Glaube, welcher die Fähigkeit enthielt, die ſittlichen Beſtimmungen einerſeits zu beleben, andererſeits in ihre wahre Einheit zurückzuführen. In ihrer erſten Erſcheinung war ſie freilich noch ſo ſehr das Abbild des Glaubens, als deſſen Gegenſatz ſie entſtanden war, daß ſie in der reinen Selbſtgewißheit des moraliſchen Geiſtes ſtehen blieb und wenn ſie ſich auf die poſitiven Beſtimmungen der wirklichen Welt bezog, dieſelben entweder auflöſte oder alle auf dieſelbe Weiſe unmittelbar als das Gute beſtimmte. Wurden aber die poſitiven Beſtimmungen aufgelöſt, ſo fanden ſie ihre Auflöſung in der Innerlichkeit der Geſinnung, aus welcher ſie vielmehr neue Lebenskraft zogen und als freie Selbſtbeſtimmung des ſittlichen Geiſtes wieder hervorgingen. Oder ſah das moraliſche Selbſtbewußtſeyn in den poſitiven Beſtimmungen die Eine und dieſelbe Beſtimmtheit des Guten, ſo ſah es auch in dieſer Weiſe in ihnen ſeine eigne Beſtimmtheit — denn das Gute betrachtete es ja als ſeine weſentliche Allgemeinheit — und ſeine anfängliche, ſcheinbare Leerheit und Abſtraction verwandelte ſich durch ihre eigne Dialektik zum Reichthum des ſittlichen Selbſtbewußtſeyns.

Es iſt allgemein anerkannt und wird von Manchen genug bedauert: die Revolution, die in Frankreich als der blutige Terrorismus der Vernunft und Sittlichkeit ſich durchſetzte, war keinem der Staaten, die ein geſchichtliches Leben führten und lebenskräftig waren, fremd geblieben. Schon ehe der fürchterliche Schlag, welcher gegen die unmittelbare Geltung der Subjectivität gerichtet war, in Frankreich ausgeführt wurde, waren in Deutſchland auf Univerſitäten, in den geiſtlichen und weltlichen Behörden, in der Regierung und auf dem Throne die Mächte der neuen Zeit anerkannt worden und wenn ihr Einfluß auf die Wirklichkeit noch nicht überall durchgreifend ſeyn konnte, ſo fielen die Hinderniſſe, die ihnen entgegenſtanden, als Krieg und Elend die Revolution verbreiteten und die Sicherheit der geiſtloſen und ungöttlichen Subjectivität erſchütterten.

Das Territorialſyſtem, wie es Thomaſius und Böhmer ausbildeten, enthielt die Momente des Begriffs, hatte ſie aber noch nicht in ihre freie Bewegung geſetzt und nur durch den Gedanken des formellen Rechts verbinden können. Die Landeshoheit und Majeſtät des Fürſten wurde als ſo umfaſſend beſtimmt, daß ihrer Entſcheidung auch die kirchlichen Angelegenheiten unterliegen; da aber der unendliche Gehalt des Staats nicht entwickelt war — (nur auf der Ahndung dieſes Gehalts beruhte jenes Syſtem) — die Landeshoheit alſo auch nicht als die freie Idealität dieſes Gehalts erkannt werden konnte, ſo war ihr Recht als ſolches nur vorausgeſetzt, es erſchien ſomit als Recht der unmittelbaren Subjectivität des Fürſten und ſeine Ausübung als Tyrannei gegen die Kirche. Wenn nach demſelben Syſtem das Denken und die kirchliche Satzung in ihrem Kampfe gleichberechtigt ſeyn ſollen, ſo enthält dieſer Satz den Widerſpruch, daß er beiden Mächten die Erlaubniß gibt, ſich zu berühren — ſonſt könnten ſie nicht kämpfen — andererſeits ihnen äußern Frieden gebietet, mithin ſie auseinander reißt und zur Ordnung ruft. Es iſt noch der Atomismus und Widerſpruch des formellen Rechts.

Die Revolution, die Aufklärung und die Philoſophie haben aus dieſem Zuſtande, in welchem der Kampf berechtigt iſt und jeden Augenblick dennoch von der eiſernen Hand des Fürſten, der unmittelbar gegen alle Partheien Recht hat, zum Stillſtand gebracht werden ſoll, den Staat herausgehoben und zur umfaſſenden Erſcheinung des ſittlichen Selbſtbewußtſeyns umgebildet. Dieſer Umſchwung beſteht in nichts Anderem, als in der Befreiung der bisher durch ihr eignes Recht fixirten Atome, die von jetzt an ihre gleiche Berechtigung nur dadurch gewinnen können, daß ſie zunächſt ihre unmittelbare Sprödigkeit, mit der ſie an ihrem vorausgeſetztem Recht feſthielten, aufgeben und jedes durch dieſe Ueberwindung ſeiner ſelbſt mit dem andern ſich in Einheit ſetzt. Die Selbſtverläugnung iſt das erſte Geſetz und die Freiheit die nothwendige Folge.

Das unmittelbare Recht der fürſtlichen Perſon verliert ſeine eiſerne Unmittelbarkeit und der Fürſt wird „der erſte Diener des Staats," indem er die Momente der Bewegung in ſeinem Selbſtbewußtſeyn vereinigt, neu ſich bildende Momente, ſobald ſie ſich beſtimmte Form gegeben haben, anerkennt oder in vorgreifender Genialität die Keime, die erſt noch in der Entwicklung liegen, divinatoriſch als Bereicherung des Staatslebens erkennt und ihre Ausbildung fördert. Die Kirche verliert nicht nur ihr unmittelbares Recht, ſondern als Kirche kann ſie es, man mag es noch ſo ängſtlich präpariren, in der Retorte der neuern Bildung durchglühen und durch tauſend mühſame Vermittlungen hindurchjagen, bis es ſcheinbar menſchlich ausſieht, ſie kann es nie und in keiner andern Form wieder gewinnen. Sobald ſie ihr Recht nicht mehr als unmittelbares, ſchlechthin poſitives behaupten kann und allein dadurch gilt, daß ſie ſich auf ihre göttliche Autorität berufen kann, ſo iſt ſie nicht mehr Kirche. Als Kirche kann ſie ſich nicht ſelbſt verläugnen, alſo die Pflicht nicht leiſten, welche der Staat der Sittlichkeit als ſein erſtes Geſetz aufſtellen muß. Was iſt alſo mit ihr anzufangen? Welche Frage! Als ob ſie wirklich als Kirche noch exiſtirte, wenn das ſittliche Selbſtbewußtſeyn und das Denken den Rechts-Staat umgebildet haben. Dieſe Mächte haben ſich nur durchſetzen und zur Herrſchaft bringen können, indem ſie den unmittelbaren Inhalt der Kirche ſich angeeignet, aber in dieſer Aneignung weſentlich verändert haben. Das Territorialſyſtem, die abſolute Monarchie und die Aufklärung ſind es, die die Kirche geſtürzt und ihren Inhalt in ſich aufgenommen haben. Sie haben das Poſitive der Kirche in ſich verdaut; wer alſo die Kirche wieder haben wollte, würde nicht einmal, was er ſucht, finden, wenn er die Wiſſenſchaft

todtſchlüge und aus ihrem Leibe das verſchlungene Allerheiligſte, das Poſitive herausſchneiden wollte. Als ob die Wiſſenſchaft das Poſitive als Poſitives in ihrem Innern dulden könnte und wenn ſie es verdaut hat, nicht vielmehr in ihr Fleiſch und Blut und in ihre Dialektik verwandelt hätte!

(Fortſetzung folgt.)

Berliner Pietiſten.

Die Schlacht iſt längſt vorüber, die Pietiſten haben den gehofften Sieg nicht davon getragen. Groß war in Berlin um die Zeit des letzten Jahreswechſels das Geſchrei, man werde am Sonntage die Theater und öffentlichen Vergnügungsorte ſchließen, man werde den Beſuch der Kirchen durch Bann und Interdict erzwingen, namentlich ſolle eine Controle eingerichtet werden, wie oft die Beamten in die Kirche und zum Abendmahle gehen würden. Viele Glaubenshelden klatſchten ſchon im Stillen in die Hände und erhoben triumphirend ihr Angeſicht — jeder vernünftige und beſonnene Mann erwartete ſchweigend, ob es denn möglich ſei, daß ein ſolcher Rückſchritt im neunzehnten Jahrhundert noch ſtattfinden könne; aber die große Menge der durch und durch rationaliſtiſchen Berliner gab laut und deutlich durch Spottlieder u. dgl. ihren Unwillen zu erkennen. Die Maſſe hat auch dieſes Mal Recht behalten - denn noch iſt Alles beim Alten. Mag der Tieferblickende auch immer zögern mit ſeinem Urtheile, wenn er auf ſo manches Phänomen der jüngſten Tage hinblickt, mag es auch immer mehr zu Tage kommen, daß es wirklich eine zahlreiche Partei aus allen Kräften verſucht, in Sachen der Religion und Wiſſenſchaft durch äußerliche Gewaltmaßregeln zu entſcheiden, der Hauptſchlag ſcheint glücklich abgewehrt zu ſein — auf den geſunden Kern des Volkes von Neuem äußerliche Frömmigkeit aufzupfropfen, wird von allen Seiten desavouirt. Daß aber die Sachen ſo ſtehen, daß die Pietiſten ſich ſelbſt für geſchlagen halten, beweiſt nichts deutlicher, als die Menge von Flugſchriften, welche in Berlin nach einander erſcheinen, um den Pietismus zu vertheidigen und zum Gebrauche gegen alle Uebel der Zeit zu empfehlen, wie man Ratten- und Mäuſegift anpreiſt. Wie nach verlorner Schlacht einzelne Marodeurs hinter dem fliehenden Heere zurückbleiben, um nicht ganz ohne Beute das Schlachtfeld zu verlaſſen, ſo treten, meiſt verkappt, die kühnſten Streiter aus den Reihen der Gläubigen vor, um wenigſtens noch einige Seelen aus den Krallen des Satans zu reißen. — Wenn wir nun hier, nachdem in dieſen Jahrbüchern bereits ſo viel Wahres und Beherzigenswerthes über dieſen Krebsſchaden der Zeit geſagt iſt, wieder darauf zurückkommen, hat das ſeinen Grund nicht in dem Werthe und der Bedeutung dieſer Broſchüren, denn etwas Neues, Gediegenes kann eine ſo abgelebte Form des Geiſtes als der Pietismus nicht hervorbringen, er iſt zufrieden, das Alte in Worte zu kleiden, die das Ohr der Weltkinder auf's Neue kitzeln; vielmehr beſtätigt ſich an dieſen Inſinuationen und Anpreiſungen des Pietismus gerade der ſchon längſt ausgeſprochene Satz, daß allein Unwiſſenheit und Schwäche des Geiſtes die Grundquelle alles Pietismus in der heutigen Zeit ſind — wenn er aufrichtig bekannt wird — Heuchelei aber und Weltklugheit ſo Manchen beſtimmen, ſeine Blößen mit dem Mantel moderner Frömmigkeit und Gläubigkeit zu umhüllen. Intereſſant iſt es aber, aus dieſen Schriften zu erkennen, wie die Pietiſten keineswegs unter ſich einig ſind, denn ſie wiſſen ja nicht, was ſie wollen. Wie im täglichen Leben die Mitglieder der einen Geſellſchaft ergrimmt ſind über die Theilnehmer an einem andern Vereine und lieber einen Mohren begrüßen, als dieſen ihren chriſtlichen Mitbruder, der ja ihre Betſtunde nicht beſucht, ſo fällt auch in dieſen Broſchüren Einer den Andern unverholen und biſſig an.

Wir machen den Anfang mit einem Schriftchen, welches ſelbſt den Anfang gemacht hat; es führt den Titel: „Ueber die Beſorgniß vor den Gefahren des hereinbrechenden Pietismus.“ Der anonyme Verfaſſer iſt offenbar kein Theologe, das zeigt jede Zeile — vielmehr allem Anſcheine nach eine Militärperſon, die einmal in geiſtlichen Dingen ſich verſuchen will. Der Verf. erklärt ſich gegen den Pietismus und hält ihn für viel gefährlicher als den Indifferentismus, allein was er gegen das Ende hin ahnt, daß man auch ihn für einen Pietiſten erklären werde, ſcheint eine leiſe Regung des Gewiſſens zu ſein. Gerade der Standpunkt, auf welchem er ſteht, ſich auf die innere Frömmigkeit des guten Herzens zu ſtützen, welche an unüberſchwenglichen Gefühlen genug hat, dabei aber doch den Weltkindern keinen Anſtoß zu geben, Religion und Leben auf gut katholiſch wieder hübſch zu ſondern, kurz ein juste milieu zu bilden bei den Gegenſätzen der Zeit, ohne ſelbſt durch wahre wiſſenſchaftliche Bildung darüber erhoben zu ſein, fällt wenn irgend einer unter die Kategorie des modernen Pietismus. Dem Verf. ergeht es denn nun auch ſo, wie Jedem, der eine Sache unternimmt, welcher er nicht gewachſen iſt. Er ſagt an einer Stelle, „man prüfe ſich ſelbſt, ob man ſchon weit genug in der Erkenntniß vorgeſchritten, um mit Ueberzeugung und Nutzen dem Chriſtenthum neue Anhänger verſchaffen zu können.“ Das hat er ſelbſt nicht gethan und daher meiſt geſprochen, wie ein Blinder von der Farbe. Wenn er zuletzt ſelbſt geſteht, daß ſeiner Feder (!!) Stil und Logik ungewohnte Elemente ſind, ſo war es um ſo mehr ſeine Pflicht zu ſchweigen, damit er durch ſein unlogiſches Denken nicht eine Sache noch mehr verwirre, bei der es auf klares, geübtes Denken und Einſicht vor Allem ankommt, zumal wenn man öffentlich mitſprechen will. Wir leſen die Worte, „es könne einer Stimme aus dem Volke, welches den Begriff von Gelehrſamkeit aus-

ſchließt, nicht einfallen ꝛc., über gelehrte Erſcheinungen im Felde der Theologie zu ſprechen, dies überſteige ihre Kräfte und Kenntniſſe" — aber in demſelben Satze wird von der „paganiſirenden Welt-, Menſchen und Selbſtvergötterung des Dr. Strauß" geſprochen. Wie kann der Verf. ſo ohne Weiteres dieſes zum allerwenigſten einſeitige, hämiſche Urtheil, welches von Theologen ſtammt, die eben ſo vorurtheilsvoll urtheilen, als er, aufnehmen, da er ja geſteht, ihm mangele die Einſicht in dieſe Dinge? Strauß wird durch ſolche beſudelnde Hände freilich nicht erreicht, aber das iſt die vielgeprieſene Unparteilichkeit unſerer Tage, mit der einen Hand wo möglich liebkoſen, mit der andern einen Stoß in den Nacken. Dergleichen anmaßende Urtheile der Unwiſſenheit finden ſich noch mehrere. „Weil Religion Glaubensſache iſt, kann der Laie eben ſo weit darin kommen, zuweilen noch weiter als der Gelehrte —, denn die Apoſtel waren doch gewiß keine gelehrte Leute." Das iſt auch ſolch' ein Stichwort, wodurch man ſeine eigene Unwiſſenheit zu beſchönigen und dem einfältigen Volke zu ſchmeicheln ſucht. Religion iſt für jeden Menſchen, aber Religion iſt auch für jeden Menſchen eine andere und es iſt eben zu begreifen, wie wir dennoch alle eins ſind in Chriſto, — es ſind vielerlei Gaben, aber es iſt ein Geiſt. Ihr haltet die Apoſtel für ungelehrte Leute; vergeßt aber nur dabei Paulus, den Verfaſſer des vierten Evangeliums, der Offenbarung, des Hebräerbriefes — das waren wahrlich keine ungelehrte Leute, wie ihr es euch vorſtellt. Denkt nur nicht dieſelben ſchon zu verſtehen, wenn ihr einen Spruch daraus leſen und citiren könnt. Aber die Trägheit iſt ſo arg, daß man ſich mit ſeiner Unwiſſenheit noch brüſtet. Der Verf. fängt mit folgendem Glaubensbekenntniß an: „ich glaube von ganzem Herzen, ganzer Seele an das augsburgiſche Glaubensbekenntniß — ich glaube Chriſtus den offenbarten Gott, ich erkenne die Bibel als heiliges Buch, als Urſchatz der Religion an." — Wir wollen den Verf. nicht fragen, ob er das augsburgiſche Glaubensbekenntniß geleſen hat; es bedurfte dann wenigſtens nicht der folgenden Sätze, oder wenn darauf beſonderes Gewicht gelegt werden ſollte, ſo waren ſie auch in ihrer ganzen Schärfe und Genauigkeit aufzunehmen, wie ſie die conf. aug. giebt. Aber was in aller Welt ſoll das heißen, „ich glaube an ein Glaubensbekenntniß" — etwa: „ich weiß und verſtehe nicht, was darin geſagt iſt, aber ich glaube daran;" — um dieſen Glauben wollen wir Niemand beneiden; es iſt die charakteriſtiſche Bezeichnung des modernen Glaubens, denn deutlicher ausgedrückt heißt's: ich glaube daran, daß ich glaube ꝛc. — ein naives Geſtändniß, welches dadurch nicht gut gemacht wird, daß nun folgt: ich glaube Chriſtus den offenbarten Gott; ſo unbeſtimmt und vage ausgedrückt befriedigt dieſer Glaube auch nicht. Dennoch findet der Verf. eben in dieſem Glauben die Berechtigung, „über eine Erſcheinung im Felde der chriſtlichen Glaubenslehre (gehört denn der Pietismus in die Glaubenslehre? — auch die Sprache in dieſer Schrift iſt ſo unbeholfen und roh) zu ſprechen." Die Gedankenverbindung leuchtet hier gar nicht ein; denn wie es mit dieſem Glauben beſtellt iſt, zeigt S. 15: „Hinſichtlich der Gottheit Chriſti bemerke ich ganz kurz. Jeſus ſagt: ich und der Vater ſind Eins, alſo iſt er Gott, iſt er es nicht, ſo lügt er, iſt ein Heuchler, kann folglich der moraliſche Menſch nicht ſein, für den man ihn ausgeben will." Das heißt doch, ſich eine Sache leicht machen, über welche ganze Völker Jahrhunderte lang blutige Kriege geführt haben — die Richtigkeit dieſes Verſtandesſchluſſes mag auf ſich beruhen, obgleich noch immer zu fragen frei ſteht, wo und wie Chriſtus alſo ſpricht. Er nennt aber auch oft genug die Menſchen ſeine Brüder, alſo iſt er Menſch. Bevor man alſo einſieht, was in dem Begriffe „Gottmenſch" liegt, iſt es gerathener zu ſchweigen, denn die Gedanken über dieſen Punkt ſind wahrlich ſehr unlogiſch. Das zeigt auch folgende Stelle: „Der ſchöne Glaube der geiſtigen Perſonificirung, daß er in jedem Augenblicke bei ihm ſei (ſcheint trotz ſeiner Unverſtändlichkeit ſehr häretiſch zu ſein), findet keinen Anklang." — Was endlich den dritten Glaubensſatz des Verf. betrifft, „ich erkenne die Bibel als heiliges Buch an," zugeſtanden — der Zuſatz: „als Urſchatz der Religion" iſt undeutlich. Der Verf. gehört doch nicht zu den Ur-bären, die durch dieſe Silbe ſchon die Heiligkeit zu potenziren glauben. Soll es ſo viel heißen, als Urquell, ſo iſt der Ausſpruch falſch, denn Urquell aller Religion iſt der heilige Geiſt. In der Rechtswiſſenſchaft ſcheint der Verf. eben ſo wenig mit den Elementen bekannt zu ſein. Er kennt nur craſſen Despotismus, Revolution und in der Mitte eine gemäßigte, väterliche, monarchiſche Regierung — wir rathen ihm, das erſte beſte neuere Handbuch des Naturrechts aufzuſchlagen und zu lernen, was der Begriff des Staates iſt. Der Pietismus wird nur für den Abſolutismus in der Religion erklärt, und dagegen polemiſirt, allein mit aphoriſtiſchen Bibelſprüchen und ſonſtigen allgemeinen Redensarten, ohne den wahren Grund des Pietismus auch nur zu ahnen und doch weiß der Verf., daß „Bibelſprüche, aus dem Zuſammenhange geriſſen, dadurch, daß der Gegner die Grundhypotheſe, aus der ſie hervorgehen, noch nicht anerkannt, zu keinem Ziele führen können." Wir erfahren hier nebenbei, daß ſein Chriſtenthum auf einer Grundhypotheſe ruht — doch iſt er ja zufrieden, in langen Zeiträumen ein Herz der wahren Erkenntniß zugeführt zu haben. Was dann über „die Opiumeſſer der Religion" geſagt wird, charakteriſirt dieſe Art Menſchen ganz gut und zeigt, daß der Verf. ſich viel unter ſolchen Leuten bewegt hat, allein von der Verwerflichkeit dieſes Standpunktes wird er kaum einen Opiumeſſer überzeugt haben, denn im Grunde des Herzens iſt er ja mit ihnen einerlei Meinung, tadelt nur die Form, namentlich die pietiſtiſche Ausſchließlichkeit, geſteht zu, daß erſt mit der vollen Erkenntniß (!) der wahre Chriſtenſtand eintrete, aber man müſſe doppelte Nachſicht für die noch in der Entwicklung Begriffenen haben. —

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

10. Juni. № 138. 1841.

Der christliche Staat und unsere Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Kirche will gelten, weil sie ist, und ihr Recht soll unendlich seyn, weil es als göttlich vorausgesetzt ist — wie kann sie also noch im Staate gelten wollen, dessen Bewegung wesentlich kritisch ist und jedes Moment nur dadurch berechtigt, daß es sich von sich selber abstößt, sich dem Ganzen preisgibt und von diesem seine Bestätigung zurückerhält? Das unmittelbare Seyn der Kirche ist in dieser unendlichen Bewegung längst aufgelöst. Nur die Religiosität, in welcher die statutarische Satzung zur innern Bestimmtheit des Selbstbewußtseyns geworden ist, kann in dieser Bewegung des Staats ein lebendiges Moment bilden; aber aus keinem andern Grunde, als weil sie an sich in jedem Momente dieser Bewegung, da jedes auf der Selbstverläugnung beruht, enthalten ist. So weit die Religiosität als statutarischer Satzungsglaube noch positiv gestaltet ist und gelten will, unterliegt sie selbst wieder der kritischen Macht des Selbstbewußtseyns und wird sie in den allgemeinen Fluß gezogen, in welchem Alles nur ist, wenn es menschlich geworden ist.

Den Staat die objective Existenz der Sittlichkeit zu nennen, dabei zu meinen, daß diese Existenz nur in den positiven Bestimmungen, Gesetzen, Einrichtungen gegeben sey, und damit zu hoffen, der Kirche noch eine besondere, selbstständige Existenz verschaffen zu können, ist ein Versuch, der nothwendig fehlschlagen muß. Was sollte man wohl unter jener objectiven Existenz verstehen, wenn außer ihr noch eine Kirche gefordert wird, damit den Menschen die Erhebung zum Unendlichen, die Vertiefung in die Innerlichkeit und das Bewußtseyn ihrer Freiheit von den endlichen Bedürfnissen und dem Treiben, welches die Befriedigung der letztern zum Zwecke hat, nicht verloren gehe? Wo soll man jene objective Existenz finden? In den Policey-Anstalten? Oder endlich in dem Mechanismus als solchen, der im Staate so gut, wie in jeder Objectivität des Begriffes nothwendig ist? Die wahre Objectivität des Geistes im Staate ist vielmehr die Allgemeinheit seiner selbst, deren sich der Staatsangehörige als solcher bewußt ist, eine Allgemeinheit, die von ihrer Seite des wirklichen Selbstbewußtseyns bedarf, um sich in der That auszuführen und aus ihrer Substantialität in die Innerlichkeit des Subjects zu vertiefen. Diesen Dienst dem Allgemeinen zu leisten vermag der Einzelne nimmermehr, wenn er als Glied der Familie oder als Staatsbürger jene Erhebung und Vertiefung nicht vollbringt, zu deren Uebung man noch die Kirche neben dem Staate verlangt. Wenn der Staat als Werk der Sittlichkeit ausgeführt wird, so ist sogar die Substantialität, in welcher er sonst noch als fertiges Ganze, welchem die Einzelnen sich nur hinzugeben haben, vorausgesetzt wird, aufgehoben, und die Innerlichkeit und schöpferische Unendlichkeit des Selbstbewußtseyns, aus welcher er ohne Aufhören sich schaffen muß, im höchsten Grade anerkannt. Und welche Vertiefung des Subjects gehört dazu, wenn es in diesem Sinne dem Staate lebt! Welche Selbstverläugnung, welche Aufopferung!

Der Staat, welcher in diesem Sinne die Schöpfung des Selbstbewußtseyns ist, ist nicht mehr der christliche, weil er nicht mehr der geistlose ist. Sein Unterschied von dem christlichen Staate besteht darin, daß er nicht mehr der äußern Ergänzung oder Bevormundung durch die Kirche bedarf. Er hat seine Unendlichkeit in sich zurückgenommen. Die Kirche konnte nicht anders, sie mußte die Vorstellung haben, daß sie zur unmittelbaren Herrschaft über das weltliche Regiment berufen sey, weil sie die Unendlichkeit des Selbstbewußtseyns in abstracter, der wirklichen Welt entfremdeter Gestalt enthielt, repräsentirte, innerhalb dieser Entfremdung entwickelte, also auch kraft dieser Abstraction über den Organismus der Wirklichkeit weit hinausgriff und diesen als einen winzigen, interimistischen Punkt des menschlichen Lebens in ihren gränzenlosen Umfang, die Bestimmtheit in ihre Unbestimmtheit verschlang. Die Kirche hatte ein Recht zu dieser Uebermacht — und ohne dieses Recht wären jene früheren Kämpfe nicht der Erwähnung werth und keine geistigen Collisionen — da der Feudalstaat und der Staat des formellen Rechts der Allgemeinheit des Selbstbewußtseyns entbehrten und diesem, wenn es seinen unendlichen Gehalt in dem Organismus der Welt wiederfinden wollte, nicht

Genüge leiſteten. Gegen die Willkühr und zufällige Individualität des Feudalſtaates konnte ſogar die Kirche die Freiheit des Geiſtes retten, ſo wie ſie im Rechtsſtaate dem Selbſtbewußtſeyn — wenn auch draußen, jenſeits des weltlichen Regiments — in den Geſtalten der ſtatutariſchen Lehre ſeine Unendlichkeit und ſein Weſen ſicherte. Aber als freien Begriff, ſo daß es in ſeinem Weſen ſich ſelbſt und ſich als das Weſen erkannte, konnte die Kirche dem Selbſtbewußtſeyn ſeine Unendlichkeit nicht geben und bewahren, weil ſie das Weſen in einer dem Selbſtbewußtſeyn immer noch entfremdeten Geſtalt entwickelte, und dieſes war ſomit hier wie dort, hüben wie drüben, dieſſeits und jenſeits beſchränkt und gefangen.

Wenn aber nun dem Staate die Kirche als Hort und Schutz des Weſens gegenüberſtand und wegen dieſer Stellung und im Gegenſatz gegen die Wirklichkeit das Weſen in abſtracter Form bewahren mußte, ſo war ſie im Grunde die eigne Unendlichkeit des Staats, welche der Staat und das wirkliche Selbſtbewußtſeyn nur noch nicht in ſich ſelbſt geſtaltet, verbraucht und zur innern Bewegung ſeines Organismus aufgewandt hatte. Sie war der Staat ſelbſt, nur in der abſtracten und gegen ſich ſelbſt gerichteten Erſcheinung ſeiner Idealität. Nur deshalb, weil beide der Staat waren, konnte auch jener heiße Kampf entſtehen, der im Mittelalter geführt wurde und in der Vorſtellung des proteſtantiſchen Princips noch fortdauerte. Es konnte nur Ein Staat aus dieſem Kampfe als Sieger hervorgehen, aber welcher? Natürlich nur der Eine, der ſich in beide zerſpalten hatte, und dieſer Eine — auf welchem Boden hat er ſich etablirt? Auf dem einzigen, den er in der Wirklichkeit finden konnte, auf dem Boden des Selbſtbewußtſeyns, welches die abſtracte Unendlichkeit, die von der Kirche gehütet und repräſentirt war, in ſich zurücknahm, zur Form ſeiner ſelbſt umbildete und in das innere Leben des Staats verarbeitete.

Nur die Form, ohne welche Nichts menſchlich, Nichts für das Selbſtbewußtſeyn iſt, die Form, ſagten wir im Eingange dies Aufſatzes, kann die Kirche ſammt ihrem Inhalt mit dem Staat in Verhältniß und in Einheit ſetzen. Nun wohl, wenn die Form vollendet iſt und das Weſen der Kirche die Form des Selbſtbewußtſeyns erhalten hat, ſo iſt jene Einheit vollendet: der Eine Staat iſt aus der mittelalterlichen Zerſpaltung hervorgegangen und die Religion als Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeyns d. h. als Religioſität, als die That der Selbſtverläugnung in das Staatsleben aufgenommen.

Beiworte können nun den Begriff des Staates nicht mehr erſchöpfend bezeichnen: wer den neuern Staat „den chriſtlichen" nennen will, gibt andern die Erlaubniß, ihn den philoſophiſchen ꝛc. zu nennen. In Wahrheit kann er nur begriffen werden, wenn er als die objective Exiſtenz der Allgemeinheit des befreiten Selbſtbewußtſeyns gefaßt wird, als die Exiſtenz, deren Boden und Material das Selbſtbewußtſeyn iſt, welches durch die Ueberwindung ſeiner Einzelnheit in den ſittlichen Beſtimmungen ſeine Allgemeinheit ſchafft.

„Phraſen und Phantaſieen, hat man meiner Schrift über die evangeliſche Landeskirche entgegengehalten, ſind keine Eckſteine, auf welchen das Gebäude des Staates oder der Kirche errichtet werden kann; die weiche, flüſſige Idee iſt fürwahr kein Fundament, ſondern ein Abgrund, in welchen immer wieder Alles zuſammenſinkt." Hat der gute Mann, der mir dieſe große Wahrheit zu bedenken gab, das Letztere von ſich ſelbſt geſprochen und aus ſeiner Seele niedergeſchrieben oder wie verſteht er es, daß Alles in die Idee und ihren Abgrund wieder zuſammenſinkt? Wie tief, umfaſſend, wie allmächtig muß dann die Idee ſeyn? Und wie kann derſelbe Mann ſo ſprechen, als ob Idee und Phraſe Ein und daſſelbe ſey? Wenn Alles in den Abgrund der Idee zuſammenſinkt — wie iſt das möglich, wenn es nicht urſprünglich der Idee angehört und von ihr als ihre Beſtimmtheit geſetzt iſt? Wenn andererſeits Idee und Phraſe nicht unterſchieden iſt, ſo wären wir in der That neugierig, woher das Handgreifliche oder das Stück Palpabilität kommen ſoll, auf welches die geiſtigen Schöpfungen zu gründen ſind. Damit wird man den Philoſophen nicht in Furcht jagen, daß man ihm den Popanz entgegenhält, in den Abgrund der Idee ſinke Alles immer wieder zuſammen. Verhält es ſich wirklich ſo — und es iſt ſo, das Selbſtbewußtſeyn ruht nicht, bis es nicht Alles Poſitive in ſich zurückgenommen hat — ſo wird es einfach daher kommen, weil die Idee die beſtimmten, geſchichtlichen Erſcheinungen geſetzt hat — und nun, wenn ſie Alles geſetzt hat und über Alles ſich wieder als die kritiſche Macht beweiſt, ſollen wir verzweifeln und nicht vielmehr um ſo gewiſſer ſeyn, daß die Idee und das Selbſtbewußtſeyn in neuen Geſtalten ſich darſtellen werden? Wenn das Selbſtbewußtſeyn als allmächtig erkannt iſt, da ſollen wir wimmern, jammern und weinen, als ob nun Alles aus wäre?

(Fortſetzung folgt.)

Berliner Pietiſten.

(Fortſetzung.)

Es folgen nun die Indifferentiſten. Sie zerfallen nach unſerm Verf. in mehrere Kategorieen. „Diejenigen, welche an nichts glauben, von dieſen ſpricht er, wie von den Heuchlern unter den Pietiſten gar nicht, während dieſe dumm und ſchlecht ſind, ſind die Irreligiöſen bloß dumm." Kurz vorher ſteht der Spruch: „richtet nicht, ſo werdet ihr nicht gerichtet werden" und den geben wir dem Verf. hier zu bedenken. Wer gehört denn zu denen, die nichts glauben? Ein wahrer Philoſoph weiß und glaubt nicht und doch wird ein ſolcher hier nicht dumm genannt werden ſollen? Hegel wird ja einige Seiten zuvor

als großer Denker angeſtaunt. Und irreligiös? Was iſt denn heute Religion in ihrer wahrſten Form anders als Philoſophie? Das wäre doch zu überlegen geweſen, ehe man ſelbſt ſo einſichtslos urtheilt. Aber die Schuld liegt wohl wieder an der Ungeſchicklichkeit des Ausdrucks. Der Verf. „meint die große Maſſe, die einerſeits die Religion ſo obenhin annehmen und anderſeits an der Gottheit Chriſti zweifeln.“ Das Factum iſt gewiß, es herrſcht ein großer Indifferentismus in religiöſen Dingen, aber davon iſt eben der Grund aufzuſuchen, wonach wir uns in dieſer Schrift vergeblich umſehen, denn mit den ſüßlichen Redensarten des Verf. iſt nichts gethan. Er hält den Indifferentismus für unſchädlicher als den Pietismus, denn jener „trägt nicht den Keim des Proſelytismus in ſich (!!), reizt nicht zum Widerſtande, ſchwimmt matt, farblos, apathiſch-dahin“ — „er hat auch ein Mittel ſich zu heilen, das iſt die Religion, wenn er ſie näher kennen lernt, der Pietismus dagegen iſt unheilbar.“ Ein ganz unverſtändiges Gerede! Hat denn Indifferentismus ſeinen Grund in der Unbekanntſchaft mit der Religion? Wird nicht von Jugend auf Jeder genug damit bekannt gemacht! Aber die alte Form iſt ſchaal und leer geworden und befriedigt bei den anderweitigen Einſichten und Kenntniſſen des menſchlichen Geiſtes denſelben nicht mehr; auch wir hoffen auf Beſſerung und Fortſchritt, aber nur durch gründlich *rationelle* Bildung und Aufklärung des Geiſtes über ſein Weſen und ſeine Intereſſen. Erſt ganz zuletzt kommt der Verf. endlich auf ſeine eigentliche Aufgabe zurück, er verſichert, alle Gefahren, welche man beſorge, ſeien nur erträumte, die Sorge vor Verklöſterungsplänen ſchwebe in der Luft und ſei imaginär. Doch das durfte jeder brave Preuße, welcher es treu mit ſeinem Vaterlande meint, von ſelbſt von der Weisheit und Gerechtigkeit unſers verehrten Königs erwarten, daß er den Rathgebern des Verſuches, den Geiſt des Menſchen auf's Neue in Feſſeln zu ſchlagen, da, wo es das innerſte Heiligthum der Freiheit, die Religion, gilt, ſein Ohr nicht leihen würde. Dazu bedurfte es nicht der Verſicherungen dieſes Anonymus, aus deſſen Reden hervorgeht, daß er ſelbſt den Pietiſten nahe verwandt iſt, nur die letzten Conſequenzen zu ziehen, nicht für gut findet. — Wir hätten dieſe unbedeutende Schrift nicht ſo ausführlich beſprochen, wenn ſie nicht einen Belag gäbe für die Unſitte und wahrhaft geiſtige Unzucht unſerer Zeit, daß Fragen, zu deren Entſcheidung ein ernſtes und tiefes Studium der theologiſchen Wiſſenſchaft nöthig iſt, von Laien, die nach Soldatenweiſe Alles mit Gewalt durchzuſetzen hoffen, vermeſſen und anmaßend genug gleichſam mit dem Schwerte zerhauen werden. Aber geben dazu nicht *die* Theologen Veranlaſſung, die ſelbſt entgegenſtehende Richtungen nur durch äußerliche Mittel zu unterdrücken hoffen, da auf rein wiſſenſchaftlichem Wege der Sieg für ſie zweifelhaft iſt?

Als Antwort auf die eben beurtheilte Schrift iſt zu betrachten: „Was iſt Pietismus? Was ſind und was wollen die Pietiſten? beantwortet von Chriſtianus Alethophilos.“ Der Verf., welcher ſich ſelbſt als Prediger zu erkennen giebt, vertheidigt die Pietiſten und ſucht zu beweiſen, daß ſie gute Chriſten ſeien, welche ohne Nachtheil in jedem Staate geduldet werden können. Allein er hat, obwohl er ſich rühmt ein halbes Jahrhundert unter Pietiſten gelebt zu haben, von *dem* Pietismus, um den es ſich hier handelt, und welchen der erſte Anonymus zu bekämpfen ſucht, gar keine Ahnung. Er rechnet zu den Pietiſten (der Stammvater derſelben ſei ſchon *Abel* ꝛc.) die ſtillen guten Leute, zumeiſt aus niedern Sphären der menſchlichen Geſellſchaft, welche, nie berührt von dem Hauche freierer Bildung, nach alter Sitte treu und redlich ihre Pflicht zu erfüllen ſtreben, eines gottſeligen Wandels ſich befleißigen u. ſ. f. Wer wollte ſich nicht an dieſer unbefangenen Frömmigkeit eines einfältigen Herzens, das nichts Beſſeres weiß und kennt, erfreuen, aber das iſt ja gar nicht die Form orthodoxer Religioſität, die ſich im Widerſpruch mit den Anforderungen eines aufgeklärten und gebildeten Geiſtes gewaltſam durchſetzen will, welche an beiden Tafeln ſchmauſen will, vor der Welt hochgebildet mit mancherlei Kenntniſſen und vielem Wiſſen prangen und doch auf der andern Seite den Ruhm eines frommen, unbedingt gläubigen Chriſten davon tragen. Von einem Kampfe und Gegenſatze hergebrachter Vorſtellungen mit den Reſultaten neuerer Bildung ſcheint aber der Verf. gar nichts zu wiſſen, wenn er gleich mehrmals das Wort Zeitphiloſophie gebraucht. Dieſe iſt ihm jedenfalls ein unbekanntes Land, daher nehmen wir von ihm Abſchied und gönnen ihm gern ſeine Unbefangenheit.

Von den beiden Predigten Friedr. Arndt's, gehalten in der Parochialkirche zu Berlin: „Paulus vor Felix und Felix vor Paulus,“ gehört eigentlich nur die zweite hieher, da ſie noch den andern Titel führt: „*Die Furcht der Welt vor dem Pietismus.*“ Doch zeigt die Vergleichung beider Predigten deutlich, wie ein Mann, der ſonſt wohl Geſchick zum Predigen verräth, ſogleich zum blinden, fanatiſchen Eiferer wird, wenn er gegen die Zeit und ihre Gebrechen zu polemiſiren anfängt, ohne die Urſachen des Uebels und deſſen zweckmäßige Heilmittel zu kennen. Die Sprache in der erſten Predigt iſt einfach, kräftig und lebendig. Es findet ſich nur *der* Mangel darin, welchen jede Predigt hat und haben muß, ſo lange man nicht im Stande iſt, wie etwa Schleiermacher, das Dilemma praktiſch zu löſen, welches Strauß ſcharf genug in ſeiner Dogmatik hinſtellt, ob die Reſultate der hiſtoriſch-philoſophiſchen Forſchungen in Betreff der Religion Privatgut der Gelehrten bleiben müſſen, oder ob der gebildete Theil der Laien daran Theil nehmen ſolle und könne? — Arndt will nichts von Predigten wiſſen, welche nur Moralität zu fördern bezwe-

cken, er citirt folgende Worte eines großen Mannes: „ein Prediger des Evangeliums iſt keiner von den ſieben Weiſen Griechenlands, kein Gemeinortkrämer und Lehrer der Weisheit und Tugend, der allenfalls im Staate zu dulden iſt, weil er durch ſeine Vorträge Unterthanen Gehorſam lehren und die Zollregiſter verbeſſern kann, ſondern" ꝛc. ein gehäſſiger Ausfall gegen die Philoſophie, welcher ſich für eine Predigt, die ſonſt nur für ein ſehr gewöhnliches Publicum berechnet ſcheint, gar nicht paßt, für den Prediger ſelbſt jedenfalls unmoraliſch iſt. Sieht man nun aber genauer zu, ſo zeigt ſich bald, wie ſehr ungerecht dieſe Polemik gegen die ſogenannten Moralpredigten iſt, denn der beſte Theil der Predigt iſt ja gerade aus dem Gebiete der Moral hergenommen. Arndt handelt zwar zuerſt vom Glauben an Chriſtum, allein er wird doch dieſe kurze Wiederholung deſſen, was in jedem Katechismus ſteht, nicht für eine dogmatiſche Entwicklung ausgeben wollen, wodurch er den Glaubensinhalt dem Bewußtſein der Zeit näher bringt und erklärt? Freilich wiſſen wir ſeine Antwort hierauf zuvor — die Vernunft der Zeit iſt vom Teufel und das einfache Hinſtellen und Ausſprechen der Glaubensſätze ſoll eben dieſen Zeitgeiſt ſchlechtweg negiren, aber der Erfolg beweiſt die Richtigkeit dieſes Strebens. Arndt geſteht ſelbſt, daß von 300000 Einwohnern Berlins kaum 20000 am Sonntage die Kirche beſuchen und Berlin hat doch wahrlich Prediger genug, welche donnern und hämmern und dräuen, daß man in Beſorgniß ſteht, die Kanzel falle um. Glaubt ſicherlich, ihr macht mit eurem tobenden Schreien allein die Sache nicht beſſer; der Geiſt der Zeit verlangt klare, vernünftige Ueberzeugung und ſo lange ihr dieſe nicht bewirken könnt (eben die Theologen werden ja jetzt ſelbſt zum einfältiglich Glauben angetrieben), ſo lange verhallt eure Stimme ohne Wirkung, wie Viele euch auch anhören mögen, weil ihnen bei der Schlaffheit der Zeit nach piquanten Worten die Ohren jucken. Denn daß es wieder dahin kommen werde, daß erwachſene Leute Sonntags die Kirchen beſuchen, um ſich katechiſiren zu laſſen, kann man nur weiter im Oſten wähnen. Auf dieſe Weiſe wird der Indifferentismus der Menge nicht überwunden. — Zwar wiederholt Arndt immer wieder, der Glaube müſſe kein todter ſein, er müſſe ein lebendiger, das ganze Leben verklärender ſein, allein wenn er nun dazu kommt, ihn als ſolchen zu erweiſen, folgen moraliſche Regeln. Daß der Menſch gerecht, keuſch ſein ſolle, lehrt jedes Compendium der Moral und zwar aus einem edleren Grunde, als in Ausſicht auf dereinſtige Belohnung oder Beſtrafung; unerſchrockene Freimüthigkeit, Liebe, Weisheit ſind doch gewiß Vorſchriften der Weisheit und Tugend. Damit man aber „die volle Wahrheit aus Liebe mit Weisheit verkündigen könne," muß man erſt ſelbſt die volle Wahrheit erkannt und begriffen haben. Arndt gehört mit zu den Pietiſten, welche wirklich Förderung wahrer Religioſität durch polizeiliche Einſchränkung der Sonntagsvergnügungen, Bälle, Balette, des Theaters, durch geſetzliches Anhalten zum Beſuche der Kirche hoffen, denn hinter dem Spotte, mit welchem er herfällt über die Angſt und Furcht der Kinder der Welt, man werde ihnen das rauben, woran ihr Herz hängt, verbirgt ſich mühſam der Mißmuth, daß dieſe Angſt eben unnöthig geweſen ſei, daß ihr Gelüſt nun doch ſeine Befriedigung habe; das ſpricht er zuletzt auch in ſeinen Ermahnungen, die im Grunde wieder auf moraliſche Vorſchriften baſirt ſind, frei aus. Aber iſt es denn wahr, hat Arndt Recht, wenn er von Angſt und „komiſch lächerlicher" Furcht der Einwohner Berlins vor zu erwartenden Religionsedicten ꝛc. ſpricht? Aufregung und Senſation bewirkten die darüber circulirenden Gerüchte in großem Maße — das weiß Jeder, welcher nur hören und ſehen wollte — aber Angſt und Furcht war es nicht, ſondern Unwille beim gewöhnlichen Manne und gerechte Beſorgniß aller Vernünftigen und Einſichtsvollen, es könne der Religioſität durch allen äußern Zwang nur geſchadet werden. Laſſet das Wort wirken, aber die Fauſt haltet ſtille! — Und wie motivirt Arndt die Grundloſigkeit ſeiner poſtulirten Furcht? Die Zahl der Frommen ſei ja ſo klein, — wo ſollen bei jener geringen Zahl der frommen Kirchgänger die Gefahren wohl herkommen? Gehen denn die Geſetze, von denen ſo viel gefabelt worden iſt, von den frommen Kirchgängern aus? Wer ſich übrigens für dergleichen tobendes Geſchrei ohne Nutz und Frommen intereſſirt, möge ſelbſt leſen, ein flüchtiger Hinblick wird ihm zeigen, wie dieſe abgebrauchten Redensarten trotz der modernen Aufſtutzung, wohin auch ein bisweilen nahe an's Frivole grenzender Ton gehört, in ſich ſelbſt zuſammenfallen, wenn man genauer darauf eingehen will. Etwas verdient nun noch ernſtliche Rüge. Es heißt an einer Stelle: „der Chriſt zittert nicht für ſeinen Herrn, wenn ſie auch bald hier ſeine Geſchichte für eine Fabel erklären, bald dort das Gebet zu ihm Abgötterei und Aberglauben ſchelten" ꝛc. Soll der erſte Satz ein Angriff gegen Strauß ſein, was man aus den folgenden Worten, die auf eine wirkliche Thatſache gehen, ſchließen muß, ſo iſt es einfache Unwahrheit und Lüge. Strauß hat deutlich genug Mythus und Fabel unterſchieden; kann man ſelbſt dieſen Unterſchied nicht faſſen, ſo iſt es um ſo tadelnswerther, dergleichen in einer Predigt vorzubringen, die Kanzel iſt nicht der Schauplatz wiſſenſchaftlicher Controverſe und es iſt eine ſchlechte Politik, ſeitdem auf wiſſenſchaftlichem Gebiete der Sieg für die Gläubigen immer ungewiſſer wird, den Laien wenigſtens von den Kanzeln herab vor den Männern der freien Wiſſenſchaft Schrecken und Abſcheu einzuflößen.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

553

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

11. Juni. № 139. 1841.

Der christliche Staat und unsre Zeit.

(Fortsetzung.)

„Die Wissenschaft — so spricht sich diese Art von Polemik weiter aus — man zeige uns doch ihr Gewand (!) — also den Philosophenmantel will man sehen, die Wissenschaft selbst nicht!) — ist es nicht zerrissen und zerfetzt von dem Schulgezänke hin und her? Die sittliche Organisation des Staates — man lasse uns seine Gestalt sehen, ist sie denn so großartig und herrlich, daß dieses (!) — Nicht wahr dieses sichtbare und mit Händen zu greifende? — Diesseits eine schlechthinige Befriedigung gewähren könnte?" O, ihr Kleingläubigen, eher wollt ihr die Wahrheit nicht anerkennen, als wenn sie euch als ein fertiges, unmittelbares, für euch und für eure Bequemlichkeit zubereitetes Seyn mit Fingern als ein Dieses gezeigt wird? Dann werdet ihr sie nie erblicken — sie will gewonnen werden. Als ein Dieses, als fertiges Seyn ist die Wahrheit weder im Staat noch in der Wissenschaft da; sondern sie wird hier als die That des Geistes und als Bestimmtheit des Selbstbewußtseyns.

Im dialektischen Fluß seines Werdens ist der Staat mit der bestimmten Regierung nicht identisch, so lange das Selbstbewußtseyn seiner Unendlichkeit, wie es sich geschichtlich entwickelt hat, von der Regierung noch nicht anerkannt und in den Mechanismus, in welchem sich die Objectivität seines Begriffs bewegt, aufgenommen ist. Dieß in die Regierung noch nicht aufgenommene und in den gesetzlichen Einrichtungen noch nicht ausgeprägte Selbstbewußtseyn ist demnach kritisch — die Opposition, welche im gegenwärtigen Wendepunkte, wo der Staat der Sittlichkeit noch mit den Ueberbleibseln des formellen Rechtsstaats zu kämpfen hat, in einer zwiefachen Form des Bewußtseyns erscheint: als wissenschaftliche Theorie und als das Postulat der Kirche. Es ist schon oft ausgesprochen und es bestätigt sich überall, wo eine kirchliche Parthei der Regierung gegenübertritt, daß der eigentliche Grund der Opposition ein politischer ist: das kirchliche Princip kann mehr oder weniger mit Bewußtseyn als Vorwand der Opposition benutzt werden oder wenn dieß Bewußtseyn gar nicht vorhanden ist und die kirchliche Parthei sich rein als solche dem Staat entgegensetzt, so ist sie schon deshalb politisch, weil sie sich als Staat dem Staat gegenüber behaupten will. In ihrer tiefsten Berechtigung gefaßt ist die kirchliche Opposition darin gegründet, daß sie in ihrer Vorstellung des Wesens ein Moment besitzt, welches sie in den öffentlichen Einrichtungen und in den politischen Grundsätzen der Regierung noch nicht erschöpft und als Princip des sittlichen Geistes ausgebildet sieht. Ist die kirchliche Opposition Vorwand, so wird sie durch politische Zugeständnisse beseitigt. Hat sie aber nicht das Bewußtseyn ihrer politischen Bedeutung, so wird sie geschlagen, wenn die abstracte Unendlichkeit, auf welche sie sich stützt, in den Staat, dessen Gesetze und öffentliche Institutionen umgebogen wird. Das Letzte, aber freilich auch Schwierigste, was dem Staat in dieser Beziehung noch übrig bleibt, ist die Befreiung der bürgerlichen Heloten, welche täglich mit der Materie zu kämpfen haben, für das Allgemeine die Sinnlichkeit überwinden, ohne für ihre Person in diesem Kampfe des Allgemeinen, dem sie dienen, sich wahrhaft bewußt zu werden. Der Staat, nicht die Kirche hat die Leibeigenschaft stürzen können, so kann die Kirche auch jene Heloten nicht befreien, die Cyklopen nicht zu sittlichen Menschen erziehen, wenn sie ihnen nur von Zeit zu Zeit die Erhebung zum Unendlichen geben kann und nach der Flucht aus diesem Leben sie nur desto tiefer in das Ringen mit der Materie stürzen lassen muß.

Tritt nun das Postulat der Kirche und ihrer Selbstständigkeit gegen die Regierung auf, so ist es als berechtigt anzuerkennen, so lange es seine Opposition nur gegen die bestimmte Form des Bestehenden richtet und dagegen den Ueberschuß an Inhalt, den es noch für sich besitzt und im Staat noch nicht wiederfindet, geltend macht. Aber in dieser beschränkten Richtung übt es seine Opposition nicht aus — es kämpft vielmehr gegen den Staat überhaupt und befeindet somit alle Mächte, welche in dessen Bewegung zusammentreffen. Die Regierung ist deshalb gegen das Postulat der Kirche berechtigt, wenn sie — und so handelt sie gewöhnlich — auf das Recht des Staats sich beruft und die

Sittlichkeit, ſo wie die Wiſſenſchaft als Schild gegen die Anſprüche der Kirche benutzt. Damit übernimmt aber die Regierung die Verpflichtung die Idee des Staats vollſtändig in ſich aufzunehmen und in den Inſtitutionen auszuprägen. Sie muß die Entwicklung der Sittlichkeit durchführen und beſchützen, welche die Kirche als ſolche immer nur unterbrechen und aufhalten wird.

Die Kirche verſteht ſich alſo in ihrer Oppoſition, wenn ſie in Einem Punkte das Ganze bekämpft. Es kann z. B. ſeyn, daß im poſitiven Geſetz der Begriff der Ehe noch nicht rein ausgedrückt und in den einzelnen Statuten conſequent durchgeführt iſt — aber hat dann der Staat als ſolcher auf die Kirche und deren doch immer wieder policeylichen Beſtimmungen gewartet? Hat nicht die Wiſſenſchaft die ſittliche Würde der Ehe geſichert und geht nicht der wiſſenſchaftliche Begriff leichter und gewiſſer als Alles Andere in die Grundſätze des gewöhnlichen Lebens über? In einem Geſetzbuche kann der Begriff der Strafe noch unvollkommen gefaßt ſeyn — aber muß nun die Kirche ſich als beſondere Strafanſtalt etabliren wollen, nachdem der Rechtsbegriff in der Wiſſenſchaft die Bedeutung der Strafe viel tiefer ergründet hat, als es je in der Kirche möglich iſt, und nachdem die richtige Vorſtellung von der Strafe längſt den beſtraften Verbrecher gegen nachträgliche Beleidigungen ſicher geſtellt hat?

Und ſollen wir noch fragen, ob denn die Wiſſenſchaft nicht im Staate und als eines der Momente des Staatslebens aufzufinden iſt, daß die Kirche unbedingte und ausſchließliche Herrſchaft ihrer Vorſtellung vom weſentlichen Gehalt des Selbſtbewußtſeyns fordert? So lange die Univerſitäten und namentlich die theologiſchen Facultäten noch nicht unter die Inſpection der Synoden, Presbyterien oder des Lehrſtandes geſtellt ſind, ſo lange iſt die Wiſſenſchaft noch ein freies Moment des Staatslebens und iſt den Anſprüchen der Kirche ihr Ziel geſetzt.

Die Oppoſition der Kirche kann die beſtimmte Schranke, welche die Entwicklung des Staats momentan hindert, nicht aufheben und mit ihrer Polemik nicht einmal treffen, weil ſie in der dumpfen Innerlichkeit ihres Selbſtbewußtſeyns das Weſen des Geiſtes roh zuſammengeballt feſthält und wenn ſie es entwickelt, alle Beſtimmtheit überfliegt. Entrollt ſie ihr Inneres, ſo fallen augenblicklich das Selbſtbewußtſeyn und ſeine Allgemeinheit auseinander und ſie ſtehen ſich als das reine Bewußtſeyn und als das Weſen gegenüber, ohne ſich im wirklichen Selbſtbewußtſeyn wieder erreichen und vereinigen zu können. Alle beſtimmten Mächte des Geiſtes ſtehen dieſſeits dieſer Kluft, ſie gelten als die weltliche Zerſplitterung und Trübung des reinen Bewußtſeyns und werden wie dieſes auch zwar auf das allgemeine Weſen bezogen, aber eben ſo unmittelbar wie das reine Bewußtſeyn ſelber d. h. ſie bleiben, wie ſie unmittelbar ſind, in der Wirklichkeit ſtehen, und das Höchſte, wozu es in dieſer Dialektik und Oppoſition kommt, iſt die Forderung, daß ſie ſich vom Weſen des kirchlichen Bewußtſeyns verklären, ſalben, durchleuchten, erneuern ꝛc. laſſen ſollen — eine Forderung, die ihre Unbeſtimmtheit und Erfolgloſigkeit darin verräth, daß ſie die weltlichen Mächte, wenn es zum wirklichen Handeln kommt, ihrer eignen Einſicht und Berathung überlaſſen muß.

Die Oppoſition, die als Wiſſenſchaft in den neueren Staat aufgenommen und an ſich in der Lehrfreiheit der Univerſitäten als berechtigt anerkannt iſt, iſt beiden, der Kirche und der beſtimmten Regierung in dem Augenblicke überlegen, wenn ſie ſich als dialektiſche Theorie vollendet hat. Als ſolche hat ſie ſich ſogleich in den Mittelpunkt des Staatslebens, in das freie Selbſtbewußtſeyn geſtellt und das Weſen der Kirche entwicklungsfähig gemacht, da es von ihr mit dem wirklichen Bewußtſeyn vermittelt und nun als das allgemeine Selbſtbewußtſeyn die innere kritiſche Macht der beſondern Mächte deſſelben geworden iſt.

Im erſten Augenblick, wenn die Wiſſenſchaft das Reich des Selbſtbewußtſeyns in der Theorie begründet und damit die Schranken der beſtehenden Verhältniſſe in der höhern Form des ſittlichen Geiſtes aufhebt, ja ſelbſt dann noch, wenn ihr Princip bereits in die allgemeine Anſchauung des Volks, in die Sitte und in die Grundſätze gerade der Blüthe des Volks übergegangen iſt, hat ſie die Reaction der beſtimmten und einer früheren Form des Bewußtſeyns angehörenden Regierung zu erfahren. Es beginnt damit die Zeit, in welcher ſie ſich unter drückenden Verhältniſſen und Verfolgungen zu bewähren hat. Die Regierung mißtraut dem Selbſtbewußtſeyn, das ſo kühn iſt, ſeine Sache auf ſich ſelbſt zu ſtellen, ſie flüchtet zu der Kirche, deren Poſtulat ſie doch ſelbſt nicht anerkennt, und ſtützt nun ihre Beſtimmtheit, indem ſie ſich mit deren abſtracter Allgemeinheit verbündet.

Sie gibt dadurch der letzten Polemik, welche die Wiſſenſchaft ausführen muß, um zur Anerkennung und öffentlichen Geltung zu gelangen, ſelbſt die Richtung, die ſomit an ſich von ihr autoriſirt und vor dem Richterſtuhl, vor welchem die geſchichtlichen Colliſionen beurtheilt werden, abſolut gerechtfertigt iſt.

Es wäre nämlich Trägheit und ein Grundſatz, der ihre Verdammung und ihren Tod mit Recht herbeiführen würde, wenn die Wiſſenſchaft deshalb, weil ſie von der beſtimmten Regierung nicht anerkannt iſt, vergeſſen wollte, daß ſie dennoch inneres Moment des Staatslebens iſt, und nun an das Urtheil der Weltgeſchichte appelliren wollte. Es iſt wahr: ihr Princip kann nicht untergehen, es iſt ebenfalls nicht zu läugnen, daß ihre Allgemeinheit in einem beſtimmten Staat nicht erſchöpft werden kann und den Conflict mehrerer Staaten fordert, um ſich durchzuſetzen, aber eben ſo

ſehr iſt es geſchichtliches Geſetz, daß immer nur Ein Staat an der Spitze einer großen Aufgabe ſtehen kann und daß das Geſetz der individualiſirenden und vertiefenden Sparſamkeit erſt dann einen neuen Staat an die Spitze ruft, wenn der früher berufene in der Arbeit ermüdet iſt. Wo alſo die Wiſſenſchaft in eine Colliſion verſetzt iſt, da muß und wird ſie zunächſt bleiben und im Glauben, daß hier, wo ihre Spannung mit dem Poſtulat der Kirche als Ergebniß einer Geſchichte von Jahrhunderten herbeigeführt iſt, ihr Wachtpoſten ſey, an der Auflöſung der Spannung arbeiten.

Auch die Kirche, welche nun von der Regierung zwiſchen ſich und die Wiſſenſchaft geſtellt iſt, darf ſich nicht beklagen, wenn ſich im Kampf mit ihr die Wiſſenſchaft zu guter Letzt noch einmal bewähren ſoll. Die Regierung, von der ſie ihre Selbſtſtändigkeit nie mehr zurückerhalten wird, hat ihr die Stellung eines Mittels gegen die Wiſſenſchaft gegeben: warum erkennt ſie dieſe Stellung ſo bereitwillig an und vergißt ſie nun auf einmal die Forderung ihrer Selbſtſtändigkeit. Doch nein! ſie vergißt ihre Satzungen nicht! Läßt ſie ſich auch als Mittel gebrauchen, ſo muß ſie in ihrem Bewußtſeyn die Sache umkehren und betrachtet ſie von ihrer Seite wieder die Regierung als Mittel gegen die Wiſſenſchaft. Iſt über die letztere nun das Schuldig! auszuſprechen, wenn ſie durch die Kirche gezwungen als Oppoſition gegen die beſtimmte Regierung erſcheint? Iſt ſie ſchuldig, wenn ſie die von der Regierung als Mittel benutzte abſtracte Allgemeinheit der Kirche, die ſich nun wieder als Macht über Regierung, Wiſſenſchaft und den geſammten Staat behaupten will, wo ſie dieſelbe nur antrifft, ihrer Kritik unterwerfen muß? Ja, ſie iſt ſchuldig, aber nur in dem Sinne, daß ſie eine große von der Geſchichte verurſachte Schuld übernehmen muß. Sie iſt aber die Macht, welche die Schuld auch ſühnt. Ihr Speer iſt Jedermann bekannt und wird ſeine Kraft nicht verloren haben.

Darin alſo iſt der neuere Staat noch chriſtlich, daß die Kirche nach ihrem Sturz noch einmal als abſtractes Poſtulat aufſteht und innerhalb des Staats als Ein Moment und zwar als Mittel gegen die Wiſſenſchaft dient.

Die Sache iſt unvermerkt weit vorwärts geſchritten und ſehr ernſt geworden. Es ſcheint gewiß zu ſeyn, daß ſie im preußiſchen Staat entſchieden werden ſoll.

In dieſem Staate iſt wenigſtens durch die Unionsacte die Entwicklung der Kirche in rechtlicher Form bis zu dem Punkte geführt, wo ſie noch in keinem der frühern „chriſtlichen" Staaten angelangt war, beim Punkte ihrer völligen Auflöſung. Bei Mehreren hat die Auffaſſung der Union, die ich in der Schrift über die Landeskirche mitgetheilt und in der Dialektik der dahingehörigen Beſtimmungen entwickelt habe, Anſtoß erregt, aber Niemand hat auch nur den Verſuch gewagt, dieſe Dialektik auseinander zu reißen und Niemand wird es auch vermögen. Man hat ſogar zugeben müſſen, daß die Kirche allerdings für aufgelöſt anzuerkennen ſey, wenn ſie als Kirche mit ihrer Erklärung, daß die Schrift die einzige Norm des Glaubens ſey, in Widerſpruch treten müſſe. Aber, hat man geſagt, über dieſen Widerſpruch ſey die Kirche längſt hinaus und ſie könne beſtehen, auch ohne in ſeine Gefahr zu ſtürzen. Nun ſo beweiſt es denn, daß dieſer Widerſpruch der Kirche nicht eigen ſey, beweiſt es, daß dieſe Gallerte, welcher der kirchliche Widerſpruch fehlt, dieſer Dunſt, dieſer markloſe Schwamm, dieſes armſelige Ding, das weder Ja, noch Nein iſt, noch Kirche ſey. Wenn die kirchlichen Symbole gefallen ſind — und ſie ſind längſt gefallen: oder habt ihr aus den letzten funfzig Jahren eine Dogmatik aufzuweiſen, welche die ſymboliſchen Bücher in irgend einem Punkte unverletzt ließe? — wenn die Subjectivität auf ihre eigne Hand den als abſolut vorausgeſetzten Buchſtaben der Schrift heuchleriſch ſich zurechtlegt und ſeiner Abſolutheit beraubt, dann gibt es keine Kirche mehr. Dann gibt es Richtungen, Partheien, Schulen, die als theologiſche nicht einmal die höchſten Intereſſen der Gegenwart enthalten und endlich ſo weit ſinken, bis es klar iſt, daß der wahre Gehalt des Selbſtbewußtſeyns ganz wo anders enthalten und entwickelt wird — in der Wiſſenſchaft und Politik. Die theologiſchen Richtungen mit ihren Bibelerklärungen, mit ihren Zänkereien und ſogenannten Syſtemen haben nur die reine Kategorie der Beſchränktheit aus dem früheren kirchlichen Bewußtſeyn beibehalten, der wahre Gehalt iſt in neuen Formen ein weſentlich anderer geworden und mit jener Einen Kategorie, die ſie in ein Paar nothdürftigen Tautologieen wiederholen, ſollen ſie eine Kirche oder gar die Kirche bilden? Wo denkt ihr hin oder wo ſollen wir hin denken? Wenn es einmal eine Kirche geben ſoll, dann dürfte es wenigſtens nicht das Unding ſeyn, in welchem Paragraphen herrſchen ſollen, die irgend ein Päbſtlein sub titulo jener Kategorie mühſam zuſammengeſchweißt und rubricirt hat.

Die Anſicht, nach welcher der Philoſoph behaupten ſoll, daß die Kirche ein „Außending" ſey, daß die evangeliſche Kirche in den letzten drei Jahrhunderten „nicht in ihrer Innerlichkeit gelebt oder das Selbſtbewußtſeyn in ihr ſich nicht gefunden habe," verdient keine Berichtigung, weil ſie ſich nicht die Mühe nimmt, die Entwicklung des Gegners genauer anzuſehen. Es wäre unnütz, wenn wir entgegnen wollten, daß in den Dogmen das Selbſtbewußtſeyn in der Form des reinen Bewußtſeyns ſein Weſen zum Gegenſtande habe, daß es in den Satzungen ſelbſt in ſeiner Innerlichkeit lebe und daß dieſes Leben, wenn es auch in einer jenſeitigen Welt geführt werde, nicht ohne Anklang in der wirklichen Subjectivität bleibe — es wäre unnütz, denn der Theologe muß vor lauter Schrecken und Angſt die Philoſophie mißverſtehen.

(Schluß folgt.)

Berliner Pietiſten.

(Schluß.)

Auf alle eben genannten Schriften Rückſicht nehmend, tritt ein neuer Anonymus unter der vermeſſenen Deviſe auf: „Der ächte Pietismus als die einzige Heilsquelle unſerer Zeit. Seinen Feinden und ſeinen falſchen Freunden.“ Er verſchmäht alle Halbheit und jedes Abkommen mit der Welt, „es verſchmäht der Guelphe die Bedingungen, unter denen ihm der Ghibelline den Frieden bringt. Denn Erbhaß trennt die beiden Familien von Alters.“ Das Verdienſt des Verf. beſteht darin, daß er den unbefangenen oder beabſichtigten Betrug aller Maul-Pietiſten rückſichtslos aufdeckt, welche bei allem Eifern gegen die Welt und ihre Genüſſe, gegen die Vernunft und ihre Geſetze dennoch von den Schlingen der erſten und den Anfechtungen der letzten mehr als zuviel überwältigt werden. Er dringt auf Scheidung, nimmt aber dabei ſelbſt einen ſo ſublimirten Standpunkt, daß man verſucht wird, das Ganze für bittere Ironie und Charlatanerie zu halten, wenn nicht die genauere Charakteriſirung und Zeichnung der einzelnen Standpunkte, welche mit Abſcheu verworfen werden, um zur letzten Conſequenz fortzugehen, auf eine ernſtliche Abſicht ſchließen ließen. Wir gedenken hier keineswegs die liſtigen Sophismen und unerhörten Widerſprüche aufzudecken, durch welche allein es möglich iſt, dahin zu gelangen, wo dieſer Pietismus hinaus will, da könnten wir keinen Satz unangefochten laſſen. Wir fragen nur, warum unternahm es der Verf. überhaupt, dieſe Schrift zu ſchreiben, da er ſelbſt ſagt: „Wer menſchliche Ueberzeugungsgründe in irgend einer Hinſicht zu Hilfe ruft, der verliert den feſten Grund der Wahrheit,“ oder: „Laßt ihr euch nur im Mindeſten auf menſchliche Gründe ein, glaubt ihr nur im Fernſten daran, das Natürliche verklären zu können, anſtatt es auszurotten ꝛc., ſo ſeid ihr wie Andere“ u. ſ. f., „nur mit Faſten und Gebet iſt ihnen zu begegnen.“ Warum hat er nicht dieſes Specificum angewandt? Vielleicht hätte er bei Einigen, die ihm nahe ſtehen, den böſen Geiſt herausgetrieben. — Statt deſſen läßt auch er ſich verleiten zu theoretiſiren und ſeine ganze Schrift zeigt, daß es mit ſeinem Abſcheu vor aller Gelehrſamkeit und menſchlichen Wiſſenſchaft auch nicht ſo ernſtlich gemeint ſei, denn woher hätte er ſonſt Kenntniß von den verſchiedenartigſten Standpunkten derſelben? Oder gehört der Verf. zu den erleuchteten Häuptern, welche nur Andere vom Gifte der Anſteckung zurückhalten wollen, ſich ſelbſt aber ſchon geſichert genug glauben, als daß ſie nicht getroſt gefährliche Waffen gebrauchen dürften. Zum Schluſſe ſtehen noch folgende Stellen hier, um die Anſichten dieſes Pietismus vom Leben kennen zu lernen: „mit welcher Allgewalt hat ſich das Heidenthum, das Weltleben, Bildung, Kunſt, Wiſſenſchaft, Handel und bürgerlicher Verkehr mit ihren materiellen Intereſſen im Laufe von Jahrtauſenden erhoben und unſer Kirchlein umlagert! wie ſind wir ſelbſt mit unſerem ganzen Leben verſchlungen in dieſe verführeriſchen Umgebungen; kaum iſt Einer von uns, der nicht in dieſer oder jener Hinſicht mit einer dieſer Richtungen verflochten wäre? Der Eine iſt ein Staatsmann, es iſt ſeine Pflicht, die eigennützigen Zwecke des Ganzen zu verfolgen, welchem er dient (!); der Andere ſucht ſeinen Erwerb im Handel und Verkehr, da ſtachelt ihn ſeine eigene Habſucht“ und ſo durch alle Stände fort, — oder: „Denn ſo wir ſtatt der einfachen göttlichen Lehre nur einen leiſen Hauch menſchlicher Bildung annehmen, ſo wir nur einem natürlichen Wunſche unſers Herzens nachgeben, anſtatt die Natur auf das Strengſte zu unterdrücken, treten wir aus dem göttlichen Lichtkreiſe heraus;“ zu verwundern iſt nur, daß der Verf. ſich nicht längſt todtgefaſtet hat. Vergleiche S. 17 den Paſſus, welcher beginnt: „Was führen wir Kriege und tauchen unſere Waffen in das Blut unſerer Brüder.... um unſerer Leidenſchaft, unſerer ſelbſtſüchtigen Zwecke willen, um einen Herrn mit einem andern zu vertauſchen.....“ Dieſe alle bürgerliche Verhältniſſe auflöſende Confuſion ſchließt mit den Worten: „Für welches Vaterland ſoll uns bangen, da unſer Vaterland droben iſt.“ Ein herrlicher Patriotismus bei dieſen Frommen! „Wer wird der Erforſchung der Natur, ihrer Geſetze und ihrer regelloſen Abweichungen ſich zuwenden, der weiß, daß dieſe Schöpfung einſt verklärt und ihre materiellen Beſtandtheile vom Feuer verzehrt werden ſollen.... Wer wird nach dem Laufe der Sterne fragen, da dieſe ganze Weltordnung ein interimiſtiſcher Zuſtand iſt, da die Himmel werden mit Gekrach vergehen!“.... Dieſe Proben mögen genügen!

Man kann ſich in der That freuen, daß die Pietiſten es nun für zeitgemäß erachten, öffentlich mit ihren Wünſchen, Hoffnungen und Anſichten hervorzutreten; denn wie jedes Geſpenſt bei Tage beſehen in eitel Dunſt und Nichts zerfällt, wird auch dieſe Seuche, nur gefährlich, ſo lange ſie im Verborgenen einherſchleicht, bald ihre Heilung finden, je mehr ſie als verderbenbringend erkannt werden muß.

Süßkind.

In meinem Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Rhein.

Gedicht von

R. E. Prutz.

1 gGr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

557

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

12. Juni. № 140. 1841.

Der christliche Staat und unsre Zeit.

(Schluß.)

Als Friedrich Wilhelm III. die Union zum Gesetz erhob, waren die kirchlichen Unterschiede längst schon gefallen und man sollte demnach meinen, daß es nur Eines Wortes bedurft hätte, um dasjenige, was sich allmählig verbreitet hatte und an sich vollständig vorhanden war, zum Gesetz zu erheben und dem Gesetz die Zustimmung Aller zu verschaffen. Zum Theil geschah es allerdings: das königliche Wort, welches zur Einigung der kirchlichen Gegensätze aufforderte, fand überall begeisterten Anklang, aber die Zeit wußte doch nicht eigentlich, wie ihr geschah und im Hintergrunde der Scene stand noch im Verborgenen die Ironie der Geschichte, welche die unbestimmte und dumpfe religiöse Anregung, welche den Kriegsjahren folgte, dazu benutzte, um die Sichtbarkeit der Kirche zu stürzen. Nachher, zumal als der Union ihre Consequenz, die Agende nachgeschickt wurde, erhob sich zwar eine ansehnliche Opposition, welche gegen die Anmaßungen des Staats die Selbstständigkeit der Kirche sicher stellen oder sie von der Despotie der Regierung zurückfordern wollte. Im weiteren Gefolge dieser Streitigkeiten regten sich die lutherischen Unruhen.

Der Eigensinn aber, mit dem die besondern kirchlichen Ansprüche sich durchzusetzen suchten, die fade Kriecherei, welche auf der andern Seite die Cabinetsordren vertheidigte und wenn sie sich hoch verstieg, nicht weiter als bis zu dem Gedanken kam, daß nur „unwesentliche" Bestimmungen bisher die Kirchen getrennt hätten: Beides bewies nur von neuem, daß die Kirche als solche untergegangen sey. Der Eigensinn machte die Kirche zur Secte, die Theologie des „Unwesentlichen" zu einer Magd des Hofes. Beide Secten schufen sich durch ihre innere Natur ihr Schicksal — oder hätte es wohl der polizeilichen Maßregeln gegen die Lutherischen Unruhen bedurft, wenn die Dialektik der ganzen Angelegenheit, um die es sich handelte, wissenschaftlich ausgeführt gewesen wäre?

Der König stand allein. Darauf konnte er nicht warten, daß das Gesetz, welches die Aufnahme des kirchlichen Gehalts in das Staatsleben vollendete, wissenschaftlich gerechtfertigt wurde. In den constitutiven Cabinetsordren hatte er als Gesetz ausgesprochen, was in der Erscheinung der wesentliche Inhalt war — sollte er nun deshalb das Gesetz zurücknehmen, weil der Kampf eintrat, welcher immer mit einer welthistorischen Umwendung verbunden ist, weil nämlich die Erscheinung sich noch einen Augenblick gegen ihre Idealität, die sie im Gesetz hat, wehrte? Auch das Ministerium trug zur Auflösung der Verwirrung nicht in dem Sinne bei, daß es sich ganz und gar in die innere Nothwendigkeit des Gesetzes geworfen und von diesem Mittelpunkte aus die uneinigen Gemüther beherrscht, die unklaren zur Vernunft gebracht hätte. Es führte allerdings die positiven Bestimmungen mit treuer Hingebung durch und behauptete sie gegen die einzelnen Partheien, aber wie es anfangs selber unvorbereitet durch die beiden constitutiven Cabinetsordren überrascht wurde, so war es innerlich auch nachher noch unsicher und ängstlich darüber, ob eine Sache, die so viele oft unreine Leidenschaften reizte, selber durchaus rein sey.

Mit unerschütterlichem Heroismus schritt der König über alle Hindernisse hinweg und hielt er sein Werk aufrecht. Der Geist seines Hauses, welches vier Jahrhunderte hindurch an derselben Aufgabe gearbeitet hatte, trieb ihn, gab ihm Heldenkraft und die Gewißheit seiner geschichtlichen Berechtigung.

In der Erscheinung war dieses Werk der Union Tyrannei, aber es war die nothwendige Tyrannei der Vernunft. Sein Styl war byzantinisch, seine Form die der absoluten Monarchie, aber es ist zugleich die Macht, welche selbst wieder jenen Styl und diese Form aufhebt. Es ist das höchste Werk der absoluten Monarchie, aber auch ihr letztes: wenn die sichtbare Kirche gestürzt ist, die kirchlichen Unterschiede als solche aufgehoben und in die Bewegung des Staates aufgenommen, hier aber im Staatsbewußtseyn zur wissenschaftlichen Form vollendet und in dieser als berechtigt anerkannt sind — dann ist der Staat selbst in eine neue Form übergegangen und die Unterschiede, in denen er sich bewegt,

ſind freigelaſſen, damit ſie ſich durch ihre freie Bewegung wieder in Einheit ſetzen.

Dieſelben Leute, welche noch vor kurzer Zeit die Union als das Höchſte prieſen und mit ihren ſalbungsvollen Reden über das Unweſentliche der kirchlichen Unterſchiede dem Thron ein wohlgefälliges Opfer darzubringen ſich befleißigten, ſehen nun unter andern Zeitverhältniſſen, zumal nachdem die Wiſſenſchaft ſich als die innere Union zu beweiſen angefangen hat, auf daſſelbe, was ſie früher ſo angelegentlich prieſen, ſehr verächtlich herab. Jetzt heißt ihnen die Union auf einmal etwas „bloß Aeußerliches," etwas „Fragmentariſches" und mit dieſem Fußtritt, den ſie dem früher Geprieſenen geben, verſetzen ſie ſich ſelbſt in einen erhitzten Transport, in welchem ſie den höhern Aufgang von etwas Neuem ſehen, ohne uns irgendwie ſagen zu können, worin dies Neue beſtehe. Unſtäthige, byzantiniſche Schmeichelei! „Was ſagt Cordelia nun?"

Sie wird nicht ſchweigen! Nein, ihr Schweſtern, die ihr den Vater, der euch genährt, geſchmückt und beſchenkt hat, ſo bald verrathet, ſo ſchnell iſt die Sache nicht abgethan! Die Wiſſenſchaft wird nicht ſchweigen! Sie wird das Gut, welches der Heldenmuth eines Fürſten dem Staate anvertraut hat, wenn es die Prieſterſchaft oder welche Parthei es ſeyn mag, nicht in Obacht nimmt, in Schutz nehmen und ſich als die wahre Macht der Union beweiſen.

So mag denn der Kampf, der nun einmal unvermeidlich ſcheint, immerhin kommen. Die Wiſſenſchaft wird zu ihm gezwungen.

Wenn ihr nun von der Regierung das Poſtulat der Kirche und Kirchlichkeit als ein Maaßſtab, woran ſie ſich bewähren d. h. — da ſie als Denken in alle Ewigkeit nicht kirchlich werden kann, — als das Mittel entgegengehalten wird, wodurch ſie die Nothwendigkeit ihrer Verdammung und Ausſchließung aus dem Staatsleben ſelbſt erfahren ſolle, ſo hat ſie Nichts dagegen, wenn nur die Regierung mit dem Gebrauch dieſes Maaßſtabes und Mittels Ernſt macht d. h. es wirklich und in der That darauf ankommen läßt, ob der Wiſſenſchaft von dem Poſtulat der Kirche ihre Verdammung als nothwendig und gerecht bewieſen werden kann. Auf dieſen Beweis und damit auf die wiſſenſchaftliche Begründung kommt es an. Wird vor dem Proceß gehandelt und auf den Ausgang des Kampfes, der in jedem Falle doch durchgeführt wird, keine Rückſicht genommen, ſo müßte eine Erſcheinung eintreten, die ſo unnatürlich und unerträglich iſt, daß ſie nicht lange beſtehen kann: das geſchlagene Princip — das apologetiſche iſt aber in der That ſchon geſchlagen — würde herrſchen, es würde alſo auch nur über die ſchwächſten und untergeordneten Glieder des Staatsorganismus herrſchen können und die von der Wiſſenſchaft repräſentirte und angeeignete Kraft des Ganzen — ungeheure Anomalie! — als eine Privatſache daſtehen. Kein anderer Ausweg bleibt daher für die Regierung übrig als derjenige, daß ſie beide Gegner, ſo lange ſie von ihr ſelbſt zuſammengebracht ſind, anerkennt und ſich von dem Poſtulat der Kirche nicht als Mittel gegen die Wiſſenſchaft benutzen läßt.

Und nun noch ein Wort an die kirchlichen Poſtulanten! Das Alte könnt ihr nimmermehr wiedergewinnen — fragt doch nur eure Kräfte und die Geſchichte! Und Alles könnt ihr noch viel weniger gewinnen. Eine ganz andere Frage iſt es, die jetzt an die Reihe kommen und zur Tagesordnung werden wird. Zur Zeit der Reformation hatte der Glaube die Form der Religioſität, der Gemeinde und ihres Cultus beſtimmt. In unſern Zeiten wird dem Glauben, wie er Kritik und Wiſſenſchaft geworden iſt, dieß Geſchäft bald übertragen werden müſſen. Noch iſt es vielleicht Zeit! Schließt euch durch Verdammung und Excommunication des Gegners nicht zu hartnäckig gegen die Arbeit ab, welche jene Frage fordern wird, und thut nicht ſo ſpröde gegen unſere inneren Kämpfe, welche doch einmal die Kämpfe der Gegenwart ſind. Wollt ihr ſie aber gar nicht kennen lernen, durchaus nicht anerkennen, ſo möchte bald die Zeit kommen, wo die Wiſſenſchaft, nachdem ſie Alles eingenommen, allen Gehalt des Alten ſich angeeignet hat, euch die Worte zurufen muß, die ihr l. c. beim Tertullianus nachleſen könnt. Bedenkt, noch iſt es vielleicht Zeit! Vielleicht nur noch Ein Augenblick und ihr habt — Alles verſäumt und verloren.

B. Bauer.

Grieſſelich und die Homöopathie.

> „Jede große Idee, ſobald ſie in die Erſcheinung tritt, wirkt tyranniſch; daher die Vortheile, die ſie hervorbringt, ſich nur allzubald in Nachtheile verwandeln." Göthe.

Zu verſchiedenen Zeiten hat es Aerzte gegeben, welche mit der herrſchenden mediciniſchen Schulweisheit unzufrieden, entweder den ärztlichen Stand auf immer verließen, oder die Dogmen der Schule verwarfen und ihren eigenen Weg in der Wiſſenſchaft und Praxis gingen. Dieſe nahmen entweder jede Erfahrung, die ſich ihnen bot, auf und benutzten ſie zum Beſten ihrer Kranken, begnügten ſich, ohne nach einem Zuſammenhang in den Thatſachen, nach einer Einheit in den Erfahrungen zu fragen, mit einem fragmentariſchen Wiſſen; oder ſie gingen von gewiſſen Ideen aus, denen ſie die einzelnen Erfahrungen unterzuordnen und die ſie in ihnen nachzuweiſen ſuchten. Je conſequenter ſie hierbei verfuhren, je mehr ſie die Grundſätze der herrſchenden Schule als unrichtig darzuſtellen wußten, um ſo mehr Beifall zollte ihnen die Menge, um ſo mehr Anhänger erhielt ihr Syſtem, wenn es auch eben ſo große Irrthümer enthielt, als

das, an deſſen Stelle es geſetzt wurde. Dies haben wir in dieſem Jahrhundert ſchon mehrfach erlebt; es rangen ſchon einige mediciniſche Syſteme nach allgemeiner Herrſchaft und fanden auch eine nicht unbedeutende Zahl von Anhängern, wurden aber früher oder ſpäter wieder völlig verlaſſen, ſo daß man mit dem Schlechten das Gute derſelben vergaß. Der Grund hiervon iſt vorzüglich zu ſuchen in der Unvollkommenheit alles ärztlichen Wiſſens, in der daher rührenden Unzufriedenheit mancher Aerzte mit ihrem wiſſenſchaftlichen Beſitz und in dem Streben nach größerer Vollkommenheit und Einheit in Theorie und Praxis. Eine ſolche verſpricht nun jedes neue Syſtem, denn die Idee, welche ihm zur Grundlage dient, giebt demſelben wenigſtens den Schein der Einheit, der anfangs um ſo mehr für Wirklichkeit gehalten wird, als man nur mit der einen Idee beſchäftigt, von ihr ausgehend und zu ihr zurückkehrend, alle Thatſachen, welche ihr nicht untergeordnet oder auf ſie zurückgeführt werden können, überſieht. Kommen die Aerzte bei unbefangener Beobachtung der Natur früher oder ſpäter zur Einſicht, daß die Idee, welche den Schlußſtein des Syſtems bildet, nicht als die allein leitende in der Wiſſenſchaft gelten darf; ſo gehen ſie in der Regel ſo weit, ſie mit dem Syſteme ſelbſt ganz zu verwerfen, und ihr auch nicht ein Mal mehr eine untergeordnete Bedeutung zuzugeſtehen. Dies haben wir bei Brown erfahren, deſſen Syſtem von den Aerzten ſo ſchnell allgemein angenommen wurde, um bald wieder ſo vergeſſen zu werden, daß ſelbſt dem Geſetze der Erregung und Erregbarkeit keine beſondere Bedeutung mehr zuerkannt wird, während es doch als eines der Lebensgeſetze einen nicht unwichtigen Anhaltepunkt bei Deutung der Erſcheinungen im geſunden und kranken Organismus abgiebt. Durch die Geſchichte belehrt, ſollte man nun dahin ſtreben, daß von dem Syſtem, welches jetzt ein Hauptgegenſtand des Streites unter den Aerzten iſt, nicht mit dem Schlechten das Gute verworfen wird, daß das Heilgeſetz, welches an der Spitze deſſelben ſteht, nicht wieder in Vergeſſenheit geräth, weil es nicht als das einzige und nicht vollkommen in ſeiner jetzigen Form anerkannt werden kann.

Hahnemann hat es nicht allein gewagt, ein oberſtes Heilgeſetz aufzuſtellen, das dem bisher allgemein angenommenen geradezu entgegen war, ſondern er hat es auch verſtanden, die Schwächen der alten Medicin auf eine Weiſe hinzuſtellen, daß nicht bloß Laien dieſelbe für ein gefährliches oder mindeſtens gewagtes Gewerbe anſahen, ſondern auch Aerzte ſich von den bisher befolgten Grundſätzen losſagten und der neuen Lehre ſich zuwandten. So wenig nun ſolche Proſelyten, die leichter Dinge von einem Extrem zum andern übergehen, unſer Vertrauen verdienen; ſo wenig von ihnen eine Förderung der Wiſſenſchaft durch unbefangene Beobachtung zu erwarten iſt, da ſie alle Gegenſtände in der Farbe des Syſtems ſehen, deſſen Brille ſie gerade auf der Naſe haben; eben ſo wenig darf man von denen ein unbefangenes Urtheil erwarten, die bei gewiſſen Anſichten ergrauten, oder die zu wenig Selbſtändigkeit haben, um die von ihren Lehrern empfangenen Grundſätze zu prüfen, und nicht unbedingt auf die Worte derſelben zu ſchwören. Beide werden die Wiſſenſchaft nicht weſentlich bereichern, noch viel weniger zu ihrer feſteren Begründung beitragen. Diejenigen Aerzte aber, die nicht Dogmatiker genug ſind, um ein Syſtem von Lehrſätzen aufzuſtellen, und zu ſehr Skeptiker, um einem ſolchen zu vertrauen und zuzuſchwören, werden immer zur Aufhellung und Förderung unſers Wiſſens beitragen, theils dadurch, daß ſie alte Lehrſätze auf's Neue vor den Richterſtuhl der durch Erfahrung und Vernunft geleiteten Kritik ziehen, theils dadurch, daß ſie neue Wege bei ihren Forſchungen betreten, ohne dieſe für die allein richtigen zu halten.

Als einen ſolchen Skeptiker müſſen wir Grieſſelich bezeichnen, der unter den Aerzten, welche durch unbefangene Prüfung der Homöopathie ſich auszeichnen, eine der erſten Stellen einnimmt. Um ſein Streben und ſeine Leiſtungen richtig aufzufaſſen, iſt es nothwendig, den Gang ſeiner Bildung der Hauptſache nach kennen zu lernen.

Grieſſelich, in Sinsheim bei Heidelberg am 9. März 1804 geboren, iſt der Sohn eines Arztes, der nicht bloß in ſeinem Wirkungskreiſe Anſehen und allgemeines Vertrauen genoß, ſondern auch in ſeinen Gutachten als Gerichtsarzt als ein Mann von ſcharfem Urtheil Anerkennung fand. Die Gerichtsacten in Schwetzingen bei Heidelberg, wo Grieſſelich der Vater zuletzt als Amtsarzt angeſtellt war, enthalten auffallende Beweiſe von der Schärfe und dem Humor dieſes Mannes, der beſonders mit der ihm vorgeſetzten Behörde in nicht wenige Colliſionen kam, zu welchen er meiſt durch ſeine Ironie und Bitterkeit die Veranlaſſung gab.

Auf die Bildung ſeines Sohnes hat er alle Sorgfalt gewendet und dieſen daher ſchon früh in die damals berühmte Erziehungsanſtalt von Schwarz in Heidelberg gegeben. Unſer Grieſſelich machte hier in den wiſſenſchaftlichen Vorſtudien ſolche Fortſchritte, daß er ſchon im 16. Jahre die Univerſität beziehen konnte. Er brachte ſeine ganze Studienzeit in Heidelberg zu, wo er nach vier Jahren (1824) die Doctorwürde in der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe erhielt.

Die Verhältniſſe der mediciniſchen Facultät in Heidelberg waren zu der Zeit, als Grieſſelich ſeine Studien daſelbſt machte, von der Art, daß ein junger Mann ſich viele Kenntniſſe erwerben konnte, ohne aber von den Lehrern zu einer allgemeinen philoſophiſchen Auffaſſung der Wiſſenſchaft angeregt zu werden. Schelver war der einzige Lehrer in der Facultät, der eine philoſophiſche Richtung hatte, er war aber ſchon damals ſo auf Abwege gerathen, daß bei

ihm nicht nur an keine erſprießliche Wirkſamkeit mehr gedacht werden konnte, ſondern er auch als abſchreckendes Beiſpiel dienen mußte, wenn der oder jener ſeiner Collegen es für nöthig fand, ſeine Zuhörer vor den Abwegen der Naturphiloſophie zu warnen.

Die Richtung in der mediciniſchen Facultät zu Heidelberg war damals vorherrſchend empiriſch, und iſt es wohl noch. Es beſtanden die mediciniſchen Studien vorzüglich in einem Erlernen der vorliegenden Erfahrungen für das bevorſtehende Examen und den künftigen Beruf; an eine Anregung zum Selbſtdenken, an eine frei geiſtige Entwicklung der Zuhörer haben die Lehrer weniger gedacht, mit Ausnahme von einigen, namentlich von Nägelé. Es war den meiſten Lehrern weniger darum zu thun, ihre Zuhörer zu Selbſtdenkern heranzubilden, ſie wollten vorzüglich nur fleißige Schüler haben. Der war ihnen der beſte, der die Vorleſungen ununterbrochen beſuchte, und der bei einem treuen Gedächtniß das Erlernte unverändert, am beſten mit den Worten des Lehrers, wiedergeben konnte. Jede andere Richtung des Schülers, als die der Lehrer, diente mindeſtens nicht zur Empfehlung, wurde nicht gern geſehen, wohl auch getadelt. Das Reſultat, welches hierbei erreicht wurde, beſtand darin, daß die Studirenden eine große Maſſe von Thatſachen kennen lernten, und daß die Fleißigeren derſelben ſich manche nützliche Kenntniſſe erwarben. Zweifel wurden in ihnen nicht durch die Profeſſoren angeregt, und an jüngern Docenten, welche eine andere Richtung eingeſchlagen und eine gewiſſe Reaction, die das akademiſche Leben häufig ſo wohlthätig anregt, hervorgerufen hätten, fehlte es.

Bei manchen Aerzten, die damals die Schulbank mit Grieſſelich theilten, und ſo auch bei dieſem, entſtanden nicht geringe Zweifel gegen das mühevoll Erlernte, ſobald ſie ſelbſtändig handeln mußten, und ſahen, daß im Buche der Natur Manches anders ſteht, als in den Paragraphen der Lehrbücher. Es mußte ſich Mancher geſtehen, daß eine geiſtloſe Empirie von der Wahrheit eben ſo weit entfernt ſei, als bodenloſe Hypotheſen. War er auch ſeinen Lehrern für die Fülle von Kenntniſſen, die ſie ihm mitgetheilt hatten, dankbar, ſo fühlte er doch ſehr wohl, daß dieſe allein im Leben nicht ausreichen, und daß es hier zu nichts führt, ſich auf die Paragraphen der Hand- und Lehrbücher zu berufen. Daß, ohnerachtet der großen Zahl dieſer, welche in Heidelberg das Licht der Welt erblickten, dennoch kein Lehrer der Medicin oder Naturwiſſenſchaften aus jener Zeit eine Schule gebildet hat, wird der natürlich finden, der weiß, daß die wenigſten von höheren Ideen ausgingen, oder eine ſelbſtändige und eigenthümliche Richtung verfolgten, daß den meiſten die Thatſachen genügten, daß ihnen dieſe der Zweck, nicht das Mittel zu einem höheren Zwecke waren.

Unter den Naturforſchern und Aerzten, welche ſich damals ihre Kenntniſſe in Heidelberg erworben haben, ſind einige mit Selbſtändigkeit aufgetreten, wurden aber von ihren Lehrern nur wenig unterſtützt, ſondern zum Theil als undankbare Schüler zurückgewieſen, weil ſie es wagten, Zweifel gegen das von ihnen Erlernte zu erheben und in anderem Sinne die Wiſſenſchaft zu bearbeiten. Zu dieſen gehört nun auch Grieſſelich, der, ſchon auf der Schulbank durch Zweifel gequält, nie ſo glücklich war, den Worten des Lehrers unbedingt zu vertrauen. Er verdankte daher auch die vorherrſchende Richtung in ſeinem Studium nicht einem Lehrer; denn ſie betraf nicht die Geburtshilfe, welche durch den geiſtreichen und originellen Nägelé die Studirenden an ſich zog; nicht die Chirurgie, für die damals der noch in der Bildung begriffene Chelius ſeine Zuhörer anzueifern wußte; nicht die innere Heilkunde, bei deren Unterricht es Conradi zur Bekräftigung ſeiner Anſichten und ſeines Verfahrens am Krankenbett nicht an Autoritäten von Hippokrates bis zu J. P. Frank fehlen ließ; nicht die Anatomie, die Tiedemann mit großer Ausführlichkeit, Umſtändlichkeit und mit nicht geringem Ernſte docirte; nicht die Chemie, für die Gmelin durch ſeine Redlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit in der Wiſſenſchaft Vertrauen erwecken konnte; nicht die Phyſik, bei deren Vortrag Munke die Gründlichkeit in der Breite ſuchte, wo die Tiefe und der mathematiſche Beweis fehlten; nicht die Mineralogie, deren Reichthum man dadurch kennen lernen konnte, daß Ritter v. Leonhard ſeine große Sammlung bei ſeinen Demonſtrationen benutzte; nicht die Zoologie, die Tiedemann, wenigſtens ſo weit ſein Handbuch reichte, ausführlich vortrug; ſondern die Botanik, die durch keinen Lehrer von Anſehen und von Bedeutung vertreten wurde. Schelver, deſſen Geiſt ſchon zu erkranken begann, fehlte es an gründlichem Wiſſen in dieſem Fache, und Dierbach hing zu ſehr am Gewöhnlichen, ja Gemeinen, langweilte ſeine Zuhörer faſt den ganzen Sommer mit der Terminologie und war auf Excurſionen bei einigermaßen ſeltenen Pflanzen zu unſicher in ſeinen Beſtimmungen. Hatte Grieſſelich eine äußere Veranlaſſung zum Studium der Botanik, ſo war es der reiche botaniſche Garten in Schwetzingen, deſſen Benutzung ihm durch die Stellung ſeines Vaters und die freundſchaftlichen Verhältniſſe deſſelben zu dem Gartendirector möglich war. Hierdurch wurde ihm jedoch nur die Gelegenheit zu ſeiner Bildung in der Pflanzenkunde geboten, der Antrieb dazu lag in ihm. Er machte daher auch als Student nicht wenige Excurſionen in der näheren und ferneren Umgebung von Heidelberg und wurde dabei häufig von einigen ſeiner Commilitonen begleitet, ſo daß er ſchon früh der Lehrer ſeiner Mitſchüler in der Botanik war.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

561

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

14. Juni. № 141. 1841.

Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod. Von Karl Wilhelm Göttling. Mit einer lithographischen Tafel, XVI und 532 Seiten. 8. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Dreißig Jahre sind es nun, seitdem Niebuhr zuerst es unternommen, die Geschichte des römischen Volks durch eine grandiose Kritik von den Zusätzen und Entstellungen zu befreien, mit denen mehr als zweitausendjährige Tradition sie nach allen Seiten hin durchzogen und verfälscht hatte; seitdem sein zersetzender Scharfsinn die Elemente der Volksdichtung von den kernigeren Ergebnissen des Volkslebens gelöst und beiden ihre gesonderte aber würdige Stellung angewiesen hatte. Zwei Decennien bedurfte es, ehe das Werk die Ausdehnung und Gestalt empfing, in welcher es sein Schöpfer hinterließ: kolossal und staunenswerth um der Entstehung und der Folgen willen: aber vor der Vollendung eine großartige Ruine, ähnlich manchem ehrwürdigen Dom aus der Väterzeit. Von dem höchsten Interesse, und eben durch ihre Schwierigkeit anlockend, auch der Stellung dieser Jahrbücher nicht unangemessen wäre die Aufgabe, den Impulsen nachzuspüren, welche die neuere Philologie mit solcher Macht in die Regionen der antiken Staatsverfassung und namentlich ihrer höchsten Entwicklung, der römischen getrieben, so daß ein Buch wie Niebuhr's entstehen konnte. Auch dürften die ersten Lineamente dazu sich bereitwillig genug bieten. Aber wir müssen uns den Genuß dieses Rückblicks versagen, um die nächste Ausgabe nicht aus den Augen zu verlieren: die Folgen jenes Ereignisses. Wir gedenken nur kurz der Begeisterung, mit welcher das Ausland, die Britten namentlich den deutschen Geschichtsschreiber begrüßt haben. Sie, die in ihrem Staats- und Volksleben so unendlich viele dem römischen homogene Substanzen beherbergen, sie, die in geistiger, und wenn bei ihnen das Wort Anwendung findet, in wissenschaftlicher Beziehung gerade Niebuhr's Wesen als wahlverwandt erkennen mußten, die gleich ihm der absoluten Speculation fremd, sich mit Liebe den schönen Sagen des Alterthums hingeben, und doch mit Eifer die Verstandesschärfe zur Ergründung sicherer Facta verwenden. Bei ihrer durch die Praxis des eignen Lebens geübten Auffassung von Verfassungsfragen, mußte sie der Gegenstand nicht minder fesseln als der Autor. Hier haben daher Connop Thirwall und Julius Hare und zuletzt noch Arnold wohl noch auf umfassendere Weise und als treuere Nachfolger in Niebuhr's Sinn weitergearbeitet, als es diesseits des Canals geschehen ist. Natürlich mußten auch für Deutschland die Resultate solcher Anregung höchst bedeutend sein. Wir verfolgen sie nicht in die weiteren Kreise der Geschichtsschreibung überhaupt, wiewohl gerade auf fremdem aber noch nicht ausgebeutetem Boden der Same der neuen Ideen am fruchtbarsten trieb. Wir suchen sie nur an den Forschungen auf dem Gebiete der römischen Verfassungsgeschichte zu ermessen, und wenn hier aus dem angedeuteten Grunde die Aehrenlese dem Gehalt nach dürftiger erscheint, als man aus der Masse der Spreu hätte schließen mögen, so wird dafür die Stellung der Nachfolger zu ihrem Chorführer desto bewußter und, sei es in Zustimmung oder in Opposition, desto schärfer gezeichnet hervortreten. —

Daß nun, abgesehen von den Leistungen in den verwandten und zum Theil mit der Verfassungsgeschichte innig verschlungenen Zweigen des Religionswesens und der Mythenkunde die letzten zehn Jahre mehr als doppelt so viel Schriften und Schriftchen erzeugt haben, welche die römische Staatsverfassung zum ausschließlichen Gegenstand ihrer gelehrten Untersuchung machen, kann nach dem Obigen nicht Wunder nehmen, denn die großartige Bescheidenheit, mit welcher Schlosser*) beim Anblick des Niebuhr'schen Meteors

*) Universalgeschichte Th. II, Abth. I, S. 253: Wir können auf Bücher verweisen, welche wir abschreiben müßten, wenn wir ausführlicher sein wollten, da wir nichts Besseres zu sagen haben. Aus eben diesem Grunde werden wir vom Staatsrecht und dem bürgerlichen Recht weniger reden, als geschehen wäre, wenn nicht kurz vor uns Männer, die in diesem Fache groß sind, diese Materie so behandelt hätten, daß wir uns scheuen, ihnen zu tief und zu weit zu folgen, aus Furcht, Blößen zu zeigen, die wir vergebens zu verstecken suchen würden.

ſtaunend auf jede Concurrenz mit ſolchem Heroen reſignirte, möchte wohl ſchwerlich ein Gegenſtück gefunden haben, am wenigſten bei einem Mann, der über Kräfte zu disponiren hatte, wie Schloſſer; der Ausdruck ſeiner Anerkennung mag zu demüthig lauten. In der That aber darf man es nicht tadeln, daß er für die römiſche Geſchichte ſelbſtändige Forſchung aufgebend, die breite Straße der Tradition einſchlug. Er hat beſonnener als mancher Andere darin gehandelt, daß er ſich entfernte Felder, die ſonſt noch lange des Anbaues geharrt hätten, für ſeine Thätigkeit auserkor; die ſchwierige Bearbeitung des römiſchen Bodens würdigeren Armen überließ. Aber nach Niebuhr's Tode mußte vollends jedes Bedenken dieſer Art ſchwinden. Mit Rom war einmal der Anfang gemacht; die Schwierigkeit, auf eigne Hand ſich Bahn zu brechen, nicht mehr vorhanden, ein wenig Latein für das Quellenſtudium bald angeſchafft. Mit dem unſchuldigen ja wohl löblichen Vorgeben, die Ideen des großen Hiſtorikers zu rectificiren und weiter zu führen, erlitten dieſe Epigonen das Schickſal aller Nachkommen großer Männer, denen ihre Väter nichts zu erobern übrig gelaſſen. Sie wollen mit dem ererbten Glanze wuchern; aber der Thatendrang ſchlägt nach innen; ſie werden Phantaſten, nicht ſelten mit einem Anflug melancholiſcher Gemüthszerrüttung. Als ſolch ein Salomon und Ludwig der Fromme im Gebiet römiſcher Alterthumskunde erſcheint Huſchke; ihm mangelt es weder an Gelehrſamkeit noch an einer gewiſſen Darſtellungsgabe, wie man von jenen Beiden gleichfalls rühmt. Niebuhr's vornehme Unverſtändlichkeit iſt nicht bei ihm ſo carikirt als bei Klauſen. In welchem Zuſtand harmloſer Kindheit ſind aber deſſen kühnſte Hypotheſen gegen Huſchke's Weltkritik! Niebuhr äußert einmal, um frivole Seelen von zu keckem Zweifel an dem Stein-, Blut- und Fleiſchregen der römiſchen Wunderchroniken abzuſchrecken, daß „Nichts berechtige, Wahrnehmungen, welche nicht nach dem geltenden Syſtem begreiflich und vernünftig erſcheinen, ſogleich Lügen zu ſtrafen, eben ſo wenig, als daß jetzt kein Ausſatz an Kleidern und Wänden vorkommt, ja nur denkbar wäre, über das Moſaiſche Geſetz zu ſpotten" u. ſ. w. (Römiſche Geſchichte Th. II, S. 311). Man ſieht, daß hier einmal die Verliebtheit in das dunkle Weſen des Alterthums den kritiſchen Hiſtoriker gehohnneckt hat, und daß ſein bei den innern Widerſprüchen der Gewährsmänner ſo ſcharfes Auge ſich nicht auf die Widerſprüche mit dem vernünftigen Lauf der Natur verſtand. Er iſt nicht weit davon entfernt, die Weiſſagung von der zwölfhundertjährigen Dauer des Römerreichs als Argument für das Stiftungsjahr der ewigen Stadt in Anſpruch zu nehmen. Aber ſolche Zeugniſſe abergläubiſcher Befangenheit ſind bei Niebuhr doch nur vereinzelte Sonnenflecken, die vor der Macht des Totaleindrucks verſchwinden. Bei Huſchke hingegen iſt dies dumpf brütende Weſen zur Hauptſtimmung erhoben. Darum behauptet er ſelbſt, im Gegenſatz von Niebuhr ſich ſtreng an die Quellen zu halten, und Hyperkritik zu ſcheuen. Freilich iſt er auch weit entfernt, die Quellen um ihrer innern Widerſprüche willen zu widerlegen, er thut es nur, weil ſie ihm zu wenig wunderbar ſind, weil ſie in ſein eignes koloſſales, auf caballiſtiſche Rechenexempel gebautes Zauberſyſtem ſich nicht ſchicken. Auf's äußerſte getrieben iſt bei ihm jene bekannte Manier alles Myſticismus, für ein beliebiges Verhältniß der Wirklichkeit ein paſſendes oder unpaſſendes Gleichniß zu ſuchen, dieſes für das Original zu erklären, und dann ſchließlich jenes urſprüngliche Verhältniß in das ſelbſt erfundene Prokruſtesbett zu ſpannen, um, wenn es ganz verrenkt und verſtümmelt daliegt, auszurufen: Sehet da die Wirklichkeit eine Allegorie der Idee, die ich entdeckt. Huſchke führt die göttliche Immanenz in der Weltgeſchichte bis zu ſo craſſer Abſtraction durch, daß er allen Ernſtes die erſten Könige Roms als univerſale Menſchen, d. h. von göttlichem Inſtinct geblähte und von ihm ad libitum bewegte Marionetten betrachtet, die Verfaſſungen aber des Alterthums für unendlich mehr als bloß naturwüchſig, für regelrechte Kryſtalliſationen des Menſchenchaos hält; daß er, um nur dies zu erwähnen, die fünf ſervianiſchen Claſſen dadurch „phyſiologiſch" zu begründen ſucht, daß er ſie nicht nur als eine Abſpiegelung fünf ſelbſtgemachter Götterclaſſen anſieht, ſondern um ihren Prototyp in der Thierwelt wiederzufinden, fünf zahme (nach Hen. Huſchke civile) Thiergattungen ſtatuirt, zu deren Vervollſtändigung aber ſich eine eigne urweltliche Beſtie ausgedacht hat, den Bovigus, welcher in jenen goldenen Zeiten Urrom's dem Menſchen alle perſönliche Arbeit beim Ackerbau erſparte, „indem er den Pflug mit ſtarkem Schwanze hält." — Solche Verirrungen haben aber ſelbſt in ihrer Lächerlichkeit noch Anſpruch auf Mitleid, und laſſen es bedauern, daß ein ſo guter Wille ſich ſelbſt zu ſo ſchnödem Zweck verwendet. Der wahnſinnigen Grimaſſen eines eiteln Gauchs, wie Reinhold*) dagegen erwähnen wir nur, um die zum Theil Niebuhr ſchuld gegebenen, zum Theil wirklich unſchuldig durch ihn angeregten Richtungen der neuern Geſchichtſchreibung Roms durch ihre Extreme zu fixiren. Die Abſurdität aber, zum Zweck erhoben, iſt wohl die letzte Grenze der in egoiſtiſche Superklugheit ausgearteten Kritik. Wir dürfen daher auch nicht die feinen Abſtufungen von dieſer äußerſten anarchiſchen Linken bis zu der Stelle verfolgen, wo der beſonnene Hiſtoriker mit voller Anerkennung von Niebuhr's

*) Dr. Werner Reinhold: Die römiſche Kaiſergeſchichte, ein von den Geſchichtſchreibern aufgeſtelltes Zerrbild, umgeſtaltet im Namen der unparteiiſchen Kritik des neunzehnten Jahrhunderts. Als Probe: Nero, ein Scheuſal genannt, dargeſtellt als guter Menſch und vortrefflicher Regent, unſchuldig verläſtert und gebrandmarkt. Paſewalk bei Freiberg, 1839. 3½ Bogen. 8.

Princip auch ſeinen Reſultaten im Großen und Ganzen ſich unbedenklich anſchließt. Die Grundzüge des erhabenen Werkes bleiben unangetaſtet von ihm; ſinnvolle auf fleißigem Studium begründete Ausführungen im Einzelnen aber ſind nur eben ſo viele Zeugniſſe von dem liebevollen Intereſſe für das Beſtehen des Ganzen; und der eigenen Thätigkeit bleibt noch ein großer Raum, nicht intenſiv, ſondern extenſiv das Begonnene weiter zu führen in den durch Niebuhr's Hinſcheiden wüſt gelaſſenen Strecken.

(Fortſetzung folgt.)

Grieſſelich und die Homöopathie.

(Fortſetzung.)

Obſchon Grieſſelich bald nach vollendetem akademiſchen Studium die Stelle eines Regimentsarztes in Carlsruhe erhielt und dadurch gewiſſermaßen auf die praktiſche Medicin hingewieſen war, ſo ſetzte er doch ſeine botaniſchen Studien und Reiſen fort, ſo viel es ihm die Verhältniſſe erlaubten. Auch waren die erſten litterariſchen Arbeiten von Grieſſelich Aufſätze botaniſchen Inhalts. Er theilte dieſelben in dem Magazin für Pharmacie von Geiger in den Jahren 1828—1832 mit, und gab ſie ſpäter umgearbeitet und mit neuen vermehrt im Jahr 1836 als erſten Theil kleiner botaniſcher Schriften heraus.

Grieſſelich hatte ſich als Hauptzweck bei ſeinen botaniſchen Arbeiten vorgeſetzt, der principloſen Arten- und Genusmacherei durch Sichtung entgegen zu arbeiten, wobei er die ſchlechten Charaktere der Autoren beleuchtete und eine Menge falſcher Angaben in ihrer Nichtigkeit darſtellte. Er verfolgte ein gleiches Ziel wie Spenner und Schimper, arbeitete namentlich gegen das unter Reichenbach mit Macht hereinbrechende kritiſch ſein wollende Zerſplittern der Arten. Grieſſelich benutzte hierbei mit einigen andern Naturforſchern den Weg der Vergleichung, ohne den Nachtheil zu verkennen, der entſteht, wenn man im Vergleichen, im Ziehen von Parallelen, im Aufſtellen von Analogieen zu weit geht. Er ging von der Ueberzeugung aus, daß ein fleißiges Studium der Mittelformen, der Bindungs- und Vereinigungsglieder ſehr zur Förderung der Kenntniß der wahren Arten dient, und in dieſem Sinne ſchätzte er vorzüglich eine comparative Naturforſchung. Er ließ es, indem er gegen die principloſe Species- und Genusmacherei ankämpfte, an Schärfe der Kritik, die zuerſt der verſtorbene Botaniker Gmelin in Carlsruhe auf unangenehme Weiſe empfand, nicht fehlen. Wäre es auch zu wünſchen geweſen, Grieſſelich hätte gegen den alten Mann ſchonende Rückſichten genommen, ſo war es doch auf der andern Seite lobenswerth, daß er im Intereſſe der Wiſſenſchaft Rückſichten des bürgerlichen Lebens ablegte und gegen offenbare Irrthümer in Gmelin's Flora badensis alsatica proteſtirte. Er war dazu gewiſſermaßen verpflichtet, inſofern er zur Beſtätigung irrthümlicher Angaben in Bezug auf Standort u. ſ. w. zum Theil als Autorität im Supplementbande dieſes Werkes genannt war. Durch die hierauf erfolgten heftigen Ausfälle Gmelin's gegen Grieſſelich ließ ſich dieſer in ſeinen Beſtrebungen nicht irre machen, ſondern ſetzte ſeine Unterſuchungen und Mittheilungen in gleichem Sinne fort.

Grieſſelich fühlte ſich in den erſten Jahren ſeiner Wirkſamkeit als Arzt höchſt unglücklich, weil ihm die Medicin durchaus nicht genügte; er ſuchte da und dort nach mehr Sicherheit und kam ſo auch an das Studium homöopathiſcher Schriften. Dieſe enthielten aber nach ſeinen Begriffen, die ihm aus der von ihm gering geſchätzten allöopathiſchen Schule anhingen, und von denen er ſich dennoch nicht ganz losſagen konnte, ſo viele unwahrſcheinliche, unrichtige, ja lächerliche Behauptungen, daß er ſich entſchloß, eine Schrift gegen die Homöopathie auszuarbeiten, die auch im Druck erſchienen wäre, wenn ſich ein Verleger gefunden hätte. Unzufrieden und an der Medicin verzweifelnd, wandte er ſich auch von der Homöopathie ab, um bei ſeinem Lieblingsſtudium, der Botanik, wiſſenſchaftlichen Genuß und Zufriedenheit zu ſuchen. Die Krankheit eines Kindes, die Unſicherheit in der Diagnoſe und im Heilverfahren ſeines Collegen, eines hochgeſchätzten Praktikers, und das Zweckloſe der Cur machte ihm die Unvollkommenheit des ärztlichen Wiſſens und Handelns wieder auf's Neue recht fühlbar und drückend. In dieſer Zeit, in der er gerade im Begriff ſtand, die ärztliche Praxis auf immer aufzugeben und ſein Lieblingsſtudium, die Botanik, zu ſeinem Berufsſtudium zu wählen, wurde er durch einen gebildeten Nichtarzt auf's Neue auf die Homöopathie aufmerkſam gemacht und unternahm, von dieſem aufgefordert und unterſtützt, eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch einen großen Theil von Deutſchland, in der Abſicht, die bekannteren homöopathiſchen Aerzte und ihr Heilverfahren kennen zu lernen, um ein aus Erfahrung entnommenes Urtheil über die Homöopathie abgeben zu können. Dieſes wurde auch dem ärztlichen Publicum nicht lange vorenthalten; denn bald nach Vollendung der Reiſe erſchienen die Skizzen aus der Mappe eines reiſenden Homöopathen (Carlsruhe, 1832). In dieſer Schrift erſcheint uns Grieſſelich keineswegs als unbefangener Schiedsrichter über Allöopathie und Homöopathie. Ueber die alte Medicin ſagt Grieſſelich von ſich ſelbſt: „Er hat faſt Alles weggeworfen, beinahe ſelbſt das Gute mit dem Schlechten; — mit leerer Hand ſtand er da, ärmer als der Bettler mit trockner Brotrinde. Da kam die letzte Probe des Zweifels. Was er an Andern zweifelnd verſucht hatte, ſah er an ſeinem kranken Kinde angewendet. Da war es ihm ein Leichtes, auch noch den letzten Reſt ſeiner Anhänglichkeit an eine Kunſt wegzuwerfen, von deren Geſammtheit er ſich längſt getrennt hatte. — Mit einem wahren Eifer ergriff er daher

die Homöopathie. — Es war nichts mehr vom Alten wegzuwerfen, es war nur der Erſatz für das Alte nöthig.“ Eben dieſes mächtig gefühlte Bedürfniß, der innige Wunſch, eine ſichere Heilmethode zu gewinnen, und wohl auch die Zuverſicht, mit der die meiſten homöopathiſchen Aerzte, die Grieſſelich auf ſeiner Reiſe kennen lernte, von ihrem Heilverfahren ſprachen, mögen den Grund davon enthalten, daß der junge, mit Eifer nach einer feſten Grundlage in ſeiner Wiſſenſchaft ſtrebende Naturforſcher und Arzt die Homöopathie mit Enthuſiasmus ergriff, ſein ganzes Streben auf die neue Lehre richtete und ſeine Kräfte ihr widmete. Wenn auch das Urtheil von Grieſſelich anfänglich zu ſehr zu Gunſten der Homöopathie und zum Nachtheil der Allöopathie ausfiel, wenn auch ſeine Skizzen keineswegs das Gepräge der Unbefangenheit an ſich trugen, ſo konnte man ihn doch keineswegs eines blinden Enthuſiasmus für Hahnemann und ſeine Lehre beſchuldigen, denn der Skeptiker gab ſich doch da und dort zu erkennen. Er unterließ es nicht, Zweifel gegen dieſe und jene Beobachtung, Verſicherung, Anſicht und Vermuthung auszuſprechen; es waren aber nur Zweifel gegen Einzelnes, ſie gingen nicht, wie bei der Allöopathie, in Zweifelſucht gegen das Ganze über. Dieſes wurde bei der Homöopathie mit Eifer, ja mit Liebe, die das Eindringen in eine ſchwierige Wiſſenſchaft erleichtern, aber leicht dem Neuen zu ſchnell Anerkennung zu Theil werden laſſen, erfaßt. Wir wollen hierüber mit Grieſſelich um ſo weniger rechten, als wir wohl wiſſen, daß es von Nutzen iſt, ein Mal das Geleiſe der ruhigen Forſchung zu verlaſſen und einen Gegenſtand mit Eifer und Vorliebe zu betreiben. Dies ziemt ſich namentlich für einen jungen Mann, und iſt bei einem mit gediegenem Wiſſen, ernſtem Streben und großer Wahrheitsliebe begabten von keinem beſondern Nachtheil, inſofern er bald wieder von ſeinem Enthuſiasmus zurückkommt, wie es ſich auch hier zeigte.

Das erſte Auftreten von Grieſſelich hatte wenigſtens den Vortheil, daß dadurch viele unbefangene Aerzte auf den Werth der Homöopathie aufmerkſam gemacht wurden, und daß die Aerzte im Großherzogthum Baden und in den benachbarten Ländern, welche derſelben ſchon früher ihre Aufmerkſamkeit zugewendet hatten, zum Theil ſchon ſeit Jahren dieſes Heilverfahren am Krankenbett benutzten, einen Vereinigungspunkt erhielten. War nun Grieſſelich zwar nicht der erſte Arzt in ſeinem engern Vaterland, der in der neuen Heillehre einen Weg zur Befeſtigung und Ausbildung ſeiner Wiſſenſchaft erkannte, ſo war er doch der erſte, welcher eine Vereinigung der Aerzte mit gleichem Streben bezweckte und auch erreichte.

Schon am 1. Juni 1833 bildete ſich auf Veranlaſſung von Grieſſelich ein ärztlicher Verein im Großherzogthum Baden, deren Mitglieder in der Homöopathie, ihrem Grundprincip nach, eine weſentliche Bedingung zur Vervollkommnung und Veredlung der Heilkunſt erkannten. Sie waren weit davon entfernt, die Homöopathie mit allen ihren Schlüſſen, Folgen und Sätzen insgeſammt zu vertheidigen; ſie erkannten kein Privilegium irgend einer Heilmethode an, als welches ſie ſich durch ihren eigenen Werth verſchafft; ſie beſtimmten dieſen allein nur nach dem Erfolg. In dieſem Sinne beſchloß der Verein die Herausgabe einer Zeitſchrift (Hygea), für deren Redaction fünf Mitglieder der Geſellſchaft beſtimmt wurden, die aber Grieſſelich von Anfang an allein beſorgte, weshalb die übrigen Mitglieder vom dritten Bande an dieſem fleißigen Arbeiter mit der Mühe auch die Ehre allein überließen. Man kann ihn wohl als die Seele nicht bloß des Vereins, ſondern auch der Zeitſchrift, die nun ſchon bis auf mehr als 12 Bände angewachſen iſt, bezeichnen.

Unter der Leitung dieſes Arztes hat die Hygea alsbald eine allgemeine Tendenz erlangt; ſie blieb nicht mehr das bloße Organ des homöopathiſchen Vereins in Baden, ſondern wurde von vielen Aerzten aus der Nähe und Ferne zur freien wiſſenſchaftlichen Discuſſion benutzt; ſie wurde eine Stimme der Zeit, die als ſolche von ihrer beſchränkten Richtung abgehen und ihre allgemeine Tendenz auch ausſprechen mußte. Grieſſelich erkannte dieſe Anforderung der Zeit ſehr wohl, er trat ihr daher nicht entgegen, ſondern entſprach ihr um ſo lieber, als er mehr und mehr einſah, daß die Hahnemann'ſche Schule eine Secte iſt, eben ſo gut als die allöopathiſche, daß Mißverſtand und Selbſtzufriedenheit bei vielen Aerzten hier wie dort herrſchen, weshalb er es für wenig ehrenhaft hielt, ſich der einen oder der andern Partei zuzugeſellen. Er erkannte daher die Nothwendigkeit, nicht bloß jede Abhängigkeit von Dogmen zu desavouiren, ſondern auch jeden leiſen Schein zu meiden, als hätte man mit der faulen Sache ſchlechter Subjecte etwas gemein. Grieſſelich wollte einen Schritt thun, dem eingeriſſenen Sectenweſen ein Ende zu machen und Ausſicht auf eine Verſtändigung zu geben. Keine Vereinbarung widerſtrebender Elemente war ſein Zweck, keine Vermiſchung unter ſich uneiniger Grundſätze wollte er herbeiführen; er mochte gern dazu beitragen, daß jeder Methode ihr Platz angewieſen werde. Sein Streben ging alſo, recht betrachtet, über das der Homöopathen und das der Allöopathen, daher nahm er auch für ſeine Zeitſchrift vom 7. Band an den einfachen Titel einer allgemeinen ärztlichen in Anſpruch. Dieſem hohen Zweck war aber weder Grieſſelich, noch der Verein ſeiner Freunde vollkommen gewachſen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

15. Juni. № 142. 1841.

K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod."

(Fortsetzung.)

Eine andere, nicht minder dankenswerthe Mühe wäre es dann auch, die beinahe formlosen und fragmentarischen Massen des Niebuhr'schen Stoffes zu einem auch ins Kleine vollendeten Kunstwerk abzurunden, und schließlich aus der orakelnden Dunkelheit der hochtrabenden Phrase den goldenen Kern der Geschichte herauszuschälen. Eines umfassenden Versuches dieser Art darf sich aber bis jetzt Deutschland nicht rühmen. Anfänge nur sind gemacht, und dankenswerthe, in der Verfassungsgeschichte speciell Monographieen und Grundrisse, die einer spätern redigirenden Hand sowohl Stoff als Fingerzeige zur Vollendung bieten werden. Die Namen Walter, Gerlach, Rein, Zumpt, haben hier einen guten Klang. Auf der andern Seite hat aber die langsame Bedächtigkeit der Deutschen bereits beim Erscheinen und Verlauf des Niebuhr'schen Buches allerlei Zweifel und Achselzucken erregt, ob es denn auch gerathen sei, den so lange erprobten Weg jahrtausend-alter Ueberlieferung zu verlassen, ob es nicht allzu keck und gewissenlos, den guten Alten, den einzigen Zeugen der Vergangenheit ihre Aussagen vor dem Munde weg zu demonstriren. Man gestand Niebuhr stupende Gelehrsamkeit und eine Genialität als Historiker zu, etwa wie Bentley in der Behandlung des Horaz; zu der Ausgelassenheit seiner sog. Hyperkritik aber wollte man sich nicht bekennen. „Das Gedicht von L. Tarquinius und Servius Tullius" war doch für einen gesetzten Mann und ruhigen Bürger eine zu frappirende Ueberschrift in einer Geschichte Roms. Man bedauerte den Genius, der seine schönen Talente so in die Luft verpuffte, statt etwas Solides zu leisten, und griff mit Bedacht zum historischen Hemmschuh. Es versteht sich von selbst, daß diese stabile Seite nicht ähnliche Extreme aufzuweisen hat, als die linke in Huschke. Vielmehr, da sie objectiven Grund unter den Füßen hat, und die Gelehrsamkeit zum hauptsächlichsten Hebel ihrer Argumentation macht, werden ihre Bemühungen dem Historiker stets schätzenswerthe Resultate im Einzelnen zuführen. Die Negation der Niebuhr'schen Principien aber wird sich jedenfalls als ohnmächtig erweisen. Denn fragt man nach den Schützlingen dieser ganz historischen Männer, so trifft man auf Autoren, die, wie Dionysios von Halikarnaß, theils von abergläubischer Verehrung ihrer ältern, oft von ihnen mißverstandenen Quellen, theils von eignen unbegründeten Lieblingstheorieen befangen, die widersprechendsten Ergebnisse beider in möglichst unkritischer Verwirrung so übereinander häufen, daß oft der Nachsatz den Vordersatz widerlegt. Ja, man begreift nicht, wie bei etwaniger Wahl Jemand anstehen könne, sich lieber auf Gnade und Ungnade Niebuhr als jenen Alten zu ergeben. Auch zeigt es sich bei weiterm Zusehen, daß selbst die Opponenten ex principio (wie z. B. Gräßer) sich keineswegs des Zweifels über ihre Quellen entschlagen können, und so in der Mitte zwischen ihrer Superstition und dem Gebrauch der Kritik, die sie trotz ihres Widerspruchs erst von Niebuhr entlehnt haben, gerathen sie in eine Haltlosigkeit, ein Schwanken und innere, unvermittelte Gegensätze, die um so schärfer hervortreten, je weniger Methodik ihr tendenzloses Raisonnement haben kann. —

Wir bedauern, nahe an dieser Grenze, dem vorliegenden Buche seine Stelle anweisen zu müssen. Für die beabsichtigte Gründlichkeit, und die Verachtung subjectiver Scheingründe spricht die summarische Weise, in welcher er Huschke's bodenlose Theorieen abfertigt. Dies erweckt von vornherein eine günstige Meinung. Noch mehr aber, daß Herr Göttling durch anerkannte Leistungen auf verwandten Gebieten der Alterthumswissenschaft zu einer erschöpfenden Redaction der römischen Verfassungsgeschichte hingeführt ist, und sonach zu einem solchen Werke vor Vielen befähigt erscheint. Aber wenn er auch nicht von Haus aus dem großen Vorgänger sich entgegenstellt, so sehen wir ihn doch Schritt vor Schritt in geharnischter Opposition mit ihm, er sucht ihn aus einer Schanze in die andere zu treiben, und das einzige Hauptresultat, was er ihm läßt, ist die Feststellung des Verhältnisses von Plebs und Populus. Die Abhängigkeit von Dionysios ist es, welche vor allem in den

ſagenhaften Zeiten der Volksgeſchichte Italiens und des entſtehenden Roms Herrn Göttling's Darſtellung bedingt. Aber die vielfach dadurch entſtehenden innern Conflicte werden noch dadurch vermehrt, daß der Verf. kein eigentlicher Freund der freien Kritik, gleichwohl da, wo er ſie übt, oft viel extravaganter wird als Niebuhr in ſeinen Hypotheſen; ja da er ohne Anſtand Mittel zu ſeiner Demonſtration verwendet, deren Gebrauch von vornherein bedenklich erſcheint, ſo wird die Kluft zwiſchen dieſen extremen Beſtrebungen unausfüllbar; das Bindeglied oft eine Brücke ohne Steg und Stütze, wie die Wiſſenſchaft ſie nimmer bauen ſollte. Dazu kommt noch die Anlage des Buches, das in ſeinem knappen Umfang und der ſichtlich zurückgedrängten Erörterung der Beweisſtellen das Anſehen eines Hand- und Lehrbuches trägt, welches dem Lernenden ſichre und abgemachte Reſultate bieten könnte, etwa in der Weiſe von Hermann's griechiſchen Staatsalterthümern. Aber es erweiſt ſich bei näherer Betrachtung, daß Seite für Seite ganz neue Anſichten aus den oft nur citirten, nicht ausgeſchriebenen Stellen unter dem Texte entwickelt werden, die keineswegs von ſelbſt und aus bloßer Vergleichung derſelben ſich ergeben, ſondern offenbar eine neue und eigenthümliche Exegeſe vorausſetzen. Abgeſehen davon, daß dies dem Leſenden die Sicherheit der Selbſtbelehrung verkümmert — und das wäre nur ein äußerer Mangel — entzieht ein ſolches Verfahren dem Schreibenden ſelbſt die Ueberſicht der Quellen, für welche der darüberſtehende Text doch im Grunde als zuſammenhangender Commentar gelten ſoll. Gefahrlos kann dieſe Vernachläſſigung nur dann ſein, wenn das gedruckte Buch nur ein Auszug umfaſſender Vorarbeiten iſt. Das vorliegende bietet ſich aber ſelbſt als ein abgeſchloſſenes Ganze ſelbſtändiger Unterſuchungen.

Was nun aber die oben erwähnten Mittel zur Ergründung der hiſtoriſchen Facta betrifft, ſo tritt zunächſt die auffallend häufige Anwendung der Etymologie hervor. Gewiß mag die Bezugnahme auf dieſe Wiſſenſchaft unverächtlich, auch wohl nothwendig ſein, wo die Keime von Begriffen aufgefunden werden ſollen, die ſelbſt im Zeitenlauf vielfach umgeſtaltet, doch auch ihrerſeits mächtig auf die Bildung von Volk und Staat gewirkt haben, und deren urſprüngliche Geltung nur noch durch den Klang des überlebenden Namens feſtgehalten wird. Sicher aber iſt das Mittel doch nur dann, wenn ſchlagende Analogieen mit Conſequenz den Wortſtamm aus den Zuſätzen und Umwandlungen herauslöſen und auch die Bedeutung der letzten erkennen laſſen. Wir meinen hier nicht die Conſequenz, welche uns direct bis in das Sprachparadies am Ganges, noch auch ſelbſt bis Dodona zurückführte. Denn wie eine Univerſaletymologie, in welcher „der äußere Gleichklang der Wörter von gar keiner Bedeutung iſt," die „Uebereinſtimmung der Bedeutung aber nur ein ſecundäres Gewicht" hat*) — für hiſtoriſche Thatſachen, d. h. für die urſprüngliche Bedeutung eines Lautcompleres in Anwendung gebracht werden könne, will uns nicht einleuchten. Uns ſcheint für dieſen Zweck nothwendig, daß man ſich auf die Bildungsgeſetze derjenigen Sprache beſchränke, um deren Begriff es ſich handelt, daß man auch hier nur auf diejenigen ſich berufe, die in der litterariſchen Zeit eines Volks noch mit Bewußtſein geübt ſind, oder doch wenigſtens durch eine Reihe von gleichbedeutenden und buchſtäblich identiſchen Formationen als ehemals lebendig bezeugt werden. In anderer Weiſe geübt erſcheinen ſelbſt beiläufige Verſuche in einem ernſten hiſtoriſchen Werke ſtörend, verwerflich aber geradezu, wo ſie, wenn auch ſecundär als Argumente dienen ſollen. Da ſtrafen ſie ſich denn oft auf der Stelle ſelbſt. So, wenn Hr. Göttling S. 31, Anm. 1 die Namen Volsci und Pelasgi als urſprünglich identiſch erklärt. Denn, wenn er nicht, wie allerdings neuerlich beliebt, das Lateiniſche für den kauderwälſchen Jargon einer einmal griechiſch geweſenen Sprache anſieht, ſo müſſen ihn doch die hier auf einen Fleck gehäuften Kunſtſtücke der Syncope, Metatheſis und der Vertauſchung von V und P ſelbſt unerhört klingen. Aber Hr. Göttling will ſich ſelbſt ja erſt den Zuſammenhang dadurch möglich machen, daß er das e in der Endung des italiſchen Namens für radical erklärt — wofür übrigens die Bildung Volsculus eben ſo wenig ein Beweis wäre als Wortformen wie Tuscanicus, Graecanicus, Asiaticus für die Urſprünglichkeit der zunächſt der letzten Endung vorhergehenden Sylbe, oder genauer als Graeculus für die des e in Graecus. Vgl. Grajus.

Aber in den Textworten zu der erwähnten Note beruft ſich Hr. Göttling doch auf Niebuhr, um anderſeits die Identität der Volsker und Aufoner nachzuweiſen. Dieſe behauptet nun Niebuhr in der nicht citirten Stelle — ſie ſteht R. G. Th. I, S. 71 — freilich auch keineswegs, ſondern er ſagt nur, daß die alten Annalen die Volsker auch Aurunker genannt (d. h. zu ihnen gerechnet) — das aber, was er in etymologiſcher Beziehung von dem Namen der Volsker ſagt, es ſeien dieſelben, welche in Skylax Periplus Oſker geheißen wurden, beruht gerade auf der des Verf. Anſicht entgegengeſetzten Bedeutung der Endſylbe, die Niebuhr eben für eine wuchernde Abbiegung hält. Wie es übrigens mit dem zu beweiſenden Factum ſteht, davon hernach. — S. 47 wird der Name Roma zum Beweis für die erſte Geſtalt der Stadt und die Art ihrer Gründung angeführt. Es ſoll nämlich Roma ſo viel ſein als *groma*, der Mittelpunkt der Lager und der Colonieen. „Mit Roma und groma verhält es ſich nicht anders, als mit gnobilis und

*) Lateiniſche Synonyme und Etymologieen von Ludw. Döderlein. Beilage. Die lateiniſche Wortbildung. S. 12, §. 12.

nobilis." — Keineswegs; denn während der naſale Ton des g ſich leicht und natürlich mit dem n verbindet, oder ſich im Anfang davon ablöſt, iſt ein gleicher Wechſel zwiſchen r und gr in den Grenzen lateiniſcher Sprachbildung unerhört. (Vgl. Schneider's Elementarl. S. 456. 492). S. 48 ſoll der Viminalis von Vibenna den Namen haben, um eine Vermuthung zu ſtützen, zu welcher keine vorhandene Autorität berechtigt. Aber die Analogie von Esquilinus, Fagutal, Querquetulanum sacellum, ſo wie die ganze Stelle Varro's L. L. V, 49 zeigen zu klar, welche Bewandtniß es damit hat. — S. 85 heißt es: Matrimonium bedeutet urſprünglich das Local im Hauſe, innerhalb deſſen die Hausfrau ſchaltet. Dadurch ſoll die Phraſe in matrimonium ducere erklärt werden. Dieſe Bedeutung hat es aber nirgends, und die Analogie von patrimonium widerſpricht geradezu. Auch geſteht Hr. Göttling ſelbſt, die Bedeutung habe ſich verloren. Woher kennt ſie denn Hr. Göttling? Nach S. 132 iſt in *servus* und *herus* dieſelbe ſprachliche Wurzel nicht zu verkennen; hier activ, dort paſſiv. Wenn das heißen ſoll, das nach r eingeſchobene Digamma und das in s verdickte h gebe dem Worte die paſſive Bedeutung, ſo wäre das eine neue, aber erſt durch Analogie zu erweiſende Entdeckung; ſollen aber jene Abwandlungen als für die Bedeutung eigentlich gleichgiltig angeſehen werden, wie die Berufung auf Feſtus eritudo, servitudo zeigt, ſo käme ja wohl die alte Verwandtſchaft *κατ' ἀντίφρασιν* und das lucus a non lucendo wieder zu Ehren, und die Künſte, wodurch uns bewieſen wird, daß ater ſchwarz und *αἰθός* weiß dem Stamme nach eigentlich identiſch ſind, erhielten ihre Anwendung innerhalb derſelben Sprache. Freilich, ob ich ſage: ein Volk mit ſtrenger Knechtſchaft oder mit ſtrenger Herrſchaft plagen, kann ziemlich auf eins hinauslaufen, und darum mag das durch den griechiſchen Gloſſator *δεσποτεία* erklärte eritudo (wozu Hr. Göttling Placid. Gloss. op. Ang. Maj. p. 463. *eritio* — dominatio citirt) von dem ſtammelnden Epitomator des Feſtus durch servitudo wiedergegeben ſein; aber dabei ſind und bleiben doch Herr und Knecht die ſtrengſten Gegenſätze, und eine Sprache, die ſelbſt in ihren erſten Urſprüngen ſolche Gegenſätze nicht ſcharf ſondert, würde allerdings Talleyrand's Bonmot rechtfertigen, d. h. ſie würde das unbrauchbarſte Mittel zum Austauſch der Gedanken, würde gar keine Sprache ſein. Wie aber gleichzeitig Hr. Göttling die Ableitung des Wortes *servus* von *servare* in Schutz nehmen, die Bürgerrettungskrone und den Ausdruck sub corona venire in dieſelbe Etymologie hineinziehen, und außerdem herus und heres identificiren kann, begreifen wir nicht.

(Fortſetzung folgt.)

Grieſſelich und die Homöopathie.

(Fortſetzung.)

Es wurde zwar gegen Hahnemann und ſeine einſeitigen Dogmen offenbar angekämpft; es wurde die Nichtswürdigkeit einiger Homöopathen und ihrer litterariſcher Producte an das Licht gezogen und ohne Schonung beurtheilt, woran es aber auch früher nicht mangelte; man machte ſich aber doch faſt ausſchließlich mit der Homöopathie zu ſchaffen und ſammelte ſelbſt in dieſem Sinne, wie das der Hygea beigegebene Repertorium zeigt, denn wenn es auch jetzt ein ſolches für ſpecifiſche Heilkunde heißt, ſo änderte doch dieſer Titel, der nicht gerade ein beſſerer genannt werden kann, nicht viel an der Sache. Der Grund dieſer Richtung der Hygea lag wohl vorzüglich darin, daß Grieſſelich, der Gründer und Erhalter dieſer Zeitſchrift, von Natur Skeptiker, mehr zum Niederreißen als Aufbauen berufen zu ſein ſcheint, und daß ſeine Kritik eine trennende Schärfe hat. Gelang es ihm auch, durch dieſe Schärfe manche alte und neue Wucherpflanze, die die gute Saat verkümmerte und zu zerſtören drohte, zu zernichten, hat er auch auf dieſem Wege zur Reinigung der Wiſſenſchaft nicht wenig beigetragen, ſo war es ihm doch nicht zugleich möglich, in demſelben Maße Neues zu ſchaffen, obſchon wir ihm manche gute Beobachtung und manche ſchöne Idee verdanken. Anderſeits konnte ſich die Mehrzahl der Mitarbeiter von der einmal eingeſchlagenen Richtung nicht ganz frei machen, ſie war nicht im Stande, die Begriffe der Homöopathie und Allöopathie zu vergeſſen und neue Wege einzuſchlagen, um nach dem höchſten Ziele des ärztlichen Strebens, nach einer naturgeſetzlichen Heilkunde zu ringen. Es fehlte zwar nicht an Aufforderung dazu in der Zeitſchrift ſelbſt, ſie blieb aber ohne Erfolg, wohl weil dem Arzte, von dem die Aufforderung ausging, die Zeit mangelte, mit der Ausführung ſeiner Ideen zu beginnen und ſo ſeinen Collegen mit gutem Beiſpiele vorzugehen.

Soll die Hygea fortan dem Bedürfniſſe der Zeit entſprechen und von nun an mehr den Charakter der Allſeitigkeit, ohne welchen ſie auf die Dauer keine kräftige und erfolgreiche Wirkſamkeit entwickeln kann, an ſich tragen, ſo muß in ihr das Reſultat eines ſorgfältigen Studiums der Naturheilungen niedergelegt werden, um darauf die Kunſtheilungen zu gründen; es muß ſich aber auch in ihr ein genaues Studium der Krankheiten überhaupt zu erkennen geben, da der Vorgang der Heilung noch der Krankheit angehört und überdies von einer genauen Kenntniß des Gegenſtandes, der unſer Handeln nöthig macht, das Meiſte abhängt. Um dieſe Aufgabe gehörig zu löſen, darf die anatomiſche und phyſiologiſche Stütze, ſo wie das Erfahrungsmäßige aus den Naturwiſſenſchaften, was aufhellend auf das ärztliche Wiſſen wirkt, nicht unbeachtet bleiben. Die Homöopathie

darf nun nicht mehr die Hauptaufgabe der Hygea ſein; ſie muß die Geſammtheit der Wiſſenſchaft bearbeiten und keiner Partei huldigend nach einer naturgeſetzlichen Heilkunde ſtreben. Dieſes Ziel wird ſie aber nur erreichen, wenn mehr Aerzte von umfaſſend wiſſenſchaftlicher Bildung es ſich werden angelegen ſein laſſen, Grieſſelich in ſeinem achtbaren Beſtreben zu unterſtützen, damit die Zeitſchrift eine größere Allſeitigkeit erlangt.

Wenn nun Grieſſelich durch Gründung des Vereins in Baden, durch Herausgabe der Hygea und durch ſeine zahlreichen Aufſätze in derſelben ſich ſchon ein nicht geringes Verdienſt um die Wiſſenſchaft erworben hat, ſo wird daſſelbe noch dadurch erhöht, daß er in einer ziemlichen Zahl ſelbſtändiger Schriften die Wahrheit vertheidigte, und das Oberflächliche, Unwahre, Schlechte, was er in der alten und neuen Schule fand, ohne Schonung an das Licht zog. Dabei ließ er die Aerzte aller Parteien, welche nur nach hergebrachten Anſichten und Autoritäten urtheilten, welche nicht mit Gründen, ſondern Meinungen kämpften, denen daher vom wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus nicht beizukommen war, das Beißende ſeiner Satyre fühlen, machte ſie lächerlich und dadurch für die Wiſſenſchaft unſchädlich. In dieſem Sinne ſind verfaßt: Die Frescogemälde aus den Arcaden der Heilkunſt, — die beiden Theile des Sachſenſpiegels, — die Homöopathie im Schatten des geſunden Menſchenverſtandes, — das Sendſchreiben an Hahnemann und Eiſenmann, — die berliner Vorleſungen über Glauben und Aberglauben in der Heilkunſt. — Grieſſelich ſchonte in dieſen Schriften eben ſo wenig Hahnemann und ſeine unbedingten Anhänger, als die berühmteſten Aerzte der alten Schule, wenn ſie ihr Anſehen in die Waageſchale legten, wenn ſie unbedingten Glauben in ihre Ausſprüche verlangten, wenn ſie, ohne zu prüfen, über eine Sache aburtheilten, kurz wenn ſie in einer Erfahrungswiſſenſchaft nicht von unbefangenen Beobachtungen, ſondern von Vorurtheilen ausgingen, wenn ſie nicht nach Gründen der Vernunft, ſondern nach unhaltbaren Hypotheſen entſchieden, wenn ſie nicht das Buch der Natur, ſondern nur die Paragraphen ihrer Handbücher gelten ließen und dieſen Geſetzeskraft zuerkannten.

Man hat Grieſſelich häufig den Vorwurf gemacht, er habe nicht mit den Waffen der Wiſſenſchaft gekämpft. Dies hat allerdings ſeine Richtigkeit, und jeder Arzt, dem die wirkliche Ausbildung der Medicin und das Wohl der Menſchheit am Herzen liegt, konnte bei ſolchen litterariſchen Erſcheinungen nur wehmüthige Empfindungen haben. Urtheilte er aber unbefangen, ſo konnte er nicht dem Verfaſſer, ſondern denen, welche durch ihr unwürdiges Auftreten die Veranlaſſung gaben, den Vorwurf der Unwiſſenſchaftlichkeit machen. Es wäre ein zweckloſes und lächerliches Unternehmen geweſen, wenn Grieſſelich in wiſſenſchaftlichem Ernſte, mit Gründen der Vernunft gegen leichtfertige und unwahre Behauptungen, gegen grundloſe Urtheile und oberflächliches Raiſonnement zu Feld gezogen wäre; hier konnte er nur durch ſeine Satyre etwas nützen, durch die er die Vorlauten und Anmaßenden lächerlich machte und die Muthloſen zurückſchreckte. Das muß ihm jeder Unbefangene zugeſtehen, daß er die Geißel mit Kraft und Gewandtheit zur Bekämpfung der Unwahrheit und des Vorurtheils und zur Vertheidigung der Wahrheit zu führen wußte, wenn auch mancher Hieb, der dem Böswilligen beſtimmt war, aber den Irrenden traf, beſſer unterblieben wäre, da Züchtigung leicht ſchadet, wo Zurechtweiſung noch nützen kann.

Grieſſelich's Verdienſt bei Entſcheidung der Frage über den Werth oder Unwerth der Homöopathie beſteht jedoch nicht bloß in der Abwehr Unberufener, in der Bekämpfung des Vorurtheils und der Unwahrheit. Grieſſelich iſt nicht bloß Kritiker, ſondern auch Beobachter; er verſteht es nicht bloß, das Unbrauchbare zu verwerfen, ſondern weiß auch an die Stelle der Meinungen Thatſachen zu ſetzen und durch die ſelbſt erkannte Wahrheit die Lüge zu verdrängen. Allerdings hat er als Beobachter das noch lange nicht zu Stande gebracht, was er als Kritiker zernichtete, ohne daß man aber deshalb behaupten kann, ſeine Beobachtungsgabe ſtehe der Schärfe ſeines Urtheils bedeutend nach; denn ein ſorgfältiger Beobachter kann nur nach längerer Zeit ein bedeutendes Reſultat erhalten, beſonders wenn er in ſo hohem Grade Skeptiker iſt, daß er an der Richtigkeit ſeiner eigenen Beobachtungen ſo lange zweifelt, bis ſie ſich durch häufige Wiederholung beſtätigt haben. Das verdient an den von Grieſſelich mitgetheilten Beobachtungen alle Anerkennung, daß er auch ſolche Fälle veröffentlichte, welche nicht zu Gunſten ſeines Heilverfahrens ſprachen; das aber iſt zu tadeln, daß ſeine Beobachtungen mehr die Therapie als die Pathologie betreffen und er dieſer nicht die gleiche Aufmerkſamkeit ſchenkte, wie jener. In dieſer Beziehung hätte er durch mehr Allſeitigkeit ſeinen gleichgeſinnten Collegen ein gutes Beiſpiel geben und die Mitarbeiter an der Hygea von der immer noch zu einſeitigen therapeutiſchen Richtung abbringen ſollen.

Grieſſelich theilte nicht bloß eine ziemliche Zahl von einzelnen Beobachtungen mit, ſondern auch ſchon vor einigen Jahren ein allgemeines Reſultat aus derſelben, welches ſelbſt der Arzt, der nicht völlig damit übereinſtimmt, als unbefangen anerkennen wird.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

16. Juni. № 143. 1841.

K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod."

(Fortsetzung.)

Es würde uns zu weit führen, den Spuren dieser nach unsrer Ansicht sehr großen Begriffsverwirrung zu folgen, und ihre Voraussetzungen zu widerlegen. Den Zusatz Hrn. Göttling's dürfen wir aber nicht verschweigen, daß, „wer mit den Gesetzen der Sprachbildung vertraut ist, in dem Wort verna denselben Stamm erkennen werde." „So wird von *hora hornus*, von *ver vernus*, wie aus *serva verna*" (!). Warum hier das fem., da doch *verna* fast immer masc. ist, und für den entgegengesetzten Gebrauch erst auf Gruter's C. T. appellirt werden muß? — Hienach erkennt jedoch Hr. Göttling Bildungs-Gesetze in der lateinischen Sprache an, und scheint also der oben erwähnten Ansicht Derer entgegenzutreten, die in ihr nur eine bewußtlose Corruption des Griechischen sehen, wie sie vielen mittelalterlichen Sprachformationen eigen ist, und wie namentlich im Englischen die romanischen Stämme nicht gesetzlich umgebildet, sondern in der Aussprache verdreht und verstümmelt erscheinen. Eine solche Verstümmelung aber wäre es offenbar, wenn Flexionssylben für Stammsylben angesehen und letztere wie unwesentlich weggeworfen, erstere als wesentlich beibehalten werden. (Vgl. ital. Allamagna — Lamagna — La Magna; emendare engl. amend, dann *mend*). Dahin würde aber die längst beseitigte, vom Verf. wieder aufgenommene Ableitung des Wortes *tunica* von χι-τωνίσκ-ος vollständig gehören; daß „*alapa* aus palma entstanden ist," wie S. 140, Anm. 3 behauptet wird, möchte noch bestimmteren Widerspruch verdienen, wenn auch keine Widerlegung, da der Verf. den Beweis schuldig bleibt. Für *pompifex*, welches die alte Form von *pontifex* sein soll (S. 173), wird schon die Anführung genügen, da man nicht begreift, wodurch die Römer veranlaßt sein, jenes erste Wort, das nach Hrn. Göttling noch dazu so genau mit dem Begriff übereinstimmte, in ein anderes zu verwandeln, das durch eine sehr klare Etymologie auf einen ganz fremdartigen Begriff hätte führen müssen. Wir verweisen aber doch zum Ueberfluß auf Klausen's Aeneas Th. II, S. 945 flg. Die Ableitung von populus durch eine Reduplication von πόλις (S. 148) lassen wir dahin gestellt sein. Dagegen werden wohl die Leser über die verborgenen Gesetze der Sprache staunen, nach welchem der Name der Flamines von dem *apex* oder *albus galerus* abzuleiten ist (S. 180). Doch diesmal liegt das Ueberraschende wohl zunächst nur in des Verf. Ausdruck. Er hat unstreitig sagen wollen, daß der apex oder alb. gal. noch einen andern, dritten Namen gehabt habe, wovon flamen abzuleiten sei; und diesen Namen, auf den es freilich gerade ankam, ließ er aus. Die Wahrheit der Sache betreffend ist aber erstlich zu beachten, daß apex und albus galerus eigentlich keineswegs dasselbe ist, sondern daß eben nach den vom Verf. angeführten Stellen des Festus*) der apex die mit Wolle bewickelte Ruthe auf der Mütze des Flamen ist. Ferner würde man sehr irren, wenn man in den citirten Stellen das fragliche Wort und die Ableitung des Verf. suchte. Vielmehr führt Festus**) den Namen auf jenen wollenen Faden (filum; daher filamen) zurück, mit welchem der apex bewickelt wurde, oder der nach Servius***) dazu diente, das Haupt des Priesters zu umwinden, wenn er ohne Hut ausging. Varro bei Gellius X, 15 (nicht IX, 15) sagt auch nichts weiter, als daß der galerus von weißer Farbe gewesen. Dagegen ist es der von dem Verf. hier nicht erwähnte Dionysius, welcher die Ableitung hat, welche Hrn. Göttling vorgeschwebt haben wird (II, 64): Φλάμιοιν,

*) Die erste Stelle Lindem. p. 10: *Albogalerus a galea* nominatur. Est enim *pileum* capitis, quo Diales flamines utebantur, cui *affigebatur apex* virgula oleagina, und p. 19: Apiculum *filum*, quo flamines velatum apicem gerunt. Das bezeugt auch auf das Bestimmteste Serv. V. Aen. II, 687. VIII, 664. X, 270. Denn wenn auch in der ersten Stelle eine Erklärung Sueton's angeführt wird, nach welcher apex den ganzen Hut bezeichnet, so fügt doch der Grammatiker sogleich hinzu: Apex *proprie* dicitur in summo flaminis pileo virga lanata. Dion. II. 78 verwechselt ihn mit dem tutulus der Salier.

**) p. 66. *Flamen* Dialis dictus, quod *filo* assidue veletur. So auch Servius a. a. O.

***) Virg. Aen. VIII, 664. Varro L. L. V, 48. *Flamines* — quod — caput cinctum habebant *filo flamines* dicti.

οὓς ἐπὶ τῆς φορήσεως τῶν πιλωτῶν τε καὶ στεμμάτων ἃ καὶ νῦν φοροῦσι φλάμα καλοῦντες. Aber auch hier bedeutet das ſonſt nirgends erwähnte „flamum“ ſichtlich nicht den Hut, ſondern nur den wollenen Faden. Dieſe Stelle diene zugleich vorläufig zum Beleg für den Nachtheil des oberflächlichen Citirens. Die Inconvenienzen aber der rathenden Etymologie ſind Hrn. Göttling ſelbſt nicht entgangen. Dies zeigt auf charakteriſtiſche Weiſe die Entſchuldigung, mit welcher er ſeine Ableitung des Wortes *Curia* von *curis* oder *quiris* begleitet, „wenn gleich die Quantität etwas verändert erſcheint.“ Nein, die Quantität einer Sylbe kann nur eine doppelte ſein: lang oder kurz; und wenn ſie verändert iſt, iſt ſie ſtets ganz und gar verändert, nicht bloß etwas. Jenes ſo unbedeutende etwas enthält eine Captatio benevolentiae, welche der Wahrheit Abbruch thut, und die Zuverſicht der bewußten Methode verdächtigt. Und doch ſcheint es wieder von ſolcher Zuverſicht zu zeugen, wenn die Ableitung des Namens Egerius von egere als „ſprachwidrig“ verworfen wird (S. 37), wenn der Verf., welcher S. 168, Anm. 4 behauptet, daß Aprilis urſprünglich Parilis gelautet habe, ohne ein Beiſpiel ähnlicher Metatheſis oder einen Grund für die hier geübte anzugeben, verlangt, „wer den Namen von *aperire* ableite, müßte erſt eine analoge Form dieſes Wortes nachweiſen, wo e ausgefallen, dann eine Form, wo die Endung ĭlis an ein Verbum angefügt wäre.“ Wahrlich, Hr. Göttling ſtellt ſtrenge Forderungen an ſeine Gegner, zumal, wenn man ſich erinnert, wie wenig Garantieen er dagegen bietet. Müßten nicht auch ſie verlangen, daß er eine analoge Form von parere nachwieſe, in welcher die beiden erſten Buchſtaben verſetzt ſind? Aber wirklich, wiewohl dies bei den unzähligen Fällen der Syncope eines e, namentlich zwiſchen Muta und Liquida, gar nicht nöthig wäre, können wir diesmal ihm die Form *apricus* entgegenhalten, deſſen Abſtammung von aperire die Lexika genugſam erweiſen; die Neigung des Wortes, das e zu eliminiren zeigt das italieniſche: aprire. Für die Endung ĭlis aber an Verbis bieten die zu Subſtantivis gewordenen Neutra Cubile und Sedile, ſo wie zum Ueberfluß incile und ancile hinreichende Analogie; ja wenn Hr. Göttling den Zuſammenhang von Parilia mit parere nicht läugnet, auch dieſes ſelbſt. Doch das Präjudiz für den eignen Einfall hat es ſo weit gebracht, daß der Verf. (S. 269) die von Niebuhr aufgeſtellte ſchöne und vollſtändige Analogie von praesul exsul consul, deren letzte Sylbe den in su-m und su-ol hervortretenden Stamm des Verbi ſubſtantivi zeigt, zerreißt, um consul von consulere, exsul von ex solo, praesul von praesultor abzuleiten. — Doch mit wie vielen Artikeln ſich noch dieſer Abſchnitt vermehren ließe, es iſt Zeit zu wichtigern Seiten des Buches überzugehen. Denn die Uebertragung der etymologiſchen Ergebniſſe auf das hiſtoriſche Gebiet iſt doch nur von mittelbarem Nachtheil. Schlimmer iſt es, daß die Gewöhnung an das Rathen durch ihre Bequemlichkeit anſteckend wird, und allmälig auch ſonſt gleichgiltig gegen die Sicherheit der Prämiſſen ſtimmt, auch wo nicht aus Wortklängen, ſondern aus geſchichtlichen Daten Folgerungen gezogen werden ſollen. Das Verderbliche dieſer Nachläſſigkeit zeigt ſich natürlich da am ſtärkſten, wo der zuſammenhangende objective Gehalt der Geſchichte erſt durch combinatoriſche Kritik aus fragmentariſchen Ueberlieferungen entwickelt werden muß; freilich ſind das in der römiſchen Verfaſſungsgeſchichte Stellen genug, aber vollſtändig dahin gehört die ganze Urgeſchichte der italiſchen Volksſtämme bis zu ihrer Verſchmelzung. Als Beleg diene eine Unterſuchung, in welcher das ſprachliche, wenn auch nicht etymologiſche Element noch als Vehikel dient.

(Fortſetzung folgt.)

Grieſſelich und die Homöopathie.

(Schluß.)

Vor allen Dingen ſpricht Grieſſelich die Nothwendigkeit einer kritiſchen Sichtung der Fundamentalſätze der Heilkunſt aus, und geſteht mit Recht die Unvollkommenheit dieſer, namentlich der Therapie im engern Sinne, zu. Dieſelbe iſt ihm vorzüglich auffallend beim Vergleichen der Medicin mit den Naturwiſſenſchaften, welche ſie ſehr überragen. Hierbei beklagt er, daß dieſe, bei dem hohen Grad ihrer Ausbildung, auf die Medicin als propädeutiſche Wiſſenſchaften derſelben den zu wünſchenden und rechten Einfluß noch nicht geübt hätten; es beſtehe dieſer in einer einſeitigen Beziehung eines Zweiges auf die Therapie, oder es trete bei ſtattfindenden Lücken die Speculation als unheilvolle Ergänzerin ein. Ihm iſt die Phyſiologie der Sammelpunkt der Naturwiſſenſchaften, von dem die einzelnen Zweige der Heilkunſt ausſtrahlen. Als Hauptaufgabe bezeichnet Grieſſelich hier mit andern Naturforſchern und Aerzten das Erkennen des Lebens aus ſeinen Aeußerungen, und das Auffinden der Geſetze, nach welchen dieſe erfolgen. Er will, daß man von den Geſetzen des geſunden Lebens ausgehe, um denen des kranken näher zu rücken, und iſt überzeugt, daß in dem Grade, in dem wir erforſchen, welches die Potenzen ſind, die das geſunde Leben erhalten und das geſunde in krankes umſetzen, welches ferner die Umſtände ſind, unter denen dieſe Umänderung in Krankheiten eintritt, wir die Kenntniß der Arzneikräfte uns aneignen werden und dieſe benutzen können zu der Behandlung der Krankheiten.

Eine Haupturſache des obwaltenden Zuſtandes in der Heilkunſt ſucht Grieſſelich in der Art wie ſie von Vielen getrieben und gelehrt wird, und bezeichnet als zwei Grundfehler die Syſtemſucht und den Mangel an Beobachtung.

Darin geht er aber wohl zu weit, wenn er an der Exiſtenz einer rationellen Heilkunſt zweifelt. Iſt auch das, was man ſo nennt, oft mehr oder weniger irrational; ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß man im Beſitz vieler Erfahrungen iſt, die inſofern rationell genannt werden können, als ſie durch die Vernunft geleiteten und geordneten Beobachtungen ihre Entſtehung verdanken. Ebenſo müſſen wir es als eine übertriebene an Hahnemann erinnernde Behauptung bezeichnen, wenn Grieſſelich die Heilkunſt, welche auf allgemeinen Indicationen beruht, die große Heerſtraße des Schlendrians nennt, und verſichert, ſie habe mit der ratio nichts zu ſchaffen, wohl aber mit der Phantaſie und der Willkür. Es iſt dieſer Satz zwar auf viele Fälle und das Handeln vieler Aerzte anwendbar, ohne durchaus in dieſer ausnahmsloſen Allgemeinheit auf Wahrheit Anſpruch machen zu können. Das wird aber jeder unbefangene Arzt gern zugeſtehen, daß Hahnemann das unbeſtreitbare Verdienſt hat, die Nothwendigkeit einer Umgeſtaltung der Heilkunſt thatſächlich angeregt und vor Allem weſentlich dazu mitgewirkt zu haben. Hiermit ſteht keineswegs in Widerſpruch, wenn Grieſſelich, bei Anerkennung des Hahnemann'ſchen Grundſatzes, das darauf gebaute Syſtem als haltlos verwirft. Wir geſtehen ſogar gern das große Verdienſt des Reformators zu, ſind von dem Werthe vieler ſeiner Beobachtungen und Grundſätze, und von dem Nutzen ſeiner Heilmethode in nicht wenigen Fällen überzeugt, ohne das oberſte Heilgeſetz, in der Art wie es von Hahnemann als Grundſtein ſeines Syſtems hingeſtellt wurde, als richtig anzuerkennen. Hahnemann will als Heilmittel denjenigen Arzneiſtoff angewendet wiſſen, der in den Symptomen, die er am Geſunden bewirkt, der Geſammtheit der Krankheitserſcheinungen am meiſten ähnlich iſt. Die Wahl eines ſolchen Heilmittels ſcheint anfangs leicht und war es auch in früheren Zeiten, wo noch nicht die Prüfungen ſo vieler Arzneiſtoffe vorlagen, und wo man bei den einzelnen Arzneiſtoffen noch keine ſo große Zahl von Symptomen aufzählte. Nun aber iſt es bei ſcharfer Unterſcheidungsgabe und bei der größten Sorgfalt des Arztes ſchwer möglich, das rechte Heilmittel zu wählen, wenn man ſich nur durch Symptomenähnlichkeit leiten läßt. Es iſt daher in der Praxis der Homöopathen ziemlich zur Regel geworden, auch andere Momente zu berückſichtigen, und nicht allen Symptomen, welche am Kranken wahrgenommen werden, eine gleiche Bedeutung zuzugeſtehen, die idiopathiſchen und ſympathiſchen, die activen und paſſiven u. ſ. w. zu unterſcheiden. Ein jeder Arzt, der dies thut, und davon iſt wohl ſelbſt Hahnemann nicht auszunehmen, erkennt das oberſte Princip der Homöopathie „similia similibus" in der Praxis nicht mehr vollkommen an, wenn er ihm auch in der Theorie noch allen Werth zugeſteht, es als das oberſte Heilgeſetz gelten läßt. Alle Aerzte, welche den Grundſatz, der den Schlußſtein von Hahnemann's Syſtem bildet, nicht in deſſen erſter Bedeutung in der Praxis befolgen, können demnach auch nicht mit vollem Rechte Homöopathen genannt werden, und ihr Verfahren, bei dem ſie ſich nicht durch die Symptomenähnlichkeit allein oder vorzüglich leiten laſſen, iſt kein homöopathiſches im ſtrengſten Sinne des Wortes. Wir ſehen alſo, daß die Homöopathie in ihrer urſprünglichen und dem Worte entſprechenden Bedeutung nicht mehr der Gegenwart angehört, und man kann wohl mit vollem Grunde behaupten, daß ſie nicht durch die meiſt unangemeſſenen und unvernünftigen Einwendungen der Gegner, ſondern durch das mehr und mehr naturgemäßer gewordene Verfahren der Aerzte, welche ſich Homöopathen nannten und noch nennen, der Vergangenheit anheimfällt. Wir können daher auch Grieſſelich nicht ganz beiſtimmen, wenn er behauptet, Hahnemannismus und Homöopathie ſeien in den letzten Jahren zweierlei geworden, und ſeien weſentlich zu unterſcheiden; da wir, wie aus dem Geſagten erhellt, nur die Hahnemann'ſche Medicin dem ſtrengen Wortſinne nach Homöopathie nennen können. Demnach dürfen nur die Aerzte, welche das Heilprincip Hahnemann's unbedingt anerkennen und in der Praxis befolgen, reine Homöopathiker genannt werden, worauf aber ſtreng genommen ſelbſt Hahnemann kaum Anſpruch machen dürfte. Wenn nun Grieſſelich ſich von dem Hahnemann'ſchen Syſtem losſagt und der ſpecifiſchen Heilmethode huldigt, ſo ſpricht er aus, was faſt alle wiſſenſchaftlichen Aerzte, die ſich in die Prüfung dieſes Syſtems näher eingelaſſen haben, denken und wonach dieſelben am Krankenbette handeln. Auch wir ſind hierin mit ihm ganz einverſtanden, möchten nur das Wort „ſpecifiſch" nicht für das ganz geeignete halten, da es nicht recht bezeichnend iſt und leicht einem Schlendrian in der Praxis die Thüren öffnet, was ſich ſchon jetzt nicht verkennen läßt. Wollten wir auch das Wort „ſpecifiſch" in dem Sinne, in dem es Grieſſelich nimmt, gelten laſſen, wollten wir ihm auch beiſtimmen, wenn er ſagt: „Specifiſchen Arzneien ſtehen nicht ſpecifiſche Krankheiten im Sinne der alten Schule gegenüber. Jeder Krankheitsfall iſt als individuell anzuſehen, und mit Heilmitteln zu behandeln, die in ſpecifiſcher Beziehung zur concret vorliegenden pathologiſchen Form des erkrankten Organs ſtehen;" ſo haben wir doch die feſte Ueberzeugung, daß ſich bei allgemeinem Gebrauche des Wortes „ſpeciſiſch" bald der alte Schlendrian wieder einſtellen wird, der jetzt ſchon zum Theil bei manchen der ſpecifiſchen Heilmethode huldigenden Aerzten ſich erkennen läßt, da nur die wenigſten Praktiker die einzelnen Fälle ſo genau zergliedern und einen jeden derſelben in ſeiner Eigenthümlichkeit aufzufaſſen ſuchen.

Im Allgemeinen wird ſich die Kunſtheilung in ihren einzelnen Arten beſſer feſtſtellen laſſen, wenn man bei deren Begriffsbeſtimmung von der Naturheilung ausgeht, wenn man dieſe als Vorbild derſelben gelten läßt, wenn man die

Krankheitserſcheinungen nicht zuſammen wirft, ſondern zum Zweck der Heilung mehr auf die, welche Heilbeſtrebungen und Heilthätigkeiten erkennen laſſen, ſieht, um dieſe auf naturgemäße Weiſe zu unterſtützen und anzuregen, oder die übrigen läſtig fallenden Erſcheinungen, wenn es nöthig wird, zu mäßigen oder völlig zu beſeitigen. Man wird dann das Wort „ſpecifiſch" ſo wenig, wie das „homöopathiſch" genügend und vollkommen bezeichnend finden, und ſich bald davon überzeugen, daß eine ſolche Betrachtungsweiſe den Schlendrian, in welchen die Praktiker ſo leicht verfallen, keineswegs begünſtigt. Von dieſen Grundſätzen ausgehend, wird man der Unterſcheidung der Heilmethoden in homöopathiſche, antipathiſche u. ſ. w. nicht mehr die Bedeutung zugeſtehen können, man wird auch nicht mehr über den abſoluten Vorzug der einen vor der andern ſtreiten, ſondern einer jeden ihren Platz da anweiſen, wo ſie den Heilbeſtrebungen der Natur entſpricht, oder zur Linderung von läſtigen Symptomen dient. Wäre Grieſſelich bei Beurtheilung der Kunſtheilungen von den Naturheilungen, die er im vollen Maße anerkennt, ausgegangen, ſo würde er zum Theil zu andern Reſultaten gekommen ſein. Er hätte von dieſem Standpunkte aus, bei Anerkennung des Werthvollen an der Homöpathie, nicht nöthig gehabt zu dem nicht bezeichnenden Worte „ſpecifiſch" ſeine Zuflucht zu nehmen; er würde bei gleichzeitiger Anerkennung des Guten an der alten Medicin, die Hahnemann als Allöopathie bezeichnet, nicht in den Fall gekommen ſein, von zwei ſich entgegenſtehenden Syſtemen das Brauchbare auszuwählen, alſo Eklektiker zu ſein, wogegen er von jeher ſo ſehr ankämpfte; er wäre nicht in den Fall gekommen, die Wahrheiten in der Medicin vereinzelt anzuerkennen, ohne ein gemeinſames wiſſenſchaftliches Band für ſie zu haben. Grieſſelich ſteht auf einer ſolchen Höhe der wiſſenſchaftlichen Bildung, daß es ihm nicht genügen kann, für die Praxis brauchbare Thatſachen vereinzelt zu beſitzen, um ſie am Krankenbette gelegentlich zu benutzen; er hat das Bedürfniß nach wiſſenſchaftlichem Zuſammenhang und nach Einheit in den Thatſachen zu ſtreben, es kann daher nicht ausbleiben, daß er in Bälde ein beſtimmtes Ziel erkennt, nach dem er in Theorie und Praxis zu ringen hat, und daß mit einer ſolchen Einheit in ſeinem Streben der Zwieſpalt, von dem er ſich in der Wiſſenſchaft noch nicht ganz frei zu machen wußte, verſchwinden wird.

Bei Anerkennung des von Hahnemann aufgeſtellten oberſten Heilprincips, verwirft Grieſſelich die meiſten Satzungen Hahnemann's, worin wir ihm aus Gründen der Vernunft und der Erfahrung gern beiſtimmen. Er bezeichnet mit Recht die Hahnemann'ſche Medicin als ein Aggregat von Wahrem und Unwahrem, das von keinem wiſſenſchaftlichen Arzte in ſeiner Totalität angenommen werden kann. Die Homöopathie iſt nach ihm noch nicht ſo weit gediehen, daß der Arzt, der ihr huldigt, immer und in allen Fällen andere therapeutiſche Proceduren entbehren kann, wenn ſie auch in den meiſten Fällen jede andere Methode weit übertrifft. Von dem Satze „Similia similibus" an muß die Theorie der Homöopathie neu erbaut werden. Die Hahnemann'ſchen Sätze ſind großentheils ungegründet, und ſein Organon iſt voll Sinnwidrigkeit, Zweideutigkeit, Inconſequenz und offenbar Unwahrem, wodurch das Gute unzugänglich wird. — Aus dieſen wenigen Sätzen läßt ſich das Verhältniß von Grieſſelich zu Hahnemann und ſeiner Lehre, der Homöopathie, hinreichend erkennen. Grieſſelich kann nicht Homöopath genannt werden; er iſt nach ſeinen deutlich ausgeſprochenen Grundſätzen ein Eklektiker, dem jedoch das bloße Ausleſen des Brauchbaren nicht genügt, der nach einer Einheit in den Erfahrungen ſtrebt, ohne ſie bis jetzt gefunden zu haben. Er hat zwar den Geiſt und den wiſſenſchaftlichen Ueberblick, um ein Syſtem der Medicin gründen zu helfen, er wird aber dadurch davon abgehalten werden, daß er das Einzelne der Beobachtungen vorzugsweiſe im Auge hat, daß er daran ſtets den Prüfſtein der ſtrengſten Kritik anlegt und überhaupt Skeptiker im hohen Grade iſt. Eben dieſe Eigenſchaften, genaue Beobachtungsgabe, Umſicht und Schärfe des Urtheils bei großer Redlichkeit, ſind es, welche wir ſtets im Auge behalten müſſen, wenn wir den Werth von Grieſſelich recht beurtheilen wollen. Sie machen es erklärlich, wie er in der beſten Abſicht, der Wahrheit zu dienen und dadurch der Wiſſenſchaft zu nützen, rechts und links Perſonen verletzen konnte, weshalb er bei dem redlichſten Streben die gehäſſigſten Urtheile erfahren mußte. Sie geben uns Aufſchluß über ſeine Stellung in der Wiſſenſchaft; ſie laſſen uns erkennen, warum ihm weder Allöopathie noch Homöopathie genügt, warum er aber auch ſelbſt noch zu keinem Syſtem gekommen iſt. Dieſes vorerſt noch vorzugsweiſe negirende Streben von Grieſſelich glauben wir bei der Unvollkommenheit der alten ſo wie der neuen mediciniſchen Schule um ſo höher ſchätzen zu dürfen, als ſich eine jede in ihrem Treiben ſehr wohl zu behagen ſcheint, und als man von beiden mit Göthe ſagen kann: „Eine Schule iſt als ein einziger Menſch anzuſehen, der hundert Jahre mit ſich ſelbſt ſpricht, und ſich in ſeinem eigenen Weſen, und wenn es auch noch ſo albern wäre, ganz außerordentlich gefällt."

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

573

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

17. Juni. № 144. 1841.

K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod."

(Fortsetzung.)

In den Sabinern sieht der Verf. die Repräsentation des patriarchalischen Lebens, in dem die Familie, das Geschlecht noch Alles gilt; wohl nicht mit Unrecht. Damit soll der Gebrauch des Gentilnamens zusammenhangen. „Ganz eigenthümlich," sagt Hr. Göttling S. 5, „ist aber dem sabinischen Stamme, zu diesem einen Gentilnamen noch einen zweiten hinzuzufügen, welcher nachweislich von dem Geschlechtsnamen der Mutter übertragen bald vor, bald nach dem väterlichen Gentilnamen gefunden wird. Diese Eigenthümlichkeit ergiebt sich besonders aus einer Stelle des Livius (XXXIX, 13. 17), wo Vaculla Minia" — die H. S. lesen meist anders; Annia hat Drakenborch aufgenommen — „eine samnitische Campanerin, erwähnt wird mit ihren beiden Söhnen Minius Cerrinius und Herennius Cerrinius. Minia war aus dem Geschlechte der Minier" — das vermuthet der Verf. und s. l. c., gewiß mit Recht — „ihr Mann hieß Cerrinius, und hatte mit ihr einen Sohn gezeugt, welcher nun von dem Geschlechte der Mutter und des Vaters zusammen Minius Cerrinius heißt." — Aber, fragen wir, wo bleibt der andre Sohn Herennius? Für's erste bleibt der Verf. die Antwort schuldig. Aber S. 8 erfahren wir Folgendes: „Diese Sitte scheint aber bloß gegolten zu haben, so lange die Söhne nicht verheirathet waren. Denn mit ihrer Verheirathung nahmen sie den Geschlechtsnamen der Frau mit an, neben ihrem Gentilnamen, wie das Beispiel des Minius Cerrinius zeigt, dessen Bruder Herennius Cerrinius mit einer Frau aus der Gens Herennia vermählt gewesen sein wird." Aber woher weiß dies der Verf., und wenn er es nur vermuthet, wie der Ausdruck zeigt, wie kann er aus dieser Hypothese eine so thatsächlich ausgesprochene Folgerung ziehen, und wie, vorzüglich, kann er die obige Behauptung von dem mütterlichen Geschlechtsnamen als nachweislich verkünden, wenn die einzige Stelle, die er dafür anführen konnte, eigentlich dagegen spricht, und dieser Widerspruch nur durch eine neue Voraussetzung aufgehoben werden kann, die, weil ihm die erste einmal feststand, nun als Resultat gilt? — Aber weiter; wir nannten die Stelle des Livius die einzige, wiewohl der Verf. fortfährt: „Es spricht aber dafür auch noch eine Stelle des Dionysius (III, 70), wo der Name des berühmten Augurs Attius Navius so bestimmt wird, daß Navius der eigentliche Gentilname, vom Vater herstammend, Attius aber sein syngenetischer sei, welcher Ausdruck sicher auf die Verbindung zweier Geschlechter durch die Ehe zu beziehen sein muß." Wer sollte bei dieser, nicht mit den griechischen Worten ausgeschriebenen Anführung nicht stutzen, wenn er weiß, daß bei Dionysius das ὄνομα συγγενικόν eben der Gentilname ist, das hingegen, was Hr. Göttling so übersetzt, a. a. O. aber τὸ κοινὸν ὄνομα καὶ προσηγορικόν heißt, bei diesem Schriftsteller stets den Vornamen bedeutet. Also ist es wohl nur ein Versehen von Hrn. Göttling. — Doch nein, er macht die Bemerkung in der Note selbst, und belegt den Gebrauch durch eine Reihe treffender Beispiele, denen er dann in Beziehung auf seine Interpretation hinzufügt: dies paßt aber nicht auf Navius, welches nie ein Pränomen gewesen ist, und nicht auf die Stellung der Namen, welche nicht Navius Attius, sondern Attius Navius fordert. Dionysius hielt also fälschlich Navius für das προσηγορικόν, welches zugleich κοινόν gewesen sei." — Eine ähnliche Petitio principii ist wohl kaum erhört. Sich zum Beweis einer Behauptung auf die Worte eines Autors zu berufen, und in der Note, die zum Beleg dienen soll, eben dieselben Worte, weil sie direct der Behauptung widersprechen, als irrthümlich zu verwerfen.

So sehen wir, wie die principlose Subjectivität vom sprachlichen Gebiet ausgehend allmälig die historischen Facta verfälscht. Die schwankende Etymologie war nur ein Symptom davon. Aber in ihrer ganzen Schwäche muß sie sich zeigen, wo sie losgerissen von der historischen Basis diese doch anerkennen will, ja sich auf sie als ihren vermeintlichen Standpunkt beruft. So im angeführten Fall, so auch, wo

das ſprachliche Element in der Unterſuchung ganz zurücktritt. Siculer ſind dem Verf. identiſch mit den Sacranern und Sabinern. Sie ſind das ungriechiſche Element in den nachmals lateiniſch redenden Völkerſchaften (S. 8). Für urſprünglich pelasgiſch (d. h. für Pelasger-Tyrrhener) dagegen gelten ihm die Latiner (S. 16), die Aboriginer (S. 18), die Umbrer (S. 19), Volsker, Rutuler, Aequer, Herniker, welche alleſammt (S. 20 nur Umbrer und Aboriginer werden hier nicht wieder erwähnt) unter dem Namen der Oſker zuſammenzufaſſen ſeien, der ſchon etymologiſch mit dem der Aequer verwandt ſein ſoll, ſo wie Volsci mit Pelasgi. Von Griechenland ſeien dieſe eingewandert (S. 14) und von ihnen ſtamme der griechiſche Grundbeſtandtheil. Hier möchte man nun faſt bei jedem einzelnen Worte Einſpruch thun. Wir beſchränken uns jedoch auf die Punkte, welche ſpeciell für Roms Urgeſchichte von Bedeutung ſind, auf die nationalen Verhältniſſe nämlich der Siculer, Aboriginer und Latiner. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir nicht ohne weiteres auf die gründlichen Unterſuchungen Niebuhr's und Ottfried Müller's und namentlich an die ſprachlichen Ermittelungen des letzteren provociren. Denn Hr. Göttling hat ſie wie billig zu ſeinem Zwecke benutzt, und citirt ſie, wo er auf ihren Reſultaten fußt, oder wo er denſelben entgegentreten zu müſſen glaubt. Vielmehr iſt es hier nur der Ort, die Widerſprüche Hrn. Göttling's mit ſeinen antiken Gewährsmännern und ſeinen eigenen Hypotheſen aufzuweiſen. Eine Stelle müſſen wir jedoch zuvor herausheben, in welcher Hr. Göttling nicht etwa bloß in Oppoſition mit jenen Alterthumsforſchern tritt, ſondern ſelbſt ihre abweichende Meinung zu ſeinem Vortheil in einer Weiſe zu benutzen ſucht, die mindeſtens von einem argen Mißverſtändniß zeugt. Er behauptet nämlich (S. 8, Anm. 3), daß Niebuhr und Müller (Etr. I, S. 16) die (nach dem Verf. weſentlich ungriechiſchen) Siculer für eines Stammes mit den Aboriginern halten. Aber Müller ſagt eben am angeführten Orte gerade das Gegentheil: „Iſt alſo das griechiſche Element des lateiniſchen ſiculiſch: ſo ſtammt das ungriechiſche von den Aboriginern" — und widerlegt treffend etwaige Einwürfe. Bei Niebuhr aber iſt ein ganzer Abſchnitt (Th. I, S. 77 — 89, 2. Aufl.) dem Beweis gewidmet, daß die Aboriginer uritaliſch, den pelasgiſchen Siculern entgegengeſetzt, nachmals dieſe unterworfen und mit ihnen zu einem Volke verſchmolzen den lateiniſchen Namen angenommen haben. —

Die Gründe aber, aus welchen Hr. Göttling die Siculer für ſabiniſchen Urſprungs hält, ſind die Zeugniſſe des Thucydides und Dionyſius, vielleicht auch des Polybius (XII, 6), nach welchen die Siculer Barbaren und von Anbeginn in Italien heimiſch heißen. Aber den erſten Grund betreffend: Auch die Pelasger, deren vollſtändiges Griechenthum Hr. Göttling ſeinem Dionyſius folgend bis zur Uebertreibung geltend macht*), werden von ächt helleniſchen Schriftſtellern vielfach als Barbaren betrachtet**), und nun vollends die tyrrheniſchen Pelasger***), jenes Lieblingsſpielzeug der phantaſirenden Urhiſtorie. Und heißen denn etwa Aboriginer†) und Umbrer††), die nach dem Verf. Pelasger ſind, nicht auch Barbaren? Werden nicht auch ſie den Pelasgern von eben dem Dionyſius als andere entgegengeſetzt? — Daß die Siculer aber als einheimiſch in Italien genannt werden, iſt vollends kein Grund, ſie den pelasgiſchen Stämmen entgegenzuſetzen. Denn wenn auch die griechiſche Theorie von Völkerverwandtſchaften den Zuſammenhang von Nationen ähnlicher Zunge oder gar nur dialektiſcher Verſchiedenheit ſich einzig und allein durch Einwanderung und Genealogieen der Stammführer zu erklären weiß, ſo hindert uns doch nichts, die Autochthonie der Pelasger auf allen Küſten des weſtlichen Mittelmeers vom Padus bis zum Halys mit gleichem Recht anzunehmen. Wie Einwanderungsſagen entſtanden, wie namentlich in der pelasgiſchen Völkerfamilie, iſt durch Klauſen's umfaſſende Forſchungen mit unendlichen Details belegt. Aber es reicht die Bemerkung hin, daß die, welche ſeit unvordenklichen Zeiten in einem Lande ſitzen, gleichviel ob doch einmal zuerſt eingewandert, ſich ſelbſt als Autochthonen betrachten mögen. Und hierdurch ſchon findet auch der Umſtand Erklärung, warum die Griechen (d. h. Dionyſius), die Pelasger den Hellenen entgegenſetzen. Denn, wenn ſie das ihnen homogene Element in den halbgriechiſchen Völkern durchaus nur durch Einwanderung von Hellas her erklären konnten, ſo mußte der Stamm, welcher als uranſäſſig galt (die Siculer) von ſelbſt als barbariſch im ſtrengeren Sinne erſcheinen. Endlich, um ſtatt mit hiſtoriſchen Argumenten,

*) Wir wollen nicht über die Ausdrucksweiſe (S. 16) hadern: „Die Pelasger ſind ein ächt griechiſcher Stamm," was immer ſich dagegen Weſentliches einwenden ließe. Aber daß in Gabii noch altgriechiſche Sitte geherrſcht und ſich bis auf die Auguraldisciplin erſtreckt haben ſoll (wie S. 201 u. 210 behauptet wird) iſt wiederum eine Conſequenz aus Dionyſius, der freilich gern ganz Italien, ſelbſt die Sabiner als Nachkommen der Griechen betrachten möchte. Mit Recht ſchreibt daher Klauſen die Abfaſſung der Sagenform, nach welcher Roms Zwillingskönige in Gabii auf gut atheniſch die freien Künſte und Wiſſenſchaften ſtudirt haben ſollen, der ſpäteſten Zeit zu (Aeneas, S. 595). Hr. Göttling aber hätte wenigſtens ein barbariſches Element anerkennen ſollen nach der Stiftungsſage von Gabii. Solin. 2, 10. Gabios a Gulato et Bio fratribus *Siculis*, d. h. nach Hrn. Göttling Italikern.

**) Hecatäus bei Strabo VII, S. 494. IX, 629. Herodot. I, 57: οἱ Πελασγοὶ βάρβαρον γλῶσσαν ἱέντες. 58. τὸ Πελασγικὸν γένος ἐὸν βάρβαρον.

***) Thucyd. IV, 109.

†) Dionyſ. I, 13 zu Ende. I, 16 Anf. werden Aboriginer, Umbrer, Siculer gleichmäßig zu den Barbaren gezählt.

††) So I, 9. I, 17. Die Umbrer von Pelasgern bekriegt. I, 19. Die Aboriginer anfangs in Feindſchaft gegen die anziehenden Pelasger. Ebendaſ. Auch die Auſoner, die Aurunker oder Oſker, nach dem Verf. pelasgiſchen Stammes, heißen c. 21 ἔθνος τι βαρβαρικόν.

den Verf. mit den Waffen ſeiner eigenen Behauptung zu ſchlagen — heißen denn die Umbrer und Aboriginer nicht auch Autochthonen bei den glaubwürdigſten Schriftſtellern*), wollen die erſteren nicht als wahrhafte Erdgeborne von jenſeits der Sündfluth ſtammen**), und bezeugt nicht der letztere Name ſchon unwiderleglich ihre Seßhaftigkeit von Anbeginn?***). Doch dies führt uns bereits auf die andere, wenn es ſein kann, noch ſchwächer vertheidigte Seite der Hypotheſen in dieſem Abſchnitt, die Aboriginer ſeien eingewanderte Pelasger†). Wie Cato's gräciſirende Ableitung durch das Urtheil des competenten Zeitgenoſſen Antiochos von Syrakus††) widerlegt werde, wollen wir Niebuhr und Müller nicht nachſprechen. Es drängt ſich vor Allem die Frage auf, wie dann die im Sinne der Sage ſo folgerechte Einwanderung der Phryger unter Aeneas zu verſtehen ſei. Letztere erkennt Hr. Göttling unbedingt als pelasgiſch an†††). Nun ſagt aber Cato ſelbſt, und nach ihm Salluſt, ja ſelbſt Dionyſius kann es nicht zurückweiſen*), daß das Miſchvolk der Latiner entſtanden ſei aus jenen troiſchen Flüchtlingen und — den Aboriginern. Waren nun jene das pelasgiſch-helleniſche Element — was bleibt für dieſe, als das ungriechiſche? Man ſollte nicht glauben, daß der Verf. ſolche für ſeinen ganzen Bau verhängnißvolle Data erwähnen, geſchweige denn eine Erklärung derſelben beſtätigen könnte, die ſeinen Hypotheſen den Todesſtreich verſetzt. Aber nicht genug; waren die einſollenden pelasgiſchen Aboriginer Einwanderer, wie kamen ſie dazu, mitten zwiſchen den barbariſchen Sikelern der Ebene und Küſte das rauhe Gebirgsland um Reate zu occupiren, das nach allen Zeugniſſen als ihr Stammland gilt. Welches erobernd eindringende Volk geht mitten über die fetten Ländereien der Marſchen hinweg, um ſich in felſigen Einöden anzuſiedeln?*) Und nun vollends das ackerbauende, ſtädtegründende Pelasgervolk, das Hr. Göttling insbeſondere als den Repräſentanten ſtaatlicher Einigung unter den Italern preiſt. Nein, die letzten Reſte der Celtiberier haben ſich vor Römern, Gothen und Arabern in die cantabriſchen Sierren, die Britten vor Sachſen und Normannen in die Gebirge von Wales und Cornwales, und, was uns näher liegt, die römiſchen Colonen vor den Longobarden in den Schluchten des Appenin verſteckt und da ihre reine Abſtammung bewahrt. Darum, fürs Erſte abgeſehen von dem Urſprung der Sikeler und Aboriginer: haben jene in der Ebene, die Aboriginer in den Bergen gewohnt, als die erſten Strahlen der Geſchichte den italiſchen Boden beleuchteten, und waren die Einen Einwanderer, die Andern Autochthonen, ſo waren zuverläſſig die Sikeler die Fremden; iſt dann aber nach dem Verf. das einheimiſche Element das ſabiniſche, ſo ergiebt ſich das Facit von ſelbſt. Schon dieſe natürliche Betrachtung mußte dem Verf. des Dionyſius Darſtellung verdächtigen, wenn es Niebuhr's Warnung nicht konnte. Aber er iſt gegen ſchlimmere Widerſprüche blind. Die Sacraner, die aus einem heiligen Frühling entſtandene Colonie, ſind (S. 8, §. 5) Sabiner. Wir geben es zu. „Sie ſind die, welche von Reate ausgehend in vorrömiſcher Zeit andere Stämme von dem Platze des nachmaligen Rom verdrängten.“ Und dazu wird Feſtus s. v. Sacrani citirt. Sofort ſagt der Verf.: „Ich halte dieſe Sacraner für ganz dieſelben mit den Siculern.“ Aber was ſagt Feſtus in der angezogenen, aber nicht ausgeſchriebenen Stelle (Lindem. S. 251)? — *Sacrani* appellati sunt Reate orti, qui ex Septimontio Ligures *Siculosque* (!) *exegerunt*; nam vere sacro nati erant. Dieſe Stelle aber iſt zweiſchneidig und vernichtet nicht nur das in dem Text, den ſie belegen ſoll, Geſagte, ſondern auch den pelasgiſchen Urſprung der Aboriginer vollends, wenn wir nach dem Verf. und diesmal mit Recht den heiligen Lenz als ein rein ſabiniſches Inſtitut faſſen**). Und fragen wir nun nach Zeugniſſen für die Nationalität der zuerſt und eigentlich ſo genannten Sacraner, welchen die Siculer an der untern Tiber erlagen, ſo ſagt uns Servius zu Virg. Aen. VII, 795: nam ubi nunc *Roma* est, ibi fuerunt *Sicani*, quos postea pepulerunt *Aborigines*. Doch das iſt dem Verf. nicht ſo hoch anzurechnen. Er kennt, wenigſtens citirt er dieſe Stelle nicht; und ſo viel wir wiſſen, iſt ſie überhaupt noch nicht für die-

*) Man ſehe die Anführungen bei Dionys. I, 10: γένος αὐτὸ καθ' ἑαυτὸ γενόμενον — ὥσπερ ἂν ἡμεῖς εἴποιμεν γενάρχους ἢ πρωτογόνους. Lyd. Magistr. I, 21: λεγομένων Ἀβοριγίνων καὶ αὐτοχθόνων τῆς χώρας· καὶ γὰρ ἴσμεν Κάθηγον ἐξ ἐκείνων τῶν γηγενῶν ἔλκειν τὸ γένος ἀξιοῦντα. S. die ſonſtigen Zeugniſſe bei Niebuhr und unten Anm. *).

**) Plin. N. H. III, 19 (14). *Umbrorum* gens *antiquissima* Italiae existimatur, ut quos *Ombrios* a Graecis putent dictos, quod inundatione terrarum *imbribus superfuissent*. Vgl. Solin. II, p. 13. Isidor. Orig. IX, 2, 87. XIV, 4, 21.

***) Dieſe Etymologie hält mit Recht Niebuhr feſt. Andere abgeſchmackte bei Dionyſ. a. a. O. und dem Auctor Orig. Gent. Rom. 4. bedürfen nicht der Widerlegung. Feſtus s. v. nennt ſie trotz derſelben Ableitung: antiquissima gens Italiae. Geradezu appellativ gebraucht das Wort Plin. N. H. III, 19 (14).

†) Bei Dionys. I, 11.

††) Dionys I, 12 zu Ende; vgl. c. 13.

†††) §. 28. S. 46.

*) Serv. Virg. Aen. I, 10: Cato in Originibus dicit hoc (cuius auctoritatem Sallustius sequitur in bello Catilinae): Primum Italiam tenuisse quosdam qui appellabantur Aborigines, hos postea adventu Aeneae Phrygibus iunctos Latinos uno nomine nuncupatos. Sallust. Cat. 6. Dionys. I, 60. Vgl. Liv. I, 1, noch mehr I, 2, 4: Aeneas adversus tanti belli terrorem ut animos Aboriginum sibi conciliaret, ne sub eodem iure solum, sed etiam nomine omnes essent, Latinos utramque gentem nominavit.

*) Eine bloße Paſſion für das Gebirge anzunehmen, welche von den arkadiſchen Ahnherren ererbt ſei, ſcheint ſelbſt dem Dionyſius eine zu alberne Vorausſetzung, um ſie ſeinen Leſern als baare Hiſtorie anzubieten. S. I, 13.

**) S. 7. „Es iſt dieſe Sitte eine rein ſabiniſche, nicht eine altitalieniſche überhaupt“ —

ſen Zweck angezogen. Vielleicht verwirft er ſie auch, da Servius ein ſpäter Grammatiker iſt, und ſich manchmal irrt. Hrn. Göttling iſt Dionyſius die Autorität, die ſeiner Kritik den Maßſtab verleiht. Befragen wir daher den Griechen. Nachdem derſelbe B. I, c. 14 u. 15 die alten Sitze der Aboriginer in den reatiniſchen Gebirgen ausführlich beſchrieben, ſagt er, „daß von dort ausgehend ſie mit andern Barbaren (über dieſen Ausdruck ſ. oben) und vorzugsweiſe mit den benachbarten Sikelern um des Landes Beſitz gekämpft. Zuerſt nun zog ein heiliger Lenz aus — und darauf kommt die Beſchreibung dieſes alt-italiſchen Inſtitutes, wie ſie in dieſer Ausführlichkeit kein alter Autor weiter hat. Und dieſe heiligen Lenze der Aboriginer waren es nach demſelben Dionyſius in demſelben Capitel, durch welche Antemnä, Ficulneä, Corniculum, Tibur erobert, die Siculer, härter als je ſonſt bedrängt, und wenn wir das προῆλθεν ἄχρι πόρρω (ὁ πόλεμος) erwägen, ſicher ganz Latium durch die Aboriginer wiedergewonnen ward. Ja dieſe Nachricht des Dionyſius iſt zwiſchen manchen confuſen Berichten eine wirklich geſchichtliche Perle, zumal da er ſich auf die hiſtoriſche Thatſache beruft, daß zu ſeiner Zeit noch eine ſtädtiſche Tribus zu Tibur Σικελίων geheißen. Wollte Hr. Göttling jenes ſo klare Zeugniß nicht benutzen (denn geleſen muß er es haben), warum erwähnt er es nicht, warum widerlegt er es nicht, warum erlaubt er ſich die Erfindung, die an dieſer Stelle Verfälſchung iſt, daß die Siculer den heiligen Lenz geſandt und andere Völker aus den römiſchen Gegenden vertrieben hätten. Warum, wenn die Widerſprüche des Dionyſius ihn vielleicht ärgerten, ſah er ſich nicht nach andern Quellen um, folgte er z. B. nicht dem klaren und höchſt verſtändigen Bericht des Servius zu Virg. Aen. VIII, 328: Sicani — duce Siculo venerunt ad Italiam et cum tenuerunt exclusis Aboriginibus. Mox *ipsi pulsi ab illis, quos ante pepulerant* — cauſt. *). Sehen wir hier nicht, wenn ſchon die Geſchichte mit genealogiſirender Sage gemiſcht erſcheint, wie die pelasgiſchen Eroberer das Küſtenland beſetzten, die Aboriginer in das Gebirg drängten, dann als dieſe in den Bergen erſtarkt waren, ihren erneuerten Angriffen erlagen und theils jenſeits der Meerenge eine neue Heimath ſuchten, theils (wie jene Notiz bei Dionyſius und die früher angeführten Stellen Cato's, Salluſt's und Dionyſius' ſelber lehren) *) mit den Eroberern zu dem neuen Volke der Latiner verſchmolzen? Von dem Siege der ungriechiſchen Bergvölker über die pelasgiſchen Ackerbauer der Ebene redet noch laut die lateiniſche Sprache, in der die Wörter, welche dem Krieg und dem Herrenleben angehören, rein italiſch, die den Ackerbau und das Landleben betreffen, pelasgiſch ſind. —

Nach ſolchen Willkürlichkeiten und Grundirrthümern iſt es dann eigentlich etwas Unbedeutendes, wenn man in denſelben Umgebungen lieſt, daß die pelasgiſchen Städte auf dem rechten Tiberufer urſprünglich ſikeliſch (nicht-pelasgiſch) geweſen **), denn, wie zum Beweiſe dafür angeführt wird, ſie hätten vieles Alterthümliches, auch Pelasgiſches in hiſtoriſcher Zeit bewahrt, wenn der dazu citirte Dionyſius nur vom Pelasgiſchen ſpricht, Plinius aber und Feſtus durchaus nichts erwähnen, was gerade für den einen oder andern Stamm zeugte, wenn dann endlich zum Beleg, daß jene Städte erſt nachträglich durch Pelasger-Irrbener ummauert und benannt ſeien, auf Dionyſius II, 49 verwieſen wird, wo davon kein Wort ſteht, nicht einmal eines, was dahin gemißdeutet werden könnte.

(Fortſetzung folgt.)

*) Daß übrigens Dionyſius trotz ſeiner oft wiederholten Lieblingscombination ſich nicht zu ſehr gegen Anſichten wehrt, wodurch die Aboriginer und Sabiner identificirt werden, zeigt die II, 48 aufgenommene Sage von der Stiftung des ſabiniſchen Cures, ein Pendant zur Romuliſchen, die von der Vorausſetzung ausgeht, die Stifter des ſabiniſchen Stammortes ſeien Aboriginer, unter ihnen die vom ſabiniſchen Kriegsgott geſchwängerte Jungfrau heimiſch geweſen: ἐν τῇ Ῥεατίνων χώρᾳ, καθ' ὃν χρόνον Ἀβοριγῖνες αὐτὴν κατεῖχον παρθένος τις ἐπιχωρία τοῦ πρώτου γένους κ. λ. τ.

**) Wobei denn ohne Codd. oder Gründe befohlen wird, bei Dionyſius I, 20 Porgi ſtatt Piſa zu leſen.

Bei mir iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geſchichte

der

Naturphiloſophie,

von Baco von Verulam bis auf unſere Zeit.

Von

Dr. J. Schaller,

Profeſſor a. d. Univerſität zu Halle.

1. Band. gr. 8. 1841.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

18. Juni. № 145. 1841.

K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod."

(Fortsetzung.)

Auf einem ähnlichen schwindelnden Höhenpunkt der Combination aber, wo die ursprünglichen Inconsequenzen zum selbstvernichtenden Widerspruch auslaufen, treffen wir Hrn. Göttling bei der Bestimmung des oskischen Volksstammes. Denn wiewohl dieser, wie schon erwähnt, mit aller Bestimmtheit als griechisch-pelasgischen Ursprungs im strengsten Gegensatz mit den Sabinern bezeichnet wird, sagt Hr. Göttling dennoch (S. 10, Anm. 5) bei Gelegenheit des Wortes multa, welches Varro sabinisch nennt und Hr. Göttling daher als die Bezeichnung eines von Haus aus sabinischen Begriffes in Anspruch nimmt: „Nach Festus war es oskisch, was nicht viel Unterschied ist; denn die Samniter sprachen oskisch." Heißt das nicht: derjenige, welcher das Wort eigenthümlich sabinisch, also nicht-oskisch nenne, neiche nicht viel von dem ab, der es oskisch nennt? Doch nein, der Verf. hat hier wohl eine Annahme, die er aber am allerwenigsten hier unausgesprochen lassen durfte, stillschweigend vorausgesetzt, daß nämlich die Sabiner im Verkehr mit den pelasgischen Völkern ihre Sprache umgewandelt und so mit fremden Elementen versetzt hätten, daß sie nachher oskisch geheißen (das folgt denn auch S. 15), daß demnach dies neue Mischlings-Oskisch sehr verschieden von dem Alt-Oskisch gewesen sei. Aber auch dies eingeräumt, wie kann der Verf. bei einem Worte, dessen Begriff er als ächt sabinisch, d. h. nicht-oskisch darthun will, behaupten, es sei nicht viel Unterschied, ob Jemand es auch oskisch nenne, d. h. derjenigen Sprache vindicire, welche dem Hauptbestandtheil nach wirklich oskisch im eigentlichen Sinne war. Der Schluß: das Wort ist sabinisch (nicht alt-oskisch), weil es oskisch ist, die Samniter aber, ein sabinischer Stamm, neu-oskisch redeten, ist völlig wie dieser: das Wort ist deutsch (nicht lateinisch), weil es italienisch, die Lombarden aber, ein deutscher Stamm, italienisch reden. Aber auch später noch (§. 32, S. 50; §. 47, S. 88) werden die leges Obscae aus demselben Grunde speciell und wie mit Nothwendigkeit auf die Sabiner bezogen. Wenn aber (auch nach Hrn. Göttling) das Oskische nur sabinische Bestandtheile aufgenommen hatte, so standen ja die oskisch gewordenen Sabiner mit den Latinern ganz auf entsprechender Stufe; denn diese haben ja des Ungriechischen in Volksthum und Sprache so viel empfangen, daß sie den Griechen mit Recht als unhellenisch galten, und das Lateinische kein griechischer Dialekt geblieben ist, eher ein oskischer. Wie ungenau hätten also die Römer das Sabinische durch Oskisch bezeichnet, wenn die Völker dieser Zunge kaum mehr sabinische Elemente als sie selber, kaum weniger griechische (vielleicht noch mehr; s. Müller's Etrusk. S. 32) aufzuweisen gehabt hätten. Wie in aller Welt hätten sie nicht vielmehr auf die Sabiner recurrirt, so lange die Tradition von ihrem Ursprung fest stand, so lange die alte Sitte in den nachbarlichen Bergen sich erhielt, so lange dort selbst noch sabinisch geredet wurde (Varro L. L. VI, 4 u. V, 19). Aber noch mehr als dies. Nach dem Verf. sind die Latiner selbst Osker; ihre Sprache nur ist, wie das Volk selbst mit Sabinischem (Nicht-oskischem) gemischt. Und dieses von den Sabinern empfangene Nicht-oskisch in Sprache und Sitte sollen sie zum Unterschiede von ihrem alt angestammten Oskisch — wie? — oskisch genannt haben. Und wie kann eine solche Verwirrung, die mindestens auf einem unerwiesenen und unglaublichen Namensumtausch basirt, wiederum damit bestehen, daß S. 74 zum Behuf der Ableitung des (nach Festus) oskischen famul vom Griechischen ἅμα oder ὁμοῦ auf die Verwandtschaft dieser Sprache mit dem Griechischen appellirt wird?

Sonach dürften wir denn wohl vergeblich in diesem Buche Aufklärung über die dunkeln Zeiten Altitaliens erwarten, und es wird uns erlaubt sein, hinwegzueilen über die Vermuthungen von dem Ursprung und den Verhältnissen der übrigen Völkerschaften. Nur das wollen wir noch vorübergehend bemerken, daß der Oenotrer jenes bedeutsamen Stammes kaum Erwähnung geschieht, bei der Her-

kunft der Etrusker dagegen als Andeutung ihrer verwandtſchaftlichen Beziehung zu den germaniſchen Stämmen auch dies erwähnt wird (S. 38, Anm.), daß „der Name des mittelſten Wochentages in allen nordiſchen Sprachen Wodanstag genannt, von den Buddhiſten Buddha's Tag genannt werde;" wobei wir denn zugleich erfahren, daß Herr Dr. Schmid 17 Jahre bei den Tamulen Miſſionär geweſen, und daß dieſer geſagt habe, die alten Tamulen ſeien Buddhiſten geweſen, und nennten jenen Tag: Buden-Kuramei. Das ſind zwar höchſt gelehrte Notizen und am rechten Ort für Kenner gewiß ſehr ſchätzbar. Aber was haben doch die Tamulen, der Herr Dr. Schmid, die Buddhiſten, der Wodanstag und Mittwoch mit der Verfaſſungsgeſchichte Roms zu thun, mit welcher Hr. Göttling ſie durch den dünnen Hypotheſenfaden zuſammenwebt, daß Odin kein anderer ſei, als der etruskiſche Tinia.

Auf dem gebahnten Wege der bloßen Relation unzweifelhafter Facta iſt natürlich der Schritt des Verf. ſicherer, und wir können im Gegenſatz zum pretiöſen Modeton die klare, ungeſchminkte Darſtellung nur anerkennen, die ſich den Sachen anſchmiegt und ſie nicht in das ſchlotternde Gewand hohler Dunkelheit hüllt. Aber die Folgen der irrigen Auffaſſung in den früheſten Verhältniſſen werden um ſo mehr bis in die Zeiten ſicherer Geſchichte hinein nachtheilig verſpürt, als der Verf. in der Anordnung des Werkes es ſich hat angelegen ſein laſſen, gewiſſe Eigenthümlichkeiten in den römiſchen Staatsinſtitutionen aus dem Charakter der Volksſtämme zu erklären, aus denen das römiſche Volk ſich gebildet hat. Mit welcher Sicherheit dies nach ſolchen Vorarbeiten geſchehen konnte, kann der Leſer leicht ermeſſen. Trotz der erſtrebten Conſequenz müſſen dabei unſicher rathende Urtheile unterlaufen wie dieſes: „Es tragen die Gebräuche des Flamen einen ganz ſabiniſchen Charakter" (S. 187); womit im Grunde gar nichts geſagt iſt. Ueberdies bringt es die Beſchaffenheit der römiſchen Geſchichtsquellen, daß manche Verhältniſſe auch der klarſten Zeitabſchnitte, entweder weil ſie wirklich in vorhiſtoriſchen Zuſtänden wurzeln, oder weil den mitwiſſenden Zeitgenoſſen die nähere Erörterung nicht Bedürfniß geweſen, in ihrer Bedeutung und in ihren Details höchſt problematiſch ſind. Was hier von Hrn. Göttling im Einzelnen gefehlt, die Widerſprüche, die ſich auch hier oft häufen, die Lücken, welche ſich an vielen weſentlichen Punkten zeigen, dies können wir natürlich nicht erſchöpfend darlegen, denn es iſt die Natur der gelehrten Polemik, daß ſie an einzelne Punkte ſich anlehnend, oft, wenn ſie gründlich ſein ſoll, ausführlicher werden muß als der bekämpfte Gegner, zumal wenn dieſer ſich mit compendiöſer Aufſtellung ſeiner Reſultate begnügt hatte. Wir wollen daher zur Bewahrheitung des Geſagten nur bei einigen verſteckteren, aber darum nicht minder bedeutenden Widerſprüchen länger verweilen, andere augenfälligere nur andeutend berühren, zuvor aber einige theils durch Unkenntniß der Thatſachen, theils durch oberflächliche Behandlung der betreffenden Stellen herbeigeführte Irrthümer beſeitigen.

Wir würden nicht erwähnen, daß der Verf. (S. 38) den Virgil doch ſehr uneigentlich einen Tuſker nennt, worüber ſich immer noch ſtreiten ließe, wenn wir nicht aus einer andern Notiz erſähen, wie wenig genau Hr. Göttling es mit dem Vaterlande ſeiner Gewährsmänner nimmt. Denn S. 55 wird das Zeugniß des Properz angerufen, welches dem Verf. in der betreffenden Frage um ſo bedeutender ſcheint, „da Properz ſeiner tuſciſchen Abſtammung ſich rühmt." Wenn der Verf. auch vielleicht die Stellen nicht geleſen, oder ſie wieder vergeſſen hatte, wo der Dichter ſich mit dürren Worten einen Umbrer nennt, wie I, 22, 9:

Proxima supposito contingens *Umbria* campo
me genuit.

IV, 121:

Umbria te notis antiqua penatibus *edit.* caett.

IV, 1, 63:

Ut *nostris* tumefacta superbiat *Umbria* libris
Umbria Romani patria Callimachi. —

ſo hätte er ſich doch namentlich hier hüten ſollen, auf die fälſchlich angenommene Heimath ſich zu berufen, weil er den dringenden Verdacht erregt, daß er in Eleg. IV, 2, die er eben citirt, den 3. Vers

Tuscus ego, *Tuscis* orior caett.

unglücklicherweiſe auf den Dichter bezogen habe, während dort die Bildſäule des Vertumnus redend eingeführt wird; dieſelbe, welche V. 59 von ſich ausſagt:

Ahornſtamm war ich einſt, mit flüchtiger Sichel behauen u. ſ. w.

S. 55 wird behauptet, daß „bei dem Zuſatz Divus der Gentilname gewöhnlich nicht genannt werde" aus dem tiefſinnig klingenden Grunde, „daß der Heros über eigentliche Bürgerlichkeiten erhaben iſt, welche ſich in der Gentilität ausſprechen." Wenn nur nicht gerade umgekehrt, ſo lange überhaupt der Gentilname im Leben üblich war (welche Sitte allerdings ſchon ſeit Auguſt in Verfall gerieth), *Divus* immer zu dieſem geſetzt wäre. Daher ſtets *Divus Julius* (Tacit. Annal. I, 42. XI, 23; Hist. I, 42; Germ. 28) und deshalb, weil er im Leben ſo genannt wurde, ſtets *Divus Claudius.* (Tacit. Agr. 13. S. Brisson. de Form. III, 33).

S. 219 ſoll zum Beweis, daß vor Servius Tullius das Ritterpferd von den Curien geliefert ſei, der Name *equus curulis* dienen, eine Behauptung, die S. 255 wiederkehrt: „Seitdem heißen die Ritterpferde equi publici, da ſie früher den Namen *equi curules* geführt haben." Wir wollen hier nicht den halben Widerſpruch urgiren, in dem damit der Zuſatz in der Anmerkung (4) ſteht: „Auch

ſpäter," ſondern wir fragen nur, wie der Verf. zu der Notiz gekommen, daß equus curulis ein durch die Curien verliehenes Ritterpferd, und nicht vielmehr ein Quadrigen-Pferd, namentlich im Wagenrennen des Circus heiße, wie das doch Feſtus, die Gloſſarien alle und der Sprachgebrauch bis Theodoſius hin einmüthig lehrt, worüber jedes Lexikon Belehrung giebt. Hr. Göttling aber beruft ſich auf Livius XXIV, 18 und zwar wiederholt. Da aber heißt es, daß bei der durch Hannibal's Tumult entſtandenen Geldnoth und Entleerung des Aerarii die Cenſoren die Ausbeſſerung der Tempel, die Anſchaffung der equi curules und ähnlicher Dinge*) nicht in Verding zu geben gewagt hätten. Wer könnte bei dieſer Zuſammenſtellung zweifelhaft ſein, auch wenn er über die Bedeutung des eq. cur. ſonſt nicht unterrichtet wäre, daß hier von halben Luxusartikeln die Rede ſei, durch deren Vernachläſſigung man jedoch den der Gottheit ſchuldigen Ehren (dazu gehörten bekanntlich auch die Circusſpiele) Abbruch zu thun glaubte? Wem könnte aber im Gegentheil einfallen, ſtatt deſſen gegen alle Zeugniſſe aus dieſer Stelle auf Kriegsroſſe zu ſchließen, deren Anſchaffung gerade in dieſer Zeit denn doch die Cenſoren um jeden Preis hätten betreiben müſſen?

(Fortſetzung folgt.)

Aeneas und die Penaten. Die italiſchen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechiſchen, dargeſtellt von Rudolph Heinrich Klauſen. Zweiter Band. Mit zwei Tafeln Abbildungen. I—XXX u. 563—1252 S. 8. Hamburg und Gotha, 1840. Verlag von Friedrich und Andreas Perthes.

Die zweite Abtheilung des vorliegenden Werkes war mit Vorrede und Widmung vollendet und ſchon in ſeinen letzten Druckbogen ausgeſetzt, als die Trauerkunde von dem Tode des Verf. bekannt wurde. Die fleißigen und liebevollen Studien Klauſen's, der an dieſe Arbeiten ein Leben geſetzt hatte, werden auf würdige Weiſe dadurch abgeſchloſſen; und in der That können wir den Manen des treuen Forſchers die Genugthuung nicht verſagen, die früher von ihm geäußerte und auch in der Vorrede zu dieſer Abtheilung wieder hervorgehobene Hoffnung, daß dieſer Band die Reſultate klarer abgrenzen und das Ziel deutlicher herausſtellen werde, habe ſich im Allgemeinen beſtätigt. Da überdies der erſte Theil im Grunde nur die Vorarbeiten zur Löſung der auf dem Titel angekündigten Frage behandeln konnte, das Weſen derſelben erſt jetzt zur Beſprechung kommt, ſo regen die Ergebniſſe hier ein geſpanntes Intereſſe an, und der Leſer arbeitet ſich bereitwilliger durch die ſchwerfällige Form hindurch, als dort, wo der mögliche Gewinn ſtets in suspenso blieb. Wir dürfen daher in der Darſtellung der Reſultate ungleich kürzer ſein als dort, und heben nur die Hauptmomente heraus, indem wir es, wie billig, in Bezug auf die Form und Faſſung bei dem Geſagten bewenden laſſen. Denn Darſtellung und Anordnung iſt zu ſehr der Abdruck des ganzen Geiſteslebens eines Schriftſtellers, als daß ſie durch den Stoff weſentlich modificirt werden könnte. Raritäten aller Art, die ſich auch aus dieſem Theile aufweiſen ließen, würden nur Doubletten zu den im erſten Artikel geſammelten abgeben.

Wir waren der Sagenbildung von Aeneas und den verwandten mythologiſchen Potenzen von Troas aus über Griechenland und Sicilien bis nach Italien hin gefolgt. Aber Latiums Boden war noch nicht berührt. Doch auch hier ſehen wir gleich bei der erſten klareren Kunde der Griechen über die weſtlichen Gegenden Italiens in verhältnißmäßig früher Zeit Sagen entſtehen, die ſich unmittelbar an die früheren anreihen, und die Schickſale des Aeneas und ſeiner Nachkommen auch mit der Gründung der ewigen Stadt auf den Tiberhügeln in engſte Verbindung ſetzen. Von Seiten der Griechen können wir nur darin die herkömmliche ſagenhafte Darſtellung ihrer Theorieen von Völker- und Staatenbildung erkennen. Die urſprüngliche Verwandtſchaft zwiſchen den latiniſch-tyrrheniſchen Urbewohnern der italiſchen Küſtenlande einerſeits und der pelasgiſch-helleniſchen Bevölkerung Griechenlands und Kleinaſiens anderſeits konnte nur durch Coloniſation und Einwanderung von Stammheroen begründet gedacht werden. Der Oſten und das eigne Land galt natürlich den Hellenen älter als der ſpät erforſchte Weſten. Von dort aus mußte Italien die pelasgiſche Bevölkerung empfangen haben, durch welche die ſabelliſchen Stämme aus der Ebne in's Gebirg zurückgedrängt wurden. Als Träger und Collectivnamen der Coloniſation wählt die Sage Heroen, von deren Irrfahrten ſchon die Vorzeit zu erzählen wußte. Odyſſeus und Diomedes werden zuerſt genannt; aber zuletzt blieb man bei Aeneas ſtehen, der, wie wir im erſten Theil geſehen, dieſen Landſchaften ja ſchon ſo nahe geführt war. Ohne Zweifel erhielten die Römer dieſe Sagen im ſechſten Jahrhundert durch Pholäer (S. 601—619). Aber unglaublich wäre die Bereitſchaft, mit welcher die latiniſchen Völker dieſe fremde Sage adoptirten und ſo eigenthümlich vollſtändig ausbildeten, unglaublich die Geſchwindigkeit, mit welcher dieſe Elemente in die ſonſt ſo zähen und gegen Fremdes excluſiven Geſchlechts- und Familienſagen eindrangen, unglaublich vollends, daß der Staat ſelbſt officiell die Abſtammung von Troja anerkannte und ſie auf ſein politiſches Verhalten Einfluß üben ließ, wenn nicht der Ueberzeugung religiöſe Thatſachen zu Grunde gelegen hätten, unendlich viel älter, als die Be-

*) Quum censores locationibus abstinerent *aedium sacrarum* tuendarum, *curuliumque equorum* praebendorum ac *similium his* rerum.

kanntſchaft mit den Griechen und dem Aeneadiſchen Mythenkreis. Sollen wir alſo wirklich eine hiſtoriſche Einwanderung annehmen, Ereigniſſe, deren factiſcher Gehalt durch Tradition entſtellt, aber durch den dichtenden Mund des Volkes zur Sage verklärt, neuen, religiöſen Inhalt gewann? Dagegen ſpricht laut die früheſte Geſtalt der Ueberlieferung (bei Timäus und durch ihn bei Lykophron), welche gerade die ächt italiſchen Stämme der Aboriginer als Aeneas' Genoſſen angiebt, es ſpricht dagegen die Analogie der Sagenverpflanzung unter den helleniſirenden Völkern, es ſpricht aber vor allem dagegen, daß der latiniſche Aeneas unzertrennlich und ſeinem Weſen nach verflochten iſt mit Religionsvorſtellungen und Götterdienſten, deren Urſprünglichkeit auf italiſchem Boden über allen Zweifel erhaben iſt. Sonach bleibt nichts übrig, als denſelben Maßſtab an die italiſche Verſion des Aeneadiſchen Mythus zu legen, welcher ſich bei den Localſagen derjenigen helleniſch-pelasgiſchen Stätten als folgenreich bewährt hat, die in der gemeinen Tradition zu Reiſeſtationen des Troers depotenzirt ſind. Auch der *latiniſche Aeneas iſt nicht aus Griechenland übertragen*, ſondern „eine einheimiſche, in latiniſchen Begriffen wurzelnde Geſtalt, welche mit der griechiſchen allerdings in einer merkwürdigen Analogie ſteht," und nicht nur durch urſprünglich verwandte Begriffe, ſondern ſogar durch wahrhaft wunderbares Zuſammentreffen von Wortklängen die Annäherung und endliche Verſchmelzung der beiderſeitigen Sagenkreiſe herbeiführte. Dieſer Gedanke, der eigentlich das hauptſächlichſte factiſche Reſultat, den Stamm der Forſchung enthält, kann hiſtoriſch nur nachgewieſen werden durch genaue Ermittlung der Natur und des Weſens derjenigen uritaliſchen Gottheiten, mit denen Aeneas' Wirken unauflöslich verknüpft erſcheint. Die *Penaten* ſind es, *Veſta* und das *Palladium*, welche Aeneas in Latium eingeführt haben ſoll, und deren urſprünglich italiſche Heimath ſich ſicher genug nachweiſen läßt. Natürlich kennen wir dieſe latiniſchen Götter hauptſächlich nur durch den römiſchen Cult oder mindeſtens durch römiſche Vermittlung, und auf die Erforſchung jenes iſt denn der Verf. auch vorzugsweiſe angewieſen. Aber wiewohl er den Hauptpunkten nach denſelben richtig gewürdigt hat, ſo fällt es doch auf, daß er, der bei den zerſplitterſten griechiſchen Localmythen mit ſo vieler Sorgfalt und ſo großem Zeitaufwand das phyſiſche Terrain der Fabelbildung durchforſcht, hier, auf dem Grund und Boden der ewigen Stadt, wo ſo eindringende und ſo weit umfaſſende Vorarbeiten zu Gebot ſtanden, wie ſonſt bei keinem einzigen Punkt der antiken Topographie, ja vielleicht der Topographie überhaupt, mit verhältnißmäßig ſehr geringem Eifer verfahren iſt. Die Aehnlichkeit des Gegenſtandes fordert zu einer Vergleichung mit Ambroſch's Buch*) auf, und Nitzſch in Bonn, der zum Andenken des Verewigten einige Worte dem Opus posthumum vorangeſchickt hat, macht mit Recht auf das Intereſſe aufmerkſam, das eine ſolche Parallele anſprechen dürfe. Aber durch eben dieſes Buch wird es erſt recht klar, daß nirgends mehr als in Rom, wo die Religionsvorſtellungen ſo recht eigentlich in den Quellen, Grotten und Hainen der ſieben Hügel erzeugt und mit den Tempeln der ewigen Stadt zugleich groß gewachſen ſind — die Beſtimmung der örtlichen Verhältniſſe unerläßlich iſt. Die Lage der Regia zum Veſtatempel, beider Verhältniß zum Hauſe des Pontifex und des Opferkönigs, dem Laren-, dem Penatentempel, zum Palatium und zum königlichen Rom überhaupt, die Richtung der Sacra Via und die Bedeutung des Capitols, das ſind Punkte, die alle der genaueſten Erörterung unterzogen ſein wollen, ehe ein giltiges Urtheil über die Bedeutung der an dieſe Stätten geknüpften Culte und Götter gebildet werden kann. — Wie wir in manchen Einzelheiten von der Forſchung des breslauer Gelehrten abweichen zu müſſen glauben, haben wir andern Ortes dargethan. Nichtsdeſtoweniger ſind dieſe vorbereitenden Arbeiten von ſichererem Gewinn als die entſprechenden Reſultate bei Klauſen, der hier alle topographiſchen Fragen nur oberflächlich berührt, eine Hauptſtelle (bei Dion. Hal. I, 68) durch eine ſprachlich unmögliche Conjectur beſeitigt**) (Penas im Nom. Sing. iſt in der ganzen Latinität unerhört)***), eine andere Stelle†) von nicht geringerer Bedeutung und noch ſchwierigerer Erörterung kaum erwähnt; nicht einmal den bedeutenden Unterſchied der Bezeichnungen in Velia und sub Velia bemerkt††), und ſonach weder in den eben berührten Punkten, noch über die wahre Natur der Penaten und über das vielfach durch alte und neue Theorieen und Mißgriffe verdunkelte Verhältniß dieſer Gottheiten zu den Laren zur Gewißheit, wenigſtens nicht zu objectiver kommt (S. 636). Auch die religiös-nationalen Unterſchiede zwiſchen dem latiniſchen und ſabiniſchen Volkselement des römiſchen Doppelſtaates, die doch für die Betrachtung der italiſchen Culte überhaupt von großer Bedeutung ſind, werden lange nicht mit der Schärfe herausgeſtellt, als bei Ambroſch, wie denn überhaupt ſchon nach unſerer früheren Charakteriſtik Klauſen's und ſeiner Schreibart Schärfe der Diſtinction ihm unmöglich war.

(Fortſetzung folgt.)

*) Studien und Andeutungen im Gebiet des altrömiſchen Bodens und Cultus, von Julius Athanaſ. Ambroſch ꝛc. 1. Heft. 8. Breslau, 1839.

**) S. 624. Anm. 1116.

***) S. die Abhandlung: De diis Roman. patriis. S. 109 ff.

†) Dio Cass. LIV, 27. Vgl. das in der angeſ. Abh. L. II, c. 17. S. 104 ff. Geſagte.

††) S. 624. Anm. 1116. Vgl. De diis patriis a. a. O.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

19. Juni. № 146. 1841.

K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod."

(Fortsetzung.)

Die genauere Erwägung anderer nicht geringerer Irrthümer überlassen wir denen, welche Neigung und Beruf fühlen, das Buch selbst durchzustudiren. Für diese heben wir nur vorübergehend hervor, daß S. 84 behauptet wird, die Patrizier seien auch *proci* geheißen, während aus der betreffenden Stelle des Festus nur erhellt, daß in den Census-Registern der gen. *procûm* statt *procerum* gebräuchlich gewesen; daß S. 46 flg. bewiesen werden soll, die Etrusker seien vor den Sabinern Element des römischen Staates geworden; daß nach S. 51 alle drei Sämme seit Tarquinius Priscus im Kirchenrecht gleich gestanden hätten (wogegen vgl. Ambrosch: Studien und Andeutungen S. 195, A. 171, S. 209 flg., S. 215); daß S. 170 das Symbol der Ohrfeige bei Manumissionen geläugnet (s. dagegen die Erkl. zu Phädr. II, 5, 25; Petron. 38); S. 251 Niebuhr's Beweis von der Identität der patres majorum gentium mit den seniores, derer minorum gentium mit den juniores im Senat bestritten wird. So lesen wir ferner S. 193 die unerhörte Zusammenstellung Mars Quirinus (s. Ambrosch a. a. O. S. 132, A. 127. 169 a. E.); S. 212, daß die libri acheruntici ein Theil der sibyllinischen Bücher und zwar der Sibylla von Cumä gewesen (s. Arnob. adv. gentes II, 62: *Etruria* libris *Acheruntic*is pollicetur. Vgl. Müller Etrusk. II, 27); S. 186, daß des Rex sacrorum Amtswohnung die Regia gewesen sei (s. de diis Romanorum patriis L. II, c. 17. p. 101 flg.); S. 194, daß die Fratres Arvales die ambarvalischen Opfer abgehalten (s. unsere Abhandlung über diesen Gegenstand im Archiv für Philol. und Pädagog. Bd. V, H. 3, S. 413 flg.); S. 314, daß die Römer es nicht gemerkt hätten, wie sie bei falscher Anwendung des Schaltmonates alljährlich um einen Tag hinter der attischen Jahresrechnung zurückbleiben mußten u. s. w. — Auch Unklarheit und Mangel an Motivirung mag weniger gerügt werden. Dahin gehört der vergebliche Versuch, die Opposition des Augurs Navius gegen Tarquinius Priscus zu erklären (S. 228), die Begründung der doppelten Consulnzahl (S. 271); dahin die Zweifel, welche gegen die Identität der Gentes und Decurien, Niebuhr und Walter gegenüber, erhoben werden (S. 62, §. 38), die Bestimmung der Augurnzahl (S. 190. 201), so wie die Mühe, welche sich der Verf. giebt, die Bedeutsamkeit der Tribus rusticae im Gegensatz zu den urbanae zu erklären (S. 342 und wiederholt), ohne daß er doch je auf den eigentlichen einfachen Grund ihres Vorzugs käme, daß nämlich bei dem tributim vorgenommenen Abstimmen in den durch die faex Urbana und die Libertinen überfüllten städtischen Tribus die Stimme des Einzelnen viel leichter ins Gewicht fiel, als in den ländlichen, welche durch die entfernter ansässigen Bürger viel sparsamer beschickt wurden. Endlich müssen wir hierher die Erklärung von der wechselnden Zahl der Consulartribunen (S. 329) rechnen, über welche gegen Niebuhr's schlagende Ermittelungen nur verworrene Divinationen vorgetragen werden. Wie das umhertastende Gefühl sich auch hin und wieder durch den Ausdruck kund giebt, haben wir schon oben bemerkt. Daneben stoßen wir oft auf Lücken und mangelhafte Bestimmungen in bedeutenden Punkten der Verfassung. So werden die priesterlichen Functionen des Rex sacrorum nirgends angegeben. Es heißt nur, daß er der Würde nach der erste Priester (S. 184), der Nachfolger des Königs im Priesterthum gewesen (S. 216). Von der Stellung des wirklichen Königs zum Cultus erfahren wir aber ebenfalls nichts, als die vage Aeußerung (S. 170), daß er an der Spitze beider Anstalten (des Priesterthums und des Staates) als oberster Beamter und oberster Priester, ohne regelmäßige Theilnahme am Collegium Pontificum gestanden habe. Des Magistrates der Proprätoren wird mit keinem Worte gedacht, also auch nicht darauf aufmerksam gemacht, daß eine Regulirung ihrer amtlichen Verhältnisse durch den seit Sulla veränderten Ressort der Prätoren nothwendig geworden ist; vielmehr wird die Vermehrung der letzteren unter dem Dictator als durch die vermehrten Provinzen veranlaßt dargestellt. Noch unter ihm sollen sie die nicht-consularischen Provin-

zen verwaltet (S. 467) und doch nebenbei den Quaestt. perpetuis präſidirt haben (S. 469). Doch dies führt uns wiederum auf den Hauptmangel des Buches, der ſich durch das Ganze hinerſtreckt, die vielfachen Widerſprüche mit der eignen Angabe und den angezogenen Beweisſtellen. Dergleichen finden ſich unter andern bei der Deutung der Argeer-Capellen (S. 59. 192). Ihre Beziehung auf die Curial-Sacra ſcheint uns allerdings begründet, und wir glauben, den Cultus derſelben als einen Heroendienſt der fingirten Curien-Eponymi nachgewieſen zu haben (De diis Romanorum patriis L. I, c. 24. p. 54 sqq.). Dafür ſcheint auch Varro (bei Dionyſ. II, 47) zu ſprechen*), ſo wie die auch vom Verf. erwähnte Curia Titia und Faucia. Sich ſelbſt im Wege ſteht er aber dabei, wenn er die Curienheiligthümer für Sacella der Juno Curitis oder Quiritis ganz ohne Autorität erklärt. Daß er ebenfalls ganz ohne Grund, und gegen das directe Zeugniß des Feſtus (Paul. Diacon. v. Curia p. 57. Lindem. und ſichrer Fest. s. v. Novae Curiae p. 183) den Namen dieſer Heiligthümer von der politiſchen Curieneintheilung trennt, wollen wir nur vorübergehend bemerken. Nach jenen Zeugniſſen, und wie es die Natur der Sache mit ſich bringt, waren ſie in alter Zeit ſo gut wie in ſpäterer Verſammlungsort der Curialen, nur daß natürlich nachmals die politiſche Bedeutung ſchwand, und ſie zu einem bloß religiöſen Einigungspunkt herabſanken. Dafür ſpricht ſelbſt ein Theil der localen Namen (ſ. oben Plut.). Von großem Belang würde aber für die Feſtſtellung des Verhältniſſes der Argeer zu den Curien die vom Verf. angezogene Stelle des Feſtus v. Novae Curiae ſein. Die Emendation: Quae cum ex veteribus in novas evocarentur septem et XX, III curiarum per religionem evocari non potuerunt ſtatt — in nov. evocarentur; septem curiarum u. ſ. w. — iſt wirklich geiſtreich, und die Annahme, daß alsdann neben den genannten alten Curien Foriensis, Raptae und *Veliensis* die *Velitia* durch Diſſographie entſtanden ſei, würde ſich durchaus gefällig machen. Ja dieſe Conjectur würde mit Bezug auf die bekannte Stelle des Varro (L. L. V, 45) als preiswürdig gelten müſſen, und hier alles Dunkel aufhellen, läge ihr nicht wieder ein arges Verſehen zu Grunde, welches nicht bloß mit dem wirklichen Thatbeſtand, ſondern mit Hrn. Göttling's eigner Annahme oppositis frontibus ſtritte. Die drei (oder vier) Curien, nämlich For. Rapt. Vel. ſollen im Capellenverzeichniß des Varro (a. a. O.) ausgelaſſen ſein. Daher nennt er nicht dreißig, ſondern ſiebenundzwanzig. Dies ſtimmt trefflich. Die drei aber ſollen zwiſchen Palatin und Cölius gelegen haben. Daß dies falſch ſei, zeigt gerade Tacitus (Annal. XII, 24), auf den ſich Hr. Göttling für die Richtigkeit ſeiner Anſicht beruft. Wir können uns hier nicht auf weitere topographiſche Erörterungen einlaſſen. Aber es leidet keinen Zweifel, daß die Veliensis den Nordabhang des Palatiums nach dem Forum zu (die Velia) eingenommen habe, die Forienſis demnächſt die angrenzende Tiefe, d. h. wirklich das Forum umfaßte (ſ. De diis R. patriis II, c. 16 u. 17, Ambroſch a. a. O. S. 127). Das würde aber für die Sache nicht hindern, wenn wir nur annehmen dürften, Varro habe dieſe Plätze ausgelaſſen. Aber unglücklicherweiſe ſagt Varro (a. a. O. §. 54, S. 22 Müll.) überaus deutlich und mit Anführung der bekannten Documente und recht zur Beſtätigung des eben von uns Geſagten bei der Regio Palatina: Huic (Palatio) Germalum et *Velias* coniunxerunt, quod in hac regione scriptum est: — — *Veliense* sexticeps in *Velia* apud aedem deûm Penatium. — Aber, was jedenfalls noch ſchlimmer iſt, Hr. Göttling ſagt ſelbſt (S. 192): „daß die drei von Varro nicht genannten auf dem Capitol zu ſuchen ſein, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen.“

Nach ſo eclatanten Widerſprüchen wird man es uns erlaſſen, andere bis in ihre Details nachzuweiſen. Es gehört aber in dieſelbe Kategorie, wenn S. 45 geſagt wird, daß die Altrömer mit Alba bis Ol. 71. U. c. 259 Connubium gehabt, und dann S. 223 die gänzliche Zerſtörung Alba's unter Tullus Hoſtilius (alſo c. 90 a. U. c.) referirt, dabei aber jedes Connubium mit der zu römiſchen Plebejern gewordenen ehemaligen Bevölkerung der Stadt geläugnet wird. Aehnliches findet ſich in Hinſicht auf die Multa im Bereich einer und derſelben Seite (S. 303) in Bezug auf die III viri capitales und ihr Verhältniß zu den II viri und den plebejiſchen Aedilen (S. 364 u. 378); auf die lex Publilia (S. 310. 317. 369) auf die Wahl der Aerartribunen (S. 482 u. 475 z. E.).

(Fortſetzung folgt.)

*) Hier ſollte man wohl ſtatt τὰ μὲν ἀπ' ἀνδρῶν ληφθέντα ἡγεμόνων τάδε ἀπὸ πάντων nach Vergleichung des Plutarchiſchen ἀπὸ χωρίων (Romul. 20) ἀπὸ πάγων vermuthen, zumal wenn man die Curia Tifata bei Feſtus s. v. und die in Varro's Eintheilung (XIV, 45) noch ſo große Mannigfaltigkeit der römiſchen Hügelnamen berückſichtigt.

Klauſen „Aeneas und die Penaten.“

(Fortſetzung.)

Dies Urtheil gilt denn auch für die folgende Demonſtration, in der man die Wahrheit der Hauptergebniſſe zugeben muß, ohne überall den Gang des Beweiſes billigen oder auch nur ihm folgen zu können. Das ganze Werk hat überhaupt nicht das Anſehen eines klaren Gewebes, in welchem der Lauf der Fäden bei genauer Betrachtung ſich verfolgen, die Anknüpfungspunkte ſich deutlich erkennen und ſomit ſchon für die Haltbarkeit des Ganzen a priori Garantie leiſten ließe; aber dennoch gebietet die compacte Maſſe der dicht zuſammengefügten Faſerchen eben durch ihre Ver-

ſchlingung und Verwirrung, an die Solidität der Forſchung zu glauben. Die oben bezeichneten Reſultate aber, wenn man ſie aus der unendlichen Zerſtreuung über 700 Seiten hin zuſammentreibt, würden ungefähr ſo lauten:

Auch bei den Italern galt das Daſein von Dämonen, die in menſchlicher Geſtalt, ſo lange ſie auf Erden weilten, zwiſchen Sterblichen und Unſterblichen vermittelten. Die Art der Vermittelung war wie bei jenen pelasgiſch-helleniſchen die Ceremonie. Die mit ſolcher Kunde begabten halbgöttlichen Weſen hießen bei den Präneſtinern Digiti (Digitii), genau dem Namen nach entſprechend den idäiſchen Daktylen. Bei den Römern heißen ſie Indigetes, auch ſie dem Jupiter nahe ſtehend, ſogar als Emanenz des höchſten Gottes betrachtet, mit dem ſie nach dem Tode wieder identificirt werden, das von ihren ſterblichen Nachfolgern, den Pontifices, bewahrte und geübte Ceremonienformular die Indigitamenta. Aber nicht durch heildeutende Bewegung der Finger, mit der ſich mündliche Beſchwörung geſellt, verdienen ſie den Namen und die Vergleichung mit den pelasgiſchen Dämonen. Sie wiſſen, wie jene das Metall zu bewältigen und geſchmeidig zu machen zu menſchlichem Gebrauch und zum Dienſte der Götter, namentlich das Erz. Der in dieſem waltende Indiges iſt Aeneas (Ahenea), der Erzgeiſt, deſſen Gegenwart der ſcharfe Klang dieſes Metalls verkündet. Die Vermittelung galt zwar zunächſt bei Jupiter, aber auch bei allen den Vorrath ſpendenden Göttern des Venus und der Göttin des Herdes. Denn für ſie wird die Erde mit Erz umwühlt und dem ſtarren Boden der Jahresvorrath abgeſchmeichelt. Aber auch Kraftübung jugendlicher Geſellen iſt den Göttern eine erwünſchte Ceremonie. Der Waffentanz der Salier, in welchem alle Götter angerufen werden, hat nur dieſen Sinn. Ihr kräftiges Hin- und Herſpringen wird durch die Worte antroare und redantroare ausgedrückt, die nach Wegfall der Präpoſitionen ein Stammverbum troare geben. Wie nun ohne Zweifel davon die altpatriziſchen Equites den Namen trossuli führten, ſo wird in noch deutlicherer Analogie daher ein Adjectivum troïus gebildet. Ein Troïus campus gilt aber an mehrern Stellen Italiens für einen Ort zum Roſſetummeln; Troia heißt das Turnier und Ringelrennen patriziſcher, ſpäter ſenatoriſcher Jünglinge; zugleich iſt dieſer Name auch von ſymboliſchem Werth für die religiöſe Seite des Latinerbundes und bezeichnet die trächtige Sau, das für die Vorrathskammer, für den Venus recht eigentlich beſtimmte Thier. Von dem Privat-Venus aber auf den des Staates übertragen, ſtellt ſie mit dreißig Friſchlingen umgeben das Verhältniß der dreißig Städte Latiums zu einander und zu der gemeinſamen Bundesſtadt Lavinium dar. Was Wunder alſo, wenn man nach ſo vielen bedeutſamen Aehnlichkeiten die ausgebildete troiſche Sage mit Bereitwilligkeit erfaßte, daß man den heimiſchen Erzgott, den Indiges Ahenea, in der daktyliſchen Natur des Aeneas wiederfand. Zauberten doch beide durch die Macht der Ceremonie die Gunſt der Himmliſchen herab, beide auch durch Waffenübung und Roſſetummeln. Wie konnte man zweifeln, daß jenes troiſche Feld von dem vielbeſungenen Troja den Namen führte, daß das Spiel Troja ſelbſt von dem Heros zum Andenken an die Heimath eingeſetzt und benannt ſei. Was konnte zu einer Zeit, als Rom ſein Haupt über die griechiſchen Völker Italiens zu erheben, ja ſogar den Gedanken einer Weltherrſchaft zu verwirklichen begann, was konnte in dieſer Zeit natürlicher erſcheinen, als daß Aeneas, an deſſen Namen griechiſche Sagen das Fortbeſtehen der alten Herrſchaft Ilions knüpfte, die Unterpfänder des Reiches und die Penaten (in denen man früh die großen Götter von Samothrake wieder zu erkennen glaubte) nach Latium geflüchtet habe, daß Rom als neues Troja unter beſſern Auſpicien berufen ſei, den Fall des alten durch ſeine gottgeliebten Vermittler wieder gut zu machen, vielleicht an den Feinden zu rächen. Gegen ſo einſchmeichelnden Gewinn mochte man gern die Autochthonie des latiniſch-pelasgiſchen Stammes in Italien fallen laſſen. Gewann man doch ein älteres Geſchlecht, das ſelbſt den Hellenen durch Abſtammung von ihren Göttern imponiren konnte. Daher der Wetteifer der patriziſchen Gentes, den Namen ihres Ahnherrn und Eponymus unter troiſchen Helden wiederzufinden und ihre Stammbäume bis auf Aeneas Begleiter hinaufzuleiten. Nachdem ſo die Sage feſte Wurzel in Latium geſchlagen hatte, konnte ſie ſich auch durch einheimiſche Momente bereichern und an verwandten Begriffen weiter bilden, beſonders wenn Namensähnlichkeit zu Hilfe kam. Daher denn ſchon Timäus die Sage von der weißen Sau anerkannte, die bei der Landung dem Helden mit dreißig Jungen entgegen kam, das verheißene Prodigium der neuen Städtegründung. Andere für die Charakteriſtik italiſcher Anſchauungen wichtige Züge mögen bei dem Verf. ſelbſt nachgeleſen werden. Dies aber heben wir noch als weſentlich für unſern nächſten Zweck hervor, daß der Begriff der gottgefälligen Jugendlichkeit und Anmuth, der bei der griechiſchen Sage im Askanios ſeinen mythiſchen Träger findet, für Latium in dem Stammherrn des albaniſchen Geſchlechts der Julier (Julus, der Ergötzende — der Helfende — juvilus) entſprechend hervortritt. Dieſer wird daher, wiewohl der Name nicht zuſagt, mit Askanios identificirt und muß ſich in eine griechiſche Etymologie (Ἴουλος) ſchicken. Dies iſt um ſo wichtiger für die feſtere Hineinbildung der fremden Elemente in die heimiſchen, als die Julier vor allem Venus als Göttin ihres Geſchlechtes verehren, die ſonſt dem eigentlich römiſchen Cultus fremd, nun vollends das Verhältniß der griechiſchen Götter- und Heroenreihe herſtellt.

Höchſt auffallend aber iſt es, daß der Verf. eine Com-

bination zu machen verſäumt hat, die ſich nach dem Bisherigen faſt von ſelbſt aufdrängte. Es betrifft den Anknüpfungspunkt, welchen der Name des Anchiſes und mit ihm auch ſein Mythus in dem Kreiſe römiſcher Religionsvorſtellungen finden mußte, wenn er ſich mit Leichtigkeit dort originaliſiren ſollte. Daß den Namen (oder einen ähnlich klingenden) ein italiſcher Ort geführt habe, bezeugt Dionyſios aus altrömiſchen Quellen (A. R. I, 73). Die Vermittlung aber, welche Klauſen ſucht (S. 1036) durch die Formen von angere — angor — anguis — Angerona — führt auf Begriffe, die nur mit der allergrößten Qual in die an dem Anchiſes haftenden griechiſchen Vorſtellungen ſich einzwängen laſſen, und auch etymologiſch konnte aus den obigen lateiniſchen Formen keine gebildet ſein, die dem griechiſchen Namen ſo nahe lag, daß eine Verwechſelung natürlich geweſen wäre. Offenbar aber haben die Römer bei der erſten Bekanntſchaft den Heroen Ancisa (ſpr. Ankisa) getauft (vgl. Antioco; ὄρχη — urceus; λόγχη — lancea), da ſie die Aſpiration durchgängig verſchmähten (Cic. orat. 48. §. 160. Quintil. I. 5, 20. I. 4, 17. Schneider K. Gr. Th. I. S. 199 ff.). Bei Ancisa aber konnten ſie nur an ein Participium von *ancidere* denken, und dies führt von ſelbſt auf die Ancilia. Daß die Etymologie, wie ſie Varro *) und nach ihm Feſtus **), Ovid ***), Servius †), Iſidor ††) giebt, der Sache nach durchaus ſtimmt, zeigt die Beſchreibung der Geſtalt bei Feſtus (a. a. O.), Dionyſ. (II, 70) und Plutarch (Numa 13). Sie waren nach innen wellenförmig ausgeſchnitten †††). Darum verwirft Plutarch mit Recht die gräciſirenden Ableitungen, wie ſie bereits Juba verſucht; und diejenige, welche ſich noch am meiſten einſchmeicheln könnte, von ἄγκυλος ergiebt ſich gradezu als falſch, theils wegen der Quantität des ῠ, theils weil die lateiniſchen Formen, welche mit den im Griechiſchen ἀγχ (ἐγχ) oder ἀγκ beginnenden parallel laufen (ἄγγε, ἄγχειν, ἀγκών, ἄγκος, ἔγχελυς) ſtets ang geben (*angiportus*, *angere*, angustus, anguilla) *). Hienach konnte dem ἄγκυλος nur entſprechen das, was ihm wirklich in der Sprache entſpricht — *angulus*, und dieſes Wort iſt nach der einmal im Lateiniſchen fixirten Bedeutung dem Begriff ancile in dem Maße fremd, daß Ovid (a. a. O.) ausdrücklich die Abweſenheit jedes *angulus* als ein Merkmal des Götterſchildes nennt, vielleicht nicht ohne die beiläufige Abſicht, Etymologieen dieſer Art abzuweiſen. Aber auch die Wortbedeutung von ancile entſpricht einem ancisum. Caelare und caedere iſt dem Begriff nach ſo nahe verwandt, daß man nach Feſtus (S. 17. Lind.) **) die vasa caelata ehemals ancaesa nannte. Endlich ſind auch ſogar die Stämme *cael.* und *caed.* etymologiſch identiſch. Nicht nur die häufige Vertauſchung von d und l (ſ. Schneider's Formenlehre S. 255) ſpricht dafür, ſondern Feſtus (a. a. O.) bezeugt es für dieſen Fall ausdrücklich ***). Aber mehr als dieſe Autorität gilt die ganz genaue Analogie von *incile* = incisum, einen Canal, überhaupt jeden Einſchnitt im Erdreich bezeichnend †). Cato hat (R. R. CLV) das Adjectivum incilis (fossas inciles), wovon incile eigentlich Neutrum. So iſt es klar, daß ſich incile zu incisum völlig ſo verhält, wie *ancile* zu *ancisum*, und daß in den Zeiten lebendiger und friſcher Wortbildung auch letzteres ſich für erſteres gebrauchen ließ, während ſich ſpäter für die verſchiedenen Begriffe auch verſchiedene Formen fixirten ††). Wenn wir daher auch nicht ſo weit gehen, die Form ancisa für die ältere zu halten, wie Gierig (z. a. O.) ancisia (nach Varro?), ſo wurde doch in alter Zeit die Identität der Wörter, welche noch ſpäte Dichter und Grammatiker anerkennen, ohne Zweifel klar empfunden, und ein etwaiger Dämon Ancisa ſtand zu dem heiligen ancisum in demſelben Verhältniß, als Klauſen's Abenea oder Abena zu dem abenum.

(Fortſetzung folgt.)

*) L. L. VI. p. 78. Ancilia dicta ab *ancisu*, quod ea arma ab utraque parte ut Thracum incisae.

**) S. v. Mamurii Veturii p. 96 L.: Ancile, id est scutum breve, quod ideo sic est appellatum, quia ex utroque latere erat recisum ut summum infimumque eius latus (ohne Zweifel zu leſen latius nach dem Cod. Monac.) medio pateret.

***) Fast. III. 377:

Idque *ancile* vocant, quod ab *omni parte recisum* est
Quaque notes oculis *angulus omnis abest*.

†) Ad Virg. Aen. VIII, 664. Ancile dicitur, quasi undique *circumcisum*.

††) Orig. XVIII. 12, 3. p. 569. Otto. Et ancile dictum ab ancisione, quod sit ab omni parte veluti *ancisum* et rotundum.

†††) Ἐκτομὴν ἔχει γραμμῆς ἑλικοειδοῦς. Alſo keineswegs kreisförmig rund. Plutarch ſagt: Κύκλος γὰρ οὐκ ἔστι, und darum gewiß nicht Bilder des Mondes, wie Göttling (Römiſche Staatsverf. S. 129) meint.

*) Anders iſt es mit den nicht urſprünglich gemeinſamen Formen, ſondern erſt durch die ſchon ausgebildeten griechiſchen in das Lateiniſche übergetragenen, wie ἄγκυρα — ancora und Ancisa ſelbſt.

**) Aucaesa dicta sunt ab antiquis vasa, quae *caelata* appellamus, quod *circumcaedendo* talia fiunt.

***) Ipsum quoque caelare verbum ab eadem causa est dictum, d littera cum l permutata.

†) Fest. s. v. p. 79. Lindem. Incilia. *Fossae*, quae in viis fiunt ad deducendam aquam, sive derivationes de rivo communi factae. Ulpian. Lib. XLIII. Pandect. Tit. XXI. *Inetle* est locus depressus ad latus fluminis, ex eo dicitur, quod *incidatur*. *Inciditur* enim vel lapis vel terra, unde primum aqua ex flumine agi possit. Sed et *fossae* et *putei* hoc interdicto continentur. S. außerdem Appulej. Met. IX, p. 221. Caec. ap. Cic. ep. fam. VIII, 5, 3. de coni. Manut.

††) Es würde dafür der Umſtand ſprechen, daß d in den meiſten Fällen der Vertauſchung das ältere iſt. Ὀδυσσεύς — Ulixes — dacrima. Fest. s. v. Mar. Victor. p. 2470. *cadamitas*; *digua*; *sedda*.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

585

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

21. Juni. № 147. 1841.

K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod."

(Fortsetzung.)

Aber immerhin könnte man sagen, daß Einzelheiten dieser Art, wiewohl sie das Buch nicht empfehlen, und jedenfalls ihm den Anspruch auf Gründlichkeit rauben, nur als zerstreute Flecken an einem sonst wohlgegliederten gesunden Körper gelten könnten. Wenn nur nicht die Krankheit tiefer gedrungen wäre, und das Knochengerüst sammt dem Mark angefressen hätte! Als der eigentliche lebenspendende Kern der römischen Staatsentwicklung muß aber die Verfassung des Servius Tullius gelten. Alle Erscheinungen des spätern Staatslebens stehen zu ihr in näherer oder fernerer, fast überall nachweislicher Beziehung; es sind nothwendige Consequenzen des in ihr angeregten Gedankens, entweder durch freie Weiterbildung oder durch eine auf die Dauer ohnmächtig werdende Reaction. Ihre Zusammenhänge mit den Institutionen früherer Könige, ihre Umgestaltung in der stets demokratischer werdenden Republik werden daher den sichern Faden bilden, um den alle Erscheinungen der römischen Verfassungsgeschichte sich reihen müssen. Und gewiß mit Recht hat daher Hr. Göttling gerade auf sie sein vorzügliches Augenmerk gerichtet, den sie betreffenden Abschnitten die meiste Vorliebe und Sorgfalt zugewendet. Wenn nun gleich die widersprechenden Berichte der Alten zu fast eben so vielen unter sich kämpfenden Ansichten geführt haben, als der Autoren sind, welche darüber geschrieben haben, wenn hier also die Kritik ein weitschichtiges Hypothesengewirr zur Sichtung vorfindet, so dürfen wir doch von Hrn. Göttling, der schon seit Jahren speciell mit diesem Gegenstand sich beschäftigt hat, wesentliche Förderung desselben erwarten. Und in der That ist es als eine solche zu betrachten, daß der Verf. nach Wegräumung zweier am meisten Noth machenden Stellen (Liv. I, 40; Cic. Phil. II, 33) durch gefällige Conjectur, auf der einen Seite eine klare Darstellung von dem allmäligen Anwachsen des patrizischen Altvolkes und seines Exponenten, der Rittercenturien giebt, auf der andern von seiner Verbindung mit der Plebs durch Servius Tullius und seiner endlichen Verschmelzung und Auflösung in dieselbe in den späteren Zeiten der Republik. Um so bedauerlicher, daß auch hier sich an so vielen Punkten wesentliche Bedenken aufdrängen.

Zuvörderst sollen die in die patrizischen Rittercenturien eingeschriebenen Altbürger eigentlich als Heeresabtheilung eine militärische Geltung gehabt (S. 219); dieselben sollen aber auch eine politische Corporation gebildet haben (das. und S. 225). Dies wird namentlich gegen Niebuhr hervorgehoben. Nur durch die verschiedene Eintheilung soll der Unterschied dieser doppelten Bedeutung bezeichnet sein (S. 219); als Waffengattung zerfallen sie in (ursprünglich 10 Turmen) als Stand in Centurien. Hier fragt es sich nun, wie es möglich, daß die als militärische Vorgesetzte bezeichneten Centurionen je einer Centurie von einer bestimmten Stammestribus vorstehen können, da doch die alten Stämme in jeder einzelnen Turme vertreten waren, daher jede Centurie durch die Turmen hindurchgehen und das Commando des Centurio sich nothwendig mit dem des Turmenanführers kreuzen mußte. Viel bedeutender aber ist der Umstand, daß, wenn die Equites nur die berittene und bewaffnete Elite der Altbürger bildeten*), die älteren Mitglieder der Geschlechter, ja auch von den jüngern Alle die nicht mitstimmten, welche gerade keinen equus publicus hatten; ein Verhältniß, durch das sie in den Centuriatcomitien gegen die Plebejer eine fast unglaubliche Zurücksetzung erfahren hätten. Ein Repräsentativsystem anzunehmen, widerspricht überdies ganz dem Wesen antiker Institutionen, um wie viel mehr eine gemischte Versammlung, in der der bevorzugte Stand nur repräsentirt wäre, der geringere dagegen seine Souverainität durch persönliche Gegenwart behauptet hätte. Scheidet man dagegen zwischen dem eigentlich dienstthuenden patrizischen Equites und einem Ritterstand, und nimmt mit Niebuhr an, daß die Berech-

*) S. 253: „Nur bis zu 46 Jahren." Dazu Anm. 4. Die Sache selbst ist unerwiesen und basirt nur auf solchen Zeugnissen, welche überhaupt auch sonst zwischen der Tributeintheilung des alten Populus und der Reiterei nicht mehr zu unterscheiden wissen.

tigung der Patrizier zum Roßdienſt ihnen in ihrer Stellung zu den Centurien der Plebs im Allgemeinen den Namen der Ritter verlieh, daß hier alſo der ganze altbürgerliche ordo equester erſchien — völlig wie in ſpäterer Zeit, als die Timokratie allein den Standesunterſchied machte, der höchſte Cenſus als ordo equester ſtimmte, wohl von den equo merentes unterſchieden (S. 371 u. 72) — ſo gewinnen auch Hrn. Göttling's Beſtimmungen einen Zuſammenhang, gegen den ſich nichts Weſentliches wird einwenden laſſen.

Dagegen iſt für die Evidenz der ganzen Zuſammenſtellung der Verſuch äußerſt ſtörend, den geſonderten Cenſus der Equites in der neuen Centurienverfaſſung wegzudemonſtriren und zu erweiſen, daß ſie mit der erſten, nach wie vor zu 100,000 Aß cenſirten Claſſe identiſch geweſen ſeien. Vielmehr leidet die ganze Demonſtration an allen den Halbheiten, falſchen Citationen und Widerſprüchen, denen wir ſchon ſo oft in dem Buche begegnet ſind. Jedes Wort fordert zur Widerlegung heraus. „Ein Cenſus der Ritter (S. 372) beſtand nicht als verſchieden von der erſten Claſſe; im Gegentheil iſt noch aus dem Jahre 573 nachzuweiſen, daß hunderttauſend Aß nach wie vor den Cenſus der erſten Claſſe bildeten, und zugleich die Fähigkeit oder Verpflichtung gaben, als Ritter zu dienen; denn dem Aebutius, welchem durch ein S. C. hunderttauſend Aß verehrt worden waren, wurde ausdrücklich noch als Zugabe das Privilegium gegeben, daß der Cenſor ihm nicht ein Ritterpferd aſſigniren ſollte, ein ſichrer Beweis, daß dem Cenſor dies freiſtand bei andern dieſes Cenſus.“ — Aber ſagt denn Livius (XXXIX, 19), daß Aebutius vorher nichts gehabt habe, daß alſo das Geſchenk aus der Staatskaſſe ſein ganzer Cenſus geweſen? Nein, vielmehr wiſſen wir ausdrücklich (Cap. 11), daß ſein Vater bereits ein Ritterpferd gehabt, und wenn der Stiefvater des jungen Mannes auch als Vormund ſchlecht mit dem Gelde des Mündels gewirthſchaftet hatte, ſo haben wir doch keinen Grund anzunehmen, daß er Alles durchgebracht habe. Vielmehr werden wir höchſtens zu dem Schluß berechtigt, daß nach Einſetzung des Aebutius in das väterliche Erbe der Senat den geſchmälerten Cenſus vervollſtändigen wollte, gerade wie der jüngere Plinius (Briefe I, 19) ſeinem Freunde zu demſelben Zweck 300,000 HS verehrte. — Es wird ferner dazu aufgefordert, Livius V, 7 zu vergleichen, „wo der census equester auch nichts Andres iſt.“ — Aber gerade in dieſer Stelle wird der *ordo pedester* dem equester ſtreng entgegengeſetzt, und von letzterm geſagt, daß Alle, die in ſeinen Cenſus gehören und keinen equus publicus erhalten, ſich auf eigne Koſten ein Streitroß geſchafft hätten. Wer kann da, wenn er (Liv. I, 43) die Worte der Servianiſchen Verfaſſung vergleicht: Ita, *pedestri exercitu* ornato distributoque, equitum — scripsit centurias, zweifeln, daß pedester ordo an unſrer Stelle, wie dort der pedester exercitus die Claſſen, der equester ordo was darüber war, bedeutet? Denn abgeſehen von der Conſequenz des Sprachgebrauchs: Wenn die Mitglieder der erſten Claſſe gleich den equites waren, dieſe jetzt aber alle zu Pferde dienten, ſo wäre ja eine ganze Waffengattung, der Kern der Infanterie, welcher die erſte Claſſe darſtellte, ausgeſchieden; allerdings bei einem Belagerungskrieg der unzweckmäßigſte Dienſteifer. Aber Hr. Göttling fährt fort: „Das Voconiſche Geſetz, ziemlich in dieſe Zeit fallend, gedachte noch der 100,000 Aß als höchſten Cenſus.“ Dazu wird Gajus II, 274 citirt. Gajus aber ſagt nichts als dies: Mulier — ab eo, qui centum milia aeris census est, per legem Voconiam heres institui non potest. Daß dieſe centum milia der höchſte Cenſus geweſen, ſagt er mit keinem Worte; ja wenn man aus Gellius (VII, 13) einen Schluß ziehen darf, ſo beſtand zur Zeit des angeführten Geſetzes der Cenſus der erſten Claſſe ſogar aus 125,000 Aß. Daß darüber nicht noch ein Rittercenſus beſtanden habe, wird auch hier nicht behauptet; eben ſo wenig in den nicht angeführten aber hieher gehörigen Stellen Cic. Verr. Act. II, 1, c. 41 und Ascon. ad e. l. — In der Anmerkung ſagt ſodann Hr. Göttling: „Niebuhr III, S. 382 kann ſeine Anſicht von einem ritterlichen Cenſus von einer Million Aſſen bloß mit der Stelle des Livius XXIV, 11 unterſtützen, die aber von keinem „Rittercenſus“ ſpricht.“ Allerdings wäre dieſe Stütze, wenn ſie Niebuhr's einzige wäre, ſchwach. Aber der Hiſtoriker beruft ſich ja ſchon viel früher (Th. I, S. 452 der 2. Aufl.) auf die allbekannten Verſe des Horatius (Epiſt. I, 1, 57 flg.): Si *quadringentis* sex septem milia desunt — *plebs* eris, die das wenigſtens erweiſt, daß ſeit Roscius Zeit, und der lex theatralis (alſo ſeit 687 a. U. c.) nur der Cenſus von einer Million Aß den Eques von der Plebs (auch bei dem Dichter peditos) ſchied. Von dem dauernden Beſtehen des Rosciſchen Geſetzes und des genannten Cenſus von einer Million, zeugen ohne alle Widerrede die längſt von Andern angeführten Stellen Cic. Phil. II, 18. Dio Cass. XXXVI, 25. Plin. ep. I, 19. Juvenal. Sat. XIV, 324. V, 132. I, 106. Martial. V, 6. Dieſen Cenſus ſetzte auch Octavian bei den Senatoren voraus, ehe er für die Familien derſelben einen eignen ordo senatorius mit höherer Schatzung beſtimmte, und ergänzte ihn bei unverſchuldet Verarmten (Dio Cass. LIV, 17). Daß vor Roscius ſchon jene Summe beſtanden habe, will Niebuhr gar nicht behaupten, vielmehr beruft er ſich auf die von Hrn. Göttling angeführte Stelle in ganz entgegengeſetztem Sinne; nur einen höheren Cenſus verlangt er für die Equites, als für die erſte Claſſe der Gemeinen. Aber ein noch wunderlicheres Mißverſtändniß bringt in derſelben Note Hrn. Göttling in Harniſch gegen Niebuhr. „Im Voconiſchen Geſetz „„eine figürliche Redensart““ zu finden, ſtatt prima classis“ — Niebuhr III, S. 403 — „will mir

ſchwer ein. Die Sprache der römiſchen Geſetze iſt klar und beſtimmt, niemals figürlich.“ — Zuerſt fällt es nun auf, Hrn. Göttling gegen ſich ſelbſt argumentiren zu ſehen; denn wäre wirklich in der lex Voconia mit dem Cenſus von 100,000 die erſte Claſſe bezeichnet, ſo wäre ja ohne weiteres Gellius' Angabe beſeitigt, daß die erſte Claſſe damals zu 125,000 cenſirt ſei. Der ferneren Annahme Hrn. Göttling's erwüchſe daraus aber auch kein Nachtheil, wenn man nur die Identität der erſten Claſſe mit den Equites zugiebt. Was nun aber die Anklage gegen Niebuhr betrifft, der in dem Voconiſchen Geſetz eine figürliche Redensart finden ſoll, ſo ſagt der Geſchichtsſchreiber Roms Th. III, S. 401 a. E. „ſelbſt der figürliche Ausdruck, zur fünften Claſſe gehören, für einen, der den Ausgezeichneten ſeiner Art weit nachſteht, aber doch etwas iſt [Cicero Lucull. (Acad. Pr. II) 23 (73)]: — — ſcheint auf die Fortdauer der alten Ordnung (der Claſſeneintheilung) hinzudeuten.“ Und in Beziehung hierauf an der von Hrn. Göttling citirten Stelle (S. 403): die fortdauernde Einſchreibung der Bürger in Claſſen nach der alten Norm, oder wenigſtens ihre Berückſichtigung bei Geſetzen und Sitten — eine figürliche Redensart kann die Sache um manches Jahrhundert überleben — hat zu Rom ſo wenig Befremdendes“ u. ſ. w. So lieſt Hr. Göttling Männer, welche er zu beſtreiten unternimmt, und ſelbſt bei denjenigen Unterſuchungen, welchen er ſelbſt das meiſte Intereſſe widmet.

(Schluß folgt.)

Klauſen „Aeneas und die Penaten.“

(Fortſetzung.)

Nun waltete aber bei jeder menſchlichen Thätigkeit nach altlatiniſchem Glauben ein vermittelnder Dämon (deus medioximus)*). Die Namen Subigus, Prema, Pertunda, Rumina, Cunina, die den Hohn der Kirchenväter auf ſich ziehen**), und die ſich für die gemeinſten Handlungen (ſelbſt für das Miſtſtreuen)***) in Unzahl vorfinden, berechtigen uns vollkommen, für die wichtige Ceremonie des Schild- und Waffentanzes der Salier einen Ceremonialgeiſt anzunehmen, der den heiligen Ritus dem Vater Mars oder Quirinus genehm machte. Wenn von ihm geleitet die ehernen Schilde und Lanzen aneinander klangen †), ſo ſchwang ſich daraus der tönende Erzdämon Aheneas hervor††), der billig des Anciſa Sohn heißen durfte. Nun ſtimmen aber alle übrigen Verhältniſſe auf das Ueberraſchendſte. Die Ancilien wurden als Unterpfand des Weltreichs neben dem Palladium überall genannt und anerkannt*). Im Sacrarium des Mars (nicht Tempel; ſ. Ambroſch Studien und Andeutungen S. 8. Anm. 32), in der Regia neben dem Veſtatempel**) wurden ſie bewahrt. Gewandte Männer führten den Tanz auf, ein den Gott erfreuendes Bild des Krieges, angethan mit dem ritterlichen Schmuck der Trabea***). Sie waren ein Geſchenk der Götter, vom Himmel geſandt, gleich dem Palladium (im Gloss. vet. bei Geßner s. v. wird ancile geradezu durch Διόπετες wiedergegeben), dem frommen, gottgefälligen König die ewige Dauer des Reichs verheißend. Wenn ſie dem Sinne der Formel gemäß von geweihten Händen berührt wurden, ſo erinnerten ſie den Gott an ſein Verſprechen. Der Feldherr ſelbſt, wenn er die Auſpicien empfangen, ſchlug ſie aneinander und rief: Mars, wache! (Serv. ad Aen. VIII. 3.) Aber auch in ihnen ſelbſt war der Geiſt rege; bei drohender Gefahr bewegten ſie ſich von ſelbſt †), und ihr warnender Klang forderte dazu auf, die Hilfe der Götter anzuſprechen, oder den Zorn der Vernachläſſigten durch Procuration zu ſühnen. So auch war dem gottgeliebten Geſchlecht des Anchiſes durch ſichtbare Zeichen die ewige Herrſchaft und Gunſt der Unſterblichen verbürgt. Nicht nur das Palladium, auch ein heiliges Schild hätte Aeneas aus Götterhänden empfangen, ein Schild weiht er den ſamothrakiſchen Göttern, die faſt allgemein für die troiſchen (und nachmals für die römiſchen) Penaten gehalten wurden. Dieſe ſelbſt aber wurden auf der thrakiſchen Inſel von dem Prieſterſtamm der Saïer ebenfalls durch Waffentanz und Schildſchwenken verehrt ††), das man der römiſchen Ceremonie ſo ähnlich fand, daß dieſe von der thrakiſchen abgeleitet wurde. Varro ſelbſt (a. a. O.) findet die größte Aehnlichkeit zwiſchen den Ancilien und der thrakiſchen Tartſche, Dionyſius (a. a. O.) nennt ſie thrakiſch, und als Aeneas' Ankunft in Latium durch die Sage feſtſtand, mußte er durch ſeinen Begleiter Saon (auch hier kettet wieder Namensähnlichkeit die verwandten Begriffe inniger) die Ceremonie der Salier auf die Römer vererbt haben †††). Andere laſſen die ſamothrakiſchen Saïer ſchon durch Dardanos nach

---

*) S. Klauſen de carm. Fratr. Arval. p. 59 seqq.
**) Augustin. C. D. VI, 9. Arnob. IV. p. 131.
***) Stercutius oder Stercutius. Plin XVII, 9. Lactant. I, 20.
†) Τὸν ἐν ταῖς ἀσπίσιν ἀποτελούμενον ὑπὸ τῶν ἐγχειριδίων ψόφον. Dionyſ. a. a. O. Plut. a. a. O.
††) Klauſen Aeneas S. 1000.

*) S. den Interpr. zu Virg. Aeneid. VII, 188. Serv. daſ. VIII, 664. Ein Schild des Diomedes zu Argos galt daſelbſt als Palladium. Klauſen S. 1200. Anm. 2459.“ So in Salamis der Schild des Ajas. Daſ. S. 1202. Anm. 2465.“
**) S. die Abhandlung De dils Rom. patriis. L. II, c. 8. p. 77.
***) Dion. Hal. II, 70. Vgl. Virg. Aen. VII, 188.
†) Jul. obseq. CIV. Liv. Epitom. LXVIII. Dio Cass. XLIV. 17, häufiger noch bewegen ſich die heiligen Lanzen. S. Ambroſch a. a. O. Anm. 33.
††) Die Belege bei Klauſen S. 337.
†††) Critolaus bei Festus v. Salios p. 225. Lind.

Troja führen *). Die ſpäteſten Zeugniſſe ſind ohne Zweifel die, welche dem Stifter dieſes Cultus den bereits für Rom präformirten Namen Salius leihen und ihn aus Arkadien kommen laſſen **). Alle die Genannten aber ſtimmen darin überein, daß Aeneas es war, der das Ancile und die Salier in Italien heimiſch machte. Das deutet auch Virgil an ***), und wenn daher Niebuhr (R. G. Th. I, S. 337) für die Salier einen früheren Urſprung als Numa's Einſetzung geltend macht †), ſo hat er unbedingt in dem Sinne Recht, daß ſie kein ſpeciell römiſches Inſtitut waren, welches auf ihn, als den Repräſentanten aller religiöſen Satzung der Doppelſtadt, hätte zurückgeführt werden müſſen. Ohne Zweifel waren auch ſie lateiniſch, ſo gut als Alles, was in ihren Kreis gehört ††). Wenn nun aber die Sagen der Griechen meldeten, daß Aeneas mit den Penaten und dem wahren Palladium auch den Vater Anciſa aus Troja's Brand geflüchtet, den gottgefälligen, ritterlichen, der durch die Ceremonie des Waffendienſtes der Götter Gunſt ſeinem Geſchlecht erhält, wie konnte bei dem faſt genauen Zuſammentreffen der Namen noch ein Zweifel bleiben, daß er derſelbe ſei, der nachmals, von ſterblicher Hülle entkleidet, als Indiges und Waffengeiſt bei den heiligen Erzen der Salier daſſelbe Amt verwaltet, das er im Leben geübt, die Ceremonie leitend, vor Unheil warnend, das ewige Leben ſeines Geſchlechtes verbürgend. Erſchienen doch ſeine Diener, die Salier, dem Dionyſius noch als Abbild der Cureten, jener gottesdienſtlichen Waffendämonen, die im Grunde kein anderes Amt beim Zeus verwalten †††), als Anchiſes bei den Unſterblichen überhaupt *). So kam Anchiſes mit Aeneas nach Latium **), und ſelbſt einheimiſche Schriftſteller konnten Städte, nach dem heimathlichen Gott geheißen, auf den troiſchen Heros zurückführen ***). Die neue überraſchende Namensähnlichkeit mit den anhaftenden ähnlichen Begriffen eröffnete ein neues Thor, auf daß der ganze troiſch-griechiſche Sagenkreis nun erſt recht bequem in Rom einziehen könnte, und bald von allen Organen und Gliedern der lateiniſchen Satzung eingeſogen, dieſe zu gänzlich neuer Geſtalt umwandelte. Wenn man nun auch ſpäter bei den überwiegenden ſiciliſchen Sagen, und vorzugsweiſe den Segeſtanern zu Liebe Anchiſes' perſönliche Anweſenheit für Italien aufgab, ſo ſind doch Rückblicke und Beziehungen auf das eigentliche Verhältniß ſelbſt bei Virgil unverkennbar. So lange der Greis lebt, gilt ſtets ſeine Entſcheidung als Interpretation des Götterwillens, und ſpäter umſchwebt wenigſtens ſein Geiſt den Sohn, rathend und warnend bei naher Gefahr *), und empfängt als ſchmeichelnder Genius die Todesſpende **). Selbſt die Nachricht, daß Aeneas durch den befreundeten Saios das Ancile nach Rom geflüchtet, erhält erſt ſo ihr gehöriges Licht, und gewiß hat ſich nicht ohne ein dunkles, aber richtiges Gefühl uralter Beziehungen das Gerücht verbreitet, daß in Cäſar's Haus, damals dem pontificiſchen (Dio Cass. XLIV, 17), in der Nacht vor ſeiner Ermordung die heiligen Schilde unheilkündend laut getönt hätten. Es regte ſich der Geiſt des Ahnen, der niemals ſein altes Amt der Warnung bedeutungsvoller üben konnte. Denn der letzte wirkliche Julier und Sproß der Venus ſollte vom Leben ſcheiden; er, der dem erſten gleich zwiſchen Menſchen und Göttern, aber als Pontifex für die römiſche Welt vermittelte, der die Regia durch die That wieder zur Regia gemacht, der den Gedanken der Aeneadiſchen Weltherrſchaft zuerſt verwirklicht hatte.

Es darf nicht erſt erinnert werden, daß die vorſtehende Erörterung keine abſolute Geltung für ſich in Anſpruch nimmt. Sie ſoll nur ein Verſuch ſein, in Klauſen's Sinn und auf deſſen Grundlagen einen vernachläſſigten Theil des Werkes andeutungsweiſe zu rectificiren und weiter aufzubauen. Sie ſoll die von Nitzſch mit Recht geforderte Anerkennung ausdrücken, daß in dieſem Felde der Alterthumskunde ſich fortan kein Schritt vorwärts thun laſſe ohne Bezugnahme auf Klauſen's Forſchungen. Aber wir müſſen noch einen Blick auf dieſe ſelbſt werfen, um den beſtimmten Gang der Aeneasſage, namentlich in der Virgiliſchen Ausbildung oder vielmehr Redaction, hinlänglich motivirt zu ſehen. Denn nach dem Bisherigen konnte noch ganz Latium die Mitbürgerſchaft des Aeneas fordern, war daher ein Punkt der Küſte nicht weniger berechtigt, als der andere, die Landung der Fremdlinge für ſich anzuſprechen. Ja in den älteſten Sagen kommt Aeneas wirklich unmittelbar nach Rom. —

(Schluß folgt.)

*) Servius ad Virg. Aen. II, 325.
**) Plut. a. a. O. Serv. ad Virg. Aen. VIII, 285. 663.
***) Virg. Aen. VII, 188.
†) Was Göttling läugnet a. a. O. S. 192.
††) Salier zu Tibur und Tusculum. Serv. ad Virg. Aen. VIII, 285. Orell. ad n. 2249. Zu Alba Longa Orell. n. 2247. 2248. S. Ambroſch a. a. O. S. 75. Anm. 159.
†††) Klauſen, Aeneas. Th. I. S. 7. Anm. 5. 8.
*) Daſ. S. 34 f. A.
**) Cato bei Serv. Aen. I, 267; bei demſelben ebendaſ. III, 710. I, 574. IV, 427. Bei Hygin. f. 260. Dionys. A. R. I, 64.
***) Dionyſ. I, 73. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß damit der an ſich wahrſcheinlichen Conjectur Klauſen's (S. 1041), wonach Angilia (am fuciner See) unter dem nach Anchiſes genannten Ort zu verſtehen ſei, kein Abbruch geſchehe.

*) Virg. Aen. II, 701. III, 9. 58. 102. 144. 525. 539. IV, 351. V, 723. VII, 123. S. Klauſen. S. 1019. Anmerk. 2030. Bei Ennius iſt Anchiſes mit göttlicher Kunde der Zukunft begabt. S. Enn. ap. Schol. Ver. ad Virg. Aen. II, 687. ap. Prob. ad Virg. Ecl. VI, 31. Vgl. Serv. ad Virg. Aen. V. 47. Klauſen. S. 1019. Anm. 2027.
**) Virg. Aen. V, 95. Vgl. VII, 133 ff.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

22. Juni. № 148. 1841.

K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod."

(Schluß.)

Durch das ferner angeführte Zeugniß des Polybius (VI, 23) erhellt eben so wenig für Hrn. Göttling's Meinung. Denn dort wird nur gesagt, daß die Fußsoldaten, welche über 100,000 censirt sein, Schuppenpanzer getragen haben. Aus Cap. 21 aber geht sogar durch Vergleich mit dieser Stelle hervor, daß die Ritter einen höheren Census gehabt haben müssen als jene, da sie vom Censor nach Maßgabe des Vermögens ausgewählt wurden: *πλουτίνδην αὐτῶν γεγενημένης ὑπὸ τοῦ τιμητοῦ τῆς ἐκλογῆς.* — Endlich soll aus der lex Thoria die Ansicht begründet werden. Das Genauere darüber folgt S. 438. Hr. Göttling ist nämlich der Meinung, daß die lex judiciaria des jüngeren Gracchus den Rittern nur das Uebergewicht im Album judicum gegeben. Es sei aber wahrscheinlich im Gesetz des Gracchus die erste Classe genannt. „Wenigstens in dem Fragmente der Lex Thoria — wird allein die Rede von 50 ausgewählten Richtern der ersten Classe sein können, gerade wie in der lex Servilia." Aber wenn sich überhaupt aus dem sehr lückenhaften Passus dieses Gesetzes*) etwas schließen läßt, so können wir darin nur eine Bestimmung erkennen, nach welcher aus funfzig Männern vom ersten Census (gewählten oder erlosten?) der Prätor 11 ernennen und von diesen die (kleinere) Hälfte durch das Loos zu Recuperatoren bestellen sollte. Also von Richtern im strengen Sinne ist gar nicht die Rede**); noch weniger ist aber Hrn. Göttling's Zusatz zu verstehen: „gerade wie in der lex Servilia;" denn in dieser wird weder die erste Classe, noch werden funfzig auserwählte Richter erwähnt.

Somit wären denn die Stellen, in denen der Centuriae equitum in der neueren Centuriatverfassung gedacht wird, keineswegs so leichten Kaufes beseitigt, noch könnte namentlich Livius XLIII, 16*) so ohne weiteres (S. 385) als eine solche angeführt werden, wo die Ritter statt der ersten Classe genannt würden. Aber selbst bei der vorliegenden Stelle muß Hr. Göttling sich wiederum (S. 390) zu der Annahme bequemen, daß bloß die *Juniores* der ersten Classe Equites geheißen. Ja Hr. Göttling hat bereits S. 257, Anm. 5 eine der hiesigen contradictorisch entgegengesetzte Ansicht über diese Stelle geäußert, wonach die 12 Tarquinischen Rittercenturien bei Livius gemeint sein sollen; eine Ansicht, die er nachmals (S. 506) wiederholt. Man weiß nicht, was man zu so unverdeckten Widersprüchen und zu dem zweimaligen Zurücknehmen der einfachen Interpretation einer Stelle in einem und demselben Buche sagen soll, und wir würden es wahrlich mit einem allgemeinen Condemno zur Seite schieben, wenn nicht Hrn. Göttling's Name uns zu verweilen geböte. In jener Stelle konnte der Doppelsinn des aliae die verschiedene und widersprechende Interpretation wo nicht entschuldigen, doch erklären. Unglaublich dagegen klingt es, wenn in derselben Sache zum beiläufigen Beweis, daß mit den Rittern auch die Senatoren gestimmt, Cicero de republ. IV, 2 citirt, und diesmal ausgeschrieben wird; aber nur in den Worten: equitatus in quo suffragia sunt etiam senatus. Abgesehen aber von der streitigen Interpunction, in deren Bestimmung wir Hrn. Göttling folgen wollen, heißt die ganze Stelle so: Quam commode ordines descripti, aetates, *classes*, *equitatus*, in quo suffragia sunt etiam senatus. — Kann man eine Stelle finden, die klarer von dem Unterschiede des equitatus und der classes

*) Die Stelle lautet bei Sigonius (S. 147 s. f.) mit dessen Ergänzungen CIVIBUS. L. QUEI. CLASSIS. PRIMÆ. SIENT. XI. DATO. INDE. ALTERNOS. DUCITO. . . . . (decretum) IUDICIUMVE. FACTUM. NON. SIET. SEI MAIOR. PARS. EORUM. RECUPERATORUM. (non consenserit).

**) Daß sie nicht aus den Judices des Album entnommen wurden, s. bei Zimmern Gesch. des röm. Privatr. Th. III, S. 48, Anm. 9. Auch erhellt es schon aus der Entstehung dieser Gerichte.

*) Et quum ex duodecim centuriis equitum octo censorem (Claudium) condemnassent, multaeque aliae primae classis. — Nach Herrn Göttling soll hier ex duodecim centuriis nicht von den zwölf Rittercenturien (des Tarquinius), sondern überhaupt von zwölf Rittercenturien (ohne Artikel) übersetzt werden, so daß unter den aliae der ersten Classe wiederum Rittercenturien gemeint sein.

zeugt, und kann man Hrn. Göttling begreifen, der diesmal nicht nach Hörenſagen citirt, ſondern die Stelle gerade ſo weit ausſchreibt, als ſie für ihn paßt, die widerſprechende Hälfte aber zurückläßt? — — Danach iſt es denn ein Kleines, daß auch ein Zeuge wie Aurelius Victor herangerufen wird, ebenfalls zu den Terteswortеn: „In derſelben Abtheilung gaben auch die Senatoren ihre Stimme ab," und daß ſelbſt dieſer Sarder, wenn wir ihn auf's Gewiſſen fragen (de viris ill. c. 57) nichts zu antworten hat, als: „et cum duae classes condemnassent." Wir müſſen annehmen, das Citat habe ſich in eine falſche Note verirrt und ſolle zur Ergänzung der Livianiſchen Stelle dienen, da ſie von demſelben Volksgerichte ſpricht, und eigentlich nur eine Abbreviatur von Livius zu ſein ſcheint. Wie aber können auch ſo die *duae classes* beweiſen ſollen, daß die Equites und die prima classis nur eine Claſſe geweſen ſein? Nein, wenn überhaupt auf die Worte dieſes ſchlechteſten aller römiſchen Scribenten etwas zu geben iſt, ſo kann man nur dies daraus folgern, daß er die Equites und die prima classis, die er in ſeiner Quelle, ob Livius oder wer ſonſt, vorfand, für das, was ſie waren, d. h. für zwei verſchiedene Abtheilungen des römiſchen Volkes in den Comitien hielt, die er denn freilich, da er das Wort classis in ſeiner politiſch-prägnanten Bedeutung ſchwerlich mehr kannte, grob genug als duae classes bezeichnet.

Wie bereit wir alſo ſonſt Hrn. Göttling's Ausführung von Pantagathus' Anſicht beitreten: die Modification in Bezug auf die Rittercenturien wäre in der hier vorgeſchlagenen Weiſe durchaus unthunlich, und der einzige Einwand gegen das geſonderte Abſtimmen der Ritter, welcher auch noch im erſten Anhang (S. 500 ff.) geltend gemacht wird, die Nichterwähnung derſelben bei Cicero (Phil. II, 33) iſt ohne Belang, da wir von der Ordnung der Stimmabgabe nicht unterrichtet ſind. Vielleicht könnte ſelbſt bei den vorliegenden dürftigen Zeugniſſen und bei dem ſchlechten Einklang derſelben dennoch eine Vermittlung gefunden werden, wenn man nur nicht die Umänderung in die neue Form als plötzlich und auf einmal vorgegangen ſich denken, die Wahlcomitien und das Volksgericht unterſcheiden, und zuletzt eine Einordnung der Ritter in die Tribuscenturien der erſten Claſſe ſtatuiren wollte, ohne dadurch irgend ihre Identität zuzugeben.

Der Rückblick aber auf unſere Ausſtellungen lehrt, daß Hr. Göttling ſelbſt in denjenigen Theilen des Buches, die er als die weſentlichſten anerkennt, das hiſtoriſche Material keineswegs mit Sicherheit ermittelt und in ſeinem Zuſammenhange überblickt, geſchweige denn zu einem organiſchen Ganzen verarbeitet hat. Man ſieht dem Buche die Art ſeiner Entſtehung deutlich genug an; nicht ein zuſammenhängendes Studium der Quellen auf den einen Zweck hin hat es allmälig zur Vollendung reifen laſſen, ſondern erſt, nachdem einzelne Theile monographiſch bearbeitet waren, ſcheint der Gedanke erwacht zu ſein, ſie zu einer Verfaſſungsgeſchichte zuſammenzuſetzen. Die Lücken ſind dann mit eilfertig aufgerafften Notizen verſtopft, und ſelbſt die Hauptmaſſen, zu verſchiedenen Zeiten entſtanden, ſind nicht durch ſorgfältige Nacharbeit in Uebereinſtimmung mit einander gebracht. Der Verf. hat ſich nicht über das fertig daliegende Werk erhoben, und es, wie der Maler ſein Bild im Spiegel, als ein Objectives mit klarem kritiſchen Blick betrachtet. Sonſt müßten ihm die unerhörten Widerſprüche ſelbſt Aergerniß und Zweifel erregt, und dieſe ihn zur gänzlichen Umarbeitung geführt haben. Ob wir als Gründe dieſer Befangenheit hier die Entſtehungsart, oben die leitenden Principien richtig angegeben haben, mag die Vergleichung der gerügten Schwächen, deren Regiſter wir leicht um das Doppelte vermehren könnten, am beſten lehren. Das aber ſteht feſt, daß eben die ſichere Darlegung der Facta die unabweisliche Grundbedingung aller Geſchichtſchreibung iſt. Denn wenn hier, wo ein geſunder Sinn und beharrlicher Fleiß es ſchon zu achtungswerthen Reſultaten bringen kann, durch Schuld des ſchreibenden Subjects Oberflächlichkeit und Verwirrung herrſcht, hat man nicht nur das Recht, vollends Mißtrauen gegen das freie Raiſonnement zu hegen, welches ſich ja von vornherein als der Tummelplatz der Subjectivität ankündigt: ſondern, da die dialektiſche Entwicklung der Idee in der Weltgeſchichte an den Factis und durch dieſelben vor ſich geht, ſo iſt die wahrhaftige Darſtellung dieſes Fortſchrittes bei verfälſchten Thatſachen ſchlechthin unmöglich. Dies objective Raiſonnement, welches die Ereigniſſe ſelbſt führen, kann durch keine über dieſelben hinergoſſene Reflexion erſetzt werden. Wir ſagen nicht, daß Hr. Göttling letztere zu häufig übe. Um ſo nackter tritt die Baufälligkeit der ſchlecht gefügten Thatſachen hervor. Aber wenn die Reflexion eintritt, ſo ſoll ſie den Bau in die rechte Ordnung zuſammenrücken, die er nicht von ſelbſt hat, Ueberblicke verſchaffen, die er nicht von ſelbſt bietet. So erſcheint ſie dem Gegenſtand gegenüber als ein Anderes, faſt ihm Fremdes, nicht ſelten ſogar Widerſprechendes. So, wenn Hr. Göttling die Reaction läugnet, durch die nach dem Sturz der Könige die altſtädtiſchen Junker noch einmal der Plebs die Freiheit aus den Händen rangen, freilich aber eben dadurch dieſer den Werth des geraubten Kleinods zu klarerem Bewußtſein brachten und ſomit ſelbſt jene Reform beſchleunigten, deren beſonnener, ſicherer Gang die ganze Verfaſſungsgeſchichte der Republik bis zu dem Bundesgenoſſenkriege charakteriſirt. Dieſer Fortſchritt nach der Reaction hat Niebuhr's Begeiſterung für den kernhaften Sinn der würdigen Volksgemeinde entflammt, und dieſe Begeiſterung für die gerechte Sache hat ſeiner Geſchichte Roms eben den conſequent erhabenen Charakter aufgedrückt, deſſen impoſanten Eindruck ſich Niemand

entziehen kann. Hr. Göttling, der die Reaction läugnet, und ein continuirliches Vorwärtsſchreiten der plebejiſchen Freiheit behauptet, kann doch Facta nicht verſchweigen, welche im grellſten Contraſt mit ſeiner Anſicht ſtehen. Denn wie laut ſchreien gegen die ſcheinbaren Befreier Roms Thatſachen, wie die S. 283 erzählten: „Die alte Schuldknechtſchaft, welche König S. Tullius aufgehoben hatte, trat wieder ein, weil, nach Verluſt ihres Grundes und Bodens, die wenigſten Plebejer unter andern Bedingungen von den reichen Patriziern geborgt bekamen, als unter ungeſetzmäßiger Verpfändung ihrer Freiheit. Eine Maſſe von Plebejern dienten als nexi oder addicti in den Zwanghäuſern der Patrizier, theils mit Ketten an den Füßen (compedes), theils mit Halsbändern (nervi), theils mit Metallmaſſen belaſtet, um nicht entweichen zu können, ohne Unterlaß unter Peitſchenhieben zur Arbeit angetrieben.“ Wer ſo am Rechte der Menſchheit und der Mitbürger freveln konnte, der konnte auch das Palladium der Verfaſſung ſelbſt antaſten, und wenn wir auch Niebuhr's Nachweiſe in Einzelheiten verwerfen müßten, ſo dürfte es doch ſelbſt nach dieſer einen Anführung den Verf. nicht bedünken, als thue die ganze Anſicht „der politiſchen Einſicht und Kraft der Plebejer großes Unrecht, indem ſie gemäß derſelben immer nur als ſolche Männer erſcheinen, welche die von der Güte des Königs ihnen geſchenkten Freiheiten erſt ſich durch die Patrizier wieder entwinden laſſen, dann mit großer Anſtrengung ſie wieder erobern, nachdem ſie zu ſpät erkannt, was ihnen genommen worden“ (S. 265). Daß dem doch ſo iſt, lehren jene Facta. Aber die Schule der Noth macht den Plebejern keine Schande, ſowie Niemanden, der darin lernt, wie ſie lernten.

Trotz dem Allen muß man eingeſtehen, daß, wo es ſich um die letzten welthiſtoriſchen Ergebniſſe der römiſchen Verfaſſungsgeſchichte handelt, wo die geringeren zunächſt nur für die Entwicklung einzelner Perioden wichtige Momente als untergeordnet zurücktreten, wo der Verf., auf den bekannten und anerkannten Thatſachen fußend, die ganzen Maſſen überſchaut, daß, ſagen wir, hier die ehrenwertheſte Geſinnung und die enthuſiaſtiſche Anerkennung einer wahren, ſich ſelbſt mäßigenden Freiheit ihn den Standpunkt wohl begreifen läßt, den Rom in der Weltgeſchichte einnimmt; ſeine Ehre und ſeine Schmach. Auch dann noch ehren wir die Geſinnung, die ſich in der Liebe für eine untergegangene tüchtige Bildung ausſpricht, wenn er dieſe Bildung als in ſich vollendet, tadellos, die Aufgabe der Menſchheit in einer einzelnen Nationalität abgeſchloſſen ſehen möchte. Darum bangt es ihn, als er die Republik „zum erſten Male in ihrer wichtigſten Periode von der alten Regel abweichen ſieht, die Verfaſſung den Verhältniſſen anzupaſſen“ (Vorr. S. XII). Da möchte er eingreifen in die Speichen des unerbittlichen Schickſalsrades; er wünſcht, die Italiker hätten ſich mit Rom zu einem Repräſentativſtaat conſtituirt, um dem nothwendigen Geſchick einer Demokratie von ſo ungeheuerer Volkszahl zu entgehen. Er zürnt dem Dictator, der durch ſeine Talente berufen, die Republik zu regeneriren, ſie entſeelt, ſo daß der Name der Milites fortan ehrenvoller galt, als der der Quiriten; er trauert über den endlichen Untergang der Republik unter einem ſo mittelmäßigen Kopf, wie Octavian — und wahrlich vom Standpunkt des Römers mit vollem Recht. Von allen beſondern Standpunkten aber iſt für die römiſche Geſchichte der römiſche immerhin der am meiſten berechtigte; unendlich berechtigter wenigſtens als Drumann's königlich preußiſcher. Darum ehren wir auch dann noch die Geſinnung, wenn durch ſie die beſonnene und darum kalt ſcheinende Reſignation der Philoſophie überwältigt wird, welche auch die hereinbrechende Nacht der Barbarei und Unſitte mit Freuden begrüßt, weil ja die Nacht in ihrem Schoße ſchon die ſchönere Morgenröthe birgt, die aus ihr ſicherlich hervorbrechen wird zum Sieg über die dunkle Mutter.

Dies über die Geſinnung; der wiſſenſchaftliche Werth eines Geſchichtswerkes baſirt aber noch auf andern Vorausſetzungen.

W. Herzberg.

Klauſen „Aeneas und die Penaten.“

(Schluß.)

Aber die weiße Sau des laviniſchen Bundespenus muß uns hier, wie weiland dem wirklichen Aeneas, Führerin ſein. Lavinium war durch die gemeinſchaftliche Einſetzung des Bundespenus geiſtige Mutterſtadt, und indem ſämmtliche andere Staaten auf ſie ihre Penaten zurückbezogen, gehörte die den gemeinſamen Stammgöttern geopferte Sau in das laviniſche Heiligthum. Hier mußte alſo Aeneas, wenn er anders mit derſelben in Verbindung geſetzt werden ſoll, zuerſt auf ſie treffen, und ſelbſt die ſpäter ſo überwiegende Bedeutung Roms konnte den Ort nicht aus ſeiner Primigenitur verdrängen. Die römiſchen Magiſtrate opferten in Lavinium. Wie ſehr mit Unrecht Alba als Roms Metropolis gelte, hat ſchon Niebuhr nachgewieſen (Th. I. S. 358. 2. Ausg.). Aber durch Julus, deſſen Dienſt und Geſchlecht dieſer Stadt angehört, ward man gezwungen, ſie als Mittelglied zwiſchen Rom und Lavinium anzuerkennen, wenn man anders nicht entweder auf die Abſtammung von Aeneas, oder auf Identität des Julus und Askanios verzichten wollte. Sagen, in welchen letzteres geſchieht (Klauſen S. 1081), deuten auf das urſprüngliche Verhältniß hin. Aber der chronologiſche Widerſpruch, der alsdann zwiſchen der ſpäterhin allgemein

anerkannten verhältnißmäßig ſpäten Gründung Roms und der directen Gründung durch Aeneas' Söhne ſich erheben mußte, machte eine Ausfüllung der Lücke durch albaniſche Königsnamen nöthig. Auch des Mars Vaterſchaft bei den Zwillingskönigen und der Antheil der Wölfin an ihrer Ernährung war zu urſprünglich tief und naturgemäß in die römiſchen Anſchauungen eingewurzelt, als daß die epitomatoriſche Sage, in welcher beide überſprungen werden, hätte Anklang finden können. Alba's Vermittlung, da einmal ein Ausgleichung nöthig war, ward gern ergriffen. Die Julier bringen es nach Rom, und mit ihm Venus (ſ. oben).

Die andern Unebenheiten der widerſprechenden Sagen gleichen ſich allmälig aus, und Virgil vertritt den endlich vollendeten Cyklus, der ſeit ihm keine weſentlichen Einwendungen mehr erlaubt. Gegen Einzelheiten wäre genug zu opponiren, manche Demonſtrationen verlieren ſich von der hiſtoriſchen Baſis in die luftigen Regionen phantaſtiſcher Hypotheſen (wir weiſen auf das über den Argeer-Cult Beigebrachte S. 934 ff. hin), aber auch mancher der beiläufig in die Unterſuchung gezogenen Punkte zeigt von ſo feiner Beobachtung und faſt genialem Takt, daß wir gern darüber die epiſodiſche Haltung verzeihen. Namentlich die Erörterungen über die Tabula Iliaca, über die Stellung Virgil's zur Sage, über den erblichen Charakter des Aemiliſchen und Juliſchen Geſchlechtes verdienen volle Aufmerkſamkeit. Nitzſch, den alle Zuneigung für den verſtorbenen Freund nicht gegen ſeine Schwächen blendet, hat ſehr richtig bemerkt, daß die Vervielfältigung der Combinationen bis ins Unendliche, die zu wenig geſammelte Lichtpunkte zum Rück- und Vorblick gewähren, den Verf. in Nebenbeſchäftigungen hinein und von ſeinem Gegenſtande abziehen; er theilt uns mit (S. XI), daß Klauſen noch kurz vor ſeinem Ende die Nothwendigkeit einer Sichtung namentlich des erſten Theils erkannt habe. Jene Unklarheit der Darſtellung, die ſich nicht über die Maſſen herausringen und es zur Herrſchaft über dieſelben bringen kann, ſcheint in der That in Klauſen's ganzer Perſönlichkeit begründet. Das Alterthum iſt ihm nicht gegenſtändlich, es iſt ihm nicht bloß ans Herz, ſondern ins Herz hineingewachſen, es iſt ihm zur Gemüthsſache geworden, und wie ſich in dieſer Beziehung die Vergleichung mit Welker ſo natürlich bietet, ſo können wir noch weniger die mit ſeinem hochverehrten Vorbilde, mit Niebuhr abwehren. Aber da ihm „die zerſetzende Schärfe des Verſtandes" abging, gerieth er auch nicht in die Gefahr des innerlichen Zwieſpaltes, der nach den Worten eines geiſtreichen Referenten in dieſen Jahrbüchern das „Caſſandra-Gemüth" des großen Geſchichtsſchreibers ſo weſentlich bedingte. So konnte Klauſen dem chriſtlichen Glauben mit ganzer Seele ſich hingeben. In welchem Maße er dabei von den Formen des Dogma frei oder befangen geblieben, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Aber was ihm an Klarheit auch abging, eine feſte Haltung hat er dadurch gewonnen, die ſeinem Werke den Typus wahrer Wiſſenſchaftlichkeit aufprägt. Er erkennt, daß die abſolute Wahrheit des Chriſtenthums, ſein rein menſchlicher und darum göttlicher Inhalt ſchon in der antiken Welt ſeine erſten Keime treibe, oft zwar abenteuerliche Formen an das Licht ſetze, oder in einem ſteten Vorwärtsarbeiten, einem immerwährenden Läuterungsproceß begriffen ſei; daß ſelbſt der ſichtbare Verfall, der Tod des Alten, zu ſeiner Zeit Schönen und Kräftigen, nicht zu beklagen, ſondern als Stadium dieſer Selbſtregeneration zu begreifen ſei. Dieſe Grundidee, deren Bewußtſein hier und dort klar hervortritt, und die er in einem Brief an Nitzſch in den Worten darlegt, „daß die allgemeine Religion, daß die Religion heiliger Liebe und Kindlichkeit den griechiſch-römiſchen Sagenbildern und Riten zu Grunde liege und ſich in dieſen noch hin und wieder deutlich wahrnehmen laſſe," entwickelt er dort an dem herrlichen Gebet der Danae bei Simonides: *μεταβουλία δέ τις φανείη Ζεῦ πάτερ ἐκ σέο· ὅτι δὲ θαρσαλέον ἔπος εὔχομαι, τεχνόφι δίκαν σύγγνωθί μοι.* Sie hätte eine vollere Anerkennung verdient, als das ſubjective, theologiſch-herablaſſende Wohlgefallen des Herausgebers: „Ich habe die innigſte Freude an Philologen, denen es Nothwendigkeit iſt, den claſſiſchen Geiſt ſo auszulegen," welches Wohlgefallen jedoch ſofort durch ein ſupranaturaliſtiſches „Aber" gedämpft wird. Ehren wir vielmehr die geſchichtliche Bewahrheitung dieſes Gedankens in den von Klauſen behandelten Sphären der Welt- und Religionsgeſchichte als den letzten und reellſten Gewinn ſeines Fleißes. Denn wenn auch Manche nach ihm mit eindringenderem Verſtande und gewandterer Darſtellungsgabe, und (es wäre zu wünſchen) mit gleich hingebender Innigkeit manche Forſchung auf dieſem Gebiete vervollſtändigen, manchen Irrthum im Einzelnen berichtigen, manches Ueberhängende beſeitigen und Alles in überſichtlichere Ordnung rücken ſollten, ſo werden ſie doch nur durch Anerkenntniß des obigen Princips zu wahrem Erfolge gelangen, und ſomit auch die ſchönſte Anerkenntniß von Klauſen's Verdienſt bethätigen, der es zuerſt in ſolcher Ausdehnung, in der ganzen religiöſen Bildung des claſſiſchen Alterthums nachzuweiſen geſucht hat. Dr. W. Herzberg.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

23. Juni. № 149. 1841.

Mager „Die deutsche Bürgerschule."

Zweiter Artikel.

Hr. Mager behauptet, daß nicht das Gymnasium, sondern die höhere Bürgerschule das Recht habe, „sich auf Griechenland zu berufen," daß die in ihr Gebildeten die Gebildeten schlechthin seien, dasselbe, was die „Schönen und Guten" unter den Griechen. Dennoch spricht er ihnen die Befähigung zu der höhern politischen Praxis ab, vindicirt diese vielmehr den „Gelehrten," den durch Gymnasium und Universität „universell Gebildeten." Wir müssen diese Vorstellung hier anführen, weil ein großer Theil der vorliegenden Schrift zu ihrer Darlegung verwandt ist; einer Widerlegung aber bedarf sie nicht, weil das Schiefe derselben dem nur einermaßen Kundigen ohnehin einleuchtet. Vielmehr wenden wir uns sogleich zu unserm Gegenstande selbst, zu den Gesichtspunkten, von welchen die Organisation der höhern Bürgerschule auszugehen hat und zu dem Verhältnisse, in welchem sie zu andern Lehranstalten steht.

Wenn in dem vorhergehenden Artikel es sich als nothwendig zeigte, daß die gebildeten Stände nicht durch eine völlige Verschiedenheit ihres Bildungsganges für immer auseinander gerissen werden, so dürfen die Schüler nicht nach Absolvirung des Elementarunterrichtes auf der Stelle theils in die höhere Bürgerschule, theils in das Gymnasium übergehen, sondern eine gemeinsame Vorbereitungsschule hat sie vorher zu der geistigen Gewandtheit und zu dem freien Interesse an der Erkenntniß des Wahren zu erziehen, durch welche allein eine erfolgreiche Beschäftigung mit den wissenschaftlichen Objecten des höhern Schulunterrichtes, und zwar in gleichem Maße mit den mathematischen und naturwissenschaftlichen, wie mit den philologischen und historischen Disciplinen, möglich gemacht wird. Beides, Erziehung und Elementarunterricht, mögen sie mit oder ohne Bewußtsein einer Methode geübt sein, hat das willkürliche Spiel der kindischen Laune, in welchem die denkende Thätigkeit nur den Trieben des sinnlichen Subjects dienstbar ist, in gewisse Schranken zurückgewiesen und zunächst durch die religiösen Vorstellungen in dem Kinde das Bewußtsein von seinem geistigen Wesen und der Unendlichkeit desselben erweckt. Ferner ist ihm die Religion aus der historischen Form und aus der Unbestimmtheit des Gefühls vermöge des Moralgesetzes in die unmittelbare Gegenwart seiner endlichen Verhältnisse, deren bestimmende Macht sie sein soll, gestellt worden. Dann hat es durch die geographische und historische Kenntniß von seinem Vaterlande und seinem Volke die natürliche und sittliche Besonderheit und Bestimmtheit derjenigen allgemeinen Macht, in deren Dienst seine individuelle Thätigkeit ein eben so erkennbares, wie unvergängliches Ziel zu erreichen hat, auch als seine eigene Bestimmtheit wenigstens ahnen gelernt. Endlich hat es nicht bloß in der Uebung des Zählens und Rechnens die äußeren Dinge nach einer verständigen Regel sondern und wieder verbinden gelernt, sondern es hat, was unendlich wichtiger ist, durch das Lesen und Schreiben und durch die ersten Elemente der Grammatik die Erfahrung gemacht, daß seine Rede in bestimmten, regelmäßig gegliederten Formen sich bewegt. An diesem Punkte hat nun die Vorbereitungsschule anzuknüpfen. Sie hat den Menschen, damit er ein gebildeter werde, zum Bewußtsein über die wesentlich menschliche Thätigkeit, über das Denken selbst zu bringen, und zwar dadurch, daß sie die Vorstellung von der regelmäßigen Formirung der menschlichen Rede zur Einsicht in ihre Gesetzmäßigkeit, welche zugleich die Gesetzmäßigkeit des Denkens selber ist, fortleitet. Diese Bedeutung des grammatischen Studiums kann nicht wahrer und erschöpfender dargelegt werden, als es bereits Hegel in seiner ersten Gymnasialrede (Werke, Bd. 16, S. 143—145) gethan hat. Nachdem hier gesagt ist, daß die mechanische Seite an der Erlernung einer fremden Sprache mehr sei als ein bloß nothwendiges Uebel, denn das Mechanische sei das dem Geiste Fremde, welches als ein in ihn hineingelegtes Unverdauete zu verdauen und zu seinem durch das Verständniß belebten Eigenthum zu machen, es das Interesse habe, wird so fortgefahren:

„Mit diesem mechanischen Momente der Spracherlernung verbindet sich ohnehin sogleich das grammatische Studium, dessen Werth nicht hoch genug angeschlagen werden kann, denn es macht den Anfang der logischen Bildung aus;

— eine Seite, die ich noch zuletzt berühre, weil ſie beinahe in Vergeſſenheit gekommen zu ſein ſcheint. Die Grammatik hat nämlich die Kategorieen, die eigenthümlichen Erzeugniſſe und Beſtimmungen des Verſtandes zu ihrem Inhalte; in ihr fängt alſo der Verſtand ſelbſt an, gelernt zu werden. Dieſe geiſtigſten Weſenheiten, mit denen ſie uns zuerſt bekannt macht, ſind etwas höchſt Faßliches für die Jugend, und wohl nichts Geiſtiges faßlicher als ſie; denn die noch nicht umfaſſende Kraft dieſes Alters vermag das Reiche in ſeiner Mannigfaltigkeit nicht aufzunehmen; jene Abſtractionen aber ſind das ganz Einfache. Sie ſind gleichſam die einzelnen Buchſtaben, und zwar die Vocale des Geiſtigen, mit denen wir anfangen, um es buchſtabiren, und dann leſen zu lernen. — Alsdann trägt die Grammatik ſie auch auf eine dieſem Alter angemeſſene Art vor, indem ſie dieſelben durch äußerliche Hilfsmerkmale, welche die Sprache meiſt ſelbſt enthält, unterſcheiden lehrt; um etwas beſſer, als Jedermann roth und blau unterſcheiden kann, ohne die Definitionen dieſer Farben nach der Newton'ſchen Hypotheſe oder einer ſonſtigen Theorie angeben zu können, reicht jene Kenntniß vorerſt hin, und es iſt höchſt wichtig, auf dieſe Unterſchiede aufmerkſam gemacht worden zu ſein. Denn wenn die Verſtandesbeſtimmungen, weil wir verſtändige Weſen ſind, in uns ſind, und wir dieſelben unmittelbar verſtehen: ſo beſteht die erſte Bildung darin, ſie zu haben, d. h. ſie zum Gegenſtande des Bewußtſeins gemacht zu haben, und ſie durch Merkmale unterſcheiden zu können.

Indem wir durch die grammatiſche Terminologie uns in Abſtractionen bewegen lernen, und dies Studium als die elementariſche Philoſophie anzuſehen iſt, ſo wird es weſentlich nicht bloß als Mittel, ſondern als Zweck — ſowohl bei dem lateiniſchen als bei dem deutſchen Sprachunterricht — betrachtet. Der allgemeine oberflächliche Leichtſinn, den zu vertreiben der ganze Ernſt und die Gewalt der Erſchütterungen, die wir erlebt, erforderlich war, hatte, wie im Uebrigen, ſo bekanntlich auch hier, das Verhältniß von Mittel und Zweck verkehrt, und das materielle Wiſſen einer Sprache höher, als ihre verſtändige Seite, geachtet. — Das grammatiſche Erlernen einer alten Sprache hat zugleich den Vortheil, anhaltende und unausgeſetzte Vernunftthätigkeit ſein zu müſſen; indem hier nicht, wie bei der Mutterſprache, die unreflectirte Gewohnheit die richtige Wortfügung herbeiführt, ſondern es nothwendig iſt, den durch den Verſtand beſtimmten Werth der Redetheile vor Augen zu nehmen, und die Regel zu ihrer Verbindung zu Hilfe zu rufen. Somit aber findet ein beſtändiges Subſumiren des Beſondern unter das Allgemeine und Beſonderung des Allgemeinen ſtatt, als worin ja die Form der Vernunftthätigkeit beſteht."

Was Hegel hier von einer alten Sprache ſagt, ſcheint auf den erſten Blick für beide alte Sprachen, ja für jede fremde Sprache gelten zu müſſen. In keiner fremden Sprache nämlich, vorausgeſetzt, daß ſie nicht nach Bonnenart gelehrt wird, kann ein Satz ausgeſprochen werden, ohne daß die Regel ſeiner Zuſammenſetzung gewußt, ohne daß die Form eines jeden ſeiner Theile durch dieſelbe Regel beſtimmt wäre. Selbſt wenn dieſe Regel zunächſt nur eine ganz äußerliche ſein ſollte, ſo nöthigt ſie doch im Gegenſatz gegen die unreflectirte Anwendung der, wenn auch in der Schule erlernten, Regeln der Mutterſprache, zu einem durch und durch bewußten Thun, ſo daß der bornirteſte Philolog, wenn er eben nur die fremde Sprache nach den grammatiſchen Regeln lehrt, dieſes Bildungsmittel wohl ſchwächen, aber nie es ſeines weſentlichen Werthes gänzlich berauben kann. Indeß iſt die Uebung des bewußten Thuns an ſich keineswegs der ſpecifiſche Nutzen des Sprachunterrichts, vielmehr beſteht dieſer ja eben darin, daß ſolche Uebung die Kategorieen des Verſtandes zu ihrem Gegenſtande hat, daß vermittelſt ihrer alſo die „elementariſche Philoſophie" in das jugendliche Bewußtſein hineingetragen wird. Aus dieſem Grunde iſt, zunächſt abgeſehen von dem Inhalt der Sprachdenkmale, für die Vorbereitungsſchule diejenige Sprache auszuwählen, welche nicht etwa jene Kategorieen in ihrer feinſten Zerſpaltung, ſondern welche gerade die für den Knaben faßlichen in größter Vollſtändigkeit enthält und für jede derſelben einen beſtimmten und klaren Ausdruck darbietet. Dieſe Sprache iſt aber keine andere als die lateiniſche*). Um das zu be-

*) Hr. Mager, um die Anſicht deſſelben über dieſen Gegenſtand hier in der Kürze zu erwähnen, wird den von Hegel ausgeſprochenen Gedanken im Allgemeinen nicht widerſprechen, denn, um „den abſoluten Gewinn des Erlernens fremder Sprachen" darzulegen, citirt er eine Stelle von F. A. Wolf, die Aehnliches, wiewohl in nicht ſo klarer Weiſe, und mehr die Ahnung des Wahren als dieſes ſelbſt enthält. Wie viel unklarer die Vorſtellung von jenem abſoluten Gewinn aber bei Hrn. Mager ſelbſt iſt, geht aus einer ſpätern Stelle ſeiner Schrift hervor, wo es heißt: „Ich möchte doch wiſſen, in wiefern die Botanik weniger ideal wäre als die deutſche oder irgend eine andere Sprache," und bald darauf: „Wer tiefer geht, und die Seele eines Dings erkennt, der bildet ſich an der Entomologie ſo gut wie an der Grammatik." Als ob die Seele des Ungeziefers in gleichem Range ſtände mit der Seele der Sprache, die doch nichts Anderes als der denkende Geiſt ſelber iſt. Die weitere Frage, welche fremde Sprache für den Jugendunterricht zu wählen ſei, erledigt Hr. Mager mit einer andern Frage, indem er nämlich „jeden vernünftigen Menſchen" fragt, „ob dieſer (nämlich der oben erwähnte abſolute) Gewinn nicht eben ſo gut demjenigen zu gute kommt, der franzöſiſch und engliſch, als demjenigen, der lateiniſch und griechiſch lernt." Freilich fügt er hinzu: „Die Formenlehre der ſynthetiſchen Sprachen iſt vollkommen; es ſtecken aber in der deutſchen und franzöſiſchen Syntax Geheimniſſe, von denen die griechiſche nichts weiß." An „Geheimniſſen" fehlt es der griechiſchen Syntax nun eben auch nicht; aber gerade die Geheimnißloſigkeit und nicht ihr Gegentheil ſollte einer Sprache zur Empfehlung für den Jugendunterricht dienen. Ueberdies zeugt die Behauptung, die Formenlehre einer Sprache könne verhältnißmäßig vollkommener ſein als ihre Syntax, von großer Unkenntniß des Gegenſtandes, denn die Formen einer Sprache ſind eben nichts Anderes, als genau die Formen derjenigen Verſtandeska-

weiſen, ſei es vergönnt, einige Worte über die Methode des Sprachunterrichtes voranzuſchicken. Es hat nämlich die Feindſchaft gegen die „grammatiſtiſche" Methode einerſeits ihren guten Grund in der Unwiſſenſchaftlichkeit unſerer Schulgrammatiken, der auch durch die modernen Theorieen vom Satz noch lange nicht abgeholfen iſt. Die, nach einem paſſenden Ausdruck Bernhardy's, rationaliſtiſche Richtung der Grammatik, mit welcher dieſelben in weſentlicher Verbindung ſtehen, mag allerdings den Uebergang zu einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Darſtellung bilden, dieſe ſelbſt aber ſcheint bisher keineswegs gefunden zu ſein. Trotz ihrer vielfachen Modificationen und Accommodationen an das Hergebrachte haben die neueren Methoden als Gemeinſames doch den Grundſatz, daß der Schüler die Regeln der Sprache an einem dargebotenen Material unter der Leitung des Lehrers ſelbſt auffinden müſſe. Man will dadurch den Schüler zum Selbſtdenken nöthigen, ohne daß man dabei den Widerſpruch bemerkt, als welcher gerade ſolcher Auffaſſungsweiſe am erſten das Selbſtdenken, die Leitung des Lehrers und das Nöthigen erſcheinen muß. Ueberdies ſoll der Schüler nichts Neues herausfinden, ſondern der Lehrer ſoll nur ſo viel wie möglich „die Grammatik von den Schülern ſelbſt machen laſſen." Er ſoll alſo nichts finden, als was der Lehrer ſelbſt ſchon und offenbar viel beſſer weiß, als der Schüler es ausdenken kann. Denn das Wiſſen jenes iſt nicht das Reſultat eines vereinzelten Aufſuchens, ſondern einer durch viele Jahre hindurchgehenden Beſchäftigung mit einer Wiſſenſchaft, die auch für ihn ſchon das Reſultat einer langen Reihe vor ihm lebender Philologen war. Vielmehr beſteht die wahrhafte Methode darin, dem Schüler die Wiſſenſchaft der Grammatik darzubieten, wie ſie wirklich vorhanden iſt, zunächſt alſo eben in der Form des unmittelbaren Vorhandenſeins, d. h. als eine Sammlung von Paradigmen und Regeln, die für den Schüler den Charakter des bloß Poſitiven, des Auswendigzulernenden und mit dem Verſtande ohne weitere Kritik Aufzufaſſenden an ſich tragen. Das Weitere iſt, daß zugleich auch die Realität dieſer Abſtractionen, das der Sprache Innerlichſein dieſes ſcheinbar Auswendigen bei den Uebungen des Ueberſetzens aus der fremden Sprache in dieſer aufgezeigt, und daß durch die Exercitien der jugendliche Geiſt genöthigt werde, alle dieſe Formen als vernunftgemäße, als ſeinem eigenen Denken identiſche anzuerkennen und zu gebrauchen. Durch dieſe Methode, wenn ſie conſequent bis zum Ziele hindurchgeführt wird, kann man es erreichen, daß der Schüler endlich zum Begreifen des Weſens einer fremden Sprache gelangt und in gleichem, nicht voraneilendem und nicht zurückbleibendem Fortſchritte allmälig dasjenige erwirbt, was man das Material der Sprache nennt.

(Fortſetzung folgt.)

---

tegorieen, welche ſie auszudrücken erlaubt, und deren wiſſenſchaftliche Darlegung die Aufgabe der Syntax iſt. Darüber hinaus giebt es in einer beſtimmten Periode der Sprachentwicklung gar keine Formen; wohl aber enthält z. B. der griechiſche Sprachſchatz eine Menge von Formen, die eben ſo verſchiedenen Perioden angehören, wie das ſyntaktiſche Bedürfniß, welches ſie hervorbrachte.

(Moltke) Briefe über Zuſtände und Begebenheiten in der Türkei; aus den Jahren 1835 bis 1839. Berlin, 1841. Verlag von Mittler.

Es iſt, obwohl ſich der Verf. dieſes höchſt lehrreichen und anziehenden Buches nicht auf dem Titel genannt hat, doch allgemein bekannt geworden, daß es der preußiſche Hauptmann v. Moltke iſt, den eine auf Belehrung und Vergnügung berechnete Reiſe nach Conſtantinopel führte, und der durch die Verhältniſſe daſelbſt tiefer und tiefer in Beziehungen mit der Regierung verflochten, zuletzt eine in ihrer Art einzige Stellung gewann, die ihn zu Beobachtungen des innern Organismus wie der äußern Geſtalt des Landes gelangen ließ, für welche bisher noch Niemand einen zugänglichen Standpunkt gewonnen hatte. — Der berühmte Geograph C. Ritter hat das Buch, welches faſt eben ſo abſichtslos entſtand und ſich ausſpann, als die Reiſe ſelbſt, mit einem Vorwort begleitet, worin er ſowohl die Erweiterung der geographiſchen Wiſſenſchaften und die der Kenntniß von den inneren Zuſtänden des türkiſchen Reiches, die uns das Werk darbietet, wie auch die ungemein anmuthige Form, in der dies geſchieht, anerkennt. So entſcheidend dies gewichtige Wort für das Schickſal des Buches ſein mag, ſo hätte es deſſelben doch kaum bedurft, da es ſich gewiß durch ſich ſelbſt einen großen Leſerkreis, — denn es iſt allen Gebildeten zugänglich, — und die Anerkennung deſſelben erworben hätte; die Aegis des dafür eingetretenen Ritters, wenn man uns den Metapher-Scherz gelten laſſen will, hat indeß doch zwei große Vortheile. Sie wird die Leſer ſchneller verſammeln und den Autor gegen neidiſche Pfeile ſchützen, die ſich gar zu gern aus dem dunkeln Hinterhalt auf das Glänzende richten. — Es wird ſchwer ſein, aus dieſem ganz allgemeinen Urtheil auf ein beſonderes einzugehen, weil man dabei faſt genöthigt wird, dem Buch Schritt vor Schritt zu folgen, es gewiſſermaßen zu excerpiren. Denn es bildet kein planmäßiges Ganze, ſondern nur die chronologiſche Ordnung der Briefe iſt beobachtet. Wie der Augenblick es gab, ſo folgen ſich die Darſtellungen; alſo nichts Claſſificirtes, keine Zuſammenſtellungen und Entwicklungen, kein Syſtem; aber deſto größere Lebendigkeit und überall feſſelnder Reiz. — Die Hauptmomente des Aufenthalts, den der Verf. im Orient nahm, ſind nun folgende. — Er ging unmittelbar nach Beendi-

gung der großen Manoeuvres zu Kaliſch durch die Wallachei, über Bukareſt und Ruſtſchuck nach Adrianopel, nach der Hauptſtadt des türkiſchen Reiches. Dieſe Reiſe iſt höchſt intereſſant geſchildert, aber keineswegs behaglich; ſie iſt ein halber Feldzug, und man muß die militairiſche Uebung und Abhärtung des Reiſenden beſitzen, um ſie ihm nachzuthun. Auf ungebahnten Straßen, auf ſchlechten Leiterwagen oder gar Schleifen, mitten durch angeſchwollene Flüſſe; dann wieder zu Pferde als Begleiter eines Tartaren, wobei funfzehnſtündige Ritte auszuführen waren; die Nachtlager in rauchigen Hütten, auf dem bloßen Boden: ſo mußte die orientaliſche Hauptſtadt gewonnen werden. — Deſto größer das Entzücken bei der Ankunft daſelbſt. Es drückt ſich in einer Reihe lebendigſter Schilderungen, von denen uns die der türkiſchen Sitten, des häuslichen Lebens derſelben, mit denen der Verf., durch die Umſtände begünſtigt, ſo ſehr vertraut geworden, die anziehendſten geweſen. Ein kleines Beiſpiel. Wir erſchrecken vor dem Wort Sklave; die Sklaverei in der Türkei erſcheint uns als ein barbariſcher Zuſtand. Der Autor nimmt uns dieſe Furcht. Er ſagt uns: „Ein gekaufter türkiſcher Diener (denn das iſt die genauere Bedeutung des Wortes Abd, Abd-Allah, Diener Gottes) iſt unendlich beſſer daran, als ein gemietheter. Eben weil er ein Eigenthum ſeines Herrn, und dazu ein theures Eigenthum iſt, ſchont er ihn, pflegt ihn, wenn er krank iſt, und hütet ſich wohl, ihn durch übertriebene Anſtrengung zu Grunde zu richten. — Die Unfreiheit eines türkiſchen Sklaven iſt kaum größer als die eines glebae adscripti, ein Verhältniß, welches wir bis vor wenigen Jahren bei uns ſelbſt erblickten. — Dabei iſt die ganze übrige Lage des türkiſchen Sklaven ungleich milder, als die des ſchollenpflichtigen Bauers. Als Kind in das Haus ſeines Brotherrn aufgenommen, bildet der Sklave ein Glied der Familie. Er theilt die Mahlzeit mit den Söhnen des Hauſes, wie er die Arbeit in der Wirthſchaft mit ihnen theilt. Dieſe iſt leicht; tauſende von Sklaven haben kein anderes Geſchäft, als Kaffee zu kochen und die Pfeife in Stand zu halten. Gewöhnlich heirathet der Sklave die Tochter des Hauſes, und wenn keine Söhne vorhanden, ſetzt ihn der Herr zum Erben ein. — Sind doch die Schwiegerſöhne der Großherren gekaufte Sklaven, und läßt ſich doch von den mehrſten Würdenträgern des Reichs der Marktpreis nachweiſen.“

So möchte man denn faſt aus der Sklaverei raſtloſer Arbeit, ſteten Wettkampfes, unruhiger Haſt, in der uns das europäiſche civiliſirte Leben erhält, in die behagliche türkiſche Sklaverei fliehen! beſonders wenn der Roman mit der Heirath einer ſchönen ſchwarzäugigen, ſchwarzlockigen Türkin endigte. —

Indeß mißtraut man vielleicht dem Darſteller und hält ihn für einen Euphemiſten. Man thäte ſehr Unrecht! Er weiß die Schattenſeiten des türkiſchen Lebens eben ſo beſtimmt anzugeben. Das iſt überhaupt eines der hauptſächlichſten Verdienſte des Buches, daß es uns treue Abſpiegelungen des Geſehenen giebt, daß man demſelben die Wahrhaftigkeit überall anfühlt, wie ſich eine Portraitähnlichkeit herausfühlt, wenn man auch das Original nicht kennt. Denn die Natur behält ihre unverwiſchbaren Züge, und wer das geſunde Auge hat, dieſe zu erkennen, der wird ſich ſelten darüber täuſchen, ob man ihm Schein oder Sein, Wahrheit oder Dichtung bietet.

Von einem Intereſſe höheren Grades ſind die Verbindungen, in die der Autor mit den Türken vom höchſten Rang, mit dem Großherrn ſelbſt geräth. Chosrew Paſcha, deſſen Schickſal den Antheil Europas ſo oft erregte, wird uns ſehr genau geſchildert. Wenige Monate nach ſeiner Ankunft in Conſtantinopel wird der Verfaſſer der Begleiter des Sultans auf deſſen Reiſe durch die Provinzen, ein Ereigniß, das uns Europäern wichtig genug war, um in allen Zeitungen darüber zu berichten, das aber vollends den Türken als eine Art Wunder und Märchen erſchien, da ſeit Jahrhunderten ihre Beherrſcher nicht aus den Räumen des Serails gekommen ſind. Dieſe Reiſe gehört zu den wichtigſten und anmuthigſten Abſchnitten des Buches; ſie iſt mit einer Natürlichkeit, einer Naivetät möchten wir ſagen, geſchildert, die ſich ganz den naiven Vorgängen anſchmiegt. Doch auch landſchaftliche Reize werden uns mit warmem Pinſel gemalt. Man leſe nur (S. 136) die Schilderungen von Tirnowa in ſeinen Felskeſſeln, und von dem reizenden Lasanlik in ſeinen Nußbaumwäldern am Fuße des Balkan. — Ueberaus ergötzlich ſind die Notizen, die uns der Autor über die Perſönlichkeit des Sultans (des verſtorbenen), über die drollige Etikette in ſeinen Umgebungen, die ſich doch mit ſo harmloſen Naturzuſtänden verſchmilzt, mittheilt. — Eine zweite Reiſe in die Provinzen des Reichs unternimmt der Verf. in Gemeinſchaft mit dem Commando preußiſcher Offiziere (die Herren v. Vincke, Mühlbach, Fiſcher); dieſe hat mehr den Charakter einer Recognoscirung des Landes, und wie jene unterhaltend, ſo iſt dieſe hauptſächlich lehrreich. Doch gebricht es auch hier nicht an anziehenden Schilderungen höchſt eigenthümlicher Verhältniſſe und Oertlichkeiten; dahin gehört die des Strandbiſtricts an dem Ausfluß der Donau (S. 162 flg.).

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

597

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

24. Juni. № 150. 1841.

Mager „Die deutsche Bürgerschule."

(Fortsetzung.)

Damit ist es klar, daß gerade die fremde Sprache, deren Gesetzmäßigkeit am anschaulichsten sich in einer Sammlung fester Paradigmen und verständiger Regeln darstellen läßt, auch die für den grammatischen Unterricht der Vorbereitungsschule angemessenste ist, vorausgesetzt, daß die wesentlichen Kategorieen des verständigen Denkens sich eine eigenthümliche und leicht erkennbare Form in ihr geschaffen haben. Zunächst läßt jenes von der griechischen Sprache sich nicht behaupten. In der durchsichtigen Klarheit des griechischen Geistes nämlich ist das Bewußtsein aller Kategorieen des verständigen Vorstellens und Denkens unmittelbar vorhanden, und eben so unmittelbar das Bewußtsein über eine große Anzahl derselben, daß sie in ihrem Grunde dasselbe sind und daher — und das ist die halbwahre, sophistische Folgerung, die sich aber wie von selbst macht — von dem denkenden und redenden Subjecte nach Belieben gebraucht werden können. So konnte zwar in einer guten Anzahl von Redeweisen durch die Willkür der Gewohnheit ein fester und ausschließender Gebrauch entstehen, der eben aus einer einseitigen Geltendmachung bestimmter Kategorieen gegen andere zu erklären ist. Weit zahlreicher aber sind die Fälle, in welchen der Gebrauch dieser oder jener Kategorie eigentlich dem Belieben des jedesmal Redenden überlassen ist. Da jedoch in Wahrheit die Kategorieen nicht bloß Kategorieen der subjectiven Vorstellung von der Sache, sondern eben so der Sache selbst und ihrer Verhältnisse sind, so ist in der classischen Periode der Sprache jene Freiheit nicht zu einer barbarischen Willkürlichkeit im Gebrauch der Formen und Constructionen entartet, vielmehr wußte der gebildete Grieche sie stets zu einer schönen Zweckmäßigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung zu verwenden. Aber die bestimmte Einsicht in den ganzen wunderbaren Bau dieser Sprache setzt eine so genaue Kenntniß aller der feinsten Unterschiede der Denkbestimmungen überhaupt und eine so umfassende Aneignung des weitläufigsten Materials voraus, daß eigentlich nur ein Philolog von gründlicher philosophischer Bildung zu derselben gelangen kann. Der Schüler des Gymnasiums aber wird es nur zu einer dürftigen Kenntniß der allgemeinsten Umrisse und zu einer eben für den Anfang selbständiger Lectüre hinreichenden Routine des Verstehens bringen können*). Wenn hingegen die Vorbereitungsschule ihren Zweck erreichen soll, so muß sie ihre Schüler für eine bestimmte fremde Sprache mit derselben Routine und nicht bloß mit einer dürftigen, sondern mit einer zusammenhängenden und klaren Kenntniß der Umrisse ihres Baues von sich entlassen. Es müssen ihnen also in einer einzelnen Sprache die vornehmsten Kategorieen des verständigen Denkens in einer das ganze Gebiet überschaulich machenden Anordnung dargelegt werden, und sie müssen die Fertigkeit gewinnen, dieselben in der fremden Rede mit Bestimmtheit zu erkennen und in der eigenen mit klarem Bewußtsein anzuwenden. Dazu aber ist die lateinische Sprache das vortrefflichste Mittel; denn der strenge römische Verstand hat jene vornehmsten und nothwendigsten Kategorieen vollständig gekannt und hat mit der schärfsten Consequenz die ihm allein eigenthümliche Proprietät der Rede hervorgebracht, vermöge welcher jedes bestimmte Verhältniß auch nur unter einer bestimmten Kategorie gefaßt werden darf. So war es, mit nur vereinzelten Abweichungen, in der mustergiltigen Prosa, und an ihr kann also der Knabe die Sprache aus einem Gesetze heraus erlernen, das nicht eine willkürliche Regel, sondern ein, wenn auch einseitig gefaßtes, Gesetz des Denkens selbst ist. In den romanischen Sprachen dagegen, namentlich in der französischen, ist es durch ihre Entstehung und durch die Geistesrichtung des Volkes selbst geschehen, daß die Proprietät der lateinischen Sprache zum Theil zwar beibehalten, zum Theil aber zu einer principlosen, oft sogar den sonst beobachteten Principien widersprechenden Convenienz

*) Da die sprachliche Bildung des angehenden Studenten durch das Studium des Lateinischen als vollendet zu betrachten ist, so mag solche oberflächliche Kenntniß und Fertigkeit im Griechischen für ihn hinreichen. Sie genügt dazu, daß er sich in den Inhalt der griechischen Auctoren vertiefen und damit zugleich zu einer immer bestimmteren Vorstellung wenigstens von dem, was die Vortrefflichkeit und Feinheit ihrer Sprache ausmacht, gelangen kann.

entartet iſt. Auf der andern Seite freilich hat die einſeitige Proprietät ſehr oft einer vernünftigeren Freiheit Platz gemacht, ſo daß in vielen Fällen, gerade wie im Deutſchen, ſich objective Verhältniſſe ausdrücken laſſen, von denen der Römer nichts wußte und die der Grieche nur als ſubjective Anſchauungsweiſen gelten ließ. Das aber ſind gerade die Dinge, welche im Jugendunterrichte meiſtentheils noch „Geheimniſſe" bleiben müſſen. Endlich ſind die Formen zum Theil der weſentlichſten Kategorieen gänzlich aufgegeben worden, theils weil der Zuſammenhang der Rede ſie ſo ſchon erkennen läßt, theils weil die durch ertödtende Convenienz vorgeſchriebene Wortfolge einen Erſatz für die fehlenden Formen darbot. Die Gegner der „grammatiſtiſchen" Methode werden es aber am erſten zugeben müſſen, daß die Definitionen des Lehrers ſicherlich nicht hinreichen, um dem Knaben das klare Bewußtſein über die Kategorie des näheren Objects z. B. mitzutheilen, wenn die Sprache ſelbſt nur ausnahmsweiſe ſie durch eine beſtimmte Form ausdrückt.

(Fortſetzung folgt.)

(Moltke) „Briefe über Zuſtände und Begebenheiten in der Türkei."

(Schluß.)

Im November 1837, alſo nach bereits zweijährigem Aufenthalt in den Staaten des Großherrn, unternimmt der Autor eine Ausflucht nach Troja und durchwandert deſſen claſſiſche Umgebungen. Er ſieht hier nicht mit dem Auge des Philologen, ſondern mit dem des Soldaten, und danach beſtimmt er ſeine Meinung über die Lage der alten Burg Priams; wir glauben, er werde richtiger geurtheilt haben, als die, welche nach trügeriſchen Buchſtaben-Ueberlieferungen allein verfahren möchten. Seine Schilderung iſt ſo einfach als lebendig; er mag claſſiſcher Gelehrſamkeit fremd ſein, dem gebildeten und bildenden Geiſt des Alterthums iſt er nicht fremd geblieben.

Dieſer Excurſion folgt ein ſehr lehrreicher, mit Kenntniß und Geiſt geſchriebener Aufſatz über die Alterthümer zu Conſtantinopel, über mehrere berühmte Bauwerke, wie die St. Sophia, der Hippodrom, das Forum Conſtantinum, u. ſ. w. Es ſcheint, daß der Autor ſeine winterliche Muße von 1837 zu 38 dazu benutzte, alle dieſe Bauwerke genauer zu unterſuchen und ſich näher über die Einwirkung der geſchichtlichen Verhältniſſe auf ihre Entſtehung und theils auch Zerſtörung zu unterrichten. —

Im März 1838 finden wir ihn ſchon auf einer neuen anziehenden Reiſe nach Aſien in den Taurus. Jede Seite bietet uns intereſſanten Stoff, häufig auch Züge von der Naivetät der Sitten und Begriffe dar, die uns ein überraſchtes Lächeln abnöthigen. Gerade daran iſt das Buch ſo reich; es verfolgt ſtets einen großen ernſten Gegenſtand, bemüht ſich immer eifrig um die Wahrheit, doch wie der wahre Ernſt Lebensfriſche und Heiterkeit giebt, ſo geleiten uns dieſe auch hier fort und fort, und ihr von Zeit zu Zeit wiederholtes Zulächeln möchten wir es nennen, erhält uns immer rege und guter Laune. Eine kleine Probe. Der Verf. ſchildert die wilden Einöden des Taurus; wir folgen ihm auf gefahrvollen, rauhen Gebirgspfaden. Plötzlich kehren wir bei einem Muſſelim (ein Ortsſtatthalter, Provinzialchef) ein. „Wir fanden ein ſehr gutes Unterkommen, ein loderndes Kaminfeuer, weiche Polſter, Teppiche und ein reichliches Mahl. Der alte Herr trank aus Gefälligkeit eine Flaſche Xeres mit uns; nur darüber war er erſtaunt, daß ich mit dem Degen äße, ſo nannte er meine Gabel." — Gleich darauf erfüllt es uns dagegen mit wahrhaft feierlicher Empfindung, wenn uns von den Höhen von Ugurula-Oglu der Euphrat gezeigt wird, die natürliche Grenze der äußerſten Ausdehnung des Römerreichs; darüber hinaus faßten die Imperatoren nicht feſten Fuß mehr, ſie ſtreiften nur in die Grenzgebiete hinein. Im tiefen, unwirthbaren Felsthal brauſt der Euphrat (Frat) dahin. „Die ganze Umgebung iſt ſo wild, das jenſeitige Ufer ſo ohne Spur von Anbau, und die Berge ſo wegelos, daß man ſie ſich als das Ende der Welt vorſtellen kann." —— Der Strom iſt hier etwa 120 Schritte breit, überaus reißend. Man ſetzt auf einer Fähre über; auf einer Strecke von mehreren hundert Meilen giebt es ſeit der Zerſtörung der Brücke von Thapſakus keine mehr über den Euphrat. — Welche Räume wären da, in der wundervollſten Gegend, im köſtlichſten Klima noch der Cultur und Geſittung zu gewinnen. —

Auf dieſem Terrain iſt es, wo der Verf. in eine nach Ritter's eigenem Zeugniß bisher völlig ungekannte Gegend eindringt, die auf den Karten nur gewiſſermaßen mythiſch dargeſtellt iſt. Sowohl unſers Autors eigene Arbeiten (von denen uns leider ein großer Theil ſpäter in der Schlacht bei Niſib verloren ging), ſo wie die ſeiner Kriegsgefährten werden dieſe Lücke in unſerer geographiſchen Kenntniß ſtreng wiſſenſchaftlich ausfüllen; in dem vorliegenden Werke, dem keine Karten beigegeben ſind, haben wir uns nur an die Lebhaftigkeit der Schilderung zu halten. —

Bevor wir dem Verf. bei ſeiner Reiſe auf dem Tigris nach Moſſul, auf einem Floß von Hammelſchläuchen, wie es ſchon die Alten gebrauchten, folgen, wollen wir es ja nicht verſäumen, einen Brief aus Diarbekir vom 12. April 1837, an einen Kriegsgefährten gerichtet, zu leſen, der ein Muſter glücklich heiterer und doch erhoben dichteriſcher Schreibart iſt. Auch dieſer Brief giebt wieder einen Beweis, daß wir es hier nie mit einer trocknen, ſyſtematiſchen Darſtellung, ſondern mit einem lebenswarmen Bilde zu thun haben, an dem Herz und Kopf gleichen Antheil

behaupten. — Jetzt denn in Gottes Namen auf das Hammelſchlauchfloß, und die wirbelnden, brauſenden Stromſchnellen des Tigris hinunter, nach Moſſul. Dann mit einer Karavane durch die Wüſte von Meſopotamien.

Nach dieſer abenteuerlichen Wanderung geht es endlich in den abenteuerlichſten Kampf. Wir werden die Begleiter des Verf. in den Kurdenkrieg und belagern mit ihm ein kurdiſches Schloß, das wie ein Adlerneſt an den höchſten Felskuppen hängt. Es iſt die Bergfeſte Said-Bey-Kaleſſi, d. h. das feſte Schloß des Said Bey, mit dem wir es zu thun haben. Es liegt dies Schloß auf einer 1000 Fuß hohen Klippe, die nur nördlich mittelſt eines ſcharfen, ganz ungangbaren Tracts mit der um die Mitte des Mai noch ganz beſchneiten Hauptmaſſe des Gebirgs zuſammenhängt. Von allen Seiten umſtarren es tiefe Felsſchlünde; nur ein einziger ſchmaler Saumpfad windet ſich im Zickzack hinauf, und iſt überdies noch durch allerlei Außenwerke geſperrt. — Wahrhaftig, die Kunſt der regelmäßigen Belagerung nach Vourbons Principien ſcheitert an ſolchen poetiſchen Freiheiten, die ſich die Befeſtigungsweiſe der Natur herausnimmt! Und dennoch, unter der Führung und dem Rath eines europäiſchen Offiziers wird das Adlerneſt erobert. Seit Napoleon die Kanonen über den Saumpfad des großen Bernhard ſchaffte, hat man auf ſein Geheiß das Wort *unmöglich* wenigſtens aus dem Lexikon der Kriegswiſſenſchaften geſtrichen. Auch hier wird Rath geſchafft. Geſchütze, ſelbſt Mortiere, werden auf Punkte hingeſchafft, die eine Gemſe für unpraktikabel erklärt hätte. Die Adler werden (buchſtäblich) durch die *Aufſtellung* der Mörſer (nicht nur durch die hinanfliegenden Bomben) aus ihren Horſten vertrieben. Die wilden Höhen dröhnen von dem Donner der Belagerungsgeſchütze, das Tirailleurgefecht ſpielt 1000 Fuß hoch über den Köpfen des eigentlichen Belagerungscorps. Endlich, da der europäiſche Muth es ſogar möglich macht, dem Felſenſchloß mit einer Pulvermine in deſſen eigenen Mauern zu drohen, ſieht Said-Bey ein, daß er „*Nai*," d. h. Frieden bieten müſſe. Er capitulirt, erhält freien Abzug, doch das Zauberſchloß hoch in den Lüften, den Wolken nahe, wird leider durch die Flammen zerſtört und geſchleift! Es läßt ſich dieſes Capitel aus dem Kurdenkriege nicht ohne äſthetiſchen Schmerz leſen; doch leider wecken viele andere einen tieferen rein menſchlichen, und oft muß man ausrufen: „Heiliger Gott, ſo waltet dein Geſchöpf, der Menſch, auf der Erde, die du ihm zur Heimath angewieſen, um glücklich zu ſein und zu beglücken!" Der Kurdenkrieg war indeſſen bekanntlich nur das Vorſpiel zu größeren Ereigniſſen, welche die Hauptwirkſamkeit ſowohl unſers Autors als ſeiner Kriegsgenoſſen in der Türkei beſtimmten. Die Spannung mit Mehemed Ali wird täglich größer; die Türken ſind in bedeutenden Heeresmaſſen nach Syrien gerückt; das Heer Ibrahim's ſteht ihnen gegenüber, der Kampf droht mit jedem Augenblick auszubrechen. In dieſem letzten und wichtigſten Abſchnitte des Buches gewinnt daſſelbe eine hiſtoriſche Wichtigkeit, die wenige Schriften haben dürften. Drei Eigenſchaften befähigten den Verf. dazu, der Welt dieſen Dienſt in ſelten ausgezeichneter Weiſe zu leiſten. Einmal ſeine Stellung, in der er von allen weſentlichen geheimen und öffentlichen Schritten und Umtrieben unterrichtet ſein konnte, zweitens ſeine ganz parteiloſe Aufgabe als Preuße, da dieſer Kampf in der orientaliſchen Frage durchaus kein directes Intereſſe hatte, und mithin nirgends durch die Schleier des Eigennutzes oder der Beſorgniß ſah; drittens endlich ſein eigner wahrheitliebender Charakter, der ſich aus jeder Zeile des Buches, aus den Mittheilungen über die geringſten wie über die wichtigſten Vorfälle, die immer gleich ruhig und anſpruchslos bleiben, ergiebt. Dieſe letzte Eigenſchaft iſt uns die wichtigſte, die, welche uns die ſicherſten Bürgſchaften darbietet. Denn was hilft alles Wiſſen, wenn man das Wahre nicht gewußt wiſſen will! Selbſt ein minder vortheilhaft geſtellter Beobachter, der aber die *Wahrheit* im Auge hält, würde uns von unvergleichlich größerem hiſtoriſchen Gewicht ſein. Denn dieſer mag hierzu unvollkommen, oder aus nicht völlig richtigem Geſichtspunkt ſehen; geſunder Sinn und redlicher Wille werden in den meiſten Fällen dennoch immer die ziemlich richtige Ergänzung des Mangelnden, oder die Correction der ungenauen Richtungslinie finden. Was aber Zeugniſſe werth ſind, denen die Baſis der Wahrheit fehlt, davon haben z. B. die ſchwindelnden Berichte franzöſiſcher Offiziere aus Ibrahim's Lager gerade auch über dieſen Gegenſtand hinlängliche Beiſpiele geliefert. Wir erhalten alſo hier eine lebendige, umfaſſende, klare, wahrhafte Darſtellung der ſo wichtigen Vorgänge in Syrien im Jahre 1839 und der dieſelben beſtimmenden Motive. Es geht uns daraus unter vielem Lehrreichen auch wiederum die Erkenntniß hervor, welch ein unfruchtbares, unſeliges Ding ſelbſt heut noch die diplomatiſche Handhabung der Ereigniſſe iſt, wie ſie nur dazu gedient hat, die Verwirrung auf den äußerſten Grad zu treiben, und dann die Löſung doch der Hand des Zufalls, d. h. des Schlachtenglücks zu überlaſſen. Zwei Jahre ſpäter iſt das durch die Debatten über den Juliustractat erſt recht an den Tag gekommen; und das einſichtige Europa wird wiſſen, welchen Dank es den diplomatiſchen Vertretern der Mächte für die tiefeingreifenden Erſchütterungen ſchuldig iſt, die nahe daran waren, die Kriegslavine von den Gipfeln der Throne loszurütteln, und die Völker ihrem zermalmenden Gewicht preis zu geben. Unſerer Anſicht nach iſt in der ganzen orientaliſchen Verhandlung die Hauptſache als Nebenſache behandelt worden, doch in dem Grade die Hauptſache, daß es eigentlich gar nichts daneben giebt. Die Diplomaten haben gehadert über Rechte der Türkei und Aegyptens, Rußlands, Frankreichs, Eng-

lands, d. h. über Rechte der Tyrannen Mehemed Ali und Ibrahim, des Schattenſultans in Stambul, des Cabinetshofs in anderen Ländern. Aber über die Rechte der Völker — über die unglückſeligen Bewohner Syriens, über die der Beamtenplünderung preisgegebenen Moslemin in den türkiſchen Hauptſtaaten, über das Elend der wie Heerden zur Schlachtbank getriebenen Fellahs — darüber hat man kein Wort verloren! Das geht, ohne direct beſprochen zu werden, aus der ganzen Darſtellung der Ereigniſſe durch unſern offenen, wohlwollenden Autor hervor.

Wenn aber werden die Regierungen die ſchwere Ueberzeugung gewinnen (dunkel, halbbewußt regt ſie ſich Gott ſei Dank ſchon), daß ſie keine andere Aufgabe haben, als die Angelegenheiten der Völker zu leiten, daß mithin ein ſittliches Princip, welches das Glück der Millionen, durch die Regierungen unſeliger Herrſcher der Erde, rügt, das einzige iſt, welches ſie zu dem, was die moderne Staatsſprache Intervention nennt, berechtigt? Daß dieſe Intervention nie anders ein Recht iſt, als wenn ſie zugleich eine unerläßliche Pflicht wird? Freilich müßte man eine ganz neue Staatsſittenlehre dazu aufſtellen, und wenn auch die Theorie klar darzulegen wäre, ſo würden ſich der Praxis die ungeheuerſten Schwierigkeiten entgegenthürmen. Allein das iſt eben die ganze Aufgabe unſerer Zeit, die Sittlichkeit in die Geſchichte einzuführen, durch Verwirklichung dieſer Theorie, und ſo den ſechstauſendjährigen Augiasſtall zu reinigen. Freilich eine Herkulesarbeit für die Menſchheit, aber doch die allein ihrer würdige, diejenige, welche ihr die Fauſtrechtsarbeit der bisherigen Kriege erſchweren muß, deren einziges Gute die Leibesbewegung war, welche ſich die Menſchheit dadurch machte, um die in träger Friedenswolluſt und Sklavenfaulheit angeſtaunten Unverdaulichkeiten zu bezwingen! Jene Herkulesarbeit, welche Euch die zum Bewußtſein kommende Zeit, die erwachenden Nationen, auflegen, wird Euch dieſelben Dienſte leiſten, und im Streben nach edleren Zielen edlere Kräfte entwickeln! Denn ſie verhält ſich zu dem, was ihr bisher gethan, wie die Bezwingung der Hydra zu den räuberiſchen Folterqualen, womit ein Sinis und Procruſtes die Menſchheit heimſuchten.

Doch wohin bin ich von den Ufern des Euphrat verirrt? Weiter als hätte ich ſelbſt die Schlacht bei Niſib verloren und nun, wie unſer Autor in die wilden Gebirge, ſo in die labyrinthiſchen Schluchten, durch die ſich die Menſchheit Jahrtauſende hindurch gewunden, verſprengt. Treten wir alſo wieder auf feſten Boden. Der letzte Abſchnitt des Buches iſt, wie geſagt, der wichtigſte. Er ſpiegelt uns ein getreues Charakterbild von den Urſachen und den unglücklichen Verhältniſſen dieſes ganzen Krieges ab. Wir ſehen, daß nicht Kraft der Kraft, ſondern nur zerrüttete Ohnmacht der Ohnmacht gegenüberſtand. Daß hier nicht entſchieden wurde, wer von beiden Theilen einen rühmlichen Sieg gewinnen ſollte (denn der iſt nur über einen rühmlichen Gegner zu erlangen), ſondern wer in dem Loostopf des Kriegsglücks die lächerliche Schmach der Flucht und Niederlage ziehen ſollte. — Tragiſch dabei iſt nur das vergebliche Kämpfen der Vernunft und Einſicht mit dieſen Bergen von Unverſtand, Eigenſinn und ſchnöder Feigheit. Hier wird der treffliche Autor mehr als das; er ſteht als eine hiſtoriſche Perſon da, ein handelnder, männlicher, ſeiner Nation Ehre bringender Charakter, als ein äußerlich unſcheinbares, innerlich deſto gewichtigeres Motiv der Vorgänge. Und ihm zur Seite zwei gleich Wackere, deren Namen, wiewohl im Buch nur durch Buchſtaben L. und M. angedeutet, doch hier nicht verſchwiegen werden ſollen, die preußiſchen Hauptleute Laue und Mühlbach. — Das Schlachtenloos entſchied dahin, daß die Anſtrengungen dieſer rühmenswerthen Männer nicht zu Erfolgen führen, ſondern nur einen Theil deſſen retten konnten, was ohne ſie völlig dem Untergang preis gegeben worden wäre. Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni! Sie ſelbſt retteten wenig mehr als ſich ſelbſt und die Ehre, und das iſt viel! — Der Schlacht bei Niſib folgt noch eine ſehr klar geſchriebene vortreffliche Darſtellung der jetzigen Lage des türkiſchen Reiches, die das Hoffnungsloſe derſelben, wenigſtens die Unmöglichkeit, auf dem bisherigen Wege etwas Gutes zu erreichen, mit Evidenz hinſtellt. —

Dies der Inhalt dieſes auf jeder Seite reichen Stoff zur Belehrung und Anſchauung darbietenden Buches. So vortrefflich es indeſſen iſt, ſo können wir es doch nur als das mit Fleiß geſammelte und in glücklichſter Beleuchtung hingeſtellte Material betrachten, wie es noch zu einem bedeutenderen Werke zu verarbeiten wäre, bei welchem nicht die Zufälligkeit der Zeitordnung, ſondern die Zuſammenſtellung des Gleichartigen zur Hauptbaſis dienen müßte. Uns ein ſolches zu geben, wäre der Verf. jetzt wohl faſt ſo verpflichtet als berufen; dadurch wenigſtens würden die Dienſte, die er der hiſtoriſchen und geographiſchen Wiſſenſchaft zu leiſten begonnen hat, erſt ihre volle Verwirklichung gewinnen.

L. Rellſtab.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

601

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

25. Juni. № 151. 1841.

Mager „Die deutsche Bürgerschule."

(Fortsetzung.)

Die Bildung, welche das grammatische Studium der lateinischen Sprache hervorbringen soll, würde freilich in einem nur beschränkten Maße erreicht werden, wenn mit demselben nicht der Unterricht in der deutschen und in der ersten Classe auch der in der französischen verbunden würde. Ferner müßte sie eine bloß formale bleiben, wenn die Kategorieen des Denkens nicht auch als die bestimmenden Mächte der Dinge selbst dem Knaben zur Vorstellung gebracht würden. Das aber geschieht durch die Elemente der Naturwissenschaften, der Größen- und der Zahlenlehre. Endlich aber ist der Knabe aus dem Reiche dieser Schemen hinauszuführen an den hellen Tag der wahrhaften, der idealen Wirklichkeit. Was von der Religion und der Kunst die jugendliche Seele zu fassen vermag, davon hat die Schule, welche hauptsächlich nur lehrt, was in methodischer Form dem Knaben sich darbieten läßt, weit weniger mitzutheilen als die Erziehung und die Gesellschaft, in welcher die Jugend sich bewegt. Aber nachdem sie den Knaben aus der Beschränkung der Heimath in die räumliche Form hinausgeführt und die Erde ihm als ein wohlgegliedertes Individuum, als die natürliche Macht dargestellt hat, welche den Menschen bedingt und bestimmt, so weit er durch die geistigen Mächte nicht dies Verhältniß umzukehren und sich zu ihrem Herrn zu machen versteht, so führt sie ihn auch hinaus über die Schranken seines eigenen Volkes und läßt ihn in den vornehmsten Momenten der Weltgeschichte eine Vorstellung gewinnen von den geistigen Interessen, welche die Welt bewegt haben und noch bewegen, und erfüllt ihn mit Ehrfurcht vor den großen Männern, welche ihr Leben denselben widmeten und opferten, der edelste Gegenstand jugendlicher Begeisterung. Jedoch ist durch die Circularverfügung vom 24. October 1837 der historische Unterricht, das wesentlichste Mittel der Veredelung des jugendlichen Sinnes, in den drei untersten Classen der Gymnasien, die nach unserer Darstellung der Vorbereitungsschule anheimfallen würden, auf ein Minimum reducirt worden. Denn es sind für denselben gemeinschaftlich mit dem geographischen Unterricht in der Serta und Quinta nur drei, in der Quarta gar nur zwei wöchentliche Lehrstunden angesetzt.

Es ist an sich klar, wie eine nach den obigen Gesichtspunkten organisirte Schule die nothwendige und genügende Vorbereitung sowohl für die höhere Bürgerschule als für das Gymnasium gewähren muß. Auch darf es nicht näher bewiesen werden, daß selbst diejenigen, welche aus derselben unmittelbar in das bürgerliche Leben hinüberzutreten genöthigt sind, nicht bloß einen Vorrath nützlicher Kenntnisse und diejenige geistige Kraft und Lebendigkeit mit sich nehmen werden, vermöge welcher sie mit Erfolg in den mittleren Kreisen der Gewerbthätigkeit sich bewegen können, sondern daß auch durch die Richtung auf das Edle und Große eine Gesinnung ihnen wird zu Theil geworden sein, die dem Versinken in materielle Interessen und Genüsse kräftig entgegentritt. Ist die geschilderte Bildung erst ein Gemeingut des mittleren Standes der Handwerker, Kaufleute und Landwirthe, so wird auch in dieser Sphäre nur selten ein Mann in dem Zustande der Rohheit sich finden lassen, daß er in seinen Verhältnissen als Familienvater, als Mitglied der Gemeinde, als Bürger des Staates der Ansicht huldigen sollte, als ob das wahrhaft Reale die „materiellen Interessen" wären, und was darüber hinausgeht, nichts als „Hirngespinste" und „wesenlose Theorieen."

Was nun die höhere Bürgerschule selbst betrifft, so sind schon in dem ersten Artikel die Gesichtspunkte zur Genüge angegeben, aus welchen der Unterricht in den Naturwissenschaften anzuordnen ist. Die Mathematik hat ihre Bedeutung theils als Hilfswissenschaft für jene Disciplinen, theils durch die unabweisbare Strenge des Beweises, welche sie auferlegt, als Zuchtmittel des Denkens. Nur im Alterthum ist ihr mit Recht ein selbständiger Werth zugeschrieben worden, als man die Wesenheiten der Dinge noch in ihren quantitativen Maßen und Verhältnissen auffinden zu können glaubte. Die Geographie hat statt der allgemeinen Umrisse in der höhern Bürgerschule das Detail mitzutheilen, damit die Beziehung der verschiedenen Theile der Erde zu den Producten der Natur, zu dem Verkehre der Völker un-

ter einander, zu ihrem gegenwärtigen Zuſtande und zu ihrer Geſchichte mit Klarheit erkannt werde. Welche Wichtigkeit die Kenntniß der europäiſchen Hauptſprachen, der deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen und ihrer Litteraturen für die Bildung des höheren Gewerbſtandes, überhaupt für diejenigen hat, welche Hr. Mager die Gebildeten nennt, und die wir als die populär Gebildeten im Gegenſatze zu den wiſſenſchaftlich Gebildeten bezeichnen möchten, iſt, wenn auch ſehr häufig nicht auf die richtige Weiſe erkannt, doch zu wenig beſtritten, als daß wir zu einer beſonderen Darlegung derſelben uns hier veranlaßt fühlen könnten. Dagegen müſſen wir den hiſtoriſchen Unterricht einer näheren Betrachtung unterwerfen. Denn er gerade iſt derjenige Theil des Unterrichts, welcher die Jugend zum Verſtändniß der wahren Intereſſen der Gegenwart heranzubilden und ſie für dieſelben zu begeiſtern hat. Freilich würde auch das ein zu weites Feld der Unterſuchung eröffnen, wenn wir hier erörtern wollten, warum die Theilnahme an dem Kunſtleben unſerer und der fremden Nationen über eine äſthetiſirende Schöngeiſterei hinausgeführt und mit einem ernſthaften Charakter nur dadurch bekleidet wird, daß ſie mit einer gebildeten Vorſtellung von dem Zuſammenhange der künſtleriſchen Productionen und der geſchichtlichen Entwicklung der Völker ſich verbindet. Eben ſo dürfen wir nur andeuten, daß die thätigere Theilnahme an dem religiöſen Leben der Gegenwart für den populär Gebildeten einer religions- und kirchengeſchichtlichen Baſis bedarf, wenn ſie durch ihr Hinausgehen über die fromme Hingebung des gemeinen Mannes nicht zu rationaliſtiſchem Raiſonnement oder zu verſtandloſer Schwärmerei entarten ſoll. Nur das möge bemerkt werden, daß der active Staatsbürger ſeine Pflichten wahrhaft erſt erfüllt, wenn er auch für die Entwicklung des religiöſen Lebens und des Kunſtlebens ſeines Volkes mit lebendigem Eifer ſich thätig erweiſt. Beides muß ihm als etwas abſolut Würdiges erſcheinen, als etwas zu dem wahrhaften und ewigen Inhalte ſeines Bewußtſeins weſentlich Gehörendes. Daß er aber von dem, was ihm ſo erſcheinen ſoll, auch eine richtige Vorſtellung habe, kann nur der Fall ſein, wenn er die gegenwärtigen Geſtaltungen als Reſultate einer hiſtoriſchen Entwicklung, ſomit dieſe hiſtoriſche Entwicklung ſelbſt kennen gelernt hat.

(Schluß folgt.)

Die Unionsverfaſſung Dänemarks und Schleswig-Holſteins; eine geſchichtlich ſtaatsrechtliche und politiſche Erörterung von Uwe Lornſen. Nach des Verf. Tode herausgegeben von Dr. G. Beſeler. Jena 1841. Verlag von Friedr. Frommann.

Der edle Landvogt von Sylt, Uwe Lornſen, der politiſche Reformator ſeines Landes, „wegen Handlungen, die hätten gefährlich werden können,“ ſeines Amtes entſetzt, zu einjährigem Feſtungsarreſt verurtheilt, dann ins Elend geſchickt, ſtarb fern vom heimiſchen Heerde in Genf. Fremde Erde birgt die Gebeine des Mannes, der ſein Land und ſein Volk über Alles liebte; dort aber in der Heimath, auf der Inſel Sylt, glaubt das Volk nicht an des Landvogts Tod; ſeine gewaltige Perſönlichkeit erſchien den Syltern ſo groß, daß ſie den verfrühten Tod des außerordentlichen Mannes für ein Mährchen halten; ſie glauben, Uwe Lornſen werde dereinſt wieder unter ihnen erſcheinen. Große Männer ſcheinen dem Volke über das Loos gewöhnlicher Sterblicher erhaben, und unwahrſcheinlich iſt es dem Volke, daß ſo gewaltige Geſtalten ſobald einem gewöhnlichen Geſchick erliegen ſollten. Und Uwe Lornſen lebt noch, wird noch leben in ſeinem Volke, durch das Denkmal, daß er ſich ſelbſt in vorliegendem Werke, im Kerker angefangen, in Amerika fortgeführt, in Genf beendet, mit ganzer Seele immer das Vaterland liebend, geſetzt hat. Es iſt ein Teſtament, ein Vermächtniß an ſein Land und Volk, aus dem uns die ganze vollkräftige Geſtalt des edlen freiheitſtolzen Frieſen entgegentritt, eines Mannes, der in ſchwerer Zeit wußte, was er wagen konnte, wagen ſollte und wagen mußte, von dem des Dichters Worte gelten, „nehmt alles nur an ihm, ein Mann.“ Uwe Lornſen iſt, was in einer charakterloſen Zeit des politiſchen Schwankens, des Hin- und Herſchaukelns, des Kleinmuths mehr werth iſt, als Geiſt, Witz, ſchöne Formen — Dinge, die die Sophiſten und Schönredner preiſen mögen — ein Mann, der weiß, was er will; er iſt ein Charakter.

Wenn ein ſolcher Mann im bittern Unmuth, im edlen Zorn ſcharfe Worte redet, ſo hat er ein Recht dazu in einer Zeit, wo man die Worte nicht ſcharf und zweiſchneidig genug wählen kann, damit ſie in die erſchlafften Herzen und Gemüther der in Gleichgiltigkeit und Theilnahmloſigkeit gegen die theuerſten Intereſſen des Volkes befangenen eindringen und durch ſcharfen Stachel aus politiſchem Schlummer wecken. — Was Uwe Lornſen im Eingange ſeiner Schrift ſagt, findet nicht bloß auf Schleswig-Holſtein Anwendung, denn mit dem Uebergange in eine repräſentative Verfaſſung hat es überall Eile, und was er von den berathenden Provinzialſtänden Schleswig-Holſteins (S. 25) ſagt: „den großen Gewinn haben ſie dem Lande gebracht, allgemein anſchaulich gemacht zu haben, daß mit der Provinzialrathſtändeverfaſſung nichts für Staat und Volk Erhebliches ins Werk zu ſetzen vermögen,“ gilt auch von andern Ländern. Denn der Geiſt der Provinzialſtände ohne Steuerbewilligungsrecht und ohne Oeffentlichkeit (nach Graf Moltke das Minimum der wahren Verfaſſung) iſt überall ein nüchterner, der in der Wüſte umherführt und nie ins gelobte Land, höchſtens ins rothe Meer. Auch „jene eigenthümliche Miſchung von Geiſtesträgheit und Willensſchwäche, welche

der Mangel an Geiſtesmuth gebiert, jener unſchlüſſige und haltungsloſe Kleinmuth," über den Uwe Lornſen klagt, iſt nicht eine Schleswig-Holſtein eigenthümliche Erſcheinung, ſondern eine allgemeine deutſche Landplage, die beſonders in manchen auf ihre Intelligenz ſtolzen Staaten gewaltig um ſich greift, indem man auf früher errungenen Lorbeeren auszuruhen beliebt, und ſich ſo in liberale Phraſen, Salbaderei, in eine gewiſſe liberale Scheinheiligkeit hineingelebt hat, daß man weder zu liberalen Thaten kommen kann, noch dieſe überall für nothwendig hält.

Der Verf. ſagt über den Stand der Sache: „Es iſt für unſere Monarchie eine neue Epoche eingetreten und auf uns, den Jetztlebenden, ruht große Verantwortlichkeit. Uns iſt das Loos gefallen, die Grundlage der neuern Zeit zu bereiten, von uns hängt es ab, ob wir und unſere Nachkommen in begeiſterten Wetteifer für die Entwicklung der großen Ideen der Freiheit Arm in Arm fortwandeln werden. Wunſch der Schleswig-Holſteiner iſt: daß dem Lande eine ſolche Stellung in der Monarchie eingeräumt werde, wie Norwegen in der ſkandinaviſchen. Es iſt ferner Aller Wunſch, daß den Zweifeln über den ſtaatsrechtlichen Charakter der Verbindung Schleswig-Holſteins mit Dänemark ein Ende gemacht werde. Was wir wünſchen, das zu fordern haben wir das begründetſte Recht." Dies Recht nachzuweiſen, die ſtaatsrechtliche Stellung Schleswig-Holſteins feſtzuſtellen, iſt die Hauptaufgabe, die zu löſen der Verf. ſich gedrungen fühlte, jemehr weder die Ständeverſammlungen noch die Publiciſten bisher thaten, was Recht und Pflicht war. „Unſere Ständeverſammlungen," ſagt der Verf. S. 79, „ſind weit davon entfernt, die Intelligenz des Landes in ihrer höchſten Potenz darzuſtellen ꝛc. Es iſt dermalen der Beamtenſtand, welcher (wohl überall in Deutſchland) die kenntnißreichſten und fähigſten Mitbürger in ſeiner Mitte zählt." Dieſen Beamtenſtand nun, dem man ſogar die Advocaten und Juſtizcommiſſare einrangirt, von der Ständeverſammlung geſetzlich auszuſchließen, wie hie und da geſchieht, heißt geradezu die Intelligenz aus der Ständeverſammlung verbannen. „Unter unſern einflußreichen, patriotiſchen und freigeſinnten Mitbürgern werden ſich mehrere finden, welche uns auf Abwege zu leiten ſuchen werden, welche in ihrer Angſt „von einem unverſtändigen Streben nach dem Steuerbewilligungsrecht," d. h. von jedem Streben nach dieſem Rechte Gefahren für die Selbſtändigkeit fürchten; Männer, welche verblendet von Kleinmuth nicht einmal den Muth haben, den Gedanken an eine Vereinigung beider Ständeverſammlungen auf den Landtagen laut werden zu laſſen." Schon vorher, im dritten Capitel, wo der Verf. die Frage behandelt, „was zur Beſeitigung entgegenſtehender Hinderniſſe geſchehen, hat er gegen Falck dargethan, „auf welche Abwege ſeine kampfſcheue und friedliebende Tendenz" ihn geführt und wohin man gelangt mit kleinmüthiger Geſinnung. Es iſt von dem Steuerbewilligungsrecht, das natürlich auch ein Steuerverweigerungsrecht in ſich ſchließt, die Rede, von dem Falck jetzt nicht ohne Bewilligung der Regierung Gebrauch machen will, Falck, der früher in den kieler Blättern, ehe die karlsbader Beſchlüſſe dieſe aus dem bis dahin cenſurfreien Holſtein nach Schleswig jagten, behauptete: „Beſſer als das Recht iſt unter allen menſchlichen Dingen auch das Beſte nicht." Ein Recht aber, deſſen Benutzung und Ausübung von allergnädigſter Bewilligung eines dritten abhängig, iſt gar kein Recht, iſt gewiß „das Beſte" nicht. Falck will „das ſtaatsrechtliche Verhältniß Schleswig-Holſteins nicht weiter erörtern und den oft angeregten Streit auf ſich beruhen laſſen." Das nennt Lornſen mit Fug und Recht „zum Rückzuge blaſen." Es thut uns leid, daß ein Ehrenmann, wie Falck, durch Ausweichen des Kampfes dem Verf. zu bittern Tadel Anlaß gegeben. Ohne Kampf und Streit kein Erkennen der Wahrheit, und jedes Biedermanns Pflicht iſt es jetzt, in allen ſtaatsrechtlichen Fragen eine Sache nicht „auf ſich beruhen laſſen," ſondern von Grund aus zu erſchöpfen und in das rechte Licht zu ſtellen; eines jeden Biedermanns Pflicht iſt jetzt zu reden, nicht aber eine Sache in Erwartung beſſerer Zeiten auf die lange Bank zu ſchieben, es iſt Pflicht laut zu reden und ohne Rückſicht auf die Gefahr hin, von dem Serviliſmus „ein Majeſtätsbeleidiger" geſcholten und in höchſter Form Rechtens in einen Criminalproceß verwickelt zu werden.

Des Verf. Abſicht iſt: Bahn zu brechen zu einem neuen Verfaſſungswerk in Schleswig-Holſtein, gegründet auf einen Staatsverband von Schleswig-Holſtein in einer Union mit Dänemark, denn Schleswig-Holſtein ſteht zu Dänemark in demſelben Verhältniſſe, wie Norwegen zu Schweden. In den Beilagen, die, reich an Materialien, eigentlich das Hauptwerk bilden, wird das öffentliche Recht Schleswig-Holſteins in ſeinen Verhältniſſen zu Dänemark in ſeinem ganzen Umfange durch umſtändliche, ausführliche und gründliche Darſtellung der geſchichtlichen Thatſachen erörtert, indem der Verf. die Staatseinheit Schleswig-Holſteins nachweiſt, mit ſiegenden Gründen die Einwürfe gegen eine beſondere Erbfolgeordnung in Schleswig und gegen das Lehnsverhältniß Schleswigs zu Dänemark auftritt.

Dänemark und Schleswig-Holſtein ſind durch beiderſeitige Verträge zwei unter einem Regenten verbundene Staaten. Das faſt ganz von Deutſchen bevölkerte Schleswig war früh als ein beſonderes Lehn vom Königreich Dänemark getrennt. Nachdem durch die constit. Waldemar. feſtgeſetzt, daß es *nie* wieder mit Dänemark *vereinigt* werden ſollte, wurden nach Ausſterben der Herzoge 1386 die Grafen von Holſtein von der Königin Margarethe von Dänemark mit Schleswig belehnt. Seitdem bilden Schleswig-Holſtein ein ungetrenntes Ganze. Beide haben vielfach gemeinſchaftlich

gegen Dänemark vor und nach ihrer Vereinigung gekriegt. Diese Vereinigung von Schleswig-Holstein in unabhängiger Stellung unter einem selbständigen Fürstenhause war Volks- und Landessache, es galt vor Ueberwältigung durch ein fremdes Volk, die Dänen, beide Lande sicher zu stellen, diese Vereinigung lag auch im Interesse der beiden nahe gelegenen Hansestädte Hamburg und Lübeck, die eine Beute der Dänen zu werden fürchteten. Adolph VIII., der letzte Graf von Holstein und Herzog von Schleswig, aus dem Hause der Grafen von Schaumburg, starb 1459 kinderlos. Verwirrung im Lande. Das Ständecorps von Schleswig-Holstein wählte 1460 mit Uebergehen der zur Erbfolge berechtigten Seitenverwandten, der Grafen von Schaumburg, theils um eine Trennung Schleswig-Holsteins, theils um einen Krieg mit Dänemark zu vermeiden, nach dreimonatlichen Unterhandlungen und nachdem drei allgemeine Landtage gehalten, den König Christian I. von Dänemark zu ihrem Regenten, wie es in „der Lande Privilegien, vom alten Könige Christian besiegelt, dem Grundvertrage, der magna charta Schleswig-Holsteins (im Anhange A mitgetheilt) heißt: „Prälaten, Ritterschaft, Städte und Einwohner haben uns zu einem Herzoge von Schleswig, Grafen von Holstein gewählt. Vorbenannte haben uns angenommen und als ihrem Herrn gehuldigt, nicht als einen König zu Dänemark, sondern als ihren Herrn vorbenannter dieser Lande, mit Unterschied (mit Bedingung) aller Artikel und Stücke, die hienach ausgedrückt sind." Drei Wochen später erfolgte „eine tapfere Verbesserung der Privilegien mit vier guten Artikeln" (Anhang B), Bischöfen, Rittern, Knechten und gemeinen Einwohnern gegeben. Lediglich durch Wahl und mittelst Vertrag gelangte das in Dänemark regierende Haus Oldenburg zur Regierung in Schleswig-Holstein, wie sich die Urkunde A ferner ausdrückt: „Wir bekennen, daß wir zu einem Herrn derselben Lande gewählt sind, nicht als ein König von Dänemark, sondern aus Gunst, die die Einwohner dieser Lande zu unsrer Person haben," weshalb der König sie nicht zu vererben versichert, sondern ihnen nach seinem Tode ein Wahlrecht zugesteht. Damit sothane Gunst der Einwohner ihnen unschädlich, sollen sie nicht verpflichtet sein, außer diesen Landen zu dienen und Hilfe zu leisten. Der König verspricht ferner keinen Krieg ohne Rath, Zustimmung und Willen der gemeinen Räthe dieser Lande anzufangen, keine Schatzung oder Beede auf die Einwohner zu legen ohne freundliche Einwilligung und Zulassung, einträchtige Zustimmung aller Räthe und Mannschaft. Bis gegen den dreißigjährigen Krieg hin konnten überall in Deutschland die Stände in allen Urkunden und Verträgen mit den Fürsten nicht Worte genug finden, um ihr Steuerbewilligungs- und Gesetzgebungsrecht zu wahren, nach dem altdeutschen Spruche: „so wir nicht mitrathen, so wir nicht mitthaten"*). Ein Grundsatz, der sich im englischen Staatsrecht immer erhalten; „ohne Repräsentation keine Taration," rief der große Chatam, als man im englischen Parlament Nordamerika besteuern wollte, „mein Eigenthum ist mein absolutes Eigenthum, von dem mir Niemand ohne meine oder meines Repräsentanten Bewilligung etwas nehmen darf, und kein Grashalm in irgend einem entlegenen Winkel dieses Reichs darf ohne des Eigenthümers Willen besteuert werden." — Ferner gelobt der König: Beamte nur aus den Einwohnern dieser Lande zu haben, was Räthe dieser Lande festsetzen zu halten bis zum Hinkommen, und in allen Sachen nach Rath seiner Räthe daselbst sich zu verhalten, alljährlich einmal soll die Mannschaft vorgeladen werden, „die Stücke und Sachen zu verabschieden." Aus diesem Grundvertrage weist nun der Verf. in der Beilage III ausführlich nach, wie die ewig währende Vereinigung beider Lande nicht eine unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte verbundene Vereinigung zweier selbständiger Staaten, sondern eines gemeinschaftlichen Staates Schleswig-Holstein sei. In der Union der drei nordischen haben die Stände der drei Reiche bei der Wahl mit einander verhandelt, nicht so in Schleswig-Holstein, die Wahl geschah durch die vereinten schleswig-holsteinischen Stände. In der Union der drei nordischen Reiche hatte jedes Reich seine besondere Verfassung, seinen besonderen Reichsrath, nicht so in Schleswig-Holstein; ein gemeinschaftlicher Landesrath führte die Regierung in beiden Ländern, es wurde nicht, wie in der Union der drei nordischen Reiche, für jedes Land eine besondere Verfassung beschworen, sondern eine Schleswig-Holstein gemeinschaftliche, wie denn alle inneren Angelegenheiten stets durch die vereinten Stände Schleswig-Holsteins erledigt sind. Gegen eine Union dieser beiden Länder und für den Staatsverband spricht, daß Schleswig-Holstein in allen Verträgen, Dänemark gegenüber, als ein Gesammtstaat auftritt. Steuerbewilligung und Gesetzgebung wurden von den vereinten schleswig-holsteinischen Ständen geübt, Landesartikel, Gerichts- und Kirchenordnungen auf gemeinsamen Landtagen erlassen. Durch alles dieses wird der Charakter eines Staats, eines Staatsverbandes ausgedrückt. „Der Staatscharakter der grundvertragsmäßigen Verbindung unserer Lande, sagt der Verf. S. 279, ist seither nicht bestritten, aber auch nicht behauptet worden. Es gehört zu den vielen ungewöhnlichen Erscheinungen unserer staatsrechtlichen und politischen Litteratur, daß diese Hauptfrage, deren außerordentliche Folgewichtigkeit für die rechtliche Beurtheilung späterer geschichtlicher Vorgänge sich weiter ergeben wird, keiner Untersuchung unterzogen worden ist."

(Schluß folgt.)

*) Die Fürsten urkunden dann immer, daß diese oder jene Steuer „nur aus gutem Willen und nicht aus Schuldigkeit ihnen zu Hilfe gegeben." Jetzt ist die Sache überall umgekehrt, jetzt giebt man aus Schuldigkeit, nicht aus gutem Willen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

605

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

26. Juni. № 152. 1841.

Mager „die deutsche Bürgerschule."

(Schluß.)

Näher ist der Unterricht in der Universalgeschichte zu betrachten. Es sollte wohl eine allgemein anerkannte Wahrheit sein, daß die Mitglieder des höhern Bürgerstandes durch die Erfüllung ihres speciellen Berufes erst dann einen würdigen Zweck erreichen, wenn sie in dem Bewußtsein handeln, daß durch ihre Arbeit einem Interesse nicht bloß der eigenen Person oder der einzelnen Familie, sondern auch der bürgerlichen Gesellschaft und, in höherer Instanz, des Staates ein Genüge geleistet werden soll. Nur durch dieses Bewußtsein giebt der Bürger jene Particularität auf, an welche das Gewerbe ihn bindet, das in seinem unmittelbaren Betriebe bloß Verhalten zur äußeren Natur ist. Zwar wird seine Beziehung zum Staate nur durch die bezeichnete Particularität vermittelt; ist jene aber einmal durch die Vermittlung hervorgebracht, so kann er ihr auch frei von allem Privatinteresse sich hingeben und, ohne den Boden zu verlassen, auf welchem er steht, in edlem und liberalem Sinne zur Erreichung der allgemeinen Staatszwecke mitwirken. Ohne Zweifel ist, um solcher Thätigkeit mit Einsicht und Erfolg sich hingeben zu können, die Kenntniß der gegenwärtigen Einrichtungen und Verhältnisse des eignen Staates und der mit ihm in Berührung stehenden fremden Staaten durchaus nothwendig. Indeß können dieselben nicht wohl anders als in ihren allgemeinsten Umrissen zum Gegenstande des Schulunterrichtes gemacht werden, da das Detail, dessen der Praktiker bedarf, nur im Wege einer langen Erfahrung erworben und verstanden werden kann. Die Principien jedoch, vermittelst welcher allein jene später zu erlangende Kenntniß des Details zur Bereicherung der Einsicht in das Staatswesen wird, sind auch dem jugendlichen Geiste verständlich, sofern sie nämlich demselben in der concreten Form, welche sie sich gegeben haben, vorgeführt werden. Das nun geschieht durch die Geschichte, freilich nicht durch die eines einzelnen Volkes oder einer bestimmten Zeit, sondern durch die Universalgeschichte; denn diese ist die Explication dessen, was der Staat ist, oder vielmehr aller derjenigen Momente seines Wesens, die bisher die Energie gehabt haben, sich zur Erscheinung zu bringen. Die historische Kenntniß dieser Erscheinungen, welche in ihrer Totalität nicht ein zufälliges Aggregat, sondern ein System bilden, ist zwar nicht unmittelbar schon Begreifen der Idee des Staates, aber sie ist Vorstellung von dem unendlich reichen Inhalt dieser Idee, eine Vorstellung, welche das Interesse des Bürgers an seinem gegenwärtigen Staat zu erhöhen und ihm die Erwerbung einer gebildeten Kenntniß von den Bedingungen möglich zu machen hat, an die die Wohlfahrt, die Ehre und die weiterschreitende Entwicklung desselben geknüpft ist*). Ferner gewährt die Universalgeschichte demjenigen, der eine wissenschaftliche Bildung anstrebt, die nothwendige Grundlage, auf welcher allein er vermittelst der Philosophie, aber auch nur vermittelst ihrer, zur wissenschaftlichen Einsicht in das Wesen des Staates, zum Begreifen seiner Idee gelangen kann. Indem somit der Unterricht in der Universalgeschichte gleich bedeutsam für die höhere Bür-

*) Hr. Mager verlangt von dem Lehrer eine „künstlerische Behandlung der Geschichte." — „Der Vortrag der Geschichte in der Schule muß rein episch, dabei dramatisch lebendig, ein Lebensbild sein und es bleiben. Der Schüler muß nicht zu hören, sondern zu sehen glauben. Das Herz muß ihm schlagen, die Thräne ihm ins Auge treten." Allerdings ist einem solchen Effect gerade nicht aus dem Wege zu gehen. Vor allen Dingen aber ist der Schüler anzuhalten, daß er zunächst die bestimmten Facta in ihrem äußerlichen Zusammenhange seinem Gedächtnisse einprägt. Ist dieser äußerliche Zusammenhang ein wirklich verständig aufgefaßter, d. h. die unmittelbar zur Vorstellung gebrachte Außenseite des inneren, des vernünftigen Zusammenhanges, so ist es nicht schwer, auch diesen zu immer klarerem Bewußtsein zu bringen. Dies geistige Wesen der Geschichte ist dann die lautere Quelle der Begeisterung für sie, welche das Gemüth des Mannes erfüllt und mit unwiderstehlicher Gewalt zu männlicher Thätigkeit ihn bestimmt. Das Schlagen des Herzens dagegen und die Thräne im Auge, welche durch die bloßen Schilderein der Geschichte bewirkt werden, sind nichts als für das gerührte Subject eine Quelle des Wohlgefallens an sich selber, an seiner eigenen schönen Seele. Wehe dem Lande, dessen Staatsmänner solche Rührung höher achten, als den freien männlichen Willen, dessen Inhalt durch die gediegene Einsicht in den vernünftigen Geist der Geschichte und der eigenen Gegenwart bestimmt wird, und dessen Energie durch eine schöne Begeisterung geadelt, auch wohl durch die Thräne des Mannes gestählt, nicht aber durch weibische Thränen verschwemmt werden darf.

gerſchule, wie für das Gymnaſium iſt, vermittelt ſie zugleich eine dem Inhalte nach gleiche, wenn auch in Rückſicht auf die Form und die Vollendung des Bewußtſeins über denſelben verſchiedene Bildung für beide Stände, ſo daß beide, wiewohl zu verſchiedenen Functionen in dem großen Haushalte des Staates berufen, ſich wohl als verſchiedene, aber nicht als einander fremde betrachten können. Die Verſchiedenheit aber tritt zuerſt auf der Schule ſelbſt hervor. Während nämlich die Lectüre der vornehmſten lateiniſchen Proſaiker neben der Erweiterung der Sprachkenntniſſe dem Zögling der höhern Bürgerſchule wohl Gelegenheit bietet, den Ernſt des römiſchen Geiſtes, der ſtets auf die Allgemeinheit des Staates gerichtet iſt, auch zur Veredlung ſeiner eigenen Geſinnung zu verwenden, ſo wird doch nur der Schüler des Gymnaſiums durch die umfaſſende Beſchäftigung mit dem claſſiſchen Alterthum in das Leben und den Geiſt deſſelben vollſtändig eingeführt. Da nun die Geſammtheit der antiken Staaten eine beinahe durchſichtige Verwirklichung der einfachen Momente der Staatsidee in ihrer noch unvermittelten Verſchiedenheit von einander darſtellt, ſo führt ihre Kenntniß an die Grenze der philoſophiſchen Erkenntniß dieſer Idee heran und befähigt ſelbſt ſchon auf der Schule zu einer geiſtvolleren Betrachtung der univerſalhiſtoriſchen Verhältniſſe des Mittelalters und der neueren Zeit. Dann aber verleihen das Studium der Philoſophie und die kaum anders als auch auf der Univerſität zu erlangenden poſitiven Kenntniſſe von Rechts- und Staatsverhältniſſen allein dem wiſſenſchaftlich Gebildeten die Fähigkeit, die nothwendigen Maßregeln für die weitere Entwicklung des beſtehenden Staates aufzufinden, ſowohl was die Verfaſſung und Regierung des Ganzen, als was die Verwaltung des in unmittelbarer Beziehung zum Allgemeinen ſtehenden Beſonderen betrifft. Da jedoch derſelbe Inhalt in dem politiſchen Bewußtſein des populär Gebildeten vorhanden iſt, wenn er ihm allerdings auch nur in dem trüben Scheine der Vorſtellung vor das Auge tritt und nicht in dem abſolut klaren Lichte der Idee, ſo iſt er eben um des gleichen Inhaltes willen doch ſehr wohl im Stande, die Richtigkeit der Maßregeln, welche von den philoſophiſch gebildeten und darum den Conſequenzen der Idee gehorchenden Staatsmännern getroffen werden, anzuerkennen und mit verſtändiger Einſicht dieſelben berathen und durchführen zu helfen.

Offenbar iſt es, daß diejenigen Staatsmänner, welche beabſichtigten, dem preußiſchen Staate die ihm noch jetzt mangelnde, aber nach den Geſetzen der Vernunft und des poſitiven Rechtes ihm zuſtehende Verfaſſung zu geben, den Geſchichtsunterricht auf Gymnaſien und höheren Bürgerſchulen in Rückſicht auf den von uns dargelegten Zweck zu organiſiren ſich bemühten. So verlangt die Inſtruction über die Prüfung der zu den Univerſitäten übergehenden Schüler vom 25. Juni 1812 von den Abiturienten „eine deutliche und ſichere Ueberſicht des ganzen Feldes der alten, mittleren und neueren Geſchichte;“ auch ſoll der Examinandus „die wichtigſten Begebenheiten mit chronologiſcher Genauigkeit kennen und ihren Schauplatz geographiſch anzugeben im Stande ſein.“ Ja in der vorläufigen Inſtruction für die an den höheren Bürger- und Realſchulen anzuordnenden Entlaſſungsprüfungen vom 8. März 1832 iſt die Beziehung des Geſchichtsunterrichtes auf den gegenwärtigen Staat entſchieden hervorgehoben. In §. 4 heißt es nämlich: „in der Geſchichte: eine deutliche Ueberſicht der wichtigſten Begebenheiten und der eigenthümlichen Verhältniſſe der alten und neueren Völker, inſonderheit genauere Bekanntſchaft mit der Entwicklung, Verfaſſung und in den innern Verhältniſſen der jetzt beſtehenden Staaten, wobei der Schüler nachzuweiſen hat, daß er die wichtigſten Epochen chronologiſch richtig anzugeben weiß und mit dem Schauplatze der Begebenheiten bekannt iſt.“

Anders dagegen ſtellte die Sache ſich nur zwei Jahre ſpäter. Denn das Reſcript über die Abiturientenprüfungen vom 4. Juni 1834 verlangt in §. 28 von dem zur Univerſität Abgehenden nur, daß er „der Umriſſe des ganzen Feldes der Geſchichte kundig iſt, beſonders ſich eine deutliche und ſichere Ueberſicht der Geſchichte der Griechen und Römer, ſo wie der deutſchen und namentlich auch der brandenburgiſch-preußiſchen Geſchichte zu eigen gemacht hat,“ während man im Jahre 1812 „die deutliche und ſichere Ueberſicht“ des ganzen Feldes der Geſchichte gefordert hatte. In §. 10 der Verordnung von 1812 wurde es auch dringend empfohlen, für den lateiniſchen und franzöſiſchen Abiturientenaufſatz ein hiſtoriſches Thema zu wählen, während das Reſcript von 1834 gar keiner ſchriftlichen Arbeit über einen hiſtoriſchen Gegenſtand erwähnt. Ja, was das bedeutſamſte Zeichen einer veränderten Tendenz iſt, 1812 bezeichnete man als Hauptgegenſtände des Abiturientenexamens die alten Sprachen, die Geſchichte und die Mathematik (a. a. O. §. 6); 1834 hingegen nur die alten Sprachen und die Mathematik (Reſcr. von 1834. §. 28. B). Nach dieſen und anderen, freilich noch bedeutſameren, Zeichen der Zeit können wir nicht ohne bange Erwartung der, wie es heißt, verheißenen definitiven Inſtruction für die Entlaſſungsprüfungen an den höheren Bürgerſchulen entgegenſehen.

Hermann Büttner.

„Die Unionsverfaſſung Dänemarks und Schleswig-Holſteins; eine geſchichtlich ſtaatsrechtliche und politiſche Erörterung von Uwe Lornſen. Nach des Verf. Tode herausgegeben von Dr. G. Beſeler.“

(Schluß.)

Dänemark hatte dieſe Vereinigung betrieben, um in ſeinen Kriegen mit Schweden und der Hanſa eine Vormauer

gegen die letztere zu haben. Die Verhältniſſe Schleswig-Holſteins, des bisherigen Verbündeten der beiden Hanſeſtädte Hamburg und Lübeck änderten ſich ſeitdem weſentlich; aus einem Gegner Dänemarks wurde es ein Verbündeter. Nachtheilig wurde dieſe vertragsmäßige, freiwillige Vereinigung Schleswig-Holſteins mit Dänemark, zunächſt zur Erhaltung des Friedens abgeſchloſſen, für Schleswig-Holſtein, weil die Stände, in denen der größte Theil des Landes, die Aemter und Landſchaften nicht vertreten waren, nachdem durch Bevorzugung des Adels und nach Unterdrückung des freien an der Steuerbewilligung Theil nehmenden Bauernſtandes, nach Verſchwinden des Prälatenſtandes dieſe Stände, da auch die großen Städte aus dem Staatsverbande geſchieden, ohne Kraft und Rückhalt im Lande gegen die Eingriffe Dänemarks waren. Um an dem im Lande reſidirenden Fürſten eine Stütze für die ſelbſtändige Stellung des Landes gegen Dänemark zu haben, führen die Stände durch Wahl die Zweifürſtenherrſchaft ein, ſo entſteht ohne Aufhebung der Staatseinheit eine herzoglich-königliche und eine herzogliche Linie, nachdem ſchon 1466 zwiſchen dem däniſchen Reichsrathe und dem ſchleswig-holſteiniſchen Landesrath eine Vereinbarung über die Wahl eines gemeinſchaftlichen Landesfürſten getroffen. Indeß ſchon die Wahl des Prinzen Friedrich mit Uebergehen des Königs zeigt von dem Streben der Stände, aus der Verbindung mit Dänemark zu treten. — König Chriſtian II., der in ſeiner Beſtätigungsurkunde erklärt, daß ihm die Stände nicht als König von Dänemark, ſondern als Herzog von Holſtein gehuldigt, verlangte in dem Kriege gegen Schweden und Lübeck 1520 von den ſchleswig-holſteiniſchen Ständen, daß ſie Lübeck auf ſich nehmen möchten. Stände erklärten: daß des Königreichs Feinde keineswegs auch die der Herzogthümer wären und daß Stände nicht Willens und nicht ſchuldig wären, des Reiches Feinde auf ſich zu laden. Der König ſah ſich genöthigt, die verfaſſungsmäßige Neutralität Schleswig-Holſteins durch den bordesholmer Vergleich 1522 anzuerkennen. Chriſtian II., da er Bürger und Bauer aus dem Drucke der bevorrechteten Stände erlöſen wollte, wurde entthront, und der däniſche Adel hob mit Hilfe des ſchleswig-holſteiniſchen den Herzog Friedrich auf den Thron, der ſich dem ſchleswig-holſteiniſchen Adel für dieſe Unterſtützung in dem Kampfe um die Königskrone beſonders dankbar zeigen zu müſſen glaubte, weshalb er ihm 1524 auf Koſten der Geſammtheit Vorrechte ertheilte. Boeden (Bauern) ſollten nicht mehr zu Gericht ſitzen über edele Leute (bis dahin konnten ſie es alſo), Edelmann und Bauern waren Rechtsgenoſſen, wie Michelſen in ſeiner gehaltvollen Schrift: „Ueber die vormalige Landesvertretung in Schleswig-Holſtein, mit beſonderer Rückſicht auf die Aemter und Landſchaften“ urkundlich nachweiſt. Dem Adel wurde die höchſte Gerichtsbarkeit übertragen, alle Beamtenſtellen ihm allein vorbehalten und ſo Land und Volk in die Gewalt eines herrſchenden Standes gegeben. Gleichzeitig verſchwand mit der Reformation der Prälatenſtand, der jedermann durch Talent und Kenntniſſe zugänglich war. „So begann die Verſchleierung der Landesverfaſſung durch ungerechte Bevorzugung des Adels und durch Einbuße eines unabhängigen Standes in der Landesvertretung.“ Drauf ſchloß der däniſche Reichstag mit dem ſchleswig-holſteiniſchen Ständecorps 1533 einen ewigen Bund zwiſchen Dänemark und Schleswig-Holſtein, eine Quelle mehrhundertjähriger Drangſale für letzteres, das nun in alle Kriege Dänemarks verwickelt wurde.

Im J. 1616 war von den ſchleswig-holſteiniſchen Ständen die Aufhebung des Wahlrechts und die Einführung der Erbfolge nach Erſtgeburt genehmigt worden. König Friedrich III. verordnete in dem grundgeſetzlich verfaſſungsloſen Dänemark in dem königlichen Erbſtatut, in der lex regia, daß nach dem Abgange ſeines Mannsſtammes nicht ſeine Agnaten, ſondern ſein weiblicher Stamm zur Nachfolge im Königreiche gelangen ſolle, wodurch in dem vorgeſetzten Erbfalle eine Trennung Schleswig-Holſteins (wo die Agnaten folgen) von Dänemark eintreten würde. König Friedrich IV. berief 1721 die Einwohner des herzoglichen Antheils, in deſſen Beſitz er ſich geſetzt, zu einem Erbhuldigungseide, indem er „den herzoglichen Antheil als ein in beſchwerlichen Zeiten unrechtmäßiger Weiſe von der Krone Dänemark abgeriſſenes Pertinenz wieder in Poſſeſſion nehme.“ (!!!) Dieſe Huldigung fand nur in einem Theile des Landes im herzoglichen, nicht im königlichen ſtatt. Der Verf. weiſt in Beilage V ausführlich nach, wie durch dieſe einſeitige Gewalthandlung die Staatseinheit Schleswig-Holſteins, die Erbfolgeordnung in nichts geändert worden. Ganz abgeſehen von der constit. Waldem., wonach das Herzogthum Schleswig nie wieder dem Königreiche Dänemark einverleibt werden ſoll, ſo iſt auch das geſammte Herzogthum Schleswig keineswegs factiſch dem Königreiche Dänemark einverleibt, ſondern nur ein Theil des Landes hat gehuldigt, wobei Prälaten und Ritterſchaft „des allergehorſamſten Vertrauens leben, daß ſie ſich einer gleichen Freiheit mit der holſteiniſchen Nobleſſe zu erfreuen haben mögen*).“ Darauf wurde königlicher Seits reſolvirt: „daß ein Landtag *in den Herzogthümern* auszuſchreiben, wenn es die Nothwendigkeit erfordere.“ Eine Trennung Schleswig-Holſteins, eine Aufhebung des Staatsverbandes war alſo durch jene Huldigung gar nicht beabſichtigt. Eine rechtliche Einverleibung Schleswigs in Dänemark hätte nur mit Bewilligung der Geſammtſtände Schleswig-Holſteins geſchehen können. Ver-

*) Weil die hohe Nobleſſe, in Egoismus, Herrſchſucht und Knechtsſinn befangen, immer nur für Wahrung ihrer Rechte geſorgt, die Volksrechte mit Füßen getreten, war ſie als eine kraftloſe Schmarotzerpflanze allmälig bei Seite geſchoben, und es war der hohen Nobleſſe nur die Freiheit geblieben, „unterthänigſt anzuflehen.“

träge können nicht durch einseitige beliebige Anordnung eines der beiden contrahirenden Theile abgeändert werden. Durch jenen von den Bewohnern einzelner Theile, nicht aber des ganzen Schleswig-Holstein geleisteten Eid, über dessen Bedeutung so vielfach gestritten, kann in der Verfassung, in der Erbfolge Schleswigs rechtlich nichts geändert sein.

Wie die durch jene Huldigung einzelner Landestheile auf ungesetzlichem, also nicht rechtsverbindlichem Wege angeblich veränderte Erbfolge in Schleswig, so spukt auch der Lehnsverband Schleswigs zu Dänemark in den Köpfen einzelner Publicisten als ein die Staatseinheit Schleswig-Holsteins hinderndes Gespenst. In Beilage VI hat der Verf. dargethan, wie Schleswig eine von jeglichem Lehnsverbande freie Provinz des Staates Schleswig-Holstein sei. Die Verpflichtung zu Lehndiensten fiel schon bei dem Uebergange Schleswigs an das holsteinische Grafenhaus hinweg. Es verblieb der Krone Dänemark nur das Recht, die Belehnung zu ertheilen, uns zwar nach eingegangener Verpflichtung es immer von Neuem zu verlehnen und es, was schon damals im Interesse des Volkes und des Landes lag, nie wieder mit Dänemark zu vereinen. Schleswig hatte schon ein Jahrhundert der That nach als ein völlig freies Land bestanden, als es durch den Grundvertrag von 1460 mit Holstein zu einem Gesammtstaate verbunden wurde. Das Lehnsverhältniß schien somit gänzlich erloschen. Im Jahre 1533 schlossen die schleswig-holsteinischen Stände mit dem dänischen Reichsrathe jenen schon erwähnten Bundesvertrag, indem von einer von Schleswig besonders an Dänemark zu leistenden Lehnshilfe (außer jener Bundeshilfe Schleswig-Holsteins) nicht die Rede war. Doch nahm König Christian III. von Dänemark bald nachher Lehnsdienste in Anspruch, und in dem odenseeischen Vergleiche von 1579 wurde eine geringe Lehnshilfe (40 Mann zu Roß und 80 zu Fuß) zugestanden. Im rothschilder Frieden 1658 wurde die Lehnsqualität Schleswigs vollständig aufgehoben, Schleswig von Dänemark natürlich nur in Bezug auf die Lehnsverbindung (nicht auf innere Angelegenheiten, in die einzugreifen Dänemark nicht berechtigt) souverain. Ungeachtet der klaren und einfachen Worte dieses Souverainitätsdiploms (im Urkundenanh. S. 514 mitgetheilt) zweifeln neuerdings Publicisten an der Aufhebung jenes Lehnsverbandes, indem man herausgeklügelt hat, Schleswig sei nur für die Zeit des jetzt regierenden Mannsstammes ein allodialfreies Herzogthum, das nach Erlöschen dieser Linie in den Lehnsverband zurückfalle, Schleswig sei also ein lehnsfreies und auch ein lehnpflichtiges Land. Gegen diese sonderbare Behauptung, deren gänzliche Unhaltbarkeit der Verf. nachweist, wollen wir nur aus dem von den dänischen Ständen mit vollzogenen Souverainitätsdiplome Friedrich's III. hier anführen: „3) Cediren demnach und überlassen S. Lbd. das Herzogthum Schleswig, gleich selbiges von J. Lbd. bis auf diese Zeit iure feudationis, welches jetzo erloschen, besessen." Ferner: 8) begeben uns für uns und unsere Nachfolger bis dahin (d. h. bis jetzt) auf angeregtes Herzogthum jemals zugestandener An- und Zusprüche, bevorab des *iuris feudationis*, wie auch aller zur Lehengerechtigkeit gehörigen Sachen, gestalt wir 9) solche Lehnmuthungen gänzlich aboliren, abthun und vernichten."

Wir begnügen uns mit dieser kurzen Andeutung des reichen Inhalts, indem wir der Hoffnung leben, daß jeder bei der in Rede stehenden Sache interessirte, d. h. jeder Schleswig-Holsteiner, der Capacität für die großen Fragen seines Landes besitzt, das Buch selbst zur Hand nehmen, sich selbst aus der Quelle unterrichten und das, was in Beilage XIII—XV über Bundesverfassung und Unionsverfassung abgehandelt ist, reiflich erwägen wird. Wir unsers Theils halten jedes Versäumen, sich über des Vaterlandes Angelegenheiten zu unterrichten und belehren, jene gleichgiltige Theilnahmlosigkeit, die eignes Nachdenken, Anstrengung und Gefahren für das Gemeinwohl scheut, für verhängnißvoll. Die Indolenz pflichtvergessener Bürger ist die unheilbarste Krankheit der Staaten.

Wenn Lornsen in vorliegendem Werke sich, seinem Patriotismus, seinem staatsmännischen Scharfblick das schönste Denkmal gesetzt, wenn sich Schleswig-Holstein gegen den Herausgeber wegen Veröffentlichung des Werkes zu höchstem Danke verpflichtet fühlen muß, wenn wir die Pietät, die den Herausgeber abhielt, irgend etwas am Werke zu ändern, ehrend anerkennen, so hätten wir doch hie und da einige kleine Erläuterungen, Andeutungen und Fingerzeige für den mit den einzelnen Schriften nicht ganz genau und bis ins kleinste Detail bekannten von der Hand des Herausgebers gewünscht. W. Lüders.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Betrachtungen eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. 8. Brosch. 16 gGr. — 20 Ngr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

(1)

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redacteuren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

28. Juni. № 153. 1841.

Zur Kenntniß und Kritik der Krause'schen Philosophie.

1. *Cours de Philosophie fait à Paris sous les auspices du gouvernement.* Par *H. Ahrens*, ancien docteur agrégé à l'université de Goettingue, Professeur de Philosophie et de droit naturel à l'université libre de Bruxelles. Premier volume contenant l'anthropologie générale. Second volume contenant la psychologie proprement dite et la partie générale de la Métaphysique. Paris 1838.
2. *Cours de droit naturel ou de philosophie du droit, fait d'après l'état actuel de cette science en Allemagne.* Par *H. Ahrens.* Paris 1840.

Die genannten Werke, deren Verfasser unbedingter Anhänger der Krause'schen Philosophie ist, geben dem Ref. Veranlassung, zuerst im Allgemeinen sich über den Charakter und die Stellung der Krause'schen Philosophie auszulassen. Wie kommt es doch, daß diese Philosophie, auf welche die deutsche Nation nicht minder stolz zu sein hat, als auf die mit ihr aus gleicher Wurzel stammende, auf dem Boden des Unendlichen, Absoluten gewachsene Schelling'sche und Hegel'sche Philosophie, die sie in mancher Hinsicht sogar überragt, dennoch so wenig Anklang und Verbreitung unter den Zeitgenossen gefunden, obgleich ihr Begründer sie von 1802—1829 in 24 Druckschriften auseinandergelegt und außerdem mündlich vom Katheder herab gelehrt hat? Wem gereicht hier die Nichtbeachtung zum Vorwurf, der Nation oder dem Philosophen? — Läugnen läßt sich nicht, daß Krause durch seine Sprachneuerung und wunderliche Terminologie, der zufolge er sich Wörter bildet, wie: Grundwerkthätigkeit, Selbstschauniß, Verhaltschauen, selbstheitliche Wesniß, grundliche Verhaltverhaltschauniß, Vereinsinnlichkeit, alleineigenwesenlich, gliedbaulich, orwesenlich und omwesenlich, Verhaltheit, Vereinsatzheit, Richtheit und Faßheit, Seinheitvereinheit, eigenlieblich, wesenliebig, wesenliebinnig und wesenvereinliebinnig, Zeitewigschauung, Schauvereinbildung, ganztheilheitlich, bejahig-verein-verneinig u. s. w. — ich sage, es läßt sich nicht läugnen, daß Krause dadurch seinen Schriften und Vorträgen etwas Abstoßendes gegeben: aber die Schwierigkeit der Terminologie allein kann kein zureichender Grund sein, ein großes, bedeutendes System zu ignoriren. Haben sich doch die Deutschen durch die eben so wunderliche und fast noch schwierigere Terminologie eines Kant, Hegel und schon vor beiden eines Böhme durchgearbeitet, und reizt doch überall ein gediegener, nahrhafter Kern, die rauhe Schaale zu durchbrechen. Hat aber etwa die Krause'sche Philosophie keinen solchen? Sie hat ihn nicht minder, als die genannten Philosophien, Krause ist nicht minder tief und speculativ als Schelling und Hegel. Nun, woran liegt es also, daß er noch nicht nach Gebühr gewürdigt worden? Er äußert sich selbst darüber so: „Ich lebte still und ohne lobpreisende Freunde, unbekannt, mein wissenschaftliches Leben hin, und hoffte jugendlichen Muthes und Vertrauens, meine Schriften werden mir auch äußerlich Bahn machen. Aber ich kannte die Menschen und den Zustand der Gelehrten und die Art, wie Universitäten verwaltet werden, und die Wirksamkeit der Universitätszünfte (sogenannten Facultäten) und der kritischen Zeitungsanstalten sehr wenig, — und habe mich daher in dieser Hoffnung vollständig geirrt." Auch Frhr. v. Leonhardi, Mitherausgeber des handschriftlichen Nachlasses Krause's, giebt über dessen äußeres Schicksal einigen Aufschluß, indem er in seinem Vorbericht sagt: Von Jünglingen, welche wissenschaftlicher Ernst beseelte, waren seine Vorlesungen und sein damit verknüpftes philosophisches Conversatorium, stets auf das Fleißigste besucht, und nicht selten wurden sie von Solchen in einem oder mehreren folgenden Halbjahren wiederholt angehört; von der Mehrzahl der Studirenden aber wurden denselben, — „weil sie," wie sich Viele äußerten, „zu wissenschaftlich wären," „um ihrer Gründlichkeit willen eine zu große Aufmerksamkeit in Anspruch nähmen," „und wegen ihres strengen Zusammenhanges einen ununterbrochenen Besuch erforderten" — die kläglichen, durch oberflächlichen Gedächtnißkram den Reiz zum Selbstdenken eher abtödtenden Vorlesungen des, sogar durch Zoten den unsittlichen Sinn kitzeln-

den, Schulze und Bouterweck's vorgezogen. — Ja, dies iſt das Loos der ſtillen, uneigennützigen Wahrheitsforſcher, die rein in die Sache vertieft, ſich nicht an die niedrigen Bedürfniſſe des Publicums kehren; ſie werden von der Mitwelt ignorirt, was ihnen aber nur zum größten Lobe gereicht. Iſt es nicht ebenſo dem genialen, tiefſinnigen Schopenhauer ergangen, deſſen Philoſophie ſo manchem Katheder-philoſophen ein Licht anzünden könnte, vor dem ſein ganzes bisheriges Wiſſen erbleichen müßte? und hat dieſen nicht noch jüngſt Roſenkranz in ſeiner Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie viel zu geringſchätzig behandelt? —

Ueber die Stellung der Krauſe'ſchen Philoſophie unter den neueſten Syſtemen ſagt ihr Begründer ſelbſt: „Als Fichte einſeitig bei dem Ich ſtehen blieb, und Schelling neben dieſer, von ihm theilweis anerkannten, einſeitigen Richtung, mit Geiſt die andere ſetzte, die einſeitige Naturphiloſophie: ſo erkannte ich, daß hier die höhere Idee des Beiden und allen Weſen und Weſenheiten gemeinſamen Organismus und organiſchen Harmonismus, eintreten ſolle und müſſe — das war ein höheres Princip, als das von Krug aufgeſtellte des ſogenannten Synthetismus. — Dieſes ſah ich ein, als Schelling noch in jener Antitheſe befangen war, und ſah voraus, daß er ſich höher erheben müſſe und werde. Welches auch geſchah. — Im Jahr 1803 gelangte ich zum vollen Weſenſchaun, vor und über aller Gegenheit, allen einzelnen Attributen, und der Gliedbau der Wiſſenſchaft ſtand vor meinem begeiſterten Auge dem Erſtweſenlichen nach vollſtändig da. Aber ſchon jenes Princip des Organismus und des organiſchen Harmonismus, iſt ein höheres, als alle damalige ausgeſprochene, und iſt zuvor nirgends ſo ausgeſprochen worden.“ In Beziehung auf Hegel ſagt Krauſe: „Der Hegel'ſchen Bearbeitung der Logik verdanke ich Nichts. Ich habe mich früher, als Hegel'ſche Schriften erſchienen, mit der Neugeſtaltung der Logik denkend, lehrend und ſchreibend beſchäftigt. Einige Hauptſätze, welche hernachmals auch Hegel gelehrt hat, und welche man bloß ihm als erſtem Erfinder zuzuſchreiben pflegt, ſind ſchon in meiner hiſtoriſchen Logik (welche ein Jahrzehend früher als Hegel's logiſche Schriften erſchien) enthalten. So vornehmlich die Hauptſätze: daß die Logik als innerer Theil der Philoſophie die Wiſſenſchaft des Erkennens und Denkens ſei, daß das Denkgeſetz das Geſetz der Weſen und Weſenheiten ſelbſt, daß das Denken mit dem Sein und Weſen übereinſtimme, daß das Denkgeſetz Eines ſei, daß das principium contradictionis, wie es gemeinhin verſtanden wird, theilirig ſei, daß vielmehr der Widerſpruch eine reelle Kategorie ſei; und ich habe ſie früher als Hegel, in Jena gelehrt.“

Nach dieſer Selbſtwürdigung Krauſe's hat Ref. über die Stellung ſeiner Philoſophie Folgendes zu ſagen: Krauſe hat mit Schelling und Hegel dieſes gemein, daß er die Idee des Unbedingten, Unendlichen, Abſoluten, oder die abſolute Idee — über die keine wahre Philoſophie hinauskommen kann, ſondern vielmehr jede ſich ganz in dieſelbe vertiefen muß, um ſie in ihrer unerſchöpflichen Fülle und Fruchtbarkeit, in ihrer ganzen unendlichen Vernunft und Weisheit zu erkennen — Krauſe hat, ſage ich, mit Schelling und Hegel das Verdienſt, dieſe Idee, die bei Kant problematiſch blieb und von Fichte ungehöriger Weiſe in das Ich verlegt wurde, in ihrer objectiven, an ſich ſeienden Geltung zum Bewußtſein gebracht und zur Gewißheit erhoben zu haben. Krauſe verhält ſich dabei, wie Hegel, zu Schelling ſo, daß er nicht bloß dieſes Princip in intellectualer Anſchauung erfaßt und den Zeitgenoſſen eine gleiche unmittelbare Anſchauung ohne Weiteres zugemuthet, ſondern in analytiſcher Methode, wie Hegel in der Phänomenologie, ſich an das gemeine, vorwiſſenſchaftliche Bewußtſein gewendet und, von dem Bekannteſten, jedem unmittelbar Gewiſſen ausgehend, daſſelbe über ſich hinaus zum abſoluten Wiſſen oder, wie er es nennt, zur Weſenſchauung zu erheben geſucht hat. (Prof. Ahrens hat daher, beiläufig geſagt, Unrecht, Hegel'n den Vorwurf zu machen [II, 278], daß er gleich Schelling die Analyſe vernachläſſigt habe.) Ferner hat Krauſe mit Hegel gegen Schelling dieſes gemein, die qualitative Differenz und Entgegengeſetztheit zwiſchen Natur und Geiſt, gegenüber dem bloßen Ueberwiegen des Realen oder Idealen, bei Schelling, geltend gemacht zu haben, eine Differenz, die ſchon jeden ſich ſelbſt beobachtenden die Erfahrung lehrt und die in der chriſtlichen Religion als Gegenſatz von Geiſt und Fleiſch vorkommt. Endlich hat Krauſe auch mit Hegel, Schelling gegenüber, das Verdienſt gemein, nicht bloß beim Ausſprechen und unendlichen Wiederholen des abſoluten Princips in mannigfachen Wendungen ſtehen geblieben zu ſein, ſondern daſſelbe durch die reale Welt durchgeführt und zu einem vollſtändigen Syſtem oder Gliedbau des Wiſſens ausgearbeitet zu haben, wobei ihm ſeine ausgebreitete Gelehrſamkeit zu Statten kam.

Alle drei aber, ſowohl Krauſe, als Schelling und Hegel haben den großen Fehler begangen, ſich für ihr unendliches Princip des Ausdrucks Gott zu bedienen — wie dies früher ungehörigerweiſe auch ſchon Spinoza gethan — wodurch ſie die Veranlaſſung zu endloſem Streit und Hader mit den Theologen und ſonſtigen Gläubigen, einem Streit, worin Gott, das höchſte und heiligſte Weſen, zum Zankapfel und dadurch entweiht und profanirt wird, gegeben. Keine wahre Philoſophie darf ſich des Ausdruckes Gott bedienen. Denn dieſes Wort iſt in der chriſtlichen Welt nur in der theiſtiſchen Bedeutung eines perſönlichen, außer- und überweltlichen Weſens, eines von Ewigkeit her fertigen und vollkommenen, abſolut ſeligen, der Welt nicht bedürfenden, aber aus reiner Liebe ſie ſchaffenden und nach

weiſen, unerforſchlichen Plänen von Oben her ſie regierenden Weſens bekannt. Kommen nun mit dieſem feſt in Kopf und Herz eingeniſteten Begriff die Theologen und Gläubigen an die Philoſophie und finden da, daß von Gott geſagt wird, er ſei ein ſich ſtufenweis von der unorganiſchen Materie an aufwärts erhebendes, im menſchlichen Geiſt zum Selbſtbewußtſein kommendes, in der Geſchichte unendlich in ſich kämpfendes und leidendes, alſo nicht, wie die Chriſten annehmen, von Oben herab, ſondern umgekehrt von Unten herauf Menſch werdendes Weſen u. ſ. f. — was Wunder, daß ſich ein entſetzliches Geſchrei erhebt und Alle in den einen Ruf ausbrechen: Seht die Atheiſten, ſeht die Gottesläugner, ſie identificiren Gott mit der Welt, ſie ſelbſt vergöttern ſich, ſie beten ſich ſelbſt an, denn ſie helfen ja Gott zu ſeinem Bewußtſein! — Hat man Spinoza etwa darum weniger für einen Atheiſten gehalten, weil er das Wort Deus für ſeine Subſtanz gebraucht? Soll man alſo auch euch darum weniger für Atheiſten halten, weil ihr Gott im Munde führt? — O geſtehet es doch endlich ein, euer Gott iſt nicht der theologiſche, nicht der chriſtlich theiſtiſche, und höret alſo, um dem unſeligen Hader endlich ein Ende zu machen, auf, euch des Wortes Gott zu bedienen, denn, wie geſagt, die Prädicate, die ihr mit dem Worte Gott verbindet, paſſen nicht zu dem Subject, welches die Theologen und Gläubigen bei dieſem Wort feſtgewurzelt im Sinne haben. Wohl haben Schelling und Hegel dieſes gefühlt und jener ſich darum vorwiegend des „Abſoluten," dieſer der „Idee" zur Bezeichnung ihres Princips bedient. Aber Krauſe bereut es, daß er in ſeinen früheſten Schriften ſtatt: Weſen der Weſen, Welt und Univerſum, nicht lieber Gott geſagt. „Deshalb ſetzte ich ſchon 1803 bis 1804 in meinen Vorleſungen über das Syſtem: Gott, ſtatt: Univerſum, Welt, und zeigte, daß eben Gott allein als das Princip der Wiſſenſchaft angenommen werden könne." Dadurch hat ſich denn Krauſe, nicht minder als Schelling und Hegel den Vorwurf des Pantheismus zugezogen, der aber bei den chriſtlichen Theologen und Gläubigen gleichbedeutend iſt mit Atheismus. Arthur Schopenhauer kenne ich unter den nachkantiſchen tiefſinnigen Philoſophen als den einzigen, der es weislich vermieden, in ſeinem Syſtem das Wort Gott zu gebrauchen, dem daher auch, obgleich ſein Syſtem pantheiſtiſch iſt, nicht eigentlich der Vorwurf des Pantheismus gemacht werden kann, weil er nirgends ſagt, das All, die Welt, das Univerſum (το παν) ſei Gott (θεος). Er bemerkt ſehr gut, daß das Wort Pantheismus eigentlich einen Widerſpruch enthalte, einen ſich ſelbſt aufhebenden Begriff bezeichne, der daher von denen, welche Ernſt verſtehen, nie anders genommen worden ſei, denn als eine höfliche Wendung. (Ueber den Willen in der Natur, S. 128.) In der That, wie verträgt ſich das Wort Pan, All, mit dem Wort Theismus? Iſt nicht der Theismus eben das Gegentheil vom All glauben? — Dem Philoſophen iſt das All, die Welt, das Univerſum als Totalorganismus das höchſte, abſolute, allein wahre und reale Princip; er kennt kein Jenſeits der Welt, des Univerſums, da das All eben ſchon Alles iſt. (S. meine Studien und Kritiken zur Theologie und Philoſophie, S. 124 f. u. a. O.) Im Univerſum iſt Alles begriffen, Gutes und Böſes, Himmliſches und Irdiſches, Engliſches und Teufliſches, Geiſtiges und Leibliches. Der Unterſchied, den die Theologie zwiſchen Gott und Welt macht, fällt der Philoſophie ſchon innerhalb der Welt. Von Seiten ihres Innern nämlich, ihres Weſens, ihres Geiſtes, iſt ſie κατ' εξοχην Gott; von Seiten ihres Aeußern, der Erſcheinung, des Leibes, iſt ſie κατ' εξοχην Welt. — Freilich, wer die Welt nur als ein Compoſitum, ein Aggregat alles Endlichen auffaßte, hätte vollkommen Recht, ſich mit dieſem Princip nicht zu begnügen, ſondern darüber hinaus ein Höheres, eine unendliche, von Innen heraus geſtaltende Einheit, einen Gott außer und über der Welt zu ſuchen, und da Krauſe die Welt eben in dieſem mangelhaften Sinne, als bloßes „Vereinganzes" oder Inbegriff von allem Endlichen, ohne urſprüngliche Einheit, auffaßte, ſo ſah er ſich natürlich genöthigt, nach dem Grunde und nach der Urſache von dieſer unendlichen Zuſammenſetzung, die er unter Welt verſtand, zu fragen, und deshalb einen Gott außer und über der Welt anzunehmen, weshalb er auch gut ſagen konnte, ſeine Lehre ſei nicht Pantheismus, und ſtimme mit der Lehre des Chriſtenthums überein, weil von ihm die Welt gedacht werde, als gar nicht Gott, weil ſie ja gedacht werde als in und unter Gott Seiendes, als durch Gott Beſtimmtes. „Es wird ja auch gar nicht gedacht, daß Gott aus Theilen beſteht, denn würde dies gedacht, ſo würde der Gedanke des unendlichen Weſens vernichtet. Denn, was da aus Theilen beſteht, dazu muß ein Höheres gedacht werden, welches der Grund iſt von dieſen Theilen, und von der Verbindung dieſer Theile zum Ganzen. Das zwingt uns ja eben, von der Welt an höher aufzuſteigen, daß wir einſehen, die Welt beſteht aus Theilen, aus Vernunft, Natur und Menſchheit. Es wird alſo vielmehr das unendliche Weſen gedacht als weſenhaft Eines, welches gar nicht aus Theilen beſteht, wohl aber in und unter ſich alles Endliche enthält, — als Grund dieſes Endlichen." Wer heißt dich denn aber, die Welt als aus Theilen beſtehend zu denken? Warum denkſt du ſie nicht vielmehr als dieſe urſprüngliche Einheit, dieſen von Innen heraus ſich gliedernden, aus einem einzigen fruchtbaren Princip, einer Urkraft, einem Urwillen, einer Urenergie ſich ausgebärenden κοσμος, ſo daß du alſo nicht nöthig haſt, darüber hinaus zu einem Gott aufzuſteigen, ſondern den Gott ſchon in ihr findeſt, eben in jenem Urprincip, das die Seele des Totalorganismus iſt? Wer will beweiſen, daß die Welt als Ganzes geſetzt und be-

gründet sei von einem Wesen außer und über der Welt? Wohl ist das Aeußere, Leibliche, die Seite der Erscheinung gesetzt und begründet vom Innern, dem Wesen, der Idee, aber von diesem ist nicht wieder als von einem begründeten zu einem noch höhern Grunde aufzusteigen, sondern dieses ist als das Ursprüngliche, Substantielle zu denken. Schon Scotus Erigena hat richtig gesagt, Gott und Welt seien nicht zwei verschiedene Gegenstände, sondern Ein und derselbe Gegenstand, auf verschiedene Weise angeschaut; alles Seiende könne zugleich ewig und geschaffen heißen, sofern in allem der ewige Gott sich selber schaffe. (De divis. nat. III. 17.) Und Schelling hat eben so tief und wahr gesagt: Gott und All sind völlig gleiche Ideen, Gott ist unmittelbar, kraft seiner Idee, die unendliche Position seiner selbst zu sein, absolutes All, und da er nicht ein von dieser Selbstbejahung verschiedenes Wesen, sondern eben kraft seines Wesens unendliche Bejahung seiner selbst ist, so ist auch das All von ihm selber nicht verschieden. Wie jedes Ganze jetzt in der wechselseitigen Verknüpfung aller seiner Theile, jetzt in seiner Freiheit und reinen Einheit betrachtet werden kann, in der That aber immer nur dasselbe Ganze bleibt: so ist auch die verkettete Natur von der freien, d. h. von der schaffenden Substanz, nicht das zufällige, sondern das wesentliche Complement, und mit ihr eben so zumal, wie mit dem Körper sein Schatten, ja wie sie mit sich selbst zumal ist. Das gottgleiche All ist nicht allein das ausgesprochene Wort Gottes (natura naturata), sondern selbst das sprechende (n. naturans): nicht das erschaffene, sondern das selbst schaffende und sich selbst offenbarende auf unendliche Weise (Jahrb. der Medicin, I, 1, S. 33; I, 2, S. 15 f.)

Es giebt nur diese zwei Kategorieen, die Alles erschöpfen, Wesen oder Ding an sich und Erscheinung, Idee und Realität, natura naturans und natura naturata, diese als der Ausdruck von jener. In diesen beiden Kategorieen und ihrem Verhältniß ist Alles begriffen. Sowohl im erkennenden Subject, als im zu erkennenden oder erkannten Object sind diese beiden Kategorieen zu unterscheiden. Das Subject an sich oder von seiner wesentlichen Seite geht mit dem Object an sich oder dem Dinge an sich, wie Kant es nannte, in eine wesentliche Einheit zusammen, und eben so ist für das Subject als Erscheinung das Object nur von seiner erscheinenden Seite, weil Gleiches immer nur mit Gleichem sich zusammenschließt; Gleich und Gleich gesellt sich gern. (S. meine Studien und Kritiken, S. 347.) Krause nun erhebt sich zwar von der Erscheinung zur Idee, vom Individuum zur Gattung und betrachtet letztere keineswegs, wie die formale Logik und der Nominalismus als einen abstracten, von den vielen realen Einzelwesen bloß abgezogenen Begriff; vielmehr ist ihm die Natur ein an und für sich seiendes, „selbstwesenliches," substantielles Princip, die Quelle aller individuellen Naturwesen, und ebenso der Geist, die Vernunft, und endlich die beide, Natur und Geist in sich vereinigende Menschheit; jede dieser Potenzen ist ihm ein Substantielles, Reelles, alle Einzelwesen seiner Sphäre Begründendes, wie die Platonischen Ideen: aber, und dies ist der Grundirrthum, der Widerspruch, an dem die ganze Krause'sche Philosophie laborirt — was so als ein Selbstwesenliches, An und für sich Seiendes, Substantielles gefaßt wird, muß nothwendig, da Krause über die Welt hinaus zu einem persönlichen Gott aufsteigt, in Beziehung zu diesem wieder nur als Attribut, folglich als völlig unselbständig, unwesentlich, unsubstantiell betrachtet werden, und so wird jene zuerst angenommene Substantialität von Natur, Geist und Menschheit zur Illusion. Denn wie kann ein Attribut selbständig, substantiell sein? Ist dies nicht ein completer Widerspruch? Kehren mit dieser doppelten, widersprechenden Annahme nicht alle jenen schwierigen, verwickelten, unauflöslichen Streitfragen der Theologie, wie die Freiheit und Selbständigkeit der Welt mit der göttlichen Regierung, die doch einen nothwendigen, unabwendbaren Gang haben müsse, bestehen könne; wie etwas, sei es Natur- oder Geistwesen, sich aus sich selbst, von Innen heraus, bestimmen und doch zugleich durch die göttliche Allmacht bestimmt werden; wie eine freie That von Gott vorhergewußt werden könne u. s. f. — kehren, sage ich, nicht alle diese kopfbrechenden, lebensgefährlichen Fragen, die in einer wahren Philosophie gar nicht vorkommen können, weil die Einheit des Princips sie nicht zuläßt, mit jenen falschen Voraussetzungen von einer doppelten Selbständigkeit auf einmal zurück, nachdem man sie längst beseitigt zu haben glaubt?

Urwesen oder Gott
Vernunft — Natur
Menschheit

Dieses ist das Schema der Krause'schen Philosophie. Er geht, wie Cartesius von dem qualitativen, dualistischen Gegensatze zwischen Natur und Vernunft oder Geist — denn Vernunft und Geist sind bei Krause identisch — aus; dieser Dualismus ist im Menschen, als einem aus Geist und Leib bestehenden Wesen, vereinigt. Jede dieser drei Potenzen ist in sich selbständig, selbwesenlich, denn es giebt eine allgemeine Natur, aus deren fruchtbarem Schooße die zahlreichen individuellen Naturgebilde hervorgehen; es giebt ebenso eine allgemeine Vernunft, einen allgemeinen Geist, wie schon die Erfahrung lehrt, da wir uns beständig schon im gemeinen Leben auf dieses höhere Wesen berufen und fordern, daß alle endlichen Geister in der Vernunft übereinstimmen. Endlich entspringt außer dem Gedanken der unendlichen Natur und des unendlichen Geisterreichs noch der dritte, aus der Vereinigung von Natur und Geist resultirende, der unendlichen Menschheit. Fassen wir nun, sagt Krause, diese Gedanken in Ansehung der Vernunft, Natur und Menschheit zusammen und erwägen, daß diese alle drei endlich sind, so entspringt die Frage nach der Einsicht desjenigen höhern Wesenlichen, worin diese drei enthalten und nach dessen Wesenheit sie bestimmt sind. Veranlaßt also durch den Gedanken des Grundes, werden wir des Gedankens Eines unendlichen unbedingten Wesens, d. i. Gottes, inne. Da mithin das Eine unendliche Wesen gedacht wird als alles Bestimmte in sich seiend, so wird es gedacht als der Eine Grund alles Endlichen, folglich auch als der Eine Grund der Welt, als der Eine Grund der Vernunft, der Natur und der Menschheit. „Die Welt ist nicht Gott, kein Wesen der Welt ist Gott; Gott besteht nicht in oder aus Theilen. Die Wesenlehre ist nicht Pantheismus, und stimmt mit der Lehre des Christenthums überein."

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

613

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

29. Juni. № 154. 1841.

Zur Kenntniß und Kritik der Krause'schen Philosophie.

(Fortsetzung.)

Ja wohl, sie stimmt mit dem Christenthum überein, aber, muß man hinzusetzen, leider! denn sie leidet mit dem Christenthum an demselben Grundwiderspruch, daß einerseits die Welt, als Natur, Geist und Menschheit, selbständig, aus sich lebend, ihren eigenen Verlauf nehmend, substantiell gedacht, und doch anderseits wieder nur, dem unendlichen, Alles in sich tragenden und begründenden Gott gegenüber, zu einem Attribut, einer bloßen Erscheinung, einem völlig Unselbständigen und Unwesentlichen herabgesetzt wird. Die Lösung dieses Widerspruches oder vielmehr der Versuch, ihn zu lösen, hat in der Theologie und christenthümelnden Philosophie eine Menge von Spitzfindigkeiten, Sophismen, Distinctionen und Distinctiönchen herbeigeführt, die bei dem leisesten Hauche des rein philosophischen, klaren, ungetrübten Denkens wie ein Kartenhaus zusammenstürzen, und die alle erspart worden wären, hätte man nur jenen Grundwiderspruch zu vermeiden verstanden. Warum geht man denn über die Selbständigkeit der Welt in Natur, Geist und Menschheit hinaus? Kann das Selbständige noch einen Grund haben? Ist die Selbständigkeit nicht der gegenwärtige Gott selbst? Das, was in der Natur, im Geist, in der Menschheit, das Selbständige, Substantielle, Wesenliche ist, der Kern, ist ja der gegenwärtige Gott selbst. Jeder kann dieses offenbare Geheimniß allaugenblicklich in sich ergreifen, und auch draußen, in der objectiven Welt, ist dieses Mysterium Jedem, der es nur erst in sich gefunden hat, zugänglich. Es ist also, wie schon Fichte richtig bemerkte, gar kein Grund vorhanden, über die Welt als einem Begründeten hinaus zu ihrem Grunde fortzugehen. Vielmehr ist sich die Welt von Seiten ihrer Innerlichkeit, ihres Wesens, ihrer Substanz, die, allgegenwärtig, in Natur, Geist und Menschheit nur auf verschiedenen Stufen steht, selbst Grund; oder, was dasselbe ist, die Welt als innere ist Grund von sich als äußere. Natur, Geist und Menschheit sind also keineswegs bloße Attribute einer überweltlichen Substanz, sondern von Seiten ihrer Erscheinung sind sie Attribute ihres immanenten Wesens.

Durch das Krause'sche Philosophiren ist also noch eben so wenig, als durch das Schelling'sche und Hegel'sche, eine reine Philosophie zu Stande gekommen. Bei Schelling ist die Philosophie mit Poesie, mit Gebilden der Phantasie versetzt*). Bei Hegel ist sie von christlich-kirchlicher Dogmatik trüb angehaucht. Endlich bei Krause ist sie durch den vulgären Weltbegriff als eines aus Theilen zusammengesetzten Ganzen, zu welchem nun erst noch jenseits die ursprüngliche Einheit zu suchen wäre, verunreinigt. Schopenhauer ist unter den neueren Philosophen meines Wissens bis jetzt der einzige, welcher eine reine, eben so tief- als scharfsinnige Philosophie geliefert hat, die zwar bis jetzt noch wenig oder gar nicht beachtet worden, die aber dafür desto sicherer ihre Zukunft hat, wie er sich selbst auch dessen vollkommen bewußt und gewiß ist.

Nach dieser allgemeinen Beleuchtung der Krause'schen

*) Krause hat anno 1821 über Schelling folgendes nicht unwahre Urtheil gefällt: „Wenn Schelling Logik und Mathematik achten gelernt hat, so wird sein neubegonnenes Lehren von bleibenden Früchten sein, so wird er sich auch von seiner stolzen Grobheit reinigen, die ihn sonst auf dem Gebiete des Schauens, so wie Fichte'n, einem prachtvollen Raubthiere ähnlich machte, und von den schrecklichen Lehrsätzen der angebornen Sklaverei und Freiheit, der Geheimheit der Religion, der Abgefallenheit der Natur von Gott u. s. w. sich befreien. Ohne jenes wird es mit ihm beim Alten bleiben, er wird die Platonischen, Jordan-Brunonischen und Spinozischen Grundsätze mit Kraft und Schönheit lehren, aber an einen Wissenschaftbau, an einen Innesbau des Wesenschauens, wird er nicht kommen. — Alle die Urdenker, welche Wissenschaft wirklich und wirksam förderten, waren zugleich Mathematiker, strebten Logik und Sprache zu vervollkommenen, — achteten Fleiß im Größten und Kleinsten hoch, waren rein von grobem Stolz und Uebermuthe. So Platon, Spinoza, und annäherungsweise auch Leibnitz, Wolf. — Wie viel Rohes, Unvereinbares ist in Schelling's Schriften aus Platon, Spinoza, Jakob Böhme u. s. w. entlehnt!" — Zu diesem Urtheil setzt Frhr. v. Leonhardi richtig noch hinzu: „Ja Schelling hat den reinwissenschaftlichen Standpunkt verloren, indem er für die Philosophie, als solche, eine äußere, von ihm sogenannte geschichtliche Grundlage sucht."

Philoſophie, in welcher ich die drei Theile der Krauſe'ſchen Welt: Natur, Geiſt und Menſchheit, vorläufig habe gelten laſſen, komme ich nun noch zu der Bemerkung, daß zwar die Begriffe der Natur und Menſchheit keine bloße Hirngeſpinſte, ſondern reale Weſenheiten ſind, da ſie in den unzähligen, verſchiedenſtufigen Naturgebilden und Menſchenindividuen zur Erſcheinung kommen, alſo ihre Wirklichkeit beweiſen: aber wie ſteht es mit dem Begriff des Geiſtes als eines ſelbſtweſenlichen, für ſich ſeienden, von der Natur und Körperwelt völlig unabhängigen Weſens? Giebt es einen reinen Geiſt? Hat nicht jeder Geiſt, er ſtehe noch ſo hoch, er ſei noch ſo edel und gebildet, die Natur zu ſeiner Vorausſetzung, den Organismus zu ſeiner Baſis und unausweichlichen Bedingung? Und bleibt nicht vielleicht ewig der Geiſt mit dieſer Bedingung behaftet? Dieſe Frage ſcheint auch an die Hegel'ſche Philoſophie gerichtet werden zu müſſen, denn dieſe ſcheint mit dem „abſoluten Geiſt," welcher über den in der Weltgeſchichte, der höchſten Stufe des „objectiven" Geiſtes, beſchloſſenen Menſchengeiſt hinausgeht, ebenfalls einen reinen Geiſt anzunehmen; indeſſen bei genauerer Ueberlegung zeigt ſich doch ſogleich, daß die Hegel'ſchen Stufen des abſoluten Geiſtes: Kunſt, Religion und Philoſophie, noch dem Menſchengeiſt angehören, denn die Kunſt kommt ja nur im Künſtler, die Religion im Religionsſtifter, die Philoſophie im Philoſophen, alſo im Menſchen, zu Stande, und wir ſind ſomit in ihnen noch nicht über den Menſchengeiſt hinausgekommen. Krauſe hingegen nimmt außer Natur und Menſchheit als dritte Potenz noch den reinen Geiſt an, und da läßt ſich denn billigerweiſe fragen: Iſt dieſer Geiſt nicht vielleicht eine bloße Hypotheſe? — Krauſe ſelbſt hat dieſes eingeſehen und deshalb geſagt: „Andere Geiſter kennen wir freilich bis jetzt nicht, als die Geiſter der Menſchen, mit denen wir hier auf Erden vereint ſind; alſo wiſſen wir aus Erfahrung nur, daß es eine endliche Anzahl von Geiſtern giebt, weil auf dieſer Erde immer nur eine endliche Anzahl Menſchen lebt, ſo groß und unüberſchaubar für jeden Einzelmenſchen dieſe Anzahl Menſchen auf Erden auch immer ſein mag. Wenn wir aber erwägen, daß der Begriff eines endlichen Geiſtes eine Unendlichkeit von Weſenheiten in ſich enthält, und daß die Beſtimmung des endlichen Geiſtes eine in der Zeit unbeendbare iſt, ſo kommt uns ein überſinnlicher Gedanke höherer Art ins Bewußtſein, der Gedanke eines Geiſterreiches, welches aus unendlich vielen individuellen Geiſtern beſteht. Ob aber dieſem Gedanken Giltigkeit zukomme, das iſt an dieſer Stelle nicht abzuſehen." Ich meine, es iſt auch an keiner andern Stelle abzuſehen, wir müßten denn einſt ſelbſt Bürger dieſes reinen Geiſterreiches werden und dann erkennen, daß es alſo doch ein ſolches Geiſterreich giebt. Vorläufig wiſſen wir nur von dem mit der Natur behafteten Menſchengeiſt.

Der Grundſitz, gleichſam die Reſidenz des Irrthums der Krauſe'ſchen Philoſophie iſt ihre Methode. Die Methode ſoll der Nachweg ſein, d. h. die Verfolgung deſſelben Weges theoretiſch, den die Sache in der Wirklichkeit, praktiſch, verfolgt. Wird eine Methode nicht aus der Sache ſelbſt herausgeſchöpft, ſondern im Voraus fertig angenommen, ſo muß dann natürlich die Sache in die Methode hineingezwängt werden. Es geht der armen Sache dann ungefähr wie einem armen Menſchen, dem man einen Rock ſchenkt, zu dem der Schneider das Maß nicht nach ſeinem Körper genommen, und der ſich dann jämmerlich in dieſen Rock hinein zu zwängen ſucht. Die Krauſe'ſche Methode iſt nämlich, wie die Hegel'ſche, die trichotomiſche der Theſis, Antitheſis und Syntheſis, oder der unmittelbaren Einheit, des Gegenſatzes und der concreten Einheit. Dieſe ſteht bei Krauſe, wie bei Hegel von vorn herein feſt, und nun beginnt das Einſchnüren. Schon Hegel mußte vielfach gegen dieſe Methode verſtoßen, da das Leben nicht immer Stich hielt, nicht ſo geduldig war, ſich erwürgen zu laſſen. Bei Krauſe führt dieſe Methode die angegebenen Irrthümer ſeines Syſtems mit Nothwendigkeit herbei. Denn:

Theſis:
Gott
Antitheſis:
Natur und Geiſt
Syntheſis:
Menſchheit.

Zuerſt kommt die Einheit, dann der Gegenſatz, die Differenz, und zuletzt die Vereinigung, oder, wie Krauſe es nennt, die Vereinheit. Bei dieſer Methode bleibt natürlich nichts übrig, als den Gegenſatz, die Differenz, für einen Abfall von der urſprünglichen Einheit zu erklären, ein Factum, das ſich zwar imaginiren, aber nicht denken, nicht beweiſen läßt. Wie kann ein wirklich mit ſich einiges Weſen von ſich abfallen, ſich entzweien? — Vielmehr muß der Gegenſatz, die Entzweiung als das Urſprüngliche angenommen werden und die Einheit als anfangs nur an ſich ſeiend, *potentia*, wie ich dieſes in meinen Studien und Kritiken, S. 232 nachgewieſen habe. Die wirkliche Einheit reſultirt erſt aus der Ueberwindung der Entzweiung, und will man daher die wirkliche Einheit Gott nennen, wogegen nichts einzuwenden, ſo muß man ſich auch den Satz gefallen laſſen, daß Gott nicht ſchon Anfangs iſt, ſondern erſt von der Welt hervorgebracht wird und werden ſoll, inſofern die durch das ganze Univerſum hindurchgehende Entzweiung aufgehoben und verſöhnt werden ſoll, ein im höchſten Grade praktiſcher und fruchtbarer Satz, der wahrhafte Impuls aller ſittlichen Thätigkeit. Natur und Geiſt, die von Anfang an Entzweiten, ſollen in der Menſchheit zur Verſöhnung kommen und ihren göttlichen Frieden feiern. Natürlich wird bei Hegel die ganze Geſchichte zu einem „Spiel der Liebe

Gottes mit ſich ſelbſt," weil es mit dem Schmerz, der Entzweiung, der Negativität, als aus dem urſprünglich einigen Gott hervorgegangen, nicht rechter Ernſt ſein kann. Die ganze Geſchichte wird conſequenter Weiſe zu einer Komödie, bei deren Anſchauen ſich Gott, ſeiner Unendlichkeit ſicher, über den Jammer, das Elend, die Thorheit und Verkehrtheit der Welt ergötzt, — eine höchſt unwürdige, gottesläſterliche Anſicht. Es kann aber mit dem Schmerz, der Entzweiung nicht Ernſt ſein, wenn dieſe nicht das erſte, urſprüngliche, ſondern nur Folge eines urſprünglich mit ſich einigen Abſoluten, Abfall deſſelben von ſich iſt. Die alte Methode taugt alſo nichts zur Löſung des Weltproblems; vielmehr erſchwert ſie dieſelbe noch. Es muß alſo eine neue Methode eintreten, die dichotomiſche, die von der Entzweiung, als dem in der Wirklichkeit erſten, anhebend, die Einheit als Beſtimmung und Aufgabe der Weltgeſchichte darſtellt. Dann werden auch alle Theodiceen, mit denen man ſich bisher ſo vielfach abgemüht, von ſelbſt hinwegfallen. Denn Theodiceen, Rechtfertigungen Gottes, können nur da entſtehen, wo man annimmt, ein Gott habe dieſe traurige, zerriſſene, kämpfende, in ſich entzweite Welt gemacht. Bei einem Machwerk, einem Fabricat, läßt ſich dann freilich fragen: Warum hat denn der Fabricant das Ding nicht beſſer gemacht? und da ſucht man ihn denn von dem Vorwurf der Stümperei zu retten und rein zu waſchen. Nimmt man aber die Sache nicht als ein Machwerk, — und ſo etwas, wie die Welt, läßt ſich nicht machen — ſondern als ein an ſich ſeiendes an, ſo hört alles Klagen und Rechtfertigen auf; denn gegen ein Seiendes läßt ſich nicht disputiren. Vielmehr tritt dann ſtatt der theoretiſchen, unfruchtbaren Tendenz, das Weltübel zu rechtfertigen, die praktiſch fruchtbare, Leben weckende und Leben bildende, das Uebel aufzuheben, ein. Ließe ſich das Uebel rechtfertigen, ſo wäre ja gar kein Grund vorhanden, es aufzuheben. In der praktiſchen Tendenz, es aufzuheben, liegt ja implicite ſchon das Gegentheil jeder Theodicee.

Man hat, wie aus dem Geſagten einleuchtet, den nachkantiſchen, vom Abſoluten als urſprünglicher Einheit ausgehenden Philoſophieen, nicht mit Unrecht den Vorwurf der müßigen, unfruchtbaren, zum Quietismus führenden Beſchaulichkeit gemacht. Hegel beſonders hat viel zu verächtlich von dem Sollen geſprochen. Die Praxis darf eine wahre Theorie nicht Lügen ſtrafen. So lange daher in der Wirklichkeit noch das Sollen, der kategoriſche Imperativ, regiert; ſo lange noch Vieles iſt, was noch nicht iſt, ſondern ſein ſoll, geſchehen ſoll, darf auch die Philoſophie nicht achſelzuckend vom Sollen ſprechen. Gott iſt noch nicht in der Welt vollkommen realiſirt; die Welt ſoll ihn erſt noch immer vollkommener realiſiren. Denn wozu wäre ſonſt die Zeit? (S. meine Studien und Kritiken, S. 233 ff.)*) Die Krauſe'ſche Philoſophie hat in Hinſicht der Anerkennung des Sollens einen bedeutenden Vorzug vor der Hegel'ſchen. Sie hat die praktiſchen Conſequenzen, die aus der Idee des Unendlichen, Abſoluten mit Nothwendigkeit folgen, in ihrer Forderung eines panharmoniſchen Syſtems, worin Natur, Geiſt und Menſchheit zuſammenſtimmen und zuſammenklingen, weit angelegentlicher, als Hegel, gezogen. Daher ihre tiefe Sittlichkeit, ihre Wärme und Begeiſterung für wahres Menſchenthum, und das daraus hervorgehende Streben, die Philoſophie populär zu machen, was Hegel ſo ſträflich in ſeinen ſchwerfälligen Schriften vernachläſſigt hat. „Ich beabſichtige," ſagt Krauſe, „den lernfähigen, das iſt zur Denkfähigkeit gebildeten, Leſer (auch den Unſtudirten, gebildeten Handwerker, Bauern, überhaupt den lernfähigen Menſchen jeden Alters und Standes) dahin zu bringen: daß er, in inniger Verehrung der Wahrheit, ſelbſtdenken, Wahrheit ſelbſt erforſchen, und Was ihm als Wahrheit angetragen wird, prüfen lernt; daß er insbeſondere die Wiſſenſchaft und die Wiſſenſchaftforſchung in ihrer Weſenheit erkennen, und dieſelbe achten lernet, und ſoviel an ihm iſt, ſelbſt wiſſenſchaftlich denkt und forſcht; daß er die Befugniß und Sollheit anerkennt, die wiſſenſchaftlich erkannte, auch die in wiſſenſchaftlicher Ahnung oder in, von Wiſſenſchaft begründetem Glauben erfaßte Wahrheit darzuleben; daß er weſeninnig, weſenliebig, weſenliebinnig und weſenvereinliebinnig wird; daß er den Menſchen und die Menſchheit im Sinne und Gemüth aufnimmt, und ſie durch ſein ganzes Leben liebt und ehrt; daß er das göttliche Leben, und darin das gottgeweihte und gottvereinte Leben der Menſchheit in Urbegriff und Urbild weſenhaft ſchaut, mit Gefühl,

*) Erfreulich iſt es für den Philoſophen, mit ſeinen durch ſtrenges, unbeſtochenes, vorurtheilsfreies Forſchen gewonnenen Reſultaten auch denkende Laien übereinſtimmen zu ſehen. So eben iſt eine Schrift: Eines Laien Weltdialektik, in drei eleuſiniſchen Dialogen, von v. Schmitz-Aurbach, Mannheim 1841, erſchienen, die ich zwar nicht in allen Punkten unterſchreiben will, deren Tendenz aber, nachzuweiſen, „daß ein abſolut vollkommener Gott dieſe Welt nicht gemacht haben kann," ich als vollkommen wahr anerkennen muß. Der geiſtreiche Verf. ſagt ſehr gut: „Folgeſtreng müßte die heute geltende Hypervollkommenheits-Idee Gottes auf eine Art brahmaniſchen Gott, nämlich auf einen Gott in Unthätigkeit, auf eine Seligkeit in Ruhe führen und es müßte unſere Kunſt und Wiſſenſchaft und unſer Staatsleben ſich verſteinern. Hingegen mein im Geiſtigen unermeßlich überragender und dennoch ewig fortſchreitender Gott iſt unſerer kaukaſiſchen, ſtrebſamen Natur die einzig angemeſſene Idee. Ihre populäre Verbreitung würde in unſerer Völker Geiſtesgluth wie ein Sturmwind fahren und hohe Flammen über den Erdkreis jagen; nicht etwa dadurch, daß die Maſſen ein blinder Religionseifer ergriffe, ſondern vielmehr dadurch, daß jene Wenigeren, aber Tüchtigſten, welche der jetzt geltenden Religionsanſichten Widerſprüche erkennen und durch Geiſtestiefe gezwungen an deren Löſung ſich abmühen, alsdann jene Befriedigung und Abrundung, welche ihr höchſtes Bedürfniß iſt, ſchon beſitzen, ſo daß ſie von Jugend auf ihre ganze Kraft ungetheilt, ſei es einer Wiſſenſchaft, ſei es einem thatkräftigeren Leben, zuwenden mögen" (S. 201).

Willen, Sinn und Streben ſich ihm ergiebt, und ſich als ein Glied des Lebenbundes der Menſchheit mit Gott — des Menſchheitbundes, weiß, worin die Menſchheit als Ein geſelliges Ganzes, als wahrhaft Ein höherer Menſch, in Gott frei, und mit beſonnenem Kunſtbefleiß ihr Leben zu bilden, — auf die Einzelmenſchen und die allartigen Vereine derſelben, als gleichſam deren höherartiges, geſellſchaftliches Gewiſſen, allein durch die Macht der Erkenntniß wirkend, — von Gott berufen iſt; daß er dieſer Menſchheit Geſchichte verſtehen, würdigen, und im Geiſte des vollweſenlichen Menſchheit-Weſenlebens denken, empfinden, wollen, ſtreben, leben, und dazu mit Andern friedlich und geſellig vereinwirken und vereinleben lernt." In ſeinem Urbild der Menſchheit (1811) hat Krauſe, mit Weglaſſung der Beweiſe, die reinen Ergebniſſe der grundwiſſenſchaftlichen Menſchheitlehre für das ahnungsvolle Gemüth in volksverſtändlicher Sprache darzuſtellen geſucht. Ueber Krauſe's maſoniſches Wirken geben ſeine Schriften über Freimaurerei, die auch an Nichtmaurer abgegeben werden, Aufſchluß.

Gehen wir nun vom Meiſter zum Jünger, zu Prof. Ahrens und ſeinen angegebenen Schriften über, ſo läßt ſich nicht läugnen, daß ſich Prof. Ahrens durch ſeine Vorleſungen, die er auf Couſin's und Guizot's Aufforderung in Paris gehalten und die nun in den zwei Bänden des cours de philosophie gedruckt vorliegen, ſo wie durch ſeinen cours de droit naturel ein großes Verdienſt um die Verbreitung deutſcher Philoſophie unter den Franzoſen erworben hat. Man möchte es beinahe als eine Fügung der Vorſehung anſehen, daß gerade ein Schüler der Krauſe'ſchen Philoſophie, nicht ein Schellingianer oder Hegelianer oder ſonſtiger auer dazu auserſehen und deſſen gewürdigt worden iſt. Denn wenn irgend eine deutſche Philoſophie, ſo iſt es die Krauſe'ſche, die recht geeignet iſt, die Franzoſen, die bekanntlich eine entſchieden empiriſche Richtung und praktiſche Lebenstendenz haben, für deutſche Philoſophie zu gewinnen, einmal wegen ihres die empiriſchen Wiſſenſchaften nachahmenden analytiſchen Ganges, und ſodann wegen ihrer praktiſchen, geſelligkeitsliebenden und befördernden Tendenz. Die Vorleſungen eines Schellingianers oder Hegelianers würden vielleicht bald den Franzoſen das Studium deutſcher Philoſophie verleidet haben.

Da Prof. Ahrens die Krauſe'ſche Metaphyſik, zu welcher er durch einen pſychologiſchen Curſus vorbereitet, unverändert vorträgt und ich dieſelbe ſchon im Vorigen beleuchtet habe, ſo beſchränke ich mich hier, wegen des geringen mir verſtatteten Raumes, nur noch über das zweite genannte Werk, das Naturrecht oder die Rechtsphiloſophie einiges zu ſagen. Die Krauſe'ſche Rechtsphiloſophie iſt ihren tiefen und wahren, unwiderleglichen Principien zufolge unſtreitig das Beſte und Gediegenſte, was bisher in dieſem Gebiete geleiſtet worden iſt. Vor dieſer Rechtsphiloſophie muß die geprieſene Hegel'ſche, alle Zweige des Lebens, ſogar die Moral, in den Staat abſorbirende Rechtsphiloſophie verſtummen. Gegen die Hegel'ſche Unterordnung der Moral unter den Staat hat jüngſt K. Bayer (in ſ. Betrachtungen über den Begriff des ſittlichen Geiſtes und über das Weſen der Tugend S. 189 ff.) treffend bemerkt: „Völlig verkehrt iſt die Meinung derer, welche die ſittliche Perſönlichkeit als einen untergeordneten Standpunkt, als den der Moralität, von der zur Natur gewordenen Sittlichkeit, wie ſie im Staate erſcheint, unterſcheiden." „Daß der Menſch aus den Verhältniſſen des ſittlichen Gemeinweſens, dem er angehört, lerne, was er thun müſſe, um tugendhaft zu ſein, dazu iſt vielmehr erforderlich, daß dieſes Gemeinweſen wirklich ein ſittliches ſei: ſittlich aber iſt es nur, ſofern die in demſelben begriffenen Perſönlichkeiten dieſes Verhältniß frei und ſelbſtbewußt anerkennen, inſofern dieſe Perſönlichkeiten ſelbſt ſittlich und tugendhaft ſind. So iſt die Tugend der Individuen im ſittlichen Gemeinweſen vielmehr die Bedingung und Vorausſetzung für die Sittlichkeit des Gemeinweſens." „Hegel hat die perſönliche Tugend nicht dargeſtellt, weil er das Princip nicht erkannte, aus dem dieſer Begriff folgt und abzuleiten iſt, weil er nicht gedacht hatte den Begriff des ſittlichen Geiſtes als des ſelbſtändigen." „Es iſt das Recht und das Beſtehen des Rechtes die Bedingung, unter der die geiſtige und ſittliche Freiheit ſich äußere, das höchſte äußere Lebensgut. Das Recht und das poſitive Geſetz ſoll der ſittlichen Freiheit gewähren, was ſie, um zu erſcheinen, bedarf, nicht aber dieſe ſittliche Freiheit in ihrer Entfaltung hemmen oder in ihrer Entwicklung leiten. Die Wiſſenſchaft, als der geiſtigen Freiheit ſelbſtändiges Gebiet, bedarf, um äußerlich zu beſtehen, um ſich ungehemmt entwickeln und um ſich verbreiten zu können, ſolcher Anſtalten, in denen ſie ſich fortpflanzen, ſich ausbreiten, ſich darſtellen kann, aber ſie iſt vor jedem fremdartigen Einfluſſe zu ſchützen, gegen jede äußere Hemmung zu vertheidigen, ſie behauptet nur in freieſter autonomiſcher Selbſtändigkeit die Stellung, die ihr gebührt, als höchſte, heiligſte, ſelbſtändigſte ſittliche Macht."

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

617

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

30. Juni. № 155. 1841.

Zur Kenntniß und Kritik der Krause'schen Philosophie.

(Schluß.)

Eben so wie hier Bayer die Sittlichkeit als ein selbständiges Gebiet vom Staate emancipirt, und statt sie, wie Hegel, dem Staate unterzuordnen, vielmehr diesen ihr als die Anstalt, welche ihr die Bedingungen zu ihrer Verwirklichung, die Garantie ihrer Freiheit gewährt, unterordnet: so emancipirt Krause und, an ihn sich anschließend, Ahrens, nicht nur die Sittlichkeit, sondern jegliches Gebiet des Menschenlebens, also auch Kunst, Religion, Wissenschaft, Unterricht, Handel und Industrie, als selbständige, sich selbst ihrer eigenthümlichen Natur nach Gesetz gebende Körperschaften, von der Staatsgewalt und betrachtet den Staat nur als die Rechtsanstalt, die jedem dieser selbständigen Gebiete die zur Verfolgung seiner Zwecke nothwendigen Lebensbedingungen gewährt. „Das Recht, sagt Krause, entspringt aus der Bedingtheit des Lebens der Vernunftwesen, und ist das organische Ganze der zeitlichen von der Freiheit der Vernunftwesen selbst abhängigen Bedingungen der Erreichung der ganzen Vernunftbestimmung oder des vernunftgemäßen Lebens. Das Recht der Menschheit also ist das Ganze der zeitlich freien Bedingnisse ihres ganzen Lebens, oder der Erreichung ihrer ganzen Vernunftbestimmung. Vernunftwesen, welche und sofern sie zu Herstellung des Rechtes gesellschaftlich freithätig wirken, sind der Staat." (Ahrens: La science du *Droit* expose l'ensemble des conditions dépendantes de la volonté humaine qui sont necessaires pour l'accomplissement du but assigné à l'homme par sa nature rationelle. Conformément à la notion du principe de Droit nous pouvons definir le but de *l'État* comme consistant dans l'application et le développement du Droit, qui réside essentiellement dans la répartition de l'ensemble des conditions et de moyens extérieurs dépendants de la liberté humaine, nécessaires à l'accomplissement des buts rationels de l'homme et de l'humanité.)

Aus dieser unbestreitbar richtigen Definition von Recht und Staat folgt, daß der Staat, so gut wie Moral, Religion, Wissenschaft, Kunst, Handel, Industrie, nur eine besondere Function des gesammtorganischen Menschenlebens übt und sich also, wenn der Organismus gesund bleiben soll, keine Eingriffe in die andern Functionen zu erlauben hat, so wenig als z. B. der Magen sich Eingriffe in die Functionen des Gehirns erlauben darf, wenn das Gehirn etwas Gescheidtes zu Stande bringen soll. Der Staat hat Recht und Gerechtigkeit, im allgemeinsten Sinne des Wortes, d.h. für alle vernünftigen Lebenszwecke, zu verwalten und weiter nichts. Er hat weder der Wissenschaft, noch der Kirche, noch der Kunst, noch dem Handel und der Industrie Gesetze für ihre innere Bildung und Gestaltung vorzuschreiben, sondern nur darüber zu wachen, daß die Gesetze, die sich diese selbständigen Gebiete ihrer eigenthümlichen Natur nach selbst vorgeschrieben haben, mit und neben einander bestehen, keine dieser Körperschaften die andere beeinträchtige, sondern alle in freier Einheit und Harmonie zusammenstimmen, wozu er ihnen die nöthigen äußern Bedingungen zu gewähren hat. „La vraie théorie doit insister sur cette vérité importante que l'unité, pour ne pas produire la confusion des buts et des intérêts divers, doit laisser à chaque institution son but et son caractère particuliers. L'unité doit reposer sur l'accord libre et rationnel de toutes les institutions sociales dont chacune poursuit, dans sa sphère particulière, une des fins assignées à l'activité humaine."

Daß diese eben so einfache, als tiefe und wahre, den wesentlichen Bedürfnissen der Menschheit entsprechende, aber noch lange nicht praktisch durchgeführte Auffassung von Recht und Staat sich gleichweit entfernt hält von feigem Servilismus, als falschem, alles und jeden vernünftigen Gesetzes sich überhebenden Liberalismus, versteht sich von sich selbst. Prof. Ahrens spricht sich auch ausdrücklich darüber aus. Obgleich der Staat, sagt er, mit allen Lebenszwecken und allen Sphären der socialen Thätigkeit in Rapport steht, so darf er doch die ihm durch das Recht gezogenen Grenzen nicht überschreiten, und nicht in ihrer innern Organisation interveniren, sondern muß sich darauf beschränken, ihnen die Bedingungen ihrer Existenz und Ent-

wicklung zu gewähren. Dadurch, ſagt er, wird jeder Despotismus, der einen Angriff auf die perſönliche Freiheit, ſei es in religiöſer, moraliſcher oder phyſiſcher Beziehung, macht, unmöglich. Freiheit iſt alſo die erſte und unumgänglichſte Bedingung, damit die Menſchheit in allen Lebensgebieten, geiſtigen wie materiellen, ihren Zweck erreiche. Aber, ſagt Ahrens anderſeits eben ſo wahr, ſie iſt nur ein Inſtrument, welches eben ſo gut als ſchlecht angewendet werden kann, und welches jedenfalls, anſtatt als Zweck an ſich betrachtet zu werden, nur als Mittel zur Erreichung der vernünftigen Zwecke der Menſchheit dienen muß. Die Geſundheit beſteht nicht bloß in der Unabhängigkeit oder Freiheit der Organe, ſondern eben ſo in der gerechten Relation und Harmonie ihrer Functionen, was die Anhänger des Liberalismus oft vergeſſen zu haben ſcheinen. Es giebt, ſagt Ahrens, zwei Arten von Liberalismus, einen negativen und einen poſitiven, organiſirenden, der ſich nicht damit begnügt, die Hinderniſſe zu entfernen, ſondern der, die Vernunft zum Führer und die Freiheit zum Werkzeug wählend, ſich daran begiebt, alle menſchlichen Intereſſen, welche zu befriedigen ſind, zu unterſuchen, ſorgfältig alle neuen Tendenzen, die ſich in der Geſellſchaft manifeſtiren, zu prüfen und die öffentliche Meinung durch Discuſſion und Aſſociation zu dem kommenden Werke vorzubereiten. Dieſes Syſtem verfolgt poſitive Zwecke, ſtrebt die Uebereinſtimmung der allgemeinen Vernunft, des allgemeinen Willens an. Das öffentliche Recht, von dieſem Geſichtspunkt aus, beſchäftigt ſich vor allen Dingen mit der Natur aller urſprünglichen Zwecke der Geſellſchaft. Dieſes neue Werk iſt ſchwer und wird tüchtige intellectuelle Kräfte fordern, weil es ſich mehr auf die Ideen der Zukunft, als auf die Traditionen der Vergangenheit ſtützt, aber es erhält eine mächtige Stütze an den Geſetzen der fortſchreitenden Entwicklung, an allen neuen ſich gebieteriſch kundgebenden Tendenzen, an allen bisherigen Eroberungen, die der menſchliche Geiſt in den verſchiedenen Lebensgebieten gemacht.

Es ſchließt ſich hieran die richtige Würdigung des Streites zwiſchen der hiſtoriſchen und philoſophiſchen Rechtsſchule. Ahrens nimmt, nach Krauſe's Vorgang, drei Arten von Wiſſenſchaft an, die hiſtoriſche, ſtatiſtiſche, die weiter nichts iſt, als die Kenntniß der Beſchaffenheit des wirklichen, gegenwärtigen Zuſtandes, wie er das Reſultat der Vergangenheit iſt; zweitens die philoſophiſche, die mit den Ideen ſich beſchäftigt, mit dem an ſich Wahren, Rechten und Guten; endlich die aus beiden ſich bildende Vereinwiſſenſchaft, die den wirklichen, gegenwärtigen Zuſtand nach den Ideen, den Sollbegriffen, wie Krauſe ſie nennt, beurtheilt. Dieſe dritte concrete Wiſſenſchaft heißt bei Krauſe die Philoſophie der Geſchichte. Hieraus folgt für das Recht: „Um zu beurtheilen, was gut und recht im Leben eines Volkes iſt, muß man ein Princip, ein Kriterium haben, das nicht aus der Vergangenheit oder Gegenwart abſtrahirt werden kann, ſondern nur von der tiefen Erkenntniß der menſchlichen Natur an die Hand gegeben wird.“ Die hiſtoriſche Schule iſt alſo einſeitig, unfähig zu einer gerechten Lebensgeſtaltung, wenn ſie den factiſchen Zuſtand nicht nach der Idee beurtheilt und der Idee gemäß zu bilden ſucht. Die Gründe, ſagt Ahrens, welche gegen die hiſtoriſche Deduction der Rechtsprincipien ſprechen, laſſen ſich auf drei Geſichtspunkte zurückführen: erſtens darf man die Erklärung eines Factums oder einer Inſtitution nicht mit dem Urtheil über deſſen Güte und Gerechtigkeit verwechſeln. Es iſt evident, daß die Umſtände nicht immer dieſelben bleiben, die Geſetze oft wechſeln müſſen, weil jede Inſtitution mit dem Wechſel der Verhältniſſe, unter denen ſie entſtand, ihren Sinn und ihr Recht verliert. Zweitens kann der Begriff des Rechts und der Gerechtigkeit nicht aus der Erfahrung oder Geſchichte gezogen werden, weil die Erfahrung oft widerſprechend iſt. Man findet verſchiedene Inſtitutionen bei verſchiedenen Völkern, z. B. in Betreff der Ehe, des Eigenthums, der Form der Regierung u. ſ. w., es iſt alſo unmöglich, daraus ein allgemeines Princip zu deduciren. Um eine Wahl zu treffen, müßte man ſchon die allgemeinen Principien, nach denen man wählt, kennen; man müßte unter den exiſtirenden Geſetzen und Inſtitutionen das Gute vom Schlechten unterſcheiden, und dieſe Principien könnten nicht auf's Neue aus dieſen ſo mannigfachen und oft entgegengeſetzten Inſtitutionen gezogen werden. Drittens behaupten diejenigen, welche das poſitive Recht als die Quelle der allgemeinen Rechtsprincipien betrachten, implicite, daß das Leben der Völker ſchon auf der höchſten Stufe ſeiner Entwicklung angelangt, und die Staaten, wie ſie gegenwärtig ſind, ſchon allen Bedürfniſſen der individuellen und ſocialen Menſchennatur genügen. Denn wenn dies noch nicht der Fall iſt, ſo iſt eine zukünftige Entwicklung, worin neue Bedürfniſſe ſich manifeſtiren, und folglich Erweiterung, Completirung der Inſtitutionen nöthig wird, unvermeidlich.

Wie ſehr aber Erweiterung und Ergänzung noch Noth thun, wie wenig noch bisher allen Bedürfniſſen und urſprünglichen Anlagen der menſchlichen Natur gleichmäßig genügt iſt, zeigt Krauſe und mit ihm Ahrens ganz richtig darin, daß bisher Staat und Kirche alle Zweige des Lebens abſorbirt und nach ihren particulären Zwecken determinirt haben, während doch Kunſt, Wiſſenſchaft, Moral, Induſtrie und Handel nicht minder auf ein ſelbſtändiges Leben in eignen, ſelbſtgeſetzgebenden Aſſociationen Anſpruch habe, als die politiſche und kirchliche Gemeinſchaft. Um die ſynthetiſche Einheit des ſocialen Lebens wohl zu begreifen, ſagt Ahrens, muß man wiſſen, daß die Geſellſchaft ein Enſemble organiſcher Inſtitutionen iſt, die alle denſelben Geſetzen der Unabhängigkeit und Correlation unterworfen ſind; daß ſie in

Wahrheit nicht ein einziger Staat, ſondern eine Conföderation von Staaten iſt, conſtituirt durch die Kunſt, Religion, Wiſſenſchaft, Moral und Induſtrie. Dieſe Staaten oder Ordnungen beſitzen noch nicht alle eine eigene und centrale Organiſation, weil die Entwicklung des ſocialen Lebens der Völker im Großen und Ganzen dieſelben Geſetze befolgt, als die Entwicklung des menſchlichen Körpers. Wie in dieſem ſich zuerſt auf eine prädominirende Weiſe beſondere Syſteme entwickeln, wie der Kopf das erſte Organ iſt, das ſich Anfangs außer aller Proportion mit dem übrigen Körper darſtellt, eben ſo begegnen wir auch im erſten Alter der Menſchheit der überwiegenden Herrſchaft der Moral und der Religion vereint mit Wiſſenſchaft. Im Orient verſchlingt die Religion alle Domänen der Wiſſenſchaft und des Lebens. In Griechenland und beſonders in Rom entwickelt ſich die Idee des Staates und der politiſchen Macht; bei dieſen Völkern iſt der Staat, umfaßt der Staat Alles. (Auch die franzöſiſche Revolution, welche viele andere Inſtitutionen des Alterthums copirt hat, hat in den Geiſtern dieſe heidniſchen Ideen von Allmacht des Staates verbreitet. In Hinſicht dieſer Ideen müſſen wir alſo den Himmel bitten, uns von den Griechen und Römern zu befreien und von ihren modernen Nachahmern, welche die Menſchheit um 2000 Jahre zurückwälzen). Das Chriſtenthum, zwiſchen Menſch und Bürger unterſcheidend, hat die Trennung zwiſchen Staat und Religion oder Kirche etablirt, zwiſchen der zeitlichen und geiſtlichen Macht. Gegenwärtig herrſchen die materiellen, induſtriellen und commerciellen Intereſſen. Aber es thut Noth, damit dieſe Macht, ſo wie die andern, ſich in den gehörigen Grenzen halte, daß die intellectuellen und moraliſchen Mächte ſich organiſiren, um die Geſellſchaft vor allen excluſiven Tendenzen zu bewahren und die Gefahr zu verhüten, die den großen intellectuellen und moraliſchen Intereſſen der Menſchheit droht, ihre Wichtigkeit durch die ungerechte Vorherrſchaft der andern zu verlieren.

Harmonie aller Kräfte und Mächte, gleichmäßige Ausbildung aller weſentlichen, urſprünglichen Anlagen der menſchlichen Natur, gerechte Befriedigung aller Bedürfniſſe, iſt die Looſung der Krauſe'ſchen Philoſophie, und wer möchte die Wahrheit und Fruchtbarkeit dieſes vor aller Einſeitigkeit bewahrenden Princips verkennen? Wenn die Menſchheit, ſagt Ahrens, alle ihre Kräfte ſocial entwickelt und für alle ihre verſchiedenen Functionen ſich die Organe geſchaffen haben wird, dann entſteht das letzte Problem, unter allen dieſen Branchen der ſocialen Thätigkeit die completen Relationen nach der Idee der Einheit und Harmonie zu begründen. Wie die Menſchheit Eine in ihrer Organiſation und ihrer ſocialen Entwicklung iſt, ſo muß die Einheit, welche unter allen ihren Functionen, unter allen Sphären ihrer Thätigkeit exiſtirt, ſich auch ſichtbar in einer einen geeigneten Einfluß auf alle andern ſocialen Mächte übenden Centralmacht conſtituiren. Aber bei der Organiſation dieſer ſocialen Einheit muß man ſich wohl vor dem ſchweren Irrthum hüten, eines der beſondern ſocialen Organe als das Centrum, um welches ſich die andern alle gruppiren, zu ſetzen. Alle ſocialen Sphären, die politiſche, religiöſe, moraliſche, künſtleriſche, wiſſenſchaftliche, induſtrielle, müſſen zuvörderſt jede in ſich ſelbſt ihren eigenen Mittelpunkt, ihre eigenen Repräſentanten haben, damit keine Confuſion der verſchiedenen Ordnungen entſtehe, keine über ihre eigenthümlichen Grenzen hinausgehe. Die Centralmacht wird ſodann keine andere Miſſion haben, als über die Intereſſen der Gemeinſchaft, über die Erhaltung der Einheit zu wachen. Sie repräſentirt das ſociale Gewiſſen in ſeiner Einheit, und fern davon, die beſondere Repräſentation der andern particulären Ordnungen auszuſchließen, ſtützt ſie ſich vielmehr auf dieſelben, wie auf die Säulen des ſocialen Gebäudes. Dieſer General- und Centralſtaat wird die Menſchheit als ſolche repräſentiren in ihrer übergreifenden Einheit über alle beſonderen Functionen und Claſſen der Geſellſchaft; ſie wird allen Individuen und allen Körperſchaften zurufen, daß die Menſchheit und ihre Entwicklung die Baſis und der Zweck der Geſellſchaft iſt. Krauſe hat in ſeinem „Urbild der Menſchheit" dieſen completen Organismus der menſchlichen Geſellſchaft auseinandergeſetzt.

Von dieſem wahren, univerſellen, über aller Einſeitigkeit und Bornirtheit, die ſich in den anderen bisherigen Rechtsphiloſophieen geltend gemacht, erhabenen Geſichtspunkt aus, gewinnt Ahrens auch ein freies Urtheil über das Chriſtenthum. Eine wahre religiöſe Doctrin, ſagt er, muß auf eine präciſe Weiſe die weſentlichen Bezüge zwiſchen Gott und allen Ordnungen des Univerſums kennen lehren, damit der Menſch, im Centrum placirt und mehr oder minder intime Bezüge zu allen Weſen habend, nicht unwiſſend ſei über die Art und Weiſe, wie er dieſelben, conform ihrem Verhältniß zum höchſten Weſen, zu behandeln habe. Es giebt, ſagt er, heut zu Tage noch keine religiöſe Doctrin, welche dieſe Forderung erfüllte, weil alle in mehr oder minder vagen, unbeſtimmten Verſicherungen ſich halten. Einige alte, primitive Religionen giebt es, z. B. die alte indiſche, welche, obwohl viele Irrthümer enthaltend, ſich jedoch am meiſten dem Charakter der Univerſalität nähern, da ſie den Urſprung und die Natur aller Dinge erklären, das Band, welches zwiſchen Gott und allen Ordnungen des Univerſums exiſtirt, kennen lehren, und oft in dieſer Hinſicht tiefe Ideen entwickeln. Dieſe Religionen umfaſſen Alles; die Theologie verbindet ſich mit Kosmologie, mit Phyſik, mit Anthropologie wie mit Moral. Hingegen die Religionen, welche in anderer Beziehung eine höhere Stufe einnehmen, wie die jüdiſche und chriſtliche, ſind in Betreff ihres Umfangs, ihrer Ausdehnung, mangelhafter, weil ihr Dogma eine Abſtraction von der ganzen einen Hälfte des

Univerſums, der Natur, macht und ſelbſt bis zu dem Bekenntniß eines Haſſes gegen dieſes göttliche Werk fortgeht, eines Haſſes, welcher die verderblichſten Folgen für das ganze menſchliche Leben und alle ſeine Bezüge mit der Natur nach ſich zieht.

Dieſes Wenige wird hoffentlich genügen, auf die Bedeutſamkeit der Krauſe'ſchen Philoſophie und der angegebenen Werke ihres geiſtreichen, feinen und gewandten Schülers, Prof. Ahrens', aufmerkſam zu machen.

J. Frauenſtädt.

1813. 1814. 1815. Vaterländiſches Schauſpiel in drei Abtheilungen von W. Held; Muſik von Fr. Held. 12. Erfurt, 1841.

Dies an Ueberſchriftszahlen reiche Machwerk iſt vielleicht deshalb Schauſpiel genannt worden, weil es für ein Luſtſpiel zu tragiſch, für eine Tragödie zu komiſch, allerdings raſenden Spectakel auf der Bühne machen muß, wenn der böſe Genius einer kleinſtädtſchen Truppe es einſtudiren ließe.

Als vorliegender Druck bliebe es allerdings beſſer unbemerkt, wenn nicht damit zugleich die unglückliche Weiſſagung der Buchhandlung verbunden wäre, daß es nur als Vorläufer von drei vollendeten Tragödien: Liebe, Feindſchaft, Haß, die demnächſt vom Stapel laufen würden, dem Volksgeſchmack gefröhnt hätte.

Warum bei der ſo muſterhaften deutſchen Cenſur die Aeſthetik immer noch ſo unbeachtet durchgeht, bleibt mir ein Räthſel. Iſt Zeitverluſt nicht unerſetzbar, und Langeweile nicht abſcheulich? Den klugen Einfall, man müſſe ſeinen freien Willen bewahren, um Solches vermeiden zu können, hat dabei Jeder; das Recht aber, den freien Willen unnöthig zu machen, müßte einem gewiſſenhaften Cenſor übertragen ſein.

Das Spiel jener Jahreszahlen fängt in Breslau an, hört in Paris auf; beginnt mit Liebe, endigt mit Tod; der erſte Anblick iſt ein ſiebenzigjähriger Geburtstag, der letzte ein Sterbetag, aber gründlich dargeſtellt; denn die Hauptperſon des Stücks, der 72jährige Corporal äußert ſich: das ſoll wohl hier ein Leichenhaus werden? Schließt nur die Thür dort zu, feſt zu, ich will nicht in Gemeinſchaft mit Preußens Feinden ſterben! — Alle männlichen Perſonen darin ſind Militärs; von den vier weiblichen zum wenigſten zwei. Die Sprache ſtarrt voll martialiſcher Bilder, Sprüche, Flüche. Der unſichtbare Hauptacteur aber bleibt die aus dem ſiebenjährigen Kriege überlieferte Subordination, nach welcher der Vater-Corporal den Sohn-Lieutenant außerdienſtlich belehrt, „daß der Dienſt nichts weiß von Freundſchaft und Verwandtſchaft, nichts von Liebe und Haß; denn der Dienſt iſt Dienſt, und damit Punctum."

Der Verf. ſcheint von dem Gefühle der Langenweile ſelbſt auf Erheiterung durch Sang und Klang in ſeinem Stücke getrieben worden zu ſein; denn 14 aus der Poeſie geriſſene Vierzen begleiten uns auf der Wanderung durch dieſen ſoldatenreichen Wirrwar. Es ſcheint aus Mangel an eigener Inſpiration und Scheu vor fremden Federn die ſchlechte Mitte der halben Traveſtie gewählt zu ſein. So endet ein Lied:

Mag Fels und Eiche ſplittern,
Ich werde nicht erzittern;

das anfängt:

Ich bin ein Preuße, ob der Feind auch dräue.

Oder:

Prinz Eugenius auf der Rechten
Thät' als wie ein Löwe fechten.

Oder:

In der Krieger frohem Kreiſe.

Dieſe Gedichtmengerei, weiter ausgebildet, kann unſtreitig die praktiſche Folge haben, daß die Deutſchen ihre beſten Gedichte, die zu ſingen ihnen ohnedies ſelten Gelegenheit geboten iſt, bald gänzlich verwirrt und entſtellt aus dem Gedächtniß verlieren.

Daß der Verf. „theoretiſche" Studien direct für die Bühne gemacht, und in Folge dieſer geſchrieben, wie in der Anzeige ſeiner Tragödie „Liebe" bemerkt wird, war überflüſſig angezeigt, da man es aus ſeiner den Schauſpielern ertheilten Affect-Anleitung in dieſem Stücke entnehmen kann. Nicht ſo unnöthig ſcheint die Verſicherung, „daß er aber ebenſowohl für das leſende und denkende deutſche Publicum geſchrieben habe." Wüßten wir, daß ein guter Rath eine gute Stelle fände, ſo theilten wir ihn zwiſchen Theaterdirectionen und Verfaſſer, und bäten Erſtere, ſie möchten nicht aus Gewinnſucht oder ſonſt welchem Antriebe ein bedauernswerthes deutſches Publicum auf die Marterbank dieſes Stücks ſpannen, ſondern es liegen laſſen zu Nutz und Frommen der Leſer, die nun einmal gelangweilt ſein wollen; an Letzteren richteten wir anderſeits aus beſter Herzensmeinung die Bitte, zuerſt noch alle Leidenſchaften der Menſchen in abstracto als Tragödien zu formuliren, und immerzu ſeine „eigenen Erfindungen ohne hiſtoriſchen Stoff in deutſche Originale umzuwandeln," ehe er eine dieſer zarten Geburten dem rauhen Wetter der Wirklichkeit ausſetzte.

Rtg.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

621

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

1. Juli. № 156. 1841.

Zur Nachricht.

Mit dem heutigen Tage hören die Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst auf zu erscheinen. An ihre Stelle treten: „Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst.“ Möge das Publicum dieser Zeitschrift, in der das Princip der freien und unabhängigen Wissenschaft, sowie der philosophischen Kritik aller eingreifenden Erscheinungen unsers Geisteslebens aufrecht erhalten werden wird, dieselbe Gunst, wie bisher den „Hallischen Jahrbüchern“ zuwenden.

Otto Wigand.

Oberon von Mons und die Pippine von Nivella. Untersuchungen über den Ursprung der Nibelungensage. Von Dr. Emil Rückert. Leipzig 1836. Weidmann'sche Buchhandlung.

Wir Deutsche genießen bei Beurtheilung unserer Heldensage den großen Vortheil, daß wir dieselbe mit der nebenher laufenden Geschichte vergleichen können, was von andern Völkern nicht in gleichem Maße gilt und namentlich den Griechen versagt war. So lassen sich nur mit Mühe die widerlegen, welche in den Homerischen Gesängen eine Zusammenfassung historischer Thatsachen sehen. Würde hingegen Jemand in der Heldensage von Dietrich wirklich Geschehenes zu erblicken glauben, so dürften wir ihm nur den geschichtlichen Theodorich den Großen vorhalten, und er müßte von seinem Irrthume zurückkommen. Von dem geschichtlichen Theodorich ist nichts geblieben als Aeußerlichkeiten: der Name, der Wohnsitz und die Oertlichkeit des Kampfes. Was jedoch die weitere Persönlichkeit Theodorich's des Großen ausmacht, das ist etwas ganz anderes, als die heldensagliche Persönlichkeit des Berners. Herr Rückert nun aber hat sich die Vortheile, welche die Vergleichung der Heldensage mit der Historie gewähren, nicht zu eigen gemacht. Er glaubt noch an ein heroisches Zeitalter der Deutschen, und vermeint dieses in den Kriegsthaten der deutschen Stämme vom 5. bis zum 10. Jahrhundert zu finden. Aber weder bei den Deutschen, noch bei irgend einem Volk gab es eine Heldenzeit, nämlich in dem Sinne, wie sie in der Sage dargestellt ist. Gleich tapfer war zwar kein Volk in allen Zeiträumen seines Völkerlebens. Aber auch während der Zeit seiner größten Thaten in Kampf und Krieg, lastete auf ihm die Prosa einer Gegenwart, die seiner Sehnsucht nach der Verwirklichung einer idealen Heldenwelt nicht entsprach. Was demnach die Wirklichkeit ihm versagte, das sucht' es durch das Medium schöpferischer Phantasie sich anzueignen, und so entstand die Heldensage mit eben der Nothwendigkeit, als die Göttersage, und zwar beide im Verein mit einander und in gegenseitiger Wechselwirkung. — Hr. Rückert hat den von W. Grimm gewonnenen richtigen Standpunkt, die Nibelungensage zu betrachten, wieder aufgegeben, nämlich den Standpunkt, nach welchem die Gestaltung der Heldensage, wie die Edda sie darbietet, die reinere ist. In ihr spiegeln sich noch die drei nordischen Welten und ihre drei Gegensätze, nämlich die Götter-, die Helden- und die Riesenwelt, wozu auch die Elfen- oder Zwergwelt gehört. In der deutschen Heldensage hingegen ist die Götterwelt verschwunden, und nur Bruchstücke der Riesenwelt finden sich noch. Wie wenig Hr. Rückert in den Geist echter Götter-, Helden- und Riesensage eingedrungen ist, dies zu zeigen, brauchen wir nur das eine anzuführen,

daß nach ihm Chlodio's drei unmündige Söhne, von Meroväus des väterlichen Erbes beraubt, die Ahnherren der Pipine und Karolinger, wie der Grafen von Hennegau, in der Sage die Kleinen, pupilli, pupini, blieben, und in Zwerge, in Berggeister mit der Nebelkappe, sich verwandelten. Der älteste unter ihnen, Albero von Mons, des Ostgothen Dietrich's Schwager, wurde zum Zwerge Alberich, Oberon, der im Berge die Schätze des alten Könighauses hütet, sein Bruder Ragnicar oder Regnier aber zum nordischen Zwerge Regin, während das verwandte Geschlecht von Giblou unter dem Namen Schilburg in die Sage überging. Hr. Rückert nimmt also nicht nur der Heldensage ihre Selbständigkeit und läßt sie aus der Geschichte entstehen, sondern auch der Riesen- und Zwergwelt, jener dritten der drei mythischen Welten, glaubte er eine menschengeschichtliche Grundlage verschaffen zu müssen, wenn er auch, wie wir weiter unten sehen werden, in der Wahl dieser Grundlage sehr unglücklich, und Albero von Mons, den er zum Zwergkönig Alberich umwandelt, nicht geschichtlich, sondern leere Erfindung eines Genealogieenschöpfers ist. Wohl ist die frühere Ansicht Mone's zu tadeln, nach welcher die Heldensage metamorphosirte Göttersage sein soll, z. B. die Nibelungennoth, die umgewandelte Göttervernichtung, die sogenannte Götterdämmerung. Aber noch mehr wird das Wesen der Götter- und Riesensage verkannt, wenn man sie als umgewandelte Menschengeschichte auffaßt. Hr. Rückert hat sich die richtige Erkenntniß der Heldensage dadurch unmöglich gemacht, daß er zwischen den heldensaglichen und den geschichtlichen Liedern nicht zu unterscheiden weiß. — Das Ludwigslied z. B. ist nicht epischer, sondern echt geschichtlicher Natur. Vergleichen wir nun dieses mit dem Bruchstücke des ältesten deutschen heldensaglichen Liedes, welches auf uns gekommen ist, mit dem Hildebrandsliede, so wird uns der Unterschied der geschichtlichen und der heldensaglichen Lieder völlig klar. Die geschichtlichen Lieder bezwecken die Aufbewahrung wichtiger Ereignisse oder folgenreicher Thaten, und die Feier derer, welche sie ausgeführt haben. In der Heldensage dagegen ist das Factische nicht Selbstzweck und die Kriegsthaten, welche vorgeführt werden, haben nur die Bedeutung, die Größe des Helden zu veranschaulichen, dessen tragische Verwicklungen Hauptsache der Darstellung sind. Da die im Epos niedergelegten Ideen an sich schon ihre Wichtigkeit haben, und sie nicht erst dadurch erhalten, daß sie an einen bestimmten historischen Namen sich knüpfen, daher auch ohne diesen Namen im Volke fortleben können, wenn sie mit einem andern geschichtlichen Namen verbunden werden, so läßt sich mit Leichtigkeit einsehen, daß die Heldensage älter sein kann, als die Geschichte, die auf uns gekommen ist. — Nach Hrn. Rückert verwehten die Stürme der Völkerwanderung alle früheren Erinnerungen, und die deutsche Heldensage, unter diesen Stürmen erwachsen, konnte auf nichts anderes gerichtet sein, als auf die Kriegsthaten der deutschen Stämme vom 5. bis zum 10. Jahrhundert. Aber die Deutschen hatten ja schon zu Tacitus' Zeit heroische Lieder. Ein Grund, warum die Heldensage mit den Stürmen der Völkerwanderung untergegangen sein sollte, ist nicht vorhanden. Waren die Deutschen des Tacitus weniger von kriegerischem Geiste beseelt, als die Deutschen der Völkerwanderung? Die heldensaglichen Ideen der Deutschen von der Völkerwanderung waren auch noch ganz für die Deutschen, welche in diese Bewegung oder später fielen, geeignet, und konnten und mußten also im Volke fortleben. Aber warum ist die deutsche Heldensage, wenn ihr Wesen aus früheren Zeiten als aus denen der Völkerwanderung stammt, an die Namen der Völker und Fürsten jener großen Kriegsstürme geknüpft? Hiervon ist der Grund dieser. Da man an die Heldensage, als wirklich Geschehenes enthaltend glaubte, und die früheren geschichtlichen Erinnerungen durch jene Stürme verweht wurden, die Heldensage aber doch an geschichtliche Namen anknüpfen mußte, so hielt sie sich an die Namen der Völker und Fürsten der Völkerwanderung, von welchen in den Völkerstämmen Erinnerungen fortlebten. Aus jenen in der Heldensage vorkommenden äußerlich-geschichtlichen Beziehungen hat man fälschlich geschlossen, daß auch das Wesen der Heldensage sich aus der Historie erklären lasse, und jene nichts anderes sei, als umgewandelte Geschichte. Oder hatte es mehr Schwierigkeit, wenn die schon vor der Völkerwanderung bestehende Heldensage sich an die Namen jener Völker und Fürsten knüpfte, als jetzt die Construction und Erschaffung der Heldensage aus der Geschichte der Völkerwanderung und der nachfolgenden Zeit darbietet? Was hat die Hunnenschlacht bei Chalon für Marne für einen geschichtlichen Zusammenhang mit dem Geschlechte von Giblou? Wie viel schöpferische Phantasie gehörte dazu, diese beiden und all die anderen Elemente, aus welchen die Nibelungensage zusammengesetzt sein soll, an einander zu bringen und zu einem schönen Ganzen zu verschmelzen! Gewiß war es leichter, den früheren Schauplatz der Heldensage umzuwandeln und in die Zeiten und Oertlichkeiten der Völkerwanderung zu verlegen, als die Heldensage aus der Geschichte der Hunnenschlacht, der beiden fränkischen Siegberte, der Brunhild und Fregunde, der Pippine von Nivella u. s. w. zu erschaffen. Warum hätte die Heldensage erst nach der Völkerwanderung entstehen sollen? Mußten die Zeitgenossen Armin's und Marbod's nicht eben so geneigt sein, ihre Ideen von einer mächtigeren und schönern Heldenwelt, als der sie selbst angehörten, in Liedern auszusprechen, als die Zeitgenossen der Merowinger und Karolinger? Oder mußte erst das Blutbad in der Hunnenschlacht auf den catalaunischen Feldern erfolgt sein, ehe man die Idee einer Nibelungennoth faßen konnte? Da es nirgends in der Welt und zu

keiner Zeit und unter keinem Volke eine heroiſche Zeit oder ein Heldenalter gab, ſondern dieſes ſtets nur im Gemüthe der Menſchen vorhanden war, ſo konnte auch vor jener Hunnenſchlacht der Vergleich zwiſchen dem wirklichen Weltzuſtande und der ſchöneren, in dem Glauben an die Sage fortlebenden früheren Heldenwelt gemacht und gefunden werden, daß die ausgezeichneten Krieger der Wirklichkeit und Gegenwart jenen idealiſchen Helden doch weit nachſtanden. Es mußte alſo geſchloſſen werden, die Heldenwelt ſei untergegangen und ihre Zeit vorüber. Aber wodurch hätten die Heroen anders untergehen können, als durch ſich ſelbſt? Sie mußten daher in einem großen Kampfe ſich gegenſeitig vernichten, und hierauf die Idee der Nibelungennoth, zu deren Conception es keiner Hunnenſchlacht bedurfte. Und wenn für ſie ja ein wirklicher Kampf als Vorbild nöthig war, hatte es nicht auch vor jener großen Niederlage blutige Schlachten gegeben? Doch die Hunnenſchlacht, wird man ſagen, war dadurch ausgezeichnet, daß darin auch deutſche Stämme gegen deutſche Stämme fochten. — Aber kämpften in den Arminsſchlachten nicht auch Deutſche im Dienſte der Römer gegen die freien Stammgenoſſen?

Obſchon der Raum nicht geſtattet, die Einzelnheiten der Rückert'ſchen Unterſuchungen über den Urſprung der Nibelungenſage zu beleuchten, ſo dürfen wir doch nicht unterlaſſen, den Ausgang und weſentlichen Mittelpunkt derſelben zu bezeichnen. Worauf nun der Hauptſache nach Alles hinausläuft, iſt dies, daß die Nibelungenſage unter den ſalliſchen Franken in den Niederlanden entſtanden ſei, ihre weſentliche Ausbildung im Laufe des 7. und 8. Jahrhunderts erhalten habe, und die Thaten und Schickſale, theils einiger Sprößlinge des Merowingiſchen, theils der Ahnherren des Karolingiſchen Königshauſes verherrliche. Aber eine ſchöne Verherrlichung, die ihre Helden zu Zwergen macht! Die Heerfahrt aber gegen die Sachſen im Nibelungenliede, durch welche der Frankenkönig Sigbert gefeiert werden ſoll, iſt nicht um ihrer ſelbſt willen dargeſtellt, ſondern dient nur der Liebesſage von Sigfrid und Chriemhild als untergeordnetes Motiv. — Aber was iſt denn nun die Hauptidee der Nibelungenlieder? — Verwandtenrache wegen Verwandtenmordes, ſodann der verderbliche Zwiſt um fluchbeladene Schätze, und der von dieſen beiden Seiten her erfolgende Untergang des Heroenthums durch das Heroenthum. — Da die Blutrache in der ganzen germaniſchen Welt eine ſo wichtige Rolle ſpielt, ſo mußte auch die in der Heldendichtung veranſchaulichte Idee, die ſich weſentlich um dieſes Motiv bewegt, unter allen Stämmen der Germanen gleiche Geltung haben, und die Nibelungenſage ihrer Subſtanz nach überall heimiſch ſein, ſo weit die geſammt-deutſche oder germaniſche Sprache reichte. Es kann daher nicht anders als kleinlich, ja komiſch erſcheinen, wenn man Nivella, Niveller als Urſitz der Nibelungen geltend zu machen ſich bemüht. Wäre es auch möglich, daß der Name Nibelung aus Nivella gebildet wäre, ſo hätten wir doch dadurch noch nichts für die Erklärung des Weſentlichen der Nibelungenſage ſelbſt gewonnen. — Bei dem größten Ernſte, welchen alterthümliche Forſchungen ſo ſehr erheiſchen, kann man ſich doch eines Lächelns nicht enthalten, wenn Hr. Rückert die Normannen den Fiscus (Schatz des Herrſchers) aus Mißverſtändniß zu dem in einen Fiſch, Fisk, verwandelten Zwerg Andvari machen läßt, oder wenn man lieſt: „In dem hennegauiſchen Mons haben wir den Berg des Nibelungenhortes, und das Mundinfiöll der Normannen, in dem Moore von Gent die Gnitahaide, wo Fafnir hauſt, in Antwerpen die Wohnung des Rieſen oder Zwergs Andvara" (Andvari), „in Beaumont die Werkſtätte des Schwertes Balmung aufgeſpürt." Dieſe Stelle wird den Geiſt der Rückert'ſchen Forſchung hinlänglich charakteriſiren. Neben der größten Unwahrſcheinlichkeit und Plattheit dieſer Ableitungen liegt auch noch ein Irrthum in dem Schluſſe, daß da, wohin der Schauplatz der angeblichen Ereigniſſe gelegt wird, oder wo man ihn vermuthet, auch die Heldenſage entſtanden ſein müſſe. Dieſes hat nur bei Sagen ſtatt, welche ihre Entſtehung der Beſchaffenheit einer Oertlichkeit verdanken. Aber was hat Nivelles mit jenem fluchbelegten Nibelungenhorte zu thun, die ganz entfernte Namensähnlichkeit abgerechnet? Aber Pipin von Landen und ſeine Gemahlin Itta liegen ja in Nivelles begraben? Doch was iſt Pipin für die Nibelungenſage? Nichts! Oder iſt er für ſie etwas dadurch, daß des Grafen Hildebrand's Sohn, Pipin's von Heriſtall Enkel, Nebelunch hieß — ein Eigenname, der auch anderwärts vorkommt? — Hr. Rückert hofft, wenn auch einzelne ſeiner Behauptungen ſich als unhaltbar erweiſen ſollten, doch in der Hauptſache auf den richtigen Standpunkt geleitet zu haben, von welchem aus Belgien als das Wiegenland unſeres Epos ſich darſtellt. Aber hätte die Heldenſage ihren Urſprung nothwendig da, wo ſie ſpielt, ſo würde vor allem Worms als Wiege der Nibelungenſage gelten müſſen, denn hier zeigte man ja Sigfrid's Grab, wenn auch, als Kaiſer Friedrich III. im Jahr 1488 es eröffnete, hervorſprudelndes Waſſer und keine Gebeine, und auch ſonſt keine Merkmale einer vorhanden geweſenen Leiche zu Tage kamen. Sonſt könnte es keinen ſtärkeren Beweis für die geſchichtliche Perſönlichkeit dieſes Helden geben, als ein ſolches Monument, wie denn auch Till Eulenſpiegel's hiſtoriſche Exiſtenz hinlänglich dadurch erwieſen iſt, daß ſein Grabmal zu Möllen bei Lübeck den ſtaunenden Reiſenden gezeigt wird. — Nach Hrn. Rückert laſſen aus den in der Heldenſage niedergelegten Erinnerungen unſeres Volkes, wie verworren und traumhaft ſie ſein mögen, bei gehöriger Behandlung ſich richtige Schlüſſe auf die wirklichen Erlebniſſe deſſelben gewinnen. Für die Alterthumskunde iſt die Heldenſage allerdings von großer Wichtigkeit

und manche Aufklärung daraus zu schöpfen. Aber für die Kenntniß geſchichtlicher Perſönlichkeiten iſt die Heldenſage ganz unbrauchbar. Man vergleiche nur den Etzel des Nibelungenliedes mit dem geſchichtlichen Attila. Nach Hrn. Rückert verwuchs auch Sigurd, Regnar Lodbrok's Sohn, der Dänenkönig, mit dem Frankenkönig Sigbert in eine mythiſche Geſtalt. Welche Niederlage der geſchichtlichen Deutung der Heldenſage! Der Frankenkönig Sigbert wird in einem geſchichtlichen Liede des Venantius Fortunatus als Beſieger der Dänen gefeiert, die in Deutſchland eingefallen, um zu rauben; der Dänenkönig Sigurd, Regnar's Sohn, dagegen machte ſich durch ſeine Deutſchland beſonders heimſuchenden Raubzüge berühmt. Gleichwohl geben der Beſieger der Dänen und der Sieger durch die Dänen, der Beſchützer Deutſchlands und der Verheerer Deutſchlands eine und dieſelbe mythiſche Perſon! Und doch meint Hr. Rückert, der Zweck der Heldenſage ſei der, geſchichtliche Perſonen zu verherrlichen. Hrn. Rückert's Bau fällt aber beſonders dadurch gänzlich in Trümmer, daß er aus der Chronik von Hennegau, dem Werke einer ſpäteren Zeit, Chlodio's mit der Baſina, der Tochter des thüringiſchen Königs Widulf, erzeugten Söhne Albero, Ranicar und Reginald geſchöpft, und ſomit auf die Dichtung eines jüngern Genealogen den lange vor dieſer Dichtung beſtehenden Nibelungenmythus als ſeinen Urſprung zurückgeführt hat. So unglaublich es auch ſcheinen mag, ſo iſt es doch gewiß, daß Hr. Rückert das, was er S. 71—72 aus der Chronik von Hennegau anführt, für baare Hiſtorie hält, und damit für den dunkeln Punkt in der fränkiſchen Geſchichte hinſichtlich Merowig's und Chlodio's einiges Licht gewonnen zu haben meint, ein Licht, welches zugleich den Zuſammenhang unſerer Sage (der Nibelungenſage) mit der Geſchichte zu Tage lege. Aber das Mährchen der hennegauer Chronik lernen wir ja nur aus dieſer kennen, und ſie iſt ein ſpäteres Werk, als die Edda und das Nibelungenlied. Daher fällt der angebliche Oberon von Mons als geſchichtliche Perſon in Nichts zuſammen, und hat nicht mehr Geltung, als die Grille eines Genealogieenſchöpfers haben kann. So ſteht es mit der Grundlage des Gebäudes, welches Herr Rückert aufgeführt! Dabei iſt der Verfaſſer im Nordiſchen ein völliger Fremdling, wie z. B. die Bemerkung zeigt, daß der Name Fafnir an das romaniſche Fabvier, Faber erinnere. Was wird hierzu Finn Magnuſen ſagen? — Doch nicht bloß in Beziehung auf das Nordiſche, ſondern auf das Deutſche überhaupt erlaubt ſich Hr. Rückert die ärgſten Verſtöße gegen eine geſunde Etymologie. Zu dieſen ſeltſamen, aus der Luft gegriffenen Erklärungen verleitet den Verf. der Wahn, durch Erhaſchung zweier ähnlich klingender Worte, beſonders Eigennamen, die Entſtehung einer Mythe erklären zu können, und wenn er einen ſolchen Fang gethan, ſie ohne weiteres erklärt zu haben. So z. B. deutet nach ihm der Ort Alt-Erl auf der Oſtſeite des Arlbergs darauf hin, daß dort der boshafte Erlkönig urſprünglich zu Hauſe geweſen. Bei dieſer bewunderungswürdigen Leichtigkeit, mit welcher Hr. Rückert die Entſtehung und Wanderung der Sagen nachzuweiſen verſteht, je nachdem es ſein Zweck erfordert, kann es nun auch nicht anders geſchehen, als daß er ſich in Widerſprüche verwickelt, und ſeine eigenen Behauptungen aufhebt. So war nach der zuletzt angeführten Stelle (S. 90) der Erlkönig urſprünglich in Alt-Erl zu Hauſe; auch S. 113 bemerkt der Verf., daß im Hintergrunde des Arlbergs die Sage „von Alberich oder dem Erlkönige" localiſirt worden ſei; S. 89 aber hat er geſagt: „Albero von Mons war des Oſtgothenkönigs Schwager. Durch dieſe Verbindung wird Alberich der Zwerg aus ſeiner urſprünglichen Heimath, den Ardennen, nach Süddeutſchland, namentlich nach Tyrol gezogen. Nun wird Alberich zum Gebieter der Alpen." Welcher Behauptung des Verf. ſollen wir nun glauben? Der, nach welcher „Alberich oder der Erlkönig" urſprünglich zu Alt-Erl an dem Arlberge zu Hauſe war, oder der, nach welcher er ſeine urſprüngliche Heimath in den Ardennen hatte?

Ferdinand Wachter.

Von der

Encyclopädie der deutſchen Nationallitteratur

oder biographiſch-kritiſches Lexicon der deutſchen Dichter und Proſaiſten ſeit den früheſten Zeiten, nebſt Proben aus ihren Werken,

bearbeitet und herausgegeben von

Dr. L. O. B. Wolff,

Prof. in Jena

iſt ſo eben der 6. Band, 51.—60. Lieferung (O bis Sch) erſchienen. — Der 7. und Schlußband erſcheint bis November 1841.

Leipzig, im Juni, 1841.

Otto Wigand.

Da die nöthigen, oft ſo ſchwer und erſt nach großem Zeitverluſte, beſonders von lebenden Schriftſtellern zu erhaltenden biographiſchen Notizen jetzt bis zum Schluſſe ſämmtlich vorräthig ſind, ſo ſteht der Beendigung des ganzen Werkes durchaus Nichts mehr im Wege, und der Unterzeichnete kann dieſelbe, im Verein mit Hrn. Wigand, unbedingt noch vor Ablauf dieſes Jahres verſprechen.

Jena, im Juni 1841.

Prof. Dr. **O. L. B. Wolff.**

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

2. Juli. № 1. 1841.

Vorwort.

Eröffnen wir die Deutschen Jahrbücher nicht mit niederschlagenden Gedanken über die Verhältnisse, aus denen sie entspringen, sondern lieber mit der Aussicht, der wir nichtsdestoweniger mit sicheren Schritten entgegengehn und die uns heitere, lichte Höhen in naher Ferne und ein belohnendes Ziel des mühevollen Weges verheißt. Wie dem Wanderer mit dem neuen Morgen die alte Sonne wieder aufgeht, so auch uns. Es giebt nur Ein Himmelszeichen, welches der geistigen Welt leuchtet und warm macht, das ist die Wahrheit, und der Name dieses Gestirnes heißt — Philosophie. Wir können keinem andern folgen; und wie drohend auch der irdische Dunst vor seinem Glanze sich aufthürmt, wir knüpfen getrost an seinen Lauf den unsrigen, und wir wissen, was wir thun. Nicht Geringeres, als die Philosophie bisher vermocht — die heiligen und die profanen Urkunden der Geschichte bezeugen es — erwarten wir auch jetzt von ihrer Macht. Diese Sonne wird mit ihrem Schein nicht nur die schlaftrunkenen Wimpern der Menschen von einander lösen und die Augen zu immer neuer Arbeit des Suchens und Anschauens erwecken; ihr Strahl wird auch die Hitze des Kampfes und den sauren Schweiß der Arbeit mit sich führen wie bisher: die Wahrheit bringt das Leben, sie bringt aber auch das Schwert in die Welt; und glücklich sind die Zeiten, die so viel Aussicht auf den Sieg haben, wie die unsrigen.

Für uns ändert sich jetzt, obwohl wir dasselbe Princip uns leiten lassen, wie bisher, dennoch wesentlich die Scene, wie die Eine Sonne, die mit jedem Morgen verjüngt aus den Fluthen des Orients aufsteigt, dem Wanderer, den sie weckt, immer neue Fluren beleuchtet; er ändert seinen Ort, und eine neue Welt liegt ausgebreitet vor seinen Blicken. Wir wollen unsere neue Lage ins Auge fassen.

Die philosophischen Ortsveränderungen sind nicht ohne Bedeutung. Der Philosoph ist ein Apostel der Zukunft. Dies ist sein Begriff. Er schüttelt den Staub von seinen Füßen, und was er zurücklässt, ist das Erbe des Todes. Die wahre Auswanderung der Philosophie zeigt sich aber immer als das Verlassen des Particularismus und die Einkehr in ihr universelles Reich, von dem die verschiedenen Orte nur verschiedene Symbole sind, entsprechendere oder unpassendere, jenachdem sie sich anlassen.

Als die neueste Philosophie durch Hegel nach Berlin verpflanzt wurde, gewann sie auf der einen Seite durch diese Hauptstadt eines großen Reiches deutscher Nation einen universelleren Boden, verlor aber zugleich die gute Meinung vieler Zeitgenossen, die außer Preußen lebten, oder sich wenigstens im Gegensatze zu Preußen fühlten, wenn sie den wahren Universalismus in den deutschen Namen überhaupt legten. Hegel hatte seine Philosophie ausdrücklich als die Philosophie schlechthin und als den wahrhaft allgemeinen Vernunftproceß (Methode, Entwicklung) dargestellt und in gründlichen Werken wissenschaftlich bewiesen; dennoch nannten diese Gegner die neueste Philosophie eine preußische, wie dies auch neuerdings mit einem seltsamen Anachronismus noch einmal wiederholt worden ist. So lächerlich dies aber jetzt, selbst dem Laien in der Philosophie, der nur die Zeitungen liest, erscheinen muß, so hatte die Sache doch im Anfange einen guten, wenn auch nur subjectiven Grund. Hegel trat bekanntlich dem rohen Deutschthum und seinen Idealen mit dem Interesse der Wissenschaft und der wahren Idealität des vernünftigen Processes sehr bestimmt entgegen. Es hätte nun den Kampf des Gemüthes und der Philosophie auf dem Boden der Wissenschaft gegolten. Aber das Deutschthum hatte keine geistige Potenzen, die dem Drange nach Erkenntniß und der Theorie des Vernunftprocesses in allen Geistessphären Widerstand zu leisten vermocht hätten; der Dogmatismus der Gesinnung und des Gemüthes war überhaupt zu einem solchen Kampfe nicht fähig, und die Deutschthümler, welche steif und fest bei ihren dogmatischen Stichworten stehen blieben, konnten daher nicht fechten und mußten im Verlauf einer geistigen Bewegung, die so vollkommen über ihrem Horizont lag, nothwendig ihren Untergang finden. War den altdeutschen Männern die Macht der Philosophie und der reinwissenschaftlichen Bewegung verborgen, so gab sich ihnen die Macht des preußischen Staates desto fühlbarer zu erkennen; er beschützte und beförderte daneben die Philosophie, was Wunder also, daß sie auch die Macht der Philosophie eine preußische nannten? Diesen Männern ist es nun vorbehalten, die Erfahrung zu machen, wie wenig sie selbst und ihre noch zu hoffenden Philosopheme, auch im Schatten der

Mächtigen, vermögen, wie viel dagegen die Philoſophie urſprüngliche Macht in ſich ſelber trägt. Sie kann die Freundſchaft der Herrſcher entbehren, aber wer die Welt regieren will, der bedarf der Philoſophie, denn ſie iſt der Nerv des geſchichtlichen Geiſtes. Das Miniſterium Altenſtein hat es mit dem Schutze der Philoſophen nie anders gemeint, als daß es in ihr den innerſten Trieb und Keim der Entwicklung pflegte; und dieſe Ueberzeugung findet ihre Rechtfertigung in dem ganzen Stande der gegenwärtigen Wiſſenſchaft und Geſchichte, um der Zukunft gar nicht zu gedenken.

Dennoch ſollte jener abentheuerliche Vorwurf, als ſei die Philoſophie keine primitive, ſelbſtändige Macht, ſondern nur ein politiſches Mittel, wie Polizei und Kanonen, welches von Außen her ſeine Impulſe bekäme und nach Belieben gerichtet würde, im Verlauf der Zeit eine gewiſſe Rechtfertigung erfahren. Aus der Geſchloſſenheit des Syſtems bildete ſich eine Schule — die der Althegelianer — und dieſe verfiel, dem Begriff der Philoſophie ſehr zuwider, in eine dreifache Abhängigkeit. Zuerſt war ſie philoſophiſch orthodox, indem ſie das Syſtem als abſolut vorausſetzte und meiſt mit denſelben Worten, wie der Gründer, ſeine Wahrheit verkündigte, ſodann wurde ſie theologiſch rechtgläubig und bildete förmlich eine neuproteſtantiſche Scholaſtik aus, und endlich, was ſich am meiſten von ſelbſt verſtand und darum ſo ſelten zur Sprache kam, war ſie politiſch orthodox und glaubte trotz der Hegelſchen Rechtsphiloſophie durchaus an kein Sollen der Idee gegen die Wirklichkeit: die empiriſche Wirklichkeit galt für die wahre Wirklichkeit.

Dieſer Zuſtand war entſchiedene Abhängigkeit von fremden Mächten, alſo die offenbarſte Knechtſchaft. Die ſteife berliner Obſervanz, der ſuperkluge excluſive Hochmuth, wie er in den Berliner Jahrbüchern auftrat, machte das Uebel noch ärger; und es war für die Philoſophie die dringendſte Noth vorhanden, wieder zum Wanderſtabe zu greifen und Berlin, von dem ſie ſich mit tauſend Rückſichten und Vorurtheilen eingezwängt ſah, zu verlaſſen. Sie zog nach Schwaben und in die Provinz.

Die Halliſchen Jahrbücher wurden ſodann, nicht ohne vorhergegangenen Druck der excluſiven Berliner, das Organ der Befreiung. Allerdings klebten Anfangs auch ihnen in allen Partieen die Fetzen der alten fixen Idee am Zeuge; aber mit dem Entſchluß zur Freiheit kam dieſe allmälig ſelbſt. Die bisherige Apologetik wich immer mehr der Kritik des Syſtems, erſt die Zeit wird dieſe vollenden. So war auch die Chriſtlichkeit eine hergebrachte, wenn gleich freier gedeutete Pointe, allerlei ſpeculative Nebel zogen durch die Theologie, doch brachte in dieſem Gebiete die Ungeduld und der Inſtinct der Obſcuranten die vollkommene kritiſche Beſinnung am früheſten zu Wege. Am längſten hielt ſich die Abhängigkeit von Außen in der Politik. Die Verhältniſſe erzwangen jene formelle Unredlichkeit, welche darin beſtand, daß dem status quo ohne Weiteres die Idee untergeſchoben und das, was im Principe liegt, für anerkannt ausgegeben wurde, obgleich jedermann die widerſprechende äußere Wirklichkeit bekannt war. Endlich aber trat auch hier eine freimüthige und unbemäntelte Kritik ein.

Der Freiheitskrieg gegen die drei fremden Mächte, das fertige philoſophiſche Syſtem, die vorausgeſetzte Dogmatik und die empiriſche Wirklichkeit, führte eine vollkommen veränderte Stellung der neueſten Philoſophie zur Außenwelt herbei. Was ſie wirklich iſt, die freie Macht der werdenden Geſchichte, dazu bekannte ſie ſich mit vollem Bewußtſein und ohne allen Rückhalt, — eine Kriſis von der höchſten Bedeutung; denn es handelt ſich in ihr um den wahren Freiheitsbegriff, d. h. um die anfangende primitive Macht der Entwicklung. Dieſe geſteht das gemeine Bewußtſein der Philoſophie nicht zu, es verweiſt ſie vielmehr an das anonyme Myſterium des Werdens der Natur (Savigny und die übrigen Naturwüchſigen), oder an den jenſeitigen und willkürlichen Gott (die ganze moderne Chriſtlichkeit), während dagegen der Philoſoph das Selbſtbewußtſein und ſeinen nothwendigen Proceß, die Kritik der jedesmaligen Stufe, zur treibenden Kraft, zum prius gegen alles äußere Geſchehen, oder zum Princip der geſchichtlichen Bewegung des Geiſtes macht. Dies iſt die Herrſchaft der Philoſophen, von der Platon in ſeinem Staate redet, in die ſie aber nicht von Staatswegen, ſondern von wegen der Wahrheit ſelbſt eingeſetzt werden und die kein irdiſcher Herrſcher ihnen zu entreißen vermag, es müßte denn ſein, er philoſophirte wahrer als ſie, würde alſo einer der ihrigen. Daß der Philoſophie dieſe zukunftbildende Kraft und Aufgabe zugeſchrieben werden müſſe, läugnet nun Hegel ausdrücklich, indem er die Kritik deſſen, was wirklich iſt, allerdings als ein hinter dieſe Wirklichkeit herkommendes Geſchäft betrachtet, daraus aber für die ganze Philoſophie nicht den Schluß zieht, daß dies Hinterhergekommene, als das Letzte, nun doch in Wahrheit das Neueſte, alſo damit die folgende, die zukünftige, der empiriſchen Wirklichkeit vorausgeeilte Stufe des Geſchehens ſei. In der wiſſenſchaftlichen Dialektik lehrt und übt Hegel fortdauernd die wahre Idealität, der Regreß auf das Vorhandene giebt ihm überall den Progreß, die Kritik der erreichten Stufe iſt unmittelbar in der Orientirung über das, was ſie hat und iſt, ein Neues geworden; in der Weltgeſchichte dagegen will er der Philoſophie durchaus die Initiative nicht zugeſtehn. Philoſophie iſt ihm ein Abſchluß ohne Sollen, das bloße Fertigmachen einer Periode, und wie es den Anſchein hat, als ſchlöſſe die griechiſche Philoſophie ihre Weltperiode, ohne eine neue zu beginnen, ſo, ſchien es, ſollten auch wir uns nach dem Hegelſchen Syſtem auf den deutſchen Weltuntergang gefaßt machen. Die Laſt eines ſolchen Bewußtſeins nimmt kein Gott von unſern Schultern, wenn wir es nicht

ſelbſt thun, indem wir erkennen, daß nur das Selbſtbewußtſein, welches auf ſeinen gewonnenen Inhalt reflectirt und zurückkommt, alſo die philoſophiſche Kritik auch die Bewegung der Weltgeſchichte macht. Der Philoſoph, der dieſen Punkt zu treffen weiß, iſt es, welcher am Webſtuhl der Zeit ſitzt. Ein neuer Idealismus, in Wahrheit aber nichts weiter, als die nothwendige Conſequenz der Kantiſchen Autonomie des Willens, des Fichtiſchen ſich ſelbſtbeſtimmenden Ichs und der Hegelſchen Auslegung dieſer ſich ſelbſtbeſtimmenden Intelligenz, d. h. der Dialektik des Begriffs, ſowohl im reinen Selbſtbewußtſein, als im Geiſt (Staat und Geſchichte). Dieſe Conſequenz giebt nun erſt den wahren Monismus des Geiſtes, indem ſie auf der Einſicht beruht, daß der Proceß der Geſchichte von dem Proceß des Selbſtbewußtſeins überhaupt nicht verſchieden ſein könne. Das Fichtiſche Ich, und das Sollen der Kantiſchen Autonomie, dieſer kategoriſche Imperativ, iſt alſo in höherer Form wieder hergeſtellt, indem alle geiſtigen Kriſen in der Sammlung des Selbſtbewußtſeins in ſich beruhen, jede Selbſtkritik aber eine neue Schöpfung, oder die freie That iſt. Dies iſt die Freiheit. Nie iſt ihr Begriff ſicherer geweſen, als jetzt, nie darum ihre Realität näher, als unter dieſen anſcheinend ſo trübſeligen Umſtänden. Die neueſte Philoſophie iſt die Philoſophie des Selbſtbewußtſeins auch in dem Sinne des Selbſtgefühls. Aber allerdings iſt dies eine Kriſis, in welcher alle Hohlheiten des ungebildeten Sinnes und gemeinen Treibens der Welt Chorus machen müſſen gegen die Anmaßung — der Vernunft, daß ſie und nur ſie das Erſte ſein will und das Letzte, das Princip von Allem und überall der Zweck. Die Vollendung dieſer Kriſis, zu deren Einleitung die Halliſchen Jahrbücher manches Scherflein beigetragen, ſollten ſie nicht erleben, ſie ſind in der Breſche der alten Zeit geblieben; wir hoffen, das dankbare Vaterland werde ſich ihrer dereinſt erinnern.

Die Redaction der Deutſchen Jahrbücher hat ſich aus Preußen entfernt. Dieſe neue Zeitſchrift will keine Provinz, keine Stadt, keinen beſondern deutſchen Staat, ſie will nur den deutſchen Geiſt zu ihrer Geburtsſtätte und zu ihrem Anhalt. Darum wählte ſie den univerſelleren Namen, und man wird für die Wiſſenſchaft dieſe Allgemeinheit in Anſpruch nehmen dürfen, ohne das Land zu beleidigen, aus dem ihre Organe ſtammen und in dem frei zu athmen und zu leben ihnen vergönnt iſt.

Wir ſind ausgewandert aus Preußen, aber nur nach Deutſchland, wir hoffen auch, nicht für immer der näheren Gemeinſchaft mit Preußen entfremdet zu ſein, denn es iſt bekannt genug, welcher Entwicklung unſer deutſches Vaterland entgegengeht; aber wir haben dieſen Entſchluß, den wir der Litteratur ſchuldig zu ſein glaubten, nicht leichtſinnig gefaßt und nicht ohne bedeutende Opfer ausgeführt. Wir ſcheiden ohne Groll; aber wir mußten den Verhältniſſen für den Augenblick weichen. War früher Berlin kein Ort für den Trieb und die geiſtige Bewegung, die wir ſoeben beſchrieben, ſo hat ſeit Kurzem ganz Preußen entſchieden die Farbe der Apologetik und der Defenſive gegen die neueſte Philoſophie angenommen. Das romantiſche Princip iſt für den Augenblick entſchieden. Der Umſchwung erfolgte ſehr raſch, und wenn es gleich für eine große Vermeſſenheit ausgegeben wird, dies auszuſprechen, weil ja der Philoſoph Schelling ſogar nach Berlin eingeladen ſei, ſo iſt die Thatſache dennoch nicht minder augenſcheinlich, ja, ſie iſt gerade darum, weil Schelling, der große Philoſoph, berufen wurde, deſto verſtändlicher. Wir begreifen auch nicht, worüber die Apologeten ſich ſo erzürnen, wenn der jetzt herrſchenden Richtung in Preußen der Geſchmack an der Philoſophie, wie wir ſie verſtehen, abgeſprochen wird. Dieſe Behauptung wird doch nicht etwa durch den Ruf an Schelling widerlegt? Schelling hat verſprochen, noch einmal einen Schritt zu thun, und wenn er ihn auch nicht thäte, ſo hat er doch ſchon eben ſo viel gethan, als mancher Andere, der jetzt berufen wird, er gehört durch die bekannte Vorrede vor Couſins Broſchüre zu den „Widerlegenden," aus ihm gehen ferner die „Poſitiviſten" hervor, und er kommt in ſeiner geſchichtlichen Anſicht mit der „Romantik," namentlich mit Friedrich Schlegel überein; Stahl endlich verdankt, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, ihm ſeine „Widerlegung" alles Rationalismus, den Hegelſchen nicht ausgenommen. Warum alſo läugnen, daß Schelling nicht zu den jetzigen Philoſophen, ſondern zu den „widerlegenden" Gegnern derſelben gehört? Er bleibt ja darum nicht minder der große Schelling; und wenn ihm die „Widerlegung" definitiv gelingt, ſo wird er wieder, was wir für den Augenblick nicht an ihm finden können, Vertreter der neueſten Philoſophie. Wollte man Stahl glauben, ſo wäre freilich das Chriſtenthum und die Offenbarung, nicht eine neue Philoſophie, der Hintergrund der Schellingſchen „Widerlegung" alles Rationalismus; aber Schelling hat das nicht anerkannt, was Stahl aus der Schule ſchwatzt. Schelling iſt ein Diplomat, er weiß den öffentlichen Interpellationen geſchickt auszuweichen, und — das verſtand ſich wohl von ſelbſt — ſo ungeſchickt wie die Stahliſche iſt ſeine „Widerlegung" nicht. Er hat in Abſtracto nicht Unrecht, wenn er die abſolute, die fertige, die nur abſchließende Philoſophie nicht anerkennen will; aber, wozu er ſich nie entſchließen wird und kann, ſie aus ihrem eigenen Princip zu widerlegen und in dieſem Sinne ein beſſeres Buch über die Freiheit zu ſchreiben, als ſeine Abhandlung nach Jakob Böhm, ja, alsdann alle ſeine Bücher in dieſem rationaliſtiſchen Sinne abzufaſſen, das iſt es, womit der Welt gegenwärtig gedient wäre und womit ihr nun, unterdeſſen daß Schelling ſich beſinnt, von Andern gedient wird.

Die „Widerlegenden," die „Vermittelnden," die „Antiphiloſophiſchen" ſtehen überall hoch im Preiſe, namentlich für die ſacroſancte Theologie, jeder von ihnen wird nach allen Univerſitäten gerufen, und ſie fangen an ſo rar zu werden, daß ſie auch für die höchſten Preiſe nicht zu haben ſind; wer wird es Berlin verdenken, wenn es das Oberhaupt aller „Widerlegenden," den Urfeind aller Hegelſchen Ketzereien, wenn es Schelling haben kann? Aber ſagt nur nicht, daß dies Philoſophie ſei; es iſt „Widerlegung" alles Rationalismus, d. h. aller Philoſophie. Das iſt Schellings Verhältniß zu dem neuen Preußen.

Ihm ſchließt rüſtigen Schritts, verjüngt in pariſer Friſuren,
Wilhelm von Schlegel ſich an, wieder einmal in Berlin,
Wo er vor dieſem mit gutem Erfolg von Wundern und Hexen
Und von ſonſtigem Spuk zierliche Dogmen gelehrt.
Wie wird jetzt in Berlin der berühmte Romantiker wirken?
Aufgeklärt: er edirt oeuvres de Fréd'ric II.

Auch die Göttinger pflegt man zum Ruhme des neuen Berlins und zum Beweiſe, daß die Protection der Wiſſenſchaft noch immer dieſelbe wie bisher ſei, anzuführen und, was den Ruhm betrifft, nicht mit Unrecht. Die Grimms ehren den Ort, den ſie bewohnen, und es iſt gut, daß Berlin den Ehrgeiz aller gebildeten Völker, berühmte Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt zu Mitbürgern zu haben, wieder anregt; aber die Grimms, Cornelius und Tieck, ſo berühmt ſie ſind, beweiſen ſo wenig für eine zeitgemäße Richtung, daß ſie vielmehr ſehr gut zu der „Widerlegungsrichtung" ſtimmen, und wenn Dahlmann (um noch einen Schritt weiter zu gehen) mehr nach ſeinen Principien, als nach ſeiner Proteſtation genommen würde, ſo wüßten wir nicht was richtiger wäre, als der neulich veröffentlichte Vorſchlag, auch ihn jetzt nach Berlin zu berufen. Gelehrſamkeit und Kunſt ohne Philoſophie — und wir haben Göttingen definirt. Warum ſoll Berlin jetzt nicht Göttingen werden? Warum nicht Beneke daſelbſt und Schopenhauer und Ulrici dorthin befördert, um als unſchädliche und widerlegende Philoſophen, jedenfalls als Antihegelianer die Philoſophie zu vertreten? Taute wird in Königsberg, da ſeine chriſtliche Religionsphiloſophie zur Zeit doch noch nicht durchgedrungen, da Hävernick leider noch nicht gewonnen werden kann und der Geiſt in Oſtpreußen grade jetzt ſehr ungünſtig zu ſein ſcheint, vollauf mit Roſenkranz zu ſchaffen haben, Taute, der außerdem durch eine langjährige mühevolle Privatdocentſchaft etwas angegriffen ſein ſoll; und Schubarth in Breslau wird gewiß eine Menge junger Hegelianer nach ſich ziehen, die natürlich begreifen müſſen, daß hier, wo ein ſo erbitterter urſprünglicher Gegner Fuß gefaßt, die größte Gefahr für ihre Sache droht. Taute, Schubarth, Hävernick — ſie ſind zerſtreut in Königsberg, Breslau und Roſtock; aber welch' eine unwiderſtehliche Widerlegung aller Philoſophie würde die Univerſität erleben, wo dieſe drei Männer zuſammen ihren Geſang im feurigen Ofen anſtimmen und die Flammen der philoſophiſchen Irrlehre hinwegſingen könnten! So wie ſie ſind, vereinzelt ausgeſetzt, müſſen wir ſie für verlorne Poſten halten und bedauern, die Hoffnungen ihrer hohen Gönner nicht theilen zu können. Es läßt ſich in dieſem Sinne ohne Zweifel noch vieles wirken, vielleicht zu viel, denn was iſt leichter zu erzeugen, als die Geſinnung und der gute Wille, die Ketzerei zu widerlegen? Zum wenigſten, — wenn auch die gute Geſinnung, die Geſinnung als ſolche das Allerſchwierigſte und Theuerſte iſt, — das Bekenntniß und das ceremonieuſe Behaben darnach iſt das Allerleichteſte und das Allerwohlfeilſte. Wird doch die Chriſtlichkeit bereits überall zu Markte gebracht, von Colporteurs durch die Straßen gezerrt und an die Läden geheftet, ja ſogar als eine Qualificirung für Dienſtboten gebraucht, wie denn neulich eine berliner Zeitung bekannt machte, daß ein „chriſtliches" Mädchen eine Herrſchaft ſuche. Wird die Geſinnung zur Bedingung und von vornherein zur Aufgabe gemacht, ſo kann es nicht fehlen, daß durch die Leichtigkeit des Bekenntniſſes und durch die Schwierigkeit, ſeine Richtigkeit in Herz und Nieren zu prüfen, die Geſinnung zu einem Gegenſtande der Speculation, der Mode und des Behabens heruntergeſetzt wird. Darum hat es allerdings ſein Bedenken, wenn wir den Glauben, die Chriſtlichkeit und die gute Geſinnung jetzt ſo hervorgehoben ſehen. Bei alledem enthält der Staat der Intelligenz ſo viel ſoliden Fond und ſo viel wiſſenſchaftliche und wirklich philoſophiſch befreite Männer, daß es keinem Zweifel unterworfen iſt, der preußiſche Name wird nicht in dem Zeichen des Glaubens untergehn, ſondern ſehr bald zu der vollen Klarheit des Wiſſens und des Thuns ſich wieder zuſammenraffen.

Die Thatſache darf aber nicht bei Seite geſchoben werden, daß in der jetzigen Weltlage Philoſophie und Chriſtenthum in derſelben Weiſe ſich gegenübertreten, wie zur Zeit der Reformation das religiöſe Gemüth und die äußerlichen Formen der abgeſtorbenen Hierarchie. Die Frage kommt ihrer Entſcheidung immer näher und die Welt wird ſich ihrer nicht anders erwehren können, als indem ſie ſich ſelbſt vollkommen verjüngt.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

5

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

3. Juli. № 2. 1841.

Vorwort.

(Schluß.)

Hat schon die Straußische Dogmatik dieser Bewegung einen mächtigen Stoß gegeben und die Auflösung alles specifisch Christlichen, also die ganze geschichtliche Entwicklung bis an die Schwelle der neuesten Philosophie heran, in das Selbstbewußtsein des gegenwärtigen Geistes eingeleitet; so ist jetzt mit dem neuesten Werk von Ludwig Feuerbach über „das Wesen des Christenthums," welches so eben erschienen ist, ohne allen Rückhalt der Beweis geführt: „die Theologie ist die Anthropologie," und sind alle Illusionen des religiösen Standpunktes, welcher sich phantastisch ein äußeres Object gegenübersetzt, aufgehoben und in das Selbstbewußtsein hineingezogen. Es wird nun ohne Zweifel ein gewaltiges Zetergeschrei der Verketzerer gegen diese Ausführungen entstehen, man wird mit Gottlosigkeit und Atheismus sehr aufgeregt zu Felde ziehen; aber es wird darauf geantwortet werden, oder vielmehr es ist schon im Voraus hinlänglich dargethan, daß die Philosophie allerdings zu einem Begriffe von Gott gelangt, den die Religion sich nicht träumen läßt, daß sie auch sehr wenig Verdienst haben würde, wenn sie mit ihren Gedanken nicht weiter käme, als der Mann, der pflügt und säet und mit seiner Andacht den Gott des Regens und des Sonnenscheins verehrt, und daß es endlich ganz gewiß kein anderes Mittel gegen die unbequeme Kritik giebt, als den Auflösungen der Dogmen und religiösen Standpunkte einer vergangenen Weltlage Schritt vor Schritt nachzugehen und sie selbst vor den Richterstuhl der Vernunft zu ziehen, also wissenschaftlich zu „widerlegen." Ueber Strauß' Dogmatik ist es sehr stille im Reich der Widerlegung, und es wird auch seine Noth haben, selbst wenn Fichte, Weiße und K. P. Fischer die Sache angreifen sollten. Eben so verhält es sich mit dem Feuerbachischen Buche, welches außerdem ein viel universelleres Interesse in Anspruch nimmt und bei aller Gelehrsamkeit höchst anziehend und eingänglich geschrieben ist. Diese Reformation geht unaufhaltsam vor sich, und sie verdient mit Behutsamkeit und Treue beobachtet zu werden, damit rohe Hände von dem Allerheiligsten fern gehalten werden und die Knüppel der zürcher Bauern sowohl, als die Aufruhrpfeife der Pfaffen im Sacke bleibt, um der Bildung und dem Geiste selbst in seinem theoretischen Reiche den Proceß bis dahin zu sichern, wo die Praxis des neuen Bewußtseins ohne Convulsionen ins Leben treten kann. Jedermann wird die Wichtigkeit des Conflictes einsehen.

Die Confessionsunterschiede traten mit der Reformation an die Stelle der hierarchischen Staatssatzungen, sie waren die religiösen Constitutionen, und als sie eine Wahrheit wurden, erstarrten sie; denn die Wahrheit ist weder Satzung noch Confession, sondern Geistesbewegung, freier Geist. Die Confessionen lösten sich daher auf und sind in unserer Zeit zur vollständigsten Verblassung heruntergekommen. Mit der Union wurde sodann diese Thatsache innerhalb des Protestantismus ausgesprochen. Jetzt ist auch dies nicht mehr allgemein genug, und alles, was Interesse am religiösen Standpunkte überhaupt nimmt und nach alter Weise an die Form der Kirche und des abstracten Kirchenlebens (neben und außer dem Staats- und Wissenschaftsleben) das Heil der Zeit knüpft, wirft sich in den allumfassenden Gedanken an die Christlichkeit überhaupt. Katholiken und Protestanten haben dasselbe Schiboleth; und es hat den Anschein, als wäre hiemit nun die wahre Versöhnung der früheren Kämpfe zu erreichen, die Toleranz aller Confessionen gegen einander verwirklicht und nur die Kleinigkeit noch übrig, der Wissenschaft und der Bildung, die überhaupt kein Interesse an der Confession mehr nimmt, also auch in dieser christlichen Freundschaft der nicht mehr existirenden Standpunkte keinen Geschmack finden kann, einmüthig entgegen zu treten und nach Gelegenheit zu steuern. Wer wollte es verkennen, welches Verdienst Zürich in diesem Punkte sich erworben hat? Aber wer möchte uns gleichwohl rathen, ihm nachzueifern? Dies ist die Schwierigkeit. Was sich unter dem Schiboleth der Christlichkeit zusammenthut, ist alles in eins gerechnet ohne Unterschied des Standes geistig unfrei, indem es dem äußerlichen Gotte und seiner von außen her gegebenen und eben darum geweihten Wahrheit sich unterwirft — Strauß hat schon ausgesprochen, daß es völlig einerlei wäre, ob die Schrift oder der Papst die infallible Norm sei —; so steht also die geistige Unfreiheit mit der christlichen Gesinnung auf der einen und die Philosophie mit der weltlichen und wissenschaftlichen Tendenz auf der andern Seite. Nicht daß die Philosophie ihren Ursprung und das wahre Princip des Christenthums verkennte, nicht daß

ſie gegen eine wahre Gemeinſchaft und gegen ein geiſtiges Gemeinweſen ſich ſteifte: aber es iſt leicht zu begreifen, daß dieſe Gemeinſchaft des Geiſtes nicht ohne die Arbeit des Geiſtes mit dem bloßen Namen des Chriſtenthums oder unter den alten Formen des abſtracten Cultus in Beſitz zu nehmen iſt. Vielmehr lebt zunächſt nur in der Wiſſenſchaft die wahre Allgemeinheit des Geiſtes, die wahre Gemeinſchaft und die reine Vermittelung der höchſten Intereſſen, ſodann aber iſt kein anderes Mittel in der Welt, das Leben mit einer geiſtigen Gemeinſchaft aufzufriſchen und ihm eine höhere Weihe zu geben, als die Entſchließung des Staates, in ſeiner Allen mitgetheilten Bewegung das Gegeneinanderwirken der geiſtigen Potenzen, das Verſenken des höheren Geiſtes in das unmittelbare Leben frei zu geben. Die wahre Religiöſität, die Treue des Menſchen gegen die Idee, läßt ſich nur auf dem Wege erzielen, daß von der Praxis des Abſoluten die Welt und das Weltleben unmittelbar durchdrungen und erfüllt wird, und zwar nicht nur in Kriegszeiten und bei öffentlichen Nöthen, ſondern immer und eben ſo ſehr in den Zeiten des Friedens von Außen, die nimmermehr die Schlafenszeit der Menſchheit und die Zeit der Lethargie ſein dürfen, ſondern ſich zu öffentlichen inneren Kämpfen und zu freier Lebendigkeit in werthvollen Intereſſen erweitern und aufmuntern müſſen. An Metaphyſik und höheren Geſichtspunkten wird es dann dem Cultus nicht fehlen, die Metaphyſik iſt aber hohl und abſtract, die ſich nicht aus dem Leben des hiſtoriſchen Geiſtes ſelbſt hervorarbeitet. Daher bisher keine Lieder, keine Begeiſterung, kein Aufſchwung, kein reeller Gottesdienſt, als in den Zeiten hiſtoriſcher Durchbrüche; und daher iſt der Gewinn einer bloßgelegten inneren Bewegung ein ſo unendlicher, ein abſoluter, weil er die Freiheit und ihre Beſeligung an ein viel kürzeres, gewiſſermaßen an ein permanentes Aufathmen des Geiſtes knüpft und ſo die edlere Menſchheit fortdauernd in höherer Spannung und Productivität erhält.

Wir ſchließen mit dieſer Ausſicht. Sie iſt die Verheißung unſerer Tage und die berührten Kämpfe und Gegenſätze dienen nur dazu, um ſie herbeizuführen. Daß wir sine ira et studio, wenn gleich nicht ohne den tiefſten Antheil des Gemüthes, Entwicklungen ſo unendlich werthvoller Art in dieſer Zeitſchrift zu begleiten gedenken, daß wir mehr als je der ruhigen Unterſuchung und der ſachgemäßen Kritik vertrauen, hoffen wir im Verlauf zu beweiſen. Nur der verdient den Sieg, der ſelbſt im überwältigenden Sturme des Kampfes die Beſonnenheit und den ruhigen Blick auf die wahre Lage der Dinge zu behaupten weiß.

Arnold Ruge.

Vom 1. Juli an in Dresden, große Plauiſche Gaſſe, im Heide'ſchen Hauſe.

Ueber Verhältniſſe und Stimmungen der evangeliſchen Bevölkerung Rhein-Preußens.

Deutſche Blätter für Proteſtanten und Katholiken. Neue Folge. Heidelberg. Verlag von C. F. Winter.

In alten, baufälligen Häuſern halten gern Geſpenſter ihren Umgang. Die Einen halten ſie für Geſtalten vergangener Zeiten, die noch einmal ihr altes Hausrecht üben und nach dem Brauche guter alter Zeit ſchalten wollen, Andere meinen, es ſei das Aechzen und Stöhnen des morſchen Gebälks und das Raſcheln der zerbröckelnden Steine, Allen aber ſind dieſe Spukgeiſter unbequem, das alte Gebäude wird durch ſie noch unheimlicher und, allen Anfechtungen zu entgehen, eilen die zögernden Bewohner nun um ſo mehr, hinaus in die freie Himmelsluft zu kommen. Solche Geſpenſter wandeln heutiges Tags ſchaarenweiſe in dem alten, ehrwürdigen, aber im Drange der Zeit zerborſtenen und baufälligen Gebäude der Kirche herum, der Kirche, die einen andern Inhalt als der Staat zu haben vermeint, zu deſſen weltlichen Treiben ſie ſich als eine von Gott unmittelbar eingeſetzte Anſtalt verhält, die daher in autonomiſcher Selbſtändigkeit ſich in beſonderer Organiſation und Form und mit beſondern Zwecken dem Staate gegenüberſtellt, um einerſeits zwar ſich ſeiner als eines Schutzvoigtes zu bedienen, anderſeits aber ſeine nothwendige Mittlerin mit Gott zu ſein. Eine ſolche Kirche iſt im entſchiedenſten Sinne die katholiſche, in ihrer abſtracten Haltung aber auch die proteſtantiſche, und von dieſer proteſtantiſchen reden wir hier zunächſt: dieſer Kirche tönt jetzt das Grabgeläut, und mit ihr legen wir wieder ein Stück des katholiſchen Mittelalters auf die Bahre, das ſich trotz der Reformation, ja durch die Reformation in der neuen Zeit behauptet hat und ein weſentliches Ferment für ihre Durchbildung und Aufklärung geworden iſt. Wir nennen dieſes Gebäude ehrwürdig, weil die Stätte und das Gefäß ehrwürdig, worin der weltgeſchichtliche Geiſt eine Zeitlang mit ſeiner ganzen Energie gearbeitet, ſeine Befriedigung und nothwendige Form gefunden hat; wir nennen es zerborſten und baufällig, weil derſelbe Geiſt in ſeinem raſtloſen Vorwärts ſein ehemaliges Haus zerſprengt und verlaſſen hat. Wir wünſchen dem Staate Glück, daß er ein ſtarres feindſeliges Element aus ſeinem Körper ausgeſchieden, ein wahrhaft nothwendiges und vitales Element gewonnen hat, daß er anerkannt iſt als die alleinige Form, in welcher die Unendlichkeit der Vernunft, der Freiheit, der höchſten Güter des menſchlichen Geiſtes zur Erſcheinung kommt, in dem allein daher auch die Religiöſität erſcheinen und ſich verwirklichen kann. Die Kirche iſt dadurch zu einem Momente des Staates geworden und hat die prätendirte ſelbſtändige Stellung und Form

eingebüßt. Deshalb wünſchen wir aber auch der Kirche Glück, die hierdurch zur unſichtbaren Kirche geworden, der Niedrigkeit und Beſchränktheit endlicher Formen enthoben, als innere, belebende und beſeligende Macht des Staates, mit der er ſich ſelbſt aufgeben würde, anerkannt und ſo zu ihrem wahren Rechte gekommen iſt. Das iſt freilich ſchon mit dem Principe der Reformation ins Leben getreten. Denn indem die Reformation in ihrer wichtigſten Lehre: der Rechtfertigung durch den Glauben, darthat, wie die Verſöhnung und Vermittlung mit Gott nur in dem Subjecte ſelbſt, und durch das Subject ſelbſt, nicht durch eine andere Perſon oder Anſtalt vor ſich gehen könne, indem ſie dadurch dieſen Kampf und Sieg in die freie Selbſtthätigkeit des Subjects verlegte und dieſe göttliche Wirkſamkeit aus einer transcendenten zu einer immanenten machte, ſo gab ſie auch damit dem Staate, dem Inbegriff dieſer Subjecte, ſeinen wahrhaften göttlichen Inhalt, wodurch er nicht mehr bloß eine Form der ſchlechten Endlichkeit, ſondern der lebendige Proceß des vom Boden der Endlichkeit nach den unendlichen Aufgaben der Religion, Vernunft, Freiheit und Wiſſenſchaft ringenden Geiſtes wurde, in dem ſomit alle Probleme der Sittlichkeit enthalten ſind. Die Kirche trat dadurch völlig aus ihrer oppoſitionellen Stellung dem Staate gegenüber heraus, ſie wurde zu einem Intereſſe, oder vielmehr zum nothwendigen Grundelemente des Staates, das aber bloß innerhalb deſſelben zur Erſcheinung und Verwirklichung kommen, keine nebengeordnete, ſondern eingeordnete Stellung einnehmen, ſich als nichts Anderes, als der Staat betrachten und auf keine Form Anſpruch machen kann, die dem Entwicklungsgange des Staates entgegen wäre. Das geſchah, weil durch die Reformation der Laie zum ſelbſtthätigen Chriſten, der natürliche oder heidniſche Staat zum chriſtlichen Staate erhoben wurde. Aber ſo klar dieſes Princip der Reformation iſt, ſo fehlte noch viel, ehe es in dieſer ſeiner Klarheit anerkannt wurde; mit Zagen und Bangen erhob ſich der freigeſprochene Geiſt aus ſeinen vielhundertjährigen Feſſeln und nahm unvermerkt noch manche Zeichen der Gefangenſchaft mit hinüber in das neue Leben, das junge Princip bekleidet ſich noch mit vielen Formen des alten und, iſt auch das Verhältniß des Staates und der Kirche praktiſch ſchon ein ganz anderes geworden, ſo formirt ſich dennoch die neue Kirche in katholiſcher Haltung dem Staate gegenüber. Und es dauert dies nicht lange, ſo fördert es die herbſten Conſequenzen zu Tage, hierarchiſchen Hochmuth, Fanatismus, Inquiſition und ſtatt des Einen Papſtes zahlloſe Päpſte in den hochmüthigen, bornirten, fanatiſchen Pfaffen reformirter und lutheriſcher Kirche. Aber freilich war für dieſes Unkraut das Meſſer ſchon geſchliffen in dem Principe ſelbſt, das ſie emporgehoben hatte. Der freie proteſtantiſche Geiſt arbeitet ſich weiter aus zu ſeinem Selbſtbewußtſein, das heißt zur freien proteſtantiſchen Wiſſenſchaft, und weiſt ſo einen mittelalterlich-katholiſchen Eindringling nach dem andern, ſo innig er ihn auch früher mit ſeinem eigenen Weſen verſchmolzen geglaubt hatte, aus ſeinem Leben heraus. So proteſtirt er immer energiſcher gegen das Katholiſche in der Haltung der proteſtantiſchen Kirche, der Staat begreift ſeinerſeits immer mehr ſein Weſen, wie das der Kirche, die allgemeine Ueberzeugung folgt in unbewußter Weiſe nach, und ſo geſchieht endlich, längſt vorbereitet im praktiſchen Leben und in der öffentlichen Geſinnung, von Seiten des Staates ein entſcheidender Schritt durch die Union. Zwei feindſelige Kirchen, die lutheriſche und die reformirte, haben mit der Aufhebung ihrer unterſcheidenden Merkmale, oder vielmehr mit Aufhebung der Geltendmachung derſelben, aufgehört eine ſichtbare Exiſtenz zu haben und es iſt hiermit der Beweis geführt worden, wie nicht die Kirche, ſondern der Geiſt das Ewige und Triumphirende iſt, und wie dieſer lebendige und entwicklungsfähige Geiſt nicht in der Kirche geblieben, ſondern in den Staat übergegangen iſt; und iſt dies etwa durch einen Gewaltact äußerlicher Mittel geſchehen? oder iſt es durch eine künſtliche Vereinbarung ins Werk geſetzt worden? Nein, gewiß nicht; vielmehr war der Staatsbeſchluß, wie das der Fall mit jedem vernünftigen Staatsbeſchluß iſt, der formelle Ausdruck für das, was in der Geſinnung der Allgemeinheit ſchon vorhanden war, was aber beide Kirchen weder berückſichtigt hatten, noch ihrem ſeparaten Weſen zufolge berückſichtigen konnten. Keine von beiden Kirchen hatte ihr Lager vor dem Principe der andern ſchützen können, das verſtändige Princip der reformirten Kirche hatte im lutheriſchen Lager, das ſpeculative lutheriſche Princip im reformirten Lager bewußt oder unbewußt die zahlreichſten Anhänger, keine Partei war mehr ſie ſelbſt, vielmehr waren beide Grundgedanken aus Parteiprincipien Privatprincipien geworden, die Parteien als ſolche hatten aufgehört. Dieſe hohe Bedeutung der Union hat B. Bauer in ſeiner ganz vortrefflichen Schrift über die evangeliſche Landeskirche Preußens auf das Ueberzeugendſte auseinandergeſetzt und wir können hier nichts darüber hinzufügen, was nicht aus dieſem Werke entlehnt wäre. Darauf aber wollen wir noch aufmerkſam machen, wie dieſe Union einen Fingerzeig giebt, wie ſich auch allmälig der ſcheinbar ſo große Gegenſatz zwiſchen der katholiſchen und der evangeliſchen Welt vermittelt und in ſich verarbeitet hat. Die Kirchen als ſolche freilich ſind nicht zu verſöhnen, aber man ſtelle doch ja nicht Katholiken und Proteſtanten ſich als Feinde gegenüber, ſie ſind nicht mehr die ſtreitenden Weltparteien, der Kampf wird vielmehr gekämpft zwiſchen den Männern des Vorwärts und des Rückwärts, des Lichtes und der Dunkelheit, der Freiheit und der Knechtſchaft, und beide Parteien ſind im Katholicismus, wie im Proteſtantismus zu Hauſe, das katholiſche Princip findet unter den Proteſtanten, das proteſtantiſche unter

den Katholiken die zahlreichſten Anhänger und Verfechter. —

Alſo die Kirche, theoretiſch jede Kirche, praktiſch die proteſtantiſche Kirche hat aufgehört, dem Staate gegenüber einen beſondern Inhalt, beſondere Rechte, beſondere Formen geltend machen zu können, der Staat hat ſich in der Kirche ſelbſt, ſie iſt ſeine eigene Subſtanz. Aber das kirchliche Gebäude beſteht noch, zwar ruinenhaft und verwittert, aber doch als äußere Exiſtenz, und die Geſpenſter ſorgen möglichſt dafür, daß die öden Hallen belebt ſcheinen, wie in alter Zeit, machen es aber dadurch nur um ſo unheimlicher und beſchleunigen die Flucht der zögernden Bewohner. Solche Geſpenſter ſind die hohlen Prätenſionen der hierarchiſchen Partei, das Pochen auf göttliche Einſetzung dem ſündlichen, weltlichen Staate gegenüber, das Schreien nach Autonomie, das Jammern um geſchmälerte Rechte, die Verſtockung gegen den denkenden Geiſt, die fanatiſche Verfluchung ſeiner Erzeugniſſe, das Gerede vom ächt kirchlichen Leben, das Verlangen nach der Kirchenzucht und andere Kobolde, die zwar vor dem hellen Auge der Wiſſenſchaft nicht Stand halten, die aber im trüben Reiche der Vorſtellung viel Verwirrung anrichten und dadurch Allen das Leben mehr oder weniger ſchwer machen, zumal da ſie ſich auch bisweilen ſchlau nach der Mode heutiger Wiſſenſchaft zu kleiden und mit allerhand Flitter einer aufgeklärten Zeit auszuſtaffiren verſtehen, daß ſie der Argloſe für ſeines Gleichen halten möchte.

Dieſem trüben Unweſen kann man nicht beſſer begegnen, man kann es nicht leichter unſchädlich machen, als wenn man es vor die Kritik der Gegenwart bringt und ſeine Haltloſigkeit und Inconſequenz in ſich ſelbſt nachweiſt. Vorliegender Aufſatz hat ſich die Aufgabe geſtellt, einen kleinen Beitrag hierzu zu liefern und einige neuere Erſcheinungen und Stimmungen innerhalb der evangeliſchen Kirche Rheinpreußens von dem Boden der vorausgeſchickten Bemerkungen aus zu prüfen.

Die Natur des Rheinlands iſt ſchön und reichlichſt geſegnet, eine Fülle von Mannigfaltigkeiten, Berg und Ebene, Reben und Aehren, Wieſe und Wald und alle dieſe verbunden, befruchtet, belebt durch den herrlichſten der Ströme Deutſchlands. Und in dieſem Lande lebt ein Volk, wie ſeine Natur, mannigfaltig, heiter, rührig, liebenswürdig, urkräftig von empfänglichem Sinne für ſeine herrliche Natur und voll Thätigkeit und Kraft, ihre gebotenen Gaben zu benutzen. Daher im Rheinland die Fülle von Lebensgenuß, die Fülle von Thätigkeit und Arbeit. Und wie ſo der Menſch ein treues Bild ſeiner Natur iſt, ſo iſt auch ſeine Thätigkeit durch dieſe Natur beſtimmt. Es gilt die ſinnlichen Mächte des Lebens zu bewältigen und ſie zum Genuß, zum Vortheil, zum Reichthum zu verarbeiten, daher die thätigſte Induſtrie, der blühendſte Handel, der lebendigſte Verkehr zu Waſſer und zu Lande, und damit verbunden ein praktiſcher Blick, eine entſchiedene und fertige Perſönlichkeit, geſundes Urtheil, ein lebendiges Bedürfniß perſönlicher Freiheit und Ungenirtheit. Eine entwickeltere und energiſchere Thätigkeit iſt dann weiter diejenige, welche die Natur und die ſinnlichen Mächte im Menſchen ſelbſt aufſucht, bekämpft und vermittelt, die ideellen Intereſſen des menſchlichen Geiſtes aufzuklären und zu erringen ſucht, die Thätigkeit der Wiſſenſchaft. Dieſe Thätigkeit iſt nicht Rheinlands Thätigkeit. Froher Lebensgenuß, Wohlhäbigkeit und das Genüge praktiſcher Tüchtigkeit ſind die Achſen ſeines Fleißes, die geiſtige Noth und Anſtrengung, die Selbſtentäußerung und Entſagung der Wiſſenſchaft überläßt es neidlos Andern, ohne ſich jedoch einzelnen wiſſenſchaftlichen Intereſſen entziehen zu wollen und zu können. Irren wir nicht, ſo hat ſich die Univerſität der Provinz, wenn gleich immer der Heerd für alle wiſſenſchaftlichen Elemente derſelben, doch dem provinziellen Principe wohl zu accommodiren gewußt. Die Litteratur ſcheint zu bezeugen, daß wenigſtens gegenwärtig im Vergleich mit andern Univerſitäten wenig in die Intereſſen der Zeit eingreifende Thätigkeit herrſcht, der Augenſchein lehrt, daß die Vertreter der Wiſſenſchaft ein vergnügliches Leben führen und zum Theil in Palläſten wohnen, in denen wohl einem halliſchen oder königsberger oder breslauer Profeſſor das Bewußtſein einer Kirchenmaus überkommen möchte, das Gerücht aber ſagt, daß unter der Jugend ein wüſtes Treiben immer mehr überhand nehme und mit der überraſchend zuſammenſchwindenden Frequenz in engem Zuſammenhange ſtehe. Das ſind aber freilich noch ſehr unbeſtimmte Zeugniſſe, welche auf ihr rechtes Maß zurückzuführen einer ausführlichen und motivirten Charakteriſtik der Univerſität Bonn, der wir mit großer Theilnahme entgegenſehen, vorbehalten ſein muß.

Und was die Natur und die Gegenwart zeigt, das zeigt auch die Geſchichte. Immer iſt es ein ſchönes, ein heiteres, ein lebenfrohes, ein thätiges Land, ſtets ein goldenes Vließ, ein Sehnſuchtsland für Wanderer und Eroberer, aber weltbewegende Ideen werden hier nicht geboren, und ſind ſie geboren, werden ſie nicht durch das wiſſenſchaftliche Denken, ſondern durch das praktiſche Leben erfaßt und angeeignet. Das wirft freilich einen ſtarken Schatten auf diejenigen, die gerade dazu beſtimmt ſind, die Vermittler zwiſchen der Wiſſenſchaft und dem Volke, zwiſchen dem Denken und dem Leben zu ſein und ſomit auch auf die Geiſtlichkeit, mit der wir es hier vorzugsweiſe zu thun haben, und wir würden Anſtand nehmen, dieſen Vorwurf gegen den evangeliſch-geiſtlichen Lehrſtand der Rheinprovinz, unter dem es gewiß auch tüchtige, wiſſenſchaftliche Männer geben mag, ſo allgemein auszuſprechen, wenn nicht die allgemeinen Lebenszeichen, die er in der neueſten Zeit von ſich gegeben hat, beſtimmtes Zeugniß ablegten, daß er wenigſtens der Majorität nach mit dem, was die Wiſſenſchaft längſt beweiſen, der Staat längſt anerkannt hat, in ſchneidendem Widerſpruche ſtehe. Gelegenheit zu ſolchen Manifeſtationen haben die Provinzialſynoden gegeben.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

9

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

5. Juli. № 3. 1841.

Ueber Verhältnisse und Stimmungen der evangelischen Bevölkerung Rhein-Preußens.

(Fortsetzung.)

Der Staat fand im hiesigen Lande fertige Kirchenordnungen und Presbyterial- und Synodalverfassung vor, aber freilich meist vergessen und vermodert, leere Formen, aus denen längst der Geist sich zurückgezogen hatte, für die kein Interesse mehr vorhanden war. Die neue Gestaltung der Verhältnisse ließ jedoch die Freunde der Kirche bald auf das Halbvergessene reflectiren, man fürchtete sich vor der absolutistischen Consistorialverfassung, man suchte die alten Rechtsformen vor und der Staat besaß zu viel Gerechtigkeitsgefühl, als daß er diese ohne Weiteres hätte zurückweisen sollen. Vielmehr verhieß er, diese Kirchenordnungen in ihrer Geltung zu lassen mit den Modificationen, welche die Zeit und seine eigene Entwicklung nothwendig machte, und im Jahre 1835 wurde durch eine Cabinetsordre eine Kirchenordnung festgestellt, in der es heißt: „Da sich das Bedürfniß herausgestellt hat, die evangelischen Gemeinden der Provinz Westphalen und der Rheinprovinz durch eine gemeinschaftliche Kirchenordnung unter einander zu verbinden, haben Wir, mit Berücksichtigung der verschiedenen dort bisher geltenden Kirchenordnungen und der eingeholten Gutachten und Anträge der dortigen Synoden, die nachfolgende Kirchenordnung für alle Gemeinden beider evangelischen Confessionen in den dortigen Provinzen abfassen lassen." Nach dieser Kirchenordnung steht an der Spitze einer jeden Ortsgemeinde ein Presbyterium, bestehend aus dem oder den Pfarrern, aus Aeltesten, Kirchmeistern und Diakonen (§ 5). Die Gesammtheit mehrerer Ortsgemeinden bildet dann die Kreisgemeinde, an deren Spitze ebenfalls ein Presbyterium, die Kreissynode, steht, gebildet durch die Pfarrer des Kreises und so viel deputirte Aelteste, als Gemeinden zum Kreise gehören (§ 34. 35). Die aus ihren sämmtlichen Kreisgemeinden gebildete Provinzialgemeinde hat ein Presbyterium, genannt Provinzialsynode, bestehend aus dem Präses, Assessor (zwei Geistlichen der Provinz), dem Scriba (einem aus der Mitte der Versammlung gewählten Geistlichen), aus den Superintendenten der Provinz und aus geistlichen und weltlichen Deputirten der Kreissynoden. Jede Kreissynode wählt dazu einen Pfarrer und einen Aeltesten aus dem Kreise (§ 44—46). Die Provinzialsynode versammelt sich aller drei Jahre, und ihre wichtigsten Functionen sind: sie wacht über die Erhaltung der Reinheit der evangelischen Lehre in Kirchen und Schulen und der in der Provinz geltenden Kirchenordnung. Sie bringt ihre Beschwerden über Verletzung der kirchlichen Ordnung, über eingeschlichene Mißbräuche im Kirchen- und Schulwesen, sowie über die Führung von Geistlichen und Kirchenbeamten und ihre desfallsigen Anträge an die betreffenden Staatsbehörden. Sie berath die Anträge und Gutachten der Kreissynoden ihres Bereichs und faßt über die inneren kirchlichen Angelegenheiten Beschlüsse, die aber erst durch die Bestätigung der competenten Staatsbehörden in Kraft und Ausführung treten. Sie begutachtet die kirchlichen Gegenstände, welche ihr von der geistlichen Staatsbehörde vorgelegt werden (§ 49). Die Aufsichtsbehörden über das Kirchenwesen sind das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, das Provinzial-Consistorium und die Regierungen. Neben dem Consistorio und den Regierungen beaufsichtigt in jeder Provinz ein vom Landesherrn ernannter Geistlicher, welcher dirigirendes Mitglied des Provinzial-Consistoriums ist, unter dem Titel Generalsuperintendent nach den ihm von dem Ministerio der geistlichen Angelegenheiten ertheilten Instructionen die Superintendentur-Sprengel der Provinz. Der Generalsuperintendent wohnt den jedesmaligen Verhandlungen der Provinzialsynode bei, um die Rechte des Staats wahrzunehmen, und kann an die Synode Anträge machen (§ 148).

Aus diesen Bestimmungen geht zur Genüge hervor, daß der Staat mit Schonung der alten Presbyterial- und Synodal-Verfassung und der etwa noch vorhandenen Wahrheit derselben und der Pietät für dieselbe eine Vermittlung zwischen ihr und der zeitgemäßen Consistorialverfassung versuchte, nach unserm Ermessen kein glücklicher Versuch, da beides polare Gegensätze sind, indem die Synodalverfassung eigentlich nur Wahrheit und Bedeutung hat in einer vom Staate völlig losgerissenen, ja von ihm feindlich behandelten Existenz. Genug, es geschah, und der Staat erntete sofort die Früchte. Die Synodalverfassung ist uns gelassen, meinte man, folglich sind alle die Bestimmungen, welche dieselbe beschränken und verkürzen, lediglich Inconsequenzen,

die dem Staate bemerklich zu machen und auszumerzen ſind. Dieſe Prätentionen, die eben bloß aus der dem wahren proteſtantiſchen Principe entſchieden entgegengeſetzten Meinung der Trennung zwiſchen Kirche und Staat hervorgingen, fanden bereits in der erſten Provinzialſynode zu Neuwied ihren Ausdruck, ſpannen ſich weiter aus in der mit der Regierung gepflogenen Correſpondenz und tönten elegiſch fort in den Verhandlungen der zweiten Provinzialſynode, gehalten zu Coblenz 1838. Das Weſen derſelben aber und ihre Manifeſtationen ſind von B. Bauer*) einer ſo ausführlichen und ſo treffenden Kritik unterworfen worden, daß wir uns alles näheren Eingehens enthalten, um ſo mehr, da wir bald Gelegenheit haben werden, dieſem hierarchiſchen Principe, wie es voll Zornes ob vermeintlichen Unrechts auf wiſſenſchaftlichem Felde ſeine Rechte zu vertheidigen auftritt, entgegen zu treten und ſeine einzelnen Behauptungen einer Prüfung zu unterwerfen. Genug, die bisherigen Synoden haben gezeigt, daß die rheiniſche evangeliſche Geiſtlichkeit ganz andere Anſichten von der Kirche hat, als Staat und Wiſſenſchaft, daß ſie dieſe Anſichten nicht durchzuſetzen vermocht, und daß dieſes, wie man von einigen Seiten geltend machen will, große Verſtimmung hervorgerufen hat. Dieſe Verſtimmung ſoll ſich aber in hohem Grade vermehrt haben in Folge eines miniſteriellen Beſcheides, den die coblenzer Synode auf den Entwurf einer Kirchendisciplin erhalten hat. Ueber Ausübung der Kirchenzucht, hieß es in der Kirchenordnung von 1835, wird nach näherer Berathung dieſes Gegenſtandes in der Provinzialſynode auf deren Antrag das Nähere feſtgeſtellt werden (§ 120). Durch eine Commiſſion waren bereits auf der erſten Provinzialſynode die Grundlinien zu einer Kirchendisciplin entworfen worden, ſie waren darauf an die Superintendenten verſandt und durch dieſelben den Pfarrern der Kreisſynoden zur gutachtlichen Aeußerung vorgelegt worden. Dieſe Gutachten nun zu prüfen und in einem Berichte darüber ihr Urtheil auszuſprechen, wurden der Conſiſtorialrath Nitzſch und der Profeſſor Sack aufgefordert, der erſtere als geiſtlicher Deputirter, der zweite — wir haben für ihn keinen Platz in den Beſtimmungen der Kirchenordnung finden können, er muß wohl auf beſondern Antrag als Dekan der theologiſchen Facultät zu Bonn Antheil an den Synodalverhandlungen bekommen haben. Nach abermaliger Circulation und Reviſion hatte dann Hr. Sack die letzte Redaction beſorgt**) und trug nun dieſelbe vor. Indeß ſcheint die Synode die Wichtigkeit des vorliegenden Geſchäfts wenig erkannt zu haben, wenn ſie ohne Weiteres den Vortrag des Hrn. Sack zu berathen anfing, ohne vorher den Entwurf zu vertheilen und einer ſorgfältigen Ueberlegung anheim zu geben. In dieſer Weiſe wurde der erſte Abſchnitt, die allgemeinen Grundſätze enthaltend, ſofort berathen und angenommen. Zu hoffen wäre geweſen, daß man bei gründlicherer Ueberlegung ſich den Begriff der Kirche und ihre Stellung zum Leben und was unter dieſen Umſtänden heutiges Tages von Kirchendisciplin zu halten ſei, deutlicher gemacht hätte; zu hoffen wäre ferner geweſen, daß man auch dann wahrgenommen hätte, welchen unſittlichen Begriff Hr. Sack von der bürgerlichen Strafe hat, wenn er aufſtellt, kirchliche Strafen könnten auch über ſolche verhängt werden, die wegen ihrer Vergehungen ſchon bürgerlich beſtraft wären, und wären, wegen ihrer verſchiedenen Beziehung, nicht als eine Verdoppelung der eigentlichen Strafe anzuſehen — als wenn die Strafe des Staates nur den Leichnam, die der Kirche aber die Seele ſtrafe. Indeß hatten ſich doch gegen dieſen wichtigen Formverſtoß gewichtige Stimmen erhoben und es fand nun nachträglich die Vertheilung und ſomit eine überlegtere Berathung des ſpeciellen Theils ſtatt. Die näheren Beſtimmungen dieſer Kirchendisciplin (§ 1—5 enthielten die Begriffsbeſtimmung und hiſtoriſche Motivirung derſelben) waren nun folgende:

§ 6. Gegenſtand der Kirchendisciplin ſind nur die zur öffentlichen Kunde gekommenen, Aergerniß gebenden Vergehungen und Laſter und zwar

1) ſolche, durch welche eine Verachtung der evangeliſchen Kirche an den Tag gelegt und derſelben ihre natürliche Erhaltung und Ergänzung entzogen wird. Hierhin gehört a) wenn ein evangeliſcher Mann ſeine ſämmtlichen Kinder katholiſch erziehen läßt, b) fortgeſetzte Theilnahme an den Ceremonieen der römiſch-katholiſchen Kirche.

2) Solche, welche die Ehrfurcht vor Gott und die Heiligung des göttlichen Namens angehen, namentlich: a) gotteslästerliche Reden, b) Verſpottung der chriſtlichen Religion, c) Wahrſagerei als Gewerbe, d) Entweihung und Störung des öffentlichen Gottesdienſtes und Beleidigung der in ihren amtlichen Functionen begriffenen Geiſtlichen und Presbyter, e) fortgeſetzter und öffentlich kundwerdender Gebrauch der Sonn- und Feiertage zur Ausübung der gewöhnlichen Erwerbsthätigkeit, inſofern ſie nicht durch die Nothwendigkeit geboten wird.

3) Solche, durch welche Zucht und Ehrbarkeit in der Gemeinde untergraben wird: a) notoriſcher unzüchtiger Lebenswandel, ſowie die öffentliche Beförderung dieſes Laſters, b) notoriſcher Ehebruch, c) das Verhältniß der ſogenannten wilden Ehen, ſowie auch das anſtößige Zuſammenleben verlobter Perſonen und voreheliche Schwangerſchaft, d) die Laſter des Trunks und des Spielens, e) grobe Vernachläſſigung der Kirchenzucht, f) notoriſche und fortgeſetzte Unehrerbietigkeit gegen Eltern und die, welche an der Eltern Statt ſind, ſowie gegen alle vorgeſetzte Obrigkeit,

*) Die evangeliſche Landeskirche Preußens und die Wiſſenſchaft. S. 77 flg.

**) Verhandlungen der zweiten rhein. Prov.-Synodal-Verſammlung. S. 11.

g) anſtoßgebender Unfriede im Hauſe, h) Schlägerei und Duell.

4) Alle entehrende Handlungen, welche mit bürgerlichen Strafen belegt werden und zugleich durch das göttliche Geſetz verboten ſind, als Diebſtahl, Mord, Betrug, Meineid, Aufruhr u. dgl.

5) Solche, die ſich auf die Handhabung der Kirchenzucht beziehen, nämlich das Nichterſcheinen der vor einer Commiſſion des Presbyteriums oder vor dem verſammelten Presbyterium zu erſcheinenden dreimal vorgeladenen Glieder der Gemeinde, als eine Verachtung der kirchlichen Behörden.

§ 7. Die Stufen der Kirchendisciplin ſind: 1) freundliche Vermahnung durch den Pfarrer und zwei Aelteſten im Hauſe des Pfarrers oder in der Sacriſtei auf Beſchluß des Presbyteriums. 2) Vorforderung vor das verſammelte Presbyterium mit ernſtlichem Verweiſe und Hinweiſung auf die im Falle nicht erfolgter Beſſerung eintretenden noch bedeutenderen Folgen. 3) Bei den Vergehen 1 und 5 Verluſt des Wahlrechts und des Rechts Kirchenämter zu bekleiden, und ebenſo bei allen übrigen Vergehen, Verluſt des Rechts am heiligen Abendmahle Theil zu nehmen; des Rechts der kirchlichen Trauung anders als in der Stille, d. h. weder in der Kirche, noch in geſellſchaftlicher Feier; des Rechts Pathenſtellen zu übernehmen und Verluſt der kirchlichen Rechte und Aemter.

Bei Pfarrern, Aelteſten und beziehungsweiſe bei Candidaten kommen noch hinzu auffallende Verſäumniſſe des öffentlichen Gottesdienſtes und des heiligen Abendmahles; bei Pfarrern und Candidaten: Verläugnung der Grundlehren des evangeliſchen Bekenntniſſes und Verbreitung unchriſtlicher Lehre*).

(Fortſetzung folgt.)

Skizze einer Geſchichte der Zigeuner, ihrer Sitten und ihrer Sprache, nebſt einem kleinen Wörterbuche dieſer Sprache, von Michael von Kogalnitchan. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen begleitet von Fr. Casca. 8. 71 S. Stuttgart 1840.

Gegenwärtige Schrift und das ihr zum Grunde liegende (Berlin 1837) erſchienene Original ſind beide, ſofern man auf deren Werth ſein Abſehen nimmt, kaum zu einer Anzeige berechtigt. Die Ueberſetzung namentlich hat, genau genommen, gar kein Verdienſt. Die ihrem Vocabular eingefügten und durch ein Sternchen hervorgehobenen Artikel ſind ſammt und ſonders — jedoch mit klüglicher Verſchweigung der Quelle — aus dem brauchbaren deutſch-zigeuneriſchen Wörterbuch von Dr. Ferdinand Biſchoff (Ilmenau 1827) abgeſchrieben; die Anmerkungen aber ſowohl nach Zahl als Inhalt ganz unbedeutend. Ueberdem iſt Hr. Casca ſo weit davon entfernt, die überaus zahlreichen Mängel ſeiner Vorgänger — von denen er übrigens, außer Kogalnitchan und Biſchoff, keinen einzigen kennt, wenigſtens Niemand weiter eingeſehen hat — zu vermeiden oder gar zu verbeſſern, daß ſein Buch das Sündenregiſter nicht bloß durch häufige Druckfehler, ſondern auch durch nicht wenige Mißverſtändniſſe, oft der allerlächerlichſten Art*), die entſchieden auf ſeinen eigenen Kerbſtock kommen, um Vieles vergrößert. Fügen wir hinzu, wie wir nicht anders können, daß auch das Original, abgerechnet einige dankenswerthe neue Notizen über die Zigeuner der Moldau und Wallachei und über die, in Betreff ihrer daſelbſt üblichen Geſetze, welche Hr. v. Kogalnitchan, als von dorther gebürtig, aus näherer Anſchauung zu geben vermochte (ſ. inzwiſchen auch ſchon Manches davon bei Sulzer, Transalpin. Dacien Th. II. S. 136—147), im Grunde Nichts enthält, was uns in Deutſchland nicht eben ſo gut, ja viel beſſer bekannt wäre, ſo müſſen wir der allerdings gerechten Frage Rede ſtehen, wozu nur überhaupt die Anzeige ſolcher Bücher dienen ſolle? Wir entgegnen: ſie ſind angezeigt, in einer Weiſe angezeigt, die glauben machen könnte, als ſtecke wirklich etwas von Belang dahinter; von Berichterſtattern, die noch weniger einen Begriff von der Sache hatten als die Verfaſſer, und in Unterhaltungsblättern, welche den einmal ausgeſtreueten Samen des Vorurtheils weit umher bringen. Schon alſo, im Widerſpruche mit jenen Referenten, einfach zu ſagen, daß durch die in Rede ſtehenden Schriftchen das Problem von dem Urſprunge eines ſo in alle Wege räthſelhaften Volkes, wie die Zigeuner ſich ſeit ihrem erſten Erſcheinen in Europa bis zur Stunde darſtellen, ſeiner Löſung um keinen Schritt näher gebracht ſei, was auch bei faſt gänzlicher Unbekanntſchaft der Verf. mit der einſchlägigen Litteratur, um nicht von ihrer völligen Unwiſſenheit in dem Zigeuneridiome zu reden, unmöglich war, ſchon dies wäre Motivs genug zu einer Beſprechung von Büchern, mit deren Gegenſtand, obwohl in gewiſſer Beziehung intereſſant für Alle, ſich doch, vermöge ſeiner entlegeneren Natur, nur Wenige wiſſenſchaftlich beſchäftigen. Unterzeichneter glaubt ſich zu dieſen Wenigen zählen zu dürfen, indem er, durch

*) Verhandlungen der zweiten u. ſ. w. S. 103 - 109.

*) Z. B. S. 3 Briefſtellen ſt. Bibelſtellen. — S. 4 Sisech (Kog. Sisech) ſt. Sſiáh Hindu, ſchwarze Hindus, bei Rüdiger, Zuwachs I. 83, Grellmann S. 22, Ausg. 2., durch einen Druckfehler im Mithr. II. 238. — Kog. p. 4: ce que Grellm. a *emprunté* à un journal de Vienne. Bei Casca S. 6: „was Gr. in den Wiener-Anzeigen hierüber hat einrücken laſſen!" — S. 6 und 38: moldauiſche Sprache ſt. Multani, d. i. Sprache von Multan in Indien, und: Indiſch ſt. Hindoustani, als ob Indiſch eine beſondere Sprache wäre. Gerade ſo verkehrt, als ſpräche man vom Europäiſchen als einer einzigen Geſammtſprache unſeres Welttheils.

den Beſitz eines ungewöhnlich reichen, gedruckten und ungedruckten Materials dazu ermuthigt, ſchon ſeit längerer Zeit eine eingehendere Arbeit über die Sprache der Zigeuner zur Herausgabe vorbereitet. Ihm lag daher die Aufforderung noch insbeſondere nahe, dem größeren Publicum durch eine kritiſche Beleuchtung jener Schriften zu zeigen, ob und was es daran habe. Vielleicht wird dann zugleich auch die Gelegenheit nicht ganz unſchicklich gefunden, um in Kürze den gegenwärtigen Stand der Frage von der Zigeuner Abkunft und Heimath darzulegen: wobei wir uns freilich zum Voraus für einige unterlaufende trockene Grammatikalien des Leſers Entſchuldigung erbitten müſſen, indem jene an ſich freilich hiſtoriſche Unterſuchung doch ohne linguiſtiſche Beihilfe ſchlechterdings nicht beſtehen kann.

Bereits in dem Artikel „Indogermaniſche Sprachen," in der Erſch- und Gruberſchen Encyklop. S. 42—45, habe ich die ethnographiſche Stellung der Zigeuner näher zu beſtimmen geſucht und daſelbſt auch die wichtigſte Litteratur angemerkt, welche ſich auf die Sprache dieſes Volkes bezieht. Nur war mir damals noch nicht ein ſehr gründliches und, wie es ſcheint, in Deutſchland, ſehr mit Unrecht, ganz unbeachtet gebliebenes Buch zu Handen gekommen, deſſen Bekanntſchaft ich der Güte eines Freundes in Ungarn verdanke. Es führt den Titel: Román Czib, das iſt: Gramm. und Wörterb. der Zigeunerſprache, nebſt einigen Fabeln in derſelben. Dazu als Anhang die Hantýrka oder die czechiſche Diebesſprache, von Anton Jaroslaw Puchmayer (Prag 1821, 88 S. 8.), und gehört zu dem Verdienſtvollſten, was über die Zigeunerſprache geſchrieben worden. Sonderbarer, und, weil ſie dadurch ihre Unabhängigkeit bewahrten, in dieſer Rückſicht gar nicht übler Weiſe wiſſen die Hauptbearbeiter dieſes Idioms, Kraus und Zippel, Puchmayer, Biſchoff, Graffunder, keiner vom andern etwas: nur Grellmann, der in ſeinem, zuerſt Deſſau 1782, ſodann in verbeſſerter Geſtalt Gött. 1787 zum zweiten Male erſchienenen „Hiſtor. Verſuch über die Zigeuner" alles, bis dahin über die Zigeuner Bekannte ſorgfältig geſammelt und ihren Urſprung aus Vorderindien nachgewieſen hatte, kennen Alle. Nach Grellmann waren es vorzüglich der im Jahre 1807 zu Königsberg verſtorbene Prof. Chr. Jak. Kraus und der Prediger Zippel zu Niebudzen in Preußiſch-Lithauen, welche den Gegenſtand zuerſt wieder lebhaft aufnahmen und weſentlich weiter brachten. Aus ihren Angaben hauptſächlich iſt geſchöpft, was Bieſter in der berl. Monatsſchr. 1793, Febr. (über die Zigeuner, beſonders im Königreich Preuſſen) S. 108—166 und Apr. (von ihrer Sprache) S. 360—393 veröffentlicht hat. An der zweiten dieſer Stellen findet ſich eine Parallelisirung des Zigeuneridioms mit dem Hinduſtani und Feſtſtellung ihres Unterſchieds, welche ganz richtig dahin ausfällt, daß, trotz ihrer verwandtſchaftlichen Beziehungen, doch keines von ihnen aus dem andern entſtanden ſein könne, und namentlich erſtens nicht diejenige Art von Miſchung zeige, worin beim Hinduſtani, vermöge ſeiner beſonderen Entſtehungsweiſe, deſſen eigenthümlicher Charakter beſteht. Sonſt iſt gerade vom Sprachlichen nur verhältnißmäßig wenig aus den Kraus-Zippelſchen Sammlungen, deren Angabe S. 391 vorhanden, dort mitgetheilt, wie mir aus eigener Durchmuſterung derſelben erſichtlich geworden iſt. Dieſe Sammlungen nämlich, wovon mehrfache Abſchriften, z. B. die Rüdiger durch Bieſter, und dem jüngern Adelung durch v. Auerswald (Mithr. IV. S. 82) mitgetheilte, genommen zu ſein ſcheinen, beſitze ich, freilich nur als Brouillons von Zippel's Hand, durch Schenkung vom ſeligen v. Bohlen, der ſie ſelbſt von dem Sohne Zippel's erhalten hatte. Obwohl ſie nur ein ungeordnetes und oft bunt durcheinander liegendes Material enthalten, ſo ſind ſie mir doch, theils wegen ihres nicht unbeträchtlichen Umfanges, theils wegen der großen Sorgfalt, mit welcher Zippel ſeine Erfragungen über das Zigeuneridiom angeſtellt hatte, vom größten Nutzen. Unter dieſen Papieren befindet ſich auch ein Aufſatz mit Berichtigungen von Grellmann's Vocabular, wie denn auch Puchmayer S. 50—51 (vgl. S. VI) und Graffunder S. 54 ff. bereits eingeſehen haben, daß viele von Grellmann's Angaben entweder geradezu falſch ſind, oder doch vielfachen Bedenken unterliegen. Wenn nun Kogalnitchan in der Vorrede ſagt, er habe hinzugefügt: „un recueil corrigé de tous les mots connus jusqu'à-présent," ſo grenzt die Verblendung (um mich keines härteren Ausdruckes zu bedienen), welche einer ſolchen Behauptung zum Grunde liegt, ans Unglaubliche, indem der genannte Autor weder Zippel, von dem doch Einiges ſchon gedruckt war, noch Puchmayer, noch Biſchoff u. ſ. w. kennt und ganz allein Grellmann (dazu bloß nach der erſten Ausgabe) und Graffunder ausſchreibt, von denen Erſterer nur ein mit der höchſten Vorſicht zu benutzendes Wörterverzeichniß geliefert hat, welches, weil von allen Orten und Enden, bei gänzlichem Mangel an grammatiſcher Einſicht in das Idiom der Zigeuner, zuſammengeſchrapt, von Ungenauigkeiten und Irrthümern jeglicher Art wimmelt, der Zweite aber, übrigens mit keinem ſeiner Vorgänger außer Grellmann bekannt, es bloß auf Erforſchung der Grammatik und nicht auf Sammlung des lexikaliſchen Stoffes abgeſehen hat. In dem Vocabular von Kogalnitchan ſind nur ein paar, bei den genannten beiden Autoren nicht vorfindliche Ausdrücke, deren Quelle ich nicht anzugeben weiß: einen Gewinn hat man übrigens davon nicht, da ſich faſt alle der Corruption oder Mißdeutung mehr als verdächtig machen. Z. B. burwin (pleurer) iſt gewiß nichts als Vermengung von Weinen mit Wein (ungar. bor, lat. vinum).

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

13

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

6. Juli. № 4. 1841.

Ueber Verhältniſſe und Stimmungen der evangeliſchen Bevölkerung Rhein-Preußens.

(Fortſetzung.)

Und ſah die rheiniſche Synode nicht ein, daß dieſes principloſe Machwerk des Hrn. Sack ein wüſtes Allerlei zufälliger Beſtimmungen ſei, wie ſie ſich kreuz und quer ſeiner unklaren Idee dargeboten hatten? Daß das Aergerniß der Gemeinde, vielleicht einer ſehr beſchränkten, unklaren und fanatiſchen Gemeinde, die allerunſicherſte, die allerſchlechteſte Norm für die Beurtheilung des Lebenswandels Einzelner iſt? Daß außer den in dem Entwurfe aufgezählten Sünden, Laſtern und Vergehungen zahlloſe andere, als Hochmuth, Faulheit, Heuchelei, Kriecherei, Feigheit, Neid, Verläumdung u. ſ. w. eben ſo gut geeignet ſind zum Aergerniß zu werden, ohne jedoch in der Kirchendisciplin Aufnahme gefunden zu haben? Daß es das ſchreiendſte Unrecht gegen Staat und Individuum iſt, daſſelbe Vergehen mit zwei verſchiedenen Strafen zu belegen? Daß durch dieſe Disciplinarordnung, wenn ſie ſich wirklich praktiſch durchführen ließe, Wohlwollen, Milde und Vertrauen aus der Geſellſchaft entweichen, Haß, Neid und Bosheit die feinſte Nahrung erhalten, Aufpaſſerei, Angeberei, Klatſcherei, Heuchelei und Hochmuth triumphiren würden? Wie alle Schaam vor der eigenen Sünde gewaltſam erſtickt wird dadurch, daß durch einen öffentlichen Act die Augen der ganzen Gemeinde auf den Sünder gerichtet und der von der Kirche Verdammte der liebloſeſten Beurtheilung Preis gegeben wird? Wie es wiederum das ſchreiendſte Unrecht iſt, daß die Kirche ſtrafen will, ohne unterſuchen zu können, ja ohne das Recht der Unterſuchung zu haben? Wie es der Zufall treffen kann, daß man ſo dem unbarmherzigſten und unfähigſten Richter in die Hände fallen und von ihm vor dem roheſten Pöbel, vor der Straßenjugend proſtituirt werden kann? Und hat die rheiniſche Synode nicht eingeſehen, daß ſie gerade dadurch, wodurch ſie das entweichende kirchliche Leben feſtzuhalten ſucht, das allgemeine Bewußtſein darauf hinweiſt, daß es ſeine Religioſität nicht in dieſer äußerlichen kirchlichen Anſtalt, ſondern in ſich ſelbſt hat, daß es ſich nicht durch dieſe Kirche, ſondern durch ſich, durch ſeine Demuth, Selbſtüberwindung und Kraftanſtrengung mit Gott vermittelt, und ſomit der hohlen Prätentionen dieſer Kirche ſpotten kann, dieſer Kirche, die ſich ſo weit gegen ihren eigenen Begriff vergeht, aus ihrer Unſichtbarkeit herauszutreten und ſich ſtrafend, verdammend, verfluchend manifeſtiren zu wollen?

Müſſige Fragen! ſie hat es eben ſo wenig eingeſehen, als der Redacteur der Disciplinarordnung. Trotz lebhafter Einſprache Einzelner gegen einzelne Beſtimmungen, trotz der abweiſenden Bemerkungen des königl. Commiſſarius, Biſchof Roß, wurde Hrn. Sack's Propoſition mit unbedeutenden Veränderungen angenommen und zum Synodalbeſchluß erhoben. — Als dieſer Beſchluß veröffentlicht war, zeigte ſich im Publicum, ſo weit dies Referent zu beobachten Gelegenheit hatte, theils die allergrößte Theilnahmloſigkeit, theils lebhafte Indignation, theils die Ruhe, die in dem geſunden Sinne des Rheinländers ihren Grund hat, womit er ahnt, daß bei praktiſcher Durchführung das Unvernünftige ſich ſelbſt ins Geſicht ſchlagen werde. Indeß war bei Allen, die ein lebendiges Intereſſe für ihre Gegenwart haben, die Spannung auf die Entſcheidung der Regierung ſehr groß. „Ob der Staat dieſem von der Synode gebilligten Entwurfe ſeine Beſtätigung geben wird?" ſchrieb Bauer *). „Es iſt unmöglich! Erſt müßte er eins ſeiner köſtlichſten Kleinode, die Gerechtigkeitspflege, wenn nicht wegwerfen, doch aber für einen falſchen, werthloſen Stein erklären, er müßte den Begriff der Strafe verläugnen und ſeinen Inſtituten die Sittlichkeit abſprechen" u. ſ. w. Als er dies ſchrieb, hatte das Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten bereits einen vorläufigen Beſcheid auf die Verhandlungen der Synode gegeben und ſich in würdiger, jedem freien, denkenden Manne wahrhaft erquicklicher Weiſe über dieſes Phantom der Kirchenzucht ausgeſprochen.

„Der Entwurf einer Disciplinar-Ordnung," heißt es darin, „iſt der Synode zur Ueberarbeitung nach neuer ſorgfältiger Erwägung beſonders auch der nachſtehenden Bemerkungen wieder vorzulegen; indem erſt, wenn derſelbe in einer alles Dunkle erläuternden, alles Unbeſtimmte beſtimmenden, alles an ſich Unſtatthafte entfernenden, das bloß Angedeutete ausführenden, die Einwendungen, welche gegen das Ganze und die Einzelnheiten vorgebracht werden können,

*) a. a. O. S. 109.

gehörig beachtenden Ueberarbeitung vorliegt, ſich wird entſcheiden laſſen, ob die von der Synode beabſichtigte Kirchendisciplin geſtattet werden kann.

„§ 1. Iſt der Begriff Aergerniß genau zu beſtimmen, ſo daß aus dieſer Beſtimmung entnommen werden kann, warum nicht alle Sünden und warum gerade die angeführten als zum Aergerniſſe gereichend anzuſehen ſind. Durch die Disciplin ſoll nach dieſem § das Aergerniß aufgehoben werden, was doch wohl nur durch die Beſſerung deſſen, der das Aergerniß giebt, wird geſchehen können. Von den drei Mitteln der Disciplin, welche § 7 unter dem Namen „Stufen" aufführt, könnte das erſte, die freundliche Vermahnung, allenfalls als ein Act der Seelſorge, welchem durch die Gegenwart von zwei Presbytern ein größerer Nachdruck gegeben werden ſoll, angeſehen werden. Das zweite, die Rüge vor dem verſammelten Presbyterio mit ernſtlichem Verweiſe, trägt offenbar den Charakter der Strafe an ſich. Noch unverkennbarer gerirt ſich das dritte, die Ausſchließung, als Strafact. Es drängt ſich hier die Frage auf, ob die Kirche ſich befugt und berufen halten kann, ihre Mitglieder durch Strafen zu beſſern, und wenn ſie es kann, warum ſie nicht jede Sünde, die zu ihrer Kenntniß gelangt, ſondern bloß diejenige, die zum Aergerniß gereicht, ſtrafen ſoll.

„§ 2. Bei ſchärferer Anſicht der citirten Stellen des neuen Teſt., der augsb. Confeſſ., der ſchmalk. Artikel und des heidelb. Katechismus (wodurch man ſeine Anſicht von der Kirchendisciplin zu rechtfertigen geſucht hatte) dürfte ſich ergeben, daß dieſe Stellen von etwas Anderm handeln, als die Synode beabſichtigt, am wenigſten von einem Strafamte der Kirche. Matth. 18, 15—17. lehrt, wie Jemand ſich zu verhalten habe, wenn ihm von einem Andern ein Unrecht zugefügt worden, und ſetzt eine Synagoge voraus, die etwas Anderes iſt, als eine Gemeine in der chriſtlichen Kirche, und auch die Synagoge ſollte nicht ſtrafen, ſondern mit ihrem Anſehen einwirken. Eben ſo wenig möchte hierin gehören, was 1. Kor. 5, 2. für ganz andere Verhältniſſe geſchrieben ſteht. Die Augustana nennt impios. Die Articuli nennen manifestos et obstinatos peccatores, die zum Sacramente nicht ſollen zugelaſſen werden, bis ſie ſich beſſern. Die Claves haben es ſogar auch mit subtilibus et absconditis zu thun (Pars III, art. VII). Der heidelb. Katechismus nennt ſolche, die unchriſtliche Lehre oder Wandel führen, denen die heiligen Sacramente ſollen verboten werden — gewiß nicht zur Strafe, ſondern in Rückſicht auf 1. Kor. 11, 29. Von Aergerniß iſt hier nirgend die Rede.

„§ 6. 2. a. Was iſt unter gotteslästerlichen Reden zu verſtehen? Werden ſolche in der Rheinprovinz häufig geführt? Giebt es dort Leute, deren Art es iſt, gotteslästerliche Reden zu führen? Es ſcheint, daß ein Menſch, der dem Herrn des Himmels und der Erde Böſes nachredet, es ſei denn im Zuſtande der Trunkenheit, entweder ein Unwiſſender, den die Kirche zu belehren hat, oder ein Wahnſinniger ſein müſſe. Die Unwiſſenheit und der Wahnſinn können einer Kirchenſtrafe nicht unterliegen.

„§ 6. 2. c. wird die Wahrſagerei als Gewerbe Vergehungen und Laſtern zugezählt, welche wider die Ehrfurcht vor Gott und die Heiligung des göttlichen Namens angehen; aus welchem Grunde? Kommt Wahrſagerei als Gewerbe mit Verletzung der Ehrfurcht vor Gott dort ſo häufig vor, daß die Kirche glauben könnte, dagegen beſonders einſchreiten zu müſſen. Wenn ein Menſch in dem Wahne ſtände, er könne das Zukünftige erforſchen, und mit dieſer vermeinten Gabe ein Gewerbe triebe, wäre er deshalb den Dieben, Mördern, Meineidigen gleichzuſtellen? Wer ohne in dieſem Wahne zu ſtehen mit der Wahrſagerei Gewerbe treibt, iſt ein Betrüger und gehört unter die Kategorie 4.

„§ 7. So weit die Vermahnung (1) und die Rüge (2) über das Geſchäft der Seelſorge hinausgehen, ſo iſt es dabei auf Beſchämung durch oder vor Menſchen abgeſehen. Es fragt ſich hierbei 1) ob ein ſo durchaus weltliches Motiv zur chriſtlichen Beſſerung mitwirken könne, und ob durch die Anwendung deſſelben dasjenige Motiv, welches in der Verdammlichkeit der Sünde liegt, nicht entkräftet werde. Wird das von Beſchämung erfüllte Gemüth für die Eindrücke, welche die Vorhaltungen des Pfarrers machen ſollen, noch Raum haben? Und wo der Pfarrer dem Ehebrecher, dem Trunkenbolde, dem Spieler den heiligen Ernſt Gottes und das ewige Verderben vergebens vorgehalten hat, wird dann die äußerliche Beſchämung wohl etwas Anderes wirken können, als Erbitterung und noch größere Verhärtung? Werden diejenigen, die durch die freundliche Vermahnung und den Verweis nicht haben zur Beſſerung geführt werden können, durch den Verluſt des Rechtes, Kirchenämter zu bekleiden, wonach die meiſten ſchwerlich ein Verlangen haben, zu beſſern ſein?

„§ 7. 3. Wenn die Kirche den Ruchloſen von dem heiligen Abendmahle zurückweiſt, ſo geſchieht es nicht, um denſelben dadurch zu beſtrafen, ſondern um die Entheiligung des Sacraments und die Verſündigung des Menſchen abzuwenden. Für wen ſoll die Ausſchließung eine Strafe ſein? Für die Verächter des Sacraments iſt ſie es nicht. Auch nicht für den, der wohl weiß, daß der unwürdige Genuß ihm nur ſchaden kann. So wäre ſie es nur für denjenigen, der in dem Wahne ſteht, auch bei einem unbußfertigen Herzen könne die Theilnahme an dem heiligen Abendmahle ihm Nutzen bringen, und die Kirche müßte dieſen verderblichen Wahn gefliſſentlich unterhalten und befördern, um in dieſer Art ihr Strafamt üben zu können. — Die Befugniß, die Trauung in der Kirche und in geſellſchaftlicher Feier zu verſagen und von Pathenſtellen auszuſchließen, wird der Staat den Presbyterien ſchwerlich beilegen."

(Fortſetzung folgt.)

„Skizze einer Geſchichte der Zigeuner, ihrer Sitten und ihrer Sprache, nebſt einem kleinen Wörterbuche dieſer Sprache von Mich. v. Kogalnitchan. Aus dem Franz. überſetzt von Fr. Casca.“

(Fortſetzung.)

Nach Puchmayer's nicht ganz unrichtiger Bemerkung iſt „das Romſche (Zigeuneriſche) eine äußerſt einfache, leicht zu erlernende Sprache.“ Ganz anders aber ſtellt ſich die Sache, wo es ſich um linguiſtiſche Aufhellung deſſelben, insbeſondere um den jedesmaligen Urſprungsnachweis ſeines äußerſt buntſcheckigen Sprachſchatzes handelt: in welchem Falle man mit ungemein vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Davon iſt die eine Hauptgattung zwar nur eine ſubjective und eigentlich außer den Grenzen der Zigeunerſprache ſelbſt gelegen, giebt aber der zweiten oder objectiven an Ausdehnung und Hemmkraft wenig nach, und wirkt um ſo unangenehmer, als man ſich in ihrem Bereiche lediglich durch Wegſchaffung von Irrthümern und Ungenauigkeiten ein Verdienſt erwerben kann und zu gleicher Zeit doch muß. Das Zigeunervolk entbehrt der Litteratur, folglich konnte man von deſſen Idiome nur aus ſeinem eignen Munde die erſte Kenntniß ſchöpfen, weshalb dieſe alle Mißſtände, welche mündlichen Erfragungen linguiſtiſcher Art anzukleben pflegen, ja, aus beſonderen Gründen, noch weit mehr im Gefolge mit ſich führt. Begreiflicher Weiſe waren daher die Bearbeiter der romſchen Sprache, zu geſchweigen nun vollends der bloßen Sammler, unzähligen Fehlgriffen ausgeſetzt, welche in den mannigfaltigſten Anläſſen ihre Quelle haben und zu deren Entdeckung es oftmals, außer genügender Sprachkenntniß, noch ſorgfältiger Confrontirung der verſchiedenen Zeugen bedarf. Man ſtößt hier auf Irrungen, namentlich 1) ſolche, welche Feder und Druck verſchuldeten, und darunter, als noch insbeſondere erwähnenswerth, falſche Interpunction, ſo wie irrige Auseinanderreißung oder Zuſammenziehung von Wörtern, 2) Hörfehler, an welche oft 3) Verwechſelung von Homonymen grenzt, 4) ungenaue Auffaſſung der Laute. Während z. B. der eine Schriftſteller daſſelbe Wort mit einer Tenuis aufführt, hat der andere darin eine Media, welcherlei Wechſel zuweilen wirklich der mundartlichen Ausſprache des Romſchen, je nach den verſchiedenen Gegenden (als: Moldau, Ungarn, Böhmen, Lithauen, Deutſchland) zur Laſt fallen mag, woher die gerade befragten Zigeuner ſtammten: öfters jedoch iſt dergleichen gewiß nur den Fragern beizumeſſen. Letztere haben z. B. häufig die Aſpiration vernachläſſigt, wo ſie entſchieden ihren Platz behauptet, als p, t ſtatt ph, th u. ſ. w. Unbeſtändigkeit der Schreibung und Verſchiedenheit derſelben bei den verſchiedenen Autoren überhaupt ſind natürlich Dinge, welche man nicht leicht anders erwartet. 5) Es werden von den Autoren bald zwar richtige grammatiſche Formen erwähnt, allein durch nicht-entſprechende (oft ganz allgemein gehaltene, als Inf., Perf., Präſ.) wiedergegeben und überſetzt, bald unrichtige, nach falſcher Analogie, ſelbſt gebildet. Schließen wir hiemit die Claſſificirung von Irrthümern, welche das Studium des Zigeuneridioms erſchweren: wie ſteril und unerquicklich dieſelbe ſein mag, ſo iſt ſie uns doch nicht zweck- und nutzlos erſchienen, zumal in Betracht, daß dem Forſcher das eclatante Beiſpiel an der hier in Frage ſtehenden Sprache lehrreich ſein kann für ſo viele andere Wörterverzeichniſſe aus, nur durch dieſe bekannten Sprachen. Einige Belege aus jeder Claſſe werden die Sache beſſer erläutern und darthun, wie große Vorſicht bei ähnlichen Erfragungen und deren Benutzung geboten ſei. Zugleich wird uns hierdurch der Beweis nicht ſchwer fallen, daß Kogalnitchan's und Casca's Vocabulare, abgerechnet dasjenige, was jener aus Graffunder, dieſer aus Biſchoff herübergenommen hat, — und ſelbſt dieſe nicht einmal haben ſie mit Verſtand benutzt, — in Bezug auf Zuverläſſigkeit noch tief unter dem Grellmannſchen ſtehen, was ſchon ein paar, ich meine nicht unergötzliche Beiſpiele, beſtätigen werden. So hat Grellmann unter den Getreidearten den, aus dem Slawiſchen (Kopitar, Glag. Cloz. p. 81, ungar. ros) entnommenen Ausdruck rozho. Daraus macht nun Kogalnitchan durch Verwechſelung der homonymen deutſchen Ausdrücke Rocken oder Roggen (secale) und Spinnrocken, ital. rocca, Du C. ῥώκκα: Quenouille, welcher Fehlgriff bei Casca, der doch ſelbſt gedankenloſer Weiſe aus einer anderen Quelle, nämlich Biſchoff, rozho (bei Dorph rolso, erklärt durch das däniſche Wort rug, d. i. Roggen) unter Korn richtig aufführt, ſich dahin verdoppelt, daß jenes rozho in zwei falſchen Artikeln, nämlich unter Spinnrocken und Kunkel, auftritt. — Bei Casca lieſt man S. 58: „Geſchwiſterkind, tanerpen (ſo!); kola wela i tanerpen, ſie heirathet ein Geſchwiſterkind“ als Ueberſetzung des Artikels bei Kog. p. 43: „Petit-enfant, *tarnepen*; ello prend un petit-enfant, *kola wela i tarnepen*.“ Es iſt unmöglich dies zu verſtehen ohne die Quelle, woraus es gefloſſen iſt (Graffunder über die Sprache der Zig. S. 51). Daſelbſt heißt es nämlich: „Kola wela i tarnepen, ſie krigt ein kleines Kind.“ Die Verbalform bedeutet: kommen und bekommen, und wird S. 54, nach einem andern Germanismus, auch von einer Frauensperſon, die einen Mann bekommt, gebraucht. Nun hat Hr. Kogalnitchan, des Deutſchen offenbar nicht recht kundig und durch den zweiten Fall, bei ihm p. 36, mißleitet, auch das erſte Mal „krigt“ für „heirathet“ genommen und überſetzt es demgemäß, ſtatt, wie er hätte thun ſollen, durch ello a fait un enfant, mit prend, woraus denn natürlich Unſinn entſteht, aus dem er nicht durch die willkürliche Umänderung von un petit enfant (infans) zu petit-enfant herauskommt, was keineswegs: Geſchwi-

ſterkind bedeutet. Uebrigens müht ſich Graffunder ohne Noth mit dem Worte tarnepen, einem ganz regelrechten Abjectivabſtractum von tarno, Sskr. *tarun'a* (jung), bei Biſch. derrnepen, Jugend, neben derrno, jung, wie diknepenn (ein Kleines), Biſch. S. 71 von dikno, bei Puchm. tykno (klein). — Grellm. hat S. 235. Ausg. 1., 297. Ausg. 2., naneleskeksi (zähe, zach), und Kog. (auch Biſch. S. 107) verſchlechtert dies hinten durch Setzen von o ſtatt i unter tenace, was nun Casca ſeinerſeits „klebrig" überſetzt. Wie abgeſchmackt dies ſei, lehrt die Etymologie des Wortes, das zufolge Zippel's richtiger Deutung aus nani les keek dsi (non est ei ullum cor), vgl. Biſch. nano leske tschi (kleinmüthig) und unter: beherzt, zuſammengeſchoben iſt und mithin nur von einem zähen, herzloſen Menſchen gebraucht werden kann. Außerdem iſt es eine Phraſe und nicht Adjectiv, folglich auch nicht der männlichen Nominativendung o fähig. — Insbeſondere Casca's Sudeleien gehen oft dermaßen ins Weite, daß es beinahe erſt eines eigenen Studiums bedarf, um ſeine unerhörten Mißgriffe ſich nur einigermaßen erklärbar zu machen. So hat er: kako, Mücke, weil er cousin bei Kog. fälſchlich in dem Sinne von culex nahm, während kako (Grellm. S. 230), kak (Puchm.): Vetter bedeutet. Ferner „buko, Heerd" durch Verwechſelung von foi (Leber) mit foyer; „Peitſche, dudum, tschupni," obſchon nur das zweite Peitſche (ſ. Kog. u. fouet), das erſte Kürbis zufolge Grellm., durch Vermengung von courge und courgie. Selbſt durch Fehlgreifen in deutſchen Wörtern, als unter: beide (ambo), nicht bloß mendui (beide, eigentlich wohl men dui, uns zwei im Acc.) aus Biſch., ſondern ſogar bandopen, d. i. Binden (Kog. lier). Pehenda wird von Casca durch Nüſſe und Nieſen wiedergegeben, obſchon es das Letztere gar nicht bedeuten kann, wozu auch Kog. unter éternuer durchaus keinen Anlaß gab. Rücken, kahraf, als Verbum, z. B. bei Zippel: kàr tot dùridir, rück weiter! für das Subſt. (dorsum) genommen. — Pop, schik (Erde) fälſchlich auch unter: Ende gebracht. — Saster, bei Kog. fer und glace; allein das Wort, im Sskr. çastra (eigentlich Waffe), bedeutet nur Eiſen und nie Eis. — Buklo (das Schloß, Grellm.) überſetzt Kog. durch château, irriger, doch ververzeihlicher Weiſe: allein unverantwortlich iſt, wenn Casca, obſchon er aus Biſch. wußte, daß buklo (wie bukli, Schnalle, franz. boucle) das Thürſchloß bezeichne, es dennoch auch unter Burg aufſtellt. — Durch Verwechſelung von naß mit nackt bei Kog. kindo (nû), obſchon es naß bedeutet. Nackt iſt nango = Sskr. nagna, Hindi nangâ, nicht mango, wie Casca unter bloß und einzig aus Biſch. hat. Seul bei Kog. übrigens iſt falſche Ueberſetzung von: bloß (d. i. nudus, und nicht solus) bei Grellm. — Bei Biſchoff folgt dem Artikel: Gerſte, unmittelbar: Gerte, welche dann Casca ganz wohlgemuth zu Einem verſchmilzt, was ihm freilich Kog. unter tête vormacht, welcher Artikel auch die Wörter für Auge enthält aus Grellm. — In der That berechtigen uns eine Menge ſolcher Irrthümer bei Hrn. Casca, deſſen Name wenigſtens ausländiſch genug klingt, zu der Vermuthung, daß er nicht bloß nicht Franzöſiſch, ſondern auch kein Deutſch verſtehe.

Wir wollen die Verf. nicht eben für ähnliche Fehler ihrer Vorgänger verbindlich machen, was wir doch im Uebrigen von einem recueil *corrigé* zu erwarten wohl berechtigt wären. Deren giebt es aber auch genug, wie z. B. goswro, d. i. godsvaro Zipp., gotschworo (klug, ſchlau, Schelm) Biſch. von gódi (Gehirn, Verſtand) ſchon Grellmann irrthümlich aus „weiſe" (sapiens) zu „Weiſe" (modus) umgedeutet hat, worin ihm Biſch., Kog. (manière) und Casca unter Art, Gewohnheit folgen. — Falſche Unterordnung von kaschuko (surdus), —ki (surda), d. i. taub, wie es richtig bei Szujew, Beſchr. ſ. Reiſe von Petersburg nach Cherſon I. 130 und Puchm. lautet, unter Taube (columba) bei Biſch. und Casca. — Sennelowisa, bei Grellm. als Verbum: raſen, bezeichnet vielmehr, Zippel zufolge, eigentlich grüne Wieſe (vgl. Rüdiger, Zuwachs I. 68. Sennele pattria, grüne Blätter), und der Irrthum ſchreibt ſich mithin von der Homonymie mit Raſen (cespes) her. — Viele falſche Antworten der Zigeuner beruhen auf Hörfehlern, wenn nicht gar zuweilen auf böſem Willen, als z. B., wenn Prof. Kraus auf die Frage, wie der Blitz heiße, chocher, d. i. Pilz (boletus) zur Antwort erhielt, oder ihm für Haß das in Wahrheit Haſe bedeutende Wort schoschoi untergeſchoben ward. Biſch. hat: „rings herum, sarwestriall," wovon ich vermuthe, daß es in Wahrheit: „links herum" vom Adv. serwes (links) beſage, ungeachtet im Sskr. sarwa (all) zu Stützung der erſten Erklärung herbeigezogen werden könnte, doch, meine ich, bloß trügeriſcher Weiſe, da: all im Zig. nach Zipp. haaro, sharo, nach Puchm. savoro, die allerdings zum Hindi sârâ, saba, sarwa (all, wholl, entire) ſtimmen. — „Pral, darben" bei Grellm. (manquer du nécéssaire Kog., Nothleiden, Casca) hat gar nicht das Ausſehen eines Verbums und iſt vielleicht verhört ſtatt „droben;" denn pral bedeutet wirklich, nicht wie Grellmann an einem anderen Orte angiebt, hoch, ſondern: oben. Ganz ähnlich hat Biſch. kokalos, Knochen, irrig unter: kochen, nach einem Druckfehler im Mithrid. I. 245, wie das zur Vergleichung beigefügte Sanskr. kikasa (a bone) beweiſt. —

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

7. Juli. № 5. 1841.

Ueber Verhältniſſe und Stimmungen der evangeliſchen Bevölkerung Rhein-Preußens.

(Fortſetzung.)

Nachdem hierauf die Regierung auch die Disciplinarordnung in Betreff der Pfarrer, Presbyter und Candidaten kritiſirt hat, fährt ſie fort:

„Die von der erſten weſtphäliſchen Synode zur Bearbeitung einer Kirchen-Disciplinar-Ordnung ernannte Commiſſion hat die Sache von einem höhern und freiern Standpunkte aus aufgefaßt. Sie verſteht unter Kirchenzucht Alles, was die Kirche durch ihre Diener und Organe zu thun hat, um auf ihre einzelnen Glieder beſſernd und für ihre Zwecke erziehend individuell einzuwirken. Sie verſpricht ſich in dieſer Beziehung mit Recht das Meiſte von dem Einwirken auf die religiöſe Erziehung der Jugend und von der ſpeciellen Seelſorge, namentlich von der Einführung regelmäßiger Hausbeſuchungen, und will das, was ſie die Kirchenzucht im engern Sinne nennt, worauf allein der den Verhandlungen der zweiten rheiniſchen Provinzial-Synode beiliegende Entwurf ſich beſchränkt hat, mehr tolerirt als gefördert ſehen. Wenn die rheiniſche Synode jene beiden Dinge wird wohl einzurichten wiſſen, ſo wird ſie die von ihr beabſichtigte Disciplin, der ſo Vieles und Gewichtiges entgegenſteht, und von der man ſich ſo wenig verſprechen darf, um ſo mehr können fallen laſſen.“

Das iſt der miniſterielle Beſcheid, der den Hierarchen ſo gewaltig die Laune verdarb. So wenig er erſchöpfend war und ſein wollte, ſo wies er doch deutlich genug hin auf die großen Gebrechen dieſer herz- und pulsloſen Fehlgeburt, und wenn dies mit einiger Schärfe geſchah, ſo war das nicht befremdlich einer Verſammlung gegenüber, die, während ſie alle Anſtrengungen macht, ſich vom Staate zu emancipiren und perennirend und autonomiſch zu werden, einen ſo kläglichen Beweis von ihrer Fähigkeit, die heutige Stellung der Kirche zu begreifen und in Geſetzesform darzuſtellen, abgelegt hat. Wenn wir dieſes Urtheil über die Verſammlung ſprechen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß dies nur von der Majorität gilt.

Und erhob ſich nun kein Ritter, für die gedrückte Unſchuld in die Schranken zu treten? Freilich; in den deutſchen Blättern für Proteſtanten und Katholiken, einer neuen Zeitſchrift, erſchien ein längerer Aufſatz: über Verhältniſſe und Stimmungen der evangeliſchen Kirche in Rheinpreußen*), unterzeichnet mit P. L. Sind unſere Vermuthungen und unſere Nachrichten gegründet, ſo iſt Hr. Peter Lange der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, bis vor Kurzem gefeierter Prediger in Duisburg, jetzt nach Zürich berufen und bereits abgegangen, um den früher für Strauß beſtimmten Lehrſtuhl einzunehmen, derſelbe, den jetzt die theologiſche Facultät von Bonn zum Doctor der Theologie ereirt hat. So tritt denn die Frage einigermaßen in das Gebiet der Wiſſenſchaft über.

Nachdem Hr. Lange einen Ueberblick über die Verhältniſſe der evangeliſchen Kirche der Rheinprovinz, ihre Schattirungen und Bildungen gegeben und mehrfache Ungehörigkeiten und Widerſetzlichkeiten einzelner Gemeinden zurückgewieſen hat, wendet er ſich zu den Uebergriffen des Staates, der, wie er ſagt, nach der Kraft ſeiner modernen Entwicklung immer in Gefahr ſei, die Kirche, die ſchwache und doch in ihren tiefſten Gründen ſo ſtarke, ſo unüberwindliche Kirche zu verkennen. Die Einwirkungen des Staates auf die Kirche hätten oft mehr ſchließen laſſen auf ein philoſophiſches Syſtem, welches die weſentliche Natur der Kirche ganz ignorirt, und den Staat zur alleinigen Form der religiös-ſittlichen Geſellſchaft erhebt, als auf die Ahnung und Anerkennung, daß die Kirche ein ihrer Natur nach weſentlich freies Gebiet ſei, daß ſie ſich überall durch den Rücktritt ihrer Glieder in das Spiritualiſtiſche oder in das Martyrthum allen Gewaltthätigkeiten von Außen mit königlicher Würde entziehen könne. Er weiſt hierauf nach, wie viele Verſtimmungen und Beſorgniſſe bereits innerhalb der Kirche rege geworden, veranlaßt durch Verfügungen und Maßregeln des Staates, die mehr oder weniger tief in das Innere der Kirche eingegriffen hätten, vor Allem aber habe die letzte Verfügung über den Entwurf der Kirchendisciplin betrübend, bedrohlich, kränkend und zum reinkirchlichen Widerſpruch aufregend gewirkt.

Wenn dieſe hierarchiſche Stimme hier von der Gefahr der modernen Entwicklung des Staates ſpricht, ſo kann ſie offenbar damit keine andere meinen, als den durch die

*) D. B. f. P. u. K. Neue Folge, erſtes Heft, S. 1—57.

Reformation herbeigeführten Aufſchwung deſſelben, durch welchen allerdings die oppoſitionelle Stellung der Kirche erſt dem Principe nach, dann durch die Praxis aufgehoben worden iſt, und es heißt dieſes nur das alte Lied gegen die Reformation ſingen, das man jetzt aller Orten aus dem Munde frommer Männer ſo erbaulich vernehmen kann. Und wenn nun Hr. Lange dadurch der Kirche ihren eigenen Boden vindiciren zu wollen ſcheint, daß er das „Spiritualiſtiſche" und das „Martyrthum" ihre unantaſtbare Zuflucht nennt, ſo wird er doch eben dieſelbe Zuflucht der Wiſſenſchaft, dem Rechte, der politiſchen Freiheit zugeſtehen müſſen, die ebenfalls „freie Gebiete" ſind, ebenfalls dieſem mechaniſchen, roh-materiellen Staate gegenüber eine ideelle Grundlage haben, und denen er dennoch gewiß nicht eine eigenthümliche Subſtanz, eigenthümliche Verfaſſung und Geſetzgebung und einen eigenthümlichen Strafcodex innerhalb des Staates einräumen wird. Faſſen wir aber doch einmal dieſen vermeintlichen oder erlogenen Gegenſatz von Staat und Kirche näher ins Auge. Es iſt wahr, dieſer Staat iſt zunächſt ein natürliches Gewächs, das Bewußtſein des Zuſammengeborenſeins iſt das umſchlingende Band und in den Augen ſeiner Söhne ſpiegeln ſich ſeine Berge, Thäler, Haine, Flüſſe und Seen. Aber wie das Kind durch das Haus, ſo wird dieſer Naturſtaat erzogen durch die Geſchichte, und wie der Knabe allmälig zum ſelbſtbewußten Manne, ſo erſtarkt der Naturſtaat zum chriſtlichen Staate. Daher gab es auch eine Zeit, wo dieſes Chriſtenthum außer ihm war und ſich außerhalb ſeiner zu einer wahrhaften, züchtigenden und belohnenden Macht conſolidirte, dieſes war die Kirche, die des chriſtlichen Glaubens Wahrheit und Freiheit den Naturmächten des heidniſchen oder noch halb heidniſchen Staates gegenüber vertheidigte und in ihrer Sieghaftigkeit bewies ſowohl dadurch, daß ſie ihre vom Glauben begeiſterten Jünger unter die rohen, trotzigen Naturſöhne ſandte und ſie durch gottbegeiſterte Rede beſänftigte und bezwang, als auch dadurch, daß ſie zu Schild und Schwert griff und mit glaubenſtarkem Arme den Heidenmuth demüthigte. Das iſt der Staat und die Kirche des Mittelalters, das iſt eine nothwendige, aber nur zeitweilige Form der Geſchichte, und ihre Grundbedingung iſt eben die, daß der chriſtliche Geiſt erſt in Einigen zu Leben und Bewußtſein gekommen iſt, welche dieſen Geiſt zur Darſtellung und Verwirklichung bringen, während er dagegen in der großen Mehrheit und in der Totalität des Staates noch nicht zum Durchbruch gekommen, oder von den Feſſeln naturwüchſigen Heidenthums umrankt gehalten wird. Die geiſtige Macht ſiegt über die weltliche, der Staat demüthigt ſich vor der höhern Gewalt, das heißt, er wird chriſtlich. Durch alle ſeine Adern und Saftgänge dringt chriſtliches Leben, die Fürſten ſetzen ihre Ehre darein, chriſtliche Fürſten zu ſein, die Völker meſſen ihre Fürſten nach chriſtlichem Maßſtabe, Ordnungen, Geſetze, Einrichtungen, Erziehung, Wiſſenſchaft, Alles erhält chriſtliche Grundlage, das Chriſtenthum iſt der Richter des Lebens geworden. Das iſt das Verdienſt der Kirche, dieſer gottbegeiſterten Männer, die trotz Blut und Tod den Sieg des Geiſtes verkünden und durchſetzen. So mehrt, breitet und weitet ſich das Chriſtenthum aus, bis kein Widerſacher mehr vorhanden, der Gegenſatz zwiſchen Kirche und Staat aufgelöſt iſt. Das iſt die Reformation. Was ſprecht ihr nun noch von der Kirche, was ſprecht ihr von den „Rechten," dem „freien Gebiete," von den „unveräußerlichen Grundſätzen," den „weſentlichen Ideen" der Kirche? Will nicht der Staat ein chriſtlicher ſein, betrachtet er nicht den Chriſtengott als ſeinen einzigen und höchſten Richter in allem ſeinem Thun und Handeln, will er etwas thun, was nicht chriſtlich wäre, hat die Kirche Rechte, Grundſätze, Ideen, die nicht die ſeinigen wären? Und wer iſt denn dieſer Staat? Iſt es nicht ein chriſtlicher König? eine chriſtliche Regierung? chriſtliche Staatsbürger, die alle an den Gott der Liebe glauben? Wer iſt denn dagegen die Kirche? Wo iſt ſie? Nirgends iſt ſie. Nichts iſt ſie. Ein Phantom iſt ſie, eine Form ohne Inhalt, denn ihr Princip iſt das Princip des Staates ſelbſt geworden. Giebt es aber eine Geſellſchaft, oder Secte, oder Gemeinde, die ſich für eigentlich, für ganz beſonders chriſtlich hält, während der Staat und ſeine übrigen Staatsbürger nur ein halbchriſtliches oder falſchchriſtliches Princip haben, ſo hat ſie ſich allerdings dem Staate gegenüber als eine Kirche zu formiren, aber ſie beweiſe zuvor dem Staate ſein Unrecht, ſeine Unchriſtlichkeit und dagegen ihre präponderirende Chriſtlichkeit. Ehe dieſes aber geſchehen iſt, halten wir unſern Staat und uns Alle für gut chriſtlich und betrachten die Kirche als eine mittelalterliche Ruine, das Gerede Einzelner aber vom ächt-kirchlichen Leben für Confuſion der Begriffe oder für einen Deckmantel ihrer Scheinheiligkeit, ihres Hochmuths, ihrer Herrſchſucht. Dieſe Einzelnen, wie ſie im Kreiſe von Mörs und im Wupperthale zahlreich ſind, haben wohl Anſtoß an dem miniſteriellen Beſcheid genommen, und ihre Stimme hielt Hr. Lange, der ebenfalls den Staat als eine bloße Polizeianſtalt betrachtet, für einen Schrei der evangeliſchen Chriſten in der ganzen Rheinprovinz. So weit das Ohr des Referenten reicht, herrſcht nicht die mindeſte religiöſe Aufregung am Niederrhein, und daß daſſelbe der Fall iſt höher hinauf am Mittelrheine, bezeugt der Verfaſſer ſehr ſchätzbarer „Bemerkungen"*) zu Hrn. Lange's Aufſatze, in denen das lügneriſche und trügeriſche Element dieſer hierarchiſchen Klage evident nachgewieſen wird. Aber ſelbſt, wenn es wahr wäre, was nicht wahr iſt, daß das religiöſe Gefühl der Rheinländer durch die Verwerfung jener Kirchendisciplin verletzt worden,

*) Deutſche Blätter u. ſ. w. Neue Folge, zweites Heft.

ſo dürfte der Staat dennoch nicht nachgeben, denn jenes religiöſe Gefühl zeigte ſich dann als ein völlig particulär-provinziell-unklares und unlauteres, dem der erleuchtetere Staat Belehrung und Zurechtweiſung, nicht Nachgiebigkeit ſchuldig wäre, ſelbſt auf die Gefahr hin, womit Hr. Lange den Staat bedroht, daß ſeparatiſtiſche Bewegungen und Eruptionen, Sectirerei und Independentenunfug daraus entſtehen ſollte, wozu es allerdings in trüben und rohen Gemeinden durch die Thätigkeit fanatiſcher Prediger und anderer exaltirten Köpfe leicht kommen kann.

Nur aus großer Unklarheit aber, oder aus egoiſtiſchen Abſichten, konnte eine ſolche Kirchendisciplin hervorgehen. Beruft euch dabei nicht auf den heidelberger Katechismus, auf die ſchmalkaldiſchen Artikel, auf die augsburgiſche Confeſſion. Die Macht und Bedeutung der ſymboliſchen Bücher iſt vorüber. Sie ſind herrliche Zeugniſſe und die angemeſſenen Formen des jungen, eben befreiten reformatoriſchen Geiſtes, aber ſie konnten dieſem lebendigen, ſich weiter und tiefer entwickelnden, das Leben durchdringenden und ſich ſelbſt immer klarer begreifenden Geiſte nicht nachfolgen; ſie wurden und werden immer mehr zu dürren Schalen, der lebendigen Dialektik des proteſtantiſchen Geiſtes gegenüber zur Lüge.

(Fortſetzung folgt.)

„Skizze einer Geſchichte der Zigeuner, ihrer Sitten und ihrer Sprache, nebſt einem kleinen Wörterbuche dieſer Sprache von Mich. v. Kogalnitchan. Aus dem Franz. überſetzt von Fr. Casca.“

(Fortſetzung.)

Jetzt einige Beiſpiele von Verunſtaltung in Folge unrichtiger Interpunction oder Zuſammenſchreibung. Zhamander; zhaswawer; kinder (ſcheiden) bei Grellmann ſoll ſein: dscha mander (geh von mir) und dschas wawerkinder (laßt uns von einander gehen). — Eben ſo iſt palmande aufzulöſen in pal mande (hinter mir, ſiehe Puchm. S. 26) und bezeichnet daher mit nichten: Folge, Gefolge, suite, wie man Grellmann nachgeſprochen hat. — Latschila; wingro (falſch) bei demſelben halte ich für eine poſſeſſive Adjectivbildung (latschilawingro) aus latscho (gut) und law (Wort), vgl. Biſch. überreden, warnen, ſo daß es einen, gute Worte machenden (aber im Herzen falſchen) Menſchen bezeichnen würde. In Casca's Umdrehung: „irrig, wingro; latschilo,“ zugleich mit der willkürlichen, übrigens auch ſchon bei Kog. vorfindlichen Umänderung des a zu o am Ende iſt nun ſelbſt das Errathen des Irrthums unmöglich geworden. — Dromna zhedum, Irrthum, darf man dreiſt in drom nazhedum (die Neg. mit dem Prät. von hatschaf, finden), d. i. viam non inveni, umändern. — Bei Casca: latsche, parrja ſt. ohne Komma, d. i. Juwelen, eigentlich gute Steine, als Plur. zu latscho parr (Diamant) Biſch. Boschi, mangri (Geige) iſt vielmehr Ein Wort aus baschavar (ich ſpiele) und eben ſo tschororopen (das Elend, nicht: misèrable als Adj.). — Namentlich oft findet man den Artikel mit Subſt. concrescirt, ohne daß dieſen Umſtand die Sammler bemerkten, als z. B. bei Szujew o-tschon (der Mond), o-sap (die Schlange, Sskr. sarpa), e-pora, e-wala (die Federn, Haare), je-dei (eigentlich eine, nicht: die Mutter), je-matscheste (einem Fiſche) u. ſ. w.

Unermeßlich iſt die Zahl von Schreib- und Druckfehlern aller Art, und, wie dadurch die zigeuneriſchen Wörter oft bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt werden, auch hievon ein paar Beiſpiele. Grellmann's terum (Land) kennt ſonſt niemand; ich vermuthe, es ſei, etwa mit falſchem Hinblick auf terra, nichts als das allbekannte tem (Land) Zipp., Biſch., them Puchm., d. i. θέμα (provincia; auch legio, in welchem Sinne noch die Böhmen tém gebrauchen, mit gewiß nur zufälligem Anklange an Alb. τάγμα Legion aus τάγμα) Du C. Ferner weimga (Kette) kann wohl nur aus wering, pl. werinja Zipp., wereklin Biſch., ſlaw. weriga, Glag. Cloz. p. 69, entſtanden ſein. Bei Kog. baraga esheri (âne) ſoll offenbar barega-neskeri, d. h. Langohr, ſein, und provingra (pomme de terre) vielmehr phuvjingeri (Kartoffeln) Zipp. von phû (Erde). Auch in baringhero (matelôt) muß ein Fehler ſtecken, ſei es nun, daß man darin Zig. bero, Sskr. wêḍa (Boot), Hindi bêḍâ (raft), oder, mit mehr Wahrſcheinlichkeit, pani, panin (Waſſer, Meer) zu ſuchen habe. Daschai (poule) vielleicht b. oder p. als fem. zu baschno (Hahn). — Casca behält nicht allein die Druckfehler bei ſeinen Vorgängern, ſogar die von Biſchoff in den Berichtigungen bereits verbeſſerten (ſ. z. B. unter Branntwein, unverzagt, Lazareth, Nachen, Aufblühen), gewiſſenhaft bei, ſondern vermehrt auch dieſelben durch zahlreiche neue Verſehen, die zuweilen jedenfalls noch mehr ſind, als bloße Druckfehler, in dem Maße, daß ſein Wortverzeichniß dadurch für Unkundige faſt ganz unbrauchbar wird, wie es denn für Kundige völlig überflüſſig iſt. Man nehme nur einmal S. 52. „Bei, der, paschall, d. i. „herbei (!!) a paschall“ Biſch. Oder: pattib, Ehre, wie er richtig hat, ſoll, ihm zufolge, auch das Gegentheil: „verachtet“ bedeuten, augenſcheinlich aus Mißverſtändniß der Stelle bei Biſch., wo „verachtet“ durch a gollis nano pattib (ei non est honor) wiedergegeben iſt. Grellmann's kovokardas (anreizen), nach Zippel = akova kerdjas (ille fecit), iſt bei Kog. zu enchanter und in der Geſtalt von karokardaf bei Casca nun gar zu bezaubern geworden. Eben ſo lieſt man bei ihm lukedirparbas ſt. lubekirdaspas Grellm. (eig. lubekirdas pes, er hat ſich verhurt) als Prät., wie

bakerdas (fregit) Biſch., wozu paggherben (rompre) Kog., bei Casca fälſchlich vorn mit n gehört. Außerdem vieles Andere, als: „Eiche, barano," Kog. und Grellm. balano makko, offenbar: Eichel, aus Griech. βάλανος und dem gleichbedeutenden ungar. mákk. Krank nasselo; narwolo ſtatt naswolo (vgl. νοσηλεύομαι) Biſch., und ſelbſt aus Kog. nalli (unpäßlich) mit ll ſt. ss. Thorm (Binde) ſt. thorin; reischimmo (Wirthshaus, Gaſthaus) ſt. kischimmo (cabaret, hôtel) aus dem Slaw. Kretſcham; zwar richtig laufen (courir) nascheben, aber dasſelbe Wort unter fließen (couler) vorn mit m; Hintertheil ghero ſt. ghow (derrière); Hornreich ſt. Hornvieh u. ſ. w. u. ſ. w.

Durchforſcht man aufmerkſam die vorhandenen Verzeichniſſe zigeuneriſcher Wörter, ſo ſtößt man auf eine Menge Ausdrücke, die ſchwerlich in der Sprache wirklich üblich ſind, ſondern bloß zur Befriedigung des queſtionirenden Fragers augenblicks von dem Befragten, und zwar nicht immer mit Geſchick, oftmals vielleicht auch ohne allzugroße Gewiſſenhaftigkeit herbeigeſchafft. So überſetzte Zippeln ſein Zigeuner: ſittſamer Menſch durch beschetuno manusch, d. h. homo sedentarius, der Sitz — Fleiſch hat! — Wohnort, gatterhall Biſch., beſagt buchſtäblich: Woher (gatter) biſt du (hal)? und Rang gòwaball wahrſcheinlich: der biſt du. Wenn ferner Biſch. „rächen tapperàf les pâle" angiebt, ſo iſt gewiß nicht der Zigeunerausdruck dem deutſchen parallel, denn er bedeutet: ihn wieder prügeln (oder vielleicht auch: wieder ertappen). — Gleicherweiſe werden oft Verbalformen, als wären ſie Nomina, aufgeführt. Z. B. bei Biſch. leuteſchen, latschela (er ſchämt ſich); Luftſpringer, stèla (er ſpringt), Springbrunnen, brunnastela (der Brunnen ſpringt), erwacht, apre stehla (auf ſpringt oder ſteht er); ungelehrt, na tschanèla tschi (non scit quidquam), Schwarzkünſtler, a jow a (er) tschenèla (kennt) mellelo trab (ſchwarzes Kraut, ſchwarze Arznei). Gedächtniß rikewela, eigentl. er behält (etwas im Gedächtniß) ſ. Biſch. unter merken. Massob (wachſam) vielmehr ma sob (ne dormi, bleibe wach); pen (Antwort) nicht dies, ſondern der Imper.: ſag. Namentlich hat die plurale Accuſativform pen (se, ſich) zu mehreren Malen Biſchoff Anlaß gegeben, reflexive Phraſen mit verbalen Abſtractermina auf pen, ben zu verwechſeln, als: Gefecht, Zweikampf, tschingerwene pen (ſie zanken ſich) mit dem wirklichen Nomen tschingerpen (Zank, Zwiſt); Gelag, bibene pen (ſie betrinken ſich) neben piben (das Trinken) Puchm. Und ſo auch im Sing. Flamme, jahk-dela-pes (Feuer giebt ſich, d. i. entſteht). — Sehr oft ſind, in Ermangelung wahrhafter Benennungen, von den Befragten bloße Paraphraſen gegeben, die wegen ihrer zu großen Unbeſtimmtheit und Weite unzweifelhaft als ganz unbrauchbar verworfen werden müſſen. Dahin rechnen wir z. B. die Menge von Nebeneinanderſtellungen mit gowa und peda (Sache, Ding) bei Biſch., als z. B. schelto gowa (gelbe Sache) für Meſſing, Erz und ſogar Bügeleiſen; dikno sastereskero peda (kleines eiſernes Ding) Feile; stuppineskeri peda (flache Ding) Brecheſ; kihleskero peda, Butterfaß u. ſ. w. Oder schelti pabni (gelber Apfel) angeblich: Quitte; Citrone. Viele Nomen von Perſonen und Dingen von irgend einer Superiorität ſind durch Subſtantiva mit einem comparativen oder ſuperlativen Beiſatze eigentlich mehr umſchrieben als überſetzt. So z. B. Kaiſer, gohn baridir krahl (quis major rex?); König, baridir krahl (major rex); Oberforſtmeiſter, gohn baridir wehscheskro (größter Forſtmann); Dom, gohn baridir kangrin (größte Kirche); Knaſter, gohn tatschidir tuwielli (allerbeſte Rauchtabak) u. ſ. w. — Mitunter auch hat man ſich ein kleines Späßchen erlaubt, z. B. wenn Obrigkeit bei Biſch. durch pessaperrengre (Dickbäuche) und Oberamtmann durch praldùno pessaperreskro (oberſter Dickbauch) wiedergegeben wird. So etwas läuft denn, aller Wahrſcheinlichkeit nach, auch in dem angeblich Thee bedeutenden Worte muttramangri Kog., multamangri Casca, mit unter, indem es füglich nirgendwoher anders als von muterben (uriner) ſtammen kann. Nach derlei Wörtern ſollte man doch auch nicht fragen; denn entweder nehmen die Zigeuner für eine ſolche Sache geradewegs den fremden Ausdruck auf, oder bilden ſich dafür in der Geſchwindigkeit einen zwar eigenen, aber unpaſſenden.

(Fortſetzung folgt.)

Von der in meinem Verlage erſchienenen Zeitſchrift:

Halliſche Jahrbücher

für

deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt,

für 1838, 1839, 1840 und 1841, Januar bis Juni, ſind noch einige vollſtändige Exemplare vorräthig. Der Preis eines vollſtändigen Jahrganges iſt 12 Thlr.; wer die erſten drei Jahrgänge auf einmal nimmt, erhält dieſe für 18 Thlr.

Leipzig, Ende Juni 1841.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

21

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

8. Juli. № 6. 1841.

Ueber Verhältniſſe und Stimmungen der evangeliſchen Bevölkerung Rhein-Preußens.

(Fortſetzung.)

Ein Sünder — er hat die Ehe gebrochen, oder er hat geſtohlen, trotz der Vermahnung wiederholt geſtohlen, oder trotz der Vermahnung wiederholt Unfrieden in ſeinem Hauſe geſtiftet, die Kinderzucht gröblich vernachläſſigt, oder dgl. (3. b. c. g. 4.) — dieſer Sünder verlangt danach, das Abendmahl zu genießen und ſich durch dieſen Erinnerungsact zu ſtärken, um ſich in ſeinem Herzen vor Gott zu demüthigen und dadurch mit ihm zu verſöhnen. Die Kirche verweigert ihm das Abendmahl. Die Kirche? Das heißt: der Geiſtliche und das Presbyterium, vielleicht auch die Gemeinde. Kennt man den Thatbeſtand des Vergehens? Ach ja, es iſt notoriſch. Was heißt notoriſch? Der Nachbar hat es durch ein Fenſterchen des Hinterhauſes oder durch eine Mauerſpalte mitangeſehen, ſein frommes Herz hat großes Aergerniß daran genommen, er hat ſich zu erleichtern geſucht durch Mittheilungen an andere fromme Seelen; auch dieſe wurden beunruhigt, die Aufregung, das Aergerniß verbreitet, vergrößert ſich, es wälzt ſich ſchwellend durch die Straßen fort, in der Beſtürzung vergißt man der eigenen Sünden und fühlt ſich nun um ſo mehr durch die Sünde des Mitbruders gekränkt, Neid, Haß, Schadenfreude und andere trübe Quellen leiten ihre Abzugscanäle hinzu, bis die ganze Gemeinde des Aergerniſſes voll iſt. Das heißt notoriſch. Uebrigens wird dieſe Notorietät barometerartig verſchieden ſein je nach der Temperatur der Gemeinden oder, wie Hr. Lange ſagt, nach Maßgabe der ſittlichen Kraft oder Schwachheit derſelben. Natürlich, die ſchwachen, deren Glieder genug mit ihren eigenen Sünden zu thun haben und niedergeſchlagenen Blicks den Nebenmenſchen nicht beobachten können, werden theils viele fremde Sünden nicht ſehen, theils ſie milder beurtheilen; die ſittlich ſtarken dagegen, deren Glieder mit ſich fertig ſind oder wenigſtens fertig zu ſein glauben, werden ſchärfere Augen, härtere Urtheile und Rügen für des Nachbars Schwächen haben. Doch laſſen wir jene haltloſe, vage und unchriſtliche Kategorie der Notorietät, die eines der wichtigſten Fundamente jenes Strafcoder iſt, und wenden uns wieder zu dem armen Sünder, dem das Abendmahl verweigert wird. Der Nachbar ſoll richtig geſehen haben, der Anſtoß der Frommen gegründet, das Vergehen nicht bloß notoriſch, ſondern wirklich geſchehen ſein. Aber ſelbſt dieſer mechaniſche, rein materielle, um das Chriſtenthum ſich wenig kümmernde Staat berückſichtigt bei der Beurtheilung der Verbrechen, ſo viel als möglich, alle äußeren Umſtände, um die Geſchichte deſſelben, den Verlauf in der Seele des Verbrechers und ſomit die größere oder mindere Schuld deſſelben zu erkennen; er iſt nicht ſo hart und gefühllos Mord gleich Mord, Diebſtahl gleich Diebſtahl zu erklären. Der Proceß in der Bruſt des Menſchen iſt ihm die Hauptſache, nicht die letzte Form und Geſtalt dieſes Proceſſes, durch die er zwar ſeinen Namen erhält, bei der aber oft der Zufall das Entſcheidende war. Und der wahre Chriſt, mit dem Herzen voll Liebe, das ſtets in ſeinem Mitmenſchen zuerſt und vor Allem den göttlichen Geiſt anerkennt und liebt, und in Allem, was er thut und läßt, zuerſt und vor Allem die Spuren dieſes göttlichen Geiſtes, auch die ſchwächſten wahrzunehmen und geltend zu machen bemüht iſt, er ſollte ſo lieblos, ſo hart, ſo unchriſtlich handeln, die Sünde ſeines Mitbürgers nur nach dem Klange des Namens, womit ſie die Welt belegt, zu beurtheilen, ja zu beſtrafen? ohne alle Unterſuchung zu beſtrafen?

Hören wir, wie die kirchlichen Männer darüber denken. „Das kirchliche Gefühl," ſagt Hr. Lange, „ſchließt alle diejenigen vom Abendmahle aus, die der Gemeine ein Aergerniß geben, das heißt: die als Gemeineglieder durch notoriſchen Abfall von ihrem Glauben als Religionsläugner, als Spötter, oder durch notoriſchen Abfall von ihrem ſittlichen Lebensgeſetz in offenbarem Laſter, oder in einer groben, frevelhaften Verſchuldung die Gemeine ärgern, das ſittliche Gefühl der Stärkern empören, das ſittliche Gefühl der Schwächern bethören, im Ganzen aber die Gemeine in ihrem chriſtlich-ſittlichen Glaubensmuth paralyſiren. Wer als Gemeineglied notoriſch unchriſtlich lebt und doch Gemeineglied bleiben und bei der Communion erſcheinen will, der introducirt den Unglauben und den Frevel mit frecher Stirn bei der Geſellſchaft der Communicanten, mit der ſtillſchweigenden Zumuthung, dieſe ſittlichen Monſtra als Geiſter, die ihr durch ihn familiariſirt ſind, ſofern man ſie als Figuren betrachten kann, anzuerkennen,

ja dieſe ſelbſt bei der Communion mit zuzulaſſen. Will aber die Geſellſchaft der Communicanten dieſen Unglauben, dieſe Frechheit der Sünde oder des Laſters, welche er introducirt, excommuniciren, ſo muß ſie ihn ſelber excommuniciren, weil er ſich von dieſer böſen Familiarität noch nicht durch Buße und Glauben gereinigt hat.“ Spricht das nicht phariſäiſcher Hochmuth und arge Verblendung? Thut man nur Buße durch eine ſchriftliche oder mündliche Erklärung vor dem Geiſtlichen und dem Presbyterium, oder kann man ſie auch in ſeiner ſtillen Kammer, in der Tiefe ſeines Herzens thun? Iſt derjenige noch als verſtockter Sünder zu betrachten, der das Bedürfniß fühlt, ſich durch den Genuß des Abendmahls ſein Verhältniß zu Gott klar vor die Seele zu rufen? Thut er es mit frechem Herzen? Wer hat in ſein Herz geſchaut? Thut er es mit bußfertigem Herzen? Wer will ihn zurückhalten? Und wer wagt es überhaupt, den Stein gegen den Sünder aufzuheben? Wer fühlt ſich ſo rein, ſo ſtark? Welcher Geiſtliche, welcher Aelteſte hat die eherne Stirn, einem Sünder das Abendmahl zu verweigern, wenn er nicht *vor ihm* ſich gedemüthigt? Welches Gemeindeglied hat den Muth, auf ihn mit dem Finger zu zeigen und zu rufen: er iſt ein Sünder, weg mit ihm, er ſtört meine Andacht? Predigt ihr nicht ſonntäglich, wie die Welt im Argen liege, wie der Satan überall ſeine Netze ausſtelle, wie auch die Beſten arge Sünder und gerade diejenigen die größten ſeien, die ſich am wenigſten dafür halten? Wen meint ihr damit anders, als euch ſelbſt und die Aelteſten und die frommen Gemeindeglieder im Gegenſatz von den *notoriſchen* Sündern, von denen ihr es nicht erſt zu erzählen braucht? Nun, und dennoch ruft ihr ſtolz und hartherzig: weg mit ihm, er iſt ein Sünder!? Bloß, weil eure zahlloſen Sünden noch nicht mit beſtimmten Namen benannt, noch nicht zur Oeffentlichkeit gekommen, noch nicht zum Aergerniß geworden? Donnert euch nicht der Ruf des Gewiſſens nieder: ich richte, nicht das Aergerniß richtet!? Freilich, euch pflegt ihr in dieſem Conflicte nicht zu nennen, die Kirche nennt ihr, und die Kirche iſt freilich ſchuldlos, ein bloßer abſtracter Begriff. Wollt ihr ihn lebendig machen, ſo ſetzt dafür euer chriſtliches Gewiſſen, und dieſes chriſtliche Gewiſſen wird zwar mit ſcharfem Sinne und aufrichtiger Wehmuth den Abfall vom ſittlichen Lebenswandel an dem Nächſten wahrnehmen, aber nicht mit ſcharfer Zunge und ſcharfen Waffen verfolgen; ſtatt ihn als ein räudiges Schaaf von ſich auszuſchließen, wird es vielmehr durch die Flecken hindurch den göttlichen, unſterblichen Geiſt wahrnehmen, an ihn appelliren, auf ihn ſeine Hoffnung ſetzen; ſtatt ihn zu verdammen und zu excommuniciren, wird es vielmehr ſich anſtrengen, durch *ſich* das Gute, die Wahrheit zur Verwirklichung, zur Geltung, zu Anſehn und Ehren zu bringen, damit es auch dem Blödſichtigen zur Leuchte wird.

Es iſt ein gräulicher Hochmuth, eine unglaubliche Liebloſigkeit in dieſen kirchlichen Männern und ſie ſind lebendige Zeugniſſe, wie man die unchriſtlichſte Geſinnung haben und dennoch alle ſeine Worte und Handlungen mit Bibelſtellen belegen könne.

Frage alſo Hr. Lange nicht mit dem Gefühle ſicherer Entſcheidung: die Kirche habe doch wohl das unbeſtrittene Recht, vom Abendmahle zurückzuweiſen? Als die Kirche noch eine Exiſtenz hatte, eine rechtliche Exiſtenz hatte, als ſich nämlich noch der chriſtliche Geiſt im Kriegszuſtande gegen den natürlich-heidniſchen Staat befand, da hatte ſie auch eben wegen dieſes Kriegszuſtandes, in dieſem Nothſtande das Recht der Excommunication. Sie hatte dem Staate gegenüber ihr eignes Princip, ſie hatte es vor den Eingriffen und Einflüſſen des Gegners zu bewahren, ſie that es, indem ſie durch die Excommunication an die vereinzelten und noch zarten Fibern und Faſern des jungen chriſtlichen *Keimes* im Herzen des Einzelnen, wie des geſammten Staates appellirte. Jetzt hat aber dieſer Kriegs- und Nothſtand aufgehört, es exiſtirt kein Inſtitut mehr, das dem Staate gegenüber das chriſtliche Princip zu ſchützen und zu wahren hätte, dieſes iſt vielmehr das Princip des Staates ſelbſt geworden, und jener Kampf und Gegenſatz zwiſchen chriſtlich und unchriſtlich iſt, wie jeder hiſtoriſche Kampf, allmälig ein *individueller* geworden, hat ſich aus der Geſchichte in die Bruſt der Einzelnen zurückgezogen und wird hier täglich, ſtündlich gekämpft. Mit jenem Inſtitute hat aber auch das Recht der Excommunication aufgehört, ſowie man nach geſchloſſenem Frieden das Schwert in die Scheide ſteckt. Und wie könnte ein proteſtantiſcher Chriſt dergleichen in Anſpruch nehmen dem Staate gegenüber, von dem er weiß, daß er, wie er ſelbſt, dem Chriſtengotte huldigt, ſeinen Mitmenſchen gegenüber, die, wie er ſelbſt, in ſich den Kampf zwiſchen Natur und Geiſt, gut und böſe, Lüge und Wahrheit durchzukämpfen haben mit mehr oder minderm Erfolge. Blödſinnige, Betrunkene, Tobende und dergleichen Subjecte, ja ſie könnt ihr mit Fug und Recht vom Abendmahle zurückweiſen, dieſe polizeiliche Gewalt kann jedem nüchternen Menſchen übertragen werden, aber euern Mitmenſchen, weil er in einer Hinſicht notoriſcher Weiſe ein Sünder iſt, von dem Abendmahle auszuſchließen, obgleich er danach verlangt, nein, ihr Päpſtlein, das kann euch nicht geſtattet werden, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß jene Sünden, wie Hr. Lange befürchtet, jene ſittlichen Monſtra dadurch förmlich als Figuren und incarnirte Kobolde und Teufelchen zum Genuß des Abendmahls introducirt würden. Seid verſichert, ſie würden an den durch jene Kirchendisciplin für legitim erklärten und kanoniſirten Kobolden und Teufeln des Hochmuths, der Heuchelei, des Haſſes, der Faulheit, der Lüge u. ſ. w. zahlreiche und ebenbürtige Geſellſchaft finden.

Wäre Ref. witziger, als er es iſt, ſo würde er ſich die beiden Vergehen der Kirchendisciplin: „gotteslästerliche Reden" und „Wahrſagerei als Gewerbe" nicht entgehen laſſen, um mir ihnen dem Komus ein herrliches Brandopfer zuzurichten. Die Regierung antwortet (man glaubt einen ironiſchen Blick und ein Achſelzucken wahrzunehmen): „Es ſcheint, daß ein Menſch, der dem Herrn des Himmels und der Erde Böſes nachrede, es ſei denn im Zuſtande der Trunkenheit, entweder ein Unwiſſender, den die Kirche zu belehren hat, oder ein Wahnſinniger ſein müſſe. Die Unwiſſenheit und der Wahnſinn aber können einer Kirchenſtrafe nicht unterliegen." Was ſagt Hr. Lange dagegen? „Nach dem Geſetz Moſis mußte der Gotteslästerer mit dem Tode beſtraft werden. Nun kann man es aber der Moſaiſchen Geſetzgebung wohl zutrauen, daß ſie nicht den ſchauderhaften Mißgriff werde gemacht haben, die Unwiſſenheit, oder den Wahnſinn, als ein todeswürdiges Verbrechen zu behandeln. Moſes wußte es wohl beſſer, als unſer Dilemma, welches ſehr nach der Theologie der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts ſchmeckt, daß ein Menſch bei großem Wiſſen und bei notoriſcher Verſtändigkeit ſich dem Triebe eines dämoniſchen Frevelmuths hingeben und ſo zum Gotteslästerer oder zum Religionsſpötter werden kann." Hr. Lange geſtehe es uns zu, daß wir ſein Raiſonnement dagegen etwas nach dem Pietismus des letzten Jahrzehnds ſchmeckend finden dürfen, bis er uns jenen Trieb eines dämoniſchen Frevelmuths, Gott zu läſtern, ein wenig näher analyſirt, demonſtrirt und exemplificirt hat. Bis auf Weiteres wollen wir denſelben für einen der zahlreichen Dämonen ſeiner aufgeregten Phantaſie halten. Moſes aber iſt nicht unſer Geſetzgeber, wir ſind keine Juden und leben nicht ſo und ſo viele Jahre vor Chriſtus. Als die Erkenntniß des Einzigen Gottes noch ein ſchwacher Keim in der Bruſt eines einzigen ſchwachen Volkes, ringsherum Heidenthum und Naturdienſt war, da konnte wohl das Auge blöde, der Geiſt ſo ſchlaff werden, den noch ſchwachen Lichtſchimmer zu verlieren und der Finſterniß wieder zu verfallen. Heutiges Tages aber, in unſerm Staate halten wir es für eine Unmöglichkeit, daß ein Menſch, der bei Verſtande iſt, im Ernſt Gott läſtern ſollte, man müßte denn den einen Gotteslästerer nennen, der nicht glaubt, wie die Pietiſten glauben. Nein, andere Zeiten, andere Möglichkeiten. Moſes befiehlt auch: „Wenn ein Ochſe einen Mann oder Weib ſtößt, daß er ſtirbt, ſo ſoll man den Ochſen ſteinigen und ſein Fleiſch nicht eſſen; ſo iſt der Herr des Ochſen unſchuldig. Iſt aber der Ochſe vorhin ſtößig geweſen und ſeinem Herrn iſt's angeſagt, und er ihn nicht verwahrt hat, und tödtet darüber einen Mann oder ein Weib, ſo ſoll man den Ochſen ſteinigen und ſein Herr ſoll ſterben" (II, c. 21, 28. 29). Wenn es nun der Provinzialſynode gefallen hätte, auch die Herren ſtößiger Ochſen, die doch gewiß auch in ihrer Fahrläſſigkeit zum Aergerniß werden können, unter die Kirchendelinquenten aufzunehmen, könnte man dieſen kirchlichen Eifer der geiſtlichen Herren nicht mit demſelben Rechte durch die Auctorität Moſis vertheidigen?

(Schluß folgt.)

„Skizze einer Geſchichte der Zigeuner, ihrer Sitten und ihrer Sprache, nebſt einem kleinen Wörterbuche dieſer Sprache von Mich. v. Kogalnitchan. Aus dem Franz. überſetzt von Fr. Casca."

(Fortſetzung.)

Sieht man vom Scheine ab, ſo leidet das Idiom der Zigeuner in der That an großer Armuth. Der ihm urſprünglich zuſtändige, aus Indien mitgebrachte Sprachſtoff iſt ſeit dem mehrhundertjährigen Aufenthalte des Volkes außerhalb ſeines erſten Heimathlandes außerordentlich zuſammengeſchmolzen und des Fremdartigen in daſſelbe eine ſo ungeheure Menge eingeſtrömt, daß den erſteren gehörig von den erborgten Beſtandtheilen abzuſondern und auszuſcheiden in Wahrheit als kein allzu leichtes Geſchäft gelten kann. Bedenkt man weiter, daß von den Zigeunern, neben dem, in den verſchiedenſten Gegenden, wie es ſcheint, im Weſentlichen gleichen, allein eben je nach dieſer Verſchiedenheit verſchiedentlich durchmiſchten, ihnen allen gemeinſamen romſchen Idiome, deſſen ſie ſich untereinander bedienen, zugleich im Verkehr mit den Gadſche oder Nicht-Zigeunern die jedesmalige Landesſprache, wenn auch vielleicht nur unvollkommen, geſprochen wird, ſo begreift ſich, daß in ſo viel Ländern, als die Zigeuner durchwandern, beinahe ſo vielen Sprachen, die ihrige, wenigſtens zu paſſagerem Durchzuge, die Thore öffnet. Von dem ſo aufgeladenen Reichthume iſt indeß auch Manches haften geblieben und zu dem, ich möchte ſagen fixen, von der Gegendverſchiedenheit unabhängigen Stamm- und Gemeingute geſchlagen worden, welches, eben weil ſo viele und mancherlei Idiome zu ihm beigetragen haben, zu ſeiner Unterſuchung eine ſehr weitſchichtige und ausgebreitete Sprachkenntniß in Anſpruch nimmt. Dieſe andere Hauptſchwierigkeit bei der linguiſtiſchen Durchmuſterung des Zigeuneridioms möchte ich nun, im Gegenſatz zu der vorhin näher bezeichneten ſubjectiven, die objective nennen, weil ſie nicht ſowohl in der ungenügenden Kenntniß der Bearbeiter als in dem Objecte ihrer Betrachtung ſelbſt liegt. Eine kleine Hilfe bei Scheidung des erborgten Sprachſtoffes vom alten, erbeigenthümlichen im Romſchen gewährt die noch unerklärte Eigenthümlichkeit des letzteren, gleichſam nach dem Muſter des Griechiſchen, Lateiniſchen, Lithauiſchen und Gothiſchen (aber nicht: Slawiſchen), nicht allen, aber vielen, und wohl nur männli-

chen Nomina die Endungen os, us oder es, is (von denen es ſonſt Adverbialendung und Suffix des Acc. im Maſc.) anzuhängen, ſo daß man faſt alle Nomina, welche im Nominativ in gedachter Weiſe auslauten, mit Recht der Fremdheit verdächtigen kann. Siehe außer den, ſlawiſchen Sprachen entnommenen Ausdrücken im Mithr. I. 247, IV. 85, noch Puchm. S. 11. 22, z. B. petalos, griech. *πέταλον* Du C., Hufeiſen; silabis, byz. *ξυλάβιον* (aus *ξύν* mit *λαβίς*) Zange; amonis, byz. *ἀμόνη* ſt. *ἄκμων*, Amboß; pahunis, griech. *πώγων*, Bart, bei Zipp. phagûnis, Biſch. pachuni Kinn, Du C. *πηγούνη*, *πυγούνη* (mentum, barba); papus, *πάππος*, Großvater. — Bei Grellm. wirthus Wirth; flammus Flamme; buchos Buch; schnablus Schnabel; bei Puchm. rinckos (Gulden) aus Rheiniſch. Grellm. tscheros (Himmel) aus dem walach. ceriu (coelum). Puchm. dranxuris, Zipp. transsuri, Biſch. tranſchûri (Teller), franz. tranchoir. — czaplaris, ungar. czaplar Wirth; dylos, ung. dél Mittag; mogos Obſtkern, Stein im Obſte, ung. mag (Same, Kern, Hülſenfrucht). — cziripos, Scherben, ſlaw. czrep, ung. czerép, Dobr. Inst. p. 186; trupos Leib, böhm. trup Leichnam, walach. Körper; lancos Kette, ung. lantz, lith. lenczúgas u. ſ. w. Und ſehr bemerkenswerther Weiſe finden ſich auch bei Dorph (De jydske Zigeunere og en rotvelsk Ordbog, Kopenh. 1837) in dem rothwelſchen Vocabular viele ſo auslautende Wörter, als diskes (Altar) aus Tiſch; feldes Feld; funkes-kambes (Feuerſtein) aus Funke und poln. kamien Stein; dustes (Mehl) aus engl. dust Staub u. ſ. w.

So ferner haben eine Menge, von ausländiſchen Wörtern ſtammende Adjectiva ein itko oder diko ſuffigirt, das an die Ausgänge in Wörtern claſſiſcher Sprachen, wie *πολεμικός*, silvaticus, erinnert. Davon jedoch ſtehen mir, außer den Adv. Sasitka (Germanice) und czoritka (furtim), welches letztere übrigens einem echt zigeuneriſchen Worte entſpringt, bei Puchm. nur Beiſpiele aus Biſchoff und Zippel zu Gebote, als: eicheldiko ruk (Eichbaum) Biſch. und bei Zipp. widitko, pennachitko, lindetko — ruk (Weiden-, Nuß-, Linden-Baum); zinnitko transuri (zinnerner Teller); weizitko âro Weizenmehl; dżowitko kurmen Hafergrütze (aus dem Slaw.) u. ſ. w. Beſonders Gentiladjectiva als: Ssassetko gajo (deutſcher, eigentl. ſächſiſcher Mann); Preussitkotemm (preußiſches Land), Biſch. Mehradikkotemm (Mähren), Hollandikkotemm (Holland) u. ſ. w. — Zippel hat auch eine Menge Paſſivparticipia auf men, welches Suffix ſich nur auf entlehnte Wörter zu erſtrecken ſcheint, wie z. B. buklemen geſchloſſen (vgl. franz. boucler), verlassemen (verlaſſen), hassemen (gehaßt) u. ſ. w. Bei Grellm. findet ſich nur das einzige gojemen (trotzig), das ich, nebſt cheachoiemen zornig, kochemen trotzig Biſch., zu te chojuvâl (zürnen) Zipp. aus *χολή* rechne, und bei Biſch. außerdem gunschemen (unterdrückt). Die Aehnlichkeit mit den griech. Part. auf *μενος* iſt noch ſonderbarer als mit dem lith. mas, als mylimas (der geliebt wird) u. ſ. w. Nimmt man noch einige andere Kriterien der Fremdheit, als z. B. den eigentlichen Mangel des f im Zigeuneriſchen — denn Biſch. ſchreibt unrichtig im Verbum af ſt. av — hinzu, ſo verengert ſich freilich ein wenig der Kreis für den ächt und urſprünglich zigeuneriſchen Sprachfonds; allein auch dann bleibt noch der Nachweis von dem, was dieſem von vorn herein angehörte, was nicht, außerordentlich ſchwierig. Oft z. B. ſind je nach den verſchiedenen Gegenden ſehr verſchiedene Wörter für ein und denſelben Begriff in Gebrauch, als für Eis: bei Grellm. S. 222 Ausg. 1. jeko, d. i. perſ. jekh; und paho, bei Zipp. richtiger paggo, Du C. *πάγος*; Biſch. mohraso Eis, Eiszacke, ohne Zweifel nichts anderes als mrasos Zipp., böhm. mráz (Froſt); kryga bei Szujew, böhm. kry Eisſchollen, griech. *κρύος*. — Oder Thau: mraschu (in der erſten Ausg. mrascha) Grellm., böhm. padly mráz (Reif, gefallener Thau), wohl nur durch Mißverſtand bei Grellm. S. 222 Ausg. 1. auch mrascha Mond, im Sskr. más. Grellm. hat auch osch Thau, Hindi ôsa (dew) bei Adam. Szujew drosia aus *δρόσος*. Biſch. pàchni, griech. *πάχνη* gefrorner Thau, Reif, woher bei Puchm. pachonêl, te man es friert mich, vgl. *παχνοῦν* durchſchaudern; Zipp. pachlin Reif. — Blei moliwo gewiß aus *μόλιβος*; swinzi aus dem Slaw.; artschitsch perſiſch. Ueberdem haben nun ſo viele Sprachen zu dem Zigeuneridiome beigeſteuert, daß man ſich faſt zu allen europäiſchen Sprachen, namentlich, außer den germaniſchen und ſlawiſchen, zu der walachiſchen, ungariſchen und türkiſchen, ſelbſt griechiſchen wenden muß, um ihren Urſprung zu entdecken; ja außerdem kommen noch öfters in Aſien das Perſiſche, und, in Betreff des eigentlich zigeuneriſchen Sprachſtoffes, die Sprachen Vorderindiens in Betracht. — Rückſichtlich der romiſchen Syntax bemerke ich noch dies hier in der Kürze, daß man in ihr nur wenige ächt indiſche Structuren entdeckt, unſtreitig weil ſich dieſe ſehr verwiſcht haben, indem, je nach der Länderverſchiedenheit, Slawismen, Germanismen u. ſ. w. maßlos ſich an deren Stelle ſetzten.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

9. Juli. № 7. 1841.

Ueber Verhältniſſe und Stimmungen der evangeliſchen Bevölkerung Rhein-Preußens.

(Schluß.)

In ähnlicher Weiſe weiſt die Regierung den Punkt der Wahrſagerei als Gewerbe zurück, die ſie nur als Betrügerei oder Unwiſſenheit betrachtet wiſſen will. „Die Kirche," ſagt dagegen Hr. Lange, „hat aber einen tiefern Begriff von dem Weſen der Wahrſagerei. Sie betrachtet die Wahrſagerei nach Anleitungen und Beſtimmungen der heiligen Schrift als einen Frevel des unkindlichen Aberglaubens, der in die Geheimniſſe des göttlichen Rathſchluſſes hineinzubrechen ſucht mit ſuperſtitiöſen, oft mit verbotenen Mitteln." Der Vertheidiger der Kirchendisciplin würde ſich unſern Dank erworben haben, wenn er ſich auch über dieſe verbotenen Mittel etwas erklärend ausgelaſſen hätte, ob dahin wiſſenſchaftliche Forſchungen, oder Alchymie und Aſtrologie, oder Kaffeeſatz und Bleigießen, oder was für unchriſtliche Dinge dahin zu rechnen ſein mögen. Bis dahin wollen wir jenen Ausſpruch der heiligen Schrift, wie Bileam's Eſel auf ſich beruhen laſſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, von Hrn. Lange jenes dämoniſchen Frevelmuths bezüchtigt zu werden.

Verlaſſen wir jetzt den Ritter der Provinzialſynode; er hat wahrlich in dieſem Strauße eine jämmerliche Roſinante geritten und hat trotz ſeines Enthuſiasmus und trotz mancher Fechterkünſte der faulen Sache nicht aufhelfen können. Wir wiederholen es: nur große Unklarheit oder egoiſtiſche Abſichten konnten ein ſolches Strafgeſetz zu Stande bringen; beide Motive aber haben offenbar bei der Majorität der Verſammlung in reger Wechſelwirkung geſtanden. Es iſt eine nicht leichte Aufgabe, ſeiner Gegenwart den Puls zu fühlen, oder mit andern Worten, das Princip der gegenwärtigen Zeit und ſomit auch ſein eigenes wahres Princip zu erkennen und es in den einzelnen Erſcheinungen, namentlich aber in der Entwicklung der Hauptrichtungen wahrzunehmen und zu verfolgen. Es gehört dazu eine große Selbſtverläugnung, ein reges Denken, mit einem Worte die Wiſſenſchaft, und dieſe Wiſſenſchaft erwirbt man nicht beim Schoppen, nicht auf der Hufe, nicht in dem ſüßen Schlendrian des Nichtsthuns, nicht dadurch, daß man fanatiſch verflucht, nicht dadurch, daß man wie ein Aal zwiſchen den Parteien hindurchſchlüpft und den Mantel nach dem Winde hängt, nicht dadurch, daß man chriſtliche Liebe und Demuth auf der Zunge und heidniſchen Hochmuth und Haß in dem Herzen hat, nicht durch das Schwatzen vom ächtkirchlichen Leben, ſondern durch wahrhaft geiſtige Noth und Arbeit, durch Tapferkeit und Selbſtüberwindung. Wer ſich aber ſo an die Spitze des Lebens geſchwungen, der iſt auch der wahre Beherrſcher des Lebens und iſt in ſeiner Region der wahre und einzig befähigte Geſetzgeber. Will nun die rheiniſche Geiſtlichkeit der Vertreter des lebendigen chriſtlichen Glaubens, des chriſtlichen Geiſtes in ſeiner gegenwärtigen Entwicklung ſein, denn das meint ſie doch wohl eigentlich, wenn ſie ſich als Vertreter des kirchlichen Lebens betrachtet wiſſen will, ſo frage ſie ſich, die Hand auf's Herz, ob ſie redlich nachgeforſcht hat, wie ſich der chriſtliche Geiſt allmälig zu einem unendlichen Reichthum durch die mannigfaltigſten Phaſen hindurch entwickelt, immer größere Kraft, Klarheit und Selbſtbewußtſein auch durch die ſcheinbar entgegengeſetzteſten Beſtrebungen gewonnen, wie er eine rohe, gebrechliche Hülle nach der andern abgeſtreift hat und trotz des Geſchrei's der Thoren, die das Kleid für den Mann hielten, immer wieder, ein Phönix, in neuer und größerer Verklärung erſtanden, wie er Herz und Nerv der Gegenwart iſt, wie er im Streben nach politiſcher Freiheit, im wiſſenſchaftlichen Forſchen nach Wahrheit, in der Wärme religiöſer Frömmigkeit, in aller Thätigkeit das Leben zu ordnen, zu geſtalten, zu verſchönern das wahre punctum saliens iſt, wie er ſo eine unendliche Fülle der mannigfaltigſten Blüthen treibt, deren Duft die Atmoſphäre unſeres Lebens bildet, aus der wir ſo wenig herauskönnen, als unſer Planet aus der ſeinigen. Hat ſie dies gethan, hat ſie dies erkannt, hat ſie dieſe wahre Wiſſenſchaft, dieſen ſeiner ſelbſt bewußten Geiſt in ſich, beſtand ihre Wiſſenſchaft nicht bloß in den alten Collegienheften ſeliger Vergangenheit und der Wolke von Bibelſprüchen, womit die Dürftigkeit ſo oft die Blöße deckt, dann hat ſie die Kraft, den Muth, das Vertrauen, die Liebe, die Demuth, die Weisheit, das Allgemeine wie das Individuelle ihrer Sphäre vorurtheilsfrei zu erkennen und die rechte Form dafür zu ſchaffen, dann iſt ſie die wahre Regierung der religiöſen Seite des Lebens oder ein Theil der allgemeinen Regierung. So lange ſie ſich

aber noch dem Leben und der Wiſſenſchaft gegenüber ignorirend oder verdammend verhält, ſo lange ſie glaubt, es bedürfe nur der Pfarre, um privilegirter Inhaber des chriſtlichen Geiſtes zu ſein, ſo lange ſie glaubt, dieſer chriſtliche Geiſt lebe und ſterbe mit Dogmen und Symbolen, ſo lange ſie ſich überhaupt in einem ſo beſchränkten Horizonte bewegt, wie es die Provinzialſynode zeigt, ſo lange können wir ſie nicht als qualificirte Richter unſerer Gewiſſen betrachten und müſſen dergleichen Anſprüche als hohle Prätentionen bezeichnen. Es iſt aber nicht bloß jener kirchendisciplinariſche Geiſt, von dem ſie ſich durch das Studium der Wiſſenſchaft emancipiren wird, die ganze Haltung dem Leben und dem Staate gegenüber und ihre Motive werden vor ihrem wiſſenſchaftlich geſchärften Auge verſchwinden. Noch einmal: der Begriff der Kirche im Sinne der rheiniſchen Provinzialſynode hat keine reelle Exiſtenz mehr. Es exiſtirt der Begriff der Kirche nur im Kriegszuſtande. So haben wir eine chriſtliche Kirche den Heiden, Muhamedanern und Juden gegenüber, von denen dieſelbe nicht anerkannt wird, theoretiſch nicht anerkannt wird, die aber praktiſch von ihr immer tiefer ergriffen und überwunden werden, die als bleiche Geſtirne vor ihrem Sonnenglanze flüchten, und deren Principien ſo ſchwach ſind, daß ſich die chriſtliche Kirche neben ihnen nicht ängſtlich, nicht argwöhniſch, nicht ſchwach, ſondern als bewußte ecclesia triumphans verhält. Wir haben ferner dem Namen nach eine katholiſche Kirche, deren Fundament, wie wir oben zeigten, das Bewußtſein der Trennung und feindlichen Entgegenſetzung von chriſtlicher Religion und heidniſchem oder halbheidniſchem Staate bildet, die aber eben, weil dieſer Gegenſatz längſt vermittelt iſt, zur Inconſequenz der Zeit geworden; die dem Begriffe nach jetzt gar nicht mehr zu rechtfertigen iſt, im Leben aber noch immer Boden und Nahrung gewinnt in der noch nicht vollendeten Vermittlung von Geiſt und Natur (Religion und Staat) in der Bruſt *Einzelner*. Wir haben dem Namen nach eine proteſtantiſche oder evangeliſche Kirche, deren Princip aber ſchon den Gegenſatz zwiſchen Kirche und Staat aufhebt, die alſo nur von ſich ſelbſt abfallen würde, wenn ſie dieſen Gegenſatz hinfort feſthalten wollte. Daß aber auch der ſcheinbare Gegenſatz zwiſchen ihr und der katholiſchen Kirche aufgehoben werde, das liegt nur an ihr. Sie ſcheide nur aus ſich ſelbſt die katholiſch-mittelalterlichen Elemente aus, ſie weiſe nur dem heutigen Katholicismus oder vielmehr den heutigen Katholiken ihr freies proteſtantiſches Princip mit Klarheit nach, das heißt, ſie erfülle nur ihre Aufgabe, und der beunruhigende Gegenſatz ſchwindet, die todten Formen zerſchellen und der chriſtliche Geiſt triumphirt. Er iſt aber ſchon längſt nicht mehr in den *Kirchen*.

Den geſchichtlichen Verlauf nun und die heutige Entwicklung des chriſtlichen Geiſtes zeigt die Wiſſenſchaft, und deswegen verweiſen wir jeden, der ſich im Conflict mit dieſer Entwicklung befindet, an die Wiſſenſchaft. Aber daß der Einzelne den freien proteſtantiſchen Geiſt begreife und in ſich darſtelle, dazu iſt unumgänglich nöthig, daß auch der Staat, oder wir wollen hier lieber ſagen die Regierung die Forderungen und Conſequenzen dieſes freien Geiſtes erkenne und ausführe, und nicht, während ſie die katholiſch-hierarchiſchen Beſtrebungen proteſtantiſcher ſowohl als katholiſcher Parteien mit Recht zurückweiſt, *ſelbſt* in katholiſcher Haltung ihren Staatsbürgern gegenüber verharre. Hat die Reformation den Gegenſatz zwiſchen Prieſtern und Laien aufgehoben, ſo auch den Gegenſatz zwiſchen Freien und Knechten, denn der chriſtliche Geiſt giebt das Recht und die Freiheit. Frei iſt aber nur der, der ſich als lebendiges Glied ſeines Staates *weiß*, dem das Weſen und der Gang dieſes Staates nichts Fremdes, nichts Zufälliges, nicht unbegriffene Schickſalsmacht iſt. Frei iſt Niemand von Geburt, er wird es vielmehr durch ſeines Geiſtes Noth und Arbeit, aber dieſem ſeinem Streben nach Freiheit muß nun auch nicht der bloße Zufall entgegentreten, daß er nicht zu dem regierenden Perſonale gehört. Iſt dieſes der Fall, iſt ihm die Regierung des Landes ein Buch mit ſieben Siegeln, ſomit eine fremde unbegriffene Macht, eine dunkle Unweisheit, die ihr höchſtes Recht darin hat, daß ſie nun eben Weisheit der Regierung, und nicht, daß ſie allgemeine Intelligenz iſt, weiſt dieſe Regierung ſeine thätige Betheiligung an dem Staatsleben zurück als die Thätigkeit eines Unmündigen, während er ſich doch Manns genug weiß — ſo zieht ſich das Gewiſſen, das ſich gern äußern, bethätigen und dadurch nicht allein zu ſeiner Selbſtbefriedigung, ſondern auch zu ſeiner eignen Läuterung gelangen möchte, unbefriedigt in das Innere zurück und wird in dieſem unbehaglichen Zuſtande leicht die Beute des Argwohns, des Zweifels, des Widerſpruchs. Er weiß und fühlt ſich mit der Regierung nicht *eins*, ſeine Politik iſt nicht die der Regierung, oder er hält ſie wenigſtens für völlig verſchieden, warum ſoll er nicht glauben, daß dieſe Regierung auch ſeinem religiöſen Gewiſſen Zwang anthun könne, warum ſoll er nicht argwöhniſch jeden Schritt derſelben beobachten, weil er vielleicht ſeine heiligſten Intereſſen gefährden könnte. Gewiß iſt das Vertrauen eine ſchöne Sache, aber das Vertrauen iſt eine unſichere Sache. Wie? wenn es geſtört, wenn es wiederholt geſtört wird? Und wie leicht wird es nicht geſtört! Uebrigens begnügt ſich ein Mann, wo es ſeine höchſten Intereſſen gilt, nicht mit dem bloßen Vertrauen, er verlangt nach der Sicherheit des Wiſſens. Wir haben ja aber die hinreichendſten *Garantieen*! Weg mit dieſer ſchnödeſten und leichtſinnigſten aller Kategorieen neueſter Staatsweisheit. Sie ſupponirt entſchieden, daß Volk und Regierung weſentlich disparate Begriffe ſind, und daß dies beiderſeitig erkannt iſt, und ſucht nun dieſen unſittlichen

Zuſtand zu beſchönigen und zu ſanctioniren. Nein, wir wollen keine Garantieen, ſo gewiß ſich zwiſchen Herz und Glieder keine garantirenden Schlagbäume legen, wir wollen Alle mit unſerer Regierung, unſerm Staate eins ſein und in reger Wechſelwirkung, in gegenſeitiger Durchdringung uns mit ihm eins wiſſen. So lange dies aber die Regierung nicht gewährt oder behindert, ſo wird der ſchlechteſten Oppoſition ein rechtlicher Boden untergeſchoben. Wir glauben deutlich gezeigt zu haben, daß die rheiniſchen Hierarchen völlig im Unrecht ſind, wenn ſie meinen, der Staat ſei etwas anderes als die Kirche, und die Kirche habe ſich überhaupt vor den Uebergriffen deſſelben zu wahren. Werden ſie aber nicht vielleicht auch vom Staate in dieſen katholiſchen Dualismus hineingedrängt, indem ſie wenigſtens ihre heiligſten Intereſſen vor der fremden Macht ſicherſtellen wollen, die freilich keine fremde Macht ſein ſollte?

Dr. Moritz Fleiſcher.

„Skizze einer Geſchichte der Zigeuner, ihrer Sitten und ihrer Sprache, nebſt einem kleinen Wörterbuche dieſer Sprache von Mich. v. Kogalnitchan. Aus dem Franz. überſetzt von Fr. Casca."

(Fortſetzung.)

Ueber die Urheimath der Zigeuner ſind eine wahre Fluth von Meinungen aufgeſtellt worden, die jetzt, ſeitdem zuerſt Grellmann mit größerer Entſchiedenheit auf die Verwandtſchaft ihrer Sprache mit indiſchen Mundarten hinwies, ſämmtlich als, ohne nachhaltigen Rückſtand, verronnen betrachtet werden dürfen. Zwar konnte noch unlängſt geſchrieben werden: „die Sprache, welche die Zigeuner unter ſich redeten, war ein barbariſches Gemiſch von einer fremden Zunge, deren Urſprung und Beſchaffenheit der Forſchung noch immer getrotzt hat und wahrſcheinlich auch ferner trotzen wird, und vom Engliſchen, vermengt mit manchen gewählten Ausdrücken des ſehr kraftvollen Jargons, den man Rothwälſch nennt." (Der Zigeuner. Eine Erzählung von G. P. R. James. Aus dem Engl. 1. Bdchen. S. 37); — es heißt aber von einem Romanſchreiber wohl zu viel verlangt, daß er — zu geſchweigen der ſonſtigen Unterſuchungen über das Zigeuneridiom — auch nur die ſchätzbaren ſeines Landsmannes Harriot (in den Transact. of the Roy. As. Soc. T. II. p. 537 sq.) geleſen haben ſolle, um zu wiſſen, daß der indiſche Urſprung des Zigeunervolkes heut zu Tage gar nicht zweifelhaft mehr iſt, wenn gleich noch viel fehlt an der näheren Beſtimmung der Zeit und der Veranlaſſung ſeiner Auswanderung. Zu der Einſicht, das Zigeuneriſche, als eine von Haus aus beſondere und eigenthümliche Sprache, dürfe nicht mit den verſchiedenen Gaunerſprachen, oder dem ſog. Rothwälſch (frz. argot), deſſen ſich die Spitzbuben faſt aller Länder unter einander zu bedienen pflegen, verwechſelt werden, iſt man ſchon ſeit vielen Jahren gelangt, und einer ſolchen Verwechſelung könnte ſich heutiges Tages nur noch ſchuldig machen, wer von dem Zigeuneridiome gar keine Einſicht genommen hätte. Die Zigeuner bedürfen nicht erſt einer beſonderen Geheimſprache; das ihnen angeborne Idiom wird Jedem, der ſich nicht aus einer beſonderen Liebhaberei damit beſchäftigte, ein Buch mit ſieben Siegeln bleiben. Unter allen den verſchiedenen nichtigen Träumen über der Zigeuner Herkunft mußte, vor Auffindung ihrer wirklichen, noch die, ſelbſt in vielen Sprachen durch die Namen des Volks: Aegypter (engl. Gypsies, ſpan. Gitanos d. i. Égyptiens, vgl. Du C. v. *Aegyptiaci*) gleichſam fix gewordene Idee von ihrem ägyptiſchen Urſprunge am glaublichſten erſcheinen: gegenwärtig kann kein Menſch mehr daran glauben, wer das Zigeuneriſche mit dem Koptiſchen zuſammenhält. Vom Koptiſchen nämlich, oder Aegyptiſchen findet ſich in Erſterem — keine Spur. Allerdings hat man Rom (eig. Mann und dann: Zigeuner, ſo Puchm. ſ. auch Szujew I. S. 124) mit dem Koptiſchen romi zuſammengeſtellt (Mithrid. I. 245); allein dieſe ſcheinbare Einhelligkeit iſt gewiß nichts als Spiel des Zufalls, eben ſo als mit Rumune (Römer), wie ſich der Walache in ſeiner eigenen Sprache nennt. Im Sskr. findet ſich rama (a husband, a lover), ramaṇî (a woman, a wife, a mistress) und im Beng. ramaṇa m., —ṇi f. mit den gleichen Bedeutungen, aber, nach der Ausſprache von Bengalen, mit o ſt. a, worauf aber wenig ankommt, da ſich auch ohnedies leicht vor m das a zu o verflachen konnte. Zig. romni heißt das Weib, Eheweib, und iſt eine ächt indiſche Motion aus rom. Einigermaßen befremdend hiebei iſt, daß es rom, und nicht mit dem ſonſt im Zig. üblichen Nominativausgange —o (wie im Sskr. zuweilen ô ſt. as): romo lautet; allein eine ſolche Kürzung haben ſich auch mehrere andere Wörter, als sap = Sskr. sarpa m. (serpens) gefallen laſſen müſſen, falls ſie nicht von vorn herein ohne Suffix waren. Damit ſteht nun auch wohl die abweichende Nominativform des Plur. in Verbindung. Zufolge Puchmayer nämlich lautet der Rom. Pl., wie in mehreren anderen Masc., dem Singularnom. gleich, alſo rom (S. 22), worin Graffunder S. 38. 47, ganz unabhängiger Weiſe, mit ihm übereinkommt. Grellm. führt nun aber S. 188, Ausg. 1. aus Prag, Annal. Reg. Hungar. P. IV. Libr. IV. pag. 273 an: Ipsi enim se lingua vernacula *Romae* (mit der in der zweiten Ausg. S. 247 weggelaſſenen Bemerkung: das finde ich bei Niemand weiter) appellant, — was auf einen Rom. Pl. Rome, wie er von einem ſupponirten romo lauten würde. Dagegen haben Zipp. o romo, pl. a (Mann, Zigeunermann) berl. Mo-

natsſchr. Bd. 21, S. 364, und daraus Biſch. Róma (Zigeuner Pl.) S. 3, was auch nicht unrecht ſein mag, da mehrere conſonantiſch auslautende Masculina im Rom. Pl. wirklich —a annehmen. Die Verkehrtheit von Grellm. S. 320, darin einen indiſchen Ausruf Ram und nicht dieſes Volkes Namen anerkennen zu wollen, welche er ſelbſt doch bei more (ſ. ſp.) glücklich vermieden hatte, iſt in der berliner Monatsſchr. a. a. O. genügend dargethan, und ich bemerke nur noch dazu, daß mit jenem Ram als Ausruf wohl nichts als der Vocativ: Rāma von dem gleichlautenden Gottesnamen gemeint ſein kann, der ſich durch ſein langes ā von rama unterſcheidet, im Uebrigen aber wirklich damit etymologiſch verwandt iſt, wie z. B. das fem. *rāmā* (a woman) lehrt. Richtig wird ferner daſelbſt bemerkt, daß alſo eigentlich Rom als Appellativum: Mann, bezeichne, und der Zigeuner hier der Sitte vieler uncivilisirter Völker (Adelung, Aelteſte Geſchichte der Deutſchen S. 154) folge, ſich mit dem excluſiven Namen: Männer, Menſchen zu benennen. Das hat auch Graffunder S. 51 flg. geahnet, obwohl ich fürchte, daß der etymologiſche Weg, wie Er zu demſelben Reſultate gelangt, nicht der richtige ſei, ungeachtet ihm Kogalnitchan in Allem gläubig nachtritt. Er ſtützt ſich auf die Compoſita Romnitschēl und Romnimanusch (Zigeuner) und leitet ſie von romni (Weib), ſo daß ſie: „Menſchen vom Weibe geboren" bedeuten ſollen. Ich meine vielmehr, das erſte Wort ſei románo (zigeuneriſch), welches Buchmayer (vgl. auch Szujew a. a. O. und Dorph S. 28) aufführt. Tschēl iſt nicht das aus dem Slawiſchen erborgte tschēlo (ganz), noch auch wohl daſſelbe mit dem Schluſſe in kobatschēno (derjenige) d. h. der Menſch (ſ. Biſch. unter: Menſch, Feind), ſondern das, vielleicht mit letzterem bloß ſtammverwandte zig. tschehl (Volk) bei Biſch. Manusch entſpricht übrigens nicht dem deutſchen: Menſch, ſondern dem gleichbedeutenden Sanskr. manuschya (homo). Wenn Graffunder von dieſem Worte behauptet, daß es nur im Plur. gebräuchlich ſei, ſo widerſprechen dem alle übrigen Zeugen auf's entſchiedenſte, z. B. Biſch. S. 16, Kraus und Zipp. manusch s., manuscha pl. Mithr. IV. 86, wie Buchm. S. 24, der überdem S. 78 jek manusch (Ein Menſch) hat. Graffunder könnte, den natürlichen Sinn der Beſtimmtheit der Form zum Opfer bringend, an der Richtigkeit ſeiner Erklärung feſthalten: ich für mein Theil finde es unpaſſend, in jenen Ausdrücken das Wort romni (Weib) zu ſuchen, denn der erſtere könnte füglich nur Weibs-Volk, der zweite Weibs-Menſch bezeichnen. Zwiſchen den Vocalen, namentlich i und e, ſchwankt im Zig. die Ausſprache dermaßen, daß es oft ſchwer hält, ſich für den einen oder andern zu entſcheiden, und, da nun zufolge Buchm. S. 24 die Adj. mit Ausnahme freilich gerade des Rom. Sing. vor männlichen Subſtantiven aller Caſusendungen in der Appoſition durchweg e haben, ſo ſcheint romni vielmehr eigentl. romane d. h. zigeuneriſch (genau genommen: männlich) in etwas ungenau aufgefaßter Geſtalt. Oder, wenigſtens das erſte, iſt aus einem Adj. weiblichen Geſchlechts, wie Melleli tschehl (d. i. ſchwarzes Volk) Biſch. zu deuten. Eine handſchriftliche Notiz von Zippel giebt auch, wenn ich anders jeden Buchſtaben richtig geleſen habe, „Romanitschave d. i. Menſchenkinder," Pl. von tschavo Sohn, als Benennung ihrer ſelbſt bei den Zigeunern. — Auf Verwechſelung der Völker beruht auch die Benennung finn. *Tattari* (Tatarus, Zingarus) außer Mustalainen, d. h. ſchwarz, ſchwed. Tattare, dän. Tater und unter dem gemeinen Haufen in Deutſchland Tater ebenfalls (Rüdiger, Zuwachs I. S. 55). Dorph hat aber Tataris, en Morian, Neger, und hingegen Smaelem, Zigeuner, Tater, im däniſchen Rothwelſch, während die czechiſche Diebesſprache (ſ. Buchm. S. 81) ſich für ſie des Namens Czernjcy bedient, d. h. unſtreitig: Schwarze nach dem Slawiſchen, da man auch czerno, finſter, czerná, finſtere Nacht, in dieſem Jargon ſagt. — Mit Recht läugnet Grellm. S. 22. 231, Ausg. 2. (S. 17. 179, Ausg. 1.), auf Sulzer transalp. Dacien II. S. 137 geſtützt, daß More, Amori, wodurch verleitet man auf eine Herleitung von den Amoritern verfiel (eher hätte man doch noch an Mauri, Mohren, Schwarze gedacht), eine unter ihnen übliche Selbſtbenennung ſei. Nach Buchm. S. 44 iſt more Bruder, Kamerad; zufolge Sulzer a. a. O. aber, im Zig., wie im Walach. und Slawoniſchen nichts anderes, als das Zurufswörtchen He du, und bedeutet eben ſo viel als der andere walachiſche Zuruf móy (ſ. eben da S. 212 moy oder aus Moy He du! Auch bei Clemens moiu) und ſcheint ihn aus dem Walachiſchen entlehnt zu glauben. Sollte es etwa ein Vocativ ſein und mit mro, miro (meus) vgl. Graff. S. 29, oder maro (noster) S. 25 zuſammenhangen? Sonſt heißt Kamerad bei Buchm. mal, bei Biſch. mahl, bei Graff. S. 39 im Vocativ male, wodurch man an perſ. hemāl, kurd. avāl (Zeitſchr. f. Kunde des Morgenlandes Bd. III. S. 29) erinnert wird. —

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

29

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

10. Juli. № 8. 1841.

1. Ueber den Willen in der Natur. Eine Erörterung der Beſtätigungen, welche die Philoſophie des Verfaſſers, ſeit ihrem Auftreten, durch die empiriſchen Wiſſenſchaften erhalten hat, von Arthur Schopenhauer. 142 S. Frankfurt a. M. 1836. Verlag von S. Schmerber.

2. Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei Preisſchriften von Dr. Arthur Schopenhauer, Mitgl. der königl. norweg. Societät der Wiſſenſchaften. 1. Ueber die Freiheit des Willens, gekrönt von der kön. norw. Soc. der Wiſſ. zu Drontheim, 26. Jan. 1839. 2. Ueber das Fundament der Moral, nicht gekrönt von der kön. däniſchen Soc. der Wiſſ. zu Kopenhagen, 30. Jan. 1840. XXXX u. 278 S. Frankfurt a. M. 1841. Verlag der Hermannſchen Buchhandlung (Suchsland) *).

Wenn der Geiſt, der im Ariſtophaniſchen Luſtſpiel die Lauge ſeiner Ironie über die Mißgeſtaltungen der alternden claſſiſchen Welt ergoß, und in Reineke de Voß die Entartung der mittelalterlichen Stände perſiflirte, ſich zum dritten Mal incarnirte, um die wunderlichen Ausgeburten der ablebenden Uebergangszeit uns in entſprechenden Thiermasken vorzuführen, dann müßte der Verf. der hier anzuzeigenden Schriften ſich es wohl gefallen laſſen, als *ornithorhynchus paradoxus* mit Entenſchnabel und Giftſporn auf der Bühne zu erſcheinen. Wie dieſes Product einer vielleicht ermattenden Schöpfungsphantaſie mit den Extremitäten dem Vogelgeſchlecht anzugehören ſcheint, während es der übrigen Leibesgeſtalt nach die Claſſe der Säugethiere beſtreift, ſeiner Lebensweiſe nach jedoch ſich den Amphibien geſellt, — ſo findet man bei Durchleſung der Schopenhauerſchen Schriften ſich abwechſelnd verſucht, ihren Verf. bald den Idealiſten, bald den Materialiſten, bald den Dualiſten zuzuweiſen. Der Giftſporn bricht aber überall hervor, wo unſerem summo philosopho ein begünſtigter Nebenbuhler begegnet, und nicht nur dieſen überſpritzt er dann mit ſeinem Zorngifte, ſondern auch die ganze Generation, welche demſelben ihre Gunſt zugewendet hat Doch zeigt ſich auch in dieſem Punkte das Paradorale ſeines Genies. Vom göttlichen Platon wird zuweilen mit Anerkennung, von Kant oft mit Ehrfurcht und Bewunderung geſprochen; zwiſchen dieſen beiden ſind es nur Locke und Voltaire, welchen Hr. Schopenhauer als summis philosophis huldigt. Nach Kant hat es, beim Lichte betrachtet, nur mehr Einen Einzigen Philoſophen gegeben, nämlich Herrn Doctor Arthur Schopenhauer von Berlin, deſſen Philoſophie zwar, ſeiner eigenen Verſicherung nach, „aus dem bloßen Zu-Ende-Denken der Kantiſchen hervorgegangen" (1, 23), aber nur in Formalien ihr treu geblieben, während ſie hinſichtlich der Nicht-Erkennbarkeit des Dingsanſich, ſo wie in Betreff der Ideen von Gott, Freiheit, Tugend und Unſterblichkeit toto coelo von ihr abweicht. Wie jedoch „die Natur zu allen Zeiten nur höchſt wenige Denker hervorgebracht, und dieſe ſtets nur für ſehr Wenige dageweſen, daher Wahn und Irrthum fortwährend die Herrſchaft behaupten" (2, 85), ſo hat auch Hr. Schopenhauer das Unglück gehabt, von ſeiner Zeit faſt gänzlich ignorirt zu werden. Er ſcheint indeß nicht ganz an der Natur zu verzweifeln; denn er meint: „wenn einmal die Zeit gekommen ſein wird, wo man ihn lieſt, wird man finden, daß ſeine Philoſophie iſt wie Theben mit 100 Thoren: von allen Seiten kann man hinein und durch jedes auf geradem Wege bis zum Mittelpunkt gelangen" (2, VI). Wir aber, die wir uns der ſauren Mühe unterzogen, Hrn. Schopenhauer nicht bloß zu leſen, ſondern ſogar zu ſtudiren, wir können ſeine Philoſophie nur entweder einem Sieb mit hundert Oeffnungen vergleichen, durch deren jedes man ins Bodenloſe zu verſinken Gefahr läuft, oder einem Mantel mit hundert Löchern, durch deren jedes man auf Etwas ſtößt, was gern für den größten und genialſten Philoſophen gehalten werden möchte, den je die Welt geſehen und jemals ſehen werde.

Seine Philoſophie hat Hr. Schopenhauer der Nachwelt in vier Schriften exponirt. In der erſten, „über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" (1813), zerfallen ihm alle unſere Vorſtellungen in vier Claſſen, und in jeder derſelben tritt der Satz vom zureichenden Grunde, „der Hauptgrundſatz in aller Erkenntniß," in verſchiedener Geſtalt auf, einmal als Satz vom zureichenden Grunde des Werdens (fiendi), dann des

*) Bei Bezugnahme auf dieſe beiden Schriften werden wir die erſte durch 1, die zweite durch 2 bezeichnen.

Erkennens, ferner des Seins und zuletzt des Handelns. Während nämlich in der „objectiven realen Welt jener Satz als Gesetz der Causalität herrsche, gelte dieses Gesetz nicht für den Willen, wo vielmehr das Gesetz der Motivation herrsche.“ Hier behauptete aber Hr. Schopenhauer noch: „eine wirkliche Identität des Erkennenden mit dem als wollend Erkannten, also des Subjects mit dem Object, sei unmittelbar gegeben; — das Wunder κατ' ἐξοχήν“ (113), und „die Identität des Subjects des Wollens mit dem erkennenden Subject, vermöge welcher, und zwar nothwendig, das Wort Ich beide einschließt und bezeichnet, sei schlechthin unbegreiflich“ (112). Nach dieser maiden speech trat Hr. Schopenhauer bereits 1819 mit seinem allereigensten Systeme in einem dickleibigen Buche hervor, betitelt: „die Welt als Wille und Vorstellung: vier Bücher, nebst einem Anhange, der die Kritik der Kantischen Philosophie enthält.“ Er selbst bezeichnete späterhin als „Grundzug seiner Lehre: die Zersetzung des Ichs, der sogenannten Seele, in zwei heterogene Bestandtheile: in Wille und Erkenntniß,“ mit andern Worten: „die gänzliche Trennung von Wille und Erkenntniß“ oder Intellect. „Bei mir,“ offenbart uns Hr. Schopenhauer, „ist das Ewge, Unzerstörbare im Menschen, das Lebensprincip in ihm, — nicht die Seele, sondern die Basis der Seele, der Wille“ (1, 25. 43 f.). Die frühere Identität des erkennenden Subjects mit dem Subjecte des Wollens hat sonach im Verlauf von 6 Jahren bei Hrn. Schopenhauer sich in eine Heterogeneität von einem unzerstörbaren Willen und einem vergänglichen Intellect verwandelt, so daß vom Ich oder der sogenannten Seele nur der Wille, als Basis, auf Ewigkeit Anspruch machen kann! —

Als „Kern und Hauptpunkt, als Grunddogma und Hauptgedanke“ seines Systems, als „die eigentliche Metaphysik seiner Lehre,“ welches Hr. Schopenhauer selbst ironisch als paradox bezeichnet, führt er in der ersten der beiden vorliegenden Schriften eine Reihe von Sätzen auf, die hier im Auszug und durch anderweitige Aeußerungen vervollständigt, eine Stelle finden mögen, da sie wohl nur ausnahmsweise einigen unserer Leser bekannt sein dürften.

Das Schopenhauersche angebliche „Zu-Ende-Denken der Kantischen Philosophie“ besteht vor Allem darin: „daß er das, was Kant als das Dingansich der bloßen Erscheinung, von Schopenhauer entschiedener Vorstellung genannt, entgegensetzte, und für schlechthin unerkennbar hielt, — daß dieses Dingansich, dieses Substrat aller Erscheinungen, mithin der ganzen Natur, nichts Anderes sei als jenes uns unmittelbar Bekannte, was wir im Innern unseres eigenen Selbst als Willen finden“ (1, 2). Der Wille ist aber Hrn. Schopenhauer nicht nur Substrat, sondern auch „Gehalt jeder Erscheinung, Princip aller Dinge, wahres *ens realissimum*, *forma substantialis*, die in den Dingen sich ausdrückende Platonische Idee, die in der Natur treibende und wirkende, kurz, jedem Ding das Dasein und Wirkenkönnen verleihende Kraft, das *agens* in allen organischen Functionen und Actionen, und nicht nur das allein Metaphysische, sondern auch identisch mit der Vegetation, der Krystallisation und der Schwere — an sich und außer der Erscheinung, welches bloß heißt außer unserem Kopf (!) und seiner Vorstellung“ (1, 3. 6. 26. 33. 40. 60. 68. 86. 136).

Hieraus folgert Hr. Schopenhauer: „daß der Wille von der Erkenntniß, die ganz secundär und späteren Ursprungs ist, grundverschieden und völlig unabhängig ist, folglich auch ohne sie bestehen und sich äußern kann, welches in der gesammten Natur, von der thierischen abwärts, wirklich der Fall ist“ (1, 3). Die Vorstellung oder Erkenntniß ist nämlich Hrn. Schopenhauer bloße Erscheinung; sie und ihr Substrat, der Intellect, ist ein bloßes secundäres, nur die höheren Stufen der Objectivation des Willens begleitendes Phänomen, — daher physisch, nicht metaphysisch wie der Wille“ (1, 3 f. 33. 85). Hieraus folgert er zuletzt: „daß nie von Abwesenheit der Erkenntniß geschlossen werden kann auf Abwesenheit des Willens; vielmehr dieser sich auch in allen Erscheinungen der Natur nachweisen läßt“ (1, 4). Hiernach ist ihm „das wahrhaft Reale — der Wille, alles Uebrige nur Erscheinung, d. h. bloße Vorstellung;“ also „die Vorstellung als solche, die eine Seite der Welt, die andere, der Wille“ (1, 3. 95), nur dieser ewig, dagegen „das Erkennen nicht unkörperlich, nicht ewig, sondern Product des Lebens, Function eines Theiles des Leibes“ (1, 26. 34). —

Dies, nach Hrn. Schopenhauers Versicherung „der alle übrigen Theile seiner Philosophie bedingende Hauptgedanke“ (1, 4), nach dessen Elaboration er in ein siebenzehnjähriges Schweigen versank, und es 1836 nur brach, um in einem Schriftchen: „über den Willen in der Natur,“ sich in „eine Erörterung der Bestätigungen“ einzulassen, „welche die Philosophie des Verf. seit ihrem Auftreten durch die empirischen Wissenschaften erhalten haben“ soll. Hier werden denn mit den Haaren einzelne Stellen aus älteren und neueren naturwissenschaftlichen Werken, ja sogar aus der Sankhya-Lehre, aus Confucius, Anakreon, Lucrez und Bürger („hinab will der Bach, nicht hinan“) zusammengeschleppt, „um den Wenigen, welche, der Zeit vorgreifend, seiner Philosophie ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, einige Bestätigungen nachzuweisen, die solche von mit ihr unbekannten Empirikern erhalten habe“ (1, 1). Hr. Schopenhauer meint dann bescheidentlich: „seine Metaphysik bewähre sich hierdurch als die einzige, welche einen gemeinschaftlichen Grenzpunkt mit den physischen Wis-

ſenſchaften habe" (1, 2). Aber nicht bloß hierdurch ſoll ſeine Philoſophie eine einzige in ihrer Art, ja die Einzige κατ' ἐξοχήν ſein; ſondern auch durch „die gänzliche Sonderung des Willens von der Erkenntniß" — ſoll ſie „zu allen andern in Gegenſatz geſtellt ſein" (1, 25). Aber nicht nur im Gegenſatz zu allen anderen Syſtemen ſteht das Schopenhauerſche, „welches die Realität alles Daſeins und die Wurzel der geſammten Natur in den Willen legt und in dieſem das Herz der Welt nachweiſt" (1, 136); ſondern auch über Alle ragt es, ein philoſophiſcher Chimboraſſo, durch ſeine Gediegenheit hinaus. Zum Wenigſten iſt gleich nach jener Verſicherung zu leſen: „überhaupt darf ich kühn behaupten, daß nie ein philoſophiſches Syſtem ſo ganz aus Einem Stück geſchnitten war, wie meines, ohne Fugen und Flickwerk" (1, 137), alſo das einzige Gegenſtück zum nahtloſen Gewande Chriſti!

(Fortſetzung folgt.)

„Skizze einer Geſchichte der Zigeuner, ihrer Sitten und ihrer Sprache, nebſt einem kleinen Wörterbuche dieſer Sprache von Mich. v. Kogalnitchan. Aus dem Franz. überſetzt von Fr. Casca."

(Schluß.)

Kogalnitchan giebt als neugriechiſche Benennung der Zigeuner *Κατζίβελοι* (bei Casca falſch *Καρζίβελοι*), welches Wort vermuthlich von *κατζιβέλα* s. *κωτζ.* (supellex, vasa) Du C. ſtammt, und mithin Verfertiger von allerhand Geräth bezeichnet, in ähnlicher Weiſe als das däniſche *Kjeldring* (aus kjedel und dreng Dorph S. 8 flg.) wegen ihrer Beſchäftigung mit Keſſelflickerei. Aus dem Albaneſiſchen führt v. Hylander Alb. Spr. S. 70 das Adv. *μαγιουνίτσι* (zigeuneriſch) an, von *Madjub*, zufolge Grellm. Zigeunerbenennung bei den Klementinern in Syrmien, einer albaneſiſchen Colonie (Mithr. II. 794). — Ueber den, dieſem Volke am häufigſten beigelegten, unter ihnen ſelbſt aber nicht üblichen Namen: Zigeuner, der je nach den verſchiedenen Sprachen ſehr variirt, beſitzen wir eine Menge von Vermuthungen, von welchen inzwiſchen zur Zeit noch keine zu einiger Evidenz gebracht worden, und, an eine Vereinbarung des Namens an perſ. Zengi, arab. Zendsch (Aethiops) Castell. Lex. I. p. 315. II. p. 1066, wie glaublich ſie in anderer Beziehung wäre, hindert mich noch der weiche Anfangsbuchſtabe dieſer Namen gegenüber den durchgängig harten in: Zigeuner, ital. Zingano, Zingaro u. ſ. w. — Weil ſich die Zigeuner der Moldau und Walachei in 4 Claſſen theilen, ſo hat man darin eine, der indiſchen entſprechende Kaſteneintheilung (Mithr. IV. S. 80), augenſcheinlich jedoch ſehr mit Unrecht, erblicken wollen. Dieſe ſind nach Kogalnitchan's Angaben folgende: 1) die *Aurari* (d. i. aurarii, Goldwäſcher) oder *Rudari* (wahrſcheinlich vom Slaw. rouda, Metall). 2) *Ursari* (Bärenführer von ursus). 3) *Lingurari*, d. h. Verfertiger von hölzernen Löffeln (walach. lingurà). Clemens hat auch im Walach. WB. S. 23. 326 *bàiëshu* Löffelzigeuner, aber nicht minder: Bergmann, Bergknappe und Bader von bae (im Sinne von Bad wohl aus balneum; in dem von Bergwerk nach Sulzer, transalp. Dacien Th. I. S. 140, von bany Geld) ſ. deſſen Gramm. S. 18. 4) *Làieesi*, die verderbteſte, aber zugleich freieſte Claſſe, welche ſich zumeiſt vom Stehlen nährt und ſonach vielleicht von λεία den Namen führt als *λῃσταί*, wie nach Grellm. S. 20 bei den Arabern die Zigeuner überhaupt Charami, d. i. Räuber (Castell. II. 1405. nr. 9), heißen. Sonſt könnte man auch etwa an *λήϊον* (Feld; doch eig. Saatfeld) denken im Gegenſatze zu den faſt ganz entnationaliſirten *Vätrassi*, welche, wegen ihrer feſten Wohnſitze, vom Walach. vatrà, Zig. vátro (Feuerheerd) bei Buchm., benannt ſind, was auch wohl Sulzer a. a. O. II. 146 im Sinne hat, ungeachtet man dort „watra eine Heerde" lieſt.

In Betreff der eigentlichen Urheimath der Zigeuner giebt, wie gewöhnlich bei ſolcherlei Unterſuchungen, die Sprache derſelben das Hauptkriterium ab. Aus dieſer folgt nun mit unumſtößlicher Gewißheit der indiſche Urſprung gedachten Volkes, und zwar dürfen wir dabei bemerken 1) daß, wie ſchon früher erwähnt, die Romani czip keineswegs mit dem, erſt in den Jahrhunderten ſeit Timur's Einfalle entſtandenen Miſchlingsidiome, dem Hinduſtani, ſo enge Verwandtſchaft zeige, als daß man jenes auf dieſes zurückführen müßte. Anderſeits hat die Bemerkung Gewicht, daß ſich ſelbiges auch nicht unmittelbar, vielmehr nur mittelſt des Prakrit und der neueren indiſchen Volksſprachen, an das Sanskrit anſchließt, und die, nach des Bellonius (Observ. Libr. II. cap. 40) Vorgange, nachmals wieder von Joh. Gottfr. Haſſe in ſeinem Buche: Die Zigeuner im Herodot u. ſ. w., Königsb. 1803, aufgeſtellte Anſicht, daß in den Sigynen des Herodot V. 2. Zigeuner geſucht werden müßten, erledigt ſich dadurch eigentlich ſchon von ſelbſt. Aus dem Gebrauche des Wortes buf Zipp., pow Biſch., Graff. S. 41 pop, Buchm. bov (Ofen) hat man (Mithr. IV. 52) gefolgert, als müßten die Zigeuner aus einem kalten Klima ſtammen. Allein das folgt daraus gar nicht. Es iſt nicht erwieſen, daß unter jenem Ausdrucke urſprünglich ein Stubenofen zum Heizen und nicht vielmehr jeder andere Ofen (Biſch. Backofen pob; ſo!) verſtanden werde, und überdem zweifelhaft, ob man nicht das Wort erſt ſpäterhin aufnahm. Schlagender, und zwar poſitiv, zeugt für indiſche Abkunft z. B. bersh, im Hindi warsha oder barasa (Jahr), das mit zig. brishind (Regen)

gleichſtämmig iſt und eigentlich die Regenzeit bezeichnet. Eine ähnliche Argumentation berl. Monatsſchr. Bd. 21. S. 390 erweiſt ſich um nichts haltbarer, und den Urſprung des Volkes aus Indien heben zwei für Winter und Schnee deſſen Sprache eigenthümliche Ausdrücke ſo wenig auf, daß ſie ihn vielmehr beſtätigen helfen. Im Sanskr. ſchon findet ſich, dem im Allgemeinen heißen Klima in Indien zum Trotz, für Winter der Ausdruck hêmanta, und dieſem, ſchwerlich aber dem zufällig anklingenden deutſchen Worte entſpricht das zig. wendo Biſch., jevend Puchm. (Winter), ſo wie, mit gleichem Wechſel zwiſchen m und v, zig. chihb oder ghiv, Puchm. jiv (Schnee) = Sskr. hima; kovlo (weich), Hindi kômala u. ſ. w. Puchmayer hat S. V. die ſehr richtige Bemerkung, dem Zigeuner ſei zugleich mit der Anſchauung der in Indien einheimiſchen Naturgegenſtände allmälig auch der indiſche Ausdruck für dieſelben verloren gegangen; allein es giebt deſſenungeachtet deren noch einige bis auf den heutigen Tag, wie ich anderwärts von der Benennung für Seide und Zucker dargethan habe. Dahin gehört denn auch drak (Weintraube) Puchm. S. VI. = Sskr. drâkshâ, im Hindi aber dâkha (ohne r), wogegen mol (Wein) aus dem Perſiſchen مُل aufgenommen iſt.

Weiter ſehr entſchieden auf Indien hinweiſend ſind viele im Zig. übliche Lautverhältniſſe, die mit dem ächt indiſchen Typus übereinkommen. Z. B. viele Wörter mit Lauten aus der Cerebralclaſſe, welche von den Verfaſſern zigeuneriſcher Wörterverzeichniſſe meiſtens als r aufgefaßt ſind, wie z. B. zig. pérav (ich falle), Hindi pad'anâ (to fall); zar (z mit der Geltung von ds) Haar, Sskr. dshat'â (clotted hair); czarav, Hindi tshât'anâ (lecken); muravav ich raſire, ſcheere Puchm., auch: abſchälen, rein machen Zipp., Hindi mûd'anâ (to shave), Sskr. mud' (to cleanse); bura Geſträuch, Hindi bût'â (shrub); jarro (mit, bloß in ſlawiſcher Weiſe vorſchlagendem j) Puchm., ſonſt auch aro; Hindi ât'â, perſ. ard, kurd. ar (Mehl); járo, Hindi an'd'â (Ei); karro Dorn Puchm., Diſtel Grellm., Gräte Zipp., Sskr. kân't'â (thorn); cháro (Schwert), Hindi khad'ga, khân'd'â u. ſ. w. — Auch haben ſich Aſpiratä vielfach erhalten, und, obſchon ſich bei den verſchiedenen Wörterſammlern große Ungenauigkeit in deren Wiedergebung zeigt, ſo finden ſich doch Spuren davon bei Allen. Z. B. chav (ich eſſe) Puchm. u. Zipp., chado (gegeſſen) Graff. S. 19. vgl. S. 52 („ein tief aus der Kehle ſteigendes ch"), chabben Grellm., chhâben Biſch., chaben Puchm. (das Eſſen), Hindi khânâ (to eat). Zipp. khaas Heu, Hindi sukhî ghâsa, d. i. trocken Gras. — Puchm. pchuczav, Biſch. putschaf (ich frage), Hindi pûtshhanâ, Sskr. pritshh (to ask). — angushto, Hindi angusht'ha Finger. — tchulo Puchm. (dick), thulo Zipp., tullo Biſch. (fett), Sskr. und Hindi sthûla (thick), wie tchan das Tuch, Hindi thâna (web, Subſt.). Zipp. thauava (ich waſche), Biſch. dowèna (ſie waſchen), viell. tchovav (gewöhnlich: geben, mit —avri, ich waſche) Puchm., Hindi dhônâ. Szujew S. 134 tchu, Puchm. tchuv, Graff. S. 43 thub, Biſch. thuh, Grellm. thu Rauch, im Sskr. dhûma. — Puchm. pchukni (eine Blaſe), Hindi phûkanâ (bladder, auch to blow); pchirav (ich gehe herum), Hindi phirnâ (to walk). Sz. pchu, Puchm. pchuv, Grellm. und Zipp. phu, Biſch. pub, Graff. pup (Erde), Sskr. bhû, bhûmi. Kabni Puchm., Zipp. (ſchwanger, trächtig), Hindi garbhini von garbha, gàbha (pregnancy). Bok, Hindi bhûkha, Sskr. bubhukshâ (Hunger). — Das, was ſprachlich für die Zukunft noch vorzugsweiſe feſtzuſtellen bleibt, iſt die Frage, welchem unter den vielen nordindiſchen Dialekten das Zigeuneriſche ſpeciell am nächſten kommt.

Iſt nun ſolcherweiſe der indiſche Urſprung der Zigeuner vollkommen erwieſen, — denn die romſche Sprache muß man ihrem innerſten Habitus nach als eine ganz eigentlich indiſche betrachten —, ſo würde demnächſt noch ermittelt werden müſſen, auf welchen Anlaß dies Volk von Indien wegzog und wann die Auswanderung erfolgte. Auf beide, nicht leichte Fragen, fehlt im Grunde noch eine von allen Seiten hiſtoriſch ſicher geſtellte Antwort. Grellmann hat dabei an Timur's Heereszug nach Indien gedacht; allein, wenn es wahr iſt, daß nicht, wie er behauptet, 1417 als älteſtes Datum ihres Vorkommens in Europa angenommen werden muß, ſondern die ſchon im Jahre 1250 erwähnten Gingari oder Cingari wirklich kein anderes Volk als Zigeuner waren (ſ. Kog. p. 3), ſo wird dadurch Grellmann's Vermuthung, wonach Timur an der Zigeuner Auswanderung aus Indien Schuld ſein ſoll, wieder zweifelhaft. Ohnehin irrt er darin, daß er in ihnen Genoſſen der Sudra-Kaſte ſehen wollte. Jedenfalls müſſen noch in der Sache insbeſondere orientaliſche Quellen zu Rathe gezogen werden, was bisher leider erſt ſehr ungenügend geſchehen iſt.

A. F. Pott.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

12. Juli. № 9. 1841.

1. Schopenhauer „Ueber den Willen in der Natur."
2. Derselbe „Die beiden Grundprobleme der Ethik."

(Fortsetzung.)

Welcher Art die angeblichen Bestätigungen dieser einzigen Lehre sind, die Hr. Schopenhauer in den 17 Jahren seit deren Auftreten gesammelt, mag folgende, aufs Geradewohl denselben entnommene Stelle zu erkennen geben. „Auch Burdach, — (heißt es 1, 35) — in seiner Physiologie" (sie erschien bereits 1810) „kommt ganz empirisch zu dem Resultat, daß „die Selbstliebe eine allen Dingen ohne Unterschied zukommende Kraft sei:" er weist sie nach zunächst in Thieren, dann in Pflanzen und endlich in leblosen Körpern. Was ist aber, — fügt Hr. Schopenhauer hinzu, — was ist Selbstliebe Anderes, als Wille sein Dasein zu erhalten, Wille zum Leben?" — Wenn übrigens aus den von Hrn. Schopenhauer gesammelten Stellen hervorgeht, daß schon längst vor ihm und nicht erst seit dem Auftreten seiner Lehre die Meinung ausgesprochen worden, alle Bewegungen und Wirksamkeiten seien auf Willen, als auf das Ursprüngliche, zurückzuführen, so glaubt doch Hr. Schopenhauer für eine Behauptung eine absolute Priorität in Anspruch nehmen zu dürfen. Er versichert nämlich: „daß dem Leblosen, dem Unorganischen ein Wille beizulegen sei, habe ich zuerst gesagt. Denn," fügt er hinzu, „bei mir ist nicht, wie in der bisherigen Meinung (!), der Wille ein Accidens des Erkennens und mithin des Lebens; sondern das Leben selbst ist Erscheinung des Willens. Die Erkenntniß hingegen ist wirklich ein Accidens (!) des Lebens und dieses (!) der Materie. Aber die Materie selbst ist bloß die Wahrnehmbarkeit (!) der Erscheinungen des Willens... und es giebt demnach keine Materie ohne Willensäußerung" (1, 84 f.).

Hiermit werden wir freilich in eine funkelnagelneue Metaphysik eingeführt, deren Effulgurationen sich folgendergestalt ordnen lassen: „die Materie ist die Wahrnehmbarkeit (also eine Eigenschaft) der Erscheinungen des Willens; das Leben ein Accidens der Materie, die Erkenntniß ein Accidens des Lebens, das Leben — Erscheinung des Willens;" — die Materie ist hiernach also die Wahrnehmbarkeit eines Accidens ihrer selbst, die Erkenntniß aber ein Accidens eines Accidens der Wahrnehmbarkeit der Erscheinungen des Willens; u. s. w. u. s. w. Wir bedauern übrigens, Hrn. Schopenhauer nicht die Ehre jener transcendentalen Entdeckung belassen zu können, die er als sein eigenstes Eigenthum anspricht. Abgesehen von J. Böhme, der u. a. schon behauptete: „Gott in seinem eigenen Wesen sei bloß die Kraft oder der Verstand zum Wesen, als ein ungründlicher ewiger Wille, in dem Alles liegt, und der selber Alles ist"*), — lehrte u. a. Oken zehn Jahre früher als Hr. Schopenhauer: „das Universum sei eine handelnde Schwere, und keine Materie sei ohne Thätigkeit," — „das Leben des organischen Leibes beruhe in den Entetechien der drei irdischen Elemente" u. s. w., und es ließen sich in den naturphilosophischen Schriften jener Zeit gewiß noch viele Beispiele solcher Paralogismen anführen, da es damals für genial galt, die Kategorieen und Begriffe der am weitesten von einander entlegenen Sphären mit einander zu copuliren. Es war eine Zeit der verwegensten Libertinage des Geistes, die sich in allgemeiner Promiscuität gefiel, und wenn Fr. v. Schlegel die gothische Baukunst eine gefrorene Musik nannte, so sprachen Andere von der Polarität des Geistes, und Hr. Schopenhauer mit seinem Willen des Leblosen, des Unorganischen, ist nur ein schwächlicher Epigone jener phantastischen Libertins, welche die philosophische Disciplin auf geraume Zeit in eine Freistätte babylonischer Unzucht verwandelt haben. Als aber Hr. Schopenhauer mit seiner „Welt als Wille und Vorstellung" hervortrat, hatte die wissenschaftliche, wie die religiöse und politische Welt bereits angefangen, aus ihrem ersten Emancipationsrausch wieder zur Besinnung zu kommen. Das Bedürfniß der Zucht und Ordnung war wieder erwacht, und wenn auch Hegel, namentlich in seiner Dialektik, noch theilweise jener ausschweifenden Tendenz angehört, so gehört ihm doch das unsterbliche Verdienst, den ersten genialen Versuch gemacht zu haben, die mannigfaltigen Sphären des Denkens und seiner Objecte zu einem wissenschaftlichen Kosmos zu

*) *Myst. magn.* c. 6. u. 1. womit u. a. zu vgl. c. 61. u. 41. wo die falschr Seele eine Distel genannt wird, „indem sich der Wille in eine Distel spricht."

**) Lehrbuch der Naturphilos. Not. 128 u. 870 u. s. w.

ordnen. Ihm wandte ſich daher auch das Intereſſe der Denker zu, und ſie überließen es, wie Hr. Schopenhauer klagt, dem „in die Politik der Philoſophen uneingeweihten Jean Paul, in ſeiner Nachſchule zur äſthetiſchen Vorſchule von der (Schopenhauerſchen) Lehre zu reden“ (1, 140). Hr. Schopenhauer verſichert nun zwar, die von ihm mitgetheilten (angeblichen) Beſtätigungen ſeiner Lehre gäben ihm „die Zuverſicht, daß die Zeit ſeiner Philoſophie entgegenreife“ (1, 139), und wenn ein Wahrheitsfreund, wie er, es höchſtens dazu bringe, „ein Dachkammernphiloſoph“ zu werden, ſo „winke aus der Ferne eine dankbare Nachwelt!“ (1, 141) Dennoch konnte er ſchon in dem erſten der beiden hier aufgeführten Schriftchen ſeinen Ingrimm über vermeintlich unverdiente Zurückſetzung nicht ganz unterdrücken. Er meint nämlich, es ſei „traurig, in einer ſo tief geſunkenen Zeit zu leben,“ und zürnt, daß neben Kant „als eben noch ſo Einer — Fichte genannt werde, ohne daß auch nur eine Stimme dazwiſchen riefe: *Ἡρακλῆς κακὸς πέφηνος!*“ und daß „Hegel's Philoſophie des abſoluten Unſinns, davon ¾ baar und ¼ in corrupten Einfällen,“ — für „unergründlich tiefe Weisheit gelte“ (1, 8 f.). —

Indeſſen würde Hr. Schopenhauer ſich wohl an dieſer Expectoration haben genügen laſſen, wenn ſein enormes Selbſtgefühl nicht unlängſt ſich ſo ſchwer verletzt gefunden hätte, daß die plötzlich angeſchwollene Giftblaſe ſich in einer gräulichen Eruption ergießen mußte. Die Veranlaſſung hierzu war folgende. Die königl. norwegiſche Societät der Wiſſenſchaften zu Drontheim hatte (1839) — unbegreiflicherweiſe — jene Preisſchrift: „über die Freiheit des Willens“ gekrönt, welche Hr. Schopenhauer in Nr. 2. der vorliegenden Schriften durch Wiederabdruck aus den drontheimſchen Denkſchriften der Nachwelt zu verſichern für Pflicht gehalten. Als nun im folgenden Jahre die däniſche Societät der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen als Preisfrage aufſtellte, den Nexus der Metaphyſik mit der Ethik nachzuweiſen, überſandte ihr Hr. Schopenhauer, ſeines abermaligen Sieges gewiß, die zweite der in Nr. 2. (mit einigen Zuſätzen) abgedruckten Abhandlung, „über das Fundament der Moral.“ Welches Gelichters die hier zur Sprache gebrachte Moral und die ihr zu Grunde gelegte Metaphyſik iſt, wird demnächſt anzudeuten ſein. Hier iſt vorläufig nur zu erwähnen, daß Hr. Schopenhauer ſich nicht entblödete, ſeiner Abhandlung Schmähungen über Fichte und Hegel einzuflechten, die wir wörtlich anführen müſſen, um uns zu rechtfertigen, wenn wir ſie für ſchaamlos und abſcheulich erklären. „Dieſer Menſch,“ — ſchreibt ein Schopenhauer über Fichte! — „führte ſeinen, dem deutſchen Publico gegenüber ganz paſſenden und zu billigenden Plan aus, mittelſt einer philoſophiſchen Myſtification Aufſehen zu erregen, und in Folge deſſelben ſeine und der Seinigen Wohlfahrt zu begründen, dadurch, daß er Kanten in allen Stücken überbot“ (2, 183). Und nochmals wiederholt Hr. Schopenhauer demnächſt, es ſei Fichten „mit Erforſchung der Wahrheit nie Ernſt geweſen,“ — ſeine Productionen ſeien „eigentlich nur auf Täuſchung, nicht auf Belehrung des Leſers abgeſehen geweſen“ (2, 185)! Zuvor hatte Hr. Schopenhauer bemerkt, „als Heroen der (nachkantiſchen) Periode glänzten Fichte und Schelling, zuletzt aber auch der ſelbſt ihrer ganz unwürdige und ſehr viel tiefer als dieſe Talent-Männer ſtehende, plumpe, geiſtloſe Scharlatan Hegel“ (2, 149). Offenbar hatte, nach dem ewig wahren Ausſpruch: „an ihren Früchten werdet ihr erkennen, weſſen Geiſtes Kinder ſie ſind,“ durch ſolche unſittliche Aeußerungen Hr. Schopenhauer ſelbſt den Stab über ſein Moralprincip gebrochen, und man darf es als allzu große Höflichkeit tadeln, daß die Akademie bei Abfertigung des Hrn. Schopenhauer, der ohne Competenten geblieben, noch andere Gründe anzuführen ſich herbeiließ, als den letzten für ſich ſchon hinreichenden, den ſie noch dazu in folgender allzu glimpflichen Weiſe formulirte: „plures recentioris aetatis *summos philosophos* tam indecenter commemorari, ut justam et gravem offensionem habeat.“

Das war zuviel für den ſelbſttrunkenen Erbauer des philoſophiſchen „Thebens mit hundert Thoren.“ Um ſich für die vermeintlich erlittene ſchwere Kränkung zu rächen, ließ er die „nicht gekrönte“ Preisſchrift mit ſammt ſeiner früher gekrönten in Druck ausgehen, und ſchüttete in einer geſtachelten Vorrede ſeinen Zorn aus über die königl. däniſche Societät, über Hegel und Alle, die den Verdienſten deſſelben huldigen. Da er nun in der nicht gekrönten Preisſchrift nur über Fichte und Hegel geſchimpft hatte, ſo mußte er allerdings zugeben, daß die Akademie jene als summos philosophos bezeichnet habe. Zu ſeiner Rechtfertigung bemerkte er dann im Weſentlichen Folgendes: Ueber Fichte habe er nur wiederholt, was er vor 22 Jahren in ſeinem Hauptwerk geurtheilt, und dabei Stellen angeführt. „Ueber Hegel allein habe er ohne Commentar ſein unqualificirtes Verdammungsurtheil ergehen laſſen.“ Er meint dann, „Hegeln gehe nicht nur alles Verdienſt um die Philoſophie ab, ſondern er habe auf dieſelbe, und dadurch auf die deutſche Litteratur überhaupt einen höchſt verderblichen, eigentlich verdummenden, man könnte ſagen, peſtilenzialiſchen Einfluß gehabt, — welchem bei jeder Gelegenheit auf das Nachdrücklichſte entgegen zu wirken, die Pflicht jedes ſelbſt zu denken und ſelbſt zu urtheilen Fähigen ſei. Denn, — fügt Hr. Schopenhauer hinzu, — ſchweigen wir, wer ſoll dann ſprechen?“ Und doch hat Hr. Schopenhauer in den 20 Jahren, in denen Hegel's Schriften einen ſo bedeutenden Einfluß geübt, jener Pflicht durch nichts Anderes zu genügen verſucht, als durch jene gemeinen Schmähungen, die er vor wenigen Jahren ſeinem

Schriftchen über den Willen in der Natur einverleibt hatte! Dieſe Pflichtvergeſſenheit meint nun Hr. Schopenhauer dadurch unſcheinbar zu machen, daß er in folgender Weiſe fortfährt: „Wenn ein Bund zur Verherrlichung des Schlechten verſchworener Journalſchreiber, wenn beſoldete Profeſſoren der Hegelei, und ſchmachtende Privatdocenten, die es werden möchten, jenen ſehr gewöhnlichen Kopf (nämlich Hegel), aber ungewöhnlichen Scharlatan, als den größten Philoſophen unermüdlich und mit beiſpielloſer Unverſchämtheit in alle vier Winde ausſchreien, ſo iſt das keiner ernſtlichen Berückſichtigung werth... Wenn es aber ſo weit kommt, daß eine ausländiſche Akademie jenen Philoſophen als einen summ. philos. in Schutz nehmen will, ja ſich erlaubt, den Mann zu ſchmähen, der redlich und unerſchrocken" (9 Jahre nach Hegel's Tod!) „dem falſchen, erſchlichenen, gekauften und zuſammengelogenen Ruhm mit dem Nachdruck" (mit geifernden Schmähreden) „ſich entgegenſtellt, der allein jenem frechen Anpreiſen ꝛc. angemeſſen iſt, — ſo wird die Sache ernſthaft; denn ein ſolches Urtheil könnte Unkundige zu großem und ſchädlichem Irrthum verleiten." Daß alſo Hegels Lehre „auf die Philoſophie und die vaterländiſche Litteratur einen peſtilenzialiſchen Einfluß geübt," war für Hrn. Schopenhauer nur ſpaßhaft; erſt als eine ausländiſche Akademie ihm für ſein „unqualificirtes Verdammungsurtheil Hegel's" eine ſehr glimpfliche Zurechtweiſung angedeihen ließ, findet er die Sache ernſthaft. Er hält es nun für ſeine Pflicht, jenes akademiſche Urtheil zu „neutraliſiren," und meint, „dies müſſe, da er nicht die Autorität einer Akademie habe, durch Gründe und Belege geſchehen."

Jeder, nicht ganz unverſtändige Menſch wird hier erwarten, daß Hr. Schopenhauer auf das Hegelſche Syſtem, vorzüglich auf deſſen Logik, als deſſen Grundlage, eingehen und Methode und Hauptreſultate einer bündigen Kritik unterwerfen werde. Aber mit vollem Recht kann hier geſagt werden: parturiunt montes; denn Hr. Schopenhauer begnügt ſich, drei vereinzelte Behauptungen Hegel's aus dem naturphiloſophiſchen Theile der Encykl. (2. Aufl.) aufzuführen, und ſie — auf Schopenhauerſche Weiſe — als unſtatthaft zu erweiſen. Die erſte Stelle iſt aus § 293 genommen, wo Hegel ſagt: „ein Beiſpiel vom exiſtirenden Specifiren der Schwere ſei die Erſcheinung u. ſ. w.," wogegen Hr. Schopenhauer, ohne auf die Sache ſelbſt einzugehen, nur bemerkt: „Hegel habe vergeſſen, daß a meris affirmativis in secunda figura nihil sequitur." — Die zweite iſt aus §269, wo es heißt: „zunächſt widerſpricht die Gravitation unmittelbar dem Geſetz der Trägheit, denn vermöge jener ſtrebt die Materie aus ſich ſelbſt zur anderen hin." — „Wie?" ruft Hr. Schopenhauer hier aus: „nicht zu begreifen, daß es dem Geſetz der Trägheit ſo wenig zuwiderläuft, daß ein Körper von einem anderen angezogen, als daß er von ihm geſtoßen wird?" Hr. Schopenhauer hat aber nicht überlegt, daß, wenn ein Körper den anderen anziehe oder ſtoße, der anziehende oder ſtoßende aus ſich wirkſam — alſo nicht träge iſt. — Zuletzt klaubt Hr. Schopenhauer aus der Anm. zu § 298 folgende Stelle heraus: „wenn zwar ſonſt in abstracto zugegeben wird, daß die Materie vergänglich, nicht abſolut ſei" ꝛc., und fragt dann: „welcher Dummkopf hat dies je zugegeben?" Um aber Hegeln völlig ad absurdum zu führen, fährt Hr. Schopenhauer alſo fort: „daß die Materie beharrt, d. h. daß ſie nicht, gleich Allem Andern" — (unter Allem iſt doch wohl auch der „ewige Wille," das einzige Metaphyſiſche des Hrn. Schopenhauer zu begreifen!) — „entſteht und vergeht, ſondern, wie unentſtanden, alle Zeit hindurch iſt und bleibt, — dies iſt eine Erkenntniß a priori, ſo feſt und ſicher, wie irgend eine mathematiſche... Auf die an (!) der Materie vorgehenden Veränderungen allein erſtreckt ſich das Geſetz der Kauſalität, mit ſeinem (!) Entſtehn und Vergehn, nicht auf die Materie. Ja," — ruft zuletzt Hr. Schopenhauer in ſtaubtrunkener Entgeiſterung aus, — „ja, jenes Prädikat abſolut hat an der Materie ſeinen alleinigen Beleg, dadurch es Realität erhält und zuläſſig iſt, außerdem es ein Prädikat, für welches gar kein Subject zu finden" ꝛc. (2, XXIV flg.). Hiernach wäre alſo nicht mehr der Wille, ſondern die Materie das ens realissimum, das Ding an ſich, die abſolute Subſtanz! Wenn aber ein feſter Körper verflüſſigt oder verflüchtigt wird, oder wenn, nach Neumann*), ſich darthun läßt, „daß es gar keinen Körper gebe, der nicht allmälig in Licht verwandelt werde," — wenn, nach Schopenhauer ſelbſt, die Erkenntniß „bloße Function eines Theiles des Leibes" (1, 26) u. ſ. w., dann ſind alſo dies Alles bloße „an der Materie vorhergehende Veränderungen," von welchen dieſe in ſich ſelbſt, mithin auf keine Weiſe, afficirt oder verändert wird! Dies iſt indeß nicht die abſolute Meinung unſeres einzigen summi philosophi; denn anderwärts behauptet er: „der Organismus ſei nur der ſichtbar gewordene Wille, auf welchen als das abſolut Erſte ſtets Alles" (alſo auch die Materie, als die „Wahrnehmbarkeit ſeiner Erſcheinungen") „zurückweiſt" (1, 55). Ueber dieſem abſolut Erſten ſteht aber noch ein Anderes; denn „Zahl und Ordnung der Knochen ſind eine conſtante Größe, ein zum voraus ſchlechthin Gegebenes, durch eine unergründliche Nothwendigkeit unwiderruflich Feſtgeſetztes, deſſen Unwandelbarkeit Hr. Schopenhauer der Beharrlichkeit der Materie vergleichen möchte" (1, 57). So hat alſo Hr. Schopenhauer nicht nur am Willen, ſondern auch an

*) Die lebendige Natur, von Dr. K. G. Neumann. 1835. S. 93 u. 103.

jener unergründlichen, die Knochenordnung feſtſetzenden Nothwendigkeit, noch zwei Subjecte gefunden, denen ſeiner Metaphyſik zufolge das Prädikat abſolut beigelegt werden muß. Damit ſind jedoch die Schopenhauerſchen Abſolutheiten noch lange nicht erſchöpft; denn „wie die Naturkräfte, iſt auch die ſpecielle und individuelle Beſchaffenheit des Willens (ſein Charakter) urſprünglich und unveränderlich" (2, 50), — alſo abſolut. Allen ſolchen individuellen abſoluten Willen liegt dann wieder der Charakter der Species, „der Specieswille" zu Grunde, welcher „durch eigenen Willen Geſtalt und Organiſation beſtimmt außer der Zeit" (1, 51), — mithin wohl auch die Zahl und Ordnung der Knochen. Aber auch der Specieswille iſt noch nicht das letzte Abſolute; denn die „Vorausſetzung, auf der überhaupt die Nothwendigkeit der Wirkungen aller Urſachen beruht, iſt — das innere Weſen aller Dinge" (2, 58). Es iſt dies wohl identiſch mit dem Schopenhauerſchen „ewigen Weſen," welches „da iſt in Allem, was Leben hat" (2, 164. 272). Doch iſt auch dies nicht das Letzte; denn in dem Magnetismus und den ſympathetiſchen Kuren wirkt der Wille „unmittelbar, vermöge der, durch das Weſen an ſich aller Dinge gehenden Verbindung — den *nexum metaphysicum*" (1, 109). So führt uns der nexus metaph. wieder zum Willen zurück, der als der Wirkende über dem Mittel ſteht, vermöge deſſen er wirkt. Der nicht gekrönten Preisſchrift des Hrn. Schopenhauer zufolge, wird aber der Wille — ſowohl der Menſchen als der Thiere, — ſtets durch eine Urſache beſtimmt, welche „ſtets ein Reales, Materielles iſt," indem ſelbſt das Motiv „allemal zuletzt doch auf einem irgendwenn und irgendwo erhaltenen Eindruck von Außen beruht" (2, 37); die Forſchung nach dem Schopenhauerſchen Abſoluten wird hiermit wieder auf die Materie zurückgeworfen, welche den Willen beſtimmt und ſo als das abſoluteſte Abſolute ſich darſtellt.

(Fortſetzung folgt.)

Indiſche Gedichte in deutſchen Nachbildungen, von Albert Höfer. Erſte Leſe. Leipzig, 1841. Verlag von F. A. Brockhaus.

Hätte unſer Volk es dahin gebracht, daß wir nicht allein aus vollem Herzen, ſondern auch aus ganzer Kraft mit den Deutſchen Deutſche ſein dürften, ſo möchte es drum ſein, wenn Einzelne es ſich zur Aufgabe machten, mit dem Inder Inder zu werden, um ſich in behaglicher Ruhe am Ufer des Ganges zu lagern, zu den Füßen eines weiſen Braminen zu lauſchen und ſich in Indiens lautloſer Vergangenheit verſenkend die Herbarien einer entſchwundenen Poeſie zu betrachten. Gegenwärtig geſchieht aber den Anforderungen der Zeit ein unverantwortlicher Abbruch, wenn ſich rüſtige Kräfte entſchließen, ſich in den Geiſt (beliebiger, indifferenter) Zeiten zu verſetzen, und wir müſſen dem bekannten Goetheſchen „Verzeiht" u. ſ. w., das hier als Motto gebraucht worden, geſtehen: wir verzeihen nie.

Die Beſtrebungen des Verf. ſollen durchaus nicht herabgeſetzt werden; aber hoch anſchlagen können wir ſie eben ſo wenig. Es mag Fleiß und Mühe genug gekoſtet haben, das Sanskrit in einigermaßen gewandtes Deutſch zu übertragen. Wir verkennen nicht, daß die hier gebotenen Dichtungen (z. B. der Herbſt, die Alles neu belebende Regenzeit) manches niedliche Bild geben, in naiv üppigen Vergleichen und ſinnigen Tändeleien in den Reizen der Natur ſich ergehend. Es iſt ſogar recht hübſch, daß hier einmal die Zauber der Natur — und nicht etwa in froſtig aſcetiſcher Weiſe, ſondern in freudiger Lebensluſt — über die Zauber ſchöner Mädchen geſetzt werden. — Die Fiſchgeſchichte hat Intereſſe als Variation der bibliſchen Sündfluthgeſchichte. Aber ſo wie man auf den Grund dieſer Poeſie ſieht, auf das religiöſe und ſittliche Leben, und da den alten Neid der Götter wieder erblickt, wie ſie, um die ihnen gefährlich werdenden Frommen zu verführen, denſelben ſchöne Nymphen ſchicken, in deren Armen ſie nach 900 Jahren allmälig ihre Heiligkeit einbüßen, wenn man die Indermoral hört, wornach weder Schönheit, noch Weisheit, noch aufrichtiger Dienſt Anderer, ſondern nur frühe Buße zum Heile führen kann: ſo tödtet das Mitleid mit jenen unglücklichen Selbſtquälern und das Andenken an die Qual des Lebens die Heiterkeit der Poeſie. Wir ſcheuen uns deshalb nicht zu fragen, was nützt es? fördern ſolche Stoffe das geiſtige Leben, den Lebensmuth, die Thatenluſt? Indiſches Leben, indiſches Dichten und Trachten, überhaupt das indiſche Alterthum — was nützt es, daß wir wiſſen, wie unbedeutend es für die Gegenwart iſt. Niemand wird dem Veilchen das Recht zu blühen abſprechen, dem Bächlein zu rieſeln. Gern gönnen wir jenem ſeine duftende Exiſtenz, dieſem ſeine Klarheit und Friſche. Aber wer hat uns verpflichtet, das Blümchen zu pflücken und in den Kryſtall des Waſſers zu ſchauen, wenn uns Ernſteres zu thun obliegt. Der Leſer hat es gut, er wird ſchon einen Augenblick der Muße finden, wo er eine Auswahl indiſcher Gedichte durchfliegt, der Ueberſetzer aber ſetzt ſeine beſte Zeit daran, und da iſt die Belohnung zu gering für ihn, wenn man ſeinem Buche nachrühmt: es enthalte manches Hübſche. Von tief gedachten Idealen, von höherm Menſchenleben kann keine Rede ſein. Die Reſignation alſo, die dazu gehört, damit zufrieden zu ſein, möchten wir Niemandem zumuthen. Hr. Albert Höfer kündigt eine zweite Leſe ſolcher ſtachelloſen Poeſie an: er gebe ſie. Aber er ſei aufrichtig und räume ein, daß es in der Heimath eben ſo „minnigliche Roſen" in Menge gebe und freue ſich darüber, wenn dieſelben auch rechtſchaffene Dornen haben. Er frage ſich ſelbſt, ob es nicht angemeſſener ſei, ſeine Kraft dem Schmerz und Kampf und Siege, der die Heimath bewegt, zuzuwenden, als ſein geiſtiges Leben einer fernen, für die That abgeſtorbenen Vergangenheit zu widmen und mit philologiſcher Induſtrie bloß ängſtlich nachzubilden, ſtatt ſelbſtändig und kühn in die noch pulſirende Geſchichte zu greifen. Die Philologen, die mit Geringſchätzung auf die Gegenwart ſehen und alter und fremder Litteratur ihren Fleiß zuwenden, weil ſie alt und fremd und nicht, weil ſie fähig iſt, neue Schüſſe in der Geiſtesentwicklung hervorzubringen, ſind die wahren Trödler der Litteratur. Wer trägt aber nicht lieber einen neuen Rock, wenn auch von gröberm Zeug, als einen ſolchen, den ein Anderer abgeworfen hat? —

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

13. Juli. № 10. 1841.

1. Schopenhauer „Ueber den Willen in der Natur."
2. Derselbe „Die beiden Grundprobleme der Ethik."

(Fortsetzung.)

Unglücklicherweise für unseren summum philosophum versichert derselbe jedoch weit öfter, „der Wille sei das allein Metaphysische, das Ding an sich, das allein Ewige, das wahre innere Wesen und Princip aller Dinge, alles Uebrige nur Erscheinung, d. i. Vorstellung" (1, 6. 25. 2, 133 u.), also physisch und vergänglich (1, 4); diese vergängliche Seite der Welt, nämlich die Erscheinung, bestehe aus „Erkenntniß (Subject) und Materie; die Materie sei durch die Vorstellung bedingt, in welcher allein sie existire" (1, 26), mit welcher sie also auch nothwendig vergehen muß, da, nach Herrn Schopenhauer, „die Welt als Vorstellung, d. h. diese ganze in Raum und Zeit ausgebreitete Körperwelt — als solche — nirgends als in Gehirnen vorhanden sein kann" (1, 73. 75). Da nun „das Bewußtsein und in ihm die objective Welt erst als eine Function des Gehirns entsteht" (1, 73), so vergeht also auch die Materie stets von neuem mit jenem „bloßen Gehirnphänomen" (1, 74). Somit hat Hr. Schopenhauer selbst sich die gegen Hegel aufgeworfene Frage beantwortet, „welcher Dummkopf je zugegeben, daß die Materie vergänglich, nicht absolut sei." — Ist es aber absurd, zugleich die Materie, als Moment der Erscheinung, als allein unvergänglich, als einziges Subject des Prädikats absolut, und den Willen als Princip aller Dinge, als Substrat aller Erscheinungen, als unkörperlich, als das allein Metaphysische und Ewige, mithin als das Absolute zu bestimmen, welches sich in der Welt der Erscheinungen objectivirt, — ist es Vornehmthuerei, sich für den Philosophen der Nachwelt auszugeben, und zu behaupten, „die Zeit reife seiner Philosophie entgegen" (1, 139) — ist es Scharlatanerie, wenn ein solcher „kühn behaupten zu dürfen" erklärt, „daß nie ein philosophisches System so ganz aus Einem Stück geschnitten war, wie seines, ohne Fugen und Flickwerk" (1, 137), dann wird man ebenwohl auf Hrn. Schopenhauer zurückwenden müssen, was derselbe zum Schlusse seiner angeblichen Kritik Hegel's gegen diesen, über solche Kläfferei erhabenen Philosophen, zu äußern sich erfrecht, indem er schreibt: „nächst der Unsinnsschmiererei sei die Vornehmthuerei der Hauptkniff auch dieses Scharlatans gewesen" (2, XXVII). Wie über alle Maßen aber Hr. Schopenhauer durch leidenschaftliche Selbstvergötterung verblendet, davon giebt er selbst den augenscheinlichsten Erweis, wenn er nach jener ohnmächtigen Kritik und den sie begleitenden banausischen Schmähungen versichert: „indem er, auf erhaltene Provocation" (von Seiten der dänischen Akademie!), „die Hegelei, diese Pest der deutschen Litteratur, ein Mal nach Verdienst behandelt, — sei er des Dankes der Redlichen und Einsichtigen, die es noch geben mag, — gewiß" (2, XXXI).

Wir würden die deutsche Nation zu beleidigen glauben, wenn wir uns unterfangen wollten, den Charakter und die Strebungen Fichte's und Hegel's gegen die Schopenhauerschen Invectiven in Schutz zu nehmen. Ueber die Leistungen, über die Werke jener geistigen Athleten kann und muß gestritten werden, und Adrastea hat nicht auf Hrn. Doctor Arthur Schopenhauer gewartet, um ihr Gericht über die Einseitigkeiten und Fehlgriffe der Systeme jener Philosophen zu eröffnen. Aber wie Kant und Schelling, wie früher Spinoza und Leibnitz, sind und bleiben Fichte und Hegel die *summi philosophi* ihrer Zeit, weil sie mehr als ihre übrigen philosophirenden Zeitgenossen die Erkenntniß der Wahrheit gefördert, und selbst noch durch ihre Verirrungen die Entwicklungsarbeit des Geistes beschleunigt haben. Vom Adel ihrer Gesinnungen aber hat ihr einfaches, der Erforschung der Wahrheit mit voller Hingebung und immer gleicher Begeisterung gewidmetes Leben ein Zeugniß gegeben, welches keinem Neider und keinem Ehrsüchtling zu entkräftigen gelingen wird. Der „Redlichen und Einsichtigen" giebt es übrigens, Gott sei Dank! in unserem Deutschland noch Viele, genug, um nicht fürchten zu müssen, daß beweislose Impertinenzen, wie die von Hrn. Schopenhauer gegen jene Philosophen ausgestoßene, den wohlbegründeten Ruf derselben irgendwie gefährden könnten. —

Um aber den „Redlichen und Einsichtigen," die sich durch ein „unqualificirtes Verdammungsurtheil" nicht irren lassen, über die Qualification des Hrn. Schopenhauer zum

summo philosopho, auf welche Würde derſelbe ſo zudringlich Anſpruch macht, ein begründetes Urtheil möglich zu machen, wollen wir uns der faſtidiöſen Arbeit nicht entziehen, ihnen die Hauptreſultate der Schopenhauerſchen „Philoſophie der kommenden Zeit" ſo weit als möglich mit den eigenen Worten des Hrn. Doctors vor Augen zu legen. —

Der marktſchreieriſchen Verſicherung des Hrn. Schopenhauer zufolge iſt zwar ſeine Philoſophie ein „Theben mit hundert Thoren, durch deren jedes man auf geradem Wege bis zum Mittelpunkt gelangen kann" (2, VI), wo es aber gilt, wirklich zum Mittelpunkt zu dringen, da belehrt uns Hr. Schopenhauer, daß es eine „einzige und enge Pforte der Wahrheit gebe" (1, 93). Dieſe Pforte ſoll in einer Einſicht beſtehen, zu welcher Hr. Schopenhauer uns in folgender Weiſe den Weg zu bahnen meint:

„Ich lehre," — ſchreibt er (1, 85 flg.), — „daß die aus dem Willen entſpringende Bewegung immer auch eine (von Außen ausgehende) Urſache vorausſetzt... Anderſeits iſt die durch eine äußere Urſache bewirkte Bewegung eines Körpers an ſich doch Aeußerung ſeines Willens, welche durch die Urſache bloß hervorgerufen wird. Es giebt demnach nur ein einziges, einförmiges Princip aller Bewegung: ihre innere Bedingung iſt Wille, ihr äußerer Anlaß Urſach, welche, nach Beſchaffenheit des Bewegten (entweder bei unorganiſchen Weſen Urſache im engeren Sinne des Wortes iſt, oder bei organiſchen) zum Reiz, oder (bei erkennenden, d. h. bei Thieren und Menſchen) zum Motiv geſteigert werden kann... Da aber Alles an den Dingen, was nur a posteriori erkannt wird, an ſich Wille iſt, hingegen ſo weit die Dinge a priori beſtimmbar ſind, ſie allein der Vorſtellung, der bloßen Erſcheinung gehören, — ſo nimmt die Verſtändlichkeit der Naturerſcheinungen in dem Maße ab, als in ihnen der Wille ſich immer deutlicher manifeſtirt." (Und doch ſoll nach Schopenhauer über die vierfache Wurzel ꝛc. S. 105 flg. das Subject nur als ein Wollendes, nicht aber als ein Erkennendes erkannt werden!). Näher iſt aber „die Urſache der Bewegung einer geſtoßenen Kugel die Bewegung einer anderen" (nach oben: „an ſich doch die Aeußerung des Willens der letzteren"), „welche eben ſo viel Bewegung verliert, als jene erhält, — ſo daß die Bewegung aus einem Körper in den anderen übergeht, — und die Wirkung (!) ganz und gar aus der Urſache herüberwandert." „Das Geheimnißvolle" (Unverſtändliche) hierbei, das x der Cauſalität, beſchränkt ſich nun bloß auf die Möglichkeit des Uebergangs der Bewegung aus einem Körper in den anderen!" (1, 87); — in der Folge wird es jedoch beſtimmt als „das eigentlich Innere des Vorgangs, als das wahre Agens, das Anſich der Erſcheinung" (1, 94). Aber „aus dem eignen Selbſt kommt uns die unmittelbare Belehrung, daß in den animaliſchen Actionen der Wille das Agens, — der Wille, der uns bekannter und vertrauter, als Alles, was die äußere Anſchauung uns jemals liefern kann. Die Identität jenes x aber, — welches ſich uns hier als Wille entſchleiert, auch auf allen anderen Stufen (der unorganiſchen, organiſchen und erkennenden Weſen) bis dahin, wo es ſich dem Selbſtbewußtſein als Wille kund giebt, — anzuerkennen, hält Hr. Schopenhauer, in Folge der von ihm angeſtellten Betrachtung für „unumgänglich"... „Die zwei urverſchiedenen Quellen unſerer Erkenntniß, — heißt es dann, — die äußere (nach Schopenhauer bei jedem Aufſchritt in tieferes Dunkel führend) und die innere (unmittelbar aus dem Selbſtbewußtſein kommend) müſſen (q. e. d.) an dieſem Punkt durch Reflexion in Verbindung geſetzt werden. Ganz allein aus dieſer Verbindung entſpringt das Verſtändniß der Natur und des eigenen Selbſt: dann aber (hört!) liegt das Geheimniß, dem die Philoſophie ſo lange nachgeforſcht, offen!.. Wenn man hingegen ſich dieſer Einſicht, welche wirklich die einzige und enge Pforte der Wahrheit iſt, entzieht, ſo fällt man einem fernerhin unauflöslichen Irrthum anheim: nämlich man behält zwei grundverſchiedene Urprincipien der Bewegung, die durch Urſachen und die durch Willen... Vollziehen wir aber die oben geforderte Vereinigung, — ſo erkennen wir, trotz aller accidentellen Verſchiedenheiten, zwei Identitäten, nämlich die der Cauſalität mit ſich ſelbſt (!) auf allen Stufen, und die des zuerſt unbekannten x, — d. h. der Naturkräfte und Lebenserſcheinungen (oben war dies x = „Möglichkeit des Uebergangs der Bewegung aus einem Körper in den andern!") mit dem Willen in uns... Dies iſt das Fundament der wahren Philoſophie: und wenn es dieſes Jahrhundert nicht einſieht, ſo werden es Viele folgende." —

Es wird uns gewiß erlaſſen ſein, dieſe Klitterung von Willkürlichkeiten und unwiſſenſchaftlichen Kategorieen einer beſonderen Kritik zu unterwerfen; aber nachzutragen haben wir, daß, wenn oben die innere Bedingung aller Bewegung Wille und ihr äußerer Anlaß Urſach iſt, welche nach Beſchaffenheit des Bewegten zum Reiz oder zum Motiv geſteigert ſein kann, — in der zweiten der vorliegenden Schriften „jede Wirkung aus zwei Factoren entſpringt: aus der urſprünglichen Kraft deſſen, worauf gewirkt wird und der beſtimmenden Urſach, welche jenen nöthigt, ſich hier zu äußern." Jene urſprüngliche oder „Naturkraft ſelbſt" aber, „welche bei aller Erklärung vorausgeſetzt wird, — und keiner Erklärung unterworfen, ſondern das Princip aller Erklärung iſt," — ſoll „ſelbſt keiner Cauſalität unterworfen, ſondern gerade das ſein, was jeder Urſache die Cauſalität, d. h. die Fähigkeit zu wirken, verleihe" (2, 48). Hiernach

verleiht alſo die aller Erklärung vorausgeſetzte Naturkraft der Urſache die Cauſalität, d. h. die Fähigkeit, die Naturkraft, die keiner Cauſalität unterworfen iſt, zur Aeußerung zu nöthigen, und da die (keiner Erklärung unterworfene) Naturkraft der (uns intimſt bekannte) Wille iſt, ſo wirkt alſo der Wille auf den dem Willen nicht unterworfenen Willen, und nöthigt ihn zu der von ihm geurſachten Aeußerung! —

Dies das metaphyſiſche Fundament der endlich von Hrn. Schopenhauer entdeckten wahren Philoſophie! Unſer summus philosophus hat aber nicht nur zuerſt die einzig wahre theoretiſche, ſondern er hat auch eine praktiſche Metaphyſik entdeckt, die er uns als die thatſächlichſte „Beſtätigung ſeiner Lehre" darzubieten geruht. Er belehrt uns nämlich, daß „der Leib und ſeine Organe Nichts als die Sichtbarkeit oder Objectität des Willens ſind, woraus ſich erkläre, daß Magnetiſeurs bisweilen ohne bewußte Anſtrengung des Willens und beinahe gedankenlos magnetiſiren, aber doch wirken. Ueberhaupt ſei es das reine, von aller Vorſtellung möglichſt geſonderte Wollen ſelbſt, welches magnetiſch wirke" (1, 101). „Der wahre Grund von dem Allen ſei, daß hier der Willen in ſeiner Urſprünglichkeit, als Ding an ſich, wirkſam" (!), kurz, daß der Wille es ſei, welcher „die Wunder des animaliſchen Magnetismus, die nach der Cauſalverbindung, d. h. dem Geſetz des Naturlaufs, nicht zu erklären ſind, leiſte, ja dieſes Geſetz gewiſſermaßen (!) aufhebe und wirkliche *actio in distans* (!) ausübe, mithin eine metaphyſiſche Herrſchaft über die Natur an den Tag lege" (1, 102). Sofort verſichert Hr. Schopenhauer, „der animaliſche Magnetismus trete geradezu als die praktiſche Metaphyſik auf; er ſei die empiriſche oder Experimental-Metaphyſik" (1, 103); weiterhin behauptet er ſogar: „der animaliſche Magnetismus und die ſympathetiſchen Kuren beglaubigten empiriſch die Möglichkeit einer, der phyſiſchen Einwirkung entgegengeſetzten magiſchen Wirkung" (1, 104), — wonach jedoch Hr. Schopenhauer ſeine Magie vielmehr als praktiſche Antiphyſik hätte bezeichnen ſollen. — Triumphirend wiederholt er jene Behauptung demnächſt in folgender, wahrhaft claſſiſchen Stelle: „erkennen wir nun aber in dem wenigen Thatſächlichen, welches für die Realität der Magie ſpricht, — nichts Anderes als ein unmittelbares Wirken des Willens, der hier außerhalb des wollenden Individuums, wie ſonſt nur innerhalb, ſeine unmittelbare Kraft äußert, und ſehen wir die, in die alte Magie Eingeweihten — alle Wirkungen derſelben allein (??) aus dem Willen des Zaubernden herleiten; — ſo iſt dies allerdings ein ſtarker empiriſcher Beleg meiner Lehre, daß das Metaphyſiſche überhaupt — das Ding an ſich der Welt — nichts Anderes iſt, als das, was wir in uns als Willen erkennen" (1, 114). Uebrigens iſt Hr. Schopenhauer „der Meinung, daß der Urſprung des in der ganzen Menſchheit ſo allgemeinen — Gedankens: ſtatt des gewöhnlichen Wirkens auf die Dinge von außen, müſſe ein Wirken der Erſcheinung (!) auf die Erſcheinung vermöge des in allen Erſcheinungen identiſchen Weſens an ſich möglich ſein, — ſehr tief zu ſuchen ſei, nämlich in dem innern Gefühl der Allmacht des Willens an ſich, welcher das innere Weſen des Menſchen und zugleich der ganzen Natur iſt, und in der Vorausſetzung, daß jene Allmacht wohl ein Mal auch vom Individuo aus geltend gemacht werden könnte" (1, 109 f.). Bei dieſer Gelegenheit bemerkt jedoch Hr. Schopenhauer, daß bei allen Verſuchen zur Magie ein phyſiſches Mittel angewandt wurde, welches man als Vehikel eines metaphyſiſchen betrachtete (1, 110), und daß man bis auf die neuere Zeit den Willen nicht zum Herrn der Natur, ſondern zum Herrn über die fingirten Weſen gemacht, denen der herrſchende Aberglaube Macht über die Natur eingeräumt; „übrigens ſeien Dämonen und Götter jeder Art doch immer Hypoſtaſen, mittelſt welcher die Gläubigen jeder Secte ſich das Metaphyſiſche, — die Natur Beherrſchende faßlich machten" (1, 113 f.). — Dieſe Bemerkungen ſtehen nun zwar in directem Widerſpruch mit den vorhergehenden Behauptungen, wie die Anſicht des Hrn. Schopenhauer von der Wirkungsweiſe des Magnetismus mit der aller namhaften Magnetiſeurs, welche nämlich irgend ein pſychiſches oder phyſiſches Moment als das weſentlich Vermittelnde bei allen magnetiſchen Wirkſamkeiten anerkennen; die Genialität des Hrn. Schopenhauer beſteht aber gerade darin, ſich rückſichtslos über ſolcherlei Lappalien hinauszuſetzen, welche nur der immenſen Menge zum Anſtoß dienen; wie er denn nur auf ein Publicum Anſpruch macht, aus „den ſeltenen, denkenden Weſen beſtehend, die ſpärlich ausgeſtreut unter der zahlloſen Menge, faſt wie ein Naturſpiel erſcheinen" (1, 141). —

Dieſe Naturſpiele, als deren Myſtagog und summus philosophus ſich Hr. Schopenhauer uns darſtellt, bilden aber mit demſelben die wahrhafte Elite der Menſchheit, wie ſich uns ſofort aus der Schopenhauerſchen Phyſik ergeben wird, welche völlig harmoniſch, nämlich widerſpruchsvoll, ſich aus ſeiner Metaphyſik, als dem Fundament der wahren Philoſophie, entwickelt. Hiernach wird die Stufenleiter der Weſen beſtimmt durch die verſchiedene Art und Weiſe, auf welche „die einzelnen Aeußerungen des Willens" (des ehemaligen Dings an ſich) „in Bewegung geſetzt werden." So ſind ſie 1) Unorganiſche, wenn ſie durch bloße Urſachen im engſten Sinne des Wortes beſtimmt werden. „Phyſiſche Einwirkung vertritt hier die Stelle der Erkenntniß" (1, 72). Dieſe Weſenſtufe begreift die Sphären der Mechanik, wo der Wille als Schwere,

der Chemie und Phyſik, wo er als Kraft, und der Kryſtalliſation, wo er (als?) wirkſam iſt. 2) Organiſche, wenn durch Reize beſtimmt. Hier hat der Wille, ſtatt Erkenntniß, „Empfänglichkeit für den Reiz" (1, 72). Dieſe Stufe befaßt die Vegetation und den „Organismus des belebten Leibes." Endlich 3) Erkennende, d. h. thieriſche Weſen, wenn durch Motive beſtimmt, „weshalb hier der Aufwand eines Senſoriums und Intellectes erfordert iſt" (1, 72). Hierhin gehören die Thiere im engeren Sinne des Wortes, welche nur durch anſchauliche Motive bewegt werden, und die Menſchen, bewegbar durch „die Vernunft, das Vermögen der Begriffe, d. h. allgemeiner, abſtracter Vorſtellungen," welche „dem Menſchen den Vorzug vor den Thieren giebt, zu vernehmen, was ein — vernünftiger Menſch dem andern ſagt!" (2, 150.)

(Fortſetzung folgt.)

Bruchſtück einer Vorrede zum Staatsrecht des neunzehnten Jahrhunderts.

Aus der Weltgeſchichte iſt hinlänglich bekannt, daß die Lotterie eine Hauptmacht in der Geſtaltung und Weiterförderung der menſchlichen Angelegenheiten war und iſt. Wenigſtens hat man für Vieles keinen andern Namen, als Zufall. Da nun der Zufall ein manchen Einwendungen bloßgeſtellter Hebel iſt, ſo hat ſeine Kanoniſation von jeher Oppoſition hervorgerufen. Die Minderheit trat der theils vortheilſuchenden, theils nichtdenkenden Mehrheit gegenüber, mit andern Worten: die Vernunft bemühte ſich, das Ungefähr zu überwinden, es entweder vernichtend oder lenkend. So bietet denn die Geſchichte ein Geflecht von zwei Factorenreihen dar: das blinde Lotto und der ſelbſtbewußte Gedanke ſtreiten um die Herrſchaft der Welt. Das Menſchengeſchlecht zeigte einen ſtarken Hang zum dolce far niente, da es ſo oft das Allerwichtigſte dem Zufalle überließ, ſogar dieſe Unordnung durch feierliche Geſetze als Ordnung verkündigte. Vergeſſen wir aber nicht, daß die Gutmüthigkeit und der beſchränkte Geſichtskreis der Maſſen nicht ſelten zur Erhebungsſtaffel für Privategoismus und excluſive Theorieen hat dienen müſſen. — Allein in den großen Wendepunkten hat die Menſchheitsvernunft, die höchſte Denkkraft, auf alle Bequemlichkeitsanſtalten und Maſchinengeleiſe immer die erhabenſte Parodie gedichtet, nur daß dieſe hier, als Parodie der Parodie, die eigentlich verwirklichte Vernunft, die Belebung des Wahrheitsembryo vorſtellt und bitterſter Ernſt iſt. Wie ſelten wurde der Anſtoß zur weltgeſchichtlichen Entwicklung da gegeben, wohin menſchliche Satzungen und Treffer aus der großen Urne die Macht geleitet hatten, wo man vielleicht gar ausdrückliche pergamentne Thorſperr-Anweiſungen beſaß, nämlich in den Höhen der menſchlichen Geſellſchaft. Der Weltgeiſt theilt ſeine Erfindungspatente nach andern Regeln aus, als Perſonen, Parteien, Völker, oder Schlachten, oder Heirathen. Der Hebamme, des Zimmermanns, des Bergmanns Söhne finden den Archimediſchen Punkt heraus, wo ihre Lehre die Erde faßt und rückt. Zuweilen wohl, wenn es zunächſt auf äußerliche Geſtaltungen der Völker und Reiche ankommt, gebraucht der Weltgeiſt auch die Throne. Im Allgemeinen iſt ſein Erbrecht gänzlich originell; vor ſeiner oberſten Vernunft verſchwindet die Familie als bloße Natur. Jefferſon iſt Waſhington's oder Adam's Sohn; Karl der Große zeugte Ludwig den Frommen, und Karl V. Philipp den II. Fichte iſt der Sohn des Kant, und Fulton der des Watt; während bei der Vollblutsfrage der adligen Geſchlechter nicht bloß die Rechnung mit unbekannten Größen verſäumt wird, ſondern auch überhaupt die Natur ſich nicht in den Karren der das Höchſte erzielenden legitimen Abſichten ſpannen läßt.

Obwohl nun Zeiten eintreten können und wirklich eingetreten ſind, in welchen das agrariſche Geſetz weitern oder engeren Maßes von der Staatsweisheit als Rettungsanker ergriffen wird, ſo bleibt doch als Grundregel ſtehen, daß die Familie und das Erbe aus der Natur ſelbſt hervorgeht. Iſt der Leibeserbe blödſinnig oder böſe, oder um hundert und mehr Jahre zu ſpät geboren, ſo bleibt die Wirkung davon zunächſt auf den Kreis der Familie beſchränkt. Dies iſt nicht der Fall, wenn das Geſetz einen (auch ungebornen) Erben zur Machtübung über Gemeinden, Provinzen u. ſ. w. vorherbeſtimmt, d. h. wenn das Geſetz den Geburtszufall ſo heiligt, daß der Begriff der Familie auseinandergezogen und auf die Gemeinde und den Staat übertragen wird, daß es, wie z. B. in England, Geſetzgeber von Geburt giebt.

Sicherlich iſt die Familie ebenfalls etwas Vernünftiges, für ihren beſtimmten Kreis (Natur und Vernunft ſind ja häufig genug congruent); allein der Staat iſt keine Familie, ſobald er auf ſeine Vernunft Anſpruch macht. Die Horde iſt wohl ein Familienaggregat, aber noch kein Staat. Der gebildete Staat kommt mit Haus- und Familiengeſetzen nicht aus; ſein weſentliches Merkmal iſt die Hegemonie der nationalen Vernunft, worin zugleich liegt, daß eine bloße Sammlung von Völkern oder Volksausſchnitten noch kein wahrer zukunftsvoller Staat iſt.

Wenn die Staatsgedanken, welche in dem ganzen Volke zerſtreut liegen, als nicht vorhanden betrachtet oder verachtet werden, ſo iſt dies der unheilvollſte Leichtſinn oder etwas Schlimmeres, gegen deſſen Folgen das Opiat Dieu protège la France leicht unkräftig bleibt. Zum Staate gehört vor allen Dingen eine Nation. —

Allerdings iſt der Staat, wie alles Menſchliche, etwas Unvollkommnes, aber gerade deshalb auch etwas Werdendes; das Halbe iſt für ſich ohne Selbſtändigkeit, ohne Erfüllung. Lange mögen beſchränkte Staatstheorieen ein zähes Leben friſten; aber der Staatsbegriff hat eben ſo gut ſeine Geſchichte, wie alles Andere. Die Lehre von dem Landgute und die von dem primitiv-ſpecifiſchen Unterſchiede der Perſonen haben auch wirklich ſeit einem halben Jahrhunderte beträchtliche Einſchränkungen erfahren.

Die Rechtsſphäre hat mit der Gemüthlichkeit nichts zu ſchaffen, ſo wenig im Staatsrechte, wie im Civilproceſſe. Wo dieſer Grundſatz nicht anerkannt iſt, kann der Staat keinen wahren Organismus darſtellen. Denn alles organiſche Menſchenleben ſetzt die Macht und Wirkſamkeit des vernünftigen Denkens voraus. Die Staatsvernunft aber iſt bekanntlich kein von der Natur ertheiltes Monopol. —

Wie man leicht bemerkt, will das Vorſtehende nicht ſowohl eine Theorie, als ein Thatſachenbericht ſein.

K. Nauwerck.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

41

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

14. Juli. № 11. 1841.

1. Schopenhauer „Ueber den Willen in der Natur."
2. Derselbe „Die beiden Grundprobleme der Ethik."

(Fortsetzung.)

Was nun zunächst die Thiere betrifft, so „tritt bei denselben das Erkenntnißvermögen (!) nur behufs ihrer Erhaltung ein; da nämlich die Pflanze so sehr viel weniger Bedürfnisse hat, als das Thier, so bedarf sie endlich gar keiner Erkenntniß mehr; weshalb das Erkennen der wahre und die Grenze bezeichnende Charakter der Thierheit ist" (1, 70). Erkenntniß aber ist Nichts „als Medium der Motive, also das, was die Veränderung von Außen (!) empfängt, auf welche die von Innen erfolgen muß" (1, 73), und „das Gehirn ist es, welches die Vorstellungen (die Veränderungen von Außen) empfängt und darauf — beschließt" (1, 30). Doch wird „das Thier im Ganzen seiner Handlungsweise nicht eigentlich durch Motive, sondern durch inneren Zug und Trieb — vermöge des Instincts in Bewegung gesetzt; im Einzelnen mittelst der anschauenden Auffassung der Außenwelt" (2, 35 f.). „Die große Verschiedenheit des Thieres vom Menschen beruht (übrigens) allein auf den Graden der Vollkommenheit des Intellectes;" denn es hat sonst „alle Affecten des Menschen" (1, 34). Wir werden demnächst zurückkommen auf das, was nach Hrn. Schopenhauer den Menschen vom Thier unterscheiden soll. Hier haben wir noch zu bemerken, daß „die Lebensweise, die das Thier, um seinen Unterhalt zu finden, führen wollte, es war, die seinen Bau bestimmte" (1, 47), demgemäß Hr. Schopenhauer die langen Läufe und Löffel des Hasen aus dessen „Willen, sein Heil in der Flucht zu suchen," ableitet; — „in Wahrheit ist (jedoch) jedes Organ anzusehn als der Ausdruck einer universellen, d. h. ein für alle Mal gemachten Willensäußerung, einer fixirten Sehnsucht, eines Willensactes nicht des Individuums, sondern der Species." Unmittelbar darauf heißt es: „jede Thiergestalt ist eine — von den Umständen hervorgerufene Sehnsucht des Willens zum Leben" (1, 43). Dann aber ist wieder „jedes Thier das Abbild seines Wollens, der sichtbare Ausdruck seiner Willensbestimmungen, die seinen Charakter ausmachen" (1, 52). Wie sehr indeß Hr. Schopenhauer bemüht ist, Alles auf seinen Willen zurückzuführen, so daß sogar „die Füchse mehr Verstand hätten, weil sie vom Diebstahl leben wollen," so ist er doch auch hier seiner genialen Methode, sich selbst zu widersprechen, treu geblieben, denn daß der Elephant und das Pferd, als Grasfresser, ausnahmsweise mehr Intellect haben, als die Raubthiere, davon findet Hr. Schopenhauer den Grund in ihrer längeren Lebensdauer u. s. w.; das Geschlecht des Vogels Dude ist dagegen ausgestorben, „weil er überaus dumm gewesen" (1, 54 f.). (Warum nicht, weil der Genus-Wille sein Genus aussterben lassen wollte?) — Doch wir eilen zum Menschen, der, obgleich mit den Thieren zur dritten Classe der erkennenden Wesen gehörend, dennoch durch die Vernunft „so hoch über das Thier erhoben" sein soll, wie dieses durch sein bloß anschauendes Vorstellungsvermögen über die Pflanze (1, 70). Denn der Mensch hat nicht nur mehr Verstand als die Thiere, sondern sein Verstand wird noch „unterstützt von der hinzugekommenen Vernunft" (1, 56), dem Vermögen der Begriffe. Beim Menschen nämlich hat „sich die Vorstellung zum Begriffe gesteigert" (1, 80), wonach, — beiläufig bemerkt, Hr. Schopenhauer füglich von einer „Welt als Begriff" hätte reden müssen. — Nun hat zwar, wie wir sehen, das Thier „alle Affecten des Menschen" (1, 34); bald darauf erfahren wir aber, „die Sensibilität, objectivirt im Nerven, sei der Hauptcharakter des Menschen, und das eigentliche Menschliche im Menschen" (1, 38). Aber nicht nur die Vernunft ist das einzige Prärogativ desselben, nicht nur die Sensibilität sein eigentliches Menschliches; auch die Willkür, die Hr. Schopenhauer, um auch hier etwas Apartes zu haben, Wahlentscheidung nennt, und nach ihm da Statt findet, wo „das für den gegebenen individuellen Charakter mächtigste Motiv (mit Nothwendigkeit) die anderen (Motive) überwindet und die That bestimmt," — auch diese Schopenhauersche Willkür findet sich „nur im menschlichen Bewußtsein" (1, 28), — obgleich wir kurz zuvor belehrt worden: „Willkür heiße der Wille, wo ihn Erkenntniß beleuchte" (1, 29), wonach sie sich also auch bei den von Hrn. Schopenhauer mit Erkenntnißvermögen ausgestatteten Thieren finden müßte. Aller hier an-

gegebenen und noch anderer einzig-weſentlichen Differenzen ungeachtet, hält Hr. Schopenhauer das „Weſentliche in der Erſcheinung des Thieres und der des Menſchen" für identiſch, und verſichert uns, „auf die Erkenntniß dieſer Identität leite nichts entſchiedener, als Zoologie und Anatomie" (2, 245). Zur Erſcheinung, als der einen Seite der Welt, gehört aber, wie wir ſahen, eben Alles, was nicht Wille, als das identiſche Anſich der Welt iſt, welches ſich in der Erſcheinung objectivirt; denn „das Bewußtſein und in ihm die objective Welt entſteht nur als eine Function des Gehirns" (1, 73); es iſt „ein bloßes Gehirnphänomen" (1, 74) und „die Erkenntniß und ihr Subſtrat, der Intellect, iſt ein nur die höheren Stufen der Objectivation des Willens begleitendes Phänomen" (1, 3 f.), ſelbſt „die Vernunft iſt ein der Erſcheinung Angehöriges, durch den Organismus Bedingtes" (2, 133).

Die Stufenreihe vom niederſten Thiere bis zum höchſten Menſchen wurde hiernach nur durch unweſentliche Differenzen gebildet. Unter dieſen ſtellt ſich bei Hrn. Schopenhauer als die bedeutendſte diejenige dar, welche durch das Verhältniß des Intellects zum Willen beſtimmt wird. „In den allerniedrigſten thieriſchen Intelligenzen" bricht nämlich „die erſte Dämmerung der Welt als Vorſtellung an... Höher hinauf ſtellt das Object ſich deutlicher, ja ſchon als im Nexus mit anderen Objecten ſtehend — dar; doch geht die Apprehenſion nur ſo weit, als der Dienſt des Willens es erfordert... Bei den allerklügſten und noch durch Zähmung gebildeten Thieren ſtellt ſich bisweilen die erſte ſchwache Spur einer antheilsloſen Auffaſſung der Umgebung ein; einzelne Hunde" (wie gewiſſe geniale Pudel) „bringen es zum Gaffen... Erſt im Menſchen tritt Motiv und Handlung, Vorſtellung und Wille, ganz deutlich auseinander. Dies hebt aber nicht ſofort die Dienſtbarkeit des Intellects unter dem Willen auf. Völlige Ablöſung und Sonderung des Intellects vom Willen und ſeinem Dienſt iſt der Vorzug des — Genies," und „die reine Objectivität (Genialität) der Anſchauung ſteht im umgekehrten Verhältniß des Antheils, den der Wille an denſelben Dingen nimmt" (1, 77 ff.). „In der Regel jedoch bleibt der Intellect in der Dienſtbarkeit des Willens, da er urſprünglich zu dieſem Dienſte beſtimmt iſt. Nur in einzelnen Fällen macht er, durch ein abnormes Uebergewicht des cerebralen Lebens, ſich davon los, wo dann das rein objective Erkennen eintritt, das ſich bis zum Genie ſteigert" (1, 56). Hier ſcheint jedoch das cerebrale Leben des Hrn. Schopenhauer eine kleine Störung erlitten zu haben; denn kurz zuvor hatte er behauptet: „die Senſibilität (objectivirt im Nerven), überwiegend vorherrſchend, gebe Genie; demnach der Menſch von Genie in höherem Grade Menſch," obgleich „ſeine Beſchaffenheit" nicht „die normale" ſei, eine Differenz, aus welcher Hr. Schopenhauer den „allen Genies eignen Hang zur Einſamkeit" ableitet (1, 38 f.)!

Von dieſem Gipfelpunkt der Objectivation des Schopenhauerſchen Willens müſſen wir indeß wieder zu der immenſen Maſſe der gewöhnlichen, normal beſchaffenen Menſchen herabſteigen, bei denen der Intellect im Dienſte des Willens bleibt, zu welchem er urſprünglich beſtimmt ſein ſoll! —

Wohl nur auf dieſe dürfte nämlich zu beziehen ſein, wenn Hr. Schopenhauer bemerkt: „eine Folge jener im Menſchen eintretenden deutlichen Sonderung des Intellects vom Willen und folglich des Motivs von der Handlung — ſei der täuſchende Schein einer Freiheit in den einzelnen Handlungen" (1, 79). Denn ein Genie, wie unſer Philoſoph der Nachwelt, erkennt durch „abſtractes und reifes Nachdenken," daß, „bei gegebenem Charakter und erkanntem Motiv, der einzelne Willensact mit eben ſo ſtrenger Nothwendigkeit erfolgt, als die Veränderungen, deren Geſetze die Mechanik lehrt" (1, 80).

Dies führt uns zu der Schopenhauerſchen Beantwortung der norwegiſchen Preisfrage: „num *liberum hominum arbitrium* e sui ipsius conscientia demonstrari potest?" Wir haben uns aber bei dieſer und der nachfolgenden Abhandlung um ſo kürzer zu faſſen, als wir ſchon jetzt befürchten müſſen, die Geduld unſerer Leſer auf eine zu harte Probe geſtellt zu haben; doch ſind wir es den Manen Fichte's und Hegel's ſchuldig, ein ſtrenges Gericht zu halten über denjenigen, der durch Verläumdung jener Männer auch an der Nation gefrevelt, die jene Namen in das vaterländiſche Pantheon eingeſchrieben.

Zum Motto der erſten jener beiden Abhandlungen hat Hr. Schopenhauer zwar ſich Malebranche's „la *liberté* est un mystère" gewählt; ſeine Abhandlung eröffnet er aber mit der Verſicherung: beweiſen wolle er: „du kannſt thun, was du willſt; aber du kannſt in jedem gegebenen Augenblick deines Lebens nur Ein Beſtimmtes wollen und ſchlechterdings nichts Anderes als dieſes Eine;" d. h. beweiſen will er, „daß das Handeln des Menſchen, wie alles Andere in der Natur, in jedem gegebenen Falle als eine nothwendig eintretende Wirkung erfolge" (2, 24 f.).

Die Elemente dieſes Beweiſes ſind einerſeits der Wille, anderſeits der Satz vom Grunde. — Was man Inſtinct im Thiere, Lebenskraft in der Pflanze, Naturkraft in den übrigen Körpern nennt, dieſe Kräfte, als das Ding an ſich, ſind ihrem Weſen nach identiſch mit dem, was wir in uns den Willen nennen (2, 34 ff.). Der Menſch iſt aber „vor jedem Thiere ausgezeichnet durch die Vernunft, — das Vermögen, aus der Außenwelt Allgemeinbegriffe zu abſtrahiren, womit er zahlloſe Combinationen

vornimmt... Daß nun der Menſch durch Gedanken actuirt wird, drückt ſeinem Thun den Charakter des Vorſätzlichen und Abſichtlichen auf, wodurch er von dem der Thiere verſchieden iſt. — Motiv wird aber der Gedanke, ſobald er auf den vorliegenden Willen zu wirken vermag" (2, 35 f.). Der Wille iſt dann „die innere bewegende Kraft, deren einzelne Aeußerungen durch das Motiv hervorgerufen werden" (2, 33). „Das abſtracte, bloß gedachte Motiv iſt aber eine äußere, den Willen beſtimmende Urſache, ſo gut wie das anſchauliche Motiv (durch welches das Thier unmittelbar gezwungen wird); — folglich iſt es eine Urſache, wie jede andere, und die Nothwendigkeit ihrer Wirkung nicht verringert; — es iſt, — wie die anderen, ſtets ein Reales, Materielles, ſofern es allemal zuletzt doch auf einem Eindruck von Außen beruht" (2, 37). Entſchluß iſt nun nichts Anderes, als daß auf dem Kampfplatz des ganzen Gemüths und Bewußtſeins zuletzt von Motiven und Gegenmotiven „das entſcheidende und ſtärkſte die anderen aus dem Felde ſchlägt und — den Willen beſtimmt, — was mit völliger Nothwendigkeit eintritt" (2, 38). Daher „kann ein Menſch ſo wenig von ſeinem Stuhle aufſtehen, ehe ein Motiv ihn wegzieht oder treibt; dann aber iſt ſein Aufſtehen ſo nothwendig, wie das Rollen einer Kugel nach dem Stoß; denn der Menſch, wie alle Gegenſtände der Erfahrung, iſt eine Erſcheinung in Raum und Zeit" (zuvor war vom Willen, dem Ding an ſich die Rede, hier hat Hr. Schopenhauer ihm ohne Weiteres den ganzen Menſchen ſubſtituirt!), „und da das Geſetz der Cauſalität für dieſe alle a priori und folglich ausnahmslos gilt, muß auch er ihm unterworfen ſein" (2, 46). Dieſes Geſetz, — „eine Geſtaltung des Satzes vom Grunde, welcher die allgemeinſte Form unſers geſammten Erkenntnißvermögens" iſt, enthält näher zwei Beſtimmungen: 1) „keine Veränderung ohne vorhergehende Veränderung," 2) „wo die vorhergehende Veränderung (Urſache) eingetreten, muß die dadurch herbeigeführte Veränderung (Wirkung) nothwendig erfolgen." Es ſteht aber dieſes Geſetz „als die allgemeine Regel feſt, welcher alle reale Objecte der Außenwelt ohne Ausnahme unterworfen ſind" (2, 28). — Daß Hr. Schopenhauer anderweitig behauptet: „das Geſetz der Cauſalität erſtrecke ſich nicht auf die Materie" (2, XXV), und daß der Wille im Magnetismus das Geſetz der Cauſalverbindung gewiſſermaßen aufhebe (1, 103), thut natürlich jener abſoluten Behauptung und der Schopenhauerſchen Conſequenz keinen Eintrag! Vielmehr hat Hr. Schopenhauer durch Schwarz auf Weiß bewieſen, was zu beweiſen war, und man wird ſich gewiß geneigt finden, ihm vollen Glauben beizumeſſen, wenn er, ſeinen Gegenſtand noch von anderer Seite beleuchtend, in folgender Weiſe fortfährt: „Verſucht man, ein liberum arbitrium indifferentiae ſich vorſtellig zu machen, wird man bald inne werden, daß dabei recht eigentlich der Verſtand ſtille ſteht; er hat keine Form, ſo etwas zu denken;" — denn, dem Satz vom Grunde zuwider, — „ſollen wir hier etwas denken, das beſtimmt, ohne beſtimmt zu werden, das von Nichts abhängt, aber von ihm das Andere" u. ſ. w. (2, 47). Obgleich indeß Hr. Schopenhauer hier das lib. arb. ind. verwirft, weil es ſeinen Verſtand zum Stillſtehen nöthigen würde, ſo verſichert er uns doch gleich darauf: „die Naturkraft" (als Ding an ſich, ihrem Weſen nach identiſch mit dem Willen in uns), — „die bei allen Erklärungen vorausgeſetzt werde, ſei keiner Erklärung unterworfen, ſondern Princip aller Erklärung; ſie ſei ſelbſt auch keiner Cauſalität unterworfen, ſondern gerade das, was jeder Urſache die Cauſalität, d. h. die Fähigkeit zu wirken verleihe" (— wonach alſo nicht dieſe Urſache, ſondern die Naturkraft die eigentliche Urſache wäre!); — „jede Cauſalität und jede Erklärung aus ihr ſetze alſo urſprüngliche Kraft voraus, daher eben eine Erklärung nie Alles erkläre, ſondern ſtets ein Unerklärliches übrig laſſe, wobei ſie ſtille ſtehe" (2, 48)! „Urſachen ſind alſo nur Urſachen unter Vorausſetzung urſprünglicher, unerklärlicher Kräfte; ſie (die Urſachen) beſtimmen überall Nichts weiter, als das wann und wo," und bei der Motivation findet nur der Unterſchied Statt, daß, was ſonſt als Kraft bezeichnet wird, hier der Wille heißt (2, 49). — (Hiernach beſtimmte alſo die Naturkraft, und näher der Wille, das wie, ohne von den Urſachen und näher den Motiven beſtimmt zu werden, und es iſt nicht abzuſehen, warum man die Bewegungskraft des Willens nicht auch als lib. arb. ind., und warum man dieſes nicht als ein Unerklärliches vorausſetzen könne?) — Aber damit hier die Motive wirken, wird eben vorausgeſetzt, daß der Wille von „beſtimmter Beſchaffenheit ſei," welche „ſpeciell und individuell beſtimmte Beſchaffenheit in jedem Menſchen man deſſen Charakter nennt, — und wie die Naturkräfte, iſt auch der Charakter urſprünglich, unveränderlich, unerklärlich; er iſt individuell, d. h. in Jedem ein anderer... Doch liegt der Charakter der Species — Allen (individuellen) zum Grund, daher die Haupteigenſchaften ſich in Jedem wiederfinden" (2, 50). „Der individuelle (urſprüngliche) Charakter aber iſt angeboren, — das Werk der — Natur ſelbſt" (— ein Ding an ſich, von welchem in der Schopenhauerſchen Metaphyſik nicht die Rede war); daß alſo auch „Tugenden und Laſter angeboren ſind, folgt allerdings aus dieſer Darlegung, — wie ſchon Sokrates und Ariſtoteles gelehrt" (haben ſollen); ſo wie „daß ein Menſch ſich eigentlich nie beſſert" (2, 53 f.). Summa: „jede That iſt das nothwendige Product des (unveränderlichen) Charakters und des eingetretenen

Motivs;“ Verantwortlichkeit findet dabei nicht Statt, da ſie „mit der oberſten Grundregel unſeres Verſtandes im Widerſpruche ſtände;“ denn ob „das ſich Aeußernde allgemeine Natur-, ob Lebenskraft, ob Wille, — immer wird jegliches Weſen auf Anlaß der einwirkenden Urſache ſeiner eigenthümlichen Natur gemäß reagiren.“ Die „Vorausſetzung alſo, — ſo ſchließt Hr. Schopenhauer, — auf der überhaupt die Nothwendigkeit der Wirkungen aller Urſachen beruht, — iſt — das innere Weſen jedes Dinges,“ und „Alles, was geſchieht, vom Größten bis zum Kleinſten, geſchieht nothwendig“ (2, 57—62). q. e. d. Das Geheimniß der Freiheit beſtände ſomit darin, daß ſie eben nicht Freiheit wäre, ſondern vielmehr abſolute Neceſſitation, wie ſchon Hobbes, Hume und Prieſtley und andere summi philosophi gleichen Schlages, auf welche Hr. Schopenhauer ſich beruft, gelehrt.

(Fortſetzung folgt.)

„Kommt und ſehet!“ Joh. 1, 40.

Nicht wahr, ihr guten, braven Apologeten, das iſt für euch ein wahres Labſal und eine erbauliche Komödie, wenn ihr ſehet, wie die Kritik ſich auch einmal verläuft? Und wie herrlich und troſtreich iſt die Moral, die ihr aus ſolch' einem Schauſpiel mit nach Hauſe bringt — der Grundſatz nämlich, daß die Kritik ein ſehr unzuverläſſiges Ding ſei! Wie freut ihr euch dann, euern Vettern und Baſen in der Nähe und Ferne ſchreiben zu können, daß Frau Kritik wieder einmal zu Falle gekommen ſei. Ach, und was könntet ihr nicht noch aus dieſem Schauſpiel lernen, wenn ihr nicht ſo bald nach Hauſe lieſet, um euern Nachbarn die Neuigkeit zuzutragen, wenn ihr nämlich die Trilogie vollſtändig anſehen wolltet. Geht! nur im erſten Theile des Stücks geſchieht es, daß der Kritik ein Unglück widerfährt, im zweiten kämpft ſie mit ſich ſelbſt, im dritten ſteht ſie wieder gereinigt und verklärt auf dem Schauplatze da — und wenn ihr nun, eure voreilige Schadenfreude, euer Vetter- und Baſenthum den Stoff zum Satyrſpiel liefert: wer iſt dann daran Schuld? Wer anders als ihr ſelbſt?

Und ſeht! wie zuvorkommend die Kritik iſt! Diesmal hättet ihr ſchwerlich den argen Fall eurer Feindin bemerken können und ſie erzählt nun ſelbſt, was ihr für ein Unglück widerfahren iſt.

Es betrifft eine Zeile in meinem Buch über die evangeliſche Geſchichte des Johannes. Wenn Jeſus mit der pomphaften Aufforderung: „Kommt und ſehet!“ zwei Jünger in ſeine Wohnung führt (Joh. 1, 40), ſo ſei dieſer matte Pomp, zeigte ich, äußerſt unpaſſend und eine übel angebrachte Reminiſcenz. Dabei bleibt es auch. Aber nun — o! klatſcht, klatſcht in die Hände! Wie muß ich mich ſchämen! Doch vor euch nicht! Ihr dürft nicht klatſchen, da es ja mit euern Vorausſetzungen übereinſtimmt, daß die Offenbarung des Johannes ſehr alt, nämlich ſchon vor der Zerſtörung Jeruſalems geſchrieben ſei — aber nun — o Unheil! — nun ſagte ich S. 45, jene Worte ſeien eine Reminiſcenz aus der Apokalypſe, in welcher ſie mit dem Zuſammenhange in Einklang ſtehen.

Es iſt mir aber ſchon ganz recht geſchehen. Warum blieb ich auch nicht in dieſem Augenblicke der Methode treu, die ich ſonſt in meinem Buche befolgt habe! Warum ließ ich mein Auge über den einfachen kritiſchen Proceß, in dem ich mich ſonſt immer nur auf die innere Dialektik des evangeliſchen Buchſtabens beſchränkte, diesmal nach auswärts ſchweifen! Warum vergaß ich einmal die Nothwendigkeit, daß ich über das geſchichtliche Verhältniß der Evangelien zu der Litteratur der beiden erſten Jahrhunderte und zu der Geſammtentwicklung des chriſtlichen Bewußtſeins erſt dann ſprechen durfte, nachdem ich die innere Kritik der Evangelien vollſtändig dem Publicum und den guten, lieben Apologeten dargelegt hätte. Mit Recht muß ich nun büßen. Warum erwähnte ich aber auch die Offenbarung des Johannes, bevor ich mich von der apologetiſchen Vorausſetzung des hohen Alters dieſes Buches befreit hatte! Warum ſteifte ich mich ſo hartnäckig auf den Text der Apokalypſe, da doch die Lesart ἔρχου καὶ βλέπε von den angeſehenſten Handſchriften verworfen wird und nur ſpätere, die erſt von einer fremden Hand nach dem Evangelium in Uebereinſtimmung geſetzt ſind, ἔρχου καὶ ἴδε leſen! da wenigſtens der Text der Apokalypſe in Bezug auf dieſe Formel (S. 6) ſehr unzuverläſſig iſt!

Ich erſchrak über jene Zeile in meinem Buche, als mich meine Forſchungen über die Apokalypſe weiterführten, und hatte keine Ruhe, bis ich einen freien Augenblick fand, um ſie zurück zu nehmen, die gegenwärtige Palinodie anzuſtimmen und einem Aufſatze über die Apokalypſe, der ſpäter folgen wird, ein Hinderniß aus dem Wege zu räumen.

Jene Einzige Zeile ausgenommen, bleibt Alles beſtehen, was ich in meinem Buche über die Worte: „Kommt und ſehet!“ S. 43, 44 geſagt habe. Sie ſind eine Reminiſcenz und zwar eine ſehr unpaſſend angebrachte.

Woher ſind ſie aber entlehnt? Herrlich! Der Evangeliſt hat ſie ſeinem eignen Werk entlehnt, hat alſo diesmal ebenſo gehandelt, wie es ſich uns an vielen andern Orten gezeigt hat. Seine ſchriftſtelleriſchen Wendungen beherrſchen ihn ſo ſehr, daß er ſie oft auch zur Unzeit anbringt. Im erſten Capitel ſeiner Schrift hat er den Herrn in die Mitte des Schauplatzes geſtellt und zeigt er ihn den Leſern, indem er Andere auf ihn hinzeigen läßt. Der Täufer ſagt ſogar, indem er ihn den Jüngern zeigt: Siehe! (ἴδε C. 1, 29. 36) Philippus ſagt dem zweifelnden Nathanael: „Komm und ſiehe!“ (ἔρχου καὶ ἴδε. 1, 47.) Und nun will der Evangeliſt doch auch dem Herrn dieſe Worte in den Mund legen; er thut es — und was geſchieht nun? Was geſchehen mußte, weil dieſe Formel im Munde Jeſu an ſich ſchon unpaſſend iſt — die Formel lader nun V. 40 zur Beſichtigung der Herberge Jeſu ein!

Dixi etc.

Ich habe eben noch ſo viel Raum auf dieſem Blatte, um einen Empfangſchein auszuſtellen. Kommt da noch in dieſem Jahre — anno 1841 — ein Apologet von der dickſten, maſtigſten Sorte, ſchreibt an ſeine Muhme oder Baſe oder Großmutter einen Brief, läßt ihn ſogar in einer Zeitſchrift für Proteſtantismus und Kirche abdrucken und ſagt darin mit ſchmunzelnder Miene, der Kritiker gleiche dem Thoren, der ein Gemälde von Raphael für das Machwerk eines Sudlers ausgeben wollte! Iſt dieſes Bild des Kritikers nicht köſtlich gemalt? Iſt das nicht eine feine Rache dafür, daß der Kritiker die Kritzeleien, Zirkelcien und ängſtlichen Linien, die der Apologet über das Bild der Evangelien gezogen hat, mit großer Mühe auslöſcht, das Gemälde reſtaurirt und in ſeiner Urſprünglichkeit wieder kenntlich macht. Wirklich, die Großmutter des Apologeten mußte ſehr erſchrecken, als ſie die Brille aufſetzte und ſeinen Brief recht andächtig las. B. Bauer.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

15. Juli. № 12. 1841.

1. Schopenhauer „Ueber den Willen in der Natur."
2. Derſelbe „Die beiden Grundprobleme der Ethik."

(Fortſetzung.)

Die auch in dieſer Demonſtration herrſchende Unbeſtimmtheit und Verwechslung der Kategorieen, die Willkürlichkeit der zu Hilfe gerufenen Vorausſetzungen, die vielen Widerſprüche, in welche ſich Hr. Schopenhauer verwickelt, liegen zu klar am Tage, als daß wir uns hier auf eine ausführliche Kritik einzulaſſen hätten. Welcher Art dann die Ethik unſers summi philosophi ſein könne, der jedem Menſchen nicht nur einen ſchlechthin unveränderlichen, individuellen Charakter, ſondern auch ſeine etwaigen „Tugenden und Laſter angeboren" ſein läßt, und durch abſolute Neceſſitation alle Verantwortlichkeit ausſchließt, darüber kann bei denkenden Menſchen ebenfalls kein Zweifel obwalten. Es würde jedoch ein weſentliches Moment zur Charakteriſtik des Hrn. Schopenhauer, auf die es allein hier abgeſehen ſein kann, mangeln, wenn wir nicht auch die Hauptelemente ſeiner Ethik überſichtlich zuſammenſtellten, einer Wiſſenſchaft, welche bis auf ihn „ſeit einem halben Jahrhundert Raſttag gehalten" haben ſoll! — Den Uebergang zu dieſer Disciplin bietet uns der Schluß der Preisſchrift über die Freiheit des Willens, wo Hr. Schopenhauer, ähnlich dem, von ihm zur Verſpottung Hegel's aufgeführten Taſchenſpieler Gracian's, — die Freiheit, die er in ſeinem philoſophaſtriſchen Mörſer zermalmt und durch Machtſprüche in ein unendliches Kettennetz verwandelt, nun mit einem Zauberſchlage aus demſelben als Vogel auf und davon fliegen und im Aether unſern Blicken entſchwinden läßt! Er verſichert nämlich, durch völlige Aufhebung „aller Freiheit des menſchlichen Handelns ſeien wir auf den Punkt geführt, auf welchem wir die wahre moraliſche Freiheit, welche höherer Art ſei, werden begreifen können" (2, 91). Zu dieſem Begreifen verhilft er uns dann in folgender Weiſe. Nachdem er geklagt, „der geſunde, aber rohe Verſtand habe hinſichtlich der Willensfreiheit natürlichen Hang zum Irrthum," — ſtellt er ſeiner Deduction die Behauptung an die Spitze: „es gebe eine Thatſache des Bewußtſeins: das völlig deutliche und ſichere Gefühl der Verantwortlichkeit für das, was wir thun, die Zurechnungsfähigkeit für unſere Thaten, beruhend auf der unerſchütterlichen Gewißheit, daß wir ſelber Thäter unſerer Thaten ſind." Dieſes Bewußtſein ſoll nun nach Hrn. Schopenhauer darin beſtehen, daß der Menſch einſehe, „eine ganz andere Handlung ſei ſehr wohl möglich geweſen, wenn nur Er — ein anderer geweſen;" — obgleich „ihm, — weil er einen ſolchen Charakter hat, — freilich keine andere Handlung möglich geweſen. Die Verantwortlichkeit treffe alſo im Grunde ſeinen Charakter;" denn „wo die Schuld, müſſe auch die Verantwortlichkeit liegen. Da nun dieſe das alleinige Datum ſei, welches auf moraliſche Freiheit zu ſchließen berechtige, müſſe auch die Freiheit — im Charakter liegen,"... der jedoch „angeboren und unveränderlich ſei" (2, 91 f.). Dieſe Antinomie will Hr. Schopenhauer löſen durch die Kantiſche Diſtinction zwiſchen intelligiblem und empiriſchem Charakter, zu welcher er „ſich gänzlich bekenne" (2, 81). Er beſtimmt nun den intelligiblen Charakter des Menſchen als „ſeinen Willen an ſich, der die, als Ding an ſich, von den Formen aller Erſcheinung (Zeit, Raum und Cauſalität) unabhängige, deshalb unveränderliche Bedingung und Grundlage des empiriſchen Charakters," dieſer hingegen, „wie der ganze Menſch (!), als Gegenſtand der Erfahrung eine bloße Erſcheinung, daher den Geſetzen aller Erſcheinung unterworfen ſei" (2, 94). „Dem intelligiblen Charakter komme als Willen an ſich allerdings auch abſolute Freiheit zu; dieſe ſei aber eine transcendentale, nicht in der Erfahrung hervortretende Freiheit" (2, 94). Näher iſt „der intelligible Charakter in allen Thaten gegenwärtig, in ihnen, wie das Petſchaft (!) in 1000 Siegeln, ausgeprägt (2, 176); der empiriſche Charakter (dagegen) iſt bloß die Erſcheinung des intelligiblen Charakters in unſerem Erkenntnißvermögen, d. h. die Art und Weiſe, wie dieſem das (transcendentale) Weſen an ſich unſeres eigenen Selbſtes ſich darſtellt... Dem zufolge iſt der Wille frei; — aber nur an ſich ſelbſt — und außerhalb der Erſcheinung" (2, 95). „Hierauf beruht das Bewußtſein der Verantwortlichkeit und die moraliſche Tendenz;" Summa: „der Menſch thut nur, was er will, und thut es doch nothwendig; das liegt darin, daß

er ſchon iſt, was er will; denn aus dem, was er ſchon iſt, folgt nothwendig Alles, was er thut... Die Freiheit iſt alſo nicht aufgehoben, ſondern bloß hinausgerückt — aus den einzelnen Handlungen — in eine unſerer Erkenntniß nicht ſo leicht zugängliche Region" (2, 96 f.).

Allerdings iſt die Region, in welche Hr. Schopenhauer die Freiheit des unveränderlichen Willens verweiſt, nicht ſo leicht zugänglich. In ſeiner Metaphyſik hatte er nämlich den Willen sans phrases, den Willen überhaupt, der identiſch ſein ſoll mit dem uns in uns intimſt bekannten Willen, — als das wahrhafte einzige Ding an ſich aller Dinge, der Erſcheinung überhaupt gegenübergeſtellt. Die Materie, der Leib und ſeine Organe ſollten hiernach Nichts ſein, als die Sichtbarkeit, als Erſcheinung des Willens. Wie denn, „weil beim Naturproduct die Materie die bloße Sichtbarkeit der Form iſt, wir auch empiriſch die Form (in der generatio aequivoca, der Kryſtalliſation ꝛc.) als bloße Ausgeburt der Materie auftreten ſehen" (1, 60). Hier aber wird uns mit einem Mal dieſes Ding an ſich ſelbſt wieder geſpalten in einen Willen an ſich und in einen empiriſchen Charakter, als deſſen Erſcheinung, ſo daß jetzt das wahrhafte Anſich der Welt ſich hinter ein erſcheinendes Anſich retirirt, welches die zweideutige Mitte bildet zwiſchen dem Willen an ſich und dem Leibe, als deſſen materieller Sichtbarkeit. Das Weſen jenes angeblich intelligiblen Charakters und ſeiner transcendentalen Freiheit iſt aber um ſo geheimnißvoller, als, wie früher bemerkt, dem individuellen Charakter ſelbſt wieder der Charakter der Species zu Grunde liegt, — alſo ein Anſich des Anſichs des Anſichs der Sichtbarkeit des Willens bildet, — und hinter dem Specieswillen abermals ein Anſich, nämlich jenes allmächtige ens metaphysicum ſteckt, welches das „identiſche, innere Weſen des Menſchen und der ganzen Natur," und nicht nur im animaliſchen Magnetismus wirkſam, ſondern, wie wir ſehen werden, auch die metaphyſiſche Baſis der Ethik ſein ſoll! — Eine ſolche Lehre darlegen iſt eo ipso ſchon ſie widerlegen; daher wir ſofort zum Schluſſe der Charakteriſtik des Hrn. Schopenhauer, nämlich zur Darlegung der Hauptmomente ſeiner ſog. Ethik übergehen können. —

Es war nun doch wohl mit einer Begriffsbeſtimmung der Ethik der Anfang zu machen; ſtatt deſſen wird erſt in der Mitte der Abhandlung beiläufig bemerkt: „daß die Ethik die Wiſſenſchaft ſei, welche angiebt, wie die Menſchen handeln ſollen, das iſt der Grundſatz, den — ich läugne... Ich ſetze hingegen der Ethik den Zweck, die in moraliſcher (!) Hinſicht höchſt verſchiedene Handlungsweiſe des Menſchen zu deuten, zu erklären, und auf ihren letzten Grund zurückzuführen" (2, 198). „Die Philoſophie ſucht die wahren, letzten, auf die Natur des Menſchen gegründeten, von allen transcendenten Hypoſtaſen (d. h. von den Göttern jeder Art) unabhängigen Aufſchlüſſe über das Problem" (2, 205). Daß der intelligible Charakter, die Natur, und näher „die Species, als ſolche, durch die und in der wir unſer Daſein haben," und gegen welche nach Hrn. Schopenhauer der Menſch ſich vergehen kann, — ſelbſt nichts anderes als transcendentale Hypoſtaſen ſind, hat er hierbei nicht bedacht. Dagegen verſichert er uns: „alle bisher eingeſchlagene Wege (das Problem zu löſen), hätten nicht zum Ziel geführt; — ſein Weg ſei der natürlichſte" (2, 113). —

Hr. Schopenhauer geht nun von der Verſicherung aus: „es gebe nur zweierlei Geſetze: 1) bürgerliche, auf menſchlicher Willkür beruhend," — daher ihm der Staat Nichts als — „das Meiſterſtück des ſich ſelbſt verſtehenden, vernünftigen (!), aufſummirenden Egoismus Aller iſt" (2, 197). 2) Naturgeſetz, — und auch für den Willen giebt es ein ſolches, — das der Motivation, nämlich, daß jede Handlung nur in Folge eines zureichenden Motivs eintreten kann (2, 120). „Ich erkenne, heißt es ferner, für die Einführung des Begriffes: Geſetz, Vorſchrift, Soll, in die Ethik keinen anderen Urſprung an, als — den Dekalog; eben ſo hat der Begriff Pflicht ſeinen Urſprung in der theologiſchen Moral. Jedes Soll hat allen Sinn und Bedeutung ſchlechterdings nur in Beziehung auf angedrohte Strafe oder verheißene Belohnung" (2, 122). Daher iſt das Soll kein ethiſcher Grundbegriff, — weil, was mit Hinſicht auf Lohn oder Strafe geſchieht, egoiſtiſch, und als ſolches ohne rein moraliſchen Werth iſt (2, 123), womit Hr. Schopenhauer alſo bereits einen Begriff von Moralität vorausſetzt. Obgleich nun der Begriff Pflicht aus der theologiſchen Moral entſpringen ſoll, von welcher Hr. Schopenhauer Nichts wiſſen will, ſo verſucht er dennoch, denſelben an und für ſich zu beſtimmen. „Es giebt Handlungen," ſchreibt er, „deren bloße Unterlaſſung ein — Unrecht (!) iſt: ſolche Handlungen (!) heißen Pflichten; dies die wahre philoſophiſche Definition des Begriffs der Pflicht... Pflicht muß auch Schuldigkeit" (? ein Sollen) „ſein; alſo iſt Pflicht, — le devoir — eine Handlung, durch deren bloße Unterlaſſung man einen Andern verletzt; — dies nur dadurch der Fall, daß der Unterlaſſer ſich zu einer ſolchen Handlung verpflichtet hat;" — alſo „beruhen alle Pflichten auf eingegangener Verpflichtung." (Es giebt hiernach keine objective Pflichten!) Weil nun „dieſe in der Regel (!) eine gegenſeitige Uebereinkunft iſt, darum giebt jede Pflicht ein Recht: weil Keiner ſich ohne irgend einen Vortheil für ſich verpflichten kann" (2, 124. 225). Hr. Schopenhauer kennt nur eine Ausnahme von jener Regel; dieſe iſt „die Verpflichtung der Eltern gegen ihre Kinder — ſie zu erhalten," weil durch Unterlaſſung die Kinder

verletzt würden; „die Pflicht der Kinder gegen die Eltern ſei nicht ſo unmittelbar und entſchieden" (2, 226). Von Pflichten gegen ſich ſelbſt könne natürlich nicht die Rede ſein. In Beziehung auf die von Anderen hierhin gerechneten „unnatürlichen Wolluſtſünden" bemerkt Hr. Schopenhauer, „ſie ſeien ganz sui generis," und „er halte für unmöglich, ein Fundament der Ethik aufzuſtellen, aus welchem die Gründe gegen ſie abzuleiten wären; — ſie ſeien — Vergehen gegen die Species als ſolche!" (2, 128). — Nachdem Hr. Schopenhauer auf dieſe Weiſe das, was er Pflicht nennt, auf willkürliche Selbſtverpflichtung und dieſe auf den dadurch bezweckten eigenen Vortheil gegründet, — überhaupt jede allgemeine Ethik unmöglich gemacht, — ſtellt er ohne Weiteres als „oberſten Grundſatz, — als Princip der Ethik" den Grundſatz auf, „über deſſen Inhalt alle Ethiker eigentlich einig ſeien," und den er zurückführt „auf den Ausdruck *neminem laede; imo omnes, quantum potes, juva*, — den er für den allereinfachſten und reinſten hält" (2, 138. 216), nicht bedenkend, daß er hiermit ſtatt des einen Kantiſchen Imperativs und des Sollens überhaupt, welche er verwirft, — zwei Imperative, alſo zwei Sollen, vorausſetzt. —

Für dieſen vorausgeſetzten Inhalt, das *ὅτι* der Ethik, forſcht nun Hr. Schopenhauer nach „dem Fundament, *διότι* der Tugend," indem, wie er meint, „der Grund zu jenem Princip noch immer geſucht werde" (2, 137 flg.). Wir wollen verſuchen, aus dem Kunterbunt ſeiner angeblichen Begründung das Weſentliche in möglichſter Kürze und Ordnung zuſammenzuſtellen.

Nach Beſeitigung des Begriffes des Sollens „bleibt Hrn. Schopenhauer zur Auffindung des Fundaments der Ethik kein anderer Weg als der empiriſche, nämlich zu unterſuchen, ob es überhaupt Handlungen giebt, denen wir ächt moraliſchen Werth zuerkennen müſſen, welches (nach dem Obigen) die Handlungen freiwilliger Gerechtigkeit, reiner Menſchenliebe und wirklichen Edelmuthes ſein werden... Die Triebfeder (dieſer Handlungen) nebſt der Empfänglichkeit für ſie, — meint dann Hr. Schopenhauer, — werde der letzte Grund der Moralität und die Kenntniß derſelben das Fundament der Moral ſein" (2, 198 flg.). — Nach Hrn. Schopenhauer giebt es nun überhaupt „nur drei Grundtriebfedern der menſchlichen Handlungen:" 1) Egoismus, das eigene Wohl wollend, „die Haupt- und Grundtriebfeder im Menſchen, wie im Thiere, mit dem innerſten Kern und Weſen deſſelben" (— alſo mit ſeinem intelligiblen Charakter!) „auf's genaueſte verknüpft, ja eigentlich (?) identiſch, daher in der Regel alle ſeine Handlungen aus demſelben entſpringen" (2, 200). Er iſt „die nächſte, ſtets bereite urſprüngliche und lebendige Norm aller Willensacte, die vor jedem Moralprincip das *jus* primis occupantis voraus hat" (159). Daher ſind „Intereſſe (quod *mea* interest) und Motiv Wechſelbegriffe, und Intereſſe — Alles, was meinen Willen anregt und bewegt" (2, 168). Daher auch ſind „Handlungen uneigennütziger Menſchenliebe und ächte Gerechtigkeit" (alſo überhaupt nach Hrn. Schopenhauer alle ächt moraliſche Handlungen) „nur ſeltene, — überraſchende Ausnahmen" (2, 194. 221). — Die zweite Grundtriebfeder iſt Bosheit oder Gehäſſigkeit, das fremde Weh wollend, — aber „uneigennützig (!) wie das Mitleid" (2, 213). Die dritte iſt die erſt zu entdeckende wahrhaft „moraliſche Grundtriebfeder." „Das Vorwalten der einen oder der anderen dieſer Triebfedern giebt die Hauptlinie (!) in der ethiſchen Claſſification der Charaktere; ganz ohne etwas von allen dreien iſt kein Menſch," aber „die erſte iſt mehr thieriſch, die zweite mehr teufliſch" (2, 204); ob indeß die dritte bloß menſchlich, oder mehr göttlich — iſt nicht geſagt; eben ſo wenig, mit welchem Recht jene von der transcendentalen Hypoſtaſe des Teufels abgeleitete Kategorie in die Philoſophie des Hrn. Schopenhauer Aufnahme gefunden? — Die allerdings ſehr große „Schwierigkeit iſt nun, eine Triebfeder aufzufinden, die den Menſchen zu einer, allen jenen tief in ſeiner Natur wurzelnden Neigungen entgegengeſetzten Handlungsweiſe bewegen könnte" (2, 205); — genau genommen aber iſt dieſe Schwierigkeit, nach der obigen Beſtimmung des Egoismus und des Intereſſes als Wechſelbegriffes mit Motiv — ſchlechthin unüberwindlich. Hr. Schopenhauer weiß ſich auch hier mit einigen Salto's mortale's zu helfen.

„Zunächſt, meint er, ſei die empiriſche Frage zu erledigen, ob Handlungen freiwilliger Gerechtigkeit und uneigennütziger Menſchenliebe in der Erfahrung vorkommen?" Obgleich er dann zugeſteht, die Frage ſei „nicht ganz empiriſch zu beantworten, weil in der Erfahrung nur die That gegeben, die Antriebe nicht zu Tage liegen," ſo verſichert er doch: „es gebe ehrliche Leute, wenn auch nur wenige" (2, 207), und fährt nun diktatoriſch fort: „Handlungen der beſagten Art (!) ſind es alſo allein, denen man eigentlichen moraliſchen Werth zugeſteht... Das Charakteriſtiſche derſelben iſt die Ausſchließung der eigennützigen Motive — im weiteſten Sinne des Wortes Eigennutz" (alſo jeglichen Intereſſes, d. h. Alles deſſen, was meinen Willen anregt und bewegt!); — „als ganz inneres Merkmal kommt hinzu, daß ſie eine gewiſſe Zufriedenheit mit uns ſelbſt zurücklaſſe" (208). Sofort verſpricht Hr. Schopenhauer zu beweiſen, daß die „allein ächte moraliſche Triebfeder die allein mögliche ſei." Von den neun Axiomen, die er zu dieſem Zwecke aufführt, ſind jedoch nur die beiden letzten für die Sache von Intereſſe. Hier heißt es: „ſoll eine Handlung moraliſchen Werth haben, ſo darf kein egoiſtiſcher Zweck unmittelbar oder mittelbar, nahe oder fern, ihr Motiv ſein; — die moraliſche Be-

deutſamkeit einer Handlung kann nur liegen in ihrer Beziehung auf Andere" (2, 209 flg.). Das Problem ſoll nun ſo zu ſtellen ſein: „wie iſt es möglich, daß das Wohl und Wehe eines Anderen unmittelbar, d. h. ganz ſo, wie ſonſt nur mein eigenes, meinen Willen bewege, alſo direct mein Motiv werde, und ſogar es bisweilen in dem Grade werde, daß ich demſelben mein eigenes Wohl und Wehe — mehr oder weniger — nachſetze?" (2, 211). —

Bevor wir die Schopenhauerſche Löſung dieſes Problems anführen, haben wir hier einzuſchalten, daß Hr. Schopenhauer früher (2, 189) behauptet: „der wahre Antrieb zur Gerechtigkeit und Menſchenliebe (alſo zu moraliſchen Handlungen überhaupt) müſſe etwas ſein, das a) wenig Nachdenken, noch weniger Abſtraction und Combination erfordere, b) auch den roheſten Menſchen anſpreche, c) bloß auf anſchaulicher Auffaſſung beruhe und d) unmittelbar aus der Realität (d. h. dem Empiriſchen) ſich aufdringe." — Zu ſehen iſt nun, wie Hr. Schopenhauer auch dieſen Poſtulaten entſprechend, — ſein Problem gelöſt? — Die geforderte Möglichkeit ſoll nun „offenbar nur dadurch" — vermittelt werden, „daß der Andere der letzte Zweck meines Willens werde; — dies ſetze jedoch voraus, daß ich bei ſeinem Weh als ſolchem geradezu mitleide, ſein Weh fühle, wie ſonſt nur meines, und deshalb ſein Wohl unmittelbar will, wie ſonſt nur meines; — dies erfordere, daß ich auf irgend eine Weiſe mit ihm identificirt ſei. Da ich aber, heißt es ferner, doch nicht in der Haut des Anderen ſtecke, ſo kann allein vermittelſt der Erkenntniß, d. h. der Vorſtellung von ihm in meinem Kopfe, ich mich ſo weit mit ihm identificiren, daß meine That jenen Unterſchied als aufgehoben ankündige." Nachdem dann Hr. Schopenhauer bemerkt, „es ſei dies das alltägliche Phänomen des Mitleids," ſchließt er ſeine geniale Demonſtration mit der Verſicherung: „dieſes Mitleid („deſſen Bedingung das Unglück," 2, 243) ſei ganz allein die wirkliche Baſis aller freien Gerechtigkeit und aller ächten Menſchenliebe; nur ſofern eine Handlung aus ihm entſprungen, habe ſie moraliſchen Werth" (2, 212) q. e. d. Hr. Schopenhauer verſichert nun zwar: „gerade in der Perſon des Anderen, nicht in unſerer, fühlen wir das Leiden zu unſerer Betrübniß; wir leiden mit ihm, alſo (!) in ihm; wir fühlen ſeinen Schmerz als den ſeinen, und haben nicht die Einbildung, daß er der unſrige ſei" (2, 216); kein denkender Menſch wird aber, weder aus dem, Jedem bekannten Mitleid, noch aus der Schopenhauerſchen Beſchreibung ſelbſt die eigene Betrübniß, das eigene Schmerzgefühl, daher auch aus den, dem bloßen Mitleid entſpringenden Handlungen auf keine Weiſe das Intereſſe, ſich von jenem Selbſtleiden zu befreien, — zu eliminiren vermögen. Die einzige Schopenhauerſche Baſis aller ächt moraliſchen Handlungen bleibt deshalb von jenem Egoismus inficirt, deſſen Ausſchließung weſentlich den moraliſchen Werth derſelben bedingen ſoll. — Daß übrigens jenes, durch Erkenntniß der Identification vermittelte Mitleid den zuvor angegebenen Requiſiten der moraliſchen Triebfeder nicht entſpreche, braucht nicht im Einzelnen nachgewieſen zu werden.

(Schluß folgt.)

Klio. Eine Sammlung hiſtoriſcher Gedichte, mit einleitenden, geſchichtlichen Anmerkungen von Dr. Adolph Müller, Profeſſor. Berlin, 1840. Verlag von Herm. Schultze.

Anthologieen, Bibliotheken und wie man ſonſt die Werke kaufmänniſcher Speculation nennen mag, die jeder Menſch von mittelmäßiger Bildung mühelos zuſammentragen kann, bringt jedes Jahr einige neue. Daß uns hier ähnlich leichte Waare geboten werde, zu der Meinung konnte der Titel des Werks veranlaſſen. Aber der flüchtigſte Blick auf die vorliegende Sammlung belehrt, daß ſie ein Mann veranſtaltete, dem die umfaſſendſte Kenntniß der poetiſchen Litteratur zu Gebote ſteht, der mit dieſer Kenntniß das reife äſthetiſche Urtheil verbindet, dem der Sinn für die künſtleriſche Anordnung eines mannigfaltigen Stoffes nicht fehlt. Dennoch iſt die Klio, wie es ſcheint, aus dem praktiſchen Bedürfniß hervorgegangen. In der Vorrede wird als ihr Zweck angedeutet, durch treffliche Dichtungen den Geiſt hiſtoriſcher Ereigniſſe, das Weſen der Perſönlichkeiten, in klaren und ſicheren Zügen, dem Schüler der Geſchichte lebendig vor die Seele zu ſtellen. Aber auch dem Geſchichtslehrer, in gewiſſen Kreiſen des Unterrichts, wird die Klio höchſt willkommen ſein. Jene hiſtoriſchen Ereigniſſe, welche zugleich in rein menſchlicher Weiſe tief ergreifend die Bruſt bewegen, jene Perſönlichkeiten voll pſychologiſcher Widerſprüche, wie auch jene in klarer Größe laſſen ſich nicht jedem Alter der Schüler in ihrer Weſenheit deutlich machen: der Lehrer ſucht vergebens nach dem ſicher treffenden Wort; aber die Töne der Poeſie laſſen wenigſtens in der Ahnung anklingen, was auch meiſtens nur das Gemüth anregen ſoll. — Gern wird dieſe Sammlung von der großen Zahl Jener zur Hand genommen werden, welche hiſtoriſche Erinnerungen ſuchen, um die einzelnen Thatſachen der Geſchichte nicht ganz dem Gedächtniß entſchwinden zu laſſen. Dieſen Leſern werden auch die hiſtoriſchen Einleitungen, welche den meiſten Gedichten in gedrängteſter Kürze beigefügt wurden, höchſt erwünſcht und erſprießlich ſein.

Die entſchiedenen Vorzüge der Klio werden ohne Zweifel neue Auflagen nöthig machen. Dann wünſchen wir nur, daß dieſe Sammlung von Dichtungen der ausgezeichnetſten Geiſter aller Völker einiger ſehr mittelmäßiger Erzeugniſſe, wie z. B. der Gedichte einer hohen Perſon, ledig werde.

Ehrenreich Eichholz.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

16. Juli. № 13. 1841.

1. Schopenhauer „Ueber den Willen in der Natur.“
2. Derſelbe „Die beiden Grundprobleme der Ethik.“

(Schluß.)

Noch wunderlicher aber, als dieſe Baſis, ſind die Conſequenzen, die Herr Schopenhauer aus dieſem ſeinem Fundament der Ethik entwickelt. Hier vergißt er, daß er zuvor das Mitleid weſentlich vermittelſt der Erkenntniß der Identität mit dem Leidenden zu Stande kommen ließ, und geht nun von der Behauptung aus, Gerechtigkeit und Menſchenliebe wurzelten im „natürlichen Mitleid,“ welches „dem menſchlichen Bewußtſein weſentlich eigen, unter allen Verhältniſſen Stich halte; daher an daſſelbe, als an etwas in jedem Menſchen nothwendig Vorhandenes, überall zuverſichtlich appellirt werden könne“ (2, 217). Bei Ableitung der Gerechtigkeit, als „des erſten Grades des Mitleides,“ bemerkt er dann wieder: „urſprünglich ſeien wir Alle zur Ungerechtigkeit und Gewalt geneigt. Da nun die fremden Leiden, welche die Ungerechtigkeit verurſacht, nur auf dem Wege der Vorſtellung und Erfahrung ins Bewußtſein kommen, — ſo ſei der erſte Grad des Mitleids, daß es den von mir Anderen zu verurſachenden Leiden hemmend entgegen trete, mir „Halt!“ zurufe“ (kategoriſcher Imperativ!), „und ſich als Schutzwehr vor den Anderen ſtelle und ihn vor Verletzung bewahre. So entſpringe die Maxime (!) „neminem laedo.“ Sei nun mein Gemüth bis zu jenem Grade für das Mitleid empfänglich, ſo werde daſſelbe mich zurückhalten,“ wo ich — fremdes Leiden als Mittel gebrauchen möchte (2, 217 flg.).

Sehr naiv bemerkt er dann weiter: „es ſei nicht erforderlich, daß in jedem einzelnen Fall das Mitleid wirklich erregt werde, — wo es auch zu ſpät käme; ſondern aus der Ein für alle Mal erlangten Kenntniß von dem, durch jede (?) ungerechte Handlung nothwendig verurſachten Leiden gehe — aus edlen Gemüthern die Maxime „neminem laede“ hervor, und — die vernünftige Ueberlegung erhebe ſie zu dem Ein für alle Mal gefaßten feſten Vorſatz, die Rechte eines Jeden zu achten, — und ſich vom Selbſtvorwurf, die Urſache fremder Leiden zu ſein, frei zu erhalten... Grundſätze und abſtracte Erkenntniß ſeien nämlich zu moraliſchem Lebenswandel unentbehrlich, als das Reſervoir, in welchem die aus der Quelle der Moralität, die nicht in jedem Augenblick fließt, entſprungene Geſinnung aufbewahrt werde, um betreffenden Falls durch Ableitungskanäle dahin zu fließen. Das Feſthalten und Befolgen der Grundſätze, den ihnen entgegenwirkenden antimoraliſchen Motiven zum Trotz, — ſei Selbſtbeherrſchung“ (2, 218 flg.). Man vergleiche nun die hier aufgeführten Bedingungen der Moralität mit der früheren Beſchreibung des wahren Antriebes zu derſelben, und ſtaune über die Weisheit des neuen Begründers der Ethik! — Wenn er dann zuletzt noch verſichert: „das Thier, da ihm die abſtracte oder Vernunfterkenntniß gänzlich fehle, durchaus keine Vorſätze, geſchweige Grundſätze, mithin keiner Selbſtbeherrſchung fähig, ſondern dem Eindruck und Affect wehrlos hingegeben ſei, — habe deshalb keine eigentliche Moralität“ (2, 220), — ſo iſt hiermit der Affect des Mitleids als einzige wirkliche Baſis aller moraliſchen Handlungen völlig bei Seite und Vernunfterkenntniß an die Stelle jener nicht immer fließenden Quelle geſetzt. — Aber auch dies vergißt Hr. Schopenhauer wieder bei Erörterung der Tugend der Menſchenliebe. Hier „liegt nämlich der allein lautere Urſprung der Menſchenliebe“ (einer der beiden aus dem Mitleid abgeleiteten Capitaltugenden) „in der unmittelbaren, auf kein Raiſonnement geſtützten, noch deſſen bedürfenden Theilnahme,“ und wir erfahren nun zum Schluſſe: „dieſe, ganz unmittelbare, ja inſtinktartige Theilnahme an fremden Leiden“ (auf dieſe nämlich iſt dieſe Theilnahme beſchränkt, 2, 215), — alſo das Mitleid, iſt die alleinige Quelle ſolcher Handlungen, welche moraliſchen Werth haben“ (2, 232). Der Pudel, der um ſeinen todtkranken Herrn heult, ſcheint hiernach auch moraliſch zu handeln!

Nachdem Hr. Schopenhauer ſich auf dieſe in der That einzige Weiſe ſein monumentum aere perennius erbaut, verſichert er mit gewohnter Beſcheidenheit: „die Begründung, die ich der Moral gegeben, läßt mich unter den Schulphiloſophen ohne Vorgänger“ (2, 250). „In meiner Begründung findet ſich eine Conſequenz und abgerundete Ganzheit, welche allen anderen abgeht, und Uebereinſtimmung mit den Thatſachen der Erfahrung, welche jene

noch weniger haben" (2, 262). „Dagegen habe ſeine Begründung die Autorität des größten Moraliſten der ganzen neueren Zeit — J. J. Rouſſeau's für ſich" (2, 250), aus deſſen Schriften er dann mehrere Stellen anführt, welche allerdings einigermaßen mit einigen Behauptungen des Hrn. Schopenhauer übereinſtimmen, ihm aber, leider! das Verdienſt der Originalität bedeutend verkümmern.

Uebrigens war der ganze Aufwand philoſophiſcher Anſtrengungen, um eine moraliſche Triebfeder zu finden zur Bekämpfung des Egoismus, als der „erſten und hauptſächlichſten Macht" (2, 202), — völlig nutzlos, denn hintennach erfahren wir, daß, wenn der Eine und nicht der Andere „vom Mitleid bewogen" wird, dies vom „angeborenen und unvertilgbaren Unterſchied der Charaktere" herkomme, eine Unveränderlichkeit, welche „die Erfahrung allezeit ſiegreich den Verſprechungen einer die Menſchen beſſernwollenden Ethik entgegengeſetzt habe! Wie Einer ſei, ſo werde, ſo müſſe er handeln" (2, 253. 255). „Man könne durch Belehrung nicht den Endzweck, nicht das Ziel des Willens, ſondern nur den Weg zum Ziel, die Wahl der Mittel verändern;" ſo könne man z. B. belehrt werden „über den Vorrang, welcher dem neminem laede durchgängig vor dem omnes juva zuſtehe!" (2, 258 flg.) — „Wo bleibt Schuld und Verdienſt? — Sie liegen in dem, was wir ſind" (2, 260), — alſo im Unveränderlichen, d. h. in jener transcendentalen Hypoſtaſe, die Hr. Schopenhauer den intelligiblen Charakter nennt, und welche in den einzelnen Handlungen, „wie ein Petſchaft in tauſend Siegeln," ſich abdrückt und ſich abdrücken muß, — ein zweiter Lamettrieſcher *homme machine!* —

Die intelligible Idioſynkraſie des Hrn. Schopenhauer beſteht aber, wie wir ſahen, in einer ſich aufſpreizenden Vorneigung für das Paradoxe, und dieſes Petſchaft hat ſich auch noch in der Betrachtung ausgeprägt, mit welcher er ſeine nichtgekrönte Preisſchrift ſchließen zu müſſen glaubte.

Nachdem nämlich Hr. Schopenhauer das „Urphänomen des Mitleids," aus welchem er ſo kunſtvoll alle ſeine angeborenen Tugenden abgeleitet, für ſchlechthin myſteriös erklärt, „ſtellt ſich (ihm) hier die Forderung einer Metaphyſik ein, d. h. einer letzten Erklärung der Urphänomene als ſolcher" (2, 263). Dieſe giebt er in Nachfolgendem:

Das Weſentliche eines guten Charakters beſteht darin, weniger, als alle übrigen, Unterſchied zwiſchen ſich und Anderen zu machen. „Das Ich erkennt ſich nur als Erſcheinung, nicht nach dem, was es an ſich ſein mag." Für den unbekannten Theil bleibt die Möglichkeit übrig, daß er in Allen identiſch ſei. Raum und Zeit, — nur Formen unſeres Anſchauungsvermögens, und Vielheit möglich machend, — ſind das principium individuationis. Da ſie nun dem Ding an ſich, ſo iſt auch die Vielheit ihm fremd; folglich kann das wahre Weſen der Welt in allen Erſcheinungen nur Eines ſein, und „nur das Eine, identiſche Weſen ſich in dieſen Allen manifeſtiren." Die Vielheit iſt alſo nur für unſer Bewußtſein, nicht außer demſelben, alſo nur ſcheinbar (2, 263—270). Dieſe Lehre von der Identität des Weſens, — von jeher dageweſen, — „liegt dem Phänomen des Mitleids zum Grund, iſt alſo die metaphyſiſche Baſis der Ethik, und beſteht darin: daß das eine Individuum im Anderen unmittelbar ſich ſelbſt, ſein eigenes wahres Weſen wiedererkenne" (2, 270—273), — was dann trefflich mit der Anfangs vorausgeſetzten Behauptung übereinſtimmt, daß „das Ich ſich nur als Erſcheinung, nicht nach dem, was es an ſich ſein mag, erkennt." — Die Erkenntniß aber, „daß mein wahres inneres Weſen in jedem Lebenden ſo unmittelbar vorhanden, wie es ſich in meinem Selbſtbewußtſein" (— für welches die Vielheit iſt!) — „ſich nur mir ſelbſt kund giebt, iſt es im letzten Grunde, an welche jede Appellation an Menſchenliebe, Gnade für Recht, ſich richtet." Wirklich iſt, daß Einer auch nur ein Almoſen moraliſch gebe, — „nur möglich, ſofern er erkennt, daß er ſelbſt es iſt, was ihm jetzt unter jener traurigen Geſtalt (des Armen) erſcheint"... „Je nachdem (dann) dieſe (transcendentale) Erkenntnißweiſe oder die entgegengeſetzte (empiriſche, erfahrungsmäßige) feſtgehalten wird, tritt — zwiſchen Weſen und Weſen die *φελια* oder der *νεικος* hervor" (2, 274 flg.). — Hiernach käme alſo bei Hrn. Schopenhauer in letzter Inſtanz Alles auf das Feſthalten einer der beiden ſich uns darbietenden Erkenntniſſe, der transcendentalen oder der erfahrungsmäßigen an, ob Mitleid oder Bosheit, ob moraliſche oder verwerfliche Handlungen hervortreten. Zu fragen wäre daher, wodurch jenes Feſthalten bedingt ſei? Hr. Schopenhauer bleibt auch hierauf die Antwort nicht ſchuldig; er belehrt uns nämlich, „der Schlechte empfinde überall — Scheidewand, — der Gute fühle ſich allen Weſen im Innern" — (identiſch? nein, ſondern) „verwandt" (2, 275). Die Baſis der Ethik iſt alſo nicht die transcendentale Erkenntniß der Identität des Weſens in allen Lebenden, ſondern das Gefühl der Verwandtſchaft, welches ſelbſt wieder beruht auf dem urſprünglichen und unveränderlichen Gutſein des Menſchen! — Sein Verdienſt beſteht in ſeinem Fühlen der Verwandtſchaft mit allen Anderen; dafür aber „verliert auch der Gute durch den Tod nur einen kleinen Theil ſeines Daſeins," nämlich ſein Selbſtbewußtſein; mit allem übrigen beſteht er fort — in allen Anderen. Der Böſe hingegen — „ſieht im Tode, mit ſeinem Selbſt auch alle Realität und die ganze Welt untergehen!" (2, 276). —

Dies wohl genug, und Vielen vielleicht zuviel von und über die Schopenhauerſche Metaphyſik, Phyſik und Ethik, über deren Wunderlichkeit ihrem Begründer ſelbſt das

Bewußtſein vorſchweben mag. Er ſagt nämlich: „die Wahrheit könne nicht die Geſtalt des thronenden allgemeinen Irrthums annehmen;“ darum „war ſie in allen Jahrhunderten paradox... Da ſieht ſie ſeufzend auf zu ihrem Schutzgott — der Zeit“ — (der Form der täuſchenden Anſchauung!) „welcher ihr Sieg und Ruhm zuwinkt, aber deſſen Flügelſchläge ſo groß und langſam ſind, daß das Individuum darüber hinſtirbt.“ Mit dieſer troſtloſen Selbſtberuhigung beſchließt Hr. Schopenhauer ſeine allerdings ſehr paradorienreiche Abhandlung. Wir aber müſſen es der Zukunft überlaſſen, ihn als summum philosophum aller bisherigen Jahrhunderte zu krönen und zu proclamiren, uns damit begnügend, daß wir die Gegenwart mit einem bisher faſt gänzlich ignorirten Naturſpiel bekannt gemacht, welches Eingangs unſerer Anzeige mit einem Ornithorhynchus paradoxus verglichen zu haben — nach dem Vorhergehenden — wohl nicht als ungerechtfertigt erſcheinen dürfte. — Fr. Wilh. Carove

Spiritus asper.

1783 – 1852

Touſſaint. Ein Roman von Theodor Mügge. Vier Theile. Stuttgart, 1840. Verlag von Hoffmann.

Wir können einer „glorreichen“ Reaction den Gefallen durchaus nicht thun, an dem Siege der Freiheit zu verzweifeln: denn an einem Werke, wie das vorliegende, richtet ſich das Vertrauen mächtig empor. Börne's Wort bewährt ſich: „das fortwährende Einheizen der Miniſter hält den Frühling nicht auf.“ Unſere Dichter rücken ihrer Zeit und der Freiheit immer näher und fangen an, ihr Kunſtwerk nicht mehr ſeiner ſelbſt wegen, ſondern vielmehr für die Zeitgenoſſen zu ſchaffen und nicht allein um der Aeſthetik, ſondern auch um des Lebens willen. — Die Zeughäuſer der Geſchichte ſtehen uns wenigſtens weit genug offen und es kommt ja nicht darauf an, die Feldzeichen verſchollener Zeiten herauszuholen und aufzuputzen; auch nicht die darin befindlichen Trophäen mit ſtupider Andacht zu bewundern, ſondern ſich zu erinnern, was uns gerade nöthig iſt, um die Geſchütze und Fahnen, welche dem Recht und der Freiheit dienten, auf den Baſtionen der Intelligenz wieder aufzupflanzen. Ach, es ſtehen viele darin, bei deren Anblick wir ſchamroth werden und die Gegner der Vernunft erblaſſen müſſen.

Der oben angeführte Roman ſteht ſchon in der Revolution. Und wenn Theodor Mügge auch dem Schauplatze nach weit hinaus rückt, was uns der Zeit nach ſchon ſehr befreundet iſt und es für uns nur fernes Wetterleuchten, nicht Gewitter ſein darf, ſo kann das heut zu Tage keinen Vorwand der Intereſſeloſigkeit mehr abgeben. Allerdings wollen wir der Heimath zunächſt angehören, ſind doch ihre Ströme offiziell für frei erklärt und da müſſen es die Menſchen ja endlich auch wohl werden. Wir wollen um Deutſchlands gefeſſelte Königstochter dienen. Mag noch mancher Laban kommen, er ſoll uns nicht ermüden und abſchrecken. Der Preis iſt wahrlich des Schweißes der Edlen werth. — Im Siege ſtolz zu ſein, iſt eine Kleinigkeit. Aber auch im augenblicklichen Unterliegen ſich nicht brechen zu laſſen, iſt eine durch den Schmerz erhöhte Luſt. Erſt im mühſeligen Felddienſte können Grundſätze, die ſonſt nur eitle Parade machen, ihre Feſtigkeit bewähren; können zeigen, daß wenn ihnen die Rechte abgehauen wird, ſie die Fahne noch mit den Zähnen feſthalten und dieſelbe mit der Linken zu vertheidigen wiſſen. Nur gezwungen wird der Freund des Vaterlandes auswandern und unter einem freiern Himmel Freiheit und Frieden ſuchen. Wir wollen bleiben in dieſem ſchönen Deutſchland, dieſem „theuren Lande ſo theurer Seelen,“ worin wir ſo viel Herrliches gefunden. — So lange wir aber beweiſen müſſen ſtatt zu bewegen und uns vom Thun abwenden und auf das Lernen beſchränken müſſen, müſſen wir lernen und wäre es von Mulatten und Mohren!

Doch damit wir dicht an unſere Aufgabe treten: wir haben ein Kunſtwerk vor uns voll Originalität, Energie, Fülle und Wahrheit im Stoffe, voll Stils und mannigfacher Schönheit in der Ausführung, das leichter verkannt als überſchätzt werden wird, gewiß nicht das Maß alltäglicher, anſpruchsloſer Unterhaltung bietet. Der Roman mag leichter verkannt als überſchätzt werden, denn er macht große Anſprüche an den Leſer: nicht jedoch durch Vorausſetzungen, ſondern durch ſeinen eigenen Gehalt. Es würde ein Fehler des Kunſtwerks ſein, wenn der Leſer viel Apparat des Verſtändniſſes mitbringen müßte. Das iſt hier aber nicht der Fall, ſondern der Roman ruht in ſeiner eigenen Kraft. Er giebt ſo viel, hat ſelbſt einen ſolchen Reichthum von Kenntniſſen verſchluckt, hat eine ſo kühne, breit baſirte, weit verzweigte Architektur, hat ſo viel außerordentliche Thatſachen und ſo viel ſtarke und tiefe und feine Charaktere zur hiſtoriſchen Gewißheit erhoben, daß die dilettantiſche Bewunderung hier oberflächlich bleiben würde und geſpanntes Mitdurchleben, lebhafte, forſcherhafte Theilnahme an der Darſtellung erforderlich wird. Es iſt eine Arbeit, ſich die Ueberſicht, das Verſtändniß des Werks zu verſchaffen, jedoch muß man ſich derſelben aus Dankbarkeit für die Rieſenarbeit des Dichters gern unterziehen. Wir wollen zugeben, daß bei einem Drama, das aufgeführt unter den verſchiedenartigſten Zuſchauern eine allgemeine, raſche Wirkung hervorbringen ſoll, Raſchheit, Einfachheit, Kürze mitwirken müſſen. Ein Roman aber, der ſich in der Geſchichte aufbaut und die politiſche Entwicklung einer Völkerſchaft zum Gegenſtande hat, darf gewiß auf längere Friſt Anſpruch machen, um die ganze Dichtigkeit, die Totalität der Zeit

und nationalen Zuſtände, in denen ſich die Handlung ausbreitet, zur Anſchauung zu bringen. Es iſt mit Wilhelm von Humboldt die Aufgabe des Hiſtorikers, daß er zu dem ſichtbaren Theile des Geſchehenen die unſichtbaren hinzu empfindet, hinzu ſchließt. Auf dies Letztere hat der Romandichter beſonders ſein Augenmerk zu richten, da er nicht bloß die Ereigniſſe, ſondern auch die ihnen zum Grunde liegenden Zuſtände, nicht bloß die Thaten, ſondern auch die ſie veranlaſſenden Geſinnungen darlegen muß. Er muß uns beide Theile in ihrer ganzen Arbeit zeigen, und darf deshalb um die dramatiſchen Anſprüche des Romans zu erfüllen, die Gerechtſame des Epos in ihrer ganzen Ausdehnung zu Hilfe nehmen. Mit der Bohrkraft des Verſtandes, mit der Schwungkraft der Phantaſie hat er das Relative der Wirklichkeit dem Abſoluten zu nähern, die Mannigfaltigkeit, das Chaotiſche zur organiſchen Gliederung, zur geiſtdurchleuchteten Einheit zu bringen und aus dem Zufall die Nothwendigkeit, aus der Willkür die Freiheit hervor blitzen zu laſſen. Das iſt hier in hohem Grade gelungen und der Dichter hat ſein Werk wohl nur deshalb nicht einen hiſtoriſchen Roman genannt, um den innerſten Sinn und den Kern der Begebenheiten von den gleichgiltigen Beiwerken des Geſchehenen deſto dreiſter zu enthüllen und die eigentliche Subſtanz der Sache ihrem wahren Mittelpunkte nach deſto beſtimmter zu entfalten, abzugrenzen und jeder Einzelheit das Recht ſelbſtändiger Ausprägung zu gönnen.

Der Aufſtand der Neger auf St. Domingo wird geſchildert: jenes in der Geſchichte ſo merkwürdige Ereigniß, wo die franzöſiſche Revolution im fernen Ocean unter den verachteten Negern ein blutiges, wirres, aber auch mit der Vernichtung ſchmählicher Sklaverei gekröntes Ringen veranlaßte. Die Anerkennung höherer Menſchenrechte wurde erzwungen. Wir ſehen einen Staat ſich unter Trümmern aufbauen, wir ſehen den Kampf um Selbſtändigkeit und Freiheit. Wir ſehen die Freiheit, die geahnet, freudig erfaßt wurde — verrathen und von ihren Freunden, die durch ſie ſelbſt erſt mächtig und ſtolz geworden ſind, endlich als Mittel zur Herrſchaft gemißbraucht. — Die franzöſiſche Freiheit durch das Objectivglas geſehen.

Das Terrain iſt höchſt günſtig. Eine Inſel bietet überhaupt ſchon der Poeſie große Vortheile. Sie concentrirt die Phantaſie; gewährt raſche Orientirung und die poetiſche Darſtellung gewinnt mit der Geographie ſogleich eine feſte Baſis. Man muß „däniſchen Grund und Boden“ unter ſich haben. Und namentlich St. Domingo mit ſeinen ſchönen Häfen, ſeinen mannigfachen Flußgebieten, ſeinen ergiebigen und zugleich bizarren, maleriſchen Bergen und ſeiner reichen und unermüdlichen, farbenſatten Tropennatur, um deſſen Beſitz Spanier, Engländer, Franzoſen ſo lange und mit ſo vielen Opfern kämpften, iſt ſchon der baaren Wirklichkeit nach ein hochpoetiſches Gebiet. Man hat St. Domingo die Poeſie der Tropennatur genannt und ſein Name erfüllt die Seele mit einer ſchönheitgläubigen Ahnung, die hier durch die kräftige, wie es ſcheint auf genauem Studium beruhende, lebendige Landſchaftsmalerei des Dichters zur freudigſten Anſchauung herausgekehrt wird. Ihm iſt die Landſchaft keine zufällige Decoration. Er gewinnt ihr Stimmung, Gemüth, Charakter ab. Pantheiſtiſche Natur theilt in dieſem Gemälde die Leidenſchaften des Menſchen. Sie durchlebt mit ihnen das dumpfe Leben der Sklaverei, die Stürme und Schauer des Kampfes, die ſchwärmeriſche Begeiſterung der Liebe und Freiheit. Sie feiert die Revolution mit, ſelbſt von der eigennützigen Hand des Menſchen entbunden, in junger feſſelloſer Kraft, in ganzer Freiheit und aufjauchzender Wildniß, in wildem Stolze emporſchießend. Durch die ſichere Kunde des Terrains wird uns die Geſtaltung der bürgerlichen Geſellſchaft begreiflicher. Derſelbe Geiſt, der unter tropiſcher Gluth die Berge ſchichtete und ſchüttelte und die Ströme jagt, hat auch die Menſchen zu ſtürmiſcher Thatkraft erregt. Klima, Geſchichte, Geiſt im höchſten Einklang.

(Fortſetzung folgt.)

In meinem Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kritik

der

evangeliſchen Geſchichte

der Synoptiker

von

Bruno Bauer.

Erſter Band.

gr. 8. Velinp. broſchirt 2 Thlr.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

17. Juli. № 14. 1841.

Die Offenbarung Johannis, vollständig erklärt von Dr. Th. F. J. Züllig, Stadtpfarrer zu Heidelberg. 2 Bde. XL, 454 u. 498 S. Stuttgart 1834 u. 1840.

Eine Erklärung der Offenbarung Johannis? Was soll der Prophete in den Jahrbüchern, die sich doch ausdrücklich als Vertreter der modernen Bildung betrachten? Denn welcher Gebildete hätte jetzt noch Interesse an der Apokalypse? Und in der That, nicht nur beim größeren Publicum, sondern selbst bei den Theologen von Fach ist diese Schrift neuerdings so sehr in Mißkredit gekommen, daß ihr Vorhandensein im Kanon von einem guten Theil unserer Dogmatiker, was sage ich? selbst der Bearbeiter der biblischen Theologie fast ignorirt wird, und auch den trefflichen Arbeiten eines Ewald und Lücke scheint es bis jetzt nicht gelungen zu sein, die Aufmerksamkeit ihr wieder in dem Maße, als sie es verdient, zuzuwenden. Noch vor hundert Jahren freilich war das ganz anders. Wie der ganzen ältern Theologie, der protestantischen besonders, galt damals die Offenbarung noch den Meisten für nichts Geringeres, als ein förmliches Compendium der gesammten Kirchengeschichte, und unsäglicher Scharfsinn wurde darauf verwendet, durch die mühseligsten Combinationen den Schlüssel zur Eröffnung ihrer sieben Siegel und eben damit die Kenntniß von den bedeutendsten Ereignissen, die der Kirche noch bevorstehen, zu finden. Wer weiß nicht, welche ungeheure Wirkung allein Bengel's apokalyptisches System hervorgebracht hat? Kein Astronom kann fester von der Richtigkeit des Copernikanischen Planetensystems überzeugt sein, als ein großer Theil der protestantischen Christenheit von der jener Bengelschen Rechnungen überzeugt war; wie sich Ref. selbst hievon, außer Anderem, ein schlagendes Beispiel an einer astronomischen Uhr gesehen zu haben erinnert, die von dem seiner Zeit berühmten Mechaniker, Pfarrer Hahn, gefertigt war, und mit der Darstellung des Planetenlaufs die des Weltlaufs nach Bengel's Theorie verband; es war vor etwa 14 Jahren, als Ref. dieselbe sah; der Zeiger der Weltuhr stand nicht mehr weit von zwölf, und der Gedanke, daß er bis zum Anbruch des Weltendes nur noch um Weniges vorzurücken brauche, machte auch auf den skeptischen Beschauer einen unheimlichen, fast schauerlichen Eindruck. Noch ehe indessen jene Berechnung durch das geräuschlose Vorübergehen des Entscheidungsjahrs 1836 factisch widerlegt war, hatte bereits, wenigstens bei dem gebildeten Theile des Publicums und der überwiegenden Mehrzahl der Theologen, theils der Glaube an solche Erklärungen der Apokalypse, theils das Interesse für diese selbst so sehr abgenommen, daß an die Stelle der früheren superstitiösen Ehrerbietung vor diesem Buch nun bei den Meisten eine ebenso wenig vorurtheilsfreie Abneigung gegen dasselbe getreten ist. Der Hauptgrund dieser Abneigung ist ohne Zweifel in dem mehr oder weniger schwärmerischen Gebrauch zu suchen, zu dem sich die Apokalypse früher hergeben mußte; mitgewirkt haben bei derselben aber auch, von Seiten der Theologen wenigstens, noch besondere dogmatische und kritische Vorurtheile. Die Dogmatik, die orthodox sein wollende ebenso wie die rationalistische, von den eschatologischen Vorstellungen der urchristlichen Zeit fast auf allen Punkten abgekommen, anderseits zur Rettung ihrer Inspirationstheorie oder ihres theologischen guten Namens sich mit dem Buchstaben der Schrift wenigstens scheinbar in möglichster Einheit zu halten bemüht, konnte natürlich an einer Schrift kein großes Gefallen finden, welche eben jene Vorstellungen mit der größten Ausführlichkeit, und in einer Bestimmtheit vorträgt, die sich durch keine symbolische und allegorische Deutung beseitigen lassen will. Dieser dogmatische Grund war es offenbar auch, der ebenso, wie den frühern Bestreitern der Apokalypse, so auch den neuern und glücklichern, einem Oeder, Semler und ihren Nachfolgern zu ihren Angriffen auf die Aechtheit derselben den Hauptanstoß gab. Indem nun aber eben diese Untersuchungen die Unmöglichkeit, Evangelium und Offenbarung Johannis Einem Verfasser zuzuschreiben, auf eine jedem Unbefangenen, wie mir wenigstens scheint, unverkennbare Weise herausstellten, so schloß sich nun hieran, um die Ungunst der Meisten gegen die letztere zu vollenden, das kritische Vorurtheil an, vermöge dessen man die Authentie des Evangeliums als etwas über jeden Zweifel Erhabenes voraussetzte. Wie dieses Vorurtheil die Untersuchungen über den Ursprung der Apokalypse selbst getrübt, und dieselben Kritiker, welche sonst auf äußere Zeugnisse Alles geben, großentheils zu einer merkwürdigen Nichtachtung derjenigen, durch welche die Offenbarung Johannis mehr als die meisten neutesta-

mentlichen Schriften, und namentlich mehr, als das gleichnamige Evangelium geſchützt iſt, veranlaßt hat, ſo mußte es nothwendig auch auf die Anſicht vom Werthe unſerer Schrift, die nun als das Werk eines Unbekannten weit geringeres Gewicht zu haben ſchien, nachtheilig einwirken. Dürfte indeſſen dieſer letztere Anſtoß, ſchon an ſich nicht gut begründet, nach den Reſultaten der neueſten Evangelienkritik wohl bald bei Vielen durch eine der bisher herrſchenden geradezu entgegengeſetzte Anſicht weggeräumt werden, ſo zeigt ſich auch wirklich bei näherer Betrachtung die Apokalypſe als einen in hiſtoriſcher wie in dogmatiſcher Beziehung höchſt wichtigen, integrirenden Theil der neuteſtamentlichen Sammlung. Sie iſt dies ſchon durch ihr eigentliches Thema, die prophetiſche Darſtellung der urchriſtlichen Eſchatologie, deren in den übrigen Schriften des N. T. zerſtreute Momente ſie zu einem Geſammtbild vereinigt, und mit einem Nachdruck vorträgt, welcher über die Bedeutung aller dieſer, uns freilich größerntheils fremd gewordenen Vorſtellungen für die apoſtoliſche Zeit, und namentlich über das Gewicht, welches in jener Zeit auf die Nähe der Wiederkunft Chriſti gelegt wurde, auch dem Befangenſten keinen Zweifel übrig laſſen ſollte. Nicht unwichtig iſt ſie aber auch — ſo wenig dieſer Punkt in der Regel beachtet wird — als ein Beitrag zur Geſchichte des chriſtlichen Lehrbegriffs im Ganzen, und zwar beſtimmter nach der Lehrform, welche im Johannesevangelium vorliegt. So entſchieden nämlich auch die Offenbarung nicht allein durch Sprache und Darſtellung, ſondern eben auch durch ihren eſchatologiſchen Inhalt von den übrigen, die Paruſie und den Antichriſt allegoriſch umdeutenden Johanneiſchen Schriften abweicht, ſo unverkennbar iſt auch ihre Verwandtſchaft mit denſelben, nicht bloß in einzelnen Aeußerungen (wie Apoc. 1, 7., vgl. Ev. Joh. 19, 37.; Apoc. 2, 10. 3, 9.; vgl. Ev. 8, 39. flg.), ſondern auch in dem, was den dogmatiſchen Hauptinhalt des Johannesevangeliums ausmacht, der Lehre von der höheren Natur Chriſti, dem ja auch ſchon die Apokalypſe Jehovah-Prädikate beilegt, und den außer dem Prolog des Evang. Joh. nur ſie den λόγος θεοῦ nennt, ſo daß die Vermuthung ſchwerlich fehlgehen wird, in der Offenbarung ſeien die erſten Elemente des eigenthümlichen Lehrtropus enthalten, den das Evangelium, theils durch Weiterbildung, theils durch Ausſcheidung dieſer Elemente von den dort noch mit ihnen vermiſchten jüdiſchen Vorſtellungen in ſeiner Reinheit aufgeſtellt hat. Gewinnt aber die Forſchung über die Apokalypſe in den beiden hier bemerklich gemachten Beziehungen zunächſt ein hiſtoriſches Intereſſe, ſo knüpft ſich an die erſtere wenigſtens auch ein unmittelbar dogmatiſches: je reiner ſich durch dieſe Forſchung die Eigenthümlichkeit der neuteſtamentlichen Eſchatologie herausſtellt, um ſo mehr ſchärft ſich durch dieſelbe das Dilemma, welches die Buchſtabenorthodoxie vernichtet, entweder ohne Abzug und Markten Alles zu glauben, was und wie es geſchrieben ſteht, mag es der Natur des neunzehnten Jahrhunderts auch noch ſo ſauer eingehen, oder, wenn man dies nicht will, den Zweifel an Allem freizugeben, und ſich zur Ueberwindung des falſchen Denkens auf keine andere Macht, als die eigene des Denkens, zu verlaſſen.

Ref. glaubte nichts Ueberflüſſiges zu thun, wenn er durch die vorſtehenden Bemerkungen theils auf die vielfach verkannte Wichtigkeit der Johanneiſchen Apokalypſe hinwieſe, theils auch für die zu ihrer Erläuterung beſtimmte Schrift des Hrn. Dr. Züllig zum voraus geneigteres Gehör zu gewinnen ſuchte, als dieſelbe, wie es ſcheint, bis jetzt gefunden hat. Außer der allgemeinen Abnahme des Intereſſes für die Apokalypſe hatte dieſelbe freilich zunächſt auch noch wegen ihrer der gewöhnlichen vielfach entgegengeſetzten Auffaſſung ihres Gegenſtands keinen ganz leichten Stand; abſchrecken mochte vielleicht Manchen auch der Titel des erſten Bandes, der mit Recht jetzt verändert worden iſt: „Johannes des Gottbeſprachten eſchatologiſche Geſchichte, überſetzt, auf ihre Kunſtform zurückgeführt und zum erſten Mal erklärt“ u. ſ. w. Daß indeſſen unſere Schrift mit Unrecht ſo wenig beachtet worden iſt, wird die nachſtehende Entwicklung zeigen, die ſich aber freilich, um in dieſe Jahrbücher aufgenommen werden zu können, auf die Darſtellung und Würdigung der Hauptpunkte beſchränken muß.

(Fortſetzung folgt.)

Theodor Mügge „Touſſaint.“

(Fortſetzung.)

So entwickelt ſich auf dieſem Terrain das großartige Drama, an dem die ganze bunte Bevölkerung St. Domingo's handelnd Theil nimmt. Der hiſtoriſche Hergang iſt im Weſentlichen auch der künſtleriſche. Die durch die franzöſiſche Revolution hervorgebrachte Aufregung der Bevölkerung der Inſel währte ſchon lange. Die Gährung der verſchiedenartigſten Intereſſen wird immer größer und drohender und die ſchwankenden Decrete der franzöſiſchen Nationalverſammlung ſteigern die Verwirrung der Colonie zum Aeußerſten. Die Weißen auf der Inſel ſind unter ſich in die mannigfachſten Parteiungen geſpalten. Alle Stufen, von der ſtarren Beamtenariſtokratie, die der alten Monarchie anhängt, bis zu den eifrigſten Republikanern, den begeiſterten Verkündern Rouſſeauſcher allgemeiner Menſchenrechte, ſind beſetzt. Die Parteien ſtimmen aber darin unwillkürlich überein, daß ſie den Mulatten und Negern keine Conceſſionen machen möchten. Die reichen und gebildeten Landbeſitzer und Stadtbewohner von St. Domingo, die leidenſchaftlichen Creolen greifen begierig nach der ihnen verkündeten Unabhängigkeit. Die Republik iſt auch ihr Gedanke. Sie wollen aber allein frei ſein und haſſen die auf der Inſel befindlichen Franzoſen

nicht minder als die Neger und Gelben; jene fürchten, dieſe fürchten und verachten ſie. Jene wollen ſie entfernen, dieſe in der Sklaverei zurückhalten. Die unglücklichen Schwarzen ſeufzen unter dem Joche der Knechtſchaft; die Klänge der Freiheit ſind auch zu ihnen gedrungen, der Druck wird um ſo unerträglicher; ſie beugen ſich tiefer, um ſich ſtolzer empor zu richten. Einzelne horchen auf und überlegen. Unterdeß ſtehen die Gelben drohend gegen die Creolen in den Waffen. Auch die Neger werden durch ihre entſchiedenſten Feinde, die Söldlinge des Abſolutismus, die Spanier, für den entthronten Ludwig XVI. unter heuchleriſchen Freiheitsverheißungen, unter Bigotterie und dem Knechtſchaftsſchmuck von Bändern und Titeln zur Empörung gegen ihre bisherigen Herren gebracht. Sie kämpfen gegen die Creolen. Der Aufſtand verbreitet ſich ſchnell. Rache für erlittene Schmach durchzuckt die Neger zunächſt. Befriedigte Rache und Glück im Kampfe weckt den Stolz. Stolz giebt Selbſtvertrauen und Muth und das Freiheitsgefühl ringt ſich allmählig durch alle untergeordnete Leidenſchaften empor.

Auch die Mulatten, die im Intereſſe der Selbſtbefreiung vom Joch der Creolen ſich mit den Schwarzen vereinigen ſollten, ſie aber aus Stammesfeindſchaft zurückſtoßen, fangen an, dieſelben zugleich zu fürchten. — Stürmiſche Nationalverſammlungen der Creolen, die Neger und Mulatten zugleich vernichten möchten, und da ſie von der franzöſiſchen Republik keine Hilfe erwarten, ſo möchten ſie ſich von ihr losmachen und ſich den Engländern in die Arme werfen. Die Commiſſäre der Republik ſprechen es vor der Nationalverſammlung der Inſel aus, daß ſie auf St. Domingo nur zwei Claſſen von Einwohnern anerkennen: Freie ohne Unterſchied der Farbe und Sklaven. Durch dieſe Zweideutigkeit wird die Feindſeligkeit der Inſulaner geſteigert. Der Generalgouverneur der Inſel (Blanchelande), der von dem Recht der Freiheit überzeugt iſt, es aber nicht wagt, die Feſſeln, die ihm ſein Poſten anlegt, abzuwerfen, wird von den Demokraten nach Frankreich geſchickt und die königliche Gewalt iſt ſomit gänzlich geſtürzt. Aber ſogleich gerathen die Republikaner unter ſich wieder in den heftigſten Kampf. Es wiederholen ſich hier alle Leidenſchaften und Greuel des Feſtlandes. Die demokratiſchen Commiſſäre (Sentonax und Polverel) regen das Volk gegen die Ariſtokraten auf. Sie nähern ſich auch den Negern, knüpfen aber die Anerkennung ihrer Freiheit noch an demüthigende Bedingungen und die Unterhandlungen haben keinen Erfolg. — Bei der Ankunft eines neuen, von der franzöſiſchen Nationalverſammlung ernannten Generalgouverneurs (Galbaud) ſteigert ſich die Feindſchaft der Republikaner unter einander. Die Parteien gerathen, beide im Namen des Convents, ſich auf Vaterland und Freiheit berufend und ſich gegenſeitig Tyrannei vorwerfend, in wirre Kämpfe. Der größte Theil der Bevölkerung St. Domingo's iſt in lauter Einzelkriege zerriſſen. Treuloſigkeit und Verrath aller Art. Da bildet ſich allmälig eine dritte Macht, die entſcheidet. Schon ſind die Neger bei der Zerſtörung der Capſtadt auf eine furchtbare Weiſe thätig. Galbaud muß auf den Schiffen Sicherheit ſuchen, kehrt aber zurück und bringt die Demokratie in große Nachtheile. Die Neger müſſen ſich in die Berge zurückziehen. — So lange es nun auf der andern Seite St. Domingo's ruhiger, ſuchen ſich die Engländer von dieſer Seite Einfluß zu verſchaffen, um Sentonax und Polverel zu vernichten und die Inſel in ihre Gewalt zu bekommen. Ihre Künſte ſcheitern an der Charakterfeſtigkeit André Rigauds. Doch gewinnen ſie an verſchiedenen andern Punkten feſten Fuß. — Die Ariſtokraten befeſtigen ſich wieder und die Commiſſäre der Nationalverſammlung müſſen weichen und kehren nach Frankreich zurück. General Laveaux einziger aber ausdauernder Vertheidiger der franzöſiſchen Republik gegen Spanien. Rigaud hält die Engländer von weiterem Eindringen in die Inſel ab, ſteht aber den demokratiſchen Creolen und Franzoſen noch feindlicher gegenüber und Laveaux geräth deshalb von zwei Seiten her in arges Gedränge. Da verſpricht er Touſſaint die Freiheit der Neger und da Jean-François, der tapfere, aber weniger gewandte Führer derſelben für den Plan nicht zu gewinnen iſt, ſondern am ſpaniſchen Intereſſe feſthält, ſo tritt jener plötzlich mit einer ſtarken Macht zu den Republikanern über. Bald ſtehen die Neger mächtig an Zahl, vernichtend nach außen und ſich in ihrem Innern organiſirend da. Am Schluß des zweiten Theils haben ſie ſich zwar noch nicht frei gemacht vom fremden Einfluß, aber der, welcher die Seele des ſchwarzen Heers iſt, ſteht jetzt auch als ſein Oberhaupt da. Es iſt Touſſaint.

Ihm genügt es nicht, die Neger von der Sklaverei frei gemacht zu haben, und ſie als Unterthanen der Republik angeſehen zu wiſſen; ſie ſollen auch Herren der Inſel werden. Er bringt es bei der Nationalverſammlung dahin, daß Laveaux die Inſel verlaſſen muß, entledigt ſich der franzöſiſchen Commiſſäre überhaupt auf jede Weiſe und Liſt und Verrath wird nicht verſchmäht. So gelingt es Touſſaint immer mehr die Neger in der Herrſchaft der Inſel zu befeſtigen und ſich in der Herrſchaft der Neger. Ihre Freiheit beruht auf der Klugheit und Macht ihrer Führer. Die Maſſe iſt noch nicht fähig, ihren Werth ſeinem ganzen Umfange nach zu würdigen und ſie ſelbſt zu behaupten. Je mehr ſich Touſſaint davon überzeugt, deſto mehr drängt ſich ihm die Herrſcherluſt auf und aus den redlichſten Freiheitsbeſtrebungen tauchen allmälig die Leidenſchaften des Egoismus empor. In der Ueberzeugung, daß die Menge ſeiner Stammgenoſſen ſich ſelbſt nicht leiten könne, ſondern beherrſcht ſein wolle, daß ſie nur durch Gehorſam den Wohlthaten geſitteter Ordnung und bewußter Freiheit entgegengeführt werden könne, findet er den Grund, ſich zur Alleinherrſchaft aufzuſchwingen. Während Frankreich ſeinen Ein-

fluß auf St. Domingo beſtändig wieder geltend zu machen ſucht, wird daſſelbe immer von neuem in innere Kämpfe verwickelt. Wie aber dort die Parteien unter dem Conſulat allmälig verſchmolzen werden, ſo gehen auch hier die öffentlichen Angelegenheiten in Privatintriguen auf und unter.— Die Engländer, die mit Gewalt nicht durchdringen können, verlaſſen ihre Partei und ſuchen durch Beſtechung der mächtigen Gegner ihre eigennützigen Intereſſen zu wahren. Sie bieten Touſſaint die Königskrone an, um ihn von Frankreich abfallen zu laſſen und ihn deſto ſicherer in ihre Gewalt zu bekommen. Die Spanier wurden in Europa gezwungen, St. Domingo zu räumen. Nur in den Mulatten haben die Neger noch erbitterte und mächtige Feinde. So weit Rigaud's Macht reicht, ſind ſie Sklaven und von dieſer Seite hat Touſſaint noch einen heftigen Kampf. So lange und ſo oft auch die Gelben ſcheinbar unbetheiligt ſind an der Haupthandlung, die ſich um Touſſaint concentrirt, ſo entſchieden treten ſie ihm entgegen, als er ſich planmäßig in der Herrſchaft über die Inſel zu befeſtigen ſucht. Sie durchkreuzen, verwirren, ſchneiden ſeine Pläne unermüdlich und ihre Helden kämpfen am ausdauerndſten und mit der größten Aufopferung, nachdem ſelbſt die Franzoſen, die früher im Vordergrunde ſtanden, ſich zurückgezogen haben. Rigaud und Touſſaint die leidenſchaftlichſten Rivale. Als aber auch ſie, die Mulatten, den Negern und den Seuchen weichen müſſen und ihre Häuptlinge nach Amerika auswandern, bekommen die Neger die Inſel größtentheils in ihre Gewalt. Die franzöſiſche Republik erhält ſich die Colonie nur einigermaßen dadurch, daß ihr erſter Conſul Touſſaint als Obergeneral der Inſel anerkennt. Den ehemaligen Sklaven umgiebt jetzt königliche Macht. Sein Stern hat ſeine höchſte Höhe erreicht.

Ruhe und Ordnung befeſtigt ſich im Innern raſch und ſegensreich und deſto ernſtlicher denkt der, welcher dies Alles hervorbringt, darauf, ſich der franzöſiſchen Abhängigkeit zu entziehen und ein ſelbſtändiges Reich zu gründen. Seine Freiheitsliebe iſt Freiheitsſtolz geworden und der geht in Despotie über, indem er, was das allgemeine Wohlwollen für Alle erſtrebte, auf Koſten Aller für ſich allein hinnehmen möchte. Die abgöttiſche Verehrung, welche Touſſaint zum Theil erfährt, ſchlägt bald in ihr Gegentheil um. Der unverbrüchliche Gehorſam, welchen er verlangt, erzeugt die Widerſetzlichkeit von ſelbſt. Die große Menge der Neger fühlt ſich bedrückt, mißverſteht Touſſaint, glaubt, er wolle ſie wieder in die Sklaverei der Weißen bringen. Die Mächtigen, welche dem Obergeneral nahe ſtehen, durchſchauen ſeine Pläne, zetteln im Intereſſe republikaniſcher Freiheit oder der Selbſtſucht Verſchwörungen an und widerſetzen ſich im offenen Aufruhr. Nur die, welche unter der neuen Ordnung der Dinge Reichthum erlangt haben, hängen der von Touſſaint gegebenen Conſtitution an. Der Pächtergeiſt unterwirft ſich jedem Regiment, wenn daſſelbe ihm nur den Beſitz erhalten will. Da richtet Frankreich. Frankreich, oder vielmehr der erſte Conſul, dem ſchon der Plan reift, im Namen der Freiheit alle Völker Europa's zu unterdrücken, mag auf der fernen Inſel Niemand dulden, der in ſeinem Sinne einen ähnlichen Plan verfolgt. Er mag die Unabhängigkeit der Neger nicht dulden und noch weniger ſeine eigenen Herrſcherpläne unter einer fremden Stirn. Eine mächtige Flotte erſcheint unter Leclerc vor St. Domingo, wie das franzöſiſche Volk glaubte, im Intereſſe der Nationalehre. Bonaparte wollte aber eine demokratiſche Armee beſchäftigen, indem ſie einen nach Alleinherrſchaft ſtrebenden großen Negerhäuptling niederhalten mußte. Für den Roman ſelbſt iſt das Letztere die Hauptſache. Touſſaint verſucht das Aeußerſte, ſeine Unabhängigkeit zu bewahren. Doch iſt ſeine helle Einſicht von ſeinem Ehrgeiz ſchon ſo ſehr unterjocht, daß er ſeine wahren Abſichten nicht offen zu zeigen wagt, ſondern argwöhniſch, Argwohn erregend verſchleiert. Sein Stolz erſcheint ſchon deutlich als Herrſchſucht und der Verrath Touſſaints an der Freiheit ſcheint ſeinen Freunden ſchon ſo deutlich bewieſen, daß die, welche es am redlichſten mit ihm und ihren Stammesgenoſſen meinten, ihn verlaſſen und zu den Franzoſen übergehen. Er, der die Königskrone der Engländer ausſchlug, um ſie ſich ſelbſt aufzuſetzen, muß der Gewalt der Freiheit weichen. Er zieht ſich mit ſeinen Anhängern in die unzugänglichen Gebirge zurück, kann ſich aber auch dort nicht halten und unterwirft ſich dem franzöſiſchen Befehlshaber. Die patriarchaliſche Stille und Einſamkeit, in die er ſich zurückzieht, klärt ihn über begangene Irrthümer und Fehler auf; doch läßt er die Hoffnung, ſeinen Plan in günſtigerer Zeit zu erneuern, keineswegs fahren und da die Inſel mit Touſſaint's Unterwerfung noch durchaus nicht beruhigt iſt, ſo bietet ſich ihm Gelegenheit genug, ſeinen Einfluß wieder geltend zu machen. Sobald Bonaparte's Schwager nur vor den einzelnen noch im Aufſtande begriffenen Häuptlingen und der unter ihrem Heere entſetzlich wüthenden Peſt dazu kommen kann, das neue Syſtem zu verwirklichen, ſo ſehen auch die eifrigen Republikaner der Inſel, daß ſie hier ebenfalls der Willkür von einzelnen Creaturen des erſten Conſuls aufgeopfert werden ſollen. Daher neue Verſchwörungen mit Touſſaint gegen den Generalgouverneur. Die Treuloſigkeit der Franzoſen will aber der der Neger nichts nachgeben. Touſſaint wird verrätheriſcher Weiſe gefangen genommen. Seine ehemaligen Generale ſehen zu ſpät ein, daß auch von den Franzoſen die verkündete Freiheit längſt gemordet worden. Der große Neger wird nach Frankreich geſchleppt und erfährt daſſelbe Schickſal, das Napoleon dreizehn Jahre ſpäter nach St. Helena führte. Er ſtirbt wie dieſer, indem das Ueble an ihm ihn überlebt und das Große mit ihm begraben wird und die Geſchichte trauert, daß ſein hoher Geiſt in einem ſelbſtſüchtigen Charakter und die durch ihn gepflegte Freiheit in ſeiner Herrſchſucht wieder unterging.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

19. Juli. № 15. 1841.

F. J. Züllig „Die Offenbarung Johannis."

(Fortſetzung.)

Beginnen wir damit, das Verhältniß des Hrn. Verf. zu ſeinen Vorgängern im Allgemeinen anzugeben, ſo finden wir ihn mit den ſämmtlichen neueren Erklärern der Apokalypſe, d. h. allen denen, welche mit ihrer Erklärung den gegenwärtigen Stand der Exegeſe vertreten, darin einverſtanden, daß dieſes Buch nicht aus irgend welchen dogmatiſchen oder kirchengeſchichtlichen Ueberzeugungen des Auslegers, ſondern nur aus den eſchatologiſchen Erwartungen ſeiner Zeit und ſeines Kreiſes heraus erklärt werden dürfe. Während aber, um dieſe kennen zu lernen, die Meiſten, die obengenannten zwei berühmten Namen an ihrer Spitze, neben den anderweitigen Andeutungen des alten und neuen Teſtaments ſich hauptſächlich in der Geſchichte der apoſtoliſchen Zeit nach den Perſonen und Begebenheiten umſehen, welche dem Apokalyptiker zu Anknüpfungspunkten für ſeine meſſianiſchen Hoffnungen dienen konnten, für die Erklärung der Weiſſagung ſomit unmittelbar von dem Inhalt derſelben ausgehen, und die apokalyptiſchen Vorſtellungen vorherrſchend nach dieſer Seite hin aus ihrer Zeit zu begreifen ſuchen, ſo hält ſich unſer Verf. im Unterſchied von ihnen zunächſt und zumeiſt an die Form der Weiſſagung, und eben darin beſteht ſeine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit, daß er die Beſtimmtheit ihres Inhalts größerntheils aus der Beſtimmtheit ihrer Form ableitet. Als das eigentlich Prophetiſche und entſchieden Doctrinelle in der Apokalypſe betrachtet er (I, 49) nach Abrechnung deſſen, was der allgemeinen eſchatologiſchen Tradition der Zeit angehört, nur die doppelte Ankündigung, daß 1) die Zeit der letzten Dinge nahe, und 2) die Baruſie des Meſſias an die Zerſtörung Jeruſalems und des jüdiſchen Staats gebunden ſei; die ganze weitere Ausführung dieſer Sätze dagegen ſoll zunächſt aus der eigenthümlichen Kunſtform der Apokalypſe hervorgegangen ſein, und eben deswegen, ſo wahrſcheinlich dem Verfaſſer derſelben auch Manches davon ſcheinen mochte, doch nicht dieſelbe Bedeutung und Gewißheit, wie jenes Allgemeine, für ihn gehabt haben.

Fragen wir nun, welches dieſe eigenthümliche Form der Apokalypſe ſei, ſo antwortet der Hr. Verf., die prophetiſtiſche, d. h. die einer im Geiſte des älteren Rabbinismus gehaltenen Nachahmung der altteſtamentlichen Prophetie. Dieſer prophetiſtiſche Charakter der Apokalypſe zeigt ſich dem Hrn. Verf. zufolge ſchon in dem Rhythmiſchen, welches er in der Sprache ihrer meiſten Abſchnitte wahrzunehmen glaubt, und auch in der ſeinem Commentar vorangeſtellten Ueberſetzung wiedergiebt, wobei übrigens die bloße Symmetrie der Darſtellung nicht ſelten mit dem eigentlich Rhythmiſchen, alſo das Rhetoriſche mit dem Poetiſchen verwechſelt zu werden ſcheint; ganz beſonders aber zeigt er ſich, vom Inhalt der Weiſſagung noch abgeſehen, in dem Aenigmatiſchen ihrer Darſtellung und ihrer techniſchen Oekonomie. Ihre Darſtellung, über welche ſich S. 80—115 des erſten Theils ausführlich ausbreitet, findet der Hr. Verf. durchgängig mit verſteckten Andeutungen und Beziehungen, meiſt nach altteſtamentlichen Typen gebildet, oder auf Altteſtamentliches zurückſehend, im Allgemeinen alſo mit Räthſeln durchflochten, und er zählt nicht weniger als vierzehn Arten ſolcher Räthſel auf, nimmt indeſſen bei dieſer Aufzählung den Ausdruck: Räthſel in unbeſtimmterer Bedeutung, rhetoriſche Figuren mit umfaſſend, und ſucht auch wohl da und dort (die Belege ſ. u.) ein Räthſel, wo keines ſteckt. Die techniſche Anlage der Apokalypſe zeigt ihm zufolge eine bis ins Einzelnſte herabgehende Regelmäßigkeit und Künſtlichkeit; der Grund aber, auf dem dieſe Regelmäßigkeit beruht, ſind ihre Zahlen, die heiligen Zahlen 2, 3, 4, 7, 10, 12 und deren Steigerungen, und dieſe Zahlen ſelbſt ſind gleichfalls dem alten Teſtament und der an dieſes anknüpfenden rabbiniſchen Theologie entnommen. Es iſt alſo, von welcher Seite man ſie auch anſehen mag, die Apokalypſe durchaus als ein Product prophetiſtiſcher Kunſt zu betrachten; dem Charakter dieſer Kunſt gemäß wird ſie daher auch zu erklären ſein. Eben deswegen muß nun aber auch das Hauptaugenmerk des Erklärers immer vor Allem auf altteſtamentliche und rabbiniſche Parallelen gerichtet ſein, und eben dieſe hat denn auch der Hr. Verf. reichhaltiger, als irgend einer ſeiner Vorgänger, mit einem nicht gewöhnlichen Fleiß und combinatoriſchen Scharfſinn beigebracht, aus dem A. T. namentlich in einer Fülle, welche nur durch die vertrauteſte Bekanntſchaft mit den prophetiſchen Schriften deſſelben und der dahin einſchlagenden Litteratur möglich war, und ſeinen Nachfolgern ſchwerlich mehr eine

allzu große Nachleſe übrig läßt. Sollte ihn deſſenungeachtet ſein Scharfſinn, auch bei nicht unwichtigen Punkten, auf eine falſche Spur geführt haben, ſo würde auch dadurch der bleibende Werth ſeiner Schrift noch nicht aufgehoben werden; Rom iſt ja nicht an Einem Tage gebaut worden, und ſo mag man es auch bei dem Baue der Wiſſenſchaft im Ganzen wie im Beſondern dem, welcher ein neues Material beibringt, nicht zu ſehr verargen, wenn ſich auch minder brauchbare Steine darunter finden. Inwiefern indeſſen dies hier der Fall ſei, haben wir erſt zu ſehen.

Gehen wir dabei zunächſt von der Erklärung ſolcher Einzelnheiten aus, welche ſich noch ohne eine beſtimmte Anſicht über den Geſammtinhalt der Apokalypſe verſtehen laſſen, ſo zeigt ſich ſchon hier das Verfahren des Hrn. Verf. in ſeinem ganzen Charakter. Die erſte Frage bei jeder, einem minder geübten Auge oft gar nicht bemerklichen Eigenthümlichkeit der apokalyptiſchen Darſtellung iſt ihm immer: welchen altteſtamentlichen Typus hat der Seher hier vor Augen gehabt? und der Hr. Verf. weiß ſolcher Vorbilder ſo viele zu finden, daß Ref. wenigſtens nur ſehr wenige Stellen aufgeſtoßen ſind, die einer von ihm nicht bemerkten Erklärung durch Parallelen aus dem A. T. fähig wären*), wogegen an mehr als Einem Orte durch dieſe Parallelen und die Art, wie ſie hier benutzt werden, ein entſchiedener Fortſchritt der Erklärung herbeigeführt wird. So, wie es uns ſcheint, bei Cap. 6, 6. 9, 5. 10, 3. 19, 12—16., beſonders aber bei Cap. 2, 18. wo die höchſt auffallende Zuſammenſtellung des Manna und der Looſsſteine durch Beziehung auf Pſ. 16, 5. ſehr ſinnreich erklärt iſt. Auch ſonſt hat der Hr. Verf. nicht ſelten Neues und Richtiges gefunden, beſonders in ſolchen Fällen, wo es ſich um graphiſche Anſchaulichkeit der apokalyptiſchen Bilder handelte; z. B. in den Erörterungen über die äußere Erſcheinung des Meſſias, über die Vorſtellung, welche dem Apokalyptiker von den Cherubim, von dem Regenbogen um den Thron Gottes, von dem Buch mit ſieben Siegeln vorſchwebte (I, 276 flg., II, 21 flg., 27, 37 flg.), in der Auffaſſung der Gemeindeengel als idealer Repräſentanten der Gemeinden (I, 224) u. A. Dagegen dürfte ihn nun allerdings in andern Fällen das an ſich ſehr ſchätzbare Beſtreben, die Apokalypſe möglichſt im Zuſammenhang mit ihrer Zeit und der altteſtamentlichen Prophetie aufzufaſſen, und in ihr ſelbſt den prophetiſtiſchen Typus auch im Einzelnſten nachzuweiſen, über die Grenzen einer unverkünſtelten Exegeſe hinausgeführt haben. Im Nachſtehenden einige Belege. I, 211 flg. beantwortet der Hr. Verf. die Frage, warum Johannes in den apokalyptiſchen Briefen (oder, wie er ſie nennt, „Hochſprüchen") gerade die Gemeinden von Lydiſch-Aſien als Repräſentanten der Geſammtgemeinde Chriſti behandle, dahin: weil er, um der Ezechiel ſeiner Zeit zu ſein, ſich eben ſo, wie dieſer, mit ſeiner Weiſſagung zunächſt an die wenden mußte, welche zu dieſer Zeit das Volk Gottes am Chabor waren, an die Diaſpora unter den Heiden, die Heiden vorzugsweiſe aber den Ebräern die Griechen waren, und Lydien der Mittelpunkt aller damals von Griechen bewohnten Länder war. Aber daß ſeine Schrift ſelbſt den Apokalyptiker in der engſten perſönlichen Verbindung mit den von ihm angeredeten Gemeinden darſtelle, bemerkt ja auch der Hr. Verf.; wie aber dieſes, ſo bedurfte es für ſein Verfahren eines ſo weit hergeholten, und in ſeinen einzelnen Vorausſetzungen (wie, daß Johannis gerade der Ezechiel und nicht ebenſo gut der Daniel ſeiner Zeit ſein wollte, daß Lydien für den Mittelpunkt der helleniſchen Heidenwelt gegolten habe) ſo wenig bewieſenen Grundes nicht mehr. —

(Fortſetzung folgt.)

*) Bei den nachſtehenden dürfte dies der Fall ſein: Cap. 9, 2. 3. fragen die Interpreten, warum die Heuſchrecken gerade in einer Rauchwolke aus dem Abyſſus aufſteigen, und ſind uneinig darüber, ob hier ein wirklicher Rauch, oder nur das wolkenartige Ausſehen eines Heuſchreckenſchwarms gemeint ſei. Der Hr. Verf. entſcheidet für das letztere, mit Berufung auf Ex. 10, 15. Sollte aber die Vorſtellung nicht vielmehr die ſein, daß die Heuſchrecken aus dem Rauch entſtanden ſeien, ebenſo wie Ex. 8, 12 ff. aus etwas dem Rauch Verwandtem, aus Staub Mücken entſtehen? — Cap. 14, 1. verſteht man unter dem Berg Zion gewöhnlich den himmliſchen Zionsberg, deſſen Vorhandenſein in der damaligen Vorſtellung aber nicht nachgewieſen iſt, oder die über dem Zion liegende Spitze des Himmelsgewölbes, die aber nicht wohl ὄρος Σιών genannt werden konnte; die Stelle duldet aber auch die Beziehung auf den wirklichen Zionsberg, ſobald wir vorausſetzen, daß derſelbe dem Seher nicht in ſeiner realen, niedrigen Geſtalt, ſondern nach Jeſ. 2, 2., Mich. 4, 1. als der Berg, der höher iſt als alle Berge, folglich mit ſeiner Spitze in die Wolken reicht, vorſchwebte. — Das neue Jeruſalem Cap. 21, 10. flg. wird von dem Hrn. Verf. mit Recht als der auf Erden herabgekommene Himmelstempel, nicht als Stadt im eigentlichen Sinn aufgefaßt; um ſo mehr wundere ich mich, bei ihm ſo wenig, als in einem der übrigen Commentare, die ich zur Hand habe, den wahrſcheinlichſten Grund für ſeine kubiſche Geſtalt zu finden, welcher darin liegt, daß (1. Reg. 6, 20.) auch das Allerheiligſte des Tempels dieſe Geſtalt hatte. Das neue Jeruſalem iſt das auf die Erde gekommene Allerheiligſte des Himmels, die unmittelbare Wohnung Gottes, die aber eben deswegen auch nicht mehr (wie von dem Hrn. Verf. II, 418, A. geſchieht) in mehrere Räume getheilt zu werden braucht.

Theodor Mügge „Touſſaint."

(Fortſetzung.)

Dies in aller Kürze das pragmatiſche Netz, worin das großartige Ganze ruht. Das politiſche Leben bildet überall die weiten Maſchen, durch die ſich dann das mannigfachſte Gewirke, die reichſten Fäden ſocialer und privater Verhältniſſe, die Romane im Roman künſtleriſch, organiſch hindurchſchlingen. Da iſt es nirgends auf ergötzliche Unwahrſcheinlichkeiten und phantaſtiſche Verknüpfungen abgeſehen. Klio's ernſtes Auge überwacht die Hand des Dichters. Wir müſſen überall die hiſtoriſche Dialektik bewundern, die den eigenſinnigſten, zerſtreuteſten Begebenheiten, den flüchtigſten

pſychologiſchen Erſcheinungen nicht minder, als den von vorn herein eines feſten Planes bewußten ihre Bedeutung für das Ganze giebt. Es ſoll nicht behauptet werden, daß jede Geſchichtspartie immer aus ihrem erſten Entſtehen bis zu ihrem letzten Verſchwinden vor dem Auge des Leſers entrollt ſei. Das darf nicht vom Drama, noch weniger vom Roman gefordert werden. Muß man die Weltgeſchichte als ein ewig unvollendetes Drama anſehen, worin ſich das göttliche Werden durch den Sturz des Individuums nicht hemmen läßt, ſondern über dem Kopfe der Einzelnen, wie der Geſchlechter hinwegſchreitet: ſo muß man auch im Romane geſtatten, daß, ſofern die Deutlichkeit und die Einheit der Hauptſache darunter nicht leidet, nicht beſchnitten und verſtümmelt wird, alle Nebenumſtände nur ſo weit, als ſie einen der webenden Idee des Ganzen angehörigen Faden hergeben und einſchlagen, berückſichtigt werden. So hier. Trotz der großen, durch den Riß aller geſellſchaftlichen Bande herbeigeführten Verwirrung, trotz des wilden Haſſes, der Zerſtörung und immer weiter um ſich greifenden Zerſplitterung der Intereſſen, verſchafft ſich doch der Strom der Ereigniſſe gleichſam ein Flußgebiet, auf das alle einzelnen Thatſachen angewieſen ſind. Das ahnende Streben der Geſammtheit kommt in dem Willen hervorragender Charaktere zum Durchbruch. Die Ereigniſſe, die Individuen ringen mit einander, unterſtützen, verdrängen, bewältigen ſich ſo lange, bis das Bewußtſein der Revolution allmälig aus der breiten Volkswirklichkeit in einer Perſönlichkeit culminirt. Durch die Geiſtes- und Willenskraft dieſes Einzelnen wird es dann angeſtrafft, beſchleunigt, abgebogen, gegen ihn allein richten ſich nun die zerſtreuten, feindlichen Gegenſätze, durch und mit ihm wird das Princip erſchüttert und mit ſeinem Untergange bekommt der Gang der Ereigniſſe einen ſolchen Stoß, daß er für den Augenblick Halt machen, ſich beſinnen muß, ehe er weiter ſchreitet.

Die Romane im Romane, die eben ſo wenig wie die Staaten im Staate, wenn die gehörigen Brücken geſchlagen werden, dem Gleichgewicht und der Centraliſation des Ganzen ſchaden können, bauen ſich meiſt aus den Principien der Geſellſchaft, der Liebe, der Ehre, der Treue auf, immer in den Stammgedanken übergreifend, hineinwachſend. Sie entwickeln ein energiſches, vielgeſtaltiges Familienleben, die unerſchütterliche Grundlage, den Rückhalt des Staates. Ueberall Spannung, nirgend Ueberſpannung. Die Conflicte ſind voll Originalität, die Entwicklung elaſtiſch, die Löſung ſtets ſcharfſinnige Phantaſie und phantaſievollen Scharfſinn beurkundend. Die integrirenden Gruppen ſteigen alle in der lichten Atmoſphäre der Freiheit empor, ſie treiben ihre Blüthe darin und welken und ſterben ab, wie die Freiheit in Herrſchſucht und hinterliſtiger Intrigue untergeht. Es mag mit Bewußtſein angelegt ſein, aber es iſt dennoch durchaus keine Künſtelei, wenn z. B. St. Vincent's und Helenen's Liebesglück culminirt als auch Touſſaint und in ihm der Sieg der Freiheit im höchſten Glanze ſteht und Helene ſtirbt, da der politiſche Horizont ſich düſter verſchleiert. Denn der Frieden, der Sohn der Freiheit, iſt der Schutzengel des häuslichen Glücks und wenn er verſchwindet, ſo ſchleudern Drangſal und Leiden des Kriegs ihre verheerende Fackel in die zarten Bande der Gatten-, Eltern- und Kindesliebe und trennen und brechen die Herzen, die nur in und mit und durch einander leben können. — Natürlich ſind es nicht bloß harmoniſche Accorde, die durch die Brandung der Revolution herdurchſchlagen: auch ſchneidende Diſſonanzen berühren mit ihren Schatten das Auge, mit ihren Schauern das Ohr. Die überſpannten Begriffe der Freiheitsſchwärmer rechtfertigen oft Thaten vor dem Verſtande, die das Herz ewig verdammen muß. Die Grauſamkeit derer, die ihre Macht nicht aufgeben möchten, der rohe Hochmuth derer, die die erlangte Macht mißbrauchen, liefert die mannigfaltigſten Zerrbilder menſchlicher Eitelkeit. Doch überall läßt der Dichter, der Weltgeiſt ſeiner Welt, die Geſetze der Schönheit und der weltgeſchichtlichen Ordnung walten. Mit derſelben Ausdauer ſchreitet die Erzählung über den Gräbern der herrlichſten und dem Dichter gewiß lieben Geſtalten weg, als womit ſie die Wirren zur Ordnung beſchwört und ſie raſtet nicht eher, als bis das Schickſal des Ganzen erfüllt iſt. In der That der Dichter bewährt eine mannhafte Unverdroſſenheit bei der Entpuppung aller Einzelheiten. Beſtändig manifeſtirt ſich im geſtaltenden Fortſchritt die erhaltende Ruhe, in der Ruhe hört man ſtets den Pulsſchlag des Fortſchritts. Ueberall treibt die Gegenwart ſchon die Knospen der Zukunft und doch bleibt jede Erſcheinung ſchon für die Gegenwart nothwendig. Eigentliche Epiſoden, dieſe Flaſchenzüge der dramatiſchen Mechanik, bei denen nicht immer Kraft und Schnelligkeit im umgekehrten Verhältniß ſtehen, finden wir ſehr wenige: alle ſind hier unentbehrlich, um die Flamme der Leidenſchaft, die in der Revolution glüht und ſprüht, nicht allein in ihren ehrlich wilden Ausbrüchen, ſondern auch in ihren ſchleichenden, geheimſten Triebfedern, im Aberglauben und Wahn eines Volks zu verfolgen. Denn hier, wo der Gang der Ereigniſſe mehr auf dem Willen der Einzelnen, als auf Zufall und nie auf Göttererſcheinungen beruht, muß auch dieſer Wille ſo weit wie möglich bis in ſein feinſtes Geäder und ſeine leiſeſten Motive verfolgt werden. Daher auch viel Reflexion, wenn nicht immer vernünftige, doch ſtets verſtändige, und ſtets objectiv gehalten als Eigenthum der Charaktere. Immer ſchreitet die Handlung hindurch. Viel Eile und Haſt und doch ſtete Beſonnenheit. Selbſt wo die junge Freiheit dem Willen des Einzelnen ſich beugen muß, wo die Macht der Ereigniſſe die edelſten Charaktere nicht erdrückt, ſondern — was quälender iſt — matt legt und wo ſelbſt der hohe Geiſt, der die Bewegung hervorbrachte, von der Höhe unſerer Achtung und ſeines Stolzes

herabſteigen muß, darf den Leſer keine lähmende Ahnung über die Nichtigkeit des Menſchlichen beſchleichen. Den natürlichen Gang der Ereigniſſe dürfen wir weder anſtaunen, noch beklagen: einmal geſchehen, haben ſie das Recht der Unabänderlichkeit und Nothwendigkeit erlangt und ſie können uns nur antreiben, das Gute, welches ſie realiſirten, zu wiederholen und dem fernern Einſchleichen des Verwerflichen vorzubeugen. Der Schluß des Romans will weder Rührung, noch Beruhigung erzielen, ſondern Achtung vor den Ereigniſſen, vor dem Zwange der Vergangenheit. Es iſt dies die einfache Logik der Geſchichte, die alle frommen Conjecturen verwirft und alle Wünſche auf die Zukunft anweiſt. Ihrer, der Zukunft, ſollten wir uns aber deſto kühner bemächtigen, da wir gegen die Vergangenheit nichts mehr ausrichten können, die uns ſo oft betrogen hat. — Es darf alſo nicht auffallen, wenn der Schluß nicht unter gewaltigen Zuckungen und Krämpfen und nicht plötzlich abgebrochen erfolgt: als ruhige Beobachter müſſen wir mit dem Bewußtſein davon Abſchied nehmen, daß die Weltgeſchichte die Strömung der Ereigniſſe nie plötzlich abſtaut, ſondern überall Uebergänge vermittelt. Nur darum möchten wir den Dichter fragen, warum er den endlichen Sieg der Freiheit, der für St. Domingo doch wirklich erfolgte, nur gar zu leiſe ahnen läßt. Zwiſchen Touſſaint's Tode und der Conſtituirung der Republik Hayti liegen zwar noch eine Menge gar rathloſer Ereigniſſe, die alle erſt bewältigt werden müßten, ehe die Möglichkeit überſehbare Wirklichkeit würde, aber da wir einmal ſo tief in das Intereſſe der Neger und Mulatten eingeweiht und mit ſo bedeutſamen Charakteren, die der Gewalt nur für den Augenblick weichen, vertraut geworden ſind — warum dürfen wir den Leuchtthurm nicht erblicken, der ſie in den Hafen freien Friedens führt. Hoffentlich wird der Verf. in einem künftigen Werke den Sieg der Freiheit, die Gründung der Republik ſchildern. Die Kraft und das Gemüth eines Petion, im Unterliegen ſo groß, wird ſich im Siege noch größer bewähren.

Ja, die Kraft und der Reichthum der Charaktere in dieſem Romane iſt außerordentlich. Mehrere derſelben kennen wir ſchon aus dem Chevalier, ſie treten hier aber alle unabhängig davon und ſelbſtändig auf. Keine unſichere Nebelgeſtalten, ſondern lauter ausgewachſene nervige Geſtalten geſunden Geiſtes und Herzens, ſchroff und einſeitig, aber dabei mächtig und feſt, zart und bildſam, ohne weichlich und ſchwankend in den Umriſſen zu werden. Alle ſind reich allein, reicher und mächtiger durch die Verbindung. Goethe's unglückſelige Paſſivität des Romanhelden iſt hier glücklich überwunden. Wo Geſchichte werden ſoll, da müſſen die Einzelnen über die karge Iſolation ihrer ſelbſt hinausgehen, vom Denken zum Handeln ſchreiten und hier ſteht die That dicht hinter dem Gedanken: ſie iſt eins damit. Alle Charaktere handeln, handeln mit ganzer Seele. Keiner iſt zufällig da, Keiner, wenn auch noch ſo untergeordnet, überflüſſig. Man muß dieſe Menſchen ſämmtlich, wenn auch viele die verwerflichſten Plane verfolgen, um ihrer Zähigkeit und Rüſtigkeit und Rührigkeit willen lieb gewinnen. Nichts vom ſchwächlichen Ueberdruß am Leben oder indifferenter Lauheit oder von egoiſtiſcher Weisheit, die ſich ſelbſt vernichtet. Ueberall Muth, der die Gefahr kennt, aber nicht berechnet. Freiheitsgefühl, Ehrgeiz: die Leidenſchaften der Kraft, nicht der Schwäche gebeſt die Bewegung. — Die kriegeriſchen Talente, die Staatsmänner, Diplomaten, der Arzt, Wirth, Diener — alle haben Fond genug, um der Mittelpunkt ihrer Umgebung zu ſein und von da aus nach außen zu wirken. Spanier, Amerikaner, Engländer, Franzoſen haben das Eigenthümliche ihrer Nation, ohne deshalb, was ſo häufig ein Fehler der Romane iſt, Typen der Nationalität ſein zu wollen. Sie ſind vor allen Dingen Menſchen: die Republikaner ſowohl, die Freunde Robespierre's, als die Anhänger der alten, baufälligen Monarchie, die Freunde der Farbigen und Neger und die Farbigen und Neger ſelbſt. Wir können nicht läugnen, wir waren durch die Miſſionsvereine noch nicht dahin gebracht, die ganze Negerraçe unbedingt achtbar und liebenswürdig zu finden. Aber die Bewohner St. Domingo's zwingen uns, das Vorurtheil, das Uncultur, wohl gar Unbildſamkeit vorausſetzt, abzuwerfen. Der Roman überwindet den Abſtand der ſchwarzen Raçe und des Mulatten gegen den Creolen und Europäer. Alle zeigen ſich in ihrer Stammeseigenthümlichkeit, in ihrem Unterſchiede, der aber durch die Entwicklung ihres ganzen Weſens aufgehoben wird. Und weil dem Romane durchweg die *geſchichtliche* Wahrheit zum Grunde liegt, die durch die Poeſie zu *idealer* ausgebildet iſt, ſo darf unſer proſaiſches Bewußtſein gewiß dem poetiſchen ſo weit vertrauen, daß, was ſich bisher noch nicht geſtaltet hat, ſich in Zukunft noch geſtalten wird. In der Harmonie des Ganzen liegt der Zauber, welcher den Zweifel an Einzelheiten beſiegt. Das wahrhaft Menſchliche und Geiſtesmächtige dringt durch. Den finſtern, ſchroffen und eiſernen Leidenſchaften gegenüber ſind die lieblichſten Regungen des Gemüths mit blühender Kraft, mit gewandter Dialektik der Empfindung geſchildert. Selbſt das Häßliche iſt nicht durch Bemäntelung und Schweigen, ſondern durch daraus hervorſchlagende Geiſtesblitze überwunden. Die Wildheit iſt nie geiſtlos und thieriſch, ſelbſt die Dummheit nie ohne idealahnenden Humor.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

20. Juli. **№ 16.** **1841.**

F. J. Züllig „Die Offenbarung Johannis."

(Fortſetzung.)

In den vier erſten jener apokalyptiſchen Briefe ſodann findet der Hr. Verf. eine Reihe von Anſpielungen auf altteſtamentliche Erzählungen, welche nach der Zeitfolge geordnet ſein ſollen; außer den ausdrücklichen Erwähnungen des Bileam und der Jeſabel im dritten und vierten Brief ſollen nämlich auch im erſten und zweiten Beziehungen auf die Geſchichte des Paradieſes und die des Joſeph enthalten ſein. Aber in jenem wird durch Erwähnung der Nikolaiter auf Bileam ebenſo beſtimmt angeſpielt, als durch Erwähnung des (himmliſchen) Paradieſes auf Gen. 1 flg.; eine Anſpielung auf Joſeph aber geſteht Ref. wenigſtens darin, daß den Smyrnäern Gefängniß und zehntägige Bedrängniß verkündigt wird, nicht finden zu können. Cap. 2, 13. wird geſagt, die Gemeinde von Pergamus wohne da, wo Satans Thron ſei; darunter verſteht man nun gewöhnlich, daß Pergamus als Hauptſitz einer dem Chriſtenthum feindſeligen Richtung bezeichnet weoden ſolle, die man freilich, aus Mangel an Nachrichten, nicht näher beſtimmen kann; darum aber mit dem Hrn. Verf. zu erklären: „du wohnſt unter den ſieben Gemeinden am meiſten gegen Norden, alſo dem Sitz der Dämonen am Nächſten, iſt ſchwerlich weder nöthig, noch möglich, das Letztere ſchon darum nicht, weil ſo ein ganz matter Sinn herauskommt. — II, 221 flg. bemerkt der Hr. Verf. zu Cap. 13, 11—18., daß ſich die Darſtellung der Apokalypſe bei der Erwähnung des falſchen Prophetenthums immer in beſonders vielen Wiederholungen bewege, und will darin eine nach dem Typus von Jeſ. 28, 7—13. und Dan. Cap. 3 gebildete perſifflirende Nachahmung der Geſchwätzigkeit dieſes Prophetenthums entdecken; daß eine ſolche indeſſen hier wirklich beabſichtigt ſei, dürfte ſich um ſo eher bezweifeln laſſen, als eine gewiſſe Breite der Darſtellung der Apokalypſe auch ſonſt (z. B. gleich Cap. 13, 1—8.) nicht fremd iſt, eine eigentliche Perſifflage dagegen zu ihrem ſtrenger gehaltenen Style nicht zu paſſen ſcheint. — Andere Beiſpiele der gleichen Künſtlichkeit möchten auch ſonſt, z. B. I, 340 flg., S. 272, II, 393, II, 76—86 zu treffen ſein. Nicht frei von ihr iſt auch die Ueberſetzung des Hrn. Verf., ſo entſchieden dieſelbe im Uebrigen durch treffendes und treues Wiedergeben ihres Originals Lob verdient, doch, wie Ref. glaubt, theils wegen der bereits bemerkten Nachahmung eines in das Original großentheils erſt hineingelegten rhythmiſchen Charakters, theils auch wegen der Menge ungewöhnlicher, und in Vergleich mit den entſprechenden griechiſchen Worten allzu emphatiſcher oder auffallender Ausdrücke, deren ſie ſich bedient, wie: Huldknechte, Mithuldknechte (*δούλοι*, *σύνδουλοι* — der Hr. Verf. ſelbſt ſagt auch Oberhuldknecht, und er thut dies, weil er bemerkt zu haben glaubt, daß *δουλος* in der Apokalypſe immer in eminentem Sinn gebraucht werde, wovon ſich übrigens Ref. auch nach den I, 242 flg. gemachten Bemerkungen nicht überzeugen kann) ausvomiren, zwanzig vier, vierzig zween (ſt. 24, 42), Zehner (Denar) Wohnhülle und Hüllewohnen (*σκηνή*, *σκηνοῦν*), Wermuthus (ſt. Wermuth, als Name des Sterns Cap. 8, 11., weil im Griechiſchen *ὁ ἄψινθος* ſtatt *ἡ* ſteht), männliches Sohnkind, Babylon die Erd—Huren—Frevel—Meiſterin (*ἡ μήτηρ τῶν πορνῶν καὶ τῶν βδελυγμάτων τῆς γῆς*), Flottigkeit, unflathen u. dgl.

Aehnliche Bemerkungen ergeben ſich nun auch weiterhin, wenn wir von der Behandlung des Einzelnen ab- und auf die des Ganzen hinſehen, und zwar zunächſt ſchon nach der Seite ſeiner techniſchen Form. Der Hr. Verf. findet, wie bereits bemerkt, das Princip derſelben in der Anordnung nach prophetiſchen Rundzahlen, und es iſt ein weſentliches und bedeutendes Verdienſt ſeiner Arbeit, daß ſie dieſen, von den Früheren allerdings nicht überſehenen, aber doch bisher immer noch zu ſehr als Nebenſache behandelten Zahlenſchematismus in ſeiner ganzen Bedeutung für die Oekonomie der Apokalypſe erkannt, und dieſe Einſicht mit Conſequenz durch das Ganze der Texteserklärung durchgeführt hat. Ohne die Anerkennung dieſes Verdienſtes im Ganzen zu beeinträchtigen indeſſen mag darauf aufmerkſam gemacht werden, daß auch hier im Einzelnen Manches, was nicht in dem Text liegt, erſt ziemlich künſtlich in denſelben hineingetragen wird. Auch hiefür die nöthigen Belege. Eine der herrſchenden Rundzahlen in der Apokalypſe iſt die Siebenzahl, durch welche die Eintheilung der Meſſiaswehen in ſieben Plagen, ſieben Trompeten u. ſ. w. beſtimmt iſt. Nach eben dieſer Zahl theilt nun der Hr. Verf. auch den geſammten Inhalt

der Apokalypſe in ſieben Geſichte; dafür iſt aber in den eigenen Andeutungen derſelben wenigſtens kein Grund zu finden, da ſie ſelbſt vielmehr deutlich genug nach Abrechnung der Einleitung und des Schluſſes die drei von Ewald angenommenen Theile unterſcheidet, wenn man aber einmal die Unterabtheilungen dieſer ſelbſt in Einer Reihe zuſammenſtellen will, dann auch recht wohl mehr, als ſieben Geſichte herausgebracht werden können. Eben dieſe Siebenzahl mit der Drei zuſammengenommen giebt die heilige Zehnzahl, und daß aus der Abſicht, dieſe, und damit eine Wiederholung des ägyptiſchen Zehnplagengerichts zu gewinnen, die Bezeichnung der drei Wehe, die nun mit den 7 letzten Plagen zuſammengenommen die Zehnzahl vollmachen, herrühre, iſt eine ſehr treffende Bemerkung des Hrn. Verf.; nur wird auch hier mit der Vergleichung nicht zu weit herabgeſtiegen werden dürfen; die einzelnen ägyptiſchen Plagen finden ſich nicht erſt in dieſer Zehnzahl; noch weniger freilich wird bei den zwei erſten derſelben, mit dem Hrn. Verf. zugleich an Früheres, nämlich bei den orientaliſchen Königen Cap. 9, 14. ff. an Kedor — Laomor, und bei den Heuſchrecken Cap. 9, 1. ff. an — die Sündfluth zu denken ſein. In ſich ſelbſt zerfällt die Siebenzahl in der Apokalypſe mit großer Regelmäßigkeit in gleichartige Theile von vier und drei, und zwar iſt immer die Vierzahl vorangeſtellt (z. B. Cap. 8 ff. zuerſt vier verwandte Plagen bei den vier erſten Trompeten, dann drei verwandte, die drei Wehe), nur die apokalyptiſchen Briefe machen eine Ausnahme, hier haben nicht die 4 erſten und die 3 letzten, ſondern die 3 erſten und die 4 letzten gleich conſtruirte Schlußformeln und auch in ihrer übrigen Beſchaffenheit eine (doch, wie mir ſcheint, noch problematiſche) Verwandtſchaft. Einen andern Grund dafür, als daß der Verfaſſer eben Abwechslung anbringen wollte, hat man bisher nicht gefunden; in der That aber iſt kein Grund hier gewiß beſſer, als der, den Hr. D. Züllig angiebt (I, 289 f., 385 ff.): gleichartig conſtruirt ſeien diejenigen Briefe, in denen den Frommen gleichartige Gaben verheißen werden; dieſe Gaben nun ſeien bei den erſten dieſer Briefe je von einer der Schöpfungsregionen hergenommen; während aber ſonſt in der Apokalypſe immer vier Schöpfungsregionen (Himmel, Erde, Meer, Abyſſus) aufgezählt werden, ſo können hier, wo es ſich um die Herrlichkeiten der letzten Zeit handle, nur drei genannt ſein, weil es in dieſer nämlich nach Cap. 21, 1. kein Meer mehr geben ſoll. Den Abyſſus ſoll es ja, nach der Bemerkung des Hrn. Verf. II, 422, auch nicht mehr geben, und doch hier auf ihn Rückſicht genommen ſein. Vielmehr aber iſt die ganze Vorausſetzung, als ob die meſſianiſchen Gaben hier nach den vier Schöpfungsregionen vertheilt ſeien, im Text nicht begründet; die „Krone des Lebens" und die Befreiung vom zweiten Tode, Cap. 2, 11. f., kann doch nur uneigentlich eine Gabe aus dem Abyſſus genannt werden, und wie wenig auch die zwei andern Gaben ſich ſeinem Schema fügen wollen, zeigt der Hr. Verf. ſelbſt, wenn er den Baum des Lebens darum eine Gabe vom Himmel ſein läßt, weil die Bäume, als gen Himmel (aber nicht in den Himmel) wachſend der Himmelsregion angehören; das Manna und den Loosſtein (Cap. 2, 18.) dagegen, von welchen das Erſtere doch ſeiner Zeit vom Himmel gefallen iſt, eine Gabe von der Erde, weil beide zuſammen Symbole des hohenprieſterlichen Charakters und inſofern des Beſitzes der Erde ſeien. Und gleichfalls der Hr. Verf. ſelbſt hat einen weit wahrſcheinlichern Grund für das Eigenthümliche in der Oekonomie der apokalyptiſchen Briefe, wenn es überhaupt eines ſolchen bedarf, I, 291 angedeutet, daß nämlich vielleicht „der Zuſtand der verſchiedenen Gemeinden ſo beſchaffen war, daß nur in dieſer Form einer jeden in ihrer Reihe das Geeignete geſagt werden konnte." Warum dann aber dieſen allein natürlichen Grund als einen, der nur zu dem andern „hinzukommen konnte," behandeln, und vermuthen, wenn die ſieben Gemeinden in ihrer geographiſchen Ordnung (auf die der Hr. Verf. mit Recht aufmerkſam macht) in das Schema des Apokalyptikers nicht gepaßt hätten, ſo würde er wohl dieſe Ordnung umgekehrt, oder nach Umſtänden für die und jene Gemeinde eine andere gewählt haben? — Wichtiger als das eben Beſprochene jedoch iſt für die Oekonomie der Apokalypſe, und mittelbar auch für die Erklärung ihres Inhalts noch ein Punkt, der ſo eben nur im Vorbeigehen berührt wurde. Der Hr. Verf. bemerkt mit Recht (I, 108 f., 117 ff.), daß die ganze Welt in der Apokalypſe in vier Regionen vertheilt ſei, und eben dieſe Eintheilung für die Gruppirung der einzelnen Züge in ihr ſehr häufig das Motiv abgebe. Als dieſe vier Regionen nennt er: Himmel, Erde, Meer und Abyſſus, und ſagt, in allen ſieben Viſionen, mit Ausnahme der ſechſten, ſei der Text nach dieſer Unterlage vertheilt. Nun finden ſich aber in den zwei Hauptſtellen, die hergehören, C. 8 und 16, nicht die obigen vier Theile genannt, ſondern ſtatt des Abyſſus beidemale die „Flüſſe und Waſſerquellen." Dieſes vereinigt der Hr. Verf. mit ſeiner Annahme durch die Bemerkung, daß die Quellen und Flüſſe, als nach ebräiſcher Vorſtellung aus dem Abgrund hervorkommend, dieſen ſelbſt repräſentiren. Dies iſt auch richtig; gilt dann aber nicht daſſelbe auch, und noch mehr, von dem Meere, das ja im A. T. oft genug ſelbſt תְּהוֹם genannt wird? Wirklich findet ſich in der ganzen Apokalypſe nicht an Einer Stelle erweislich neben dem Meere der Abyſſus noch beſonders aufgezählt, ſondern wo Himmel, Erde und Meer ausdrücklich genannt ſind, ſind das Vierte immer die Flüſſe, einmal (C. 5, 13. und wohl auch C. 20, 13.) auch der Raum unter der Erde, der aber dort nicht Abyſſus genannt wird; ſonſt aber, wie auch die Ueberſicht I, 109 unſerer Schrift zeigt, ſteht immer nur Himmel, Erde und Meer. Das Richtigere iſt daher wohl, daß der Verfaſſer der Apokalypſe

von der dem ganzen Alterthum gemeinſamen und nahe liegenden Unterſcheidung der irdiſchen, über- und unterirdiſchen Weltregion ausgeht, die letztere aber, wo ihm an einer Vierzahl gelegen iſt, in zwei Theile theilt, den Abyſſus, welcher als Meer geöffnet da liegt, und denjenigen, welcher von der Erde zugedeckt iſt, und nur die Quellen aus ſeiner Tiefe heraufſchickt. Aber nicht nur die Beſtimmung dieſer Eintheilung ſelbſt dürfte etwas anders zu faſſen, ſondern auch — und nach dieſer Seite gewinnt dieſe Frage auch für das Materielle der Auslegung ein Intereſſe — der Umfang, in dem ſie der Hr. Verf. anwendet, zu beſchränken ſein. Er findet ſie in allen ſieben Viſionen (um uns an dieſe Eintheilung zu halten) mit Ausnahme der ſechſten, d. h. Cap. 2. 6. 8. 12 f. und 17 ff. 16. 21; Ref. glaubt, daß ſie in ihrer viertheiligen Geſtalt nur C. 8 und 16, dreitheilig C. 12 ff. und 21, Cap. 2 und 6 dagegen gar nicht zu Grunde liegt. Von den Gaben, welche Cap. 2 aus Himmel, Erde und Abgrund kommen ſollen, war bereits die Rede; ähnlich ſollen Cap. 6 Uebel aus den vier Regionen kommen, was aber nur dadurch zu Stande kommt, daß der erſte der vier ſymboliſchen Reiter in einen Engel verwandelt, und die Theurung, welche der dritte anzeigt, wiewohl ſie der Text ausdrücklich von Hagelſchlag ableitet, doch deswegen, weil bei einer Theurung immer auch Kornwucher der ſeefahrenden Handelsleute im Spiel ſei, zu einer Plage vom Meer her gemacht wird. Cap. 21 iſt, wie der Hr. Verf. ſelbſt bemerkt, nur von Erneuerung des Himmels und der Erde, und, in Beziehung auf das Vergangene, nur von Himmel, Erde und Meer die Rede; von Cap. 12 f. verglichen mit Cap. 19 werden wir noch unten ſprechen müſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Theodor Mügge „Touſſaint."

(Schluß.)

Die Frauen, einfach ohne Armuth, voll Leidenſchaft ohne der Schönheit und Anmuth zu entbehren, nehmen Theil an den Intereſſen der Männer. Sie ſtehen ſtets dicht hinter denſelben; oft ſogar in gleicher Reihe mit ihnen. Die Politik des Staats und die Politik des Hauſes folgen denſelben Principien. Im Uebrigen ſind die Frauen ächte, weibliche Naturen und die Liebe iſt ihr Hausgeſetz. Um ſie geſtaltet ſich die friedliche Geſelligkeit in edelſter Harmonie. Von der Negerin in ihrer anſpruchsloſen Unbefangenheit und befangenen Hoheit bis zu den Damen voll koketter Gluth und ſolcher, die in den pariſer höchſten Cirkeln zu herrſchen gelernt haben, derſelbe poetiſche Schmelz. Sie bringen namentlich das Lyriſche, die bezaubernden Harfenklänge der Sentimentalität in den ſonſt ſtürmiſch bewegten Roman, und die Saiten werden meiſt von einem beſonnenen Ton des Vernünftigen durchſtammt, ſelten, doch nicht minder ſchön, von einem haſtigen Feuer raſender Empfindung durchzuckt. Die Frauen bringen den Thau und das Frührot auf die finſtern, dürren Matten des Haſſes; ſie ſpielen harmlos am klaffenden Abgrunde einer tobenden Zukunft; ſie werden mit in die Schauer des Kampfes geworfen, der um ſo ſchreckhafter wird, je zarter die Weſen, welche er erbarmungslos vernichtet. Reinſte Seelengemeinſchaft, phantaſtiſche Sinnenluſt, reizende Nebenbuhlerſchaft und liebevolle Reſignation, edle Aufopferung und boshafte Ränke liegen oft in der ganzen Eiferſucht der Contraſte neben einander; entfalten ſich in der feinſten Dialektik der Leidenſchaft, werden nie erkünſtelt, ſie ſind nothwendig in dieſem Conner. Wir möchten nach dem Abſchiede Petions von Rigaud's Gattin Antonina das Buch aus der Hand legen und uns bis ins innerſte Mark der Seele erſchüttert fragen, wer von uns eines ſolchen Weibes werth ſei.

Das ſchaffende Princip des Ganzen iſt aber Touſſaint. — Der Touſſaint der Geſchichte iſt eine außerordentliche Erſcheinung. Wenige verbanden mit ſo ſubtiler Klugheit und Gewandtheit ſo umfaſſende Kenntniſſe der Verhältniſſe und Menſchen und ſolche Kraft ſie zu beherrſchen. Er iſt ein kleiner Napoleon; er nennt ſich ſelbſt einen ſchwarzen Franzoſen. Die Freiheit hat er in all ihrer Würde begriffen. Man muß ihm zugeben, daß ein Volk dieſelbe ohne Cultur ſchwer behauptet, daß die Freiheit, wenn ſie ein Product der Cultur iſt, deſto ſicherer wieder ihr Mittel wird. Daß aber ein minder gebildetes Volk, wenn ihm die Freiheit geboten wird, dieſelbe nicht gebrauchen könne, um ſich durch ſie die höhere Bildung mit ihren Segnungen zu verſchaffen, flüſtert ihm ſein unbändiger Ehrgeiz ein. — Dieſer außerordentliche Mann ſteht in ſeiner ganzen Charaktermacht und Lebensfülle vor uns. Wir beobachten ihn, wie er ſich aus der tiefſten Erniedrigung zu der höchſten Höhe der Macht und des Glanzes empor arbeitet. Wir ſehen den Sklaven, der mit ſchlauer Demuth Peitſchenhiebe duldet und deſſen geiſtige Kraft ſich anfangs in der Gewalt äußert, die er über unvernünftige Thiere ausübt, ſich Schritt vor Schritt zu dem gefürchteten Häuptlinge erheben, dem eine Million Menſchen, ein tapferes Heer gehorcht, dem die ganze Inſel gehört. Er, der ehemalige Kutſcher, giebt in ſtolzen Paläſten glänzende Feſte, ertheilt Geſandtſchaften Audienzen, ſieht ſeine frühern Peiniger zu ſeinen Füßen. Schöne ſtolze Creolinnen buhlen um die Gunſt des häßlichen Negers. England bietet ihm eine Krone an, die er ins Meer wirft, der erſte Conſul der franzöſiſchen Republik ſieht einen Nebenbuhler in ihm und ſchämt ſich nicht, denſelben durch Liſt aus dem Wege zu räumen und überall iſt Touſſaint der Herrſcher der Verhältniſſe, der denſelben Zeit und Raum zumißt, den Athem bedingt. — Wir ſehen Touſſaint im Kreiſe ſeiner ſchwarzen Familie als zärtlichen Gatten und Vater, wir ſehen ihn als ſtrengen, unerbittlichen Richter, feinen Diplomaten, weiſen Ordner bürgerlicher Verhältniſſe. Sein hoher Geiſt thut ſelten Mißgriffe. Er iſt menſchenfreundlich neben der Klugheit und ſchonend neben der Liſt — der Ehrgeiz iſt aber auch für ihn die Klippe, an der ſeine Kraft ſcheitert. Aus der Begeiſterung für die Freiheit und der Liebe zu ſeinem Stamme ſehen wir den Stolz und die Herrſchſucht emporwachſen. Und dieſe reißt ihn ſo weit hin, daß er, der das große Ganze überſieht, die Einzelnheiten, die ihm am nächſten liegen, vergißt. Er vergißt,

daß ſeine nächſten Genoſſen, die mit ihm an Ehre und Anſehen und Klugheit und Thatendurſt wetteifernden Führer ſeines Stammes, viele gebildete Weiße, Franzoſenfreunde, Franzoſen, die ihm um der Freiheit willen gedient und genützt haben, auch zu dem Volke gehören, das er beherrſchen und im monarchiſchen Sinne beglücken will. Das ſtürzt ihn. Ob Touſſaint's Herrſchaft nicht in Tyrannei ausgeartet ſein würde, hätte die Geſchichte beweiſen müſſen. Wie die Sache aber beſteht, hat er allerdings die Freiheit ſchon verrathen, während er ihr Banner noch aufrecht erhält. Er unterliegt den Gegnern der Freiheit im Namen der Freiheit, ſeine Charakterfeſtigkeit im tiefſten Unglück und im Tode noch bewährend.

Doch auch über Touſſaint dürfen wir nicht ausführlicher reden, da wir es uns verſagt haben, in die übrigen Charaktere, in den eines ſtarren Royaliſten wie Jumecourt, eines biedern, graden Laveaux, eines treu und offen ſtrebenden St. Vincent, unbeugſamen Rigaud, menſchenfreundlichen Petion, eines humoriſtiſchen Abbé la Haye und ſchwacheiteln Leclerc näher einzugehen und eine ſtarre Republikanerin wie Blanca von Blanchelande, ächt weibliche Seelen wie Helene, Antonina, Pauline Bonaparte näher zu charakteriſiren. Alle verdienen eine detaillirte Beſprechung, die uns der Raum nicht geſtattet; jeder Charakter hat ſeine eigene, ſicher ausgeprägte Phyſiognomie und iſt ſo voll des Ideals und ſo beſtimmt in der Concretion, daß er immer neu bleibt und nichts von ſeiner Schönheit verliert, ſo oft man ihn anſieht. Die Charaktere haben geiſtigen Fond genug, um ihre innere Welt zu kennen und die äußere zu durchſchauen: keine ſchließt die andere aus, beide ſind eins ohne Reflexion, aus Geſundheit des Geiſtes. Jeder hat ſeinen Wirkungskreis, den er nicht, der ihn nicht entbehren kann. Allmälig treten ſie uns ſo klar entgegen, wir finden uns ſo in ihre Perſönlichkeit, daß wir ſie als unſere Gegner anſehen, ihre Partei ergreifen, ſie haſſen oder lieben möchten, immer aber als wahre Menſchen anerkennen müſſen.

Im Verlauf der verſchiedenartigſten Unterhandlungen, der Unterredungen zwiſchen Freund und Feind, unter Liebenden und Gatten, bei myſtiſchen Religionshandlungen der Negerprieſter und im prächtigen Salon der genußſüchtigen Schweſter Bonaparte's bekommen wir abſichtlich und unvermerkt einen unverwüſtlichen Schatz von Erfahrungsſätzen, von verſchmitzten Parteimeinungen, liebenswürdigen Sophismen und Intriguenſpielen. Eine Menge von Fragen, die das religiöſe, ſociale, politiſche Leben der Neuzeit bewegen, liegen im Hintergrunde. Viele werden mit treffendem Scharfſinn, mit kecker Genialität, mit friſcher Klarheit erörtert: nie aber abſtract, immer angewandt, nie mit gedankenloſem Leichtſinn beſeitigt, immer mit Ernſt und Liebe zur Sache gefördert. Vor Allem iſt es die Freiheit, die in dieſem Werke das Flammenwort der Wahrheit mit Begeiſterung, mit Kraft und Majeſtät ſpricht. Ach, die Freiheit bedarf keiner Spitzfindigkeiten, um ihr Recht zu begründen; ſie bedarf nur der unbeſtochenen Geſinnung und des Muthes: der gehört aber freilich dazu, nicht allein ihr das Wort zu reden, ſondern auch daſſelbe zu hören. —

Wie nun der eigentliche Fortſchritt der Thatſachen auf dramatiſche Weiſe mehr als auf epiſche gefördert wird, ſo iſt auch beſonderer Fleiß auf die ſceniſche Kunſt des Romans gewendet. Namentlich iſt das maleriſche Element mit erſtaunlicher Sicherheit gehandhabt. Ganze Scenen ſtehen oft in aller Weite der Perſpective und mit einer Deutlichkeit vor dem Blicke, die im Gemälde kaum glücklicher geboten werden könnte. Die Phantaſie des Leſers wird gezwungen, ſtets mit Aug und Ohr zu folgen. Namentlich erſcheint Touſſaint zu wiederholten Malen, St. Vincent und Helene, Jumecourt und Blanca in ſo ſchöner Gruppe, daß die ganze Stimmung eines dramatiſchen Acts darin maleriſch zuſammen gefaßt iſt. Eine Stellung, ein Blick, eine Bewegung des Arms, ein Lichteffect, eine Aenderung des Coſtüms iſt oft von ſo ſcharf in den Gedanken einſchneidender Wirkung, von ſolcher Wahrheit, Präciſion und Originalität, über die ſich jeder Leſer, ſein ganzes äſthetiſches Urtheil zuſammennehmend, als Liebhaber und als Kunſtrichter gleich ſehr freuen muß. Die Hauptſache bleibt aber immer der Dialog. Wenn man feſthält, wie ſehr die wahre dramatiſche Kunſt die Colliſionen, die Knoten der Handlung durch den Charakter und deſſen Ueberzeugung ſchürzt und daß bei nicht ganz barbariſchen Widerſachern mehr durch die Rede, als die Waffe ausgerichtet werden muß, ſo wird man zugeben, daß bei einer Reibung aller menſchlichen Intereſſen, wie die Revolution von St. Domingo ſie hervorbrachte, das Wort, das öffentliche wie private, von ganz beſonderer Bedeutſamkeit ſein muß. Und Theodor Mügge hat hier ſeine anerkannte Meiſterſchaft wieder aufs Glänzendſte bewährt. Der Dialog entrollt ſich ſtets raſch, inhaltsreich, klar, bühnengerecht. Er exponirt ſich einfach, ſchwillt, beſchleunigt, verdichtet ſich mit Kraft und Adel. Die Spannung iſt ſtets lebhaft, das Gleichgewicht kühn getragen, die Löſung ſtets neu, überraſchend, befriedigend. Die Sprache des Diplomaten in ſeiner kalten Beſonnenheit, die Sprache des den Himmel ſtürmenden Negers, die Sprache der Liebe und Verzweiflung bewegt ſich ſtets in freier Luft des die Realität verklärenden Geiſtes, immer der Sache gerade ins Geſicht ſchauend, dem Urtheile Stand haltend, voll Würde und Grazie, nie ermattend.

Wir ſchließen mit der Bemerkung, daß, obwohl wir kurz ſein zu müſſen glaubten, uns nicht der Raum, ſondern die Ueberzeugung den Tadel verbietet. Wir ſind durch Form und Inhalt des Romans gleichmäßig angeſprochen. Möge das Werk noch von recht vielen Seiten beſprochen werden: ſo leicht iſt es nicht zu erſchöpfen. Und möge es in ſeinem Lichte und in ſeiner Kraft denen, welche von Deutſchlands Dichtern nichts mehr hofften, das Vertrauen wieder einflößen, möge es die Trägen zu nacheifernder Anſtrengung, die Erſtarrten zu neuem Leben ermuntern, damit alle Kräfte der Intelligenz ihre Kunſt und ihr Wiſſen dem großen Nationalintereſſe zuwenden, das allein dem der Menſchenwürde entſprechenden Glück, Frieden und Ruhme das Feld öffnet.

A. Bock.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

21. Juli. **№ 17.** **1841.**

F. J. Züllig „Die Offenbarung Johannis."

(Fortſetzung.)

Ihr weſentlichſtes Intereſſe nämlich gewinnt die Frage nach der Kunſtform der Apokalypſe, ſo unerläßlich ihre Unterſuchung auch an und für ſich iſt, doch erſt durch ihren Einfluß auf die Erklärung des Inhalts, und eben weil dieſer bei dem vorliegenden Commentar größer, als bei irgend einem andern iſt, ſo mußte die Anſicht des Hrn. Verf. über dieſelbe zuerſt dargelegt und geprüft werden. Sehen wir nun, wie ſich demſelben von hier aus die Auffaſſung des Hauptinhalts geſtaltet.

Der gegenwärtige Stand der Frage iſt dieſer: Nachdem die ältere Anſicht von der Apokalypſe, als einer detaillirten hiſtoriſchen Vorherſagung aller für die Entwicklung des Reichs Gottes wichtigen Ereigniſſe in der proteſtantiſchen noch unbeſchränkter als in der katholiſchen Kirche geherrſcht, und in Bengel's apokalyptiſchem Syſtem ihre Spitze erreicht hatte, ſo iſt die neuere Exegeſe, der darin Alkaſſar und Boſſuet von katholiſcher, Grotius und Hammond von proteſtantiſcher Seite vorgearbeitet hatten, darüber einverſtanden, daß dieſelbe aus der Geſchichte ihrer eigenen Zeit und den Erwartungen derſelben vom Sieg des Chriſtenthums zu erklären ſei. In der weiteren Ausführung trennen ſich nun aber die Wege; während die Einen mit Abauzit und Herder den ganzen Inhalt der Apokalypſe auf die Zerſtörung Jeruſalems und die mit dieſer in Verbindung ſtehenden Begebenheiten beziehen, ſo betrachten Andere als den Hauptinhalt derſelben den Sieg der chriſtlichen Religion über das Heidenthum, neben dem ſie die Schickſale der jüdiſchen Nation nur beiläufig erwähnt glauben. Dieſe Anſicht, in ihrer Vermiſchung mit der älteren ſchon von Grotius, nachher von Semler, Herrenſchneider u. A. vorgetragen, iſt durch Eichhorn und Ewald zur Herrſchaft gelangt. Der Hr. Verf. des vorliegenden Commentars nun ſtellt ſich unter einer da und dort etwas mißmuthigen Bekämpfung derſelben entſchieden auf Seiten derer, welche nur den Sieg des Chriſtenthums über das Judenthum hier geſchildert finden; dieſe Anſicht wird aber von ihm in anderer Weiſe und mit anderen Gründen, als von Herder und ſeinen Nachfolgern entwickelt. Dieſe, mit einem Fuße noch auf dem Boden der älteren Auffaſſung ſtehend, bemühten ſich ganz, wie dieſe, für die einzelnen Züge der apokalyptiſchen Weiſſagung ihre hiſtoriſche Erfüllung nachzuweiſen; nur die Beziehung derſelben auf ferne Jahrhunderte war ihnen zu monſtrös; ſo wurde denn Alles auf die Geſchichte des letzten jüdiſchen Krieges, der Parteikämpfe in Jeruſalem u. ſ. w. nach Anleitung des Joſephus gedeutet. Es war hier alſo im Grunde derſelbe Reſpect vor dem Buchſtaben, wie bei der älteren orthodoxen Erklärung; nur was ſich als poetiſche Einkleidung nehmen ließ, wurde als ſolche preisgegeben, wo aber der Apokalyptiker beſtimmte Erwartungen verräth, da mußten ſie auch in Erfüllung gegangen ſein. Dieſe ganze Erklärung war ſomit nur der gewöhnliche Ausweg des Supranaturalismus, welcher dem Schiffbruch damit entgehen will, daß er von dem Wunderbaren, das ihm die ältere Orthodoxie in Verwahrung gegeben hat, einen Theil über Bord wirft, um ſo erleichtert mit dem übrigen auf dem Strom des Zeitgeiſtes, ſo gut es gehen will, mit fortzuſchwimmen. Unſer Verf., der mit freierem Blick an ſein Werk geht, kommt nicht durch ſolche Rückſichten, ſondern, wie wir ſogleich ſehen werden, auf rein wiſſenſchaftlichem Wege zu ſeinem Reſultat; eben deswegen iſt dieſes auch von dem Herderſchen weſentlich verſchieden. Es iſt mit Einem Worte der Untergang des jüdiſchen Staats und der Sieg des Chriſtenthums über das Judenthum nicht in der Form, wie derſelbe wirklich erfolgt iſt, ſondern nur ſo, wie er nach dem ganzen Charakter der urchriſtlichen Eſchatologie erwartet wurde, den ſeiner Anſicht nach die Apokalypſe verkündigt. Die nähere Beſtimmtheit dieſer Erwartung aber, wie ſie der Hr. Verf. in der Apokalypſe dargeſtellt findet, iſt dieſe: Nachdem die Vorzeichen der meſſianiſchen Zeit vorüber ſind, beginnen die Gerichte derſelben (die ſogenannten Meſſiaswehen) mit einer Reihe von Plagen, an deren Ende vier aus den vier Regionen der Welt herkommende Hauptmeſſiasgegner auftreten: der Satan als Pſeudojehovah, der Pſeudomeſſias, der näher als der wiedererſcheinende Bileam beſtimmt wird, der Pſeudoprophetismus, als perſönlicher Pſeudoprophet, das Pſeudojudenthum, das aber der Apokalyptiker in rabbiniſcher und prophetiſcher Weiſe als Edom auffaßt. Dieſe Gegner ſtreiten nicht nur ſelbſt gegen das Chriſtenthum, ſondern ſie verſammeln auch alle Mächte der Erde zum Kampf wider

daſſelbe; nachdem aber die Hauptſtadt des antichriſtlichen Judenthums durch ihre eigenen Bundesgenoſſen zerſtört ſein wird, ſo wird zuerſt dieſes, dann auch der Pſeudomeſſias und der Pſeudoprophet von dem perſönlich erſcheinenden Chriſtus vernichtet werden; es erfolgt hierauf das tauſendjährige Reich der auserwählten Gläubigen, nach deſſen Ende ein neuer Angriff der an den Enden der Erde noch übrigen Gottloſen, und nachdem auch dieſe vertilgt ſind das letzte Gericht, die Umſchaffung des Himmels und der Erde und die ewige Seligkeit.

Die hauptſächlichſten unter den Gründen, auf welche der Hr. Vf. dieſe ſo eigenthümliche Anſicht ſtützt, in denen er ſich übrigens, wie er ſelbſt bemerklich macht, theilweiſe an Hartwig's Apologie der Offenb. Joh. anſchließt, ſind nun dieſe: 1) Die Apokalypſe trägt mehr, als irgend eine andere neuteſtamentliche Schrift, ein jüdiſches Gepräge; ſomit iſt im Voraus zu erwarten, daß das Judenthum auch den Mittelpunkt derſelben bilden werde. 2) Auch aus den Evangelien und Irenäus wiſſen wir, daß ein Auftreten des Antichriſts in Judäa erwartet, und der Sieg des Chriſtenthums mit der Zerſtörung Jeruſalems in Verbindung geſetzt wurde. 3) Eben dies war auch für die Apokalypſe nothwendig, wenn ſie für ihr neues Jeruſalem Raum gewinnen wollte. 4) Damit ſtimmt überein, daß auch ſchon in den apokalyptiſchen Briefen das Judenthum, aber nur das unächte, Bileamitiſche durchweg als der Gegner erſcheint, den die Apokalypſe vor Augen hat. 5) Endlich mit dieſer Annahme ſtimmt allein, was in der Apokalypſe über die Gegner des Meſſias und ihre Ueberwindung geſagt iſt; denn der Schauplatz dieſer ihrer Ueberwindung wird durch Cap. 14, 20. 16, 16. 6, 15. deutlich als Paläſtina bezeichnet, und Cap. 11, 8. ausdrücklich geſagt, daß das Babylon, deſſen Zerſtörung den Hauptinhalt der Apokalypſe ausmacht, Jeruſalem ſei; unter eben dieſer Vorausſetzung erklären ſich aber auch am beſten die Andeutungen, welche Cap. 13. 17. über die Meſſiasgegner gegeben werden; das Thier, welches tödtlich verwundet, deſſen Wunde aber wieder geheilt iſt, und das durch die Zahl 666 bezeichnet wird, iſt Bileam, der nach dem Buch Joſua durch's Schwert gefallen iſt, deſſen Wiederkehr als Antimeſſias aber auch die Rabbinen erwarten (denn Armillus, der Name ihres Antichriſt, iſt entſtanden aus Ἐρημόλαος = Bileam) und deſſen ebräiſch geſchriebener Name mit dem Joſ. 13, 22. ihm gegebenen Beiſatz בֶּן בְּעֹר הַקֹּסֵם (der Sohn Beor's, der Zauberer), die Buchſtaben als Zahlzeichen behandelt, die genannte Zahl bildet; das Thier des ſiebzehnten Capitels aber mit 7 Köpfen, die ſpäter auf ſieben Könige gedeutet werden, deren einer auch der achte ſei, und 10 Hörnern, welche 10 Fürſten bedeuten ſollen — dieſes Thier iſt offenbar Edom, von dem ja Gen. 36, 32., 1. Chron. 1, 43. auch acht Könige, deren letzter aber dem vierten gleichnamig iſt, und 10 Fürſten erwähnt werden, und auf deſſen Namen auch die rothe Farbe dieſes Thiers anſpielt.

(Schluß folgt.)

Buch vermiſchter Bezüge von Dr. Guſtav Bacherer. Inhalt: Schilderungen aus Süddeutſchland. Proteſtation der ſieben göttinger Profeſſoren. Salat wider Schelling. Eliſabeth Klaypole (d. h. Tragödie in fünf Aufzügen, zweite verbeſſerte Auflage). Emancipation der Männer. Vorläufer. Leipzig, 1840. Feſtiſche Verlagsbuchhandlung.

Pflichtſchuldigſt habe ich als gewiſſenhafter Recenſent das ganze Titelblatt abgeſchrieben vom Buch vermiſchter Bezüge bis zum — Vorläufer. Ja wohl, „was läßt ſich nicht Alles in das Felleiſen eines Vorläufers eines „Buchs vermiſchter Bezüge" einpacken! Namentlich im gegenwärtigen Märzmonde des ominöſen Jahres 1840" (S. 323). — Dieſes Buch bildet würdig das dritte im Bunde mit den „Stellungen und Verhältniſſen," „Sternen und Meteoren." Kann ich mir doch keine widerwärtiger geſuchten Titel denken. Buch vermiſchter Bezüge — wie ekelhaft, wie affectirt, wie abſtract — faſt möchte ich ſagen, wie berlineriſch. Das Wort „Bezüge" iſt ohnehin ſo fade und ſchaal, und nun ein Buch vermiſchter Bezüge — man kann den Ekel kaum hinunterwürgen. Warum denn nicht einfach und offen „Quodlibet," denn was anders iſt es ja doch nicht, warum den vornehm geſpreitzten, ariſtokratiſch-affectirten Titel? Noch paſſender wäre vielleicht uns Süddeutſchen zu Gehör gefallen „für einen Kreuzer allerhand," oder auch: „Stück für Stück 6 Kreuzer." Da hätten wir doch auch einen Spaß zum Aerger gehabt.... Ja, gar allerhand muß das arme Büchlein aufladen, und doch iſt es dem grauſamen Herrn Doctor noch zu wenig: „noch gar viel andere Dinge ließen ſich auf den Rücken dieſes Vorläufers packen, wenn nicht die Mäßigkeitspolizei der Cenſur daneben ſtände und uns zuraunte: Herr, keine Ueberladung, oder wir machen Sie für das Leben" — Ihres Grauchens — „verantwortlich." — „Wir müſſen uns daher darauf beſchränken, dem Vorläufer in das langgeſenkte Ohr zu flüſtern: Wo du immer auf deinem Wege durch's deutſche Vaterland einem deutſchen — recenſirenden Doctor — mit — über dich troſtlos niedergeſchlagenen Augen begegneſt, da faſſe ſeine Bruderhand und ſage ihm, wenn auch das gegenwärtige Buch dich anekelt, ſo darfſt du doch nie an der Zukunft Bachererſcher Bücher verzweifeln!" (vgl. S. 324.)

Die Stuttgarter Allgemeine Zeitung nannte jüngſt Hrn. Dr. Guſtav Bacherer, als ſie ſich wunderte, wie das mit Recht ſo geſchätzte Blatt von R. Glaſer „Oſt und Weſt"

ſich deſſelben gegen die Halliſchen Jahrbücher drohenderweiſe annehmen mochte, einen „unverſchämten Schwätzer.“ Das war freilich ſchwäbiſch derb geſprochen und ich will es ſelbſt Angeſicht des genannten Bücherkleeblatts nicht wiederholen. Doch bleibt es einmal dabei, daß er ſich durch dieſes Büchermachen nur immer ſchlechter empfehlen muß. —

Faſt bedaure ich, Hrn. Bacherer nicht perſönlich zu kennen, damit ich Gewißheit für die Vermuthung fände: er ſei ſelbſt der Waldemar, der „vor zehen Jahren!“ (ſo heißt das erſte Stück im Buche) „eine große Königs- und Reſidenzſtadt des deutſchen Nordens verließ, mit dem Zeugniß, daß er ein Mann von ſeltenen Vorzügen ſei, zu denen ſich in glücklicher Miſchung eine feine äußere Lebensbildung, durchgebildete Grundſätze und eine überaus friſche, noch durch keine bittere Erfahrungen getrübte Hingebung an's Leben geſellten.“ Da wäre der Hr. Doctor, der ſeine „triebhaltige Einbildungskraft,“ ſeine außerordentlichen Geiſtesgaben, ſeinen poetiſch-reichen Geiſt, ſein kräftig gebildetes, von ernſten Grundſätzen gefaſtetes Gemüth und ſeinen juriſtiſchen Doctorgrad aus der „Verſtandesnacktheit“ Berlins nach Franken, dem Heimathslande ſeiner Mutter ſteuerte,“ ein halber Süddeutſcher! Da müßte ich mich denn doch deſſelben ein wenig annehmen, und ich will es thun, wenn er verſpricht, der Stuttgarter Allgemeinen Zeitung hinfort keine Gelegenheit mehr zu einem ſo groben Titel und mir nicht ſo bald wieder Stoff zu einer Recenſion geben zu wollen. Alle guten Dinge ſind ja drei, und wenn dieſe drei Bücher auch nicht gut ſind, ſo möge er wenigſtens mit dieſer ſchlechten Dreieinigkeit ſein derartiges Büchermachen gut ſein laſſen.

Das „Bruchſtück aus den Irrſalen und Irrfahrten eines Deutſchen in Deutſchland,“ wie ich denke, Dichtung und Wahrheit enthaltend, läßt ſich recht gut leſen. Wenigere Bedeutung hat der novelliſtiſche Schluß als das, was über Münchens natürliche Reize gegenüber von dem deutſchen Norden in und trotz der viehiſchen Demoraliſation jener Stadt geſagt iſt.

Nun „Kulturbriefe aus Württemberg 1837 und 1838.“ Die Zuſammenſetzung „Kulturbrief“ iſt ſo verwerflich als andere geſpreizte Sprachgewaltſamkeiten Bacherer's. Der erſte und zweite dieſer Briefe läßt ſich mit ziemlicher Befriedigung leſen. G. Bacherer hat ſich etwas im Lande umgeſehen, aber eingegangen iſt er doch nicht in Sinn und Art des Stammes. Aber das hat er mit Laube, Gutzkow, Varnhagen und den meiſten Norddeutſchen, die über Schwaben ſchreiben, gemein, daß ſie ſich für ihre Unfähigkeit, in die Subſtanz dieſes Lebens ſich zu vertiefen, auf andere Weiſe entſchädigen. Sie ſtellen ſich nämlich mit vornehmer Mediſance hin und bringen aus ihrem entwickeltern, reichern und ausgebreitetern Lebensgebiete Maßſtäbe an das ſchwäbiſche Leben, über welche ſie purzeln zu laſſen, nicht viel Genie erfordert. Ueber dem Unrecht vergeſſen ſie, den Schwaben ihr volles Recht angedeihen zu laſſen, und wenn ſie auch dieſe ſubſtanzielle Urkraft des Geiſtes und Lebens anerkennen müſſen, ſo iſt doch am Ende in ihrem Norden Alles beſſer, ſchöner, klüger, geſcheiter, liebenswürdiger, menſchlicher und göttlicher.

Iſt es da ein Wunder, wenn der Württemberger wieder über den unverſchämten Schwätzer ſchimpft und den landflüchtigen Sandhaſen zu ſeinem Weißbier und Fuſel zurückflucht? Hr. Bacherer will ſo human, ſo philanthropiſch, ſo gebildet ſein und meint die „barbariſchen Württemberger durch malitiöſen Hohn, durch ſüffiſantes Heruntermachen, durch unhöfliches und unartiges Geſchimpfe zu bekehren? Er predigt Einheit Deutſchlands und erweitert die Kluft zwiſchen Süden und Norden durch ſeine dem Süden ins Angeſicht geſchleuderten Sudeleien?!

Auf wahrhaft unverſchämte Weiſe umgiebt Bacherer vom dritten Briefe an jedes Lob mit zehn Tadeln, jedes Compliment mit einem Dutzend Grobheiten. Ich bin kein Schwabe und bin hoffentlich unparteiiſch, wenn ich dem Württemberger das Recht gebe, einen ſo „inſipiden“ (Lieblingsausdruck Bacherer's) und unartigen berliner Doctor mit all ſeiner forcirten Vornehmheit über ſeine derbſte Klinge ſpringen zu laſſen.

Ich geſtehe es, mich hat dieſer unverſchämt dreiſte Ton vornehmen und einſeitigen Abſprechens empört. Und wenn er ſich nur auch länger und weiter umgeſehen und wenn auch herb und einſeitig, doch immer die Wahrheit geſagt hätte. — „Die Stuttgarter und Stuttgarterinnen, darin eine Ausnahme von den nationalen Qualitäten der Schwaben ſtatuirend, haben bisweilen nicht nur treffliche Eigenſchaften für Muſik, ſondern die Kunſt des Geſanges iſt unter den beſſern Claſſen ſo ziemlich allgemein cultivirt,“ ſchreibt der dritte „Kulturbrief“ (S. 87). Und doch hätte der Hr. Doctor finden müſſen, daß die Muſik im ganzen Lande, ganz der weſentlichen qualitativen Anlage der Schwaben gemäß, allgemein, nicht bloß „ſo ziemlich allgemein“ cultivirt iſt. —

Weil ſie dem philanthropiſchen Doctor zu ungeſellig vorkommen, apoſtrophirt er die armen Schwaben als „die Krähwinkler im großen Menſchheitsbunde, die zu einem eigentlichen Philanthropismus ſich nicht erheben können.“ „Dehnt eure Gemüther einmal in die Welt und in die fremden Berge hinaus und wahrlich, je höher dann hier eure Gefühle in dem großen Menſchheitsmeere (!) ſchwelgen, und je feſter und kecker euer Blick, der bisher immer an der Spitze der ſchwäbiſchen Alp iſt hangen geblieben — zum Himmel (!) emporſchwebt, um deſto theurer werden euch eure lieblichen Thäler und eure Berge werden.“ — Den Rath des Hrn. Doctors laſſen ſich die guten Schwaben gewiß keine zweimal ſagen. Und ſie mögen ſich tummeln, ſonſt

macht ſein humaner Philanthropismus ihnen noch freundlichere Vorwürfe, als er es diesmal (S. 95) that: „aus thatkräftigen Deutſchen ſeid ihr einſeitige Schwaben geworden; aus Weltbürgern Spießbürger; aus Helden wurdet ihr ſylbenſtechende Magiſter mit gepuderten Köpfen und einem ſcheuen Blicke, der über euern Schwarzwald kaum hinausgeht.“ Das iſt doch ein allerliebſter „Schwernöther“ dieſer liebenswürdige Hr. Doctor Bacherer, der nur ſo hergelaufen kommt, um die dummen Schwaben geſcheit zu machen, zu civiliſiren und zu humaniſiren. Ja, „trauriges Schwabenthum,“ wenn du durch ſolche Culturbriefe dich cultiviren laſſen mußt!

Im vierten ſoll der Leſer noch tiefer in das innere Leben, in die religiöſe und theologiſche Seite des Schwaben hinein. Aber wie will mir Bacherer zumuthen, zu glauben, daß er in der That und Wahrheit im Tannenwalde Niedernaus (S. 102) den abgehärmten proteſtantiſchen Pietismus verkehrte Augen machen und ein myſtiſches Kirchenlied ſingen hörte, um damit die Leere ſeines Innern auszufüllen“ — wenn das nicht eine lächerlich fingirte Unwahrheit iſt, ſo glaube ich von Stunde an feſt an Hrn. Bacherer's Heroenberuf zur Cultvirung Schwabens. Lächerlich und peinlich iſt zu leſen, was er über den württembergiſchen Pietismus ſchwätzt. Dieſen verſteht er ſo wenig, dieſen kennen zu lernen, giebt er ſich ſo wenig Mühe, daß er ihn mit Myſticismus und Muckerthum ohne Gnade zuſammenwirft. Der württembergiſche Pietismus baſirt ſich nicht auf ein naturaliſtiſches Gefühl, er beſchränkt ſich nicht auf das Seufzen und Beten, ſein Motto iſt: bete und arbeite, ſein Weſen iſt: bibliſcher Prakticismus. Das Dämonenthum und die Phantaſtik Kerner's und Eſchenmayer's hängen gar nicht mit dem Pietismus unmittelbar zuſammen. Wenn Bacherer nur eine Idee von der Eigenthümlichkeit eines Bengel, Klinger, M. Hahn hätte, ſo würde er von dieſen eigentlichen württembergiſchen Myſtikern anders zu ſprechen gewußt haben. Aber dieſe ſelbſt ſind von den (mehr bibliſchen) Pietiſten gar ſehr noch zu unterſcheiden. — Bisher hielt ich mich doch einigermaßen mit den ſchwäbiſchen Zuſtänden vertraut, ſeitdem aber Bacherer den württembergiſchen Pietismus des muckerhaften Materialismus bezüchtigt, beſcheide ich mich vor dem Hrn. Doctor. Dieſer iſt übrigens zum Glück nicht bloß juris, ſondern, wie es ſcheint, auch medicinae Doctor. Menſchenfreundlich, wie er iſt, weiſt er nämlich auf den „Unterleib hin, als worin die Krankheit unſerer Zeit theilweiſe liege, indem der Materialismus, was man kaum glauben ſollte, heutzutage die meiſten fixen Ideen hervorbringe.“ Der Doctor ſchreibt den Schwaben nun beſſere Diät vor: ſie ſollen ihm, wenn er ſie wieder überläuft, nicht mehr ſo große Portionen ſaftigen „Schweinefleiſches“ und duftigen „Sauerkrautes“ vorlegen, er habe in Berlin drein ſtudirt und die fixen Ideen, welche ihm etwa Waizenbrot und Kartoffeln hätten bewerkſtelligen können, habe er durch Weißbier und Kümmel immer wieder glücklich vertheilt und weggeſchwemmt. Erſt der guten ſchwäbiſchen Küche habe er die fixe Idee zu verdanken, ſich für den praeceptor und doctor sueviae zu halten. Und vollends habe „der nervenverzehrende ſchwäbiſche Wein“ ſein Gehirn um das Bischen geſunder Vernunft und Idee gebracht. „Trauriger“ doctor sueviae!

Die württembergiſche Regierung aber wird es ihm zu vergelten wiſſen, daß er ihr die unſchuldige ſchwäbiſche Myſtik, wie er ſtatt Myſticismus ſagt, als „mittelbar eben ſo gefährlich für den Staat, wie jede politiſch-deſtructive Tendenz“ denuncirt (S. 128).

Zum Schluß des Briefes noch die Nachricht, daß das Geſchrei der Myſtiker und die blaſirte Hegelei den David Strauß berühmt gemacht habe. „Ein wohlfeil errungener Ruhm. Er wird, ſo lange er kann, von dieſem Ruhme zehren.“ So was iſt weder inſipid, noch arrogant, noch unverſchämt geſchwätzt. Aber manchen macht der Herr Doctor Bacherer gewiß eine Freude, daß er immer noch ſchreibt, David, ſtatt Friedrich Strauß. Der „David Antichriſt“ iſt freilich piquanter, „ſo zu ſagen, intereſſanter,“ als der „Dr. Fritz.“

Der fünfte Brief beſchäftigt ſich mit der litterariſchen Induſtrie, namentlich Stuttgarts. Ganz richtig: „das Fabrikweſen in der Litteratur iſt im geſammten Deutſchland nirgend ſo ſehr, wie auf dieſem Stapelpunkte heimiſch.“ Dies iſt leider wahr. Aber darum ging Hr. Bacherer auch gerade nach Stuttgart, um ſich aus deſſen Sauerkraut- und Schweinefleiſchtöpfen (fire) Ideen und Fourage für ſein Buch vermiſchter Bezüge, ſeine Sterne und Meteore, ſeine Stellungen und Verhältniſſe, ſeinen Salon deutſcher Zeitgenoſſen und für andere Fabrikate zu holen..... Das heißt man aber doch Bücher fabriciren, wenn man früher gedruckte Journalartikel, die höchſtens bloß ephemeren Werth haben, zu einem fünften Kulturbrief wieder abdrucken läßt? —

Nachdem nun Hr. Bacherer die fetten Triften der württembergiſchen Uncultur abgegraſt und damit ſeine Kulturbriefe ausgeſtopft, müſſen ihm „die Proteſtation und Entlaſſung der ſieben Göttinger, von Dahlmann,“ und „Salat wider Schelling“ Ingredienzien und weitere Bezüge für ſein Büchlein hergeben. Was er über erſtere gegen die Denunciationen des Abſolutismus ſagt, hören wir gern. — Aber den Salat hat er ſich einmal für allemal verdorben. Durch die Defraudation der Dahlſchen Briefe für die „Stellungen und Verhältniſſe“ hat er ihn ſich arg verſalzen. Das war kein Meiſterſtück von Ihnen, Hr. Doctor, mit dem alten Salat! So ſchnöde ihn anzumachen, d. h. anzuführen, wie er es in ſeinen Reclamationen in der Allgemeinen Zeitung vor dem ganzen deutſchen Publicum klagen mußte! Sie haben ſich um all Ihren Credit gebracht, ſeitdem Sie das Recept zu Ihren „Stellungen und Verhältniſſen“ erfunden haben: gerade wie ein Koch, von dem es verrathen wird, daß er in ein gewiſſes Ragout Fleiſch von geſtohlenen Katzen nehme, trotz aller weitern Platten voll delicateſt vermiſchter Bezüge ſeinen ehrlichen Credit gewiß in Ewigkeit nicht mehr bei ſeinem genießenden Publicum wiederherſtellen kann.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

22. Juli. **№ 18.** **1841.**

F. J. Züllig „Die Offenbarung Johannis.“

(Schluß.)

So gewandt indeſſen der Hr. Verf. dieſe Gründe zu entwickeln und ins Einzelne auszuführen weiß, ſo möchte ſich doch gegen ihre Beweiskraft noch Manches einwenden laſſen. Daß für die Apokalypſe, um ihres judaiſtrenden Charakters willen, Jeruſalem und das Judenthum überhaupt den Mittelpunkt ihrer Darſtellung bilden müſſe, iſt nur in dem Sinne richtig, in welchem es auch bei der Ewald'ſchen Anſicht dieſen bildet, in dem von dem Hrn. Verf. vorausgeſetzten dagegen läßt es ſich ſchwerlich a priori behaupten. Richtig iſt nämlich, daß ihr Judäa den Mittelpunkt des neuen meſſianiſchen Reiches, und wahrſcheinlich wenigſtens, daß es ihr auch den Schauplatz des letzten Entſcheidungskampfes des Meſſias mit ſeinen Gegnern bilden mußte; aber jenes iſt auch bei jeder Anſicht von der Apokalypſe in ihr der Fall, und dieſes kann wenigſtens, wie wir ſogleich ſehen werden, auch bei jeder der Fall ſein. Nicht eben ſo nothwendig war dagegen, daß der Apokalyptiker auch den oder die Hauptgegner des Chriſtenthums aus dem Judenthum erwartete; ſondern wie der Kirche jederzeit die antichriſtliche Macht diejenige war, von welcher ſie gerade am meiſten zu fürchten hatte, ſo wird es wohl auch zu Anfang geweſen ſein, und auch die ſpätere jüdiſche Theologie erwartet ihren Antimeſſias ja nicht aus ihrem eigenen Volke, ſondern aus den Gojim. Wie es ſich daher in dieſer Beziehung mit den Erwartungen des Apokalyptikers verhielt, wird ſich nur aus dem Einzelnen ſeiner Aeußerungen ausmachen laſſen. Da ſehen wir nun allerdings gleich in den erſten Capiteln auch einen Kampf des Chriſtenthums mit Juden; daß aber dieſe als die Hauptgegner deſſelben betrachtet würden, iſt ſchon hier nicht wahrſcheinlich, denn die von dem Hrn. Verf. vorausgeſetzte Identität dieſer dem Chriſtenthum feindſeligen Juden mit den Nikolaiten oder Bileamiten hat im Contert keinen Halt, die letzteren vielmehr, mit ihrem Antinomismus und ihrer Hinneigung zum Heidenthum, ſcheinen (auch nach Cap. 2, 25., ſo wenig der Hr. Verf. dieſe Stelle gelten laſſen will) einer gnoſtiſchen Richtung anzugehören, die Cap. 2, 21. nicht undeutlich als hervorgegangen aus der chriſtlichen Kirche ſelbſt bezeichnet wird, wogegen bei den jüdiſchen Gegnern an etwas Anderes als die gewöhnliche Feindſchaft der Juden gegen das Chriſtenthum zu denken kein Grund vorliegt, die ganze Schilderung derſelben vielmehr dieſe als offene Gegner, jene Nikolaiten als Irrlehrer und Verführer zu bezeichnen ſcheint; denn daß auch jene beſonders durch Verführung zu heidniſchen Greueln geſchadet haben, kann doch aus ihrer Bezeichnung als bloß angeblicher Juden nicht gefolgert werden; wahre Juden ſind ſie ſchon darum nicht, weil ſie den Meſſias nicht anerkennen (vgl. Ev. Joh. 8, 39). Aber wären auch in den ſieben aſiatiſchen Gemeinden Juden die Hauptgegner, ſo würde dies doch immer noch für das Chriſtenthum im Ganzen nichts beweiſen; das Chriſtenthum konnte hier Feinde haben, von welchen darum doch noch nicht erwartet wurde, daß auch der letzte Kampf vorzugsweiſe mit ihnen geführt werden müſſe. Eben nur das Judenthum glaubt nun freilich der Hr. Verf. auch in der Schilderung der antimeſſianiſchen Ungeheuer Cap. 13 und 17 finden zu können, von denen er das eine auf Bileam, das andere auf Edom deutet. Wäre indeſſen mit dieſer Erklärung, ſtreng genommen, noch nicht einmal etwas entſchieden, ſofern Bileam eben ſo gut, wie der rabbiniſche Armilus, unter den Heiden aufſtehen, und das jedenfalls ſymboliſche Edom eben ſo gut Rom (das die Rabbiner oft ſo nennen) als Jeruſalem bezeichnen konnte, ſo hat auch ſie ſelbſt ſehr Gewichtiges gegen ſich. Denn, um nur das Hauptſächlichſte zu berühren, daß für's Erſte in der apoſtoliſchen Zeit eine Wiederkunft Bileams erwartet worden wäre, dies ließe ſich aus dem unbeſtimmten Namen der Bileamiten und aus der Analogie der rabbiniſchen Vorſtellung vom Armillus, deren Alter wir gar nicht genau kennen, ſelbſt in dem Falle nicht beweiſen, wenn die urſprüngliche Identität dieſes Armillus mit Bileam weniger problematiſch wäre, als ſie es iſt; daß ferner das Babylon des ſiebzehnten Capitels Cap. 11, 8. für Jeruſalem erklärt werde, beruht auf der unerwieſenen Vorausſetzung, als ob nur Babylon eine μεγάλη πόλις genannt ſein könnte; daß endlich die Erklärung, welche der Hr. Verf. von den Räthſeln der genannten Capitel giebt, einfacher ſei, als diejenige, welche die Zahl 666 in den Worten נֵרוֹן קֵסָר findet, und auf eben dieſen, als den fünften römiſchen Kaiſer, deſſen Wiederkehr aber vielfach erwartet wurde, auch Cap.

17, 10. 13, 3. bezieht*), dies dürften mit Ref. auch noch Andere, außer allem Uebrigen ſchon darum bezweifeln, weil die Erwartung der Wiederkunft Nero's während mehrerer Jahrzehende nach ſeinem Tode ſowohl in der damaligen Volksmeinung überhaupt, als in der chriſtlichen insbeſondere erwieſenermaßen eine bedeutende Rolle geſpielt hat, wogegen die Vorſtellung, daß Bileam wiederkommen, oder die Idumäer (nach dem Hrn. Verf. beſtimmter die Herodiſchen Könige, auf die er auch Cap. 17, 10. deutet) ſich im Kampfe mit dem Chriſtenthum an die Spitze ſtellen würden, ſich aus keinen gleichzeitigen hiſtoriſchen Daten wahrſcheinlich machen läßt. Wozu noch kommt, daß Mehreres in der Beſchreibung der feindſeligen Stadt Cap. 17 ſich unmöglich auf Jeruſalem beziehen läßt; als der Hauptſitz des Götzendienſtes konnte dieſe, auf die Reinheit ihres Monotheismus ſo eiferſüchtige Stadt, wenn auch bei einem (übrigens immer nur kleinen) Theil ihrer Bewohner griechiſche Sitte eingeriſſen war, doch gewiß nicht beſchrieben werden, und eben ſo wenig (nach Cap. 17, 15. 18.) als Weltherrſcherin; denn daß der letztere Zug (wie der Hr. Verf. will) nicht Jeruſalem, als dem Gegenbilde von Babylon, ſondern dieſem ſelbſt angehöre, iſt kaum denkbar, da er ſich ja ausdrücklich in der Erklärung des Bildes findet. Glaubt aber der Hr. Verf. mit Hartwig, ſchon deswegen müſſe die Apokalypſe das irdiſche Jeruſalem Cap. 17 f. zerſtören laſſen, weil ſonſt ihr himmliſches nicht Raum hätte, ſo iſt dabei überſehen, daß das himmliſche erſt auf die neue Erde herabkömmt, nachdem mit der alten natürlich auch Alles, was auf ihr war, vergangen iſt; wogegen nicht bloß Cap. 20, 9. (welche Stelle der Hr. Verf. meines Erachtens nicht ſehr glücklich ſeiner Anſicht zu accommodiren ſucht), ſondern auch Cap. 11, 2. 13. das Gegentheil mit Beſtimmtheit vorausgeſetzt wird. Richtiger iſt, daß die Apokalypſe Paläſtina als den Schauplatz des Kampfes zwiſchen dem Meſſias und dem Antichriſt zu behandeln ſcheint; nur thut dies unſerer Anſicht keinen Eintrag. Die Vorſtellung des Apokalyptikers iſt vielmehr wohl dieſe: Nachdem die meſſianiſchen Vorwehen vorbei ſind, erſcheint der Antichriſt in der Perſon des aus dem Orient wiederkehrenden Nero, die ganze politiſche, und im Dienſte derſelben auch die religiöſe (pſeudo-prophetiſche) Macht des Heidenthums in ſich vereinigend. Die orientaliſchen Fürſten ſind ſeine Bundesgenoſſen, und die römiſchen Provinzen fallen ihm zu. Mit dieſer Macht kehrt er ſich zuerſt gegen Rom, das er zur Strafe ſeiner Empörung gegen ihn zerſtört. Hierauf wendet er ſich zur Ausrottung des wahren Gottesdienſtes gegen Jeruſalem, das er (Cap. 11) mit Ausnahme des Tempels erobert. Auch dieſer wird (nach Cap. 11 vierthalb Jahre lang) von ihm (oder vielleicht auch ſchon vorher von einem andern römiſchen Feldherrn) belagert, aber durch die zwei wunderthätigen Vorläufer des Meſſias (Moſes und Elias) vertheidigt. Nachdem der Antichriſt dieſe getödtet hat, ſcheint ſein Sieg entſchieden, aber durch ihre Wiederbelebung wird derſelbe zweifelhaft; in Folge dieſes Wunders bekehrt ſich noch vor dem letzten entſcheidenden Augenblick die Mehrzahl der Bewohner Jeruſalems; unmittelbar darauf erſcheint der Meſſias mit ſeinem Gefolge auf Zion (Cap. 14, 1.) und vernichtet ſeine Feinde.

Was dieſer Auffaſſung am meiſten im Wege zu ſtehen ſcheint, iſt der Umſtand, daß das, was nach derſelben ans Ende des meſſianiſchen Kampfes fällt, in der Apokalypſe ſelbſt ſeiner Beſchreibung vorangeſtellt iſt. Dieſer Anſtoß hebt ſich jedoch, ſobald wir eine Eigenthümlichkeit in der Darſtellung dieſer Schrift beachten, welche von ihren bisherigen Auslegern zwar keineswegs überſehen, aber doch auch, wie es ſcheint, noch nicht genügend in ihrer umfaſſenden Wichtigkeit für die ganze Erklärung der Apokalypſe erkannt worden iſt. Es iſt dies das, was Frühere das Regreſſive in ihrer Darſtellung genannt haben, was aber näher darin beſteht, daß ihrer ganzen Oekonomie die Ein- oder vielmehr Entſchachtlungsmethode zu Grunde liegt. Die Ereigniſſe der letzten Zeit werden hier nicht in hiſtoriſcher Aufeinanderfolge, eine um die andere entwickelt, ſondern der Verf. ſpricht immer zuerſt eine Erwartung im Allgemeinen aus, ihre näheren Beſtimmungen aber bringt er in beſonderen Geſichten nach, welche entweder in regelmäßiger Gliederung, oder auch epiſodiſch in die allgemeineren eingeordnet werden. Das Letztere geſchieht bei den von Hrn. Dr. Züllig treffend bemerkten „Zögerungs-Epiſoden" Cap. 7 und 11; das Erſtere bildet den Typus für die Oekonomie des Hauptinhalts der Apokalypſe. Darnach beſtimmt ſich von Cap. 6—20 das Verhältniß der Haupttheile; dieſe ſind nicht neben, ſondern in einander geſtellt; die ſieben Trompeten bilden den Inhalt des ſiebenten Siegels, die Geſichte C. 11, 15 — C. 20, 6. den Inhalt der ſiebenten Trompete; eben ſo iſt aber auch hier Cap. 15—18 nur

*) Eben dieſe Identität der Cap. 13 und Cap. 17 geſchilderten Ungeheuer iſt freilich dem Hrn. Verf. ein Hauptanſtoß bei der gewöhnlichen Erklärung. Seine Gründe gegen dieſelben ſind dieſe: 1) das Thier Cap. 13 kommt aus dem Meer, das Cap. 17 aus dem Abyſſus; 2) jenes iſt gefleckt, wie ein Panther, dieſes ſcharlachroth; 3) der Verf. der Apokalypſe hat bei ſeiner Schilderung ſichtbar die vier Thiere Daniels im Auge, alſo muß auch er vier Thiere haben. Allein dieſe Parallele iſt ſehr problematiſch, da die Thiere der Apokalypſe jedenfalls ganz andere ſind, als die Danieliſchen; daß das Ungeheuer Cap. 13 aus einer andern Weltregion komme, als das Cap. 14 iſt nach dem früher Bemerkten gleichfalls zu bezweifeln; daß das eine roth, das andere pantherartig beſchrieben wird endlich, macht ſchwerlich einen weſentlichen Unterſchied, denn roth iſt es nach Cap. 17, 6. bei ſeinem zweiten Auftreten ohne Zweifel vom Blut der Märtyrer; wogegen die Gleichheit der übrigen Beſchreibung, namentlich der Hörner und Köpfe, nebſt der näheren Beſtimmung, daß einer dieſer Köpfe, der aber auch wieder mit dem Thier ſelbſt identificirt wird, vernichtet war und wieder aufgelebt iſt, ihre Identität außer Zweifel ſetzt.

die weitere Ausführung von Cap. 14, und da nun dieſem Cap. 12 f. nur als Einleitung vorangeſchickt iſt, Cap. 11 aber ohne beſtimmte Zeitbezeichnung zwiſchen der ſechſten und ſiebenten Poſaune ſteht, ſo hindert nichts, das Ende des Cap. 11 Geweiſſagten erſt ſpäter, als den Inhalt von Cap. 17 eintreten zu laſſen.

Mit der entwickelten, im Weſentlichen an Ewald ſich anſchließenden Anſicht ſteht nun Ref. allerdings in entſchiedenem Gegenſatze mit Hrn. Dr. Züllig, und kann den von dieſem in dem erſten Titel ſeines Werkes geltend gemachten, aber auch in der Vorrede zum zweiten Bande feſtgehaltenen Anſpruch, die Apokalypſe zum erſten Male erklärt zu haben, nicht anerkennen, wiewohl er darin auch keine ungebührliche Prätenſion, ſondern eben nur den Ausdruck für die feſte Ueberzeugung des Hrn. Verf. von der Richtigkeit ſeiner Erklärung findet. Um ſo unbefangener wird es erſcheinen, wenn er nichtsdeſtoweniger erklärt, daß die Auslegung der Apokalypſe, namentlich nach der Seite ihrer Kunſtform, auch ſeiner Anſicht nach durch die Arbeit des Hrn. Verf. entſchieden gewonnen habe. Außer dem, was ſie für ihren unmittelbaren Zweck leiſtet, erhält dieſelbe aber einen weiteren Werth noch durch mehrere allgemeinere, theils in der Einleitung, theils in Excurſen oder gelegenheitlichen Bemerkungen geführte Unterſuchungen über einige Punkte, welche für die bibliſche Theologie von Wichtigkeit ſind. Dahin gehört die umfaſſende Darſtellung der bibliſchen Eſchatologie Einl. S. 8—49, aus der namentlich die feine Bemerkung über den Zuſammenhang der Chriſtologie mit der Eſchatologie S. 33, und der, wenn auch ſchwerlich vollkommen genügende Verſuch, die Differenz der neuteſtamentlichen Erklärungen über den Zuſtand unmittelbar nach dem Tode auszugleichen, Beachtung verdienen; ferner was II, 124 ff. 178 ff. über das Buch Daniel, ſeine Jahrwochen und ſeine Vorſtellung vom Meſſias (die der Hr. Verf. von der früheren nicht verſchieden findet) geſagt wird; der Excurs über die Urim und Thummim I, 408 ff. und Mehreres, das ebenſo, wie das Angeführte, den Beweis dafür liefert, aus welchen umfaſſenden Studien das Werk des Hrn. Verf. hervorgegangen iſt.

Zum Schluſſe muß hier noch ein Punkt erwähnt werden, welchen die Commentare in der Regel ſchon in ihren Prolegomenen behandeln, wiewohl ſeine Entſcheidung der Hauptſache nach immer nur Reſultat der Geſammtauffaſſung der Apokalypſe ſein kann, die Frage über ihre Abfaſſungszeit und ihren Verfaſſer. Die erſtere ſucht auch Hr. Dr. Züllig vor Allem aus Cap. 17, 10. zu beſtimmen; und da er nun in den dort genannten ſieben oder acht Regenten die acht Könige der Edomiter erblickt, in der apoſtoliſchen Zeit aber gleichfalls Edomiterkönige in Judäa herrſchten, deren Joſephus und Juſtus von Tiberias auch ſieben zählen, deren Familienname Herodes überdies mit dem in der alten edomitiſchen Königsliſte doppelt geſetzten Hadad oder Hadar Aehnlichkeit hat, ſo zweifelt er nicht daran, daß a. a. O. zugleich auf dieſe angeſpielt, mithin die Apokalypſe unter dem ſechſten derſelben, Herodes von Chalkis, zwiſchen 44—47 n. Chr. geſchrieben ſei. Daß und warum Ref. dieſer Anſicht nicht beitreten kann, die Apokalypſe vielmehr mit der Mehrzahl der neuern Kritiker unter Galba, alſo ins Jahr 69 zu ſetzen nöthig findet, iſt in dem oben Bemerkten bereits enthalten. Um ſo mehr erfreut es ihn, bei dem zweiten Punkte, hinſichtlich des Verfaſſers der Apokalypſe, in unſerer Schrift, wiewohl ſie ſich nicht ausführlicher darüber ausſpricht, ein unbefangeneres Urtheil, als bei den Meiſten, welche ſich neuerdings darüber geäußert haben, zu finden, indem derſelbe erklärt, ihm neige ſich die Wagſchaale entſchieden auf die Seite derer, welche die Authenticität der Apokalypſe annehmen. Sein Hauptgrund dafür iſt das Selbſtzeugniß derſelben; dieſes in ſeiner ganzen Bedeutung, und das gewöhnliche Vorurtheil, als ob die Apokalypſe eines Apoſtels nicht würdig wäre, in ſeiner Unhaltbarkeit erkannt zu haben, gereicht dem Hrn. Verf. zur Ehre; um ein allſeitig begründetes Reſultat zu gewinnen, hätte freilich die Unterſuchung weitläuftiger geführt, und namentlich das Verhältniß der Apokalypſe zum Johanneiſchen Evangelium genauer berückſichtigt werden müſſen.

E. Zeller.

G. Bacherer „Buch vermiſchter Bezüge."

(Schluß.)

Auf die Anklage Salat's, daß Bacherer die Pahlſchen Briefe „auf beſcheidene und höfliche Weiſe zu einem ganz andern Gebrauch" ihm abgeliſtet, geſchwinde abgeſchrieben und ohne Wiſſen und Willen Salat's abgedruckt habe, hat Bacherer noch nicht geantwortet, geſchweige ſich gereinigt. So lange er ſich aber nicht reinigt, hat er ſich das Recht der litterariſchen Ehre entzogen. Er kann daher auch auf die letzte Ehre der Kritik keinen Anſpruch machen, ſie kann dieſe ſchlechten Bücher-Quodlibets und Bücher-Ragouts nie und nimmer mit reinem tröſtlichen Bedauern in das Grab des Vergeſſens ſenken.

Durch die Unwahrhaftigkeit und Unredlichkeit ſeines Benehmens hat ſich Bacherer nun auch die Befugniß genommen, Salat's Unrecht gegen Schelling in ſeiner Unwahrheit und Unredlichkeit darzuthun, wie er es in dem Aufſatze freilich nur obenhin und fragmentariſch thut. Von einigem Intereſſe allein iſt die Angabe, daß die Worte über ſeine Philoſophie in Pfiſter's deutſcher Geſchichte (letzter Band) von Schelling ſelber herrühren. Doch geben jene Worte ſelbſt für den Kenner nichts Neues und Beſonderes. —

Nun aber ſteht mir der Verſtand ſtill vor der „Eliſabeth Klaypole. Tragödie in fünf Acten. Zweite verbeſſerte Ausgabe. Da ſuche ſich der Hr. Doctor für ſeine ver-

miſchten Bezüge Recenſenten, wo und wie er will, ich erkläre offen, auf Kritik eines Dramas von fünf Aufzügen im Augenblicke nicht eingerichtet zu ſein. Mit einem ſo guten Magen, wie der Verf. des Buchs vermiſchter Bezüge ſeine Leſer und Kritiker ſich vorſtellen muß, bin ich zur Stunde nicht verſehen. Ich muß S. 192—286 überſchlagen. Auf ausdrückliches Verlangen übrigens will ich die Recenſion der Tragödie einmal zu gelegener Zeit gratis als Supplement nachliefern. Zu dem Zweck will ich mich auf derartige Kritik recht fleißig legen und meine Studien am Stuttgarter Theater beginnen, das ja nach Hrn. Bacherer's drittem Kulturbriefe ſchlecht genug, mithin zur Vorübung für die verſprochene Supplement-Recenſion vortrefflich iſt. Nur muß ich vorher noch den Hrn. Verf. um Hebung eines Anſtandes bitten. In dieſem Buche nämlich giebt ſich die Tragödie in „zweiter verbeſſerter Ausgabe," es wäre mir daher von unendlichem Werthe, auch die erſte Ausgabe zu Handen zu haben, da ja bekanntlich bei allen claſſiſchen Meiſterwerken die Vergleichung der verſchiedenen Ausgaben ſo intereſſant als wichtig iſt. — Eine letzte Bitte wäre: mich zu der Löſung meiner großen Aufgabe nicht zu ſehr preſſiren zu wollen, da ich nur mit Furcht und Zittern an ſie denken kann. Denn „auch die Tragödie Eliſabeth Klappole bedarf in ihrer gegenwärtigen verbeſſerten Geſtalt keiner neuen Einführung, nachdem ſie ſchon vor Jahren des lauten Beifallrufes derjenigen deutſchen Kritik ſich zu erfreuen gehabt, welcher im Schmutze des heutigen Recenſententhums eine kritiſche Befähigung überhaupt noch zugedacht werden kann" (S. 355). — O Herr, verwirf mich nicht vor deinem Angeſicht! — —

Einſtweilen ein anderes Product der „triebhaltigen" Einbildungskraft unſers Doctors. „Emancipation der Männer" — eine novelliſtiſch angeflogene, ſeinſollende Perſiflage auf die Zierbengelei eines gewiſſen Salonlebens, worin „unter der Herrſchaft der Schürzeneinflüſſe alle Größe ihren Keim, alle Kraft ihre Wurzel verliert, und geſchlechtliche Kuppelei, von moraliſcher Verkrüpplung getragen, auf den Thron des Tages ſteigt." — „Schmach und Fluch der Zukunft, in welcher das deutſche Leben ſolchen tiefen Fall erleiden ſollte, daß jene Emancipation noch nöthig würde; denn durch Nichts und bei keinem Volke kann ein Zeitalter ſo ſehr geſchändet werden, als durch den Makel der Schwäche und Geſinnungsloſigkeit, der an ſeinen Männern haftet; und ſolchen Makels Wurzel prägt ſich nirgend deutlicher aus, als in der Schmach männlicher Abhängigkeit von weiblichem Einfluſſe." Wie tief und ſcharf Hr. Bacherer hiemit einen bereits wunden Fleck des deutſchen ſocialen Lebens berühre, kann ich nicht beurtheilen. Die Sätze und Geſinnungen des Verf. wären ſchon gut und würden zur Noth über die ſchülerhafte Einkleidung dieſes Aufſatzes tröſten können, wenn nur nicht Bacherer durch ſein Verhältniß zum Publicum und zum Salat ſich unwürdig erzeigt hätte, der Cato unſerer Zeit zu ſein. Oder muß ihm nicht das Blut in die Wangen ſtrömen, ſo oft er von Wahrhaftigkeit und Redlichkeit mannhafter Geſinnung ſpricht?

Zum Schluß des Ganzen nun noch fremdes Gewürze in das Bacherersche Ragout. Bacherer ſagt in dem „Torſo der Zuſchrift eines ſchwäbiſchen Doctors in Paris an den hier gegenwärtigen Autor" den Verfaſſungen und der Preßfreiheit, Rußland und Oeſtreich, Talleyrand und Metternich, Preußen und Süddeutſchland, Litteratur und Philoſophie, Abbé Franz Ghatel und David Strauß, Hegelei und Lyrik, Th. Mundt und der eleganten Zeitung, Ruge und Echtermeyer auf die piquanteſte und liebenswürdigſte Weiſe die Wahrheit. Oder iſt es nicht liebenswürdig, wenn er ſchließlich »ganz ſchweigen will von dem „Bewußtſein" des „endlichen Ichs," von des Geiſtes „Freiheit" und „Unfreiheit," womit die Herren Ruge und Echtermeyer in Halle jede Columne ihrer Jahrbücher 99mal inoculiren, ſo zwar, daß von einer Freiheit, die ſich außerhalb des „Bewußtſeins" des „philoſophiſchen Ichs" befindet, nicht mehr die Rede iſt.« Ja, iſt es nicht liebenswürdig, wie ſich der diplomatiſche Hr. Doctor ſelbſt mit dem grimmigen Wolfgang noch verſöhnt, da er doch damals, als er die „Sterne und Meteore" geſchneuzt, dabei den vormaligen württembergiſchen Abgeordneten von Balingen ein Bischen ſtark in ſeine Kalmückennaſe gezwickt hatte? Iſt's nicht eben ſo wahr als ſchön geſagt S. 346: „Beſäße Menzel kein weiteres Verdienſt als das, immerdar vom Standpunkte eines geſunden, im Sprudelquelle der Vernunft durchgeklärten (!) Menſchenverſtandes aus gegen den Unverſtand jenes dialektiſchen Wahnſinns gekämpft zu haben, der, im Grunde bloß ein armſeliges Formelnlirumlarum, doch einen reichen, gotterfüllten Inhalt zu ſimuliren ſich erkühnt und in ſolchem Wahn über den Embryonen neuer Geiſtigkeits- und Seligkeitstheorieen glucket: ſo würde die ſich je mehr aus dem Geſpinnſte ſinnloſer Begriffs- und Wortſpielerei herauswindende Cultur des concreten Gedankens und einer durch dieſen vermittelten vernünftigen Einſicht ihm noch allezeit Danks genug ſchuldig ſein."

Nun, der Menzel wird ihm dafür erkenntlich ſein, und die folgenden Meiſterſtücke Bacherer's nicht unter den Tiſch werfen, ſondern „wohlwollend aufnehmen" (S. 355). — Daß noch manche folgen werden, erſehe ich mit Schrecken aus der Bemerkung S. 354, wo er „das Tagebuch eines Dunkelmanns" hoffen läßt, und S. 199, wo er „Ingredienzien" hat zu einer beſondern Schrift, die unter dem Titel: „Litterariſch-politiſche Briefe eines Süddeutſchen" erſcheinen ſollen. Der Herr wolle ihn und uns alle in Gnaden vor dem Uebel bewahren: denn wenn er noch einmal Württemberg mit einem Kulturbrief überzieht, ſo ſehe ich nicht für die Weinbauern von Heslach, die er (S. 89) „mit vollgepfropftem Munde, mit ihren dicken, feiſten, rothen Wangen, mit dem centnerſchweren Mehl auf ihrem Rücken, einen bedeutſamen Knittel in der Rechten," ſo „inſipid" nach Brot und Freiheit rufen läßt. Dieſe verſtehen keinen Spaß und ſind im Stande, dieſem Don Quixote der ſüddeutſchen Uncultur, dem Hrn. Doctor Guſtav Bacherer „eins zu bache," wie ſie ſich in ihrem derb-bedeutſamen Style ausdrücken, daß er den Denkzettel ſolch' ſchwäbiſcher Handſchrift zeitlebens nicht vergeſſen wird.

H. Lentz.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

23. Juli. № 19. 1841.

Das Princip der Restauration in der Pädagogik.

Ueber den deutschen Unterricht auf Gymnasien. Von Friedrich Joachim Günther. (Ungerechnet die beiden Beilagen 376 Seiten). Essen 1841, bei Bädeker.

In den politischen und religiösen Fehden der Gegenwart hätte die Partei des Fortschritts den großen Unterschied zwischen den beiden Parteien der Reaction und der Restauration schärfer hervorheben und strenger festhalten sollen, als wenigstens oft von ihr geschehen ist. Die Männer der Reaction sind zu einem großen Theile Männer von Verdienst, Geist und ehrenwerther Gesinnung; diese wenigstens beabsichtigen nicht, der Nation ihre nächste glorreiche Vergangenheit zu rauben; sie verkennen nur, weil ihre eigne Jugendbildung in die Periode der romantischen Gährung in den Köpfen und Herzen der Nation fällt, wenn auch nicht in andern Gebieten, doch in der Philosophie, den Fortschritt zur reifern Männlichkeit; sie wollen nur die Retardation einer scheinbar zu raschen und zu gefährlichen Bewegung; sie sind befangen und geistig nach einer wesentlichen Seite hin unfrei, aber wenn auch zu bekämpfen, doch immer mit der Achtung und Schonung zu bekämpfen, welche der strebenden, und über sie nur durch die Gunst der Zeit, nicht durch eigne höhere Begabung hinausgehobenen Jugend gegen das vorgerückte Alter geziemt, das einst seinerseits die Opposition machte, als diese sich noch zu richten hatte gegen die französische Invasion und gegen die undankbare Verkennung der Größe des Mittelalters. — Ganz anders verhält es sich mit den Leuten der Restauration, zu welchen freilich die Erstgenannten, wenn sie consequenter wären, sich schlagen müßten, so wie wiederum die Restauratoren bei noch etwas mehr Consequenz (oder Ehrlichkeit?) sich ganz zum Katholicismus zurückwenden müßten, wie ja auch mehrere der Koryphäen dieser Richtung gethan haben. Die Restauratoren trachten allerdings, uns um den fröhlichen Besitz und um die frische und besonnene Fortentwicklung dessen, was Friedrich der Große, was unsre größten Dichter und Denker uns geschaffen und errungen, was eine ungeheuere Zeit der nationalen Züchtigung und der nationalen Erhebung uns geboren, in mißgedeuteter Christlichkeit vollkommen zu bringen; in dumpfem Irrwahn meinen sie Christe, dem absoluten Heros der Sittlichkeit und Religiosität, dem großen Herzog der gesammten Menschheit, wie einem Götzen, eine glänzende Periode der Vergangenheit unsrer Nation, ja selbst eine noch glänzendere Zukunft opfern zu müssen; ein Menschenopfer, ein Autodafé von einem Umfange, einer Großartigkeit, einer Wildheit, wie es die Geschichte nicht weiter kennt! Diese Partei beschränkt sich nicht auf Retardation, — die Revolution nach rückwärts ist ihr mehr oder minder offen eingestandenes, mehr oder minder consequent verfolgtes Ziel; ihre Tendenz ist perfid, — oder wenn man lieber will, pharisäisch, — und destructiv; daher der entschlossenste, schonungsloseste Kampf gegen sie eine Pflicht, von deren Erfüllung kein Bedenken abhalten darf.

Dieser Richtung nun gehört wesentlich das zu besprechende Buch an. Freilich ist es zunächst nur in dem Gymnasialgebiete destructiv, in einem Gebiete, das vielleicht manchen Lesern als zu unscheinbar, als dem öffentlichen Leben zu fern liegend erscheint, als daß sie das Buch für geeignet halten sollten, ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen. Indeß, dies wäre in der That ein gewaltiger Irrthum, eine doch gar zu deutsche Gutmüthigkeit; der Partei der Restauration wären dann hellere Augen, ein richtigerer Instinct nachzurühmen. Es fehlt nicht an Anzeichen, daß von ihr die Gymnasialbildung jetzt schärfer, als früher, für ihre Zwecke ins Auge gefaßt wird. Und ganz mit Recht! Denn die Gymnasien sind eine geistige Macht geworden, welche, unbezwungen, selbst die glänzendsten, freilich nicht denkbaren, Erfolge auf den Universitäten den Restauratoren immer wieder vereiteln würde. Gelänge es aber, die Gymnasien um ein Jahrhundert herabzudrücken und zurückzuschrauben, dann wäre in der That auch die noch weit höhere Macht der Universitäten gelähmt und gebrochen; denn wenn die Flüsse versiegen oder nur spärlich fortsickern, so müssen auch die Ströme vertrocknen oder versanden. Diese Tendenz nun der Unterhöhlung der Gymnasialbildung unter dem Anschein der Christlichkeit und der Loyalität, diese ohne Zweifel doch wohl destructiv zu nennende Tendenz ist es, welche Hrn. Günther's Buche zu Grunde liegt, sich bald offen kund giebt, bald wieder zu verstecken sucht, immer aber nachweisbar bleibt; und um dieses Charakters willen verdient die Schrift eine Berücksichtigung und Aufmerksamkeit, auf welche sie sonst in dem Maße, trotz des Interesses, welches sie auch schon als eine Mißgeburt der seltensten Art in Gedanken und Ausdruck für den Beobachter der Litteratur haben müßte, doch durchaus keinen Anspruch zu erheben hätte. Wir nannten aber die Tendenz auch perfid, und sind nicht gesonnen dieses harte Wort zurückzunehmen, müssen uns aber ausdrücklich dahin erklären, daß wir bei der grenzenlosen Confusion des Verf. durchaus nicht zu entscheiden vermögen, ob und wie viel Bewußtsein er über seine Perfidie besitzt.

Hr. Günther sieht, daß seine wohlweislich vorher ausgesprochenen Verunglimpfungen der etwaigen ungünstig urtheilenden Recensenten („Recensentencamarilla, Recensentenclique, Recensiranstalthandlanger), so wie die Verwahrung gegen den von ihm vorausgesehenen Vorwurf der

Confuſion*), eben ſo wenig Eindruck auf den Recenſenten gemacht haben als, was das Gegenſtück zu dieſen drohenden Einſchüchterungsmaßregeln bildet, die freundlichen Begütigungsverſuche, S. 233, Anmerkung: „Da ich einmal von meiner Perſon und deren Art, ſich in der ſchriftlichen Rede darzuſtellen, rede, ſo will ich auch ſogleich ein Wort über meinen Styl hinzufügen. Ich habe in dieſer Schrift kein Kunſtwerk von Styl liefern wollen; ich kenne ſelbſt wohl beſſer, als ein Anderer, was meiner Schreibart hier mangelt; aber ich habe mich mit meiner (NB. ganz culturloſen) Subjectivität nicht verbergen wollen, habe mich gewiſſermaßen im Geiſte hingeſtellt vor alle diejenigen, von welchen ich mich geleſen wünſche (und unter welche freilich Recenſent wohl nicht mit gehört haben wird!), vor welchen ich ſchriftlich rede, und mir jeder Zeit ihre Antwort, ihre Blicke und Mienen ahnend ausgelegt, und darum keine Kunſt aufwenden mögen. Ich will es aber, ſo mir Gott Leben und Geſundheit ſchenkt, noch thun und, wie ich jetzt im Schulrocke komme, auf dem man ein Stäubchen und Fleckchen nicht achtet, einſt einmal im Sonntagsrocke erſcheinen (die Erſcheinung wird uns höchſt erfreulich ſein!), um mich dann auch in andern Räumen und noch in anderer hochwerther Geſellſchaft vorſtellen zu können," und Seite 363, Anmerk.: „Hier, wie an manchen andern Stellen dieſes Buches, fühle ich ſchmerzlich, daß ich bei der Ausführung mancher Gedanken und Wünſche, die etwas Neues anbahnen möchten, nicht conſequent geweſen bin. Dem Zwecke meiner Schrift, zum Beſſern anzuregen, ſchadet das Nichts, u. ſ. f." Auch daß der Verf. durch das verwerfende Urtheil über des Recenſenten Handbuch deutſcher Proſa (S. 76, Anmerk.) und Programm über den ideellen Gehalt von Uhland's Gedicht, des Sängers Fluch (S. 313), den Recenſenten in die Gefahr verſetzt, bei gemeindenkenden Leſern für parteiiſch und gereizt zu gelten**), hat bei dieſem nichts verfangen wollen. Er wird nur um ſo genauer und ausführlicher ſein allerdings hartes und ſchneidendes Urtheil über Hrn. Günther's Leiſtung begründen; er wird durch Relation des Inhaltes und Ganges, ſo wie durch wörtliche Aushebung vieler Stellen den Leſer von der vollkommnen Gerechtigkeit ſeines Urtheils überzeugen. Auch kann Ref. nicht läugnen, daß er gern Hrn. Günther den Beweis liefern möchte, daß doch auch ein Speculant eine recht praktiſche Kritik zu liefern im Stande iſt; — mehr noch, er möchte den Verſuch wagen, Hrn. Günther ſelbſt durch ganz leidenſchaftsloſe Strenge zur ſittlichen Verzweiflung über ſein wüſtes und phariſäiſches Treiben zu bringen, und den böſen Dämon, welcher ſein hier und da noch durchblickendes edleres Selbſt in ſchmählicher Gefangenſchaft hält, zu bannen. Perſönlich freilich wird auf dieſe Weiſe unſere Kritik werden, aber nur in dem Maße, als in dem vorliegenden Buche ſelbſt die Perſönlichkeit mit Hintanſetzung der Sache nachweisbar und einwirkend heraustritt, perſönlich alſo, aber durchaus frei von Perſönlichkeiten. —

Nicht ohne Intereſſe und Aufſchluß über Weſen und Bildungsſtand des Verf. ſind ſchon die „Inhaltsandeutungen," mit denen er ſein Buch einführt. Man merke wohl: Inhaltsandeutungen! Eine Inhaltsanzeige, zu welcher Erleichterung der Lectüre freilich ein Schriftſteller nicht verpflichtet iſt, zu verſprechen, hätte Gefahr gebracht, hätte die Erwartung und Forderung gedrängter Bezeichnung des weſentlichen Inhaltes nach ſeiner Folge, mit Weglaſſung alles nur der ſpeciellen Ausführung dienenden, geſchweige denn des Unweſentlichen erregen müſſen; „Andeutungen" aber — nun das iſt ja wohl ein unverfänglicheres Verſprechen. Da, meinte Hr. Günther, brauche er es mit der Angabe des Weſentlichen nicht ſo genau zu nehmen, da dürfe er auch Unweſentliches, ja ſelbſt die abſoluteſten Unweſentlichkeiten, wenn ſie nur Effect machten, mit andeuten, da ſei er zu dem Verſuch berechtigt, durch allerlei pikante Mittelchen des Ausdrucks den Leſer zu narren und zu äffen, und doch anderſeits wieder zu locken und zu reizen. Einige Proben werden hinreichen, von dieſer renommiſtiſchen Koketterie eine Vorſtellung zu verſchaffen. „Das Gymnaſium" bildet den erſten Abſchnitt. Die Inhaltsandeutungen darüber lauten: „Herr Deinhardt und das Gymnaſium. — Beſtimmung der Gymnaſien. — Die Vielerleiwiſſer. — Die Realſchulen und die Vampyre verglichen. — Gymnaſialpatrone. — Die Reformatoren des Volksſchulweſens. Hr. Dr. Dieſterweg und das Verdummungsſyſtem. — Die Bröderſche Grammatik. — Curioſa aus der Schule. — Das Lateinſchreiben und -Sprechen. — Gelehrte Lehrer." Nun noch einige Inhaltsandeutungen, die, wenn gleich wir ſie meiſt einzeln herausgreifen, doch gerade ſo viel Zuſammenhang haben, als die obigen, welche in der angegebenen Reihe beim Verf. ſelbſt fortlaufen, nämlich gar keinen. „Dies Capitel muß einſtmals viel länger werden. — Der alte Rector Meierotto in Berlin und Theodor Heinſius. — Herr Wiſſeler in Weſel wird widerlegt. — Nun, da Nichts mehr für die deutſchen Aufſätze vorliegt, geht es gegen ſie. (Hierbei ſieht ſich natürlich Hr. Günther mit dem Stolz des Siegers um; und wie, ſollte er nicht triumphiren, da die Feinde gleich von vorn herein ſo rechts und links fallen? freilich recht en masse ſtürzen ſie erſt ſpäterhin, und unter ihnen auch gegenwärtiger Berichterſtatter). — Die deutſchen Aufſätze erziehen zur Lüge der Empfindung. — Sündenbekenntniß des Verfaſſers. (Sehr intereſſant; es ſteht S. 45, Anmerk.). — Die deutſchen Aufſätze bilden auf eine verwerfliche Weiſe die naſeweiſe Reflexion aus. — Aufkläricht (!) und Wiſſenſchaft. — Die Kritik und die Recenſentencamarilla. — Die freie Selbſtbeſtimmung der Schulbuben. — Hiecke's Handbuch deutſcher Proſa (S. 76, Anmerk.). — Was iſt Styl? Wie und wann kommt man zu einem guten

*) S. 365: „Es iſt nämlich darum für die Schule geradezu ſchädlich, wenn ſie einen Lehrer hat, welcher einer beſtimmten philoſophiſchen Schule angehört (dergleichen geradezu ſchädliche Lehrer werden inskünftige wohl nicht in die Schulen hereinzulaſſen ſein, — nicht wahr Hr. Günther?), — weil gerade in der Erziehung und dem Unterrichte ſo viel Dinge vorkommen, welche durchaus nicht ſyſtematiſch und theoretiſch, ſondern nur praktiſch und in ſcheinbarer Confuſion — übrigens ein beliebter Ausdruck für ſolche Gegner der jung-Hegelſchen Philoſophie, wie z. B. ich bin — abgemacht werden müſſen."

**) Uebrigens ertheilt Ref. die Erlaubniß zu dieſer Vermuthung feierlich und bereitwilligſt Allen, die etwa den Drang dazu in ſich fühlen; fügt auch noch zu nachdrücklicherer Beſtätigung die Bemerkung hinzu, daß er ſelbſt ſeit längerer Zeit an einer Abhandlung ganz über denſelben Gegenſtand, wie der Verf., gearbeitet, welche, dem Abſchluſſe nahe, noch im Laufe des Herbſtes erſcheinen wird.

Style? — Durch freie deutſche Arbeiten nicht. — Wie haben's die Alten und die Neuen gemacht? — Das weiß Thierſch am beſten. (Bruder Thierſch, mein guter Freund und trauter Cumpan). — Der Unterricht in der deutſchen Grammatik iſt eine Sünde. — Fehmer in Zeitz. — Goethe genießt lieber Kröpel als Logik. — Becker's Grammatik und die züricher Revolution von 1839 (S. 146, Anmerk.). — H. Leo's, meines innigſt verehrten Lehrers (Hr. Günther ſelbſt, nicht etwa der malitiöſe Recenſent, hat ſeinen Reſpect geſperrt drucken laſſen), Urtheil über die Schulmeiſterorthographie. — Stilkritik der Luftſchreiber. — Verliebte Gymnaſiaſten. — Ausfall gegen neufränkiſche Conſtitutionen. — Von der Buchdruckerkunſt, aber wider den Zeitgeiſt. (Es iſt ganz unerhört, was für famoſe Thaten der Verf. verübt). — Geiſtiges Sperrſyſtem der Schule. — Vielerlei zur Beherzigung auch für Luftſchreiber, Luftrichter und Luftleſer. — G. Schwab über Schiller. — Werther's Leiden. — Wieder ein Schlag auf die Sentimentalität. — Götzinger, Viehoff, Kannegießer, Hiecke u. A. (kommen ſchlecht weg, am ſchlechteſten Hiecke). — Leſefeſte der Faulen. — Immer wieder Rouſſeau (der Giftmiſcher). — Geduld! — Die Bibel, i. e. neues Teſtament und die Pſalme: das beſte Leſebuch. — Auch Leſenlehren iſt ſchwer. — Hr. Deinhardt zum letzten Male. (Der arme Hr. Deinhardt muß, kaum von ſeinen Wunden geneſen, zum dritten Mal vor die Klinge!) Der Verf. ſpricht (zu Ende des Buchs) von ſich, weil er nicht vorn reden wollte." Aber die Krone von allen Andeutungen iſt doch: „das Schlegelſche Haarſieb." Hier geht unſern Leſern aller Verſtand aus; wir wollen ihnen das Räthſel löſen. Dieſe Andeutung bezieht ſich auf S. 356: „Wohl der Schule, welche nur einen einzigen ſolchen Lehrer beſitzt, der ſich in der Litteratur und — in der Welt genugſam umgeſehen hat, um gleichſam, wie die Rahel ſagt, mit einem Schlegelſchen Haarſiebe jeden Satz, ja jedes Wort zu prüfen und nirgends etwas Schweres, Mattes, Schlechtes, gar Undeutſches durchzulaſſen." Was hat, fragen wir beiläufig, um himmelswillen, was hat der fromme Hr. Verf. mit dem gottloſen Weibe, der Rahel, zu ſchaffen? Und warum hat er in ſeinen Inhaltsandeutungen ſein originales und offenbar viel draſtiſcheres Motiv, „den ohrenmelkenden Salm und Qualm" (S. 136) weggelaſſen, da er uns doch einmal gleich einen Vorſchmack ſeines Witzes und Geſchmackes gönnen wollte? — Verf. kann nicht über den Recenſenten klagen, daß er ihn in ſeinem Bemühen, durch wohlſchmeckende Bröckchen den Appetit ſeiner Leſer nach der ganzen wohlbeſetzten Tafel zu reizen, nicht redlich unterſtützt habe; und bittet ſich Recenſent zum ſchuldigen Dank nichts weiter aus, als daß der Hr. Verf. nur halb ſo viel Mühe um größere Verbreitung gegenwärtiger Recenſion zu geben ſich entſchließen möge. Unſre Leſer aber haben wir, indem wir nunmehr von den Inhaltsandeutungen Abſchied nehmen, nur noch auf die unverkennbare Verwandtſchaft, welche, trotz alles wohl erklärlichen chriſtlichen Pathos gegen Goethe und ähnliche ungenirten Geſellen der ſiebziger Jahre, zwiſchen dem neuen Genie in der Pädagogik und dem alten Genie in der Poeſie ſtattfindet, aufmerkſam zu machen. Es iſt höchſt erfreulich, daß doch alle chriſtliche Draperie den naturwüchſigen Löwen nicht zu verdecken vermag; auch hört man ja weit genug ſein erhabenes Brüllen, und den mächtigen Schritt, mit dem er ſuchet, wen er verſchlinge. — „Geduld!" rufen wir mit dem Verf. dem Leſer zu; das Beſte kommt doch erſt im Buche ſelbſt.

Das Gymnaſium. — Nach einem vorläufigen Sermon von vier Seiten erklärt der Verf., „in aller Kürze" (dieſe Kürze dauert von S. 5—19), mit eben ſo viel Tiefſinn als Begriffsſchärfe und Beſtimmtheit ſich über das Weſen der Gymnaſien dahin, daß ſie den Zweck haben, für die Univerſität vorzubilden, Vorbereitungsanſtalten, Elementarſchulen ſind und weiter nichts (S. 9), „wenn gleich in einem höheren und umfangreicheren Sinne und aus andern Rück- und Ausſichten, als die Volksſchulen dieſer Claſſe" (S. 10). „Die eigentlichen Wiſſenſchaften werden auf der Univerſität gelehrt" (S. 9). Das Gymnaſium hat nur die Aufgabe, zum Studium der Wiſſenſchaften vorzubereiten, aber nicht etwa durch die Wiſſenſchaften ſelbſt, ſo daß man nur kurze Inbegriffe derſelben gäbe, „vielmehr ſind die Elemente aller Wiſſenſchaften zuſammen auf der Schule einzuprägen." (Verf. meint, nur die allgemeine wiſſenſchaftliche Elementarbildung, — die Vorbildung zu dem Studium aller Wiſſenſchaften ſoll auf der Schule erworben werden, und drückt ſich aus, als ob Oſteologie, Therapie u. ſ. f. in nuce, oder nach ihren elementarſten Beſtimmungen gelernt werden ſollten. Der Verf. pflegt überhaupt einerſeits wohl etwas zu meinen, und anderſeits auch etwas zu ſagen, nicht aber gerade das zu ſagen, was er eben meint). — „Die Elemente ſollen gelehrt werden. Was ſind dieſe? Einzig und allein die Uebung, Entwicklung und Stärkung der Denkkraft" (S. 10). „Wenn aber die Entwicklung des Denkvermögens zur Aufgabe des Gymnaſiums gemacht wird, ſo fragt ſich's nach den Mitteln dazu. Und da giebt es nur ein einziges: das Studium der Sprachen" (S. 11). (Alſo weg mit Mathematik, Geſchichte, Deutſch u. ſ. f.!). „An eignen Gedanken kann ſich Niemand bilden, weil der Knabe noch keine hat!!" (S. 11). „Alſo fremde Gedanken!" Aber auch in fremder Sprache! Denn an der deutſchen Sprache können die Knaben nicht denken lernen (Und was wird aus den armen Mädchen?), „weil ihnen da ſogleich die Gedanken in ihrer reinen Geſtalt vor die Seele gebracht werden, weil ſie ſchon denken ſollen, ohne daß die Kraft dazu geübt iſt. Man kann keinen Unterſchied machen zwiſchen ſchweren und leichten Gedanken, ſobald die Thätigkeit des Denkenden ſogleich auf den Gedanken ſelbſt gerichtet wird" (!!) u. ſ. f. (S. 11). (Unverdauter Hegel!) „Nein, der Gedanke muß geſucht werden und zwar mit vieler Mühe" (S. 11). „Wenn nun aber behauptet wird, daß in der Mutterſprache die Denkkraft nicht geſtärkt werden kann, — — ſo fragt es ſich, an welchen Sprachen ſoll es denn geſchehen? Mit dem Beweiſe, warum nur die alten Sprachen und vorzugsweiſe die lateiniſche, dazu tauglich ſind, halten wir uns nicht auf; denn über ihre rhetoriſchen und logiſchen Vorzüge ſind Bücher voll geſchrieben" (S. 12). (Mit Beweiſen hält ſich auch ſonſt der Verf. nicht auf, ſondern nur mit ſchiefen oder durch Uebertreibung und kopfloſe Verallgemeinerung ſofort zur Unwahrheit umſchlagenden Declamationen, welche er in ſeiner Unſchuld für Beweiſe hält). Die alten Sprachen „ſind die Elemente der Vorbereitungsſchulen für die Univerſität (oben waren ſie die einzigen Mittel, und die Elemente waren die Uebung und Entwicklung der Denkkraft!); aber ſie ſollen auch als Elemente behandelt werden"

(S. 15). Der philologiſche Unterricht hat auf den Gymnaſien in Folge der Fortſchritte der philologiſchen Wiſſenſchaft viel zu ſehr die Farbe der Wiſſenſchaftlichkeit angenommen, trägt nicht mehr den Charakter eines Elementarunterrichts wie ſonſt, und darum wird nicht mehr ſo viel geleiſtet (woran denn wohl die Aufſichtsbehörden auch ihr Theilchen Schuld mit haben werden) (S. 16). Die große Bröderſche Grammatik iſt nach dem Verf. in ihrer Brauchbarkeit für Schulen noch von keiner andern übertroffen. Den Zumpt können unſere armen Schüler wahrhaftig nicht verſtehen (S. 17). (Was an dieſem Lobe des alten Bröder wahr iſt, das iſt wahrhaftig nichts weniger als neu und eigenthümlich, wohl aber iſt die Anſicht neu und wird ſicherlich dem Verf. eigenthümlich verbleiben, daß nicht auch der Fortſchritt der Wiſſenſchaft ſein Recht auf unſern Gymnaſien habe). „Wahrlich, wenn man bedenkt, daß ſonſt Theologen die Gymnaſiaſten weiter gefördert haben in den alten Sprachen, man ſollte wünſchen, kein Philolog von Fach möchte mehr an unſere Schulen kommen, weil ſie meiſtens zu viel wiſſen und lehren wollen, was über die Elemente hinausgeht" (S. 17). Das ſind ja wohl genug Gedanken- und Stylproben aus dieſem Abſchnitt. Achtzehn Seiten hat der Verf. dazu gebraucht, um, daß wir uns glimpflich ausdrücken, — nichts zu ſagen.

Methode (nämlich des Gymnaſialunterrichts im Allgemeinen). Vor lauter Methodenweisheit, klagt der Verf. beiläufig und ganz mit Recht, können manche gar nicht zur Weisheit im Unterrichten kommen (S. 20), und fügt kurz darauf einen merkwürdigen Satz hinzu, in welchem man bei jedem Andern als dem Verf. einen Druck- oder Schreibfehler vermuthen mußte: „Nur dann, meinen wir, komme es auf gründliche Bildung in der Methode an, wenn etwas gelehrt werden ſoll, wozu eigentlich der Verſtand der Schüler noch nicht reif iſt, wenn ſie zu etwas abgerichtet werden ſollen" (S. 20). Nun ein herzhafter Angriff auf die von Rouſſeau herſtammende „moderne Abrichtemethode" (S. 22), zu welcher den Gegenſatz bildet nicht etwa die wahrhaft vernünftige Methode, welche den Geiſt durch eine Wiedergeburt aus ſeiner natürlichen Unfreiheit und Dumpfheit herausarbeitet, ſondern „die Methode der Auctorität, die gute alte Methode, welche Jahrhunderte lang die ſchönſten Früchte getragen hat" (S. 22). Das Geſchäft des Unterrichts „iſt die Ueberlieferung des Stoffes (freilich auch mit!), nicht die Bearbeitung und verſchiedenartige Faſſung deſſelben" (S. 23) (für welche letztere doch der Verf. ſelbſt weiter unten gute Rathſchläge giebt!). Was man auch gegen die alte Methode ſagen kann, „ſo viel iſt gewiß, daß jene Methode der Auctorität vorzüglichere Gelehrte, tüchtigere Beamten, zufriedenere Bürger gebildet habe" (S. 23). Doch wird daneben geſagt: „keine andere Unterrichtsanſtalt hat ſo ſehr Gelegenheit, die alte richtige Methode aufrecht zu erhalten, keine ſo ſehr Fähigkeit, was Gutes an der modernen Weiſe iſt (und was iſt denn das? Uebrigens iſt anderwärts der Verf. nicht ſo gut gelaunt), aufzunehmen und zu benutzen, als das Gymnaſium" (S. 23). Doch hat es ſich in den letzten ſechzig Jahren in dem Guten der alten Zeit irre machen laſſen, „unſerer Meinung nach darf in den alten Sprachen und der Geſchichte auf keinen Fall die alte Methode aufgegeben werden" (S. 24). (Weshalb gerade bloß darin nicht?) „Wir können uns aber recht wohl denken, daß beide Arten der Methode mit einander vereinigt werden können, ja, daß ſie von den meiſten Lehrern, weil ſie wohl auch in einer modernen Volksſchule geweſen ſind und Manches noch von daher mitgenommen haben, wirklich vereinigt ſind" (S. 24). (Das wird wohl ein Lob ſein ſollen, aber wie die Gymnaſiallehrer aus modernen Volksſchulen, welche doch nach dem Verf., ſo weit ſie eben modern ſind, nichts taugen, etwas gutes, das der modernen Weiſe angehört, mit wegnehmen können, das begreife ein Anderer!)

Ueber den deutſchen Unterricht im Allgemeinen. — „Man redet viel von einer Regeneration der Wiſſenſchaften um die Zeit der Reformation. Die Wiſſenſchaften ſelbſt aber ſind nicht wieder erweckt, die waren im Mittelalter, alſo in der langen Zeit, welche der vermeintlichen Regeneration vorherging, eben ſo glücklich und meiſt glücklicher betrieben, als nachher, als ſogar jetzt. Man braucht zum Beiſpiel nur die überaus gründlichen und tiefſinnigen Speculationen des Meiſter Eckart mit der neueſten Philoſophie zu vergleichen, um einzuſehen, daß nur die Unkenntniß jener Jahrhunderte in dem, was die frühern geleiſtet hatten, zu der irrigen Meinung, als ſei man heutzutage weitergekommen, führen konnte" (S. 27). (Ohne Zweifel wird der Verf. den Beweis für dieſe Behauptung, welche ſicherlich auch allen Männern ſeiner Partei, denen der Verf. mit ſeinen Genialitäten ſo viel Schande macht, durchaus neu und überraſchend iſt, nächſtens nachliefern. Oder ſoll etwa das Darauffolgende eine Art von Beweis einſchließen? Der Leſer ahnt wohl ſchon, daß der Mangel an Reſpect vor der Auctorität der böſe Feind iſt, der uns nicht hat weiter kommen laſſen, ja ſogar zurückgebracht hat; aber Hr. Günther ahnt nichts davon, daß die moderne Zeit allerdings eine Auctorität reſpectirt, und zwar eine ſehr hohe, die Auctorität des im Menſchengeiſte dem Menſchengeiſte ſich offenbarenden göttlichen Geiſtes. Doch hören wir den Verf. ruhig weiter!) „Vielmehr war der Sinn, mit welchem man ſeit der Reformation lernte, ein anderer geworden. (Man merke wohl, hier heißt es ſtockkatholiſch: ſeit der Reformation, ein Widerſpruch gegen die ſpäter folgende Zeitbeſtimmung, über welchen natürlich der Verf. kein Bewußtſein hat; er poltert eben nur in der Rage eines verwirrten Fanatismus Alles ſo heraus, wie es ihm in den Mund kommt.) Man wollte zunächſt die Auctorität der Kirche nicht mehr anerkennen, ſondern auf eigne Kraft nicht bloß ſelig, ſondern auch weiſe werden. Wie weit man aber kam, weiß Jeder zur Genüge. So weit allerwenigſtens, daß man gar keine Auctorität mehr reſpectirte. Daher wollte Jeder ſein eigner Meiſter ſein, Jeder die Sache am beſten verſtehen, und man gerieth ins Experimentiren; denn ſo viel Köpfe, ſo viel Sinne."

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

24. Juli. № 20. 1841.

Das Princip der Restauration in der Pädagogik.

(Fortsetzung.)

„Dies Experimentiren — — drang auch zeitig genug in die Schulen ein. So lange noch die Vorschriften Melanchthon's namentlich in Ansehen blieben und seine Methode des Gymnasialunterrichts, dachte man, weil auch die Sache gut ging, an keine Neuerungen. Als aber das Gedächtniß dieses Mannes mit den religiösen Verirrungen des vorigen Jahrhunderts nach und nach erlosch, als grundfalsche Vorstellungen von einem vermeintlichen Principe der Reformation, welches die subjective Willkür des Einzelnen zur Norm des Glaubens und Denkens gemacht hätte, aufkam, als auch politische Theorieen nur Abschaffen und Aufräumen und Neubauen lehrten: da begann man auch allerlei neue pädagogische Theorieen vorzubringen, da sollte das gute Alte nicht mehr gut genug sein, da suchte man im Siebenmeilenstiefelschritte den scheinbaren Fortschritten des Jahrhunderts nachzueilen. Dazu kam, daß wirklich hie und da in Wissenschaft und Kunst Fortschritte gemacht wurden (Verf. hat hier schon vergessen, was er eine Seite vorher geschrieben!), und daß man nun meinte, die Jugend könne nicht früh genug an dem allen theilnehmen. So ist es namentlich mit unserer Muttersprache, oder mit dem sogenannten Unterrichte im Deutschen, ergangen. Die Gymnasien des Melanchthon wußten davon nichts (Hr. Günther aber schreibt sogar ein Buch im Interesse der schlechten Neuerung!). Auch lange nach ihm dachte Keiner an das Deutsche und doch lernten die Schüler so gut oder wohl noch besser denken, als unsere heutigen Gymnasiasten. Als aber im vorigen Jahrhundert die deutsche Poesie ihren herrlichen Aufschwung erlebte (captatis benevolentiae!), da meinten die Rectoren sogleich, auch Deutsch müsse in den Gymnasien gelehrt werden, und sie setzten einige Stunden dafür an. Um das Wie? bekümmerte man sich nicht sehr" (S. 27 und 28). Ref. hat auch eine längere Stelle zur Probe von des Verf. ziemlich ordinärer Suada den Lesern mittheilen zu müssen geglaubt und dazu natürlich eine für des Verf. Weltanschauung charakteristische ausgewählt. Ex ungue — leonem! welches letztere Wort man hier auch groß schreiben kann; doch dürfte sich der große Leu des kleinen Leuen wohl etwas schämen. — Vorzüglich unzufrieden ist der Verf. mit Deinhardt (S. 31). Denn dieser behauptet, daß der deutsche Aufsatz die freie Darstellung der Gesammtbildung des Schülers sei (S. 31). Wie er mit dieser Unzufriedenheit seine Achtung (S. 32) vor dem preußischen, von ihm selbst (S. 33) angeführten Abiturientenreglement vereinigt, in welchem es doch in fast buchstäblicher Uebereinstimmung mit Deinhardt heißt: „die schriftlichen Prüfungsarbeiten bestehen erstens in einem prosaischen, in der Muttersprache abzufassenden Aufsatze, welcher die Gesammtbildung des Examinanden — — beurkunden soll," sieht Rec. nicht ein. — Nun rückt der Verf. seiner eigentlichen Aufgabe näher.

Von den deutschen Aufsätzen. „Die Aufsätze haben sich beinahe ein historisches Recht in unsern Schulen erworben. Die Philosophen, welche von solchem Rechte nichts wissen wollen, prüfen dasselbe vor der Vernunft und lassen als Recht nur gelten, was eine ideelle Wahrheit in sich enthält. Wir wollen auch so verfahren und zunächst sogar einmal prüfen, ob die Aufsätze vor dem Nützlichkeitsprincipe des Verstandes bestehen können; dann aber noch weiter sehen, ob sie vielleicht gar schädlich seien und auf welche andere Weise ihr vermeintlicher Nutzen erreicht werden könne" (S. 34 und 35). Aus der Widerlegung der Ansicht, daß sie nützlich seien, heben wir nur eine Stelle heraus: „Die Kenntniß der gebräuchlichen Wörter und Wendungen (nämlich im Deutschen) wird — nicht gefördert durch deutsche Aufsätze, weil nicht Zweck und Mittel dasselbe sein können" (S. 36) (!). Interessanter wird dem Leser der Beweis sein, „daß die Aufsätze sogar schädlich sind" (S. 39). Erst einige Tiraden über den merkwürdigen Geist der Lüge, der in unsere Litteratur gekommen, da die Neueren „die Tiefe des Gemüths, die sich bei Goethe, Schiller und Andern ausspricht," und die „neben ihrer ölglatten Sprache das Hauptmittel" ihrer Wirksamkeit war, gewaltsam überbieten wollten und darum allerlei Kunstmittel ersonnen haben, z. B. einen zerschneidenden Weltschmerz (den unwissender Weise der Hr. Verf. selbst theilt, nur daß seine Sehnsucht nach rückwärts sich richtet), sodann über die Gründe „der grauenhaften Lüge unserer heutigen Poesie (S. 40), „der Scheinheiligkeit der Empfindung," worunter der erste ist „die Vernachlässigung der alten Classiker." „Was soll nun dies Alles," fragt der Verf. (S. 43), „zum Nachweise des Schadens, den die Anfertigung deutscher Aufsätze bringen kann? (Man bemerke hier das eingeschmuggelte „kann!") Wir behaupten, es sei hier im Kleinen so, wie bei den Dichtern im Großen. Zuerst: die Alten werden nicht nachgeahmt. Wenige Lehrer nehmen auch nur die geringste Rücksicht auf die in der Schule gelesenen Autoren u. s. f. (Woher weiß dies der Verf.?) Sodann aber — und das ist der unberechenbare sittliche Nachtheil der meisten freien Aufsätze — erzieht man durch dieselben zur Unwahrheit der Empfindung, zur Lüge." (Hier wieder eine Einschwärzung, wodurch sogar die ganze Periode

unſinnig wird, was der Verf. in der Eile nicht bemerkt hat. In den Inhaltsandeutungen übrigens heißt es kurzweg „die deutſchen Aufſätze erzieben zur Lüge der Empfindung.“ Durch dieſes Maneuvre meint Hr. Günther, wenn auch vielleicht ſich deſſen nicht recht bewußt, — denn ſich deſſen recht bewußt zu ſein, was er thut, iſt überhaupt ſeine Sache nicht, — zwei Vortheile zugleich zu erreichen, nämlich erſtens den, ſein Gewiſſen vor dem Vorwurf einer Unwahrheit und einer infamen Anklage aller Lehrer des Deutſchen, welche deutſche Aufſätze machen laſſen, ſicher zu ſtellen, und anderſeits doch auch den, ungeſtraft gegen die deutſchen Aufſätze ſchlechthin und ganz durchweg lospoltern zu können; und in der That geſchieht dies letztere nun auch recht con amore, nachdem er vorher noch mit gewohnter Confuſion ausdrücklich erklärt hat, daß er recht wohl wiſſe, was er thue.) „Ich weiß wohl, daß es klingt, als hätte ich hier eine halbe Wahrheit der Theorie, welche in der Praxis gar keine Wahrheit habe, auf die Spitze getrieben, um eines ſophiſtiſchen Schimmers halber, einer dialektiſchen Paradoxie zu Liebe. Aber nein, ich ſchäme mich nicht zu geſtehen, daß ich es auch ſo gemacht habe. (Rec. zweifelt keinen Augenblick daran, hat aber mit Hunderten ſeiner Collegen nicht die mindeſte Urſache, ſich mitzuſchämen.) — — Aber ich tröſte mich mit dem Gedanken, daß ich es nicht beſſer gewußt, daß ich ſtets um das Beſſerlernen mich bemüht habe. (Da wird er alſo ohne Zweifel auch gegen ſeinen Rec. dankbar ſein und ſich gern eines noch Beſſern belehren laſſen, wie es von einem Manne nicht anders zu erwarten iſt, der von ſich ſelbſt ſagt (S. 374): „Ich liebe die Wahrheit, wie, (ja) mehr als mein Leben. Ich will ſie immer hören und lehren, ſo lange ich lebe. Aber noch bin ich jung u. ſ. f.“ Sehr, ſehr jung, Hr. Günther!) Jetzt weiß ich es beſſer; jetzt will ich auch die Gründe meiner harten Behauptung nicht zurückhalten“ (S. 44). Nun kömmt der Beweis, der natürlich trefflich ausfällt unter der ſtillſchweigenden Vorausſetzung verkehrt gewählter Themata. Er wird größerer Gründlichkeit wegen, von welcher der Verf. ein überaus warmer und trotz der Sprödigkeit dieſer Geliebten durchaus unermüdlicher Liebhaber iſt, in Beziehung auf mehrere Arten von Themen durchgeführt. Erſtens: Wiedererzählen von etwas Erzähltem. Das wird doch wohl Jedermann, wenn nur das Erzählte ſo gewählt war, daß ſich der Schüler nicht in eine ihm noch fremde Gedanken- und Empfindungsſphäre hineinkünſteln muß und wenn, was doch wohl nicht unmöglich ſein wird, der Lehrer den Schüler nicht zu einem geputzten und gemachten Ausdruck verleitet oder gar anhält, für etwas ſehr Unverfängliches halten. Aber man leſe nur des Verf. Tiefſinnigkeiten (S. 45—47), und man wird ſchaudern, — wenn auch nicht vor der Gefahr jener Uebung, doch vor des Verf. Gewäſch. Zweitens: Briefſchreiben. Ein Beileidſchreiben ſoll angefertigt werden, oder ein Glückwunſchſchreiben. Das hat allerdings große Bedenken; aber reichte denn des Verf. Scharfſinn nicht ſo weit, ſich noch Briefe andern Inhalts als möglich zu denken? Drittens: Beſchreibungen und Schilderungen (S. 51—55). Wieder gräßliche Phantaſieen, bei denen der Verf. unter andern (S. 53) beiläufig auch auf die Erfahrung zu ſprechen kömmt, „daß man Irrenärzte nicht zu lange in der Praxis laſſen darf, weil ſie ſonſt ihren geſunden Menſchenverſtand einbüßen können,“ eine Gefahr, welcher der arme Ref. in den letzten Wochen allerdings ſehr ausgeſetzt geweſen iſt, — ſowie auf das „gleichſam geſetzgebende Vorempfinden großer Geiſter, wodurch die Eigenthümlichkeit der Knaben (H. Leo der vorempfindende große Geiſt! J. Günther — das nachempfindende Kind!) unterdrückt wird,“ und auf „das große Sklavenfeil, das unſere ganze Generation in Folge jenes geſetzgebenden Vorempfindens ſchon ſo lange über dem Nacken gehabt hat.“ „Der Verfaſſer übertreibt hier ſchon wieder, wird mancher meiner geneigten Leſer einwenden. Ja es iſt wahr, ich bekomme manchmal, wenn ich in gewiſſer Geſellſchaft, von Unmündigen und Damen, das Wort Empfindung und was damit zuſammenhängt, in vergnüglicher Breite ausgeſchmückt höre, heimliche nervöſe Zuckungen, die ſich ſchnell nach dem rechten, nach dem Schlagarm bis in die Fingerſpitzen hinunterziehen, weil ich der Ueberzeugung lebe, daß großentheils unſere Empfindungsweiſe eine gemachte iſt, ein unnatürliches Lügengewebe, deſſen Salbende unauflöslich iſt; und darum bin ich ein conſequenter Feind aller und jeder Mittel, dies ſchmähliche Netz noch weiter um unſere Füße zu ſchlingen“ (S. 53 u. 54). (Man muß geſtehen: Hr. Günther eifert ſeinem Vorbilde in der Tapferkeit mit vielem Glücke nach.)

Viertens. Betrachtungen und Selbſtbeleuchtungen. Hier endlich hat der Verf. mit ſeiner unbedingten Verwerfung einmal unbedingt Recht. — Fünftens. Reden: wären gewiß ganz zu verwerfen, wenn es ſo unmöglich wäre, andere Themen für dieſe Stylgattung aufzufinden, als die allerdings unglaublich verkehrten, die der Verf. anführt: Rede eines Lehrers an ſeine Schüler bei ſeiner Einführung, große Lobrede auf die lateiniſche Sprache, Johannes Huß redet vom Scheiterhaufen herab (S. 58. 59). — Wenn der Verf. nur einige Ueberlegung der Abfaſſung dieſer Partie hätte vorausgehen laſſen wollen, ſo hätte er durchaus ſehen müſſen, daß es außer ſolchen Themen, welche allerdings den Schüler zur Lüge im Denken, Empfinden und Schreiben zu verleiten geeignet ſind, auch andere giebt, welche keine Verſuchung dazu in ſich tragen, und daß es ſeine Aufgabe war, beiderlei Arten mit Schärfe und Beſtimmtheit zu unterſcheiden; dabei hätte ihm denn auch nicht entgehen können, wie viel hierbei auf den Altersunterſchied der Schüler und auf die Bildung und das Verfahren des Lehrers ankommt. Da er nun aber einmal durchaus kein Freund vernünftigen Vorherüberlegens iſt, ſo zieht er mit einer Polemik, die an unwillkürlicher Spaßhaftigkeit ihres Gleichen ſucht, aber ihres Gleichen wohl nur noch beim Verf. ſelbſt in den andern Partieen ſeines Buches findet, kurzweg gegen alle Themata zu ſchriftlichen Arbeiten, gegen die moraliſchen etwas ſpäter, zu Felde, bis er auf einmal auf ſolche ſtößt, die doch vor ſeinem Zorne Gnade finden. — Nach einer entſetzlichen Schilderung der ſittlichen Auflöſung der Gegenwart in Staat, Kirche, Litteratur und Familie, welche aus der Auctoritätsverachtung und Selbſtvergötterung herfließt, und welche durch die deutſchen Aufſätze wenigſtens ſehr gefördert wird (S. 61 — 67), holt der Verf. noch die Nachweiſung der ſittlichen Gefahr nach, welche in den früher noch nicht beſprochenen Abhandlungen über moraliſche, hiſtoriſche, ſociale, äſthetiſche und politiſche Gegenſtände liegt. Hier ſchlägt ihm aber doch etwas das Gewiſſen und er ſtatuirt, nachdem bereits alle Themen ein Opfer ſeiner ketzerrichterlichen

Strenge geworden ſind, hinterdrein Ausnahmen; er erlaubt nämlich eine gewiſſe Art von hiſtoriſchen, ſo wie von äſthetiſchen Arbeiten (S. 73, 74). Beiläufig wollen wir den Verf. aufmerkſam machen, daß er, ohne es ſelbſt zu merken, vom Lehrer fordert, daß er eine Meſſiade — dieſe bewundert Verf. vorzüglich — oder etwas, das beinahe eben ſo gut wäre, ſolle machen können. Das folgt nämlich aus S. 76, verglichen mit S. 75. — Der Uebergang zum Folgenden beſteht ganz zweckmäßig in einer einſchüchternden Verdächtigung. „Wir haben den ſchädlichen Einfluß der freien deutſchen Arbeiten nachzuweiſen verſucht. Schwerlich werden wir bei Anderen Widerſpruch finden, als bei denen, welche ein gemachtes und angelerntes Empfindungsweſen, wenn auch nicht in dieſen Ausdrücken, für ganz gut und vortheilhaft halten, oder welche in der überwiegenden Macht der Reflexion und in der Frühreife des hochmüthigen Urtheils einen nothwendigen und heilſamen Fortſchritt der Gegenwart ſehen. Solchen Widerſpruch zu beſeitigen, müßten wir weiter ausholen; denn es käme darauf an, zu zeigen, daß Lüge Lüge und Sünde Sünde ſei. Vielmehr laſſen wir das dahinten" (S. 80). Sofort giebt nun der Verf., da er „das Verlangen, daß auf der Schule alle möglichen und vernünftigen Mittel, den Styl der Schüler zu bilden, angewendet werden, gleich lebhaft mit allen Lehrern des deutſchen Stils theilt" (S. 81), „ſich friſch zum poſitiven Theile dieſes Capitels wendend" (dieſer Act der Wendung dauert von S. 82—91), die wahren Mittel an, durch welche „man zu einem guten Style komme oder wie man die Gewandtheit erlange, ſeine Gedanken auf eine richtige und ſchöne Weiſe darzuſtellen," welche leider der Verf. ſelbſt ſehr wenig in Anwendung gebracht haben muß. Vorher (S. 84—85) behauptet der Verf. erſt nochmals „auf das Beſtimmteſte: jene Gewandtheit erlangt man durch freie deutſche Arbeiten nicht" und beweiſt dies von neuem, und zwar „theils aus der Art, wie ſolche entſtehen, theils aus der Art ihrer Beurtheilung." Es heißt ſodann S. 91: „Wir finden kein beſſeres Mittel zu einem guten deutſchen Style zu gelangen, als die Ueberſetzung, Nachbildung, Umbildung der alten Claſſiker." Jeder Leſer wird die Wichtigkeit des fleißigen Ueberſetzens aus den Alten willig anerkennen, aber wohl keiner ſo überaus gutmüthig ſein, von Hrn. Günther eine geregelte Entwicklung der Gründe und vernünftige Darlegung des bei jener Uebung zu beobachtenden Verfahrens zu hoffen. Doch wollen wir uns immerhin auch ſo des S. 91—103 Gegebenen, wie es da iſt, herzlich freuen, auch über die Liederlichkeit nicht weiter zürnen, mit welcher S. 98, ohne daß auch nur ein Abſatz gemacht würde, der etwas weſentlich Neues ankündigte, es auf einmal heißt: „Außer der bisher beſprochenen formellen Seite des Stils wird aber von dem deutſchen Unterrichte auch verlangt, daß der Schüler dahin komme, eine Menge verſchiedener Gedanken über denſelben Gegenſtand zu ordnen, eine logiſch richtige Dispoſition anzufertigen" (S. 98). Das fällt dem Verf. nun erſt ein; er hat vermuthlich jetzt erſt auf die vortreffliche „Circularverfügung an ſämmtliche königliche Conſiſtorien und Provinzialſchulcollegien, betreffend die Ertheilung des Unterrichts in der deutſchen Sprache, beſonders in freien Vorträgen, vom Jahre 1828" ſich beſonnen. Natürlich kommt er nun auch auf „die Pflicht, die Schüler vor dem Produciren in den Bau mancher ſtyliſtiſchen Kunſtwerke einzuführen, ſie in das Verſtändniß ihrer Theile einzuweihen, ſie an der Zuſammenſetzung von Muſterabhandlungen die Beſtandtheile derſelben kennen zu lehren. In dieſer Beziehung wäre es gewiß das höchſte Ziel der Schule, wenn die Schüler in Prima ein einziges Werk, ſei es ein Drama von Schiller (wie liberal hier der Verf. noch gegen dieſen Erzketzer iſt!) oder Sophokles oder ſei es eine Abhandlung von Garve oder ein philoſophiſches Buch von Cicero, ſo in ſeine Beſtandtheile zergliedern könnten, daß ſie — wir wollen noch nicht einmal ins Einzelne des Ausdrucks weiter gehen, — die Stellung jedes Theiles aus der Logik und der Oekonomie des Ganzen zu rechtfertigen im Stande wären" (S. 99). Bei den dazu noch nöthigen Vorübungen „iſt es denn auch zu geſtatten, daß deutſche Meiſterſtücke zur Zergliederung vorgelegt werden" (S. 100). „Die Vorbereitungen zu dieſen Zergliederungen können ſchon in den mittleren Claſſen vorkommen," ſie beſtehen in fragmentariſchen, referirenden, imitirenden und und tabellariſchen Auszügen" (S. 100, 101). „Das Beſte und Sicherſte zur Vorbereitung auf das Disponiren eigener Gedanken iſt der tabellariſche Auszug" (der aber nun auf einmal [S. 102] durchaus in die beiden obern Claſſen verwieſen wird). Auf einmal fällt dem Verf. ein, wie ihm denn auch manchmal etwas Vernünftiges einfällt, was wir zu ſeiner Ehre ausdrücklich erklären, — daß auch Arbeiten möglich und ſtatthaft ſind, welche Auszüge, die aus einer oder mehreren Schriften eines guten Autors unter einem beſtimmten Geſichspunkt gemacht ſind, zu einem ſelbſtändigen Ganzen vereinigen, z. B. (der Verf. mag etwa inzwiſchen die Vorrede von Abeken, „Cicero in ſeinen Briefen" geleſen haben) eine Geſchichte von Cicero's Exil aus deſſen Briefen; ja er läßt ſogar noch „alle Stellen zuſammenbringen, aus denen ſich der Charakter des Marquis Poſa, des Egmont, des Tell u. ſ. w. darſtellen läßt" (S. 102), und fährt fort: „Durch ſolche Uebungen werden die Schüler genöthigt, größere vortreffliche Schriften genau durchzuleſen. Das thun ſie nicht bloß ſehr gern, ſondern auch mit dem größten Nutzen. Dann kann man auch, um endlich ſelbſtändig Abhandlungen ausarbeiten zu laſſen, eines Theils aufgeben, u. ſ. f." (S. 102). Sodann „eine Ueberſicht aller der Uebungen, welche je nach den verſchiedenen Claſſen des Gymnaſiums und nach Maßgabe der darin geleſenen Autoren anſtatt der mark- und kraftausſaugenden freien Arbeiten — — angeſtellt werden ſollen," wobei ſich der Verf. (S. 103) „möglichſt genau nach den in Preußen gegebenen Verordnungen richtet." Wir heben nur etwas über die Prima hervor, das ſich ſchon S. 87 findet: „Auf der einen Seite verlangt aber das Abiturientenreglement die Anfertigung einer freien deutſchen Arbeit, woraus die Fähigkeit des Schülers, eine Reihe von Reflexionen lichtvoll und logiſch zu ordnen, und in einer correcten und blühenden Sprache (dieſen Unſinn hat das Reglement dem Verf. überlaſſen) als Reſultat des geſammten Gymnaſialunterrichts zur Beruhigung der Behörden hervorgehe u. ſ. f." Wir ſind erſtaunt, wie ſchicklich die Ehrerbietung des Verf. ihre Ausdrücke wählt, und müſſen zugleich bedauern, nicht die ganze Stelle abdrucken laſſen zu können und ſo den Leſern das Schauſpiel vorenthalten zu müſſen, wie der Verf. ſich windet und dreht, um die Inconſequenz abzuläugnen, mit welcher er in Prima

freie Arbeiten (acht bis zehn in den zwei auf dieſe Claſſe fallenden Jahren) ſtatthaft und empfehlenswerth findet. Zu Themen freier Abhandlungen (ſo nennt ſie der Verf. ſelbſt S. 102) ſoll immer ein ſich an die Lectüre oder an den ſonſtigen Unterricht möglichſt genau anſchließender Stoff die Grundlage bilden, „bei welchem alle jene oben gerügten Nachtheile der freien deutſchen Arbeiten nicht befürchtet werden können" (S. 102). (Doch, doch! Man braucht nur eine blühende Sprache zu fordern und die Nachtheile werden ſogleich da ſein; übrigens — was ſoll es denn Gemüthsverderbliches haben, wenn z. B. der Tertianer auf der Grundlage des Nepos eine ſchlichte ſchriftliche Vergleichung anzuſtellen bekommt des Miltiades und Themiſtokles nach ihrem Verdienſt, ihrem Lohn, ihrem traurigen Ende?)

Von der deutſchen Grammatik. Ob und in welchem Maße und wie deutſche Grammatik auf dem Gymnaſium zu betreiben ſei, darüber ſind die Anſichten auch ehrenwertherer Männer, als der Verf., zu verſchieden, als daß wir hier auf dieſe Frage eingehen könnten. Wir bemerken nur, daß es mindeſtens etwas ſtark iſt, wenn der Verf. den Unterricht in der deutſchen Grammatik für eine Sünde erklärt. Jedenfalls gehört in die obern Claſſen die Betreibung der deutſchen Grammatik in der Weiſe, daß ſie, was freilich nicht die ſtreng wiſſenſchaftliche Methode der Behandlung der philoſophiſchen Grammatik iſt, die Grundlage abgiebt zu einer Propädeutik einer philoſophiſchen Grammatik, natürlich unter fortwährender Hinzuziehung der andern auf der Schule betriebenen Sprachen und möglichſt in heuriſtiſcher Methode; wozu ſie auch als die für die geſchichtliche Spracherkenntniß gehaltvollſte Sprache noch beſonders ſich eignet. Daß die Stunden dafür nicht ausreichen wollen, iſt zu beklagen und — nur ein Grund mehr, wieder einen größern Spielraum für die Lehrer des Deutſchen bei der Behörde in Antrag zu bringen. — Der Verf. will außer Orthographie und Interpunctionslehre nur beiläufige hiſtoriſche Bemerkungen (S. 166) über dies und jenes aus der Mutterſprache, wozu eben die Fehler in den ſchriftlichen Arbeiten Anlaß bieten, ſodann das Nachleſen des gerade ſonſt noch für die einzelnen Schüler Intereſſanten in einer privatim zu brauchenden deutſchen Grammatik, die freilich nicht durch zu viel neuere Terminologie und ins Lächerliche fortgehende Unter- und Unterabtheilungen der verſchiedenen Satzarten verunreinigt ſein, vielmehr noch die glückliche Einfachheit kindlicher Naivetät bewahren müßte, wie die lateiniſche Syntax (S. 160) (das wird vermuthlich heißen ſollen, die Naivetät des Donat); endlich empfiehlt er, den Schülern in Prima einen Auszug aus der Theorie des einfachen Satzes nach dem vierten Theile von Grimm (S. 168 u. 352) in die Hand zu geben, der natürlich genügt, weil — ein fünfter Theil, d. h. ein zweiter der Syntax von Grimm noch nicht gegeben iſt; auch hat er einen ſolchen Auszug in der erſten Beilage beigefügt. Von allgemeiner Grammatik will er natürlich nichts wiſſen (S. 167); „wozu ſoll dem Schüler dieſe Menge ſchwerer Abſtractionen nützen?"

Das Alt- und Mittelhochdeutſche — meint der Verf. — iſt nicht zweckmäßig für das Gymnaſium (auch nicht die Lectüre des Nibelungenliedes [S. 173]. Später, werden wir ſehen, beſinnt er ſich).

Rhetorik. — Wir ſind auf einmal in eine andere Welt verſetzt. Der Verf. hat ſich anderwärts und namentlich noch im Abſchnitt über die Grammatik als ein wahrer Held zu Gunſten der von philoſophiſchen Lehrern ſo gräulich bedrängten armen Unmittelbarkeit des Geiſtes- und Gemüthslebens, ein wahrer Don Quixote, abgetobt; jetzt ſchlägt die Sache um: unter ſeufzervollen Blicken auf die glorreiche Vergangenheit der Pädagogik fordert er S. 188 die Lehre von den Tropen und Figuren in Tertia, damit ja die Schüler auch lernen, wie die Rede zu ſchmücken ſei (S. 182). Man lernt auf dieſe Weiſe (S. 190) „in eigene Arbeiten Blumen einflechten." Erweitert man vollends das Aufſuchen von Figuren dahin (S. 190), daß man ordentliche Merk- und Sammelbücher anlegen läßt u. ſ. f., ſo — iſt ohne Zweifel für die Bewahrung der Naivetät beſtens geſorgt. Denn die etwaigen Spötter mögen ſich nur S. 186—188 zu Gemüthe ziehen; für ein verbiſſenes Lachen ihrerſeits ſtehen wir freilich nicht, wenn ſie unter andern S. 183 leſen: „Es kann nicht geläugnet werden, daß unſere modernen Proſaiſten und Poeten, Goethe in ſeiner ſpätern Periode ausgenommen, viel mehr Tropen und Figuren in ihren Darſtellungen anwenden, als die Alten in dem goldenen Zeitalter der Proſa und Poeſie angewandt haben." Fürwahr Gottſched, wie er leibt und lebt, Gottſched in der ganzen Größe ſeiner Kindlichkeit! — Das Vernünftige (mit des Verf. Erlaubniß) wird wohl ſein, — nicht die Rhetorik ganz auszuſchließen von dem Gymnaſium, wohl aber damit zu warten, bis in den Schülern durch eine zweckmäßige Lectüre einer Reihe Ciceroniſcher Reden das Intereſſe erweckt iſt für die Kenntniß des theoretiſchen Weges, welchen die alten Redner bei ihrer Bildung eingeſchlagen haben. Unſer Verf. aber, über welchen die halb oder auch nicht verſtandene Kategorie der Unmittelbarkeit des geiſtigen Lebens, ohne daß er es merkt, die unbegreifliche Zaubergewalt geübt hat, welche zu allen Zeiten gewiſſe Worte, die „ſchon Manchen zur Verrücktheit gebracht haben" (S. 125), über die Mehrzahl der Menſchen übten, trägt für die Verwüſtung, welche er in ſeinem armen Kopfe durch jene hinterliſtige Kategorie ſich hat anrichten laſſen, wie billig, die Strafe, daß ſich ſeiner Declamirluſt auf einmal die Reflexionsvermittlung, das Arbeiten nach fertigen Abſtractionen als Gegenſtand der begeiſtertſten Verehrung unterſchiebt.

Metrik. — Was die deutſchen metriſchen Uebungen betrifft, ſo ſagt unter andern S. 194 der Verf.: „Allein ſoll die gute Sache dadurch, daß ſie in ſchlechten Händen gemißbraucht werden kann, einen Schaden an ihr ſelbſt erleiden?" (Er hätte den Gedanken noch kürzer haben können: abusus non tollit usum! und ſehr wohl gethan, ſich denſelben vor Beginn ſeiner ganzen Arbeit über ſeine Thür zu ſchreiben und bei dem Abſchnitt über die Aufſätze immerfort ſich anzuſehen.)

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

81

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

26. Juli. № 21. 1841.

Das Princip der Restauration in der Pädagogik.

(Fortsetzung.)

Die Redefertigkeit. Erwarte man nur ja nicht etwa — sogleich oder nach einer kurzen energischen Hervorhebung der Schmach stammelnder Rede — die Angabe der Methode für mündliche Redeübungen; nein, erst wird, wie es die Gründlichkeit fordert, der Werth mündlicher Beredtsamkeit nachgewiesen an den Erfolgen — des längst verstorbenen Peter von Amiens (S. 207—209). Nachdem dieser aus dem Grabe heraufbeschworen worden, kommt — Luther an die Reihe. Hier geräth nun freilich Hr. Günther gewaltig in die Klemme: „Luther's geschriebenes Wort war von eben so großer, oft noch von größerer Bedeutung" (S. 209). (Natürlich! es war eben nur seiner äußern Erscheinungsform nach ein geschriebenes, seiner Wirkung und Macht nach aber ein gesprochenes Wort; hat doch seine Feder an den päpstlichen Stuhl gerührt, daß er erbebte.) Doch der Verf. weiß sich zu helfen: „Und wer weiß denn, wenn derselbe die einem Redner unentbehrliche Geistesgegenwart in jenem großen Momente, wo er zum ersten Male vor Kaiser und Reich stand, und wo schon die Situation und die gespannte Erwartung der Fürsten zur Hälfte eine Rede für seine Sache war, auch gehabt hätte, was vielleicht für ganz andere Erfolge seine Worte hervorgerufen haben könnten?" (Ja wahrhaftig, wenn Luther schon bei Hrn. Günther hätte die Tropen studiren und mündliche Redeübungen halten können, ja dann stünde es um die Weltgeschichte anders! Aber weiß denn wohl Hr. Günther, aus welcher Zeit der Geschichtschreibung sich dieser historische Pragmatismus des Vielleicht datirt? Aus der Zeit des Auctoritätsglaubens nicht — aus der Zeit der Aufklärung.) — Nun unter mancherlei Curiositäten die Behauptung, daß die öffentliche Beredtsamkeit bei uns in Verfall liege, und sodann die Aufführung der Ursachen desselben. Diese sind aber erstens die Beschränkung der individuellen Freiheit (S. 211). Die constitutionellen Rednerbühnen sind ihm natürlich ein Greuel und „daß die Bühnen noch keinen Redner gemacht haben, das bedarf für den kundigen Zeitungsleser keines weitern Beweises. Nein, zur Beredtsamkeit gehört vor Allem, daß man die Sache, worüber man zu sprechen hat, gründlich verstehe, und daß man mit dem Gefühle auftrete, in der angeredeten Versammlung der Erste zu sein und die Andern auf den eigenen Standpunkt hinaufheben zu müssen. Da hat aber, einem Minister gegenüber, der doch sein ganzes Leben (was für alte Leute sich der Verf. doch unter den Ministern vorstellt!) der Untersuchung obschwebender Fragen gewidmet hat, ein Abgeordneter, welcher gewöhnlich nur während der Zeit seiner Würde einen tiefern Blick in die Verhältnisse zu thun pflegt, einen schlimmen Stand. Das geht nicht" (S. 212). (Es ginge wohl, aber es geht nicht!) Im Mittelalter, meint der Verf., da gab es so viele Städte, so viele einzelne Staaten, da kannte jeder Einzelne das Interesse seiner Umgebung und konnte folglich leicht bei vorkommenden Gelegenheiten beredt sprechen; jetzt aber erzieht man „nicht zu Bürgern dieser Stadt, sondern zu Franzosen, zu Chinesen u. s. w." (Das Eine thun und das Andere nicht lassen, ist auch ein guter alter Wahlspruch, Herr Günther!) Indeß weiß der Verf. doch nicht recht, was noch werden kann und Vorsicht ist zu allen Dingen gut; bei ihm aber verführt die schuldige Rücksichtnahme auf die mögliche Zukunft gleich zu gar kecken, verfänglichen Reden. „Nur als natürliches Gewächs — — ist eine Allen zum Heile dienliche Verfassung möglich, wahr und werth. Ist ein solcher Zustand einst erreicht, — und nur, wer in Geduld wartet, wird kriegen, was er begehrt, — dann kann auch die Rede, wenn sie überredet, überzeugt hat, wieder unmittelbar zur That wirken, somit selbst eine That werden" (S. 213). (Und wo nun die Leute bereits gekriegt haben, was sie begehrten, wie da?) „Den zweiten Stoß hat der Beredtsamkeit die Buchdruckerkunst beigebracht (S. 214). Wir verkennen keineswegs den Segen u. s. f.; aber eine so großartige Wirkung der Beredtsamkeit (wie die im Mittelalter) muß nach und seit der Presse für unmöglich gehalten werden, ist auch nicht wieder dagewesen." Sonst zehrte man an dem Resultate einer Gelehrten-Disputation Jahre lang, jetzt möchte man sogar die lateinischen Disputationen an den Universitäten abschaffen, „ein Wettspiel des Geistes doch jedenfalls, worin allein und am gründlichsten die wissenschaftliche Größe eines Mannes erkannt und die Humanität seiner Gesinnung, wozu die lateinische Sprache gleichsam zwingt, dargelegt werden kann." Jetzt Flugschriften: Alles wird gedruckt. (Sogar des Verf. Meinungen!) Traurige Aussicht; denn schreibend verändert Jeder unwillkürlich „alle reellen Verhältnisse und wird dadurch unpraktisch." (Welche Naivetät unsers Praktikers!) Darauf setzt sich der Verf. förmlich in Positur zu etwas ganz absonderlich Tiefem: „Ob wir wohl hier ganz deutlich werden können? Es ist ein tiefes Geheimniß (Steffens!) dieser Unterschied zwischen Rede und Schrift u. s. f." Namentlich wir Deutsche werden, je mehr wir schreiben, um so mehr ein träumerisches und phantastisches Volk (S. 217). „Der Redner hingegen muß die Gegenwart im Auge haben, muß sich streng an die Wirklichkeit, an das augenblickliche Bedürfniß halten, muß die bestimmte Bildungsstufe bestimmter Zuhörer im Auge haben, und kann darum mit ganzer Seele thätig, mit ganzer Seele er selbst sein, wird dazu gezwungen und also verhindert, eine oder die an-

dere Seelenthätigkeit vorherrſchen zu laſſen. (Und die abſtracten Theorieen auf der Rednerbühne, über welche man ſo rührend zu klagen pflegt?!) — — Das Geſchriebene, das Gedruckte hat ferner auch nicht die Fähigkeit, zur That und Handlung zu treiben" (S. 217). (Wozu alſo die Cenſur? der Verf. rühmt ausdrücklich die „wunderſchöne Vertheidigung der ſtrengſten Cenſur" von Adam Müller, S. 216, Anmerkung.) — Das beweiſt denn wieder der Einſiedler von Amiens und — Luther. „Und nun ſetze man den Fall, daß Luther mit der Kraft von Beredtſamkeit, die er wirklich beſaß, in ganz Deutſchland herumgezogen wäre und überall in Städten und Dörfern geredet hätte, ſollten da nicht noch viel mehrere Gemeinden von dem Papſte haben abfallen können?" (S. 217). Warum polemiſirt denn eigentlich der Verf. nicht auch gegen die Schreibkunſt, als die Vorausſetzung der Buchdruckerkunſt, warum nicht vielmehr noch lieber gegen die Fähigkeit zu ſprechen und zu denken? Man nehme nur die Bienen, die Ameiſen. Was für lovale Thierchen ſind dies! wie fleißig und wie beſorgt für die materiellen Intereſſen! Wie viel Unheil hat nun ſchon der Freiheitstrieb in der Welt geſtiftet! wie unvorſichtig iſt der liebe Gott geweſen, daß er den Menſchen die Freiheit gegeben, ohne gleich auch die Unmöglichkeit des Mißbrauchs beizufügen! — Referent, der doch durch den Verf. ſchon an viel gewöhnt war, mußte doch wiederholt die oben angeführte Stelle über die Ohnmacht der Preſſe leſen, um ſich zu überzeugen, daß der Verf., der ſo kläglich über die verheerenden Wirkungen des Rouſſeauſchen Giftes in der Pädagogik jammert, dieſen Unſinn wirklich geſchrieben. Was meinen Sie, Herr Günther, wenn ſich ſollte nachweiſen laſſen, daß dieſe Ihre Meinung ein wenig atheiſtiſch iſt! Ich, den Sie doch gewiß liebreich genug ſein werden unter die Gotteslängner und Gottesverächter zu ſetzen, ich habe eine etwas höhere Meinung vom lieben Gott, der dem Geiſte des Menſchen ſogar die Kraft gegeben, auch in der mumienhaften Geſtalt der Schrift noch lebendig, mächtig, perſönlich wirkſam zu bleiben und elektriſch mit Einem Schlage Millionen zu erſchüttern. Straft denn nicht die Bibel mit der Wirkung faſt jeder Zeile in ihr den Verf. Lüge? Hat dieſe ihn noch nie zu That und Handlung getrieben? Aber ſo ſind manche Leute, die größten Wunder erneuen ſich noch täglich vor ihren Augen; das Wort des lebendigen Mundes ſtirbt in der Schrift, doch nur um, wenn es nur wirklich von einem lebendigen Munde geſprochen war, mit erhöhter Kraft alsbald wieder aufzuerſtehen. Aber — ſie haben Augen, zu ſehen und ſehen nicht, — Ohren, zu hören und hören nicht! —

Der dritte Grund, welcher unſere öffentliche Beredtſamkeit verderbt hat, iſt „der Unterricht in unſern höhern Schulen." „Alles ſoll ſchreiben lernen, alles ſoll einen Styl erhalten; an das Reden, an das Sprechen denkt man heut zu Tage wenig mehr" (S. 219). Leider ſchadet der Verf. der guten Sache der mündlichen Redeübungen, welche er nicht erſt zur Sprache bringt, wohl aber eifrig verficht, durch ſeine ſanguiniſche Exaltation ſicherlich mehr als er ihr nützt. Hat er denn nicht geleſen: stylus est optimus dicendi artifex atque magister? Gewiß, damit das Schreiben nicht gekünſtelt und geziert werde, muß Sprechen vorausgehen; aber damit das Sprechen, zumal bei etwas längeren gedankenmäßigeren Auseinanderſetzungen, nicht confus, ſchlotternd und liederlich werde, muß auf einer etwas höhern Stufe das Schreiben dem Sprechen vorausgehen. Das Schreiben gewinnt Natur und ſubjective Wahrheit nicht leicht anders, als durch unbefangenes Sprechen; das Sprechen gewinnt Maß, Beſtimmtheit, Form nicht leicht anders, als durch wohlüberlegtes Schreiben; unſer Verf. hat ſicherlich in ſeinem Leben zu viel aus dem blinden Drange ſeines erregbaren Gemüthes heraus geſprochen, zu wenig mit ruhiger, beſonnener Ueberlegung geſchrieben. Auch in der erſten Hälfte des vorliegenden Abſchnitts wirft er ſich in mancherlei Gemüthserregtheiten ganz erſchrecklich herum; er lamentirt nochmals über die Möglichkeit der Abſchaffung lateiniſcher Disputationen auf den Univerſitäten, in denen er hier ſogar eine, wenn auch nur kärgliche Vorbereitung zu öffentlicher deutſcher Beredtſamkeit erblickt (S. 218); (dieſes Lamento iſt im tragiſchen Style gehalten: „Sollte es zu dem Traurigen kommen u. ſ. f.."); er preiſt wieder die weiſeren Voreltern (die doch keine deutſchen Redeübungen hatten!), bei denen wir immer das Beſſere ſuchen müſſen, wir, die wir uns doch ſchier überweiſe dünken (S. 219), malt etwas grell zwar, doch effectvoll und gar nicht übel das Abſcheuliche der Conceptberedtſamkeit (S. 223), denkt ſich S. 229 „den eigentlich gar nicht ſo ganz beſondern Fall, daß man zehn geiſtliche Redner von geſundem Glauben und begeiſternder Beredtſamkeit hätte, und in den zehn Kreiſen des deutſchen Reiches (welch' burſchenſchaftliche Phantaſieen!) umherſendete," wovon er ſich einen gewaltigen Erfolg verſpricht, und kömmt dann wieder auf ſeine Antipathieen gegen die Uebungen im Schreiben zurück, die er ſich nun einmal, trotz aller ſeiner Anſtrengungen und momentanen Erfolge, doch auf die Dauer nicht anders als verkehrt betrieben vorzuſtellen vermag. „Reden alſo ſoll unſere Jugend lernen, nicht ſchreiben. (Beides, beides!) Fort mit den freien deutſchen Arbeiten zur Uebung im Styl! (Fort mit den verkehrten Themen bei mündlichen wie bei ſchriftlichen Uebungen!) Sie ſind das vornehmlichſte Hinderniß am Redenlernen" (S. 231). (Sie ſind auch für das Redenlernen ein unentbehrliches Bildungsmittel). Dann ein ganz guter Gedanke, aber freilich nur im Vorbeigehen, ein Einfall! „Man laſſe doch die Jugend aus ihren Büchern für ſich lernen; aber nachher das Gelernte in lauter und vernehmlicher und zuſammenhängender Rede vortragen" (S. 232); aber gleich darauf wieder die fixe Idee, der Aberglaube des Verf. an die, das vorher wahrhaft Empfundene zur Lüge verherende Kraft des Aufſchreibens; die Feder iſt eigentlich dem Verf. der Satanas. „Man laſſe ſie das, was ſie jetzt in ſogenannten freien Aufſätzen niederſchreiben müſſen, nicht aufſchreiben, ſondern ſprechen, und, iſt dieſe erſte Form noch ſo ſchlecht, wiederholen. Da zeigt ſich, ob ſie Wahrheit haben und geben; ſchreibend lügen ſie ſich in allerhand Zuſtände hinein" (S. 232). Doch genug! Wir gelangen an eine im Ganzen anziehende und erfreuliche Stelle: über die Methode bei Declamations- und bei freien Redeübungen (S. 240—274). Dies ſind die einzigen größeren Partieen im ganzen Buche, welche von Werth ſind und in der That einiges ſchriftſtelleriſche und pädagogiſche Talent verrathen. Manches Anſtößige muß man ſich freilich auch hier gefallen laſſen; aber es iſt ohne Vergleich hier ſeltner, als ſonſt überall. S. 260: „Ja wir möchten beinahe behaupten, daß alle jene Themata zu deutſchen Aufſätzen, die wir tadeln mußten, zu freien Vor-

trägen gebraucht werden könnten, vorausgeſetzt nämlich, daß ihrem Gegenſtande nur eine einigermaßen für den mündlichen Vortrag paſſende Form ſich abgewinnen ließe. (Auch die Antrittsrede eines Lehrers, eine Rede von Huß auf dem Scheiterhaufen, über die franzöſiſche Revolution und dergleichen?) Da mögen unſere Schüler empfinden und reflectiren, ſoviel ſie wollen; die mündliche Rede, welche ſo ganz andere Bedingungen für den Inhalt und die Form aufſtellt, wird ihnen ſchon ein unüberſteigliches Hinderniß entgegenſtellen, wenn ſie von der Wahrheit abweichen, oder wenn ſie Unverſtandenes ſprechen wollen." Das nenne ich mir doch noch einen reſpectabeln Aberglauben! Doch wie geſagt, die genannten Partieen im Ganzen ſind nicht etwa bloß die beſten im ganzen Buche, denn dies wäre ein verwünſcht zweideutiges Lob, ſondern, wenn man nicht eine gar zu ſtrenge Kritik üben will, ſogar gut zu nennen; viele kleinere Stellen darin ſind ſelbſt fein und anmuthig in Gedanken und Ausdruck; auch ein freier, geſunder Sinn verräth ſich noch; z. B. S. 242: „Von dieſem Punkte aus iſt der Vorwurf zu beſeitigen, daß das Declamiren zur Heuchelei verführe." — Vielleicht iſt Hr. Günther doch noch fähig, ſich zu Vernunft und Beſinnung zurückzuorientiren. Vielleicht giebt er uns noch einmal die von uns herzlich erſehnte Gelegenheit zur Anerkennung einer beſſeren Leiſtung!

Das Leſen. — Die Hoffnung, welche die zweite Hälfte des vorigen Abſchnitts erweckte, das nun doch endlich das wüſte Phantaſiren aufhören werde, erfüllt ſich leider nicht; vielmehr geht nun erſt eine recht tolle Wirthſchaft an. In maßloſer Breite ergießt ſich ein trüber Strom eines noch dazu matten und kraftloſen Fanatismus gegen die ſtolzeſten Zierden unſerer Litteratur. Am liebſten wäre Hrn. Günther auf der Schule ein vollkommenes geiſtiges Sperrſyſtem, das er naiv genug iſt, wenigſtens in geſchloſſenen Anſtalten für möglich zu halten: „Wir erklären uns auch unbedingt für dieſes geiſtige Grenzſyſtem" u. ſ. f. (S. 308). Am liebſten ganz weg mit Leſſing, Goethe, Schiller, den ſeelenverderblichen! Wenn er auch gegen Wieland proteſtirt, ſo wird allerdings dieſen mit ganz verſchwindenden Ausnahmen jeder Lehrer allen ſeinen Schülern fernzuhalten ſuchen; aber nur fernzuhalten vermögen, wenn er durch liberale und gründliche Einwirkung auf die Durchbildung der Schüler ſich eine Herrſchaft des Vertrauens über ſie erworben hat. Verſuche es nur einmal der Verf. mit einer Schreckensherrſchaft, und er wird — einen Erfolg gewiß herbeiführen, aber nicht den beabſichtigten, ſondern den, einer Vergiftung der Moralität des Schülers gegen den Lehrer. Am meiſten wüthet der Verf. gegen Goethe und Schiller, da dieſe am meiſten geleſen werden, natürlich unter fortdauernden Ehrfurchtsbezeugungen. „Goethe! allen Reſpect vor ſeinem eminenten Genie! allen Reſpect vor ſeinen Werken! — Aber er iſt kein chriſtlicher Dichter geweſen; ſeine Hauptwerke haben keinen ſittlich erhebenden Einfluß; alſo haltet die Jugend fern von ihnen" (S. 286). Das geht acht Seiten fort. Zum Schluß die Einſchwärzungsmanier, die wir ſchon kennen, womit man übrigens auch die Anwendung deſſelben Mittelchens bei Schiller S. 307 vergleiche: „man kann darüber nicht mehr in Zweifel ſein, was für Schaden diejenigen Lehrer unter der Jugend anrichten, welcher ihr ohne weiteres die Leſung aller Goethiſchen Schriften zugeben oder gar empfehlen und anpreiſen" (S. 294). Schiller jedoch, der idealiſtiſche Dichter, iſt noch ſchlimmer. Voraus die nothwendigen Verbeugungen: „Ehre ſeinem erhabenen Streben! Ehre ſeiner Begeiſterung für alles Schöne und Hohe! Ehre ſeiner vortrefflichen Perſönlichkeit! — Wer die Geſchichte des deutſchen Volkes oder der deutſchen Poeſie ſchreibt, muß die Stelle, an welche er Schiller's Namen ſetzt, mit den ſchönſten Immortellenkränzen umwinden" (S. 294). („So lernt man in eigne Arbeiten Blumen einflechten" [S. 190]. Und in der That, dieſe Blume hat ihre ſechszehn Ahnen!) „Aber für den Erzieher fragt es ſich (nun natürlich wieder die Einſchwärzung), ob er Schiller's Werke, wie ſie da ſind, ohne alle Auswahl beim Unterricht der Jugend anwenden, ob er ſie ohne Rückſicht und Rückhalt empfehlen könne. Hier fragt es ſich nicht, ob Schiller ſeinen perſönlichen Bekenntniſſen nach ein Chriſt geweſen ſei, oder ob er wenigſtens eine chriſtliche Sehnſucht und einen chriſtlichen Zorn gehabt habe; nicht, ob aus dieſer oder jener Stelle ſeiner Schriften auf eine Kenntniß oder auf eine Ahnung von dem Erlöſer geſchloſſen werden müßte*), ſondern es handelt ſich vielmehr darum, ob Schiller's Werke nichts für unſere Jugend Schädliches und Verderbliches enthalten" (S. 295). Andeuten will wenigſtens der Verf., „was die Jugend aus Schiller für Nachtheile ziehen muß. Schiller war der Dichter des Ideals u. ſ. f." Nun wird natürlich Schiller mit ſchlagender Wahrheit an den chriſtlichen Pranger geſtellt und ſodann unter gehöriger Deteſtation des Carlos**) mit Erinnerung an die Scene des Prinzen mit der Eboli ausgerufen: „— Man frage reifere Jünglinge, mit denen ſich darüber ſprechen läßt, erinnere ſich vielleicht ſelbſt der erſten Eindrücke, welche man (etwa der Hr. Verfaſſer?), wenn man die Sache verſtanden, beim Leſen empfangen hat, und man wird Wehe rufen können über den Erzieher, welcher dadurch, daß er in der Schule dieſe und ähnliche Dramen erklärt, wiſſentlich ſolches Gift in die Adern der Jugend bringt" (S. 306). Wie weit doch der fromme Eifer zu führen vermag! Und wie richtig doch der Tact unſerer modernen Phariſäer iſt, wenn ſie ahnen, daß, wer einmal gründlich in Goethe und Schiller eingeführt iſt, reinweg und für immer verloren iſt, — nicht zwar für das Chriſtenthum, wohl aber für den Pietismus, der ſich von jenem, wie Krankheit von Geſundheit, wie fieberhafte Ueberreizung von kräf-

*) Was meint der Verf. etwa zu dem Kampf mit dem Drachen? zu den Johannitern? um nur ein paar Gedichte zu nennen, die jedem Nichtignoranten gleich einfallen müſſen. Er moquirt ſich ſogar darüber, daß Guſtav Schwab die Worte in Don Carlos: „So lange Mütter Geboren haben iſt nur Einer — Einer, So unverdient geſtorben" auf Chriſtus beziehen will, und fragt mitleidig: „Ob daran ſchon irgend einer unſerer Leſer gedacht haben mag." Ref. hat die Keckheit zu fragen: Ob daran ſchon irgend einer unſerer Leſer nicht gedacht haben mag?

**) „Gedankenfreiheit will der Marquis Poſa. Als ob es jemals irgend einem Tyrannen eingefallen wäre oder einfallen könnte, die Menſchen an dem verhindern zu wollen, was ſie bei ſich denken" (S. 306). Des Verf. Scharfſinn läßt ſich nicht hintergehen: „das iſt's aber auch gar nicht: nein, die Freiheit zu ſchreiben, zu lehren, am Ende zu thun, was in Jedes Belieben ſteht. Dafür wird der Leſer, abſonderlich der junge Leſer begeiſtert u. ſ. f."

tiger Spannung des ganzen Körpers, wie Schwindſucht von unſterblicher Jugend des erneuten Menſchen unterſcheidet! — Gewiß, gar manche Werke von Schiller können nachtheilig wirken auf den Schüler und darum eben müſſen ſie nur um ſo mehr und um ſo gründlicher erklärt werden, und erklärt auch aus der Zeit ihrer Entſtehung und aus dem ſittlichen und philoſophiſch-poetiſchen Entwicklungsgange des Meiſters, wozu denn freilich nöthig ſein wird, daß der Erklärer Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, weder ein Querkopf, noch ein Querherz iſt. — Aber da haben wir nun wieder Hrn. Günther höchſt malitiöſer Weiſe verläumdet; denn wirklich heißt es S. 307, Anmerk.: „Wir haben zwar S. 110 zu ſchriftlichen Arbeiten Charakteriſtiken der in Schiller's Dramen agirenden Hauptperſonen vorgeſchlagen, und wiſſen recht wohl, daß dies durchaus gegen unſer Princip iſt; aber die Anmerkung, welche wir dort vergeſſen (?) haben, holen wir hier nach. Nämlich: wenn einmal ein geiſtiges Sperrſyſtem Seitens der Schule rückſichtlich der Schillerſchen Dichtungen kaum mehr möglich iſt*), ſo iſt jene Arbeit, oder jene Reihe von Arbeiten, noch das beſte Mittel, die Jugend nach und nach, ohne daß der Name des Dichters hineingemengt und etwa die Verehrung vor ſeinen litterariſchen Verdienſten beeinträchtigt wird, über die moraliſche, religiöſe und politiſche Mangelhaftigkeit ſeiner Hauptcharaktere und ſomit (!) — in der Stille — ſeiner Tendenz überhaupt zu belehren. Denn daß Karl Moor, daß Fiesko, daß Ferdinand, daß Poſa u. ſ. w. etwas Ideales und moraliſch Verwerfliches wollen und ſchlechter Mittel ſich bedienen, kann der Lehrer beim Beurtheilen der angefertigten Arbeiten bald erklären.“ Hätten nicht auch auf den Recenſenten des Verf. „nur durch die Nothwendigkeit verhärteten Worte“ (S. 307) Eindruck machen ſollen? Aber ſo ſind wir Leute von der „Recenſentencamarilla,“ der „Recenſentenclique!“ — Der Verf. iſt aber keineswegs ſo engherzig, die Lectüre der vaterländiſchen Dichter überhaupt zu verbieten; nein, er erklärt es für Pflicht der Schule, dazu anzuleiten (S. 312); er fordert ein höheres Leſen, damit die Schüler dazu erzogen werden, „daß ſie einſt unſere Claſſiker nicht aus ſinnlichem Intereſſe, alſo zur Befriedigung ihrer Neugier auf den Verlauf der ſchönen Geſchichte u. ſ. w. leſen, ſondern theils aus Liebe zu ihrer ſchönen Form, theils aus Liebe zu den höheren Gedanken ihrer Poeſieen. Um dieſen Zweck zu erreichen, fährt er fort, bedarf es nicht etwa bloß keiner Lectüre ganzer Dichtwerke, ſondern dieſe hindert vielmehr“ (daran dachte der Verf. noch nicht S. 272, indem er für Tertia (!) „Inhaltsangaben von Büchern, Dramen — ganz oder theilweiſe — und Epen“ ꝛc. forderte).

Wenn nun auch Verf. das Erklären und Erklärenlaſſen ſchwieriger proſaiſcher und poetiſcher Stücke fordert, ſo kann er doch „nicht dem Commentiren deutſcher Gedichte in der Art das Wort reden, wie es in neuerer Zeit von manchen Lehrern getrieben wird.“ Götzinger, Viehoff, Kannegießer, am meiſten aber der arme Hiecke in Ungnade; der einzige Troſt iſt für den Recenſenten, daß er wenigſtens nicht mit unter die ſchlimmſte Sorte von Lehrern gerechnet wird, deren Princip der Verf. mit einfachen Worten alſo ausſpricht (S. 315): „„Ihr Schüler wißt nicht, was ihr bei dieſem Gedichte empfinden oder denken ſollt, weil ihr wie die Stöcke und Klötze daſitzet, und weder weint noch Augenglänzen kriegt: wartet, ich will es euch ſagen, wie das Blut hier und da laufen muß, ich will euch lehren, was man für Einfälle da und dort haben kann. Paßt auf und macht's nach!““ — „Wenn wir alſo keine der bisher erwähnten Methoden für zweckmäßig halten können, — wie wollen wir es denn eigentlich anfangen? Die Vergleichung dieſer neuern Gedichte mit den alten des Virgilius und Horatius wird den Weg zeigen. Virgilius, Horatius und weſſen *Carmina* ſonſt noch in der Schule geleſen werden, waren heidniſche Dichter u. ſ. f.“ wenn gleich ein ſehnſüchtiger Anklang an die Uroffenbarung, namentlich bei dem Virgilius in ihrer poetiſchen Begeiſterung durchſcheint (S. 316); „es muß der Jugend zur nothwendigen Ergänzung jenes Mangels an einem chriſtlichen Dichter gezeigt werden, wie dieſer ganz anders ſingt und dichtet u. ſ. f.“ „Zuerſt wähle der Lehrer entſchieden chriſtliche Gedichte, d. h. chriſtlich ihrem Grundgedanken nach, — aber zweitens ſei die Gedankenverbindung der Art, daß auch an ihr etwas zu erklären iſt, darum keine Kirchenlieder; — aber drittens ſei die Form nicht bloß ausgezeichnet, ſondern laſſe auch etwas zu erklären übrig. — Klopſtock iſt dieſer würdigſte, reinſte, erhabenſte, dieſer chriſtliche Dichter“ (S. 317). — „Ach es bewegt Einen ganz wunderbar, wenn man die ganze Größe dieſes größten unſerer Dichter zu überſehen ſtrebt u. ſ. f. Wir ſind noch nicht weiter vorgedrungen zum Lichte der wahren Poeſie, der Form nach — ja; aber das iſt erſt das Eine, und das Eine untergeordneten Werthes; aber der Gedanke, der Geiſt unſerer deutſch-chriſtlichen Poeſie wartet noch ſeines kühner und weiter vordringenden Helden.“ (Freilich, ja wohl, wenn der Verf. nur wüßte, welch' vortreffliche Ketzerei er damit ausgeſprochen hat! Gottſched war geiſtreicher, als Hr. Günther, Gottſched rief die Dogmatiker ſeiner Zeit zur Strafe gegen den dogmatiſchen Halbketzer Klopſtock auf; er ahnte, welch' gefährliche Freundin und Verbündete des dogmatiſchen Chriſtenthums gerade die ſcheinbar chriſtliche Poeſie iſt). „Wir halten demnach dafür, daß nur Gedichte von Klopſtock in der Schule erklärt werden müſſen“ (S. 318). Nun weiß alſo doch Hr. Günther, was ihm längſt ſchon dunkel im Sinne gelegen hat. Die Methode dürfen wir wohl übergehen; — dieſer Abſchnitt iſt oberflächlich, jedoch frei von Unſinn bis S. 323; denn daß die Bardieten Klopſtocks bei weitem nicht ſo unvollkommen ſein ſollen (S. 322), „wie die Kritiker, welche entweder von der chriſtlich-vaterländiſchen Tendenz der Klopſtockſchen Poeſie nichts wiſſen mochten, oder welche das Weſen der Poeſie in das ſinnlich Angenehme ſetzen, ehedem und jetzt behauptet haben,“ nun, das iſt eine Privatanſicht, die wir dem Verf. gern laſſen wollen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Wäre ein ſolches nicht vielleicht möglich Seitens des Staates? Recenſent meint ſo, daß nur tactfeſte Chriſten ſie leſen dürften, um ſie deſto gründlicher verabſcheuen zu lernen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

27. Juli. № 22. 1841.

Das Princip der Reſtauration in der Pädagogik.

(Fortſetzung.)

Die deutſche Litteraturgeſchichte. — Dieſe ſoll nicht in ihrem ganzen Umfange gelehrt werden, man ſoll nur Weniges in der Schule durchnehmen, dies Wenige aber ſo gründlich wie möglich und nicht die Schüler in diejenigen Schriften einleiten, welche ſie auf der Schule nicht leſen können (S. 335 u. 336). Damit ſpricht der Verf. einen Grundſatz aus, der auch für alle andern Gebiete von durchgreifender Wichtigkeit iſt, indeß doch nur wieder einſeitig und übertrieben. Das Richtige wird ſein: Scharfgezeichnete Umriſſe des ganzen Gebiets einerſeits, belebt natürlich durch charakteriſtiſche Proben, und gründlichere Beſchäftigung mit einigen wenigen, dem Schüler zugänglichen und für ſeine geiſtige und ſittliche Bildung wichtigen Erſcheinungen und Perſönlichkeiten anderſeits. Der Verf. empfiehlt eine Geſchichte und Lectüre des Nibelungenliedes, mit genauer Erlernung der nöthigen Paradigmen (S. 338), mit großem Selbſtgefühl, wogegen wir natürlich durchaus nichts einzuwenden haben, nur daß wir uns denn doch noch mehr bei Klopſtock, Leſſing, Goethe, Schiller aufhalten wollen und namentlich eine Entwicklungsgeſchichte Schiller's als eine Schuld der Schule gegen die Schüler betrachten, welche jeder Lehrer abzutragen ſuchen müßte, — wenn die Zeit nicht fehlte. Der Verf. meint vom Nibelungenliede: „Wer ſeine Primaner lieb hat, — der rede Jahr aus Jahr ein nur von dieſem kühnſten und großartigen Zeugniſſe des reinen germaniſchen Volksgeiſtes" (S. 341).

Der Lehrer (S. 342). „Ehe wir zum Schluſſe unſerer Betrachtungen von der Beſchaffenheit des deutſchen Lehrers, wie wir ihn wünſchen möchten, ſprechen, iſt noch ein Vorurtheil zu erwähnen." Und dies beſteht in der längſt vom Verf. zur Ruhe verwieſenen Anſicht Deinhardt's, daß die Geſammtbildung des Schülers in deſſen eignen freien Arbeiten, und vorzüglich in den deutſchen ſich darſtelle. Bei der Beſtreitung kömmt er auf eine ganz richtige Wahrnehmung zu ſprechen, welche indeß immer nur beweiſt, daß jene Anſicht nur für (Secunda und) Prima volle Wahrheit hat, eine Einſchränkung, die wohl auch Deinhardt im Sinne gehabt haben wird. Nämlich Knaben aus gebildetern Familien machen oft ſchon als Quartaner ganz hübſche deutſche Aufſätze und ſind doch im Latein u. ſ. f. ſchlecht bewandert und nicht eigentlich ſo gründlich entwickelt, als viele ihrer im Deutſchen noch unbeholfenern Claſſengenoſſen. „Sie hatten nur eine gewiſſe Gewandtheit, eine Routine, welche, das weiß ich ſehr wohl, auch bei gänzlicher Ungebildetheit des Geiſtes vorhanden ſein kann" (S. 345). Ganz recht, der Fall kommt auch bei älteren Leuten vor, z. B. beim Verf.. S. 343 meint er, es könne zwar zugegeben werden, „daß in gewiſſer Weiſe, aber nur ſehr beſchränkt, aus der deutſchen Arbeit eines Abiturienten der Grad ſeiner geiſtigen Befähigung, nicht aber der Grad ſeiner Geiſtesbildung erkannt werden könne," und ſo iſt denn doch endlich jene auch von den Behörden ausgeſprochene Anſicht „nur ein Vorurtheil" (S. 346). Wußte das Hr. Günther früher noch nicht ſo recht, oder vermochte er erſt allmälig, nach wiederholten Loyalitäts- und Ehrfurchtsverſicherungen, den Muth zu gewinnen zur Verwerfung einer der weſentlichſten, alſo doch wohl auch vorzüglich ſorgfältig erwogenen Beſtimmungen des Abiturientenreglements? Gleich darauf behauptet er, wahrſcheinlich nur, um durch ſein Beiſpiel darzuthun, daß auch ein Lehrer des Deutſchen an einem Gymnaſium eine von ihm ſelbſt abgeſchriebene recht verſtändliche Stelle aus einem deutſchen Schriftſteller mißverſtehen könne: „Herr Deinhardt beſtimmt freilich ſeine Behauptung dadurch näher, daß er nur Arbeiten über Gegenſtände des Schulunterrichts haben will, alſo (!) Wiederholungen des vom Lehrer Gegebenen." Belieben Sie nur einmal in Ihrem eigenen Buche S. 41 die abgedruckte Stelle aus Deinhardt genauer anzuſehen! Es ſteht dort: „Aber dieſe freien Darſtellungen (nämlich die bloß reproducirenden) beziehen ſich bloß auf die einzelnen Unterrichtsmittel; aber die freie Arbeit des deutſchen Aufſatzes iſt eine Darſtellung der allgemeinen Bildung des Schülers, in der ſich alle beſondern Fäden ſeiner beſondern Bildung concentriren." Ganz klar und auch cum grano salis verſtanden ganz richtig; die mathematiſche Bildung z. B. wird ſich in eleganter Präciſion, wodurch immer Fülle, Wärme und Schwung des Ausdrucks nicht ausgeſchloſſen iſt, kund geben. Auch hätte Hr. Günther die in Deinhardt's Buche ſelbſt unmittelbar vorhergehende Periode gar nicht auszulaſſen gebraucht, vielmehr, worauf er nur ein- oder ein paarmal im Vorübergehen kommt, ausführen ſollen, was dort ſteht, nämlich daß zu jedem Gegenſtande des Gymnaſialunterrichts freie Arbeiten der Schüler gehören. Indeß Hr. Günther meint („wir behaupten"), daß die mündliche Wiederholung die bei weitem vorzuziehende ſei, und meint am Ende „gerade recht beſtimmt, daß der deutſche Unterricht das beſte und genaueſte Zeugniß von den jeweiligen Fortſchritten und Leiſtungen der Schüler abgebe. Aber das kann nicht ſein, wenn man freie deutſche Arbeiten anfertigen läßt, nicht, wenn man —, nicht, wenn man u. ſ. f., ſondern nur, wenn der von uns durch dies ganze Buch vorgezeichnete Weg im Allgemeinen eingeſchlagen wird (nicht wenn man Jahr aus Jahr ein Gedichte erklärt, wohl aber wenn man Jahr aus Jahr ein nur vom Nibelungenliede redet!). Ueberſehen wir ihn noch einmal in kurzem" (S. 347), d. h. ein paar Seiten hindurch. Und ſo iſt denn, indem er nun

auf den deutſchen Lehrer und ſeinen Standpunkt, „den er bisher nicht haben konnte,“ zu ſprechen kommt, und „von ihm verlangt, was er bisher nicht zu leiſten brauchte,“ der Verfaſſer endlich glücklich S. 353 da angelangt, wo er ſchon S. 342 geſtanden hat. Kurz vorher aber noch eine intereſſante und für die Behörden höchſt ſchmeichelhafte Stelle. Es iſt vorher mit gewohntem Pathos von dem beſten „Probirſtein für den ganzen Menſchen,“ der freien Rede geſprochen worden. Dann heißt es: „Nun giebt's einen Sinn, wenn es heißt, aus den deutſchen („ſchriftlichen“ läßt der Verf. weislich weg!) Arbeiten erkenne man die Geſammtbildung: ja, aus den deutſchen Arbeiten, aber nicht aus freien Arbeiten, ſondern aus den Arbeiten, welche, auch in anderm Sinne freie, nach unſerer Weiſe von dem Lehrer verlangt werden,“ d. h. die Beſtimmung des Reglements, daß der deutſche Aufſatz die Geſammtbildung beurkunden ſolle, giebt einen Sinn, wenn — kein deutſcher Aufſatz darunter verſtanden wird. Er findet es wünſchenswerth, daß Ein Lehrer (S. 357), der tüchtigſte aus dem Collegium (S. 354 u. 357), der geiſtig lebendigſte und begabteſte (S. 358), durch alle Claſſen hindurch oder doch wenigſtens in den obern (S. 360) den ganzen deutſchen Unterricht beſorgen möge. — Aber muß denn gerade Einer vor allen andern der tüchtigſte ſein? Warum überhaupt dies Abmeſſenwollen der Tüchtigkeit in einer Sphäre, welche zur Entwicklung der verſchiedenartigſten individuellen Tüchtigkeit eben ſo ſehr Raum giebt, als auffordert? Wäre es nicht richtiger geweſen, was freilich dem Verf. bei ſeinem gegenwärtigen Standpunkt nicht möglich war, für dieſen Gegenſtand, und zwar auch ſchon für die untern Claſſen, als das charakteriſtiſche Hauptrequiſit — denn Kenntniß der Sache, Gewandtheit, Pflichttreue und aufopfernde Hingabe an die Sache und an das wahrhafte Intereſſe der Jugend ſind für jeden Lehrer jedes Gegenſtandes weſentliche Erforderniſſe, — einen unbefangenen, gründlich und frei gebildeten poetiſchen Sinn, der ohne ächte Religioſität gar nicht möglich iſt, zu fordern? — Die nun folgende Aufzählung deſſen, was jener Eine Lehrer leiſten muß und was er nach des Verf. Anſicht (S. 353) bisher nicht zu leiſten brauchte, alſo wohl auch nicht geleiſtet haben wird, fällt keineswegs ſo imponirend aus, als Verf. gemeint haben wird. Wir heben nur, indem wir beiläufig rühmend anerkennen, daß unſer Verehrer des Alten ſo unbefangen iſt, eine neue Rhetorik, jedoch auf die alte gegründet, zu wünſchen und zu ahnen (S. 362), ſeine Forderungen in Bezug auf Aeſthetik, Philoſophie und Theologie hervor. Wir hoffen Entſchuldigung bei unſern Leſer zu finden, wenn wir wieder einmal eine längere Probe von dem jungen Style unſers Hrn. Verf. mittheilen. S. 363: „Man wähle nur ja keinen Aeſthetiker zum deutſchen Lehrer, einen Aeſthetiker, wie man's gewöhnlich (ſollte heißen: wie es etwa die halbgebildete Gemeinheit) verſteht, einen Mann, der in allen Dramen und Epen herumgeleſen hat, von himmelblauen Gefühlen webelt und ſchwebelt, beim dritten Worte eine Stelle aus Shakſpeare und beim vierten ſchon aus Calderon einſchnürt, der alle neueſten Dichter kennt und kritiſiren kann, der die diesjährigen Muſenalmanache recenſirt (dies iſt möglicherweiſe ein Streifſchuß auf den Recenſenten) und bei jedem Feſteſſen die grünen Gedichtſtreifchen der eigenen Muſe mit ſeidenen Fingern herausknittert, den die Taſſe Thee mit Orangenzucker in die Orangenhaine und Limonienwälder fortzaubern kann; man wähle keinen Aeſthetiker par excellence überhaupt zum Lehrer, denn der verdirbt euch die ſchwachen Herzen zu Marcipanherzchen und verwidert den ſtarken Seelen den Unterricht und die Poeſie überhaupt. Nein, für die Schule braucht man nicht Viel von Aeſthetik zu wiſſen. Poetik nach den allereinfachſten (auch oberflächlichſten?) Faſſungen, und einen durch die Alten gebildeten Geſchmack, vereint mit chriſtlicher Geſinnung, aber mit recht derber und entſchiedener: dies genügt. Will man mehr, nun ſo leſe man (in aller Bequemlichkeit) die drei Bände Vorleſungen von Hegel, lerne daran, wie man geiſtreich ein Kunſtwerk anſchauen und beurtheilen kann, bemühe ſich aber, den darin genommenen Standpunkt los zu werden und jene Anſchauungen mit ängſtlicher Achtung auf das Sprüchwort: „„Der Schein trügt!““ im Lichte des reinen, alten Evangeliums zu betrachten u. ſ. f.“ (Das Loswerden wird gewiß bald gelingen, wenn man nur recht denkfaul iſt und recht bereit zu böswilligen Vorausſetzungen, und auch die hier geforderte chriſtliche Geſinnung wird nicht ſchwer fallen.) — „Philoſophie? — Wenn wir Feinde aller und jeder Philoſophie wären, ſo würden wir uns an der Menſchheit verſündigen. — Aber wir ſind jeder philoſophiſchen Ketzerei, jeder Cliquenverhetzung feind u. ſ. f. u. ſ. f.“ (S. 364). (Ref. auch, und der theologiſchen nicht minder.) S. 365: „Freie Bewegung muß der deutſche Lehrer haben und lieben, überall frei, wie der Vogel in der Luft (ja, und mit ſo viel Gedanken! und auch ſo fröhlich und wohlgemuth ſein Liedchen in die Welt hineinzwitſchern, wie auch der Verf. ſein Buch hineingezwitſchert hat!); aber wie er, zwiſchen Himmel und Erde, d. h. auf der Brücke zwiſchen beiden, frei in dem Glauben (da macht ſich freilich der Verf. unangreifbar!) als chriſtlicher Theolog muß er ſein und zu machen ſtreben“ (und wo möglich „das linde Liebenswirken“ [S. 363] üben, etwa ſo, wie es der Verf. gegen ſeine Berufsgenoſſen und gegen die großen Ketzer, Leſſing, Schiller, Goethe geübt hat). „Ein trauriges Geſchöpf: ein Lehrer ohne Chriſtenthum, ohne chriſtlichen Glauben, ohne chriſtliche Erkenntniß.“ (Ja gewiß, wenn man das recht verſteht! Wir verſtehen es ſo: Ein trauriges Geſchöpf, oder vielmehr ein unglücklicher Menſch: ein Lehrer ohne den lebendigen und in ſeinem Wirken mit Nothwendigkeit ſich kundgebenden Glauben an einen nicht nur heiligen, — vor deſſen Zorne hätten wir zu erzittern! — ſondern auch uns erlöſenden und heiligenden Gott. Uebrigens iſt, wie wir noch ſehen werden, der Hr. Verf. gar nicht ſo tactfeſt in der bibliſchen Dogmatik, als er in ſeiner Harmloſigkeit meint.) „Unſere Vorfahren hatten einen guten Griff gethan: ihre Lehrer waren lauter Theologen, und erſt ſah man nach der Frömmigkeit, dann auf das Wiſſen; ohne jene galt dieſes für die Schule nichts“ (S. 365). (Das wird doch wohl nicht noch eine Nebenbedeutung haben, einen geheimen Wunſch einſchließen? — Was die hiſtoriſche Richtigkeit der Behauptung anlangt, ſo hat man vielleicht manchmal zuerſt darauf geſehen, ob man, nachdem der Corporal — Sie verſtehen mich ſchon, Hr. Günther! — den Lutheriſchen Katechismus wohl eingeprügelt, ſich von den ſpätern Lehrern eine Fortſetzung dieſes Prügelſyſtems, nur in etwas ideellerer Manier, verſprechen durfte.) — Aus dem Folgenden nur noch eine über-

raſchend naive Stelle: „Mein deutſcher Lehrer ſoll an ſeiner Schule geiſtig der höchſte, der erſte ſein; darum, weil er die Hauptaufgabe der Schule, das Denkenlernen, mit der Hauptaufgabe des Lebens, mit dem Thun, d. h. mit dem Reden vermittelt" (S. 366). — Sodann die ſittlichen Eigenſchaften des deutſchen Lehrers, die man ſich wohl empfohlen ſein laſſe, wenn man auch theilweis den Ausdruck nicht ſehr geſchmackvoll finden wird: „Er muß das perpetuum mobile ſein, welches alles Wiſſen und Können der Schüler lebendig macht und bewegt, welches ſie zuerſt ahnen läßt den Zuſammenhang der Schule mit dem Leben; er muß wie die Morgendämmerung zwiſchen Tag und Nacht ſtehen u. ſ. f." bis zum ſalbungsvollen Schluſſe (S. 367). — Der Lehrer des Deutſchen ſoll nach dem Verf. Director ſein, oder vielmehr der Director ſoll in allen Claſſen den deutſchen Unterricht übernehmen (S. 369). (Und wenn der Director nun nicht recht dazu ſich qualificiren ſollte? da wird wohl der Lehrer des Deutſchen, der ſich als der geiſtig tüchtigſte ausgewieſen hat, an ſeiner Stelle das Directorat zu übernehmen ſich erbitten laſſen, nicht wahr, Hr. Günther?) „Dann hat er ſich das Aufblühen und Immerblühen ſeiner Schule anders zum Verdienſt anzurechnen, als wenn er bloß die Primaner unterrichtet und die Ruhmesfrüchte der andern Lehrer in ſeine Taſche ſteckt" (S. 369). Heiliger Gott! Iſt denn dieſer dein Bekenner von aller ſittlichen Schaam ganz entblößt?

Nun noch ein würdiger Schluß des Ganzen (S. 370—376) („Wer's bis hieher ausgehalten hat, der gönne mir auch noch ein paar Minuten Geduld und Nachſicht.") in einer Reihe der allerfadeſten und abgeſchmackteſten Tiraden. Wir geben einen möglichſt kurzen Ueberblick. „Wenn ich über Specielles in der Methode eine Meinung geäußert habe, ſo möge dies nur als Vorſchlag, den ja Niemand anzunehmen braucht, und als Reſultat meiner, ungeachtet meiner Jugend doch langjährigen Erfahrung*) betrachtet werden. Meiner Jugend? Ja ich bin ein noch junger Schulmann, ich will meine beſten, friſcheſten, jüngſten Kräfte der lieben, friſchen, jungen Jugend widmen. Und ich mache auch ſchon Vorſchläge, wie dies und jenes zu ändern, zu beſſern ſei? Vorſchläge ſind es nur, ſollen es nur ſein. Aber ich will anregen u. ſ. w. — Meine Vorſchläge, meine Reden, meine Empfindungen ſind jugendlich! Ach! bei dieſem Ausdrucke preßt ſich meinem Herzen ein ſchwerer Seufzer aus. Eine mir ſehr theure Seele, die nicht erfahren wird, wie ich ſie geliebt habe, hat mir dieſe Jugend in allem, was ich ſage und ſchreibe, zum Vorwurfe, zum harten Gewiſſensvorwurfe gemacht. Das könne keiner annehmen, das keiner zu ſeinem Vorbilde machen. (Nun gebe man Acht, wie ſich der Verf. dieſem Vorwurfe jener theuern Seele zu entziehen ſucht!) Himmel, wie groß muß das Herz, wie rieſenhaft der Geiſt des Schriftſtellers ſein, welcher ſchreiben will, was alle Leſer annehmen, zur ſtrengen Nachachtung annehmen ſollen! — Ich weiß es zu gut und habe es gerade in den wonnereichen Tagen zu Gotha auf eine erhebende Weiſe wiedererkannt, daß Tauſende (ſo viele ſind ja gar nicht dort geweſen!), daß vielleicht Alle, die dies leſen, es beſſer wiſſen und machen können, als ich. Aber dazu halte ich mich nicht für zu ſchlecht, daß ich dennoch die Tauſende anregen könne. — Alter, ehrwürdiger Leſer! könnte das geiſtige Zuſammenſein mit einem deiner vielen jungen, lebensmuthigen Nachfolger nur eine leichte Spur des frühen Jugendſchimmers auf dein erfahrungsreiches Antlitz gehaucht haben! Dreimal glücklich (terque quaterque beati) der, welcher ſo die friſche Kraft ſeiner Jugend gebraucht hätte! O Gott! Wenn mir doch dieſe Jugend immer bliebe! (dieſe?) wenn ich doch noch als matter Greis mit demſelben Jugendeifer die zitternde Hand zum Kampfe gegen das Schlechte, gegen die Lüge, gegen die ſittliche Feigheit führen könnte! — — Ich habe auch manche Perſönlichkeit hart angeredet und bin gegen Lebende am wenigſten rückhaltsvoll geweſen. Man ſei nicht ſo ſchnell fertig mit dem Worte („Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort.") und nenne das Hochmuth oder gar jugendlichen Uebermuth! — Wer ſeinen Schülern recht gut iſt, ſchilt ſie am innigſten, wärmſten und härteſten; wer ſeine Freunde lieb hat, ſchweigt von ihren Tugenden und ſchilt ihre Fehler (ei, da könnten wir beide ja noch ganz gute Freunde werden, wenn Verf. nur mir daſſelbe Recht zugeſtehen will!); und wer die Wahrheit liebt, tadelt und ſchilt ſich ſelbſt am meiſten (und am ernſteſten, am aufrichtigſten, und am ſtrengſten, Hr. Günther, und am liebſten in dem ſtillen Kämmerlein, und nicht ſo draußen an den Ecken der Marktplätze!). Ich habe Jeden, mag er nun die Jugend oder ihre Lehrer lehren, ſchon weil er lehrt (ohne Unterſchied, was und wie er lehrt!) herzlich lieb; ich liebe alle, welche in der Schule und in der Welt aus voller Bruſt die Wahrheit predigen; und darum will ich auch ein Recht haben, das, was mir nicht wahr ſcheint, zu ſchelten, die Lüge zu vertreiben. — Da ſei Gott vor, daß ich einen nur hätte kränken oder verletzen wollen! Indeſſen das will ich auch ehrlich hinzuſetzen (Verf. ermannt ſich): Wer meine Liebe nicht haben will, wer mein Schelten ohne Liebe nimmt und gegen mich zum Angriff tritt, dem ſtehe ich jederzeit zur Wehre bereit, gewappnet und gerüſtet mit meiner Jugend, mit meiner Liebe zur Wahrheit!" Nun, ich will Ihre Liebe haben, Herr Günther! — — „Es iſt noch vieles Geſunde in der Erziehung bewahrt, aber auch gewaltig viel durch Rouſſeauſches Gift krank und ſiech geworden. (Unmöglich! Denn die Preſſe iſt ja ohnmächtig!) — Die Staatswiſſenſchaft hat eine Reſtauration erfahren; ihre Wiederherſtellung iſt angebahnt, wenn auch noch lange nicht vollendet —. Auch unſere Wiſſenſchaft bedarf einer Reſtauration, aber im deutſchen, im chriſtlichen Sinne. Aber das iſt ein Werk, zu welchem erſt viel Bauſteine zuſammengetragen und behauen werden müſſen. Wer ſein Volk lieb hat, trage und meißle, ſo viel er kann. Ich bin ein Preuße. Preußen iſt das Land des Fortſchritts (brav! brav!), und ſein erhabener König will den Fortſchritt im deutſchen, volksthümlichen Sinne. Ich liebe mein Vater-

*) Auch in den obern Gymnaſialclaſſen? Der Verf. iſt ja ſonſt nicht ſo ſparſam mit Auskunftgeben über ſein Lernen und Lehren; die Beantwortung obiger Frage wäre immer intereſſant geweſen; mancher Leſer iſt vielleicht ſo pedantiſch, zu meinen, daß wer über den deutſchen Unterricht auch in den obern Claſſen der Gymnaſien ſchreiben wolle, doch auch in dieſen unterrichtet haben müſſe, zumal wenn er die Anſicht des Verf. theilt: S. 126: „Man hat darum auch von alten Schulmeiſtern gehört, daß junge Philoſophen ſchlechte Lehrer wären und würden. Doch es iſt auch eben eine Krankheit der Zeit; mögen immerhin dieſe Speculanten einen tüchtigen Lehrer, dem die Praxis die Hauptſache iſt, ſtolz und hochmüthig über die Achſeln anſehen."

land; aber ein Preuße iſt auch ein Deutſcher und ſomit liebe ich auch Deutſchland. Aber ich kann nicht ſprechen und prahlen von meiner Vaterlandsliebe. (Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieſer einer!) Was ich thue, ſoll für ſie zeugen. Ich habe mit meinen geringen Worten wohl zunächſt an Preußen gedacht, aber unſerer gemeinſamen Mutter dabei nicht vergeſſen. — Wenn durch meine Worte auch nur einiges zu einer Reſtauration eines kleinen Theils der Erziehungskunſt beigetragen iſt, — ſo ſchöpfe ich Muth, weiterzuſtreben, und mein ganzes Leben dem Kampfe um den wahren Fortſchritt der deutſchen Erziehung zu weihen. Aber von Allem, was ich denke, thue und ſchreibe, gebe ich dem, welcher allein Kraft und Gedeihen machen kann, gebe ich Gott die Ehre. Gott verläßt keinen wackern Deutſchen! Gottes Segen ſei auch immerdar über ſeinen Aeltern, Lehrern und Schulen, auf daß das Werk ihrer Sorgen Ihm zum Lobe, dem Lande zum Segen, den Kindern zum zeitigen und ewigen Heile gereiche!" Dixit et salvavit animam suam.

Hat ſich nicht der Verf. ſelbſt, ohne es zu ahnen, ein Zeugniß geſchrieben der vollkommenſten Confuſion, nicht allein des Kopfes, ſondern auch des Herzens? Wir müſſen die Geiſtes- und Gemüths-Bildung und -Verfaſſung Hrn. Günther's etwas gründlicher charakteriſiren. Zunächſt über den Stand ſeiner geiſtigen Bildung, ſo weit gegenwärtige Schrift von 376 S. ein Specimen davon iſt. Wir fangen mit der theologiſchen an. Verf. als Anhänger des Alten wird gewiß, wenn auch nicht in der Lutheriſchen Dogmatik, doch wenigſtens in der bibliſchen hieb- und ſchußfeſt ſein. Aber er fällt ab vom Dogma der Erbſünde, das in der That eine nur zu tiefe Wahrheit hat (S. 135). „O es iſt ein heimlicher, heiliger Augenblick, wo der Menſch zum erſten Mal zum Selbſtbewußtſein kommt, wo er zum erſten Male mit Bewußtſein „Ich" ſagen und dieſes Ich von der Außenwelt unterſcheiden kann! Dieſen Augenblick kennt Niemand; der Menſch ſelbſt vergißt ihn oder beachtet ihn nicht, weil er eben noch nicht über ſich ſelbſt reflectirt, weil er noch in ſeiner Unſchuld lebt." Das heißt doch wahrhaftig recht im Style der Aufklärungsperiode ſentimentaliſiren; Hr. Günther, der doch ſonſt Blut ſehen kann, ſpricht hier, als ob er ein junger Menſch aus den ſiebziger Jahren wäre. Ziemlich contraſtirend iſt S. 56: „O hätte ich doch Kraft genug, die ſtille Einfalt und tiefe Gemüthlichkeit der Knabennatur, wenn ſie auch noch ſo ſehr durch die Sünden ihres Leichtſinns (ſehr gnädig und mütterlich!) betrübt und ängſtigt, — in den deutlichſten, anziehendſten, lieblichſten Worten und Bildern darzuſtellen! Es iſt eine eigne Welt, ganz ähnlich unſrer großen, und doch viel, viel ſchöner; ſie fühlen, aber ſie ſagen's nicht (darin wird wohl die größere Schönheit beſtehn!), ihre kleinen Handlungen ſind der Ausdruck ihres Herzens; ſie lieben, ſie haſſen, ſie kämpfen, ſie trauern, aber kein Wort verräth's uns. Allein durch ihre ganze Lebensanſchauung geht ein tiefer Haß, eine ſtarke Furcht (Anklänge an Lieblingsausdrücke von Steffens!) vor den Erwachſenen. Dieſe ſind ihre geſchwornen Feinde, gegen ſie ſind alle Mittel erlaubt. Nur ſelten gelingt es, ihre volle, ganz ſich hingebende Liebe zu erlangen. Wen ſie bei aller Furcht wegen conſequenter Gerechtigkeit am meiſten achten müſſen, dem geben ſie die meiſten Beweiſe ihrer Liebe. Der ſtrengſte, bis zur Grauſamkeit ſtrenge Lehrer wird oft abgöttiſch verehrt: aber ſie ſagen's nicht." Verf. hat den geſunden Tact wahrgenommen, welcher unverdorbene kräftige Knaben den ſtrengen, aber gerechten Lehrer, wenn ſie nur zugleich merken, daß ſie etwas Tüchtiges bei ihm lernen, lieben lehrt; aber er kann nun einmal nicht anders, als die geſunde und vernünftige Wahrnehmung zur kranken und aberwitzigen Behauptung verzerren, und ſomit zugleich eine intereſſante Probe ſeiner pſychologiſchen Bildung zu geben. — Nein, theuerſter Hr. Günther! Wenn wir uns einmal den Fanatismus und den furor theologicus gefallen laſſen ſollen, ſo bitten wir uns wenigſtens den ordentlichen aus, der nicht in kindiſcher Faſelei aus der Rolle fällt, der wenigſtens in ſtrenger Conſequenz noch eine Spur von Vernunft verräth. — Die philoſophiſche Bildung charakteriſirt ſich zur Genüge in der Anſicht, daß ein philoſophiſches Syſtem nichts ſei, als eine individuelle Anſicht von Leben, Geiſt, Gott u. ſ. f. (S. 364), wonach denn beinahe jeder Feuerländer ſein eignes philoſophiſches Syſtem hätte. — Die äſthetiſche, um nicht zu viel anzuführen, giebt ſich zur Genüge kund in der Anſicht von Klopſtock, Schiller u. ſ. f.*), ferner in der Unbekanntſchaft mit der einfachen Wahrheit, daß mit der Erklärung der einzelnen Schwierigkeiten eines Gedichtes in Gedanken, Worten und Sachen das Verſtändniß nicht gewonnen iſt, ſondern nun gerade erſt anzufangen hat, endlich in der dem Verf. immanent gewordenen äſthetiſchen Teinture ſeines eignen Style. — Die hiſtoriſche Bildung leuchtet faſt am hellſten hervor; wir erinnern an die Hypotheſen über Luther's mögliche größere Erfolge, und an die Abläugnung einer Regeneration der Wiſſenſchaften, an die Fiction, daß es früherhin mit dem Schulweſen beſſer geſtanden habe. — Auch die philologiſche Bildung iſt gar nicht zu verachten; S. 174: „Man muß ſich die Frage recht oft aufwerfen, wie es komme, daß die Gymnaſien ſonſt im lateiniſch Leſen, Schreiben und Sprechen viel mehr leiſteten, ungeachtet weder die Alterthums- noch die Sprachwiſſenſchaft, — nach den Urtheilen ihrer heutigen Beförderer und Verehrer (Urtheile, welche ja alſo Verf. wohl nicht theilen wird), — einen ſo hohen Grad der Ausbildung, wie ſie jetzt hat, erreicht hatte." Der Widerſpruch dieſer Aeußerung mit S. 15 u. 113 wird wohl nur unter die Rubrik der „ſcheinbaren Confuſion" gehören, die nur leider der allerwirklichſten Confuſion zum Verwechſeln ausſieht. —

(Fortſetzung folgt.)

*) Eine Stelle noch zur Probe: „wenn ein chriſtlicher Dichter die Sünde darſtellt, ſo muß nothwendig ſein Saitenſpiel etwas jener wehmüthigen Klänge an ſich haben, in denen ein weinender Engel die gefallene Menſchheit beſingen möchte" (S. 291), ſtatt welcher Klänge freilich der unchriſtliche Goethe in ſeinen herrlichſten Werken nur den tiefen und milden Ernſt ächter Sittlichkeit beſitzt.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

28. Juli. № 23. 1841.

Das Princip der Reſtauration in der Pädagogik.

(Fortſetzung.)

Was die pädagogiſche Bildung anlangt, ſo wollen wir nur an den Stoßſeufzer nach einem geiſtigen Sperrſyſtem erinnern. — Aber Eine Richtung der Bildung haben wir ganz vergeſſen, die politiſche. In dieſer iſt Verf. allerdings ſehr, ſehr ſtark; das ganze Buch kann als Dekimaſtikon eines tief ſpeculirenden Politikers gelten. — Von dem Grade der Bildung der Urtheilskraft wie des Ausdrucks nach ſeiner logiſchen Seite liegen in den ausgehobenen Stellen, die ſich ins Grenzenloſe mehren ließen, ſchon zur Genüge die grauſenerregendſten Proben in den gemeinſten logiſchen und ſprachlichen Schnitzern, und in den kaum zu glaubenden Widerſprüchen vor, welche beweiſen, daß der Verf. nichts weniger vermag als correct zu denken und zu ſchreiben; ein Primaner von einiger Cultur denkt und ſpricht correcter ex tempore als unſer Hr. Verf. ſchreibt. Was den Geſchmack betrifft, ſo werden die mitgetheilten Proben wohl einigermaßen als Beleg gelten können, daß nur zu oft ein Anflug von Innigkeit der Empfindung zur fadeſten Sentimentalität, ein Anflug von Kraft der Geſinnung zur pöbelhafteſten Rohheit, ein Anflug von Witz zur platten Albernheit umſchlägt; und daß außer ſolchen Stellen der Styl des Verf. im Ganzen nur ein oberflächlich routinirter Sprachſtyl iſt, und vielfach bloß durch verwirrte, aufgedunſene Declamation ſich charakteriſirt. Wir müſſen den Verf. ernſtlich erſuchen, aus § 16. u. § 28. des preußiſchen Abiturientenreglements ſich ſein Urtheil über ſeine Geſammtbildung zu holen. Es heißt daſelbſt: „§ 16. Die ſchriftlichen Prüfungsarbeiten beſtehen: 1) in einem proſaiſchen in der Mutterſprache abzufaſſenden Aufſatze, welcher die Geſammtbildung des Examinanden, vorzüglich die Bildung des Verſtandes und der Phantaſie, wie auch den Grad der ſtyliſtiſchen Reife in Hinſicht auf Beſtimmtheit und Folgerichtigkeit der Gedanken, ſowie auf planmäßige Anordnung und Ausführung des Ganzen in einer natürlichen, fehlerfreien, dem Gegenſtande angemeſſenen Schreibart beurkunden ſoll; ꝛc.“ und § 28. „Das Zeugniß der Reife iſt zu ertheilen, wenn der Abiturient 1) das Thema für den Aufſatz in der Mutterſprache in ſeinen weſentlichen Theilen richtig aufgefaßt und logiſch geordnet, den Gegenſtand mit Urtheil entwickelt und in einer fehlerfreien, deutlichen und angemeſſenen Schreibart dargeſtellt hat. Auffallende Verſtöße gegen die Richtigkeit und Angemeſſenheit des Ausdrucks, Unklarheit der Gedanken — begründen gerechte Zweifel über die Befähigung des Abiturienten ꝛc.“ Es ſind in dieſen beiden Stellen noch Forderungen höherer Art an den Abiturienten geſtellt; aber den Verf. deshalb zu tadeln, daß er dieſe höhern Anſprüche nicht erfüllt, und noch ausführlich darzulegen, wie liederlich die Compoſition des Buches im Ganzen und Großen iſt, wie er höchſt wichtige Punkte übergeht oder nur im Vorbeigehen berührt, das wäre in der That doch Pedanterie bei einem Buche, welches überwiegend nur eine aller Kritik ermangelnde und nur durch ihre koloſſale Ausdehnung imponirende Reihe von Einfällen iſt. Die ganze Bildung des Verf. iſt nichts als ein gräulicher Miſchmaſch der verſchiedenſten und zwar nicht der beſten Richtungen und Farben des deutſchen Bildungsganges; und ſo ſteht er, ohne eine Ahnung davon zu haben, ſelbſt nur auf dem von ihm mit Recht verabſcheuten Boden des kritikloſeſten Subjectivismus, treibt einen wahren Götzendienſt mit der rohen Unmittelbarkeit des Subjects. Dies Weſen aber iſt ein nicht nur geiſtig rohes, ſondern auch — und ſo leitet ſich unſere Deduction von ſelbſt zur Beſprechung des ſittlichen Charakters der Schrift fort, — ein unſittliches. Oder meint der Verf., daß zur Wiedergeburt des Menſchen nicht auch die Bildung ſeines Denkens und Sprechens durch ſtrenge Zucht des lieben natürlichen Selbſtes gehöre? Gewiß, wenn wir oben, einſtweilen abſichtlich unbeſtimmter, auch von einer Confuſion des Herzens ſprachen, dürfen wir für dieſe Anklage ſchon auf die Verwahrloſung und Zuchtloſigkeit des Kopfes uns berufen; ſo zu ſchreiben, wie der Verf. in der Regel ſchreibt, iſt nur möglich bei einer Leidenſchaft, oder, daß wir dies edle Wort nicht mißbrauchen, bei einer Rage, deren ein in ſich klares und geordnetes Gemüth gar nicht fähig iſt. Wir könnten uns ſpecieller auf die mehrmals hervorgehobenen Manoeuvres beziehen, die ſich dadurch charakteriſiren, daß der Verf. einer blind ins Allgemeine hin gepolterten Polemik gern ein limitirendes Wörtchen beimiſcht, um ſich dann einem armen Recenſenten gegenüber höchſt ſträflich auf ſeine weiſe Mäßigung berufen zu können, in der That aber nur mit dem Erfolg, daß nicht einmal der Unſinn rein und lauter bleibt. Wir könnten endlich auf die Lüge hinweiſen, die ſich in dem Gutmachenwollen, wie es im letzten Abſchnitt ſich ausſpricht, deutlich zu Tage legt. Gewiß auch ein Mann, geſchweige ein junger Menſch, kann von der Leidenſchaft hingeriſſen gegen Andere fehlen und ſtark fehlen; und er wird vielleicht trotzig ſchweigen und die innere Abbitte nicht in Worte faſſen, vielmehr auf Gelegenheit warten, ſie durch eine That auszuſprechen. Aber wenn er ſich einmal zu dem Bekenntniß verſteht, ſo wird er es auch rund, beſtimmt und ganz ablegen*). Wie Hr. Günther ſich abquält, ſich von

*) Wie würdig war die Art der Ehrenerklärung, welche Leo einmal einem ebenbürtigen Hiſtoriker, Ranke, gab, — in einer Zeit freilich, von welcher Jeder nur wünſchen kann, daß ſie ihm wiederkehre, in der Zeit, wo er noch unbefangen genug war von ſich ſelbſt einzugeſtehen, daß

der Gutherzigkeit ſeiner Leſer Vergebung zu erſchmeicheln, ſodann aber doch auch für einen Fall der Noth ſich abmüht, den doch abhanden gekommenen Muth wieder aufzufinden und in ſeinen Dienſt zu bringen, das haben die Leſer geſehen und würden es noch mehr aus dem Buche ſelber ſehen können. Dergleichen Dinge gehen gewiß nur hervor aus der inſtinctmäßigen Tactik eines nicht lautern litterariſchen Gewiſſens. Aber wir wollen zum Theil unter Anführung noch nicht ausgehobener Stellen noch ausdrücklicher und ſchlagender den Vorwurf, den wir dem Buche hinſichtlich ſeines ſittlichen Charakters gemacht haben, beweiſen und zwar nach den beiden Kategorieen der Loyalität und der Religioſität. — Erſtens: Der Freiheit des Mannes gegenüber, — nicht entgegen, — ſteht das bindende Geſetz; in der Vermittlung beider beſteht die Loyalität des freien Mannes. In Hrn. Günther aber ſchlägt erſtens der ſchuldige Gehorſam und die ſchuldige Achtung gegen das Geſetz in Kriecherei um, zweitens die freie Kritik des Geſetzes, freilich nur in der Unbewußtheit der Leidenſchaft, in heimlichen Angriff, ja ſelbſt in — Verunglimpfung. S. 7: „Das preußiſche Miniſterialreſcript vom 24. October 1837 hat für unſere Schulen die nöthigen Disciplinen und die Zahl der darauf zu verwendenden Unterrichtsſtunden feſtgeſetzt. Unſere Sache iſt es hier nicht (?!), über die Menge und Zweckmäßigkeit derſelben ein Wort zu ſagen. Wir wiſſen recht wohl, daß, wer anfängt das Geſetz zu prüfen, auch ſchon auf dem Wege zur Unzufriedenheit mit demſelben iſt. Und vermehren wollen wir nicht die ungeheuere Anzahl Derer, welche ganz das ſchöne Sprüchwort vergeſſen haben: Was deines Amts nicht iſt, laß deinen Fürwitz!“ Ein Lehrer des Deutſchen ſchreibt über den deutſchen Unterricht, und es iſt ſeines Amtes nicht, zu unterſuchen, wie viel Stunden der deutſche Unterricht erfordere, um recht gründlich zu gedeihen! Wenn ein Nichtpreuße dieſe einzige Stelle lieſt und meinte, daß dergleichen von unſeren Behörden gebilligt würde, müßte er da nicht ein Syſtem des ſchändlichſten Serviliſmus bei uns Preußen argwöhnen? Aber jeder Nichtpreuße, wie Preuße, jeder, der nur überhaupt verdient, in einem geſitteten Staate zu leben, wird mit Ekel vor ſolcher Speichelleckerei der Ueberzeugung ſein, daß unſere Behörden ſammt und ſonders weit genug im Chriſtenthume ſind, um zwiſchen dem Geiſte des Geſetzes und dem Buchſtaben einen Unterſchied zu ſtatuiren*) und ſich nicht für infallibel zu erklären; und preußiſche Gymnaſiallehrer wiſſen ja überdies recht wohl, wie oft die Unterrichtsbehörden von Directoren und einzelnen Lehrern Gutachten einfordern, um ihre eigene auf weiten Ueberblick, auf Kenntniß vieler Schulen und des darin Geleiſteten und auf eigene frühere Praxis gegründete pädagogiſche Intelligenz mit der pädagogiſchen Intelligenz der activen Lehrer, welche aus fortdauernder concreter Praxis immer neu reſultirt und ſich umgeſtaltet, zu vermitteln. S. 32: „Darum halten wir für das Beſte, — jetzt, da man von einer Norm, von einem Geſetze einmal ausgehen muß, wenn man zu etwas Brauchbarem kommen will, die annoch giltigen Verordnungen des preußiſchen Miniſteriums über den deutſchen Unterricht voranzuſtellen, zumal da wir für preußiſche Gymnaſiallehrer zunächſt ſchreiben, und da vor den Vorſchriften unſerer höchſten Unterrichtsbehörde jeder gewiſſenhafte Lehrer die durch das Vertrauen auf die weiſe Ueberlegung aller gegebenen Anordnungen gegründete Achtung haben muß.“ S. 87: „Die Vortrefflichkeit jener Forderung des Staats (nämlich der Anfertigung einer freien deutſchen Arbeit beim Abiturienteneramen, welche die Geſammtbildung darthun ſoll u. ſ. f.) wird ohnehin vorausgeſetzt, die Schule hat doch nur die Pflicht, ſie zu erfüllen und zur Erreichung dieſes Zweckes den fruchtbarſten und am wenigſten ſchädlichen Weg einzuſchlagen.“ (Alſo trotz aller der vorausgeſetzten Vortrefflichkeit wäre hier doch eine Forderung ausgeſprochen, für deren Realiſirung nur der am wenigſten ſchädliche Weg — denn ſchädlich bleibt jeder, weil die Sache ſelbſt ſchädlich iſt — auszumitteln iſt. Aber wir ſagen vielmehr: die Vortrefflichkeit jener und überhaupt jeder Forderung des Staats wird nicht vorausgeſetzt, auch ſolche Vorausſetzung von den Behörden gar nicht gefordert, ſondern vorausgeſetzt wird, und zwar mit Recht, nur der Glaube, daß die von den Behörden ausgeſprochenen Forderungen des Staates aus einem redlichen Willen und aus wohlerwägender Weisheit, welche aber nicht Allweisheit iſt, hervorgehen.) Nun Stellen der entgegengeſetzten Art. S. 110: In Prima lieſt man im Griechiſchen „Plato, Plutarchus, Herodotus — hier und da mit Unrecht Demoſthenes.“ Dies hochfahrende und ganz und gar unmotivirte „mit Unrecht Demoſthenes“ könnte bei einem Verf., der nicht ſo auf die Beſcheidenheit gegen die Behörden reflectirte, für eine bloße Unbeſcheidenheit gegen das pädagogiſche Publicum gelten, bei dem Verf. ſchließt ſie eine gegen die Behörden, ohne deren Genehmigung ja dieſe Lectüre gar nicht ſtattfinden dürfte, mit ein. Doch das iſt unbedeutend, bedeutender iſt, daß trotz aller Reverenzen die Vorſchläge des Verf. in mehrfachen, ſehr weſentlichen Punkten gegen die von den Behörden ausgegangenen Gymnaſialverordnungen in Widerſpruch ſtehen, z. B. hinſichtlich der Abfaſſung ſchriftlicher Arbeiten, hinſichtlich der Beſchränkung der deutſchen Litteraturgeſchichte auf das Nibelungenlied (nur die Behandlung der Reformationszeit wird allenfalls noch geſtattet [S. 340]). Dieſen Widerſpruch ſind wir natürlich weit entfernt bloß deshalb, weil es ein Widerſpruch iſt, dem Verf. zum Vorwurf zu machen; wohl aber machen wir ihm denſelben zum Vorwurf, inſofern er bei allem noch ſo ausgedehnten Gerede doch unmotivirt bleibt, und inſofern er vertuſcht werden ſoll. Je mehr Rückſichten der Ehrfurcht man zu nehmen verpflichtet iſt, deſto mehr unverhüllte Offenheit in Darlegung ſeiner abweichenden und freilich vernünftig zu motivirenden und mit Anſtand vorzutragenden Anſicht iſt man ſchuldig; der Mangel an dieſer Offenheit iſt ein Frevel und ein Attentat gegen die allerdings nothwendige Auctorität der Behörden, welche wahrlich durch den Schein, als ob ſolche Offenheit Gefahr bringe, nicht gewinnen

---

Goethe's Sentenz, Niemand wandle ungeſtraft unter Palmen, auch in Beziehung auf ihn gelte, der, ſeit zehn Jahren unabläſſig mit der Geſchichte Italiens, und zwar nicht mit der neueren, ſondern mit der des Mittelalters beſchäftigt, unwillkürlich ein wenig veritalienert und vermittelaltert ſei. (Jahrb. für wiſſ. Kritik, 1831, Nr. 21.)

*) Hr. Günther ſcheint dies Zutrauen nicht recht zu haben: „Die Rhetorik ſtatt der philoſophiſchen Propädeutik nehmen, wäre ſo übel nicht. Allein das geht wenigſtens auf preußiſchen Gymnaſien nicht wohl an, wenn man den Buchſtaben des Geſetzes und der Lection bewahren will“ (S. 180).

könnte. Bis zur Verläumdung aber, oder wenn dies zu ſtark ſein ſollte, bis zur Verunglimpfung ſteigert ſich dieſer Mangel an Beſcheidenheit in folgender Stelle (S. 20): Daß die Gymnaſiallehrer die jährlichen Programme nicht beſſer zu Mittheilungen pädagogiſcher Wahrheiten benutzen, „das hängt mit der ſchon beſprochenen Erſcheinung zuſammen, daß man bei der Wahl der Lehrer weniger auf ihre pädagogiſche als auf ihre gelehrte Fähigkeit ſieht, und daß demgemäß Jeder von dieſer Seite im günſtigſten Lichte zu erſcheinen ſich befleißt." Womit wir denn nicht ſagen wollen, daß nicht ſchon während der Univerſitätszeit und namentlich auch bei der Ertheilung der Examenaufgaben ganz unbeſchadet der gelehrten Ausbildung mehr Beziehung auf den künftigen pädagogiſchen Beruf der meiſten Philologen genommen werden könnte, als es zum Theil geſchieht. — Bei einem ſolchen Hintergrunde der Geſinnung kann es denn nun freilich nicht befremden, wenn ſich, wie wir oben geſehen haben, der Ehrerbietung des Verf. auch einmal der ſchickliche Ausdruck recht auffallend, ja komiſch, verſagt, und wenn er eine Beſtimmung des Reglements ſinnlos findet (ſ. oben).

(Schluß folgt.)

Südöſtlicher Bilderſaal. II. Griechiſche Leiden. Erſter Theil. Herausgegeben vom Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen. Stuttgart, 1840. Verlag von Hallberger.

Den „griechiſchen Leiden" geht der „Vergnügling" voraus. Die Halliſchen Jahrbücher haben von ihm gehandelt. Mit einem durch Sturm, Todesgefahr und heroiſche Kaltblütigkeit des Reiſenden gehobenen, auch durch 2 colorirte Steindrücke illuſtrirten Ausfluge nach der Inſel Gozo, dem vermuthlichen Aufenthalt der Kalypſo, wird die Tour von Malta und damit die Abentheuer des Vergnüglings, deſſen Leiden jetzt beginnen ſollen, beſchloſſen. Der Verf. ſcheint bei ihrer Aufzeichnung ſeine Feder in das trübe Waſſer des Styx getaucht zu haben, während bei den malteſiſchen Diners ſeine Laune glänzend war. Wir wollen nicht ſo „unchriſtlich" ſein, an ſeine Rhapſodieen dieſelben Anſprüche, wie an ein ſchulgerechtes Werk über Griechenland zu machen: wir möchten nicht zu den gelehrten Gimpeln gezählt werden, welche die Drehorgel fleißig ſtudirt haben und die der Autor beſcheiden von fern bewundert, während er ſelbſt ohne Kunſt noch Mühe wie der Vogel auf dem Zweige ſingt (S. 6). Er ſinge nach Gefallen und mit natürlicher Anmuth von Allem, was ihm remarcabel dünkt, von dem, in Wahrheit ſcabreuſen und ſchon in der Beſchreibung als Vomitiv wirkenden Philtrum des Hrn. A.... in Patras (S. 115), von den ſtinkenden Pantoffeln, Blutegeln und Klyſtierſpritzen der Mönche in Megaſpiläon (S. 144), von dem nicht ſatiriſch gemeinten immenso e stupendo piacere, womit ihn die Nobili Kalawryta's empfangen (S. 178), von der dämoniſchen Natur ſeiner ſchwarzen Hündin und der liebenswürdigen Schelmerei des andern Köters, der mit Seifenbädern und Kraftſuppen bedient wird, von den gefährlichen Paſſagen über die Präcipiſſe (S. 199) des Berges Chelmos und des Reiſenden dabei, wie überall, bewieſener Mannhaftigkeit, von den ſumptuöſen und reſp. recherchirten Gaſtmählern, womit allerhöchſte und hohe Herrſchaften in Athen ihn regalirt, ſowie in parenthesi von der „excellente chère" des Fürſten Metternich und als Gegenſatz von den primitiven Sitten im Hauſe Glaraki's, deſſen frugales Mittagsmahl, wozu er nicht eingeladen war, mit ſeltener Zartheit der Oeffentlichkeit preisgegeben wird. Wir haben, wie geſagt, nichts gegen dieſe und ſeine andern kunſt- und mühelosen Weiſen, wir bewundern unſerſeits eben ſo beſcheiden wie er die gelehrten Gimpel, alle ſeine gaſtronomiſchen und politiſchen Rhapſodieen, von denen nur leider die letztern, ſoweit ſie den Paſcha von Aegypten betreffen, als Prophezeiungen nicht Stich gehalten haben. Man hüte ſich! Der Name des irländiſchen Puppenſpielers (O'Guardthee, S. 5) iſt keine leere Drohung. Wie gefährlich es iſt, nicht die Ungnade des Fürſten, nein, das Mißfallen des genialen, allgefeierten Schriftſtellers zu erregen, zeigt das, in der Anzeige des erſten Theils erwähnte, mehr als tragiſche Schickſal des Lady Morganſchen Romans und nicht minder im vorliegenden Bande die Abfertigung Wienbarg's, der dem Verf. eine harte Rede über ſeine Standesvorurtheile ſoll gehalten haben und gegen den er die raffinirte Rache ausübt, ihn einen gewiſſen Wiebrandt oder Wienbarg und ironiſch einen großen Mann zu nennen, von dem er leider bei dieſer Gelegenheit zum erſten Male etwas höre. Ob wohl der vorurtheilsfreie alte Edelmann eine ähnliche vornehme Nichtbeachtung des Namens bei irgend wem affectiren würde, der nicht bloß im Meßkatalog, ſondern auch im gothaiſchen Grafencalender zu finden wäre? —

Beachtenswerth iſt die, den griechiſchen Leiden vorausgeſchickte Notiz des Verf., daß das Buch bereits vor vier Jahren (1836) geſchrieben und ſpätere Aenderungen ihm in Ermangelung des Manuſcripts unmöglich geweſen, wobei hinzugefügt wird, daß er ſonſt „mehrere Aeußerungen in einer gewiſſen Richtung unterdrückt haben würde." Allerdings iſt bei dem anerkannten und vielfach von ihm ſelbſt gerühmten Wahrheitseifer des Verf. anzunehmen, daß dann die Schilderung Griechenlands im Ganzen minder troſtlos würde ausgefallen ſein. Vier Jahre machen überall, mehr als irgendwo aber bei einem noch ſo ganz im Entſtehen begriffenen Staat einen weſentlichen Unterſchied und es wäre zu wünſchen, daß deutſche Journaliſten, die ſich beeilten, Bruchſtücke aus den griechiſchen Leiden mitzutheilen, dies bedacht und das Datum der Abfaſſung jener Skizzen dabei bemerkt hätten. Doch es war dem officiellen Eifer dieſer Herren wohl willkommener, dem in Deutſchland ſchon hinlänglich in Mißcredit gerathenen Griechenland, dieſem noch immer unglücklichen, jetzt aber ſeiner Beſtimmung ſchon kräftiger entgegenreifenden und, bei allen offenbaren Mängeln und kläglichen Mißverhältniſſen, die Keime der Freiheit unverkennbar in ſich tragenden Lande einen Schandfleck mehr anzuhängen und in dieſer Hinſicht ſchien es zweckmäßiger, Proben der abſchreckenden oder perſiflirenden Croquis des Verſtorbenen ohne Jahreszahl gleichſam als nagelneu zum Beſten zu geben. Uns fällt hiebei unter andern das Frankfurter Converſationsblatt ein, das eine Zuſammenſtellung des alten Athen und des neuen Athina mit der Bemerkung einleitete, durch die Schilderung des geiſtreichen Verf. würden „unſere glühenden, mitunter phantaſtiſchen Vorſtellungen von der berühmten Griechenſtadt in ein ziemlich kaltes Bad geſtürzt." Glühende

und phantaſtiſche Vorſtellungen von Athen und Griechenland überhaupt, wie es dermalen ſein kann, ſind nur bei großer Ignoranz denkbar, denn ohne dieſe wird man die neuere Geſchichte Griechenlands wenigſtens oberflächlich kennen und ſich dann, wenn man hinkommt, verwundern, es, zumal nach der lamentabeln Verwaltung bis 1835, dort jetzt ſchon ſo erträglich zu finden. Referent, der Athen im Juni 1838 verließ, kann verſichern, daß es ſchon damals der mitleiderregenden Beſchreibung des Fürſten kaum mehr ähnlich ſah, und noch weniger wird dies jetzt der Fall ſein. Wer an dem Athen von 1836, wie jener es, allerdings für die Zeit treffend genug, ſchildert, ein Aergerniß nimmt, denke nicht an die Stadt des Perikles, ſondern erinnere ſich, daß noch im Anfange des Jahres 1834 keine Stadt, ſondern ein Schutthaufen die Burg des Kekrops umgab und daß dort ſechs Jahre ſpäter gegen 20,000 Menſchen in 1900 Häuſern wohnten. Einen analogen Maßſtab lege man auch an das Uebrige und man wird die Rhapſodieen des Verſtorbenen über Griechenland würdigen, wie er ſelbſt, dem Sinne jener nachträglichen Notiz zufolge, ſie gewürdigt wiſſen will.

Das erſte Capitel der griechiſchen Leiden, worin von der „Ankunft des Herrn von Roſenberg in Patras und ſeinem ungemein langen Aufenthalt daſelbſt" ein ungemein langer, aber darum nicht minder anziehender Bericht gegeben wird, iſt beſonders intereſſant durch den Gegenſtand einiger darin vorkommender Epiſoden, wie die Erzählung der Liebesgeſchichte Trelawney's und Tarſitza's, der Schweſter des Odyſſeus, den Beſuch bei Kanaris und die ausführliche Nachricht von dem Einbruche und der Gefangennahme der Chondroïanni in Aegion. Die Möglichkeit einer Begebenheit, wie die letzterwähnte, die allerdings ein trauriges Bild von dem damaligen Zuſtande Griechenlands giebt, war ſchon in jener Zeit aus craſſen Mißgriffen eines Gouvernements herzuleiten, deſſen eben ſo beklagenswerthe als unbegreifliche Unfähigkeit und Verblendung den einſichtsvollſten griechiſchen und auswärtigen Staatsmännern ſo wenig wie dem Scharfblick des fürſtlichen Reiſenden entgehen konnte. Bei der jetzigen Verwaltung ſind Gräuel, wie die von ihm nacherzählten, im Innern Griechenlands ſo wenig denkbar, wie in längſt policirten europäiſchen Staaten. Wie weit übrigens ſelbſt in einer nur etwas ſpätern Zeit, als worin jener ſchrieb, den Zeitungsnachrichten über die Räubereien in Griechenland Glauben beizumeſſen war, mag man daraus abnehmen, daß damals ein Forſtofficiant, Namens Maiſon, im Café d'Europe zu Athen im Beiſein des Referenten aus einer deutſchen Zeitung zu ſeinem nicht geringen Entſetzen erfuhr, wie er ſelbſt vor einiger Zeit in der Nähe von Athen von Klephten überfallen und maſſacrirt und ſein gräßlich verſtümmelter Leichnam nach der Militärcolonie Irakli gebracht ſei. Die ganze Schreckensgeſchichte war auf eine Schmarre im Geſicht zu reduciren, die er, wenn wir nicht irren, im Streit mit ein paar Holzdieben davon getragen, iſt aber unſeres Wiſſens nie widerrufen worden.

Im zweiten Capitel, das eine Wintertour im Gebirge des Peloponnes enthält, bricht der bejammernswerthe, hier jedes Schattens von Bequemlichkeit und Comfort entbehrende Vergnügling in lamige Jeremiaden aus, die die beabſichtigte komiſche Wirkung nicht verfehlen können. Am ſchlechteſten kommen die Mönche von Megaſpiläon weg, die er als ſolche Ideale von Schmutz und Filzigkeit darſtellt, daß ſich eine ſtinkende Samojedenhütte neben ihrem Kloſter, wie es hier geſchildert wird, noch wie eine holländiſche Biſitenküche ausnimmt. Referent, der das Kloſter freilich in beſſerer Jahreszeit beſuchte, fand dort ſo wenig wie andere Reiſende einen ſolchen Abgrund mehr als thieriſcher Schweinerei und wurde ſogar mit dem, vom Vergnügling ſo ſchmerzlich entbehrten Lammfleiſch gaſtfrei bewirthet, ohne daß er ſich zum Spaß für einen Verwandten hoher Perſonen (was man ihm auch freilich nicht geglaubt haben würde) hätte auszugeben brauchen. Bei der Beſchreibung der Oertlichkeiten wundern wir uns, die Capelle auf der höchſten Spitze des Berges Hypſilo Stawro übergangen zu finden, die eins der ſchönſten Panoramen im Peloponnes gewährt, ſo wie überhaupt das Kloſter hinſichtlich ſeiner Lage und Bauart den ſehenswertheſten Punkten Europa's beizuzählen iſt. Die durch die „Richards von Megaſpiläon" veranlaßte Philippica gegen den erbärmlichen griechiſchen Clerus iſt im Allgemeinen nur zu begründet, doch wäre zu wünſchen, der Verf. hätte hier ſo manche ehrenwerthe, durch den Contraſt doppelt rühmliche Ausnahme nicht überſehen. Auch kann ihm, der ſich als Puppenſpieldirector ankündigt, bei dem geübten Blick hinter Couliſſen aller Art, unmöglich entgangen ſein, daß die hart geſcholtenen griechiſchen Cleriker in ihrer dermaligen Wirkſamkeit durch und für ſich nichts ſind, wohl aber willfährige und ſehr brauchbare Marionetten in der Hand jener ſchlaueſten Maſchinen-Directrice, der ruſſiſchen Diplomatie. Es iſt gewiß keins der geringſten Uebel, deretwegen Griechenland zu beklagen iſt, daß noch immer ein großer Theil des, durch die Pfaffen in ſtupider Bigotterie erhaltenen Volkes in den Ruſſen nur ſeine Glaubensbrüder ſieht, ſtatt in ihnen ſeine furchtbarſten Feinde bei Zeiten zu erkennen. Unbegreiflich ſcheint es, wie auch nur ein Grieche vergeſſen konnte, daß zweimal, 1770 und 1820, durch eben jene Ruſſen die zuerſt argliſtig aufgemunterten Hoffnungen Griechenlands grauſam getäuſcht, die Glaubensbrüder ſchmählich verläugnet und der Rache ihrer Tyrannen preisgegeben wurden, ſobald der große Herrſcher von Turan (wie ihn der große Philoſlave oder -ſklave Fallmerayer poetiſch nennt) auf andere Weiſe ſeine Zwecke beſſer durchzuſetzen meinte. Daß ſich die griechiſchen Prieſter von dem Flecken, im Solde ſolcher Schutzherren zu ſtehen, nicht reinigen können, macht ihnen mehr Schande, als alle ſchmutzigen Handtücher und ungekämmten Bärte Megaſpiläons.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

29. Juli. № 24. 1841.

Das Princip der Restauration in der Pädagogik.

(Schluß.)

Zweitens der religiös-sittliche Standpunkt dieses Buches. Wie trübe es in einem Gemüthe aussehen müsse, das solcher Attentate gegen Schiller und Goethe fähig ist, wie sie hier vorkommen, liegt zu Tage, auch, daß dieselben durch die Reverenzförmelchen nicht besser, nur schlimmer werden. Denn ein ehrlicher Fanatismus ist jedenfalls besser als ein unehrlicher. Auch das wird jeder Leser jener Schimpftiraden sogleich merken, daß der Verf. manche der allerwichtigsten Schriften jener Männer, z. B. die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen gar nicht gelesen haben kann oder nur im Schlafe gelesen haben muß. Wie würde unser Eiferer erschrecken und hoffentlich auch sich schämen, wenn er dort, was bei ihm als winziges Fünkchen mitten in einem schauerlichen Geistes- und Gemüthsnebel sich findet, ein vernünftig-strafendes Wort über die negative Seite der französischen Revolution von dem Dichter der Idee derselben mit dem ganzen Glanze, mit dem vollen Feuer eines für die höchsten Ziele der Menschheit glühenden und durch philosophische Studien durchgebildeten Geistes und Gemüthes ausgesprochen fände. — Aber wir können noch andere Belege anführen für die Behauptung, daß die Tendenz des Verf. irreligiösen und unsittlichen Charakters ist; denn anders können wir eine Tendenz nicht nennen, welche auf die Destruction des theuern Erwerbes eines ganzen Jahrhunderts ausgeht, einer Errungenschaft, welche erworben worden ist nur durch das gewaltige Streben einer Reihe der erhabensten Geister unserer Nation, durch ein in dem Maße kaum je dagewesenes Aufgebot aller sittlichen Kraft von Seiten der ganzen Nation selbst, und in allen einzelnen Ständen durch ein erneutes Ringen nach einer immer geisteshelleren, immer gemüthsfrischeren, immer sittlich strengeren Erfüllung der Berufspflicht, — endlich in dem unscheinbaren Kreise der Schule durch das unverdrossene, unter Mühe und großentheils hartem Druck einer kärglichen Lage rastlos fortgesetzte Wirken einer ehrwürdigen Classe von Staatsdienern, des Standes der Schullehrer der deutschen Nation. Der Verf. will das Schulwesen nicht etwa in der Ungeduld eines stürmisch vorwärtsdringenden Eifers, der einen jungen Menschen wohl auch zu harter und übereilter Anklage verführen könnte, hastig und mit Ueberspringung nothwendiger Mittelstufen einer schönern und herrlichern Gestalt zuführen; er will es unter vielfachen verläumderischen Behauptungen um ein Jahrhundert etwa zurückschrauben. Die Realschulen sind ihm (S. 8) geistige Vampyre unserer Nation, — die Volksschulen sind, „Gott sei es geklagt, noch weit mehr (als die Gymnasien) von ihrem Ziele, Elementarschulen zu sein, die Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens zu lehren, abgekommen" (S. 12); (die Religion vergißt an dieser Stelle der fromme Eifer!) gegen die Gymnasiallehrer erfolgen wiederholt die unverschämtesten Anklagen, Anklagen, wie sie der Wahrheitseifer, selbst wenn er blind ist, nicht hervorbringen kann, z. B. S. 17, S. 349 u. 359, und die Stelle über die Directoren. Doch das ist nichts, rein gar nichts gegen S. 323 u. 324, wo der Verf. in Zärtlichkeiten und in Grimmigkeiten gegen das alte und gegen das neue Volksschulwesen recht con amore sich ergießt. Wir theilen die Stelle ganz mit; sie ist zur Selbstcharakteristik des religiös-sittlichen Gemüthszustandes und der Tendenz des Verf. zu wesentlich, als daß sie verkürzt werden dürfte: „Wenn man sonst an einer ABC-Schule vorüberkam, so erschrak man wohl manchmal über den außerordentlichen Lärm, welcher darin zu hören war. Ueber hundert Schüler mußten oft zusammen lesen, und die keckſten und munterſten strengten sich an, ihre Genossen noch zu überbieten. So hatte z. B. unser alte Lehrer — Gott segn' es ihm noch im Grabe! — die vortreffliche Sitte, alle Woche eins der fünf Hauptstücke des Lutherschen kleinen Katechismus von der ganzen Classe hersagen zu lassen; aber nicht etwa nur Einmal, sondern Tag für Tag unmittelbar nach dem Morgengesange. Ein halbes Jahr hatte ein Neuherübergekommener Zeit, diese Hauptstücke zu lernen; aber wehe ihm, wenn er sie dann im zweiten nicht ganz vollkommen einzeln aufsagen konnte! Nämlich dieser alte Mann war — ein Talent, welches bei den neumodigen Volksschullehrern auch aus der Mode zu kommen scheint, — so glücklich im Ausspüren Derjenigen, welche bloß die Lippen öffneten und nicht sprachen, daß seinem Späherblicke selten einer länger als vier Wochen sich entziehen konnte. In gleicher Weise war täglich eine Stunde für das Bibellesen angesetzt. Auch hier lasen wir den größten Theil der Stunde mit einander und so laut, wie wir konnten. Freilich, wenn wir stille halten sollten, und der gute alte Liebau — so hieß dieser unvergleichliche Lehrer (den die Dankbarkeit seines zartfühlenden Schülers auf diese Weise noch aus dem Grabe heraufzerrt!) — rief sein „Halt!" dazwischen, so zitterten beinahe die Fensterscheiben, und wir Jungen merkten, daß wir doch noch lange nicht laut genug lesen oder schreien konnten. Jetzt ist das ganz anders geworden. Wenn die Kinder das ABC lernen, so ist das ein Genuschele und Gezischele, als ob sie's Keinem sagen dürften, was sie da treiben. Und nachher da wird hübsch einzeln gelesen und hergesagt, es könnte ja Einer noch zu weit zurück sein oder nicht gelernt haben. Um diese Einzelnen bekümmert man sich sorgfältiger, hält die ganze Classe länger auf als sonst, betrachtet sie also nicht,

wie es ſein ſoll, als Maſſe, ſondern als lauter Barone mit gleicher Stimmfähigkeit und dieſen oder jenen noch als Grafen oder Prinzen, je nachdem er's Kleid trägt!" In der Mitte dieſer Stelle noch eine Anmerkung unter dem Text (S. 324), die wir gleichfalls mittheilen müſſen: „Da ſieht man, worauf ſonſt unſere Vorfahren auch ſahen, nämlich daß ein Schulmeiſter — man hatte ja ehedem (in glücklichern Zeiten, nicht wahr, Herr Günther? ach wer die wieder erlebte!) auch ausgediente Corporale mit kräftigem Commandobaß und noch kräftigerem Rohrſtocke — nicht ſo ein ſchwächliches, piepiges, kricklices Ding ſein dürfe, ſondern ein Mann, der leſen, ſchreiben, rechnen, ſingen, beten, prügeln und ſchreien konnte. Aber dafür gewöhnten ſich auch die Jungen frühzeitig an nervenerſchütternde Töne und bekamen, wenn ſie groß wurden, nicht gleich bei jedem Meſſerwetzen und Sägenſchärfen ein fieberartiges Zittern und nervöſen Kopfſchmerz. Wenn die Einrichtungen unſerer Vorfahren zu vielen Dingen gut waren und zu Einem vielleicht nur halb oder drei Viertel gut: ſo will man heut zu Tage nur das Eine gut haben, und fragt nicht darnach, ob es ſonſt gar Nichts hilft oder gar ſchadet." Der eifrige Hr. Verf. wollte wohl nur die triviale Wahrheit etwas effectvoller machen, daß eine imponirende Perſönlichkeit, eine mächtige Stimme, auch eine ſchöne Gabe für den Lehrer iſt und hat nur zum Unglück vergeſſen, daß der Herr auch in den Schwachen mächtig iſt; da er nun aber einmal dieſe empörende Rohheit niederzuſchreiben vermochte, ohne daß die ſündigende Feder der bebenden Hand entſank, was bleibt ihm nun zu thun übrig? „So dich eins deiner Glieder ärgert, ſo haue es ab und wirf es von dir!"

Noch könnte, wiewohl dieſe aus dem bisher Geſagten ſich von ſelbſt ergiebt, die beſtimmte Nachweiſung vermißt werden, daß des Verf. Thun im principiellen Zuſammenhange ſteht mit dem Dichten und Trachten einer ganzen Partei. Wir können uns darüber kurz faſſen. Wir ſind weit entfernt, dem Princip der Reſtauration die formelle Bildungsloſigkeit des Verf. zuzurechnen, — o, es kann jenes Princip auch anders als im nicht recht abgeſtäubten Schulrocke auftreten. Es kann erſcheinen im blendendſten Glanze des Geiſtes und der Anmuth, mit einem Herz und Sinne bethörenden Zauber des ſüßeſten Sirenengeſanges, — Ref. weiß dies nur zu gut, hat er doch auch einmal in Adam Müller's Banden gelegen! — Auch die vielerlei unſcheinbaren Lügenmanoeuvres bleiben billig dem Verf. allein zur Laſt, desgleichen ſein wüſter und roher Subjectivismus, dieſe innere Zuſammenhangsloſigkeit ſeiner ganzen Bildung. Aber wenn er uns um die Früchte einer glorreichen Vergangenheit bringen möchte, ſo iſt dies Beſtreben nicht ein närriſches Privatgelüſte; aus dem Princip ſelbſt geht der Wunſch und die Sehnſucht nach Maßregeln hervor, durch welche Univerſitäten, Gymnaſien, Real-, Bürger- und Volksſchulen unterhöhlt, und möglichſt auf den Stand einer Zeit zurückgeführt werden würden, welche ihre Aufgabe ſo gut gelöſt haben mag, als nur immer unſere Zeit die ihrige, aber uns eben übrig gelaſſen und uns in den Stand geſetzt hat, mehr zu leiſten, die wir das Gleiche unſern Nachkommen überlaſſen werden; und auch die Erſcheinung fließt aus dem Principe, daß, wenn es zugleich feige Vertreter findet, denen der Muth und die Ehrlichkeit des vollen Fanatismus fehlt, den uns der liebe Gott, wenn einmal Fanatismus noch ſein ſoll, doch ja in ſeiner Gnade recht bald verleihen möge, — daß es, bei allen thörichten Hoffnungen doch immer in der Klemme und zwiſchen Thüre und Angel gepreßt, ein doppeltes Antlitz zeigt, Grimmigkeiten und Zärtlichkeiten mit Berechnung ausgehen läßt, daß es liebreich verketzert und gefällig ſchmeichelt, daß es ſein nothwendiges Endreſultat, die Aufhebung des proteſtantiſchen Staates und der proteſtantiſchen Kirche entweder ganz verſchweigt, oder doch nur ſeinem gefahrloſeren Theile nach ausſpricht. Und der ſittliche Grund und Boden dieſes Weſens iſt die Trägheit und der Hochmuth und die Lüge des nur naturwüchſigen, ja in dieſer Naturwüchſigkeit noch verdorbenen Subjectes; und dieſe drei Sünden in ihrer innern Einheit bilden die wahre Erbſünde des Menſchengeſchlechtes, die wir nur ja nicht abläugnen wollen und die hervortritt bei dem Kinde zum erſten Mal da, wo es aus Trägheit nicht das Kreuz des Lernens auf ſich nehmen will und vom Hochmuth gern ſich vorlügen läßt, daß es jenes Kreuz auf ſich zu nehmen auch nicht nöthig habe.

Um nun zum Schluß noch einmal auf das vorliegende Buch und auf deſſen Verfaſſer zurück zu kommen, lautet unſer Geſammturtheil kurz ſo: Hrn. Günther's Buch iſt, mit Ausnahme der wenigen gut zu nennenden, ja relativ ausgezeichneten Partieen, die wir oben hervorgehoben haben, in wiſſenſchaftlicher, wie in praktiſcher Hinſicht nicht etwa bloß unreif und übereilt, ſondern werthlos und verkehrt, — in Hinſicht auf Form höchſt ungebildet, wüſt und roh, — in Hinſicht auf die im Weſentlichen zu Grunde liegende Weltanſchauung, Denk- und Sinnesweiſe, auf ſein Wünſchen und Hoffen nicht etwa bloß in Extreme hineinſtreifend, ſondern weſentlich unchriſtlich, phariſäiſch und deſtructiv, — was aber die Wahrſcheinlichkeit des beabſichtigten Erfolges betrifft, — bis zur Lächerlichkeit unſchuldig und gefahrlos. Die Corporale werden nicht an die Stelle der Seminariſten, die Theologen nicht, was gerade den tüchtigen unter ihnen ſelbſt nicht einfällt, an die Stelle der Lehrer der Philologie treten, philoſophiſch gebildete Lehrer nicht als ſchädliche Speculanten von Anſtellungen ausgeſchloſſen werden; das geſammte Schulweſen, wie die ganze Zeit, wird nicht im Rückwärts, ſie wird im Vorwärts ihr Heil ſuchen und finden, ſelbſt wenn Hr. Günther, ſtatt ſich zu reformiren an Haupt und an Gliedern, mit einer Reſtauration des ganzen Unterrichtsweſens herauszutreten ſich entſchließen ſollte.

Wie aber war eine ſolche Erſcheinung nur möglich? Wir wollen dieſe Frage nach Kräften beantworten.

Zunächſt iſt eine objective, thatſächliche Grundlage nicht abzuläugnen, die ſich denn freilich der erhitzten Vorſtellung Hrn. Günther's ſogleich zur grellſten Caricatur verkehrt. Der Aufſchwung des wiſſenſchaftlichen wie des öffentlichen Lebens hat die Forderungen an die Unterrichtsanſtalten außerordentlich geſteigert, die Kenntniß aber und den rechten Gebrauch der zur Herſtellung einer zugleich umfangreichern und tiefern Bildung aller Stände anzuregenden Mittel um ſo weniger ſogleich in dem zu wünſchenden Maße nach ſich ziehen können, als die Wiſſenſchaften ſelbſt ohne Ausnahme, trotz aller ungeheuern ſchon gewonnenen klaren Reſultate, ſo wie trotz der verbeſſerten Methoden wiſſenſchaftlicher Darſtellung und Entwicklung, ſich doch noch überwiegend in einem Zuſtande des Werdens, der Gährung befinden. Daher ohne allen Zweifel eben um der unendlich

höhern Aufgabe willen, und vielleicht gerade am meiſten bei denen, welche ein recht lebendiges Verlangen und auch die Befähigung in ſich tragen, die Jugend zu einer tiefern Bildung zu führen, Mißgriffe der verſchiedenſten Art; dies zu ſagen, dazu iſt keine große Autopſie vieler Unterrichtsanſtalten nothwendig, auch gar nicht nöthig, darauf hinzuweiſen, wie jener Gährungszuſtand in den ſich drängenden Schulbüchern der Gegenwart ſich reflectirt, man kann es a priori wiſſen; es wird ſo ſein, denn es kann nicht anders ſein. Was hat nun da der pädagogiſche Schriftſteller zu thun? Sicherlich nicht hinter dem Berge zu halten, oder gar zu ſchmeicheln und zu lobpreiſen, ſondern nach reiflicher Erwägung, nach vielfacher Praxis, offen und ehrlich ſein Urtheil herauszuſagen, — aber nicht ſchwachſinnig Zeter zu ſchreien über die arge Welt, nicht zu verkennen den doch gemachten großen Fortſchritt, und vor allen Dingen nicht hämiſch ganze Claſſen von Lehrern zu verunglimpfen und zu verdächtigen. Wer dies thut, der darf ſich nicht zu ſeiner Entſchuldigung und Rechtfertigung auf das unzweifelhafte und in den pädagogiſchen Journalen fortwährend ernſtlich verhandelte Vorkommen vieler Mißgriffe berufen, der hat allenfalls zum äußerlichen Ausgangspunkte für ſein verwerfliches Treiben die Erfahrung, aber die Entſtellung dieſer Erfahrung zum greulichſten, lügenhafteſten Zerrbilde iſt nur möglich durch innere Gebrechen der eignen Seele, — wir haben ſie bereits oben im Allgemeinen bezeichnet und finden ſie bei dem Hrn. Verf. in reichſtem Maße vor. Von einem grenzenloſen Hochmuthe zeugt dies Buch faſt durch und durch, und am widerwärtigſten da, wo der Verf. in der Angſt vor dem zu erwartenden Gerichte ſich abmüht, beſcheiden zu ſein; von Scheu vor der Arbeit und Zucht des Denkens zeugt es nicht minder, eben ſo von einer bereits weit gediehenen Fertigkeit in der Selbſttäuſchung, als ob dieſe Zucht, die Niemand ſein ganzes Leben hindurch gegen ſich zu üben unterlaſſen darf, gerade ihm, dem Verf., nicht nöthig ſei. In allen drei Beziehungen wollen wir aber dem Verf. einen guten Rath, um zur Geneſung zu gelangen, nicht vorenthalten. Wo ſo viel Mängel der Bildung ſich zeigen, darf man nicht ſogleich zu viel verlangen; wir rathen ihm alſo bloß: 1) vor allen Dingen mehr Logik, — wir meinen die ganz gemeine, ordinäre Logik, um's Himmels willen nicht die ſpeculative, — und weniger Rhetorik zu ſtudiren, 2) viel zu ſchreiben und das Geſchriebene wiederholt und genau durchzuſehen und zu corrigiren, aber möglichſt wenig frei zu ſprechen, — und 3) was den ſchlimmern Schaden anlangt, recht fleißig die Bibel zu leſen, um zu lernen, was Chriſtenthum heißt, dagegen recht wenig oder lieber gar nicht ſich um die fanatiſirend chriſtliche Partei in unſerer Litteratur, eine partie honteuse in derſelben — nicht minder als die frivole, zu kümmern. — Aber durch den Hochmuth iſt noch keineswegs Alles erklärt. Das Buch des Verf. hat von denen ſeiner Partie doch noch eine zu ſpecifiſch verſchiedene Farbe, wie ſchon oben angedeutet worden. Dieſe, glauben wir, rührt daher, daß der Verf., von Haus aus ein weichherziger Menſch, der auch die Spuren der Weichherzigkeit noch keineswegs ganz in ſich auszutilgen vermocht hat, von dem Bewußtſein mangelnder Charakterkraft gedrückt, von außen her ſich hat in den bequemen Fanatismus hineinterroriſiren laſſen. Er ſchnallt wohl den Panzer über den Weiberrock; aber wie bärbeißig er auch ſich anſtellen möge, der Weiberrock guckt doch dann und wann durch, und zum Ueberfluß wird, wie wir geſehen haben, nach vollbrachten Thaten allzuraſch der beſchwerliche Panzer wieder abgeſchnallt. Sodann wird wohl auch noch eine geheime, ganz ſtille, ſtille Hoffnung den Verf. ermuthigt haben, die Hoffnung, ſchlimmſten Falles ſich immer noch hinter die Autorität von Hrn. Thierſch flüchten zu können, deſſen freilich nicht wegzuläugnende Verkehrtheiten indeß doch noch bedeutend abſtehen von den Abſurditäten unſers Hrn. Verfaſſers, und, was wichtiger, auch wohl die Hoffnung, je ſchlimmer es ihm ergehe, deſto mehr ſeiner Partei als hoch zu ehrender Märtyrer zu gelten. Wir fürchten, er hat ſich verrechnet; Hr. Thierſch wird ſich dieſes Genoſſen ſchwerlich annehmen oder erfreuen, und — die Partei wird den Streiter, der ſeine Sache ſo ſchlecht gemacht, wohl klüglich desavouiren.

Und hiermit nehmen wir Abſchied von den Leſern und von Hrn. Günther; — auf Wiederſehen, wenn's ihn gelüſten ſollte, und wenn wir nicht fürchten müſſen, durch weitere Bekämpfung eines nicht allzu gerüſteten Gegners die Achtung desjenigen Publicums zu verſcherzen, nach deſſen Achtung wir allerdings ernſtlich trachten.

R. H. Hiecke.

„Südöſtlicher Bilderſaal. II. Griechiſche Leiden."

(Fortſetzung.)

In Kalawryta, wo der Reiſende ſich von den ausgeſtandenen Drangſalen erholt, geſchieht etwas Unerhörtes: zwei lebendige Creaturen Neugriechenlands finden Gnade vor ſeinen Augen und reſp. Gaumen, ein junges Mädchen und der Fiſch Veſtropha, ja letzterer begeiſtert ihn ſogar, in Verbindung mit dem Beginn des Aufſtandes in Kalawryta, zu der geiſtreichen Parodie auf Franklin's Grabſchrift: „Sceptrum eripuit tyrannis *et fluvio piscem*." Die Schilderung des Styr und anderer Landſchaften, die der Verf. leider in übler Jahreszeit und deshalb noch üblerer Laune ſah, verdient wegen ihrer Treue und Lebendigkeit rühmende Anerkennung. Dagegen müſſen wir den der geſammten Bevölkerung gemachten Vorwurf der Trägheit als zu hart und abſprechend beſtreiten. Daß nicht ihr Naturell die Griechen zum Müſſiggange hinzieht, beweiſt genugſam die Thatſache ihres Heranreifens zur Selbſtändigkeit, ihr ganzer Aufſtand, der nur durch eine, auf Betriebſamkeit beruhende Intelligenz vorbereitet und nur mit Hilfe der geiſtigen und materiellen Früchte ihres Handels- und Gewerbfleißes begonnen und zum Theil durchgeführt werden konnte. Lebt in einigen, früher beſonders gedrückten Provinzen die Maſſe des Volks noch in beklagenswerther Trägheit, ſo iſt dieſer Uebelſtand aus der langen Gewohnheit, ſich durch tyranniſche Herren der Früchte ſeiner Arbeit beraubt zu ſehen, leicht zu erklären und wird der immer mehr Wurzel faſſenden Ueberzeugung von der jetzigen Grundloſigkeit ſolcher Furcht von ſelbſt weichen, beſonders wenn ein einſichtsvolles Gouvernement es ſich angelegen ſein läßt, der Thätigkeit des gemeinen Mannes ein angemeſſenes Feld zu öffnen, wozu ſich Gelegenheit die Hülle und Fülle bietet. Daß der Grieche die Mühe nicht ſcheut, ſobald er ſieht, daß ſie ſich irgend verlohnt, zeigt auf das Evidenteſte eben die Umgebung von

Peristera und Solos, die unserm Verf. im frischen Andenken sein mußte, als er jene Beschuldigung niederschrieb. Nur in wenigen Gebirgsgegenden möchte der Boden bis zu solcher Höhe hinauf mit solchem, vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckenden Fleiße bebaut sein, ein Fleiß, der bei der Mangelhaftigkeit der Werkzeuge um so mehr Bewunderung verdient.

In dem, vergleichungsweise kurzen dritten Capitel wird die Seereise von Aegion nach dem Isthmus und von da nach Athen erzählt, wo jetzt, laut dem aus Semilasso entlehnten Motto, nach ausgespielter Schicksalstragödie Harlequin seine Possen treibt. Bei der Beschreibung von Piräeus*) und der Umgegend ist zu bedauern, daß dem Verf. keine bessere Karte zu Gebote stand. Er würde dann nicht darauf gekommen sein, die Mündung des Kephissos im Hafen Aphrodision zu suchen, wo sie sich nie befunden. Jener Fluß ergoß sich beträchtlich weiter östlich in die Bucht von Phalerus, wohin er auch jetzt durch einen Canal wieder abgeleitet ist.

Das folgende Capitel handelt von dem Aufenthalt in Athen, es ist aber darin, wie auch die Ueberschrift naiv besagt, meist von andern, zum Theil sehr heterogenen Dingen die Rede, von Diplomaten zu Athen und an andern Orten, von dem Pascha von Aegypten und dem Könige von Baiern, dem „alle litterarische Sünden" des Autors bekannt sind und dem dieser auf der Pnyx die Hand drückt, von dem modernen Diogenes von Meyern und dem lieben seligen Herrn von Gentz, dem eine lange Digression gewidmet ist und der ein noch größerer Gastronom, als der Vergnügling, gewesen sein muß, endlich von dem obligaten Weihrauch, womit letzterer hier, wie überall, beräuchert wird, und beiläufig von gewissen obscuren Recensenten, die den Semilasso angegriffen haben sollen, diesem aber „so unbekannt geblieben sind, wie den Südseeinsulanern unsere Beschreibungen derselben." Bei dieser Gelegenheit lehnt der Verf. den ihm gemachten Vorwurf der Standesvorurtheile mit der Versicherung ab, er wolle lieber der Sohn eines reichen jüdischen oder christlichen Banquiers sein, als ein alter Edelmann. Wir wissen nicht, um wie viel schlechter sich die Welt befinden würde, wenn sie weder mit reichen Banquiers, noch mit alten und jungen Edelleuten gesegnet wäre, doch scheint es uns hier am Ort, zu bemerken, daß des letztern Segens Griechenland sich bis jetzt nicht zu erfreuen hat. Die Leser der griechischen Leiden könnten durch die häufige Erwähnung des Herrn von Catakazy (Katakasi), der Fürsten Kantakuzeno und Andrer zum entgegengesetzten Irrthum verleitet werden. Die Griechen sind aber außer den Norwegern das einzige Volk in der europäischen Christenheit, das keinen Adel im gewöhnlichen Sinne kennt. Katakasi mag als russischer Edelmann ein Herr von sein, aber die phanariotischen Fürsten und ionischen Grafen führen diese ungriechischen Titel nur als Denkmäler der Knechtschaft ihrer Väter, denen die Pforte und resp. die Republik Venedig jene Prädikate verliehen — meist als Lohn der Verdienste, die sie sich als willfährige und brauchbare Werkzeuge zur vollständigern Unterjochung ihrer Landsleute um ihre Gebieter erwarben. Viele von diesen waren es, denen das Wort Rhiga's galt:

Νὰ σφάξωμεν τοὺς λίγους, ποῦ τὸν ζυγὸν βαστοῦν
Καὶ Ἕλληνας τολμῶσι σκληρὰ νὰ τυραννοῦν!

Solcher Adel*) wird von dem griechischen Bürger weder anerkannt, noch beneidet. Anderseits läßt sich die patriarchalische Verfassung der Manioten wohl mit den ehemaligen Clans der schottischen Hochländer vergleichen, hat aber mit der modernen europäischen Aristokratie gar nichts gemein. So lange Griechenland des aristokratischen Princips entbehrt, müßte es freilich schon deshalb, nach der im zweiten Theil der griechischen Leiden erläuterten Ansicht, darauf verzichten, eine Rolle in der Welt zu spielen. Der Verf. pflichtet a. a. O., S. 434 ff. der Meinung eines englischen Admirals bei, daß die Superiorität der englischen Marine hauptsächlich dem dort herrschenden, streng aristokratischen System zuzuschreiben sei, und spricht demnächst die Ueberzeugung aus, daß überhaupt bei unserer dermaligen, auf barbarischen Elementen beruhenden Civilisation geregelte Despotie und selbst Sklaverei die besten Mittel seien, ebensowohl eine Nation groß, wie eine Flotte, eine Armee, ein Schiff, ein Regiment wirksam und formidable zu machen. Die größten Epochen in der Geschichte, heißt es weiter, seien immer solche, wo Despotie und Sklaverei am schroffesten hervortreten. Ganz gefehlt hätten uns beide bis jetzt, Gott Lob! noch nie. In Deutschland schienen sie jetzt am wenigsten vorhanden zu sein, weshalb dies auch die unbedeutendste politische Rolle spiele, in den vereinigten Staaten Amerika's am meisten, weil es dort noch wirkliche Sklaven gebe und überdies in der Regel Jeder daselbst der aufgemachteste, servilste Sklave des Geldes sei (Südöstl. Bilderf. III. S. 435 f.).

(Schluß folgt.)

*) Oder wie Hr. v. Rosenberg consequent fehlerhaft schreibt, Pyräus. Man braucht eben kein Buchstabenklauber zu sein, um die immer wiederkehrenden Verunstaltungen griechischer Wörter, wie Khenkreiä, sardonisches Meer, Opisthodromos, Paliocastro, Berg Olonos und viele andere unangenehm zu finden.

*) Einzelne hochachtbare, um Griechenland hochverdiente Phanariotenfamilien hier namentlich auszunehmen, hieße sie beleidigen. Ein Ypsilanti oder Mawrokordato schätzt sicher den nicht officiellen Ehrentitel: Erretter des Vaterlands, höher, als den ihm von unzeitiger Devotion angehängten πρίγγιψ oder αὐθέντης.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

30. Juli. № 25. 1841.

Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und ſchriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, Großherz. ſächſiſchem Hofrathe und Oberbibliothekar. I. Band XXXII u. 496 S. II. Band VI u. 728 S. Berlin, 1841. Verlag von Duncker und Humblot.

Ein Buch, in beſter Abſicht, aber im übelſten Humor geſchrieben; ein großer Gegenſtand, kleinlich behandelt; pedantiſchen Angriffen eine ebenſo pedantiſche Vertheidigung entgegengeſetzt. Der Verf. will von ſeiner näheren Stellung aus uns Goethe's Bild Zug für Zug beleuchten: nun bemerkt er eine Schaar häßlicher Fliegen, die ſich auf den Marmor geſetzt haben: ergrimmt macht er die Fackel zur Klatſche, und aus der Beleuchtung wird eine Fliegenjagd.

Goethe iſt dem Verf. ein verkannter, geſchmähter Genius, ein Mann, der für ſaure Arbeit und große Leiſtungen von ſeiner Nation nur Gleichgiltigkeit, ja Undank eingeerntet hat und noch erntet: und die bittere Galle, die über ſolcher Mißhandlung ſich in dem Freunde und Verehrer des Dichters ſeit vielen Jahren angeſammelt, iſt es, worin er ſeine Feder taucht. Giebt es nun aber für eine Schilderung, reſp. Verherrlichung, Goethe's eine ungünſtigere Stellung? Wer vorausſetzt, Goethe ſei von ſeiner Nation noch immer nicht gehörig anerkannt, der giebt deſſen Sache eigentlich ſchon verloren. Denn ein Dichter, dem es im Zeitraume von zwei Menſchenaltern bei einer Nation wie die deutſche und in einer Periode wie die unſrige nicht gelang, ſich Bahn und Anerkennung zu verſchaffen, dem muß es wohl an Kraft und Gehalt dazu gebrechen: und ſtellt ſich nun ein Bewunderer deſſelben der Nation und deren Sprechern gegenüber, ihr Kaltſinn, Neid, Undank gegen den Dichter vorzuwerfen, ſo wird der Leſer eher geneigt ſein, auf der Seite des Einen Subjects Ueberſchätzung ſeines Helden, als auf Seiten des objectiven Volksgeiſtes jene Fehler zu ſuchen.

Aber iſt es denn wahr mit dieſer Verkennung Goethe's? Man ſieht an vielen Stellen des Riemerſchen Buches: den Verf. genirt beſonders die größere Celebrität, deren ſich Schiller erfreut. Allein das iſt ein Umſtand, der ganz in der Ordnung iſt, und den auch Goethe ſelbſt in der Ordnung gefunden hat. „Meine Sachen können nie populär werden," ſagte er, wenn ich nicht irre, zu Eckermann; und das iſt es: populärer iſt Schiller, und wird und muß es auch bleiben. Aber verliert denn Goethe dabei? hat er oder ſein verſtändiger Verehrer Urſache, damit unzufrieden zu ſein? Daß im Vorhofe der Poeſie mehr Leute ſich befinden als im Heiligthum, und in dieſem wieder mehrere als in's Allerheiligſte zugelaſſen werden, iſt ja wohl natürlich. Ueber die Schaaren im Vorhofe nun, ſeien es ſolche, die durch ihre Geiſtes- und Bildungsſtufe für immer darin feſtgehalten ſind, oder ſolche, welche die Beſtimmung haben, bei reiferen Jahren in die inneren Räume vorzudringen, herrſcht Schiller unumſchränkt; hier iſt Goethe entweder unbekannt oder unverſtanden. Im mittleren Raume erhebt ſich ſofort der denen draußen befremdliche, denen drinnen lächerliche Streit, welcher von beiden der größere Dichter ſei; und hier iſt es auch, wo übrigens gebildetere Menſchen von moraliſcher Engherzigkeit und politiſchem Fanatismus zu Schmähungen gegen Goethe hingeriſſen werden. Im innerſten Heiligthum aber verſtummt der Lärm, jede andere deutſche Dichtergröße iſt als untergeordnet draußen geblieben, ruhig wird hier neben den Geiſtern erſten Ranges aus allen Nationen Goethe verehrt und genoſſen, die großartigen und harmoniſchen Verhältniſſe ſeiner Natur, als Charakter wie als Genius, bewundert, ſeine Schwächen und Fehler weder geſchmäht noch geläugnet, ſondern als die Grenzen ſeines Weſens und ſeiner Zeit begriffen. Und daß nun, wie geſagt, jener großen Schillerſchen ecclesia gegenüber die Goetheſche nur eine ecclesiola iſt, — kommt denn dabei Goethe zu kurz? Im Gegentheil! wenn anders, nach dem alten Spruch, in ſolchen Dingen die Stimmen zu wägen ſtatt zu zählen ſind.

In dem Eifer, mit dem er ſich für Goethe wehren zu müſſen glaubt, ſchlägt der Verf. ohne Unterſchied nach Allem, was jenem, ſei es freundlich oder feindlich, zu nahe kommt: nicht bloß nach Böttiger und Menzel, ſondern auch nach Leſſing, nach Bettina; nicht bloß nach Herder, ſondern auch nach Schiller. Man kann nicht umhin, an treue aber biſſige Hunde zu denken, welche nicht allein dem Feind oder Räuber, der ihren Herrn bei der Kehle packt, ſondern auch dem Schneider, der ihm einen Rock anmißt, dem Arzt, der ihm den Puls fühlt, ja dem Freunde, der ihm um den Hals fällt, an die Beine fahren. Weil Leſſing ſich in Goethe's

Erſtlinge nicht finden konnte, eröffnet er die Reihe der „andern Kläffer, Möppel und Spitze, die Goethe'n bis nach ſeinem Hinſcheiden nicht losließen;" er heißt ein litterariſcher Renommiſt und der kritiſche Klopffechter ſeiner Zeit. Bettinen wird beſonders das übel genommen, daß ſie ſich beigehen läßt, mehrere Goetheſche Gedichte auf ſich zu beziehen, ja einige ſeiner Sonnette für poetiſche Bearbeitungen von Stellen aus ihren Briefen auszugeben. Der Verf. will Beweiſe der Unmöglichkeit in Händen haben, die ſich nicht mittheilen laſſen: die mitgetheilten haben wenig zu bedeuten. Denn daß mit dem Ablehnen des Zuviel der wirklichen Annäherung in Goethe's von Bettina ſelbſt mitgetheilten Briefen die feurigen poetiſchen Liebeserklärungen unvereinbar ſeien, iſt ebenſo falſch als der Schluß, ſo arm könne Goethe's Phantaſie und Herz auch im 60. Jahre nicht geweſen ſein, daß er Empfindungen von Bettina erſt hätte entlehnen müſſen (wer ſagt denn das?), um ſie nun, wie ein griechiſcher Hypophet die begeiſterten Naturlaute der ſomnambulen Pythia, in Verſe zu bringen. Doch geſetzt auch, es wäre nur zum geringſten Theile Wirkliches, was uns Bettina in jenem Briefwechſel vorführt, ſo iſt es darum doch Wahres, nicht bloß in dem allgemeinen Sinne der poetiſchen Wahrheit, ſondern auch in dem beſondern der charakteriſtiſchen, ſofern ſie Goethe'n, ob in wirklichen oder fingirten Situationen, doch nur ſo giebt, wie er ſich ſelbſt in ſolchem Falle gegeben haben müßte. Die Idee, das Totalbild Goethe's, und zwar des wirklichen Goethe, wie er in ſeinen Werken lebt, tritt uns aus Bettina's „apokryphiſchem Evangelium," wie es der Verf. nennt, ungleich lebensvoller und energiſcher entgegen, als aus ſeiner, wenn auch noch ſo kanoniſchen Apologie. Vollends von dem unabhängigen poetiſchen Werthe jenes Werkes der unbeſtreitbar erſten deutſchen Dichterin hat der Verf. ſo wenig eine Ahnung, als jener Philiſter in der allgemeinen Zeitung, welcher ihr Buch von der Günderode durch Nachweiſung etlicher chronologiſchen Unmöglichkeiten zu vernichten meinte. Im Gegentheil! was ihr der Erzählerin nehmt, legt ihr der Dichterin zu. Am widerwärtigſten aber iſt es, wie durch das ganze Riemerſche Buch hindurch, bei jeder Gelegenheit nicht nur, ſondern oft auch ohne ſolche, Schiller angeknurrt wird. Den Neid gegen Schiller's ihn überſtrahlenden Ruhm, von welchem Goethe auch nach des Verf. Schilderung frei war, meinte er ſtatt ſeiner übernehmen zu müſſen. Eiferſüchtig wird darauf gehalten, daß in dem Verhältniß beider Männer eigentlich nur Schiller der geförderte Theil geweſen ſein ſoll. Nicht bloß irriger Tadel Schiller's gegen Goetheſche Productionen wird mit Aerger zurückgewieſen; ſondern daß er nur überhaupt ſich herausnahm, etwas beſſer wiſſen zu wollen, wird befremdlich, daß er ſich gar noch etwas Eigenthümliches vorbehielt, worin es ihm Goethe nicht nachthun könne, vollends unerträglich, ja Goethe's ganze Freundſchaft für ihn nur aus dem Grundſatze des erſteren, über Freunde nicht zu denken, erklärlich gefunden. — Man verkleinert aber Goethe, wenn man, um ihn groß zu machen, ſeine Concurrenten auf dem deutſchen Parnaß verkleinern zu müſſen meint: eben darin vielmehr zeigt ſich ſeine abſolute Größe, daß er es wohl leiden kann, wenn alle andern neben ihm ſo groß als möglich ſich machen oder gemacht werden, ſofern er immer ſicher iſt, unter den Großen der Größte zu bleiben.

Das Bild, welches Hr. Riemer von Goethe's Weſen und Leben entwirft, trifft mit demjenigen zuſammen, welches der Urtheilsfähige ſich längſt aus ſeinen Werken und den ſonſtigen Mittheilungen über ihn abgezogen hatte; auch bisher unbekannte Einzelheiten werden beigebracht, ohne daß wir damit etwas weſentlich Neues erführen. Manches der Art war dem Verf. durch Rückſichten der Discretion mitzutheilen verboten: aber warum verſchob er dann die Herausgabe ſeiner Denkwürdigkeiten nicht bis zu der, wenn auch noch ſo ſpäten Zeit, wo dasjenige mittheilbar ſein wird, deſſen Mittheilung ſeinem Buche, ſo wie es angelegt iſt, allein ſelbſtändigen Werth geben konnte? Durch ſolches Vertuſchen wird namentlich ſeine Schilderung desjenigen Abſchnittes aus Goethe's Leben, welcher noch am meiſten der Aufhellung bedarf, der Periode von ſeiner Ueberſiedelung nach Weimar bis zur italieniſchen Reiſe, durchaus unbefriedigend. Jedermann weiß, und der Verf. ſelbſt deutet es an, daß in jener Zeit Goethe nicht bloß den neuen Menſchen allmälig anzog, ſondern auch den alten austobte: Hr. Riemer zeigt uns nur jene Seite, nicht auch dieſe, um nicht hochgeſtellte Perſonen zu compromittiren. So kann man auch mit ſeiner Vertheidigung der angegriffenen Seiten Goethe's zwar ihrem Ergebniß nach zufrieden ſein; aber nicht immer mit der Art, wie, noch mit der Auswahl der Punkte, welche vertheidigt werden. Iſt die Art, wie Goethe's berufene Vornehmheit, ferner ſein Verhältniß zu ſeiner nachmaligen Gattin und Aehnliches gerechtfertigt wird, höchſt vernünftig und beifallswerth: ſo iſt dagegen die weitläufige Apologie ſeiner Religioſität viel zu ängſtlich; daß aber Anſtalt gemacht wird, ſeine Gewohnheit, zu dictiren, gegen die Anklage auf Bequemlichkeit zu vertheidigen, ja, daß er gegen den Vorwurf, er habe die Hunde nicht leiden können, auf 2½ Seiten in Schutz genommen wird, muß Jedermann lächerlich finden. Mit Recht widerſpricht Hr. Riemer denjenigen, welche an Goethe als Dichter und Menſchen nur die vorweimariſche Periode ſchätzen: aber nicht minder einſeitig iſt ſeine Vorliebe für den alten Herrn. Treten im Alter die Leidenſchaften zurück, ſo treten, und traten auch bei Goethe, dafür gewiſſe Charakterſchwächen hervor: in poetiſcher Hinſicht aber ſteht Goethe's ſpäteſtes Werk gegen ſeine früheſten in entſchiedenem Nachtheil; wogegen der Verf., wie natürlich, ſich als großen Bewunderer des zweiten Theils Fauſt erweiſt.

Könnte man es hiernach auffallend finden, einen ſo rüſtigen Kämpfer gegen philologiſchen Pedantismus hier ſelbſt als Pedanten zu betreffen, ſo iſt das Ungünſtige ſeiner perſönlichen Stellung zu Goethe in Anſchlag zu bringen. Als vieljähriger Hausgenoſſe und Gehülfe des Dichters hatte er zwar Gelegenheit, ihn genau zu beobachten; aber er ſtand ihm zu nahe, zu unſelbſtändig gegenüber, um ihn vom rechten Geſichtspunkte aus faſſen zu können. Daher nimmt er die Schattenpartieen ſeines Bildes für böswillig angeſpritzte Flecken, und iſt alsbald mit dem Schwamm bei der Hand, um ſie zu verwiſchen. Der Verf. iſt an ſeinen Gegenſtand wohl heran-, aber nicht auch wieder von demſelben zurückgetreten, er iſt ihm nicht objectiv, ſein Geiſt gegen denſelben nicht wieder frei geworden. Daher die Maßloſigkeit ſeiner Bewunderung, die Ausſchließlichkeit ſeiner Verehrung, die Engherzigkeit ſeiner Liebe, die Intoleranz ſeiner Begeiſterung. Glaubt deswegen Hr. Riemer, laut ſeiner Vorrede, durch ſein Buch die Meinung widerlegt zu haben, als ob es für den Kammerdiener keinen Helden gäbe: ſo hat er dieſelbe, ſofern doch jener Satz nur ſagen will, der Kammerdiener werde ſeinen Helden immer kleinlich auffaſſen, vielmehr beſtätigt; ob er ihn kleinlich tadeln wird, oder kleinlich bewundern, kommt auf das Herz und die Bildungsſtufe des Kammerdieners an. Strauß.

„Südöſtlicher Bilderſaal. II. Griechiſche Leiden."

(Schluß.)

Der Verf. würde mit Recht Jeden auslachen, der ſich auf eine kritiſche Prüfung oder Widerlegung dieſer exorbitanten Behauptungen einließe; wir abſtrahiren davon, ſo wie von der Frage, ob eine Nation groß oder gar glücklich zu nennen iſt, wenn ſie die Welt beherrſcht, wozu ſie ſich allerdings unter einer deſpotiſchen Regierung am beſten qualificirt; nur in dem zuerſt berührten ſpeciellen Fall erlauben wir uns die Unentbehrlichkeit des ariſtokratiſchen Syſtems zu beſtreiten, indem wir dafür ganz einfach das Wort Subordination ſetzen. Dieſe hat mit der Ariſtokratie nichts zu ſchaffen und iſt, wie das vom Verf. ſelbſt angeführte Beiſpiel von Amerika darthut, bei weſentlich demokratiſchen Inſtitutionen des Staats ſo ſtrenge, ja rigoros durchzuführen, wie nur irgend in einer Deſpotie. Wir könnten uns im Kleinen auf das Beiſpiel der griechiſchen Seeleute berufen, die trotz des, den Ausländer befremdenden cordialen Verhältniſſes mit ihren Befehlshabern, nicht bloß dem Commando wie Maſchinen gehorchen und auf einen Wink die ſchwierigſten und complicirteſten Manöver mit einer, auch dem ſachkundigſten Engländer Anerkennung abnöthigenden Präciſion und Gewandtheit ausführen, ſondern auch den drückendſten Beſtimmungen und härteſten Strafen mit einer Reſignation ſich fügen, die nicht minder, als ihre Brüderſchaft mit den Officieren, und im Verein damit doppelt merkwürdig iſt.

Nach dieſer langen Abſchweifung, die in dem verführenden Beiſpiel des Verf. ihre Entſchuldigung finde, erlaube man uns noch eine Bemerkung in Bezug auf eine der in Athen angeſtellten Betrachtungen über dieſe Stadt ſelbſt. Es wird aus mehrern Gründen getadelt, daß man das Terrain des alten Athen zur Gründung der neuen Hauptſtadt gewählt hat. Wir pflichten dieſer Mißbilligung in ſo weit bei, als es allerdings zweckmäßiger ſcheint, man hätte wenigſtens nicht grade mitten auf den Ruinen der alten Stadt, wo der Boden die meiſten antiken Reſte birgt, den Neubau begonnen. Es exiſtirt freilich eine Verordnung, wonach, wenn man beim Ausgraben der Fundamente eines Hauſes auf Alterthümer ſtößt, mit Bauen eingehalten und weiter nachgeforſcht werden ſoll, aber dies hat den doppelten Uebelſtand zur Folge, daß einerſeits viele Bauunternehmer häufig intereſſante Entdeckungen verheimlichen und ſo die archäologiſche Ausbeute beeinträchtigt wird, anderſeits, wo man dem Geſetze nachkommt, der Bau nur langſam vorwärts rückt. Beides wäre vermieden, hätte man, ſtatt an der Nordſeite, den Neubau einſtweilen ſüdlich von der Akropolis, wo jetzt das Militärhoſpital ſteht, begonnen und unterdeſſen ungeſtört unter dem Schutte der alten Stadt die Nachgrabungen fortgeſetzt.

Den, wie es ſcheint, ernſtlich gemeinten Wunſch des Verf., die Ruine des Denkmals von Philopappos auf dem Muſaion gänzlich entfernt zu ſehen, weil ſie aus einer ſpätern Zeit ſtammt und die Gegend von Athen nach ſeinem Geſchmacke verunziert, erwähnen wir als auffallendes Beiſpiel, zu welchem Vandalismus ein allzu pretiöſer Geſchmack und allzu verfeinerter Kunſtſinn führen kann. Das arme, ſeiner ſchönſten Zierden nicht durch die Gothen und Türken, ſondern durch einen venetianiſchen General*) und einen ſchottiſchen Grafen beraubte Athen hat, däucht uns, alle Urſache, mit den noch vorhandenen Reſten zu geizen, und ſollten es auch Sculpturen ſein, die ſich mit dem Fries des Parthenon nicht meſſen können.

Bedeutungsvoll am 1. April beginnt Hr. v. Roſenberg die Geſchichte eines geheimnißvollen Liebesabenteuers, die, zugleich auf Unterhaltung und Myſtification des Leſers berechnet, mit dem Grafen Erdmann im erſten Theil und den dort erzählten beiden Novellen in Verbindung ſteht und, wenn ſie, in den Liebesgeſprächen im Anfange, an die prolix lüſterne Manier des jüngern Crebillon erinnert, ſich im weitern Verlauf im letzten Theil zu einem Grade abenteuerlicher Bizarrerie und haarberganſträubenden Entſetzens erhebt, daß ſie hierin Alles, was der Verf. (III. S. 18) von der Richtung der neuern franzöſiſchen Litteratur anführt, wenigſtens erreicht, wenn nicht hinter ſich läßt. Durch das in den Namen der Hauptheldinnen, Sara Ramor, und der ſchon erwähnten myſtiſchen Hündin Norma ſteckende Anagramm von Roman, ſo wie durch andre Winke werden die Leſer auf verſteckte Weiſe über das Weſen der Geſchichte au fait geſetzt. Das Intereſſe derſelben iſt durch die claſſiſchen Punkte Athen, Sparta und Ithaka erhöht, wo ſie jedesmal nach langen Unterbrechungen mitten unter ganz heterogenen Reiſeberichten auftaucht. Den Culminationspunkt bildet eine Scene, wo durch die magiſche Veranſtaltung von Graf Erdmann's,

*) Morroſini ſtürmte die Akropolis nicht, wie Hr. v. Roſenberg ſchreibt, vor 200 Jahren, ſondern (nach dem Bericht der „gelehrten Gimpel") erſt 1687.

mit Mächten der Finsterniß verbündetem Sohn die Hündin unter der verlockenden Gestalt der holden Sara erscheint, um Hrn. von Rosenberg zu Sünde und Mord zu verleiten, ein Plan, der durch des Grafen Fürsorge scheitert, da auf dessen Veranlassung der Betrogene zu seinem Heil vorher durch eine paralysirende Limonade in temporäre — Kälte versetzt ist. Von besonderer Wirkung ist hierbei der Umstand, daß bei der Pseudo-Sara durch frisches Blut in den herabwallenden Haaren die gräßlichen Wunden der Ohren sich verrathen, die jener, dem Teufel Verfallene, ihr vor der Verwandlung abgeschnitten hat. Diese Ohrabschneiderei scheint zu beweisen, daß der praktische Reisende es nicht verschmähte, selbst dem Klephten Sotirio Chondroïanni, dem er eine besondere Liebhaberei an solchen Operationen nachsagt, etwas abzulernen. Es genügt, noch zu bemerken, daß endlich am Schluß des letzten Bandes die kühnsten Wünsche des Liebenden, wenn gleich leider nur für eine Nacht, gekrönt werden, unbeschadet der frühern Verführung der Geliebten durch ihren Bruder.

Sehr anziehend, wenn auch nicht eben durchweg originell, schienen uns die, dem eingeflochtenen Roman secundär, nebst andern Curiosis, einverleibten Betrachtungen eines Chinesen über die moderne europäische Civilisation, worin der arrogant absprechende Ton eines Mannes der Mitte meisterhaft getroffen ist. Seine drolligen Klagen über die Einrichtung der Quarantaine-Anstalten wird keiner, der diese entsetzlichen Wohlthaten menschenquälender Humanität selbst genossen hat, im mindesten übertrieben finden.

Die übergroße Ausdehnung, zu der dieser Bericht über den südöstlichen Bildersaal schon angewachsen ist, verbietet uns, unsere Bemerkungen über die archäologischen Forschungen und Hypothesen des Reisenden in Marathon, so wie, außer dem bereits Anticipirten, ein detaillirtes Urtheil über den ganzen, 584 Seiten starken, dritten Band mitzutheilen. Wir beschränken uns darauf, zu berichten, daß man darin treffliche Schilderungen der interessantesten Theile des Peloponnes und der ionischen Inseln findet, und daß wir besonders mit Vergnügen bemerkt, wie der Reisende bei näherer Bekanntschaft auch den guten Eigenschaften der Griechen mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Adolf Ellissen.

Vorläufige Anzeige.

In meinem Verlage sind folgende höchst interessante und wichtige Flugschriften erschienen:

Hegeling, A., Heinrich Leo vor Gericht. Dramatische Scene aus dem Leben gegriffen.

Motto:

Görres und Leo: Sie ist gerichtet!
Stimme von oben: Ist gerettet!
Görres zu Leo: Her zu mir!
Innere Stimme verhallend: Heinrich, Heinrich!

gr. 8. 1838. Geh. 6 gGr.

— **B.,** Neu entdeckte Jesuitenbriefe. Bevorwortet durch ein Sendschreiben an Herrn Dr. Heinrich Leo. Zum erstenmal herausgegeben. gr. 8. 1839. Brosch. 9 gGr.

Marbach, Dr. Gotthard Oswald, Aufruf an das protestantische Deutschland wider unprotestantische Umtriebe, und Wahrung der Geistesfreiheit gegen Dr. Heinrich Leo's Verketzerungen. Erster Artikel. gr. 8. 1838. Geh. 8 gGr.

Desselben Werkchens zweiter Artikel. gr. 8. 1839. Geh. 8 gGr.

Meyen, Dr. Ed., Heinrich Leo, der verhallerte Pietist. Ein Litteraturbrief. Allen Schülern Hegel's gewidmet. gr. 8. 1839. Geh. 6 gGr.

Zschiesche, Dr. R., Die deutsche Theologie. Ein polemisches Votum gegen Prof. Dr. Leo in Halle. gr. 8. 1839. Brosch. 12 gGr.

Ferner sind im Laufe dieses Jahres in meinem Verlage folgende Bücher erschienen:

Bauer, Bruno, Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. 1. Band. gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

— — Die evangelische Landeskirche Preußens und die Wissenschaft. 2. Aufl. Brosch. 21 gGr.

Beschoren, Karl, Historisch-geographisch-statistisch-topographische Uebersicht vom preußischen Staate. gr. 8. 12 gGr.

Betrachtungen eines Militärs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. gr. 8. Brosch. 16 gGr.

Dantz, C. G. W., Elementarlehre der Landwirthschaftswissenschaft. 1. Band. gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 8 gGr.

Feuerbach, L., Das Wesen des Christenthums. gr. 8. Brosch. 2 Thlr. 8 gGr.

Friederich, F., Symbolik der Mosaischen Stiftshütte. Eine Vertheidigung Dr. Luthers gegen Dr. Bähr. Mit 23 Tafeln Abbildungen. gr. 8. Brosch. 3 Thlr.

Höpfner, Dr. Ludwig, Die Besitzrechtsmittel und Besitzprocesse des heutigen gemeinen und des königlich sächsischen Rechts. gr. 8. Brosch. 1 Thlr.

Klöpper, Dr. F. W., Liturgik oder Theorie der stehenden Cultusformen in der evangelischen Kirche, nebst praktischen Beilagen. gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Oesterreich im Jahre 1840. Staat und Staatsverwaltung, Verfassung und Cultur. Von einem österreichischen Staatsmanne. 2 Bände. gr. 8. Brosch. 4 Thlr.

Prutz, der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Litteratur seit Opitz. gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Rechenschaftsberichte über die Verwaltung Schwedens. Von der Regierung vorgelegt auf den Reichstagen von 1809 bis 1840. Aus dem Schwedischen. gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 18 gGr.

Schaller, Dr. J., Geschichte der Naturphilosophie von Bako von Verulam bis auf unsere Zeit. 1. Band. gr. 8.

— — Der historische Christus und die Philosophie. Kritik der Grundidee des Werks: „Das Leben Jesu von Dr. D. F. Strauß." gr. 8. Brosch. 1 Thlr.

Strauß, Dr. D. F., Charakteristiken und Kritiken. Eine Sammlung zerstreuter Aufsätze aus dem Gebiete der Theologie, Anthropologie und Aesthetik. gr. 8. 3 Thlr.

Triarchie, die europäische. gr. 8. 1841. Brosch. 1 Thlr.

Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft. In Verbindung mit vielen Gelehrten herausgegeben von Dr. A. L. Reyscher und Dr. W. E. Wilda. 5. u. 6. Band oder Jahrgang 1841. gr. 8. Brosch. 4 Thlr.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

401

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

31. Juli. № 26. 1841.

Der Urapologet als Selbſtapologet und die Politik der Chriſtlichkeit.

Ueber das Geſchichtliche im A. T. Ein Sendſchreiben. Mit einem Vorwort über die neueſte Polemik der Hall. Jahrb. von Dr. K. H. Sack. (16 S.) Bonn, 1841. Verlag von Weber.

Man hat viel von der Heuchelei der Theologie geredet, man ſollte auch ihre Verſchämtheit und ihre Politik rühmen. In anderen Gebieten, z. E. im politiſchen ſelbſt hat man durch den bisherigen Erfolg der Reaction das Selbſtvertrauen gewonnen, offen hervorzutreten und feierlich zu erklären, die Freiheit und ihre Bewegung in den Formen der Volksvertretung ſei die leere Bewegung der Ironie, das Reden der Repräſentanten vergeblich, die Verfaſſungen nur Schein, die Urkunden derſelben demzufolge nichts anders als Papier, die wahre Macht dagegen die lebendige Willkür der Beamten; kurz hier, wo man es grade recht verfänglich finden könnte, nehmen die Theoretiker und Praktiker der Reaction keinen Anſtand, die Freiheit und die Wirklichkeit des Staates entſchieden zu trennen und die leere ironiſche Bewegung in den Scheinvertretungen des regierten Theils vom Staate nur darum beizubehalten, um für das einzig reale Geſchäft, die Verwaltung, wie ſie meinen, ein fügſameres Material zu haben. Man könnte nun denken, die Politiker von dieſem Schlage ſeien viel weiter, als die Theologen, ihre Brüder, die ihrerſeits noch nicht dahin gekommen ſind, öffentlich den Schein auch für Schein zu erklären, und Theologie und Wiſſenſchaft als zwei vollkommen getrennte Dinge auszuſprechen. Aber man täuſche ſich nicht, ihre Verſchämtheit iſt vielleicht eine beſſere Politik als jene politiſche Unverſchämtheit, und wenn beide, was ihnen gemeinſchaftlich widerfahren wird, ihren jüngſten Tag erleben, ſo wird die obſcure Theologie vor ihre Richter treten und ſagen: „Was wollt ihr, mag es ſein, daß jene von der Freiheit gewichen ſind, bin ich jemals von der Wiſſenſchaft gewichen? Habe ich nicht ihre Lehrſtühle und Facultäten auf dem ordnungsmäßigen Wege gewonnen? Alſo urtheilt über jene, wie ſie es verdienen, an mir könnt ihr keine Schuld finden.“ Die obſcure Theologie verdeckt ihren Zwieſpalt mit der Wiſſenſchaft unter dem ſcheinbar unverfänglicheren Gegenſatz der Chriſtlichkeit zur Philoſophie und Kritik; ſie unterſcheidet innerhalb der Wiſſenſchaft ſelbſt und nimmt für ſich, wenn nicht das Wiſſen und die Erkenntniß, wenigſtens die Kenntniß und Gelehrſamkeit in Anſpruch. Die alten Jeſuiten ſind darin mit lehrreichem Beiſpiel voraufgegangen. Dieſe Pfiffigkeit, den eigentlichen Zwieſpalt mit der Wiſſenſchaft als ſolcher nicht zum Klappen kommen zu laſſen, ſondern zwiſchen ſchädlichem und unſchädlichem Wiſſen zu unterſcheiden, gewinnt in vorkommenden Fällen, wenn die wirklich wiſſenſchaftliche Theologie in ihren neueren Repräſentanten zu unterdrücken iſt, die Form der Advocatenkniffe und der latenten Intrigue. Die öffentliche Angelegenheit wird als eine Privatſache des betreffenden Individuums behandelt, daß dieſes ein Princip vertritt, wird cachirt, an die Stelle des Principienſtreites alſo wo möglich eine Zänkerei irgend welcher empiriſcher Individuen geſetzt. Je mehr die Obſcuranten ſelbſt wiſſen, was ſie erreicht haben, um ſo weniger ſoll die Welt es wiſſen. Die Bauerſche Angelegenheit, die wir in den Hall. Jahrb. 1841. Nr. 91. 106. 107. zur Sprache gebracht, iſt nicht die einzige dieſer Art, aber ſie iſt lehrreich genug, um nun, da Hr. Sack, ein Mitglied der bonner evangel.-theol. Facultät, ſich noch einmal vernehmen läßt, auch noch einmal zur Erörterung weſentlicher Zeitintereſſen zu dienen. Wir haben in der Discuſſion, die Hr. Sack herbeiführte, bewieſen, daß es ſich hier nicht um Wort und Factum in äußerlicher Richtigkeit und Uebereinſtimmung, ſondern in weſentlicher Wahrheit, dem Sinn und der Bedeutung nach handle. Die Urkunde, die in dem berliner Actenrepoſitorio liegt und die unſer Berichterſtatter allerdings von einem Ende bis zum andern geleſen hat, kommt hier nicht in Betracht. Die Sache iſt ohnehin klar genug: die Chriſtlichkeit hat auch bei der Zurückweiſung des Licentiaten Bauer, ſo oder ſo, ihren Willen gekriegt, und ihr Wille iſt nicht mehr verborgen. Hr. Sack, welcher als Decan der bonner Facultät zugleich das Geſchäft hat, ihr Advocat und Apologet zu ſein, giebt ſich aber nicht zufrieden, er bleibt bei ſeinem Grundſatz: si fecisti, nega, und hat den allerdings ſehr ſtarken Glauben, ſein Regiren könne die wahre Sachlage ändern und ſeiner Vertheidigung ſei das Schuldbekenntniß nicht anzumerken. Es liegt ein zweiter Druck des Schriftchens: „Ueber das Geſchichtliche im A. T. von Dr. K. H. Sack. Ein Sendſchreiben“ (16 S.), vor uns.

Dies iſt nun allerdings eben ſo unbedeutend, als Hr. Sack ſelbſt, und es würde unbeſcheiden gegen das Publicum ſein, wiederholt davon zu reden, wenn nicht heut zu Tage grade das Unbedeutende eine ganz eigne Bedeutung gewonnen hätte und das Behaben deſſelben an einem Platze, den es nicht auszufüllen vermag, nachgerade eben ſo verhängnißvoll als intereſſant würde. Man möchte gern die äußere Stellung zu einer geiſtigen Autorität erheben, man beſchwert ſich über Mißachtung dieſer Autoritäten und nimmt die alte Ironie: Aemtchen bringt Käppchen, und wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand für baare Münze, hält es daher nicht grade für nöthig, erſt den Verſtand zu ſuchen und ihm alsdann das Amt zu geben. Die Bedeutung der Unbedeutenden in unſerer Zeit iſt alſo die: daß man durch Stellung und Amtsautorität den Geiſt und die wahre Autorität im Reiche des Wiſſens und des Handelns, im Staat und in der Wiſſenſchaft, zu erſetzen unternimmt. Hr. Sack hat ſich in dieſe Politik vortrefflich eingelebt und ſtimmt aus voller Seele den Männern bei, welche die Mißachtung oder das Ignoriren der äußerlichen Stellung im Gebiete der Wiſſenſchaft zu einer litterariſchen Unſitte ſtempeln, während hier zum wenigſten die Republik eine Wahrheit und die Frage nur die iſt, was einer leiſtet, nicht was er für ein Amt bekleidet. Ich finde es daher ſehr naiv, wenn Hr. Sack mich „unbeſcheiden" und „beiſpiellos dreiſt" findet; wenn er aber von meinen „leidenſchaftlichen Angriffen" auf die bonner theologiſche Facultät und beſonders auf ihn ſpricht, ſo wird Jedermann begreifen, daß dieſe Leidenſchaft ſehr objectiv ſein müſſe, da ich perſönlich von den Herren in Bonn nicht im Geringſten berührt werde und das Rencontre mit Hrn. Sack für mich doch nur die heitere Bedeutung haben kann, daß ich den Sack ſchlage und den Eſel meine, Hr. Sack alſo für mich nur ein Fall iſt, wie ihn der Krankheitsgenius unſerer Tage producirt, und der mich nur intereſſirt als die Wirklichkeit und Individualiſirung des allgemeinen Leidens. Die perſönliche Wendung der Sache, welche Hr. Sack im Intereſſe des Obſcurantismus wünſcht, iſt daher nicht möglich. Sein Vorwort drückt dieſen Wunſch lebhaft aus, natürlich um von dem Principienintereſſe auf den Skandal abzuleiten. Er beginnt darin *von ſich* (als wenn es ſich um ihn handelte) und geht alsdann ſogleich dazu über, mir moraliſche, d. h. *perſönliche* Vorwürfe zu machen (als ob ich bei ihm zur Beichte oder wir beide in einem Eheſcheidungsproceß begriffen wären), indem er ſich alſo heraus läßt: „Nachfolgendes, an ſich ſehr geringfügige Schreiben an meinen Freund, Hrn. Pr. Löbell, würde ich nicht veröffentlichen, wenn mich dazu nicht die große Unbeſcheidenheit nöthigte, mit welcher Stellen aus dieſem, nur in wenigen Exemplaren für Freunde gedruckten Schriftchen in den Hall. Jahrb. (1841, Mai, 106. 107.) aus dem Zuſammenhange geriſſen und in ein ungünſtiges Licht geſtellt worden ſind. Iſt das recht und edel bei einer Schrift, die dem Publicum nicht vor Augen liegt, in Anſehung deren es alſo die Urtheile des Recenſenten nicht prüfen kann? Dem zu begegnen, iſt hier die Schrift, zu deren vollen Inhalt ich mich bekenne, ob ich gleich, natürlich, von vornherein vor dem Publicum nicht mit ſo Unausgeführtem würde aufgetreten ſein, und manche Wendung, die in einem freundſchaftlichen Briefe ganz an ihrer Stelle iſt, nicht würde genommen haben." Alſo *nur* für Freunde, nicht für den Recenſenten, und der Recenſent iſt unbeſcheiden und unedel, wenn er ein ſolches, zwar gedrucktes, aber nicht für ihn beſtimmtes Sendſchreiben durch die Abſtufung immer entfernterer Freunde zu Geſicht bekommt, Stellen daraus nun auch für ſeine Freunde dem Druck übergiebt und ſein Urtheil hinzufügt? Seltſam und ſehr delicat! Aber wenn einmal eine ſolche Indiscretion etwas austrug, warum vermied denn Herr Sack nicht von vorneherein die Möglichkeit dazu, warum wagte er den Druck und den Druck ohne alle Warnung vor unbeſcheidnem Leſen und Weiterſagen? Der erſte Abdruck war *nur* für Freunde, dieſer zweite wird *nur* aus Noth dem ganzen Publicum unterbreitet; die Unbeſcheidenheit des Rec., welche darin beſteht, „daß er Stellen aus dem Zuſammenhang geriſſen hat," iſt es, welche die abſolute Veröffentlichung nothwendig macht. Aber wer nun unſere Recenſion (Hall. Jahrb. Nr. 107) und dies Schriftchen vergleichen will, der wird finden, daß wir den *ganzen* in ſich zuſammenhängenden Epilog deſſelben, worauf es Hrn. Sack wegen ſeines darin ausgeſprochenen Entſchluſſes, unter Umſtänden ein Narr ſein zu wollen, vorzüglich ankommt, unverkürzt mitgetheilt haben. Hr. Sack ſagt in dieſem Epilog: Er habe es gewagt, ſeine Meinung in aller *Einfalt* heraus zu ſagen, ſelbſt auf die Gefahr hin, vor das Forum der Zeitkritik gezogen und dort verſpottet zu werden. Dieſe nachträgliche Reflexion über ſein Sendſchreiben (die übrigens mit dem Vorgeben, daß ſie *nur* den Freunden vor die Augen hätte kommen ſollen, ſchlecht zuſammenſtimmt) wird durch nichts aus dem Zuſammenhange geriſſen, weil ſie gar keinen andern Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden hat, als die ganz allgemeine Beziehung auf Herrn Sack's „Einfalt" und „Chriſtenthum," zwei Dinge, die auch ohne dies Sendſchreiben allen Leuten bekannt ſind, denen überhaupt Herr Sack bekannt iſt. Die Unredlichkeit und ein doloſes Citiren ſeines Recenſenten hat Herr Sack daher eben ſo gut, wie das ganze Sendſchreiben, „in ſeiner *Einfalt* herausgeſagt." Rec. iſt nicht „leidenſchaftlich" genug, um Schlimmeres zu argwöhnen. Das Sendſchreiben gewinnt aber auch dadurch, daß man es in Extenſo lieſt, wie der Verf. dies im Vorworte verlangt, kein geſcheidteres Anſehen; und wir hätten Herrn Sack wahrlich keinen Dienſt damit erwieſen, wenn wir es unverkürzt (es

trägt 9 Seiten aus) mitgetheilt und ihm die Entſchuldigung erſpart hätten, es werde nur aus Noth, nicht um ſeiner Tugend willen, publicirt. —

(Schluß folgt.)

Cicero und die Kritik.

Die Entſcheidung der Frage über Aechtheit oder Unächtheit eines aus dem Alterthum überlieferten Werks darf als der Gipfelpunkt philologiſcher Praxis angeſehen werden, in welchem die geſammten Elemente philologiſchen Wiſſens und Könnens ihre glänzendſte Bethätigung erhalten. An dieſe Praxis knüpft ſich der Ruhm jener großen Namen Bentley, Markland, Valckenaer und Wolf, die, während ſie als die Begründer derſelben daſtehen, zugleich noch immer als unübertroffene Muſter gelten können. Vorzüglich war es die Behandlung jener bekannten fünf Ciceronianiſchen Reden, durch welche F. A. Wolf den erſten Blitzſtrahl ſeines gewaltigen Geiſtes in ein Gebiet ſchleuderte, welches man bisher, trotz Markland's Ketzereien, nur mit ſtill verehrendem Glauben und blinder Anbetung zu betreten gewohnt geweſen war. Damals war es, als der alte wackre Voß an den Herausgeber der Marcellina das ſchwerholzige Diſtichon richtete:

Unausſprechlichen Jammer bereiteſt du Grammatikaſter,
Du mit kritiſcher Hipp' entaſtend den Tulliſchen Eichſtamm!

Und doch hatte Wolf, ſich fern haltend von der Unklarheit rein ſubjectiver Ahnungen und Empfindungen, in der bündigſten Weiſe die Grundzüge ſeiner Methodik für dieſe Unterſuchungen eben ſo erſchöpfend als ſtreng wiſſenſchaftlich dargelegt, und die Stärke ſeiner Demonſtration nicht auf die Einſeitigkeit entweder rein äußerer oder rein innerer Verdachtsgründe, ſondern auf den innigen Verein beider gebaut, indem er in der Vorrede zu den vier unächten Reden ſämmtliche Principien, die ihn bei der Entdeckung des Trugs geleitet hatten, der Reihe nach aufſtellte. Grammatik, Logik, Rhetorik, Hiſtorie, ethiſch-politiſcher und hiſtoriſcher Charakter des Schriftſtellers waren die Kategorieen, unter welche er die Verdachtsgründe ſubſummirte, und gegen welche verſtoßen zu haben er den unbekannten „Affen Cicero's" überführte. Dieſe Unterſuchungen machten im Inlande wie im Auslande kaum weniger Aufſehen als die berühmten Prolegomena, von deren grauſenhaften Ketzereien man ſich noch kaum erholt hatte. Verſagte doch ſelbſt die damalige Redaction des Journal des débats einer beiſtimmenden Anzeige der Wolfiſchen Ausgabe der Marcellina von dem gelehrten Boiſſonnade die Aufnahme, „weil eine ſo gefährliche Neuerung, die der Anſicht ſo vieler Jahrhunderte zu widerſprechen wage, mit den Grundſätzen der Stabilität, zu denen ſich das Journal bekenne, unvereinbar ſei." Außer Boiſſonnade erklärten ſich indeſſen auch noch andere Philologen, wie Baſt, Spalding, Heindorf, Buttmann u. A. für die Wolfſche Kritik, während dagegen die große Armee der alt- und ſtrenggläubigen Ciceronianer Ach und Wehe über die um ſich greifende Ketzerei rieſen, oder mit dem gutmüthigen Claus Wormius ſich in den bequemen Troſtſchlafrock einhüllten, daß doch die Asconii, Quintiliani, Camerarii, Manutii, Victorii, Lambini, Graevii, Ernesti und wie ſie weiter heißen, auch keine Narren geweſen, und daß es beſſer ſei cum illis errare quam cum Wolfio vera sentire. Es iſt dies ſo ziemlich daſſelbe Raiſonnement, mit welchem ſich noch vor etwa funfzehn Jahren ſo manche alte Professores logices et metaphysices die Fortſchritte und Entdeckungen der Philoſophie des 19. Jahrh. vom Leibe zu halten pflegten.

Wolf war indeſſen weit davon entfernt, mit der Ausmerzung jener fünf Reden das Corpus Ciceronianiſcher Schriftwerke für völlig gereinigt zu halten. Mündliche und briefliche Andeutungen bedrohten ſogar die hochberühmten Reden gegen Catilina in dem traditionellen Beſitze ihrer Schulglorie. Buttmann fand auf eine ſolche Aeußerung gleich bei der erſten dieſer Reden viel Verdachtsgründe. Er meinte, dieſe Rede könne wohl von einem römiſchen Hiſtoriker geſchmiedet und aus deſſen Werke von Sammlern Ciceronianiſcher Reden als Ergänzung eingefügt ſein (M. ſ. Fr. Aug. Wolf's Leben von Körte I, S. 331—332). Indeſſen hatte Wolf ſelbſt ſpäter mündlich in ſeinen Vorleſungen verlauten laſſen, die gemeinte unächte Rede esse alteram e mediis duabus. Ein andermal ſoll er geradezu die dritte als die unächte bezeichnet haben. Der grundgelehrte zürcher Ciceronianer Orelli, der in ſeiner Ausgabe die Sache erzählt, hielt jedoch Wolf's Bedenklichkeiten für nichts als einen Spaß und Scherz: Fr. Aug. Wolfius, criticorum sui temporis princeps (erzählt er) dum Turici degit, amicis discipulisque suis significavit, unam Catilinariam subditiciam sibi videri: quam inter quatuor, ut per totam vitam εἶρων erat, nobis divinandam benigne reliquit famam scilicet suam in re tam ancipiti periclitari nolebat. Ego vero subridens virum summum ita *iocari* vehementer laetatus sum.

Dieſer lächelnde Ausdruck altphilologiſcher Sicherheit, die ſich in ihrem hiſtoriſchen Beſitze unantaſtbar hält, iſt höchſt bezeichnend. Aber dieſes Lächeln der gelehrten Ciceronianer von der ſtrenggläubigen Obſervanz würde ſich unfehlbar jedem Andern als dem großen Wolf gegenüber in ein majeſtätiſches Zürnen verwandeln, das über einen minder berühmten Zweifler die rollenden Donner und die fulmina rhetoriſcher Phraſeologie zu ſchleudern nicht verfehlen dürfte. Zeuge davon kann Peerlkamp's Horaz und die Aufnahme ſein, welche er bei den deutſchen Philologen gefunden hat.

In der That aber hat Wolf gewiß ſeine Andeutung

keineswegs ſcherzhaft gemeint. Aber er war in den letzten anderthalb Decennien ſeines Lebens zu müde, um neue Kämpfe anzuregen. Er ruhte auf ſeinen Lorbeern und hatte ein Recht dazu wie einer. Nach ſeinem Tode trat, um früherer Schriften, wie die von Hug und Jacob zu geſchweigen, ein Verſuch hervor, der die Reſultate ſeiner Ciceronianiſchen Kritik umzuſtoßen unternahm. Es war dies ein Hr. Savels, der in einem Schulprogramme 1828 die fünf beſtrittenen Reden, und nachher (1830) die Rede post reditum in senatu in einer beſondern Ausgabe als ächte Ciceronianiſche Geiſtesproducte zu erweiſen unternahm. Auch prangen in den unzähligen Schulausgaben manche dieſer trübſeligen Machwerke immer noch als „auserleſene" Meiſterwerke, von denen der Geiſt der studiosa juventus am beſten genährt, oder, was bei Vielen damit identiſch iſt, die ſchwungvolle Periodologie und der ganze Klingklang der langathmigen Perioden am beſten erlernt werden könne. Und doch ſollte die in neuerer Zeit ſo hart bedrohte Schulphilologie alle Kraft anwenden, um ſich wenigſtens von dem Vorwurfe zu befreien, daß ſie über dem tönenden Geklingel der rhetoriſchen Floskeln und ſtyliſtiſchen ῥήματα oft Geiſt und Inhalt überhöre und überſehe. In der That, es giebt keine tödtlichere Waffe gegen die Anmaßung der claſſiſchen Partei in der Jugendbildungsſache, als wenn am Ende der Beweis geführt wird, daß ſie, trotz aller geprieſenen Fortſchritte ihrer Wiſſenſchaft und der höheren Kritik, ſich noch immer mit eigenſinniger Verehrung an altüberlieferte Productionen klammert, welche, in ſich werthlos, jene Verehrung in keiner Hinſicht verdienen, zu der die Jugend zu ihrem größten Schaden angeleitet wird. Wir wollen dabei außer den gedachten Ciceronianiſchen Reden nur noch an ſo manche Horatiana und Platoniana erinnern und ſind überzeugt, daß manche Schulmänner uns beiſtimmen werden, wenn wir offen bekennen, daß wir manches oft mit reifen und tüchtigen Jünglingen Geleſene und Interpretirte nach einer Reihe von Jahren nur mit großer Selbſtüberwindung, manches auch gar nicht mehr zu leſen und zu interpretiren im Stande ſind, weil ſich die Unächtheit, Hohlheit und Leerheit von einigen dieſer beliebten Schulſtücke bei reifendem Nachdenken und tieferem Eingehn auf den innern Gehalt immer unabweislicher aufdrängt.

Um auf Cicero zurückzukommen, ſo ſind uns ſeit Wolf nur drei Leiſtungen bekannt, welche den von jenem großen Kritiker eingeſchlagenen Weg einer kritiſchen Sichtung des ſtarken Corpus der Ciceroniſchen Reden ſelbſtändig weiter verfolgt haben. Dies ſind die Ausgaben der Rede für Archias von Schroeter (Leipzig 1818) und der vierten Catilinariſchen von Ahrens. Beide Herausgeber, deren Ausgaben uns leider nicht zur Hand ſind, ſuchten die Unächtheit dieſer Reden nachzuweiſen. An ſie ſchließt ſich drittens eine Abhandlung von Dr. Carl Büchner (dem Herausgeber der Rede pro Roscio Amerino): commentatio, qua M. Tullium Ciceronem orationis pro Archia Auctorem non esse demonstratur, deren erſter Theil in einem Programm des ſchweriner Gymnaſiums 1839 erſchienen iſt. Mit dieſer Arbeit werden wir es zunächſt zu thun haben.

Die gedachte Rede pro Archia fehlt in keiner Schulſammlung ſogenannter orationes selectae. Faſt alle Herausgeber ſind ihres Preiſes voll, und das haec studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant etc. findet ſich wohl ſelbſt im Gedächtniſſe des verbauertſten Landpaſtors, der haec studia ſeit einem Mitteljahrhundert an den Nagel gehängt hat, als claſſiſche Reminiscenz zuſammen. Indeſſen hatte doch jener Angriff Schroeter's wenigſtens den Erfolg ſelbſt bei dem grundgelehrten Orelli gehabt, daß er ſich nicht mehr recht traute — er, der ſein halbes Leben den Cicero geleſen, ſtudirt, edirt und emendirt hatte, die gedachte Rede unbedenklich für ächt zu halten. M. ſ. *Cic. Opp. ed. Orelli* Vol. II, P. II, p. 151. Ceterum, ſagt er, utrum haec oratiuncula ipsi Tullio tribuenda sit, nescio, equidem ἐπέχω. Id video, multa in *sententiis, declamatorio modo fere elatis*, non sine causa reprehendisse Schroeterum, alia, in *verbis*, nimis acriter videtur esse cavillatur. Was ſoll man aber zu ſolcher bequemen Denkfaulheit ſagen, mit der Leute, die den Ruf der gründlichſten Kenner und gelehrteſten Editoren Ciceroniſcher Werke haben, ſich bei einer ſolchen Hauptveranlaſſung, wo es gilt dieſen Ruf glänzend zu bewähren, hinter den Schirm und Schutz eines ſolchen „ἐπέχω" zurückziehen! Und wozu nützt es, die Kraft und Zeit eines Menſchenlebens an einen Schriftſteller zu verwenden, wenn ſolche Studien nicht im Stande ſind, in Lebensfragen, wie dieſe, den Anhalt eines ſichern Urtheils zu gewähren? — Andere Philologen, wie Stuerenburg und Klotz, begnügten ſich entweder die ſchwachen, meiſt ſprachlichen, Gründe jenes Häretikers zu widerlegen, und die ſtarken auf Sachen und Gedanken beruhenden zu ignoriren, oder ſie lehnten auch wohl alles weitere Eingehn mit der Bemerkung ab, „die Zeugniſſe der Alten ſeien ſo entſchieden und die ganze Rede athme ſo ſehr Cicero's Geiſt (!), daß es ſich der Mühe nicht verlohne, die vorgebrachten Gegengründe näher zu prüfen." Selbſt Drumann hat in ſeiner römiſchen Geſchichte die gedachte Rede für ein unbezweifelt ächtes, und was mehr ſagen will, ſehr bedeutendes, Werk Cicero's anerkannt, obſchon ſelbſt der alte Matthiä wenigſtens an dem letzteren bedeutend gezweifelt hatte. Und doch läßt ſich bis zur Evidenz erweiſen, und der Beweis iſt theilweiſe von Büchner geführt, daß dieſe Rede weder von Cicero jemals gehalten, noch daß ſie überhaupt von irgend einem Werthe, ſondern daß ſie vielmehr das Werk eines unreifen, in Cicero's Phraſeologie und äußerliche Rhetorik ziemlich eingeſchulten Kopfes iſt, der aber weder den Geiſt und die Rednergewalt dieſes merkwürdigen Mannes von ferne erreichte, noch von der Lage deſſelben und ſeinen politiſchen Verhältniſſen eine einigermaßen ausreichende Kenntniß hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

105

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

2. August. № 27. 1841.

Der Urapologet als Selbstapologet und die Politik der Christlichkeit.

(Schluß.)

Aus dieser Entschuldigung dämmert immerhin ein Fünkchen Selbsterkenntniß auf, wenn es gleich confus genug bleibt, im Texte des Epilogs (vgl. Jahrb. 1841. Nr. 107. Sendschr. S. 15.) zum litterarischen Märtyrerthum entschlossen, zur Verachtung auch der „Herrlichsten und Wissendsten" unter den kritischen Richtern gerüstet zu sein, in dem nachträglichen Prolog alsdann so ernstlich, wie wir oben angeführt, mit dem Recensenten zu hadern und auf seine Unbescheidenheit so viel Gewicht zu legen, die Narrheit vor der Welt aber, wenn nicht förmlich zu declíniren, wenigstens nach seiner Meinung zu moderiren. Die Form dieser Apologie ist höchst ergötzlich; sie lautet: „Herr Dr. Ruge wollte gern mich öffentlich als einen solchen hinstellen, dessen Wahlspruch sei: credo quia absurdum est, und der Narrsein vor der Welt aus Liebhaberei erwählt habe und um der Ungereimtheit seiner Sache willen tragen müsse. Mit nichten. Es heißt (in dem Epilog des Sendschreibens) relativ und hypothetisch: Ich will ein Narr sein, eher — ich mich zu einem gewissen Einstimmen in Zeitmeinungen bringen lasse. Auf dieses Eher kommt Alles an; nämlich eher ich mich zur Verleugnung dessen bringen lasse, was, meiner Ueberzeugung nach, zu dem wesentlichen Inhalt des Evangeliums gehört. Und dieses relative und hypothetische ein Narr sein wollen hat, Gott sei Dank, seit dem Apostel Paulus bis auf den heutigen Tag zum Charakter eines jeden wahren Theologen gehört und wird dazu gehören bis an das Ende der Tage." — Also ein hypothetischer und relativer Narr will Hr. Sack sein? Ich habe nichts dagegen. Aber habe ich denn behauptet, daß irgend ein Narr absolut närrisch sei? Jeder Narr ist ein Narr, eher, bevor, so lange bis, er in die wirkliche und allgemeine Vernunft seiner Zeit und seines Landes einstimmt; und habe ich etwa bei der Anführung des Epilogs dieses Eher unterdrückt? Hr. Sack weicht aber auch in diesem speciellen Fall wieder auf eine bedenkliche Weise von dem allgemeinen Begriff der Narrheit ab, indem er die naive Erklärung abgiebt, daß die „Zeitmeinungen" seiner Unzeitmeinung gegenüber nicht nothwendig das Vernünftige wären. Jeder Narr hält sich für gescheit und die Welt für närrisch; wer aber wie Christus, Paulus und Luther ein neues Princip in die Welt bringt, der geht auf die Zeitmeinung sowohl, als auf die Zeitvernunft ein, und die Erfahrung hat gelehrt, daß die Welt dergleichen nicht als Narrheit, sondern sehr ernsthaft nimmt und mit ihren besten Kräften sich ihm anschließt. Die Hochmuthstollheit hingegen, welche ihre subjectiven Einfälle, ihre ungebildete Opinion, der ganzen Wissenschaft, Kritik und Litteratur ihrer Zeit entgegenstellt und die Einfalt des Ignorirens und die Ignoranz der altgläubigen Beschränktheit für die wahre Weisheit ausgiebt, ist auf ganz umgekehrte Weise im Widerspruche mit der Welt, als es die Prophetie eines neuen Princips ist. Diese wird von der Welt zu ihrer Zeit noch nicht erkannt, jene ist von ihr für immer gerichtet und verworfen; die eine ist das Erhabene, die andere das Lächerliche. Das Erhabene wird nicht sogleich begriffen, das Lächerliche faßt jedermann sogleich, und wo die Lächerlichkeit für wir, da entsteht diejenige Narrheit, die von der Welt nicht nur begriffen, sondern mit Händen gefaßt und ins Narrenhaus gesetzt wird. Es wird Hrn. Sack nicht schädlich sein, sich den Unterschied zwischen sich und Paulus recht klar zu machen, und wenn er diese Uebung in der Selbsterkenntniß an den Begriff der Narrheit anknüpfen will, so ist das eine Unmittelbarkeit, von der in diesem Falle sehr wohl ausgegangen werden kann. Hr. Sack ist aber mit seiner hypothetischen und relativen Narrheit zum höchst problematischen Selbstapologeten geworden, Rec. aber so wenig leidenschaftlich gegen ihn gesinnt, daß er diese Calamität sehr bedauert und nur den allgemeinen Schluß daraus ziehen will, wie wenig eine kritiklose Apologetik auch sogar in persönlichen Angelegenheiten Stich hält. Möge nur Hr. Sack unsere Belehrung über die wahren und falschen Propheten (die Narren) nicht „unbescheiden" finden und sie lediglich der Selbstbewegung der Sache, wie der alte Hegel zu sagen pflegte, zuschreiben.

Wenn Hr. Sack nun aber noch einmal seiner Erklärung in der Leipziger Allg. Zeitung, 15. März 1841, gedenkt und es schmachvoll findet, daß ich dabei bleibe, dennoch in dem specifischen Christenthum der bonner Herren die causa remota der Bauerschen Zurücksetzung zu finden, so ignorirt er den ganzen Verlauf der Sache und die Ueberzeugung, die

nothwendig das Publicum gewonnen haben muß, — wahrlich eine ſeltene Verſchämtheit und eine gute Politik! Er ſagt, ich bliebe dabei ohne ſchlagende Beweiſe und meint nun, „wenn der ſchlagende Beweis in einem officiellen Actenſtück läge, wie das in die Hände des Rec. käme und mit welchem Recht er Gebrauch davon machte, um die Facultät öffentlich zu verdächtigen? Und den ſchlimmſten Fall geſetzt, was läge denn darin Arges? — — Wozu ſei denn das Recht der Facultät, bei Vacanzen Profeſſoren vorzuſchlagen? Doch wohl dazu, daß ſie den einen als eine ihr im Intereſſe des Ganzen *grata persona* bezeichne, den andern nicht?“ Aber zuerſt, welcher Menſch verlangt in dieſer Angelegenheit nach Actenſtücken, um ſich zu überzeugen, wie Hr. Sack und ſeine Freunde hier eingewirkt? und ſodann, wenn dieſes Wirken, welches übrigens allerdings aus einem officiellen Actenſtück bewieſen werden könnte, ſo arglos iſt, warum wird die Hinweiſung auf daſſelbe als eine „Verdächtigung“ bezeichnet? Handelt ſich's denn um Euere Moral und um Euer Gewiſſen? ja handelt ſich's auch nur überhaupt um Euch und um Euer Recht? Durchaus nicht. Die Bauerſche Angelegenheit beweiſt, daß die unglückliche Schrulle der ſpecifiſchen Chriſtlichkeit, die durch unſere Zeit geht, wie eine ſchwüle Gewitterluft, auch hier wieder in Wirkſamkeit getreten iſt und die Differenz des ungebildeten Glaubens mit der Philoſophie und den Conſequenzen des durch die Reformation befreiten Geiſtes deutlich herausgeſtellt hat. Wie die Perſonen heißen, die dabei mitgeſpielt, das iſt Nebenſache, und Hr. Sack mag ſich noch ſo ſehr in den Vordergrund drängen, ſein Name iſt nicht dazu beſtimmt, auf die Nachwelt zu kommen. Die Sache aber iſt unendlich wichtig; und wenn es einmal dahin gekommen iſt, daß nicht die wiſſenſchaftliche Qualification, ſondern die ſpecifiſch chriſtliche Geſinnung und das vermeintlich chriſtliche Bekenntniß die Motive zur Ergänzung der theologiſchen Facultäten werden, wenn es ernſtlich darauf ankommt, — und leider kommt es bereits faſt überall darauf an, — ob ein Theolog eine persona grata bei den Rechtgläubigen iſt oder nicht; dann, Hr. Sack, brechen die theologiſchen Facultäten die proteſtantiſche Entwicklung ab, dann geben ſie die Freilaſſung und Aufhebung der Ketzerei, den wirklichen Glauben an die Allmacht der Wahrheit und an die Tugend des freien Geiſtes auf, dann ſetzen ſie die Furcht auf den Thron, der göttliche Geiſt könne ſich ſelbſt abhanden kommen und es ſei nothwendig, mit der Glaubenspolizei ſeiner Entfaltung unter die Arme zu greifen. Die Folge aber wird die ſein, daß die theologiſchen Facultäten die Facultät, eine Zukunft zu zeugen und zu erleben verlieren, gleich wie ihre Vorfahren, die Phariſäer und die katholiſchen Pfaffen, und daß des Zimmermanns und des Bergmanns Söhne, die nicht in ihrem Synedrium ſitzen, gegen ſie aufſtehen und den Tempel reinigen, den ſeine Hüter entweihen und entgeiſtigen.

Hr. Sack verdeckt gefliſſentlich den wahren Inhalt der Frage und beruft ſich nur auf das formelle Recht, deſſen die Facultät ſich aber gar nicht einmal bedient hätte. Was iſt alſo, fragt er, das Verbrechen der bonner Theologen gegen Bauer, der ja lieſt, der ja in Bonn exiſtirt, den ja nicht ſie, ſondern die hohe Behörde ganz nach eignem Ermeſſen anzuſtellen hat? „Sie haben, antwortet er in unſerem Namen, ſämmtlich den Mann nicht vorgeſchlagen, der ſich jetzt noch entſchiedener als vorher zu uns (zur Philoſophie) hält, und das iſt ihre Sünde. Es iſt eine gute Gelegenheit, ſie ſämmtlich recht ſchwarz zu malen, damit wir dann recht zu Felde ziehen gegen — Windmühlen!“

In der That, wenn nicht gegen mehrere, doch gegen Eine Windmühle oder vielmehr gegen einen Windſack, der, weil er eine persona grata iſt, nun ſogleich alles Unangenehme, was die Kritik der chriſtlichen Reſtauration mit ſich führt, völlig hinwegwindbeuteln möchte. Denn er ſelbſt weiß es ſehr gut, daß es uns nicht um ihn und ſeine Collegen, nicht um die Wurſt und nicht um den Zipfel zu thun war, ſondern um die Reaction der Gläubigkeit gegen die philoſophiſche Theologie; er ſucht aber dem Publicum einzureden, wir wären rabbiat, ſtürzten mit dem kritiſchen Dolch durch die Straßen, ſtießen alle Begegnenden nieder und es müßte eigentlich von uns wie in jener Fabel heißen:

In Afrika war eine Schlange,
Die jedes Thier ohn' Urſach biß.

Sodann fügt er aber ſchließlich und zum Ueberfluß doch noch einen leidlichen Grund hinzu, weshalb die Bauerſche Angelegenheit zur Sprache gebracht worden ſei (dies geſchah bekanntlich ſehr beiläufig in dem Artikel über die Apoſtaſie der Leipziger Allgem. Zeitung, und wurde erſt auf Sack's Ableugnung des Thatbeſtandes ausführlicher unternommen), — man habe Bauer in die Profeſſur „hinauf ſchmähen wollen, nämlich durch Schmähung derjenigen, von denen man fingirt, daß ſie gegen jenen machinirt, indem man zugleich fingirt, daß ſie eine gewiſſe arge Tendenz (die Chriſtlichkeit?) haben, und ferner fingirt, die hohe Behörde werde ſich eine Anſtellung durch Schmähung abringen laſſen.“ — Und alle dieſe angeblichen Anſtellungsmanoeuvres, woraus ſind ſie entſprungen? Aus Hrn. Sack's Erklärung in der Leipziger Zeitung, die es uns zur Pflicht machte, das wahre Sachverhältniß nicht durch die Künſte der apologetiſchen Chriſtlichkeit verdunkeln zu laſſen. Wer anders alſo als Hr. Sack ſelber hätte jene Fictionen und ihre Gefahr auf dem Gewiſſen?

Hr. Sack nennt ſich einen ehrlichen Mann, dem man auf's Wort glauben müſſe. Er legt ein beſonderes Gewicht auf ſeine Ehrlichkeit. Wie kommt er denn da zu der ſeltſamen Inſinuation, unſerer Polemik gegen ihn einen apologetiſchen Zweck bei der hohen Behörde zuzuſchreiben, da

er „bei unſerer großen Kunde“ uns doch wohl zutraut, daß wir auch davon unterrichtet ſind, wie ſehr gerade er dort eine persona grata und noch etwas darüber iſt. Kann er als ſolche ehrlich ſagen, daß er an ſeine Fictionen glaubt? Ueberhaupt wäre es geſchickter geweſen, uns einen Zweck beim Publicum, ſo einen demagogiſchen, unterzulegen, ſtatt bei der hohen Behörde. Die Kritik auch des ſpeciellen Falles hat immer nur den allgemeinen Zweck, die Zeit über ihre Phänomene aufzuklären. Die ſpeciellen Wirkungen können ſie nicht kümmern. So z. E. bringen unter den gegenwärtigen Verhältniſſen dergleichen Aufklärungen für die betreffenden Individuen practiſch regelmäßig die umgekehrte Wirkung hervor. Wir erinnern hier nur an die Kritik der Romantik in den Halliſchen Jahrbüchern. Eine negative Kritik von Seiten der Philoſophie dient gegenwärtig nur als Empfehlung zu irgend einer Stelle. Dies Verhältniß iſt Hrn. Sack nicht unbekannt. Das Märtyrerthum, unter unſern Händen zu verbluten, beweiſt die Wahrheit des altruſſiſchen Glaubens, daß die pro patria Gefallenen in der Hauptſtadt wieder auferſtehen. Dies iſt ſüß. Darum rennt Hr. Sack wiederholt ſo todesmuthig in unſern Degen. Was wäre alſo unſer Zweck anders als höchſt unpractiſch, ideologiſch, idealiſtiſch und von dem Krämergeſichtspunkt des Hrn. Sack z. E. kreuzdumm? Wir geben dies zu. Aber das iſt immer noch kein Motiv für die Theorie, ſich darum weniger auf ſich zu verlaſſen; und ſollten wir diesmal die Wirkung erfahren, daß Hr. Sack über's Jahr Papſt würde und eine zweite Auflage von dem Buche ſeines Vorgängers über den Triumph der römiſchen Kirche beſorgte, auch das bewieſe noch nichts gegen die Nothwendigkeit und Autarkie der Kritik. Sie mag lange um ihre Praxis betrogen werden, ſie erobert dennoch die Welt und wird endlich mit ſo beſchränkten Erfolgen, als die Beförderung eines guten Freundes, bei weitem nicht zufrieden geſtellt, im Gegentheil (hört! hört!) ſie hat nichts Geringeres, als das Abſolute ſelbſt zum Zweck und verſteht ſich um vieles beſſer, als die oſtenſible Rechtgläubigkeit, auf den eigentlichen Sinn der Verheißung: „Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes, ſo wird euch das Andere alles von ſelbſt zufallen.“

Hr. Sack mag auf ſo unpractiſche Tendenzen nichts halten, er mag die hübſchen Wirkungen, welche chriſtliche Artikelchen und Broſchüren an einflußreicher und hoher Stelle haben, dem weitausſehenden Glauben des Philoſophen an den Geiſt der Geſchichte entſchieden vorziehen; wir unſerer Seits rechnen mehr auf die Wunder und Offenbarungen des Geiſtes in der Gegenwart und Zukunft und laſſen uns durch die troſtloſe Lehre einer ſpecifiſchen Offenbarung irgend einer alten Zeit, gegen welche die unſrige profan wäre, nicht irre machen. Die Trivialität dieſer Wunder- und Offenbarungslehre iſt übrigens der Hauptnerv der Geſchichtsanſicht unſers Autors. Wir reißen zum Abſchiede von ihm nur noch eine Stelle aus dem Zuſammenhange ſeines Sendſchreibens S. 13: „Und wenn wir den Fall ſetzen, die Geſchichte werde geſchrieben in einer Zeit und unter einem Volke, in welchem die Spuren und Erfahrungen eines göttlichen Eingreifens in die Entwicklung der Geiſter und der Dinge durch Offenbarungen und Wunder vorhanden ſind:“ — nun dann? — es iſt nicht nöthig den Nachſatz hinzuzufügen, um Hrn. Sack's metaphyſiſche ſowohl, als hiſtoriſche Impotenz noch weiter zu beweiſen. Solche Aphorismen, auch als Aphorismen, ſind ſo energiſche Anzeichen des geiſtigen Todes, daß alle Rabeblumen unendlicher Vorder- und Nachſätze den Leichengeruch nicht zu überholen vermögen. Ja, ſelbſt wenn uns die Ausſicht eröffnet wird, „das göttliche Eingreifen, die Offenbarungen und die Wunder“ könnten bald einmal wiederkehren, etwa mit Dampf aus Indien oder Nordamerika, ſo beſſert das nichts in der Sache: der Standpunkt iſt bedauerlich, er iſt närriſch nicht nur vor der Welt, ſondern auch vor der Wiſſenſchaft, und er wäre ſchlechthin nichtig, wenn nicht die Umſtände, deren wir oben gedacht haben, mit dieſer Karte der Freiheit und ihrer innerſten Quelle, der Philoſophie va banque! böten. Aber nur zu, wir halten die Wette!

Arnold Ruge.

Cicero und die Kritik.

(Fortſetzung.)

Büchner behandelt zunächſt in einem beſondern Capitel die Zeit, in welcher die Rede, vorausgeſetzt ſie ſei wirklich von Cicero, gehalten ſein müßte. Er zeigt in einer hiſtoriſch gründlichen Argumentation, welche wir hier unmöglich auch nur auszugsweiſe wiedergeben können, beſonders aus der Vergleichung von pro Archia cap. 11, § 28. mit cap. 5, § 11., daß die Rede, jene Vorausſetzung angenommen, nothwendig auf das Jahr 692 oder 693 oder 694 vor dem Monat Juni geſetzt werden müßte, und weiſet nach, daß ſie in das erſtgenannte Jahr unmöglich fallen könne, und daß auch die beiden andern Annahmen aller innern Wahrſcheinlichkeit zuwider laufen. Dies alles wird aus Zeugniſſen Cicero's ſelbſt in andern Schriften, namentlich ſeinen Briefen, nachgewieſen. Der Schluß, welcher hieraus zu ziehen iſt, macht ſich von ſelbſt. Im zweiten Capitel wendet ſich der Verf. zu dem in der Rede ſtatuirten innigen Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Cicero und ſeinem angeblichen Lehrer. Er weiſet nach, daß Archias weder von Cicero ſelbſt, ſo genau auch dieſer an verſchiedenen Orten ſeinen Studiengang und ſeine Lehrer von Kindesbeinen auf angiebt, noch von Plutarch oder ſonſt irgend einem Alten unter den Jugendbildnern Cicero's mit einer Sylbe erwähnt wird. Daß ferner aus dem Bildungsgange des Red-

ners einerſeits, ſowie anderſeits aus den Verhältniſſen des antiochiſchen Rhetors und Poeten, der ſich von ſeinem erſten Eintritt in Rom an fortwährend in der Lucullifchen Familie befand, gleichfalls hervorgehe, daß er zu keiner Zeit den Redner unterrichtet haben könne. Und doch beruht auf dieſer alleinigen Annahme, wie die erſten Sätze zeigen, die ganze Rede, deren Verfaſſer ſich nicht ſcheut zu bekennen quoad longissime potest mens mea respicere spatium praeteriti temporis et puoritiae memoriam recordari ultimam, *inde usque* repetens *hunc video miki principem et ad suscipiendam et ad ingrediendam rationem horum studiorum exstitisse.* Mit ihr ſteht und fällt alſo auch die Aechtheit der vielbewunderten Declamation.

Im dritten Capitel überblickt der Verf. Cicero's politiſche Stellung, wie ſie in der Zeit war, in welcher die Rede gehalten ſein ſoll, kurz nach der Catilinariſchen Verſchwörung. Es war dies die Glanzperiode des Redners und Staatsmannes. Cäſar und Pompejus dachten ſogar daran, den mächtigen, volksbeliebten Conſularen, den größten Redner der Zeit, zum Dritten in ihrem Bunde zu machen. Mit dieſem ſtolzen Bewußtſein, das damals die Bruſt des eitelſten und ruhmbegierigſten Mannes ſchwellte, contraſtirt in ſchneidender Weiſe jene lügenhafte Beſcheidenheit des vielgeprieſenen: si quid est in me ingenii, iudices, quod sentio quam sit exiguum. Aber der ganze prunkvolle, von den Pedanten des color latinus und der ſchlanken Perioden hochgeprieſene und oft als Muſter aufgeſtellte introitus enthält überdies einen dermaßen augenfälligen baaren nonsens, daß er kaum einem Schüler, geſchweige einem ſo gewiegten Redner und reifen Manne wie Cicero zu verzeihen ſein möchte. Hr. Büchner hat den Satz richtig bezeichnet, aus welchem der Rhetor dieſen dreigliedrigen Eingang ſich zuſammengekünſtelt hat. Quintilian ſagt einmal (III, cap. 5, § 1.) facultatem erandi consummari *natura*, *arte*, *exercitatione*. Etwas Aehnliches ſcheint auch dem Verfaſſer dieſer Declamation vorgeſchwebt zu haben als er ſchrieb: Si quid est in me *ingenii*, iudices, quod sentio quam sit exiguum, aut si qua *exercitatio* dicendi, in qua me non infitior mediocriter esse versatum, aut si *huiusce rei ratio* aliqua ab optimarum artium studiis ac disciplinis profecta, a qua ego nullum confiteor aetatis meae tempus abhorruisse, earum rerum omnium vel imprimis hic A. Licinius fructum a me repetere prope suo iure debet. Betrachten wir nun einen Augenblick dieſen Eingang etwas genauer.

Wir ſahen ſchon oben, daß der Redner hier und noch ausdrücklicher in den folgenden Perioden, ſo gut wie alles Verdienſt um ſeine ſämmtliche oratoriſche und wiſſenſchaftliche Bildung einem Manne zuſchreibt, den das Alterthum nur als einen mittelmäßigen Poeten kennt, und der weder bei Cicero ſelbſt, noch bei ſonſt irgend einem Alten unter den Lehrern und Bildnern Cicero's erwähnt wird. Aber das iſt noch bei weitem nicht Alles. Derſelbe Archias wird hier nicht nur als Cicero's vorzüglichſter Lehrer in der Beredtſamkeit und in den Wiſſenſchaften dargeſtellt, ſondern ihm verdankt der Redner auch ſeine „natürliche Anlage" (ingenium)! Denn auch von dieſer ſoll er den fructum prope suo iure repetere dürfen! Um ſolchen baaren Unſinn von einem Manne wie Cicero zu entfernen, braucht man wohl nicht erſt, wie Hr. Büchner gethan, deſſen eigne Worte (aus de Orat. I, 25) anzuführen, aus denen klar hervorgeht, wie er Naturanlage und Bildung durch Theorie und Uebung zu ſcheiden verſtanden habe. Aber auch mit dieſen Inepties ſind noch keineswegs alle Ungehörigkeiten dieſes Eingangs erſchöpft. Denn wenn auch ingenium und exercitatio der erſten und letzten Quintilianiſchen Beſtimmung vollkommen entſprechen, ſo iſt doch die mittlere, ars, durch das *huiusce rei* ratio höchſt ungeſchickt und ſchwankend ausgedrückt, da Cicero ſelbſt, ſo oft er ſich auch des vieldeutigen Ausdrucks ratio in ähnlicher Weiſe zu bedienen pflegt, doch gewiß immer alles Schwankende durch den genauen Zuſatz desjenigen, von dem die ratio zu verſtehen, zu vermeiden weiß. Daß ferner der Zuſatz *prope* nicht zu suo iure gezogen werden könne, ohne einen Verſtoß gegen den feſten Sprachgebrauch, hat ſchon Stuerenburg bemerkt, der deshalb prope repetere verbindet. Aber ſeine Erklärung earum rerum omnium hic A. Licinius fructum, sibi debitum prope, a me petere suo iure debet widerlegt ſich ſelbſt, und richtig bemerkt Hr. Büchner: „atqui fructus qui *prope* debetur, non prorsus debetur. Ergo fructum non prorsus debitum, *suo iure* nemo repetere potest." Endlich ſteht auch die Stellung im Wege, zufolge deren prope hier durchaus zu suo iure bezogen werden muß. Beiläufig fügen wir nur noch hinzu, daß Hrn. Büchner's p. 29 gegebene Erklärung dieſes Umſtandes uns unſtatthaft erſcheint, da ſie dem Rhetor zu viel thut, der hier beſchuldigt wird, des bloßen Wohlklangs halber eine Partikel, die er dem Sinne nach auf earum rerum omnium bezogen wiſſen wollte, an die unrechte Stelle geſetzt zu haben. Vielmehr hat er einfach einen logiſchen Fehler begangen, juſt wie ſein Vertheidiger Stuerenburg. Wir verweilen jetzt noch etwas länger bei dem erſten Capitel der Rede, in welchem Hr. Büchner uns manches für ſeinen Zweck Paſſende überſehen zu haben ſcheint.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

109

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

3. Auguſt. № 28. 1841.

Der Triumph der Religion in den Künſten, von Friedrich Overbeck.

Ich ſtand vor dem vielbeſprochenen Gemälde im Städelſchen Inſtitute zu Frankfurt. Das Auge muß ſich auf der von Gruppen und Farben blühenden, oben durch einen Halbkreisbogen geſchloſſenen Tafel erſt zurechtfinden. Beginnen wir nur ſogleich die Sonderung. Das Bild zerfällt in zwei große Hälften, ſtreng verbunden im Geiſte des Malers und des Mittelalters, in dem er lebt; für das Auge iſt keine Einheit da, keine Mitte, keine Wechſelbeziehung, welche die getrennten Glieder zur Geſammtheit Einer Handlung verbände. Doch urtheilen wir noch nicht; der Meiſter hat ja kein geringeres Vorbild, als Rafael's Theologie in der Stanza della segnatura für ſich. Nehmen wir ſogleich ſeine eigene gedruckte Erklärung zur Hand. Ohne dieſe werden wir nicht wohl in's Klare kommen. Es ſoll dies noch kein Vorwurf ſein. Denn ein Kunſtwerk ſoll ſich zwar immer ſelbſt erklären, ſein Sinn nämlich; das Bedürfniß hiſtoriſcher Notizen iſt aber hiedurch nicht ausgeſchloſſen. Freilich hier reichen ſolche nicht aus, doch davon nachher.

Es ſoll die Entwicklung der bildenden Kunſt im Dienſte der chriſtlichen Kirche dargeſtellt werden. Nicht als ob ſie außerhalb dieſes Bundes auch andere Blüthen getrieben hätte, welche Werth und Wirklichkeit hätten; denn zwar heißt es, die Künſte werden „hier" nur inſofern gefeiert, als ſie zur Verherrlichung Gottes beitragen, aber nicht nur zeigen weitere Aeußerungen deutlich genug, daß der Künſtler nicht der Meinung ſei, anderswo wären mit Fug und Recht auch andere Richtungen der Kunſt zu feiern, ſondern dies liegt ſchon in dem ſonderbaren Ausdrucke „zur Verherrlichung Gottes." Denn man ſollte meinen, die Kunſt könne Gott verherrlichen auch wenn ſie nicht einen kirchlich gegebenen Stoff, ſondern die Schöpfung ſchlechtweg in ihrer göttlichen Herrlichkeit darſtellt; und doch iſt in dieſem Bilde und ſeiner Erklärung nur von Einer Art der Verherrlichung Gottes, der kirchlichen nämlich, die Rede. Doch wir gerathen immer ſchon in die Kritik hinein und wollten doch erſt ſehen und genießen. Wie verkehrt! Aber liegt die Schuld an uns?

Den oberen Theil unter dem Rundbogen nimmt eine Verſammlung überirdiſcher Perſonen aus dem chriſtlichen Himmel ein; ſie ſitzen und ſtehen auf Wolken, wie in der Malerei des Mittelalters und ihrer matteren Nachblüthe in den nächſten Jahrhunderten nach Abſchluß deſſelben. Maria mit dem Kinde in der Mitte; ſie hat eine Schreibfeder in der Hand und ſinnt auf den Lobgeſang, deſſen erſtes Wort „Magnificat" ſie ſchon auf den Papierſtreifen in ihrer Linken niedergeſchrieben, „um gleichſam als Chorführerin Alle aufzufordern, Gott dem Herrn die Ehre zu geben." Heilige des Alten und Neuen Bundes umgeben ſie, zunächſt ſolche, die als Vertreter der religiöſen Kunſt gelten können, wie Lucas als Maler, David mit dem Saitenſpiel u. ſ. f., während die heilige Jungfrau ſelbſt die Kunſt der Künſte, die Poeſie vertritt. Von den übrigen Geſtalten dieſes Olymps nachher ein paar Worte.

Im unteren Theile des Bildes breitet ſich in heiteren Flächen und Bergen die Erde aus, und im Vordergrunde iſt eine große Verſammlung von Künſtlern zu ſehen. Der ganze obere Theil iſt wie eine Viſion zu betrachten, die ihnen vorſchwebt; doch keiner von ihnen blickt hinauf, keinem, oder nur zweien, dreien ſehen wir an, daß, was oben ſich enthüllt, in ihrem Innern ſich ſpiegelt. Doch ja, es iſt eine Art Verbindungsglied da, die Fontaine. In der Mitte des Plans tritt nämlich ein Brunnen dem Blicke entgegen, der „durch ſeinen aufſteigenden Waſſerſtrahl, anſpielend auf das Bild, deſſen ſich der Herr im Evangelium bedient, von dem Springquell, der in's ewige Leben emporſprudelt, als Symbol der himmelanſtrebenden Richtung der chriſtlichen Kunſt erſcheint, im Gegenſatz zu der Vorſtellung der Alten, die ſich auf dem Parnaß eine abwärts ſtrömende Quelle dachten. So iſt demnach jede Kunſtrichtung, die ſich im Bilde angedeutet findet, nur inſofern hier gemeint, als ſie nicht in Widerſpruch tritt mit der himmelwärtsgerichteten Intention des Ganzen. Denn die chriſtliche Kunſt ſchließt zwar keine Seite der Kunſt, keine Entwicklung derſelben aus, ſie mag ſie vielmehr alle in ſich begreifen, aber um alle zu adeln und zu heiligen und Dem zum Opfer darzubringen, der zu allen die Fähigkeiten in den Menſchen gelegt. Darum erſcheint hier auch der Brunnen mit einem zwiefachen Waſſerſpiegel, indem ſich in dem obern Becken der Himmel, im untern aber die irdiſchen Gegenſtände abſpiegeln, wodurch das doppelte Element der Kunſt angedeutet wird, die einerſeits ihrer geiſtigen Weſenheit nach, ſo wie jeder gute Gedanke, vom Himmel ſtammt, anderſeits aber zur Verſinnli-

chung ihrer Ideen des äußern Gewandes ſichtbarer Formen bedarf, die ſie der uns umgebenden Natur entnimmt.“ Ich weiß nicht, welche Logik Hr. Overbeck ſtudirt hat; Krug, Kieſewetter, wer es ſein möge: alle und der geſunde Menſchenverſtand zuerſt lehren unterſcheiden zwiſchen zwei Seiten eines Ganzen und zwiſchen einem anderen Ganzen, das dieſe beiden Seiten in völlig verſchiedener Miſchung enthält. Sinnliche Mittel mußten freilich auch der ſtrengchriſtlichen Kunſt als nothwendig zugeſtanden werden; die Richtung der Malerei aber, welche in kirchlichen Darſtellungen anerkannt ohne religiöſe Würde ihre ganze Kraft im Profanen entfaltete, war von dieſem Bilde offenbar ausgeſchloſſen. Und dennoch haben die Venetianer hier ihre Stelle gefunden. In den Spiegel des unteren Beckens nämlich ſehen Giovan Bellino und Tizian, im Geſpräch mit Carpaccio und Pordenone erſcheint ſogar Correggio, er iſt aber freilich mit einem verwünſcht frivolen Kopfe davongekommen. Aber in dieſer Degradation durch ihre Stellung am untern Becken waren die Venetianer doch aufzunehmen? Gut, aber dann machten auch noch andere Meiſter in Menge Anſpruch auf den Eintritt in dieſen Kreis. Wo iſt van Dyk, Rubens, wo ſind die Spanier? M. Angelo ſchließt. Er hat „von der Bewunderung der Antike ſich hinreißen laſſen, dieſe als neuen Götzen in ſeiner Schule aufzurichten; und Rafael fühlte ſich nicht ſobald in der Kraft ſeiner auffaſſenden Gaben, als auch ihn gelüſtete, die Hand nach dem Verbotenen auszuſtrecken, und die Schranken der Gottesfurcht ihm läſtig wurden. Und ſo ward denn die Sünde der Apoſtaſie in der Kunſt um eben dieſe Zeit an vielen Orten zugleich vollbracht, indem man nicht mehr Gott dem Herrn mit der Kunſt dienen, ſondern ſie ſelber auf den Altar ſtellen wollte. Und billig traf ſolche Sünde der Gottvergeſſenheit auch alsbald die Strafe der Gottverlaſſenheit, ſo daß wir mit Staunen die Künſte plötzlich in einen Verfall gerathen ſehen, und einer ganz ſchrankenloſen Ausartung preisgegeben, die uns mit größerem Widerwillen erfüllt, als die Erzeugniſſe irgend einer noch ſo rohen Zeit. Wohl hat man dann in der Folge ſich mehrfach bemüht, die Künſte wieder zu höherer Würde zu heben; allein da man das Uebel nicht in der Wurzel zu heilen bedacht war, ſo konnte auch der Erfolg durchaus nicht den Anſtrengungen entſprechen. Darin magſt Du denn auch den Grund ſuchen, warum Du keinen der gefeierten ſpäteren Meiſter hier findeſt, denen keineswegs ihr künſtleriſches Verdienſt ſoll abgeſprochen werden, die aber unter den Muſtern chriſtlicher Kunſt keinen Platz finden konnten, weil ſie ihr, dem Weſen nach, nicht angehören.“ Freilich iſt ihnen ihr Verdienſt abgeſprochen, denn kirchlich religiöſer Geiſt iſt ja als der einzig wahre Inhalt der Kunſt behauptet, als die einzige Weiſe, worin ſie ideell zu ſein vermag, es fehlt alſo dieſen Künſtlern die Idealität, mithin die Kunſt — nach Overbeck.

Die Allegorie mit dem Brunnen iſt jedoch weiterhin nicht feſtgehalten; wie ſollten auch ſo viele Köpfe in Ein Becken ſehen? In das obere Becken, das den Himmel, die obere Hälfte des Bildes ſpiegeln ſoll, ſieht eigentlich gar Niemand. Ein neuer Uebelſtand, denn was ſoll die Allegorie, wenn ſie nicht einmal benutzt wird?

Die Maler, welche noch im Mittelpunkte des religiöſen Ideals verweilten, bilden zwei Gruppen zur Linken und Rechten der Fontaine. Links horchen die älteren Toscaner und Andere dem begeiſternden Geſange des Dante; hier ſteht Rafael in der Mitte aller derer, die beſonderen Einfluß auf ihn geübt, des Pietro Perugino, Ghirlandajo und Maſaccio, Fra Bartolomeo, Francesco Francia; die Arme übereinander blickt er voll Selbſtgefühl nach dem Waſſerſtrahle herüber. Zur Seite auf einem antiken Fragmente ſitzt tiefſinnend M. Angelo, L. Signorelli neben ihm, der ihn mit ernſtem Blicke ermahnt, auf Dante's Geſang zu horchen.

Zur rechten Seite, nahe den Venetianern, begrüßen ſich freundlich verſchiedene Meiſter des Südens und Nordens; zunächſt bieten, durch gleiche Uebung der Kupferſtecherkunſt verwandt, Lucas von Leyden, Mantegna ſich die Hand, zwiſchen beiden ragt Albrecht Dürer hervor, dem Lucas hat ſich Martin Schön, dem Mantegna Marc Anton geſellt. Neben ihnen bilden eine zweite Gruppe Fieſole, Benozzo Gozzoli, die Brüder van Eyck, Hemlink, der anonyme Meiſter des kölner Dombildes. Schoreel in Pilgertracht, weil er eine Wallfahrt in's gelobte Land gemacht haben ſoll, tritt hinzu; zwei weibliche Geſtalten in der Ferne deuten die Uebung der religiöſen Kunſt in Nonnenklöſtern und ſonſt unter Frauen an; zwei Mönche, auf den Stufen der Terraſſe ſitzend, in Miniaturen vertieft, erinnern an die Anfänge der Malerei, „woraus der junge Künſtler die Lehre nehmen möge, daß er vor Allem das Geräuſch der Welt fliehen und Abgeſchiedenheit und Sammlung des Geiſtes lieben müſſe“ u. ſ. w.

Im Vorgrunde ſind links die Bildhauer, rechts die Architekten verſammelt, jene um Nicola Piſano, ein Kaiſer in ihrer Mitte, ſo wie unter den Baumeiſtern ein Papſt und Biſchof, da es geeignet ſchien, jene Kunſt dem weltlichen, dieſe dem geiſtlichen Schutze unterzuordnen. Nicola lehnt an einem Sarkophage, neben ihm ein knieender Knabe, der „gleichſam“ das Wohlgefallen dieſer Kunſt an Anmuth der Form und Bewegung verſinnlicht, um ihn her Schüler, hinter ihm Luca della Robbia, Lorenzo Ghiberti, Peter Viſcher, die fromme Sinnigkeit, die plaſtiſche Form, die treue Naturauffaſſung vertretend. Auf der andern Seite hat über Trümmerſtücken antiker Baukunſt Meiſter Pilgram einen Kreis von Schülern, Jünglinge franzöſiſcher, engliſcher, ſpaniſcher, arabiſcher Nation um ſich verſammelt, Erwin von Steinbach weiſt dem Papſte den Aufriß eines Münſters, Brunelleſchi, Bramante, der Erbauer des ulmer Münſters,

ein Unbekannter treten herzu. Muſiknoten in der Hand des Papſtes erinnern an den mächtigen Eindruck des Kirchengeſanges. Gegen den Mittelgrund des Bildes ragt ein unvollendeter gothiſcher Bau, die Unterbrechung chriſtlicher Kunſtblüthe anzuzeigen und den Jünger zur Vollendung derſelben aufzufordern.

(Fortſetzung folgt.)

Cicero und die Kritik.

(Fortſetzung.)

Die zweite Periode der Rede lautet: Nam quoad longissime potest mens mea respicere spatium praeteriti temporis et pueritiae memoriam recordari ultimam, inde usque repetens hunc video mihi principem et ad suscipiendam et ad ingrediendam rationem *horum studiorum* exstitisse. Daß die haec studia auf nichts anderes als auf die Beredtſamkeit gehen können, iſt aus dem vorigen erſten Satze einleuchtend, und zum Ueberfluß ſagt es der Redner ſelbſt, indem er fortfährt: Quodsi haec *vox*, huius hortatu *praeceptisque* conformata, nonnullis aliquando saluti fuit u. ſ. w. Hier fällt nun den Auslegern ein, daß doch Archias kein Rhetor oder Redner, ſondern eigentlich ein Dichter war, und flugs iſt die Note zur Hand „unter haec studia ſei nicht bloß die Beredtſamkeit zu verſtehen — ſondern überhaupt die ſchönen Wiſſenſchaften, zu welchen Poeſie und Beredtſamkeit gehören!" Dabei vergeſſen ſie in der Geſchwindigkeit bloß das Einzige, daß dadurch juſt dasjenige anticipirt und als ausgemachte Sache angenommen werden würde, was der Declamator in ſeiner Rede eben ausführen und beweiſen will: daß auch die Poeſie und die ſchönen Wiſſenſchaften dem Redner Vortheile gewähren, — ganz abgeſehen von der ſonſtigen Unmöglichkeit jener Auslegung.

Jetzt folgt eine Wendung, die für den Verfaſſer der Declamation beſonders charakteriſtiſch ſcheint. Auch ihm fällt bei, daß Archias, als Dichter und zugleich als Lehrer eines Cicero in der Beredtſamkeit eine verwunderliche Perſon ſcheinen möchte. Er fährt alſo fort: „Damit ſich nun nicht Jemand über dieſe von uns ausgeſprochene Behauptung verwundert, indem ja Archias Talent ein ganz anderes und nicht haec dicendi ratio et disciplina ſei — alſo damit ſich nicht Jemand darüber wundert, wie ich einen Dichter als meinen Hauptlehrer in der Beredtſamkeit anſehen und preiſen könne — nun (ich muß nur die eignen Worte herſetzen) ne nos quidem huic cuncti studio penitus umquam dediti fuimus." So lautet die Lesart aller Bücher. Die beſten Kenner der Ciceroniſchen Latinität wiſſen mit dieſem Nachſatze nichts anzufangen, und bezeichnen ihn, wie Orelli, corrupt. Daß nos cuncti für ego totus, ego unice unlateiniſch ſei, geben Alle zu. Aber das hat der Verf. auch gar nicht ſagen wollen. Vielmehr ſchließt er mit jenen Worten ſich und ſeine Zuhörer ein, denen er zu bedenken giebt, wie ſie ja alle nicht immer bloß dem Studium der Rhetorik obgelegen, ſondern auch andere poetiſche und wiſſenſchaftliche Studien getrieben hätten, und nun folgt der Satz Etenim omnes artes, quae ad humanitatem pertinent, habent quoddam commune vinculum et quasi cognatione quadam inter se continentur. So konnte nur ein Rhetorenſchüler zu ſeinem Auditorium ſprechen, nicht Cicero auf dem Forum zu den Richtern im Angeſicht des römiſchen Volks, dem die Studien griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft von den ausgezeichnetſten Rednern lieber ſorgfältig verhehlt zu werden pflegten, und dann das nos cuncti! Bedürfte es noch eines Zeugniſſes, daß ſo etwas auf dem Forum Cicero's nicht geſagt werden konnte, ſo ſteht uns dafür das des Declamators ſelbſt zu Gebote, dem wir wenigſtens das Verdienſt laſſen müſſen, daß er fühlte, wie wunderlich ſich dieſer Eingang in Cicero's Munde ausnehmen dürfte. Er läßt ſich nämlich die Zuhörer zum zweiten Male und mit Recht darüber verwundern: Sed ne cui vestrum mirum esse videatur, me in quaestione legitima et in iudicio publico, quum res agatur apud praetorem populi Romani, lectissimum virum, et apud severissimos iudices, tanto conventu hominum ac frequentia, hoc uti genere dicendi, quod non modo a consuetudine iudiciorum, verum etiam a forensi sermone abhorreat —, ſo erlaubt mir, daß ich in dieſem Rechtshandel, wo der Angeklagte ein Poet iſt, de studiis humanitatis ac litterarum, etwas freimüthiger als es ſonſt zu geſchehen pflegt (paullo liberius) rede und mich eines *prope* novo *quodam* et insuitato genere dicendi bediene.

Man betrachte, ich bitte, dieſen logiſchen Zuſammenhang! „Damit ſich Niemand wundert, wie ich dazu komme, ein ſolches auf dem Forum unerhörtes Thema hier zu behandeln, ſo — erlaubt mir daſſelbe zu behandeln." Und dann — das Einzige, worüber ſich die Zuhörer mit Recht wundern konnten, war allein, wie der Redner den Poeten Archias als ſeinen vorzüglichſten Lehrer in der Beredtſamkeit, dem er ſo gut wie Alles verdanke, hinſtellen könne. Abgeſehen von dieſem allerdings in den Augen eines Römers aus Cicero's Zeit höchſt verwunderlichen Umſtande, war bisher in dem Eingange der Rede kein prope novum quodam et insuitatum genus dicendi, nichts quod non modo a consuetudine iudiciorum verum etiam a forensi sermone abhorreat vorgekommen. Aber gerade über jenes Verwunderliche begnügt ſich der Declamator mit jenem inepten: ne nos quidem huic cuncti studio penitus umquam dediti fuimus hinwegzugleiten, und ſtatt deſſen von einer Verwunderung über Dinge zu ſprechen, die noch zukünftig waren. Der praktiſche Sinn der severissimi iudices würde freilich zuerſt und vor allen Dingen auf den Be-

weis gezwungen haben, daß des Anklägers Behauptung falsch, und daß Archias mit vollem Rechte römischer Bürger sei, mochte dann hinterher Cicero von den studiis humanitatis reden und rühmen was und so viel er wollte, und seine eigne, dem Archias schuldige Dankbarkeit mit den hellsten Farben ausmalen. Ehe jener Beweis geführt war, konnte es nicht einmal klug erscheinen, auf das innige Dankbarkeits- und Freundschaftsverhältniß des Vertheidigers zu seinem reus einen so starken Accent zu legen, der die Unparteilichkeit und fides des ersteren gewiß nicht zu empfehlen im Stande war. Wer einen Freund, dem er hoch verpflichtet ist, vor Gericht zu vertheidigen hat, wird zwar diese Freundschaft und Verpflichtung nicht verhehlen dürfen, aber er wird gewiß nicht verfehlen — wenn er anders seinen Vortheil versteht — es auf das Stärkste hervorzuheben, daß ihm dennoch die Wahrheit über Alles gehe, daß ihm in diesem Falle seine enge Verbindung mit dem Angeklagten eher eine Last und ein Nachtheil als ein Vortheil sei, und daß er sich bestreben werde, dieselbe ganz in den Hintergrund treten zu lassen, ja daß er eben nur, weil ihm die Sache seines Klienten als eine vollkommen gerechte erschienen, sich seiner Vertheidigung, trotz des Schattens der Parteilichkeit, den sein persönliches Verhältniß auf ihn werfen könne, unterzogen habe.

Doch wozu bedarf es dieser ästhetischen Maßstäbe bei einem Produkte, welches überall im Ganzen und Einzelnen seinen obscuren Ursprung verräth. In der gleich nach dem oben besprochenen Eingange folgenden kurzen Lebensskizze des Archias, in welcher derselbe mit der offenbarsten Uebertreibung wie eine Art Wunderknabe geschildert wird, der (man weiß nicht recht in welcher Eigenschaft öffentlicher künstlerischer Leistungen, denn vorher ist nur von scribendi studium die Rede) die Welt durchreiset, heißt es unter andern: Post in ceteris Asiae partibus cunctaque Graecia sic eius adventus celebrabantur, ut famam ingenii exspectatio hominis, exspectationem ipsius adventus admiratioque superaret. Wenn an irgend einer Stelle, so verräth sich hier die Gedankenunreife des Declamators auf eine, wie uns scheint, auch dem blödesten Auge erkennbare Art. Der ächte Cicero sagte einmal von Cato (s. Macrob. Saturn. VI, 2): Contigebat in eo, quod plerisque contra solet, ut maiora omnia *re* quam fama viderentur, id quod non saepe evenit, ut *exspectatio a cognitione*, *aures ab oculis* vincerentur. Wie klar tritt hier der Gedanke in seiner Einfachheit heraus! Wie inept und widersinnig erscheint er dagegen bei dem Affen Cicero's, bei dem die erste Satzhälfte der letzten total widerstreitet. Denn die fama ingenii ist doch eben der alleinige Grund der exspectatio. Ist nun die letztere größer als die erstere (famam ingenii exspectatio hominis superat), so hat die fama ja gelogen, und die Bewunderung muß nothwendig hinter der Erwartung zurückbleiben. Dabei will ich das einmal subjectiv und einmal objectiv zu fassende ipsius nicht einmal premiren.

In derselben Erzählung stoßen wir einige Zeilen weiter auf ein ähnliches Beispiel schülerhafter Gedankenlosigkeit. Der Declamator läßt den Archias ut primum ex pueris excessit Kunstreisen nicht nur durch alle bedeutenden Orte Asiens und Griechenlands, sondern auch Italiens machen, ihn von drei italischen Städten mit dem Bürgerrecht und sonstigen Auszeichnungen beschenkt werden, und ihn endlich im Jahr 652 d. St. nach Rom gelangen, als sein Ruf schon so ausgebreitet war ut esset iam absentibus notus, daß ihn selbst Leute kannten, „die nicht mit ihm an einem Orte waren!" So erklären wenigstens die Interpreten diesen Zusatz, der sich nach demjenigen, was einige Zeilen vorher der Redner von dem Rufe des Archias hochtrabend genug gerühmt hatte (post in ceteris Asiae partibus cunctaque Graecia sic eius adventus celebrabantur, ut famam ingenii exspectatio hominis, exspectationem ipsius adventus admiratioque superaret), sehr matt ausnimmt, wenn man auch das wunderliche absentibus ganz übersieht*). Archias kommt also nach Rom. Hier nehmen ihn sogleich die Luculler, quum praetextatus etiam tum Archias esset, in ihr Haus auf. Bei diesem handgreiflichen Widerspruche, daß derselbe Archias, der schon ex pueris excessit als er seine Vaterstadt verließ und die großen Kunstreisen antrat, auch noch bei seiner Ankunft in Rom (etiam tum) *praetextatus*, also zwischen 16—18 Jahre alt gewesen sein soll, schüttelt selbst der gelehrte Matthiä den Kopf, und meint: „Cicero habe im Eifer der Rede das zuvor Gesagte vergessen und später diesen Irrthum unverbessert gelassen." Hr. Büchner (p. 13—14) findet eine solche Gedankenlosigkeit selbst für den Rhetorenschüler zu stark, und greift ihm mit dem Almosen einer Conjectur (quum praetext*oti* etiam tum essent, nämlich Luculli) unter die Arme, zu welcher freilich, selbst wenn man von dem so nachdrücklich hervorgehobenen etiam tum ganz absehen will, nichts berechtigt. Da es aber Sache der Kritik ist, nicht nur das offenbar Widersinnige nachzuweisen, sondern auch zu demselben den subjectiven Erklärungsgrund aus der Intention des Verfassers aufzuzeigen, so werden wir uns auch hier nach der Absicht umzusehen haben, aus welcher der Verf. unsrer Rede jene Worte schrieb. Es ist keine andere als die, den Archias und sein ausgezeichnetes Genie durch Hervorhebung seiner großen Jugend noch mehr der Bewunderung seiner staunenden Zuhörer zu empfehlen.

(Schluß folgt.)

*) Die Ausleger führen zur Erklärung de Off. III, cap. 33 extr. an, an welcher Stelle der Gebrauch von absens auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der hiesigen hat.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

M 3

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

4. Auguſt. № 29. 1841.

Der Triumph der Religion in den Künſten, von Friedrich Overbeck.

(Fortſetzung.)

Alſo eine Recapitulation der Kunſtgeſchichte, ein Curſus über ihre Vergangenheit, der zugleich eine Moral für ihre Zukunft enthält. Die Kunſt biegt ſich auf ſich zurück und macht ſich ſelbſt ſich zum Gegenſtande. Das iſt ein Act der Reflexion, aus dieſer das ganze Bild hervorgegangen, und ſchon hiedurch ein ganz modernes, im tadelnden Sinne modernes Product. Wie? Ein Werk, das ſo ganz in den Glauben der guten alten Zeit getaucht, ſo aus der Quelle der reinſten Frömmigkeit gefloſſen iſt, bei deſſen Ausführung Perugino und Rafael den Griffel, venetianiſche Farbenwärme den Pinſel geführt hat? Wir reden von der Ausführung nachher und von der Stimmung, wie ſie ſich in den äſthetiſchen Formen ausſpricht. Hier iſt nur erſt ganz allgemein die Aufgabe, der Gedanke feſtzuhalten. Nie iſt es den alten Meiſtern eingefallen, die Malerei, die bildende Kunſt zu malen. Sie haben einzelne Künſtler portraitirt; das iſt etwas Anderes. Sie haben gelegentlich die verſchiedenen Künſte in allegoriſcher Andeutung angebracht; das iſt auch etwas Anderes. Aber nie haben ſie mit dem Pinſel einen Vortrag über Geſchichte der Kunſt gehalten, um eine fabula docet daraus zu ziehen, um eine gewiſſe Anſicht über dieſe Geſchichte als die einzig richtige aufzuſtellen. Und es iſt nicht zufällig, daß ſie dies unterlaſſen haben, ſondern es iſt, weil ſie mit allen Kräften im Boden der Kunſt wurzelten, nicht außer ihr ſtanden, um Betrachtungen über ſie zu malen. Rafael hat die Theologie, das Recht, die Philoſophie, die Poeſie gemalt. Die Aufgaben waren unfruchtbar genug, und nur Rafael vermochte ſolche Abſtractionen in Fleiſch und Blut zu verwandeln. In der Poeſie iſt allerdings ein Zweig der Kunſt von der Kunſt ſelbſt behandelt, aber ein der Art nach von der ihn behandelnden Kunſt ſehr verſchiedener, nicht die bildende von der bildenden und keineswegs mit der didaktiſchen Abſicht, über die Tendenz derſelben eine Lehre aufzuſtellen. Dies ſetzt den Rückblick auf eine abgelaufene Entwicklung voraus und einen reflectirenden, raiſonnirenden Geiſt. Uebrigens iſt der Künſtler dem großen Schöpfer der Stanzen darin gefolgt, daß er den abſtracten Begriff als die lebendige Seele ſeiner geſchichtlichen Verkörperung in Individuen faßte und ſo in der Hauptſache der in der Allgemeinheit der Aufgabe liegenden Verführung zur Allegorie entging. Allein im Einzelnen hat ſich dieſe todte Geburt des Verſtandes, die Rafael in der Segnatur aus gutem Grunde als rein decorative Nachhilfe an die Decke verwies, dieſes Afterbild des Schönen, dieſe Conſervatorin eines äſthetiſchen Naturaliencabinets, welche einem beſtimmten ſinnlichen Gebilde die ihm lebendig zugehörende warme Seele ausweidet und dafür einen ihm fremden, der Vielſeitigkeit individueller Beſeelung durch ſeine Abſtractheit widerſprechenden Begriff hineinſtopft: dieſes Geſpenſt der Kunſt hat ſich dennoch auf allen Seiten eingeſchlichen; ein neuer Beleg, daß wir ein Werk mehr der Reflexion, als der Begeiſterung (Fanatismus iſt nicht Begeiſterung) vor uns haben. Im oberen Theile ſind Vorſtellungen des chriſtlichen Glaubens, für welche dieſer ſeine beſtimmten, der frommen Phantaſie geläufigen mythiſchen Formen hat, ganz unnöthiger Weiſe allegoriſch angedeutet. Joſua, der Iſrael in's gelobte Land eingeführt hat, weiſt hin auf den Erlöſer, der die Seinigen in's Reich des Vaters einführt, Melchiſedek ſtellt das ewige Hohenprieſterthum Chriſti vor, hinter dieſem ſteht Joſeph mit der Garbe, der auf die Speiſung der Gläubigen durch das lebendige Brod vom Himmel deutet, Abraham mit dem Opfermeſſer, als Bild des ewigen Vaters, der ſeinen „Erſtgebornen" opfert, neben ihm Sarah mit Iſaak als Bild der Kirche. So noch mehrere Figuren auf der anderen Seite der Madonna. Die Märtyrer Sebaſtianus und Fabianus verſinnlichen das Leiden Chriſti, die Jungfrauen Cäcilia und Agnes ſeine fleckenloſe Reinheit, „und zuletzt beſchließt die Gruppe die Kaiſerin Helena mit dem Kreuz Chriſti, durch welches auf den himmliſchen Adam hingewieſen wird, wie der irdiſche die jenſeitige Gruppe beſchließt." Es ſind zum Theil typiſche, durch Convenienz dem Theologen geläufige, Allegorieen, aber doch ohne Kopfzerbrechen nicht zu entziffern, ja ohne Commentar gar nicht zu entdecken. Im untern Theile der Springbrunnen, alſo der Mittelpunkt des Ganzen, allegoriſch. Rafael trägt einen weißen Mantel, „der die Univerſalität ſeines Geiſtes ſymboliſirt, in welchem ſich ebenſo Alles, was man an Anderen vereinzelt bewundert, vereinigt findet, wie der Lichtſtrahl alle Farben in ſich befaßt." Die drei Knaben kann man gelten laſſen, deren

zwei den Venetianern, ein anderer dem Nicola Piſano beigeſellt, das Wohlgefallen an Fleiſch, Leben und Form verſinnlichen; denn es iſt etwa denkbar, daß wirkliche Knaben als Modelle ſich bei den Künſtlern eingefunden haben. Aber ſtark, ſehr ſtark iſt wieder das Relief am Sarkophage, mit deſſen Studium Nicola beſchäftigt iſt: „es ſtellt die beiden Marien dar, die zum Grabe Chriſti gehen, anſpielend auf die Auferſtehung der Kunſt zu einem neuen geiſtigen Leben, nachdem die alte in Ehren zu Grabe getragen erſcheint.“

Man muß allerhand hören. In München ließ ich mich gegen einen Künſtler und Kunſthiſtoriker über die Allegorie heraus. Ich war damals noch ſo unſchuldig, zu meinen, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß ich in meinem Unwillen gegen dieſe Perücke der Kunſt Niemand gewiſſer als die Künſtler auf meiner Seite haben müſſe; ich erſtaunte daher nicht wenig, die ſehr ernſte Antwort zu erhalten: „ſehen Sie, wohin Sie gerathen, wenn Sie die Idee aus der Kunſt wegnehmen.“ Ich machte, freilich nach ſolchem Vorgang hoffnungslos, einen Verſuch, ihm darzuthun, daß gerade das Intereſſe, die Idee recht in die Kunſt hineinzubringen, zur Verwerfung der Allegorie führen müſſe. Der Mann hatte namentlich Mythus und Allegorie verwechſelt und beſchloſſen, ſich hierüber nicht in's Klare bringen zu laſſen. Dieſe Verwechslung liegt allerdings der jetzigen Zeit nahe, da Vieles, was alte fromme Zeiten als Mythus erzeugten, für uns, weil es nicht mehr im Glauben lebt, Allegorie geworden iſt, und derjenige, der dem Mythus als höchſter Aufgabe der Kunſt das Wort ſprechen zu müſſen glaubt, daher leicht auch den urſprünglichen Unterſchied deſſelben von der eigentlichen Allegorie verkennt und dieſe in ſeine Protection mit einſchließt. Zwar iſt dieſer Unterſchied bei einigem Nachdenken leicht erkennbar. Wenn Cornelius in dem herrlichen Bilde in der Glyptothek, Paris die Helena entführend, das luſtige Schiff von reizenden Amorinen geleiten läßt, während hinten mit geſchwungener Fackel die Erinnyen ſich anklammern, ſo iſt dies mythiſch; denn dieſe Figuren ſind nicht Erzeugniſſe ſeiner ſubjectiven Reflexion oder einer herkömmlichen Convenienz des Verſtandes, ausgeklügelt, um einen Begriff nachträglich und oberflächlich zu verſinnlichen, ſondern es ſind Weſen, die in einem alten Glauben lebten, entſtanden durch abſichtloſe Volksdichtung, und ſie leben, wenn anders der Künſtler nur die Kraft hat, uns mit friſcher Reproduction in das Element, in die Stimmung jenes Glaubens zurückzuführen, noch einmal auf. Es kann keine Frage ſein, daß die Kunſt das Recht haben muß, in der entſchwundenen Götterwelt noch einmal Fuß zu faſſen; denn ſie war ein organiſches Erzeugniß des menſchlichen Bewußtſeins, das auch in die abgebleichten Geſtalten ſeiner früheren Anſchauung ſich muß zurückverſetzen können. Die Plaſtik lebt faſt allein noch von dieſer Kraft der Erinnerung; die Malerei hat ſchon durch Rafael's wunderbare Erfindungen in der Farneſina ſich dieſen Kreis wieder vindicirt. Aber ein Anderes iſt es, wenn ein ganzes Kunſtwerk oder ein Cyclus von Kunſtwerken ſich in dieſem Elemente heimiſch anbaut, als wenn ein vereinzeltes Werk, das in der Hauptſache einen rein menſchlichen Gegenſtand darſtellt, daneben dieſelbe Macht, die in der Thätigkeit der betheiligten Perſonen ſich ſchon genugſam verkörpert, zugleich noch mythiſch perſonificirt. Wenn z. B. Eberhard Wächter den Abſchied des Odyſſeus von der Kalypſo malt und neben beide einen trauernden Amor in's Gras legt, ſo iſt dies zwar ein Weſen aus der alten Mythe und die ganze Scene gehört der Heroenſage an, wie jene Compoſition des Cornelius; doch knüpfen ſich keine großen Völkergeſchicke daran, wie an die Entführung der Helena, ſondern es iſt eine Situation reinmenſchlicher Empfindung, ein Privaterlebniß, Schluß eines Romans; das Motiv, die trauernde Liebe, iſt in den Hauptfiguren vollkommen dargeſtellt, der trauernde Amor ſagt daſſelbe, was ſie ſchon ſagen, noch einmal und ſo wird uns dieſe, ohnedies ſchon ſo abgedroſchene, Figur hier zur überflüſſigen und ſtörenden Allegorie.

(Fortſetzung folgt.)

Cicero und die Kritik.

(Schluß.)

Im 6. Capitel beantwortet der Redner die Frage des Anklägers, weshalb er (der Redner) ſo großen Gefallen an dem Archias finde (cur tantopere hoc homine delectemur)? Schon dieſe Frage kann nicht ungeſchickter ſein, da es ſich um denſelben Menſchen handelt, den, wie § 6. zu leſen ſteht, gleich bei ſeinem Eintritt in Rom alle ausgezeichnetſten und gebildetſten Staatsmänner und Redner ihrer intimen Freundſchaft gewürdigt hatten (*erat — iucundus* Q. Metello illi Numidico, et eius Pio filio, *audiebatur* a M. Aemilio, *vivebat* cum Q. Catulo, et patre et filio: a L. Crasso *colebatur*, Lucullos vero et Drusum, et Octavios, et Catonem et totam Hortensiorum domum *devinctam consuetudine* quum teneret, afficiebatur summo honore quod eum non solum colebant qui *aliquid percipere atque audire* (!) studebant, verum etiam si qui forte simulabant, dies ſcheint auf C. Marius zu gehen, ſ. cap. 9, § 19. extr.). Nun aber höre man die Antwort. Statt die ebenſo einfältige als ungehörige Frage einfach mit der Berufung auf jene Männer zu beſeitigen, läßt ſich der Declamator ſalbungsvoll wie folgt vernehmen: „Darum, 1) weil ich in ſeinem Umgange Erholung von den Beſchwerden meines öffentlichen Lebens finde; 2) weil er mir den Stoff zu meinen vielen und mannigfaltigen Reden liefert; 3) weil ich in ſeinem gebildeten Umgange Erholung finde.“ (Das letztere iſt Wiederholung von Nr. 1). „Ja (fährt er fort) ich ſchäme mich meiner Liebe zu den Wiſſenſchaften

nicht, und habe es nicht nöthig mich ihrer zu ſchämen, denn ich verſäume darüber meine öffentlichen Pflichten nicht, ziehe vielmehr für die Ausübung derſelben Nutzen daraus, und wende auch nur die Zeit dazu an, die Andre auf körperliche Ergötzlichkeiten verwenden. Auch meine Beredtſamkeit zieht daraus Nutzen (crescit), und wenn dieſe auch nicht weit her iſt (quae si cui *levior* videtur!) illa quidem certe, quae summa sunt, ex quo fonte hauriam sentio." — Was dies heißen ſoll verſteht Niemand, der das Folgende nicht geleſen hat. „Denn (heißt es weiter) wenn ich nicht multorum praeceptis multisque litteris von Jugend auf die Ueberzeugung gewonnen hätte, nur laus und honestas ſeien in dieſem Leben des Strebens werth, für ſie müſſe man aber auch alle körperlichen Martern, alle Gefahren von Tod und Exil nicht achten, ſo hätte ich mich niemals für eure Wohlfahrt in tot ac tantas dimicationes atque in hos (? der Verf. ſpricht, als wären Catilina und ſein Anhang noch am Leben) profligatorum hominum quotidianos impetus obiecissem." Das Folgende muß ich, weil es mir unüberſetzbar iſt, ganz lateiniſch herſetzen: „Sed pleni omnes sunt libri, plenae sapientium voces, plena exemplorum vetustas, quae iacerent in tenebris omnia, nisi litterarum lumen accederet." Und nun ſpricht er zum Schluß des Capitels von den Gedächtnißbildern großer Männer in den Werken griechiſcher und römiſcher Schriftſteller, durch deren Lectüre er ſich nach dem Muſter jener gebildet habe. Und das alles, um die (müßige) Frage zu beantworten, warum er an Archias ſo abſonderliches Gefallen finde! Daraus mache ein Andrer einen Vers! Hr. Büchner hat die vielen Schiefheiten und Unklarheiten dieſes Meiſterſtücks einer confuſen Argumentation zum Theil einzeln nachgewieſen. Er hat gezeigt, welche Gewalt die Interpreten den Begriffen laus und honestas anthun müſſen, um ſie für einen erträglichen Zuſammenhang zu präpariren. Er deutet auf die ungeſchickte Erwähnung des Exils hin, an welches Cicero zu jener Zeit ſeiner glänzendſten Stellung im Staate nicht einmal denken konnte (und ſelbſt wenn er ja eine ſolche Befürchtung gehabt hätte, wie er ſie in Wahrheit nie gehabt hat, ſo wäre es politiſcher Wahnſinn geweſen, ſie öffentlich auszuſprechen); er zeigt die Zuſammenhangsloſigkeit jenes Sed pleni omnes sunt libri, ecet. mit dem Vorhergehenden, ſowie des ganzen Raiſonnements. Nur auf eins hat er vergeſſen aufmerkſam zu machen. Wie konnte ein Römer aus Cicero's Zeit ſeiner Nation ins Angeſicht ſagen, daß er nicht etwa nur ſeine Beredtſamkeit, ſondern auch ſeine ſittlichen und politiſchen Maximen, die ihn zu einem guten Staatsmanne und Patrioten, zu einem vir bonus machten, nur aus dem Umgange mit einem griechiſchen Poeten, und aus dem Studium der Wiſſenſchaften und der (griechiſchen) Litteratur geſchöpft habe, und daß dieſes für dieſen Zweck überall die wahren und ächten Quellen ſeien. Alſo nicht die Lehre und das Beiſpiel der Väter, nicht die Erziehung des Hauſes, nicht Forum und Curie, nein, ein graeculus und griechiſche Wiſſenſchaft bilden den römiſchen Patrioten, den Redner, den Staatsmann? Man zeige uns in Cicero's und der übrigen Alten aus der Zeit der Republik unbezweifelt ächten Schriften eine Spur ſolcher Grundſätze, die jeder Römer mit Verachtung von ſich gewieſen haben würde. Und gewiß, der ächte Cicero wußte recht gut, daß und warum das Forum der Ort nicht war, ſeine wiſſenſchaftlichen und litterariſchen Liebhabereien und griechiſchen Sympathien auf's Tapet zu bringen, die ihm der bei weitem größte Theil ſeiner Nation, ſelbſt der Gebildeten, eben nur um ſeiner anderweitigen Eigenſchaften willen zu Gute hielt. Und was hat es mit Archias und ſeiner causa gemein, daß Cicero griechiſche und römiſche Hiſtoriker lieſt? Und um auf den Anfang zurückzukommen: wenn die größten Staatsmänner Roms den Archias ehrten und ſchätzten und an ſeinem Umgange Behagen fanden, warum vertheidigt ſich Cicero gegen die Frage cur delectetur tantopere Archia als gegen ein Kapitalverbrechen, und ſchwatzt ſich bei dieſer Vertheidigung aus dem Hunderſten ins Tauſendſte hinein? Denn in dem nächſten Capitel verliert der Redner ſeinen Archias ſo gut wie ganz aus dem Geſicht. Er zeigt, daß auch früher ausgezeichnete Männer wiſſenſchaftliche Bildung beſeſſen und zu ſchätzen gewußt, wofür als Beleg unter andern neben dem jüngern Scipio Africanus auch der alte Cato höchſt ungeſchickt angeführt wird, der ſo wenig von Griechen und griechiſcher Wiſſenſchaft hielt, daß er die Rhetoren und Philoſophen aus der Stadt jagte. Dann folgt die berühmte Lobrede auf die Wiſſenſchaften und die ingeniöſe Vergleichung der mimiſchen Kunſt des Roscius und ſeiner körperlichen Bewegungen mit den animorum incredibiles motus. „Ergo ille (Roscius) corporis motu tantum amorem sibi conciliavit, nos animorum incredibiles motus celeritatemque ingeniorum negligemus?" Und nun heißt es unmittelbar darauf von Archias: „Wie oft habe ich ſelbſt dieſen Archias hier geſehen, ihr Richter, wie er, ohne eine Zeile aufgeſchrieben zu haben, eine große Anzahl ſehr guter Verſe de his ipsis rebus quae tum agerentur (was das heißen ſoll, verſtehe ich nicht, die Ausleger, die mir zur Hand ſind, ſchweigen) aus dem Stegreife ſprach! wie oft, daß er, wenn da Capo gerufen wurde (revocatum), denſelben Gegenſtand mit veränderten Worten und Gedankenwendungen wiederholte! Wenn er aber erſt etwas mit Sorgfalt und Nachdenken ſchriftlich aufgeſetzt hatte, da ſah ich, daß dergleichen ſolchen Beifall fand, daß man ihn mit den bewunderten Alten vergleichend zuſammenſtellte (ut ad veterum scriptorum [der römiſchen oder griechiſchen?] laudem pervenirent). Dieſen Mann ſollte ich nicht lieben? nicht bewundern? nicht auf alle Art vertheidigen?" (Alſo auch wenn dieſer geſchickte

Improviſatore und Verskünſtler etwa zufällig ein Schelm wäre?) Und nun folgt die bekannte Stelle über die Göttlichkeit der poetiſchen Gabe, und ihre Einwirkung ſelbſt auf Beſtien und Steine: *Saxa et solitudines voci respondent, bestiae saepe immanes cantu flectuntur et consistunt. Nos instituti rebus optimis non poetarum voce moveamur?* Und zum Schluſſe endlich dieſer ſchülerhaften Chrie die Krone des Ganzen: Homerum Colophonii *civem esse dicunt suum*, Chii *sibi vindicant*, Salaminii *repetunt*, Smyrnaei vero *suum esse confirmant*, itaque etiam delubrum eius in oppido dedicaverunt (o über den Schulfuchs!), permulti alii praeterea pugnant inter se atque contendunt! Doch bei dieſer Stelle wird es ſelbſt den eingefleiſchteſten Rechtgläubigen unheimlich, und ſogar der pedantiſche Möbius, der in dieſer ganzen Rede ſonſt nichts wie Schönheiten und Vortrefflichkeiten ſieht, erlaubt ſich hier (aber freilich erſt nach Matthiä's Vorgange) die ſchüchterne Bemerkung, „dieſe ganze Stelle von Homerum Colophonii an bis confirmant ſcheine in der That etwas geſucht und matt, indem, wenn man die einzelnen Gedanken auflöſe (als ob hier Gedanken im Plural zu finden wären!), alle ſcheinbare Kraft derſelben doch lediglich auf der Kunſt zu variiren beruhe." Doch (fügt er tröſtend hinzu) „vielleicht machte dies der mündliche Vortrag weniger fühlbar!" Ueber dieſen Pedantismus der Stocklateiner geht in der That nichts. Sie ſind blind mit ſehenden Augen.

Wir kehren jetzt zum Schluſſe zu der Büchnerſchen Abhandlung zurück und betrachten mit dem Verf. die hiſtoriſch-politiſchen Anzeichen der Unächtheit des angeblich Ciceroniſchen Geiſtesproducts.

Cicero war zu der Zeit, in welche dieſe Rede fallen ſoll, mit Pompejus innig verbunden. Pompejus tödtlich gehaßter, erbitterſter politiſcher Gegner und perſönlicher Feind war Lucullus. Die Belege davon giebt Büchner S. 32. Archias war Freund und Günſtling Lucull's, und ſein Proceß hatte, wie Drumann mit Recht vermuthet, eine tiefere politiſche Bedeutung. In ihm griff man ſeinen Beſchützer an, und der Kläger, ein übrigens obſcurer Menſch, handelte ohne Zweifel auf Anſtiften der Pompejaniſchen Partei. Aber geſetzt auch, wir verwerfen dieſe Vermuthung oder laſſen ſie, trotz ihrer innern Wahrſcheinlichkeit, auf ſich beruhen. Iſt es denkbar, daß ein Staatsmann, wie Cicero, in ſeiner Lage den erbitterſten Feind und politiſchen Widerſacher ſeines Freundes, und wohlzumerken eines Freundes, an deſſen Geneigterhaltung ihm alles gelegen ſein mußte, — daß Cicero den Lucullus, von deſſen aſiatiſchen Feldzuge Pompejus öffentlich auf das geringſchätzigſte urtheilte, um eben dieſes Feldzuges willen mit Lobeserhebungen publice überſchütten konnte, während er die laudes Pompeii mit drei Worten abfertigt (cfr. cap. 9, § 21.)? Der bitterſte Feind konnte den Pompejus nicht empfindlicher verletzen, als es hier von ſeinem ergebenſten Freunde geſchieht, der von ſeinem Conſulate an bis zum verhängnißvollen Jahr 695 jedes Wort ſorgfältig vermied, welches irgend dem Pompejus hätte mißfällig ſein können.

Auch in der Rede für das Maniliſche Geſetz wird Lucullus gelobt, aber, wie Hr. Büchner richtig bemerkt, faſt durchgehends ſo, daß jenes Lob einem verſteckten Tadel ſehr ähnlich ſieht. Cicero, der in jener Rede den Pompejus als den alleinigen Mann jenes aſiatiſchen Krieges empfiehlt, mußte mit einer laudatio Luculli, wie ſie in der Rede pro Archia zu leſen ſteht, alſo nicht nur den Pompejus ſchwer beleidigen, ſondern auch ſich ſelbſt ein offenbares Dementi geben.

Aber, fährt Büchner fort, geſetzt, Cicero iſt der Verfaſſer der Rede, er hatte ſich einmal in den Kopf geſetzt, auf Pompejus gar keine Rückſicht zu nehmen, und den Lucullus mit vollen Backen zu preiſen: woher kommt es, daß er gerade die ausgezeichnetſten Momente ſeiner Kriegführung, die Siege bei Tigranocerta und Arſamia ſo oberflächlich berührt? daß er juſt nur das wieder vorbringt, was er vor Jahren in der Rede pro lege Manilia ſchon geſagt hatte? Und wie wiederholt er es! Man leſe die Stellen ſelbſt nach und urtheile dann, ob man ſo etwas einem Cicero zuſchreiben, dieſe leere Declamation eines Wortkünſtlers der Kaiſerzeit als ein Muſterbild altrömiſcher Beredtſamkeit unſerer Jugend hinſtellen kann.

Der Titel von Hrn. Büchner's Abhandlung läßt auf eine Fortſetzung hoffen. Wir ſehen ihr mit geſpannter Erwartung entgegen. Die blinde Bewunderung der Alten, die deren Geiſteswerke als abſolut, und von den zeitlichen Bedingungen losgetrennt vergöttert, iſt ſchon ſchlimm genug. Aber das Schlimmſte des Schlimmen entſteht, wenn auf dieſe Weiſe ſelbſt das augenſcheinlich und handgreiflich Unächte hypoſtaſirt und Katzengold für edles Metall verkauft, und der studiosa iuventus als unübertreffliches Muſter und Bildungsmittel ſolcher geiſtloſe Phraſenkram vorgehalten wird. Für diesmal ſei es genug. Nächſtens aber denken wir einer oder der andern von den Catilinarien, dieſen deliciis doctorum umbraticorum einen ähnlichen Beſuch abzuſtatten.

Adolf Stahr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

M7

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

5. Auguſt. № 30. 1841.

Der Triumph der Religion in den Künſten, von Friedrich Overbeck.

(Fortſetzung.)

Pouſſin und Andere haben bekanntlich mythiſche Staffage in Landſchaften geliebt, Polyphem ſitzt auf hohem Felſen, Diana und Nymphen jagen und baden. Die Landſchaft iſt danach componirt, in dieſen Weſen iſt nur die Stimmung, die in derſelben liegt, verdichtet und verkörpert, aber die Landſchaft drückt eben dieſe Stimmung ſchon als Landſchaft aus, es heißt doppelt ſchreiben, und in dieſem Zuſammenhang müſſen uns daher die mythiſchen Weſen zu langweilig allegoriſchen werden. Hier kommt noch insbeſondere die Frage über Bedeutung und Grenzen der Staffage zur Sprache, worüber ich ein andermal einige Bemerkungen, die ſich mir bei neueren Landſchaftbildern aufgedrungen, vorzubringen habe. — Anders verhält es ſich mit den chriſtlichen Mythen; es iſt noch zu kurz her, daß ſie uns Glaubensartikel waren, ein großer Theil der proteſtantiſchen Welt glaubt ſie theilweiſe, ganze katholiſche Völker glauben ſie in ganzer Ausdehnung mit allen Zuſätzen des Mittelalters noch. Daher trifft die Aufnahme ſolcher Stoffe in der neueren Kunſt nicht ſowohl der Vorwurf der Allegorie (Einiges ausgenommen, wie z. B. Engel, welche doch mehr als andere Figuren zu Allegorieen ausgedroſchen ſind), ſondern ein anderer, wovon nachher. Aber auf dieſe Mythen noch eigentliche Allegorieen hinaufkleben, wie Overbeck gethan hat, das heißt freilich einem geſunden Magen zu viel zumuthen. „Aber welche Confuſion, Overbeck glaubt ja das, was Sie Mythen nennen, es ſind ihm alſo keine!“ Daß er es zu glauben glaubt, bezweifle ich gar nicht; nur noch eine kleine Geduld, wir kommen darauf zu ſprechen.

Die eigentliche Allegorie nun, eine beiläufige Verknüpfung einer gewiſſen ſinnlichen Erſcheinung mit einem abſtracten Begriffe durch irgend ein tertium comparationis, gemacht von der ſubjectiven Reflexion, — ſoll ich den Begriff weiter auseinanderſetzen? Es iſt ſchon ſo vielfach geſchehen, in ſo vielen Aeſthetiken und Mythologieen zu leſen! Ich ſelbſt habe ſchon einmal in dieſen Blättern den Begriff der Allegorie erörtert. Eberhard Wächter, der große edle Künſtler, aber in dieſem Stücke noch einem früheren Jahrhundert verſchrieben, malt eine Frau, die einen Negerknaben und einen weißen auf dem Schooße hält, beide mit gleicher Liebe umfaſſend, und verſichert uns, dies ſei die humanitas. Hätte er die Wegnahme eines Sklavenſchiffs dargeſtellt, oder irgend einen andern Act der Humanität, ſo wäre es keine Allegorie geweſen. Die eigentliche Allegorie, ſage ich, kann von der Kunſt nicht ganz ausgeſchloſſen werden. Es kann bei Monumenten, bei der Verzierung der Architektur an Portalen u. ſ. f., oder cycliſcher Ausſchmückung großer Räume, öfters die Aufgabe entſtehen, einen abſtracten Begriff durch ein Bild, welches nicht die Phantaſie des Volks, nicht alter Glaube als deſſen wirklichen lebendigen Leib anſchaut, ſondern nur die Reflexion eines Einzelnen mit ihm verknüpft und etwa die Convenienz in dieſer Verknüpfung fixirt hat, anzudeuten. Die bildende Kunſt als eine ſtumme wird dieſen Nothbehelf nie ganz entbehren können. Treten wir von unſerem Gemälde in den anſtoßenden Saal und verweilen vor Veit's ſchönem Bilde: der Einfluß der chriſtlichen Religion auf die Künſte, und betrachten uns nur die Hauptgeſtalt: die Religion. Nie hat die Phantaſie der Völker die Religion ſelbſt ſich als Perſon vorgeſtellt, dieſes Weib iſt alſo eine Allegorie. Aber ſie war hier nicht wohl zu vermeiden, und die Geſtalt iſt ſo ſchön, hehr und lieblich zugleich, daß wir uns gern mit ihr verſöhnen. Ein Nothbehelf aber bleibt es, und man muß vor dieſer hohen Frau ausrufen: ſchade, daß ſie nicht mehr als eine Allegorie iſt! Dagegen hat man namentlich neuerdings von gewiſſen Seiten die Allegorie geradezu als das Höhere gegen die eigentliche Darſtellung behauptet, und ſowohl die münchner als die düſſeldorfer Schule liebt vielfach ſich in derſelben zu bewegen. Das vornehme Wort Idee hat gar viel Spuk angerichtet. „Die Kunſt muß Ideen darſtellen.“ Ganz falſch! Denn das heißt ſchon: der Künſtler muß eine Idee, will ſagen: abſtracten Gedanken ausdenken, und ihm nachträglich ein Kleid umhängen. Idee und Bild iſt in jenem Satze ſchon ſo auseinandergehalten, daß die allegoriſche Darſtellung von ſelbſt folgt. Die Kunſt ſoll ideale Anſchauungen der Phantaſie, in denen die Idee ſchon von ſelbſt und untrennbar mit dem ſinnlichen Körper vermählt iſt, zur äußeren Erſcheinung bringen. Das etwas berüchtigte Wort Allegorie vermeidet man freilich gern und ſetzt dafür Symbol. Allein es iſt in Symbol und Allegorie daſſelbe äußerliche und dem wahrhaft Schönen fremde Verhält-

niß zwiſchen Bild und Idee. Der Unterſchied iſt nur der, daß das Symbol ein inſtinctmäßiges Product der im Dunkel ſuchenden Phantaſie der Naturreligionen, Allegorie das Machwerk eines Einzelnen iſt, der ſich mit nüchterner Wahl des Verſtandes einen Begriff erſinnt und ihn dann in ein beliebiges Bild verbirgt. Die ſymboliſche Einbildungskraft confundirt, ſich ſelbſt dunkel, Bild und Idee; die Allegorie, deren Verfertiger für ſeine Perſon über den Unterſchied und das tertium Beider völlig im Klaren iſt, ſpielt Verſteckens mit dem Zuſchauer. Zwiſchen dem Weltſtier Apis und dem Abſtractum der urſprünglichen Zeugungskraft iſt an ſich daſſelbe Verhältniß, wie zwiſchen den zwei Beſtandtheilen irgend einer modernen Allegorie, aber dem Aegyptier fielen Apis und Urkraft dunkel zuſammen; was dagegen unter dem Homunculus zu verſtehen ſei, wußte Goethe recht wohl, nur der Leſer ſoll ſich müde rathen. Die häufige Ausführlichkeit der Allegorie, die aus ihrer reflectirten Natur fließt, bildet keinen weſentlichen Unterſchied. Von beiden iſt der Mythus verſchieden. Er ſetzt die religiöſen Wahrheiten in Handlungen um; Handlung ſetzt Willen, Wille eine Perſon voraus; ſeine Perſonen aber verhalten ſich zu dem beſtimmten Ideengehalte, den ſie vertreten, ſo, daß dieſer ihre eigene Seele, ihre Leidenſchaft iſt. Der Mythus konnte ſich daher noch nicht in der Naturreligion, ſondern erſt in der aus ihr herausſtrebenden Religion der ſchönen Menſchlichkeit in ſeinem wahren Weſen ausbilden. Er läßt das Symbol hinter ſich, und geht der Allegorie, die von ihm das Succeſſive der Handlung aufnehmen kann, aber keine eigentliche Handlung kennt, weil ſie keine Perſonen, ſondern nur Deviſen hat, voran. Die Allegorie hat ſich immer eingeſtellt, wo das Leben einer Religion im Abſterben und mit ihm die poetiſche Potenz im Verwelken war. Die ſpäteren Griechen, die Römer der Kaiſerzeit liebten ſie, die saeva necessitas des Horaz, mit Balken, Nägeln, Keilen, Klammern und Blei daherkeuchend, iſt die rechte Reigenführerin dieſer Zunft; die Jahrhunderte des Zopfs cultivirten ſie ganz leidenſchaftlich, und indem jetzt die Kunſt kräftig die Flügel regt, iſt ſie uns als Muttermal der Proſa, als Haarbeutel des ancien régime noch hängen geblieben. Ob wir berufen ſind, uns aus dem Zopfe (ich muß das Wort, wie die Künſtler, als Terminus brauchen, es giebt kein anderes) ganz herauszuarbeiten, dies fällt ſo ziemlich auch mit der Frage zuſammen, ob wir fähig ſein werden, die Allegorie vollends abzuſchütteln. Ich möchte die Künſtler nur das Eine fragen: ob ihnen die Wirkung ihrer Bilder gleichgiltig iſt? Ob ſie lieber klar oder dunkel bilden? Ob ſie lieber erfreuen oder langweilen? Ob ſie lieber rühren oder kalt laſſen? Schadow hat die Parabel von den klugen und den thörichten Jungfrauen in einem großen Staffeleigemälde mit vielem Aufwand von Kunſt ausgeführt. Der himmliſche Bräutigam öffnet eintretend die Pforte, zu beiden Seiten ſehen wir in reicher Abſtufung des Affects dort die erſchrockenen unklugen, hier die freudigen klugen Jungfrauen mit ihren Lampen. Können wir mit dem Schmerz jener, mit der Freude dieſer irgendwie ſympathiſiren, mit ihnen fürchten, hoffen, erſchrecken, entzückt ſein? Gewiß nicht, es iſt ihnen ſelbſt ja nicht ernſt, nicht einmal mit ihrer Exiſtenz, ſie haben ja kein Blut, keine Lebenswärme, bedeuten nicht ſich ſelbſt, es ſind Schatten, Schemen, ein paar Lappen um einen Begriff geſchlagen; ein ganz tüchtiges Bild für die Rede, für den Lehrvortrag, hohl und matt für die bildende Kunſt. Ganz anders verhält es ſich, wenn wir dieſelben Figuren am Portal der Sebalduskirche zu Nürnberg einzeln in Stein gebildet auf Conſolen ſtehen ſehen. Hier ſind ſie architektoniſche Verzierung, und dieſe unterliegt ganz anderen Bedingungen, als die Malerei. Im Muſeum von Neapel iſt auch zu ſehen, von Salvator Roſa gemalt, die Parabel vom Balken und Splitter, ein hinreißendes Kunſtwerk. „Freilich ſo etwas, das muß ja häßlich und abgeſchmackt ausſehen.“ Das ſchadet aber der Allegorie als ſolcher nichts, das Princip der Allegorie iſt gar nicht das Schöne, ſondern das Wahre; ſie iſt nur zufällig und gelegentlich ſchön, Wahrheit und Schönheit können in ihr ſogar im umgekehrten Verhältniſſe ſteigen und fallen. Da übrigens auch das dünnſte bildliche Gewand den Lehrgehalt immer noch mehr verſteckt als offenbart, ſo würde ich unſeren Ideenmalern ſehr rathen, künftig leere Flächen in einem Rahmen aufzuſtellen: darauf wäre dann zu ſehen das Abſolute = Zéro, die Idee der Ideen, der Urgrund, worin alle Kühe grau ſind. Ohne alle Hyperbel, es müßte nach dieſer Anſicht als die höchſte Aufgabe des Malers conſequent dieſe aufgeſtellt werden, nichts zu malen.

Aber faſt hätten wir unſer Bild vergeſſen. Die Allegorie kommt hier doch nur unter Anderem vor, die Seele des Ganzen iſt nicht in allegoriſchen, ſondern in mythiſchen Geſtalten verkörpert. Man wird ſich nicht einbilden, daß ich nicht wiſſe, wie etwas Angefochtenes durch den Namen mythiſch ausgeſprochen wird; noch viel weniger, daß ich behaupte, es liege jenen überirdiſchen Figuren gar nichts Hiſtoriſches zu Grunde. Unſer Meiſter freilich iſt am weiteſten entfernt, ſolchen Stoff als mythiſchen gelten zu laſſen, vielmehr er ſtellt ihn als die allein wahre Realität und als die einzige würdige Aufgabe der Kunſt hin. Alle weltliche Darſtellung iſt ihm ja das Ende der Kunſt, Sünde der Apoſtaſie (ſ. S. 14 u. 15). Man wird aber nicht erwarten, daß ich meinen Terminus mythiſch, den ich alles Ernſtes zur Unterſcheidung der religiöſen und der hiſtoriſchen Malerei in Vorſchlag bringe, hier durch eine theologiſche Vorleſung begründe.

Ich ſpreche deßwegen gerade von dieſem Bilde ſo weitläuftig, weil nirgends mit ſolcher Beſtimmtheit die weit verbreitete, in der wiſſenſchaftlichen Aeſthetik noch herkömm-

lich wiederholte Anſicht von der Einheit der Kunſt und Religion aufgeſtellt iſt. Natürlich iſt bei unſerem Meiſter nur von chriſtlicher Religion und Kunſt die Rede. „Das Heidenthum als ſolches ſoll der Künſtler mit entſchiedener Verachtung liegen laſſen; aber er mag ſich gleichwohl die Kunſt der Alten, ſo wie ihre Litteratur, zu Nutzen kommen laſſen, gleichwie die Kinder Iſrael die goldenen und ſilbernen Gefäße aus Aegypten mitgenommen, wofern er ſie nur, gleich dieſen, zum Dienſte des wahren Gottes in ſeinem Tempel umzuſchmelzen und zu heiligen weiß.“ Da ſteckt wieder ein hübſches Neſt Confuſion. Das Heidenthum als ſolches. Soll das heißen: Stoffe aus der heidniſchen Religion? Dieſe werden aber doch im Grunde von der neueren Kunſt nur ſelten aufgenommen. Die griechiſche Weltanſchauung überhaupt iſt vielmehr gemeint, wie ſie dem Sinnenleben und der naturgemäßen Wirklichkeit poſitive Geltung gönnt. Die griechiſche Stimmung und die aus ihr fließenden Kunſtformen aufgenommen zu haben, iſt ſein Vorwurf gegen Mich. Angelo und Rafael. Aus dieſem Grunde iſt die moderne Kunſt ſeit dem Schluſſe des Mittelalters für ihn nicht vorhanden; denn ihre weltliche Tendenz hat neben dem kritiſchen Geiſte des Proteſtantismus, der den chriſtlichen Olymp entvölkerte, weſentlich die Rückkehr zum geſunden Realismus der Alten zum Ausgangspunkte; Reformation und humaniſtiſche Studien wirkten auf daſſelbe Ziel. Etwas ſoll nun aber der Künſtler von den Heiden doch lernen dürfen. Die ſchöne Form ohne Zweifel, und in dieſe ſoll er den chriſtlich-kirchlichen Inhalt niederlegen? Als ob er die Schönheit der Antike bewundern und reproduciren könnte, wenn er ihre Grundlage, die plaſtiſche Weltanſchauung, verachtet! Und als ob das gar nie wäre bezweifelt worden, daß die antike Form und der chriſtliche, d. h. der mittelalterlich-kirchliche Gehalt ſo widerſpruchlos ſich verſchmelzen laſſen! Als ob noch Niemand gemerkt hätte, wie Rafael, indem er ſie verſchmilzt, eben dadurch auch die Auflöſung des religiöſen Ideals der Romantik beginnt! Wie der Fanatismus auch die gemeine Logik verwirrt, davon giebt beſonders folgender Umſtand mit dem Sarkophage des Nicola Piſano ein ſchlagendes Beiſpiel. Dieſem merkwürdigen Manne ging der Geiſt der antiken Plaſtik bekanntlich durch das Studium eines antiken Sarkophags zuerſt wieder auf. Overbeck benützt dieſe Thatſache, ſo aber, daß er einen Sarkophag mit einem Relief aus der älteſten chriſtlichen Zeit an die Stelle des antiken ſetzt. Die Reſte antiker Form in den älteſten chriſtlichen Kunſtdenkmälern waren aber bekanntlich ſehr dürftig, und, ſo weit ſie noch vorhanden waren, doch nichts anderes, als eben eine Erbſchaft aus dem Heidenthume; alſo erreicht Overbeck durch dieſe lügenhafte Entſtellung der Geſchichte nicht einmal ſeinen Zweck, die Verdrehung der Thatſache beſtraft ſich durch Unſinn.

Wir müſſen hier nothwendig an die Wurzel gehen und den Satz von der Einheit der Kunſt und Religion überhaupt prüfen. Die Seite ihrer Einheit braucht wirklich nach Allem, was Schelling, Solger, Hegel hierüber geſagt haben, keinen philoſophiſchen Beweis mehr. Sie haben einen und denſelben Boden, die Einheit des Begriffs und der Wirklichkeit, die verſöhnte Welt, die Idee, und die Religion, indem ſie dieſe in einem Kreiſe von Mythen niederlegt, arbeitet der Kunſt von ſelbſt in die Hände. Der geſchichtliche Beweis liegt für Jedermann da, denn bis zum Ende der großen mittelalterlichen Kunſtblüthe gingen in allen Weltaltern Kunſt und Religion Hand in Hand. Allein ſchon an ſich iſt in der Einheit zugleich der Unterſchied und die Lösbarkeit beider Sphären nicht zu verkennen. Die Religion bewegt ſich zwar im Elemente der Vorſtellung. Allein für's Erſte iſt es nicht die reine Vorſtellung, in der ſie ſich bewegt, ſondern ſie reicht theilweiſe ſchon in das Gebiet des abſtracten Denkens hinüber, indem ſie die Vorſtellungen in Lehrſätze faßt, mit Beweiſen ſtützt, mit Unterſcheidungen und Nutzanwendungen proſaiſch durchflicht und zwar nicht nur in der Dogmatik, ſondern im gemeinen Bewußtſein ſelbſt. Für's Andere iſt ihr in dem Grade, in welchem ſie über die Naturreligion ſich zur Religion des Geiſtes erhebt, die äußerliche Anſchauung des innerlich Vorgeſtellten im Kunſtwerke entbehrlich, ja ſie ſetzt ſich in Oppoſition dagegen, weil ſie Götzendienſt befürchtet. Der Katholicismus war der Kunſt in dem Grade günſtig, als er noch mit polytheiſtiſcher Stimmung und polytheiſtiſchen Stoffen behaftet war. Der proteſtantiſche Cultus verlegt den Dienſt des Herrn rein ins Innere und befürchtet von den bunten Umgebungen der Kunſt mehr Zerſtreuung als Sammlung; er hat zwiſchen der äſthetiſchen und der religiöſen Stimmung unterſcheiden gelernt. Wirklich, man trete in die Allerheiligenkirche zu München und überzeuge ſich mit eigenen Augen, daß das Volk zwiſchen dieſen reichgeſchmückten Wänden gedankenlos gafft, ſtatt zu beten. Das hat im Katholicismus allerdings wenig zu ſagen, denn aus demſelben Grunde, warum er der Kunſt ſo ſehr günſtig war, fixirte er auch den Begriff des opus operatum. Sparſame, würdige Mitwirkung der Kunſt zum Gottesdienſte ſoll natürlich darum nicht abgewieſen und die Geſchmackloſigkeit, ja die Häßlichkeit des proteſtantiſchen Cultus nicht gutgeheißen werden. Nur liegt in der Religion für ſich nicht nothwendig der Trieb der Veredlung der äſthetiſchen Formen ihres Cultus. Ihr Intereſſe iſt kein contemplatives, ſondern ein praktiſches, Erbauung. Es ſoll in dem andächtigen Subjecte Etwas anders werden, es ſoll nicht bleiben, wie es war, und bei dieſer Veränderung iſt es mit ſeinen höchſten Wünſchen und Hoffnungen abſolut betheiligt. Die Religion hat Intereſſe (allerdings kein endliches), die Kunſt keines. Kant's Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft hat dies hinlänglich dargethan. Jene Veränderung im

Subjecte zu bewirken genügt aber auch der dürftige, der rohe Kunſtverſuch, ja dieſer ſagt dem religiöſen Intereſſe in ſeiner ſpecifiſchen Reinheit mehr zu, als das ſchöne Kunſtwerk. Die Aeußerungen des Aeſchylos, des Pauſanias, daß die alten ſtrengen und düſteren Cultusbilder göttlicher ſeien, als die neuen ſchönen, ſind ja bekannt. Das ſchöne Bild befreit, Angſt und Zittern um unſer Seelenheil hat in ſeiner Gegenwart ein Ende und wir erinnern uns, wie ſchön die Welt da draußen ſei, der wir entſagen ſollen. Die Abſichten beider Sphären können ſich (und es iſt dabei gar nicht an eine geſunkene und frivole Kunſt zu denken) geradezu feindlich begegnen. Die gräßlichen Darſtellungen der Qualen Jeſu und der Märtyrer predigen dem ſinnlichen Menſchen einſchneidend, wie er es bedarf, was der Gottesſohn und die Heiligen um ſeine Seligkeit litten; der äſthetiſch Gebildete aber wendet mit Schauder ſein Auge von jenem heiligen Bartholomäus im Dome zu Mailand ab, der ſeine abgezogene Haut auf der Schulter trägt, von Pouſſin's heiligem Erasmus im Vatican, dem die Gedärme aus dem Leibe gehaſpelt werden, von der heiligen Agata in den Uffizien zu Florenz, der die Brüſte mit Zangen zerriſſen werden. Umgekehrt iſt es nicht die Sprache religiöſer Erbauung, wenn ein italieniſches Mädchen vor einer Mutter Gottes mit dem Kinde von Rafael ausruft: che bello bambino, quanto è grazioso, quanto è carino! Endlich verfolgt der Gottesdienſt ſeine Zwecke ſchonungslos gegen die edelſten Werke der Kunſt. Man weiß, wie der Lichterqualm, der Weihrauch das jüngſte Gericht des M. Angelo ſchwärzt, wie ungünſtig und dunkel gewöhnlich die ſchönſten Bilder in Kirchen hängen, und was wäre wohl aus der Sixtiniſchen Madonna geworden, wenn ſie noch als Umgangsfahne zu Piacenza diente!

(Fortſetzung folgt.)

Poeſieen. Nebſt Ueberſetzungen aus Anakreon. Marburg, 1840. Druck von N. G. Elwert.

Ein Revenant aus Hölty's Zeit! aber was für einer! Er hat Hölty's Leier von der Wand der Dorfkirche genommen und verſucht darauf zu klimpern: 1) „Lieder über die Natur.“ 2) Lieder der Liebe. 3) Elegieen. 4) Religiöſe Gedichte. 5) Fabeln. 6) Ueberſetzungen aus Anakreon (und Horaz). Aber ſelbſt Hölty's Leier iſt für dieſen Poeten noch eine Rieſenharfe. Weß Geiſtes Kind der Verf. iſt, ſieht man aus dem „Vorwort:“

Zum Kranze füg' ich jetzt die Lieder,
Die ich von dir, o Muſe, hab'!
Sie hallten in den Herzen wieder
Der Guten, denen ich ſie gab.

O mögen auch vereint ſie finden
Den Anklang in der Freunde Kreis,
Wie wenn wir aus den Sträußchen winden
Am frohen Tag den Kranz mit Fleiß.

Ebenſo ungelenk, haltlos und ſinnesarm, wie dieſes Vorwort, ſind die übrigen Reimereien. Nicht einmal für Wohlklang und Rhythmus hat der Verf. ein leibliches Ohr. Er reimt Dolde auf ſollte, Rande und kannte, Friede und Gemüthe; und auf ein Fiſchchen, das er gefangen und in ein Glas voll Waſſer geſetzt hat, ſingt er gar (S. 29):

Doch nun liegt am Boden es
Matt', ach! wenn's nicht wieder g'näſ'!

Bei einer in der Sommerhitze verſiegten Quelle macht er die Bemerkung (S. 30):

Eine Quelle nie verſiegen,
Meiner Thränen Vaterland!

Bei einem Gewitter macht er die Entdeckung, daß es erſt blitzt, dann donnert und drittens regnet (S. 31). Ach, es iſt unglaublich, was in Deutſchland alles gedruckt wird! Und dieſer Ehrenmann iſt laut S. 9 ſchon 32 Jahr alt. Wäre er halb ſo alt, ſo könnte man ſich dergleichen Luſus etwa noch gefallen laſſen, und der Subrector würde ſolche Stylübungen als documenta elegantioris ingenii acceptiren, wenn er, wie hier, Anakreontiſche Liedchen in doppelter Geſtalt, erſt gereimt, dann ungereimt, als Ferienſprößlinge erhielte. Aber ſo! Zur Ergötzung indeſſen ſtehe hier eins von den „Liedern über die Natur“ vollſtändig:

Auf das Bachſtelzchen (S. 7.

Kommſt, wie ſo frühe ſchon,
O du Bachſtelzchen mein!
Muſe giebt dir den Lohn,
Sollſt auch beſungen ſein!

O du beweglich Ding,
Ferne, bald wieder nah.
Sing' dich im Liede, ſing
Wie ich dich immer ſah.

O du Bachſtelzchen mein
Komm doch auch nah zu mir!
Sollſt auch beſungen ſein
O meines Vögleins Zier.

Wie o zum Schwarz das Weiß
Schön dem Bachſtelzchen ſteht,
Reinlich, da ſtets mit Fleiß
Es zu dem Waſſer geht.

Und wie das Schwarz zum Grau
Sich mit dem Weiß vermiſcht;
Jetzo das Vöglein ſchau,
Wie ſich's im Bach erfriſcht!

Wie's lange Schwänzchen geht!
Wie's auf den Beinchen dann
Läuft und dann wieder ſteht,
Flieget dann her und hin.

Wie's mit dem Köpfchen nickt,
O du Bachſtelzchen mein,
Und ſo treuherzig blickt,
Sanftmüthig Vogelein!

Dies iſt das non plus ultra der Fliegenſchnapper- und Bachſtelzenpoeſie. Es fehlt weiter nichts, als daß der Poet ſo ein Bachſtelzchen erſuchte, heranzukommen und ſich Salz auf den Schwanz ſtreuen zu laſſen, dann wäre die Kindlichkeit dieſer Romantik vollendet. A. E.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

6. Auguſt. № 31. 1841.

Der Triumph der Religion in den Künſten, von Friedrich Overbeck.

(Fortſetzung.)

Es iſt bekannt, daß bedeutende Meiſter in Italien und Deutſchland, nicht etwa nur in der Zeit des Verfalls, wie Pouſſin, ſondern aus der beſten Zeit, ſich nicht enthielten, jene ſchauderhaften Martern darzuſtellen. Freilich auf Beſtellung, aber die Aufgabe ließ ſich immer mildern. Allein ſie ſtanden ſelbſt nicht auf rein äſthetiſchem, ſondern auf religiöſem Boden, ſie waren nicht frei; und dies führt uns auf die Hauptſache, ins Schwarze unſerer Scheibe.

Es liegt in der gemeinſamen geſchichtlichen Entwicklung der Kunſt und Religion eine ſchwierige Antinomie. Indem ſie ſich immer mehr zuſammenbewegen, gehen ſie jeden Moment eben ſo ſehr immer weiter auseinander, ſie bilden ſich einander zu und zugleich von einander weg, ſie ſuchen ſich, und dies Suchen iſt ein Fliehen; ſie finden ſich und ſie ſind weiter getrennt als je. Die Religion ſtellt das innerſte Selbſt des Menſchen ihm äußerlich projicirt gegenüber. Nicht ſein empiriſches Selbſt iſt es, was er hier anſchaut, ſondern ſein ideales. Er ſoll es wieder erkennen in dieſer Bewegung, es ſoll das gegenüberſtehende Bild ſeinen reinen Geiſt vertraut begrüßen, ſeinen Eigenwillen aber und ſein ſinnliches Leben tief erſchüttern und abweiſen. Die Religion auf ihrem Standpunkte kennt eine Verſöhnung des empiriſchen mit dem idealen Ich nur unter der Bedingung, daß jenes im Innerſten zerknirſcht und gebrochen werde, daß es in ſeinen Tiefen zuſammenſchaure, die heidniſche wie die chriſtliche. Dies negative Moment hält ſie feſt, um von ſeinem Eintritt unmittelbar zum Momente der höchſten Verſöhnung überzugehen. Jene Brechung des natürlichen Willens als ein ſtetiges Werk der Erziehung anzuſehen, den gebildeten Willen als eine affirmative Einheit des geiſtigen und des Sinnenlebens anzuerkennen, iſt der Standpunkt der Ethik, der nur implicite in dem der Religion liegt. Zurückweiſung alſo des natürlichen Willens und freundliches Entgegenkommen gegen das reine Selbſt im Zuſchauer bleibt Hauptaufgabe religiöſer Kunſtwerke. Dies leiſten ſie um ſo mehr, je mehr ſinnliche Darſtellungsmittel ihnen zu Gebot ſtehen, je mehr ſie ſich zur reinen Form erheben, und mit der Vollendung der Form erreicht das religiöſe Ideal ſeinen Gipfel. Aber wo holt der Künſtler dieſe Form? In der Natur, in der Welt; und gerade dieſe ſoll ſein Ideal als nichtig darſtellen. Alſo was er als verwerflich, als ſündhaft, als ausgeſchloſſen aus dem Heiligthum aufzeigen ſoll, eben das iſt es, was er zu demſelben Zwecke aufnehmen und einlaſſen ſoll: das iſt der Widerſpruch. Woraus ſein Werk verbannen ſoll, das iſt ſeine Heimath, ſeine Lebensluft. Der Widerſpruch wird lange nicht gefühlt, bis an die Schwelle der höchſten Entfaltung bleibt der Flügel der Kunſt gebunden, ein Reſt alter Herbe und typiſcher Härte rettet die geforderte abweiſende Strenge. Das iſt es, was in den Werken eines Fieſole, eines Pietro Perugino, Franc. Francia ſo fromm ergreift, ſo tief rührt, die Schüchternheit in der Anmuth, die naive Dürre und Magerkeit bei Formen, die doch ſchon der höchſten Schönheit entgegenſchwellen. Endlich bricht die Knospe, die Jungfrau iſt reif und mannbar, das Ideal erreicht; und jetzt, in den Werken eines Phidias und Polyklet, eines Rafael feiern Kunſt und Religion den Moment ihrer höchſten Einheit. Aber es iſt zugleich der Moment ihrer Entzweiung für immer; die erblühte Jungfrau hat kein Bleiben mehr in den Kloſtermauern; die Geburt des religiöſen Ideals iſt die Stunde ſeines Todes, dieſe Aloë welkt, wenn der ſchlanke Blüthenſtengel emporgeſchoſſen iſt. Es war zu viel Natur, zu viel Form in dies Heiligthum eingelaſſen, es hat mit ihr ſeinen Feind in ſich aufgenommen; einen Baſilisken, der ſein Blut ausſaugt, hat die kirchliche Kunſt an ihrem Buſen aufgeſäugt, die Schönheit wird ihre Verrätherin. Das gebundene Bewußtſein des Künſtlers hat ſich vom letzten Reſte des Typus befreit, und mit dieſer Freiheit iſt es ein weltliches geworden, ohne es zu merken. Die Bundesfeier ſelbſt iſt die Sünde der Apoſtaſie. Lange noch hält die Kunſt die kirchlichen Stoffe feſt, aber der Geiſt iſt heraus. Zugleich arbeitete längſt der denkende Geiſt im Stillen, bis er gerüſtet hervorſpringt und jener Einheit auch von ſeiner Seite ein Ende macht. Die Vereinigung der höchſten Leiſtungen in der heiligen Malerei mit den ſichtbaren Anfängen einer Entfremdung von dem kirchlichen Ideale in Rafael, der jähe Sprung des M. Angelo über alle fromme Keuſchheit der Form hinweg, die Entſchiedenheit der Venetianer für Bildniß, Geſchichte, glühendes Sinnenleben, alte Mythologie bei ganz genreartiger Behandlung religiöſer Gegen-

ſtände, Correggio's üppige Sentimentalität: alles dies fällt in dieſelbe Zeit, da in Deutſchland die Reformation mit ſcharfem Weſen die ganze bunte Phantasmenwelt des Mittelalters hinwegſtreifte. Es iſt leicht, in Griechenland denſelben Gang nachzuweiſen. Die florentiniſche und umbriſche Schule des 15. Jahrhunderts entſprechen der Periode des Phidias; die des Rafael, Correggio, der Venetianer der Richtung des Prariteles und Skopas, wo mit der vollen Ausbildung der reizenden Form auch das Profane eintritt, und wie mit jenen die Reformation, ſo iſt mit dieſen die ſophiſtiſche und ſokratiſche Philoſophie gleichzeitig.

In Deutſchland giebt man die Stoffe auf, in Italien behält man ſie bei und verkehrt ſie. Der Katholicismus ſelbſt, von der Aufklärung angeſteckt und ſeinen Zerfall fühlend, verſucht eine große Reſtauration, bei der ihm die Kunſt weſentliche Dienſte leiſten ſoll. Das religiöſe Ideal ſoll durch Mittel ſehr moderner Art, durch stimulantia gerettet werden. Jene eigene feine Sinnlichkeit, welche mit der Trunkenheit ſentimentaler Verzückung zuſammenfällt, jene Vermiſchung von Magdalene und Pompadour, jene ſchuldige Unſchuld, jene kokette Naivetät, all jener Theatereffect, der das ſpätere ſechzehnte, ſiebzehnte, achtzehnte Jahrhundert bezeichnet, iſt das Mittel, das der moderne Katholicismus aufbietet. Die Kirchenmuſik wird zur Opernmuſik, die ernſte Glocke ſelbſt lernt Menuett tanzen, dem Bildhauer ſtehen Ballet-Tänzer und -Tänzerinnen, die Architektur lernt hüpfen, daß ihr die gewickelten Haare in die Lüfte flattern, Maitreſſen blicken ſchwimmend in lüſternen Thränen aus dem Rahmen und runzliche verteufelte Alte, heilige Hieronymus, Franciscus u. ſ. w. ſchmachten mit der Verzückung begehrlicher Impotenz nach ihnen. Dieſe Periode, die berühmte große Zopfperiode, iſt der Auflöſungsgang des romantiſchen Ideals.

In Holland hatte der proteſtantiſche Geiſt im 17. Jahrhundert einen neuen Weg geſucht. Da ihm die transcendente Geſtaltenwelt entzogen war, ergriff er die Wirklichkeit, zuerſt die nächſte, deren derbe Gegenwart nur die Idealität der Komik oder des traulichen Familiengeiſtes zuläßt. Ganz ebenſo hatte im 16. Jahrhundert die deutſche Poeſie der Ueberſchwänglichkeit des romantiſchen Epos den plebejiſchen Ton der derben Volksluſt, den Grobianismus eines Dedekind, den überſchrecklich luſtigen Cynismus eines Fiſchart entgegengeſtellt. Dies waren die Anfänge einer neuen Kunſt, deren Inhalt die Wirklichkeit, nicht mehr das phantaſtiſch bevölkerte Jenſeits ſein ſollte, die Geſchichte, nicht der Mythus. Aber es fehlte der Adel der Form, es fehlte die Idealität der ernſten Schönheit. Dieſe war nur von den Alten zu lernen. Der winterliche, zwieſpältige deutſche Charakter, ſeine ſtille Tiefe bei roher Form ſollte mit dem Geiſte der antiken Plaſtik durchdrungen ein neues Kunſtleben erzeugen. Schon einmal war die antike Form aus ihrem Grabe erſtanden, um der verſchloſſenen Innigkeit des romantiſchen Gemüths zur ſchönen Erſcheinung zu verhelfen; es war in Italien im 15. Jahrhundert, als die Florentiner an dieſe reine Quelle zurücktraten, auf deren Schultern Rafael ſteht. Aber ungenügſam zupft und zerrt man an der antiken Form, gießt einen fremden, eitlen, modernſelbſtgefälligen Geiſt in ihre geſunden Glieder und verkehrt ſie endlich ſo, bis man ſie wirklich mit ſehenden Augen nicht mehr ſieht. Die mißverſtandene Antike iſt eine Hauptbedingung des Zopfs.

Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts geht von Deutſchland aus die Reinigung der Kunſt durch die Reinigung des Sinns für die antike Form. Winkelmann erlöſt uns von jenem Hohlſpiegel, durch den wir die Antike geſehen hatten. Endlich erkennen wir in den Homeriſchen Helden wieder Menſchen und nicht mehr renommiſtiſche Gardeofficiere, ahnen und ſchauen wieder, was Natur ſei, große Natur, Styl, Geiſt in Naturform, Weben und Sein im Mittelpunkte, Quellwaſſer, Milch des Lebens. Karſtens, Wächter, Schick ergreifen mit kräftiger Hand, was Winkelmann entdeckt. Die Barbaren hatten zum zweiten Male die alte Welt erobert. Die grobe deutſche Natur lernt endlich, was ihr das Schwerſte iſt, Form. Die deutſche Malerei des Mittelalters iſt bewunderungswürdig in den zwei äußerſten Seiten der Darſtellung: Seelentiefe des Ausdrucks und liebevolle techniſche Vollendung des Einzelnen; aber die Mitte fehlt, die Rundung, Fluß und Schwung großer Formen, die ſchöne Geſtalt, kurz die Plaſtik. Was ſchon Giotto am Saume erfaßt, Fieſole trotz aller Transcendenz ſeiner Stoffe gefühlt, ja theilweiſe erreicht, Maſaccio im Mittelpunkte mächtig ergriffen, das liegt in Deutſchland noch dem Albrecht Dürer in weiter Ferne, die Sculptur ſtreift näher daran in Peter Viſcher. Dann folgt Deutſchlands tiefe Zerrüttung; indeß das Leben der Nation in die innerſten Theile zurückgetreten nur für rein geiſtige Thaten aufgeſpart ſchien, bis endlich neue Keime die Eisdecke durchbrechen und Deutſchland, ſpät, aber deſto nachhaltiger und inniger, ſein tiefes Gemüth mit der claſſiſchen Form vermählt. Es war in der Poeſie ebenſo; die romaniſchen Völker, dem Naturell und der Stimmung, woraus die Antike hervorgegangen iſt, nie ganz entfremdet, feiern die claſſiſche Periode ihrer Dichtung ſchon im 16. und 17. Jahrhundert, während ſie bei uns nach dem Verfall der, vom antiken Formgefühl ſo weit entfernten, Poeſie des Mittelalters in tiefer Rohheit liegt. Wir ſollten erſt andere geſchichtliche Aufgaben vollbringen; wir ſollten, wie kein anderes Volk, entſchloſſen mit dem Mittelalter, dem Geiſte phantaſtiſcher Transcendenz, brechen, die eigentlichen romantiſchen Stoffe, die auf dieſem Geiſte beruhen, lieber aufgeben als zur eleganten Form erheben, und erſt ſpät die Frucht der humaniſtiſchen Studien ernten, den gebildeten, mit der Wirk-

lichkeit verſöhnten freien Geiſt der modernen Zeit in die ſilbernen Schalen antiken plaſtiſchen Sinnes gießen. Erſt im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts verſchmilzt Goethe claſſiſche Form und germaniſches, romantiſch vertieftes Seelenleben zur Einheit des modernen Ideals. Ebenſo die bildende Kunſt. Aber wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Die italieniſche Kunſt liegt noch tief im Argen; nur die Franzoſen ſind uns gefolgt.

Inzwiſchen es fehlte noch ein Schritt. Der Standpunkt der Antike iſt nicht das Element, worin das Gemüth ſich ganz geſättigt fühlen kann, dem ſeit dem Chriſtenthum und ſeiner Durchdringung mit der innigen Natur deutſcher Völker eine neue Welt unendlicher Gefühle aufgegangen iſt. Ganz hatten ohnedies die großen Meiſter von dem Mißverſtändniß und von der falſchen dogmatiſchen Anwendung der Antike ſich nicht befreit. Ein kleines Endchen Zopfband war noch hängen geblieben. Man kennt das Kunſturtheil der „Kunſtfreunde" in Weimar, ihre Mißachtung der Romantik, ihre Forderung plaſtiſcher Stoffe für die Malerei. Auch die Poeſie war von der falſchen Claſſicität noch nicht ganz frei; Goethe meinte eine Achilleis dichten zu können. Etwas Canova, etwas Hofgeſchmack des 18. Jahrhunderts, etwas Puder iſt doch noch in manchen ſeiner Dichtungen. Eine Reaction mußte erfolgen. Die romantiſche Schule trat auf, ein ſpätgebornes Kind der eigentlichen Romantik, welche nicht vergeſſen konnte, daß ſie in Deutſchland, am Schluſſe des Mittelalters unterbrochen, ihren völligen Abſchluß nicht hatte vollbringen können; ein neues Mittelalter trat auf, aber kein wirkliches, ein in einem fremdartigen Geiſte, dem modernen, reflectirtes, künſtliches Mittelalter: und darin lag das Kranke, daß man dies überſah, daß man ganz ins Mittelalter zurück wollte und kopfüber ſich ſelbſt in ſeine Kirche ſtürzte. Man begriff nicht, daß es ebenſo einſeitig iſt, das Mittelalter wie es geht ſteht, als das claſſiſche Alterthum mit Stumpf und Stiel erneuern zu wollen, daß unſere Aufgabe immer nur ſein kann, von jenem den Gemüthskern, die geiſtige Unendlichkeit ohne die Phantasmen, in denen ſie ſich verworren darſtellte, von dieſem die klare Form aufzunehmen und beide Elemente zur innigen Durchdringung zu führen. Wie die Poeſie, ſo reclamirte nun auch die Malerei die Romantik: ein höchſt nothwendiger Schritt von unendlichen Folgen. Denn daß die alten Götter nicht wieder ins Leben zu rufen ſind, daß eine ganze Welt, die neue Welt mit ihren Charakterfiguren, ihren ſchwärmeriſchen blauen Augen, die Geſchichte mit all den Trachten und Formen, in denen ſie ſich darſtellte, die deutſche Sage, der ganze Schauplatz der romantiſchen Poeſieen — ſofern nur nicht die romantiſche Wunderwelt ſelbſt mit ihrer Durchbrechung aller feſten Formen, ſondern der Glaube an jene Wunderwelt und der von ihm ſehnſüchtig geleitete Menſch die Aufgabe war —, die deutſche Landſchaft, kurz, daß ein unendliches Feld erſt noch zu erobern war, wer ſieht dies nicht ein? Aber auch hier dieſelbe Verirrung. Das Mittelalter mit Haut und Haaren, ſeine Kirche, ſeine Legenden, ſein Mythus ſollte erneut und dogmatiſch als höchſte Aufgabe anerkannt werden, blondlockige vergißmeinnichtaugige Sternbalde wanderten nach Rom und Hr. Overbeck wurde katholiſch.

Faſſen wir nach dieſem Spaziergange wieder vor unſerem Gemälde Poſten. Hier haben wir eine Frucht dieſer Tendenzen, eine Beichte, ein Generalbekenntniß von Overbeck's Künſtlerleben.

Ich faſſe die Sache jetzt an der Wurzel und ſage: das Princip der Reformation, in der Kirche ſelbſt nur unvollſtändig aufgeſtellt, von der Wiſſenſchaft, von der Weltbildung durchgeführt, hat den Olymp des Mittelalters ein für allemal rein ausgeleert. Unſer Gott iſt ein immanenter Gott; ſeine Wohnung iſt überall und nirgends; ſein Leib iſt nur die ganze Welt, ſeine wahre Gegenwart der Menſchengeiſt. Dieſen Gott zu verherrlichen iſt die höchſte Aufgabe der neuen Kunſt. Die Geſchichte, die Welt als den Schauplatz des Herrn, die naturgemäße, in ſcharfen, nicht romantiſch ſchwankenden, feſten Umriſſen als eine Bewegung, worin ſittliche Mächte Gottes Gegenwart verkündigen, wo Himmelskräfte auf- und niederſteigen und ſich die goldnen Eimer reichen, das iſt das Feld des modernen Künſtlers. Wir kennen keine Wunder mehr, als die Wunder des Geiſtes, dieſe innere Romantik bringe der Künſtler in gediegenen plaſtiſch geläuterten Formen zur Erſcheinung. Hiedurch iſt die kirchlich-religiöſe Malerei, die man ſonſt als den höchſten Zweig der hiſtoriſchen Malerei anſah, offenbar von dieſer Stelle vertrieben, ja ſie iſt aufgehoben. Sind es ja doch ſchon dreihundert Jahre her, daß ſie Todes verblichen iſt, und nur mit galvaniſchen Reizen hat man ihr ein neues Scheinleben einzutreiben geſucht. Unter Anderem mögen Madonnen und Heilige u. ſ. f. immer noch vorkommen; man kann dem Künſtler nicht vorſchreiben, die Stimmung des katholiſchen Mittelalters mag ihn gelegentlich ergreifen, daß er einmal ein Heiligenbildchen malt, ſo wie er unter Anderem auch einmal die alten Götter wieder auf einige Stunden bei uns einführen mag. Aber er ſtelle dieſe Aufgaben nicht als Princip auf. Er mag es, wenn er eine lebendige Leiche ſein will. Unſere Kunſt hat Alles verloren und dadurch Alles gewonnen; verloren die ganze Fata Morgana einer transcendenten Welt, gewonnen die ganze wirkliche Welt. Die Malerei des Mittelalters wie ſein Glaube, legte die ganze Erde in den Himmel hinüber, die unſrige zeige den Himmel auf Erden. Die Atmoſphäre unſeres Planeten iſt für uns keine Geiſterwohnung mehr, der Horizont iſt gereinigt; keine Feeen und Gnomen ſchimmern mehr durch den Nebel, keine Götter und Marien thronen auf abendrothen Wolken: es iſt Nebel, es ſind Wolken,

aber die Welt ſelbſt rückt nun ins volle Licht, da vorher zwiſchen ihr und der Sonne eine zweite Körperwelt ihr das Licht entzogen, ſie liegt aufgeſchlagen vor uns, die Strahlen der Kunſt können ihr bei, es iſt Luft, Licht, offen. Daß, wer dieſe helle, klare Welt im Segen ihrer Götterkräfte darſtellt, indem er das Gemeine, was bloß endlich an ihr iſt, im Läuterungsfeuer der Phantaſie ausſcheidet, Gott nicht verherrliche, daß man nur entweder Gott, oder die Welt, entweder die Idee oder die Wirklichkeit, entweder die Natur in der heiteren Regung großer Kräfte oder die Uebernatur darſtellen, entweder nur artiſtiſcher Naturaliſt oder Supranaturaliſt ſein könne: wer dies behauptet, iſt ein Manichäer, ein Künſtlerpietiſt, ein Menſch, der nicht weiß, daß nicht bloß unſere Theologie, ſondern unſere ganze Bildung längſt über das Dilemma des Rationalismus und Supranaturalismus hinaus iſt, ja er iſt ein Menſch, der keine wahre Religion hat. Denn wahre Frömmigkeit vertraut auf Gott, daß er bei uns und mit uns, daß er ein Geiſt ſei, der nicht in ſich bleibt und ſich nicht verliert, wenn er ſeinem Andern ſich ganz mittheilt. Meint ihr denn, das ſei zufällig, daß wir einen Luther, einen Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Strauß haben? Das könne in der Wiſſenſchaft eingeſchloſſen bleiben, ſei nicht Symptom und Sprache unſerer Geſammtbildung, fließe nicht in ſie zurück und müſſe auch in der Kunſt durchbrechen? Ein großes Stück Geſchichte verläugnen, iſt immer Wahnſinn. Verkenne nur dein Volk und was es gethan, den Blitz des freien Gedankens auf ſeiner tiefgefurchten Stirne; geh nach Rom, um die ewig junge Antike zu verachten und das verwelkte Mittelalter zu verjüngen, laß dich von Rothſtrumpf und Blauſtrumpf mit abgeſtandenem Weihwaſſer ſprengen: wir laſſen die Todten ihre Todten begraben.

(Schluß folgt.)

Klänge der Zeit. Hervorgerufen durch die neueſten politiſchen Erzeugniſſe und zunächſt durch das Beckerſche Rheinlied. Geſammelt und herausgegeben von **J. Funck.** **Zweite** unveränderte Auflage. Erlangen, 1841. Palmſche Buchhandlung.

„Aufgeſchnittene und beſchmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen," heißt's auf dem Umſchlag dieſer Sammlung, die auf vollen 112 Seiten, mit wenigen Ausnahmen, faſt lauter maßloſe Aufſchneidereien deutſcheſter Deutſchheit und männlichſter Männlichkeit enthält. Wüßten wir's nicht, daß ſelbſt im Abgeſchmackten die Deutſchen gründlich ſind, ſo könnten wir's hier lernen, wo ein Deutſcher all die jammervollen Verſe, die der fruchtbare Regen des Beckerſchen Rheinliedes wie Ungeziefer hervorgerufen hat, ſorgfältig geſammelt der Nachwelt aufbewahrt. Freilich hat er auch die Gedichte der Gegenpartei aufgenommen, aber wie wenige ſind das gegen die Unzahl der neuen poetiſchen Rheinpatrioten von 1840? und doch fehlen ſelbſt von dieſen gewiß noch mehr als die Hälfte. Denn ich gehe kühnlich jede Wette ein, daß es in ganz Deutſchland kein Städtchen und keinen Flecken giebt, deſſen „wöchentliche Anzeigen" u. ſ. w. nicht einen patriotiſchen Aufguß auf den Bodenſatz des berühmten Beckerliedes enthielten.

Sie ſollen ihn nicht haben —
Sie können ihn nicht haben —
Sie werden ihn nicht haben —
Sie dürfen ihn nicht haben. —

Wie können ſie ihn haben —
Warum wollt ihr ihn haben —
Wir wollen ſie nicht haben —
Wer hat geglaubt, ſie könnten. —

Wir wollen ihn nicht haben —
Ja ja, ſie ſoll'n ihn haben —
Wir woll'n ihn wieder haben —
Sie ſollen wieder haben —

u. ſ. w. mit Grazie in infinitum lauten die Anfänge einiger dieſer „Zeitklänge," die wir aus den unaufgeſchnittenen Blättern herausgeleſen! Gott im Himmel! — Doch halt! da iſt auch S. 88 ein Lied, das alſo lautet:

Rheinlied der Alten.

„Sie ſollen ihn nicht haben!"
Gut! wir auch denken nein.
Doch fällt dabei vom Raben
Uns jene Fabel ein.

Er ſaß, gar hoch erhaben,
Auf einem Zweigelein;
Statt ſich am Käſ' zu laben,
Sang er ein Liedchen fein.

Auch wir geſungen haben
Einſt ſolche Melodein;
Doch die verſprochnen Gaben
Fraß Füchschen kurz und klein.

Weil wir nichts davon haben,
Als etwas leeren Schein,
Und Deutſchlands neun Buchſtaben
Mögt ſingen ihr allein.

Da liegt der Hund begraben! —
Wenn es wird anders ſein,
Dann ſingen, gute Knaben,
Auch wir ein Hoch! dem Rhein.

A. E.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung **Otto Wigand.**

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

125

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

7. Auguſt. № 32. 1841.

Der Triumph der Religion in den Künſten, von Friedrich Overbeck.

(Schluß.)

Unſere höchſte Aufgabe iſt jetzt das ſogenannte profanhiſtoriſche Gemälde nebſt ſeiner Vorausſetzung, Vorſtudie oder wie man es nennen mag, dem edleren Genrebild. Robert war Epoche machend. Menſchen in gewöhnlichen, harmloſen Situationen, aber Menſchen mit der Anlage der Größe: dieſer Bauernburſche an's Joch hingelehnt zwiſchen den gewaltigen Büffeln, es iſt ein Cincinnatus in ihm verloren gegangen; dieſe hohe Frau mit dem Kinde auf dem Erntewagen, ſie könnte Rafael zu einer Madonna ſitzen. Es ſind Genregemälde im hiſtoriſchen, hohen Style gefühlt und componirt, ſchwanger mit hiſtoriſchem Geiſte. Man bringe ſolche Naturen in Handlung und wir haben das hiſtoriſche Gemälde. Anfänge ſind da, aber vereinzelt, noch keine Blüthe, noch kein Schwung. Auf den hiſtoriſchen Bildern der düſſeldorfer Schule liegt noch bleierner Todesſchlummer; die Münchner ſind rüſtiger, wiewohl ſie mitunter etwas ſchwer an der gelehrten Garderobe des Mittelalters tragen; am meiſten dramatiſche Spitze, aber theatraliſch wie immer, haben die Franzoſen. Doch es iſt gut, daß wir nur erſt den Weg gefunden haben. Das höhere Genre und das profanhiſtoriſche Bild warteten eigentlich auf ihre Geburt, ſie ſind von geſtern. Anfänge ſieht man im Mittelalter bei den Venetianern, bei Rafael, früher ſchon bei den Florentinern als Epiſode, da einer heiligen Handlung eine Gruppe von Zuſchauern, Bildnißfiguren aus der Geſchichte, äußerlich zugegeben wurde, wie bei Maſaccio, Ghirlandajo, Coſimo Roſelli und Anderen. Aber die Zeit war noch nicht gekommen. Der geſchichtliche Geiſt konnte dem Mittelalter nicht aufgehen, die objective Betrachtung, die er verlangt, ſetzt alle Vermittlungen der Kritik und der freien Univerſalität voraus, die erſt der moderne Geiſt auf ſich zu nehmen vermochte. Aber welche Welt, welche ungehobenen Schätze liegen noch vor uns! Nur Ein Gebiet von hunderten: die deutſche Geſchichte, die Hohenſtaufen, die deutſche Heldenſage! Wem müſſen ſolche Stoffe nicht das Herz ſchwellen? Und da ſollte keine Verherrlichung Gottes ſein? Es handelt ſich hier im Grunde ganz einfach um eine logiſche Kategorie. Wer behauptet, Gott werde von der Kunſt nur gefeiert, wenn er und ſein überſinnliches Reich in greifbaren Geſtalten über der Erde und miraculös in ſie einbrechend dargeſtellt werde, der behauptet, der Geiſt müſſe neben dem Körper ſelbſt wieder als Körper beſtehen, das Ganze müſſe ſelbſt wieder ein Theil ſein. „Pantheismus! Iſt der Menſch Gott?“ Nein! Ein Maler führe eine große geſchichtliche Scene aus, worin eine allwaltende ſittliche Macht ſiegend oder zum Heldentode ſtärkend ihren Triumph feiert: ſo iſt keine der einzelnen Geſtalten, welche die ganze Compoſition conſtituiren, gleich Gott, aber das Geſammtproduct der Handlung, zu dem ſie zuſammenwirken, und das unendlich größer iſt, als jedes der mitwirkenden Subjecte, das iſt — nicht Gott, aber ein Blatt aus dem Buche der Gottheit, ein Act aus der Geſchichte der Selbſtbewegung Gottes. Es giebt keinen Sprung zu Gott. Das Abſolute iſt nur Anfang, Mitte und Ende aller der Vermittlungen, durch die es ſich offenbart; Gott wirkt nur durch Organe. In Rafael's Schule von Athen iſt kein einzelner Philoſoph die ganze Philoſophie, ſie geht als Geiſt durch das Ganze, iſt Princip und Facit aller Glieder dieſes hohen organiſchen Gebildes. Aber in den Fresken Hermann's in dem Univerſitätshauſe zu Bonn iſt die Philoſophie und die Theologie *neben* den großen Männern, in denen ſie ſich wirklich verkörpert, als die hohle und ſchattenhafte Figur einer Allegorie grobmaterialiſtiſch hingeſetzt.

Doch endlich genug der allgemeinen Reflexionen. Bei einem Kunſtwerke kommt es auf die Form an, es iſt nicht philoſophiſch, ſondern äſthetiſch zu richten, und was philoſophiſch unwahr, muß in ihm als unſchön zur Erſcheinung kommen. Overbeck trägt ſelbſt die Schuld, wenn wir mehr philoſophiſch, als äſthetiſch zu Werke gingen, er hat einen Katechismus gemalt, er hat mit dem Pinſel eine Abhandlung geſchrieben, er diſputirt mit der Palette, wir antworten mit der Feder. Aber nehmen wir's einmal äſthetiſch.

Daß die zwei Theile des Bildes keine Einheit haben, mußten wir oben ausſprechen und können jetzt hinzuſetzen, daß ſich der Meiſter hiefür nicht auf die Werke der alten Schulen berufen darf. Sie entſchuldigt der Dualismus des Himmels und der Erde, in welchem eine verklungene Weltanſchauung ſich bewegte. Und doch wiſſen ſie eine Einheit herzuſtellen, die wir auf dieſem Bilde vergebens ſuchen. Durch wehmüthigen Aufblick glühender Andacht ſind ge-

wöhnlich die irdiſchen Perſonen auf die überirdiſchen, durch freundliches Neigen nach unten dieſe auf jene bezogen, und in Rafael's disputa bildet der Nachtmahlskelch, die himmliſchen Strahlen ſammelnd, ein myſtiſches Verbindungsglied beider Welten. Nehmen wir nun beide Theile für ſich und ſehen zuerſt nach dem oberen. Madonna thront, ein keuſches, reines, bezauberndes Mädchen; das Kind, dieſes wenigſtens nach unten geneigt, lieb, rührend, zum Küſſen. Hier zeigt ſich Overbeck's milder weiblicher Genius in ſeinem Elemente. Overbeck's Styl ſucht bekanntlich die Mitte zwiſchen Fieſole und Rafael; von dieſem den Fluß und die Rundung, Freiheit der Geſtalt, von jenem die keuſche Schüchternheit, die ſelige Innigkeit, die Sabbathſtille, den Reſt typiſcher Gebundenheit und Herbe. Man möchte ſagen, er ſuche den Rafael da zu ergreifen und feſtzuhalten, wo er in ſeiner florentiniſchen, noch etwas ſtrengen Periode ſtand; aber Rafael hatte doch ſchon damals und von Anfang an mehr Männlichkeit und Sättigung, als Overbeck jemals erreichen kann und will. Sein Genius iſt eine aufblühende Jungfrau, deren Knospe noch nicht ganz gebrochen iſt, deren Formen verſchämt vor der Schwelle zur Mannbarkeit innehalten. Welch ſchönen Anfang heiterer Entfaltung nahm dieſer Geiſt in den Fresken der Villa Muſſimi! Wie mild und klar liegt der idylliſche Duft auf jenem lieblichen Bilde: die Ankunft der Erminia bei den Hirten! Und welche Welt, welcher Reichthum von edlen Stoffen lag dieſem reinen Streben aufgethan! Aber er beſchließt, dieſer ſchönen Welt Lebewohl zu ſagen und ſich in dumpfen Kapellen zu verriegeln. Es ſei denn; wer durchaus Mönch und Pfaffe werden will — wir können's ihm nicht verwehren. Daß nun in dieſem eng beſchloſſenen Kreiſe das Ideal der Madonna es ſei, wozu dieſe Hand am meiſten Beruf hat, begreift ſich; zwar nicht die ſtolze Königin der Himmel, wohl aber die keuſche Magd des Herrn, die ſchamhaft über dem Geheimniß ihrer Berufung ſinnende Braut, iſt ganz eine Aufgabe für ſeine kindliche Grazie. Ja, ſie iſt ſchön, dieſe Madonna, dieſe reine Taube ſonder Galle. Und doch — es iſt etwas darin, ich weiß nicht was, etwas Almanach, etwas Vielliebchen und Vergißmeinnicht. Es iſt ein Zug, der in allen neueren Madonnen unverkennbar iſt; man ſieht ihnen eben eine Zeit an, wo es Stammbücher, viele Spiegel, Modejournale und Titelkupfer von Taſchenbüchern giebt. Wie ſoll es auch anders möglich ſein! Wie kann ein Menſch ſeine Zeit verläugnen! Die betende Madonna von Heinrich Heß in der Allerheiligenkirche zu München iſt ein wunderliebliches, frommes Bild, und doch auch ſie hat denſelben Zug. Wir wiſſen einmal, es giebt keine menſchliche Jungfrau, die zugleich eine göttliche, keine Empfängniß, die zugleich außer dem Naturgeſetz wäre. Mag der Einzelne es glauben, oder nicht: dies iſt ganz gleichgiltig; es iſt in der Atmoſphäre, er ſchlürft dieſe Bildung in jedem Athemzuge mit ein. Nun ſoll aber dennoch eine jungfräuliche Mutter dargeſtellt werden; wohlgemerkt nicht in dem rein ſittlichen Sinne, wonach die wahre Liebe das Sinnliche adelt, die wahre Frau ſtets keuſche Braut bleibt, ſondern im kirchlichen Sinne eines Mirakels, einer unbegreiflichen Exiſtenz. Dieſen Zwang gegen das Zeitbewußtſein, dieſe Abſichtlichkeit ſollte man dem Bilde nicht anfühlen? Nein, eure Madonnen ſind nicht Madonnen der alten Kirche; ſie haben in den Stunden der Andacht geleſen, ſie ſind in einer Penſion, in einer Töchterſchule aufgewachſen, ein Jährchen wenigſtens, ja ſie trinken Thee, wenig, aber etwas. Dieſe hier hält ja gar eine Schreibfeder in der Hand; gebt Acht, ſie nimmt ein Blatt aus einem Album mit Rococoarabesken am Rande und ſchreibt etwas aus Jean Paul darauf — nein, ſchönes Mädchen, ich glaube es nicht, daß dies Kind Ihr Kind iſt, Sie ſind zu ſittlich, auch hat der heilige Geiſt einen andern Geſchmack, etwas derber; einen Zimmermann hätten Sie ſchwerlich geheirathet; vielmehr ein Ideal von einem ſittlichen, höchſt muſterhaften jungen Mann, angeſtellt etwa beim Kirchen- und Schulweſen, irgend einen Oberhofprediger, der Glockentöne geſchrieben hat — den würd' ich Ihnen empfehlen. Aber wie frevle ich! Das Bild iſt doch ſo ſchön! Und ich habe doch Recht; eine Madonna iſt für uns eine Unmöglichkeit. Die alten Maler, ja die konnten es. Wie innig der Einzelne an ſie und den ganzen Mythenumfang der Kirche glaubte, war dabei nicht wichtig; die Forderung einer beſondern Frömmigkeit an den Künſtler iſt in allen Zeiten lächerlich, und was Fieſole malen konnte, dankte er gewiß nicht den Gebeten und Thränen, mit denen er an die Staffelei trat. Daß die Weihe der Stimmung nicht fehlen darf, verſteht ſich, aber wie der praktiſch-menſchliche Charakter und die Innigkeit dogmatiſcher Ueberzeugung damit zuſammenhängen, inwieweit das Ideal ſeiner äſthetiſchen Contemplation auch die Perſönlichkeit des Künſtlers durchdrungen haben müſſe, darüber muß man in ſeinen Behauptungen ſehr vorſichtig zu Werke gehen, denn die Frage iſt gar nicht einfach. Von dem alten, ſtrengen, kirchlichen Giotto hat man mancherlei Anekdoten, worin er eben nicht ſehr lammfromm erſcheint; der andachtglühende Perugino war, wenn man auch von Vaſari's Schilderung Manches abzieht, ein Mann, der die Güter des Lebens wohl zu ſchätzen wußte, und die Maler der reifen Periode ohnedies waren ſammt und ſonders Weltkinder. Allein wie locker ſie leben und denken mochten: die Principien, die Grundſtimmung des Katholicismus hatten ſie mit der Muttermilch eingeſogen, wir Neueren aber, Katholik wie Proteſtant, wir Kinder einer Zeit, wo es Fräcke und Gravatten giebt, haben die entgegengeſetzte Stimmung in allen Nerven und Adern, und jede Mühe iſt vergeblich, uns auf dem Wege der Ueberzeugung, der Dogmatik in jene zurückzuverſetzen. Dahin kommt man nicht mit Dampfkraft, es iſt aus und vorbei.

Aber geſetzt, man könnte; geſetzt, der reiſe, verſtändige Mann könnte noch einmal in alle naiven Illuſionen ſeiner Jugend zurück: ſollte er denn ſo unklug ſein, daſſelbe in der Kunſt zu verſuchen, wo er mit Meiſtern rivaliſiren muß, die all den künſtlichen Umweg nicht nöthig, die Alles von ſelbſt beiſammen hatten, was eine höchſte Blüthe kirchlicher Kunſt bedingt? Können wir denn im beſten Falle mehr erreichen, als einen flüchtigen Nachglanz, eine löbliche Reproduction deſſen, was ſchöner und urſprünglicher ſchon dageweſen? Wer iſt denn ſo thöricht und ſtellt ſich ohne Noth in eine Kategorie, in welcher er unerreichbare Nebenbuhler findet? Die religiöſe Kunſt ſei in ihrer Entwicklung unterbrochen worden und unvollendet geblieben, wir ſollen ſie zur Reife bringen, meint Overbeck (S. 14). Daß ich nicht wüßte. Das fünfzehnte und der Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, die florentiniſche, umbriſche, mailändiſche Schule, Rafael als Gipfel von Allen, haben, was die Malerei irgend aus der katholiſchen Welt ziehen konnte, bis auf den Grund herausgezogen. Dieſer Brunnen iſt ausgeſchöpft. Julian's erneuerter Polytheismus konnte keinen Phidias und Polyklet mehr zeugen. Cornelius hatte leicht, die offenbaren Verſtöße des M. Angelo gegen das kirchliche Ideal in ſeinem jüngſten Gerichte zu verbeſſern und zugleich alles Große dieſes gewaltigen Werks zu entlehnen. Es iſt eine ganz tüchtige Nachahmung, aber verlorene Mühe, denn die Sache iſt größer und urſprünglicher ſchon dageweſen, und was für jene Zeit recht und gut war, dieſe Lehre von der Verdammniß, iſt für uns craß und zurückſtoßend.

Die Heiligen, welche Maria umgeben, ſind in demſelben ſchüchtern frommen Tone gehalten. Viel Schönes; wie trunken andächtig der malende Lucas! Aber nichts, was trifft und packt, nichts Mächtiges. Die Männerköpfe David's und Salomo's erinnern an die herrlichen Geſtalten auf Rafael's Theologie in dem oberen Halbkreiſe, aber die Schneide fehlt, ſie ſind matt und zahm. Es iſt caſtrirter Rafael: eine Manier, die ſich überhaupt jetzt bei unſeren talentvolleren Vertretern der religiöſen Malerei zur kanoniſchen ausgebildet zu haben ſcheint. Es liegt auch ſo nahe. Rafael hat das religiöſe Ideal zur vollen Schönheit entfaltet, aber iſt auch ſchon in das Unheilige hinausgeſchritten; ſo entlehnen wir den Fluß und Schwung ſeiner Formen, beſchneiden ihn aber etwas, nehmen etwas Trockenheit und Timidität der älteren Schulen dazu, und wir bekommen das Rechte. So hat man *weder* Rafael's hohe, männliche Freiheit, *noch* die kräftige typiſche Strenge der Aelteren, ſondern jene eigene Reinlichkeit, Sauberkeit, Koſtbarkeit, Gewiegtheit, der die Ecken der Männlichkeit fehlen. Wie lieblich ſchön ſind die Compoſitionen Heinle's (für Fresken in einer Kapelle, ſie waren in der frankfurter Kunſtausſtellung im April zu ſehen), die ſieben Seligkeiten der Bergpredigt darſtellend! Wie tief der Geiſt dieſes Mannes iſt, bewies auch eine Zeichnung, das Leben der heiligen Euphroſyne nach der Art der alten Meiſter in fortlaufenden Scenen auf Einem Felde entfaltend, voll epiſchen Gefühls, voll gemüthlicher Heimlichkeit im tiefen Ernſte. Aber wir können uns in dieſe ſo ideellen Formen, aus denen das Grobe der Wirklichkeit hinweggetilgt, das ſchroffe, volle Muskelleben, das Feuer der Männlichkeit in Schmiegſamkeit und Taubenmilde aufgelöſt iſt, nur künſtlich hineinfühlen. Es iſt eine Stimmung, wie ſie ein Mädchen am Morgen der Confirmation empfinden mag. Aber man wird älter, es kommen andere Tage, die Leidenſchaft, der Drang des Lebens, die Erfahrung, und jener erſte Thau der Sabbathgefühle kann ſo nicht bleiben, nicht wiederkehren.

Ueberſehen wir nun den unteren Kreis, die bunte Künſtlergemeinde. Gegen die Anordnung der Gruppen haben wir ſchon Einiges einwenden müſſen, da von der kunſtgeſchichtlichen Bedeutung einzelner Meiſter die Rede war. Es war eine höchſt ſchwierige Aufgabe, Richtung und Geiſt der Einzelnen anſchaulich zu machen. Dennoch wären dem Maler ganz andere Mittel zu Gebote geſtanden, hätte er nicht das Heilige, auf welches die Künſtler in verſchiedenen Graden der Annäherung und Entfernung bezogen werden ſollten, in einen Raum über ihnen geſtellt. Die ſtreng kirchlichen Meiſter z. B. wären durch Verſammlung bei einer Kapelle, ein Madonnenbild, um das ſie beſchäftigt, durch Gruppirung um einen Altar gewiß in ihrem Streben deutlicher zu bezeichnen geweſen, als es hier der Fall iſt, obwohl ihre Vereinigung um Dante zu den glücklichen Gedanken des Werkes gehört. Doch ſind Fieſole, van Eyck, Hemmlink von dieſer Gruppe getrennt und ihr entſprechendes Beſtreben iſt durch gegenſeitige Begrüßung ſehr mangelhaft angezeigt. Albrecht Dürer, deſſen größte Leiſtungen doch auch in dem religiöſen Felde liegen, iſt durch ſeine ungefähre Stellung in der Nähe der obern Schaale der Fontaine gewiß ſehr oberflächlich charakteriſirt und ſeine Gruppirung zu ſolchen, die ihm durch gleiche Uebung der Kupferſtecherei verwandt ſind, ein ſehr äußerliches Motiv. Am beſtimmteſten iſt das Beſtreben der Bildhauer und der Baumeiſter zu erkennen, denn ſie zeigen ſich mit Gegenſtänden ihrer Kunſt beſchäftigt, an denen zugleich der Geiſt ihrer Erfindung durch den Grundriß einer Baſilica u. ſ. w. ſich einfach hervorheben ließ. Die zwei Gruppen dieſer letzteren Künſtler gehören auch dem Rhythmus der Compoſition, der Kraft der Farbe nach zu den ſchönſten des Bildes. Wie ſchön iſt namentlich die Gruppe um Pilgram, wie zierlich ſitzt der junge Franzoſe, wie ernſt vertieft kniet der junge Engländer! Das Colorit übrigens ſcheint mir ſehr ungleich, von den kräftig brennenden venetianiſchen Farben des Vordergrundes kein Uebergang zu der plötzlich ſchon im Mittelgrunde eintretenden Abdämpfung der Farbe durch die Luftperſpective, einem kreidigen und erdigen Tone, die Fleiſch-

farbe in's Olivenfarbe und Bleigraue ſpielend. Doch darüber wird ſich erſt entſchieden urtheilen laſſen, wenn das Bild gefirnißt ſein wird, die Farben haben eingeſchlagen. An Farbe wie Compoſition iſt die landſchaftliche Ferne der Theil des Bildes, woran man die ungeſtörteſte Freude haben kann. Italiens Berge, Linien, Luft, himmliſche Bläue — wie hat der Künſtler den Geiſt dieſer Landſchaft gefühlt! Und er kann ein ſolcher Zelot ſein!

Wir haben aber von einer Hauptſache noch nicht geſprochen, von den Charakteren im unteren Plane. Sie ſind, wie ſich erwarten läßt, abgedämpft, abgeſchwächt. Es ſind keine Männer, ſie ſind nicht ſo keck, es zu ſein, der dicke Himmel über ihnen drückt und laſtet auf ſie herab. Anders blickt ein Mann, anders ſtrotzt ihm Muskel und Sehne von Kraftgefühl, anders tritt er den Boden, anders bewegt und wendet er ſich im Bewußtſein ſeines Herrſchergeiſtes, der Gottheit voll. Iſt dies Dante, der hier ſpricht? Begeiſtert, eifrig erſcheint er, ſeine Geſichtszüge ſind zu erkennen, aber er muß krank geweſen ſein, ſeit ich ihn das letzte Mal ſah, er iſt der zornige, grobe Mann nicht mehr, der die ſchreckliche Hölle gedichtet hat und einen Schmied in Florenz herumprügelte, weil er ſeine Verſe ſchlecht ſang. Da ſitzt Mich. Angelo, tiefſinnend, wie er war, aber zahm, zahm iſt er geworden, vom Fleiſch gefallen, ſein Feuerauge eingeſchlummert, er macht wohl ſein Teſtament? Albrecht Dürer, wer den hier anſieht, der vergeſſe nur vorher das Bild des deutſchen Kernmannes in München, den ernſten, redlichen, feſt auf ſich ruhenden, tief in ſich webenden und doch klar und beſtimmt aus dem Bilde herausblickenden wunderſchönen Männerkopf im Walde der nußbraunen Locken. Auch dieſe erkenne ich nicht wieder, ſie haben ſo ſtark in's Rothe gefärbt — und wie? Bemerken Sie denn auch? Der Mann ſchielt ja, recht eigentlich ſchielen thut er, was man ſo ſchielen nennt. Wie iſt es aber möglich? Iſt der Pinſel ausgerutſcht? Oder — doch halt, ich hab's, es fällt mir wie Schuppen vom Auge, dahinter iſt etwas, ein Sinn, ein Gedanke, eine Idee — es iſt eine Allegorie. Albrecht Dürer hat Weltliches und Geiſtliches gemalt, war ein ernſter Mann zugleich und ein heiterer Patron: das eine Auge ſieht nach der Kirche zu ſeiner Linken, das andere vor ſich in die Welt. So wird es ſich verhalten, man muß nur nicht oberflächlich betrachten, die Kunſt hat tiefere Abſichten, Ideen. Da ſieht Peter Viſcher's Kopf heraus neben Nicola Piſano, recht ſinnig, andächtig, der breite knochige Kopf recht ſauber beſchnitten und reducirt, der volle Bart geſtutzt, der Herculesnacken geſchmälert — nein, ehrlicher Rothgießermeiſter, ſo haſt du ſelbſt dich nicht abgebildet in deinem Sebaldusgrab! Das iſt nicht der ſtämmige deutſche Mann, wie er, Hammer und Meißel in der Fauſt, das Schurzfell umgethan, breitſchultrig, ehrenfeſt unter dem zierlichen ehernen Bogen ſteht!

Aber was ſoll das Alles! Wir vergeſſen ja, daß wir ein religiöſes, ein chriſtliches Gemälde vor uns haben; im Hauſe des Herrn muß man leiſe und demüthig auftreten, und du, lieber Kunſtjünger, „magſt zum Schluß als Hauptſumme feſthalten, daß die Künſte nur dann der Menſchheit Heil bringen, wenn ſie, den klugen Jungfrauen gleich, mit brennenden Lampen des Glaubens und der Gottesfurcht, in holder Demuth und Keuſchheit dem himmliſchen Bräutigam entgegengehen, daß ſie nur als ſolche wahre Himmelstöchter ſind, nur als ſolche deiner Liebe wahrhaft würdig. Auch dürfen ſie nur als ſolche den Segen von oben, ohne den kein Gedeihen denkbar iſt, ſich verſprechen; denn unmöglich kann Gott ein Bemühen ſegnen, das nicht in Seiner Furcht gegründet iſt. Ihm ſei denn Ehre und Preis dargebracht durch unſrer Hände Werk, in ſeinem Tempel, das iſt in ſeiner Kirche hier auf Erden, damit wir einſt in Ewigkeit ihn loben mögen mit ſeinen Engeln und auserwählten Heiligen im Himmel. Amen!"

Amen. Ich gehe hinein zu den Gypsabgüſſen, zum Torſo des Ilyſſus, ich will mir ſeine gewaltigen heidniſchen Arme und Schenkel anſehen, vielleicht mir wird beſſer.

Fr. Viſcher.

Pickwick in der Fremde.

Unter dieſem Titel iſt in Braunſchweig bei Eduard Leibrock „räuberromanhaften Andenkens" die erſte Lieferung der „geſammelten Werke" von Boz (Dickens) erſchienen. Komiſch genug beginnt dieſe „erſte Lieferung" der ſämmtlichen Werke des beliebten engliſchen Humoriſten mit einem „Supplementbande," denn als Verf. zu dieſer Fortſetzung bekennt ſich ein Hr. G. W. M. Reynolds. Freilich hat Dickens ſelbſt ſeinen Pickwick ſo vollſtändig abgeſchloſſen, wenigſtens was den reiſeabenteuernden Theil ſeines Lebens betrifft, daß er ſelbſt in ſeinem neueſten Werke, wo er ihn nebſt Sam und Tony Weller wieder einführt, ihn in der Ruhe ſeiner ländlichen Abgeſchiedenheit beläßt. Auch ſcheint es uns, als habe der treffliche Humoriſt, um mit Cervantes zu reden, die Feder, womit er Pickwick's und der Seinen Fahrten beſchrieb, ſo hoch gehängt, daß mehr als das gewöhnliche Alltagsmaß poetiſcher Conſtitution dazu gehören möchte, ſie wieder herabzunehmen. Indeſſen was thäte das Alles, wenn der Berufene käme? — Freilich wird ein ſolcher am Ende denn doch lieber aus dem Vollen hauen wollen, als die Späne eines Andern aufleſen.

Aber hier bei dieſem Machwerk ſind alle ſolche Reflexionen vom Uebel. Es iſt die reine, rohe Induſtrie, die ganz ordinärſte Buchhändlerſpeculation, welche dieſes Product irgend eines obſcuren litterariſchen Tagelöhners in der Hoffnung ans Licht geſtellt hat, wenigſtens von den erſten Paar Monaten den ſichern Gewinn leihbibliothekariſcher Abnahme zu ziehen. Die Plattheit und Albernheit, welche hier zur Schau gelegt werden, ſind nur mit der Gemeinheit zu vergleichen, deren Fuſeldunſt uns hier entgegenhaucht. Man leſe nur die Scene S. 23 - 24, um ſich davon allervollſtändigſt zu überzeugen. Wer ſich dennoch nicht abſchrecken läßt, weiter zu blättern, wird ſtatt des liebenswürdigen Pickwick's einen ebenſo langweiligen als abgeſchmackten Narren, ſtatt des witzigen Sam einen berliner Eckenſteher reinſten Vollbluts, und in den andern Individuen Leute finden, die ſolcher Geſellſchaft entſprechen.

A. S.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

9. Auguſt. № 33. 1841.

Die Hegelſche Philoſophie und der ✕ Philoſoph in der Augsburger Allgem. Zeitung (vom 11. Juni 1841).

Hatte das übrige Deutſchland ſeine Oppoſition gegen die Hegelſche Philoſophie zu früh begonnen, ſo kommt dieſe Richtung in Preußen jetzt zu ſpät. Eines Theils iſt die durch Hegel angeregte Entwicklung empiriſch nicht auszumerzen, andern Theils haben die Männer, welche geiſtlos genug ſind, eine ſolche Entwicklung nicht anzuerkennen, kein wiſſenſchaftliches und noch weniger ein poſitiv politiſches Gewicht. Wie alle deutſche Wiſſenſchaft, die von Luther, Leibnitz und Kant nichts gewußt hätte, vor Hegel eine todte geweſen wäre, ſo iſt nunmehr das Beſtreben, Hegel als eine zufällige Perſon, die man auch überſehen könne, zu nehmen, ein todtgebornes, eine Sache der tiefſten Unwiſſenheit und völliger Ohnmacht; denn in Hegel ſind jene Heroen des deutſchen Geiſtes nur reproducirt, und wer Hegel nicht verdaut, der verdaut auch jene nicht. Unbequem iſt es einem ehrlichen Manne, zumal wenn er im Staatsrathe ſitzt und auch Bücher geſchrieben hat, die Philoſophie eines andern Mannes, den er vielleicht bei ſich zu Tiſche geſehen, ſo ſehr über ſeine eigne „natürliche" Philoſophie ſetzen zu ſollen, daß er in ihr eine Macht der Zeit oder gar die einzig wirkliche Macht der Zeit, alſo zugleich ſein eignes Unvermögen anzuerkennen hätte. Dies iſt ſehr begreiflich. Die Herren pflegen daher denen, welchen ſie nun das philoſophiſche Scepter überreichen, z. E. Hrn. Vorländer, Hrn. Trendelenburg (vergl. Allgem. Zeitg. 11. Juni, Beilage S. 1290 ff. ✕), zuzurufen: „vor allen Dingen Erfahrungswiſſenſchaft, und dann recht klar und deutlich, nicht ſpeculativ, ſophiſtiſch und nebuliſtiſch!" wobei ſie denn im Herzen daran denken, daß auf die Weiſe ungefähr ihre eigne Philoſophie, die natürliche, die man auch aus den Acten, in den Kanzleien, in der ſchönen Litteratur u. ſ. w. in Erfahrung bringt, zum Vorſchein kommen werde. Aber dies geht nicht und wir wollen dem berliner ✕ Correſpondenten in der Kürze deutlich machen, warum dies nicht geht, ſo ſchwierig auch immer das Geſchäft ſein mag, dieſen philoſophiſchen Mohren zu waſchen.

Es kommt darauf an, was es mit der Philoſophie und ihrer Entwicklung zur Zurückſetzung in Preußen auf ſich hat. Wir knüpfen dies an jene Correſpondenz an, der wir aus dem Grunde eine Bedeutung beilegen, weil ſie, wie uns genau bekannt iſt, die Anſicht ſehr einflußreicher und hochgeſtellter Staatsmänner in ſich ſchließt, alſo eine modern-politiſche Geiſtesrichtung vertritt. Der erſte Fehler iſt der politiſche Zweck, den dergleichen Correſpondenzen, wie natürlich, verfolgen. Dies iſt aber in ſo wichtigen Dingen, als Philoſophie und Chriſtenthum ſind, ein Radicalfehler. Denn es heißt die Wahrheit aufgeben, wenn man in Sachen der Wahrheit nur an die Apologie eines politiſchen Syſtems oder gar irgend einer hohen Perſon denkt, und es iſt darum auch ganz gewiß, daß dergleichen nicht nur geiſtig unreife, ſondern auch äußerlich von politiſchen Zwecken abhängige Ausführungen ihre Wirkung gänzlich verfehlen: „man merkt die Abſicht, und man iſt verſtimmt." Dieſe Abſicht aber zu merken, wenn die herrliche Freiheit des Wiſſens und Könnens, die jetzt aufblüht, die Sammlung ſo vieler Notabilitäten und endlich die Zukunft des Propheten Schelling geprieſen wird, „der den Süden mit dem Norden vermitteln und eine neue philoſophiſche Aera voll Gemüth, Glauben, Productivität, Genialität, Begeiſterung u. ſ. w. heraufführen und der Dürre abſtracter Reflexion ein Ziel ſetzen werde" (Allgem. Zeitg. vom 3. Juli, Beilage) — die Abſicht ſolcher Ausführungen zu merken, iſt nicht ſchwer. Wir machen dem Diener keinen Vorwurf aus ſeinem Dienſt, müßten wir ihm doch ſeine Natur zum Vorwurf machen; aber wir proteſtiren gegen die ſeltſame Fiction, als ob es, außer dem Dienſt der Excellenzen, in der Welt nichts Edles und Berechtigtes mehr gäbe, und wenn die Diener uns wegen unſerer Oppoſition verdächtigen, ſo werden ſie uns zugeſtehen müſſen, daß wir ſie wegen ihres ſervilen Temperaments nicht eben ſonderlich hochachten. Der politiſche Zweck, und der ſervile zumal, erreicht den abſoluten Zweck der geiſtigen Entwicklung nicht, und darum iſt dies ganze Genre von Zweckartikeln, um das Publicum für dies und gegen das zu ſtimmen, ein verkehrtes.

Das Publicum hat aber ein Intereſſe und es darf verlangen, über die ſcheinbar ſtillen Vorgänge in den geiſtigen Höhen (d. h. nicht im Bureau Ihrer Excellenzen, ſondern in Wiſſenſchaft und Religion) auch an öffentlichen Orten unterrichtet zu werden, denn in dieſen Höhen bilden

ſich die Gewitter, die Hagelwetter, die Schnee- und Regenwolken, ſo wie die Himmels-Heiterkeit, die der Gott der Geſchichte auf alle Menſchenkinder herabſendet. Wir rollen daher die untere Region des gemeinen Dunſtkreiſes auf und ſuchen in dem ſchwierigen Bericht aus dem Olymp an die ſterblichen Menſchen einige grobe Fehler des berliner Xträgers in der Allgem. Zeitg. wieder gut zu machen. Zugleich möge dies ein Beweis ſein von der Art und Weiſe, „wie das Vernünftige im Gegenſatz gegen Wahn und Ignoranz ſich verwirklicht, während unſer Berliner den Hegelianern die Abſurdität zutraut, ſie glaubten die zurückgeſetzte Philoſophie ſei nun nicht mehr die wirkliche und fänden es „beunruhigend" für den Sieg der Vernunft, daß jetzt die Romantik die von der Regierung bevorzugte Richtung iſt. Das Beunruhigende, was dabei iſt, trifft die Philoſophie durchaus nicht, es trifft nur die Perſonen auf der einen, wie auf der andern Seite: es ändert für den Augenblick die Weltſtellung des Staates der Intelligenz und leitet eine Entwicklung ein, die mit der Appellation von der Philoſophie an das Chriſtenthum oder von der Wiſſenſchaft an die chriſtliche Geſinnung ſogleich das reingeiſtige Gebiet verläßt und im Principienſtreit alle Menſchen, wie ſie gehen und ſtehen, weil ſie ja Chriſten ſind, zur Mitentſcheidung aufruft. Das iſt allerdings ſehr demokratiſch und folgenreich eben deswegen. Werden nun aber dieſe präſumtiven Chriſten die Philoſophen todtſchlagen? oder werden ſie mit ihnen fraterniſiren? Werden wir Zürich von 1839 haben, oder wird Berlin von 1813 wieder auferſtehen und Fichte exerciren und dociren zugleich? — Das ſind umgekehrte Verhältniſſe und es kann ſich ein Patriot mit einem ſolchen Dilemma beunruhigen; aber darum zweifelt der Philoſoph keinen Augenblick an der Verwirklichung des Vernünftigen. Der berliner Correſpondent ſagt: „Es handle ſich bei der Entſcheidung zwiſchen Philoſophie und Chriſtenthum keineswegs bloß um einzelne theoretiſche Anſichten, ſondern darum, ob unſere ganze chriſtliche Bildung einer von ihr grundverſchiedenen des reinen abſtracten Denkens weichen ſoll, oder umgekehrt." Wie roh! von der chriſtlichen Bildung das reine abſtracte Denken auszuſchließen, ſtatt einfach die Bildung der rein abſtract und der anders denkenden Chriſten zu unterſcheiden; wie beſcheiden, dieſe chriſtliche nicht denkende Bildung „unſere," mithin auch die ſeinige zu nennen, und wie unüberlegt, zu erwarten, daß dieſe Differenz, wenn ſie zum Klappen käme, auf geiſtigem Gebiet, wie er uns verheißt, alſo auf dem Gebiet des reinen, von Hand und Fuß, Flinte und Spieß abſtrahirenden Denkens zur Entſcheidung gebracht werden könnte! „Unſere ganze chriſtliche Bildung," welche doch wohl das ganze Volk mit Ausſchluß der „reinen abſtracten Denker" umfaſſen müßte, — wenn die reformirt werden ſoll, wenn ſie der „grundverſchiedenen" Denkungsart der Philoſophie zu weichen Gefahr läuft, wie kann der ruhige Berliner ſich einbilden, daß eine ſolche ungeheuere Umwälzung ohne alles Hauen und Stechen abgehen werde? Dieſe Gefahr iſt nun einmal nicht zu vermeiden, und wenn Krieg und Revolution ein Unglück iſt, ſo mögen unſere Kinder ſehen, wie ſie es tragen; geſchenkt wird es ihnen gewiß nicht. Die Umwälzungen des Geiſtes ziehen die Umwälzungen des Lebens nach ſich; und wie es bei den Einen innerliche Kopfſchmerzen, ſo giebt es bei den Andern wunde Köpfe. Umgekehrt aber, wenn die Philoſophie bereits ſo mächtig iſt, um dieſe Gefahr in Ausſicht zu ſtellen, wie will man ihr ſo in aller Stille dieſe Macht aus den Händen winden? Unſer Berliner ſagt: „Schelling ſoll nach Berlin kommen und eine reale und chriſtliche Wiſſenſchaft" zu Wege bringen. Nun, in der That, das heißt einen ſtarken Glauben haben. Wer hat die Gefahr „der ganzen chriſtlichen Bildung" zu Wege gebracht? Die nachhegeliſchen oder junghegeliſchen Philoſophen. Wer dieſe? Hegel. Wer Hegel? Schelling. Und nun er einmal einen Baſilisken gezeugt, als er noch Kraft in ſeinen Lenden hatte; ſoll er jetzt in ſeinem Alter den Meſſias zu Wege bringen? Iſt es nicht arg geweſen, ſo wird es jetzt erſt bedenklich auslaufen. Der Zuſtand der Dinge wird „beunruhigend" werden; denn es wird Alles denken, Alles wird abſtrahiren. Ja, das Unglück iſt ſchon da, auch der berliner Correſpondent, den man doch vor allen frei von dieſer Schuld finden ſollte, iſt ſchon angeſteckt: er denkt ſelbſt abſtract, wenn auch nicht rein. Er ſieht, daß etwas vorgeht, und er hat auch ſeine Betrachtung darüber. Dieſe abſtrahirt er ſich aus den Vorgängen. Er denkt: „Das, was wir unſer Chriſtenthum und unſre Vernunft (im höhern Sinne)" — ein hübſcher Zuſatz — „nennen, concentrirt ſich in drei Hauptpunkten: im religiöſen Verhältniß des Menſchen zu Gott, in der Erkenntniß des Wahren und in der Selbſtbeſtimmung zur Tugend und Pflicht." Aber heißt das nicht völlig von dem Specifiſch-chriſtlichen abſtrahiren, ſtatt es zu nennen? In dieſen ſogenannten drei Hauptpunkten hat der Türke und der Jude, der Philoſoph und der Menſch überhaupt ſo gut als der Chriſt ſeine Vernunft concentrirt. Der Correſpondent iſt ein ſo allgemeiner Chriſt, daß er unter dem erſten Punkt der chriſtlichen Religion ſogleich nur „die Anerkennung und Anbetung des perſönlichen Gottes, als eines heiligen Weſens über dem Menſchen," unter dem zweiten Punkt, der chriſtlichen Erkenntniß des Wahren, nur die „Wiſſenſchaft aus der Erfahrung," und unter dem dritten Punkt, dem chriſtlich Ethiſchen, nur die meiſten irgendwo aufgezählten chriſtlichen Tugenden verſteht.

(Fortſetzung folgt.)

Zwei Capitel aus einem Manuſcripte über deutſche Angelegenheiten. 108 S. 8. Leipzig, 1841. Verlag von Meißner.

Dem ungenannten Verf. dieſer Schrift müſſen alle, welche an friſchem, potentem Staatsleben Freude haben, mit Dank verpflichtet ſein. Die Schrift gehört in die ſeit einigen Jahren kräftiger als je aufſchießende Reactionslitteratur, und macht kein Hehl aus dem, was ſie will, ſoweit ſie es ſelbſt weiß. Uebrigens liegt ihre Bedeutung weniger in dem, was ſie ſagt, als in dem, was ſich darüber ſagen läßt. Kann man drei Hauptclaſſen von Reactionärs unterſcheiden, eine ſehr kleine der gegen beſſeres Wiſſen wirkenden Böswilligen, eine ſehr große mit ſchwachem Charakter und kleiner Seele, aus verſchiedenen haltloſen oder gar keinen Gründen dem Beſſeren hinderlich, und die allergrößte der Einſichtsloſen oder Irrenden: ſo rechnen wir den Verf. gern in dieſe dritte Claſſe der ehrlichen Falſchüberzeugten. Wenn hier von Irrthum geſprochen wird, ſo ſei damit nicht die Berechtigung jedes Individuums auch zu den offenbarſten Extravaganzen beſtritten, ſondern lediglich im Namen der objectiven Natur der Dinge gegen alle Verwirklichung des Extravaganten zum Schaden Anderer proteſtirt. Schwerlich könnte z. B. die vom Verf. vorgeſchlagene Reform und Verjüngung des Adelsinſtituts ohne ſchneidende Beeinträchtigung aller nichtadeligen Staatsbürger, d. h. der Maſſe der Nation, vor ſich gehen. Die Radicalreform des Adels iſt ſein Aufhören; den meiſten Geſchmack bewieſe er, wenn er ſelbſt ſein Teſtament machte. Die gelindeſte Methode wäre die Kantiſche: ihn ausſterben laſſen. In vielen Ländern hält man es bekanntlich ſo mit den Klöſtern; die bairiſche Praxis freilich wird wohl einmal einer rapideren Cur bedürfen.

Die Unklarheit und der theilweiſe innere Widerſpruch der Anſichten des Verf. zwingt zur ſchrittweiſen Durchmuſterung ſeiner Schrift. Alſo hier eine Homilie.

Das erſte Capitel der Schrift (S. 1—36) iſt betitelt: „Ueber den Beruf und die vornehmſte Aufgabe deutſcher Publiciſten.“ Das Evangelium von der reinen Monarchie, welches ſo oft ihr Todesurtheil war, wird hier gepredigt. Die Bedingung jeder ächtdeutſchen Verfaſſung ſei, „daß die geſammte Staatsgewalt in dem ſouverainen Landesherrn vereinigt bleibe“ (S. 9). Das feſte Reſultat der neueſten Zeitgeſchichte ſei „die Erkenntniß und das Bewußtſein des Staats in ſeinen Verhältniſſen zu dem Monarchen und den Unterthanen“ (S. 1). Dieſe Erkenntniß werde von verſchiedenen Standpunkten aus verkümmert. Deshalb müſſe jeder wohlgeſinnte Publiciſt dahin wirken: „daß der Wirrwarr der ſich durchkreuzenden politiſchen Meinungen in der einfachen Wahrheit ſeine Vermittlung finde“ (S. 4). Dieſe einfache Wahrheit des Staates ſei: „daß die Dynaſtieen Garantieen ſind für das Wohl der Nationen und daß man, um vom Kaiſer zu haben, was des Volkes, dem Kaiſer geben müſſe, was des Kaiſers iſt“ (S. 5). Dieſe Sätze geben ſchon ein klares Bild von der Verworrenheit und Begriffsmengerei des Verf. Das Halbe und Vage iſt immer die Nemeſis hergeanſtießender Behauptungen. Jeder Aufrichtige muß die Throne beglückwünſchen, daß in der Welt noch andere „Wahrheiten des Staats,“ als die obige, gelehrt wurden und werden. Manche Dynaſtie ſchon wurde das Opfer ihrer „Freunde und Stützen“ und deren einſeitigen Hallelujahſingens. Siehe die Geſchichte aller Monarchieen, in welchen das ohnehin wenig erſprießliche Lob durch das Verbot des Tadels in Gift verwandelt wurde. Deshalb verabſcheuten auch die wenigen durch Leben und Studium wahrhaft ſtaatsmänniſch gebildeten Regenten den Weihrauch, welcher ſich zwiſchen ſie und die Einſicht der Wohlgeſinnten zu drängen pflegt.

Es iſt hier nicht der Ort, dem Verf. in die Begeiſterung zu folgen, welche ihm die Huldigung des vorigen Jahres eingiebt. Nur dieſe Stelle: „Jetzt ſehen wir einen Monarchen, den liberale Theoretiker zu den abſoluten zählen, aus ſeinem Palaſte vor Sechzigtauſend ſeines Volkes treten, ſehen ihn, ohne daß die Verfaſſung ihn dazu verpflichtet, freiwillig ſchwören, gerecht und treu zu regieren“ (S. 9). Mit dieſem „freiwillig“ beleidigt der Verf. den Bewunderten und verdammt ſich ſelbſt als unfähig, über die Eigenſchaften und Bedürfniſſe des heutigen Staates zu urtheilen. Wirklich ſagt er auch: „Liegt es doch in der Natur der Sache, daß der am höchſten Geſtellte frei iſt von den gewöhnlichen Leidenſchaften, die concurrirende Machthaber in Demokratieen bewegen, folglich wird der Fürſt als Menſch wie als Regent, wenn er ſich und ſeine Zeit verſteht, die nützlichen öffentlichen Wünſche gern berückſichtigen“ (S. 5. 6). Und S. 9 wird hervorgehoben „die Wahrheit, daß ein weiſer und wohlwollender Regent die einzige ſichere Gewähr einer guten und gerechten Regierung iſt. Es giebt keine objectiven Mittel für ein glückliches Regiment und es kann keine Verfaſſung gefunden werden, die aus dem Weſen ihrer inneren Conſtruction allein das Wohl des Volkes nothwendig zeugte.“ Iſt es Gefühl ſeiner Schwäche, daß der Verf. durch Einſchränkung ſeine eigene „Wahrheit“ zerſtört? „Wenn er ſich und ſeine Zeit verſteht!“ und: „ein weiſer und wohlwollender Regent;“ alſo wieder ein Wenn. So bricht ſich der Inſtinct der Logik oft durch das Beabſichtigte Bahn. Um das Wenn handelt es ſich ja eben. Fehlt einmal dieſe Bedingung, ſo muß im Sinne des Verf. und der Gleichgeſinnten ein Volk Alles ohne Ausnahme über ſich ergehen laſſen, wie Anordnungen der „göttlichen Vorſehung.“ Aber die Völker des Weſtens haben keinen Gefallen am Küſſen der ſeidenen Schnur. Rechtsverhältniſſe unter Privatleuten werden durch Geſetze geordnet,

welche alle möglichen Fälle vorherbedenken. Wie viel rationeller und nothwendiger iſt es, das Staatsrecht, nach welchem das Wohl und Wehe von Millionen auf einmal entſchieden wird, aus der Nebelhülle ſubjectiver Zufälle und Willkürlichkeiten abzulöſen! Giebt es wirklich keine „objectiven Mittel," ſo verzichte man ehrlich von vorne herein auf jeden Rechtszuſtand, und ſpare ſich die Mühe, irgend ein Geſetz zu geben.

Uebrigens wollen wir keine Garantien gegen Nerone; dieſe ſind heut zu Tage nicht lebensfähig. Giebt es für die oberſten Machthaber keine anderen Leidenſchaften, als die der „Concurrenz?" Sind ſie geſchützt gegen das Heer der menſchlichen Irrthümer? Noch weniger, als andere Menſchen, welche mitten in der Geſellſchaft, aus welcher die Nation beſteht, erzogen wurden. Was „nützlich" ſei, kann Ein Menſch nicht allein entſcheiden. Auch iſt in der That die reine Selbſtherrſchaft eine gemeinhin noch plumpere Fiction, als die des Le roi règne, mais ne gouverne pas. Es geht bloß darum: wer und wie viele mitregieren? Ferner: kann nicht ein guter König morgen ſterben? und dann ein ſchlechter oder einfältiger die Werke des Vorgängers zerſtören? Hiegegen ſchützt nichts als ein Geſetz, des Königs König. Immer iſt es gut, umfaſſende Rechtsverhältniſſe und große Fragen nicht dem blinden Zufalle zu überlaſſen, z. B. dem der Verwandtſchaft, der Antichambre, der guten oder ſchlechten Verdauung u. ſ. w. Möglich, daß dies eine der Urſachen war, weshalb in dem claſſiſchen Lande des spleen, der whims und aller barocken Einfälle ſchon ſo frühzeitig die Werkſtätte der Staatsſchickſale in Hunderte von Köpfen vertheilt wurde. Den Kern der Frage bildet jedoch immer die Möglichkeit der beſchränkten Einſicht, welche auch der beſte Wille nicht gut machen kann. Die Mißlichkeit der abſoluten Gewalt liegt eben auch darin, daß eventualiter nicht bloß ihr Verbrechen, ſondern auch ihre Unwiſſenheit und Dummheit ein Verbrechen iſt. Deshalb und aus andern Gründen giebt es in den meiſten Ländern Europa's ein Staatsgrundgeſetz, kraft deſſen, um die Zukunft der Staaten zu ſichern, die Wucht der öffentlichen Macht von der Nadelſpitze genommen und auf mehrere ſolide Piedeſtale verlegt iſt. Ein beredter Ausdruck des allernächſten Grundes für Volksvertretung und self-government iſt Friedrich's des Großen Ausſpruch: „Wüßte ich Alles, könnte ich Alles ſelbſt ſehen, meine Unterthanen ſollten gewiß glücklich ſein." Leer iſt die Declamation gegen Garantieforderer. Wir wollen kein Mißtrauen in den guten Willen ſetzen und ſagen: Quilibet praesumitur bonus, umgekehrt, wie die Polizei vieler Staaten. Aber ſtellt ihr nicht die Wirklichkeit auf den Kopf, indem ihr behauptet: Quilibet princeps praesumitur sapiens? Welche Actiengeſellſchaft wird ſelbſt einem Laffitte an der Spitze carte blanche geben? In jedem Volksfreund ſteht: Irren iſt menſchlich. In jedem könnte auch ſtehen: Jeder erprobte Staatskenner iſt zur Lenkung des vaterländiſchen Geſchickes mitberufen, weil die Erfahrung von Hunderten vor Mißgriffen ſicherer iſt als diejenige Eines Mannes. Conſequent iſt überhaupt, daß jeder Staatsbürger, ſowie er Einen anredet, auch zu Tauſenden ſprechen darf. Es giebt deutſche Staaten, in welchen dieſes mathematiſche Axiom noch nicht zur Herrſchaft gelangt iſt. Im Gegentheil der deutſche Bundestag verſtellt ſich ſelbſt das Licht, indem er ſeinen eigenen Bürgern das unbeſtreitbare Recht, ihre eigenen Angelegenheiten öffentlich zu erörtern, verkümmert oder gänzlich vorenthält. Und doch weiß der deutſche Bund, daß ein Volk, welches ſeine öffentlichen Verhältniſſe gar nicht durchdenkt und verhandelt, das ſchwächſte und elendeſte von allen iſt. Hier iſt es, wo die ganze Verfaſſungsfrage hoch über den Garantiepunkt hinausragt. So billig wie etwas iſt die Forderung, daß die vorhandenen geiſtigen und ſittlichen Kräfte auch für die Staatsarbeit zugelaſſen und anerkannt werden, kurz daß eine Nation eine Nation ſei. Die Quelle des Irrthums bei den Gegnern freier Verfaſſungen iſt größtentheils noch immer das alte L'état c'est moi, mit dem gleißenden Monismus, welches den heilloſeſten Dualismus in die Entwicklung der Staaten gebracht hat. Denn eine Nation läßt ſich nicht mit einer Praſe hinwegdecretiren. Uralt, nicht modern iſt der Satz: L'état c'est la nation. Wo ein Erbfürſt iſt, da iſt er eine Partikel des Volks; die Polariſirung Beider führt die Gefahr der Staatsumwälzungen herbei. —

(Fortſetzung folgt.)

Von der in meinem Verlage erſchienenen Zeitſchrift:

Halliſche Jahrbücher

für

deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt,

für 1838, 1839, 1840 und 1841, Januar bis Juni, ſind noch einige vollſtändige Exemplare vorräthig. Der Preis eines vollſtändigen Jahrganges iſt 12 Thlr.; wer die erſten drei Jahrgänge auf einmal nimmt, erhält dieſe für 18 Thlr.

Leipzig, Ende Juni 1841.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

10. Auguſt. № 34. 1841.

Die Hegelſche Philoſophie und der ✕ Philoſoph in der Augsburger Allgem. Zeitung (vom 11. Juni 1841).

(Fortſetzung.)

Nun wird der alte Unſinn aufgewärmt von der Vergötterung des Menſchen: „Es iſt unſern Leſern wohl bereits bekannt, ſagt er, wie dieſe Philoſophie Gott nur anerkennt, inſofern er im Menſchen als Perſönlichkeit wirklich ſei, nicht über ihn ſelbſt als allſchöpferiſche Liebe und Vorſehung.“ Iſt nicht die Gottmenſchheit die Grundlehre des Chriſtenthums? Iſt es nicht grade Strauß, welcher auftritt und ſagt: „die Fülle der Gottheit könne ſich nicht in Ein Individuum ausgießen,“ und müſſen nicht grade die Chriſten den reellen, wirklichen Gott, der mit ſeinen Füßen die Erde betreten, alſo in des Menſchen Sohn perſönlich erſchienen iſt, in Schutz nehmen gegen die abſtracte Vorſtellung der „allſchöpferiſchen Liebe und Vorſehung?“ Sind ſolche Fragen als die, ob der Menſch die perſönliche Erſcheinung Gottes, das Weſen des Menſchen, das Weſen Gottes und der Geiſt nur Ein Geiſt in Gott und Menſch iſt; ob der Proceß des Geiſtes, den der Correſpondent in ſeiner Weiſe allſchöpferiſche Liebe und Vorſehung nennt, noch eine andere Exiſtenz habe, als die er ſich ſelbſt aus ſeinem Centrum heraus (aus Gott) in Menſch und Natur oder in Geſchichte (Geiſtesleben) und Natur giebt? ſind ſolche Fragen bei allen Leſern der Allgem. Zeitung ſo definitiv entſchieden, als bei dem ſehr beſchränkten und gedankenloſen ✕ Correſpondenten? Und wenn ſie es nicht ſind, wenn der Correſpondent in ſeiner Einfalt gar keine Ahndung davon hat, mit welcher Tiefe und Berückſichtigung ſowohl der allgemeinen Liebe, als der wirklichen Perſönlichkeit, der Monade, des Individuellen, ſowohl des Allgemeinen, als des Einzelnen, von Spinoza bis Hegel die Frage nach dem Göttlichen, nach Gott, nach dem Menſchen und nach dem Geiſt, der monadiſch und allgemein zugleich iſt, ventilirt worden iſt; wenn er meint, man könne ohne dieſe Unterſuchungen Theolog ſein und es ſei nichts als ſchändliche Heuchelei, dieſe Fragen an die Dogmen des Chriſtenthums anzuknüpfen; ſo iſt dies eine bedauerliche „Bildung,“ an deren „Chriſtlichkeit“ wohl ſchwerlich die deutſche Zukunft ſich anſchließen wird. Gott iſt nicht, wie die Einfalt und Jan Hagel ihn ſich malt und macht, das Namennennen und das Beten erreicht ſeine Fülle nicht, nur das Denken, das reine unverdroſſene Abſtrahiren von der rohen Empirie des Daſeins und des erſten beſten Phantaſirens der Wilden, der Kinder, der Bauern, der Actenwürmer, der Geheimen Räthe, der Excellenzen und der Betbrüder, dringt hindurch zu der Wirklichkeit Gottes in ihrem Quell und ihrer Ausbreitung, ihrem Weſen und ihrer Exiſtenz. Wenn wir nun ſagen, Geſchichte und Natur in allen Welten iſt ſeine Exiſtenz, Geiſt iſt ſein Weſen, Natur ſein Daſein, Perſon ſeine Individualiſirung, die Urmonas aber und der wahre Monismus des Geiſtes werde nur begriffen, wenn die Einheit in der Vielheit, oder nach Hegel die Einzelheit des Allgemeinen begriffen werde — wird der berliner Strohkopf ſich nicht abermals kreuzigen und ſegnen und abermals zum mindeſten ausrufen:

„Steht doch aber ſchief darum,
Denn du haſt kein Chriſtenthum?“

Geht an den Verſchrumpfſtein mit eurer Litanei! „Der zweite Hauptpunkt iſt der Maßſtab, fährt unſer Correſpondent fort, wonach die Wahrheit gefunden und beurtheilt wird. Die geſunde Vernunft und die ihr gemäße Wiſſenſchaft geht auf die Erfahrung zurück, vertieft ſich nach Kräften in die Sache und das ganze Gebiet derſelben, und ſucht ſo aus dem Ganzen heraus das Einzelne zu ergreifen.“ „Maßſtab, wornach etwas und nun gar die Wahrheit gefunden wird“?! und dann die „geſunde“ Vernunft und die ihr „gemäße“ Wiſſenſchaft! iſt die Wiſſenſchaft nicht die Vernunft ſelbſt und iſt ſie etwa ſo ein Ding neben der Vernunft, in dem Octavband dort in der Ecke oder in jenem Folianten da unten? „Hat keener keenen Schwamm nich?“ Wenn der Bauer erſt den Schwamm hat zu Stein und Stahl, ſo macht er ſich Feuer, Feuer iſt ein Gegenſtand der Naturwiſſenſchaft, aber Phyſik und Wiſſenſchaft und Philoſophie treibt der Bauer mit ſeinem Schwamm eben ſo wenig, als der anmaßende und plumpe Berliner mit dem „Maßſtabe,“ „der Erfahrung“ und „der geſunden Vernunft“ „von der Erkenntniß des Wahren“ redet, geſchweige denn wirklich philoſophirt. Ich habe geſagt, daß ich die Geſinnung dieſes Mannes verachte, ſoll ich jetzt noch ſagen, was ich von ſeiner Bildung und ſeinem Verſtande halte? — Sage ſich Jeder, was ihm dünkt.

Und dieſer Menſch und ſeines Gleichen ſetzen ſich hin zu richten die Lebendigen und die Todten in der Wiſſenſchaft und in jenen Geſchäften des reinen erhabenen Denkens, welche ſolcher Bildung, und wäre ſie über und über chriſtlich, ſo vollkommen verborgen iſt, wie dem Maulwurf die Aſtronomie?

Dieſe Art gegen die Philoſophie zu kämpfen, macht aber jetzt Glück und Geld. Wir folgen ihr daher noch weiter. Aus Hegel's Rechtsphiloſophie wird nun ein Satz über Tugend und Pflicht angeführt und daraus der alte Vorwurf wiederholt, die Hegelſche Philoſophie habe keine Ethik. Die Tugend iſt eine Sache der Praxis, oder vielmehr ſie iſt nichts anders als die Praxis des Wiſſens und die redliche, rechtſchaffene, gewiſſenhafte. Hat man nun vom Wiſſen und vom Geiſt, der das Abſolute iſt, beſſere Begriffe als wir bei dieſem Berliner vorfanden, ſo iſt dieſe Tugend zugleich die Religion, die auch Schelling, die Hoffnung unſers Correſpondenten, in ſeiner Abhandlung über die Freiheit als die Gewiſſenhaftigkeit gegen die Idee definirt. Die Hegelſche Philoſophie iſt nun das Wiſſen und will die Theorie ſein, ohne Zweifel giebt es eine ſehr reichhaltige Ethik, wenn man das Intereſſe faßt, dieſe Weltanſicht praktiſch zu machen — und die Zeit dieſer Ethik iſt gekommen: die Philoſophie wird jetzt zur Tugend, ſie wird moraliſche, bürgerliche, politiſche Tugend, ſie wird viel dazu thun, daß mit dem chriſtlichen Princip: der Menſch iſt göttlich und die Menſchen ſind Brüder, Ernſt gemacht wird; und die Hegelſche Philoſophie hat keine Ethik? Wenn ſie keine Tugendlehre hat, ſo wird ſie hoffentlich deſto mehr Tugend entwickeln und den zweiſchneidigen Beweis liefern, daß keine Tugend ohne Theorie was werth iſt, das Lehren der Tugend aber vielmehr dem Leben als der Wiſſenſchaft zukommt, denn die Wahrheit leben und erleben, nur das iſt Tugend und führt zur Tugend. Mit der Religion iſt es daſſelbe. Es iſt daher ein eben ſo einfältiger, als bösgemeinter Vorwurf, wenn der Hegelſchen Philoſophie die Moral und Tugendlehre abgeſprochen wird, als ſei nun die Theorie ſelbſt unmoraliſch oder gehe ihr der Sinn für das Ethiſche ab: was jedoch zugleich eine große Beſchränktheit der Auffaſſung verräth, indem Hegel: Liebe, Ehe, das Böſe, das Moraliſche, und das Höhere dagegen, die Welt der Sittlichkeit, in der Rechtsphiloſophie abhandelt, in dem herausgeriſſenen Satz, den unſer Berliner anführt, aber nur von der Leerheit abſtracter Pflichtbeſtimmungen und von der Eitelkeit eminent ſein wollender Tugendhaftigkeit redet, nicht die Tugend überhaupt nicht anerkennt.

(Fortſetzung folgt.)

„Zwei Capitel aus einem Manuſcripte über deutſche Angelegenheiten."

(Fortſetzung.)

Der Verf. dringt oft darauf, man müſſe bei politiſchen Raiſonnements nie das Gegebene, die wirkliche Gegenwart aus den Augen laſſen. Er will alſo Poſitiviſt ſein. Lerne er es von ſeinen Gegnern. Die myſtiſch-magiſche Anſicht von der Monarchie iſt an der Stelle, wo eine willenloſe Heerde ſich lenken läßt. Aber einem hochgebildeten Volke gegenüber darf man ſie nicht feſthalten, nicht thun, als ſei der Staat eine Kleinkinderbewahranſtalt, als ſei (wie der Adelsverein von preußiſch Holland lehrt) nur Einer „der einzige politiſch Gebildete im Reiche." Die große Menge ſteht zwar den höheren Staatsgeſchäften fern; aber iſt es darum ein Gewinn für den Staat, die Einſicht der Einſichtigen auszuſperren und die Indolenz für die erſte Bürgerpflicht zu erklären? Der arme Begriff „politiſche Bildung" hat ſich ſchon manchen Fußtritt gefallen laſſen müſſen. Das Schibboleth der Leute, die hinter Schloß und Riegel eines oder zweier Paläſte alle Intereſſen der Nation gewiſpert haben wollen, iſt: die Leute ſind ja noch nicht reif zu einer freien Verfaſſung*). Hierin liegt das Irrige, erſtens, als wenn die Nation lediglich aus unwiſſenden und roh-leidenſchaftlichen Menſchen beſtände, zweitens, als wenn Jedermann ohne Unterſchied die Regierung mitführen ſollte, drittens, als wenn jeder Bauer und Handwerker erſt auf Univerſitäten die Staatswiſſenſchaften müßte ſtudirt haben, um ſagen zu können, wo ihn der Schuh drückt. Der einfache Mann des Volks hat nicht ſelten Bedürfniſſe, welche Befriedigung ſtatt Unterdrückung verdienten. Wer zu regelmäßigem Steuerzahlen reif genug iſt, hat auch noch zu anderen politiſchen Functionen die nöthige Reife. Diejenigen aber, welche zur Zeit noch keinen Theil an öffentlichen Zuſtänden nehmen, ſollen ſie ohne Waſſer ſchwimmen lernen? Ueberdies iſt der Lehrſatz von der Unreife und Unmündigkeit aus dem Vorrath der Caſuiſten entlehnt. In den großen deutſchen Entſcheidungsjahren waren die „Unterthanen" alle reif, und den paar Knechtsſeelen wurde die Freiheit eingeimpft. — Gerade die Freiheit iſt die Erzieherin zur (höheren) Freiheit. Denn ſie iſt die Harmonie zwiſchen den Staatsgeſetzen und der geiſtig-ſittlichen Bildung der Staatsbürger.

Diejenigen, welche gleich dem Verf. ſich piquiren, das Reale, Poſitive zu verfechten, welche immer von naturgemäßer Entwicklung und volksthümlichen Einrichtungen ſprechen, welche z. B. bei der Frage des Landſtändeinſtituts mit Strenge die Gliederung des Volkes in Stände feſthalten, mit Einem Worte, die Ritter der beſte-

*) Ein andermal ziehen ſie, auch unſer Verf., das bekannte Manöver vor, daß ſie z. B. den Polen erzählen, wie frei und glücklich ſie ſind!

henden Thatſachen — ſtranden auf Abſtractionen und Chimären, weil ſie das Neue verkennen und vom Alten nach ihren Intereſſen und Leidenſchaften eine Auswahl treffen. Das richtigverſtandene Alte, die natürliche Conſequenz des Alten iſt eben das Neue. Iſt das nun Poſitivität, wenn die Geſetzgebung künſtlich unter der Höhe der nationalen Bildung zurückgehalten wird, wenn z. B. die „intelligenteſte" Nation der Welt auf Milchration geſetzt bleibt? Iſt es an der Zeit, „volksthümlicher" als das Volk zu ſein, indem man die von ihm, ja einſt von der Staatsmacht ſelbſt negirte Gliederung in Stände, mit einem Braminenthum an der Spitze, auf die Bauſtelle des Neuen zurückbeſchwört? Sollte man nicht Landſtände, welche ihre alten Specialprivilegien und ihre kaſtenhafte Einrichtung zu Gunſten des Ganzen opfern wollen, mit offenen Armen aufnehmen? Auffallend iſt die Inconſequenz, mit welcher Stände nach den Theilungsgründen der Geburt, des Geldes, des Amtes mit Liebe gepflegt werden, dagegen der wahre Ständeunterſchied zwiſchen Gebildeten und Ungebildeten ſtiefmütterlich behandelt bleibt. Den erſten Stand unter allen machen die Männer des ehrlichen Denkens und der einſichtsvollen Rechtſchaffenheit aus. Dieſer Stand iſt unter den Deutſchen in der Wirklichkeit ſehr groß, aber ſein Einfluß in öffentlichen Angelegenheiten äußerſt beſchränkt. Unſere Preßgeſetze haben hier das Meiſte verſchuldet. Man gebe zu, daß die ganze Sachlage das Gegentheil von „natürlich" iſt. Ganz gewiß, die Gegner des dermaligen künſtlich-officiellen Staates wollen von Herzen gern Natur, aber die ganze Natur, ohne Mentalreſervation, ohne Sophiſtik. Sie wünſchen, daß zur Natur des Menſchen nicht bloß ſeine phyſiſche Beſchaffenheit, ſondern auch ſein geiſtiges Sein gerechnet werde. Was in der Schaale ſitzt, das iſt doch der eigentliche Menſch. Die Vernunft iſt eben die Natur des Menſchen, und das Vernünftige iſt für die ganze Staatsgeſellſchaft das wahrhaft Naturgemäße. Satt wird auch der Wilde, die Civiliſation aber hat noch andere Dinge geſchaffen, als die Kochkunſt.

Gegen die „Natur der Dinge" ſündigt der Verf. auch in den Ergüſſen gegen alles Demokratiſche. Die ächte Demokratie iſt, wie zum Ueberfluß die Geſchichte lehrt, das natürliche tüchtigſte Bollwerk eines Staates; kein Land iſt ſtärker, als dasjenige, wo jeder Einzelne eine ſelbſtbewußte Emanation des Volksganzen, eine entſchloſſene Verkörperung des Staatsgedankens iſt. Aller Phraſenſchwall der Welt wird den Granitfelſen unſerer Geſchichte nicht hinwegſpülen, die Thatſache: daß die Demokratie unſer deutſches Vaterland von der ausländiſchen Knechtſchaft gerettet hat. Der Verf. iſt nicht einmal im Stande, Demokratie, Demagogie, Revolutionärs, Jakobiner zu unterſcheiden. Er möchte Alles auf Eine Karte ſetzen; dies iſt der vollbürtigſte jakobiniſchſte Gedanke einer Faction, welche die Rechnung ohne den Wirth macht, indem ſie die Volkskraft bei Seite ſchiebt. Die mächtigſte aller Monarchieen iſt die demokratiſche, d. h. diejenige, welche den ſtillen und lauten Gedanken und Willen der Nation vollſtreckt. Die deſpotiſche, die monarchiſche, die ariſtokratiſche Regierung iſt zu Zeiten demokratiſch geweſen, während die Demokratie zuweilen von ihrer eigenen Wahrheit abfiel. Wer möchte läugnen, daß Preußen ſeit 1808 und Deutſchland ſeit 1813 einige Jahre lang eine Demokratie war? Freilich war ſie ſehr brauchbar. Dränge eine gewiſſe Partei durch, ſo könnten wir noch einmal etwas erleben, was einmal durchgemacht wohl ein flammendes Andenken verdient. Der zwei-, dreimalige Anlauf, welchen die Weltgeſchichte zuweilen nimmt, damit gewiſſe Ideen und Thatſachen definitiv die Oberhand behalten, möge er Preußen erlaſſen ſein, indem es bei Zeiten ſeine Staatsuhr nach der wahren Zeit ſtellt, indem es diejenigen demokratiſchen Züge, welche es ſchon hat, zu einem Geſammtbilde vervollſtändigt. Unſer Verf. meint zwar: „mit monarchiſchen Staaten ſei die Einführung demokratiſcher Grundſätze und Formen unvereinbar" (S. 8). Er vergißt aber, daß ſchon vorhandene Grundſätze nicht mehr der Einführung bedürfen. Im Uebrigen muß man bedauern, daß die Geſetzgebung das Maß der Kleider nicht jedesmal nach dem Wuchſe nimmt. Klein und träge hinkt ſie oft hinter der Geſinnung und Sitte her. Das meiſte Bedauern erregt es, wenn Koryphäen in der Jurisprudenz, unſerer Zeit alle Befähigung zur Geſetzgebung abſprechen, und dem gährenden Moſte die Rückverwandlung in Beeren zum Ziele ſetzen. Wir wollen aber klaren Wein.

Mit Unrecht behandelt man die ehrlichen Demokraten wie Feinde der Geſellſchaft. Die kluge Monarchie fährt mit ihnen am beſten. Jedenfalls proteſtiren ſie gegen die beliebte Zuſammenwerfung mit Ochlokraten. Denn der Ochlos, ſowohl der mit buttergelben Glacehandſchuhen, als der andere, lebt nicht in den höheren geiſtigen Intereſſen der Nation, ſondern in der Sinnlichkeit des Augenblicks. Im civiliſirten Europa ſprudeln allenthalben demokratiſche Quellen. Sie ignoriren, oder ſie verſtopfen, hilft zu nichts. Die Pflicht der Regierungen beſteht darin, daß ſie die gewordene Geſchichte nicht länger draußen vor ihren Bureaus ſtehen laſſen. Freilich, daß es dahin komme, muß die Macht erſt von der Wirklichkeit und Wahrheit gewiſſer Ideen und Bedürfniſſe überzeugt ſein.

Bedarf es der Erwähnung, daß unſer Verf. zu denen gehört, welche den bei weitem größeren Theil der neueren politiſchen Geſchichte und Litteratur gern mit einem Federſtriche als nichtig und eitel caſſiren? Die Revolution klagt er als die Mutter alles neueren Unheils an, ohne zu bedenken, daß Revolutionen immer die Folgen der Reformverweigerung ſind. Ein ganzes Volk iſt von Hauſe aus etwas unbeſchreiblich Geduldiges. Hinterdrein wundert man

ſich, wenn der Sansculotte roher iſt als der Diplomat. — Der Verf. überläßt ſich den obligaten Wehklagen über „die irrthümlichen Theorieen politiſcher Schwärmer," über „den dunkeln Schooß des Parteiſtrebens und der geweckten Leidenſchaft," über „die fremden Muſter," über „die modernen Irrlehren," über „den Unſinn unſerer modernen revolutionär-philoſophiſchen Schriftſteller," über die Nichtreſpectirung hiſtoriſcher Verhältniſſe. Er ſieht den Wald nicht vor Bäumen, den Tag nicht vor Licht. Wir ſind ja mitten in der Geſchichte. War ſie denn aus in dem Zeitpunkt, wo es euch beliebte, das Buch zuzuſchlagen? Aber die Donner der Zeit haben euch taub gemacht. Ihr ſogenannten Hiſtoriker ſeid die unhiſtoriſchſten Menſchen, weil ihr dem unendlichen Werden zuherrſcht: Bis hieher und nicht weiter! Aber ſparet eure Lungen gegen den Orkan. Die Welt athmet und arbeitet. Geſchichte wird jeden Tag, jede Stunde gemacht, und wahrlich aus zureichenden Gründen. Was jedesmal werden muß, wird ſo gewiß, als die Sonne aufgeht; ſei es, daß die Macht zur Vernunft gelangt, oder die Vernunft zur Macht. Welcher von beiden Fällen ſeltener iſt, kann Jeder ſich ſelbſt ſagen. — Die Verdächtigung und Verurtheilung des „Modernen" als ſolchen ſtammt aus uralter Zeit: die Waſſerſcheu vor der Geſchichte, d. h. vor dem Leben des Lebendigen, flüchtet ſich in jene traurige Schanze. Jedesmal wenn die Sonne des Menſchengeſchlechts, einer Nation, einer Gemeinde in ein neues Zeichen tritt, ruft der Chorus, welchen das Umſchlagen eines Calenderblattes incommodirt: das iſt moderne Schwärmerei! Dieſelben Freunde der Gewohnheit um jeden Preis tadeln das revolutionäre Fieber, wenn die Klugen ihre Feuerſpritze flicken. Und wehe dem Ausbeſſerer, wenn er einen ausländiſchen Stich anwendet! Die beſten Beweiſe der Zweckmäßigkeit verliert er. Das „Fremde" iſt ſchon als ſolches verpönt. Vergißt man denn, daß große und kleine Culturideen ihre Reiſe um die Welt machten, ohne daß man von ihnen einen andern Paß als ihr ehrliches Geſicht und ihren reinmenſchlichen Werth verlangte? Der Kreis der volksthümlichen Entwicklung wird von dem größeren der menſchheitlichen umſpannt; und ſo wie ein Menſch vom andern, lernt auch ein Volk vom andern. Nichtdeutſche Länder nahmen ihren Theil an der deutſchen Reformation; dieſe „Fremde" fand die Thüren nicht verſchloſſen. Das in ſich Wahre und Gerechte iſt es in jeder Nation; ſo wie Gott für alle Völker und Welten Einer iſt. Die ganze Erde iſt die Heimath der Culturideeen; dieſelben abweiſen, iſt jüdiſcher Particularismus und antiker Barbarismus. Ein Franzoſe war ſehr verwundert, als Kemble ihm beſtritt, daß Molière Franzoſe ſei. Der Engländer bemerkte, Gott habe einſt einen tüchtigen Luſtſpieldichter ſchaffen wollen. So habe er Molière auf die Erde fallen laſſen, und gerade ſei Frankreich unter ihm geweſen. Das iſt auch wahr für die Culturgedanken, in welchen ſich die Schöpfung fortſetzt. Das Volk, der Mann iſt die zeitliche Erſcheinungsform, die Incarnation der ewigen und univerſalen Idee. An ihrer erlöſenden und befreienden Kraft nehmen alle Völker Theil, welche den chineſiſchen Standpunkt hinter ſich haben. Betrübt ſtände es um den deutſchen Geiſt, wenn er engliſche, amerikaniſche und franzöſiſche Staatsgedanken ſchon wegen ihrer ausländiſchen Abkunft wie Landſtreicher behandelte. Nein, eine herrliche Gewähr für die zukünftige politiſche Größe unſers Vaterlandes iſt ſein offener Sinn für Weltbürgerthum. Der Deutſche begnügt ſich nicht mit den eigenen Gedanken, aber bei aller Leidenſchaft für das Durchdenken fremder Gedanken iſt er nüchtern genug, ſich nicht blindlings hinzugeben. Er prüft und ſichtet, und nimmt er willenlos die franzöſiſche Kleidermode hin, weil er zur Schöpfung derſelben keine Zeit und Neigung hat, ſo iſt er doch gewiſſenhaft und vorſichtig auf edleren Gebieten. Uebrigens hat der raſtloſe erdumreiſende Naturforſcher zu fühlen begonnen, daß er genug ſammelte und endlich genießen kann. Vom Zuſehen, wie Andere Geſchichte machen, und die unſrige mit, haben die Deutſchen ſich ſelbſt wieder zum Geſchichtemachen gewandt. Und wahr iſt's, l'appétit vient en mangeant. Nachdem die Deutſchen alle Staatsverfaſſungen der alten und neuen Welt ergründet, beleuchtet und ſyſtematiſirt haben, bauen ſie mit Ernſt an einer deutſchen. Ich glaube, ſchon durch Deutſchlands Urwälder rauſchte eine Weiſſagung, daß von ihm das tauſendjährige Reich der Freiheit ausgehen werde. Die deutſche Staatsidee, nämlich die Herrſchaft des Geiſtes und der Tugend, mit einem Worte: der gerechten Freiheit, im Gegenſatz gegen äußerliche Motive, wie das Verdienſt der Geburt und des Geldes, wird ſich noch auf den Präſidentenſtuhl der Weltgeſchichte ſetzen, ebenſo wie es die deutſche Religion gethan hat. Die Oppoſition der gallicaniſchen Landeskirche und weltlichen Macht half das Papſtthum untergraben, vermochte aber nicht, es zu ſtürzen; die deutſche Reformation mußte kommen und das große Werk, die Befreiung des Gewiſſens, vollbringen. Gerade ſo iſt es mit der franzöſiſchen Revolution, welche die Völker jetzt verdauen. Danken wir ihr die Vorbereitung, die grobe Arbeit. Allein die germaniſche Innerlichkeit wird Europa einen neuen Staat ſchenken, welcher den Gedanken des achtzehnten Jahrhunderts erſt völlig genießbar macht. Dann wird man auch haarklein ſehen, wozu die deutſche Philoſophie ſonſt noch gut iſt. Statt eines Blitzableiters für die Thatkraft wird ſie mitten im Leben als geſtaltende Seele wohnen. —

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

11. Auguſt. № 35. 1841.

Die Hegelſche Philoſophie und der ✕ Philoſoph in der Augsburger Allgem. Zeitung (vom 11. Juni 1841).

(Fortſetzung.)

„In allen drei Punkten" [der Religion, der Erkenntniß des Wahren und der Moral], fährt unſer Politicus fort, „widerſtrebt dieſe (die Hegelſche) Philoſophie demjenigen Denken, derjenigen Vernunft, welche der menſchliche Geiſt, durch die Erfahrung von Jahrtauſenden erworben, in ſich organiſirt hat, welche gewiſſermaßen das geiſtige Lebensblut der Menſchheit *geworden iſt*. Iſt es nun wohl möglich, daß wir dies unſer Herzblut vertauſchten gegen ein wäſſriges, kaltes, lebloſes, welches künſtlich auf der Retorte abſtracter Reflexion hervorgebracht *worden iſt*?" Da haben wir das *natürliche* Blut gegen das *künſtliche* philoſophiſche, oder wir haben, das Blut in Vernunft zurücküberſetzt, die rohe Vernunft, wie ſie Jeder gewinnt, der den Namen Chriſt führt, und *die* Vernunft, welche die Schule der Wiſſenſchaft durchgemacht hat. Der Bauer nennt jeden Magiſter, der nicht mit ihm in die ländliche Natur aufgeht, „überſtudirt," aber er behält doch einen gewiſſen ernſthaften Reſpect vor den Geheimniſſen jener höheren Welt, deren Betrachtung und Erforſchung dem Gelehrten das natürliche Blut, ja den ganzen Habitus verwandelte; anders mit unſerm Bauer aus der Reſidenz. Dieſer iſt naſeweis geworden, und hat allen Reſpect vor der Philoſophie und ihrer Geſchichte und damit vor der Geſchichte überhaupt abgelegt: er hält eine Erſcheinung, wie das Hegelſche Syſtem, für eine abgeſchmackte Künſtelei, er hält das Philoſophiren für ein verkünſteltes, überſtudirtes und falſches Denken, ſeine dummen Gedanken dagegen für die Wahrheit; aber er bleibt in dieſer hauptſtädtiſchen Naſeweisheit nicht weniger roh. Er gehört mit ſeiner Correſpondenz an die erſte beſte Ecke, die vacant wird. Ein ſolcher Standpunkt der „naturwüchſigen" Vernunft tritt jetzt nicht nur vereinzelt, wie zur Zeit des ſeligen Menzel, ſondern ſyſtematiſch und im decorirten Frack gegen die Philoſophie auf. Im Verfolg der Correſpondenz wird ſodann auf die Schule übergegangen, und dieſer Unproductivität vorgeworfen, was ihr an Forſchungsgeiſt und Begeiſterung abgehe, ſuche ſie durch hohlen Hochmuth zu erſetzen. Um dies plauſibel zu machen, ſchließt der Correſpondent J. H. *Fichte*, *Braniß*, *Weiße*, *Feuerbach*, *Reiff*, was die regſamſten Köpfe wären, von der Schule aus, *Daub*, *Roſenkranz*, *Strauß* ſeien keine Weiterbildung. Die Erfahrungswiſſenſchaften verachteten die Philoſophie, und es ſei nur der Schweif übrig geblieben, der die Philoſophie populariſire, damit aber auch wiſſenſchaftlich abſtürbe. So elend ſoll die philoſophiſche Bewegung unſerer Zeit daran ſein; aber nichts deſto weniger „läuft das chriſtliche Herzblut der Zeit Gefahr, von ihr deſtillirt zu werden," nichts deſto weniger „handelt es ſich jetzt darum, ob die ganze chriſtliche Bildung oder die des abſtracten Denkens weichen ſoll?" Auf welchem Leihhaus haben Sie Ihr Gedächtniß verſetzt? Wenn es aber politiſch war einestheils die ungeheuren Gefahren der Philoſophie, anderntheils ihre gänzliche Ohnmacht, alſo Ungefährlichkeit zu ſchildern, warum thaten Sie dies nicht in zwei verſchiedenen Artikeln oder noch beſſer in zwei verſchiedenen Zeitungen? Aber der Schweif, den die Chriſten und Serviliſten ſo ſehr haſſen, daß ſie ihn vergiften möchten, jedenfalls darauf angetragen haben (cf. evangel. Kirchenzeitung 1841 über die Halliſchen Jahrb. 1840), das Catoniſche ceterum censeo, philosophos esse delentor ſo lange zu wiederholen, bis die Vernichtung von wegen der Polizei beſchloſſen und extrahirt ſei, wie iſt dieſer Schweif entſtanden? Ganz einfach: „der geiſtreiche Gans hat einigen Liberalismus in die Rechtsphiloſophie eingeſchwärzt, dieſer ging auf wie Unkraut unter dem Waizen und verleitete den ganzen Schwarm der liberalen Journaliſten, daß ſie nun wähnten, Hegel ſei einer der ihrigen." Denn in Verhältniß zu der jungen Hegelei wird Hegel wieder in Schutz genommen, er iſt ein Atheiſt, kein Philoſoph, ohne Moral — ſchad't nichts, er war doch legitim, er redete doch nicht für den Liberalismus, das hat erſt der fatale Gans angefangen. — So? iſt das auch gewiß? Schlagen Sie doch nur die Phänomenologie und die Partie der Geſchichte der Philoſophie über die Revolution auf, oder über die Reformation, und ſein Sie nicht ſo vernagelt, zu verkennen, daß der ganze Staatsbegriff Hegel's, der objective Geiſt, die unerſchütterlichſte Begründung des Liberalismus iſt, die ihm widerfahren konnte. Wie ſoll die Theorie des Beſitzes von Land und Leuten und der abſtracten geiſtloſen Verwaltung dieſes Eigenthums gründ-

licher zur Vernunft gebracht werden, als durch den Beweis, daß es gar kein absolut Verwaltbares giebt, daß dieses vermeintliche Object der Verwalterei Geist, und als Geist Selbstzweck und Spontaneität, Selbstthätigkeit ist, die nur von sich selbst besessen werden kann. Denn der Geist ist sein eigner Herr und Sklaverei eine Verruchtheit. Die Hegelsche Rechtsphilosophie ist auch ohne Gans die Götterdämmerung des Absolutismus; und wenn der Schweif nicht mit ihr zufrieden ist, so ist es nur, weil der Mittag den Morgen tadelt und seinen Qualm zerstreut. Die Angriffe auf den Verfasser der „berliner Historiker" in den Hallischen Jahrbüchern und die alte Leier, „man hätte vor keiner wissenschaftlichen Notabilität Respect," hat wenig zu sagen, so eifrig sie in vorkommenden Fällen auch ergriffen wird. „Niebuhr hat Ranke den deutschen Thukydides genannt," folglich ist es unverschämt, Ranke zu kritisiren und nicht recht, ihn anders zu schildern, als wie den deutschen Thukydides. Aber hat denn dies berliner Stadt- und Autoritätskind den griechischen Thukydides gelesen? was würde die Censur sagen, wenn einer aufträte und wirklich mit der Geschichte, z. B. der preußischen, den Thukydides spielte? Würde man die Reden von 1808—15, die in Preußen gehalten werden müßten, passiren lassen? Oh, oh, geht mir weg mit eurem Lobe des großen Republikaners; verbietet ihn vielmehr, er ist „das Metall der Freiheit" und des erhabensten, gebildetsten Republikanismus, den die Welt gesehn, bei dessen Anblick der Correspondent erblassen würde, sobald er seinen Fuß auf das berliner Pflaster, ich sage gar nicht auf die berliner Rednerbühne setzte. Und das soll Ranke sein? Ich wollt', ich hätte Ranke nie gesehn, es würde mir griechisch zu Muth werden bei dem Gedanken an Berlin. — „Notabilität und Respect" sind keine Gesichtspunkte für die Wahrheit und die Wissenschaft. Die Widerlegung der Notabilitäten vielmehr ist der Fortschritt des Geistes und Wissens. Wer sich erst gegen kritische Ausstellungen mit seiner Notabilität vertheidigen muß, der mache getrost sein Testament, die Würdigsten sind immer dem Tode am nächsten, denn sie haben ihr Bestes hinter sich.

(Schluß folgt.)

„Zwei Capitel aus einem Manuscripte über deutsche Angelegenheiten."

(Schluß.)

Der Verf. bedauert öfter das Verschwinden des Glaubens und der Liebe, die „Erschütterung des Glaubens an das Palladium der Throne durch die chimärischen Doctrinen von Revolution, Stabilität, Positivität und Negativität" (S. 5). Er erwägt, „wie viel Verkehrtes und Verderbliches in der neueren noch immer fortwuchernden, alle Heiligthümer zu Boden reißenden abstracten Richtung der Zeit geschehen oder unterlassen worden ist" (S. 22). Folgendes Geaxirl wird S. 19 angeboten: „Leider haben wir jetzt eine Zeit erlebt, wo aller Respect mehr oder minder aus der Welt ausgeschieden, alle Liebe erloschen ist; wo der Mensch aus Egoismus und Leidenschaft, calculirend und selbstisch sich seine Lage erschafft, wo abstracte Interessen der Volksallgemeinheit und particulare Interessen persönlicher Gröfse sich zum öfteren demagogisch-despotisch verbunden, wo der Adel keine würdige Existenz mehr hat, und das Bürgerthum nothwendig geschwächt wird." — Was die Throne anbelangt, so weiß man aus der Geschichte, wer den Glauben an ihre Zauberkraft mehr untergraben hat, ob ihre Feinde oder sie selbst. Doch ohne hier zu erörtern, wie es im Einzelnen gekommen, ein manngewordenes Volk begnügt sich nicht mit den Zauberern und blauen Wundern des Kindes. Seit geraumer Zeit z. B. ist die Vergötterung des Königthums eine unbrauchbare, ihm selbst am meisten schädliche Fiction. Die Hauptquelle, aus welcher die königliche Macht seit dem Mittelalter gespeist wurde und zum Absolutismus erwuchs, war das Bedürfniß der Masse, namentlich des Bürgerthums, gegen Vasallenmacht und Adelsprivilegien einen tüchtigen Bundesgenossen zu haben. So verschwanden die zahlreichen oligarchischen Lichter in dem Glanze der königlichen Sonne. Aber in menschlichen Angelegenheiten ist es naturgemäß, daß das Gewordene auch wieder vergeht. Das achtzehnte Jahrhundert hat für den Absolutismus, wie für so vieles Andere, den Auflösungsproceß eingeleitet. Gegen den Tod nun ist kein Kraut gewachsen. Ungeschickt ist es daher, wenn man, wie unser Verf., statt der eigenen Thorheit, mit wurmstichigen Hebeln Völker regieren zu wollen, die Ordnung der Natur anklagt, wenn man die „mechanische, materielle" Richtung unserer Zeit bejammert. Es wird hiebei der Unterschied zwischen Täuschung und Wahrheit verkannt. Was der Verf. Egoismus nennt, ist doch wohl nichts als Aufkündigung der Bevormundung; im Uebrigen haben die Menschen auch in den Zeiten, als sie von Glauben durch und durch gesättigt waren, nach dem Grundsatze gehandelt: Jeder ist sich selbst der Nächste. Die Reactionärs, welche den Glauben und die Liebe unermüdlich anpreisen, sind die ächten Mechaniker, weil sie auf der Oberfläche bleiben und nicht in die innere Natur des Menschen eindringen, nicht einmal seine Altersstufe berücksichtigen. Sie verlangen „Respect" auch vor Dingen, die ihn am wenigsten verdienen. Wäre Don Ranudo de los Colibrados klug, so würde er über die Verlacher seines geflickten Rockes und seines als Hypothek angebotenen Stammbaumes nicht in Zorn gerathen. — Der heutige Staat will sich eben immer mehr von der dürren Formenherrschaft befreien und die Rechtsansprüche der geistigen Macht auch factisch erledigt sehen, er will die Idee statt der Ceremonie, das klare Wissen statt des Dämmerglaubens. Wer aber fernerhin auf eigene Hand glauben und knieen will, dem bleibt es unbenommen.

Eine der zahlreichen Inconsequenzen des Verf., welchen seine Ansicht zum reinen Dalailamathum führen müßte, ist, daß er sich allenfalls mit der landständischen Verfassung verträgt, nur müsse ihr nicht das schädliche Repräsentativsystem untergeschoben werden. Er duldet also die aus mittelalterlicher Zerbröckeltheit hervorgegangenen Corporationen und Stände, welche ihr politisches Monopol auf Kosten der Nation fort und fort conserviren möchten. Aber die „conservative" Ansicht, welche die Masse von aller Theilnahme an der Staatsgewalt und am öffent-

lichen Leben, ausgenommen von der Steuerzahlung und dem Kriegsdienste, ausschließt, diese unlogische und revolutionäre, weil das Wirkliche verneinende, Ansicht ist nicht im Geschmacke des Volkes und aller Billigdenkenden unter den Bewohnern des Olymps. Das Volk wünscht ruhige und gesetzliche Fortentwicklung zu allseitiger Gerechtigkeit und in der Verfassungsfrage zu allgemeiner Vertretung und Erörterung aller Wünsche und Bedürfnisse ohne Ausnahme. Denen, welche dies begehren, sind auch die Revolutionen von oben verhaßt, mag auch der Verf. allen Ernstes die Stirn zu folgender Behauptung haben: „Wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir sagen, daß das neue Verfassungsgesetz (in Hannover) Jedem das Seine gebe: der Krone ihre Attribute und Rechte; dem Volke: wahre bürgerliche und politische Freiheit" (S. 17). Unter den Dingen, welche jene neue Verfassung besonders vortheilhaft auszeichnen sollen, nennt der Verf. auch: „daß sie den Ständen die so höchst zweideutige Oeffentlichkeit und die deutschen Ständen niemals gebührende Gesetzes-Initiative vorenthalten hat!" (S. 18).

Den menschenfreundlichen Verf. betrübt der Untergang der grundbesitzlichen Macht und die „Souverainetät" des Geldes. „Die Paläste sind größtentheils in plebeischen Händen, die Fesseln des Grundeigenthums gelöst, und die Herrenrechte aufgehoben; die Industrie, keinem Zwange unterworfen, ist maßlos in ihren Bestrebungen geworden, und der Bauer und der Edelmann ist vor dem Gesetze gleich." Welcher Jammer! Ich meine den des Schriftstellers, welcher den Unsegen der neueren Entwicklung beklagt. Wahrhaftig, der dickste Dampf aus den Maschinen, die unsere Don Quixotes verwünschen, ist noch vielfach feiner, geistiger, als die Vernunft in ihren Jeremiaden. Der Dampf bezwingt die Brutalität und viel rohen Stoff, der auf den Flügeln der Psyche lastet. Was aber bezwingt ihr? Nicht einmal das Abc; denn das Freimachende nennt ihr Materialismus! — Und das Geld! Was ist denn Geld? Der einfachste Ausdruck des Werthes und des Eigenthums. Ist denn das Grundeigenthum kein Geld? Das Geld war immer souverain, so lange es Geld giebt; man muß nur nicht an bloßen Namen kleben. Segnen wir die Mobilisirung des Eigenthums, welche die Masse aus der Erniedrigung hervorziehen hilft. Das Geld, sobald man ernster daran denken wird, es nicht bloß den Habenden zu geben, und das Gleichgewicht zwischen Arbeit und Lohn besser zu regeln, wird eine der Locomotiven sein, welche Europa zur vernünftigen Demokratie führen. —

Die Gebrechen, die Zerwürfnisse und das „Unheil" der Gegenwart legt nun der Verf. insbesondere den Publicisten an's Herz. „Ihre heiligste Pflicht ist, im Bunde mit unbefangenen und aufgeklärten Theologen für die selbständige Wiedererweckung des religiösen, sittlichen Lebens zu wirken" (S. 22). Die Verfassung der Kirche bedürfe der Reform; auch Concile werden anempfohlen. „Sagt ihnen, Publicisten! daß sie Christen sein werden, wenn sie werden lieben können, und daß sie glücklich und frei sind, wenn sie werden Christen sein" (S. 24). Werden sie es auch glauben? Nachgerade könnten Leute, welche im Jahre 1841 über deutsche Angelegenheiten schreiben, jener verkohlten Orthodoxie entsagen, welche das Christenthum zum Universalmittel und die Bibel zur Encyklopädie der Wissenschaften macht. Das N. T. hat ja mit der Staatslehre und der Staatskunst nichts zu schaffen. — Die Wärme des Verf. für religiöse Gesinnung und ewige Wohlfahrt der Menschen wünschen wir ihm auch da, wo es sich um Verbesserung ihrer staatsbürgerlichen Wohlfahrt handelt. Er kennt doch wohl auch Leute, welche ganz ehrlicher Weise die Proletarier auf den Himmel vertrösten, wo sie alle in Saus und Braus leben und dazu singen sollen: Ein freies Leben führen wir! Vermuthlich weiß er auch, daß nicht wenige Päpste nach der Maxime Leo's X. regierten: „Die Fabel von Christus ist uns doch recht einträglich." — Die Liebe ist im Staatsrecht vollkommen entbehrlich. Die erste und einfachste Pflicht, ohne welche es keine Liebe giebt, ist gerecht zu sein. Wenn die Staatseinrichtungen dahin abzielen, daß allen Stellungen und Personen ihr gutes Recht werde, daß der Dualismus der kleinen officiellen und der großen nichtofficiellen Nation verschwinde: so lasse man ruhig die Liebe da, wo ihre Stelle ist, und lerne beiläufig, daß Gnade, auf ehrliche Leute angewandt, asiatischen Zuständen ziemen mag, aber eine Majestätsbeleidigung des europäischen Genius ist.

Auch da, wo der Verf. vom Pauperismus spricht, setzt er seiner Plumpheit ein Denkmal (S. 25): „Diejenigen, welche den Charakter unserer Zeit richtig aufgefaßt und das Elend, welches jetzt die Gesellschaft niederdrückt, näher erforscht haben, finden den Grund und die Ursachen des allgemeinen Nothstandes in der unläugbaren vielfachen sittlichen Verschlechterung und in Abnahme der Religiösität" u. Sodann eine Anklage des Haschens nach immer höherem Gewinne und immer mehren Lebensgenüssen, wozu sich Unthätigkeit und Unredlichkeit geselle. Dies „führe nothwendig durch Ungenügsamkeit und Dissolution die Klagen über Mangel und Noth herbei, deren Grund man dann in der Unbill der Zeit oder in den Anordnungen der bestehenden Regierungen sucht, anstatt sie hauptsächlich in sich selbst zu suchen" (S. 26). Dagegen sollen nun die Publicisten wirken. Gleich manchen ihrer Vorgänger werden sie aber, da das Moralisiren zunächst nicht ihr Fach ist, ihre Zeit nützlicher anwenden, wenn sie die verderblichen Wirkungen gewisser Gesetze und staatswirthschaftlichen Einrichtungen nachweisen, durch welche die Wohlfahrt der das Wenigste erwerbenden und nach Verhältniß das Meiste dem Staate hergebenden Classen mit permanenter Gründlichkeit untergraben wird. Faulenzer und Verschwender wird es vermuthlich immer geben, aber auch Schmarotzer und Vampyre arbeiten auf Verarmung hin. Warum endlich vergißt der Verf. eine Hauptquelle des gesellschaftlichen Elends, das Unglück? Der beste Wille eines Familienernährers scheitert ja so oft an ungünstigen Umständen; und wie soll der, dessen Arme sein einziges Capital sind, gegen die Krankheit kämpfen? — —

Betrachten wir schließlich mit dem Verf. „eins von den Uebeln unserer Zeit, die krebsartig an der Wohlfahrt Deutschlands fressen, — den Lügengeist, der mit einer unerhörten Frechheit und Brutalität die Journalistik beherrscht" (S. 27). Folgt eine Predigt gegen die falschen Publicisten und die Jämmerlichkeiten der deutschen Tagespresse. Auch uns sind die Klatschereien, die hämischen Verläumdungen und überhaupt alle unnützen und unpassenden Persönlichkeiten zuwider. Aber der Verf. verschweigt einen Hauptgrund dieser schmutzigen Seite der Journalistik. Die einfältige Miene rettet ihn nicht. Warum sagt er nicht frei heraus, daß die deutsche Censur mit ihren

täglichen unzeitigen Aderlässen das edelste Blut vergießt und in einigen Ländern bloß fade und entnervende Unterhaltungslectüre, sowie jene „unerhörte Frechheit und Brutalität“ am Leben läßt? Wo die Sachen für Schonungen erklärt und mit Fußangeln umlegt sind, wo der redliche Publicist entweder ganz geknebelt wird oder in unaufhörlichem Guerillakriege mit der Censur liegt, da wirft sich die Mittheilung unwillkürlich auf Personen und Privatverhältnisse. Wer sich dazu hergiebt, geräth leicht in kleinliche Fraubasereien. Uebrigens ist die Presse ein Ding, welches ungleich mehr Macht hat, das Gute und Wahre, als das Schlechte und das Falsche zu sagen. Sie ist ihr eigener Regulator.

Eine wunderbare Verwechslung von Ursache und Wirkung begeht der Verf. S. 35: „— jene unverschämte Correspondenten, welche die Preßfreiheit in Mißcredit setzen, den Unwillen der Monarchen wider dieselbe hervorgerufen und den Regierungen die beschwerliche Last der Censur aufgebürdet haben.“ Der Verf. scheint zu glauben, daß alle seine Leser Straußenmagen haben. Man sollte wirklich meinen, die deutsche Presse sei seit Jahrhunderten frei gewesen und erst jüngst als unheilbare Säuferin und Verschwenderin unter Curatel gesetzt worden! Einst wird der denkwürdige Tag kommen, daß eine Geschichte der deutschen Censur geschrieben werden kann. Alsdann wird aus tausend Belegen erhellen, daß die Censur mehr Dienliches als Schädliches beseitigt und an der Preßfrechheit größere Schuld trägt, als die Preßfreiheit. Wie schon bemerkt, haben die von unserm Verf. heftig gerügten Mißhandlungen von Privatpersonen in censirten Journalen Statt. Wirklich findet er auch selbst, daß die Censur gegen dieses Unwesen nicht ausreiche.

Ein Thatsachenirrthum steht S. 33. Hier wird unter den Preßvergehungen, welche das Einschreiten der Polizei zur Folge haben, auch genannt: „wenn die Behörden und Landesgesetze unehrerbietig getadelt oder verspottet werden.“ Kommen wir der Unschuld des Verf. zu Hilfe: die „Unehrerbietigkeit“ ist kein nothwendiges Erforderniß des polizeilichen Eifers, denn in den meisten Ländern Deutschlands wird eine Besprechung einheimischer, vielfach auch ausländischer, Staatsangelegenheiten gar nicht geduldet. Aegyptische und andere Alterthümer sind ziemlich zollfrei; das frische Fleisch der Gegenwart, das der Gesundheit Unentbehrlichste, ist verboten oder zu hoch besteuert. Der Anblick unserer periodischen Litteratur könnte zu dem Glauben führen, durch die Herzen der Deutschen woge nicht der Strom der Geschichte. Wenn also der Verf. sagt: „Bescheidenheit ist die erste Pflicht dessen, der es wagt, über Maßregeln der Regierungen zu urtheilen“ (S. 6), so findet diese aufregende Behauptung ihren Zügel in derjenigen mancher Regierungsmänner, die erste Pflicht des Publicisten sei Schweigen. Sehr liberal ist der Zusatz, daß Jeder „nach seiner Façon“ schweigen darf.

Aus vollem Herzen sympathisiren wir mit dem Verf. in der Lobrede, welche er S. 28 ff. der Wahrheit hält; seine Anführung des Genzschen Wortes von 1797 ist durchaus zeitgemäß: „Es giebt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige nicht schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren, daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen, nur eine wahrhaft verdienstliche Art, ihm zu dienen, daß man sie ihm keinen Augenblick verhülle.“ S. 30 ruft der Verf. aus: „An euch, Publicisten! ist es, an alle Zeitungs-Redactoren, an alle Lenker der Journale und ihre Correspondenten, die ernste Mahnung ergehen zu lassen: „„Brüder, leget die Lüge ab und sprechet die Wahrheit!““ (Ephes. 4, 25).“ Leider paßt, was Tacitus vom Julius Frontinus sagte: vir magnus quantum licebat, auch auf den gewissenhaft-freimüthigen Publicisten und Journalisten: vir verax quantum licet.

Sicherlich entspringen aus allen diesen Preßprämissen noch ganz andere Folgesätze, als der, welchen der Verf. zieht. Er empfiehlt nämlich (S. 28 — 36), „ein Jedem zugängliches Organ der Wahrheit gegen Anfeindung und für Vertheidigung“ zu gründen, „ein Blatt, welches — dazu dient, um darin jene Erwiederungen, Verwahrungen, Rechtfertigungen, auch alle zur Steuer der Wahrheit dienstsame authentische Urkunden, namentlich gerichtliche Atteste und Erkentnisse niederzulegen, deren Veröffentlichung die trügerischen Entstellungen, Uebertreibungen, falschen Insinuationen, heimtückischen Bemerkungen und alle nur absprechende und unmotivirte Urtheile in öffentlichen Blättern und Druckschriften nöthig machen.“

Im Sinne von Millionen darf man diesen Gegenvorschlag machen: die erwähnten und anderen Uebelstände der Presse werden am sichersten ihre Ermäßigung und Erledigung, so weit man diese im Zusammenleben der Menschen erwarten kann, finden, das natürliche Gleichgewicht aller Kräfte wird am ehesten hergestellt, wenn die Freiheit der Presse eingeführt wird. In ihr werden die Unberufenen von den Berufenen eklipsirt; die elenden Persönlichkeiten und der geistverdummende Sybaritismus fallen vor der ernsten, die heiligsten Interessen freimüthig verhandelnden Journalistik in die gebührende Verachtung.

Einst wird man nicht glauben wollen, daß vierhundert Jahre nach Erfindung der Buchdruckerei die quantitativerste Stadt Deutschlands gar kein, die qualitativ-erste nur Ein erörterndes Zeitblatt besaß. Und dieses, mehr dem Aus- als dem Inlande gewidmet, war das „Politische Wochenblatt!“ Und in letztgenannter Stadt begab es sich im Jahre des Heils 1841, im Wonnemonde, daß einem königlichen Landesgesetze von 1815 (aus der gedruckten amtlichen Gesetzsammlung) als „aufregend“ die Druckerlaubniß verweigert wurde.

Ich liebe mein deutsches Vaterland; deshalb ist es mein heißer Wunsch, daß ihm die einfältigste Gattung der Klugheit, nämlich allein zu reden und den Gegnern Schweigen aufzuerlegen, nicht einmal bittere Früchte trage. Spreche unser Verf. für uns: „Die Regierungen können sich heutiges Tages bei neuen Staatseinrichtungen nicht mit einer politischen Fineſſe, einer diplomatischen Wendung behelfen, sondern [müssen] achten auf den gewaltigen Geist der Zeit, der zum ernsten Suchen der Wahrheit auffordert“ (S. 1).

Warum der Verf. sein „Manuscript“ drucken ließ, mag er selbst am besten wissen. Seinen zweiten Aufsatz über die Reform des deutschen Adels werden wir nächstens zu beleuchten Gelegenheit haben.

Die vielen Styl- und Schreibungsfehler des Büchleins sind unerheblich in Vergleich mit den Denkfehlern.

K. Nauwerck.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

12. Auguſt. № 36. 1841.

Die Hegelſche Philoſophie und der ✕ Philoſoph in der Augsburger Allgem. Zeitung (vom 11. Juni 1841).

(Schluß.)

Doch dies bei Seite. Am vernünftigſten iſt der Schluß der Correſpondenz, voller Reminiſcenzen aus dem Umgange mit wirklich gebildeten Berlinern. Er lautet: „daß die Freunde realer und chriſtlicher Wiſſenſchaftlichkeit ſich ſehr auf Schelling freuen, verſteht ſich von ſelbſt; vielleicht gelingt es dieſem noch kräftigen und ruhmbekränzten Greis, die jetzt vereinzelten philoſophiſchen Beſtrebungen einander näher und zu raſcherer Entwicklung zu bringen.“ (Soll er ſelbſt nichts mehr produciren, nicht ein neues Syſtem und eine neue Schule, die es „reproducirt?“) „Ob denn, einer productiven Philoſophie gegenüber, das ſtarre, abſtracte, unproductive Hegelſche Syſtem noch Stand halten kann, das wird die Zeit lehren. Nur möge das Ringen und Kämpfen ein wiſſenſchaftliches ſein, und die Parteiſucht den Hohlköpfen überlaſſen bleiben, die nichts Reelles leiſten können,“ z. E. dieſem chriſtlichen Parteimann und ſeines Gleichen. Parteien ſind übrigens bei weitem beſſer, als politiſcher Tod; und es iſt ein Fortſchritt, wenn im Innern des Staats das venöſe und das arterielle Blut auseinander tritt, um im Kampf der Principien das neue Leben des Leibes zu zeugen. Es iſt eine Verrücktheit, die Ruhe der politiſchen Apathie den lebendigen Parteikämpfen vorzuziehn, aber am allerverrückteſten, mit einem ceterum censeo nun auch die wiſſenſchaftlichen Gegenſätze vertilgen zu wollen. Gerade dies Beſtreben der Chriſten κατ' ἐξοχήν wird die Parteiung entzünden, und je eher dieſe Partei zur vollkommenen Realiſirung ihrer dickblütigen Gedanken kommt, deſto eher wird ein reelles politiſches Leben an die Stelle der Apathie und des Todes treten. Der berliner Chriſt ſchließt: „Davon ſind wir auf's tiefſte überzeugt, daß unſere Regierung die Freiheit der wiſſenſchaftlichen Entwicklung nicht hemmen wird“ (aber wie iſt es mit den philoſophiſchen Licenciaten der Theologie in Berlin, was ſagt Hengſtenberg, wenn ſie examinirt ſein wollen, und was würde die berliner Chriſtenheit ſagen, wenn z. E. Strauß ſich zu dieſer licentia docendi, zu deutſch „wiſſenſchaftlichen Freiheit,“ meldete? Die Regierung iſt dies allerdings nicht unmittelbar, aber die heutige hierarchiſche Theologie iſt bereits ein Stück Regierung auf eigne Hand, und ſie weiß zu regieren, auch wo ſie nur durch Hinterthüren Einlaß hat). „Daß in unſerer Zeit und hier, fährt er fort, die Unvernunft nicht ſiegen kann über die Vernunft (ich erinnere noch einmal an Hengſtenberg und die Seinen, die mit der Vernunft, wenn ſie ſagen: rationem, rationalismum, philosophos oder „die philoſophiſchen Luder“ esse dolentor, ganz anders umſpringen, als der Correſpondent uns weiß machen möchte), und daß die geiſtig beſeelende Kraft der wahren Wiſſenſchaft, wo ſie am ſtärkſten iſt, als Siegerin wird hervorgehen“ (esse videntur). Bravo! bravone! Der letzte Satz iſt gut! Dann aber muß doch noch eine Dummheit den Schluß machen. Trotz Schelling ſoll es jetzt keine honette Philoſophie mehr geben, oder verwechſelt nur der Correſpondent ſeine eigne allerdings deſpectirliche Philoſophie mit der allgemeinen und wirklichen Philoſophie dieſer Zeit, wenn er ſchließt: —

„Möge ſie nicht fern mehr ſein, die ſchöne Zeit (hört! hört! „wie ſchön leucht uns der Morgenſtern!“), wo die Philoſophie wieder eine allgemein geachtete Stellung unter den Wiſſenſchaften einnimmt, wo ſie im Einklange mit der Religion (wie zur Zeit der Scholaſtik) das Höchſte zu erfaſſen ſtrebt, wo ſie die feſte (?) ideelle Baſis bildet (— eine feſte ideelle Baſis!! warum nicht gleich fire Ideenbaſis? —) für unſer Denken und Thun (— die Philoſophie, das Denken, die Baſis für das Denken!!), und dadurch eins der Hauptorgane iſt für die weitere Entwicklung der Menſchheit und ihrer Vernunft!“

Nun gottlob, daß doch der ſchwere Horatius endlich zum Schluß kommt und mit großen Geburtswehen eclatanter Dummheiten zu dem gewöhnlichen liberalen Schluß der berliner Zweckcorreſpondenzen. Erſt alle Philoſophie todtgeſchlagen, ihre Irreligioſität, ihre Unwiſſenheit, ihre Unſittlichkeit, ihre Impietät nachgewieſen (nur den Aufruhr hat er Hengſtenberg's geachtetem Journal nachzuweiſen überlaſſen) — und dann damit geſchloſſen: „aber wir wünſchten nichts ſehnlicher, als eine recht lebhafte, recht raſche, recht productive und überhaupt alles Schöne und Große mitbringende — Philoſophie!“ O Sodom und Gomorra mit eurer Heuchelei, ihr Phariſäer! aber ihr werdet wie Spreu ſein, wenn der Herr einhergeht mit Sturm und Gewittern.

Geſtändigermaßen iſt dieſer eben abgehandelte Chriſt ein Preuße, er giebt ſich auch das Anſehn ein recht guter Preuße zu ſein, und vor allen Dingen, die Lebensläufe der Philoſophie in Preußen recht genau zu kennen; aber, Herr Geheimer Rath (einen geringeren Titel wag' ich nicht, er müßte ins geiſtliche Fach ſchlagen), die Geſchichte iſt etwas anders verlaufen, als es Ihnen ſcheint, und ſie wird ſich daher auch nicht poſitiv, ſondern höchſtens negativ durch „die reelle chriſtliche Philoſophie," z. E. durch Ihre eigne, die doch gewiß ſo reell und ſo chriſtlich iſt als irgend eine, weiter ſpinnen.

Gegenwärtig das Leben und die Macht der Hegelſchen Philoſophie beweiſen zu wollen, hieße eine Apologie des Tages ſchreiben, wenn die Welt in ſeinem Lichte webt. Aber was iſt Hegelſche Philoſophie? Alles was jetzt überhaupt Philoſophie iſt. — Raſcher hat noch keine philoſophiſche Periode ſich entwickelt, als die gegenwärtige. Hegel iſt in einem Alter geſtorben, wo man ihm noch viele Jahre zugetraut hätte. Manches hat er unvollendet hinterlaſſen, Vieles iſt herausgegeben, wie er es wohl ſchwerlich jemals geſtaltet hätte. Nun könnte man's beklagen, daß es ſo gekommen iſt. Aber welch' ein Reichthum neuer Fragen, welch' eine gänzlich veränderte Stellung des philoſophiſchen Geiſtes zur Objectivität und der objectiven Welt, die ſich in der öffentlichen Meinung anſchaut, zu ihr! Welch' eine energiſche Entwicklung, die Hegel ſchwerlich bequemer gefunden haben würde, als Kant die Fichtiſche Philoſophie! Man begreift von allen Seiten jetzt erſt, was man an Hegel, dieſem großen Brennpunkte einer reichen Vergangenheit, hat, jetzt da er ſelbſt bereits der Vergangenheit angehört, und wo man es nicht begreift, da ahnt man es zum mindeſten und ſucht ſich, wie über andere große Phänomene, ſo auch über dieſes, aufzuklären, ſo gut es in der Kürze und Eile des Lebens gehen will. Die Sache iſt aber die.

Es war in der Ordnung, daß die urſprüngliche Schule nur reproducirte, zunächſt kam es darauf an, den neuen Standpunkt zu gewinnen, die neue Wendung des Geiſtes gegen ſeine ganze Vergangenheit zu begreifen, und die neue Bewegung, die daraus entſprang, einzuüben und gewohnt zu werden. Dieſe eigentlich eingeſchulte und andere ſchulende Schule kann nicht productiv ſein, das liegt in ihrem Begriff. Dafür hat ſie aber auch den Vortheil, mit dem fertigen Reiche Gottes, zu dem die Staatsregierung, eben weil es fertig vorlag und ſein Urheber dafür Bürgſchaft leiſtete, das beſte Zutrauen hatte, ſehr ſchnell zum Guten dieſer Welt und in den Staatsdienſt zu gelangen. Dieſe Leichtigkeit der Qualification hat allerdings Aehnlichkeit mit der jetzigen Qualification durch ein chriſtliches Bekenntniß, es war eine Orthodoxie anderer Art, ſie hatte ſogar ihre Polizei, und ſtrich z. E. in den berliner Jahrbüchern durch die Hand derſelben jeden Angriff gegen Hegel; dennoch war das Princip nur durch die Form der feſten Vorausſetzung, nicht in ſeiner eignen Form, der dialektiſchen Bewegung und der Entwicklung von Innen heraus unwiſſenſchaftlich. Die Gegner ließen darum auch die Kenntniß des Syſtems, obwohl es ihnen ſelber ein Buch mit ſieben Siegeln war und ewig bleiben wird, für keine Gelehrſamkeit gelten, fanden darin kein poſitives Wiſſen, ſondern nur formelle Geſchicklichkeit und, weil ihnen dieſe leer ſchien, Formalismus und Sophiſtik. Gelehrte Leute, wie Göſchel und Daub, brachten nun ihr unterſchiedenes Material herein; aber auch in ihnen vermittelt ſich nur eine Orthodoxie mit der andern, ein Bekenntniß mit dem andern, und als Göſchel es wagte von Hegel abzufallen (im Gottmenſchen), fiel er in den craſſeſten Dogmatismus zurück, hörte auf ein Philoſoph zu ſein und — war zu Ende. Es gab nun aber von Anfang an Heterodoxie und Zweifel genug. Weiße, J. H. Fichte, K. P. Fiſcher, Braniß traten nach einander auf, die Hauptrichtung darin war aber theologiſcher Poſitivismus, Hoffnung und Unterwerfung nur nach München, ſtatt nach Berlin gerichtet: und es muß Strauß und Feuerbach das Verdienſt eingeräumt werden, daß ſie zuerſt ein freies Philoſophiren wiederherſtellen und mit der Bildung, die ihnen das Studium der Philoſophie und vornehmlich Hegel's gewährt, ſich auf ihre eignen Füße ſtellen. Hieraus entſteht die wirklich freie, philoſophiſche Periode, in der wir uns jetzt befinden, und worin es nur darauf ankommt, daß man das Denken litterariſch gewähren läßt, um eine neue Aera heraufzuführen und ehrenvoll auszufüllen. Wo aber nicht, ſo rufen wir mit der Afrikanerin: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! und ein glücklicherer würde er ſein. Ob das Denken mit dem Abſolutismus und mit dem Dogma ſtimme — dieſe Frage iſt im Grunde ſchon in Hegel beſeitigt, ja ſie iſt von vornherein in jeder wahren Philoſophie beſeitigt, ſie gewinnt jetzt aber ein praktiſches Intereſſe; und diejenigen Praktiker, welche ſich zwar überzeugt haben, daß weder die dogmatiſche Form des Geiſtes, noch die abſolut-monarchiſche des Staates mit dem Denken auskommen könne und durch's Denken zu halten ſei, aber dennoch beides (Dogma und Feudal- oder Landgutstheorie), weil es ſo herkömmlich iſt, halten wollen, gehn der Philoſophie nun mit Maßregeln und mit Zeitungsartikeln zu Leibe. Dies wird nichts helfen. Gedanken ſind zollfrei und wie man denkt, ſo wird man zuletzt handeln. Es bleibt nichts übrig, gar nichts anders, als ſich dem Denken, dem reinen abſtracten ſowohl, als dem Durchdenken der großen politiſchen und theologiſchen Fragen freiwillig anzuſchließen, um nicht durch die Gedanken der Mit- und Nachwelt unterzugehn. Die Gedanken ſind die ſiegreichſten Waffen, die uneinnehmbarſten Batterieen. Es beſteht nichts als die Wahrheit, die ſich ſelbſt reformirt und fortführt: es giebt keine andre Geſchichte,

als die Bewegung in die Zukunft hinein, wie der denkende Geist ſie macht.

Dies beſtreitet unſer Correſpondent im Namen einer wohlbekannten preußiſchen, aber auch wahrlich nicht nur preußiſchen, Richtung und wie bedenklich es auch für einen Menſchen und Chriſten ſowohl, als für ein Gemeinweſen von Menſchen und Chriſten ſein mag, gegen das Denken der Philoſophie und damit gegen Alles, was von Chriſtus bis heute philoſophirt und principiell neu erobert worden iſt, aufzutreten; ſo begreift man doch leicht die Freude „des natürlichen Herzblutes" und „der geſunden Vernunft," „der allgemeinen ohne weiteres chriſtlichen Bildung," wenn einmal die unbequeme Philoſophie, dieſe Ueberſpanntheit und hochmüthige Vornehmthuerei, dieſe „Ueberſtudirtheit" mit einer „geheimnißvollen und unverſtändlichen Sprache," zurückgeſetzt und zur Ordnung verwieſen wird. Der Pöbel ſchreit immer ſein: Kreuzige, wenn der hohe Rath einen Philoſophen eingefangen hat: aber wo iſt Kaiphas geblieben und die Phariſäer? — Zeigt nicht auf eure Halskrauſe, ihr und auch der Pöbel, beide ſind allerdings unſterblich, aber nicht als Unſterbliche und Göttliche, ſondern eben als — geiſtiger Pöbel. Das Göttliche aber regiert die Welt, auch wenn ihr es ans Kreuz ſchlagt. Das iſt die Auferſtehung, die es feiert.

Arnold Ruge.

Petersburg in Bildern und Skizzen von J. G. Kohl. 2 Theile. Dresden und Leipzig, 1841. Arnoldiſche Buchhandlung.

In einer Zeit wie die unſrige, in welcher die Blicke Europa's, insbeſondere Deutſchlands, theils durch die vielbeſprochene und in dieſen Blättern vortrefflich gewürdigte „Pentarchie," theils durch die ſogenannte orientaliſche Frage auf die Entwicklung der ruſſiſchen Macht gerichtet ſind, muß ein Buch willkommen und von großem Intereſſe ſein, in welchem ein ſcharfer und vorurtheilsfreier Beobachter uns ein anſchauliches Bild von den Zuſtänden, dem Charakter und der Lebensweiſe dieſes Volks in einem der beiden Brennpunkte des ungeheuern Reichs entwirft. Und nicht nur in ſo fern gewährt das vorliegende jenes Intereſſe, als es uns überhaupt durch lebensvolle Darſtellung des ſelbſt Geſchauten und Erlebten mit einem Theile des gefürchteten Koloſſes überhaupt bekannter macht; es dient auch, wenn ſchon ohne die ausgeſprochene Abſicht, zur Beantwortung der zum Theil ängſtlichen Fragen, die namentlich die Pentarchie neuerdings angeregt hat, ſo gefliſſentlich fern ſich auch der Verfaſſer von dem politiſchen Gebiete hält. Die Sache iſt nämlich dieſe. Die Befürchtungen, welche in neuerer Zeit über das Wachsthum der ruſſiſchen Macht in Beziehung auf Europa, zunächſt auf Deutſchland, laut geworden ſind, gründen ſich hauptſächlich auf Rußlands materielle Größe, auf ſein ungeheueres Areal, die Hunderttauſende ſtrengdiſciplinirter, einem allmächtigen Willen gehorchenden Krieger, ein immenſes Kriegsmaterial, auf die durch den Feldzug von 1812 bewährte Unangreifbarkeit von Weſten her, auf die gewaltigen Flotten, die gleich eingezogenen Polypenarmen nur durch den Sund und die Meerengen von Conſtantinopel und der Dardanellen ausgeſtreckt zu werden brauchen, um die europäiſchen Meere zu beherrſchen und den Continent zu erdrücken, endlich auf die unermeßlichen Mittel, welche die überreichen Gold-, Silber- und Platinaadern des Ural zur Führung langwieriger Eroberungskriege darbieten. Dazu kommt als geiſtige Potenz die ſprüchwörtlich gewordene Feinheit der ruſſiſchen Diplomatie, die unverkennbare Abſicht auf Vergrößerung, das Vorwalten des ruſſiſchen Einfluſſes in mehr als einem Staate, die ganz entſchiedene Tüchtigkeit, Geiſtesgewandtheit und Willenskraft des jetzigen Herrſchers und deſſen ſichtbares Streben, die unermeßliche materielle Kraft ſeines Reiches auf die beiden geiſtigen Mächte der Nationalität und der Religion principiell zu baſiren. Jenes ergiebt ſich ſattſam aus dem klar ausgeſprochenen und ſyſtematiſch durchgeführten Willen, die polniſche Volksthümlichkeit zu brechen, aus den Verſuchen, die ruſſiſche Sprache als Trägerin des Ruſſenthums zur Alleinherrſchaft in den weiten Grenzen des Reichs zu erheben und aus den zum Theil noch verſteckteren Angriffen und langſamer wirkenden Mitteln gegen die deutſche Sprache, Cultur und Volksthümlichkeit in den Oſtſeeprovinzen; daß aber die Religion zum Bande der Einheit gemacht und mittelbar als politiſcher Factor ins Spiel gezogen werden ſoll, lehren als ſprechende Thatſachen die Auflöſung der Union und die Zurückführung der bisher mit Rom unirten Griechen in den Schooß der griechiſchen Kirche, die geſchärften Verordnungen hinſichtlich des Glaubensbekenntniſſes bei Kindern aus gemiſchten Ehen und die recht abſichtlich wieder hervorgeſuchte längſt begrabene Prätenſion der griechiſchen Kirche, die alleinſeligmachende ſein zu wollen. Vergleicht man mit dieſem entſchiedenen Willen, dem ſo unermeßliche Kräfte blindlings zu Gebote ſtehen, die deutſchen Zuſtände in ihrer Geſpaltenheit, ja Zerriſſenheit, die ſich bekämpfenden politiſchen Gegenſätze, die religiöſen Zerwürfniſſe, das zum Minimum verſchwindende Areal; ſo darf es allerdings nicht Wunder nehmen, wenn ein ängſtliches Gemüth nicht ohne bange Befürchtungen in die Zukunft blickt und die Ruſſificirung Deutſchlands, wenn nicht des ganzen Weſtens, als unvermeidlich vor Augen ſieht. Allerdings wäre dies auch ein höchſt niederſchlagendes Prognoſtikon, wenn wir all unſere geiſtige Errungenſchaft bloß dazu durch jahrhundertlange Kämpfe uns zu eigen gemacht haben ſollten, um früher oder ſpäter unter aſiatiſcher Barbarei zu verdumpfen und unſere großen Geiſtesſchlachten auf dem Gebiete der

Religion, der Theologie und der Philoſophie hätten wir fürwahr ungeſchlagen laſſen können, wenn unſere Aufnahme in den Schooß der alleinſeligmachenden griechiſchen, der unlebendigſten, unentwickeltſten und ſtagnirendſten aller Kirchen der Chriſtenheit, das Finale ſein ſollte. Aber in der That kann ein ſolches Prognoſtikon auch nur von der allerroheſten hiſtoriſchen Empirie und von der oberflächlichſten Gedankenloſigkeit geſtellt werden und das Heer jener Befürchtungen iſt bei allem Scheine der Wahrheit nebſt anderem Geſpenſterſpuk in die Ammenſtuben zu verweiſen, ſo groß auch die Anzahl derer ſein mag, die ſich mit ihnen tragen.

Ein freierer Blick, eine geſundere Beurtheilung, ein richtiger und philoſophiſch gebildeter hiſtoriſcher Sinn entrollen ein ganz anderes Gemälde der europäiſchen und namentlich der deutſchen Zukunft; ſie erfüllen mit heiterem Vertrauen auf die deutſche Kraft und den deutſchen Geiſt. Denn ſie wiſſen, daß es nun und nimmermehr die Art der weltgeſchichtlichen Dialektik iſt, die Geiſtesſaaten zu zerſtören, ehe ſie Früchte getragen, oder mit andern Worten, ein Volk auf einer höheren Entwicklungsſtufe von einer Nation auf einer niederen verdrängen, bewältigen, unterdrücken zu laſſen, ehe jenes ſeine ihm geſtellte Aufgabe vollſtändig gelöſt hat. Iſt das Letztere geſchehen, dann mag das Inſtrument bei Seite geworfen und mit einem neuen vertauſcht werden und ſollte dies neue ſich anfänglich auch ungeſchickt genug anſtellen. Es hat ſeine Lebensſtadien durchlaufen und hat ſich erfüllet und ſeine Miſſion vollendet, und darum tritt es ab von der Bühne der Weltgeſchichte. So ſehen wir die zwar höher gebildete, aber ausgelebte chriſtliche Bevölkerung des weſtlichen Aſiens, des nördlichen Afrikas, des weſtgothiſchen Spaniens dem roheren, aber friſcheren moslemiſchen Araberthum erliegen; ſo rauſchet der Strom rohen und kräftigen Germanenthums voll unendlicher Bildungskeime unaufhaltſam über die italiſchen und galliſchen Romanen, in denen kein ſelbſtändiges Lebensprincip mehr pulſirte, und amalgamirt ſich mit ihnen zu neuen, lebensfriſchen Bildungen; ſo wurde früher die helleniſche ausgelebte Kraft von dem kräftigen, obſchon weit roheren Römerthum gebrochen, denn das Hellenenthum hatte ſeine Miſſion erfüllt und die ausgeleerte Hülle verfiel dem Weltgerichte der Geſchichte. Ganz anders aber ſtand daſſelbe Volk im Kampfe, als ſeine Zukunft noch vor ihm lag, als es kaum angefangen hatte, die von der Geſchichte ihm angewieſene Bahn zu beſchreiten. Da brach ſich die Brandung der hunderttauſend Barbaren an der Felſenbruſt der 10000 Männer von Marathon, und Salamis und Platää ſchrieben mit blutiger Schrift die Lehre in das Buch der Geſchichte, daß es Keinem, und wäre es der furchtbarſte barbariſche Reichskoloß, vergönnt iſt, den Plan des Gottes der Geſchichte zu kreuzen und aſiatiſchen Despotismus an die Stelle der Freiheit, Dumpfheit, Verſumpfung und materielle Tendenzen an die Stelle rüſtiger Geiſtesarbeit zu ſetzen, bevor dieſe vollendet und es Zeit iſt. Kehren wir nun zu unſerer Frage zurück, ſo kann ſich Niemand verhehlen, daß das Alles auf uns und jene Befürchtungen die vollkommenſte Anwendung leidet; Niemand wird im Ernſte beſtreiten wollen, daß die Miſſion des Germanenthums eine weltgeſchichtliche, ungeheuere, daß dieſelbe noch lange nicht vollſtändig erfüllt und daß eben Deutſchland in dieſer Zeit in voller Arbeit, voll von geiſtigen, noch unabgeklärten Gährungsſtoffen, ſtrotzend von Keimen neuer Bildungen in religiöſer, kirchlicher, theologiſcher, philoſophiſcher und politiſcher Beziehung iſt. Und in dieſer weltgeſchichtlichen Arbeit ſollten Jene uns ſtören, und alle dieſe köſtlichen Bildungskeime ſollten in der Geburt erſtickt und verſchlungen werden von Jenen, die kaum oberflächlich angefangen haben, aus der Wüſtheit naturwüchſiger Dumpfheit ſich herauszuarbeiten, und in den oberſten Schichten kaum angefangen haben? Darum getroſt! Haben wir nur Vertrauen zu dem Gott der Geſchichte, Vertrauen zu dem Geiſte, der die Materie bezwingt und die Welt überwindet, ſo verflüchtigen ſich alle jene Befürchtungen an den Geiſt ungläubiger hypochondriſcher Politiker in hohle Seifenblaſen, die vor dem Hauche der Geſchichte platzen.

Es ſchien an der Zeit, jene ängſtlichen Viſionen von ruſſiſcher Uebermacht und Weltherrſchaft einmal aus dem Begriff hiſtoriſcher Entwicklung heraus zu beleuchten und in ihrer Nichtigkeit bloßzuſtellen; leicht könnte für Solche, welche dem Geiſte nicht vertrauen und handgreiflichere Beweiſe und Beruhigungsgründe wünſchen, noch mancher beſſer in die Augen ſpringende Troſt hinzugefügt werden, als da iſt der lebendige Organismus der deutſchen Staaten, gegenüber dem autokratiſchen Regierungsmechanismus des ruſſiſchen Reichs, die Macht der geiſtigen Freiheit bei uns, gegenüber der geiſtigen Unmündigkeit bei Jenen, die große Schwierigkeit, bei der ungeheuern Ausdehnung des Reichs und der verhältnißmäßig geringen Bevölkerung, gewaltige Heeresmaſſen, die doch zu einem Eroberungskriege gegen Deutſchland erforderlich ſein würden, nach Weſten zu entſenden, im Laufe des Kriegs gehörig zu completiren und zu verſorgen, ohne doch die entlegenſten Reichsgrenzen von Truppen zu entblößen, die Wahrſcheinlichkeit einer bedenklichen Diverſion von Oſten und Süden her u. dgl. m.; allein dies Alles liegt uns hier zu fern, und da wir ſo ſchon wegen der vorſtehenden Digreſſion um Nachſicht zu bitten haben, ſo eilen wir ohne ferneren Aufenthalt zu dem Buche zurück, das uns zu derſelben Veranlaſſung gegeben.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

13. August. № 37. 1841.

Zur Charakteristik des Grafen Buquoy und seiner Forschungen.

Von Dr. Kreutzberg.

Bei den Lesern dieser Blätter dürfen wir die Ansicht voraussetzen, daß die Aufgabe der Philosophie eine unendliche, die Arbeit des Geistes sie zu lösen eine grenzenlose, und darum jeder Beitrag zum wahren Fortschritte in derselben von unendlichem Werthe sei. Solche Beiträge enthalten nun auch die Forschungen eines Mannes, den zwar Krug (im philosophischen Wörterbuche) bei der Erwähnung seines Namens und einiger seiner Schriften kurz und gut als „Denker-Cavalier" abgefertigt zu haben glaubte, den wir aber, nicht etwa bloß nach den ganz anders lautenden Aeußerungen von Humboldt, Schelling u. A., sondern durch genauere Beschäftigung mit seinen Schriften und durch mehrjährige persönliche Berührungen, von einem ganz andern Gesichtspunkt zu betrachten uns veranlaßt fühlen! Wir haben es hier mit einem Manne zu thun, in dem früh schon ein heißer Durst nach Wissen erwachte, und der, unbekümmert um den öffentlichen Beifall, der stillen Arbeit des Denkens nun bereits 40 Jahre lang mit unermüdlichem Eifer sich widmet und dies unter Standes- und Vermögensverhältnissen, deren Atmosphäre sich bisher nicht sehr günstig für die Entfaltung und beharrliche Verfolgung einer ernstlich wissenschaftlichen Richtung gezeigt hat. Wird noch berücksichtigt, daß es hier einem Namen gilt, welcher, Bolzano etwa abgerechnet, der einzige ist, der über die Grenzen der bei uns auch in der Philosophie herrschenden — — Ruhe und Stille, in den brausenden Wogen des lebensvollen Stromes deutscher Forschung zuweilen vernehmbar wurde, so möchte um dieser Seltenheit willen es schon von Interesse sein, in diesen Jahrbüchern für einen östreichischen, dazu gar der Aristokratie angehörenden Philosophen, das Wort ergriffen und Ansprüche geltend gemacht zu sehen, für die Achtung der unbeschränkten Selbständigkeit wissenschaftlicher Untersuchungen auch Eines, der nicht in verba magistri schwört, ja dessen Hauptfehler vielleicht der ist, zu sehr seinen eignen Weg gegangen zu sein.

Das domicilium habitationis ist, wie in den Rechtsverhältnissen, so auch in wissenschaftlichen Dingen nicht gleichgiltig, und es ist unsere innigste Ueberzeugung, daß die Buquoyschen Forschungen jetzt schon einen andern Platz in der neuern Geschichte der deutschen Philosophie einnehmen würden, wenn der Boden, in dem sie wurzelten, ein anderer gewesen wäre. Man hat sehr oft, ohne darum die objective Geltung der Hegelschen Philosophie zu verkennen, des Einflusses gedacht, den Berlin als Brennpunkt des deutschen geistigen Lebens auf ihre Verbreitung über die preußischen Universitäten und von hier über Deutschland hatte; so scheint es umgekehrt uns für Buquoy eine sehr ungünstige Constellation gewesen zu sein, daß seine Werke gerade in Prag, in der Stadt Deutschlands zur Welt kommen sollten, wo die Geistesdürre so entschieden vorwaltet, daß hier eher alles Andere Aufmerksamkeit erregt und Geltung erlangt, als Geist und Wissen! —

Um nun für die Würdigung der Forschungen des Grafen Buquoy den richtigen Maßstab zu gewinnen und auch das uns zu verdeutlichen, wodurch sie vielleicht ihre bisherige meist vereinzelte Stellung verschuldet haben könnten, wollen wir ihnen im Folgenden mit unparteilichstem Interesse genetisch nachgehen.

Georg Longueval Graf von Buquoy, Dr. der Philosophie, am 7. September 1781 zu Brüssel geboren und schon als Knabe nach Oestreich gebracht, wo seine Verwandten bedeutende Güter besaßen, zeigte schon früh einen entschiedenen Hang sowohl zum ernsten Denken als — zur Poesie. Diese beiden, so schwer zu vereinigenden Grundtöne, bilden doch ununterbrochen den Nachhall seines gesammten geistigen Seins, das fortwährend in Meditation und Poesie sich trennt und — vereinigt, so daß, wie Schiller einst selbst über die unwillkürlich reflectirende Gestaltung seiner Poesie sich beklagte, man im Gegensatze hiezu oft — und in objectiver Hinsicht oft mit Recht — das Poetisirende der Buquoyschen Reflexionen getadelt hat; scheint doch ihm selbst auch in späteren Jahren trotz den mehrgereiften wissenschaftlichen Früchten, das Dichten zusagender als das Denken, wie er denn als Motto seinen „Anklängen contemplativer Begeisterung" voransetzt:

Der Denker findet die besteh'nde Wahrheit nur;
Der Dichter schafft das Schön' aus eigener Natur. —

Diese dualistische Geistesrichtung gestattete ihm auch lange nicht, sich dem einen oder dem andern Gegenstande aus-

ſchließend hinzugeben, vielmehr erfaßte er mit gleich großer Lebhaftigkeit Alles, was in Kunſt oder Wiſſenſchaft ſich ihm darbot. Eben ſo regte ihn lange Zeit die Geſchichte durch große Ereigniſſe und Charaktere zu dem lebhafteſten Entzücken, und durch die Täuſchungen abfälliger und gewiſſenloſer Wendungen zu dem bitterſten Unwillen auf. Ein Hauptthema für ſeine gewiſſermaßen leidenſchaftliche Cenſur des Guten und Böſen waren die in ſeine Jugendzeit fallenden, ſo mannichfaltig contraſtirenden Züge der franzöſiſchen Revolution.

In ſeinen Schul- und Univerſitätsſtudien, wovon er den erſteren zu Prag, den philoſophiſchen und juridiſchen aber an der Thereſia-Ritterakademie zu Wien — damals durch tüchtige Lehrer blühend — oblag, zeichnete er ſich wenig aus. Die vorgeſchriebenen Studien trieb er weniger aus freier Neigung, als aus Pflicht, hatte dagegen immer ein oder das andere Lieblingsfach, ohne jedoch längere Zeit hindurch ſich feſſeln zu laſſen. Indeſſen überwand er früh genug dieſes bienenartige Flattern von Blume zu Blume, und bereits in ſeinem 17. Jahre, während er an der erwähnten Akademie Philoſophie ſtudirte, warf er ſich, angeregt durch einen der Aſtronomie zugewendeten älteren Freund und durch ſeinen Lehrer, den berühmten Gießmann, mit Leidenſchaft und beinahe ausſchließend auf die reine Mathematik, die ihn dann nicht nur auf längere Zeit feſſelte, ſondern für immer den Grundton ſeiner geiſtigen Thätigkeit bildete. Er trieb dieſe Studien mit Glück; erregten doch die öffentlichen Diſputationen, die er über ſeine Lieblingswiſſenſchaft hielt, ſelbſt Vega's Aufmerkſamkeit; nun arbeitete er aber auch mit ſo unausgeſetzter leidenſchaftlicher Anſtrengung, ſo daß er ſeine Geſundheit ernſtlich in Gefahr brachte.

Kurz vor Beendigung ſeiner Studien, die dem Berufe nach der Jurisprudenz galten, gelangte er im 22. Lebensjahre durch den plötzlichen Tod ſeines Oheims, als Fideicommißerbe der umfangreichen böhmiſchen Familiengüter, zum Beſitze eines eben ſo anſehnlichen, wie wohlgeordneten Vermögens. Mehrjährige Reiſen in der Schweiz, Frankreich und Italien unterbrachen nicht nur ſeine mathematiſchen Studien, ſondern riefen auch ſeine frühere Unentſchiedenheit wieder hervor, jenes vielfältige ſich angezogen oder abgeſtoßen fühlen, wodurch, — wie er ſelbſt ſagt — in ſeinem Innern ein unaufhörliches Oöcilliren, zwiſchen Begeiſterung und Leere des Gemüthes entſtand, ſo daß ihn ſeine übrigens angenehmen, mit aller Bequemlichkeit verlaufenden Reiſen mehr quälten, als Genuß verſchafften. Dieſe Reiſen hatten außerdem ihre ſehr ernſthafte Seite. In Paris erduldete er, vornehmlich wegen ſeines arretirten und durch 8 Monate im Temple gefangen gehaltenen Reiſegefährten, in einer Zeit der höchſten politiſchen Gährung, perſönlich viele Unannehmlichkeiten, und fand dabei Gelegenheit, die kaum geſtillte Revolution nun in ihren Nachwehen und damals noch vorherrſchenden dunkelſten Schattenſeiten kennen zu lernen, indem das gerade dominirende Regime des Sansculottismus, gegen Geburt und Beſitz nicht allein, ſondern auch gegen die höheren Intereſſen der Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft proſcribirend waltete.

Seine Rückkehr ins Vaterland führte ihn einer glücklichen Häuslichkeit und dadurch wieder bleibend den ernſten Wiſſenſchaften zu. Er mied den öffentlichen Dienſt, und ſo viel es die nicht unbedeutende Geſchäftsführung ſeiner zahlreichen Güter geſtattete, blieb er entſchieden, ſich ganz und gar „dem Forſchen, Meditiren und Dichten hinzugeben.“

Seine Schriften ſind nicht eben für die aura popularis, vielmehr bezeichnet er ſelbſt als einzigen Zweck, „um Ruhe und Harmonie in mein übermäßig und ſo vielfach aufgeregtes Gemüth zu bringen, und um dem damals nur noch geahnten Grundſtreben nachzukommen, das in der Folge allen meinen Arbeiten ihren eigenthümlichen Stempel aufdrückte, dem Streben nämlich, das Mannichfachſte in Harmonie unter ſich, und ſo in dem Einen Alles, im All nur Eines zu erblicken!“ — Wie ſehr eine ſolche Manifeſtation der Naturphiloſophie ſich nähert und wie mächtig Graf Buquoy demnach zu ſeiner Zeit durch die Schellingſchen Ideeen ſich angeregt fühlen mußte, iſt leicht zu begreifen.

Bei Wiederaufnahme ſeiner mathematiſchen Studien verband er mit ihnen Chemie, Phyſik, Technologie und Staatswirthſchaft, die zum Theil durch das auf ſeinen Gütern blühende Fabrikweſen eben ſo ſehr eine praktiſche Tendenz gewannen, als ſie hinwieder auch vortheilhaft auf dieſelben rückwirkten; ſo durch Combinirung verſchiedener Maſchinen und Apparate, durch Erfindung des Hyalits, das manche hyalurgiſche Modificationen veranlaßte und der Technik dieſes Faches ſo weſentliche Bereicherungen zuführte, u. a. m. Dieſe Richtung rief auch jene mathematiſchen, technologiſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Werke hervor, mit denen er zuerſt öffentlich auftrat, wobei aber die bei Engländern und Franzoſen gemachten Studien unverkennbar hervorleuchten. Dieſe waren damals den Deutſchen in den ſogenannten eracten Wiſſenſchaften noch ſehr überlegen, während die Arbeiten der Deutſchen in der Staatswirthſchaft mehr künſtliches Gedankenſpiel als praktiſche Anſichten darboten.

Eine zweite Reiſe nach Paris im Jahre 1815 verſchaffte ihm die ausgezeichnete Theilnahme der Mitglieder des Inſtituts an ſeinen Arbeiten, während dieſes ſelbſt mit ſeinem zunftmäßig-pedantiſchen, ſtrengen Fachweſen und der excluſiven Verehrung veralteter Regeln, ſo wie der ſchubladenartigen Eintheilung der Künſte und Wiſſenſchaften ihm nicht genügen konnte, „der allenthalben nach dem Ineinander-

ſchmelzen des Mannichfaltigen, nach dem Erhorchen der Weltharmonie ſtrebte, dem ahnend die geſammte Natur, als das Höchſte der Vernunft und zugleich der dichteriſchen Phantaſie vorſchwebte.“ Von großer Wichtigkeit für ſeine Geiſtesrichtung war jedoch dieſer Aufenthalt in Paris inſofern, als dort eine in ſeinem Innern ſchon früher begonnene Metamorphoſe nun zur Reife gelangte. Hören wir ihn ſelbſt — nachdem er den Mitgliedern des Inſtitutes bemerkt, daß ſie eine Menge der wichtigſten Reſultate des Denkens und Beobachtens, die bei uns in Deutſchland allgemein bekannt ſind, ignorirten — über die Veranlaſſung: „Ich war, ſagt er, demüthig muß ich es geſtehen, ſimpel genug, zu meinen, dieſen Herren damit einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ſie mit deutſchen Arbeiten, z. B. Gerſtner's Schriftchen über die Weltentheorie, das ich bei mir hatte, und ihnen vorzutragen mich anbot, bekannt machte. Aber ganz und gar nicht; ſie nahmen dies beinahe übel, wurden kälter gegen mich, ſpeiſten mich mit Phraſen und Complimenten ab, und ſuchten Auswege, um meinen Antrag aufzuſchieben und ſolchermaßen abzulehnen. Dies mißfiel mir vollends und trug einigermaßen mit dazu bei, meinem Geiſte eine andere Richtung zu geben.“ — — „Ich hatte nämlich ſchon ſeit mehreren Jahren trotz meiner leidenſchaftlichen mathematiſchen und Natur-Studien gefunden, daß ich nicht auf dem rechten Wege ſei, um zu der erſehnten Harmonie im Naturganzen zu gelangen und wandte mich nach den Schriften über vergleichende Anatomie, Phytotomie, Zootomie u. ſ. w. hin, als in welchen Gebieten menſchlichen Forſchens ich den deutſchen Scharfſinn, deutſche Gründlichkeit und allumfaſſende Gelehrſamkeit, zugleich das deutſche für's Schöne und Gute ſo lebendig aufgeregte Gemüth kennen, und im höchſten Grade verehren lernte; — denn bis zu dieſer Epoche hin hatte mir der Franzoſe und Engländer mehr gegolten, als der Deutſche.“ — „Von nun an, wo ich mich dem Erfaſſen der erſtrebten Harmonie zwiſchen Gott, der Außenwelt und mir ſelbſt zu nähern begann — wo ſich mir ungezwungen der Weg eröffnete (wie dies meinem Geiſte ſo ganz zuſprach) mit mathematiſcher und metaphyſiſcher Tiefe, ſo wie zugleich mit dichteriſcher Gluth und Begeiſterung dem ſicheren Leitſterne der Naturbeobachtung nachzuwandeln; — von jenem entſcheidenden Momente meines Lebens an, ward ideelle Verherrlichung des empiriſch erfaßten Naturlebens mein höchſtes, mein ausſchließendes Studium und der Gegenſtand meiner litterariſchen Arbeiten“ *).

(Schluß folgt.)

*) M. ſ. die Vorrede zu der Auswahl ſeiner Schriften 1825.

J. G. Kohl „Petersburg in Bildern und Skizzen.“

(Fortſetzung.)

Das vorliegende Werk verfolgt, wie ſchon bemerkt, ſcheinbar durchaus keinen politiſchen Zweck, deutet hin und wieder faſt verſtohlen nur auf jene Befürchtungen und einen möglichen Zuſammenſtoß der ruſſiſchen Macht mit Weſteuropa hin und beſchränkt ſich lediglich darauf, Petersburg als Stadt, als Metropole des Rieſenreiches und ſeine inneren Zuſtände in einer Reihe lebensvoller und markiger Bilder dem Leſer vor das Auge zu führen; aber eben durch dieſe friſchen, das Gepräge der Wahrheit und Treue tragenden Schilderungen eröffnet es uns eine Perſpective in den ganzen Reichskörper, auf den Geiſt, von dem das Ganze getragen wird, läßt es uns die Bildung der verſchiedenen Volksclaſſen, — Petersburg iſt Jahr aus Jahr ein der Sammelplatz von Hunderttauſenden aus allen Enden und Ständen des Reichs, — die Eigenthümlichkeit des Volkscharakters ſo deutlich erkennen, daß wir auf jeder Seite Belege zu der tröſtlichen Verſicherung finden, daß wir Germanen von einem Volke von dieſer Gattung, auf dieſer Stufe, in dieſen Zuſtänden noch in Jahrhunderten nichts zu fürchten haben können. Und dieſes Zeugniß iſt von um ſo größerem Gewicht, da der Verf. ſich ſichtbar der größten Unparteilichkeit befleißigt, mit Liebe und gerechter Anerkennung bei den ruſſiſchen Zuſtänden verweilt, ſich im Lobe liebenswürdiger Seiten des Volkscharakters behaglich und mit Wohlgefallen ergeht, ſich mannigfach durch die ruſſiſche Gaſtfreundſchaft und Gemüthlichkeit angeſprochen fühlt und ſelbſt das Tadelnswerthe mit großer Milde und liebevollem Wohlwollen eher verſchleiert als bloßſtellt und, wo es nicht bemäntelt oder entſchuldigt werden kann, mit objectiver Ruhe darlegt. So ſteht gedeckt gleichſam von dem Lobe eminenter Geſchicklichkeit und Gelehrigkeit des Ruſſen der Tadel der äußerſten Flüchtigkeit und des gänzlichen Mangels an Ausdauer und Beharrlichkeit in den Künſten und Handwerken, ein Zug, der ſchon hinreichend beweiſt, wie wenig ein ſolches Volk geeignet ſein könne, es auf die Länge im ernſten Kampfe mit einer ſo zähen, beharrlichen und unermüdlichen Kraft aufzunehmen, wie ſie dem Deutſchen eignet. Neben der bigotten äußerlichen Frömmigkeit der Nation hebt er den Mangel religiöſer Erregbarkeit und die Verſumpfung des kirchlichen Lebens ſattſam hervor. Die Geiſtesöde und Unlebendigkeit blickt durch allen Beweis oberflächlicher Sprachenfertigkeit und Bekanntſchaft mit der franzöſiſchen und engliſchen Litteratur hindurch, mit welchem die höheren Claſſen der Geſellſchaft den Mangel tieferer Bildung zu verdecken ſuchen. Aehnliche Schlagſchatten neben nothdürftigem Lichte werden ſich bei Beſprechung des Einzelnen noch reichlich auffinden laſſen.

Nun zur Vertheilung des Stoffs. Das Ganze zerfällt in XXXIII Abtheilungen, deren Ueberſchriften zugleich einen Ueberblick über den Reichthum des Inhalts geben. I. Panorama. II. Bauart. III. Die Newa. IV. Straßenleben. V. Die Iswoſchtſchiks. VI. Der Winter. VII. Marktplätze. VIII. Das ſchwarze Volk. IX. Die Kirchen. X. Die Begräbniſſe und Kirchhöfe. XI. Die Monumente. XII. Die Arſenale. XIII. Die Kaiſerpaläſte. XIV. Die Eremitage. XV. Die Sammlungen. XVI. Die Krankenhäuſer. XVII. Das Irrenhaus. XVIII. Das Findelhaus. XIX. Die Börſe. XX. Die Theeläden. XXI. Induſtrie. XXII. Tafel und Küche. XXIII. Pädagogiſches. XXIV. Die Dienerſchaft. XXV. Die Butterwoche. XXVI. Die großen Faſten. XXVII. Das Oſterfeſt. XXVIII. Die Deutſchen. XXIX. Die Treibhäuſer. XXX. Die Gärten und Datſchen. XXXI. Kronſtadt. XXXII. Miscellen, Notizen, Zugaben und Nachträge. XXXIII. Petersburg und die Provinz. Man könnte vielleicht eine lichtvollere Ordnung der Maſſen wünſchen, indeſſen wollen wir deshalb mit dem Verf. nicht rechten, vielmehr mit Dank annehmen und genießen, was er uns aus dem reichen Schatze ſeiner Anſchauungen und Erfahrungen mit der liebenswürdigſten Anſpruchsloſigkeit eben in dieſer von ihm beliebten Aufeinanderfolge darbietet.

Petersburg erſcheint dem Fremden als eine großartige Caprice oder, wenn man lieber will, als einer der glänzendſten Siege des menſchlichen Willens über die Natur: ſo ſehr widerſprechen die phyſiſchen Lokalverhältniſſe der Erbauung einer ſo koloſſalen Hauptſtadt. Alle Hinderniſſe ſind nun zwar von dem genialen Gründer theils überwunden, theils unberückſichtigt gelaſſen worden, als da ſind die entſetzliche Kälte hoch oben faſt im äußerſten Norden, die Oede und Unfruchtbarkeit der Umgegend, der ſchlammige Moorgrund des Bodens, die unaufhörlichen Ueberſchwemmungen durch die Newa, die drohende Gefahr vernichtender Sturmfluthen; allein die verachtete Natur rächt ſich von Zeit zu Zeit; der Schlamm dringt immer von Neuem durch das dichteſte Straßenpflaſter und verwandelt die Straßen in Kloaken, die feſteſten Fundamente wanken im bodenloſen Moore und das unbezähmbare Element des Waſſers droht früher oder ſpäter Verderben und Untergang. Die Paläſte, die ſich bei dem Zudrängen des reichen Adels zur Hauptſtadt in großer Anzahl hier finden, ſind durchgängig höchſt prächtig und prunken zum Theil mit italiſchen Portiken, Galerieen und Balkonen, ſo wenig auch das nordiſche Klima von dieſen ſüdlichen Durchſichtigkeiten Gebrauch zu machen geſtattet. All dieſe Herrlichkeit ſchwebt in der dringendſten Gefahr, in einem Nu ſpurlos zu verſchwinden, wie ſie ſich faſt im Nu aus den finniſchen Sümpfen erhoben hat, wenn einmal ein heftiger Weſtwind im Frühlinge mit dem höchſten Waſſerſtande und dem Eisgange der Newa zuſammentrifft. Denn dann würden die großen Eismaſſen des Meeres, deſſen Fluthen in den engen kronſtadter Buſen zuſammengedrängt werden, landeinwärts dringen und im Kampfe mit der diametral entgegenſtrömenden Newa unaufhaltſam alles Menſchenwerk zerſtören, eine Gefahr, der keine Molos, keine Dämme und ableitenden Kanäle vorzubeugen vermöden (S. 48). Die Straßen ſind in Betracht der ungeheuern Weitläufigkeit der Stadt im Verhältniß zur Bevölkerung in der Regel öde, indem für jeden Einwohner ein Raum von 400 Quadratfuß bleibt, ſo daß man bei gleicher Vertheilung nur alle 10 Schritt einen Menſchen treffen würde. Nur wenige Straßen machen eine Ausnahme und wenige Zeiten des Jahres, z. B. die Butterwoche. Die Bevölkerung iſt eine Muſterkarte aus allen Nationen. S. 60: „Da fehlt kein Volk von Europa und faſt keines von Aſien, nicht der Spanier und Italiener, nicht die Bewohner der grünen britiſchen Eilande, nicht der Normann aus dem entfernten Thule, nicht die von Seidengeſpinnſt umrauſchten Bucharen und Perſer, ſogar nicht die Indier aus Taprobane, weder der Schopf des Chineſen, noch die weißen Zähne des Arabers. Oder man betrachte die infima plebs. Da ſchlendern die deutſchen Bauern zwiſchen dem Getümmel der lärmenden Bartruſſen, die ſchlanken Polen neben den unterſetzten Finnen und Eſthen, die Letten mit den Juden, die Mordwinen und ihre Brüder, die Tſcheremiſſen, die amerikaniſchen Matroſen und ihre Antipoden, die Kamtſchadalen, Juden und Mahomedaner, Heiden und Chriſten, die Secten aller Religionen, die Farben aller Racen, weiße Kaukaſier, ſchwarze Mohren, gelbe Mongolen.“ Das bunteſte Menſchengewühl iſt auf der Perſpective, der prächtigſten und faſhionabelſten Straße Petersburgs. Die Geſtalten der Männer ſind faſt durchgängig ſchön, namentlich in den höhern Ständen, wogegen das Klima den Frauen, deren bekanntlich 100,000 weniger als der Männer in Petersburg leben, zur Entwicklung ihrer Reize nicht günſtig zu ſein ſcheint. Die ſchönſten kommen aus den Oſtſeeprovinzen, daher die Ruſſen hohe Begriffe von der deutſchen Schönheit haben (S. 68) und einer Njemka faſt nie das Prädikat krassiwaja (ſchön) verſagen.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

14. August. № 38. 1841.

Zur Charakteristik des Grafen Buquoy und seiner Forschungen.

(Schluß.)

Die Leistungen der Naturphilosophie gaben hiebei seinem Geiste wohl den Impuls. Wenn er aber auch die von jenem philosophischen Systeme der Naturforschung gewordene Förderung anerkannte, so beklagt er sich später über den in den Schriften dieser Schule herrschenden poetischen Taumel, über ihre „mystischen Schwärmereien und Tändeleien," so wie über ihren „verkappten Materialismus," und macht es ihnen besonders zum Vorwurf, daß sie „von dem mächtigen Vehikel der mathematischen Analysis gar keinen Gebrauch machten, oder den Sinn der Mathematik zu bloßen Symbolen und hierophantisch klingenden Zaubersprüchen herabwürdigten, gänzlich von jener Correctheit entfernt, die der ächte Geometer in den Ausdrücken und Formeln sucht, die der mathematischen Analysis entsprechen."

Er schrieb nun seine „Skizzen zu einem Gesetzbuche der Natur"*), die seinem Geiste „als erster gelungener Versuch, die ersehnte Harmonie in mir hervorzurufen, entgegenjauchzten" (!!). Seit jenem „seligen Momente" die erwähnte Geistesgymnastik, welche ihm so viele innere Befriedigung gewährte, fortsetzend, strebte er auch andern „einen Theil jener Wonne" mitzutheilen, die ihm seine Arbeiten gewährten. Immer aber und bis heute noch blieb das Mathematische seine angelegentlichste und liebste Beschäftigung, worüber er sich mit den Worten ausspricht: „Gäbe es Etwas, das zu gleicher Zeit Verstand, Vernunft, Phantasie und Gefühl so befriedigen möchte, als die reine Mathematik bloß den Verstand und die Vernunft befriedigt, so triebe ich ausschließend jenes Etwas und nie mehr ein Anderes!" — Was aber dennoch die Mathematik seinem Geiste und seiner Phantasie war, davon zeugen seine ganz eigenthümlichen Leistungen in diesem Gebiete, so wie seine Lobgedichte auf die „Wahrheit" — „Größe" — „Huld" — „Kraft" — „Zartheit" — „Strenge" — „Geschmeidigkeit" der Mathematik*), die, was auch vom ästhetischen Gesichtspunkte aus dagegen eingewendet werden möge, doch immer von einer für die Genüsse des Verstandes begeisterten Lyrik zeugen.

Buquoy's zahlreiche Schriften haben ein sehr verschiedenes Schicksal erfahren. Er verfaßte über reine Mathematik und analytische Dynamik fünf verschiedene Werke, eigenthümlich in der Erfindung wie in der Ausführung. Sie sind unstreitig die am meisten verbreiteten Leistungen seiner Feder, und fanden nicht nur in Deutschland, sondern auch bei den Franzosen verdiente Anerkennung, namentlich die Abhandlung über „die analytische Bestimmung des Gesetzes der virtuellen Geschwindigkeit in mechanischer und statischer Hinsicht," da hiedurch — anstatt des früher von französischen Geometern in der Statik angewendeten, aber bloß per inductionem erweislichen principe statique des vitesses virtuelles — vermittelst der Auffindung des Beweises überhaupt des dynamischen Lehrsatzes der virtuellen Geschwindigkeit und des hieraus bloß als einzelner Fall sich von selbst ergebenden statischen Lehrsatzes der virtuellen Geschwindigkeit es gelungen war, die gesammte Mechanik und Statik als ein Einziges aus bloß Einem Grundprincipe zu entwickeln.

Zur praktischen Mechanik lieferte er zwei Schriften, über eine von ihm erfundene und bloß von Holz ausgeführte Dampfmaschine; zur Staatswirthschaft und dem Finanzwesen fünf Schriften, eine neue Theorie der Nationalwirthschaft enthaltend, sammt Nachträgen, Erläuterungen und Vorschlägen. Buquoy hat sehr richtig gesehn, daß es hiebei mehr auf das richtige Verhältniß und die Regulirung der productiven Arbeit und der Consumtion ankomme, als auf abstractes Plus der Production. Reich ist wer zur Genüge hat. Das aber ist der Begriff des Humanismus, diesen menschlichen Zustand des Menschen zu erzielen. Buquoy's Theorie verdient gerade jetzt alle Rücksicht, da sich der Pauperis-

*) Skizzen zu einem Gesetzbuche der Natur, zu einer sinnigen Auslegung desselben und zu einer hieraus hervorgehenden Charakteristik der Natur. Leipzig 1818.

*) M. s. Anregungen für philosophisch-wissenschaftliche Forschung und dichterische Begeisterung, Leipzig 1827; eine Schrift, die — wenn auch meist nur andeutungsweise — doch Vieles bietet, was ganz neu ist und volle Aufmerksamkeit verdient.

mus mit unabweisbarer Gewalt zum Problem der Politik macht*).

Ueber Natur, Religion, Politik, Geſchichte, Moral in ihrer harmoniſchen Wechſelbeziehung, enthaltend außer den bereits erwähnten „Skizzen" und „Anregungen" — die „Fundamentalgeſetze in den Erſcheinungen der Wärme ꝛc."; — „Zuſammenſtellung einiger Hauptmomente aus der Geotomie, Phytotomie und Zootomie;" — „über die Methode in der Biologie überhaupt" ꝛc.; ferner „ideelle Verherrlichung des empiriſch erfaßten Naturlebens" in Form eines didaktiſchen Gedichtes mit erläuternden Anmerkungen, in welchen beſonders die Mathematik nach einer neuen (von ihm die paralleliſirende benannte) Methode angewendet wird. Hierher müſſen auch jene zahlreichen in Journalen zerſtreuten Aufſätze gerechnet werden, die am häufigſten in der Iſis erſchienen.

Betrachten wir nun das, den daran gereihten Ideen gleichſam zum Faden dienende Stoffliche dieſer umfangreichen Schriften, ſo beurkunden ſie eine ſo breite Baſis mathematiſcher und naturhiſtoriſcher Kenntniſſe, wie ſie nicht ſehr häufig bei den einzelnen Pflegern der Philoſophie gefunden werden. Wenn übrigens ſchon ein flüchtiger Blick in eines oder das andere der vorerwähnten Werke jeden Unbefangenen überzeugen kann, daß ſie keineswegs einem ariſtokratiſchen Dilettantismus — der etwa, um die vom Salonleben erübrigten Stunden geiſtreich auszufüllen, oder für Ueberſättigung der Sinnenreize ſich am pikanten geiſtigen Gaumenkizel neuen Genuß zu verſchaffen ſuchte — ihr Daſein verdanken; ſo erweiſen ſie ſich dem Aufmerkſamen und Näherſtehenden vielmehr als Reſultate eines — durch keine äußere Rückſicht gefeſſelten, durch keinen Ehrgeiz geſpornten, von keinem Vorurtheil befangenen, durch Nahrungs- oder Berufsgeſchäfte und Sorgen nicht gedrückten, jeder geſellſchaftlichen Zeitvergeudung abgewendeten — ſondern nur der eifrigſten, beharrlichſten, oft ſelbſt die nöthigſte Erholung ſich verſagenden und von früher Jugend faſt ununterbrochen ernſtlicher Forſchung gewidmeten Lebens, — eine Erſcheinung, die wahrlich dem deutſchen Charakter Ehre machen würde, und die ſchon an und für ſich ein reſpectabler Idealismus wäre, wenn auch die reellen Ergebniſſe deſſelben viel geringer wären, als ſie es in der That und Wahrheit ſind. Gleichwohl ſind die Buquoyſchen Beſtrebungen in einer gewiſſen Iſolirung, ähnlich der Krauſiſchen und Herbartſchen Philoſophie, geblieben; und wie jene Männer nicht von ihrem Schickſal zu trennen ſind, ſo wollen wir auch hier uns nicht ſperren, den Grund in der Sache oder vielmehr der Perſon ſelbſt zu ſuchen und Schickſal und Gemüth, nach Novalis, als Namen Eines Begriffs auch in dieſem Fall zu erkennen.

Im Reiche der Wiſſenſchaft und vor allen in der Philoſophie, wo die dem Inhalte der Sache angemeſſene Form ein ſo großes Recht behauptet, muß jede Verletzung derſelben ſchon ein gewiſſes Mißtrauen hervorrufen. Wie nun die Gegenſätze des Denkens und der Poeſie einen Grundzug unſers Autors bilden, ſo reflectirt ſich derſelbe auch in dem zur äußern Anſchauung gebrachten Verlauf des zwiſchen Dichten und Erkennen ſich bewegenden Gedankenproceſſes, der aber ſo geartet — wie ſehr er auch dem ſubjectiven Bedürfniſſe des producirenden Individuums zuſagen möchte — doch immer den Anforderungen der wiſſenſchaftlichen Welt nicht entſprach: ihr iſt dieſer lyriſche Ungeſtüm bei Behandlung theoretiſcher Fragen eine Störung der wiſſenſchaftlichen Objectivität, und ſie konnte ſich begreiflicher Weiſe nicht damit befreunden, metaphyſiſche Speculationen durch poetiſches Beiwerk verziert zu ſehen. Eine Löſung dieſes Gegenſatzes zwiſchen dem Ringen nach mathematiſcher Wahrheit und ſinnender Dichtung erlangen wir vielleicht im weitern Verfolg unſerer Betrachtungen, immer aber bleibt es charakteriſtiſch, in den zuletzt veröffentlichten Buquoyſchen Schriften neben der nach möglichſter Klarheit ſtrebenden Proſa, in dem, was in gebundener Rede geboten wird, ſo häufig Rückertſche bramaniſche Unmanier zu finden; zum Beleg nur ein Beiſpiel und zwar noch keines der ſchreiendſten, aus einem „das Forſchen des Menſchen in den Myſterien der Natur" überſchriebenen Gedichte:

Von Deiner Liebe Armen umſchloſſen,
Was, Natur, Dein Ausdruck mir kündet,
Wenn's auszuſprechen begeiſtert ich ſinne,
So will dies Streben ich dahin nur deuten:
Daß meines Geiſtes Kraft an Dir ſich übe;
Mein ganzes Weſen in Dir ſich löſe; —
Daß zu der Anſchauung Deiner, zur innigen,
Zur ungetrübten, je ich gelange; —
Daß ich den Geiſt, den Du in Zügen
Tiefer Bedeutung voll, myſtiſch verkündeſt,
Daß ich ihn ahne, nimmer ihn faſſe,
Nur mich ihm nahe, nie ihn erreiche. —

und zur Erklärung dieſes — für das, was wir Poeſie zu nennen gewohnt, — ſo unfruchtbaren poetiſchen Turnens an der philoſophiſchen Jacobsleiter, die eigenen Worte aus dem Gedichte: „der ſtreng philoſophiſche Forſcher:"

— — Wenn er, der wohlbedächtig nur auf ſicherem Wege wandelt,
Von dürrem Pfade ab, in Roſengänge ſich verirrt;

*) Wie verwandt dieſe bereits vor 25 Jahren geltend gemachte Tendenz mit der ſpäter erſt entwickelten von Fourier und Owen iſt, wenn ſie auch andere Mittel als jene zur Erreichung ihres Zweckes wählt, darf wohl nicht erſt erwähnt werden; in welcher Art aber die Buquoyſche Philoſophie die wichtige Tagesfrage der ſocialen Tendenzen praktiſch zu löſen verſucht, darüber haben wir vielleicht ein andermal Veranlaſſung Andeutungen zu geben, bei Beſprechung ſeines noch ungedruckten philoſophiſchen Romans, deſſen Vorwurf dieſes inhaltsſchwere Thema bildet.

Wenn, durch den Reiz der Phantaſie, vom Denken abgewandt
Er voll Beſchämung ſich in Dichtung aufgelöſt erblicket; —
Da bannt er zürnend weg die ihm geword'nen Gaukelbilder,
Verdammet, was harmoniſch ihn entzückt zur Diſſonanz;
Auf daß aus den verworr'nen feindſchaftlich getrennten Tönen
Das Einzelne vom Ganzen grell geſchieden ſich ihm zeige;
Er ſteht nun wieder da, als Herrſcher über die Betrachtung,
Umſchloſſen von dem Panzer, durch den nur Licht, nie Wärme bringet.
Nur was in blinder Unterwürfigkeit
Sich in den Schranken des Geſetzes reget;
Nur was von Regel und von ſtrenger Formel
Stets klar und unzweideutig Kunde giebt;
Nur dieſes (sic!) iſt's, das vor des Denkers Throne
Mit Huld und Gnade aufgenommen wird. —

Zu dieſer, wegen der Form ſchon der Buquoyſchen Philoſophie verſagten Huld und Gnade vor den Thronen und — — Schämeln der Denker, geſellte ſich wohl noch weiter der ſcheinbare Mangel an innerm Zuſammenhang und beſtimmtem Typus deſſen, was als Syſtem bezeichnet wird. Dieſe aphoriſtiſchen Meditationen, die zwar, wie die geſammte neuere Philoſophie auf das von Kant begründete Primat der praktiſchen Vernunft fußend, doch gegen dieſelbe ſich eben ſo häufig auflehnten, wie gegen die Schellingſche Lehre, gegen den logiſchen Enthuſiasmus der Fichteſchen und die Verehrung der Dialektik der Hegelſchen Schule, und auch die Gemeinſchaft mit Herbart — in der Anknüpfung aller theoretiſchen Speculation an das erfahrungsmäßig Gegebene — durch den Mangel der hiedurch zu ſichernden regelmäßigen Aufſtellung der Probleme und der Beziehungspunkte ihrer Löſung wieder aufheben — dieſer Mangel einer Parallele mit den bisherigen, nach einander zur Geltung gelangten Richtungen der deutſchen Philoſophie, ſo wie das ſcheinbar Zufällige und Unmethodiſche des ganzen Ideengangs, und die hiedurch erſchwerte Gewinnung des Mittelpunktes zur Ueberſchauung der mannichfachen und vielſeitigen Aufregungen eines Geiſtes, welcher redlich kämpft, um ſich den Verlauf ſeines Gedankenproceſſes zum klaren Bewußtſein zu bringen — dies Alles reizt und gewinnt den Leſer nicht, erzeugt vielmehr gar leicht ein ſcheues Beobachten und eine mißtrauiſche Kälte.

Möge es uns gelungen ſein, ein günſtigeres Vorurtheil für dieſes wiſſenſchaftliche, wenn auch autodidaktiſche, iſolirte und unſyſtematiſche, ſo doch jedenfalls höchſt originelle, beachtungswerthe und ideale Phänomen erweckt zu haben; iſt doch Pflicht, die reinſte Huldigung, dem Geiſte uneigennützig und aufopfernd dargebracht, mit gleicher Geſinnung aufzunehmen und zu ehren. Ein näheres Eingehen wollen wir uns bis auf das Erſcheinen einiger noch zu erwartender Schriften Buquoy's vorbehalten.

J. G. Kohl „Petersburg in Bildern und Skizzen."

(Fortſetzung.)

In dem Abſchnitte vom Straßenleben bringt der Verf. einen Zug bei, der charakteriſtiſch für die Erziehung und das Unterrichtsſyſtem iſt. Die vornehmen Ruſſen laſſen ihre Kinder von Individuen verſchiedener Nationen gleichzeitig zur Erlernung verſchiedener Sprachen anleiten, woraus denn anfänglich bei den Kleinen eine Sprachenvermiſchung wie beim babyloniſchen Thurmbau entſteht. „Es iſt nichts Seltenes, erzählt er S. 75, die Kinder z. B. ſo ſprechen zu hören: Papa, I have been in the lotnoi ssad, Feodor ss'nami buil; est ce que vous n'irez pas? Einmal hörte ich im Sommergarten folgendes Geſpräch zwiſchen einem reizenden kleinen Jungen und ſeiner franzöſiſchen Bonne.

Bonne: Nikola, biſt du artig geweſen?

Nikola: Da Nana!

Bonne: Biſt du gewiß nicht unartig geweſen?

Nikola: No, no! Koko sa (sage), Koko mi (mihloi, gut).

Bonne: Iſt dein Bruder Iwan auch artig geweſen?

Nikola: Wawa na (naughty)!

Bonne: Was hat er denn gemacht?

Nikola: Bibi koko (he has beaten Nicola).

Bonne: Was willſt du eſſen?

Nikola: Tsa, tsa (tschai), ko (Kaffee) pa (pas)."

Sehr amüſant iſt die Schilderung der berühmten Brautwahl der ruſſiſchen Kaufleute im Sommergarten, die an die Mädchenmärkte in Ungarn erinnert und wobei die Mütter ihre Töchter auf's Aeußerſte ausputzen. Eine Mutter hatte einmal ihrer Tochter, um ſie ganz unwiderſtehlich zu machen, 6 Dutzend vergoldete Theelöffel an goldene Schnüre gebunden neben den Perlenſchnüren als Collier in doppelten Reihen um den Hals gehängt und ihr in den Gürtel ebenſo rund herum 3 Dutzend Eßlöffel und vorn und hinten kreuzweiſe zwei große Punſchlöffel geſteckt.

Eine intereſſante Erſcheinung ſind die Iswoſchtſchiks, Fiaker, mit ihrer Rührigkeit, Zudringlichkeit, Geſchmeidigkeit, Höflichkeit, die bei der Unwegſamkeit der verſumpften Straßen eine wichtige Rolle ſpielen und dem müden Fußgänger immer willkommen ſind (S. 91). Der Iswoſchtſchik weiß ſich bei Jedem ſchicklich, höflich und anſtändig zu benehmen und verſteht alle Sprachen dieſer Hemiſphäre, die tatariſche wie die franzöſiſche, die deutſche wie die engliſche, die Augen-, Finger-, Mienen- und Geberdenſprache. Wenn er einen Italiener hinter ſich hat, ſo ſchilt er ihm zu Liebe italieniſch auf ſein Pferd: „ecco kakoi canaille, Signor;" wenn einen Deutſchen, ſo dankt er auf Deutſch: „Dank Sſudar!" wenn einen Mahomedaner, ſo nimmt er ſeinen Hut ab und ſpricht: „Allah gebe Euch Glück!"

Charakteriſtiſch für die phyſiſche Indolenz und Trägheit des Volks iſt die Bemerkung, daß der Ruſſe ein Feind körperlicher Bewegung iſt und gegen die Kälte nie anders als durch warme Pelze und hinter dem heißen Ofen Sitzen reagirt, und für die geiſtige Dumpfheit und Stabilität, was der Verf. S. 143 berichtet: „Am 6. December, nicht früher und nicht ſpäter, beginnen die Schlittentransporte. Die Ruſſen regeln ihr ganzes Leben und namentlich die verſchiedenen Actionen ihres Haushalts nicht nach der Natur, ſondern nach gewiſſen kirchlichen Feſten, die ein für alle Mal als die Ausgangspunkte gewiſſer Verrichtungen feſtſtehen. So z. B. wird das Vieh nicht ausgetrieben, wenn das Gras grün iſt, ſondern am 17. April, am Tage des heiligen Stephan, unter den Segensſprüchen und dem beſprengenden Weihwaſſer des Prieſters. Ebenſo fangen ſie nicht an zu ackern, wenn das Wetter günſtig iſt, ſondern am Tage des heiligen Gregorius, der ein für alle Mal den Acker gut beſtellt. Die Aepfel werden nicht, wenn ſie reif ſind, gepflückt, ſondern im Auguſt, am Marienfeſte. Ein vorher genoſſener Apfel könnte leicht wie Gift wirken. Nachher aber ſchadet ſelbſt das unreife Obſt nicht, auch ſogar den Säuglingen nicht, und wenn ſie auch darnach die Ruhr bekommen und ſterben, ſo war es Gottes Wille. Am Dienſtage nach Oſtern fahren alle Tſchumaks (Ochſenfuhrleute des Südens) aus, weil dann die Wege gut ſind, und um Pakrowi (den 1. October) kommen ſie heim, weil es nach dieſem Feſte draußen nicht mehr geheuer iſt.“ Zugleich mag dies als Stolprobe dienen und ein Beiſpiel von der naivgemüthlichen Ironie geben, mit welcher die Darſtellung gewürzt iſt.

Eine höchſt eigenthümliche Claſſe der Bevölkerung Petersburgs bilden die Muſhiks, als Collectiv tschornoi narod (ſchwarzes Volk), von den ruſſiſchen Deutſchen Bartkerle genannt, welche den unveränderten Grundſtock der ruſſiſchen Nationalität bilden und ſich weſentlich von dem Plebs anderer Länder, von dem engliſchen „John Bull,“ der franzöſiſchen „Canaille,“ dem deutſchen „Pöbel“ und „Knoten“ unterſcheiden. In Petersburg treiben ſie ſich als Fiſchhändler, Heuverkäufer, Bauern, Fleiſcher, Gärtner, Victualienkrämer herum. S. 147: „Dieſe bärtigen rußigen Kerle ſind dieſelben Leute, die uns polirt und geſchliffen in den Salons wieder begegnen; ſie ſind die Raupen und Puppen, denen jene Schmetterlinge, deren Farbenſchmuck und Gewandtheit wir in den diplomatiſchen Verhandlungen bewundern, entflogen. Sie bilden die Wurzeln und den Stamm, deſſen Säfte in alle Blätter des vieläſtigen Baumes übergingen und aus denen die gute wie die ſchlechte Frucht deſſelben gebildet wurde;“ und das um ſo mehr, da in Rußland die Uebergänge aus einem höhern Stande in einen niedern und umgekehrt weit leichter und häufiger ſind und die Stände weit weniger zuſammenhängen und vielfältiger ſich berühren als anderswo. Der Muſhik iſt langhaarig, bärtig, dick bepelzt, ſchmutzig, lärmend, von wildem und abſchreckendem Aeußern, dabei aber äußerſt gutmüthig, freundlich, dienſtfertig und harmlos, womit ſich auf der andern Seite wieder der ausgebildetſte Gauner-, Betrugs- und Diebsſinn vertragen. Ihre Neigung zum Trunke überſteigt alle Vorſtellung; nach einer Durchſchnittsberechnung kommt jährlich auf einen petersburger Einwohner 2½ Eimer Branntwein.

Der den Ruſſen eigenthümliche Leichtſinn und ihre Oberflächlichkeit zeigt ſich deutlich in ihrem Verhalten gegen ihre Todten. S. 195: „In Rußland muß man lebendig ſein, um Etwas zu gelten.“ Haben ſie die Leiche von dem Prieſter mit einem Paſſe für die Ewigkeit verſehen laſſen und prachtvoll zur Erde beſtattet, ſo gedenken ſie des Verluſtes nicht weiter und beſuchen das Grab höchſtens einmal mit der Familie im Jahre, um dort zu ſchmauſen und ſich zu berauſchen.

Bei Gelegenheit der Alexandersſäule ſpielt der Verf. einmal auf die Eingangs erwähnten Befürchtungen an. S. 214: „Wie wird wohl die Inſchrift des nächſten Monumentes lauten? Etwa ſo? „„Alle ſiegreichen und unter dem ruſſiſchen Scepter vereinigten Slaven errichteten dieſes Monument zum Dank für die Siege über die germaniſchen Stämme, deren hundertjähriges Unrecht endlich geſühnt wurde, und deren den Slaven abgenommene Länder wieder dem alten Slavenreiche einverleibt wurden.““ Ueber den Entwurf zu einer ſolchen Inſchrift brütet, wie Einige behaupten, längſt der ruſſiſche Adler, und es ſitzt im Ei ſchon ein Geſtalt gewinnendes Embryo. Nur Datum und Jahreszahl ſind noch unkenntlich.“ Daß er brütet, wer möchte das läugnen; nur iſt zum Glück zwiſchen Entwurf und Ausführung eine hoffentlich unüberſteigliche Kluft befeſtigt. Die feindſelige Geſinnung von Alters her verräth ſich aber ſelbſt in Kleinigkeiten, z. B. in den Bildern auf den alten Strelizenfahnen, wo das jüngſte Gerücht dargeſtellt iſt, zur Rechten Gottes die Gerechten, d. h. ein Chor ruſſiſcher Prieſter, eine Abtheilung Strelizen und eine Anzahl von Bartruſſen, zu ſeiner Linken die Böſen und Ungläubigen, d. h. Haufen von Juden, Türken, Tataren, ſchwarzer Arbeiter und Neger, und ein vierter Haufe mit deutſcher Kleidung angethaner Njemzi. Bei jeder Schaar iſt ein Volksname beigeſchrieben, ebenſo bei den unten in den Flammen der Hölle ſich Quälenden, z. B. „ein Geiziger,“ „ein Turban,“ „ein Mörder,“ „ein Deutſcher.“ Sapienti sat!

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

16. Auguſt. № 39. 1841.

Studien und Kritiken zur Theologie und Philoſophie, von Dr. J. Frauenſtädt. 395 S. Berlin, 1840. Verlag der Voßſchen Buchhandlung.

Man iſt berechtigt, an vorliegende Schrift einen ſtrengeren Maßſtab der Beurtheilung zu legen, als man ſonſt, in Rückſicht auf die nur loſe zuſammenhängenden, kleineren Abhandlungen derſelben wohl geneigt ſein könnte. Denn derartige Aufſätze ſind gewöhnlich mehr das flüchtigere Product einer Mußeſtunde. Aber der Verf. fordert ſelbſt eine ſtrengere Kritik heraus, indem er in der Vorrede dieſe Abhandlungen bezeichnet als „freie, ſelbſtändige Forſchungen auf dem Gebiete der Theologie und Philoſophie," zu denen er ſeine beiden erſten Schriften*) nur als „nothwendige Durchgangspunkte" betrachtet.

Indeſſen müſſen wir ſogleich geſtehen, daß wir bei der Lectüre dieſer Schrift in den erregten Erwartungen oft nicht vollſtändig, und noch öfter gar nicht befriedigt worden ſind. Es iſt zwar durchaus nicht zu verkennen, daß der Verf. die Handhabe der Gedanken tüchtig in der Gewalt hat, und namentlich nach der negativen Seite hin, wo es gilt, in einem gewiſſen Inhalte Widerſprüche lebendig zu machen, eine große Gewandtheit der dialektiſchen Methode bekundet. Dabei ſind die Sachen auch klar und in einer ſoliden Form, zumeiſt mit objectiver Ruhe, bisweilen auch mit dem Pathos einer edlen, wohlberechtigten Leidenſchaft dargeſtellt. Allein die Klarheit wird nicht ſelten auf Koſten der Bündigkeit erkauft, die Solidität der Form ſtreift bisweilen ans Triviale, der Eifer der Polemik geht hin und wieder in eine Art vornehmer Schulmeiſterei über. Und was bei dem Allen den Leſer am unangenehmſten berührt, das iſt der bei aller Breite der Darſtellung, bei aller Amplification, Umſchreibung und Variation der einzelnen Gedanken auffallende Mangel an innerer Entwicklung und Beſtimmung der Sache ſelbſt. Es werden ihr immer nur die abſtracteſten Seiten abgewonnen. Frauenſtädt geſteht ſelbſt an der Hegelſchen Philoſophie den in mancher Beziehung noch vorhandenen Mangel in der „Aus- und Durchführung" der Idee zu ihren beſonderen Momenten zu. Dieſe beſtimmtere Entwicklung des ganzen Princips oder eines einzelnen Momentes deſſelben hat er aber durch vorliegende Schrift eben nicht gefördert. Denn was das Affirmative derſelben anbetrifft, ſo werden darin ſchon längſt bekannte und vielfach beſprochene Kategorieen nur nach ihrem dürftigſten Schema in Bewegung geſetzt und nach ihren ärmſten logiſchen Gegenſätzen, vermittelſt des puren Formalismus von Anſich und Wirklichkeit, von Möglichkeit und Nothwendigkeit, von Weſen und Erſcheinung, in Beziehung gebracht. So iſt vor Allem die Idee des Univerſums, auf die Frauenſtädt ſich überall beruft, nicht einmal nach ihren weſentlichen Sphären und Momenten explicirt. In der Weiſe, wie er dieſe Idee faſt in jedem Abſchnitte Behufs der Löſung eines Gegenſatzes beibringt, iſt ſie allerdings eine unbegründete Vorausſetzung, und es kann nicht verborgen bleiben, wie dem Verf. doch wohl nicht ganz ohne Grund der Vorwurf, gegen den er ſich in der Vorrede zu verwahren ſucht, gemacht werden dürfte, „daß er dieſe Idee nur als eine" — wir ſetzen hinzu: von ſeiner Seite — „grundloſe Vorausſetzung, als einen bloßen Autoritätsartikel aufgenommen habe" (Vorrede, S. V). Frauenſtädt hat Recht, wenn er ſich eine durch und durch kritiſche Natur nennt. Dieſe Beſtimmtheit des wiſſenſchaftlichen Charakters iſt ſeine Stärke, wie das beſonders aus ſeinen beiden erſten Schriften auf erfreuliche Weiſe hervorgeht; aber ſie iſt auch ſeine Schwäche. Bislang hat er ſich nur kritiſch zur Philoſophie verhalten; und zur Productivität, zur eigentlichen „ſelbſtändigen, ſtrengen Forſchung" bringt er es auch nicht in der vorliegenden Schrift. Faſt alle ſeine einzelnen Principien und Ariome ſtammen aus dem Spinoza, und er hat ſie nur ſo aufgenommen, in der unentwickelten, ſporadiſchen Form, in welcher ſie ſich noch beim Spinoza finden. Aber auch in der Art und Weiſe ſeiner Polemik iſt er großentheils noch nicht ſelbſtändig. Es wird meiſtens auf Sätze von Feuerbach recurrirt. Insbeſondere gehören die Frauenſtädtſchen Anſichten über das Verhältniß der Theologie und des Chriſtenthums zur Philoſophie faſt auch in ihrer ganzen Form nur Feuerbach an, und mit Feuerbachſchen Sentenzen und Decreten ſind beinahe alle Abſchnitte dieſer Schrift geſpickt.

Doch gehen wir nach dieſen allgemeinen Bemerkungen

*) Die Freiheit des Menſchen und die Perſönlichkeit Gottes. Berlin, 1838. Die Menſchwerdung Gottes nach ihrer Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit. Mit Rückſicht auf Strauß, Schaller und Göſchel. Berlin, 1839.

zu den Hauptpunkten des einzelnen Details über, damit der Leſer ſelbſt urtheile, wie das hier Geſagte ſich darin beſtätige.

Das ganze Buch zerfällt in zwei Partieen, von denen die erſte (A) die Studien, die zweite (B) die Kritiken enthält. Die Studien begreifen ſieben beſondere Abhandlungen in ſich, die in einer gewiſſen Reihenfolge und Zuſammengehörigkeit zu einander ſtehen. Nr. I. handelt über Vorausſetzung und Anfang der Philoſophie, mit Rückſicht auf Hegel und Feuerbach. Nr. II. von Idee und Zweck der Philoſophie. Nr. III. iſt überſchrieben: Die Wahrheit und zwar, 1) die objective Wahrheit oder die Wahrheit der Sache. 2) Die ſubjective Wahrheit, oder die Wahrheit des Erkennens. IV. Die Gewißheit. V. Daſein und Wirklichkeit. Kritik der Kantiſchen Kritik des ontologiſchen Beweiſes vom Daſein Gottes. Ein Beitrag zur Logik und Metaphyſik. VI. Erkenntniß- und Realprincip. Widerlegung der Selbſtvergötterung. Ein Beitrag zur Geſchichte der Philoſophie. VII. Nothwendigkeit des Böſen. Eine Theodicee in Form eines Geſprächs. Die ſechs erſten Abhandlungen ſind, nach Frauenſtädt's eigenen Worten, Beiträge zu einer Grundlage der Wiſſenſchaft, worin der Verf. beſonders die Idee des Univerſums, des Unendlichen, Abſoluten, die jüngſt auch wieder von L. Feuerbach*) in Frage geſtellt worden iſt, mit erneuerter Rückſicht auf die Kantiſche Kritik dieſer Idee, als die allein wahre und abſolut reale darzuſtellen, und dabei den ganzen Gang der neueren Philoſophie in Betreff dieſer Idee mit wenigen Strichen zu verzeichnen geſucht hat (Vorrede, S. V).

Wir wollen dieſe Abhandlungen zuerſt durchgehen und ſehen, was ſie zur Grundlage der Wiſſenſchaft der Idee des Univerſums leiſten.

Was nun vor Allem zunächſt den geſammten Standpunkt dieſer Abhandlungen betrifft, ſo gewährt es nur Freude und Erhebung zu gewahren, wie der Gedanke der abſoluten Wahrheit und der unendlichen Freiheit in dieſer Wahrheit des Verf. ganze Seele füllt. Dieſer feurige Glaube an die Erkennbarkeit und Zugänglichkeit der Wahrheit, dieſe Seligkeit und Selbſtgenügſamkeit im Gefühl und Bewußtſein ihres immer völligeren Beſitzes, dieſer Muth, ſie rückſichtslos auf ſogenannte heilige, ehrwürdige Irrthümer, und furchtlos vor dem Erfolg der Intriguen und Inſinuationen jeſuitiſcher Pietiſterei auszuſprechen: charakteriſiren den Verf. als eine ſittlichtüchtige, höchſt reſpectable Perſönlichkeit. Der energiſche, genußſuchtsloſe Geiſt von Spinoza's erhabener Ethik iſt in dieſer Beziehung nicht ohne den trefflichſten Einfluß auf dieſe Schrift geblieben. Und wenn man daher auch in Rückſicht auf die religiöſe Weltanſchauung des Verf. noch Manches zu vermiſſen hat, und ihn in dieſer Hinſicht noch mit der Wahrheit im theoretiſchen Widerſpruche ſieht, ſo enthält das ethiſche Bewußtſein, was dieſe Abhandlungen und Kritiken ſämmtlich durchfriſcht, die reichſten Keime zu alle dem in ſich, was in der ſpeculativen Gottesanſchauung des Verf. noch mangelhaft erſcheinen muß. —

(Fortſetzung folgt.)

*) Halliſche Jahrbücher, 1839, Nr. 208 ff.

J. G. Kohl „Petersburg in Bildern und Skizzen."

(Schluß.)

In dem Capitel: „Die Tafel und Küche" (Th. II. S. 67 ff.) ſind in munterm humoriſtiſchen Gewande tiefer greifende Bemerkungen über die Wechſelwirkung zwiſchen Nationalſpeiſe und Nationalcharakter zu leſen. Wir heben Einiges aus. „Der Charakter der verſchiedenen Völker hängt gewiß nicht wenig von den verſchiedenen eßbaren Stoffen ab, welche das von ihnen bewohnte Land darbietet, und bildet ſich nach dem Weſen der Subſtanzen, deren ihre Kochkünſtler habhaft werden können. Die Thran-, die Wein-, die Biervölker, welche Verſchiedenheiten! Die Fleiſcheſſer, die Pflanzenſpeiſer, die Limonade- und Schnapstrinker, welche Contraſte! Es iſt kein Zweifel, der gebotene Speiſeſtoff wirkt auf den Charakter. Umgekehrt aber und noch viel ſtärker vielleicht wirkt der Charakter der Nation auf die Speiſe, auf ihre Auswahl und Zubereitung. Gewiſſe Abneigungen vor gewiſſen Speiſen und gewiſſe Vorliebe zu andern bei gewiſſen Nationen gehen durch die ganze Weltgeſchichte." — „Dazu aber kommt noch, daß auch die verſchiedenen Speiſen wiederum von den verſchiedenen Nationen auf ſehr verſchiedene Weiſe mit geringern oder größern Veränderungen aufgenommen werden. Man erwäge die Rolle, welche der Kaffee bei den Deutſchen, der Thee bei den Engländern, die Kartoffeln bei allen Germanen, die Gewürze bei den Briten und der Zucker bei den Franzoſen ſpielen. Die verſchiedenen nationellen Sympathieen zeigen ſich gleich in Bezug auf jede neu auftretende Speiſe thätig und bemächtigen ſich ihrer, oder ſtoßen ſie auf ihre Weiſe ab." Nun folgt eine anſchauliche witzige Schilderung der ruſſiſchen Küche, in welcher Tschia, Tschai und Schtschi die drei Hauptgötter ſind. „Es iſt eine ſehr häufig ſich aufdringende Bemerkung, daß gerade die einfachſten Nationalgerichte den Nationen am meiſten am Herzen liegen, ſo dem Italiener ſeine Nudeln und ſeine Polenta, dem Polen ſeine Grütze, ſo dem Ruſſen ſein Schtſchi, dem denn auch die meiſten Ruſſen entſchieden den größten Theil ihres körperlichen Daſeins verdanken, in der Art, daß ihre Muskeln, Nerven und Knochen eigentlich nur als ein Abſtrat von Schtſchi anzuſehen ſind. Schtſchi und wieder Schtſchi iſt das Hauptgericht aller Leute, die zwiſchen Kamtſchatka und

der preußiſchen Grenze leben und athmen. Vierzig Millionen Menſchen bitten den lieben Gott um ihren täglichen Schtſchi. Die ganze glorreiche ruſſiſche Armee von einer Million wehrhafter Krieger wird hauptſächlich mit Schtſchi gefüttert, und Schtſchi iſt das ſo berühmte und doch von den Hiſtorikern ſo wenig gekannte Gericht, das, in ruſſiſches Fleiſch und Blut verwandelt, ſchon ſeit geraumer Zeit in der Weltgeſchichte eine ſo bedeutende Rolle ſpielt.“ Wenn man nun nach dieſer ſpannenden Einleitung erfährt, daß dieſer ruſſiſche Abgott nichts mehr und nichts weniger als eine gewiſſe Kohlſuppe iſt, ſo muß zunächſt die Kohlſche Darſtellung ächt komiſch wirken, ſodann aber deren Inhalt recht tröſtlich und beruhigend auf alle vor der Eroberungsluſt jener Kohleſſer bange Gemüther, und wir bieten hiermit allen denen, bei welchen die obigen Beruhigungsgründe nicht verfangen haben, zum beliebigen Gebrauch dieſen dar.

Von der grenzenloſen Oberflächlichkeit der Ruſſen giebt das Capitel „Pädagogiſches“ die ſchlagendſten Beweiſe. Von Wiſſenſchaftlichkeit hat man keine Ahnung und legt auf ſolide Bildung und Gelehrſamkeit nicht das mindeſte Gewicht. Daher ſind die armen deutſchen Hauslehrer ſehr übel daran. Th. II. S. 95: „Großer Gott! wie oft iſt ein ehrlicher Deutſcher faſt gezwungen, ihnen Etwas auf die Naſe zu binden und den Wundermann wider Willen zu ſpielen, den man aus ihm machen will. — „„Ich weiß es nicht! das ſchlägt nicht in mein Fach! Ich glaube ſo und ſo. Ich vermuthe, das Richtige möchte das ſein.““ Solcherlei Redensarten würden ihn im Innern Rußlands um allen Credit bringen. „„Was ſagt er? Er weiß es nicht? Warum weiß er das nicht? Wir wiſſen es auch nicht. Dann iſt er ja um nichts beſſer als wir. Er glaubt, er vermuthet, es ſcheint ihm? Nein, mit dem iſt's nicht richtig! Gott weiß, was der wiſſen mag. Er iſt wohl auch einer der gelehrten Charlatans, die bei uns ſo häufig ſind. Wiſſen muß man, mein Herr! Sicher ſein muß man, reinen Wein einſchenken! Sagen Sie Ja oder Nein! Entweder, Oder — das iſt die Frage. Was liegt zwiſchen Ja und Nein? Die Ungewißheit, das Nichtwiſſen. Wiſſen Sie nichts, mein Herr, wozu ſind Sie denn Gelehrter? Allerdings ſagt Salomo: all' unſer Wiſſen iſt Stückwerk. Aber, großer Gott, ſeitdem ſind über 2000 Jahre verfloſſen, die Wiſſenſchaften haben Fortſchritte gemacht. Jetzt weiß man faſt Alles, und Sie namentlich müſſen Alles wiſſen, als Deutſcher, als examinirter Lehrer! Teufel noch mal, wozu zahlen wir denn die Njemtzui ſo hoch?““ Mit gelehrter Beſcheidenheit kommt man nirgends weniger weit als in Rußland, wo man von den Tiefen der Wiſſenſchaften keine Ahnung hat, wo man ſich auf der Oberfläche hält und an den wenigen Erzſtufen, die man von den Gebirgen des Wiſſens losſchlug. Ordonanzen muß der Gelehrte geben, wie die Regierung, die ſich beſtimmt ausſprechen: sic volo, sic jubeo. Er muß ſeine ſämmtlichen gelehrten Rechenpfennige in der Taſche tragen, prompt damit bei der Hand ſein und alle ſeine Aeußerungen ſo anfangen: „„Es iſt eine weltbekannte Sache, daß dies ſich ſo und ſo verhält,““ oder: „„Der berühmte N. N. ſagt hierüber das und das,““ — oder: „„Ihr ſagt ſo, ich aber ſage ſo. Ich weiß das beſſer; bleibt bei Euern Leiſten und ſchweigt ſtill! — Zweimal drei macht fünf und eins iſt ſechs! Abrakadabra! Ariſtoteles war ein Schüler von Plato, und Plato von Sokrates, und alle drei ſprechen darüber Folgendes beſtimmt und unumwunden aus.““ „„Wot Maladez! Sieh da, das iſt der Rechte; der verſteht's, ſo ein kluger, ſo ein gelehrter Mann! Man muß erſtaunen!““ Daß demnach der Unterricht in den öffentlichen Schulanſtalten höchſt oberflächlich ertheilt wird und nur auf äußere Politur, Schein und Prunk mit Bildung hinarbeitet, verſteht ſich von ſelbſt und geht noch überdies ſattſam aus dem Capitel „Schulanſtalten“ (Th. II. S. 103 ff.) hervor*).

---

*) Die Ueberbleibſel des gigantiſchen Stoffes, die in dem Werke ſelbſt an der geeigneten Stelle nicht verarbeitet werden konnten, werden im XXXII. Capitel als olla potrida gegeben und beſtehen aus zum Theil ſehr intereſſanten Notizen. Die Ueberſchriften ſind — 1) Die deutſchen Muſikanten, darin Bemerkungen über den Muſikdurſt der Ruſſen. 2) Die Siäſchen, d. h. kleinen Thürme auf den Polizeihäuſern, die durch ihre Fahnen Feuer- und Waſſernoth ſignaliſiren. 3) Theater. Es will ſich kein rechtes Nationaldrama bilden. S. 314. Th. II: „Die ruſſiſche Geſchichte hat mehr Verſchwörungen als Volksbewegungen, mehr Gewalthaber als Heroen und die ruſſiſche Geſellſchaft bietet nur den dicken Kaufmann, den ungebildeten Popen, den ſerviten Bauer, den polirten Herrn, den ſchelmiſchen Beamten, den glänzenden Offizier. — Es fehlt die Freiheit, in deren Lichte alle Charaktere ſich ſelbſtändiger entwickeln und ſchärfer beleuchtet erſcheinen, und dann die tiefere Durchbildung aller geſelligen Zuſtände und Situationen, die in Rußland überall noch in einförmiger Rohheit daliegen.“ Man kann noch hinzufügen, der Grund liegt hauptſächlich darin, daß die Maſſe eben noch bis an den Hals in der Barbarei ſteckt und daß alle aufgepfropfte Scheincultur die Stadien nicht überſpringen hilft, die ein Volk nothwendig durchlaufen haben muß, ehe an ein ſelbſtändiges Nationaldrama zu denken iſt. 4) Kränkelndes Rennthier. 5) Kopfbänder der Ruſſen. 6) Statiſtiſche Notizen — Steinkohlen — Salz — Selbſtmörder — Ausländer (im J. 1830 — 10,000) — Garde — Elemente der Bevölkerung — Städtiſches Vermögen — Städtiſcher Grund und Boden — Bewegung der Bevölkerung:

im Jahr	1725	—	75,000 Einw.
„ „	1750	—	85,000 „
„ „	1775	—	180,900 „
„ „	1800	—	220,000 „
„ „	1825	—	430,000 „
„ „	1840	—	500,000 „

Anzahl der Kirchen — Ein Stück einer petersburger Straße. 7) Winde. 8) Temperatur. 9) Sonne. 10) Ruſſificirte deutſche Namen. 11) Die Räſchtſchiks (Bildhauer in Holz). 12) Die Raznoſchtſchiks (Hauſirer). 13) Das Pagencorps. 14) Petersburger Carricren. 15) Kleidung der Hofdamen. 16) Pferdezahl beim Angeſpann. 17) Feſte. 18) Arbeiter an der Staatsmaſchine. 19) Hauseinweihung. 20) Spielkarten. 21) General ...kow. 22) Manchfaltige Bedeutſamkeit Petersburgs. 23) Rechtsſchule. 24) Brüloff's Gemälde von Pompeji. 25) Flußſchiffe. 26) Ge-

Wir müſſen es uns, um dieſe Anzeige nicht zu weit auszudehnen, verſagen, noch anderer trefflicher Ausführungen des Hrn. Kohl rühmend zu erwähnen und ihn noch ferner redend einzuführen, obſchon es uns ſchwer fällt, namentlich ſeine plaſtiſche Schilderung der petersburger Butterwoche und des Oſterfeſtes mit Stillſchweigen zu übergehen.

Wenden wir uns nun zu einem allgemeinen Urtheil über das vorliegende Werk, ſo müſſen wir freilich bekennen, daß wir eigentlich in der Hauptſache außer Stande ſind, ein ſolches zu fällen. Dazu wäre erforderlich, ihm auf ſeinen petersburger Kreuz- und Queergängen auf dem Fuße zu folgen, um zu ermitteln, ob er mit klaren Augen geſehen und mit Wahrheitsliebe das Geſchaute dargeſtellt. Dieſe Controle müſſen wir allerdings Solchen überlaſſen, welche das petersburger Leben aus eigner Anſchauung und Erfahrung kennen; das aber dürfen auch wir bezeugen, daß das ganze Buch, die ganze Weiſe der Darſtellung das allergünſtigſte Vorurtheil für die Wahrheitsliebe des Hrn. Verf. erregt und dem Leſer daraus eine ſo feine Beobachtungsgabe und eine ſo liebenswürdige ehrenwerthe Perſönlichkeit entgegentritt, daß man gern und mit Vertrauen dem freundlichen Führer folgt. Auch ſtimmt faſt Alles mit dem, was man anderwärtsher aus ſichern Quellen über Rußland im Allgemeinen und von Petersburg insbeſondere in Erfahrung gebracht hat, ſehr wohl überein: und ſo muß man wohl zu der moraliſchen Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit des Berichterſtatters gelangen.

Der Styl, von dem ſchon einige Proben beigebracht worden ſind, iſt leicht, fließend, gewandt — vortrefflich in der Darſtellung iſt die Beſchreibung der Gemälde in der Eremitage, — und ſinkt nur hin und wieder etwas zu ſehr zum Trivialen herab, wie er auf der andern Seite bisweilen durch Haſchen nach Witz und ein geſuchtes Antitheſenſpiel ins Künſtliche und Unnatürliche ſich verirrt.

Höchlich anzuerkennen iſt die liebenswürdige Beſcheidenheit des Hrn. Verf. Seine Perſon ſchiebt er nie gefliſſentlich in den Vordergrund und läßt ſie nur da leiſe mit hineinſpielen, wo ſie als Trägerin ſubjectiver Wahrnehmungen unentbehrlich iſt. Die Wirkung davon auf den Leſer iſt um ſo wohlthuender, je unangenehmer man ſich durch die Manier eines berühmten Touriſten angeſprochen fühlt, dem es Bedürfniß geworden iſt, ſein verehrtes blaſirtes Ich in ſeinen Reiſeſkizzen als die Sonne glänzen zu laſſen, um welche ſich alle übrigen Objecte der Darſtellung als demüthige Trabanten herumdrehen. Auch das verdient in dem Werke des Hrn. Kohl kein geringes Lob, daß er die ihm im fremden Lande zu Theil gewordene Freundlichkeit, Zuvorkommenheit und Gaſtfreundſchaft nicht mit der undankbaren Indiskretion vergilt, die ſeit den Briefen eines Verſtorbenen ſo ſehr en vogue iſt. Faſt nirgends nennt er Namen, wo er trauliche Privatgeſpräche mit Petersburgern wiedererzählt, und in ſeinem ganzen Buche iſt keine Stelle zu finden, die eine der mit ihm in Berührung gekommenen Perſonen proſtituiren oder verletzen könnte. Möchten ſich doch andere Reiſebeſchreiber dieſe Diskretion unſers Verf. zum Muſter nehmen und das männlich tapfere Wort über die neueſte in eine Klatſchlitteratur ausgeartete deutſche Reiſelitteratur beherzigen, welches Prutz S. 134 der Halliſchen Jahrbücher, 1841, als Warnungstafel den ſchreibenden Reiſenden vorgehalten hat.

---

fänge. 27) Scene. 28) Taſchendiebe. 29) Leihbibliotheken. 30) Wandernde Buchhändler. 31) Eis als Baumaterial. 32) Bureau für Ausländer. 33) Phyſiognomiſches. 34) Eiſendächer. 35) Der Vater der ruſſiſchen Flotte. 36) Petersburgs Glanz und Name. 37) Dampfbäder. 38) Ruſſiſche und deutſche Accentuation. 39) Ein Ruſſe über den Winter Italiens. 40) Kaffeehäuſer. 41) Der große Proſpect auf Waſſili-Oſtrow.

Dem erſten Theile iſt ein ſauberer Plan von Petersburg beigegeben, welcher das Verſtändniß der topographiſchen Partieen im Werke ſehr erleichtert, und die Titelblätter beider Theile ſind mit Arabesken eingefaßt, die aus einzelnen petersburger Scenen, Brücken- und Straßenproſpecten zuſammengeſetzt ſind. Das Artiſtiſche daran iſt mittelmäßig.

Erklärung und Bitte.

Vielfache Mißhelligkeiten öffentlicher, ſo wie privater Art veranlaſſen mich, meine Pſeudonymität „Alexander Soltwedel,“ die ich übrigens niemals verläugnete und mit der ich mich in die Litteratur einführte, vollkommen aufzugeben. Alles, was von mir in Zukunft, ſei es in Journalen, ſei es als ſelbſtändig, erſcheinen wird, werde ich durch meinen bürgerlichen Namen bezeichnen und vertreten. Alle mir befreundeten Redactionen deutſcher Blätter, ſo wie überhaupt alle öffentlichen Organe Deutſchlands, die den Bewegungen der Litteratur, ſo wie den Intereſſen und Conflikten der Litteraten ihre Aufmerkſamkeit zuwenden, erſuche ich eben ſo freundlich als dringend, dieſe Erklärung aufnehmen zu wollen und für die Verbreitung derſelben möglichſt Sorge zu tragen. Perſönliche Freunde werde ich privatim über den Grund aufklären, weshalb ich meine Pſeudonymität jetzt unerwartet und plötzlich niederlege; dem großen Publicum ſei es genug, zu wiſſen, daß mich Mißhelligkeiten bedeutender Art dazu veranlaßt haben und veranlaſſen mußten.

Hamburg. Dr. Friedrich Soß.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Brockhaus und Hörtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

17. August. № 40. 1841.

J. Frauenstädt „Studien und Kritiken zur Theologie und Philosophie."

(Fortsetzung.)

Fassen wir jetzt die erste Abhandlung ins Auge. Es wird darin die Voraussetzung und der Anfang der Philosophie besprochen, und zwar mit einer Schärfe und Bündigkeit, welche diese Abhandlung zu einer der besten im ganzen Buche machen. — Kurz und treffend wird nachgewiesen, wie die Philosophie als die Erkenntniß der Wahrheit gewisse Bedingungen haben müsse, ohne welche sie nicht zu Stande kommen könne. Was aber eine Bedingung habe, das habe an derselben seine nothwendige Voraussetzung. Die nothwendige Bedingung und Voraussetzung der Erkenntniß der Wahrheit sei aber die Fähigkeit des Denkens zur wirklichen Erkenntniß, oder der Glaube an diese Fähigkeit des Geistes. Allein diese Voraussetzung habe nicht den Sinn, den man gewöhnlich mit diesem Worte verknüpfe, ein gemachtes, willkürliches, subjectives Beginnen zu sein, sondern etwas Nothwendiges, Objectives sei sie. Die Voraussetzung der wirklichen Philosophie sei die Möglichkeit derselben. Diese Möglichkeit aber sei nichts Gemachtes, sondern etwas mit der Wirklichkeit des theoretischen Geistes, der denkenden Vernunft schlechthin Vorhandenes. „Der Geist," heißt es S. 7, „kann sich selbst nicht bezweifeln, ohne in diesem Zweifel seine Realität zu bezeugen, denn der Zweifel ist ja ein Act des Geistes. Das Denken läßt sich nicht wegdenken, denn dieses Wegdenken wäre ja selbst nur die That des Denkens und der Beweis seiner Gegenwart. Der Geist, das Denken, ist also die absolute Voraussetzung der Philosophie" — und zwar, setzen wir hinzu, eine Voraussetzung, die zugleich die Negation aller Voraussetzung ist, die mithin den Charakter der absoluten Negativität, des reinen, unendlichen In-, Durch- und Beisichselberseins hat. Denn das Denken hebt allerdings in seiner Unmittelbarkeit mit dem, was es nicht selbst ist, also mit der Abhängigkeit, mit dem Gegebenen, mit der Autorität, an, und zwar sowohl in Bezug auf die natürliche, als in Bezug auf die geistige Welt. Aber indem es das Andere im Denken reproducirt und sein eigenes Wesen in dem Positiven nachweist, gelangt es in demselben bei sich selber an und die Voraussetzung ist aufgehoben. So lange das Denken sich in dem, was es nicht unmittelbar selbst ist, in der objectiven Welt, noch nicht begriffen hat, setzt es sich darin nur voraus. Aber indem es sich darin begreift, hebt es diese Voraussetzung auf. Dies Begreifen, dieses Zusichkommen des Denkens in dem ihm Vorausgesetzten kann nun im Allgemeinen, d. h. bevor es sich auf die besonderen Formen der Objectivität einläßt, in zwiefacher Weise geschehen, nämlich indem es einmal mehr negativ das Andere, die Erscheinung, in den darin nur vorausgesetzten Gedanken auflöst, und indem es sodann aus dem, erst negativ bei sich selbst angelangten, reinen Denken, positiv die Kategorieen und Formen der Erscheinung deducirt. Das erste Verfahren giebt die Phänomenologie, das zweite die Logik. Beide Wissenschaften dienen dem Denker erst zur Besinnung auf sich selbst, zur Befreiung zu sich selbst, und erst nachdem beide absolvirt sind, beginnt die wirkliche, reale Wissenschaft. Diese Stellung und gegenseitige Voraussetzung der Phänomenologie und Logik scheint Frauenstädt noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommen zu sein. Und daraus erklärt sich sein polemisches Verhalten gegen die Hegelsche Phänomenologie, der er die bestimmte Dignität und Stellung zur Wissenschaft, welche sie in Anspruch nimmt, nicht zugestehen will, und ebenso gegen das reine Sein der Logik. „Bei dem reinen Sein," sagt Frauenstädt, „läßt sich noch nach einem Grunde fragen. Woher das reine Sein? Aus dem Denken. Das Denken nur ist grundlos (d. h. hat keinen Grund außer sich)." Allein, das Denken muß sich erst in der Erscheinung auf sich besinnen, in sich selbst, als seinen Grund, zurückgehen. Das geschieht durch die Phänomenologie. Und sodann beginnt es erst mit sich selbst. Es kann aber von sich selbst, um nicht mit willkürlichen Voraussetzungen zu beginnen, zunächst nichts Anderes affirmiren, als daß es reines Sein sei. — Doch wir fürchten über diesen ersten Abschnitt schon zu weitläufig geworden zu sein, und überspringen deshalb die treffliche Widerlegung, die sich in demselben findet gegen die Forderung Feuerbach's, daß das Denken, um voraussetzungslos zu verfahren, erst von sich selbst abstrahiren, sich selbst ignoriren, und sich, so zu sagen, wie das liebe Vieh, gedankenlos auf die Erscheinung einlassen müsse.

In der zweiten Abhandlung wird als Idee und Zweck der Philosophie die Gewißheit der Wahrheit be-

ſtimmt, wobei ebenſoſehr die Wahrheit als die Gewißheit zu urgiren ſei. Drittens wird dann die Wahrheit für ſich betrachtet. Hier finden ſich nun allerdings eine Menge Umſchreibungen von den einzelnen, abſtracten Beſtimmungen der Wahrheit, aber auf die Deduction der innerſten Principien der Wahrheit wird ſich nicht eingelaſſen, und die letzten, wichtigſten Fragen bleiben unbeantwortet. „Die Wahrheit," heißt es, „iſt das Weſen aller Dinge. Höher, als zur Erkenntniß der Wahrheit, können wir es in der Wiſſenſchaft nicht bringen. Die Wahrheit iſt das oberſte Geſetz und der höchſte Zweck alles Lebens, aller Bewegung und aller Thätigkeit. Was wahr iſt, kommt von Gott, und was von Gott kommt, beſteht. Vergänglich iſt das Unwahre; ewig iſt allein die Wahrheit. Die Wahrheit iſt der jedem Weſen immanente Gott. In dem Grade, als etwas wahr iſt, iſt es göttlich. Die Wahrheit iſt der Umtrieb jeglichen Weſens, der es unaufhaltſam ſeiner Beſtimmung entgegenführt" u. ſ. w. (S. 21). Das iſt nun Alles recht gut, aber doch noch zu unbeſtimmt. Deducire als Philoſoph uns aus dem Weſen des Denkens, was die Wahrheit ſei! Aber das geſchieht eben nicht. Sondern die Wahrheit wird ohne Weiteres eingetheilt in die objective Wahrheit, oder die Wahrheit der Sache, und die ſubjective Wahrheit, oder die Wahrheit des Erkennens. Dieſe Eintheilung war erſt zu begreifen. Nun verharrt und verhärtet aber die ganze Abhandlung in Definitionen, welche das Subject macht, ohne daß man ſieht, wie das Denken, unabhängig von der Subjectivität, ſich aus ſich ſelbſt dazu beſtimmt. Objective Wahrheit, heißt es, ſei die Uebereinſtimmung der Sache mit ſich ſelbſt. Die Sache könne aber mit ſich übereinſtimmen, weil ſie in ſich unterſchieden ſei in Weſen und Erſcheinung, Begriff und Realität, Daſein und Beſtimmung, Idee und Wirklichkeit, Sein und Sollen. Was nun ſo iſt, wie es ſein ſoll, das, heißt es, ſtimmt mit ſich überein, und was mit ſich übereinſtimmt, das hat objective Wahrheit. — Aber hiemit iſt nun durchaus nichts darüber ausgemacht, wie ſich die Wahrheit an und für ſich verhält. Es giebt doch Vieles, was nicht mit ſich übereinſtimmt. Wie kommt nun das, was nicht unmittelbar wahr iſt, zur Theilnahme an der Wahrheit? Doch nur durch die Wahrheit ſelbſt. Es muß alſo dieſe doch auch etwas an und für ſich ſein. Was iſt ſie denn an und für ſich? Was iſt Weſen, Begriff, Beſtimmung, Idee, Sollen? Darüber wird der Leſer nichts gewahr. Er muß es ſich aus dem Hegel, aus dem Spinoza, oder aus ſonſt einem Syſteme hinzudenken. Und ſomit bleibt die Sache im Unbeſtimmten, und Frauenſtädt hat bloß Kategorieen promiscue hererzählt ohne Begriff, ohne Deduction. Denn wenn nachher ein Unterſchied gemacht wird zwiſchen einem Etwas, was unmittelbar, von Haus aus, wahr iſt, und einem Etwas, was ſich erſt entwickelt, ſich zur Wahrheit hin bewegt, eine Geſchichte hat, und wenn eben ſo diſtinguirt wird zwiſchen dem, was nur an ſich wahr, in Beziehung zu einem Höhern aber unwahr iſt, ſo fragt man eben wieder, worin dieſer Unterſchied begründet liegt? Und wenn darauf nur ſchlichtweg geantwortet wird: „die Eine Wahrheit hat auch einen Pluralis; denn ſo viele verſchiedene Naturen es giebt, ſo vielfach und verſchieden iſt auch die Wahrheit. Die abſolute Wahrheit iſt nur Eine, aber die relative Wahrheit iſt ſo vielfach und verſchieden, als die Weſen und Naturen, die Begriffe und Ideen vielfach und verſchieden ſind," — ſo glaubt das allerdings ziemlich Jeder, aber es kam darauf an, Abſolutheit und Relation aus dem Begriff der Wahrheit, und den Begriff der Wahrheit aus dem Denken zu deduciren und zu begreifen. Ein ſolches Verfahren aber, was dieſes nicht leiſtet, kann ſonſt freilich ſeinen Nutzen haben, die Kategorieen geläufig machen u. ſ. w., aber darauf: ein Beitrag „zu einer Grundlage der Wiſſenſchaft" von der Idee des Univerſums zu ſein, darf es keinen Anſpruch machen.

In der zweiten Unterabtheilung, welche von der ſubjectiven Wahrheit handelt, kommen theils dieſelben Tiraden und unentwickelten Sätze über Anſich, Weſen, Beſtimmung, Begriff ohne irgend welche Berückſichtigung des Unterſchiedes dieſer ungeheuren Kategorieen wieder vor, ſo daß man ſagen muß, ſie werden nur ſo abgeorgelt, theils geräth der Verf. auf Allotria. Denn was frommen hier Beiſpiele von falſchen teleologiſchen und theologiſchen Betrachtungsweiſen, wo es lediglich auf begriffliche Entwicklung und Deduction ankommt? Wozu Stahl's jüdiſche Staatsphiloſophiſtik hier hereinziehen? Was über das Erkennen des Anſich, als die Wahrheit der ſubjectiven Erkenntniß geſagt iſt, iſt gar zu dürftig und unbeſtimmt geblieben. Man gewinnt nichts damit für ein tieferes Eindringen in das Weſen des Erkennens. Gut dagegen und recht ſchlagend iſt die kurze Widerlegung des Kantiſchen Dualismus zwiſchen Erkenntniß und Gegenſtand. Hier beſtätigt ſich auch, wie die Kritik das eigenthümliche Gebiet des bisherigen Frauenſtädtſchen Philoſophirens iſt. Ich will die treffendſte Stelle hierher ſetzen. Sie lautet: „Sollte das Denken das Ding an ſich wirklich nicht erreichen können, ſo müßte es ſich auch überhaupt hüten, Etwas über daſſelbe auszuſagen, folglich müßte es ſich auch hüten, zu ſagen, daß das Ding an ſich iſt, und daß es unerkennbar iſt. Gäbe es ein Ding an ſich, das nur an ſich, nur Object, und nicht zugleich für ein Anderes, für ein Subject wäre, ſo könnte es auch überhaupt nicht gewußt werden, es könnte nicht Object ſein, eben weil es für kein Subject wäre, jedes Object aber als ſolches nothwendig für ein Subject iſt" (S. 41). Allein, nun folgen Aeußerungen, die es doch als eine Möglichkeit hinſtellen, daß das Denken eine Grenze habe, über die es abſolut nicht hinauskönne. Es ſoll verſchiedene Stand-

punkte und Formen der Erkenntniß der Wahrheit geben auf verſchiedenen Stufen der Weſen, die von objectiv gleicher Berechtigung ſind. Demnach wäre das Denken in ſeiner höchſten Entwicklung nicht der einzig richtige, nicht der abſolute Maßſtab der Wahrheit. Dem muß aber ſchlechterdings widerſprochen werden. Ueber das Denken kann nichts hinausgreifen, ſondern es übergreift und begreift ſelbſt Alles, denn es iſt in ſich unbedingte Allgemeinheit. Es mag ſein, daß es aus ſeinem Anſich und idealen Hintergrunde noch nicht alle Momente im Detail herausgeſetzt hat in das Fürſichſein der Subjectivität, daß mithin der reale Umkreis der Subjectivität noch zu eng oder zu abſtract iſt. Aber dafür iſt die Subjectivität unendlich perfectibel. Und indem ſie ſich in ihrer objectiven Allgemeinheit, als reines, nur in und durch ſich ſelber zu befriedigendes Denken erfaßt, ſchließt ſie ſich mit der Unendlichkeit zuſammen, die Nichts mehr außer ſich haben kann, was ſie nicht in ſich begriffe. Denn es würde alſobald das Denken, was zugleich alle andern Momente des ſubjectiven Geiſtes umſpannt, nicht mehr in ſich ſelbſt abſolut befriedigt ſein können, ſondern aus ſich herausſtreben müſſen. So fühlt ſich das Thier abhängig von einem Anderen, als es ſelbſt, und zwar nicht nur von ſeinem beſtimmten Elemente, ſondern, wie es durch ſeine Furcht und Angſt verräth, von ſeiner Grenze überhaupt. So treiben die chemiſchen und anorganiſchen Stoffe den außer ihnen ſelbſt liegenden Beſtimmtheiten und Exiſtenzen zu, um in dieſem Andern ihre Ergänzung und ihren Schwerpunkt zu finden. Ein Zeichen, daß ihr eigenes Weſen ihnen keine Befriedigung gewährt. Man kann ſagen, ſie ſtreben unaufhörlich über ihre beſtimmte Natur hinaus. Ueber ihren Begriff allerdings nicht, aber deſſen ſind ſie ſelber eben nicht mächtig. Somit iſt es nur halb wahr, wenn Frauenſtädt ſagt: „Ueber ſein Weſen, ſeine Natur, ſeinen Begriff, ſeine Idee, kann Nichts hinaus.“ — Das iſt wieder ein Promiscue der Kategorieen. Nur das Denken iſt in ſich ſelber befriedigt, weil es ſich ſelber beſitzt, ſein eigener Begriff, und eben deswegen unendlich, abſolut iſt. Dies iſt es aber nur, weil es Nichts außer ihm giebt, was es nicht zugleich in ſich ſelber hätte. Frauenſtädt ſetzt Denken und Sein gleich; er beſtimmt das Denken nur als eine Parallele des Seins. Das iſt unrichtig. Das Denken iſt das Uebergreifende. Das Sein beſteht im Anderswerden. Es iſt nur an ſich Eins. Das Denken iſt aber die Einheit, die Totalität auch für ſich. Es findet kein quantitativer, ſondern ein abſoluter Unterſchied zwiſchen Denken und Sein Statt, der eben nur für das Denken keine Grenze iſt, wohl aber für das Sein. Allerdings hat kein einzelnes Individuum als ſolches dies wahrhaft göttliche Denken in ſeiner Gewalt. Schlechthin es ſelbſt iſt nur Gott; der Menſch aber iſt beſtimmt, es zu werden. Darum ſind es nur Meinungen ohne objectiven Werth, wenn es S. 45 heißt: „So verſchieden die Stufen des Univerſums, ſo verſchieden ſind auch die Stufen der Erkenntniß derſelben. Wie das Sein, ſo das Erkennen.“ — Aber wer in aller Welt mißt denn der Natur die Kraft des Erkennens bei? Vom Univerſum, von Totalität als ſolcher, vernimmt das Naturweſen Nichts. Für es iſt nur das Beſondere, nicht das Allgemeine, und wozu alſo die Phraſen: „der Menſch kann das Univerſum nur auf menſchliche Weiſe erkennen, weil das Univerſum in ihm nur in menſchlicher Weiſe exiſtirt. Das Thier kann das Univerſum nur auf thieriſche, beſtialiſche Weiſe erkennen“ u. ſ. w. — Ließe ſich nicht ebenſo gut auch der Pflanze, dem Foſſil, dem Sauerſtoff, der Elektricität das Erkennen zuſchreiben? —

Unter Nr. IV. raiſonnirt der Verf. über die Gewißheit. „Gewißheit und Wahrheit,“ ſagt er, „ſind ein und derſelbe Gegenſtand. Die Natur der Dinge, die Begriffe und Ideen, die wir oben für das allein Wahre erklärt haben, ſind auch das allein Gewiſſe. Jede vermittelte Gewißheit führt zuletzt auf eine unmittelbare, die der Grund der vermittelten iſt, jeder Beweis ruht zuletzt auf einem Unbeweisbaren, das der Grund des Beweiſes iſt. So läßt ſich von den Denkgeſetzen und Naturkräften kein Warum weiter angeben. Das Univerſum hat weder Anfang noch Ende. Warum? Weil das Unendliche zeitlos iſt. Warum iſt das Unendliche zeitlos? Weil Unendlichkeit und Zeitlichkeit ſich widerſprechen. Warum widerſprechen ſie ſich? Weil ſie ſich widerſprechen. Hier iſt das non plus ultra des Beweiſes. Wir ſind bei dem unmittelbar Gewiſſen angelangt“ (S. 55). Allein, dies heißt denn doch, ſich die Sache gar zu leicht machen. So leichten Kaufes kommt man doch in der Philoſophie nicht zu den Gründen und Gegenſätzen. Dem Satze, das Univerſum hat weder Anfang noch Ende in der Zeit, ſtellt ſich mit eben der Wahrheit der andere Satz, das Univerſum fängt beſtändig an und endigt beſtändig in der Zeit, gegenüber. Denn daß das Univerſum und das Unendliche ſchlechthin zeitlos ſei, das iſt eben nicht wahr. Wie könnte es denn überhaupt in der Zeit erſcheinen, wenn es kein immanentes Verhältniß zur Zeit hätte? Es begreift aber Raum und Zeit als Momente in ſich, nur daß es in dieſen Momenten ſich nicht erſchöpft. Wohl aber hat es eine Sphäre in ſich, die noch überwiegend dieſen verendlichenden Mächten angehört, nämlich die Sphäre der Beſonderheit, die Natur. Denn die Natur gehört doch auch wohl zum Univerſum? — Außerdem laufen dieſe ſogenannten unmittelbaren Gewißheiten ſo ziemlich auf daſſelbe hinaus mit den ſogenannten Thatſachen des Bewußtſeins. Philoſophie iſt das nicht. Bei Leibe nicht! Doch wir eilen weiter zu Nr. V. und VI. Die fünfte Abhandlung beſchäftigt ſich mit einer Kritik der Kantiſchen Kritik des ontologiſchen Beweiſes vom Daſein Gottes, und enthält hinlänglich bekannte und oft genug beſprochene Sache, weshalb wir uns bei ihr nicht länger verweilen,

außer daß wir erwähnen, wie hier zum erſten Male eine nähere Beſtimmung der Idee des Univerſums hiſtoriſch verzeichnet wird. Die Worte lauten: „Drei Elemente conſtituiren das Univerſum. Die Vielheit der in Zeit und Raum exiſtirenden, dem Entſtehen und Vergehen unterworfenen, einzelnen, ſinnlich wahrnehmbaren und empfindbaren Dinge, oder Individuen. Zweitens, die außerzeitlichen und außerräumlichen, weder dem Entſtehen noch dem Vergehen unterworfenen, realen Gattungsbegriffe oder Ideen, die ſich in jenen ſinnlich einzelnen Individuen vervielfältigen und zur Anſchauung kommen. Endlich drittens, das alle Ideen umfaſſende allgemeine, unendliche Weſen, welches wir Gott nennen" (S. 66). Ueber ihren innern, gegenſeitigen Zuſammenſchluß zur Totalität, wodurch allein dieſe von Frauenſtädt ſogenannten drei Elemente das Univerſum conſtituiren, über ihr gegenſeitig Verhältniß und ihre Stellung zu einander, verlautet weiter Nichts. Und doch wäre eine Expoſition darüber für einen Beitrag zu einer „Grundlage der Wiſſenſchaft" gerade die Hauptſache geweſen.

Am meiſten hat uns die ſechſte Abhandlung befriedigt. Da kommt es wirklich zu letzten Fragen und Sätzen von ächt ſpeculativem Gehalt, deren Löſung nicht bloß formellen Werth hat. Nur iſt ſie leider nicht gänzlich durchgeführt. Es handelt ſich um das Verhältniß des Erkennens und ſeines objectiven Inhaltes, welche Dignität beide in Beziehung auf einander haben. Und hier kommt es zu ächten Gegenſätzen, die nachher auch hiſtoriſch im Entwicklungsgange der Philoſophie ſeit Carteſius kurz und überzeugend nachgewieſen ſind. Die Dialektik iſt hier wirklich intereſſant und ſpannend in der Sache ſelbſt. Es wird nämlich unterſucht, wie das Erkenntniß- und Realprincip, oder der ſubjective und objective Anfang der Philoſophie ſich zu einander verhalten; ob das Denken ſeine Vorausſetzung in dem abſoluten Inhalte, in der Idee und letzthin in Gott habe, oder ob umgekehrt die Idee Gottes nur ein Product des Denkens ſei, oder ob endlich, nach der letzten Möglichkeit, das Denken weder als ein Product Gottes, noch Gott als ein Geſchöpf des Denkens angeſehen, ſondern beide, der ſubjective und der objective Anfang der Philoſophie als identiſch (oder vielmehr, wie ich glaube, daß man beſſer ſagen könne, als ſich gegenſeitig beſtimmend), gefaßt werden müſſe. Die beiden erſten Annahmen weiſt Frauenſtädt ſehr ſchlagend, und mit Rückſicht auf die diesfallſigen philoſophiſchen Syſteme in ihrer Einſeitigkeit auf. Die erſte Anſicht gehört dem Standpunkt des Carteſius und Leibnitz an, die es mit den angebornen Ideen zu thun haben. Die andere Annahme iſt eine Conſequenz der Kantiſchen Philoſophie. Dort wird der Menſch zur bloßen Creatur Gottes, was bei der Selbſtändigkeit und Selbſtthätigkeit der Monade einen unauflöslichen Widerſpruch einſchließt; hier wird Gott zu einem bloßen Gedankending. Dabei ruft Frauenſtädt mit vollem Recht indignirt aus, daß das eine Gedankenloſigkeit ſei. „Kann denn das Unendliche," ſagt er, „ein bloßes Product des Philoſophen ſein? Wäre ein ſolches Unendliche nicht noch ſchlimmer daran, nicht noch elender, als das niedrigſte, elendeſte, aber wirklich an und für ſich exiſtirende Ding? Ein nur gedachtes Unendliche iſt ein abſoluter Widerſpruch" u. ſ. w. (S. 74). Die Löſung der Gegenſätze ſelbſt will nicht recht befriedigen. Es hätte müſſen dabei auf die Gegenſeitigkeit des abſoluten und des werdenden Geiſtes eingegangen und nachgewieſen werden, wie der abſolute Geiſt in dieſem Wechſelverhältniſſe zwar die Initiative bildet, wie aber ebenſo der werdende Geiſt durch ſeine Selbſtentfaltung aus dem Boden ſeiner Naturbeſtimmtheit heraus eine Seite an ſich hat, wodurch ſich die gemeinſame geiſtige Subſtanz in der menſchlichen Ichheitsform von ihrer reinen Allgemeinheit in der göttlichen Weſenheit unterſcheidet, und mithin göttlicher und menſchlicher Geiſt ſich in ihrer gegenſeitigen Identität gleichwohl verſchiedentlich verhalten und gegenſeitig beſtimmen. Frauenſtädt hätte hiebei wohl eingehen können auf die treffliche Expoſition Gabler's in dem Briefe, der ſeiner erſten Schrift vorgeſetzt iſt, und die er ſchwerlich wird widerlegen können. Zwar ſcheint, wie uns erinnerlich iſt, Gabler dort die Einheit auch etwas zu ſtark gegen den Unterſchied zu urgiren. Frauenſtädt glaubt aber die Sache dadurch abſolvirt zu haben, daß er den ſubjectiven und objectiven Anfang der Philoſophie, den menſchlichen Geiſt und Gott geradezu als ein und daſſelbe Unendliche beſtimmt. Das iſt offenbar wieder zu vag, und wird dadurch noch nicht viel beſtimmter, wenn er hinzufügt: „Nicht Ich, dieſes beſtimmte, beſondere Individuum denke das Unendliche, ſondern der unendliche Geiſt, deſſen Organ das Ich iſt, denkt das Unendliche." Denn es fragt ſich, wie kommen Unendliches und endliche Individualität im Ich zuſammen, und iſt das Unendliche, der Geiſt, der ſich im Ich individualiſirt, nicht eben durch dieſe Individualiſation von dem abſoluten Geiſte, der rein in ſich ſelbſt iſt, verſchieden?

(Fortſetzung folgt.)

Bei mir iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ein Märchen.
Gedicht von
R. E. Prutz.
gr. 8. 1841. Broſch. 12 gGr.
Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

18. Auguſt. № 41. 1841.

I. Frauenſtädt „Studien und Kritiken zur Theologie und Philoſophie.“

(Fortſetzung.)

Was die ſiebente Abhandlung anbetrifft, die ſich in Form eines Geſprächs über die Nothwendigkeit des Böſen ergeht, ſo wollen wir darin den Scharfſinn des Verf. nicht verkennen; aber des Dialoges zeigt er ſich darin noch nicht Meiſter. Der Dialog muß, wenn ſeine Form nicht gleichgiltig und überflüſſig ſein ſoll, mit Witz und ſchlagenden Pointen durchwürzt ſein; die neckenden Genien einer leichten Ironie müſſen ihn umweben, und ein Zug des Dramatiſchen muß durch ihn hindurchgehen. Durch dieſe beiden letzten Elemente ſind namentlich die Platoniſchen Dialoge ſo reizend; das Element des Witzes aber und des Frappanten, der raſchen, kurzen und treffenden Wendungen findet ſich am ſchönſten durchgebildet in den Leſſingſchen Geſprächsabhandlungen, weniger ſchön bei Herder und Jacobi. Von dem Studium dieſer Muſter hätten wir einen freien Nachklang in dem vorliegenden Geſpräche gewünſcht. Aber keine Spur davon. Es enthält trockene Demonſtrationen, die Herr B., der Sprecher, ſeinem Aſſocié, Herrn A., der, beiläufig geſagt, ein bloßer Ja-Bruder iſt, vormacht. Das iſt ganz die unlebendige, undialogiſche Form, wie in den Geſprächen des alten Scholaſtikers Anſelm, nur daß bei dieſem der Inhalt das ſpeculative Intereſſe für ſeine Zeit bei weitem mächtiger in Anſpruch nimmt, als das Frauenſtädtſche Geſpräch, ſeinem ganzen Gegenſtande nach, für unſere Zeit vermag. Wir gehen deshalb nicht weiter darauf ein, obgleich wir dem Gevatter A. wohl bisweilen hätten zu verſtehen geben mögen, daß er doch gar zu gutmüthig ſei, namentlich an der Stelle, wo er ſich darthun läßt, daß es im ſubjectiven Geiſte gar keine Willkür gebe, daß der ſubjective Wille durchaus nur paſſiv, oder eigentlich gar Nichts in ſich ſelber ſei, was A. ohne Weiteres dem B. glaubt. Aber wir müſſen jetzt zu den Kritiken übergehen.

Alſo (B): Kritiken. Sie gliedern ſich dreifach. Die erſte beſpricht Heinrich Steffens' chriſtliche Religionsphiloſophie, die zweite Julius Müller's chriſtliche Lehre von der Sünde, die dritte Michelet's Beitrag zur Geſchichte der Philoſophie: Schelling und Hegel überſchrieben. Das Erſte, was wir hier nun thun können, iſt, daß wir ſondern und ausſcheiden. Demnach entfernen wir ohne Weiteres die dritte Kritik über Michelet's Abhandlung aus dem Bereich dieſer Recenſion, da der Gegenſtand zu particulär gehalten iſt und kein großes Intereſſe in Anſpruch nimmt. Ebenſo verfahren wir mit der zweiten Kritik über die Müllerſche Schrift, da dieſe ſchon hinreichend und auf die gewohnte gründliche Weiſe von Vatke in dieſen Jahrbüchern beſprochen iſt. Aus der Kritik über Steffens heben wir aber nur einzelne Data heraus, indem der Inhalt des Steffensſchen Werkes ſelbſt dem Leſer erſt neulich dargelegt wurde. Um nun zunächſt das Allgemeine über das Verfahren Frauenſtädt's mit der Steffensſchen Religionsphiloſophie anzudeuten, ſo iſt Frauenſtädt in der Nachweiſung der vielen dialektiſchen Widerſprüche, die ſich bei Steffens finden, in der Darlegung der Einſeitigkeit und öfteren Bewußtloſigkeit des forcirten theologiſchen Standpunktes, dem auch Steffens angehört, recht in ſeinem kritiſchen Elemente, und die Polemik ſtreift hier bisweilen an ein Leſſingſches Colorit. Kräftig und eingreifend und ein Zeugniß ablegend von des Verf. geiſtiger Freiheit und Tapferkeit iſt, was nach Aufſtellung eines allgemeinen, von Spinoza entlehnten Grundſatzes der ſubjectiven Kritik über die wiſſenſchaftliche Dignität des Steffensſchen Standpunktes, über die dogmatiſche, capricirte Tendenz dieſer neuen Religionsphiloſophie, über die vielen ſelbſtgemachten Schwierigkeiten in der Steffensſchen Auffaſſung des Böſen, über die willkürliche, phantaſtiſche Vermiſchung der Sphäre der Natur und der Sphäre des Geiſtes in dem Abſchnitte über das Wunder erinnert und theilweiſe tiefer begründet wird. Nur zeigt ſich Frauenſtädt auch in dieſer Kritik zu ſehr abhängig von Feuerbachſchen Pointen und Decreten, und von ſeinem abſtract pantheiſtiſchen Standpunkte aus ſtimmt er nur zu häufig gegen den tieferen, den ewigen Kern der chriſtlichen Dogmen einen vornehm oder leidenſchaftlich abſprechenden Ton an. Nicht ſelten wird auch das als eine zufällige, zeitliche Vorſtellungsform von ihm in Anſpruch genommen, worin eine weniger leidenſchaftlich gereizte und minder gegen das Dogma verſtimmte Philoſophie gerade das weltüberwindende Weſen, die tiefſte, ſiegreiche Wahrheit des Chriſtenthums begreifen und anerkennen wird, und dann thut Frauenſtädt öfter ſo, als ob von dem vermaligen Standpunkte der Philoſophie aus, den

er mit ſeiner Fraction einnimmt, ſchon alle Dinge im Himmel und auf Erden begrifflich überwunden wären und

Dann hat er die Theile in ſeiner Hand,
Fehlt leider! nur das geiſtige Band.

Ich will einige Beiſpiele anführen, welche dieſe allgemeinen Bemerkungen im Beſonderen belegen mögen. Frauenſtädt beſpricht zuerſt den Standpunkt der Steffensſchen Religionsphiloſophie, und ganz richtig weiſt er hier nach, wie das Steffensſche Werk nicht ſowohl ein philoſophiſches als ein dogmatiſches zu nennen ſei. Eben ſo richtig wird ſowohl die Stärke als auch die Schwäche deſſelben in die vorherrſchende Macht des Gemüths und der Phantaſie geſetzt. „Steffens' Religionsphiloſophie, heißt es, iſt ein claſſiſches Muſter deſſen, was Gemüth und Phantaſie im Gebiet der Theologie zu leiſten vermögen. Ich will alſo keineswegs behaupten, daß dieſes Werk ein gänzlich verfehltes und unwahres ſei. Vielmehr behält es für Gemüth und Phantaſie die höchſte Wahrheit. Aber eben ſo gewiß iſt, daß dieſer ganze religiöſe Standpunkt dem Begriff der Religionsphiloſophie nicht nur nicht entſpricht, ſondern vielmehr geradezu widerſpricht" u. ſ. w. S. 108 heißt es ſodann: „Steffens' Religionsphiloſophie iſt kein philoſophiſches, ſondern ein theologiſches Buch." Und an dieſen Ausſpruch knüpft der Verf. dann ſogleich eine Expectoration à la Feuerbach über die Unvereinbarkeit des theologiſchen und philoſophiſchen Standpunktes. Da kommen denn freilich viele Verſicherungen, aber keine eigentlichen Nachweiſungen zum Vorſchein, daß ſchlechtweg die Theologie bei dem ſinnlich „Dieſen" verharre und ſich dadurch überall der Philoſophie entgegenſetze, welche es zu thun habe mit dem wahrhaft Allgemeinen. Allerdings iſt die Theologie hin und wieder zu ſinnlich geworden; aber als ſie es noch nach ihrem allgemeinen Charakter war, da war es eben ſo auch die Philoſophie. Sodann aber ſoll und kann die Theologie nicht abſtrahiren von dem in der Geſchichte realiſirten Urbilde der Menſchheit, weil gerade ihre tiefſten Ideeen, ihre geiſtigſten Erfolge aus der Continuität mit dieſem geſchichtlich gewordenen Urbilde entſprungen ſind. Und wenn einerſeits die Theologie durch dieſe ihre hiſtoriſche Richtung häufig zu ſehr im Individuellen ſtehen blieb, ſo bleibt dagegen anderſeits die Philoſophie nur zu oft im abſtract Allgemeinen ſtecken, und wird dadurch unbeſtimmt und zur grauen Theorie. Warum aber immer eine auf Koſten der andern ſchmähen, da ſie ſelbſt durch die Heftigkeit ihrer Conflicte nur ihre gegenſeitige Zuſammengehörigkeit deſto mehr dargethan haben! Aber ein ſolches Verfahren kann auch nicht ins Werk geſetzt werden, ohne daß die eine oder die andere der beiden Wiſſenſchaften irgend welche Gewalt und Verdrehung zu erleiden hat. Welche Verkennung z. B. und Verflachung des Begriffs der Religion, wenn es heißt S. 117: „die Religion iſt eine allgemeine, univerſelle, keineswegs bloß auf die Menſchheit beſchränkte Potenz. Siehe, jedes lebende Weſen hat Religion! Der Menſch unterſcheidet ſich vom Thier nicht dadurch, daß er Religion hat, ſondern dadurch, daß er auch irreligiös ſein kann, das Thier aber, überhaupt die Natur, nicht. Der Menſch kann alſo von der Natur lernen, religiös ſein. Sehet die Himmelskörper an, wie ſie unermüdet in ihren angewieſenen Bahnen ſich umrollen, betrachtet die chemiſchen Subſtanzen" u. ſ. w. u. ſ. w. — ich mag das Zeug nicht weiter herſetzen. Was iſt das für ein Quickbrei! Das noch ganz abſtracte, nur an ſich ſeiende Moment der Allgemeinheit, was in der ganzen Natur den trennenden, zerſetzenden Mächten der Relation und Beſonderheit immer von neuem unterliegen muß, wird identificirt mit jener abſolut allgemeinen, idealen Sphäre, in der alle Particularitäten abgethan, alle Verhärtungen der Natürlichkeit überwunden werden, und in der die ſonſt ſo vielfach getrennten Iche ſich unendlich mit einander zuſammenſchließen in dem ewig Einen Selbſtbewußtſein des Geiſtes der Heiligkeit und Liebe?! Ein ſolches Vermengen: iſt denn das nicht eitle Romantik, iſt denn das nicht gemüthſelige Phantaſterei? — Aber der Verf. wird gar nicht müde, die Schwächen der Theologie zu entblößen. „Sind nicht in der Theologie von jeher die bitterſten Kämpfe darüber geführt worden, daß der Menſch der Wahrheit nur durch Offenbarung theilhaftig werde? Aber wie leer und unfruchtbar iſt doch dieſer ganze Streit. An ihm kommt recht das Weſen der Theologie zu Tage. Die Theologie beſchäftigt ſich mit rein formellen, die Sache gar nicht berührenden Fragen. Anſtatt vor allen Dingen zu fragen, was wahr und was gut iſt, frägt ſie und ereifert ſich darüber, ob die Wahrheit geoffenbart oder ſelbſterzeugt, ob das Gute Werk der Gnade oder der eigenen Thätigkeit ſei. Als ob, was wahr und gut iſt, nicht wahr und gut bliebe, möge es nun geoffenbart oder ſelbſterzeugt, Werk der Gnade oder der eigenen Thätigkeit ſein, ganz ſo wie hundert Thaler hundert Thaler bleiben, mögen ſie nun geſchenkt, geborgt oder ſelbſterworben ſein." — Das wäre! Das erinnert ja ganz an das berüchtigte Beiſpiel von Kant's hundert Thalern. Und da iſt es zuletzt auch wohl ganz einerlei, ob ich ſie wirklich beſitze, oder ſie zu beſitzen nur fingire. Der Vorſtellung von hundert Thalern iſt das allerdings gleichgiltig. Ich kann ſie rechtmäßig erworben, ich kann ſie ſogar geſtohlen haben: iſt in dieſer Beziehung Alles einerlei. Aber nur nicht in der andern, ob ſie wirklich einen reellen Werth für mich haben, der nicht höchſt precär iſt der Polizei wegen; ob ſie wirklich zu meiner Perſönlichkeit gehören, mein Eigenthum ſind, oder mich nichts angehen. So bleibt die Vorſtellung der Wahrheit auch an ſich, als pure Vorſtellung dieſelbe, ob ſie eine ſubjective Fiction iſt, oder ob ſie zu meinem, zu des Univerſums, zu Gottes innerſtem Weſen gehört. Aber für meine wahrhafte, ewige Befriedigung

in ihr iſt es bei Gott nicht einerlei. Und darauf eben gehen doch die theologiſchen Unterſuchungen über die Geoffenbartheit der Wahrheit hinaus, nämlich die Wahrheit nach ihrer objectiven, von menſchlicher Willkür unabhängigen Dignität und göttlichen Selbſtändigkeit zu begreifen. Darauf bezogen ſich die theologiſchen Streitigkeiten zwiſchen Auguſtin und Pelagius, zwiſchen den Reformatoren und den Katholiken, und dies Intereſſe hat die Theologie mit der Philoſophie gemeinſam. Der Verf. möge bei Baur über den Gegenſatz des Proteſtantismus und Katholicismus erſehen, was dieſen Streitigkeiten für ein ächt ſpeculativer Inſtinct zu Grunde lag. Und die neueren Debatten über Supranaturalismus und Rationalismus ſind ja geradezu von der Philoſophie ausgegangen, namentlich von der Kantiſchen. Aber hören wir das Orakel weiter. „Eben ſo (S. 120) iſt der Theologie Alles daran gelegen, daß Gott perſönlich gedacht werde. Wer nicht an die Perſönlichkeit Gottes glaubt, der iſt ihnen ein Atheiſt. Als ob die Perſönlichkeit nicht eine rein formelle Beſtimmung, als ob nicht jeder Schurke auch eine Perſon wäre! — Wie groß war dagegen der Sinn der Alten. Ihnen kam Alles darauf an, daß die Götter weiſe und gut gedacht würden. — O ihr verblendeten Leiter, die ihr Mücken ſeiget und Kameele verſchlucket, trachtet" — Halt! ſag ich. Wozu der Lärm, was ſteht dem Herrn zu Dienſten? —

„Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die ſtrömend ſich im Dunſtkreis überbreitet.

Wir wollen uns dieſer wohlbekannten Schaar, die vom Norden und Mittag heraufzieht, und die der Wüſtenwind als „den Schwarm" ſchickt, nicht beigeſellen, denn wir haben ſelbſt ſchon gegen ſie geſündigt; aber im Namen der Philoſophie und Wahrheit ſelbſt muß die wahre Theologie gegen Frauenſtädt's unwahre Polemik vertreten werden. Das iſt nur ſo in den Tag hineingeredet, was er da vorbringt, und verdient an einem Philoſophen ernſtlich zurechtgewieſen zu werden. Er berückſichtigt gar nicht, daß die Theologie mit der Kategorie der Perſönlichkeit durchaus etwas Anderes bezeichnet, als die Jurisprudenz. Hegel hat geſagt, der Ausdruck „Perſon" bezeichne das Höchſte und das Niedrigſte zugleich. Die Theologie hält ſich an die hohe Bedeutung. Wenn ſie der Gottheit Perſönlichkeit vindicirt, ſo verſteht ſie darunter (abgeſehen von der Bedeutung des πρόσωπον in der Trinitätslehre) die Idee der Selbſtändigkeit des abſoluten Geiſtes, die Unterſcheidung deſſelben von der Natur, von der Endlichkeit überhaupt und insbeſondere von dem werdenden, ſich entwickelnden Geiſte der Menſchheit oder von dem Weltgeiſte. Sie verlangt, in Gott eine Seite, oder vielmehr die Gottheit ſelbſt als diejenige Sphäre des Univerſums anzuerkennen, die, allem Wechſel und Proceß des endlichen Lebens und des naturbeſtimmten Geiſtes entnommen, den ewigen, immer ſich ſelbſt gleichen, abſolut ſeiner ſelbſt gewiſſen Centralpunkt aller Ruhe, alles Friedens und aller Erhebung über die Welt bildet. Sie proteſtirt gegen den Pantheismus, der dies unantaſtbare Heiligthum in der Idee Gottes profanirt, indem er es mit jener abſtracten Weltſeele verwechſelt, welche ſtets verſchwindet im Momente ihrer Allgemeinheit, um von neuem wieder zu reſultiren, und welche reſultirt, um von neuem wieder zu verſchwinden. In dieſem Sinne nun, welchen die Theologie, auch wenn ſie ſich mißverſteht, eigentlich meint, iſt die Perſönlichkeit keine bloß formelle Beſtimmung, nichts Accidentelles, ſondern das Weſen, das Princip, das punctum ſalions der Wahrheit ſelbſt. Denn die Wahrheit iſt nur Wahrheit, wenn ſie mitten im Wechſel ihrer Erſcheinungen in ſich ſelbſt dieſe unverlierbare Selbſtändigkeit und an und für ſich ſeiende Selbſtgewißheit iſt; Weisheit und Güte aber ſind nur Attribute der Gottheit, welche bei den Alten, denen das Centrum derſelben in der Idee der abſoluten Perſönlichkeit noch verborgen war, noch endlicher Natur und mit dem Gegentheile ihrer ſelbſt behaftet waren, ſo daß die Götter demnach ihnen eben ſo ſehr für neidiſch und rachſüchtig galten. Selbſt die Schickſalsmacht des Stoicismus iſt noch eine neidiſche Nothwendigkeit. Es giebt nichts Abſolutes und Gott iſt nicht das Abſolute, wenn ſein Weſen, wie das der Gattung, in dieſem Auf- und Untergehen, in dieſem Abſtoßen und Sichanziehen relativer Potenzen beſteht. Er muß als übergreifender, im Andern abſolut bei ſich ſeiender, wechſellos von ſich wiſſender Geiſt erfaßt werden, denn das erſt iſt Gott, jenes aber iſt die Naturſeele und der werdende Weltgeiſt. Gott hat nothwendig in ſich und iſt ſelbſt das ſich ſelbſt gewiſſe Centrum des Univerſums, was über Sein und Werden, über Entſtehen und Vergehen, Cauſalität und Wirkung, Subſtanz und Accidenz unendlich erhaben iſt. Und eben dieſe Selbſtändigkeit und ſchlechthinnige Geiſtigkeit in ſich ſelbſt bezeichnet die Theologie mit der Kategorie der Perſönlichkeit. Dieſe inhaltsvolle, wahre Perſönlichkeit vindicirt ſie auch der Menſchheit, in wie weit dieſe Theil hat an der Gottheit; und ſie nennt den Menſchen nur wegen des göttlichen Geiſtes in ihm, der auch im größeſten Sünder, im Schurken wirkt, eine Perſon. Deus hominem personat. In dieſem Sinne iſt die Perſönlichkeit das Höchſte, und der Schurke hat nur die Möglichkeit, die potentia, den Keim der Perſönlichkeit in ſich, aber die Wirklichkeit derſelben kommt ihm nicht. Eben ſo iſt er ein Menſch, und kann doch aller wahrhaften Humanität entblößt ſein. Wenn man daher Jemanden in der Beziehung eine Perſon nennt, daß man mit dieſer Bezeichnung ſeine Verächtlichkeit auszudrücken ſucht, ſo knüpft ſich die Vorſtellung der Verächtlichkeit nur wegen des Gegenſatzes an dieſen Begriff, weil er nämlich an ſich das Höchſte bezeichnet, und weil dieſe Unendlichkeit noch ſelbſt durch die Carricatur des Lum-

ves hindurchblickt, und ſo die Verworfenheit des Subjects durch ſeinen leuchtenden Schein deſto mächtiger manifeſtirt. Das iſt der tiefe Sarkasmus, welcher mit objectiver Macht aus dem Thun der verächtlichen Perſönlichkeit hervorbricht, und der ſich nur durch die Vereitlung und Vernichtung der Thorheit und Niederträchtigkeit ſolcher Fallſtaffsnatur in den milderen, verſöhnenden Humor auflöſt.

Wenn Frauenſtädt dann noch ſagt, das die Wahrheit darum keine geoffenbarte ſein könne, weil ſie als Wahrheit für den Menſchen nur aus dem Umkreiſe der Menſchheit genommen werden könne und eine Offenbarung mithin überflüſſig ſei, ſo verkennt er den Charakter der objectiven Selbſtändigkeit der Wahrheit, nach welchem ihre Entwicklung im ſubjectiven Geiſt zugleich ihre eigene freie That ſein muß, ſo daß alſo das Thun des Menſchen, ſich zu ihr zu erheben, ſie individuell in ſich zu geſtalten, ſich ewig vorausſetzt das Thun Gottes, ſich im Menſchen zu objectiviren. Und das iſt nichts Anderes als Offenbarung. Anderſeits hat es die Theologie immer ausgeſprochen und braucht es nicht erſt von Frauenſtädt zu lernen, daß die Wahrheit, die Offenbarung zugleich aus dem innerſten Weſen des Menſchen ſelbſt ſtammt, daß ſie ſelbſt der inwendige Menſch iſt. Aber von dieſem inwendigen Menſchen unterſcheidet ſie die Natürlichkeit des Menſchen, und wegen des zeitlichen Anhebens der Menſchheit in der Natürlichkeit begreift die Theologie, daß die Wahrheit, unbeſchadet ihrer potentiellen Immanenz, in der Menſchheit doch nach ihrer abſoluten Realität zugleich über dem Menſchen und ſeiner werdenden Subjectivität ſtehe, und ſie begreift eben ſo, daß Frauenſtädt nur Worte macht, wenn er ſagt: „Kann das Uebermenſchliche für den Menſchen eine Bedeutung haben, kann es ſeine Wahrheit ſein? Für jedes Weſen gehört nur das zu ſeiner Wahrheit und dient nur das zu ſeinem Heile, was ſeinem Weſen gemäß iſt. Das Weſen jedes Dinges iſt allein ſeine Wahrheit, ſein Gott. Wenn das Weſen des Menſchen ſeine höchſte Wahrheit iſt, warum ſoll der Menſch dann noch einer übernatürlichen, außerordentlichen Wahrheit von außen her bedürfen?“ — Wer ſagt denn: von außen her? — Uebrigens wenn der Pauliniſche Spruch: „Niemand weiß, was im Menſchen iſt, außer der Geiſt des Menſchen, der in ihm iſt,“ hier angezogen ward, ſo durfte der andere: der natürliche Menſch vernimmt Nichts vom Geiſt Gottes, der auf dieſen erſten ſogleich folgt, nicht verſchwiegen werden.

Aber bald bin ich dieſes Herumſtreifens, wo man keinen Schritt thun kann, ohne drei- viermal anzuſtoßen, überdrüſſig. Noch einige Sätze und dann heraus. Ich nehme ſie aus dem 3. Abſchnitte, der überſchrieben iſt: „Die Perſönlichkeit,“ wo Frauenſtädt auf den Punkt der perſönlichen Unſterblichkeit zu ſprechen kommt. S. 149 heißt es: „Was Steffens' Behauptung von der Ewigkeit der menſchlichen Perſönlichkeit betrifft, und den Vorwurf — der Allgemeinheit der Philoſophie, in welcher Menſchen nur als verſchwindende Momente einer allgemeinen geiſtigen Entwicklung hervortreten: ſo hat es damit folgende Bewandtniß. Ewigkeit iſt wohl zu unterſcheiden von Dauer. Jene iſt etwas Geiſtiges, Ideelles, dieſe iſt etwas Sinnliches, Reelles. Ewig iſt das Weſen, der Begriff, die Idee; von Dauer, längerer oder kürzerer, iſt nur die Erſcheinung, die Wirklichkeit, die Realität. Es giebt nun Nichts im Himmel und auf Erden, was nicht zugleich unter dieſe beiden Kategorieen fiele. Ewigkeit kommt auch dem Steine, der Pflanze, dem Thiere, kurz jedem Weſen zu. Dauer kommt auch dem Menſchen zu, inſofern er nämlich als Individuum, in ſinnlichen, endlichen Beziehungen erſcheint. Alſo deinem Weſen, Begriff, deiner Idee nach biſt du ewig; deiner ſinnlichen, endlichen, individuellen Erſcheinung nach aber biſt du nur von Dauer, und wirſt früher oder ſpäter anderen Individuen Platz machen müſſen.“ Ferner S. 150: „Ewig iſt allein der Menſch; dieſer oder jener Menſch aber iſt nur von Dauer und vergeht wieder, ſo wie er entſtanden iſt. Cajus, Titus ꝛc. ſind nicht ewig, wohl aber der Menſch in ihnen. Auch das Individuum Jeſus von Nazareth exiſtirt ſchon achtzehn Jahrhunderte nicht mehr, aber der Geiſt dieſes Individuums iſt ewig und lebt fort in ſeiner Gemeinde.“ Ferner S. 152: „Nicht den ganzen Menſchen, wie er ein Concretum von Geiſt und Leib, Gattung und Individuum, Idee und Realität iſt, betrachtet die Philoſophie als verſchwindendes Moment, ſondern nur die Seite der Leiblichkeit, Individualität, Realität.“ — Iſt das nun Etwas? Bekommt man da trotz dem dreimaligen, viermaligen Defiliren von Weſen, Begriff, Idee, Gattung, Geiſt mit ihren Verirbildern Erſcheinung, Wirklichkeit, Realität, Individualität, Leiblichkeit eine concrete, beſtimmte, in ſich abgerundete Anſicht? Abſtract, unbeſtimmt, auseinanderklaffend, hin- und herbaumelnd bleibt Alles, bleibt jede Beſtimmung neben der andern und marſchirt ſo mechaniſch hinterdrauf, wie der Trommelſchlag und Tact der logiſchen Ideenaſſociationen es ſo juſt angiebt. Nichts erfährt man davon, wie Leib und Geiſt, Idee und Realität, dieſe diſparaten Elemente, nur zuſammen ſein können, ohne ſich gegenſeitig zu beſtimmen. Keine Andeutung, ob denn auch das Selbſtbewußtſein, dieſes Centrum der ganzen Perſönlichkeit, etwas nur Dauerndes, nur Individuelles, der Idee ganz und gar Entblößtes ſei oder nicht. Das iſt alles einerlei: Sterblichkeit der Stein-, Sterblichkeit der Menſchenindividualität; Ewigkeit der Gattung, Ewigkeit des Geiſtes. Begreift denn der Verf. gar nicht, daß man eben Nichts ſagt, wenn man nur die abſtracten Momente eines Gegenſtandes der Wiſſenſchaft hererzählt, ohne ſich auf ihre beſtimmte Vermittlung und das ſpecifiſche Princip, was darin agirt, einzulaſſen und dieſes zu begreifen? Iſt es denn ſo ganz einerlei, wie das Allgemeine und Beſondere, das Weſen und die Erſcheinung in der Pflanze, im Steine, und wie dieſe Seiten im Selbſtbewußtſein mit einander vermittelt ſind; und ſind dieſe entgegengeſetzten Momente und Beſtimmungen denn in der Sphäre der Natur und in der Sphäre des ſubjectiven Geiſtes ganz dieſelben, ſo daß man in beiden Sphären nur ſo ſchlechtweg die beiden Prädicate, Ewigkeit und Dauer in Anwendung bringen könnte?

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

19. August. № 42. 1841.

J. Frauenstädt „Studien und Kritiken zur Theologie und Philosophie."

(Schluß.)

Allerdings ist es nicht die pure, abstracte Individualität, der die Philosophie das Wort reden kann. Diese als solche gehört dem Reich der Endlichkeit, der Natur an, in welcher das absolut Allgemeine nur anklingt, und muß somit nothwendig in den chemischen, organischen und animalischen Processen zu Grunde gehn; und Alles, was nur dieser Naturbestimmtheit Farbe und Gepräge trägt, das Particuläre, natürlich Rohe, Unvergeistigte, Unwiedergeborne, wie das sinnliche Gefühl, die natürliche Begierde, stirbt in jedem Augenblick als Fleisch und Blut, die das Reich Gottes nicht erben können. Aber die Individualität des Menschen unterscheidet sich eben dadurch von der des Thieres, der Pflanze, des Crystalls, daß sie einerseits mit ihrem Gattungsbegriffe auf die innerlichste, intimste Weise sich vermittelt, daß dieser nicht mehr auf eine particuläre, durch eine einseitige Art begrenzte Weise, sondern auf absolute Weise in sie eingegangen ist. Das Thier ist in Arten zersplittert. Welche Distanz von der Quelle bis hinauf zum Elephanten! Der Mensch ist überall Mensch, unendlicher Bildung fähig. Anderseits ist das Allgemeine, welches sich in der Menschheit individualisirt, ein unendlich Höheres, als die Gattung des Thiers, der Pflanze. Es ist die Substanz, das Wissen des Geistes, und der Geist ist geschlossener Kreis, ist unendlich. Das war zu begreifen aus der Idee des Universums. Wie nun aber der Geist durch sein Eingehen in die Naturbestimmtheit mittelst seiner Individualisation der bestimmte, subjective Geist wird, der sich dadurch unterscheidet von dem absoluten, rein in sich selber wohnenden Geiste, eben so ist umgekehrt die Individualität wegen des immanenten Geistes und als der Ausdruck des Geistes mehr als Naturproduct. Sie beginnt zwar als natürliche Leiblichkeit, weil die Naturbestimmtheit die Bedingung der Individualisation des Geistes ist; aber das Natürliche, bloß Sinnliche, wird, bis auf einen gewissen Punkt, immer allseitiger vom Geist in Besitz genommen, wird wiedergeboren und verklärt durch die objectiven Potenzen des geistigen Lebens, und blüht so, eingetaucht in den Aether der Ewigkeit des Geistes, zur Unsterblichkeit empor, und es entwickelt sich aus der Vermittlung des ewigen Geistes und des zeitlich-räumlichen Leibes die unsterbliche Seele. Diese aber, wie sie wegen ihrer Entwicklung aus endlichen Potenzen heraus Zeit und Raum als Momente, und zwar, der Geistigkeit wegen, als flüssige, überwundene, nicht mehr fesselnde Momente in sich hat, behält nothwendig auch ein fortwährendes, innerliches Verhältniß zu der in Zeit und Raum erscheinenden Menschheit. Und dadurch ist es, daß solche menschliche Individuen, die sich wahrhaft im Geiste wiedergeboren haben, nicht nur mittelst der Erinnerung der Menschheit, sondern objectiv fortleben in der Gemeinde, und daß also vor Allen Christus, als die geistigste Persönlichkeit, im Zusammenschluß der Geister bei uns weilt. Das Hier oder Dort macht keine Schwierigkeit, denn das ist im Geiste aufgehoben. — Hierbei will ich nun daran erinnern, um meinem Versprechen in der Recension über Steffens nachzukommen, daß aus dieser Auffassungsweise ein Licht auf die Bedeutung der Auferstehung Christi zurückfällt. Nicht der sinnliche, der Verwesung zugehörige Leib, ist auferstanden. Das widerspricht dem Gesetze der Natur. Wohl aber die vergeistigte Individualität, dieser wahrhaft innere Ausdruck der Persönlichkeit, ist nicht dem Tode unterlegen. Und wenn Christus als der Stifter der christlichen Gemeinde sich in diesem seinen geistigen Bleiben nicht gleichgültig gegen die, noch im ersten Ringen des Anfangs begriffene geistige Kirche und ihre begeisterten Vertreter, die Apostel, verhalten konnte, so mußten diese auch ein lebendiges, objectiv erregtes Gefühl von seiner ideellen Gegenwart haben, ein Gefühl und Bewußtsein, welches in bedeutsamen Momenten wohl bis zur Anschauung fortgehen konnte. Und dann hatten sie den Herrn gesehen, sie waren wirklich objectiv von ihm ergriffen, sie wußten, er lebe. Nach ihrer, ihnen noch mächtig anklebenden jüdischen Vorstellungsweise konnten sie sich dann aber von seiner wirklichen Lebendigkeit nicht anders einen Begriff machen, als wenn sie zu dem neujüdischen Dogma von der Auferstehung des Leibes ihre Zuflucht nahmen. Und so bildeten sie unwillkürlich eine Theorie, von welcher unsere evangelischen Auferstehungsgeschichten die einzelnen Modificationen darstellen.

Ausführlicher kann dieser Punkt des Raumes wegen hier nicht besprochen werden, und ich kehre zu Frauenstädt

zurück. Ich will aber, zum Schluſſe eilend, noch die nähere Verſinnlichung ſeiner Vorſtellung von der Nothwendigkeit einer gänzlichen Vernichtung und abſtracten Vertilgung der Individualität beleuchten. Es findet ſich dieſe Veranſchaulichung in einer der Anmerkungen zu dem vorliegenden Buche (S. 388. Anmerk. 40), und lautet: „Alles, was geboren wird, muß eo ipso ſterben; was entſteht, muß eo ipso vergehen. Das Ende iſt nur die nothwendige Conſequenz des Anfangs.“ — Dieſer Satz beweiſt zu viel, auch im Sinne des Verfaſſers, und beweiſt mithin Nichts. Denn es würde daraus folgen, daß auch die Menſchheit als Totalität, daß auch der Geiſt der Wiſſenſchaft u. ſ. w. vergehen müßten, da ſie ja auch entſtanden ſind. Denn was von Ewigkeit war, iſt nur die Idee, nicht das menſchliche Wiſſen von ihr, die Wiſſenſchaft. Und doch ſoll die Wiſſenſchaft, ja ſelbſt das Talent, das Unſterbliche ſein. Auch vergeht allerdings nur die äußere Erſcheinung in der Menſchheit, Wiſſenſchaft u. ſ. w., nicht ſie ſelbſt. Sondern Alles, was ſich in ihr aus der Erſcheinung und Sinnlichkeit in den Geiſt umſetzt, die beſtimmten Begriffe und Ideen, ſind unſterblich, obgleich ſie in ihrer gewußten, vermittelten Form, einen ſinnlichen Ausgangspunkt haben und zeitlich entſtanden ſind. Ebenſo kann in der geiſtigen Perſönlichkeit nur das bloß Entſtandene, Geborne, woran der Geiſt keinen Theil hat, wie Fleiſch und Knochen, Eingeweide und Nerven und die ſinnlichen Gefühle, was Alles auch ohne den Geiſt entſtehen und beſtehen kann, vergehen, nicht aber die aus dieſer ſinnlichen Baſis reſultirende geiſtige Individualität, die in das Element der Unſterblichkeit hineingeboren iſt durch die immer lebendige That des Geiſtes. Der Geiſt iſt ewig. Wenn er ſich nun im Proceß der Individualiſation in die Natürlichkeit verſenkt, mit derſelben ſich vermittelt, ſo unterwirft er ſich nicht nur den Geſetzen derſelben, ſondern hebt ſie auch in ſich auf und entnimmt damit die Individualität nach ihrer innerlichen Seite dem Naturgeſetz des fernern Entſtehens und Vergehens. Werden nicht alle Reflexionsgeſetze, die Gegenſätze des Ganzen und der Theile, der Urſache und Wirkung, der Subſtanz und Accidenz in der Sphäre des Geiſtes zu Momenten herabgeſetzt, während ſie in der Natur noch in ihrer ganzen Aeußerlichkeit und Breite walten? Der Wille kann ſich gegen jeden Beſtimmungsgrund abſchließen und ſich rein auf ſich ſelbſt beziehen, von Allem abſtrahiren. Und doch iſt er in ſeiner natürlichen Geſtalt, im Anfange ſeines Werdens, noch von allen ſinnlichen Eindrücken abhängig. Das iſt das ewige, nothwendige Wunder des Geiſtes, dieſe Umgeſtaltung und Vergeiſtigung ſeiner Naturbeſtimmtheiten, wozu das bloße Naturproduct nicht fähig iſt. — Weiter heißt es: „Der Tod iſt für das Allgemeine, für die Gattung und den Geiſt, ein eben ſo dringendes Bedürfniß, wie für das Individuum Eſſen und Trinken, und da jede Befriedigung eines Naturbedürfniſſes Vergnügen gewährt, ſo kann man auf den Gedanken kommen, daß für die Gattung und den Geiſt der Tod ein wahres Gaudium ſei. Schmerzlich iſt der Tod nur für das ſelbſtiſche Individuum, aber für den Geiſt, der den Tod des Individuums überlebt und in neuen Individuen ſein unſterbliches Leben fortſetzt — (man wird unwillkürlich dabei an die erbenden Vettern beim Todesbette eines ſterbenden Onkels erinnert) — muß dieſer Proceß mit einer rechten Luſt verbunden ſein.“ Ja wohl! Aber iſt denn die Individualität überhaupt und ſchlechthin das Selbſtiſche, das nur Nichtige? Auch die Individualität eines Sokrates, Platon, eines Spinoza, Kant, Daub? Auch Frauenſtädt's eigene? — „Ueberhaupt verhalten ſich die einzelnen Individuen zur Gattung und zum Geiſte nur, wie die einzelnen Zuſtände des Individuums zu dieſem ſelbſt.“ — Mag ſein; aber was folgt daraus? — „Dem Individuum iſt der Wechſel der Zuſtände ein dringendes Bedürfniß; es wird in der Einförmigkeit des Lebens von der tödtlichſten Langeweile geplagt, und ſucht daher unaufhörlich ſeine Zuſtände zu verändern, und man kann ſagen, hätte jeder einzelne Zuſtand eines Individuums Selbſtgefühl, ſo würde er ſich ebenſo gegen ſeine Ablöſung durch andere, neue Zuſtände ſträuben, wie das ſelbſtiſche Individuum gegen den Tod. Aber ebenſo und mit demſelben Rechte kann man auch ſagen, wie für das Individuum der Wechſel der Zuſtände und der dadurch entſtehende Fluß des Lebens nur Befriedigung eines Naturbedürfniſſes und darum mit Luſt verknüpft iſt, ebenſo, nur in einer höhern Weiſe, iſt für die Gattung und den Geiſt die Einkehr in immer neue Individuen nur Befriedigung eines Naturbedürfniſſes (— Geiſt und Naturbedürfniß!!) und darum Luſt. Der Geiſt würde peinliche Langeweile empfinden, wenn er ewig in denſelben Individuen leben ſollte. Nichts iſt ruhend im Univerſum; Nichts iſt dauernd, als der Wechſel.“ — Das alſo folgt daraus? Das ſollte wirklich daraus folgen? Und beſonders darum wird es gefolgert, damit es nichts Langweiliges gebe im Univerſum? — Bei Gott! ich kenne nichts Langweiligeres, als dieſen Proceß, der immer wieder von vorn anfängt, um immer wieder auf demſelben Punkte zu enden, der immer, wenn er zehn Fuß in die Höhe geklommen iſt, dieſelben zehn Fuß wieder herunter purzelt, und nur dazu herunter purzelt, um das Hinanklettern wieder von vorn zu beginnen. Dieſes ewige Wiederaufwärmen des alten Kohls, was dem Weltgeiſte, dem Univerſum als ſeine kurzweilige Beſchäftigung aufgedrungen wird —, ich kenne nichts Faderes, es ſei denn das immer wieder erneuerte Gerede darüber. Darum will ich wenigſtens es nicht verlängern. Möge Hr. Doctor Frauenſtädt uns bald mit einem gründlicheren, mehr durchdachten Werke erfreuen, was mehr Brauchbares zu einer „Grundlage der Wiſſenſchaft“ von der Idee des Univerſums enthalte, und zu

welchem dieſes nur als ein „nothwendiger Durchgangspunkt" ſich verhalten möge. Das Talent hat er dazu im reichen Maße, wie mehrere tüchtige Partieen in dieſer Schrift beweiſen; wenn er nur erſt die einſeitige Richtung ſeiner prädominirenden kritiſchen Natur überwunden hat, wozu einem ſo muthigen Jünger des Spinoza, wie ihm, die ſittliche Energie nicht fehlen kann.

Dr. J. W. Hanne.

Euripides' Iphigenia in Aulis, beſonders in äſthetiſcher Hinſicht. Einladungsſchrift von Greverus, Rector des Gymnaſiums zu Oldenburg. Erſte Hälfte. (13 S.) 1837. Zweite Hälfte. (17 S.) 1838. 4. Oldenburg.

Hr. Rector Greverus ſpricht in der erſten Abhandlung ſeine Neigung aus, über die alten Tragiker zu ſchreiben, und zwar dieſelben nach ihrer Beziehung zur Idee der Tragödie, wie nach ihrem Verhältniſſe und Werthe zu einander und zu unſerer Zeit zu würdigen. Nach Beſchränkung dieſes Plans auf eine Ehrenrettung des Euripides, von dem er namentlich zu zeigen gedachte, daß Euripides dem Sophokles an Genie und Vorzügen, aber auch an Fehlern vorgehe, beſchränkt ſich derſelbe für jetzt auf die Mittheilung einiger Gedanken über die Iphigenia in Aulis, wobei es, wie ausdrücklich bemerkt iſt, vorzüglich auf die Würdigung des Stücks in äſthetiſcher Hinſicht abgeſehen ſei, ohne jedoch einige kritiſche Andeutungen auszuſchließen. Daß Hr. Greverus ſeinen frühern Plan nicht aufgegeben hat, zeigt ſeine: Würdigung des Philoktet des Sophokles in äſthetiſcher Hinſicht ꝛc. 1840, welche indeß bereits von G. Hermann (Gersdorf's Repertor. 1840. Auguſtheft) genügend beurtheilt worden iſt; ebenſo ſeine: Würdigung der Iphigeneia auf Tauris des Euripides, mit Rückſicht auf die Bearbeitung Goethe's ꝛc. 1841. Ref. hält eine Anzeige der obigen ſchon früher erſchienenen Abhandlungen jetzt noch nicht für überflüſſig, weil dieſelben in der neueſten Bearbeitung der Iphigenia in Aulis (von Firnhaber, Leipzig, 1841) eine, wenn auch nur beiläufige, doch unverdiente Berückſichtigung gefunden haben und weil eine äſthetiſche Würdigung der tragiſchen Kunſtwerke der Griechen, die Hr. Greverus vorzugsweiſe verheißt, gewiß Vielen erwünſcht und nach dem heutigen Standpunkte der Aeſthetik auch wohl an der Zeit zu ſein ſcheint. Auch fordert das fortgeſetzte Bemühen des Hrn. Greverus zu näherer Berückſichtigung heraus, als ſonſt gewöhnlich ſolchen Einladungsſchriften zu Theil wird. Ref. beabſichtigt in dieſer Anzeige, vorzüglich die äſthetiſche Betrachtungsweiſe des Hrn. Verf. zu charakteriſiren, und hebt deshalb die betreffenden Punkte beſonders hervor.

Nachdem der Hr. Verf. ſeine Anſicht über den Autor des Stücks dahin ausgeſprochen, daß er (S. 4), durch ſchlagende äußere Gründe bewogen, die Iphigenia in Aulis mit Gruppe dem Chäremon zuſchreibe (wogegen er freilich S. 9 „trotz Gruppen" es für wahrſcheinlich hält, daß das Stück von Euripides herrühre), handelt derſelbe zuerſt von der Fabel des Stücks, ausgehend von Homer. Doch erwartet man vergebens eine genetiſche Entwicklung des Mythus bis zu dem Punkte, wo die Wendung deſſelben vom Opfertode der Iphigenie eintritt, obgleich nur auf dieſe Weiſe für eine richtige äſthetiſche Würdigung Grund und Boden gewonnen werden konnte. Nicht einmal hiſtoriſch werden die Belege für die weitere Fortbildung der Fabel nachgewieſen, ſondern es wird bloß noch verſichert, daß „die Fabel ſehr alt und ſchon durch einen Kykliker mit dem Mythenſtämpel verſehen ſein müſſe." Wir verſchweigen die trivialen Bemerkungen, die Hr. Greverus beifügt, und verweiſen nur auf Gruppe S. 675 ff. 680. und Bode's Hellen. Dichtkunſt. III, 1. S. 511. Note. Hierauf beginnt die äſthetiſche Kritik und zwar ſogleich mit dem vorläufigen Urtheile, daß „die Fabel der Iphigenie vorzugsweiſe glücklich zur Tragödie" ſei (S. 5), ohne daß eine Expoſition derſelben vorausgeht. Gewiß, wenn irgend eine Tragödie des Alterthums, enthält dieſe ächt tragiſche Elemente. Welches ſind nun dieſe? „Sie enthält," fährt Hr. Greverus fort, „alle tragiſchen Ingredienzien (!), Verhängniß, menſchliche Schwäche, Verblendung, Eitelkeit im Bunde gegen die Unſchuld (S. 6 werden als ſolche Ingredienzien noch Irrthum und Wahn bezeichnet). In dieſen aber liegen embryoniſch alle Gemüthsbewegungen, welche die Tragödie in Bewegung ſetzt: Mitleid, Schmerz, Hoffnung und Bewunderung." Wir mußten die Stelle, in der ſich die Kunſtkritik der ganzen Schrift eigentlich concentrirt, vollſtändig herſetzen, um den Standpunkt des Hrn. Greverus zu bezeichnen. Nach einer Begründung und nähern Entwicklung dieſes Kunſturtheils ſieht man ſich vergebens um. Man ahnt etwas von jener berühmten, aber bloß ſubjectiven Beſtimmung des Zweckes der Tragödie, durch Furcht und Mitleid die Leidenſchaften zu reinigen; aber es bleibt auch nur bei einer dunkeln Ahnung. Und dieſe Empfindungen und Affecte, welche doch wohl als das Weſen der Tragödie hier aufgeſtellt ſein ſollen, liegen embryoniſch in jenen Ingredienzien? Ref. vermag das nicht zu begreifen. Und welcher Ingredienzien! Eitelkeit und menſchliche Schwäche, nicht einmal Leidenſchaft! Iſt das alſo jene tiefe und ergreifende Colliſion ſittlicher Mächte, jener Widerſtreit göttlichen und menſchlichen Rechts, des Staats und der Familie, welchen die handelnden Individuen als Staats- und Familienglieder in der Tragödie zur Anſchauung zu bringen und durchzukämpfen haben? Und vertritt nicht Agamemnon in unſerer Iphigenie das Recht des Staates, wie Klytämneſtra das der Familie, beide in ihrem Streben berechtigt, aber beide zugleich in Einſeitigkeit befangen? An einen Bund gegen die Unſchuld aber iſt in der Tragödie gar nicht zu denken. Ueberhaupt leidet in der griechiſchen Tragödie kein Subject unſchuldig, ſelbſt Oedipus nicht; in unſerer Iphigenie weder Agamemnon bei ſeinem ehrgeizigen Streben nach dem Oberbefehl, noch Klytämneſtra, und auch Iphigeniens Charakter wird gereinigt und verklärt. Das alſo iſt der äſthetiſche Maßſtab, mit welchem Hr. Greverus die großen Kunſtwerke des Alterthums mißt, und den er bereits auch an den Philoktet des Sophokles gelegt hat. Derſelbe bezeichnet in dieſer letztern Abhandlung, nachdem er ſich bei dem „Bocksgeſange" vergebens um eine Begriffsbeſtimmung der Tragödie umgeſehen und in der Erklärung der Ariſtoteliſchen Definition ſich des gröbſten Mißverſtändniſſes ſchuldig gemacht hat, die weſentlichen Elemente der Tragödie S. 6 folgendermaßen: „Ein Menſch im Conflicte mit dem Schickſal um die Realiſirung eines großen Gutes, einer großen Idee, deſſen heldenmüthiges Benehmen, abgeſehen von dem Ausgange des Kampfes, an und für ſich Theilnahme, Mitleid und Bewunderung erweckt,

die Differenz zwiſchen göttlicher und menſchlicher Größe im Gefühle ausgleicht und ſo das Gemüth mit dem Leben ausſöhnt.“ Doch dies reicht zur Charakteriſtik des äſthetiſchen Standpunktes des Hrn. Verf. hin; wir können uns aber nicht verſagen, noch einige Bemerkungen deſſelben über Euripides und Sophokles, die ohne Zuſammenhang jenem Urtheile über die tragiſchen Momente der Iphigenie folgen, beizufügen. Vom Euripides, welchem kindiſche Fehler (S. 5), großer Leichtſinn, eine wilde, die Controle des Verſtandes verſchmähende Phantaſie (S. 8) u. a. vorgeworfen werden, heißt es, daß er keinen Begriff von und keinen Trieb zur Feile gehabt; trotz Longin's Urtheile, der ihn φιλονονόνατον (sic!) nenne; vom Sophokles, daß ſein Genie in der Feile liege; daß ſeine Diction oft — unnatürlich, gekünſtelt und geſchroben ſei; daß ſeine Kritik ihn vor groben Verſtößen und Mißgriffen in Ausführung und Dialog ſchlecht bewahre u. dgl. m. Auch dies ſind Belege für die äſthetiſche Auffaſſungsweiſe des Hrn. Greverus, der eine ausführliche Beurtheilung der Sophokleiſchen Dramen verheißt. Der Philoktet hat ſie bereits in dieſer Weiſe über ſich ergehen laſſen müſſen! Eben deshalb glaubt auch Ref. einer ſolchen Anmaßung, welche beitragen kann, den Namen der Aeſthetik auf dieſem Gebiete in Verruf zu bringen, entſchieden entgegen treten zu müſſen. Nach einer pikanten Abſchweifung zum „genialen Sanchuniathons-Fabrikanten,“ zu den „Trauerſpiel-Themen unſerer Zeit, bei denen es meiſt gelte, erſt Poeſie in die Anlage zu bringen,“ kommt der Verf., der überhaupt ſolche geniale Kreuz- und Querſprünge mit als Requiſit der äſthetiſchen Behandlung zu betrachten ſcheint, wieder auf die Opferidee, deren Zuläſſigkeit für die Tragödie er darzuthun ſucht, wenn auch „z. B. das Menſchenfreſſen der Wilden unter keinen Umſtänden die Baſis einer Tragödie ſein könne,“ und ſpricht dann in gleicher Weiſe von dem bekannten Gemälde des Timanthes; dabei wieder manches Pikante, z. B.: „Unmöglich kann ein Maler Lob verdienen wegen deſſen, was er nicht malt, — man müßte denn pictor a non pingendo herleiten.“ S. 7 folgt eine Angabe des weſentlichen Inhalts der Fabel, die jedenfalls wohl hätte vorausgehen müſſen und mit großer Flüchtigkeit gearbeitet iſt. S. 8—15 folgen Bemerkungen über den Text im Allgemeinen und über einzelne Stellen ins Beſondere, welche die ſchwierigſten Unterſuchungen mit leichter Mühe umgehen, Alles bunt durch einander. Merkwürdig genug iſt die Meinung S. 10, daß die alten Dichter es der Bühne manchmal überlaſſen haben ſollen, Sinn und Zuſammenhang in ihre Arbeiten zu bringen. Noch folgt eine Digreſſion zu der „bis auf den heutigen Tag (d. h. 1837) höchſt armſeligen, kurzſichtigen und mechaniſchen“ Behandlung der griechiſchen (!) und römiſchen Alterthümer. Dafür, daß Euripides in Tetralogieen zu kämpfen gewohnt geweſen ſei, wird auf Haupt's Vorſchule und zu den einzelnen Stellen einige Male auf Paſſow's Lexikon verwieſen! Zuletzt müſſen wir noch einer groben Invective gedenken, die gegen Porſon gerichtet iſt, dem (S. 13) wegen Verdächtigung einiger Verſe pedantiſche Grobheit und Inhumanität vorgeworfen und der in der Note als ein durch Wein und Nationaldünkel trunkener Engländer bezeichnet wird. Man ſieht, wohin eine äſthetiſche Würdigung führen kann. Doch dieſe ſoll auch eigentlich nun erſt folgen, und wir wenden uns daher zur „zweiten Hälfte“ der Unterſuchung. Hr. Greverus handelt hier bis S. 14 von der Anlage und Ausführung der Fabel und dann bis S. 19 von den Charakteren des Stücks. Im Allgemeinen iſt zuzugeſtehen, daß dieſe beiden Abſchnitte mit etwas mehr Sorgfalt und Ueberlegung gearbeitet ſind und namentlich der zweite einzelnes Treffende enthält. Doch ſtehen ſie rückſichtlich der Entwicklung des innern Zuſammenhanges, die doch für eine äſthetiſche Würdigung vom größten Belang iſt, der vor Greverus von Gruppe gegebenen Darſtellung (S. 462—98), ſo wie der äußerſt ſorgſamen und gründlichen „Darlegung des Gedankenzuſammenhanges in der Aul. Iphigenie des Euripides“ von Kieffer (I. u. II. 1837. 1838. 4.), wozu jetzt noch Firnhaber's treffliche Andeutungen in ſeinem Commentar zum genannten Stücke kommen, bei Weitem nach. In äſthetiſcher Hinſicht aber, die nach I. S. 8 vorzugsweiſe ins Auge zu faſſen iſt, kommt Hr. Greverus auch hier nicht über ein vages Raiſonnement und ſubjectives Belieben hinaus, dem zahlreich eingeſtreute Beziehungen auf einzelne Textesworte und ihre Faſſung vergebens den Schein von Gründlichkeit zu verleihen ſuchen. Dahin rechnen wir die ſich häufenden Wendungen, wie: „im Ganzen gut gedacht, im Einzelnen ſtoßen wir auf lächerliche Mißgriffe; ein arger Verſtoß; ungeſchickt und zwecklos; ein alberner Zuſatz des Dichters; der Dichter ſcheint ſeiner Aufgabe nicht ganz gewachſen; er blickt ziemlich ungeſchickt durch die Couliſſen,“ u. a. m. Von der Scene 637 ff. ſagt Hr. Greverus, ſie habe einen warmen plaſtiſchen oder graphiſchen Bildungstrieb in ſich, der Düſſeldorfs Sonne werth wäre! Euripides wird getadelt wegen Mangels eines feſten Plans, aber auch dem Sophokles begegnen Menſchlichkeiten, die ihm zu ſeiner Zeit von Hrn. Greverus nachgewieſen werden ſollen (S. 12). Das iſt ohngefähr die Summe und der Charakter der äſthetiſchen Berückſichtigungen in der zweiten Hälfte; keine Entwicklung der tragiſchen Motive, der Schickſalsidee, der Urſchuld, der Grundidee des ganzen Kunſtwerks. Hinſichtlich der Charaktere ſucht Hr. Greverus ihre Uebereinſtimmung mit der Homeriſchen Ueberlieferung nachzuweiſen; weit wichtiger war es, das merkwürdige und doch pſychologiſch motivirte Umſchlagen faſt ſämmtlicher Charaktere des Stücks darzulegen. Den Schluß des Stücks verwirft Hr. Greverus ganz, ebenfalls aus äſthetiſchen Rückſichten (S. 13): „Mit dem Chore wäre die Tragödie zu Ende geweſen — allen tragiſchen Anforderungen iſt genügt (welchen?) — u. ſ. w. Alles, was nachher geſchieht, kümmert uns nicht — ob ſie lebt, ob ſie ſtirbt, ob zu ihren Gunſten ein Wunder geſchieht, iſt gleichgültig u. ſ. w. Da verdirbt ein Tölpel uns das ſchöne Werk durch eine matte Appendix, und begießt die Gluth unſerer Gefühle mit eiſig kaltem Waſſer. Ein langweiliger, corrupter und corrumpirter Bote tritt auf u. ſ. w., ſchleift die Zuhörer durch alle Marter, läßt ſogar den Opferſchlag vollführen und ſetzt zuletzt ein — — **Kalb** an die Stelle unſerer trefflichen Iphigenie.“ — So verkennt Hr. Greverus auch dies, daß das ganze Stück auf die Rettung der Iphigenie angelegt iſt und daß dieſelbe dem Zuſchauer durchaus als wirklich erfolgt irgendwie angedeutet werden mußte. Doch wir ſchließen unſere Anzeige und überlaſſen dem Leſer, zu entſcheiden, welche Früchte die griechiſche Tragödie von einer Behandlungsweiſe in dieſer Art, die ſich dabei den Namen einer äſthetiſchen anmaßt, zu erwarten habe. Gewiß, ſoll ſich die Philologie mehr als bisher mit der Philoſophie und ins Beſondere mit der Aeſthetik befreunden, zu welcher ſie ſo vielfache Beziehungen hat, ſo darf ſich nicht ein beliebiges Gerede von Dieſem und Jenem, das von wiſſenſchaftlicher Kunſtbeurtheilung keine Ahnung hat, unter dieſer Firma geltend machen wollen. Daß aber zur Beurtheilung eines Kunſtwerkes, wenn anders das Allgemeine der concreten Idee an einer beſonderen Geſtaltung nachgewieſen werden ſoll, Philoſophie gehöre, fühlt auch Hr. Greverus ſehr wohl. „Der Zweck aber iſt kein geringerer, als die großen Kunſtwerke in ihrer innern Vernünftigkeit, ihrer Einheit von Gedanke und Darſtellung zu begreifen.“ Wir empfehlen dem Hrn. Greverus zu dem Zweck Rötſcher's geiſtreiche Abhandlungen zur Philoſophie der Kunſt (1837), namentlich die Abhandlung: über das Verhältniß der Philoſophie der Kunſt und der Kritik zum einzelnen Kunſtwerke, oder wenigſtens die Vorrede dazu, der obige Stelle entlehnt iſt, zu leſen. Was G. Hermann dem Hrn. Greverus bei Anzeige von deſſen: „Würdigung des Philoktet des Sophokles“ bereits gerathen hat, wollen wir dem Leſer hier nicht verrathen.

Dr. Bartſch.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

20. August. № 43. 1841.

Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen, von Dr. Friedr. Alb. von Langenn. Leipzig, 1841. Verlag der Hinrichsschen Buchhandlung.

Bei der Beobachtung des Entwicklungsganges des menschlichen Geistes oder des Weltgeistes durch die Weltgeschichte giebt es nichts, was den Reiz der Forschung mehr anregte, als die Wahrnehmung der ewigen Wechselwirkung zwischen Denken und Thun, zwischen dem Erkennen und Vollbringen, zwischen der nur noch idealen Welt des Gedankens und der Theorie und dem schon gewordenen, factisch gegebenen Zustande der Praxis und der realen Wirklichkeit. Aber trotz der innigsten Verknüpfung dieser beiden Richtungen menschlicher Thätigkeit sind sie ihrem Wesen nach doch so grundverschieden, daß von Homer und Alexander bis auf die französische Revolution und Kant herab alle großen Individuen, in denen die Idee ihres Zeitalters sich verkörperte, doch immer vorzugsweise nur dem einen, dem Wort oder der That, dem Wissen oder dem Vollbringen angehörten; so drang der griechische Geist in alle Welt ein und die römische Thatkraft assimilirte sich den Erdkreis. Auf ähnliche Weise hat man Deutsche und Franzosen einander gegenüber gestellt, und wie einzelne Individuen und ganze Völkerindividuen sich nach diesen Haupttendenzen ihrer Thätigkeit unterscheiden lassen, so treten innerhalb eines und desselben Volkes oder eines Völkercompleres in einem gegebenen Zeitalter verschiedene Zeitepochen hervor, deren Manifestirung vorzugsweise Männer der einen oder der anderen Richtung verlangt und hervorbringt. Dennoch hat die individuelle Particularisirung unsers Volksgeistes, die in dem Streben nach individueller Freiheit ihren Grund hat, wo es auf nationale Thatkraft und massenhafte Vereinigung der besonderen Berechtigungen zu einem allgemeinen Zweck ankam, nur zu oft uns hindernd im Wege gestanden. Um so dankbarer müssen wir den Helden sein, die aus dem festen Kern der auf dem eignen Selbst ruhenden Energie heraus, allen Hindernissen und Schwierigkeiten zum Trotz, den Nationalwillen durch ihre Persönlichkeit zur That geführt und das höchste Gut, das es giebt, die geistige Freiheit, der Nation gerettet haben. Solcher Helden hat unsere Geschichte nur zwei zu nennen. Moritz von Sachsen und Friedrich den Großen, den ersten als denjenigen, der das Princip der neuen Geschichte, die alles durchdringende Herrschaft des Gedankens, den durch die Reformation gereinigten Grund des Christenthums, Gott im Geist und in der Wahrheit zu erkennen, zuerst im Lande seiner Geburt factisch zur Geltung brachte; den zweiten als denjenigen, der eben dieser geistigen Macht im europäischen Staatensystem ihre gebührende Stelle anwies. Zwischen beiden steht Gustav Adolf, auch das germanische Princip vertretend, wie aus germanischem Blute stammend, aber dennoch ein Vorkämpfer nur des gemeinsamen religiösen Interesses, dem deutsch-nationalen fremd, so daß Deutschland, eben weil es in dem Moment, wo es um sein geistiges Dasein kämpfte, den Mann, den es brauchte, nicht aus sich selbst erzeugen konnte, auch den Mangel der Vertretung seiner nationalen Interessen mit seiner lange dauernden politischen Schwäche büßen mußte. Von diesen drei Helden, welche durch drei Jahrhunderte hindurch den Weltbau des Protestantismus stützten, haben die beiden letzten jederzeit die ihnen gebührende historische Anerkennung gefunden, der erste aber, der mirus dissimulandi artifex, wie Thuan ihn nennt, hat bis jetzt immer noch wie ein unenthülltes historisches Räthsel dagestanden. Man bewunderte seine Kühnheit, seinen Muth, seinen Verstand und seine Kraft, man freute sich auch des Resultates seines Strebens und ließ sich dessen Früchte wohlgefallen, wenn es aber auf ein Gesammturtheil über seine Persönlichkeit und seinen Charakter ankam, wußte man doch nicht so recht, ob man ja oder nein sagen, ob man ihn verurtheilen oder hochpreisen sollte, denn solche Odysseus ähnliche Helden sind der treuen Ehrlichkeit des Deutschen eine zu ungewöhnliche Combination der Geschichte, als daß er gutwillig von ihrer rechtlichen Möglichkeit sich überzeugen ließe, und einer weichlichen, schlechtgemüthlichen, aber sehr gewöhnlichen Geschichtsbetrachtung, die unbekümmert um das Ganze und den Zusammenhang der Dinge nur das Factum vereinzelt faßt, fällt es schwer, beim Zusammentreffen der untergeordneten Interessen der Familie mit denen des Staats einen freien Standpunkt zu gewinnen.

Jedermann spricht den Vertretern des Staats und seinen Regenten nicht allein das Recht zu, sondern man legt ihnen auch die Pflicht auf, die allgemeinen Zwecke des Staats, abgesehen von allen Privatinteressen durchzusetzen und nöthigen Falls mit Daransetzung von Gut und Blut zu erkämpfen. Es kann also nach diesem Princip durchaus in keinen Betracht kommen, welche persönliche Beziehungen zwischen dem, welcher diesem allgemeinen Zwecke hindernd im Wege steht und dem, der zur Ausführung desselben sich berufen fühlt, obwalten; sondern es handelt sich nur darum, ob dieser letztere seinem Beruf gewachsen ist, und ob dieser gebieterisch sich geltend machende Zweck wirklich ein guter und großer ist. Die Leidenschaften des Ehrgeizes, der eiteln Ruhmsucht und eines niedern Egoismus, die kleine Seelen brandmarken, finden nicht Raum, gehen auf und verschwinden im Gefühl der Begeisterung für das Hohe, Edle und Gute, und dieselben Mittel, die einem Andern nur zur Befriedigung der Selbstsucht dienen, werden den Händen eines solchen Charakters nur dienstbar, um ihn zum Organ eines höhern Willens zu machen, dem er sein eigenes Selbst zum Opfer bringt.

Nicht leicht hat der ewige Conflict zwiſchen dem hiſtoriſchen und dem Vernunftrecht, aus dem ſich heraus zu winden, nur ſo ſelten auf dem Wege der Reform gelingen will und den die Weltgeſchichte von Anbeginn an, nur durch blutige Kriſen zur Entſcheidung zu bringen vermochte, ſeine beiderſeitigen Anſprüche in ein und demſelben Individuum auf ſo craſſe Weiſe geltend gemacht, wie dies beim Herzog Moritz der Fall iſt, und das iſt der Grund, warum die hiſtoriſche Entwicklung ſeines Charakters dem Forſcher und Pſychologen ſo ungemein große Schwierigkeiten machte. — Bei der Unmöglichkeit, in der ſich ein zur Ausführung großer Thaten berufener Mann befindet, zu ſeinem Ziele zu gelangen, wenn ihm die dazu erforderliche Macht nicht zu Gebote ſteht, läßt ſich bei jedem, auch noch ſo rechtlichen Schritte, den er, um ſie ſich zu unterwerfen, thut, die Frage erheben, ob er aus Egoismus handele, oder aus dem unwiderſtehlichen Triebe, das, was Allen Noth thut, ins Werk zu ſetzen. Die perſönlichen und die allgemeinen Beweggründe des Handelns haben ſich in einer ſolchen Natur ſo eng verſchlungen, daß ſie in den meiſten Fällen ſelbſt ihres Unterſchiedes, ihrer Trennung ſich nicht bewußt ſein wird, und bei der Selbſttäuſchung der Leidenſchaft einer ſtarken Natur wird die jeweilige Verwechſelung beider Tendenzen zu Gunſten des eigenen Ichs immer nicht den Maßſtab zur Beurtheilung des Geſammtcharakters derſelben abgeben können, ſondern dieſer wird allein aus der innern Geſinnung und der ſtandhaften, ſich ſelbſt treuen Verfolgung eines höhern Lebenszieles zu entnehmen ſein. — Allein ſelbſt zu einer ſolchen, auf die hiſtoriſchen Thatſachen ſich ſtützenden, allſeitigen Prüfung des Charakters des Herzogs Moritz von Sachſen fehlte es uns bisher an den hinreichenden Mitteln, denn erſt durch die vollſtändigſte Darlegung, Verarbeitung und Zuſammenſtellung ſämmtlicher auf das Leben des Herzogs ſich beziehenden Thatſachen und Begebenheiten, wie ſie uns in dem neuen Werke des Hrn. von Langenn geboten wird, konnte ſie ermöglicht und bewerkſtelligt werden. — Verſuchen wir nun die Reſultate dieſes mit einer für die Behandlung biographiſchen Stoffes maßgebenden Methode geſchriebenen Werkes zuſammen zu faſſen, und den Eindruck, den die aus demſelben ſprechenden Thatſachen auf uns gemacht haben, wiederzugeben, ſo laſſen ſich dieſe in der Kürze darauf zurückführen: daß des Herzogs unabläſſiges Streben auf Einigung der Parteien im Reiche und Glaubensduldung ausging; daß er den Frieden liebte, ſo weit es mit der Ehre verträglich, im Gegentheil aber die feſte Entſchloſſenheit zeigte, dem gekränkten Theile ſein Recht zu verſchaffen, es koſte, was es wolle; und daß ſein höchſter Ehrgeiz das Verlangen war, die vereinigten Kräfte des deutſchen Vaterlandes zu deſſen Ruhm und Größe gegen den gemeinſchaftlichen Erbfeind, den Türken, zu führen. — Die Mittel aber, deren ſich der Herzog bediente, um, ſo viel an ihm lag, dieſe Zwecke, von denen das materielle und geiſtige Wohl des Vaterlandes abhing, zu erreichen, waren die einfachſten, deren ſich ein Menſch bedienen kann: kluges Wahrnehmen der Verhältniſſe, beſonnenes Abwarten der Umſtände, raſches, kühnes und entſchloſſenes Handeln, wo es galt, die gezeitigte Frucht zu pflücken, und ein unverrücktes, unerſchütterliches Feſthalten im Ausführen des Unternommenen. Das Beherrſchen der Verhältniſſe und die Anwendung dieſes Herrſchtalents zu den edelſten Zwecken machte ihn groß. Seine Virtuoſität der Menſchenkenntniß, ſeine Sicherheit mit Menſchen umzugehen, die Kunſt ſie ſeinen Zwecken dienſtbar zu machen, die ſtets zutreffende Berechnung des Erfolges ſind erſtaunenswürdig. Ein kluger Kaufmann könnte nicht ſicherer ſpeculiren, ein Feldherr mit ſeinen Soldaten nicht ſicherer operiren. Dieſer unbefangene Blick der Beobachtung bei der größten Willensentſchiedenheit und Feſtigkeit des Charakters lehrte ihn früh eine Tactik des Handelns, die mit jedem Schritt an Sicherheit gewann, und deren Entſtehen ſchon in den Umgebungen und Verhältniſſen ſeiner früheſten Kinderjahre zu ſuchen ſind.

Geboren den 21. März 1521 in demſelben Jahre, wo zuerſt der Kaiſer die neue Lehre durch das Edict zu Worms bei Strafe der Acht zu unterdrücken ſuchte, wurde das junge Gemüth des Herzogs ſchon im zarten Kindesalter in ſeinen nächſten Umgebungen den Eindrücken der ſich ſchroff und feindlich entgegen ſtehenden Glaubensmeinungen bloß geſtellt. Zunächſt mehr abhängig von ſeiner Mutter, der klugen und entſchloſſenen, dem Lutherthum mit ganzer Seele ergebenen Katharina von Mecklenburg, als von ſeinem zum Handeln unkräftigen und politiſchem Wirken abgewendeten Vater Heinrich, von dem es heißt, „man habe ihm lange nachſchleichen und gar gute Bequemlichkeit ſuchen müſſen, wenn er unterſchreiben ſollen,“ kommt in noch nicht erfülltem 12. Jahre der junge Herzog nach Halle an den Hof ſeines Pathen, des üppigen, dem Weltlichen nichts weniger als abgeneigten geiſtlichen Churfürſten zu Mainz, Albrecht von Brandenburg, und bald darauf lebt er abwechſelnd theils bei ſeinem leidenſchaftlich katholiſchen Oheim, Georg dem Bärtigen, theils bei ſeinem nicht minder lutheriſch orthodoxen Vetter, Johann Friedrich, Churfürſten zu Sachſen. Von erſterem warm gehalten, da ihm die eigenen Söhne, Johann und Friedrich, nur kümmerliche Hoffnung für die Erhaltung ſeines Hauſes geben, ſucht Moritz ſich dennoch ſowohl durch perſönliche Rückſichten, wie durch die, wegen der ſchmalkaldiſchen Bundesverhältniſſe, immer größer werdende Spannung zwiſchen dem dresdener und freiberger Hof, veranlaßt, ſeinen Oheim zu verlaſſen, um ſich wieder zu Johann Friedrich zu begeben (1538). Schon damals ſprach Luther die bedeutungsvollen Worte aus, es möge ſich der Churfürſt hüten, in Moritz einen jungen Löwen zu erziehen. — Indeſſen machte die dem Herzog Moritz immer näher tretende Ausſicht auf die in den Landen Georg's des Bärtigen dem Rechte nach ihm unbeſtreitbar zuſtehende Nachfolge das behutſamſte Auftreten gegen ſeinen Oheim zur dringenden Nothwendigkeit. Im Jahr 1537 war der mit der männlich ſtarken Eliſabeth, Philipp's von Heſſen Schweſter, vermählte ältere Sohn Georg's des Bärtigen geſtorben; zwei Jahre darauf folgte ihm der jüngere geiſtesſtumpfe Bruder, Friedrich. — Jetzt galt es feſten Sinn zu zeigen. Georg ging mit der Abſicht um, von ſeinem treuen Rathe Georg von Karlowitz hierin unterſtützt, den Herzog, unter der Bedingung auch wider den Willen der Landſchaft den alten Glauben aufrecht zu erhalten, zum Sohne anzunehmen; für den Fall aber, daß derſelbe ſich dazu nicht bereit fände, wollte er nach letztwilliger Verfügung dem öſtreichiſchen Hauſe die Nachfolge ſeiner Länder zuwenden. Eliſabeth aber, jetzt nach ihrem Wittwenſitz faſt immer die Herzogin von Rochlitz genannt, ihr Bruder, der Landgraf Philipp, durch ſeine Vermählung mit Chriſtine, der Tochter Georg's des Bärtigen, wie durch ſeine Mutter, die Schweſter von der Mutter Moritzens, mit letzterem nahe

verwandt und Katharina, Moritzens Mutter, ließen nicht nach von allen Seiten in den jungen Herzog einzuſtürmen, daß er keinem Mittel der Verführung Gehör geben möchte. Als nun Moritz von Georg von Karlowitz und der Landſchaft von Georg's Landestheil eine Einladung erhielt, ſich perſönlich zu letzterem zu begeben, lehnte er die Erfüllung dieſes Wunſches unter dem Vorgeben ab, daß ihm ſolches ohne Vorwiſſen ſeines Herrn und Vaters, in deſſen väterlicher Gewalt er ſich befände, nicht möglich ſei, wohl aber wolle er mit der Landſchaft zu Grimma oder andern Orten eine Beſprechung halten und ſich in Allem, was „göttlich, ehrlich und recht," vernehmen laſſen.

Um dieſelbe Zeit jedoch ging der, der väterlichen Gewalt noch nicht entwachſene, Moritz den Landgrafen Philipp, den Churfürſten Johann Friedrich und deſſen Bruder Johann Ernſt für ſich und ſeinen Vater gegen die ihm in der Nachfolge der Lande Georg's des Bärtigen drohenden Gefährungen um Hülfe an, für deren Gewährleiſtung Moritz dagegen in einer beſonderen, vom 10. April 1537 datirten, aber durch den wenige Tage darnach erfolgten Tod Georg's des Bärtigen nicht zum Vollzug gekommenen Urkunde verſpricht — „der augsburgiſchen Confeſſion und Apologie treu zu bleiben und die göttliche Lehre in den Landen zu pflanzen und aufzurichten, auch in der chriſtlichen Verſtändniß und der ſchmalkaldiſchen Einigung zu bleiben und zu verharren." Während nun Herzog Heinrich und Katharina mit unbilliger Bevorzugung ihrer alten Räthe, unter denen Anton von Schönberg der vornehmſte war, auch Georg von Karlowitz und Hans von Schleinitz, die brauchbarſten und tüchtigſten Räthe des verſtorbenen Herzogs Georg entließen, wußte Moritz mit richtiger Vorausſicht in die Zukunft auch dieſe alsbald an ſich zu ketten zur beſonderen Genugthuung Eliſabeth's von Rochlitz, die ihrem Bruder in Bezug hierauf ſchreibt: „Moritz ſei Karlowitz nicht gram, er werde wieder aus Bret kommen, Karlowitz ſei der papiſtiſchen Händel wohlerfahren und einem Herrn wohl zu halten; es ſei nicht gut, daß er von den Evangeliſchen komme."

Zu gediegener Charakterfeſtigkeit gereift aber zeigt ſich die unerſchütterliche Willenskraft des noch nicht 19jährigen Moritz bei der Anknüpfung desjenigen Lebensverhältniſſes, welches, weil es die Abſchließung der Perſönlichkeit gilt, jeder andern Autorität gegenüber die unbedingteſte Selbſtbeſtimmung zur heiligſten Pflicht macht. Schon im Frühling 1540 hatte Moritz ſich nach Heſſen begeben, und in Folge vorher mit Zuſtimmung ſeiner Eltern getroffener Einleitungen mit Agnes, der Tochter des Landgrafen Philipp, einverſtanden. Trotz dem verweigerten beide Eltern, nachdem Moritz gegen Ende des Jahres 1540 ſich bereits dem Landgrafen ſo weit erklärt hatte, daß er es für unmöglich hielt zurückzutreten, hartnäckig ihre Einwilligung, wahrſcheinlich durch den übelen Eindruck, den die unterdeſſen bekannt gewordene anſtößige Doppelehe Philipp's von Heſſen allgemein hervorrief, gegen jede nähere Verbindung mit letzterem eingenommen. Moritz aber erinnert daran, er habe von Jugend auf gehört, was die Fürſten von Sachſen zugeſagt, das hätten ſie auch gehalten, „wollte ich auch," fügte er hinzu, „da ich des Geblütes bin, nicht anders befunden werden."

Am 9. Januar 1541 vollzog Moritz ſeine Vermählung zu Marburg. Eine wahre Ausſöhnung mit ſeinen Eltern kam hinfort nicht mehr zu Stande. Die reizbare Mutter, Katharina, wollte ſich in Zukunft ihres Einfluſſes nicht beraubt ſehen. Häufig gingen Moritz Warnungen zu, die ſich eben ſo auf Katharina, wie auf die übrigen Umgebungen Heinrich's, namentlich auf Anton von Schönberg bezogen. Eliſabeth von Rochlitz rieth ihm, ſich mit etlichen Trabanten zu verſehen, um vor jeder Gefahr ſicher zu ſein; nie möge er, wenn er zur Regierung käme, darein willigen, daß ſeine Mutter im Regiment bliebe und erhalten werde, und Philipp von Heſſen ſchreibt: „nachdem die Läuft geſchwind und die Leute argliſtig ſind, wolle eure Liebe ihres Eſſens und Trinkens wohl wahrnehmen, denn es gefallen uns die ſeltſamen Praktiken nicht, man muß ſich Gutes verhoffen, aber des Gefährlichen beſorgen."

Man ging damit um, Moritzens Regierungsanſprüche zu Gunſten ſeines Bruders zu beeinträchtigen und in dieſem Sinne wurde ſeines Vaters Heinrich letzter Wille abgefaßt. Durch die immer mehr und mehr ſich einſchleichenden, mannigfaltigen Unordnungen aber ſah man von Seiten der Ritterſchaft und der Landſchaft ſich dazu veranlaßt, an den Herzog Heinrich die Bitte ergehen zu laſſen (5. Auguſt 1541), „die Beſtellung am Hof, ſo dieſer Zeit etwas unrichtig, möchte Moritz übertragen werden, und dieſer in ſeines Vaters Namen regieren, ſchaffen und gebieten."

Indeſſen ſtarb, noch ehe Moritz die ihm demzufolge zugeſprochene Mitregentſchaft übernommen hatte, 13 Tage nach Vollziehung der ihn zu dieſer berechtigenden Urkunde, ſein Vater Heinrich und ſo trat der noch nicht 21jährige Moritz ſofort als alleiniger und ſelbſtändiger Regent der Albertiniſchen Länder in eine Stellung ein, die ihm Gelegenheit gab, die Vollwichtigkeit ſeiner Einſicht und Thatkraft in immer weiteren Kreiſen zu erproben.

Wirklich erregte ſchon damals der junge Herzog ſo hohe Erwartungen von ſich, daß der auf dem Gebiete des Wiſſens nicht minder früh gereifte Melanchthon in einem Brief an Johann Brentz, den würtembergiſchen Reformator, die beſonderen Anlagen, die bei Moritz hervorleuchteten, anpreiſend, ſich alſo äußert: „wenn ich über Deutſchlands große Gefahren nachdenke, ſo ſcheint es mir, daß dieſer eine Jüngling ſpäter ganz Germanien ein Beſchützer ſein werde." — Vorzüglich kamen dem Herzog die beſonnenen Rathſchläge des ihm ſo vertrauten Schwiegervaters, Philipp von Heſſen, zu ſtatten. In Beziehung auf religiöſe Dinge wies dieſer ihn an, ſich an die milden Reformatoren, die frommen Männer Melanchthon und Martin Bucer zu halten, den Churfürſten Johann Friedrich möge er in gutem, freundlichem Willen erhalten, doch mit Maßen; wenn er ſich durch das zweideutig geſtellte Teſtament ſeines Vaters, daß alle Fürſtenthum, Herrſchaften, Land und Leute an ſeine beiden Söhne, Moritz und Auguſt, kommen ſollten, gefährdet ſähe, verſpricht der Landgraf ihm nöthigen Falls mit 8000 Knechten zu Hilfe zu ziehen. —

Aber eben dies vertrautere Verhältniß zum Landgrafen mußte auch Moritz mehr und mehr ſeinem Vetter, dem Churfürſten, abwendig machen, der als das eine Haupt des ſchmalkaldiſchen Bundes durch ſeine beſchränkte, wenn gleich ehrenwerthe Ueberzeugungstreue mit dem andern, dem Landgrafen Philipp, bereits über die eine Glaubenseinigung bezweckende Verhandlung zu Regensburg (1541) in bedenklichen Zwieſpalt gerathen war.

Zu dieſen Moritz und Philipp gemeinſamen Gründen der Spannung mit Johann Friedrich kamen für Moritz in-

deſſen noch beſondere, die in der mangelhaften Auseinanderſetzung der Brüder, Ernſt und Albrecht, bei der Theilung von 1485 und zwar hauptſächlich in der, eine geregelte Staatsverwaltung hindernden, Verflechtung der ſächſiſchen Territorien, wie in der, beiden Linien über die geiſtlichen Klöſter und Stifter gemeinſamen, Schutzherrſchaft lagen. — So hatte Moritz doppelte Veranlaſſung, jener vor beinahe drei Jahren beabſichtigten und damals nothwendigen Beitretung zum ſchmalkaldiſchen Bunde zu entſagen. — Am 21. Jan. 1542 erklärte Moritz dem Churfürſten und dem Landgrafen, nicht Mitglied des Bundes ſein zu wollen, der evangeliſchen Lehre werde er und ſein Land treu bleiben, auch Hilfe leiſten, wenn ſie bedroht werde.

Dies iſt der erſte in Bezug auf die ſpäter einzuſchlagende deutſche Politik des Herzogs große und entſcheidende Schritt ſeiner Regierungsthätigkeit.

Alsbald loderte der im Verborgenen glimmende Brand zur verzehrenden Flamme auf. Es kann nicht geläugnet werden, daß Moritz in der wurzener Fehde, in dem ſogenannten Fladenkriege, das hiſtoriſche Recht auf ſeiner Seite hatte. Denn Johann Friedrich handelte ſowohl in der naumburg-zeitzer Biſchofswahl, wie bei der beabſichtigten Reformirung und der Beſetzung des wurzener Collegiatſtiftes eigenwillig und gewaltſam, ohne um die ſeinem Vetter Moritz gleichermaßen und gemeinſchaftlich zuſtehende Schutzherrſchaft nur im geringſten ſich zu kümmern. Mochte alſo auch Luther mit vollem Recht beide Fürſten von dieſer Fehde abmahnen, denn ſie wären unter zweier Schweſtern Herzen gelegen, der Adel ſei unter einander gewettert, geſchwiſtert, geſchwägert, gefreundet, ja faſt gebrüdert, gevattert, geſohnet, daß es wohl heißen möge ein Haus, ein Blut, mochte er immerhin von dieſer Fehde ſagen, ſie würde bei vernünftigen Leuten nicht anders angeſehen, denn wenn zwei volle Bauern ſich ſchlügen im Kretzſchmar um ein zerbrochen Glas. Im Verlauf der Begebenheiten zeigt ſich uns nichts deſto weniger dieſer zwar kleinliche, aber bürgerkriegartige Anfang der thätlichen Reibungen zwiſchen Johann Friedrich und Moritz als entſcheidend für die Beurtheilung des gegenſeitigen Verhältniſſes beider Fürſten. — Auch Johann Friedrich, und er zuerſt, ordnete ſeinen reformatoriſch-politiſchen Beſtrebungen ſeine blutsverwandtſchaftliche Stellung unter, und dabei blieb es. — Melchior von Oſſe ſagte über dieſen Krieg: „er beſorge, derſelbe werde einen langen, heftigen Widerwillen machen und ein großes Mißtrauen im Hauſe Sachſen verurſacht haben.“ — Nur durch Androhung des Krieges gelang es dem redlichen Philipp, den Streit zu ſchlichten (April 1542). Fortan kam es nur darauf an, welcher von beiden Fürſten der Klügere ſein würde.

In den drei folgenden Jahren nun ſehen wir Moritz eine, nicht durch Balanciren der Gegenſätze, ſondern durch Erhebung über den Parteiſtand ſich ſichernde Stellung einnehmen, ſo daß er in Allem, was Glaubensſachen betrifft, an die proteſtantiſche Partei ſich hält, in den übrigen Reichsſachen und dem Politiſchen aber vom Kaiſer und vom Reiche ſich nicht abwendet. Beiden Parteien machte er ſich nothwendig, dadurch von beiden unabhängig, bis er durch ſeinen perſönlichen Einfluß der eigenen Uebermacht ſicher oder doch hoffnungsvoll, auf die Seite tritt, auf welcher der Sieg vorauszuſehen war.

Kaum hatte Moritz nach Beendigung der wurzener Fehde freie Hand gewonnen, ſo ſucht er in dem für die Bundesverwandten, Philipp und Johann Friedrich, glücklichen Krieg gegen Heinrich den Jüngeren, Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel, der die ſchmalkaldiſchen Bundesſtädte Goslar und Braunſchweig erobert hatte, vermittelnd zwiſchen dieſem und dem römiſchen König Ferdinand aufzutreten, und mit letzterem, der ihm dringend ans Herz legt, gegen den Erbfeind der Chriſtenheit ihm Hilfe zu leiſten, geht er eine nähere Verbindung ein. — Seinen Bruder Auguſt läßt er an des Königs Hof ziehen. — Schon im Mai des Jahres 1542 ſendete er ſein von den Ständen bewilligtes Fußvolk zu dem Reichsheer, zu deſſen Feldherrn der Churfürſt von Brandenburg ernannt war; im Juni traf er ſelbſt mit der Reiterei zu Olmütz ein. Seinen Räthen hinterließ er den Befehl, „das göttliche Wort ſollte rein und ohne menſchlichen Zuſatz in den Landen gepredigt und die Kirchenordnung Herzog Heinrich's ſtreng gehalten werden.“

Mochte dieſer türkiſche Feldzug im Ganzen mit Recht, „weil es an dem Gehirn der guten Anführung fehlte,“ des alten Schertlin Tadel verdienen, und „mit Spott der ganzen Chriſtenheit zum Nachtheil“ endigen, ſo fand doch Moritz mehre Mal Gelegenheit, ſeine erſten Waffenthaten rühmlich zu beſtehen. — Bei der Belagerung von Peſth wagte bei einem Ausfall der Türken er nebſt ſeinem getreuen Diener Reibiſch ſich ſo weit vor, daß ſein Gefolge ihn aus dem Geſicht verlor, er aber übte ſich beim Losſchlagen und Stechen auf etliche Türken dermaßen, daß er durch Brechung ſeines Sattelgurtes zur Erde fiel, da denn die Türken ihr Beſtes an ihm verſuchten, ſo daß nur die edelſte Aufopferung ſeines Dieners, der das Leben für ihn ließ, ihn rettete. — Bald führten die deutſchen Fürſten, unter dieſen auch Moritz, ihre Truppen zurück. — Ueber ſeinen perſönlichen Antheil an dieſem fruchtloſen Feldzug äußerte ſich der Herzog gegen den Ritter von Taubenheym, wenn man bei der Beſtürmung von Peſth „einem jungen Narren gefolgt, hätte es ſonder Zweifel beſſer gerathen und zugehen ſollen,“ er habe, berichtete er, in vier Gefechten, die er mit den Türken gehalten, ihnen ſtets obgeſiegt. —

Seit dieſem Türkenzuge des Herzogs ſteigerte ſich die Theilnahme, welche das Haus Habsburg für ihn zu hegen ſchien. — Entweder zu Ende des Jahres 1542 oder zu Anfang des folgenden hatten Karl und Ferdinand wegen des aufs Neue zwiſchen dem Kaiſer und Franz I. von Frankreich ausgebrochenen Krieges auch mit Moritz Verhandlungen angeknüpft. — Während der ſchmalkaldiſche Bund durch ſchlaffe und uneinige Oppoſition ſich das Spiel verdarb, verlangte Moritz als Lohn für ſeinen dem Kaiſer zu leiſtenden Beiſtand vom Kaiſer die Zuſtimmung zu ſeinen reformatoriſch-politiſchen Abſichten.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

21. August. № 44. 1841.

Langenn „Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen."

(Fortsetzung.)

Durch Gustav von Karlowitz, den Vetter des schon mehrmals erwähnten Georg von Karlowitz, erbietet Moritz sich, dem Kaiser einstweilen, dafern es verlangt werde, selbst ohne Entgeld zu dienen, mit der Bedingung jedoch, daß die festzustellenden Summen auf die Stifter Magdeburg und Halberstadt verschrieben würden, und daß auf Verwendung des Kaisers Bischof und Domcapitel ihn zu einem von dem Kaiser verordneten Schutzherrn annähmen. In Bezug auf die Bisthümer Meißen und Merseburg aber befahl er Karlowitz, sich zu bemühen, daß der Kaiser dem Herzog und seinen Erben die beiden Stifter, Merseburg und Meißen (letzteres mit Beeinträchtigung der mitberechtigten Ansprüche seines Vetters, des Churfürsten), erblich und eigenthümlich verschreibe. Zugleich ließ er Granvella vorstellen, wie er sich seit seinem Regierungsantritt um bessere Anwendung der geistlichen Güter gemüht — er habe offenbar gemerkt, daß bei seiner und seines Vaters Zeit die Lande zur christlichen Religion merkliche Neigung gehabt, und er halte dafür, daß Georg bei längerem Leben solcher Religion halber nicht werde länger aufhalten gekonnt haben, wie denn etliche stattliche Georg's Unterthanen ihr bereits angehangen hätten. — Ein Gleiches sei nun auch in den Stiftern Meißen und Merseburg der Fall: die Bischöfe könnten die Unterthanen nicht abziehen — schickten sich die Prälaten nicht nach apostolischer Lehr und Beispiel, so sei zu besorgen, es werde ein Unfall über sie kommen, ehe dies Moritz als Schutzherr erfahre (10. März 1543).

Während Philipp von Hessen in „faltenloser Offenheit" sich weigerte, am Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen, wenn der Kaiser nicht zuvor sich über die braunschweigischen Händel erkläre, einen ewigen oder 10jährigen Frieden in Religionssachen und Abschaffung des parteiischen Kammergerichts und das Versprechen, nie gegen einen Fürsten oder Stand des deutschen Reichs gebraucht zu werden, zu sichern, zog Moritz den politischen Weg vor, kategorische Vorschriften zu meiden, ehe er sich durch besondere Leistungen ein Recht an dem Mächtigen erworben, ihn an seine Pflichten zu mahnen.

Hatte der Kaiser seine Freude daran, daß er noch solch einen jungen, weidlichen Fürsten im Reich habe, der sich mit Begierde und Lust zu solchen hohen Sachen so wohl anließe, so bewogen ihn und seine Räthe nicht minder politische Gründe dazu, den Herzog zu gewinnen; Granvella wollte damit den Protestirenden zeigen, daß der Kaiser sie und ihre Verwandten eben so gern als die andern zu gebrauchen und sie hervorzuziehen geneigt sei. Wenn aber der Kaiser seinem Ausspruche gemäß, „es sei nicht so viel um die Religion und die Lutherei zu thun, sondern allein darum, daß man auf beiden Seiten die Libertät zu hoch und zu fast suchen wolle," auch Moritz durch Versprechung politischer Vortheile zu seinem willenlosen Organ zu machen gedachte, so war dies ein Grundfehler seines herrschsüchtigen Strebens.

Im October 1543 zog Moritz gegen Frankreich. —

Diplomatisch hatte er eine persönliche Zusammenkunft mit Philipp und den Bundesverwandten zu vermeiden gesucht; dagegen wies er seinen Abgeordneten an, auf dem Reichstag zu Speier 1544 auf einen wenigstens 10jährigen Frieden im Reiche zu dringen und auf solche Bestellung des Rechts, daß die christliche Lehre nicht gehindert werde.

Auch in diesem Kriege ließ der Herzog es an Beweisen kühnen Muthes und großer Tapferkeit nicht fehlen.

Bereits zur Zeit dieses Feldzuges war der Einfluß des Herzogs nach beiden Seiten hin so bedeutend, daß (11. October 1543) in den braunschweigischen Händeln der Kaiser, der es lieber sah, wenn die Sache gütlich beigelegt werde, sich hierin auf Moritz verließ; Moritz, als den Parteien am nächsten gesessen und zum Theil mit Verwandtniß und Freundschaft zugethan, werde, nach Karl's Meinung, der Sache hoch ersprießlich sein. — Ebenso glaubte auch Philipp von Hessen in der Entscheidung dieser Sache durch den Kaiser auf Moritz sich stützen zu müssen. Als aber den auf dem Reichstag zu Worms (10. Juli 1544) getroffenen Bestimmungen zum Trotz Heinrich mit Gewalt sein Land wieder zu nehmen Anstalt traf, nahm Moritz, vermöge der Erbeinigung und dringend aufgefordert von Philipp von Hessen, Theil an dem Zuge gegen Heinrich, auch jetzt noch in der Absicht, die Sache zu sühnen. — Dabei wies er auf die Gefahr hin, welche Deutschland von den Türken her fortwährend drohe: „es wird," so sollte sein Rath Christoph von Karlowitz sprechen, „kein Mensch mit Grunde, Verstand noch mit Wahrheit verneinen, daß deutscher Nation nichts Höheres noch Nothdürftigeres, denn Einigkeit und Frieden." — Auch der Markgraf Johann von Brandenburg, Joachim's II. Bruder und Eidam Heinrich's, Erich von Braunschweig-Kalenberg, sowie Moritzens Schwester Sidonie, Gemahlin Erich's, baten, Moritz möge zu Abwendung Blutvergießens ein Händler sein. — Heinrich von Braunschweig wandte sich an Moritz mit der Bitte, der Herzog möge sich wider ihn nicht bewegen lassen. Als aber am 21. October 1545 Philipp in der Schlacht bei Kalefeld den Bundesverwandten den Sieg über ihren Gegner verschafft hatte, mußte Heinrich mit seinem Sohn Karl Victor trotz des von Seiten Moritzens bis zum letzten Augenblick fortgesetzten Vergleichsversuchs sich dem Landgrafen gefangen geben. — Noch während seiner Gefangenschaft zu Ziegenhayn nimmt Heinrich, des Herzogs „armer Freund"

ſich unterzeichnend und deſſen bisherige Bemühungen dankbar anerkennend, Moritzens Vermittlung in Anſpruch. — Der Landgraf Philipp aber hat ſo wenig Arg in die Aufrichtigkeit der Geſinnung ſeines Schwiegerſohnes, daß er ihn gegen den Churfürſten aufs Eifrigſte in Schutz nimmt, der ſowohl aus Eiferſucht über die von Moritz erſtrebte Schutzherrſchaft über Magdeburg und Halberſtadt, wie aus Mißtrauen in Moritzens religiöſe Geſinnung mit läſtigen Häkeleien nicht nachließ. — Obgleich nicht in der Einung, betheuerte der Landgraf dem Churfürſten, werde Moritz doch gewiß für den Fall der Noth ein ſtattlich tapfer Heer aufſtellen, und beim Handel des Evangelii Leib und Gut dranſetzen. „In Summa," ſchreibt er (13. Mai 1544), „wir befinden nicht anders, denn daß ſeine Liebe ein rechtſchaffen Gemüth hat." — Ebenſo vertheidigte er auch auf der letzten Zuſammenkunft des ſchmalkaldiſchen Bundes (Januar 1546) zu Worms die Aechtheit der Geſinnung Moritzens in Anſehung der Religion.

In dieſem Vertrauen zu Moritzens edlem Sinn und männlicher Thatkraft entwarf der Landgraf einen Plan, deſſen Verhandlungen ſich durch das ganze Jahr 1545 zogen und der, wenn irgend einer, der Erfüllung würdig war. An die Stelle des in hinſterbender Verfaſſung begriffenen ſchmalkaldiſchen Bundes wollte er eine engere Verbindung zwiſchen Heſſen, dem Albertiniſchen und Erneſtiniſchen Sachſen zu Stande bringen. „Heſſen und Sachſen ſeien ein Königreich," ſagte er, „ſtänden ſie beiſammen."

Die Wichtigkeit dieſes Planes wohl erkennend, und die Lage der Dinge durchſchauend, ſchrieb Moritz in Bezug hierauf im Mai 1545 an den Landgrafen die als Zeugniß ſeines proteſtantiſchen Sinnes, ſeines großen Gemüthes und ſeiner politiſchen Einſicht und Weisheit denkwürdigen Worte: „*mit dem Kaiſer ſei*, namentlich auch wegen der kirchlichen Güter, *wenn auch ſchwer, am Ende doch noch eine Ausgleichung zu treffen, der Streit aber zwiſchen Papſt und Proteſtanten über beides, Lehre und Güter, ſei unausgleichbar.* — Hiezu komme die Gefahr der Türken halber, wie es ihm als einem jungen Fürſten ſcheine, die dringendſte; *Vernichtung dieſes gemeinſamen Widerſachers werde manche Pläne der übrigen feindlich Geſinnten ſtören*; auch hoffe er, es werde im Falle des Ausbruchs eines Krieges der größere Theil Deutſchlands für die Sache des Evangeliums auftreten und deſſen Unterdrückung durch den Papſt und deſſen Anhänger nicht dulden — er wenigſtens wolle aus allen Kräften dazu beitragen, denn wenn Churſachſen, der Landgraf und er, der Herzog ſelbſt, alle *ihre Kräfte dazu anwendeten und zuſammenträten, ſo werde Vielen die Luſt, das Evangelium anzugreifen, vergehen*, die geiſtlichen Güter könnten entweder zu dem Türkenkriege oder ſo angewendet werden, daß man den Proteſtanten die Beförderung ihres Selbſtvortheils nicht vorwerfen möge.

„An der Entſcheidung des Churfürſten hing das Schickſal des Vorhabens." Der pietiſtiſch fromme, bürgerlich wackere Johann Friedrich erwiederte auf dieſe Eröffnungen: es wären erſt noch die Streitigkeiten, die er mit Moritz habe, auszutragen; es ſei beſſer, Moritz zum ſchmalkalder Bunde (den er doch bereits ſelbſt ſchon hatte auflöſen wollen) zu bewegen.

„Mit dieſer Wendung der Dinge reifte in Moritz ein anderer Entſchluß." — Da es ihm nicht vergönnt war, die Nation durch Erhebung zu einem großartigen Geſammtintereſſe vor blutiger und vielleicht unheilbarer Entzweiung, in Verbindung mit den leitenden Häuptern der Bewegung, zu bewahren, ſo konnte er nur, auf ſich ſelbſt geſtützt, durch feſtes Anſchließen an die reichs-kaiſerliche Macht und durch gewaltſame Ausdehnung ſeiner fürſtlichen Befugniſſe über den in ſeiner proteſtantiſchen Miſſion mißgeleiteten Zweig ſeines Volksſtammes bei einem nie und unter keiner Bedingung verhehlten Feſthalten an dem Princip ſeines Lebens, dem Werden der Dinge, den Ausgang Gott anheimſtellend, mit männlichem Muthe hilfreiche Hand bieten.

Von dieſem Geſichtspunkt aus iſt das Verhalten des Herzogs zum Kaiſer und zu den Proteſtirenden bis zur mühlberger Schlacht und dem Vertrage von Paſſau aufzufaſſen. —

Von jetzt an ſehen wir den feinen Chriſtoph von Karlowitz durch den ſchon zu Nürnberg Granvella über Moritzens Zug nach Frankreich unterhandelte, als den vertrauteſten, der politiſchen Conjuncturen kundigſten Rath des Herzogs hervortreten. — Aber auch ihn beherrſchte Moritz. — Karlowitz war öſtreichiſch geſinnt, „die Aufgabe, die er ſich geſtellt, war — die Erfindung des ſicherſten Weges für Moritz, für den Fall der unvermeidlichen Reibungen und Kämpfe; die Beförderung der Macht und des Einfluſſes des jungen Herzogs." — Im Januar 1546 hatte das Religionsgeſpräch zu Regensburg begonnen. — Auf die von den Kaiſerlichen eröffneten Bedingungen rief bereits im März der Churfürſt von Sachſen ſeine Abgeordneten zurück, eben ſo bald auch Landgraf Philipp — Moritz gab auch jetzt Karlowitz die Weiſung, Granvella vorzuſtellen, wie der Herzog, „nachdem ein Reichstag bevorſtehe, nichts lieber wolle, denn daß in deutſcher Nation beſtändiger Friede und da es ſein könnte, Vergleichung gemacht werde, damit man ſich deſto ſtattlicher gegen die Türken gefaßt machen könne." — Zu Maſtricht (März 1546) verſicherte Granvella Moritzen durch Karlowitz der günſtigen Geſinnung des Kaiſers. „Der Kaiſer habe von der Zeit an, da er den Herzog erkannt, allewege die gnädige gute Hoffnung und Zuverſicht zu ihm getragen, daß er in der Religion und andern Sachen viel Gutes thun und einen guten Unterhändler und Mittler abgeben könne." — Im Juni 1546 eröffnete Karl den Reichstag zu Regensburg. — Zuvörderſt ließ Moritz durch Karlowitz die Angelegenheit wegen der Stifter Magdeburg und Halberſtadt fort und fort betreiben, „dies wäre der Weg, durch den ihm der Kaiſer ohne allen ſeinen Schaden könnte Gnade erzeigen, und ihm dazu Urſach geben, wie er einen unterthänigen Willen zu dem Kaiſer bisher gehabt, daß er noch einen großen Willen bekommen würde, dem Kaiſer zu dienen." — Ein viel wichtigeres Geſchäft, mit dem Karlowitz beauftragt wurde, war eine beſondere Vereinigung, in welche Moritz und Karl V. zu kommen wünſchte, er ſollte über ein näheres „Verſtändniß" mit Karl, beſonders auch Granvella und Naves Einiges durchblicken laſſen. — Granvella, darauf bereitwillig eingehend, verſichert Karlowitz, zuerſt habe Ferdinand Karl's Gemüth für den Herzog gewonnen. „Kein Fürſt ſei jetziger Zeit, zu dem er ein ſo gut Herz, ſo gnädige Zuverſicht und ſo gutes Vertrauen trage" (Mai 1546), „er habe einen ſolchen heimlichen Verſtand zwiſchen Kaiſer, König und Moritz längſt gern geſehen und halte dafür, daß Karl und Ferdinand dazu nicht werden ungeneigt ſein; doch ſei die

Gegenwart des Herzogs wesentlich nöthig, indem solche Dinge sich nicht über Land ausrichten ließen. „Nicht nur einen gnädigen Kaiser, sondern einen Vater und Freund" werde der Herzog an Karl finden. — Gegen Ende des Monat Mai versammelten sich zu Regensburg mehrere Reichsstände, und Granvella's Nachfragen nach dem Herzog wurden immer dringender. Letzterem wurde hinterbracht, daß Karl sich geäußert, er werde seine Ankunft lieber sehen, „als die sonst sechs anderer Fürsten." — So zog Moritz im Juni 1546 nach Regensburg. Sofort müssen die Besprechungen mit dem Kaiser begonnen haben. Am 19. Juni sah er seinen Wunsch wegen der Stifter Magdeburg und Halberstadt erfüllt. Karl bekannte urkundlich, „daß er den Herzog zum Confirmator, Executor und Schirmer der Stifter Land und Leute bis auf sein, des Kaisers Wohlgefallen geordnet und gegeben." An demselben Tage schloß Moritz mit Karl und Ferdinand den Vertrag, welcher den Herzog in ein besonderes Pflichtverhältniß zu Karl brachte — Karl sicherte dem Herzog ein Provisionsgeld von jährlich 5000 Gulden zu für die Dienste, die er bereits gethan und hinfort zu thun verpflichtet sein solle. Kaiser und König dagegen wollten dem Herzog besten Schutz und Hilfe leisten.

Weit wichtiger aber war der Inhalt des Gesprächs, welches Moritz am 20. Juni mit Karl und Ferdinand im Beisein Granvella's, Komerstadt's und Karlowitzens hatte. „Moritz, heißt es darin, habe für seine Freunde Vorbitte gethan, damit der Kaiser gütliche Handlung leiden möge; es stehe aber die Suchung bei jenem Theil — Moritz möge den Freunden anzeigen, was jetzt die allgemeine Sage sei; nicht die Lande, sondern die verbrechenden und schuldigen Personen — wolle Karl strafen; sollte es dazu und etwas von den Landen an den Kaiser kommen, so wolle sich derselbe dem Herzog gnädig erweisen — sollte Acht oder dergleichen ergehen, so möge jeder zu dem Seinen sehen, wer etwas bekomme, der habe es." Noch an demselben Tag ließ Karl dem Herzog durch den König bekannt machen, „daß, im Fall die Religionssachen nicht völlig verglichen würden, sondern einige Artikel unverglichen blieben, Moritz bis zu weiterer Vergleichung, so wie seine Unterthanen, ungefährdet und ohne Sorgen bleiben möge" — wider die bestimmte Erbeinigung solle Moritz zu thun nicht gehalten sein, eben so wenig wider die Religion, auch solle, so lange Moritz den Vertrag halte, der Schutz über Magdeburg nicht widerrufen werden. —

In dieser festen Stellung, die Moritz somit eingenommen, ließ er sich nun auch nicht irre machen. Wohl erkannte Philipp von Hessen die Gefahr der Protestanten. Man werde, meinte er, unter dem Titel, Friede und Ruhe zu haben, die Evangelischen von zwei Seiten angreifen; — er habe sich besorgt, es werde also zugehen, man werde diesseits zu lange schlafen. — Der Vergewaltigung der freien deutschen Nation gelte die Rüstung, schrieb er seinem Eidam; wäre Hessen und Sachsen heruntergebracht, so würde es an Moritz kommen. — Moritz begann indeß eine Rüstung, zunächst zu Besetzung des eigenen Landes für den Fall des Ausbruchs eines Krieges. — Seine Lage war bedenklich; denn die politische Abwendung des Herzogs von den Bundesverwandten mußte ihn einer doppelten Gefahr aussetzen, einmal im eignen Lande und von seinen Glaubensgenossen verketzert zu werden, anderseits aber ohne Erreichung seines Zweckes in unwürdige Abhängigkeit vom Kaiser und vom König zu gerathen. Jener ging darauf aus, jedwede Opposition niederzudrücken; dieser konnte, da noch viele und ansehnliche Orte der sächsischen Lande böhmisches Lehen waren, für die gleichermaßen dem Kaiser zu leistenden Dienste, denselben Lohn wie der Herzog in Anspruch nehmen.

In den ersten Tagen des Juli 1546 verließen die Botschafter des augsburgischen Bekenntnisses Regensburg.

Am 13. Juli 1546 versammelten sich auf des Herzogs Geheiß die meißner und thüringer Stände, so weit den letzten Moritz gebot. — Auch die Stände theilten die Befürchtungen des Herzogs in Hinsicht auf den römischen König und baten, dieser Gefahr zu begegnen, sei es durch Vergleich und Güte, sei es, daß Moritz mit Wissen seiner Verwandten die Lande, woran ihm die Mitbelehnschaft zustehe, in seine Gewehr (Besitz) bringe. Dem Antrag der Stände auf tröstliche Zusicherung der Religion wegen entsprach Karl V. im Juli 1546. — Noch in demselben Monat kam es zum Ausbruch des verhängnißvollen Kampfes, den man den schmalkaldischen Krieg nennt. Am 20. Juli sprach Karl die Reichsacht gegen den Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen und ihre Helfer aus. „Der Kaiser verletzte durch diese Achtserklärung die Satzung des Reichs und den Eid, mit dem er einst die Wahlcapitulation beschworen; eine gleiche Verletzung hatte er sich durch seinen Bund mit dem Papst vorzuwerfen und eine eben solche endlich durch Einführung fremder Truppen ins Reich." Die Unentschlossenheit Johann Friedrichs und die gelähmte Thatkraft Philipp's von Hessen versäumte die Zeit des Sieges und kehrte die drohende Gefahr aufs eigne Haupt.

Wie richtig unter diesen Umständen die Politik des Herzogs war, bezeugen die Worte Melanchthon's, die er, den zeitherigen Lauf der Dinge berücksichtigend (1. Aug. 1546), an Camerarius richtet: „Ich kann es dem Herzog nicht verdenken, sagt er, daß er die Bundesgenossenschaft von sich gewiesen, er will wahrscheinlich nicht der Trabant von Anführern werden, bei denen er sich vor manchem Verdächtigen hüten muß, und gesetzt, sie siegten, so kann er nicht wünschen, daß nach ihrem Gutdünken der Stand der öffentlichen Sachen oder seines Staates bestimmt werde. Der Ausgang wird ein ganz anderer sein, als die Ankläger des Herzogs denken oder hoffen. Große Veränderung der Dinge steht bevor.

Die seit dem Juli mit Philipp und Johann Friedrich fortgesetzten Unterhandlungen kamen immer darauf zurück: Er der Herzog und die Landschaft würden das Zeitliche dem Ewigen nicht vorsetzen, sie wären entschlossen — sich von der Religion nicht drängen zu lassen; für den Fall aber, daß des Kaisers Rüstungen der Profansachen wegen geschähen, wollte der Herzog mit dem Kaiser Handlung pflegen. — Mit Moritzens Erklärung hielt es auch Markgraf Joachim von Brandenburg. Jene aber blieben dabei, „dem Kaiser sei es nicht um den gemeinen Ungehorsam zu thun, sondern um die Religion; auf des Kaisers Erklärung sei sich nicht zu verlassen." — Wir müssen gestehen, daß die moralische Unmöglichkeit dem Landgrafen und Churfürsten untersagte, sich dem Kaiser, der Richter und Partei zugleich war, auf diesen Vorschlag Preis zu geben, dennoch war es der ein-

zige Weg, der ſie, da die Sache ſo weit gekommen, vor gänzlichem Verderben retten konnte. Moritz aber ſchrieb damals (5. Auguſt 1546) in Bezug auf die ihn verdächtigenden Anſchuldigungen an Eliſabeth von Rochlitz: „er ſolle in Regensburg das Abendmahl unter einer Geſtalt gefeiert und die Religion in ſeinem Lande zu verändern angefangen haben, der böſe Feind feiere nicht, Trennung zu machen an allen Enden; wir wiſſen uns — in unſerm Gewiſſen gegen Gott alſo zu ſtehen, daß wir vor allen können fröhlich bekennen und, ob Gott will, von ſeinem Wort nimmermehr weichen wollen, ſollten wir auch darüber laſſen, was wir an Leib und Gut haben. Wir begehren auch keines andern Gut, können wir aber dabei nicht bleiben noch gelaſſen werden, ſo mögen wir dem Geiſte Gottes darin keine Schuld geben und wollten, daß eines jeden Herz offenbar werde.“

Am 1. Auguſt 1546 übertrug Karl V. dem Herzog Moritz die Vollſtreckung der Acht. Nochmals wurde auch hier verſichert, „es ſolle weder die Religion mit dem Schwerte gedrängt, noch Deutſchlands Freiheit verdrückt werden.“ Dem Herzog wurde anbefohlen, der Aechter Land und Leute, vorzüglich für ſein Intereſſe ſelbſt, einzunehmen, für den Fall der Säumniß und des Ungehorſams Moritzens bei Vollzug der Acht habe er zu erwarten, daß die Länder ungeachtet ſeines Rechts denen bleiben würden, die ſie mittler Weile einnähmen, er aber in die Strafe der Acht ebenfalls fallen werde. — Warnend ſchrieb Eliſabeth von Rochlitz dem Herzog, „das Haus von Oeſtreich hat große Augen und Maul, was es nur ſiehet, das will es haben und freſſen.“ — Auch jetzt noch wandte ſich Moritz, wiewohl vergeblich, an Philipp wegen eines Vergleichs mit dem Kaiſer. Wenn ihm, dem Herzog, gütliche Handlung eingeräumt werde, und er dies Anzeigen der Urſachen nicht erlangt, ſo habe er dann Urſache „vor männiglich zu bekennen, daß es an dem Kaiſer erwunden (ermangelt) und dann wolle er ſich gegen Philipp und Johann Friedrich alſo erklären, daß ſein Gemüth dahin gerichtet, Gott zu geben, was Gottes, ſich von der chriſtlichen Religion nicht drängen zu laſſen, und ſich ſeiner Obrigkeit zu pflegen, wie er in ſeiner Lehnspflicht gelobt und geſchworen habe.“ Noch bemerkt Moritz, obgleich die Fürſten ihm nicht nach altem Gebrauch während ihrer Abweſenheit Gemahlin und Kinder, Land und Leute befohlen, ſo werde er ſich doch deren annehmen, ſo weit er könne. —

Aber wie Moritzens Erbieten ein vergebliches war, ſo auch Philipp's und Johann Friedrich's Ermahnung, Moritz zur Gegenwehr in einen Krieg zu bewegen, den der Kaiſer zu Gunſten des Papſtes führe. „Moritz gedachte Sachſen, als letztes Mittel, durch den Vollzug der durchaus willkürlichen und unbegründeten Aechtung zu retten, Karl aber die proteſtantiſche Macht zu beſiegen.“ — Von den Kanzeln aus erörterten und bewieſen die Prediger, daß des Kaiſers Maßnehmungen Gegenwehr erheiſchten. Der unter dem Volke wachſenden Gährung ſucht Moritz durch die Erklärung eines ſtändiſchen Ausſchuſſes (Ende Auguſt) zu begegnen. Der Kaiſer, hieß es darin, habe die Verſicherung, die Religion nicht drängen zu wollen, ertheilt, es werde demnach gut ſein, die Geiſtlichkeit zu ermahnen, „den Leuten etwas anderes nicht einzubilden,“ auch werde der Herzog der evangeliſchen Lehre Grund auf dem vom Kaiſer verſprochenen, aus allen Nationen zu verſammelnden Concil vortragen laſſen, meine es Karl aber nicht ernſtlich mit jenem Concil, ſo habe er alsdann deſto mehr Fug und Urſach, ſich zum Widerſtand zu ſtellen.

So befand Moritz mitten im Bereich von tauſend Möglichkeiten ſich in der ſchwierigſten Lage. „Wie jetzt gegen Johann Friedrich und Philipp mit Worten geſpielt wurde, wie dieſen beiden Fürſten Dinge ſchuld gegeben wurden, welche entweder nicht gegründet oder bereits abgethan waren, eben ſo konnte Moritz leicht des Kaiſers Mißfallen ſich zuziehen.“ — In dieſer Verlegenheit trat er mit dem Markgrafen Joachim von Brandenburg in eine engere Verbindung, ſich durch Schutz und Trutz einander Troſt und Rückenhalt zu gewähren. — Wiederholt wurde Moritz mit der Vollziehung der Acht gedrängt. — Ferdinand hatte zwiſchen Kadan und Kommothau eine anſehnliche Macht geſammelt, um das ſächſiſche Land damit anzugreifen, allein die Böhmen, die es heimlich mit den evangeliſchen Sachſen hielten, hatten jetzt unzweideutig erklärt, ſich nicht über die Grenze führen zu laſſen. Ferdinand zog deshalb andere Kriegshaufen aus Oeſtreich und Ungarn heran. Anfangs October wurde zu Prag mit Moritz unterhandelt. Moritz ließ dem König widerrathen, anzugreifen, der Winter ſei nahe, der Churfürſt noch mächtig, das Landvolk gänzlich ihm ergeben, ſowohl in ſeinen eignen, als auch in des Herzogs Landestheilen, die Lage des böhmiſchen Reichs ſei durch Gebirg und Land geſichert, nicht ſo die Lande des Herzogs, welche mit denen des Churfürſten untermiſcht ſeien — was der Herzog dazu thun könne, daß der ganze Krieg vertragen werde und verbleibe, dazu wolle er ſich erbieten. — Doch Ferdinand drang auf Fortſetzung des angefangenen Werkes und zuletzt wurde ein Vertrag beſchloſſen, welcher die beiderſeitigen Rüſtungen und den Angriff durch Herzog Moritz nach demjenigen Ferdinand's beſtimmte, ſo daß letzterer die böhmiſchen Lehnſtücke einnehmen ſollte. — Auch jetzt noch (11. October) ließ Eliſabeth mit Bitten nicht nach, Moritz möge die Freunde nicht verlaſſen, es ſei immer die Praktik des Hauſes Oeſtreich geweſen, die Fürſten uneins zu machen, darum, ſo meint die herzhafte Fürſtin, „merkt Euch die Sach, glaubt nicht allen Geiſtern, denn ich ſchreib aus keinem Kalbskopf.“ — Zu derſelben Zeit ſchrieb Moritz an Philipp, er möge ſich's nicht verdrießen laſſen, ob er ſich gegen den Kaiſer etwas demüthigen müßte, und zu eben dieſen friedlichen Mitteln ſollte er den Churfürſten zu bewegen ſuchen, er (der Herzog) begehre die Lande nicht, ſuche nur deren Ehre und Wohlfahrt, habe nicht gefährlicher Weiſe bis jetzt ſtill geſeſſen, könne aber die ſächſiſchen Länder in fremde Hand nicht kommen laſſen. — Auf die dem Churfürſten durch den Landgrafen eröffnete Erklärung des Herzogs, daß er nicht nach des Churfürſten Lande trachte, ließ Johann Friedrich durch Philipp dem Herzog ſein Wohlgefallen bezeigen, und daß er ſich darauf gänzlich verlaſſe. — (Giengen 20. October).

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

23. August. № 45. 1841.

Langenn „Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen.“

(Fortsetzung.)

Am 14. October schloß nach vielfältiger Unterhandlung Herzog Moritz mit Ferdinand von Böhmen, mit Vermeidung der von den Böhmen vorgeschlagenen Theilung der Länder des Churfürsten in zwei gleiche Theile, einen, die gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten für den Fall der Einnahme dieser Länder bestimmenden Vertrag ab. Der Angriff sollte von des Herzogs Seite binnen sechs Tagen, erst von der Zeit an geschehen, wo Ferdinand des Aechters Lande berühre (27. October). Endlich wurde auch im Lager bei Sundheim Moritz vom Kaiser die Chur mit den dazu angehörigen Landen und Würden übertragen, durch urkundlichen Rechtsschein, durch den die legitime aber willkürliche Macht sich selbst die Hände band. — Ferdinand hatte den Angriff der churfürstlichen Lande auf den 22. October festgesetzt. Zu eben derselben Zeit äußerte man sich gegen den Herzog: nähme, während er säumte, ein Dritter Johann Friedrich's Länder ein, so würde diese Besitznahme zugleich das Recht auf Innebehaltung der Länder geben. — Auch jetzt noch hörte Moritz nicht auf mit Versuchen, den Churfürsten und Landgrafen zu gütlicher Handlung zu bewegen; jenem schrieb er, dafern derselbe mit dem Kaiser zu Vertrag gelange, so wolle er sich gegen ihn und seinen Sohn durch die Landschaft „der Gebühr und Billigkeit,“ behandeln lassen, und an demselben Tage äußert er sich gegen den Landgrafen wie folgt: „wir sind zu unserm Fürnehmen vornehmlich deshalb bewegt, daß die gemeingten Lande nicht verderbet und wir des Kaisers Ungnade auf uns nicht laden, gleichwohl sind wir geneigt, so viel in all unserm Vermögen ist, Einigkeit zu rathen und zu fördern — denn diese Sache muß, wie andere, einmal ihre Endschaft nehmen, die jetzt etwas ungewißlich ist und auf welchem Wege solche Endschaft fallen möchte, die Sorge des türkischen Erbfeindes ist nicht erledigt, und möchte ihm weiter jetzt Raum gelassen werden, auch seinethalben ein solcher Ausgang erfolgen, daß man sich jetzt nicht befährt, deß mag man aus den Historien Exempel haben, und wiewohl Einige sein mögen, die keine Hoffnung haben, daß die vorstehende höchste Gefahr deutscher Nation vertragen werde, so sind wir doch der Meinung nicht, sondern halten es dafür, wo die Affecte hintangesetzt und der Handel recht bedacht, es möchten Wege zu dem Vertrage und Handlung aller Zwiespalt gefunden werden.“ — Und bei eben dieser Gelegenheit sprach auch der Herzog seine weise, durch Glaubensduldung über seine Zeit ihn erhebende Einsicht über den wahren Grund der Zerwürfnisse in Betreff der religiösen Angelegenheiten aus: „Es sollte ein allgemeines Concilium, war sein Vorschlag, auch von den Protestirenden beschickt werden, mit der Anweisung, für die zu sendenden Gelehrten, sich zu vergleichen, so weit es mit Gottes Wort und gutem Gewissen geschehen könne. Wenn über das Abendmahl, die Rechtfertigung, Winkelmesse, Priesterehe ein vollständiger Vergleich nicht erlangt werde, so solle man die Dinge auf ein anderweit Concilium verschieben, einstweilen der eine Theil den andern nicht schimpflich halten oder verachten der unvergleichlichen Artikel wegen; ein beständiger Frieden solle im Reiche aufgerichtet werden. Ueber die Bisthumsgüter wollte der Herzog ebenfalls die Entscheidung des Concils gelten lassen; bei den Klostergütern schlug Moritz als Grundsatz die Verwendung derselben zu milden Sachen vor, endlich sollte das Kammergericht bestellt werden, damit am Recht kein Mangel sei. Schließlich fügt er hinzu, etwa noch hinterstellige Profansachen möchte man der Endschaft zuführen, dann aber beharrliche Hilfe gegen die Türken beschließen. Dies alles werde er fördern, denn wir wollen mit Gott bezeugen, daß wir es gut gemeint und noch, und versehen uns gänzlich, die Kaiserliche Majestät werde uns mit ihrer Erklärung nicht scheren.“ — Moritz nahm nun bis zu Ende des Jahres die Länder Johann Friedrich's ein. „Nirgends waltete bei den Churfürstlichen ein das Ganze beherrschender Wille, Alles war vereinzelt, Muth und Vertrauen sanken, die Feigheit fand in oft hohlen Gerüchten Entschuldigung. — Elisabeth von Rochlitz schrieb dem Churfürsten (11. November): „Die Männer hier im Lande sind gar verzagt, welches uns nicht gefällt, und sind die Weiber schier beherzter, als die Männer, die sich wehren sollten.“ Gegen den Herzog aber wurde der Unwille laut im Palast wie in der Hütte. — Des Churfürsten Gemahlin Sibylle beschwor ihren Gemahl heimzukehren, „Herzog Moritz sei gar toll und thöricht, habe ihnen alle Freundschaft abgesagt, wolle Land und Leute verderben, aber es werde, wie sie hoffe, ihm widerfahren, was Absolon geschehen, der seinen Vater auch aus dem Lande getrieben.“ Auf das Volk wirkten die Prädikanten ein, den Herzog des Papismus verdächtigend: muthig erklärten sie zu Leipzig, sie würden nicht aufhören, gegen den Kaiser für die Verbündeten zu beten, — zwei Parteien ständen vor Augen, die eine habe bisher ob dem Evangelio gehalten, die andere habe es zu verfolgen befohlen; Christus sage: wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich, wer nicht einsammelt, der zerstreuet, das leide kein Glossiren noch Täuschen. — Ueber dieses Treiben bemerkte der ruhige Melanchthon (Jan. 1547): „an dem Hof zu Wittenberg sei Niemand, vor dem man

eine gemäßigte Meinung äußern könne, alles sei voll des nichtigsten Verdachts, er habe oft zur Mäßigung gerathen, nun werde es zu spät sein von Ablegung der Waffen und von Mäßigung zu predigen, da der Macedonier aufgehört habe, den Frieden zu vermitteln." Von Seiten der Kaiserlichen erregte es Mißfallen, daß Moritz noch immer den churfürstlichen Titel nicht führe, „wenn der Herzog getreuem Rath folgte und den Titel führte, schrieb deshalb der böhmische Vicekanzler an Moritz, so wüßten sich Freund und Feind besser zu halten." So standen die Sachen, als Alles durch die unerwartete, unzeitige Dazwischenkunft Johann Friedrich's eine entscheidende Wendung nahm: — denn immer standen die Verbündeten auch im Feldlager von Giengen dem Kaiser noch mächtig gegenüber; da übernahm Johann Friedrich den Zug gegen Moritz, hastig und uneingedenk der Hauptzwecke nur mit Rücksicht auf Rettung des eignen Landes. Gegen die von ihm abgefallene Landschaft fuhr er mit einem heftigen Manifeste los; eben so leidenschaftlich äußerte er sich über Moritz gegen Elisabeth, die ihm antwortet: „solch Schreiben habe zwischen fürstliche Personen kein gut Ansehen, — gehöre mehr alten Weibern und Badenmägden u. dgl. zu, die das Schwert im Maul führten."

Was Johann Friedrich aufrecht erhielt, war die passive Standhaftigkeit seines Glaubens an die Gerechtigkeit seiner Sache: „weil wir gewiß sind," schrieb er, „daß des Kaisers Kriegsrüstung wider uns, allein um des seligmachenden Wortes Gottes willen und sonst keiner andern Ursache halber vorgenommen wird, so hoffen wir zu seiner Allmächtigkeit, er werde sein Wort neben uns gnädig schützen, daß sie und andere müssen zu scheitern gehen, darauf wir uns verlassen, und nicht auf große Macht und Gewalt, auf Güter und andere Wollust." — Um dieses Glaubens willen wurde Johann Friedrich von seiner Partei als ein von Gott auserwähltes Rüstzeug angesehen, Moritz dagegen von den meisten gehaßt, nicht beurtheilt. — Leicht eroberte daher Johann Friedrich seine Staaten wieder. Hans Walther, Buchdruckerherr in Wittenberg, nannte in einem, von Moritzen's Leuten aufgefangenen Briefe den Herzog „einen Verräther Deutschlands mit seinen Husaren, die künftigen Sommer die Türken ins Land bringen würden."

Bis zum Jahr 1546 hatten Viele noch Hoffnungen auf den Kaiser gesetzt, es lag die Zeit nicht fern, wo man gesagt, „Karl sei ein frommer Kaiser, der ja alle Sachen gern gut sähe, das ärgste sei, daß er mit so viel Bischöfen, Mönchen und Pfaffen gehütet würde." Diese Meinung hatte sich im Jahr 1546 ganz gegen Karl gewendet. Wegen der grausamen, Vernunft, Recht und Religion gleich hohnsprechenden Glaubensgerichte in den Niederlanden nannte man ihn den „Metzger von Holland." — Und mit ihm, dem wranniſchen Spanier, war Moritz der Sachse vereint. — Moritz gerieth in nicht geringe Gefahr, „bereits am 9. Januar stand Johann Friedrich mit Heeresmacht vor Leipzig." Vergebens wandte er sich an Ferdinand, ihn um Hilfe ersuchend. „Der Feind mehrte sich täglich und der gemeine Mann lief ihm zu." Dem mit Johann Friedrich verbündeten Magdeburg zogen die Stadt Erfurt und die Grafen des Harzes zu. Auch die Städte Goslar, Hildesheim, Hannover, Hamburg und andere brachten Volk gegen Moritz auf und man äußerte sich, „wenn gleich Churfürst Johann Friedrich nicht vorhanden, so würde man allein Moritz verjagen." Indessen kam durch Ferdinand's Vermittlung und Karlowitzen's Unterhandlungen ein Bündniß mit Albrecht von Brandenburg-Kulmbach zu Stande (Januar 1547).

Gleichzeitig versuchte mehre Mal Moritz durch Komerstadt bei Ferdinand eine Aussöhnung des Landgrafen mit dem Kaiser zu bewirken. — Unermüdlich und mit unerschöpflicher Mannskraft tritt in jenen Tagen der 26jährige Moritz uns vor das Auge. Er kämpfte jetzt für den eignen Heerd. Bald finden wir ihn in Chemnitz, bald in Zwickau und daſiger Gegend, selten lange an ein und demselben Ort.

Ende Januar zieht Albrecht von Brandenburg heran, und um dieselbe Zeit hob Johann Friedrich die Belagerung vor Leipzig auf. — Statt den Krieg geregelt zu führen, ließ Johann Friedrich das Land verwüsten und besonders an dem in Moritzen's Dienste stehenden Adel Rache üben; Moritz dagegen, um die Meinung gegen sich nicht noch mehr aufzuregen, hielt bei schweren Strafen auf die strengste Mannszucht, so daß die Anführer seiner Truppen sich rühmen konnten, es werde keiner sich zu beklagen haben, „daß ihm ohne Ursache ein Huhn genommen worden sei." — Am 2. März erfocht der Churfürst bei Rochlitz einen Sieg über den Markgrafen Albrecht, welcher selbst mit dem größten Theil seiner Mannschaft gefangen wurde. Die Churfürstin Sibylle zog aus diesem Vorfall den gewissen Schluß, daß Gott nun auch Moritz zu Handen ihres Gemahls kommen lassen müsse. Moritz werde gewiß in Trümmer gehen, ob Gott wolle, so werde er eines bösen Todes sterben, denn, schloß sie, unser Gott ist ein wunderlicher Mann, ihm werde sie Tag und Nacht in den Ohren liegen, sie wolle, daß Moritz der Donner und der Blitz zerschlüge. —

Das harte Schicksal der Gefangenschaft und des effectiven Verlustes seiner Lande, die nunmehr Moritzen anheim fielen, traf den Churfürsten selbst am 24. April 1547 in der Schlacht von Mühlberg.

Mit dieser auf dem mühlberger Schlachtfelde herbeigeführten Wendung der Dinge tritt der Churfürst Moritz zu den handelnden Personen, durch die sich der weltgeschichtliche Kampf der Entwicklung des deutschen Volksgeistes vollzog, in eine durchaus neue, den vordersten Platz einnehmende Stellung ein. Was er dem Kaiser zu Regensburg versprochen, hatte er gehalten. Zu einer Zeit, wo durch die noch nicht abgeschlossen auseinander getretenen religiösen Gegensätze die auf unparteiischer Rechtlichkeit ruhenden Grundlagen des nationalen Rechtszustandes zerrüttet waren, hatte die allein noch geltende Autorität, die mit der Macht bekleidete, im Namen des Gesetzes handelnde, Majestät ihn den Herzog zum Strafvollstrecker der dem Vorgeben nach nicht religiösen Opposition ernannt. Dadurch war der Herzog in den Besitz der in ihrer religiösen und berechtigten Opposition mißgeleiteten Lande des Churfürsten gelangt. Hatte der Kaiser in seiner Ansicht über den Widerstand der Protestanten Recht, war es auch Moritz nur um die Befriedigung des Egoismus, der eignen Machtvergrößerung zu thun, so hatte er das Ziel seiner Thaten erreicht. War es ihm aber Ernst damit, den hohen Ansprüchen der Zeit Genüge zu leisten, so mußte sich dies sofort aus der Stellung ergeben, die er der ihn schützenden Macht gegenüber einnehmen würde. — Es kann nicht eindringlich genug daran erinnert werden, daß die von Moritz bezweckte religiöse Einigung Deutschlands durchaus nichts Illusorisches in sich

trug. Denn ſo ſehr entſprach die reformatoriſche Tendenz dem innerſten Bedürfniß der Deutſchen, daß, wie wir wiſſen, unter Maximilian II. neun Zehntel der Nation der evangeliſchen Lehre zugerechnet wurden. Es kam alſo hauptſächlich nur darauf an, den Widerſtand des Reichsoberhaupts zu dämpfen. Dieſelbe unermüdliche Thätigkeit, die Moritz bisher entwickelt hatte, um durch gütliche Handlung mit den Verbündeten eine die Exiſtenz des Proteſtantismus gefährdende, blutige Entſcheidung zu vermeiden, ſehen wir ihn auch jetzt in ſeiner Taktik gegen den Kaiſer befolgen. Ein großer Geiſt fühlt die Zukunft voraus, die Niemand ſehen kann. Das unendlich ſchwer und langſam bis zum entſchiedenen Willen und zur Kühnheit der That ſich klar werdende Volksbewußtſein will in der Erreichung ſeines Ziels erſt alle Chancen der friedlichen Möglichkeiten durchprobiren, ehe der Moment des Handelns zu vollkommener Reife gedeiht. In dieſem klugen und weiſen ſich Entwickelnlaſſen der Dinge liegt die ungebrochene Seelenſtärke Moritzen's, die ihn aller Kräfte des Reichs mächtig werden und über den Kaiſer triumphiren ließ.

Auch der Landgraf mußte Moritzen's Ueberlegenheit in der Politik anerkennen. Schon bei Giengen that er das Gelübde, „nie mehr in ſolcher Verbindung zu Felde zu ziehen." Moritz that für ſeinen Schwiegervater, was in ſeinen Kräften ſtand. Dieſer ſchrieb ihm, als er die Nachricht vom Siege bei Mühlberg erhalten hatte: „wir zweifeln an Euer Liebe als unſerm treuen Freunde nicht, Ihr werdet unſer halben mit Fleiß handeln," doch für den Fall, daß er mit dem Aeußerſten, was er leiſten könne, nicht Gnade finde, wolle er ſich alſo wehren, daß man mit ihm noch ein Jahr ſolle zu ſchaffen haben; auch für Johann Friedrich bat er ſeinen Schwiegerſohn ſich zu verwenden, — „ob es wohl der Churfürſt gegen Moritz nicht verdient haben möchte," ſind ſeine Worte, „ſo wolle es doch Gott belohnen, der da ſpreche, man ſolle vergeben und er wolle uns wieder vergeben."

Alsbald trat in der Behandlung des Landgrafen ſelbſt die Veranlaſſung hervor, in der die divergirenden Tendenzen des Kaiſers und Moritzen's ihren perſönlichen Anhalt fanden: die berüchtigte Gefangennehmung Philipp's von Heſſen, durch die Philipp ſich betrogen ſah, die Churfürſten Moritz und Joachim aber in dem Heiligſten was es giebt, der Bürgſchaft des Worts, verhöhnt wurden. „Mit beſtem Gewiſſen konnten beide, Moritz und Joachim, verſichern, daß ſie beim Biſchof von Arras das ihnen und dem Landgrafen Bevorſtehende nicht mit dem mindeſten Worte gemerkt." —

In dem ſofort beginnenden Kampfe zwiſchen dem Kaiſer und dem Churfürſten Moritz rollt ſich uns das merkwürdige Schauſpiel auf, wie gerade dieſelben Mittel, deren der Kaiſer ſich bedient, eine unumſchränkte Herrſchaft im deutſchen Reiche aufzurichten, dazu dienen müſſen, den Churfürſten, der geſchehen läßt, was er nicht ändern kann, damit er nichts verſäumt, was ihm förderlich iſt, dem Siege zuzuführen. Dieſe Mittel waren vornehmlich: die Einführung des die Proteſtanten verletzenden, die Katholiken nicht befriedigenden Interim; die tyranniſche Behandlung des Landgrafen Philipp und die Beeinträchtigung der Rechte und Anſprüche des römiſchen Königs Ferdinand und ſeines Sohnes Maximilian zu Gunſten des ſpaniſchen Philipp.

Der Kaiſer faßte den Plan, wenn auch noch nicht der Erblichkeit der Kaiſerwürde, doch der Uebertragung derſelben zugleich mit der Krone Spaniens auf ſeinen Sohn Philipp. Was er beabſichtigte, ſollte offenbar werden auf dem Reichstage zu Augsburg (Sept. 1547). Karl kam nach Augsburg, umgeben von ſpaniſchem Kriegsvolk. Unmittelbar nach dem Einzug nahm er die Kathedrale für den katholiſchen Gottesdienſt in Beſchlag, der darin mit großer Pracht wieder eröffnet wurde. Das war die Einleitung der beabſichtigten, völligen Verwiſchung des augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes und der Zurückbringung der geiſtlichen Güter an die Kirche. Die Freigebung des Landgrafen wollte der Kaiſer durch den Verrath an der Religion erkaufen laſſen. „So viel des Landgrafen Erledigung betrifft," ſchrieb Dr. Komerſtadt an Moritz (22. Nov. 1547), „verzieht ſich's länger denn wir alle gemeint oder zuvorgeſehen, vielleicht will man durch ſolch Aufhalten etwas erlangen, daß aber in der Religion Aenderung ſolle gemacht, oder die geiſtlichen Güter wiedererſtattet werden, ſei den Unterthanen keine Folge." — Bereits im Mai wurde Moritz vom Landgrafen gemahnt, daß er für den Fall der Nichterfüllung der ihm von Sachſen und Brandenburg verbürgten Freiheit ſich nach Caſſel zu ſtellen verſprochen habe. Nicht weniger eindringlich ſprachen zu ihm die Statthalter und Räthe zu Caſſel. Im Juli erfolgte die erſte Einmahnung des Churfürſten nach Caſſel von Seiten der Söhne des Landgrafen. Um dieſelbe Zeit ſchrieb Philipp von Bamberg aus an Moritz: „wir wiſſen euch nicht zu bergen, wie wir je länger je mehr mit Leibesblödigkeit beladen, und ſorgen, wo unſere Sachen nicht zu anderen Wegen gerichtet, daß es uns an unſerem Leib und Vernunft zu unwiederbringlichem Nachtheil gelangen werde." — Jetzt wendeten ſich Moritz und Joachim mittelſt einer Geſandtſchaft an den König Ferdinand: ſollte der Landgraf über die Worte der Capitulation, welche Ferdinand ſelbſt in Verbindung mit Moritz eingeleitet hatte, gefänglich gehalten werden, ſo wäre dies der deutſchen Nation „fremdlich zu erfahren." Ferdinand verſprach ſich für die Ausgleichung der Mißverſtändniſſe zu verwenden, und namentlich ſeinen Sohn Maximilian mit den Geſchäften zu beauftragen. Aber keine Verwendung half. Philipp's Gefängniß wurde immer härter, Karl's Zorn gegen den Landgrafen wollte ſich nicht ſühnen, und der letztere hörte nicht auf, auf die perſönliche Einſtellung Moritzen's in Caſſel zu dringen. Die Wirkung des Unwillens, den der Kaiſer gegen Philipp hegte, mit tapferer Offenheit, die dem Verlangen ähnlicher iſt, als der Bitte, zu bekämpfen, ſchien Moritz nicht gelegen zu ſein. Unwillig ſchrieb Philipp (17. Nov. 1547), „daß euer Liebe, wie etliche denken, auf ihre eignen Sachen ſehen und keinen Zorn und keinen Unwillen bei etlichen verdienen wollen, damit wird uns nicht geholfen, und euer Liebe kommen in ſolch Geſchrei, das ſie ewiglich nicht auslöſchen und das in die Hiſtorien geſchrieben wird." Philipp verlangte, Moritz ſolle vor dem Kaiſer einen Fußfall thun (25. Nov.). Aber das perſönliche Erſcheinen Moritzen's und Joachim's vor Karl (26. Nov.), wobei ſie ihn an ſein ihnen nach der Gefangennehmung gegebenes Verſprechen erinnerten, Philipp nach der Erfüllung der Capitulation frei zu laſſen, konnte nicht einmal auch nur eine Linderung des traurigen Gefängniſſes Philipp's bewirken.

Bereits im Januar 1548 ließ Karl beim Reichstage die Einleitungen zu dem einſtweiligen Glaubensvergleiche, zu der „Glaubenstyrannei" des Interim machen. Der Chur-

fürſt Joachim ſchmiegte ſich. Am wenigſten mochte Karl einen Widerſpruch des ihm ſo ſehr ergebenen Moritz vorausſetzen. Moritz aber berief ſich nach Mittheilung des Interim auf eine mit den Ständen ſeiner Lande und mit den ſächſiſchen Gottesgelehrten nothwendig zu haltende Rückſprache: „es ſei dies eine Sache, die das Heil der Seele, das Gewiſſen, den guten Namen und die Unterthanen betreffe;“ wenn man noch weiter in ihn dränge, erklärte er, werde er Augsburg verlaſſen. — Seine Räthe ermahnte Moritz wegen unbedeutender Sachen zur Nachgiebigkeit; den bei weitem wichtigſten Antheil nahmen Melanchthon und Komerſtadt. Komerſtadt beſchied die Gottesgelehrten nach Celle und trug bei Moritz darauf an, auch einige Männer von der Landſchaft mitziehen zu laſſen — „und ſtehet in Wahrheit die Sache in deutſchen Landen, ſonderlich in dieſen Landen alſo,“ das ſind ſeine Worte, „daß es gut, auch noth iſt, daß man mit Rath und Willen der Leute handelt, ſonderlich den Gelehrten und Vornehmſten von der Landſchaft. Mir gefallen nicht verworrene noch unverſtändliche Händel, ſondern was klar und richtig iſt; die Händel ſind groß und wichtig.“ Demnach beſprachen ſich Georg von Karlowitz, Melchior Oſſe, Schleinitz und Andere mit den Theologen zu Celle. Auf den 1. Juli wurden etliche der Landſchaft und der Gelehrten aus eben den Gründen nach Meißen beſtellt. — Moritz befahl dem Dr. Fachs bei der Landſchaft zu erwähnen, wie der Churfürſt den Kaiſer an die von ihm auch den Ständen gegebene Zuſage erinnert, und daß er, obgleich der Kaiſer begehrt, „der Churfürſt möchte gleich anderen Fürſten das Interim annehmen,“ erklärt habe, „er könne der Stände ſich nicht bemächtigen und die gethane Zuſage überſchreiten.“ — Melanchthon und Cruciger ſprachen ſich in ihrem Gutachten gegen das Interim aus, denn „würden die Leute irre, ſo würden ſie aller Religion fremd.“ — Bei einer den 22. und 23. Auguſt zu Pegau gehaltenen Berathung ermahnte Moritz die Räthe, den Gelehrten zu Gemüthe zu führen, ſie ſollten bedenken, welches beſſer ſei: „in Allem, was ohne Verletzung des göttlichen Wortes geſchehen könne, zu weichen,“ oder „die Dinge auf die Wege eines Krieges zu ſetzen, dadurch endlich die ganze Religion verdrückt und gedämpft werden könnte.“ Aber Moritz bemühte ſich vergeblich, die Sache zu beider Theile Genüge zu vergleichen.

Auf die Zumuthung Sebaſtian's, Churfürſten zu Mainz, der Churfürſt möge ſeine Unterthanen wieder in die allgemeine chriſtliche Kirche treten laſſen, antwortete er (1. Dec. 1548): „nie ſei es ſeine Meinung geweſen, ſich von der allgemeinen chriſtlichen Kirche zu trennen, die auf Chriſtus, den Sohn Gottes, und auf die heilige Schrift gegründet ſei.“ Auch der König Ferdinand ermahnte Moritz, gleich Andern in Betreff des Interims Gehorſam zu leiſten: „denn weil dieſer Wurm vorhanden, ſei kein Friede zu hoffen.“ Der Churfürſt Joachim von Brandenburg glaubte den Widerſtand des Volks lediglich den Theologen beimeſſen zu dürfen; „ſtände es bei ihnen,“ ſchrieb er Moritz, „ſo würde die Elbe nicht Waſſers genug haben, Moritz darin zu erſäufen.“ Aber Moritz erwog, das Staatsrecht ſeines Landes ehrend, wie ſchwer, wie unthunlich es ſei, in Religionsſachen vom Throne aus tiefgreifende Normen zu geben und ſcheute ſich nicht, dem Kaiſer gegenüber an rechtsgiltige Verſprechungen zu mahnen. Zum Unglück „ſtanden nur wenig ausgezeichnete Männer über den Parteien.“ Dahin gehörte auch der verkannte, von ſeinen Glaubensgenoſſen verketzerte Melanchthon, der in einem Schreiben an Moritz ſich äußerte: „es würden die Päpſtlichen durch ſolche Uneinigkeit (der Proteſtirenden) ſelbſt geſtärkt, die ungeſtümen Leute ſollten bedenken, daß auch er zu dieſer Kirche gehöre, es ſei ein neu Papſtthum, was ſie aufrichten wollten.“ Die öffentliche Meinung ſprach ſich immer mehr gegen das Interim aus, und wenn auch Joachim die Stadt Nürnberg zur Annahme deſſelben bewog, ſo konnte er gleichwohl in ſeinen eigenen Landen dies nicht erreichen; ein Prediger in Altlandsberg warf vor Agricola's Augen das Interim ins Feuer. — Johann Friedrich behielt trotz harter Haft den Muth zu erklären: er könne von den Grundſätzen, die er früher vertheidigt, nicht abweichen. Er zog die ſittliche Freiheit der Beendigung ſeiner Gefangenſchaft vor. — Die Stadt Magdeburg beharrte auf ihrem Sinn, und ſtand gewappnet dem Kaiſer gegenüber. —

Als Moritz und Joachim Augsburg verließen, da ſchien dem Landgrafen die letzte tröſtliche Hoffnung zu ſchwinden. — Neuer Trübſinn erfaßte ihn, als er erfuhr, wie der Kaiſer mit ihm den Rhein hinab nach den Niederlanden ziehen wolle. Wirklich wurde er dahin gebracht und Moritzen's Beauftragter in Brüſſel gab dem Churfürſten die Nachricht, „der Landgraf zerreiße ſeine Kleider, ſchelte die Spanier, die ihn bewachten, Schelme über Schelme, und möchte ſie gern verurſachen, daß einer ein Schwert durch ihn geſtoßen; es ſei nicht anders zu denken, daß, wenn er noch nicht von Sinnen ſei, er doch bald davon kommen werde; obwohl ſich der Churfürſt ſolcher Nachricht nicht freuen könne, ſo ſei es doch beſſer, er wiſſe ſie in der Zeit.“ Die Capitulation war erfüllt, die heſſiſchen Feſtungen waren faſt gänzlich zertrümmert, aber nun verlangte der Kaiſer die Einführung des Interim, „es werde dies dem Kaiſer zu Gefallen und dem Fürſten zu Gutem gereichen.“ Jetzt ſuchte Moritz durch Philipp, des Kaiſers Sohn, auf dieſen einzuwirken: „der Kaiſer möge um ſeines geliebten Sohnes Fürbitte willen, mit Gnaden in die Sache ſehen, auch betrachten den Ruhm, den der junge Philipp in deutſcher Nation dadurch erlangen werde“ (17. März 1549). Der Churfürſt reiſte Philipp bis Venedig und Mailand entgegen, um ihn für ſeines Schwiegervaters Angelegenheit zu gewinnen. Bei dieſer Gelegenheit war es, daß Kram von Brüſſel aus Komerſtadt meldete: „Aus Italien ſchreibt man grandia, was dem Churfürſten für Ehre zu Venedig und Mailand beſchehen, er habe,“ ſchreibt er weiter, „Briefe geſehen, worin der Herzog zu Venedig Gott danke, daß Moritz bei ſeiner Regierung dorthin gekommen“ (2. April 1549). — Doch auch dieſe Hoffnung wurde gänzlich niedergeſchlagen, auf die wiederholte Einmahnung der Söhne des Landgrafen aber erwiederte Moritz: „keine Reiſe zu Waſſer und zu Lande ſolle ihm auf dieſer Welt zu ſchwer ſein, um den Landgrafen zu befreien, Unmögliches könne er nicht bewirken, eine Einſtellung zu Caſſel werde zu nichts führen, ihm aber unendlich ſchaden.“

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

24. Auguſt. № 46. 1841.

Langenn „Moritz, Herzog und Churfürſt zu Sachſen.“

(Fortſetzung.)

Karl ſuchte indeß ſeinen Lieblingsplan, dem ſpaniſchen Philipp die Nachfolge in Deutſchland zu verſchaffen, der Erfüllung näher zu bringen. Aber Karl's V. Politik ſtand in grellem Mißverhältniſſe zu den in Deutſchland vorhandenen und bereits in Wirkſamkeit tretenden Kräften. Schon am 3. Februar 1548 ſchrieb der franzöſiſche Geſandte zu Brüſſel ſeinem Hof von der Möglichkeit einer großen Vereinigung aller Deutſchen zum Schutze ihres geſammten Vaterlandes; dies beſtätigte ſich immer mehr. Im folgenden Jahre hatte der franzöſiſche Geſandte die Ueberzeugung, daß weder die Katholiſchen noch die Evangeliſchen ſich der Anſichten und Pläne des Kaiſers freuten, und daß deſſen Bruder Ferdinand ſich wohl hüten werde, ſeine und der Seinen Zukunft dem ſpaniſchen Philipp aufzuopfern.

Auf einem Reichstage zu Augsburg, den Karl im Sommer des Jahres 1550, wo er mit ſeinem Sohne Philipp erſchien, angeſetzt hatte, ſollte Wichtiges vollbracht werden. Schon vor anderthalb Jahren hatte Karl dem Herzog Friedrich von Liegnitz „Paß und Förderungsbriefe“ nach Spanien, wohin dieſer eine Luſtreiſe machen wollte, verweigert. Karl's Umgebungen äußerten, der Kaiſer fürchte, der Herzog von Liegnitz „wolle den Erzherzog auf deutſch helfen abrichten.“ — Philipp ſtieß durch ſtolzes Weſen die Fürſten und das Volk von ſich ab, Maximilian war im Reiche beliebt.

Vor Allem lag dem Kaiſer an der Gegenwart der beiden Häupter der Proteſtanten, Moritz und Joachim auf dem Reichstage; ſie konnten am meiſten ſeine Abſichten unterſtützen. Der dringenden Einmahnungen von Seiten der Söhne des Landgrafen glaubte er ſie durch eine abſolutiſtiſche Abſolution überheben zu können; ſie aber erklärten: „es ſei durch andere Wege als durch Philipp's Freilaſſung ihre Ehre, Treue und gutes Gerücht nicht zu erhalten“ (19. März 1550). — Zu Jüterbogk hatte Moritz mit Joachim ſich darüber vereinigt, „ehrenhalber könne von den beiden Fürſten der Reichstag in eigener Perſon nicht beſucht werden, bevor der Kaiſer Philipp geledigt habe.“ Durch Melchior von Oſſe aber ließ Moritz auf dieſem Reichstage, dem erſten, den er ſeit Belehnung mit der Chur beſchickte, in Betreff eines allgemeinen chriſtlichen Concils auf eine rechtſchaffene Reformation dringen, „die nicht allein die irrenden Glieder, ſondern auch das Haupt betreffe, und nicht allein auf die äußerliche Disciplin, den Schein und den Wandel, ſondern auch auf rechtſchaffene chriſtliche Lehr und Gebote gerichtet werde; was chriſtlich und recht, werde Moritz nicht fechten, was aber Gottes Wort zuwider, darein könne er nicht willigen“ (18. Juni 1550). — Da Magdeburg noch nicht bezwungen war, ſo entlehnten Moritz und Joachim auch daher Gründe zu ihrer Entſchuldigung. Wilhelm von Heſſen fand in dem Wegbleiben der beiden Bürgen vom Reichstage das noch einzige Rettungsmittel zur Befreiung ſeines Vaters. Selbſt den Quellen der Ereigniſſe naheſtehende Männer glaubten, daß Moritzen's Furcht vor der Politik des Kaiſers, hinſichtlich des fürſtlichen Gefangenen, ſich doch am Ende werde in Alles fügen müſſen, was Karl begehrte. „Die geiſtlichen Churfürſten,“ ſchrieb Marillac dem König Heinrich, „ſind alle auf des Kaiſers Seite, und Moritz iſt gezwungen, eben ſo zu handeln, wegen des Herzogs zu Sachſen, deſſen Freilaſſung zu ſeinem Verderben er fürchtet“ (29. Juli 1550).

Aber auch das geſpannte Verhältniß des Kaiſers mit ſeinem Bruder Ferdinand und deſſen Sohn Maximilian war bald in gewiſſen Kreiſen kein Geheimniß mehr. Marillac bemerkte ſchon 1549, daß Ferdinand die Stände zum Theil mit Geld zu gewinnen ſuchte. — Mit Maximilian war Moritz in nicht gleichgiltigen Briefwechſel getreten. Durch Karlowitz läßt er ihn verſichern, „Maximilian wiſſe, wozu ſich Moritz gegen ihn mehrmals mündlich und ſchriftlich erboten, dies habe er in kein Vergeſſen geſtellt, werde auch deſſen künftig eingedenk ſein, dem jederzeit treulich nachſetzen und ſich gegen Maximilian ſo verhalten, daß er ſpüren ſolle, der Churfürſt ſei ſein treuer und beſtändiger Freund“ (3. Dec. 1550).

Bei dieſer Lage der Dinge mußte Moritz auf offenen Widerſtand bedacht ſein. Magdeburg und Frankreich, der unterdrückte Glaube und die Eiferſucht auf die habsburgiſche Macht gaben die Anhaltspunkte. „Karl ſelbſt und ſeine Rathgeber arbeiteten an die Heranbildung deſſen, was Frankreich wünſchte, in unbegreiflicher Verblendung.“ — Schon ehe Karl V. kurz nach der Schlacht von Mühlberg die Acht gegen Magdeburg ausſprach, hatte Moritz, vermöge der Schutzherrlichkeit von Magdeburg und Halberſtadt, eine Aufforderung an die Stadt erlaſſen, ſich ihm zu übergeben. Standhaft wies es dieſelbe zurück. Magdeburg war zu jener Zeit der thätige Vertreter nicht bloß proteſtantiſchen, ſondern auch deutſchen Weſens: was die „Rathmänner und Innungsmeiſter“ der alten Stadt ſprachen und thaten, wurde mehr und mehr der Ausdruck der öffentlichen Stimme, man ſollte erkennen, daß es noch „alte, beſtändige, deutſche Herzen und Gemüther gäbe, denen Gottes Wort, ihr Vaterland und Freiheit lieb wären.“ — Im Januar 1548 hatte auch Herzog Heinrich der Jüngere von Braunſchweig Moritz erſucht, ſich den Magdeburgern entgegen zu ſtellen, als ſie das Stiftsland ſchädigten, unter Anderm das Kloſter Ham-

mersleuben, unweit dem braunschweigischen Schlosse Schöningen, geplündert und die am Altar stehenden Mönche niedergeschlagen hatten (10. Aug. 1548). — Moritz zögerte; ein Krieg sei gefährlich, gab er vor. Einen einseitigen Krieg Magdeburgs hielt er für strafwürdig, aber er schonte der Extravaganzen; noch war es nicht an der Zeit; er wartete den Moment ab, die Leitung des Widerstandes in seine Hand zu bringen. „Dem Reichsrecht sei genügt," erklärte er, „wenn man mit den Geächteten nichts zu schaffen habe, und ihnen nichts zugehen lasse. Dies sei alter Brauch im Reiche, einen neuen einzuführen, wolle bedenklich sein" (19. Oct. 1549). — Fast ein Jahr später schrieb Moritz seiner Gemahlin Agnes (1. Oct. 1550): „er hoffe, das Präludium vor Magdeburg solle ihn entnehmen, daß er nicht den Reichstag besuchen dürfe," die Unterhaltung des Kriegsvolks koste ihm nichts, sondern es seien eitel Pfaffengulden, wolle der Kaiser sie (die Truppen) ferner haben, werde man ihnen wohl Geld geben; „in Summa," heißt es am Ende des Briefes, „ich will diesen Winter bei Dir bleiben, und wollen mit einander Birnen braten, und wenn sie zischen, so wollen wir sie ausnehmen, und wollen mit Gottes Hülfe ein gutes Mütlein haben." — Endlich wurde auch vom Reichstage beschlossen, Moritz von Kaisers und Reichswegen den Oberbefehl zu übertragen. — Der Churfürst wußte, in wie zweideutigem Lichte sein Feldherrnamt gegen Magdeburg ihn dem protestantischen Theile nothwendig erscheinen ließ; darum erklärte er durch seinen Sendboten auf einem in Lüneburg gehaltenen Tage den daselbst anwesenden Ständen: „er sei von jeher bedacht gewesen, dem Unfrieden im Reiche zu steuern," um Deutschland gegen den Erbfeind der Christenheit stark zu machen; auch mit Magdeburg habe er Ausgleichung gesucht; bei dem reinen Worte Gottes wolle er bleiben bis zur Grube; in seinem Lande sähe man keinen Mißbrauch, nur christliche Ceremonieen würden geübt; wegen des Interim habe er sich und seine Lande zu nichts verpflichtet; durch die Mißberichte der Magdeburger sollten sich die Fürsten nicht irren lassen. Als Ursachen seines Auftretens gegen die Stadt gab er „die Schmierbücher an, die Reime, Lieder und feindlichen Einfälle in seine Lande, deren sich Magdeburg schuldig gemacht" (13. Nov. 1550).

„Während so Moritz theils in seinem Lande, theils vor Magdeburg beschäftigt war, reiften die Dinge auf dem Reichstage den Verwicklungen entgegen, deren Lösung dem Churfürsten bald anheim fallen sollte." — Noch vor Beginn des Reichstages war Moritz durch einen seiner Räthe von der Meinung unterrichtet worden, welche am Hofe des Kaisers herrschte. „Man habe sich verlauten lassen," schrieb unter anderm Kram an Komerstadt (20. Febr. 1549), „es werde in deutschen Landen nicht gut werden, es griffe denn der Kaiser den deutschen Fürsten baß in die Würfel — es sei besser, daß Deutschland einen Herrn, denn so viele Tyrannen habe, die schier nichts mehr könnten, denn die Leute mit Schlagen und Jagen plagen, und sich gar keiner Sache mit Ernst annähmen." Zu Augsburg zerschlugen in der protestantischen Kirche zu St. Veit die Spanier den Predigtstuhl und alle übrigen Geräthschaften. — Besonders klagte man über die spanische Geistlichkeit. „Wollte Gott," heißt es in einem damaligen Berichte, „es wären ein wenig mehr Stände, die des Gemüths in den ersten beiden Artikeln (Concil und Interim) wie Churfürst Moritz, aber weil der meiste Theil im Reichsrathe und in des Kaisers Rath Pfaffen sind, so heult ein Wolf wie der andere; darum ist wohl Gott zu bitten, daß seine Allmächtigkeit ihre milde Hand nicht abziehe; ich habe," sagt der Berichterstatter mit besonderer Hinsicht auf die Spanier, „zuvor nicht gewußt, daß die Pfaffen so große Pracht treiben" (17. Aug. 1550). — Auch entging diesen Spaniern nicht, wessen sie sich vor Moritz zu befürchten hätten. „Weil sich Moritz jetziger Zeit," so sprachen sie, „und nach den Victorien des Kaisers bereits so ungehorsam erzeige, so meine Letzterer, daß er, da der Churfürst und seine Unterthanen alle lutherisch, zu demselben endlich nicht viel Besseres, denn zu Johann Friedrich sich zu versehen habe" (Brief Kram's, Augsburg den 22. Aug. 1550). — Auch Ferdinand hatte gewarnt „vor der heißen, kolerischen Natur des sächsischen Churfürsten, der sich vielleicht auf andere, neue Dinge wenden möchte."

Unter dem Schutze des Feldherrnamtes entschuldigte sich Moritz fortwährend wegen seines Nichterscheinens beim Kaiser. Als indeß die von Heideck und Volrad von Mansfeld geführten, zuerst von den Seestädten und dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg zusammengebrachten Kriegshaufen den Frieden bedrohten, zog er ihnen gen Verden entgegen und schlug sie (Jan. 1551). — Dadurch zufrieden gestellt, sprachen die Spanier: „Duca Mauritio sei der beste und nützlichste Diener, den der Kaiser und Reich hätten." — Zusehends war Magdeburgs Anhang im Wachsen. Markgraf Hans von Brandenburg und die Seestädte hielten zu ihnen; auch Mansfeld wendete allen Fleiß an, sie aufzuwiegeln. „Es lasse sich," schrieb Krakau an Georg von Karlowitz, „eine große Empörung erwarten, wo der Kaiser nicht zuvor komme." Diese Opposition war Ferdinand nichts weniger als ungelegen. Der römische König, wird Heinrich II. gemeldet, weiß nicht nur Alles, was die Minister seines Bruders gethan haben mögen, rückgängig zu machen, er stört auch ihr Vorhaben, so daß die Churfürsten zu nichts geneigt sind, worin er nicht willigt. Maximilian aber benahm sich so vernünftig, vorsichtig und beständig in der Wahlsache, „daß es," wie Karlowitz berichtet (1. Jan. 1551), „nicht wohl zu glauben sei, wie in einem so jungen Könige solches habe stecken können; in nichts habe er weichen wollen, was dem Vaterlande zum Nachtheil sein könne." — Auf die hierbin bezüglichen Verhandlungen des Churfürsten mit Maximilian ließ dieser durch Karlowitz erwiedern: „er halte den Churfürsten für seinen besten und liebsten Freund, den er auf der Welt habe, es werde ihm lieb sein, dies durch die That zu beweisen" (11. März 1551).

Damals war es, wo nach den mißglückten Versuchen zu seiner Befreiung der unglückliche Landgraf, dieser edle deutsche Fürst, jene berüchtigten Mißhandlungen erdulden mußte. Man sperrte ihn in ein nur zehn Schuh langes Behältniß, dessen Fenster vernagelt und nur einmal geöffnet wurden, als ein armer Spanier, der Philipp gefällig gewesen, durch die Spieße gejagt wurde; dies sollte letzterer sehen. „Der Kaiser," schrieb Granvella, „erkenne es sehr wohl, daß der Hauptmann den Landgrafen so kurz halte, und daß man die Fenster verschlossen habe, die nur einmal geöffnet worden um das Schauspiel des Padillo — so hieß der Unglückliche — zu zeigen." — Philipp ließ seinen Schwiegersohn bitten, Moritz möge ihn nicht elend verderben lassen, er wolle

ihm mit ſeinem Blut und dem geringen Gut, was ihm bleiben werde, folgen.

„Nun mochte nur wenig noch fehlen, daß Moritz das Haupt einer feindlichen Vereinigung wurde.“ Die Landgrafen zu Heſſen, Moritzens Schwäger, waren aus den natürlichſten Gründen Karl feindlich geſinnt. Der Markgraf Johann von Brandenburg, des Churfürſten Joachim Bruder, gleich Moritz Anhänger Karl's, hatte ſich von dem Kaiſer gewendet, aus Beſorgniß für die Sache des Proteſtantismus. — Zudem glaubte man auf die Bereitwilligkeit der Seeſtädte, der Herzöge von Pommern, des Herzogs in Preußen, und namentlich auf die Herzöge von Mecklenburg rechnen zu dürfen, denn alle hatten mehr oder minder regen Antheil an dem Schickſal Magdeburgs gezeigt und Moritz ſollte dies ſelbſt dem Kaiſer nicht verhehlt haben, als er fürchtete, es möchte ein allgemeiner Kriegsbrand in Deutſchland ausbrechen, den er eben ſo ſehr zu vermeiden wünſchte, wie ihm die peinliche Lage, in der er ſich befand, läſtig ward. — Auch die katholiſchen Stände konnten nicht ohne Beſorgniß ſein wegen ihrer reichsrechtlichen Stellung, und ſelbſt hinſichtlich der Religionsangelegenheiten hatte Karl V. eben ſo wenig die Katholiken, wie die Proteſtanten befriedigt; die vorherrſchende Weiſe der Spanier gefiel auch den deutſchen Katholiſchen nicht.

Schon im Jahre 1550, eben zu Anfange der förmlichen Belagerung Magdeburgs, ſchrieb Moritz den Heſſen: „er wolle noch viele gute Leute an den Tanz bringen, ſein Name müſſe aber verſchwiegen bleiben, er müſſe laviren wie er könne, komme es aber zum Beſchluß, ſo werde er Hals und Bart daran ſetzen; auf den Reichstag werde er nicht eilen, bis er höre, wo alle Wind hinweheten.“ —

Im Februar des Jahres 1551 hatte Moritz mit dem klugen, unternehmenden Johann von Brandenburg eine Zuſammenkunft zu Dresden. Beide wechſelten gegenſeitige Verpflichtungsurkunden und Bekenntniſſe aus. Moritz erklärte unter Anderm — treu bleiben zu wollen dem augsburgiſchen Bekenntniſſe, nie in das trienter Concil zu willigen; ſich mit andern Fürſten einzulaſſen zum Schutz des Vaterlandes und der Religion, dem Kaiſer den Dienſt aufzuſchreiben und ſich in keine weitere Verpflichtung beim Kaiſer und beim Könige zu begeben — den König von Böhmen wollte man nicht angreifen, ſondern nur vertheidigungsweiſe verfahren. — Beim Beginn dieſer Handlung, da man ſich „lang geehrt ums Anfangen,“ ſuchte Moritz die Bedenken des Markgrafen Hans zu heben durch die Entſchuldigung, „daß er des Kaiſers Diener ſei,“ und frug den Markgrafen, ob er wohl wiſſe, „welch ein ſchwer Vogel es ſei, und daß überhaupt der Handel ſchwer.“ — Man war zuletzt darüber einverſtanden, daß das Unternehmen auf die Freiheit (die Selbſtändigkeit des Reichs), auf die Religion und auf die Befreiung der beiden gefangenen Fürſten bezogen werden ſolle. An Frankreichs ſtarker Hülfe zweifelte man nicht. — Von jetzt an begann man mit denen, auf deren Hülfe man rechnete, in nähere, dringendere Unterhandlungen zu treten. Chriſtoph von Karlowitz wurde weder jetzt, noch ſpäter bei der Sache zu Rathe gezogen.

Nach der für Philipp hoffnungsloſen Beendigung des Reichstages zu Augsburg befahl er ſelbſt ſeinen Söhnen (14. Febr. 1551), die zwei Churfürſten zum Inhalten zu bringen. Hierauf erklärte Wilhelm von Heſſen dem Churfürſten: „der ganze Handel ſtehe auf zwei Wegen, entweder Leib und Gut oder die Ehre in Gefährlichkeit zu ſetzen (27. April 1551); wer ein Biedermann, der werde hierunter zu küren wiſſen; alſo wollten auch wir thun, es krache gleich Rippe oder Bauch darüber.“ — „Eher des Himmels Einfall hätten ſie ſich verſehen,“ ließen Moritz und Joachim dem König Ferdinand vorſtellen, „denn daß ihre, dem Kaiſer geleiſtete treue Dienſte ſo wenig bedacht und angeſehen werden ſollten.“ Die Capitulation ſelbſt, die Philipp eingegangen, ſetze nicht einen gefangenen, ſondern regierenden Fürſten voraus (Sept. 1551).

Bereits hatte Moritz zur Ausführung ſeines Planes Anſtalten getroffen. Delitſch, Bitterfeld, Borna, Eilenburg, Altenburg waren heimliche Rüſtſtätten zu ſeinem Zwecke (Jan. 1550). Im Mai des Jahres 1551 wurde Reifenberg nebſt den Rheingrafen Philipp und Georg von Reckrode nach Frankreich geſendet, um das beabſichtigte Bündniß mit Heinrich II. zu betreiben. Dieſes nothgedrungene Bündniß mit dem frechen Franzoſen und die Einleitungen dazu nennt der Verf. „ekelerregend.“ Immerhin; doch kann Ref. nicht, wie der Verf., Moritz einen Vorwurf daraus machen; die Schuld fällt auf den Kaiſer zurück. Moritz opferte drei Städte des Reichs, „da nicht deutſch geſprochen werde,“ um die deutſche Freiheit zu retten; eine mittelbare Folge von der, Deutſchland zerreißenden, ſpaniſchen Politik Karl's V. war, daß in den nächſten Jahren drei deutſche Länder, Liv-, Eſth- und Kurland dem Reich verluſtig gingen, nachdem ſchon früher Preußen von Polen abhängig geworden war. — Im October 1551 trafen Moritz, ſein Bruder Auguſt, Johann von Brandenburg, mit Berückſichtigung Albrecht's von Preußen und Heinrich's von Mecklenburg, ſowie Johann Albrecht zu Lochau, unweit des Feldes bei Mühlberg, nähere Verabredungen zur Ausführung eines ſchon im Mai deſſelben Jahres zu Torgau geſchloſſenen Bundes. — Die Zeit des Angriffs wurde auf des Königs von Frankreich Entſchließung geſetzt. Mit Magdeburg verſprach Moritz alſo Vertrag zu treffen, „daß die Stadt bei der augsburgiſchen Confeſſion bleiben, und ihm wegen der Gerechtigkeiten, Güter und Freiheiten, trotz der ausgeſprochenen Confiscation, billig ewig Dank ſagen ſolle.“ Gleichzeitig wurde auf dem Jagdſchloſſe Friedewalde in Heſſen zwiſchen dem Churfürſten nebſt ſeinen Verbündeten und Heinrich II. durch ſeinen Geſandten de Freſſe ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich geſchloſſen und im Jan. 1552 von dem Könige durch Eid und Unterſchrift vollzogen. Im December 1551 thaten die beiden Churfürſten von Brandenburg und Sachſen, in Verbindung mit Dänemark, Pfalz, Zweibrücken, Baiern, Baden, Wirtemberg und Mecklenburg, durch Geſandte die letzte Vorbitte für die gefangenen Fürſten bei Karl V. zu Insbruck. Auch diesmal antwortete der Kaiſer ausweichend; noch immer erwartete er des Churfürſten Moritz Ankunft am kaiſerlichen Hofe.

Um jene Zeit hatte Moritz die Belagerung von Magdeburg beendigt. „Das war der erſte Schritt von der Rüſtung des Krieges wider Karl zum Ausbruch deſſelben.“ Moritz war die Seele der Kriegsunternehmungen. Vor allen Dingen, war ſeine Meinung, „müſſe dem Kaiſer durch einen kühnen Schlag die Reputation im Reiche abgezogen werden.“ Italien ſollte ein Hauptvereinigungspunkt mit der franzöſiſchen Macht ſein. Dabei gedachte Moritz dem

Kaiſer ſeinen beſten Anhang und ſeine Kraft im Reiche, die Pfaffen und wer ihm ſonſt beifällig, abzuziehen und in der Fürſten Verpflichtung zu nehmen. Angelegentlich bat Moritz, die Religion und Freiheit Aller zu ſchonen, „die Dinge ſeien ſo zu unterſcheiden und zu richten, niemanden möge Urſach gegeben werden, ſich wider die Fürſten aufzulehnen.“ — Karl blieb nicht ungewarnt, aber die tollen und vollen Deutſchen, ſoll er auf Alba's Warnung erwidert haben, beſitzen kein Geſchick zu ſolchen liſten Ränken, und über Moritz ſprach er ſich bei anderer Gelegenheit aus: „wie er ſich billig zu ihm nichts, denn alles Gehorſams und Gutes verſähe,“ etwas Anderes würde bei deutſchen Fürſten unerhört ſein. Maria, verwittwete Königin von Ungarn und Schweſter des Kaiſers, äußerte: „man wiſſe wohl, womit Moritz umgehe, aber dem ſolle Rath werden, komme der Churfürſt, ſo werde man ihn beim Kopfe halten, und dann mit den Heſſen bald fertig werden.“

Als der Reichstag beendigt war, blieb die Angelegenheit des Concils zu Trient Gegenſtand der Betheiligung für den Papſt, den Kaiſer, für Moritz und Frankreich. Der franzöſiſche Agent ſagte ſeinem Könige: „der Churfürſt will ein freies, unabhängiges Concil, deutet alſo dadurch an, daß jeder bis zum Altflicker und Schuſter zugelaſſen werden müſſe, was ſoviel heißt, den endlichen Schluß der Verſammlung bis zum jüngſten Gericht zu vertagen.“ — —

Auf das kundwerdende Gerücht deſſen, was im Werke war, ſchrieb Melanchthon an Moritz, er möge bedenken, was es heiße, „ein gefaßtes Reich mit Chur- und Fürſten in einen Haufen werfen.“ Auch Ferdinand ließ durch ſeinen Kanzler, Heinrich von Blauen, Moritz vom Unternehmen gegen den Kaiſer abmahnen; dieſem erwiderte Moritz: Ferdinand und ſein Sohn Maximilian würden immer einen treuen Freund an ihm haben.

Moritz brach auf. Noch von Torgau ſchrieb er an Ferdinand: „fünf ganzer Jahre habe ich mich bemüht, ſolches zu wenden, alſo daß zu Gott ich verhoffe, ich werde bei euch deß entſchuldigt ſein und bei allen Ehrliebenden unſchuldig des Unheils, das hieraus erfolgen möchte; und in einem Manifeſte, das der Welt den Anfang der Kriegshandlung verkündete, erklärten die verbündeten Fürſten, „unter dem Scheine der geſpaltenen Religion habe der Gegner ſeine Domination, Nutz und Gewalt durchzuſetzen geſucht; man könne es den Fürſten nicht verdenken, wenn ſie mit dem Munde und der Fauſt trachteten zur Abwendung ſolcher Bedrängniß der Gewiſſen.“ Wegen der Gefangenhaltung des Landgrafen wurde erklärt: „man wolle lieber Noth und Tod leiden, denn ſolche Infamie und Unbilligkeit länger anſehen.“ Als den dritten Punkt bezeichneten die Fürſten die Beſchwerden des Reichs deutſcher Nation. Sie hätten den gegenwärtigen elenden Zuſtand des ſehr geliebten Vaterlandes mit angeſehen, wie gegen den Eid des Kaiſers die Deutſchen mit fremdem Kriegsvolke überzogen worden, wie ihre Rechte und Sicherheit gekränkt, wie man die deutſche Nation in unerträgliche, viehiſche, erbliche Servitut, Joch und Dienſtbarkeit bringen wollen. Sie hätten demnach ein Herz und Mannheit geſchöpft, um das Vaterland von jener Dienſtbarkeit zu erretten.“ „Was auf Reichstagen nicht mehr geſagt werden durfte, wurde jetzt mit der Kriegstrompete dem deutſchen Volke verkündet.“

(Schluß folgt.)

Skizzen und Erinnerungen aus Algier und Algerien, von Auguſt Jäger, Verfaſſer des Deutſchen in Paris, des Deutſchen in London u. ſ. w. Leipzig, 1840. Verlag von Fritzſche.

Während die Franzoſenfreſſerei gewiſſer Seits auf höchſt erbauliche Weiſe genährt wird, um uns mit dem Verderblichen auch gegen das Gute, das von Weſten kommen könnte, großmütterlichſt abzuſchließen, muß dem unbefangenen Beobachter jede freundliche, nicht officielle Auskunft willkommen ſein, die uns über jene freiheitsmuthige Nation gegeben wird. Daß ſie die barbariſche Romantik, welche in Algier en gros getrieben wurde, zerſtörte, den Handel des Mittelmeeres ſicherte und auch Afrika der europäiſchen Cultur öffnete, mag die eigennützigen Abſichten, welche die Franzoſen dort verfolgen, leicht aufwiegen. Sie wären auch in der Uneigennützigkeit ſehr zu verdenken, wollten ſie ſich an kosmopolitiſche Abſtracta kehren oder ſich den längern Arm der Waage des europäiſchen Gleichgewichts von ihren polaren Gegnern entwinden laſſen. Mögen ſie die rohe, wilde Freiheit der Beduinen beſchränken und Algier als ein heißes Sibirien für Genies à etrangler benutzen, ſo werden ſie doch dort vielleicht den Vorwurf, welchen ſie ſich aus Amerika holten, als könnten ſie wohl erobern, aber nicht coloniſiren, als ſcheiterte Alles an ihrer Unkenntniß, ihrer Gewohnheit, Alles in Frankreich ſelbſt zu berathen, Alles nach Frankreich beurtheilen und einrichten zu wollen, thatſächlich widerlegen. Kommen die Vortheile erſt ſpät zum Vorſchein, und nicht den Franzoſen zu Gute, ſo doch hoffentlich der Menſchheit.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat unter der Fremdenlegion in Algier gedient und theilt meiſt eigene, ſauer erworbene Erfahrungen, ſubjective Anſchauungen und Erlebniſſe aus der Stadt, dem Lager, aus dem Kampfe und von der Jagd mit, die durchzumachen wohl nicht Jedem behagen möchte, aber einmal durchgemacht und überſtanden viel Intereſſantes haben. In dem, was er über Lebensart und Charakter der wilden und kriegeriſchen Beduinen, namentlich der Kabylen und Handſchuten, über Mann und Roß mittheilt, trägt ein eigenthümliches, oft wahrhaft poetiſches Wüſtengepränge, das uns dieſe Söhne der Berge, einfach in ihren Tugenden und Laſtern, liebgewinnen läßt. Auch manches Portrait von Araberhäuptlingen und franzöſiſchen Chefs ſpricht an. Ueber die Treue können wir nicht urtheilen. Mit Vorliebe ſcheint das 67. Regiment (légion parisienne) geſchildert zu ſein, das nach der Julirevolution errichtet wurde und worin ſich Louis Philipp ein gewiſſes revolutionsſüchtiges Völkchen mit guter Manier vom Halſe zu ſchaffen ſuchte. „Der franzöſiſche Soldat und Fidèle der Invalide“ iſt ein recht hübſches, munteres Genrebild aus dem Zeitleben.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

185

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

25. August. № 47. 1841.

Langenn „Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen."

(Schluß.)

Indeß setzte Moritz seinen Zug über Schweinfurt und Kitzing nach Rotenburg an der Tauber fort. Hier stieß Markgraf Albert mit seinem Kriegsvolk zu ihm. Am 5. April hatten des Churfürsten Truppen Augsburg besetzt. Des Churfürsten erstes Vornehmen war die Wiedereinsetzung der alten Obrigkeit der Stadt und somit die Wiederherstellung der reichsstädtischen Verfassung. — In dieser drohenden Gefahr hatte Karl bei seinem Bruder Ferdinand Hülfe gesucht. Ferdinand aber schreckten die Türken. Er fürchtete, Ungarn möchte türkisch und dann in einem Jahre Schlesien, Böhmen und nachmals alles Uebrige verderbt werden. Karl gestand sich offen, daß sich in Deutschland Niemand für ihn erklären wolle: seine Gegner hätten die Macht, er nicht die Mittel, Geld zu finden. — Um jene Zeit wurde durch die Bemühungen des Burggrafen Heinrich von Plauen ein Gespräch zu Linz zwischen Moritz und Ferdinand verabredet. Am 18. April erreichte der Churfürst Linz, am 19. stellte er Ferdinand seine Bedingungen: Freilassung des Landgrafen, Schutz und Rechtsgewährung für die Bekenner des evangelischen Bekenntnisses und die Abschaffung mancherlei Mängel in des Kaisers Hofregiment. Nicht ausländischen Leuten möchten die Dinge anvertraut werden, nicht solchen, „die den Gebräuchen des heiligen Reichs und der Stände desselben nicht berichtet wären," die vornehmsten Glieder des Reichs seien dadurch „an ihrer Reputation verkleinert und die deutsche Nation an ihrer löblichen, alten Freiheit und Herkommen nicht wenig beschwert und bedrängt worden." — Man vereinigte sich darüber, daß auf einer zweiten Zusammenkunft zu Passau diese Sachen gänzlich beigelegt werden sollten. Einen friedlichen Anstand bis dahin lehnte Moritz ab und versprach nur für eine Waffenruhe vom 11. Mai an möglichst zu sorgen.

„Schon die Hoffnungen aus dem, was Ferdinand zu Linz versprochen, erfüllten Moritz in Wahrheit mit Freude." Am 9. April 1552 schrieb er seiner Gemahlin von den Erbietungen, die man mache, von Zusagen wegen Philipp's und wegen der Religion und der Freiheiten des Reichs: „damit wir Deutschen bei unserer alten, löblichen Freiheit gelassen und nicht den Pfaffen und Spaniern unter den Füßen liegen dürfen." Werde zugesagt, daß dies Alles gehalten, so hege er Hoffnung „zu einem ewigen Frieden in Deutschland, an ihm solle es nicht fehlen, er wolle viel lieber daheim bleiben, denn in der Irre herumstürmen. Kann es nicht sein," fügt der Churfürst bei, „so muß ich es Gott befehlen und handeln, daß ich lieber Vertrag hätt; in Summa, es muß aufs längst in zehn Monaten Fried werden, oder es muß Deutschland zu Grunde gehn."

Als Moritz von Linz zurückkehrte, fand er das Heer bei Gundelfingen. Hier wurde dem kaiserlichen Sendboten der friedliche Anstand nicht eher als vom 26. Mai an verwilligt. Am 10. Mai führte Moritz starke Truppenabtheilungen aus dem Lager bei Gundelfingen gegen die tyroler Alpen, am 18. traf er in der Nähe von Füssen ein, am 19. erstürmte er die ehrenberger Klause. Nur zwei Tagesmärsche war der Churfürst noch von Inspruck. Die unter Reifenberg's Söldnern ausbrechende Meuterei gab dem gichtkranken Kaiser Zeit zur Flucht. „Für solch einen Vogel habe er keinen Käfig," sagte Moritz. — Jetzt trat die Waffenruhe ein. Die Zusicherung der Reichs- und Religionsfreiheiten war Moritzen's That und die Frucht des Vertrages zu Passau. Moritz hatte für und im Namen der Nation gehandelt.

„Zur Zeit Herzogs Moritzen's Anzuges," sagt Lazarus Schwendi, „habe durchaus fast Jedermann im Reich mit ihm heimlich zugestimmt und bei dem Kaiser mit Hülfe und Handbietung nicht zusetzen wollen, daher auf dem Tage zu Passau eine gemeinsame Sache daraus geworden und die Beschwerden Jedermann angenehm und beifällig gewesen."

So hatte Moritz den ersten großen Sieg errungen in dem Kampfe, der die Jahrhunderte erfüllt, in dem Kriege des Protestantismus um die Freiheit des Gedankens.

Moritz selbst ward es nicht vergönnt das Begonnene weiter zu führen, wohl aber das, was er vollbracht, mit dem Tode zu besiegeln. Noch einmal zog er gegen die Türken; dann galt es den letzten Kampf. Schon oftmals hatten Beruf und Pflicht und kühnes Streben ihn feindlich denjenigen entgegentreten lassen, die im Leben ihm am nächsten standen. — Wo in den Krisen der Entwicklung des Völkerlebens große Dinge sich vollziehen, da schließen der allgemeinen Bewegung dämonische Kräfte sich an, und wenn sie bei dem, was ihnen ein Spiel des Zufalls ist, ihre Rechnung nicht finden, suchen sie Rache und Befriedigung der getäuschten Hoffnungen im Losfahren gegen die geordneten Mächte der Welt. Solcher Kräfte bemächtigte der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach sich, der Jugendgefährte und Kampfgenosse des Churfürsten, Karl V. verschmähte es nicht, mit ihm in heimliches Verständniß zu treten. Nichts war sicher, jedes Recht in Frage gestellt. „Ich besorge," klagt ein jener Zeiten Kundiger, „es sei mit diesem Reiche, wie mit allen andern Dingen, fast am Ende." — „Ich will," soll Albrecht gesprochen haben, „meine Seele zu einem Wettstreite zwischen Gott und dem Teufel legen, und der von beiden der Stärkste ist, soll sie haben." — Die Schlacht von Sieversshausen brachte die Entscheidung. — Moritz siegte sterbend, zweiunddreißig Jahre alt.

Wie Luther in ſeinem Jahrhundert der Mann des Wortes war im deutſchen Volk, ſo Moritz, dieſe Cäſarnatur, der Mann der That. Nicht iſt es die Geſinnung allein, die einen Charakter groß macht; auch der andern Hälfte, des Handelns, war Moritz Meiſter. Er kannte den Werth des Geheimniſſes. Streng und milde war er, liebenswürdig und ritterlich, den Freuden des Lebens nicht abhold, nicht minder ſtarrem Feſthalten, wie radicalem Umſturz feind, von hohem Muth beſeelt, die thatenſchaffende Poeſie des Lebens in ſich tragend, Gott und ſich vertrauend, ein hoher und ungebrochener Geiſt, vir invicto et excelso animo. Die Liebe zum Vaterland, zu einem großen und mächtigen Vaterlande, zum deutſchen Glauben und zur deutſchen Freiheit, das war ſein Leben, ſein Kampf, ſein Ruhm und ſein Tod.

Jedes deutſche Gemüth muß dem Verfaſſer dieſes trefflichen Werkes über den ſächſiſchen Moritz zu Danke ſich verpflichtet fühlen. Mit adäquatem Sinn, politiſchem Blick und ergründendem Fleiß, der aus der Maſſe des Stoffes überall bei ächt biographiſcher Detaillirung das Bezeichnende, Vorſtelligmachende und Weſentliche herausliest, hat derſelbe ſeine Aufgabe gelöſt. — Abſichtlich hat Ref. vorzugsweiſe auf die Partieen des Werks aufmerkſam zu machen geſucht, die dem Leſer die Data zur Beurtheilung der Geſinnung und des Charakters des Herzogs und Churfürſten unmittelbar an die Hand geben; er iſt ausführlich geweſen, weil ein Charakter ſich nicht demonſtriren läßt, ſondern hingeſtellt ſein will. — Der demnächſt mit Urkunden erſcheinende zweite Theil wird uns über die innere Regierungsthätigkeit des Herzogs und Churfürſten zu Sachſen Aufſchluß geben. —

Dr. Ernſt Herrmann.

Erinnerungen, Reiſebilder, Phantaſiegemälde und Faſtenpredigten aus den Jahren 1828 bis 1840, von Ernſt von Münch. 1. Theil. Stuttgart 1841. J. F. Caſtſche Buchhandlung.

Dieſer Titel verſpricht gewiß ſchon zur Genüge, daß wir hier eine Lanx satura, ein Ragout, ein Allerlei von bunteſter Miſchung zu erwarten haben. Es iſt daher als reiner Luxus anzuſehen, wenn ſich der Verf. in der Vorerinnerung die Mühe giebt, dies ſeinen Leſern erpreß noch einmal zu verſichern, wie folgt:

Vorerinnerung.

„Unter dieſem Titel (?) erſcheint eine bunte Sammlung von Aufſätzen verſchiedenen Inhalts, welche theils eine Fortſetzung der früher von demſelben Verf. erſchienenen „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien" bilden, theils Berichte über kleinere Reiſen und Touren in verſchiedenen Jahren, theils Phantaſiegemälde, Novellen und biographiſche Skizzen, theils aber Materien und Fragen, betreffend das öffentliche Leben in dem jüngſtverfloſſenen Jahrzehnt, ſo wie Gegenwart und Zukunft des teutſchen Vaterlands in ſich begreifen wird." — In der That viel auf einmal.

Dieſer Paſſus mag zugleich eine Probe von dem Styl des Hrn. von Münch geben, der durch geſchwätzige Breite und ſaloppe Nachläſſigkeit die ſchlimmen Folgen einer immenſen litterariſchen Betriebſamkeit aufzeigt, in welcher ſich der Verf. dreiſt den berufenſten Vielſchreibern aller Zeiten ſchon jetzt (er iſt erſt im Anfange der Vierzig) an die Seite ſtellen kann. Denn Hr. Münch hat, wenn dem löſchpapiernen Brockhauſiſchen Unſterblichkeitstempel zu trauen iſt, bereits weit mehr Bände an's Licht geſtellt, als er Jahre zählt, Broſchüren, Zeitſchriften und Zeitungsartikel gar nicht gerechnet; ſo daß das Horaziſche nonum prematur in annum, auf ihn angewendet, überſetzt werden müßte: neun Bücher auf ein Jahr. Bei ſolcher Buchmacherei lernt ſich aber nach und nach ſelbſt über nichts Worte machen, wie jener oben mit Gänſefüßen bezeichnete Anfang der Vorerinnerung deutlich zeigt. Nachdem er nun in dieſem ausführlich dargethan und auseinandergeſetzt, daß er in dieſem Buche allerhand durcheinander geworfen und ſich an keine Form gebunden, ſchärft er im zweiten Perioden daſſelbe noch einmal ein, wie folgt: „Man hat ſich hier nicht ſtreng an die Form gebunden („man hat ſich" — welche unausſtehliche Ziererei!), ſondern, ſo wie durch einen leicht verbindenden Ideengang die Gegenſtände ſich aneinander reiht, Hiſtoriſches, Statiſtiſches und Politiſches mitgetheilt."

Wozu in aller Welt neben der ſtyliſtiſchen auch noch dieſe ſachliche Ziererei, die uns glauben machen will, zwiſchen des Verf. Reiſeberichten, Spuk- und Zaubergeſchichten, und ſeinen politiſchen Mittheilungen ſchlinge ſich „ein leicht verbindender Ideengang," wo doch nur das Verſchiedenartigſte planlos zuſammengewürfelt iſt. Wir geben den Inhalt dieſes erſten Bandes mit den Worten des Verf.: „Der erſte Band enthält einen Ausflug nach Karlsruhe, mit Schilderung des Bemerkenswertheſten daſelbſt, und Reminiscenzen an frühere Ausflüge dahin; ſodann das politiſche Leben des Verf. in den Niederlanden von 1828 bis 1830, die Urlaubsreiſe in letzterem Jahr nach der Heimath und die während dieſer Epiſode verfaßte Biographie des berühmten Troubadours Sordello." Begleiten wir ihn ein Stück Wegs in das Buch hinein.

Auf einem ſchlechten „taxiſchen" Poſtwagen, bei dem der Verf. „immer vergleichende Betrachtungen über das trefflich geregelte preußiſche und badiſche Poſtweſen, ſo wie an die Verdienſte der Herren von Nagler und Fahnenberg anſtellte, gelangt er S. 4 nach Karlsruhe, und nach mancherlei Betrachtungen über das Ausſehen der Gaſthöfe am frühen Morgen, über modernes Reiſen, Eiſenbahnen und Dampfwagen finden wir ihn auf S. 6 „bei ſeinem vieljährigen Gönner Alexander Stiefbold, dem wackern Beſitzer (ein „wackrer" Beſitzer!) des comfortablen Engliſchen Hofes, etablirt. Da ſeine meiſten näheren Freunde auf Reiſen oder in Bädern, und die Ständeverſammlung — („welche eine Art Kurſaal bildet, in welchem Kopfkranke manchen guten Schluck, wenn auch bittern und ſchnell durchdringenden Schwefelwaſſers, zu verkoſten bekommen können") — „leider mit Gegenſtänden ohne allgemeines Intereſſe beſchäftigt" war, ſo ſtöberte er in ſeinem Koffer nach anderweitiger Geiſtesnahrung herum, mit der er ſich „reichlich bepackt hatte." Eine Erholungsferienreiſe mit einem Koffer voll Bücher! Doch weiter. — Da fällt ihm denn gleich zuerſt die von dem Orientaliſten v. Chézy herausgegebene erotiſche Anthologie des indiſchen Dichters Amaroû in die Hände, und flugs „glaubt er dem Publicum, welches Vernunft annimmt," kein beſſeres Geſchenk machen zu können, als wenn er dieſe Liebeslieder in Proſa überſetzt, wobei er jedoch be-

merkt, daß „für kranke Mägen und zwitſchernde (?) Augen dieſe Liebeslieder etwas gefährlich und darum gleich von vorn herein ungeleſen in die Bibliothek zu ſtellen ſeien.“ Wir haben beiläufig in der ganzen Sammlung ſo wenig oder gar nichts gefunden, was die obige Warnung rechtfertigen konnte, daß es uns nur um ſo unbegreiflicher iſt, wenn der Verf. S. 28 hinzuzuſetzen für nöthig hält, „daß Frau von Chézy, von der er das Buch ihres Gatten zum Geſchenk erhalten, es wohl ſchwerlich vorher eingeſehen haben werde.“ Wären jene Lieder in der That von der Art, daß eine Frau, wie Helmine von Chézy, ſchamroth werden müßte, ſie geleſen zu haben, ſo begreife ich weder wie Hr. v. Münch ſie hier überſetzt einem Kreiſe von Leſerinnen, den er oft erwähnt, bieten mochte, noch warum er, wenn er ſie denn durchaus überſetzen wollte, des Geſchenks der Dame erwähnte.

Beides iſt gleich tactlos, und dieſelbe Tactloſigkeit zeigt der Verfaſſer, wenn er von der Geberin auf derſelben Seite ſagt: „die gute, arme, vielverkannte Helmina, wie | hat | nicht | auch | in | ihr | ein | Herz | (o Styl!) geglüht, das für unſer modernes litterariſches Philiſterthum nicht ganz geſchaffen war!“ Nicht ganz geſchaffen! O Hr. v. Münch! gewiß wollten Sie mit dieſer Redeweiſe das litterariſche Philiſterthum gleich praktiſch und plaſtiſch darſtellen. Denn daß die Lächerlichkeit jenes Ausdrucks nicht die „Freundin,“ die „unter allen Umſtänden ſtets feſtgeſinnte teutſche Frau“ treffen ſoll, lehrt der Zuſammenhang. Nachdem er hierauf eine — man weiß nicht welche — dieſe ſeine Freundin betreffende neueſte Skandalgeſchichte dunkel angedeutet hat, wendet er ſich mit den Worten: „doch ich bin hier nicht berufen (als wäre er in dieſem Buche zu irgend etwas berufen!) als Champion für beleidigte Frauen aufzutreten,“ zu ſeinem zweiten karlsruher Freunde, dem Dichter und „jetzigen großherzoglich badiſchen Kammerherrn und Hofmarſchall“ Freiherrn von Auffenberg. Er giebt eine kurze Lebens- und Entwicklungsſkizze dieſes allerdings bedeutenden dichteriſchen Talents, und rühmt ihn unter andern, daß er, ohne ſeinen Adel geltend zu machen, „mit rührender Selbſtverläugnung wohl ſelbſt ſcharfe Kritiken, wenn ſie nur wahr geweſen, hingenommen habe.“ Hr. Münch muß leicht rührbar ſein, wenn er dieſe „Selbſtverläugnung des dichtenden Freiherrn „rührend“ findet. — S. 39 ff. zählt er das gelehrte und ſchriftſtelleriſche Karlsruhe auf. Hier heißt es unter anderem: „Auch mehrere Philoſophen beſitzt Karlsruhe in dem feingebildeten, geiſtreichen Stiefel (es iſt Philipp Stieffel, der Profeſſor an der dortigen großen polytechniſchen Schule, bis jetzt litterariſch nur als Naturhiſtoriker und als Meteorolog erſten Ranges bekannt, gemeint) und in dem redlichen Prälaten Hüffel, deſſen wohlgemeinte Briefe über die Unſterblichkeit der Seele von Wolfgang Menzel ſo ſehr zerkratzt worden ſind.“

Die beiden Männer werden ſich wundern, hier nebeneinander als Philoſophen zu paradiren, und Prof. Gockel, der Verfaſſer eines Lehrbuchs der Logik, könnte ſich gleichfalls wundern, hier als Philoſoph übergangen zu ſein, während er ſeinen Freund Stieffel, der doch noch nichts in philosophicis drucken laſſen, hier als Vertreter der Philoſophie in Karlsruhe aufgeführt ſieht. Den „redlichen Prälaten“ in allen Ehren! aber von ihm als Philoſophen reden kann nur, wer von Philoſophie nichts als den Namen gehört hat. Auch von der, in der That ausgezeichneten philoſophiſchen Bildung Stieffel's, eines der älteſten heidelberger Schüler Hegel's, kann Hr. v. Münch nur von Hörenſagen vernommen haben, denn ſonſt würde er dieſen Mann, deſſen tiefer ſpeculativer Geiſt wie vielleicht nur Wenige das geſammte Gebiet der philoſophiſchen Wiſſenſchaft beherrſcht, während eine bewundernswürdige, ausgebreitete Gelehrſamkeit ihn zu einer Zierde der Wiſſenſchaft in ſeinem Vaterlande erhebt, nicht mit den abgebrauchten Prädikaten „feingebildet“ und „geiſtreich“ bezeichnet haben, die obenein nicht einmal das Weſen dieſes Gelehrten bezeichnen. Vergönnten es dieſem ſeltenen Manne die äußeren Verhältniſſe eines eben ſo kärglich beſoldeten, als arbeitsvollen Amtes und Berufs, unter deſſen Laſt er faſt erliegt, und ſeine übergroße Beſcheidenheit, die aus einer, freilich vielen Scribenten unſerer Tage unbegreiflichen Achtung vor dem leſenden Publikum entſpringt, die reichen Schätze ſeiner philoſophiſchen Studien und Forſchungen öffentlich mitzutheilen, ſo würde Baden wiſſen, wie es den unbeſetzten Lehrſtuhl der Philoſophie auf ſeiner Univerſität in der würdigſten Weiſe ausfüllen könnte. Doch auch ſo wollen wir es, die wir durch einen glücklichen Zufall vor Jahren Gelegenheit hatten, des trefflichen Mannes genauere Bekanntſchaft zu erwerben, dem Hrn. v. Münch Dank wiſſen, daß er durch jene Zeilen die Aufmerkſamkeit der Behörden Badens auf einen Gelehrten gelenkt hat, dem zu höherer Geltung vor allen Dingen nur die, freilich unentbehrlichſte Eigenſchaft, um in der Welt weiter zu kommen, nämlich die Gabe fehlt: ſich ſelbſt geltend zu machen.

Hr. v. Münch erzählt uns indeſſen weiter von karlsruher Celebritäten, die er kennt und nicht kennt, ganz in derſelben oberflächlich charakteriſirenden Weiſe, und ſchließt ſeine Beſprechung des „gelehrten und dichteriſchen Karlsruhe's“ mit dem Bäckermeiſter Vorholz, dem er nachrühmt, „daß ſeine anſpruchloſen, herzlichen Lieder beſſer ſchmecken, als ſeine friſcheſten Semmel und Kuchen,“ und „bittet den tüchtigen Mann, ſich um das Naſerümpfen der vornehmen Philiſter nichts zu bekümmern, ſondern ruhig fortzudichten.“ — Dann wendet ſich der Verf. zum Theater, wo er ganz in den Styl eines Lohnlakaien verfällt: „Oft thut man gut, ein paar Tage vorher ſich Plätze zu beſtellen, beſonders während der Sommermonate, da die Badſaiſon eine Menge von Fremden hinzieht.“ „Aufrichtig geſprochen, könnte für dieſes Hoftheater mehr geſchehen und der gegenwärtige Zuſtand deſſelben entſpricht ſeinem früheren Rufe keineswegs. Doch iſt, ſeitdem die oberſte Leitung in beſſere Hände übergegangen, alle Hoffnung dazu (?) vorhanden.“ In dieſem Styl und Tone, der kaum in dem Feuilleton irgend eines Tageblattes erträglich wäre, ſcharwenzelt er nun weiter um die Zierden jenes Theaters, die Damen Haizinger und ihre Töchter, Hermani, Schebeſt u. ſ. w. herum, und erzählt unter andern, daß, als einſt er mit der letztern und dem Dr. Strauß in einer Geſellſchaft geweſen (bei welcher Gelegenheit die „göttliche Agneſa“ den Dr. Strauß mit dem Verfaſſer der Glockentöne verwechſelt), Frau von Chézy „Freudenthränen über das Zuſammentreffen ſo vieler berühmten Leute geweint habe.“ — „Aufrichtig geſprochen,“ man braucht Hrn. v. Münch nicht erſt lächerlich zu machen, er übernimmt die Mühe ſchon ſelber. Daß man übrigens von dem Leben und Treiben in Karlsruhe und ſeinem ganz eigenthümlichen Charakter und

von der politiſchen Bedeutſamkeit des Landes eben ſo wenig, als von ſeinen Kunſtanſtalten ein ſcharf umriſſenes Bild erhält, ergiebt ſich leicht. Hr. Münch begnügt ſich damit, den Künſtlerinnen des Theaters Artigkeiten zu ſagen, und ſogar ſeine ſchlechten Verſe, mit denen er vor Jahren die Damen angeſungen, hier wieder abdrucken zu laſſen. Spricht er von Männern, ſo wird Alles, was wir von ihnen erfahren, in ein Adjectiv zuſammengedrängt, der „wackre" Haber, der „liebenswürdige" Baron Ellrichshauſen, der „rüſtige," „unverdroſſene" Freund Schutzenbach, der „talentvolle" Miniſterialrath von St. Julliene, der „anziehende" Kunſtkritiker und Dichter Dr. Hartmann — es wird einem ordentlich ſchlimm bei allen dieſen Süßigkeiten, die der ſchreibſelige Hr. v. Münch mit vollen Händen ausſtreut. Nur auf der Gemäldegallerie geht dem Verf. ein Bewußtſein über die Salopperie ſeines Styls auf, ſowie ihn der Anblick der Bibliothek auf ernſthafte Gedanken über ſeine Buchmacherei bringt. „Wenn ich hier (auf der Bibliothek) vor den Namen ſo vieler Heroen der Wiſſenſchaft einſehen lernte, wie wenig ich bis dahin Erſprießliches dem Inhalte nach geleiſtet, ſo erkannte ich dort, in der ſeligen Schwelgerei mit den unſterblichen Gebilden ſchöpferiſcher Phantaſie, mit tiefer Scham die Mängel meines Styls, und beſchloß, zu ganz andern Regeln als bisher meine Zuflucht zu nehmen." Dieſe Selbſterkenntniß und Vorſätze in allen Ehren! aber bisher haben ſie — Zeuge deß' iſt das gegenwärtige Buch — noch nichts gefruchtet. Wir wollen Hrn. v. Münch einen ſichrern Weg vorſchlagen, Inhalt und Styl ſeiner Bücher zu verbeſſern. Er überwinde ſich einmal, während drei bis vier Jahren gar nichts drucken zu laſſen, und zehn gegen eins, ſein nächſtes Opus wird nach Form und Inhalt aus andern Augen ſehen als das gegenwärtige.

Den Beſchluß des Artikels Karlsruhe bilden „Phantaſiegemälde," d. h. Zigeuner-, Geſpenſter- und Criminalgeſchichten, die in einem „liebenswürdigen Freundes- und Frauenkreiſe" allenfalls paſſiren mögen, während ſie ſich gedruckt nicht ſonderlich ausnehmen. Wie Hrn. v. Münch's ſtyliſtiſche Nachläſſigkeit oft die lächerlichſten Dinge hervorbringt (ſo läßt er S. 60 „eine befreundete Stimme ſchreiben!" S. 43 kann er nicht umhin, die Rührung auszudrücken, die er jemals empfindet u. ſ. f.), ſo entfährt ihm auch bei der erſten Spuk- und Zigeunergeſchichte eine Wendung, die uns in die fröhlichſte Stimmung verſetzte. Es heißt nämlich S. 69 von dem Aufſchube der Hochzeit zweier Liebenden, welcher in der Folge ſich ſehr unglücklich zeigt: „dieſe Zögerung ſollte jedoch ihre mehr als verderblichen Folgen haben." Dieſer köſtliche Ausdruck unfreier Komik erinnerte uns an eine ähnlich koſtbare Antwort, die ein etwas haſenherziger Beamter gab, als ihn ein Freund befragte, ob denn die Menſchen, welche den betreffenden Einbruch verübt, auch wirklich Waffen geführt hätten. „Waffen?" rief er entrüſtet, „allerdings führten ſie Waffen, tödtliche, ja mehr als tödtliche Waffen!"

Ungleich werthvoller als der erſte, iſt der zweite Abſchnitt des Buchs, betitelt: Politiſche Reminiscenzen aus den letzten zehn Jahren und Streifzüge in das Gebiet des öffentlichen Lebens der Gegenwart." Warum Hr. v. Münch gerade dieſen weitbauſchigen Titel gewählt, iſt ſchwer erſichtlich, da das Ganze eine Rechtfertigung der Rolle iſt, welche er während ſeiner Profeſſur an der Univerſität zu Lüttich von 1828—1830 geſpielt. Hier, wo er die Geſchichte ſeiner Kämpfe erzählt, in welche ihn ſeine antirömiſchen Anſichten und ſeine ehrenhafte Vertretung des deutſchen Princips verwickelten, liefert er in der That berichtend, charakteriſirend, ſchildernd, Briefe, Correſpondenz- und Zeitungsartikel mittheilend, beachtungswerthe Materialien zu einer Geſchichte der Bewegungen, die damals Belgien durchwühlten. Aber leider fehlt auch hier die ordnende Hand, und die Straffheit hiſtoriſcher Ueberſicht. Die Darſtellung wird, von einem zum andern überſpringend, ſo ermüdend breit und langweilig, daß man ſich nur mit der größten Mühe durch das Chaos dieſer unverarbeiteten Bauſteine hindurch arbeitet, und die Beſorgniß des Verf., die er zum Schluſſe ſelbſt auszuſprechen ſich gedrungen ſieht, „daß manche Leſer, durch das Einerlei dieſer „Silhouetten" ermüdet, ſich nach etwas Erquicklicherem ſehnen möchten," als vollkommen gerechtfertigt erſcheint. Dieſe Erquickung gewährt denn auch in der That der Aufſatz: Sordello der Patriot und Troubadour, der unter dem wunderlichen Titel „Romantiſch-biographiſche (!) Zwiſchenübungen" den Schluß des Bandes bildet.

Es kann unſerer Zeitgeſchichte und ihren künftigen Hiſtorikern nur frommen, wenn Männer, die ſich, wie Hr. Münch, überall umgeſehen und in manchen Bewegungen des öffentlichen Lebens mit leidenſchaftlicher Theilnahme getummelt haben, ihre Erinnerungen und Wahrnehmungen in Form von Memoiren fixiren, und wir wollen nichts dagegen haben, daß Hr. v. Münch gleichfalls dieſe Aufzeichnungen fortſetzt. Nur möge er nach Form und Inhalt ſorgfältiger als diesmal verfahren und namentlich in Hinſicht der erſteren ſich Varnhagen's Arbeiten in dieſem Genre zum Muſter nehmen, deſſen Schilderung des wiener Congreſſes ſich zu Hrn. von Münch's politiſchen Denkwürdigkeiten, wie ſie in dieſem Bande vorliegen, ohngefähr ähnlich verhält, wie ein ſauber ausgeführtes Gemälde zu einer Palette, auf der alle Farben neben und durch einander geſchmiert ſind. A. S.

Bei mir erſcheint und iſt demnächſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Geſchichte
der
Naturphiloſophie,
von Baco von Verulam bis auf unſere Zeit.
Von
Dr. J. Schaller,
Profeſſor a. d. Univerſität zu Halle.
1. Band. gr. 8. 1841.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

189

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

26. August. № 48. 1841.

Dramaturgische Didaskalien bei Gelegenheit des Werner, oder Herz und Welt, bürgerliches Schauspiel von Karl Gutzkow.

Lessing wurde im April 1767 nach Hamburg gerufen, um ein deutsches Nationaltheater zu schaffen. Er träumte wirklich einen kurzen Traum von der Möglichkeit eines deutschen Nationaltheaters, überzeugte sich aber bald von der Unmöglichkeit und sagte offen den Grund: „die Deutschen sind keine Nation.“ Deshalb setzte er sich einen andern Plan. „Er wollte nicht bei den Schritten verweilen, welche die dramatische Kunst wirklich könnte gethan haben, sondern bei denen, die sie thun müßte, um sodann ihre Bahn mit desto schnelleren und größeren zu durchlaufen.“

Wenn wir dennoch diese Bahn nicht durchlaufen haben, wenn wir noch jetzt ein deutsches Nationaltheater nicht besitzen, unsere Bühnen von französischen Tragödien und Lustspielen überschwemmt werden, so ist dies wahrlich nicht Lessing's Schuld oder des Weges, den er einschlug. Es mangelt uns noch immer das ächte nationale Gefühl, die wahre Schätzung und Belohnung des Eigenen, wir sind noch immer zu sehr Anbeter und Nachtreter des Ausländischen, während unsere eigenen Dichter in Elend schmachten. Denn welcher deutsche Dichter, außer Goethe, wäre nicht an der bürgerlichen Misère gescheitert, wenn er nicht durch das Glück der Geburt oder einen sonstigen Zufall eine sorgenfreie Existenz gewonnen hätte. Außerdem ist aber eine aus dem Romanticismus stammende falsche Kritik die Schuld, daß nicht einmal jener Theil des Dramas wahrhaft schön ausgebildet ist, zu dem die Eigenthümlichkeit unseres Volkes, Gemüthlichkeit, Familienleben, und dagegen Kosmopolitismus und überhaupt ideale Tendenzen uns gleichsam drängen, wir meinen das bürgerliche Trauerspiel und Schauspiel.

Lessing kämpfte vorzüglich gegen die französische Schule, die damals unser ganzes Theater einnahm. Er legte die berühmtesten Muster dieser Schule unter das feine anatomische Messer seiner, auf aristotelische Regeln und einen gesunden, ihm beiwohnenden Geschmack basirten Kritik. „Denn, wir sind noch immer geschworene Nachahmer des Ausländischen,“ sagte er, „besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles was von jenseits des Rheins kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verläugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungebundenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheil erhalten hat.“

Weder der alte und neue Jahnsche und Arndtsche Wälschthumshaß, noch Menzelsche Franzosenfresserei, noch der Beckersche Rheinenthusiasmus, hat uns je ansprechen können, denn nicht Haß und Nichtachtung soll die Völker trennen, mag auch die Herrschsucht eines Despoten sie reizen, oder unglückliche Ruhmsucht sie stacheln, sondern ein Band der Liebe sie vielmehr vereinigen zu der höchsten Gesammtheit der Menschheit. Aber darum müssen wir doch jene Worte Lessing's noch heute wiederholen, denn nichts ist entwürdigender für ein Volk, als wenn es das Eigene über Fremdes zur Seite stößt, das Eigene mißachtet und das Fremde schätzt. Denn die wünschenswerthe Vereinigung kann nur bei der eigensten Selbständigkeit bestehen. Diese aber opfert Deutschland gutmüthig und großmüthig auf, während ein französischer Feuilletonist mit kecker Ignoranz über seine bedeutendsten Dichter abspricht.

Doch zurück zu Lessing. Zu seiner Zeit wurde die französische Bühne vorzüglich deshalb für so vortrefflich gehalten, weil ihre Dichter genau nach den Regeln des Aristoteles gearbeitet haben sollten. Ja lange Zeit hieß in Deutschland die Franzosen nachahmen so viel, als nach den Regeln des Aristoteles arbeiten.

Diesen Wahn von der Regelmäßigkeit der französischen Classiker wollte Lessing zerstören und er zerstörte ihn.

Allein die Nachahmung der Franzosen schien Lessing schon nicht mehr das Gefährlichste. Durch Wieland war Shakspeare in Deutschland bekannt geworden, und Lessing that nicht wenig dazu, daß sich die Kenntniß von den Dramatikern der Engländer in unserm Vaterlande verbreitete. Dadurch war denn das Gefühl erweckt, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sei, als ihr Racine

und Corneille zu ertheilen vermocht hatten. „Allein geblendet von dieſem plötzlichen Strahle der Wahrheit," ſagt Leſſing, „prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den engliſchen Stücken fehlten zu augenſcheinlich gewiſſe Regeln, mit welchen uns die franzöſiſchen ſo bekannt gemacht hatten. Man ſchloß daraus, daß ſich auch ohne dieſe Regeln der Zweck der Tragödie erreichen laſſe, ja mit dieſen Regeln fing man an alle Regeln zu vermengen, es für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuſchreiben, was es thun und was es nicht thun müſſe." Auch dieſen Gährungen des Geſchmackes einen kräftigen Damm entgegenzuſetzen, war Leſſing bemüht, als er ſeine hamburger Dramaturgie ſchrieb.

Aber Leſſing ſelbſt hatte ſich zu einer ſpeculativen Anſchauung, welche die Regeln des Ariſtoteles mit der dichteriſchen That der Engländer zu vereinigen gewußt, oder ſich über beide zu erheben vermocht hätte, nicht aufgeſchwungen. Er klebte mit philologiſcher Rechtgläubigkeit an den Regeln des Ariſtoteles. Allein dies geſchah doch nicht auf die engherzige und verkehrte Weiſe der Franzoſen, ſondern er ſuchte den Stagiriten vielmehr aus ſich ſelbſt zu erklären, und zu den dürren, oft unverſtändlichen Regeln der Aeſthetik ſuchte er den Schlüſſel in den Büchern der Rhetorik und Moral, und löſte die Räthſel des Cap. 6. 2. der ariſtoteliſchen Dichtkunſt auf eine äußerſt feine, bisher noch nicht übertroffene Weiſe.

Leſſing faßte daher das Weſen des Tragiſchen mit Ariſtoteles dahin auf, die Tragödie ſolle Mitleid und Schrecken erregen, uns aber zugleich von ſolchen Leidenſchaften reinigen; weshalb der Held weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Böſewicht ſein müſſe. Denn weder mit des Einen, noch mit des Andern Unglück laſſe ſich jener Zweck erreichen.

Dieſer Ausſpruch hat etwas ſehr Wahres, allein er umfaßt das Weſen des Tragiſchen keineswegs, da er es zunächſt nur von der Seite der Wirkung auf unſere Empfindungen zu faſſen ſtrebt, die doch das Kriterium, warum eine Tragödie ſo oder ſo gebaut werden müſſe, nicht abgeben kann. Am ausführlichſten legte Leſſing ſein Glaubensbekenntniß über die Grundregeln der Tragödie dar, als er im 73. bis 83. Stück des Januars und Februars 1768 Richard den Dritten von Weiße todtſchlug, weil man auf ihn anwenden konnte: „er war von je ein Böſewicht." Vorzugsweiſe war auch dieſe Expoſition jedoch gegen Corneille und die falſchen Interpretationen des Ariſtoteles gerichtet, denn Richard der Dritte war außer der eigenen Sara die einzige deutſche Original-Tragödie, über welche Leſſing in jenen zwei Jahren zu berichten Gelegenheit hatte. Das allein hätte Leſſing zur Schonung und Anerkennung beſtimmt, wenn er ſolche vor ſeinem Gewiſſen irgend hätte rechtfertigen können. Daß Leſſing den falſchen Regelzwang und den Prunk des franzöſiſchen Dramas niederkämpfte, und durch beſſeres Gefühl geleitet den Standpunkt der Natürlichkeit und Moral feſtzuhalten ſtrebte, freilich mit Gebundenheit nach Ariſtoteles' Lehren, iſt das Verdienſt deſſelben als Kritiker. Dies Verdienſt kann nicht hoch genug geſchätzt werden, wenn man den verdorbenen Geſchmack jener Zeit erwägt. Allein Leſſing's Kritik darf uns darum noch nicht als Ideal für unſere gegenwärtige Zeit erſcheinen, als welche man ſie oft preiſen hört.

Leſſing that aber mehr. Marmontel wie Diderot hatten das bürgerliche Trauerſpiel empfohlen, allein die Franzoſen waren zu eitel, zu ſehr in Titel und äußere Vorzüge verliebt, als daß ſie denſelben hätten Geſchmack abgewinnen ſollen.

„Die Namen von Fürſten und Helden können einem Stücke Pomp und Majeſtät geben, aber zur Rührung tragen ſie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umſtände den unſrigen am nächſten kommen, muß natürlicher Weiſe am tiefſten in unſere Seele dringen und wenn wir mit Königen Mitleid haben, ſo haben wir es mit ihnen als mit Menſchen, und nicht als mit Königen —" ſagte Leſſing, als er am 16. Juli 1767 über ſeine Miß Sara Sampſon ſprach. Die Miß Sara Sampſon wie ſpäter die Emilie Galotti war aber die That, durch welche Leſſing ſelbſt der Tragödie ein neues Gebiet zu vindiciren ſtrebte. Denn nicht nur das antike Lebensalter oder das Mittelalter hat die Berechtigung im Drama als werdendes Leben künſtleriſch dargeſtellt zu werden, ſondern auch das moderne Zeitalter. Für die Darſtellung einer Handlung aus unſerer Zeit mögte ſich aber ſchwerlich ein anderer Stoff, als das bürgerliche Leben ſelbſt darbieten. Denn Gottlob wird unſer Leben immer mehr ein bürgerliches und die Fürſten ſelbſt gewinnen nur dann eine höhere Bedeutung, wenn ſie gute Bürger ſind. Es ſcheint uns, als müſſe modernes Trauerſpiel und bürgerliches Trauerſpiel nothwendig zuſammenfallen.

Eine andere Frage iſt es, ob Leſſing's Werke die Idee des bürgerlichen Trauerſpiels erfüllten. Hier hat man nicht ganz mit Unrecht der Miß Sara Sampſon den Vorwurf gemacht, ſie ſei zu ſehr auf Rührung berechnet und deshalb weinerlich ſchleppend, und der Emilia Galotti, daß der ſo wohlüberlegten Motivirung der Zauber der Einbildungskraft nicht zu Hilfe komme, und dem prüfenden Verſtande „der innere Unzuſammenhang des mit ſo ungemeinem Verſtande herausgerechneten Dramas nicht entgehen könne." Allein dies berechtigt ſo wenig, die ganze Gattung zu verwerfen, als daß die Verſuche, welche Goethe und Schiller in dieſer Weiſe machten, theilweiſe verfehlt ſind. Denn daß im Clavigo der fünfte Act zu den übrigen nicht paßte, daß in der Stelle nur der Empfindſamkeit kranker Herzen geſchmeichelt wird, wie Schlegel tadelt, daß Kabale und Liebe von Schröder ein Folterbankmarterſtück genannt werden

konnte, ſind Dinge, die das einzelne Stück, nicht das Genus treffen. Es kam dieſe das bürgerliche Trauerſpiel verwerfende Kritik auch viel ſpäter, als das deutſche Volk ſich ſchon für daſſelbe in dem Grade enthuſiasmirt hatte, daß eine zweite Gattung, das bürgerliche Schauſpiel, das rührende Familiengemälde bald das ganze Repertoir einnahm und nicht ſelten die Tragödie verdrängte. Auch dieſe Gattung hat ein Recht des Beſtehens, das ſich aus innern Gründen und nicht etwa vom Satyrſpiel oder der Tragokomödie der Alten herſchreibt. In der Weiſe, wie es bis jetzt ausgebildet iſt, ſteht das Schauſpiel in der Mitte zwiſchen Tragödie und Komödie, und Hegel hat Recht, wenn er ſagt: „Die tiefere Vermittlung der tragiſchen und komiſchen Auffaſſung zu einem neuen Ganzen beſteht nicht in dem Nebeneinander oder Umſchlagen dieſer Gegenſätze, ſondern in ihrer ſich wechſelſeitig abſtumpfenden Ausgleichung; die Subjectivität, ſtatt in komiſcher Verkehrtheit zu handeln, erfüllt ſich mit dem Ernſt gediegener Verhältniſſe und haltbarer Charaktere, während ſich die tragiſche Feſtigkeit des Wollens und Tiefe der Colliſion inſoweit erweicht und ebnet, daß es zu einer Ausſöhnung der Intereſſen und harmoniſchen Einigung der Zwecke und Individuen kommen kann.“

Ob es nun nicht noch eine höhere Gattung des Schauſpiels gebe, oder vielmehr, ob nicht die Forderung an eine ſolche zu machen ſei (da ſie in der Wirklichkeit noch nicht exiſtirt), welche ein harmoniſches Lebensſpiel über den Gegenſatz des Komiſchen und Tragiſchen bilde (und zwar im hohen, mittlern oder niedern Styl, das antike, das mittelalterliche oder das moderne Leben umfaſſend), iſt eine andere Frage, welche wir hier nur andeuten, nicht löſen wollen. Genug, die Art und Weiſe, wie Hegel dieſe Gattung charakteriſirt, iſt genügend, das, was wir beſitzen, danach zu würdigen. Es ſind die Grenzen hier ſchwankend, die möglichen combinatoriſchen Vermiſchungen treten mehr als in den beiden Grundtypen des Tragiſchen und Komiſchen hervor. Das romantiſche wie das phantaſtiſche Schauſpiel (der Sturm, Sommernachtstraum), das antike Schauſpiel (Iphigenie), Sitten- und Charaktergemälde, wie Nathan der Weiſe, das hiſtoriſche Drama, wie die allegoriſch-komiſchen Verſuche Raimund's, fallen neben dem bürgerlichen Schauſpiel und Familiengemälde hieher. Die Gefahr liegt hier nahe, aus dem ächt dramatiſchen Typus herauszugehen, oder ins Proſaiſche zu gerathen. Hegel hat nicht nur vor dieſer Gefahr gewarnt, ſondern auch das grünende Geſträuch aufgedeckt, das darüber, wie über einem Abgrund wuchert.

„Indem nämlich die Conflicte,“ ſagt er, „da ſie durch ihren eigenen Zwieſpalt zu Friedensſchlüſſen hingelangen ſollen, von Anfang an nicht in tragiſcher Schärfe einander entgegenſtehen, ſo ſieht der Dichter ſich leicht dadurch veranlaßt, die ganze Kraft ſeiner Darſtellung der innerlichen Seite der Charaktere zuzuwenden, und den Gang der Situationen zum bloßen Mittel für die Charakterſchilderung zu machen, oder er geſtattet umgekehrt der äußern Seite von Zeit- und Sittenzuſtänden einen überwiegenden Spielraum, und fällt ihm beides zu ſchwer, ſo beſchränkt er ſich gar etwa darauf, ſich das bloße Intereſſe der Verwicklung ſpannender Ereigniſſe die Aufmerkſamkeit rege zu erhalten.“

Daß die größere Maſſe der neuen Theaterſtücke dieſe Gefahr nicht vermeiden, ſondern Theatereffect ſtatt Poeſie gegeben haben, iſt kein Geheimniß mehr. Es gab eine Zeit, wo dies aber noch ein Geheimniß war und Schröder, Iffland, Kotzebue u. ſ. w. mit einer ungemeſſenen Verehrung angeſtaunt wurden. Schiller wollte in ſeinen Jugendjahren die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet wiſſen. Er legte der Bühne Wage und Schwert zu und ſprach das oft wiederholte Wort: „die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Geſetze ſich endiget.“ Seine unglücklichen Nachahmer machten aus der Bühne eine ſolche moraliſche Anſtalt und das bürgerliche Leben bot ihnen vorzüglich Böſewichter aller Art. Wenn das Publicum nur Thränen vergoß, glaubte man das Höchſte geleiſtet zu haben. Wilhelm Schlegel hat das Verdienſt, hier kräftig eingeſchritten zu ſein. Allein Schlegel verſchüttete das Kind mit dem Bade. Seine Neigung zum Mittelalter, zu einer romantiſchen Phantaſiewelt, dies Schweben und Weben in dunkeln, myſtiſchen Gefühlen, dieſe angeborne Feindſchaft gegen alles Nationale, gegen alles nach Licht Strebende, ließ ihn die kecke Behauptung aufſtellen: „man habe zum bürgerlichen Trauerſpiel nur ſeine Zuflucht genommen, um der Unfruchtbarkeit der Einbildungskraft abzuhelfen. Der vorwaltende und ausſchließliche moraliſche Zweck ſei ein Löſchungsmittel für die ächte poetiſche Begeiſterung.“ Der erſte Theil dieſer Behauptung war eine Abſurdität. Mag der Kaufmann von London wirklich eine Anregung zu der Miß Sara gegeben haben, wir wiſſen, daß es vorzüglich die Empfehlungen Diderot's und Marmontel's waren, welche Leſſing's Sinn auf das bürgerliche Trauerſpiel leiteten. Letzterer hatte geſagt: „Man thut dem menſchlichen Herzen Unrecht, man verkennt die Natur, wenn man glaubt, daß ſie Titel bedürfe, uns zu bewegen und zu rühren. Die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des Menſchen überhaupt, dieſe ſind pathetiſcher, als Alles; dieſe behaupten ihre Rechte immer und ewig.“ Leſſing fühlte, daß ſich dem nichts entgegnen laſſe.

(Fortſetzung folgt.)

Laßt die Todten ruhn! An die Franzoſen. Von Ludwig von Erfurt. Leipzig, 1841. Julius Wunder.

Unter dieſem Titel giebt der Sänger der mit ſo vielem Beifall aufgenommenen „Mähr von den drei Inſeln“

einen Cyklus von fünf Liedern (das Mährchenelland; das Werk der Nacht; der Pflanzer; die große Komödie, und: es war ein Traum nur), der ſich anſchließt an jene Mähr, die eines ſolchen Schlußſteins bedarf, ſeit der Ungeiſt der Zeit die Aſche des großen Todten, das hiſtoriſche Eigenthum der Welt, aufgerührt und von ihrer wahren Ruheſtatt, aus dem heiligen Grabe von St. Helena, weggeriſſen hat, um ſie mit halb lächerlichem, halb trübſeligem Gepränge heimzuführen in die große Kunſt- und Reliquienkammer zu Paris: in Nachäffung des mittelalterlichen Aberglaubens, der Knochen und Lappen von Heiligen zuſammenſuchte und zu Reſte trug, damit ſie ſchützen wider allerlei Fahrniß, helfen in allerlei Noth, dabei auch zum Lock- und Schauſpiele dienen möchten dem Volke, um deſſen Aufmerkſamkeit abzuleiten von den großen Fragen der Gegenwart.

Es iſt dem Dichter gegangen wie allen denen, die begriffen haben, was des Kaiſers iſt und was demnach ihm gegeben werden müſſe. Eine tiefe Indignation hat ihn ergriffen; der größte Geiſt und das größte Moment des Jahrhunderts ſcheinen ihm verhöhnt, entwürdigt: das ſpricht in ſeinem Gedichte ſich klar und überall aus. Der Rieſe der Zeit lag ſo ſchön gebettet, die Verſöhnung des Geſchlechts mit ihm war ſo trefflich eingeleitet. Das einzige Grab, deſſen er und was ſeiner würdig war, hatte ihn aufgenommen: als Weltleiche, als entfeſſelten, entſündigten, zur Ruhe gebrachten Prometheus, als des Allgeiſts Werkzeug, ob auch nur unbewußt er ihm gedient, als Erzieher und Warner einer zwiſchen Traum und Wahn ſchwankenden Generation. Aus dieſem Grabe gingen von Zeit zu Zeit Stimmen durch die Welt, voll Mahnung und ernſter Lehre für die Fürſten und die Völker der Erde; der Fels von St. Helena hielt bedeutungsſchwere Reden: ungern gehört, ſelten verſtanden, und doch weltbewegend. Von der kleinen Klippe im Ocean, in deren Mitte der Titan ruhte, hat es oft laut getönt: „Hört und gedenkt: die Todten ſchauen und ihr Staub weiſſagt!“

Daß der Kaiſer, der — vom Geiſt erzogen, getragen und auf die höchſte Stufe äußerer Menſchenherrlichkeit geſtellt — ſich vermaß mit dem Geiſte zu kämpfen und ihm die Herrſchaft abzuringen, beſiegt, verlaſſen, verrathen, einſam ſterben mußte auf einer Felſeninſel mitten im Weltmeere, daß er, dem die Erde nicht groß genug geweſen für ſeine Rieſenpläne, auf einem ſo kleinen, ſcharf begrenzten und gleichſam von Welt und Menſchen ausgeſtoßenen Punkte vergehen mußte zwiſchen dem Höchſten und Gemeinſten auf Erden: zwiſchen Treue und Haß — ein Tantalus: das war die Vollziehung eines Gottesgerichtsurtels, bei dem die Tröſter wenig, die Schergen nichts gelten, aber die Idee Alles gilt und das Urtheil ewig macht. So iſt St. Helena zu einer weltgeſchichtlichen Schädelſtätte, zu einem Prometheusfelſen geworden, von dem die Dichter zu ſingen und die Weiſen zu ſagen haben, zu dem die Völker wallfahren werden um des Zeugniſſes willen einer großen, nie vergeſſenen, aber auch nie wiederkehrenden Zeit, wie nach dem heiligen Grabe zu Jeruſalem, wo auch der Leichnam fehlt und an ſeiner Statt eine Weltidee die Ankommenden und Anbetenden begrüßt.

Das hat in ſeinem erſten Liede „Mährchenelland“ der Dichter höchſt ſinnig angedeutet; es leitet das Ganze auf eine eben ſo ernſte als anmuthige Weiſe ein, und läßt das ſcharfe, ob auch gegenwärtig anſcheinend gerechtfertigte Motto Byron's vergeſſen, das den Leſer von vorn herein befangen macht und erbittert. Erſchütternd iſt die Wahrheit im zweiten Liede: „Das Werk der Nacht.“ In zwanzig Verſen iſt Alles geſagt — ſchlagend, zürnend, verachtend — was über das Unſittliche, Frevelhafte, Verächtliche in dem Werke der Grabſtörung nur zu ſagen iſt. Des vandaliſchen Thuns ganze Nichtigkeit offenbart ſich in den Schlußverſen:

„Ha! wie jauchzen ſie, die Thoren, wie ſie jubeln, wie ſie grüßen,
Wie die leichtgeweinten Thränen auf den Staub hernieder fließen;
Ihre Glorie, ihr Palladium, glauben ſie, erſtieg zum Licht —
Eine Kaiſerleiche iſt es, doch der Kaiſer iſt es nicht.“

Das iſt wahr. Kein Mann des Gedankens in Frankreich, in Europa, auf der Erde wird den Kaiſer im Dom der Invaliden zu Paris ſuchen. Aber es iſt auch nicht Frankreich, das ſeine Hülle ausgegraben und heimgeſchleppt hat. Es iſt eine Partei, dieſelbe, die an jene ungeheure Myſtification eines ganzen Volkes jetzt die ungeheuerſte reiht, ohne Beiſpiel in der Geſchichte, und, wenn ſie je vollendet wird, unbezweifelt von welterſchütternden Folgen: die Einbaſtillirung von Paris.

Schön, wahrhaft elegiſch iſt das dritte Lied: „Der Pflanzer.“ Die ganze gemüth- und phantaſiereiche Jugendnatur des Dichters ſpricht ſich darin aus. Ein Krieger Napoleon's, ein Zeitgenoſſe ſeiner Rieſenkämpfe hätte anders gedichtet: etwa in Byron's Weiſe, nicht trauernd, ſondern zürnend, den Räubern des Weltheiligthums den Fluch der civiliſirten Welt nachſendend.

Mit dem vierten Liede: „Die große Komödie“ wechſelt der Schauplatz; treffend hat der Dichter dies durch den Wechſel des Tones bezeichnet. Die blutige Geißel des Hohnes ſchwingt er und jeder Schlag trifft eine Thorheit oder Unwürdigkeit. Die Indignation hat ſeine Gemüthlichkeit überwältigt; allzutief fühlt er, was die Partei wagt, einem Volke zu bieten, das unter ſeinem großen Kaiſer dem Welttheil die Idee ſeiner Revolution und zugleich das Geſetz gab, das Joch auflegte und mit unbeſtreitbarem Recht die „große Nation“ ſich nannte. Dem Allgeſetze der Bewegung, Gott, dem Geiſte alſo, hat Frankreich ſich unterwerfen müſſen. Solchen Wandel heiſcht das Geſetz der Welt. Aber eine Proceſſion in chineſiſcher Manier, und als deren Prunkſtück der Leichnam Napoleon's: das iſt mehr als Strafe, das iſt Hohn und Verachtung über Frankreich, — und nachdem dieſe Probe der Geſinnungsloſigkeit gelungen, darf Alles, was heute um und in Paris geſchieht, mit allen ſeinen Folgen Niemanden mehr wundern. Seit der „tollen Gaukelpoſſe, jenem Spott mit Prunk und Hohn,“ wie in dem Schlußliede: „es war ein Traum nur,“ der Dichter recht bezeichnend die Beiſetzungskomödie nennt, darf die Partei der neuen Ptolemäer Alles wagen. Paris iſt todt und Frankreich hat eine ganze Revolution mit allen ihren Phaſen zu beſtehen, ehe es erwachen, d. h. dem nunmehrigen Leichnam Paris thun kann, wie vor 50 Jahren Paris ihm gethan: — die Entwicklung des Nationalgeiſtes erzwingen, wie damals von Innen nach Außen, ſo jetzt umgekehrt.

Die Technik des Gedichts zeugt von Dichtertalent, der Geiſt, der es überall durchweht, von wahrem Dichterberuf. Ob nicht hie und da hätte gekürzt, manche Wiederholung vermieden und damit das Prägnante der Gedanken und Bilder noch mehr herausgehoben werden können: das geben wir am Schluſſe dem eignen Ermeſſen des ſo beſcheidenen als gemüthlichen Dichters anheim. Oswaldſohn v. d. Schley.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

27. Auguſt. № 49. 1841.

Dramaturgiſche Didaskalien bei Gelegenheit des Werner, oder Herz und Welt, bürgerliches Schauſpiel von Karl Gutzkow.

(Fortſetzung.)

In dem erhabenſten Vorbilde einer Tragödie, welches Shakeſpeare Leſſing bot, in Romeo und Julie, war es nicht der hiſtoriſche Name der feindſelig ſich gegenüberſtehenden Geſchlechter, ſondern das innere wahrhaft Menſchliche, was ſo tief ergriff. Er glaubte, auch das moderne Leben habe Stoff zu gleicher Wirkung in ſich. Und in der That, iſt das moderne Leben auch nicht ſo bunt, ſo reich an Aeußerlichkeiten und Situationen als das Mittelalter, ſo fehlt es ihm doch keineswegs an tragiſchem Stoff. Denn mögen einzelne große Perſönlichkeiten nicht mehr aus der Maſſe ſo hervorragen, mag das ganze Leben abgeſchliffen und glatt erſcheinen, mögen tauſend Conflicte ſich abſtumpfen, unſer ſociales Leben trägt in ſeinem Innern ſo viel Verkehrtes und Ungöttliches, das ein hiſtoriſches Recht erlangt hat, daß es an tragiſchem Stoff nicht fehlen kann. Weil das moderne Leben ſo klar und beſtimmt vor uns liegt, iſt es darum aller Poeſie baar und ledig? Nicht die Oberfläche, die Miſère der äußern Verhältniſſe ſind es, welche die Phantaſie der Dichter ergreifen ſoll, ſondern die innerſte Wahrheit des Menſchlichen, des ſich offenbarenden Göttlichen, und dies iſt im modernen Leben eben vorzüglich das Drängen nach Freiheit in jeglichem Lebensgebiete, das unabläßliche Suchen und Forſchen nach Wahrheit und das ſelbſtbewußte künſtleriſche Fortbauen des Lebens. Dabei werden immer die Conflicte der Liebe, Eiferſucht, Treue und Untreue der Gatten, Verrath der Freundſchaft, Familienhaß u. ſ. w. Stoffe zu dramatiſchen Handlungen geben können, allein immer niederſtufige Stoffe bleiben.

Schlegel ſuchte ſeinen Ausſpruch zwar zu rechtfertigen durch ein Selbſtgeſtändniß Leſſing's. Dieſer, da er, mißmuthig über den geringen und durch Nachdruck verkümmerten Erfolg ſeines hamburger Unternehmens, am 19. April 1768 die letzten Blätter ſeiner Dramaturgie herausgab, hatte ſich ſelbſt geſagt: ich bin weder Schauſpieler noch Dichter. Was in meinen neueren Verſuchen Erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu danken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo eigenen Strahlen aufſchießt.“ Dieſes Selbſtgeſtändniß macht Leſſing alle Ehre, allein er täuſchte ſich oder war zu beſcheiden, wenn er ſeiner Phantaſie keinen Einfluß einräumte. Mag ſein ſcharfer Verſtand ſeine Phantaſie beherrſcht und geleitet haben, ohne Phantaſie ſchafft man eine Emilie und Sara nicht.

Jener andere Vorwurf, den Schlegel dem bürgerlichen Trauerſpiel macht, iſt gerechter, doch trifft er nicht das Genus, ſondern die Mehrzahl der Stücke, die Schlegel vor Augen hatte. Leſſing's Schulbegriffe von der Rührung und der Ariſtoteliſchen Reinigung, welche eine Tragödie bewirken ſollte, ſind nicht nur für ihn ſelbſt von nachtheiligen Folgen geweſen, ſondern noch vielmehr für die kommende Generation, die ſeiner Auctorität im Schaffen wie in der Kritik folgte. Leſſing hatte bei der Sara wie bei der Emilie zu ſehr die Wirkung auf die Zuſchauer vor Augen, Rührung und Reinigung, auch Schiller hielt die Tragödie für die vollkommenſte, in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffes, als der am beſten benutzten tragiſchen Form ſei und Iffland wollte faſt ausſchließlich die moraliſche Beſſerung. Das Laſter zu beſchämen und zu beſtrafen, die Tugend ſiegen zu laſſen, dem Zuſchauer Thränen der Rührung zu entlocken, Böſewichter zu beſſern oder wenigſtens als gebeſſert erſcheinen zu laſſen, das hatten die Dichter des Menſchenhaß und Reue, des Spielers, des Mündel ꝛc. beſtändig vor Augen, und auf die Mittel kam es dabei nicht ſo ſehr an. Von dieſer Seite faßte und traf Schlegel denn auch alle jene Familiengemälde und Dramas, welche eine ſinnlich ſchwache Rührung zum Ziel hatten. Nicht minder ſchlug er die nach dem Götz entſtandenen Ritterſchauſpiele durch das bekannte Diſtichon:

Mit Hüfthörnern und Burgen und Harniſchen pranget Johanna.
Traun! Mir gefiele das Stück, wären nicht Worte dabei.

Dennoch faſſen mehrere der Iffland'ſchen Familiengemälde trotz ihrer holländiſchen Breite die poetiſche Seite des Lebens auf, indem ſie die Reinheit und Unverdorbenheit der Sitte ſchildern. Dahin gehören die zum Idyll ſich neigenden Jäger, der Herbſttag und die Hageſtolzen. Dieſes wirklich Gute, was in Einzelnen dieſer Stücke lag, wurde mit keinem Worte anerkannt. Denn im Grunde war das die abſolute Abneigung der Romantiker gegen die Wirklichkeit.

gegen alles Moderne, welches jenes Verdammungsurtheil gegen Alles ihnen eingab, was die Wirklichkeit zum Gegenſtande der Poeſie machte. Vielleicht mochte ein ſcharfer Geſichtsſinn dazu beitragen, ihnen das Moderne noch verhaßter zu machen. Die ganze romantiſche Schule hat, was ihren Kunſtgeſchmack anlangt, von einer Schule der Malerei ihren Ausgangspunkt genommen, iſt immer auf das Maleriſche zurückgekommen und hat dies nur zu häufig auf andere geiſtige Gebiete übertragen, das nicht für poetiſch erklärend, was nicht zugleich maleriſch ſchön ſei. Dies offenbart ſich am auffallendſten an Tieck. Und da mochte denn ſchon das moderne in der That nicht maleriſche und auch nicht ſchöne Koſtüm ihren Widerwillen gegen das moderne Drama beſtärken. Die Kritik der romantiſchen Schule iſt überhaupt eine unbewußte, die häufig auf Laune und zufälliger Stimmung beruhte. Durch dieſe Uebertreibung mag es daher geſchehen ſein, daß der Einfluß der Schlegel und Tieck nicht ſo groß war, das Repertoir des deutſchen Theaters zu ändern oder den Geſchmack des großen Publicums zu beſſern. Aber es blieb Mode, namentlich in der Litteratur, auf Schlegel's Urtheil als auf das eines Mannes: „der an Geſchmack und Urtheilskraft die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen überragte," zu fußen. Es gehörte zum Tone der guten Geſellſchaft, über das bürgerliche moderne Trauerſpiel, wie über alle Iffland'ſchen Dramen, im verächtlichſten Tone zu ſprechen. Freilich muß denn auch das deutſche Repertoir in der lieblichen Jammerzeit der Jahre 1820 bis 1830 elend genug beſtellt geweſen ſein, daß ſelbſt Börne wünſchen konnte: gebe es nur eine größere Anzahl ſolcher Dichtungen (wie Grillparzer's Ahnfrau, deren ganze Nichtigkeit er vorher erſt aufgedeckt), daß wir endlich der jämmerlichen Familiengeſchichten ledig würden, die wie Wanzen ſich in die Ritzen der Bühnenbretter eingeniſtet haben, gar nicht zu vertreiben ſind und uns zur Verzweiflung bringen. Wie ſehr ſich die Kritik durch die Schuld der Romantiker verirrte, zeigt eben Börne, der von der Unnatur der bürgerlichen Schauſpiele, deren Vater Leſſing geweſen ſei, überhaupt ſprach. Und Börne war doch kein Freund der Romantiker, er meinte wohl nicht mit Unrecht: je unfreier ein Volk ſei, je romantiſcher werde ſeine Phantaſie, und weiſt auf die Freiheit der Engländer und ihre Gediegenheit im Dramatiſchen hin. Aber auch Börne fehlte es zu ſehr an dem ſpeculativen Element. Seine Kritik war häufig eine Sache des Gefühls, häufig des Verſtandes, der dann immer noch Freiheitszwecke im Hintergrunde hatte. Dem mannigfachen Nebuloſen, was die romantiſche Schule verbreitet hat, ein Ende zu machen, iſt endlich an der Zeit. Dahin gehört das Vorurtheil gegen das bürgerliche Trauerſpiel. Wir glauben, daß das bürgerliche modern-politiſche Trauerſpiel allein noch eine Zukunft habe, und daß die neuere Geſchichte aller Völker hier den herrlichſten Stoff biete. Wir erinnern nur an Pombal, an einzelne Helden der franzöſiſchen Revolution, an die polniſchen Freiheitskämpfe u. ſ. w.

Wir müſſen dem modernen bürgerlichen Trauerſpiele denſelben Rang vindiciren, den die antike und mittelalterliche Tragödie einnimmt. Dagegen ſteht das bürgerliche Schauſpiel, das Familiengemälde auf einer niedern Stufe. Allein bei Beurtheilung deſſelben dürfen wir nicht die Anforderungen an daſſelbe ſtellen, die wir an die Tragödie ſtellen. Die Gegenſätze können nicht ſo ſcharf und ſtark hier hervortreten als bei dem Trauerſpiel, weil ſie ſonſt eine Vermittlung unmöglich machen. Aber wir dürfen die Forderung machen, daß die Fehler der Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Rührſpiele vermieden werden. Wir wollen nicht die Plage und Enge des häuslichen Lebens, Verdruß bei redlich erfüllter Amtspflicht, bei Erziehung der Kinder, Zwiſtigkeiten unter Eheleuten, die aus Lappereien entſtehen, Nahrungsſorgen und ſonſtigen Jammer geſchildert ſehen, den wir ja leider beinahe Haus um Haus erblicken; wir wollen Scenen edler Art, Conflicte aus dem innerſten Gemüthsleben heraus, geiſtige Differenzen, die ihren Grund in der eigenen That finden. Die Macht der Verhältniſſe, dieſes moderne Schickſal, wird dabei eine Rolle ſpielen müſſen, aber wir wollen nicht mehr jene bloß äußeren Verhältniſſe, die durch einen Beutel mit Geld ſofort beſeitigt werden können, mit einem Wort, wir wollen keine Zufälligkeiten, die wieder durch Zufälle gehoben werden. Aus dem ganzen modernen Leben und Beſtrebungen müſſen die Conflicte kommen, die uns vorgeführt werden ſollen. — Wie hat Gutzkow dieſe Forderung gelöſt, als er uns: Werner oder Herz und Welt, ein bürgerliches Schauſpiel, brachte? Die verſchiedenſten Urtheile ſind darüber gehört, hier hat man von einer neuen Epoche des Drama geſprochen, dort das Stück unter die Iffland'ſchen geſetzt. Viel Perſönliches, das wie ein Fluch auf den jungdeutſchen litterariſchen Beſtrebungen haftet, iſt eingefloſſen. Wir wollen dies zu vermeiden ſuchen, und um unſern Standpunkt der Beurtheilung anzudeuten, haben wir die bisherigen dramatiſchen Didaskalien vorausgeſchickt. Nach der Ueberſchrift will uns Werner einen Conflict zwiſchen Welt und Herz darſtellen. Das iſt eine weite, oder vielmehr breite Kategorie, in die Hunderte von Conflicten fallen können. Wir müſſen uns den Inhalt näher betrachten.

Heinrich Werner hat die Tochter des Präſidenten von Jordan geheirathet, von dem er adoptirt und deſſen Adel auf ihn übertragen iſt. Als Regierungsaſſeſſor iſt er jetzt an den Ort ſeiner Geburt verſetzt, wo er ſeinen Jugendfreund und Studiengenoſſen, den Referendar Fels und deſſen Vater, den Arzt, dem er ſeine Erziehung verdankt, wiederfindet. Aber er findet noch mehr, die Erinnerung einer Schuld, die ihn drückt. Er hatte eine Verlobte und verließ ſie, da ihm die Verhältniſſe mit einer liebenswürdigen

Frau auch zugleich eine Stellung brachten, die ſeinem reformiſtiſchen, ehrgeizigen Streben einen feſten Halt gaben. Seit ſeiner Rückkehr in die Heimath erinnert ihn Alles an ſie, ſelbſt ſein Jugendfreund, Aſſeſſor Fels, der ihm zum erſten Male die Möglichkeit eröffnet, ſie könne arm und verlaſſen ſein. Er hat die Gattin, die der Zufall ihm zuführte, von ganzem Herzen liebgewonnen, er fühlt ſich glücklich als Vater. Was ihn drückt, iſt aber nicht allein das Bewußtſein ſeiner Schuld gegen die Geliebte, er wirft ſich auch einen Verrath an ſeinen jugendlichen Idealen vor, denen er durch ſeine Stellung im Staate untreu geworden iſt. Es iſt dies offenbar nur eine moderne Krankheit, wenn man will, eine Schwäche, die in der Tragödie unverzeihlich, in dem Schauſpiel aber wohl angemeſſen iſt. Hören wir ihn ſelbſt über ſeinen Zuſtand.

„Zu früh — zu früh hat der Geier des Ehrgeizes an meinem Herzen genagt und mich für die Opfer blind gemacht, die ich meinem glühenden Ideale in die grauſamen Molchsarme legte. Nun höhnen mich die Streiflichter des Reichthums, der mich umgiebt; die Leiter der Auszeichnung, die ich erklommen, wankt unter meinen Füßen und ich erſchrecke vor den Erinnerungen, die aus einer viel bewegten, aber unendlich ſchönen Zeit in mein einſames Innere herüber klingen. Vergeſſen, o! — vergeſſen — einſt kannte ich's ſo gut und jetzt — ich kann es nicht. Jeder Baum, den ich auf dem Schauplatz meiner Jugend jetzt wieder hier begrüße, flüſtert mir mit ängſtlicher Vertraulichkeit vergangene Leiden und vergangene Seligkeiten zu. Da — dort — überall habe ich einmal geſtanden und von Dingen geträumt, die damals mein ganzes Sein erfüllten und nun aus dem Grabesſchutt der Vergangenheit wie mahnende Geſpenſter winken."

(Fortſetzung folgt.)

Der Maler Martin Diſteli in Olten in der Schweiz.

1) Alpina. Schweizeriſches Jahrbuch für ſchöne Litteratur. Herausgegeben von A. Hartmann, F. Krutter und G. Schlatter. 1. Jahrg. 1841. Mit 6 Radirungen von M. Diſteli und H. Heß. Solothurn, Jent und Gaßmann.

2) Schweizeriſcher Bilderkalender für das Jahr 1839, von M. Diſteli. Solothurn, Druck und Verlag von Gaßmann, Sohn.

—— für das Jahr 1840, zweiter Jahrgang, 2. Aufl. Solothurn, Jent und Gaßmann.

—— für das Jahr 1841.

Außer Herren Krutter und Schlatter, die uns etwas hart ins Ohr fallen, und Herrn Hartmann, deſſen Geſchlechtsname uns wenigſtens nicht unbekannt iſt, begegnen wir hier in No. 1 noch den Schriftſtellern L. Ettmüller, A. Follenius, Jeremias Gotthelf, der den erſten Preis davon trägt, und den Lyrikern Rochholz, Wagner v. Lauffenburg, Tanner, Dorer, von denen alle vier nichts Herzbewegendes zu ſingen gewußt. Bei weitem die bedeutendſte Erſcheinung, die Perle und das Genie der jetzigen Schweiz iſt der Maler Martin Diſteli, deſſen Radirungen, ſowohl in der Alpina, als in den drei Bilderkalendern, die eigentliche Urſache ſind, weshalb wir an dieſem Orte die Schweiz hervorheben müſſen. In der Wiſſenſchaft und in der Dichtkunſt iſt lange nichts von ihr ausgegangen, und ſogar in der Politik, worauf die Schweiz ſich vorzüglich richtet, bleibt immer das Bedeutendſte jene zürcher Affaire, die, in jeder Hinſicht bedauerlich und ein geiſtiger Jammer, die provinziale Bornirtheit des bedeutendſten Cantons und dadurch die Unfähigkeit, den Problemen der Zeit in ihrer Tiefe und auf ihrem eignen zurückgezogenen Gebiete beizukommen, alſo, für unſere Zeit und in Rückſicht auf die geiſtige Initiative, die hiſtoriſche Nullität des Ländchens an den Tag brachte, das uns einmal unſere Dichter und Geſchichtſchreiber ſo ſehr überſchätzen gelehrt. Jetzt haben die Schweizer ihren Haller, ihren Hurter, ihr Glaubenscomité und ihre ausdrücklichen Jeſuitenſchulen; und wenn wir Deutſche in Wiſſenſchaft und Poeſie auf ſie herabſehn, ſo können ſie uns nur damit die Verachtung zurückgeben, daß wir von ſolchen Erſcheinungen, von einem ſo blödſinnigen Alten, wie Haller, von einem ſo entſchiedenen Apoſtaten, wie Hurter, von einer ſolchen Rohheit, wie der Feldzug gegen die Philoſophie und die freie Wiſſenſchaft, und endlich von einer ſo veralteten Sache, wie der Jeſuitismus doch immerhin bleibt, uns zur Bewunderung und Nachahmung hinreißen laſſen. Dies können ſie uns zurückgeben, aber wir werden antworten: „was bei uns jenen Erſcheinungen anhängt, das iſt geiſtig verderbt und ſittlich verwahrloſt, es geht ſeinem jüngſten Tage unaufhaltſam entgegen und bildet nur die dunkle Folie unſeres Aufſchwungs in der Wiſſenſchaft ſchon jetzt, im Staate — gar bald; bei euch dagegen ſind jene Reactionen und Reſtaurationen das Notable, und ihr habt keine Philoſophie und keine Poeſie, deren Kern die Freiheit wäre, jener apoſtatiſchen Richtung entgegenzuſetzen." Wir würden aber kein Wort erwiedern, wenn die Schweizer uns ſagten: „ſoll Johannes Müller der eurige ſein, ſo iſt auch Schiller, Goethe und Hegel der unſrige; in Wiſſenſchaft und Kunſt wollen wir nichts ſein, als Provinz, im Staate aber kann uns eure Zukunft, zu der wir ſchönſtens gratuliren, die aber doch immer nur eine Taube auf dem Dache iſt, nicht ſo ſehr reizen, daß wir unſere Spießbürgerei und Bäuerlichkeit, mit dem Sperlinge der kleinſtädtiſchen und kleinſtaatlichen Republik in der Hand, nicht vorläufig feſthalten ſollten." Dies Argument iſt rich-

tig. Vom deutſchen Geiſt kann die deutſche Schweiz ſich nicht emancipiren, ſie kann ſich nur bloßſtellen, wenn ſie ſich iſolirt. Sie unterſcheidet freilich das Politiſche. Aber auch politiſch kann ſie nur ſecundär ſein. Sie ſteckt zu ſehr in der Natur und in der Baſis des Allgemeinen und Höheren, im Particularismus und Provinzialismus, um das Staatsproblem unſerer Zeit für ſich auch nur zur Sprache bringen zu können. So bleibt ſie abhängig von den europäiſchen Bewegungen, wie denn auch von einer Neutralität nicht die Rede ſein, und alle ihre kleinen Begebenheiten nur im Zuſammenhang mit der allgemeinen großen Geiſtesfluctuation unſerer Zeit verſtanden werden können. Sind doch Haller und die neuen Jeſuiten nur Contrerevolution, nur Excremente des großen europäiſchen Bildungsproceſſes, an dem wir arbeiten, und die Zuckungen in Rothenthurm, in Zürich, Luzern oder Aargau nur Symptome der Windwendungen in der allgemeinen Atmoſphäre des jetzigen Weltgeiſtes. Könnte man alſo die Schweiz immerhin als politiſches Wetterglas gebrauchen — ſo würde man ſich doch gewaltig irren, wenn man ihr in dieſem Augenblick die Fähigkeit, auch nur theoretiſch eine Initiative zu ergreifen, zutraute. Die zürcher Revolte iſt die Urkunde dieſer ihrer Unfähigkeit. Was lächerlich iſt und bleibt, wäre alſo, trotz dieſer unläugbaren Thatſachen, das Streben, in iſolirter Particularität den Geiſt zur Welt bringen und ſich wiſſenſchaftlich, litterariſch, politiſch für ſich halten zu wollen. Daher die Krüppelſtaaten, Krüppeluniverſitäten, die Winkellitteratur und die Krüppelereigniſſe, die ſich überall, ſo wie ſie an's Licht traten, ſei es im Hörner- und Klauen- oder im Straußenſtreit, ſogleich in's Lächerliche werfen und erſt wieder eine ernſthafte Phyſiognomie gewinnen, wenn ſich's entdecken läßt, daß auch unter ſolchen Verkehrtheiten und Verzerrungen Regungen des hiſtoriſchen Genius der Zeit verborgen ſind. Diſteli's eminentes Talent hat es nun am allerwenigſten verdient, im Provinzialismus der Schweiz zu verſauern; wir unternehmen es daher im Intereſſe der Kunſt, ihn einem größeren Publicum vorzuführen, die ſchweizeriſche Iſolirtheit womöglich aufzuheben und ganz Deutſchland zur Theilnahme an ſeinen genialen und im beſten Sinne wirkſamen Schöpfungen anzuregen. Dieſer praktiſche Zweck iſt zugleich ſehr im Intereſſe der Kunſt und der Theorie. Wir leiden in unſern Akademieen an der Tendenz- und Situationsmalerei; die Romantik der craſſeſten und rohſten Art, die bis zum Katholiſchwerden in ihren Ideeen ſteckt, ja ſogar die Allegorie und ihre kalte Superklugheit üben eine bedenkliche Herrſchaft aus. Dieſe ſtill ſitzenden, nichts ſagenden und nichts verrathenden Bilder, die nur der eingeweihte Dunſtjünger verſteht, dieſe geiſtloſen Koloſſe von Bildern voll todter Statuen — wer hat ſie nicht geſehn und die Mühe bedauert, mit der all dieſe „Frömmigkeit," „Herzensherrlichkeit" und „Genialität" (ſo drücken die Herren ſich übereinander aus) verſchwendet wird? Die wenigen ehrenvollen Ausnahmen ſind in der Oppoſition, ſie bringen nicht durch und es thäte Noth, daß ſie endlich einmal entſchloſſen zuſammenhielten, um eine neue freie und reelle Kunſtſchule zu gründen, die jenem Unweſen auch oſtenſibel tapfer die Spitze böte, und das Publicum der wahren Fahne zuwendete. Diſteli gehört dieſer wahren lebendigen Kunſtrichtung an. Er entwirft, disponirt und individualiſirt die hiſtoriſchen Compoſitionen und die humoriſtiſchen Genrebilder bis zum ergreifendſten Leben. In der Alpina hat er aus zwei altdeutſchtollen Balladen von Follen: „Der kühne Bayer" und aus Ettmüller's „wilder Jagd Dietrich's von Bern" höchſt lebensvolle Skizzen entworfen. Die wilde Jagd iſt ein koloſſales Phantaſieſtück, Pferde, Beſtien und Menſchen in der gewaltigſten Action durch die Luft ſauſend; und eine Ironie ſcheint es zu ſein, daß die ganze Luft, wenn man näher zuſieht, aus Haſen und Eulen, wie die alten Heiligenbilder aus Engelsköpfen, beſteht. Follen's albernes Reckenpathos, dieſes ungeſchlachte altdeutſche Großknechts- oder Hofemeiſter-Bewußtſein, und Kaiſerunweſen — (nur zwei unſinnige Strophen zur Probe:

In dem heil'gen deutſchen Reich —
dem die Herzen ewig ſchlagen! —
mit dem Schwert des großen Karles,
mit des großen Finklers Krone
reichsnet Kaiſer Otten Arm:
der die Franken, Dänen, Wenden,
der zu Boden warf die Welſchen,
deſſen Fuß die wilden Hunnen
in dem Lechfeld niedertrat.

Schwert des Richters; hart wie Schwert
war derſelbe deutſche Kaiſer,
wann er einſt bei ſeinem feid'nen
rothen Bart das Wort geſprochen:
„Sam mir Kaiſer Otten Bart!"
vor des Reichs beſchloſſ'nen Pforten
funkelnd mit dem Haunden Wetter —
doch in allertiefſter Demuth
ſtand der Cherub da vor Gott. —)

dies perſifflirt der Maler mit der liebenswürdigſten Laune. Der Kaiſer iſt auf dem Bilde eine höchſt lächerliche Figur und doch charakteriſtiſch in der altgewohnten Povanzgeſtalt, die Pfaffen, die natürlich bei allen Handgreiflichkeiten unter den Tiſch fallen, markiren ſich durch ihre fetten Angſtgeſichter auf's trefflichſte, und nur des kühnen Bayer, der einmal den Kaiſer mitten im Gaſtmal allein gefangen nimmt und Pardon ſchwören läßt, dann nackt aus dem Bade aufſpringt und den Ueberfall der Italiener zurückſchlägt, hat der Künſtler ſich ernſthaft angenommen, eine höchſt intereſſante Athletengeſtalt.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

28. August. № 50. 1841.

Dramaturgiſche Didaskalien bei Gelegenheit des Werner, oder Herz und Welt, bürgerliches Schauſpiel von Karl Gutzkow.

(Fortſetzung.)

Doch dieſe trüben Gemüthszuſtände werden gehoben, als Frau und Kinder zu dem Einſamen treten. Er glaubt den Sieg in ſeinen Armen zu haben, als er ſie am Schluß des erſten Aufzuges umarmt.

Allein dies iſt nur eine augenblickliche Heilung, Heinrich wird zerſtreuter, ſo daß er ſelbſt den Seſſionstag vergißt, daß ſeine Gattin beunruhigt wird und den Arzt aufmerkſam macht. Endlich offenbart er ſein Leiden dem väterlichen Freunde, Arzt Fels. Sein Geſtändniß iſt zu charakteriſtiſch, als daß wir es im Auszuge geben könnten.

„Doctor, ich hatte einen Jugendbekannten, deſſen geiſtige Entwicklung der meinigen ſehr ähnlich war. Kaum neunzehn Jahr alt, machte er die Bekanntſchaft eines jungen Mädchens aus einer achtbaren Familie, das kaum funfzehn zählte. Sie hatte eben die Penſion verlaſſen, war weniger von ausnehmender Schönheit als von eigentlichen Reizen, die ihren Augen, ihrem unendlich ſüßen Lächeln etwas Unwiderſtehliches gaben. Dem Mädchen mit einem Bekenntniſſe ſeiner Liebe ſchnell entgegenzutreten, würde ihm damals eine Entweihung derſelben geſchienen haben. Er begnügte ſich, durch einen treuen, faſt möcht' ich ſagen Ritterdienſt, ihr nach und nach ſein Inneres zu verrathen. Erſt nach einigen Jahren faſt täglichen Zuſammenſeins kam es zu einer Erklärung. Mein Freund war der Abgott ſeines Mädchens geworden, ja er war dies im eigentlichen Sinne, da durch ihn die Welt, die Natur, die Geſchichte dem Gegenſtand ſeiner Liebe erſt aufgeſchloſſen wurden. Er war ihr Alles. Hätte ſie ihn verloren, ſie wäre für die Schöpfung abgeſtorben geweſen, ſie hätte das Leben, die Welt nicht mehr verſtanden. — — Und ſie verlor ihn. — Mein Freund war ein unruhiger Kopf, tauſend ſich widerſprechende Elemente zehren in ſeinem Innern. Er machte, von einem glühenden Ehrgeize getrieben, an das Leben abentheuerliche Anſprüche und ſuchte die Unruhe ſeines Geiſtes durch planloſes Umherreiſen zu beſchwichtigen. Mein Freund kam an den Rhein, als ich ihn kennen lernte. Mehrere ſeiner Unternehmungen hatten gerade damals einen glänzenden Erfolg. Man ſchmeichelte ihm. Man geizte nach der Ehre, ihn bei ſich einzuführen. Man bot ihm Ausſichten in eine Zukunft, die nicht bloß voller Verheißungen, ſondern voller lachender Wirklichkeiten waren. Er lernte eine junge liebenswürdige Dame kennen, die unvorſichtig genug war, ihm eine glühende Neigung zu verrathen. Die Geburt derſelben, der Stand der Eltern und mehr als dieſes, ihre wirkliche Liebe ſchmeichelte ſich ſeinem ſchwachen Gemüthe mit ſo lachenden Farben ein, daß er ſeine erſte Liebe — vergaß und zur neuen Verbindung die Hand reichte. — — — — Einige Jahre hindurch ſchien mein Freund in ſeinen neuen Verhältniſſen ſehr glücklich. Er wurde mit Auszeichnungen überhäuft, ſeine Frau, ein liebenswürdiges Geſchöpf, betete ihn an, Kinder erweiterten den Kreis einer glücklichen Häuslichkeit. Aber im Stillen fing ſchon ein Wurm an ſeinem Gewiſſen zu nagen an. So glänzend ſeine Verhältniſſe ſind, ſo iſt er doch ein Sklave derſelben. Die Erinnerung, die er in ſich tödten wollte, ſpiegelt ſich in ſeiner Seele mit einer Friſche wieder ab — mit einer Friſche — die Vergangenheit taucht in ſeinem Gedächtniſſe mit einer ſo entſetzlichen Lebendigkeit wieder auf — —

Sein ganzes Leiden hat ſich auf ſein Gewiſſen, auf ſeine Treuloſigkeit geworfen. Und das iſt die Rache dafür, daß die Erinnerung nicht ſein Gewiſſen, ſondern ſeine Phantaſie zu beherrſchen anfing. Von dem Gedanken an ſeine Aufgegebene, jetzt vielleicht hülfloſe, fühlt er ſich auf allen Wegen umſchwebt und ſo hold iſt dieſes Bild ſeiner Seele eingeprägt, daß es ſich nicht in den dunklen Schritten des Vorwurfes einhüllt, ſondern in die liebe traute Freundlichkeit der Zeiten, wo er zu ihren Füßen ſaß, ſein Haupt an ſie lehnte und hinaufblickte in die Himmelsbläue ihrer Augen. —

O dann quollen oft, wie von bangen Ahnungen — aus ihren Augen große ſchwere Thränen — blieben in den langen Wimpern eine Weile einſam hängen — und rieſelten dann — während ſie zu lächeln ſchien, über die Wange auf meine Lippen herab, die ſie durſtig auffingen. —

Mein Freund iſt ſehr unglücklich. Ich ſeh' ihn,

den armen Träumer, oft an mir vorüberſchleichen — wie er ſich verzehrt. Er kann nicht ſchlafen — oder — ja — er kann es: aber er durfte ſo, ſo nicht ſchlafen, ſo nicht träumen — wie er träumt. Wird es ihm in der Welt zu eng, ſo flüchtet er ſich wieder in das kleine Stübchen ſeiner Marie, ach da ſteht der Roſenſtock auf dem Fenſter, da hüpft der gelbe kleine Vogel auf unſere Schulter, da hängen die kleinen Bilder, die ſie zeichnete und die ich ſelbſt in goldne Rahmen faßte, da laſſe ich durch meine Finger ihre vollen ſchweren Locken gleiten — ich — ich — —

Ja ich! Ich ſelbſt! Verdamme mich Welt, verdamme mich! Ich bin gefangen in dieſen Erinnerungen, ich kann ſie nicht bannen, die aufſteigenden Geiſter der Vergangenheit, ſie war mir zu golden, zu ſchön, dieſe verrathne Zeit meiner Jugend, ich kann nicht laſſen von dem, was einmal mich beglückt hat." —

Doctor Fels ruft Heinrich vergebens zu, daß er ſich aufraffe, die Spiele ſeiner Phantaſie verbanne, ſich mit ganzer Seele an die Gegenwart ſchließe. Wie Jordan dazu gekommen, dieſe Geliebte preis zu geben, darüber erklärt er ſich ſelbſt ſo:

„Es war über mich ein winterliches, froſtiges Gedankenleben gekommen: eine kalte, nach dem Blendenden und Witzigen haſchende Frivolität verſchneite den Frühling meiner Gefühle. Jetzt, wo ich dem Leben nicht mehr Trotz biete, thaut die Decke auf und ich ſehe einen lachenden Reichthum grüner Lebenskeime wieder aufblühen, die nun für mich verloren ſind." —

Fels ſucht Jordan mit den alltäglichen, aber darum nicht minder ſchlagenden und praktiſchen Reden zu beruhigen, und dieſer fühlt ſich wirklich erleichert. Allein es ſoll und kann nicht bei dieſer mehr lyriſchen Situation bleiben. Die verlaſſene Geliebte iſt durch einen ihr nachſtellenden Aſſeſſor Wolf in Jordan's Haus als Gouvernante gebracht und tritt nun plötzlich vor ihn. Die gegenſeitige Erkennungsſcene iſt eigenthümlicher Art. Marie will ſich ſofort zurückziehen, Heinrich will ſie halten. Halb überredet:

„Deine Eltern ſind todt — unſer Verhältniß würde Wenigen bekannt — wir werden nur zwiſchen uns beiden ein Geheimniß haben. — Ich bleibe meinem Weibe treu, ich werde ſie nie betrüben, aber glücklich ſein, wenn ein vergeſſender Blick Deines Auges mein Gewiſſen beruhigt. —

Marie: Geben Sie dieſen Gedanken auf, der uns namenloſem Elende zuführen würde —

J. Ich habe Dich verrathen, ich habe Deine Zukunft verſchüttet —

M. So können Sie's nicht wieder gut machen — Wie ſollte ich daſtehen — ich darf nicht —

J. Du ſtehſt arm und verlaſſen in der Welt — durch meine Schuld. In einer feierlichen Stunde hab' ich einſt Deinen Eltern geſchworen, Dich nie zu verlaſſen und ich verließ Dich, ich Undankbarer!

M. Die Welle reißt ſich von dem Ufer los und ſtirbt im Ozean. Ich darf — ich kann nicht (will fort).

J. Marie, wenn Dir an dem Glück meiner Gattin etwas gelegen iſt, wenn Du meinen Kindern den Vater erhalten willſt, wenn Du ſchauderſt vor der Zerrüttung, in die mich die Dämonen der Schuld ſtürzen würden, wenn ſie zur Strafe für mein Vergehen die Leidenſchaft meiner erſten Liebe entfeſſelten — ſo giebt es nur ein Mittel — Du bleibſt" —

und von der fieberhaften Aufregung Jordan's erſchreckt, halb durch die Macht der Umſtände gezwungen — denn Julie von Jordan iſt zurückgekehrt und die Kinder haben ihr ſchon von der Erzieherin erzählt, die jetzt bei dem Vater ſei — geht Marie zu Jordan's Gemahlin. — —

„Ich gehe — aber rechnen Sie nicht, daß ich bleiben werde. Ich habe mich daran gewöhnt, Sie für todt zu halten und die Erinnerungen unſerer Liebe nur noch wie die Blumen eines Grabes zu pflegen." —

Jordan lauſcht auf den Empfang Mariens von ſeiner Frau. Er findet ihn kalt und vornehm. Marie wird zum Clavier geführt — eine Saite zerreißt. Jordan fühlt, daß er an einem Scheidewege ſtehe — aber ſeine Vernunft ſiegt:

„ich entdecke mich meiner Gattin, ſie ſelbſt ſoll die Richterin meiner Gefühle ſein." —

Der Vorhang fällt.

Jordan fühlt ſich jetzt geneſend. Er hat zwar ſeinen Vorſatz nicht ausgeführt, ſeine Gemahlin nicht zur Richterin ſeiner Gefühle gemacht, auch drückt ihn Mariens innerlich beunruhigter Zuſtand weniger als er ſollte, ein Zeichen, daß er ſie nicht mehr liebt. Sie will jedenfalls das Haus verlaſſen, da ſie fühlt, wie tief ſie ſein Weib kränke, und äußerlich vom Aſſeſſor Wolf beunruhigt werde.

Aſſeſſor Fels bringt die Nachricht, daß Heinrich's Ernennung zum Rath im Werke ſei. Dies läßt uns einen tiefern Blick in Jordan's Abſichten thun.

„Endlich; ſagt er. Ich muß weiter — weiter — aus dieſen Vorbereitungen zu einer freien, umfaſſenden Thätigkeit, aus dieſem collegialiſchen Wirken zu ſelbſtändigen Schöpfungen im Staate kommen. Sieh', Fels, dann bin ich erſt in meinem Element. Gegenüber einem großen Ganzen, Ueberlebtes einreißen, Neues aufbauen, als Staatsmann im höheren Sinn des Wortes mein Vaterland mit dem Jahrhundert vermitteln und jede geſunde, ächte Frucht des Zeitgeiſtes vom Baume der modernen Erkenntniß pflücken — das iſt ein Ziel, das ich zu erreichen faſt ungeduldig werde."

Heinrich's Gattin, Julie, iſt indeß verſtimmt; die Heiterkeit ihres Gemahls beängſtigt ſie, ſie kann ſich den ſchnel-

len Wechſel nicht erklären, oder nur zu wohl erklären, wenn ſie Mariens Anweſenheit dabei betheiligt hält.

Aſſeſſor Wolf will Marien aus dem Hauſe bringen, um ihr den Trotz zu benehmen. Er ſucht deshalb durch alle möglichen Mittel Juliens Eiferſucht zu entflammen, was ihm gelingt. Jordan, der ihn bei ſeiner Gattin trifft, nimmt Gelegenheit, Wolf mit derben, harten Worten fernere Nachſtellungen Mariens zu unterſagen. Er läßt ſich dabei zu einer ungemeſſenen Heftigkeit hinreißen und äußert ſich mit einer Lebhaftigkeit, die ſeiner anweſenden Gattin eine Leidenſchaft und ein näheres Verhältniß zu Marien verrathen läßt, ſo daß Wolf höhniſch ſagen kann: „Lachen Sie nur! Andern werden dabei die Augen übergehen.“

(Fortſetzung folgt.)

Der Maler Martin Diſteli in Olten in der Schweiz.

(Schluß.)

Auch das reinkomiſche Genre fehlt nicht. Soldatſpielende Buben ſind auf's Land gezogen, plündern einen Obſtgarten, zünden den Schweinekofen an, und werden nun von den wilden Bauernamazonen mit Ruthen zurückgeſchlagen. Dieſer Weiber- und Knabenſchlacht ſieht der General Buſer, eine herrliche Figur aus dem Kalender von 1840, mit martialiſchen Genoſſen beim Biere gemüthlich zu. So allerliebſt nun dieſe Compoſitionen, in die man ſich nur hineinleben muß, um immer neue Anregung zu finden, auch ausfallen, ſo ſind die hiſtoriſchen und humoriſtiſchen Bilder in den Kalendern doch wahrhaft grandios dagegen. Im Jahrgang 1839 das Gefecht bei Mellingen 1653, Werdtmüller's Brandſchatzung in Schönenwerth, der Frau Zeltner Fürbitte für das Leben ihres Mannes, Schibi, der tapfere Bauernanführer, auf der Folter, bilden ergreifende und tief ſich einprägende Scenen aus dem Bauernkriege, der Hörner und Klauen Streit auf der Landsgemeinde bei Rothenthurm den 6. Mai 1838 giebt uns alsdann ſchon ein Vorſpiel zu dem zürcher Straußenkrieg. Die Parteien ſind hier noch nicht ſo markirt, man ſieht indeſſen die Ariſtokratie und den Fanatismus, welche den treuloſen Ueberfall der Klauen durch die Hörner zuwege gebracht, bei näherer Betrachtung ſowohl auf der Bühne des Landammans und der Behörde, als in den Phyſiognomieen der Hörner, denen außerdem zum Theil Roſenkränze aus der Taſche und Wundermedaillen am Halſe hängen; ſo fechten ſie „für ihre heilige Religion,“ damit die Reichen ihr Hornvieh auf der „G'meindallmend“ allein behalten. Die einzelnen Kampfgruppen und Flüchtlinge, Drohende und Zuſchauende, ſollte man meinen, ſeien von Augenzeugen überliefert: in Allem der unverkennbare Schweizertypus, der für uns natürlich durchweg einen komiſchen Beigeſchmack hat. Wie viel Bewußtſein der Künſtler über dieſen Provinzialtypus hat, zeigt der Jahrgang 1841, in welchem aus dem Schwabenkriege die Scene, wo die ſchwäbiſche Beſatzung der Burg Randeck im Hemde mit dem Burgpfaffen voran abzieht, den phyſiognomiſchen Unterſchied der Schwaben und Schweizer bis zur Lächerlichkeit markirt. Die Schlachtſcenen aus dieſem Kriege: die Aufopferung Heinrich Wohllebs, eines zweiten Winkelried, die Vertheidigung des tapfern Hans Wal u. ſ. w., könnten unſern Bruthennen- und Verhüllungsmalern zeigen, wie That, Bewegung, Action und Geiſt dargeſtellt werden müſſen. Dann folgen Bilder aus dem walliſer Freiheitskampf 1840. Das intereſſanteſte und reichſte Bild, welches in die Leidenſchaften der Zeit mächtig eingreift und in vielen Exemplaren auch bei uns verbreitet zu werden verdiente, iſt aber „der Züriputſch vom 6. September 1839.“ Die Glaubensarmee rückt auf der Rechten friſch heran, mit den Geſangbüchern vor den Augen, während ſie auf der Linken bereits in wilder Auflöſung die Flucht ergreift. Rahn-Eſcher, ein koloſſaler Fleiſcheſſer, iſt rechts im dichten Haufen, links braucht Pfarrer Hirzel einen Bauern als Schild und drückt ſich vor dem Schuß des Dragoners ſo tief, daß der Hut bereits den Rückzug angetreten hat, Hürlimann-Landis, im Hintertreffen an der Hausecke des Platzes, weiſt die Zähne und macht ein bedenkliches Geſicht, auch der Major von Uebel, der die Reiter in großer Ruhe kommandirt, und der Obriſtlieutnant Sulzberger, Anführer der Infanterie, ſind Portraits. Die Haltung des Militairs und der Geiſt der Glaubensarmee iſt mit einer ſolchen Energie und Localtreue geſchildert, daß der Moment und ſeine Motive wahrhaft als reproducirt zu betrachten ſind. Weshalb wir der evangeliſchen Kirchenzeitung denn nur rathen können, dies Bild nachträglich zur Verdeutlichung ihrer Artikel über den allerdings wunderbaren Sieg des Glaubens im „Züri-Putſch“ an ihre Leſer zu vertheilen. Von den komiſchen Genrebildern iſt auszuzeichnen der Lebenslauf des General Buſer, „wie er Anno 1798 dem Dreyherrn Münch die Perücke umkehrt“ und dadurch ſogleich den ganzen großen Rath auf beſſere Gedanken bringt, wie er auf einer Waſſerfahrt in Lebensgefahr geräth und nun ausruft: „Gorg! wie würde die Ariſtokrate-Chaibe jubble, wenn wir jetzt verſuffe!“ Sodann „der Lebenslauf meines Vetters, des Chrützwirths Sohn zu Egerkingen,“ der, unter andern mit Napoleon nach Rußland und auf den großen Rückzug gerathen, eine Kugel in die Müſette bekommen hat. Dies Ereigniß meldet er dem Kaiſer, der gerade herbeigeritten kommt; und Napoleon wendet ſich ſofort zu dem nächſtſtehenden Grenadier und ſagt: „Itzunder heid Sorg z'nem, d'iſch Chrützwirthsſohn von Egerkingen!“ Der Vetter iſt ein Philoſoph und gehört zu den Geſchichtsphilo-

ſophen, welche uns zu ſagen wiſſen, wie ganz anders die Sachen gekommen ſein würden, wenn die Hauptperſonen damals ſich ihres Rathes bedient hätten. So ſteht er vor einem Bilde: Chriſtus, ſeinen Einzug in Jeruſalem auf einem Eſelsfüllen haltend, und bemerkt dazu: „Hätt Chriſtus ſelbe Eſel loh ſy, und wär vierſpännig zu Jeruſalem ig'fahre, ſo wär' er bi Gott nit g'krüziget worde!“ Vieles andere laſſen wir unerwähnt. Im Einzelnen beſchreibend einzugehn, verbietet außer der Schwierigkeit der Sache auch der Charakter dieſer Anzeige. Wenden wir uns nun zu der Poeſie der Alpina.

Sämmtliche litterariſche Beiträge zu dieſem Jahrbuch ſind von ſehr untergeordneter Bedeutung, die von Herrn Krutter und Schlatter ſogar nur Bruchſtücke: aber eine Ausnahme macht „das ländliche Bild von Jeremias Gotthelf: Wie Joggeli eine Frau ſucht.“ Um dieſes Einen Gerechten willen kann man alles Uebrige in den Kauf nehmen, und man wird bei richtiger Gemüthsverfaſſung ſeiner Hausgenoſſen mit dieſem Joggeli ſich viel Kurzweil bereiten, außerdem, daß Hr. Jeremias Gotthelf dem Leſer mit ſeinem Humor und ſeiner Auffaſſungstreue alle Achtung abgewinnen muß. „Joggeli möchte wohl eine Frau, allein ſo hineintrappen und einen Schuh voll herausnehmen, das doch auch nicht. Wie das aber zu vermeiden ſei, es auszuſinnen, habe ihn ſchon oft faſt wirbelſinnig gemacht. Guter Rath iſt meiſt ſehr theuer, indeſſen kömmt er auch über Nacht umſonſt.“ Er beſchließt als Keſſelflicker durch's Land zu gehn, um die Mädchen in ihrer Häuslichkeit unbefangen zu belauſchen. „Eines Morgens zwiſchen Heuet und Erndte, wo die Bauerntöchter meiſt zu Hauſe waren, einige am Strümpfeplätzen ſich verſuchten, andere dem Weber ſpulten, die dritten im Garten grupeten, oder um's Haus herum fiſelten, ſagte er ſeinen Leuten: er wolle ins Luzernerbiet um ein Roß aus. Dort ſeien weniger Tage im Jahr als hier, jeder Tag wenigſtens zwei Stunden kürzer, daher werde weniger Geld verdient, daher alle Sachen dort wohlfeiler als bei uns; und wenn er ſchon acht Tage lang nicht wiederkomme, ſo ſollten ſie nicht Angſt haben um ihn.“ — „Joggeli ging fort, doch ſah man zur ſelben Zeit im Luzernerbiet keinen Joggeli, der nach Roſſen gefragt hätte. Aber zur ſelben Zeit ſah man durch das Bernbiet einen Keſſelflicker ziehen, den man vorher und nachher nie wahrgenommen hat, und von dem man noch immer reden hört, obgleich ſeither wenigſtens fünfzig Jahre verfloſſen ſind.“ Nun prüft er die Mädchen, findet natürlich viel Unrechtes, was jedesmal die ſpecifiſche Schilderung eines Bauernhofes abgiebt, bis er endlich die rechte trifft, bei der er denn auch ſo gründlich zu Werke geht, daß er handgreiflich von ihrer Tugend überführt wird. „Nachmittags als die Großmutter ſchlief, das Volk auf dem Felde war, ging er in die Küche, angeblich um die Pfeife anzuzünden, fing aber an zu ſpaßen, zu ſchätzeln, wollte das Mädchen oben einnehmen und küſſen; da kriegte er eine Ohrfeige, daß er das Feuer im Elſaß ſah, und dazu die Schwelle in Bern rauſchen hörte, und vernahm den kurzen Befehl, er ſolle ſich an ſeine Arbeit machen, damit ſie endlich fertig werde“ ꝛc. Daß Joggeli mit der Anne Mareili nachher auf einen beſſern Fuß kommt und glücklich wird, läßt ſich nun ſchon vorherſehn. So iſt auch das ganze Idyll nicht auf Spannung angelegt, ja man könnte ſagen, es iſt eben ſo langweilig, als die Bauerhöfe im Bernbiet überhaupt ſind, aber es iſt unendlich intereſſant durch ſein intimes Verſtändniß eines ſolchen Localgeiſtes, durch die lebendige Schilderung und durch den Humor, der auch dieſe Zuſtände zu ſchätzen und in eine allerliebſte Activität zu ſetzen weiß, nicht ohne die eigenthümlichſten Localtöne, aber ohne allen fremdartigen Reiz und Aufputz. Dies erinnert an Dickens und die Engländer, und wir können Jeremias Gotthelf nur Glück wünſchen zu ſolchen Studien, die er in Gottes Namen auch auf den Markt der großen Welt ausdehnen mag: denn die Kunſt zu ſehn und idealiſirt aber dennoch wahr wiederzugeben, iſt überall nur eine. Von den drei Herausgebern iſt A. Hartmann im Gegenſatz zu ſeinen Collegen mehr auf Abrundung kleinerer Genreſtücke ausgegangen. Selbſt mit gewöhnlichen Motiven weiß er zu ſpannen und auf die Löſung und Rundung des Ganzen einen vorzüglichen Nachdruck zu legen. Dies Beſtreben iſt künſtleriſch, und wenn zu ihm ſich ſpäter jenes Individualiſirungstalent des Jeremias Gotthelf findet, ſo wird es ihm begegnen, daß alle Herzen ihm zufallen. Sollte die Schweiz den Beruf haben, unſere Kunſt zurückzurufen an die unmittelbare Anſchauung des Lebens und zu einer geiſtvollen Auffaſſung mehr der Wirklichkeit, als der Reflexion über Leben und Wirklichkeit in der Litteratur und theologiſchen Metaphyſik? — Aus dieſen Anfängen iſt es noch nicht zu weiſſagen, obgleich Diſteli's Arbeiten bereits an Umfang und Inhalt eine ſolche Bedeutung gewonnen haben, daß man ſich über den Stumpfſinn der Deutſchen und die Langſamkeit der allgemeinen Anerkennung billig verwundern muß. Ausbleiben aber wird dieſe Genugthuung nicht, ja ſie hat ſchon begonnen, und man findet die Bilderkalender allerdings bereits außerhalb der Schweiz, z. E. hier in Dresden, wo man ſie zu ſchätzen weiß.

Arnold Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

30. August. **№ 51.** **1841.**

Dramaturgiſche Didaskalien bei Gelegenheit des Werner, oder Herz und Welt, bürgerliches Schauſpiel von Karl Gutzkow.

(Fortſetzung und Schluß.)

Es muß jetzt zu einer Scene unter den Eheleuten kommen. Heinrich ſucht mit der größten Ruhe die Beſorgniſſe ſeiner Gattin zu zerſtreuen, er glaubt dies am beſten durch die Wahrheit zu können, er geſteht, daß Marie ſeine erſte Liebe geweſen ſei, ſchildert den Zufall, durch den ſie ins Haus gekommen und feſtgehalten, verſichert Julien ſeiner Liebe und Treue:

„Ich würde meine Seligkeit zu verlieren fürchten, wenn ich Dich, meine Gattin, je in einem ihrer Rechte kränken und zurückſetzen wollte. Aber ich beſchwöre Dich, denke Dich mit Beſonnenheit in meine Empfindungen hinein und Du wirſt finden, daß ich ſchuldlos daſtehe.“

Juliens Stimmung iſt nur geſteigerter geworden:

„traue mir keinen Heldenmuth zu, traue mir nichts zu als die Schwäche des Weibes, ich will rieſenſtark in meiner Schwäche, ich will ſchwach ſein.“

Heinrich ſucht noch immer zu überreden, zu überzeugen, aber Julie fordert mit Heftigkeit Mariens Entfernung aus dem Hauſe. Er hört träumend auf die Strafrede und um ſie zu beſchwichtigen ruft er: „Marie!“ Dies bringt ſeine Gemahlin zu der größten Aufregung.

„Gerechter Gott! Marie, Marie! So ſchwebt der Gedanke beſtändig vor ſeiner Seele, daß er ſelbſt in dieſer fürchterlichen Stunde ſich vergeſſen und mich mit ihrem Namen rufen kann!“

„Julie, reize mich nicht! Reize mich nicht, Julie. Es ſoll ſo ſein. Ich will Ruhe haben,“

ruft Heinrich jetzt in Leidenſchaft und Julie erklärt, ihm dieſe Ruhe geben zu wollen, ſich unter den Schutz ihrer Eltern zu ſtellen.

Dies iſt geſchehen. Julie iſt bei dem Präſidenten, im Hauſe ſeines Bruders des Miniſters. Sie hat die Kinder wider Wiſſen ihres Gemahls zu ſich holen laſſen. In verſchloſſenen Gemächern brütet Jordan über ſeinen Schmerz, den er nicht verwinden will. Vergebens macht ihn der Canzleibote Schulz aufmerkſam, daß es nicht gut ſei, wenn er vom Büreau fortbleibe, wo etwas zuzugeben ſcheine, denn Papiere würden vermißt, Zahlen ſtimmten nicht. Heinrich beſchließt nichts, als ſich ſeiner Kinder wieder zu bemeiſtern und zwar heimlich, wie ſie ihm genommen. Von Marien hört man nur, daß ſie verweint ſei und lange Conferenzen mit dem Doctor Fels gehabt habe. —

Der Adoptivvater Jordan's ſieht eine Thorheit, eine maßloſe Schwärmerei in dieſer Liebe, wovon ſein Schwiegerſohn frei ſein würde, wäre er adlig geboren, denn das ſei das Gute dieſes Standes, daß er eine leichtere Auffaſſung ſolcher Lebensverhältniſſe geſtatte. Er glaubt die Angelegenheit durch Geld, durch eine Penſion arrangiren zu können, allein Doctor Fels, der auch hier vermittelnd auftritt, verſpricht auf andere Weiſe das Räthſel zu löſen. In Julien kommt der Gedanke, daß ihre Schuld größer ſei, als die des Gemahls zwar zu einer Ahnung, aber noch nicht zu jenem klaren Bewußtſein, das eine Darlegung des Gedankens nothwendig macht.

Da wird, ob ſchon ſpät Abends, Maria Winter gemeldet. Der Präſident will ſie zurück weiſen laſſen, aber Julie duldet dies nicht. Marie erklärt, daß ſie ſich verheirathen wolle. Denn ſie deutet Heinrich's Zuſtand richtig:

„Es zitterte vor ſeinen Augen ein Schuldbrief, den er mir glaubte für die Zukunft ausgeſtellt zu haben, nicht Blumenknospen einer neuerwachten Liebe waren die Lettern dieſes Briefes, ſondern die finſtern, höhnenden Geſpenſterlarven eines ſchuldgequälten Bewußtſeins, ich zerſtöre den Spuk und gebe den Schuldbrief zerriſſen jetzt ſelbſt in ſeine Hand zurück.“

Julie will ein ſolches Opfer nicht annehmen. Marie erzählt von dem Schmerz, den ſie bei Heinrich's Untreue empfunden, aber ſie habe ſich daran gewöhnt, ihre erſte Liebe nur wie einen Traum zu betrachten. — Ueber die Möglichkeit ſich jetzt vermählen zu können, giebt Marie folgende Aufklärung:

„Die Natur gab den Frauen die Beſtimmung, erſt durch des Mannes Willen uns zur Selbſtändigkeit zu verklären. Was iſt unſere Liebe? Was kann ſie geben? Sie iſt nichts Freies, Ureigenes, ſie iſt nur ein Wiederſchein der Liebe, die auf uns fällt.“

Allein dieſe Reflexion iſt zu männlich, zu kalt, als daß ſie uns aus dem Munde der ſchwärmeriſchen Marie über-

zeugen könnte. Sie iſt auch nicht das ächte Motiv ihres Handelns. Dies offenbart ſie, indem ſie ſpricht:

„Eine höhere Kraft beſeelt, ein Muth von oben begeiſtert mich. Ihn zu lieben, war mir Leben, ihm entſagen, war mir Tod, aber ihn retten, ihn dem Glück erhalten, das ihm ſein Weib und ſeine Kinder gewähren, das iſt Wonne der Auferſtehung.“

Julie will ihren Vater von dieſer glücklichen Wendung der Dinge benachrichtigen. Dieſer, der ſich außerdem noch bekümmert fühlt durch mancherlei dunkle Klagen, die über Heinrich's dienſtliche Stellung laut geworden, will an Heinrich ſchreiben, ihn mit Entſchiedenheit an ſeine Pflicht erinnern. Der Präſident iſt damit beſchäftigt. Es iſt Nachts ein Uhr, als Heinrich im Mantel gehüllt durch die Thür ſchleicht, er will der Kinder ſich bemächtigen.

Der Präſident fährt auf bei dem Geräuſch:

Was wollen Sie?

Heinrich antwortet faſt dämoniſch:

„Es wird ſchon ſpät, die Kinder müſſen ſchlafen gehen. — Sie haben dem Vater — noch nicht gute Nacht geſagt.“

Der Präſident hält Heinrich jetzt eine Ermahnungsrede. Er will ihm die Welt kennen lehren, er erzählt von Mariens Verlobung, indem er auf den zurückgelaſſenen Ring deutet und ſchließt kalt mit den Worten:

„Entſetzlich genug, daß man ſie nur noch an die Ironie des Schickſals erinnern kann. Fordern Sie doch Ihren Gegner! Hier das Zeichen ihres frühern Verlöbniſſes. Sie brachte uns den Ring und zeigte uns freiwillig ihren Entſchluß an. Sie lieben es, ſich Welten aus Ihrem eigenen Innern zu ſchaffen, vielleicht brauchen Sie dazu dieſe glänzende Aſche der Vergangenheit!“ —

Heinrich iſt zu ſehr von dem Gedanken an das Ereigniß beſtürmt, das ihm ſoeben offenbart iſt, als daß er den kalten Hohn des Präſidenten hätte hören und begreifen können. In ſeinem Innern entſpinnt ſich ein Kampf, den wir nur pantomimiſch ausgedrückt ſehen. Er ergreift Mariens Ring und ſteckt ihn an den Finger, mit Haſt der Thüre zueilend. Er will ſeine Jugendliebe nicht laſſen, eine Leidenſchaft für ſie ſcheint zu erwachen. Doch er beſinnt ſich auf Gattin und Kinder, lange betrachtet er den Ring, nimmt ihn vom Finger und legt ihn entſchloſſen auf den Tiſch. Die Liebe zu ſeiner Gattin hat geſiegt.

Damit iſt eigentlich die Verſöhnung ſchon gegeben und wir haben nur noch zu erwarten, wie dieſe im fünften Acte ins Leben tritt. Dies ſoll nicht ohne einen Bühnencoup geſchehen. Jordan hat Hausarreſt, ſeine Papiere ſind verſiegelt. Welches der nähere Grund iſt, erfahren wir nicht. Daß die Rache des Aſſeſſor Wolf dies bewerkſtelligt habe, iſt wohl klar. Dieſer ſucht ein Document, über deſſen Zweck und Inhalt wir gleichfalls nichts erfahren, unter Jordan's Papiere zu ſchmuggeln, wird dabei ertappt und kurz darauf von der mit Aſſeſſor Fels herbeieilenden Polizei abgeführt.

Julie hat man indeſſen nicht länger in dem Hotel ihres Vaters zurück halten können:

„ihn in Gefahr zu wiſſen, allein mit ſeinem nagenden Schmerz, allein mit dem Gefühle ſeiner gekränkten Ehre, ich ertrage es nicht,“

ruft ſie und ſtürzt in Heinrich's Zimmer, wo ſie der junge Fels zurück hält. Dieſer dringt zu Jordan, der ſich in ſein Zimmer verſchloſſen hat. Fels redet von Marien. „Der Gedanke an ſie,“ erwiedert Heinrich, „war mir nur das Symptom eines Uebels, deſſen wahren Sitz ich an einer ganz andern Stelle jetzt gefunden habe.“ Nun entdeckt Fels ihm, daß er es ſei, der Mariens Jawort erhalten, daß ſie ſeit längerer Zeit einen Eindruck, der ſeine tiefſten Intereſſen gefeſſelt, auf ihn gemacht habe. Heinrich iſt erfreut. Seine Gemahlin tritt hinzu, bittet und giebt Verzeihung. Der Präſident bringt Aufklärung über die Wolfſche Intrigue und als Genugthuung die Ernennung zum Rath.

Jetzt aber tritt Heinrich auf. Wir erfahren, worüber er in ſeiner Einſamkeit gebrütet und was zu thun er beſchloſſen hat.

„Ich betrübte meine Eltern im Grabe, indem ich den Namen ablegte, der Alles war, was ſie mir auf meine Lebensbahn mitgeben konnten. Kein Mann von Ehre wechſelt ohne die innere Ueberzeugung der Nothwendigkeit ſeine Religion, kein Mann von Gefühl wechſelt den Namen ſeiner Eltern. Daß ich nun noch den Adel annahm, war vollends ein Verrath an den Anſichten, die ich von dem Unterſchied der Stände habe. — Man hat eine Arbeit, die ich über den Rechtszuſtand Deutſchlands herausgab, anerkannt, man hat mir an einer rheiniſchen Hochſchule einen Lehrſtuhl angeboten. Das, das iſt mein Feld. Der hoffnungsvollen Jugend des Vaterlandes gegenüber, ſelbſt ſich als Greis noch Jüngling fühlend, unter Jünglingen die Weisheit der Jahrhunderte vor Augen ausbreiten, das iſt die Aufgabe, für die ich geboren bin.

Wir leben in einer Zeit, wo die Menſchheit bei den immer höher und höher geſteigerten Anſprüchen, die das Leben an uns macht, nur allzu ſchmerzlich empfindet, daß das Herz in dem Gewühl der Welt erkaltet und wir zurückkehren müſſen zu dem, was mit uns geboren wurde, zur Wahrheit der Natur, die das Maaß aller Dinge iſt. Und ſo, mein theures Weib, frage ich Dich, willſt Du mir, dem wiedergeborenen Heinrich Werner, das alte Wort der Treue nicht brechen, ſondern ihm als liebe Gattin auf den Schauplatz ſeiner neuen Beſtrebungen aus freiem freudigen Willen folgen?“

Und ſie folgt.

Daß es ſich in Werner nicht um die gewöhnlichen klei-

nen Intereſſen des Lebens, um Geld und Gut, Standesunterſchied, kleine Schlechtigkeiten handelt, an welchen die Iffland'ſchen und die andern Familiengemälde den Triumph des Moraliſchen zu feiern und Rührung zu erwecken ſtrebten, iſt nur böswillig zu verkennen. Denn es waren nur zum geringſten äußere Verhältniſſe, welche Werner zu der doppelten Treuloſigkeit an der Geliebten und an den Jugendidealen reizten. Ein modernes Bewußtſein hatte ſich vielmehr ſeiner bemächtigt, welches die romantiſche Liebe, welche Hegel treffend als Eigenſinn der Liebe und Caprice auf gerade Dieſe bezeichnet, überwunden hatte. Durch dieſes Bewußtſein waren alle Illuſionen ſeiner Liebe zu Marien zerſtört, die Liebe ſelbſt war dadurch erloſchen. Es darf daher nicht wieder erwachte Liebe, nicht Leidenſchaft ſein, welche Werner krank macht, ſondern der Gedanke an das Unglück ſeiner Marie, von der er wußte, daß alle Wurzeln ihres Daſeins ſich um ihre Liebe zu ihm feſtgeſchlungen hatten. Daß er ſie nicht mehr liebte, war keine Schuld, daß er aber das Verſprechen gebrochen, welches er ihr und ihrem Vater gegeben, war eine Schuld und der Gedanke daran konnte ihn peinigen. Es darf dabei die romantiſche Liebe überhaupt noch eine Reaction gegen das moderne ſie vertilgende Bewußtſein üben, allein ſie darf und kann nicht über daſſelbe ſiegen. Auch ſeine Jugendideale, deren Berechtigung man nicht einmal kennt, da man ſie nicht kennt, hat er nicht bloß einer lachenden Wirklichkeit wegen verrathen, ſondern in der Hoffnung, eine Stellung in der Wirklichkeit zu erlangen, wo er ſie mit der Wirklichkeit vermitteln könnte. Jetzt ſah er ſich getäuſcht, die gewöhnliche praktiſche Thätigkeit, die er mit Tauſenden von Maſchinen und Polizeimenſchen theilte, konnte weder ſeinen Ehrgeiz noch ſein beſſeres nach Höherem ſtrebendes Innere befriedigen. — Dieſe modernen Gemüthszuſtände, ſo ſehr ſie für einen Roman ſich eignen möchten, würden eine dramatiſche Handlung noch nicht in Bewegung ſetzen können, da ſie zu ſehr an der Subjectivität haften, beinahe in das Lyriſche überſchlagen. Sie bilden daher auch nur die Staffage, ſind das Motiv der beginnenden Handlung, als Marie, die arme und verlaſſene, in das Haus ihres frühern Geliebten intriguirt wird, um Erzieherin ſeines Kindes zu werden. Die Colliſion ſteigert ſich jetzt bis zu der Spitze, wo es ſich um den fernern Beſtand der Ehe Werner's handelt. Allein dieſe äußerſte Spitze iſt nicht durch ein ſchuldvolles Handeln Werner's hervorgerufen, ſondern vielmehr durch Leidenſchaft und Eiferſucht ſeiner Gattin. Dieſe Eiferſucht hat aber keinen reellen Grund, eine Verſöhnung iſt daher durchaus nothwendig. Daß es an Marien iſt, dieſe Verſöhnung zu bewerkſtelligen, iſt eben ſo nothwendig. Denn es würde mehr als Eigenſinn ſein, wollte ſie gegen ein ſo heiliges und glückliches Verhältniß als Heinrich's Ehe die Anſprüche ihrer Liebe geltend machen. Sie iſt dazu nicht nur in keiner Weiſe berechtigt, ſondern ihre romantiſche Liebe, die nur das höchſte Glück des Geliebten will, fordert ſogar eine ſolche Entſagung. Dieſe iſt ihr kein Opfer, ſondern eine Wonne.

Dagegen hat man es getadelt, daß ſich im Aſſeſſor Felo nun gleich ein bereitwilliger Freund fände, welcher Marie die Hand böte. Allein auch dies ſcheint uns durch ſeinen Charakter und ſeine Geſinnungen hinreichend motivirt. Felo iſt von vorn herein als ein Mann geſchildert, der von jener romantiſchen Liebe, der Caprice auf dies gewiſſe Individuum nichts weiß, der die Ehe für ein Wagſtück hält, in das man mit einem Satze hineinſpringen müſſe. Marie hat ſein Intereſſe erregt. Während er aber ſonſt vielleicht noch Jahre lang neben ihr hätte leben können, ohne daß er ihr einen Antrag gemacht, bewegt ihn der Zwieſpalt im Hauſe ſeines Freundes, den Sprung in die Ehe zu wagen.

Wenn dagegen Werner zu Anfang des fünften Acts erklärt, nicht Marie und die Erinnerung an ſeine Verſchuldung ſei es geweſen, die ihn ſo unglücklich gemacht, ſie ſei nur das Symptom eines andern Uebels, deſſen Sitz er erſt jetzt entdeckt habe, ſo ſcheint es, als hätten wir vier Acte hindurch unſere Theilnahme einem Gegenſtande geſchenkt, der gar nicht exiſtirt.

Allein dem iſt nicht ſo. Werner ſelbſt täuſcht ſich, indem er dieſes ſpricht. Er hat uns zu wahr und zu ergreifend ſeinen Zuſtand vorgelegt, als daß wir dieſen für nicht vorhanden ſeiend annehmen dürften. Jetzt, da der Schuldbrief zerriſſen, der ihn ängſtigte, will Werner das Uebel gar nicht mehr anerkennen, er ſucht es wo anders. Dies hat Gutzkow jedoch ſehr gut benutzt, indem Werner nun wenigſtens zu einer That angeregt wird, die wir bis dahin vermißten.

Sind daher die Hauptperſonen richtig gezeichnet, fehlt es den Situationen nicht am dramatiſchen Effect, ſo müſſen wir dagegen die Figur des Aſſeſſor Wolf für gänzlich verfehlt halten. Müſſen denn in allen unſern Schauſpielen Böſewichter vorkommen, die der Criminal-Juſtiz oder der Polizei anheim fallen. Wolf hatte die Abſicht Marien zu verführen. Dies gelingt ihm nicht, er iſt genug beſtraft durch den Spott und die Verhöhnung, die ihn trifft. Statt deſſen läßt ihn Gutzkow von Werner wie einen dummen Jungen behandeln, die Thür weiſen und ihn dagegen auf Rache ſinnen. Dieſe Rache ſoll durch eine Intrigue vollzogen werden, die gänzlich dunkel bleibt. Wir wollen bei einer dramatiſchen Handlung Alles ſelbſt ſehen, wir wollen überzeugt ſein, daß etwas wirklich geſchehe. Wenn nun Wolf auch vor unſern Augen verſucht, ein Document unter Werner's Papiere zu practiſiren, ſo begreifen wir dennoch nicht, wie Werner durch ein ſolches Document konnte ins Verderben geſtürzt werden. Unſerer Phantaſie iſt kein Anhaltspunkt geboten und unſer Verſtand ſträubt ſich, die Andeutung auszubeuten, die von fehlenden Pupillengeldern

einmal vorkommt. Kurz die ganze Polizeigeſchichte iſt ein bloßer Theatercoup, durch nichts Inneres motivirt, und wenn irgend etwas, ſo hat die Geſtalt Wolf's Aehnlichkeit mit Iffland'ſchen Böſewichtern. Es iſt daher auch nicht einmal dem ſonſt ſo trefflichen Charakterdarſteller Quanter in Caſſel gelungen, der Darſtellung Wolf's eine Seite abzugewinnen, die uns mit ihm ausſöhnte.

Als ich kurz nach der erſten Aufführung des Werner in Hannover mit Carl Devrient mich über das Unmotivirte der Polizei-Intervention unterhielt, behauptete zwar der gegenwärtige Detmold, das beweiſe ihm gerade für die Vortrefflichkeit der Motivirung, denn die Polizei habe in unſern Tagen das Recht allenthalben unberufen zu erſcheinen und ſich einzumiſchen. Will ſich Gutzkow damit tröſten?

Außer der Expoſition des erſten Acts, in welchem uns etwas zu breit Alltägliches und Triviales in die Nähe gerückt und dadurch jene falſche Objectivität erzeugt wird, die man früher ſo ſehr an Götz bewunderte, müſſen wir die Art des dramatiſchen Fortgangs durchweg loben. Die Diction des Dialogs iſt fein und anſprechend, an manchen Stellen zu ſehr mit Bildern überladen. Gutzkow hat mit dem Stücke, das wir nach ſeiner urſprünglichen Faſſung dargeſtellt haben, eine Aenderung vorgenommen, die wir nicht beurtheilen können, hat aber auch dieſe wieder verworfen, zu der urſprünglichen Conception zurückkehrend. Wir wollen die gewöhnliche Redensart von dramatiſchem Talent und den Erwartungen, die man nach dieſem von Gutzkow hegen könne, nicht wiederholen, glauben vielmehr nicht unrecht daran gethan zu haben, daß wir zeigten, wie viel Anerkennenswerthes er im beſtimmten Falle bis jetzt ſchon geleiſtet. Die Zukunft liegt überall im Schooße der Götter.

H. A. Oppermann.

Reiſe von Amſterdam in die nordöſtlichen Theile des Königreichs der Niederlande. Von F. W. Dethmar. Eſſen und Rotterdam 1840, bei Bädeker.

Herr Pfarrer Dethmar iſt ein lieber Reiſender, der den Ländern und Leuten, welche er beſucht, keine gedruckte Gefahren, ſeinen Leſern aber auch wenig Ausbeute für Länder- und Völkerkunde bringt. Seiner genügſamen phantaſieloſen Natur ſcheint das Proſaiſchſte des proſaiſchen Holland beſonders zuzuſagen und er berichtet munter, ehrlich, unverdroſſen über Landſtraßen und Dämme, Schulen, Wohlthätigkeitsanſtalten und alle reinlichen Beſtrebungen, die überall löblich und unentbehrlich ſind, dieſes Land aber, Deutſchlands Molkenkammer, beſonders auszeichnen. Indeß wird darüber in ſtatiſtiſcher Beziehung zu wenig und in Bezug auf Unterhaltung zu viel geſprochen. Die Reiſebeſchreibung iſt im Ganzen langweilig. Wer ſich ſehr für Käſe und Butter intereſſirt, der gehe mit dem Verfaſſer nach Sneek in Friesland. Das Capitel aber, das über eine Anſtalt ſpricht, worin man Flöhen das Springen abgewöhnt, kann nur Staatsmänner intereſſiren, die jede freie Bewegung zu unterdrücken ſuchen.

Es liegt indeß nicht an der Beobachtungsgabe des Hrn. Dethmar, daß er ſo trivial iſt, ſondern daran, daß er ſich mit banger Frömmigkeit und engherziger Pfarreretikette über die Sphäre, worin ſich ein ſchwarzer Frack und weißes Halstuch gewöhnlich bewegt, nicht hinauswagt. Denn er fühlt recht gut, wo etwas Herzhaftes zu ſagen geweſen wäre, und manche flüchtige Winke hätten wir gern zu einem derben ecce ausgebildet geſehen. Denn ſie deuten darauf hin, daß der Holländer bei ſeinen materiellen Intereſſen auch für höheres Leben gar wohl empfänglich iſt. Der kriechende Reſpect, welchen ihnen Hr. Dethmar z. B. vor höchſtgeſtellten Perſonen — nachrühmt, ſteht im offenbaren Widerſpruch mit den Thatſachen der neueſten Zeit und auch einigen mitgetheilten freiſinnigen Aeußerungen intelligenter Holländer, die, auf großartigen, hiſtoriſchen Ereigniſſen fußend, auf Fortſchritt des öffentlichen Lebens drangen. Der Holländer, im Kampf mit dem Meere erſtarkt, hat auch ſchon andere Gewalten als die der Wellen zu brechen gewußt. Einfache Sitte, nationaler Stolz, patriotiſcher Muth haben ihn oft ſchon ausgezeichnet, und es iſt ja notoriſch, daß Nachbarn des Meers wie Bergbewohner ſich ſtets durch dieſe Tugenden vor den trocken gelegten Bewohnern flacher Binnenländer und den Anwohnern ſchleichender Ströme auszeichneten. Auch nach Hrn. Dethmar's Bericht erinnert ſich der Holländer und Frieſe noch mit vieler Wärme des Abfalls der Niederlande vom tyranniſchen Spanien, jener ſtolzen Republikanerzeit, von deren Errungenſchaft ſie freilich nachher in vielfachen Kämpfen manches Gute wieder eingebüßt haben.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

31. Auguſt. № 52. 1841.

Die Univerſität Tübingen.

Die Halliſchen Jahrbücher No. 111—119 enthalten den Anfang dieſer Charakteriſtik. Man wird hier das Ende erwartet haben und gewiß mit demſelben Intereſſe leſen; auch die Proteſtation derer, die ihr Portrait nie für getroffen erklären können, weil ſie zu ſehr im Schatten ſitzen, wird nicht ausbleiben. Dennoch hat die Erfahrung bereits gelehrt, daß dieſe neue Form der Oeffentlichkeit den Univerſitäten ſelbſt zu Nutze kommt, und um ſo mehr ein Bedürfniß wird, je entſchiedener dieſe Anſtalten gegenwärtig den Intriguen des Obſcurantismus zum Augenmerk geworden ſind, und ohne die Stütze der freien Litteratur Gefahr laufen würden, nicht nur occupirt, ſondern auch ohne alles Aufſehn heimlicher Weiſe beſeſſen und verderbt zu werden. Dieſen Zwecken gegenüber hat die verletzte Eitelkeit und ſelbſt unvermeidliches wirkliches Unrecht kein Gewicht. In Bezug auf die Univerſität Tübingen erklärt die Redaction noch außerdem, daß die alte Beruhigung: iſt jener nicht unſers Nachbars Sohn, den wir noch ganz jung gekannt? hier nur ſehr beſchränkte Anwendung leidet. Weder der erſte Artikel in den Halliſchen Jahrbüchern, noch der gegenwärtige iſt auf Einen Autor zurückzuführen; vielmehr haben beide, gleich den berühmten Epen, in denen ſogar Achill, der Göttin Sohn, und der königliche Agamemnon kritiſirt und abgeſchildert werden, mehre Verfaſſer und verſchiedene Redactionen ſich gefallen müſſen, um ſo, wie ſie vorliegen, ans Licht zu treten.

Wir laſſen der proteſtantiſch-theologiſchen Facultät der Univerſität Tübingen, womit der erſte Artikel ſchloß, zunächſt

die katholiſch-theologiſche Facultät

folgen. Durch König Wilhelm wurde mit dem katholiſchen Convicte, das nach dem proteſtantiſchen Stifte eingerichtet, den Namen Wilhelmsſtift führt, eine eigene, ſelbſtändige katholiſche Facultät neben der proteſtantiſchen errichtet. So konnte die katholiſche Bevölkerung Geiſtliche erhalten, welche in erweitertem Verkehr mit Wiſſen und Leben Einſeitigkeit und Abgeſchloſſenheit abzulegen Gelegenheit finden. Der Ruf der Facultät ſelber iſt ein altbewährter. Die alte „Tübinger Schule" iſt zwar nicht mehr hier zu ſuchen, aber in Bezug auf Geiſt und Wiſſenſchaft ſteht die jetzige Facultät wie ihre Vorgängerin dem übrigen Deutſchland muſterhaft gegenüber. Drey, Möhler, Hirſcher und Herbſt waren bis in das vorige Decennium die Zierde der Facultät und der katholiſchen Kirche. Sie haben von dem Proteſtantismus den Geiſt und Stoff der Wiſſenſchaft in ſich aufgenommen und in freier Weiſe viel gewirkt. Möhler ſchied am erſten aus, im Verlaufe ſeiner Unterſuchungen und Streitigkeiten über die Symbolik mehr und mehr wahlverwandtſchaftlich von dem ultramontanen München angezogen. Doch hat er hier einen Samen zurückgelaſſen, der ſeine Früchte in jener Richtung hin ſchon mannichfach getragen. — Herbſt, vorzugsweiſe Linguiſt, ſtarb; Hirſcher, der ſanfte und geiſtreiche, ſeiner freien, evangeliſchen Richtung getreue Mann, ging nach Freiburg, ſo iſt nur der alte würdige v. Drey, das Haupt der alten Schule, noch hier, in immer mehr ſich beſchränkender Lehrthätigkeit.

J. Sebaſt. v. Drey lieſt noch über theologiſche Encyklopädie und chriſtliche Apologetik. Letztere iſt ſein Hauptfach und ſeine Schrift darüber (1838) ſein Hauptwerk. Schleiermacher iſt es, den er in die katholiſche Theologie einführt. Nach und mit jenem vermittelt er mit eigenthümlicher Kraft und Tiefe den Rationalismus und Suprarationalismus, von welchen Extremen der Katholicismus ſich noch weniger frei erhalten kann, als der Proteſtantismus. Drey nennt ſich einen wiſſenſchaftlichen Offenbarungsgläubigen und nimmt von Schleiermacher namentlich den Begriff der Erlöſung hinzu. Die natürliche Stellung der Vernunft zu dem Geheimniß und der Offenbarung iſt nach Drey der Glaube; unter ſeinen Gehorſam muß der Verſtand gefangen genommen werden. Der Glaube iſt Vater des Wiſſens, geht daher nicht in das Wiſſen über oder in dieſem auf, und das Ende des Glaubens iſt nicht das Wiſſen, ſondern das Schauen. Beides, Glauben und Wiſſen, beſtehen nebeneinander und unterſtützen ſich gegenſeitig. — Dies iſt die Grundlage ſeines Forſchens und Lehrens. Durch ſolche Vermittlung mit der fortgeſchrittenen Wiſſenſchaft hat Drey dem Katholicismus wichtige Dienſte gethan und die katholiſche Theologie auf eine Höhe erhoben, von welcher ſie der Ultramontanismus vergebens herabzuſtürzen ſich müht. Der milden, humanen, gediegenen Perſönlichkeit im Leben und in der Wiſſenſchaft wagt ohnehin nicht leicht die Verdächtigung oder Verkennung nahe zu kommen.

Von eben ſo humaner und tüchtiger Geſinnung, dabei regeren und mehr philoſophiſchen Geiſtes iſt Dr. Kuhn, Profeſſor der Dogmatik. Er ſchließt ſich entſchiedener an die philoſophiſchen Erübrigungen, aber auch an die weniger liberale Richtung der neueſten Zeit an, als ſein Lehrer und College Drey. Kuhn's Bemühungen zeigen die mißliche Stellung, in welche die katholiſche Theologie neueſter Zeit gerathen muß. Einerſeits drängt die Wiſſenſchaft vorwärts, anderſeits der Ultramontanismus rückwärts. Gegen Anfeindungen von der finſtern, wiſſenſchaftsloſen Gläubigkeit muß er ſich förmlich verwahren und mit Synodaldecreten und aller Tradition verſchanzen. Daß er nur orthodox ſei, wenn er einen ſtren Unterſchied zwiſchen philoſophiſcher und theologiſcher Wiſſenſchaft verwerfe, muß er damit beweiſen, daß die Väter der lateranenſiſchen Synode unter Leo X. im Jahre 1513 eben dieſen Unterſchied verworfen haben! Er muß wiederholt verſichern, daß das wiſſenſchaftliche Bewußtſein vom Glauben einen Vorzug vor dem einfachen Glauben habe. „Dies gegen die faule Vernunft gewiſſer Theologen, welche den Fortſchritt zum Wiſſen ſelbſt nicht betreten und Andere daran verhindern möchten.“ — Näher aber kann ſich nach Kuhn die Religionsphiloſophie, welche die Hauptaufgabe der gegenwärtigen Zeit iſt, nur dadurch als chriſtliche erweiſen, daß ſie den Glauben über das Wiſſen, die Religion über die Philoſophie ſtellt und das Verhältniß von Glauben und Wiſſen aus dem Standpunkte der Offenbarung in Chriſtus beſtimmt. Was der Philoſophie die unmittelbare Wahrheit iſt, das iſt der Theologie nach Kuhn der poſitive Glaube. Sie und dieſer muß zum objectiven ſpeculativen Begriff erhoben werden, ohne dadurch auch nur einen Augenblick aufgehört zu haben, — durch den Zweifel — in Bezug auf Wahrheit und Gewißheit eine rein unmittelbare zu ſein....

Man ſieht, daß dies ziemlich die Grund- und Lehrſätze der alten Scholaſtik ſind. Doch beſſer die Scholaſtik als das graue, finſtere Mönchthum, dem ja jene ſelber den erſten Todesſtoß gegeben, ehe jener Auguſtinermönch endlich das volle Licht in die geſprengten Kirchenpforten einbrechen ließ. — Aus gleichem wiſſenſchaftlichen Sinn und Eifer ging ſein Leben Jeſu hervor, das er als ein „wiſſenſchaftlich bearbeitetes“ dem kritiſch bearbeiteten von Strauß entgegenſtellte. Wiſſenſchaft und Dogmatismus iſt einmal innerhalb des Katholicismus nicht zu trennen, und ſo wird die Philoſophie von dieſer Wiſſenſchaftlichkeit nothwendig nur dogmatiſtiſch und damit ſcholaſtiſch verwendet. Jede Philoſophie, ſagt Kuhn, welche einen ſchlechthin reinen Anfang ſetzt, muß conſequent mit dem Nihilismus enden oder mit dem Pantheismus beginnen. Dies iſt auch der Grundgedanke ſeines Werkes: Jacobi und die Philoſophie ſeiner Zeit, durch welches er ſeinen philoſophiſchen Sinn auf eine für den Katholicismus bedeutſame und anzuerkennende Weiſe zuerſt bekundete. —

Kirchengeſchichte und Patrologie, ſo wie ſeit Mack's Abgang chriſtkatholiſche Ethik lieſt Dr. Hefele, im vorigen Jahre zum ordentlichen Profeſſor befördert. Hefele hat ein bedeutendes Talent für hiſtoriſche Forſchung und Darſtellung, welche von der natürlichen Friſche und Munterkeit ſeines Weſens ſehr belebt wird. Wie die jüngern tübinger Theologen alle, verfolgt er die Möhlerſche Richtung nicht ohne Neigung zu den hiſtoriſch-politiſchen Blättern und den neuern Tendenzen überhaupt. Viele ſprechen den in äußerem Benehmen, ſo wie in allgemeiner, namentlich äſthetiſcher Bildung ſehr liebenswürdigen jungen Mann nicht vom Verdachte des Jeſuitismus und Fanatismus frei und fürchten hinter dem heitern, jovialen, geſelligen Entgegenkommen jene bekannte Politik verborgen, welche die Welt mit ihrem eignen Scheine täuſcht, um ſie der Kirche wieder zuzuführen. Seinen Lehrberuf füllt er auf anſprechende und tüchtige Weiſe aus. —

Profeſſor Welte, auch ein junger Mann aus hieſiger Schule, lieſt hiſtoriſch-kritiſche Einleitung in das alte Teſtament, erklärt altteſtamentliche Bücher und lehrt orientaliſche Sprachen. Eine ſtille, fleißige, bedächtige Natur, weit ohne die Gewandtheit und Formenſicherheit Hefele's, aber gründlich, ſo unbefangen, als auf katholiſchem Standpunkte möglich und gegen die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte der Zeit nicht gleichgiltig. Seine große Gelehrſamkeit und Beleſenheit kann freilich nicht ganz den Mangel an friſcherer Lehrfähigkeit erſetzen. Ein tüchtiges Zeugniß ſeiner Studien iſt ſein ſo eben erſchienenes: Nachmoſaiſches im Pentateuch.

Graf, jüngſt noch Privatdocent, früher, wie die vorigen, Repetent am Wilhelmsſtifte, lieſt über praktiſche Theologie und neuteſtamentliche Exegeſe. Ohne durch Selbſtändigkeit und Originalität Beſonderes zu leiſten, findet er in fleißigen, gewiſſenhaften Studien die Mittel, ſeinem Berufe zu genügen. —

Betrachtet man die Leiſtungen dieſer Männer und den Geiſt ihrer Schüler, ſo möchte man zwar der liberaleren alten tübinger Schule fortwährendes Beſtehen wünſchen, andern Richtungen und andern theologiſchen Facultäten aber gegenüber darf ſich Tübingen und Württemberg glücklich ſchätzen, ſo viel Wiſſenſchaftlichkeit und darin eine Bürgſchaft für den Frieden und den Fortſchritt der Zukunft zu beſitzen. Nothwendig iſt freilich, daß mit dem wiſſenſchaftlichen Eifer auch der praktiſche neugeweckt wurde und dadurch eine größere Ausſchließlichkeit, wenn auch nicht immer Unduldſamkeit gegen Andersdenkende und Andersglaubende den jüngern Theologen, die hier gebildet wurden, ſich mittheilte. Anſicht und Wirkſamkeit im Sinne Hirſcher's will bereits nicht mehr als vollkommen chriſtkatholiſch angeſehen

werden — doch hängt Vieles mit der allgemeinen politiſch-hiſtoriſchen Aufregung jüngſter Zeit zuſammen, welche ſich hoffentlich zum Heil und Frieden der Menſchheit in höheren Formen auflöſen und beſänftigen wird. — —

Die mediciniſche Facultät.

Wenn irgend in einer Wiſſenſchaft, ſo iſt in der Medicin die Weiſe, erſt im Reiche der Empirie feſten Fuß zu faſſen und ſodann durch Hereinziehung der Speculation den bedächtigen Schritt zu beflügeln, die angemeſſenſte. Und dieſe iſt es auch, die im Allgemeinen von der hieſigen mediciniſchen Facultät iſt befolgt worden: Hippokratiſche Grundſätze blieben immer die Baſis, wenn auch aufkeimende Syſteme ſich über die Mühe ihres Studiums hinwegſetzen und auf einige Gedanken eine neue Medicin bauen wollten.

Als der Gründer des Rufes dieſer Facultät muß der große vor 6 Jahren geſtorbene F. v. Autenrieth angeſehen werden. Vor ſeinem Auftreten war jener faſt Null, durch ihn und das vereinigte Mitwirken eines Ploucquet und Kielmaier, wurde ſie aus ihrem bisherigen Dunkel hervorgehoben und auch dem Auslande in einem vortheilhaften Lichte bekannt. So manches Talent wurde durch ihn geweckt und gepflegt, wobei er aber vermöge ſeiner Politik doch immer den höchſten Standpunkt für ſich zu behalten wußte und deshalb in der Folgezeit die Facultät auch nur aus Schülern von ihm zu ergänzen ſuchte, von denen Manche erſt jetzt — nach ſeinem Tode — durch Abſprechen über ſeinen hohen Geiſt von ihm ſich emancipiren wollen. — Im Verlaufe ſeiner akademiſchen Wirkſamkeit hielt er nicht nur über jeden Zweig der Heilkunde Vorleſungen, ſondern er wollte auch durch wiſſenſchaftliche Unterſuchungen in dem Bereiche anderer Facultäten, namentlich durch mediciniſch-bibliſche Forſchungen ſeine Genialität bekunden. In ſeinen zahlreichen Schriften ſpricht ſich durchaus ein tiefer Blick, eine ausgezeichnete Combinationsgabe und eine ſeltene Originalität aus.

Nur in eigentlich mediciniſcher Beziehung als ſein Schüler kann Ferdinand G. v. Gmelin bezeichnet werden. Dieſer zur Zeit herangebildet, in welcher Brownſche Grundſätze der ganzen Hippokratiſchen Medicin durch ihre blendenden Lockungen der Neuheit, Einfachheit und ſcheinbaren Wahrheit den Untergang drohten, erwarb ſich das Verdienſt, bald den Unſegen derſelben für die Praxis einzuſehen und wieder zu dem Bewährten zurückzukehren, dabei aber doch die als begründet erkannten Sätze — ſelbſt mit den nominellen Bezeichnungen von Brown — in ſeiner Theorie beizubehalten. In einer ſpätern Zeit ließ er ſich für die Naturphiloſophie begeiſtern, für welche auch Autenrieth bis zu ſeinem Tode kämpfte, gegen die ſich aber Gmelin, ſo wie gegen alle philoſophiſchen Syſteme, in der letzten Zeit gleichgiltig verhielt. Die im Jahr 1813 erſchienene allgemeine Pathologie begründete mit Recht Gmelin's Ruf als eines denkenden Gelehrten. Wie in dieſer, ſo ſpricht ſich durchgängig in ſeinen Vorleſungen eine wenigſtens anſcheinende, nur oft zu breit gehaltene Klarheit aus. Die Vielſeitigkeit ſeiner Bildung bezeugt die Verſchiedenheit der Zweige, in welchen er ſchon auf ſeine Schüler einzuwirken ſuchte: ſo in der erſten Zeit ſeiner akademiſchen Laufbahn durch Botanik, Mineralogie, Chemie, ſpäter durch alle Theile der eigentlichen Medicin, von welchen die allgemeinen immer durch ihre conſequente Haltung ſich vortheilhaft auszeichneten, die ſpeciellen dagegen für wenig mehr als für Auszüge anderer Werke, namentlich Sydenham's, Hildenbrand's und Schönlein's gehalten werden dürfen. Nach dem Zurücktritt Autenrieth's von der innern Klinik übernahm er dieſelbe; wie viel er aber an dieſer den Beſuchern genützet, läßt ſich aus ſeiner allezeit fertigen Diagnoſe, der Theilnahmloſigkeit der Zuhörer an derſelben, der Receptenfabrik (denn nur nach der Anzahl dieſer beurtheilte man die Klinik) und der Jagd nach epidemiſchen Complicationen ermeſſen. — Im verwichenen Decennium ſcheinen das Studium der Cholera, Homöopathie (je eine Schrift von ihm) und von Schönlein's natürlichem Syſteme der Noſologie alle ſeine Kräfte in Anſpruch genommen zu haben, ſo daß ſeinem Stillſtande in den letzten fünf Jahren, an dem auch der Einfluß des Alters nicht zu verkennen war, der Eifer, der nicht nur ihn auf's Neue, ſondern die ganze Facultät in der neueſten Zeit beſeelt zu haben ſcheint, ſchroff entgegentritt. Nach Abgabe der Klinik verlangt er ſich wieder den allgemeinen und vorzugsweiſe wiſſenſchaftlichen Theilen in die Arme zu werfen. Sehr anzuerkennen iſt, daß er in öffentlichem Bekenntniß ſeine frühern Theorieen für veraltet zu erklären keinen Anſtand nimmt. F. von Gmelin iſt eine herbe, kauſtiſche Perſönlichkeit, voll Energie und Zähigkeit, für den gewöhnlichen Verkehr und Umgang karg und abſtoßend, mehr den Ausländern offen. Mit einem ernſten, oft barſchen Charakter verbindet er eine eiſerne Feſtigkeit in liberaler Geſinnung. — Sein Vortrag, nicht ganz frei, aber geläufig und belebt, zieht an, je mehr der Zuhörer ſich an ſein etwas kreiſchendes Organ gewöhnt hat. —

Chriſtian G. Gmelin, des Vorigen Halbbruder und Beſitzer einer Apotheke in Tübingen, fungirt ſeit 24 Jahren als Lehrer der Chemie, und füllt ſeine Stelle auf eine Weiſe aus, daß er nichts zu wünſchen übrig läßt. Seine Lehrgabe bezeugen ſeine „Einleitung in die allgemeine Chemie" (Tübingen 1835, bei Laupp), worin er ſeine Philoſophie und die Grundlinien zu einer demnächſt erſcheinenden, gewiß allgemein intereſſanten, populären Chemie niedergelegt hat; noch mehr aber ſeine von Zuhörern aus faſt allen Facultäten ſo zahlreich beſuchten Vorleſungen. Faſt zu raſch für die Minderbegabten ſchreitet er fort in ſeinen Darſtellungen, aber die Beſſern reißt er eben dadurch, und

indem er alles minder Intereſſante glücklich zu entfernen und auch das Langweilige von einer anſprechenden Seite darzuſtellen weiß, zur Begeiſterung hin. Keine neue naturwiſſenſchaftliche Erſcheinung geht von ihm unbeachtet und unbenutzt vorüber, und wenn er ſchon ſeiner Vielbeſchäftigtheit wegen kaum einen Beitrag für die ſpeciellen Fortſchritte zu liefern im Stande iſt, ſo gereicht es ihm doch zur Freude, auf alles wahrhaft der Wiſſenſchaft Förderliche nach allen ſeinen Beziehungen aufmerkſam machen zu können. Sein lebhafter Vortrag iſt geläufig und frei, deswegen oft durch Zwiſchenſätze unterbrochen, die jedoch nur im Anfange ſtörenden Einfluß haben; ſeine Verſuche ſind immer gut berechnet und belehrend, nur iſt bisher zu bedauern, daß ihm hiezu ein ganz ſchlechtes Local eingeräumt iſt — eine ehemalige nicht einmal ordentlich heizbare Waſchküche. Man glaubte, daß ſeine allzu freimüthigen Geſinnungen und Aeußerungen die Regierung ihm entfremdet und dadurch neben Anderm die ſo nothwendige Erbauung eines Laboratoriums hinausgezögert hätten, wozu denn jetzt doch im Verein mit dem neuen Univerſitätsgebäude geſchritten wird. Sein lebhaftes Temperament mit ſeinem Witz und Freimuth macht den Umgang mit ihm äußerſt angenehm, ſeine ungebundene Laune und ſeine Anſpruchsloſigkeit liebt es, ſich auf's heiterſte und vertraulichſte zu erweiſen.

Wilhelm v. Rapp, in ſeinen Studienjahren Aſſiſtent an Autenrieth's Klinik, iſt die verkörperte Idee des Zweifels. Seit 22 Jahren Mitglied dieſer Facultät, lehrt er an der Stelle des durch ſein heimiſches Wirken rühmlichſt bekannten Kielmaier — vergleichende Anatomie und Zoologie, — und an der Stelle des durch ſeine Selbſtverſuche für die Wiſſenſchaft zu früh dahingeſchiedenen Emmert — Phyſiologie und Anatomie.

Seiner Maxime gemäß, nur zu glauben, wovon er ſich durch Autopſie überzeugen kann, muß er ſeine Kräfte ſolchen Fächern zuwenden, die ihm in dieſer Beziehung kein Hinderniß in Weg legen, — und darf er der Speculation faſt keinen Spielraum gewähren. Seine allgemein angenommene Anhänglichkeit zum Materialismus giebt er nicht direct zu, räumt übrigens in ſeinen Vorleſungen der Materie und insbeſondere dem Blute die höchſte Bedeutung ein.

Unter ſeinen Vorleſungen ſteht die über vergleichende Anatomie unbeſtritten oben an, in welcher Cuvier's das Einzelne umfaſſender Geiſt glücklich mit Meckel's allgemeiner (naturphiloſophiſcher) Betrachtungsweiſe vereint iſt und Rapp ſich auf den Grund vieler eigenen Unterſuchungen (ſ. Schrift über die Cetaceen) auf das ihm fremde Feld der Vermuthungen begiebt. Hiezu, ſo wie zu ſeiner Vorleſung über Zoologie, an welcher man übrigens ſehr eine philoſophiſchere Auffaſſung vermißt, ſtehen ihm zwei reichausgeſtattete Cabinete zu Gebot, von welchen das vergleichend-anatomiſche durch ſeine Anzahl von Sceleten, daß zoologiſche — durch Exemplare vom Cap der guten Hoffnung (vor einigen Jahren durch v. Ludwig, einem Württemberger daſelbſt, erhalten) ſich auszeichnet, und deren weitere Bereicherung er ſich höchſt angelegen ſein läßt. Ein drittes, das pathologiſch-anatomiſche Cabinet iſt kaum minder gut bedacht. Hauptſächlich bei der Demonſtration, überhaupt aber in ſeinen Vorleſungen bietet Rapp in monoton vorgetragenen, kurzgefaßten, aber oft den Sinn wiederholenden, ungeſchminkten Sätzen die nackte Wahrheit dar. In der pathologiſchen Anatomie hat er ſehr viele und gewöhnliche Irrthümer bei Sectionen aufgedeckt, ſcheint übrigens jetzt mit ihr, wie vor einigen Jahren mit der Phyſiologie, auf eine Sandbank gerathen zu ſein. Seine Vorleſungen wiederholen ſich in ihrem Cirkel je im dritten Semeſter, doch die über Anatomie je im zweiten, für welche an ſich langweilige Wiſſenſchaft er durch allgemeinere Betrachtung mit Beziehungen auf verwandte Fächer ein regeres Intereſſe nicht vergeblich zu erzielen ſtrebt. Ein an dem Abhang eines Hügels in der Nähe der Stadt vor ſechs Jahren neu erbautes und im Allgemeinen zweckmäßig eingerichtetes Anatomiegebäude (Beſchreibung deſſelben von Rapp) enthält außer dem anatomiſchen Theater und Sälen zu Präparirübungen, Hörſäle und die vergleichend- und pathologiſch-anatomiſchen Cabinete, und giebt oft den Raum her zu phyſiologiſchen Verſuchen, denen Rapp in der neueſten Zeit wieder eine weitere Ausdehnung gegeben, wie er überhaupt in der Phyſiologie ſich erſt jetzt wieder um die neuen Erfahrungen zu bekümmern begonnen hat. — Liebenswürdige Ironie ſpielt um ſeine hageſtolze Miene; eine Uneigennützigkeit und Unparteilichkeit, die man ſelten trifft, ſchmücken ſeinen Charakter, und allgemeine Liebe und Achtung begleiten ihn auf ſeinen aufopfernden Krankenbeſuchen.

(Fortſetzung folgt.)

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Ueber

Philoſophie und Chriſtenthum

in Beziehung auf den der Hegel'ſchen Philoſophie gemachten Vorwurf der Unchriſtlichkeit.

Von

Ludwig Feuerbach.

gr. 8. 1839. Broſch. 15 Ngr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

1. September. № 53. 1841.

Die Univerſität Tübingen.

(Fortſetzung.)

In vielen Beziehungen als das Gegenſtück zu Rapp erſcheint Leop. Sokrates v. Rieke. Hauptſächlich durch die Protection ſeines Verwandten Autenrieth, gegen den er auch bis zu ſeinem Tode einer dankbaren Demuth ſich befleißigte, wurde er kurz nach Rapp an die Profeſſur der Chirurgie und Geburtshilfe von ſeiner Militairarztſtelle weg hieher berufen. — Er hat einen logiſch gebildeten Vortrag und heißt ſeine allgemeine Chirurgie die Philoſophie der Chirurgie, nicht als Perſiflage, ſondern aus einem gewiſſen Intereſſe am philoſophiſchen Denken. „Ideal der Chirurgen" iſt der erſte § darin. Doch iſt er ſeinem Taufnamen zum Trotz ein Feind alles Philoſophirens und bleibt auf dem feſten Boden der Empirie ſtehen. Der Umſtand, daß er mit jedem Semeſter ein ganz friſch umgearbeitetes oder nagelneues Capitel zu geben im Stande iſt, mag den Beweis für ſeine gewiſſenhafte Benützung fremder Erfahrungen und neuerer Werke liefern. In der empiriſchen Anwendung der Mittel zeigt er eine auch bei ſeinen Operationen auffallende Befangenheit, die oft in Zittern übergeht. — Sein philoſophiſches Talent bekundet er in ſeinen Vorleſungen durch fleißige Numerirung von „Cardinalgedanken" und „Generalgedanken;" die wundärztlichen Köpfe belaſtet er mit einer Unzahl von Eintheilungen, für die er nicht genug Alphabete auftreiben kann. Die kleinſte Modification eines Geſchwürs giebt ihm Stoff zu neuen Claſſificationen und Specificationen. Als Vorſtand der chirurgiſch-geburtshilflichen Klinik überläßt er in den zwei wöchentlichen Stunden der erſtern den — nach ſeiner Ueberzeugung — Befähigtern kleinere und größere Operationen zur Ausführung; in der letztern wird ziemlich regelmäßig wöchentlich eine Stunde der mündlichen Beſprechung vorgekommener Fälle ꝛc. gewidmet, und ſo weit es das hindernde Hebammeninſtitut zuläßt, das partieenweiſe Anwohnen bei Geburten eingeräumt. Reiche, hochgeſtellten Familien Entſproſſene und Ausländer werden ihn im Umgange mehr als gefällig finden, während ſich Unbemittelte bitter über ihn beklagen. — Das reichausgeſtattete Bandagen- und Inſtrumenten-Cabinet hält er für den gewöhnlichen Zugang der Studirenden zwar verſchloſſen, doch ſäumt er nicht, bei ſeinen je nach vier Semeſtern ihren Cirkel durchlaufenden Vorleſungen am gehörigen Orte das Nöthige vorzuzeigen, wohl auch zur Demonſtration in den unausgefüllten Klinikumsſtunden ſich herzugeben.

Herrmann Autenrieth ſcheint abweichend von ſeinem geiſtreichen Vater auf lobenswerthe Weiſe ſeine Kräfte mehr dem Fache der eigentlichen Medicin widmen zu wollen, während er zugleich in den Naturwiſſenſchaften mittelſt eines koſtbaren Gedächtniſſes überraſchende Kenntniſſe an den Tag legt. Wie überhaupt, ſo in der Philoſophie insbeſondere, ſchwört er auf die Worte ſeines Vaters (Anſichten von der Natur von F. v. Autenrieth, nach ſeinem Tode herausgegeben von ſeinem Sohne), und iſt der größte Feind der ihm unbekannten neuern (Hegelſchen) Philoſophie. Mit Unrecht bezeichnet man ihn als einen einſeitigen Nervenpathologen. Bei einer ungemeinen Vorliebe für das Alte und Abſonderliche vernachläſſigt er die neue Litteratur durchaus nicht, ſcheint ſie übrigens parteiiſch zu benutzen. Seine Neigung zu geſuchten Theorieen und paradoxen Sätzen und ſein Bemühen, an dem väterlichen Erbe auch Andere möglichſt Theil nehmen zu laſſen, macht leider ſeinen ohnedies nicht beſonders anſprechenden Vortrag, den er mit mehr Glück durch Erzählung von Anekdötchen als durch die Stellung verfänglicher Fragen an ſeine verſchwiegenen Zuhörer zu durchwürzen ſucht, nicht angenehmer; in der Praxis iſt er aber trotz ſeiner Theorieen oft — ſich unbewußt — der Empiriker, welcher nur mit der Verſicherung eines günſtigen Erfolges ohne Angabe ſonſtiger Motive handelt. In Folge der neuern Abtheilung der innern Klinik in eine ambulatoriſche und ſtehende einerſeits und eine Poliklinik anderſeits iſt ihm die Beſorgung der letztern übertragen worden, welcher er durch ſeine umfaſſende Bekanntſchaft in der Stadt, durch ſeine Menſchenfreundlichkeit, der ein bedeutendes Privatvermögen nicht vergeblich die Hand bietet, und durch ſeine aufopfernde Rührigkeit, mit welcher er die Studirenden bei ihren Krankenbeſuchen in die erbärmlichſten Schlupfwinkel begleitet, auch würdig vorſteht. 5 wöchentliche Stunden werden von ihm der Aufzeichnung und Recapitulation der Krankheitsfälle und einem freimüthigen auf gegenſeitige Aufklärung berechneten Ideenaustauſche gewidmet, wobei er die ihm eigene vertrauliche Offenherzigkeit mit ſanfter Würde zu paaren weiß.

Hugo Mohl, in der äußern Erſcheinung das wahre

Gegenbild zu ſeinem Bruder R. v. Mohl, hat ſich im Verhältniß zu der Kürze ſeiner litterariſchen Laufbahn einen bedeutenden Namen in der naturwiſſenſchaftlichen Welt erworben. Schon vor ſeiner Berufung an die Stelle des vor 6 Jahren verſtorbenen rühmlich bekannten Schöbler, hat er ſich durch die Ergebniſſe ſeines 4jährigen Studiums bei Martius in München, durch mehrere Schriften, hauptſächlich aber durch die von der Akademie zu Paris mit dem großen Preiſe gekrönte, den Grund zu ſeinem wiſſenſchaftlichen Rufe gelegt, der ihm auch zuerſt eine Profeſſur in Bonn verſchafft hat. Ein ungemeiner Fleiß, verbunden mit Scharfſinn und ſeltener Beobachtungsgabe, laſſen ihn mit Hilfe ſeines Mikroskops zu nie vermutheten wiſſenſchaftlichen Reſultaten gelangen. Seine größte Stärke beſitzt er in der Pflanzenphyſiologie, was mehr als alle bisher von ihm geſchriebenen Diſſertationen ſeine bald gedruckt zu erwartende Anatomie und Phyſiologie der Gewächſe ergeben wird, die wohl mit der Zeit eine Stellung neben Haller ihm anweiſen möchte. — Sein Vortrag iſt frei — immer nur den Sinn, nicht ſowohl die Worte vor Augen habend, aber anfangs unangenehm, denn in langen Athemzügen beginnt er mit dem Discant und kommt im Verlaufe zum tiefſten Baſſe herab, fortwährend ſprechend, aber nur das Aufzeichnenswerthe betonend. Den nach natürlichen Familien angelegten großen botaniſchen Garten ſucht er möglichſt zu bereichern und zu erweitern. Anſpruchsloſes, freundlichhöfliches Benehmen machen Mohl allgemein beliebt und ſeinen wenig vergönnten Umgang ſehr angenehm.

L. Sigwart, außerordentlicher Profeſſor der Medicin, iſt urſprünglich zum Aſſiſtenten von Ch. Gmelin beſtimmt, der ihn dieſer Obliegenheit enthoben hat. Der litterariſchen Welt iſt er durch ſeine Unterſuchungen mehrerer und namentlich würtembergiſcher Mineralwaſſer bekannt; zum Gegenſtand ſeiner Vorleſungen hat er ſich Botanik und Chemie erwählt. Von dieſen kündigt er jedesmal eine Menge an, ſie kommen aber nur zum geringſten Theile zu Stande, denn ſeine murmelnden mit auffallenden Pantomimen begleiteten Vorträge, die er durch ſeine oft den Zweck verfehlenden Verſuche intereſſanter zu machen nicht das Glück hat, locken keine große Anzahl von Zuhörern an; doch muß ihm die Gabe, die erſten Grundſätze der Chemie vorzugsweiſe den Minderbegabten beizubringen, in hohem Grade zugeſprochen werden.

Prof. Baur, ſeit etlichen und 30 Jahren Proſector, iſt aus der niedern Stellung eines gewöhnlichen Chirurgen durch den ältern Autenrieth, der in ihm das für die Anatomie ſo nothwendige Gedächtniß erkannte, herausgehoben und für dieſen Beruf herangebildet worden, dem er mit ausgezeichnetem Eifer nachkommt. Seine Demonſtrationen ſind ausführlich, damit ſehr klar und durch ihre Popularität und Berückſichtigung der praktiſchen Chirurgie beſonders für Studirende der Chirurgie berechnet, in denen er nur ſelten ſich in unglückliche Speculationen verliert.

Prof. Märklin, Beſitzer einer Apotheke in Tübingen, hält fleißig beſuchte Vorleſungen über Botanik, Chemie und Pharmacognoſie, in welchen er ſich weniger durch die wiſſenſchaftliche als durch die praktiſche Haltung auszeichnet, und wozu ihm eine ſchöne Privatſammlung von Pflanzen, Früchten, Samen ꝛc. zu Gebote ſteht; den Pharmaceuten wird er hiedurch faſt unentbehrlich. Das glücklichſte Gedächtniß und ein eiſerner Fleiß laſſen ihn ſeine ziemlich monotonen Vorträge frei halten und mit den genaueſten Zahlennotizen begleiten.

Faſt Epoche machend war für die Medicin ſtudirende Jugend die Erſcheinung Heermann's im verwichenen Frühjahre, — nicht ſowohl wegen ſeiner perſönlichen wiſſenſchaftlichen Richtung, als vielmehr wegen der Wiſſenſchaftlichkeit überhaupt, die durch ihn allgemein rege gemacht worden iſt... Längſt war die Unzweckmäßigkeit der kliniſchen Einrichtungen und der Mangel an Concurrenz eingeſehen und daher die Berufung einiger neuen Lehrer gewünſcht; allein finanzielle Rückſichten forderten in dieſer Beziehung Aufmerkſamkeit, und ſo wurde zuerſt eine auf Sparſamkeit berechnete Verbeſſerung der Klinik getroffen und ſodann Heermann — nach mehreren andern Vorſchlägen — auf Empfehlungen hin, da er nur durch ſeine Schrift über die Träume der Blinden litterariſch bekannt war, zur außerordentlichen Profeſſur der Medicin und als Vorſtand der erſten Abtheilung der innern Klinik berufen. — Heermann hielt in Heidelberg als Privatdocent ſehr beſuchte Vorleſungen, und fungirte dort an Puchelt's Klinik als Aſſiſtent, wovon ſich auch ſeine Vorliebe für Puchelt's pathologiſche Anſichten, die ſich den ſeinigen — vielleicht ihm unbewußt — beigeſellt haben, herſchreiben mag. Mit allgemeiner Freude wurde ſeine für Tübingen neue Beſorgungsart der Klinik aufgenommen, denn nun übernehmen die Studirenden unter ſeiner Leitung ſelbſt die Krankenbehandlung und denken ſich überhaupt — nach dem Wunſche des beliebten Vorſtandes — an die Stelle des Arztes. In wiſſenſchaftlicher Bildung ſteht Heermann, unterſtützt noch durch ſeine Bekanntſchaft mit der ausländiſchen Litteratur, auf einer Höhe, von der er bei ihrem ſoliden Fundamente auch dann nicht ſobald herabſteigen würde, wenn er ſeine erfolgreichen Bemühungen, von den immer neu ſich heranwälzenden Wiſſenſchaftsfluthen nicht überwältigt zu werden, nicht fortſetzen wollte. — Er giebt uns ein Abbild der ſeltenen Vereinigung von Feſtigkeit des Charakters mit der nothwendigen Milde des Arztes, und nur zu bedauern iſt es, daß ſeinen wohlgeſetzten und ausführlichen Vortrag ein vielleicht unheilbares Uebel des ſtimmbildenden Organes der nöthigen Kraft beraubt, um ihn außer der nächſten Umgebung deutlich vernehmen zu laſſen. —

Privatdocent Frank, an die Stelle des vor 6 Jahren verſchiedenen, als Operateur weit bekannten Prof. Gärtner berufen, hat wie dieſer von der Pike auf gedient und dadurch zu ſeiner unbeſtrittenen operativen Geſchicklichkeit den Grund gelegt. Leider geht dies für den größten Theil der Studirenden dadurch verloren, daß die Alternation in der Beſorgung der chirurgiſchen Klinik zwiſchen ihm und Prof. Riecke aufgehoben worden iſt. Seiner praktiſchen Geſchicklichkeit iſt aber die beſchränkte Gabe, ſeine theoretiſchen Kenntniſſe in geſetztem Vortrage mittheilen zu können, direct entgegen, und man ſcheint bei ſeiner Berufung nur auf die erſtere, abſichtlich nicht auf die letztere Rückſicht genommen zu haben, da er im Allgemeinen mit ſeiner Wirkſamkeit als Lehrer auf die Studirenden der niedern Chirurgie und die Hebammen durch weitere verſchiedene Umſtände eingeſchränkt iſt.

An die Stelle des vor 1½ Jahren mit Tode abgegangenen Privatdocenten Schill, dem Prof. Riecke als ſeinem Schützlinge eine pomphafte Biographie als Vorrede zu deſſen allgemeiner Pathologie gewidmet, und der ſich neben ſeiner Anglomanie durch kritiſche Forſchungen und litterariſchen Fleiß ausgezeichnet hat, trat Privatdocent Wunderlich, der die Gründlichkeit ſeiner noſologiſchen Bildung durch ſeine Unterſuchungen über den Typhus dargethan hat, aber im Gefühle derſelben ſich einer anmaßenden, vornehmen und geſpreizten Art befleißigt, welche vollends in Tübingen ihm Niemand gewinnen kann.

Privatdocent G. Meyer lieſt über einzelne Capitel der Anatomie und Phyſiologie, die trotz ihres wiſſenſchaftlichen Intereſſes nur wenige Zuhörer finden, denn der größere Theil der Studirenden iſt leider mit einer gewöhnlichen Bildung zufrieden und ſtrebt eben dem baldigen Examen zu. Meyer iſt in die mißliche Lage verſetzt, bei dem von einer gewiſſen Seite ungern geſehenen Auftreten von Privatdocenten ohne Protection ſich Bahn brechen zu müſſen...

Beim Rückblicke auf die betrachtete Reihe erfreuen wir uns einer im Allgemeinen guten, wenn auch nicht ausgezeichneten Beſetzung der mediciniſchen Facultät. Die allgemeinſten Gegenſätze der verſchiedenen Zweige ſind in derſelben repräſentirt, in einzelnen Fällen finden ſich dazu noch die vermittelnden Glieder, ſo daß faſt immer der Eine dem Andern Erſatz gewährt. Im Verfolge der einzelnen Wiſſenſchaften ſpricht ſich dieſes durch folgende Perſönlichkeiten aus: in der Chemie durch Ch. Gmelin und L. Sigwart, in der Botanik durch Hugo Mohl und Märklin, in der Anatomie durch Rapp und Baur, in der Noſologie durch F. Gmelin, Autenrieth und Heermann, in der Chirurgie annähernd durch Riecke und Frank. Der allgemeine und gerechte Tadel über den Mangel der ſo nothwendigen Concurrenz hat ſich durch die Berufung Heermann's und das Auftreten genannter Privatdocenten bedeutend vermindert, doch ſind immer noch Zweige vorhanden, in denen ſolche nicht Statt findet, während ſie durch die Privatdocenten ermöglicht werden könnte. Daß für die zwei wichtigen Fächer der Chirurgie und Geburtshilfe nur ein ordentlicher Lehrer angeſtellt iſt, der in einem langweiligen Curs von drei Semeſtern die Chirurgie unvollſtändig abhandelt, ſo daß je nur mit dem fünften Semeſter dieſelbe Vorleſung ſich wiederholt, und manches Capitel in Jahren nicht an die Reihe kommt, iſt als ein ſehr großer Uebelſtand zu bezeichnen. Die Philoſophie, die noch vor Jahrzehnten ſo innig mit der Heilkunde verbunden war, hat in Tübingen keinen bedeutenden und dauernden Einfluß auf dieſelbe gewonnen; nur der verſtorbene Autenrieth, eine Zeit lang Ferd. Gmelin verſchafften ihr ein Plätzchen in der hieſigen Facultät, in welcher ſie außerdem nicht heimiſch werden wollte. Das Studium hat ſich mehr den Naturwiſſenſchaften zugewendet, und aus dieſem ſuchen Aesculap's Prieſter und Jünger nach dem Vorbilde Schönlein's die Bedingungen ihrer Wiſſenſchaft ſich anzueignen, — und dann erſt, wenn durch die Hilfe des Mikroskops der innerſte und feinſte Bau des Organismus, — und durch die der chemiſchen Reagentien das chemiſche Verhalten der organiſchen Stoffe hinlänglich ermittelt iſt, wird dem Gedanken und der Speculation auf höherem Boden zum wiſſenſchaftlichen Aufbau Raum gegeben werden. — Nur ein ſehr geringer Theil der Medicin ſtudirenden Jugend hat ſich auch um die neueſten Erſcheinungen in der Philoſophie bekümmert, und die Grundſätze der neuern Syſteme ſich anzueignen geſucht (O. Köſtlin's gekrönte Preisſchrift über die mikroskopiſchen Forſchungen), und da ſie von den Lehrern ſelbſt weder gekannt, noch goutirt ſind, ſo iſt eine nähere Vermittlung mit dem mediciniſchen Studium auf unſerer Hochſchule etwas noch in weiter Ferne Liegendes und man muß zufrieden ſein, daß durch die neuen Recrutirungen in die Facultät aus andern Quellen und auf anderm Wege eine geiſtigere Anſicht und Behandlung der Wiſſenſchaft dem alten Materialismus in Theorie und Praxis erfolgreich gegenübertritt. Es lag ganz im Weſen der Facultät, auch die neuaufgetretenen einſeitigen Heilweiſen der Homöopathie u. ſ. w. von Anfang in ſchneidendem Gegenſatz zu verfolgen und ihnen kaum den Ernſt des Verſuches zu gönnen. Die Rührigkeit dagegen, welche neuerdings in die Facultät gedrungen iſt, verſpricht, wie geſagt, eine immer erfolgreichere Theilnahme an dem wiſſenſchaftlichen Fortſchritt der Zeit. —

Die juridiſche Facultät,

welche gleich mit der Univerſität geſtiftet wurde, nahm in Männern wie Sichardus, Hoffmann, Harpprecht, Malblanc den lebendigſten Antheil an der wiſſenſchaftlichen Entwicklung des Rechtes. Von ſpecieller Wichtigkeit für Württemberg war der Einfluß der Facultät auf Landesgeſetzgebung, Regierungs- und Gerichtspraxis. Alle wichtigern Geſetze wurden ihr zur Be-

gutachtung vorgelegt, die Professoren der Rechtswissenschaft waren häufig die vertrauten Räthe des Herzogs und als Spruchcollegium war die Facultät vielfach thätig, indem nicht nur von den inländischen Gerichten häufige Actenversendung an dieselbe stattfand, sondern die Entscheidungen der tübinger Facultät auch im Auslande in hohem Ansehen stunden. Die consilia tubingensia sind in mehreren Sammlungen erhalten und von großer Wichtigkeit für das württembergische Particular-Recht. Was nun dieses betrifft, so wirkte wie überall so auch hier die Universität für Einführung des fremden Rechts, und beim Entwurf des Landrechts wie bei seinen Revisionen konnte sie für Aufnahme des römischen Rechts um so wirksamer werden, als die Entwürfe stets von Professoren theils gemacht, theils begutachtet wurden.

Und wie die Facultät von jeher mit dem wissenschaftlichen Entwicklungsgange in Deutschland gleichen Schritt gehalten hat, so ist auch die rechtswissenschaftliche Gegenwart in ihren Hauptrichtungen würdig in ihr repräsentirt. Wie im übrigen Deutschland giebt auch in Tübingen die historische Schule den Grundstock und Grundcharakter. Wenn aber die historische Rechtswissenschaft im Privatrecht, und namentlich im deutschen Privatrecht culminirt, während andere Zweige, besonders Naturrecht, Staatsrecht und Strafrecht von der rationalistischen Philosophie inficirt sind, so finden wir auch in Tübingen eben in diesen Zweigen den reflectirenden Verstand thätig, der bald durchaus abstract, bald das Positive rationalistisch behandelnd, sich jener historischen Richtung zur Seite, oft gegenüberstellt. Zu diesen beiden Richtungen gesellt sich aber nunmehr auch die speculativ-philosophische. Es muß anerkannt werden, wie in der Rechtswissenschaft, wenn auch nicht sogleich, doch früher als in so manchen andern Wissenschaften der große Kampf begonnen hat, der überall mit den Anhängern des Alten geführt werden muß, bis die neue philosophische Auffassung allgemein als die wahre durchgedrungen ist. Während aber auf mancher Universität die speculative Rechtswissenschaft noch gar nicht vertreten ist, finden wir in Tübingen, freilich nur von den jüngern Docenten, jenen Kampf begonnen, in dessen Resultat uns die bedeutenden Ergebnisse der bisherigen historischen und verständigen Bemühungen versöhnt und von ihrer Einseitigkeit befreit erhalten werden müssen.

Um an das Einzelne zu gehen, so ist das römische Recht hier vertreten durch von Schrader und Mayer. Beide lesen Pandekten, römische Rechtsgeschichte, daneben der erstere Hermeneutik, der letztere Institutionen, seit Kurzem auch Civilproceß. v. Schrader, der Senior der Facultät, ist ein in Leben und Wissen durchaus gediegener Charakter. Eine sanfte, weiche Persönlichkeit, schlicht und einfach, zuvorkommend und theilnehmend für Jedermann, voll ächter Humanität, christlich-fromm, vor der neuern theologischen Richtung sich entsetzend, ein Mann des Glaubens, aber des Glaubens, der in Liebe thätig ist, ist er allgemein geachtet und geliebt. In der Wissenschaft ist er mit demselben redlichen und gründlichen Eifer thätig, welcher ihn in Allem beseelt, und mit diesem Eifer verbindet er eine geistvolle Auffassung des ganzen Rechts, wie der einzelnen Rechtsinstitute. Er vereinigt in sich alle Vorzüge einer tüchtigen historischen Behandlung. Namentlich in der Rechtsgeschichte dringt er tief in den Geist des römischen Alterthums ein, und weiß oft die wenigen Nachrichten, welche über dieses oder jenes Rechtsinstitut vorhanden sind, mittelst seiner lebendigen Anschauung des Ganzen so zu ergänzen, daß das Institut als ein klares mit der weitern Entwicklung und den übrigen Rechtsverhältnissen harmonisches Bild hervortritt. Damit ist seine richtige Auffassung des Pandektenrechts erklärt, in welcher Vorlesung er zudem nie versäumt, durch eine kürzere oder längere historische Einleitung den betreffenden Punkt als einen sich entwickelnden lebendigen, und nicht bloß als einen todten, nur justinianeischrechtlich dastehenden, positiv gegebenen für die Auffassung des Zuhörers zu fixiren. Freilich sind auch die Schattenseiten der historischen Schule an Schrader nicht ganz zu verkennen. Zuweilen geht er in Hypothesen zu weit, und giebt sich, während der positiven Nachrichten zu wenige sind, oder wo sie oft ganz fehlen, mit wenn auch geistreichen Vermuthungen ab, welche als bloß solche wenig wissenschaftlichen Werth haben können; äußerst selten aber kann man ihm vorwerfen, daß er einer vorgefaßten Meinung wegen dem Positiven Gewalt anthue. Sodann verleitet ihn seine Gründlichkeit und der Wunsch, Alles so ausführlich als möglich zu geben, zu einer häufig ermüdenden Ausführlichkeit in Detailangaben, welche zwar in den Digesten für die Praxis und das Nachschlagen nützlich und häufig wegen des ungemeinen Scharfsinns, mit welchem der allgemeine Satz im Einzelnen durchgeführt ist, interessant sind, die aber auch oft besonders in der Rechtsgeschichte unwesentlich, den Ueberblick störend, für die Wissenschaft und Praxis gleich unwichtig und den ganzen Vortrag unnöthig ausdehnend und verunstaltend erscheinen. Diesen Mangel hat er mit den meisten Anhängern der historischen Schule gemein, wie auch den, daß eine genaue äußere Anordnung im Vortrage vermißt wird, worin auch der Grund der zuweilen vorkommenden Wiederholungen liegen mag. In den Pandektenvorträgen hält sich zwar Schrader höchst zweckmäßig an Mühlenbruch's **doctrina pandectarum**, und hier fällt darum dieser Mangel weniger störend auf, anders aber in der Rechtsgeschichte, wo er zwar die Ordnung des Compendiums von Hugo mit Recht verläßt, um die Haupttheile des Rechts getrennt von einander, jeden von der ersten bis in die letzte Zeit fortlaufend darzustellen, aber innerhalb dieser Haupttheile eine nähere Ordnung schwer erkennen läßt. — Von Schrader's literarischer Thätigkeit zeugt die Ausgabe der Pandekten, welche er unternommen hat, ein Werk, in dessen Anmerkungen Schrader den vollen Reichthum seines wissenschaftlichen Studiums niederlegt. Mit der gewissenhaftesten Gründlichkeit nimmt er im Texte, wie in seinen Anmerkungen, auf Alles Rücksicht, was je über den vorliegenden Satz Wichtiges, wohl auch auf das Unwichtige, das darüber geschrieben worden ist. Aber diese Art der Behandlung ist so weitläufig und verzögernd, daß nach dem Maßstabe der bisher aufgewendeten Zeit an eine Vollendung des ganzen Werks wohl kaum zu denken ist.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

2. September. № 54. 1841.

Die Univerſität Tübingen.

(Fortſetzung.)

Auf würdige Weiſe ſchließt ſich an Schrader Profeſſor Mayer an, welcher, wenn gleich im Ganzen auch der hiſtoriſchen Schule angehörig, doch eine weſentlich verſchiedene Richtung in der Wiſſenſchaft verfolgt. In der jüdiſchen Religion geboren und erzogen, war er während ſeiner Studienzeit und eine Zeitlang ſpäter entſchiedener Rationaliſt. Er ſcheint ſich in dem Gebiete des verſtändigen Denkens mit dem freudigen Gefühle der unendlichen Freiheit über todten Formen- und Buchſtabendienſt, in welchen ſeine Jugend gebannt geweſen war, ergangen zu haben, bis er, auf die unheilbaren Widerſprüche der einſeitig-kritiſch-verſtändigen Richtung geführt, daran verzweifelte, philoſophiſch zur Erkenntniß der Wahrheit durchzudringen und im Glauben dies zu erreichen ſuchte. Er trat zum Chriſtenthum über und ließ ſich zum Pietiſten machen, welchem Standpunkte er auf entſchiedene, aber mehr jüdiſch-zelotiſche und advocatenmäßige, als wahrhaft chriſtliche Weiſe dient.

In der Rechtswiſſenſchaft und beſonders im Pandektenrecht fand er für das verſtändige Denken ein befriedigendes Feld und volle Geltung. Obwohl er den Werth der geſchichtlichen Seite durchaus anerkennt, ſchließt er ſich doch mehr an die praktiſche Manier Thibaut's an, indem er es vorzieht, die Sätze des Pandektenrechts dogmatiſch darzuſtellen und aus einer ſtrengen, ſcharfſinnigen Interpretation der einzelnen Stellen und aus einer genauen Vergleichung mehrerer zuſammen zu nehmender Stellen der betreffenden Lehre deren Sinn zu erheben, in der Regel nur dann auf das Hiſtoriſche zurückgreifend, wo es unumgänglich nothwendig zum Verſtändniß der Lehre erſcheint. Seiner praktiſchen Richtung entſprechend, nimmt er beſondere Rückſicht auf die Aenderung des römiſchen Rechts durch deutſche Geſetze, Doctrin und Praxis, und bemüht ſich die letztere namentlich ſorgfältig und ſicher zu erheben. Sein Pandektenvortrag zeichnet ſich durch eine, zumal für den Anfänger zweckmäßige Einfachheit aus. Ohne durch Specialitäten zu ermüden, giebt er die Hauptſätze in äußerſt verſtändlicher Sprache und in einer nicht nach einem Schema, aber innerlich geordneten Aufeinanderfolge, und in der Art der Darſtellung wäre höchſtens das auszuſetzen, daß er, um recht klar zu ſein, häufig denſelben Satz nur in andere Worte gekleidet mehrmals wiederholt. Sein Inſtitutionenvortrag iſt höchſt geeignet zu Einführung des Anfängers in die Rechtswiſſenſchaft, indem er hier die Grundzüge des Rechts klar darlegt, und eben in dieſem Vortrage dem Hiſtoriſchen ſein Recht dadurch einräumt, daß er eine ausführliche hiſtoriſche Einleitung über das vorausſchickt, was gewöhnlich die äußere römiſche Rechtsgeſchichte genannt wird. So wird der Zuhörer ſogleich mit dem Boden bekannt, auf welchem das Privatrecht entſtanden iſt. In der Rechtsgeſchichte behandelt er vorzüglich das Privatrecht und den Proceß, was er ebenfalls mit der ihm eigenen Klarheit vorträgt, während Schrader gerade in dieſem Theile ſeiner Rechtsgeſchichte hier und da unverſtändlich wird, weil er nicht gehörig ſondert, und ſich mehr, was aber zu ſeinem Lobe geſagt ſein ſoll, damit beſchäftigt, den Zuſammenhang und die Entſtehung der einzelnen Inſtitute zu ergründen, wobei ihm manchmal der Faden entfallen will. Aber eben hierin iſt Mayer karg; aus Furcht vor übertriebenen Hypotheſen zieht er es vor, ſich nur an das Gegebene zu halten, welches er nun freilich gründlich auseinander ſetzt, allein bei dem großen Mangel an Nachrichten aus der älteſten Zeit, fehlt dem Zuhörer der tiefe Blick in den Geiſt des älteſten römiſchen Rechts, und die vollſtändige Anſchauung des Ganzen der Rechtsverfaſſung, die doch häufig mit Sicherheit durch Schlußfolgerungen gegeben werden könnte. — Das bedeutendſte Werk Mayer's iſt ſein erſt kürzlich erſchienenes Erbrecht, welches ſeinem übrigen wiſſenſchaftlichen Wirken durchaus entſpricht. Die Hauptlehren ſind kurz und ſehr verſtändlich zuſammengeſtellt, und mit äußerſter Gewiſſenhaftigkeit iſt Alles mit Stellen belegt. Mayer will, wie auch in ſeinen Vorleſungen, kein Wort ſagen, das er nicht belegen kann, alles Uebrige, Vermuthungen ꝛc. ſcheint ihm unnöthig zu ſein. Die Controverſen ſind, wie auch in ſeinen Vorträgen, mit einem ſcharfen Verſtande entſchieden, welcher nur zuweilen in eine gewiſſe Spitzfindigkeit übergehen mag und dem Sinne durch eine erzwungene Wortfechterei Gewalt anthut.

Mayer's Vortrag wird nur von Kanzler v. Wächter in Präciſion erreicht. Die Lebendigkeit erſetzt er durch eine ungewöhnliche Ruhe und Sicherheit im Ausdruck. Die ungeheure Herrſchaft über den Stoff, welche Mayer eigen iſt,

zeigt ſich beſonders darin, daß ſein Vortrag ſelbſt bis auf die Citate durchaus frei und ihm ein förmlich ausgearbeitetes Manuſcript ganz entbehrlich iſt, ein Vorzug, der übrigens auch von Schrader zu rühmen iſt. Was dagegen Schrader betrifft, ſo mußte neben vollſter Anerkennung ſeiner Tiefe in der Anſchauung des ganzen Rechts ein da und dort vorkommender Mangel in der Anordnung gerügt werden und die Folge dieſes Mangels für den Vortrag iſt eine zuweilen ſtörende Unklarheit, welche wohl auch durch die Fülle der ſich ihm aufdringenden Gedanken herbeigeführt wird, und oft erſt durch ein längeres Nachdenken über das Geſagte für den Zuhörer ſich aufklärt. Statt einfacher Lebendigkeit hat er ein eigenthümliches Pathos, welches erſt nach einiger Gewöhnung den Zuhörer nicht mehr ſtört. —

Für das deutſche Recht und das Staatsrecht ſind die Profeſſoren Reyſcher und van Michaelis beſtellt. Es iſt hier auch Robert v. Mohl's Erwähnung zu thun, obgleich er eigentlich der ſtaatswirthſchaftlichen Facultät angehört. Reyſcher lieſt das deutſche und württembergiſche Privatrecht und Naturrecht. Seine Bildung iſt eine gründlich gelehrte, mehr auf eine äußerſt fleißige Behandlung und Kenntniß der Quellen, als auf ein tiefes philoſophiſches Studium ſich ſtützend, obwohl er das Studium der Reflexionsphiloſophie nicht vernachläſſigt zu haben ſcheint. Dieſer Philoſophie gehört ſein Naturrecht an, ganz in der Art der Kantiſchen Naturrechtslehren. Zuerſt ein mühſames Suchen nach einem oberſten Princip, aus dem ſodann, wenn man es gefunden und gegen alle Einwendungen hinreichend gedeckt zu haben glaubt, durch ein abſtractes Raiſonnement etwas entwickelt wird, was natürliches Privatrecht ſein ſoll und in Wahrheit nur die Abſtraction des römiſchen Rechts iſt. Ehe und Staat werden ſodann glücklich auf dem Wege des Vertrags zu Stande gebracht, und man bemerkt im Laufe des natürlichen Staatsrechts eine vernunftrechtlich ſein ſollende Verfaſſung und Verwaltung entſtehen, deren weſentliche Grundzüge faſt ganz den neuern conſtitutionellen deutſchen Verfaſſungen entnommen ſind; ein angehängtes natürliches Völkerrecht ſoll dem Ganzen die Vollendung geben, und wir haben ein Syſtem vor uns, welches viel eher poſitiv und gemacht, als vernunftrechtlich und natürlich genannt zu werden verdient. Was aber hier tadelnd geſagt iſt, trifft nicht Reyſcher, ſondern diejenigen, welche ihm die Vorleſung des Naturrechts übertragen haben. Naturrecht muß durchaus von einem Philoſophen oder philoſophiſch gebildeten Juriſten geleſen werden, und es iſt zu bedauern, wenn ein gelehrter Rechtshiſtoriker einen Theil ſeiner Zeit in einem Fach verſchwenden muß, das mit ſeiner übrigen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit nicht harmonirt, und ihm nur Zeit raubt, die er ſonſt hätte weit wirkſamer anwenden können. Indeſſen ſcheint Reyſcher auch mit Recht auf das Naturrecht nicht viel Zeit zu verwenden, und widmet dagegen eine beharrliche Thätigkeit dem Studium des deutſchen und württembergiſchen Rechts und beſonders den deutſchen und württembergiſchen Rechtsquellen. Ein Hauptgrund, warum die Bearbeitung des deutſchen Rechts gegenüber dem des römiſchen noch ſo weit zurück iſt, liegt darin, daß die Quellen des deutſchen Rechts noch nicht hinreichend erforſcht ſind. Eine genaue Bearbeitung der Quellen iſt daher hier mehr als irgendwo ſonſt die Vorausſetzung eines erſprießlichen Reſultates. Reyſcher hat dies mit ſicherem Blicke erkannt, und ſeine Vorträge auf ein genaues Quellenſtudium gegründet. Mit unermüdlichem Eifer ſucht er ſeinerſeits die deutſche Rechtswiſſenſchaft auf einen grünen Zweig zu verhelfen: mit Wilda hat er neuerdings in dem „Journal für deutſches Recht" dieſem ein beſtändiges Organ gegründet, worin die einzelnen Forſchungen niedergelegt werden können, und welches zugleich am geeignetſten iſt, die fortwährenden Angriffe, welche auf das gemeine deutſche Recht überhaupt und beſonders auf das gemeine deutſche Staatsrecht von allen Seiten gemacht werden, abzuwehren.

Nächſt dem deutſchen Recht hat Reyſcher ſich beſonders, und vielleicht noch mehr, um das württembergiſche Recht verdient gemacht durch ſeine umfaſſende Geſetzſammlung, welche an Vollſtändigkeit alle bisherigen Arbeiten dieſer Art übertrifft. Mit vieler Umſicht ſind die drei erſten Theile dieſes Werks, welche die Staatsgrundgeſetze enthalten, von Reyſcher ſelbſt bearbeitet, während die andern Theile unter ſeiner Aufſicht von Mitarbeitern herausgegeben werden. Reyſcher blieb aber nicht beim bloßen Sammeln ſtehen, ſondern hat in ſeinem „geſammten württembergiſchen Privatrecht" ein Werk begonnen, welches einem Bedürfniſſe abhilft, dem die Geſetzgebung in dieſem Umfange nicht abzuhelfen vermag, und dem Weishaar's Privatrecht nicht abgeholfen hatte, weil in dieſem Werke nur das eigenthümlich württembergiſche Recht dargeſtellt iſt und daſſelbe ſomit nur aus Bruchſtücken eines Ganzen, welche häufig ohne Zuſammenhang aneinander gereiht werden mußten, beſteht. Reyſcher dagegen hat mit Recht den Satz ausgeſprochen, daß die Trennung des römiſch-deutſchen Rechts, deren Aufhebung auf dem Boden des gemeinen Rechts wohl unmöglich iſt, im Particularrechte gehoben werden müſſe. Denn die Praxis vereinigt beides und entſcheidet Widerſprechendes, in der Praxis iſt das Recht ein Ganzes, und wenn die Doctrin ihre wahre Stellung zur Praxis einnehmen will, muß auch ſie dieſes Ganze als Ganzes auffaſſen und darſtellen. Dieſe Aufgabe ſucht nun Reyſcher in ſeinem Werke, wie in ſeiner Vorleſung in einer einfachen dogmatiſchen, das Hiſtoriſche, wo es nöthig iſt, berückſichtigenden Darſtellung zu erfüllen, wobei er beſonders in den Theilen, wo die Geſetzgebung neuerdings thätig geweſen iſt, der Erläuterung dieſer Geſetzgebung Aufmerkſamkeit widmet, dagegen das eigentlich römiſch-rechtliche oder gemein deutſch-rechtliche kürzer be-

handelt. Die Ausführung iſt beſonders für die Praktiker wichtig, während das von Wächter unternommene Werk über das württembergiſche Privatrecht nach der erſchienenen hiſtoriſchen Einleitung beſtimmt zu ſein ſcheint, eine umfaſſendere gründlich wiſſenſchaftliche, das Hiſtoriſche vollſtändig berückſichtigende Arbeit zu liefern, welche denn freilich geeigneter ſein wird, die Theoretiker in die Tiefen und feinſten Nüançen des württembergiſchen Rechts einzuführen. —

Endlich iſt Reyſcher litterariſch noch thätig im deutſchen und württembergiſchen Staatsrecht, beſonders hat er ſich durch ſeine Abhandlungen über das Bundesrecht Verdienſte erworben. Da das deutſche Privatrecht überhaupt hiſtoriſch behandelt werden muß, und ſeine Ausbildung mit Entwicklung des deutſchen Staatsrechts im engſten Zuſammenhange ſteht, ſo kann ſchon darum das Studium des einen von dem des andern nicht getrennt werden, und Reyſcher hat ſeine hiebei erworbenen gründlichen Kenntniſſe nicht unbenutzt gelaſſen für die Bearbeitung unſers heutigen öffentlichen Rechts in Deutſchland. Auf dieſem Boden iſt er mit Mohl feindlich zuſammengetroffen.

Der bei Mohl durch Alles durchgehende, aus ſeiner ganzen Erziehung und Bildung erklärliche Grundcharakterzug in der Wiſſenſchaft, wie im Leben, iſt die ſcharfſinnige, geiſtreiche Reflexion, welche aber die Tiefe der neuern Philoſophie nicht kennt, ihre Sprache nicht verſteht und dieſe geradezu für einen unſinnigen Wortkram erklärt, in dem durchaus keine klaren Gedanken gegeben ſeien. Da nun Mohl gerade die Staatswiſſenſchaften zum Gegenſtande ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit gemacht hat, ſo wird aus dem Geſagten ſich begreifen laſſen, daß ihm die rechte Grundlage fehlen muß, nämlich ein wahrer Begriff des Staats. Schon die Definition, welche er vom Staat giebt, beweiſt dies. Er vermag nur die Formale zu geben, welche den Staat als eine Vereinigung einer Anzahl Menſchen auf einem gewiſſen Territorium zu gewiſſen Zwecken bezeichnet. Neben der Inhaltsloſigkeit dieſer Definition hat Mohl damit bereits das gegeben, daß er den Staat nur als eine Zweckmäßigkeitsanſtalt betrachte; die Zwecke, welche er verfolgen ſoll, werden dann im Folgenden als ſolche bezeichnet, welche von Privaten oder von Geſellſchaften derſelben nicht erreicht werden könnten. Dieſe ganze Grundanſicht vom Staat iſt von der gewöhnlichen Kantiſch-verſtändigen, wie ſie auch von Reyſcher vorgetragen wird, immerhin weſentlich verſchieden, obwohl auch ſie eine durchaus verſtändige iſt. Während nämlich die gewöhnlichen Naturrechtslehrer ſich den aprioriſchen Schein geben und von einem rein abſtracten, aprioriſchen, und darum ihrer Behauptung nach abſolut giltigen Princip ausgehen, und als dieſes Princip das Recht finden, ſteht Mohl inſofern auf einer höhern Stufe, als er ſich zunächſt an die Erfahrung und das Leben hält. Freilich erkennt er auf ſeinem verſtändigern Standpunkte keine innere, ſondern nur eine äußere Nothwendigkeit, und ſtellt als Hauptprincip für ſeinen Staat das Bedürfniß der jeweiligen Zeit, die Zweckmäßigkeit bemeſſen nach dieſer Zeit, auf. Er unterſcheidet ſich daher, was zunächſt die Aeußerung der Staatsthätigkeit betrifft, von dem gewöhnlichen Naturrecht dadurch, daß er nicht das Recht als erſten und Hauptzweck erkennt, ſondern die Ausübung der Polizei dem Zwecke der Rechtspflege gleichſtellt. Die Kantiſchen Naturrechtslehren, welche nach einem abſtracten oberſten Princip für den Staat ſuchen, können bloß auf den abſtracten Begriff des Rechts kommen, da die bloße Abſtraction die concrete, nach den einzelnen Verhältniſſen ſich richtende Polizei nicht kennt, und darum iſt für dieſes Naturrecht die Polizei eine Thätigkeit des Staats, welche als eine in der Praxis ſich eben unabweislich aufdringende Nothwendigkeit erſcheint und, weil ſie im gefundenen Principe nicht liegt, ungern und eigentlich nur eben dieſer Nothwendigkeit weichend als ein Anhang aufgenommen wird. Anders bei Mohl's Anſchauung des Staats. Für ihn muß in unſerer induſtriellen, betriebſamen Zeit die Polizei als ein ſehr wichtiger Zweck erſcheinen, ſo daß er ſich faſt verſucht fühlt, das Recht nur darum als einen Zweck des Staats anzunehmen, weil er ohne Rechtspflege für die polizeiliche Wirkſamkeit keinen feſten Boden haben würde. Aber weiter als bis zur Sorge für Leib und Vermögen führt ihn ſein Princip, ſtreng genommen, auch nicht, und bei ihm fällt, wie bei jenen überhaupt Alles außer dem Recht zum Anhang wird, die ſtaatliche Thätigkeit für Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft als Anhang der Polizei zu. Hier zeigt ſich, daß ſeine Erhebung über jene Naturrechtslehrer keine befriedigende, durchgreifende, innere und wahre iſt. Daß der Organismus des Staats in einer weſentlichen innern Beziehung iſt zu den äußern Formen, in denen Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft in die Erſcheinung treten, daß ſie als ſeine Momente nothwendig innerhalb deſſelben fallen, iſt ihm eine unbekannte Wahrheit, da er nur ſo viel weiß, daß, wenn eine Anzahl Menſchen das Bedürfniß hat, in der einen oder andern Richtung ſich auszubilden, und ſie mit eigenen Kräften dieſe Ausbildung nicht vollbringen können, der Staat ſie durch ſeine Anſtalten zu unterſtützen hat. — Was ſodann die Verfaſſung des Staats betrifft, ſo wird in den bezeichneten Naturrechtslehren eine beſtimmte Art derſelben abſtract conſtruirt, und dieſe als die apriorische, vernünftige, als die allein wahre empfohlen. Mohl dagegen ſteht auch hier höher, indem er nach dem Princip der Angemeſſenheit für die betreffende Zeit verſchiedene Arten von Verfaſſungen als die für die eine oder für die andere Zeit richtigen angiebt, und als ſolche Hauptarten nicht nach der gewöhnlichen Eintheilung nach der Zahl derer, welche die Gewalt in Händen haben, ſondern nach den vorherrſchenden Bedürfniſſen des Volks den patriarchaliſchen, den theokratiſchen und den Rechtsſtaat

unterſcheidet. Allein zu einer wahren Entwicklung der Idee des Staats kann er dadurch nicht gelangen, indem ihm der Staat nur etwas von den Menſchen klüglich Eingerichtetes iſt. Um ſo ihre Zwecke erreichen zu können, wählen ihm dieſe Menſchen nach ihrem Gutdünken bald die eine, bald die andere Staatsform. Mohl ſelbſt macht auch keinen Anſpruch darauf, damit eine Entwicklung geben zu wollen, indem er ausdrücklich ſagt, darüber könne man ſich nicht entſcheiden, welche Staatsform die beſſere ſei. Die Stufen ſtehen ihm alſo nicht über-, ſondern nebeneinander, und für unſere Zeit gelangt er zu dem Satze, daß der Rechtsſtaat und zwar die Monarchie, beſchränkt durch Stände, als die geeignetſte Form erſcheine, welche ja auch nach der Erfahrung mehrentheils in den civiliſirten Ländern eingeführt ſei. Hier kommt aber ſein Verſtand ſogleich in einen Widerſpruch mit ſich, den er nur durch eine Theorie zu mildern weiß, welche der Erſcheinung der ſtändiſchen wie der conſtitutionellen Monarchie im engern Sinn in der Geſchichte widerſpricht, und doch nach Mohl's eigenem Geſtändniß einen Dualismus beſtehen läßt, welchen erſt ſpätere Jahrhunderte auflöſen ſollen. Daß nämlich Einer die oberſte Gewalt habe, und der vernünftige Wille des Volks nicht nur durch innern moraliſchen Zwang, ſondern auch auf äußere formelle Weiſe, poſitiv durch beſtimmte Organe, welche nicht von dem freien Willen jener oberſten Gewalt abhängen und nicht von ihr beſtellt ſeien, im Staatsorganismus thätig werden, iſt für Mohl eine contradictio in adjecto. Er ſtellt zwar die Behauptung auf, daß die Vertreter des Volks nur eine negative Gewalt haben ſollen, und nur Abweichendes zu reinigen und zu hindern hätten, giebt aber doch wieder zu, daß dadurch immer noch die oberſte Gewalt eine gewiſſe, wenn auch nur negative, Beſchränkung habe. Dieſen Widerſpruch läßt er als eine bei allen menſchlichen Einrichtungen unvermeidliche Unvollkommenheit unaufgelöſt ſtehen. Mit dieſer Anſicht von der conſtitutionellen Monarchie geht er in der Vorleſung, wie in ſeinen Werken, namentlich in ſeinem württembergiſchen Staatsrecht, an die Darſtellung und Behandlung des Poſitiven, dem natürlich mannichfach Gewalt angethan wird.

Auf dieſem Boden des poſitiven Rechts nun greift ihn Reyſcher, namentlich in ſeinen publiciſtiſchen Verſuchen, und auch ſonſt da und dort an, indem er ſich auf das Hiſtoriſche ſtützt, um dem poſitiven Recht eine andere Bedeutung zu geben. Es iſt dies der Kampf der hiſtoriſchen Rechtswiſſenſchaft mit der verſtändig reflectirenden. Den ungeheuren Vortheil, welchen die Rechtshiſtoriker, und im Beſondern Reyſcher gegenüber von Mohl, durch die Geſchichte haben, in welcher ſie ihre Behauptungen für die Gegenwart und ihre Auffaſſung unſerer neuen Staatsgeſetze und Zuſtände begründen können, ſucht ihnen Mohl durch die Behauptung zu entreißen, daß es kein deutſches Recht gebe und daß ſeit Einführung der neuen Verfaſſungen ein dem alten Princip ſo durchaus fremdes das herrſchende ſei, daß eine Berückſichtigung der frühern Entwicklung bei Beurtheilung des Gegenwärtigen durchaus nicht ſtattfinden könne. Es iſt dies conſequent von Mohl, weil er, welcher die Geſetzgebung als eine Sache der Zweckmäßigkeit behandelt, für jede Zeit, wo die Zwecke ſeiner Anſicht nach andere ſind, als vorher, annehmen muß, daß nun auch Verfaſſung, Verwaltung und Geſetze als nach ganz neuen Zwecken zu reguliren und nach der Natur dieſer neuen Zwecke ganz neu durch Reflexion dieſen gemäß gefunden und gegeben werden könnten. Bei dieſer Anſicht braucht er freilich das Alte nicht mehr, im Gegentheil, er wünſchte nur, daß immer vollſtändig tabula rasa gemacht würde, um durch Alles Frühere ungeſtört Neues, allerdings mit kluger Berückſichtigung der jetzigen Verhältniſſe, aufführen zu können. Indem er damit die organiſche Entwicklung des Staats und ſeiner Inſtitute läugnet, hat er gegenüber der hiſtoriſchen Schule allerdings Unrecht, welche ſich eben auf dieſe Entwicklung ſtützt, aber freilich häufig nicht weiter bilden, ſondern ſtehen bleiben will, und allen alten Kram neben dem überbrachten wahrhaft Vernünftigen beizubehalten wünſcht. Dieſe ſchwache Seite greift auch Mohl mit treffendem Scharfſinn an, wie er ſie denn gegenüber von Reyſcher namentlich in der von dieſem behaupteten fortdauernden Giltigkeit der alten Statutarrechte in Württemberg angegriffen hat. Reyſcher verführt hierbei ſeine große Gelehrſamkeit, Paradoxen aufzuſtellen und mit einem Aufwande von gelehrten Kenntniſſen zu vertheidigen, welche ſich dem unbefangenen Blicke ſogleich als unwahr darſtellen, und welche auch Mohl als eine gefährliche Waffe gegen die Einſeitigkeit der Gegner zu gebrauchen weiß. Trotz dem bleibt das große Verdienſt Reyſcher's unangetaſtet, daß er ſich den unwahren Conſequenzen aus Mohl's Anſichten vom Staat, welche unter Umſtänden für die Vollwirkſamkeit der Verfaſſung und namentlich für die Rechte und die wahre Stellung der Landſtände gegenüber von der Landesregierung, wie gegenüber vom deutſchen Bunde gefährlich werden können, mit Kraft und unverdroſſen entgegenſetzt, und dadurch in etwas wenigſtens den Einfluß verhindert, welchen dieſe Lehren auf die Praxis haben könnten. —

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

3. September. № 55. 1841.

Die Univerſität Tübingen.

(Fortſetzung.)

Wenn aber hienach, was die ſpeculative Seite der Staatswiſſenſchaften betrifft, Mohl das Wahre nicht finden kann, ſo iſt er in den Sphären, wo der Verſtand ſein Recht hat, muſterhaft zu nennen, und die hohe Anerkennung, welche ihm von ganz Deutſchland gezollt wird, wird ihm in dieſem Felde mit dem vollſten Rechte zu Theil; in der Polizei und Politik hat er nicht nur das bereits Vorhandene durchaus neu geſtaltet, ſondern nach vielen Seiten hin die Wiſſenſchaft erſt geſchaffen. Mit einem tiefeindringenden Blick in die menſchlichen, beſonders in die ſocialen, erfahrungsmäßigen Verhältniſſe verbindet er eine ſcharfe Auffaſſung ihrer Schatten- und Lichtſeiten und eine ungemeine wiſſenſchaftliche Beweglichkeit. Schnell und ſicher bezeichnet er die Maßregeln, welche dem geſetzten Zwecke am dienlichſten ſind, und wenn er auf Fragen ſtößt, deren Löſung für unſere Zeit noch Problem iſt (Maſſenarmuth ꝛc.) erklärt er frei, daß auch er hier noch keinen Ausweg wiſſe. Es ſind dies freilich zum Theil Fragen, welche wohl nur durch eine ſpeculative Auffaſſung und Organiſation der ſocialen Verhältniſſe gelöſt werden können, allein, um dem Gegner mit derſelben Offenheit zu begegnen, muß zugeſtanden werden, daß auch die Speculation eben in dieſem Felde bis jetzt noch nicht ſo entwickelt iſt, um über alle dieſe Fragen eine befriedigende Antwort zu geben. Was ſodann die eigentliche Verfaſſungspolitik betrifft, ſo hat Mohl auf die Bedeutſamkeit mancher Punkte aufmerkſam gemacht, welche bis jetzt zur Seite liegen blieben. In ſeinem Werk über die Miniſterverantwortlichkeit zeigt ſich der ganze Scharfſinn ſeines glänzenden Talents neben der ungemeinen Gewiſſenhaftigkeit in Prüfung der verſchiedenen möglichen Wege, welche die Politik einſchlagen kann oder eingeſchlagen hat, um das als nothwendig Erkannte mit mehr oder minderem Erfolge ins Leben einzuführen.

Neben Reyſcher und Mohl iſt hier noch van Michaelis zu nennen, welcher deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte, deutſches Recht, württembergiſches Staatsrecht und Civilproceß neben einigen kleinern Collegien vorträgt. Die Stellung Michaelis's in der Wiſſenſchaft iſt eine rationell-praktiſche, ähnlich derjenigen, welche bei Mayer gegenüber von Schrader oben behauptet worden iſt. van Michaelis gehört zwar im Allgemeinen noch zur hiſtoriſchen Schule, doch nur in dem Sinne, daß er das deutſche Recht, wie es nothwendig iſt, hiſtoriſch auffaßt und an eine philoſophiſche Behandlung deſſelben auch bei ihm nicht zu denken iſt. Es fehlt ihm zwar die tiefe Gründlichkeit in Erforſchung der frühern Rechtszuſtände, dagegen hat er ſich aber auch von der Erbſünde der hiſtoriſchen Schule, von der Kleinlichkeit in Aufzählung von Specialitäten freigehalten. Er hält ſich mehr an das für unſer jetzt geltendes Recht poſitiv Gegebene, und entwickelt hiebei bei der rationellen Auslegung der Quellen und beſonders in der Ergänzung des Rechts aus der Natur der Sache, wo dieſe Quellen fehlen, einen anzuerkennenden Scharfſinn. Im Uebrigen aber verſchmäht er es, ſich in Reflexionen über das Poſitive oder in eine kritiſche Betrachtung deſſelben einzulaſſen. In der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte vermißt man die tiefe, lebendige Auffaſſung und Anſchauung des ganzen alten deutſchen Volkslebens. Im deutſchen Recht, im Handels-, Wechſel- und Lehenrecht wie im Civilproceß, zeigt ſich dagegen die ganze praktiſche Tüchtigkeit und Klarheit Michaelis's. Es fällt zwar auch hier ſtörend auf, daß der Vortrag keine fortlaufende Entwicklung eines abgerundeten, wohlgegliederten Syſtems, ſondern mehr ein Aggregat von einzelnen capitelweiſe äußerlich geordneten und innerhalb des Capitels durch formale Eintheilungen aneinander gereihten Bemerkungen iſt, allein das praktiſche anwendbare Recht iſt darin vollſtändig enthalten. Michaelis weiß den allgemeinen rechtlichen Charakter einer Frage und die praktiſch-leitenden Grundſätze einer Wiſſenſchaft ſcharf und richtig aufzufaſſen und darzulegen, und mit großer Conſequenz auf die betreffenden Fragen anzuwenden, theils ſo, daß er Punkte, welche poſitiv gar nicht entſchieden ſind, hienach entſcheidet, theils ſo, daß er einzelne Geſetzesſtellen aus dem Geiſte des Geſetzes, der Abſicht des Geſetzgebers und der herrſchenden Anſicht der Zeit mit ungemeiner Sicherheit interpretirt. Er iſt hienach vor Anderen geeignet, ein Practicum vorzutragen. Um noch ein Wort über ſein Staatsrecht und Bundesrecht zu ſagen, ſo iſt man zwar hier mit abſtracten Reflexionen verſchont, auf der andern Seite aber bleibt eine Anforderung unſerer Zeit unbefriedigt, wenn das poſitiv Gegebene vorgetragen wird ohne jede Berückſichtigung und Beurtheilung

der Ansprüche, welche gegenwärtig von allen Seiten und in allen Richtungen in Beziehung auf das particulare wie auf das Bundesstaatsrecht erhoben werden. Der akademische Lehrer soll den Schüler nicht nur mit dem Bestehenden bekannt machen, sondern ihn auch dadurch über das Bestehende stellen, daß er ihm einen sichern, wohlbegründeten kritischen Standpunkt bezeichnet, und sich selbst auf einen solchen zu erheben sucht.

Gehen wir nun zu den Lehrern des Strafrechts über, so ist in ganz Deutschland berühmt und unter die ersten Criminalisten unserer Zeit gerechnet Carl Georg von Wächter, der Kanzler der Universität. Früher schon Professor in Tübingen, folgte er bereits als Mann von verbreitetem Rufe einer Vocation nach Leipzig, wovon er nach Tübingen als Kanzler zurückkehrte. Als solcher ist er zwar nicht Mitglied einer Facultät, hat aber dennoch die Pflicht, wie ein ordentlicher Lehrer eine bestimmte Zahl Vorlesungen zu geben, und dieselben sind immer sehr besucht, ungeachtet sie, wegen der Landtagsgeschäfte, die dem Kanzler als ordentlichem Mitgliede der Abgeordneten-Kammer obliegen, vielfach unterbrochen wurden und nur unregelmäßig gehalten werden konnten. Durch eben dieses Verhältniß in der Abgeordneten-Kammer ist, seit Kanzler von Wächter zum Präsidenten derselben gewählt und ernannt worden ist, derselbe der Universität ganz und vielleicht für immer entzogen, was einerseits zwar für die Wissenschaft zu bedauern ist, für die Geschäfte des Staats aber nur vom höchsten Nutzen sein kann, indem er mit der tiefsten wissenschaftlichen Bildung einen sichern, klaren, praktischen Blick und Tact verbindet. Er ist der Mann, der, wenn er will, im Stande ist, in unserem fast in ganz Deutschland noch so sehr im Argen liegenden Criminalproceß neues Licht und neues Leben zu schaffen, und seine geläuterten Ansichten darüber, welche er auf der Universität lehrte, nun auch in das Leben einführen zu helfen. Wächter's Strafrecht ist zwar nicht auf eine speculative Theorie gebaut, er entwickelt aber in demselben eine so scharfsinnige Reflexion und einen so feinen Tact für das Richtige, daß er auch im allgemeinen Theile der Wahrheit häufig sehr nahe kommt und sie oft wirklich findet, nicht durch eine speculative Entwicklung, sondern bald durch unmittelbaren Tact, bald, wo es sich gerade um scharfe Sonderung und Bestimmung der Begriffe handelt, durch eine ungemein klare und sondernde Auffassung des durch die bisherige Behandlungsweise oft so verwirrten Stoffs. Bei seinen Vorträgen legt er bald Feuerbach's Strafrecht, bald sein „System des deutsch-römischen Strafrechts" zu Grunde und beurkundet seinen ächt wissenschaftlichen Sinn in der äußern Form und Eintheilung desselben schon dadurch, daß er dem allgemeinen Theil den bei weitem größten Theil der Vorlesung widmet, den besondern dagegen schneller durchnimmt, und hier mehr als dort seine Zuhörer auf das Lehrbuch verweist. Das Gedächtniß und die Auffassungsfähigkeit seiner Zuhörer unterstützt er durch eine Menge Beispiele, welche ihm seine Bekanntschaft mit der Praxis reichlich darbietet. Dadurch gewährt er neben der theoretischen Auseinandersetzung einen Blick in die Praxis, wodurch er der Spaltung zwischen dieser und der Theorie, so weit es irgend dem akademischen Lehrer möglich ist, vorzubeugen sucht. Sein Vortrag ist geistvoll belebt, äußerst angenehm und anziehend. Er hat dieses, wie so Manches in seiner Manier und seiner wissenschaftlichen Auffassungsweise mit Mohl gemein, und gegenüber von diesem den Vortheil, daß Mohl mit seiner Reflexion gerade die Seite des Rechts bearbeitet, welche, um wahrhaft begriffen zu werden, durchaus speculativ behandelt werden müßte, wir möchten sagen, den philosophischen Theil des Rechts, bei Wächter's Strafrecht aber die Philosophie nur die allgemeine Grundlage und die Grundsätze anzugeben hat, die Detailausführung und im besondern Theil namentlich die Abgrenzung und Begriffsbestimmung der einzelnen Verbrechen dem Verstande überlassen werden muß, worin denn Wächter wahrhaft Meister ist. Das Positive und namentlich die neuen Gesetze weiß er auf eine Weise zu behandeln, welche über den wahren Sinn, ihre Bedeutung und ihren Umfang nicht den mindesten Zweifel übrig läßt. Dagegen läßt er sich weniger auf die Kritik des Bestehenden ein, und in dieser Hinsicht möchte Mohl, der sich — freilich in einem andern Felde der Rechtswissenschaft — diese zu einer Hauptaufgabe gemacht hat, den Vorzug vor Wächter verdienen.

Was nun im Nähern das Materielle seiner Strafrechtslehre betrifft, so ist der Rechtsgrund der Strafe natürlich ein verständiger, und er nähert sich hier ziemlich der Welkerschen Theorie; sie muß aber, wie diese, als das Beste anerkannt werden, was irgend der Verstand in dieser speculativen, über seine Fähigkeit hinausfallenden Frage leisten kann. — Nur kurz soll schließlich noch Wächter's Vortrag der Pandekten erwähnt werden, welcher als gediegen, klar und verständlich vollste Anerkennung gefunden hat.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Halirsch's litterarischer Nachlaß. Herausgegeben von Joh. Gabriel Seidl. 2 Bde. Wien 1840. C. Geroldscher Verlag.

Novellen und Erzählungen von Emanuel Straube. 2 Bde. Wien 1840. Derselbe Verlag.

Als Lessing einst von einem Freimaurer gefragt wurde: nicht wahr, Sie finden bei uns doch nichts gegen die Religion, den Staat und die Sitte? antwortete er: wollte Gott, ich fände dergleichen, so fände ich doch etwas! Dasselbe gilt von den vorliegenden Büchern. —

Man ruft oft begeiſtert aus: was wäre das Leben ohne die Poeſie! man ſehe doch mit Bedacht zu, was iſt die Poeſie ohne das Leben? Sogleich wird man einſehen, daß in den ſchwebenden Gärten der Semiramis kein vollſaftiger breitäſtiger Baum Wurzel faſſen, kein friſcher Quell ſeinen belebenden Lauf beginnen könne. Die Poeſie muß eine Folge des Lebens ſein, um wieder ſeine Urſache werden zu können. Der Dichter muß ſich recht mitten ins Leben hineinſtellen, um ſich darüber zu erheben; er muß die Vergangenheit beherrſchen, um in die Zukunft greifen zu können, ihren Inhalt heranzuziehn und in die Gegenwart zu rücken. Wie aber ganz Oeſtreich, wo es auf geiſtige Entwicklung ankommt, nach einem um Jahrzehnte zurückgebliebenen Julianiſchen Kalender rechnet, während das übrige Deutſchland zum großen Theil wenigſtens ſchon den Anſatz macht, über die Gregorianiſchen Zeithemmungen hinaus zu eilen, ſo ſind ſeine Poeten, die ſich mit ihren Gedanken an ächte wiener Währung halten und gewiſſenhaft nur geaichte Ideen liefern, von der Litteraturgeſchichte längſt überflügelt. — Börne behält Recht, bei Oeſtreich ſteckt der Geiſt in der Regierung, das Herz im Adel, das Volk führt nur ein Pflanzenleben als Magen. Auch die Galle fehlt ihm, es kann weder gründlich melancholiſch werden, noch zornig, noch lebensmuthig. Der Muth, ſich nach allen Dimenſionen hin herauszuleben, ſchließt den Zorn über die Hemmniſſe in ſich. Ohne Zorn keine Liebe. Wo kein Zorn, da iſt auch kein Eifer, kein Streben, keine That. Die vielgerühmte Gutmüthigkeit der Oeſtreicher, ihre ſtillvergnügte Anſpruchloſigkeit, die gern auf jeden unkanoniſchen Genuß verzichtet, namentlich wenn einiges Kopfbrechen und Gefahr damit verbunden iſt, iſt zwar ganz der Sinnesart der Phäaken angemeſſen, aber jedenfalls ſehr undeutſch. Das giebt ſogar der Verfaſſer der flüchtigen „Wiener Spiegelbilder" zu, indem er ſich über ſeine geliebten Oeſtreicher mäßig luſtig macht. Ueberhaupt ſind Beſcheidenheit, kindliches Vertrauen, ſtilles unthätiges Hoffen von der Zukunft, unmännliche Ergebung welke Producte einer welken Moral. Erſt wenn Muth, kluge Verfechtung ſelbſtändiger Ueberzeugung, entſchiednes Handeln, Benutzung des Augenblicks in Bezug auf das öffentliche Leben an ihre Stelle treten und ein energiſches Vorwärts! die Gemüther befeuert, dürfen jene ſtillen Gewächſe als häusliche, idylliſche Tugenden wieder anerkannt werden. In der Gegenwart können wir ſie aber füglich entbehren und es iſt Feigheit, wenn die Oeſtreicher meinen, man ſei am ſicherſten vom Baume der Erkenntniß nicht herabzufallen, wenn man gar nicht hinaufſteige. Warten bis die Früchte abfallen, um ſie im Graſe aufzuleſen und ſich bücken, ſtatt ſich zu erheben, iſt nicht die Sache eines Mannes. Freilich bedarf die ſinnliche Liebe keiner Logik, und Backhendel ſchmecken unter einer abſolutiſtiſchen Regierung eben ſo gut, als in einer Republik; aber von dem Schmerz und der Seligkeit der Erkenntniß und dem Kampf mit dem Wahn und dem Frieden in Wahrheit und Freiheit haben die Glücklichen, die die Verpflichtung haben, glücklich zu ſein, gar keine Ahnung.

Wie das Volk, ſo ſeine Dichter, und das iſt wenigſtens conſequent und ehrlich von dieſen. Sie halten ſich an die Ruhe, nicht Bewegung wünſchende Wirklichkeit, und ihre Poeſie iſt ſo vor jeder Ueberſpannung und Illegitimität ſicher. Nichts von einem Ideal, einer Idee. Dieſe Contrebande ſcheint man nicht zu kennen. Daß die Arbeit, der Stand im Leben, der Drang hindurch, die Bewältigung des ſpröden Objects der Vorwurf des Dichters ſein müſſe, begreift man nicht. Erholung und immer Erholung, Stille, Dämmerung, das gilt dort als Poeſie. Liebende im Vordergrunde, beſcheidene Hinderniſſe à gauche, die blaue Hoffnung und ſichere Löſung à droite; im Hintergrunde etwas mondbeſchienene oder von Thau glitzernde, beſcheidene Landſchaft, und das Gemälde geht zuſammen, wie die Maler ſagen. — Die Pracht des Hofes, der Reichthum und der Stolz und die Vorrechte des Adels erregen nicht einmal den Neid der Dichter, ſie zu ſtacheln, ſich mit der Phantaſie eine ähnliche Welt zu ſchaffen und die Hofmarſchälle und Gräfinnen nach eigner Machtvollkommenheit zu commandiren. Während in Norddeutſchland nicht leicht ein Roman erſcheint, der nicht, wenn er überhaupt in der Gegenwart ſpielt, die Reſidenz, das Leben der höhern Geſellſchaft ſchildert, und den Ariſtokraten wenigſtens dadurch zuweilen einen böſen Streich ſpielt, daß er ihr Leben als Dutzendwaare verbraucht, verlegen dieſe Dichter ihre Helden und Heldinnen entweder in die Region, wo man nur Sonntags Zeit hat, liebenswürdig und poetiſch zu ſein, oder dieſelben müſſen wenigſtens Urlaub nehmen, die prachterfüllte Kaiſerſtadt meiden, um in der Landluft, bei frugalem Mahle, ein zahmes und ſolides Abenteuer auszuführen, das Niemanden Angſt macht. Hier ſieht man es deutlich: ohne Freiheitsgefühl kein Dichtermuth; ohne öffentliches Leben keine Schwungkraft des Geiſtes, ohne Pantheismus kein Naturleben, der Himmel todt. Wahrlich, wenn man bei einem Sturme auf dem Meere in Ermangelung von Oel, um die Wellen zu beſchwichtigen, einige Ballen öſtreichſcher Poeſie aus dem Geroldſchen Verlag ausſchüttete, dieſelben würden weit und breit eine große Ruhe hervorbringen. Wir aber entbehren ſolcher Taubenunſchuld gern, wenn ſie von etwas Schlangenklugheit erſetzt wird. Es iſt gewiß, daß Deutſchlands Einheit allein durch die Intelligenz bewirkt werden kann, und daß daſſelbe nur in Einheit ſtark auf dem Wege der Ueberzeugung den Fremden Achtung, Freundſchaft abzwingen muß. Aber ſo lange Oeſtreich bei ſeiner jetzigen Unthätigkeit beharrt, fällt die Verwirklichung ſo ſchöner, ſo vernünftiger, ſo fruchtbarer Ideen, wie ſie in der „euro-

päiſchen Triarchie" entwickelt ſind, in das Gebiet der Unmöglichkeit. Es wird dort Geiſtesfreiheit vorausgeſetzt, die in Oeſtreich nicht herrſcht. Was dort von einer freiern Denkweiſe beſeelt iſt und die Zucht des Bewußtſeins durchgemacht hat, muß ja auswandern.

Dies im Intereſſe höherer Geiſtigkeit, wo wir fallen laſſen, was ſich in dem Werthe, den wir ihm beilegen möchten, nicht behaupten kann. Man könnte uns aber vorwerfen, wir verkännten, daß die oben angeführten Schriften für Leſer beſtimmt ſeien, die erſt aus dem blöden Materialismus emporgehoben und zu einem geiſtigern, wenn noch nicht geiſtigen Leben angeregt werden müßten. Darüber einige Worte. Es iſt allerdings wahr, es muß auch ſolche Dichter geben, welche mit freundlicher Herablaſſung unter der minder durchgeiſteten Claſſe der Geſellſchaft weilen, um dort den Künſten des Friedens einen das Gute und Treffliche fördernden Eingang zu verſchaffen. Wenn auch Niemandem eine ſolche untergeordnete Richtung aufzudrängen iſt, ſo muß doch die gute Abſicht Jener anerkannt werden, die ſie einſchlagen. Eine ſolche Abſicht können wir hier aber nicht finden. Es iſt gewiß auch Sache der Kunſt, zu belehren und die Verwicklungen des Lebens aufzuklären, dem Keime des Gedankens nachzuhelfen, indem man die ihn drückende Scholle aufhebt. Aber man muß die Herablaſſung, die der Schriftſteller hier beweiſen ſoll, nicht ſo verſtehen, daß er ſich in den plebejen Gedankengang verſenkt und den Leuten erzählt, was ſie ſchon wiſſen. Nein, die Plebejer müſſen zu etwas Höherm, zu einfachen, aber fruchtbaren Gedanken erhoben werden, die das Nachdenken reizen, den Ideenſchatz vermehren, die Gelenkigkeit des Bewußtſeins ſchmeidigen. Man muß keine Romane für Schreiner ſchreiben, ſondern für ſolche, die neben dem Handwerke noch Bürger und Menſchen ſind. Daß die Vervollkommnung der Gewerbe und der gehobene Handel, die verſtändige Anwendung der materiellen Kraft den Wohlſtand und das Behagen des Lebens und damit zugleich die Kenntniſſe und die Luſt an den Kenntniſſen fördert; daß durch das Nachdenken auf dem Gebiete der Induſtrie auch das auf geiſtigerm Gebiete gefördert wird, verſteht ſich von ſelbſt. Weniger ſicher würde die Wirkung ſein, wenn man auf dem Wege der angenehmen Unterhaltung auf Induſtrie und Handel hinwirken wollte. Hier thut die Praxis mehr als alle Theorie. Wohl aber kann die Kunſtunterhaltung auf verwandte geiſtige Gebiete einwirken. Das Schöne, das Sittliche, das Rechte bedingen und fördern ſich gegenſeitig. Ein Menſch, der Geſchmack hat, hat auch Tact für das moraliſch Schöne und Unſchöne. Der innerſte Kern ächter Humanität iſt ſo einfach, die Kraft der Wahrheit wirkt auf ſo wenig complicirte Weiſe, daß, wo ſie nur mit Klugheit und Gewandtheit und *als* Klugheit und Gewandtheit geboten wird, ſie auch an einfachen, nur offnen und von Natur empfänglichen Gemüthern nicht ſpurlos vorüber geht. — Nur keine in Allgemeinheit verſchwimmende und in Nebel aufgehende Erzählungen von Dingen, die erlebt kaum einen ſchwachen und erzählt gar keine Individualität, keinen Charakter halten. Liebe, die nichts will als Liebe, wird langweilig, und wer das zwanzigſte Lebensjahr erreicht hat, iſt darauf nicht mehr lüſtern. Und gar in ein Vorſtadttheater zu gehen und das dort Geſehene und Gehörte noch einmal in eine Novellenform zu gießen, heißt einfach: alten Kohl aufwärmen.

Aufrichtige Liebe zur Menſchheit, zur gedrückten, unfreien, kann der Schriftſteller am beſten bewähren, wenn er durch neue Auffaſſungen der geiſtigen Intereſſen des Tags erfreut, ermuntert, die Aufmerkſamkeit ſpannt und nun mit Menſchenkenntniß nicht, wie es ſo häufig geſchieht, Abſchreckendes, Verbrecheriſches ſchildert, ſondern Thaten der Menſchenliebe, der Ehre, des Muthes und der Geiſtesgegenwart. Wenn er Vergnügen bereitet, ſo muß immer die Abſicht im Hinterhalt liegen, Wahn und Aberglauben, Unrecht und Anmaßung nieder zu kämpfen und die auf Einſicht beruhende Freiheit zu bringen. Was hilft es ſonſt, dem Menſchen einen ſogenannt rein geiſtigen Genuß zu bereiten, wenn derſelbe nicht einmal ſo viel Inhalt hat, daß ſich die Leſer deſſelben freudig erinnern. Wo kein Gehalt iſt, da kann auch von Erinnerung keine Rede ſein und da können Gedanken, Entſchlüſſe, Pläne nicht angeregt, gefaßt, befeſtigt werden. Wird aber eine ſchöne Stimmung hervorgebracht, ſo iſt der Menſch für die Wahrheit empfänglicher und wird an dem wahr Erkannten lieber feſthalten, als wenn er es aufgezwungen, in übler Laune, in unangenehmer Form bekommen hat. Da gebe man ſie!

Um mit kurzen Worten zu ſagen, was wir in dieſer Hinſicht wünſchen, wollen wir, da Beiſpiele am deutlichſten beweiſen, nur an einige Namen erinnern, die mit der Schärfe des Verſtandes und ſchöner Phantaſie Kunſtwerke geſchaffen haben, die mit allgemeiner Verſtändlichkeit, Reichthum an bürgerlichem und geſellſchaftlichen Leben, zarten Sinn für das Sittliche, unerſchütterlichen für das Recht und die freie Ordnung verbinden. Es ſind Zſchokke und Friedrich Jacobs. Wer für das Volk ſchreiben will, der nehme ſie zum Muſter, oder Leſſing, deſſen Meiſterwerke noch in der Gegenwart auf allen Stufen der Bildung verſtändlich und zugleich geiſtvoll Worte der Mahnung, des Anfeuerns enthalten, und zu ſehr überhört werden.

A. Bock.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

4. September. № 56. 1841.

Die Univerſität Tübingen.

(Fortſetzung.)

Hepp wurde als Profeſſor nach Tübingen berufen, als v. Wächter dem Rufe nach Leipzig folgte, und dadurch die Stelle des Strafrechtslehrers erledigt worden war. Er hatte eben eine Stelle als Staatsprokurator im Kanton Bern aufgegeben unter Umſtänden, in denen er ſich als unabhängigen gewiſſenhaften Mann erprobte. In einem politiſchen Proceß nämlich gegen die geſtürzte alte berner Ariſtokratie hatte die Anfangs des vergangenen Jahrzehnts ans Ruder gekommene radicale Partei von Hepp verlangt, auf eine ſeiner Ueberzeugung widerſprechende Art zu verfahren, und er hatte lieber ſeine Entlaſſung genommen, ehe er gegen ſeine innere Ueberzeugung hätte handeln wollen. Dieſelbe Gewiſſenhaftigkeit iſt ihm auch in ſeinem Berufe als akademiſcher Lehrer nachzurühmen; ſein Eifer, ſein unermüdlicher Fleiß in den ihm zugewieſenen Fächern, ſeine Genauigkeit, ſein Intereſſe, ſeinen Zuhörern Kenntniſſe und Ueberzeugung beizubringen, ſind allgemein anerkannt. Allein bei all dieſem guten Willen, dieſer großen Berufstreue und Unabhängigkeit der Ueberzeugung von jedweder äußern Rückſicht, fehlt ihm die wahre Unabhängigkeit von dem Stoff. Neben dem Strafrecht und dem Strafproceß iſt ihm noch die Encyklopädie der Rechtswiſſenſchaften und das Naturrecht zugetheilt. Jene iſt für den Anfänger ſehr paſſend und belehrend, von dieſem aber könnte nur daſſelbe wiederholt werden, was ſchon über das Naturrecht von Reyſcher bemerkt wurde. Im Strafrecht endlich fehlt ihm eben ſo die ſpeculative Einſicht in den Begriff als die ſcharfſinnige Behandlung, und die Gewiſſenhaftigkeit wird namentlich beim Poſitiven zuweilen zur Kleinlichkeit. In den Lehren des allgemeinen Theils iſt keine Entwicklung, kein innerer nothwendiger Fortſchritt von dem einen zum andern; ſie ſind nur äußerlich zuſammengeſtellt und die Begriffe werden in der Weiſe beſtimmt, daß die für die Anwendung am paßlichſten ſcheinende Beſtimmung aufgegriffen und dieſelbe dann gleichſam zur Probe an die einzelnen Fälle gehalten wird, wenn ſie auf dieſe alle paßt, d. h. wenn ſich nicht Reſultate zeigen, die das Gefühl oder der geſunde Menſchenverſtand (die in jeder Stunde citirt werden) verwarfen, ſo wird die Definition damit als gerechtfertigt ausgegeben, und im widerſprechenden Falle wird ſie ſo lange gedreht und rectificirt, bis man auf ſolche Fälle nicht mehr zu ſtoßen in Gefahr iſt. Den Strafrechtstheorieen wird eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, und es werden dieſelben wohl zu weitläufig und nach einem in zu viele Arten und Unterarten ſich verlierenden Schema aufgezählt und zu widerlegen geſucht, worauf denn endlich als eigene Theorie die der Gemeingefährlichkeit angegeben und vertheidigt wird. Auf das Poſitive und beſonders auf die neuen Strafgeſetze nimmt Hepp namentlich im beſondern Theil, der nach der Ordnung des neuen württembergiſchen Strafgeſetzbuchs abgehandelt wird, eine ins Einzelſte gehende Rückſicht. Er dreht und wendet hier jeden Buchſtaben des Geſetzes mit einem reichen und gelehrten Hülfsapparat von Kammerverhandlungen und Motiven, wogegen der wahre lebendige Geiſt im Hiſtoriſchen wie im Dogmatiſchen in dieſem Detail des Poſitiven untergeht. Als eine der vielen Folgen hieraus möge nur die angeführt werden, daß das Weſen des Gewohnheitsrechts durchaus verkannt wird. Während gerade im Strafrecht die Geſchichte am entſchiedenſten geſprochen hat, während wir gerade hier eine 300jährige Entwicklung des Rechts beinahe ganz durch Doctrin und Praxis vor uns haben, welche das für eine blutige und rohe Zeit gegebene blutige und harte Strafrecht zu einem Recht weiter entwickelt und wiſſenſchaftlich ausgebildet hat, das, wenn auch noch ſo unvollkommen, in unſerer Zeit doch möglich und anwendbar iſt, läugnet Hepp das Vernunft- und Rechtmäßige eines Gewohnheitsrechts, das einem wenn auch noch ſo vernunftwidrigen, unzeitgemäßen Geſetze entgegen ſich bildet, und iſt in großer Verlegenheit über die in den letzten drei Jahrhunderten gemachte Fortbildung, als einem Factum, das freilich leider! da iſt, und das er als ſolches anerkennen muß, ſogar als Verbeſſerung des alten Zuſtandes, das aber eben doch nicht ſein ſollte, nicht hätte ſo werden ſollen. Das iſt an Hepp zu rühmen, daß er in ſeinem Vortrag, wie in ſeinem Commentar über das Strafgeſetz, mit Freimüthigkeit das tadelt, was ihm im neuen Geſetz tadelnswerth erſcheint, von welcher Seite es herrühren möge, obgleich dieſer Tadel häufig bloß nach dem Gefühle, oder nach den erſcheinenden Inconvenienzen oder unbegründeten Abweichungen von ſonſt angenommenen Grundſätzen oder von den Sätzen anderer Geſetzgebungen ausgeſprochen wird. Demungeachtet iſt der Tadel, den

Württembergs Strafgesetz anerkanntermaßen so vielfach verdient hat, häufig ein gerechter und darum von Gewicht und Bedeutung, weil so auch Hepp seinen redlichen Theil dazu beiträgt, Männer im praktischen Leben, wie Jünglinge auf der Hochschule, auf diejenigen Mängel aufmerksam zu machen, die bei einer, nach der Ansicht Vieler bald nothwendigen Revision unsers Strafgesetzes zu berücksichtigen sind. — Ueberall im Vortrag ist die größte Gewissenhaftigkeit zu bemerken, Alles, was nur irgend wichtig scheint, dem Zuhörer dictirend mitzutheilen, so daß für den freien Vortrag, welcher nach einem dictirten Abschnitte folgt, beinahe nichts, als eine nur in andere Worte gekleidete oder weiter ausgesponnene Wiederholung des bereits Dictirten übrig bleibt.

Der letzte Professor der Jurisprudenz an der Universität Tübingen, der hier zu nennen übrig ist, und der auch erst kürzlich zum Ordinarius ernannt wurde, ist Professor Lang. Er trägt hauptsächlich Institutionen und Kirchenrecht vor. Seine Institutionenvorlesung, für welche er auch ein Lehrbuch geschrieben hat, ist zu empfehlen; im Kirchenrecht finden wir in ihm aber einen Anhänger jener alten, trockenen Methode, welche sich in einer pedantischen Terminologie mit Wohlbehagen ergeht, und darüber statt der lebendigen Sache eine todte Form bietet. Die Ergründung der innern Kraft und der Idee, welche die Kirche in ihren mannigfachen Instituten hält und trägt, und die Nachweisung, wie das Einzelne consequent mit dieser construirt ist und sich im Fortschritt der Zeit gebildet hat, ist trotz der mannigfaltigen historischen Rückblicke viel zu wenig berücksichtigt; dagegen ist der Begriff der Kirche und ihr Verhältniß zum Staat nur äußerlich bestimmt, und dabei wird, was das Letztere betrifft, die gegenwärtige Sachlage als die im Allgemeinen richtige nachzuweisen gesucht, ohne sich näher einzulassen auf die verschiedenen Beziehungen, in denen Kirche und Staat schon gestanden sind, oder in welche sie, sich historisch entwickelnd, treten können und müssen. Von dem Gährungsproceß, welcher der protestantischen Kirche vielleicht in naher Zukunft bevorsteht, von ihrer Unselbständigkeit gegenüber dem Staat, kurz von Allem, was über das Aufzählen der Einrichtungen und der positiven Vorschriften hinausgeht, ist in der Vorlesung nichts gesagt. Diese positiven Vorschriften aber werden mit einer Ausführlichkeit vorgetragen, welche bis zu der guten Tinte und dem guten Papier heruntergeht, welche der Geistliche vorschriftsmäßig zu den Kirchenbüchern zu nehmen hat, und dieses wird nicht in freiem Vortrage kurz erwähnt, sondern in der ganzen Ausführlichkeit der Verordnung dictirend aufgezählt. Zu diesen Mängeln gesellt sich, wenn auch, da Lang selbst Katholik ist, aus innerer Ueberzeugung und vielleicht ihm selbst unbewußt, eine einseitig katholische Richtung, welche auf die unparteiische Beurtheilung mancher Punkte, z. B. der pseudoisidorischen Decretalen, den entschiedensten Einfluß ausübt. Andere Punkte und Institute der katholischen Kirche, wie das Cölibat, werden auf eine Weise vertheidigt, welche den Grund der Sache gar nicht erfaßt, und der katholischen Kirche selbst einen schlechten Dienst leisten mag.

Es bleibt uns noch übrig von den zwei Privatdocenten Dr. Köstlin und Bruns zu reden. Sie repräsentiren hier den Fortschritt, welcher in der Wissenschaft überhaupt und insbesondere in der Rechtswissenschaft von der verständigen zur speculativen Behandlung geschehen ist. Ueber den Werth ihrer Leistungen selbst kann erst die Zukunft entscheiden, der Anfang verdient alle Anerkennung. Köstlin concentrirte seine reichen Kräfte und Studien, die er bisher der Poesie, der Philosophie und Advocatur gewidmet, auf die Rechtswissenschaft, seitdem er veranlaßt war, für Wächter an der Universität aufzutreten. Er entschied sich für das Strafrecht, Bruns für das römische Privatrecht, und in Beider Plan liegt es, ihren Zuhörern durch Vorlesungen über die Rechtsphilosophie Gelegenheit zu geben, die nöthigen Vorkenntnisse zu einer philosophischen Behandlung der einzelnen Theile des Rechts sich zu erwerben. Köstlin hatte durch seine Schrift über Mord und Todtschlag, schon ehe er als Privatdocent in Tübingen auftrat, die Aufmerksamkeit der gelehrten Juristen auf sich gezogen. In der litterarischen Welt ist er als geistreicher und gemüthvoller Verfasser mehrerer poetischen Werke, den Lesern dieser Blätter aber durch mannigfache Arbeiten vortheilhaft bekannt. Eine Reise nach Italien befestigte seine wankende Gesundheit und gab ihn seinem akademischen Berufe wieder zurück. Er entwickelt in seinem Vortrage, wie in seinen Werken, genaue philosophische Kenntnisse und große Gewandtheit in Behandlung der Sache. Mit wahrhaft wohlthuender Sicherheit gegenüber dem bei Andern bemerkbaren ängstlichen Suchen nach Begriffsbestimmungen entwickelte er zuerst den philosophischen Theil des Strafrechts, nachdem er zuvor, so ziemlich genau an Hegel's Rechtsphilosophie sich haltend, eine rechtsphilosophische Einleitung gegeben. Den rechtlichen Grund der Strafe setzt er mit Hegel in die ideelle Wiedervergeltung, führt sodann in dialektischem Fortschritte erst die Begriffe des allgemeinen Theils von freiwilliger Handlung, Vorsatz, Absicht, Urheber u. aus, und geht zuletzt auf die Auseinandersetzung der einzelnen Verbrechen, gegen die Familie, die bürgerliche Gesellschaft und den Staat über. Er hat die wenigen Grundzüge des Strafrechts in Hegel's Rechtsphilosophie befriedigend zu einem System derselben entwickelt; dadurch, daß er den philosophischen Theil vom positiven gemeinrechtlichen sonderte, ist der Blick in das innere Wesen des Strafrechts und in die Bedeutung seiner Geschichte eröffnet.

Dr. Bruns, ein Neffe von Schrader, hat sich in Tübingen zum Juristen herangebildet, und der tägliche Umgang mit seinem Oheim mußte, neben dem eigenen Eifer, mit dem

er ſich den juridiſchen Studien ergab, weſentlich mit dazu beitragen, ihn in die tiefe, gründliche Kenntniß des römiſchen Rechts einzuführen, durch welche ſich Schrader auszeichnet. Eine genaue Erörterung über die vaticaniſchen Fragmente von Bruns wurde mit dem akademiſchen Preiſe belohnt, und iſt ſchon ſeit längerer Zeit im Druck erſchienen. Mit dieſer Kenntniß des römiſchen Rechts verbindet Bruns die philoſophiſche Erkenntniß und die lebendige Ueberzeugung, daß durch die Philoſophie eine Aenderung der bisherigen in der Jurisprudenz herrſchenden Methode herbeigeführt werden müſſe. Er trat zum erſten Mal und mit vollem Beifall auf mit einer Inſtitutionenvorleſung, worin er die Rechtsinſtitute ihrer innern Bedeutung nach zu erklären und ſie, an Hegel ſich anſchließend, nach ihrer innern philoſophiſchen Ordnung zuſammen zu ſtellen ſuchte.

(Schluß folgt.)

Lehrfreiheit und Hörfreiheit Ein Nothruf der Univerſität Leipzig. Dresden 1841, Walthersche Hofbuchhandlung.

Mit Vergnügen und mit aufrichtiger Hochachtung für die biederen, Recht und Billigkeit wahrenden Geſinnungen, welche ſich in obigem Schriftchen kund geben, hat Ref. letzteres geleſen, nur das Eine bedauernd, daß ſich der Verf. durch den Schleier der Anonymität, den er bei ſo warmer Vertretung eines Inſtituts, dem er ohne Zweifel ſelbſt angehört, billig hätte lüften ſollen, der öffentlichen Anerkennung vieler mit Einſtimmenden entzogen hat. Er hat ein wahres, ein kräftiges, ein zeitgemäßes und beherzigenswerthes Wort geſprochen; er hat es gewagt, dasjenige, was in der Bruſt ſo manches gleichgeſinnten, aber ängſtlicher erwägenden Mannes ſchon längſt ſtillen Unmuth erregt hatte, offen und ohne Scheu auszuſprechen; dafür gebührt ihm unſer wärmſter, unſer aufrichtigſter Dank. Und wenn er auch, von ſeinem Feuereifer verleitet, in Manchem zu weit gegangen iſt, Manches nicht ganz aus dem richtigen Geſichtspunkte aufgefaßt hat — wie wir namentlich hier und da durchblickende Perſönlichkeiten, ſowie den am Ende der Schrift befindlichen Aufruf an die Studenten zur Abhilfe des Getadelten nicht billigen können — ſo hat er doch in der Hauptſache das Ding ſo offen bei dem rechten Namen genannt, ſo klar auf den faulen Fleck in unſrem Univerſitätsweſen hingewieſen, daß mancher minder freiſinnig Denkende faſt darob erſchrecken möchte. Er gründet ſeine Worte auf die ſchon in No. 152 und 160 der Lpz. Allg. Ztg. beſprochene Bekanntmachung des akademiſchen Senats der Univerſität Leipzig, zufolge deren „inskünftige kein Privatdocent ein Collegium, was von einem zu deſſen Vortrage angewieſenen Profeſſor als Privatvorleſung angekündigt wird, in demſelben Semeſter gratis oder um geringeres Honorar leſen, noch auch derſelbe ſtatt der von ihm gratis angekündigten Vorleſungen ſolche, die ein Anderer als Privatvorleſungen angekündigt hat, gratis oder um geringeres Honorar, als das übliche, halten darf; auch endlich diejenigen Privatdocenten, welche zwei Jahre lang in dem Kataloge Vorleſungen angekündigt, aber nicht gehalten haben, in den Katalog nicht eher wieder aufgenommen werden ſollen, als bis bis ſie ein Collegium wirklich zu Stande gebracht und erweislich zu Ende geleſen haben.“ Der Verf. erklärt dieſe Bekanntmachung in allen ihren Theilen für eine ſchwer bedauerliche Erſcheinung, weil ſie die akademiſche (Lehr- und Hör-) Freiheit noch vollends über den Haufen ſtürze, weil ſie die Privatdocenten und außerordentlichen Profeſſoren um die materiellen und ſpirituellen Früchte ihres Schweißes bringe, weil ſie die ordentlichen Profeſſoren nicht eben in ein ehrenhaftes Licht ſtelle und endlich, weil ſie der Univerſität in hohem Grade Nachtheil bringe. — Und wahrlich, wir müſſen ihm leider darin nur zu ſehr beiſtimmen; denn was von der akademiſchen Freiheit auf unſrer Univerſität noch etwa übrig war — und leider iſt ſie ſchon längſt zu einem gehaltloſen Schatten herabgeſunken, obſchon man hier und dort noch immer vor dem bloßen Worte, als wie vor einem gefährlichen Popanze, ſchaudert und ſich kreuzt — das iſt jetzt „Gott ſei Dank“ ſo recht aus der Wurzel vertilgt worden, und nicht übertrieben ſind die Worte des Verf.: „die Studenten haben mit dieſer Bekanntmachung des akademiſchen Senats aufgehört zu exiſtiren, ſie ſind gänzlich herabgeſunken zu Seminariſten und dabei zu größerem Aufwande genöthigt auf der ehemaligen Univerſität Leipzig.“ — Aber nicht nur die Studenten haben aufgehört zu exiſtiren, auch dem Inſtitute der akademiſchen Docenten iſt dadurch der Todesſtreich verſetzt worden; und faſt will es uns bedünken, als ob darauf wohl eigentlich die ganze Bekanntmachung abzwecke. Denn das Monopol des Docirens, was dann ein ordentlicher Profeſſor erlangt, iſt gar zu angenehm, die Ausſicht, auch bei minderer Befähigung ſtets gefüllte Hörſäle und volle Beutel zu haben, iſt zu lockend, als daß man nicht ein ſo läſtiges Inſtitut, wie das gerade in neueſter Zeit durch tüchtige Individualitäten als drohender Rival aufgetretene der Privatdocenten und außerordentlichen Profeſſoren, auf alle Weiſe zu drücken und womöglich gänzlich zu beſeitigen verſuchen ſollte. Nur ungern ſchreibt Ref. ſolche, faſt einer Anklage gleichkommende Worte, wohl wiſſend, daß auch noch genug Ehrenmänner, namentlich unter den älteren Herren, in dem Gremio des akademiſchen Senats ſitzen, die gewiß mit tiefem Unwillen derartige, von der jüngern Mehrheit gefaßte oder doch gebilligte Beſchlüſſe erlaſſen ſehn. Allein zurücknehmen können wir unſre Worte um deswillen doch nicht; denn, wo Thatſachen ſprechen, darf die Wahrheit das Licht nicht ſcheuen. Oder, was hatte die philoſophiſche Facultät

z. B. ſonſt für Gründe, einen ausgezeichnet befähigten von den Studirenden mit vielem Beifall gehörten Mann auf alle Weiſe in ſeinen Beſtrebungen zu hemmen und ihm den Eintritt in ihr Gremium hartnäckig zu verweigern, ja, einem nicht minder tüchtigen Schüler deſſelben die erbetene veniam legendi gänzlich abzuſchlagen? Etwa weil Beide nicht den Anſichten Herbart's huldigen, ſondern ihren eignen Weg zu gehn verſucht hatten? Das wäre ja wahrlich ſtatt der lichtverbreitenden Lehrfreiheit der ärgſte, die Geiſter verdumpfende Lehrzwang, den wir mit allen Kräften von einer universitas literarum fern halten möchten. Oder, wie hätte ſonſt in der mediciniſchen Facultät, die der Verf. zwar S. 20 als eine gegen die berüchtigten Beſchlüſſe Oppoſition machende Partei rühmt, die aber doch in neueſter Zeit ſich den übrigen Facultäten eher beiſtimmend anzuſchließen ſcheint, aus Gründen, die wir hier nicht näher erörtern wollen, die wir aber am wenigſten, wie hier und da verlautet, in einem verwerflichen Nepotismus Einzelner finden möchten: wie hätte ſich hier neuerdings der Fall ereignen können, daß jungen Leuten, die die geſetzlichen Examina zur Erlangung der Licenz mit Auszeichnung beſtanden und eben dadurch nach der bisherigen Ordnung der Dinge zum Halten von Vorträgen das Recht erlangt hatten, dennoch dieſes Recht geſchmälert wurde? Gern wollen wir glauben, daß hierbei noch ein höherer Wille mit im Spiele geweſen; allein, wenn es der Facultät wirklich am Herzen gelegen hätte, die Rechte dieſer jungen Leute zu wahren, ſo durfte ſie einer derartigen, gewiß nur aus unzureichender Kenntniß der durch ein hohes Alter geheiligten Privilegien der Univerſität hervorgegangenen Verordnung nicht ſo ruhig zuſehn, wie ſie es gethan hat. Sie war das nicht nur den aus ihrer Bildungsſchule hervorgegangenen jungen Männern, ſie war es ihrer eignen Würde als Corporation ſchuldig. — Dem ſei jedoch, wie ihm wolle, ſo viel ſteht feſt, daß der Verf. Recht hat, wenn er behauptet, daß die Verordnung des akademiſchen Senats das Inſtitut der Privatdocenten und außerordentlichen Profeſſoren in ſeiner Exiſtenz gefährdet, ja zu vernichten droht. Eben ſo wahr iſt aber auch, was derſelbe S. 19 ſagt, daß die Privatdocenten mit wenig Ausnahmen ſtets für die hehre Wiſſenſchaftlichkeit gearbeitet haben, dieſe Stütze aber der Univerſität durch die Bekanntmachung entzogen, und ſo derſelben ein weſentlicher Nachtheil bereitet werde. Denn es iſt ja eine bekannte Thatſache, daß Männer, wenn ſie erſt eine gewiſſe Stufe des Alters erreicht, einen gewiſſen Schatz von Erfahrungen und Kenntniſſen geſammelt haben, ſich nicht gern geneigt finden laſſen, neue Anſichten über ihre Wiſſenſchaft ſich zu eigen zu machen, neue Hilfsquellen zur Erweiterung und Verjüngung ihres Wiſſens zu benutzen. Die Wiſſenſchaft ſelbſt aber verjüngt und vervollkommnet ſich fortwährend, ſie ſchreitet unaufhaltſam fort, und unter vielem Unhaltbaren, nur auf Hypotheſen Beruhenden, was in der Gegenwart auftaucht und mit ihr wieder verſchwindet, findet ſich doch auch ſo Manches, was bleibenden Werth hat, was der Vergeſſenheit nicht anheimfallen darf. Dies zu ſammeln, zu ordnen, zum Gemeingut der Wiſſenſchaft zu machen, dürfte wohl Niemand mehr geeignet und berufen ſein, als der jüngere, noch thatkräftige, für alles Dargebotene empfängliche, durch die Natur ſelbſt ſchon auf den gegenwärtigen Standpunkt ſeiner Wiſſenſchaft hingewieſene Privatdocent? Ihn hat noch nicht langjährige Erfahrung oder Vorurtheil für dieſe oder jene Anſicht, für ein gewiſſes Syſtem eingenommen; er hat noch nicht gelernt, mit vornehmer Nichtachtung auf Meinungen, Erfindungen, Thatſachen jüngerer Zeitgenoſſen herabzuſehn, bei ihm hat der bequeme alte Schlendrian, der aus dem einmal gezognen Kreiſe des Wiſſens nicht herausgeht, und welcher auf dem vielleicht vor 20 Jahren erreichten Standpunkte ſeiner Doctrin behaglich ausruht, noch nicht Platz ergriffen. Nein, mit friſcher Kraft und ſtrebſamem Geiſte erfaßt er Alles, was ihm in der Zeit geboten wird, achtet nichts zu geringe, das nicht des Prüfens werth wäre. So repräſentirt das Inſtitut der Privatdocenten den heutigen Standpunkt der Wiſſenſchaften, es verfolgt das Princip des Fortſchritts gegenüber dem Stabilitätsprincipe der älteren Schule; und nur durch dieſes Inſtitut iſt es dem Studirenden möglich, auf dem in den Hörſälen der Ordinarii gelegten guten und nothwendigen Grunde weiter fortzubauen, und durch richtige Verſchmelzung alter und neuer Wahrheiten zu einer Allſeitigkeit des Wiſſens zu gelangen, wie ſie auf einer universitas literarum nothwendig vertreten ſein muß. Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet muß jeder Vorurtheilsfreie, das Wohl der Univerſität wahrhaft Beachtende den Fortbeſtand dieſes ehrenwerthen und gerade jetzt durch Namen wie E. Haſſe, Biedermann, Lehmann, Lope und viele Andere vorzüglich repräſentirten Inſtituts wünſchen, wird dagegen Beſchlüſſe, wie die mehrerwähnten, demſelben feindlich entgegen tretenden, unmöglich gut heißen, noch auch die Quelle, aus der ſie gefloſſen, lieben und achten können. — Hoffen wir daher, daß dieſe Angelegenheit in der öffentlichen Meinung, der ſie jetzt unterbreitet worden, eine wirkſame Stütze und in der erleuchteten Landesregierung einen kräftigen Anwald finde, beſonders da gerade Leipzig nicht zu den Univerſitäten gehört, welcher zu raſche Aufnahme neuer Elemente Herzklopfen machen könnte.

Dr. K.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

6. September. № 57. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Schluß.)

Nun nur noch ein Wort zu sagen über die wahre Stellung der Juristenfacultät zu Tübingen im Ganzen. Wenn in unserer Zeit überhaupt der Staat überall in den Vordergrund getreten ist, und ihm die lebenskräftigsten Geister der Nation ihre Thätigkeit zugewendet haben, so ist es ohne Zweifel auch Beruf der Wissenschaft, der Zeitbewegung zu folgen, ihr Hauptgewicht von den kleinen und kleinlichen für das Wirklichwerden des Geistes unwesentlichen Streitigkeiten über die alten römischen Codices abzuwenden, und die bisher fast ganz vernachlässigte speculativste Seite der Rechtswissenschaft zu bearbeiten: das Recht und die Organisation des Staats. Wie es aber die Aufgabe unserer Zeit zu sein scheint, die Idee des constitutionellen Staats durchzuführen, so wird auch die Wissenschaft, wenn sie wahrhaft philosophisch gehalten ist, diese Idee als die für uns wahre erkennen, und es muß somit auch an die Rechtswissenschaft unserer Zeit die Anforderung näher so gestellt werden: das Wesen und die Organisation des constitutionellen Staats philosophisch zu ergründen und in seiner erfahrungsmäßigen Erscheinung zu bearbeiten. Wenn diese Aufgabe in Tübingen auch noch nicht ins klare Bewußtsein erhoben ist, so sind doch nicht nur die wesentlichen Elemente, sie mit Erfolg aufzufassen, bereits vorhanden, sondern unsere Facultät hat auch in ihrem berühmten hannöverschen Gutachten sich durch intellectuelle Fähigkeit, sittliche Unabhängigkeit und Furchtlosigkeit ihrer Mitglieder als würdig ausgewiesen, im Leben die Vertheidigerin, in der Wissenschaft die Repräsentantin der constitutionellen Monarchie zu sein. Und doch hatte zu der Zeit die neue philosophische Richtung noch nicht einmal unter den außerordentlichen Lehrern Vertreter gefunden, und ist auch jetzt erst in ihren ersten Anfängen repräsentirt, obwohl erst sie dem constitutionellen Streben unserer Zeit die wahre wissenschaftliche Weihe zu geben vermag. Dagegen gewährt die gründliche Kenntniß besonders des deutschen Rechtsalterthums die Anschauung eines kräftigen, vielfach gegliederten und in den mannigfaltigsten Formen sich bewegenden freien öffentlichen Lebens, und ist die nothwendige historische, aber breite und nationelle Basis, an welche die constitutionelle Freiheit unserer Tage angeknüpft werden muß, wenn sie nicht schwankend und jedem Unfalle ausgesetzt in die Luft gebaut werden will. In Reyscher ist diese wesentliche Voraussetzung einer erfolgreichen wissenschaftlichen Bemühung in dem bezeichneten Felde auf eine würdige Weise vertreten. Das dialektische Moment ist in Mohl repräsentirt, welcher entsprechend dem Fortschritt, welcher durch die Revolution geschehen ist, vom Historischen sich loszumachen sucht, und auf dem reingemachten Boden eine verständig entworfene Verfassung aufführen will: er ist der Mann der neuern, nach dem Vorgange der nordamerikanischen geformten Verfassungen, neuerdings unter dem Namen der Verfassungen nach französischem Schnitt bekannt, obwohl er dies selbst nicht wird zugeben wollen, und er auch von manchem Einzelnen sogar in Wesentlichem, wie in der Lehre von den drei Gewalten im Staat, nicht aber von dem innern Geiste derselben abweicht. Die Bestrebungen Beider aber können für sich nicht zu einem befriedigenden Resultate führen, so lange sie nicht im dritten Glied der wissenschaftlichen Auffassung, in der speculativen zu einer Einheit und Versöhnung kommen; und wenn diese Auffassung in Tübingen sich geltend gemacht hat, so hat es erst seine wahre Stellung in der deutschen Rechtswissenschaft eingenommen. Darum wurde dem hier gemachten Anfange eine so hohe Bedeutung beigelegt, und er mit Freudigkeit begrüßt. Denn auch die äußern Verhältnisse Tübingens weisen auf die bezeichnete Stellung als nothwendig hin. Württemberg findet sein staatliches Gewicht in Deutschland eben darin, an der Spitze der constitutionellen Staaten zu stehen, und es hat in der ganzen Stellung, welche es überall einnimmt, bewiesen, daß es diese seine Bedeutung erkannt hat, es ist im Besitze einer Verfassung, welche nur durch äußere Verhältnisse gehindert ist, den Bürger alle Wohlthaten der Freiheit genießen oder wenigstens erwerben zu lassen, und der constitutionelle Sinn, durch die über 300jährige Geschichte einer freien ständischen Verfassung von jeher gepflegt, ist hier wohl kräftiger als irgend wo sonst in Deutschland zu finden. Gerade die Universität Württembergs muß auch berufen sein, sich an die Spitze der Richtung zu stellen, welche die Wissenschaft in der Bearbeitung des constitutionellen Staatslebens nehmen muß, und wenn einerseits ungetrübt durch äußere Einflüsse wahre Wissenschaftlichkeit hier möglich ist, so ist es anderseits die Stel-

lung als Landesuniversität, die der Wissenschaft die Gelegenheit bietet, wie Tübingen von jeher gewohnt war, mit dem Leben Hand in Hand zu gehen, an diesem zu lernen, und dieses wiederum reicher zu gestalten, und die auf das württembergische positive Recht gerichteten Arbeiten der tübinger Gelehrten, besonders Reyscher's und Mohl's, beweisen, daß die Wichtigkeit dieser Seite in Tübingen bereits anerkannt ist. Auch die Jünger werden der neuen Richtung nicht fehlen; sie werden in ihren philosophischen Vorstudien durch die jüngern Lehrer in der philosophischen Facultät unterstützt werden, von denen insbesondere Reiff zuerst in Vorlesungen über Rechtsphilosophie den Vorlesungen von Köstlin und Bruns freundlich die Hand reicht.

Die staatswirthschaftliche Facultät.

Wir werden hier um so rascher und kürzer sein können, als der bedeutendste Lehrer derselben bereits geschildert, die Facultät aber im Weitern mehr als alle andern von der höhern Wissenschaft weg dem praktischen Geschäftsleben zugewendet sein muß.

In der Errichtung einer eigenen abgesonderten cameralistischen Facultät an der Landesuniversität ist Württemberg musterhaft andern Staaten vorangegangen. Anfänglich war die Staatsökonomie der philosophischen Facultät zugetheilt und allein durch den würdigen Senior, den Alters halber vom Lehrstuhl abgetretenen Prof. von Fulda, einen Zögling und Lehrer der ehemaligen hohen Carls-Schule vertreten. Das entschiedene Interesse der Regierung und des Regenten an diesem Unterrichtszweige verhalf ihm zu der selbständigen Würde der sechsten Facultät an hiesiger Hochschule. Mußten von Anfang die Erfolge für tüchtige Ausbildung der Staatsdiener in Regierung und Verwaltung unzweideutig sein, so wird die Facultät sich fort und fort um so schönerer Leistungen erfreuen, als die Besetzung der Lehrstellen auf eine so glückliche Weise gelungen ist. Die Lehrer an der Facultät sind Robert von Mohl, Hoffmann, Fallati, Schütz, Knaus und Hofrath von Poppe.

Mohl liest über Polizeiwissenschaft, Politik und Encyclopädie der Staatswissenschaften. Wir wollen das schon über ihn Gesagte nicht wiederholen. Es bleibt ihm der Ruhm, der erste zu sein, welcher die ganze Polizeiwissenschaft in ein System gebracht hat, als in einen „Inbegriff aller jener verschiedenen Anstalten und Einrichtungen, welche dahin abzwecken, diejenigen Hindernisse, welche sich der erlaubten Förderung der Menschenkräfte entgegenstellen, wegzuräumen." Da nach ihm der Staat dazu da ist, um den Bürger in Erreichung seines vernünftigen Zweckes zu unterstützen, so leuchtet es ein, wie Mohl sich vor Allem der Polizeiwissenschaft mit Interesse und Erfolg widmen mußte. Die Polizei hat nach ihm sich zu theilen in die Sorge 1) für die physische Persönlichkeit (Volkszahl: Uebervölkerung; Leben und Gesundheit: Medicinalwesen. Lebensbedürfnisse. Armenpflege: Pauperismus); 2) für die geistige Persönlichkeit (Unterricht. Förderung der sittlichen Bildung — die Bordelle als unmittelbare Anreizung der Unsittlichkeit schlechthin polizeiwidrig — der religiösen und Geschmacksbildung); 3) für das Vermögen. In letzterem Punkte schließt sich Mohl ganz genau an Rau's Volkswirthschaftspflege an und sagt selbst, wenn Rau auch über den ersten und zweiten Punkt geschrieben hätte, so würde er sein Werk über die Polizeiwissenschaft unterlassen haben. — In der Encyclopädie der Staatswissenschaften behandelt er 1) das Recht als a) philosophisches, b) positives und c) Völkerrecht; und 2) die Politik als a) innere, d. h. Verfassungs- und Verwaltungspolitik. In Beziehung auf die Justizpolitik ist bemerkenswerth, daß er für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit bei Criminal-, aber nicht bei Civilangelegenheiten spricht. Hierin, wie fast immer, stützt er sich auf die Beobachtung und Erfahrung, welche seinem reichen, gewandten Geiste stets treffende Beispiele und Anschauungen zur Hand und Stelle liefert. Das macht auch seine Vorträge so außerordentlich belehrend und unterhaltend zugleich. Nichts ist anziehender, als ihn so leicht und frei in dem weitesten Felde der Exemplification sich ergehen zu hören und mit größter Sicherheit und Fertigkeit die Sätze an den Beispielen auszuführen und darzulegen, von welchen er sie eben abstrahirt hat. Kein Lehrer an unserer Hochschule übertrifft ihn an Präcision und Eleganz der Darstellung. Alles rundet sich ihm zu festbestimmter Gestalt ab, der Zuhörer wird gefesselt und hingerissen und prägt sich die reiche Fülle des immer interessant gewählten Stoffes, den er aus der Praxis, aus der Staats- und Verfassungsgeschichte der neuesten wie der älteren Zeit herbeizieht, durch das freie und freudige Leben im Vortrage von selber ein. Wesentlich unterstützt ihn darin Mohl's Meisterschaft in der Technik des Vortrags. Denn Mohl weiß seinen Stoff immer so auszutheilen, daß es ein fertiges Ganzes wird und auch jede einzelne Vorlesung ein in sich abgerundetes, einen selbständigen Abschnitt abhandelndes Ganzes enthält. — Der Gewandtheit im Vortrage geht, wie schon früher gesagt, ein hier ziemlich isolirt stehender Sinn für gesellige Form wirksam anregend zur Seite. Der geistreiche, lebenssichere und lebensfrische Mann versteht es, seinen Salon zu einem Mittelpunkte der Geselligkeit zu machen, wie es eben in Tübingen möglich und nur um so mehr der dankbaren Anerkennung werth ist. —

In den nun folgenden vier Lehrern hat Mohl nachhaltige junge Kräfte zu Mitarbeitern in dem gemeinsamen Berufe erhalten. Der unselbständigste unter ihnen ist Dr. Schütz, der vor einigen Jahren vom Privatdocenten zum Professor befördert wurde. Er liest über Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Encyclopädie der Cameralwissenschaften, Geschichte der Nationalökonomie. In seiner Inaugural-

ſchrift über die Gütervertheilung erwies er großen Fleiß und große Beleſenheit als ſeinen wiſſenſchaftlichen Charakter. Originell iſt er nicht; in der Nationalökonomie hat er, wie er offen erklärt, „ſich Rau ganz zu eigen gemacht.“ Was er in der nicht anſprechenden, gezierten und affectirten Manier ſeiner äußern Erſcheinung vorträgt, iſt immer weitläufig und abſtract gründlich; den 6 Gründen ſind immer die 5½ Gegengründe ſorgfältig gegenübergeſtellt, ſo die Controverſen auf ſehr brauchbare Weiſe von allen zuſammengetragen und das Ganze äußerſt bequem zu Examenpräparationen. —

Hoffmann und Fallati wurden mit einander im vorigen Jahr zu außerordentlichen Profeſſoren ernannt. Erſterer lieſt über württembergiſche Finanzgeſetzgebung und Polizeigeſetzgebung. Gründlichkeit, Umſicht, Fleiß, Scharfſinn zeichnen ſeine nicht ganz gut ſtyliſirten Vorträge vortheilhaft aus. Er weicht von Mohl nicht weſentlich ab und führt deſſen Grundſätze über Verwaltung und Polizei näher und poſitiv aus. — Seine einnehmende, milde, aber charakterfeſte, freundliche und anſpruchsloſe Perſönlichkeit macht den trefflichen, den Fortſchritten der allgemeinen Wiſſenſchaft nicht fremd bleibenden jungen Mann allgemein beliebt.

Einen höhern geiſtigen Standpunkt als die Beiden nimmt der innern Richtung und äußern Bildung nach Prof. Fallati ein. Er iſt eine poetiſche Natur und hat der ſchönwiſſenſchaftlichen Litteratur manchen kleineren Beitrag gegeben. Die Leſer des Morgenblattes erinnern ſich ſeiner Gedichte und Sonette. Auch an der neueren Philoſophie hat er lebhaftes Intereſſe genommen. Doch iſt ſeine Natur ſchwerlich dazu geeignet, in die Tiefen des reinen Gedankens ſich ſo lange zu verſenken, bis die philoſophiſche Idee ſich ihm zur vollen Frucht entfaltet. Er iſt mit der ſinnigen Blüthe der Anſchauung und des Gedankens zufrieden und freut ſich des Schmetterlings, der von Blume zu Blume nach Duft und Honig zieht. Sein ſpecielles Fach, allgemeine Statiſtik, iſt ſeinem Talente und Geiſte, der mehr in die Weite, als in die Tiefe ſich richtet, dabei aber einer nüchternen Atomiſtik abhold auf concrete Anſchauung und Geſtaltung geht, ganz angemeſſen. Es liegt nach ihm ſo wenig im Begriff der Statiſtik, bloß in Zahlen darſtellbare Verhältniſſe zu berückſichtigen, daß ſie vielmehr durch dieſe Beſchränkung ihren wiſſenſchaftlichen Charakter verliert. Der Gegenſtand der Statiſtik iſt der Zuſtand des Staates als des lebendigen Organismus eines Volkes, ſie muß daher alle Kreiſe des eigentlich ſtaatlichen Lebens in ihrem Wechſelverhältniß, — die gegenſeitige Lage der Staaten — und die Verbindung der ſtaatlichen Verhältniſſe mit Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion in ſich begreifen. — Um freilich dieſen wahren und hohen Begriff der ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaft zu erfüllen, gehört zu einer ſeltenen Fähigkeit des Geiſtes, der in China ſo gut zu Hauſe ſein ſoll als in der Republik San Marino, der von den Lappen ſo gut Beſcheid wiſſen ſoll wie von dem Lumpenzucker, — ein Ueberblick und ein ſtoffliches Wiſſen, welches nur die Frucht eines langen Fleißes ſein kann. — Geleſen hat Fallati bis jetzt namentlich über die Statiſtik von England, über deſſen ſtatiſtiſche Vereine ſeine Inauguraldiſſertation geſchrieben iſt. Seine Vorleſung über franzöſiſche Revolution erfreute ſich namentlich im Anfang eines ſehr großen Beifalls. Aber es ging wie gerne bei all ſeiner mündlichen und ſchriftlichen Darſtellung. In wunderſchöner, wohlſtudirter und wohlgeſetzter Rede, voll Schwung und Blume, in der feinen, zierlichen, vornehmen Weiſe ſeines ganzen Behabens reißt er die Zuhörer zu voller Bewunderung hin. Aber dem ſchönen Anlaufe folgt eine nicht gleich anſprechende und unterhaltende Ausführung des Details, welche gerade im Vergleich mit der glänzenden Haltung der Anfänge einen ermüdenden Eindruck macht. —

Profeſſor der Technologie iſt der durch ſeine zahlreichen Schriften vielbekannte Hofrath von Poppe. Seine Zeit iſt vorüber. Dem ungeheuren Schwunge der Technik in neuerer Zeit vermag er nicht mehr zu folgen. Durch ſeine unermüdliche Thätigkeit in Ausarbeitung populärer Darſtellungen hat er ſich eine gewiſſe Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit zu eigen werden laſſen, welche von Tag zu Tag den Forderungen unſerer Zeit aus dem Wege geht. Rückſichtlich der Würdigung ſeiner immerhin anerkennenswerthen Bemühungen um die technologiſche Litteratur verweiſen wir auf den Aufſatz in der Cottaſchen Vierteljahrsſchrift. Sein akademiſches Wirken iſt um ſo weniger bedeutend, je weniger er durch ſeine perſönliche Behabung im Vortrag die ernſte und lebendige Theilnahme der Zuhörer zu feſſeln vermag.

Profeſſor Kraus lieſt über Land- und Forſtwirthſchaft. Eine ausgezeichnet tüchtige Perſönlichkeit, voll praktiſchen Geſchickes. Den Studirenden ſich vertraulich nähernd, hat er auf dem Katheder freien Vortrag, ihre Aufmerkſamkeit anregend und feſſelnd. Er war Domänenrath bei dem Fürſten von Leinigen, bis er aus Amorbach von der edlen Regierung, welche von ſeiner frühern Stellung zu politiſchen Zeitrichtungen Abſehen nahm, in das Vaterland zurück auf den Lehrſtuhl berufen wurde, den er auf eine ausgezeichnete Weiſe inne hat. — —

So hätten wir die Fülle von tüchtigen Geſtalten, welche die hieſige Univerſität in allen Facultäten hat, an uns vorübergehen laſſen. Hätte es uns gelingen mögen, fern von jeder Ungerechtigkeit und Unbilligkeit die Licht- und Schattenſeiten zu würdigen! Auf die Hoffnung, es Allen recht zu machen, muß bei einer ſolchen Arbeit zum Voraus verzichtet werden. Wer mit dem Inhalt nicht zufrieden iſt, dem iſt die Form nicht recht, und wer mit beidem ſich ausſöhnen könnte, möchte lieber das Ganze ungeſchehen wiſſen. In

unſerm kleinen und engen Leben iſt man die Sonne der Oeffentlichkeit zu wenig gewohnt, und was Jedermann weiß und was überall laut geſagt und geſprochen wird, das ſoll doch nicht geſagt, wenigſtens nicht auswärts geſagt werden. Man möchte ſich gerne in dem ungeſtörten Familienbewußtſein erhalten, wie vor hundert und aber hundert Jahren. Doch dieſen ſtillen Wünſchen ſteht die Forderung der Zeit einmal für allemal entgegen. Soll die Wahrheit zur Wirklichkeit werden, ſo muß auch der Wirklichkeit der Spiegel der Wahrheit vorgehalten werden. Die Wahrheit *wollten* wir ſagen nach dem alten Satze: amicus Plato, amicus Cicero, magis amica veritas. Iſt es uns nicht überall gelungen, wie wir wenigſtens *wollten*, ſo mag das ein Antrieb für Beſſere ſein, Beſſeres zu geben.

Von unſerer Univerſität aber ſcheiden wir mit hoffnungsfreudigem Ausblick in die Zukunft. So viel iſt unter der glorreichen Regierung König Wilhelm's für die Förderung der hieſigen Zuſtände in jeder Beziehung geſchehen, daß wir in dankbarer Anerkennung es als Bürgſchaft für das Kommende nehmen dürfen. Mancher Wunſch wird noch erfüllt, manche Lücke noch ausgefüllt werden. Faſt in allen Facultäten wären noch Lehrſtühle für theils gar nicht, theils zu dürftig vertretene Fächer zu errichten. So in der theologiſchen für die praktiſche Theologie, in der philoſophiſchen für Pädagogik, in der mediciniſchen für Chirurgie und Geburtshülfe; auch in der juridiſchen liegen zu viele Fächer auf einem Lehrer, ſo daß die Reihenfolge der Vorleſungen zu langſam iſt. Wir zweifeln nicht, daß dem nach und nach immer mehr abgeholfen werde von einer ſo erleuchteten Regierung, welche bei der Grundſteinlegung unſeres neuen Univerſitätsgebäudes dieſes Frühjahr mit Recht ſo ſtolz und freudig auf ihre ſegensreiche Wirkſamkeit für Förderung auch der geiſtigen und höchſten Intereſſen zurückblicken durfte. Vor Allem aber wird dieſes klare Auge, welches über Württemberg wacht, jene Geſpenſter fern halten, die auch bei uns den Geiſt der freien Wiſſenſchaft verdrängen möchten; es wird die Anſchläge derer vernichten, welche zu der Bartholomäusnacht geiſtiger Freiheit bereits das écrasez l'infame, das ſie in der evangeliſchen Kirchenzeitung leſen, auf ihre Blutfahne ſchreiben.

Erklärung.

Ohne die derbe und gründliche Zurechtweiſung zu beachten, die ihm in den Deutſchen Jahrbüchern und in der Allgemeinen Zeitung ſelbſt zu Theil geworden, hat der berliner X-Correſpondent ſein Raiſonniren über die Philoſophie fortgeſetzt und hebt nun die Althegelianer Gabler und Erdmann gegen Werder und den Unterzeichneten hervor. Ihm, der bereits gerichtet iſt, würde ich nichts erwidern, wenn er nicht anonyme Zeugen dafür anführte, daß meine Religionsphiloſophie faſt nichts Eignes enthalte und zuſammengeſchrieben ſei. Da ich nun noch keinen andern Darſtellungsverſuch des abſoluten Evangeliums kenne, und nicht weiß, wer vor mir den Begriff der Einzelnheit als den der abſoluten Perſönlichkeit und des Genius entwickelt, oder das Chriſtenthum in meinem Sinne als ein ſich fortbildendes aufgefaßt und darnach Shakſpeare und Goethe, Spinoza und St. Simon, Hölderlin und Bettina in ihrer Bedeutung für daſſelbe charakteriſirt, oder das Weſen der Offenbarung, der Sündloſigkeit, der Verklärung des Leibes, und die Gleichſtellung von Kunſt, Religion und Philoſophie in ſolcher Weiſe, wie ich, angegeben hat, ſo muß ich obige Behauptung mit einer andern deſſelben Herrn, die den verſtorbenen Gans der Fälſchung der Hegelſchen Rechtsphiloſophie beſchuldigt, ſo lange auf gleiche Linie ſetzen, bis er oder ſeine citirten Gewährsleute nachweiſen, wo dieſe und andere Gedanken abgeſchrieben ſind. Es iſt immer mißlich, von ſich ſelber zu reden, aber das Geſchlecht derer, die jetzt die Philoſophie für den kranken Löwen halten, iſt im dreiſten Aburtheilen ſo zungenfertig und frech, daß man ihm um der Sache willen immer begegnen muß, und ſollten auch an der Stelle jedes abgeſchlagenen Querkopfs zwei neue noch hohlere erwachſen. Die Philoſophie aber kann von ſich das altgriechiſche Dichiſton der Rede ſagen:

Nagſt du mich auch bis zur Wurzel, doch werd' ich wieder erſtehen,
Wein zu ſpenden, o Bock, wenn du als Opfer erliegſt.

Im Auguſt 1841. Moriz Carriere.

Von der

Encyclopädie
der deutſchen Nationallitteratur

oder biographiſch-kritiſches Lexicon der deutſchen Dichter und Proſaiſten ſeit den früheſten Zeiten, nebſt Proben aus ihren Werken,

bearbeitet und herausgegeben von

Dr. O. L. B. Wolff,
Prof. in Jena

iſt ſo eben der 6. Band, 51.—60. Lieferung (O bis Sch) erſchienen. — Der 7. und Schlußband erſcheint bis November 1841.

Leipzig, im Juni, 1841.

Otto Wigand.

Da die nöthigen, oft ſo ſchwer und erſt nach großem Zeitverluſte, beſonders von lebenden Schriftſtellern zu erhaltenden biographiſchen Notizen jetzt bis zum Schluſſe ſämmtlich vorräthig ſind, ſo ſteht der Beendigung des ganzen Werkes durchaus Nichts mehr im Wege, und der Unterzeichnete kann dieſelbe, im Verein mit Hrn. Wigand, unbedingt noch vor Ablauf dieſes Jahres verſprechen.

Jena, im Juni 1841.

Prof. Dr. O. L. B. Wolff.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

7. September. № 58. 1841.

Preußens Verfassung. Antwort auf die Flugschrift: Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen. 8. Berlin 1841, bei Hirschwald.

Unwandelbarer Brauch ist es bei den meisten Gesättigten und beati possidentes im Staate, daß sie alles Bestehende als die vollendetste Blume des öffentlichen Lebens auf der ganzen Erde preisen. Dieser Brauch hatte in Preußen namentlich eine so begeisterte Anhängerschaft gewonnen, wie nur jemals eine Coëffure à la Rachel oder eine Kleiderfarbe à la Laffarge in der Modewelt. Doch wie alle hinkt auch diese Vergleichung. Neben der genannten Coëffure und Kleiderfarbe dürfen sich auch andere sehen lassen, ohne empfindlichere Strafe, als ausgelacht zu werden. Aber das Korinth der freien Presse bleibt Vielen versagt; zu Worte gelangen nicht Alle, die wollen; und das ist nicht zum Lachen, so viel objectiven Stoff dazu auch das Anzugreifende bietet. Beispielsweise, welche Höhe dasselbe erreicht, folgende Stelle aus einem Artikel einer berlinischen Zeitung: „Preußen ist das einzige Land der Welt, wo wahrhaft gesetzliche Freiheit herrscht. — Die Preußen dürfen es sich sagen, daß viele Gesetze und Einrichtungen ihres Landes dem Ideale gleichstehen."

Die nichtpreußischen Organe der Presse haben schon lange Stimmen genug vernehmen lassen, welche in Tempo und Tonart von dem „vaterländischen" Chorus abweichen. Es ist nämlich bekannt, daß man in Preußen selbst seine Meinungen jedesmal, wenn die „Censur" genannte Abtheilung der Polizei es verbietet, nicht drucken lassen darf. Dies ist leider oftmals der Fall. Deshalb unterwerfen sich sehr viele Preußen, aus reiner Liebe zu ihrem Staate und zu dem vaterländischen Helle, den Weitläuftigkeiten und Mißständen, welche mit ausländischer Schriftstellerei verknüpft sind. Diese Leute glauben, daß die Schönheit Preußens noch an beträchtlichen Mängeln leide, und ihre Bemühungen, auf dem Wege der Ueberzeugung Verbesserungen herbeizuführen, beweisen, daß sie zu den brauchbarsten Freunden ihres Vaterlandes gehören. Die Lobredner von Gewerbe dagegen helfen gelegentlich ihr Vaterland mit zu Falle bringen, wie letzteres in aller Form es erprobt hat. Wer wundert sich auch, daß auf dem Hogarthschen Blatte das Weib, welches so viel Wachholderschnaps genossen hat, das Kind vom Arme ins Wasser fallen läßt? Die Nüchternheit ist immer heilsamer, als das benebelnde Eigenlob mit seiner bekannten Eigenschaft. Welcher Unterschied ist zwischen gewissen Stimmführern bei uns und zwischen den Posaunisten der grande nation? Die einfachste Art, sich selbst zu loben, ist, daß man sich würdig findet, an sich zu bessern und vorwärts zu schreiten. Dies ist der wahre Stolz der Bescheidenheit und des männlichen Staates.

Waren schon früher gewichtige Urtheile theilweisen Tadels von Preußen und Preußenfreunden im Auslande gehört worden, so brachte der Regierungswechsel in diese ganze Verhandlung, ob und was im Großen und Kleinen an Preußen gebrechlich sei, ein frischeres Leben. Die aufgehende Sonne hat ja einen ganzen Tag vor sich und eine Menge schlafender und matter Hoffnungen erwachen, durch die neuen Strahlen berührt. Bekannte Schritte und Ereignisse einerseits und die hohe geistige Bildung des Königs anderseits bewirkten ein wenig mehr Oeffentlichkeit für die ständischen Verhandlungen. Jedoch auf die Presse überhaupt hat sich dieser Anflug von Freisinnigkeit bis jetzt in einer fühlbaren Weise nicht erstreckt. Im Ganzen ist der preußische Zustand, daß die Lobenden Preßfreiheit haben, die Tadelnden der Censur verfemt sind, noch unverändert; ein Zustand, welcher auf den Rechtssinn im Volke nachtheilig wirken muß.

Doch selbst unter solchen Umständen begrüßen wir auf dem Gebiete des handelnden und sprechenden Lebens jede Erscheinung, welche, auch abgesehen von bestimmten Ansichten, so oder so uns die vaterländischen Interessen näher vergegenwärtigt, uns heimischer in der Heimath macht. Immer noch besser, wenn die eine Meinung laut wird, als wenn alle beide mit Stummheit geschlagen sind; auch die eine allein verfehlt nicht ihre antiphrastische Wirkung.

Die Eingangs genannte Schrift macht wohl das halbe Dutzend der Widersprechungen voll, welche innerhalb Preußens gegen die bekannten „Vier Fragen eines Ostpreußen" gerichtet worden sind. Man sollte meinen, seine schreibenden Gegner begingen alle einen Anachronismus. Wozu eine verbotene Schrift zum Ueberfluß noch widerlegen wollen? Aber die Meinung, daß Verbote genügen, scheint allerdings im Publicum nicht herrschend; ja sogar das römische Verbot des Verzeichnisses der verbotenen Bücher hat

nicht verhindert, daß Völker und Fürſten der Ketzerei zuſtelen. — Die Schrift „Vier Fragen" iſt mit erheblichen Mängeln behaftet. Wie ausgebreitet und tief verwandte Geſinnungen im Volke wohnen, erweiſt ſich im ſtärkſten Maße daraus, daß ſchon ein Ausdruck derſelben von ſolchem Gehalte die allgemeinſte Aufmerkſamkeit erregte. Beſchlagnahme, Proceß und eine Batterie Gegenſchriften, — vollſtändiger kann man einen Schriftſteller nicht angreifen. Dennoch darf man bezweifeln, daß alle dieſe Maßregeln der kleinen Schrift ihren relativen Werth als Geſinnungsthat rauben werden. Umgekehrt, der letztere wird erhöht; weil polizeiliches Einſchreiten gegen geiſtige Kräfte eine Mißachtung des geſunden öffentlichen Gefühls iſt, welches ſich gar nicht wundert und gar nichts dagegen hat, daß ſich in einem Staate von 15 Millionen Einwohner ſehr abweichende Anſichten vernehmen laſſen. Eine Nation iſt aber etwas anderes als ein Regiment Soldaten. Auch macht es bei dem denkenden Theile des Volkes einen üblen Eindruck, wenn die Regierung als Partei ſchon im Voraus den Rechtspunkt entſcheidet und Strafe verhängt.

Die Anhänger eines geſetzlich freien Staatslebens führen Rechnung über die Thatſache, daß in Preußen nachträglich bloß Ankläger der „Vier Fragen" ſchwarz auf weiß die Bühne der Oeffentlichkeit betreten. Freilich arbeiten ſie für ihre Gegner mit, und dieſe reden ſchweigend. Doch bleibt nicht bloß die Gerechtigkeit, ſondern auch die Klugheit unbefriedigt, wenn diejenige Macht, welche über allen Parteien ſtehen ſollte, Partei nimmt und mit Zwang gegen Gedanken auftritt. Gegen ihren Willen verſchafft ſie dieſen Gedanken erhebliche Vortheile, vor allen den Glauben an deren Unwiderlegbarkeit auf regelmäßigem Wege und mit natürlichen Waffen. Gewann doch ſogar Satan eine ganze Stellung, ſtarke Rotten und die günſtigſten Ausſichten, ſobald ihn Gott aus dem Himmel ſtieß. Milton hat aus Satans ſelbſtändiger Bedeutung und Märtyrerthum herrliche Ströme dichteriſcher Begeiſterung in ſein unſterbliches Gedicht geleitet. Letzteres wäre nie entſtanden und die Welt wohl bis an den heutigen Tag im Paradieſe, wenn das audiatur et altera pars im Himmel gegolten hätte. Doch verlieren wir die Erde nicht aus dem Auge.

Der Verf. von „Preußens Verfaſſung," wie er ſelbſt angiebt, „ein Neumärker der Geburt und dem Wohnſitz nach," ſchmückt die Stirne ſeiner Schrift mit dem Allerweltswort: Est modus in rebus, sunt certi denique fines. Die Quadratwurzel dieſes Sprüchwortes iſt: Justo milieu, die ſtärkſte Partei in der Welt, ja die einzige, denn zu ihr rechnen ſich faſt Alle. Es iſt wohl eins von den Stichwörtern, die nichts ſagen; ſieht man doch „Fanatiker der Mäßigung" und Inſpirirte der Mäßigkeitsvereine. — Anziehender als das Motto des Verf. iſt die Nachricht, daß „Umſtände, von dem Willen des Verfaſſers unabhängig, den Druck ſeiner Schrift bisher gehindert haben." Abgefaßt wurde ſie unmittelbar nach dem Erſcheinen der „Vier Fragen." Veranlaſſung war der „Unwille, den das heuchleriſche Verfahren und die perfide Tendenz der „Vier Fragen" in dem Verf. erweckten." Was berechtigte ihn zu dieſer Injurie? Sein Gewiſſen ſchlief, als er ſo ſchwere Beſchuldigung leichtſinnig herausſprudelte. Ebenbürtig mit dieſem rohen Eingriff in das Allerheiligſte der Perſon iſt der unglückliche Kleinmuth, mit welchem der Verf. die Dauerhaftigkeit des preußiſchen Staates gröblich in Zweifel zieht. Die „Vier Fragen" nennt er „einen Funken, auf's gerathewohl nach dem Gebäude der beſtehenden Verfaſſung des preußiſchen Staats geſchleudert" (S. 5). Die Regierenden werden dem Verf. ſchlechten Dank wiſſen für ſeine Meinung, es ſtehe ſo traurig um das preußiſche Staatsgebäude, daß 47 Druckſeiten eines ſimpeln Arztes es in lichte Flammen ſetzen könnten. Neu aber iſt dieſe Angſt vor brennenden Tabackspfeifen keineswegs. Die Beſchwichtiger und Vertuſcher, die Feinde aller Oeffentlichkeit ſprechen ſtets, als wäre die Nation ein Pulverfaß, von welchem jedes freimüthige Wort durch dreifachen Cordon ferngehalten werden müſſe, damit ſich nicht, wie Gutzkow einmal ſagt, „die Luft entzünde." Der Verf. kann ruhig in Preußen wohnen bleiben, er braucht ſich nicht einmal höher in der Brandkaſſe zu verſichern.

Der beſorgte Verf. klagt (S. 5) über den Geiſt der Unruhe und Zwietracht, welcher zerſtörungsſüchtig durch die Welt gehe und nur unter Trümmern zufrieden wohne; eins ſeiner Werkzeuge ſei auch der „Oſtpreuße." Zu ſeiner Beruhigung erinnere ſich der Verf. an das Geſundheitsfieber und an die uralte Wahrheit, daß alle Dinge in ewigem Fluſſe ſind. Zahlloſe reelle Gründe zur Unruhe und zum Kampfe, Gährungsſtoffe, ſo unerſchöpflich wie die ewig zeugende geiſtige Kraft ſelbſt, liegen mehr oder weniger immerfort in der Welt und ihrem Laufe. Die luftigen Beſchuldigungen und Schmähungen wegen Zerſtörungsluſt hat das ancien régime noch jedesmal gegen das junge Werden, das Beſſere, Größere ausgeſtoßen; ſo ſprach die Hierarchie, als Deutſchland die Reformation gebar, ohne welche wir jetzt Chorknaben und Zehntenbezahler ſein würden; ſo ſprachen die Vertheidiger der verrotteten preußiſchen Zuſtände, als König, Große und Bürger, durchdrungen und hingeriſſen von der neuen die Welt ſchüttelnden Wahrheit, einen Umguß der meiſten preußiſchen Staatsverhältniſſe veranſtalteten; und ſo ſprechen heute wieder die Leute, welche auf halbem Wege ſtehen bleiben oder gar wieder umkehren möchten. Wie mag man ſich doch wundern, wenn die Unruhe in der Welt nicht beſchwichtigt, wenn noch viel Hang zur Zerſtörung bemerklich iſt, da ja die große Grundidee der franzöſiſch-europäiſchen Revolution noch lange nicht ganz ausgefloſſen, da ja im Großen betrachtet das Neue überall ſchon

bekannt, alſo die Gefahr des Niederreißens auf gut Glück nicht vorhanden iſt. Die Furcht des Verf. vor der „Plötzlichkeit“ würde ſich vielleicht plötzlich legen, wenn er in einem guten Geſchichtswerke nachläſe, wie es in der edlen Werkſtätte des preußiſchen Umguſſes herging, welche Maſſen von altem Gerümpel man dort auf einmal in den Schmelztiegel der Zeit warf, um neue glänzende und brauchbare Formen zu ſchaffen. Dies war eine plötzliche Wirkung von der weltgeſchichtlichen Arbeit unſerer weſtlichen Feinde, welchen wir dafür mehr verpflichtet ſind als vielen unſerer „Freunde.“ Alles Plötzliche und Beängſtigende aber in der Wiedergeburt von Staaten löſt ſich in Täuſchung auf, wenn man die alten langſam weiter und weiter arbeitenden und treibenden Urſachen ins Auge faßt. Das ſchleichende Fieber kommt endlich bei ſeiner Kriſis an; was ſind alſo die plötzlichen Umwälzungen anders als nothwendige Wirkungen von lange vorhandenen Urſachen? Jeder Anfang muß auch ſein Ende haben.

(Fortſetzung folgt.)

Tſcherkeſſenlieder. Hamburg, 1841. Verlag von Hoffmann und Campe.

Lieder des Sturms, Kriegslieder voll ſchöner Begeiſterung, die den Tod der Schmach vorzieht. Nimm Eins in Allem, es ſind ächte Volkslieder, „wild und frei,“ in denen ein edles — deutſches Herz ſchlägt, welches die blöde Stille um uns her und das engherzige Zaudern des Fortſchritts unerträglich findet und deshalb zu den im Kampfe gegen die Sklaverei begriffenen Bergvölkern, den kriegeriſchen Tſcherkeſſen flüchtet, um in der Anſchauung ihrer Tapferkeit und heldenhaften Freiheitsliebe und unter den Rachblitzen des Schwertes die Mannesthräne zu unterdrücken, die ihm beim Anblick eines gleisneriſchen Friedens und ſanctionirter Erbärmlichkeiten ins Auge tritt. In der That aber bleibt der Dichter ein deutſcher Barde. (Es kann hier, obwohl die Tſcherkeſſen, wie Neumann berichtet, ein höchſt poetiſches Volk, voller Phantaſie, lebhaften Geiſtes, tiefen Gefühls für die Schönheit ſind, von keiner Nachahmung ihrer Nationalpoeſie die Rede ſein.) Er bleibt ein deutſcher Patriot, der zwar für ſeinen nationalen Groll nur in der kosmopolitiſchen Weitſicht Troſt findet, aber doch über der Freudigkeit, die er aus den Thaten eines ungeſchwächten Reitergeſchlechts ſchöpft, die Wiege ſeines Geiſtes nicht vergißt.

Selbſt unter der Gefahr, daß wir einzelne Stellen wieder hervorheben, die ſchon in einer achtungswerthen Anzeige der Krit. Bl. der Börſenhalle gegeben ſind, können wir es uns nicht verſagen, Einzelheiten mitzutheilen. Denn obwohl hier die proſaiſch ſonnenklarſten und älteſten, namentlich in der germaniſchen Urgeſchichte tief begründeten Wahrheiten dichteriſch neu ausgeſprochen ſind, ſo thäte es doch noth, dieſelben an den unvermeidlichſten Wegen auf ehernen Tafeln vor dem Blicke der Menſchen aufzuſtellen, während jetzt die meiſten Inſchriften öffentlicher Denkmäler — die Ausnahmen kann man zählen! — nur loyale Lügen und äſthetiſch wie politiſch beſchämende Abgeſchmacktheiten enthalten.

Düſterer, weil leider mit mehr Recht, als Byron, ruft der Dichter dem Vaterlande: gut' Nacht! zu. Es geſchieht voll tiefer Wehmuth, nicht ohne Haß und Ironie. Aber unſer Jammer dauert nun allerdings ſchon ſo lange, daß ein leidenſchaftliches, brennendes, auf die gute Sache trotzendes Gemüth ſich wahrlich nicht anders helfen kann, als daß es zu dem in tiefſtem Römerſchmerz ausgeſprochenen „facit indignatio versus“ ſeine Zuflucht nimmt.

„Nicht an Gedanken mangelt's, doch an friſcher That,
An Hülfe arm, iſt Ueberfluß an ſeichtem Rath
Und ſchweigt der Treiber, Alles iſt dann träge.
Ja, Herrn und Büttel kannſt du ſehen, wo und wie
Du willſt, auch fehlen Knechte, Prieſter, Weiber nie,
Doch freie Männer ſind der Zeit im Wege.

Wie Scherben klanglos ſind die Herzen, ſelten regt
Begeiſtrung ihre Schwingen und behaglich trägt
Jedweder Knecht den Pack auf ſeinem Rücken.
Sie ſind mit Gott und Erde fertig; Jeder weiß:
Daß Morgen Heute folgt — und Alles bleibt im Gleis —
So mag den Hund ein milder Tritt beglücken.“

Darum ſucht der Sänger „der Dichtung goldnes Vlies an Kolchis Strande, wo noch der Vorwelt Heldenfeuer glüht“ und wir werden in der That durch die lebendige Schilderung bald in den rauhen Schluchten des Kaukaſus und an den Ufern des wild ſchäumenden Kuban und Atak heimiſch und mit ihren ſchönen Menſchen vertraut. Man möchte ſelbſt die breite Sſchaſchka umſchnallen und Theil nehmen an den Kämpfen eines durch Gaſtfreundſchaft und Edelmuth bekannten, liebenswürdigen Volks, dem in ſeinem anſpruchloſen Frieden vom Deſpotismus das barbariſche, aus den pariſer Briefen berüchtigte „soumission ou la mort“ zugedonnert wird und dem es zum Verbrechen gereichen ſoll, daß es ſeine urſprüngliche Unabhängigkeit zu vertheidigen wagt.

„Die Freiheit iſt das Aug' der Welt,
Und alles Lebens Licht, —
Drum wehe, wenn die Flamme liſcht,
Das ſchöne Auge bricht!
Dann wird es dunkel um uns her
Und ſchauerlich und kalt
Und aller Weſen Kraft erliegt
Des Schaïtans Gewalt.“

Aber der „Hülferuf der Tſcherkeſſen an die Völker Europa's“ verhallt im Winde. Europa hat ſein eigenes freies Banner in den Staub ſinken laſſen.

Des Alters Deſpotie bog ſeinen Rücken,
Lethargiſch wälzt es ſich — im status quo.

Briten, Franzoſen, Spanier, Roms Söhne werden hart, aber wahr angeklagt.

„Und Deutſchland? — Ach, wie fliegen meine Pulſe,
Wie bringt die Röthe mir ins Angeſicht!
Mein Aug' iſt naß, es bebt im Schmerz die Lippe,
Auch Deutſchland hört auf eure Warnung nicht.

Unlängſt noch drang vom Nachbarland herüber
Der Unterdrückten Nothſchrei und es ſchwamm
Ein Blutſtrom mahnend hin auf unſ're Gauen —
Doch theilnahmlos blieb Hermann's alter Stamm."

Ja bei Gott, man bewundert allenfalls noch die Wundenmale, die der edelſte Dulder für die ewige Wahrheit litt — wenn Cornelius ſie malte, aber für die klaffenden Wunden der Nationen hat man kein Herz. Die Tſcherkeſſen ſind auch in dieſem Augenblick wieder von den Ruſſen, die ihre zahlreichen Niederlagen nicht vergeſſen können, bedroht und ſie werden — es werden auch die braven Kandioten, ein chriſtliches Volk, ihr Chriſten, unter der Tyrannei des abnehmenden Mondes verbluten, da gegenwärtig nicht mehr Rechtgläubigkeit, Chriſtenthum, Menſchen- und Völkerrecht den Grund geben, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ſondern die Legitimität allein ihre Kreuzzüge laut (freilich auch ſchlecht genug!) gegen die Ungläubigen predigen darf, welche die Gnadenwahl der Purpurfarbe vor andern Farben beſcheidentlich anzweifeln.

Und ſo ſingt der Dichter ſein treffliches „Todtenlied."

O Mutter du, löſch nur die Flamme
Früh Abends, harr' nicht auf den Sohn!
Späh nicht auf des Gebirges Kamme
Im Dämmerlicht nach deinem Sohn.

Er kommt nicht mehr und deine Schwelle
Iſt einſam; — harre nicht auf ihn!
In's Reich der Nacht trug ihn die Welle
Des Todes, harre nicht auf ihn.

Doch jammre nicht. — Mit Löwenblute
Hat ihn dein Buſen einſt erfüllt.
Kein Flecken klebt an ſeinem Muthe,
Er hat der Helden Pflicht erfüllt.

Eins der ſchönſten Volkslieder iſt unſtreitig das Gedicht „Tſcherkeſſenliebe" und würde ſich gewiß ſehr wohl zur muſikaliſchen Compoſition eignen, wie denn auch z. B. Marſchner dieſe Lieder ſchon lieb gewonnen hat. Mit kecker Phantaſie eilen die lindeſten Accorde der Weibesliebe zur Schwertliebe fort und dieſe ſteigert ſich bis zur zitternden Leidenſchaft des Zorns, der ſich in ſcharfer und doch auch wieder durch Melancholie gemilderter Ironie gegen den Kriegsgefangenen Luft macht.

Mein Ruſſenſklav!
Auch du biſt theuer mir und lieb:
Auf deiner Stirn der breite Hieb,
Die Schling' am Hals, dein Blick ſo trüb
Sind mir ſo lieb, ſind mir ſo lieb,
Mein Ruſſenſklav!

Auch dem Kinde in der Wiege wird mit der lieblichſten Leidenſchaft ſchon im „Ammenliede" die Furcht vor dem ruſſiſchen Czaar eingeſungen.

Der weiße Czaar, der weiße Czaar!
O ſtill, o ſtill, er kommt im Nu!
Schließ nur die muntern Aeuglein zu!
Sein Mantel von milchweißem Schnee
Iſt tauſend Meilen weit — o weh!
Bedeckt er dich, du armes Kind,
Du ſchauderſt, ach, und ſtirbſt geſchwind!
O ſtill, o ſtill!.....

Der weiße Czaar, der weiße Czaar!
Er ſitzt ſo einſam und allein,
Nur Sklaven ſind, nicht Freunde ſein.
Wer kann ihn lieben, armes Kind?
Ich nicht, du nicht — ſtill! ſchlaf geſchwind.

„Der Fremde im Kaukaſus" wird jedem Polenfreunde eine liebe Darſtellung ſein und überhaupt ruhen die Gedanken, die hier im poetiſchen Feuer ausgeſprochen ſind, immer auf einer hiſtoriſchen Gewißheit, die, von kritiſcher Beſonnenheit auf ihren Kern reducirt, ſtets unerſchüttert und beherzigenswerth bleibt. Man muß hier der Klugheit und Charakterfeſtigkeit des Dichters gleiche Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Gern hätten wir es geſehen, wenn derſelbe noch länger unter den Tſcherkeſſen geweilt hätte; aber wir wiſſen es ihm auch wieder Dank, daß der Flüchtling am Schluſſe zu den deutſchen Gauen zurückkehrt. Wir hoffen, daß er ſich auch ferner als rüſtigen Freiheitskämpfer, den Morgenſtern des Gedankens ſchwingend, bewähren wird. Es gilt, für das gemeinſame Vaterland, dem wir alle jene herrlichen Namen, womit O'Connel ſein geliebtes Erin ſchmückt, dreiſt vindiciren würden, wenn wir den einen, von aller Welt erſehnten und dennoch fehlenden erlangt hätten — endlich auch noch zu erringen. Sicher würde unſer Dichter in ſeiner völkerfreundlichen, reinen Leidenſchaft unter den erſten ſein, die die Freiheit mit aller Kraft der Poeſie begrüßten und auch ſo wird er ausharren, „denn es muß Tag werden." — Warum hat er ſich aber nicht genannt, damit die Geheimthuerei endlich den Finſterlingen allein bleibe? Verzagtheit des Dichters, ſeine Grundſätze zu vertreten und zu verantworten, iſt es nicht: er iſt nicht der Mann, wie Bardolph die Ehre um einen Krug Bier und Sicherheit zu geben. Eben ſo wenig kann einen ſo demokratiſchen Geiſt eine ſchriftſtelleriſche Schüchternheit anwandeln. Selbſt wenn er hier ſein maiden-speach im Felde der Poeſie hielte, ſo müßte daſſelbe bei einem ſo tapfern Koſackenbekämpfer ohne jüngferliches Erröthen vorübergehen. Wir ſehen alſo keinen Grund für die Anonymität. Namen ſind uns kein Dunſt und muß ſich doch auch der arme Referent unterzeichnen. A. Bock.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

233

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

8. September. № 59. 1841.

„Preußens Verfaſſung. Antwort auf die Flugſchrift: Vier Fragen, beantwortet von einem Oſtpreußen.“

(Fortſetzung.)

Offenbar iſt es Mißbrauch des Wortes, wenn Reichsſtände und Preßfreiheit in Preußen als plötzliche Veränderung bezeichnet werden. Die reichsſtändiſche Verfaſſung erſtlich iſt ſeit einem Menſchenalter in Vorbereitung und in Arbeit; noch ehe die Provinzialſtände eingeführt wurden, dachte man ſchon an Reichsſtände und war dicht davor, ſie wirklich zu haben. Die Verwandlung der erſteren in letztere würde daher ein völlig naturgemäßer Proceß ſein, oder vielmehr die Nachholung eines ſolchen; denn derſelbige Grund, welcher die Provinzialvertretung hervorrief, nämlich dem Bedürfniſſe eines gebildeten Volkes nach Betheiligung an den Staatsangelegenheiten gerecht zu werden, macht die Verwandlung dieſer halben Gerechtigkeit in eine vollſtändige räthlich. Die Berechtigung des alleinigen Grundbeſitzes zur Mitwirkung in den Staatshandlungen beeinträchtigt andere mindeſtens eben ſo nahe Rechte. Von einer andern Seite widerſtrebt die Accentuirung bloßer provinzieller Wirkſamkeit der preußiſchen Einheit und Verſchmelzung; ſei es, daß man die Preußen ſchon für eine Nation hält oder noch nicht, in beiden Fällen ſind Provinzialſtände ungenügend. Zweitens, die Preßfreiheit würde in Preußen, wie in ganz Deutſchland, nichts Plötzliches ſein. In einigen unſerer Länder iſt ſie ſchon dageweſen, in anderen hat man ſie halb, und faſt in allen iſt das Verlangen nach ihr alt und lebhaft. Trotz aller Verkleiſterungen dringt die dem Geiſte natürliche Freiheitsliebe aus allen Poren der Preſſe hervor. —

Der Verf. bringt es nicht weiter als bis zu den allbekannten dürftigen Kategorieen und leeren Schemen, durch welche der Mangel an Beweiſen nimmermehr bemäntelt wird. Er ſagt: „Nicht hohle Theorieen, nicht einzeln ſtehende Anſichten und Wünſche, nicht ehrgeizige Beſtrebungen dürfen das Zeichen zum Fortſchritt und den Maßſtab deſſelben geben. Nur das klar hervortretende, erwieſene und erkannte Bedürfniß kann eine Reform bedingen“ (S. 8). Hiemit ſollen die Beſtrebungen nach freier Staatsverfaſſung abgefertigt ſein? Dergleichen findet höchſtens noch ſolche Gläubige, an deren Herzen und Peterspfennigen keiner ernſten Geſinnungskirche etwas gelegen iſt. Mit den Wörtern Theorie und Praxis wird überhaupt ein ausgedehnter Schleichhandel getrieben. „Leere Theorie!“ ruft Jeder, wenn er weiter nichts zu entgegnen weiß. Wird eine dringende Verbeſſerung gewünſcht, ſo proteſtiren die, deren Bequemlichkeit und Vortheil und ausgearbeitete Meinung dabei leidet, mit dem Bannſpruche: das iſt ganz unpraktiſch! Und doch, was iſt praktiſcher, nützlicher, als die Gerechtigkeit? Wenn einer die Hälfte ſeiner Privilegien aufgiebt, damit andere Leute freier athmen können, ſo bringt ihm die andere Hälfte mehr Procente ein, als vorhin das Ganze. — Wird auf Gedankenmäßigkeit in der öffentlichen Entwicklung und auf Durchdringen des Stofflichen mit dem Lichte der Ideeen Gewicht gelegt, ſo hört man alsbald: Seht, wie die utopiſchen Theorieen ſich aufblaſen! Die Gutmüthigen ſagen: Das nimmt ſich in der Theorie recht ſchön aus, aber es iſt nicht ausführbar. Und doch wird eine zeitgemäß-wahre Theorie auch in der Praxis ihre Natur nicht verläugnen; ſonſt müßte die Wahrheit zur Parade, nicht für das wirkliche Leben vorhanden ſein. Schaut man näher zu, ſo haben jene Declamationen gegen die Theorieen mit zum Schickſal alles Großen gehört, ehe es in der Geſchichte fertig daſtand. Columbuseier ſind keine Seltenheit. Eure Redeweiſe, ihr Herren, erweckt einen ſchlimmen Verdacht: ihr ſcheint zu glauben, es gebe in der Welt lauter falſche Theorieen, keine einzige wahre. Die Umgänglichſten von euch ſind noch die, welche überall ſo viel Schwierigkeiten erblicken, daß ſie ohne tiefere Prüfung der Sache jeden Verſuch von der Hand weiſen. Aber wie die verhältnißmäßig-wechſelſeitige Berechtigung der Staatsbürger und die möglichſt reine Luft der Freiheit hergeſtellt wird, iſt in einem einſichtigen, die Geſetze achtenden Volke kein verwickeltes Problem mehr. — Daß der Verf. von „einzeln ſtehenden Wünſchen“ ſpricht, iſt nicht ſehr geſchickt; denn in Deutſchland giebt es Staaten, in welchen die entſchiedenſte Maſſenanſicht, die poſitiv ausgeſprochenen Wünſche zu den Acten gelegt, und die Anträge und Petitionen der Volksvertreter zur Vorderthüre eingelaſſen und zur Hinterthüre hinausgeſchoben werden. Erſt neulich iſt eine Ständekammer, welche ſich erlaubte, ſelbſt ein Urtheil zu haben, als „unfähig“ zu Hauſe geſchickt worden. So viel Gewalt haben „einzeln ſtehende

Anſichten!" Daß das „klar hervortretende, erwieſene und erkannte Bedürfniß" oft genug als Einbildung von Hypochondriſten oder als Schwärmerei oder als illovale Oppoſition behandelt wird, daß „einzeln ſtehende" Perſonen ſich dem geſchichtlichen Zuge einer ganzen Staatsgeſellſchaft widerſetzen, dafür giebt es zahlreiche geſchichtliche Belege, welche Ref. dem Verf. zur Beherzigung empfiehlt. — Die „ehrgeizigen Beſtrebungen" ſind doch wohl in ausnehmendem Maße da heimiſch, wo die Macht ihre Gehalte, Titel, Orden als Preiſe des Ringelrennens für Verdienſte von mannichfacher Art aufgeſtellt hat? — Mit Chablonenphraſen, wie den eben gemuſterten, wird nichts ausgerichtet; was könnte der Verf. einwenden, wenn wir ſeinen Satz umſtülpten: Nicht hohle Theorie, nicht einzeln ſtehende Anſichten und Wünſche, nicht ehrgeizige Beſtrebungen dürfen das Zeichen zum Rückſchritt oder Stillſtand und den Maßſtab deſſelben geben? —

Die „Vier Fragen" haben ſich eine anſehnliche Meute zugezogen und ſind in Flugſchriften und Zeitblättern ſo vielfach beſprochen und reſp. zerzauſt worden, daß es unſerm Verf. ſchwer fallen müßte, die herkömmlichen Gegengründe mit neuen zu vermehren. Das Faſerwerk beſeitigend, halten wir uns an die eigentliche Wurzel.

Seine erſte Frage: „Was wünſchten die Stände?" beantwortete der Oſtpreuße: „Geſetzmäßige Theilnahme der ſelbſtändigen Bürger an den Angelegenheiten des Staats." Sein Gegner polemiſirt hier gegen das allgemeine Stimmrecht, wie engliſche und franzöſiſche Parteien es verlangen, und zieht aus den Behauptungen des Oſtpreußen Folgerungen, die nicht darin liegen. Wenn er hier und ſonſt auf die Gebrechen des conſtitutionellen Auslandes, namentlich Frankreichs, ſich beruft und daraus Waffen zu Gunſten der abſoluten Regierung entlehnt, ſo fragen wir ihn, ob er die Dornen der Roſe oder des Dornſtrauchs lieber hat? Im Uebrigen mag Jeder vor ſeiner Thüre kehren. Mag jedes Volk ſein Kreuz tragen, wie es kann und will, und ſeine Schuld büßen, wie es muß. Daraus, daß andere Völker in gewiſſen Punkten die Freiheit mißbrauchen, folgt nicht, daß wir ſie gar nicht gebrauchen müſſen. Auch wird, wenn man von freier Verfaſſung ſpricht, nicht gefordert, daß wir die Volksvertretung nach Thalern, Aeckern und Geburtsvorzügen einrichten ſollen, wie die weſteuropäiſchen Länder. Vielmehr zielt der germaniſche Staat dahin, daß die geiſtige und ſittliche Kraft in ihm geſetzlich zur Geltung komme. So iſt es denn auch logiſch, daß der Oſtpreuße auf die geiſtige Cultur Preußens die Nothwendigkeit einer freien Staatsverfaſſung gründet. Unſer Verf. aber macht den Schluß, daß gerade deshalb Alles beim Alten bleiben müſſe; mit andern Worten, die Profeſſoren ſollen auf den Schulbänken ihr Leben zubringen, die Männer fort und fort den Kinderſaugbeutel des „vormundſchaftlichen" Syſtems (nach Gans' Ausdruck) im Munde behalten.

Der Verf. findet die preußiſche Verfaſſung durchaus allen Bedürfniſſen entſprechend. So viel iſt wahr, à l'égyptienne werden die Preußen nicht genommen, hegen aber noch manche Wünſche, die über das Landrecht hinausliegen.

Wie könnte ein Schriftſteller von der geiſtigen Stufe des Verf. uns die üblichen Verſicherungen erlaſſen, daß der preußiſche Staat weit mehr leiſte, als die conſtitutionellen, daß wir in dem Hauſe Hohenzollern Charte und Republik (!) haben, daß jedesmal die nothwendig gewordene Reform von dem Regenten auch ins Leben gerufen werde (dies iſt laut der Geſchichte oft nicht geſchehen), daß eine Repräſentantenverſammlung ſchwerlich die freiſinnigen Geſetze aus Preußens Wiedergeburtszeit genehmigt haben würde, u. dgl. (S. 13). Hiezu bemerkt Ref., daß es ſelbſt bei demjenigen Grade von Offenheit und Genauigkeit, welchen ſich die heutige Geſchichtſchreibung erkämpft hat, unfein und der Klugheit nicht angemeſſen iſt, die wirklichen Verdienſte eines Herrſchers dadurch zu entſtellen, ja zu ſchmälern, daß man in der Weiſe des Verf. ihm allein alles Große, was geſchehen, zurechnet. Leider iſt dieſe Auguſteiſche und Louis XIV.-Sitte noch allzu verbreitet, trotz der Bemühungen Solcher, denen die Realitäten über die Fictionen gehen. Augenfällig kann denjenigen Monarchen, welche Selbſterkenntniß, Beſcheidenheit, ächtes Selbſtgefühl und Einſicht in den wahren Gang der ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Entwicklung beſitzen, mit Orientalismen und Geſchichtshyperbeln nicht gedient ſein. Unſerm Verf. nun mögen wir nicht zu nahe treten und glauben deshalb, daß er ſeine betreffende Schilderung will ernſter genommen wiſſen, als das „Ihr ergebenſter Diener" in Briefunterzeichnungen. Da nun heißt es: „Est modus in rebus" etc. Jedermann kennt die großen Männer, welche die Kraft des Volkes und den Geiſt der ſich ſelbſt regierenden Freiheit walten ließen und demzufolge das tiefgefallene Preußen wieder in die Höhe brachten. Freuen wir uns, daß damals ein König regierte, welcher ſeinen Geiſt nicht gegen die unumgängliche rettende Umgeſtaltung verſchloß. Wie aber, wenn ein weniger fähiger Regent noch gelebt hätte? Und ferner, ſeien wir gerecht genug, in den Koryphäen und den leitenden Männern zweiter und dritter Ordnung aus der Zeit ſeit 1808 eine herrliche „Repräſentantenverſammlung" zu erblicken, welcher nichts fehlte, als der Name und die ausdrückliche Form. Was ſie für Preußens Heil gethan, führte den natürlichen Gedanken herbei, Männern von ſolcher Geſinnung und Fähigkeit eine geſetzlich geſicherte Wirkſamkeit und eine der Zufälligkeit Eines ſubjectiven Willens nicht unterworfene Stellung als Vertretern und Sachwaltern des Volkes zu geben. Daher die auf Repräſentation abzielenden

Verordnungen vom December 1808 und October 1810. Daher endlich das förmliche Reichsſtände-Geſetz vom Mai 1815, durch welches diejenigen, welche früher ſchon volksthümliche Geſetze veranlaßt und mitgegeben hatten, für würdig erklärt wurden, auch fernerhin ſolche zu geben. In dieſem Sinne aber und auf dieſem wichtigen Gebiete hat das preußiſche Reich ſeine eigenſte objectiv-geſchichtliche Entwicklung bis jetzt nicht eingehalten, und iſt noch bei der Weltgeſchichte im Rückſtand.

Gegen die Preßfreiheit, welche der Oſtpreuße beanſpruchte, läßt ſich unſer Verf. auf's entſchiedenſte hören. Er lobt die in dem preußiſchen Cenſurgeſetze von 1819 ausgeſprochenen Grundſätze. Mit Recht, leider gemahnt uns die Wirklichkeit an den Gemeinplatz unſerer Gegner von den „papiernen Verfaſſungen.“ Die Keime übrigens zu den Beſchränkungen der preußiſchen Preſſe lagen ſchon in dem Geſetze ſelbſt; jede Willkür läßt ſich vermittelſt Interpretation ſo elaſtiſcher Dinge, wie z. B. folgende Stelle enthält, rechtfertigen: „Ferner (iſt zu verhüten) Alles, was dahin zielt, — Mißvergnügen zu erregen, und gegen beſtehende Verordnungen aufzuregen.“ Die Praxis der Polizei und ihrer Cenſoren hat ſolche Beſtimmungen dermaßen ausgebeutet, daß über innere Staatsangelegenheiten zuletzt jedes Wort verſtummte, welches den leiſeſten Anſtrich einer von der officiellen abweichenden Meinung an ſich trug. Was der Regierung und ihren Organen Mißvergnügen erregte, wurde unterdrückt, während Dinge, die das Mißvergnügen des Volkes erregten, nach Luſt gebahren konnten. Die von dem Cenſurgeſetze eingeräumte Befugniß: „die Cenſur wird keine ernſthafte und beſcheidene Unterſuchung der Wahrheit hindern, noch den Schriftſtellern ungebührlichen Zwang auflegen, noch den freien Verkehr des Buchhandels hemmen,“ wurde illuſoriſch, theils mit, theils ohne Zuthun der Inſtructionen. Cenſoren pflegen nur ſo weit tolerant zu ſein, als man ihrer Meinung iſt. Wirklich kann ſogar der Verf. nicht umhin, einzugeſtehen, „gegen die Anwendung der Grundſätze jenes Geſetzes möge hie und da mit Recht Klage geführt ſein, und die Beſprechung vaterländiſcher Zuſtände in einheimiſchen öffentlichen Blättern innerhalb der durch jene Grundſätze gezogenen Schranken allerdings wünſchenswerth erſcheinen“ (S. 17 u. 18). Gewiß, der Zuſtand der preußiſchen Preſſe iſt weltkundig: man erfährt durch ſie pünktlich die politiſchen Verhältniſſe ſelbſt von Siam und Tombuktu (und leſen wir, wie es da hergeht, ſo freuen wir uns auch innig, daß es bei uns ganz anders ſteht), aber die einheimiſchen werden faſt gar nicht erörtert. Nachdem der Verf. ſchon ſo viel zugegeben, geräth er auf S. 18 ff. mit ſich ſelbſt ins Gedränge. Ohne Commentar verſtändlich iſt ſeine Aeußerung: „Die Handlungen unſerer Regierung brauchen das Licht nicht zu ſcheuen.“ Auch bemerkt er nachdrücklich, daß die Regierung ſelbſt wichtige Actenſtücke, z. B. über die erzbiſchöflichen Angelegenheiten, zur Kenntniß des Volkes bringe! Endlich zum Beweiſe, daß die Regierung „die Verbreitung neuer und liberaler Ideen nicht verhindere und die Kritik ihrer Handlungen nicht ſcheue,“ zählt er 16 franzöſiſche und 8 engliſche Zeitungen, welche in Preußen durch die Poſt zu beziehen ſind, mit Titeln auf, nebſt Preis-Courant. Er ſetzt hinzu: „Und faſt alle genannte Zeitungen kann man täglich in den größern Reſtaurationen, Kaffeehäuſern, Conditoreien und Leſeanſtalten Berlins frei und öffentlich leſen, und *das* nennt der Verfaſſer [der vier Fragen] Unterdrückung jedes ungünſtigen Urtheils über Beamtenhandlungen und jeder freimüthigen Beleuchtung unſerer Zuſtände?“ (S. 19). So oft auch dieſes Wiegenlied von den ſüßen Dingen beim Conditor uns ſchon vorgeſungen iſt (auch von dem Entdecker der „Preußiſchen Garantieen“), wäre es Sünde, dieſem reichen beruhigenden Troſte nicht jedesmal wieder die möglichſte Verbreitung zu geben. Es giebt ja ſo viele, leider viel zu viele *ausländiſche* Blätter! Wozu noch *unſere* Tropfen in dieſes Meer? Wenn ein Deutſcher über Beamtenhandlungen und vaterländiſche Zuſtände ſich zu beſchweren hat und dieſe oder jene Verbeſſerung wünſcht oder überhaupt nur ſein Sprüchelchen auch zu Markte bringen will, ſo ſtehen ihm die Spalten von — 24 *franzöſiſchen* und *engliſchen* Zeitungen offen! —

Einzelne Verſehen, Ungenauigkeiten und ſchiefe Behauptungen, welche der Verf. weiterhin dem Oſtpreußen im Punkte der Städteordnung und ſonſt nachweiſt, können das Geſammturtheil nicht umſtoßen, daß der Grundgedanke des Letzteren: die Bevormundung über Erwachſene muß aufgehoben werden, ſeine volle Richtigkeit hat. Ohne die ſtaatliche Freiheit wird die ſtädtiſche immer nur ein hektiſches Daſein führen und allenfalls Pfahlbürger, aber keine Staatsbürger erziehen. Auch die beſten Abſichten einer Regierung bei Ertheilung einer freien Städteordnung müſſen unerfüllt bleiben, ſo lange dieſer Act nicht mehr bedeutet, als wenn ich Jemanden einen Acker ſchenke, deſſen Früchte ich mir ſelbſt und meinen Erben vorbehalte.

Die zweite Frage des „Oſtpreußen“: „Was berechtigte die Stände zu ſolchem Verlangen?“ erhielt die Antwort: „Das Bewußtſein eigner Mündigkeit und ihre am 22. Mai 1815 factiſch und geſetzlich erfolgte Mündigſprechung.“ Im Verfolg ſeiner Polemik hiegegen behauptet unſer Verf., „das hauptſächlichſte Lebensprincip des Staates ſei die *Gerechtigkeit*“ (S. 41). Damit kann jede Partei zufrieden ſein. Aber kaum der eignen Partei des Verf., wenigſtens nicht den Logikern derſelben, wird ſeine ſtumpfe Staatslehre weiterhin behagen. Man muß es leſen, um zu glauben, daß ſo etwas gedruckt wird. Freilich hat die preußiſche Preſſe uns ſchon an größere Enormitäten gewöhnt. S. 41. „Der Staat wird repräſentirt durch den perſonificirten Geſammtwillen aller ſeiner Mitglieder, die Regierung, möge die Form derſelben ſein, welche ſie wolle. — Die Attribute des ganzen Staats müſſen der Regierung zukommen, und darum muß nothwendig, was die Regierung beſchließt, als Beſchluß jedes einzelnen Mitgliedes des Staatsverbandes betrachtet werden. Den Beſchlüſſen der Regierung kann aber das Volk, ohne ſich mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu ſetzen, den Gehorſam nicht verſagen, weil ſie eben als Beſchlüſſe des Geſammtwillens auftreten.“ Erſchleichung und Zirkel in beſter Form! Durch ihr bloßes Daſein, wie ſie auch

ſich betrage, iſt eine Regierung genauer Ausdruck des Geſammtwillens! Die Regierung eines Tiberius, eines Wenzel, eines Ludwig XV. iſt ſtillſchweigender Weiſe vollkommen im Sinne aller Mitglieder des Staates! Zu einem Staate gehört eben nichts als die Regierung, und damit ſich dieſe gemächlich entfalte, dient das Volk als bloßes Mittel! Doch auch der Unſinn hat ein Gewiſſen. Der Verf. fügt hinzu: „Sobald jedoch die Beſchlüſſe der Regierung der Gerechtigkeit entbehren, ſo vernichtet ſie ihr eignes Fundament, die Rechtswidrigkeit wird vom aufgeklärten Volk ſofort erkannt, die widerrechtlich verfahrende Regierung wird von ſelbſt unmöglich. Hierin liegt die wahre Garantie der Völker unter jeder Regierungsform.“ Ref. erſchrickt vor dem Jacobinismus des Verf. Abgeſehen, daß er mit dem „Geſammtwillen“ in das Sodom und Gomorrha der Volksſouveränität hineintaumelt, und daß ſeine Loyalität hier eine gemiſchte Ehe mit revolutionärem Zündſtoffe eingeht, — predigt er Gewalt und Aufruhr. Denn wenn nun wirklich, was ja unzählige Male vorkommt, die Regierung fortfährt, „widerrechtlich“ zu handeln (und Widerſtand pflegt ſie darin noch zu beſtärken), ſo müßten ja alle Unterthanen Engel ſein, wenn Unruhen ausblieben. Das alſo iſt die „wahre Garantie,“ daß gelegentlich die rohe Gewalt den Schiedsrichter ſpielen ſoll? Man ſieht, wohin die „conſervative“ Fieberhitze führt. Iſt es dem Verf. völlig unbegreiflich, daß es beſſer iſt, feſte Geſetze (Conſtitution) und Rechtswege, auf denen die Nation ihre Abneigung gegen gewiſſe Regierungshandlungen kundthut und ihren Willen gegen individuelle Meinungen und factiöſe Willkür durchſetzt, zu beſitzen, als ſich allen Gefahren des Drunter und Drüber bloßzuſtellen, einzig und allein damit der abſolute Wille Eines Menſchen oder einer Camarilla gegen Millionen durchdringe? —

(Schluß folgt.)

Preisaufgabe des Cultur-Vereins in Berlin.

Der jüngſt in Berlin geſtiftete Cultur-Verein zur Förderung wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Beſtrebungen unter den Juden iſt, indem er den § 2 Nr. 4 ſeiner Statuten, Preisaufgaben zu ſtellen, welche eine beſondere Beziehung auf Juden haben, hiermit zum erſten Male in Ausführung bringt, von der Anſicht geleitet worden, daß er eine Frage vorzulegen habe, deren würdige Beantwortung für Wiſſenſchaft und Leben gleich erſprießlich ſei. Als Gegenſtand einer ſolchen Frage, bedeutſam in den Beziehungen zu dem religiöſen und zu dem bürgerlichen Leben der Juden, daher reich an Theilnahme und vielbeſprochen, und dennoch einer wiſſenſchaftlichen Aufmerkſamkeit noch ſehr bedürftig, erſcheint uns das Rabbinerthum, oder: Bedeutung, Stellung und Wirkſamkeit der jüdiſchen Rabbiner. Als geiſtliche Führer der Gemeinden bilden ſie ein bedeutendes Moment in den Bewegungen, die im Schooße derſelben und auf dem Gebiet der theologiſchen Litteratur ſich kund geben; ihre Befugniſſe beſchäftigen die Behörde, ihre Wirkſamkeit das Intereſſe der Gemeinde. Und doch iſt Nichts ſo ſchwankend als die Meinung über Bedeutung und Wirkungskreis der Rabbiner, als die Anſicht von den gegenwärtig an dieſelben zu machenden Anforderungen. Iſt demnach eine klare Einſicht in das Weſen des Rabbinerthums in unſerer Zeit höchſt wichtig, ſo kann ſolche nur wiſſenſchaftlich und zwar auf geſchichtlichem Wege erlangt werden; erſt wenn wir erfahren, woher dieſe Inſtitution ſtammt, und wie ſie ſich entwickelt hat, was ſie den früheren Zeiten geweſen, in welchem Verhältniſſe ſie zu den Bedürfniſſen und der Verfaſſung der Gemeinde geſtanden, erſt dann erhalten wir das Verſtändniß von dem, was heute geſchieht, und erkennen das Recht und das Rechte für unſere eigene Zeit. Demzufolge macht der Cultur-Verein die hiſtoriſche Erörterung des Rabbinerthums zum Gegenſtande dieſer ſeiner Preisaufgabe, und fordert zur Beantwortung der Frage auf:

Was war, was iſt und was ſoll der Rabbiner ſein?

Es wird eine aus Quellenſtudium hervorgegangene, die Quellen nachweiſende, wiſſenſchaftliche Darſtellung verlangt, die Aufſchluß giebt über Urſprung und Fortgang der Rabbiner-Inſtitution; über die religiöſe Bedeutung der Rabbiner und deren Stellung zu Gemeinde und Vorſtand; über ihre Amtsthätigkeit als Communalbeamte, Richter, Geiſtliche, Lehrer und Prediger; ihre Vorbildung, Qualification, Erwählung, Anſtellung, Einkünfte und Gerechtſame; endlich ihre Wirkſamkeit und ihren Einfluß im Allgemeinen. In der geſchichtlichen Betrachtung ſollen die verſchiedenen Zeiträume, und wo der Gegenſtand es erheiſcht, auch die verſchiedenen Länder berückſichtigt werden. Bei der neuern Zeit wird die Erörterung folgender Punkte erwartet: 1) Beruf und Stellung des jüdiſchen Theologen nach allen Richtungen ſeiner Wirkſamkeit, auch in ſeiner Eigenſchaft als Mitglied eines Collegiums (Rabbinat, Conſiſtorium, Synode); 2) die vorhandenen oder die erforderlichen Anſtalten zur Bildung dieſer Theologen; 3) Geſetze und Verfügungen in Bezug auf deren Anſtellung, Amtsverhältniß und Autorität; 4) die Forderungen der Gegenwart, der Meinungskampf und etwaige Vorſchläge als Ergebniß der Unterſuchung.

Die beſte Löſung dieſer hier geſtellten Aufgabe, d. i. die gekrönte Arbeit, erhält vom dem Vorſtande des Cultur-Vereins einen

Preis von zweihundert Thalern.

Die Arbeiten werden dem Secretär des unterzeichneten Vorſtandes eingeſchickt und müſſen ſpäteſtens am 31. December 1842 eingegangen ſein, indem ſpätere Zuſendungen unberückſichtigt bleiben. Die Handſchrift muß in deutſcher Sprache und deutlich geſchrieben, an der Spitze mit einem Motto verſehen ſein. Daſſelbe Motto befindet ſich auf dem verſiegelten Umſchlage eines Zettels, der Namen und Adreſſe des Verfaſſers enthält. Den §§ 8 bis 10 der Statuten zufolge veranlaßt der Vorſtand, nachdem die concurrirenden Arbeiten eingegangen, drei competente Männer innerhalb oder außerhalb des Vereins, mit begründetem Urtheil die beſte ſo wie die nächſt beſte zu bezeichnen, und deren Preiswürdigkeit anzugeben. Nur diejenige Arbeit erhält den Preis, welcher die Preisrichter mit Stimmenmehrheit ihn zuerkennen. Wird eine Arbeit, wenn auch nicht für preiswürdig im Sinne der Aufgabe, doch für die beſte erklärt; ſo kann nach Ermeſſen des Vorſtandes derſelben der Preis ganz oder theilweiſe zuerkannt, oder dieſer unter mehrere Concurrenten getheilt werden. Iſt beides nicht der Fall, ſo wird kein Preis ertheilt. Nachdem der Preis zuerkannt worden, wird der zur gekrönten Arbeit gehörende verſiegelte Zettel geöffnet, die übrigen verbrannt, beides in einer und derſelben Sitzung des Vorſtandes; das Ergebniß der Preisbewerbung wird öffentlich bekannt gemacht. Die gekrönte Arbeit bleibt Eigenthum des Verfaſſers; ſie muß binnen Jahresfriſt gedruckt werden, widrigenfalls der Druck durch den Vorſtand auf Koſten des Vereins veranlaßt wird, ohne weitere Verpflichtung gegen den Autor.

Berlin, den 11. Juli 1841.

Der Vorſtand des Cultur-Vereins.

Dr. Zunz, Director. — Ludw. Leſſer, Secretär.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

9. September. № 60. 1841.

„Preußens Verfaſſung. Antwort auf die Flugſchrift: Vier Fragen, beantwortet von einem Oſtpreußen.“

(Schluß.)

Während der Oſtpreuße die Provinzialſtände als „Scheinvertretung“ bezeichnet, findet unſer Verf. den Muth zu ſagen: „Die allgemeine Volks-Repräſentation iſt in dem Inſtitut der Stände enthalten, nicht aber umgekehrt“ (S. 46). „Die Stände ſind wirklich das Volk“ (S. 56). Demnach giebt es im Volke nichts anderes, was der Rede und der ſtändiſchen Vertretung werth wäre, als den Grundbeſitz. Die große Mehrheit der Millionen, welche gerade kein Scholleneigenthum haben, verbittet es aller Wahrſcheinlichkeit nach höflichſt, daß man ſie nicht mit zur Nation rechne. — Provinzialſtände überhaupt ſind nichts als Stände unter Cenſur; alle Vorſtellungen und Lebensregungen derſelben unterliegen einer höheren Macht. Ob ſie ihr dringendſtes Bedürfniß befriedigen ſollen, hängt nicht von ihnen ſelbſt ab; ſondern die Erlaubniß dazu wird ihnen von außen her gegeben und verweigert. Wirklich bezeugen von Anfang an die Landtagsabſchiede Preußens die Thatſache, daß ungemein wichtige Anträge der Provinzialſtände ſtets unbewilligt blieben. Am allerwenigſten ging man höheren Ortes auf die edle Geſinnung ſolcher Provinzialſtände ein, die ſich vollſtändig oder theilweiſe aus dem niedern Grunde ihres Monopols emporarbeiteten und die Zulaſſung aller fähigen Staatsbürger zur unmittelbaren oder mittelbaren Theilnahme an der Geſetzgebung und an der Entſcheidung über öffentliche Angelegenheiten verlangten. Das Jahr 1841 aber hat hier wohl etwas im Grade und in Aeußerlichkeiten, aber nichts in der Art und im Grunde verbeſſert.

Gegen das Dringen auf Erfüllung der Verordnung von 1815 über Landesrepräſentation (ein Dringen, in welchem ſich Stände, Städte, Erminiſter und einfache Bürger zuſammengefunden), tritt der Verf. mit eben ſo viel Nachdruck als Seichtigkeit auf. Unter ſeinen Behauptungen wird folgende ſicherlich an die richtige Adreſſe gelangen. „Die Verordnung von 1815 verdankt ihren Urſprung der Unklarheit der Begriffe über Volks-Repräſentation und ſtändiſche Verfaſſung, welche ſich im Jahre 1815 der Lenker der Staatsangelegenheiten bemächtigt hatte“ (S. 47). Der Verf. läßt ſich hier ſchon wieder als gefährlichen Revolutionär ertappen; am Ende bringt er den Referenten noch in den Geruch eines Demagogenriechers. Aber die Caſuiſten, welche ohne klare wiſſenſchaftliche Grundſätze um eine Sache herumreden und der Finſterniß des Einzelfalles als Gefangene anheimfallen, welche ihre Seele der Windroſe des heute gerade Beſtehenden verſchrieben haben, ſitzen natürlich alle Augenblicke in der eigenen Schlinge feſt. Wenn der Statthalter Gottes oder ſeine Diener ein einziges Mal eingeſtehen, daß ſeine Untrüglichkeit zu Falle gekommen, ſo geben ſie den Gegnern gewonnenes Spiel. Wie Rom, ſo der Staat, ſo lange er noch das katholiſch-unfreie Element des Laienthums und der unbedingten Abhängigkeit beherbergt. Mit demſelben Rechte, wie du ſagſt, die Staatsregierung hat ſich im Jahre 1815 vergriffen und geirrt, kann auch ich ſagen, ſie hat in den Jahren 1823 und 1840 unrichtig entſchieden. Nur hat die letztere Behauptung den überwiegenden Vortheil des ſoliden Doppelgrundes, daß erſtlich 1815 die Regierung im Sinne der Volksſtimmung handelte, und daß zweitens z. B. die Stände von Oſt- und Weſtpreußen beſſer als irgend ein Menſch oder ein Collegium auf Erden wiſſen konnten, was ihnen frommt. Wie nennt man es, wenn Jemand einen Andern unterrichten will, welche Bedürfniſſe er habe? Ueber das „wahre Heil“ eines Menſchen und eines ganzen Volkes kann kein Dritter competent urtheilen. —

Die Begeiſterung unſerer großen Jahre für das Vaterland, für die Freiheit und die Nationaleinheit verwendet der Verf. ſehr würdevoll als Exempel, wie man die Kaſtanien aus dem Feuer holen müſſe. „Es war zur Zeit der franzöſiſchen Invaſion ein ſehr natürlicher und ſchöner Gedanke, das Nationalgefühl zu wecken und zu heben, um durch daſſelbe neu geſtärkt das fremde Joch abzuwälzen“ (S. 57). „Dieſe Idee hatte *ausſchließlich* den Zweck, die Fremden zu vertreiben“ (S. 58). Ref. verzichtet auf Qualificirung *ſolcher* Geſinnung. Der Verf. meint nun, der deutſche Bundestag und die Regierungen hätten ganz Recht gethan, den Mißbrauch jener Idee durch die Wartburger u. A. zu unterdrücken. Aber er vergißt, daß die aufbrauſende Jugend nur ein Element in dem neuerwachten politiſchen Leben Deutſchlands bildete; dieſes Leben, an welchem ſich die edelſten und reifſten Geiſter betheiligt haben, ſollte genährt ſtatt zurückgedrängt werden. —

Als Grund, daß Preußen keine Conſtitution haben dürfe, führt der Verf. auch die Allianz dieſes Landes mit Oeſterreich und Rußland an; das letztere werde ſich nun eher bewogen finden, ſeine drückenden Prohibitivmaßregeln aufzuheben! Schwerlich wird Rußland dieſe Gnade haben, nachdem es bisher ſeine „innige Allianz" mit unſerm abſoluten Regimente ſo freundnachbarlich bethätigt hat. Es fehlte uns noch, daß wir im Sinne des Verf. beim ruſſiſchen Cabinette betteln gingen! Sage er uns doch, welche Sympathie die preußiſche Nation für Rußland und ruſſiſche Regierung hegt. Gleichfalls iſt die Kluft zwiſchen öſterreichiſcher und preußiſch-deutſcher Geiſtescultur wohl groß genug, daß ſie die organiſche Nothwendigkeit einer innigen Allianz beider Länder wenigſtens in Frage ſtellen kann. Das nichtpreußiſche Deutſchland und England ſind die *natürlichen* Bundesgenoſſen eines freien Preußens. Im Allgemeinen aber iſt die Bezugnahme auf auswärtige Allianzen eine wunderliche, ganz ungehörige Art, über die Zweckmäßigkeit innerer Reformen und eines großartigen Staatslebens zu urtheilen.

— S. 61 wird zu verſtehen gegeben, daß der Huldigungslandtag in Königsberg nicht berechtigt geweſen ſei, eine Conſtitution zu beantragen. Die dritte Frage des „Oſtpreußen:" „Welcher Beſcheid ward den Ständen?" wird von unſerm Verf. ſo beantwortet: „Ein den Umſtänden durchaus angemeſſener." S. 62 widerlegt er den „Oſtpreußen" auch im Rechtspunkte auf folgende Weiſe: „Nach unſerer Verfaſſung iſt der König unumſchränkter Gebieter und oberſter Geſetzgeber. Seine Cabinets-Ordres haben Geſetzeskraft. So wie Ihm unbezweifelt frei ſtand, das Geſetz vom 22. Mai 1815 zu erlaſſen, ſo ſteht deſſen Aufhebung Ihm ganz gewiß und unbeſtritten frei" ꝛc. Ref. friſcht das Gedächtniß des Verf. mit der Thatſache an: die Stände in Königsberg erklärten ihre Bereitwilligkeit, ihre alten Privilegien ganz fallen zu laſſen, damit alle Provinzen der preußiſchen Monarchie zu Einem Körper mit gemeinſchaftlicher freier Verfaſſung könnten verſchmolzen werden: ein Bedürfniß, welches bei der wechſelſeitigen Entfremdung der Provinzen auf nothwendige Befriedigung wartet. Den Rechtspunkt anbelangend, iſt es dem Verf. vielleicht gar neu zu hören, daß die Provinz Preußen ſchon eine freie Verfaſſung beſitzt, welche in ihrer neueſten Geſtalt faſt zwei Jahrhunderte alt iſt und mit ihren hiſtoriſchen Wurzeln (der Verf. und die ihm Gleichgeſinnten lieben ja ſolche Wurzeln leidenſchaftlich), ſich in das vierzehnte Jahrhundert und noch weiter zurückſenkt. Die von dem großen Kurfürſten auf Verlangen der Stände in der Aſſecuration von 1663 zugeſtandenen und ſpäter bei jedem Regierungswechſel beſtätigten Rechte der preußiſchen Stände beſagen auch Folgendes: kein Krieg in Betreff Preußens kann ohne Bewilligung der Stände geführt werden es ſei denn im äußerſten Nothfall; ferner: die Abgaben dürfen nur mit Bewilligung der Stände auferlegt werden. Hieraus kann der Verf. den Schluß ziehen, welche geſetzgeberiſche Macht, welche Stellung überhaupt die preußiſchen Stände, wenn ſie nicht patriotiſch genug dächten, jeden Augenblick *ſtaatsrechtlich* in Erinnerung bringen könnten. —

So wenig, wie auf die dritte, theilt der Verf. auf die vierte Frage des „Oſtpreußen:" „Was bleibt der Ständeverſammlung zu thun übrig?" deſſen Antwort mit. Es ſcheint, daß er hier einen Siwa-Mitarbeiter gehabt, von der Art, wie ſolcher jedem deutſchen Brahma-Schriftſteller auf die Kruppe ſpringt.

Ref. überhebt ſich weiterer Prüfung; das Angeführte ſetzt es hinlänglich in's Licht, daß der Verf. ſich im Kreiſe beweisunkräftiger Fabrik-Schlagwörter bewegt. Um nichts weniger bleibt es wahr, daß Reichsſtände und Preßfreiheit die Grundlagen eines kräftigen Staatslebens ſind. Nothwendige Organe ſind ſie ſchon dazu, daß der Fürſt erfahre, wie ſein Volk regiert werden will und ſoll. Vorausgeſetzt, daß er überhaupt ſo regieren will, wie das Volk es wünſcht. Regierungsexperimente mit ſich anſtellen zu laſſen, dazu iſt den Völkern alle Luſt vergangen. Beſſer alſo, man verſtändigt ſich gegenſeitig. Dazu iſt die freie Preſſe noch weniger entbehrlich, als die Reichsſtände. Ohne jene geht der Regierung und ihren Beamten die reiche in der Nation vorhandene Intelligenz inſofern verloren, als ſie nirgends her genügende Aufklärung über die Geſinnungen und Wünſche des Landes erlangen. Und das Leben des Einſiedlers führt bekanntlich leicht zu Abnormitäten und Monomanieen.

Für die preußiſche, wie für jede gebildete Nation iſt die freie Staatsverfaſſung das Naturgemäße und ſchließlich Unvermeidliche, weil eine Nation nicht da iſt, um bloß adminiſtrirt zu werden; ſo wie ein Menſch nicht lebt, um friſirt zu werden. Den Vertheidigern der politiſchen Unmündigkeit bezeichnen wir die Encyclopädie des Kaiſers Kang-hi als wohlthuende Lectüre. Sie ſpringt ihnen mit der folgenden chineſiſchen Staatsphiloſophie bei*): „Der Herrſcher ward des Reiches wegen eingeſetzt; das Reich iſt aber nicht des Herrſchers wegen vorhanden. Das Volk kann ſeiner wohl entbehren; er aber nicht des Volkes. Das Waſſer bleibt immer Waſſer, wenn auch kein Fiſch ſich in ihm bewegt; der Fiſch ſtirbt aber ohne Waſſer. Das Schiff kann glücklich durch das Waſſer ſegeln, und kann auch von dem Waſſer verſchlungen werden." —

Blut und Säfte des europäiſchen Staates ſind von der Wahrheit durchdrungen, daß die unbeſchränkte Monarchie und die Ausſchließung der Nation von der freien Prüfung und Entſcheidung ihrer eigenen Intereſſen ſich überlebt hat.

*) S. Neumann in der „Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes," Bd. I. Heft 1. Göttingen 1837.

Das innere Weſen und die Wahrheit jeder Regierung iſt eben, daß ſie daran arbeite, ſich ſelbſt überflüſſig zu machen. Ihre Pflicht iſt Annäherung an dieſes Ideal, gerade wie gewiſſenhafte Aerzte und Advocaten ſich ſo einrichten, daß man ſie baldmöglichſt entbehren könne.

K. Nauwerck.

Aeſthetik oder Wiſſenſchaft des Schönen auf dem chriſtlichen Standpunkte, dargeſtellt von Dr. G. M. Durſch. Stuttgart und Tübingen 1839. Cotta.

Bei der Induſtrie, welche neuerdings immer mehr von den Kreuzfrommen und Kreuzſpinnen mit Chriſtenthum und Chriſtlichkeit getrieben wird, darf es nicht anders ſein, als daß man mit Mißtrauen ein Buch ergreift, auf deſſen Titel irgend etwas „Chriſtliches" ausgehängt iſt. Der chriſtliche Standpunkt, welcher der allgemeine der Bildung und Erkenntniß iſt, wird ſo zu dem gemeinen herabgewürdigt und im Dienſte der Leidenſchaft, der Eigenſucht, des Hochmuths, der Heuchelei zum banauſiſchen Handwerk, das auch ſeinen goldenen Boden hat, da ja die Gottſeligkeit zu allen Dingen nütze iſt. — Ob bei ſolchen Umſtänden das Chriſtenthum wohl dem ſeligen Schelling auch Dank weiß, daß er ſich in ſeinen alten Tagen noch die Mühe gab, eine ausdrücklich chriſtliche Philoſophie zu erfinden — eine chriſtliche Philoſophie, als ob heute Jemand ohne und gegen das Chriſtenthum wahrhaft philoſophiren könnte. Was könnte denn eine unchriſtliche Philoſophie anderes ſein, als heidniſche, türkiſche oder jüdiſche — wo aber kann unter ſolcherlei unchriſtlichem Volk auch nur die Ahnung von einer Philoſophie ſein, wie wir ſie verſtehen und wie ſie nur aus dem Chriſtenthum und in demſelben ihren höchſten Begriff der in der abſoluten Poſition ſtehenden Negativität erfaßt! Doch zu ſolcher Erkenntniß erhebt ſich die Gedankenſcheu nie und nimmer. Das Unchriſtliche will zwar chriſtliche Liebe nicht geradezu immer heidniſch nennen, aber doch iſt eben nichts Gutes von dem zu ſagen, was nicht ausdrücklich, buchſtäblich und handgreiflich chriſtlich — alſo unchriſtlich iſt. Wozu ſoll all das noch führen? Etwa dazu, daß das Chriſtenthum wirklich immer mehr die Macht moderner Bildung und Geſchichte wird, daß die Freiheit des rechten Chriſten- und nicht bloß des rechten Buchſtaben-Menſchen eine wahre und wirkliche und allgemeine werde? Schwerlich! Aber dahin wird es kommen, daß das Chriſtenthum bald mit jenem großen Manne ausrufen muß: bewahre mich der Himmel vor meinen Freunden; mit meinen Feinden will ich ſchon ſelber fertig werden.

Wahrlich, dem Chriſtenthum hat noch Niemand in die Länge wider den Stachel geleckt. Wer es praktiſch thut, verfällt bald genug dem moraliſchen Gerichte in und außer ihm; wer es theoretiſch verſuchen wollte, würde mit ſeiner Weisheit bald am Ende ſein.

Was ſoll es nun heißen, wenn eine Wiſſenſchaft nach der andern auf die Stufen des chriſtlichen Altars geſtellt wird? Wir haben — freilich erſt in den Taſchen Schelling's — eine „chriſtliche" Philoſophie, Stahl promulgirt chriſtliches Recht, Henrik Steffens hat eine chriſtliche Geologie und Religionsphiloſophie in Einem geſtiftet; eine chriſtliche Mechanik und Mathematik, Logik und Pſychologie hat bereits ihr feſte Grundlage in dem Glauben an das wundervolle Hereinreichen des göttlichen Armes in die Weltmaſchine, in den Sätzen, daß drei Perſonen eine, und eine Perſon drei ſeien, daß das Uebervernünftige nicht unvernünftig und daß der bloße Menſch gleich einem Stein und Klotz der Gnade gegenüber ſei; einen Curs in chriſtlicher Chemie hat Ackermann zum Beſten gegeben, nachdem er den Plato aus der chriſtlichen Taufe gehoben; einen „Chriſten" hält der Schuldirector Harniſch für nöthig, „um die Gymnaſien zu dirigiren und in ihnen zu lehren," darum ſtutzt der Rector Eyth die Claſſiker bereits „chriſtlich" zu; ein anderer giebt einen „Unterricht in der Erdkunde auf „chriſtlich"-wiſſenſchaftlichem Standpunkte;" Kapf ſchreibt Gebete für „chriſtliche" Muſici und Reallehrer, „chriſtliche" Schmidte und Schneider; Berlin liefert „chriſtliche" Stubenmädchen — was fehlt noch zu einem vollſtändigen „chriſtlichen" Haushalt, nachdem endlich Ulrici für „chriſtliche" Lectüre Shakſpeare's, Goethe's und Calderon's geſorgt? — Alles iſt geſchehen, nur den ſchönen „chriſtlichen" Händen noch ein Compendium „chriſtlicher" Aeſthetik gereicht.... hier iſt es. — Wird es nun noch lange dauern, bis ein zweiter Lichtenberg jenes durch die Helden moderner Gläubigkeit trivial gemachte Wort von den Fortſchritten der Welt in ihrer Feinheit auf die Fortſchritte dieſer „chriſtlichen" Richtung anwenden wird?

Doch wir ſind, indem wir die „Aeſthetik auf chriſtlichem Standpunkte" nannten, nicht gemeint, dieſem Buche den, wie wir denken, gerechten Zorn über dieſes phariſäiſche Maulchriſtenthum, welches an Märkten und Ecken ſteht und das Heiligſte in der Krambude verfeilſcht, fühlen zu laſſen. Können wir auch leider nicht zeigen, wie die Wiſſenſchaft des Schönen dadurch gewonnen, ſo dürfen wir uns doch freuen, in einiger und anderer Beziehung proteſtantiſcher und pietiſtiſcher Engherzigkeit und Einſeitigkeit gerade in dieſem Buche einen Spiegel ſogar theilweiſe des Beſſern vorhalten zu können.

Der Verfaſſer dieſes Werkes iſt Katholik und vom chriſt-katholiſchen Standpunkte aus hat er die Aeſthetik aufgefaßt. Darin liegt ſein Verdienſt und ſeine Schuld, ſein Vorzug und ſein Mangel. Verdienſt iſt's vor Allem, daß er ſeine philoſophiſche und äſthetiſche Bildung nicht einem ſtarren und fanatiſchen Ultramontanismus verkauft.

ſondern dem abſtract römiſch-katholiſchen Ungeiſte gegenüber den chriſt-katholiſchen Geiſt bewahrt und als einen ächten Schüler des ehrwürdigen Hirſcher ſich bewährt hat. In der That weicht dieſer von der jungen katholiſchen Zeitrichtung glücklich dieſſeits der Berge gelaſſene Standpunkt von dem evangeliſchen ſo wenig ab, daß er vielmehr in mancher Beziehung auch darin dem proteſtantiſchen als Muſter vorgehalten werden darf.

„In der Ueberzeugung," ſagt Hr. Durſch, „daß alle Wiſſenſchaft und Kunſt ihren letzten Grund in dem Bewußtſein des Geiſtes von ſich, der Welt und Gott hat, daß aber eben dieſes Bewußtſein in Betreff der Tiefe, Klarheit und Reinheit von der Religion abhängig iſt, und mit dieſer zuſammenfällt, habe ich es verſucht, die Wiſſenſchaft des Schönen auf dem Standpunkt des Chriſtenthums oder auf der Grundlage des chriſtlichen Bewußtſeins darzuſtellen." — „Wenn wir das Sittliche mit dem Schönen identificiren, ſo werden wir einen hartnäckigen Kampf mit manchem Aeſthetiker zu beſtehen haben. Unter dem Sittlichen verſtehen wir die naturgemäße Entwicklung und Bildung des Menſchenweſens überhaupt, und im chriſtlichen Sinn diejenige, welche auf der göttlichen Liebe ruht. Wenn nun das Chriſtenthum dazu dient, daß der Menſch ein ſittliches Leben entwickle, ſein ganzes Weſen immer mehr von der Heiligkeit durchdrungen werden laſſe, oder daß er dem Weſen ſeines Geiſtes immer entſprechender denke und wolle, kann ein ſolches Leben nicht auch ſchön genannt werden?"

Ueber dieſe Identificirung des Sittlichen mit dem Schönen bemerken wir hier vorläufig nur, daß ſie dem proteſtantiſchen Rigorismus gegenüber alle Anerkennung verdient. Der letztere kennt nur die Moral, nicht die Schönheit, und wo er Schönes genießen und genießen laſſen ſollte, moraliſirt er. Der moraliſirende Standpunkt iſt von dem ſittlichen, wie ihn Durſch nimmt, weſentlich verſchieden. Jener von einem der Natur fremden Geſetze ausgehend, reißt den ſchönen Gegenſtand aus ſeinem Boden und ſchleudert ihn mit rohem Unverſtande gegen die ſteinerne Tafel des Dekalogus oder die Abſtraction des kategoriſchen Imperativ. Hr. Durſch aber ſagt: „das Sittliche iſt ſchön, weil es naturgemäße Entwicklung des Menſchenweſens iſt, und das chriſtliche Bewußtſein, welches zugleich das moderne Ideal enthält, giebt ihm nur einen höhern, ſichern Maßſtab, das rein Menſchliche daran zu meſſen." Denkt nun Durſch bei dem wahrhaft Sittlichen zugleich an das Schöne, und zwar mit allem Recht, ſo ſieht der Pietismus beim Sittlichen gerade vom Schönen ab und hält das Schöne als ſolches für das Unſittliche, verbietet und verläßt daher Spiel und Tanz und Kunſt. Der Grund davon iſt, daß ihm das Menſchliche, das rein Menſchliche gerade als das Ungöttliche gilt, indem nach ſeiner Meinung der Menſch durch den Sündenfall ſubſtantiell, d. h. mit Haut und Haar, mit Nerven und Muskeln verderbt und verſchlimmert worden iſt. Von dieſer Anſicht aus kann natürlich nichts als ſittlich und ſchön zugleich anerkannt werden, da das Schöne Erſcheinung des ſittlichen Seins und Thuns in entſprechender natürlicher, d. h. nach proteſtantiſch-pietiſtiſcher Anſicht gottloſer Form iſt.

Von ſeinem Standpunkte aus konnte nun Hr. Durſch (§ 22) auch ſagen, „auch im Heidenthum, noch mehr aber im Judenthum kann der Menſchengeiſt nach Innen und Außen ein edles, humanes und daher ſchönes Leben entwickeln, aber — der Menſch war nach dem Sündenfall nicht mehr im Stande, ſo rein wie im Urzuſtande zu leben." Dagegen hält der Pietismus, Tholuck in ſeinen bekannten allerchriſtlichſt-antipaganiſtiſchen Aufſätzen an der Spitze, immer noch dem Heidenthum ſeine splendida vitia vor und muß demgemäß dieſes ſchöne Griechenleben, eben weil es ſchön war, verdammen, während es auf richtigem Standpunkte betrachtet ſittlich war, ſofern es wahrhaft ſchön war. Hier kann alſo der Proteſtantismus auch noch etwas vom Katholicismus lernen, wie denn die Richtung eines Hirſcher gar ſehr den finſtern und unlautern Geiſt des modernen Proteſtantismus in tiefen Schatten geſtellt hat.

Indem wir es aber Hrn. Durſch zum Verdienſte rechneten, die weſentliche Einheit des Sittlichen und Schönen anerkannt zu haben, müſſen wir ihm daſſelbe mehr für ein ſittliches Verdienſt ſelber, als für ein wiſſenſchaftliches rechnen. Denn in der Wiſſenſchaft iſt es eine bereits zu Recht beſtehende Wahrheit, und von ihr ſich zu überzeugen, ſie frei zu verwirklichen, iſt fortan Sache des ſittlichen, nicht ſowohl des wiſſenſchaftlichen Menſchen.

Fragen wir daher näher nach den eigentlichen Verdienſten Hrn. Durſch's um die Wiſſenſchaft des Schönen, ſo kommt es vornämlich auf die Prüfung zweier Punkte an. Hr. Durſch nämlich will jene dadurch fördern, daß er ihr erſtens eine neue Begriffsbeſtimmung des Schönen und zweitens eine neue ſyſtematiſche Ausführung gegeben hat.

In Beziehung auf erſteren Punkt ſagt Hr. Durſch: „auf dem Standpunkt des Chriſtenthums oder des chriſtlichen Bewußtſeins erkennt der Aeſthetiker noch ein höheres Gebiet des Schönen, als das der ſinnlichen Erſcheinung. Der Chriſt weiß ein höheres Geiſterreich, wo die erhabene Schönheit im engſten Sinne herrſcht. Die erhabene Schönheit des transcendenten Geiſterreichs iſt in dem höchſten Geiſte als die höchſte Schönheit — in Gott. Wird aber auch der Geiſt an ſich als eine Schönheit anerkannt, ſo wird der Aeſthetiker auf dem Standpunkte des Chriſtenthums die gewöhnlichen Definitionen, welche alle von der ſinnlichen Erſcheinung des Schönen abgezogen ſind, zu enge finden und eine weitere zu geben verſucht ſein."

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

10. September. № 61. 1841.

Die Universität Göttingen.

Erster Artikel.

Um Göttingens Gegenwart ganz zu begreifen, müssen wir auf seine Vergangenheit zurückblicken, und auch diese würde unverständlich sein, fingen wir mit dem Jahre 1734 oder 1737 an. Es sei uns also erlaubt, einen Schritt weiter auszuholen. Wir halten keinen Blick in die Vergangenheit für überflüssig, wenn er zum Verständniß der Gegenwart beitragen kann.

So kräftig die Keime auch waren, welche die Reformation zu einer rascheren Entfaltung des gesammten Lebens in den deutschen Boden gepflanzt hatte, so groß und kühn selbst die Thaten eines Luther und Hutten, so waren doch durch wilde Religionskriege und andere ungünstige Verhältnisse diese Keime so sehr zu Boden getreten, daß zu Anfang des 18. Jahrhunderts kaum zu hoffen stand, eine gewöhnliche Pflege werde sie wieder emporrichten, und der gewöhnliche Sonnenschein des Friedens werde ihnen Früchte entlocken.

Namentlich waren all' die vielen Pflanzschulen der neuen Bildung, welche sich die Reformation in den Universitäten mit so großem Eifer gesetzt hatte, theils verdorrt, theils versumpft. Statt daß frisches Leben und freie Regsamkeit von dort ausgegangen wäre, versank man in scholastische Spitzfindigkeiten zurück. Der Wissenschaft war jede Flüssigkeit geraubt, indem sich die Theologie an die Spitze derselben gestellt hatte, die statt auf dem wahrhaft protestantischen Geiste Luther's weiter zu bauen, zu Dogma und Tradition erstarrt war. Durch das ganze 17. Jahrhundert zog sich eine spitzfindige unwissenschaftliche Polemik der Concordisten und Nichtconcordisten. Die protestantische Theologie kämpfte durch Daniel Hoffmann und eine Menge polternder Kanzelredner gegen jede gesunde Vernunft. Da kam eine neue Anregung, von einer Seite, von der man in unsern Tagen nur Verdumpfung, Unfreiheit in Wissenschaft und Leben erwarten darf, von Seiten des Pietismus, durch Spener, der schon 1686 seine collegia pietatis in Dresden eröffnet hatte. Das größte Verdienst Spener's und seiner Anhänger ist, daß sie ihre Sprache nicht aus dem lateinischen Schmutz des Mittelalters schöpften, wie Schlosser kräftig sagt.

An sie und die Vertreibung Thomasius' knüpft sich die Gründung der Universität Halle. Was von dort geschehen ist, die theologische Scholastik zu stürzen, die Religion von einer drückenden und erstickenden Theologie zu befreien, ist an einem andern Orte in diesen Blättern schon besprochen. Aber der Pietismus, da er nicht aus einem lauteren Triebe nach Erkenntniß und Wahrheit entsprungen war, sondern mehr aus einem unbestimmten Gefühl, verwechselte bald die äußere Form des Frommseins mit dem Wesen der Frömmigkeit, und verketzerte jede auf Philologie, Kritik, Geschichte und Philosophie gebaute Theologie bald eben so sehr, als seine eigenen Strebungen früher von den Orthodoxen verketzert waren. Die Philosophie war nur in wenigen Kreisen heimisch, auf Universitäten am wenigsten. Leibnitz hatte über seine Zeitgenossen wenig vermocht, und dies nicht ohne seine Schuld, da er es verschmäht hatte, durch den Gebrauch von Luther's Sprache sich ein deutsches Publicum zu schaffen, wie Locke sich ein englisches geschaffen hatte. Thomasius hatte sich durch den Gebrauch der Muttersprache unsterbliches Verdienst erworben, doch war er mehr Jurist und Praktiker, der es noch sehr gegen Hexenprocesse und andere Ausgeburten des Aberglaubens und der Tyrannei zu thun hatte, als mit der Philosophie selbst. Wolf wurde aus Halle vertrieben durch die Theologen. Und in Berlin wurde kaum nach Leibnitz' Tode der durch ihn gegründeten Akademie der Wissenschaften aufgegeben, Kobolde zu fangen und dafür zu sorgen, daß durch Constellation des Jupiter und der Veneris kein Unglück im Lande geschehe.

Was namentlich die Organisation der protestantischen Universitäten selbst anbetraf, so übte die theologische Facultät noch immer das strengste Aufsichtsrecht über die andern Facultäten, deren Professoren auf den Protestantismus förmlich beeidigt waren. Mit der größten Eifersucht überwachten die Theologen namentlich die sog. Humanisten, von dunkler Ahnung beseelt, daß von dieser Seite her ihrem Einfluß und Treiben Verderben drohe. Der Einfluß der Theologen wäre noch viel verderblicher geworden, wären sie noch wie im 17. Jahrhundert ausschließliche Rathgeber und Vertraute der Fürsten gewesen. Vielmehr waren es diese jetzt, die als summi episcopi durch die Theologen sich einen Einfluß auf die Universitäten anmaßten, den sie bis dahin nicht besessen hatten. Den Facultäten war zwar noch das Recht der

Vocation geblieben, allein die Landesfürſten übten das Recht der Confirmation aus, indem ſie die Functionen der Rectoren der Univerſitäten übernahmen, und als ſolche drängten ſie nicht ſelten den Facultäten wider deren Willen Lehrer auf. Obgleich die Anſtellungen der Profeſſoren in der Regel nur für zehn Jahr abgeſchloſſen waren, ſo trug das Recht der Vocation doch weſentlich dazu bei, den Univerſitäten einen eigenthümlichen ſtehenden Typus einzuprägen. Jede Univerſität unterſchied ſich von der andern durch eigenthümliche, meiſt ſcholaſtiſche Lehranſichten und Meinungen, und ſchloß ſich, ſo viel nur immer an ihr lag, förmlich zunftmäßig ab. Es wurden nur ſolche Lehrer vorgeſchlagen, die ſich zu denſelben Anſichten, wie die, welche die Facultät ausmachten, bekannten, ſo daß ſo ziemlich jede Facultät und jede Univerſität ſich aus ſich ſelbſt ergänzte. Deshalb waren denn auch die polemiſchen Verhältniſſe, meiſt Sache der Corporation gegen eine andere Corporation, an denen auch die Studirenden mit Eifer Theil nahmen, nicht wie bei uns Sache der Einzelnen.

Das Verhältniß der Studirenden war in wiſſenſchaftlicher Beziehung ein gedrücktes und unfreies. Regelmäßige Examina in den Vorleſungen, außerdem pedantiſche Disputatoria. Dagegen ſuchte der Student in der Unſitte des Pennalismus und anderer Rohheit, die ihm ſeit den Verwilderungen des 30jährigen Krieges geblieben war, das Palladium der akademiſchen Freiheit zu bewahren. Es iſt beinahe unglaublich, welche Mißhandlungen die Pennäle oder Schulwürmer von den Scholarchen zu ertragen hatten und erklärlich, wie Menſchen, die Jahr und Tag ſo geknechtet waren, ihre Rache in ähnlicher Tyrannei ausließen oder ewig Knechte blieben.

Die freiere Geſtaltung der Univerſitäten ſchreibt ſich erſt ſeit der Begründung der Univerſität Göttingen her. Göttingen iſt ſich von Anfang her bis jetzt ziemlich gleich geblieben, während alle in ſpäterer Zeit entſtandenen Univerſitäten nach ſeinem Beiſpiel gegründet, die älteren nach ſeinen Einrichtungen umgeformt ſind. Wenn Göttingen in unſerm Jahrhundert von anderen Univerſitäten überflügelt iſt, ſo iſt daran lediglich ſein ſtarres Feſthalten am Empirismus und Gelehrſamkeit, wie die Geringachtung der wahren Wiſſenſchaft die Schuld.

Die Gründung Göttingens ſelbſt verdankt Deutſchland, das ihm viel verdankt, einem glücklichen Gedanken des Freiherrn Gerlach Adolph von Münchhauſen. Dem churhannöverſchen Hauſe ſtand gemeinſchaftlich mit Braunſchweig das Rectorat der im letzteren gelegenen Univerſität Helmſtädt zu. Dieſe Univerſität war, wie die meiſten proteſtantiſchen Univerſitäten Deutſchlands, hauptſächlich durch den Einfluß der theologiſchen Facultät ſo zum Verfalle gekommen, daß jeder vermögende Hannoveraner es vorzog, in Jena, Halle oder auf holländiſchen Univerſitäten ſeine Studien zu abſolviren. So hatte auch Münchhauſen (geb. 1688) 1707 zu Jena, 1710 zu Halle, 1711 zu Utrecht ſtudirt, war nach abermaligem Beſuch und zweijährigen Reiſen 1714 als Ober-Appellationsrath in Dresden angeſtellt, im folgenden Jahre aber als ſolcher in ſein Vaterland nach Celle berufen. Kaum war derſelbe 1727 wirklicher geheimer Rath in Hannover geworden, als er in Georg II. und deſſen Räthen den Gedanken erweckte, ſeinen Erblanden eine eigene Univerſität zu geben. Göttingen, die ehemals reiche und mächtige Stadt des Hanſebundes, verdankte es ſeiner ſonſt unvermeidlichen Verarmung und der beſſeren, Deutſchlands Mitte näheren Lage, daß es dem im Rathe des Königs vielfach protegirten Lüneburg vorgezogen wurde. Denn es war gänzlich unwirthlich und weniger zu einer Univerſität eingerichtet als irgend eine Stadt des Landes. Am 13. Jan. 1733 erhielt die zu gründende Univerſität durch Carl VI. die erforderlichen Privilegien, ſchon 1734 wurden die erſten Vorleſungen gehalten, aber erſt am 17. Sptbr. 1737 erfolgte die feierliche Inauguration.

(Fortſetzung folgt.)

G. M. Durſch „Aeſthetik oder Wiſſenſchaft des Schönen auf dem chriſtlichen Standpunkte.“

(Fortſetzung.)

Dieſe weitere Definition erzielt nun Hr. Durſch (§ 2) in folgender Weiſe. „Wahr iſt Alles, was iſt, oder Realität hat (!!). — Das Reich der Wahrheit iſt der Inbegriff alles Seienden. — In dem Selbſtbewußtſein erkennen wir uns aber nicht bloß als *ſeiend*, als *wahrhaftes Sein*, ſondern auch in einer *beſtimmten Geſtalt*, in einem *gewiſſen Organismus ſeiend*. Wir unterſcheiden daher eine gewiſſe Geſtaltung oder Organiſation unſers Ich und des relativen und abſoluten Nicht-Ich — d. h. wir erkennen uns und die Weſen um uns und über uns in gewiſſen Geſtalten oder Einheiten ſeiend, oder als *ſchön*. — Das Ich unterſcheidet in dem Selbſtbewußtſein in ſich ſelbſt verſchiedene Kräfte, welche vorhanden ſind, um einander zu unterſtützen und zuſammen zu wirken und dadurch ein harmoniſches Ganzes zu bilden, — es erſcheint und erkennt ſich als etwas *Schönes*. — Einheit verſchiedener Kräfte iſt auch im relativen und abſoluten Nicht-Ich *ſchön*. So iſt alles organiſch Gebildete und Geſtaltete ſchön. — Schön iſt im weitern und doch eigentlichen Sinn alles Sein oder Wahre in einer dem Sein angemeſſenen Form oder organiſchen Geſtalt: jedes organiſche Weſen von dem Kryſtall bis zu dem Menſchen; ſchön iſt der Menſchengeiſt und die Geiſterwelt, die höchſte Schönheit iſt Gott (S. 50). *Das Schöne alſo iſt die Erſcheinung des Seins in organiſcher Geſtalt oder das organiſirte Sein.*

Das Reich der Schönheit iſt der Inbegriff aller geiſtig und körperlich organiſch-geſtalteten Weſen. Gott iſt die abſolute Schönheit, weil er die abſolute Geiſtorganiſation iſt; Gott iſt die höchſte Geiſtſchönheit als vollkommen organiſcher Zuſammenhang ſeines Geiſtweſens." —

Nicht umſonſt knüpft Hr. Durſch an den Satz des katholiſch gewordenen Winkelmann an, daß die höchſte Schönheit in Gott ſei. Auf dem katholiſch-ſupranaturalen Standpunkt, der auch der Standpunkt des herkömmlich theiſtiſchen Proteſtantismus iſt, giebt es keinen andern Ausweg. Wenn man das Schöne nicht geradezu als ungöttlich bezeichnen und verdammen will, muß man Gott ſelber das Prädikat der Schönheit geben. Aber da das Göttliche „nicht in einer perſönlichen Erſcheinung hervortritt," wie Hr. Durſch ſagt, und da (S. 113) „im chriſtlichen Bewußtſein Gott und Natur abſolut getrennt und beides in ewigem Gegenſatz auseinander gehalten wird," ſo läßt ſich natürlich jenes Prädikat nicht von dem „objectiv, d. h. natürlich Schönen" abſtrahiren und auf Gott anwenden, es muß eine Beſtimmung geſucht werden, welche dem „Geiſt-, d. h. ſubjectiv Schönen" entſpricht, d. h. es muß eine in ſich ſelber bloß ſubjective, bloß vom Innerlichen, bloß vom Geiſtigen im Gegenſatz zu der objectiven Natürlichkeit und Körperlichkeit abſtrahirte Definition gefunden werden. Der Geiſt als ſolcher muß ſchön ſein, wenn das Schöne nicht ohne und gegen den Geiſt ſein ſoll, aber der Geiſt ſelbſt als ſolcher tritt nicht in die Erſcheinung (S. 62). So will eine Definition des Schönen gefunden werden, welche dem nur ſich erſcheinenden, dem nur ſubjectiv genommenen Geiſte entſpricht.

Dieſe Definition ſoll nun die ſein, daß jedes organiſirte Sein ſchön ſei. Alſo iſt Gott ſchön und höchſte Schönheit, ſofern „die Eigenſchaften und Kräfte, welche wir ihm beilegen (S. 19), doch wohl in einer gewiſſen Harmonie oder in einem gewiſſen Organismus zu einander ſtehen." Ebenſo iſt der Menſchengeiſt an ſich als die ſich ſelbſt denkende, ſich ſelbſt fühlende und ſich ſelbſt beſtimmende Kraft betrachtet, weil wir ſo das Weſen und Leben des Geiſtes in einer bewundernswürdigen organiſchen Einheit erkennen, eine erhabene Schönheit (S. 71).

Das bloß Subjective und Abſtracte dieſer Beſtimmungen leuchtet ein. Hr. Durſch merkt ſich ſelber einmal an, daß die heilige Schrift des alten und des neuen Teſtaments den Ausdruck Schönheit nicht in Beziehung auf Gott gebrauche, wohl aber Herrlichkeit, gleich Glanz und Majeſtät (S. 55). Dies hätte ihn auf das Andere führen ſollen, was geſagt iſt, daß Gott in einem Lichte wohne, da kein ſterbliches Auge zu ſchauen vermag: hätte er dies mit ſeinem eigenen Satze zuſammengehalten, daß die Phantaſie Gott eine ideelle Geſtalt leihe, und daß nur mittelſt der Phantaſie das Göttliche geſchaut werde, ſo hätte er finden müſſen, daß es etwas bloß Subjectives ſei, Gott als die höchſte Schönheit zu faſſen, und daß Gott eben, ſofern er von der Natur abſolut geſchieden, als an ſich ſeiender Geiſt gedacht wird, ſchlechthin über die Schönheit hinausliegt. Ganz richtig macht Hr. Durſch von ſeinem Standpunkte aus die Einwendung gegen Hegel (S. 64): „beſteht das Schöne in der Einheit von Idee und Erſcheinung, ſo kann das Erhabene nicht mehr ſchön genannt werden, weil in demſelben dieſes Gleichgewicht geſtört iſt oder die ſinnliche Erſcheinung nicht ſo viel ausdrückt, als die Idee in ſich begreift." Allerdings iſt das ſchlechtweg Erhabene, das an ſich über alles Concrete hinausgehobene, der theiſtiſche Gott in ſeinem Jenſeits und der reine Menſchengeiſt an ſich als ſolcher nicht mehr ſchön. Wo es ſich um das Anſich handelt, da hört das Reich der Schönheit auf und das Reich des reinen Gedankens, nicht die Aeſthetik, ſondern die Philoſophie iſt da. Sagt nun aber Hr. Durſch weiter: „in dem Geiſte an ſich läßt ſich nicht ein Vorherrſchen der Idee über die ſinnliche Erſcheinung denken und ihm nicht dadurch das Erhabene vindiciren (S. 65). Der Geiſt iſt etwas an und für ſich Erhabenes, daher darf in ihm nicht erſt ein negatives Verhältniß der Idee zur Gegenſtändlichkeit eintreten, wenn ihm das Prädikat erhaben beigelegt werden ſoll," — wenn Hr. Durſch dieſes ſagt, ſo müſſen wir bekennen, daß wir entweder ihn nicht verſtehen, oder ihn von allem tieferen philoſophiſchen Denken weit entfernt halten müſſen.

Von bedeutendem philoſophiſchen Verſtändniß zeugt ſchon obige wunderliche Definition, daß „wahr Alles ſei, was eine Realität hat, ein Seiendes iſt!" Das bloße nackte Sein iſt ja vielmehr an ihm ſelber das Unwahre, darum Vergängliche und Verwesliche. Schon in dieſem zeigt ſich unſers Verfaſſers bloß ſubjectives Denken. Denn nach ihm iſt auch die Lüge wahr, ſofern ſie Realität hat, ſofern ſie iſt und man von ihr ſagt, es iſt wirklich, wahrhaftig eine Lüge, es iſt wahr, daß es eine Lüge iſt. Allein freilich auf katholiſch und proteſtantiſch ſupranaturalem Standpunkte iſt eine Erhebung zu objectivem Denken unmöglich. Gerade weil die Idee, weil Gott als etwas ſchlechthin Feſtes, Fertiges und Ruhiges, als abſolut Objectives vorausgeſetzt wird, kann das Denken deſſelben nur ein ſubjectives ſein; in alles Object kommt das Denken von dieſem Standpunkte aus nicht hinein, es muß ſich abſtract äußerlich und ſubjectiv daran und dagegen halten. Nur ſo läßt es ſich erklären, wenn auch nicht entſchuldigen, wenn Hr. Durſch, der doch ein Mann des wiſſenſchaftlichen Denkens ſein will, den Geiſt etwas an und für ſich Erhabenes nennt. Schon der Kinder Verſtand muß doch einſehen, daß er nur dadurch etwas Erhabenes iſt, daß er über etwas erhoben und hinaus iſt. In dieſem Erhoben- und Hinausſein ſteht der Geiſt doch wohl in einem negativen Verhältniß zu dem Etwas!

Und was kann dieſes Etwas anders ſein, als das Andere Gottes, d. h. die ſinnliche Erſcheinung, die Welt?

Aber der theiſtiſch-katholiſche Gott iſt der ewig auf ſeinem Wolkenthrone frei in der Luft ſchwebende Geiſt, nicht einmal der über dem Waſſer und dem Chaos ſchwebende, denn dann wäre er ſchon über *etwas* erhaben; er iſt der an und für ſich Erhabene, d. h. der Gott des grund- und bodenloſen Vorſtellens, der Gott der Gedankenloſigkeit; er iſt der Gott, der *ferne* iſt von einem jeglichen unter uns, in dem wir nicht leben, weben und ſind, vor dem wir vergehen müſſen und rein Nichts ſind, der in ſeiner ſchlechthinigen Erhabenheit nicht Menſch werden konnte und wollte, — es iſt der Gott des Judenthums, aber nicht der Gott, von dem Chriſtus ſagte, er ſei Geiſt, und von dem Hr. Durſch ſo prächtig ſagt, er ſei ein Geiſt-Gott.

Und *dieſer* Geiſt-Gott ſoll nun „ſchön" ſein in dieſer abſtracten Erhabenheit über alle Erſcheinung. Er iſt aber nicht ſchön, weil er nicht wahr iſt. Schön ſoll er ſein, ſofern wir ihm gewiſſe Eigenſchaften und Kräfte beilegen und dieſe in einer gewiſſen Harmonie, in organiſcher Wechſelbeziehung uns vorſtellen. Alſo ſchön iſt Gott, ſofern Quenſtedt oder Tweſten oder ein anderer theologiſcher Regiſtrator ausführt, daß Gott a) allweiſe, b) allgütig, c) gerecht, d) heilig iſt, und daß a) und b) und c) und d) ſich in ihm nicht widerſpreche, ſondern hübſch in einander füge. Jedes ſolches Sichineinanderfügen, jede Harmonie iſt allerdings „etwas Hübſches," etwas Schönes," aber es iſt nicht die Schönheit ſelbſt und worin ſich ſolches Ineinanderklappen zeigt, das iſt nicht darum ſelber ein Schönes. Eine Maſchine, in welcher Alles gut in einander greift, deren Gang regelmäßig in harmoniſcher Ordnung verläuft, nennen wir wohl auch ein ſchönes Werk, aber kein Menſch wird es ſelber objectiv ſchön nennen, kein Aeſthetiker und ſelbſt Hr. Durſch nicht wird es unterbringen in ſeiner „Wiſſenſchaft des Schönen;" denn nur die Harmonie daran gefällt uns, und iſt *uns* damit ein Schönes; nur ſubjectiv, nur abſtract und uneigentlich heißen wir das ganze Werk, an dem die Harmonie ſelbſt nur iſt, ein hübſches, ein ſchönes Werk. Auch an jedem *Organismus* iſt dieſes geſetzmäßige Ineinandergreifende „etwas Schönes," weil die Harmonie immer und überall uns angenehm afficirt, aber trotz dem, daß um das organiſche Leben als ſolches ſtets etwas Schönes iſt, kann und wird doch hundertmal das beſtimmte Daſein organiſchen Lebens etwas Widerliches und Häßliches ſein.

Hr. Durſch wollte eine recht weite Definition des Schönen geben. Das bloß Subjective iſt allerdings das Weiteſte, viel weiter als alle Objectivität, denn weil es Abſtraction vom Objectiven iſt, ſcheint es weit über alle Gegenſtändlichkeit hinüberzureichen eben indem es weit dieſſeits derſelben bleibt, und ſo glaubt auch Hr. Durſch weit über die engen Beſtimmungen der bisherigen Aeſthetiker hinauszugehen, während er in Wahrheit weit dieſſeits und unter denſelben zurückbleibt. Die innere, negative Einheit von Subjectivität und Objectivität iſt eine Erübrigung des modernen Gedankens, wie ſie in der Philoſophie von Schelling einmal für allemal gegeben iſt und feſtgehalten werden muß, auch wenn dieſer ſie ſelbſt wieder wegwerfen wollte. Es bleibt dabei, daß nur die Einheit von Idee und Erſcheinung wie das Wahre, ſo auch das Schöne iſt.

Würde Hr. Durſch beſtimmter ſeinen eigenen Gedanken über die Schulter ſehen wollen, ſo würde er das haben ſelber erkennen müſſen. Gott iſt ihm ja nicht ſchön als reines, punctuelles Anſichſein, ſondern in der Harmonie der Eigenſchaften, welche wir ihm beilegen. Dieſe Eigenſchaften und Kräfte aber ſind ja nicht todt, ſondern eben ihre harmoniſche Bewegung macht das Schöne aus. Dieſes Bewegen und Wirken kann aber doch nicht ohne Bewegtes und Bewirktes ſein, es giebt kein Thun ohne einen Stoff des Thuns, wenn wir ſo ſagen wollen; die bewegende Kraft iſt todt, iſt Nichts, iſt nicht da außerhalb des Bewegten, das Wirken iſt nur in dem Gewirkten, in dem Werke, mit einem Worte, die Form und das Formen iſt nicht ohne den Inhalt: ſomit kann Gott nur ſchön ſein nicht in der Abſtraction von der Welt der Erſcheinungen, die er bewegt und bewirkt, ſondern in der Einheit mit ihr — ſchön iſt Gott nicht außerhalb und jenſeits, ſondern in der Welt und ihren menſchlichen und natürlichen Erſcheinungen, von denen er ſeinem Anſich nach wohl unterſchieden, aber nicht getrennt iſt. — Dieſes Sein und Wirken in der Welt iſt ein ſtetiges ſich negativ Setzen Gottes. Der Proceß deſſelben iſt derſelbe im natürlichen, ſittlichen und ſchönen Leben. Das Schöne iſt daher ſelbſt ein Proceß. Die Idee geht in die Erſcheinung ein; negirt von der Erſcheinung iſt ſie das Häßliche, in Einheit mit der Erſcheinung nicht bloß wirkend, ſondern erſcheinend iſt ſie das Schöne, die Erſcheinung negirend iſt ſie das Erhabene. Auf dem Punkte aber, wo ſie die Erſcheinung abſolut unter ſich gebracht, hebt ſie ſich darüber hinaus, geht in ihr reines, nur ſich erſcheinendes Reich des *Gedankens* über als nunmehr nicht bloß mehr Anſichſeiendes, ſondern An- und Fürſichſeiendes und darin allerdings an und für ſich Erhabenes.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung *Otto Wigand*.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

11. September. № 62. 1841.

Die Universität Göttingen.

(Fortsetzung.)

Daß Münchhausen sich von vorn herein klar des Zwecks bewußt gewesen wäre, eine Universität zu gründen, welche gelehrte Brauchbarkeit und humanistisch-philologisch-historische Studien der Philosophie gegenüber vertrete, wie dies später, selbst noch zu Münchhausen's Zeiten, in Göttingen als Princip aufgefaßt ist, läßt sich nicht behaupten. Denn die Philosophie hatte zu der Zeit gar noch nicht eine solche Bedeutung erlangt, daß es hätte nöthig scheinen können, im Gegensatz zu ihr ein Gegengewicht zu setzen. Freilich war Münchhausen lediglich ein Empirist; welcher Staatsmann im Jahre 1730 wäre es aber nicht gewesen? Aber er wollte doch ein freieres, vielseitigeres Studium, verbunden mit weltlicher Ausbildung, Sitte und freiem Anstand, wie es bis dahin keine Universität bot.

Er war zunächst bemüht, die Mängel der damaligen Universitäten, die er aus eigener Anschauung kannte, zu vermeiden. Als ein Feind der scholastischen controversen Theologie, wie des Pietismus, den er in Halle schon in seiner Schwäche und Entartung gesehen hatte, wollte er am wenigsten, daß die theologische Facultät irgend ein Uebergewicht über den übrigen Facultäten gewönne. Er wollte aus seiner Universität keine zunftmäßig abgeschlossene Corporation machen und vindicirte daher das Recht der Vocation lediglich der Regierung. Um Vielseitigkeit zu befördern, Zunftmäßigkeit und landsmannschaftliches Aneinanderschließen der Lehrer möglichst fern zu halten, berief er die Lehrer aus allen Gegenden, aus England (Tompson), aus Holland (Sellius), aus Elsas (Roederer), aus der Schweiz (Haller und Huber), aus Ungarn (Segner), aus Schlesien (Gebauer), aus polnisch Preußen (Mascov, Achenwall, Leß), aus Schleswig (Cruſius), aus Schweden (die beiden Murray), aus Westphalen (Büsching, Pütter, Seiz), aus Hessen (Claproth), aus Frankfurt (Senkenberg), aus Erfurt (Albrecht, Reinhard, Vogel), aus Schwaben (Cotta), aus Franken (Feuerlein, Ayrer, Scheid, Meister, Gesner, Gatterer), aus Sachsen (Richter, Fritsch, Koeler, Käſtner, Heyne, Klotz, Dieze), aus Preußen (Treuer, Selchow, Büttner, Böhmer, Michaelis), aus Mecklenburg (die Gebrüder Beemann), aus Holstein (Overin), aus Lübeck (Mosheim), aus Bremen (Kulencamp), Männer ziemlich von allen protestantischen Universitäten. So konnte sich nicht, wenigstens nicht zunächst und nicht so leicht, ein Cliquenwesen bilden, wie es auf andern Universitäten herrschte. Die aus so verschiedenen Provinzen und Ländern zusammengeführten Elemente mußten, seiner Meinung nach, durch Gleichheit der Lage und des Interesses verbunden, ein Ganzes bilden, das der freien Entwicklung der Wissenschaften mit einem guten und reinen Tone voranläutete. Daß unter diesen Gelehrten so viel kleinliche Häkeleien und Vorrangsstreitigkeiten stattfinden würden, so daß nur Haller großartig und wissenschaftlich dastände, hatte er nicht möglich gedacht. — Münchhausen behielt es der Regierung vor, die Statuten der Universität von Zeit zu Zeit zu verbessern. Die Universität erhielt eine eigene Gerichtsbarkeit, die Studirenden Freiheit über Wohnung und Collegia, die Professoren nicht nur unbedingte Lehrfreiheit, sondern auch Druckfreiheit. Kein Professor in Göttingen ist bis auf den heutigen Tag irgend einer Censur unterworfen, eine unschätzbare Freiheit, von der die göttingenschen Professoren in unserm Jahrhundert weder in reiner Wissenschaft, noch in Politik und Geschichte, den Gebrauch gemacht haben wie früher Michaelis, Schlözer und Spittler.

Die nach Göttingen berufenen Lehrer zogen bald Schüler aus allen Gauen nach sich. Diese standen sich Anfangs ganz fremd und vereinzelt einander entgegen, und so kam es, daß auch die Unsitte des Pennalismus nie in Göttingen eingewurzelt ist. Orden und Landsmannschaften fehlten zwar später nicht.

Will man im Leben der göttinger Universität Zeitabschnitte machen, so bieten die Zeiten nach dem siebenjährigen Kriege, so wie die Zeit nach den Freiheitskriegen, die beste Gelegenheit zu Einschnitten dar. Nicht als wenn diese politischen Angelegenheiten einen so großen Einfluß auf den Geist und das Wesen der Universität gehabt hätten, sondern weil vom siebenjährigen Kriege an die höchste Blüthe der Georgia Augusta anhebt, welche im Anfange unsers Jahrhunderts, das freilich einige Zeit hindurch durch äußeren Glanz, durch eine Reihe alter berühmter Männer und eine große Anzahl Studirender sich auszeichnet, immer mehr abfällt, so daß, als über Deutschland ein neues Leben gekommen war, Göttingen dasteht kalt, ohne Begeisterung, mit

vollendet ausgebildetem Princip des Egoismus und des Empirismus ohne Philoſophie, mit dem im Leben nichts Großes mehr geſchaffen werden kann. Es wird nicht gefordert werden dürfen, daß Alle aufgezählt werden, die in Göttingen gelebt und gelehrt haben, mögen ihre Verdienſte um einzelne Theile empiriſcher Wiſſenſchaft auch groß und gewichtig ſein. Wir wollen durch dieſen hiſtoriſchen Rückblick mehr ein Fundament für die Beurtheilung des gegenwärtigen Zuſtandes der Univerſität gewinnen, als eine Geſchichte derſelben liefern und können deshalb nur die charakteriſtiſchen Momente der Entwicklung Göttingens hervorheben. Eine Geſchichte der göttinger Gelehrſamkeit findet ſich ſo reichhaltig bei Pütter, Saalfeld und Oeſterley, daß, wer über ſolche belehrt ſein will, dort ſuchen mag.

Münchhauſen wollte nicht mehr als eine Univerſität, auf der brauchbare Staatsdiener erzogen werden könnten, Staatsmänner, Richter, Advokaten, Aerzte, Prediger, Schulmänner, und das war Alles, was er in damaliger Zeit wollen konnte. Deshalb war es zunächſt die juriſtiſche Facultät, auf die er ſeine größte Sorgfalt richtete. G. Chr. Gebauer, Treuer, Schmauß, Brunquell, Reinhard, Maſcov, Senkenberg lehrten ſchon 1734 und 1735. Zu dieſen kamen noch Ayrer, Wahl, G. L. Böhmer, J. Ch. Claproth, Riccius, Becmann, Waldeck. Treuer war mehr Hiſtoriker, Lehrer der Moral und Politik, Schmauß, ein Curioſitätenkrämer, Lehrer des Völkerrechts. Maſcov mußte die Univerſität bald verlaſſen, da er ſich an Gebauer thätlich vergriffen. Brunquell ſtarb bald nach ſeiner Ankunft. Claproth war für Naturrecht thätig, v. Selchow las über Wechſelrecht und zuerſt über Privatrecht der braunſchweig-lüneburgiſchen Lande.

An der Spitze der Lehrer des Civilrechts ſtand Gebauer, der die elegante Jurisprudenz von Leipzig nach Göttingen verpflanzte. Elegante Jurisprudenz hieß damals Alles, was nicht praktiſch war, es mochte Nutzen haben und zur wiſſenſchaftlichen Ausbildung des Geiſtes beitragen oder nicht, z. B. wenn Drapp über den wahren Namen der Römerin, welche fr. 1 § 5 D. III. 1 erwähnt wird, 21 Schriftſteller und faſt lauter Matadore citirte. Alle juriſtiſche Kunſt dieſer Eleganten beſtand in vielem und feinem Diſtinguiren, worin namentlich Becmann groß zu ſein ſich rühmte; alles juriſtiſches Können darin, zu jedem Rechtsſatze eine Unmaſſe Citate zu wiſſen. Eine andere Richtung, welche in Göttingen durch Senkenberg und Andere vertreten war, nannte ſich zwar auch elegant, ſagte aber: „ad galantissimum pertinet germanistam se profiteri.“

So viel dieſe Art der Germaniſten in unſern Tagen von den eigentlichen Civiliſten und den hiſtoriſchen Germaniſten geſchmäht worden, und ſo mancherlei Verwirrung ſie offenbar angerichtet, indem ſie die deutſchen Rechtsinſtitute nach römiſchen Analogieen erklärten und bearbeiteten, ſo verdankt ſie ihren Urſprung doch einer patriotiſchen Ahnung von dem Unzureichenden des römiſchen Rechts und der noch nicht erſtorbenen Kräftigkeit vieler deutſcher Rechtsinſtitutionen, und dieſe Germaniſten ſind es vorzüglich geweſen, die zu dem Reſultate des preußiſchen Landrechts geführt haben.

(Fortſetzung folgt.)

G. M. Durſch „Aeſthetik oder Wiſſenſchaft des Schönen auf dem chriſtlichen Standpunkte.“

(Schluß.)

Was ſomit Hr. Durſch in ſeinem erſten Abſchnitt des ſubjectiv oder Geiſt-Schönen oder Erhabenen ausführt, wo er von dem Schönen jenſeits in Gott und in der Geiſterwelt handelt, gehört entweder gar nicht in die Aeſthetik oder nicht in das Jenſeits. In das Jenſeits gehört der abſtracte, nur an ſich ſeiende Gott, nicht aber der, welchem wir wirkſame vom Dieſſeits abſtrahirte Kräfte „beilegen.“ Und wenn Hr. Durſch (S. 60) ausruft: „welch' erhabenes Ideal entwirft die Phantaſie von den Seligen und ihrem Zuſtande,“ ſo hätte er den Begriff von Phantaſie und Ideal beſſer, als er gethan hat, beſtimmen und dann daran denken ſollen, daß die Phantaſie gerade es iſt, welche die Idee verkörpert, und die Erſcheinung dazu vergeiſtigt, daß ſie Ausdruck der Idee, d. h. ſchön ſein kann. Eben indem er ſich auf die Phantaſie beruft, welche dem göttlichen Inhalt die weltliche Form, der Idee die Erſcheinung, homogen macht, eben indem er ſagt (§ 4), daß wir mit der Phantaſie allein das Göttliche und Transcendente ſchauen, hat ſich Hr. Durſch ſelber aufs Haupt geſchlagen und den bisherigen Aeſthetikern ihr volles Recht gegeben darin, daß ſie ſich „von der ſinnlichen Erſcheinungswelt zu einer reingeiſtigen nicht erheben.“ Und gegen den Verfaſſer ſelbſt wenden wir damit ſchließlich den Satz (S. 61) „auf dem Standpunkte des Chriſtenthums erkennen wir das transcendente Erhabene nicht als ein abſtractes und allgemeines. — Das jenſeitige Geiſterreich, an deſſen Spitze die Gottheit ſteht, erhebt ſich über die gewöhnlichen Beſtimmungen des Erhabenen.“

Es iſt nun nicht mehr nöthig, den zweiten Abſchnitt über das dieſſeitige ſubjective Schöne genauer zu verfolgen. Dieſes ſoll ja der Menſchengeiſt ſein, „ſofern er an ſich, ohne Beziehung zu ſeinem Körper betrachtet wird“ (S. 67). Aber ſo betrachtet ihn die Pſychologie und Logik, nicht die Aeſthetik. „Betrachten wir den Menſchengeiſt an ſich als eine ſich ſelbſt denkende, ſich ſelbſt fühlende, ſich ſelbſt beſtimmende Kraft, ſo finden wir das Weſen und Leben des Geiſtes in einer bewundernswürdigen organiſchen Einheit — oder als eine erhabene Schönheit“ (S. 70). Wir wiederholen das ſchon Geſagte nicht: es iſt etwas Schönes

darum, wenn der Pſychologe uns die verſchiedenen Thätigkeiten in ihrer Ordnung und Harmonie darlegt, aber damit iſt der Geiſt und die einzelne Thätigkeit nicht ſchön, ſondern nur das durch ſolche harmoniſche Thätigkeit zur Erſcheinung Gebrachte: der Geiſt in einer beſondern, individuellen That und Erſcheinung. Hätte Hr. Durſch das Weſen des Geiſtes, der Phantaſie, des Schönen erkannt, ſo hätte er vor Allem darauf kommen müſſen, daß ſchön nur das Concrete, der in beſtimmter Form erſcheinende Inhalt, die Idee in einer individuellen Erſcheinung iſt; er hätte nicht ausrufen können: „welch' erhabene Schönheit iſt der Geiſt in ſeinem ewig raſtloſen Streben nach Wahrheit und in ſeiner ewig ſteigenden Heiligkeit und Seligkeit," ohne zu bemerken, daß er entweder unmittelbar durch ſeine Phantaſie dabei ſich ein beſtimmtes ſo ſtrebendes Individuum, wenn auch noch ſo dunkel vorgeſtellt hat, oder wenn dieſes nicht der Fall war, gar nicht davon als von einer erhabenen Schönheit, gar nicht davon in einer Aeſthetik reden durfte.

Immer alſo ſehen wir unſern Verfaſſer nicht über ein abſtractes Denken und Vorſtellen hinaus, ſei es zur vollen Wirklichkeit, ſei es zur reinen Idee, kommen. So bleibt er denn auch im Weitern, eben wo er recht in's Gegenſtändliche eingehen will, nur im Subjectiven ſtecken.

Der andere Punkt nämlich, denn wir zu betrachten hätten, wäre, in wiefern Hr. Durſch die Wiſſenſchaft des Schönen durch eine andere Durchführung des Syſtems gefördert habe. Er ſagt nämlich (S. 117): „während die andern wiſſenſchaftlichen Behandlungen nur fragen, was iſt das Schöne und es mit abſtracten Begriffen beſtimmen, fragen wir, wo iſt das Schöne. Ohne das Daſein des Schönen könnte ja die Frage: *was* es ſei, gar nicht entſtehen. Darum gewährt eben der chriſtliche Standpunkt für dieſe Wiſſenſchaft den Vortheil, daß wir das Schöne im Zuſammenhang mit dem Wahren und Guten ſtets in Bezug auf eine höhere Welt des Göttlichen faſſen und als Offenbarung eines geiſtigen Reiches begreifen, und daß wir eine concretere und beſtimmtere Auffaſſung und Darſtellung des Schönen bekommen und daſſelbe nicht bloß allgemein oder abſtract, wie als Großes, Erhabenes, Komiſches ꝛc., ſondern immer in ſeiner concreten Geſtalt und Erſcheinung dargeſtellt und darnach allgemein beſtimmt erhalten" (S. 48).

Ehe wir dazu übergehen, wollen wir bemerken, wie uns der Hr. Verfaſſer auf die ganze Idee ſeines Werkes gekommen zu ſein ſcheint. Hr. Durſch iſt ein fleißiger und anhänglicher Schüler Hirſcher's, deſſen treffliche chriſtliche Moral er eben ſo gern las wie er ſie in dieſem Buche citirt. Hirſcher nimmt nun das ganze chriſtliche Leben nach allen ſeinen einzelnen Erſcheinungen und Bethätigungen durch und nach jedem Capitel wirft er einen Rückblick und macht darauf begeiſtert aufmerkſam, wie herrlich dieſes wahrhaft chriſtliche, ſittlich-religiöſe Leben ſich darſtelle. So ſagt er z. B. I, 98: „auch erſcheint uns das Himmelreich als das Reich des Erhabenen und Schönen. Schön iſt die Idee einer durch millionenmal Millionen von Herzen hindurchgehenden Liebe, millionenmal Millionen Empfindungen und Thätigkeiten zu einer unendlichen Harmonie vereinigend und in zahlloſen Kreiſen und Ordnungen unendlich freudig, demuthsvoll und dankbar um die eine Urliebe ſich bewegend, ein unendlich reicher Farbenbogen und Strahlenkranz um ihre Sonne." — Aeſthetiſch und philoſophiſch angeregt, wie Hr. Durſch iſt, ergriff er darauf hin den Gedanken, das chriſtliche Leben eben von ſeiner ſchönen Seite zu betrachten und ſo überſetzte er Hirſcher's chriſtliche Moral in eine chriſtliche Aeſthetik. Manches Anſprechende, manches Gute hat er dabei zu bemerken Gelegenheit gehabt, aber verfehlt iſt das Werk dennoch als „Wiſſenſchaft des Schönen." Wenn er ſich damit begnügt hätte, in umfaſſender Weiſe das chriſtliche Leben in ſeiner Darſtellung unter dem Geſichtspunkte des Schönen zu betrachten, ſo bliebe ihm das Verdienſt, dem Pietismus, Rigorismus und Puritanismus, der katholiſchen und proteſtantiſchen Einſeitigkeit gegenüber ungeſchmälert. Aber zu einer eigentlichen Wiſſenſchaft des Schönen fehlten ihm die dialektiſchen Vorausſetzungen, ſo daß er das Schöne nicht einmal in ſich ſelber nach ſeinen immanenten Unterſchieden erkennen und ſo namentlich das Natur-, Geiſt- und Kunſt-Schöne nicht gehörig beſtimmen und entwickeln konnte. Um ſeine dialektiſche Befähigung zu würdigen, ſei zu dem Bisherigen nur noch folgende Deduction hinzugefügt. Er ſagt nämlich: „die Darſtellung des Schönen im Gebiet des Geiſtes und der Natur nimmt auch den Gegenſatz des Häßlichen in ſich auf, — weil der Begriff eines Dings (!) auch den Gegenſatz deſſelben in ſich ſchließt und eine Sache (!) aus dem Gegenſatze nur um ſo deutlicher erhellt!".... Gewiß ſcharfſinnig deducirt!

Indem Hr. Durſch nun „das chriſtliche Leben in ſeinen ſchönen Entwicklungen und Offenbarungen objective verfolgt," betrachtet er 1) das chriſtliche Leben in Beziehung auf die Gottheit und die Kirche. Hier heißt es unter Anderm (S. 118): „der gläubige und liebevolle Geiſt iſt erhabene Schönheit. Die einzelnen Geſinnungen und Beſtrebungen als Aeußerungen des von Glaube und Liebe beſeelten Geiſtes ſind ſchön;" und S. 119: „ſchaut *der Geiſt* im Glauben Gott als die unendliche Liebe, Heiligkeit ꝛc., ſo *beugt er ſich im Staube* (der Geiſt?!) und betet an — welch' erhabene Schönheit!".... So wenig kommt Hr. Durſch aus dem Abſtracten in's Concrete hinein! — Hier nun beſtimmt er den Begriff des chriſtlichen *Hymnus*, der religiöſen *Ode*, des religiöſen *Liedes*, des chriſtlich *Tragiſchen*, Erhabenen, Pathetiſchen, Elegiſchen, der Würde und Anmuth, des Prächtigen, Feierlichen, Lächerlichen, Komiſchen, den Humor, die Ironie, den Witz — auf eine meiſt annehmbare, aber doch wieder abſtracte Weiſe und ohne alle dia-

lektiſche Entwicklung. Die Anerkennung all jener Erſcheinungen und Motive als chriſtlicher hat eben das vorgenannte Intereſſe gegenüber dem Pietismus, welchem Witz, Humor und Anmuth ꝛc. ſo gottlos ſind, weil er ſelber ſo witz- und anmuthslos iſt. —

2) Das chriſtliche Leben des Staates enthält in ſich a) das bürgerliche Leben als ſchönes auf der Grundlage des Chriſtenthums (S. 228). „Der Staat als organiſche Einheit und Verbindung aller demſelben Angehörigen, um Achtung der Perſönlichkeit ꝛc. zu erhalten, iſt — erhabene Schönheit.“... Dieſer Sphäre gehört das Epiſche an als „Verwirklichung des ewigen Rechts und des göttlichen Willens in Bezug auf die zeitliche Ordnung der Dinge und als Wirklichwerden des Göttlichen durch freie Thätigkeit der Menſchen.“ — b) Das geſellſchaftliche Leben im Staate (S. 250). „Das geſellſchaftliche Leben iſt ein ſchönes, wenn ſich darin Gerechtigkeit und Güte ausſpricht.“... „Wer zählt all die ſchönen Handlungen, welche aus Gerechtigkeit und Güte im geſellſchaftlichen Leben entſpringen“ (S. 253). Hier iſt wieder ganz das Schöne in bloß abſtract-ſubjectivem Sinne genommen. Eine gute und gerechte Handlung macht einen guten und angenehmen Eindruck auf unſer Gemüth, wir rühmen davon, wie ſchön das gehandelt ſei, wie ſehr wir damit harmoniren, aber daß die Handlung wirklich objectiv ſchön ſei, dazu gehört noch etwas Anderes, als der angenehme Eindruck auf das ſubjectiv-moraliſche Gefühl: es gehört auch eine ſchöne Erſcheinung, ein ſchönes Bild — der Wirlichkeit oder der Phantaſie dazu. Die Verwechslung des moraliſch-ſubjectiv und des äſthetiſch-objectiv Schönen, die durchgängig in dem Buche iſt, zeigt ſich noch viel beſtimmter in dem Abſchnitte über das Häßliche, wo es S. 315 heißt: „das Häßliche in ſeiner Richtung gegen Gott iſt Unglaube, Selbſtvergötterung, Hoffart, Luſt, Neid, Unſeligkeit.“ Und S. 318: „die Häßlichkeit des Geiſtes in Geſinnung, Gemüth und Willen in der Richtung auf ſich ſelbſt und die Mitgeiſter iſt Eitelkeit, Hochmuth, Hoffart, Ehrgeiz, Härte, Kälte, Ungerechtigkeit, Schadenfreude.“ § 60: „Alle die Geſinnungen und Beſtrebungen des Staatsbeamten ſind häßlich, durch welche das Staatsleben gehemmt und geſtört wird.“ § 61: „Das Häßliche in geſelliger Beziehung beſteht in Wortbruch, Treuloſigkeit, Leichtgläubigkeit, Argwohn.“ § 62: „Das Familienleben iſt häßlich, wenn das natürliche und ſomit organiſche Verhältniß der Eltern zu den Kindern und der Herren zu den Dienſtboten verkehrt und zerſtört wird.“ Und S. 332: „Wie unverſtändig, gefühllos und roh zeigt ſich der Menſch, welcher die Thiere nicht als ein Geſchenk Gottes betrachtet, ſondern ſie quält ꝛc.“ — —

In die Sphäre des geſellſchaftlichen Lebens im Staate als eines von Glauben und Liebe beſeelten, ſetzt weiterhin Hr. Durſch das Naive, Romantiſche und Lyriſche. „Das Romantiſche iſt die von dem Geiſt der chriſtlichen Kirche ausgehende Weihe der Kraft und Freiheit zu Behauptung des chriſtlichen Lebens, welches auf dem Standpunkt der neuern Romantik als ein Schweben zwiſchen Himmel und Hölle und als ein Ringen, ſich dem finſtern Reiche immer mehr zu entſchlagen und dem Lichtreiche zuzuwenden erſcheint“ (S. 268, 271). — Gleicherweiſe verfolgt nun ferner Hr. Durſch 3) das chriſtliche Leben der Familie, das ein ſchönes ſei, ſofern es ſich auf Glauben und Liebe gründe. In dieſe Sphäre ſetzt er das Idylliſche, denn dieſes iſt recht eigentlich das Leben des Glaubens und der Liebe in der Familie (S. 298). — Auch das Häßliche ſcheidet er in ein transcendentes, und in ein diesſeitiges. Jenes iſt Satan und ſein Reich (S. 311) und dieſes der böſe Menſchengeiſt (S. 313).

Der zweite Theil handelt von dem „Natur- oder Objectiv Schönen, welches einen ſtehenden Charakter hat und ſein Daſein dem bewußtloſen und nothwendigen Wirken und Schaffen der Natur verdankt.“ Hier beſteht das Schöne in der „innern Durchdringung der Materie von dem Geiſte“ (S. 347). Auch hier geht er nun die Reiche der Natur nacheinander durch, um jedes als ſchön und in jedem das Schöne zu finden. Er macht damit zur Wahrheit, was Hegel in ſeiner Aeſthetik I, S. 5 für etwas Undenkbares erklärte, daß Einer die Weſenreihen der Natur Behufs einer Subſumirung unter das Schöne aufzählen und ſyſtematiſch aufführen werde. Hegel hat freilich unter einer „Wiſſenſchaft des Schönen“ etwas Anderes verſtanden als ſo äußerliche „ſyſtematiſche“ Aneinanderreihungen und Regiſtrirungen, welche man noch immer in gar manchen Köpfen und Büchern als das Ideal „wiſſenſchaftlicher“ Behandlung ſpuken ſieht. Es fehlt zwar auch dieſem Abſchnitte nicht an guten Gedanken, paſſenden Anführungen und begeiſterten Ausrufen, aber wiſſenſchaftliche Reſultate wird Niemand erwarten, den wir etwa (S. 368) folgenden Satz leſen laſſen: „der Mond hat durch ſeine Eigenthümlichkeit einen beſondern Einfluß auf unſere Gefühle: er iſt in ſeinem Verhältniß zum menſchlichen Leben etwas recht Schönes.“ —

Wir können mithin dieſem Werke keinen ſelbſtändigen wiſſenſchaftlichen Werth zuerkennen, ſo ſehr wir den Verfaſſer um ſeiner guten Abſicht, um ſeines ſittlichen und äſthetiſchen Sinnes willen ehren. Es iſt mehr erbaulich als wiſſenſchaftlich und kann in dieſer Weiſe für Weckung und Förderung ſittlichen und äſthetiſchen Sinnes Manches wirken. Der puritaniſche Pietismus kann, wie geſagt, viel Schönes daraus lernen. Noch mehr aber können die pietiſtiſchen Philoſophen ſich daran abnehmen, wie weit ſie mit ihrem katholiſch-ſupranaturalen Princip den Katholicismus etwa noch übertreffen mögen. Dr. Lenz.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

13. September. № 63. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Die Jurisprudenz beſtand damals aus einem ungeheuren unverarbeiteten Stoff, den man kaum weiter wälzen konnte. Dies waren die Juſtinianiſchen Compilationen, die Gloſſen, Gloſſen zu den Gloſſen, eine ungeheure Menge von Meditationen und Deciſionen über einzelne Fälle, welches man ohne jegliche Sonderung der eigentlichen Beſtandtheile zu einem ſcheinbaren Ganzen verarbeitete. Man konnte dieſem Wuſte ſchon kaum anders mehr beikommen, als daß man ſich hie und da auf einem einzelnen Punkte einniſtete, und dann entſtand auf ſolcher Stelle ein Auswuchs von Meditationen und Abhandlungen, wie an den Pflanzen, in welche ſich gewiſſe Inſekten einbohren. Man las Inſtitutionen über Heineccii elementa juris, Pandekten nach Böhmer, des Canzlers jus digestorum und nach dem kleinen Struv. Das war auch der Standpunkt der göttinger Civiliſten, der erſt in der nächſten Periode durch Hugo eine Reform erlitt. Die Hunderte von Diſſertationen und Meditationen, welche die oben angeführten Juriſten geſchrieben, ſie verſtauben und vermodern in den Bibliotheken, kaum daß hie und da ihre Titel angeführt werden. Nur ein Werk des mühſamſten Fleißes und der eifrigſten Sorgfalt hat ſich erhalten und wird Werth behalten, ſo lange das römiſche Recht ſich erhält — die Gebauerſche Ausgabe des corpus juris civilis, in welcher die editio vulgata mit der Norica und Florentina mit Hilfe des Brinkmannſchen Nachlaſſes genau verglichen und nebeneinander geſtellt iſt.

Daß Ch. F. Meiſter, der erſte, der den Wolfiſchen Schematismus auf das Criminalrecht anwandte, es vorzüglich war, der von Göttingen aus die poena extraordinaria bei unzureichendem Beweiſe zu ſo verderblichem Anſehen in Deutſchland brachte, weiß ihm gewiß das Leben wie die Wiſſenſchaft nicht Dank.

Eine glückliche Acquiſition ganz im Sinne deſſen, was Münchhauſen damals ſchon bewußter für Göttingen wollte, machte er 1747 an dem 23jährigen im Weſen und Rechte des heiligen römiſchen Reichs wie im Privatfürſtenrechte wohlerfahrenen Pütter. Dieſer eiferte ſofort mit jugendlichem Muth von ſeinem ſichern Profeſſorenſitze herab mit einer „Patriotiſchen Abbildung des heutigen Zuſtandes bei dem höchſten Reichsgerichte, worin der Verfall des Reichsjuſtizweſens ſammt dem daraus hervorgehenden Unheil des ganzen Rechts und die Mittel, demſelben vorzubeugen, erörtert wurden.“

Pütter war aber kein Mann der Freiheit, nicht etwa mit Juſtus Möſer und v. Moſer zu vergleichen, er war Egoiſt und ängſtlich, es mit Münchhauſen zu verderben, in dem Grade, daß er bei ihm anfrug, ob es nicht übel werde gedeutet werden, wenn er die Reitbahn beſuche. Er war aber ein Feind jedes juriſtiſchen Unrechts und hatte den Muth, es offen zu bekämpfen, wo er es fand. Das, worauf er ſeinen ganzen Scharfſinn und ſein ganzes Leben verwendet hatte, das deutſche Reich war plötzlich aus der Welt, ohne daß er recht begreifen konnte wie. Damit war der beſte Inhalt ſeines Wiſſens und Könnens zur Antiquität geworden und er verlor darüber die klare Geiſteseinſicht, wurde kindiſch und ſchwach.

Nicht minder gut als für die Jurisprudenz hatte Münchhauſen für die Medicin geſorgt, obgleich auch hier Göttingen das Unglück traf, den Anatomen Albrecht noch vor der Inauguration durch den Tod zu verlieren und die Profeſſoren Hamberger und Wedel mit Gewalt in Jena feſtgehalten zu ſehen. Dagegen konnte mit Recht von Albrecht von Haller geſagt werden, daß er allein eine ganze Akademie der Wiſſenſchaften ausmache, obgleich er ſeine Studien und Forſchungen in Göttingen nur auf Anatomie, Phyſiologie und Botanik beſchränkte, hierin aber neue Bahnen brach, ſo daß länger als 50 Jahre auf der Grundlage gefußt wurde, die er dieſen Wiſſenſchaften gegeben. Alle übrigen Mediciner dieſer Periode ſinken neben ihm ins Unbedeutende zurück.

Beinahe ſollte man glauben, daß Münchhauſen abſichtlich die theologiſche Facultät ſo ſchwach beſetzt habe, um ihr jeden Einfluß zu rauben. Wer kennt und nennt noch Oporin, Magnus Gruſius, Heumann, Ribov (den Wolfianer), Feuerlein, ihre Diſſertationen, die Heymannſche Poecile oder ſeine Sylloge (von 1000 Seiten)? Gegen den Unglauben zu eifern, gehörte damals zu einem guten Theologen, und Oporin that es in all ſeinen Schriften, ja die Facultät ſtand nicht an, den Profeſſor Hollmann, einen gutmüthigen und unſchuldigen Philoſophen aus der Wolfiſchen Schule, zum öfteren wegen heterodoxer Meinungen bei dem Curatorio zu verklagen. Allein Münchhauſen war

nicht der Mann, der ſolchen Umtrieben geneigtes Gehör ſchenkte. Er ſetzte vielmehr 1747 Mosheim als Canzler der Univerſität an die Spitze der theologiſchen Facultät, Mosheim, von dem bekannt war, daß er ein Feind ſei des üblichen Verketzerns und des nichtsnutzigen Schulgezänks.

Mosheim wird Vater der Kirchengeſchichte genannt, weil er auf philologiſch-hiſtoriſchem Wege die Kirchengeſchichte mehr noch als Arnold von den Feſſeln der lutheriſchen Orthodoxie, die ihr ſeit den magdeburgiſchen Centuriatoren angelegt waren, anderſeits aber auch von dem krankhaften Einfluß der halliſchen Pietiſten befreite. Von viel größerer Wichtigkeit für die Theologie war aber noch die Berufung des der philoſophiſchen Facultät zugehörenden Profeſſors Michaelis. Schloſſer's meiſterhafte Charakteriſtik, der wir hier folgen, ſtellt ihn in Beziehung auf theologiſche Aufklärung, an dieſelbe Stelle, die Juſtus Möſer für politiſche Aufklärung einnimmt. Michaelis brachte zuerſt ein neues Licht in das herrſchende Dunkel der jüdiſchen und chriſtlichen Geſchichte, der Exegeſe und Dogmatik, indem er den Orient aus dem Orient zu erklären ſuchte. Er forderte, um das alte Teſtament zu verſtehen, Kritik des Textes, Erforſchung der genauen Bedeutung der Worte, Bekanntſchaft mit den arabiſchen Dialekten, den Gebräuchen und der Poeſie des Orients. „Mehr als irgend einer unſerer anderen Theologen, auch der ſpäteren," ſagt Schloſſer in ſeiner Geſchichte des 18. Jahrhunderts, hat Michaelis in der Fülle ſeiner Redſeligkeit und in der vielſeitigen Richtung ſeines Geiſtes und ſeiner Thätigkeit für Göttingen die bisher weltlich ganz ſtumpfen, durch Dogmatik gegen jede Kenntniß der Natur und des Menſchen gleichgiltiger gemachten Theologen, denen er Orakel war, in den Stand geſetzt, die bibliſche Lehre mit den Erfindungen und Entdeckungen der neuern Zeit zu verbinden, von jüdiſchen und mönchiſchen Grillen zu reinigen. Er redete von Wallerius und von Linné, von Naturwiſſenſchaft und Politik, er wandte Montesquieu auf die Moſaiſche Geſetzgebung an, handelte von Ackerbau und Pferdezucht, von allen politiſchen und ökonomiſchen Wiſſenſchaften, und ſeine derben Späße im Collegium trafen die dummen Orthodoxen oft ſehr unſanft, warum ließen ſie ſich nicht warnen?" —

Michaelis, durch die Engländer auf ſeinen Weg gebracht, wußte recht gut, wie er mit der Dogmatik daran war, allein er war zu klug, zu ehr- und geldſüchtig, um es ganz mit ihr zu verderben, er erwähnte ſeiner Vorgänger in England und Frankreich nur, ſo weit er es ohne Heterodoxie konnte. Erhoben gleich die Theologen auch gegen ihn Klagen, ſo fand er nicht nur bei Münchhauſen Schutz, ſondern er konnte ſich auch in der That nur auf ſeine wahrhaftige Orthodoxie berufen. Denn aus Klugheit zog er ſich vor den Conſequenzen ſeiner Lehre zurück und proteſtirte feierlichſt gegen die Conſequenzen des ehrlichen Semlers.

Das iſt nun bis heute der Standpunkt der göttingenſchen Theologie geblieben, daß ſie aus Klugheit oder auch aus Schwäche auf dem halben Wege ſtehen geblieben iſt, ſich nie zu einer entſchiedenen Anſicht herausgebildet hat, einem Rationalismus zugethan, der ängſtlich beſorgt war, es ja nicht mit der Rechtgläubigkeit zu verderben. Pietismus und Myſticismus haben nie in Göttingen Verbreitung und Lehre gefunden. Wie von dort aber gegen Semler, Reimarus und Andere gekämpft wurde, ſo gegen alle philoſophiſchen Aufklärer und Ausleger bis auf Strauß. —

Die philoſophiſche Facultät hatte an Hollmann einen Metaphyſiker, der zugleich Phyſik las und abwechſelnd auch Logik. Zum ſpeculativen Denken verführte er Keinen. Die Hiſtorie war von Koeler vertreten, einem ſchlichten Compilator, obgleich er vom Kaiſer ſeiner „ausbündig ſchönen Schriften wegen" mit Gnaden und Ehren überhäuft wurde. Er ſchrieb 1741 eine Ehrenrettung Johann Gutenberg's wegen Erfindung der Buchdruckerkunſt, die, mit den vorjährigen Schriften zur Gutenbergsfeier verglichen, recht deutlich zeigt, welchen Fortſchritt die Geſchichtſchreibekunſt in einem Jahrhundert gemacht hat. Phyſik und Mathematik waren durch Lowitz, Aſtronomie durch Tob. Mayer, dem ſeine Mondtafeln durch England und Frankreich einen weit verbreiteten Ruf verſchafften, Geographie durch Franz und Büſching vertreten, welcher letztere von Münchhauſen durch völlige Portofreiheit und Eröffnung officieller ſtatiſtiſcher Nachrichten zu ſeiner Erdbeſchreibung unterſtützt wurde. Ueberhaupt wurde für Staatenkunde u. ſ. w. in Göttingen von Anfang an viel gethan, ja Archenwall las nicht nur über die Staatsverfaſſungen der vornehmſten europäiſchen Staaten, über Staatsklugheit, Staats- und Völkerrecht, ſondern auch ein ſogenanntes Zeitungscollegium über Staatsneuigkeiten.

Recht glücklich und ſtolz war Münchhauſen vor allem darauf, daß er Joh. Math. Gesner für ſeine Tochter Göttingen hatte gewinnen können, den Grundgelehrten, welcher ſchon den Faberſchen Theſaurus völlig umgearbeitet herausgegeben. Gesner, in deſſen Geiſte Heyne ſpäter fortarbeitete, iſt es vorzüglich geweſen, der dem, was man Philologie nennt, als unumgänglich nothwendige Schule der Bildung und des Geſchmacks, eine Verbreitung und Anerkennung in Deutſchland zu verſchaffen wußte, welche der Gelehrtenbildung eben ſo förderlich als der Bildung für den Staat und das Leben nachtheilig geworden iſt und den unſeligen Zwieſpalt, der ſich zwiſchen Wiſſen und That in unſern Tagen offenbart, vor Allem befördert hat. Doch dürfen wir nicht vergeſſen, daß es damals etwas Heilſames war, Humanitätsſtudien an den Alten zu machen, damals, wo eine breite Scholaſtik Alles verflacht hatte, wo Erneſti und Gesner ſelbſt das Studium der griechiſchen Sprache erſt wieder in Aufnahme bringen mußten, wo von dem Geiſte,

der in den Alten wehte, auch nicht die geringſte Spur im Unterricht und im Leben fühlbar war. Der Fehler iſt nur der, daß man an dem, was ſich zu ſeiner Zeit als gut und heilſam erwies, zu ängſtlich haften blieb und es für alle Zeit für heilſam hielt.

In dieſen erſten Zeitraum der Univerſität fällt die Stiftung der Societät der Wiſſenſchaften, wie die der Göttinger Gel. Anzeigen. Die Errichtung der erſteren ging lediglich von Albrecht von Haller aus. Nicht aus Feindſchaft wurde Philoſophie ausgeſchloſſen, ſondern gleich der Theologie und Jurisprudenz, weil man ſich auf das Praktiſch-Nützliche und Anwendbare beſchränken wollte. Die Feindſchaft gegen die Philoſophie entwickelte ſich erſt ſpäter nach 1784, als die Metaphyſik eine Bedeutſamkeit ſich vindicirt hatte, zu der man 1751 noch keine Möglichkeit einſah. Erſt Heyne, und vorzüglich Ernſt Brandes fingen damals an, die Tendenz zum „Wahren, Gründlichen, Erſprießlichen," das Göttingen und die Societät bewahrt habe, „der metaphyſiſchen Sectirerei" entgegenzuſtellen. Wir kommen darauf ſpäter zurück. Bedenkt man, daß damals in Deutſchland nur ein einziger Philoſoph, Wolf, exiſtirte, und daß das materielle Wiſſen, was ſich von Göttingen aus entwickelte, in der That ſeine Vorzüge vor dem Formalismus der Wolfiſchen Schule hatte, ſo kann man Münchhauſen keinen Vorwurf machen, daß er nicht etwa Wolf, den nach Marburg verſchlagenen, nach Göttingen berief, noch Haller daß er zu der phyſikaliſchen, der mathematiſchen und der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe nicht auch noch eine metaphyſiſche ſetzte. Hätte übrigens Münchhauſen den großen Umſchwung der Dinge noch erlebt, den die Kantiſche Kritik der reinen Vernunft in der Wiſſenſchaft hervorbrachte, wer weiß, ob er den „Waſſerſuppen-Philoſophen Göttingens," wie Lichtenberg ſie nannte, nicht einen Kantianer beigeſellt hätte.

Schon im Jahre 1738 waren durch Nimwehr die „Göttingenſchen Zeitungen" gegründet, 1745 übernahm Haller die Redaction und ſeit 1753 die Societät der Wiſſenſchaften den Verlag und die Aufſicht derſelben. Dieſe Blätter haben ſich denn auch dem, auf das Hiſtoriſche und Philologiſche, Phyſik und Naturwiſſenſchaften gerichteten Streben Göttingens eng angeſchloſſen, vielfach nützliche Kenntniſſe verbreitet, ohne je tief in wahre Wiſſenſchaft und Leben einzugreifen. Daß ſie über das, was in den Wiſſenſchaften geſchehen, treu und ausführlich referirten, namentlich ſchon zu Haller's Zeiten auf engliſche und franzöſiſche Litteratur eben ſo viel Aufmerkſamkeit verwendeten als auf deutſche, iſt ihnen als Verdienſt anzurechnen. Auch ſie nahmen aber zur Philoſophie erſt eine feindſelige Stellung an ſeit 1784.

(Fortſetzung folgt.)

Neue Lyrik.

Gedichte eines Lebendigen. Mit einer Dedication an den Verſtorbenen. Zürich und Winterthur, 1841. Litt. Compt.

Hat die Schweiz dieſe neue Lyrik nicht geboren, ſo hat ſie ihr wenigſtens den Torus und die Hebamme gewährt, zwei Dinge, die der Dichter in dem übrigen Deutſchland leicht vergebens geſucht haben möchte. Denn wir ſehen hier eine wirklich neue Geburt vor uns, und nicht nur irgend eine, ſondern eine ſolche, die der alte Kronos ſchon im Mutterleibe fürchtet, die er zwar zu zeugen nicht unterlaſſen kann, aber auch gleich bei der Geburt wieder zu verſchlingen entſchloſſen iſt. Georg Herwegh, wie es ſcheint ein Wirtemberger, heißt der neugeborne, „lebendige" und geſunde Dichterknabe, den wir unſern Freunden und Bekannten hiemit ankündigen und vorſtellen.

Wir wollen uns nach ſeiner Gemüthsverfaſſung umſehn, da ja bei dem lyriſchen Dichter Alles auf das Gemüth ankommt, wir wollen alſo ſehn, wie er empfindet, liebt und haßt oder mit welcher Bildung er ſein Herz erfüllt; und da iſt es zunächſt ein Gewinn, daß ſeine Hergensangelegenheit wirklich auch die unſrige, ſeine Liebe, ſein Zorn, ſein Haß, ſein glühender Wunſch auch die Leidenſchaft der Zeit iſt, ſeine Lieder alſo ein allgemeines Intereſſe treffen. Wir ſind es in neueſter Zeit gewohnt geworden, daß unendlich viel Lieder wie Waſſertropfen von uns abgleiten, und man könnte auf die neueſte Lyrik das Sprichwort anwenden: waſch mir den Pelz und mach mich nicht naß! Wir ſind wie geölt und getheert gegen all dieſe zahmen Ergüſſe herzloſer Verſemacherei. Selbſt Freiligrath, der viel Glück gemacht und Glück zu machen verdient hat, bezwingt uns die innerſte Seele nicht, greift nicht mit unwiderſtehlicher Hand ans Herz der Zeit: und wenn man ihn damit entſchuldigen könnte, daß er dies nur darum nicht gethan, weil eben ſeine Zeit herz- und geiſtlos geweſen, ſo ſtellt ihn das im Weſentlichen nicht beſſer. Sein Intereſſe iſt und bleibt ein Aeußerliches, „es treibt in die Ferne ihn raſtlos hinaus," und die Poeſie der Ferne, das iſt ſeine Poeſie, nicht was das Herz, das Herz des Dichters und ſeiner Zeit, erfüllt und überſtrömen läßt, beſeelt ſeine Rhythmen, ſondern der Drang, das Tropenland und ſeine Wunder zu malen, — gewiſſermaſſen ein epiſches Intereſſe, die Lyrik als Genremalerei mit einem exotiſchen Typus. Anders Herwegh. Er ergreift das Allernächſte und Allerinnerlichſte, ja er enthüllt Geheimniſſe, die Alle auf dem Herzen haben, aus denen aber Niemand einen Vers zu machen wußte; er hat alſo das Zauberwort gefunden, bei dem der ſtarre Berg Seſam des deutſchen Gemüthes ſich aufthun und ſeine Schätze, den Enthuſiasmus für ſeine große Beſtimmung, ans Licht gebären wird. Freilich werden die Philiſter ſich entſetzen; aber das ſollen ſie auch, das Ent-

ſetzen iſt ihre Verklärung und ihre Schönheit. Herwegh geht grad' heraus mit ſeiner Poeſie, d. h. er verbrennt die Schiffe der gemeinen und gemeingültigen Proſa hinter ſich und betet z. E., wie vordem Max Schenkendorf's Schill nach dem Text: „Schwert, von Männerfauſt geſchwungen, rettet einzig dies Geſchlecht!" Sein „Gebet" iſt dies:

Brauſe, Gott, mit Sturmesodem durch die fürchterliche Stille,
Gieb ein Trauerſpiel der Freiheit für der Sklaverei Idylle;
Laß das Herz doch wieder ſchlagen in der Bruſt der kalten Welt,
Und erweck' ihr einen Rächer, und erweck' ihr einen Held!

Wenn ſie in der eignen Heimath frei zu leben uns nicht gönnen,
Schaff' uns eine grüne Inſel, wo wir frei noch ſterben können,
Sterben können froh und freudig in der friſchen freien Luft
Und uns ſelbſt die Roſen träufeln aus den Wunden auf die Gruft!

Aus dem Nachtmalkelch der Freiheit laß uns wieder einmal ſchlürfen,
Baue wieder einen Altar, drauf wir uns dir opfern dürfen,
Breite vor uns einen Wahlplatz, einen Platz der Völkerwahl,
Aus dem Kerker, aus der Scheide ſehnt ſich wieder unſer Stahl! ꝛc.

Dieſe Gemüthsverfaſſung iſt freilich der Gegenſatz gegen die allgemeine Depreſſion und Feigheit unſerer Friedenszeit, die uns zu keiner Entwicklung in politiſchen Dingen kommen, vielmehr überall im Proviſorium ſtecken läßt, aber wer wäre ſo ſtumpf, daß ihn dieſer Gegenſatz nicht aufſtachelte, — reitet man nicht ſelbſt, ſo ſieht man doch einmal einen reiten, — und wer ſo einfältig, um nicht einzuſehen, daß auf die Länge die diplomatiſche Pfiffigkeit den Betrug der Welt um ihre großen Intereſſen nicht durchſetzen wird? Die Sonne bringt es an den Tag; unaufhaltſam bringt das Gefühl für politiſche Freiheit weiter; die Politik des Widerſtandes und des Mißtrauens gegen die nothwendige Reform muß allerdings zuletzt einen thatkräftigen Zorn erregen, und daß er bereits vorhanden iſt, möge dieſe Lyrik und ihr Erfolg beweiſen. Wir führen zwei Lieder an, das eine das Gebet um den neuen Guſtav Adolph, um den Helden des Liberalismus und der politiſchen Reformation, überſchrieben „Der letzte Krieg," das andere „Das Lied vom Haſſe."

Der letzte Krieg.

Wer ſeine Hände falten kann,
Bet' um ein gutes Schwert,
Um einen Helden, einen Mann,
Den Gottes Zorn bewehrt!
Ein Kampf muß uns noch werden,
Und drin der ſchönſte Sieg,
Der letzte Kampf auf Erden,
Der letzte heilige Krieg!

Herbei, herbei, ihr Völker all,
Um euer Schlachtpanier!
Die Freiheit iſt jetzt Feldmarſchall,
Und Vorwärts heißen wir.
Der Zeiger weiſt die Stunde,
O flieg', mein Polen, flieg',
Mit jedem Stern im Bunde,
Voran zum heiligen Krieg!

Ja! vorwärts, bis der Morgen blinkt,
Ja! vorwärts, friſch und froh!
Vorwärts, bis hinter uns verſinkt
Die Brut des Pharao!
Er wird auch für uns ſprechen,
Der Herr, der für uns ſchwieg,
Und unſre Ketten brechen
Im letzten heiligen Krieg.

Das Lied vom Haſſe.

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Fluß
Dem Morgenroth entgegen!
Dem treuen Weib den letzten Kuß,
Und dann zum treuen Degen!
Bis unſre Hand in Aſche ſtiebt,
Soll ſie vom Schwert nicht laſſen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich haſſen!

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt du, o Haß, dein jüngſt Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen giebt,
Die laßt uns keck erfaſſen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich haſſen!

Wer noch ein Herz beſitzt, dem ſoll's
Im Haſſe nur ſich rühren;
Allüberall iſt dürres Holz,
Um unſre Glut zu ſchüren.
Die ihr der Freiheit noch verbliebt,
Singt durch die deutſchen Straſſen:
„Ihr habet lang genug geliebt,
O lernet endlich haſſen!"

Bekämpfet ſie ohn' Unterlaß,
Die Tyrannei, auf Erden,
Und heiliger wird unſer Haß,
Als unſre Liebe, werden.
Bis unſre Hand in Aſche ſtiebt ꝛc.

Entſchloſſen und unumwunden wie er im „Lied vom Haſſe" und in dem andern „An die Zahmen" auftritt, ſchleudert der Dichter ſeinen Fluch gegen Rom; Bann gegen Bann, nicht viel Federleſens! er endigt:

Du wirſt erliegen, Lügenhirt,
Empören werden ſich die Denker,
Das Brauſen des Jahrhunderts wird
Zertrümmern ſeine letzten Henker!

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

14. September. № 64. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

In die zweite Periode fällt die wahre Blüthenzeit Göttingens, leider nur in den kurzen Zeitraum von 1770 bis 1790. Im erſten Zeitabſchnitt war es die religiöſe Aufklärung, die von Göttingen ausging. — Gottl. Jakob Plank und Spittler ſetzten das von Michaelis begonnene Werk zwar fort, aber ängſtlich ſorgend, ein gewiſſes Maß nicht zu überſchreiten und vorſichtig auf hiſtoriſchem Wege die Löſung von Fragen ſuchend, die dort ſchwerlich gefunden werden möchte.

Man war in London und in den ariſtokratiſchen Kreiſen Hannovers ſo orthodox, daß man an Herder's Berufung, die von Georg Brandes eingeleitet war, Anſtoß fand. Das allein wäre für die göttinger Profeſſoren ſchon hinreichend geweſen, ſich zu mäßigen. — Es geſchah noch immer Vieles für Kirchenhiſtorie und Dogmengeſchichte, aber es konnte ſich daran nicht mehr ein Epoche machender Fortſchritt knüpfen. Dieſer knüpfte ſich an die Staatswiſſenſchaften, welche von Göttingen aus zuerſt mit Publicität, ihrem Lebenselemente, umgeben wurden. Das war das Herzblatt, um welches ſich die Blüthe Göttingens ſchloß, die Brücke, welche aus dem Studium der Vergangenheit in die Praxis der Gegenwart führte. Die Bedeutung, welche Göttingen für die Entwicklung des deutſchen Geiſtes gewonnen hat, iſt weſentlich hier zu ſuchen, der Ruhm und Ruf Göttingens knüpft ſich freilich noch außerdem an eine große Menge berühmter Namen, ſo wie an Fortſchritte in einzelnen Wiſſenſchaften. — Man wird es hier nicht erwarten, daß wir alle die Männer aufzählen, welche ſich durch ihre Gelehrſamkeit auszeichneten, oder ſonſt einen großen Namen ſich gemacht hatten. Viele von ihnen verdienten des Rühmens nicht, das man bei ihren Lebzeiten machte, und iſt von all ihrem Wiſſen nichts übergeblieben, was noch heute in der Wiſſenſchaft oder im Leben fortwirkte.

Wir wollen unſer Augenmerk vielmehr vorzüglich auf den Geiſt richten, in welchem Göttingen weiter geführt wurde und der ſich aus der Univerſität entwickelte. Da treten denn zwei Männer hervor, an deren Thätigkeit und Einfluß ſich mehr oder weniger Alles anknüpft, was von 1770 bis 1805 in Göttingen geſchah und was den Charakter der Univerſität ſcharf ausprägte. Das waren Heyne und Ernſt Brandes.

Aus Heyne's Portrait ſchaut ſo deutlich eine Niedergedrücktheit hervor, daß wir vor dem Gedanken erſchrecken, dieſen Mann an die Spitze eines großartigen Inſtituts geſtellt zu ſehen, und Heyne's Leben verbürgt uns, daß wir uns nicht irrten. Mangel war der frühſte Geſpiele ſeiner Jugend, unter Verachtung und Bedrückung verfloſſen ſeine Kindes- und Jünglingsjahre. In die Nähe der ungeheuern Verſchwendungen des Grafen von Brühl geſtellt, litt er Hunger. Er hatte ſich für den Staat ausgebildet und ſah doch alle Wege zum Dienſt für den Staat ſich verſchloſſen, weil er — arm war. Das erfüllte ihn mit Troſtloſigkeit. Die beſtändige Sorge für das Nächſte, für die Exiſtenz erdrückte höhere Strebungen für das Ganze, ließ dem begeiſternden Hoffen auf ein Ideal keinen Raum. Es fehlte ihm nicht die Liebe zur Menſchheit, aber der Glaube an ſie und ihre Zukunft. Selbſt als er äußerlich ſicher geſtellt war, blieb ihm die Erinnerung an das Ungemach ſeiner Jugend und ängſtigte ihn die Zukunft ſeiner ſelbſt, wie ſeiner Kinder. Das ganze Menſchenleben ſchien ihm ein thörichtes Spiel. Man höre, was er am 26. Auguſt 1792 an ſeinen Schwiegerſohn, Georg Forſter, ſchrieb: „Im Grunde geht Alles ſo, wie es unter Menſchen gehen kann, gegangen iſt und gehen wird, wenn noch einmal 6000 Jahre verfloſſen ſein werden. Das Leben des klügſten Menſchen beſteht aus einem Gewebe von Unvollkommenheiten, Thorheiten, Uebereilungen, Kurzſichtigkeiten, und die ganze Geſellſchaft bleibt vielleicht in ewiger Minderjährigkeit. Das iſt mein Credo.“

Eine ſolche Lebensanſicht mußte zu dem gröbſten Egoismus führen. Wenn wir ſolchen bei Heyne aber nicht finden, ſondern die größte Uneigennützigkeit und Rechtſchaffenheit, ſo war das weniger durch ſeine Ueberzeugung als ſein Gemüth bedingt. Aber ohne den freien Blick in die Zukunft, ohne Begeiſterung für dieſelbe, blieb all ſein Thun und Laſſen im Bereiche des Nützlichen, Brauchbaren. Wir wollen Heyne in keinem Punkte zu nahe treten. Er war, wie ſchon 1791 von einem unbefangenen Kopfe, einem Ungar Ribini (im letzten Worte über Göttingen) ausgeſprochen war: „ein geſchmackvoller Gelehrter, der dem Studium der Philologie eine für die neueren Zeiten

ſo vortheilhafte Richtung gegeben hat.“ Dieſer Ungar ſagt gewiß Alles, was zu Heyne's Lobe geſagt werden kann: „Er hat gezeigt, wie man dem für ſo Viele todten Buchſtaben des Alterthums Geiſt und Leben abgewinnen könne, eine Bemühung, die, wenn ſie großen Köpfen auch kein neues Licht anzündet, doch den heilſamen Nutzen gehabt hat, in den düſteren Köpfen der Mittelgattung einige Strahlen der Erleuchtung aufgehen zu laſſen. Der großen Köpfe ſind wenige, Bildung thut an ihnen nur das Geringſte, ſie arbeiten ſich aus ſich ſelbſt herauf, aber die Mittelmäßigen bedürfen eines Führers, wenn ſie nicht ganz unbrauchbar werden ſollen, und ſie können gewiß keinen beſſern haben, als Heyne iſt. Wenn er auch keinen Gronov, keinen Weſſeling gezogen, ſo erinnern Sie ſich an die große Menge brauchbarer Schullehrer, die wir ihm verdanken, an den Einfluß, welchen die Bildung dieſer auf die Bildung ſo vieler jungen Leute hat, und machen Sie dann den Schluß, was Heyne für das Wohl der Menſchheit gethan hat.“

Heyne hat in der That ſehr großes Verdienſt um die Philologie; er hat aus ihr, die bis dahin lediglich ein verſtändiges Sprachſtudium war, eine wahre Alterthumskunde gemacht, und zur wahrhaft humanen Anwendung derſelben im Leben unendlich viel gewirkt. Dieſe Wirkſamkeit hat er jedoch mehr als Journaliſt und Lehrer geübt, als durch ſeine Herausgabe des Virgils. Eben ſo verdankt die göttinger Bibliothek ſeiner unermüdlichen Thätigkeit die große Brauchbarkeit, die ſie vor allen Bibliotheken der Welt auszeichnet.

Allein bei allen dieſen Verdienſten können wir nicht umhin, einzugeſtehen, daß er einen anhaltend nachtheiligen Einfluß auf die Geſtaltung Göttingens gewonnen hat. Es fehlte ihm nicht nur jeder heitere der Zukunft vertrauende Sinn, ſondern es fehlte ihm jede Liebe, Neigung und jedes Verſtändniß der Philoſophie. Vielleicht war daran ein kleines Ereigniß aus ſeinen Studienjahren nicht ohne tiefere Einwirkung, zumal da er in ſeinem Alter daſſelbe für wichtig genug hielt, es in ſeiner Biographie aufzuzeichnen. Er, der ärmlich Gekleidete, wurde in einem philoſophiſchen Collegium bei Winkler mit Scharren und Gelächter empfangen. Er beſuchte ſeitdem nie ein philoſophiſches Collegium. Der giftige Pfeil, den pennaliſtiſche Rohheit auf ſein weiches Gemüth eindrückte, drang tief und machte ihn zu einem Feinde der Philoſophie. Denn wer vermiede nicht den Salon, in welchem ihm Verhöhnung empfinge, möchte auch die Unterhaltung die intereſſanteſte ſein. — Heyne kannte nur *eine* Ausbildung des Geiſtes, die von der claſſiſchen Litteratur ausging und als höchſte Stufe dahin zurückführte. Wiſſenſchaft im einzig wahren Sinn hielt er für Spiel und glaubte im vollen Ernſt, *das Wahre*, das Gute, das Schöne laſſe ſich *nur* durch das Alterthum und *aus* dem Alterthum erkennen. Dieſer eine Grundirrthum hat unendlich viel dazu beigetragen, Göttingen lediglich dem elegranten Empirismus in die Arme zu führen, der dort als Götze verehrt wird. —

Als Heyne 1763 auf Rhunken's Empfehlung nach Göttingen berufen wurde, war David Michaelis dort der Allesvermögende, der erſte Bibliothekar, der beſtändige Secretär der Societät, Director des philologiſchen Seminars, Prof. der Beredtſamkeit, Rather und Leiter aller Univerſitätsangelegenheiten. Allein Michaelis war nicht uneigennützig, nicht aufopfernd, ihm fehlten die Tugenden, die ſolche Stellung erforderte, ja ein maßloſer Ehrgeiz und eine ſchmähliche Liebe zum Gelde verunreinigten viele ſeiner Rathſchläge. Er hatte Münchhauſen zu imponiren gewußt, konnte aber nie ſein Vertrauen erwerben, Münchhauſen fürchtete ihn, aber liebte ihn nicht, er hieß in ſeinen Briefen an Heyne immer nur: „ein Gewiſſer“ — „der Mann, den Sie wohl kennen.“

Heyne war anderer Natur, „er hatte,“ wie Heeren ſagt, „lernen müſſen Menſchen zu ertragen und zu gewinnen.“ Schmeidig eingehend in die Aeußerungen des Premierminiſters, ungemein thätig, discret und verſtändig in Geſchäftsſachen, ohne Nebenabſicht das Wohl der Univerſität im Auge habend, gewann er bald das ganze Vertrauen deſſelben, das in demſelben Maße Michaelis entzogen war. Münchhauſen entzog ſich, ſo gut dies heimlich geſchehen konnte (offen wagte er es nicht), dem Einfluſſe und Rathe Michaelis. Vorſchläge zu Beſetzungen von Profeſſuren, mochten ſie von Michaelis oder Pütter kommen, wurden Heyne zur Begutachtung überſendet. Wäre eine gewiſſe Ueberſicht des Ganzen, Uneigennützigkeit, Billigkeit, Haß des Parteigeiſtes, Eifer für den Ruhm und Glanz der Univerſität, allein hinreichend geweſen, die Zügel der Georgia Augusta zu halten und dieſe ſelbſt mit ſicherer Hand der Sonne zuzulenken, keinen beſſeren Händen hätten dieſe anvertraut werden können als denen Heyne's. Heyne aber ſah nicht die Sonne ſelbſt, er ſah nur den warmen Sonnenſchein, der auf Griechenland und Italien lag, üppige Blüthen und Früchte hervortrieb, und lenkte dahin.

In derſelben Richtung wurden auch noch von anderer Seite die Roſſe der Georgia getrieben. Referent in Univerſitätsſachen war ſchon bei Münchhauſen's Lebzeiten Georg Brandes, der Hofrath, ein Freund und Verehrer Winkelmann's, ein Liebhaber der alten Kunſt, wohlbewandert in der alten Litteratur. Auch er glaubte, wahre humaniſtiſche Gelehrſamkeit ſei nur in und durch die Philologie zu gewinnen. Die Michaeliſche Bibelüberſetzung und Pütter's juriſtiſche Deductionen erſchienen ihm als etwas ſehr Untergeordnetes gegen den Geſchmack an den Alten. Allein er hegte keinen Haß gegen die Philoſophie, er achtete Leſſing höher, als man dies zu Göttingen gewohnt war, und er war es, der Herder dorthin ziehen wollte. Sein Sohn Ernſt hat dagegen mit feindſeliger Abſicht die Philoſophie

von Göttingen fern gehalten und die dort aufblühende politiſche Freiſinnigkeit gefeſſelt.

(Fortſetzung folgt.)

Neue Lyrik.

(Fortſetzung.)

Eben ſo wohlwollend als freimüthig iſt dagegen das Lied „An den König von Preußen.“ Um dies allein werden viele Patrioten nach dem Buche greifen. Wir führen zur weiteren Charakteriſtik unſers Dichters einige Verſe daraus an:

Sieh, wie die Jugend ſich verzehrt
In Gluten eines Meleager,
Wie ſie nach Kampf und That begehrt —
O drück' in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten ſie ins Lager!
Und frage nicht, wo Feinde ſind;
Die Feinde kommen mit dem Wind:
Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Czaren, deinem Schwager!

Die Sehnſucht Deutſchlands ſteht nach dir,
Feſt, wie nach Norden blickt die Nadel;
O Fürſt, entfalte dein Panier;
Noch iſt es Zeit, noch folgen wir,
Noch ſoll verſtummen jeder Tadel!
Fürwahr, fürwahr, du thuſt nicht Recht,
Wenn du ein moderndes Geſchlecht,
Wenn du zu Würden hebſt den Knecht;
Nur wer ein Adler, ſei von Adel!

Laſſ', was den Würmern längſt verfiel,
In Frieden bei den Würmern liegen;
Dir ward ein weiter, höher Ziel,
Dir ward ein ſchöner Ritterſpiel,
Als krumme Lanzen grad' zu biegen.
Sei in des Herren Hand ein Blitz,
Schlag' in der Feinde ſchnöden Witz,
Schon tagt ein neues Auſterlitz,
Mögſt du in ſeiner Sonne ſiegen!

Das rathlos auseinanderirrt,
Mein Volk ſoll dir entgegen flammen;
Steh' auf und ſprich: „Ich bin der Hirt,
Der Eine Hirt, der Eine Wirt,
Und Herz und Haubt, ſie ſind beiſammen!“
Das Weſt und Oſt, das Nord und Süd —
Wir ſind der vielen Worte müd;
Du weißt, wonach der Deutſche glüt, —
Wirſt du auch lächeln und verdammen?

Der Fiſcher Petrus breitet aus
Aufs Neue ſeine falſchen Netze;
Wohlan, beginn' mit ihm den Strauß,
Damit nicht einſt im deutſchen Haus
Noch gelten römiſche Geſetze!
Bei jenem großen Friedrich! nein,
Das ſoll doch nun und nimmer ſein,
Dem Pfaffen bleibe nicht der Stein,
An dem er ſeine Dolche wetze.

Noch iſt es Zeit, noch kannſt du ſtehn
Dem hohen Ahnen an der Seite,
Noch kannſt du treue Herzen ſehn,
Die gern mit dir zum Tode gehn,
Zum Tod im heiligen Streite.
Du biſt der Stern, auf den man ſchaut,
Der letzte Fürſt, auf den man baut;
O eil' dich! eh' der Morgen graut,
Sind ſchon die Freunde in der Weite.

Mag es nun ſein, daß dieſe Verſe ſehr kühn und ſehr „ideologiſch“ gefunden werden; ſo viel iſt nicht zu läugnen, die Parrheſie des Dichters trifft die beſten Gedanken und die heißen Wünſche vieler Zeitgenoſſen; ja, ebeſt dieſer Idealismus, der ihn ſo kühn macht, iſt das Kind der Zukunft, welches die Kureten und Korybanten der Jugend pflegen und groß ziehen werden. Die Poeſie mußte erſt ſeiner Fahne ſchwören, um wieder ſich ſelbſt gleich zu werden, und in ihrem Lichte die Welt zu verjüngen; ſo hat ſie nun wieder Macht über die Herzen, wie die Philoſophie über die Gedanken. Das Bewußtſein davon lebt zur Zeit in beiden, es bricht überall unaufhaltſam hervor und muß nothwendig mit ſeiner Ausbreitung auch das Selbſtgefühl der Freiheit an die Stelle der gott- und ſelbſt-verlaſſenen Knechtſchaft (oder verſtändlicher der ſervilen Gemüthsverfaſſung) ſetzen. Eine ſolche allgemeine Stärkung und Nobilitirung der Geſinnung iſt ſelbſt eine große Gemüthsangelegenheit der Zeit. Der Dichter widmet ihr ein Lied, überſchrieben „An die deutſchen Dichter.“

Seid ſtolz! es klingt kein Gold der Welt,
Wie eurer Saiten Gold;
Es iſt kein Fürſt ſo hoch geſtellt,
Daß ihr ihm dienen ſollt!
Trotz Erz und Marmor ſtürb' er doch,
Wenn ihr ihn ſterben ließet;
Der ſchönſte Purpur iſt annoch
Das Blut, das ihr als Lied vergießet!
— —
Hoch, Sänger, ſchlage euer Herz,
Wie Lerchen in der Luft!
Es ruht ſich beſſer allerwärts,
Als in der Fürſtengruft.
Ein Liedchen, das die Treue bricht,
Iſt überall zu finden;
Verſchmähet mir die Ringe nicht,
Doch laßt euch nie an Ketten binden!

Aber, wird hier ein wohlgeſchulter und guterzogener Mann ausrufen, alle dieſe Lieder ſind ſie nicht politiſch und iſt die Proſa der Politik ein Gegenſtand der Lyrik, dieſer zarten Herzensblüthe? Ja wohl ſind ſie politiſch, es iſt das nicht ihr geringſtes Verdienſt und das alte Dogma: „ein politiſch Lied, ein garſtig Lied!“ iſt durch viele herzergreifende Accorde unſers Dichters glänzend geſprengt: er hat nicht nur den Muth und den Willen, das hiſtoriſche und politiſche Intereſſe, mag es auch noch ſo delicat ſein, zum

Inhalte der Poeſie zu erheben; er kennt auch den ganzen Umfang der wiſſenſchaftlich erarbeiteten Pointen, jener großen Punkte, von denen aus man die alte Welt aus ihren Angeln hebt. Ein ſolches Lied, ausdrücklicher, als die bisherigen, auf den erſehnten Helden des Jahrhunderts, führen wir noch an. Es iſt überſchrieben:

Der Freiheit eine Gaſſe.

Vorm Feinde ſtand in Reih' und Glied
Das Volk um ſeine Fahnen,
Da rief Herr Struthahn Winkelried:
„Ich will den Weg euch bahnen!
„Dir, Gott, befehl' ich Weib und Kind,
„Die ich auf Erden laſſe —"
Und alſo ſprengt' er pfeilgeſchwind
Der Freiheit eine Gaſſe.

Das war ein Ritter noch mit Fug,
Der wie ein heiß Gewitter
Die Knechte vor ſich niederſchlug —
O wär' ich ſolch ein Ritter,
Auf ſtolzem Roß von ſchnellem Huf,
In ſchimmerndem Küraſſe,
Zu ſterben mit dem Donnerruf:
Der Freiheit eine Gaſſe!

— — —

Wenn alle Welt den Muth verlor,
Die Fehde zu beginnen,
Tritt du, mein Volk, den Völkern vor,
Laß du dein Herzblut rinnen!
Gieb uns den Mann, der das Panier
Der neuen Zeit erfaſſe,
Und durch Europa brechen wir
Der Freiheit eine Gaſſe!

Das Dilemma des Staats und des egoiſtiſchen Abſolutismus behandelt das Gedicht: „Vive le roi!" mit dem Refrain: „vive la liberté!" frei nach Hégéſippe Moreau; die Einheit Deutſchlands, dieſes neuerdings ſo viel ventilirte Thema, die Wiedereinſetzung Arndt's, die Rheinfreiheit, das freie Wort, — alle dieſe Gegenſtände ſind mit Glück und mit der kühnſten Offenheit behandelt, und ſehr ſelten wird man ein Herausfallen aus der Lyrik in die Reflexion nachweiſen können. Dem Dichter iſt die Freiheit wirklich Religion. Er hat ihr auch, wie das nicht ausbleiben kann, ſeine Opfer gebracht, das Gedicht „Leicht Gepäck" ſagt:

Ich durfte nur, wie Andre, wollen,
Und wär' nicht leer davon geeilt,
Wenn jährlich man im Staat die Rollen
Den treuen Knechten ausgetheilt;
Allein ich hab' nie zugegriffen ꝛc.

und

Ich will die Freiheit nicht verkaufen,
Und wie ich die Paläſte mied,
Laß ich getroſt die Liebe laufen;
Mein ganzer Reichthum ſei mein Lied.

Schön ſind in dieſer Hinſicht die „Strophen aus der Fremde" empfunden und geformt. Er iſt in der Schweiz „auf dem Berge."

Da wären ſie, der Erde höchſte Spitzen!
Doch wo iſt der, der einſt an ſie geglaubt?
Das Auge ſieht die Sonne näher blitzen:
Doch arm und ſonnenlos iſt dieſes Haubt.

Ich ſehe die granitnen Säulen ragen,
Und endlos wölbt das Blau ſich drüber hin;
Doch will das Herz mir tiefbeklommen ſchlagen,
Wie unter einem Königsbaldachin.

Hier wollte ich als frommer Parſe beten,
Hier ſingen nach der Sterne reinem Takt,
Hier mit der Donnerſtimme des Propheten
Gotttrunken jauchzen in den Kataraкt.

Ich wollte — ja, ich habe mich vermeſſen —
In dieſen Bergen ſuchen mir mein Glück;
Ich wollte, ach! und konnte nicht vergeſſen
Die Welt, die ich im Thale ließ zurück.

O wie verlangt mich nach dem Staub der Straſſen,
Dem Druck, der Not da unten allzumal!
Wie nach den Feinden ſelbſt, die ich verlaſſen,
Und nach der Menſchheit vollſter, tiefſter Qual!

Ihr glänzt umſonſt, ihr Purpurwolkenſtreifen,
Und ladet mich gleich ſel'gen Engeln ein;
Ich kann den Himmel hier mit Händen greifen,
Und möcht' doch lieber auf der Erde ſein.

(Fortſetzung folgt.)

In meinem Verlage iſt ſoeben erſchienen:

Auch eine und zwar die allernothwendigſte

Vertheidigung für den Biſchof Dräſeke.

gr. 8. 1841. Geſ. 5 Ngr.

Leipzig, am 20. Auguſt 1841.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

15. September. № 65. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Ernſt Brandes hatte ſeit ſeiner Jugend in der Atmoſphäre der haute volée Hannovers gelebt, ſeine Denkart, Lebensweiſe und Sitten gehörten ihr an. In dem Augenblicke, wo er ausſtudirt hatte, ward er auch ſchon als Referent im Miniſterium angeſtellt. Auf einer Reiſe nach England (1785) „wagte" er es, Burke, den damaligen Oppoſitionsmann, zu beſuchen, ſchmiegte ſich deſſen Grundſätzen an und erwarb ſich nicht nur die Freundſchaft deſſelben, ſondern das Verſprechen, als undersecretary of State nach England berufen zu werden, wenn Burke in das Cabinet trete. Nach ſeiner Rückkehr aus England wurde er 1785 ſeinem Vater bei Führung der Univerſitätsangelegenheiten beigeordnet und trat nach deſſen Tode 1791 ganz in ſeine Stelle. Dieſe hatte aber ſeit Münchhauſen's Tode eine viel wichtigere Bedeutung bekommen. Die Curatoren der Univerſität folgten einander im ſchnellen Wechſel, und keiner unter ihnen war der Leitung der Univerſität ganz gewachſen oder mochte darauf die Zeit und Mühe verwenden, wie Münchhauſen. Referent in Univerſitätsſachen zu ſein, hieß ſo viel als dieſe Angelegenheiten allein leiten. Wir wollen den Einfluß, den Ernſt Brandes übte, näher verfolgen. Seine Worte: „Gott behüte uns, daß die Philoſophie der Zeit Modeſtudium in Göttingen wird, aber es liegt viel daran, daß wir einen ſehr denkenden Kopf haben," welche Heeren durch eine Autobiographie zu verewigen gewiß abſichtlich auswählte, ſind oft genug gegen die göttingenſche Eleganz und die dort aufgehäufte Maſſe von Gelehrſamkeit zurückgeſchleudert worden. Wir können kaum eine ſchlagendere Kritik des von Brandes und allen ſeinen Nachfolgern in Sachen der Philoſophie befolgten Syſtems geben, als das Lob, welches ihm von Rehberg desbalb geſpendet iſt. Rehberg wollte ſelbſt als geheimer Cabinetsrath noch gern Philoſoph ſein, er kritiſirte Kant, Fichte, Reinfeld nicht ohne verſtändigen Scharfſinn, aber er hat nie die höhere Bedeutung der Philoſophie erkannt. Hätte er ſich mit dem Rufe eines wohlwollenden, dem Fortſchritt im ſtaatlichen Leben huldigenden Staatsmanns begnügt, man hätte ihn auch vielleicht den Philoſophen beigezählt, aber er durfte nie in der Biographie Brandes (geſammelte Schriften Band IV. S. 416) ausſprechen:

„Von dem Jahre 1784 an drohte die Metaphyſik, gleich dem erſtickenden Winde der arabiſchen Sandwüſte, alle wiſſenſchaftliche Bildung zu verdorren. Eine neue Lehre ward mit eben der Wuth, und oft mit ähnlichen Mitteln verbreitet, als bald nachher neue ſtaatsrechtliche Anſichten und Grundſätze. Die Curatoren mehrerer Univerſitäten ließen ſich von der Begierde, einen glänzenden Ruf des Augenblicks und dadurch größere Frequenz zu erhaſchen, zum Nachgeben verleiten. Durch ſolche eigennützige und kleinliche Politik kann eine Lehranſtalt eine Peſt der Nation werden. Es gehörte ein ſehr feſtes Zutrauen zu eigner Einſicht dazu, dem Ungeſtüme zu widerſtehen, womit neue Lehren aufgedrungen werden ſollten. Brandes, dem die eigentliche wiſſenſchaftliche Philoſophie fremd war, erkannte um ſo viel ſicherer, wohin die Behandlung derſelben, welche jetzt aufkam, führen würde. Er drang darauf, es müſſe auf den gefährlichen Vortheil eines Rufs, in Göttingen ſei auch die neue Weisheit nicht fremd und werde neben der alten gelehrt, verzichtet werden. Die alte Maxime ward befolgt, den ruhigen Fortgang aller wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen zu befördern und jeder Bewegung zu wehren, die ihn ſtören konnte. — In Göttingen waren nie, weder Wolfianer, noch ungeſtüme Reformatoren der Theologie, keine Brownianer oder andere Sectirer in der Medicin oder in den Naturwiſſenſchaften angeſtellt. So auch jetzt kein metaphyſiſcher Prophet. Man hat bald die wohlthätigen Folgen dieſer Enthaltſamkeit gefühlt: und wenn es noch jetzt eine bedeutende Zahl von Gelehrten und praktiſchen Freunden der Wiſſenſchaften in Deutſchland giebt, die ſich von einfachen Anſichten und unbefangenem Unterſuchungsgeiſte leiten laſſen, ſo hat gewiß dies einen nicht geringen Antheil daran, daß einer Denkart und Geſinnungen, die man an andern Orten verhöhnte, in Göttingen eine Zuflucht offen gelaſſen iſt, wo ſie nicht bloß geduldet wurden, ſondern ihre Würde behaupteten. Die dort angehäufte Maſſe von Kenntniſſen und Mitteln, ſie zu vermehren, und das Gewicht einer Corporation, welche nicht allein durch die Bemühungen und Verdienſte einer langen Reihe der ausgezeichnetſten Männer, ſondern durch die

Harmonie im Tone des Ganzen, zu ſolchem Anſehen gelangt war, imponirte einer großen Zahl, die durch das betäubende Geſchrei der Gegner irre gemacht werden ſollte."

Zu dieſen Grundſätzen nun ſtimmte Heyne's Anſicht vollkommen. Lichtenberg ſchrieb am 24. Decbr. 1787 an Georg Forſter, er möge bei ſeinem Schwiegervater Bürger als Profeſſor der Philoſophie empfehlen: „Mich ſchmerzt nur, daß man glaubt, er lege ſich erſt auf Philoſophie. Nein, ein gewiſſer Grübelgeiſt, der ſich nichts weis machen läßt, ruht ſchon auf ihm, ſo lange ich ihn kenne, und er war von jeher Feind der geſchmolzenen Waſſerſuppenphiloſophie, die hier faſt allgemein geſpeiſet zu werden anfing."

Als Forſter gegen Heyne deshalb äußerte, früher oder ſpäter müſſe Göttingen doch einen Lehrſtuhl für Kantiſche Philoſophie haben, antwortete dieſer: „das ſei eben ſo wenig zu bewirken als zu rathen, dann ſei man wieder auf dem Wege der Secten. Man müſſe warten, bis die erſte Gährung ſich geſetzt habe, und ſehen was auf dem Boden ſitzen bleibe."

Und wer war der denkende Kopf Göttingens, der Brandes genügte? Der beſcheidene Philoſoph Feder. Es erkannte dieſer in ſeiner Metaphyſik den Satz von dem zureichenden Grunde nur deshalb für richtig an, weil er eine Folge der Uebereinſtimmung „aller Erfahrung" ſei. Feder bekämpfte „die ſonderbare Kantiſche Philoſophie, deren Erfolg nur Verwirrung der Begriffe und der Sprache ſein könnte," indem er behauptete, daß es ſchlechterdings keine andere Nothwendigkeit der menſchlichen Erkenntniß und Wahrheit gebe, als diejenige, die ſich auf Gefühl und Wahrnehmung gründe. —

Meiners mag gar nicht unter den Philoſophen aufgezählt werden. Als man Bouterweck 1797 als Profeſſor anſtellte, hatte derſelbe ſein Kantiſches Fieber ſchon ausgetobt. Er war einem beſcheidenen Rationalismus zugethan, da die Philoſophie ihm nur die Aufgabe zu haben ſchien, „durch apodictiſche Trennung des Scheins von der Wahrheit das Räthſel der Dinge und der Beſtimmung des Menſchen zu löſen, ſo weit dies ſelbſtändig durch die menſchliche Vernunft geſchehen könne."

Uebrigens neigte ſich Bouterweck mit größerer Liebe der Aeſthetik zu, und zeigte ſein geringes Vertrauen zu der Philoſophie dadurch, daß er dieſelbe in einer gewiſſen Unabhängigkeit von der Philoſophie pſychologiſch zu begründen ſuchte.

Als Herbart 1805 Profeſſor der Philoſophie wurde, war die Kantiſche Philoſophie ſchon lange nicht mehr die Philoſophie der Zeit, ſondern faſt Antiquität, und Herbart mußte bald darauf ſein Werkchen „Ueber meinen Streit mit der Modephiloſophie dieſer Zeit" ſchreiben. Wir kommen auf Hrn. Herbart zurück.

Es könnte merkwürdig ſcheinen, daß dieſe Abneigung gegen die herrſchende Philoſophie auch in die weſtphäliſche Zeit mit hinübergenommen wurde und ſich von Hannover nach Caſſel verpflanzte. Allein es wird dies weniger merkwürdig ſein, wenn man bedenkt, daß ſich an Fichte die ſtolze Erhebung Deutſchlands eng anſchloß, und daß man von Deutſchheit und Männerſinn am Hofe Jérome's nichts wiſſen wollte. So wurde den 1810 Gottlieb Ernſt Schulze von Helmſtädt hierher verpflanzt. Schulze hatte damals ſchon ſeinen rohen Skepticismus, welcher die Möglichkeit jeder wiſſenſchaftlichen Erkenntniß läugnete, verlaſſen, neigte ſich der Lehre Jacobi's zu und beſchäftigte ſich nur mit einer „durch die bewährten Regeln der Naturforſchung vorgeſchriebenen Unterſuchung des Urſprunges der Wahrheit, Bildſamkeit und Eingeſchränktheit der menſchlichen Erkenntniſſe."

Zum ſpeculativen Denken hat er Niemanden verleitet, und war genöthigt ſeine trockenen Vorleſungen über Anthropologie und Logik durch Späße und Zötchen zu würzen. Er lehrte bis 1833.

Noch in einer andern Beziehung übte aber Brandes ſehr nachtheiligen Einfluß auf die Univerſität und machte ſie des Rufes verluſtig, der zehn Jahre früher ihr höchſter geweſen war, desjenigen nämlich, der freieſten und ungeſtörteſten Discuſſion über Staatsſachen, wie freier Publicität. Den Profeſſoren wurde zum Theil direct die Freiheit, ohne Cenſur drucken zu laſſen, genommen, was aber noch ſchlimmer war, Brandes lehrte ſie auf hofmänniſche Weiſe, durch Ermahnungen, Schmeicheleien, Warnung und Drohungen: „die Umſtände beurtheilen, auf welche jetzt nothwendig Rückſicht genommen werden müßte" oder wie Rehberg es diplomatiſch andeutet: „auf die perſönlichen Geſinnungen und Vorurtheile des Monarchen und derer, welche Einfluß auf ihn hatten, zu achten und dem Strom der Volksſtimme auszuweichen, welcher ſie in entgegengeſetzter Richtung vorwärts treiben wollte."

(Fortſetzung folgt.)

Neue Lyrik.

(Fortſetzung.)

Wir kennen die Verhältniſſe des Dichters nicht, wir wiſſen es nicht, ob dieſe Situation der abſtracten Selbſtändigkeit für ihn eine dauernde war oder iſt, daß er aber ſchon wegen des Inhaltes dieſer Lieder und vornehmlich jetzt wegen ihrer Veröffentlichung „ſein Kreuz auf ſich genommen" und mit dem Philiſterthume in unverſöhnlichen Streit gerathen, verſtünde ſich von ſelbſt, auch wenn das Lied: „Jacta est alea" es nicht ausdrücklich ausſpräche. Gleichwohl iſt dies kein Kummer, der in Anſchlag käme gegen die allgemeine Noth; und dieſe wiederum iſt nichts Unüberwindliches, vielmehr hat der Idealismus ſie aufzulöſen die Auf-

gabe, und der Dichter ſie mitzufühlen den Beruf. Wie? alſo doch Weltſchmerz, der viel verfolgte? Allerdings, aber ein Weltſchmerz, der zugleich Himmelsluft iſt, indem ſie mächtig aus ſeinen Wehen hervorbricht und dem es zu ernſt um die Freiheit gilt, als daß er an ſich denken und ſich ſelbſt beſpiegeln ſollte; dieſer Weltſchmerz iſt keine Eitelkeit: er wird darum auch nicht zur Schau getragen, ja nicht einmal wie er iſt gegeben, ſondern überall augelöſt in muthige Geſänge.

Ein ſicheres Zeichen, daß es mit einer Zeitrichtung bitterer Ernſt wird, iſt es, wenn ſie Religion wird und als ſolche ihre Lyrik bekommt. Wir haben bei der Romantik gezeigt, daß und warum dieſe unwahre Richtung, die leere Bewegung des Subjects im Spiegel ſeiner Eitelkeit, keine Lyrik haben konnte, wir haben an der Heiniſchen Lyrik nachgewieſen, daß ſie die Poeſie der Lüge, der Selbſtvernichtung, des Zweifels an allem Hohen und Göttlichen iſt, wir haben in dieſer Troſtloſigkeit einer hohlen Witzreißerei und eines ſelbſtſeligen Ironiſirens den Spiegel jener von Gott verlaſſenen Zeit erkannt, einer Zeit, in welcher die Freiheit verrathen, vergeſſen und verlaſſen oder einſam in unzugänglich metaphyſiſcher Höhe der Welt und dem Genuß des politiſchen Menſchen entzogen war. Dieſe Weltperiode iſt nun vorüber, ſie iſt zuerſt durch die Julirevolution geſprengt worden, der Glaube an die Macht der Idee über die rohe Gewalt durchzuckte mit ihr wieder alle Herzen, die Freiheit war mit Händen zu greifen, die Netze ihrer Widerſacher zerriſſen und die Offenbarung des Göttlichen durch einen großen gemeinfaßlichen Act an alle Menſchen, welche die Hiſtorie mitleben, ergangen; dann hat die Kritik und die neueſte Philoſophie die alte Weltperiode der Indolenz, der hohlen Abſtraction und des Unglaubens an den gegenwärtigen Gott bei der Wurzel ergriffen und im Princip vernichtet. Dieſe Philoſophie iſt nun ſelbſt religiös, ſie glaubt an den weltbeherrſchenden Gedanken, ſie verkündigt dieſen Glauben, ſie bethätigt ihn durch ihr Leben, ihren Kampf und ihre Leiden, ſie geht dem Widerſtand der ſpröden Welt entgegen, ja ſie tritt aus ihrer eigenen Form, der ariſtokratiſchen Selbſtgenügſamkeit einer abgeſchloſſenen, ſchwer zugänglichen Wiſſenſchaft heraus und ergießt ſich mit der Wärme der Beredſamkeit über die weiten Kreiſe des entgeiſtigten Lebens. Die Wahrheit iſt Ein Geiſt und Ein Leben; in dieſer Einheit mußte nun auch die neue Poeſie geboren werden: und ſo iſt es geſchehen. Was die Welt zu erfüllen und aus den Banden des Egoismus, der Indifferenz, des irdiſchen gottverlaſſenen Wohllebens zu erlöſen die Kraft haben ſoll, das muß wiedergeboren ſein aus dem Geiſt und aus der Wahrheit, das muß geweiht ſein in dem philoſophiſchen Heiligthum; aber es muß ſein Herz und Gemüth in unmittelbarer Bewegung durch den Zauber der Kunſt bloß legen, ſo nur, nur lyriſch und durch das lyriſche Moment in allen Formen des Ausdrucks, kann es von Herz zu Herzen dringen und die Menſchen unwiderſtehlich zur Sehnſucht nach den himmliſchen Gütern, zur innern That hinreißen. In dieſen Phänomenen ergreifen wir die innerſte Werkſtatt der geſchichtlichen Bewegungen, die Philoſophie iſt ihre Vorbereitung, die Poeſie aber ſchon unmittelbar ihr erſter Ausbruch, die Kunſt ſtellt ſchon die Praxis der Idee dar und wo die ganze Poeſie mit der religiöſen Energie des neuen Zeitgeiſtes erfüllt iſt, da iſt es vergebens, mit Intriguen und äußerlichen Maßregeln ſich ihr zu widerſetzen. Ein Himmelslicht ſetzt den ganzen Aether in Flammen und in ihm verklärt und verzehrt ſich der alte Geiſt bis auf den dunkelſten und ſchlechteſten Egoismus herab.

Je delicater und verfänglicher nun Herwegh's Lieder ſind, deſto gewiſſer leben in ihnen die großen und entſcheidenden Probleme des allgemeinen Herzens, die Gemüthsangelegenheiten der Nation, und je mehr Pöbel ſich findet, der „kreuziget und ſteiniget ihn!“ ſchreit, um ſo gewiſſer iſt es, daß „der Tag des Edlen endlich gekommen.“ Wir nennen darum dieſe Lyrik eine neue und einen wirklichen Forſchritt, weil ſie das Kreuz des Prophetenthumes muthig auf ſich nimmt, und der erſtaunten Welt den Auferſtehungshymnus in die Ohren ſingt, deſſen ferne, ferne Sphärenmuſik ſie noch lange nicht aus einem irdiſchen Munde zu vernehmen gedachte. Der Dichter nennt ſich darum mit Recht einen „Lebendigen,“ den erſten Auferſtandenen und er weiß ſehr gut, wie ſehr er gegen den guten Ton der legitimen Spießbürgerei des ewigen Friedens, der die Gegenſätze nicht an einander gerathen laſſen möchte, verſtößt. Er ſetzt daher als Druckfehleravis ans Ende ſeiner Gedichte:

Voll von Fehlern iſt diß Buch;
Freiheit ſteht auf jeder Seite;
Gleichviel — gebt ihm euern Fluch
Oder Segen zum Geleite!
Für das Sündenregiſter
Sorge der deutſche Philiſter.

Und in dem Gedichte: „Jacta est alea:“

Ich hab's gewagt! und meine Fehde,
Sie währe fort;
Ich hab's gewagt! ſo ſteh' ich Rede
Für Manneswort.
Und vor des Thrones Stufen,
Wenn ihr nach meinem Rechte fragt,
Will ich mit Hutten rufen:
Ich hab's gewagt!

Von geſtern iſt mein Brief und Siegel,
Mein Pergament;
Ich weiß, daß außer meinem Spiegel
Mich Niemand kennt.
Ihr laßt die Dämmrung gelten,
Bevor der helle Morgen tagt —
Wohlan — wer will mich ſchelten?
Ich hab's gewagt!

— — — —

Ich ſah im Hoheprieſterkleide
Die Unvernunft,
Gleich Rohr zerbrechen ihre Eide
Die Henkerzunft;
Ich ſah von ſchnöden Hunden
Der Freiheit Edelwild gejagt,
Und wuſch ihm ſtill die Wunden:
Ich hab's gewagt!

Dürft' ich an einer Marmorſäule
Ein Simſon ſtehn,
In meiner Fauſt Heraklis Keule
Zum Schwunge drehn,
Wenn die Paläſte brechen —
O Gott, was haſt du mir's verſagt? —
Zu den Deſpoten ſprechen:
Ich hab's gewagt!

Allerdings iſt dies nicht legitim; aber was wär' es denn und was wäre werth es zu werden außer den ewigen ungeſchriebenen Geſetzen, die es noch nicht ſind und für die zu dichten und zu trachten, zu wagen und zu fallen, wenn es ſein muß, als wahrhaft ſchöpferiſche und poetiſche That der höheren Menſchheit aufbehalten wurde? Iſt nicht auch Schiller geflüchtet wegen ſeiner Räuber? War er nicht ein Vagabund in den Augen der Stuttgarter? Und jetzt? — Die Philiſter errichten ihm ein Standbild.

Die Geſchichte der Zeit iſt breit und groß, die Aufgaben, welche vor uns liegen, kennt Jedermann; und dennoch ſind ſie das Ei des Columbus nicht nur in der Praxis, auch in der Kunſt und Wiſſenſchaft. Wer Geiſt und Muth, ſie zu löſen hat, braucht nicht zu fürchten, daß ihm eine endloſe Menge von Concurrenten die Palme entreißt. Ein König, der es wüßte und wollte, was die Zeit bewegt, hätte ſchwerlich einen Nebenbuhler und dieſen Einen werden wir noch lange vergebens ſuchen: das Vivre et mourir en Roi iſt leicht geſagt ſo in Abſtracto, ſchwer in der That und Wahrheit. Nicht anders iſt es mit dem Dichter und vornehmlich jetzt, wo ſchon die Jugend an den ſtinkenden Brodkorb ſich anklammert und der Ehrgeiz nach großen Erfolgen der Krämerſpeculation auf den gemeinen Gewinn nur zu ſehr zu weichen ſcheint. Das Bewußtſein und den Muth unſers Dichters, möge ihm auch zu beiden ſeine Jugend die bequemſte Leiter gereicht haben, wollen wir daher nicht zu gering anſchlagen. Unter ſeinen Sonetten ſpricht ſich eins ganz vortrefflich über das bisherige falſche und das nun zu ergreifende richtige Princip der Poeſie aus:

Von Büchern liegt vor mir ein Perſerheer,
Doch keins kann mir den Unmut ganz verwiſchen!
Der will den Geiſt auf Reiſen ſich erfriſchen,
Der holt ſich ſeinen Helden über Meer.

Unwillig ſchwingt der Kritiker den Speer:
Warum die fremde Koſt auf unſern Tiſchen?
Warum nach Gold in fremden Flüſſen fiſchen?
Iſt unſre Heimat, unſer Herz ſo leer?

Geh' wieder in dein Kämmerlein und dichte!
Brauchſt keinen Turban, keine welſchen Blouſen;
Zünd' deinen Zunder an am eignen Lichte!

Greif', Sänger, wieder in den eignen Buſen,
In deines eignen theuern Volks Geſchichte!
Da, oder nirgends wohnen deine Muſen.

Aber wo iſt die Geſchichte, wo der eigne Buſen nicht? fragen die Uebrigen; und wahrlich ſie haben nicht Unrecht, wenn ſie die Entdeckung von dieſer Formel erſt beginnen zu müſſen glauben, denn auf den innern Sinn derſelben kommt es an, wie dies das Sonett an „Ludwig Uhland" ausſpricht:

Nur ſelten noch, faſt graut's mir, es zu ſagen,
Nehm' ich der Freiheit Evangelium,
Den Schatz von Minne und von Ritterthum
Zur Hand in unſern hartbedrängten Tagen.

Wie hab' ich einſt ſo heiß dafür geſchlagen!
Wie haſtig dreht' ich Blatt um Blatt herum!
Ich kann nicht mehr, — ich kann nicht — ſei es drum!
Es ſoll doch Niemand mich zu ſcheiten wagen.

Ein ander Haſſen und ein ander Lieben
Iſt in die Welt gekommen, und von allen
Sind wenig Herzen nur ſich gleich geblieben.

So ſind auch deine Lieder mir entfallen;
Ein einziges ſteht feſt in mir geſchrieben;
Kennſt du das Lied: „Weh' euch, ihr ſtolzen Hallen!"

Alſo: Guerre aux chateaux, paix aux chaumières! Aber freilich, dieſe Geſchichte hat man vergeſſen, im Angeſichte dieſer Geſchichte wird vielmehr Alles reſtaurirt, was vor ihrem ſtrengen Blick ſchon einmal vernichtet niederſank, der Papſt und die Pfaffen, die abſolute Willkür und der privilegirte Adel — was wollen dieſe Revenants? Sie wollen noch einmal begraben ſein, und es geſchieht nicht ohne Ironie des Schickſals, wenn der Todtengeruch des Moſchusparfüms aus den knappen ariſtokratiſchen Kleidern der guten alten Zeit in die Naſe der neuen fährt. Iſt es alſo zweifelhaft, was jetzt Geſchichte iſt? Je unumſchränkter die romantiſche Reſtauration vorſchreitet, um ſo weniger; und wenn erſt die Poeſie überall in rechte Flammen geräth, ſo wird ſich das Wunder von Jericho wiederholen: wir dürfens ihr zutrauen, ſie wird ſeine Mauern niederſingen, und die Geſpenſter bannen, die ſie bevölkern. Es wird daher ſchon wirken, wenn nur die Dichter den Anmaßungen der Ariſtokratie das verhängnißvolle: „Friede den Hütten, Krieg den Schlöſſern!" entgegenſetzen. Das heißt ins Deutſche überſetzt: „Eine Erinnerung gegen die andere! Erinnert euch der guten alten Zeit, in Gottes Namen! ſo werden wir uns ihres Endes erinnern." Herwegh's Lieder ſind in dieſem Sinn lehrreiche Lectüre; nur müſſen die Herren aufmerkſam leſen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß kein Titelchen verloren geht aus dem Evangelium der Freiheit und daß alle Paragraphen ihres großen Geſchichtscodex, die nicht gewährt werden, früher oder ſpäter nur um ſo ſicherer erobert werden. Die Revolution und ihr großes Princip der politiſchen Freiheit kann nicht negirt werden, ohne reproducirt und in dieſer Reproduction fortgeführt und geläutert zu werden. Alſo wende man gegen die Auffaſſung der Geſchichte, wie ſie in dieſer neuen Lyrik erſcheint, nur nicht ein: Geſchichte ſei die gute alte Zeit und das Mittelalter vor ihr; die Geſchichte, die uns intereſſirt und erwärmt iſt unſre Geſchichte und was von ihr noch nicht da iſt, aber werden muß, das holt das Denken und das Dichten — herunter aus dem Himmel.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

16. September. № 66. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Wir müſſen hier der Männer erwähnen, die unendlich viel für Göttingen, mehr aber noch für Deutſchland gethan haben.

Käſtner hatte die Scheu vor einer gewiſſen Oeffentlichkeit, nämlich der, wo es ſich um Perſönlichkeiten, Dummheiten ꝛc. handelte, überwunden. Schlözer aber war es, der die ſeit zwei Jahrhunderten feſt vermauerte Pforte öffnete und Publicität auch in Sachen des Staats brachte.

Schlözer, ein geborner Franke, war nicht ohne Heyne's Zuthun, jedoch auf Michaelis' Vorſchlag, von Petersburg nach Göttingen berufen. Er war ein ſtrenger, heftiger Mann, in welchem Freiheitsliebe ungeſtüm brauſte. Was er für die Geſchichte gethan, hat bleibend nachgewirkt, und obgleich es uns leicht als etwas Gewöhnliches, ſich von ſelbſt Verſtehendes erſcheint, ſo muß man einen Blick in die Geſchichtsſchreibung vor 1770 werfen, wo uns eine geiſtloſe Anhäufung von Namen und Jahrszahlen entgegenſtürzt, um zu würdigen, was Schlözer gethan hat. Er gab der Geſchichte eine neue Geſtalt, indem er Politik hineintrug und Erfindungen, Fortſchritte der Kultur, der Verfaſſung und Geſetzgebung über den Wechſel der Throne, der Dynaſtieen und kriegeriſche Ereigniſſe ſetzte, von denen er mit Recht ſagte, daß ſie bloß Mittel zum Zweck, nicht der Zweck ſelbſt ſeien. Er war es, der zuerſt den Arabern, Türken, Mongolen den ihnen gebührenden Platz anwies und gegen die bis zum Lächerlichen getriebene Ueberſchätzung des Alterthums auftrat. Er war es, der zuerſt darauf aufmerkſam machte, wie bei Claſſificationen in der Urgeſchichte der Völker die Sprache das Unterſcheidende ſei. —

Größer aber noch als um die Geſchichtswiſſenſchaft ſind ſeine Verdienſte als Politiker um Publicität. Er begründete unter dem Namen Briefwechſel ein Journal, das ſich zur Aufgabe ſetzte, die Geheimnißkrämerei, welche von den auswärtigen Angelegenheiten auf die innern übertragen war (es gab Höfe, wo man ſich ſogar den guten Morgen heimlich ins Ohr ſagte) und ſelbſt rein ſtatiſtiſche Angaben zu verbergen ſtrebte, zu zerſtören, das für Preßfreiheit, für Publicität der Juſtiz, gegen Intoleranz, Jeſuitismus kämpfte, das jegliche Art von Willkür und Ungerechtigkeit ohne Scheu ans Licht zog, das jedem Unterdrückten ſeine Spalten zur Vertheidigung öffnete. Als Schlözer 1782 den Namen Briefwechſel mit dem der Staatsanzeigen vertauſchte, ſagte er in der Vorrede:

„So lange noch der Altar ſteht, den George und ſeine gleich unſterblichen Staatsbeamten der noch hie und da im Gedränge befindlichen Freiheit und Wahrheit hier in Göttingen errichtet und bisher unter lautem Dank und Segen der Zeitgenoſſen (gewißlich auch der Nachwelt) mächtig geſtützt haben: ſo lange — aber auch nicht länger — ſoll der Briefwechſel oder, wie er ſeit Oſtern heißt, ſollen die Staatsanzeigen ununterbrochen fortgeſetzt werden.“

Dieſen Altar zu zertrümmern, hat Ernſt Brandes das Seinige gethan und dafür bei der hannoverſchen Ariſtokratie in großer Gunſt geſtanden.

Leſen wir heute die Staatsanzeigen, ſo werden nur noch einzelne Aufſätze unſer Intereſſe erregen. Allein wenn ein Aufſatz wie der „über den zürcher Kriegsfond“ (Briefwechſel Band VI, S. 57—61) den Tod Waſer's veranlaſſen konnte, ein Aufſatz, der lediglich ſtatiſtiſche, in Deutſchland kaum verſtändliche Notizen enthielt, ſo erklärt ſich die unendliche Wichtigkeit dieſes Journals. Als Waſer (deſſen Geſchichte leider noch nicht aufgeklärt iſt, für deſſen Unſchuld aber an der Unterſchlagung eines öffentlichen Documents, die ihm zur Laſt gelegt wurde, das Zeugniß von Johannes von Müller bürgt) an Schlözer dieſen Aufſatz geſendet, antwortete dieſer: „Ihr Helvetien iſt bisher immer eine ſtille Polyphenushöhle. Alles geſchieht hinterm Vorhange, Keiner thut's Maul auf, und die Herren ſprechen immer von Freiheit dabei! Raus damit, wer ein gutes Gewiſſen hat. Publicizät iſt der Puls der Freiheit. Mache nur ein muthiger Mann die Probe bei Ihnen. Erſtaunen wird man erſtlich, dann (vergeblich) inquiriren, zuletzt werden alle Menſchen ſagen, gedruckt muß werden, das hätten wir ſelbſt eher thun ſollen.“

Allein die Zürcher hatten ein prächtiges Mittel gefunden, den Leuten die Mäuler zu ſtopfen, im März 1780 wurde Waſer's Aufſatz dort bekannt, am 27. Mai 1780 wurde er hingerichtet, ein Opfer der Publicität. Schlözer ſchrie auf und rief den Himmel zur Rache. Noch 1783 (Heft XIII) wiederholte er: „Waſer's Blut raucht noch und wird und muß rauchen ſo lange es Geſchichte giebt.“ —

Wir fügen 1841 hinzu, daß die Blutſchuld, welche auf Zürich liegt, noch immer nicht getilgt ſcheint, wie das Ende der Straußiſchen Berufung zeugt. Merkwürdig wiederholen ſich dabei die Namen jener Ariſtokraten, deren Väter Blutrichter Waſer's waren. —

„Publicität iſt der Puls der Freiheit.“ Deutſchland begriff das. Allenthalben wurden Briefwechſel und Staatsanzeigen begierig verſchlungen. Maria Thereſia konnte auf einen Vorſchlag, der ihr im Staatsrathe gemacht wurde, äußern: „was würde Schlözer dazu ſagen?“ Joſeph II. wie Georg II. ſchützten den Herausgeber gegen die Anfeindungen der kleinen Reichsfürſten und Prälaten, deren lichtſcheues Thun und Treiben ans Licht gezogen wurde.

Welche Verbreitung dieſes Journal fand, iſt daraus zu erſehen, daß es Schlözern jährlich ein reines Einkommen von 3000 Thlrn. abwarf (an Honorar für die einzelnen Beiträge dachte damals Niemand) und ſeinen Verleger reich machte, obgleich er für den Bogen 40 Thaler an Schlözer zahlte.

Schlözer war nicht ohne politiſche Einſeitigkeit, er hatte eine große Abneigung gegen Alles, was Republik hieß, und und beſchuldigte daher nicht nur die Amerikaner eines ungerechten und undankbaren Betragens gegen die Engländer, ſondern glaubte auch noch 1782, die Nordamerikaner ſtänden an einem Abgrunde von Anarchie und oligariſcher Despotie. —

Indeſſen war die franzöſiſche Revolution hereingebrochen, Schlözer hatte den erſten Schritten der franzöſiſchen Nationalverſammlung lauten Beifall geſpendet, ja noch 1791 ſcheute er ſich nicht drucken zu laſſen: „die declaration des droits de l'homme et du citoyen ſei ein Codex der ganzen durch allgemeine Cultur ſich der Volljährigkeit nahenden europäiſchen Menſchheit.“ — Allein er, wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, waren der Beurtheilung ſo ſtürmiſch einander überholender Ereigniſſe nicht gewachſen. Schlözer namentlich beurtheilte die Dinge zu ſehr nach engherzig ſtatiſtiſch-ökonomiſchen Principien, er berechnete z. B. die Summen, welche Frankreich durch die Emigrationen verloren gingen und im Auslande verzehrt würden, und ſein Haß gegen alles Oligarchiſche veranlaßte ihn, eher Auszüge aus Schriften gegen die Revolution mitzutheilen als ſolche, die dafür ſprachen. Deshalb wurde er denn von den Demokraten als ſervil ausgeſchrieen, ohne den Beifall der Ariſtokraten gewinnen zu können. Denn bekanntlich beſtand die Welt damals aus dieſen zwei Parteien. Jedem freimüthigen Worte eines Volksſchriftſtellers wurde ein böslicher Sinn untergelegt und ihm die Abſicht angedichtet, Deutſchland zu revolutioniren.

Namentlich wehte von Hannover ein ſcharfer in Göttingen alles verdorrender ariſtokratiſcher Wind, der ſelbſt Spittler's Mantel etwas auf die Seite warf, zu der ſich Rehberg's ſchon länger gewandt hatte. Nach einem Briefe Heyne's, der durch ſeinen Schwager Ernſt Brandes aus guter Quelle ſchöpfte, ging die ariſtokratiſche Partei damals mit nichts Geringerem um, „als die Univerſitäten Göttingen und Halle langſam eingehen zu laſſen,“ weil ſich daſelbſt doch zu viel demokratiſche Elemente fänden.

Man machte Schlözer trotz der offenbar ariſtokratiſchen Tendenz, in welcher er ſeine Staatsanzeigen hielt, allerlei Vorwürfe, namentlich, daß er ſeine Cenſurfreiheit zur Privatrache gebrauche. Schlözer, der ſich nichts bewußt war, als gegen den durch kein Geſetz erlaubten Zwang der Stationsſcheine im Hannoverſchen zu kämpfen, wollte ſich verantworten, Heyne trat dazwiſchen: „ſchreiben Sie in Ihrer gewöhnlichen Weiſe, ſo geräth Alles in Flammen“ — dann räth er die Beſchwerde ganz zu unterdrücken: „er werde ſeinen Schwager (Ernſt Brandes) dadurch nur in Verlegenheit ſetzen.“ — Schlözer zeigte Schwanken und Schwäche, und man nahm ihm die Cenſurfreiheit, verbot ihm unbedingt die Herausgabe der Staatsanzeigen oder einer andern periodiſchen Schrift. Das geſchah 1796.

Als er im gleichen Jahre eine Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen ſchrieb, die er Brandes bogenweis zur Cenſur geſchickt hatte, erhielt er unter dem 1. Novbr. ein Reſcript des Curatoriums, deſſen Inhalt mitzutheilen wir uns nicht verſagen können:

„Wie wir ohnehin uns verſichert halten, daß ihr dergleichen Aufſätze im Druck nicht bekannt machen werdet, ohne ihn vorher zur Cenſur an uns eingehändiget zu haben, vertrauen wir auch zu euch, daß ihr mit ſchriftlichen Ausführungen von ſo häklicher Art und ſolchem weiten Ausſehen, euch ohne vorgängige Anzeige bei uns nicht werdet befaſſen wollen, da ihr nicht zu wiſſen vermöget, inwiefern das vielleicht ſeiner königl. Majeſtät Verhältniſſen entgegen ſei, und alſo mit eurer Eigenſchaft als Allerhöchſt Ihrer Diener und Unterthan ſtreitend ſein könnte.“

Seit der Zeit war es alſo mit der vielgerühmten Lehr- und Cenſurfreiheit, die Münchhauſen ſeiner vielgeliebten Tochter als ein Palladium hinterlaſſen, vorbei. Göttingen mußte ſinken, mochte man von der Maſſe der dort vorhandenen Gelehrſamkeit noch ſo viel Rühmens machen. Ein göttinger Profeſſor ſoll von einem wiſſenſchaftlich geſchichtlichen Werke, ehe er es beginnt, unterthänigſte Anzeige beim Curatorium machen und anfragen, ob er über ſolchen Gegenſtand auch ſchreiben dürfe! Hört!

Wir wollen Ernſt Brandes keineswegs beſchuldigen, daß er zu ſolchem Verfahren Veranlaſſung gegeben, allein es war ſeine Pflicht, was irgend möglich zu thun, daß ein ſolches Reſcript nicht erlaſſen wurde. Brandes ſelbſt aber rühmte in ſeiner Schrift über den gegenwärtigen Zuſtand der Univerſität Göttingen (1802) den Gebrauch des

Oberaufſichtsrechts von Seiten der Regierung. Er ſagt Seite 139:

„Gerade durch eine weiſe zeitige Einmiſchung der höchſten Oberaufſicht kann es am beſten verhütet werden, daß der Vortrag gelehrter Forſchungen nicht von tadlungswürdigen, Aufſehn erregenden Aeußerungen begleitet, ſondern geräuſchlos die Bahn ruhiger Unterſuchungen verfolgt werde.“ —

(Fortſetzung folgt.)

Neue Lyrik.

(Schluß.)

Iſt nun dieſe Lyrik das Herz der Zeit, das Wort der Freiheit; ſo war es nicht unpaſſend, daß der Lebendige ſie dem Verſtorbenen als Abſagebrief dedicirte. Hat man doch hier erſt den eigentlichen Sinn dieſes „Verſtorbenſeins,“ denn in der That Pückler's Zeit iſt um, und je ſchärfer die letzten Werke des Fürſten ſeinen widrigen Moſchusgeruch durch die deutſchen Lüfte trieben, um ſo eher werden die Todten ihren Todten begraben müſſen. Hören wir einige energiſche Paſſus aus der Dedication, dieſem unerbittlichſten Todtengericht unſerer Zeit:

O Ritter, toter Ritter,
Leg' deine Lanze ein!
Sie ſoll in tauſend Splitter
Von mir zertrümmert ſein.
Heran auf deinem Rappen,
Du biſt ein arger Schalk,
Trotz Knappen und trotz Wappen,
Trotz Falk und Katafalk!

Ich ſteh' nicht bei dem Troſſe,
Der räuchernd vor dir ſchweigt,
Weil du ein Herz für Roſſe
Und für's Kameel gezeigt;
Baſchkire oder Mandſchu —
Was ſchiert mich deine Welt —
Ich ſchleudre meinen Handſchuh
Dir in dein ödes Zelt.

Dem Reich der Mamelucken
Weiſſagſt du Auferſtehn,
Und ſäheſt ohne Zucken
Dein Vaterland vergehn;
Doch wiegteſt unter Palmen
Du dein Profetenhaubt,
Wenn nicht aus unſern Halmen
Du erſt dein Gold geraubt?

— — —

Für deines Volkes Rechte,
Wie fochteſt du ſo ſchlecht?
Du ſtandeſt im Gefechte —
Ja, für das Türkenrecht;
Du ſtirbſt auch auf dem Schilde,
Ja, auf dem Wappenſchild;
Klag' nicht, daß deine Gilde
Fortan bei uns nichts gilt! ꝛc.

Wenn nun allerdings die „Lieder eines Lebendigen“ ihren Effect zum großen Theil ihrem kühnen und alle Rückſichten muthig durchbrechenden Inhalte verdanken werden, ſo iſt doch eines Theils der Inhalt und der richtige Inhalt das erſte Verdienſt des Dichters: er muß vor Allen wiſſen und fühlen, was des Schweißes der Edlen werth iſt; andern Theils aber wird Niemand dieſen Gedichten den Schwung, auch den formalen und meiſt geiſtreich geordneten Effect abſprechen können. Die ächte Begeiſterung führt dies auch leicht herbei, vornehmlich in einer Zeit, wo die formelle Bildung ſo allgemein verbreitet iſt und darum weſentlich von einem neuen hiſtoriſchen Inhalte der Fortſchritt erwartet werden mußte. Wie er in der Lyrik hiemit eingetreten, ſo iſt er nun fürs Drama noch zu erwarten. Wollte man ein Bedenken gegen die vorliegenden Gedichte ausſprechen, ſo träfe dies die ſteifleinene Sonettform, die der Dichter zwar keineswegs unlebendig und ungeſchickt behandelt, ja die er viel glücklicher, als mancher Andere benutzt, deren ganzes Genre aber für dieſes neue Leben zu todt iſt. Was ſollen wir neben jenen Kriegs- und Sturmesliedern mit dem Geklimper ſuperkluger Sonette? — Nur mehr, edler Freund, von jenen Weltuntergangsliedern und nichts mehr von Sonetten! mögen die von denen cultivirt werden, deren Herz in alten todten Formen erſtarrt iſt. Dem „Lebendigen“ ziemt es nicht, neuen Wein in alte Schläuche zu faſſen.

Aber was haben wir gethan, indem wir dieſen Dichter lobten? — — Man wird ſagen „der Lebendige“ ſei revolutionär, und nicht mit Unrecht. Aber überſetze man doch dieſen Vorwurf! Revolutionär, heißt das nicht poetiſch, novarum rerum studiosus, ſchöpferiſch? Jede Zeugung, von der τεχνοποιΐαις an, macht ſie nicht eine Revolution; jede neue Poeſie iſt ſie nicht der Umſturz einer alten und veralteten Geiſteswelt? Wir haben gezeigt, daß die Lieder eines Lebendigen allerdings einen ſolchen Umſturz vollziehen und zwar poſitiv durch einen neuen Inhalt. Will man die Neuheit nicht gelten laſſen, ſo vergleiche man dieſe Freiheits- und Kriegslieder mit den alten aus den Freiheitskriegen, und man wird den Unterſchied fühlen. Alſo revolutionär ſind dieſe Gedichte poſitiv und negativ, — nur ſei es nicht thöricht ſo verſtanden, als wären ſie nur ein mißlungener Kitzel: ſie ſind eine vollzogene Revolution und was das Ernſthafte dabei iſt, ſie würden hohl und lächerlich ſein, wenn nicht die ganze hiſtoriſche und reingeiſtige Entwicklung der neueſten Zeit ihr Mutterſchooß wäre. Mit Einem Wort, die politiſche Freiheit, ganz und ohne Abzug, iſt die Religion und die Poeſie unſerer Zeit; und nur darum iſt es

ſo delicat von ihr zu reden und zu ſingen, weil es die Zeit der Brautwerbung, alſo die Zeit zarter Geheimniſſe, die Zeit der Ueberſpanntheit, der Uebertreibung, der Phantaſie und der Luftſchlöſſer iſt. Weder die Leidenſchaft, noch die Exceſſe, noch viel weniger aber das verrufene Revolutioniren dürfen wir alſo dieſen Gedichten vorrücken; es gehört zu ihrem Begriff und iſt ihre Tugend.

Und ſo ſei es drum, wir laſſen ihm ſogar ſeine Exceſſe zum Lobe gereichen: wer möchte auch einen Knaben, der von Jugend auf ein Philiſter, mit der Elle im Rücken, wäre und nicht eine Zeit des Raſens und der Exceſſe hätte? Schließen wir alſo mit einem recht friſchen und exceſſiven Gedicht aus unſerer Sammlung, mit

dem Reiterliede.

Die bange Nacht iſt nun herum,
Wir reiten ſtill, wir reiten ſtumm,
Und reiten in's Verderben.
Wie weht ſo ſcharf der Morgenwind!
Frau Wirthin, noch ein Glas geſchwind
Vorm Sterben, vorm Sterben.

Du junges Gras, was ſtehſt ſo grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blühn,
Mein Blut ja ſoll dich färben.
Den erſten Schluck, an's Schwert die Hand,
Den trink' ich, für das Vaterland
Zu ſterben, zu ſterben.

Und ſchnell den zweiten hinterdrein,
Und der ſoll für die Freiheit ſein,
Der zweite Schluck vom Herben!
Diß Reſtchen — nun, wem bring' ich's gleich?
Diß Reſtchen dir, o römiſch Reich,
Zum Sterben, zum Sterben!

Dem Liebchen — doch das Glas iſt leer,
Die Kugel ſauſt, es blitzt der Speer;
Bringt meinem Kind die Scherben!
Auf! in den Feind wie Wetterſchlag!
O Reiterluſt, am frühen Tag
Zu ſterben, zu ſterben!

Die Entſchloſſenheit des Gedankens überraſcht, aus dem Contraſt des Lebens- und Sterbemuthes entwickelt ſich ein eigener Humor, in dem die Situation ſo anſchaulich und naiv ſich ſpiegelt, daß wir raſch mit hineingeriſſen werden; zudem iſt eine ſtarke Bewegung in dieſer Situation und jeder Vers von einem ſchlagend neuen Motiv getragen; der erſte führt plaſtiſch die ganze Scene ein. Sie kommen durch die Nacht geritten, der Morgen graut, die Stille wird unterbrochen, ſie reiten in die Schlacht, der letzte hält vor der Schenke. Der Gedanke an den Tod und an den Tod fürs Vaterland überwältigt ſie. Dann erhebt ſich die Stimmung im Freiheitsgefühl, es dringt ein leiſer Spott durch über das Reſtchen des römiſchen Reichs, auf deſſen Sterben es eigentlich im Namen der Freiheit abgeſehen iſt. Dann geht es fort zum Uebermuthe der Soldatenſtimmung, die Lieb' und Leben leichtfertig auf den ehernen Würfel ſetzt. Und mit wie wenig Aufwand, ſpielend, faſt frivol iſt dies Alles erreicht! Der Reiter und ſein Sänger ſind ſehr liebenswürdig und ſehr gebildet; es wird aber auch nicht fehlen, daß man ſie liebt und verſteht. R.

In meinem Verlage erſcheint:

Zeitſchrift

für

deutſches Recht und deutſche Rechtswiſſenſchaft.

In Verbindung mit vielen Gelehrten herausgegeben

von

Dr. A. L. Reyſcher,
Prof. der Rechte in Tübingen

und

Dr. W. E. Wilda,
Prof. der Rechte in Halle.

Jährlich erſcheinen 4 Hefte, wovon jedes mindeſtens 11 — 12 Bogen ſtark.

2 Hefte bilden einen Band.

Der Preis eines vollſtändigen Jahrganges iſt 4 Thlr., wofür jede ſolide Buchhandlung denſelben liefert.

Das ſoeben erſchienene 1. Heft des III. Jahrganges oder Band 5., Heft 1. enthält:

Ueber die Notnunft an Frauen. Von Jakob Grimm. — Ueber Papiere auf den Inhaber. Von Dr. L. Dunker. — Die Realgewerberechte im Hinblick auf einen Rechtsfall. Von Reyſcher. — Zur Würdigung des deutſchen Drei-Inſtanzen-Syſtems aus dem legislativen Geſichtspunkte. Von Dr. Bernhard Emminghaus. — Ueber das germaniſche Element im Code Napoléon. Von Prof. Dr. Zöpfl. — Ueber die ſogenannte juriſtiſche Gewere an Mobilien. Von Dr. T. Brackenhoeft. — Etymologiſche Erklärung des Verbum ad fatimire (L. Rip. tit. 49) und des Subſtantivum ad fatimus (ibid.) in den fränkiſchen Geſetzbüchern, Capitularien und Formeln. Von Prof. Dr. Wilbrandt.

Leipzig, den 20. Auguſt 1841.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

17. September. № 67. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Im Jahre 1800 erhielt Schlözer zwar auf Fürſprache des Miniſter von Steinberg die Cenſurfreiheit wieder, aber die Herausgabe eines politiſchen Journals blieb ihm unterſagt. Dagegen machte es dem damals 70jährigen Manne unendliche Freude, daß 1802 ihm Alexander von Rußland ein faible marque de son estime (zu dem Werthe von 2000 Thalern) nebſt Orden und Adelsdiplom überſenden ließ.

„Grand Dieu! ſchreibt er an ſeinen Sohn, ſo ſpricht ein Kaiſer, ein Kaiſer von Rußland mit einem Profeſſor! Ich will es Dir nur geſtehen, daß mir keine je widerfahrene Ehre ſo gefreut hat als dieſe, zumal das adlige Wappen.“

Welche Kraft durch das von Hannover aus beobachtete Verfahren in Schlözer erſtickt und niedergehalten war (er widmete die letzte der ruſſiſchen Geſchichte), beweiſet ſein Schmerz bei Deutſchlands Schmach und Preußens Fall im Jahre 1806. Ein Brief, zum Druck beſtimmt, lautete:

Jetzt, ungefragt verkauft, vertauſcht, verkuppelt man uns wie Heerden, und unempfindlich für deutſche Ehre, gefühllos ſelbſt für alle Menſchenwürde, heucheln wir, jubeliren wir, illuminiren, ſingen Te Deum und tanzen wir noch dabei! — Lies, wenn Du kannſt und Dir Dein deutſches Herz nicht bricht, die Willkommensrede, gehalten in einer deutſchen Stadt bei Ueberreichung der Stadtſchlüſſel vom Oberbürgermeiſter. — Wir Deutſchen ſind zwar in unſrer jetzigen Lage arme Schaafe, die ſich blindlings von Einzelnen leiten laſſen müſſen, aber ſind im Ganzen, als Nation, noch immer geſund; die Anzahl der Drehkranken unter uns iſt unendlich klein — wie? wenn uns das Schickſal einſt andere Leithämmel gäbe? Laß Dir durch Voß das lateiniſche Kraftgebet der ſeeligen Dido im Virgil, in eben ſolches Kraftdeutſch (nur nicht in Herameter) überſetzen exoriare aliquis und bete es alle Morgen. Bete laut! denn da deutſche ſogenannte Männer ſchweigen, ſo müſſen Weiber, Mädchen und Jungen ſchreien.“ —

Und an ſeinem 75. Geburtstage, am 5. Juli 1809, erließ er an die göttinger Profeſſoren ein Circular, worin er ſich Gratulationen verbat, er ſprach ſich darin in folgenden Worten aus:

„Ich verachte dieſes lumpige Menſchenleben, eben weil ich es ſo lange gelebt habe, tief, und kann beſonders an die jetzige Generation, beſtehend en gros aus Tyrannen, Räubern, Feigen und Dummköpfen, auch méchants, Undankbaren u. ſ. w. nur mit verbiſſenem Ingrimm denken, da ich durchaus keine Erlöſung zu erleben mehr hoffen kann.“

Und was thaten die göttinger Profeſſoren in dieſer Zeit? ſie beugten ſich und bückten ſich vor Hieronymus, während Schlözer einer perſönlichen Huldigung ſich zu entziehen wußte, ſuchten Gehaltszulagen zu erhaſchen (Meiners, Stäudlin u. ſ. w.) und ſuchten ſich durch Zurückziehen auf gelehrte Arbeiten den Forderungen der Zeit zu entziehen, worin ihnen freilich Goethe mit dem Beiſpiel voranging. Die wie ihr Mann mit Goethe ſehr befreundete Frau eines göttinger Profeſſors, der ſich ſpäter im Colleg rühmte, daß er Alexander auf die Frage: wie mache ich meine Völker glücklich? erwiedert habe: „Ew. kaiſerliche Majeſtät mögen die Gnade haben meine Schriften zu leſen,“ ſagt in deſſen als Mſc. gedruckten Biographie:

„Unter dieſen Umſtänden (1808—13) konnte nur eine große, alle Kräfte des Geiſtes in Anſpruch nehmende Arbeit die Ableitung werden für ein Gemüth, das gewohnt war, am leichteſten auf dieſe Weiſe Ruhe und Gleichgewicht wieder zu finden. Als daher das franzöſiſche Nationalinſtitut für das Jahr 1810 die Preisfrage gab, über den Zuſtand der Völker Italiens unter dem Reiche der Oſtgothen, ſo war der Entſchluß, ſie zu beantworten, raſch gefaßt. Die Durchführung war jedoch keine leichte. — Solch eine vollkommene Hingebung in die ſtreng wiſſenſchaftliche Unterſuchung führte aber auch, abgeſehen vom Erfolge, ihren eigenen Lohn mit ſich, und nicht leicht iſt wohl eine ſolche Arbeit mit größerer Freudigkeit vollbracht worden.“ —

Sollte man nicht glauben, der Taufpathe ihres Sohnes Wolfgang ſpräche hier ſelbſt? —

Doch dies nur beiläufig zur Charakteriſtik des damaligen Zuſtandes der Univerſität Göttingen, da wir des langjährigen Freundes von Benjamin Conſtant, deſſen Nachfolger Dahlmann war, noch ſpäter ausführlicher gedenken müſſen.

Kehren wir zu Schlözer zurück, er ſtarb wenig Monate nach dem zuletzt erwähnten Rundſchreiben am 9. Septbr. 1809, nachdem er noch im Jahre 1805 zum hannoverſchen geheimen Juſtizrath ernannt war, ein Titel, der für alle göttinger Profeſſoren bis auf den heutigen Tag für das höchſt Erreichbare gilt.

Schlözer war die beſte Blüthe in der Blüthenzeit der Georgia Augusta.

Neben Schlözer ſteht Spittler, erſteren als Geſchichtſchreiber noch überragend. Auch er war ein Hiſtoriker mit politiſchen Tendenzen, auch er kämpfte für Aufklärung der Ideeen in Kirche und Staat, und auch er hielt Publicität für das Lebenselement der Freiheit. Als Hiſtoriker insbeſondere muß an ihm gerühmt werden, genaue Bekanntſchaft mit den Quellen, litterariſch-kritiſcher Scharfblick, Schnelligkeit des Ueberblicks, Leichtigkeit und Gewandtheit im Auffaſſen der Hauptpunkte, und was wir noch höher anſchlagen, Begeiſterung für menſchliche Größe und die Zukunft der Menſchheit, nebſt hiſtoriſcher Redlichkeit.

Wächter ſagt von ihm: „wie Schlözer mit ſeiner bizarren Derbheit im Fache der Politik und Statiſtik die hergebrachte Geheimnißkrämerei der Kabinette und Kanzleien angriff und glücklich bekämpfte, ſo wußte Spittler mit ſeiner Gewandtheit die Fürſten und ihre Miniſter zu überzeugen, wie Beförderung der Cultur zu ihrem eigenen Beſten diene und wie blos geiſtige Kraft den Mangel der phyſiſchen erſetzen könne. Er eröffnete der deutſchen Specialgeſchichte ihre Archive.“

Auch Spittler hatte die franzöſiſche Revolution mit Enthuſiasmus begrüßt und ſich, wie Rehberg ſagt, auffallender Unvorſichtigkeiten dabei zu Schulden kommen laſſen. Doch lenkte er früh ein, ſo daß Heyne in einem Briefe (27. Febr. 1792) an Forſter ſagen konnte: „Herr Spittler will gern noch Miniſter in Hannover werden, er lenkt auch um, ſo wie Rehberg, und die Sachen bleiben doch das was ſie waren.“ Da ſchimmert viel Animoſität hindurch, doch liegt auch einige Wahrheit dem zu Grunde.

Spittler war ein Mann von höchſtem Ehrgeize, und er ſtrebte danach, ſich des Einfluſſes von Heyne in Univerſitätsſachen zu bemächtigen, was auch wohl gelungen ſein möchte, wäre nicht ſein Freund, der Conſiſtorialrath Koppe, zu Hannover 1791 geſtorben, eben als er den größten Einfluß erlangt hatte und Ernſt Brandes bald überflüſſig gemacht haben würde. Welche andere Geſtalt alsdann wohl die Univerſität Göttingen erhalten hätte, erräth man aus Rehberg's Worten:

„Koppe's Bemühungen, auf die Univerſität Einfluß zu gewinnen, wurden von Göttingen aus durch den ehrgeizigen, unruhigen und zur politiſchen Thätigkeit ſehr aufgeregten Spittler und Andere unterſtützt. Sie gerieth in Gefahr, in Schwindel von Reformen gezogen zu werden.“

Alle dieſe Beſorgniſſe der jeden Fortſchritt ängſtlich beobachtenden Partei wurden jedoch durch die Anſtellung des jungen Brandes gedämpft. Dieſer griff in das Rad — und trieb es rückwärts. —

Daß wir Heyne nicht Unrecht thaten, wenn wir ihm große Aengſtlichkeit und Bereitwilligkeit zuſchrieben, dieſer rückwärts treibenden Richtung ſich gefällig zu erweiſen, wenn auch weniger aus Ueberzeugung als aus Furcht und Schwäche, daß wir Brandes mit Recht anklagten, Organ der hannoverſchen Adelspartei zu ſein, möge man aus folgenden Brieffragmenten erkennen.

Georg Forſter, Heyne's Schwiegerſohn, damals Bibliothekar in Mainz, hatte im 4. Stück der Göttinger Gel. Anz. vom Jahre 1792 eine Recenſion der Nouveau Voyage dans les Etats-Unis de l'Amérique septentrionale von Brissot de Warville geſchrieben, die nach Art der Gött. Gel. Anz. mehr referirte als raiſonnirte.

Am 16. Febr. 1792 ſchrieb ihm Heyne:

„Ich höre, Sie überſetzen den Briſſot, laſſen Sie ſich nicht hinreißen, von dem Ihrigen etwas einzumiſchen oder beizufügen. Ihre Recenſion von dem Buche läßt mich Alles fürchten, ſie charakteriſirt gewaltig, ſie iſt auch überall ſo aufgefallen, daß von allen Orten her Fragen nach dem Verfaſſer geſchehen, und dies mit der Beifügung, daß der Umſturz des etablirten Gouvernements in einigen Stellen ſo ziemlich klar gepredigt werde. Das iſt freilich nicht erlaubt, kann nie gut thun.“ — —

Georg Forſter antwortete unter dem 21. Febr. 1792:

— — „Solche jämmerliche, gewiſſenloſe Anzeigen, wie die in den Gött. Gel. Anz. von Burkes Appeal to the oldwhigs und von Payne's Rights of man, thun offenbaren Schaden. Die Bücher werden doch von Tauſenden geleſen, man findet ſie ganz anders, als die hannoverſchen Speichellecker der Ariſtokratie und verachtet das leidenſchaftliche Recenſentenweſen. Glaubt man einem Publikum, das auf den Punkt aufgeklärt iſt, wie das unſrige, Staub in die Augen werfen und eine Naſe drehen zu können durch eine Recenſion, die nach ſchlechtem Parteigeiſte ſchmeckt? O da muß man doch erſt ſchreiben lernen und nicht bloß etwas daher ſalbadern, was allenfalls in einer hannoverſchen Theegeſellſchaft bewundert werden kann. — Fern ſei von mir der Gedanke, Ihnen und Ihren dortigen Verhältniſſen Verdruß zu machen. Wenn das die Folge von meiner Art zu recenſiren iſt, ſo ſchicken Sie mir nur immer die Recenſionen zurück, die nicht durch das hannoverſche Sieb gehen, oder, was noch beſſer iſt, weil ich dann auch nicht Zeit und Mühe umſonſt aufwende, erlauben Sie mir, daß ich der Faction, die ſich von den Brodſamen von Herrn Burkes Tiſche nährt, den Platz gänzlich räume. Dieſe Leute machen Faction, nicht ich. Wir

haben in Deutſchland nichts mit dem Parteigeiſte in Frankreich zu ſchaffen; wir ſollen frei und unbefangen Alles hören können. Wo die öffentliche Ventilation aufhören muß, fängt die heimliche Machination an; dahin bringen uns die ungeſchickten politiſchen Dogmatiker." — —

Das wirkt doch etwas auf Heyne. Er antwortet am 27. Februar:

„Ich ſehe das Spiel der kleinlichſten Leidenſchaften. Der gute Ernſt Brandes, der vorher der ſchrecklichſte Demokrat war, nun aber Herrn Burke eine entgegengeſetzte Partei nehmen ſieht, fällt auf einmal in das andere Extrem. Hr. Spittler will gern noch Miniſter in Hannover werden, lenkt auch um, ſo wie Rehberg, und die Sachen bleiben doch was ſie waren; einige gute und ſichere Principia und Betrüger und Betrogene, Böſewichter und Unſchuldige, Thoren in der Anwendung, freilich wie endlich wirklich Raſende. Das alles würde mich wenig gerührt haben, wenn nicht das Miniſterium (auf Ihre Recenſion) ſelbſt aufmerkſam geworden wäre und mich reſponſabel gemacht hätte."

Was man ſo in Hannover geſäet, das ſollte man 1803 ernten. Gab es eine ſchmählichere Convention, als die fuhlinger? Der Schutz, den Napoleon Göttingen angedeihen ließ, erhielt von 1803 bis 1805 die dortigen Zuſtände ungeſtört. Preußens Beſitznahme Hannovers währte nur kurze Zeit, das Königreich Weſtphalen nahm Göttingen in ſich auf. Daß dort kein deutſcher Geiſt ſich regte — daß man ſich in das ehrwürdige altherkömmliche Wiſſen vertiefte oder vielmehr verkroch, des Wechſels der Dynaſtieen kaum achtete, wenn man nur den Gehalt richtig ausgezahlt oder gar Gehaltszulage erhielt, ſind Thatſachen, wie würde ſonſt auch die weſtphäliſche Regierung mit ſo viel Wohlwollen Göttingen bedacht haben, während Napoleon Halle aufzuheben für nöthig erachtete. Der weſtphäliſchen Regierung verdankt Göttingen die Vervollkommnung ſeiner vorzüglichſten Anſtalten, die neue Sternwarte, das Gewächshaus im botaniſchen Garten, die Vergrößerung der Bibliothek durch Hinzufügung der Univerſitätskirche.

Heyne ſtarb am 14. Juli 1812, 85 Jahre alt.

Doch es iſt Zeit, daß wir uns zu den anderen Disciplinen wenden, zunächſt zur Theologie.

An der Verfeindung der Philoſophie, die von Oben begünſtigt wurde, nahm denn auch die Theologie mächtigen Antheil.

In den Jahren 1780—1790 war in Deutſchland der Rationalismus der Semlerſchen und Kantiſchen Schule üppig emporgeſchoſſen, ja bald durch Schelling und Fichte angeregt, ein bis zum Myſtiſchen geneigter Idealismus, der aber auf das Chriſtenthum ſelbſt keine Rückſicht nahm, zum guten Ton geworden.

In Göttingen ſuchte man ſich von allen dieſen Bewegungen fern zu halten, an das Ethiſche und Praktiſche im Chriſtenthum feſtzuklammern, aber die volle ſupernaturaliſtiſche Zuverſicht war auch dort verloren gegangen, und Gottlieb Jakob Plank ſtand ſo recht ſchwankend und ſuchte einen Mittelweg. Hören wir was ſein Schüler Lücke, ſich und ihn ſelbſt charakteriſirend, in Plank's Lebensbeſchreibung ſagt: „wir fanden ihn mehr zurückhaltend als mittheilend, mehr vorſichtig als zuverſichtlich. In ſtreitigen Punkten trat dies beſonders hervor, er liebte dabei mehr das abwägende Suchen nach Wahrheit, als die Entſcheidung. Er zögerte und hemmte; er wollte weder ſich noch uns den rollenden [Sichel-] Wagen der Kritik anvertrauen, er fürchtete den überſchnellen Lauf, aber, wie es ſchien, mehr wegen des ſchädlichen zu frühen Ankommens, als weil er den Weg und das geahnete Ziel ſelbſt ſchon für den unrichtigen gehalten hätte." —

Es iſt charakteriſtiſch für Göttingen, daß man in allen Gebieten der Geiſteswiſſenſchaften fürchtete, man möchte zu früh zur Wahrheit gelangen, daß man hemmte und zögerte, weil man es für ſchädlich hielt, wenn man der Wahrheit ſchnell näher rücke.

Plank warnte vor der Speculation, weil ſie das hiſtoriſche und poſitive Moment des Chriſtenthums verſchöbe, es ſeiner Selbſtändigkeit und Kraft beraubte, und doch fühlte er ſelbſt ſchon den hiſtoriſchen Boden unter ſeinen Füßen wanken und damit den einzigen Beweis, den er für die Offenbarung des Chriſtenthums hatte, ſinken, ſo daß ihm nichts überblieb, als ſich an das Ethiſche, allgemein Menſchliche und praktiſch Vernünftige im Chriſtenthum zu halten. —

Dagegen hatte Plank in kirchenhiſtoriſchen Sachen einen freieren, unbefangenern Blick; die emſer Punctationen ſcheinen ihm nicht durchgreifend genug, um die Freiheit der deutſchen Kirche von der ſchmählichen Abhängigkeit der Ultramontanen herzuſtellen, er wünſchte, daß auf allen deutſchen Biſchöfen deutſcher Chriſtenmuth ruhe, wie ihre Primaten gezeigt, damit die Macht des Papſtes gebrochen werde.

Die Göttinger haben ſich häufig gerühmt, wenigſtens einen Theologen gehabt zu haben, welcher der kritiſchen Philoſophie angehörte. Sie meinen damit Stäudlin, durch Koppe und Spittler 1790 dorthin berufen. Er ſelbſt hat ſich zu einer Zeit Schüler Kant's genannt; ſpäter aber bekannt, daß er von der kritiſchen Philoſophie ſehr eingeſchränkten Gebrauch gemacht habe und er vielmehr „einem rationalen Supernaturalismus" huldige. Wir haben in ſeinen Schriften weder eine Spur Kantiſcher, noch von

Philoſophie überhaupt gefunden. Er war wie Meiners ein aus der göttinger Bibliothek zuſammenſtoppelnder Vielſchreiber, er hatte es als ſolcher beſonders auf die Moral abgeſehen. Er ſchöpfte aber nie aus eignem Geiſte, ſondern ſchrieb immer nur Geſchichte der Vorſtellungen und Lehren (z. B. von der Sittlichkeit des Schauſpiels, vom Selbſtmorde, vom Eide, vom Gebete, vom Gewiſſen, von Ehe, Freundſchaft u. ſ. w.). Seine Geſchichte der Moralphiloſophie iſt ein erbärmliches Machwerk. — Das war die göttinger Theologie.

Was die Jurisprudenz anlangt, ſo bleibt jedenfalls der Kampf, welcher ſeit 1790 von Göttingen aus gegen die verſteinerte Form der damaligen civilrechtlichen Jurisprudenz gekämpft wurde, wichtig. Die elegante Jurisprudenz war dadurch vernichtet, eine ſyſtematiſche Bearbeitung hervorgerufen. Aber merkwürdig, daß der, den man gewöhnlich als Vernichter dieſer Eleganz preiſet (man vergißt des Göttinger Reytemeier, deſſen Name erſt ſpäter durch ſeine bei dem Bundestage betriebene Beſchwerde gegen die däniſche Regierung, die ihn ſeines Dienſtes als Profeſſor und Etatsrath in Kiel entſetzt hatte, wieder auftauchte), nach Jahrzehnden in alle die Fehler zurückverfallen mußte, gegen die er in ſeiner Jugend gekämpft hatte. Wir meinen Guſtav Hugo, geb. zu Lörrach im Badiſchen am 23. Novbr. 1764. Seine Jugendbildung, durch mehrjährigen Aufenthalt in Mömpelgard bedingt, gewährte ihm wenigſtens den Vorzug, „gegen die Vorurtheile ſeines Volkes durch die eines andern geſichert zu ſein.“ Er las Voltaire früher als deutſche Bücher. Wieder in die Heimath verſetzt, wurde er unter Acten und den lateiniſchen Juriſten bis zur Univerſität groß gezogen. Er gewann den erſten in Göttingen vertheilten juriſtiſchen Preis und damit die Gunſt Heyne's, Spittler's, Feder's, ſo daß ihm, während er noch ſtudirte, eine Profeſſur zugeſagt wurde. Nachdem er ſich durch Reiſen und einen kurzen Aufenthalt am deſſauer Hofe (als Erzieher des Prinzen) vor der Einſeitigkeit bloßer Gelehrtenbildung recht tüchtig (freilich nur auf die kürzeſte Dauer) verwahrt zu haben glaubte, trat er 1789 die Profeſſur an.

Seine erſte Wirkſamkeit gewann er durch Recenſionen in die Gött. Gel. Anz. Seine Anzeigen waren in kurz und körnigtem Styl, ohne bauſchige Redeſätze und eingeſchachtelte Perioden abgefaßt, alſo ganz das Gegentheil ſeiner ſpätern Schreibart. Man ſah in ihnen keine göttingſche Fürſichtigkeit und Rückſichtsnahme. Daher wurden denn auch die Hugoſchen Recenſionen überwacht, und Spittler übernahm eine Art Cenſur der Arbeiten ſeines jungen Freundes. Als Spittler 1793 abging, war das freilich nicht mehr nöthig, Hugo hatte ſich ſchnell nach ſeinen ganzen Umgebungen modificirt und Göttingen acclimatiſirt. Hugo eiferte unverdroſſen gegen die Lermänner und ihre Kunſt: für jeden noch ſo klaren Rechtsſatz 20 Leges zu citiren, wie gegen die Citirſucht überhaupt. Man dürfe nie einen Schriftſteller dafür citiren, was man eben ſo gut oder beſſer wiſſen könne. Er machte auf den elenden Kanzleiſtyl aufmerkſam, hob den Uebelſtand der alten Methode auf das corpus juris allein nach Titel zu verweiſen. Hugo hat aber nicht nur die Forderung der Scheidung des Praktiſchen vom Gelehrten in der Wiſſenſchaft, welche ſchon von Leibnitz ausgeſprochen und von Pütter anerkannt war, häufig wiederholt, ſondern ſie zuerſt praktiſch verwirklicht. Er ſah das römiſche Recht als ein vollſtändig zuſammenhängendes Syſtem an und ſuchte auf hiſtoriſchem Wege eine Syſtematik herauszufinden. Das war es aber, woran ſein ganzes Beſtreben ſcheiterte. Man darf an dieſes übrigens nicht die Kategorieen der philoſophiſchen Rechtsſchule anlegen und ſie geringſchätzen, man würde dabei vergeſſen, daß die philoſophiſche Rechtsſchule zum größten Theil auf den Boden fußt, den Hugo geebnet hat. — Hugo war in ſeiner Jugend auch nichts weniger als ein Feind der Philoſophie, ja den Fortſchritt, den die Jurisprudenz durch ihn gemacht hat, verdankt ſie hauptſächlich ſeiner Anhänglichkeit an Kant und dem dadurch in ihm erweckten Sinn für Syſtematik. Er ſelbſt bekannte ſich dankbar als Schüler des großen Meiſters und entzweite ſich durch ſeine Vertheidigung deſſelben mit Feder und andern ſogenannten Philoſophen Göttingens. Aber Hugo war nie eigentlich ſpeculativ, ſondern nur hin und her raiſonnirend und combinirend, mit ſchwachen Anklängen von Dialektik. Seine Philoſophie des poſitiven Rechts giebt davon die beſte Kunde. Hugo ging bei der erſten Auflage (1798) ſeines Naturrechts mit Kant von der Idee eines abſoluten Rechtszuſtandes aus, welcher das peremtoriſche Recht bilde und gegen welche alle poſitive Rechtsvorſchriften nur proviſoriſche Giltigkeit hätten. In der vierten Auflage (1819) ahnt Hugo freilich auch noch etwas von einem ſolchen Ideal, allein er behauptet, es könne daſſelbe in einer Welt ſinnlicher Menſchen nicht dargeſtellt werden und daher nur als Regel zur Vergleichung, nicht als Vorſchrift zur Nachfolge dienen.

Zwar ſoll nach Hugo's eigener Erklärung ſein Naturrecht eine Philoſophie des poſitiven Rechts, ein Vernunfterkenntniß aus Begriffen gewähren, über das was im Staate Rechtens ſein kann. Dem ſteht aber der Grundſatz, daß „alles Recht iſt, was jemals unter einem Volke für Recht gegolten,“ direct entgegen, und da dieſer Grundſatz eigentlich der herrſchende im ganzen Buche iſt, ſo kommt Hugo zu keinem Vernunfterkenntniß des Rechts, ſondern nur zur Aufzählung und Analyſe einer Menge einzelner Fälle, von denen der eine immer wieder den andern bekämpft. So kömmt Hugo denn zu Lehren, welche jeder Vernunft direct Hohn ſprechen, wie zu der: „der einzelne Menſch hat an und für ſich gar kein Recht und erhält ſolches erſt, inſofern die Obrigkeit ihm daſſelbe zu ertheilen für gut findet. Denn alles Recht wird erſt durch die bürgerliche Geſellſchaft geſchaffen.“

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

18. September. № 68. 1841.

Die Universität Göttingen.

(Fortsetzung.)

Dennoch ist Hugo's Lehrbuch sehr wichtig, weil es eindringlicher, als ein Philosoph dies je gethan hat, die Willkür, Ohnmacht und Gebundenheit des positiven Rechts beweiset. Hugo behauptet, sogar historisch nachweisen zu können, wie die Obrigkeiten den Menschen lediglich zu dem Zwecke Privatrechte gegeben haben, um sich ihre Geschäfte zu erleichtern. Er klagt das Privatrecht als die Quelle alles Ungemachs an, welches die Menschheit drückt. Die Ehe erklärt er für ein Institut, welches für viel wesentlicher und der Vernunft gemäßer angesehen werde, als es bei uneingenommener Prüfung erscheine. Vorzüglich aber wird als der Vernunft widerstreitend das Privateigenthum angeführt. Er entwirft zu diesem Zwecke ein grelles Gemälde der Armuth und führt aus, wie der Arme auch vom Staate nur Nachtheil habe.

Die trostlose Aussicht, daß ein vernunftgemäßer rechtlicher Zustand der Menschheit nicht zu erreichen stehe, durchzieht das Werk, um uns zu beweisen, daß alle Rechtsinstitute und Anordnungen in den Particularstaaten willkürlich sind, daß sie von einander abweichen und daß es beinahe keinen Gegenstand des Rechts giebt, der nicht in den verschiedenen Gesetzgebungen auf ganz entgegengesetzte Weise behandelt und entschieden wird. Summa, es kommt Alles auf die Umstände an und muß sich so machen von selbst. Je bunter und krauser es dann wird, desto besser. Desto mehr haben die Juristen zu grübeln, zu schorfen und zu schnüffeln. — Hugo hat es den Philosophen nie vergeben können, daß sie von diesem Werke so wenig Notiz genommen, und es hat ihn kaum trösten können, daß Fries seine Philosophie des positiven Rechts für die einzige und ächte Fortsetzung der Kantischen Lehre erklärt hat.

Man hat Hugo den Stifter der historischen Schule genannt. Mit gleichem Recht könnte man dann auch Schlosser, Goethe's Schwager, so nennen, weil beide gleich eingenommen sind gegen den Beruf unserer Tage zur Gesetzgebung und dies 25 Jahre früher auf entschiedene Weise erklärt haben als Savigny. J. G. Schlosser schrieb Briefe über die Gesetzgebung und den Entwurf des preußischen Gesetzbuches insbesondere. Diese zeigte Hugo im 110. Stück der Gött. Gel. Anz. vom Jahre 1789 an, Schlosser's Ansicht preisend und rühmend. Deshalb war auch wohl das allgemeine Gesetzbuch für die preußischen Staaten Püttern zugesendet, um Hugo's Recension zu vermeiden oder zu mildern. Doch auch bei dieser Gelegenheit sprach Hugo seinen Haß gegen Gesetzgebung offen aus, im 142. Stück der Gött. Gel. Anz. vom Jahre 1791. Er verglich Gesetzbücher mit einer Medicinalordnung, welche dem Arzt vorschreiben wolle, wie er heilen solle und behauptete, daß durch dieselbe die frei sich weiterbildende Rechtswissenschaft zerstört würde. Der gute Sinn dieser Meinung war freilich, daß Hugo, wie später Savigny, gegen das bloß mechanische Auffinden des Rechts kämpfte. Er wollte, daß der Richter es frei finden solle, wie der Arzt die Medicin im besonderen Falle, er wollte ein flüssiges Recht durch die Juristen. Wie viel Wahres an dieser Forderung ist, hat ein Anderer in diesen Blättern bei Gelegenheit der berliner Juristen gezeigt. Hugo wie Savigny verkennen aber, daß selbst bei den Römern das Recht nur zur Zeit der freien Republik ein flüssiges war, daß unsere polizeilich eingerichteten Staaten den Rechtsgelehrten ein schöpferisches Weiterbildungsrecht nicht gestatten und vor allen, daß man es nicht ein freies Finden des Rechts nennen kann, wenn es dickbändige Justinianeische Compilationen giebt, in fremder Sprache geschrieben, die Gesetzeskraft haben, ja als Gesetzbücher betrachtet werden.

Wie Hugo's Leistungen vom Standpunkte der historischen Schule sich ausnehmen, beweist Savigny's Broschüre: „der zehnte Mai 1788."

Hugo gehört weder der servilen, noch der liberalen Partei an, er ist nichts mehr und nichts weniger als ein göttinger geheimer Justizrath. Es war eine der nicht seltenen Albernheiten von W. Menzel, wenn er sang:

> Zu unserer Zeit und in Göttingen lebt ein Professor,
> Welcher die Sklaverei recht und vernünftig genannt.

Hugo hat das nie gethan, er hat nur gesagt: die Sklaverei habe nicht mehr, aber auch gewiß nicht weniger gegen sich, als die Ungleichheit des Privateigenthums. Er hat behauptet: die Sklaverei könne wohl juristisches, d. h. provisorisches Recht sein und da, wo sie als solche statt finde, dürfe der Einzelne sich nicht darüber hinwegsetzen, so wenig wie über manches Andere, was der Vernunft auch nicht gemäß sei. Hugo hat sich im Jahre 1832 darüber beklagt, daß es so

ganz vergeſſen ſei, daß er die Vernünftigkeit des Erbrechts und des Privateigenthums lange vor dem St. Simonismus in Abrede geſtellt habe. Aber Hugo hielt bei alle dem Privateigenthum und Erbrecht für etwas Nothwendiges und als proviſoriſcher und interimiſtiſcher Beſitzer großer Capitalien, die er durch Sparſamkeit emſig vergrößert, iſt er wohl nur zu der Zeit ein praktiſcher Anhänger ſeiner Lehre geweſen, als der von ihm getadelte Waldeck an den Rand der Gött. Gel. Anz. ſchreiben konnte:

> Hugo me sibilat, at mihi plaudo
> Ipse domi, quando nummos contemplor in arca. —

Wollte man die Oppoſition, die Hugo bei Gelegenheit der Aufhebung des hannoverſchen Staats-Grundgeſetzes von 1833 gegen das Cabinet Scheele bewieſen, ſeiner Anhänglichkeit an repräſentative Verfaſſung zuſchreiben, ſo würde man ſehr irren. Er ſelbſt ſagt 1832 in einer leſenswerthen Anzeige von der Philosophie du droit par E. Lerminier: „ich erwarte das Heil der Menſchheit weder von der Preßfreiheit, noch von repräſentativen Verfaſſungen, weil keine von beiden verhindern würde, daß nicht eine Menge Menſchen Noth leiden, da dieſes beim Privateigenthum unvermeidlich, dieſes aber doch nicht aufzuheben iſt.“

Der Stein des Anſtoßes, der das Heil der Menſchheit hindert, iſt alſo wieder das Privateigenthum, dieſes aber doch etwas Nothwendiges. Iſt alſo von Beglückung und Wohlfahrt der Menſchheit überhaupt nichts zu hoffen, ſo mache es ſich jeder Einzelne ſo gut und bequem als er kann. Das iſt der Kern von Hugo's theoretiſcher und praktiſcher Philoſophie, und dieſe Philoſophie des Egoismus guckt in Göttingen hinter allen Fenſtern aus allen gelehrten und ungelehrten Büchern hervor. Jene Oppoſition hatte lediglich darin ihren Grund, daß die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Profeſſorenthums in dem Verfahren gegen die Sieben ihm verletzt ſchien.

Das Heil der Welt knüpft ſich bei ihm an das Profeſſorenzunftweſen, iſt der Verfaſſer einer Schrift nicht wenigſtens Profeſſor, ſo ſteht es ſchlecht um ihn in Hugo's Augen.

Gewiß mit Recht zählen wir Hugo zu den Todten. Wir beklagen ſein frühes Abſterben um ſo mehr, als wir in ihm nicht nur einen Mann von großer Gelehrſamkeit achten, ſondern was mehr ſagen will, einen Mann ſeltenen Scharfſinns. Mit reichen Mitteln, in einer ſehr günſtigen Stellung, hat er viel weniger geleiſtet, als er vermochte.

Wir haben mit Hugo ſchon die Grenze der Gegenwart berührt und wenden uns noch auf einen Augenblick zu den mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften wie der Medicin. Es hatten dieſe Gebiete mit der Freiheit nichts zu thun, und entſchieden wehrten ſie auch Metaphyſik und Speculation von ſich ab. Es galt hier nach göttinger Principien eine abgeſchloſſene ſinnliche Welt, die man nur durch Beobachtungen und Experimente kennen lernen konnte. Nur das Anwendbare, für das Leben Nützliche, das durch Erfahrung und Verſuche Erprobte wurde als wahre Wiſſenſchaft geprieſen. Schellingſche Naturphiloſophie wurde vornehm geringgeſchätzt.

Doch wir ſind auf dieſem Gebiete nicht auf die Weiſe heimiſch, daß wir angeben könnten, welche einzelne Fortſchritte auf dem Wege der gründlichen Unterſuchung und Erprobung in den einzelnen Disciplinen gemacht ſind. Die Göttinger mögen es uns nicht verübeln, wenn wir nach ihrer Weiſe hier bloß Namen ſtatt der Thaten nennen. Im mathematiſchen und phyſikaliſchen Fache ſtoßen wir auf Käſtner und Lichtenberg. Beide haben durch ihren freilich gänzlich verſchiedenartigen Witz, der ſich bei letzterem ſogar bis zum Humor ſteigerte, außerhalb ihrer Profeſſorſchaft mehr geleiſtet, als in dieſer, und ihre vermiſchten Schriften in die Wagſchale der Georgia Augusta gelegt, machen dieſe mehr ſteigen als hundert Compendia.

Tobias Mayer erbte viel von dem Rufe ſeines Vaters, des Berechners der Mondtafeln. Thibaut's Verdienſte ſind erſt neulich in dieſen Blättern gerecht gewürdigt worden. Gauß müſſen wir ganz der Gegenwart vindiciren. Harding iſt durch ſein Mondkarten bekannt geworden.

In der Medicin hat Wrisberg als Anatom bis auf den heutigen Tag einen guten Namen ſich bewahrt, ebenſo Richter als Lehrer der Chirurgie, praktiſchen Medicin und Ophthalmologie. Er beſaß einen ſo lebendig auf die Phantaſie wirkenden Vortrag, daß ſeine Zuhörer ſich häufig von den Krankheiten behaftet glaubten, die er charakteriſirte. Baldinger, praktiſch mit glücklichen mediciniſchen Intuitionen, ein ehrenfeſter Charakter, der mit Käſtner eng befreundet war, ohne deshalb von den übrigen Collegen wie jener gemieden zu werden. Strohmeyer, ein beliebter Arzt, Gmelin, durch eine Geſchichte der Chemie bekannt, Oſiander, der weitgerühmte Geburtshelfer und Raritätenſammler, endlich Blumenbach, der Matador mit übereuropäiſchem Namen und Ruf. Er verdankte dieſen einer kleinen beinah belletriſtiſch gehaltenen Schrift über den Bildungstrieb und ſeinen Unterſuchungen über die Raçenverſchiedenheiten der Menſchen. Die noch in dieſem Jahre ausgeſprochene Behauptung eines namhaften göttinger Gelehrten, der aber zur Univerſität in keinen Verhältniſſen ſteht: „Blumenbach ſei alles Genius für die einfachen großen Geheimniſſe der Natur ledig und baar geweſen,“ vermögen wir aus Achtung für die Könige, Akademieen, Naturforſcher, Gelehrten, Aerzte, welche Blumenbach mit Ehren aller Art bis an ſein ſeliges Ende überhäuften, nicht zu unterſchreiben. Soviel wiſſen wir jedoch aus eigener Erfahrung, daß Blumenbach in ſeinen Vorleſungen über Naturgeſchichte Anekdotenkrämerei der Wiſſenſchaft von je vorgezogen hat und daß die

großen Entdeckungen, die hier von Oken und Andern gemacht wurden, ungenützt an ihm vorbeigingen.

Blumenbach iſt todt und die Göttinger können uns daher nicht den Vorwurf machen, daß wir an der wohlverdienten Lorbeerkrone des berühmteſten ihrer Gelehrten zupfen und zerren wollten.

Ein Ereigniß voll umgeſtaltender Wirkungen auf die deutſche Litteratur haben wir unerwähnt gelaſſen, obgleich es in dieſe Periode fällt, die Entſtehung des göttinger Dichterbundes. Zwei Gründe mögen dies entſchuldigen. Einmal iſt der göttinger Dichterbund kein organiſches Gewächs der Univerſität, ſondern hängt mit dieſer nur zufällig und loſe zuſammen. In der Zeit ſeiner Exiſtenz hat man ihn in Göttingen vornehm ignorirt und wenn man Notiz von ihm nahm, geſchah dies nur, um über „ſchöne Geiſter, nichtige Ruhmſucht, belletriſtiſche Ungründlichkeit" zu klagen, das Thun und Treiben der für Deutſchheit und Freiheit begeiſterten Jünglinge zu verläumden und zu verunglimpfen. Bürger bat um Brod, man gab ihm einen Stein, ſagte ſchon Käſtner, und ſelbſt zu dieſem Steine gaben die göttinger Hofräthe und Profeſſoren nur eine Lumperei von wenigen Thalern, Hannover Nichts. Warum alſo den Ruhm des göttinger Dichterbundes, den Namen Bürger's, deſſen Ernennung zum außerordentlichen Profeſſor „wegen derlei Tractaten, als ihm ſein Töchterlein vorgeleſen," ein göttinger Geh. Juſtizrath nicht begreifen konnte, auf die Univerſität übertragen, an dieſe knüpfen?

Sodann aber iſt in der neueſten Zeit eine ſo vorzügliche Monographie über den göttinger Dichterbund von Prutz erſchienen, daß ſelbſt die Göttinger in Hinſicht auf Gelehrſamkeit, umfaſſende und gerechte Würdigung keinen Tadel werden ausſprechen können, auf dieſe verweiſen wir unſere Leſer.

Wir ſtehen am Rubicon. Wir werden ihn überſchreiten und in die Gegenwart eintreten. Im nächſten Artikel wollen wir das neue Göttingen, wie es ſich ſelbſt nennt, das vom Jahre 1813 und 1830 datirt, zu charakteriſiren ſuchen. Es wird ſich zeigen, wie das Feſthalten an einer durch keine Philoſophie begründeten, ſchwebenden Empirie, an ſchöner Form ohne wahren Inhalt, an hiſtoriſcher Forſchung ohne den Muth und Drang, die Reſultate ins Leben zu rufen, am Juſte-milieu der Intelligenz in ſich ſelbſt den Todeskeim trägt. Hätte Loth's Weib vorwärts geſchaut, ſtatt rückwärts, ſo wäre ſie nicht zur Salzſäule geworden. — Man wird über Indiscretion, über leichtfertige und böswillige Enthüllung des ſchlummernden Vaters Noah ſchreien, über Profanirung eleuſiniſcher Geheimniſſe. Man wird über Liebloſigkeit und Impietät gegen die königlich hannöverſchen Braminen klagen. Das darf uns aber nicht abſchrecken, die Wahrheit zu ſagen. Wir werden um ſo vorſichtiger, um ſo ernſter und gewiſſenhafter zu Werke gehen. Dann darf aber im Intereſſe der Wiſſenſchaft und der Freiheit, im Intereſſe Deutſchlands, das mit Mißtrauen, Bedauern und Sorge auf Göttingen blickt, neben den Vorzügen und tüchtigen Leiſtungen, keine Schwäche verſchwiegen, keine Inconſequenz und Charakterloſigkeit, kein Indifferentismus bemäntelt werden. Nur engherzigen Seelen, die Scheuleder tragen, um nicht zu ſehen und geſehen zu werden, kann es bedenklich erſcheinen, wenn „öffentliche" Inſtitute und „öffentliche" Lehrer, deren Exiſtenz doch auf der wenigen Publicität beruht, die wir haben, in deren Hand doch unſere Jugend und Zukunft gegeben iſt, öffentlich und ehrlich beſprochen werden. Sollte es nicht möglich ſein, die Männer aus ihrer Intereſſeloſigkeit und Thatenloſigkeit aufzurütteln? Wir wollen es wenigſtens verſuchen, mit unſern geringen Kräften dazu beizutragen, das auf ein Riff gerannte und ſinkende Schiff wieder flott zu machen.

Mögen dann die Ratten im engliſch politiſchen Sinn, wie ſie in Göttingen hauſen, ſelbſt vor dem Pumpenlärm ſchon davon laufen. —

(Ende des erſten Artikels.)

Chriſtliche Legenden und Geſchichten, nebſt einer Zugabe vermiſchter Gedichte und erläuternder Beilagen. „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit." Von F. A. Cunz, Prediger zu St. Nicolai in Eisleben. Eisleben, 1840.

Der Verf. der vorliegenden chriſtlichen Legenden und Geſchichten war nach ſeinem eigenen Ausdrucke (S. 237) bemüht, aus dem Legendenſchatze des Mittelalters „die wahrſten und ſchönſten Bilder zu ſammeln, ſie vom anhaftenden Staube und Schmutze zu reinigen, in paſſende Rahmen zu bringen und im Widerſcheine des ewigen für alle Chriſtenvölker und Zeiten leuchtenden Lichts ſtrahlen zu laſſen." Wenn es wahr iſt, was Goethe geſagt hat, daß ſchon die Wahl des Stoffes den Dichter mache, ſo müſſen wir von dieſer Seite her dem Verf. der Legenden den poetiſchen Tact ſchon abſprechen. Man kann zur Widerlegung dieſer Behauptung das Beiſpiel Herder's entgegenwerfen; allein wir brauchen nur auf die Charakteriſtik Herder's durch Gervinus zu verweiſen, welcher mit überzeugender Gründlichkeit dargethan hat, daß Herder kein Dichter im höchſten Sinne des Worts war. Was unſern Verf. betrifft, ſo kann es faſt ungewiß erſcheinen, von welchem Geſichtspunkte aus er die Legenden dem Publicum übergiebt; er erwähnt nämlich in den Beilagen die hiſtoriſche Wichtigkeit der Legende, weil in ihr der treue Spiegel der herrſchenden Anſchauungen und Lebensrichtungen des Mittelalters erkannt werde; er will ferner die religiöſe Bedeutung der Legende nicht verkannt wiſſen, da „die oft wunderlichen Heiligen der katho-

liſchen Kirche ſeltene herrliche Beiſpiele geben von hoher Glaubenskraft, chriſtlicher Verläugnung und heldenmüthiger Selbſtopferung, die das irdiſche Leben Preis giebt, um das himmliſche zu gewinnen" (S. 236). In äſthetiſcher Rückſicht beruft ſich der Verf. über den Werth der Legende auf die Auctorität Goethe's, Herder's, Koſegarten's, Schwab's, de la Motte Fouqué's u. A.

Wir haben hier die Legenden des Verf. nur von der äſthetiſchen Seite zu betrachten, da ſie der Verf. in dichteriſcher Form giebt. Denn der hiſtoriſchen Erkenntniß wegen hat ſie der Verf. ſicher nicht gegeben; in religiöſer Rückſicht wird er Niemanden zumuthen, ſeine Erbauung hier zu ſuchen; denn das proteſtantiſche Bewußtſein fordert zu ſeiner Erbauung die Energie und Wahrheit des Gedankens, und weiſt jenen blinden Glauben an die Wunder und Viſionen, wie ſo viele Legenden ſie bieten, zurück. Denn wenn wir in den Legenden des Verf. leſen, aus welchen Holzarten das Kreuz Chriſti gemacht iſt, oder wie der Biſchof St. Forſeus vier verſchiedene Feuer geſehen hat, in welchen verſchiedene Sünder brennen, oder wie Joſaphat ſeinem Throne und königlichen Berufe entſagt, um mit Barlaam in der Wüſte ein mönchiſch-entſagendes Leben zu führen, oder wie einem Mönche von Oliva das Brod in Stein verwandelt wird zur Strafe für ſein hartes aller Noth verſchloſſenes Herz, oder wie einen betrügeriſchen Wirth der Teufel in die Lüfte entführt, — wenn wir das Alles leſen, ſo müßten wir doch ſehr genügſam und anſpruchslos ſein, wenn wir daran uns erbauen ſollten. Wäre aber auch das Religiöſe in den Legenden viel tiefer und inhaltvoller, ſo bliebe noch immer die Frage zu beantworten übrig, ob die von dem Verf. bearbeiteten Legenden auch Gedichte ſeien; denn Religion und Erbauung iſt es nicht, was wir von einem Gedichte, von einem poetiſchen Werke überhaupt fordern, ſondern Schönheit. In dieſer Beziehung behaupten wir nun, daß auch ein größerer Dichter, als Hr. Cunz iſt, dieſe Legendenſtoffe mit ihrem ärmlichen Inhalte zu poetiſchen Erſcheinungen nicht hätte umſchaffen können; aber ein größerer Dichter hätte auch wohl in keinem Falle ſeine Zuflucht zu der Wahl ſolcher Stoffe genommen. Denn ſo wenig der Inhalt der Legenden für uns ein religiöſes Intereſſe hat, ebenſo wenig und noch weniger hat er für uns ein äſthetiſches. Wir verlangen von dem Dichter, daß uns aus ſeinem Gedichte immer eine ewig gültige Idee anſpreche; denn das Weſen der Poeſie iſt, wie Schiller ſagt, der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben, das wahrhaft Menſchliche, welches ja das wahrhaft Göttliche iſt, darzuſtellen. Wählt nun der Dichter ſeine Stoffe aus der Vergangenheit, ſo hat er nur ſolche zu wählen, in welchen das allgemein Menſchliche ſich ausdrückt, in welchen die für alle Zeiten gültige Idee ſich manifeſtirt. Ein flüchtiger Blick auf Uhland lehrt, daß ſeinen Gedichten, obwohl er die Stoffe größtentheils dem Mittelalter entnommen hat, doch Ideen zu Grunde liegen, welche der gegenwärtigen Weltanſchauung nicht widerſprechen, ſondern vielmehr ewige Gültigkeit haben. Daſſelbe gilt von Schiller; in ſeinen Romanzen tritt uns immer der ſittliche Geiſt entgegen, wie er über die unfreien Triebe und Leidenſchaften im Menſchen einen ſiegreichen Triumph feiert. In dem „Kampfe mit dem Drachen" begegnet uns der Sieg der Demuth und des Gehorſams über den innern Stolz und Aufruhr des Herzens; in den „Kranichen des Ibykus" bewundern wir die ſittliche Macht des Geiſtes der Poeſie, „aus der ſich der Mord das Loos des Todes zieht." Kurz alle dieſe Gedichte enthüllen uns Ideen, die rein menſchlich und folglich ewig ſind.

Daſſelbe gilt nicht von den Legenden des Verf. Die ſchon erwähnte Bearbeitung von Barlaam und Joſaphat endet damit, daß Joſaphat ſeinen Thron und ſein Reich verläßt und ſich in die Wüſte begiebt, um zu beten und zu faſten. Wenn wir alſo hier einen König ſehen, der, anſtatt ein Vater ſeines Volks zu ſein, ſich in die Wüſte zurückzieht, und um des Gebetes willen die Pflichten verletzt, die er als König für ſein Volk zu erfüllen hatte, kann eine ſolche Erſcheinung unſerm gegenwärtigen Bewußtſein äſthetiſch angenehm ſein? Und wem ſie es wäre, müßten wir den nicht einer ſchwächlichen Geſinnung anklagen? Ich bin übrigens weit entfernt, die Bedeutung jener Legende, wie ſie uns das Mittelalter in der Bearbeitung Rudolf's von Montfort hinterlaſſen hat, zu verkennen; ſolche Erzeugniſſe einer mönchiſchen Askeſe waren in der Geſchichte einmal nothwendig; aber ſoll uns dieſes Bewußtſein beſtimmen, in ſolchen geſchmackloſen Productionen äſthetiſchen Genuß zu ſuchen? Konnte es den Verf. beſtimmen, jene Legende für uns zum äſthetiſchen Genuſſe zu bearbeiten? Wenigſtens gelungen iſt es ihm nicht.

Ebenſo wenig können wir ein äſthetiſches Intereſſe nehmen an den Märtyrergeſchichten, von denen der Verf. uns eine mitgetheilt hat. Ich verweiſe in dieſer Beziehung auf Hegel's Aeſthetik (2, S. 155 fg.); der Leſer wird den gründlichen Urtheilen und dem gebildeten Geſchmacke des großen Mannes durchaus beiſtimmen müſſen; und was Gervinus in dieſer Beziehung ſagt (Geſchichte der poetiſchen Nationallitteratur 1, S. 436), paßt ganz hierher. Wir müſſen in der That dem Verf. Dank wiſſen, daß er uns mit jenen gräßlichen Geſchichten verſchont hat, zu deren Erzählung er wohl Gelegenheit gehabt hätte; er hat uns nur mit einer Erzählung dieſer Art beſchenkt, „die Mutter und das Kind" S. 114. Wenn wir uns ſolche blutige Scenen auf einem Gemälde dargeſtellt denken, ſo müſſen wir zurückſchaudern; ſollen wir es in der Poeſie nicht?

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

20. September. № 69. 1841.

Das nationale Syſtem der politiſchen Oekonomie, von Dr. Friedrich Liſt. 1. Band. Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutſche Zollverein. LXVIII u. 589 S. Stuttgart und Tübingen, 1841. Verlag von J. G. Cotta.

Es iſt eine der niederſchlagendſten Beobachtungen, die durch die ganze Menſchengeſchichte hindurchläuft, daß, wenn Männer von Geiſt, die mit einem tieferen Blick in die innere Natur der Dinge die Fähigkeit, ſie aufzuſchließen, empfangen haben, dem verkehrten Weſen energiſch entgegentreten, welches Unnatur, Unklarheit, Schlendrian des Autoritätsglaubens und der Praxis überall erzeugen, ſie ſofort von der Halbheit und Schwäche, der Beſchränktheit und Mittelmäßigkeit in dichtgeſchaarten Cohorten umdrängt und angefallen werden, daß ſie ſich ihrer kaum zu erwehren vermögen und nur ein eminenter Muth ihnen in dem Getümmel die nöthige Mäßigung, Ruhe und Klarheit der Seele erhält. Es iſt nicht nöthig in Deutſchland an die verſchiedenen neueſten Fälle zu erinnern, in denen geiſtvolle Männer, noch ehe man ihre Worte unterſucht, verſtanden, ja gehört und geleſen hatte, niedergelärmt wurden. Aber es wird nicht ſo bleiben. Je größer das Uebel iſt, je näher ſteht die Heilung. Man wird ſich nach und nach in immer weiteren Kreiſen davon überzeugen, daß es allerdings einen Fortſchritt giebt in dem allgemeinen Leben der Völker, einen Fortſchritt im Ganzen und Großen in der Welt des Geiſtes, man wird die Leute, die nur immer vom Alten zehren, nur immer den letzten Beſitzſtand um jeden Preis behaupten wollen, die keine Ahnung davon haben, daß es überwundene Standpunkte und neue Stufen der Erkenntniß und Bildung giebt, auf die man, wohl zu merken, Alles, was vom Alten haltbar und tüchtig war, mit hinüber nimmt — man wird dieſe Leute ihrer Trägheit und Stumpfheit überlaſſen, ihr Geſchrei und ihr Toben aber überhören. Es iſt nicht möglich der gegenwärtigen Zeit wieder den alten Hemmſchuh anzulegen: die Uebertreibungen, die die Beſchränktheit der Reaction, der Egoiſten aller Fächer und Farben ſich hat zu Schulden kommen laſſen, ſtehen zu klar in dem Bewußtſein der Menſchen, als daß ſie in ein ſolches Zurückſtauen willigen könnten. Der Frühling iſt da und er wird bleiben, man braucht nur an ihn zu glauben. Kommen Stürme, fällt Schnee und Hagel, ſo weiß man, der April fügt es nicht anders. Den Schreiern aber vergelten alle, die des Frühlings ſich freuen, ihr Böſes mit — Gutem.

Unter die von einer halbaufgeklärten Menge, welche Vorurtheile und Egoismus einiger Anführer erregten, Verkannten und Verfolgten gehört auch der Herr Verfaſſer des Werks, deſſen Beurtheilung gegenwärtig vorliegt. Wir freuen uns vor allem Andern, daß Hr. Dr. Liſt (bekanntlich früher Profeſſor in Würtemberg, dann nach ſeinem Aufenthalt in Amerika Conſul der Vereinigten Staaten zu Leipzig und jetzt als Privatmann in Augsburg lebend) ſeinen leidigen Gegnern zwar mit allem Ernſt und aller Mannhaftigkeit, aber doch mit ſolcher Würde und Selbſtverläugnung entgegengetreten iſt, wie dies die geharniſchte, ſehr leſenswerthe Vorrede ſeines Buches bezeigt.

In dieſer Vorrede berichtet der Mann, welchem Deutſchland vorzugsweiſe als Conſulenten des im Jahre 1819 zuſammengetretenen deutſchen Handelsvereins ſeine erſte ſeit den Zeiten der Reformation wieder zu Stande gekommene große Nationalunternehmung, den preußiſchen Zollverband, dem es ebenſo vorzugsweiſe durch ſeine Wirkſamkeit bei dem leipziger Eiſenbahn-Comité die Idee und Ausführung eines ſolche Hoffnungen in ſich ſchließenden National-Eiſenbahnſyſtems verdankt, — wie man ihm für ſeine lange, mühevolle Arbeit gelohnt habe. „Ich bin mißhandelt," ſagt er S. XXV — „ich bin auf unverantwortliche Weiſe mißhandelt worden, weil ich gewiſſen Perſonen und Privatintereſſen im Wege ſtand, man hat mich nachher, gleichſam als Zugabe, öffentlich verunglimpft, weil man aus Furcht, ich werde die gegen mich geſpielten Intriguen in ihrer ganzen Nacktheit ans Licht ſtellen, bei dem deutſchen Publicum glaubte das Prävenire ſpielen zu müſſen. Meine Gegner, zumeiſt mehr Getäuſchte als Täuſchende, kannten weder meine Sinnesart, noch meine Stellung, noch den Umfang meiner Mittel. Weit entfernt, das deutſche Publicum mit dergleichen elenden Privatſtreitigkeiten behelligen zu wollen, war ich ſchon im Anfang dieſer Intriguen zu dem feſten Entſchluß gekommen, alle öffentlichen und Privatverläumdungen ſtillſchweigend über mich ergehen zu laſſen, einmal, um die gute Sache, welcher ich nun ſchon ſo viele Jahre meines

Lebens und ſo bedeutende Summen meines ſauern Erwerbs zum Opfer gebracht, nicht in ein nachtheiliges Licht zu ſtellen, ſodann um mir die zu Verfolgung meines Ziels erforderliche Geiſtesruhe nicht zu rauben, und endlich, weil ich der getroſten Hoffnung war und es noch immer bin, daß mir am Ende in jeder Beziehung Gerechtigkeit werde zu Theil werden."

Möge dem wackern Mann ſeine Hoffnung erfüllt werden! So lange man den Lebenden Dank und Anerkennung verſagt, iſt das Errichten von Monumenten für die Todten eine baare Eitelkeit. Wir müſſen wie die Engländer verfahren, die die Gründer ihrer Canalbauten, ihrer Eiſenbahnen, ihre Bridgewaters und Stephenſons noch bei Lebzeiten zu ehren nicht unterließen, wenn wir wirklich und wirkſam dankbar ſein und tüchtige, großartige Unternehmungen, die die Nation in ihren materiellen und geiſtigen Intereſſen mächtig fördern und wohlhabend, frei und unabhängig machen, ins Leben rufen wollen. Wären die Engländer der Meinung geweſen, daß nur die Marlborough's und Wellington's Nationalbelohnungen verdienten, ſo würden ſie gewiß nicht die Herren geworden ſein, die jetzt an allen Orten der Erde eine dermaßen Reſpect gebietende Stellung einnehmen und zwar als Nation einnehmen, als Individuen, auch abgeſehen von ihrer Diplomatie und Regierung. Wenden wir uns nun zu der Beurtheilung des Werkes.

Daß ein Kind ſolcher Liebe und ſolcher Wehen, die Frucht mehr als drei und zwanzigjähriger Studien und Meditationen, ein reifes und ausgetragenes Kind hat werden müſſen, das war zu erwarten. Aber nicht bloß den Fleiß und die Reife merkt man dem Werke an, man ſpürt auch gar wohl, daß dem Hrn. Verf. eine Fülle von lebendigen Anſchauungen vorgeſchwebt habe. Man fühlt es an der Großartigkeit ſeiner Auffaſſung der Weltverhältniſſe, daß es ein Mann geſchrieben hat, der nicht bloß im Süden ſeines Vaterlandes, wo er zu Hauſe iſt, und im Norden deſſelben, der auch in der Schweiz und Oeſtreich und Ungarn, der in Frankreich und England ſich umgeſehen hat und der in dem für ſein Fach bei weitem lehrreichſten Staate der Welt, in den Vereinigten Staaten, wo „der einfache Bauer ſich praktiſch beſſer auf die Mittel, die Agricultur und Rente zu heben verſteht, als die ſcharfſinnigſten Gelehrten der alten Welt, indem er Manufacturiſten und Fabrikanten in ſeine Nähe zu ziehen ſucht" — heimiſch geworden iſt.

Das Werk iſt kein Schulwerk, kein Werk von Träumern und Chimäriſten, die, „indem ſie von einer Güterwelt reden, die Materie zur Selbſtändigkeit erheben" (S. XLIV), nein es iſt ein Werk aus dem Leben geſchöpft, ein Werk, das dem Geiſt, der Allem, was in den Begriff von Welt fällt, innewohnt, wieder zu ſeinem Rechte verhelfen will, ein Werk, das deshalb „Autoren, die all' ihr Wiſſen aus Büchern geſchöpft haben, höchlich beunruhigen und verblüffen wird, wenn ihnen lebendige, ihrem Schulwiſſen widerſtreitende Erfahrungen und ganz neue Ideeen gegenübertreten" (S. LI).

Ganz neue Ideeen — und allerdings von unermeßlicher Wichtigkeit, wenn es gelingt, ihnen praktiſche Folge zu verſchaffen, Ideeen, die ganz dazu geeignet ſind, Deutſchland Nationalreichthum zu geben, Nationalſelbſtändigkeit und Nationaleinheit, zwei unſchätzbare Güter, die verloren gegangen ſind ſeit 300 Jahren, wieder zu gewinnen.

(Fortſetzung folgt.)

Cunz „Chriſtliche Legenden und Geſchichten."

(Schluß.)

Ebenſo häßlich in äſthetiſcher Rückſicht als überhaupt unbedeutend in Bezug auf den Inhalt ſind jene Wundergeſchichten, die der Verf. mittheilt. Gervinus ſagt über das Wunder Folgendes (I. S. 331): „Wunder duldet die Poeſie, wie die Geſchichte, nur da, wo ſie ſelbſt nicht weiß, was Poeſie und Geſchichte iſt und ſelbſt das Wunderbare iſt ſchwer erträglich, wo es aus gefabelten und unbegreiflichen Kräften hergeleitet iſt, die nicht gemeinſame Sympathieen der Menſchen anerkennen." Ich ſtimme dieſer Bemerkung von Herzen bei, wie auch folgender von Hegel (Aeſthetik 2, S. 163): „In der That kann das Göttliche die Natur nur als Vernunft, als die unwandelbaren Geſetze der Natur ſelber, die Gott ihr eingepflanzt hat, berühren und regieren, und das Göttliche darf ſich nicht in einzelnen Umſtänden und Wirkungen, die gegen die Naturgeſetze verſtoßen, gerade als das Göttliche erweiſen ſollen, denn nur die ewigen Geſetze und Beſtimmungen der Vernunft ſchlagen wirklich in die Natur ein. Nach dieſer Seite hin gehen die Legenden häufig ohne Noth in das Abſtruſe, Abgeſchmackte, Sinnloſe und Lächerliche über, indem Geiſt und Gemüth gerade von dem ſoll zum Glauben der Gegenwart und Wirkſamkeit Gottes bewegt werden, was an ſich das Vernunftloſe, Falſche und Ungöttliche iſt." Ich erwähnte ſchon oben das vom Verf. erzählte Wunder von dem in Stein verwandelten Brode des Mönchs zu Oliva; wir erfahren ferner von dem Verf. eine Geſchichte von einem Schneider in Glogau, einem gottloſen Manne, der ſeine Gattin wegen ihrer Frömmigkeit mit dem glühenden Bügeleiſen verfolgt; das Eiſen aber, ſtatt die Frau zu treffen, ſteigt zum Fenſter der Kirche hinauf und ſchwebt dort im ſonnigen Schimmer, wodurch der ruchloſe Mann bekehrt wird; wir erfahren ferner von einem Wirth, der einen armen Landsknecht um ſein Gut betrügen will, aber von dem Teufel in eigner Perſon durch die Lüfte entführt wird.

Was ſollen wir zu dieſen Wundern ſagen? Ich weiß außer den angeführten Stellen von Gervinus und Hegel

keine Antwort als die Worte, welche Leſſing in der hamburgiſchen Dramaturgie ausgeſprochen hat (Werke, Berlin 1839. Bd. 7. S. 9), daß in der Poeſie Alles aus den natürlichſten Urſachen entſpringen muß. Wenn alſo, um im Sinne und mit den Worten Leſſing's (daſ. S. 54) fortzufahren, dieſe Wundergeſchichten kein anderes Intereſſe haben, als daß wir daraus die höchſte Gerechtigkeit verehren lernen, welche außerordentliche Laſterthaten zu ſtrafen außerordentliche Wege wählt; ſo wären die Wunder doch von der geringſten Erheblichkeit, da dieſe Moral eben nicht die erbaulichſte iſt. Denn es iſt ohne Zweifel dem weiſeſten Weſen weit anſtändiger, wenn es dieſer außerordentlichen Wege nicht bedarf und wir uns die Beſtrafung der Böſen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten denken. In der That, um zu erfahren, daß der Menſch nicht hartherzig, ſondern wohlthätig, daß er nicht gottlos, ſondern gottesfürchtig ſein muß, bedürfen wir keines Wunders. Wendet mir aber Jemand ein, daß der Dichter ſeinen Stoff ſo vorgefunden habe und nur der hiſtoriſchen Wahrheit gefolgt ſei, ſo iſt zu erwidern, daß der Zweck des Dichters nicht die hiſtoriſche Wahrheit iſt, ſondern die poetiſche, und daß derſelbe einen Stoff nicht zu wählen hat, wenn dieſer nicht poetiſch iſt oder poetiſch gemacht werden kann. Uebrigens hätte der Verf. von unſern großen Dichtern lernen können, wie die Wunder in der poetiſchen Darſtellung zu vermeiden ſind. Ein flüchtiger Blick in die poetiſche Litteratur zeigt, daß vortreffliche Dichter Gelegenheit genug hatten, Wunder geſchehen zu laſſen, aber eben weil ſie vortreffliche Dichter waren, benutzten ſie dieſe Gelegenheit nicht. Wie bequem hätte es Schiller in dem „Gange nach dem Eiſenhammer" zu einem Wunder bringen können! Wie bequem in den „Kranichen des Ibykus!" Aber in dem erſtern Gedichte ſind die äußern Fügungen durch die ſittliche Richtung des Handelnden (Fridolin) bedingt; in dem andern Gedichte werden die Mörder entdeckt durch die natürliche Begebenheit der vorüberziehenden Kraniche und durch die Macht des böſen Gewiſſens. Man vergleiche hiermit noch Uhland's Walter. Daß aber z. B. in Shakſpeare's Hamlet der Geiſt des Vaters, im Fauſt der Mephiſtopheles erſcheint, wird Niemand zu den Wundererſcheinungen rechnen, da die Beziehung dieſer Erſcheinungen zu dem innern Gemüthsleben des Hamlet und Fauſt Jedermann bekannt iſt.

Wir ſehen, wie gering und ärmlich der Inhalt der von dem Verf. dargeſtellten Wundergeſchichten iſt; dieſer Inhalt kann kein anderer ſein als ein didaktiſcher; aber er iſt zu theuer erkauft durch ein Wunder. Wir finden nun unter dieſen Legenden noch mehrere, deren Tendenz eine beſtimmte Lehre iſt; aber wieder iſt die Lehre ſehr trivial und in dem erſten beſten Erbauungs- oder Predigtbuche beſſer zu leſen. Man vergleiche die Legende „der Apoſtel und die Taube" (S. 13). Wenn wir die hier gelehrte Weisheit, die keine andere iſt, als daß der Menſch der Erholung bedarf, unmöglich ſehr bewundern können, ſo geht es uns auch nicht anders mit den andern lehrenden Legenden. Eben ſo dürftig ſind aber auch die mehr geſchichtlichen. Ich führe hier, um eine Probe dieſer Poeſie zu geben, das Gedicht „die heilige Katharina von Siena" an (S. 155):

Katharina von Siena
Eines Färbers Töchterlein,
Arm und klein, doch reich und ſelig
Strahlt ſie in des Himmels Schein.

Als ſie küßt des Altars Stufen,
Andacht, Lieb' und Demuth ganz,
Zu dem Kinde tritt der Heiland
In dreifacher Krone Glanz.

Als zur Jungfrau zart erblühend,
Sie dem Heiland ſich vertraut,
Kommt er, ſchmückt mit gold'nem Ringe
Selbſt ſich die erwählte Braut.

Seit ſie trug den Reif am Finger,
Jede Speiſe blieb ihr fern,
Jeder Erdenkoſt entſagend,
Lebt ſie nur vom Tiſch des Herrn.

Und weil ſie ihm liebeglühend
Ganz ihr Herz gegeben hat,
Schlug fortan das Herz des Heilands
An des eignen Herzens Statt.

„Nun zum ew'gen Bundesſiegel,"
Rief er, „küſſ' ich deinen Mund."
Und ihr Geiſt zum Himmel ſelig
Ging ihm nach ſeit dieſer Stund'. —

„So wahrhaftig iſt geſchehen,
Was ich hörte, was ich ſah,
Was ſie beichtend mir vertraute,"
Sprach Raymund von Kapua.

Ich frage hier, abgeſehen von der Form, welches proteſtantiſche Bewußtſein ſoll an dieſem Inhalte Gefallen finden? Ich frage, kann dieſe weichliche Schwärmerei, in der das wahre und kräftige Weſen des Chriſtenthums ſo total verkannt iſt, äſthetiſch oder religiös befriedigen? Muß ſie nicht vielmehr jede einigermaßen kräftige Geſinnung abſtoßen? Iſt dieſe Katharina, die nur vom Abendmahl lebt, mit ihren Entſagungen und Martern, mit ihren Verzückungen etwas wahrhaft Menſchliches, das doch der Inhalt aller wahren Poeſie ſein ſoll?

Ehe ich mich nun von dieſen Legenden abwende, um zu einigen andern Gedichten des Verf. überzugehen, bemerke ich noch, daß mir die Legenden aus dem Apoſtelkreiſe am gelungenſten erſchienen ſind. Mehr noch ſprechen die Gedichte an, die einen hiſtoriſchen Charakter haben und nicht auf dem Boden der Legende erwachſen ſind. Unter dieſen Gedichten, von denen ſich nur wenige in dem Buche finden, hebe ich „Gottfried von Bouillon" hervor. Es iſt in der Nibelungenſtrophe abgefaßt, hinter welcher ſich, wie Ger-

vinus ſagt, die poetiſche Armuth verſtecken ſoll. Aber wir finden in dieſem Gedichte doch wenigſtens Handlung, Leben, Bewegung und eine kräftige Sprache.

Was alſo den Inhalt der meiſten dieſer Legenden betrifft, ſo iſt meine Ueberzeugung, daß der Verf. in der Wahl ſeines Stoffes ſich vergriffen hat, und ich kann die äſthetiſche Bewunderung, die er für dieſe Stoffe haben mag, nicht theilen, bin vielmehr der Meinung, daß dieſe Stoffe durchweg zu obſcur, zu ſchwächlich, zu todt ſind für unſer Bewußtſein, daß ſie des allgemein menſchlichen Inhalts entbehren. Wenn wir nun nach dem auf dem Titelblatte befindlichen Goethiſchen Verſe „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" Urſache haben zu glauben, daß es dem Verf. darum zu thun war, Dichtungen zu geben, ſo werden wir doch wieder durch andere Aeußerungen an ihm irre. Denn, wie wir aus den letzten Verſen der Zueignung ſchließen müſſen, der Verf. hat uns mehr religiös erbauen als äſthetiſch befriedigen wollen; anders können wir die Worte nicht deuten:

Vernehmt die heil'gen Kunden,
Folgt meinem Liede gern!
Von Roſen trägt's umwunden
Das heil'ge Kreuz des Herrn.

Ich erinnere hierbei an einen Ausſpruch Leſſing's über Klopſtock's geiſtliche Lieder. „Was ſagen Sie dazu?" ſchreibt er an Gleim. „Wenn Sie ſchlecht davon urtheilen, ſo werde ich an Ihrem Chriſtenthum zweifeln, und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geſchmacke." So kann man auch von dieſen Legenden nicht günſtig urtheilen, ohne ſich an dem guten Geſchmacke zu verſündigen; und was das Chriſtenthum darin betrifft, das uns erbauen oder belehren ſoll, ſo iſt das mit jenem Chriſtenthum der Klopſtockſchen geiſtlichen Lieder nicht von ferne zu vergleichen. Wie aber dem auch ſei, hat der Verf. die Tendenz gehabt, uns durch die Legenden in eine religiöſe Stimmung zu verſetzen, ſo hat er auch, abgeſehen von der verfehlten Wahl des Stoffes, die Geſetze der ſchönen Kunſt übertreten; denn, wie Schiller ſagt in der Abhandlung über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen (Ausgabe in 12 Bänden, S. 93), nichts ſtreitet mehr mit dem Begriffe der Schönheit als dem Gemüthe eine beſtimmte Tendenz zu geben. Ein ächtes Kunſtwerk, alſo auch ächte Gedichte ſollen uns mit der Stimmung hoher Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geiſtes entlaſſen, die mit Kraft und Rüſtigkeit verbunden iſt. Ich kann nicht ſagen, daß ich dieſe Stimmung nach der Lectüre dieſer Legenden in mir wahrgenommen hätte. Vielmehr glaube ich den Eindruck empfunden zu haben, den nach Lichtenberg manche Bücher in Deutſchland machen: ich fühlte mich nicht geſtärkt, ſondern mürriſch und in geiſtige Mattigkeit verſetzt.

Ich will zuletzt noch einige Worte über die Form dieſer Legenden beibringen. Im Allgemeinen waren dieſe einförmigen Stoffe keiner lebendigen und kraftvollen Behandlung fähig; da in den Erzählungen keine Handlungen vorkommen, ſondern größtentheils Leiden, Viſionen, Träume, Wunder, da hier große Situationen, intereſſante Wendepunkte, bedeutende Charaktere durchaus fehlen, ſo mußte die Darſtellung natürlich auch größtentheils alles dramatiſchen Lebens, alles Charakters entbehren. Störend war mir außerdem, daß ich bei der Lectüre dieſer Legenden ſo oft an andere Gedichte erinnert wurde. Unſer Verf. beginnt das Gedicht „die Geiſter des Zobtenbergs" mit den Worten: „Kennt ihr den alten Zobten, den Berg im Schleſierland?" Und dieſes „Kennt ihr" wiederholt ſich in dem Gedichte: „Friedrich Mecum von Lichtenfels." Dieſes „Kennt ihr" erinnerte mich an das herrliche Lied: „Kennſt du das Land" ꝛc., und über der Erinnerung an dieſes ſchöne Gedicht vergaß ich weiter zu leſen. In dem Gedicht „Traum Friedrich des Weiſen" wiederholt ſich zweimal die Stelle:

„Und legt ſich nieder
Und träumet wieder."

und erinnert an den Löwen in Schiller's Handſchuh:

„er recket die Glieder
und legt ſich nieder."

In dem Gedicht „Valerianus und Cäcilia" findet ſich der Vers:

„und ſchaute ſie an mit traurigem Blick,"

der mit denſelben Worten in Uhland's Gedicht „der Wirthin Töchterlein" ſteht. Auch erinnert der Anfang dieſes Gedichts: „Das war die heilige Cäcilia," der bei dem Verf. noch einmal vorkommt S. 54: „Das iſt die heilige Margareth," an den Anfang eines Uhlandſchen Gedichts „Das war Jungfrau Sieglinde." Das Gedicht „Gottfried von Bouillon" erinnert in ſeiner Form zu ſehr an Uhland's „Graf Eberhard der Rauſchebart." Wenn es bei dem Verf. heißt:

„Wie haben Mehams Streiter vergeblich ſich geſchirmt,"

oder an einer andern Stelle deſſelben Gedichts:

„Wie ſchlugen da die Ritter an ihre Bruſt ſo laut!"

oder an einer andern Stelle deſſelben Gedichts:

„Wie bläſt der ſcharfe Nordwind, wie flackert Woll' und Stroh!"

ſo denkt man an Uhland's:

„Wie haben da die Gerber ſo meiſterlich gegerbt!" ꝛc.

Es iſt indeſſen auch möglich, daß der Verf. dergleichen Wendungen aus den Nibelungen ſelbſt entlehnt hat.

Dr. Henſe.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

21. September. № 70. 1841.

Liſt „Das nationale Syſtem der politiſchen Oekonomie.“

(Fortſetzung.)

Die Haupttendenz, welche die Nationalökonomie Hrn. Dr. Liſt's verfolgt, iſt ſehr richtig in dem Motto bezeichnet, welches das Werk an der Spitze trägt: „Et la patrie et l'humanité.“ Sein neues Syſtem bekämpft die herrſchende Theorie und die herrſchende Praxis.

Er erklärt ſich hierüber S. 5: „Die Praxis oder mit andern Worten das Merkantilſyſtem begeht den großen Irrthum, die abſolute und allgemeine Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Beſchränkung zu behaupten, weil ſie bei gewiſſen Nationen und in gewiſſen Perioden ihrer Entwicklung nützlich und nothwendig geweſen iſt. Sie ſieht nicht, daß die Beſchränkung nur Mittel, die Freiheit aber Ziel iſt. Nur die Nation, nirgends die Menſchheit — nur die Gegenwart, nirgends die Zukunft beachtend, iſt ſie ausſchließlich politiſch und national, fehlt ihr der philoſophiſche Blick — die kosmopolitiſche Tendenz.“

„Die herrſchende Theorie dagegen, wie ſie von Adam Smith ausgebildet worden, faßt ausſchließlich die kosmopolitiſchen Forderungen der Zukunft ins Auge. Die Univerſalunion und die abſolute Freiheit des internationalen Handels, zur Zeit bloß eine — vielleicht erſt nach Jahrhunderten realiſirbare kosmopolitiſche Idee, betrachtet ſie als jetzt ſchon realiſirbar. Die Bedürfniſſe der Gegenwart und die Natur der Nationalität verkennend, ignorirt ſie ſogar die Exiſtenz der Nation und darum das Princip der Erziehung der Nation zur Selbſtändigkeit. Ausſchließlich kosmopolitiſch, beachtet ſie überall nur die geſammte Menſchheit, die Wohlfahrt des ganzen Geſchlechts, nirgends die Nation und die Nationalwohlfahrt, perhorreſcirt ſie die Politik, erklärt ſie Erfahrung und Praxis für verwerfliche Routine. Die Geſchichte nur beachtend, inſoweit ſie ihrer einſeitigen Tendenz entſpricht, ignorirt oder entſtellt ſie ihre Lehren, wo ſie ihrem Syſtem widerſtreiten.“

Im directen Widerſpruch mit dieſer Theorie und Praxis ſtellt nun Hr. Dr. Liſt in ſeinem neuen Syſtem, welches er das nationale Syſtem der politiſchen Oekonomie nennt, und welches er auf die Natur der Nationalität als das Mittelglied zwiſchen Individualität und Menſchheit gründet, zuerſt die Geſchichte der Haupthandelsvölker der neuen Welt, der Italiener, Hanſen, Niederländer, Engländer, der Spanier und Portugieſen, der Franzoſen, Deutſchen und Ruſſen und endlich der Nordamerikaner in einem raſchen Ueberblick zuſammen. Dieſe geſchichtliche Partie umfaßt das erſte Buch ſeines Werkes S. 35—180.

Sodann giebt er im zweiten Buch ſeine Theorie, indem er überall aus den Thatſachen der Geſchichte ſeine Fundamentalgrundſätze ableitet (S. 180—448).

Im dritten Buch unterwirft er ſodann die vorangegangenen Syſteme, namentlich das Induſtrieſyſtem (von der Schule fälſchlich Merkantilſyſtem genannt), das phyſiokratiſche oder Agriculturſyſtem und zuletzt das Tauſchwerthſyſtem von Adam Smith (von der Schule fälſchlich Induſtrieſyſtem genannt) einer Prüfung und beziehentlich Widerlegung (S. 451—494). Das letzte Buch, Politik überſchrieben, legt den neueſten Stand der Handelspolitik dar.

Man kann ſagen, daß das ganze vorliegende Werk ein durch und durch kritiſches ſei, es nimmt ſeinen Hauptanlauf gegen Adam Smith.

Bekanntlich bekennt ſich die Schule Adam Smith's und namentlich ihr Hauptvertreter in Frankreich, Say, zu dem Grundſatz, daß die Macht einer Nation in Tauſchwerthen beſteht, ſie ſtellt die Arbeit ſelbſt als den Fonds aller Reichthümer der Nation dar.

Hr. Liſt weiſt nach, daß es unwiſſenſchaftlich ſei, etwas als Urſache einer Erſcheinung zu bezeichnen, was für ſich ſelbſt Reſultat einer Menge tiefer liegender Urſachen iſt. Es iſt vielmehr nach der Urſache der Smithſchen Urſache zu fragen, es iſt zu fragen, wodurch die Köpfe und Arme und Hände in einer Nation zur Arbeit veranlaßt und wodurch dieſen Anſtrengungen Wirkſamkeit gegeben werde. Da findet ſich denn, daß jene tiefere Urſache der Geiſt iſt, der die Individuen belebt, die geſellſchaftliche Ordnung, welche ihre Thätigkeit befruchtet, die Intelligenz, womit ſie die Naturkräfte benutzen. Die Macht einer Nation beſteht nicht in Tauſchwerthen, ſie beſteht in der Fähigkeit ſich fortwährend Tauſchwerthe zu verſchaffen. Die Hauptſache hängt, wie der Hr. Verf. S. 206 ſagt, davon ab: „ob in einer Nation Künſte und

Wiſſenſchaften blühen, ob die öffentlichen Inſtitutionen und Geſetze Religioſität, Moralität und Intelligenz, Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums, Freiheit und Recht produciren, ob in der Nation alle Factoren des materiellen Wohlſtands, Agricultur, Manufacturen und Handel gleichmäßig und harmoniſch ausgebildet ſind, ob die Macht der Nation groß genug iſt, um den Individuen den Fortſchritt in Wohlſtand und Bildung von Generation zu Generation zu ſichern und ſie zu befähigen, nicht nur ihre inneren Naturkräfte in ihrer ganzen Ausdehnung zu benutzen, ſondern auch durch auswärtigen Handel und Colonialbeſitz die Naturkräfte fremder Länder ſich dienſtbar zu machen."

Hr. Dr. Liſt zeigt, daß Adam Smith die Natur der productiven Kräfte im Ganzen ſo wenig anerkannt habe, daß er nicht einmal der geiſtigen Arbeit derer, welche Recht und Ordnung handhaben, Unterricht und Religioſität, Wiſſenſchaft und Kunſt pflegen u. ſ. w. Productivität zugeſteht. Seine Forſchungen beſchränken ſich auf diejenige menſchliche Thätigkeit, wodurch materielle Werthe hervorgebracht werden. Sein Syſtem leidet daher an einem todten Materialismus, der überhaupt überall nur Tauſchwerthe ins Auge faßt, ohne die geiſtigen, politiſchen, die gegenwärtigen und die zukünftigen Intereſſen, ohne die Geſammtheit der productiven Kräfte der Nation zu berückſichtigen. Das Smithſche Syſtem leidet ferner an einem desorganiſirten Particularismus. Smith's glücklichſte Entdeckung war die Theilung der Arbeit, aber dieſe Theilung erklärt er einzig aus dem Tauſch, aus der Vermehrung der materiellen Capitale und der Ausdehnung des Marktes, er kommt nicht zu der Idee einer Theilung verſchiedener Geſchäftsoperationen unter mehreren Individuen, die zugleich eine Vereinigung verſchiedener Kräfte zu einer gemeinſchaftlichen Production iſt. Die Hauptſache aber iſt eben dieſe Aſſociation der productiven Kräfte zu einer gemeinſchaftlichen Production.

Die höchſte Zuſpitzung der Liſtſchen Theorie iſt in den Satz zu faſſen: „Wahrer Reichthum iſt Macht, Macht aber iſt Geiſt." Es iſt dies der Wahlſpruch Jefferſon's: „*knowledge is power.*"

Es giebt gegenwärtig nur eine Nation auf der Welt, die durch Entwicklung ihrer productiven Kräfte und die Gewalt der Aſſociationen zur höchſten Macht und durch dieſe Macht zum höchſten Reichthum gelangt iſt — nur eine Nation, die ihre Kraft in ihrer Totalität und nach allen Richtungen hin in Bewegung geſetzt, die nach allen Verzweigungen hin Ackerbau, Manufacturweſen und Handel gleichmäßig ausgebildet hat. Dieſe Nation iſt England. Ihr am nächſten ſteht Frankreich, in dritter Linie Nord-Amerika und Deutſchland. Alle andern Nationen ſtehen dieſen vieren nach. Vortrefflich nun weiſt der Hr. Verf. nach, wie dieſes England durch ſeine freie Verfaſſung und den Aſſociationsgeiſt ſo hoch gekommen iſt.

Er ſagt unter andern: „Die Oeffentlichkeit der Rechtspflege, das Geſchwornengericht, die parlamentariſche Geſetzgebung, die öffentliche Controle der Staatsverwaltung, die Selbſtadminiſtration der Gemeinden und Corporationen, die Preßfreiheit, die Aſſociation zu gemeinnützigen Zwecken, gewähren den Bürgern conſtitutioneller Staaten, wie der Staatsgewalt eine Summe von Energie und Kraft, die ſich ſchwerlich durch andere Mittel erzeugen läßt."

„Die Geſchichte kennt kein reiches, kein Handel und gewerbtreibendes Volk, das nicht auch ein freies geweſen wäre."

(Fortſetzung folgt.)

---

1) Lieder und Balladen des Schotten Robert Burns. Uebertragen von H. J. Heintze. Mit dem Bildniß und einem kurzen Lebensabriß des Dichters, nebſt erläuternden Anmerkungen. 8. I—XXVIII und 1—284. Braunſchweig 1840, Verlag von G. Weſtermann.

2) Gedichte von Robert Burns. Ueberſetzt von Ph. Kaufmann. gr. 8. I—XX u. 1—163. Stuttgart und Tübingen 1839, Verlag der Cottaſchen Buchhandlung.

„Sieh, der Frühling iſt da, ein Chor vollſtimmiger Sänger
Jubelt durch Wald und Gebüſch, lockt auch die Menſchen hinaus
Aus der dumpfen Stadt, das erwachende Herz zu erquicken,
Dichter und Weiſe, ſie ziehn alle den blumigen Pfad
In die Gefilde zum See: o wie labet die Spiegelfläche
Seiner Fluthen; der Blick ſinkt in die Tiefen des All.
Fühlend denkt nur die Welt und ſie fühlt ſich beglückter im Sinnen
Ueber dir, ew'ge Natur, als in des Denkens Gebiet.
Schlägt doch höher das Herz und ſchließt der Menſch ſich dem Menſchen
Liebender an, wenn du, Göttergeſandter, erſcheineſt,
Frühling — —".

Mit vorſtehenden Worten möchten wir unſere Anzeige der beiden Uebertragungen von Burns' Liedern einleiten, um den der Urſprache nicht kundigen Leſer ſogleich auf den Standpunkt zu ſtellen, von welchem aus er das Original am richtigſten auffaſſen wird; denn wir haben es hier nicht mit einem Dichter modern-franzöſiſcher Bildung zu thun, der mit Geiſt und Witz ſeine Hörer feſſelt, ſondern müſſen durchaus für Burns den Maßſtab des deutſchen Liedes in ſeiner einfachſten, der Natur am nächſten liegenden Geſtalt, feſthalten: zugleich werden wir danach uns in den Stand geſetzt ſehen, die Leiſtungen der beiden Ueberſetzer beurtheilen zu können.

„In Schottland," ſo beginnt Heintze ſeinen kurzen Lebensabriß des Dichters, „dem Lande der Barden, ging gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in einem Zeitalter, wo Britannien an einer höchſt proſaiſchen Nüchternheit krankte, am Horizont der Dichtkunſt ein Stern auf, deſſen ſo kurze wie glänzende Erſcheinung auf die ganze engliſche Poeſie einen äußerſt wohlthätigen und belebenden Einfluß ausübte. Dieſes flüchtige Phänomen war Robert Burns, der Sohn eines armen Gärtners, der bei Robert's Geburt, den 25. Januar 1759, zu Doonholm oder Doonſide im ſüdweſtlichen Schottland in Dienſten ſtand." Die frühen Regungen ſeines Ehrgeizes nennt Burns ſelbſt „das blinde Umhertappen des Homeriſchen Kyklopen in ſeiner Höhle." und zeigt dadurch treffend, wie er, „der innige, glühende, mit der leidenſchaftlichen Seele, der ganz Herz war" (Elliot), die untergeordnete Lage empfinden mußte, auf die ihn ſein Schickſal angewieſen hatte; ihr äußerlich zu entfliehen verſuchte er Vieles ohne ſonderlichen Erfolg, nur der im freien Reiche der Dichtkunſt blieb ihm vorbehalten. Dabei iſt es nun nicht unſere Abſicht, über das unglückliche Loos des Genius oder des Genies auf Erden uns in erneute Klagen zu ergießen, die wir theils für unfruchtbar, theils für unbegründet halten, denn leiden auf dieſer Welt durch öffentliche und geheime Unbill, Verkanntwerden und Verläumdung, häusliches und anderes Mißgeſchick müſſen Viele, Alle, warum ſollte der Dichter davon frei ſein; aber ſich aus dem Leiden retten in den Geſang, das vermag nur der Dichter, und bedurfte es für den Genius nicht vielleicht gerade einer ſolchen Lage, um ſich zu entfalten, und verdanken wir nicht gerade unſeren ſchwerſten Stunden die beſten und herrlichſten Offenbarungen? So iſt es im Leben der Völker, wie in dem des Einzelnen. Wir ſtimmen zwar nicht mit der Anſicht des Grafen La Bourdonnaye „pour un génie il ne faut qu'un grenier et 300 francs par an," aber wir glauben, daß die ſogenannten glücklichen Verhältniſſe ihm nicht gerade die günſtigſten ſind, inſofern nämlich zum Schaffen durchaus der Drang innerer und äußerer Nothwendigkeit gehört, die auch allein einem Kunſtwerke Grenze und Maß giebt. Der Mangel jener Nothwendigkeit, der ewig herrſchenden *ἀνάγκη*, iſt eben der Hauptmangel unſerer neueſten Litteratur; deshalb iſt ſie maßlos, zerfloſſen und haltlos, weil es weder für unſere Künſtler und Dichter, noch für ihre Werke ein Princip der Nothwendigkeit giebt, das zu gleicher Zeit ihr Ziel beſtimmen würde. Unſere Autoren ſtreben nach der Ewigkeit und überſpringen die Zeit, welche allein die Brücke iſt zu jener, und man verliert mehr und mehr die Fähigkeit einfach zu denken und ſich bündig auszudrücken; Alles baut ſich auf's Ohngefähr, und Gott *Δίνος* beherrſcht wieder einmal die Welt.

Aus dieſen Gründen heißen wir ſo einfache Gaben, wie die hier gebotenen, auf's Freudigſte willkommen und empfehlen ſie einem Jeden, der die Stimme der Natur und ihren leiſeſten Anruf zu hören noch nicht verlernt hat, der ſich gern in die Einſamkeit ſeiner Erinnerungen, ſeiner Liebe, mit ihren Freuden und Schmerzen, zurückzieht, mit dem Dichter in ſeine Heimath wallt, Berg, Thal und Strom zu grüßen, und beim Becher unter trefflichem Humor aller Unbilden und Schläge des bitterſten Geſchicks vergeſſen möchte. Der Dichter iſt nämlich nicht *δύσκολος καὶ δύσκροπός μεγάνθρωπος*, wie der Grieche den Waſſertrinkern Schuld giebt; er feiert den Pokal, die Muſik und die Schönen; indeß weiß er auch heilige und ernſte Weiſen anzuſtimmen; mit einem Wort, ſein Schickſal und der Ausdruck ſeines Liedes macht ihn zu unſerem Begleiter für das Leben, und wenn wir auch nicht, wie ſeine Landsleute, alle Töne der Heimath vernehmen können, ſo bietet er eben als Dichter dem Menſchen einen reichen Schatz, da er die einfache Sprache des Herzens redet. Wer hätte nicht ſchon „Mein Hochland" ihm nachgeſungen, wer nicht mit ihm ſchon die herrlichen Zeilen empfunden, die wir leider nur im Original herſetzen können:

Had we never lov'd sae kindly,
Had we never lov'd sae blindly,
Never met - or never parted,
We had ne'er been broken-hearted.

aus dem vortrefflichen Liede: A fond kiss? These exquisitely affecting stanzas contain the essence of a thousand love songs, ſagt Scott; Byron hat ſie oft citirt; Heintze überſetzt:

Liebten wir uns nicht ſo ſinnig,
Liebten wir uns nicht ſo innig,
Sahn wir uns und ſchieden nimmer —
Dann blieb Herzensruh uns immer.

Kaufmann dagegen:

Hätten nie geliebt ſo herzlich,
Nie wir uns getrennt ſo ſchmerzlich,
Nie geſehen — nie verlaſſen,
Müßten nicht vor Gram erblaſſen.

Beides nicht recht genügend, da Had we never lov'd sae blindly wohl nicht heißt: „Nie wir uns getrennt ſo ſchmerzlich." Doch möchten ſo zart hingehauchte Verſe immer zu den unüberſetzbaren gehören, wie eine Trompete ſchwerlich jemals an die Stelle der Flöte wird treten können (ein anderer Vergleich fällt uns leider bei dieſen Verſuchen nicht ein): nur Schade, daß Burns hierdurch der Ueberſetzungsweiſe des Hrn. Kaufmann faſt unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legt. Wer erkennt wohl aus den Verſen:

Einen Kuß, den letzten Schimmer,
Ein Lebewohl, o Gott, für immer!

Ae fond kiss, and then we sever,
Ae farewell, alas, for ever!

wer aus:

Tiefe Herzensthränen wein ich —
Deep in heart-wrung tears I'll pledge thee?

Was heißt tiefe Herzensthränen? abgerechnet, daß die Anrufung Gottes bei Gelegenheit eines Liebeskuſſes (A fond kiss) nach engliſchem und beſonders ſchottiſchem Gefühl eine Blasphemie wäre. Beſſer lautet es bei Heintze:

Einen Kuß noch, eh' wir ſcheiden
Ein Lebwohl auf Ewigmeiden!
Will dir heiße Thränen ſpenden,
Inn'ge, tiefe Seufzer ſpenden!

Durch Verſe dieſer Art, an denen Burns überaus reich iſt, hat er ſich tief eingeſchrieben in die Herzen ſeiner Landsleute; mögen ſie lieben oder ſcheiden, dulden oder jubeln, ſie thun es mit ſeinen Worten; er iſt der Schotten Berenger geworden, eine Zuſammenſtellung, die nach dem Vorausgegangenen keine Mißdeutung veranlaſſen wird, beſonders wenn wir nochmals für den Geiſt ſeiner Poeſie uns an ein Wort Byron's erinnern:

For I have been accustom'd to entwine
My thoughts with Nature rather in the fields,
Than art in galleries. (C. H. IV. 61.)

Dies iſt überhaupt mehr der ſchottiſche naturkräftige, dem franzöſiſchen Salonweſen ſo ſehr abholde Charakter. Eben ſo aber, wie Berenger in gewiſſem Sinne Frankreich repräſentirt, iſt es Burns gelungen, ſeine Heimath zu verherrlichen; in ihr und mit ihr lebte er, und iſt jetzt ſo mit ihren Thälern und Höhen verſchwiſtert, daß daß ihre Ströme dem Wanderer ſeine Geſänge entgegenrauſchen und daß er ſie unbewußt ſingt, ſelbſt ohne dem Dichter nachzufragen oder ihn zu kennen, ein wahrer Volksdichter. Mit dieſem ſeinem innerſten Leben hängt es zuſammen, daß er viele alte Weiſen wieder belebte, vielen, nur noch in einzelnen Anklängen vorhandenen ein neues vollſtändiges Daſein gab, er ſelbſt nicht in Unkenntniß über das, was er that (was Manche noch immer für den Charakter eines Volksdichters halten), ſondern mit tiefem Nachdenken und mancher in ſeinen Briefen aufbehaltenen Reflexion, die Jeden überraſchen muß, der Unbefangenheit und Unbewußtſein verwechſeln könnte. Viele nationale Anklänge werden ſo für uns als unbedeutend verhallen, und außerdem bemerkt der Dichter ſelbſt einmal: it is impossible (at least I feel it so in my stinted powers) to be always original, entertaining, and witty. Möge dies hinreichen zu einer allgemeinen Einführung in die Geſänge deſſelben: ein Punkt nur, welcher die Weiſe des Ausdrucks betrifft, würde noch anzudeuten ſein, ehe wir die beiden Ueberſetzungen näher beleuchten.

. . . a siren tongue,
That music in itself, whose sounds are songs,
The poetry of speech.

ſingt Byron, und bezeichnet mit dieſen wenigen Worten die ganze Natur des Burnsſchen Liedes, aber auch, daß es eigentlich nur dürfte geſungen an den Hörer kommen; die Nationalmelodie darf nur dazu nicht fehlen; ein Leſer, der ſie nicht im Herzen trägt, ein Ueberſetzer, der ſie nicht im Ohr hat, ſie wieder ſingt ore rotundo, müſſen unfehlbar dem ſchottiſchen Dichter Unrecht thun, ihn ſeines ſchönſten Schmuckes berauben, denn ſie werden ihn ſkelettiren, nicht fühlend ihn denken aus ſeinen tiefempfundenen Melodieen. Denn wenn der Dichter ſingt nach einer alten Weiſe:

Bonnie lassie, will ye go,
Will ye go, will ye go;
Bonnie lassie, will ye go
To the birks of Aberfeldy?

Herzig Mädchen, willſt du gehn,
Willſt du gehn, willſt du gehn;
Herzig Mädchen, willſt du gehn
In die Aberfeldy-Birken? (Heintze.)

Zur Birk von Aberfeldy. (Kaufmann.)

Now simmer blinks on flowery braes,
And'er the crystal streamlet plays;
Come let us spend the light some days
In the birks of Aberfeldy!

Auf blum'ger Au der Sommer winkt,
Am klaren Bach er ſpielt und blinkt;
Komm, gehn wir, eh' die Sonne ſinkt,
In die Aberfeldy-Birken. (Heintze.)

Der Sommer glänzt auf blum'ger Haid,
Thauperlen der Kryſtallbach ſtreut (?),
Komm, ziehn wir hin in Luſt und Freud
Zur Birk von Aberfeldy. (Kaufmann.)

ſo ſieht man, daß ſolche Verſe nie geſprochen werden dürfen, aber auch zugleich, wer von den beiden Ueberſetzern der eigentliche Sänger ſei, welchem das muſikaliſche Ohr verliehen ward, und ohne dieſes, ohne das erweichende Element der Herzen und der Sprachen ſollte man nicht an die Ueberſetzung eines Dichters gehen; man ſchadet ſich und ihm zu ſehr, indem man ſogleich die ganze Auffaſſung nach der Seite des Verſtandes hinübertreibt. Doch die näheren Belege dazu weiter unten. Jedoch wie zerſtörend es auf den ganzen Gang der Poeſie und der poetiſchen Entwicklung eines Volkes wirkt, wenn es die poetry of speech verlaſſend, ſich ganz auf die poetry of thought wendet, ſehen wir in einem furchtbaren Beiſpiel an den Franzoſen; Glück und Unglück wird ihnen nicht mehr Geſang, und Napoleon's Rückkehr fand keinen Dichter, da ihre Autoren jedem Naturlaut längſt entfremdet ſind. Deshalb möge uns Burns auch nur ſingend einverleibt werden, ohne Hinzuthun eigener Reflexion, nach den einfachen Ausdrücken ſeines reinen Gefühls, und wir wollen nur ſehen, was die beiden Ueberſetzer in dieſer Beziehung vermocht haben, nachdem wir erkannt, daß weder ein Kunſtdichter noch ein gelehrter Sprachkenner uns würde genügen können.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

22. September. № 71. 1841.

List „Das nationale System der politischen Oekonomie."

(Fortsetzung.)

Den schlagendsten Beweis, daß Reichthum nicht die Grundlage des Wohlstands einer Nation ist und daß unfreie Völker, wenn sie noch so viele Reichthümer, d. h. Tauschwerthe aufhäufen, elendiglich zu Grunde gehen, liefert das Beispiel von Spanien. Nach Spanien sind Tausende von Millionen Piaster amerikanisches Gold gekommen und es ist dennoch seit Karl V. und Philipp II. in immer tieferen Verfall gerathen, während England unter Elisabeth, der Zeitgenossin Philipp's, gegen Spanien gehalten ein unbedeutendes und armes Reich, durch Entwicklung seiner productiven Kräfte im Schutz einer freien Verfassung nicht nur Spanien, sondern alle übrigen Reiche weit überflügelt hat.

Der Gründer der Macht Großbritanniens war Cromwell, durch die Navigationsacte, durch die der auswärtige Handel Englands emporkam, 1651. Aber die Hauptentwicklung seiner Macht erhielt England erst durch die Ausbildung seiner Manufacturkraft seit Anfang des letzt verflossenen Jahrhunderts.

Die Manufacturkraft — und das ist ein zweiter Hauptsatz Hrn. Dr. List's — steht nicht, wie die Smithsche Schule meint, mit der Agriculturkraft in gleicher Kategorie, sondern bildet eine bei weitem höhere Stufe. „Ueberall sind erst mittelst der Manufacturen innere Transportverbesserungen, verbesserte Flußschifffahrt, Canäle, verbesserte Straßen, Dampfschifffahrt und Eisenbahnen, die Grundbedingungen des verbesserten Ackerbaus und der Civilisation, aufgekommen. Im bloßen Agriculturstaat wird nur der geringste Theil der in der Nation liegenden geistigen und körperlichen Kräfte geweckt und zur Ausbildung gebracht, nur der geringste Theil der Naturkräfte kann benutzt, keine oder nur wenige Capitale können gesammelt werden. Bei der bloßen Agricultur besteht Willkür und Knechtschaft, Aberglauben und Unwissenheit, Mangel an Cultur, Verkehr- und Transportmitteln, Armuth und politische Unmacht. Die Manufacturen und Fabriken sind die Mütter und Kinder der bürgerlichen Freiheit, der Aufklärung, der Künste und Wissenschaften, des (großen) innern und äußern Handels, der Schifffahrt und der Transportverbesserungen, der Civilisation und der politischen Macht. Sie sind ein Hauptmittel, den Ackerbau von seinen Fesseln zu befreien, zu einer Kunst, zu einer Wissenschaft zu erheben, die Landrente, die landwirthschaftlichen Profite und Arbeitslöhne zu vermehren und dem Grund und Boden Werth zu geben. Die Schule hat diese civilisirende Kraft dem auswärtigen Handel zugeschrieben, damit aber den Vermittler mit dem Urheber verwechselt."

In einem großen Manufacturstaat ist übrigens der innere Handel die Hauptsache. Die Erfahrung in England hat erwiesen, daß der durch den Flor der Manufacturen belebte innere Markt $^2/_3$ des gesammten Verkehrs umfaßt. Alle Engländer behaupten, daß gerade während der Napoleonischen Continentalsperre der innere Wohlstand des Reichs am blühendsten gewesen sei. Man kann dies, abgesehen davon, daß in jener Zeit fast der ganze außereuropäische Handel in ihre Hände kam, ihnen um so mehr glauben, als allerdings damals eine Masse der reichsten Familien, die den größten Theil des Jahres auf Reisen zuzubringen pflegten, im Lande bleiben mußte.

Bis soweit steht England im glänzendsten Licht, als Vorbild da, an dem andere Nationen abmerken können, was Macht bringt und Reichthum. Kein Buch kann England größere Ehren geben, als das Listsche — und doch ist kein Buch so wesentlich gegen England geschrieben als dieses.

Eben darum, sagt Hr. List, weil England mit seiner nach allen Zweigen hin ausgebildeten Manufacturkraft, der Grundbedingung alles höheren Aufschwungs der Civilisation, der materiellen Prosperität und der politischen Macht, so weit alle andern Nationen überflügelt, haben diese andern Nationen vorerst das Schutzsystem zu ergreifen, um ihre eigene Manufacturkraft so lange gegen die überwältigende Concurrenz Englands zu beschützen, bis diese die gleiche Ausbildungsstufe wie England erlangt hat. Es ist wahr, daß die Schutzzölle im Anfange die Manufacturwaaren vertheuern, aber dieses Opfer an Werthen ist zu bringen, weil dasselbe durch Erwerbung einer productiven Kraft vergütet wird, die der Nation nicht allein für die Zukunft eine unendlich größere Summe von Werthen, sondern auch industrielle Independenz, vermehrte Civilisation und politische Macht verschafft. „Wollte heute England sich verbindlich machen, den Deutschen Jahre lang alle ihre Bedürfnisse an

Manufacturwaaren umſonſt zu liefern, wir könnten nicht dazu rathen, ein ſolches Offert anzunehmen. Wenn die Engländer durch neue Erfindungen in Stand geſetzt werden, die Leinewand um 40% wohlfeiler zu fabriciren, als die Deutſchen bei der alten Verfahrungsweiſe, und wenn ſie in der neuen Verfahrungsweiſe nur einen Vorſprung von wenigen Jahren vor den Deutſchen gewönnen, ſo geht ohne Schutzzoll einer der älteſten und wichtigſten Manufacturzweige Deutſchlands zu Grunde — es iſt als fiele ein Glied von dem Körper der deutſchen Nation; wer aber möchte über den Verluſt eines Arms ſich damit tröſten, er habe doch ſeine Hemden um 40% wohlfeiler eingekauft?"

„Ohne die Thorheiten der Continentalregierungen," ſagt Hr. Liſt, „wäre England ſchwerlich zur Gewerbs-Suprematie gelangt."

Nachdem die Engländer einen Theil der von Spanien und Portugal verjagten Juden und die größeren Maſſen der durch den Unverſtand und Fanatismus von Habsburg und Bourbon ausgetriebenen niederländiſchen und hugenottiſchen Flüchtlinge bei ſich aufgenommen und dadurch ihre Induſtrie weſentlich in Flor gebracht hatten, fingen ſie vom achtzehnten Jahrhundert an, die Beſchränktheit der Continentalcabinette methodiſch auszubeuten. Während ſie ruhig und unangegriffen auf ihrer Inſel ſaßen und ungeſtört hier an der Erſtarkung ihrer innern Induſtrie arbeiteten, nutzten ſie die Erbfolgekriege, mit denen Europa ſich zerfleiſchte und an denen ſie auf dem Continent Theil nahmen, zur Eroberung der fremden Colonieen, zu vortheilhaften Handelstractaten, vortheilhaften Seegeſetzen und allmäliger Erwerbung der faſt unumſchränkten Herrſchaft auf dem Meere. Zuerſt ſchloſſen ſie im Jahre 1703 den Methuentractat mit Portugal und erlangten dadurch gegen Zulaſſung der portugieſiſchen Weine den ausſchließlichen Tuchmarkt und eine förmliche Handelsfreiheit in Portugal und deſſen Colonieen. Sie ſchloſſen durch dieſen Vertrag die Holländer und die Deutſchen von dem portugieſiſchen Handel aus und erhielten durch das, durch dieſen nun ausſchließlich in ihre Hände gekommenen Handel mit Portugal gewonnene Geld die Mittel, ihren Handel mit Oſtindien und China unermeßlich auszudehnen, die Holländer von ihren Hauptſtationen zu verdrängen und ihr großes Reich in Oſtindien zu gründen. Dieſem Vertrag, der die Unterdrückung der portugieſiſchen Tuchfabriken zur Folge hatte, folgte der Aſſiento mit Spanien im utrechter Frieden 1713. Er räumte den Engländern das Recht ein, das ſpaniſche Amerika mit afrikaniſchen Negern zu verſorgen und den Beſuch der Meſſe von Portobello. Die Folge war, daß ein ungeheurer Schleichhandel ſich ausbildete, durch den faſt der ganze amerikaniſch-ſpaniſche Handel aus den Händen der Spanier in die der Engländer kam. Frankreich, der Hauptgegner Englands im achtzehnten Jahrhundert, verlor in Folge der Continentalkriege in den Friedensſchlüſſen zu Utrecht und Paris an England ſeine bedeutendſten Colonieen, ſah ſeine Marine mehrmals vernichtet und ſeine Hauptabſicht, die von England abgefallenen Vereinigten Staaten unter ſeinen Schutz zu nehmen, worauf Vergennes mit Franklin unterhandelt hatte, vereitelt. Deutſchland und Italien wurden mit engliſchen Waaren überſchüttet und bis zur faſt völligen Handelsohnmacht herabgebracht.

Die Hauptmaßregel, welche England ergriff, um eine bleibende Manufacturkraft und damit eben die Handelsherrſchaft zu erwerben, war das Verbot der Einfuhr oſtindiſcher Stoffe von Baumwolle und Seide im Jahre 1721. England verbot dieſe Waaren ſeinen eigenen Factoreien, obgleich ſie wegen des niedrigen Arbeitslohns in Indien bei weitem wohlfeiler zu ſtehen kamen, als die engliſchen Manufacturen ſie liefern konnten, aus dem einzigen Grunde, um die engliſchen Manufacturen zu heben. Die engliſchen Miniſter wollten keine wohlfeilen Manufacturwaaren (ſie handelten thöricht nach der Theorie der Werthe), ſie wollten theure und bleibende Manufacturkraft erwerben (ſie handelten höchſt geſcheidt nach der Theorie der productiven Kräfte). England fühlte ſehr wohl, daß von zwei Ländern, die im freien Verkehr mit einander ſtehen, dasjenige das herrſchende werden muß, welches Fabrikate verkauft und dasjenige das untergeordnete und abhängige, welches nur Agriculturſtoffe zu bieten hat.

Die Folgen dieſer Maßregel waren unermeßlich, ſie waren diejenigen, die wir heute zu Tage vor Augen ſehen. England erlangte nicht nur die glänzendſte Entfaltung ſeiner Manufacturkraft, indem es die oſtindiſchen Waaren von ſeinen Grenzen ausſchloß (ſeine Selbſtproduction in Baumwolle und Seide beträgt heute 50- bis 100mal mehr als der frühere Handel mit den Fabrikaten Oſtindiens), ſondern es verhinderte auch auf eine eben ſo glänzende Weiſe gleichzeitig das Aufkommen der Fabriken auf dem Continente, indem es dieſen die ſchönen, wohlfeilen oſtindiſchen Waaren zum Kaufe überließ. Dadurch wurde nicht nur Oſtindien (deſſen Manufacturkraft gar bald von der engliſchen überflügelt und unterdrückt ward), ſondern auch der Continent auf die Agriculturproduction reducirt und damit eben nothwendig zur Handelsohnmacht gebracht. Frankreich hatte durch ſeine Marine, wie erwähnt, und durch ſeine von Colbert begründeten Manufacturen England noch bisher am meiſten im Wege geſtanden; in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kamen hier die philantropiſchen und kosmopolitiſchen Ideeen in Umlauf, als nothwendiger Gegenſatz gegen die herrſchende geiſtliche und politiſche Unterdrückung. Alles ſtrebte nach Freiheit, auch nach Handelsfreiheit, man hoffte gerade von dieſer einen mächtigen Aufſchwung des Wohlſtandes im franzöſiſchen Reiche. Die Engländer benutzten ſogleich die günſtige Gelegenheit, die ſich darbot, ei-

nen Vertrag auf die Baſis dieſer Handelsfreiheit mit den franzöſiſchen Miniſtern abzuſchließen. Es war der berüchtigte Edentractat, der im Jahre 1786 unter dem Miniſterium William Pitt's zu Stande kam. Die Franzoſen, welche Zulaſſung ihrer Weine in England dadurch erhielten, hofften goldene Berge. Die Folgen waren ſchrecklich. Die durch die Spinn- und Dampfmaſchinen erſtarkte engliſche Induſtrie erdrückte wie eine Rieſenſchlange ſofort die franzöſiſche. Der Vertrag mußte aufgelöſt werden, die Wunden, die er geſchlagen, trugen weſentlich mit zum Ausbruch der franzöſiſchen Revolution bei.

(Schluß folgt.)

---

1) „Lieder und Balladen des Schotten Robert Burns. Uebertr. von H. J. Heintze."

2) „Gedichte von Robert Burns. Ueberſ. von Ph. Kaufmann."

(Schluß.)

Heintze hat 180, Kaufmann 103 Lieder und Balladen übertragen, indem jener ſich mehr an das Allgemeine, unter jedem Himmelsſtrich Verſtändliche hielt, dieſer auch längere mehr Schottland eigenthümlich angehörige Sachen übertrug, ſo indeß, daß die Hauptmaſſe des Uebertragenen übereinſtimmt, und einen durchgeführten Vergleich möglich macht. Wir wählen einige der bekannteſten Lieder aus.

To a mountain daisy, On turning one down with the plough.

Wee, modest, crimson-tipped flow'r,
Thou's met me in an evil hour;
For I maun crush amang the stoure
Thy slender stem:
To spare thee now is past my pow'r,
Thou bonnie gem!

Hold Blümlein mit dem Purpurmund (crimson tipped)
Du ſahſt mich hier zur ſchlimmen Stund',
Mein Pflug brach dein zart Herz im Grund
Gab dir den Tod.
Ich kann nicht heilen deine Wund',
Du ſüß Kleinod. (Kaufmann.)

Beſcheidnes Blümchen, roth getüpft,
Zu früh biſt du der Erd' entſchlüpft;
Denn ach! zermalmen muß ich dich,
So zart und fein;
Und nicht mehr retten kann ich dich,
Du Edelſtein!

. . . . . .

Cauld blew the bitter-biting north,
Upon thy early, humble birth;
Kalt blies der Wind auf ödem Plan
Dein frühes zartes Leben an; (Kaufmann.)
Kalt blies aus Nord der ſcharfe Wind
Auf dich, des Frühlings holdes Kind;

. . . . . .

Such is the fate of simple bard,
On life's rough ocean luckless starr'd!
Unskilful he to note the card
Of prudent lore, —

Wie einfach dieſe Worte; dagegen höre man Kaufmann in ſeiner halsbrechender Weiſe nun wie er ſich beſonders gleich von dem Bilde verirrt:

Dies iſt des ſchlichten Sängers Loos, (gut)
Im Sturm des Lebens ſteuerlos, (gut)
Ohn' Kund', dem Wind und Wetter bloß,
(unerträglich)
Ohn' Hilf und Stab, (auf dem Meere!)

Solche Abweichung von dem urſprünglichen Bilde erinnert uns immer an den Herrn Profeſſor N. in N., der in ſeiner Extaſe über die Hegelſche Philoſophie ausrief: „ſie erwuchs wie ein Baum, der ſich einem Meere gleich über den gebildeten Erdkreis ergoß;" derſelbe hat dann auch etwas Aehnliches drucken laſſen. Es iſt dies aber die allgemeine Krankheit und die Schwäche der Zeit, der nichts Einfaches genügen mag, und die in ihrer Impotenz aus einfachen Elementen und mit einfachen Mitteln etwas Großes folgerecht zu entwickeln auf alle jene Abwege einer vagen Gedankenloſigkeit geräth: im Kleinen ſehen wir dies auch an der Ueberſetzung des Hrn. Kaufmann; difficile est proprie communia dicere. Was ſoll alſo der Stab auf dem Meere? Doch würden wir auch dies nicht ſo ernſt rügen, wenn es nicht eben ein Beiſpiel wäre; wir werden deren noch einige geben. Viel einfacher und ſinniger iſt Heintze:

Dies Schickſal theilt der arme Bard'
Auf Lebens rauher Meeresfahrt!
(nicht ſo gut wie Kaufmann.)

aber: Nicht hat die Windroſ' er belauſcht
Der weiſen Lehr' ꝛc. (bleibt im Bilde).

Wollte Kaufmann dagegen bemerken, er halte die Reimſtellung treuer feſt, ſo entgegnen wir, daß dies eine untergeordnete Rückſicht iſt, ſobald man ſie nicht natürlich und ſchön durchführen kann, denn ſonſt hätte ja wohl Schiller auch ſeine Phädra in gereimten Alexandrinern geben müſſen, der wohl wußte, daß Feſthalten an einer unhaltbaren Form mindeſtens auf Geſchmackloſigkeit führt, die Inconſequenzen des Gedankens ungerechnet.

Klage der Königin Maria von Schottland beim Beginn des Frühlings.

Nun hängt der Mai den Mantel grün
Um jeden Blüthenbaum,
Legt Decken von Maaßlieben weiß
Auf jeden Wieſenraum;
Des Stroms Kryſtall die Sonne ſprengt,
Des Himmels Blau ſie wärmt ꝛc.
(natürlich Kaufmann).

Now Nature hangs her mantle green
On every blooming tree
And spreads her sheets o' daisies white (legt Decken)
Out o'er the grassy lea:

Now Phoebus *cheers* the crystal streams, (sprengt)
And *glads* the azure skies; (wärmt das Blau).

Heintze überſetzt:

Nun hängt um jeden blühn'den Baum
Natur ihr grün Gewand,
Und deckt ihr weißes Maiſiebtuch
Rings um das Raſenland.
Die Sonne lacht dem hellen Strom,
Und wärmt die Azurluft ꝛc.

Im fünften Verſe heißt es bei Kaufmann:

Doch du, du eitles, falſches Weib,
Mein Blut, Blutfeindin mir, ꝛc.

Soll das eine tragiſche Verſtärkung des Ausdrucks ſein, und war Eliſabeth Mariens Blut? Burns ſagt: My sister and my foe, und Heintze überträgt es: Doch meine Schweſter und mein Feind. Auch iſt eitles Weib, was nicht im Text ſteht, in Mariens Munde wohl nicht die richtige Verſtärkung von false woman, weshalb auch Heintze ſagt: Du treulos falſches Weib. Ein drittes Lied lautet bei Heintze:

Das Sträußchen.

O, Liebe ſchleicht ins Herze,
Müßt auch geheim ſie ſein;
Selbſt in das Herz des Weiſen
Schleicht ſich die Liebe ein ꝛc.

bei Kaufmann:

Cupido ſchleicht ſich ein,
Wo er nicht ein kann gehn,
Cupido ſchleicht ſich ein,
Wo Klugheit ſonſt zu ſehn ꝛc.

Wie ſehr die beiden Ueberſetzungen auch in den Refrains oder in den Worten des Chorus abweichen, zeigt unter anderem das herrliche Lied: The Rigs o' Barley. Die Gerſtenraine.

Chorus.

Corn rigs, an' barley rigs,
An' corn rigs are bonnie:
I'll ne'er forget that happy night,
Amang the rigs wi' Annie.

Juchhe, die Korn- und Gerſtenrain',
Die luſt'gen Gerſtenraine:
Stets denk' ich jener ſel'gen Nacht
Mit Annchen in dem Raine. (Heintze.)

Und Korn und Gerſt' iſt eingebracht,
Das Bier ſchäumt in der Kanne,
Doch ich vergeſſe nie die Nacht
Im Gerſtenfeld mit Anne. (Kaufmann.)

Wie kann man etwas ſo total mißverſtehen, eine feurige Jugendliebe in eine häßliche Alte verkehren, die das Korn eingebracht und nun bei der Bierkanne ſitzt? Das doch paßt in dieſen ganzen Complexus d'un amour usé. Selten hat wohl Jemand ſo alles Zartgefühl verletzt bei ſo zartem Gegenſtande. Handelte es ſich indeſſen bloß um einen Reim auf „Hanne" (offenbar eine dicke Bauerdirne und nicht Annie), ſo konnte mit demſelben Recht wie die Bierkanne etwa „das Fett ſchmilzt in der Pfanne," „das Brod liegt auf der Schranne" oder „o zink'ne Badewanne" geſetzt werden, und es hätte dies zarteſte aller Burnsſchen Lieder nicht wen'ger verunziert. Sunt certi denique fines! Ich beſchwöre Sie, Hr. Kaufmann, keinen Bierſchaum im Heiligthum der Liebe! Burns weiß Bier und Wein ſehr gut zu unterſcheiden, und wenn er den „Hans Gerſtenkorn," „John Barleycorn" preiſt, ſingt er und Sie mit ihm: (ſein Blut)

Es macht, daß man ſein Leid vergißt,
Es würzt uns jedes Glück,
Es macht, daß eine Wittwe ſingt,
Perlt auch die Thrän' im Blick.

Heintze:

Der Mann vergißt bei ihm ſein Weh,
Fühlt ſeine Luſt erhöht;
Und er erfreut der Wittib Herz,
Wenn die Thrän' im Aug' ihr ſteht.

aber wenn er ſeine Geliebte, ſein Mädchen feiert, ruft er:

Bring eine Flaſche Wein und laß
In ſilbernem Pokal ihn blinken;
Denn vor dem Abſchied will ich noch
Auf meiner Schönen Wohlſein trinken.
(Heintze.)

und er hat auch ſonſt wohl „das rundliche Fläſchchen" verherrlicht.

Jedoch um der wohl mit Recht gerügten Mängel wegen nicht ungerecht gegen die Arbeit des Hrn. Kaufmann zu ſein, erkennen wir bei der unendlichen Schwierigkeit in Uebertragung des einfachen Naturlautes, dieſes wunderbar zarten, geſangreichen Elements in jeder Sprache, gern den Fleiß an, mit dem er gearbeitet; nur daß er ihn nicht zu dem genügenden Reſultat geführt hat, und daß er es mit einem glücklicheren Mitbewerber zu thun hatte; reflectirende Sachen zu überſetzen in gegebener Form, möchte ihm leichter gelingen, und Manches lieſt ſich auch in ſeinem Burns ganz fließend und leicht. Heintze verdient den Vorzug wegen der mehr muſikaliſchen Sprache, wegen des natürlichen Reims und weil er ſich eigener Einmiſchungen möglichſt enthalten hat; auch möchte ſich ſeine Ueberſetzung in ihrer eleganteren Ausſtattung mehr zu einer Feſtgabe eignen. Außerdem hätte Kaufmann wohl angeben können, wie es Heintze gethan, daß er einen großen Theil ſeines Vorwortes über Burns aus Lockhart gezogen. Ob man aber wohl, bei allem Mitgefühl für Burns' hartes Loos, mit dieſem ſagen kann: „Er ſtarb, wir dürfen wohl ſagen, ohne jemals gelebt zu haben"? Zeigen uns ſeine unſterblichen Lieder nicht, daß er Momente durchlebt hat, ſo ſchön, wie ſie der Reichthum niemals bieten kann, und iſt das Denkmal, welches er ſich dadurch in ſeiner Heimath geſetzt hat, nicht einiger Erſatz für ein Leben, das freilich nicht ohne Bitterkeit und tiefſte Betrübniß dahingefloſſen iſt und leider ein ſo frühes Ziel gefunden hat? Ehren wir ihn nach ſeiner pars melior, nach ſeinem unſterblichen Theil.

F. A. Märcker.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

23. September. № 72. 1841.

Liſt „Das nationale Syſtem der politiſchen Oekonomie.“

(Schluß.)

Die Erbitterung, welche Pitt gegen dieſe Revolution bezeigte, iſt zu einem großen Theile auf Rechnung des Egoismus und der Eiferſucht zu ſchreiben, der es ſehr verdrießlich war, daß Frankreich aus dem allgemeinen Taumel und der Schwäche des Continents im Laufe des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, bei welcher England ſo gute Geſchäfte gemacht hatte, wie ein Mann ſich erhob, zu Kraft und freiem Blick kam und dieſe Kraft und freien Blick auch andern Völkern mittheilte. Man kann dies aus der Schrift Burke's gegen die franzöſiſche Revolution deutlich erkennen.

Napoleon ſetzte den Engländern das Continentalſyſtem entgegen, welches ſie von den Märkten des Continents ausſchloß. Durch dieſes Syſtem erlangten Frankreich und Deutſchland einen freien innern Markt und es iſt unbeſtrittene Thatſache, daß dieſes Syſtem, trotz aller ſeiner Quälereien, doch Grundlage des Flors ward, zu welchem der materielle Wohlſtand Frankreichs und Deutſchlands heut zu Tage emporgekommen iſt.

Nach dem Weltfrieden hatte der Haß gegen das Continentalſyſtem, das ſo viele Härten und Uebertreibungen in ſeinem Gefolge gehabt hatte, den Lehren der kosmopolitiſchen Theorie bei allen Continentalnationen Eingang verſchafft. Rußland, der ganze europäiſche Norden, Spanien und die Vereinigten Staaten hätten ſich glücklich geſchätzt, ihre Agriculturproducte und Rohſtoffe gegen engliſche Manufacturwaaren zu vertauſchen. Frankreich ſelbſt wäre vielleicht durch einige anſehnliche Conceſſionen hinſichtlich ſeiner Weine und Seidenfabrikate zu vermögen geweſen, von ſeinem Prohibitivſyſtem abzuſtehen. Aller Ueberfluß an Rohſtoffen und Agriculturproducten aus beiden Continenten wäre nach England gefloſſen, alle Welt hätte ſich mit engliſchen Stoffen gekleidet. Schwerlich hätten die Amerikaner und Ruſſen ein Schutzſyſtem oder die Deutſchen eine Handelsunion eingeführt. Man hätte ſich ſchwerlich entſchloſſen, die Vortheile des Augenblicks den Hoffnungen einer entfernten Zukunft zum Opfer zu bringen.

Aber es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Lord Caſtlereagh gab die Handelspolitik Englands in die Hände der Landariſtokratie und dieſe tödtete das Huhn, das goldene Eier gelegt hatte. Hätten ſie zugelaſſen, daß die engliſchen Manufacturiſten den Markt aller Nationen monopoliſirten, daß Großbritannien der Welt gegenüber würde, was eine Manufacturſtadt dem flachen Lande gegenüber iſt, der ganze Grund und Boden des Inſelreichs wäre mit Häuſern und Fabriken bedeckt, oder zur Anlegung von Obſt-, Gemüſe- und Luſtgärten, zur Milch- und Fleiſchproduction, oder zur Hervorbringung von Handelsgewächſen, überhaupt zu Culturen verwendet worden, wie ſie nur in der Nähe größerer Städte betrieben werden können. Dieſe Culturen wären für die engliſche Agricultur ungleich lucrativer geworden, als der Getreidebau, hätten folglich der engliſchen Landariſtokratie mit der Zeit ungleich höhere Renten abgeworfen, als die Ausſchließung des fremden Getreides vom inländiſchen Markt. Allein die Landariſtokratie, nur ihren augenblicklichen Vortheil im Auge, zog es vor, mit Hülfe der Korngeſetze ihre Renten auf dem hohen Stand zu erhalten, worauf die durch den Krieg bewirkte unfreiwillige Ausſchließung fremder Rohſtoffe und fremden Getreides vom engliſchen Markt ſie geſtellt hatte und damit zwangen ſie die Continentalnationen, ihre Wohlfahrt auf einem andern Wege zu ſuchen, als auf dem des freien Austauſches der Agriculturproducte gegen engliſche Fabrikate, nämlich auf dem Wege der Emporbringung einer eigenen Manufacturkraft. Die engliſchen Ausſchließungsgeſetze wirken ſomit ganz in derſelben Weiſe, wie das Napoleoniſche Continentalſyſtem, nur etwas langſamer.“

Die hauptſächlichſten Lehren, die ſich aus dem status quo des Verhältniſſes Englands zu den Continentalnationen ergeben, ſind nun ungefähr in Folgendem zuſammen zu faſſen:

1) Alle Continentalnationen haben ſo lange durch das Schutzſyſtem ſich gegen die freie Concurrenz Englands in Fabrikaten zu verwahren, bis ihre eigene Manufacturkraft erſtarkt iſt. Auf dieſe Erſtarkung der Manufacturkraft, zu deren Ausbildung die Länder der gemäßigten Zone vorzugsweiſe mehr oder minder geeignet ſind, kommt Alles an. Die Agricultur kommt nur empor, Rente und Grundwerth ſteigt nur in dem Verhältniß, in welchem Manufacturen und Handel blühen.

2) Im Manufacturweſen ſtehen alle einzelnen Zweige in der engſten Wechſelwirkung, die Vervollkommnung des einen Zweigs vorbereitet und fördert die aller übrigen Zweige, keiner kann vernachläſſigt werden, ohne alle andern zu vernachläſſigen, die geſammte Manufacturkraft einer Nation bildet ein unzertrennliches Ganzes. Dieſer Satz wird auf ſehr einleuchtende Weiſe durch die Handelsdiplomatik des Hrn. Poulett Thompſon, des Nachfolgers Huskiſſon's in der Leitung der britiſchen Handelsangelegenheiten, durch welche er die britiſche Linnenfabrication zu beträchtlichem Nachtheil der Franzoſen emporhob, nachgewieſen. S. 519 u. flg.

3) Die Continentalnationen haben unter einander Handelsverträge zu ſchließen, um ſich gegen die Suprematie Englands in Manufacturen, Handel, Schifffahrt und Colonialbeſitz zu behaupten. Nichts thut ihnen ſo ſehr noth, als Einigung und nichts iſt ihnen ſo verderblich, als Continentalkriege, durch die England im letzt verfloſſenen Jahrhundert ganz eigentlich ſo hoch emporgekommen iſt. Das höchſte Ziel der rationellen Politik iſt Verwandlung der zwiſchen ihnen beſtehenden Antipathieen und Conflicte in Sympathie und Harmonie, Herſtellung möglichſter Gleichheit der bedeutendſten Nationen der Erde in Cultur, Wohlſtand, Induſtrie und Macht.

4) Das engliſche Staatsarcanum: „Daß nur durch den Tauſch von Manufacturproducten gegen Agriculturproducte und Rohſtoffe eine Nation im auswärtigen Handel zum höchſten Grad von Reichthum und Macht gelangen könne" haben die Continentalnationen ſich anzueignen und in Praxis zu ſetzen.

5) Die Continentalnationen, namentlich die Deutſchen, haben ihre Schifffahrt und Seemacht auszubilden, um ihre Manufacturwaaren direct gegen Colonialwaaren aus den Ländern der heißen Zone, welche niemals in Folge ihrer natürlichen Verhältniſſe, namentlich ihrer climatiſchen Beſchaffenheit eine bedeutende Manufacturkraft werden entwickeln können, zu vertauſchen. Sie haben namentlich ſelbſt Colonieen anzulegen, das Auswanderungsweſen in eine geordnete Verfaſſung zu ſetzen und an dem gewinnreichen Geſchäft Theil zu nehmen, wilde Länder zu cultiviren und barbariſche oder wieder in Barbarei verſunkene Nationen alter Cultur, wie in Aſien, zu civiliſiren. „Und ſollten ſie in dieſen Beſtrebungen durch die Manufactur-, Handels- und Seeſuprematie Englands verhindert werden, ſo liegt in der Vereinigung ihrer Kräfte das einzige Mittel, dergleichen ungebührliche Anſprüche auf das Gebührliche zu reduciren."

6) Der Vorſprung, den England gemacht, darf keine durch geeigneten Territorialbeſitz, Nationalkraft und Intelligenz zur Manufacturproduction berufene Nation abſchrecken, mit England in die Schranken zu treten. Es iſt Thorheit, den Engländern größeres Geſchick für Mechanik und Induſtrie zuzuſchreiben, als den Deutſchen, Franzoſen, Italienern. Vor Eduard III. waren die Engländer die erſten Raufbolde und Taugenichtſe von Europa, damals ließen ſie ſich nicht einfallen, mit den Italienern, Niederländern und Deutſchen zu rivaliſiren, als welche Völker damals die Hauptinduſtrievölker waren, wie gleichzeitig auch die erſten in Bezug auf geiſtige Kraft, Freiheit und politiſche Macht. „Manufactur, Handel und Schifffahrt gehen einer Zukunft entgegen, welche die Gegenwart ſo weit überragen wird, als die Gegenwart die Vergangenheit überragt. Nur muß man den Muth haben an eine große Nationalzukunft zu glauben und in dieſem Glauben vorwärts zu ſchreiten. Vor Allem aber muß man Nationalgeiſt genug haben, um jetzt ſchon den Baum zu pflanzen und zu beſchützen, der erſt künftigen Generationen ſeine reichſten Früchte liefern wird. Man muß erſt den innern Markt der eigenen Nation erobern, wenigſtens in Hinſicht der Artikel des allgemeinen Bedürfniſſes und die Producte der heißen Zone unmittelbar von den Ländern zu beziehen ſuchen, die ſich dafür mit unſern Manufacturwaaren bezahlen laſſen. Dies iſt insbeſondere die Aufgabe, welche die deutſche Handelsunion (die die Hanſeeſtädte, namentlich aber das urſprünglich deutſche Holland und auch Dänemark in ſich aufnehmen muß) zu löſen hat, wenn die deutſche Nation nicht allzu weit hinter den Franzoſen und Nordamerikanern, ja hinter den Ruſſen zurückbleiben ſoll."

Zum Schluß iſt noch von dieſem tüchtigen und patriotiſchen Werke des Hrn. Dr. Liſt, das ſeinen Urſprung in der freien Luft Nordamerika's nicht verläugnen kann, worin den Engländern ſo tief in die Karten geſehen und mit ſolcher Wärme darauf hingewieſen wird, was uns Noth thut, um auch ſo frei und unabhängig, ſo reich und mächtig zu werden, wie dieſe, — zu ſagen, wie ein Hauptvorzug deſſelben darin beſteht, daß es in einer populären Sprache geſchrieben iſt. Der Hr. Verf. erklärt ſich darüber S. LX der Vorrede auf eine ſehr ehrenwerthe Weiſe: „Es iſt mir bei dieſer Arbeit weder darum zu thun geweſen, mich in eine gelehrte Cameraderie einzuſchmeicheln, noch mich für einen Lehrſtuhl der politiſchen Oekonomie zu habilitiren, noch künftig als Verfaſſer eines von allen Kathedern adoptirten Compendiums zu glänzen, noch auch darum, meine Brauchbarkeit zu einem hohen Staatsamt darzuthun, ich hatte einzig dabei die Forderung der deutſchen National-Intereſſen im Auge, und dieſer Zweck forderte gebieteriſch, daß ich meine Ueberzeugung frei und ohne Beimiſchung von ſüßlichen, den Geſchmacks- und Geruchsnerven zwar ſchmeichelnden, aber den Effect beeinträchtigenden Ingredienzien ausſprach und vor Allem — daß ich populär ſchrieb. Sollen in Deutſchland die National-Intereſſen durch die Theorie

der politiſchen Oekonomie gefördert werden, ſo muß ſie aus den Studirſtuben der Gelehrten, von den Kathedern der Profeſſoren, aus den Cabinetten der hohen Staatsbeamten in die Comptoire der Fabrikanten, der Großhändler, der Schiffs-Rheder, der Capitaliſten und Bankiers, in die Bureaux aller öffentlichen Beamten und Sachwalter, in die Wohnungen der Gutsbeſitzer, vorzüglich aber in die Kammern der Landſtände herabſteigen, mit Einem Wort, ſie muß Gemeingut aller Gebildeten in der Nation werden. Denn nur wenn dies geſchieht, wird das Handelsſyſtem des deutſchen Zollvereins diejenige Stabilität erlangen, ohne welche, ſelbſt bei den beſten Abſichten, von den begabteſten Staatsmännern nur Unheil und Verderben angerichtet wird. Die Nothwendigkeit einer ſolchen Stabilität und die Nützlichkeit einer durch freie Discuſſion erleuchteten und geſtärkten öffentlichen Meinung tritt nirgends in helleres Licht, als bei den Handelsverträgen."

Die Ingenuität dieſer Erklärung ſcheint mir eben ſo einleuchtend zu ſein, als die Grundidee des Werkes unwiderlegbar. Haben die Artikel, die Hr. Dr. Liſt in der Augsb. Allg. Zeitung publicirt hat, ihm die Anſchuldigung der „Leidenſchaftlichkeit gegen England" zu Wege gebracht, ſo iſt zu bedenken, daß nur Deutſche die Anforderung einer continuirlichen Ruhe und Gutmüthigkeit ſtellen, Engländer aber durch einen herzhaften Ton in Journalartikeln am wenigſten betroffen werden, wenn ſie dieſe Artikel auch ſchwer genug treffen.

Es bergen ſich vielmehr hinter dieſer Anſchuldigung eine Menge geheime Selbſtanklagen, deren man ſich nicht recht klar werden will, weil ſie allerdings höchſt niederſchlagend ſind. Rechtſchaffene Leute geben aber lieber zu, daß ſie geirrt haben, als daß ſie zu Schmähungen gegen den ihre Zuflucht nehmen, der dieſe Irrthümer — die von ſolcher Conſequenz für die Nation ſind — aufgedeckt hat. Die Allergeſcheidteſten ignoriren das Buch freilich ganz. Aber die Nation wird es nicht ignoriren, wir empfehlen es ihr auf das Dringendſte und Wärmſte. Wir hoffen auch von der Nation, daß ſie Mittel finden wird, Hrn. Liſt die Auszeichnung und Anerkennung, welche er durch ſein Buch um ſie ſo ſehr verdient hat, zu Theil werden zu laſſen.

Der Hr. Verf. ſtellt in Ausſicht, daß er in den folgenden Bänden ſeines Werkes die anderweiten Reſultate ſeiner Beobachtungen und Erfahrungen, ſeiner Reiſen und Studien in andern Fächern der politiſchen Oekonomie niederlegen werde, namentlich über die Agrarverfaſſung und Güterarrondirung, über die Pflanzung der Arbeitsfähigkeit und die Erweckung des deutſchen Unternehmungsgeiſtes, über die mit dem Fabrikweſen verbundenen Uebelſtände und die Mittel, ihnen abzuhelfen und vorzubeugen, über die Auswanderung und Coloniſation, über die Pflanzung einer deutſchen Marine und die Mittel zur Ausdehnung des auswärtigen Handels, über die Wirkungen der Sklaverei und die Mittel ſie aufzuheben u. ſ. w.

Dr. Behſe.

Die deutſche Philoſophie in Belgien.

Der Name des jungen belgiſchen Staates ruft in Deutſchland gewiß andere Vorſtellungen als die von Wiſſenſchaft und Philoſophie hervor. Man denkt ſich dies Land von drei Triebfedern bewegt. Bei Staat und Geſelligkeit denkt man an Frankreich; Katholicismus und kirchliche Aufſicht weißt auf Rom und das alte Spanien hin; nur die allgemeinſte Lebenskraft, den materiellen Betrieb findet man in Belgien zu Hauſe. In der That ſind darin die großen, allgemeinen Intereſſen der Bewohner beſchloſſen, wenn man nicht etwa noch die wiedererweckte einheimiſche Malerei als vierten Stützpunkt des öffentlichen Geiſtes anſehen will. Unter ſolchen Bewandtniſſen möchte es ſchwer ſcheinen, der rationalen Wiſſenſchaft, der Philoſophie, und vor allem der deutſchen, einen Platz anzuweiſen.

Es iſt aber zu bemerken, daß in das belgiſche Leben ein Element der Entwicklung eingetreten iſt, das, wenn es, wie der Anſchein da iſt, nicht todter Buchſtabe des Geſetzes bleibt, ſondern zu lebendiger Wirkſamkeit gedeiht, dem Gedanken, der Wiſſenſchaft nicht bloß litterariſchen Zugang, ſondern ſelbſt eine innere und eigenthümliche Ausbildung möglich macht. Die Freiheit der Schrift nicht bloß, ſondern, was bei einem wenig leſenden Volke mehr bedeutet, die Freiheit der Lehre, des Unterrichts, iſt ohne Zweifel eins der wichtigſten Güter des belgiſchen Staates, welcher, ohne die thätige Aufrechthaltung dieſes Rechts gewiß dem alten ſpaniſchen Princip wieder anheimgefallen wäre, wo man die politiſche mit der kirchlichen Gewalt zu einem Seile verſchlang, um jede Regung des Gedankens an das Getriebe des allgemeinen Mechanismus zu knüpfen. Es muß dem Beobachter der Gegenwart ein erfreulicher Anblick ſein, den Unterſchied und den Fortſchritt zu betrachten, der durch die beiden Wendepunkte der belgiſchen Geſchichte, das ſpaniſche Autodafé und die Conſtitution von 1831 bezeichnet wird. Daß alle Veränderungen, der gewaltſame Wechſel der Extreme, womit in der durch jene beiden Punkte begrenzten Zwiſchenzeit das Land überfluthet wurde, keine dauerndere Entwicklung hervorgebracht habe, dies hat eben darin ſeinen Grund, daß jener Wechſel gewaltſam von außen kam. Was man daher auch von dem inſurrectionellen Geiſte früherer und noch neuerer Zeiten urtheilen mag, es lag demſelben doch ein inſoweit richtiges Gefühl zum Grunde, als er jede nicht von innen heraus dringende Umformung einſtweilen entſchieden abwies. Gegenwärtig hat Belgien ſeine Probe abzulegen; der Wille, welcher in dem Volke wohnt, hat

ſein Recht an ſich ſelbſt wieder erlangt; jedes fremde Eingreifen iſt durch das Geſetz abgehalten, dem Lande iſt ſeine eigenthümliche Weiterbildung geſichert. Eine beſonnene Regierung, welche ſeit längerer Zeit den Staat leitet, hat die Anhänglichkeit an die Conſtitution beſtärkt, und die Zukunft wird nun darthun, welchen Gebrauch das Volk von ſo werthvollen geſetzlichen Mitteln zu machen fähig iſt. Bisher hat es wenigſtens bewieſen, daß es nicht geſonnen war, ſeine Verfaſſung als ein todtes Capitel zu vergraben. Das ſeit zehn Jahren wirkſame Reiben der Parteien beweiſt eine ſtarke Spannung des öffentlichen Geiſtes, von der früh oder ſpät energiſche und hoffentlich geſunde Reſultate zu erwarten ſtehen.

Ganz kürzlich nun iſt die Aufmerkſamkeit des Landes auf ſeine geiſtigen Intereſſen durch nichts mehr angeregt, als durch das erzbiſchöfliche Sendſchreiben vom 15. Januar d. J., welches auch in Deutſchland die Blicke nach den hieſigen Verhältniſſen gewandt hat. Es liegt etwas Ueberraſchendes darin, in einer Zeit, die an nichts mehr als politiſche, irdiſche und ſelbſt alltägliche Dinge ihre größte, wenn nicht alle Kraft ſetzt, einmal die Gemüther an ſich ſelbſt, an die religiöſen Grundfeſten des menſchlichen Seins erinnert zu ſehn. Jener geiſtliche Brief zieht uns plötzlich aus dem gewohnten Gleiſe des Tages, und führt uns auf eine Region des gegenwärtigen Geſellſchaftslebens, die immer mehr von der Oeffentlichkeit, von dem Forum freier Bildung ſich zu entfernen ſchien. Die oberſte geiſtliche Behörde der katholiſchen Bevölkerung, die kirchliche Autorität, angethan mit allem Glanz des Cardinalats, wendet ſich plötzlich durch das Organ ihrer Beamten an das Volk, an die Geſammtmaſſe, um die ehrwürdigen Artikel des Glaubens in Erinnerung zu bringen, um die kirchliche Vorſtellung von der Schöpfung der Welt aus dem Nichts, von der Trinität, der Menſchwerdung Chriſti u. ſ. w. in ihrer ſanctionirten Form an's Herz zu legen. Die Erſcheinung eines ſolchen Hirtenbriefes ſollte eigentlich häretiſche Tendenzen im Schooße des Clerus vorausſetzen, dogmatiſche Abwege, gegen welche das Haupt der Kirchenbeamten einzuſchreiten berechtigt wäre. Doch iſt davon nichts laut geworden, und die Auslegungen jenes erzbiſchöflichen Rundſchreibens, welches nichts beſtimmt Bezügliches enthält, haben ſich nach einer ganz andern Seite gewandt.

Das Journal de Bruxelles, welches die thätigſten Federn für die katholiſch-kirchliche Partei des Landes unterhält, ging offen mit einer Deutung voran, welche, ſo viel uns bekannt, die einzige geblieben iſt, doch ohne von erzbiſchöflicher Seite eine Beſtätigung erhalten zu haben. Nach dem Journal de Bruxelles, mehreren Artikeln und Flugſchriften, welche ſeitdem erſchienen ſind, iſt es auf nichts Geringeres als die deutſche Philoſophie, oder, was faſt daſſelbe iſt, auf die neuere Philoſophie abgeſehen, welche ſeit mehreren Jahren im Lande auf der einen Seite lebhaftes Intereſſe, auf der andern ſehr heftige und häufige Anfeindungen hervorgerufen hatte, und welcher jetzt die Publiciſten der katholiſchen Partei, angeblich im Intereſſe des römiſchen Dogma, mit erneuten Anſtrengungen den Krieg erklärte.

Ehe wir auf die weitergelegenen, geſchichtlichen Veranlaſſungen dieſer Interpretation des erzbiſchöflichen Erlaſſes und der darauf baſirten Angriffe eingehen, ſei es erlaubt zu bemerken, wie dieſes Jahr die katholiſche Politik mehr als je ihre Kräfte aufgeboten, um ſich wieder ans Ruder zu ſchwingen. Das ſeit einem Jahr beſtehende gemäßigt liberale und doctrinäre Miniſterium hat natürlich, da es in allen Verwaltungszweigen ſehr thätig verfuhr, immer feſteren Fuß im Lande gefaßt, und durch ſein conſtitutionelles Wirken ſich immer deutlicher als ein Miniſterium der Ausgleichung, des geſetzmäßigen Fortſchrittes bewieſen. Darum waren denn auch in den letzten Kammerſitzungen die Angriffe der katholiſchen Partei gegen das beſtehende Cabinet ſo hoch geſchroben, und alle Intereſſen der Kirche und ihres Lehrſyſtems wurden mit in Anregung gebracht, um dem Miniſterium einen entſcheidenden Streich zu verſetzen. Das Miniſterium hat ſich bis jetzt aufrecht gehalten, weil man ihm keinen gegründeten Vorwurf machen konnte, — ein unberechenbarer Nachtheil für die Gegenpartei, die ſo im Angeſichte des Landes eingeſtehen mußte, daß ſie, nicht auf ſachliche Gründe geſtützt, ſondern bloß ihrer individuellen Neigung folgend, die Waffen erhoben hatte.

Wenden wir uns zu unſerm Gegenſtande, welcher den Antagonismus der Lehren und im Unterrichtsweſen betrifft, und zwar genauer die Stellung der deutſchen Philoſophie, gegenüber der antiphiloſophiſchen Richtung, welche bis jetzt einzig von katholiſchen Schriftſtellern und Profeſſoren ausgegangen iſt. Die Frage knüpft ſich beſonders an die Rivalität der Univerſitäten in Löwen und Brüſſel, jene bekanntlich die „katholiſche," dieſe die „freie" benannt.

(Fortſetzung folgt.)

In meinem Verlage iſt ſoeben erſchienen:

Ein Märchen.

Gedicht von

R. E. Prutz.

gr. 8. 1841. Broſch. 15 Ngr.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

24. September. № 73. 1841.

Die deutſche Philoſophie in Belgien.

(Fortſetzung.)

Es iſt gewiß Manchen erinnerlich, welch böſes Prognoſtikon Herr Thierſch nicht bloß der brüſſeler freien, ſondern auch den Staatsuniverſitäten zu Lüttich und Gent zu Gunſten der biſchöflichen in Löwen geſtellt hat. Der Ausdruck, daß jene drei über kurz oder lang von der vierten bis auf die Knochen verzehrt werden würden, iſt ſeitdem mehrfach wiederholt, und allerdings liegt darin die heftig angreifende, und mehr zehrende als nährende Tendenz der löwener Anſtalt ausgeſprochen. Es reicht jedoch hin, zu bemerken, daß das Urtheil von Herrn Thierſch ein bloß vorläufiges ſein konnte, da es höchſt ſchwierig, ja in der Regel unmöglich iſt, über beginnende Lehranſtalten (wie ſie damals beide waren und in manchem Sinne noch ſind), über Hochſchulen, deren Gründung doch das Vorhandenſein allgemeiner Intereſſen beurkundet, in einem eben erſt zu eigenthümlicher Entwicklung erwachten Lande, von vorn herein erſchöpfend abzuurtheilen. Die im Schooße der Hauptſtadt gegründete „freie Univerſität," in einer Umgebung, wo, wie in den meiſten bedeutenden Städten des Landes, die von Frankreich ausgehende liberalere Bildung herrſchend geworden iſt, hat ſich keiner ausſchließenden und einſeitigen Tendenz überlaſſen. Sie hat allen Theilen des Unterrichts die Aufmerkſamkeit geſchenkt, welche die Lage des Landes nöthig machte, und hat in den ſpeciellen Fachſtudien nicht minder, als in den allgemeinen, vorbereitenden, eine gleiche, und gewiß ſehr förderliche Concurrenz mit den drei andern Hochſchulen des Landes unterhalten. Die brüſſeler Univerſität, weit entfernt dem franzöſiſchen materialiſtiſchen Weſen anheimzufallen, hat vielmehr fortdauernd geſucht, ſich in Hinſicht der Wiſſenſchaft und der Lehrmethoden allſeitig zu vervollkommnen, ſie hat ſich einzig als geiſtige Erweckerin und keineswegs als Inſtrument einer politiſchen Cotterie betrachtet. Die öffentlichen Prüfungen haben das Erſte zur Genüge bewieſen, und die Reinhaltung des akademiſchen Feldes von aller Discuſſion bloßer Tagesfragen hat für das Zweite unzweifelhafte Gewähr geleiſtet*).

Daß dieſer ernſtere und beſonnenere Geiſt, der gewiß, wenn die Umſtände es möglich machen, allen Beſtrebungen der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit Vorſchub thun wird, großentheils von der philoſophiſchen Facultät aus ſeine methodiſche Richtung gewonnen hat, iſt für den, welcher die hieſigen Verhältniſſe kennt, keinem Zweifel unterworfen. Daß ſich in einer ſolchen Anſtalt vielerlei Richtungen neben einander befinden, iſt natürlich, iſt nothwendig. Aber eben ſo nothwendig iſt, daß die Grundtendenz einer Univerſität durch die philoſophiſche Lehre, welche auf ihr vorgetragen wird, beſtimmt ſei. Der Profeſſor der Philoſophie, Herr H. Ahrens, ehemals Privatdocent in Göttingen, hat nun ſeine Lehre, welche das Krauſiſche Syſtem zum Gegenſtande hat, ſeit mehr als ſechs Jahren mit immer wachſendem Beifall vorgetragen, und es iſt der Gehalt ſeiner Doctrin in den beiden von ihm herausgegebenen Schriften: Cours de philosophie und: Cours de droit naturel, der Hauptſache nach, zu erkennen. Herr Ahrens hatte den Vortheil, daß er das Syſtem, zu welchem er ſich bekennt, in fertiger, der franzöſiſchen Sprache angemeſſener Form bieten konnte, und daß ihm, der in Paris öffentliche Vorleſungen, im Auftrage der Regierung (unter dem Miniſterium Guizot), gehalten

*) Es mag hier eine nähere Angabe über die Frequenz der brüſſeler Univerſität nicht am unrechten Orte ſtehen. Nach einem von dem Secretär der Univerſität veröffentlichten Bericht betrug die Anzahl der Inſcribirten in den ſechs Jahren ſeit der Gründung bis zum Schluß des vorigen akademiſchen Jahres, der Reihe nach: 145, 375, 406, 324, 282, 354. Die Verminderung vom dritten aufs vierte Jahr hat ihren Grund in der neuen Beſtimmung und Strenge der Staatsexamina, wodurch überhaupt im Lande die Zahl der Studirenden vermindert wurde, und in der Verfügung des Verwaltungsrathes der brüſſeler Univerſität, der zufolge die Inſcriptionen für einzelne Curſe, als dem Unterrichte nachtheilig, aufgehoben wurden. Darnach iſt auch eine Bemerkung eines Correſpondenten der Allg. Zeitung vom 5. März zu beurtheilen, worin unter anderm geſagt wird, daß über die Hälfte der diesjährigen Inſcriptionen bei der brüſſeler Univerſität nur für Specialcurſe gemacht ſei. — Es iſt anerkannt, daß die Staatsprüfungen ein günſtiges Reſultat für die brüſſeler Univerſität gehabt haben. Nach einem Berichte vom Jahr 1838 haben ſich, in den 3 Jahren von 1835 bis 1838, von Brüſſel 346 Studirende examiniren laſſen. Davon haben 9 mit der größten Auszeichnung, 23 mit großer Auszeichnung, 44 mit Auszeichnung, 136 zur Zufriedenheit die öffentliche Prüfung beſtanden; 59 ſind ajournirt, 20 abgewieſen und 55 ſind durch gültige Urſachen abgehalten, oder haben ſich freiwillig zurückgezogen. Die Reſultate der letztern Jahre haben ſich noch günſtiger herausgeſtellt. Die Proportion der Prüfungsergebniſſe iſt übrigens bei den vier Univerſitäten des Landes nicht ſehr verſchieden.

hatte, ein günſtiger Name voranging. Ein deutſches philoſophiſches Syſtem in fließendem franzöſiſchen Ausdruck war es gewiß, was ſich die neue Univerſität in dieſem Fach wünſchen konnte; und noch bis jetzt hat Frankreich ſelbſt nur einzelne, mehr oder minder entſtellte Bruchſtücke einiger deutſchen Syſteme kennen gelernt; die übrigen belgiſchen Univerſitäten aber ſind einer ſolchen Anknüpfung an die deutſche philoſophiſche Wiſſenſchaft bisher völlig fremd geblieben. Man redet heutiges Tages ſo viel von internationalem Verkehr, von Austauſch der Ideeen, der geiſtigen Reſultate; und nicht ohne Grund. Der Gelehrte wird ſich immer mehr ſchämen, das geiſtige Leben anderer Völker ſeiner Zeit weniger zu kennen, als das fernerliegende der Vorfahren. Doch ſind Bücher, Ueberſetzungen, Sprachenlernen, immer nur ſecundäre Mittel hierfür. Die wahre Annäherung der Völker wie der Einzelnen wird nur durch lebendigen, perſönlichen Verkehr, und gleichſam wechſelſeitigen Unterricht vermittelt. Daß aber Förderung dieſer Annäherung als Zeitbedürfniß immer mehr erkannt wird, dafür zeugt, außer Anderem, z. B. die ſtets wachſende Zahl der Gelehrtenvereine und Zuſammenkünfte. Am wichtigſten iſt nun unſtreitig jene Mittheilung im Bereich derjenigen Wiſſenſchaft, die für alle übrigen mehr oder minder entſcheidend iſt. Denn durch die Philoſophie wird mehr als durch alles Andere der Gebrauch aller übrigen litterariſchen Mittel gefördert, und allſeitig das Verſtändniß erleichtert, vorausgeſetzt, daß ſie ſelbſt klar iſt, und, weit entfernt, das Intereſſe für die Fragen der Zeit und des Lebens in hohlen Formeln zu ertödten, vielmehr den Keim ihrer künftigen Löſung im Schooße trägt, und durch Erweckung und Belebung des Sinns für alles Gute und Menſchliche jedenfalls geeignet iſt, über den unſittlichen Materialismus und bloßen politiſchen Formalismus zu erheben, und den Weg des Fortſchrittes in individueller und ſocialer Beziehung anzubahnen. Gerade darum ſcheint uns Herr Ahrens einen richtigen Gedanken verfolgt zu haben, wenn er ſeine Lehre, die überdies das bekanntlich ſehr ausgebildete Krauſiſche Syſtem umfaßte, ſo viel möglich in die Denk- und Ausdrucksweiſe des Nachbarvolkes übertrug, und an die gegebenen, meiſt logiſchen und praktiſchen Begriffe, die deutſche Lehre anknüpfte, welche ſonſt ſchwerlich, weder in Paris, noch in Brüſſel, ein Verſtändniß gefunden hätte. Es ward dazu erfordert, daß er ſein Hauptaugenmerk auf die wiſſenſchaftliche Methode und auf den Unterricht ſelbſt wandte, um die lebendigen Gedanken ſelbſt, nicht bloß ihre ſprachliche Faſſung, zu überliefern.

Einem ſolchen Unternehmen mußten ſich vornehmlich zwei Hinderniſſe in den Weg ſtellen. Einerſeits durfte der deutſche Philoſoph auf kein großes Publicum rechnen, in einem Lande, wo der katholiſche Clerus und der Jeſuitismus ſich der Lehrſtühle jeder Art bemächtigte, und nie, wie der deutſche Katholicismus, beſtrebt war, ſeine Lehre mit philoſophiſchem Geiſt und Gedanken zu durchdringen. Die Verſuche, durch Befehdung von den Kanzeln herab, wie es namentlich ein durch ſeine kriegeriſchen Angriffe bekannt gewordener Jeſuit Boone unternahm, wurden indeſſen von Seiten der Regierung vor mehreren Jahren niedergeſchlagen, und die Angriffe zogen ſich in Journale und Revüen zurück, wo wir ſie ſpäter wiederfinden werden. Eine vielleicht größere Schwierigkeit für die Wirkſamkeit des jungen Philoſophen lag anderſeits in der Stimmung der gebildeten Claſſen des Landes, und namentlich der Hauptſtadt, aus denen ſich doch vor allen ein Auditorium und ein Leſerkreis bilden mußte. Die franzöſiſche Denkart, die Philoſophie des vorigen Jahrhunderts, hat, wo nicht eine Reaction von Seiten des poſitiven Dogmas, um deſto ſicherer jenen Indifferentismus hervorgerufen, welcher zu ſchwach iſt, um zum Nachdenken und zur Forſchung durchzudringen, oder zu inconſequent, um den Geiſt vor einer beliebigen, willkürlichen, höchſtens für die tägliche Praxis und das individuelle Wohlſein Stich haltenden Denkweiſe zu bewahren. Der Indifferentismus iſt eben unzugänglich, und um nur der Unbequemlichkeit und der Unruhe zu entgehen, iſt er doch allezeit gerüſtet, ſich aus angeblicher Erfahrung, mehr jedoch nach Phantaſie und Neigung, ein Syſtem zurecht zu legen, welches jedenfalls den Zweck erreicht, die Zumuthungen der Speculation zum Hinausgehen über den bloßen ſelbſtgefälligen Zweifel abzulehnen. Und dennoch, ſei es der Neuheit wegen, ſei es vermöge ihres innern Gehaltes und der ſichern Art, der feſten Form, mit der ſie auftrat, die von H. Ahrens gelehrte Philoſophie fand Eingang, und zwar ſchnellen Eingang bei einem nicht unbedeutenden Publicum. Auch dürfen wir wohl annehmen, daß im Allgemeinen die Zeit jener, der Philoſophie abgeneigten, ſenſualiſtiſchen Bildung ſich ihrem Ende nähert, und daß bei Vielen, welche ſich zu ihr bekennen, der Glaube an die Macht, an die intellectuelle ſowohl als praktiſche Wichtigkeit ächt philoſophiſcher Lehre ſich wieder geltend zu machen anfängt. Und was insbeſondere die ſtudirende Jugend, wohl das unbefangenſte Publicum, anbetrifft, wie ſollte ſie nicht begierig ein Syſtem ergreifen, das ihr anſtatt der dumpfen Mechanik der jeſuitiſchen Collegien eine methodiſche innere Anregung, und ſtatt des freſſenden Negativismus Voltairiſcher Schulen und Schriften, einen geordneten, von der Kraft freien Vernunftgebrauchs durchdrungenen Wiſſenſchaftsbau darbot. Wir ſagen nicht zu viel, wenn wir die Behauptung hinzufügen, daß die philoſophiſchen Vorträge von H. Ahrens bei der geſammten, auf der brüſſeler Univerſität ſtudirenden Jugend den Geiſt ernſtlichen Fleißes wach erhielten, und im Allgemeinen das Centrum der akademiſchen Studien ausmachten. Als ſchlagender Beweis dafür mag auch die große Verbreitung angeſehen werden, welche der Cours de droit naturel

fand, der ſeinen Weg bis Rom und Madrid genommen hat, und auch auf den andern Univerſitäten des Landes fleißig ſtudirt wird*).

Werfen wir nun einen Blick auf die Lage der brüſſeler Univerſität im Ganzen, ſo finden wir, am Anfange ihres zweiten Luſtrums, im Herbſt 1839, daß ſie nach mancherlei Kämpfen und Bedrängniſſen in jeder Hinſicht erſtarkt war, und bei den Gebildeten, bei denen, die ſich bloßen Parteiintereſſen nicht hingeben, ſich eines gegründeten Zutrauens erfreute. Sie beginnt ihre Arbeiten mit neuen Hoffnungen, die Zahl der Zuhörer iſt im Zunehmen, das Lehrerperſonal durchdringt immer mehr das Bewußtſein des gemeinſamen Berufes. Auch die äußere Lage der Anſtalt, ihre öffentliche Anerkennung im Lande hat ſich weſentlich gehoben. Denn wenn ſie bisher faſt nur eine Gründung der Stadt Brüſſel (deren Bürgermeiſter, gegenwärtig Herr Van Volxem, Präſident des akademiſchen Verwaltungsrathes iſt) und der näheren Beförderer des liberalen Unterrichts überhaupt war, ſo iſt ſie nun durch die von den Ständen der Provinz Brabant ihr zuerkannte Geldunterſtützung beſtimmter und dauernder mit dem Intereſſe der Provinz und dadurch mit dem des ganzen Landes verknüpft, und zwar um ſo mehr, da jenes Subſidium durch bedeutende Stimmenmehrheit und mit ausdrücklicher Rückſicht auf die Wichtigkeit der Univerſität für das geiſtige Leben des Landes bewilligt wurde. Derſelbe Beſchluß wurde im folgenden Jahre erneuert, und man konnte daraus immer beſtimmter erſehen, daß ein erlauchter Rath der Hauptprovinz die Bedeutung einer Anſtalt anerkannte, von welcher die Verwirklichung des großen Vorrechtes der belgiſchen Conſtitution, der Freiheit des Unterrichts, zum großen Theil, und namentlich im höhern Unterricht, abhing.

Wir kehren von dem Hinblick auf die äußere Lage der Univerſität zu dem Schickſale der auf ihr vorgetragenen philoſophiſchen Lehre zurück. Wir werden zuerſt und faſt allein von den gegen ſie erneuten Angriffen reden. Dieſelben gingen, wie zu vermuthen, von Löwen aus, theils in Form anonymer Artikel in der Revue de Bruxelles, theils in Geſtalt eines auch aus Löwen ſtammenden pſeudonymen Pamphlets, theils in mündlichen Katheverangriffen, und den daran ſich ſchließenden Discuſſionen in der litterariſchen Geſellſchaft der löwener Profeſſoren und Studioſen, und zuletzt auch in angemeſſener Form, wenn auch nicht in wiſſenſchaftlichem Geiſt und Ton, in philoſophiſchen Büchern und einer Reihe von Artikeln bekannter Verfaſſer in der Revue de Bruxelles. Herr Ubagh, Profeſſor in Löwen, richtete in ſeinen Elementen der Metaphyſik Worte der Mißbilligung an die moderne Philoſophie. Herr Profeſſor Ernſt in Löwen beſchäftigte ſich in ſeinen Vorleſungen mit häufiger Polemik gegen das Ahrensſche Naturrecht. Wir nennen den Herrn Abbé, gegenwärtig Profeſſor Tits in Löwen zuletzt, nicht weil er der letzte, ſondern der anhaltendſte Kämpfer geweſen iſt. Seine Arbeiten gegen die deutſche Philoſophie bilden ausführliche Artikel der Revue de Bruxelles; ſie greifen die deutſche Philoſophie ſeit Kant im Großen und in einzelnen Lehrſätzen an, und werfen ſich vornehmlich auf die metaphyſiſchen Lehren, bei denen, als den am ſchwierigſten zu verſtehenden, und der franzöſiſchen Sprache fremdartigſten Sachen, die Gunſt des Publicums durch eine fechteriſche Behandlungsart am ſicherſten feil ſteht. Und wie ſehr es den Brüſſelern verargt wurde, daß ſie der Wiſſenſchaft noch eine andere als ſtationäre und mechaniſche Seite abzugewinnen wußten, ſieht man auch aus der gegen Herrn Altmeyer, Profeſſor der Geſchichte in Brüſſel, vom Profeſſor Möller in Löwen erhobenen Anklage, welche ſich darauf bezog, daß jener in den, freilich durch Feuer gerichteten, Schriften des Jordano Bruno noch Funken von Wahrheit und Gehalt entdeckt haben wollte. Dies mag denn zugleich auf die Aengſtlichkeit der löwener Orthodoxie in Behandlung der Geſchichte einiges Licht werfen.

Doch ſtellen wir im Allgemeinen die gegen die Philoſophie vorgebrachten Klagepunkte heraus. Der Hauptpunkt bleibt freilich immer, daß ſie Philoſophie war, oder ſein wollte, eine Denkweiſe, die, nicht zufrieden die ſanctionirten Decrete und Statuten zu ergründen, ſich noch vorbehielt, das Buch der Vernunft durchzugehen, die es unternimmt, zu entdecken und zu ſpeculiren, da doch ſeit langer Zeit nur noch Gegebenes zu entziffern und zu erlernen ſein ſoll. Es giebt eine Reihe Phaſen, eine beſtimmte Stufenfolge von Zerranſichten, welche ein philoſophiſches Syſtem heutzutage, wie ſchon lange, in den Köpfen derer durchlaufen muß, welche nicht im Stande ſind, der Philoſophie frei ins Antlitz zu ſehen. Hier haben wir nichts Neues zu ſagen, im Gegentheil die belgiſchen Epigonen könnten noch ſehr viel Waffenarten aus dem vor Zeiten von Jacobi gegen Schelling und ſeine Nachfolger angelegten Arſenal entlehnen. Heutiges Tages hat eine Philoſophie, welche den von Schelling gelegten Keim in ſich aufgenommen hat, vor Allem den, alles Schlimmſte einſchließenden, Vorwurf des Pantheismus zu gewärtigen. Dieſer ſchlägt aber ſofort in den des Atheismus über, mit dem er ſich auf das Leichteſte identificirt. Es iſt dann weiter ein leichtes Geſchäft, die Unſterblichkeit des Ich und die moraliſche Weltordnung als unverträglich mit jener Lehre vorzuſtellen. Hat man dann einmal den Maßſtab des Pantheismus auf ein philoſophi-

*) Als Beweis der wachſenden Aufmerkſamkeit, welche die Schriften des Prof. Ahrens in Frankreich erregen, mag ein kürzlich erſchienenes Mémoire angeführt werden, welches Prof. Bouchitté in Verſailles in der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften zu Paris geleſen hat, und worin die von H. Ahrens im Cours de philosophie vorgetragene Lehre über die Beweiſe für das Daſein Gottes als die genügendſte und vollſtändigſte anerkannt wird. Die Akademie hat dies Mémoire in die Sammlung ihrer Denkſchriften aufgenommen. —

ſches Lehrgebäude angewandt, ſo verſchlägt es weiter nichts, ob das in die Flammen verurtheilte Syſtem ſich ausdrücklich als Deismus, mit ſehr beſtimmter Anerkennung der ewigen Fortdauer des Geiſtes und der Perſönlichkeit ausſpricht; und man hält es ohne allen Belang, wenn es die Grundwahrheiten der Religion, der Theodicee, der Moral metaphyſiſch aufſtellt. Nun iſt freilich jene Tactik gegen das Krauſiſche Syſtem ſchwieriger zu wiederholen. Denn gebildet *während* und gewiß auch *mittelſt* des Kampfes des Schellingſchen und des Hegelſchen Syſtems gegen die Jacobiſchen und verwandte Lehren, erklärt daſſelbe ſich über die Streitfragen, die es vorausgeſehen hat, mit zu großer Beſtimmtheit, und es iſt von einem zu hohen Ernſte, von einem wahrhaft religiöſen Geiſte durchweht, der den oben bezeichneten Vorwurf mit aller Conſequenz entſchieden zurückweiſt. So iſt es denn geſchehen, daß das von Herrn Ahrens gelehrte Krauſiſche Syſtem ſpäter mit dem in Löwen keineswegs minder gewichtigen Tadel des proteſtantiſchen Rationalismus und des Deismus belegt wurde. Dieſe Modificationen der Polemik bewieſen nur die Rathloſigkeit der Gegner, da eine Philoſophie, als ſolche, weder proteſtantiſch noch deiſtiſch iſt, und der letztere Vorwurf gegenüber der auf Vernunftbegriffe gegründeten Methode, und der daraus fließenden ſyſtematiſchen Form, gar keinen Sinn hat.

Unter den von Herrn Ahrens gethanen defenſiven Schritten erwähnen wir hier vor Allem ſeine bei der fünften Jahresfeier der Gründung der Univerſität, am 15. October 1839 auf dem brüſſeler Rathhauſe geſprochene Feſtrede, welche nebſt den zwei andern Reden jenes Tages gedruckt iſt. In dieſer, von aller Polemik reingehaltenen Rede ſetzt Herr Ahrens die allgemeine praktiſche Tendenz der Philoſophie auseinander, und betrachtet ſie in ihrem weſentlichen Verhältniß zu den verſchiedenen Gebieten des menſchlichen Lebens, wie Staat, Religion, Sitte u. ſ. w. Auch in ſeinen Vorleſungen hat er ſich nie auf Polemik eingelaſſen. Seine directen, in die Zeitblätter eingerückten Widerlegungen der Einwürfe ſeiner Gegner werden wir ſpäter anführen. Eine entſchieden polemiſche Richtung wählte dagegen Herr Altmeyer, ein geborner Belgier, ſowohl in ſeinen öffentlichen Vorleſungen über Philoſophie der Geſchichte als auch in der Erwiderung auf den von Herrn Möller in Löwen erhobenen Streit wegen Jordano Bruno. Die Polemik des brüſſeler Profeſſors war, der Hauptſache nach, defenſiv, und durch mehrjährige Angriffe veranlaßt; da ſeine Vorleſung öffentlich und nicht bloß für das akademiſche Publicum zugänglich war, und in den zwei letzten Winterhalbjahren mit ſteigendem Beifall regelmäßig von mehreren hundert Zuhörern aller Stände beſucht wurden, ſo trägt ſein Kampf natürlich einen andern Stempel als der iſt, welcher die Löwener, in der Facultät eingeſchloſſenen, Operationen charakteriſirt. Herr Altmeyer ſtellte in ſeinen Vorträgen und Schriften mehrere Lehrſätze des Krauſiſchen Syſtems dar, und führte von anderen Theorieen verſchiedene Geſichtspunkte aus, doch ohne ſeinen, mehr hiſtoriſchen, und mannigfache Auswahl zum Zweck habenden Vorleſungen eine ſtreng philoſophiſche Methode zu geben. Man findet bei ihm auch eine Darſtellung einiger Doctrinen, welche in den letzten Zeiten in Frankreich aufgetreten ſind und verſchiedene Standpunkte der Geſellſchaftswiſſenſchaft bezeichnen. Herr Altmeyer beſitzt ein ſeltenes Rednertalent, und führt eine überaus ſcharfe Feder, ein, wie es ſchien, nothwendiges Mittel, um den alle Grenzen wiſſenſchaftlicher und litterariſcher Discuſſion weit überſchreitenden Gegnern die Stirn zu bieten. Provocirt durch die wiederholten Angriffe der Löwener, die nicht nur vom Katheder, ſondern auch von einem litterariſchen Vereine von Profeſſoren und Studenten ausgingen, welche Beiden in zahlreichen Aufſätzen ſowohl in Journalen als auch in beſonderen Publicationen ſich Luft machten, haben ſich denn auch die brüſſeler Studioſen ins Feld gewagt, und zwar mehrere in der Abſicht, die entſtellten Doctrinen ihrer Lehrer zu vertheidigen. Dieſe gewiß unzeitige, und ſelbſt der Uebereinſtimmung entbehrende, Waffenerhebung hat denn den Streit mehr in die Breite gezogen, und wir beſchränken uns deshalb darauf, hier die bloßen Facta aufzuzählen.

(Fortſetzung folgt.)

In meinem Verlage iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geſchichte
der
Naturphiloſophie,
von Baco von Verulam bis auf unſere Zeit.

Von

Dr. J. Schaller,
Profeſſor a. d. Univerſität zu Halle.

1. Band. gr. 8. 1841. Broſch. 2 Thlr. 26¼ Ngr.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

25. September. № 74. 1841.

Die deutſche Philoſophie in Belgien.

(Fortſetzung.)

Auf ein, kaum erſchienen auch ſchon vergriffenes, Annuaire des litterariſchen Vereins von brüſſeler Studirenden antwortet die Brochüre eines löwener Studenten; dem Artikel eines brüſſeler Studirenden ſtellt ſich mit gelehrter Patriſtik ein Abbé und Profeſſor aus Mecheln entgegen; das Journal de Bruxelles ſetzt Artikel auf Artikel in die Welt, und ein Feuilletoniſt endlich miſcht ſeine geſchmeidige, aber unſaubere Feder in das Gefecht, um, angeblich als geſunder Menſchenverſtand, mit dem Meſſer des Spottes dreinzuſchlagen. Wollten wir hier weiter ins Einzelne gehen, ſo würden wir unſern Leſern eine wenig angemeſſene Unterhaltung bereiten. Wir bemerken nur über die Manier der gegen die brüſſeler Univerſität und die daſelbſt gelehrte Philoſophie gerichteten Schriften, daß ſie faſt ohne Ausnahme den Geiſt des herbſten Fanatismus und einer tiefen Geringſchätzung aller Philoſophie athmen. Es iſt auffallend und bedeutſam, daß die antiphiloſophiſche Partei auch nicht einmal im Stande iſt, die Würde der ſprachlichen Form zu bewahren, welcher doch ſonſt die franzöſiſche Ausdrucksweiſe günſtig iſt. Es iſt uns in der That ſchwer geworden, die zur Unehre der belgiſchen Tageslitteratur vorhandenen Artikel des Herrn Profeſſor Abbé Tits und ähnliche Schriften zu leſen, in denen (z. B. in Herrn Tits' Aufſatz zu Anfang der Revue de Bruxelles vom December 1840) die gröbſten Entſtellungen, zum Theil mit verſchmitzter Kunſt dem Leſer geboten ſind*). Daß dergleichen Artikel, denen, nicht in gewandter Form, aber an innerer Richtigkeit, wohl nur ein vor wenigen Wochen erſchienenes Feuilleton des Indépendant gleich kommt, von einem Univerſitätslehrer ausgehen, und in einer Revüe geduldet ſind, die mehrere litterariſch geehrte Namen zu ihren Mitarbeitern zählt, und ſich mit dem Namen der Hauptſtadt ſchmückt; dies läßt ſich eben nur daraus begreifen, daß das belgiſche Publicum ein ſehr gemiſchtes iſt, daß die Parteiintereſſen äußere und wiſſenſchaftliche Fragen durcheinander werfen, und daß in einem Lande, welches noch wenig eigenthümliche litterariſche Productionen beſitzt, und gar kein wahrhaft allgemeines wiſſenſchaftliches Leben kennt, die Kritik, die öffentliche Meinung der litterariſchen Societät wenig entwickelt iſt. — Wir brechen von dieſem Gegenſtande ab, denn es iſt nicht unſere Abſicht, jenem Herrn ein „Denkmal" zu ſetzen. — —

Es liegt uns noch ob, von dem erzbiſchöflichen Rundſchreiben und den zunächſt durch daſſelbe hervorgerufenen Debatten Rechenſchaft zu geben.

Das Circular des Cardinal-Erzbiſchofs von Mecheln iſt ein intereſſantes Actenſtück, um die Haltung der geiſtlichen Behörde ins Licht zu ſetzen. Se. Eminenz geht darin von der Betrachtung aus, welche Vortheile die richtige Erkenntniß Gottes gewähre, und führt an, „daß die Nichtkenntniß der Gottheit die Quelle aller Laſter, aller Unordnung ſei, welche auf Erden herrſchen," und daß man ſich nicht begnügen ſolle, bloß zu wiſſen, „daß Gott da ſei, daß er Schöpfer Himmels und der Erden ſei und Alles regiere, ſondern daß man auch beſtimmte Erkenntniß ſeiner Eigenſchaften zu erlangen ſich beſtreben müſſe." — Dieſer letztere Satz iſt denn ganz beſonders im Sinne einer geſunden Philoſophie geſprochen, und es iſt auch der Zweck des in Brüſſel vorgetragenen Syſtems, zu dieſer Kenntniß methodiſch und vernunftgemäß anzuleiten. „Nun aber," ſo fährt das Circular fort, „eben über die Weſenheit und die Eigenſchaften Gottes, über die Schöpfung und den Zweck derſelben und über das Verhältniß Gottes zu der Creatur, ſucht man heutzutage Irrthümer zu verbreiten, Irrthümer, die offenbar dahin führen, die Erkenntniß Gottes zu verdunkeln, die Religion zu zerſtören, und alle Bande der Geſellſchaft zu zerreißen." — Um nun dieſe und ähnliche Irrlehren nicht in die Gemeinden, Schulen und ſonſtigen Lehranſtalten eindringen zu laſſen, legt es Se. Eminenz den Geiſtlichen ans Herz, „ganz beſonders in den Predigten und Katechiſationen auf den, jenen Irrlehren entgegengeſetzten, chriſtlichen Wahr-

*) Ein Beiſpiel bezeichne den Standpunkt des löwener Profeſſors, welcher es beſonders liebt, die tiefſten Wahrheiten aus der Mitte eines Syſtems zu reißen, um ſie zum Gegenſtande ſeines ſelbſtzufriedenen Spottes zu machen. Herr Tits ſchiebt in der von Herrn Ahrens (im Cours de philosophie) geleiſteten Deduction der perſönlichen und moraliſchen Eigenſchaften der Gottheit überall das Wort Univerſum da unter, wo im Text die Gottheit genannt iſt, und ſo glaubt Herr Tits von der Vielheit und Allheit bewieſen zu haben, was H. Ahrens einzig und allein aus der Einheit des göttlichen Weſens ableitet. Das heißt doch nichts Anderes, als wenn man einem Geometer ſeine Wiſſenſchaft verdrehte, indem man die Lehre vom Kreiſe auf das Quadrat, die der krummen Linie auf die gerade übertrüge. —

heiten zu beſtehen; den Gläubigen die Hauptartikel des apoſtoliſchen Glaubensſymbols zu erklären; inſonderheit zu zeigen, daß Gott von Ewigkeit her da ſei, daß vor der Schöpfung Er allein exiſtirte, daß Er ſich ſelbſt genug war, und daß Er aus Freiheit, vermöge ſeiner Güte gegen uns, den Himmel und die Erde und alle ſichtbaren und unſichtbaren Dinge in der Zeit erſchaffen habe; daß Er es nicht machte, wie die Werkmeiſter hienieden, welche die Materialien zu ihren Arbeiten vorfinden und nichts thun als ſie formen und zuſammenfügen, ſondern daß Er Alles durch ſeinen allmächtigen Willen aus dem Nichts hervorgerufen habe." — Und weiter: „daß die Creaturen gänzlich von Gott abhängen, in der Weiſe, daß ſie noch in dem Nichts wären, wenn Er ſie nicht aus demſelben hervorgerufen hätte; .. daß, wie St. Paulus ſagt, wir in Gott leben, weben und ſind; nicht in der Weiſe, als ob wir ſubſtantiell an Gottes Weſenheit Theil hätten, noch als ob wir ein Theil oder eine Entwicklung ſeiner Subſtanz wären, ſondern vielmehr ſo, daß Gott Alles durch ſeine Unermeßlichkeit erfüllt und, wie derſelbe Apoſtel ſagt, einem Jeglichen Leben, Athem und alle Dinge verleiht. Machet ihnen (den Gläubigen) recht begreiflich, daß Gott bei der Schöpfung keinen andern Zweck hat haben können, als ſich ſelbſt und ſeine eigne Verherrlichung, auf welche er eiferſüchtig iſt, und die er ſeinen Geſchöpfen nicht ablaſſen will." — Weiterhin heißt es: „Zeiget, daß es dem Menſchen nicht freiſteht, Gott zu dienen nach eignem Willen und eigner Vernunft, ſondern daß er Gott die Verehrung erweiſen ſoll, welche Gott ſelbſt, ſein höchſter Herr, von ihm fordert, und daß einzig und allein in der Kirche Jeſu Chriſti dieſe Verehrung Gott dargebracht wird; dergeſtalt, daß man in dieſer Kirche leben muß, wenn man Gott wohlgefällig ſein will. Beweiſet, daß die katholiſche Kirche die einzig wahrhafte Kirche Jeſu Chriſti iſt, und daß ſie nicht verderben und untergehen kann, weil, in Kraft untrüglicher Verheißungen ihres göttlichen Stifters, die Pforten der Hölle nichts gegen ſie vermögen." —

Die letzten Sätze beweiſen hinlänglich die Tendenz des erzbiſchöflichen Erlaſſes. Inſofern derſelbe eine allgemeine Warnung vor Lehren ausſpricht, welche das kirchliche Dogma nicht anerkennt, läßt ſich nichts dagegen ſagen. Das Recht der Warnung und Ermahnung iſt für jede Inſtitution eine Bedingung ihrer innern Reinheit, ihrer Entwicklung, vorausgeſetzt, daß dieſes Recht im Innern der Inſtitution ſich halte und jene Allgemeinheit bewahre, die kein anderes coordinirtes Recht in ſeiner Beſtimmtheit verletzt. Wer ſollte nicht ſelbſt geneigt ſein, einen wichtigen Fortſchritt zur Neubelebung des religiöſen Sinnes darin zu ſehen, daß das Oberhaupt der katholiſchen Gemeinden des Landes es den ihm untergebenen Kirchenlehrern zur Pflicht macht, die Grundſätze des Glaubens tiefer zu entwickeln und gegen abweichende Meinungen feſtzuſtellen. Es wird dadurch ein weſentliches Element des Religionsunterrichts hervorgerufen, welches in der von allen Seiten zum Nachdenken erweckten Zeit dem Lehrvortrage der Kirche und Schule nicht fremd bleiben darf. Wenn wir aus dieſem Grunde und wegen ſeiner würdigen, den Ernſt der Sache ausſprechenden Form, den erzbiſchöflichen Hirtenbrief mit voller Achtung aufgefaßt haben; ſo können wir doch nicht umhin, ſofort zu bemerken, daß die von den Organen der katholiſchen Meinung ausgegangene, von katholiſchen Profeſſoren unterſtützte und von den Predigern beſtätigte Deutung und Anwendung des erzbiſchöflichen Schreibens der Sache eine ganz andere Geſtalt gegeben hat. — Indem dies Schreiben zur Grundlage der Angriffe gegen eine beſtehende Lehranſtalt, gegen ihre Doctrinen, gegen die Schriften und Vorträge mehrerer an ihr wirkenden Lehrer gemacht wird, iſt das Recht der freien Forſchung, eine Grundbedingung des geiſtigen Lebens, verletzt, das Gebiet der Wiſſenſchaft und des Unterrichts gefährdet, und die geiſtliche Behörde ſelbſt wird dadurch in den Fall gebracht, die Grenzen zu überſchreiten, welche ihr und jeder mit ihr beſtehenden Inſtitution auf gleiche Weiſe zum Schutz gereichen ſollten.

(Schluß folgt.)

Die politiſche Bedeutung des Rheinliedes von Niclas Becker. Ein Reſumé von einem Norddeutſchen.

Sie ſollen ihn nicht haben
Den freien deutſchen Rhein,
Bis ſeine Fluth begraben
Des letzten Manns Gebein.

Das klingt beinahe wie jenes Wort des alten Römers: Dulce et decorum est pro patria mori.

Ja ſüß muß es ſein und ehrenvoll für's Vaterland zu ſterben. Vaterland, dieſes Wort, was Alles umfaßt, was der Menſch liebt, dieſes Wort, dem er Alles verdankt, was er iſt, — ja, es muß ſchön ſein ein ſolches Vaterland in der That und in der Wahrheit zu haben, ein Vaterland, das uns zu kräftigen, edeln Menſchen erzieht, das uns in einen großen Liebesbund einſchließt, in welchem der Einzelne ſein armſeliges Selbſt vergißt, und ſich als lebendigen, thätigen, handelnden Theil eines großen Ganzen fühlt.

Für ein ſolches Vaterland freudig zu fallen, nachdem man wacker und freudig dafür gelebt hat — die Summe all unſers Strebens, unſrer Liebe in den letzten Augenblick zuſammenzudrängen, ein treues Leben mit einem treuen Tode zu beſiegeln — giebt es einen würdigern Schluß unſers Daſeins auf Erden?

Für's Vaterland zu fallen
O höchſtes Männerziel,
O ſchönſter Tod von allen!

Heil dem, dem ein ſolcher Tod beſchieden, der für das zuletzt noch ſterben darf, was er geliebt, für das er gelebt hat! Aber zu einem Tode für's Vaterland gehört auch ein Leben für's Vaterland; um für's Vaterland ſterben zu können, muß man auch ein Vaterland haben.

Haben wir Deutſche jetzt ein ſolches Vaterland? O ja, in dem Sinne, wie jeder Zweifüßler und Vierfüßler ein Vaterland hier auf der Erde hat, einen Ort, wo er geboren iſt, einen Platz, der uns nährt und kleidet, den wir willkürlich mit jedem beliebigen andern vertauſchen können, der uns daſſelbe leiſtet. Wie viele Deutſche würden zuletzt hier bleiben, wenn ſie mit Gewißheit wüßten, daß ſie in Amerika reichlicher genährt und gekleidet würden, wenn die Ueberſiedelung nicht mit Gefahr, mit Anſtrengung verknüpft wäre? Die Deutſchen ſind noch keine Staats-, ſondern Spießbürger, und der Spießbürger hat wohl einen Heerd, aber kein Vaterland.

Von Tauſenden, die noch jüngſt das Rheinlied abſangen, die „ihr Gebein im Rheine begraben wollten," vielleicht nicht einer. Zeigt ihnen eine Banknote von hinlänglichem Betrage, um ein gemächliches und wohlhäbiges Leben zu führen, ſie begraben ihr Gebein nicht im freien deutſchen Rheine, ſondern ſie ziehen mit Sack und Pack nach Amerika; ſie würden um dieſen Preis nach dem Monde ziehen, wenn ſie hinkommen könnten, und würden die Zurückbleibenden wegen ihrer Phantaſterei auslachen, vielleicht mit Recht auslachen.

O ich kenne dieſes Volk, welches das Rheinlied ſo eifrig ſang. Nicht Einer unter Tauſenden dachte ſich etwas dabei. Der Inhalt war eine Lüge im Munde des ſingenden Chorus. Es iſt daſſelbe Volk, welches heute dem Kaiſer Napoleon zujauchzte und morgen den Preußen; welches jubelt, wenn eine Conſtitution gegeben und wenn eine abgeſchafft wird. Dieſes Volk, welches ſich nicht um das Wohl und Wehe der nächſten Gemeinde, nicht des nächſten Nachbars kümmert, wie kann es ſich darum kümmern, ob die Franzoſen den linken Rhein haben oder nicht? Ihm iſt es zuletzt gleich, ob jene den linken und den rechten Rhein mit ſammt der Weſer, der Elbe und der Weichſel haben. Laßt Handel und Wandel gut gehen, laßt ſie ſatt zu eſſen und zu trinken haben und ſie ſind zufrieden. Wer das Meiſte bietet, der hat ſie.

Wenn man das Volk das Beckerſche Rheinlied ſingen hörte, hätte man nicht glauben ſollen, Deutſchland wäre vollgepfropft von Patrioten und die Vaterlandsliebe ſtrömte dort über und dränge aus allen Poren heraus? Täuſcht Euch nicht; es giebt keine Vaterlandsliebe in Deutſchland, denn es giebt dort kein Vaterland.

Was können uns die Franzoſen eigentlich nehmen! Können ſie uns unſre Gewerbe, unſern Ackerbau, unſern Handel rauben? ſchwerlich; alles dieſes würde vielleicht eben ſo gut und beſſer gedeihen unter ihrer Herrſchaft. Können ſie uns unſre Sprache, unſre Litteratur nehmen? Schwerlich. Wir würden nach wie vor unſern Schiller, unſern Goethe leſen, nach wie vor mit Jean Paul ſentimental, mit Heine zerriſſen, mit Tholuck pietiſtiſch ſein dürfen. Können ſie uns unſer bairiſches Bier und unſre Tabakspfeife rauben? Das ſchmeckt unter jeder Regierung. Können ſie uns das freie Wort, die freie Mittheilung unſrer Gedanken und Empfindungen rauben? Nein, denn man kann nicht nehmen, was nicht da iſt. Können ſie uns öffentliches Leben, patriotiſches Handeln, gemeinſames Streben in freien Vereinigungen entziehen? Nein, denn wiederum kann man nicht nehmen, was nicht da iſt. Wird Deutſchland ohnmächtiger, wenn es das linke Rheinufer verliert? Schwerlich. Können ſie uns endlich verbieten, für ein ideales deutſches Vaterland zu ſchwärmen, auf die Zukunft zu hoffen, uns in patriotiſchen Phantaſieen zu berauſchen? Das Reich der Phantaſie bleibt unter jeder Herrſchaft frei, jenen Traum vom einſtigen freien Deutſchland, den wir träumen, wie die Juden ihren Meſſias, den können wir ſtets nach Herzensluſt fortträumen.

So viel iſt gewiß, die wenigen, wahren Patrioten haben an jenen Geſangübungen in den deutſchen Wirthshäuſern wohl ſelten Theil genommen. Sie waren ſich ihrer wirklichen, ihrer ſchmerzlichen Vaterlandsliebe zu ſehr bewußt, als daß ſie es nicht verſchmäht hätten, dieſelbe mit den lügenhaften Ausbrüchen einer gedanken- und liebeloſen Menge zu vermiſchen und zu verunreinigen. Sie hatten keine Luſt ſich auch nur auf Augenblicke der Illuſion einer Gemeinſchaft mit jenem großen Haufen hinzugeben, bei dem es zuletzt ganz einerlei iſt, ob er Ja oder Nein ſagt, ob er ſich poſitiv oder negativ äußert, weil jede Aeußerung doch nur eine Unwahrheit iſt. Eine lange, bittre Erfahrung, eine traurige Kenntniß der großen Maſſe unſrer Landsleute hat uns bewieſen, wie unter Hunderten von ihnen kaum Einer das moraliſche Recht hat ſich mit Wärme über etwas äußern zu dürfen. Thut was ihr wollt, lebt wie ihr wollt, wir laſſen Euch in Eurem Treiben, das wir nicht ändern können; aber das Eine unterlaßt, vergeht Euch nicht in begeiſterten Phraſen; äußert Euch wie Egoiſten und Pfahlbürgern zukommt, ſeid furchtſam und ohne alles Intereſſe, wir haben Nichts dagegen, wir ſind dagegen abgeſtumpft, — aber nur keinen Enthuſiasmus, keine Ueberzeugung — es ſteht euch zu ungeſchickt, es iſt unerträglich, widerlich.

Doch laſſen wir dieſe willenloſe Maſſe, die ſtets das nachſprechen wird, was man ihr zuflüſtert und auf die nie und unter keinen Umſtänden zu zählen iſt. Dieſe charakterloſe Menge, ſie iſt das natürliche Erzeugniß unſrer unfreien Zuſtände. Erſt wenn das freie Wort, wenn die höchſte Oeffentlichkeit alle unſre Zuſtände durchdringt, wenn der freie deutſche Genius ungefeſſelt ſeine Flügel auseinander ſchlagen und ungehindert den ſchweren Kampf mit der Gemeinheit und Lüge, die jetzt überall ſiegreich ihren Wohnſitz aufgeſchlagen haben, beginnen kann, erſt dann wird dieſes Geſchlecht allmälig ausſterben oder organiſch umgeſtaltet werden können. Werfen wir lieber einen Blick auf die kleinere Anzahl, die ihr Vaterland wirklich liebt, und ſehen wir, welchen Eindruck die mögliche Ausſicht zu einem Kriege mit Frankreich auf ſie gemacht hat.

Zwei Anſichten haben ſich hier geltend gemacht, die wir hier kurz andeuten wollen. Freilich lieſt man ſie nicht in den Zeitungen, nicht in den Erſcheinungen der Preſſe; es wäre zu viel verlangt von unſrer „cenſirten" Preſſe, wie die franzöſiſchen Journale mitleidig und höhniſch unſre Zeitungen nennen, wenn ſie auch nur im Mindeſten ausdrücken und kundgeben ſollte, was wir Deutſchen wirklich meinen und denken, was uns wirklich anregt und im Innerſten bewegt. Alle die zahlloſen Blätter, die täglich in Deutſchland erſcheinen, enthalten zuſammengenommen auch nicht den kleinſten Ausdruck der wirklichen politiſchen Stimmung in Deutſchland. Umgekehrt kann man aus dem, was ſie melden, noch am erſten einen Schluß auf das Gegentheil machen. Es iſt das allerdings kein ſehr würdiger, kein ſehr ehrenvoller Zuſtand für ein großes, geiſtreiches Volk, daß es nicht nur nie öffentlich ſeine eigne Meinung über Gegenſtände ſagen darf, die mit ſeinem Wohl und Wehe

auf's Engſte zuſammenhängen, ſondern daß es ſogar täglich Gedanken und Geſinnungen ſich als die ſeinigen in den Mund legen laſſen muß, die es gar nicht hegt, die es häufig verabſcheut und verachtet. Es iſt in der That nichts ſehr Ehrenvolles, täglich ſolche Entſtellung ſeiner ſelbſt zu leſen und nicht einmal widerſprechen zu dürfen, ſondern im Angeſichte von Mit- und Nachwelt jede beliebige Redensart als die eigene vertreten zu müſſen, eben weil man dazu ſtillſchweigen muß. In der That, hätte die Gewohnheit nicht eine Alles beſiegende Kraft, die jegliches Gefühl der Schmach zuletzt abſtumpfte und auch das reizbarſte Ehr- und Freiheitsgefühl zuletzt in Schlummer lullte, wahrlich es wäre unerklärlich, wie nicht ſchon ſo manches Herz vor Zorn und Gram an deutſcher Zeitungslectüre gebrochen wäre.

Jene zwei verſchiedenen Anſichten über das, was bei einem etwaigen Kriege mit Frankreich der Patriot zu thun oder zu laſſen habe, will ich alſo kurz auseinanderſetzen. Wie geſagt, ich habe ſie nicht gedruckt geleſen, ſondern ich habe ſie privatim von Freunden, allein ich glaube, daß einer von dieſen Meinungen jeder Vaterlandsfreund ſich zuneigen wird. Was meine eigne anbetrifft, ſo erlaube ich mir ſie zu verſchweigen. Ich erzähle, ich referire nur; möglich jedoch, daß der Leſer aus der geringern oder größern Wärme, mit der die eine oder die andere vorgetragen wird, auf die eigne Anſicht des Referenten ſchließen kann. Ich benutze die Briefe zweier Freunde, die vor mir liegen, um die beiden ſich entgegenſtehenden Anſichten zu charakteriſiren.

Daß unſer Zuſtand, ſchreibt der Eine, ein höchſt unglücklicher iſt, daß er allen höhern ſittlichen und politiſchen Anforderungen nicht entſpricht, darin, beſter Freund, ſtimme ich mit Dir überein. Nach Stamm- und Seelenverwandtſchaft ſind wir Deutſchen ein Volk, aber dieſe tiefſte innere Einheit hat ſich noch nicht in entſprechenden politiſchen Formen darſtellen können. Der Einzelne ſowohl als das ganze Volk kann nur in lebendigſter Wechſelwirkung aller Kräfte, in freier wiſſenſchaftlich-litterariſcher und politiſcher Entwicklung, in der Bewegung und Belebung aller der Elemente, die in Deutſchland jetzt todt, zerſtreut und iſolirt umherliegen, ſeine Beſtimmung erreichen. Wir ſind von der Natur zu einem organiſchen Gemeinweſen beſtimmt, aber in der Wirklichkeit und im gegenwärtigen Momente ſind wir das zerriſſenſte und ohnmächtigſte Volk, das ſich nur denken läßt. Wie ſich dieſe Einheit geſtalten wird, in welchen Formen und welchen Abſtufungen, das weiß ich nicht, das muß die Zeit lehren. Um aber je einen lebendigen Organismus erzeugen, um ein einiges deutſches Gemeinweſen in all ſeiner Mannichfaltigkeit und provinziellen Verſchiedenheit erzielen zu können, dazu iſt Eins nöthig. Dieſes Eine heißt Freiheit. Freier Austauſch der Gedanken durch ganz Deutſchland, freie Debatte über Alles, was Noth thut, ſowohl über das Größte, wie über das Kleinſte, — denn Alles ſteht mit einander in engſter Verbindung — freie Geltendmachung auch der politiſchen Gegenſätze, freier Kampf, aus dem zuletzt das Wahre und Gemeinſchaftliche mit Nothwendigkeit hervorgehen muß, das iſt die einzige und unerläßliche Bedingung, durch die unſer innerſter Seelendrang nach Einheit auch zuletzt in der Wirklichkeit realiſirt werden kann. Freiheit und Oeffentlichkeit! öffentliche Verſtändigung über jedes wirkliche oder eingebildete Bedürfniß und daraus hervorgehendes gemeinſames Handeln und Schaffen. Sieh nach England und Nordamerika, welch ein Aufſchwung der Menſchheit, welch eine welterobernde Entwicklung!

So weit, lieber Freund, ſtimme ich alſo mit Dir überein. Auch ich will freie Entfaltung und Bethätigung aller ſittlichen, geiſtigen und materiellen Kräfte; auch ich ſehe wohl, daß dieſe durch unſre jetzigen Regierungen auf eine unerhörte, kleinlich-ängſtliche Weiſe beſchränkt werden. Aber Eins weiß ich gewiß, dieſe Freiheit kann nur erreicht werden, wenn wir nach Außen unabhängig ſind. Freiheit im Innern ohne Freiheit nach Außen iſt eine Unmöglichkeit. Politiſche Freiheit und nationale Unabhängigkeit ſtehen in engſter Wechſelwirkung mit einander, das Eine iſt ohne das Andere nicht denkbar.

Darum, mag es noch ſo ſchlecht und troſtlos bei uns jetzt ausſehen, unſre Grenze muß vertheidigt werden. Sind wir jetzt auch nicht frei, ſo können wir es doch dereinſt werden. Wir können zuletzt den innern Feind durch die gemeinſamen Anſtrengungen der Guten und Redlichen beſiegen; die Zeit iſt mit uns im Bunde. Sobald wir aber nach Außen hin unſre Unabhängigkeit verlieren, ſo hört alle Hoffnung auf.

Wenn daher die Franzoſen nur ein Dorf von unſerm Territorium uns nehmen wollen, ſo halte ich es für Pflicht jedes Vaterlandsfreundes, daß er zu den Waffen greife. Nicht nur das jetzige Syſtem der Unfreiheit, der Zerriſſenheit zu vertheidigen, werde auch ich als Freiwilliger mitziehen, ſondern um die dereinſtige Einheit und Freiheit zu ſchützen, die noch kommen kann. Für dieſe beſſere Zukunft werde ich gern mein Blut verſpritzen, und ich glaube, daß dieſe Geſinnung eine allgemeine in Deutſchland iſt. Ich freue mich daher über den allgemeinen Enthuſiasmus, den jenes kleine Lied vor einigen Monaten erregt hat; in ihm ſpricht ſich die innige Ueberzeugung von der Nothwendigkeit nationaler Unabhängigkeit, als Grundbedingung jeder politiſchen Zukunft aus.

(Schluß folgt.)

Bei mir iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kritik
der
evangeliſchen Geſchichte
der Synoptiker
von
Bruno Bauer.
Erſter Band.
gr. 8. 1841. Velinp. broſchirt 2 Thlr.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

27. September. № 75. 1841.

Die deutſche Philoſophie in Belgien.

(Schluß.)

Die erſte Anwendung des Circulars wurde, ſo viel wir wiſſen, von dem Journal de Bruxelles gemacht. Dieſes Journal, welches in der Nummer vom 2. Februar das erzbiſchöfliche Sendſchreiben mittheilt, und mit Bemerkungen voran und hinterher ausſtattet, deutet nun auf die Gefahr hin, welche der Jugend von philoſophiſchen Lehrſtühlen herab, ſodann von Romanen, vom Theater her, ferner von Journalen und deren Feuilletons und Geſchichtlein drohe; aus allen dieſen Dingen, die allerdings ein erbauliches Enſemble machen, ſauge die Jugend Gift, ſo wie auch aus den modernen Hiſtorikern, welche auf den Katholicismus übel zu ſprechen ſeien, und aus manchen für den Unterricht beſtimmten Büchern, welche ihr mit der Wiſſenſchaft zugleich die Irreligioſität einflößten. Auf der andern Seite, meint das moraliſirende Journal und trifft damit den Hauptpunkt, ſei es doch nur der Katholicismus, welcher die Geſellſchaft zur Ruhe (repos) bringe, die ſie vergeblich (inutilement) ſuche. Deshalb, und dieſe Ermahnung wird wohl zehnmal in den Artikeln dieſes offenherzigen Journals wiederholt, möchten doch die Familienväter es ſich zur Warnung geſagt ſein laſſen, daß „in ihrer Mitte, in der Hauptſtadt des Königreichs, eine Univerſität beſtehe, deren philoſophiſche Lehren dem Glauben ihrer Väter, der Religion, zu der ſie ſelbſt ſich bekennen, und dem heiligen Glauben, in dem ſie ihre Kinder erzogen haben, ſich offen feindlich entgegenſetze. Dieſe Lehren," heißt es, „verbergen ſich nicht im Schatten des Geheimniſſes, ſie treten ans helle Tageslicht, ſie hallen von den Lehrſtühlen der Univerſität wieder. Die Jugend faßt ſie auf, begeiſtert ſich dafür und macht ſie zum Gegenſtande ihres Nachdenkens und ihrer Arbeiten; ſie nimmt ſie ſo gänzlich in ſich auf (s'identiſie si bien..), daß ſie einen bedenklichen Ruhm darin ſetzt, ſie zu verſtehen und zu behaupten." —

Auf dieſe und andere Angriffe des Journal de Bruxelles, die wir wegen ihrer Ausführlichkeit nicht im Einzelnen verfolgen können, erwiderte Herr Ahrens, da ſie nahmhaft gegen ihn und ſeine Lehre gerichtet waren, in der Nummer vom 7. Februar jenes Journals unter Anderem Folgendes, nachdem er erwähnt hatte, daß die von den Studenten veröffentlichten Aufſätze durch die ungerechten Anfeindungen hervorgerufen ſeien, die gegen einige Profeſſoren von Brüſſel gerichtet worden —: „Ich beſchränke mich darauf, zu erklären, daß ſeit mehr als ſechs Jahren, während welcher Zeit ich die vornehmlichſten Theile der Philoſophie vortrage, ich mich beſtändig aller Polemik gegen irgend eine beſtehende Religion enthalten habe; daß die Kritik der religiöſen Dogmen meinem Unterrichte zuwider iſt und daß ich nur beſtrebt bin, die Grundwahrheiten aller Religion zu entwickeln, die Wahrheiten, auf welche ſich jedes religiöſe Gefühl gründet." — Und weiter fügt er die ſehr wahre Bemerkung hinzu: „Sie glauben, mein Herr, daß die Anſtalten, welche in einer ausſchließenden religiöſen Richtung gehalten werden, allein den Antagonismus gegen die katholiſche Lehre verhüten können; die Erfahrung, und insbeſondere die Geſchichte der Unruhen und Verfolgungen während der franzöſiſchen Revolution, beweiſen unwiderleglich, daß eine Anſtalt, je despotiſcher ſie die Jugend bedrückt, deſto mehr auch in ihrem eignen Innern furchtbare Gegner und bisweilen unverſöhnliche Feinde bildet." — Hinſichts der von ihm gelehrten Philoſophie erklärt er: „daß er die völlige Verantwortlichkeit für alle die Lehren auf ſich nehme, die in ſeinen Werken, in ſeiner Rede vom Jahr 1839 und in den Heften, die ſich in den Händen zahlreicher Zuhörer befinden, enthalten ſeien." — Und am Ende des Briefs fügt er die ſo bedeutenden Worte hinzu, welche freilich bei ſolchen Gegnern ungewürdigt bleiben: „Ich ſchließe meinen Brief, indem ich Ihnen mein Befremden ausdrücke, mich unaufhörlich im Namen der religiöſen Intereſſen angegriffen zu ſehen, während doch alle Anſtrengungen ſich vereinigen ſollten, um den gemeinſchaftlichen Feind zu bekämpfen, den Geiſt der Gleichgiltigkeit und der Zweifelſucht, welcher die Geſellſchaft untergräbt, und den man weder durch eine ausſchließende Lehre, noch durch Erſtickung aller freien Unterſuchung zu überwinden im Stande ſein wird." —

Auf neue Entgegnungen des Journal de Bruxelles erwidert Hr. Ahrens in der Nummer vom 12. Februar. Wir heben aber nur einiges Hauptſächliche heraus. Er weiſt zuerſt die Zumuthung ab, ſich über die Orthodoxie ſeiner Lehre zu erklären. „Da ich nicht die Theologie, ſondern die Philoſophie vortrage, ſo mache ich nur von dem Rechte Gebrauch, welches ſeit Bacon und Descartes durch die an-

haltenden Anſtrengungen dreier Jahrhunderte erworben iſt, um eine philoſophiſche Wiſſenſchaft unabhängig von jedem religiöſen Dogma aufzuſtellen. Es handelt ſich nicht mehr darum, zu der Scholaſtik des Mittelalters zurückzukehren, wo die Philoſophie nichts weiter als die unterthänige Magd der Theologie war. Alle Entdeckungen in den Naturwiſſenſchaften, alle Fortſchritte in den moraliſchen und politiſchen Theorieen verdanken wir dem freien Aufſchwung des Geiſtes, der ſeinen hauptſächlichen Hebel in der Philoſophie gefunden hat; und wenn die letztere tranſcendentale Unterſuchungen über die Welt, über Gott u. ſ. w. anſtellt, ſo iſt ſie keineswegs geſonnen ihre Lehren als Dogmen hinzuſtellen (ſie überläßt dies der Theologie), ſondern vielmehr als ein wiſſenſchaftliche Theorie, die immer eine fernere Unterſuchung zuläßt." —

Es würde zu weit führen, die einzelnen von den Gegnern der Philoſophie vorgebrachten Streitpunkte hier aufzuzählen; auch haben ſie in ihrer Einzelheit keine Bedeutung und laſſen ſich gar nicht zu einem Abſchluß bringen, da nicht der eine oder andere Gedanke, ſondern das Denken ſelbſt Ziel der Angriffe iſt. Vielleicht dürften die ſtreitenden Theile ſich noch eine Zeit lang von einander entfernen, denn über die in Rede ſtehenden Fragen kann nur durch tieferes Eindringen im Geiſte wiſſenſchaftlicher Forſchung eine Annäherung bewirkt werden. Aber wir hoffen, daß die Wiſſenſchaft ſich ſtärken und, ſelbſt im Ringen mit ihrem Gegentheil, ſich erziehen werde. Die Prüfungen einer Wiſſenſchaft ſind die Probe ihres Werthes. Und um über das künftige Schickſal der deutſchen Philoſophie in Belgien den Leſer ein Prognoſtikon ſtellen zu laſſen, ſei noch bemerkt, daß auch in dem benachbarten Frankreich die beinahe vor zwanzig Jahren durch Hrn. Couſin unternommene Verbreitung neuzeitiger Philoſophie, obgleich ſie nicht in vollſtändig ſyſtematiſcher Form geſchah, doch zuerſt einen heftigen Widerſtand, ja ſelbſt die Unterbrechung der Lehrvorträge zur nächſten, aber vorübergehenden Folge hatte. Und doch iſt heutiges Tages dort kein Schriftſteller von Bedeutung, der, um die höheren philoſophiſchen und ſocialen Fragen zu behandeln, wenn auch mittelbarer Weiſe, nicht den Einfluß der wiſſenſchaftlichen Litteratur des Nachbarlandes erführe. Es iſt nicht zu viel geſagt, daß in Frankreich den erleuchteten Köpfen ein wachſendes Verlangen nach genauerer und geordneter Kenntniß der deutſchen Syſteme ſich ankündigt; und ſo dürfen wir wohl auf die zur Vermittlung gleichſam vorbeſtimmte Lage Belgiens hindeuten, von deſſen Hauptſtadt, wie gar nicht zu läugnen ſteht, der erſte ausgedehnte Verſuch ausgegangen iſt, die deutſche Philoſophie durch Schriften und Lehrvorträge, unmittelbar und ſyſtematiſch, in das Gebiet der franzöſiſchen Sprache und Bildung überzutragen.

Sehen wir von jedem beſonderen Syſteme ab, aber auch von allen Parteien und Zwieſpalten, welche die Zeit bewegen; denn die Wiſſenſchaft iſt ein Band aller Parteien, ſofern in den Beſtrebungen derſelben ein fruchtbarer Gehalt lebt. Die heutige Wiſſenſchaft, ein Ausdruck des innerſten urſprünglichen Geiſtes der Zeit, und keineswegs ein bloßer Widerſchein äußerer Thatſachen, iſt berufen, oder hat ſich ſelbſt den Beruf gegeben, in allen Zweigen des menſchlichen Daſeins zu erwecken, zu reinigen, das früher erworbene Gute zu bewahren und weiterzubilden. In Frankreich ſelbſt, welches der Zerſtörung am tiefſten verfallen war, offenbart ſich das Bedürfniß, das geiſtige Leben, vor allem den Glauben, auf eine intellectuelle Grundlage zu erbauen. Deutſchland hat mit dem neuen Aufſchwung ſeiner Wiſſenſchaft ein neues Kunſtgefühl, eine tiefere Wärme des Glaubens und der religiöſen Gemeinſchaft, ein erneutes Streben nach nationaler Geltung gewonnen. Die Zeit der bloßen Toleranz ſcheint den Uebergang machen zu wollen zu der Zeit des Sichwiedererkennens. Was bei ſolchen Erſcheinungen der Gedanke gethan hat und thut, unterliegt keinem Zweifel; er hat neue Formen geſchaffen und in die vorhandenen ein kräftigeres Leben gebracht. Einer inneren intellectuellen Erweckung kann auch Belgien nicht fremd bleiben. Es würden ihm das ſich fortwährend ausdehnende Maſchinenweſen und der wachſende Ertrag ſeiner Fabriken nichts nützen, wenn es den Forderungen an geiſtige Entwicklung, an Wiſſenſchaft, ſeine Grenzen verſchloſſen hielte. Wir haben gezeigt, welche Anfänge und welche Hoffnungen vorhanden ſind und dürfen uns ſchmeicheln, unſern deutſchen Landsleuten einen Beweis geliefert zu haben, welch' eine unendliche Wichtigkeit ſchon der formellen Lehr- und Preßfreiheit für die höheren Intereſſen eines Landes zugeſchrieben werden muß. Allerdings iſt dies der Weg aus der praktiſchen in die theoretiſche Freiheit, während Deutſchland umgekehrt ohne Zweifel ſolider ſich entwickelt: aber unſere Darſtellung wird wenigſtens ſo viel außer Zweifel geſetzt haben, daß Frankreich und Belgien ihren Mangel erkennen und mit Eifer zu beſeitigen ſtreben.

Die politiſche Bedeutung des Rheinliedes von Niclas Becker. Ein Reſumé von einem Norddeutſchen.

(Schluß.)

Hier die Antwort:

Alſo Du willſt mit gegen die Franzoſen ziehen? Du alter Burſche willſt Leben, Familie, Alles opfern, um noch einmal ein zweites 1813 aufzuführen? Lieber Freund, aufrichtig geſagt, ich ärgre mich über Dich. Das iſt der Fluch ſelbſt der beſſern Deutſchen, daß ſie aus eingebildeter Pflicht ſo häufig an den heiligſten Pflichten freveln.

Du ſagſt, keine Freiheit im Innern ohne Unabhängigkeit nach Außen. Du haſt Recht. Aber ich habe auch Recht, wenn ich den Satz umdrehe und wenn ich ſage: ohne freie Entwicklung unſrer Kraft im Innern keine Unabhän-

gigkeit nach Außen. So wie die Dinge ſich jetzt in der Welt geſtaltet haben, einem einigen, freien Volke gegenüber, wie die Franzoſen ſind, iſt es eine völlige Unmöglichkeit, daß wir ihnen auf die Länge widerſtehen können. Kraft nach Außen und Kraft im Innern bedingen ſich gegenſeitig; wo innerlich Alles morſch und zerriſſen iſt, wie ſoll ſich da die Kraft und Einheit nach Außen zeigen?

Lieber Freund, auch ich halte den Tod für's Vaterland für etwas Schönes, für das höchſte Ziel, was der Menſch erringen kann. Ja ich ſehne mich nach einem ſolchen Tode; ich bin zuweilen etwas lebensmüde und es wäre mir Nichts willkommener, als durch eine inhaltreiche That meinem Leben eine ächte Schlußweihe zu geben, und meinen Kindern ein Beiſpiel zu hinterlaſſen, woran ſie mit Rührung und Begeiſterung denken könnten. Ach, es iſt nicht zu ſchwer für's Vaterland zu ſterben, wenn man es wirklich liebt; es iſt viel leichter, als bei jetzigen Verhältniſſen für's Vaterland zu leben. Die ſittliche Kraft auch des Stärkſten ermattet zuletzt unter dem jetzigen Drucke, der jedes freiere, edlere Wirken hemmt und uns mit Gewalt in die Niederträchtigkeit und Gemeinheit des Lebens hineinzwängt. Oft erfaßt mich eine innerliche, ungeheure Angſt. Werde ich rüſtig ausharren? oder werde ich nicht zuletzt auch zu Grunde gehen in dieſem Sumpf? Zeige mir die Möglichkeit, in Wahrheit für's Vaterland zu ſterben, und glaube mir, ich ſtürze mich freudig und ſelig in den Tod.

Aber es erſcheint mir als ſündlich, als frevelhaft, für ein Syſtem mich zu opfern, was ich für nutzlos, für falſch, für verderblich halte. Ohne freies, öffentliches Leben wird nie ein allgemeines Vaterlandsgefühl Deutſchland durchdringen, und ohne dieſes Gemeingefühl wird alle Vertheidigung unſrer Grenzen zuletzt vergeblich ſein. Die einzelnen Regierungen in Deutſchland mögen ſich ſo viel verabreden, wie ſie wollen, ſie mögen Heere werben, ja ſie mögen Schlachten gewinnen, auf die Länge werden ſie nie mit der gemeinſamen Kraft, nie mit jener einigen Begeiſterung kämpfen können, die nur Product eines freien Nationalgefühls iſt, und von der einzig und allein der endliche Sieg abhängt.

Wer jetzt mit gen Frankreich zöge, der beſtärkte nur ein falſches Syſtem. Während Du für Unabhängigkeit Deutſchlands zu kämpfen glaubſt, kämpfſt Du dagegen. Jeder momentane glückliche Erfolg verlängert nur eine falſche Richtung, die zuletzt nothwendigerweiſe ſich als eine ohnmächtige zeigen muß.

Sieh, lieber Freund, ich ſehe einer trüben, unglücklichen Zeit entgegen. Ich habe die Hoffnung aufgegeben, daß unſre Regierungen aus freiem Entſchluſſe uns ein freies, öffentliches politiſches Leben in allen ſeinen Conſequenzen zugeſtehen werden. Nur die Noth, nur das Unglück wird ſie zwingen, ſich rückſichtslos in die Arme ihrer Völker zu werfen. Ich ſehe es kommen, wie die Fremden von Neuem unſern vaterländiſchen Boden überſchwemmen, und wie all der Jammer, den wir ſchon einmal gekoſtet, von Neuem über uns ausgeſchüttet wird.

Aber ich ſegne dieſen Jammer; ich ſegne ihn, weil er das einzige Mittel iſt, der uns zur Wahrheit führen und uns uns ſelbſt wieder geben wird. Ich erkenne die Hand der Vorſehung in der jetzigen politiſchen Conſtellation. Deutſchland iſt groß genug, um der ganzen Welt in einem gerechten Vertheidigungskriege zu widerſtehen. In dieſem Augenblicke aber iſt es den Franzoſen allein nicht gewachſen, geſchweige denn den Ruſſen und Franzoſen zugleich. Unſere Exiſtenz hängt jetzt von der Gnade oder von der Uneinigkeit unſrer Nachbarn ab; ſie ruht nicht auf eigner Kraft. Ob je ein Bündniß zwiſchen Rußland und Frankreich zu Stande kommen wird, ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß wir in unſrer jetzigen Zerriſſenheit, bei der Unentwickeltheit aller unſrer tiefern moraliſchen Kräfte, dieſem Bündniſſe nicht widerſtehen könnten. Und ſchon dieſer Gedanke, der unſre ganze politiſche Exiſtenz auf einen politiſchen Zufall ſtellt, hat etwas tief Entwürdigendes. Ein Volk muß ſeine Grenzen gegen die ganze Welt vertheidigen können. An Zahl ſind wir ſtark genug, aber der Geiſt fehlt, und ehe dieſer Geiſt nicht in Freiheit aufblüht, ſind und bleiben wir ohnmächtig und abhängig.

Auch ich bin der Anſicht, daß Deutſchland kein Dorf verlieren ſoll, wo deutſche Sprache herrſcht; ich habe ſo viel Vertrauen zu der uns inwohnenden Kraft, daß wir Alles wieder bekommen werden, ſobald wir nur erſt von einem einigen, freien Volksgeiſte durchdrungen ſind. Allein ich rechne nicht nach augenblicklichen, zufälligen Erfolgen, ſondern nach Grundbedingungen. Nicht durch falſche Mittel halte ich es für möglich, unſre Unabhängigkeit zu erhalten, ſondern es giebt nur ein einziges, das der Wahrheit und Freiheit. Laß ſie uns überziehen mit ihrer Heeresmacht, ſo viel ſie wollen; ich ſitze ruhig und ſehe zu, ich dulde und trage. Ich weiß, daß unſre Nationalität tiefer begründet iſt, als daß ſie durch augenblickliche Occupation ausgelöſcht werden könne. Wenn aber das Unglück, wenn die harte Hand des Schickſals uns, die Fürſten und das Volk endlich alle von der Einen Wahrheit durchdrungen hat, daß ohne freien Austauſch des Gedankens, daß ohne Freiheit des Geiſtes, ohne Freiheit des Handelns in Geſellſchaft und Staat, kein einiges Volk ſein kann, kein einiges Handeln, keine einige Begeiſterung, wenn dann der Ruf der Freiheit wieder auf's Neue erſchallt durch unſre Gauen, aufrichtig, ohne Hinterliſt, ohne arrière-penſée, dann, ja dann

Ruft den Tell, es ſoll an mir nicht fehlen.

Wie kommt es, lieber Freund, daß die Elſaſſer franzöſiſch bleiben wollen, wiewohl ſie deutſchen Urſprunges? Wie kommt es, daß es den Rheinprovinzen gleichgiltig iſt, ob ſie deutſch oder franzöſiſch ſind? Denn das kannſt Du mir glauben, ich kenne dieſe Rheinländer, es iſt ihnen gänzlich einerlei, ob ſie unter franzöſiſcher Herrſchaft oder unter preußiſcher ſtehen. Der Menſch liebt ſeine Stamm- und Sprachverwandten; wenn er dennoch gleichgiltig ſich von ihnen trennt, ſo deutet das auf eine große Verkehrtheit der Verhältniſſe, darauf, daß ihm bei Fremden wieder andere Güter geboten werden, die die gemeinſame Seelenverwandtſchaft aufwiegen. Wir wollen unſern rheiniſchen Brüdern nicht entſtehen, wenn ſie flehend zu uns, ihren Brüdern, die Hände ausſtrecken. Das thun ſie übrigens jetzt noch nicht; aber ſie werden es thun, ſobald ein neues, freies Leben in Deutſchland aufblüht. Erſt occupirt die Rheinprovinz auf geiſtigem Wege, ehe ihr ſie durch Waffengewalt behaupten wollt.

Wenn ich für mein Vaterland ſterben ſoll, ſo ſei es mir erlaubt auch frei dafür zu leben. Ich bin keine Drahtpuppe, die man Sprünge machen läßt, wenn man Luſt hat, und wieder in Ruhe verſetzt, wenn man Luſt hat. Ich bin ein freies, menſchliches Weſen, das nur aus freier Ueberzeu-

gung Opfer bringen kann. Zum bloßen Futter für Pulver bin ich, ſind meine Kinder zu gut.

Ich bin etwas hitzig geworden, lieber Freund. Vielleicht überlegſt Du meine Worte und ziehſt nicht als Freiwilliger gegen die Franzoſen. Man muß mit dem Leben kein ſchlechtes Spiel treiben. Wahre Dich vor falſchem Enthuſiasmus; er iſt auch eine Lüge. Lebe wohl, lieber Freund, und glaube mir, daß ich doch ein guter Patriot bin, wenn ich auch nicht gegen die Franzoſen ziehe, und wenn ich auch die Hohlheit des Rheinliedsenthuſiasmus weder damals auf den Bierbänken, noch jetzt in der Diplomatie unterſtütze.

Wer von den beiden Freunden hat Recht? Ich weiß es wohl, aber ich ſage es nicht.

Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt, begangen zu Frankfurt am Main am 24. und 25. Juni 1840.

Die Macht der Sehnſucht iſt die Bürgſchaft der Erfüllung; was der Geiſt einmal begehrt, das gehört zu ſeinem Weſen, das iſt ſein eigen, und Niemand wird ihn in der Beſitzergreifung hemmen, ſie iſt ſein Recht. Deutſchland ſehnt ſich jetzt allgemein nach Oeffentlichkeit und freier Preſſe. Iſt eine politiſche Aſſociation verſagt, ſo rufen Muſik und Wiſſenſchaft zu Sängerfeſten und Vereinen die Zerſtreuten zuſammen, und wann immer ein Denker oder Dichter mündig wird, fühlt er die Schmach, über ſeine Ideeen einen Menſchen das Vorgericht halten zu laſſen, der ihnen oft um ſo weniger gewachſen iſt, je bedeutender und genialer ſie ſind. Lauter und lauter wird die Mahnung nach jenen unantaſtbaren Gütern der Menſchheit, wo irgend ihr eine geſetzliche Möglichkeit vergönnt iſt, die Stimme zu erheben; ein richtiger Sinn ergreift inſtinctmäßig jede Veranlaſſung, ſich für jene würdig zu bilden, ſie zu erwerben. Die Gutenbergsfeſte betrachte ich aus dieſem Geſichtspunkt; ſo dürftig und ungeſchickt ſie hin und wieder veranſtaltet wurden, wer ſie in Mainz, Straßburg oder Frankfurt ſah, der erkannte, wie hier im Jubel der Feier das Gefühl für die fortſchreitende Freiheit die Männer des Gedankens mit denen der Induſtrie und des Handwerks vereinigte. Die vorliegende Feſtgabe der Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler giebt ein Zeugniß dafür.

Einer Nachricht über die älteſten frankfurter Druckwerke folgen die Feſtgedichte. Das Dachſtübchen eines deutſchen Gelehrten von Th. Creizenach hat den meiſten poetiſchen Werth; das Feſt der Lettern von Heſſemer ſteht ihm zunächſt; ein geſunder freier Geiſt lebt in allen, auch wann die Proſa durch Vers und Reim durchblickt. So macht es ſich komiſch, wenn K. Jügel ſingt:

Heil dir im Siegerkranz,
Erfindung des Vaterlands,
Heil, Preſſe, dir!

Aber ſtehen doch unmittelbar vorher ſeine Worte:

Deutſchen Schwertern Ruhm und Ehre,
Aber freier Worte Fluth
Treffen ſchärfer noch wie Speere,
Haften tief im deutſchen Blut:
Freies Wort, ſein höchſtes Gut!

Ein Monolog Gutenbergs von A. Vercht ſchließt:

Mag auch der Lügengeiſt mich grimmig haſſen
Und ſeines Pöbels dumpfem Aberglauben
Die edle Kunſt als Teufelei'rung verläſtern:
Das Reich der Nacht verſinkt, es ſteigt die Sonne
Des neuen Lebens glänzend ſchon herauf.
Ein neu Geſchlecht entfaltet ſeine Kraft
Und nimmt ſein Recht; in Trümmer ſtürzt das Haus,
Das morſchgeworden, wo im Abenddunkel
Wir Kinder noch den Ammenmährchen lauſchten;
Der Keim des Baums, der einſt mit Blüthenduft
Und ſüßer Frucht die Enkel laben wird,
Zerſprengt die Schale, die ihn treu geſchützt.
Dem Tod geweiht iſt alles Irdiſche
Von Anbeginn, — nur der Gedank' iſt ewig,
Der göttlich aus dem Menſchenauge leuchtet
Und, ſtark durch Wort und Schrift, zerſtörend ſchafft.

Wilhelm Wagner erzählt uns von dem Feſte unter anderm:

Dein dachten wir, o Gutenberg, vor Allen,
Und riefen dich mit freud'gem Gruß herbei,
Durch dich ſind Wahn und Finſterniß gefallen,
Durch dich wird einſt die Menſchheit ſtark und frei.
Noch ferne liegt das hohe Ziel; wir wallen
Ihm glaubensvoll entgegen. Immer ſei
Und bleibe dies der Leitſtern unſres Lebens!
Wer nach der Wahrheit forſcht, ſtrebt nie vergebens.

Dann folgen als Kern des Buchs: Erinnrungsblätter aus dem geiſtigen Leben der Vergangenheit. (Von 1756 — 1833). Sie ſind dem Nachlaß großer und bedeutender Perſonen entnommen, die entweder aus Frankfurt gebürtig ſind, oder eine Weile daſelbſt wirkten; Theodor Creizenach hat ſie geſammelt, geordnet und auf beherzigenswerthe Weiſe eingeleitet: „Der Trieb in unſerer Zeit, Erinnerungen an große Männer zu ſammeln, und durch Denkwürdigkeiten aus deren Leben ihre Werke zu ergänzen, — dieſer Trieb iſt im Grunde derſelbe, welcher Denkmäler errichten und Jubelfeſte begehen heißt. Beides wird nur alsdann lächerlich, wenn wir glauben, hiermit Großes geleiſtet und eine Schuld abgetragen zu haben. Wenn Denkmäler dieſe Bedeutung haben ſollen, wenn phraſenhafte Richtigkeit auf den Gräbern der Heroen ihre Feier begeht, dann verdienen wir den Spott und jene rieſigen Monumente dienen nur dazu, unſere Kleinheit ins rechte Licht zu ſetzen. Aber nein, mit jeder Erinnerung an die Größe der Vergangenheit nimmt unſere Zeit eine neue Schuld auf ſich, und es entſteht eine ernſte Frage, welches Jubiläum die Nachkommen feiern ſollen. Handeln wir in dieſem Sinne, dann werden die Todten von ihren Geſtellen ſteigen, und die Säulen, die wir errichten, die Erinnerungstafeln, die wir aufſtellen, mögen als Trophäen daſtehen, und nicht als Leichenſteine." Goethe eröffnet durch einige Briefe den Reigen, und bietet für viele der andern Mittheilungen einen gewiſſen Anhaltspunkt dar, für die Gedichte des Fräuleins von Klettenberg ſo gut, wie für die Briefe von Klinger und Heinſe, die, aus der Sturm- und Drangperiode ſtammend, zu deren Charakteriſtik ein willkommner Beitrag ſind. Von Lenz empfangen wir ein vortreffliches Gedicht: die Liebe auf dem Lande, einfach und in einem innig warmen Ton; von Hölderlin einen ſinnigen Ausſpruch, den er in ein Exemplar ſeines Hyperion ſchrieb. Aus Sömmering's Briefwechſel war eine ſchöne Auswahl vergönnt; wir begegnen unter Andern einem Georg Forſter und Merck. Von Anton Kirchner iſt eine Rede, von Karl von Fichard und Maria Jaſſoy ſind Gedichte mitgetheilt; ſehr ſchätzbar ſind die Reliquien von Niklas Vogt, namentlich ſeine Skizze zu einem politiſchen Luſtſpiel: Die Ritter oder der neue König Lear. Von Börne's Aphorismen wollen wir nur einige herausheben: „Der Gerechte kennt die Furcht nicht. Er geht nach Oſten ſo lange der Tag ſteigt, nach Weſten, wenn er ſinkt, hat nie die Sonne im Rücken und folgt niemals ſeinem Schatten. Am Ende findet er für ſein Bemühen Liebe zum Lohn." — „Schmerz iſt der Sauerteig des Lebens, der es erſt ſchmackhaft und genießbar macht." — „Der Mann ſollte ſich, um von Männern verſtanden zu werden, dem Weibe deutlich zu machen ſuchen." — „Das Wiſſen iſt das Blut unſeres Geiſtes, das ihn nährt und erhält."

Den Schluß des Buches macht eine Feſtbeſchreibung. Sie iſt in dem oben angegebenen Sinn entworfen, und mit den friſchen Farben unmittelbarer Detailanſchauung ausgemalt. Die Herrſchaft über die Form, die ihr Verfaſſer, Th. Creizenach, in dem Grade beſitzt, daß er in der Art des Rückertſchen Hariri zu improviſiren verſteht, bewährt ſich in kräftiger würdiger Sprache; in den Anmerkungen, die er anderweitig einſtreute, befleißigte er ſich des objectiven Kunſtſtols; der ſcheint denn auch manchmal in der Feſtbeſchreibung durch, und es iſt mir dann zu Muthe, als hörte ich die Subjectivität des jugendlichen Verfaſſers über ſich ſelbſt lächelnd fragen:

Stehn mir dieſe weiten Falten
Zu Geſichte wie den Alten?

M. Carriere.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

28. September. № 76. 1841.

Staat und Kirche. Manuſcript aus Norddeutſchland, als Antwort an Rom und ſeine Freunde. Beitrag zur Gedächtnißfeier der Thronbeſteigung Friedrich des Großen. Von Dr. Karl Riedel. Berlin, 1840. Bei Simion.

Wohl keinem Kenner hierarchiſcher Geſchichte kann es noch zweifelhaft ſein, daß mit Rom in Wahrheit und auf die Dauer kein Friede möglich iſt. Es weiß zwar innerlich, daß Univerſalherrſchaft über Seele und Leib in unſern Tagen nicht mehr wieder erringbar iſt; allein in ſeiner Sprache thut es, als hätte die Welt ſeit Hunderten von Jahren geſchlafen. Das äußerſte Mögliche der alten Macht bleibt immer ſein Ziel. Deshalb arbeitet es mit allen Mitteln, offenen und heimlichen, gegen jeden fremden Beſitzſtand, für welchen ein ihm vortheilhafterer erreichbar ſcheint. Deshalb ſchließt es Verträge bloß zum Schein, und hält ſich nicht durch ſelbige gebunden. Rom erblickt allein ſich im Rechte, und die ganze Welt iſt ihm gegenüber rechtlos. Hat es doch gegen die beiden großen Friedensgrundlagen der neueren Zeit, die weſtphäliſche und die des wiener Congreſſes, feierlich proteſtirt, obgleich ihm das eigene elende Daſein von dieſem Congreſſe officiell wieder geſchenkt wurde. Möge ſich keine Staatsregierung mehr darüber täuſchen, daß Rom lediglich durch die zermalmende Kraft des Rechtsgeſetzes, nöthigenfalls durch kräftiges Eingreifen zu bändigen iſt. Nicht ſlawiſche Rohheit empfehlen wir (griechiſcher und römiſcher Hierarchismus gilt der Humanität gegenüber völlig gleich), wir wünſchen nichts, als daß der Staat feſt bleibe gegen jede geſellſchaftsfeindliche Kindergrille oder Dogmenheuchelei des wurmſtichigen Stuhles Petri, und daß die Gerechtigkeit gegen Jedermann ins Werk geſetzt werde, ohne Rückſicht auf das Delirium von italieniſchen Greiſen, welche um ganze Jahrhunderte hinter uns Deutſchen zurück ſind.

In der That, welchen gemeinſchaftlichen Rechtsboden kann man mit Perſonen finden, die von dem Axiom ausgehen: „Ihr ſeid Menſchen, wir aber Götter," — mit einem Gewiſſensbeherrſcher, welcher ſpricht: „Wer an mich und meine Kirche glaubt, wird ſelig; alle anderen ſind verdammt!" Dieſe Leute begnügen ſich nicht mit der eigenen Freiheit, mit der unläugbaren Befugniß zu unbegränzter Privatthorheit; ſie fordern die Knechtſchaft Anderer noch obenein, z. B. alle Kinder gemiſchter Ehen für ſich. Dieſe Leute untergraben alle Begriffe von Recht und Sittlichkeit, indem ſie die Geſellſchaft aus ihrem wahren Schwerpunkte herausreißen und das ganze reiche Menſchenleben auf die Nadelſpitze einer kahlen Glaubenslehre ſpießen. Einem gläubigen, d. h. knieenden und plärrenden, Schurken ſchließen ſie den Himmel auf, einen tugendhaften Ketzer ſtoßen ſie in die Hölle. Das iſt die bodenloſe Unſittlichkeit aller Hierarchie, alles Glaubenszwanges.

Man kann aufrichtig von den Vorzügen ſeiner Confeſſion überzeugt ſein, und doch allen übrigen Confeſſionen Gerechtigkeit angedeihen und die Gabe des Seligmachens unbeſtritten laſſen. Man kann auch für gar keine Confeſſion ſchwärmen und an gar kein Dogma, welches andere Leute verfertigt haben, glauben, — und doch ein ehrlicher Mann ſein.

Außer Böſewichtern giebt es keine Ketzer. Die Sittlichkeit hängt mit der Glaubenslehre keineswegs wie die Wirkung mit der Urſache zuſammen. Dies ſagt uns die individuelle Erfahrung, wie die allgemeine Geſchichte. Der ſittliche Fortſchritt iſt ohnehin ſchon unendlich langſamer, als der intellectuelle und der materielle. Das Kirchenthum aber hat das Langſame noch langſamer gemacht; die Tyrannei der Dogmatik hat die Ausbildung der Menſchheit um Jahrhunderte aufgehalten und bei den meiſten Völkern das fühlbarſte Unheil angerichtet. Die bequeme Erlöſungs- und Genugthuungstheorie hat zu allen Zeiten in ſittliche Trägheit eingelullt, und zahlloſe Verbrechen erzeugt. Dagegen lautet die einfache Bedingung wirklichen Heiles: Jeder Menſch muß ſein eigener Erlöſer werden. — Je weitſchichtiger und verwickelter ein Glaubensſyſtem und ein Gottesdienſt, deſto weniger zeichnen ſich die Bekenner deſſelben durch religiöſe Haltung und ſittliche Tiefe aus. Sonſt wäre das Mittelalter das gebildetſte, ſittlichſte Zeitalter der Geſchichte, und die ſüdlichen Völker Europas wären die Oberführer der heutigen Civiliſation. Gerade die Zeiten, in welchen die Menſchen aufs Feſteſte an übervernünftige und übernatürliche Glaubensſätze geſchmiedet waren, litten an täglichem Bankerott des Rechts und der Sittlichkeit; je üppiger Kirchlichkeit und gedankenloſer fremdſprechender Gottesdienſt aufſchoſſen, deſto hohler waren die

Köpfe, deſto roher die Gemüther, deſto grauſamer die Sitten. Im Gegenſatze hievon iſt der wirkliche Bildungsſtoff, welcher in der Lehre Jeſu liegt, ihr Dringen auf Geiſtesfreiheit und ſittliche Reinheit.

Es kann keine ärgere Sünde gegen den heiligen Geiſt der Menſchheit geben, als das Fortbeſtehen der Hierarchie in unſerer Zeit. Die Hierarchie, die Materialiſirung des Geiſtigſten, die Kirche als Staat, findet keinen Platz mehr in den Völkern, welche in erſter Reihe an der Verwirklichung der Menſchheitsidee arbeiten. Die proteſtantiſche Kirche bildet den Uebergang von der alten Hierarchie zu jener Zeit, in welcher die Kirche als äußere Anſtalt für einen ſocialen Auswuchs gelten wird. Wenn die Neuzeit überhaupt immer mehr von dem leitenden Gedanken ergriffen und durchdrungen wird, daß alle gerechte Wirkſamkeit von Menſchen auf Menſchen ſich auf Gedanken und Ueberzeugung gründen muß (mit Ausſchließung roher Gewalt und die Macht monopoliſirender Geſetze), ſo wird auch die ſtarre Kirche durch fortſchreitende Vergeiſtigung der Maſſen ſich ſelbſt flüſſiger und zuletzt überflüſſig machen, ſo wird die Religion als ſolche, als innerlicher Hebel der Humanität, an die Stelle der Symbole und der Liturgik treten. Lebendiger Unterricht wird einſt den erhabenſten Erſatz des Kirchenthums bilden. Entſchiedene Vorbereitung hiezu iſt die theilweiſe verwirklichte Herübernahme der Kirche in den Staat. Der Staat, die weiteſte Form des geſellſchaftlichen Lebens, hat zu ſeiner Idee die Gerechtigkeit und vermittelſt dieſer die Tugend. Da nun höchſter Zweck der vernunftmäßigen Kirche ebenfalls die Tugend ſein muß, ſo folgt unmittelbar, daß die Kirchenſphäre innerhalb der Staatsſphäre auf concentriſche Weiſe enthalten iſt. Deshalb iſt Entgegenſetzung von Kirche und Staat immer das Symptom materialiſtiſcher Anſchauung. Denn in dem neueren Staate, ſobald er das volle Bewußtſein ſeiner Beſtimmung in ſich trägt, kommen alle Lebensſphären zu gleicher Berechtigung und harmoniſch-geordneter Freiheit. Freilich bleibt der Staat, welcher eine privilegirte Confeſſion im Wappen führt, hinter dem in der Neuzeit pulſirenden Gedanken zurück. Der ächte, gerechte Staat hat als ſolcher gar keine Religion, oder mit anderem Ausdruck, er hat alle Religionen. Alsdann erſt kann er mit Recht von ſich ſagen, er ſei Alles, er ſei ein Repräſentant der ſouveränen Menſchheit.

Wie aber die Dinge zur Zeit noch ſtehen, ſpielen die Hierarchiſten jeden Bekenntniſſes fortwährend mit der ſtärkſten Inſtrumentation auch diejenige ihrer Theorieen, welche Staat und Kirche polariſirt. Beide gelten ihnen für Antipoden, doch ſo, daß der Staat ſich gefallen laſſe, immer „unten" zu ſein. Dieſe einfache, beſcheidene und prächtig gleitende Anſicht lautet: die Kirche (oder Geiſtlichkeit) allein ſei rechtmäßige Beſitzerin und Auslegerin der Religion und befähigtſte Lehrerin der Sittlichkeit, ſowie Inhaberin der Himmelsſchlüſſel. Aber, ihr frommen Herren, hört denn das religiös-ſittliche Gebiet da auf, wo der Staat anfängt? Sollte der Staat nur das Weltliche und die Sünde vorſtellen, die Kirche nur das Geiſtliche und die Tugend? Erzieht nicht auch das bürgerliche Geſetz zur Tugend? Kann ein ſchlechter Staatsbürger wahrhaft fromm ſein? Wenn nicht Alles trügt, ſo hat in der Rieſenarbeit der Civiliſation die Thätigkeit der ſtaatlichen und rechtlichen Begriffe, Anſchauungen und Einrichtungen mindeſtens einen eben ſo großen Anſpruch auf Dank, Ehre und Würde, als die Thätigkeit der kirchlichen Begriffe und Anſtalten. Allerdings hätte ſich der neuere Staat im Gegenſatz gegen den griechiſch-römiſchen nicht ohne die chriſtlich-ſittliche Grundidee zu entwickeln vermocht; aber das Verdienſt des Chriſtenthums kann ſich die Kirche nicht allein zueignen. Man vergleiche die Geſchichte der chriſtlichen Kirche und diejenige der chriſtlichen Staaten. Während der Staat durch Verarbeitung des unverfälſchten chriſtlichen Rechtsgedankens entſchieden gewann, wurde er unzählige Male von der Kirche und ihren Anſprüchen und Verordnungen auf ſeiner Entwicklungsbahn gehemmt, oder in ihre ſchlimmen Wege mit fortgeriſſen. Wie oft hat und hätte der Staat für Recht und Geſittung gegen die Barbareien der Kirche einſchreiten müſſen! Wie oft mußte ſich die Moral aus der Kirche in die Geſetze des Staates flüchten! Wie viel ſeltener iſt der umgekehrte Fall geweſen! Und wie oft mußte der Staat zugreifen, damit die geſunkene Kirche eine Stufe in der Verbeſſerung gehoben würde! In jeder Inſtanz ſchlägt dieſe ganze Frage nicht zu Gunſten der Schriftgelehrten und Phariſäer aus. Man verräth pedantiſche Kurzſichtigkeit und zerreißt widernatürlich alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe, wenn man das Weltliche und Geiſtliche ſo ſchroff auseinanderhält, daß dem Staate nur der Abfall vom Tiſche der Kirche und daß nichts heilig bleibt, als die Kirche d. h. (mit beliebter Fingerfertigkeit) die Prieſter, — wenn man die Sphäre der Religioſität und Sittlichkeit für die Kirche allein in Beſchlag nimmt, und den Staat zu einer Art grobſinnlicher Polizei- und Wirthſchaftsanſtalt herabwürdigt. Aber, wer ſich in der Wirklichkeit umſieht, findet, daß hinter eurer „Heiligkeitsmaske eitel Dunſt iſt, und daß es um die „Göttlichkeit" der Kirche betrübter ſteht, als um irgend einen Hahnenkamm menſchlicher Schwachheit. Auch bleibt ſich dieſe wegwerfende Verkennung der tieferen Staatsidee völlig gleich, möge ſie von katholiſch oder proteſtantiſch Getauften gehegt werden; jedoch iſt die Beſchränktheit bei den letzteren auffallender, z. B. wenn Stahl (proteſtantiſche Kirchenverfaſſung S. 91) den Staat für „eine bloß äußerliche Anſtalt" erklärt und meint, ſeine „Vollmacht und Gewalt ruhe lediglich auf der äußern Anſtalt und Einrichtung als ſolcher."

Die empörendſte Weiſe, in welcher die Kirche ſich als

ausſchließliche göttliche Emanation, als Eigenthümerin aller Heiligkeit und Seligkeit geberdet, iſt, wie zu allen Zeiten, auch heute noch das Vorrecht der römiſchen Curie. Preußen und Deutſchland überhaupt empfinden vielfältig die Folgen alter Verſäumniſſe. Wir erinnern hier z. B. an den wiener Congreß, welcher in der Freude ſeines Herzens auch das abgeſtorbene Papſtthum reſtaurirte*), und die weiſen Vorſchläge eines Weſſenberg bei Seite ſchob. Zum Danke rief der Papſt ſchon im Voraus den Jeſuitenorden wieder ins Leben, welcher Jahrhunderte lang in katholiſchen wie proteſtantiſchen Staaten gegen Recht und Sitte gekämpft hatte. Auch die Inquiſition, die geiſtlichen Orden u. a. wurden wieder hergeſtellt. — Die dann folgenden Concordate entſprachen ebenfalls nicht den gerechten Erwartungen der Zeitgenoſſen. Deshalb mag man ſich nicht wundern, wenn die kirchlichen Zerwürfniſſe kein Ende nehmen. So lange in Rom noch eine Fiber zuckt, wird der Confeſſionsfriede und die Ruhe der Familien bedroht ſein. Wie die Saat, ſo die Erndte. Und weil denn das Oberhaupt der römiſchen Kirche trotz ſeiner anarchiſchen und rechtsverletzenden Grundſätze, nach denen alle Nichtkatholiken ewig verlorne Ketzer ſind und demgemäß behandelt werden müſſen, die officielliſte Anerkennung genießt und ſich bei dem beſten Willen, beſcheiden zu ſein, noch immer für einen unentbehrlichen, unfehlbaren, heiligen Mann halten muß, ſo iſt Ref. ſehr verſucht, ſelbſt den fanatiſchen münchener Hofprediger Eberhard gegen Verunglimpfungen in Schutz zu nehmen. Derſelbe beruft ſich in dem Rechtfertigungsſchreiben an den Biſchof zu Regensburg (welcher ihm die chriſtliche Sanftmuth in den päpſtlichen Allocutionen zum Muſter empfohlen hatte) auf klare päpſtliche Vorſchriften:

„Welche Sprache der heilige Vater führt, beweiſt ſeine Bulle vom 27. Mai 1833 an die Erzbiſchöfe und Biſchöfe Baierns in Sache gemiſchter Ehen, in der es alſo heißt: „„Verfallet ja nicht in Irrthümer, Brüder! wer Jenem folgt, der eine Trennung verurſacht, erlangt die Erbſchaft des Reiches Gottes nicht.““ Und wieder: „„Wer nur immer von der katholiſchen Kirche getrennt ſein wird, der wird, mag er auch ſeiner Meinung nach ein lobenswürdiges Leben führen, ſchon wegen des Vergehens allein, wodurch er von der chriſtlichen Einheit abtrünnig iſt, das Leben nicht haben, ſondern der Zorn Gottes bleibt über ihm.““ Und wiederum: „„Die ganze heilige Kirche verkündet es, daß Gott nur in ihr, wahrhaft in ihr verehrt werden könne, indem ſie behauptet, daß alle Die, welche außer ihr ſind, gar nicht ſelig werden.““ Und abermals: „„Es iſt nur eine allgemeine Kirche der Gläubigen, außer welcher Keiner ſelig wird.““ Das ſind die eigenen Worte jener Bulle des heiligen Vaters. Nun frage ich jeden Biſchof und jede geiſtliche Behörde im ganzen Lande: iſt in meinen Predigten eine andere Lehre als dieſe? Sprach ich eine andere Sprache als dieſe? Sind meine Grundſätze ſtrenger als die des heiligen Vaters? Und man nennt mich und meine Sprache lieblos, dem Geiſte Jeſu und dem Geiſte der Kirche entgegen! Und dieſe Anklage ſendet man in ganz Deutſchland umher!“

In Wahrheit, der Herr Hofprediger iſt hier ein unverwundbarer Logiker. Wer will den Prieſter ſchelten, daß er eben ſo rechtgläubig iſt, als Papſt und Kirche? Hat er nicht vollkommen Recht, ſich zu rühmen, daß er Haß und Zwietracht ſäete? Seine Worte ſind:

„Dieſer Brief (des Biſchofs von Regensburg) erklärt zwar, „„daß ich unſerer Sache mehr Gefährde als Nutzen gebracht.““ Gott ſei Dank! dem iſt aber nicht ſo. In München und ſeiner nächſten Umgebung ſind ſeitdem bei 20 gemiſchte Ehen rückgängig geworden, wo ſchon Alles in Ordnung war; davon nicht zu ſprechen, wie ſehr man jetzt auf der Hut iſt, ſolche Verbindungen ſchon von vorn herein zu hintertreiben; denn die Wahrheit findet noch immer ihre Freunde, die ſie lieben, ſobald ſie ſelbe kennen.“

Dergleichen kann Keinen befremden, der das großartige Aufhetzereiſyſtem in unzähligen päpſtlichen Verordnungen kennt. Die Cabinette erinnern ſich wohl noch des Kothes, welchen Papſt Pius VIII. in ſeinem Breve vom 25. März 1830 auf die Ehegeſetze der Staaten ſchleuderte: „Es iſt über allen Zweifel erhaben, daß Katholiken, ſeien es Männer oder Frauen, durch eine Heirath mit nichtkatholiſchen Perſonen, wodurch ſie ſich ſelbſt und ihre künftigen Kinder freventlich der Gefahr des Irrthums im Glauben bloß ſtellen, nicht nur die kanoniſchen Satzungen verletzen, ſondern auch geradezu und aufs Schwerſte gegen das Geſetz Gottes und der Natur ſündigen.“

— Indeſſen da nun einmal die Möglichkeit und Wirklichkeit italieniſcher Mitregierung in unſern katholiſchen und gemiſchten Staaten vorliegt, ſo dürfen die daraus entſpringenden Kämpfe keinen Freund ſeines Vaterlandes gleichgültig laſſen, und jeder ebenbürtige Vertheidiger des Palladiums deutſcher Freiheit und Geiſtigkeit verdient unſere Anerkennung.

Zu dem Beſten, was die italieniſche Sonne der letzten Jahre hat reifen laſſen, gehört die oben bezeichnete Schrift: „Staat und Kirche,“ welche zunächſt eine Zergliederung und Zerreibung der römiſchen Staatsſchrift vom 11. April 1839 iſt, aber dabei auf den innerſten Grund der ganzen Frage eingeht, und von verſchiedenen Seiten her das Reſultat begründet: „Das Leben der Hierarchie iſt eine Antinomie geworden“ (S. 31). Philoſophiſche und juriſtiſche Schärfe des Gedankenganges zeichnen auch dieſe Schrift des

*) Die geiſtlichen Herren, welche ſo gern die ganze Welt regieren möchten, verſtehen nicht einmal ihren kleinen weltlichen Staat zu verwalten; ſchon mehr als einmal mußten ihnen öſterreichiſche Bajonette dabei behülflich ſein.

Verf. aus, welcher ſchon früher in bairiſcher Umgebung manche litterariſche Fehde mit der Hierarchie rühmlich ausgefochten hat.

Hr. Dr. Riedel iſt Anhänger der Hegelſchen Philoſophie, und ſeine Darſtellung bewegt ſich in den Formen dieſes Syſtems. Jedoch iſt dieſe Bewegung eine freiere, vom bloßen Schematismus emancipirte, wie ſie manchen entſchiedenen Hegelianern eigen iſt, nämlich denen, welche den Muth der Conſequenz beſitzen, und die Idee des Lebens und der Bewegung als den Kern ihres ſowie jedes wahrhaft philoſophiſchen Syſtems anerkennen. Ref. bekennt ſich zu keinem Syſtem als ſolchem, als einem geſchloſſenen Gedankenſtaate, meint aber, daß alle Formen, ſobald nur etwas Tüchtiges in ihnen iſt, ihren Zweck erfüllen. Man kann ja an Vaſen des verſchiedenſten Styles Geſchmack finden. Die wahre Philoſophie iſt Energie des Denkens; das Eine wahrſte Syſtem, das des freien Gedankens, ſchließt alle andern in ſich. Deshalb haben ſich auch alle Syſteme der Philoſophie, ſelbſt ſogenannte katholiſche, wie Ein Mann gegen Theorieen erhoben, deren Sieg ihrer aller Univerſaltod wäre.

Es kann hier nicht die Abſicht ſein, den Inhalt der Schrift ausführlicher vorzutragen. Einige Angaben und Anführungen werden genügen, ſie zu charakteriſiren.

Der römiſchen Staatsſchrift vom 11. April 1839 (über die poſener Angelegenheit) legt der Verf. mit Recht die höchſte Wichtigkeit bei, „weil ſie den Gegenſatz der Kirche gegen den Staat auf die Spitze treibt und ungeſcheut den ewigen Principien entgegentritt, über welchen er aufgebaut iſt“ (S. 16). Den Grundſätzen dieſes römiſchen Documents zufolge iſt die Kirche völlig unabhängig vom Staate und kann thun, was ihr beliebt. Nach S. 17, 18 iſt der römiſche Grundkanon, mit welchem ſich allerdings viel ausrichten läßt, dieſer:

„Die Curie behauptet da von ſich, es ſei ihrem Weſen eigenthümlich, daß ſie als feſt conſtituirte Macht, als äußerliches Regiment, in allen Dingen, welche die römiſch-katholiſche Religion und die mit ihrem Bekenntniß, ihrer Aufrechthaltung und Ausbreitung im Zuſammenhange ſtehenden Angelegenheiten betreffen, abſoluter Unabhängigkeit von den Staatsgewalten der Völker, welche entweder ganz oder zum Theil ihrem Bekenntniſſe zugethan ſind, ſich erfreue, daß ein Auftreten der Staatsgewalt in allen den Fällen, in welchen die Kirche aus eigener Willens- und Machtvollkommenheit, Anordnung, Geſetzgebung und Entſcheidung ſich vorbehielt, ein Eingriff ſei in ihre vor aller Staatsgewalt vorhandenen und durch ſie durchaus nicht bedingten Rechte. Da in den Staaten entweder ganz oder theilweiſe römiſch-katholiſcher Völker die Kirche nach ihrer Behauptung allein es iſt, welche von der Religion und den, ihren Grundſätzen gemäß, für religiös geltenden Angelegenheiten Notiz zu nehmen habe, ſo weiſt ſie jedes Mitwirken, jede Einmiſchung der Staatsgewalt auch in jene Angelegenheiten, welche nach den Grundſätzen des Staats nicht als rein religiöſe gelten, entſchieden zurück und tritt in dem fremden Staatsgebiete mit ihrer eigenthümlichen Geſetzgebung hervor, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß deſſen Ruhe, Ordnung und Rechtsbeſtand in Frage geſtellt werde.“

Seltſam genug, daß diejenige Macht, deren ganzes Syſtem von der Knechtſchaft ausgeht und auf die Knechtſchaft hinzielt, ſich heiſer ſchreit im Verlangen nach Freiheit! Freilich wünſchen alle Deſpoten für ſich ſelbſt das, was ſie bei ihren Unterthanen verwünſchen. Die Curie ebenfalls verlangt Freiheit, um drückend zu herrſchen. Treffend bemerkt der Verf. (S. 22):

„Was ſich mit dem ſchönen Namen der Freiheit ſchmückte, erſcheint als rohe Willkür und Brutalität. Aber Willkür und Brutalität ſind zumal in göttlichen Dingen und ihrer Vertretung am allerunrechteſten Orte und zeugen in dem Individuum, das ſie zur Schau trägt, nicht eben für den innern, daſſelbe durchwaltenden, göttlichen Geiſt, welcher Geiſt zu allen Zeiten vielmehr als Friede und Milde ſich offenbart hat.“

Die römiſchen Bullen und Allocutionen machen es in der That oft ſehr zweifelhaft, ob ſie von einer chriſtlichen oder überhaupt einer civiliſirten Behörde ausgegangen ſeien. In Bezug auf den Inhalt des genannten römiſchen Actenſtückes ſagt der Verf. (S. 20):

„Die römiſche Curie behandelt den (preußiſchen) Staat — mit wegwerfendem Hohne, tritt ſeine heiligſten Rechte unter die Füße, nennt die größere Hälfte der Unterthanen dieſes Staates „eine ketzeriſche Secte,“ nennt die Ehen, die Mitglieder dieſer Secte mit Katholiken unter längſt beſtehendem, die Rechte beider Confeſſionen ſicherſtellendem Brauche eingehen, „kirchenſchänderiſch,“ ſpricht von „geächteten“ Grundſätzen proteſtantiſcher Regierungen, von ſogenannter Souveränität des Monarchen in ſeinem Staate“ ꝛc.

S. 26 ff. iſt eine zweckdienliche Auseinanderſetzung über den atomiſtiſchen Feudalſtaat des Mittelalters gegeben, welcher ſeinen ſittlich-geiſtigen Schwerpunkt jenſeits in der Kirche hatte. Alsdann wird ausgeführt, wie der neuere Staat jenen Schwerpunkt mitten in ſich ſelbſt trägt und die ächte Heimath der weltgeſchichtlichen Entwicklung iſt.

Hieran knüpft der Verf., der Natur der Sache gemäß, die Darlegung des zwiſchen Rom und Preußen beſtehenden poſitiven Kirchenrechtes und unterwirft demgemäß die poſener Ereigniſſe nach der factiſchen und rechtlichen Seite einer eindringenden Kritik.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

29. September. № 77. 1841.

Riedel „Staat und Kirche."

(Schluß.)

Die römiſche Rabuliſtik, welche aus veralteten Verträgen unbedingte Unabhängigkeit ableitet und die neueren Verträge als ungeſchehen ignorirt, findet bei dem Verf. ihre gebührende Zurechtweiſung. Dieſer Punkt hat ſeine tiefere Bedeutung darin, daß es reiner Spott iſt, wenn Rom ſich überhaupt auf Verträge bezieht. Wir können uns nicht verſagen, folgende von den Staatsregierungen nicht genug zu beherzigende Darlegung des Verf. (S. 77 ff.) mitzutheilen:

„Befremden muß es, daß diejenige Macht auf Erden, welche ſeit 1000 Jahren durchaus keinen Rechtsbeſtand in den Völkern und Staaten, mit denen ſie in Berührung trat, anerkannte, auf einmal darauf verfällt, die Gewähr eines ſolchen, wenn ſelbſt die Billigkeit zu ihren Gunſten ſpräche, von einem deutſchen Staate zu verlangen. Lügt die Geſchichte nicht, ſo hat die römiſche Curie, obwohl ſie als weltliche Macht, als ein Glied in der Familie der europäiſchen Mächte daſteht, obwohl ſie als Kirchenbehörde mit mehreren europäiſchen Staaten beſondere Verträge eingegangen hat, gegen alle Verträge und Rechtsbeſtimmungen, welche den Bau des gegenwärtigen deutſchen und europäiſchen Staatenſyſtems gründeten und jetzt noch aufrecht erhalten, proteſtirt, erklärt, daß ſie an Friedensſchlüſſe und Staatsverträge, welche nach Zeiten des Frevels, der Verwirrung und des öffentlichen Unglücks, die Stimme der Milde und die Macht der Geſetze wieder zu ihrem Rechte brachten, ſich nicht gebunden halte. Da nun dieſe Staatsverträge es ſind, welche in den verſchiedenen Staaten Europa's auch die kirchlichen und confeſſionellen Rechte der Unterthanen, ſowohl für ſich, dem Staate gegenüber, wie unter einander, feſtſtellen, ſo exiſtirt für die Curie in dieſen Staaten gar kein Rechtsbeſtand, den ſie auf den Grund feierlicher Verträge in Bezug auf confeſſionelle Rechte anrufen könnte. Das Gebäude des heutigen europäiſchen Staatenſyſtems ruht zunächſt auf der wiener Congreßacte, dieſelbe aber iſt in ihren Augen ein von der Revolution dictirtes Notariatsinſtrument, für ſie ſelbſt, die Curie, nicht verbindend. Sie hat mit Verzichtleiſtung auf die Anerkenntniß der wiener Congreßacte, als Norm öffentlichen, europäiſchen Rechts, in den europäiſchen Staaten auf allen Rechtsbeſtand ihrer Inſtitutionen und derjenigen Befugniſſe, welche dem Einzelnen der Bekenner in Bezug auf jene Inſtitutionen zukommen, freiwillig verzichtet. Sie wird da, wo ſie kein Recht zugeſteht, kein Recht fordern wollen. Für ſie exiſtirt nur der Rechtsbeſtand vor jenen Verträgen, nämlich der Rechtsbeſtand des Frevels und der rohen Gewaltthat. Wäre es daher mit dem Rechtsſinne, beſonders der deutſchen Staatsregierungen, ſo ſchlecht beſtellt, daß ſie erſt durch die Curie an jenes Maß des Rechts erinnert werden müßten, welches ſie einer oder mehreren Confeſſionen zugeſtehen haben, ſo würden diejenigen Unterthanen, welche Bekenner der katholiſchen Religion ſind, im Staate rechtlos daſtehen, und es wäre von Seite der Curie, welche gar keinen Rechtsbeſtand anerkennt, am allerungeeignetſten, den Staat an ſeine Pflichten und Verbindlichkeiten zum Rechtsbeſtande gegenüber den verſchiedenen Confeſſionen zu erinnern, der Curie, die nicht nur eine proteſtantiſche Staatsregierung oder, wenn es erlaubt wäre zu ſagen, einen proteſtantiſchen Staat, ſondern jeden Staat überhaupt im europäiſchen Staatenſyſteme perhorreſcirt, in ihrem jeder Staatsgewalt feindlichen Gebiete aber volles Genüge findet und volle Berechtigung fordert. Hat ſie als Kirchenbehörde mit europäiſchen Staaten in jüngſter Zeit beſondere Verträge eingegangen, ſo kann ſie auch deren Vollziehung nicht eher fordern, als ſie den von ihr proclamirten Rechtsbeſtand des Frevels und roher Gewaltthat desavouirt und die vernünftige und rechtliche Baſis anerkannt hat, auf welcher jene einzelnen europäiſchen Staaten, wie das ganze europäiſche Staatenſyſtem ruhen." —

„Die Kirche behauptet die unbedingte Superiorität über den Staat. — — Geht ſie Verträge ein, ſo reſervirt ſie ſich insgeheim das Recht der unbedingten Willkür. Es ſind Zugeſtändniſſe, die ſie macht, eigentliche Verträge geht ſie nicht ein. In ſolchen Zugeſtändniſſen, wenn ſie auch in Form von Verträgen abgefaßt wären, erkennt ſie keine Rechtsquelle an, ja ſie geſteht ein und hat es tauſendmal erprobt, daß ſie ſolche einſeitige Verträge und ſelbſt die Zugeſtändniſſe, welche in Form von Verträgen abgefaßt ſind, zu halten ſich nicht verpflichtet fühle. Es giebt daher auch für ſie ſelbſt eine Praxis, ein Herkommen, das aus einem ſolchen Zugeſtändniſſe Platz gegriffen hat, durchaus keine Rechtsquelle ab. Im Augenblicke, wo ſie

in eine Rechtsbeſtimmung eingeſchloſſen und gepackt wird, entſchlüpft ſie; die Sphäre ihrer Bewegung iſt eine durchaus eigennützige, rechtloſe; ihr Rechtsſyſtem trotz ſeiner vorgeſchützten Einheit und Untrüglichkeit ein kaſuiſtiſches, wetterwendiſches. Vom Entgegengeſetzteſten macht ſie Gebrauch für einen und denſelben Zweck; das Fernſte verwendet ſie für das Nächſte. In Einem Athem proteſtirt ſie generaliter gegen ein Zugeſtändniß, und duldet die Vollziehung einer in ihm enthaltenen einzelnen Beſtimmung. Was ſie an dieſem Orte durchzuſetzen ſich die größte Mühe giebt, unterläßt ſie an einem andern Orte, die Fäden ihrer Wirkſamkeit läßt ſie dort fallen, nimmt ſie hier auf und zieht ſie ſtraffer, das Wichtige überſieht ſie, giebt dem Geringfügigen Bedeutung, bringt aber ſtets alles Einzelne wieder in die Geſammtbeziehung zu ihren allgemeinern Planen und Berechnungen. Und doch entgleitet endlich ſolchem Kalkül der feſte Boden der Wirklichkeit, die fortſchreitende Einſicht der Völker ſchaut hinter die Kuliſſen, der Deus ex machina, der ihrem Spiele half, erſcheint als ein ganz gemeiner, ſchlotteriger Gliedermann. Dies bis in die kleinſten Nüancen und abſoluteſten Gegenſätze ausgebildete Syſtem der Rechtloſigkeit, in welchem ſich die römiſche Curie, und zwar ſo oft eingeſtandenermaßen bewegt, iſt das ſeltenſte Schauſpiel, das uns die Naturgeſchichte der Nachtſeite menſchlicher Sitte und menſchlichen Geiſtes bietet.

Trotz dieſer Perfidie aber, ja mittelſt dieſer Perfidie, giebt ſie vor, im Dienſte des Göttlichen, Heiligen zu ſtehen. Von welchem Göttlichen und Heiligen freilich Alles, was ſonſt der Menſchenbruſt als göttlich und heilig gilt, verkehrt und zerſtört wird, einem Göttlichen und Heiligen, das poſitiv gar nicht definirt, ſondern nur als reine Negativität, als Welt, Sitte und Geiſt vernichtende Macht gefaßt werden kann. Die Lehre von ſolchem Heiligen, zu dem ſich zu bekennen man nicht einmal Scheu trägt, wurde beſtens formulirt. Es wird behauptet, das Gute muß dem Heiligen untergeordnet werden, ja dieſes im Gegenſatze und Widerſpruche mit dem Guten ſtehen; die Ideeen des Wahren, Guten und Schönen haben keine Stimme in der Religion, es kann Fälle geben und giebt deren, in welchen Gott nicht die ewige Wahrheit, Güte und Schönheit will, — Sätze, die im hierarchiſchen Syſteme tief begründet und von deſſen Vertretern und Vorfechtern nicht nur, ſondern in neuerer Zeit ſogar von verirrten proteſtantiſchen Schriftſtellern mit mehr oder weniger Keckheit ausgeſprochen und behauptet, jedem guten, edlen und vernünftigen Menſchen ein Gräuel und eine Gotteslästerung bedünken müſſen. Dieſes Heilige kümmert ſich hienieden um nichts Geſetzliches, in Natur, Herz, Geiſt, Gewiſſen, Sitte und Staat. Es iſt aller natürlichen, geiſtigen, ſocialen, ſtaatsgeſetzlichen und ſittlichen Bande des Daſeins los; es kann lügen, ſtehlen, rauben, morden, rebelliren, wie es ihm beliebt. Solche Sätze, Lehren und ihnen correſpondirende Handlungsweiſen, haben offenbar den Zweck, dem Böſen, Verruchten und Teufliſchen in Religion und Leben einen ungemeſſenen, unbeſchränkten Spielraum zu eröffnen und auf dem Throne Gottes, des guten Geiſtes der Welt, das verneinende Princip, den Satan, zu inſtalliren." —

Die Einſchleicherei und Durchſtecherei des Abbate Spinelli in der Erzdiöceſe Köln wird S. 84 ff. in ihrem wahren Lichte geſchildert.

S. 90 — 109 lieſt man eine gute Auseinanderſetzung der Idee des Chriſtenthums und der urſprünglichen Kirche, dann der Idee der Hierarchie, in welcher jene verloren ging, endlich der Idee der Neuzeit, welche ſich das gute Alte wieder erobert hat und in kräftigſter Verwirklichung vernünftiger Gedanken alle Zeiten überragt.

Daß die Hierarchie in letzter Zeit gerade mit Preußen zuſammenſtoßen mußte, weiſt der Verf. S. 109 ff. näher nach, wie auch die hohe Bedeutung der preußiſchen Feſtigkeit. Es heißt S. 112:

„Indem Preußen das ganze Gewicht ſeiner Kraft den neuerlichen ultramontanen Anmaßungen entgegenſetzte, that es nur, was es thun mußte. Nahm es im Kampfe eine andere Stellung ein, ſo verkannte es ſeinen weltgeſchichtlichen Beruf, ſeine Ehre, ſeinen Ruhm. Was Preußen that, das that es aus Auftrag und Vollmacht des deutſchen religiöſen, politiſchen und intellectuellen Geiſtes. Es bewahrte dabei ein gutes Gewiſſen. Daß ihr Männer Roms es verklagt, darauf muß es ſtolz ſein. Ihr verlangt, daß der Staat, der dem Wohle und der Freiheit Aller heilig verpflichtet iſt, ſeiner heiligen Verpflichtung untreu werde und eurer Gewaltthat die Hand biete. Die Hierarchie hat ihres Urſprungs aus Gott vergeſſen, der Staat iſt des ſeinigen eingedenk. Seine Mittel waren nie oder nur da Gewalt, wo jedes andere Mittel vergeblich erſchien."

Gewiß iſt es nicht zum Ueberfluß, wenn auch dieſer Schriftſteller öfter die Nothwendigkeit des Kampfes gegen römiſche Beſtrebungen eindringlich ans Herz legt. So S. 12:

„Der franzöſiſche Krieger nahm uns nur leiblich Gut und ſeine Roſſe zertraten die Fluren, die der nächſte Frühling wieder ergrünen hieß. Er ſtachelte uns an, unſere Kraft zu fühlen und zu erkennen. Er war ein gewaltſamer Eroberer, dem wir Gewalt und Begeiſterung entgegenzuſetzen lernten. — Der Feind, der jetzt uns bedroht, führt einen Todesſtreich gegen die geiſtige Saat, die Deutſchland ſeit drei Jahrhunderten erſprießen ſieht. Solche Gefahr, daß theuer Erworbenes, mit Sorgfalt Bewahrtes, mit Liebe Gepflegtes, entriſſen werde, ſollte jedem Deutſchen ans Herz greifen. Rom will uns innerlich verderben. Keiner ſollte darüber in dumpfer Gleichgiltigkeit hinleben" ꝛc.

Die Bedeutung, welche der Riedelſchen Schrift im Allgemeinen zukommt, gewinnt noch einen beſonderen Zuwachs gerade jetzt, da der umwölkte Kirchenhorizont ſich noch dichter bezieht. Lenkt Rom nicht bei Zeiten ein (und dazu ſcheint nicht die mindeſte Ausſicht), ſo wird es ſicherlich einen glänzenden Beleg zu dem Satze bilden, daß die größten Pfiffiker zuletzt die erbärmlichſte Gimpelfigur ſpielen. Denn entweder nehmen die Bewohner des Kirchenſtaates ſelbſt gelegentlich ein Einſehen und führen frühere Wünſche mit beſſerem Erfolge aus; oder die katholiſchen und halbkatholiſchen Länder retten ſich vor Roms verderblichem Wirken völlig in unabhängige Nationalkirchen, zu denen Bereitwilligkeit und Reife überall in reichlichem Maße vorhanden iſt. Doch dürfen proteſtantiſche Staatsregierungen nicht aus den Augen laſſen, daß ihre katholiſchen Unterthanen dem italieniſchen Einfluſſe durch nichts leichter entzogen werden, als durch eine freie Staatsverfaſſung. Denn vor dem reinen Glanze der einheimiſchen wahren Freiheit erliſcht das Blendwerk der ausländiſchen Pfaffenfreiheit. In einem gebildeten Volke iſt freies Wort und freie That, auf der Grundlage hochherziger Geſetze, die ſicherſte Bürgſchaft der Treue gegen das Vaterland und der Feſtigkeit gegen alle Künſte des Auslandes.

K. Nauwerck.

Erwiderung.

Ein Mitarbeiter der Hengſtenbergiſchen Kirchenzeitung, welcher in Nr. 44 — 47 unter der Chiffer H. L. die Halliſchen Jahrbücher bei der Obrigkeit verklagt, macht es mir daſelbſt zum Verbrechen, daß ich die Schrift von Bruno Bauer: „Die evangeliſche Landeskirche Preußens und die Wiſſenſchaft“ verlegt, erzählt, „daß ich früher bei dem politiſchen leipziger Getreibe eine namhafte Rolle geſpielt“ und verſichert, „wenn man die reine Fabrikwaare meines Verlags abzöge, ſo bliebe faſt weiter nichts übrig, als was Haß gegen die Kirche und das exiſtirende Preußen athmete.“ Und dabei hätte ich erklärt, „daß eine Handlung allerdings im Großen und Ganzen bei der Richtung ihres Verlags betheiligt wäre.“ Dies Letztere iſt wahr, und ich nehme die Richtung des meinigen auf mich. Findet mein Verlag in Preußiſch-Holland und in preußiſchen Conventikeln keinen Beifall, ſo hat er ſich dafür in Königsberg und in Berlin ſowohl, als in den übrigen Bildungs- und Lichtpunkten Preußens viel Freunde und nicht unbedeutende Männer darunter erworben, Männer, die nach menſchlicher Berechnung etwas ſicherer, als H. L., die Freundſchaft zum Proteſtantismus und zu Preußen im Beſitz haben möchten. Wäre nun mein Verlag nicht ohne preußiſche und ächtpreußiſche Freundſchaft, ſo ſoll meine Perſon „früher (wann?) bei dem politiſchen leipziger Getreibe (bei welchem?) eine namhafte Rolle geſpielt haben.“ Was für eine? im guten oder im böſen Sinne? Wohlwollend iſt dieſer H. L., wer er auch ſei, weder gegen meinen Verlag, noch gegen meine Perſon, ja, er iſt übelwollend: alſo ich, „der angebliche Feind Preußens,“ ſoll wohl ein böſer Politicus ſein. Aber doch nicht etwa aus der Zeit der leipziger Unruhen von 1830 und 31? Denn da Herr H. L. meine Verhältniſſe ſo genau kennt und ein ſo ſpecielles Intereſſe daran nimmt, ſo weiß er auch ohne Zweifel, daß ich erſt 1833 nach Leipzig gekommen, bis dahin aber ſowohl mit meinem Geſchäft als mit meiner Perſon mich in Ungarn und zwar in Peſth befunden. Er muß alſo unter dem leipziger politiſchen Getreibe das ſpätere, die Communalangelegenheiten, den Dienſt der Communalgarde, die Wahlen, die Conſtitutionsfeſte und dergleichen, bei denen ich allerdings betheiligt war, verſtanden wiſſen wollen. Aber wenn dem Herrn H. L. die leipziger Bürgerſchaft und „ihr politiſches Getreibe,“ ihre Communalgarde und ihre Polizei, ihre Vertretung bei der Stadt und beim Staate und endlich ihr Sinn für dieſe politiſchen Inſtitutionen nicht gefällt: iſt es ſchicklich, mich wegen meiner Theilnahme an all dieſen Dingen mit ſo zweideutigen „politiſchen“ Redensarten öffentlich in ein ungünſtiges Licht ſtellen zu wollen?

Ich kenne dieſen H. L. nicht, aber es iſt zu vermuthen, daß Hengſtenberg aus blindem Eifer in ihm wieder einmal einen Fehlgriff gethan und einem unüberlegten Studioſus die Feder in die Hand gegeben hat. Denn ein Mann, der die Welt und den Staat kennt, wenn auch noch ſo übelwollend, konnte nicht ſo einfältig ſein, ſich vorzuſtellen, daß er, ohne alle Kenntniß meiner Verhältniſſe, der Polizei und den übrigen Behörden, welche, wie immer, actenmäßig unterrichtet ſind, neue Aufſchlüſſe zu geben im Stande ſein ſollte. Ein Profeſſor alſo und gar ein Politicus hätte ſich nicht beigehen laſſen zu denunciren, ohne im Beſitz ganz neuer und ganz ſicherer Thatſachen zu ſein.

Meine Freunde, welchen ich den Paſſus mittheilte, beſtanden dennoch darauf, dieſer H. L. ſei kein anderer, als der Profeſſor Heinrich Leo in Halle, der ſich ſo zu unterzeichnen, auch für Hengſtenberg in dieſem Sinne zu ſchreiben pflegte. Ich konnte mich nicht überzeugen. Der ganze ungebildete Styl dieſes Aufſatzes, der überall Anſtoß erregt, die Widerſprüche des Hinterſten mit dem Vorderſten, das Einſtimmen in das Princip der Jahrbücher und dann das Feuergeſchrei über ſie, die platten Schimpfreden, als „ungeſchneuzter Junge,“ „litterariſcher Straßenjunge“ u. ſ. w., die Rohheit, ja, die Gemeinheit, die den Proteſtantismus der neueſten Philoſophie „ärger als Sodomiterei und Vatermord“ nennt, dieſe durchgängige Unreinheit der Phantaſie — wie würde das einem wohlerzogenen Menſchen, der in ſeiner Schrift gegen Dieſterweg ſo viel Gewicht auf Nagel- und Zahnbürſte gelegt, geſchweige denn einem Profeſſor in

Halle, dem Geburtsorte der Aeſthetik, zu Geſichte ſtehen? Wie dieſes Toben und Raſen einem Frommen? — Ich ſagte alſo: Heinrich Leo kann es nicht geweſen ſein. Ich kenne den Mann, er geht anſtändig gekleidet und iſt rein gewaſchen. Dieſer H. L. aber, wie ungezogen, wie cyniſch! der kann nicht guter Leute Kind ſein, wäre wenigſtens ſehr aus der Art geſchlagen. Ueberdies habe ich einige Broſchüren gegen Heinrich Leo verlegt, um ihn zur Raiſon zu bringen, als er vor einigen Jahren zu unbändig wurde: ſähe es da nicht als ein kleinlicher Aerger aus, wenn er jetzt noch wider den Stachel leckte, nachdem er damals nichts Sachgemäßes erwidert, vielmehr ſicherem Vernehmen nach in ſich gegangen, Buße gethan und einen frommen, aſcetiſchen Lebenswandel ergriffen hat? O, ich denke zu gut von Heinrich Leo und auch von der Wirkung meiner Broſchüren gegen ſein damaliges Gebaren, als daß ich beiden dieſes Dementi zutrauen ſollte.

Alſo noch einmal, H. L. iſt nicht Heinrich Leo. Heinrich Leo iſt von ſeiner Verketzerungsſucht, von ſeiner Luſt am Verbrennen (cf. den Paſſus über Servet in ſeiner Univ.-Geſchichte), am Rädern und andern qualificirten Todesſtrafen, von ſeinem Dominikanerterrorismus und ſeiner Henkerluſt zurückgekommen, es iſt notoriſch, daß er ein Mann Gottes, wohl gelitten in Berlin, ein frommer und ſanftmüthiger Mann geworden iſt, der vor allen auf das Gebot hält: „wenn dir einer einen Streich auf die linke Wange giebt, ſo halt ihm die rechte auch hin!“ der die Religion der Liebe ergriffen und um ihretwillen die Schmach und Schande vor der Welt geduldig auf ſich genommen hat.

Dieſer H. L. dagegen iſt ein Mann voll fanatiſchen, blinden Haſſes, ſo aus dem Genre der alten Pulververſchwörung, und ich habe mich längſt überzeugt, daß dieſe Freunde vom Spießen und Braten, dieſe finſtern Feinde der Humanität und Freiheit, der Philoſophie und der Aufklärung, welche jetzt allenthalben in der Litteratur und im Leben auftauchen und leider mit allzugroßer Vorliebe von hochgeſtellten und übelberathenen Männern angehört, hervorgezogen und belohnt werden, eine feſte Kette über ganz Deutſchland gelegt haben, die Jeſuiten- und Adelskette, die von Wien bis München, von München bis Halle, Berlin und Preußiſch-Holland manches obſcure und bekannte eiſenherzige Glied zählt — Menſchen, die nichts Geringeres „brauen und ſchaffen,“ wenn man fortfährt, ſie zu pflegen und zu wärmen, als — einen zweiten dreißigjährigen Krieg, in dem das wieder eingebracht werden ſoll, was im erſten und ſeinen Nachfolgern verloren ging und wobei ſehr einfach die Politik dieſe iſt, der Freiheitsbegeiſterung der gebildeten Völker den Glaubensfanatismus der rohen Maſſe, wie dies bereits in der von Hengſtenberg vielbelobten zürcher Revolution geſchehen iſt, entgegen zu ſtellen.

Ich bin kein Profeſſor und kein Prophet. Beide ſind aber auch wahrlich nicht nöthig, um die Einſicht zu erlangen, wohin die Wiederherſtellung der Grauſamkeit, der Unmenſchlichkeit, der religiöſen Verdammungsſucht und Verfolgungsluſt, wie dieſes Alles ſich bei H. L., auch ſonſt in der Hengſtenbergiſchen Kirchenzeitung, in den Krummacherſchen Eliaspredigten und ähnlichen Schriften, leider auch in Heinrich Leo's Univerſalgeſchichte findet, führen müſſe. Giebts denn in Berlin keine Cenſur und keine Polizei mehr? Iſt der Artikel gegen die Halliſchen Jahrbücher mit Cenſur gedruckt? Oder ſind die Herren, die dieſe Aemter führen, ſo verblendet, daß ſie den ungeheuren Ruin aller Geſittung, aller wahren Frömmigkeit und Menſchlichkeit, um von der Freiheit gar nicht zu reden, nicht merken ſollten, der aus dieſen gegen Staat und Wiſſenſchaft deſtructiven Tendenzen eines H. L., eines Hengſtenberg und ſonſtiger Fanatiker und Alterthümler, wenn man ſie gewähren läßt, ohne die Widerrede ebenfalls frei zu geben, nothwendig erfolgen muß? Gewiß, ſie merken das ſehr gut, ſind aber von einem ſolchen Vertrauen auf den Geiſt der Geſetze und der Wiſſenſchaft in ihrem Vaterlande erfüllt, daß ſie denken, jene einſeitig losgelaſſene Richtung der Fanatiker werde ſich durch ihre eigenen Exceſſe ſelbſt vernichten. Ich glaube dies auch; aber die Achäer werden es büßen, was die Könige verſehen. Alſo wäre es wohl gut, da doch einmal die Herren Cenſoren gegen Eine Richtung und noch dazu gegen eine ſo extreme, ſo gefährliche, dieſe Nachſicht üben dürfen, wenn ſie dieſelbe Maxime auch auf die entgegengeſetzten Anſichten und Parteien ausdehnten. Wäre den Liberalen ſo viel Spielraum gelaſſen, als dieſen Demagogen des Obſcurantismus — wir hätten Preßfreiheit. Vielleicht iſt die Kühnheit der evangeliſchen Kirchenzeitung ein Vorbote davon. In dieſem Falle will ich mich nicht beklagen, im Gegentheil das Beiſpiel geben, wie wenig auch die böswilligſte Inſinuation auszurichten vermag, wenn ſie den Hintergrund des Anſtandes, der Sittlichkeit und der Wahrheit entbehrt.

Otto Wigand.

In meinem Verlage iſt erſchienen:

Auch eine und zwar die allernothwendigſte

Vertheidigung für den Biſchof Dräſeke.

gr. 8. 1841. Geſ. 5 Ngr.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

309

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

30. September. № 78. 1841.

Grabrede bei der Beerdigung eines im Duell Gebliebenen. Von Profeſſor Dr. G. Chr. Adolph Harleß. Auf Anordnung des königl. akademiſchen Senates der Friedrich-Alexanders-Univerſität zu Erlangen gedruckt. 1 Bogen. Erlangen 1841, in Commiſſion bei Theodor Bläſing.

Bei Erlangen war der Student Rubner, Bruder jenes im Jahre 1833 zu Frankfurt umgekommenen Studenten Rubner, im Walde todt gefunden worden. Die tiefe, durch einen dreiſchneidigen Degen verurſachte Wunde ließ keinen Zweifel übrig, daß der gewaltſame Tod in Folge eines Duells herbeigeführt worden ſei. Bei der Beerdigung des Leichnams auf dem Gottesacker zu Erlangen hielt Profeſſor Harleß vor den verſammelten Studenten obige Rede. Der Verfaſſer beginnt, daß „alle Geſtalt des Todes eine Geſtalt der Schrecken ſei.“ Schon dieſer Anfang will uns, zumal in dem Syſteme des Predigers, nicht zuſagen. Es reimt ſich ein ſolcher Ausſpruch übel zu dem orthodox-lutheriſchen Grundthema, daß dieſe Erde ein Jammerthal, der Tod eine erſehnte Erlöſung aus demſelben ſei: und für ſtreng orthodox will doch der Verf. gelten! Geſteht er nun erſt den Schrecken zu, ſagt aber ſpäter, der Schrecken werde überwunden in der Hoffnung des Glaubens, er werde dann zu einer Erhebung und Stärkung: ſo ſtehen ſich hier zwei widerſprechende Sätze gegenüber; denn im Glauben wächſt ja der Menſch ſchon auf und dieſer Glaube ſoll ihn und muß ihn, nach dem kirchlichen Syſteme, ſchon von vorne herein davor bewahren, in dem Tode etwas Schreckliches zu finden, nicht erſt zu Hilfe kommen, nachdem der Schrecken ſeine Gewalt geübt hat. Der Verf. fährt fort, für dieſen (vorliegenden) Schmerz des Verluſtes habe man nun aber keinen Troſt, keinen Segen der Kirche, der Entſeelte ſei nicht geſtorben, nicht in dem Gnadenwillen des Herrn heimgegangen, ſondern gemordet. Der Prediger hätte lieber geſchwiegen von dem Unglück und von der Schande, „die über unſere Häupter gekommen,“ allein „Gott hat in dieſem Unglück zu uns geredet, wolle Gott, daß wir nun auch hören auf die Stimme ſeiner Rede“ — und hiemit geräth der Verf., wie die Leute ſeiner Partei gewöhnlich, in jene Irrſale hinein, wo dieſelbe Handlung jetzt Erzeugniß der menſchlichen Willensfreiheit, jetzt der göttlichen Fügung und Allmacht ſein ſoll. Der Allmächtige will in dem Tode des Rubner ein warnendes Beiſpiel geben, „es ſoll aus ſolchem Gerichte Gottes durch Gottes Barmherzigkeit neues Leben und neue Begeiſterung für den wahren Beruf in Allen erwachen“ — und doch iſt Rubner ein Verbrecher aus innerem Antriebe, der Seligkeit und des göttlichen Erbarmens, wie ſich der Herr Profeſſor an mehren Orten nicht undeutlich merken läßt, verluſtig. Es folgt nun ein kurzer Lebenslauf des Entſeelten, welcher mit den Worten ſchließt: „In ſolchem ehrloſen Tode mußte ſolchen Gaben ein jammervolles, thränenwerthes, frühzeitiges Ziel geſteckt werden.“ Der Prediger nimmt, wie billig, Gelegenheit, dem Duellunweſen auf Univerſitäten entgegenzuwirken; aber er thut, als hätte er unverſtändige Kinder vor ſich, denen man haltloſe Behauptungen getroſt als Normen hingeben kann, ohne fürchten zu müſſen, daß ſie der erſte Verſuch eines ſelbſtändigen Nachdenkens über den Haufen werfe. So mag er es denn wohl für beſonders wirkſam erachtet haben, das Duell, welches nicht allein für ein Mittel zur Ehrenrettung, ſondern auch für eine Aeußerung des perſönlichen Muthes angeſehen wird, als eine feige, ehrloſe Handlung hinzuſtellen, die es doch in Wahrheit nicht iſt, da bekanntlich feige Menſchen ihr Leben nicht auf's Spiel ſetzen und ganze Völker noch heut zu Tage, ja ſelbſt in Deutſchland die höchſten Staatsbeamten in jüngſter Zeit, öffentlich das Duell als Mittel gebrauchen, die verletzte Ehre wieder herzuſtellen. Er nennt es insbeſondere eine „barbariſche Feigheit,“ daß der Leichnam „ohne Ehre und Fürſorge“ von den Betheiligten „jeglicher Schmach preisgegeben wurde;“ es könne das keine Sache des Muthes ſein, „was mit äußerſter Feigheit vor allen Menſchen geheim gehalten werden müſſe.“ Feigheit würde es allerdings geweſen ſein, barbariſche Feigheit, hätte man den Verwundeten liegen laſſen, ohne von ſeinem Tode überzeugt zu ſein. Da jedoch die Wunde, wie die Unterſuchung zeigte, durch und durch ging, ſo wird ohne Zweifel augenblickliche, völlige Tödtung eingetreten ſein; — wer wird nun aber in dem Umſtand eine Feigheit ſehen wollen, daß der Thäter ſich nicht freiwillig den Gerichten überliefert, um vielleicht ſeine halbe Lebenszeit im Gefängniſſe zuzubringen? „Nicht Muth, ſondern die Feigheit iſt der Grund,“ fährt der Verf. fort, „daß jenes Uebel

ſo fortwuchert, die Feigheit, welche Selbſtverläugnung ſcheut und ſtatt des allerdings ſchwerer zu behauptenden Geiſtesadels den wohlfeilen Ruhm der Fauſt liebt.“ Hat man jene geringe Zahl von Raufbolden im Auge, wie ſie faſt jede Univerſität aufweiſt, dann iſt allerdings die zweite Hälfte dieſes Satzes wahr; allein im Allgemeinen gilt in der ganzen Welt das Duell für keinen Beweis von Feigheit, und es muß eigen erſcheinen, daß vor einem denkenden, mit den geltenden Begriffen doch nicht unbekannten Auditorium der Prediger Sätze als Wahrheiten hinſtellt, als begründet in den Anſichten der Mitwelt, welche dieſe Mitwelt geradezu Lügen ſtraft: denn wo ſind Diejenigen, welche in dem Duell eine Handlung der Feigheit finden? Allerdings giebt es auf Univerſitäten Menſchen, welche ihrem Mangel an Wiſſenſchaftlichkeit und geiſtiger Tüchtigkeit überhaupt die Fauſt an die Seite ſetzen und dadurch ſich eine Anerkennung erzwingen, die ihren Beſtrebungen nicht gebührt; es giebt aber auch Solche, welche ſich mit ihrem Mangel an perſönlichem Muth hinter den Studirtiſch flüchten und zur Selbſtverläugnung nicht geneigter ſind, als wenn ſie vor körperlicher Gefahr befreit. Es giebt eine Art Selbſtverläugnung, die ich liebe, jenes Verzichten auf Genugthuung, wenn man der Stärkere und als ſolcher anerkannt iſt; wo dies aber nicht entſchieden iſt, da möchte die Feigheit mit der Selbſtverläugnung nahe zuſammenfallen. Wohl kenne ich dieſes gläubige Thema der Selbſtverläugnung, die alle Beleidigungen ertragen ſoll, freilich aber von Niemandem je weniger geübt wurde, als von den Gläubigen ſelbſt, verſteht ſich, ſo lange die vergängliche irdiſche Hülle nicht dabei ins Gedränge kam: allein dieſe Selbſtverläugnung hat ihre zwei Seiten; ſie kann auf der einen Seite groß ſein und einen edlen Charakter beurkunden, auf der anderen aber als Werkzeug der Beknechtung gebraucht werden und den Muth des Einzelnen, wie eines ganzen Volkes, bis zur Erbärmlichkeit herablähmen.

Faſt könnte es den Anſchein haben, als träte ich, gegen Hrn. Dr. Harleß, hier als Vertheidiger des Duells auf. — Gewiß nicht! — Wenn ich jedoch ſeine Gründe erwäge, wenn ich mich zumal in die Stimmung der Studentenwelt zurückverſetze, ſo kann ich mir nicht verhehlen, daß dieſe Art der Behandlung des Gegenſtandes keine bleibende Frucht bringen konnte. Betroffen werden die Studirenden allerdings um den Sarg geſtanden ſein, auch kann es ſich nicht fehlen, daß für den Augenblick anhängige Duelle rückgängig wurden; allein dies war gewiß mehr eine Wirkung des erſchreckenden Factums, als dieſer Rede. Meiner Meinung nach hätte der Verf. mehr auf das Unvernünftige des Duells eingehen ſollen. Die alten Gottesurtheile halten wir für Thorheit, weil ſie den Unſchuldigen ebenſowohl wie den Schuldigen trafen; der Zweikampf aber, deſſen Reſultat gewöhnlich nur auf einer größeren oder geringeren Fertigkeit in den Waffen beruht, der den Beleidigten ebenſowohl hinſtreckt, als den Beleidiger: dieſer kann fortwährend unter den gebildeten Ständen als ein Mittel zur Ausgleichung von Beleidigungen dienen, und iſt doch nichts Anderes, als ein Reſt mittelalterlicher Barbarei. Das größte Uebel liegt aber darin, daß die Studentenwelt das Duell nicht, wie ſonſt die höheren Stände, als letztes Mittel zur Ausgleichung tief verletzender, nicht wohl vor Gericht anzubringender Beleidigungen betrachtet, als ein in gewiſſen ſeltenen Fällen unvermeidliches Uebel, ſondern daß ſie Duelle ſucht, den Zweikampf zum Handwerk macht, in armſeligen Kleinigkeiten Ehrenſachen findet, die nur durch Blut geſühnt werden könnten, und dadurch auf ihrer Seite dem Zweikampf auch jenen letzten Schein von Würde nimmt. Je geringfügiger die Veranlaſſung zum Duelle, deſto ſchwerer die innere Verantwortlichkeit für die Folgen. Man dürfte von jungen Männern, die einen vieljährigen wiſſenſchaftlichen Bildungsgang durchgemacht haben, erwarten, daß ſie über die paar Univerſitätsjahre hinausſehen, daß ſie ſich jene angehenden Familienväter zur Warnung nehmen, die an den Folgen einer Duellwunde langſam dahin ſiechen und eine unglückliche Familie hinterlaſſen, daß ſie ſich Jene zur Warnung nehmen, welche das Schuldbewußtſein einer ſolchen That ein langes Leben hindurch mit ſich herumtragen; wie denn auch hier ein junges, hoffnungsreiches Leben ausgelöſcht, ein junger Mann mit einem nie ſterbenden Wurm im Gewiſſen flüchtig aus ſeinem Vaterlande getrieben, zwei Familien in den tiefſten Jammer verſetzt wurden — weiß der Himmel, wegen welcher Kleinigkeit!

Ich kehre zur Rede zurück. Gegen den Schluß ſagt der Verf., ſein Wort ſei ein verhallend Wort und er begehre nicht, daß irgend Jemandem ſein Wort Anlaß zum Entſchluſſe werde. Das iſt nun doch wahrlich ſonderbar! Warum ſpricht er denn? Er hat ja einige Blätter vorher gerade das Gegentheil ausgeſprochen, wenn er äußerte, er möchte ſich lieber über ſolche Schande ſchweigend verbergen, allein es treibe die Kirche und ihre Diener, an ſolchem Grabe ihre Stimme zu erheben, da Gott in dieſem Unglück geſprochen, damit die Frevler ihren Frevel erkennen. Hier ſtand es einem Lehrer der Hochſchule ſehr wohl an, einige warnende Worte zu ſprechen, der Redner darf nicht auf die Wirkung verzichten, muß vielmehr wünſchen, daß ſeine Rede den Zuhörern Anlaß zum Entſchluſſe werde. „Auch ich habe einſt,“ fährt der Verf. fort, „ich bekenne es mit Scham, wenn auch nur in Gedanken, für Weisheit gehalten, was Thorheit iſt, für Muth, was Feigheit, für Ehre, was Schande iſt. Aber Gottes Gnade — ich ſage nicht: ich, ſondern: Gottes Gnade hat mich bewahrt, daß ich je eine Waffe gegen den Bruder gezückt hätte, und das iſt jetzt mein Glück und meine Freude und ich danke Gott täglich im Herzen für ſolche Gnade.“ — Wenn nun nur die Gnade Got-

tes Herrn Dr. Harleß vor unglücklichen Duellen ſchützen konnte und geſchützt hat: warum konnte ſich wohl der junge Rudner nicht derſelben Gnade erfreuen? Und wenn dem Einen dieſe ſchützende Gnade zu Theil wird, dem Anderen nicht: iſt der Letztere, wenn er ſündigt, ſtrafwürdiger als der Erſtere, der nicht ſündigt? Wie kann aber überhaupt Hr. Dr. Harleß den Umſtand, daß er auf Univerſitäten nie in ein Duell verwickelt wurde, einer ihn vor Anderen bevorzugenden Gnade Gottes zuſchreiben wollen? Sind nicht Tauſende auf Univerſitäten dem Duell gleichfalls entgangen aus einer natürlichen Abneigung vor verletzenden Werkzeugen? Goätanen des Hrn. Profeſſors verſichern, er habe als Student in Erlangen einer Geſellſchaft angehört, welche das Duell aus Grundſatz vermied und in ihrer Mitte nicht duldete; ſo daß ſich jene bevorzugende göttliche Gnade ſehr natürlich zurückführen ließe auf einen ſelbſtthätigen Entſchluß und, auch abgeſehen davon, nicht Hrn. Harleß allein, ſondern Jedem zu Theil geworden wäre, den ſein Schickſal nach Erlangen zu jener Verbindung führte.

Das Auffallendſte an der Rede iſt das Schlußgebet. „Herr unſer Gott," beginnt es, „unſer Heiland und Verſöhner, unſer einiger Troſt iſt uns heute Deine unergründliche Gnade. O Herr, wo möglich, erbarme Dich ſeiner! der Du dem Mörder am Kreuze Vergebung der Sünden verkündiget, der Du für Deine Feinde, die Dich an's Kreuz ſchlugen, gebetet haſt: Vater vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun — laß Herr den Segen dieſes Gebetes in Deiner Langmuth, wo möglich, auch der Seele dieſes Gemordeten zukommen! O Herr, wenn möglich, wende Dein Gericht und vergieb nach Deiner unerforſchlichen Gnade!" Zunächſt iſt an dieſem Gebete die Parallele mit den Schächern und Denjenigen, welche Chriſtus an's Kreuz brachten, mit Menſchen, die man ſeit Jahrhunderten als den unterſten Auswurf menſchlicher Schlechtigkeit zu betrachten gewohnt iſt, höchſt anſtößig. Gewiß hatte der junge Mann, der hier entſeelt vor dem chriſtlichen Geiſtlichen lag, nicht die Abſicht zu morden, ſondern wurde, wie der Prediger ſelbſt zugeſteht, das nicht beabſichtigte Opfer einer „Verblendung," welche das Duell als ein unumgängliches Mittel der Ehrenrettung erſcheinen läßt. Deshalb den unglücklichen Jüngling, der über dieſer Verblendung ſein Leben aushauchen mußte, mit Straßenräubern, mit Schächern zu vergleichen: dies iſt mehr als anſtößig, es iſt empörend. Ferner will es ſich für keinen Menſchen, am wenigſten für einen chriſtlichen Geiſtlichen ziemen, bei einer Fürbitte fortwährend Zweifel an der Erhörung einzuſchalten, wie hier dieſes immer wiederkehrende „wo möglich." Das Erbarmen iſt Gottes Sache, und kein Menſch kann ſich unterfangen, es zu beanſtanden. Eine Fürbitte der Art würde weit beſſer gänzlich unterblieben ſein; denn ſie gleicht eher einem Fluche. Mir wenigſtens hat ſich bei dem Leſen derſelben der widerliche Gedanke unabweisbar aufgedrängt, als wolle der Betende den zum Erbarmen geneigten Gott durch ſein „wo möglich" bedenklich machen und ihm zu verſtehen geben: eigentlich ſollteſt du dich in dieſem Falle nicht erbarmen! Freilich hatte der Prediger wohl keine andere Abſicht dabei, als die Schwere des Verbrechens den Studenten recht fühlbar zu machen; allein, wie geſagt, dieſes ſind die rechten Mittel nicht; Studenten ſind keine Kinder mehr, ſondern denken ſelbſtändig; wenn der Hr. Profeſſor ihren gefallenen Commilitonen den Schächern gleichſetzt, ſo werden ſie darüber in kein Entſetzen gerathen, ſondern — ſie werden es nicht glauben. Uebrigens muß man ſich wundern, daß Hr. Dr. Harleß hier ſo öffentlich dem guten Glauben an ſeine altlutheriſche Orthodoxie einen ſo empfindlichen Stoß verſetzt, daß er als Lehrer einer Confeſſion, welche auf gute Werke durchaus keinen Werth legt, ſondern die Sünden der Welt allein durch die im Blute Chriſti dargebotene Gnade Gottes verſöhnen läßt, ſo offen Zweifel darüber ausſpricht, daß ſich dieſe Gnade auch über einen ſonſt braven, aber von ſeinem Gegner im Zweikampf erſtochenen Jüngling erſtrecken könne? Wie ſteht es dann mit jenen Millionen, welche nicht einmal in ihrem eigenen, ſondern im Intereſſe eines Anderen, in den großen Zweikämpfen auf den Schlachtfeldern ihre Seele aushauchten? Warum trat in dieſen Fällen die Kirche, die doch über irdiſche Rückſichten erhaben iſt, niemals mit Bedenklichkeiten über das Seelenheil dazwiſchen? —

Sehr überflüſſig erſcheint, zum Schluſſe, folgende Periode: „Jetzt vor Allem, wo die Augen ſo Vieler auf die proteſtantiſche Hochſchule des Landes gerichtet ſind, wie werden ihre akademiſchen Bürger es da verantworten können, wenn ſie die Pflicht gegen das Vaterland, die Ehre der eigenen Kirche alſo mit Füßen treten, daß es den Schein gewinnt, als gelte den proteſtantiſchen Landeskindern Verletzung der Geſetze bis zum Todtſchlag als eine Auszeichnung?" — Abermals eine widerliche Uebertreibung! Ein allerdings beklagenswerther Vorfall, wie er jedoch auch auf den übrigen, ſowohl katholiſchen als proteſtantiſchen Univerſitäten Baierns und Deutſchlands überhaupt zum Vorſchein kommt, ſoll die geſammte erlanger Studentenſchaft in den Augen der Welt zu Leuten ſtempeln, die in dem Todtſchlag eine Auszeichnung ſuchen; ja nicht bloß die erlanger Studenten, ſondern überhaupt die proteſtantiſchen Bewohner Baierns, „die proteſtantiſchen Landeskinder" ſollen dadurch in den Geruch kommen, als gingen ſie geradezu auf den Todtſchlag, wie auf eine Ehrenſache aus. Das geht doch wahrlich bis in's Komiſche! — Abermals, Studenten ſind keine Kinder mehr, die, ohne Kenntniß der Welt, ſolche Hyperbeln als baare Münze nehmen könnten! — Uebrigens muß, wie bemerkt, die Herbeizie-

hung der kirchlichen Differenzen vor dieſen Sarg zum mindeſten ſehr überflüſſig erſcheinen, und Hr. Dr. Harleß wird dem Urtheile kaum entgehen, er habe dies nur gethan, um ſich, den Herausgeber der proteſtantiſchen Zeitſchrift und des Jeſuitenſpiegels, als den Helden, zum mindeſten des erlanger Tages hinzuſtellen; wie er denn auch in dieſer Rede an einem anderen Orte das Zeugniß von ſich ablegt, daß er ein Mann ſei, von dem gewiß Niemand ſagen werde, daß es ihm an Muth fehle. — Mögen die Erlanger, was den Schein der Todtſchläger betrifft, getroſt ſein! Es iſt ein ſchweres Unglück und ein Jammer, daß, bei allen Fortſchritten der Civiliſation, das Duellweſen auf Univerſitäten immer noch wie ein Handwerk neben den Studien fortgetrieben werden kann, daß Trinken und Schlagen, wie einſt in der Barbarei der Vergangenheit, noch immer den Höhepunkt des Vergnügens des edelſten Theiles der Jugend deutſcher Nation ausmachen können: aber Erlangen allein leidet nicht an dieſen Uebeln: die deutſchen Univerſitäten tragen ſie ſo ziemlich in gleichen Theilen! Eines jedoch iſt es, was Erlangen allein vor allen deutſchen Univerſitäten übel auszeichnet: das pietiſtiſch-myſtiſche Unweſen. Auf keiner anderen deutſchen Univerſität hat ſich noch ein Student aus religiöſer Schwärmerei ſelbſt entmannt, auf keiner hat noch ein Vater ſeine Kinder geopfert, um es Abraham's Opfer gleichzuthun! Dorthin möge insbeſondere die theologiſche Facultät ihre Aufmerkſamkeit wenden, dort giebt es Flecken abzuwaſchen, die nicht von den Studenten, ſondern von den Profeſſoren dem Glanze der Univerſität beigebracht wurden. Wollte der akademiſche Senat ſodann die Verhandlungen über dieſen Gegenſtand gleichfalls drucken laſſen: ſie würden gewiß in Deutſchland mit nicht minder großem Intereſſe geleſen werden, als vorliegende Rede.

Intereſſante und höchſt wichtige Schrift für Freunde und Verehrer des kalten Waſſers:

Vom

vernünftigen Gebrauche des kalten Waſſers

in Geſundheit und Krankheit.

Von

Dr. Bernhard Hirſchel,

praktiſchem Arzt zu Dresden, Mitglied der Geſellſchaft für vaterländiſche Naturgeſchichte daſ.

Zweite vermehrte Auflage.

gr. 8. Broſchirt. ½ Thlr.

Inhaltsverzeichniß:

Erſtes Capitel: Einleitung. Grenzen der Waſſerheilung. Ueber Univerſalheilkraft des kalten Waſſers. Verhältniß der Hydriatik zu der übrigen Medicin. Würdigung des Prießnitziſchen Verfahrens. Dispoſition des Buches. — Zweites Capitel: Vom kalten Waſſer überhaupt, von ſeinen Eigenſchaften und den zum Gebrauche deſſelben nothwendigen Erforderniſſen. — Drittes Capitel: Von den Wirkungen des kalten Waſſers auf den menſchlichen Organismus. — Viertes Capitel: Von den verſchiedenen Arten der Anwendung des kalten Waſſers und deren Wirkung. — Fünftes Capitel: Vom diätetiſchen Gebrauche des kalten Waſſers. Regeln über den diätetiſchen innern Gebrauch des kalten Waſſers. Regeln über den diätetiſchen äußern Gebrauch des kalten Waſſers. — Sechſtes Capitel: Vom Gebrauche des kalten Waſſers als Heilmittel. — Siebentes Capitel: Ueber die bei Anwendung einer Waſſerkur zu beobachtenden Regeln. — Anhang, einige litterariſche Nachweiſungen betreffend.

Leipzig den 20. Auguſt 1841.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

313

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

1. October. № 79. 1841.

Preußen und der Katholicismus.

Der zwanzigſte November des Jahres 1837 hat unſerm preußiſchen Staate eine Klette in die ſonſt ſo glatte und wohlgekämmte Perücke geworfen, die ſich allmälig trotz des guten Willens der Menge entwirrender Hände ſo tief hineingeneſtelt hat, daß man ſie bereits kaum noch von unſerer Perücke unterſcheiden kann. Die Klette und die Perücke, wer hätte das gedacht? zwei ſo friedliebende und wiederum zwei ſo grundverſchiedene Dinge, wie es ſchien! Genug, es iſt fait accompli, und es fragt ſich, was iſt zu thun, um Ordnung und Anſtand in das allem Anſchein nach etwas zerrüttete Syſtem zu bringen; denn das ſcheint auch bereits nicht mehr problematiſch zu ſein, daß durch die Verſuche des Entwirrens die Wirren immer größer geworden ſind und noch werden. Ich wüßte wohl ein Mittel, aber es iſt ein radicales, und man wird's nicht befolgen wollen. Den Kopf abzuſchneiden? Nein! aber die Perücke abzuſchneiden oder abzureißen und ſie ins Meer zu verſenken, wo es am tiefſten iſt und auf eine eherne Tafel zu graben: „Sacer esto, wer ſie wieder herausholt.“ Denn glaubt mir nur, die Perücke und die Klette tragen gemeinſame Schuld, die Perücke und die Klette ſind Kinder Eines Begriffs: der Confuſion. Die eine macht Confuſion, die andere iſt Confuſion, das iſt ihre Identität. Aber ihr habt eure Perücke zu lieb, ihr gefallt euch zu ſehr mit dieſem wolkenumthronten Haupte und nennt die Feinde dieſes Uebels Ketzer oder Revolutionäre, darum behaltet eure Perücke und die Klette darin, ſie wird euch ſchon zauſen.

Oder iſt es etwa nicht wahr? Da ſteht der alte Erzbiſchof, die Einen ſagen: ein trotziger Gimpel, die Andern: ein Märtyrer für Tugend und Wahrheit; gleichviel, er ſteht da umpanzert mit den Schuppen zahlloſer Fragen der Gegenwart, als da ſind: Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Dummheit, Jeſuitismus, Hermeſianismus, gemiſchte Ehen u. ſ. w. und macht uns bittere Noth, geſtehen wir es nur, recht bittere Noth. Wir wiſſen nicht, wie über dieſen Stein des Anſtoßes wegzukommen, wir krümmen und winden uns, fühlen uns höchſt unbehaglich, werden geſchmäht, geſcholten, beſchimpft, und wenn wir eine Blöße zudecken, da öffnet ſich ſogleich eine andere, und wenn ein Feind zur Ruhe gebracht, da ſtehen zehn neue auf; wahrlich, der Proteſtantismus muß in großer Angſt ſchweben, er ſchickt Diplomaten über Diplomaten und ſetzt ſeine Hoffnung nicht auf ſein gutes Recht, ſondern auf die Unterhandlungen mit — dem Papſte.

Es iſt eine betrübte Geſchichte, eine für proteſtantiſche und überhaupt alle wahren Patrioten herzkränkende Geſchichte, darum verlohnt es ſich wohl der Mühe, den Thatſachen auf den Grund zu ſehen und im Reiche des Gedankens den Troſt zu finden, den die gegenwärtige Wirklichkeit nicht darzubieten ſcheint. Wir haben den Erzbiſchof von Cöln ſeiner Amtswirkſamkeit entſetzt, und dadurch ſind eine Menge der bedenklichſten Verwicklungen entſtanden, eine Menge der wichtigſten Fragen aufgetaucht, bei deren Entſcheidung es ſich um Sein oder Nichtſein des Proteſtantismus handelt. Im Volke ſind bedeutende Gährungen entſtanden, Zwieſpalt und Argwohn haben ſich zwiſchen die Confeſſionen geſchoben, die Regierung hat vielfach drohen, vielfach nachgeben müſſen, immer neue Knoten haben ſich gebildet, und das ganze Verhältniß unſeres Staates zur katholiſchen Kirche iſt jetzt ſo durchaus verknötet, daß eine friedliche Auflöſung ganz unmöglich erſcheint. In der Spreu, die von unſerer politiſchen Preſſe dem Publicum aufgetiſcht wird, findet ſich zwar täglich ein Paſſus, der uns von der demnächſt erfolgenden glücklichen Beſeitigung der kirchlichen Differenzen und von den Reiſen des Grafen von Brühl unterhält. Aber der Kurzſichtigſte ſieht ein, daß es ſich hier nicht bloß um Dinge handelt, die durch die Diplomatie, die durch Papſt und König entſchieden werden. Dieſe Verwicklungen knüpfen ſich nicht an Cöln, Trier, Poſen, Breslau u. ſ. w., nicht an die dort thätigen Perſönlichkeiten, es handelt ſich um principielle Fragen und dieſe werden in der Bruſt der Völker entſchieden; an die Individualitäten halten ſich nur die, welche nicht ſehen können, und welche nicht ſehen wollen. Um ſo unfruchtbarer iſt es, ſich gegenſeitig auf den guten Willen des Königs und des Papſtes zu vertröſten: der Papſt hat ein Dogma hinter ſich, mit deſſen Aufgebung er ſich ſelbſt aufgiebt, der König hat eine Geſchichte hinter ſich, von der er ſelbſt nur ein nothwendiger Ausdruck iſt; ihre individuellen Wünſche und Belieben können nimmermehr die Weltfragen löſen. Eine Weltfrage aber iſt's, die jetzt Preußen und weiterhin Deutſchland zu löſen hat, und vor ihrer Größe werden bald die individuellen Verhältniſſe und die Perſönlichkeiten, an die ſie ſich zunächſt

angelehnt hat, und die jetzt ſo Manchem der wahre Mittelpunkt derſelben zu ſein ſcheinen, verblichen und vergeſſen ſein. Solche weltgeſchichtliche Fragen werden aber zu ihrer Löſung geführt, dadurch, daß man ſie immer mehr vom intricaten und ſpinöſen Boden des Individuellen loslöſt, mit ihnen dieſe qualmige und trübe Sphäre verläßt und ſie auf den reinen Boden des Rechts und der Wahrheit zu befördern ſucht. Ein anderes Verfahren führt nur zu immer größerer Verwicklung und Unklarheit und in unſerm vorliegenden Falle zu Haß und Fanatismus. Was iſt aber bis jetzt bei uns geſchehen, um die Frage in der angegebenen Weiſe aufzuklären und zu vereinfachen? Soviel als nichts. Die Regierung concentrirt ihre Thätigkeit auf die fraglichen Individuen und die individuellen Verhältniſſe, ſie ſucht hier durch Nachgiebigkeit und Billigkeit auszugleichen und zu verſöhnen, mit welchem Erfolge? das erhellt daraus, wie unter ihrer mildärztlichen Hand täglich neue Schwären hervorbrechen; ſie ſucht ſich ferner wegen ihrer Schritte im Einzelnen zu rechtfertigen; ſie ſpricht frei vom Herzen weg, ſie wendet ſich mit ihren Vertheidigungen an die öffentliche Stimme, ſie findet auch bei ihren proteſtantiſchen und dem größten Theile der katholiſchen Unterthanen williges Gehör und aufrichtige Theilnahme — und was erreicht ſie? Sie muß allmälig ihre Beſchuldigungen des Gegners, ihre eigenen Entſchuldigungen, desavouiren, und dadurch die Sache des Gegners unendlich verſtärken, ihre Rechtsgründe finden Gehör, aber theils lebhaften Widerſpruch, theils keinen enthuſiaſtiſchen Glauben. Sie empfindet das gewiß bitter ſelbſt, ſie ſtützt ſich daher auch nicht bloß auf ihr Recht, ſondern auf ein unbeſtimmtes Etwas, auf ihren guten Willen, auf die Verhandlungen mit Rom, auf hoffentlich baldige Einigung — ſchwache Troſtgründe fürwahr für Proteſtanten und Katholiken und zu der melancholiſchen Weltanſicht verleitend, als wenn Wahrheit und Recht und ihr Gedeihen auf ſo unbeſtimmter Grundlage beruhe. Aber auch das ſieht unſere Regierung gewiß beſſer als Jemand ein, und das macht ihre Noth aus. Sie *kann* nicht nachgeben im Sinne des Papſtes und ultramontaner Katholiken, ſie *kann* es nicht, denn das verbietet ihr proteſtantiſches Gewiſſen; aber hier iſt eben der ſcheinbar unauflösliche Knoten, dieſes proteſtantiſche Gewiſſen *ſcheint* im argen Conflicte zu liegen mit dem, was wir und überhaupt die Gegenwart für Recht anerkennt. Wo iſt die Kraft, wo der Enthuſiasmus geweſen in dieſem Streite? Auf unſerer, auf proteſtantiſcher Seite wahrlich nicht. Man durchmuſtere die Schriften der Gegner vom alten Görres an bis zum jungen Müller herab. Viel Perfidie und jeſuitiſtiſche Caſuiſtik, aber auch viel Kraft und einſchneidende Wahrheit. In unſern Schriften dagegen, officiellen, halbofficiellen und nicht officiellen, viel Ehrlichkeit und Gründlichkeit, aber nicht die begeiſterte Kraft der Ueberzeugung; und dieſes in einem Streite, wo es ſich um die formelle Exiſtenz des Proteſtantismus handelt. Wo iſt die Energie unſeres Proteſtantismus? Haben wir ihn umſonſt zur Oriflamme des nördlichen Deutſchlands erhoben, ſind wir umſonſt unter dieſem Panier groß und ſtark geworden? Haben wir umſonſt von ihm begeiſtert zuerſt franzöſiſches Weſen und Sitte verachtet und deutſche Weiſe zu Recht und Anerkennung gebracht? umſonſt dem ganzen Europa kühn die Spitze geboten und hohe Bewunderung eingeflößt? Haben wir dann umſonſt das Verkommen und Verſumpfen des kräftigen, freien proteſtantiſchen Princips mit langjähriger Schmach und Knechtung gebüßt? Haben wir umſonſt der Welt gezeigt, was ein Volk vermöge, wenn es ſich reumüthig, innig und ohne Rückhalt dieſem Principe wieder in die Arme wirft? Sind wir denn umſonſt auf dieſen Grundlagen vorzugsweiſe ein Staat der moraliſchen Kraft, der Intelligenz, der Gerechtigkeit geworden? Und iſt die Folge hiervon, daß ſich dieſer Proteſtantismus nicht mehr gegen *Rom* vertheidigen kann? Daß er unentſchieden hin und her wankt, nachgiebt, tergiverſirt, concordirt, in ſeinem Intereſſe Maßregeln ergreifen muß, die er bei genauer Prüfung und bei ſeinem guten Willen, überall ehrlich und gerecht zu verfahren, ſelbſt nicht gehörig vertheidigen, alſo auch nicht völlig billigen kann? Wo iſt das Meduſenhaupt der Wahrheit, um es unſern Gegnern entgegenzuſtrecken und ſie verſtummen zu machen? Wie kommen wir aus dieſem peinlichen Dilemma heraus? Wer glaubt daran, daß wir Frieden haben werden, wenn wir uns auch allen ſchwebenden Forderungen ſeiner Heiligkeit unterwerfen wollten, wenn wir den Droſte, den Dunin, den Arnoldi, wenn wir unſere Freunde in Belgien und Baiern gewähren laſſen wollten? Vae victis! Das Princip verloren, Alles verloren! Wer glaubt aber anderſeits, daß wir Frieden haben werden, wenn wir dem Katholicismus die eiſerne Fauſt entgegenſtrecken, ihn durch Kanonen und Polizei unterdrücken, nicht bloß die Pfleglinge der Herren Manz in Regensburg und Voigt und Mocker in Würzburg, ſondern alles katholiſche Schriftenthum mit dem Interdict belegen wollten? Das glaubt Niemand, und Beiden widerſpricht auf's Entſchiedenſte unſer Princip, aber wo iſt der Ausweg in dieſer Noth?

Und dieſe Noth empfindet nicht bloß die Regierung, dieſe Noth empfinden wir Alle, die wir ein Herz haben für die Ehre und Bedeutung unſres Staates, und die wir uns als Glieder deſſelben fühlen. Und jener Tadel, die Frage nicht weiter fördern zu können, trifft nicht nur die Regierung, ſondern er trifft uns Alle, ſo weit wir nichts zu ihrer Löſung beitragen. Die rheiniſchen Stände haben den Gegenſtand einer längern Discuſſion unterworfen, und ganz Rheinland hallt wieder von dem Lobe dieſer wohlgemeinten und wohlgeſetzten speeches ſeiner Abgeordneten. Sofern ſie frei und klar ihre Meinungen ausgeſprochen haben, kann

man mit einſtimmen, durchaus aber nicht, wenn man bedenkt, daß durch dieſe Meinungen gar kein neues Licht auf die Sache geworfen, gar keine Ausſicht einer wahren Erledigung gewonnen worden iſt. Dr. Monheim und die Minorität verlangt die Reſtitution des Erzbiſchofs. Sollte dieſe Partei wirklich den Sitz des Uebels in der Entfernung des Erzbiſchofs ſehen und den Glauben hegen, daß durch ſeine Reſtitution der Friede im Staate nicht weit mehr, als bisher geſtört, ſondern wieder hergeſtellt werde, ſo wäre das kurzſichtig; ſieht ſie aber ſelbſt die drohenden Gefahren, die daraus dem Allgemeinen erwachſen würden, ſo wäre ihre Forderung abſtracten Rechtes ein falſches Spiel. Was hat aber die Majorität gethan? Sie hat im Vertrauen auf König und Papſt den Antrag abgelehnt. In Sachen, wo es ſich um die höchſten Rechte und um das Gewiſſen handelt, da ziemt es ſich für den Mann und namentlich für den Volksvertreter, ſelbſt eine Meinung zu haben; hat er dieſe nicht, ſo iſt freilich das Vertrauensvotum das Beſte, aber auch das Bequemſte. Wir ſind weit entfernt, den guten Willen beider Parteien in Zweifel zu ziehen, wenn gleich hinter ihrer Phalanx ſich manch loſes Geſindel und ſchlechte Intereſſen verborgen gehalten haben mögen, wir wollen nur darauf hinweiſen, daß auch von Seiten des Landtags der Regierung kein Material geboten worden iſt, den Friedenstempel zu erbauen, indem er nur theils zu erkennen gegeben hat, daß die Beilegung ſein ſehnlichſter Wunſch iſt, theils, daß er das beſte Vertrauen habe, die Regierung werde das ſchon zu bewerkſtelligen wiſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Leben des königlich preußiſchen Staatsminiſters Freiherrn von und zum Stein. Ein Denkmal. 2 Theile. 8. Leipzig, 1841. Bei F. Fleiſcher.

Mit der Biographie des vielberufenen, ehemaligen Staatsminiſters Freiherrn von Stein iſt eine Gallerie deutſcher Zeitgenoſſen eröffnet, deren zukünftigen Werth nicht gemeſſen werden ſoll an dem vorliegenden Werke. Denn dieſes trägt ſo unverkennbar den Stempel der Uebereilung, iſt ſo augenſcheinlich ein Convolut der bekannteſten Stoffe, ſelbſt eine Vermengung heterogener Maſſen, daß, es als Fabrikarbeit anzuſprechen, dem Unbefangenen erlaubt ſein muß. Wollte man dagegen die Einwendung geltend machen, daß die gute Geſinnung, aus welcher dieſe Schrift hervorgegangen zu ſein ſcheint, jeden ſonſtigen Uebelſtand in der Zuſammenfügung und die nachläſſige Behandlung des Stoffes auszugleichen im Stande ſei, ſo geräth man mit ſolcher Nachſicht in ein Labyrinth von ſchlechten Folgerungen und ſich aufdrängenden Widerſprüchen. Das Geringſte, was man aber von der Geſinnung verlangen muß, die unwandelbare Conſequenz derſelben, wird hier nirgends angetroffen. Hielt ſich der Verf., wie er ſelbſt im Vorwort der Schrift geſteht, „eine Reihe von Jahren in der Nähe des Mannes auf, deſſen Leben und Wirken er zu ſchildern unternommen, und zwar ſchüchtern und mit Zagen, obgleich ſein Blick ſchon als Knabe und Jüngling auf Stein gerichtet war,“ ſo durfte man billig erwarten, daß ſelbſt in einer Compilation, wie die vorliegende, bei welcher die Gelegenheit der Zeit wohl das Hauptmoment des Urſprungs mag gebildet haben, die geſinnungsreiche Pietät gegen Stein einen andern Ausweg gefunden hätte, als in einer deſultoriſchen Polemik gegen die einſeitige Theilnahme der allgemeinen augsburger Zeitung an den kirchlichen Wirren der letzten Jahre, und in der ironiſch ſein ſollenden Beſchreibung Deutſchlands in Folge der franzöſiſchen Julirevolution. Der innere Zuſammenhang zwiſchen dieſen beiden Geſinnungsexpectorationen des Verf. und Stein's Leben muß entweder errathen oder aus den zerſtreuten Aeußerungen Stein's, die uns hin und wieder begegnen, entnommen werden. Verſuchen wir in die Werkſtätte des Verf. einzudringen, ſo finden wir ihn umgeben mit den „zugängigen Quellen,“ zu deren gewiſſenhafter Benutzung er ſich verpflichtet. Betrachten wir dieſe Quellen nun genauer, ſo ſind es eine lange Reihe bekannter, gedruckter Schriften, welche aus verſchiedenen Zeitabſchnitten von entgegengeſetzten Richtungen der letzten vierzig Jahre herrühren. Sie ſind ſtellenweiſe excerpirt, und ſolche Ausſchnitte, durch Setzer und Drucker vervielfältigt, hat der Buchbinder in zwei Bändchen zuſammengeheftet. Statt eines Lebensbildes von dem Manne, deſſen Thatkraft die geſchichtliche Entwicklung des preußiſchen Staats für unſer Jahrhundert bedingt und in den Hauptumriſſen vorgezeichnet hat, ſtatt einer Darſtellung von dem Kampfe des hiſtoriſchen und vernünftigen Rechtes, welcher ſich an jenes Jahr der Steinſchen Reformen anſchließt, begegnet uns ein unklarer Schattenriß jenes Mannes, werden uns die geläufigen Redensarten über die Anſprüche des modernen Staatsrechts wie aus einem Guckkaſten herausgerufen.

Der Verf. geſteht zwar, daß auch jetzt noch nicht alle politiſchen Verhältniſſe von Stein's Wirkſamkeit und ſeiner Zeitgeſchichte klar vor Augen lägen, vielmehr hier und dort ein dichter Schleier die gründliche Einſicht verhindere, kann dadurch aber unmöglich ſich für entſchuldigt glauben wegen der gänzlichen Vernachläſſigung der Hauptübergangsperiode im Leben Stein's zur Zeit des wiener Congreſſes. Durfte er auf die perſönlichen Verhältniſſe nicht eingehen, die ihm, wie er glauben machen möchte, aus der zu derb geſchriebenen Selbſtbiographie Stein's bekannt waren, ſo war für die Würdigung von Stein's Charakter durch die zweite Periode ſeines Lebens eine Darſtellung des Umſchwungs in den deutſchen Staatsverhältniſſen nach dem Freiheitsrauſche durchaus nothwendig. Und dieſe fehlt. Damit mangelt dem Buche aber die eigentliche Gliederung, die Brücke des Verſtändniſſes, ohne die kein Deutſcher einen Zuſammenhang der Zeit vor und nach der leipziger oder waterlooer Schlacht finden wird.

Statt der innern Gliederung findet ſich eine äußere Eintheilung des bekannten Stoffes, welche dem Verf. höchſt bequem und gelegen ſein mochte, um Gelegenheit zu allen möglichen Wiederholungen zu haben. Den geringſten Anſtoß giebt noch eine dreimalige Aufzählung der Worte: „Stein alles Böſen Eckſtein, alles Guten Grundſtein, deutſcher Ehre Schlußſtein.“ Es kann berechnet ſein für nachläſſige oder gedächtnißſchwache Leſer, denen man gerade heutzutage auch die bekannteſten Dinge nicht oft genug wiederholen kann. Warum aber der Verf. im Verfolge ſeiner

Darſtellung nicht lieber ſtatt ſeiner oft nur daſſelbe ſagender Quellnachrichten über Stein's Leben kurz und gut auf dieſelben hingewieſen, und ſo dem großen Publicum, das nicht lieſt, eine kürzeſte Ueberſicht in die Hände geſpielt, als daß er nun dem kleinern meiſt kritiſchen Leſekreiſe Widerwillen und Zeitverluſt abgenöthigt hat, mag er ſelbſt erklären.

Nach unſerm unmaßgeblichen Rathe würde das Werk dann etwa folgende Geſtalt gewonnen haben: Vorwort (beliebig), Einleitung (heftiger Ausfall auf die augsburger allgemeine Zeitung, doch nicht berechnet nach den Regeln des höhern Anſtands; denn es heißt von Görres und Conſorten: „und das Organ dieſer ſataniſch, am deutſchen Vaterlande hochverrätheriſchen Rotte ſind jene Blätter," — vermuthlich die hiſtoriſch-politiſchen Blätter von Philipps, — Organe eines künſtlichen, exaltirten Fanatismus).

Abſchnitt I. Biographie des Aeußern; Geſchichte des Geſchlechts derer von Stein; Geſchichte von Naſſau. — Urtheil Woltmann's über Stein. Arndt's Charakteriſtik Stein's (nach deſſen Erinnerungen aus dem äußern Leben). — „Getäuſcht in ſeinen patriotiſchen Hoffnungen und Erwartungen trat er (Stein zur Zeit des wiener Congreſſes) vom Schauplatz öffentlicher Wirkſamkeit ab, — und urtheilte 1816: „„die Menſchen handeln und meinen, ſie thun es. Gott entſcheidet."" L'homme propose, dieu dispose. Die politiſche Weltbewegung (ſeit 1830) wirkte höchſt nachtheilig auf ſeine Geſundheit, was uns an Niebuhr und in jeglicher Beziehung im entgegengeſetzten Sinne an Börne erinnert. — Stein's Lebensabend von Dr. Wiesmann. Münſter 1831. — Folgt eine allgemeine Schilderung von Stein's Charakter; eine desgleichen von S. 63 — 72 nach Arndt's „Erinnerungen aus dem äußern Leben." Den Schluß bildet eine Variante zu „des Böſen Eckſtein" ꝛc.

Abſchnitt II. Preußens Zuſtände und Charaktere 1804 — 6. Kurze Skizze der Geſchichte von Preußen (7 Seiten). — Maſſenbach, Görres, Gentz; Menzels Geſchichte unſerer Zeit. Gentz ſchreibt über Maſſenbach: „an Verſtand fehlt es der Beſtie nicht, denn ſeine Aufſätze gegen Müffling in den „Lichtſtrahlen" ſind außer Ihrem „Berichte" ohne allen Zweifel das Geiſt- und Lehrreichſte, was über den Feldzug von 1806 geſchrieben wurde. Aber ein Abgrund von Bosheit, wie er in dieſem Gemüthe wohnt, iſt ſelbſt in unſeren Zeiten ſelten, und mit Ausnahme der Matadors der Revolution, Robespierre, Couthon, Collot d'Herbois ꝛc. nie zum Vorſchein gekommen, — — — das iſt der wahre Aufſchluß über den Fall der preußiſchen Monarchie, daß ſolche Henkersknechte eine Rolle darin ſpielen konnten." (Diplomatiſche Anſicht von einem bisher noch wenig gründlich und wahrhaft erläuterten Charakter, der ſeiner Zeit unverſtändlich blieb). Schickſal des Prinzen Ludwig nach Gentz und Varnhagen von Enſe. Haugwitz (S. 132 — 42, Bd. I.) nach der Minerva 1838 und Gentz. — Herzog Ferdinand von Braunſchweig. Graf Kalkreuth. Cabinetsrath Lombard (S. 152 — 156).

Abſchnitt III. Stein's politiſches Glaubensbekenntniß (S. 157 — 174).

Abſchnitt IV. Stein als preußiſcher Staatsminiſter. 1) Erſte Berufung ins Miniſterium (Wiederholung des ſchon zu Anfang Mitgetheilten; oder Abdruck aus den vertrauten Briefen über die innern Verhältniſſe am preußiſchen Hofe ꝛc.) (S. 176 — 186). 2) Stein als Premierminiſter (Wiederholung oder vertraute Briefe). Tugendbund nach der Cabinetsordre vom 6. Januar 1816 und der Schilderung Ségur's in ſeiner Geſchichte von 1812. Wir erfahren ferner, daß Stein den Brief, um den er den preußiſchen Staatsdienſt aufgeben mußte, nach einer Mittagstafel, wo viel getrunken war, ſchrieb (S. 204).

Dieſen Abſchnitt beſchließt die einzige Reflexion: „Was Stein ruhmvoll begonnen, das vollendete Hardenberg ebenſo ruhmvoll."

Abſchnitt V. Die Geſetzgebung in Preußen durch Stein. (Quelle: Litterariſche und kritiſche Blätter der Börſenhalle, 1839, S. 156 ꝛc. Deutſche Vierteljahrsſchrift, 1838, Heft 4, S. 199 — 225).

Abſchnitt VI. Stein in der Acht und Verbannung: Hormayr's Taſchenbuch, 1839, S. 43 ꝛc. (S. 250 — 252); Denkwürdigkeiten von Varnhagen von Enſe. Arndt's Erinnerungen (S. 270 u. 271).

Abſchnitt VII. Aus Stein's Briefwechſel: Hormayr's Taſchenbuch (S. 275 — 279).

Abſchnitt VIII. Die Centralverwaltung der Verbündeten unter Stein (Abdruck einer Recenſion Varnhagen's von Enſe über eine Schrift Eichhorn's; ferner Arndt's Schilderung des Congreſſes zu Wien, und ein Stück Brief von Stein.)

Abſchnitt IX. beginnt den zweiten Theil: Stein und ſein Sansſouci Kappenberg. Geſchichte des Geſchlechts Kappenberg und des Kloſters gleiches Namens. Leichenbegängniß (S. 17 — 24).

Abſchnitt X. Stein in ſeinen Briefen an den Freiherrn von Gagern (Abdruck aus dem 4. Theil der Schriften Gagern's: Mein Antheil an der Politik. Recenſion von Menzel nimmt die Seiten 16 — 34 ein, wo aber nach einer Mittheilung des Morgenblattes über dieſe Ehrenbezeugung auch andere Reflexionen angehängt ſind. Die folgenden Seiten füllen andere Recenſionen aus der augsburger allgemeinen, der preußiſchen und hannoverſchen Zeitung.)

Abſchnitt XI. Stiftung des Vereins für deutſche Geſchichte durch Stein, nach Varnhagen's Denkwürdigkeiten.

Abſchnitt XII. Stein als Landtagsmarſchall, nach den Briefen Gagern's. Daran ſchließt ſich dann die ſchon erwähnte Schilderung Deutſchlands in Folge der franzöſiſchen Julirevolution nebſt Beſchreibung von Deutſchlands Erniedrigung und ſeinem franzöſiſchen Affenweſen.

Abſchnitt XIII. Stein's Conflict mit dem franzöſiſchen Staatsminiſter von Bourrienne.

Abſchnitt XIV. Stein's Verhältniß zur naſſauiſchen Regierung.

Abſchnitt XV. Stein's äußere Erſcheinung. Züge und Anekdoten aus ſeinem Leben nach Arndt's Erinnerungen.

Dies Verzeichniß des Inhalts könnte genügen als Nachweis, in welche Claſſe der Litteratur das vorliegende Buch gehört. Aber als eigene Entſchädigung für das undankbare Geſchäft, ſolche Bemühung übernommen zu haben, darf eine weitere Erörterung der eigentlich ſelbſtändigen Partieen des Buches in Anſpruch genommen werden.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

2. October. № 80. 1841.

Preußen und der Katholicismus.

(Fortſetzung.)

Was nun die Regierung in der größten Verlegenheit erhält, was der Landtag der Rheinländer ſeiner Entwicklung nicht näher zu führen wußte, das wird vom Publikum noch trüber angeſehn und noch verkehrter behandelt. Alles ſteht im Solde ſeines Parteiintereſſes, Alles betrachtet die kirchlichen Wirren als eine Calamität, deren Schuld Einer dem Andern aufbürdet; da erhebt ſich keine Stimme, die im eignen Gewiſſen die Wurzel des Uebels ſuchte und dem Gewiſſen dadurch zu ſeiner Läuterung und der Calamität zu ihrer welthiſtoriſchen Dialektik verhälfe, auf daß wir frühzeitig die Ruthe, die uns züchtigt, ſchätzen lernten und ihr dadurch deſto früher entwüchſen.

Drängt ſich alſo nochmals die Frage auf, wie wir aus dieſem Labyrinthe herauskommen ſollen? ſo antworte ich: dadurch, daß wir den Grund des Uebels ſuchen; und fragt man nach dieſem Grunde, ſo antworte ich wieder: die Perücke, die uns und alle Welt berückt, und dieſe Perücke iſt unſre eigne halbe Geſinnung, unſer halbes Gewiſſen, unſer halber Proteſtantismus. Man kann ſagen: keines Daniels bedürfe es zu ſolcher Auflöſung. Sei der halbe Proteſtantismus nicht fähig, ſich mit dem Katholicismus zu vertragen, ſo werde es der ganze noch viel weniger ſein. Dies zu widerlegen ſei eine Aufgabe vorliegenden Aufſatzes, zuerſt aber muß bewieſen werden, daß wir nur halbe Proteſtanten ſind, denn auch dieſes dürfte beſtritten werden. Könnte aber ſo die Erkenntniß gewonnen werden, wie der Riß, der ganz Europa, der Deutſchland, der Preußen, der unſre Familien von einander trennt, kein zufälliges Unglück, ſondern eine nothwendige Conſequenz unſrer Trägheit, unſrer Halbheit, unſres Egoismus iſt, ſo wäre einmal wieder der Geſchichte die Vernunft vindicirt, ſo wäre das Princip der Verſöhnung gefunden und Wahrheit für unſre Erkenntniß, Freiheit und Liebe für unſer Handeln gewonnen.

Preußen iſt vorzugsweiſe der proteſtantiſche Staat, der Proteſtantismus hat hier offenbar ſeine höchſte Entwicklung erhalten. Das ſagen wir unbeſchadet der Ehre unſrer deutſchen Mitbrüder in Württemberg, Baden, Sachſen, Heſſen, Hannover u. ſ. w.; die großartigen Verhältniſſe unſres größern Staates gewährten auch einen großartigern Aufſchwung des Proteſtantismus. Aber eben deswegen reifen auch bei uns am frühſten die Früchte dieſer Entwicklung des proteſtantiſchen Princips und zwingen uns zur Kritik unſrer ſelbſt. Recht geübt wird ſie ein Segen für uns und das ganze deutſche Vaterland ſein.

Was gab dem Bergmannsſohne das Recht, einen prüfenden Blick auf die höchſte Auctorität der damaligen Welt und ihre Satzungen zu werfen? Was gab ihm die Kraft, trotz aller Potentaten und ihrer Macht und ihres Glanzes, gegen dieſe Auctorität einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen und zu führen? Was gab ihm die todesmuthige Gewißheit: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders?“ Was anders, als das, was der Puls der ganzen neuern Geſchichte iſt, das Bewußtſein des Gottes in der eignen Bruſt, die dadurch zum heiligen Tempel des Gewiſſens, zum berechtigten Ring- und Kampfplatz für alle Wahrheit, Recht und Freiheit geworden iſt? Und iſt dieſes nicht das wahre Princip der Reformation, ſo iſt ſie eine Lüge, ſo lügt die Geſchichte vor der Reformation und nach der Reformation, ſo lügt unſer eigner Geiſt, der uns in des Gewiſſens heiligem Eifer unabläſſig in die Kämpfe für Wahrheit, Recht und Freiheit führt. Wo dieſes Bewußtſein lebendig wird, da ſtürzt die Kirche in Trümmern, die dieſes Gottesbewußtſein als einen eignen Schatz betrachtet und vor den Laien gehütet hatte, da blühet ein Staat empor, getragen von dem Selbſtbewußtſein und der geiſtigen Durchdringung und Berechtigung ſeiner Bürger, da ſteigt in mächtigen Strahlen die Wiſſenſchaft empor, ein ewiger Springbrunn, dieſen Staat zu befruchten und zu Wachsthum und Gedeihen zu führen. Doch wir ſprechen in hiſtoriſchen Prolapſen. Das ſind die nothwendigen Conſequenzen dieſes Bewußtſeins, aber der Weltgeiſt braucht Zeit, um ſeinen Faden zu ſpinnen. Entgehen können uns dieſe Reſultate nicht, aber ſie ſind noch tief im Werden begriffen, und zäh ſind die Kruſten, die ſie zu durchbrechen haben. Daher nur rüſtig gearbeitet, in uns iſt die Kraft, in uns ſind die Hinderniſſe, in unſrer Hand alſo die Wagſchalen der Entſcheidung. Alſo die Kirche iſt noch nicht geſtürzt. Und wie könnte ſie es auch? Denn derſelbe Mann, der uns durch unſres eignen Glaubens Kraft mit Gott verſöhnt werden läßt, derſelbe ſcheucht uns von unſerm Selbſt wieder zurück, das nach ſeiner Lehre von Anfange her und in den

Grund hinein verworfen iſt. Und derſelbe Mann, der die Auctorität des Papſtes verworfen, ſtellt uns unter die Auctorität eines Buches. Dieſes Buch nun könnte bei ſeiner Vortrefflichkeit, immer wieder neu befruchtet von der ſubjectiven Erkenntniß des Einzelnen, lange ein Springquell ſteigender Intelligenz ſein — aber auch dem iſt vorgebeugt. In der Bibel darf nur etwas Beſtimmtes geleſen werden, die Satzung der — Kirche. Wehe dem, der mit eignem Auge lieſt, mit eignem Sinne forſcht, er iſt ein Feind der Kirche, er wird geächtet, verfolgt, gemartert, verbrannt. Und wer war dieſe Kirche? Hier treffen wir eine große Ambiguität. Die Geiſtlichkeit war's, ein Heer von Pfaffen, hartherzig wie Torquemada, ſchlau und fanatiſch wie die Jünger des Lovola, dumm wie die Bettelmönche. Die Geiſtlichkeit war's aber wiederum auch nicht, denn die Macht der Hierarchie war gebrochen — es war die Gemeinde der Gläubigen. Wer iſt aber dieſe Gemeinde, iſt das nicht der Inbegriff Aller, iſt daher nicht der Staat dieſe Kirche? Ein Baalspriester, rufen ſie, ein Jebuſiter, ſteinigt ihn, er hat die heilige Kirche geläſtert, er läßt die Säue aus dem heiligen Kelche trinken! Wo uns nun hinwenden? Wo iſt die Kirche? Wir fragen alſo den Staat. Der Staat läßt ſich aber ſeinerſeits nicht auf Definitionen ein, er ſagt: Ich von Gottes Gnaden bin Herr über Euch Alle, ich weiß recht wohl, daß Kirche und Staat geſonderte Gebiete ſind, bin aber von Gott beſtallter Schützer und Pfleger der erſtern und werde dieſem meinem Amte mit Gerechtigkeit nachkommen. Wir ſehen, welche ſchiefe Stellung der Staat hierdurch erhält. Iſt er ein bloß weltliches Inſtitut, dazu beſtimmt, daß es fein ordentlich auf der Erde zugehe, daß ſich die Menſchen nicht morden und auffreſſen, iſt er nicht die unendliche Form für die Totalität des Geiſtes, was berechtigt ihn, ſich von Gottes Gnaden zu nennen? Iſt aber die Kirche, oder das religiöſe Leben, das ſie repräſentirt, nicht ſein eignes, innerſtes Mark, alſo völlig identiſch mit ihm, wie kann er glauben, die Intereſſen dieſes ihm fremden, äußerlichen Princips mit Gerechtigkeit ſchützen und pflegen zu können? Die Conſequenzen dieſer confuſen Theorie treten allmälig immer klarer zu Tage. Der Staat klagt über den Fanatismus und die Hartnäckigkeit der Geiſtlichkeit, die Geiſtlichkeit klagt über die willkürlichen Eingriffe des Staates in fremdes Gebiet, das Volk klagt bald über dieſe, bald über jenen, je nachdem es bald von dem einen, bald von der andern ſeines Gewiſſens Intereſſen gefördert oder gefährdet glaubt. Alle drei haben in dieſer Klage theoretiſch unrecht. Sind nach der beſtehenden Theorie Kirche und Staat geſonderte Gebiete, ſo kann der Staat gar nicht beurtheilen, ob das, was er Fanatismus und Hartnäckigkeit der Geiſtlichkeit nennt, nicht wahre Glaubensbegeiſterung und Standhaftigkeit iſt; die Geiſtlichkeit aber kann auf ihrem ſeparaten Boden gar nicht erkennen, ob die Maßregeln des Staates, die ſie Willkür nennt, nicht unumgänglich nothwendig ſind zur äußerlichen Exiſtenz der Kirche ſowohl, als des Staates; das Volk endlich, Laie der Kirche und Laie dem Staate gegenüber, hat weder Recht zum Urtheilen, noch zum Klagen. Der sensus communis aber, aus deſſen Boden die Reformation entſprungen iſt, bahnt ſich mittlerweile zwiſchen und trotz dieſer zwieſpältigen Theorie einen praktiſchen Weg. Im Gefühle, das religiöſe Herz, alſo das Princip der Kirche, in ſeiner eignen Bruſt zu haben, bemächtigt ſich der Staat immer mehr des kirchlichen Gebietes, wird ſich das Volk immer mehr ſeines Schatzes bewußt und beutet ihn immer freiſinniger aus, und die Geiſtlichkeit beſchränkt ſich immer mehr darauf im Dienſte des Staates das religiöſe Bewußtſein ihres Volkes und ihrer Zeit auszuſprechen. So haben wir uns bis zur neueſten Zeit vorwärts bewegt, mehr unter der Leitung eines Inſtincts als des ſelbſtbewußten Begriffs, und dieſe Unklarheit hat manche Indigeſtionen und Cruditäten in der Entwicklung der Einzelnen und des Ganzen veranlaßt; denn wie aller lebendige Fortſchritt unſrer religiöſen Erkenntniß und ſomit der theologiſchen Wiſſenſchaft Frevel und Gottloſigkeit iſt, ſobald nicht das Princip, ſondern die alten Satzungen und Symbole der Reformation den Boden unſres religiöſen Lebens beſtimmen, ſo iſt das Verfahren des Staates der Kirche gegenüber nichts als Uſurpation und Tyrannei, ſobald er die Kirche als ein beſondres Gebiet außerhalb ſeiner anerkennt und ſie nicht als lebendiges Moment ſeines eignen Inhalts weiß, es iſt, wir wiederholen das, ſchreiendes Unrecht, wenn er die Kirche zur Toleranz zwingt, wenn er ſich die Leitung der religiöſen Erziehung der Jugend und gar der Lehrer und Diener der Kirche anmaßt, wenn er höhere und niedere kirchliche Aemter nach ſeinem Gutdünken beſetzt, wenn er die Gegenſätze verſchiedner Glaubensbekenntniſſe für verſchwunden und aufgehoben erklärt und beide als unirt betrachtet, wenn er endlich den Cultus und ſeine Formen nach ſeiner Einſicht ändert und ordnet. Das iſt, klagen die Wächter von Zion, Cäſareopapie, eine gräuliche Unterdrückung, eine babyloniſche Gefangenſchaft der Kirche, und nach den Grundſätzen, die der Staat ſelbſt ausſpricht und anderweitig geltend macht, muß er es ſelbſt als ein Unrecht anſehen. Er muß das, und doch fährt er in ſeinem Handeln fort. Wie könnte er anders, wie könnte er dem Drange des hiſtoriſchen Geiſtes widerſtehen? Aber nicht der verdient Lob, welcher ſich von dieſem Geiſte drängen und ſchieben läßt, ſondern wer ſeine Gebote begreift, ſie zu ſeiner Parole erwählt und unter dieſem Feldgeſchrei die Kämpfe der Gegenwart kämpft. So herrſcht ein ſchneidender Widerſpruch zwiſchen unſrer Praxis und unſrer Theorie, und Lüge und Irrthum heftet ſich an jeden unſrer Schritte, den wir im Intereſſe des allgemeinen religiöſen Lebens zu thun glauben, immer wieder tritt dieſer abſtracte Gegenſatz von Kirche und Staat, feindſelig in alles Leben eingreifend,

auf, weil wir zu träge, zu egoiſtiſch, zu verſtockt ſind, um das freie reformatoriſche Princip, das den ganzen Proceß religiöſen Lebens in des Menſchen Bruſt und ſomit in den Staat verpflanzt, zu entwickeln und zu ſeinen nothwendigen Conſequenzen zu bringen und ſtatt deſſen vielmehr im Widerſpruch mit allem unſern übrigen Thun und Denken eine Pietät heucheln vor den dürftigen Formen und Satzungen des noch in den Geburtswehen begriffenen, unreifen und armen Princips. Wir ſind noch halbe Proteſtanten, ſage ich, in unſerm religiöſen Leben, und jemehr wir uns auf unſre alten proteſtantiſchen Satzungen ſteifen, je beharrlicher wir in dieſer herz- und kopfverwirrenden Trennung von Staat und Kirche verbleiben, deſto unproteſtantiſcher ſind wir, deſto undankbarer ſind wir gegen ein Princip, das unſre Ehre und unſre Größe ausmacht, deſto mehr verdienen wir die Züchtigung der Weltgeſchichte.

(Fortſetzung folgt.)

„Leben des königlich preußiſchen Staatsminiſters Freiherrn von und zum Stein."

(Fortſetzung.)

An die Einleitung, welche zu Schutz und Trutz benannt iſt, hat ſich ſchon eine Polemik von der angegriffenen Seite ausgebildet, der wir einen klaren und vernünftigen Fortgang wünſchen. Vielleicht gelangt dadurch manches noch verhüllte Wechſelverhältniß im deutſchen Volks- und Staatsleben an das Licht der Oeffentlichkeit, und erfüllt ſich nach dieſer Seite der ſelbſt auch ſpäter von Stein gehegte Wunſch nach Publicität. Uebrigens bilden die Organe der Cottaſchen Buchhandlung eine ganz anſehnliche Phalanx und werden die günſtige Gelegenheit zum Kampfe mit dem Gegner, der freilich auf Schonung Anſpruch machen dürfte, ſchwerlich unbenutzt vorüber laſſen. Doch dies komme nun, wie es die Parze ſpann. Wir wenden uns lieber nach dem Centrum des Werkes, zu Stein's eilfmonatlicher Wirkſamkeit als preußiſchen Premierminiſter.

Was Stein in ſeiner Stellung als Premierminiſter für den preußiſchen Staat begonnen und zum Theil ausgeführt hat, wird zwar in der vorliegenden Darſtellung (Bd. I. S. 222) einfach und bündig ausgeſprochen mit den Worten: „Steins großes nie genug zu bewunderndes Verdienſt um Preußen war, daß er das, was der Revolution in Frankreich auf dem Wege der Gewalt und blutigen Zerſtörung gelungen, in Preußen durch weiſe Geſetze ins Leben rief;" aber dieſe überflüſſig gebrauchte Redensart bleibt dem Verf. eben nur eine Redensart, die er gleichſam aus Inſtinkt an dieſer Stelle erfaßt hat, ohne ſie durch ſeine Darſtellung zu vermitteln und ſo ins Bewußtſein zu erheben. Die ganze Geſetzgebung Stein's bleibt hier unbegriffen, weil das, was ſie überwand, kaum angedeutet, geſchweige denn in ſeiner ganzen hiſtoriſchen Unhaltbarkeit aufgedeckt wird. Statt deſſen beſchäftigt ſich der Verf., wie aus dem obigen Inhaltsverzeichniß zu entnehmen iſt, mit dem in unſern Tagen ſo beliebten Thema über Perſonen und Zuſtände, was die Franzoſen durch chronique scandaleuse überſetzen würden. Aber auch hierin iſt der Verf. nicht einmal gründlich, ſonſt mußte er zum wenigſten eine Ueberſicht des pietiſtiſch-ſinnlichen Treibens, welches der Kataſtrophe Preußens voranging, geben. Es war nicht bloß, wie der Verf. die Worte Niebuhr's anführt, die Büreaukratie als ſolche, nicht der erſtickte Gemeinſinn, weshalb Preußen erſchlagen wurde; jene ganz eigenthümlich qualificirte Büreaukratie, jener ganz brutal gewordene Egoismus der damaligen Zeit mußte mindeſtens in einigen Exemplaren zur Anſchauung gebracht werden. Doch ſo weit hat ſich nun einmal der Verf. nicht vertieft, und wir können deſſen, offen geſtanden, froh ſein, weil ja leider nur zu oft ſolche Partieen in den Zeitgeſchichten die Hauptrolle ſpielen, wodurch der Glaube bei Vielen erzeugt iſt, dieſelben bildeten die innere Geſchichte der Staaten. Indem der Verf. dagegen ſich beſonders an die Perſonen der damaligen Zeit und ihre Urtheile anſchließt, z. B. an des Grafen Kalkreuth Wort: „das Vertrauen in den Herzog von Braunſchweig war der Tod des Staates; oder: „der Mangel der Fähigkeit, die wenigen Männer zu finden, die dem Steuerruder des Staats im Sturme vorzuſtehen wiſſen, und gefunden, ja ſie beſitzend, zu brauchen, ſtürzt die Throne in Zeiten des Sturms," lebt er gewiß in der ſüßen Beruhigung, das Wahre und Richtige getroffen zu haben, weil, es beſſer als die Zeitgenoſſen von Diſtinction wiſſen zu wollen, anmaßend würde erſchienen ſein. Doch auf dieſe Gefahr mußte es der Verf. ſchon ankommen laſſen, um die eigentlichen Gründe des plötzlichen Zuſammenſturzes des preußiſchen Staats zu erſpähen. Die Anleitung dazu fand er hinreichend in der Steinſchen Geſetzgebung. An Vorgängern in ſolcher Forſchung fehlte es ihm ebenfalls nicht. Hat ja doch ein gewiſſer Regierungsrath Janke ſchon vor zehn Jahren ſich nicht geſcheut in einer Brochüre „Preußen 1807 und jetzt" die Worte auszuſprechen: „Es waren viele Fehler da, welche die vorgeſchrittene Zeit tadelte; ſie bereiteten das Sinken von äußerer Größe." — — Hier nur Einiges davon. Vor dem finſtern und unheilvollen 14. October 1806 herrſchte wenig Gemeinſinn im preußiſchen Volke. Der Grund lag in auffallender Ungleichheit der Rechte unter den verſchiedenen Ständen. Der bäuerliche Stand war, mit wenigen Ausnahmen auf königlichen Domänen, perſönlich unfrei, im mildern Sinne leibeigen, wenigſtens gutshörig; er hatte kein Grundeigenthum. Doppelte Laſten drückten ihn: er mußte an den Staat nicht unbedeutend abgeben, und vieles leiſten; daneben noch mehr an den Gutsherrn. — Ein troſtloſes elendes Daſein! So war die größte Maſſe des Volks zweier Herren Diener. — Kleinere Städte, Mediatſtädte genannt, waren ebenfalls der Gerichtsbarkeit und Polizeiaufſicht der Grundherren unterworfen. Die letzteren wählten die Richter und die Bürgermeiſter für die Städte, ſowie in Dörfern die Schulzen und Gerichtsmänner. — In den königlichen Städten, Immediatſtädte genannt, gings allerdings beſſer her. Wenigſtens war da nicht ein Gutsbeſitzer Gerichts- und Polizeiherr. Aber die königlichen Kriegs- und Domänenkammern übten darin eine Vormundſchaft über die Bürger, als wenn alle Glieder einer großen Commune Kinder wären und Kinder blieben. — Die ſtädtiſchen Gewerbe ſeufzten unter dem Druck des Zunft- und Innungsweſens, welches die Gewerbe in die engſten Schranken wies, die Concurrenz der Gewerbsleute hemmte ꝛc. — Der Verkehr der Provinzen des Landes mit einander war nicht frei; eben ſo wenig der Verkehr mit dem Auslande. Beſonders

war der Getreidehandel beinah ein religiöser Gegenstand für das Staatsgewissen.“ Dies sind nur Bruchstücke einer skizzirten Darstellung, aber sie bilden doch den Grundriß zu einem Bilde, das uns die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit von dem Umsturz des damaligen Preußen, wie es in die nächste Collision mit den modernen Ideeen auf den Schlachtfeldern von Jena, Friedland, Preußisch-Eylau trat, klar vor Augen stellt. —

Diese Nothwendigkeit des Umsturzes hat der Verf. eben so wenig begriffen, als er in den später erfolgten Explosionen der Jugend, die gegen das von ihm gleichfalls angedeutete Treiben der Reaction ausschlugen, nur die Schattenseite anzuerkennen vermag. Er selbst erkennt in Stein's Gesetzgebung an: „ein so entscheidender Sieg der Demokratie über die Aristokratie ist in Deutschland noch nie erfochten. Das Fundament der veralteten, eigennützigen Aristokratie ist total zerstört.“ Er ist sogar so hellsehend, daß er von der Gegenwart ausspricht: „das Streben, alte aristokratische Einrichtungen und Institute wieder in das demokratische Preußen von 1808 hineinzubilden, ist gar nicht zu läugnen.“ Und dennoch läugnet er die historische Berechtigung der Bewegungen Deutschlands dagegen nach 1815, übernimmt die Rolle eines Hofnarren bei Betrachtung der Julirevolution und ihrer Folgen für Deutschland.

Die eigentliche Gesetzgebung Stein's nach ihrem Facit ist aber hinreichend bekannt, der Verf. bleibt bei dem allgemein Bekannten in zu harmloser Einfalt stehen, als daß eine nähere Prüfung angemessen wäre. In die Absicht Stein's führt uns der Verf. durch eine Erinnerung Niebuhr's ein, daß jener bei seiner Reorganisation des preußischen Staats von der Erkenntniß ausging, daß die Freiheit ungleich mehr auf der Verwaltung als auf der Verfassung beruhe. Eine bequeme Weisheit, die den Unmündigen der Gegenwart ohne Unterlaß gepredigt wird und auch *ihre* Wahrheit hat, aber noch einfacher ausgedrückt heißt: der beste Staat ist der, welcher am besten verwaltet wird. Wer zweifelt an solcher Tautologie, der nicht zugleich von der Wahrheit durchdrungen würde, daß zum besten Staate neben der besten Verwaltung ganz vorzüglich die beste Verfassung nothwendig gehöre. Daß aber diese nicht durch Beamtencontrole zu erreichen sei, hat Stein sehr gut eingesehen und noch in spätern Jahren sich dahin geäußert, „daß des Staatskanzlers von Hardenberg neuestes Machwerk, die Staatscontrole, nur eine Vervielfältigung der Behörden sei, fehlerhaft im Princip, fehlerhaft in der Zusammensetzung.“ Der Verf. schließt Stein's Wirksamkeit als Premierminister mit dem wohltönenden Satze: „Ungerechte, belästigende Vorrechte sind abgeschafft und der Grundsatz der *Gleichheit vor dem Gesetze* in Preußen so tief, so unerschütterlich festgewurzelt, daß er durch keinen Tyrannen, durch keine mögliche Anarchie je erschüttert werden kann.“ Es ist immer eine schlimme Sache um emphatische Redensarten; die Wahrheit entschwebt dabei gewöhnlich in die Bläue der Wolken. Bei wem ist der Grundsatz von jener Gleichheit vor dem Gesetze festgewurzelt? Doch vermuthlich bei dem Volke, dem immer noch der Advocat ein Rechtsverdreher, jeder Proceß ein Convolut von Willkür und Intrigue erscheint, bei dem in der Regel der Schuldige als unschuldig ausgehe, weil er alle Schliche und Ränke auswendig kenne. Ist daran das bestehende Gesetz schuld? Nein! Haben wir aber Gleichheit vor dem Gesetze? Nein; denn dazu gehörte mindestens, daß alle Gesetze für alle in gleichem Rechtsgange gelten, und daß für alle Staatsbürger gleiche Gesetze vorhanden sind. Wir haben eximirten Gerichtsstand, wir haben alle möglichen Rechte und Gesetze. Dazu kommt eine beispiellose Gesetzesunkunde bei der Masse des Volks, wenn man davon etwa alle die ausnimmt, die auf das Studium des Criminalrechts durch ihre Lebensverhältnisse praktisch hingewiesen sind.

Mit Uebergehung der Abschnitte: Stein in der Acht und Verbannung, und sein Briefwechsel mit dem Grafen Münster, wenden wir uns sogleich zu der unmittelbar in die innerste Thätigkeit Stein's hineinführenden Darstellung, zu der Centralverwaltung der Verbündeten unter Stein. In einer solchen Thatäußerung, wie die Reorganisation Deutschlands, lag der eigentlichste Beruf von Stein's Fähigkeiten und Neigungen. Unser Verf. hat sich abermals begnügt, von diesem der Zeit nach kurzen, den Bestrebungen nach aber großartigen Wirken des Mannes, aus einer Recension Varnhagen's über die Schrift Eichhorn's: „die Centralverwaltung ꝛc.,“ eine Art von Quintessenz auszuziehen. Er hat wohl noch Einiges von andern Orten hinzugestellt, wie ein Stück Brief von Stein, wo es heißt: „der Fürst Metternich, gewohnt zu verführen, verführte darin (im Verhältniß zum Volke) das preußische Cabinet und beschädigte dadurch beide, ja uns Alle,“ hat selbst von dem Seinigen hinzugethan; aber gerade der Nachweis, wie an den Wirkungen in Preußen gegenüber der Thätigkeit anderer deutschen Mächte der Geist Stein's waltete, wie er nun ganz Deutschland zusammen zu fassen trachtete, wie weit ihm dies gelang, wie weit solchen deutschen Bestrebungen eines Stein das französische Staatsprincip, damals noch eingehüllt in Militärabsolutismus, entgegenwirkte, aus denen sich aber mit innerer Nothwendigkeit die spätern Fortschritte des übrigen Deutschlands im Gegensatze zu Preußen gestalteten, und diese darum von Stein in spätern Jahren mit Mißtrauen, ja mit Verachtung behandelt wurden: Alles dies wird vermißt und ist doch ohne Zweifel zu einer erschöpfenden Charakteristik Stein's nothwendig.

(Schluß folgt.)

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Rhein.

Gedicht von

R. E. Prutz.

1¼ Ngr.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

4. October. № 81. 1841.

Preußen und der Katholicismus.

(Fortsetzung.)

Was nun aber so einleuchtend, so dringend nothwendig ist, was Wahrheit, Recht und Geschichte fordert, den Staat und die Kirche zu identificiren und dadurch den Bürger des Staats als Inhaber eines göttlichen Geistes anzuerkennen — warum läßt sich das so schwer ins Werk setzen und findet theoretisch überall lebhaften Widerspruch? Wir kommen hier zu einer andern, vielleicht noch trübern Seite unſers Protestantismus. Sind wir im religiösen Leben halbe Protestanten so sind wir es im politischen nicht minder. Warum sträubt man sich also von allen Seiten das als identisch anzuerkennen, was der Begriff und die Zeit längst vermittelt hat? Die Trägheit, der Hochmuth, Eigenwilligkeit und Selbstgenuß, unser leidiger Egoismus, unter den mannichfachsten Formen auftretend, ist es, was uns daran verhindert. Denn freilich ist es nicht bloß mit einer Erklärung abgethan, daß Staat und Kirche Eins ist. Das hat seine weitern großartigsten Consequenzen. Hat jeder Staatsbürger die Gewißheit seines göttlichen Geistes in sich, hat er ein selbstberechtigtes Gewissen, so ist er dadurch ein freier Mann, denn er trägt seine heiligsten Gesetze in seiner eignen Vernunft, er ist sich selbst in seinem Thun und Lassen Bestimmungs- und Beweggrund und hat seinen Herrn und Richter im eignen Busen. Das giebt mehr Ehre und Rechte und verlangt mehr Muth und Tapferkeit. Wo bist du nun, du gewaltiges, du welterschütterndes, du erhöhendes und beseligendes Princip des Protestantismus in unserm Staate? Wo sind die Ehren und Rechte deines freien protestantischen Bürgers, wo ist sein Muth und seine Tapferkeit, dieselben zu verdienen und zu behaupten? Ich betrete jetzt den Kampfplatz des Tages.

> Heu! heu! quantus equis, quantus adest viris
> Sudor!

Welch Getümmel! Welche Leidenschaft! Welcher Kraftaufwand! Schweiß und Staub, Jauchzen und Stöhnen — und darüber in der Mittagshöhe das glühende Tagesgestirn, das auf die Stirn der Kämpfer die Angst und die Hoffnung naher Entscheidung brennt. Welches auch die Entscheidung sei, unser Gewissen sagt es, es kann nur die Entscheidung der Wahrheit sein, nur ihr gebührt die Ehre, und wehe dem, der andere als die Waffen der Wahrheit in diesem Kampfe braucht. Wir sind auch politisch nur halbe Protestanten — das ist unsre gemeinsame Schuld, die Schuld der Regierung wurzelt im Volke, die Schuld des Volkes bethätigt sich in der Regierung.

Identificirt der Staat die Kirche mit sich, d. h. erkennt er in sich selbst das religiöse Princip an, so hat er dadurch erst sein wahres Recht, seine wahre Freiheit, seine wahre Macht erlangt, daher auch erst der moderne Staat seine wahre Bedeutung gewinnen kann. Aber hat der Staat dieses Princip in sich anerkannt, so ist es auch in seinen Bürgern anzuerkennen. Sie sind der Staat, ihr Gewissen, ihre Gesinnung ist Gewissen und Gesinnung des Staates. Der Fürst hat ein Gewissen, der Unterthan hat auch ein Gewissen, das Gewissen beider aber erhält erst die Vergewisserung seiner selbst und seine wahre Läuterung durch gegenseitige Durchdringung und Ineinanderbildung. Berufe sich Niemand auf sein individuelles Gewissen! Das religiöse Gewissen aber, sobald es aus seiner Herrlichkeit heraustretend sich bethätigt und äußerlich verwirklicht, wird politisches Gewissen, und beide verhalten sich zu einander wie Theorie und Praxis, Sein und Werden, Möglichkeit und Wirklichkeit. Das religiöse Gewissen begleitet uns nicht bloß zur Kirche, es begleitet uns in unsern Beruf, es begleitet uns in die Schlacht, es begleitet uns vor den Thron, wenn wir vor dem Fürsten unser Recht vertheidigen, es begleitet uns in alle Kämpfe für Wahrheit, Recht und Freiheit, und so wird es politisches Gewissen. Wer ein wahrhaft religiöses Gewissen hat, der hat auch ein politisches. Darum hat die Reformation nicht nur das religiöse Leben, sondern auch den Staat völlig umgewandelt. Aber trotz dem, daß der protestantische Staat dem reformatorischen Principe des freien Gewissens seine Existenz und Macht verdankt, so ist er doch, wie in der abstracten Trennung von Kirche und Staat, so in der abstracten Trennung von Fürst oder Regierung und Volk stehen geblieben. Auch hier leuchtet die schiefe Stellung desselben ein. Recht, moralische Kraft, Intelligenz, Selbstgefühl, das Sicheinswissen seiner Bürger bildet die Grundlage des protestantischen Staates, damit steht aber das Princip der Bevormundung und polizeilichen Ueberwachung in schneidendem Widerspruche. Der Theorie nach pulsirt eigentlich der Staat nur in der

Perſon des Fürſten; ihm gegenüber ſind alle Uebrigen Unmündige, Laien, Unwiſſende, Recht und Geſetze gehen von ihm aus, er verfügt nach Gutdünken über Land und Leute u. ſ. w. Doch wir ſind nicht in Rußland. Dieſer Theorie gegenüber macht ſich eine ganz andre Praxis geltend. Wir ſind nicht umſonſt ein thätiges, arbeitſames, ſtandhaftes, ſtrebendes, bildſames Volk geweſen, haben nicht umſonſt einen großen Kurfürſten und einen großen König gehabt. Gottlob! es geht bei uns im Ganzen aufgeklärter, gerechter, freier als in vielen anderen Staaten her, aber wahrlich, es geht dennoch nur halb proteſtantiſch her, Theorie und Praxis ſtehen in feindſeligem Widerſpruche, und auch hier führt dieſe Confuſion zu vielem Unrecht, zu vieler Unwahrheit und Unfreiheit, auch hier laſſen wir uns von der Weltgeſchichte lieber ins Schlepptau nehmen, als freiwillig ihre Flagge aufzupflanzen. Der Verfaſſer der „Cölniſchen Kirche im Mai 1841" führt die Theorie eines preußiſchen Miniſters an, nach der es „dem Unterthan ziemt, ſich bei Befolgung der an ihn ergehenden Befehle mit der Verantwortlichkeit zu beruhigen, welche die von Gott eingeſetzte Obrigkeit dafür übernimmt; aber es ziemt ihm nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßſtab ſeiner beſchränkten Einſicht anzulegen und ſich in dünkelhaftem Uebermuthe ein öffentliches Urtheil über die Rechtmäßigkeit derſelben anzumaßen." Iſt dieſe Theorie ſo auffällig? Fragen wir Herrn von Abel, Hrn. von Böckh und von Blittersdorf, Hrn. von Hanſtein, Hrn. von Scheele, ja fragen wir den Fürſten von Metternich ſelbſt — ich glaube ſie werden ſich unter geringen Modificationen damit einverſtanden erklären. Es iſt wirklich herrſchende Staatstheorie. Und dennoch treibt keine Theorie dem Patrioten mehr das Blut aus dem Geſicht und drängt es nach dem Herzen, daß es erſticken möchte, dennoch iſt keine Theorie mehr geeignet, das Band der Liebe und Verehrung, das die Natur um Fürſt und Volk geſchlungen, zu zerreißen, und ſelbſt das Recht und die Macht des Fürſten in Frage zu ſtellen. Das iſt eine völlig unproteſtantiſche Theorie, die auf Alles, was proteſtantiſch in unſrer Geſchichte iſt, den Stempel ſchreienden Unrechts drückt. Damit iſt der Zufall zum Gott der Welt erklärt. Wir haben den Gott in unſerm Buſen gefunden, wir haben darum das Joch äußerer Auctorität abgeſchüttelt, der Führung dieſes göttlichen Geiſtes haben wir uns hingegeben und ihm verdanken wir, was wir ſind, und ſtatt Tugend und Intelligenz proclamiren wir den Zufall zum Principe des Staates? Solche Theorieen führten zur franzöſiſchen Revolution. Freilich iſt die Perſon des Fürſten die wahre Spitze des Staates. Aber wohl verſtanden! Perſon iſt zugleich das Höchſte und das Niedrigſte. Die Perſon des Fürſten iſt einerſeits der ſich zur Vollziehung bringende Volksgeiſt, ſie iſt heilig und unverletzlich, ſie iſt aber Alles durch das Volk und mit dem Volke, ſie iſt das Volk als Individuum und hat den ganzen Reichthum des Volksgeiſtes, ſein unabläſſiges Streben, ſeine unendliche Kritik in ſich — da iſt keine Rede von einer göttlichen Miſſion, von einer officiellen Weisheit dem Volke gegenüber, die Stufe der Volksbildung iſt des Fürſten Bildungsſtufe, ſie iſt ſeine Wahrheit, des Volkes Gewiſſen iſt ſein Gewiſſen, das iſt ſein Recht, und ſo erhellt von ſelbſt, wie dieſe wahrhafte Idealität der fürſtlichen Perſönlichkeit nur in dem innigſten Verkehre und der lebendigſten Ineinanderbildung des Volkes und des Fürſten zu einer Realität werden kann. Das iſt aber nicht die Perſon unſrer quos ego! Theorie. Anderſeits aber iſt die Perſon des Fürſten ein ſchlechthin natürliches Individuum, ein Compler von Zufälligkeiten, beſtimmt durch die Temperatur ſeines Blutes und ſeiner Nerven, ſeiner Stimmungen, ſeiner Vorurtheile, ſeiner Umgebungen u. ſ. w. Das iſt die negative Seite des Menſchen. Daß dieſe Perſönlichkeit ſchlechterdings von jener heiligen Idee des Fürſten getrennt und in das Reich der Ohnmacht verwieſen werde, wohin ſie, wie alles Zufällige, gehört, dafür iſt durch die beſtimmteſten Geſetze und Rechtsformen, wie durch das lebendigſte Staatsbewußtſein zu ſorgen. Es iſt eine Forderung der Vernunft, die nicht zurückgewieſen werden kann, daß, wo es ſich um die Realiſation der Vernunft und des Wohles eines ganzen Volkes handelt, die Zufälligkeit der natürlichen Individualität keine große Rolle zu ſpielen habe.

(Fortſetzung folgt.)

„Leben des königlich preußiſchen Staatsminiſters Freiherrn von und zum Stein."

(Schluß.)

Die Andeutung von mancherlei Conſequenzen in Stein's Leben, warum er z. B. zu irgend einer Theilnahme am wiener Congreſſe nicht berufen wurde, warum ſpätere Urtheile von ihm über einzelne deutſche Staaten und Perſonen ſo herbe Form annahmen, liegt hin und wieder in jener erwähnten Schrift: „die Centralverwaltung," nicht allzu verſteckt, und iſt dieſelbe auch nicht aus der Feder, ſo iſt ſie doch in der Geſinnung, vielleicht unter den Augen Stein's geſchrieben. Nur ein paar Beiſpiele mögen dies belegen. Es heißt daſelbſt S. 58: Der Churfürſt von Heſſen hielt wieder den Einzug in ſein Land. Die ſteife und ſtarre Zopfzeit ſollte überall wiederkehren. Es war ihm nicht zu verdenken, daß er alle Spuren der letzten Regierung, welche ihn wider alles Völkerrecht ohne Krieg verdrängt und mit Willkür alles umgekehrt hatte, zu vertilgen ſich bemühte. Dieſen Zweck hätte er aber ſicherer erreicht, wenn er nicht, mit ſchnöder Verachtung des Geiſtes der Zeit, eine Gerechtigkeit des Unverſtandes und eine Rohheit geübt, die in ſehr vielen Gemüthern ſeiner Unterthanen einen Unwillen erregte, welcher bis zur Verzweiflung ſteigend die ſchlimme Zeit der vorigen Regierung zurückwünſchte. Nur in der Aufſtellung eines Contingents an ſtehendem Militär und an Landwehr

that er der Zahl und der Eile nach mehr, wie irgend ein deutſcher Fürſt. Ferner S. 59: „Die herzoglich naſſauiſche Regierung bewies, ſeit ihrem Beitritt zur Bundesſache, wenigſtens viel Klugheit. Bloße Klugheit, welche nicht auch der Wille für das Gute begleitet, kann ſich nicht lange halten. Die Folge wird zeigen, ob jene Regierung nur das ihr Zuträgliche, oder das wahrhaft Nützliche und Rechte gewollt hat. — — Neben dem ſtrahlenden Verdienſt des Kronprinzen von Würtemberg, eines Fürſten von ächter deutſcher Geſinnung und Kraft, um die vaterländiſche Sache, düſtert um ſo grauenvoller der finſtere Deſpotismus des Königs, ſeines Vaters." — — Aus ſolchen Elementen konnte der Verf. ein Lebensbild des damaligen Deutſchlands entnehmen, das für die hervortretende Perſönlichkeit Stein's ein ganz paſſendes Relief geliefert hätte.

Statt deſſen werden wir auf das Schloß Kappenberg, das Sansſouci Stein's, geführt. Des wiener Congreſſes geſchieht wiederholentlich, aber eigentlich doch immer nur beiläufig Erwähnung. Wenn gleich Stein zu demſelben nur eine negative Stellung behauptete, ſo ließ ſich gerade daran eine Richtung ſowohl in Stein's Charakter entwickeln, die überall mehr verhüllt, als bedeckt erſcheint, ſeine Ariſtokratie im beſten Sinne des Wortes, als auch der Beginn der reactionären Thätigkeit im Allgemeinen. Aber was wollen wir mehr, wenn uns dafür eine Geſchichte des Geſchlechts Derer von Kappenberg in lieblicher Kürze angeboten wird, wenn wir uns nun heimiſch fühlen in dem lieblichen Aufenthalt des friedlich-ſtrebſamen und nur bisweilen grollenden Stein's. Daß aber Stein auch hier noch einen lebhaften Antheil an den Welthändeln nahm, verſteht ſich wohl von ſelbſt; nur möchten die vom Biographen genannten Organe, durch die er ſich ſolche Kunde verſchaffte, wie die preußiſche Staatszeitung, die frankfurter Oberpoſtamtszeitung, die allgemeine augsburger Zeitung und das Journal des Débats einen ſchroffen und häufig einſeitigen Politiker, wie Stein war, gerade nicht zu einer allſeitigen Beobachtung der Zeitverhältniſſe geführt haben. —

Das Leben führt zum Tode, Stein ſtirbt und ſein Leichenbegängniß wird vom Biographen in extenso dargeſtellt. Darauf folgen nun die ſechs übrigen Abſchnitte aus ſeinem Leben, wie ſie das Inhaltsverzeichniß oben mitgetheilt hat.

Wir erlauben uns ſogleich auf Abſchnitt XII, Stein als Landtagsmarſchall, überzugehen. Stein tritt hier in einem vom Biographen unerklärt gelaſſenen Widerſpruch nicht allein mit ſeinen früher geäußerten Meinungen, und den als Endziel ſeiner miniſteriellen Wirkſamkeit in Ausſicht geſtellten Wünſchen und Hoffnungen auf, ſondern er bekämpft auch und unterdrückt die in dieſem Sinne vorkommenden Regungen auf den von ihm geleiteten Landtagen Weſtphalens. Die zwei heterogenen Perſonen in dem Weſen Stein's zeigen ſich nirgends deutlicher, als bei den Verhandlungen des weſtphäliſchen Landtags vom Jahre 1831, welcher unter ſeinen Anträgen auch auf Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen antrug, indem er glaubte, dadurch einen weſentlichen Theil der Theilnahmloſigkeit zu überwinden. Dieſe Meinung erklärte aber Stein ſogleich für irrig, er, der Publicität in der Staatsverwaltung für den Lebensnerv erklärt hatte. — Der Landtagsabſchied erklärte auch darauf in aller Kürze, es müſſe beim Alten bleiben. Ein zweiter Antrag deſſelben Landtags verlangte Aufhebung des erimirten Gerichtsſtandes, ſowie ein dritter, daß man den König um Vorbereitung zu einem Reichstage bitten ſollte. Beide wurden aber abgewieſen und zwar letzterer, weil nach Stein's Ausdruck in einem Briefe an Gagern er von der gemäßigten und verſtändigen Partei für unzeitig (die bequemſte Kategorie, um jede Verbeſſerung, jeden Fortſchritt auf das Jenſeits zu verſparen) und unzart erklärt wurde.

Zu ſolcher Einſicht war Stein nach der Julirevolution gelangt, und ſolche Vorfälle berichtet der Biograph mit Liebe und Luſt wegen ihrer Unzeitigkeit und Unzartheit, nachdem er doch mehrere Seiten vorher die Meinung oder Ueberzeugung ausgeſprochen, daß Repräſentativſyſteme in Deutſchland von jeher, von den älteſten Zeiten an Rechtens geweſen ſind; nachdem er die ganze Reihe von Verheißungen, Verſprechungen und geſetzlichen Zuſicherungen, die in Preußen nach dieſer Seite hin geſchehen ſind, durchgenommen hat. Denn da fehlt nicht der Artikel 13 der deutſchen Bundesacte, das preußiſche Geſetz vom 26. December 1808, was eine Deputation der Landſtände beſtimmte, nicht das Edict vom 27. October 1810, wo der königliche Vorbehalt ausgeſprochen wird, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräſentation ſowohl in den Provinzen als für das Ganze zu geben, nicht minder die Hinweiſung darauf in dem Aufrufe „an mein Volk," nicht die ausgeſprochene Nothwendigkeit einer ſtändiſchen Verfaſſung vom 16. October 1814, nicht das Edict vom 22. Mai 1815.

Aber man hatte ſich geirrt. Durch die Cabinetsordre vom 30. Mai 1817 wurde eine Commiſſion niedergeſetzt, welche die Verfaſſungsurkunde ausarbeiten ſollte; und am 5. Juli 1823 erſchien die Anordnung der Provinzialſtände. In ſechs Jahren, und zwar in welchen Jahren ſtudentenhafter Aufregung, Begeiſterung und demagogiſcher Umtriebe hatten die beſonnenſten, ruhigſten, gelaſſenſten und weiſeſten Männer, wie Radzivil, Gneiſenau, Brockhauſen, Altenſtein, Beyme, Kircheiſen, Humboldt, Bülow, Schuckmann, Klewitz, Kneſebeck, Spiegel zum Deſenberg, Stägemann, Grolmann, Ancillon, Rehdiger, Savigny, Eichhorn, anfangs unter dem Vorſitz von Hardenberg, ſpäter des Kronprinzen ſelbſt, das Inſtitut der Provinzialſtände producirt.

Stein ſpricht noch bei Gelegenheit des erſten weſtphäliſchen Landtags ſeine Anſicht dahin aus, daß er gedacht werden müſſe mit zukünftigen Reichstagen, und daß ihm Publicität weſentlich ſei. Wie er fünf Jahre ſpäter darüber dachte, iſt oben ſchon angedeutet.

Um dieſen gewaltigen Widerſpruch aber zu erklären, genügt, an die inzwiſchen ausgebrochene Julirevolution zu erinnern. Hat ja dieſelbe auch einem Geſinnungsgenoſſen von Stein, wir meinen Niebuhr, den letzten Nagel zu ſeinem Sarge eingeſchlagen. Unſer Biograph erhebt ſich bei dieſer Gelegenheit zur Höhe der Betrachtung, er erreicht den Gipfelpunkt ſeiner Darſtellung, er tritt ganz aus ſeinem Compilationsweſen heraus, er giebt nur ſein Eigenes, und dies in ſo farbiger Pracht, in ſo bunter Moſaik, daß wir dem Drange, Plagiat zu begehen, nicht widerſtehen können. Laſſen Sie uns in die Komödie eintreten, nachdem wir das Tragiſche des Buches hinter uns haben. Bleibt uns doch ſo vielleicht der Eindruck einer Tragikomödie übrig.

Wir plündern die Seiten 125—133 Bd. II., wie folgt: „Kanonendonner der Julitage — Barrikaden, — da gelüſtete Vielen im lieben Deutſchland nach gleichem Kugel- und Straßenpflaſterſteinſpiel, als ſei das ein Kinderſpiel mit

Gelächter und Gejauchze, — Riß in den Hosen, — Windeln, — Kinderschuhe; Gräuel der französischen Revolution, — lebende Bilder in Miniatur nach der Julirevolution, — in Mecklenburg-Schwerin wagte Herr Johannes Hagel, gemeinhin Janhagel, einen Angriff auf seine Münzstätte; — das sächsische Volk protestirte wider alte Satzungen und neuen Brückenzoll; die freie Stadt Hamburg macht sich über Steuerjammer gewaltsam Luft; in Hessen-Darmstadt wütheten zügellose Horden; Deutschlands Wiedergeburt, welcher Deutschlands Nachgeburt folgte. In Baden trieb die warme Treibhausluft des Salons der Ständeversammlung die Preßfreiheit hervor, und preßfreie Zeitschriften sproßten urplötzlich wie Pilze auf, ebenso giftig und leicht zerstörbar wie sie. — Trunken hing der politische Silen Rheinbaierns auf dem Esel, den Schwanz in der Linken, ein Langohr in der Rechten und schnitt Gesichter und excellirte in Capriolen, bis er sammt seinem Thiere stürzte, um nicht wieder aufzustehen. — Die frankfurter Bundestagsbeschlüsse waren die Aerzte, welche die psychische Cholera radical curirten und alle Traumthrone und Schaumverfassungen, alle Nebelconstitutionen und Dunstrepräsentanten wie Seifenblasen hinweghauchten."

Der Biograph läßt sich weiterhin, etwa von S. 130 so recht con amore auf die Erniedrigung Deutschlands ein, und behandelt uns als Frankreichs Affen gründlich und historisch, indem er mit Ludwig XIV. beginnt. Er will uns damit bessern, daß wir glauben sollen, er sei unser Lehrmeister in der Kunst, ächt deutsche Treue, Gesinnung und rechtschaffenes Handeln gegen die von Gott verordnete Obrigkeit zu beweisen. Er hegt auch die besten Hoffnungen und Erwartungen von dem gesunden Sinne des biedern Volkes; denn „die Partei der politischen Bewegung in Deutschland gleicht einer Eintagsfliege. Der Tag neigt sich zu Ende, und sie verschied, nachdem sie für Nachkommenschaft Sorge getragen, aber selbst zu schwach, ist ihre junge Brut noch schwächer. Sie versteigt sich nicht zur That, sondern ist nur im Wort groß, lebt in Flug- und Zeitschriften. — Der Fluch, der auf unserer Litteratur schwer lastete, spreizt sich in winzigen Büchlein und magern Heften, und schilt in Prosa und Reimen, bis die Censur das vorlaute Mündchen stopft, das Bundespreßgesetz es auf ewig schließt, und auch diesem Treiben ein Ziel, und die Litteratur in ihre alten Rechte eingesetzt wird. — — Das Königsschießen ist jetzt zu Ende; wie eingemummt in sich selbst sitzt ein Jeder nun daheim, wagt kaum einen stärkern Athemzug aus Furcht, die Polizei möge ihn für einen unterdrückten Freiheitsruf halten. Armer deutscher Freiheitsschmetterling. Arme deutsche Eintagsfliege. Die Weissagung ging nicht in Erfüllung; sie sank mit dir in die Gruft. Still und stumm — ringsum."

Aber nun auch kein Wort mehr von dieser sein sollenden Versöhnung Deutschlands! Wer dankt uns die unerquickliche Mühe des Citirens? Nur noch die eine Frage an den Biographen. Hat er bei den angeführten Sentenzen die Absicht gehabt, witzig zu sein, und sind wir berechtigt, das Ganze als eine Art von Uebungsstück in der scurrilen Redeweise zu nehmen? Dann gehört es vor einen tüchtigen Schulmeister, der auf Gedankenzusammenhang und Ausdruck gleich großes Gewicht legt, und nach unserer Ueberzeugung wenig davon durchlassen möchte. Oder es bleibt uns die Vermuthung übrig, der Verf. habe es auf eine ernstliche, politische Belehrung des deutschen Volkes abgesehen, die aber durch Spott und Schande am leichtesten könne erreicht werden. In diesem Falle werden ihn die politischen Schulmeister unsers Volkes nicht unbelohnt lassen. Er melde sich nun gehörigen Orts. Wir können ihm nur den guten Rath ertheilen, daß er Stylübungen, wie die oben mitgetheilten, so lange privatim betreibe, sich auch dabei einen tüchtigen Lehrmeister anschaffe, bis er auf den Punkt der heutigen Bildung in diesem Fache gelangt sein wird, um öffentlich mit seinen Capucinaden hervortreten zu können. Wenn er keine Muster weiß, wir nennen ihm Jarcke, Joel Jacoby, das berliner politische Wochenblatt.

Aus den beiden folgenden Abschnitten, Stein's Conflict mit Bourrienne, und sein Verhältniß zur nassauischen Regierung, welches letztere wieder bis auf das Jahr 1804 zurückgeführt wird, tritt kein Punkt zur weitern Erörterung hervor. Der Ausspruch Stein's von einer Vereinigung der kleinern deutschen Staaten mit den beiden großen Monarchieen, um den deutschen Stamm zu erhalten, ist doch zu unbestimmt, als daß man die Art und Weise der Vereinigung daraus ableiten könnte. In Bezug auf Nassau nennt Gagern die Urtheile Stein's bittere Empfindungen, ja Unarten.

Mit dem Worte Börne's: „Anekdoten sind die Henkel großer Seelen, wodurch sie faßlich werden für den Hausverstand," werden hier Stein's Charakterzüge und Anekdoten eingeleitet, die sich aber auf die Mittheilungen Arndt's im Jahre 1812 beschränken. Diesen nannte damals Stein einen Nummer-Eins-Mann. Der letzte Abschnitt umfaßt „Ideeen, Gedanken und Urtheile Stein's." Bei einem Manne, der vor unausgesetzter Thätigkeit nicht dazu kommen konnte, sich durch ausführlichere Schriften der Mit- und Nachwelt nach eigener Ansicht darzustellen, müßte dieser Abschnitt von dem größten Interesse sein, wenn diese Mittheilungen umfassender, und sie selbst nach ihrem Entstehen in der Zeit und unter den obwaltenden Umständen angezeigt wären. So aber erhalten wir nur die entgegengesetzten Ansichten und Meinungen Stein's, ganz auseinander geworfene Glieder, die zu einer wahrhaften Charakteristik des Mannes gewiß nothwendig sind, die aber eben darum mit Kritik und Einsicht geordnet werden mußten.

A. Rutenberg.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Betrachtungen eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. 8. Brosch. 16 gGr. — 20 Ngr.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

5. October. № 82. 1841.

Preußen und der Katholicismus.

(Fortsetzung.)

Nun hat Preußen zwar seine Gesetze, es hat Fürsten, die diese Gesetze achten und die Mühle von Sanssouci ist nicht das einzige Denkmal ihrer Gerechtigkeit, aber eben innerhalb dieser Gesetze hat die zufällige Individualität noch den größten Spielraum. Der König wählt sich seine unmittelbare Umgebung, er wählt seine nur ihm verantwortlichen Minister, die Minister wählen sämmtliche hohe, auch viele niedere Beamtete; ist es nicht schon hierdurch möglich, daß mit jedem Regenten neue Regierungssysteme auftreten, ist es nicht möglich, daß sich gewisse individuelle Ueberzeugungen zu herrschenden Theorieen aufwerfen? Ist nun der Staat der Ausdruck eines vernünftigen Volksgeistes, wie er das durch das protestantische Princip ist, wer sieht nicht, welche Convulsionen und Krämpfe hervorgebracht werden können, wenn sich der Zufall so in diesen freien Vernunftproceß eindrängen und zu momentaner Herrschaft gelangen kann? Wer sieht nicht, daß unter solchen Verhältnissen der protestantische Staat, dessen Princip das Gewissen, das Recht, die Wahrheit, die Intelligenz sein soll, in eine bedenkliche Abhängigkeit vom Zufall verwickelt und verstrickt ist? Und was die Gesetze nicht verhindern, das wird durch den gottverlassenen Unverstand höfischer Schmeichelei noch verschlimmert, gerade diese natürliche, zufällige Seite des Fürsten wird für die Hauptsache gehalten, mit ihr wird wahre Idololatrie getrieben; daß das aber recht, daß das protestantisch sei, das wird sich weder durch Stahlsche Philosophie, noch durch einen Panegyrikus des Hrn. Streckfuß darthun lassen.

Der ganze Widerspruch aber, den die Theorie von der unbeschränkten Macht des zufälligen Fürstenichs mit dem vernünftigen Processe der Entwicklung eines vernünftigen Volkes bildet, scheint wenigstens momentan völlig ausgeglichen durch das unendliche Vertrauen, das jetzt die Atmosphäre unsres Volkes zu sein scheint. Alles athmet, Alles spricht Vertrauen, Vertrauen haben die Landtagsabgeordneten, Vertrauen haben die Zeitungscorrespondenten, Vertrauen haben Alle, die ein Wort über den Staat zu sprechen wagen, ja selbst die, welche kein Vertrauen haben, bevorworten und benachworten ihre Vertrauenslosigkeit mit der Versichrung unbedingten Vertrauens. Wollen wir mit dieser Vertrauensversichrung sagen, daß wir unsern König für einen edeln Mann halten, dem das Wohl seiner Unterthanen am Herzen liegt, so mögen Könige immerhin die Prärogative haben, nicht erst manchen Scheffel Salz mit ihren Unterthanen essen zu müssen, um von ihnen gekannt zu sein; sie stehen hoch genug, um von Allen gesehen und bei Zeiten erkannt zu werden, und spiegelt sich in dem Bilde des Fürsten die Geschichte eines edeln Geschlechts, so ist wohl das Volk schon früh berechtigt, eine gewisse Ueberzeugung von der persönlichen Trefflichkeit desselben im Herzen zu tragen. Wollen wir aber damit sagen, daß wir die Wahrung und Förderung unsrer höchsten und heiligsten Interessen, die allseitige Pflege und Entwicklung unsres nationalen Geistes in die Hand des Königs legen, daß wir darauf verzichten, eigne Hand und eignes Auge in diesem Processe zu haben, und sorgenlos unser Haupt zur Ruhe zu legen gedenken, weil man's da oben schon machen werde — so ist dieses Vertrauen eine Kategorie, die der Monarchie höchst gefährlich werden kann, die dem protestantischen Principe schnurstracks entgegenläuft und überhaupt alle Vernunft Lügen straft. Wie? die Substanz eines ganzen Volks, die nur durch die angestrengteste Thätigkeit, durch die energievollste Betheiligung, durch das lebendigste Bewußtsein aller Einzelnen zu Recht, Anerkennung und Entwicklung kommen kann, diese laden wir mit ihrer furchtbaren Verantwortlichkeit auf das Haupt eines Einzelnen. Wenn nun einmal ein Fürst auf dem Throne sitzen sollte, der unser Vertrauen nicht hat und vielleicht gar nicht haben kann, in welchem Organe bewegt sich dann unsre Geschichte; heißt es dann in den Compendien für preußische Geschichte: „Bis hierher gedieh das preußische Volk zu einer ansehnlichen Blüthe, denn es hatte einen guten König; jetzt folgte aber ein schlechter König, und es trat eine Pause ein u. s. w.“? Aber abgesehen von dieser unglücklichen Möglichkeit, der beste Monarch, ist er bei uns Eins mit seinem Volke, sind auch nur die äußern Mittel dazu vorhanden, wie dringt die Stimme des Volks zu seinen Ohren? Und gesetzt er hörte Alles, Alles, was dunkel im Busen kämpft, und was laut über die Lippe springt — ist er nicht ein Mensch, vermag er auch immer die Harmonie dieses Chorus vieler Millionen

zu hören, kann er den Text dieſer babelſchen Sprachverwirrung immer verſtehen? Wird er ſagen wollen: ſchweigt nur, beruhigt Euch nur, habt nur Vertrauen, ich werde ſchon mit Gottes Hilfe Alles zum Beſten wenden? Ich glaube, er wird ſich dieſes Vertrauen verbitten. Wäre ich ein Familienvater und es träten vor mich meine Söhne, denen die Zeit und die Geſchichte die Arme geſtählt, das Antlitz gebräunt und die Stirn groß gemacht hätte, und ſprächen zu mir: Vater, du haſt es immer ſo gut mit uns gemeint und haſt ſtets unſer Beſtes nicht bloß gewollt, ſondern auch ausgeführt, wir ſetzen ein unerſchütterliches Vertrauen in dich, ſorge, denke, arbeite für unſre höchſten Intereſſen, den Karſt und den Spaten zu des Lebens Nothdurft und Unterhalt wollen wir ſchon führen — ich würde ihnen den Rücken kehren und würde mich zu dem wenden, der mir ſagte: Vater ich habe dich lieb, aber dieſes Vertrauen habe ich nicht.

Strömend floſſen Freudenthränen
Auf die väterlichen Wangen,
„Du,“ ſprach er den Sohn umarmend,
„Du, Rodrigo, biſt mein Sohn.“

Iſt ein Volk nur erſt noch mit ſeines Lebens Nahrung und Nothdurft beſchäftigt, ohne Sinn und Fähigkeit für höhere Intereſſen zu haben, da iſt's ihm erlaubt, dieſe höhern Intereſſen dem Fürſten zu überlaſſen, dem es Vertrauen ſchenkt, — aber ſelbſt dieſe patriarchaliſchen Zeiten ſind nicht ſo patriarchaliſch, daß das Volk nicht ſichere Gewährleiſtung fordern zu müſſen glaubte — erkennt aber ein Volk den unendlichen Reichthum ſeines Geiſtes, iſt es thätig, denſelben aus ſich herauszufördern und zur Exiſtenz zu bringen, hat es nur eine Ahnung von der überſchwenglichen Wichtigkeit ſeiner hiſtoriſchen Arbeit bekommen, ſoll und kann es dann noch dieſes blinde Vertrauen haben, wie wir es ſelbſt bei den niedrigen Intereſſen weltlicher Habe nicht zu haben pflegen? Dieſes Vertrauen iſt allmälig mangelhaft geworden nicht par defaut unſrer Fürſten, ſondern par consequence der Weltgeſchichte. Nein, iſt jene Theorie über das Staatsoberhaupt der ungeſtörten Entwicklung der wahren monarchiſchen Idee höchſt gefährlich, ſo iſt dieſes Vertrauen keineswegs geeignet, dieſe Gefahr zu beſeitigen, wir bedürfen eines reellern und feſten Kitts zwiſchen Volk und König, einer reellern Einheit, und hat ſich unſer Volk erſt dieſe Einheit erobert, dann bedarf es keines unbeſchränkten Regentenwillens, keiner ſogenannten „ehernen Mauer um den Thron,“ keines (durch Grundbeſitz!) „von Regierung und Volk unabhängigen“ Adels u. ſ. w., dem Zufall iſt dann ſein Recht widerfahren, die Säulen der Freiheit ſind gegründet und die Möglichkeit eröffnet, daß Tugend und Intelligenz unbedingte Beherrſcher und Ordner des Lebens, die Principe einer lebendigen Gliederung des Staates werden. Wo lägen mehr Elemente zu dieſer ſchönern Zukunft, als bei uns, denn trotz vieler halbmittelalterlicher Principien, die gerade in dieſer Halbheit zum ſchreienden Unrecht werden, die wir aber ängſtlich in unſern Formalitäten feſthalten, und in vielen materiellen Conſequenzen fortbeſtehen laſſen, trotz dieſer, ſage ich, macht ſich dennoch immer mehr das wahre geſchichtliche Leben, die nothwendige Entwicklung des proteſtantiſchen Princips geltend; aber erwarten wir nur nicht, daß wir den fatalen Folgen unſrer Confuſion entgehen können, in der wir zwiſchen Freiheit und Zufall, Geiſt und Natur, Bewußtſein und Träumerei herumtaſten.

Es war eine Zeit und es wird auch wieder eine Zeit kommen, wo das Vernünftige, das ächt Proteſtantiſche in Preußens Entwicklung ins Auge gefaßt und hervorgehoben werden muß, jetzt aber haben wir ſeine Nachtſeite zu ſchildern, damit wir wiſſen, was wir mit ſeinen Nachtvögeln und namentlich mit dem großen Uhu anzufangen haben, der ſeine Klauen in unſern Nacken geſchlagen hat. Darum ſage ich, wir ſind auch politiſch im halben Proteſtantismus ſtecken geblieben. Statt uns rückhaltlos dem freien Geiſte und ſeinen Forderungen hinzugeben, ſtatt ſchonungslos gegen unſer eignes Selbſt zu proclamiren, daß überall nur Recht und Wahrheit und nichts Anderes das Princip unſeres Thuns ſein ſolle, daß überall nur Recht und Wahrheit gehört und anerkannt werden ſolle, von welcher Seite es auch, von welchen Organen es auch ausgeſprochen werden und wie feindſelig es auch gegen unſer perſönliches Belieben auftreten ſollte, daß nur Recht und Wahrheit dem Individuum ſeine Ehre und Bedeutung gewähren ſolle — flüchten wir unſer liebes Ich hinter die verblaßten Kategorieen der Legitimität, der hiſtoriſchen Rechte, der Conſervation des Beſtehenden, der natürlichen Unterſchiede, in dem Wahne, man könne das dunkle Pünktchen nicht durchſchimmern ſehen. Und doch wiſſen wir, daß nur der Geiſt das Legitime, das Hiſtoriſche, das wahrhaft und wirklich Beſtehende iſt und daß er dieſe natürlichen Unterſchiede nur ſetzt, um ſie wieder aufzuheben und zu geiſtigen zu erheben, und daß der Entwicklung des Geiſtes gegenüber die Legitimität zur Illegitimität, das hiſtoriſche Recht zum Unrecht, das Beſtehende zum Nichtigen, die Erhaltung der natürlichen Unterſchiede zur Ertödtung der geiſtigen Unterſchiede wird. Und daß dieſer Geiſt, den wir noch in jenen alten Kategorieen verehren, aus denen er ſchon entwichen iſt, kein abſtractes „Gedankenunding“ bleibe, ſo gewähre man ihm nur neue Formen, die ſeiner jetzigen Entwicklung angemeſſen ſind, man gebe ihm „Verfaſſung“ und „Preßfreiheit,“ erſt dann werden Legitimität, hiſtoriſche Rechte, das Beſtehende, die natürlichen Unterſchiede zu ihrer wahren Läuterung, aber auch zu ihrer wahren Sicherheit gelangen. Und kommt die Zeit, wo auch dieſe Kategorieen zu leeren Hülſen geworden ſind, ſo ſoll man auch ſie ins Feuer werfen,

und der Geiſt wird ſich mittlerweile ſchon andere Bedürfniſſe geſchafft haben, die zu ihrer Realiſation hindrängen.

(Fortſetzung folgt.)

Elſaß und deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft.

Seit dem Herbſte vorigen Jahres, wo plötzlich ſich die Beſorgniß oder die Hoffnung eines nahe bevorſtehenden Krieges mit Frankreich und Deutſchland verbreitete, wo franzöſiſche Journale und Staatsmänner unverhüllt von ihrer Erwartung ſprachen, in kurzer Zeit die deutſche Rheinprovinz wieder unter franzöſiſchen Scepter zurückkehren zu ſehen, iſt von mehr als einer Seite des Elſaſſes als einer deutſchen Provinz gedacht worden. Man hat mit Enthuſiasmus die treue Anhänglichkeit gerühmt, mit welcher das Volk noch immer den deutſchen Volksdialekt ſpricht, man hat den Eifer mehrerer Gelehrten hervorgehoben, welche in ihren Schriften und Forſchungen der deutſchen Sprache ſich bedienen und von Neuem wurde in die alten Klagen eingeſtimmt, daß bei frühern Friedensſchlüſſen mit dem Nachbarſtaate eine Provinz des deutſchen Reichs nicht zurückgefordert worden, welche einſt von den deutſchen Kaiſern wegen ihrer Wichtigkeit in ganz beſondern Schutz genommen wurde. Dagegen ſuchten franzöſiſche Journaliſten, namentlich des Elſaß ſelbſt, von ſich und der Provinz die Schmach zu entfernen, welche in dieſen Lobſprüchen deutſcher Schriftſteller zu liegen ſchien, ſie hoben die bewährte Anhänglichkeit des Landes an Frankreich hervor, ſtellten die Uebung des Volksdialekts als ein unbedeutendes Moment auf, das auf den wahren Charakter des Volkes keinen begründeten Schluß erlaube und ſuchten dies durch Hinweiſung auf andere Provinzen Frankreichs zu erweiſen, welche, wenn auch mit einem der franzöſiſchen Sprache völlig fremden Volksdialekt, doch als ächt franzöſiſch anerkannt werden müßten.

Vielleicht möchte es ſcheinen, als wenn dieſer von dem Bedürfniß des Augenblicks hervorgerufenen Polemik, welche, nach Art der meiſten Flugſchriften, in leichtem Wortgefecht den Gegner mehr zu ermüden oder zu necken ſucht, keine weitere Folge zu geben ſei. Und wirklich iſt die franzöſiſche Entgegnung ſo ſehr der ſeichteſten Oberflächlichkeit entnommen, daß ihre Nichtigkeit dem flüchtigſten Ueberblicke einleuchten muß. Sie ſtellt eine einzelne Meinung als Princip einer politiſchen Conjectur auf, ohne zu bedenken, daß hier die Wechſelwirkung zwiſchen Urſache und Wirkung gar nicht nachgewieſen werden kann, führt Beweisgründe an, die etwas ganz Anderes beweiſen möchten, als was der Verfaſſer dieſer Meinung zu erweiſen beabſichtigt; läßt, in der Einſeitigkeit ihres Urtheils befangen, den vorurtheilsfreien Beobachter gerade das als Wahrheit ahnen, was ſie als unbegründet und falſch verwerfen wollte und fordert dadurch von ſelbſt zur ernſten Unterſuchung einer Frage auf, die um ſo intereſſanter werden muß, als ſie ſich von aller polemiſchen Tendenz fern halten kann, der Frage nämlich, ob und in wiefern man den Charakter und das Bewußtſein eines Volkes als ſolches aus ſeiner Volksſprache und den einzelnen Erſcheinungen ſeiner Litteratur erkennen kann.

Seit mehreren Jahren bereits und zwar mit jedem Jahre in größerer Anzahl erſcheinen in Straßburg in deutſcher Sprache verfaßte Werke, deren Verfaſſer die Geſchichte des Elſaß und den Sagenkreis des Landestheils in ernſter Forſchung, theils im Gewande der Dichtung mehr oder weniger umfaſſend bearbeiten. Die Tendenz dieſer Werke iſt ſichtbar, die alten Erinnerungen des Landes zu beleben und die Verwandtſchaft ſeines Volksſtammes mit dem deutſchen Nachbarlande nachzuweiſen. An ſie reihen ſich mehrere Zeitſchriften an, die, in deutſcher Sprache redigirt, in noch größerem Umkreis und mit unmittelbarer Wirkung denſelben Zweck verfolgen. Noch in jüngſter Zeit hat der Profeſſor Strobel am Gymnaſium zu Straßburg den erſten Band einer vaterländiſchen Geſchichte des Elſaſſes herausgegeben, in welcher er den deutſchen Urſprung des Volkes, die frühere Verbindung des Landes mit dem übrigen Deutſchland anerkennt und nachweiſt.

Auf dieſe Weiſe giebt ſich inmitten der Bemühungen der franzöſiſchen Bevölkerung und Regierung, welche nicht wenig von den reicheren Familien deutſchen Urſprungs unterſtützt werden, die ſich dieſes Urſprungs ſchämen und gern ſich als Franzoſen von Geburt angeſehen wüßten, daher jede Spur deutſcher Geſittung und deutſchen Lebens aus ihrer Nähe eifrig verbannen, eine deutſche Partei zu erkennen, die, in der Geſchichte des Landes ihre Berechtigung, in den Ueberlieferungen und den Gewohnheiten des Volks ihre Stütze findend, einen Verein gebildet hat, wo deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft gepflegt und wo möglich weiter gebildet wird.

Gewiß würde in jedem Lande ein ſolches Streben, das ſich ſo rein von jedem fremden Beweggrunde frei aus dem eignen Bedürfniß erzeugt hat, rühmend von Deutſchland anerkannt werden müſſen. Wir erkennen freudig die Bemühungen des Auslandes an, die es an Erforſchung und Aneignung deutſcher Sprache und Wiſſenſchaft wendet, wir begrüßen das Auferſtehen der deutſchen Dialekte in Flandern, Brabant und den übrigen niederländiſchen Provinzen als ein Ereigniß voll guter Vorbedeutung; und ſehen darin eine Erweiterung, gewiſſermaßen eine geiſtige Eroberung früher zu Deutſchland gehöriger Gebiete. Und hier in einer Provinz, die nur durch die Schwäche der Zeiten für Deutſchland verloren ging, welche fremde Eroberungsſucht und engherzige heimiſche Politik von dem deutſchen Staatskörper losriſſen, ſollten wir in dieſer gewiß eigenthümlichen Erſcheinung nichts ſehen als ein ſeltſames Naturſpiel? Wir ſollten in dem ernſten Streben der Gelehrten, in der Stimme der Dichter nur die augenblickliche Laune

erkennen, die mit den Formen ſpielt und ſich im Gebrauche einer mühſam erlernten Sprache ergetzt? Wir ſollten im Munde des Volks, das die Sprache der Väter ſpricht, nur das mißverſtandene Feſthalten des Hergebrachten erkennen? Und zwar nur aus dem Grunde, weil das Land aufgehört hat, demjenigen Lande anzugehören, deſſen Sprache es ſpricht, an deſſen Bildung und Geſittung es mit einem Eifer feſthält, der ſelbſt nach faſt zwei Jahrhunderten und bei politiſchen Verhältniſſen, die den Abfall nothwendig herbeiführen mußten, in unerſchütterter Kraft beſteht?

Hegel ſagt in ſeiner Logik (Bd. 2. S. 278 u. 279 a. A.) „Was das Leben des Geiſtes als Geiſtes genannt wird, iſt ſeine Eigenthümlichkeit, welche dem bloßen Leben gegenüber ſteht; wie auch von der Natur des Geiſtes geſprochen wird, obgleich der Geiſt kein Natürliches und vielmehr der Gegenſatz zur Natur iſt. Das Leben als ſolches alſo iſt für den Geiſt theils Mittel, ſo ſtellt er ſich es gegenüber, theils iſt er lebendiges Individuum, und das Leben ſein Körper, theils wird dieſe Einheit ſeiner mit ſeiner lebendigen Körperlichkeit aus ihm ſelbſt zum Ideal herausgeboren. — — Das Leben hat in beiden Fällen, wie es natürliches und wie es mit dem Geiſte in Beziehung ſteht, ein Beſtimmtheit ſeiner Aeußerlichkeit, dort durch ſeine Vorausſetzungen, welches andere Geſtaltungen der Natur ſind, hier aber durch die Zwecke und Thätigkeit des Geiſtes.“

Was hier von dem Leben im Allgemeinen geſagt wird, gilt auch von dem Leben des Volkes. Sein Leben gehört theils der Natur, theils dem Geiſte, jenes begreift ſeine äußeren Verhältniſſe, die ſich willkürlich verändern können und müſſen, ſo lange die Politik nur ein äußerliches Abwägen augenblicklicher Vortheile, eine Sammlung von Meinungen und Anſichten zur Beförderung der Willkür, des Egoismus, der Ehrſucht iſt, nicht die Wiſſenſchaft vom Staate aus dem Geſichtspunkte des Volkes. Einer ſolchen Politik, die jede lebendige Individualität der Völker läugnet und ihre Verhältniſſe als äußerlich geſetzte betrachtet, die jeden Augenblick auf gleiche äußerliche Weiſe gelöſt und verändert werden können, einer Politik, welche ihre Handlungen nur als mechaniſches oder chemiſches Product anſieht, und je nach Luſt und Belieben Theile der verſchiedenſten Völkerindividuen in ihren Staatenbegriff zuſammenhäuft und durch äußere Formen und Verordnungen zu einem Ganzen zu verſchmelzen ſucht, bleibt es natürlich unbenommen, die Grenzſteine zu ſetzen, ſo weit Macht und Liſt es erlauben. Ueber das geiſtige Leben der verſchiedenen Völker vermag ſie aber nichts und jeder Fortſchritt in der freiern Entwicklung des Geiſtes, jeder allgemeinere Umſchwung des Gedankens bringt ſie näher an das Ziel, wo ihre Grenzmarke ſteht und ſie von der Herrſchaft, die ſie jetzt ſich anmaßt hat, abgelöſt wird.

Die innere Natur des Geiſtes kann ein ſolches äußeres Verfügen nicht ändern, aber dieſe äußern Formen, in denen ſein Leben eingeſchloſſen wird, vermögen auch nicht, eine Aenderung in der Eigenthümlichkeit des Volkes hervorzubringen. Geſchichte und Politik ſind in dieſem Punkte gänzlich getrennt, ſo innig ſie ſich ſonſt berühren mögen.

Wenn man die Geſchichte der innern Entwicklung des Elſaſſes kennt, wenn man weiß, wie die Bewohner dieſes Landſtrichs von den älteſten Zeiten an, in denen die Alemannen feſten Fuß faßten, bis zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs, in welcher das Land an Frankreich abgetreten wurde, ſtets in ununterbrochener Reihefolge an allen geiſtigen Kämpfen Deutſchlands den thätigſten Antheil nahm, wie das Bürgerthum und Städteweſen hier vielleicht zuerſt ſich unter allen deutſchen Ländern und am reinſten entwickelte; wenn man bedenkt, daß die echt deutſche Einrichtung im Familien- und öffentlichen Leben ſich unverändert und trotz der franzöſiſchen Ordonnanzen bis zur erſten Revolution erhielt und immer noch in den untern Ständen des Volks in ungetrübter Reinheit ſich erhalten hat und beſteht: der muß in allen dieſen Zeichen, welche verbunden mit einander eine kleine Welt in ſich bilden, etwas anderes erblicken, als die Rudera einer untergegangenen Zeit, er muß hierin die zwar gedrückte, doch keineswegs erſtickte Blüthe eines Volkes erkennen, das nur dem Recht der Waffen gehorchte, als es ſich dem Sieger unterwarf und ihm auch jetzt noch als Herrn des Bodens huldigt, ihm gehorſamt in allen Fällen, wo die Pflichten der bürgerlichen Geſellſchaft ihn dazu auffordern, doch die innerſte Welt ſeiner Gedanken verſchließt vor den andringenden Forderungen eines ihm fremden Genius.

Wenn Frankreich das Zeugniß anderer Provinzen aufruft, die urſprünglich auch nicht franzöſiſch geweſen, wenn es von der Provence, der Bretagne ꝛc. ſpricht, wo ein dem franzöſiſchen Idiom fremder Dialekt geſprochen werde und doch dieſes Land ſeit Jahrhunderten unbeſtritten dem franzöſiſchen Intereſſe gewonnen ſei, ſo wird hier einestheils ein Beiſpiel angezogen, das nur zum Theil als Beweis gelten kann, denn jene Provinzen haben längſt diejenige Nationalität verloren, auf welche das Elſaß noch fortdauernd gewieſen iſt; die Nationen, welche in jenen Ländern eine Nationalität und mit ihr eine Litteratur gründeten, ſind ausgeſtorben, und die genannten franzöſiſchen Provinzen ſind die einzigen noch übrigen Reſte. Anderntheils wird hier unter dem Leben des Volkes der politiſche Verband verſtanden, welcher die einzelnen Provinzen mit dem ganzen Staate verbindet, und welcher natürlich vor der Hand in ruhigem Beſtehen gelaſſen werden ſoll. Es kam hier nur darauf an, zu erweiſen, daß eine fremde Nationalität recht gut faktiſch neben einer andern herrſchenden Nationalität beſtehen kann, und ſich erhalten muß, ſobald die Bedingungen des geiſtigen Lebens unangetaſtet bleiben, die ſie hervorgerufen haben. Dieſe aber hat noch keine Politik, von welcher die Geſchichte weiß, mit Ausnahme der römiſchen, vernichtet. Denn nur ſie drang in das innerſte Geheimniß des Geiſtes ein, indem ſie die Sprache ſelbſt des unterſten Volks zu untergraben und durch die römiſche Sprache zu verdrängen wußte.

Daß die franzöſiſche Politik ſo weit nie gegangen iſt, beweiſen die verſchiedenen Dialekte eben jener Provinzen, die früher einem ganz andren Volksſtamme angehörten.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

6. October. № 83. 1841.

Preußen und der Katholicismus.

(Fortſetzung.)

Man iſt gewohnt, die unfreien Tendenzen unſres Staates im Allgemeinen, und die politiſche Theilnahmloſigkeit und Bevormundung ſeiner Bürger insbeſondere, der Regierung zuzuſchreiben, eine nothwendige und gewiß höchſt gefährliche Folge jener Theorie, die den Proceß des Staatslebens in den König und ſeine Regierung, alſo in einen Theil des Ganzen verlegt. Will der Arzt die Geſundheit des Körpers prüfen, ſo fühlt er freilich den Puls, iſt aber deswegen das Glied des Pulſes der kränkſte Theil des Körpers? Daß man unſern halben Proteſtantismus in unſrer Regierung nachweiſen könne, ja am Klarſten nachweiſen könne, das verſteht ſich von ſelbſt, denn die Regierung iſt das Höchſte und Edelſte eines Volkes, wird alſo auch das durchſichtigſte Organ ſeiner Geſammtthätigkeit ſein. Aber die Regierung zum alleinigen Gegenſtande der Oppoſition zu machen, das iſt auch nur bequem und gegen das Gewiſſen des ächt proteſtantiſchen Geiſtes, denn das iſt eine einſeitige Oppoſition. Fangen wir einmal bei uns ſelbſt an, bei unſern Familien, bei unſern Nachbarn, bei unſern Mitbürgern, und fahren wir ſo in weitern Kreiſen fort. Wie viel Geſinnungsloſigkeit, wie viel Philiſterhaftigkeit, wie viel Spießbürgerthum, wie wenig Staatsbürgerthum! Wir gründen uns treufleißig Haus und Hof und halten darin auf Zucht und Ordnung, wir erwerben Geld und Gut, wir erfüllen treu und ehrlich die Pflichten des Berufs, wir ſchmücken auch unſern Kopf aus mit ſchönen und nützlichen Kenntniſſen und freuen uns, wie ſich da die Zellen allmälig mit ſüßem Honig füllen, bisweilen leſen wir auch unſre Zeitungen und überzeugen uns, wie ganz vortrefflich und muſtergiltig es bei uns hergeht, wie übel daran dagegen unſer Nachbar, der Franzmann, mit ſeiner Conſtitution und ſeiner Preßfreiheit iſt, der ſich offenbar nur damit eine Ruthe auf den unruhigen Rücken gebunden hat, kurz, wir leben in der Seligkeit des Bewußtſeins loyaler Bürger, treuer Gatten und Väter. Ein Blick auf die Geſchichte zeigt uns Fehrbellin, Roßbach, Waterloo, ein Blick auf die Gegenwart zeigt uns Preußen als eine der fünf Großmächte, als den Staat der Gerechtigkeit, der Intelligenz ꝛc., was bedarf es noch um glücklich zu ſein? Da ſchallt plötzlich wie Poſaunenton der Chor der oſtpreußiſchen Männer durchs Land. Wir ſpitzen das Ohr, es regt und reckt ſich in uns, es wird uns warm ums Herz, wir freuen uns, daß wir ſo muthige, ſo kräftige und liberale Preußen ſind, wir machen muthvoll eine Fauſt in der Taſche gegen jede Willkür und Illiberalität und — es geht wieder an den Ameiſenhaufen. Fervet opus. Wo iſt denn das philoſophiſche deutſche Volk, das überall nach dem: Warum? fragt? — Freilich iſt es viel leichter und bequemer, viel ſicherer und loyaler im Bereich ſeiner fünf Sinne zu bleiben, als politiſche Eier zu brüten, darum beſcheiden wir uns gern, es iſt überdies geſetzlich und — wir haben unbedingtes Vertrauen. Nun paſſirt es natürlich bisweilen, daß die Theorie mit ihren Conſequenzen auch die vertrauensvollſten Leute ergreift, daß dadurch das eigne Intereſſe, der eigne Geldſack, der eigne Name gezwickt wird, hei! welches Oppoſitionsgeſchrei erhebt ſich ſofort:

Helft Brüder! helft!
Der Wolf hat ſchon ein Schaf im Rachen!

Freilich hat er ein Schaf im Rachen. Aber wozu dieſes Geſchrei? Die Natur des Wolfes iſt, zu freſſen, die des Schafes, gefreſſen zu werden, es geht alſo ganz natürlich zu. — Wer ein lebendiges religiöſes Gewiſſen hat, der hat auch ein politiſches Gewiſſen; nun haben wir ein religiöſes Gewiſſen, wollen alles Gute, ſind honnête, ſind liberale Männer — aber Alles nur halb, ſtecken halb im Köhlerglauben, halb im Unglauben, halb in der Freiheit, halb in der Unfreiheit, denn es fehlt an dem Muthe, an der Tapferkeit, nicht was wir für Wahrheit und Recht halten, ſondern die Rückſichten, die leidigen Rückſichten, die beſtehenden Verhältniſſe ſind die Lenker unſres Handelns. Hat uns Martin Luther dieſes Beiſpiel gegeben? Hat er auch Ungnade, Amtsentſetzung, polizeiliche Verſtrickung, hat er das Geſchrei und das Schimpfen des Pöbels gefürchtet? Wer autoriſirte ihn? Nicht Kaiſer und Papſt, ſondern das Gewiſſen, und dieſem gegenüber ſchwand alle Furcht vor Menſchengewalt, vor dem Herkommen, vor beſtehenden Rückſichten und Verhältniſſen. Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! O, es iſt ein reiches Capitel, unſere Feigheit, unſere Faulheit, unſere politiſche Philiſterhaftigkeit. Es galt aber hier nur anzudeuten, um zu zeigen, wie dieſe Halbheit, dieſes Bevormundungsſyſtem, dieſe Unfreiheit, mit einem Worte der halbe Proteſtantismus

dem ganzen Volke in den Gliedern ſteckt, und wie wir deshalb keineswegs berechtigt ſind, der Regierung Vorwürfe zu machen, wenn wir nicht auch uns ſelbſt und alle Glieder unſres Volkskörpers einer herben Kritik unterwerfen wollen. Franzöſiſche Weiſe iſt's, in einſeitige Oppoſitionen zu zerſpringen, die Regierung als den böſen Dämon, als das Princip der Unfreiheit zu betrachten und ſich ihr weiß gewaſchen gegenüberzuſtellen, deutſche Gründlichkeit vergißt nicht in den eignen Buſen zu greifen, denn mag der Deutſche auch in die ſchärfſte Oppoſition verfallen, das Gefühl der Einheit zwiſchen Volk und Fürſt iſt nicht minder ſtark, und ſeine Oppoſition iſt ihm nur ein Mittel, dieſe Einheit immer mehr zu einer wahren zu machen.

Aber wieder ein Widerſpruch! Trotz unſrer politiſchen Indolenz, trotz unſres blinden Vertrauens, glauben wir doch Einen Winkel unſres Herzens argwöhniſch vor dem Staate ſalviren zu müſſen, eben den religiöſen, als wenn er durch einen Schlagbaum von dem politiſchen geſchieden wäre. Was der Staat ſagt, ſagt auch der Einzelne: Kirche und Staat ſind geſonderte Gebiete. Die Geſichtspunkte mögen verſchieden ſein. Der Staat mag, als Inhaber der Gewalt, ahnen, daß, wenn er das religiöſe Gewiſſen in ſich ſelbſt aufnimmt und in den Bürgern das ſelbſtändige Gewiſſen anerkennt, ſeine Beweglichkeit, ſeine Thätigkeit, ſeine Verpflichtungen unendlich vergrößert werden müſſen, in den Bürgern aber eine weit größere Freiheitsberechtigung und Selbſtändigkeit anerkannt werden muß. Das iſt unbequem, eine Menge von perſönlichen Rechten, eine Menge von althergebrachten Kategorieen würde von ſelbſt dadurch außer Curs geſetzt werden, und es iſt ja bis jetzt ſo gut gegangen — darum laſſen wir's lieber beim Alten; mögen auch dadurch die Eingriffe des Staates in die Kirche zum Unrecht gebrandmarkt werden, man hat ja die Gewalt, und ſie kann das Unrecht decken. Der Staat ſteckt offenbar in der Lüge. Der Einzelne aber, im Gefühle ſeiner Ohnmacht dem Staate gegenüber, preiſt zwar bis zum Hochmuth, wie vernünftig und vortrefflich es bei uns hergehe, ſpricht, daß er ſeine Intereſſen in der Regierung vollkommen vertreten glaube, daß er unbeſchränktes Vertrauen habe — aber, wo es ihm recht ernſthafte Intereſſen zu gelten ſcheint, da zeigt es ſich, daß er kein Vertrauen hat, er will wenigſtens ſein religiöſes Gewiſſen vor fremder Macht und Willkür ſchützen, er giebt den Pelz preis, zieht ſich mit ſeinem religiöſen Gewiſſen tief in die Innerlichkeit zurück und hier in dieſer luft- und lichtſcheuen Sphäre kommt es natürlich zu allerhand krankhaften Regungen, zu Pietismus, Sectirerei und fanatiſchem Unfug. Der Staat indeß, von ſeiner Geſchichte getrieben, greift immer tiefer in das eingebildete Gebiet der Kirche ein, und viel Geſchrei der Einzelnen erhebt ſich dagegen, aber eben bloß Geſchrei. So ſind wir unwahr gegen den Staat, dem wir unbedingtes Vertrauen heucheln, was wir nicht haben, unwahr gegen unſer religiöſes Gewiſſen oder vielmehr gegen das, was wir Kirche nennen, weil wir es nicht vertheidigen. Kurz, es iſt bei uns ein großer Wirrwarr von Lüge und Wahrheit, Freiheit und Unfreiheit, Bewegung und Stillſtand, daß man verzweifeln möchte, wenn man nicht an den göttlichen Geiſt der Geſchichte glaubte.

Iſt es nun ſo unklar mit unſerm religiöſen, ſo unklar mit unſerm politiſchen Gewiſſen beſtellt, wie ſieht es mit der Gewißheit dieſes Gewiſſens, mit der Wiſſenſchaft aus? Närriſche Frage! Ganz vortrefflich ſieht es damit aus. Sind wir nicht der Staat der Intelligenz, ſind wir nicht das Land der Schulen? Haben wir nicht ein Menge blühender Univerſitäten? Wo werden mehr Bücher geſchrieben? Wo wird mehr examinirt? Alles zugeſtanden, auch zugeſtanden, daß die Wiſſenſchaft in Preußen trotz der Examina zu hoher Blüthe gediehen, ſo will es mir doch ſo vorkommen, als ſei ſie nicht eben, was ſie ſein ſoll; ſie wird nicht als die Spitze unſres proteſtantiſchen Geiſtes, durch die ihm erſt ſeine höchſte Berechtigung zu Theil wird, betrachtet, ſondern von Seiten des Staates mehr als eine außerhalb des Staates ſtehende Macht angeſehn, der man ſich auf adminiſtrativem Wege möglichſt zu nähern hat, um ihr den Honig abzunehmen, den Stachel zu laſſen. Wie ſoll ſich denn aber der Staat zur Wiſſenſchaft verhalten? Damit mich die Leute mit meiner Naivetät nicht auslachen, möge es der alte Athenienſer Platon für mich ſagen: „*Ἐὰν μὴ ἢ οἱ φιλόσοφοι βασιλεύσωσιν ἐν ταῖς πόλεσιν, ἢ οἱ βασιλῆς τε νῦν λεγόμενοι καὶ δυνάσται φιλοσοφήσωσι γνησίως τε καὶ ἱκανῶς, καὶ τοῦτο εἰς ταὐτὸν ξυμπέσῃ, δύναμίς τε πολιτικὴ καὶ φιλοσοφία, τῶν δὲ νῦν πορευομένων χωρὶς ἐφ' ἑκάτερον αἱ πολλαὶ φύσεις ἐξ ἀνάγκης ἀποκλεισθῶσιν, οὐκ ἔστι κακῶν παῦλα ταῖς πόλεσι, δοκῶ δὲ οὐδὲ τῷ ἀνθρωπίνῳ γένει.* (de rep. V, 18). So lange der proteſtantiſche Staat nun noch nicht begreifen will oder kann, daß die Wiſſenſchaft ſeine eigne ſelbſtbewußte Vernunft iſt, und deshalb ſich bald mit ihr ſchmücken und mit ihr kokettiren, bald ihr eine Fauſt machen und ſich ſcheu von ihr zurückziehen zu können wähnt, ſo lange müſſen wir des proteſtantiſchen Staats höchſtes Poſtulat noch griechiſch ſchreiben, damit es die Wenigſten verſtehen; haben wir aber erſt einmal eingeſehen, was wir wirklich ſind, was unſre wahre Macht, aber auch für uns zwingende Nothwendigkeit iſt, dann ſoll es das Motto für unſre Größe ſein. Während nun aber der Staat das Princip der Wiſſenſchaft nicht als das ſeinige anerkennt, wie wird er ihr Protector ſein können? Doch nur ſo, daß er ſie gewähren läßt. Selbſt hat er gerechter Weiſe kein Urtheil darüber, er wird nur wahrzunehmen haben, wie ſich eine wiſſenſchaftliche Macht Bahn bricht und äußerlich Anerkennung findet, denn

iſt die Sache Menſchenwerk, ſo verkommt ſie bald, weht aber göttlicher Odem darin, ſo ſchafft ſie ſich bald Anerkennung. So wurde Hr. Schubarth Profeſſor in Breslau, Hr. Hävernick Profeſſor in Königsberg; beide haben Eclat gemacht, der Eine durch ſeine Hochverrathsklage gegen die Hegelſche Philoſophie, der Andere ſchon als Studioſus in Halle bei Gelegenheit der Denunciation des Rationalismus, vielleicht nicht minder durch ſeinen Prophet Daniel. Von öffentlicher Anerkennung und Wirkung hat zwar nichts verlautet, doch mag das die Regierung von ihrem höhern Standpunkte aus beſſer gewahr geworden ſein. So weit iſt Alles in der Ordnung in dem Protectoratsverhältniſſe. Jetzt erlaube man uns eine Fiction, denn exempla sunt odiosa. Geſetzt David Friedrich Strauß, eine wiſſenſchaftliche Notabilität, vor die man kein „Herr" ſetzt, der Mann, der in Aller Munde iſt, den Einen zum Jubel, den Andern zum Schrecken, der Jupiter tonans der heutigen Theologie, dieſer David Friedrich Strauß klopfte an unſre Thür, würden wir ihm aufthun, würden wir ihn hören? Nein, dreimal nein! Den Don Quixote rufen wir herein, den Bayard laſſen wir hübſch draußen, und warum? Das iſt die Rache der Wiſſenſchaft, die wir nicht als unſre ſubſtantielle Macht anerkennen wollen und über die wir polizeilich-adminiſtrativ verfügen zu können glauben. Sonderbarer Wahn! Wir haben nicht die Wiſſenſchaft, die Wiſſenſchaft hat uns, und zur Strafe ſtülpt ſie uns ihre antiquirten Formen über den Kopf, eilt davon und lacht über die Steckbriefe, die wir, die vermeintlichen Beſitzer der wahren Wahrheit, der vermeintlichen Pſeudowahrheit nachſenden.

Die reichhaltigſten Capitel unſres halben Proteſtantismus ſollten hier nur berührt, unſre leidigen Inconſequenzen, unſre Sünden nur angedeutet werden. Und ſo unvollkommen dies geſchehen iſt, ſo wird ſich doch, glaube ich, klar herausgeſtellt haben, auf wie unentwickelter Stufe der Proteſtantismus noch ſteht, wie unfrei und wie ganz gegen ſein eignes Princip er ſich in Religion, Staat und Wiſſenſchaft verhält. Das muß ſeine Folgen haben. Wir kommen jetzt zu dem zweiten Theile unſrer Darſtellung: die Noth, die dem proteſtantiſchen, insbeſondere preußiſchen Staate der Katholicismus macht, iſt die eigne Sünde, die er zu büßen hat.

(Fortſetzung folgt.)

Elſaß und deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft.

(Fortſetzung.)

In der Sprache aber, welche die niedern Claſſen des Volks ſprechen, in den Sagen und Legenden, die ihnen eigenthümlich ſind und auf welche ſich die Sitten und Gebräuche, dieſe eigentlichen Stammhalter eines Volkes, gründen, ſpricht ſich das wahre geiſtige Leben eines Volkes aus. Hier iſt das Fundament ſeines innern Lebens, dies iſt ſeine Religion der Geſchichte, wenn man ſo ſagen darf, für ſie erhebt es den Schild des Krieges und der Empörung. Und wenn die verſchiedenen Provinzen Frankreichs, wie die Geſchichte nachweiſt, Jahrhunderte lang für dieſe ihre Laren gekämpft haben, wenn ſie noch jetzt immer bereit ſtehen, dieſe Myſterien ihres Familienlebens mit ungebeugtem Muthe zu vertheidigen (denn in den blutigen Kämpfen der Vendée, die bis in die jüngſten Jahre fortgedauert haben, möchte dieſes Intereſſe weit bedeutender geweſen ſein, als die Anhänglichkeit an das ältere Haus der Bourbonen): ſo möchte das Anführen franzöſiſcher Politiker bei genauerer Erwägung ſehr ſchwankend in Bezug auf ſeine Richtigkeit werden.

Ein Volksdialekt, wie jede andere Sprache, kann ſich im Leben nicht erhalten, wenn er nicht fortdauernd künſtleriſch gebildet wird, d. h. ohne ſelbſtändig beſtehende Litteratur. Wir wenigſtens erinnern uns keiner Volksſprache, die ſich weſentlich von der Sprache der gebildetern Volksclaſſen unterſcheidet, die nicht in Lied und Romanze wenigſtens eine gewiſſe künſtleriſche Ausbildung erhalten hätte. Man gedenke nur der verſchiedenen italieniſchen Volksdialekte, welche reiche geſchriebene und gedruckte Litteratur bieten ſie dem Freund ſolcher Studien; gleiche Ausbildung beſitzen die verſchiedenen Dialekte der pyrenäiſchen Halbinſel. Wer kennt nicht die reiche, bis in die neueſten Zeiten fortgeführte Litteratur der Provence, und eben ſo beſtehen auch in der Bretagne Schauſpiele und Romanzen in Menge, welche dieſe Sprache zu einer Schriftſprache ausgebildet haben; ja, wenn man den Erzählungen der verſchiedenen Reiſenden und den Verſicherungen und Angaben franzöſiſcher Litteratoren Glauben beimeſſen daef, pflanzt ſich in dieſer merkwürdigen Provinz eine Schule Volksdichter fort, die, aus dem Volke entſproſſen, immer noch beſchäftigt ſind, dieſen Dialekt künſtleriſch zu bilden.

So innig aber die Litteratur mit der Geſchichte eines Volkes und dem innern Volksleben verwebt iſt, ſo wenig Berührungspunkte hat ſie mit der Politik, wenn dieſe nicht mit dem Geiſte des Volkes, mit ſeinem Familienleben, mit ſeiner innern und äußern Geſchichte Hand in Hand geht. Und in Frankreich, wo das Syſtem der Centraliſation jede andere Berührung anderer Volksintereſſen verſchlingt, wo Paris das Land iſt, über welches entſchieden wird und die andern Theile der Monarchie als ein Appendix todten Beſitzthumes betrachtet werden — in Frankreich iſt die Geſtaltung der Dinge noch nicht zu einem Endreſultat gekommen. Es fragt ſich noch, ob die beſtehende Ordnung lange wird ſich erhalten können, ob nicht endlich die übrigen Provinzen des Reichs, herangebildet zu ſelbſtändigem politiſchen

und wiſſenſchaftlichen Bewußtſein, das Recht wieder fordern, was die Politik Ludwig XI. und XIV. ihnen genommen.

Im Elſaß herrſcht nicht bloß ein Volksdialekt, die deutſche Sprache in aller ihrer Reinheit wurde bis zur franzöſiſchen Revolution noch als Gerichtsſprache in allen mündlichen und ſchriftlichen Verhandlungen und ſelbſt in Urkunden angewendet, noch jetzt, nach der Verſicherung hochgeſtellter Beamten und dem Bericht der Zeitungen, fehlt es oft an Geſchwornen, welche der franzöſiſchen Sprache mächtig ſind, noch jetzt erſcheinen die meiſten in Straßburg erſcheinenden Zeitungen mit deutſcher Ueberſetzung; die deutſche Sprache wird immer noch in mehreren gebildeten Zirkeln geſprochen, gilt noch jetzt bei den Gelehrten als das Medium ihrer Gedanken; das Land ſelbſt giebt alſo immer noch das eigenthümliche Schauſpiel eines deutſchen Landes unter franzöſiſchem Scepter — und doch ſoll die innere Geſtaltung des Landes, das Weſen des Volkes franzöſiſch ſein?

Der Privatſecretär des Königs von Holland, Groen van Prinſterer gab im Jahre 1835 einen Briefwechſel Wilhelm des Schweigenden heraus und entſchuldigt ſich in der Vorrede, daß er dieſe Briefe nicht in der Urſprache, ſondern in einer franzöſiſchen Ueberſetzung gegeben habe, weil, wie er ſagt, die holländiſche Sprache noch nicht genug verbreitet ſei. Man ſieht aus dieſer Entſchuldigung und aus der Wahl der Sprache, in welche er überſetzte, daß der Niederländer immer noch weit mehr nach Frankreich als nach Deutſchland ſich neigt. In allen den litterariſchen Erſcheinungen des Elſaß aber, welche in deutſcher Sprache erſcheinen, und es iſt die Mehrzahl in dieſem Falle, findet ſich nirgends eine Rechtfertigung oder Entſchuldigung. Ja nur eine einzige, die wir kennen, giebt am Schluſſe einen kurzen Abriß der Schrift in franzöſiſcher Sprache. Es iſt dies „der Ritter von Stauffenberg," herausgegeben von Chr. M. Engelhardt, Straßburg 1823. Es iſt hieraus leicht zu erkennen, in welchem Verhältniß Deutſchland und die deutſche Sprache und Wiſſenſchaft zum Elſaß ſteht. Denn in demſelben Jahre erſchien in Straßburg eine franzöſiſche Zeitſchrift, wenn wir nicht irren unter dem Titel: Bibliothèque allemande, worin über deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft regelmäßig berichtet wurde und an welcher auch namhafte deutſche Gelehrte arbeiteten. Wäre die franzöſiſche Sprache ein ſo unumgängliches Medium für elſäſſiſche Gelehrte geweſen, wie hätte Engelhardt ſich nicht ihrer bedienen müſſen?

Aus allem dieſem geht hervor, daß Elſaß trotz dem, daß es der franzöſiſchen Regierung untergeben iſt, noch keineswegs aufgehört hat, ein deutſches Land zu ſein.

Noch ſei uns erlaubt, mit einigen Worten des erſten Theils der „Vaterländiſchen Geſchichte des Elſaſſes" zu gedenken, die wir oben ſchon nannten. Er umfaßt die Zeit von der erſten Bevölkerung des Landes durch die Celten bis zum Jahre 1249, eine Zeit, die theils der Dunkelheit oder gänzlichen Mangels der geſchichtlichen Daten wegen ſehr ſchwierig zu behandeln iſt, beſonders wenn man bedenkt, daß es ſich hier um eine einzelne Provinz des deutſchen Reichs handelt. Die Verhältniſſe des Landes, des Volkes, der Sprache und Sitten einer jeden Urzeit ſind bekanntlich keineswegs in den dürftigen ſich vorfindenden Nachrichten der ſpätern römiſchen Schriftſteller oder frühern deutſchen Chroniſten ſo genau zu trennen und den einzelnen Volksſtämmen zuzuweiſen, als es für den Geſchichtſchreiber wünſchenswerth wäre. Auf dieſe Weiſe werden dieſe Nachrichten über die Vorzeit der germaniſchen Länder und Völker eben ſo wohl von demjenigen benutzt, welcher die allgemeine Geſchichte Deutſchlands und Frankreichs, als von denen, welche die Specialgeſchichte eines beſondern germaniſchen Volksſtammes oder einer beſondern Provinz ſchreiben. Aber auch die ſpätern Zeiten bringen die allgemeinen Schickſale des geſammten Reichs und Volks in enge Beziehung mit den einzelnen Stämmen und Provinzen, und es fragt ſich nun, wie iſt die Geſchichte einer Provinz am zweckmäßigſten und nützlichſten zu ſchreiben?

Auf jeden Fall müſſen alle allgemeinen Data, welche ſchon aus größern Geſchichtswerken bekannt ſind, von dem Kreiſe der Darſtellung einer Specialgeſchichte ausgeſchloſſen bleiben. Aber damit iſt eigentlich noch nichts beſtimmt. Denn einestheils geben die Provinzialgeſchichten erſt Gelegenheit, einzelne nicht unwichtige Punkte der allgemeinen Geſchichte genauer zu entwickeln und zu berichtigen, anderntheils aber ſieht ſich oft der Geſchichtſchreiber nach Abzug dieſer intereſſanteren Bezüge in einem Meere von trockenen, unzuſammenhängenden Daten, zu denen er vergeblich einen gemeinſamen Mittelpunkt zu finden bemüht iſt. Der Verf. des angeführten Geſchichtswerks ſcheint ſich mehr als einmal in dieſem Dilemma gefunden zu haben.

Man ſieht aus der ganzen Anlage des Werkes, aus der Art, wie er die allgemeinen Ereigniſſe, die Namen der Fürſten und ihre Unternehmungen nur kurz andeutet, um den chronologiſchen Faden ſeiner Erzählung feſtzuhalten, daß er recht gut ſich bewußt war, was er Alles vermeiden mußte: demungeachtet ſcheint die jetzt mehr antiquirte Form der Geſchichtſchreibung, die Begebenheiten an die Perſon der Fürſten anzuknüpfen, ihn verbindert zu haben, ein klares und von allem unnöthigen Beiwerk freies Bild des Lebens des Volkes zu geben. Dies zeigt ſich namentlich, wenn er der Urkunden gedenkt, welche die Wirkſamkeit eines Biſchofes, eines Fürſten, eines deutſchen Kaiſers zu Gunſten des Elſaſſes charakteriſiren, und meiſtens in Vergebungen von Rechten und Ländereien an die verſchiedenen geiſtlichen Stiftungen und Kirchen beſtehen. Die Aengſtlichkeit, den Faden der allgemeinen Geſchichte zu verlieren, nöthigt ihn mehr allgemeine Begebenheiten zu berichten, als das Verſtändniß der Geſchichte des Elſaſſes erfordert, und die Beſorgniß, zu weitläuftig zu werden, läßt die Erzählung trocken und unerfreulich werden; die Begebenheiten, welche aber das Elſaß eigentlich betreffen, werden zu dieſen allgemeinen Begebenheiten der deutſchen Geſchichte kurz hinzugefügt, und ſo hat das Buch ein chronikartiges Anſehen erhalten, das ihm im Auge der Leſer nur nachtheilig werden kann.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

7. October. № 84. 1841.

Geſchichte der Kantiſchen Philoſophie. Von Karl Roſenkranz. gr. 8. Leipzig, 1840. Bei Leopold Voß.

Löſte Eduard Gans die Aufgabe, durch freien Sinn und lebendiges Intereſſe für die Gegenwart einen größern Kreis vorwärts ſtrebender Männer mit der Hegelſchen Philoſophie zu befreunden, ſo übernahm es Roſenkranz, dieſe mit den andern Zweigen der Litteratur mehr und mehr zu vermitteln, indem er die Poeſie und ihre Geſchichte ins Auge faßte und durch eigene Werke, namentlich aber durch eine fortgeſetzte kritiſche Wirkſamkeit die ſpeculative Betrachtung geltend machte. Die Philoſophie iſt human, ſie erkennt ihre Wurzeln in frühern Geſtaltungen des Gedankens und Lebens und rechtfertigt die Einſeitigkeiten, ſelbſt Verirrungen, als Entwicklungsmomente; aber ſie iſt auch terroriſtiſch, ſie ſetzt ſich und ihre Wahrheit, einmal hervorgetreten kann ſie keine andern Götter neben ihr dulden, und wenn ſie die Zeit zum Bewußtſein bringt, muß das Geiſtverlaſſene fallen und weichen. Jene Humanität nun iſt vorzugsweiſe ein Charakterzug von Roſenkranz, und wenn ihn ein Tadel trifft, ſo iſt es der, daß er ſie zu weit ausdehnt, und das, was für die Vergangenheit gerechtfertigt werden muß, oft auch noch in der Gegenwart anerkennen will. Während er da und dort verborgenes Verdienſt mit wohlwollender Einſicht hervorhebt, und ſtets ſeine große Empfänglichkeit und ſinnige Wahrnehmungsgabe walten läßt, fehlt ihm mitunter die Irritabilität, die gegen Halbes und Falſches nothwendig iſt, und muthig zum Schwerte greift, wo er noch bedingten Beifall nickt. Zu dieſer umfaſſenden, ruhigmilden Anſchauung geſellt ſich bei ihm eine entſprechende Ausdrucksweiſe. Kein Drang, der ihn ungeſtüm fortriſſe, keine Gedanken, die ſich mit plötzlicher Macht überſtürzten, aber die Gegenwart der Idee und eine ebenmäßige Entfaltung des bereits Gedachten, ein ordnendes Talent und eine wohlgebildete Redegabe treten uns bei ihm überall entgegen. Klar und angenehm breitet er ſich nicht ohne Behaglichkeit und innerliche Befriedigung aus, und beſitzt ſelbſt die Kunſt der Weitläufigkeit, von der er in der Vorrede zu ſeiner Pſychologie redet, ohne langweilig zu werden und den poetiſchen Schmelz vermiſſen zu laſſen, den die Proſa deſſelben entbehrt. Mit ſpielender Leichtigkeit ging Roſenkranz an die Bearbeitung der Wiſſenſchaft und mußte ſich von Manchem, der die eigene Schwerfälligkeit für Tiefe hält, mit Unrecht oberflächlich nennen laſſen; ſeine Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter war den Hiſtorikern zu philoſophiſch; im vorliegenden Buch hat er den Sinn für die Idee wie für das Geſchichtliche bewahrt, durch eine faßliche, gelenke Darſtellung viel Treffliches geleiſtet und tüchtig für die Emancipation des Wiſſens aus den Gelehrtenſtuben der Schule mitgearbeitet. Die nähere Betrachtung dieſer Geſchichte der Kantiſchen Philoſophie wird uns Belege für die angegebenen Züge ſeiner Eigenthümlichkeit geben, zugleich aber uns hin und wieder auf Punkte führen, die für die Gegenwart und die jetzige Stellung der Philoſophie von beſonderem Intereſſe ſind.

„Wie ſind ſynthetiſche Urtheile *a priori* möglich?“ ſchrieb Kant an die Spitze ſeiner Kritik der reinen Vernunft; durch die Proclamation der Autonomie des Willens, durch die Forderung kirchlicher und politiſcher Freiheit klärte er ſeine Zeit über ihr Verlangen auf. Der Hiſtoriker muß uns hiernach einmal durch die Schilderung der philoſophiſchen Präcedenzen Kant's das Verſtändniß jener Frage und ihrer Bedeutung aufſchließen, und dann die Elemente des allgemeinen Bewußtſeins darlegen, aus denen der große Denker ſeine Lehre ſchuf, die darum ſo mächtig in das Leben eingriff, weil ſie die Löſung ſeines Räthſels war. In der erſten Epoche der neueren Philoſophie ſtand das Objective im Vordergrund; die Spinoziſtiſche Subſtanz war ſein entſchiedenſter Ausdruck; in der zweiten trat ihm das Subject durch Locke, Leibnitz und Hume gegenüber und ſuchte ſich für ſich zu erfaſſen; die dritte Epoche der Vereinigung eröffnet die Kantiſche Kritik. Mit kluger Begrenzung des Stoffs hält ſich Roſenkranz, wie es Kant ſelbſt gethan, hauptſächlich an die zweite, und erörtert demnach den Zuſammenhang deſſelben mit der engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Philoſophie.

Die Engländer ſind Empiriker, das Diesſeits drängt ſich ihnen zu gewaltig auf, das Innere ſelbſt behandeln ſie auf äußerliche Weiſe. Locke erklärte ſich gegen die urſprüngliche Fülle und Macht des Geiſtes, gegen die eingebornen Ideeen, er ließ der Seele wie einer tabula rasa allen Stoff und Inhalt durch die Senſuation von außen kommen und nur durch eine gewiſſe Thätigkeit der Reflexion formirt und

geordnet werden. So war ihm das Erkennen die Syntheſe der Senſuation und Reflexion, und dieſer Gedanke gipfelte in Kant's Verbindung der ſinnlichen Receptivität und verſtändigen Spontaneität; ſo ſuchte er zu unterſuchen, wie weit ſich unſere Erkenntniß erſtreckt und wo die Schranken der Vernunft gezogen ſind, worin ihm Kant beiſtimmte, der aber mit größerer Tiefe und Beſtimmtheit zu Werke ging und die Immanenz allgemeiner Begriffe in uns ſetzte. Nicht minder, wie dieſen, berückſichtigte der deutſche Denker Newton's principia philosophica, erhob ſich aber bei aller Werthſchätzung deſſelben über die mechaniſche Naturauffaſſung zur dynamiſchen. Die Behauptung Berkeley's, daß nicht die Dinge, ſondern nur unſere Bilder von ihnen, Gegenſtand der Erkenntniß ſind, und das, was außerhalb des Vorſtellenden zu ſein ſcheint, vielmehr in ihm iſt, machte die Aeußerlichkeit doch nur zu einer inwendigen, und da Kant den Begriff des aprioriſchen Denkens faßte, konnte er mit Recht ſeinen Idealismus als einen ganz andern jenem gegenüber darſtellen. Die nächſte Beziehung hatte er zu Hume, der ihn durch Erneuerung des antiken Skepticismus aus dem dogmatiſchen Schlummer weckte. Wie aber die ſchottiſchen Philoſophen gegenüber der Meinungszufälligkeit dieſes Skepticismus das moraliſche Gemeingefühl feſthielten, ſuchte Kant dem abſoluten Inhalt deſſelben durch den kategoriſchen Imperativ Gewißheit zu erringen.

Das Weſen der franzöſiſchen Philoſophie im 18. Jahrhundert war der Kampf der Aufklärung und Subjectivität gegen die Staatsmaſchine des ancien régime und ſeine Maitreſſenherrſchaft, gegen die Satzungen der hierarchiſchen Orthodoxie und ihr Pfaffenthum, das die Denk- und Gewiſſensfreiheit bedrückte. „Voltaire verfocht die Cultur und forderte deswegen, daß man die Auctorität des als ein Product der Vergangenheit Beſtehenden nicht als eine abſolute Schranke zu nehmen habe. Dies ſei Vorurtheil. Man müſſe fortſchreiten und das Mangelhafte der exiſtirenden Cultur durch neue Bildungen ergänzen und erweitern. Rouſſeau verfocht die Natur, forderte aber deswegen auch eine Losſagung von der Auctorität des Geſchichtlichen, inſofern dies eben ein Product der künſtlichen Zuſtände des Menſchen ſei. Er ſah das Vorurtheil darin, daß man dem Beſtehenden als demjenigen huldige, was dem Menſchen in Wahrheit gemäß ſei. Er ſetzte den Fortſchritt in die Vereinfachung aller Zuſtände durch eine Rückkehr zu dem, was das natürliche Weſen des Menſchen ausmache.“ — Kant war vorurtheilsfrei, alles Falſche und Gemachte war ihm ein Gräuel, er focht darum mit den Franzoſen für die Berechtigung des Menſchen, als denkend keinen äußern Zwang zu dulden, ſondern die ihn beſtimmende Nothwendigkeit als ſeine eigene, dem Innern homogene, zu wiſſen; er focht mit ihnen für kirchliche und politiſche Freiheit.

Das nun folgende Capitel über die deutſche Philoſophie iſt noch ausführlicher als die vorhergehenden, und wir können nicht ſagen, daß irgend ein weſentliches Moment überſehen ſei, wohl aber konnte eins und das andere tiefer erfaßt und begründet werden. So von vornherein Leibnitz, während Wolff und die alte Metaphyſik recht anſchaulich charakteriſirt ſind; ſo Leſſing's Spinozismus, während es uns gefreut hat, dieſen Mann als den „größten Popularphiloſophen“ behandelt und namentlich ſeine Erziehung des Menſchengeſchlechts gut gewürdigt zu finden. Wir Philoſophen müſſen endlich aufhören, nach Art der Vertreter poſitiver Wiſſenſchaften die Zünftigkeit zu verlangen, und mögen die Phyſiker immerhin einem Goethe ihre Schulſtube verſchließen, in unſerer Halle ſeien die Standbilder eines Leſſing, eines Schiller, eines Novalis den Heiligen des Gedankens zugeſellt! — An die Schilderung der Wolfiſchen Philoſophie ſchließt ſich bei Roſenkranz, die des Verſtandes und der Aufklärung, zunächſt als Oppoſition gegen jene, durch Lambert, Cruſius und Platner. Ueber den letzteren ſchreibt Jean Paul an den Pfarrer Vogel: „Er wurde einmal vor das dresdner Conſiſtorium gefordert, um ſich wegen der Beſchuldigung des Materialismus zu verantworten. Wenn man ihm etwas weniger Schuld geben kann, ſo iſt es dieſes; er iſt der erklärteſte Feind des Materialismus: man muß ſeine Aphorismen nicht geleſen, nicht verſtanden haben, um es nicht zu wiſſen. Doch es war ein Conſiſtorium; dieſes hat Recht, mit mehr Ehre dumm und mit mehr Heiligkeit boshaft zu ſein als andere Menſchen.“ — Dann folgt eine plane eindringliche Expoſition der Popularphiloſophie, wobei der Leſer noch öfter als der Verf. einen Blick auf die Gegenwart werfen wird; doch drängen ſich auch dieſem ſolche Beziehungen auf, wie bei Moſes Mendelſohn, der einmal aus der Geſchichte des deutſchen Geiſtes nicht ausgeſchloſſen werden kann, die Frage: ſoll ein Volk demjenigen, der in ſeiner Sprache, nicht nur in ſeinem Lande heimiſch iſt, deſſen Schriften es als einen Stolz ſeiner eignen Litteratur nennen muß, den Genuß ſeiner bürgerlichen Rechte nicht zugeſtehen? — Eine dritte Gruppe bildet im Gegenſatz gegen die beiden genannten die Glaubensphiloſophie Hamann's, Herder's, Jakobi's, die indeß eben ſo ſehr auch gegen Kant Oppoſition machten, und daher epiſodenartig ohne eine feſte Stellung behandelt werden müſſen. Roſenkranz hat auch hier Licht und Schatten nach Gebühr zu vertheilen geſucht, während Gervinus und die Halliſchen Jahrbücher ſich mit entſchiedner Heftigkeit namentlich gegen Hamann erklärten, den ſie in einer ruhigeren Epoche nicht zu verdammen, ſondern aus ſeiner Zeit heraus zu faſſen und als eine merkwürdige Eigenthümlichkeit zu begreifen wohl geſucht hätten, und da würden ſie mit dem Reſultate unſres Geſchichtſchreibers übereingeſtimmt haben. „Alles was der Menſch zu leiſten unternimmt, es werde

nun durch That oder Wort oder ſonſt hervorgebracht, muß aus ſämmtlichen vereinigten Kräften entſpringen; alles Vereinzelte iſt verwerflich," war Hamann's Maxime, die Goethe mit Recht eine herrliche nennt, dabei aber andeutet, wie der zur Karrikatur werden mußte, der die Allheit der Geiſteskräfte mit der Allgemeinheit verwechſelnd ſich nicht vereinzeln und dabei doch ganz gegenwärtig ſein konnte. Das aber weiß auch Gervinus, wie ſehr folgende Worte an der Zeit waren: „Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenſchaften, wer ihre Werkzeuge verſtümmelt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt? Eine mordlügneriſche Philoſophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und ihr fordert, daß man ſie nachahmen ſoll?.... Wenn die Leidenſchaften Glieder der Unehren ſind, hören ſie darum auf, Waffen der Mannheit zu ſein? Leidenſchaft allein giebt Abſtractionen Hände und Füße und Flügel, Bildern und Zeichen Geiſt, Leben und Zug. Wo ſind ſchnellere Schlüſſe? wo wird der rollende Donner der Beredtſamkeit erzeugt und ſein Geſelle, der einſylbige Blitz?"

Nun erſcheint Kant als der Heros, der all die zerſtreuten Fäden des Gedankens ſeiner Zeit zu einem mächtigen Gebilde zuſammenſchlingt, dem Gähren ihrer Elemente eine organiſche Geſtalt giebt, und die alte Zeit beſchließend eine neue anfängt. Er ſagt in ſeiner erſten Schrift: „Ich habe mir die Bahn ſchon vorgezeichnet, die ich halten will. Ich werde meinen Lauf antreten und nichts ſoll mich hindern, ihn fortzuſetzen." Mit ſichrem Tact hat Roſenkranz in dieſer vorliegenden hiſtoriſchen Arbeit nicht das fertige Syſtem in allgemeinen Zügen gezeichnet, wie ſolches zur Charakteriſirung eines nothwendigen Standpunktes der Speculation Hegel's Meiſterhand in der Einleitung zur Encyklopädie gethan, ſondern er hat uns gezeigt, wie die Lehren Kant's ſich im zeitlichen Verlauf entwickelt, und wie ihr Urheber ſowohl die Einheit und den Unterſchied des Seins und Denkens eigenthümlich gefaßt, als auch die Intereſſen ſeines Jahrhunderts zu den ſeinigen gemacht. Roſenkranz gliedert den Stoff durch die Aufſtellung einer heuriſtiſchen, ſpeculativ-ſyſtematiſchen und praktiſchen Epoche.

In der erſten Epoche tritt uns der Denker zunächſt mit logiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten entgegen; die ſtille Macht ſeines arbeitſamen Geiſtes, der Umfang ſeines Geſichtskreiſes, der ernſte Ton beim unruhig ſuchenden Wechſel der Gegenſtände laſſen ex ungue leonem erkennen. Zeigt uns die phyſiſche Geographie und die Naturgeſchichte des Himmels ſeinen Durſt nach Realismus, laſſen uns ſeine Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen den geiſtreichen Anthropologen ahnen, ſo blitzt die Genialität des Denkens auf eine dem Verf. ſelbſt nicht völlig bewußte Weiſe hellleuchtend hervor in dem Verſuche, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen. Es iſt zu verwundern, daß dieſer Gedanke ihm ſpäter ſo ſehr in den Hintergrund trat, daß er nur ſelten ſich regt, und erſt durch Fichte und Schelling ausgebildet ward, ja erſt durch Hegel ſeine vollendete Darſtellung empfing. Das Negative war Kant damals ſchon nicht bloß der Mangel, das inhaltsloſe Null, das Nichtexiſtirende, ſondern hat als das wirklich Entgegengeſetzte einen Realgrund, und iſt an ſich, nur umgekehrt, daſſelbe, was das Regirte iſt. In glücklichen Beiſpielen erläutert er ſeinen Gedanken, daß Verabſcheuung negative Begierde, Haß negative Liebe, Unluſt negative Luſt ſei, und kommt zu dem Begriffe, daß die Identität an ſich den Unterſchied und mit dieſem den Grund der wirklichen Entgegenſetzung in ſich einſchließt. — Auch die Beweiſe vom Daſein Gottes beſchäftigten ihn ſchon damals, und er erkannte noch im Begriff Gottes als Geiſtes den zureichenden Grund ſeiner Exiſtenz. — Dann trieben ihn Swedenborg's Viſionen an, die verſchiedenen Arten der Geiſtesſtörungen zu unterſuchen. Er ſagte mit Hudibras: Wenn ein hypochondriſcher Wind in den Eingeweiden tobt, ſo kommt es darauf an, welche Richtung er nimmt. Geht er abwärts, ſo wird daraus ein F—; ſteigt er aber aufwärts, ſo iſt er eine Erſcheinung oder heilige Eingebung. Roſenkranz bemerkt zu den Träumen eines Geiſterſehers, erläutert durch Träume der Metaphyſik, daß Kant's aus der Klarheit der Erkenntniß hervorgehende Ironie zuweilen bis zum Humor ſich erhebt. „Mit dem launigſten Uebermuth und ſprudelnder Witzfülle gab er die abgelebte Form der Wiſſenſchaft preis, und behandelte die häklichſten Punkte der Pſychologie und Metaphyſik mit einer faſt evideictiſchen Virtuoſität. Es jubelt der freie Geiſt, durch die Philoſophie von dem Alpdruck jener Seelennacht für immer erlöſt zu ſein. Er hat begriffen, daß jene vermeintlichen Offenbarungen Erzeugniſſe einer erkrankten Intelligenz, daß ſie Phantaſtereien ſind, ohne ewigen Inhalt, der das Siegel aller Offenbarungen, das Kriterium ihrer göttlichen Abkunft iſt. Wenn man Kant's ſo wohlgeſchriebene und ſo wohlbegründete Abhandlung lieſt, ſo möchte man Angeſichts der Aufregung, die in unſerer Zeit ähnliche Zerrbilder der abſoluten Wahrheit gemacht haben, den einfachen und wohlfeilen Wiederabdruck ſo claſſiſcher Schriften als Gegenmittel wünſchen, wie man etwa auch mit dem Antwortſchreiben Spinoza's an einen jungen Mann, der ihn zum Uebertritt in die römiſch-katholiſche Kirche, als die allein ſeligmachende, aufforderte, einen ſolchen Verſuch gemacht hat, denn ſolche Dinge ſollten endlich auch einmal für allemal geſchrieben ſein können."

Hegel hat im kritiſchen Journal ein tiefes merkwürdiges Wort geſagt: „Es könnte die Unterſuchung über die Kantiſche Philoſophie dadurch vorzüglich intereſſant werden, daß dieſe Verſtandesphiloſophie über ihr eignes Princip, das ſie in der Reflexion hat, emporgehoben und die große Idee der Vernunft und eines Syſtems der Philoſophie, die ihr allenthalben wie eine ehrwürdige Ruine, in der ſich der Verſtand angeſiedelt hat, zu Grunde liegt, hervorgezogen und dargeſtellt würde." Wie die Wirkſamkeit dieſer Idee nicht bloß im äußern Gerüſt der Syſtematik ſichtbar wird, indem er das Denken in der Form der Triplicität erfaßt, wie er beſonders in der Form der Einbildungskraft und des intuitiven Verſtandes den Begriff des Geiſtes hatte, ward von Hegel in der Schrift über Glauben und Wiſſen erörtert. Roſenkranz ließ ſich dieſes geſagt ſein; die Entwicklung der

drei Kantiſchen Kritiken iſt mit muſterhafter Klarheit anſchaulich abgefaßt, und nach dem angegebenen Geſichtspunkt überall das Geleiſtete beurtheilt und dargethan, wie die Vorgänger überwunden und ein neuer Anſtoß bewirkt worden. Er ſpricht ſich ſelbſt zuſammenfaſſend auf folgende Weiſe aus:

„Wie Kant im Begriff des ſynthetiſchen Urtheils a priori den freien Unterſchied, die ſich von ſich ſelbſt unterſcheidende und im Unterſchied als einem ſich aufhebenden mit ſich identiſche Einheit faßte, ſo ſetzte er auch die Identität des Allgemeinen und Beſondern, der Einheit und des Mannigfaltigen als eine concrete im Begriff des intuitiven Verſtandes. Allerdings löſte er jenen Begriff nur unvollkommen, denn er vergaß, daß das Selbſtbewußtſein eine ſolche negative Einheit, eine ſich ſelbſt zum Unterſchied beſtimmende und den Unterſchied in ſich zurücknehmende Identität iſt, und den hohen Begriff eines anſchauenden Verſtandes, der als ein Archetypus der weltbaumeiſterliche Verſtand Gottes ſelber ſein könnte, erklärte er wieder nur für eine ſubjective Maxime zum Behuf eines leichteren und beſſeren Verſtändniſſes der Natur und Kunſt, gerade wie der Gedanke der Vernunft ihm ein bloßer Kanon der Wiſſenſchaft, ein nur regulatives Moment blieb. Nichtsdeſtoweniger hat Kant dieſe Gedanken gehabt. Die Idee hat im tiefſten Innern ſeines Geiſtes ihn der Manifeſtation gewürdigt. Kant hat in der Wahrheit geſtanden. Allein ehe ſich nur in jener Zeit ihr Gedanke durch ſo viel Hemmungen des Verſtandes durcharbeitete, erblaßte ſie und kam ſchüchtern ans Licht. Sie ſprang bei ihm nicht geharniſcht hervor, ſondern lag unſcheinbar und dämmernd in niederer Krippe. Man muß gar keinen Sinn für Speculation haben, wenn man nicht von der Qual, welche es Kant macht, die Einheit des Begriffs und ſeiner Realität zuzugeben; von der Verſchämtheit, mit welcher er die Exiſtenz der Idee als nicht unmöglich eingeſteht; von der Innigkeit, die ihn dabei heimlich durchglüht, im Tiefſten erſchüttert wird. Dieſer Hintergrund der Ewigkeit brachte bei ihm den unermüdlichen Jünglingsmuth hervor, mit welchem er immer von Neuem die Arbeit der Erkenntniß begann, und gab ſeinen Schriften gerade durch ihre tiefſinnigen Widerſprüche den anregenden dialektiſchen Reiz.“

(Fortſetzung folgt.)

Elſaß und deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft.

(Schluß.)

Dieſer ſo fühlbare Mangel an künſtleriſcher Form dieſes Werks ſcheint namentlich ſeinen Grund in dem Mangel einer leitenden Idee zu haben, der Seele des Ganzen, die ihm erſt Leben und Wärme einhauchen würde. Geſchichte iſt die Lehrerin der Völker, der Spiegel, in welchem ſie den Grad der errungenen geiſtigen Bildung erkennen; in dem Zeugniß, das ſie von der innern Regſamkeit der Völker, von der Art ablegt, wie ſie mit ihrem geiſtigen Pfunde gewuchert haben, liegt das ſtrafende oder belohnende Bewußtſein des errungenen oder verlornen Werths. Daher ſcheint der Verf. den Werth der Geſchichte zu niedrig anzuſchlagen, wenn er S. 2 der Einleitung ſie nur für „ein vortreffliches Mittel“ anſieht, „zur Feſtſtellung mancher religiöſen und ſittlichen Wahrheit, zur Aufhellung vieler Anſichten und Begriffe, zur Bildung der ächten, das ganze Menſchengeſchlecht umfaſſenden Humanität.“ Denn indem die Geſchichte das Leben der Völker von ihrer Wiege an ſchreibt, ihre Anlagen und Kräfte erforſcht und nachweiſt, was ſie mit dieſen gewirkt, wie ſie ſie zum Bewußtſein herausgebildet haben, giebt ſie Kunde von der Idee des Lebens, an deren Offenbarung das Menſchengeſchlecht gleichmäßig zu arbeiten berufen iſt. Die Geſchichte einer einzelnen Provinz iſt aber nicht an die einzelnen Thaten, Ereigniſſe und Begebenheiten gebunden, oder in ihnen enthalten, die das Schickſal und die Entwicklung des ganzen Volks, dem ſie angehört, hervorgerufen, eben ſo wenig als das Leben eines einzelnen Menſchen in dem Leben der Familie eingeſchloſſen liegt, ob er ſich gleich dieſem Kreiſe ſeiner natürlichen Entwicklung nicht entziehen ſoll und kann. Wie dieſer einen beſondern Bildungsgang zu durchlaufen hat, in welchem er die ihm eigenthümliche Individualität zum Bewußtſein herausbilden ſoll: ſo iſt auch jeder Provinz eines Landes eine beſondere Seite des öffentlichen Lebens als eigenthümliche Lebensſphäre zugewieſen, für die ſie alle Kräfte verwendet. Das Elſaß hatte die Aufgabe, die Idee des freien Bürgerthums zum Bewußtſein des deutſchen Lebens zu bringen, und von dem erſten geſchichtlichen Auftreten dieſes Landſtrichs bis zu dem Zeitpunkte, wo er gewaltſam aus dem ihm natürlich zukommenden Staatsverbande losgeriſſen wurde, wird dieſe Idee mit einer Kraft und Conſequenz verfolgt, die eben ſo wohlthuend für den Beobachter, als ſegenbringend für die Bewohner des Landes ſelbſt ſind. Dieſe Idee mußte, unſeres Bedünkens, der Geſchichtſchreiber in den Mittelpunkt ſeiner Darſtellung treten laſſen, um ein Gemälde ächt deutſchen Volkslebens zu geben; denn nur ſie erklärt die einzelnen Erſcheinungen in Kunſt und Wiſſenſchaft, die einzelnen geſchichtlichen, politiſchen und religiöſen Momente, welche in den verſchiedenen Zeiten dem Forſcher entgegentreten.

Doch genug des Tadels über ein Werk, das in anderer Hinſicht viel Schönes und Gehaltvolles in ſich trägt und namentlich in Bezug auf die Treue und den Fleiß, womit die Quellen erforſcht worden ſind, in Bezug auf die Vollſtändigkeit der Nachrichten, einfache und lichtvolle Darſtellung ein ächt deutſches Werk genannt werden kann. Da es ungerecht wäre, aus dem erſten Theile eines Werkes, das in ſeiner Darſtellung mit ſo vielen und großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, auf das Ganze ſchon zu ſchließen, ſo verſparen wir eine genauere Beſprechung deſſelben auf die Zeit, wo wenigſtens noch ein Theil erſchienen ſein wird, der, die Zeit ſelbſtändigen Wirkens der Provinz umfaſſend, ein beſſeres Urtheil über den Geiſt des Ganzen erlauben muß. Der Verf. entſchuldige uns, wenn wir ſchon jetzt ihn auf einen Mangel aufmerkſam gemacht haben, der für die Folge leicht zu heben iſt und deſſen Entfernung den Werth ſeines Unternehmens nur erhöhen kann.

Dr. L. E. Meyer.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

8. October. № 85. 1841.

K. Roſenkranz „Geſchichte der Kantiſchen Philoſophie.“

(Fortſetzung.)

Es genüge hier, auf die Roſenkranz'ſche Darſtellung der Kantiſchen Kritiken beſonders noch diejenigen hinzuweiſen, die ſich mit ihnen erſt vertraut zu machen haben, da ſich ſchwerlich eine beßre Anleitung zum begreifenden Studium derſelben finden läßt; ich wende mich zur Betrachtung der dritten, der praktiſchen Epoche, bei der Mehreres noch mehr hervorgehoben zu werden verdient.

Als Kant die fundamentalen Grundlagen ſeines Syſtems ausgebaut hatte, wandte er ſich den Fragen direct zu, welche ſeine Zeit bewegten; er, deſſen Kritik das Sapere aude gepredigt, der in Faulheit und Feigheit die einzigen Gründe fand, warum die Menſchen ſo lange unmündig blieben, der die Autonomie des Willens verkündigt und den Begriff der Freiheit als der Selbſtbeſtimmung gelehrt hatte, er gab jetzt über Kirche und Staat, über Religion und Politik ſeine Stimme ab, und trat, der Greis mit jugendlichem Muth, ſo energiſch auf die Seite der Freiheit, als es das Weſen und die Würde der Philoſophie erheiſcht. Mit ſtarker Hand brach er den Stab über die Aeußerlichkeit der Satzung und den Dienſt des Buchſtabens: „dasjenige Joch iſt ſanft, und die Laſt iſt leicht, wo die Pflicht, die Jedermann obliegt, als von ihm ſelbſt und durch ſeine eigne Vernunft ihm auferlegt betrachtet werden kann, das er daher ſoferne freiwillig auf ſich nimmt.“ In ſeinem Werk über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft ergriff er den Geiſt der Offenbarung als den Geiſt der Sittlichkeit, und ſah in ihr die enge Pforte zum Heil; hier fand er einen abſoluten Inhalt, den er aller geheimnißvollen Ueberſchwänglichkeit, allem bloß hiſtoriſchen Wiſſen und allem Naturalismus entgegenhielt. Der Autoritätsglaube an vergangne Facta war ihm todt an ihm ſelber, die Wahrheit des hiſtoriſchen Chriſtus war ihm der innere Chriſtus, das in Allen lebendige Ideal der Menſchheit; wer für den Heiland äußere Beglaubigung, etwa durch Wunder fodert, der bekennt hiedurch nur ſeinen moraliſchen Unglauben, den Mangel des Glaubens an die Tugend. Was dieſem Standpunkt noch fehlt und wie er ein unentbehrliches Moment der Totalität iſt, haben Roſenkranz und Strauß erörtert: mir ſcheint Kant's Anſicht durch folgende Stelle beſonders ins Licht geſetzt:

„Von einem tunguſiſchen Schaman bis zu dem Kirche und Staat zugleich regierenden europäiſchen Prälaten, zwiſchen dem ganz ſinnlichen Wogulitzen, der die Tatze von einem Bärenfell ſich des Morgens auf ſein Haupt legt mit dem kurzen Gebet: „Schlag mich nicht todt!“ bis zum ſublimirten Puritaner und Independenten in Konnecticut iſt zwar ein mächtiger Abſtand in der Manier, aber nicht im Princip zu glauben; denn was dieſes betrifft, ſo gehören ſie insgeſammt zu einer und derſelben Claſſe, derer nämlich, die in das, was an ſich keinen beſſern Menſchen ausmacht (in Glauben gewiſſer ſtatutariſcher Sätze, oder Begehen gewiſſer willkürlicher Obſervanzen), ihren Gottesdienſt ſetzen. Diejenigen allein, die ihn lediglich in der Geſinnung eines guten Lebenswandels zu finden gemeint ſind, unterſcheiden ſich von jenen durch den Ueberſchritt zu einem ganz andern und über das erſte weit erhabnen Princip, demjenigen nämlich, wodurch ſie ſich zu einer (unſichtbaren) Kirche bekennen, die alle Wohldenkenden in ſich befaßt, und ihrer weſentlichen Beſchaffenheit nach allein die allgemeine ſein kann.“

Dieſelbe Freiheit des Individuums, nur dem eignen Gewiſſen zu folgen und durch freie That ſein Selbſt zu erarbeiten, foderte Kant im Staat; wenn auch der Einzelne nicht alle Anlagen vollſtändig ausbildet, ſo iſt doch die Gattung zur Verwirklichung ihrer Möglichkeit beſtimmt. Der allſeitige unendliche Fortſchritt des Geſchlechts ſtand ihm mit überzeugender Evidenz vor Augen, und er hielt dabei das alte bakon'ſche Wort feſt, daß Einſicht und Macht in Eins zuſammen fallen, und daß die Wahrheit der Theorie eine entſprechende Praxis finden müſſe. Die Erzeugung der vollendeten Staatsverfaſſung hält er für das letzte und ſchwerſte Problem, das die Menſchheit zu löſen habe. Ein Bund freier Völker ward als oberſte Hoheit und letztes Ziel erkannt. Roſenkranz charakteriſirt dieſen Standpunkt, der vorzugsweiſe in den Ideen zu einer allgemeinen Geſchichte nach weltbürgerlicher Anſicht erwieſen wird, kurz und treffend: „Die Sittlichkeit der Völker, die noch viel höher als ihre materielle Wohlfahrt ſteht, oder richtiger, die gar keine Nebenbuhlerin haben kann, darf nicht dem eingebildeten Glück, dem Ruhme, der Laune

der Fürſten geopfert werden. Die bequemſte Unbedingtheit des Herrſchers kann nicht die letzte Aufgabe der Staatsweisheit, nur einer ſelbſtſüchtigen Klugheit ſein. Jene ſchnöde verwerfliche Politik mußte eintreten, als das germaniſche Mittelalter ſich auflöſte, als die einzelnen Staaten die Einheit in ſich zunächſt in der Form einer abſtracten Souveränetät durchbildeten. Jetzt wollte man aber dieſer Form auch den entſprechenden Inhalt zurückgeben. Es ſollte die fürſtliche Souveränetät mit der nationalen als identiſch geſetzt werden, ſo daß die Entfremdung der Völker von ihren Fürſten, der Fürſten von ihren Völkern aufhörte. Die Diplomatie*) als eine auf ihre Erbärmlichkeiten ſo ſtolze Kunſt des Scheines, der Zweideutigkeit, der Lüge, der Pfiffigkeit, des Verraths ſollte ſtürzen. Die dunkle orakelmäßige Regierung der Cabinette ſollte der Oeffentlichkeit weichen. In dieſer ſah Kant das Hauptmittel, um den alten Zwieſpalt zwiſchen Moral und Politik gründlich auszuheilen, und Jeder, der die Natur des Geiſtes als die Manifeſtation ſeiner ſelbſt erkannt hat, wird ihm darin beiſtimmen müſſen."

In der Schrift vom ewigen Frieden ſind dieſelben Grundſätze niedergelegt. Roſenkranz ſpricht ſich für denſelben aus; er meint, daß die Cultur den Krieg vernichte; diejenigen Philoſophen, ſagt er, welche, wie Hegel, aus einer hohen Begeiſtrung für ſittliche Individualität dem Kriege Nothwendigkeit zuſchreiben, weil er die Stagnation der Völker verhindere, weil er Ernſt mache mit der Vernichtung des Eiteln, in das der Menſch zu Friedenszeiten ſich einhauſe, haben an ſeiner blutigen Tragödie eine grandioſe Freude gehabt. Aber ſie haben dem Geiſt zu wenig zugetraut und ihre Augen ſind noch gehalten geweſen, in die ethiſchen Wunder der Zukunft zu ſchauen. Für die Erhaltung der Beweglichkeit der Völker reflectirte Kant mehr auf den Handel, für die der perſönlichen Würde, der männlichen Energie auf die Ausbildung der innern Freiheit der Verfaſſungen. — Dies letztere iſt gewiß richtig, eine großartige Oeffentlichkeit wird die Menſchen vom Kleinlichen abziehn, der entfeſſelte Geiſt wird immer neue Bahnen der Thätigkeit eröffnen; was ſich Alles in der Zukunft geſtalten kann, wer möchte es jetzt berechnen, wo der Kampf noch um die Bedingungen der Exiſtenz geführt wird? Aber ſo oft eine neue Idee noch hervorzubrechen hat, wird das Alte ihr widerſtehn, ſie zu unterdrücken ſuchen; ſie wird durch den Todesmuth der Bekenner für ihre Wahrheit Zeugniß geben, und ſo oft ihre Anhänger erſtarkt ſind, werden ſie den Streit um die Herrſchaft der Welt wagen, und nicht auf die Allmäligkeit der Zeit warten, ſondern den kühnen Sprung ins neue Land unternehmen. Freilich werden nicht bloß den Frauen, ſondern auch der Weltgeſchichte die folgenden Geburten immer leichter; aber ſo lange der Menſchengeiſt noch Gedanken hat, die das ganze Leben umfaſſen und verwirklicht werden müſſen, ſo lange bleib' ich bei dem alten Glauben an die Erlöſung durch das Blut.

Ueber politiſche Fragen herrſchte damals noch eine gewiſſe Unbefangenheit der Cenſur, die von derlei menſchenfreundlichen Schwärmereien, als welche man die philoſophiſchen Ideen anſah, nichts befürchtete; dagegen hatte Kant wegen der fichte'ſchen Kritik aller Offenbarung ſchon Bedenklichkeiten in Bezug auf ihr Erſcheinen in Preußen; das wöllner'ſche Verdummungsſyſtem begann ſich wie eine ſchwüle Wolke über das Land zu lagern, das Religionsedict erfolgte, und Kant erhielt ein königl. Reſcript vom 1ſten October 1794, das hier eine Stelle finden ſoll, da Roſenkranz in ſeiner Geſchichte dieſe Dinge nicht genug berückſichtigt. „Unſere höchſte Perſon," ſchrieb Wöllner auf Sr. Majeſtät Specialbefehl, „hat ſchon ſeit geraumer Zeit mit großem Mißfallen erſehen, wie Ihr Eure Philoſophie zur Entſtellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Chriſtenthums mißbraucht; wie Ihr dies namentlich in Eurem Buch: Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, desgleichen in andern kleinen Abhandlungen gethan habt. Wir haben uns zu Euch eines Beſſern verſehen; da Ihr ſelbſt einſehen müſſet, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen unſre Euch ſehr wohlbekannten landesväterlichen Abſichten handelt. Wir verlangen des Eheſten Eure gewiſſenhafteſte Ver-

*) In gleichem Sinne ſchrieb Rahel 1813 an Varnhagen: „Man ſpricht oft in der Welt, Stande härten den Menſchen ab, und nennt Aerzte, Wucherer, Soldaten, Advocaten; dies konnte ich nie ganz zugeben in mir, und fand es auch gar nicht, weder in dem Erlebten, noch im Weſen dieſer Stande, gegrundet. Aber Diplomaten iſt das Gräßlichſte in der menſchlichen Geſellſchaft! (Der Stand! Nicht jene Männer, die ihn ſchufen durch ihr Lebens- und Geſchichtstalent.) Diplomaten werden hart durch Weichlichkeit; und dies geſchieht dem Henker nicht einmal. Viſiten werden Pflichten; Anzüge, Kartenſpiel, das müßigſte Klatſchen — Geſchäfte; wichtige. Keine Meinung haben und ſie nur dadurch nicht äußern, welches die ausgebreitetſte ſündhafteſte Krankheit des Pobels (welcher gemeint iſt, weiß man) iſt, — wird Klugheit, Betragen genannt; und wird eine wahre Verhärtung der Seelenorgane. So haben ſie eine eigne Phraſeologie im Reden wie in den Depeſchen; — in Deutſchland ein Diplomaten-Franzöſiſch, welches ſich forterbt und ich vor ſechszehn, achtzehn Jahren ſchon hörte, aber kein Franzoſe mehr ſpricht. Das hält ſo äußerlich, wie die Equipagen und Manſchetten, zuſammen, und Ein Willen in der Welt, oder aufgehäufte Noth, trümmert all den Lug zuſammen; der Gräuel ſpricht ſich aus gräßlichen wirklichen Wunden hervor; Krieg überſchüttet Europa; aber wer iſt geſichert? — Die Kerle mit Manſchetten! Und dies wiſſen ſie, ſonſt nichts. Glaube es, es iſt nicht zu grell, was ich ſage; der lebendige Satan ſollt' es ihnen zeigen. Denn ſie verletzen Alles, die Geſellſchaft im Großen und jedes Herz im Einzelnen. Dies wird einmal von der Welt gewußt werden; wie jetzt: daß Prozeſſe viel koſten, Advokaten davon reich werden, im Kriege geplündert wird u. ſ. w. Glaub' es: es kommt zur Sprache. Ein genialer Regent kann es machen: plötzlich."

antwortung, und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung unſerer höchſten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen laſſen, ſondern vielmehr, Eurer Pflicht gemäß, Euer Anſehn und Eure Talente dazu anwenden, daß unſere landesväterliche Intenſion je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgeſetzter Renitenz, unfehlbar unangenehmen Verfügungen zu gewärtigen habt."

Kant vertheidigte ſich mit Würde. Er erklärte, daß er als akademiſcher Docent nur über Philoſophie leſe und daß ſeine Schriften nicht für das große, ſondern nur für das gelehrte Publicum ſeien, und daß die Auffaſſung des Chriſtenthums als zuſammenſtimmend mit dem moraliſchen Vernunftglauben die beſte Lobrede auf daſſelbe ſei, das nur dadurch, nicht durch hiſtoriſche Gelehrſamkeit, aus ſeiner Entartung immer wieder hergeſtellt werde. „Was den zweiten Punkt betrifft," ſo ſchloß er, „ſo halte ich für das Sicherſte, hiermit, als Eurer Majeſtät getreuſter Unterthan, feierlichſt zu erklären: daß ich mich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, ſowohl in Vorleſungen als in Schriften gänzlich enthalten werde."

(Fortſetzung folgt.)

Berichtigung.

Nr. 79 des Menzelſchen Litteraturblattes beſchuldigt mich, in meiner Ueberſetzung des Byron Plagiate an Zedlitz's Ritter Harold begangen zu haben. Hätte jener Vergleicher das Original hinzugezogen, ſo würde er eingeſehen haben, daß es falſch geweſen wäre wegen mehrerer ſchon exiſtirender Ueberſetzungen Reime und Wendungen zu ändern, welche das engliſche Original ſelbſt angiebt. Als Beiſpiel diene das Lied vom Drachenfels.

Byron.

The castle crag of Drachenfels
Frowns o'er the wide and winding Rhine,
Whose breast of waters broadly swells,
Between the banks which bear the vine,
And hills all rich with blossomed trees,
And fields which promise corn and wine,
And scattered cities crowning these,
Whose far white walls along them shine,
Have strewed a scene, which I should see
With double joy, wert Thou with me!

Adrian.

Der burggekrönte Drachenfels
Hebt ſich am weitgewundnen Rheine;
Breitbuſig rollt der Strom des Quells
Dahin durch fruchtgeſchwellte Haine;
Und Höhn vom Blüthenbaum geſchmückt,
Und Felder reich an Korn und Weine
Und Städte, die man rings erblickt
Hellglänzend weit im Sonnenſcheine,
Sie bilden all' ein Prachtrevier,
Mir zwiefach ſchön, wärſt du bei mir!

Zedlitz.

Der burggekrönte Drachenfels
Ragt hoch am vielgewundnen Rheine;
Es rollt die Fluth des mächt'gen Quells
Inmitten rebengrüner Haine;
Die Höhn, von Blüthen überſchneit,
Die Fluren reich an Korn und Weine,
Und Städte rings umher geſtreut,
Mit ihrer weißen Mauern Scheine:
Das alles drängt zur Schau ſich hier —
Ach, doppelt ſchön, — wärſt du bei mir!

Böttger.

Der burggekrönte Drachenfels
Ragt hoch am vielgewundnen Rheine,
Es ſpült die Flut des mächt'gen Quells
Um weinumrankte Felsgeſteine;
Die Hügel all' im Blüthenglanz,
Die Felder reich an Korn und Weine,
Die Städte rings im bunten Kranz
Mit ihrer Mauern weißem Scheine:
Dies Alles eint zum Bild ſich hier,
Ach! doppelt ſchön, wärſt du bei mir!

Hier noch einige Stellen, aus denen der Vergleicher erſehen mag, daß auch zwiſchen Adrian und Zedlitz ſich Aehnlichkeiten finden, die ganz unvermeidbar ſind:

Adrian.

Ihm, der ergraut im Wechſel dieſer Welt,
Nach Thaten, nicht nach Jahren zählt ſein Leben,
So daß Verwundrung nimmer ihn befällt,
Nicht Lieb' und Gram und Ruhm und Ehrſuchtſtreben ꝛc.
(5.)

Zu haſtig leert' er ihn, da ward ihm kund
Der Hefen Wermuth, dennoch wieder füllte
Aus klarern Born er ihn auf heilgern Grund.
(9.)

— — — — — Zuerſt entdeckte
Den fernen Hall er hier beim Freudenmahl,
Der wie mit Todes Ahnung ihn durchſchreckte.
Als er ihn nah wähnt, man ihn lächelnd neckte;
Doch deutlich ward der Hall ihm im Gewühl,
Der ſeinen Vater zu den Todten ſtreckte.
(23.)

Und Mägdlein blauen Aug's ſo ſüß,
Die willig zeit'ge Blumen ſpenden,
Ziehn lächelnd durch dies Paradies,
Hoch rankt an alten Wartthurms Wänden
Um grau Geſtein ꝛc.

Was iſt die Pyramid' aus prächt'gem Steine,
Achat, Porphyr und Jaspis; all die Schau
Aus Gold und Marmor, welche die Gebeine
Der Kaufmannsfürſten birgt? Ein flücht'ger Thau ꝛc.

Könnt' aus den Brettern, an dem Fels zerſchellt,
Mir eine kleine Hoffnungsbarke hauen,
Um mich dem Meer und wo die Brandung bellt,
In wilden Wirbeln nochmals zu vertrauen,
Hin zu den Küſten, einſam anzuſchauen.

Thorheit hat Jeder, doch nicht deine, nein,
Cadiz, du Schön' am dunkelblauen Meer!
Kaum tönet hier die Morgenglocke neune,
Lallt Alles Roſenkranzgebete her,
Betrügt die Jungfrau dann um Ablaß ſehr ꝛc.

Zedlitz.

Wer alt ward in dem Jammer dieſer Welt,
Nach Thaten, nicht nach Jahren mißt ſein Leben;
Wen nichts verwundert, Sorge nicht befällt,
Nicht Liebe, Kampf und Ruhm, ehrgeiz'ges Streben ꝛc.
(5.)

Zu haſtig leert' er ihn, bis daß ihm kund,
Der Satz ſei Wermuth! und er füllt ihn wieder
Aus einem reinern Born auf heilgern Grund.
(9.)

— — — — — Zuerſt entdeckte
Voll Todesahnung forſchend, er den Laut
Des Donners, der die Jubelnden erſchreckte;
Ob man ihn auch, weil er ihn nah wähnt', neckte,
Sein Herz war mit dem Schall zu wohl bekannt,
Der auf die Bahre ſeinen Vater ſtreckte.
(23.)

Und blauengugte Mädchen ſüß,
Die willig frühe Blumen ſpenden,
Ziehn lächelnd durch des Paradies,
Von manches Wartthurms hohen Wänden
Blickt grau Geſtein ꝛc.

Was iſt die Pyramid' aus prächt'gem Steine,
Jaspis, Achat, Porphyr, die bunte Schau
Von Schmuck und Marmor, der hier die Gebeine
Der Handelsfürſten deckt? Es wird der Thau ꝛc.

Könnt' aus den Brettern, die am Fels zerſchellen,
Ich einen kleinen Hoffnungnachen bauen;
Mich einmal noch dem wilden Kampf der Wellen,
Der Brandung ew'gem Toben anvertrauen;
Und ſo den ſtillen Strand noch einmal ſchauen.

Allwärts gibt's Thorheit, wenn auch nicht wie deine,
Du, das emporſteigt aus tiefblauem Meer,
O ſchönes Cadiz! — Kaum ſchlägt's Morgens neune,
Tritt jeder mit dem Roſenkranz einher;
Geplagt um Ablaß wird die Jungfrau ſehr ꝛc.

Adrian.

Blau iſt dein Himmel noch, dein Felſen mild,
Grün ſind noch deine Thäler, deine Auen.
Dein Oelbaum blüht, als ſchütz' ihn Pallas Schild,
Reichthum iſt am Hymettus noch zu ſchauen,
Noch duft'ge Zellen dort die Bienen bauen,
Die Freigebornen ꝛc.

Der flieh'nde Mohr mit zerbrochnem Bogen,
Der ſtolze Griech' ihm nach mit blut'gem Speer,
Gebirgswald oben, unten Ebn' und Wogen,
Der Tod vor dir, Verwüſtung hinterher,
Das war die Scene.

Zedlitz.

Blau iſt die Luft wie ſonſt, der Felſen mild,
Grün deine Felder, lieblich deine Auen;
Der Oelbaum reift, als herrſcht' dort Pallas mild!
Und Honig träuft in des Hymettus Gauen!
Noch ſieht man Bienen duft'ge Schlöſſer bauen,
Die Freigebornen ꝛc.

Der flücht'ge Mohr mit zerbrochnem Bogen,
Der heiße Griech' ihm nach mit blut'gem Speer;
Gebirge oben, unten Erd' und Wogen,
Von vorn der Tod, Zerſtörung hinterher! —
So war die Scen'.

Mehr dergleichen durch das Original bedingte Uebereinſtimmungen anzuführen, wäre ganz überflüſſig, denn trotz dieſer einzelnen gleichlautenden Stellen wird dem urtheilsfähigen, aber unparteiiſchen Leſer ein für Zedlitz ehrenvoller Unterſchied des ganzen Werkes zwiſchen ihm und dem frühern Ueberſetzer nicht entgehen. — Stellen, die unmöglich treuer als bei Zedlitz zu übertragen ſind, konnte ich in meiner Ueberſetzung nicht aus bloßer Aenderungsſucht weniger gut wiedergeben. Damit aber der Leſer erſehe, wie mein Harold bedeutend von dem Zedlitzſchen abweicht, mögen hier einige Strophen verſchiedener Geſänge ſtehen, nur muß ich bedauern, daß der Raum nicht mehr dergleichen Vergleichungen zuläßt.

Adrian.

Entfaltung deines Geiſtes fördern — wachen
Ob deiner Freuden Frühlicht — ſehn, wie ſich
Dein zarter Wuchs erhebt — bekannt dir machen
Der Dinge Weſen, Wunderwerk für dich —
Dich ſchaukeln auf den Knie'n, herzinniglich —
Den Vaterkuß dir drücken auf die Wangen:
Das ward, wie's ſcheint, nicht aufgeſpart für mich;
Doch lebt's in mir! Was ſey auch mein Verlangen,
Ich weiß es nicht; doch muß ich zärtlich an dir hangen.

Zedlitz.

Zu fördern deines Geiſt's Entfaltung, wachen
Beim Frühlicht deiner Freuden, ſehn, wie ſich
Dein holder Wuchs erhebt, bekannt dir machen
Der Dinge Weſen, Wunder noch für dich,
Auf meinen Knie'n dich ſchaukeln wonniglich,
Mit Vaterkuß ſanft küſſen deinen Mund, —
Dieß iſt, wie's ſcheint, nicht aufbewahrt für mich;
Doch lag's in mir! Ich weiß nicht, ob zur Stund',
Allein Etwas, dem gleich, giebt noch mein Jan'res kund.

Böttger.

Dir in des Geiſt's Entfaltung beizuſtehn,
Bewachen deines Lächelns erſtes Tagen,
Auf deines Wuchſes zart Gedeihen ſehn,
Dir Rede ſtehn auf neubegier'ge Fragen,
Dich leiſe ſchaukelnd auf dem Knie zu tragen,
Und küſſen deine Wange väterlich —
Das ſcheint mein Schickſal bitter zu verſagen,
Doch lebt's in mir: denn oftmals regt' es ſich,
Ich weiß nicht, was es war, doch etwas, das dem glich.

Zedlitz.

Nun erſt fühlt Harold ſich allein, und reißt
Auf lang ſich los vom chriſtlichen Verkehr;
Nach fremdem Strand, den, wie man ihn auch preiſt,
Zu ſchaun doch Manchem bangt, zieht wagend er;
Gewaffnet dem Geſchick, bewährtmüdeer
Sucht er und ſieht nicht die Gefahr. Das Bild
Der See' iſt rauh, doch neu; das macht, wie ſchwer
Der Reiſe Mühſal ſei, ſie ſüß; es ſtillt
Des Windes ſcharfen Hauch, und macht die Hitze mild!

Das rothe Kreuz — denn auch in dem Bereich
Iſt's, trotz dem Hohn Beſchnittener — vergißt
Die Prieſterhoffart hier, wo man ganz gleich
Die Schmach den Lain, ſo wie den Prieſtern mißt.
O Aberglaube, wie vermummt du biſt,
Als welch Symbol man dir auch Ehrfurcht zollt,
Mond, Kreuz, Jungfrau, Prophet — zu jeder Friſt
Folgt Unglück dir; nur Pfaffen bringſt du Sold!
Wer trennt die Schlacken wohl von reiner Andacht Gold!

Ich liebte nicht die Welt, die Welt nicht mich,
Vor ihren Götzen beugt ich nie mein Knie,
Nicht ihrem faulen Athem ſchmeichelt' ich,
Zwang nicht zum Lächeln meinen Mund, und ſchrie
Nicht einem Echo Heil! Sie haben nie
Mich mit zum Schwarm gezählt; ich ſtand ihm nah,
Doch nicht darin, und dacht Gedanken, die
Die ihren nicht. So ſtänd' ich jetzt noch da,
Wenn ich durch eigne Schuld mich nicht vergiftet ſah.

Ich liebte nicht die Welt, die Welt nicht mich,
Doch laßt als edle Feind' uns ſcheiden! — Fügen
Mag ſichs, ich glaubs, fand ichs auch nie, daß ſich
Manch Wort erfüllt, daß Hoffnungen nicht lügen,
Daß Tugend mitleidvoll, nicht mit Vergnügen
Den Schwachen Schlingen legt! Vielleicht mags ſein,
Daß fremde Wehn zum wahren Mitleid gnügen,
Der Schein nicht trügt bei Einem oder Zwein,
Güte kein leerer Schall, Glück nicht blos Traum allein.

Böttger.

Jetzt endlich fühlte Harold ſich allein,
Lebwohl ſagt er der Chriſtenwelt auf lange,
Er ſchritt jetzt kühn ins fremde Land hinein,
Vor dem ſelbſt der Bewunderer oft bange.
Die Bruſt gewaffnet jedem Schickſalsdrange,
Erſpürt er nicht, noch ſcheut er die Gefahr;
Das Bild war rauh, doch neu auf ſeinem Gange,
Dies beut den Reiſemühen Labung dar,
Macht Winterſtürme mild, und kühlt die Glut ſogar.

Jetzt hat das rothe Kreuz, das hier noch ragt,
Und oft von den Beſchnittnen wird verhöhnt,
Nicht nach der Prieſter Hoffart mehr gefragt,
Da Pfaff und Mönch verächtlich hier verpönt.
O Aberglaube! wie du auch verſchönt
Als Götze, Jungfrau, Kreuz und Mondeszacken;
Was auch für ein Symbol dich je verſöhnt,
Du lohnſt den Mönch und ſchlägſt der Völker Nacken,
Wer ſchied vom Glaubensgeld wohl jemals deine Schlacken?

Ich liebte nicht die Welt, die Welt nicht mich,
Ich folgte nicht, wo falſche Winde bliesen,
Nie beugt mein Knie vor ihrem Götzen ſich,
Erzwungen Lächeln hab' ich nie gewieſen,
Ich habe nie als Echo wen geprieſen,
Daß man mich nicht zum Haufen zählen darf,
Ihm nah, trat ich doch immer unter dieſen,
Gedanken hegt' ich, die ihm fremd und ſcharf,
Noch ſtänd' ich, wenn mein Geiſt ſich ſelbſt nicht unterwarf

Ich liebte nicht die Welt, die Welt nicht mich,
Als edle Feinde wollen wir uns trennen;
Ich mein', es giebt, wenn mir's auch ſtets entwich,
Noch Worte, die nicht Lüge blos zu nennen;
Daß wir nicht ſtets ins Netz der Fehler rennen,
Daß Hoffnung wahr, dem Kampf nicht Lohn gebricht,
Und fremder Schmerz in manchem Geiſt mag brennen,
Daß Zwei, daß Einer nur dem Schein entſpricht,
Daß „gut" kein leerer Schall und „Glück" erlogen nicht.

Möge der geneigte Leſer meinen Ritter Harold mit dem des Baron v. Zedlitz noch weiter vergleichen: ich weiß, er wird kein anderes Urtheil gewinnen, als ihm ſchon dieſe Proben an die Hand geben. Hat nun aber jener Referent des Litteraturblattes gerecht und parteilos gehandelt, ja, hat er, was man doch zum mindeſten verlangen konnte, nur die nöthige Sachkenntniß gehabt, um dies zu können?

Adolf Böttger.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

9. October. № 86. 1841.

K. Rosenkranz „Geschichte der Kantischen Philosophie."

(Fortsetzung.)

Die Worte: „als Ew. M. getreuester Unterthan" waren sein galilei'sches: „E pure si muove!" Er schrieb sie absichtlich, um nicht auf immer, sondern nur so lange S. Maj. am Leben, der Freiheit des Urtheils im Religionsprozeß zu entsagen, und kaum war bei dem Regierungswechsel jenem Unwesen gesteuert, als er den Streit der Facultäten herausgab, und „in prophetisch-oratorischer Stellung seine Laufbahn beschloß." Dies kriegerische Buch declarirte die Gottesrechte des freien Wissens gegenüber allem Positivismus; in ihm ist der Philosophie für alle Zukunft das unentreißbare Primat errungen; es ist das Siegesdenkmal, das Kant seinen Thaten des freien Gedankens setzte. Wir wollen jetzt, wo man die große Errungenschaft uns wieder antasten möchte, dasselbe etwas näher ins Auge fassen.

Mit kühler Ironie rühmt Kant den drei obern Facultäten den festen Bestand ihrer Lehren durch Bibel, Landrecht und Medicinalordnung; er warnt sie vor einer Mißheirath mit der untern, die in ehrerbietiger Entfernung gehalten werden müsse, damit sie nicht der andern die glänzenden Federn ausrupfe und dem Ansehn der Statuten Abbruch thue. Dem Theologen ist etwas wahr, weil es in der Bibel, dem Juristen etwas recht, weil es in den Verordnungen steht; die Unterthanen haben nicht nach eignen Begriffen, sondern nach den Vorschriften der Oberen zu urtheilen. Von dem Befehl dieser letztern sind die positiven Lehren abhängig; die Philosophie sagt nur: hindert den Fortschritt nicht und laßt mich machen. In Ansehung der drei obern Facultäten dient sie dazu, sie zu controliren und ihnen dadurch nützlich zu werden, weil auf Wahrheit Alles ankommt, die Nützlichkeit aber, welche jene zum Behuf der Regierung versprechen, nur ein Moment vom zweiten Rang ist. Auch kann man allenfalls der theologischen Facultät den stolzen Ausspruch, daß die philosophische ihre Magd sei, einräumen (wobei doch noch immer die Frage bleibt: ob diese ihrer gnädigen Frau die Fackel vorträgt oder die Schleppe nachträgt); wenn man sie nur nicht verjagt oder ihr den Mund zubindet, denn sie will bloß frei sein, bloß die Wahrheit erforschen. Dazu aber muß sie alle Lehren in Anspruch nehmen, um ihre Wahrheit der Prüfung zu unterwerfen, und kann von der Regierung, ohne daß diese ihrem eignen Wesen zuwider handelte, nicht mit einem Interdict belegt werden. Die Philosophie setzt das Heil in die Freiheit und Tugend, die Geschäftsleute der obern Facultäten sind Wundermänner, zu denen das Volk geht, um auch auf andre Weise zu Genuß und Seligkeit zu kommen. Der Philosophie ist der Schutz der Wahrheit aufgetragen, und weil die Herrschbegierde der andern nie schlummert, kann sie die Rüstung nicht ablegen; weil alle Statuten und Satzungen dem Irrthum unterworfen sind, kann sie ihre Prüfung nicht einstellen, damit die Regierung das Ersprießliche und Nothwendige erfahre. Dieser Kampf der Kritik kann sehr wohl bestehn ohne das Gemeinwesen zu beeinträchtigen, und es könnte wohl dahin kommen, daß die Letzten die Ersten würden, zwar nicht in der Machthabung, aber doch in Berathung des Machthabenden, der Regierung, als welche in der Freiheit der philosophischen Facultät und der ihr daraus erwachsenden Einsicht, besser als in ihrer eignen absoluten Autorität, Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke antreffen würde.

Der Streit der Philosophie mit der Medicin, die immer eine Art freie Kunst ist, ist der mindest heftige, und betrifft nur die Macht des Gemüths, die Gewalt der freien Selbstbestimmung als Mittel zur Linderung und Heilung von Schmerz und Krankheit gedacht.

Leicht verwechselt die Jurisprudenz ein positives, historisches Recht mit dem absoluten; ihr gegenüber hat die Philosophie den Fortschritt des menschlichen Geschlechts, das Neuschaffen der Gesetze und Verfassungen aus der Vernunft zu behaupten. Unsere Politiker weissagen gewöhnlich Unheil, man muß, sagen sie, die Menschen nehmen, wie sie sind; das sollte aber heißen, wie wir sie durch ungerechten Zwang, durch verrätherische Anschläge gemacht haben; so predigen Geistliche vom Verfall der Religion, den sie selbst herbeiführen, wenn sie Observanzen und historischen Glauben statt sittlicher Grundsätze zur Hauptpflicht machen. Kant findet dagegen in der französischen Revolution ein glänzendes Beispiel, für die Gründung einer Con-

ſtitution nur vom Begriff der Menſchheit und des Staats auszugehn, und in der enthuſiaſtiſchen Theilnahme für dieſe That erkennt er die ſichre Gewähr einer freien Sittlichkeit, da jene nicht auf den Eigennutz gepfropft, ſondern nur Idealiſchem geſchenkt werden kann. Die Begebenheit aber iſt zu groß, zu ſehr mit den Intereſſen der Menſchheit verwebt, zu ſehr über die Welt verbreitet, als daß, wenn auch ihr Zweck jetzt nicht vollſtändig erreicht würde, ſie jemals könnte vergeſſen werden, einmal vielmehr muß die beabſichtigte Verfaſſung wahr werden, die Vereinigung der Natur und Freiheit nach innern Rechtsprincipien im Menſchengeſchlecht.

Im Kampf mit der Theologie unterſcheidet Kant den Kirchenglauben, der auf äußerer Satzung beruht, und das, was bloß Vehikel der Religion iſt, für Artikel derſelben hält, vom Religionsglauben, der auf innern Geſetzen beruht und ſich aus der Vernunft entwickeln läßt. Die Theologie hat zur Baſis ein Factum und deſſen ſchriftliche Tradition, kann aber zum Auslegen derſelben des Denkens nicht entrathen, das immer ein ſich ſelbſt beſtimmendes iſt und aufs Allgemeine geht, dem alſo das Geſchichtliche nicht als letzte Inſtanz gegenüberſtehen kann. Die Vernunft wird alſo immer ſagen: daß ein Geſchichtsglaube Pflicht ſei und zur Seligkeit gehöre, iſt Aberglaube. Und die kirchliche Autorität, nach einem ſolchen Glauben ſelig zu ſprechen oder zu verdammen, heißt Pfaffenthum, von welchem Ehrennamen ſich ſo nennende Proteſtanten nicht auszuſchließen ſind, wenn ſie das Weſentliche ihrer Glaubenslehren in Dinge ſetzen, von denen die Vernunft nichts ſagt, und die zu bekennen und zu beobachten der ſchlechteſte Menſch ſo tauglich iſt als der beſte. Und ſo ſchließt denn Kant, daß alle Schriftauslegungen, ſo ferne ſie die Religion betreffen, nach dem Princip der in der Offenbarung abgezweckten Sittlichkeit gemacht werden müſſen, ohne daß ſie leer, ja hinderlich ſein würden. Auch ſind ſie alsdann nur eigentlich authentiſch, d. i. der Gott in uns iſt ſelbſt der Ausleger, weil wir Niemanden verſtehen, als den, der durch unſern eignen Verſtand und unſre eigne Vernunft mit uns redet, die Göttlichkeit einer Lehre alſo nur durch Begriffe unſrer Vernunft erkannt wird.

So iſt Kant geſtorben mit der Hoffnung, daß das Platoniſche Staatsideal von der Herrſchaft der Weiſen ſich verwirkliche, mit dem Glauben an den Sieg der Wahrheit und Freiheit.

Im dritten Buch behandelt Roſenkranz die Conſequenzen der Kantiſchen Philoſophie. Kant's Schule wird in ihren Vertretern uns vorgeführt und äußerſt geiſtreich gezeichnet, auch da, wo nicht, wie beim Arzte Erhard, eine Varnhagen'ſche Biographie vorgearbeitet hat. Die langweilige Trockenheit oder die Breite der Sache findet in dem leichten Humor der kurzen Darſtellung das Gegengewicht, das ſie nicht bloß genießbar, ſondern ſogar zu einer angenehmen Lectüre macht. In raſchen Zügen wird dann Kant's Einfluß auf die poſitiven Wiſſenſchaften und aufs Ausland geſchildert.

Die Bekämpfung der Kantiſchen Philoſophie zeigt uns das Vorbild des Schauſpiels, das wir erlebten und noch erleben. Die alten Richtungen wollen ſie bald dadurch herabſetzen, daß ſie ihr Originalität abſprechen, bald fallen ſie ins andre Extrem, und denunciren die deſtructive Tendenz, die ſie mit der Revolution in Zuſammenhang bringen. Der gemeine Menſchenverſtand erhebt ſeine Stimme gegen Terminologie, Syſtematik und Anmaßung, gegen die er ſich durch Verachtung der Speculation rächt, deren Syſteme ja doch immer wechſeln. Herr Nicolai mit ſeinen Romanen iſt ein Vorläufer der „Winde.“ Die kirchliche Dogmatik erſchrickt vor der böſen Philoſophie. Rom ſetzt ſie auf den Index, Wöllner will durch gewaltſame Maßregeln den Bibelglauben ſicher ſtellen. Hamann und Jakobi miſchen Geiſtreiches und Verkehrtes, Sinn und Unſinn gegen Kant zuſammen, Herder ſchimpft gegen das Religions- und Staatsgefährliche wie die Denuncianten und Zionswächter unſrer Tage. Wie ein banauſiſcher Philiſter hetzt er die Geſchäftsleute gegen die Philoſophie, als ob ſie erſt auf dieſe warten müßten, um zu Vernunft zu kommen; er hetzt die Gebildeten, daß ſie ſich von den transcendentalen Jünglingen abwenden und nicht ſollen meiſtern laſſen; er hetzt die Regierungen gegen die naſeweiſe läſtige Kritik. Er klagt die Philoſophie an, als erzeuge ſie „eine Verödung der Seelen, eine ignorante Verleidung alles reellen Wiſſens und Thuns, die unerträgliche Verachtung aller Guten und Großen, einen ſtolzblinden Enthuſiasmus für fremde Wortlarven“ u. ſ. w. und predigt trotz Hengſtenberg, Leo und Neander einen neuen Kreuzzug. Mögen ſich die letztern mit ihm tröſten, wenn auch ſie nichts ausrichten:

„Auch Patroklos iſt geſtorben,
Und war mehr als Du.“

Uns aber gereicht es zur Erheiterung, daß all dies Geſchrei ſchon einmal da war, und alſo nicht einmal neu, ſondern ein Nachhall iſt, der verhallen wird. Jordano Bruno iſt noch verbrannt worden, aber einen Spinoza hat man nicht mehr geſchleift, ſondern nur ſchleifen laſſen, und ſo wird wohl die Philoſophie dazu kommen, ſelbſt den Scheiterhaufen aus den Rumpelkammern der Vergangenheit für den Phönix der Menſchheit aufzuſchichten, und ihm den erſten Gruß zuzurufen, wenn er in erneuter Jugend ſich aus den Flammen ſchwingt! Doch hat auch der Widerſtreit gegen das freie Wiſſen ſeine heilſamen Reſultate ſchon, indem er uns aus der Stagnation des Althegelthums gerettet hat, und gern gedenke ich eines Wortes von Eduard

Gans, welches er kurz vor ſeinem Tode gegen mich ausſprach: „Mir iſt im jetzigen Augenblicke nichts angenehmer und erfreulicher, als die ſo heftigen Kämpfe, welche die Philoſophie zu beſtehen hat. Wie nämlich der karlsbader Brunnen nur eine Heilkraft beſitzt, weil er auch tödtet, und wie Chriſtus ſagte, ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, ſondern das Schwert, ſo muß auch die Philoſophie ſagen: ich bin nicht da, alle Eſel zu bekehren, ſondern nur ſie zu erſchüttern, und wenn ich geiſtig geſund mache, ſo muß ich auch ein Erkleckliches an Sterbenden und Kranken zurücklaſſen. Nur indem wir recht viele Feinde haben, iſt unſre Wirkſamkeit auch in der Erſcheinung geſichert."

(Schluß folgt.)

Das Cajütenbuch oder nationale Charakteriſtiken, vom Verfaſſer des Legitimen, des Virey, der Lebensbilder aus beiden Hemiſphären ꝛc. Zürich 1841, Friedrich Schultheß.

Ehe noch die deutſch-amerikaniſchen Wahlverwandtſchaften vollendet ſind, erſcheint von dem berühmten Unbekannten ein neues Werk, das Cajütenbuch, eine Schilderung von der intereſſanteſten, ein Roman von der beſten Art, neu in Anlage, Ausführung, Motiv und Charakteriſtik, eine ſehr ernſte, lehrreiche und dennoch eben ſo humoriſtiſche, poetiſche und liebliche Darſtellung. O, es iſt gewiß, das Leben iſt die Schule der Dichtung, ſo war Cervantes geſchult, ſo Shakeſpeare, ſo Goethe und nicht anders unſer Verfaſſer, der offenbar vieler Menſchen Länder und Städte geſehn, in eine neue Welt und ein bewegtes Leben mit offnem Sinn herausgetreten, die Schuppen der verſeſſenen Alltäglichkeit abgeſtreift und nun mit den friſcheſten Gaben einer genialen Auffaſſung unter uns zurückkehrt. Wir haben ihm unendlich viel zu danken. Der deutſche Genius konnte ſich vor der Verſumpfung des Friedens und der hiſtoriſchen Lethargie, die der politiſche Katholicismus über uns bringt, nicht anders retten: er wandert aus in das Reich der Freiheit und der Kämpfe, und wir ſehen ihm ſehnſüchtig nach, glücklich genug, wenn er ſpäter einmal aus der Fremde, befreit und bereichert, zu uns zurückkehrt, zum ſicheren Zeichen, daß es nicht an ihm, ſondern an der erſtickenden Athmoſphäre unſers Vaterlandes liegt, wenn er bisher in ſo wichtigen Leiſtungen, wie die objective Dichtung der Epik und Dramatik, hinter den Engländern und Franzoſen zurückblieb, und entfernt vom goldnen Baum des Lebens, unaufhörlich Litteratur aus Litteratur ſpann.

Es iſt ein Intereſſe der Neugier — nein, es iſt eine Ehrenſache, ein Intereſſe des Patriotismus, welcher Stadt und welchem Lande unſer Verfaſſer angehört, ſo bedeutend ſind ſeine Schriften für unſere geiſtige Entwicklung — aber es wäre Zeitverluſt, wollte man ſich mit Räthſelrathen aufhalten, während ein reicher Born der Belehrung und des äſthetiſchen Genuſſes in nun bereits zwanzig Bänden vor uns aufgethan liegt.

Die zwei letzten, welche das Cajütenbuch umfaſſen, behandeln „den Moment der Gründung eines neuen anglo-amerikaniſchen Staates auf merikaniſchem Grund und Boden, den Moment, wo die germaniſche Race ſich abermals auf Unkoſten der gemiſchten romaniſchen, Bahn gebrochen, die Gründung eines neuen anglo-amerikaniſchen Staates durchgeführt hat." Es iſt von Texas die Rede. „So wie in früheren Werken, ſo ſcheinen auch in dieſem dem Verf. Quellen zu Gebote geſtanden zu ſein, die weit mehr Aufſchlüſſe über die Entſtehung des neuen Staates geben, als es bisher erſchienene geſchichtliche Werke thaten. Auch bemerkt er ausdrücklich, daß mehrere Facta, z. E. das Treffen am Salado, die Belagerung von Bexar, die Entſcheidungsſchlacht bei Louisburg, dem Staatsarchiv zu Waſhington entnommen worden, ſo wie daß ſämmtliche Incidents ſich auf Thatſachen gründen" (Vorwort des Herausgebers). Texas iſt nun fertig. Der Strom der Auswanderung und Coloniſation zieht ſich daher nach der andern Seite, nach der Weſtküſte von Mexiko, und es handelt ſich gegenwärtig um Californien, das den pfäffiſch-verdummten Mexikanern zu nichts nützt, das aber die Union wegen ſeines Hafens in der Franciscobay für den Handel ihres Oregangebietes, dem es an Häfen fehlt, nicht entbehren kann. In dieſem raſtloſen Civiliſationsproceß haben wir alſo eine Epoche vor uns, die das Cajütenbuch ſehr anſchaulich darſtellt nicht ohne Seitenblicke nach Nord- und Südamerika und den rieſenhaften Fortſchritten beider Continente in dieſem Jahrhundert.

Die Cajüte iſt ein patriarchaliſches Pflanzerwohnhaus in Miſſiſippi. Capitain Murky hat es ſich im grandios-bizarren Styl aus Balken und Brettern zuſammengezimmert. Es glich der altteſtamentariſchen Arche oder auch einem holländiſchen Vierundſiebziger; aber es mußte ſich dennoch lieblich und comfortable drin hauſen. Denn wir finden dort eine große Geſellſchaft Miſſiſippi-Gentlemen bei den feinſten franzöſiſchen und ſpaniſchen Weinen verſammelt, und dieſe reichen Herren ſind in Betreff des Comforts jeglicher Art nicht minder delicat, als im Punkt der Ehre, den ſie bis zum Exceß cultivirt haben. Ihre Reden ſprudeln leicht über und ihre Geſellſchaft hat ganz den Charakter des lebendigſten Duellcomments, jede Differenz führt an die Grenze einer Ehrenſache. Die Rede kommt auf Texas, Texas wird beleidigt, ein Texaſer, Oberſt Morſe, tritt auf, er hat bei Fort Velasco, bei San Antonio und in der Entſcheidungsſchlacht bei Louisburg mit Auszeichnung gefochten, er fordert, daß die Miſſiſippi-Gentlemen ihre Ausdrücke in Beziehung auf Texas, wenigſtens auf die Tapfern, mit denen er zu fechten die Ehre gehabt, „qualificiren." Sie haben von ihm gehört, ſie erwägen die tapfern

Thaten der Revolution, ſie qualificiren. Nun geſteht ihnen Oberſt Morſe viel Geſindel in Texas zu, viel Geſindel, Räuber, Diebe, Mörder und Spieler — aber lange noch nicht genug für Texas: und als man ſich wundert, wie er, von guter amerikaniſcher Familie, nach Texas gekommen, erzählt er ihnen dies, ſo wie ſeine Verwicklung in den Aufſtand und in die Intereſſen des jungen Staates, der daraus erwuchs. Dieſer Oberſt, oder vielmehr General Morſe, ein Mann inmitten der Zwanziger und bereits ſo tief betheiligt bei dieſen folgenreichen Ereigniſſen, iſt der Held unſers Romans, in der That eine intereſſantere Figur, als wir ſie in unſeren alterſchwachen Altagsverhältniſſen haben können, wir müßten zu dem Zweck die franzöſiſche und ſpaniſche Revolution zu Hilfe nehmen. Der erſte Theil des Cajütenbuchs, welcher Texas und dem General Morſe ſich widmet, heißt „die Prairie am Jacinto.“ Wir werden hier mit Herzensangelegenheiten noch gar nicht behelligt, die Charakteriſtik und Geſchichte des neuen Landes und Staates ſcheint der einzige Zweck zu ſein, der aber auch wieder ſehr geſchickt an die perſönlichen Fata des Helden angeknüpft und von ihnen getragen wird. Zuerſt hat er das Land förmlich zu entdecken, und das iſt keine leichte Aufgabe. „Die Küſten von Galveſtonbay, in die der Rio de Brazos einmündet, ſind nicht ſo grauſenerregend zu ſchauen, wie die Louiſiana's und der Mündungen des Miſſiſippi, aber aus dem einfachen Grunde, weil ſie eben nicht zu ſchauen ſind. Man ſieht weder Mündungen, noch Land. Eine Inſel dehnt ſich etwa 60 Meilen vor dieſem wie eine ungeheure flachgedrückte Eidechſe hin — ſie wird Galveſton-Inſel genannt, — hat aber weder Hügel, noch Thal, weder Haus, noch Hof, nicht einmal einen Baum, mit Ausnahme dreier verkrüppelter Auswüchſe am weſtlichen Ende, die aber bei der gänzlichen Flachheit des Bodens doch weit hinaus ſichtbar ſind. In der That würde ohne dieſe drei Zwergbäume das Auffinden der Mündung eine ſchwere Aufgabe ſein.“ „Denken Sie ſich,“ fährt Oberſt Morſe fort, „eine unüberſehbare, hundert oder mehr Meilen vor Ihren Augen hinlaufende Ebene, dieſe Ebene ohne auch nur die mindeſte Erhöhung oder Senkung mit den zarteſten, feinſten Gräſern überwachſen — von jedem Hauche der Seebrieſe gefächelt — in Wellen rollend — durch nichts unterbrochen — weder Baum noch Hügel, Haus noch Hof — einzig der Wogenſchaum, der ſich an den Gräſern abſetzend, in endloſen Streifen vor unſern Augen hinzog, deutet auf etwas wie eine Grenzſcheide — eine Küſte und ein Land, aber weder die eine noch das andre in irgend etwas von der See zu unterſcheiden, — und Sie werden ſich eine ſchwache Vorſtellung von der ſeltſamen Erſcheinung dieſes Landes bilden können. Etwa zehn bis zwölf Meilen gegen Norden und Nordweſten tauchten freilich einige dunkle Maſſen auf, die, wie wir ſpäter erfuhren, Baumgruppen waren, aber unſern Augen erſchienen ſie als Inſeln, auch heißen dieſe Baumgruppen, deren es unzählige in den Prairies von Texas giebt, wirklich, charakteriſtiſch genug, Inſeln, und ſie gleichen ihnen auch auf ein Haar.“

Oberſt Morſe, zur Zeit noch ſchlechtweg Sir Eduard Morſe, hat ſich in Newyork von der Galveſtonbay- und und Texas-Landcompagnie einen Texas-Land-Scrip gekauft. Um dieſen zu realiſiren, geht er jetzt mit mehreren andern Einwanderern den Brazos hinauf nach Brazoria. Am erſten Tage fuhren ſie durch eine immerwährende Wieſe, am zweiten rückten ſie den Inſeln näher, die Wieſe wurde zum Parke, rechts und links tauchten in meilenweiter Entfernung die prachtvollſten Baumgruppen auf, aber keine Spur menſchlichen Daſeins in dieſem herrlichen Parke — ein unermeßlicher Ocean von Gräſern und Inſeln. „Es ergreift aber ein ſolcher Ocean von Gräſern und Inſeln das Gemüth des Neulings noch weit mehr, als der Ocean der Wäſſer. Wir ſahen dies an unſern Reiſecompagnons, Landjägern, ſo wie wir, nur daß ſie nicht überflüſſig mit dem circulating medium geſegnet, auch ohne Scrips kamen; übrigens nichts weniger, als empfindſame Yorik-Reiſende, im Gegentheil meiſtens wilde Burſche, die es während der drei Wochen oft toll genug getrieben. Hier wurden ſie jedoch alle ohne Ausnahmen nüchtern, ja ernſt und geſetzt. Die wildeſten, und ein Paar waren wirklich ſo wildrohe Burſche, als je auf Abentheuer ausgingen, wurden ſtumm, ließen keine der rohen, ſchmutzigen und ſelbſt gotteslästerlichen Zoten hören, die uns zur See ſo oft mit Ekel erfüllt. Sie betrugen ſich wie Leute, die, zur Kirche gehend, ſo eben in den Tempel des Herrn eintreten.“ Nichts deſtoweniger ſollten die Einwanderer gar bald wieder nicht nur die Civiliſation, ſondern ſogar die Abgefeimtheit mit allen ihren machiavelliſtiſchen und jeſuitiſchen Pointen auch hier antreffen. Schon in Brazoria erfuhren ſie, wie es mit ihren Scrips eigentlich ſtand und daß dieſe in der That nicht mehr und nicht weniger werth waren, als jedes andre beſchriebene Papier. Die merikaniſche Regierung hatte die Abſicht gehabt, das Land zu bevölkern und die Einwanderung vorzüglich in Texas zu begünſtigen. Es waren zu dem Zweck Unterhändler angenommen, die unentgeltlich eine gewiſſe Anzahl Ausländer importiren und dafür zur Belohnung ſelbſt Ländereien erhalten ſollten, während auch den Importirten, je zu hundert Familien, fünf Quadratſtunden Landes angewieſen werden ſollten, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dieſe Einwanderer Bekenner des ſogenannten alleinſeligmachenden Glaubens ſeien. Dies hatten die Newyorker weislich verſchwiegen und die Unterhändler aller übrigen Orte desgleichen. Die Merikaner aber legten ein beſonderes Gewicht auf ihre Bedingung. Sie wollten Texas als eine vorgeſchobene Miſſion gegen die ketzeriſche Union, keineswegs als eine Colonie von Herege's in ihrer rechtgläubigen Flanke haben. Dies iſt der Haken. Die amerikaniſchen Einwanderer erkennen und durchſchauen dieſe Politik. Das Land iſt ſchön, ſie ſind nun einmal da, die Union iſt in der Nähe, Meriko ſchwach: ſie ſiedeln ſich an und bleiben nun erſt recht geſtiſſentlich, um dieſen Strauß und was für Abenteuer mit ihm verknüpft ſind zu beſtehn. Je mehr ſich einfinden und feſtſetzen, deſto ernſthafter wird die Verwicklung, die beiden Gegenſätze lernen ſich kennen und die Merikaner erwerben ſich immer gründlicher die Verachtung der Amerikaner, die ſich natürlich ganz auf heimiſche Weiſe eingerichtet und conſtituirt und gleich von vornherein ſo gut wie unabhängig leben, denn ſie ſind die eigentlichen Coloniſten und Beſitzer dieſer weiten herrenloſen Ländereien.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

11. October. **№ 87.** **1841.**

K. Roſenkranz „Geſchichte der Kantiſchen Philoſophie.“

(Schluß.)

Roſenkranz handelt nun weiter von Umbildungs- und Vermittlungsverſuchen. Erſtere werden ihm namentlich durch Reinhold, Schiller und Bardili, letztere durch Maimon, Hülſen, Bouterweck und Fries bewerkſtelligt. Als Ueberwinder nennt er dann Fichte, Herbart, Schopenhauer. So vortrefflich nun namentlich Reinhold und Bardili porträtirt ſind, wir müſſen gegen die Stellung Herbart's und Schopenhauer's Proteſt einlegen. Herbart hat die Idee überall verloren und das abſtract-verſtändige des Kantianismus fixirt. Philoſophie iſt ihm Bearbeitung der Begriffe, die er iſolirt, ſeine Methode der Beziehungen iſt ohne Beziehung auf die Wirklichkeit, das Göttliche tritt ihm nur ein, wo der Menſch ſchwach wird und einen Nothanker braucht. Wenn Roſenkranz die Geiſtloſigkeit Herbart's damit erklären will, daß aber dem Fichteſchen Ich ein Hyperobjectivismus nothwendig geweſen wäre, ſo darf er deswegen beide ſo wenig auf eine Linie der Intelligenz ſtellen, als Chriſtus mit Judas auf eine der Sittlichkeit; denn auch von dieſen hat einmal ein Theolog behauptet, daß ſie zur Ausgleichung neben einander gelebt, der Heilige neben dem Verworfenen. Was ſoll man aber dazu ſagen, daß Roſenkranz im Ernſt das Geiſtreiche der Herbartſchen Philoſophie darin findet, den Geiſt als das Geiſtloſe behandelt zu haben! In den „fünf praktiſchen Ideen“ will er gar ein Analogon der Platoniſchen Ethik ſehen. Freilich, Waſſer iſt im joniſchen Meer und Waſſer in der göttinger Leine. Und wie kann man Jemanden für einen Philoſophen halten, von dem man einſieht, er müſſe gegen Spinoza polemiſiren! Iſt denn nicht Spinoza der Urgrund aller Philoſophie? Kommt denn Einer zu ihrem Heiligthum, den nicht Er zuvor im Jordan ſeiner Subſtanz getauft? Wie aber Herbart's Polemik gegen Spinoza beſchaffen iſt, hat Feuerbach (in ſeiner Schrift über Leibnitz), hat Karl Grün (in dem vortrefflichen Aufſatz: Philoſophie und Afterphiloſophie — in ſeiner Jugendſchrift „Nord und Süd“) ſo ſcharf und klar veranſchaulicht, daß uns ein- für allemal dieſe Frage abgethan iſt. Herbart's Briefe über die Willensfreiheit halt' ich unbedingt für das ſchlechteſte Buch der ganzen philoſophiſchen Litteratur. Roſenkranz hält ſonſt ſo viel auf Hinrichs, warum ließ er ſich durch deſſen eindringende Kritik der Herbartſchen Metaphyſik (in den Berliner Jahrbüchern) nicht belehren und von einem ſo falſchen Humanitätsſtreben zurückbringen? — Ueber Schopenhauer aber iſt in Folge der Proclamation deſſelben als Kronprätendenten ſo gründlich in dieſen Blättern geurtheilt, daß uns der Galimathias ſeiner Willens- und Materien-Abſolutheit nicht weiter incommodirt; — habeat sibi!

Ueber Fichte macht Roſenkranz manche gute Bemerkung, die Art aber, wie er ihn einführt, hat mich höchlichſt verwundert. Fichte's Anſchauung iſt durchaus ächte Speculation, der es nur nicht gelingt, ſich im Syſtem vollſtändig auszuſprechen, weshalb ſie es auf religiöſem und politiſchem Gebiet verſucht und durchführt. Fichte war ein ſo großer Mann, weil er ein ſo ſtarker Denker war. Er gehörte nicht zu den geſinnungsloſen Halbheitsmenſchen, die das Zeitliche dem Ewigen vorziehen; ſein gewaltiger Wille äußerte ſich im gründlichſten Philoſophiren wie in freien Worten, die Schlachten waren. Wie kann Roſenkranz ſagen: „Fichte hatte kein eigenes Syſtem; was er außerdem als ein höchſt eigenthümlicher, Napoleoniſch-demokratiſcher, volkspriesterlicher Charakter war, iſt eine ganz andere Betrachtung.“ Will er mit Trendelenburg Vergängliches und Bleibendes ſcheiden? Der ſagt auch: „Fichte's weltſchaffende That des Ich iſt verklungen; aber der in ſich gegründete Charakter ſeines Geiſtes ſteht als ein ſelbſterrichtetes Denkmal da.“ — Großer Gott, was iſt auf der einen 97. Seite des erſten Bandes der logiſchen Unterſuchungen durch Trendelenburg nicht Alles gefallen! Platon's Ideenlehre, Spinoza's Subſtanz, Kant's kritiſche Methode, Schelling's Conſtructionen der idealen Anſchauung, Hegel's Dialektik liegen um das Ich herum in gleichem Tod, und höchſtens beſteht von dem Einen die gedankenerregende Kunſt, oder behält von dem Andern die Darſtellung der Leidenſchaften für die Wiſſenſchaft Bedeutung, und bleiben vom Dritten ein paar Unterſuchungen, wie über den Zweck, den Eudämonismus, feſtes Eigenthum der Wiſſenſchaft. Freilich, Trendelenburg mußte „für das Eigene ſich freien Raum ſchaffen.“ Aber die Geiſtloſigkeit, nicht einzuſehen, daß jedes ächte philoſophiſche Syſtem eine nothwen-

dige Manifeſtation der Einen Idee iſt, die ſich durch ſie all erarbeitet, daß es als ſolche niemals fallen kann, ſondern ewige Wahrheit hat, daß die Platoniſche Ideenlehre ſo wenig als das Fichteſche Ich je aufgegeben werden kann, und letztere ſo wenig von Schelling, als erſtere von Ariſtoteles aufgegeben, ſondern nur weiter geführt ward, dieſe Geiſtloſigkeit, verbunden mit der Harthörigkeit, nicht auf das zu achten, was der alte Hegel ſein Lebenlang hierüber gepredigt hat, weiſt ſchon durch ſich ſelbſt die Prätenſion des Trendelenburgiſchen Buches aus dem Bereich der Philoſophie. Er bewahrheitet den alten Heraklitiſchen Satz: „Viel Lernen thuts freilich nicht, ſonſt wär' auch Hekatäos ein Philoſoph geworden; aber Eins iſt das Weiſe, zu erkennen die Vernunft, die Alles durch Alles beherrſcht.“ Die wahre Philoſophie hat mit der Unphiloſophie nichts Poſitives gemein; ſie kann weiter nicht mit ihr wiſſenſchaftlich ſtreiten, da alle Dialektik ohne die intellectuelle Anſchauung, wie das Genie dem bloßen Verſtand ſtets unbegriffen bleibt. Will man noch ein Weiteres, ſo iſt es eine Stelle aus Hegel's Differenz des Fichteſchen und Schellingſchen Syſtems:

„So wie man von der Tugend zu ſagen pflegt, daß der größte Zeuge für ihre Realität der Schein ſei, den die Heuchelei von ihr borgt: ſo kann ſich auch der Verſtand der Vernunft nicht erwehren. Und er ſucht gegen das Gefühl der innern Gehaltloſigkeit, und gegen die geheime Furcht, von der die Beſchränktheit geplagt wird, ſich durch einen Schein von Vernunft zu bewahren, womit er ſeine Beſonderheiten übertüncht. Die Verachtung der Vernunft zeigt ſich nicht dadurch am ſtärkſten, daß ſie frei geſchmäht und verſchmäht wird, ſondern daß die Beſchränktheit ſich der Meiſterſchaft über die Philoſophie und der Freundſchaft mit ihr rühmt. Die Philoſophie muß die Freundſchaft mit ſolchen falſchen Verſuchen ausſchlagen, die ſich unredlicher Weiſe der Vernichtung der Beſonderheiten rühmen, von Beſchränkung ausgehen, und, um ſolche Beſchränkungen zu retten und zu ſichern, Philoſophie als Mittel anwenden.“

Fichte war der Nachfolger der Kritik der reinen Vernunft, der die Metaphyſik auf ihr begründende Philoſoph; neben ihm ſtehen alſo nicht Herbart und Schopenhauer, ſondern in Beziehung aufs Praktiſche Krauſe, in Beziehung aufs Aeſthetiſche Schiller. Auch Krauſe hat ſich viel mit Kant beſchäftigt; wir finden ſchlagende Ausſprüche bei ihm über denſelben; er ſtellt eine vervollſtändigte Kategorientafel auf, iſt über den leeren Unterſchied des Logiſchen und Ontologiſchen hinaus und giebt eine Ableitung der Kategorieen aus dem Weſen. Dies ſelbſt ſteht ihm aber, da das dialektiſche Moment in ſeiner Philoſophie noch nicht die Vollendung erreicht, als an ſich ſeiendes bewußtes Abſolutes über und außer ſeiner Offenbarung, ſo ſehr es ſich in ihr ſetzt, ihr Leben in das ſeinige verſchlingt. Krauſe's Gott hat mit dem Kantiſchen Ideal der Vernunft viel Verwandtes, aber Krauſe lehrt das Schauen des Weſens, der ewigen Wahrheit, und dringt vor allem darauf, daß die gewonnene Einſicht Leben und That werde. In der erhabenen Milde ſeiner Ethik, in der freien Gottinnigkeit ſeiner Religionsbetrachtung, in dem durchgeführten Gedanken eines Menſchheitbundes zur Verwirklichung eines allſeitigen harmoniſchen gotterfüllten Daſeins erſcheint Krauſe vorzugsweiſe als der Denker, der die praktiſche Tendenz Kant's mit erhöhter Speculation weiterbildete, und in raſtloſem Eifer, die erkannte Wahrheit zu verkündigen, lebte und ſtarb er, wie ein Seher, ein Apoſtel der Zukunft, der keine Schule, aber Jünger gebildet. — Für Schiller's Würdigung ſchlug Roſenkranz den rechten Weg ein, da er auch ſeine Gedichte berückſichtigte, ging aber nicht weit genug vor. Schiller's Geiſt war zunächſt aufs Allgemeine gerichtet, darum bedurfte er zu deſſen Erkenntniß der Philoſophie, aber ſeine Phantaſie ließ ihn die Ineinsbildung des Idealen und Realen ſchauen und darſtellen, und indem bei ihm die künſtleriſchſchaffende und denkendbetrachtende Thätigkeit ſich ergänzten, erarbeitete er ſich ſeine herrliche Stellung auf der Höhe der Menſchheit; die Aeſthetik muß von ihm datiren, und daß er in der Geſchichte der Poeſie Epoche macht, hat neuerdings andern ſuperklug blaſirten Kritikern zum Trotz mit der ihm eigenthümlichen friſchen Kraft R. E. Prutz wieder und in neuer Begründung hervorgehoben.

Mit einigen Bemerkungen über Schelling, Baader, Daub und Hegel ſchließt Roſenkranz. Ueber den Letzteren iſt er kurz, da er deſſen Verhältniß zu Kant in einem ähnlichen Werk über ihn erörtern wird. Bei dem Genuß und der Belehrung, die uns das vorliegende Buch gewährt, ſehen wir dem kommenden mit froher Erwartung entgegen, und wünſchen, daß Roſenkranz das Standbild des Stifters des abſoluten Idealismus dem tagſcheuen Geſchlecht frömmelnder Dämmerungsfalter und ſerviler Fledermäuſe gegenüber aus dem Metall der Freiheit getroſten Muthes aufrichten möge. Moriz Carriere.

„Das Cajütenbuch oder nationale Charakteriſtiken.“

(Fortſetzung.)

Auf die anziehendſte Weiſe werden wir von der Natur des Landes und ſeiner Bewohner ſodann noch näher unterrichtet, indem Eduard Morſe ſich in der Prairie verirrt und zwei volle Tage, genug, um Alles zu entdecken, ſich einzuprägen und wiederzugeben, darin herumreitet, bis er endlich ermattet ſeinem Muſtang die Zügel ſchießen läßt und nun von dieſem wieder zu Menſchen geführt wird; aber er

iſt nur in eine Räuber- und Mördergrube gerathen. Aus einer Ohnmacht, in die ihn der Hunger geworfen, erwacht er, um zu entdecken, daß er aus der Wüſte der Natur zu einem noch ſchlimmeren und wüſteren Menſchen und eben darum noch lange nicht dem Tode entkommen iſt. Indeſſen wendet ſich die Sache wunderbar anders, als der erſte Anſchein ſie erwarten ließ. Eine meiſterhafte Schilderung führt uns in dem Mörder Bob die Wirkungen dieſer urwäldlichen Einſamkeit auf das Gemüth der Menſchen vor. Die Gewiſſensbiſſe werden durch den Gegenſatz, den die gottergebene Stimmung unſers Helden zu dem zerriſſenen Weſen des Wüſtlings bildet, noch geſteigert und das Ende vom Liede iſt, daß Bob mit dem jungen Manne zum Alkalden reitet, dort ſich ſelbſt des Mordes anklagt und gehängt zu werden verlangt.

Nicht wenig erſtaunt iſt Eduard Morſe, als der Richter zu dieſem extremen Schritt gar keine Luſt zeigt, und als Bob ſich von ſeinem Verlangen durchaus nicht abbringen läßt. „Iſt zu ſpät!“ — nämlich ſich zu beſſern — „verſetzte Bob.“ — Weiß nicht, warum es zu ſpät ſein ſollte; iſt nie zu ſpät, ein ſündig verdorbenes Laſterleben aufzugeben; nie, Mann! — „Calculire, iſt's aber doch! verſetzte halb trotzig Bob.“ — Ihr calculirt, es iſt? ſagte der Richter, ihn ſcharf fixirend. Und warum calculirt Ihr? — Der Alcalde muß ihm endlich eine Jury verſprechen und läßt ihn gehn, den Gentleman aber behält er bei ſich und eröffnet ihm des Breitern ſeine Geſichtspunkte, die uns einen höchſt intereſſanten und für Texas bedeutenden Mann zeigen.

„Sag' Euch, Miſter Morſe, gäbe zehn meiner beſten Rinder darum, wenn das mit Bob nicht geſchehen wäre.“ — Glaub' es Euch gern, verſetzte ich, aber nun iſt es einmal geſchehen. — „So gewiß, als Moſes ein Hebräer war. Wie ſchmeckt Euch dieſer Ananaspunſch? Er verdient gehängt zu werden, wie ein todter Hirſchbock, und doch —“ das machte mich wieder ſtutzen, das Glas, das ich an den Lippen hatte, abſetzen. — „Läßt ſich's wieder nicht thun, auch wenn wir wollten. Hätten viel zu thun, wenn wir Alle hängen wollten, die —“ Viel zu thun, wenn Ihr Alle hängen wolltet, die — gemordet? fiel ich einigermaßen heftig ein. Mein Gott, was muß das für ein geſellſchaftlicher — „Zuſtand ſein? ergänzte er ganz ruhig, ſich eine Cigarre anbrennend. Je nun, fuhr er, nachdem er dieſe in Rauch gebracht, fort, gerade ſo, wie er es in einem Lande ſein kann, das, dreimal größer als der Staat Newyork, oder vielleicht ſelbſt Virginien, noch keine 35,000 Seelen zählt, eine Wildniß iſt, eine prachtvolle Wildniß, aber doch nur eine Wildniß. Iſt ein Land, wie es alle herrenloſen Länder (denn die Herrſchaft Mexiko's iſt ſo gut wie keine) einſt waren, als ſie noch mit dem vorlieb nehmen mußten, was eben kam, ſelbſt Unrath und Auswurf. Und, ſage Euch, ſind Unrath und Auswurf für ein ſolches Land auch vonnöthen. Wäre uns hier in Texas nicht einmal gedient mit lauter ſolchen Leuten wie die Livingſtons, Rauſelläers, Caroltons, oder Euren an Zucht und Ordnung gewöhnten Philadelphia- und Newjerſey-Quäkern; ſehr reſpectable Leute ohne Zweifel, aber für uns zu reſpectable, zu viel Pietät, Reſpect vor Autorität. Würden ſich ſchmiegen, biegen, ſich eher Alles gefallen laſſen, als daß ſie ſich wehrten, oder aufſtänden und dreinſchlügen. Sind viel zu ordentlich, lieben die Ruhe, die Ordnung zu ſehr. Brauchen aber in dieſem unſern Texas, für jetzt wenigſtens, nicht ſo ſehr ruhig ordentliche Leute, als vielmehr unruhige Köpfe, Köpfe, die einen Strick um den Hals, Spunk im Leibe haben, die ihr Leben nicht höher, als eine taube Nußſchale achten, nicht lange fragen, mit ihrem Stutzer ſogleich zur Hand ſind.“ Und nun zeigt er, daß alle großen Reiche durch Räuber und Mörder geſtiftet ſind, namentlich die Normannen in England bringt er unter dies Regiſter.

Allerdings wird nun Bob gehängt, weil er es durchaus ſo haben will. Aber der Richter ſelbſt reißt ihn wieder vom Galgen herunter, denn er hat noch was zu ſagen, und was er nun ſagt, das iſt die Entdeckung, daß ein Amerikaner, ein noch größerer Schuft als er ſelbſt, nach San Antonio entflohen und katholiſch — mithin ein Verräther geworden iſt. Alles geräth in Aufruhr. Man ſetzt in Eile nach. Die Blaſe platzt und der Kampf geht los. Freilich wird dieſer vorläufig noch wieder beigelegt. Als aber der texaniſche Repräſentant im mexikaniſchen Congreß durch den Vicepräſidenten eingekerkert, darauf Santa Anna zur Prieſterpartei abfällt und die Conſtitution von 1824 aufgehoben wird, erfolgt die Losreißung Texas's von Cohahuilo ſowohl als von Mexiko, die Unabhängigkeitserklärung und die Revolution ſelbſt.

Der Alcalde ſpielt nun in ihr eine bedeutende Rolle und das ganze Unternehmen iſt in der That bewundernswürdig. Oberſt Morſe ſagt von ihm zu ſeinen amerikaniſchen Freunden: „Lange dürften Sie die Bände der Weltgeſchichte zu durchblättern haben, ehe Sie eine Revolution, richtiger durchdacht, conſequenter durchgeführt fänden. Es hatte ſich da eine Schaar zuſammengefunden, die unter den groben Filzhüten die feinſten Köpfe, unter den rauhen Hirſchwämſern die wärmſten Herzen, die eiſernſten Willen bargen! Männer, die genau wußten, was ſie wollten, die Großes wollten, die aber dieſes Große mit den allergeringſten Mitteln durchführen, mit kaum einer Hand voll Leute es gegen die zweitgrößte Republik der Welt aufnehmen, die alſo ihrem Völkchen nothwendig auch den ſtärkſtmöglichen Impuls geben mußten. Denn nun handelte es ſich nicht mehr bloß um Aecker und Neger, um einige bürgerliche Rechte mehr oder weniger, oder den Fortbeſtand einiger tauſend Far-

mers und Pflanzer: es handelte ſich um die Lebensfrage, um die höchſten Güter freier Männer, die durch die ruchloſe Apoſtaſie Santa Annas, die Vernichtung der Conſtitution von 1824 bereits in ihrer Lebenswurzel getroffen, nun in der ſchmählichſten aller Herrſchaften, der Prieſterherrſchaft, ganz und gar hingeopfert werden ſollten.“ „Und die Stellung des neuen Staates — voll hoher Bedeutſamkeit für die Zukunft der amerikaniſchen Welt — darf wohl ein Meiſterſtück politiſcher Combination genannt werden. Mitten eingekeilt zwiſchen die zwei großen Republiken, iſt unſer Texas gleichſam der Sporn, der, in die Flanken Merikos geſetzt, endlich doch noch den obtuſen Freiheitsſinn ſeiner durch Ariſtokratie und Hierarchie gleich geknechteten Stämme aufſtacheln muß, während es wieder für die Union ein Bollwerk bildet, ein freilich bisher bloß aus rohen Stämmen und Erde aufgeworfenes Bollwerk, das aber doch bald ein imponirenderes Aeußere annehmen dürfte.“

Oberſt Morſe erzählt nun den Befreiungskampf, das Gefecht am Salado, die Eroberung von San Antonio; dann die Niederlagen einzelner Poſten, als Santa Anna mit einer großen Armee vorrückt, und endlich den Ueberfall bei Louisburg, wo Santa Anna ſelbſt gefangen genommen und damit der Krieg beendigt wird. Der halbgehängte Bob leiſtet hiebei die unſchätzbarſten Dienſte als Spion und als lebensſatter Kämpfer. Ein höchſt ergötzliches Zwiſchenſpiel iſt die Erzählung, wie die Amerikaner nach dem Gefecht am Salado dem fliehenden Feind eine goldne Brücke bauen, gar ſehr wider den Willen ihrer Anführer.

„Der Capitain commandirte Feuer, aber keiner ſeiner Leute leiſtete Folge; er befahl ein zweites Mal — noch immer keine Folge. Wie er jetzt ein drittes Mal commandirte, trat ein alter wetter- und ſonnenverbrannter Bärenjäger kopfſchüttelnd an ihn heran, ſich mit aller Muße folgendermaßen expectorirend: „Wollen Euch ſagen, Capting! — bei den Worten ſchob er den Tabacksquid aus ſeiner linken Backe in die rechte über. — Wollen Euch ſagen, Capting! Calculiren, laſſen für jetzt die armen Teufels, die Dons, in Ruhe!“ — Aller Verweis hilft nichts, er fährt ruhig in ſeinem Palaver fort, entwickelt ſeine Notion weiter und ſagt: „Calkulire, iſt eine große Kurzſichtigkeit, den Feind ohne Unterſchied nieder zu machen, den Zaghaften eben ſowohl, als den Herzhaften; heißt das ein Prämium auf die Tapferkeit ſetzen, und iſt das zwar klug, wenn man es bei ſeinen, aber nicht klug, wenn man es bei des Feindes Leuten thut. Sind die Zaghaften immer die beſten Alliirten, ſind es dieſe, die, wenn Ihr ſie verſchont, bei der nächſten Gelegenheit zuerſt Reißaus nehmen, die Andern mit ſich fortreißen. Und ſind die — er wies hier mit der Hand auf die flüchtigen Mexikaner — wohl die Allerzaghafteſten, denn ſind im paniſchen Schrecken am weiteſten in die Prairie hinausgeſprengt, zuerſt ausgebrochen, haben in ihrer Angſt die Furth ganz und gar vergeſſen. Und wenn Ihr jetzt in ſie hinausſchießt und ſie merken, daß, gleichviel, ob zaghaft oder tapfer, ſie doch von uns niedergeſchoſſen werden, je nun, ſo könnt Ihr ſicher ſein, daß ſie bei der nächſten Gelegenheit ihren Balg theuer verkaufen. Sage Euch, Captings, calkulire, laßt die armen Teufels von Dons. Werden uns ſo beſſere Früchte tragen, die Haſenfüße, wenn wir ſie laufen laſſen, als wenn wir ihrer 500 niederſchöſſen. Calkulire, werden das nächſte Mal dafür zuerſt Reißaus nehmen, uns ſo den Dank für die bewieſene Großmuth abſtatten.“

Kehren wir von Texas zur Cajüte Capitain Murky's zurück, ſo iſt unterdeſſen, daß General Morſe ſeine Fata erzählt, ein intimer Freund des Capitains, der Bankpräſident erſchienen, um den Capitain zu entſchuldigen, der ſich entfernt, um ſeine Tochter Alexandrine, die von Paris ſo eben zurückkehre, zu empfangen. Dies erregt einen großen Aufruhr, und als vollends General Morſe bei dem Namen Alexandrine ſeufzt, werden die Miſſiſippi-Gentlemen Feuer und Flammen, ſie verbieten ihm das Seufzen; und mit Noth und Mühe gelingt es dem Bankpräſidenten den Sturm zu beſchwichtigen. In dieſem Scharmützel rühmt ſich der Bankpräſident, auch er habe Pulver gerochen, und dies wird die Veranlaſſung zur näheren Charakteriſirung des Capitain Murky, in deſſen Geſellſchaft eben dieſes nobilitirende Geſchäft vor ſich gegangen. Die Erzählung führt uns nun nach Südamerika und in den dortigen Revolutionskampf, namentlich zu der Belagerung von Callao, dem letzten Punkt, den die Spanier vertheidigten. Der Charakter des Capitains und die Ereigniſſe, ſo wie die Elemente dieſes denkwürdigen Kampfes ſind auf's Anziehendſte geſchildert. Schließlich entdeckt ſich der Bankpräſident als Onkel des General Morſe, nimmt Capitain Murky ein lebhaftes Intereſſe an dem jungen Mann, und gelingt es dieſem ſeinen Roman mit der ſchönen Alexandrine auf die liebenswürdigſte Weiſe zum Schluß zu bringen. Man ſieht, der Roman nimmt den kleinſten Theil des Werkchens ein, das dem Anſchein nach zuerſt völlig frei iſt von allen ſentimentalen Intereſſen, vielmehr nur auf Kampf und Krieg, Politik und Freiheit auszugehn ſcheint, dann aber auf dieſem Hintergrunde deſto reizender die friedlichen Spiele der Liebe hervortreten läßt. Und es konnte nicht überzeugender bewieſen werden, daß der Friede nichts werth iſt, der nicht durch den Krieg verdient wurde, und daß die beſten Weiber zu keiner Zeit und nirgends den Anſpruch aufgeben, ganze Männer und geprüfte Charaktere durch ihre Gunſt mit dem ſchönſten Danke zu ehren.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

12. October. № 88. 1841.

Die bedingte Preßfreiheit, hiſtoriſch-kritiſch entwickelt und beleuchtet von Theodor Heinſius. Berlin, 1841. Bei Duncker und Humblot.

Das Dilemma: Cenſur oder Preßfreiheit, iſt überall von der Wiſſenſchaft und in verſchiedenen Ländern vom Leben ſchon längſt zu Gunſten des zweiten Gliedes vereinfacht worden. Ueber dieſen Gegenſtand in einem wiſſenſchaftlich-kritiſchen Inſtitute das Wort zu nehmen, trug der Unterzeichnete einen Augenblick Bedenken. Es giebt Wahrheiten, welche man durch ausdrückliche Beweisführung zu beleidigen fürchten muß. Allein die Stufen der Bildung ſind ſehr verſchieden, und noch verſchiedener die der Einſicht. Ein ſehr Gelehrter weiß oft weniger, als der minder Gelehrte. Ueberdies iſt es gerade eine Haupteigenſchaft vieler Gemeinplätze, daß ſie immer wieder von vorn bewieſen werden müſſen; die Langſamkeit, mit welcher ein Irrthum hinſtirbt, ſeine ſtaunenerregende Zähigkeit und Dauerhaftigkeit iſt unmittelbar auch der Mühlſtein, an welchem die entgegenſtehende Wahrheit ſchleppt. Neu und des Beweiſens werth bleibt nun das Alte immerfort da, wo es noch keine praktiſche Geltung erlangt hat. Wer in Rom über Schutzpockenimpfung ſchreibt (salva censura) und für ihre Einführung wirkt, bringt ſeine Gründe und Schritte ſicherlich auf keinen überfahrenen Markt. Daß man in Deutſchland der Preßfreiheit das Wort rede, ſcheint leider vor der Hand nicht überflüſſig.

Der Hinblick auf die Knospen, Blüthen und Früchte, welche der Baum der deutſchen Entwicklung ſchon während der drei erſten Luſtra dieſes Jahrhunderts getrieben, ruft ein natürliches Befremden hervor, daß dies ſchöne Wachsthum ſo mannigfach wieder verkümmert iſt, und daß wir in mehreren wichtigen Dingen nicht weiter, ſogar zurückgekommen ſind. Nicht alle Keime, die in unſerer Auferſtehung und der Nationalwohlthat der Stiftung des deutſchen Bundes lagen, gelangten zum Genuſſe des verdienten Sonnenſcheins. Die vis inertiae und die einfache vis haben hier in doppelter Weiſe gewirkt: manches Nöthige wurde gleich im Anfange verſehen oder aufgegeben, und manches klar Erkannte wurde dennoch ſpäterhin beſeitigt, oder durch ſein Gegentheil erſetzt oder auf unbeſtimmte Zeit hinausgeſchoben.

Ueber ein Beiſpiel aus der erſten Claſſe ſei hier folgende Bemerkung geſtattet. Selbſt das deutſche Reich in ſeinem Schattenthum hatte wenigſtens das voraus, daß in Streitigkeiten zwiſchen Fürſt und Volk (Ständen) eine Gerichtsſtelle vorhanden war, wo man Recht holen konnte. Dieſe Fundamentaleinrichtung wurde bei der neuen politiſchen Schöpfung Deutſchlands durch den unglücklichſten der Zufälle (kann man ſagen) über Bord geworfen. Bekanntlich wurde die Abfaſſung der deutſchen Bundesacte auf dem wiener Congreſſe wegen der dringenden Zeitumſtände überhaſtet, und der alleinige Widerſpruch Baierns gegen die Einſetzung eines Bundesgerichtes trieb die übrigen deutſchen Staaten zu verhängnißvoller Nachgiebigkeit. Daß mehrere dieſer Mächte ſich mit dem: Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, tröſteten, kann nicht in Zweifel gezogen werden. Um ſo weniger läßt ſich das Ausbleiben einer nachträglichen Erledigung jener Angelegenheit erklären, welche von vielen Congreßſtimmen mit Recht als Lebensfrage vertheidigt worden war. Preußen vor allen hatte ſich, durchdrungen von ächt deutſchem Sinne, das Verdienſt erworben, auf dieſem Gebiete wiederholt mit dem nachdrücklichſten Ernſte ſich auszulaſſen. „Bei der deutſchen Verfaſſung," ſagte es, „gebe es nur drei Punkte, von denen man, nach ſeiner innerſten Ueberzeugung, nicht abgehen könne, ohne der Erreichung des gemeinſchaftlichen Endzwecks den weſentlichſten Nachtheil zuzufügen: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht und landſtändiſche durch den Bundesvertrag geſicherte Verfaſſungen. Unläugbar ſei es, daß wenn es der künftigen Verfaſſung an einem Bundesgericht fehle, man nie werde die Ueberzeugung aufheben können, daß dem Rechtsgebäude in Deutſchland der letzte und nothwendigſte Schlußſtein mangele, und Preußen theile ſelbſt vollkommen dieſe Ueberzeugung"*). Unter den Staaten, welche ſich in dieſem Verlangen eng an Preußen anſchloſſen, machte ſich Hannover mit der ahnungsreichen Erklärung bemerklich: „daß Landſtänden der Recurs an den Bund offen ſtehen müſſe, wenn ſie gegen den Mißbrauch der Souverainetätsrechte der Fürſten klagen wollten"**). In Folge des Unterlaſſenen hat unſere Zeit es erlebt, daß der öffentliche Rechtszuſtand einſeitig durch Cabinetsmaßregeln zerſtört wurde, ohne daß den dadurch be-

*) Klüber, Ueberſicht der diplomatiſchen Verhandlungen des wiener Congreſſes 2c. Abtheil. 2. S. 178.
**) Ebendaſ. S. 185.

einträchtigten Landſtänden, Corporationen und Perſonen ein Gerichtshof, ein Bundesgericht in aller Form offen ſtände. Die einzig mögliche Inſtanz, der Bundestag, unter deſſen Schutz alle in anerkannter Wirkſamkeit ſtehenden Landesverfaſſungen ſich regelrecht erblicken müſſen, hat ſich ſo gut wie incompetent erklärt. Auf der Hand liegt aber, daß die größten Gefahren damit verknüpft ſind, wenn das Staats- oder Privatrecht ſich in eine Sackgaſſe verliert, wenn die wichtigſten öffentlichen Fragen dem Ungefähr der Leidenſchaften und Ereigniſſe, eventuell dem Fauſtrecht, zugewieſen werden. Nach dem, was in unſerm Norden vorgegangen, iſt keine einzige Landesverfaſſung in Deutſchland rechtlich geſichert; höchſtens bleibt moraliſche Bürgſchaft übrig.

In die zweite Claſſe gehört die Lebensfrage der Preſſe. Wurde das Bundesgericht ſchon unten an der Wurzel durchgeſchnitten und hiemit im deutſchen Staatsrechte eine weite Lücke gelaſſen, ſo iſt die Preßfrage allerdings zu einer amtlichen Entwicklung gediehen, jedoch zu einer andern, als der erwarteten. Ohne den entſprechenden Erfolg blieb der Anlauf des 18. Artikels der Bundesacte, nach welchem ſich die Bundesverſammlung bei ihrer erſten Zuſammenkunft mit Abfaſſung gleichförmiger Verfügungen über Preßfreiheit beſchäftigen wollte. Wahr iſt, daß einem gemeinſchaftlichen Preßgeſetze in Deutſchland beträchtliche Schwierigkeiten, denen man vielleicht nicht gram ſein darf, entgegenſtehen. Die ungleichartige Zuſammenſetzung der geiſtigen Atmoſphäre tritt hier hemmend ein; wie ſoll man öſterreichiſche und badiſche oder hamburgiſche Zuſtände unter Einen Hut bringen? Die bloße „Schwierigkeit“ aber gemeinſchaftlicher Einrichtungen für alle Bundesſtaaten genügt hier ſchwerlich. Denn erſtens beweiſen gewiſſe Maßregeln, daß die Waſſerwage des Bundes ohne alle Bedenklichkeiten über alle deutſchen Länder auch in ſolchen Dingen hinfährt, in welchen die Bedürfniſſe und Wünſche der verſchiedenen Bevölkerungen ungleiche Höhepunkte einnehmen. Vornehmlich hat dies durch Beſchränkung der freien Bewegung der geſellſchaftlichen Beſtandtheile ſtattgefunden. Zweitens hat der Bund geſchehen laſſen, daß ſeine einzelnen ſouveränen Glieder die Zeitgebornen auf politiſche Freiheit abzweckenden Bundesgrundgeſetze nach ihrem eigenen Ermeſſen ſich zuſchnitten und reſp. ignorirten. Z. B. haben einige deutſche Staaten eine neue, andere eine alte, noch andere gar keine landſtändiſche Verfaſſung. Drittens iſt nicht zu überſehen, daß einestheils die deutſche Ungleichartigkeit nicht ſo bedeutend iſt, als man hat glauben machen wollen, und daß anderntheils die große Maſſe der deutſchen Staaten einen Bildungsgrad beſitzt, welcher von Seiten der Geſetzgebung eine günſtigere Behandlung, als die einigen dunkleren Provinzen widerfahrende, verdient. Aus dieſen Bemerkungen folgt, daß die Preßfreiheit als Bundesgeſetz ſchon da ſein könnte (jeder Staat würde doch nur das Beliebige davon nehmen), wenn ſie bis jetzt überhaupt in der Willensmeinung unſerer höchſten Nationalſtelle gelegen hätte. So aber befindet ſich Deutſchland hinſichtlich der Preſſe noch immer in einem ſeinen Bedürfniſſen nicht zuſagenden Proviſorium, deſſen Erledigung es von Jahr zu Jahr mit Sehnſucht erwartet. Alle betreffenden Bundesmaßregeln liefen auf Verſchärfung des Preßzwanges hinaus. Weder ruhige noch bewegte Zeiten, weder die Voix der Schriftſtellerwelt noch die aller deutſchen Ständekammern haben der Nation die nach der Befreiung des Vaterlandes in nächſte Ausſicht geſtellte Befreiung der Preſſe gebracht. So viel dankbarer müſſen wir für die theilweiſen Erleichterungen ſein, welche einzelne Regierungen dem Preßweſen haben angedeihen laſſen. Alle Beſtrebungen indeſſen, günſtige und feindliche, müſſen endlich in die Preßfreiheit als deutſches Nationalgut münden, ſo lange nicht der hohe Stand deutſcher Bildung unter den Gefrierpunkt hinabſinkt. Vielleicht wird es bis zur Erreichung des Zieles noch manches Wortes bedürfen und noch manche Ueberzeugung zu erwecken ſein.

Als ein zweckmäßiger Beitrag zu dieſer edlen Sache muß die obige Schrift eines ehrwürdigen Mannes bezeichnet werden, welcher in hohem Alter ſich verpflichtet fühlte, die bedingte Preßfreiheit mit ruhiger Kraft und geſinnungsvollem Ernſte zu empfehlen. Das Erwachſen ſeiner Schrift in der berliner Cenſur-Fruchterde kann als eine erfreuliche Thatſache gelten; möchte ſie zum Markſtein zweier Zeitalter in Preußen werden!

(Fortſetzung folgt.

„Das Cajütenbuch oder nationale Charakteriſtiken.“

(Schluß.)

In dem dritten Theil, dem eigentlichen Roman, treten an die Stelle der epiſchen Ausbreitung kleine, zarte Idyllien, ein reizender Contraſt. Die Seufzer des Jünglings, die Süſſigkeiten ſeiner ſchwärmeriſchen Liebe, die kleinen Coquetterieen, die halbe Hingabe und die verſchämte Verſchloſſenheit der klugen, ſchalkhaften und feinen Republikanerin — ſind uns hier eine überraſchende Entdeckung, während ſolche Dinge an andern Orten, wo ſie das A und das O ſind, wo ſie ohne Folie mit ihrem abgedroſchenen Brillantfeuer in der Luft hängen und die ganze Luft mit dieſem Intereſſe auszufüllen die Unverſchämtheit haben, höchſt widrig auftreten.

Der General benimmt ſich bei der Eroberung ſeiner Schönen trotz aller Entſchloſſenheit linkiſcher, als er es wohl bei den Stürmen auf die mexikaniſchen Wälle gethan. Dies Linkiſche kleidet ihn aber nicht wenig liebenswürdig, weshalb es denn auch die ſchalkhafte Alexandrine wiederholt bis

zur Verwirrung ſteigert, indem ſie ihm immer den letzten Strich und das Titelchen über das J ihres Ja hinwegſcherzt. Meiſterhaft iſt in dieſer und anderer Hinſicht der Abſchnitt: „die Fahrt und die Cajüte.“ Hier ein Beiſpiel zum Beleg: „Trinken Sie, der Thee heitert immer auf, und Sie bedürfen der Aufheiterung, denn einigermaßen kommen Sie mir vor, als ob —“ Als ob? — „Sie nicht bei Troſte wären!“ ſpottete ſie. — Der Spott war aber wieder mit einem ſo ſchalkhaft zärtlichen Blicke gewürzt, daß er aufſprang und ihr wahrſcheinlich um den Hals gefallen ſein würde, wenn er ſich nicht noch zu rechter Zeit beſonnen hätte. Sie werden mich noch um den Verſtand bringen! rief er wie außer ſich. — So? fragte ſie mit komiſchem Ernſte; So? Wirkt alſo meine Nähe ſo gefahrbringend, dann ſollte ich ja billig anſtehn, Ihnen im Wagen noch näher zu kommen. Und in der That, wenn Papa Sie mir nicht zum Beſchützer auf dieſer Fahrt gegeben hätte? Er hat Sie recht gerne, Papa.“ — Und ſeine Tochter? — „Will ſehen, in wie weit Sie ſein Vertrauen rechtfertigen. Geben Sie aber Acht, mein tapferer General! die Pferde Ihres Onkels ſcheinen mir auch zur Schwärmerei geneigt, ein bischen wild.“ — Das waren ſie nun in der That, aber es verſprach auch, den Reiz der Fahrt zu erhöhen. Eine ſolche Fahrt aber iſt überhaupt ſchon geeignet, Liebende in günſtige Beziehungen zu bringen. Bereits das Erfaſſen der Zügel giebt dem Manne einen gewiſſen Halt, der, ſo ſchwankend er iſt, ihn ſchon zum Bewußtſein deſſen bringt, was er als Gentleman ſeiner Dame ſchuldig iſt, während ſie ſich wieder, im Gefühl des Schutzbedürfniſſes, näher an ihn anſchmiegt. Der junge General beſaß aber auch den ſeltenen Tact, ihr ſeinen Schutz auf die möglichſt zarte Weiſe angedeihn zu laſſen. Er wußte nicht bloß, wie jeder Gentleman, gut — er verſtand es auch, mit Gefühl — wenn wir ſo ſagen dürfen — zu fahren, mit jener gewiſſen hinreißenden Caprice, die, gleichſam den Impulſen eines empfänglichen Gemüthes nachgebend, da raſch den Zügel ſchießen läßt, wo alltägliche Gegenſtände das Auge beleidigen, wieder läſſig weilt, wo intereſſante Punkte vortreten. Die Umgebung von Natchez iſt reich an Abwechslungen. Nun grandios, ja ſublim durch ein Bruchſtück des hehren Urwaldes oder den zeitweilig hervortretenden Waſſerſpiegel des majeſtätiſchen Vaters der Ströme, in der nächſten Wendung wieder idylliſch durch eine deliziöſe Villa, die in Chinabäumen und Magnolien und Orangen- und Citronenbäumen Verſteckens zu ſpielen ſcheint, wird ſie plötzlich proſaiſch, ja gemein durch eine Cottonpflanzung, deren meilenweite Baumwollenſtauden mit den häßlichen Einfriedigungen wie ſpaniſche Reiter in die Augen ſtarren. — Sie flogen abwechſelnd durch Gaſſen von Cottonfeldern, wieder weilten ſie im Schatten der Urwälder, bewunderten hier die ſeltene Färbung einer Blüthe, eines Blattes, dort die hundertvierzig Fuß hohe Krone eines Cottonbaumes; dann tranken ihre Blicke aus dem goldglänzenden Spiegel des Miſſiſippi, wieder weilte ihre Phantaſie bei den Bildern der edlen Natchez, deren einſtmalige Sitze am Catharinenfluſſe ſie durchfuhren. Vor einer Villa hielten ſie, weil ſie Aehnlichkeit mit der ihrer Freundin Gabriele, vor einer andern, weil ſie ihn an ſeinen Landſitz in Texas, den er von einem edlen Spanier an ſich gekauft, erinnerte. Nun ſcherzend, plaudernd, lachend, ſtand ihnen wieder im nächſten Augenblick eine Thräne im Auge. Wie Kinder trieben ſie es. Spielend wie Kinder kamen ſie an der langen Allee von Chinabäumen an, an der ſie vorbeigefahren ſein würden — ſo hatten ſie in ihrem Glücke Alles um ſich her vergeſſen — wenn nicht der Diener, der ſie zu Pferde begleitet, vor ihr gehalten hätte.“

Wir genießen das Glück unſers Freundes mit, lange bevor es ihm noch gelingen will, das Siegel der ausdrücklichen Anerkennung auf ihre Lippen zu drücken, und finden wiederholt Anlaß, die feine Beobachtung der weiblichen Caprice in dieſem zarten Punkte zu bewundern.

Wir haben das Cajütenbuch nach ſeinen intereſſanten und frappanten Zügen, in denen wir allerdings faſt eben ſo viele Vorzüge vor unſerer trivialen Genialitäts- und Handwerks-Belletriſtik finden müſſen, der Anſchauung des Publikums nahe zu bringen geſucht; wir hätten es aber freilich damit noch lange nicht als Kunſtwerk gerechtfertigt, und wenn man uns nach dem Geſagten auch die gute Schilderung werthvoller Sujets zugeben ſollte, ſo iſt es doch von da noch weit hin zu einer tadelloſen Compoſition, zu einem ineinandergreifenden Ganzen und zu einer lebendigen Bewegung der Charaktere gegen einander, die wir in manchen Romanen Walter Scott's z. B. ſo ſehr zu bewundern haben. Und es fragte ſich, ob wir nicht ſogar mehr thun, als der Verf. im Bewußtſein ſeiner Intention ſelbſt in Anſpruch nimmt, wenn wir ſeine nationalen Charakteriſtiken einen guten Roman nennen. General Morſe begleitet uns freilich durch die ganze Erzählung, er iſt der Faden, an dem ſie, wenn auch loſe genug zuſammenhängt, aber er iſt Sieger von vornherein und ſelbſt die letzte Entſcheidungsſchlacht, das Capituliren der ſchönen Alexandrine und ihre endliche Ergebung auf Gnade und Ungnade, iſt gewonnen, faſt ehe ſie noch geſchlagen wird und alle Hinderniſſe, die ſich berghoch aufzuthürmen ſcheinen, räumt ein einziges Wort des alten Murky hinweg, als dieſer, im Hintergrunde der Cajüte verſteckt, das Geſtändniß des Generals gegen ſeinen Onkel mit angehört hat. Iſt das nicht ſehr gewöhnlich? und wo bleibt der Kampf um Helena, wo die Spannung, wo die Geſchichte? Allerdings war das Hauptaugenmerk ohne Zweifel die nationale Charakteriſtik, dennoch muß man geſtehn, daß die Concentrirung der Elemente in der Cajüte ſehr fein und von vornherein berechnet iſt, daß dadurch das Ganze den Anſtrich dieſer idylliſchen Ruhe nach

heroiſchen Stürmen eines idealbewegten Lebens erhält: die Cajüte iſt der Ruheſitz des tapfern, vielverſuchten, in Schlachten und in Stürmen unerſchütterlich ruhigen Seemannes, des Capitain Murky. Deſſen Charakteriſirung iſt meiſterhaft, ſo individuell, wie nur immer die Boziſchen Figuren, aber dennoch frei von aller grotesken Karrikirung. Eine granitne Figur, aber inwendig ein Juwel, und bei aller ſcheinbaren Indolenz das tiefſte Gemüth. Es wird nun mit Recht ein Gewicht darauf gelegt, daß Alexandrine auch geiſtig ſeine Tochter iſt, daß der Capitain ſich gleich, wie er ſeinen Werth und ſein Gemüth erkennt, des General Morſe annimmt, und als dieſer durch ſeinen Onkel, weil Murky's Verhältniſſe für einen teraſer Abenteurer zu brillant wären, ſchon entſchieden verſcheucht iſt, eben ſo entſchieden das Nonintereventionsdecret und das Gewährenlaſſen der Liebesraſerei proclamirt, wie er einſt, rein der Sympathie für Freiheit und Ehre folgend, er ein Kauffahrer und ſimpler Handelscapitain, den General Hualero aus den blutigen Händen der Spanier gerettet mit Gefahr ſeines Guts und Lebens. In der Geſchichte des Capitains Murky haben wir neben den grandioſen Abenteuern zugleich die Gründung der Familie und das Intereſſe für den Familiengeiſt, eben ſo wie Eduard Morſe durch ſeine Theilnahme an der Revolution von Texas ſeine Zukunft ſich gegründet hat. Auf dieſe Weiſe gewinnen die großen Ereigniſſe eine direct perſönliche Beziehung, ſie ſind der vulkaniſche Boden, auf deſſen beruhigtem Grunde das Paradies der Liebe angebaut wird. Wir haben dieſen Contraſt ſchon hervorgehoben und wir müſſen dieſe Begründung des idylliſchen Lebens nun auch von Seiten der künſtleriſchen Anlage in Schutz nehmen, wie wir es oben von Seiten des Effects gethan. Es ſchwebt alſo weder Capitain Murky, noch General Morſe außerhalb der Einen Geſchichte, deren Fäden weniger als deren Grundmaſſen in dem idylliſchen Finale zuſammentreten und zuſammenrücken. Dies iſt allerdings eine neue Art, auch dem Leſer überraſchend, denn dieſer hat ſich längſt darein ergeben, daß es hier nur einem Lande nach dem andern und einem Abenteuer nach dem andern habe gelten ſollen. So fällt nun freilich die Spannung hinweg; aber die Spannung nur auf dieſen Ausgang und auf den Zuſammenhang im Ganzen, deſto größer iſt die Spannung im Einzelnen: die umgekehrte Spannung, die Ueberraſchung, tritt dagegen am Ende ein, und wie ein wohlthuender Blitz aus dem Chaos den göttlichen Umſchwung des Himmels hervorhebt, ſo läuft die Erinnerung totaliſirend und rundend bis an den Anfang — des Romanes — wir ſind ſo dreiſt ihn ſo zu nennen — zurück. Und was iſt denn der Roman? ja was alle Gattungen der Poeſie? Wer hat das Recht, ſie zu ſchaffen und wer ſie zu fixiren, wenn ſie geſchaffen ſind? Die Geſchichte, die Alles ſchafft. Es giebt keine abſolute Poeſie, wie es keine fertig gewordene Philoſophie giebt. Beides ſind Blüthen (Beſtimmtheiten, Kategorieen) der Geſchichte, die Geſchichte faßt ſich in ihnen zuſammen, und wie die Philoſophieen eine Entwicklung der Geſchichte, ſo ſind die Poeſieen und die beſtimmten Formationen der Poeſie nur in der hiſtoriſchen Entwicklung verſtändlich. Unſer Autor aber iſt eine ſolche Entwicklungsphaſe der Poeſie, und ſelbſt da, wo er das Chaos nicht an dem einen Feuerfaden der Compoſition zu erleuchten gewußt, iſt er ein ſehr deutlicher Fortſchritt. Wir haben dies gleich Anfangs angedeutet; wir werden noch darauf zurückkommen.

Die Sprache hat in dieſem Buche allerhand Eigenheiten, ſo das „Nun" in der angeführten Stelle für „Bald" oder „Jetzt," ſo die Weglaſſung des „Dich" in der Frage: „Wir fühlſt du?" auch Härten wie in dem Ausdruck „der gegründet werden ſollende Staat" und dergleichen. Sind dies Provinzialismen, ſo wiſſen wir in der That nicht gleich ihre Provinz, ſind es aber engliſche und amerikaniſche Analogieen, ſo iſt das Buch voll von Sprachbildungen aus dieſer neuen oder alten Welt unſerer Stammverwandten. Möge das gute, tapfre politiſche Element, die Ehre und der Stolz dieſer großartigen republikaniſchen Völker auf uns Deutſche übergehn: ſo würden wir auch wieder eine Geſchichte gewinnen, die es werth wäre poetiſch verklärt und in mehr als Einer Form der Erinnerung aufbewahrt zu werden, während wir jetzt nur mit China rivaliſiren und uns nicht ohne Urſache vor der Zukunft fürchten; denn was hilft uns alle Weisheit ohne Ehrgefühl und öffentliche Tugend? Die Schilderungen unſers geiſtreichen Verfaſſers ſind die Trophäen des Miltiades, die uns nicht ſchlafen laſſen ſollten, aber iſt es zu fürchten, ſie werden es.

Arnold Ruge.

Bei mir iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die livländiſchen

Landesprivilegien

und deren

Confirmationen.

Motto: Ne quid timere, ne quid timide.
Gustav Mengden.

gr. 8. 1841. Broſchirt 1 Thlr.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

13. October. № 89. 1841.

Heinsius „Die bedingte Preßfreiheit."

(Fortsetzung.)

Die Hierarchie, welche allein in der Unfreiheit gedeiht und vom Tode lebt, hat die Welt unter anderen Geschenken auch mit der neueren Censur bedacht. Mit Vergnügen griffen die auf Knechtschaft der Massen beruhenden Institute der Despotie und Aristokratie nach demselben Mittel, welches mißliebige Gedanken und Theorieen bändigen sollte. Auch wohldenkende Regierungen verstanden sich zum täglichen Gebrauche dieses gefährlichen und ungerechten Werkzeuges. Die Censur ist im weitesten Sinne die Polizeigewalt als Gefängnißschließerin der Geister und alles Ewigfreien, und als solche etwas sehr Altes. Die neuere Büchercensur ist eine Gegenerfindung der Buchdruckerei, sowie der Jesuitismus die Gegenreformation ist. Berge von Widerwillen und Haß, kann man sagen, hat die Censur von jeher auf sich geladen. Fast fühlt man sich zu christlichem Mitleiden gegen diese Märtyrerin des politischen und kirchlichen Dogmatismus, gegen dieses von der Presse in ewiger Athemlosigkeit gehaltene Factotum veralteter Regierungskunst gestimmt. Sogar einige Anerkennung darf ihr nicht entgehen; eine Statistik ihrer Verdienste um die Civilisation möchte ganz stattlich ausfallen. Da ihr jedoch das Gute, welches sie mit aller Anstrengung nicht von sich abschütteln kann, nicht pure zugerechnet werden darf, so muß sich der kurzsichtige Sterbliche vorläufig an ihre nächsten greifbaren und eindringlichen Wirkungen halten. Deren Unliebenswürdigkeit trotzt freilich jeder Beschreibung. Der Verf. der „bedingten Preßfreiheit" hatte schwerlich Gelegenheit, über die Censur und ihr Gefolge alles, was er wollte und konnte, zu sagen. Er handelt von ihr mehr im Vorbeigehen, ohne jedoch ihre wesentlichen Eigenschaften zu verschweigen, nämlich daß sie unzureichend, nutzlos, willkürlich und für die Wahrheit gefährlich, sowie der Lüge förderlich ist. In der That, alle Nachtheile des Systems der „öffentlichen Wohlfahrt," insofern sie neben und über den Rechtszustand gesetzt wird, verknüpfen sich in gesteigertem Maße mit der Censur. Da das Gebiet und die Formen der Gedanken unendlich sind, so muß jede Instruction des Censors mangelhaft sein, und das Recht der Wahrheit und der geistigen Arbeit überhaupt auf Oeffentlichkeit bleibt ohne Schutz. Man erinnere sich, daß öfter censirte Schriften hinterdrein mit Beschlag belegt werden. Im Allgemeinen werden auch die genauesten Instructionen durch die Subjectivität des Censors nichtig und eitel; je peinlicher und gewissenhafter ein Censor, desto eher wird er eine drückende Plage der Schriftsteller. Und etwas so Schiefes ist das ganze Amt der Censur, daß man strenge Pflichterfüllung kaum einen Mißbrauch der Stellung nennen darf. Freilich sind es oft sehr ungeschickte Personen, welche dieses Amt annehmen. Nicht Jeder giebt sich dazu her; vielleicht ist dies der Grund, weshalb das Geschäft, gleich einem gewissen anderen, welches ebenfalls, obwohl mit weit geringerem Rechte, eine exceptionelle gesellschaftliche Stellung zu Wege bringt, hie und da erblich in der Familie bleibt. Das Universalmittel nun, welches trotz Censuredicte und -Instructionen einem Censor zu Gebote steht und täglich gehandhabt wird, ist das die Presse an Händen und Füßen bindende Tendenzenwesen. Durch Unterschiebung von „Tendenzen" kann auch das Unschuldigste verdächtigt und gelöscht werden. Damit kann man Alles ohne Ausnahme beweisen, auch daß Gott ein Taugenichts sei, weil er die Welt, in welcher so viele Taugenichtse sind, erschaffen. Was willst du bei dem summarischen Verfahren des Censors ihm erwiedern, wenn er behauptet, deine Schrift sei aufregend und in staatsgefährlichen Absichten verfaßt? Noch mehr, es giebt Censoren, naiv genug, um es mißfällig zu bemerken, deine Schrift „stimme nicht mit den höheren Orts gehegten Absichten überein!"

Nimmt man den Censor, wie er gewöhnlich ist, und den Schriftsteller, Mann gegen Mann, würdigt man die Stellung des Letzteren überhaupt, so wird man folgende Beschwerde des Verf. gerecht finden: „Läßt es sich noch vertheidigen, daß um einiger Ehrlosen und Niederträchtigen willen die ganze Zunft der Schriftsteller, der Gründer, Bewahrer und Pfleger der Wissenschaften, der Beförderer aller Volkscultur ꝛc. durch die Censur belästigt, in der Aeußerung ihrer Denkfreiheit bevormundet, gehemmt oder beschränkt wird? Ist dieser Zwang einer Strafe gleich zu achten, — und wahrlich, er sieht ihr so ähnlich wie ein Ei dem andern, da in der Censur die Unterwerfung einer individuellen Einsicht unter die persönliche Einsicht eines andern, vielleicht minder Einsichtsvollen bei Strafe geboten ist, — so mag man sich fragen, ob in der ganzen übrigen Gesetzge-

bung die Strafe vor dem Vergehen gehandhabt wird, hier vor einem Vergehen, das bei den edleren Arten der Schriftstellerei gar nicht einmal anzunehmen ist und vielleicht nie vorkommt. Schon bestrafte Verbrecher im Staat stellt man unter polizeiliche Aufsicht, jeden andern ehrlichen Mann läßt man ungehindert treiben und thun, was er will, so lange er dem Gesetze der Ordnung sich fügt, dem er doch auch widerstreben könnte. Mit welchem Rechte also soll der Schriftsteller, der sein ganzes Leben der Wissenschaft und Kunst gewidmet, für Staat, Schule und Kirche gedacht, geschrieben, gewirkt hat, wie ein Sträfling oder wie ein Verdächtiger unter censorische Aufsicht gestellt werden? Es fühlt sich leicht heraus, daß eine solche Einrichtung für einen rechtlichen und wissenschaftlich gebildeten Mann kränkend und unpassend ist, da er sich ihr, wenn sie auch um seinetwillen nicht gemacht wurde, bei jeder Druckäußerung seiner Denkfreiheit unterwerfen und erst die willkürliche Entscheidung eines Individuums einholen muß. Können und wollen freisinnige Staaten, welche doch die Tortur abgeschafft haben, eine Stiefschwester (?) derselben, die Censur, fernerhin dulden?" (S. 35 f.)

Aber nicht bloß für die Schriftsteller und das Publicum, sondern auch für die Regierung hat die Censur nachtheilige, ja verderbliche Wirkungen. In der preußischen Ständeversammlung zu Danzig wurde unter anderem in dieser Rücksicht geäußert: „Es werde jede Erörterung über innere Zustände Seitens Derjenigen verhindert, welche häufig mit denselben am genauesten vertraut sind, deren Bedürfnisse am meisten von denselben berührt werden, und es gehe daher die reichhaltigste Quelle verloren, aus welcher man Belehrung über wirklich vorhandene Bedürfnisse des Landes schöpfen könne. Der gegenseitige Ideenaustausch zwischen denen, welche die Verhältnisse des Landes ordnen, und dem Volke werde gehemmt, und diesem Umstande vor allen sei es zuzuschreiben, daß der preußische Beamtenstand, an Bildung und Charakter vielleicht der ausgezeichnetste, wie durch eine Schranke vom Volke getrennt sei, der gegenseitig belebenden Wechselwirkung mit dem letztern, welche so heilbringend und wünschenswerth für das Ganze sein würde, großentheils entbehre und daher mit seinen Ansichten und Ideen gewissermaßen einen Staat im Staate bilde. Der Nachtheil, den dieser Umstand für die Beamten rücksichtlich der richtigen und von Einseitigkeit freien Auffassung ihres Berufs habe, sei eben so groß als derjenige, welcher dadurch auf die richtige Beurtheilung aller amtlichen Maßregeln Seitens des Volks ausgeübt werde" ꝛc. Für gewisse Standpunkte bedürfen diese ständischen Aeußerungen vielleicht der Unterstützung durch höhere Autorität. Eine solche ist die vom Verf. angeführte königlich preußische Cabinetsordre von 1804: „Wollte man eine gewisse und schickliche Art von Oeffentlichkeit ganz verweigern, so würde kein Mittel übrig bleiben, die Nachlässigkeit oder Treulosigkeit öffentlich angestellter Staatsdiener zu entdecken. Hingegen bleibt diese Oeffentlichkeit das sicherste Mittel, sowohl für die Regierung selbst, als auch für das Publicum, gegen die Sorglosigkeit oder die unlautern Absichten der Behörden, und sie verdient daher befördert und in Schutz genommen zu werden."

Die Thatsache selbst, daß in verschiedenen deutschen Ländern tiefes Schweigen über die einheimischen Begebenheiten und Verhältnisse herrscht, wird schwerlich Jemand anfechten. Preußen giebt hier einen betrübenden Beleg. Ein Unbefangener, dessen Blick auf die schwindsüchtige Ecke „Inland" in den preußischen Zeitungen fällt, muß glauben, in diesem Lande sei kein Schatten öffentlichen Lebens. Da erfährt man, daß bei jetziger Witterung ein Maikäfer oder Schmetterling im Thiergarten gefunden sei. Einmal wöchentlich werden so und so viel Geborene und Gestorbene gemeldet, folglich: in diesem Jahre mehr geboren (gestorben) als im vorigen ꝛc.; als wäre der Staat ein bloßes Quantum von Seelen. Wassersüchtig wird das „Inland," wenn Beschreibungen eines Jubiläums mit der üblichen Ueberraschung oder eines kroppenstädter Scheibenschießens mit dem obligaten Ergebnisse ganze Spalten füllen. Kein Mensch wird glauben, daß es nicht noch andere Stoffe gebe und daß die Nägelabschnittsel das Mark des Staatslebens ersetzen könnten. Das Bedürfniß der Mittheilung über Tagsfragen und über die wirklichen Gegenstände der öffentlichen Theilnahme ist in Preußen weitverbreitet; und zahlreich sind die geistigen Potenzen, deren Sprache belehren und erwärmen kann. Wenn man übrigens in Heinsius' Klage über die Dürftigkeit der einheimischen Zeitungen einstimmen muß, so erfordert die Gerechtigkeit Anerkennung des durch Aufnahme der landständischen Verhandlungen bezeugten Fortschrittes, obwohl diese einzelne Thatsache die allgemeine Sachlage nur schwach modificirt.

Gewisse Staaten von ehemals und jetzt können uns über die wahre Consequenz der Censur belehren. Wo nämlich die Unterthanen in staatsbürgerlicher Beziehung rechtlos der abstracten Autokratie und Regierung, der zum alleinigen Selbstzwecke erhobenen Verwaltung widernatürlich gegenüber gepflanzt werden, da artet die Censur oder richtiger, sie läuft in ihre natürliche Spitze aus, nämlich Aufhebung oder Störung jeder freien Gedankenmittheilung, nicht bloß der schriftlichen (Verletzung des Briefgeheimnisses), sondern auch der mündlichen (Spionieresystem). Von der Presse gar als Organ des geistigen Lebens kann z. B. bei russischer Controle nicht die Rede sein.

Doch auch bei der Weise, wie die Censur unter uns besteht, ist ihr nachtheiliges Wirken unverkennbar. Durch sie wird die naturgemäße Entwicklung des Volkes gehemmt und verwirrt. Durch sie wird die Regierung nicht bloß des Nutzens der freien Presse beraubt, sondern auch mit dem po-

ſitiven Uebel der öffentlichen Unzufriedenheit belaſtet. Alles, was lebt, bedarf der wohlthätigen, natürlichen Erregung; dieſe findet in dem organiſch-freien Zuſtande ſtatt. Die Erregung der Gemüther durch geiſtige Kämpfe iſt ihr tägliches Brod und ſelbſt bei Steigerung zur Aufregung iſt ſie ohne Gefahr für das Beſtehen der Ordnung. Dagegen der Zwang bringt eine ganz andere Aufregung hervor, als diejenige, welche er unterdrücken will. Dazu nehme man, daß das Mißtrauen, welches die Regierung durch Unterdrückung der Preſſe dem Volke beweiſt, nothwendig das Mißtrauen des letzteren hervorrufen muß. So iſt die Cenſur eine ſtaatsgefährliche Anſtalt; die Geſchichte bezeugt es vielfach. Sicher iſt der Staat noch nicht, ſobald in den Büreaus der Polizei Zufriedenheit herrſcht, ſondern wenn die Gemüther derjenigen zufrieden ſind, in deren wirklichem Intereſſe die Polizei verfahren müßte. „Druck erzeugt in der Geiſter- wie in der Körperwelt Gegendruck.“ „Auch der gebildetſte Mann weiß ſich eher im Kerker zu tröſten, als die Feſſeln der Denkfreiheit ruhig zu tragen“ (S. 11, 12).

Die Schädlichkeit und Naturwidrigkeit der Cenſur ſpricht der Verf. ſehr richtig in dem Satze aus: „Die ſittliche und politiſche Bildung des Volks wird der Willkür der Cenſur hingegeben“ (S. 25). — Ungerecht und unpaſſend erweiſt ſich die Cenſur auch dadurch, daß ſie gegen Gedanken mit ungleichen Waffen kämpft. Der mit Zeus ſtreitende Menſch ſagt zuletzt: „Jetzt gerade ſehe ich, Zeus, daß du Unrecht haſt, weil du deinen Donner zu Hülfe nimmſt.“ Warum zieht man nicht vor, Geiſt mit Geiſt zu widerlegen? Man ſieht ſich ja ohnehin oft genöthigt, dies zu thun, wenigſtens wo die öffentliche Meinung nicht völlig, wie in Rußland und Polen, von der Macht verachtet wird. Die unedle und unritterliche Streitart der Cenſur kann das Vertrauen zu der Regierung nicht erhöhen. Gewürzt hat die Cenſur ihre Unbeliebtheit, ſeit ſie den Juſtizmord an der Cenſurlücke vollzogen hat, welche zwar ein ſcheintodter Gedanke iſt, aber als negative Vertheidigung den Schriftſtellern wohl zu gönnen wäre. Warum hat ſich noch kein Büffon oder Tacitus der Cenſurlücke angefunden?

Gehen wir von der zerſtörenden, lebensfeindlichen Cenſur zur Preſſe ſelbſt über, ſo treten uns zuvörderſt ihre Verdächtiger und Todfeinde entgegen. Heinſius' Bemühung, dieſe Mohren zu bleichen, verdient allen Dank. Ihre Weisheit faßt er ſo zuſammen: „Man hat geſagt, die Preſſe ſei ein auflöſendes Princip der Regierungen, eine Quelle des Mißvergnügens und des Ungehorſams der Völker“ (S. 27). Plaſtiſch drückte dies aus Berkeley, Statthalter von Virginien, ſeines Glaubens Royaliſt und Hochkirchler. Er ſchrieb 1671: „Ich danke Gott, daß keine Freiſchulen und Druckereien hier ſind, und hoffe, daß wir ſie in den nächſten hundert Jahren noch nicht haben werden. Denn Gelehrſamkeit hat Ungehorſam und Secten in die Welt gebracht, und die Buchdruckerei hat ſie verbreitet.“ Daß der Mann auch mit dem Munde wieder römiſch-katholiſch geworden ſei, was er folgerichtig hätte müſſen, iſt nicht überliefert. Seine Anſicht, ſelbſt mit ihrer zeitgemäßen Milderung, befindet ſich heutzutage glücklicher Weiſe in der entſchiedenſten Minorität; man muß indeſſen bedenken, daß die wenigen Heroen dieſer Secte zum Theil mächtige oder einflußreiche Leute ſind. Was ſelbige vom Mißvergnügen und Ungehorſam ſagen, indem ſie die Preſſe anklagen, zeugt von ſeltener Kurzſichtigkeit. als wenn die Gedanken bloß auf dem Papiere ſtänden und nicht in den Köpfen und Herzen der Menſchen arbeiteten.

(Fortſetzung folgt.)

Kunſtbericht aus Frankfurt a. M.

Frankfurt a. M. war noch vor 15 Jahren in Bezug auf allgemeine Theilnahme an bildender Kunſt ziemlich leblos. Die Städelſche Gemäldegallerie, in einem ſehr beſchränkten Raum aufgeſtellt, hatte für die Oeffentlichkeit nur geringe Bedeutung, und noch fühlbarer war der Mangel an ausgezeichneten Künſtlern. Beides hat ſich ſehr geändert, und man hat vor Kurzem hier erlebt, daß gegen den allzuſtarken Andrang in die Kunſtſäle polizeiliche Aufſicht erforderlich war. Es war dies freilich ein beſonderer Fall, indem in den beiden vielbeſprochenen Bildern von de Keyſer und Overbeck zwei grundverſchiedene Richtungen einander hart entgegentraten. Wir können noch immer an den durch dieſe Gemälde erregten Streit anknüpfen, da die Lebensfragen neuerer Malerei mit ihm zuſammenhängen, und da die Wenigſten unter den Streitern ſich genau bewußt waren, worauf es eigentlich hier ankomme. Man erkennt dies aus den höchſt unglücklichen Phraſen und Vergleichungen, die damals namentlich unter unſeren Kunſtjüngern curſirten, und worunter die banalſte folgende war: die Schlacht von Worringen verhalte ſich zu Overbeck's „Triumph der Religion,“ wie Schiller's Räuber zu Goethe's Taſſo. Welche ſchauderhafte Begriffsverwirrung! Mit Overbeck Goethe zuſammenzuſtellen, ihn, den Feind alles Symboliſirens, ihn, der die anſpruchsvolle Frömmigkeit und die myſtiſche Einſchachtelungsmethode aus Franz Sternbald's Epoche in ſeinem Aufſatz über chriſtlich-altneudeutſche Kunſt ſo glänzend aufs Haupt ſchlug! Goethe und alle Freunde claſſiſcher Objectivität würden ſich mit weit größerer Neigung zu jenem anderen Bilde gewendet haben, das, in friſcher Auffaſſung und vollem Leben, ohne Geheimniſſe, nichts weiter ſein will, als was es darſtellt, und zwar mit Meiſterſchaft darſtellt. Die verwickeltſte Symboliſirung kann niemals etwas Höheres bieten, als Natur und Wahrheit; ja Manche ſtreben unbewußt dahin, die mangelhafte Technik und die zweifelhafte Aechtheit ihrer Leiſtung durch Andeutungen und ſcheinbar tiefe Beziehungen zu verdecken. Wenn doch einmal eine Vergleichung zwiſchen Gemälden und poetiſchen Werken ſtattfinden ſoll, — was freilich unter allen Umſtänden bedenklich erſcheint, — ſo laßt uns Overbeck lieber mit dem tiefen, ſymboliſirenden und dennoch gluthvollen Calderon zuſammenſtellen. — Daß die Anſpielungen in jenem „Triumph der Religion in den Künſten“ über das Sinnreiche hinausgehen, daß ſie oft ſehr grübelnd allegoriſiren und noch mancherlei andere Uebelſtände — haben dieſe Blätter bereits gerügt.

Wir übergehen hier alſo „den Springquell, der ins ewige Leben emporſprudelt“ und „den weißen Mantel Raphael's,

welcher andeuten ſoll, daß derſelbe die bei andern Künſtlern vereinzelten Vorzüge ſo in ſich verbunden habe, wie das weiße Licht ſämmtliche Farben vereint.“ Wir wiſſen wohl, daß auf alten Bildern noch viel verſteckterе Allegorieen zu finden ſind; aber gleichwohl bleibt eine ſolche Andeutung ſpitzfindig und daher unkünſtleriſch. So weit werden wir doch endlich durch das Studium der Antike und mehr noch der neueren Zeit gekommen ſein, um ein- für allemal den Satz anzuerkennen, daß die Kunſt heilig iſt durch die Kunſt, daß die Verklärung der Schönheit und Natur in dieſem Gebiete wirkſamer iſt, als ſieben myſtiſche und ſymboliſche Weihen; und ſo lächeln wir, wenn Overbeck in der Erklärung ſeines Bildes behauptet, es ſei eine ſündige Apoſtaſie, daß man die Kunſt, anſtatt ſie dem Dienſte des Herrn zu widmen, ſelbſt auf den Altar ſtelle. Die Kunſt dient dem Herrn und dem heiligen Geiſte, wenn ſie das Schöne darſtellt, ſie iſt keine Magd der Theologie. — Ob die Bedeutung von Raphael's weißem Mantel mit Goethe's Farbenlehre übereinſtimmt, bleibe dahingeſtellt; ſo viel iſt ſicher, daß ſie von Goethe's poetiſchem Glaubensbekenntniß ſehr abweicht. Ja, einem ächten Heiden iſt vielleicht in ſeiner Ruchloſigkeit mehr daran gelegen, ob der Faltenwurf jenes Mantels ſchön ausgeführt ſei, als ob derſelbe tiefſinnige Geheimniſſe bedecke. Overbeck ſchreibt derjenigen Richtung, die er als eine gottvergeſſene bezeichnet, den Verfall der Kunſt zu. So viel jedoch kann man feſt annehmen, daß in unſeren Tagen der Malerei eine weit größere Gefahr von jenen Kunſtjüngern bevorſteht, die, zu ſchwach für lebensvolle Darſtellungen, ſich mit einer kümmerlichen Symbolik behelfen. Denn da nach der Meinung dieſer Leute Genie und Frömmigkeit zum künſtleriſchen Beruf genügend ſind, ſo glaubt Jeder, wie Goethe ſagt, dieſe Eigenſchaften von ſeiner Frau Mutter her zu beſitzen. Und es iſt allerdings leichter, in ein Bierſchild oder in einen Triangel ſymboliſche Beziehungen zu legen, als etwa einen Fels oder Baum ſo hinzuſtellen, daß uns die Naturwahrheit darin überraſche. Vergebens berufen ſich dieſe Herren auf die andachterfüllten, einfach frommen Compoſitionen alter Künſtler, des Giotto oder Fieſole oder van Eyck. Was damals im Sinne der Zeit lag, was damals unmittelbare innerſte Erregung war, iſt es jetzt nicht mehr. Die anſpruchsloſe Gottſeligkeit jener Männer verhält ſich zu der bewußten, ſubjectiven Kunſtfrömmigkeit unſerer Tage, wie das Naive zum Sentimentalen, wie das Geſunde zum Kränklichen. — Overbeck ſtellt als die Hauptſumme ſeines Bildes den Gedanken auf, daß die Künſte nur dann der Menſchheit Heil bringen, wenn ſie, den klugen Jungfrauen gleich, mit brennenden Lampen des Glaubens und der Gottesfurcht, in holder Demuth dem himmliſchen Bräutigam entgegen gehen. — Ja, dem himmliſchen Bräutigam, jenem höchſten Gedanken, der in Allem und durch Alles lebt, der in großen Thaten und in großen Erkenntniſſen ſich wirkſam zeigt, aber lieblicher nirgends, als in den Gebilden der Schönheit, dieſem ſoll die Kunſt als reine Braut ihren keuſchen Reiz entgegentragen. Dieſem Bräutigam huldigte die Muſe desjenigen, der Romeo und Julie erdachte, desjenigen, der dichtete: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,“ ihm huldigte die Kunſt des Michel Angelo, ja ſelbſt die Muſe des Verfaſſers der römiſchen Elegieen. Doch ſcheint dieſen Männern Goethe nicht mehr viel zu gelten. Behauptet man doch ſogar von Cornelius mit vieler Beſtimmtheit, daß er in ſeinem „jüngſten Gericht“ für die Darſtellung des Schlemmers die Figur unſeres größten Dichters benutzt habe. Das würde freilich einen betrübenden Contraſt mit jenen Worten tiefſter Verehrung bilden, mit welchen vor etwa fünfzehn Jahren der Meiſter „Sr. Excellenz“ die berühmten Umriſſe zum Fauſt widmete. Wir glauben bis jetzt nicht, daß eine ſolche Abirrung vom Schönen und Schicklichen im Sinne des Künſtlers lag, wenn gleich der Umſtand, daß unter jenen verklärten Figuren, die auf dem genannten Gemälde nach dem Buche des ewigen Lebens hinanſchauen, auch Se. Majeſtät der König von Baiern ſich befindet, dafür ſprechen dürfte, daß dem Künſtler der Gedanke, die Lebendigen und die Todten durch Portraits zu richten, allerdings durch den Sinn gefahren iſt.

Im Uebrigen wird Niemand läugnen, daß dieſer „Triumph der Religion in den Künſten,“ welcher nunmehr für die Gemäldegallerie zu Frankfurt a. M. definitiv angekauft wurde, eine großartige Schöpfung iſt, und uns durch eine Fülle ſchöner Gedanken anzuziehen und zu feſſeln vermag; beſonders wenn wir unbefangen oder naiv genug ſind, um von den großentheils verwerflichen Sympathieen, die ſich an dieſes Gemälde knüpfen, zu abſtrahiren. Overbeck's Meiſterſchaft in der Gruppirung zeigt ſich hier auf eine glänzende Weiſe, die auch einzelne Verehrer bewog, das Bild mit der Raphaeliſchen Diſputa zuſammenzuſtellen. Die Mutter Gottes, umgeben von den bedeutungsvollſten Geſtalten der heiligen Geſchichte; die Gruppe der Künſtler um den erzählenden Dante, die Verſammlung um den Springquell, zu beiden Seiten Kaiſer und Papſt als Beförderer der frommen Kunſt, — dies iſt eine der ſchönſtgedachten Zuſammenſtellungen in der neueren Malerei. Jeder, der ſich für neuere Kunſtentwicklung intereſſirt, wird dieſes Gemälde ſehen und ſtudiren müſſen. Die edle Haltung des Ganzen, der ſanfte Wechſel des Colorits bewirkt einen Eindruck wohlthuender Ruhe, der nur für denjenigen getrübt wird, welcher die trüben Grundgedanken und Abſichten des Bildes mit klarem Sinne weiter analyſirt. Wir würden auch dieſes hier nicht noch einmal zur Sprache gebracht haben, wenn nicht mehrfache Gründe dazu bewegen müßten. Denn zuvörderſt wird das einſeitige Begünſtigen der ſymboliſchen Auffaſſung, gegenüber der lebensfriſchen Naturwahrheit, für das Intereſſe der Kunſt nachtheilig ſein. Wenn auch Compoſitionen von Overbeck, von Veit, Steinle, — um zwei in Frankfurt a. M. wirkende Künſtler zu nennen, — eine größere Befriedigung beim Beſchauer hervorbringen, als die oft chaotiſchen Darſtellungen anderer Künſtler, die in der Aufſuchung ihrer Gegenſtände nach allen Zeiten und Räumen ausgreifen, ſo iſt doch den letzteren ein großer Antheil an der Zukunft zuzuſprechen. — Sodann ſteht zu fürchten, daß an die Bevorzugung ſolcher ſymboliſchen Bilder auch die Einführung ähnlicher Sympathieen ſich zu leicht anſchließen möchte. Und endlich muß der entſetzliche Hochmuth, womit hier die Anhänger der Myſtik in Kunſt und Leben auf ihre artiſtiſche Würde pochen, die entgegengeſetzten Anſichten zu lauter Aeußerung auffordern. Uebrigens haben viele Fragen zu Frankfurt durch einen kürzlich ausgegebenen Druckbogen „Overbeck's Werk und Wort,“ vermuthlich von Keſtner in Rom herrührend, neue Anregung erhalten.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

14. October. **№ 90.** **1841.**

Heinſius „Die bedingte Preßfreiheit.“

(Fortſetzung.)

Daß die Preſſe gemißbraucht werden kann, läugnet Niemand. Aber daß irgend ein Ding in der Welt von Mißbrauch frei ſei, läugnet Jeder. Dies Naturgeſetz herrſcht ſogar im Himmel; denn die Hölle iſt bekanntlich eine Colonie des Himmels. Kein Beſonnener wird die reichen Wohlthaten der freien Preſſe wegen einiger ſchlechten Streiche litterariſcher Waterford's verſchmähen. Man höre Dahlmann (in der „Politik“): „Ein fortgeſchrittenes Volk kommt immer wieder auf die Preßfreiheit zurück; es kann von der Preßfreiheit nicht laſſen, ſo wenig als vom Schießpulver, obgleich beide ihre Bedenken haben.“ — Auch Heftigkeit und Leidenſchaft verdampft ohne Gefahr für die geſetzliche Ordnung, ſobald man nicht die Kräfte, welche Luft haben wollen, zuſammendrückt und die natürlichen Rauchfänge der Tageslitteratur mit Deckeln verſchließt. „Die Geiſter müſſen aufeinander platzen.“ Heinſius bemerkt mit gutem Grunde, daß „die Preßfreiheit ihr Correctiv in ſich ſelber trägt,“ und führt den Ausſpruch des Conſuls Bonaparte an: „die Preſſe heilt die Wunden, welche ſie ſchlägt.“ In England kümmert ſich die Behörde gar nicht oder äußerſt ſelten um die Grotesken und das Hintenausſchlagen der Preſſe; das iſt von allen niederſchlagenden Mitteln das beſte. Die Cenſurfreiheit beſteht dort ſeit 1694. Das engliſche Publicum weiß, daß Scherz Scherz, Grobheit Grobheit iſt; die Tagsverläumdung iſt dort der Woge gleich, deren Strandſpur die nächſte fortwäſcht. Glaubte man buchſtäblich an Journalausdrücke, ſo gäbe es keine ſchwärzeren Teufel in der Welt, als O'Connell, Brougham, Ruſſel, Peel, Lyndhurſt u. A. Was hat die Feuer- und Waſſertaufe der offenſten Oeffentlichkeit dieſen Männern geſchadet? Sie hat ihnen größere Macht und tieferen Einfluß gegeben. Die unentmannte großbrittaniſche Preſſe ſei uns ein beruhigendes Beiſpiel. Sie iſt das irdiſche Abbild der Gravitation des Weltſyſtems. Jede Kraft findet da ihre Gegenkraft; das Geſammtſpiel der vielerlei Kräfte, die wunderbare Verſchlingung der Intereſſen zu Krieg und Frieden iſt — Harmonie. Unmöglich, ſchädlich und langweilich aber wäre eine fortgeſetzte Harmonie ohne alle Disharmonie. — Sagt man, die Erregung der Leidenſchaften durch die Preſſe werde leicht ſtaatsgefährlich, ſo gebe man wenigſtens zu, daß die zurückgedrängten, geheimen Leidenſchaften noch mehr Gefahr drohen. Aber in einem beſonnenen Volke, deſſen Geſetze geachtet und ſtark ſind, iſt von der freien Preſſe nichts zu befürchten. Von den Deutſchen darf man in dieſer Hinſicht die allergünſtigſten Erwartungen hegen. Ihr tiefwurzelnder Rechtsſinn iſt außer Frage. „Wirklich haben die Deutſchen auch nie eine Erweiterung ihrer bürgerlichen Freiheit gemißbraucht. Der ihnen eigene ſittliche Ernſt iſt für ſie ein ſchützender Genius, der ſie auch bei dem ihnen angeborenen Leſe- und Schreibegeiſt auf die Linie des Geſetzlichen und Rechten erhalten wird“ (S. 23). „Zur Frechheit und Zügelloſigkeit neigt ſich der Deutſche nicht, dafür bürgt ſeine Geſchichte“ (S. 67).

Auf S. 16 ff. ſchildert Heinſius die „Nothwendigkeit einer bedingten Preßfreiheit.“ Wir entlehnen ihm Folgendes: „Die Preßfreiheit gehört, wie die Redefreiheit, zu dem Rechte der Denkfreiheit, die als Urrecht des Menſchen anerkannt und unbeſtritten iſt.“ „Die Preßfreiheit iſt nur die Gebrauchsart einer, unſer Geſchlecht charakteriſirenden Naturkraft, die ſo lange ungehindert fortwirken darf, als ſie nicht fremdes Recht und die demſelben entſprechende Pflicht verletzt.“ „Der Zweck aller Preßfreiheit iſt — Beförderung der Wahrheit in Wiſſenſchaft und Leben.“ „Der menſchliche Geiſt gedeiht nur, wie die ganze Natur, in fortwährender Veränderung; nur Bewegung bringt ihn weiter, ſie iſt Bedingung ſeiner Fortbildung, und jedes Geſchlecht, je kräftiger es ſich in dem Gebrauch ſeiner Intelligenz regt, deſto näher rückt es dem Ideal der Wahrheit, wenn es gleich das Ziel derſelben nie erreicht.“ „Wenn die Regierung die Ueberzeugung des Volks von der Güte ihrer Abſicht höher anſchlägt als den blinden Gehorſam: ſo wird die Preßfreiheit ihr wirkſamſter Bundesgenoſſe ſein.“ Die goldenen Worte aus dem Commiſſionsberichte der erſten badenſchen Ständekammer von 1831 mögen auch hier eine Stelle finden: „Niemandem bringt die freie Preſſe zunächſt größeren, weſentlicheren Vortheil, als der Regierung, welcher nur das wahrhaft vortheilhaft ſein kann, was das Wohl und die Zufriedenheit des Volks befördert. Durch ſie erfährt die Regierung den Zuſtand der öffentlichen Meinung, der Geſinnungen des Volks, ſeine gerechten und auch ſeine grund-

loſen Beſchwerden, und alle Gebrechen der Verwaltung. Die freie Preſſe iſt für ſie ein kräftiges Mittel, Wahnbegriffe und Vorurtheile zu berichtigen, grundloſe Verdächtigungen oder Beſchuldigungen zu widerlegen. Sie warnt die Regierung vor Unrecht und Mißgriffen; ſie ſetzt ſie in Stand, Unordnungen rechtzeitig zuvor zu kommen. Die Unabhängigkeit der Juſtizverwaltung erhält durch ſie größere Sicherheit. In ihr eigentlich beſteht das wirkſame Triebwerk der wahren, nicht bloß ſcheinbaren Verantwortlichkeit der Staatsdiener. Pflichtvergeſſene Beamte haben alle Urſache die freie Preſſe zu fürchten, nicht aber die guten, pflichtgetreuen, nicht der Staat, nicht der Fürſt, dem ſie die Wahrheit wie in einem Spiegel vorhält. Ohne ſie iſt es hingegen in manchen Fällen beinahe unmöglich, daß die reine, die vollſtändige Wahrheit bis an den Thron durchdringe. Wie ſehr ſteht nicht die Regierung im Nachtheil, wo die Cenſur nicht nur die Wahrheit verbirgt und vorenthält, ſondern auch die Verantwortlichkeit, die unter der Herrſchaft der freien Preſſe auf dem Schriftſteller und Verleger haftet, auf die Regierung überträgt." Anſchließen möge ſich hier die Anſicht eines Mannes, welcher allerdings glaubte, die Preſſe ſei „durch das Geſetz unbezwinglich" und die Preßfreiheit in vielen Rückſichten „ein nothwendiges Uebel." Dennoch hat Ancillon geſagt: „in uneingeſchränkten Monarchieen mehr als in repräſentativen Verfaſſungen ſei eine große Preßfreiheit zuläſſig, um der Regierung manche nützliche Wahrheit näher zu bringen, die Verwaltung zu beleuchten, und den Beſchwerden, ſo wie den Wünſchen des Volkes Luft zu machen und Berückſichtigung zu ſichern." Der Seitenblick auf die Repräſentativverfaſſungen iſt wohl ſehr mißglückt.

Ref. kann dieſen Gründen bloß noch eine Betonung des Rechtsanſpruches der Staatsbürger auf ungehinderte Druckfreiheit hinzufügen. Jeder Staatsgeſellſchaft Seele iſt der natürliche Grundgedanke, daß die Geſammtheit ihrer Mitglieder den eigentlichen Inhalt und Zweck des Staates ausmacht. Sei es, daß dieſe Eigenſchaft des Staates anerkannt oder geläugnet wird, immer bleibt *ohne* ſie das ganze Staatsleben etwas Leeres und Unbegreifliches. Die Ordnung der Natur wird verſchoben, wenn das Intereſſe des Staats, d. h. der Rechtsnation als nichtig oder beiläufig hinter dasjenige der Regierung zurückgeſtellt wird, wenn das Volk als zum bloßen Gebrauche und Behufe der Adminiſtration vorhanden aufgefaßt wird. Dies iſt die katholiſche fixe Grundidee, in welcher die meiſten Staaten entweder ganz oder theilweiſe noch vergraben liegen: die Beamten ſind die Prieſter und Myſtagogen, die Anfertiger des heiligen Leibes, während das ſie ernährende Volk die Exoteriker, die Laien abgiebt, welche ihr tägliches Penſum und ihr rechtgläubiges Gedankenmaß von der Gnade und dem Gutdünken der Erſteren empfangen. Das oft vernommene Wort „Alles für das Volk, nichts durch das Volk!" iſt die Formel der redlichen und wohlmeinenden Section katholiſirender Staatsmänner. Von den politiſchen Robert Macaire's reden wir hier nicht. Jene Formel nun iſt nach Umſtänden eine meiſterhafte Volte, oder eine radicale Selbſttäuſchung. Denn (niedrig gerechnet) drei Viertheile deſſen, was *für* das Volk iſt, können nur *durch* das Volk ſelbſt geſchehen, und zwar aus demſelben Grunde, welchen die Staatswirthſchaftslehre gegen die Bevormundung der Gewerbe und gegen allen durch Zünfte, Monopole, Ausfuhrprämien u. dgl. geübten Zwang geltend macht. Dieſer Grund iſt, daß jeder Mündige ſelbſt am beſten ſeine Natur und Bedürfniſſe kennt, daß Jeder ſelbſt am eifrigſten ſein eigenes Intereſſe wahrt. *Deshalb* iſt auch heilſam und gerecht, daß die Bürger eines Staates in aller geſetzlichen Freiheit über ihre eigenen Angelegenheiten ſelbſt einander ſagen, was ſie wollen, und es ſo weit thun, als ſie können. —

S. 27 ff. giebt Heinſius eine „nähere Beſtimmung der bedingten Preßfreiheit nach der Verſchiedenheit der Objecte und des leſenden Publicums." Er betrachtet die Arten der Schriftſtellerei, nach der Schlegelſchen Eintheilung, als Infamie, als Ausſchweifung, als Tagelöhnerei, als Handwerk, als Kunſt, als Tugend. Der Verf. findet die Zwangloſigkeit in allen dieſen Arten ungefährlich oder nützlich, bloß die politiſchen Zeitungen, meint er, müſſen wegen ihres gemiſchten Publicums und auch „in Bezug auf die Politik der Cabinette und die völkerrechtlichen Verhandlungen der Diplomaten der politiſchen Cenſur unterworfen bleiben." Referent iſt überzeugt, daß die Preßgeſetzgebung auch in dieſer Rückſicht hinlängliche Gewähr gegen Ungebührlichkeiten leiſten kann. Cenſirte Zeitungen können die öffentliche Meinung nur verſtümmelt geben und ihre hohe Beſtimmung als Culturmittel nicht wahrhaft erfüllen.

Wenn die Preſſe aus der Sphäre willkürlicher Beherrſchung und Ueberwachung emporgehoben d. h. befreit wird, ſo iſt dies zugleich ihre Verpflanzung in die Rechtsſphäre. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine *Preßgeſetzgebung* alsdann erforderlich iſt. Der Preſſe ſelbſt iſt nichts erwünſchter, als in feſte Rechtsverhältniſſe einzutreten. Die große Mehrzahl der Schriftſteller will gewiß lieber hundertmal dem Geſetze und Rechte nach beurtheilt, als einmal von der reinen Gewalt unterdrückt werden, noch ehe ſie überhaupt geſprochen haben.

Daß die Aufgabe, durch paſſende, gerechte und allen Intereſſen genügende Geſetze die Preßverhältniſſe zu regeln, von bedeutenden Schwierigkeiten umgeben iſt, läugnet auch unſer Verf. nicht, ohne ſich der Meinung mancher Staatsmänner hinzugeben, deshalb müſſe man an der Löſung der Aufgabe gänzlich verzweifeln. Das klingt gerade, als wenn

alle anderen Zweige der Geſetzgebung und Verwaltung, z. B. die Cenſur, auf welche ſich Heinſius hier mit Recht beruft, das non plus ultra wären. Im Laufe der Dinge entſtehen ja immerfort auch andere ſchwierige Verhältniſſe, deren geſetzliches Ordnen nothwendig iſt und viel Nachdenken erfordert. Und für die Preſſe iſt dies Ordnen ſchon anderswo, und mit Glück, in's Werk gerichtet worden. Wenn man nur erſt will; die nöthigen Geſetze finden ſich ſchon. Unſer Verf. widerlegt kurz und ſchlagend die Bedenklichkeiten, welche ſich (z. B. bei Gentz: „über die Preßfreiheit in England" 1818) zu der Vorſtellung geſtalten: was ein Preßvergehen ſei zu beſtimmen, ſei unmöglich, und daher die Preßgeſetzgebung überhaupt. Aehnlich, doch milder, ſpricht ſich Ancillon aus: „über die Geſetzgebung der Preſſe" (1828). Wie geſagt, wenn irgendwo, ſo heißt es hier: vouloir c'est pouvoir.

Wir begleiten den Verf. in dem praktiſch wichtigſten Abſchnitte ſeiner Schrift (S. 44—66): „Grundſätze über die Faſſung und Feſtſtellung einer deutſchen Preßgeſetzgebung." Aeltere Vorſchläge, wie die Preſſe frei zu machen ſei, führt der Verf. in geſchichtlicher Reihe auf. Einiges davon wird hier am Orte ſein.

Der Cultusminiſter Joh. v. Müller erſtattete 1809 im Namen des Staatsrathes an den König von Weſtphalen Bericht über einen Geſetzentwurf des Juſtizminiſters wegen Aufſicht der hohen Polizei auf die Preſſe und den Buchhandel. Der Entwurf verwarf jede vorgängige Cenſur und forderte bloß nachträglich geſetzliche Strafen gegen Preßvergehen. Ueber die geforderte Aufſicht der höheren Polizei auf die politiſchen Blätter blieb die Anſicht der Commiſſion des Staatsrathes unentſchieden. In dem Müllerſchen Berichte finden ſich auch folgende nachdrückliche Aeußerungen: „Eine Regierung, der es an innerer Kraft, an Unterſtützung durch die Großen, an Bündniſſen, und vor Allem an Vertrauen auf ſich ſelbſt und auf die Anhänglichkeit ihres Volks gebricht, dieſe wird ſich mit tauſend Vorſichtsmaßregeln verſchanzen, die alle nur ihre Furcht und Schwäche verrathen. Kleine Republiken und Königreiche, die den Einſturz drohten, haben das gezeigt. Freiſinnige Regierungen, ſtark in der Kenntniß und dem Bewußtſein ihrer Hilfsmittel, in der Erhabenheit ihrer Grundſätze und der Liebe ihrer Völker begnügen ſich mit wenigen Geſetzen, und gebrauchen auch dieſe mehr für die Bewahrung des Volks vor gefährlichen Verführungen, als zur Bürgſchaft für ihre eigene Sicherheit." „Die Wohlfahrt der verſchiedenen Länder, die geiſtige Entwicklung ihrer Völkerſchaften ſtand in genauem Verhältniß mit der größern oder geringern Freiheit ihrer Preſſen." „Von der Feder bis zum Dolche iſt's bei den Teutſchen weit." — „Der König darf ſich nicht des Vortheils berauben, ſein Volk zu hören." — „Die aufgeklärteſte Staatsverwaltung iſt die ſicherſte."

Die Univerſität Jena machte 1818 bei dem Großherzog von Sachſen-Weimar eine Eingabe wegen eines Geſetzes über die Preſſe. Sie ſtellte das Geſuch: „Nur keine Bevormundung Aller um der Schwäche, Verkehrtheit, Schlechtigkeit Einzelner willen!" und bat um Geſetze gegen den Nachdruck, das Plagiat und die Preßvergehen. Als Grundſatz der Preßfreiheit wird aufgeſtellt: „Wahrheit und Dichtung in guter Abſicht darf gedruckt werden." Die Abſicht gehe theils aus der Beziehung, in welcher, theils aus der Art, mit welcher etwas geſagt ſei, hervor. Da kein Geſetz die Grenzen ziehen könne zwiſchen dem, was geſagt werden kann und was nicht, ſo ſtehe das Urtheil über jene Abſicht oder über die Thatſache, ob ein Preßvergehen vorliege, nur einem Geſchwornengerichte zu. Die Mitglieder eines ſolchen Gerichts müßten reichgebildet, der Gegenwart kundig, „das Leben lebendig zu nehmen wiſſend," unabhängig, unverantwortlich ſein. Das Gericht müſſe öffentlich ſein, „damit die Geſchwornen in der öffentlichen Meinung Furcht und Schutz finden, und nicht die alten Cenſoren werden in einer neuen Form." Lege die Polizei auf ein Buch oder Zeitungsblatt Beſchlag, ſo ſei ſie verpflichtet, den Schriftſteller ſofort vor ein Geſchwornengericht zu rufen. Im Falle des Nichtſchuldig trage der Staat die Koſten. — Für die Aengſtlichen machte die Univerſität Jena den Vorſchlag, neben der Preßfreiheit mit Verantwortlichkeit die Cenſur zur freien Wahl herzuſtellen. Der Cenſor müſſe aber dieſelben Eigenſchaften, wie die Mitglieder des Preßgerichtes beſitzen, und in Sachen ſeines Amtes nur vor Geſchworne belangbar ſein. Heinſius empfiehlt dieſe Auskunft und ſchlägt die Nennung des Cenſors auf dem Titel vor. Wahrſcheinlich würden der Cenſur freiwillige Geſchäftsfreunde gänzlich mangeln, und dieſelbe als Sinecure in ihr Nichts zuſammenſinken.

(Schluß folgt.)

Kunſtbericht aus Frankfurt a. M.

(Schluß.)

In Betreff mehrerer Denkmäler, die in hieſiger Stadt projectirt waren, hat lange nichts verlautet. Die Ausführung des großen Monumentes für Erfindung der Druckerei, von E. v. Launitz, ſoll zunächſt beginnen; ebenſo ſcheint das Goethe-Denkmal, mit deſſen Errichtung Schwanthaler beauftragt iſt, vorwärts zu ſchreiten. Einſtweilen wird Marcheſi's Marmorſtatue, die den Dichter im Greiſenalter, ſitzend, mit Würde und Großheit darſtellt, mehr von Durchreiſenden als von Einheimiſchen gewürdigt. Ein Standbild Karl's des Großen, in Sandſtein, das vor der Domkirche aufgeſtellt werden ſoll, wird von E. Wendelſtädt gearbeitet.

Wichtiger als dieſe Unternehmungen iſt für jetzt noch die Ausſchmückung und Erneuerung des Kaiſerſaals im Römer, wo in einer Anzahl Niſchen ſämmtliche deutſche Kaiſer in Bruſtbildern dargeſtellt ſind. Aus Goethe's Leben weiß man, daß für Franz II. gerade noch eine Niſche übrig war*). Jeder dieſer Herrſcher, von Konrad I. an, ſoll nun, ſtatt des verbräunten Konterfeis, in einem neuen lebensgroßen Bilde dargeſtellt werden. Dieſer Gedanke wird ſich als vorzüglich nur dann ausweiſen, wenn ihm die Ausführung entſpricht, d. h. wenn wirklich eine glänzende Bilderreihe die Charaktere der Kaiſer mit künſtleriſcher Vollendung vorführt. Wenn aber mittelmäßige und ganz werthloſe Gemälde die Mehrzahl ausmachen, ſo bleibt es beſſer beim Alten, indem der weite Saal mit den eintönigen Farben alsdann wenigſtens den Vorzug des Charakteriſtiſchen und Ehrwürdigen hat. Obwohl nun ein Endurtheil erſt bei Aufſtellung ſämmtlicher Bilder möglich wird, ſo ſcheinen doch bis jetzt, wo 22 Kaiſer bereits ihre Stelle haben, diejenigen Gemälde, worin tiefe hiſtoriſche Auffaſſung und eine entſprechende Technik ſich zeigt, leider ſehr in der Minorität zu ſein; und wir haben nur die Hoffnung, daß vielleicht ſpäter, wenn man das Bedeutende des Grundgedankens mehr ſchätzen lernt, die verfehlteſten Bildniſſe wieder herausgenommen und durch beſſere erſetzt werden können. Noch mehr iſt zu bedauern, daß dieſes Loos, in ſchwache Hände zu fallen, gerade ſolche Kaiſer getroffen hat, an welche ſich die größte und tiefſte hiſtoriſche Bedeutung anknüpft. So iſt z. B. Heinrich I., der Städtebauer, in der Ausführung wie in der Idee ſehr ſchwach. Viele Aufmerkſamkeit erweckt Rethel's Karl V., den der Maler in ſpaniſchem Coſtüm erſcheinen läßt, und in deſſen Figur er den Ausdruck politiſcher Schlauheit und ſeinen Auftretens vielleicht zu ſehr andeutet, ſo daß die höhere Würde der Erſcheinung zurücktritt. — Manchen Streit erregen die beiden Hohenſtaufen von Leſſing und Veit. Friedrich II., von dem letzteren, würde ein höchſt preiswürdiges Bild ſein, wenn der Gegenſtand dieſer glänzenden Darſtellung nicht eben Friedrich II. wäre. Aber auch hier hat ein kraftloſes Ideenſpiel die einfache Charakteriſtik vernichtet, und ſtatt des klaren, energiſchen Helden, der bis zum letzten Athemzug die Hierarchie ſo erbittert, mit ſo ungeheurer Kraftanſtrengung bekämpfte, ſehen wir einen frommen, beſchaulichen Herrn. Leſſing ſtellt den Barbaroſſa in einfacher Kriegskleidung dar, wie er entſchloſſen, ernſt und nachdenklich auf das von ihm zerſtörte Mailand blickt. Indem hier die Hauptſumme ſeines Strebens mit hiſtoriſcher Treue und zugleich mit künſtleriſchem Effect dargeſtellt wird, deutet auch die Figur des Kaiſers ſelbſt, ohne Prunk von Purpur, Sammet und Gold, deſſen Charakter ſehr ſchön an; denn im Barbaroſſa war allerdings mehr einfache Biederkeit, reine Sitte und Deutſchheit, als in Friedrich II., der neben ſeiner heldenhaften Energie doch viel mehr Gelehrſamkeit und Politik hatte. Der letztere nun erſcheint in dem Gemälde von Veit als eine hohe blonde Figur, nachdenklich, faſt träumeriſch, in himmelblauem Gewande, in italieniſcher Umgebung. Das Spielende, was in dieſer weichen Auffaſſung liegt, wird noch erhöht durch einen Falken, den der Kaiſer auf der Fauſt trägt. Dieſem Herrn ſieht man nicht an, daß ein Kreuzzug wider ihn gepredigt wurde, daß er in fruchtloſem Kampfe gegen geiſtliche Anmaßung Kraft und frohen Muth einbüßte, Kinder und Freunde verlor. Friedrich II. hat allerdings über die Falknerei geſchrieben; allein was würde man ſagen, wenn Jemand den alten Cato mit einem Fangball in der Hand malen wollte, weil eine hiſtoriſche Notiz beſagt, daß er das Ballſpiel häufig geübt habe? Aber, entgegnet man, in der ganzen Erſcheinung dieſes Kaiſers iſt das chevalereske Weſen ſeiner Zeit, und er als deſſen Repräſentant dargeſtellt. Wenn jedoch Veit nur dieſes andeuten wollte, warum wählte er zur Einkleidung dieſer Idee gerade den Hohenſtaufen? Wie konnte er ſich geſtatten, aus dem unermüdlichen Kämpfer einen frommen, tapfern, minniglichen Ritter, und weiter Nichts, zu machen? Wer erlaubt ihm, zu Gunſten ſeiner unfreien Sympathieen die Geſchichte zu falſchmünzen? Auch hier ein Beiſpiel, wie ſehr dieſe, mit Overbeck nahe verwandte, Richtung dazu beiträgt, den Sinn für Wahrheit zu paralyſiren. Wir wiederholen hier, was oben über den „Triumph der Religion" geſagt iſt: dieſer Friedrich II. macht als Bild einen höchſt edlen und wohlthuenden Eindruck, wenn man ſich des Gedankens an die Tendenz deſſelben erwehren kann. Es beſticht außerdem durch Farbenglanz und einſchmeichelnde Formen mehr als Leſſing's Barbaroſſa; wie auch in der Poeſie die ſchöne Phraſe oft mehr einnimmt, als einfache, charakteriſtiſche Wahrheit*). Wenn aber Kenner zugeſtehen, daß das Techniſche an dem Leſſingſchen Gemälde durchaus vortrefflich ſei, ſo erſcheint um ſo ſeltſamer die hochmüthige Geringſchätzung, womit einige Künſtler und Kunſtliebhaber es betrachten wollen, während ſie das Veitſche Bild mit outrirtem Enthuſiasmus hervorheben. Wenn nicht der freiere Sinn des Publicums und der Denker ſich dagegen ſträubte, ſo würde der Kunſtgeſchmack, der ſich gegenwärtig in Frankfurt a. M. ſehr hebt, bald ganz in eine myſtiſirende Richtung eingeſchränkt ſein, was um ſo mehr zu beklagen wäre, als in dieſer Stadt ſo viele Wohlhabenheit und höhere Bildung gefunden wird, daß den Beſtrebungen dortiger Künſtler leicht eine ſchöne Zukunft eröffnet werden kann.

Theodor Creizenach.

*) Nebenbei geſagt, wird der Kaiſerſaal gegenwärtig nur zweimal im Jahr, und zwar als Local für die Prüfungen des Gymnaſiums, benutzt. Man könnte reimen:

Wo ſonſt in hohen Stuben
Cäſaren ſich geletzt,
Da wird jetzt von den Buben
Der Cäſar überſetzt.

*) Auch bei der in den Monaten April und Mai hier veranſtalteten Kunſtausſtellung gewann unter den hiſtoriſchen Compoſitionen Leſſing's „Gefangennehmung des Papſtes Paſchalis" den Preis. Dieſer Künſtler wählt bekanntlich faſt nur Gegenſtände, die auf hierarchiſche Conflicte Bezug haben; ja ſelbſt auf ſeinen Landſchaften ſieht man oft Mönche, kloſterliche Umgebung u. dgl. Da er nun ſolche Darſtellungen gewöhnlich im antihierarchiſchen Sinn auffaßt, ſo iſt bemerkenswerth, daß er in dieſer Gefangennehmung mit einer, die wahre Kunſt bezeichnenden, hiſtoriſchen Gerechtigkeit dem Papſt in ſeinen Geſichtszügen einen unnachahmlichen Ausdruck erhabener Reſignation verliehen hat, während die Gruppe um den Kaiſer einen weniger edlen Eindruck macht.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

15. October. № 91. 1841.

Heinsius „Die bedingte Preßfreiheit."

(Schluß.)

Krug's „Entwurf zur deutschen Gesetzgebung über die Preßfreiheit" 1818 (die sächsische Regierung hatte 1816 von der Universität Leipzig ein Gutachten gefordert) bestimmt die Absicht des Gesetzgebers dahin: „den Mißbrauch der Presse zu erschweren und minder gefährlich zu machen, ohne zugleich den rechten Gebrauch zu hindern." Uebrigens läßt der Entwurf der Censur zu großen Spielraum, nämlich mit Ausnahme der wissenschaftlichen Zeitschriften über die ganze periodische Presse, und beschränkt sich auf den Vorschlag, gewissen Classen von Schriftstellern die Censurfreiheit zu ertheilen, deren Mißbrauch dann dem Urtheile eines Schwurgerichtes unterläge. Heinsius setzt hinzu, die Censurfreiheit möchte sich, wie Orden und Titel, zur Belohnung eignen. Dadurch scheint aber zu viel der persönlichen Willkür anheimgestellt; wenigstens müßte die ertheilende Behörde eine andere als die Regierung sein, wenn Unparteilichkeit gegen alle schriftstellerischen Richtungen beabsichtigt wird. Nicht jede Regierung ist einsichtig genug, durch Erhabenheit über allen Parteien sich selbst zu nützen.

Das badensche Preßgesetz von 1831 wurde bekanntlich durch einen Beschluß des Bundestages beseitigt. Die Preßverhandlungen der damaligen badenschen Stände haben wohl das Gediegenste, was über die freie Presse gesagt ist, zu Tage gefördert. Gegen den Mißbrauch der Presse schlug die zweite Kammer vor: 1) das Unterbleiben aller Anonymität; wenigstens Verleger und Drucker, in der periodischen Presse auch der Herausgeber, müssen sich nennen; 2) die Bestrafung aller Preßvergehen und die Entschädigung aller dadurch Verletzten; 3) die Beschlagnahme strafbarer Druck- und Bildwerke; 4) angemessene Gewährschaften, welchen die periodische Presse unterworfen sein muß. „Die Bestimmung mäßiger Haftgelder wird für die Herausgeber und Verleger von Tagblättern hinreichen." 5) Schwurgerichte mit öffentlichem und mündlichem Verfahren. Sie allein sind wegen der eigenen, unbestimmten Natur der Preßvergehen passend. Die Geschwornen müssen unabhängige, rechtliche Männer sein, welche sich einzig durch den gesunden Menschenverstand und durch ihr Gewissen leiten lassen. —

Mit Fug macht der Verf. auf die englischen Libellgesetze aufmerksam, welche die Würde der Regierung und der Gesetze, so wie die persönliche Ehre mit hinlänglichem Schutze umgeben.

Wir wollen nicht mit dem Verf. rechten, daß er nur die bedingte Preßfreiheit verlangt. Schwerlich wird die Presse ihre natürliche Stellung gewinnen, wenn sie nicht vollkommen frei ist. Daß eine unbeschränkte Freiheit ein Unding ist, gilt ungesagt. Gerechte Gesetze sind die natürlichen Schranken jeder Freiheit jedes Bürgers; dadurch eben wird sie eine wahrhaft vollkommene. Dies wollte auch Heinsius wohl nur mit dem „Bedingten" ausdrücken; abgesehen von dem Gebiete, auf welchem er die Censur noch zulässig findet. Die, welche die freie Presse so sehr fürchten und bekämpfen, vergessen fast immer, daß ihre Verantwortlichkeit der tüchtigste gesetzliche Zaum ist, und daß schon in der ganzen geistig-sittlichen Atmosphäre einer civilisirten Bevölkerung eine mächtige Bürgschaft gegen Maßlosigkeiten der Presse liegt. Die Gesetze und ihre Strafen müssen ausreichen, um die Ruhe und Sicherheit des Staates und aller seiner Angehörigen zu wahren. Ist aber das Gesetz so ohnmächtig, daß es sich nicht durchsetzen kann, oder was dasselbe sagt, ist die sittliche Kraft und der Rechtssinn in einem Volke so erloschen, daß die Gesetze nichts gelten, nun so ist diesem Volke gar nicht oder höchstens durch eine gewaltige Krisis zu helfen. Aber in einem gesunden und lebenskräftigen Volke ist die gesetzliche Freiheit, auch die der Presse, die wahre Triebkraft der Fülle und Größe des Daseins.

Wohlthuend ist die Wärme, mit welcher Heinsius für die Befreiung der Presse spricht. Einen würdigen Darsteller findet in ihm die Aufgabe und Arbeit des gewissenhaften Schriftstellers. Alle denkenden Parteien stimmen zusammen, daß die Presse eine Mutter der neueren Gesittung ist.

In einer Angelegenheit, welche schon längst so tüchtige Vertheidiger gefunden hat, ist man zur gelegentlichen Erneuerung des Andenkens derselben geneigt. Dies bewegt uns, aus Gentz' Schreiben an König Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung 1797, folgende Stelle aufzunehmen: „Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art um sich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staates und eben dadurch zur Verherrlichung des

Monarchen mitwirken ſoll — muß den Zwang nicht einmal fürchten, vielweniger fühlen. Von Allem aber, was Feſſeln ſcheut, kann nichts ſo wenig ſie ertragen, als der Gedanke des Menſchen. Der Druck, der dieſen trifft, iſt nicht bloß ſchädlich, weil er das Gute verhindert, ſondern auch, weil er unmittelbar das Böſe befördert. Von Religionszwang darf hier die Rede nicht mehr ſein. Er gehört zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöſer Ideen, als ein fanatiſcher Mißbrauch derſelben zu beſorgen iſt, nur noch ſeichte Schwätzer declamiren. Mit der Freiheit der Preſſe verhält es ſich anders. Von einer falſchen, durch die Zeitumſtände wenigſtens entſchuldigten Anſicht geleitet, könnten hier ſelbſt weiſere Männer ein Syſtem begünſtigen, welches, aus ſeinem wahren Standpunkte betrachtet, dem Intereſſe der Regierung nachtheiliger iſt, als es je, auch in ſeiner ſchlimmſten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was, ohne alle Rückſicht auf andere Gründe, jedes Geſetz, welches Preßzwang gebietet, ausſchließend und peremtoriſch verdammt, iſt der weſentliche Umſtand, daß es, ſeiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem jeden ſolchen Geſetze nicht ein wahres Inquiſitions-Tribunal wacht, ſo iſt es in unſern Tagen unmöglich, ihm Anſehen zu verſchaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publicum zu bringen, iſt ſo groß, daß jede Maßregel, die ſie beſchränken will, vor ihr zum Geſpötte wird. Wenn aber Geſetze dieſer Art auch nicht wirken, ſo können ſie doch erbittern; und das iſt eben das Verderbliche, daß ſie erbittern, ohne zu ſchrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche ſie gerichtet ſind, zu einem Widerſtande, der nicht immer nur glücklich bleibt, ſondern am Ende ſogar rühmlich wird. Die armſeligſten Produkte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden ſichern würde, drängen ſich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu ſein ſcheint. Die nüchternſten Scribenten fangen an für „helle Köpfe" zu gelten, und die feilſten erheben ſich auf einmal zu „Märtyrern der Wahrheit." Tauſend bösartige Inſekten, die Ein Sonnenſtrahl der Wahrheit und des Genies verſcheucht hätte, ſchleichen ſich jetzt, begünſtiget von der Finſterniß, die man ihnen gefliſſentlich ſchuf, an die unbewahrten Gemüther des Volkes, und ſetzen ihr Gift — als wäre es eine verbotne Koſtbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Produkte der beſſern Schriftſteller — verliert ſeine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzu leicht den, welcher von Schranken ſpricht, mit dem verwechſelt, welcher die ungerechten gut heißt.

Nicht alſo, weil der Staat oder die Menſchheit dabei intereſſirt wäre, ob in dieſem von Büchern umfluteten Zeitalter tauſend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, ſondern weil Ew. Majeſtät zu groß ſind, um einen fruchtloſen und eben deshalb ſchädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: — darum ſei Preßfreiheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung. Für geſetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter ſolcher Thaten anziehen, müſſe Jeder verantwortlich, ſtrenge verantwortlich ſein: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widerſacher, als die entgegengeſetzte, und, wenn ſie irrig iſt, die Wahrheit. Nie kann dies Syſtem einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem ſolchen geſchadet. Wo es verderblich wurde, da war die Zerſtörung ſchon vorangegangen, und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verweſung hervor."

In Bezug auf dieſen und die übrigen Züge ſeines Gemäldes der politiſchen und bürgerlichen Freiheit wird von Gentz treffend geäußert: „Die, welche lehren möchten, daß es mit „etwas weniger" gethan ſei, ſind geheime Bundes-Genoſſen oder unbewußte Mitarbeiter derer, welche mehr verlangen."

Als Zeugniß, daß alte und neue Zeit, Heiden und Chriſten ſich in ſolchen Wünſchen begegnen, die in der Natur des Menſchen wurzeln, dient Tacitus' inhaltſchweres Wort: „Rara temporum felicitas, ubi sentire quae velis, et quae sentias dicere licet."

Karl Nauwerck.

Beranger's Lieder, deutſch durch L. S. Rubens. 1. u. 2. Bd. 1839; 3. Bd. 1841. Bern. Verlag von Ch. Fiſcher.

Hundert und drei Lieder des pariſer Chanſonnier Pierre Jean de Beranger giebt hier im Deutſchen wieder mit ſeinem wohlgemeinten Gruß Philipp Engelhard Nathuſius. Braunſchweig, 1839. Verlag von Fr. Vieweg und Sohn.

Man könnte fragen: Wozu Beranger überſetzen? Verſteht heut zu Tage nicht jeder Leſer Franzöſiſch genug, um mit Leichtigkeit das Original zu leſen? Denn ſo populär der bekannte Sänger auch in ſeinem Vaterlande ſein mag, nimmermehr werden in Deutſchland diejenigen, die des Franzöſiſchen nicht mächtig ſind, d. h. das Volk, nach ſeinen Liedern greifen; dazu iſt der Stoff zu fremd, und die Melodieen nicht ſangbar genug für deutſche Kehlen. Wir laſſen es dahingeſtellt ſein, ob uns Beranger durch Ueberſetzungen näher gebracht werde; gewiß muß uns jedes Mittel, das uns ſeine Bekanntſchaft erleichtert und ſeine Verbreitung fördert, willkommen ſein, da dieſer Dichter ein höchſt intereſſantes Gebiet in der franzöſiſchen Litteratur vertritt, das

bei uns noch gänzlich uncultivirt iſt. Es iſt neuerdings bei Gelegenheit des Rheinſängers Nicolaus Becker an verſchiedenen Orten und auch in dieſen Blättern ausgeſprochen worden: Deutſchland könne fürs Erſte noch keinen Nationalſänger haben. Die Franzoſen beſitzen einen in Beranger. Daß ſie ihn beſitzen, darum wollen wir ſie, wie überhaupt um ihre Poeſie und ihr geiſtiges Leben, nicht beneiden; daß wir aber noch nicht fähig ſind einen zu beſitzen oder vielmehr einen zu produciren, berührt uns an einer wunden Stelle. Wenn nun auch die Bekanntſchaft mit Beranger unſere Dichter nicht zu ähnlichen Liedern anregen wird, ſo ſteht doch zu hoffen, daß uns ſeine Chanſons in der politiſchen Entwicklung, nach der die Zeit drängt, fördern, daß unſere todte Vaterlandsliebe an ſeiner thatkräftigen ſich erheben werde.

Die Bedingungen, unter denen Beranger geworden, was er iſt, fehlen uns. Deutſchland iſt ein in ſouverain gewordene Provinzen zerfallenes Land, die durch verſchiedene Intereſſen, verſchiedene Confeſſionen, verſchiedene politiſche Geſtaltung auseinander gehalten werden — eine Menge größerer und kleinerer Kreiſe, die wunderſam in einander ſchneiden. Frankreich iſt eine compacte Maſſe mit einem Mittelpunkte, ein ſtarker Körper, deſſen Herz zittert, wenn das fernſte Glied berührt wird. Jedem Ausländer, der es kennt — nicht aus dem Parteigezänke und den Emeuten einſeitiger Zeitungsberichte, ſondern aus dem Anſchauen des Landes ſelbſt — wird das Gefühl ſich aufdrängen: die franzöſiſche Nation iſt nur eine, ſie hat das volle Gefühl dieſer Einheit, daher ſie auch zu jeder Zeit in natürlicher Oppoſition gegen alles Fremde iſt; es geht, da ſie eine Verfaſſung hat, bei der ſie in gebührender Weiſe betheiligt iſt, ein friſches politiſches Leben durch das ganze Land, und das Hochgefühl einer freigewordenen, tapfern, ſtarken Nation belebt und kräftigt Alle bis auf den Tagelöhner herab. — Und wie ſteht es mit uns? welche hohen Güter hat nicht Frankreich vor uns voraus! wie würden dieſelben erſt bei uns ſich geltend machen auf dem Boden der Sittlichkeit, des freigewordenen Gedankens, deren dürftige Entwicklung bei den Nachbarn über dem Rhein das Gedeihen der beſten Inſtitutionen verkümmert!

Beranger iſt Frankreich in Lieder gefaßt, er iſt das ſchöne, fröhliche, gutmüthige, leichtfertige, tapfere, freiheitglühende Frankreich, er iſt die Dirne Frankreich, die zur Kaiſerzeit die Fahne des Ruhmes ſchwingt, und unter der Reſtauration Gut und Blut für die Freiheit in die Schanze ſchlägt, er iſt die Oppoſition in der Schenke, die ihre Berechtigung hat wie die Oppoſition in der Kammer, die lebendige negative Seite, über die der Weg zur Wahrheit geht. Wer ſollte denken, daß dieſer ſchlichte Chanſonnier, der ſo loſe Liebeslieder ſingt, bis zum erhabenen Ton der Ode ſich aufſchwingen könnte.

Un conquérant dans sa fortune altière,
Se fit un jeu des sceptres et des lois,
Et de ses pieds on peut voir la poussière
Empreinte encor sur le bandeau des rois.
Vous rampiez tous, ô rois qu'on déifie! etc. *)

Beranger ſagt ſelbſt: Le peuple c'est ma muse. Er iſt aus dem Volke hervorgegangen, er kennt ſeine Freuden, ſeine Leiden, ſeine Wünſche, ſeine Hoffnungen; darum weiß er auch den Ton zu treffen, der das Volk ergreift, und wenn der heitere Dichter zu ihm niederſteigt, weiß er auch wieder es zu ſich aufzuheben. Alle Stände haben ihm gehuldigt, in Aller Mund ſind ſeine Lieder, weit mehr als die geſpreizten Poeſieen Lamartine's und Victor Hugo's, und keiner unſerer deutſchen Dichter hat je auch nur entfernt die Popularität beſeſſen, deren ſich Beranger in Frankreich erfreut hat und noch erfreut. Ce qui a surtout fait sa reputation, ſagt Berville **), ce qui doit la rendre durable, c'est le caractère éminemment français de ses ouvrages. Ce caractère se revèle et dans le choix des sujets, et dans les sentimens exprimés par le poëte, et dans les formes de sa poésie, où brille incessamment l'esprit français.

Ich übergehe die vielen luſtigen, mitunter auch ernſten Lieder Beranger's, die ſich auf Liebe, Wein, Freunde, auf die verſchiedenſten Privatverhältniſſe beziehen, obgleich ſich eine Menge artiger Sachen darunter befinden ***), und verweile nur bei den Liedern, die den Staat und das Vaterland zum Inhalt haben. Auf Trink- und Liebeslieder verſtehen wir Deutſche uns beſſer; wenigſtens wird die „Liſette" unſeres Poeten, die heute Lindor, morgen Clitandre, übermorgen Mondor, und wie alle heißen mögen, zu Willen iſt †), keinen oder nur einen ſehr zweideutigen Beifall bei unſerem Publicum finden. Beranger ſagt von dieſen lockern Producten in der Vorrede, ſie hätten viel dazu beigetragen, ſeinen Chanſons bei Hoch und Niedrig Eingang zu verſchaffen. Das mag ſein; offenbar hat er ſie aber nicht gedichtet, um ſie als Lockvögel zu gebrauchen, ſondern weil ſeine leichtfertige Muſe es ihm gebot. Mes chansons c'est moi, ſagt er an einer andern Stelle der Vorrede treffend. Beranger's Dichtungen ſind Beranger's Leben, und er hätte eben ſo gut wie Goethe von ſeinen Liedern ſingen können:

*) *Le Dieu des Bonnes Gens*, dritte Strophe, wo von Napoleon die Rede.

**) Revue Encyclopédique Tom. 30.

***) Beiſpielsweiſe nenne ich nur: den „Rathsherrn" (le Sénateur), den Rubens ganz vortrefflich überſetzt hat, „Graumännchen," „der alte Junggeſelle," „Reiſe ins Schlaraffenland," „mein letztes Lied vielleicht," „der Nachbar," „mein Rock," „mein Stübchen" (mon petit coin), „die gute Alte," „der gute Alte," „der Verbannte," „der Blinde von Bagnolet," „der Schneider (des Dichters Großvater) und die Fee," „die Schwalbe," „der Tod des Teufels," „die fünf Stockwerke" ꝛc. Es wäre leicht, noch dreißig, vierzig andere hinzuzufügen.

†) *Les infidélités de Lisette.*

Was ich irrte, was ich ſtrebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß.

Goethe ſtellte auch, wie wir aus den Eckermannſchen Geſprächen wiſſen, die Dichter-Individualität unſeres Chanſonniers hoch. Den ſchönſten Kranz konnte er ihm freilich nicht reichen, den eines patriotiſchen Sängers.

Blättern wir in den Chanſons. Lieder, welche in Frankreichs Vergangenheit zurückgehen, finden wir nur wenige; denn Beranger iſt ganz und gar ein Kind der Gegenwart. In „Ludwig dem Elften" ſchildert er die alte böſe Zeit, deren Wiederkehr man ſich kräftig vom Leibe halten muß. Wir ſehen den grauen Tyrannen in ſeinem Schloſſe Pleſſis-les-Tours, wohin er ſich, den Verrath und Mord der Stadt ſcheuend, zurückgezogen hat, und wo er, um ſich in der Einſamkeit zu zerſtreuen, das Landvolk vor ſeinem Fenſter tanzen läßt. — In „Karl dem Siebenten" wird die franzöſiſche Galanterie und Bravour gefeiert.

Je vais combattre, Agnès l'ordonne;
Adieu, repos! plaisir, adieu!
J'aurai, pour venger ma couronne,
Des héros, l'Amour et mon Dieu.
Anglais, que le nom de ma belle
Dans vos rangs porte la terreur.
J'oubliais l'honneur auprès d'elle;
Agnès me rend tout à l'honneur etc.

In dem „Lebewohl Maria Stuart's" feiert der Dichter die Schönheit Frankreichs.

Adieu, charmant pays de France,
Que je dois tant chérir!
Berceau de mon heureuse enfance,
Adieu! te quitter c'est mourir etc.

Alle übrigen Gedichte ſchließen ſich unmittelbar an die Gegenwart an. Wir nennen zuvörderſt den bekannten „König von Yvetot," der Beranger's Ruhm zuerſt begründete. Er iſt eine harmloſe Satyre gegen den allgewaltigen Kaiſer, dem in dieſem köſtlichen Gedichte das Bild eines guten Papas von König vor die Augen gehalten ward.

Il était un roi d'Yvetot,
Peu connu dans l'histoire,
Se levant tard, se couchant tôt,
Dormant fort bien sans gloire etc.

Daß Beranger dennoch den Kriegsruhm Frankreichs aus der Kaiſerzeit hoch hielt, läßt ſich von ihm, dem ächten Franzoſen, erwarten. Ich erinnere nur an „die alte Fahne," „die Volkserinnerungen," „den alten Sergeanten," „die Marketenderin" und „den alten Corporal." In dem Gedichte „die alte Fahne," das zur Zeit der Reſtauration ein Klagepunkt für den Verfaſſer ward*), ſpricht ein alter Soldat Napoleon's den Wunſch aus, ſeine Fahne wieder zu Ehren gebracht und von den Bourbons aufgenommen zu ſehen. In den „Volkserinnerungen" erzählt ein altes Mütterchen dem jungen Volke von dem großen Kaiſer:

Mes enfans, dans ce village,
Suivi de rois il passa.
Voilà bien long-temps de ça:
Je revenais d'entrer en ménage.
A pied grimpant le coteau
Où pour voir je m'étais mise,
Il avait petit chapeau
Avec redingote grise.
Près de lui je me troublai!
Il me dit: Bonjour, ma chère!
Bonjour, ma chère! —
„Il vous a parlé, grand' mère,
„Il vous a parlé?" etc.

Das ſchöne Lied vom „alten Sergeanten" beginnt ſo:

Près du rouet de sa fille chérie
Le vieux sergent se distrait de ses maux,
Et, d'une main que la balle a meurtrie,
Berce en riant deux petit-fils jumeaux.
Assis tranquille au seuil du toit champêtre,
Son seul refuge après tant de combats,
Il dit parfois: „C'est ne pas tout de naitre:
„Dieu, mes enfans, vous donne un beau trépas!" etc.

Plötzlich erſchallt eine Trommel, ein Bataillon zieht vorüber, deſſen Fahne ihm fremd iſt. Er ruft ſich die erlebten Schlachttage ins Gedächtniß, und preiſet die glücklich, denen es vergönnt war, in den Tagen des Ruhmes zu fallen, und, zu ſeinen ſchlummernden Enkeln gewendet, ruft er in jedem Refrain:

„Dieu, mes enfans, vous donne un beau trépas!"

In der „Marketenderin" lernen wir eine franzöſiſche Guſtel von Blaſewitz kennen, die ihre Kriegsthaten in Nord und Süd erzählt, wie ſie nämlich die Soldaten durch Schnapps und Liebe zum Siege „aufgefriſcht" habe. Sie ſchließt, wie „der alte Sergeant," mit Hoffnungen auf einen neuen Krieg, der die letzten Verluſte wieder gut machen werde.

(Fortſetzung folgt.)

*) Beranger wurde ſeiner freien Gedichte wegen zweimal vor Gericht gefodert und verurtheilt, nachdem ihm vorher ſein Aemtchen im Secretariat der Univerſität entzogen worden. Das erſte Mal ſaß er drei Monate im Gefängniß und zahlte fünfhundert Francs Buße, das zweite Mal wurde er mit neun Monaten und zehntauſend Francs geſtraft. Seine zahlreichen Freunde ſchoſſen die Summe ſchnell zuſammen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

16. October. № 92. 1841.

Zur Charakteriſtik der heutigen Rechtswiſſenſchaft.

Syſtem des heutigen römiſchen Rechts, von Friedrich Carl von Savigny. B. 1—4. Berlin 1840 u. 41. Veit u. Comp.

Bei Savigny's Namen fällt Jedem ſogleich der Kampf der Principien ein, der unſre Zeit bewegt; wir verkennen ſeine Wichtigkeit nicht, ja wir glauben vielmehr, daß der Tag erſcheinen wird, wo von ihm aus der altjuriſtiſche Schlendrian, der jetzt noch in dumpfer Verborgenheit ſich weiter ſchiebt, gründlich aus dem Schlafe geſtört werden ſoll. Dennoch laſſen wir das hier vorläufig bei Seite; der Verfolg mag lehren warum.

In einem jeden Zuſtande, aus welchem eine Zeit gern heraus möchte, giebt es immer einen beſtimmten Punkt, um den ſich von allen Parteien, ja ſelbſt von denen, die eigentlich keine Partei bilden, die Klagen und Forderungen gruppiren, und den Alle als die ſchwache Seite ihrer Gegenwart anerkennen, jeder freilich auf ſeine Weiſe, weil jeder eine andre Urſache dazu zu fühlen glaubt. Dieſer Punkt iſt für unſre heutige Rechtswiſſenſchaft des Gemeinen Rechts die allgemein anerkannte, ſtets wachſende Trennung von Theorie und Praxis. Man kann ſich hier auf jeden Praktiker wie auf jeden gelehrten Juriſten berufen, und jeder wird es uns beſtätigen. Wenn der Studirende ſein Examen gemacht hat, ſein Heft und ſeine Compendien im Kopfe, und im Bewußtſein, alle Hauptſachen ſo ziemlich zu kennen von den 12 Tafeln bis auf Juſtinian, nun die praktiſche Laufbahn mit dieſen ſehr wichtigen Sachen beglücken will, etwa darnach entſcheidend, oder die Controverſien des täglichen Lebens darnach entwickelnd, ſo heißt es: „Sehr gut, ſehr gut — aber es iſt dieſes nicht praktiſch; wenden Sie Sich jetzt dem Praktiſchen zu, da haben Sie Ihr Feld und die Fundgrube für Ihre Brauchbarkeit und Ihre Kenntniſſe" — oder man ſagt gar ohne Scheu vor der Gelehrſamkeit und den vielen Kenntniſſen des jungen Juriſten: „Jetzt, lieber Freund, iſt es Ihre Hauptaufgabe, alles zu vergeſſen, was man Ihnen von Pandekten und Inſtitutionen, von Gajus und Juſtinian in den Kopf geſetzt hat; jetzt gilt es ein neues Leben anzufangen" — und ſteht nun der erſtaunte Zögling der Rechtswiſſenſchaft und beſieht trauernd und zögernd die Scherben ſeiner zerſtörten Hoffnung, ſo wird tröſtend hinzugefügt: „Laſſen Sie Sich das nicht ſtören; unſereins hat es eben ſo gemacht." Fort in den Winkel wandern die Pandekten und Commentare, Hefte, Excerpte, Aufſätze; was das Collegium geboren, iſt mit der Matrikel abgelaufen; iſt man gleich auf der einen Seite ein wenig ängſtlich, was man nun anfangen ſoll ohne ſeine treuen Begleiter, ganz auf ſich ſelbſt und ſein eignes Urtheil und ſeine eigne Beobachtung angewieſen, ſo freut man ſich auf der andern deſto mehr, ſich ſelber einmal trauen zu dürfen; man greift hinein in die lebendige Rechtswelt, und allmälig ſieht man, daß es geht, ohne daß man bei jedem Schritt eines Gängelbandes, bei jeder Anſicht eines Citats bedürfe. Da werden denn nicht bloß die weiland Studien des römiſchen Rechts vergeſſen, ſondern auch die ſtets neu aufkeimenden Unterſuchungen kommen nicht mehr in den Bereich des gewöhnlichen Juriſten; man iſt nicht bloß Student, ſondern auch Studirender geweſen. Wenn man viele Ausnahmen und höchſt ehrenvolle anerkennt — wird man darum läugnen, daß die Regel ſo iſt, wie wir es dargeſtellt? — Daſſelbe kommt denn auch den Gelehrten ſelbſt zum Bewußtſein. Nicht eigentlich auf der Univerſität, denn gleich hinter derſelben ſteht das Examen, und das fordert erſtens, daß man die Collegien „belegt," zweitens, daß man ihren Inhalt ſich zu eigen gemacht habe. Allein die eigentlichen römiſch-rechtlichen Werke haben ſo recht kein Publicum, das ſie als Hausbedarf anſähe; man ſchlägt ſich durch ohne ſie, und man kann ſich durchſchlagen ohne ſie; das eben iſt das Schlimme.

Wer hier nun unbefangen urtheilt, der kann dieſen Zuſtand nicht verkennen; es iſt derſelbe auch nicht etwa ein vorübergehendes Moment, deſſen Aenderung baldigſt zu hoffen wäre, ſondern er wächſt fortwährend; die Trennung von Theorie und Praxis nimmt jährlich zu, und immer mehr greift das Bewußtſein um ſich, das denn nun einmal nicht anders ſein könne, ſo daß man eigentlich ſchon mit dem Gedanken auf die Univerſität geht, daß die Collegien nur des Examens willen da ſeien, und mit der Anſicht ſie verläßt, daß man die unpraktiſche Periode ſeiner Laufbahn jetzt hinter ſich habe. Ja man kann bald ſo weit kommen, daß man ſagt: ob einer auf der Univerſität was rechts gelernt hat, macht am Ende wenig aus, wenn er nachher

nur fleißig ſein will; — oder daß man von vornherein die theoretiſche und praktiſche Rechtswiſſenſchaft als ein paar ganz verſchiedene Disciplinen anſieht.

Dieſer Zuſtand iſt der Kern des Mangels in unſerm heutigen Rechtsleben überhaupt, nirgends aber iſt er mehr fühlbar, als in dem Gebiete des Privatrechts oder des Gemeinen deutſchen Civilrechts. Ein jedes Werk daher, was auf eine allgemeinere Bedeutung Anſpruch macht, muß ſich zu ihm in ein beſtimmtes Verhältniß ſetzen; darnach, ob es denſelben begriffen hat oder nicht, wird ſich ſeine Form, — darnach, ob es den rechten Weg zur Abhilfe eingeſchlagen hat, wird ſich ſein Werth beſtimmen laſſen müſſen.

Unter allen Stimmen, die man über dieſen Punkt hören mag, wird keine von größerem Intereſſe ſein, als die v. Savigny's, an deſſen Namen und Werke ſich ein ſo bedeutender Theil unſrer Gegenwart hält und fortbildet. Die jetzige Geſtaltung der Rechtswiſſenſchaft beruht auf der Anſicht, die er ausgeſprochen und die durch ihn und ſeine Gründe ihren Mittelpunkt gewonnen hat. Jetzt — jetzt hat ſich das Verhältniß ſo eigenthümlich gemacht, daß gerade dieſe ſelbige Geſtaltung es iſt, die durch ſein früheres Werk hervorgerufen wurde, und der das vorliegende zu Hilfe kommen ſoll. Er fühlt den Widerſpruch des heutigen Rechtszuſtandes eben ſo tief, als er der Hoffnung, ihm abhelfen zu können, ſich hingiebt. Das wahre und eigentlich gedeihliche Leben des Rechts beruht auf zwei Elementen, ſagt er (Vorr. S. XVIII flg.), die beide erſt in ihrer gegenſeitigen Durchdringung zum wirklichen Vortheil gereichen. Dieſe ſind das theoretiſche und das praktiſche Element. „Es liegt in dem Entwicklungsgange der neueren Jahrhunderte, daß dieſe zwei Richtungen zugleich in verſchiedenen Ständen und Berufsarten auseinander treten, daß alſo die Rechtskundigen mit ſeltenen Ausnahmen entweder der Theorie oder der Praxis allein angehören. Es beruht aber alles Heil darauf, daß in dieſen geſonderten Thätigkeiten Jeder die urſprüngliche Einheit feſt im Auge habe. Wo dieſes nicht geſchieht, da entſteht unvermeidlich die Gefahr, daß die Theorie zu einem leeren Spiel, die Praxis zu einem bloßen Handwerk herabſinke.“ Iſt nun dieſe urſprüngliche Einheit — die übrigens der Verf. nicht genauer beſtimmt, — wirklich da in unſrer Gegenwart? Die Antwort des Verf. iſt das entſchiedenſte Nein. „Daß unſrer juriſtiſchen Praxis der rechte Geiſt nicht überall einwohnt, geht ſichtbar hervor aus dem Erfolg, wie er ſich im Großen darſtellt. Wäre in ihr dieſer Geiſt wirkſam, ſo müßte auch von ihr ein ſichrer Fortſchritt geſunder Rechtswiſſenſchaft ausgehen — beſonders müßte ſie der Geſetzgebung ſo vorarbeiten, daß beide, Geſetz und Rechtsanwendung, naturgemäß in innerer Einheit vorwärts gingen. Und finden wir nicht meiſtens von dieſem Allem gerade das Gegentheil? — Das Hauptübel unſeres Rechtszuſtandes „beſteht in einer ſtets wachſenden Scheidung zwiſchen Theorie und Praxis!“ (S. XXIV u. XXV). Man ſieht, daß der Verf. jenes Hauptübel ſehr lebhaft gefühlt hat, ſo lebhaft, daß wir keinen „Fortſchritt geſunder Rechtswiſſenſchaft“ bei uns hoffen oder ſuchen dürfen, ja, daß ſelbſt Geſetz und Rechtsanwendung ihre innere Einheit verloren haben, und ſtatt deſſen gerade „das Gegentheil“ eintritt, was denn freilich ein Vorwurf iſt, den ſich keine Rechtsanwendung wird gefallen laſſen, am wenigſten in Deutſchland. — So viel indeſſen iſt jedenfalls klar, daß auch Savigny mit Unmuth die Trennung von Theorie und Praxis ſieht und eingeſteht, ja ſie für das Hauptübel des ganzen Rechtszuſtandes anerkennt. Wir werden auf das Mittel, welches er zur Abhilfe vorſchlägt, unten zurückkommen; hier aber müſſen wir uns bei jenen Begriffen von Theorie und Praxis vorläufig etwas aufhalten, und die Anſicht des Verf. zergliedern.

So grell auch auf den erſten Anblick die Worte des Verf. klingen, ſo ſtehen ſie doch für unſer Rechtsleben auf keine Weiſe vereinzelt da; jene Trennung iſt ein eben ſo weſentliches, als allgemeines Moment unſres Rechtsbewußtſeins, und wird mehr oder weniger gerade ſo gedacht und geſagt, wie der Verf. es ausſpricht. Einem Uebelſtande kann aber nur dadurch abgeholfen werden, daß man klar ſeinen inneren Widerſpruch ſich zum Bewußtſein bringt. Wir müſſen daher die Anſicht des Verf. vor allen Dingen genau in ihre Elemente auflöſen. Eben dadurch aber, daß er ein Allgemeines ausſpricht, wird auch eine ſolche Entwicklung ein allgemeineres Ziel haben; wie uns die Worte des Verf. nur dazu dienen, die Erörterung an dieſelben anzuſchließen, ſo möge man in dem Folgenden die naheliegende Beziehung auf das allgemeinere Bewußtſein, das hier nur ſeinen Ausdruck gefunden hat, nicht vergeſſen.

(Fortſetzung folgt.)

„Beranger's Lieder, deutſch durch Rubens.“ „Hundert und drei Lieder des pariſer Chanſonnier Pierre Jean de Beranger, deutſch durch Nathuſius.“

(Fortſetzung.)

„Der alte Corporal“ hat einen blutjungen Lieutenant, der noch kein Pulver gerochen, einen Geck, der ſeine Ehre mit Füßen getreten hat, geſchlagen, und muß nun mit dem Tode büßen. Nach Rubens' ſchöner Ueberſetzung heißt die erſte Strophe:

In Gottes Namen, Marſch, Cam'raden!
Mein Pfeifchen brennt. Gewehr in Arm!
Gebt mir den Abſchied. Gut geladen!
Und macht mir nicht das Herz noch warm.

So dacht' ich freilich nicht zu fallen;
Ihr wißt, was ich im Dienſte litt;
Doch ehrlich meint ich's mit euch allen.
Im Schritt, im Schritt,
Und greint mir nit,
Pfui, greint mir nit!
Im Schritt, im Schritt,
Cam'raden, Marſch, im Schritt, im Schritt!

In den „beiden Grenadieren" hören wir das Geſpräch zweier treuen Wachen zu Fontainebleau, die entſchloſſen ſind, obgleich Weib und Kind ſie zurückhalten, ihrem Herrn nach Elba zu folgen:

Vieux grenadiers, suivons un vieux soldat.

In dem Gedichte „Waterloo" verweiſt der Dichter Frankreich auf die Zukunft. Was aus dieſer Zukunft geworden, hat das Miniſterium Thiers gezeigt.

„Der fünfte Mai" verherrlicht Napoleon ſelbſt. Ein alter Soldat, der unter ihm gedient und dann nach Indien gerathen war, kehrt ins Vaterland zurück. An Sanct Helena vorüberſchiffend, ſieht er eine ſchwarze Fahne ausgeſteckt, und ſpricht, das Todeszeichen erkennend, ſeine Empfindungen aus. Er, ein armer Soldat, wird die Heimath wiederſehen; ſein Sohn wird ihm die Augen zudrücken; aber ſein Herr mußte einſam auf dem dürren Felſen ſterben! Das Gedicht „die beiden Vettern" iſt ein Brief, den der Herzog von Reichsſtadt an den neugeborenen Herzog von Bordeaux ſchreibt. Er ſtellt ſeine auf Thaten gegründeten Anſprüche neben die ererbten des Bourbonen, und äußert ſich bitter über die Schmeichler, die einſt ihm und nun der neuen Sonne ſich zugewendet. Prophetiſch ſchließt er:

Près du trône si tu grandis,
Si je végète sans puissance,
Confonds ces courtisans maudits,
En leur rappelant ma naissance.
Dis-leur: „*Je puis avoir mon tour*,"
De mon cousin qu'il vous souvienne.
Vous lui promettiez votre amour,
Et cependant il est à Vienne.

In vielen Liedern ſpielt das Einrücken der Fremden eine Rolle. So in der „zerſchlagenen Geige," wo ein Spielmann klagt, daß ihm die Fremden ſein Inſtrument, womit er ſein Brod erworben und das Dorf ergötzt, zertrümmert, weil er ihnen nicht habe aufſpielen wollen.

C'était l'orchestre du village.
Plus de fêtes! plus d'heureux jours!
Qui fera danser sous l'ombrage?
Qui réveillera les amours?*) etc.

In „dem guten Franzoſen," einem Gedichte, das während der Anweſenheit der Alliirten in Paris gedichtet worden, werden die Franzoſen ermahnt, den Fremden nicht anzuhangen.

*) Siehe auch die letzte Strophe „der Schwalben."

J'aime qu'un Russe soit Russe
Et qu'un Anglais soit Anglais
Si l'on est Prussien en Prusse,
En France soyons Français! etc.

Obgleich Frankreich damals darnieder lag, ſo iſt doch das Herz des Dichters noch voll edlen Nationalſtolzes, und in dem nämlichen Gedichte ruft er aus:

Notre gloire est sans seconde:
Français, où sont nos rivaux?

In „dem Kriegsgefangenen" führt uns der Dichter eine alte Mutter und ihre Tochter Marie im Geſpräche auf. Der Geliebte Mariens ſchmachtet in engliſcher Gefangenſchaft, und ſie ſpinnen unter Klagen und Thränen in die tiefe Nacht hinein, um ihm Unterſtützung gewähren zu können.

Als die Bourbonen zurückkehrten, athmete Frankreich wieder auf von dem Drucke der Kaiſerzeit, und auch unſer Dichter begrüßt in dem ſchon erwähnten Gedichte: „der gute Franzoſe" zutrauungsvoll den achtzehnten Ludwig. Aber bald zeigte ſich, daß die Reſtaurirten

Des leçons que le malheur donne
— n'avaient point tiré de fruit,

und ſchon rückt Beranger wieder kampfluſtig ins Feld. Man leſe nur die Satyre: „die Petition der Hunde von Stand."

Aux maîtres de cérémonies
Plaise ordonner que, dès demain,
Entrent sans laisse aux Tuileries*)
Les chiens du faubourg Saint-Germain.

Des chiens dont le pavé se couvre
Distinguez-nous à nos colliers:
On sent que les honneurs du Louvre
Iraient mal à ces roturiers etc.

Köſtlich iſt „der Marquis von Carabas," der mit der ganzen Verkehrtheit der alten Zeit aus dem Exil zurückkehrt.

Voyez ce vieux marquis
Nous traiter en peuple conquis;
Son coursier décharné
De loin chez nous l'a ramené.
Vers son vieux castel
Ce noble mortel
Marche en brandissant
Un sabre innocent. —
Chapeau bas! chapeau bas!
Gloire au marquis de Carabas! etc.

Ergötzlich ſind auch die Betrachtungen des pariſer Kleiderhändlers in „alte Kleider, alte Treſſen." Kleid und Geſinnung wechſeln in gleicher Weiſe mit dem neuen Fürſten; der Eine ſtürzt vom Throne, der Andere gelangt hinauf, um ihn eben ſo ſchnell wieder zu verlaſſen. Nur die Kleiderhändler ſtehen ſich gut dabei:

*) In dem Garten der Tuilerien.

Nous avions ce que nous voulions:
Vieux habits! vieux galons!

Hieran ſchließt ſich „Herr Judas.“

Monsieur Judas est un drôle
Qui soutient avec chaleur
Qu'il n'a joué qu'un seul rôle
Et n'a pris qu'une couleur.
Nous qui détestons les gens,
Tantôt rouges, tantôt blancs,
Parlons bas;
Ici près j'ai vu Judas etc.

In dem „Sohn von gutem Hauſe“*) wird die Bevorzugung eines Adels verſpottet, der oft nicht einmal einen reinen Stammbaum hat, in „den hochwürdigen Vätern“ die Jeſuiten — wie überhaupt in vielen, mitunter ſehr derben Gedichten dem Pfaffenthum ſehr übel mitgeſpielt wird. „Der Verſchnupfte“ (l'Enrhumé) iſt gegen die neuen Ausnahmsgeſetze von 1820 gerichtet; das Gedicht: „Halt!“ gegen das Syſtem, das die Polizei angenommen hatte, „der Dickbauch“ (ventru) gegen die beſtechlichen Deputirten, „die Cenſur“ und „der Cenſor“ gegen den Preßzwang. Die Hofpoeten werden in dem gleichnamigen Gedichte gegeißelt; in der „Jakobsleiter“ wird Rothſchild und ſein Volk beſungen. Directe Satyren auf die Bourbonen, namentlich auf Karl den Zehnten, ſind: „Die unendlich Kleinen,“ „die Mirmidonen;“

Achille**) était poétique;
Mais, morbleu! nous***) l'effaçons.
S'il inspire une oeuvre épique,
Nous inspirons des chansons. —
Mirmidons, race féconde etc.

ferner „das rothe Männchen,“ „Nebukadnezar,“ „der Dauphin,“ „König Karl's des Einfältigen Krönung“†), „Dionys der Schulmeiſter“ u. a.

Die heilige Allianz kommt in mehreren Gedichten nicht ſehr glimpflich weg; man ſehe „die heilige Allianz der Völker,“ „die heilige Allianz in der Barbarei“

Proclamons la sainte alliance
Faite au nom de la Providence,
Et qui signe au congrès ad hoc
Entre Alger, Tunis et Maroc etc.

und „König Chriſtoph's Tod.“

In dem Gedichte „die Schafe“ wird im Gewand der Fabel Frankreichs Schickſal unter der Reſtauration ſtark genug ausgeſprochen. „Der Abſchied vom Ruhm“ empfiehlt gänzliche Vergeſſenheit der Volksrechte.

Chantons le vin et la beauté;
Tout le reste est folie.
Voyez comme on oublie
Les hymnes de la liberté.
Un peuple brave
Retombe esclave.
Fils d'Epicure, ouvrez votre cave etc.

„Die Neger und die Marionetten“ iſt eine andere Fabel, worin uns der Dichter Sklaven vorführt, die, auf dem Wege nach Amerika, zu Dutzenden vor Kummer im Schiffsraum ſterben. Um ſie zu zerſtreuen, ſetzt der Capitain ſeine Marionetten in Bewegung. Die Anwendung auf die Bourbonen und die Nation liegt nahe. — „Die galliſchen Sklaven“ haben keinen andern Sinn als: wir ſind feige Sklaven, wenn wir dieſen Druck dulden.

Endlich bricht der faule Thron Karl's des Zehnten zuſammen, und das Haus Orleans erhält durch die Julirevolution das Scepter. Der Dichter, ſchon ein Funfzigjähriger, war nicht mehr unter den Kämpfenden; aber wer hat mehr gethan, um dieſen Umſchwung vorzubereiten, als er durch ſeine Lieder? Von neuem greift er zu ſeiner Leier, und ſingt am Grabe der Gefallenen:

Bringt Blumen, Kinder, bringt am Tage der Klage
Palmzweige, Kerzen, übet frommen Brauch;
Bekränzt die Gräber unſrer Julitage;
Grabmäler, Fürſten, hat das Volk nun auch.

Ein Tempel ſoll den Helden ſich erheben!
Ihr Ruhm erſchallt und ſchreckt und mahnt die Welt.
Die Fürſten fragen ſich mit dumpfem Beben:
Wie iſt's um unſre Majeſtät beſtellt? ꝛc.*)

Beranger's Freunde waren durch die Juliusrevolution Miniſter geworden, ſie boten ihm eine einträgliche Stelle, aber er ſchlug ihr Anerbieten aus. In dem bekannten Gedichte: „an meine Freunde, als ſie Miniſter geworden“ ſagt er ihnen: Vertheidigt die Freiheit in euern goldnen Sälen; ich will ſie draußen auf der Straße ſingen;

En me créant, Dieu m'a dit: Ne sois rien —

welcher Gedanke auch in andern Liedern wiederkehrt. Singen iſt ſein Loos. Einſt, ſingt er, beklagte ich mich bei Gott, daß ich niedrig und häßlich geboren bin.

Une plainte touchante
De ma bouche sortit.
Le bon Dieu me dit: *Chante,*
Chante, pauvre petit.“)

Er will ſich von Niemanden binden laſſen, ſelbſt von Freunden nicht, und dankt daher auch für die Stelle, die ihm Laffitte, und für die Penſion, die ihm Sebaſtiani bietet.

Ich bin ein ächtes Kupferſtück.
Verſilbert mich — ein rechtes Glück!
Was habt ihr? einen falſchen Thaler.“*)

Ueberhaupt hat Beranger nie einen Vornehmen geſchmeichelt; in dem Gedichte: „der Bürgerliche“ (le Vilain), wo er über das de vor ſeinem Namen ſpottet, ſagt er mit Wahrheit:

Je n'ai flatté que l'infortune.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Nicht „Herr von gutem Hauſe,“ wie Rubens überſetzt.
**) Napoleon.
***) Die Myrmidonen, nämlich die Bourbonen und ihr Anhang.
†) Ein Gedicht, das mit andern Veranlaſſung zur Anklage des Dichters gab.

*) „Die Juliusgräber,“ Ueberſetzung von Rubens, III. 135 u. 137.
**) „Mein Beruf.“
***) „Abſchlägige Antwort an General Sebaſtiani,“ Ueberſetzung von Rubens, III. 93.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

369

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

18. October. № 93. 1841.

Zur Charakteriſtik der heutigen Rechtswiſſenſchaft.

(Fortſetzung.)

Es iſt im Grunde doch ein ganz bedenklicher Vorwurf, wenn man von der Praxis ſagt, ſie entferne ſich von der Theorie. Denn „entfernen" kann doch nichts heißen, als den Inhalt der Theorie nicht weiter benutzen; was aber iſt der Inhalt der Theorie in der Rechtswiſſenſchaft? Doch das geltende Recht. Tritt nun eine Scheidung zwiſchen Theorie und Praxis ein, ſo iſt dies eine Scheidung der Rechtsanwendung von dem geltenden Rechte ſelbſt, dem Geſetz. Eine Praxis, die ſich dieſes zu Schulden kommen läßt, verwirklicht daher nicht mehr das Geſetz, ſondern irgend etwas Andres — etwa ein ſubjectives Belieben; ſie iſt eine ungeſetzliche Praxis. Man kann von einer Praxis nichts Härteres ſagen, als wenn man ihr dies wirklich zum Vorwurf macht; und das thut der Verf., wenn er dem heutigen Zuſtand direct die innere Einheit von „Geſetz und Rechtsanwendung" abſpricht. Sollte er in der That glauben, daß unſre Gerichtshöfe, unſre Rechtsanwälte wirklich ſich wenig um das Geſetz kümmern, und täglich weniger Rückſicht darauf nehmen? Wir können es nicht annehmen; der Verf. kennt ſelbſt zu ſehr das deutſche Rechtsleben, als daß er nicht im Grunde das Gegentheil von ſeiner eignen Meinung anerkennen ſollte, wenn man ſeine Worte ſo auffaßt, wie wir es hier gethan haben. Er muß daher wohl etwas anderes mit einem ſolchen Ausſpruch bezeichnen wollen. — Vielleicht iſt nun dieſes Andre dies, daß unſre heutige Praxis der Wiſſenſchaftlichkeit ſelbſt überhaupt mehr abhold ſei, wie je, daß der Praktiker ſich wenig um die Wiſſenſchaft kümmert, nicht mit ihr fortſchreitet, ſie nicht zu Hilfe ruft, und ihr wiederum keine Elemente der Entwicklung bietet." Auch das läßt ſich allenfalls ſchließen aus den Worten des Verf. Denn nach ihm findet gerade das Gegentheil von einem „Fortſchritte geſunder Rechtswiſſenſchaft" ſtatt, und zwar reißt dieſes Gegentheil immer mehr ein. Was ſoll man auf einen ſolchen Vorwurf antworten? Wird nicht Jedermann in ſeinem eignen Bewußtſein die Antwort finden, daß die ganze deutſche geiſtige Welt mit unwiderſtehlicher Kraft ſich der Wiſſenſchaft ſelbſt immer lebendiger und rückhaltsloſer zuwendet — daß der Deutſche zu begreifen, der Fremde zuzugeſtehen beginnt, das Wiſſen ſei es, was die Volksthümlichkeit der deutſchen Nation bildet, — daß man in Deutſchland anfängt, es für die Aufgabe der Rechtswiſſenſchaft zu halten, ein jedes Recht bei jedem Volke für einen würdigen Gegenſtand ſeiner Studien, für einen nothwendigen Theil der höheren Jurisprudenz zu halten, und in dieſem Sinne zu bearbeiten — daß man bei uns es zuerſt verſucht hat, das Recht in die Einheit und den Organismus des geiſtigen Lebens hineinzuziehen? Und hieraus ſollen wir nun den Schluß ziehn, daß vom Fortſchritt geſunder Rechtswiſſenſchaft bei uns ſich gerade das Gegentheil findet! Seltſam, höchſt ſeltſam! der Verf. muß alſo mit ſeinem Vorwurf etwas Anderes meinen; jenes giebt ihm Niemand zu; nicht einmal der Romaniſt; denn wie viele und große Arbeiten ſind nicht auch hier und gerade im Sinne des Verf. in der letzten Zeit ans Licht getreten? Sind denn alle jene Compendien, die jährlich erſcheinen, die Archive für die civiliſtiſche Praxis, die Criminalrechtswiſſenſchaft, den Proceß, die ausländiſche Rechtswiſſenſchaft, die Zeitſchriften, die Monographieen, ihm nichts für den Fortſchritt geſunder Rechtswiſſenſchaft." — Savigny muß alſo etwas Anderes meinen. — Vielleicht iſt es dies, daß wir in geſetzgeberiſcher Hinſicht hinter unſrer nächſten Vergangenheit oder hinter den anderen Völkern zurückbleiben. Es ſcheint faſt ſo; denn der Verf. ſagt, daß Geſetzgebung und Rechtsanwendung ihre innere Einheit verloren haben, und jene nicht aus dieſer, dieſe nicht aus jener einen lebendigen Quell immer neuer Thätigkeit zu ſchöpfen vermögen. Aber lobt denn der Verf. die frühere Geſetzgebung, z. E. das preußiſche Landrecht? Oder das öſtreichiſche Geſetzbuch? Oder den Code Napoleon? Oder die erſten Criminalgeſetzbücher Deutſchlands? Und wenn er nur die kräftige Sprache der Carolina lobt und das preußiſche Landrecht nur beſſer findet als den Code und das öſtreichiſche Geſetzbuch, wenn er die wahre Rechtsbildung einzig in die Zeiten der freien Republik ſetzt — worauf werden wir denn eigentlich damit angewieſen? Die geſetzgeberiſche Gegenwart iſt da, wenn auch noch ſo ſchlecht. Oder geben wir jetzt etwa keine Geſetze? Wir wollen von den Criminalgeſetzen gar nicht reden — ſind denn die Novellen für die civilrechtlichen Verhältniſſe ſo gar müßig? Oder — und das iſt ja doch die

eigentliche Hauptſache — war es denn früher beſſer wie jetzt? Sind die Geſetze der alten Zeit beſſer wie die gegenwärtigen? Die Reichsgeſetze klarer, einfacher und treffender, wie z. B. die neuen preußiſchen Novellen? Schwerlich — woher kämen ſonſt die unauflöslichen Controverſen? — Was iſt es denn nun eigentlich, was der Verf. tadelt? Er hält ſich ſo allgemein, daß man Alles für getadelt anſehen kann, und dennoch können wir, ſo wie wir auf das Beſtimmte eingehen, den eigentlichen Gedanken des Verf. nicht entdecken; und dieſes gilt von allen denen, die ſo ins Allgemeinere über dies Verhältniß von Theorie und Praxis ſprechen. Wir müſſen dazu einen eignen Weg einſchlagen, und dieſer kann nur dadurch zum Ziele führen, daß wir den Schlußgedanken als den eigentlichen Grundgedanken des Verf. annehmen, und erfahren, was denn die Theorie iſt, die ſich von der Praxis vernachläſſigt ſieht, und umgekehrt; denn jene Theorie muß nothwendig etwas anderes ſein, als die Darſtellung des geltenden Rechts; ſie muß gleichfalls nicht die allein mögliche Wiſſenſchaft deſſelben enthalten, und endlich muß es wohl noch eine andre Quelle für die legislative Entwicklung des deutſchen Rechtslebens geben, wenn bei dem gegenwärtigen, doch nicht ganz geiſtloſen Zuſtande deſſelben die Trennung von Theorie und und Praxis wirklich ſo da iſt, wie wir es behaupteten, und wie dies Savigny ſelbſt, ſogar entſchiedener, als wir es erwarten durften, zugeſteht.

Mit alten Uebelſtänden, die irgend einem körperlichen oder geiſtigen Organismus gleichſam zum Eigenthum geworden, geht es gewöhnlich ſo, daß man ſie als integrirende Theile des Ganzen betrachtet, und entweder meint, ſie liegen in dem Weſen der Verhältniſſe ſelbſt und es ſei ihnen nicht abzuhelfen, oder es ſei doch gerade jetzt, wo die üblen Folgen einmal recht lebhaft heraustreten, nicht die paſſende Zeit, ſie zu heben, ohne das Leben ſelbſt in Gefahr zu ſetzen. Es iſt dieſes in vollem Maße der Trennung von Theorie und Praxis in der Wiſſenſchaft des Gemeinen Rechts zu Theil geworden. Man ſpricht ungern davon, und es iſt erklärlich, daß man den wunden Theil lieber gar nicht berührt, als durch ein kräftiges Erfaſſen zu heilen verſucht. Daraus entſteht dann aber eine große Unklarheit über das Weſen des Mangels, denn klar wird man ſich erſt durch das Beſprechen deſſelben. Bevor nun dieſe Klarheit wirklich errungen wird, geht jedes, Theorie und Praxis, für ſich ſeinen Weg; und ſein Ziel iſt eben nur da, wohin es auf dieſem Wege gelangt. Die Theorie ſieht die Praxis über die Schulter an, die Praxis kommt nicht einmal ſo weit, ſondern läßt jene ganz und gar bei Seite liegen, beide halten ſich gegenſeitig für herzlich ſchlecht, und was ſchlimmer iſt, für unbrauchbar, um einander zu einer höheren Stufe zu erheben. Man fragt mit Recht: wie iſt dies möglich? und wie iſt es möglich in unſrer Zeit, wo doch nach allen Seiten hin das Praktiſche eine innige Verſchmelzung mit der Wiſſenſchaft ſucht, die Wiſſenſchaft ſich der Verwirklichung allenthalben ſo mächtig entgegendrängt.

Die Praxis iſt die Verwirklichung des abſtracten Rechtsſatzes im einzelnen concreten Falle; ſie ſetzt daher ein klares und beſtimmtes Wiſſen der Rechtsregel voraus, ein Kennen des Giltigen und ein Begreifen deſſelben in ſeiner innern Bedeutung. Es will daher der Praktiker wiſſen, was er anwenden ſoll, und will es als ein Ganzes wiſſen, das, aus Einem Geiſte entſtanden, ihm die innere Möglichkeit gebe, den ſchlummernden Gedanken des Geſetzes im Leben zu ſeiner Geltung zu bringen. Ein andres *kann* die Praxis nicht wollen und nicht vollbringen. Es fällt gar keinem Praktiker ein, was ſcheinbar in dem Vorwurfe der Trennung von Wiſſenſchaft und Ausübung des Rechts liegt, ſich über das Recht ſeines Volkes zu ſtellen und nach einſeitigem Belieben zu richten und zu rathen; ſelten hat er ein Intereſſe, nie einen Erfolg dabei. Er wird es im Gegentheil Jedem danken, der im Stande iſt, ihn ſo recht in den Geiſt ſeines geltenden Rechts einzuführen; denn es iſt dies die unerläßliche Bedingung dazu, ein tüchtiger und hochgeachteter Juriſt zu werden; und Jeder ſtrebt darnach, der überhaupt ſtrebt. Man biete ihm die Möglichkeit, ſein Recht intimer verſtehen zu lernen, und er wird ſie nie unbenutzt laſſen; denn er wird ſo die Aufgabe ſeines Lebens beſſer und leichter löſen; ja, giebt es irgend etwas, was ihm ſeine Stellung *lieb* machen kann, ſo iſt es eben dieſes. Wenn nun der Praktiker die Theorie fallen läßt — der ausübende Juriſt die Univerſitätsſtudien, — liegt es da wohl an *ihm*, daß er es thut? Soll er den Vorwurf gelten laſſen, bloß weil er ihm gemacht wird? Und ſollte wirklich die Theorie nicht den Grund dieſer Trennung, über die ſie am lauteſten klagt, in ſich ſelber tragen? Warum unterſucht die Theorie nicht einmal ihren eignen Zuſtand? Iſt ſie es doch, der vor Allem das *γνῶθι σεαυτόν* zukommt!

(Fortſetzung folgt.)

„Beranger's Lieder, deutſch durch Rubens."

„Hundert und drei Lieder des pariſer Chanſonnier Pierre Jean de Beranger, deutſch durch Rathuſius."

(Fortſetzung.)

Dem Aufſtande der Polen, deren tragiſches Schickſal in den Herzen ſo vieler Edlen Widerhall fand, widmet Beranger die Gedichte „Poniatowski" und „*Hâtons-nous!*"*)

Daß ihn der neue Stand der Dinge nicht befriedigte — wie denn dieſe Halbheit Niemanden befriedigen kann —

*) „Ha, wär' ich jung!" nach Rubens.

ſpricht er freimüthig in der „Wiedereinſetzung der Chanſon“ aus.

Großes, Neues werd' erſtehen,
Glaubt' ich allzu kühn;
Ja, der Keim von Neunundachtzig
Werde ſchön erblühn.
Nein, man ſchmiert das alte Staatsſchiff
Nur mit friſchem Theer u. ſ. w.*)

Eine trübe Stimmung bemächtigt ſich des Dichters, er verzweifelt am Fortſchritt der Zeit. Dies ſpricht ſich namentlich in dem „Kometen von 1832“ aus. Gott, ſagt er, ſchickt uns einen Kometen, der den Untergang der alten morſchen Welt herbeiführen wird.

N'est-on pas las d'ambitions vulgaires?
De sots parés, de pompeux sobriquets?
D'abus, d'erreurs, de rapines, de guerres?
De laquais rois, de peuples de laquais?
N'est-on pas las de tous nos dieux de plâtres?
Vers l'avenir las de tourner les yeux?
Ah! c'en est trop pour si petit théâtre:
Finissons-en, le monde est assez vieux.

Auch in dem „Rathe an die Belgier,“ die kein fürſtliches Haupt für ihre Krone finden können, läßt er ſich bitter über das Königthum aus**).

Der letzten Liederſammlung, die natürlich viel reicher an ernſten Sachen iſt, als die drei erſten, gehört, neben einigen ſchon erwähnten Chanſons, auch ſein Gedicht an Chateaubriand an, dem er vorwirft, von ſeinem Vaterlande abgefallen zu ſein. Der ſchöne Refrain heißt:

Châteaubriand, pourquoi fuir la patrie,
Fuir son amour, notre encens et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?

Aber jetzt fühlt der Dichter, daß die Kraft in ihm ermattet, und in dem Gedichte: „Fahrt wohl, ihr Lieder!“ ſcheidet er in der Neige ſeiner Kraft, nicht aber in Alterſchwäche, wie ſo viele unſerer Dichter, von dem Leſer***). Meine Lieder, ſagt er weiter in ſchönem Selbſtgefühle, ſind in das Herz der Nation gedrungen, ſie haben ſie zu hohen Thaten gekräftigt, und werden ihr auch künftig das Gefühl edler Freiheit und lebendiger Vaterlandsliebe erhalten. Dieſer Gedanke verklärt wie ein Stern mein Alter. — Schon im Gefängniſſe Sainte Pelagie hat Beranger ſeiner Muſe eine Grabſchrift gedichtet†), die ſo beginnt:

Venez tous, passans, venez lire
L'épitaphe que je me fais.
J'ai chanté l'amoureux délire,
Le vin, la France et ses hauts-faits.
J'ai plaint les peuples qu'on abuse,
J'ai chansonné les gens du roi.
Béranger m'appelait sa muse. —
Pauvres pécheurs, priez pour moi!
Priez pour moi, priez pour moi!

Es wäre intereſſant, auch auf diejenigen Lieder Beranger's einzugehen, die ſein Vaterland nicht berühren, die Chanſon als ſolche zu charakteriſiren und ihr Verhältniß zur franzöſiſchen Poeſie überhaupt zu entwickeln, ferner nachzuweiſen, wie z. B. die patriotiſchen Lieder unſeres trefflichen Uhland, die wirkungslos vorüber gegangen ſind, während ſich ſeine andern Lieder und Romanzen eines hohen Beifalls erfreuen, auf ganz anderem Boden ſtehen als die patriotiſchen Lieder Beranger's, der mit Waffen, die unſerem Uhland und vielleicht dem reinen Dichter überhaupt fehlen, mit ſcharfem Verſtand und Witz, ſo tiefe Wunden ſchlägt. Doch es iſt uns hier nicht länger vergönnt, bei dem wackern franzöſiſchen Poeten, der in ſeiner Gemüthlichkeit auch eine deutſche Ader hat, zu verweilen; wir eilen vielmehr, auf unſere beiden Ueberſetzer zurückzukommen.

„Die deutſche Lyrik,“ ſagt Hr. Rubens in ſeiner Vorrede, „iſt nachgerade etwas duſelig geworden. Werfen wir wieder etwas guten, derben Pfeffer in die breite, fade Sauce, womit ſich die Deutſchen ſeit Jahren den Magen verſchlammt (!) haben.“ — „Und wenn auch dieſer Herbſt von ſüßen und herben, feinen und groben, friſchen und mürben Früchten, wenn Beranger's Lieder, in einer des Dichters nicht ganz unwürdigen Form in die deutſche Litteratur eingeführt, kein neues, belebendes Ferment darin werden ſollten, immerhin iſt es der Mühe werth, die Volubilität, den Formenreichthum und Wohlklang der deutſchen Sprache an dieſen bisher im Ganzen faſt unüberſetzbar gehaltenen Liedern zu erproben.“

In der That iſt die Ueberſetzung des Hrn. Rubens ein neuer Beweis für die Ueberſetzungskunſt der Deutſchen; viele dieſer Lieder leſen ſich faſt wie Originale, ja bisweilen iſt man ſogar geneigt, der Ueberſetzung den Vorzug einzuräumen. Wer ſich mit den Berangerſchen Liedern verſucht hat, wird einräumen, daß die Sache ihre großen Schwierigkeiten hat. Keine Sprache iſt ſo reich an feinen, zierlichen Wendungen, keine eignet ſich ſo ſehr zu Spielen des Witzes, als die franzöſiſche. Dieſe Eigenſchaften machen ſich nun auch in der Poeſie, vorzüglich in dieſer Poeſie, geltend, und es muß dem Ueberſetzer oft ſehr ſchwer fallen, in der derberen deutſchen Sprache die leichten Sprünge nachzumachen. Dies iſt um ſo ſchwieriger, als es in den engen Schnürſtiefeln des franzöſiſchen Verſes geſchehen muß. Wie unbequem ſind nicht für den Ueberſetzer die ewigen Refrains, die hinter ſechs, ſieben Strophen wiederkehren, und mit zwei, drei Reimen in die Strophe ſelbſt eingreifen. Dem Franzoſen liegen, wie ſchon Nathuſius in ſeiner „Nachrede“ bemerkt,

*) Ueberſetzung von Rubens.
**) S. beſonders die dritte Strophe.
***) S. die dritte Strophe.
†) „*Epitaphe à ma muse.*“

dieſe mit der Strophe reimenden Kehrzeilen aus einem innern und äußern Grunde näher. Der innere Grund iſt: weil der mehr verſtändigen Natur der Chanſons ein gewiſſes Schema, ein beſtändiges Zurückkehren auf die Textesworte des Refrains gemäß iſt; der äußere Grund: weil ſich dem Franzoſen eine größere Fülle von Reimen darbietet und zwar von ſolchen Reimen, die auf Flexionsformen ruhen und nicht auf dem Stamme des Wortes, wie im Deutſchen. Daß jene Reime unächt, dieſe aber ächt ſind, ſpringt in die Augen. Der Reim iſt eine Decoration, welche die Silben, die ſie ſchmückt, vor andern auszeichnet; Flexionsformen ſind aber ein Todtes, das keine Decoration verdient.

Nathuſius hat ſeine „hundert und drei Lieder" mit Gefühl, Leichtigkeit und häufig wortgetreuer als Rubens überſetzt, dabei hat er es ſich aber viel bequemer gemacht als dieſer. Er geſteht ſelbſt ehrlich: „er habe die Reime in den meiſten Gedichten zu ſehr vernachläſſigt, und gebe gern im voraus zu, wenn man es Trägheit ſchelten werde. Doch ſtehe ſich die Treue des Sinns und die Leichtigkeit der Conſtruction gut dabei."

Daß Treue des Sinns und Leichtigkeit der Conſtruction bei reinen Reimen zu erlangen ſei, hat, wenigſtens in einer großen Anzahl der überſetzten Gedichte, Rubens gezeigt, und wo es ihm noch nicht gelungen, wird vielleicht eine ſpätere Ueberarbeitung die noch übrigen Flecken, ſo weit es möglich iſt, tilgen.

„Ich habe," fährt Nathuſius fort, „häufig nur eine Zeile um die andere gereimt: wird es gut geleſen, ſo iſt dies ein Mangel, der nicht auffällt; denn es entſtehen eigentlich dadurch nur längere Strophen mit einer Cäſur, wie in altdeutſchen Dichtungen, z. B. dem Nibelungenlied."

Wir geben Hrn. Nathuſius zu bedenken, ob der Lyriker nicht andere Formen als der Epiker gebrauche, und ob nicht das heitere melodiſche Lied ſich häufiger mit Reimen ſchmücken müſſe, als das ernſt einherſchreitende erzählende Gedicht.

„Unreine Reime, wie „lag" und „klar," ſagt Nathuſius weiter, „ſind mir lieber als ſolche wie „Maaß" und „laß" oder „Mooſe" und „Roſſe." — „Gebirg" und „Zwerg" iſt ein eben ſo guter Reim als „Leder" und „Geber."" Nach unſerem Bedünken iſt „lag" und „klar" gar kein Reim, ſondern eine bloße Aſſonanz; „Gebirg" und „Zwerg" iſt aber weder Reim noch Aſſonanz, höchſtens eine umgekehrte Alliteration, womit ſehr wenig erreicht wird. „Leder" und „Geber" ſind immerhin Reime, wenn auch ſchlechte, es ſind Reime fürs Auge, womit ſich die Engländer auffallender Weiſe zufrieden geben, aber nicht der muſikaliſche Deutſche. Uebrigens wird in einem großen Theile unſeres Vaterlandes das offene und geſchloſſene e ſehr wenig unterſchieden; daher auch die Puriſten unter unſern Dichtern ſich unbedenklich jener Reime bedienen. Nathuſius beruft ſich auf unſere erſten Dichter, um ſeine unreinen Reime zu rechtfertigen. Soll man aber den Meiſter darin nachahmen, worin er nicht Meiſter iſt? Wenn übrigens Goethe und Schiller viele Reime wie „grün" und „ziehn," „Leuchte" und „reichte," „Schade" und „nahte" gebrauchen, ſo findet dies darin einige Entſchuldigung, daß dieſelben für ihr Ohr rein waren, wenigſtens ihnen viel weniger unrein als den Norddeutſchen klangen, da ſowohl die Frankfurter als die Schwaben ü wie i, eu wie ei und t, wenn es nicht zu Anfang eines Wortes ſteht, faſt wie d ausſprechen. Hr. Nathuſius reimt friſchweg „erbauen" auf „grauem" (S. 281), „Tönnchen" auf „Krönchen" (S. 135), „hör'" auf „her" (S. 243), „her" auf „ſteht" (S. 277), „Gras" auf „ab" (S. 276), „Sacke" auf „Amme" (S. 272), „oft" auf „Schuft" (S. 274); ja in der erſten Strophe des erſten Gedichtes reimt er, um des Leſers Ohr gleich von vornherein zu demoraliſiren,

ſteht
König
Bett
wenig
geſtrickt
gedrückt.

In der vierten Strophe der „blinden Mutter" reimt Hr. Nathuſius (S. 35)

Lieschen, und du ſpinnſt nicht mehr

auf:

Lacht dich aus der Liebeler (amant),

wo Reim und Wort gleich ſchlecht ſind. Wir wollen zwar dem Worte „Liebeler" an und für ſich den Stab nicht brechen, aber hier ſteht es gar nicht an ſeiner Stelle; denn „Monsieur Colin" liebelt nicht, ſondern liebt auf gut franzöſiſch. Was wird aber der Leſer zu dem Worte „Wähnchen" ſagen? Nathuſius überſetzt nämlich (S. 134) den ſechsmal wiederkehrenden Refrain des Gedichtes: „mein Kähnchen:"

O ſchaukle dich, mein Kähnchen!
Sei, ſanfter Zephyr, mir kein Wähnchen! ꝛc.

welcher Ueberſetzung wir das franzöſiſche Original beifügen, um ſie verſtändlich zu machen:

Eh! vogue, ma nacelle;
(O doux zéphyr, sois-moi fidèle!) etc.*)

(Schluß folgt.)

*) Rubens überſetzt (II, 224):

Ja, wiege dich, mein Nachen!
Und mag ein Gott dich treu bewachen ꝛc.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

19. October. № 94. 1841.

Zur Charakteriſtik der heutigen Rechtswiſſenſchaft.

(Fortſetzung.)

In den alten Zeiten, wo noch das Volk Geſetzgeber, Richter und Anwalt war, gab es weder Theorie noch Praxis; es war ein Naturzuſtand, wo ſich der Staatswille an dem einzelnen vorliegenden Falle beſtimmte und verwirklichte; dieſer Zuſtand hatte, wie die Natur ſelbſt, „weder Kern noch Schaale, Alles war er mit einem Male.“ Ob ein ſolcher Zuſtand gut oder ſchlecht ſei? Der Eine verwirft ihn als einen rohen und unbewußten, der Andre lobt ihn als die Verwirklichung der Einheit von Geſetz und Geſetzesanwendung. Aber, wie geſagt, wir handeln hier noch nicht vom Ei der Leda. Die Hauptfrage für uns iſt zunächſt die, wie wir und unſre Zuſtände von jener Zeit verſchieden ſind. Fanden damals Richter und Anwalt das Recht des einzelnen Falles in ihrem unmittelbaren Bewußtſein, ohne einer tieferen Durchdringung der allgemeinen Rechtsverhältniſſe oder des Syſtems des Geltenden zu bedürfen; ſo iſt dies gegenwärtig anders, und indem wir den Grund der Verſchiedenheit hervorheben, wird uns zugleich die Bedeutung der *Theorie* klar werden. Als aus den Bürgern der alten Gaue und Städte allmälig Unterthanen des Einen volksumfaſſenden Staates wurden, trat an die Stelle des Volksrechts das geſchriebene Recht, die Codification, ſo die Juſtinianiſche Sammlung, das Corpus juris, ſpäter die Reichsgeſetze; letztere indeſſen bekanntlich nur in geringem Umfange. Diejenigen, die den Inhalt dieſer Compilationen überwältigt hatten, erklärten den Deutſchen, daß dieſes nun ihr Recht ſei, und den angehenden Juriſten, daß ſie jenen Inhalt zum Gegenſtand ihrer Studien zu machen hätten. Man widerſprach heftig und von vielen Seiten, mit vielen Gründen; indeſſen ſiegte das römiſche Recht, und jetzt ward das Organ des Staats, das den allgemeinen Willen deſſelben mit dem einzelnen Falle zu vermitteln hatte, dieſem Corpus juris gegenübergeſtellt.

Hier entſteht nun die Frage über das Weſen der *Geltung* dieſes Juſtinianiſchen Werkes. Die Anerkennung deſſelben iſt zwar erfolgt, aber indirect; es wird anerkannt als ein ſubſidiäres Recht; bis jetzt noch hat keiner, auch Savigny nicht, die Frage entſchieden, ob es ein Geſetzbuch oder ein bloßes Rechtsbuch iſt. Der Praktiker muß dieſes wiſſen, um ſicher zu gehen; denn weſentlich verſchieden geſtaltet ſich der Standpunkt der Betrachtung, je nachdem man die Frage ſo oder ſo beantwortet; der Ausdruck „ſubſidiär“ iſt, genauer beleuchtet, nur ein Umgehen der Sache. Denn entweder das einzelne Land *hat* ein eignes Geſetzbuch, und dann wird Jeder einräumen, daß ein Geſetz nur ſich ſelbſt als Hilfsquelle anerkennen kann, und daß man die Entwicklung eines Landesrechts nicht durch ein Hineintragen fremder Rechte befördern oder erſetzen darf. Oder es *hat* ein ſolches *nicht*; dann iſt das römiſche Recht aber nicht mehr ſubſidiär. Die geſchichtliche Entwicklung unſres Rechtszuſtandes ſtellt ſomit den Juriſten der Praxis dieſer erſten Frage gegenüber, ſo wie er ſich genöthigt ſieht, das Studium des römiſchen Rechts zu ergreifen.

Bald zeigt ſich nun eine zweite Seite des Rechtslebens, wodurch jene Unmittelbarkeit der alten Zeit in Beziehung auf das Corp. jur. gleichfalls aufgehoben wurde. Die Behandlung des Rechts ſpaltete ſich allmälig in Deutſchland in die Haupttheile deſſelben, ſo weit ſie nicht dem öffentlichen Recht angehören; das Criminalrecht erhielt ein eignes Geſetz, der Proceß ward eine beſondere Wiſſenſchaft, neben ihnen ſtand das Privatrecht. Das Corp. jur. enthält dieſe Theile vollkommen ungetrennt; abgeſehen davon, daß die eigentliche Wiſſenſchaft der römiſchen Juriſten nie weder zum Begriff des öffentlichen noch des Privatrechts gekommen iſt, iſt es klar, daß ihre Rechtsinſtitute auf einer vollkommenen Verſchmelzung aller jener Rechtstheile beruhen; in einem und demſelben Rechtsverhältniß ſtehen Criminalrecht, Proceß und Privatrecht ſo durcheinander, daß es ſchwer iſt zu ſagen, was dem einen, was dem andern gehört. Das deutſche Rechtsleben will entſchiedene Trennung derſelben. Die Anwendung des Inhalts des Corp. jur. ſetzt daher vor allem einen beſtimmten Begriff des *Privatrechts* voraus; ohne dieſen iſt eine allgemeine und erſprießliche Benutzung des Juſtinianiſchen Werkes nicht möglich; dieſe Forderung der Praxis iſt billig und unabweisbar, um ſich aus dem Inhalt des Corp. jur., mag es nun gelten, in welcher Form es ſei, das Anzuwendende herauszufinden.

Ferner kann es auch dem einſeitigſten Romaniſten nicht zweifelhaft ſein, daß es im Corp. jur. eine Menge von Gegenſtänden giebt, die für uns Antiquitäten geworden ſind,

und daß mit den Verhältniſſen das Recht derſelben untergegangen ſein muß. Viele Verhältniſſe anderer Zeiten aber ſind denen einer ſpäteren Periode ſehr analog; das römiſche Recht ſteht in dieſen Fällen bald als ein ſolches da, aus welchem analoge Folgerungen gezogen werden dürfen, bald nicht. Damit man es ſicher anwende, iſt es durchaus nothwendig, daß man wiſſe, was noch unter den römiſchen Inſtituten heutiges, geltendes Recht ſei, und die Möglichkeit ſeiner Anwendung in ſich trage, und was nicht mehr gelten könne. Durchaus unerläßlich iſt es, daß dieſe Frage eine beſtimmte, nach allen Seiten hin ausreichende Antwort finde; man muß, ſoll man anders als Praktiker ſich dem römiſchen Recht mit einigem Vertrauen zuwenden, ein ſichres Princip haben, was die heutige Anwendbarkeit uns klar macht.

Weiter — die Entſcheidung des einzelnen Falles iſt für unſern Rechtszuſtand nie eine ganz einzelne, wie in der älteſten Zeit. Es reiht ſich uns nicht das Beſondere einfach zum Beſondern, vielmehr ſtrebt überall unſre Anſchauung ein ſyſtematiſches Ganzes zu bilden. Es iſt eine andre Frage, den Gründen nachzuforſchen, wodurch unſre geiſtige Entwicklung eben ſo beſtimmt worden iſt, wie ſie vorliegt. Warum uns Recht und Religion von Außen zugekommen, und wie es aſſimilirt worden iſt. Hier genüge uns die Einſicht. Der deutſche Geiſt will jetzt, wohin er auch immer ſich wendet, ein wiſſenſchaftliches Syſtem; und mehr wie anderswo bedarf es eines ſolchen, ſobald er ſich der alten Geſtalt des römiſchen Rechts nähert; hier iſt weder Wiſſenſchaft noch Syſtem, ſtatt deſſen allerdings viel Tact und einige Anordnung: aber damit iſt denn doch dem Bedürfniß des Geiſtes, d. h. in unſrem Falle — der Praxis kein Genüge geſchehn.

Dies ſind die nothwendigen Forderungen der Praxis an die Theorie, die zum Theil durch das allgemeine Weſen beider geboten werden, zum Theil auf der beſonderen Geſtaltung unſerer Rechtsquellen beruhen. — Vollkommen Recht hat nun der Verf., wenn er ſagt, daß der Praktiker nicht im Stande iſt, ſo viel Zeit und Kraft an die Beantwortung der eigentlich wiſſenſchaftlichen Fragen zu wenden, als es nothwendig ſein würde, um zu einer ausreichenden Befriedigung über dieſelben zu gelangen; ja man könnte hinzuſetzen, daß er ſchon ſeinem Begriffe nach ſie als entſchieden vorausſetzt. Soll er das geltende Recht verwirklichen und mit Bewußtſein verwirklichen, ſo muß ihm die Kenntniß des Giltigen in der Form der Wiſſenſchaft dargeboten werden, und zwar ſo, daß er nicht mit eigner Arbeit den Weg ſich durch das römiſche Recht bahnen muß, ſondern daß Material und Syſtem vor ihm ausgebreitet liegt, jenes das Beherrſchte, dieſes das Herrſchende. Man kann noch ein zweites dazu fügen. Soll der Juriſt, der für unſre Zeit gebildet wird den Anforderungen dieſer Zeit genügen, ſo iſt es nothwendig, daß er gleich von vornherein auf den Standpunkt derſelben geſtellt werde auch in der Betrachtung des römiſchen Rechts. Man kann den jungen Juriſten nicht unmittelbar ins Corp. jur. hineinſtürzen, er würde in demſelben untergehen oder doch höchſtens zu der Ueberzeugung gelangen, daß er die römiſchen Claſſiker, wenn auch als Vorbild, ſo doch nicht als Vorbildung gebrauchen könne.

Beide — der praktiſche Juriſt ſowohl, als der Studirende — bedürfen daher, wie die obigen Punkte zur Genüge zeigen, in jedem Rechtszuſtande überhaupt, wo das Volk nicht mehr ſelbſt richtet, einer Bearbeitung des Stoffes, der ihnen den Inhalt deſſelben zugänglich macht, in unſerem Fall einer wiſſenſchaftlichen Vermittlung mit dem Juſtinianiſchen Werke. Und zwar iſt dieſes Bedürfniß ein unabweisliches, dringendes, das ſich bei jedem Schritte geltend macht. Was iſt es nun, was ihnen dieſe Forderung erfüllen ſoll und erfüllen will? Es iſt klar — eben das Glied, welches zwiſchen dem römiſchen Recht und der Praxis ſteht, iſt die vorzugsweiſe ſogenannte Theorie; wir bezeichnen damit die Pandektenvorleſungen und Compendien, die Werke, die das ganze römiſche Recht oder Theile deſſelben umfaſſen, den Inhalt einer Menge von Zeitſchriften und Aufſätzen, den Gegenſtand der Studien unſrer vorzüglichſten Civiliſten; kurz, alle Beſtrebungen, die den Inhalt des Corp. jur. zu einem allgemeinen Eigenthum unſres Bewußtſeins zu machen ſtreben.

(Fortſetzung folgt.)

„Beranger's Lieder, deutſch durch Rubens.“ „Hundert und drei Lieder des pariſer Chanſonnier Pierre Jean de Beranger, deutſch durch Nathuſius.“

(Schluß.)

Hr. Nathuſius hat den hundert und drei Liedern Beranger's andere Chanſons älterer und neuerer Zeit in der Ueberſetzung beigefügt. „Eines Abends,“ ſagt er uns in der Vorrede zu letzteren (S. 347), „kam ich über die hübſche kleine Sammlung franzöſiſcher Volkslieder, die O. L. B. Wolff 1831 herausgegeben hat, und wie das Wort und der Klang einen eigenthümlichen verlockenden Liebreiz hat, zogen beide mich in ſich hinein, bis ſie ſich in meinem Ohr und Sinn ins Deutſche umgeſtalteten und mein Bleiſtift dieſe Verwandlung am Rande des Buches nachſchrieb. Ich ſchreibe ſie, wie ich ſie, das Buch durchblätternd, finde, hier ab“ u. ſ. w. — Der Leſer ſieht hieraus, daß ihm flüchtige Bleiſtiftüberſetzungen geboten werden;

Drum geht ſo ſchief das Kähnchen;
Das iſt dem Publicum kein Wähnchen.

Nathuſius' erſte Gedichteſammlung hat in dieſen Blät-

tern*) eine günſtige Beurtheilung erfahren, und wir wollen dem Lobe, das den friſchen Liedchen des liebenswürdigen Verfaſſers geſpendet worden, nicht entgegen ſein, wir mahnen ihn aber, wir mahnen ihn, nachdem wir ſeine zweite Liederſammlung geleſen, doppelt, ſowohl bei ſeinen Originaldichtungen als bei ſeinen metriſchen Ueberſetzungen eine größere Sorgfalt auf die Form zu verwenden. Die Form iſt der Körper, in dem das Gedicht lebt und athmet. Wer dieſen Körper muthwillig zerſtört, tödtet das Gedicht. Hr. Nathuſius ſtellt ſich ſeine Aufgabe zu leicht, er arbeitet dilettantiſch-ungeduldig; die Kunſt iſt aber ein Ernſtes und Heiliges, und nicht ungeſtraft ſpielt man mit ihr. Er fürchte ſich nicht vor dem Feilen; unſere erſten Dichter haben es gethan, und das Beſte, das ganz den Charakter des Urſprünglichen an ſich trägt, iſt oft ſehr ſorgfältig ausgemeißelt und geglättet. Bei der Leichtigkeit und Anmuth, die viele Sachen des Hrn. Nathuſius auszeichnen, hat das Feilen am wenigſten Gefahr.

Auch Hr. Rubens hat bisweilen, von der harten Regel gedrängt, ſeine Zuflucht zu Aushilfen genommen, die ſich ſchwerlich rechtfertigen laſſen, die er überdies bei ſeiner Gewandtheit, wenigſtens zum Theil, gewiß hätte tilgen können. Als Beiſpiele führ' ich an: „der ringſte" ſtatt „der geringſte" (II, 70), „der Galle" ſtatt „der Gallichte" (II, 62), „in Gallen" ſtatt „in Galle" (II, 90), „Oden" ſtatt „Odem" (I, 220), „Kriegersmann" ſtatt „Kriegsmann" (II, 119). I, 155 reimt Hr. Rubens „Saint Germain" auf „ein;" „Germain" ſoll hier alſo nicht franzöſiſch ausgeſprochen werden, was dem Uſus ganz widerſtreitet. Unmöglich können auch „Papa" (I, 2), „Deſſert" (I, 6) und „Hotel" (I, 208 und III, 30) als Trochäen gebraucht werden. Man ſieht, Hr. Rubens iſt Bewohner der deutſchen Schweiz, wo dieſe Worte fehlerhaft accentuirt zu werden pflegen. In dem Gedichte: „der Huſten" (l'Enrhumé) hat Rubens ſiebenmal auf „Huſten" reimen müſſen. Die darauf reimenden Worte lauten: überkruſten*), bewußten, berußten, puſten, geluſten, wußten, mußten — worunter ſich nur zwei reine Reime befinden. Schade iſt es auch, daß gleich das erſte Gedicht, der bekannte König von Yvetot, nicht beſonders gelungen iſt. Nathuſius' Uebertragung, ſo mangelhaft ſie iſt, lieſt ſich im Ganzen doch noch beſſer. Als Muſter beider Ueberſetzungen mögen folgende Stücke dienen, denen wir das Original beifügen.

*) Anmerk. der Red. Hall. Jahrbb. 1839. 2030—2072. Der geehrte Rec. ſtützt ſich auf den erſten Theil jener Rec., der die Briefe Bettinens und eine Uebereinſtimmung mit ihnen enthielt und übergeht den 2. Theil, welcher ſowohl Nathuſius' Saloppereien, als das Urtheil der genialen Berlinerin, freilich letzteres, um galant zu bleiben, wie es gegen Damen ſich ziemt, nur indirect verneinte.

*) Iſt denn verſiegt dein Lieborborn?
Was kann dich doch als wie mit Horn
Held Siegfried überkruſten?

Beranger:

Quoi! pas un petit couplet?
Chansonnier, dis-nous donc quel est
Le mal qui te consume?

wo offenbar die Ueberſetzung einen ganz ſchiefen Sinn giebt.

Rochus Lebemann.

(Ueberſetzung von Rubens, I, 10.)

Den rappelköpf'ſchen Leuten
Als Muſter hingeſtellt
In dieſen ſchlimmen Zeiten
Kam Rochus in die Welt.
Verlacht des Glückes Lotto,
Leb' Jeder, wie er kann!
Nun ſeht, das iſt das Motto,
Von Rochus Lebemann.

Des Vaters altes Hütchen
Zum Galla aufgemutzt,
All'zeit mit Roſenblütchen
Und Nelken friſchgeputzt;
Den zwanzigjähr'gen Kragen
Den groben umgethan:
Nun ſeht, ſo liebt zu tragen
Sich Rochus Lebemann.

Im Hütchen ein paar bidde (?)
Bettlaken, Tiſch und Bank,
Das Kartenſpiel, die Fidte,
Den Weinkrug, Gott ſei Dank!

Hans Fröhlich.

(Ueberſetzung von Nathuſius, S. 11.)

Den ſchwarzgalligen Leuten*)
Zum Muſter aufgeſtellt,
Kam dieſe Elendszeiten
Hans Fröhlich auf die Welt.
Still für ſich ſelber leben,
Die Druckſer narrethein,
Heißa! das iſt des dicken
Hans Fröhlich Sprüchelein.

An hohen Feiertagen
Mit Vaters Hut geziert,
Den er mit Roſ' und Eppich
Stets wieder jung ſtaffirt;
Dazu der Flausrock, der ſich
Zwölf Jahr' bewähret hat,
Heißa! das iſt des dicken
Hans Fröhlich ganzer Staat.

In ſeiner Hütte hat er
Ein Bett und einen Tiſch,
Ein Spiel (?), ein' Fidt', ein Krüglein,
Das Gott füllt immer friſch,

*) Verſtoß gegen das Versmaß.

Roger Bontemps.

Aux gens atrabilaires
Pour exemple donné,
En un temps de misères
Roger Bontemps est né.
Vivre obscure à sa guise,
Narguer les mécontens;
Eh gai! c'est la devise
Du gros Roger Bontemps.

Du chapeau de son père,
Coiffé dans les grands jours,
De roses ou de lierre
Le rajeunir toujours:
Mettre un manteau de bure,
Viel ami de vingt ans:
Eh gai! c'est la parure
Du gros Roger Bontemps.

Posséder dans sa hutte
Une table, un vieux lit,
Des cartes, une flute,
Un broc que Dieu remplit,

Das Bild der hübſchen Käthe,
Den Schrank, darin kein Span:
Nun ſeht das Hausgeräthe
Des Rochus Lebemann.

Zu Streichen abzurichten
Die Buben auf der Gaſſ',
Und Mährchen zu erdichten
Mit hübſchem Liebesſpaß,
Nichts plaudern, als vom Tanze,
Ein Liedchen dann und wann,
Nun ſeht die Kunſt, die ganze,
Von Rochus Lebemann.

Im Landwein ſich bezechen,
Weil andrer rar wie Gold,
Den Dirnen mit dem Rechen
Mehr als den Damen hold.
Verliebt in friſcher Jugend,
Mit Luſt die Zeit verthan,
Nun ſeht, das iſt die Tugend
Des Rochus Lebemann.

Zum Himmel beten: „Schenke
Mir gnädig deine Huld,
Und meine tollen Schwänke
Verzeih' mir in Geduld!
Laß grün mich noch im Alter,
Wie einſt mein Lenz begann."
Nun ſeht, das iſt der Pſalter
Von Rochus Lebemann.

Ihr Armen, ew'ge Neider,
Ihr Reichen, nimmer ſatt,
Verirrte Hungerleider,
Nach kurzer Fahrt ſchon matt.
Hat Einer Schloß und Riegel
Und hält das Glück in Bann? (undeutlich)
Nun ſeht, ſo nehmt zum Spiegel
Euch Rochus Lebemann.

Ein Koffer, wo Nichts drinnen,
Sein Schätzchen fein im Rahm (!),
Heißa! das iſt des dicken
Hans Fröhlich ganzer Kram.

Den Nachbars-Kindern lehren
Manch luſt'ge Spielerein,
Ergötzliche Geſchichten
Sich auszuhecken fein,
Vom Reim-Kalender ſprechen,
Von Kirms und Rebenſaft,
Heißa! das iſt des dicken
Hans Fröhlich Wiſſenſchaft.

Den Landwein auszupicheln (?),
Weil beſſern er nicht hat,
Sein Gretchen lieber ſehen,
Als Damen aus der Stadt,
Mit lauter Luſt und Liebe
Zu feiern ſeine Zeit,
Heißa! das iſt des dicken
Hans Fröhlich Weltweisheit.

Zum Himmel ſprechen: Vater,
Auf deine Güt' ich bau',
Auf meine luſt'ge Sinn'sart (ſehr hart)
Nicht böſe niederſchau';
Und daß mein letztes Stündchen
Doch noch im Frühling ſteht!
Heißa! das iſt des dicken
Hans Fröhlich ſein Gebet.

Ihr Armen neid'ſchen Blickes,
Ihr Reichen nimmerſatt,
Ihr, deren Rad des Glückes
Gleis überſprungen hat,
Ihr, die vielleicht verlieret (ſprachunrichtig)
Der eitlen Titel Glanz:
Heißa! nehmt euch zum Muſter
Den dicken luſt'gen Hans.

Un portrait de maitresse,
Un coffre et rien dedans:
Eh gai! c'est la richesse
Du gros Roger Bontemps.

Aux enfans de la ville
Montrer de petits jeux:
Etre un faiseur habile
De contes graveleux;
Ne parler que de danse
Et d'almanachs chantans:
Eh gai! c'est la science
Du gros Roger Bontemps.

Faute de vin d'élite
Sabler ceux du canton;
Préférer Marguerite
Aux dames du grand ton;
De joie et de tendresse
Remplir tous ses instans:
Eh gai! c'est la sagesse
Du gros Roger Bontemps.

Dire au ciel: Je me fie,
Mon père, à ta bonté;
De ma philosophie
Pardonne la gaité;
Que ma saison dernière
Soit encore un printemps:
Eh gai! c'est la prière
Du gros Roger Bontemps.

Vous, pauvres pleins d'envie,
Vous, riches désireux;
Vous dont le char dévie
Après un cours heureux;
Vous, qui perdrez peut-être
Des titres éclatants;
Eh gai! prenez pour maitre
Le gros Roger Bontemps.

Rubens giebt uns 247 Lieder in der Ueberſetzung; dennoch ſind es bei weitem nicht alle. „Ausgeſchloſſen von der deutſchen Bearbeitung," ſagt er in der Vorrede, „haben wir Manches, was für den Deutſchen ungenießbar, oder völlig unanſtändig und darum unpoetiſch ſchien. Vielleicht wären Andere in der Auswahl noch ſtrenger geweſen. Wir auch, wenn wir nicht beſorgt hätten, durch allzu vieles Bürſten dem Volkspoeten ſeinen alten ehrlichen Rock zu Schanden zu richten."

Daß der Ueberſetzer hier und da Unanſtändigkeiten in der Ueberſetzung gemildert — man könnte ſagen: deutſcher gemacht hat, kann man nur billigen. Das Portrait Beranger's, ein geringer Steindruck, eröffnet das übrigens recht gut ausgeſtattete Buch.

Referent hätte gern auch die kleine Sammlung Berangerſcher Gedichte, die Chamiſſo und Gaudy überſetzt haben, in dieſen Aufſatz mit aufgenommen; allein ſie waren ihm nicht zur Hand. Zwei von Chamiſſo überſetzte Stücke, die voll Charakter und Leben ſind: „die rothe Lene" und „der alte Bettler," die er im Morgenblatte aufgefunden, leſen ſich recht gut, ſtehen aber den Rubensſchen Bearbeitungen darin nach, daß in ihnen die Hälfte der Reime vernachläſſigt iſt.

Dr. Karl Auguſt Mayer.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

377

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

20. October. № 95. 1841.

Zur Charakteriſtik der heutigen Rechtswiſſenſchaft.

(Fortſetzung.)

Erkennen wir nun, daß dieſes Corp. jur. einen ſehr weſentlichen Theil unſres geltenden Rechts enthält, und daß daher ſowohl der Praktiker auf das Studium deſſelben angewieſen iſt, als es nothwendig iſt, daß der Studirende hauptſächlich die erſten Grundlagen ſeines Rechtsbewußtſeins eben da ſuchen muß, wo jener die Vollendung deſſelben finden ſoll — läßt es ſich da vernünftigerweiſe denken, daß die Praxis ſich von der Theorie abwenden ſollte, wenn dieſe ihr wirklich die Löſung jener Fragen brächte, ohne welche der Praktiker zu einer bewußten und ſichern Anwendung des Inhalts ſeiner Hauptrechtsquelle nicht zu gelangen vermag? Dennoch iſt es gewiß, daß die Praxis ſich von der Theorie, von der ganzen Wiſſenſchaft des römiſchen Rechts immer mehr abwendet. Kann es noch einen andern Grund hierfür geben, als den, daß eben jene Theorie ſelbſt nicht das iſt, was ſie ſein ſollte? Die Sache iſt ſo einfach und klar, daß man ſich eben ſo ſehr darüber wundern muß, wie die Theorie ihren Mangel nicht begriffen, als wie die Praxis eine ſolche Theorie noch ſo lange praktiſch finden konnte.

Wir verhehlen es uns nicht, daß wir hiemit der ganzen heutigen Wiſſenſchaft des Civilrechts einen Vorwurf machen, der, wenn er mehr mehr ſein ſoll, als eine bloße Aeußerung des Unmuths über einen nicht entſprechenden Zuſtand, nothwendig auf das Beſondre genauer eingehen muß. Iſt aber der von uns angeregte Punkt die eigentliche ſchwache Seite der heutigen römiſch-rechtlichen Jurisprudenz, ſo kann auch das einzelne Werk ſeiner wahren Bedeutung nach nur durch ſein Verhältniß zu dieſer Grundlage der heutigen Rechtsgeſtaltung richtig gewürdigt werden. Wie daher unſre Frage ein allgemeines Intereſſe haben muß für Jeden, der die gegenwärtigen Zuſtände einmal ernſtlich und unbefangen zum Gegenſtande ſeines Nachdenkens gemacht hat, ſo giebt ſie uns zugleich den wahren Maßſtab zur Würdigung des Standpunktes, den das vorliegende Werk in der Civilrechtswiſſenſchaft einnehmen wird. Wir würden über ein Syſtem, das ſeinem kleinſten Theile nach erſt vorliegt, uns überhaupt kein Urtheil erlauben, wenn nicht eben aus dieſem Theile ſelbſt ſchon die Tendenz des Verf. ſo deutlich hervorträte, daß man ſich zu einem Schluß für das ganze Werk wohl für berechtigt halten darf. Es wird unſre Aufgabe ſein, zu zeigen, was der Verf. will in Beziehung auf jene Hauptfrage unſerer Rechtswiſſenſchaft, und ob er durch ſein Werk im Stande ſein wird, die Blößen unſres Rechtszuſtandes zugleich zu enthüllen und zu bedecken.

Die gegenwärtige Geſtaltung unſres Civilrechts und der Theorie (wir werden dieſes Wort ſtets in der beſtimmten, von uns aufgeſtellten Bedeutung gebrauchen, als Inbegriff der römiſch-rechtlichen Arbeiten) iſt nicht wie das Syſtem eines Denkers, aus einem Gedanken hervorgegangen, ein Kind eines durchdachten Wollens; ſondern es hat ſich allmälig, ſchrittweiſe mit der Zeit ſelbſt entwickelt, durch ſie bedingt, und an ihr ſich geſtaltend. Denn das Recht iſt ſeinem Weſen nach ein Theil in dem Organismus des Staatslebens; es bildet ſich daher nach ihm, und ſein Werth iſt eben davon abhängig, ob es mit demſelben in ſeiner Grundidee und ſeinen Beſonderungen übereinſtimmt. Wollen wir mithin den Zuſtand unſrer Theorie richtig erfaſſen, ſo iſt es nicht genug, ihn in ſeiner heutigen Form allein zu bezeichnen. Indem wir zeigen, daß dieſelbe in den ſtaatlichen Zuſtänden begründet iſt, wird ihre gegenwärtige falſche Stellung aus ihrer Geſchichte doppelt klar werden.

Der Gang der Entwicklung des deutſchen Staatslebens iſt bekannt. Indem Rom fällt, breiten ſich die deutſchen Völker über Europa aus, den Sitz und die Herrſchaft jener erobernd. Nach der Periode der Ausbreitung folgt die zweite, wo ſich die einzelnen Länder zu beſtimmten Reichen conſolidiren. Unter ihnen nimmt Deutſchland den erſten Rang ein; nicht allein, weil es alle Staaten jener Zeit in ſeinem Schooße getragen und ſelbſt der mächtigſte unter ihnen war; ſondern weil ſich in ihm der Prototyp der Staatenbildung jener Epoche wiederfand. Hier ſtehen, im Beginne der Geſchichte, die freien, ſelbſtändigen Bürger neben einander, vereint in dem Staat, den ihr Wille bildet; dann entwickelt ſich unter ihnen das Lehnsſyſtem; es erſtehen einzelne Herrſchaften, wo ſonſt Gaue und Adelsbauern geweſen; nicht weniger wie dieſe machen jene auf Gleichheit und Selbſtändigkeit nach Außen hin Anſpruch; über allen ſteht das deutſche Reich, die Lehnsgewalt, die den Einzelnen zum Herrn in ſeinem Territorium macht, eine bloße

Idee, aber dennoch der Mittelpunkt des ſtaatlichen Bewußtſeins. Anfänglich iſt das deutſche Reich zugleich das alte römiſche Reich. Rudolph von Habsburg giebt den Gedanken an die römiſche Kaiſerkrone auf und wird deutſcher Kaiſer; jetzt iſt Deutſchland weder ein ſelbſtändiges, geſchloſſenes Ganze. Damit entſteht nun im deutſchen Reiche ein Widerſpruch, der den Charakter der ganzen Rechtsbildung bedingt. Die einzelnen Theile des Reichs ſind vollkommen unabhängige Staaten, mit allen Privilegien der Souverainität; was ſie nicht haben, erwerben ſie ſich; was ſie dem Kaiſer überlaſſen, iſt nur nominell. Ueber ihnen ſchwebt jetzt der Gedanke einer Einheit, die ſie Alle umfaßt, das deutſche Reich und ſein Vertreter der Kaiſer. Es iſt der Staat der Staaten; man kann ſeiner für Deutſchland nicht entbehren, aber man will ihm auch nirgends einen Platz einräumen, wo es unmittelbar herrſchen könne; es iſt da, aber ſo wie man nach ſeinem Territorium und ſeinen eignen Rechten fragt, ſo findet man beides in der Gewalt kleinerer Staaten, die nichts mehr fürchten, als eben jene Obergewalt des Reiches und den Verluſt einer Gerechtſame an daſſelbe. Jene beſitzen, um vollſtändige, ſouveraine Reiche zu ſein, Alles — Land, Rechte, Herrſcher, nur den Namen nicht; dieſem mangelt Alles, außer dem Namen. Dieſer Widerſpruch iſt der Geiſt des Staatsrechts des alten deutſchen Reichs; es bedarf derſelbe keiner näheren Bezeichnung. Allein in ſeiner Bedeutung für das Civilrecht iſt er nie gewürdigt, während daſſelbe doch ganz auf ihm beruht und nur durch ihn verſtanden werden kann. Der Begriff des Staats fordert nämlich ein Recht, das ihm eigen ſei: es iſt das Recht ein Theil ſeines Lebens. Deutſchland war aber an jedem Punkte zugleich auf doppelte Weiſe ein Staat; zuerſt als Theil des Reichs, dann als jeder particulärer Staat. Indem wir die letzteren als ſelbſtändig anerkennen, ſetzen wir für ſie zugleich ein eigenthümliches Recht; indem ſie dem Reich angehören, ein nicht eigenthümliches, ein Gemeines Recht. Das Gemeine Recht iſt daher das Recht des deutſchen Reichs, als Gegenſatz zu der Vielheit der einzelnen ſelbſtändigen Staaten; dieſes iſt ſein Begriff in der Rechtsgeſchichte Deutſchlands.

An dieſem Begriffe beſtimmt ſich nun ſowohl das, was den Inhalt des Gemeinen Rechts bildet, als das Weſen der Geltung deſſelben. Es gehört zuerſt zum Reichsrecht das, was das Reich ſelbſt beſchließt, die Reichsgeſetze; dann das, was es als geſchichtlich ihm angehörend anſieht, das römiſche Recht; endlich das Reichskirchenrecht, das canoniſche Corpus juris. Dies iſt anerkannt. Allein es ergiebt ſich eine wichtige Folge daraus. Das Gemeine Recht hat nie ſich bewegen laſſen, etwas aufzunehmen, was nicht in jene drei Kategorieen hineingehört; ganz gleichgiltig iſt es dagegen, ob ein Rechtsſatz aus der tiefſten Nationalität des deutſchen Volks hervorgegangen und allenthalben anerkannterweiſe geltend iſt, oder nicht, wie etwa das Recht der Reallaſten. Es kann dies ſein, indem es ſeinen Begriff feſthält als Reichsrecht; denn nur das vom Reich als Einheit Anerkannte gehört dazu. Auf dieſem Grundgedanken beruht die Trennung des Gemeinen Rechts von dem ſog. deutſchen Privatrecht; dieſes enthält die geltenden Sätze, die dem deutſchen Volke angehören, ſei es, daß ſie allgemein gelten, ſei es, daß ſie nur in beſtimmten Gegenden Anwendung finden. Das Moment, was beide Disciplinen ihrem Weſen nach ſcheidet, iſt der Gedanke der Geltung durch den Reichswillen. Der Begriff des Gemeinen Rechts hat daher ſeine Realität durch den Begriff des deutſchen Reichs. Nur dadurch kann uns ſein Inhalt und ſeine Bedeutung beſtimmt erſcheinen. Zugleich erklärt uns dieſer Gedanke ein andres Phänomen, das nicht minder eigenthümlich iſt, wie jene Trennung des Gemeinen Rechts und des deutſchen Privatrechts; es iſt dies die Gleichgiltigkeit des Reichsrechts gegen die Geltung ſeines Inhalts. Wir wiſſen, daß aus jenen drei Geſetzesquellen eine Menge Beſtimmungen fließen, die gänzlich aus der Wirklichkeit verſchwunden ſind; dennoch heißt es, daß das ganze Corp. jur. recipirt iſt, und die Theorie lehrt den ganzen Inhalt deſſelben mit wenigen Ausnahmen. Es würde dieſes in jedem anderen Verhältniß unbegreiflich ſein; allein das Reich ſelbſt war nur eine Idee, die nirgends ein Land beſaß, von welchem es hätte ſagen können, daß es nur ihm unterworfen geweſen wäre. Wohin es kam mit ſeinen Geſetzen, aller Orten trat ihm das Landesrecht entgegen; dieſes kam zur Anwendung und ſchloß jenes aus; dennoch war es geltendes Recht, denn es war doch das Recht des Reichs, und das Reich hieß doch der Herr des einzelnen Landes. So war es denn auch dem Reichsrecht — dem römiſchen Recht, genug, nur geltendes Recht zu heißen. Daher iſt die Geltung des römiſchen Rechts weſentlich nur eine nominelle. Dieſes iſt freilich ein vollkommener Widerſpruch; der Widerſpruch aber erzeugt Kampf; ſo erhob ſich über das ganze deutſche Reich ein beſtändiger Kampf zwiſchen dem römiſchen und einheimiſchen Recht, und jenes iſt die innere Bedeutung deſſelben. Das hat nun den Inhalt „der Theorie" beſtimmt; ſie iſt ganz gleichgiltig gegen die wirkliche Geltung der Inſtitute, die ſie als Gemeines Recht aufführt; es iſt ihr genug, wenn dieſelben im Corp. jur. anerkannt ſind; um die Verwirklichung ihres Inhalts hat ſie alsdann zu kämpfen, und hat wirklich dafür gekämpft. Dieſe Stellung des Reichsrechts und der es darſtellenden Theorie hat, bei allen ſonſtigen Widerſprüchen, doch einen Sinn; es kommt in ihr die Idee des deutſchen, alle Theile beherrſchenden Reichs zur Erſcheinung; wie dieſes, iſt es gleichſam überall und nirgends; die Gerichte der einzelnen Lande richten nach ihrem Recht, die Gerichte

des Reichs nach dem „kaiſerlichen Recht.“ Es iſt ein Widerſpruch allerdings; aber nicht dadurch, daß keiner von beiden, ſondern dadurch, daß jeder halb Recht hat.

Gegenwärtig iſt das Reich aufgelöſt; es giebt kein Reichsgeſetz und kein Reichsrecht mehr. Allerdings kann nur eine vollkommene Verwechslung der Begriffe auf die Idee kommen, daß der Inhalt des Gemeinen Rechts damit auch aufgehoben ſei: aber es gehört eben ſo viel Verkehrtheit dazu, zu glauben, daß im Grunde Alles beim Alten geblieben ſei. Unſre „Theorie“ hat nämlich noch immer denſelben Inhalt wie früher; das Gemeine Recht ſteht noch immer dem deutſchen Privatrecht ſtreng geſchieden gegenüber; es lehrt noch immer, ohne Rückſicht auf Anwendbarkeit oder Nichtanwendbarkeit, daſſelbe Gemiſch von längſt vergangenen und heutigen Inſtituten. Das hatte früher einen Sinn — jetzt hat es wahrlich gar keinen mehr. Denn welchen begrifflichen Inhalt kann der Ausdruck „Gemeines Recht“ gegenwärtig haben? Etwa den des Privatrechts, als eines, dem Criminal- und Proceßrecht untergeordneten Theiles? Dieſen hat es nicht, wir werden ſogleich darauf zurückkommen. Was bedeutet aber jener Gedanke in Beziehung auf das geltende Recht? Giebt es kein Reich, ſo giebt es auch kein Reichsrecht. Spricht man daher von einem einer Menge vollkommen ſouverainer Staaten Gemeinen Recht, ſo kann man dieſes nur, indem man den Begriff eines Gemeinſamen Rechts aufſtellt. Das erfordert aber zweierlei, erſtens, daß man auch Alles aufnimmt, was wirklich in allen Staaten gilt; ohne dieſes iſt jener Begriff illuſoriſch. Thut die heutige „Theorie“ dies in ihrem Gemeinen Recht? — Sie hat im Gegentheil nicht Einen Punkt mehr aufgenommen, als ſie früher enthielt. Es wäre nothwendig geweſen, aus dem deutſchen Privatrecht dasjenige zu ſich herüberzuziehen, was für das deutſche Volk allgemeines und volksthümliches Recht geweſen iſt und noch gegenwärtig iſt; die „Theorie“ dagegen ſchließt ſich vollkommen ab gegen das deutſche Privatrecht. Auf keine Weiſe kann man ſie daher als die Wiſſenſchaft des Gemeinſamen deutſchen Rechts betrachten. — Zweitens hätte die „Theorie“ dasjenige aus ihrem Inhalt jetzt wegfallen laſſen müſſen, was nie im deutſchen Volke zur Geltung gelangt iſt; denn indem ſie dergleichen als zu ihrer Totalität gehörig aufſtellt, tritt ſie wieder aus dem Bereich des Gemeinſamen deutſchen Rechts heraus. Aber ſie hat nicht das Geringſte aufgegeben; ohne Rückſicht auf die Giltigkeit des Inhalts iſt es noch immer das Corp. jur. ſelbſt, was ihr die Grenzen vorſchreibt. Dennoch wäre ſowohl das Erſte als das Zweite nothwendig, damit die „Theorie“ wirklich ein Gemeinſames deutſches Recht enthalte.

Denn was iſt jenes Recht, welches uns die Theorie lehren ſollte? Sie iſt, nach ihrem Begriff, Allen auf gleiche Weiſe das Organ, wodurch wir das geltende Recht in ſeiner heutigen Geſtalt zuerſt in ſeinem Grundbegriffe erlernen wollen. Was kann denn die dem deutſchen Volke gemeinſame Theorie allen deutſchen Juriſten, die ſich ihr ohne Unterſchied des Landes zuwenden, anders lehren wollen, als das Gemeinſame deutſche Recht? Und was iſt es dagegen, was die „Theorie“ enthält, ſelbſt wenn wir bloß auf ihren Grundbegriff den des Gemeinen Rechts ſehen? Ein Gedanke, der in vergangene Zeiten gehört, taucht hier immer und immer wieder auf; man ſoll das als eine Einheit anſehen, was es einſt durch das deutſche Reich ſcheinbar geweſen, und das noch jetzt, wo auch dieſer Schein weggefallen iſt. Die „Theorie“ hat daher gar keinen Boden in der Wirklichkeit, ſie iſt leere Theorie. Sie hat weder den Boden des Reichsrechts, denn das würde der Geſchichte angehören, noch den des Privatrechts, denn ſie ſtellt ihn weder an die Spitze, noch kümmert ſie ſich um ſeine Grenzen; noch den des Gemeinſamen deutſchen Rechts, denn ſie enthält weder alles, was gemeinſamen Rechtens iſt, noch iſt alles gemeinſamen Rechtens, was ſie enthält; noch endlich den des römiſchen Rechts, denn ſie hat ſo Vieles aus dem Corp. jur. weggelaſſen, daß man nur einen Theil des römiſchen Rechts in ihr wiederfindet, und ſo viel Nichtrömiſches aufgenommen, daß man jenen Gedanken nicht feſthalten kann. Es iſt nicht möglich, ernſtlich zu behaupten, daß man mit dem Wort „Gemeines Recht“ einen Begriff bezeichnet oder beſtimmte Grenzen durch ihn zu finden gegenwärtig im Stande wäre. Daher denn auch das Schwankende im Namen ſelbſt; bald Gemeines Recht, bald römiſches Recht, bald Pandektenſyſtem. Sie bezeichnen alle nur weſenloſe Schatten, Geſtalten, die nicht leben, ſondern nur darum nicht verſchwunden ſind, daß man ſie nicht um ihre Berechtigung gefragt hat. Wir ſagen nicht zu viel. Wer nachweiſen wollte, daß dieſe „Theorie“ des Civilrechts wirklich ein Princip in ſich trägt, wie ſie es mit ihrem Namen bezeichnet, der würde die Gleichheit unſrer Zuſtände und die des vorigen Jahrhunderts behaupten müſſen. Wer aber wollte wohl ſagen, daß hier der Name nicht die Sache — beides nicht derſelbe Widerſpruch — ſei?

Und nun tritt dieſe „Theorie“ hin vor die Praxis und will, daß ſie dieſelbe für ihr ganzes Rechtsbewußtſein zum Grunde lege! — Gewiß, jeder Praktiker wüßte auch im Allgemeinen lieber, woran er wäre, als daß er ſich begnügte, bloß für den einzelnen Fall den Rechtsſatz zu finden; wer möchte das beſtreiten? Aber kann er dieſe erſte Forderung an die heutige „Theorie“ realiſiren? Oder hat er einen andern Weg, ein anderes Organ in der Rechtswiſſenſchaft, das ihn über ſie und ihre innerſte Bedeutung ins Klare brächte? Vielleicht möchte man die Rechtsgeſchichte anführen, daß alſo, was dieſer angehört, vergangenes, was den Pandekten, Gemeines Recht wäre. Aber dieſe

Trennung beider exiſtirt nirgends, ja die Rechtsgeſchichte unſrer Zeit hört gerade da auf, wo die Geſchichte unſres Rechts beginnt — bei dem Anfang des deutſchen Reichs. Wir können uns auf die Mißverhältniſſe, die dadurch entſtehen müſſen, hier nicht einlaſſen. Aber wird man ſich noch wundern, wenn der Praktiker die „Theorie," die nicht einmal einen Grundbegriff hat, zur Seite ſchiebt? Die übrigen Theile des Rechts entwickeln ſich ihm in verhältnißmäßig beſtimmten Grundzügen; es erſcheinen Völkerrecht, Staatsrecht, Kirchenrecht, Strafrecht, Proceß- und Gemeines Recht. Ein Jeder erwartet den Begriff des Privatrechts; ſtatt deſſen erſcheint ein Doppeltes: römiſches Civilrecht und deutſches Privatrecht, die beide weder Geſchichte des Rechts, noch ein Syſtem des Geltenden ſind, ſondern beides durch einander, ohne innere Beſtimmtheit oder äußere Bedeutung. — Allerdings giebt es einen Fortſchritt, den wir vor dem vorigen Jahrhundert voraus haben; damals begnügte man ſich friedlich mit dem, was die „Theorie" der Praxis bot; aber jetzt will dieſe von jener, was ſie bieten kann und ſoll; der Fortſchritt liegt eben darin, daß ſich beide getrennt haben. —

In dieſes widerſprechende Verhältniß tritt nun der Verf. mit einem ihm eigenthümlichen Begriffe hinein. Es iſt offenbar, daß er den Widerſpruch, der in unſrer heutigen Theorie liegt, gefühlt hat; er iſt der Erſte, der entſchieden einen andern Weg einſchlägt und an die Stelle des Gemeinen Rechts einen neuen Grundbegriff ſetzen will. Es bedarf keiner Bemerkung, wie wichtig ein ſolches Unternehmen iſt, denn die ganze Geſtalt und der Umfang der Wiſſenſchaft beruht auf der Beſtimmung ihrer Grundbegriffe. Wir wollen deshalb den Gedanken des Verf. genauer betrachten.

Er nennt ſein Syſtem ein Syſtem des „heutigen römiſchen Rechts." Der Begriff des heutigen römiſchen Rechts ſteht daher an der Spitze der ganzen Entwicklung; er iſt der Schlußſtein des Gebäudes und giebt den Haltpunkt und das Centrum für all die einzelnen Radien ab, die der Verf. ausſenden wird. Allein fragen wir nun genauer nach dem Inhalt dieſes Begriffes und ſeiner wiſſenſchaftlichen Möglichkeit, ſo zeigt ſich ſogleich, daß er ſelber kein Begriff iſt, ſondern nur ein Aneinanderſtellen zweier Momente, die, wenn ſie auf einander bezogen werden, ganz etwas anderes ergeben, als der Verf. gedacht, und gewiß etwas weſentlich verſchiedenes von dem, was er gewollt hat. Der Ausdruck des Verf. enthält nämlich ein Doppeltes: erſtlich das Moment des heutigen Rechts — dann das Moment des römiſchen Rechts. Welchen Begriff können beide, wenn man unter einer Einheit ſie denken will, wohl ausmachen? In der erſten Beziehung hat das Recht die Beſtimmung des Gegenwärtigſeins, in der zweiten die des Vergangenſeins, mit dem Nebenmoment, für die Römer gegolten zu haben. Beziehe ich nun beide Momente auf einander, indem ich die Einheit des Gegenwärtigen und des Geweſenen ſetze, ſo erſcheint nichts anderes, als der Begriff der Geſchichte des (römiſchen) Rechts. Dieſes iſt eine innere Conſequenz, die man wenigſtens auf logiſchem Wege nicht läugnen kann. Der Begriff des Verf. ſoll aber etwas ganz anderes ſein, als eine Geſchichte; er ſoll der allgemeinſte Begriff in einem wiſſenſchaftlichen Syſtem ſein; das iſt aber logiſch unmöglich.

(Fortſetzung folgt.)

Gedichte und Erzählungen von Eliſabeth Grube, geb. Diez. Zwei Theile. Düſſeldorf 1840. Verlag von J. H. C. Schreiner.

Einfache Poeſieen, munter und geſund in der Anſchauung, ſinnig und keck in der Behandlung, ſo daß ſie auf eine jener edlen Frauennaturen als Verfaſſerin hindeuten, die in unbefangener Hingabe an die Welt und anſpruchloſer Hinnahme ihrer Erſcheinungen wirklich im Schillerſchen Sinn himmliſche Blumen ins irdiſche Leben zu flechten wiſſen. Mit ſtiller Heiterkeit und ſchwebender Anmuth liebt und pflegt die Dichterin ihre Umgebung. Ihr gelingt das Gelegenheitsgedicht, das den Männern ſtets mißglückt. Sie ergeht ſich in ihrem heimathlichen Siegthal, ſie begrüßt mit naiver Freude Flur und Quelle, Berg und Dorf und Freunde, begrüßt jede Blume, belauſcht jeden Vogel, berichtet mit weiblichem Patriotismus die Sagen ihrer Heimath, nimmt ſich mit liebenswürdigem Eifer der Fragen der Gegenwart an und erfindet mit herzlicher Luſt an der Geſtaltung Erzählungen, die in milden Tönen den Widerhall zurückwerfen, den die tagende Freiheitsluſt und Liebeswonne deutſcher Jugend in einem jungfräulichen Sinne gefunden hat. Dieſe niedliche Geſchwätzigkeit hat uns wirklich erfreut. Sie iſt neben künſtleriſcher Präciſion von jener durchſichtigen Aufrichtigkeit und warmen Unmittelbarkeit des Gefühls durchhaucht, wodurch weibliche Weſen für den Mann, welcher erſt durch die Verzweiflung am Dieſſeits zu dem Glauben an daſſelbe gelangt iſt, ſo reizend und erhebend macht. Dieſe ſchöne Weiblichkeit hat ſich in dieſen dichteriſchen Ergüſſen bleibende Form geſchaffen. Man ſieht bei dem Leſen der Dichterin ſelbſt in das helle, milde Auge, verſtrickt ſich gern in — dieſen Gedankengewinden; man hört durch den Vers hindurch den Ton einer zarten Vertraulichkeit und ſelbſt der ſchroffſte Kritiker wird dieſe Dichtungen gern nach den Geſetzen richten, welche am Hofe von Arles gelten. B.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

21. October. № 96. 1841.

Zur Charakteriſtik der heutigen Rechtswiſſenſchaft.

(Fortſetzung.)

Indeſſen giebt es Leute, die eine abſtracte Entwicklung eines Gedankens, wenn dieſelbe etwas tadelt, lieber ſogleich für eine Spitzfindigkeit ausgeben, als ſich die Mühe nehmen, ihre Wahrheit zu unterſuchen. Für dieſe wollen wir nur die Aufforderung ausſprechen, das vorliegende Werk ſelbſt einmal durchzublättern; ſie werden finden, daß die gezogene Conſequenz nicht etwa bloß in unſerer Anſchauung exiſtirt, ſondern daß die Darſtellung des Verf. wenigſtens einem dritten Theile nach wirklich nichts anderes iſt, als eine Geſchichte der in demſelben behandelten Inſtitute; der Verf. geht ſogar ſo weit, daß er geradezu die § 87 und 88 überſchreibt: „Juriſtiſche Perſonen. Geſchichte.“ Das Ziel dieſer Zeilen erlaubt uns nur, im Allgemeinen den unbefangenen Beobachter darauf aufmerkſam zu machen; wir werden den Widerſpruch, der darin liegt, ſogleich noch von einer anderen Seite betrachten.

So gut wie der Verf. gefühlt hat, daß der gangbare Begriff des „Gemeinen Rechts“ eigentlich kein haltbarer ſei, ſo gut merkt er, daß auch der ſeinige des „heutigen römiſchen Rechts“ noch mancherlei Beſtimmungen und Stützpfähle bedürfe, um dem Ganzen des Syſtems zur Grundlage dienen zu können. Denn was wir mit Recht ſo ſehr vermißten in der ganzen „Theorie,“ daß ſie keine beſtimmten Grenzen habe weder in Beziehung auf das Geſchichtliche, noch in Beziehung auf die coordinirten Claſſen des Rechts, das trifft auch hier zu. Allein gerade in dieſen Verſuchen, aus einem innerlich ſchiefen Begriff einen äußerlich beſtimmten zu ſchaffen, zeigt ſich die Unmöglichkeit, bei jenem Gedanken des Verf. ſtehen zu bleiben. Er ſagt nämlich § 1: die genauere Beſtimmung des Begriffs: „heutiges römiſches Recht,“ ergebe ſich aus folgenden Beſchränkungen(?), womit ihre „Gegenſätze“ identiſch ſind (S. 1). 1) Es iſt römiſches Recht, d. h. dasjenige Recht, was römiſchen Urſprungs iſt. 2) Es iſt heutiges römiſches Recht. 3) Es iſt nur Privatrecht. 4) Es iſt kein Proceßrecht. — Es iſt aber kein Sinn darin, den Begriff des heutigen römiſchen Rechts als Beſchränkung des Begriffs des heutigen römiſchen Rechts anzuſehen; der vierte Punkt iſt gänzlich überflüſſig durch den dritten, und dieſer dritte hätte den Titel „heutiges römiſches Privatrecht gefordert. Nun aber — geſetzt, dem wäre ſo, daß dieſes Momente wären in dem allgemeinen Begriff, ſo ſind ſie doch immer nur einzelne „Beſchränkungen“ und „Gegenſätze,“ wie der Verf. ſie ſelbſt nennt. Es fehlt alſo eben ihre Einheit. Auch das fühlt der Verfaſſer heraus und ſetzt deshalb (S. 3) hintennach: „Werden dieſe Beſchränkungen unter einem gemeinſamen Geſichtspunkte zuſammengefaßt, ſo beſtimmen ſie das römiſche Recht genau in dem Sinne, in welchem es für einen großen Theil von Europa gemeines Recht geworden iſt.“ Sehr gut — wenn wir nun nur dieſen gemeinſamen Geſichtspunkt erſt hätten, ſo wollten wir auch wohl zuſammenfaſſen, was ſich halten läßt; aber derſelbe erſcheint nicht. Das iſt ſehr zu bedauern, denn nun haben wir für den Begriff keinen Begriff; um ſo ſchlimmer iſt es, weil wir nun auch nicht erfahren, „in welchem Sinne“ das römiſche Recht das gemeine Recht Europas geworden iſt, mithin, wenn wir aufrichtig ſein wollen, gar keinen Begriff mehr haben. Und doch war dieſes gerade der erſte Mangel der ganzen Theorie, und eben der Verf. macht denſelben noch fühlbarer, indem er das „Gemeine Recht Europas“ mit unter den großen Umfang des gutwilligen Wortes „Gemeines Recht“ hinunter bringt. — Hier iſt daher keine Klarheit; der Verf. hat den Stoff nicht ſo zuſammengefaßt in dem Grundgedanken, wie es ein Begriff fordert, in dem ſich, wie auf der kleinen Netzhaut des Auges, die große Welt ſpiegeln ſoll, um nicht bloß umfaſſend, ſondern auch geordnet zu erſcheinen. — Aber auch hier müſſen wir einen Schritt weiter gehen, um den, der lieber an ſeinem eignen Urtheil, als an dem Wort des Lehrers zweifeln möchte, von der Unbeſtimmtheit und Unſicherheit zu überzeugen, die in der allgemeinen Auffaſſung des Verf. herrſcht und die das Buch zu ſo etwas ganz Anderem gemacht haben, als derſelbe vielleicht gewollt, als der Titel angedeutet und als Manche erwartet haben mögen. Das Einfachſte und Nothwendigſte, was von einem ſo mannichfach beſchränkten und beſtimmten Begriff zu erwarten wäre, iſt nun doch unzweifelhaft, daß derſelbe wenigſtens einigermaßen im Stande ſei, beſtimmte Grenzen anzugeben für das Aufzunehmende und Auszulaſſende. Auch das fühlt der Verf. ſo gut, daß er darüber ſogar in eine

Tautologie geräth (§ 3). „Durch die feſtgeſtellten Grenzen unſrer Aufgaben iſt jedes außer derſelben liegende Gebiet als ihr fremd bezeichnet.“ Es iſt jedenfalls vor Allem anzuerkennen, daß der Verf. der Erſte iſt, der hier überhaupt von beſtimmten Grenzen der Lehre des Gemeinen Rechts redet; das hat er vor allen Andern in dem ganzen Gebiet der römiſchen Doctrin voraus, die gewöhnlich ihre Grenzen da ſetzen, wo ſie aufhören, nicht aber da aufhören oder hingelangen, wo die Grenzen ſind. Indeſſen mehr als ein allgemeines Bewußtſein über dieſes Verhältniß hat auch der Verf. nicht. Er fährt ſogleich fort: „In dieſer Beziehung hat die Darſtellung zwei entgegengeſetzte Fehler zu vermeiden. Der eine beſteht in willkürlicher Ueberſchreitung derſelben — der andere in ängſtlicher Beobachtung der Grenzen, da wo eine Ueberſchreitung unvermeidlich iſt, wenn nicht die Gründlichkeit und die Klarheit leiden ſoll.“ Was dieſer wunderliche Satz bedeutet, ergiebt ſich eigentlich erſt aus dem Folgenden: „— da hier das rechte Maß mehr durch Tact als nach feſten Regeln getroffen wird, der ſubjectiven Anſicht alſo einiger Spielraum nicht verſagt werden kann.“ Wir wollen nun nicht mit dem Verf. darüber rechten, daß eine Wiſſenſchaft und der Tact zwei Dinge ſind, die ſich innigermaßen ſo anfeinden, daß ſie ſich gegenſeitig nothwendig aufheben müſſen. Man würde auch hier das alte gute Argument gebrauchen, und von bloßen Abſtractionen und Spitzfindigkeiten reden. Sehen wir lieber, wie der Tact der ſubjectiven Anſicht, der ohne feſte Regeln ein Syſtem erbauen möchte, in Wirklichkeit mit ſeinen eignen Momenten des Begriffs und der Ausführung ſeines Inhalts fährt. Der Verf. ſagt § 1. Es gehören zur Aufgabe des Werkes „nur diejenigen Rechtsinſtitute, welche römiſchen Urſprung haben;“ aber ſchon im § 3 erklärt er: „Insbeſondere wird gar Manches aufzunehmen ſein, was zu den gemeinſamen Grundlehren eines jeden poſitiven Rechts gehört, alſo dem römiſchen Recht nicht gerade eigenthümlich iſt.“ Letzteres kann unmöglich etwas Anderes heißen, als daß dieſe Rechtsinſtitute auch zu den Grundlehren des germaniſchen Rechts gehören; ſie ſind daher aufzunehmen nach § 3; nach § 1 aber ſind ausgeſchloſſen „alle Inſtitute, welchen ein germaniſcher Urſprung zugeſchrieben werden muß.“ Ein directerer Widerſpruch läßt ſich nicht wohl denken; hier iſt ſchon keine Grenze mehr; der Begriff „heutiges römiſches Recht“ iſt ein illuſoriſcher geworden. — Doch gehen wir weiter. Der Verf. ſagt § 1 und 2. „Es iſt heutiges römiſches Recht. Dadurch wird ausgeſchloſſen: erſtens die Geſchichte der Rechtsinſtitute als ſolche; zweitens jede — dem Juſtinianiſchen Recht fremde, dem früheren Recht angehörende Beſtimmung; drittens jedes Inſtitut, welches zwar dem Juſtinianiſchen Recht angehört, aber aus unſerm Rechtszuſtand verſchwunden iſt.“ Wie ſehr viel hätte die Theorie dem Verf. gedankt, wenn er wirklich auch nur die geringſte Rückſicht auf dieſe, ſo beſtimmt ausgeſprochenen Grundſätze genommen hätte! Es wäre vielleicht wirklich endlich einmal mit einer Wiſſenſchaft des heutigen Rechts der Anfang gemacht worden! Aber es fällt ihm auch nicht entfernt ein, ſich um ſeine aufgeſtellte Beſtimmung zu kümmern. Abgeſehen davon, daß der Verf. die ganze Lehre von den Edicten, Decreten, Mandaten, Reſcripten abhandelt, worüber ſich mit Mühe und Noth noch ſtreiten ließe, erſcheint § 55 das ganze älteſte römiſche Familienrecht, die manus, servitus, potestas, patronatus, causa mancipii, was denn freilich gewiß genug nicht bloß aus „unſerem Rechtszuſtand“ gänzlich verſchwunden iſt, ſondern eben ſo unzweifelhaft altrömiſche, dem Juſtinianiſchen Recht fremde Beſtimmungen und Inſtitute ſind. Sogleich folgt bei der Lehre von den „Einſchränkungen der Rechtsfähigkeit“ § 65 die Lehre von den Sklaven und Freigelaſſenen, die doch nur geſchichtliches Intereſſe haben können; unmittelbar darauf die Geſchichte der römiſchen Civität, ganz gegen die Abſicht des Verf., der der alle „Geſchichte als ſolche“ ausſchließen wollte; dann die *Capitis deminutiones* § 68—71, von denen der Verf. unbedenklich eingeſteht, daß weder die cap. dem. maxima, media noch minima dem heutigen Recht irgendwie angehöre; daſſelbe gilt von der ſehr weitläufig behandelten Lehre von der Infamie (§ 76—83); nachdem er die eine Hälfte dieſer Disciplin des Breiteren beſprochen hat (die andere iſt in den Beilagen enthalten), erklärt er im § 83 „heutige Anwendbarkeit der Lehre,“ daß ſie der heutigen Anwendbarkeit ermangle, und durchaus „bei dem Uebergange des römiſchen Reichs auf das neuere Europa ſich nicht hat erhalten können“ (Bd. II. S. 224); nach ihr folgt die Lehre von den juriſtiſchen Perſonen, wo der Verf. ſogar ohne Weiteres die § 86 und 87 überſchreibt „Juriſtiſche Perſonen. Geſchichte.“ — Wir dürfen hier nun das Einzelne nicht weiter verfolgen; aber es war in der That nicht überflüſſig, ſich auf den „Tact“ zu berufen, welcher hier denn auch der ſubjectiven Anſicht allerdings einigen Spielraum gewährt hat; denn von den Grundforderungen des Verf. haben wir hier nichts, auch nicht das Allergeringſte mehr beobachtet. Das Werk hätte entweder einen andern Titel, oder der Titel ein anderes Werk gefordert. Es würde weit weniger zu tadeln geweſen ſein, wenn der Verf. aus ſeinem „heutigen römiſchen Recht,“ was freilich an ſich ſchon ein Unding iſt, einfach geſagt hätte „Geſchichte der römiſch-rechtlichen Inſtitute.“ —

Faſſen wir nun die Ausführungen des Verf. ihrem Weſen nach auf und halten wir ſie dem Grundgedanken des ganzen Werkes, wie er uns im erſten Capitel entgegentritt, gegenüber, ſo liegt das Reſultat ſehr nahe. Der Verf. fühlt, daß wir einer feſten, wiſſenſchaftlichen Beſtimmung des Grundbegriffes in der Theorie bedürfen, und ſucht dieſe auf-

zuſtellen; aber ſo wie er das alte Gebiet berührt, werden ihm die Gegenſtände in demſelben zu lieb und zu bekannt, als daß er ſeine urſprünglichen Gedanken feſthalten könnte; er ergeht ſich nach allen Seiten, wo er es für paſſend, ja, oft auch, wo er es ſelbſt für unpaſſend hält und wo ihm die Sache der „Gründlichkeit und Klarheit" einer geſchichtlichen Entwicklung zu bedürfen ſcheint; wer mag beſtimmen, was wir in dieſer Beziehung, und wie viel wir noch zu erwarten haben? Gewiß iſt nur, daß ſein Begriff „des heutigen römiſchen Rechts" weder an ſich ein wiſſenſchaftlicher, noch in ſeiner Ausführung ein praktiſch brauchbarer iſt. Dem erſten Hauptmangel der gegenwärtigen „Theorie" iſt daher durch ihn nicht abgeholfen; im Gegentheil, was iſt der eigentliche Inhalt ſeines ganzen Werkes? Offenbar kein anderer als der der Pandekten-Syſteme überhaupt; das alte Reichsrecht iſt wieder da, mit ſeinem Appendix aus dem kanoniſchen Recht und den Reichsgeſetzen, nur in einem neuen Format. Das iſt der Gedanke, der den Verf. bewegt, „ſo Manches aufzunehmen, was nicht römiſchen Urſprungs iſt," und doch zugleich ihn zu der Beſtimmung nöthigt, „die Inſtitute germaniſchen Urſprungs auszuſchließen," die Reichsgeſetze hineinzutragen, und doch das anerkannt gemeinſame deutſche Recht wieder davon zu trennen. Iſt er aber das, wie ſoll dann auf einen todten Stamm ein neues und lebendiges Reis gepfropft werden? Mag es anmaßend oder nur als unabweisbares Gebot der Wahrheit erſcheinen, — gleichviel! wir müſſen behaupten, daß der Verf. ein, den Forderungen unſerer Zeit wahrhaft entſprechendes Werk nur dann liefern konnte, wenn er erkannt hätte, daß der ganze auf jenen wirklich weſenloſen Schein eines Begriffes gebaute Zuſtand der „Theorie" ein falſcher iſt, und daß wir einen durchaus verſchiedenen Weg einſchlagen müſſen, wenn nicht die Praxis, *das wirkliche Leben des Rechts*, zu der Vernachläſſigung der Theorie, der Wiſſenſchaft deſſelben, noch Vorwürfe, oder zu dieſen gar noch Spott hinzufügen ſoll. Das Wort „es iſt unpraktiſch" iſt ein ſehr gewichtiges Wort; — was wird man viel ſtreiten wollen, wenn man einfach unpraktiſch mit *unbrauchbar* überſetzt? und wenn man ferner dann ſagen muß: die unbrauchbare Wiſſenſchaft *kann* nun einmal keine andere ſein, als eine in ihrem Verhältniß zum Leben *unverſtandene*?

Das Nachtheiligſte bei dieſem Zuſtande der Rechtswiſſenſchaft iſt nun dies, daß über jenem vagen Umhergreifen ein anderer Begriff entweder gänzlich fehlt, oder doch, wie bei dem Verf., in den Hintergrund tritt, obwohl er durchaus an die Spitze der ganzen ſyſtematiſchen Entwicklung zu ſtellen wäre. Es iſt dies der Begriff des *Privatrechts*. In den gewöhnlichen Compendien des Gemeinen Rechts erſcheint derſelbe gar nirgends, obwohl man ſehr wohl weiß, daß jenes ſeinem Weſen nach doch nur die Doctrin des Privatrechts iſt. Die Folge davon iſt ſehr fühlbar. Erſtlich wäre derſelbe nothwendig für die Benutzung des C. J., weil eben hier die einzelnen Rechtstheile ſo durch einander laufen, daß man in den concreten Fällen nur durch ſtrenge Scheidung des privatrechtlichen Moments das Anwendbare von dem Ungehörigen ſondern kann. Die Praxis hat die Forderung an die Theorie zu ſtellen, daß dieſe ihr den Begriff biete; allein die Theorie iſt leider nur zu weit davon entfernt. Dann aber wird dieſer Mangel dadurch weſentlich, daß die Theorie ſelbſt in Beziehung auf ihren privatrechtlichen Inhalt keine Grenzen hat. Wir ſehen in den Pandektenſyſtemen unbedenklich z. B. die Lehre von den Municipien und der Civität, von den Klagen, dem Beweis, der Beweislaſt, der Litiscontestation, den Einreden, von Raub, Diebſtahl, Gewalt, Infamie, Betrug, Injurien aufgeführt; wer will läugnen, daß alle dieſe Gegenſtände nirgendshin weniger, als in das Bereich des Privatrechts gehören, wenn ſie anders nicht ſchon bloß rechtsgeſchichtlich ſind? Es herrſcht hier in der That eine nicht geringe Verwirrung der Begriffe; Niemand kann objectiv beſtimmen, was in den Pandektenſyſtemen vorgetragen, was weggelaſſen wird; ein ſolcher Zuſtand iſt aber im hohen Grade unwiſſenſchaftlich. Wir geſtehen, daß man zwar ſehr viel lernt, wenn man den Vortheil hat, ſehr Vieles zweimal hören oder leſen zu müſſen; allein daß es richtig iſt, wenn man ſo Verſchiedenes als innerlich gleichartig zuſammenſtellt, wird wohl von Niemandem eingeſtanden werden. Wodurch iſt nun aber jene Verwirrung entſtanden? Hätte man ſtatt des conventionellen Gedankens des bloßen Gemeinen Rechts den des *Privatrechts* vorangeſtellt, hätte man, ſich erhebend aus dem Schlendrian der alten Gewohnheit, die Wirklichkeit und ihr wiſſenſchaftliches wie praktiſches Bedürfniß ins Auge gefaßt und ſich daſſelbe klar gemacht, ſo wäre jene Verwirrung nicht eingetreten; aber welcher Lehrer des römiſchen Rechts hat ſich je ernſtlich darum gekümmert, dieſen Begriff aufzuſtellen, oder gar anzuwenden? Die Furcht vor dem Denken und vor der Beſinnung über die Forderungen der Gegenwart hat die „Theorie" entſeelt, ſie ſchwebt wie ein irrender Schatten um die Grube des Odyſſeus; ſie muß erſt Blut und Leben aus dem Denken und aus der Gegenwart trinken, um hören zu können, was ſie ſoll, und um zu reden, was man von ihr hören will. Allerdings hat dieſer Zuſtand ſeinen hiſtoriſchen Grund, den wir ſogleich darſtellen werden; aber es iſt ja eben das Weſen des Fortſchrittes, überlieferte Uebelſtände durch die kräftige That der Wiſſenſchaft aufzuheben. — Auch Savigny hat dies gefühlt; er iſt der erſte, der mit Beſtimmtheit zu einem Begriffe zu kommen wenigſtens *verſucht*. Wunderlich genug klingt es freilich, unter der Rubrik „Allgemeine Natur der Rechtsquellen" eine Compoſition wie die folgende zu finden: „Rechtsverhältniß. Rechtsinſtitut. Begriff der Rechtsquellen. (Dies hätte natürlich voranſtehen müſſen.)

Allgemeine Entſtehung des Rechts (es iſt ſchwer zu ſagen, was der Verf. meint, ob er ſagen will, das *poſitive* Recht entſtände gar nicht, indem „überall, wo ein Rechtsverhältniß zur Frage und zum Bewußtſein kommt, eine Regel für daſſelbe *längſt vorhanden*“ iſt, oder was ſonſt — doch können wir uns hier nicht dabei aufhalten). Volk. Staat. Staatsrecht. Privatrecht, öffentliches Recht. — Völkerrecht.“ — und dann folgt: „Gewohnheitsrecht. Geſetzgebung. Wiſſenſchaftliches Recht.“ Iſt denn der Staat, das Staats*recht*, das Privat*recht*, das öffentliche *Recht* eine Rechts*quelle*? Dies iſt ein vollkommen unklarer Gedanke. Das Recht kann nicht ſeine eigne Quelle ſein; ſo wenig wie das Gewohnheits*recht* eine Entſtehung des Rechts, ſondern ein ſchon *entſtandenes* Recht iſt; der Verf. will aber etwas Anderes; er will erſtlich eine ſyſtematiſche *Eintheilung* des ganzen Rechtsgebiets, dann eine Darſtellung der *Entſtehung* des Rechts; beides läuft ihm ſodann durcheinander. Wir tadeln hierbei zuerſt, daß er die Grenzen ſeiner Aufgabe überſchritten hat, und ſtatt bei dem römiſchen Recht zu beginnen, bei dem Begriff des Rechtsinſtituts anfängt; dann daß er, wenn er doch einmal das ganze Gebiet des Rechts umfaſſen will, nicht den allgemeinſten Begriff „Recht“ ſelbſt entwickelt, ohne welchen alle jene Arten nur ein referens sine relato ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Citat für die modernen Reſtaurateure, Beitrag zur Geſchichte des simpliciter credere.

Von Dr. *Ghillany*.

Die jüngſten Jahre haben verſchiedene alte Fragen wieder angeregt, die man längſt beſeitigt glaubte. Auffallend! Nach den unerhörteſten Anſtrengungen auf dem politiſchen Felde, nachdem ſich die ganze deutſche Nation erhoben hatte, um den vaterländiſchen Boden von fremden Eindringlingen zu befreien, nachdem man ſiegreich heimgekehrt war voll Erwartung der Herrlichkeiten, die dem theueren Vaterlande jetzt entſprießen würden: da drängt ſich keck, ohne nur erſt die Wunden vernarben zu laſſen, der Dämon des Rückſchrittes in den Vordergrund. Um hier von anderen Gebieten zu ſchweigen: auf religiöſem Felde wird heut zu Tage wieder Alles vertheidigt, Alles belobt, worüber die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts bereits hinweg waren. Wie in der proteſtantiſchen Kirche ſogar Geſpenſter und Hexen, ſo tauchen in der katholiſchen auch die unerhörteſten Reliquienwunder wieder auf. Bei meinen Streifzügen durch das Nachtgebiet der Geſchichte des Menſchengeſchlechts bin ich auf ein merkwürdiges Actenſtück in letzterer Beziehung geſtoßen, deſſen Original ſich auf der nürnberger Stadtbibliothek findet und das ich hier wortgetreu mittheile, um daran zu erinnern, bis wohin es mit der menſchlichen Vernunft gekommen war, und wohin wir wieder kommen werden, wenn die Männer des Fortſchrittes bloß die Freiheit des Denkens, die Finſterlinge aber die Freiheit der Rede und des Druckes als Monopol behalten werden.

New. Zeitung vom Rein. Anno M. D. XLII.

„Es iſt ein Mandat, ſo weit ſich Meintziſch Biſthumb erſtreckt am Reinſtram, auff allen Cantzeln verkündigt. Das ir Biſchoff alle Reliquien, ſo ſeine Churfürſtliche gnade zu Halle in Sachſen gehabt, Und mit großen Römiſchen Ablas, Gnaden und Privilegien begnadet und beſtettigt, Habe er aus mercklichen urſachen und eingeben des heiligen Geiſts, gen Meintz in Sanct Martins Kirchen transtulirt, Daſelbſt ſie jerlich den neheſten Sontag nach Bartholomei, mit großer ſolennitet geehret ſollen werden, mit verkündigung, was ein iglichs iſt, Mit großer Vergebung vieler Sünde. Auff das die lieben Reinlender, den armen entblöſſeten Knochen, wider wollten helffen zu newen Kleidern. Denn die Röcke, ſo ſie zu Halle gehebt, ſein zu riſſen. Und wo ſie lenger zu Halle blieben, hetten ſie daſelbs erfrieren müſſen.

Man ſagt auch beſtendiglich, Das ſeine Churfürſtlichen gnaden, viel mercklicher newer Partickel, newlich dazu bracht habe, die man zuuor nicht gehöret, dazu ſonderlich gros Ablas gegeben ſol ſein von itzigen aller heiligſten Vater Bapſt Paulo, dem dritten, als

I. Ein ſchön ſtück vom lincken Horn Moſi.
II. Drey flammen vom Buſch Moſi, auff dem berge Sinai.
III. Zwo Feddern vnd ein Ey, vom heiligen Geiſt.
IIII. Ein gantzer Zipfel von der Fanen, da Chriſtus die Helle mit auff ſtieg.
V. Auch ein groſſer Lock, vom Bart Beelzebub, der an derſelben Fanen, bekleben bleib.
VI. Ein halber Flügel von Sanct Gabriel dem Erzengel.
VII. Ein gantz pfund, von dem Winde, der für Elia oder rauſchet, in der hüle am berge Oreb.
VIII. Zwo Ellen von dem Dohn der Poſaunen, auf dem berge Sinai.
IX. Dreiſſig Bombart von der Paucken Mir-Jam, der ſchweſter Moſi, am Roten Meer gehöret.
X. Ein gros ſchweer ſtück vom geſchrei der kinder Iſrael, da mit ſie die Mauren Jericho nidderworffen.
XI. Fünff ſchöner heller Seiten von der Harffen Dauid.
XII. Drey ſchöner Lockhar des Abſalons damit er an der Eichen hangend bleib.

Doch dis weiſet man nicht fur Heiligthum, ſondern, zum wunder, wie zu Rom Judas Strick in S. Peters Kirchen geweiſſt wird. Es hat mir ein ſonderlicher guter Freund in geheim geſagt, das ſeine Churfürſtliche gnade wolle zu ſolchem Heiligthum beſcheiden im Teſtament, ein ganz quentin von ſeinem trewen fromen Hertzen. Und ein gantz lot von ſeiner wahrhafftigen Zungen. Dazu ſolle bereit an erlanget ſeyn von allerheiligſten Vater dem Bapſt, das, Wer ſolch Heiligthum, mit einem gülden ehren wird, der ſoll vergebung haben aller ſeiner vorigen Sunden bis auf die ſtunde, begangen. Und alles was er darnach ſundigen kann oder mag, zehen jar lang, Und ſoll im alles nicht ſchaden zur Seligkeit. Das iſt ja groſſe reiche gnade, vor nie erhöret, das ſich meniglich wohl zu frewen hat.“

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung *Otto Wigand*.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

22. October. № 97. 1841.

Zur Charakteriſtik der heutigen Rechtswiſſenſchaft.

(Fortſetzung.)

Indeſſen handelt es ſich um den Begriff des Privatrechts, der allerdings vom Verf. berührt wird; aber mehr iſt auch nicht für ihn geſcheben; der Verf. ſagt: „in dem geſammten Recht unterſcheiden wir zwei Gebiete: das Staatsrecht und das Privatrecht (S. 22). Das erſte hat zum Gegenſtand den Staat, das heißt die organiſche Erſcheinung des Volks; das zweite die Geſammtheit der Rechtsverhältniſſe, welche den einzelnen Menſchen umgeben, damit er in ihnen ſein inneres Leben führe und zu einer beſtimmten Geſtalt bilde.“ Sehr würde ſich der irren, der dieſes für zwei wahrhaft coordinirte Begriffe hielte; denn der Verf. zählt zum Staatsrecht noch den Proceß, das Criminalrecht und den Criminalproceß. Der erſte ſoll dem Einzelnen Schutz gewähren, das zweite das verletzte Recht vertreten und wieder herſtellen — umgeben dieſe Rechtsverhältniſſe nicht auch den Einzelnen? ſind ſie nicht eben ſo unerläßlich, damit der Einzelne ſein inneres Leben führen könne? — Aber ſelbſt wenn beide wirklich ein paar feſte Begriffe wären, ſo hat das geſammte Recht die Eigenſchaft, außer jenen beiden Gebieten, noch ein drittes, von beiden ganz unabhängiges einzuſchließen — das Kirchenrecht; dieſes iſt dem Verf. ſelbſt „ein für ſich beſtehendes Rechtsgebiet, was weder dem öffentlichen noch dem Privatrecht untergeordnet werden darf.“ Jene obige Eintheilung iſt damit zerſprengt; wenn aber der Verf. einmal nicht ſtehen bleiben wollte bei der l. 1. D. d. J. A. J., die allerdings nur ein jus publicum und privatum anführt (übrigens aber ganz etwas anderes darunter verſteht als das, wofür der Verf. ſie citirt, da die Römer das Criminalrecht und den Proceß nicht zum jus publicum rechnen, wie der Verf.), warum geht er denn nicht weiter? Wir haben z. B. in neueſter Zeit neben ſeinen Claſſen noch das Inſtitut der Polizei — vielleicht hätte daſſelbe auch noch eine eigne Art abgegeben; aber freilich ſteht die Polizei zur Rechtswiſſenſchaft in demſelben Verhältniß, wie die ſtaatswirthſchaftlichen Lehrvorträge zu den Facultäten überhaupt; ſie haben bis jetzt noch keine beſtimmte Rangordnung gefunden, und Niemand wird den tadeln, der ſie wegläßt, obwohl er damit ſehr Unrecht hat. — Es geht indeſſen genugſam aus dem Obigen hervor, daß das Privatrecht und ſein Begriff nur eine untergeordnete Bedeutung in der Entwicklung des Verf. erhält und keineswegs zu der Stellung gelangt, die ihm gebührt als eigentlicher Grundgedanke des ganzen Syſtems. Die Folge zeigt ſich davon auch ſchon in dem kleinen Theil des ganzen Werkes, den wir bis jetzt beſitzen; es wird die Lehre von der Civität hier wie allenthalben hereingezogen, die doch ganz entſchieden in das öffentliche Recht gehört; die Lehre von der Infamie, die doch eine Strafe iſt und dem Criminalrecht zukommt, um ſo mehr, da die früheren privatrechtlichen Folgen der Strafe gänzlich für uns verſchwunden ſind. — Es iſt daher wenig mit Savigny's Behandlungsweiſe gewonnen; gerade die Hauptſache iſt ihm entgangen, daß nämlich in einem Syſtem des heutigen römiſchen Rechts, zu deſſen Aufgabe „nur das Privatrecht gehört,“ eine Entwicklung der Begriffe von Volk, Staat, Staatsrecht u. ſ. w. auch nur dazu hätte dienen dürfen, den Begriff des Privatrechts ſelbſt recht klar und beſtimmt erſcheinen zu laſſen.

Und was mag denn der nächſte und eigentliche Grund ſein, der den Verf. verleitet, dieſe Hauptſache als Nebenſache, als einen Incidentpunkt anzuſehen? Kein anderer, als der, der unſre Frage in den gewöhnlichen Syſtemen ganz wegfallen läßt; und zwar beruht derſelbe auf der geſchichtlichen Entwicklung unſrer Wiſſenſchaft. Im Corp. jur. ſelbſt iſt bekanntlich höchſtens eine entfernte Spur der Unterſcheidung von Staatsrecht, Criminalrecht, Proceß, Privatrecht; alle Elemente ſind in ihm ohne Bewußtſein durcheinander gemiſcht. Als daſſelbe auf's Neue eine Rechtsquelle für Europa wurde, war die Behandlung eine rein exegetiſche; die Legalmethode nahm die Gegenſtände in der Geſtalt, wie ſie vorlagen. So kam das Werk und das Studium deſſelben nach Deutſchland; das Corp. jur. als Ganzes war Gemeines Recht; es gab noch eigentlich kein Civilrecht; man hatte in ihm Gemeines Strafrecht, Gemeinen Proceß, Gemeines Privatrecht. Mithin war es die Aufgabe der Theorie, unter jenem Titel Alles zu lehren, was das Corp. jur. enthielt. Nun trat allmälig eine Sonderung ein, deren Gründe hier nicht zu verfolgen ſind, deren Art und Weiſe aber die Geſtalt des Gemeinen Rechts bedingte. Man begann das Criminalrecht und den Proceß als eigne

Disciplinen zu lehren; dieſe Disciplinen nahmen nun ſo viel aus dem Corp. jur. heraus, als in ſie hineinpaßte; ſie konnten ſelbſtändig ſtehen, denn die erſte fußte auf der Carolina, die zweite weſentlich auf dem ſächſiſchen Proceß. Was nun übrig blieb, das gehörte jetzt wie früher dem Gemeinen Recht; dieſes hielt es für ſeine Aufgabe, ſo weit möglich, das ganze übrige Corp. jur. zu umfaſſen, und dadurch mußte ſie denn freilich bald dahin kommen, auch jetzt durchaus gleichgiltig gegen den eigentlichen Begriff des Privatrechts zu bleiben, nach wie vor das Corp. jur. und ſeinen Inhalt als ein Ganzes zu lehren und, nur zuſammengehalten durch den Gedanken des gemeinſamen Urſprungs ſeines Inhalts, eine Menge von Sachen aufzunehmen, die durchaus dem Weſen des Privatrechts, mehr noch dem heutigen Privatrecht fremd waren. Was nun insbeſondere das Letzte betrifft, ſo hatte das anfänglich ſeinen guten Grund. Denn allerdings kann man das Corp. jur. überhaupt nicht benutzen, ohne wenigſtens einigermaßen mit der römiſchen Rechtsgeſchichte bekannt zu ſein; benutzt aber ſollte es nun einmal werden. Hier wäre eine eine eigne Bearbeitung der Rechtsgeſchichte nothwendig geweſen. Die mangelte aber. So mußte das Gemeine Recht allerdings zugleich Rechtsgeſchichte enthalten. Allmälig entſtanden nun Rechtsgeſchichten, deren Aufgabe es eben war, jene Fragen zu löſen. Weil aber die „Theorie" einmal ein gut Theil von denſelben ſich angeeignet hatte, ſo blieb ſie auch jetzt fortwährend dabei, neben jenen Reſten aus den andern Disciplinen auch noch ſo viel von der Rechtsgeſchichte zu geben, als ihr gut dünkte, und Alles unter dem allgemeinen, vollkommen vagen Gedanken, Gemeines Recht, zu lehren. So entſtand die durchſtehende Unbeſtimmtheit, die dieſer Disciplin nach allen Seiten hin ſo eigenthümlich iſt; es geht dies ſo weit, daß man mit Recht ſagen kann, es mangle ihr überhaupt ein eigentlicher Mittelpunkt. Hier hofften wir kräftige Hilfe vom Verf., um ſo mehr, da er geradezu verſpricht, die Geſchichte der Rechtsinſtitute auszuſchließen. Es iſt umſonſt; er ſteht ganz und gar auf dem alten, wahrhaft unpraktiſchen Standpunkt; ſein weſentliches Verdienſt iſt nur, nicht völlig ſo unbewußt zu ſein, als die gewöhnlichen Theoretiker. —

Es würde nicht ſchwer fallen, den aufgeſtellten Geſichtspunkt der Beurtheilung des ganzen gegenwärtigen Standpunkts der Theorie und insbeſondere des Verf., weiter zu verfolgen, wenn es der Raum dieſer Blätter erlaubte. Indeſſen möge das Angeführte hinreichen, um nachzuweiſen, daß die Theorie des Gemeinen deutſchen Civilrechts eines bewußten, wiſſenſchaftlichen Mittelpunkts entbehrt, und daß ſie daher in ihrer Entwicklung keine innere Haltung haben kann. Sie vermengt im Gegentheil Geſchichte und Gegenwart, Geltendes und Nichtgeltendes, Privatrecht und Nichtprivatrecht ſchon in ihrem Grundbegriffe; wie viel mehr ſie dies in den einzelnen Theilen thut, ſoll ſogleich angedeutet werden. Wird man aber der Praxis einen Vorwurf machen, daß ſie ſich von dieſer Theorie trennt? Sie iſt es, die vor allem der inneren Klarheit bedarf und der äußeren Beſtimmtheit; gerade dieſe ſollte ſie, da nun einmal das Corp. jur. benutzt werden muß, von der Theorie erwarten; wenn ſie dagegen ſieht, daß dieſe es ſelbſt nicht hat, was wundert man ſich, daß ſie in ſich ſelber ihre Haltung ſucht, da ſie auf ſich ſelber angewieſen iſt? — Das Verhältniß wird, wenn auch nicht weſentlicher, ſo doch handgreiflicher erſcheinen, wenn wir uns dem Syſtem des Civilrechts in ſeiner Entwicklung zuwenden.

Dieſes läßt ſich nun von zwei Seiten betrachten. Zuerſt iſt die Forderung billig zu ſtellen, daß ſich das Syſtem ſelbſt im organiſchen Gliederbau vor uns entfalte, und die einzelnen Theile des Ganzen ſich mit wiſſenſchaftlicher Ordnung in nothwendiger Folge bedingen. Dies iſt die rein wiſſenſchaftliche Seite der Theorie, wo ſie weſentlich nur der Philoſophie des Rechts gegenüberſteht. Darf man ſagen, daß wir in der Doctrin des Civilrechts ein ſolches Syſtem haben? Wer kennt nicht die Willkürlichkeiten, die hier begangen werden? — Doch wir haben unſre Aufgabe von vorn herein auf das Verhältniß der Theorie zur Praxis beſchränkt; wir würden einer eignen Entwicklung bedürfen, um hier das Wahre von dem bloß Subjectiven zu trennen. Auch die Syſtematiſirung des Civilrechts hat ihre eigne innere Geſchichte, deren Gang nicht bloß von der geiſtigen Ausbildung, ſondern faſt allenthalben auch von äußern Verhältniſſen abhängt, ſo gut wie der Hauptbegriff des Gemeinen Rechts und ſeine Bedeutung. Vielleicht finden wir Gelegenheit, an einem andern Orte darauf zurückzukommen. Hier muß es uns genügen, das Syſtem des Civilrechts in ſeinem Verhältniß zur Praxis zu characteriſiren; die mehr äußerliche Seite deſſelben.

Kein Rechtsſatz ſteht allein da, bloß durch einzelnen beſtimmten Fall bedingt, durch den er hervorgerufen iſt. Der Fall, das Rechtsverhältniß hat in ſich ein Allgemeineres, wodurch er mit einem umfaſſenderen Begriffe zuſammenhängt; durch dieſes innere Band erhält er ſeine Bedeutung und ſeine Form. Der Praktiker ſoll nun, ſeinem Begriffe nach, eben über den ihm als einzelnen entgegentretenden Fall entſcheiden; er kann dieſes daher nur, indem er demſelben ſeinen Platz in der Totalität aller Rechtsverhältniſſe anzuweiſen verſteht; indem er ſein Weſen begreift, wird es ihm möglich, das Recht für denſelben zu finden.

Der allgemeinſte Begriff des Privatrechts enthält nun mehre einzelne Hauptbegriffe in ſich, deren Einheit er bildet; dieſe ſind Eigenthum, Vertrag, Perſönlichkeit, Ehe, Familie und Erbfolge. Man wird uns die nähere Entwicklung hier erlaſſen. Jeder einzelne Rechtsſatz im ganzen Privatrecht findet ſeine Quelle in einem dieſer Begriffe; durch

ſie wird er bedingt und gebildet; je nachdem die Auffaſſung derſelben ſelbſt eine andere iſt, wird auch der Rechtsſatz, der aus ihr hervorgehen ſoll, ein andrer werden müſſen.

Nun aber beruht die Volksthümlichkeit im Rechtsleben eben darauf, daß gerade dieſe Begriffe von den einzelnen Völkern auf eigenthümliche Weiſe beſtimmt werden. Das Eigenthum iſt dem einen Volke ſo, dem anderen anders, z. B. im Verhältniß zum Staat; der Vertrag iſt bei den einzelnen Völkern verſchieden; Familie, Ehe, Erbfolge geſtalten ſich anders bei andern Völkern. Beſitzen wir nun eine ausgedehnte Quelle für die Kenntniß des Rechts eines beſtimmten Volks — wie z. B. vorzüglich für die Römer — ſo iſt es unſre erſte Aufgabe, die einzelnen Sätze in derſelben nicht etwa einfach anzunehmen und hinzuſtellen, und damit das Recht des Volkes für dargeſtellt zu erachten, ſondern den Grundgedanken dieſer Inſtitute bei jenem Volke vor allem uns zur Anſchauung zu bringen und aus ihm heraus ein ſolches ſyſtematiſches Ganze zu bilden, wie es dem fremden Volke vorgeſchwebt hat. Erſt dann haben wir das Recht dieſes Volks in ſeinen inneren Leben erfaßt; es wird nur ſo eine Wiſſenſchaft.

(Fortſetzung folgt.)

Warnung.

Dr. David Friedrich Strauß chriſtliche Glaubenslehre in ihrer geſchichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wiſſenſchaft allgemein faßlich dargeſtellt von Philalethus. Erſter Band. Druck und Verlag von Karl Glükher. 1841.

Unter dieſem Titel (der übrigens in ſich widerſinnig iſt: als ob meine Glaubenslehre in ihrer hiſtoriſchen Entwicklung, und abermals meine Glaubenslehre im Kampf und reſp. Widerſpruch mit der modernen Wiſſenſchaft hier dargeſtellt werden ſollte) iſt ſo eben eine Bearbeitung des erſten Theils meiner Dogmatik erſchienen, und eine gleiche auch dem zweiten verheißen.

Wie den ganzen Titel meines Werkes, ſo hat ſich der Bearbeiter auch deſſen Eintheilung ſammt den Ueberſchriften der Theile und Abſchnitte, der Capitel und Paragraphen (mit Ausnahme der zwei erſten; auch hat er meiner Einleitung 9 §§ weiterer Einleitung vorzuſetzen für gut gefunden) ohne Weiteres angeeignet; ſo daß ſeine Inhaltsanzeige, wenige Worte abgerechnet, der meinigen gleichlautend iſt. Weiter folgt er aber auch meiner Darſtellung Abſatz für Abſatz, ja meiſtens, wo er nicht ins Springen geräth, Satz für Satz, bisweilen ſogar Wort für Wort. Man vergleiche z. B.:

Meine Glaubenslehre.	Die allgemein faßliche Darſtellung.
S. 652: Es iſt eine bloße Täuſchung, ſich einzubilden, es laſſe ſich in der göttlichen Ewigkeit ein Punkt befeſtigen, von welchem abwärts die Welt und Zeit beginne, während rückwärts davon die pure Ewigkeit liege: ein ſolcher Punkt macht ebenſo das rückwärts wie das vorwärts Liegende zeitlich; denn in der Ewigkeit giebt es keinen feſten Punkt, von welchem ein Anfang ausgehen könnte, ſondern jeder ſinkt, wie man darauf fußen will, in das Bodenloſe zurück.	S. 291: Denn es iſt eine Täuſchung, wenn man ſich einbilden will, in der göttlichen Ewigkeit laſſe ſich ein Punkt befeſtigen, von welchem abwärts Welt und Zeit beginnen, während rückwärts davon die pure Ewigkeit liege. Hat man einmal einen ſolchen Punkt zu befeſtigen verſucht, ſo iſt nicht allein das vorwärts, ſondern ebenſowohl das rückwärts Liegende zeitlich geworden. In der Ewigkeit giebt es keinen feſten Punkt, von welchem man ausgehen könnte, ein jeder ſinkt, wie man ſich darauf ſtützen will, in das Bodenloſe zurück.
523: Daß Gott ſei, daß er Einer im Weſen und dreifaltig in Perſonen ſei, iſt nach kirchlicher Lehre dem Menſchen theils durch Vernunft und Offenbarung, theils rein durch letztere, erkennbar: es fragt ſich, wie weit er über dieſe allgemeinen Grundbegriffe hinaus zu beſtimmterer Erkenntniß des göttlichen Weſens zu gelangen vermöge? Die kirchliche Dogmatik läßt hier die Lehre von den Eigenſchaften Gottes, als den näheren Beſtimmungen ſeines Weſens, eintreten; ehe wir ſie im Einzelnen entwickeln, mag es dienlich ſein, zuvor im Allgemeinen zu überſchlagen, wie weit wir dadurch in abſtracter Erkenntniß Gottes zu gelangen hoffen dürfen.	235: Wir haben aus der kirchlichen Lehre bis jetzt geſehen, daß Gott ſei, daß er Einer im Weſen und dreifaltig in Perſonen, und daß dieſes für den Menſchen theils aus Vernunft und Offenbarung, theils allein aus der Offenbarung zu erkennen ſei: nun fragt es ſich aber, ob der Menſch über dieſe allgemeinen Begriffe hinauszugelangen, und zu einer beſtimmteren, auch auf das Einzelne eingehende (a) Erkenntniß Gottes kommen kann? Die kirchliche Glaubenslehre läßt auf dieſe Frage (!) die Lehre von den göttlichen Eigenſchaften folgen (!): aber ehe wir dieſe entwickeln, mag es zweckdienlich ſein, zuerſt im Allgemeinen anzugeben, wie weit wir dadurch wohl zu einer angemeſſenen Erkenntniß Gottes zu gelangen überhaupt hoffen können.

Aehnliche Parallelen finden ſich beinahe in jedem §.

Das Schmachvolle eines ſolchen Verfahrens ſcheint der Bearbeiter (muthmaßlich daſſelbe Subject, das früher meinem Leben Jeſu den gleichen Dienſt gethan) ſelbſt gefühlt zu haben: denn er nennt ſich nicht; aus dem Schnitt ſeiner griechiſchen Maske (Philalethus) jedoch ſieht man ſchon, daß er ſtärker im Pfuſchen als im Griechiſchen iſt; vielleicht wäre ihm ein lateiniſcher Name beſſer gelungen, zumal ihm da ein völlig bezeichnendes Appellativum von nicht mehr als drei Buchſtaben zu Gebote ſtand. Dagegen hat ſich der Verleger genannt, und gegen ihn könnte der meinige vielleicht auf dem Rechtswege verfahren; aber freilich iſt für litterariſchen Diebſtahl der Art der Galgen bei uns ſo hoch gebaut, daß derjenige ein Elephant ſein müßte, der nicht darunter durchſchlüpfen könnte. Doch ſo etwas ganz ungeahndet hingehen zu laſſen, iſt auch nicht recht: und ſo will ich denn, da ich eben nichts Beſſeres zu thun habe, eine Stunde daran wenden, meinen allgemein faßlichen Darſteller noch beſſer zu zeichnen.

Ich beklage mich über ſein unverſchämtes Abſchreiben. Doch, wenn es einmal abgeſchrieben ſein ſollte, — hätte er's nur wenigſtens recht gethan! Schon in den ſo eben beigebrachten Stellen ſind faſt alle kleinen Abweichungen entweder Verwäſſerungen oder Mißgriffe. Nun leſe man aber z. B. ſeinen § 28: „Sowohl das Judenthum als das Chriſtenthum hatten der Annahme, daß viele Götter ſeien, gegenüber, die Einheit Gottes zu behaupten. Dieſe Einheit Gottes ging im Chriſtenthum als eine Dreieinigkeit auseinander. Wir wollen daher in den folgenden Abſchnitten nach einander von der Einheit, von der Dreieinigkeit und von der Perſönlichkeit Gottes handeln." Wo kommt hier die Perſönlichkeit Gottes her? Der Bearbeiter hat in meinem, übrigens ziemlich getreu ausgeſchriebenen, § den Satz überſprungen, daß in neuerer Zeit die Lehre von den drei Perſonen des geſammten Weſens hinter der Frage nach der Perſönlichkeit Gottes überhaupt zurückgetreten ſei. Ueberſpringen freilich mußte er auch außer den von ihm durchaus weggelaſſenen Anmerkungen, noch manche Stücke meines Textes; denn man verſteht wohl, ſein Buch ſollte nicht bloß allgemein faßlich, ſondern auch allgemein käuflich werden: — wenn er nur nicht ſo oft gerade die Hauptſache

ausgelaſſen hätte, ohne welche das Uebrige nicht zu verſtehen iſt! Aus der ſocinianiſchen Behauptung der Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung ſoll nach S. 84 erhellen, daß die Religion den Socinianern nur eine äußerliche Zugabe zur Moral geweſen. Wie ſo aber, dies erhellt aus der allgemein faßlichen Darſtellung auf keine Weiſe, ſondern einzig aus der von ihr unterſchlagenen Notiz meiner Dogmatik, daß die Socinianer Rechthandeln ohne die mindeſte Gotteserkenntniß für möglich hielten und als Gehorſam gegen Gott gelten ließen. Ferner halte man folgende zwei Stellen gegen einander

Glaubenslehre S. 503.	Allg. faßliche Darſt. S. 200.
Doch indem dieſes Beſtimmtwerden (des Willens Gottes durch ſeinen Verſtand) als ein freies bezeichnet, oder von einem unwandelbaren Vorſatze Gottes geſprochen wird, — ſo ſcheint alſo die Möglichkeit vorausgeſetzt zu werden, daß Gott wohl auch anders wollen und handeln könnte.	Aber indem man bei ihm von einem ſolchen unwandelbaren Beſtimmtwerden durch ihn ſelber ſpricht, iſt ebendamit von ſeinem unwandelbaren Vorſatz die Rede, — und ebendamit die Möglichkeit vorausgeſetzt, daß er auch anders wollen und handeln könnte —.

Nachdem hier das wichtigſte Wort: frei, außer Acht gelaſſen worden, hat ſich der ganze Satz in's Sinnloſe verſchroben. Aehnliche Entſtellungen des Sinns durch Zuſammenziehung finden ſich die Menge.

Eine Nöthigung, von meiner Ausdrucksweiſe abzuweichen, ergab ſich für den Bearbeiter ferner bei den von mir gebrauchten theologiſchen und philoſophiſchen Kunſtwörtern, beſonders wenn dieſe aus alten Sprachen genommen ſind. Meint man? Allein wer hofft, in der allgemein faßlichen Darſtellung von Ausdrücken wie Subſtanz und Accidens, ontologiſcher und phyſicotheologiſcher Beweis, Negation, Abſtraction und Speculation, Moment und Syſtem, abſolut und empiriſch, verſchont zu bleiben, der täuſcht ſich ſehr: ſie finden ſich darin kaum ſeltener, und ebenſo gut oder ebenſo wenig erläutert als in meinem Buche ſelbſt. Und vertauſcht der Bearbeiter einmal einen ſolchen Ausdruck mit einem deutſchen ſeiner Wahl, ſo möchte man ſogleich wünſchen, er hätte es lieber unterlaſſen. Dem teleologiſchen Argumente für das Daſein Gottes gegenüber nenne ich das kosmologiſche das abſtractere: dies verdolmetſcht der Faßlichmacher ſo: der kosmologiſche Beweis gehe nicht auf das Einzelne ein (S. 181). Von der Einheit Gottes ſage ich, ſie werde theils im quantitativen oder numeriſchen, theils im qualitativen Sinn gefaßt: der Umſchreiber läßt ſie „wie als Zahl ſo als Eigenſchaft" feſtgehalten werden (S. 203). Ein andermal unterſcheide ich von ſolchen Stellen, wo der Apoſtel Paulus als Rabbine und wo er für Griechen argumentirt, diejenigen, wo er ſich auf ſpecifiſch-chriſtlichen Standpunkt ſtelle: daraus macht der gute Freund einen beſonders chriſtlichen Standpunkt (S. 308). Ja, überdienſtfertig übernimmt er es ſogar, meinen gut deutſchen Ausdruck, das A. T. enthalte den allgemeinen Boden des Chriſtenthums, zu verdeutſchen, und giebt nun ſeinen Leſern als meine Behauptung die, das A. T. enthalte bereits das Weſentliche des Chriſtenthums (S. 86). Daß von jenen wiſſenſchaftlichen terminis der Verſtändlichmacher ungefähr ebenſoviel verſteht als diejenigen, denen er ſie verſtändlich machen will, kann man auch daraus ſehen, daß er S. 189 von einer Weltſubſtanz redet, welche in der Welt ihren Grund und Sitz habe; ja nach S. 183 kommt man durch die Beweiſe für das Daſein Gottes auf den Urheber eines abſoluten Weſens. Ein kenntnißreicher Mann iſt unſer Dolmetſcher überhaupt: ihm ſind die Eſſener aus dem N. T. bekannt (S. 57), wo ihrer nirgends Erwähnung geſchieht; er weiß von einer Platoniſchen Exiſtenz der Seelen (S. 312); aus des Apoſtels Paulus wahrſcheinlicher Bekanntſchaft mit den helleniſtiſchen Apokryphen des A. T. macht er eine Bekanntſchaft mit der griechiſchen Weltweisheit (S. 209); Praxeas und Noët haben nach ihm bei der Annahme von drei Perſonen in der Gottheit doch das Intereſſe des Monotheismus zu wahren und dem Schein auszuweichen geſucht, als wäre in der Dreieinigkeit eine Vielgötterei enthalten (S. 213 f.); den Beweis des Daſeins Gottes aus dem Gewiſſen und den Kantiſchen, den aus der Gottesidee, die nur von Gott ſelbſt dem Gemüthe eingepflanzt ſein könne, und den ontologiſchen, weiß er nicht zu unterſcheiden (S. 183 ff. 196).

Bei ſo kläglichem Stande ſeines Wiſſens kann es nicht fehlen, daß ihm nicht alle Augenblicke, wo er nur die Worte zu vertauſchen meint, der ganze Sinn ſich verkehrt. Sage ich, der Proteſtantismus habe ſich, namentlich das Lutherthum, gegen den Fortſchritt abgeſchloſſen, ſo läßt der Erläuterer denſelben innerhalb ſeiner namentlich durch Luther ihm feſtgeſteckten Gränzen ſtehen bleiben (S. 78). Aus der Uebereinſtimmung der Arminianer mit den philoſophiſchen Gründen der Socinianer gegen die Dreieinigkeit macht er eine Uebereinſtimmung dem Sinne nach (S. 224). Tadle ich an den ſocinianiſch-arminianiſchen Beſtimmungen über die nothwendige Vernunftmäßigkeit der Offenbarung, daß ſie dabei nur von dem Begriffe der Offenbarung ausgegangen ſeien, da doch, wenn es noch ſo ſehr im Begriff einer Offenbarung läge, mit der Vernunft übereinzuſtimmen, deswegen eine (empiriſch) gegebene und ſich für Offenbarung ausgebende Religion wie das Chriſtenthum dennoch mit ihr im Widerſtreit ſein könnte: ſo läßt der Buchmacher gerade umgekehrt jene Theologen beweiſen, daß eine gegebene Offenbarung und die menſchliche Vernunft einander nicht widerſprechen (S. 165). Die allegoriſche und die rationaliſtiſche Schriftauslegung unterſcheide ich ſo, daß die erſtere von dem buchſtäblichen Vordergrunde die Aufmerkſamkeit auf einen phantaſtiſchen Hintergrund abgelenkt, die letztere jenen Vordergrund ſelbſt umgeſtellt habe: nach dem Dolmetſcher haben die Rationaliſten umgekehrt den buchſtäblichen Vordergrund der Schrift ſtehen gelaſſen — doch aber ſollen ſie daran gedreht (folglich ihn nicht ſtehen gelaſſen) haben (S. 99).

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

23. October. № 98. 1841.

Zur Charakteriſtik der heutigen Rechtswiſſenſchaft.

(Fortſetzung.)

Vor uns liegt das Corp. jur. Sein Inhalt iſt ein Auszug aus den größten juriſtiſchen Werken, die das römiſche Volk geſchaffen hat. Wir ſehen in ihm die ausgebreitetſte Thätigkeit der alten Claſſiker über alle möglichen Fälle, in denen jene Grundbegriffe zu einander in Beziehung treten können. Nun ſollen wir uns in daſſelbe hineinleben, es ganz und innerlich durchdringen und das, was den römiſchen Juriſten vor den Augen ihres Geiſtes entſtanden iſt, vor den unſrigen neu entſtehen laſſen. Ohne dieſes wiſſen wir vom römiſchen Recht nichts; es iſt ein todtes Feld; ſeine Bearbeitung iſt weder dem Bearbeiter zur Freude, noch Anderen zum Nutzen.

Wie kann dieſes allein geſchehen? Offenbar liegt die Antwort nahe; es iſt vor allem in unſerem Bewußtſein ein feſter Grund dadurch zu legen, daß wir angeleitet werden, gerade die römiſch-rechtlichen Grundbegriffe jener Inſtitute, die den Römern eigenthümliche Anſchauung derſelben, von Eigenthum, Vertrag, Ehe u. ſ. w. unſerm Denken zu eigen zu machen. Es iſt klar, daß dieſes die unerläßliche Bedingung für das richtige, wiſſenſchaftliche und zugleich lebendige Verſtändniß der römiſchen Rechtswelt ſein muß. Ohne daſſelbe wird das Einzelne todt und kalt an uns vorüber gehen; weil wir uns ſeines inneren organiſchen Lebens nicht bewußt werden, wird auch das Beſondere nicht lebendig erſcheinen; der Lebende aber hat nur Freude und Intereſſe für das Lebendige.

Werfen wir nun einen Blick auf die Theorie und ihre Aufgabe, ſo liegt ſie klar vor. Sie will und ſoll, ihrem Weſen nach, das römiſche Recht uns zu eigen machen, uns anleiten, die Rechtsentwicklung der Römerwelt in uns durchzumachen, um das Corp. jur., dieſe mächtigen Trümmer eines unermeßlichen Baues, uns als Einheit und Organismus vorzuführen.

Nun aber müſſen wir eine Behauptung ausſprechen, deren genauerer Beweis ein eignes Werk erfordert. Man wird im Allgemeinen aber wenig dagegen einwenden; dies genüge. Das ganze Syſtem des Pandektenrechts beruht auf einer, von der unſrigen ganz verſchiedenen Auffaſſung der Hauptbegriffe im Privatrecht. Sie haben eine eigenthümliche Geſtaltung des Eigenthums, quiritariſches und bonitariſches; eigenthümliche Verträge — die Stipulationen und bon. fid. obl.; — die Perſönlichkeit iſt ihnen eine weſentlich andre wie uns, denn ſie haben patria potestas, servitus, manus; ihre Ehe iſt durchaus verſchieden von der unſrigen; ihr Erbrecht beruht auf einer ganz anderen Grundlage. Vor allen Dingen iſt daher, will man anders das römiſche Recht in ſeiner inneren Einheit begreifen, ein Zurückführen auf dieſe ächt römiſchen, nationalen Rechtsinſtitute nothwendig. Dieſes iſt vorläufig feſtzuhalten.

Nun kam das Corp. jur. nach Deutſchland und ſollte angewendet werden. Man gebrauchte es im Anfange nicht, um rechtsgeſchichtliche Studien darnach zu machen, ſondern um ein wirkliches, deutſches Recht daraus zu bilden. Hätte man gleich von vorn herein begriffen, daß das römiſche Privatrecht auf eben ſo verſchiedenen Grundlagen beruht von den unſrigen, wie etwa das Kirchenrecht derſelben, ſo würde man wohl anders zu Werke gegangen ſein. Das geſchah nicht. Die Zurückführung des Inhalts des Corp. jur. auf die ächt römiſchen Begriffe konnte daher gar nicht ſtattfinden, wenn man wirklich das römiſche Recht anwenden wollte. Man ſchlug daher einen andern Weg ein und ſuchte die *deutſchen* Begriffe mit den römiſchen der Pandekten zu vermitteln, wie man auf der andern Seite das *geltende* deutſche Recht in die Syſteme des römiſchen Rechts hineinzubringen ſuchte durch die Werke, die den ſogenannten usus modernus enthalten. Von einem germaniſchen Begriffe aus — z. B. dem des ungetheilten, einheitlichen Eigenthums, des abſolut klagbaren Vertrags, der unzertrennlichen Ehe u. ſ. w. — wollte man die Sätze der alten Juriſten verſtehen und anwenden.

Warum ein ſolcher Weg in der ſyſtematiſchen Auffaſſung des römiſchen Rechtsganzen eingeſchlagen ward, haben wir angedeutet; wie es möglich war, daß wenigſtens *Mancherlei* damit erreicht würde, ergiebt ſich gleichfalls leicht. Zuerſt nämlich ſind die römiſchen Begriffe von den gegenwärtigen nicht *abſolut* verſchieden; im Gegentheil giebt es ſehr viele Punkte, in denen ſie übereinſtimmen. Denn das römiſche Recht ſelbſt erſcheint als in einer Entwicklung begriffen, und das Weſen dieſer Entwicklung iſt gerade das, das einſeitig Nationelle abzuſtreifen und das

Gemeingiltige, innerlich Nothwendige an deſſen Stelle zu zu ſetzen. Auf allen Punkten, wo dies geſchehen iſt, erſcheint dieſes allgemeinere Recht als Ausnahme vom strictum jus; gerade hier ſind die Stellen, auf welchen die größte Gleichheit beider Volksrechte, des römiſchen, wie des deutſchen, ſich zeigt, und wo daher eine unmittelbare Anwendung des römiſchen Rechts auf deutſche Rechtsinſtitute möglich war. Wir überlaſſen es dem Leſer, ſich die einzelnen Beiſpiele hierfür ſelbſt zu vergegenwärtigen. Gerade dadurch, daß dieſes ſo möglich war, trat die innere Nothwendigkeit, das römiſche Recht auf ſeinen nationalen Kern zurückzuführen, in den Hintergrund; man begnügte ſich mit der Befriedigung des einzelnen Bedürfniſſes, und freute ſich allenfalls, nebenbei dieſes und jenes noch aus der eigentlichen Rechtsgeſchichte zu wiſſen. Dieſes giebt die Grundlage für die Geſtaltung der Theorie ab, wie ſie hauptſächlich zuerſt in der ſyſtematiſchen Methode erſcheint. Die Grundbegriffe in den erſten Syſtemen des deutſchen Gemeinen Rechts ſind nicht die national-römiſchen; ſie haben durchſtehend den deutſchen Charakter an ſich; der ganze Inhalt iſt nicht eigentlich das römiſche Recht, ſondern eine Miſchung von Römiſchem und Nichtrömiſchem, angemeſſen den Forderungen der damaligen Zeit und ausreichend für den Gebrauch, der ſich nicht dazu herabließ, als eine volksthümlich-deutſche Rechtsverwaltung angeſehen werden zu wollen.

In dieſer Verſchmelzung des deutſchen und römiſchen Elements — nicht im Einzelnen, ſondern in den Hauptſachen ſelbſt — ging eine oder jede Klarheit ſowohl für die Kenntniß des Römiſchen als des Deutſchen unter; ſtatt einer Vereinigung mußte bei ſo Unvereinbarem nur Verwirrung eintreten. Damit aber war dem Verhältniß der Theorie und Praxis das Urtheil geſprochen, denn die letztere will vor Allem beſtimmte Klarheit, um das Brauchbare ergreifen, das Unbrauchbare verwerfen zu können. Dieſer Zuſtand entſchied ſich in der Praxis weſentlich durch ein Moment, welches erſt im vorigen Jahrhundert allgemeiner wurde, das Studium der römiſchen Rechtsgeſchichte. Es konnte daſſelbe nicht Platz greifen, ohne daß man einſehen mußte, daß auch die römiſchen Grundbegriffe von Eigenthum, Vertrag, Ehe, Erbrecht u. ſ. w., ſo weit ſie im Corp. jur. ſelbſt vorkommen, nicht etwa unveränderlich feſtſtehen, wie in einem Geſetzbuche, ſondern von Labeo und Gaxito bis Juſtinian höchſt wichtige Entwicklungen erlebt haben. Dazu trat unmittelbar ein Zweites. Eben die Fortſchritte, die die Rechtsgeſchichte machte, mußte den Blick des denkenden Juriſten darauf hinführen, daß und wie weſentlich das römiſche Rechtsſyſtem ſeiner Grundlage nach von dem deutſchen verſchieden ſei und eigenthümlich daſtehe. Und nun trat eigentlich das Verhältniß ein, was noch gegenwärtig den Charakter der Theorie in dieſer Beziehung bildet. Sie ſoll nämlich das Corp. jur. als das Geſetzbuch für das Gemeine Recht anſehen und ihr Syſtem auf daſſelbe bauen, mithin erſtlich die Grundbegriffe ſelbſt aus ihm entlehnen. Das iſt aus den zwei angeführten Gründen nicht möglich; einmal, weil dieſelben im Corp. jur. ſelbſt als ganz verſchieden auftreten — wir erinnern nur an den Begriff des Eigenthums, die Aufhebung der Nichtklagbarkeit der pacta, der alten freien Ehe, der alten potestas in Beziehung auf das Vermögen der Kinder, der alten Grundſätze über die Erbfolge — dann, weil das, was ſich aufſtellen läßt, ſo wie man es als national römiſch, das iſt hier, als geſchichtlich wahr auffaßt, eben ganz verſchieden von den deutſchen Grundbegriffen iſt; dadurch wird die „Theorie" gezwungen, ſtatt der geforderten und geſuchten Baſis ihres Syſtems eine Geſchichte derſelben zu geben, ohne daß ſie jedoch zu einem beſtimmten Reſultat darüber kommt, was aus dieſer Geſchichte eigentlich heutiges Recht ſei; dennoch kann die Praxis durchaus einer ſolchen Grundlage auf keine Weiſe entbehren; und hier entſteht der erſte und zum Theil fühlbarſte Widerſpruch zwiſchen beiden. — Zweitens aber muß die Theorie auch ein entwickeltes Syſtem geben, die Entfaltung jener Grundgedanken über alle einzelnen Theile, Fragen und Fälle des Privatrechts. Hier mag ſie ſich nun ſtellen, wie ſie will, es wird ihr nicht möglich ſein, ein inneres Ganze aus dem ihr vorliegenden Stoffe zu bilden. Denn es kann erſtlich die Darſtellung der Pandekten und des Juſtinianiſchen Rechts als Einheit im engern Sinn auch hier nichts anderes hervorrufen als eine Geſchichte des Rechts, wofür, um nur an ein Beiſpiel zu erinnern, das Erbrecht des römiſchen Rechts einen Maßſtab geben mag; iſt für den claſſiſchen Juriſten z. B. der Vertrag ſeinem Weſen nach etwas anderes, wie für Juſtinian, ſo wird das ganze Vertragsrecht auch ein anderes ſein in jener Zeit, wie in dieſer; daher denn auch ſtatt einer ruhigen ſyſtematiſchen Darſtellung in der „Theorie" überall, wo das geſchichtliche Verhältniß ſich fühlbar macht, ein unbeſtimmtes Herumfahren ſich zeigt, und allerdings hauptſächlich der beſſre „Tact" den beſſern Lehrer macht. — Dann aber, ſelbſt wenn dieſe Geſchichte gelungen wäre, tritt der zweite, größere Uebelſtand ein. Denn es iſt das ganze Corp. jur. recipirt; eben als Ganzes aber iſt es keine Einheit. Was iſt nun das, was der heutige Praktiker für „heutiges" Recht anſehen ſoll? Es können nicht zwei ſich aufhebende Rechte gelten, wie das Juſtinianiſche und das der Pandekten. Hierauf giebt die Theorie eine ſcheinbar einfache Antwort: es gilt aus dem Corp. jur. nur das Juſtinianiſche Recht. Nun aber iſt der Juſtinianiſche Begriff z. B. bei der Ehe eben ein nicht geltender, bei den Verträgen ein ſehr unausgebildeter. Wir haben daher mit einem ſolchen eben ſo leicht ausgeſprochenen, als ungenauen Satz gar nichts gewonnen. Aber mit jenem Satz begnügt

ſich dennoch weſentlich die ganze Theorie, und geht dann einfach weiter zur Darſtellung des ganzen Corp. jur. Es iſt klar, welche Verwirrung dadurch entſtehen muß. Denn ſie iſt jetzt theils Geſchichte, indem ſie die Fortbildung des Rechts, welche im Corp. jur. ſich findet, aufnimmt, theils ungiltiges Recht lehrend, indem auch der Schlußpunkt der Geſchichte nicht ſtets das heutige Recht enthält, theils aber auch die Lehre des heutigen Rechts, inſofern Vieles aus dem römiſchen Recht gegenwärtig gilt; und dieſes iſt der Zuſtand des heutigen Gemeinen Rechts. Es iſt an ihm in der That nichts anzuerkennen, als daß er nur einen Uebergangspunkt bilden kann; denn er iſt weder wiſſenſchaftlich noch praktiſch.

(Fortſetzung folgt.)

Warnung.

(Schluß.)

Kommt hier zu der Unwiſſenheit noch die Gedankenloſigkeit, den Widerſpruch der eigenen nachfolgenden Worte gegen die vorhergehenden nicht zu bemerken: ſo iſt es freilich von einem Tagelöhner, als welchen unſer Mann ſich allenthalben ausweiſt, zu viel verlangt, daß er bei ſeiner Arbeit außer dem Schreiben auch etwas denken ſolle. Deſſen hat er ſich denn auch möglichſt überhoben. Nach S. 88 ſahen die Reformatoren in den katholiſchen traditiones ecclesiasticae lauter (bei mir heißt es: zum größern Theil) Mißbräuche: und gleich nachher heißt es, ſie haben Manches daraus beibehalten, nach S. 297 wurde unter den Juden „von dem göttlichen Weſen, ſofern es nach außen ſeine Wirkſamkeit ausübt, und in der Welt der Natur und des endlichen Geiſtes ſich wirkſam zeigt, gleichſam ein anderes göttliches Weſen, wenn gleich in ſeinem (!) Anfange nur poetiſch, doch in der Folge der Zeit als wirklich exiſtirend unterſchieden;" ſoll heißen, von dem göttlichen Weſen an ſich ſei ſeine Wirkſamkeit in der Welt gleichſam als ein zweites Weſen unterſchieden worden. Gott der Vater, wird S. 219 geklagt, fließe in der kirchlichen Dreieinigkeitslehre meiſtens mit der Einheit des göttlichen Weſens zuſammen, „ſtatt daß er doch als die erſte Perſon von den andern zwei Perſonen hätte unterſchieden werden ſollen:" — von dieſen wird er ja wirklich unterſchieden, aber nicht ebenſo, wie geſagt, von dem Einen göttlichen Weſen! Nach Arius ſei der Sohn ein Geſchöpf, aber nicht aus dem Weſen Gottes hervorgegangen (S. 216); geſchichtliche Wirkungen, welche über die Abſicht ihrer Urheber hinausgehen, oder doch (ſtatt und doch) weſentlich und zweckvoll in die Weltgeſchichte eingreifen, begründen das hiſtoriſch-theologiſche Argument für das Daſein Gottes (S. 182); die Offenbarung, als doppelgängeriſches Gegenbild des Menſchen, geht, wenn ihm dieſer die Hand reicht, in ſich ſelbſt (ſtatt in ihn) zurück (S. 171); die Engel, ſeit ihnen der Sternenhimmel über uns genommen iſt, können wir nur noch in dieſer Sternenwelt ſelbſt ſuchen (S. 300), — das hieße alſo eben im Sternenhimmel — aber der Mann wollte wohl ſagen, der Himmel über den Sternen ſei ihnen genommen worden. In der Dreieinigkeitslehre, wie gezeigt, iſt unſer Ausleger beſonders ſtark: ſo iſt nach S. 219 bei Athanaſius die Einheit des göttlichen Weſens nur ein Gattungsbegriff, unter welchen die drei Perſonen als eben ſo viele Arten (ſoll heißen: Individuen) fallen; ja nach der folgenden Seite iſt jede einzelne Perſon größer als das Ganze. Doch hier, wie S. 224, wo von einem „weiteren ſtrengeren Sinn" die Rede iſt; oder S. 267, wo „Aeußeres und Inneres ſich immer mehr mit einander vermiſchen und immer mehr von einander geſchieden werden" (bei mir heißt es, ſie haben ſich immer weniger von einander unterſcheiden laſſen): — in dieſen und vielen andern Fällen iſt nicht wohl mehr zu entſcheiden, ob wir es mit Denk-, Schreib- oder Druckfehlern zu thun haben. Denn den ſchmierenden Verfaſſer hat der hudelnde Setzer, wie billig, beſtens ſecundirt.

Nicht einmal einen ordentlichen Satz iſt unſer Schmierer zu bilden im Stande. Er ſpricht von der Aeußerlichkeit, wodurch vor der Reformation die Verſöhnung des Menſchen mit Gott vor ſich gehen ſollte (S. 63); „die natürliche Offenbarung wurde beſonders durch philoſophiſch gebildete Heidenchriſten immer weiter von Seiten der griechiſchen Kirche ausgebildet" (S. 82); „bald ließ man die Engel nicht lange in ſolcher natürlichen Menſchengeſtalt" (S. 296). Nach S. 215 befinden ſich (bei Tertullian) Sohn und Geiſt dem Vater gegenüber in dem Zuſtande der Unterordnung, und nach S. 77 waren bei den Propheten „die ſich zugeſchriebenen Erſcheinungen eine Art Theatereffect, um dem, was man vortrug, mehr Wirkung zu verſchaffen." „Jeder Gegenſtand, heißt es S. 240, welchem ein Erkennen zugeſchrieben werden kann, geht, um zur Erkenntniß eines Weſens zu gelangen, das ihm an ſich unbegreiflich iſt, von ſich ſelber aus, und ſchreibt die in ſich vorgefundenen Eigenſchaften im höchſten Sinne dieſem Weſen bei (wofern er nämlich dieſes Weſen zugleich als das allervollkommenſte ſich vorſtellt, was der Verf. zu ſagen vergeſſen hat). Endlich, um die ganze Liederlichkeit dieſes Buchmachens zu überſehen, ſtelle man Sätze neben einander wie folgende:

Glaubenslehre S. 547:

Da nämlich allen Begriffen göttlicher Eigenſchaften die Vorſtellung des göttlichen Weſens als einer Einzelperſönlichkeit zum Grunde liegt, ſo iſt die menſchliche Perſönlichkeit das Schema, nach welchem jene Begriffe gebildet worden ſind.

Allg. faßliche Darſt. S. 342:

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß, wenn von göttlichen Eigenſchaften die Rede iſt, dabei der Begriff Gottes als eines perſönlichen Einzelweſens zu Grunde liegt; und dabei iſt offenbar die menſchliche Perſönlichkeit das zu Grunde Liegende geweſen, wonach jene Begriffe gebildet wurden.

Beſonders erbaulich und würdig iſt auch die Art, wie ſich der Bearbeiter den von mir hin und wieder gebrauchten Bildern gegenüber benimmt. Für ſeinen Zweck konnte er ſie ſtehen laſſen, da ſie ja als Bilder für ſich ſchon „allgemein faßlich" ſein werden; aber — ſei es nun, um an ſolchen beſonders bemerkbaren Punkten nicht allzu offenbar als Abſchreiber zu erſcheinen, ſei es, weil er ſich ſelbſt in dieſem Genre etwas zutraut, — er ſpinnt ſie in der Regel aus eigenen Mittel weiter aus. Und wie!

Glaubenslehre, S. 1.

Weltweisheit, die ſtolze Heidin, unterwarf ſich demüthig der Taufe und legte ein chriſtliches Glaubensbekenntniß ab: wogegen der Glaube ſeinerſeits keinen Anſtand nahm, ihr das Zeugniß vollkommener Chriſtlichkeit auszuſtellen —.

Allg. fabl. Darſt. S. 47:

Weltweisheit, die ſtolze Heidin, trug eine Krone, nach chriſtlicher Art (?), und, wie ſie ſagte, aus chriſtlichem Golde geprägt, und ein Königskleid mit chriſtlichen Guirlanden (!). Der Glaube aber machte der neu façonirten Dame freundig die Thüre auf, legte die Hand auf ſie und ſegnete ſie, während ſie am Taufſtein ihr Glaubensbekenntniß ſprach.

S. 66 ff.:

Iſt Gott kein beſonderes, außerweltliches Weſen mehr: ſo iſt die Schöpfung nicht länger ein Act göttlichen Beliebens, der ebenſowohl auch hätte unterbleiben können, ſondern ein mit der abſoluten Idee nothwendig geſetztes Entwicklungsmoment, welches nur mit der Exiſtenz des Abſoluten ſelbſt weggedacht werden kann; ſo iſt die Vorſehung nicht mehr ein Hereingreifen einer der Welt äußerlichen Intelligenz, ſondern die Immanenz göttlicher Kräfte und Geſetze in der Welt; — ſo iſt die Offenbarung nicht als Eingebung von außen, noch als einzelner Act in der Zeit, ſondern als Eins mit der Geſchichte des Menſchengeſchlechts zu faſſen; ſo iſt namentlich die Erſcheinung Chriſti nicht mehr die Hereinpflanzung eines neuen göttlichen Princips, ſondern ein Schößling aus dem innerſten Marke der göttlich begabten Menſchheit heraus; ſo iſt dieſe Erde kein Jammerthal mehr, deſſen Durchwanderung ihren Zweck außer ſich in einem künftigen himmliſchen Daſein hätte, ſondern hier ſchon gilt es, den Schatz göttlicher Lebenskraft zu heben, den jeder Augenblick des irdiſchen Lebens in ſeinem Schooße beherbergt.

S. 71:

Die Welt iſt jetzt nicht mehr zufällig geſchaffen, nicht mehr der todte Hund, die ſtinkende Materie: ſie iſt mit Nothwendigkeit da, ohne ſie iſt kein Gott; ſie iſt, bildlich zu reden, das Blut und der Puls Gottes, und umgekehrt er iſt in ihren Adern das Blut. Das iſt die Liebe des Alls, das iſt die große Ehe, das iſt die geiſtige Begattung, das Zuſammenſein des Endlichen und Unendlichen. Vorſehung, Offenbarung und Verſöhnung kommen uns nicht mehr von außen her: die Menſchheit trägt die göttliche Gnade in dem eigenen Mark. Verſtehen wir es nur, den göttlichen Schatz zu heben: die Erde iſt nicht mehr ein Aas mit Würmern, ſondern ein Paradies, wo göttliche Kräfte, wie Blüthen, auf uns regnen, wo Gott in uns einkehrt, wie Thau in Roſenblättern: die Erde iſt die Herberge des Himmels; der Himmel der Schooß der Erde.

Verhalten ſich die beiden Redactionen der letzteren Stelle nicht wie eine Mahlzeit, die hier reinlich und ordentlich auf der Tafel ſteht, dort von einem verdorbenen Magen wieder ausgebrochen, entſtellt und ekelhaft auf dem Boden herumliegt? Wie ſchon hier, ſo werden auch ſonſt die Bilder in's Gemeine gezogen. Ich führe die Vergleichung Calvin's an, Gott komme der abgeſtumpften menſchlichen Sehkraft durch die Offenbarung wie durch eine Brille zu Hülfe: „allgemein faßlich" giebt dies der Bearbeiter ſo: Gott müſſe dem Menſchen die Brille der Offenbarung **auf die Naſe ſetzen** (S. 84). Anderswo **guckt** Gott vom Himmel auf die Erde herunter (S. 243); die chriſtliche Kirche iſt auf das Geheimniß der Dreieinigkeit **verpicht** (S. 204) — zugleich eine Probe von dem Deutſch des Schmierers oder der Glükherſchen Officin; das abendliche Wandeln Gottes im Garten ſchien doch zu **bunt** (S. 77) u. dgl. m.

Doch ich muß abbrechen; denn wollte ich alle Verkehrtheiten und Liederlichkeiten dieſes Machwerkes aufzählen, ſo müßte ich ein Buch darüber ſchreiben, und das hieße doch den Leſern und mir ſelbſt allzuviel zugemuthet. Aber zeichnen mußte ich es, um nicht von ſolchen, die es ſonſt für den getreuen Abdruck meiner Arbeit gehalten haben würden, für ſeine Fehler und Gemeinheiten verantwortlich gemacht zu werden. Meinen Unwillen darüber wird man mir zu Gute halten, wie man den des Malers gerecht finden würde, der von einem mit redlichem Fleiß und ſtiller Begeiſterung zu Stande gebrachten Bilde die verzerrten Copieen eines Hudlers ausbieten ſehen müßte. Und es möchte noch hingehen im Inlande, wo die Vergleichung mit dem Original doch immer für Jeden möglich bleibt: aber wenn man anfängt, auswärtigen Nationen meine Ideeen in dieſer unächten Geſtalt darzubieten, wie ſo eben in Schweden mit meinem Leben Jeſu geſchieht, ſo wird man es in der Ordnung finden, daß ich dieſe Pfuſcharbeiten, ſo weit mein Arm reicht, zu zertrümmern trachte.

Strauß.

Intereſſante und höchſt wichtige Schrift für Freunde und Verehrer des kalten Waſſers:

Vom

vernünftigen Gebrauche des kalten Waſſers

in Geſundheit und Krankheit.

Von

Dr. Bernhard Hirſchel,

praktiſchem Arzt zu Dresden, Mitglied der Geſellſchaft für vaterländiſche Naturgeſchichte daſ.

Zweite vermehrte Auflage.

gr. 8. Broſchirt. ½ Thlr.

Inhaltsverzeichniß:

Erſtes Capitel: Einleitung. Grenzen der Waſſerheilung. Ueber Univerſalheilkraft des kalten Waſſers. Verhältniß der Hydriatik zu der übrigen Medicin. Würdigung des Prießnitziſchen Verfahrens. Dispoſition des Buches. — Zweites Capitel: Vom kalten Waſſer überhaupt, von ſeinen Eigenſchaften und den zum Gebrauche deſſelben nothwendigen Erforderniſſen. — Drittes Capitel: Von den Wirkungen des kalten Waſſers auf den menſchlichen Organismus. — Viertes Capitel: Von den verſchiedenen Arten der Anwendung des kalten Waſſers und deren Wirkung. — Fünftes Capitel: Vom diätetiſchen Gebrauche des kalten Waſſers. Regeln über den diätetiſchen innern Gebrauch des kalten Waſſers. Regeln über den diätetiſchen äußern Gebrauch des kalten Waſſers. — Sechſtes Capitel: Vom Gebrauche des kalten Waſſers als Heilmittel. — Siebentes Capitel: Ueber die bei Anwendung einer Waſſerkur zu beobachtenden Regeln. — Anhang, einige litterariſche Nachweiſungen betreffend.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

25. October. № 99. 1841.

Zur Charakteriſtik der heutigen Rechtswiſſenſchaft.

(Fortſetzung.)

Denken wir uns nun einen ſolchen Zuſtand der „Theorie" dem Praktiker gegenübergeſtellt, mit der Forderung, ſowohl das römiſche Recht als ſolches zu erkennen, damit ihm das Verſtändniß des Corp. jur. eröffnet werde, als auch das heutige Recht, um dem Bedürfniß ſeiner Stellung zu entſprechen, zugleich mit dem Bewußtſein, daß er gerade in dieſen Beziehungen alle ſeine Zweifel und Fragen von der Doctrin des Pandektenrechts gelöſt finden werde — was iſt natürlicher, ja nothwendiger, als daß er nun ſich unmuthig von ihr abwendet, wenn er in ihr ſelber keine innere Beſtimmtheit zu entdecken vermag? Wie ungerecht iſt, wer ihr die Entfremdung von der Theorie vorwirft, während er doch ſehen muß, daß der Inhalt der „Theorie" ſelbſt noch eine neue Theorie vorausſetzt, um die verſchiedenartigen Elemente in ihr zu ſondern und nur das Nothdürftigſte zu finden, deſſen der Praktiker nicht entbehren kann? Und wird man läugnen, daß dem ſo iſt, nicht bloß in der Theorie des vorigen Jahrhunderts, ſondern auch noch in der heutigen? Wir ſind weit entfernt, hier mit einzelnen Sätzen Beweiſe geben zu wollen; kann es denn aber anders ſein, wenn ſich die Elemente des Rechtszuſtandes trennen und dennoch die „Theorie" ihrer ganzen Stellung nach, ſo wie nach ihrem eignen Ausſpruche, die wiſſenſchaftliche Grundlage des Rechtsbewußtſeins bilden, das Gewonnene entwickeln will und ſoll? Es iſt kein andrer Grund denkbar, und kein andrer wird ein ſolches Phänomen erklären. — Indeß müſſen wir noch einen Schritt weiter gehen, um ganz auf den heutigen Standpunkt zu gelangen.

Zwei weſentliche Bedürfniſſe hat jener Zuſtand, deren Erfüllung als Heilung ſeiner Mängel ſich darſtellt; ſie ergeben ſich einfach aus dem Inhalt desjenigen, was wir das Gemeine Recht nennen. Das erſte iſt eine hiſtoriſche Zurückführung des Rechts im Corp. jur. auf die volksthümlich römiſche Rechtsanſchauung. Geht aus dieſer das Einzelne hervor, ſo muß es auch durch dieſe begriffen werden, und jeder andere Weg kann nur Unklarheit und Verwirrung herbeiführen. Dieſes iſt die Aufgabe der Rechtsgeſchichte; nur ſie kann die Grundlage zum Verſtändniſſe des Gemeinen Rechts bilden, mit ihr allein wird es möglich, das römiſche Recht als ein inneres Ganzes zu begreifen. Bedarf nun bloß die „Theorie" einer ſolchen? Gewiß nicht; auch für die Praxis iſt ſie unumgänglich erforderlich. Aber vielleicht iſt hier gerade der Punkt, wo letztere untheoretiſch iſt, ſelbſt die beſten rechtsgeſchichtlichen Entwicklungen zurückſtoßend, durch welche wir in den innerſten Kern des römiſchen Rechtslebens einen klaren und folgereichen Blick thun können. Wird man dies im Ernſt behaupten? Das in dieſem Sinne wahrhaft claſſiſche Werk unſrer Zeit iſt Savigny's Beſitz; was iſt es anders, wodurch es ſeine wahre und dauernde Bedeutung haben wird, als daß es die ganze Lehre vom Beſitz eben ſo richtig als conſequent auf den ächt römiſchen Gedanken zurückführt, und das ganze Recht deſſelben dadurch als ein ſelbſtbedingtes und organiſches Syſtem darſtellt? Und unter allen neueren juriſtiſchen Werken, welches hat ſich der entſchiedenſten und allgemeinſten Anerkennung von Theoretikern und Praktikern zugleich erfreut? Keines kann ſich mit dem Beſitze meſſen. Dennoch weiß Jeder, daß der römiſche Begriff des Beſitzes durchaus verſchieden von dem unſrigen iſt in höchſt weſentlichen Punkten. Wir haben keine Interdicte mehr; unſer Summariſſimum ſetzt einen ganz andern Gedanken voraus, als jene. Wäre unſre Praxis gleichgiltig gegen die wahrhaft entſprechenden rechtsgeſchichtlichen Darſtellungen, würde ſie dann nicht eben ſo gut Savigny's Beſitz zur Seite gelegt haben, wie ſo manches andre Buch, da doch Niemand einen Proceß über einen heutigen Fall nach dieſem Werke führen oder entſcheiden kann? Es iſt daher nicht die reine, dürre praktiſche Anwendbarkeit, die die praktiſchen Juriſten unſrer Zeit bewogen hat, den Inhalt dieſes Buches zu einem Theile ihres Rechtsbewußtſeins zu machen. Sie ſind ſo empfänglich wie je für die Rechtsgeſchichte, ja wohl noch empfänglicher; ſie werden doppelt anzuerkennen wiſſen, was für dieſelbe geſchieht, wenn es nur auf die rechte Weiſe geſchieht. Solche Werke, wie das erwähnte von Savigny, ſind im Gegentheil das erſte, dringendſte Bedürfniß unſrer Zeit für das ganze Gebiet des römiſchen Rechts; es mußte vor allem der eigentlich römiſche Grundbegriff aufgeſucht, mit Conſequenz auf ihm das Syſtem des Rechts erbaut und nach allen Seiten hin durchgeführt werden. Wie weit aber ſind wir aber noch davon entfernt! Und daß wir es ſind, hat

wiederum ſeinen Grund in dem zweiten Bedürfniß. Denn wenn die „Theorie“ nun ganz in dieſem rein römiſchen Sinne den Inhalt des Corp. jur. behandelte, ſo würde ſie nach einer andern Seite hin mit ihrer Stellung in Widerſpruch gerathen. Wir verlangen von ihr die ſyſtematiſche Darſtellung des heutigen Rechts; jenes aber würde nur das römiſche Recht ſein. Sie kann unſre Forderung nicht zurückweiſen; wir wollen von ihr den heutigen, das iſt den nationalen deutſchen Grundbegriff der Inſtitute des Privatrechts lernen und die einzelnen Rechtsſätze als auf dieſen beruhend verſtehen. Dieſes zweite Bedürfniß iſt eben ſo unabweislich wie das erſte es war. Die „Theorie“ möchte es auch gerne erfüllen, aber hier laufen ihr die Grenzen ineinander, und aus ihren zwei vollkommenen ſelbſtändigen und innerlich beſtimmten Theilen macht ſie Ein vages, unbeſtimmtes und ungenießbares Ganze. — Wie nun Savigny in Beziehung auf das Verſtändniß des ächt römiſchen Rechtslebens unendlich viel gethan hat, ſo greift er auch hier mitten hinein und macht den Verſuch, der allerdings der erſte ſein muß, einmal aus jener rudis indigesta quae moles das heutige geltende Recht herauszuſcheiden und ſelbſtändig hinzuſtellen. Daß ein ſolcher nothwendig iſt, wird wohl klar ſein. Es handelt ſich nur um den Weg; das Unternehmen des Verf. iſt daher auch in dieſer Beziehung eben ſo wichtig als intereſſant, denn auf den erſten Blick ſcheint ſein ganzes Werk nur dazu beſtimmt zu ſein, eben dem von uns angedeuteten Bedürfniß abzuhelfen. Dieſe Hoffnung wird ſchon durch den Titel erweckt — es ſoll das heutige römiſche Recht gegeben werden; entſchiedener ſpricht er ſich gleich im § 1 darüber aus, nur das jetzt noch Geltende aufnehmen zu wollen und alles bloß Römiſche auszuſchließen; ja er geht ſo weit, in der Vorrede zu verſprechen, daß er „in dem Umkreis dieſer römiſchen Elemente unſres Rechtsbewußtſeins dasjenige ausſcheiden will, was davon in der That abgeſtorben iſt und nur durch unſer Mißverſtändniß ein ſtörendes Scheinleben fortführt.“ — „Das vorliegende Werk,“ ſagt er, „geht ſo wenig darauf aus, dem römiſchen Recht eine übermäßige Herrſchaft zuzuwenden, daß es vielmehr die Anwendbarkeit deſſelben in nicht wenigen Rechtslehren beſtreitet, worin ſie bisher allgemein angenommen wurde, ſelbſt von Solchen, die ſich ſtets für Gegner der hiſtoriſchen Schule erklärt haben“ (Vorrede S. XV. XVI.). Dieſes heißt nun gerade den Hauptpunkt des gegenwärtigen Mangels berühren und das dringendſte Bedürfniß ausſprechen; man ſieht, daß dem Verfaſſer der Zuſtand der „Theorie“ klar vorliegt. Nun aber — was heißt es denn, die Anwendbarkeit vieler Punkte des römiſchen Rechts beſtreiten, erklären, daß dieſelben nur ein ſtörendes Scheinleben fortführen in unſerm Rechtsbewußtſein? Offenbar nichts anderes, als ihnen ihre geſetzliche bindende Kraft abſprechen. Wie kann der Verf. das? Seine ſubjective Meinung wird er doch gewiß nicht als das Normgebende in dieſer Beziehung hinſtellen wollen, als wäre irgend ein Theil des römiſchen Rechts dadurch mehr oder weniger anwendbar, d. h. geltendes Recht, weil er, ein einzelner Juriſt, es meint? Sondern er ſelber wird, da es ſich um das für ein ganzes Volk Geltende handelt, etwas über ſich als das Beſtimmende anerkennen. Unläugbar. Denn ſchon wer überhaupt etwas „beſtreitet,“ muß objective Gründe haben; mehr noch, wer einem Rechtsſatz das Moment des Geſetzlichen ab- oder zuſpricht. Freilich, zuerſt iſt anzuerkennen, daß wir keine Geſetzgebung für das ganze deutſche Volk und ſein Gemeines Recht haben. Es iſt daher falſch, zu fordern, daß der Verf. für ſeine Angaben und Anſichten geſetzliche Beſtimmungen als Quelle anführen ſolle. Aber wenn dieſes nicht ſein kann, ſo muß er wenigſtens ein Princip haben, nach welchem er innerhalb des Gebietes unſres Gemeinen Rechts nun das Geltende, Anwendbare, von dem Nichtgeltenden trennt. Dieſe Forderung läßt ſich nicht wohl zurückweiſen. Wo iſt aber dieſes Princip oder auch nur etwas von Weitem dem Aehnliches bei dem Verf. zu finden? Wir ſehen uns vergeblich darnach um.

Man kann mit Recht behaupten, daß gerade in dieſer Beziehung weder die „Theorie“ über ihre Aufgabe, noch die Praxis über ihre Forderung ſich recht klar ſind, und es iſt daher nothwendig, einen Blick auf das wahre Verhältniß zu werfen. Die Praxis will weſentlich das geltende Recht kennen; die Theorie ſoll ihr innerhalb ihres verwirrten Kreiſes das bezeichnen, was gegenwärtig angewandt werden kann. Dieſe thut es zum Theil, einfach behauptend. Iſt jenes genug verlangt, dieſes genug geboten? Gewiß nicht. Denn am Ende ſoll doch der Praktiker in das Corp. jur. ſelbſt hineingehen und ſelbſtändig in ihm ſcheiden, was ihm Rechtens ſein kann, was nicht. Er muß daher ein ein allgemeines Wiſſen von dem Weſen der Anwendbarkeit haben, ein Princip. So weit iſt das gegenwärtige Rechtsbewußtſein noch nicht, daß es gerade dieſes, beſtimmt ausgeſprochen, forderte. Es muß aber darauf gedrungen werden, daß es geſchehe. Ohne ein ſolches bleibt jede einzelne Entſcheidung nur im Bereich der ſubjectiven Willkür, und wird ſelten überzeugen, nie objectiv binden können. Wenn der Verf. daher einfach ſagt, er werde einen Theil römiſcher Elemente aus der Gegenwart unſres Rechtszuſtandes ausmerzen, ſo kann das nicht viel nützen und darf nicht als Autorität gelten. Wir müſſen mehr verlangen; die Praxis hat die Pflicht zu der Forderung an die Theorie, daß dieſelbe, ſo wie ſie auf das Corp. jur. hinweiſt, vor Allem das Princip aufſtelle, nach welchem das Heutige von dem Nichtheutigen getrennt werden kann. — Uebrigens aber, bemerken wir beiläufig, ſteht der Verf., wie es ſchon oben geſagt, in einem ganz eigenthümlichen Verhältniß zu

ſeiner eignen Abſicht; denn ſtatt nun wirklich das bloß Römiſche, wie er verſpricht, auszuſcheiden, beſteht faſt das ganze Werk nur aus rein römiſchem Recht. Je höher die Hoffnung geſpannt wurde, ein heutiges Recht zu finden, und jene Theorie mit der Praxis auszuſöhnen dadurch, daß einmal eine bewußte Wiſſenſchaft des gegenwärtigen Rechts gegeben würde, deſto täuſchender erſcheint eine Reihe von rechtsgeſchichtlichen Abhandlungen, wobei der Zweck des Verf. beinahe allein dadurch angedeutet wird, daß einem Theil derſelben der Name „Beilagen" gegeben iſt. Abgeſehen davon, daß nicht ſo gar viel Unbekanntes in dieſen Paragraphen enthalten iſt, ſondern weſentlich der gewöhnliche Inhalt der Compendien des Pandektenrechts, worüber wir hier indeſſen nicht rechten wollen — ſo iſt wenigſtens noch viel weniger Praktiſches, unſerer Zeit Gehöriges und für ſie Geltendes darin. Es iſt mit dem Werke ſelbſt gerade dafür am wenigſten gewonnen, wofür es hauptſächlich unternommen iſt, für die Wiederherſtellung der Einheit von Theorie — der Doctrin des römiſchen Rechts — und Praxis, der Anwendung des heutigen.

(Schluß folgt.)

Die Metriker und die Satiriker.

1. Des Quintus Horatius Flaccus Satiren, kritiſch berichtigt, überſetzt und erläutert von C. Kirchner, Dr. Ph., Director des ſtralſundiſchen Gymnaſii. 1. Th. Stralſund 1829. Verlag von Löffler.
2. Die Satiren des D. Junius Juvenalis. Ueberſetzt und erläutert von Dr. Wilh. Ernſt Weber, Prof., Director der Gelehrtenſchule zu Bremen. Halle 1838. Verlag der Waiſenhausbuchhandlung.
3. Die Epiſteln des Quintus Horatius Flaccus. Ueberſetzt von Joſeph Merkel, Prof. und Hofbibliothekar in Aſchaffenburg. 1841. Pergay.

Die erſte dieſer Ueberſetzungen iſt die Mutter der beiden andern, Merkel namentlich beruft ſich ausdrücklich auf die „metriſchen und proſodiſchen Regeln, wie dieſe von C. Kirchner in ſeinen „„Grundregeln der deutſchen Zeitmeſſung 1829 (d. h. in der Einleitung zu dem 1. Th. ſeiner Horazüberſetzung) und von W. E. Weber vor ſeiner Ueberſetzung des Theognis und Perſius 1834"" aufgeſtellt worden ſind." Kirchner und Weber reden im Grunde gar nicht mehr deutſch, ſondern ultraaltvoſſiſch, einen Dialekt, der, genau genommen, weder denkt noch redet, ſondern radebrecht, und dies ſowohl aus Princip im Ganzen, als aus wirklicher Verirrung im Einzelnen, Merkel dagegen erkennt den Genius der deutſchen Sprache und die ſtrengſte Correctheit der deutſchen „Satzfügung" wenigſtens im Vorwort, alſo in der Theorie an, in der Praxis kehrt dann aber weſentlich das alte Genre, wenn auch etwas gemildert, wieder. Von jedem Eine Zeile wird dies beweiſen:

Kirchner: Wenn du das eigene Schlecht triefäugig, die Wimpern bedalſamt,
Muſterſt.

Weber: Wunderlich iſts, wie dem andern ſo viel Naß kam für die Augen.

Merkel: Mich, den genug anſchaute das Volk, der empfangen den Freiſtab.

Gewiß ſchaute das Volk den altvoſſiſchen Paßgänger verſchrobener Hebungen, Fügungen und Bildungen genug an, im Ganzen iſt es auch darüber weg und difficile est satiram non scribere, wenn man jetzt noch dieſe Manier und Handwerksmeiſterſchaft vor ſich ſieht, es iſt aber an dieſen Erſcheinungen zu lernen, wie zäh der Beſtand widerſinniger Formen aushält, ſelbſt in einem ſo beweglichen Elemente, ja, in dem allerbeweglichſten, der Litteratur und dem Gedanken; und wenn man ſagen wollte, drei Philologen beweiſen nichts, ſo würde man ſich nur zu erinnern haben, daß auch Rückert, ein Philolog und Sprachverdreher wie jene, mit derſelben Unnatur der Rede, des Reims und der Satzfügung, ja mit einer noch ärgeren, als ſie in der altvoſſiſchen Schule herrſcht, ſich den Namen eines großen Dichters erwerben konnte, während doch grade er, wenn er nicht bereits theoretiſch und praktiſch negirt wäre, nur den Untergang des guten Geſchmacks und ſogar des correcten Stils und alles klaren Denkens darſtellen würde. Die Voſſiſch-Rückertſche und die ganze ſogenannte „ſprachbildneriſche" Manier findet factiſch ihre Widerlegung in der Bildung und dem richtigen Gefühl, den der ungezwungene und correcte Uſus unſerer erſten Dichter begründet hat; kaum iſt die Theorie noch nöthig; und gegen den feierlichen Nachklang, den auch dieſe abgeſtorbene Bildungsform heutzutage erlebt, wird es genügen, den letzten Effect der Kritik, den der Komödie, aufzubieten, um der ganzen Sache ein recht populäres Ende zu bereiten. Vielleicht gelingt uns dies weiter unten. Am nächſten liegt uns hier die Frage: ob die beiden Römer überall ins Deutſche und in den deutſchen Herameter überſetzt werden können, und was es mit dem ſogenannten „Nachbilden" dieſer Satiriker auf ſich hat. Dieſe Frage, ſo nahe ſie liegt, iſt bisher keineswegs gehörig ins Auge gefaßt worden.

Juvenal hat rhetoriſche, philoſophiſche, moraliſche Pointen, er iſt ein Philiſter, kein Poet, ein Rhetor, kein Humoriſt. Man beſtimmt gewöhnlich die Satire vorzugsweiſe nach ihm, namentlich thut dies noch Jean Paul, der ihre Qualität in die Bitterkeit ſetzt. Aber die Bitterkeit iſt Ernſt und der bittre Ernſt keine Form der Poeſie oder der heitern idealiſtiſchen Praxis der Kunſt, vielmehr die des Dreinſchlagens und der Praxis des gemeinen Lebens. Die

Satire, die noch eine Poeſie ſein ſoll, nach Juvenal zu beſtimmen, iſt ein großer Mißgriff. Die poetiſche Satire oder ein poetiſcher Spott läßt ſich nicht denken ohne komiſche Karrikatur, ohne Witz und in letzter Inſtanz ohne Humor; eine ernſthafte Beſſerungskarikatur und eine Verhöhnung mit moraliſchem Zweck dagegen ſind ſo gut wie ein hölzernes Eiſen. Warum? Weil mich der gemüthlich nichts angeht, über den ich lache, den ich aufziehe, den ich karrikire, mit Witzen und Scherzen bloßſtelle, thut doch Jeder alles dies nur da, wo er an einer Beſſerung und praktiſchen Einwirkung verzweifelt, oder wo nichts weiter als die eigne, die ſubjective, die theoretiſche Satisfaction nöthig iſt, denn das Gelächter iſt ein rein theoretiſches Verhalten, eine beſondre Form der Kritik, weiter nichts: alſo eine reein ideelle Befreiung von den Verkehrtheiten, die der Menſch vor ſich hat. Iſt der Weltzuſtand nun ein verruchter in Tyrannei von oben und Niederträchtigkeit von unten, ſo wie ihn Juvenal erlebte, dann gehört da keine Satire mehr hin. Wer ſo ſehr der reellen Befreiung bedarf, der iſt unglücklich, wenn er ſie nicht haben kann, wer aber noch Mittel hat, eine reelle Befreiung zu erzielen, der iſt ein Narr, wenn er ſich mit der (abſtract=) ideellen begnügt. Nun iſt es bekannt, daß die Sklaven, die Gedrückten, die Bucklichen vorzugsweiſe witzig, ſatiriſch, ſogar humoriſtiſch ſind; aber der humoriſtiſche Sklave muß, um Humor haben zu können, mit der Sklaverei zufrieden ſein, bei alledem einigermaßen in der Wolle ſitzen und definitiv ein Sklave bleiben wollen, obgleich er es fühlt, daß er einer iſt. — So hilft ſich der Sklave in der Komödie, ſo die Wiener, eben ſo Horaz mit — Witzen. Fehlt ihm die Nobleſſe der Freiheit, ſo wird er läppiſch, iſt er, um läppiſch zu ſein, ein zu nobler Sklave, ſo wird er humoriſtiſch und wenn er zum Humor nicht Freiheit und Gemüth genug hat, ſo perſifflirt er. Wie nun die Perſifflage, das Durchziehn und Aufziehn, dem Ernſt am nächſten iſt, ſo ſteht ſie auch der reellen oder vielmehr praktiſchen Befreiung am nächſten. Neben der Perſifflage des Komos, dieſer eigentlichſten Satire, liegt unmittelbar der tragiſche Dolch, der den gordiſchen Knoten der Knechtſchaft, und der endlichen Verzerrung überhaupt, durchſchneidet, ſtatt ihn lächerlich zu finden. Die Perſifflage behält die komiſche Form bei, wird aber entweder vornehme Verachtung, die es in der Regel ſehr ernſt meint, oder glühenden Haß zum Beweggrunde haben; denn ſie iſt — der liebloſe Witz. Aus dem Haß geht ſie in die Praxis der reellen Befreiung über, mit der Verachtung iſt ſie ſchon dabei, ſich frei zu fühlen, nur daß es genau genommen keine Befreiung des Verächters von dem Verachteten giebt. So lange ich einen Menſchen über die Achſel anſehe, incommodirt er mich, iſt zwar nicht mein Herr, aber meine Schranke, ein Anſtoß für mich; und wenn die Perſifflage und die Vornehmheit ſagt und zu zeigen ſucht: „ich nehme keine Notiz, wie könnte man anders, als über dieſe Unangemeſſenheit hinwegſehn!“ ſo iſt dies Behaben ſogleich ſelbſt eine Notiznahme, ein Incommodirtwerden, alſo — eine Abhängigkeit. Alle Komödirung iſt in dieſer Stellung, die Satire am allermeiſten. Sie taucht nicht umſonſt mit dem Verluſt der politiſchen Freiheit auf. Jede knechtiſche Zeit hat ihre Witzreißer, ihre Ironiker, ihre Satiriker. Die wahrſte und freiſte Komik iſt daher diejenige, der es lediglich auf theoretiſche Befreiung, auf die komiſche Anſchauung als ſolche, ohne alles praktiſche Verhältniß ankommt, was Kant intereſſeloſe Luſt nannte, wobei alſo weiter nichts nöthig iſt zur reellen Befreiung, als dieſe ideelle des Gelächters, in welchem Falle wir uns etwa hier mit der Befreiung von der Manier der ſcholaſtiſchen Poetiſten von Voß bis Platen und Rückert befinden würden, wen wir ſie komiſch vornähmen. Freilich ſo viel Humor müſſen wir haben, um es uns zu geſtehn, im Ganzen bleibt immer die Rolle des Spaßmachers die des Sancho, und wenn die Rolle des Donquirote nicht beneidenswerth gefunden werden ſollte, ſo führt ſie doch den Troſt mit ſich, daß ſie die noble iſt, wie umgekehrt die Nobleſſe auch immer die Donquixoterie an ſich hat.

Die Satire iſt nun allerdings nicht harmloſe, ſondern abſichtlich gegen jemand beſtimmtes gerichtete Komik, und weil die Perſifflage das, was man Perſönlichkeiten und Anzüglichkeiten nennt, zu ihrem Inhalt hat, ſo wird ſie allerdings Satire im engern Sinne ſein; aber es verſteht ſich von ſelbſt, daß jedes komiſche Genre als Satire benutzt und gegen eine unbequeme Perſon, um dieſer durch die eigne theoretiſche Befreiung in Witz und Humor einen Dampf anzuthun, gewendet werden kann. Die Satire will von dem Komödirten als Komik, die ihn trifft, empfunden ſein, die harmloſe Komik hat es lediglich mit dem Selbſtgenuß der Heiterkeit zu thun. Die Satire gehört daher allerdings ins Leben, in die Polemik, in die Sendſchreiben; die harmloſe Komik rein in die Kunſt. Dennoch muß man von der Satire fordern, daß ſie poetiſch, d. h. in ihrem ſpeziellen Fall, daß ſie bei den Intentionen der Komik bleibt, welche aber ſo mannigfaltig ſind, als das ausgebreitete Gebiet des Komiſchen ſelbſt. Wie weit wir dieß aber auch ſtecken mögen, immer iſt es unmöglich, Juvenal und Perſius in der Satire, ja nur überhaupt im Poetiſchen unterzubringen. Das ganze Genre iſt ein verfehltes, eine Caricatur des Horaz, deſſen Pointen zum Theil wörtlich und dennoch bis zum Exceß entſtellt wiederkehren. Sie ſetzen ſich aufs geniale Pferd und ziehn ein komiſches Geſicht, ſie quälen ſich, witzig und pikant zu ſein; aber es kann niemand mit ihnen lachen, höchſtens ebenfalls ein Geſicht ziehn und höhniſch aufmerken. Wir handeln hier ſpeziell von Juvenal.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

26. October. № 100. 1841.

Zur Charakteriſtik der heutigen Rechtswiſſenſchaft.

(Schluß.)

Der Zuſtand des heutigen Rechtslebens daher, deſſen Grundcharakter jene ſtets wachſende Trennung der beiden Elemente iſt, beſteht, und wird beſtehen bleiben; das vorliegende Werk iſt nicht im Stande ihn zu heben. Allein es lebt Kraft genug in der deutſchen Wiſſenſchaft, einen ſolchen Uebelſtand nicht ruhig zu ertragen. Schon ſeit Jahren kämpft ſie mit demſelben, und die philoſophiſche Schule iſt in ihren Anfängen nichts Anderes, als das laut ausgeſprochene Bedürfniß nach einem Bewußtſein über das wirkliche Recht des deutſchen Volks. Es liegt außerhalb des Zweckes dieſer Erörterung, das innere Verhältniß jener beiden Tendenzen zu würdigen, die einen jeden Juriſten, der überhaupt auch nur vor ſich ſelber Geltung haben will, zwingen, mit Entſchiedenheit Partei zu ergreifen. Allein es iſt nothwendig, noch einen Blick auf den Standpunkt Savigny's in dieſer Beziehung zu werfen, inſofern derſelbe ſich eben jener Trennung von Theorie und Praxis gegenüber ſtellt. Er bringt einen Vorſchlag, der ſcheinbar die tiefſte Beherzigung verlangt, und der doch nur durch ein Mißverſtändniß unſerer ganzen Zeit als wirkliches Mittel zur Abhülfe angeſehen werden kann. — Man pflegt zu ſagen, daß bei den Römern Theorie und Praxis im engſten Bunde mit einander geſtanden hätten; man kann es zur Noth behaupten, wenn man das Niederſchreiben des geltenden Rechts und das einfache Entſcheiden der ausgedachteſten Fälle für Theorie anſieht; daß die Römer keine Wiſſenſchaft des Rechts hatten, iſt bekannt genug. Indeſſen iſt es gewiß, daß bei ihnen es keinen Theoretiker gab, der nicht im höchſten Sinne des Wortes Praktiker geweſen wäre, und umgekehrt. Beide Thätigkeiten griffen auf das Engſte in einander, beide gingen aus dem Leben hervor, und in das Leben über. Dieſes iſt, ſelbſt bei flüchtiger Betrachtung, entſchieden der Eindruck, den die Schriften der Claſſiker machen. Nun denke man ſich einen Gelehrten, der es zur Aufgabe ſeines Lebens gemacht hat, das römiſche Recht in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt zu erkennen und zu lehren, und dem dieſe ſchwere Aufgabe mehr wie Anderen gelungen iſt — was wird derſelbe für nothwendig und nützlich halten, wenn er in ſeiner Gegenwart die immer tiefer einſchneidende Spaltung jener Elemente erkennt? Es iſt kein Zweites denkbar — er wird vorſchlagen, daß ſich die Vertreter des Rechtslebens dem römiſchen Recht zuwenden ſollen, um in ihm ein Bild jener innigen Vereinigung wiederzufinden, die uns fehlt, denn, wie Savigny ſelbſt ſagt, „Bei den römiſchen Juriſten erſcheint jene natürliche Einheit noch ungeſtört, und in lebendigſter Wirkſamkeit; es iſt nicht ihr Verdienſt, ſowie der entgegengeſetzte heutige Zuſtand mehr durch den allgemeinen Gang der Entwicklung, als durch die Schuld der Einzelnen herbeigeführt iſt. Indem wir uns nun mit Ernſt und Unbefangenheit in ihr, von dem unſrigen ſo verſchiedenes Verfahren hineindenken, können auch wir uns daſſelbe aneignen, und ſo für uns ſelbſt in die rechte Bahn einlenken“ (Vorr. S. XVI). Hier iſt es nun ein großer Mangel, daß der Verf. nicht ſagt, in welchen Punkten denn unſer Verfahren von dem der Römer ſo ſehr verſchieden iſt; und eben dieſer Mangel und die Unklarheit, die er mit ſich führt, iſt es wohl auch, welcher ihn zu einer ſolchen Anſicht kommen läßt, wie die hier ausgeſprochene, daß es wünſchenswerth ſei, wenn wir gegenwärtig in der Praxis bei der Entſcheidung der einzelnen Fälle eben ſo verfahren, wie jene ſo hoch geprieſenen Römer. Glaubt der Verf. wirklich, daß unſere Gerichte und Anwälde in ihrem Verfahren unter den Römern ſtehen? und daß unſere Gegenwart nichts Beſſeres und Eiligeres zu thun habe, als ſich dieſen Juriſten, und ihrer Art und Weiſe zu entſcheiden, in die Arme zu werfen? Wie ungerecht iſt das gegen unſere Zeit! Wie ſind wir denn verſchieden von den Römern? Wir ſprechen hier nicht von ihrer wiſſenſchaftlichen, ſondern bloß von ihrer praktiſchen Bedeutung. Es giebt zwei Arten, für das einzelne Rechtsverhältniß den geltenden, durch es ſelbſt gebotenen Rechtsſatz zu finden. Man ſtellt ſich entweder vor denſelben hin, und überläßt ſich ſeinem Rechtsgefühl, das uns dann leitet, und das Recht des einzelnen Falles angiebt; auf dieſem Standpunkt ſtehen alle alten Volksgerichte; und zugleich müſſen wir behaupten, daß er es iſt, auf dem die Römer ſtanden. Was iſt aber der Charakter dieſes Verfahrens? Er iſt genau das, was wir als „juriſtiſchen Tact“ bezeichnen; das Hineingehen in das Recht, wobei man keinen Leiter hat, als ſeine unvermittelte Unbefangenheit. Freilich iſt es eine treffliche Sache um dieſen „Tact;“

er hat beide Eigenſchaften, zugleich leicht, und ziemlich ſicher zum Ziele zu führen. Allein wie er zutreffen kann, ſo kann er auch fehlſchlagen; mit ſeiner ganzen Exiſtenz und allen ſeinen Erfolgen ſteht er ganz im Gebiet des Zufälligen; und was noch ſchlimmer iſt, er weiß nie, daß er Recht hat, und gerade ſo und nicht anders handeln durfte. Ein ſolcher Zuſtand kann ganz vortrefflich ſein, und allen Anforderungen an die reine Praxis entſprechen, ſo lange dieſelbe eben nichts geben ſoll, als die kahle unfruchtbare Entſcheidung. Allein man wird ihn doch nie einen wünſchenswerthen, noch weniger einen vollkommenen nennen können. Daß nun aber gerade die römiſchen Juriſten das Volk des „Tacts" ſind, iſt augenſcheinlich genug. Denn was ſind ihre Schriften in ihrem Haupttheile, einige ſchon der Form, andere dem Inhalte nach, anders, als Entſcheidungen über beſtimmte Fälle? Dieſe aber werden ganz einfach dem hingeſtellten Verhältniß angeſchloſſen, ohne weitere Vermittlung; höchſtens folgt ein „et puto" — oder bei einer Controverſe ein nacktes „at melius" oder „rectius." Darf man behaupten, daß ein ſolches Verfahren der Art iſt, die wir bald möglichſt uns anzueignen hätten? Gewiß, es giebt kein verkehrteres, wenn das Ziel deſſelben die bewußte Beherrſchung des Stoffes ſein ſoll, ja es wäre für ein ſolches Ziel beſſer, in dem Verſuch des Beweiſens zu fehlen, als ohne denſelben das Richtige zu treffen; und gerade jenes Ziel und ſeine vollſtändige Erreichung iſt die Aufgabe unſrer Zeit. Jedes Verlaſſen dieſes Weges iſt daher ein Widerſpruch mit unſrer ganzen Zeit, die ſich auch auf dieſem Gebiet nicht verläugnen kann. Aber der Verf., indem er ſeinen Vorſchlag ausſpricht, will etwas anderes, nur iſt es ihm nicht klar geworden. Bei jeder Entſcheidung iſt ein Doppeltes zu beachten, der Weg, auf welchem der erwägende Verſtand zu derſelben gelangt, und die Entſcheidung, der Rechtsſatz ſelbſt. Das, was die Römer ſo ſehr auszeichnet, iſt nun, daß ſie mit wahrhaft bewunderungswerthem Tact die richtige Entſcheidung treffen; und allerdings, das iſt etwas ſehr Nachahmungswerthes; aber ein eigenthümliches Verfahren haben ſie überhaupt nicht. Will daher Verf. nur ſagen, daß wir es uns aneignen ſollen, die richtigen Entſcheidungen zu treffen, ſo hat er ſo ſehr Recht, daß er es gar nicht zu ſagen brauchte; und bezieht er ſich dabei auch auf das Verfahren, ſo meint er doch nur, daß wir uns bemühen ſollen, uns einen guten Tact zu erwerben. Aber unſre Zeit iſt, bei aller Anerkennung, die ſie gewiß einem angebornen richtigen Gefühl zukommen läßt, doch von nichts weiter entfernt, als ſich damit zufrieden ſtellen zu laſſen. Denn ſie will für jedes Urtheil, ſei es in bloß fingirten, ſei es in wirklichen Fällen, Entſcheidungsgründe; ſie will, daß man nicht bloß das Richtige treffen, ſondern auch wiſſen ſoll, daß man es getroffen habe. Dieſe Forderung iſt der Charakter unſres Rechtslebens in Beziehung auf die Rechtspflege im engern Sinn; jeder Juriſt ſoll ſich bereit halten, zu beweiſen, was er behauptet; er ſoll ein zugleich richtiges und begründetes Urtheil haben. Die Theorie ſoll dazu die Anleitung geben — was thut ſie anſtatt deſſen? Sie zeigt mit Ernſt auf die römiſchen Claſſiker und fordert, daß man ihnen folgen ſolle — aber das kann und darf die Praxis nicht; ſie würde einen Schritt zurückzuthun haben, den Niemand jemals gethan hat, noch thun wird, den Schritt aus dem Bewußtſein in die Bewußtloſigkeit, und den Geiſt der Gegenwart in ihrer Thätigkeit verläugnen müſſen. Im Gegentheil, ſie weiß, daß ſie eben in ihrem Verfahren hoch über den römiſchen Juriſten ſteht, und daß ſie den Weg betreten hat, der allein zur Vollendung eines innerlich entſprechenden Rechtszuſtandes führen kann. Geſteht die „Theorie" ihr das nicht zu, ſondern fordert Anerkennung römiſcher Autoritäten — was iſt natürlicher und zugleich mehr zu billigen, als daß die Praxis ihren eignen Weg geht? Ja, auch nicht wollend, wird ſie es ſogar müſſen; denn der Anwald wird ohne allſeitige Betrachtung ſeiner Fälle nicht zum Ziele gelangen, und das Gericht muß die Sentenz mit Entſcheidungsgründen belegen. — Doch wollten wir alle Fragen, die auf dieſem weiten Gebiete entſtehen, genauer beleuchten, oder auch nur Alles über diejenigen ſagen, die wir bereits zur Sprache gebracht, ſo dürfte uns der weiteſte Raum, den wir hier in Anſpruch nehmen können, ſchwerlich genügen. Wir ſchließen daher unſre Kritik des vorliegenden Werkes, die von vorn herein nicht den einzelnen Inhalt deſſelben zum Gegenſtande nehmen wollen, ſondern die Bedeutung, die es überhaupt für die weſentlichſten Fragen der Gegenwart in unſerm Rechtsleben einnimmt, kurz anzudeuten geſucht, damit, womit wir ſie eröffnet: die Spaltung zwiſchen Theorie und Praxis kann nur auf einer falſchen Stellung der erſteren beruhen, und ſie beruht wirklich darauf; dies glauben wir jetzt zur Genüge bewieſen zu haben. Die „Theorie" hat weder einen beſtimmten Grundbegriff, noch ſichere Grenzen, noch auch bietet ſie ein einheitliches, der Gegenwart unſres Rechts entſprechendes Syſtem. Das Werk des Verf. hat gerade hier offenbar die große und immer bedenklicher werdende Lücke ausfüllen wollen, die Niemand tiefer fühlt, als eben der Verf. ſelbſt. Allein es konnte ihm nicht gelingen, da er nicht den richtigen Standpunkt erfaßt hat. So lange der Widerſpruch bleibt, daß die Theorie Geſchichte und Gegenwart vermengt und nicht mit Beſtimmtheit darthut, was wir zu halten, was aufzugeben haben, ſo lange wird auch der Widerſpruch bleiben, daß der Lernende von ſeinem Lehrer wie von dem Gelernten ſagt, es ſei das ihm Dargebotene gerade für das, wozu es beſtimmt war, — unbrauchbar, eine Kategorie, über deren tiefen Graben dem praktiſchen Juriſten weder Genialität noch Gelehrſamkeit ſonſtiger Art hinweghelfen, eine Forderung, welche das Leben zu wieder-

holen nie müde werden wird. Das aber iſt entſchieden als ein großer Fortſchritt bei dem Verf. anzuerkennen, daß er der Erſte iſt, der den Widerſpruch mit einer umfaſſenden Kraftanſtrengung zu heben verſucht hat. Folgen wir muthig ſeinem Vorgange und laſſen wir uns ſein Beiſpiel zur Lehre dienen, ſo kann der Erfolg — ein volksthümliches deutſches Recht und ein wiſſenſchaftlich errungenes Rechtsbewußtſein — unſrer Zeit nicht fehlen. —

Dr. L. Stein.

Die Metriker und die Satiriker.

(Fortſetzung.)

Juvenal geht mit ungeheuren Umſchweifen, mit lächerlicher Ausführlichkeit auf ſehr armſelige Reflexionen und moraliſche Pointen aus, und wenn er perſönlich wird, ſo iſt es nicht mit Witz und Feinheit, ſondern mit dummpretiöſer Anſpielung, mit dem derbſten Schulmeiſterton und mit einem Pathos, welches man durchaus ein hohles nennen muß, da die Negation der ſittlichen und politiſchen Verruchtheit bei ihm doch nur eine contemplative, keine practiſche ſein kann. Die wahre poetiſche Negation wäre die Komik, die wahre theoretiſche die Kritik — von beiden iſt bei ſeinen Intentionen und Tendenzen nicht die Rede — die wahrhaft pathetiſche Negation aber wäre die Praxis: denn die eigentliche innerliche Erregtheit, die Leidenſchaft, das Pathos tritt nur im Praktiſchen ein. Die Praxis hat einen directen, nahen Zweck und das lebhafteſte Intereſſe für denſelben; aus ihm entſpringt die Beredſamkeit und ihr Pathos, das Herz, welches zum Herzen ſpricht, indem es ein gemeinſchaftliches Intereſſe auf der Stelle zu Entſchluß und That zu erheben ſucht. So ſind die Reden der alten Römer in den Volksverſammlungen und Gerichten, ſo unſre Parlamentsdebatten unmittelbar praktiſch. Die ſpätere Rhetorik der Römer in den Schulen hat in ihrer Loslöſung von der effectvollen Praxis kein Leben und keinen Sinn mehr. Beredt zu ſein hat man keine Urſache, wo es zu nichts hilft, ohne allen möglichen Effect gut zu reden, iſt eine Sache der Thorheit und der Eitelkeit, mit andern Worten des hohlen Pathos. Dabei wird dann nicht einmal die geringe Ueberlegung angewendet, wie unwürdig des Menſchen es iſt, ein Bellen an der Kette, ein zweckloſes Eifern, ein leeres Gerede zu verführen. Mit den Reden über Brutus unſterbliche That unter den Imperatoren ſieht es lächerlich aus, mit Juvenals ſchwungvollen Abhandlungen desgleichen. Schwung und Pathos wird hier eine Sache der Eitelkeit und ein Selbſtzweck, während doch das Herz und ſein Aufruhr eine zu noble Sache iſt, als daß man ſie zwecklos und bloß um ſich darin zu beſpiegeln vergeuden ſollte. Dies hohle, ſich ſelbſt genießende, philiſterhafte Pathos Juvenals: die Proſa und die Unnatur, das practiſche Unvermögen mit exceſſiv praktiſcher Tendenz in ſchwungvollen, recht abſichtlich erhabengebildeten und volltönenden Hexametern auszugießen — iſt unüberſetzbar.

> Nemo tamen studiis indignum ferre laborem
> Cogetur posthac, nectit quicumque canoris
> Eloquium | vocale modis | laurumque momordit.

Denn ein ſolcher wird ihn nicht wählen.

Zudem findet Juvenal einen ſolchen Genuß in ſeiner ohnmächtigen Unzufriedenheit, daß er die widerwärtigſten Fictionen, die doch wahrlich nicht ſeiner ſchlechten Zeit allein zur Laſt fallen, ſondern theils dem ganzen Alterthum, theils der rohen Phantaſie, mit welcher er geplagt iſt, nackt aufs Papier wirft, lediglich um des widerwärtigen Effects willen, z. E. 9. 42.

> An facile et pronum est agere intra viscera penem
> Legitimum atque illic hesternae occurrere cenae?

Natürlich wagt auch Weber hier die deutſche Ueberſetzung nicht; wie es nicht gedacht werden durfte, weil es gedacht zu werden nicht würdig iſt, wenn es auch zu allen Zeiten vorkommt, ſo darf es, ja ſo kann es nicht überſetzt werden. So philiſtröſ Juvenal moraliſirt, ſo roh, ja ſo unſittlich thut er es; dies beweiſt, wem die 9te Satire nicht genug beweiſt, gewiß die 6te, welche eine ſeltſame Aberweisheit über die Verdorbenheit der Weiber aller Zeiten auskramt, die er ſich für Genialität einredet, und die es in der That, wenn gleich in ſehr wohlfeiler freigeiſteriſcher Form, auch iſt. Nur im Saturniſchen Zeitalter gab es keuſche Weiber, als — wie Weber kraß genug überſetzt —

> Als ſein ehelich Lager das Bergweib breitet' im Walde
> Aus Baumlaub und Geröhr und des nahanwohnenden Wildes
> Fellen, vergleichbar nicht dir, Cynthia, oder dir Andere,
> Welcher des Sperlings Tod trüb machte die ſtrahlenden Aeuglein:
> Sondern die Zitzen zum Trunk darreichend gewaltigen Kindern,
> Und oft ſtruppiger ſelbſt, wie der Eichmaſt rülpſende Gatte.

(Die ubera und das glandem ructante marito ſind hier in der That noch übertroffen, oder vielmehr ſie wären es, wenn die ganze Haltung der Ueberſetzung nicht ſcurril würde, wenn ſolche Wendungen und ähnliche wie

> geringe zu achten den Genius heiliges Schragens
> sacri genium contemnere fulcri

nicht zu häufig vorkämen, und uns die Ueberſetzung noch ſchwieriger, als das Original, den Sinn daher ohne daſſelbe meiſt ſo problematiſch machten, daß man ſeinen Augen nicht traut und bei dem Schlimmſten ſich das Beſte denkt, wenn einem nicht überhaupt die Gedanken ausgehn.)

Juvenal führt nun ſeinen Unglauben an die Weiber mit den grellſten Farben und mit ſo entſchiedener Effecthaſcherei aus, daß er an vielen Stellen mehr ſeine eigne verdorbene Phantaſie, als die der Weiber beweiſet. Eine iſt auf dem

Lande keuſch geweſen, in der kleinſten Stadt ſteht er nicht für ſie; und ſelbſt auf dem Lande —

Quis tamen affirmat, nil actum in montibus aut in
Speluncis? adeo senuerunt Jupiter et Mars?

Wer möchte verſichern, geſchehn ſei Nichts in den Bergen,
Nichts in den Höhlen? verſchollen ſo ſehr denn Jupiter ſamt Mars?

Nachdem er ſo ſeine freie Anſicht von den alten Göttern beiläufig dargelegt, geht der viel ſchlimmere, weil unwahre Atheismus gegen die Frauen wieder in ein ſolches Detail, daß ſein Haſchen nach dem craſſen Effect keinem Zweifel unterliegt, denn wer wird es für eine Thatſache nehmen? wenn er ſagt:

Chironomon Ledam molli saltante Bathyllo,
Tuccia vesicae non imperat: Appula gannit,
Sicut in amplexu, subitum et miserabile.

Tanzet der zarte Bathyll die gebehrdneriſch gaukelnde Leda,
Hält's in der Blaſe zurück nicht Tuccia, kläfft, wie im Acte,
Selbſt die Apulierin, ſtoßweis und beweglich...

„Gebehrdneriſch" hab ich für pantomimiſch gewagt, bemerkt Weber. Er hat dies gewagt, und ſowohl hiemit, als mit dem ganzen Unternehmen zu viel gewagt: er hat damit einen äſthetiſchen und einen Fehler der Einſicht in ſeinen Autor und in die Forderungen des deutſchen Sprachgenius begangen. Juvenals Pointen ſind ſelten wahr, immer iſt ihre Ausführung unwahr und unangemeſſen; er iſt die Unwahrheit und Unnatur ſelbſt, nicht eine Correctur, ſondern ein Spiegel und ſehr oft ein verzerrender Hohlſpiegel ſeiner Zeit. Wie nun? — ſoll man wiſſentlich Unnatur in Unnatur, ein hohles Pathos in das andre überſetzen? Wahrlich! eine tädiöſe Aufgabe, wenn man auch zugeben wollte, ſie möchte eine lösbare ſein; und lösbar gerade dadurch, daß man die Unnatur, nicht wie Weber, in das gänzlich Sprachwidrige und Unrhythmiſche, ſondern eben in die outrirte Rhythmik und in die craſſe Natürlichkeit legte. Es giebt nichts nach allen Dimenſionen Verfehlteres, als eine ſolche nur metriſche Ueberſetzung, die von vorn bis hinten keinen richtigen Vers und unzählige Sinnfehler enthält. Die Voſſiſche Manier, vom Accent, der bei uns die Seele des Worts auch im Verſe iſt, zu abſtrahiren und rein nach der fictiven oder wahren Quantität zu gehn, barbariſirt das Ohr nicht nur, ſondern tödtet auch den Sinn, weil jede falſche Hebung und vollends die falſche Stellung nach der ſelbſtgemachten, von Kirchner secundum Voß decretirten, Metrik auch eine falſche Bedeutung giebt.

Nehmen wir einen beliebigen bekannten Vers Juvenals, etwa Sat. X. 18 — 21, wo es heißt: Wenn du auch noch ſo wenig haſt, fürchteſt du dich immer vor Räuber, dagegen

Cantabit vacuus coram latrone viator.

Weber: Neben dem Strauchdieb trällert der ledige Wandrer ein Liedlein.

Welch eine Sinnverdrehung! liegt nicht auf dem Trällern, dem furchtloſen Singen und dann zunächſt auf dem „vacuus" aller Nachdruck? Muß alſo nicht dieſes beides in den Anfang, in die Arſis des Verſes, womöglich in die Cäſur, geſtellt werden, und der Vers alſo grade umgekehrt:

Trällert der ledige Wandrer ſein Liedlein neben dem Strauchdieb

heißen?

Wenn anders „Liedlein" und „Strauchdieb" nicht anrüchig ſind, als pretiöſe und unnöthig geſuchte Spondeen, auch eine Marotte des ſeligen Johann Heinrich; ſo geht es. Einen Vers weiter leſen wir:

Prima fere vota et cunctis notissima templis
Divitiae.

Weber: Meiſtens die erſten Gelübd' und bekannteſten jeglichen Tempeln
Sind Reichthum.

Weber weiß ſehr gut, daß den Tempeln nichts bekannt ſein kann, auch im Lateiniſchen dies nicht geſagt iſt; aber welch' eine Gewiſſenloſigkeit gegen Vernunft, Logik, Grammatik und Sprachgebrauch gehört dazu, dennoch dieſen unglücklichen Dativ hinzuſchreiben und nun vollends „jegliche Tempel"! hat denn jeglicher einen Plural oder iſt dieſer Singular ſelbſt ſchon einer? Wozu ſind dieſe Herren Grammatiker, wenn ſie ſelbſt auf die Grammatik nichts halten? Und dies iſt nicht etwa nur ſo ein einzelnes Verſehn, Gott bewahre! dieſer Raptus geht durch, ſo heißts gleich wieder im folgenden Verſe: „daß ſämtliches Marktes Größeſte Lade die unſre". „Sämtlich" faßt ja Mehreres zuſammen, und der Markt iſt nur Einer. So könnte man wohl „ſämtlicher Plunder" und „der ſämtliche Kram" ſagen, aber nur „der ganze Markt". Doch wir wollen den ſonſt verdienſtvollen Mann nicht länger quälen, obgleich dieſe Juvenals-Ueberſetzung ein einziger großer Fehler und eine Sammlung unzähliger Fehler iſt, von der man vermuthen könnte, ſie ſei abſichtlich ſo gemacht, um ſie Schülern zur Uebung in der Correctur vorzulegen.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

401

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

27. October. № 101. 1841.

Preußen und der Katholicismus.

(Fortsetzung.)

Das werden wir wohl anerkennen müssen, wir haben selbst in dem eignen Leibe und Gliedern noch ein tüchtiges Stück katholisches Mittelalter. Es ist schlechterdings mittelalterlich-hierarchisch, Kirche und Staat, Religion und Leben von einander zu trennen und als gesonderte Gebiete zu betrachten, und somit schlechterdings unprotestantisch; es ist schlechterdings mittelalterlich-feudal, das Leben, die Geschichte und die Gewalt des Staates in einen seiner Theile zu legen und die übrigen Theile als eine Art nur zum Brodbauen und Brodessen bestimmter Ablagerung anzusehen, und somit schlechterdings unprotestantisch; es ist schlechterdings mittelalterlich-katholische Bildung, zu glauben, daß man die Wissenschaft, die sich selbst so streng, so unbarmherzig richtende, von seinem politischen oder kirchlichen Standpunkte aus controliren und regieren könne und also wiederum schlechterdings unprotestantisch. Ich weiß recht wohl und habe es bereits gesagt, und will es gern noch oft sagen, daß die Praxis bei uns eine wesentlich andere ist, als wie sie diese Theorie in strenger Consequenz fordern würde, aber wer sieht nicht, wie sich diese Theorie vielfältig eindrängt und geltend macht, wie sie die größte Begriffsverwirrung verursacht, wie uns daher für alle wahre geschichtliche Entwicklung der rechtliche Boden unter den Füßen weggezogen ist. Aber die Selbsterkenntniß fehlt, wir gewahren das schleichende Gift unserer Sünde nicht, es muß uns in fremder Gestalt entgegentreten, in uns haben wir es lieb, in Andern hassen wir's. Es ist das alte Lied. Nun, die fremde Gestalt kommt endlich am Stabe der Zeit herangehinkt, es ist die kölnische Geschichte nebst Gefolge. Da erbosen wir uns, nein das ist zu arg, im neunzehnten Jahrhundert, im protestantischen Staate, wir geberden uns als stünden wir Weiß gegen Schwarz, Licht gegen Finsterniß, und so sehr wir gegen den Feind erzürnt sind, im Betreff unserer Unschuld befinden wir uns in größter Sorglosigkeit. Da endlich, als wir unsere Spartaner aussenden und sie als Perser wieder heimkehren sehen, da fangen wir an zu ahnen, daß wir den Feind bereits im eigenen Lager haben, ein böser Traum zieht über die Stirn des schlummernden Protestantismus, wir hören ihn vernehmlich murmeln vom Pietismus und der Reaction, schon fliegt das Wort durch die Reihen der Streiter — doch er hat noch nicht ausgeschlafen, es ist so süß im romantischen Dämmer zu liegen, sich an nebelnden Phantasiegebilden zu amüsiren, von provinziellen Unterschieden, von natürlichen Ständen, von Rittern, Bürgern, Bauern, Gilden und Innungen zu träumen, und daneben in harmlos krauser Verwirrung an Centralisationsverschärfung, Schul- und Examinationspläne und Eisenbahnen zu denken, als wenn das Kinder wären Einer Zeit und Eines Geistes. So schläft der Protestantismus und schläft trotz dem, daß nun schon beinahe vier Jahre lang der kölnische Krummstab auf ihn losschlägt. Sollte er da wohl unsere schwache Stimme hören? Steh auf, blonder Simson, Philister über dir! — Doch er wird's nicht hören.

Ein Volk, in dessen Brust ein neues weltgeschichtliches Princip aufgeht, wird je bewußter es dieser Idee wird und je reiner, selbstsüchtloser und entschiedener es dieselbe zur Erscheinung bringt, desto entschiedener moralischer Herr und Gebieter der übrigen Völker. Kann aber das Princip der störrischen Volksnatur und ihres Egoismus nicht völlig Herr werden, so tritt Particularismus und innere Zerrissenheit an die Stelle früherer Einheit und das Volk wird trotz der bessern Keime in ihm schwach und haltlos. So ist es dem Principe der Befreiung des Gewissens in Religion, Staat und allen Lebensformen, d. i. dem Principe der Reformation bei den Deutschen, den Deutschen den übrigen Völkern Europa's gegenüber ergangen, oder sagen wir vielmehr, da diese Halbheit und Zerrissenheit die nothwendige Vorstufe des bewußten Sieges ist, es haben sich die Deutschen bis jetzt noch nicht aus jener Halbheit herausgearbeitet, darum sind sie so lange schwach und blöde geblieben, darum sind sie es heute noch. Statt sich als Princip der Liebe und Freiheit für alle Welt zu verwirklichen und zu bethätigen, wird der Protestantismus zur Partei, in sich schon in schroffe und feindselige Gegensätze zerrissen und durch starre und bald abgestorbene Formen von der andern Welt abgeschieden. So stehen Protestantismus und Katholicismus feindlich gerüstet einander gegenüber, und ein schnöder Riß reißt Fleisch von Fleisch, Bein von Bein, Herz von Herz. Und dieser Riß klafft nun schon über drei Jahrhunderte lang, erst zu blutigem Haß aufregend, dann allmälig

mit dem Schlingkraut der Indifferenz und Quaſitoleranz trügeriſch überwachſen. Wir hatten die Macht der Ausgleichung, der Verſöhnung, der Widerlegung, wir hatten Blitz und Donner der Wahrheit und der Freiheit in unſerer Hand, hätten wir dieſe Wahrheit leuchten, dieſe Freiheit unſer Herz durchlodern laſſen, hätten wir das Panier des wahren, des ſelbſtſuchtloſen, des freien Proteſtantismus wahr, ſelbſtſuchtlos und frei und trotz unſeres Eigenwillens, unſeres Selbſtbeliebens und Gelüſtens entfaltet, hätten wir den Völkern zurufen können: ſeht bei uns geht es vernünftig zu, Freiheit des Gewiſſens und Tugend und Wahrheit, worauf ſie beruht, iſt der Maßſtab unſeres Handelns, hier Schwert des Herrn und Gideon! — die Welt theilte ſich dann nicht mehr in Proteſtanten und Katholiken, ſondern in Söhne des Lichts und der Finſterniß. Aber dazu gehört freilich eine Kraft und Selbſtverläugnung, zu der wir es trotz dreier Jahrhunderte noch nicht haben bringen können. Alles, was wir ſind, ſind wir allerdings durch den Proteſtantismus geworden, aber nichts deſtoweniger glauben wir, auf zwei Stühlen ſitze es ſich bequemer, als auf einem. Kaum hat uns der proteſtantiſch-philoſophiſche König zur erſten moraliſchen Macht Europa's erhoben, ſo ſpannen wir die Pferde wieder hinter den Wagen, es geht mit Rieſenſchritten rückwärts, wir fangen wieder an gegen den proteſtantiſchen Geiſt zu proteſtiren, wir ſchütteln den Kopf über die Menſchenrechte, wir rümpfen die Naſe über das qu'est ce que le tiers état? wir ziehen endlich gegen den freien Geiſt zu Felde, bezeigen ihm durch eine große Kanonade unſern Unmuth und in einer großen Schlacht unſere Schwäche. Jetzt, wo wir beinahe auf dem Stützpunkt unſerer Größe angekommen ſind, gehen wir in uns, der wahre Proteſtantismus ſtrömt wieder durch unſere Adern und ſtählt unſere Nerven und hebt uns höher, denn wir je geweſen. Doch kaum ſind wir der drückenden Noth Herr geworden, ſo verabſchieden wir den freien Geiſt als Führer, wir finden ihn ab mit ſchmeichelhaften Lobſprüchen und einigen Freudenfeuern, bis endlich auch dieſe verglimmen, und es uns immer klarer zum Bewußtſein kommt, der alte Gefährte ſei doch eigentlich ein gar unruhiger und unbequemer Geſelle geweſen. Dagegen iſt das Plätzchen, auf dem wir jetzt unſere Hütten gebaut haben, ſo ſonnig und windſtill, daß es eine Freude iſt, vivat alſo der status quo! das heißt eigentlich: vivat der Katholicismus! Trotz unſeres status quo geht es aber natürlich in der Welt vorwärts und der proteſtantiſche freie Geiſt findet überall ſeine Organe. Es kommt die zweite franzöſiſche Revolution, es kommt die polniſche, die belgiſche, es kommen die Unruhen in Deutſchland und der Schweiz, die Umwälzungen in Portugal, Spanien und dem Orient. Und wie verhalten wir uns gegen dieſe hiſtoriſchen Bewegungen? Apologetiſch, wie der Papſt. Wir hemmen und hindern, ſo gut es geht (es geht aber nicht, wenn ſich die Sache nicht ſelbſt hemmt und hindert), wir zeigen unſer großes Mißbehagen, wir proteſtiren gegen die Verletzung der Legitimität, wir verſagen ſo lange wie möglich die Anerkennung der Mächte ohne Ahnen, wir helfen mit kitten und kleiſtern, damit dem formellen Rechte, der heiligen Legitimität ja ſo wenig als möglich Schaden geſchehe. Iſt das eine unſerer würdige Aufgabe? die hiſtoriſche Bewegung argwöhniſch anzuknurren und ihr ohnmächtig zu widerſtreben, weil ſie nicht legitim iſt? Haben uns die letzten zehn Jahre nicht augenſcheinlich gelehrt, wie uns zum Trotz die Legitimität zur Illegitimität, die Illegitimität zur Legitimität geworden iſt? Und wir, die wir von Anbeginn unſerer Macht und Bedeutung an Kinder der Illegitimität geweſen ſind, die wir der alleinſeligmachenden Kirche entlaufen, die wir abtrünnig geworden ſind von Kaiſer und Reich, die wir zu beider Verfall ſo redlich mitgewirkt haben, und darein unſere wahre Ehre geſetzt haben, wir halten es heute mit dieſer formellen, todten Legitimität und blicken wie ein Parvenü mit Verachtung auf unſern Urſprung?

(Fortſetzung folgt.)

Die Metriker und die Satiriker.

(Fortſetzung.)

Steht es ſo mit Juvenal's Ueberſetzbarkeit und mit Weber's wirklicher Ueberſetzung; ſo hat dagegen Horaz einen ganz andern Charakter. Horaz iſt der wirkliche poetiſche Satiriker. Mit ſeiner Feinheit, Urbanität, Einfachheit, Natürlichkeit, mit ſeinem Weltmannshumor iſt er darum freilich nicht leicht, aber mit deſto mehr Genuß und Wahrheit zu überſetzen. Man könnte ſo eine faſt proſaähnliche Haltung, wie die Goethiſchen Hexameter in Hermann und Dorothea, dafür annehmen.

Qui fit, Maecenas, ut nemo, quam sibi sortem etc.
Hab' ich doch nie ſo leer den Markt und die Straßen geſehen.

Wie machen es nun aber unſre beiden Ueberſetzer? Merkel ohne Zweifel am beſten, nur hätt' er ſich freilich ganz von Voß und Kirchner emancipiren müſſen. Kirchner dagegen ſchlägt den armen Horatius ganz über denſelben Leiſten, wie Weber den Juvenal, über allen Sprach- und Poeſie-Genius ſo entſchieden hinausſpringend, daß er auf eine höchſt ſpaßhafte Weiſe, noch ärger faſt als Weber, tranſcendent wird.

Reden wir zuerſt von Merkel. Er hat Talent und Verſtand, ja, er wäre im Stande geweſen, die Sache ganz gut zu machen, hätte er ſich nicht durch die unglückſelige, ganz und gar windige und verkehrte metriſche Gelehrſamkeit ſeiner Vorgänger verleiten laſſen, vielmehr ſtatt deſſen das innere Geſetz der Sprache dem Goethiſchen und das innere

des Herameters dem lateiniſchen Vorbilde gelehriger abgehorcht. In der Sprache hat Goethe und die ſeinem Princip folgenden Spätern, zu denen auch Platen gehört, unbedingt Recht und die Geſetze der alten Metra kann man befolgen, wie dies Platen zeigt, ohne daß man dem unglücklichen Gedanken Raum giebt, unſerer Sprache das metriſche Princip der Alten ſtatt des rhythmiſchen, das ihr vorherrſchend gebietet, aufzuzwingen. Merkel verſieht es nur in zwei Dingen: 1) in undeutſchen und unrichtigen Stellungen, 2) in der unſeligen Accentuirung nach Voß: z. B. aushauchen für aushauchen. Sonſt iſt er durchgängig leſbar und faſt Alles ohne das Original zu verſtehn. Manches bekannte Problem bleibt freilich ungelöſt, z. B.

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Sieh! dort kreiſ't das Gebirg und gebäret zum Lachen ein
ein Mäuslein.

Solche zum Sprichwort gewordene Verſe ſind gewiß ſchwer zu treffen, und es iſt bekannt, wie ſehr Voß damit in die Aeußerlichkeit der Nachbildung fiel, als er das ridiculus mus überſetzte: komm doch heraus Maus! aber Merkel trifft es eben ſo wenig: die Bildungen auf „lein" „Mäuslein, Knäblein" ſind antiquirt, „gebäret" ſtatt gebiert iſt eine Geburt der Versnoth, das „ſieh!" nicht minder, das „zum Lachen" ebenfalls und ſo iſt der ganze Vers ein Nothſchuß. Merkel ſagt, wer ihn kritiſiren wolle, möge zeigen, daß er es beſſer machen könne, würde er mit Einer Zeile zufrieden ſein und nicht vielmehr darauf antworten:

Berge kreiſen und bringen — ein winziges Mäuschen zum
Vorſchein.

Aber wie ſeltſam! iſt nicht „kreiſen" und „winzig" unpopulär, wenn auch gebräuchlich, alſo noch einmal:

Berge in Kindesnöthen! und 's wird — ein erbärmliches
Mäuschen.

Merkel wird ſagen, auch das ſei noch ſchlecht genug und man brauchte Methuſalems Alter, wenn man ſo reflectiren und über jede Zeile ſpintiſiren wollte; aber ſo machens die Philologen und die Poeten: er wird es alſo nicht ſagen. Er wird vielmehr den Hiatus, das „'s wird" und das „Mäuschen" angreifen. Seine Deminution ſteckt in der That ſchon in „erbärmliches", doch erinnere ich mich eben recht an das bekannte: „ein kleines Lämmchen, weiß wie Schnee ꝛc." und verſchanze mich hinter den deutſchen Sprachgebrauch, der auch wohl jene Härten erträgt z. B.: 's wird beſſer gehn, die Welt iſt rund, ſie muß ſich drehn. Zu dem Sprichworte iſt aber mit all dieſen Anſtalten ein gutes Beiſpiel gegeben. Denn man fühlt es wohl, daß die ſprichwörtliche Geltung immer noch nicht erreicht iſt.

Anderes iſt Merkel gelungen Ep. I, VIII.

An Celſus Albinovanus.

Gib dem Geſuche Gehör und bring', o Muſe, dem Celſus
Freundliche Wünſche zurück, dem Begleiter und Schreiber
des Nero! (falſche Stellung)
Fragt er dich, was ich treibe, ſo ſag' ihm: Vieles und
Schönes
Wolle geſtalten der Geiſt, doch fehle die heitere Stimmung;
(frei aber gut)
Nicht, weil Hagel die Reben zerſtört, und Hitze den Oelbaum,
Auch nicht, weil mir die Herden erkrankt auf fernen Gefilden, —
Nein, weil kränker die Seel', als ſämmtliche Glieder des
Leibes,
Durchaus nichts, was lindert den Gram, anhören und ſehn will,
(falſche Stellung und falſche Hebung)
Weil mich reizen zum Zorn treu meinende Aerzte und Freunde,
(wieder das Verbum vorauf?)
Daß ihr Eifer entreißen mich will der betäubenden Schlafſucht, (detto)
Weil ich, dem Schädlichen hold, wegſtöße das Gute, und
launiſch (falſche Hebung u. Stellung)
Tibur preiſe in Rom, nach Rom mich ſehne in Tibur.
Dann nach ſeinem Befinden, Geſchäft und ganzem Verhältniß
Frage, und wie er dem Fürſten gefällt, und wie dem Gefolge;
(wird der Imperativ nachgeſetzt?)
Wenn er „wohl!" die erwiedert, ſo wünſche ihm Glück
und vergiß nicht,
Recht eindringlich die warnende Lehr' ins Ohr ihm zu
flüſtern:
Wie du trägſt dein Glück, ſo werden dich tragen die Freunde.

Die verwünſchte Judenconſtruction! ſind etwa die Satzfügungen des Volkes Gottes poetiſcher, als die der andern ehrlichen Deutſchen? Oh! oh!

Würdet ihr, Freunde, geladen zur Schau, einhalten das
Lachen?

Welch ein Kauderwälſch!

Der Brief an die Piſonen iſt freilich ſonderlich ſchlecht gerathen. Will man die Ueberſetzung von Seiten ihrer Nützlichkeit nehmen, ſo kann einer, der tactfeſt im Deutſchen iſt, ſie ohne Schaden leſen. Man muß ſich die Sache als Proſa vorſtellen und die nöthigen Verſetzungen mit den Verben vornehmen, manchmal eine Partikel ergänzen und dergl., ſo bekommt man eine leidliche Vorſtellung von den Briefen des Horaz, wie geſagt, eher noch von den leichteren, als von der Ars poetica: aber

Dichtern erlauben die Halbheit
Götter und Sterbliche nicht:
ſchreibſt du ein Gedicht, dann
Steig' es hinab in des richtenden Mäcius Ohr,

der hier ſogleich die fehlende Cäſur gerügt haben würde. So viel iſt aber anzuerkennen, daß Merkel, wenn er das richtige Princip, ſtatt des unglücklichen Voſſiſch-Kirchnerſchen ergriffen und ſich nicht eingebildet hätte, daß unſre großen Poeten geſetzlos, Kirchner aber geſetzmäßig gedichtet haben müßte, weil jene die Grundregeln der deutſchen Zeitmeſſung verſchwiegen, dieſer ſie publicirt hat, — er würde die Epiſteln unſers Dichters vortrefflich überſetzt haben: es fehlt ihm nicht an Talent und Sinn für das Rechte.

Dies Unglück hat Kirchner auf dem Gewiſſen und Kirchnern wieder die gewiſſenloſe Kritik, die ihn längſt gründlich hätte negiren müſſen.

Kirchner wollte „eine metriſche Uebertragung und Erläuterung (etwa auch eine „metriſche"?) der Satiren, die dem jetzigen (1829) Standpunkt unſerer Sprachbildung und Wiſſenſchaft angemeſſen ſei, liefern", und nennt Voß, Wolff, Humboldt, Süvern, Paſſow, Solger, Thierſch als Vorfahren. Jeder Zoll ein Philolog! Iſt denn die Ueberſetzung ein rein ſprachliches Kunſtſtück? Iſt das Metriſche, — das Maß, das Lang und Kurz, — der Vers? und iſt es nicht vielmehr der Fehler aller der genannten Herren, ſeiner Vorfahren, daß ſie das Rhythmiſche, die Seele, den Genius des Deutſchen und des Verſes überhaupt, nicht faſſen und darum in ihren Ueberſetzungsübungen meiſt einen klappernden Automaten, ſtatt des beſeelten Tänzers zur Welt bringen? Dies iſt unendlich wichtig. Die abſtracten Träume der Philologen ſind nicht ohne Nutzen geweſen, ja, wie immer die Extreme fördern und treiben, ſo haben auch ſie es gethan; aber ſchon Voß Zeitmeſſung iſt cum grano salis zu ſtudiren und Kirchners Reformbill wird nie und nimmer die zweite Leſung paſſiren; wir hätten ihr kaum zugetraut, daß ſie bei der erſten Unterſtützung finden würde: Weber und Merkel widerlegen dieſe Geringſchätzung.

Kirchner iſt ein determinirter Metriker, ein metriſcher Ultra. Er ſagt S. XII: „Wir Deutſche haben eine ſelbſtändige Proſodie und Zeitmeſſung nach Art der Alten. (So?) Aber es fehlt noch immer viel zur Sicherheit und Vollendung. Voß und K. W. Garve haben zwar die Hauptprincipien der Wortmeſſung mit uns (dem Director Kirchner oder vielmehr umgekehrt) übereinſtimmend aufgeſtellt; aber gleichwohl iſt für die praktiſche Anwendung nach allen Seiten hin ſehr viel Vages und Schwankendes geblieben. Daher haben ſich die meiſten unſerer deutſchen Dichter, ſelbſt in metriſchen Ueberſetzungen, in Rückſicht der Sylbenmeſſung bisher (jetzt ſoll das alſo anders werden) nur nach dem Gefühl und nach ungefähren Hauptregeln gerichtet."

Drohen dieſe radicalen Reden unſre allverehrten Landespoeten gradezu vom Thron zu ſtoßen, ſo wird gleich darauf die neue Ordnung der Dinge, die ſich indeſſen ſeit 1829 nur ſchwach befeſtigt und nicht gar viele Anhänger gewonnen hat, in einem förmlichen Geſetz feſtgeſtellt mit den Worten: „unverkennbar iſt auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Bildung, die (lies „den") wir einnehmen, das Bedürfniß nach einem feſten allgemein gültigen(!) Geſetz unſerer Zeitmeſſung, und wenn auch das vorliegende (hört!) nicht in allen Einzelheiten ohne Widerſpruch ſein ſollte (ſoll vermuthlich heißen: „bleiben ſollte"), ſo wird es doch hoffentlich eine feſte Baſis geben", — wovor uns Apollon und ſein Chor in Gnaden bewahren wolle! Denn nun geht er ins Einzelne und „ſetzt feſt" als z. B.: „Lang ſind die Endungen: bert, brecht, dann, in, itſch, atſch, lach, lef, lof, laf, aff, av, old, olf, ulf, ſal, ward, witz u. ſ. w. in Egbert, Albrecht, Dennewitz", Schulwitz u. ſ. w.

Alſo das ſteht feſt, das iſt Geſetz und das ſollen wir uns gefallen laſſen? Nimmermehr! Wer iſt der Geſetzgeber? und wem ſteht die geſetzgebende Gewalt von Gott und Rechtswegen zu? Wir ſind ſchauerlich legitim und rufen aus: niemandem, als den gekrönten Häuptern der Poeſie ſelbſt und müſſen dafür halten und uns in allem Ernſt dagegen verwahren, daß der Director Kirchner eine unbefugte Ausübung der höchſten Gewalt ſich erlaubt hat.

Aber was hilft's uns zu decretiren? müſſen wir nicht disputiren, wenn wir den metriſchen Fanatismus und den Terrorismus des abſoluten Lang- und Kurzmachens in den Köpfen der Zeitgenoſſen definitiv ſtürzen wollen? Alſo es iſt jedermann hinlänglich bekannt, wie der alte Homer bei Platon und andern vernünftigen Leuten für einen göttlichen Poeten und Verskünſtler gegolten, weshalb demſelben denn auch der Profeſſor Thierſch, — ſonſt auch ein Anhänger der Metriker, wie ſeine Pindarüberſetzung beweiſt, — im § 147 ſeiner griechiſchen Grammatik nicht mit Unrecht einige Grundſätze in der Behandlung des Lang und Kurz im Verſe — d. h. der Modification des Metriſchen durch den Rhythmus — abgelauert hat. Dieſe ſind beſonders auffällig unter No. 6, wo Thierſch lehrt und mit einer Myriade von Beiſpielen belegt:

„Wenn eine Kürze am Ende durch die Arſis verlängert wird, ſo ſteht ſie erſtlich einzeln zwiſchen zwei Längen, zweitens unter drei Kürzen ꝛc., alſo _⏑_, ⏑⏑⏑, ⏑⏑⏑, ⏑⏑⏑⏑⏑, ⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑ z. E. *Λητὼ γὰρ ἤλκησε* Od. λ, 580. *ὠγυγίῃ νύξας* Od. ξ, 485 _⏑_ oder *τὰ περὶ καλὰ* Il. φ, 352. ⏑⏑⏑ oder *Τῇ δὲ θάμα Νύμφαι* Od. ζ, 105 ⏑⏑⏑."

Weiter brauchen wir Thierſch nicht abzuſchreiben. Der Satz, daß auch der Homeriſche Vers ſchon die Macht zu löſen und zu binden, zu verlängern (und zu verkürzen — dies letztere iſt noch bekannter —) gehabt und auch ohne Poſition durch den bloßen Rhythmus ausgeübt habe, iſt hinlänglich bewieſen. Unſre großen Poeten folgen nun ähnlichen Geſetzen, aber weil Thierſch ſie nicht ausgezogen hat, ſo merkt Kirchner ſie nicht; und obgleich Voß in ſeiner vortrefflichen Zeitmeſſung der deutſchen Sprache einen eignen Abſchnitt mit dieſem wichtigen Gegenſtande anfüllt, und unter andern ganz ähnlich, wie Thierſch beim Homer, zeigt, wie und wann wir z. E. „des verherrlichend*é*n Dionyſos" leſen, nämlich „vor zwei Kürzen oder einer tiefronigen Länge im Herameter" alſo auch ſo: „und ein heiliger*é*s hochherziger denkendes Weſen," ſo überhört dennoch Kirchner dieſe ganze Lehre, weil er den Anſatz zur Rhythmik, den der alte Voß mit Anerkennung der metamorphoſirenden Macht des Herameters nimmt, in ſeinem abſtract metriſchen Syſtem nicht brauchen kann und ſagt (S. XXIX), ſogar falſch citirend, Voß wolle leſen: „heiligeres Weſen," was Voſſen nie in den Sinn gekommen iſt. Ja, Kirchner tritt ſogar mit dem ausdrücklichen Satz hervor:

„Lang dürfe nie kurz und kurz nie lang werden im Rhythmus, außer an gleichgiltigen Stellen."

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

405

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

28. October. № 102. 1841.

Preußen und der Katholicismus.

(Fortſetzung.)

Herr Thiers nennt ſich ein Kind der Revolution, wir zucken die Achſeln über dieſes naive Geſtändniß und — ärgern uns, denn Revolution iſt uns ſo eine Art pöbelhafter Kategorie, die unſern Nerven wenig zuſagt. Ei, ei, wie bald ſind wir ſo nervenſchwach geworden! Wir ſind ja ſelbſt Kinder der Revolution! Haben wir nicht Papſt und Kaiſer den Gehorſam aufgekündigt, haben wir nicht des Clerus und der Kirche reiche Pfründen und Rechte eingezogen, haben wir nicht die uralтbegründete Selbſtändigkeit des Adels aufgehoben, haben wir nicht ſo manchen illegitimen Biſſen verſpeiſt, und ſind dadurch ſo gar anſehnlich und ſtattlich geworden. — Alles gut proteſtantiſch, aber ſchlecht katholiſch und ſchlecht legitim? So wird unſere glorreiche Geſchichte zur Schandgeſchichte, ſo ſchlägt unſer Recht in Unrecht, unſere Stärke in Schwäche um. Warum thun wir das? Weil wir eben halb proteſtantiſch, halb katholiſch zu ſein beliebten. Das geht eine ganze Weile ſo hin, denn der liebe Gott giebt Jedermann Zeit ſich zu beſinnen, aber nachdem wir unſer halbwahres Princip lange genug genoſſen haben, ſind wir endlich allmälig bei den Hefen angekommen und ſie ſchmecken gewaltig bitter. Bis hierher und nicht weiter, der Schlendrian hat ein Ende, die entſcheidende Kriſis iſt da, ſie iſt ſchwer, ſehr ſchwer, aber Gott ſei Dank! ſie findet ein bei aller ſeiner Schwäche doch ſo braves, ſo ſtarkes Volk, daß die Entſcheidung nicht zweifelhaft ſein kann. Ob ſich aber dieſe Entſcheidung noch lange verzögern wird, ob ihr noch zahlreiche Kämpfe und Qualen vorausgehen werden, ob vielleicht uns Allen zuvor der Tod die müden Augenlider zugedrückt hat, die wir die erſten Wehen des jungen Preußens empfinden, das läßt ſich nicht vorausſagen.

Die unwahren und unlautern Tendenzen und Elemente unſeres Staates treten uns erſt recht ſichtlich vor die Augen, wenn ſie durch unſere Pflege zu einer Entwicklung gekommen ſind, wo ſie im hellen, lichten Widerſpruch ſtehen mit unſerm eigentlichen geſunden Leben und ſeiner Geſchichte. Und wie Preußen erſt zum wahrhaft proteſtantiſchen Staate werden kann, nachdem es mit dem Katholicismus in Conflict gerathen, ſich ihm gegenüber bewährt und ihn gerichtet hat, ſo iſt dagegen der Katholicismus der wahre Kritiker und Richter alles deſſen, was in uns katholiſch iſt. Segnen wir ſeinen Ausſpruch und ſeine ſtrafende Hand. Der Zufall hat uns zu dieſer gegenſeitigen Kritik die Mittel an die Hand gegeben, zwei Fünftheile unſerer Mitbürger ſind ſeit dem Friedensſchluſſe von 1815 Katholiken. Wie kritiſirt nun unſer proteſtantiſcher Staat den Katholicismus eines großen Theils ſeiner Staatsbürger? Dadurch, daß er ihm die Schätze ſeines Princips zufließen läßt, *ſo weit ſie in ihm ſelbſt flüſſig geworden ſind*, daß er ihn alle die Liebe, die Milde, die Toleranz, die Gerechtigkeit, das Licht der Wahrheit, die Freiheit, *die er ſich ſelbſt erobert hat*, nicht bloß ſchauen, ſondern genießen läßt; das iſt die einzig wahre Kritik, die der Proteſtantismus am Katholicismus üben kann, die Provocation an die Vernunft der Völker, ſie iſt nie vergeblich, ſie überwindet und verſöhnt den hartnäckigſten Feind und vor ihr ſinken die ſcheinbar unüberwindlichſten Bollwerke des Aberglaubens und der Unvernunft in den Staub. Die wahrhaft proteſtantiſchen Wohlthaten alſo, die Preußen ſeinen katholiſchen Unterthanen gebracht hat, die ſchonende Toleranz und Gerechtigkeit in der Behandlung, die gründliche und aufrichtige Förderung ihrer religiöſen und wiſſenſchaftlichen Intereſſen, die mannichfaltigen freien Elemente, die es ihrem Leben gewährt hat und die es zu der gedeihlichſten Blüthe geführt haben, dieſe ſo vernünftige als ehrenhafte und ächt proteſtantiſche Weiſe iſt nicht umſonſt geweſen, ſie hat uns die Liebe entfremdeter deutſcher Volksſtämme und die Achtung der Welt erworben, ſie wird wahrlich anerkannt und würde von den Betheiligten noch lauter anerkannt werden, wenn nicht bei uns die Panegyriker auf allen Dächern ſäßen und die preußiſchen Tugenden mit gellender Stimme auskräheten. Doch der preußiſche Staat giebt uns ſo viel Proteſtantismus als er ſelbſt hat; wir haben geſehen, wie wenig noch der Proteſtantismus bei uns zu ſeinen berechtigten Conſequenzen gekommen iſt, wie wir noch halb proteſtantiſch, halb katholiſch ſind, wir bringen alſo unſern neuen katholiſchen Unterthanen neben jenen ſchönen Blüthen unſeres proteſtantiſchen Geiſtes, auch eine Menge altkatholiſcher Schalen und Hülſen mit, als da ſind die hohe Bevormundung, die Polizei, die Cenſur, die Legitimitätsſchrullen, die Trennung von Kirche und Staat, neuerdings auch die Autonomen und Majorate und alten Provinzial-

rechte und dergleichen, Alles Dinge, die man zum Theil ſelbſt in den katholiſchen Landen bereits überwunden und als Gebilde einer unfreien und trüben Zeit hatte geringſchätzen lernen, und wogegen die freien Inſtitutionen der Rheinländer und ihr friſcher, beweglicher, praktiſcher Sinn einen ſchneidenden Contraſt bildeten. Das veranlaßte natürlich vielfältige Unbehaglichkeiten und Verſtimmungen, und die Stockpreußen klagten, die Rheinländer hätten franzöſiſche Geſinnung. Inſofern die Rheinländer den Franzoſen ihre politiſch freiere Exiſtenz und Lebensanſicht verdankten, ſo mochte man dieſe Geſinnung immerhin eine franzöſiſche nennen, aber ſo wie ſie auch der biederſte deutſche Patriot haben kann, der bei aller deutſchen Geſinnung die Franzoſen als unſere politiſchen Vorkämpfer anſieht. Jene Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit aber wurde theils überwogen und paralyſirt durch die zahlreichen Wohlthaten des neuen Verhältniſſes, theils war ſie überhaupt nicht gründlich und kräftig genug, um in einer Provinz, die aus nicht weniger als 98 verſchiedenen Herrſchaften, Abteien, Grafſchaften, Fürſtenthümern und Churfürſtenthümern zuſammengeſtellt iſt, die alle zu ihrer gegenwärtigen politiſchen Vereinigung die verſchiedenſten Antecedentien mitgebracht haben, Zuſammenhang und compacte Feſtigkeit zu erhalten. Erſt als man zu gewahren glaubte, daß ſyſtematiſche Angriffe auf die freieren Inſtitutionen gemacht würden, da bildete ſich eine Art oppoſitioneller Geſinnung, ſie wurde aber entſchiedener durch den Conflict mit der katholiſchen Kirche. Wie mit Einem Schlage iſt dadurch die katholiſche Bevölkerung Preußens in Rheinland, Weſtphalen, Schleſien und Poſen zu einem Zuſammenhange gekommen und in gewiſſer Weiſe eine compacte Macht geworden. Jetzt fängt der Katholicismus an uns zu kritiſiren und zwar, wie wir an die Conſequenzen freier proteſtantiſcher Vernünftigkeit in der Bruſt des Volkes appellirten, ſo beruft ſich der Katholicismus auf unſer katholiſches Thun und Laſſen, auf unſere katholiſchen Maximen und Tendenzen und fordert natürlich deren nothwendige Conſequenzen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Metriker und die Satiriker.

(Schluß.)

Das Stärkſte was es in dieſer Beziehung geben kann, der äußerſte metriſche Fanatismus, eine Robespierreſche Abſtraction. Wahrlich, es ſtünde ſchlecht um uns, wenn unſre Poeten ſich nicht beſſer auf den Rhythmus und ſeine Gewalt verſtänden, als dieſer neue Draco, der überdies nicht einmal den Geiſt der alten Geſetze beim alten Voß gehörig gefaßt hat. Wie ſollte es mit alle den vielgeſungenen und geſagten Liedern werden, die jetzt unſre Seele bewegen? Dürfte man doch nicht einmal mehr ſagen:

Kennſt du das Land, — wo die Poeten blühn,
Die ſich, nach Kirchner, überſpannt und grün,
Gedehnte Strich' und kurze Häkchen ziehn?

Da wir dies zu fragen unmöglich unterlaſſen können, würde ein Mathematiker ſagen, ſo — bleibt es vorläufig beim Alten.

Daß die Ueberſetzung des Horaz nach ſolchen Grundſätzen eine höchſt ergötzliche Verirrung ſein müſſe, liegt am Tage. Die Erſcheinung iſt alt, ſie bleibt aber ewig neu. Wir geben ſogleich eine Probe, in welcher wir das Auffallendſte unterſtreichen. Alſo Sat. III, 24:

Mir ſelbſt, ſprach jener, verzeih' ich.
Thörig iſt ſolcherlei Lieb', und ſchamlos, würdig der Ahndung.
Wenn du das eigene Schlecht trieſäugig, die Wimpern bebalſamt
Muſterſt, warum dann blickſt du ſo ſcharf in den Mängeln der Freunde,
Gleich wie Adler und gleich epidauriſchen Schlangen? Wofür dann
Dich's auch trifft, daß deinem Gebreſt nachſpüren die Andern.
Leicht zum Zorne gereizt iſt der Freund: nicht ganz für die feinen
Naſen der heutigen Welt: zum Spott mag reizen des Haupthaars
Roherer Schnitt, des Gewands abfließendes Hängen: des Schuhpaars
Lockeres Schlappen am Fuß.

Es iſt lehrreich, hier das Einzelne zu betrachten und nach Art der Philologen ein paar Anmerkungen zu machen.

Solcherlei. Eine Form, die, ähnlich wie das „ſämtliche" und die ungehörigen Comparative, dem Dactylus ihren Urſprung verdankt, die aber zunächſt völlig ungebräuchlich und dann keineswegs einerlei iſt mit „dieſe," „ſolche," dem hic des Horaz, welches beſtimmt auf die Selbſtgenügſamkeit zurückweiſt, während „ſolcherlei" nur die ähnlichen Sorten präſentirt. Wäre das Wort in Polizeidecreten gebräuchlich, ſo könnte man vermuthen, es ſei hieher gezogen worden wegen der Amtsmiene, die in dem lateiniſchen dignusque notari liegt, welches bekanntlich die officielle Sprache des Cenſors iſt und daher mit dem ganz wider den Sprachgebrauch laufenden und unlebendigen „würdig der Ahndung" nicht ſtimmt. „Ahndung" iſt nicht übel getroffen, aber die Conſtruction „würdig der" ohne Adjectiv, etwa „der ſchärfſten," macht den Ausdruck ſo rein ſchulmäßig, ſo unfähig z. B. in einem heutigen gerichtlichen Urtel Platz zu finden, daß alle Anſpielung auf den officiellen Ton vollkommen verloren geht. Wo bleibt nun aber dabei das Mark der Satire? Um den Kurial- und Kirchneriſchen Styl zu ächt ſatiriſcher Wirkung zu vermählen, ſchlagen wir daher vor:

Schndd' iſt ſothanes Gelieb' unweislich und Ahndung erheiſchet's,

wobei jeder Unbefangene zugeben wird, daß unſre Lesart aus allen obigen und noch einigen andern Gründen eine Emendation iſt.

Das eigene Schlecht, tua mala, deine Gebrechen. Wer erlaubt dieſes Neutrum? Wir ſetzen den Fall, ein gottloſer Junge ſoll ausgezankt werden, wer würde es wagen, dies Wort in den Mund zu nehmen, es müßte denn ſein, daß er ausdrücklich darauf ausginge, ſich von dem Buben ins Geſicht lachen zu laſſen?

Die Wimpern bebalſamt. Warum nicht gleich: bebohmölt? Möglich iſt dieſe Wendung, aber wirklich und wirkſam, lebendig, leicht und weltmänniſch im Genre des Autors iſt ſie nicht; ſchlimmer iſt „warum dann" ſtatt warum denn; das iſt auch unmöglich, alſo wohl nur ein Druckfehler.

„Scharf blicken in den Mängeln der Freunde," ſagt man im Deutſchen nicht, man kann es nicht. Die Redensart ſcharf „ſehen in einer Angelegenheit" hat dazu verführt. „Blicken" iſt ein momentanes, bewegtes Hinſchauen. Man ſagt wohl: ich blickte ſcharf hin, aber in einer ſolchen Verbindung, wie hier, iſt ja von einem Zuſtande, von einer verharrenden Gewohnheit die Rede, worauf ganz äußerlich ſchon das Dativverhältniß „in den" dem gelehrten Herrn hätte helfen ſollen. Das fixirte Blicken iſt das Blinzeln, eine Krankheit.

Gebreſt. Ein Geſchenk von den alten Cethegen, aber es iſt ranzig geworden und vergebens wird ſich Kirchner auf Horaz berufen, der auch für ſeinen Ruf und Geiſt zu oft auf die ſehr untergeordnete Rückſicht der Sprachbereicherung zurückkommt; z. E. Ars poet. 55. nach Merkel:

Kann ich erwerben
Einiges, was mißgönnen ſie mir's? da die Sprache der Ahnen
Ennius doch und Cato bereicherten, neue Bezeichnung
Schaffend dem neuen Begriff! Frei ſtand es und ſtehet für immer
Frei, zu gebrauchen ein Wort, mit dem heutigen Stempel bezeichnet.

Darin liegt es, in der Stempelgerechtigkeit, die ſich freilich auf die Vernunft der Sache zunächſt und dann auf eine allgemein vernehmbare Stimme ſtützt. So hat Hegel, Leſſing, Klopſtock, Campe genug geprägt und manche Wörter, die wir jetzt gar nicht mehr miſſen können, ſind blutjung. Das Grimmſche Lexicon wird viel intereſſante Geburtsſcheine ausſtellen. Wir machen keine Anwendung.

Haupthaars roherer Schnitt. Wenn man auch wirklich hie und da noch andre Haare, als die am Haupte beſchneidet, ſo iſt dennoch „Haupt" ein ſehr überflüſſiger Zuſatz. Das Compoſitum, um einen Spondeus, und der Comparativ, um einen Dactylus zu forciren, ſind ſehr üble Praktiken von Voß, nicht nachzuahmen, vielmehr zu vermeiden, weil ſie überall nothwendig Sinnfehler mit ſich führen. Meerfluth iſt was anderes als Meer, Bergleu iſt ein beſtimmter Leu, Bergweib ebenſo.

Abfließendes Hängen: das toga defluit iſt mit dem unglücklichen Abſtractum nicht getroffen: es iſt dies ſo zu denken, daß ſie herunterhängt, heruntergleitet — die ganze Toga, wie der Mantel das auch kann, den man nicht angezogen, ſondern umgeſchlagen hat.

Des Schuhpaars lockeres Schlappen am Fuß, male laxus in pede calceus haeret. Dieſer Paſſus ſetzt dem Werk die Krone auf. Aus einem calceus ein Schuhpaar zu machen, und dann die Methode des Tragens, „das ganze Paar an Einem Fuß!" Ob das antik iſt? Selbſt wenn die Alten Kaloſchen getragen hätten, worüber erſt der ſelige Böttiger gehört werden müßte, ſo wär's doch immer noch kein Paar an Einem Fuße. Die Kirchnerſche Verbeſſerung des Urtextes ſcheint übrigens ihren Grund theils im Spondeenhunger, den Horaz nun freilich am allerwenigſten begreifen würde, theils in der Betrachtung zu haben, daß doch wohl beide Schuhe „geſchlappt" hätten. Aber warum auch dann noch das unſelige Paar ſtatt des ſimpeln Plurals?

Vom Metrum haben wirs gelernt,
Vom Metrum —
Läßt uns nicht Ruh bei Tag und Nacht,
Iſt nie auf Sinn und Brauch bedacht, —
Das Metrum! das Metrum!

Und doch usus est tyrannus: was würde der Herr Director ſagen, wenn ihn ſein Sohn anginge um „ein neues Schuhpaar," ſtatt um ein Paar neue Schuhe? Jener obige Satz iſt in Abſtracto unglaublich, aber „ſo iſt es, es iſt wirklich ſo, er hat es geſchrieben," ja, es iſt dies noch das Aergſte nicht. Kirchner macht es eben ſo ſchlimm vor, wie es ihm Weber nachgemacht hat. Man leſe nur noch dieſe vier Zeilen derſelben Satire V. 45.

„Den Schieler
Nennt Glurauge der Vater und Küchlein (ſo ſagt er), lebet ein Sohn ihm
Unter natürlichem Maas, wie der Knirps unreifer Geburt einſt
Siſyphus: Teckelchen den, mit geſäbelten Beinen: den andern
Lallet er Humpelchen."

Darin wollen wir, um des Guten nicht zu viel zu thun, weiter nichts commentiren, als „die geſäbelten Beine." Soll heißen Säbelbeine, Beine, die ſäbeln, nicht die geſäbelt werden; aber leider heißt es das nicht, geſäbelte Beine ſind nie und nirgends etwas anders, als mit dem Säbel bearbeitete. Man vergleiche gehobelt, geraspelt, geſägt, gewalkt, geſpießt, geknutet, lauter gebräuchliche und ſehr wohl verſtändliche Wörter: dagegen gedegent, geſtintet, geſäbelt, gekirchnert ſagt man nicht, wenn mans aber ſagt, muß eher alles Andre gedacht werden als degenförmig

fäbelförmig u. ſ. w., ausgenommen bei dem Worte „gekirchnert," denn was durch Kirchner bearbeitet wird, das wird auch kirchnerförmig, z. B. der Horaz. So ſteht es auch hier mit der Grammatik.

Aber die Geſchichte iſt komiſch, denn daß dieſe Herren, nehmen wir Weber oder Kirchner, gleichviel, — im Ernſt keine Grammatik verſtehn ſollten, wer würde das ſagen? Aber ihr Tollwurz iſt —

Das Metrum, das Metrum!

Geben wir ihnen allen beiden, da ſie es doch mit der Satire zu thun haben und den Satirikern nicht böſe ſein dürfen, auch wenn dieſelben noch im Grabe ſie in Ungelegenheit gebracht haben ſollten, eine Komödie als Nieswurz. Unſer Ueberſetzer hat ein Recht, als Repräſentant der völlig transſcendent gewordenen Metrik zu gelten. Wir berichten alſo im Folgenden die Zuſammenkunft und Vereinigung zweier deutſch-claſſiſcher Versmacher, des Herrn Ueberſetzers und des Grafen Platen von Hallermünde. Beide ſind Reſtauratoren der neueſten Poeſie vom Verſe aus, und folglich Geiſtes verwandt, wenn auch mit dem verſchiedenſten Erfolge, indem Platen zum Metrum der Alten den Rhythmus und Uſus der Deutſchen hinzuthat und ſomit für ſeinen Zweck ganz richtig verfuhr, nur Schade, daß Verſe noch nicht Poeſie ſind und er es an der Hauptſache fehlen ließ, an dem neuen Inhalt — vielleicht, daß es ihm ſonſt gelungen wäre, das Wort der Schrift zu widerlegen: Man ſolle neuen Wein nicht in alte Schläuche füllen. Alſo

Der Beſuch, Drama in Einem Aufzuge und in Einer Scene. 1830. Selbſtverlag.

Der Ueberſetzer
(noch im Bett, träumt in Spondeen.)

Schlaf ſchließt ſüß ringsher flaumweich mein ſchnarchendes Haupt ein.

Graf Platen von Hallermünde
(iſt auf dem Hippogryph aus Italien in Stralſund angelangt und ſchreitet mit pas de basque von Anapäſten begleitet zu dem Ueberſetzer ins Zimmer.)

Ich bin Platen der Graf, ein geborner Poet,
Wie man ſagt im Bingt-un, wenn ſich König und Aß
Zu dem Treffer vereint, was ein ſeltener Fall,
Da ſei höchſte Vollendung geboren.
Doch es giebt auch gemachte Bingt-uns, die durch Kauf
Sich und Fleiß zur Vollendung erhöhn, ſo biſt du,
Den iſt grüß' als gemachten Poeten.

Der Ueberſetzer
(ruft nach ſeiner Frau.)

Mutter, das Schuhpaar fehlt und des Lockhaars gräulicher Salbnapf,
Auch der geſäbelten Bein' untre Bezüge ſind fort.
Weh mir, wie komm' ich hervor aus der Ruhſtatt qualmigem Dunſtkreis,
Daß ich in beſſerer Luft wirthe den künſtlichen Mann.
Denn er wird leibhohl ſein und gern ſich gebrauchen der Frühkoſt,
Weil ſyldmeſſende Wuth preſcht' ihn vor Tage ſchon her.

Graf Platen.

Dactyliſcher Mann, reinmeſſendes Haupt,
Feinfühlender Hort der Spondeen,
Du Buhler mit Wolf, der gediegenen Sinns
Gleichfüßiges Maß dem Horatius gab,
Trotz ſeinem Proteſt, den er einlegt,
Er ſeie kein Poet und gehöre nicht an
Der Zunft hochtrabender Barden, —
Sei nochmals gegrüßt, grundtüchtiger Mann, —
Doch eins iſt an dir mir ein Greuel.

Der Ueberſetzer.

Plumpſt mit dem Thor ins Gebäud', allein ich gier' es zu hören,
Iſt's in der Koje der Dunſt oder mein ſalbenlos Haupt?

Graf Platen.

Du ſchießeſt vorbei und träffſt es auch nie,
Und gäb' ich dir tauſend Decennien.
Das iſt es, mein Freund, ihr münzet mir falſch
Und achtet den Brauch nicht der Rede,
Die Germanien ſchuf und der Deutſche verehrt
Als eigenes Gut, ſo zum Beiſpiel:
Wer plumpt mit dem Thor ins Gebäude? man ſagt
Nur: er fällt mit der Thür ins Haus und bedient
Nicht gern ſich des eigenen Stempels.
Graß iſt es daher in des Aeſchylus Chor,
Was der alternde Voß für Worte geprägt
Und des Sohns mißtöniges Hackbrett — —

Der Ueberſetzer.

Halt! du ſtriemſt mir den Voß mit tückiſchem Riemen am Aſter,
Wie's den Knäbelein kaum muthet ein Lehrender zu.
Achtung zollt' ich dir ſonſt, jetzt brumm' ich dir bitteren Hohn zu,
Und aus dem Flaumbett ſchält flugs ſich ein ⏑⏑–.

Graf Platen (tanzt ab.)

Ha! Huronen ſind hier in dem nebligen Land
Pommeraniens, weh! was warf ich den Säu'n
Auch die Perle des ſüdlichen Meers vor!
Führ' eiligſt zurück, helikoniſches Roß,
Den Poeten zum Strand, „wo die Woog' abfließt
Voll Schaums von dem Fels in des Hadria Wuth
Und im Pinienhain zwar auch Beifall
Der Befreundeten fehlt," doch die Rohheit zugleich,
Und kein pommerſcher Taps mir die Freude verdirbt
An der rhythmiſchen Kunſt, o die Germanien rührt
„Mit der Fülle des ſüdlichen Wohllauts."

Zur Verſöhnung erinnern wir an den Anfang dieſer Erörterungen, und wollen weder der metriſchen Donquixotterie, noch uns als dem Komöden es erſparen, das Schickſal des Begriffs zu erfüllen. Die Philologen aber vor allen haben Ohr für die Lehren der Kritik, haben ſie doch den Horaz geleſen und wiſſen, daß nicht Alles richtig iſt.

Quae gravis Aesopus, quae doctus Roscius egit:
Et non turpe putant, parere minoribus, et quae
Imberbis didicere, senes perdenda fateri!

Arnold Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

29. October. № 103. 1841.

Preußen und der Katholicismus.

(Fortſetzung.)

Als wir im Jahre 1815 den neuerworbenen Provinzen in dem Patent vom 5ten April verſprachen, „ihre Religion zu ehren und zu ſchützen", oder in dem Patent vom 15ten Mai, „die katholiſche Religion aufrecht zu erhalten", hatten wir uns da auch wohl recht klar gemacht, was wir verſprächen? War das die römiſch-katholiſche Religion des Mittelalters, der unwandelbare Fels, auf den die Gregor, die Innocenz, die Bonifaz u. ſ. w. ihre Ausſprüche gründeten, und von wo ſie ihre Donner und Blitze ſchleuderten. War es dieſe Religion, ſo wäre unſer Verſprechen eine ungeheuere Lüge geweſen. Dieſe Religion konnten wir unmöglich ſchützen und ehren, denn ſie führte das Schwerdt der Vernichtung gegen alle Ketzerei, und wir, unſer Staat und ſeine Geſchichte waren längſt ihrem Urtheilſpruche verfallen. Nein, dieſe Religion, glaubten wir, ſei es nicht, der wir Schutz und Gedeihen in unſerem Schooße zuſagten, wir glaubten an eine Macht der Geſchichte, an eine vernünftige Entwicklung des Geiſtes, wir vertrauten darauf, daß dieſe Bewegung nicht bloß im proteſtantiſchen Staate ſtattgefunden habe, ſondern daß von ihr alle Völker auch trotz ihres Widerſtrebens fortgeriſſen würden, die einen in Folge, die andern ungeachtet ihres anerkannten Princips, wir gewahrten auch wohl, daß ſeit drei Jahrhunderten in der europäiſchen Welt nichts Großes, Dauerhaftes und wahrhaft Hiſtoriſches bei Proteſtanten und Katholiken geſchehen ſei, was nicht lediglich dem proteſtantiſchen Principe ſeine Exiſtenz und Berechtigung verdankte, wie alſo dieſer proteſtantiſche Geiſt ſchon längſt mächtig die Bruſt aller Völker ſchwellte und wiewohl die proteſtantiſche und die katholiſche Kirche feindliche und ganz unüberwindliche Gegenſätze bildeten, Proteſtanten und Katholiken dagegen, gemeinſam getragen vom Strome des Weltgeiſtes, gemeinſam von ſeiner Speiſe geſättigt, von ſeinem Odem begeiſtert, einem gemeinſamen Ziele nachſtreben. Nicht wahr? dieſen Glauben, dieſes Vertrauen, dieſe Zuverſicht hatten wir? Wehe uns, wenn wir ſie nicht gehabt hätten! Hatten wir ſie aber und vertrauten wir darauf, daß unſere neuen katholiſchen Mitbürger wie in aller geiſtigen Entwicklung, ſo auch in ihren religiöſen Bedürfniſſen Männer der Gegenwart und ihrer aufgeklärten Geſinnung wären und ſein mußten, ſo wußten wir auch zugleich, daß aller Fortſchritt geiſtiger Erkenntniß, jede höhere religiöſe Entwicklung, mit ihren neuen und immer wieder neuen Ueberzeugungen und Anſichten dem unwandelbaren, ſtarren Dogma der mittelalterlich-katholiſchen Kirche gegenüber illegitim und ſcheinbar unberechtigt war. Es trat alſo für uns die Alternative ein, entweder in proteſtantiſcher Weiſe die Bewegung des hiſtoriſchen Geiſtes zu reſpectiren, den Fortſchritt religiöſer Ueberzeugungen in der Bruſt der Katholiken und ihren noch formloſen und Rom gegenüber unberechtigten Gehalt anzuerkennen und ihm zu ſeiner äußeren Geſtaltung und Bethätigung zu verhelfen, oder in katholiſcher Weiſe das Recht des Werdens zu ignoriren und uns an die Legitimität, d. h. an die Satzungen der römiſchen Päpſte zu halten. Das Erſtere war ſchwer. Es galt eine deutſche katholiſche Kirche zu gründen und damit einen entſcheidenden Schritt zur Verſöhnung der ſtreitenden Partheien zu thun. Dazu war von beiden Seiten eine Offenheit und ein Vertrauen nothwendig, wie ſie nur im innigſten Verkehr zwiſchen Regierung und Volk bei einer Regierung, die das Bewußtſein hat, nichts als ein Organ des Volkes zu ſein, bei einem Volke, das die Gewißheit hat, ſein Wollen und Wiſſen in der Regierung zu haben, möglich iſt. Ich verkenne die großen Schwierigkeiten nicht. Aber es war proteſtantiſch, es war unabweisbare Pflicht des Staates, deſſen ganze Ehre und Bedeutung darin beſteht, den hiſtoriſchen Geiſt und ſeinen Fortſchritt anzuerkennen und zu begreifen. Das Andre war leicht und bequem, entſprach unſerer Abneigung gegen alle Gährung und Unruhe und war natürlich auch den Grundſätzen der heiligen Allianz angemeſſener. Aber es war unproteſtantiſch, und war eine Negation unſeres eignen Weſens. Wir entſchließen uns deſſenungeachtet zu dem Letzteren. Wir treten mit dem römiſchen Stuhle in Unterhandlung, wir vereinigen uns mit dem Papſte und der Sprößling dieſer Umarmung iſt ein Concordat. Der proteſtantiſche Staat und der Papſt! Fürwahr eine gemiſchte Ehe in grandioſem Style. Aus ſolchen Ehen aber — entſpringen Baſtarde. Hatte Preußen je gehört oder geleſen, daß der Papſt auf die Sätze der Päpſte des Mittelalters verzichtet oder ſie auch nur gemildert hätte, wußte es nicht, daß der Papſt im beſtimmteſten Widerſpruche gegen die ganze

neuere Zeit und ihre Geſtaltung ſteht, daß er der incarnirte Proteſt gegen alle geiſtige Entwicklung, gegen allen lebendigen Fortſchritt iſt, und wenn er ſich nicht ſelbſt in ein Curioſitätenkabinet verſetzen will, ſein muß, wußten wir nicht, daß der Papſt den proteſtantiſchen Staat weder anerkannt hat, noch anerkennen kann, daß er uns für verruchte Ketzer, für verfluchte Seelen, für räudige Hunde, deren Berührung ſchon zu meiden iſt, erklärt und erklären muß, daß uns durch des Schwertes Schärfe oder durch Lug und Trug, durch Eidesbruch und Miſſethat zu ſchädigen und zu verderben ſein Recht iſt und ſein muß? Wir wußten es, wir mußten es wiſſen, und doch boten wir ihm unſere Hand zum Bunde, doch erkannten wir ihn an als den Gewiſſensrichter unſerer katholiſchen Mitbürger und erklärten die Vernunft unſerer Katholiken wieder für illegitim, für illegitim alle unſere Schritte, die wir gethan hatten, die Bildung und Aufklärung unſerer neuen Provinzen zu fördern. Scheinbare Gerechtigkeit war's, daß wir die Katholiken wieder enger und unter der Sanction des Staates mit ihrem alten Herrn und Meiſter verbanden, von dem ſie ihre eigne vernünftige Entwicklung und das Unwetter der Zeiten längſt entfremdet und losgeriſſen hatten. Gerechter wäre es geweſen, ſie zu fragen: deutſche Mitbrüder, was glaubt, was denkt ihr? Ueberblickt die ganze Geſchichte der Vergangenheit, prüft euer eignes Gewiſſen, proteſtirt auch ihr gegen die Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte? haltet auch ihr die Proteſtanten für ſchmutzige Söhne der Hölle? Seht, ſind wir nicht Eines Fleiſches und Blutes? ſeht, ſind wir nicht Eines Geiſtes? Hat nicht die Zeit unſern früheren Gegenſatz längſt aufgehoben? Wie ſteht es mit eurem Glauben an die Unfehlbarkeit des Papſtes, an Reliquien, an Heiligſprechungen, an Proceſſionen und allerhand äußerliches Ceremoniell? Sprecht, Alles was in euch noch wirkliche Exiſtenz hat, Alles, was ihr wirklich glaubt, ſoll geduldet werden und ſein Recht haben, ſprecht es nur aus. Wahrlich, es würde ſich ergeben haben, daß Katholiken und Proteſtanten längſt unirt und verſöhnt, nur durch kleine formelle Unterſchiede von einander getrennt ſind. Und wenn wir dann weiter gefragt hätten: nun alſo, wenn ihr euch mit uns Eines Herzens und Eines Geiſtes fühlt, wollt ihr dann lieber eure höchſten und heiligſten Intereſſen und ihre Pflege dem Italiener in Rom, der ſich den heiligen Stellvertreter Gottes nennt, oder uns, euren Brüdern, anvertrauen? Die Völker würden geantwortet haben: Ja! wir wollen euch vertrauen, — aber ſeht, es handelt ſich hier um ſo hohe und wichtige Dinge, daß ſelbſt dem Bruder gegenüber, — den wir überdies bis jetzt für unſeren Feind gehalten haben, — ein blindes Vertrauen völlig unerlaubt ſein würde. Der heilige Vater wohnt weit von hier, die Kanonen der Engelsburg hört man nicht dieſſeits der Alpen, ſeine Sbirren haben genug mit den Banditen im Kirchenſtaat zu thun, ſeine Bullen ſind fallend Laub, ſeine Macht ein Schatten, die Bänder zwiſchen uns und ihm größtentheils gelöſt, ſeine Herrſchaft über uns alſo nur nominell, und die Wahrer unſerer wirklichen religiöſen Intereſſen ſind eigentlich wir ſelbſt, unſeres Gewiſſens Freiheit alſo von dieſer Seite wenig gefährdet. Ihr aber ſeid uns nahe, die Macht eures Staates heißt abſolut und iſt beinahe abſolut, welches Recht und welche Macht hat das Gewiſſen der Unterthanen eueren Staatstheorieen gegenüber? Gut, wir wollen euch vertrauen, wenn ihr uns zugeſteht, daß wir wirklich mit euch eins ſind, daß wir ein freies und entſcheidendes Wort haben, um zu beſtimmen, was im Staate Recht oder Unrecht ſei, um unſere großen Intereſſen im Namen der Vernunft und vor dem Richterſtuhl der Oeffentlichkeit zu verfechten, gebt uns alſo eine Verfaſſungsform, wo wir euch haben und ihr uns habt.

Ich ſage, das wäre gerechter und proteſtantiſcher geweſen, aber ſolch offenes und aufrichtiges Frag- und Antwortſpiel mochte wohl aufregend und bedenklich ſcheinen. So hält ſich dieſes ſchlaue Italienerthum nun ſchon ſeit Jahrhunderten durch unſere Schwäche, es hält den Pfahl im friſchen Fleiſche der europäiſchen Völker umklammert und weiß ſich da ſicherer als irgendwo, denn ſie haben ihn ja ſo lieb, als wäre er ihr höchſtes und wahrſtes Gut.

Nun der faule Baum hat auch ſeine faulen Früchte getragen. Alles unſaubere Nachtgeflügel, deſſen enge Bruſt die Morgenluft, deſſen blödes Auge das Tageslicht nicht vertragen kann, hat jetzt ſeinen legitimen Schlupfwinkel, alles faule Gewürm, das im zähen Kothe ſeines Egoismus einherſchleicht, hat ſeinen legitimen Sumpf gefunden, darum hat ſich ein Schwirren und Wispern, ein Stöhnen und Schrillen erhoben, daß es Einem angſt und bange wird. Jede Reaction gegen die Gegenwart, die Geſchichte und die Vernunft hat ihren legitimen Patron im Vatikan gefunden. Wir haben's ſo gewollt, was murren wir über die Folgen?

Der Verkehr mit dem heiligen Stuhle ließ ſich natürlich vom Anfange an nicht gleich ſo gefährlich an, ſeine Heiligkeit war noch etwas mürbe von den Stürmen und Unwettern der letzten Vergangenheit, und es war überhaupt ſchon längſt ausgebildete Praktik des römiſchen Hofes, zuerſt nur die Sammetpfötchen ſehen zu laſſen. Die Forderungen ſchienen billig und in der Hauptſache: „Kirche und Staat ſind geſonderte Gebiete," paßte die päpſtliche Theorie ganz zu der unſrigen; der Papſt bekam die geiſtliche Macht, wir die weltliche, er die religiöſen, wir die bürgerlichen Gewiſſen, und durch die gehörigen Cautelen und Circumſcriptionen ſchienen beide Theile vor den Uebergriffen des Andern völlig geſichert. Ueberdieß waren wir im Beſitz der factiſchen Gewalt und hatten das Bewußtſein, redlich und gerecht ſein zu wollen, — genug, wir ſchienen ein erwünſchtes Reſultat erzielt zu haben, waren mit der Theilung zufrieden und

glaubten, wir hätten die Birne und der heilige Vater den Stiel. Nun haben ſich aber zu unſerm großen Mißbehagen ſehr bald unſre pomologiſchen Kenntniſſe dahin erweitert, daß wir bemerken, der Stiel ſei kein eigenthümliches Stück Holz, kein beſonderes Princip in der Birne, ſondern das Princip der Birne ſelbſt und die ſchöne und herrliche Frucht nichts als eine nothwendige Conſequenz des Stiels, von dem alle Lebens- und Saftgänge, alle tragenden und geſtaltenden Faſern und Elemente ausgehen und belebt werden. Zu dieſer Erkenntniß ſind wir geführt worden durch die Prätentionen und Reclamationen des den Stiel haltenden Papſtes, und ſo ſehr wir ihm für dieſe Erweiterung unſrer Einſicht dankbar ſein müſſen, ſo iſt doch die Erkenntniß ſehr bitter, denn wir ſehen, wie ſeine Heiligkeit durch unſre Schuld den Punkt des Archimedes gefunden hat und uns mit einiger Conſequenz ſonder Mühe aus unſern ſchönſten Beſitzthümern und herrlichſten Errungenſchaften heraushe-ben kann.

Die Trennung von Kirche und Staat, dieſes ächt katholiſche Erbſtück des Mittelalters, trägt alſo jetzt dem proteſtantiſchen Staate ihre Früchte. Im Verkehr mit ſeiner Kirche hatten ſie nicht zur Evidenz kommen können, denn, wenn er auch theoretiſch in ſeiner Trennung verharrte, ſo war er doch praktiſch längſt zur Einheit gekommen, und war die Kirche, ungeachtet der Renitenz der Hierarchen, zum Momente des Staates geworden. Der geſchichtliche Drang war zu ſtark, der ganze Complex unſrer Lebensthätigkeit und Lebenseinſicht wies ja darauf hin, daß der Staat kein gottverlaſſenes Ding, daß er vielmehr eine gotterfüllte Perſönlichkeit ſei, daß das Bewußtſein hiervon eben die Religion und die äußere Geſtaltung dieſes religiöſen Bewußtſeins die Kirche — die Kirche alſo unbeſchadet ihrer Heiligkeit, Macht und Herrlichkeit ein Inſtitut des Staates ſei. Aber ſo vernünftig die praktiſche Durchführung hiervon war, ſo war ſie, wie ſchon bemerkt, unſrer Theorie gegenüber ſchreiendes Unrecht, und eben dies gab von Zeit zu Zeit den kirchlichen Eiferern einen rechtlichen Boden für ihre zelotiſchen Diatriben. Es iſt bereits darauf hingewieſen, welche egoiſtiſche Motive, bewußt und unbewußt, den Staat in dieſer Unklarheit und Zweideutigkeit erhalten mochten, mit der Zeit aber, wo dieſes ſeparat-kirchliche Element wieder conſtituirt und unter eine fremde Auctorität geſtellt eine ſelbſtändige Macht bildete, da ſollte uns endlich unſre Sünde begreiflich gemacht werden. Die Theorie der Trennung von Kirche und Staat, die bei uns allmälig zum bloßen Schemen geworden war, will wieder auferſtehen und lebendig werden und ſich mit Fleiſch und Bein der Wirklichkeit bekleiden, und ſie hat unſer eignes Recht auf ihrer Seite. So fordert alſo auch hier der Katholicismus ſeine nothwendigen Conſequenzen und hält uns den Spiegel vor, damit wir einmal recht deutlich unſer eignes katholiſches Thun und Laſſen ſehen können. Iſt's denn wirklich möglich, daß wir noch in dem Wahne ſtehen ſollten, dieſen abſurden Gegenſatz feſthalten zu können? Wollen wir uns denn immer noch einbilden, das religiöſe Gewiſſen bete und ſinge bloß? Hebt es uns nicht auch die Hand zum Unterthaneneid, und haben nicht auch deshalb zu der Zeit, wo der Unterſchied zwiſchen Kirche und Staat ein rechtlicher und anerkannter war, die römiſchen Päpſte mit Recht und Erfolg als anerkannte Vertreter dieſes Gewiſſens dieſen Eid gelöſt und für ungiltig erklärt, wenn er dieſes religiöſe Gewiſſen zu beeinträchtigen ſchien? Und iſt es nicht der belebende und erwärmende Funke für alles unſer bürgerliches Thun und Laſſen, und ſagt nicht daher ſchon Gregor VII.: „Wenn der heilige apoſtoliſche Stuhl, kraft der von Gott ihm übertragenen Macht Geiſtiges entſcheidend richtet, warum nicht auch Weltliches?" Freilich, weſſen der Geiſt iſt, deſſen iſt auch die Welt. Kurz, haben wir dem Papſte das religiöſe Gewiſſen unſrer Unterthanen übergeben, ſo haben wir auf jedes Recht, auf jede Macht über ſie reſignirt. Alles was wir an ihnen gethan haben, Schulen, Univerſität, Beſoldung und Erhebung des Clerus, unſer Wohlwollen, unſre Toleranz, unſre Munificenz iſt weggeworfen, kann uns nicht ihre Liebe, ſondern nur ihren Haß gewinnen, denn es iſt Alles gegen die Kirche des Mittelalters, gegen den Papſt gerichtet; und es bedarf wahrlich keiner weitern Auseinanderſetzung: von dieſer Stellung aus treibt uns der Papſt Schritt vor Schritt, bloß an unſre abſtracte Gerechtigkeit appellirend, aus einem geiſtigen und weltlichen Gebiete nach dem andern, und will's Gott, endlich in allem Frieden aus dem Lande. Der Papſt revidirt jetzt durch Hrn. von Dunin die Schulbücher in Poſen. Er hat Recht. Der Papſt unterſagt den katholiſchen Theologen in Poſen durch Hrn. von Dunin den Beſuch aller der Univerſitäten, wo bekanntlich reges wiſſenſchaftliches Leben herrſcht. Er hat Recht. Wenn nun der Papſt auf die Rheinprovinz ein Interdict legt, hat er nicht auch Recht? Wenn er ein Dutzend Hermeſianer verbrennen läßt, wenn er die Gläubigen vom Unterthaneneide entbindet, wenn er in allen Kirchen Aufruhr predigen läßt — hat er nicht auch Recht? Und wenn er den katholiſchen Chriſten befiehlt, nicht bloß keine gemiſchten Ehen mit uns einzugehen, ſondern auch allen Verkehr mit den Ketzern abzubrechen, um ſich nicht dadurch zu verunreinigen, und wenn er endlich eine blutige Bartholomäusnacht zur Ausrottung des Ungeziefers anordnet — hat er nicht auch Recht? Er hat Recht, wenn wir die Theorie der Trennung von Kirche und Staat ſtreng verfolgen. Er hat Recht, denn die größten Päpſte haben dieſe Doctrin gelehrt und geübt, und nimmermehr hat die Kirche auf dieſelbe verzichtet.

Ich weiß wohl, daß jedes Ding ſeine Zeit hat, und daß die Zeit und Möglichkeit dieſer Dinge vorüber iſt, aber iſt's nicht ſchlimm, daß wir noch ſolche Theorieen haben, deren

fürchterliche Conſequenzen nur durch die Macht des allgemeinen Zeitgeiſtes abſorbirt werden? Und dieſer allgemeine Zeitgeiſt mit ſeinen unvermittelten und unaufgeklärten Gegenſätzen iſt immer noch eine weite Kategorie und gewährt noch Spielraum genug, wie das erfolgreiche Treiben eines wüſten Fanatismus, ſchnöder Selbſtſucht und pöbelhafter Dummheit täglich zeigt.

Ueberblicken wir alle Streitigkeiten, die der proteſtantiſche Staat ſeit 1837 mit der katholiſchen Kirche gehabt hat, überall handelt es ſich um das Mehr und Minder der Gewalt des einen oder der andern, überall gerathen wir in peinliche Verlegenheit, überall ſchlägt uns unſre eigne Theorie, überall müſſen wir froh ſein, daß die Kirche nicht noch mehr verlangt, als ſie ſchon verlangt, nirgends haben wir einen feſten Boden unter den Füßen, nirgends können wir das ohne Weiteres ins Werk ſetzen, was uns recht und vernünftig ſcheint, ſondern müſſen uns vorher ängſtlich fragen, wie der Fanatismus, die Selbſtſucht, die Dummheit die Sache aufnehmen, was ſie darüber denken und ſagen werden. Denn ſie ſind jetzt groß und mächtig geworden, ſie ſtützen ſich mit der einen Hand auf die legitime Auctorität in Rom, mit der andern auf den zahlloſen Pöbel und fordern uns keck zum Kampfe. Du blühendes, du ſtarkes, du intelligentes Preußen, wäre es dahin mit dir gekommen?

Fanatismus, Selbſtſucht und Pöbel giebt es zu jeder Zeit, aber ſie ſind nicht zu jeder Zeit keck und ſtark. Es iſt nicht ſo, wie die Gegner der Oeffentlichkeit und der Preßfreiheit ſagen, nicht die Lüge, die Bosheit, die Feigheit, ſondern die Wahrheit, die Tugend, die Tapferkeit beherrſcht die Welt, und nicht der Pöbel und ſeine Aufwiegler, ſondern die freien, wohlgeſinnten, erzogenen und aufgeklärten Bürger beſtimmen, wie es im Leben zugehen ſoll. Wo ſind nun dieſe freien, wohlgeſinnten, erzogenen und aufgeklärten Bürger in unſern katholiſchen Landen geblieben? Wo ſind die katholiſchen Männer, die nicht anders handeln, denken und empfinden, wie jeder tüchtige und redliche Proteſtant? Auf welcher Seite ſtehen ſie in dieſem Kampfe? Stehen ſie auf Seiten des Staates? Halten ſie, wie ſie das doch wohl vermöchten, das trübe, fanatiſche Geſindel im Zaume? Sollten ſie nicht die zahlreichen Wohlthaten Preußens anerkennen, nicht die Gerechtigkeit und Vernünftigkeit unſres Staates ſchätzen, ſollten ſie nicht den ſchmähligen Vorwurf belächeln: „Preußen gehe damit um, die Katholiken zu Heloten zu machen?“ Laſſen wir dieſe müßigen Fragen. Vergebens halten wir ihnen unſre großen Verdienſte vor, vergebens, daß der König aus ſeiner eignen Taſche zum Ausbau des Doms in Cöln 165,000 Thlr. gezahlt, daß wir die Proceſſionen freigegeben, die Feiertage bis auf vierzehn vermehrt, den Biſchöfen, die früher nur Monsieur oder Citoyen waren, den Rang der höchſten Staatsbeamten und dazu die höchſten Orden gegeben (denn bis auf dergleichen Artikel verſteigen ſich unſre Specificationen), vergebens verſchwenden wir unſre captationes benevolentiae an den „geſunden Sinn der Rheinländer und Weſtphalen,“ vergebens ſtellen wir ihnen die Abſurdität der kirchlichen Prätentionen vor — der geſunde Sinn der Rheinländer und Weſtphalen hält es dennoch mit unſrer Gegenpartei, das zeigen alle Manifeſtationen, daß zeigen ganz entſchieden die Landtagsverhandlungen beider Provinzen, wir können uns darüber nicht täuſchen. Das wäre nun in der That unvernünftig und unbegreiflich, wenn nicht ſehr begreifliche und vernünftige Gründe vorhanden wären, vermöge derer ſie nicht können und nicht wollen, wie wir wünſchen, Gründe, die wir, wenn wir aufrichtig ſein wollen, im Intereſſe der Wahrheit und Freiheit nicht verwerfen können.

(Schluß folgt.)

Bei Otto Wigand iſt ſoeben erſchienen:

Kritik
der evangeliſchen Geſchichte
der Synoptiker
von
Bruno Bauer.
Erſter und zweiter Band.
gr. 8. Velinp. Broſchirt 3 Thlr. 25 Ngr.

Zu gleicher Zeit, als die neuere Philoſophie ſich von allen Illuſionen, die ſie noch mit dem früheren Weltzuſtand verknüpften, zu befreien begann, als das Weſen des Chriſtenthums überhaupt entdeckt und die Theologie als Anthropologie erkannt wurde, ſind in der Schrift von B. Bauer die Evangelien auf ihren wahren Urſprung, auf das menſchliche Selbſtbewußtſein zurückgeführt worden. Das Geheimnißvolle, Myſteriöſe und Illuſoriſche, was die bisherige Kritik noch über den Urſprung der Evangelien hat ſtehen laſſen, iſt von B. Bauer aufgelöſt, ſo daß das offenbare Geheimniß, der menſchliche Urſprung der Evangelien und die alleinige Schöpferkraft des menſchlichen Selbſtbewußtſeins kein Geheimniß mehr iſt. In dem gegenwärtig erſchienenen zweiten Bande ſeiner Schrift hat B. Bauer mit einer bisher für unmöglich gehaltenen Schärfe und Evidenz bewieſen, daß die Evangelien durchaus im Ganzen und in allem Einzelnen freie menſchliche Schöpfungen ſind, und damit von dem Buche aus, welches die proteſtantiſche Kirche für die einzige Norm ihres Bekenntniſſes erklärt hat, die neue, aber einzig wahre Auffaſſung des Chriſtenthums begründet. Die Entdeckung und kritiſche Begründung des ſchriftſtelleriſchen Princips, welchem die Evangelien ihren Urſprung verdanken, läßt keine Illuſionen mehr aufkommen, zerſtört das jeſuitiſche Truggewebe der Theologie ſowie die Illuſionen der bisherigen Kritik.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

413

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

30. October. № 104. 1841.

Preußen und der Katholicismus.

(Schluß.)

Die Rheinländer und Westphalen können und wollen nicht preußisch sein in diesem Kampfe. Ich könnte sagen, sie können nicht, da die sämmtlichen Fragen mehr oder minder in das Departement des kirchlichen Gewissens fallen, dieses kirchliche Gewissen aber, wie das von uns anerkannt ist, streng von den Satzungen der katholischen Kirche und seiner Heiligkeit abhängig ist, — aber ich weiß, und wer wüßte das nicht, daß dieses Gewissen ein lebendiges Ding ist, das mit der Kirche Satzungen nur so lange steht, so lange dieselben seine eigne Ueberzeugung sind, und ich glaube, daß der wahre Kern der Katholiken opponirt, nicht weil es der Papst oder belgische und baiersche Jesuiten oder einzelne fanatische Cleriker und der Pöbel will, sondern weil er seine eignen guten Gründe hat. Der Erzbischof von Cöln war in seinem Amte ein wenig geliebter, ein wenig geachteter, im Ganzen ein höchst unbedeutender Mann, entsetzt ist er ein Heros, ein Märtyrer geworden, denn der Pöbel und der Fanatismus sah die Religion, der Aufgeklärte und die Besonnenheit sah das Recht verletzt, und die Glorie beider Ideeen legte sich um das Haupt des Clemens August. Dadurch bekommt das einzelne Ereigniß eine so große Bedeutung, denn es hat sich die ganze principielle Frage mit ihrem ungeheuern Gewicht hineingelegt, es handelt sich um die Stellung der Regierung zu ihren Bürgern. Wir haben oben die Ansicht des Herrn von Rochow über diese Stellung angeführt, hören wir noch den Verfasser des „Rechts in der Angelegenheit des Erzbischofs von Cöln," Bremen 1841, der den Citaten und der Haltung der Schrift nach zu urtheilen, ein Mann des Gesetzes ist. Er sagt: „Nun ist aber nach der auch in Rheinpreußen bestehenden Verfassung, nach welcher die landesherrlichen Gerichte mit Unterthanen, nicht mit Richtern ihres von Gott gesalbten Königs besetzt sind, kein Landesgericht zur Entscheidung der Frage berufen, ob der königl. Majestät die Befugniß beiwohne, die Amtswirksamkeit eines Bischofs zu hemmen, auch ohne daß gegen denselben ein Untersuchungsverfahren anhängig gemacht wird? Ueber diese Frage hat, so lange die von dem Zeitgeiste ersehnte monströse Umkehr göttlicher Ordnung noch nicht eingetreten ist, der Souverain nicht von seinen Unterthanen, sondern von dem allerhöchsten Herrn Himmels und der Erde Recht zu nehmen, als welcher darüber im Fortgange der Weltgeschichte und am Ende der Tage entscheiden wird." Und fährt dann fort: „Wenn als das Ergebniß einer gerichtlichen Untersuchung man einen Augenblick sich denken wollte, daß gegen den Erzbischof ein strafrechtlich zu ahnendes Vergehen nicht vorliege oder nicht zu ermitteln sei, so würde die Frage, ob dessenungeachtet seine Amtswirksamkeit aus landesherrlicher Machtvollkommenheit habe gehemmt werden dürfen, der Entscheidung nicht näher gebracht sein, weil sie einestheils die Competenz der Landesgerichte überschreitet, anderseits auch sachlich unabhängig von jenem Resultate ist." Er beruft sich dabei auf einen Bericht des Staatsraths, Gesetzsamml. S. 255—58.

Ich glaube der Mann hat Recht, es ist dies wirklich bei uns Rechtens, und jene ministerielle Theorie somit gesetzlich vollkommen gerechtfertigt. Der Graf von Westphalen vergleicht dieses Verfahren mit „der seidenen Schnur;" der Verfasser der „Cölnischen Kirche im Jahre 1841" nennt es „eine gänzliche Verkehrung der göttlichen Weltordnung" und „eine Herrschaft über Hunde" — allerdings stark und ungemäßigt, aber ich frage, ob die verständigen Rheinländer und Westphalen lieber unsrer preußischen Theorie von der Macht und Bedeutung der fürstlichen Person, oder, ohne auf die weitern Consequenzen des fanatischen Edelmanns und des jesuitischen Professors zu hören, dieser Kritik unsrer Theorie beipflichten werden? Ich glaube das Letztere und habe meine guten Gründe dazu; mögen unsre Fürsten noch so tugendhaft, mild und gerecht, mögen unsre Minister noch so erleuchtet und großherzig sein, nimmermehr wird der verständige, der freisinnige Bürger rückhaltlos seine höchsten Interessen den Machthabern hingeben. Und wenn sein officielles Vertrauen noch so groß, und wenn sein eigner Wahn, das selbstloseste Vertrauen zu haben, noch so sicher scheint, sein Gewissen bleibt ihm eigen, zurückgedrängt von der Oeffentlichkeit lauscht es im Versteck, und scheint es bisweilen zu schweigen, so flüstert's, so spricht, so ruft, so donnert es, wenn seine Zeit gekommen ist. Auch hier trägt unser halber Protestantismus seine Früchte. Wenn irgendwo, so bedarf in diesem Kampfe der Staat das unbedingte Vertrauen seiner Bürger. Es

gilt eben den Fanatismus, den Obſcurantismus zu unterdrücken, der den Papſt und das kanoniſche Recht hinter ſich hat und vor ſich die Knechtung des freien Geiſtes der Gegenwart und ſeiner Vernunft. Es iſt hier ſchwer, die Grenzlinie wahrzunehmen, wo ſich Recht vom Unrecht, Wahrheit von Willkür ſcheidet. Der Pöbel ſieht ſie nicht, er ſchreit: Mord und Brand! unſre heilige Religion wird beſchimpft und niedergetreten! Welche Gewalt hat aber die Regierung über den aufgeregten Pöbel? Da wäre nun der Bürgerſtand ein mächtiger Vermittler. Aber unſer katholiſcher Bürgerſtand vermittelt nicht, alle Katholiken bis zu den Staatsbeamten bilden in dieſer Sache ein untrennbares Ganze, ſie ſind gegen die Regierung. Sollten auch ſie die Wahrheit und das Recht nicht ſehen können? Wäre dies der Fall, ſo wäre es ein Beweis, daß ſie noch blödſichtige und urtheilsloſe Glieder des Staates ſind, und die Schuld davon trüge unſer Staat, weil er ſeine Bürger noch ſo wenig politiſch erzogen, das heißt durch Betheiligung an dem Staatsleben zum Urtheile über öffentliche Angelegenheiten befähigt hat. Wenn ſie aber recht wohl das Recht und die Wahrheit erkännten und dennoch ſich gegen die Regierung erklärten? So wäre das ein Beweis, daß ſie nicht ſo viel Vertrauen in die Regierung ſetzen, ihr die unbedingte Ausübung jenes Rechts und die unbeſchränkte Interpretation jener Wahrheit zu überlaſſen. Der katholiſche Bürger ſieht, wie die Regierung ſelbſt den Proteſtanten gegenüber ein beſtimmtes Glaubensbekenntniß, wie es jetzt gerade am Hofe herrſchend iſt, zu fördern und durchzuſetzen bemüht iſt, wie ſie ſelbſt die Wiſſenſchaft nach dieſem Maßſtabe zu meſſen verſucht, er hat geſehn, wie ſie die Sache des Hermeſianismus nicht aus eigner Ueberzeugung, ſondern des lieben Friedens halber hat fallen laſſen, er hat gehört, daß ſich der Unterthan nicht vermeſſen darf, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßſtab ſeiner beſchränkten Einſicht anzulegen und ſich in dünkelhaftem Uebermuthe ein öffentliches Urtheil über die Rechtmäßigkeit derſelben anzumaßen, er ſieht auch, wie alles dies in der Verfaſſung des Staates ſeinen guten geſetzlichen Grund hat — wird er ihr in dieſer Sphäre unbedingte Herrſchaft zugeſtehen, wodurch ſo leicht die zarteſten Faſern des Gewiſſens verletzt werden können?

Hier iſt die Achillesferſe unſres Staates. Es iſt wahr, es iſt bei uns Vieles zu loben, es geht bei uns ordentlich und geſetzlich zu, es herrſcht bei uns viel redliches Streben, wir haben einen freiſinnigen und wohlwollenden König, den Sohn eines Vaters, den ſein Volk den Gerechten nannte, wir haben viele tüchtige und patriotiſche Staatsbeamte und wir ſind ein Volk von offnem Sinn und offnem Herzen, alles dies wahrzunehmen und dankbar anzuerkennen, und fühlen uns glücklicher als viele andre Völker — aber das iſt noch nicht genug. Jedermann fühlt eben ſo ſehr, was uns noch fehlt. — Zum klaren Bewußtſein hierüber kommt man erſt, wenn die Zeit der Noth da iſt. In den Jahren unſrer ſchmählichen Erniedrigung gelangten wir zu dem Bewußtſein der Nothwendigkeit des freien proteſtantiſchen Staates, und dies führte uns zu unſrer glanzvollen Erhöhung. Aber ſeitdem zehren wir noch von der Errungenſchaft des erſten Schrittes. Die Zeit hat uns ungeſtört genießen laſſen und hat uns lange in keinen Kampf geführt, wo das Vertrauen zwiſchen Volk und Regierung weſentlich auf die Probe geſtellt worden wäre. Sein Gutes hat alſo das cölner Ereigniß mit ſeinen Folgen, es zeigt uns deutlich unſre Schwäche: der intelligente Staat kann nicht fertig werden mit hierarchiſchem Obſcurantismus und Pfaffenthum. Ihr Gutes hat die beharrliche Renitenz der katholiſchen Rheinländer und Weſtphalen, ſie zwingt uns zu einer Kritik unſrer ſelbſt. Noch ſcheint man ſich freilich dem Wahne hinzugeben, man könne den Schaden heilen durch diplomatiſche Miſſionen und Verhandlungen, noch glaubt man des Volkes Stimme zu gewinnen durch die größte Milde und Nachſicht gegen kirchliche Prätentionen und die Gewährung ſtreng kirchlicher Conſequenzen, z. B. durch Separation der Schulen und die Anerkennung einer Praxis, welche Proteſtanten und Katholiken als völlig verſchiedene Menſchen behandelt. Aber man wird hoffentlich bald zu der Einſicht kommen, daß die Diplomatie hier nichts löſen kann, daß es ſich nicht um individuelle Perſonen und Ereigniſſe, ſondern um Principien handelt, und daß principielle Kämpfe nicht durch Palliative, geiſtige Noth und Arbeit nicht durch Aderlaß und Blutegel gehoben, ſondern eher verſchlimmert werden.

Gebt Luft, gebt Licht und Freiheit und ihr habt dem Fanatismus und Obſcurantismus die Sehnen zerſchnitten. Seht, wie mächtig die Unthiere ihre Schwingen erheben unter den Proteſtanten und unter den Katholiken! Seht, wie ihre junge Brut die gierigen Hälſe aus dem Neſte reckt, das fromme Schleicherthum, das grimmige Ketzerrichterthum, die bequeme Chriſtlichkeit, der pfäffiſche Hochmuth, die blödſichtige Dummheit, der gewiſſenloſe Jeſuitismus, das hohlköpfige Junkerthum! Wollt ihr die lieben Kleinen füttern und großziehen, ſo haltet es nur noch ein Wenig mit dem Dämmer, zögert nur noch ein Weilchen und noch ein Weilchen — ſie werden bald zu Rieſen wachſen und euch Blut und Säfte ausſaugen.

Gebt Freiheit! Weg mit euern Schnüren und Wickeln, mit euern Laufbändern und Fallhüten, gebt dem Kinde Freiheit, es wird die Schlangen zerdrücken und zeigen, daß es ein Hercules iſt.

Vom Rheine.

Die Philoſophie in Hamburg.

Seit langer Zeit hat keine Schrift hier in Hamburg ſo viel Staub aufgeworfen, als die des Dr. F. A. Fuchs: „Philoſophiſche Kritiken,“ obgleich bis jetzt erſt das erſte Heft erſchien, worin die Stellung des hamburger Gymnaſiums zur Philoſophie beſprochen wird.

Der Verfaſſer hat die gröbſten Anfechtungen für ſeinen Feuereifer, mit dem er, unerhört und zum erſten Mal in Hamburg, das Palladium der neuern Philoſophie erhob, erdulden müſſen. Es wurden die plebejiſchen Maſſen gegen ihn eingerufen, und ſelbſt Männer wie die beiden Gymnaſialprofeſſoren Wurm und Wiebel, ſcheuten ſich nicht, auf dieſes Werkchen, welches von der Freiheit des modernen philoſophiſchen Bewußtſeins dictirt worden iſt, in einem Stadtblatte für den Populus auf die unwürdigſte und unwiſſenſchaftlichſte Art, nämlich nur durch Perſönlichkeiten Antwort zu geben. Man muß, wie ich, ſelber unter dem Kreuze gelegen haben, welches nirgend leichter als in unſern drei Hanſaſtädten, dem jungen ſtrebſamen Manne aufgebürdet wird, der ſich nicht wie ein Packeſel in die Indolenz des beſchränkten Schlendrians zu finden weiß, um die Lage des Verfaſſers und den Schritt vollkommen zu würdigen, den er durch ſeine Schrift gegen Hamburg, aber für die freie Wiſſenſchaft that. Die Stadtfama hat ſich jetzt wieder beruhigt, die Kritiken über das kleine Werkchen, meiſtens animoſe Pamphlete (die einzig würdige brachte der hamburger Correſpondent), ſind vorübergeweht; ich halte es jetzt für zweckmäßig und für zeitgemäß, den Gegenſtand der Schrift im Allgemeinen, nämlich die Stellung Hamburgs zur Philoſophie, vor einen größern, competenten Kreis zu ziehen und von außen wieder auf Hamburg zurückzuwirken, wo man ſo gern in bequeme Ruhe und in alle Indifferenz gegen Philoſophie im Allgemeinen, ſo wie im Beſonderen zurückſinkt.

Seitdem die neuere Philoſophie die ſchwere Verdächtigung, ſie ſtehe im Solde der Obſcuranten und der Servilen, durch ihre Reſultate längſt überwunden hat, ſeitdem dieſe Edlen, deren Gemeinſchaft man ſie bezüchtigte, durch polizeiliche Mittel die Weiterverbreitung ihrer Ideen zu verhindern ſuchen, eben ſeitdem iſt die Philoſophie aus der Parteiſache unſerer Gelehrtenkaſte zur Sache unſerer Nation geworden. Sie durchſchießt bereits wie ein rother Faden alle Intereſſen und die Macht des denkenden Geiſtes liegt überall in Deutſchland vor Augen. Man giebt ſich ihr ernſter und freudiger zu ergiebigen Studien hin, und wie der Maurer überall ſeine Brüder findet, ſo findet auch derjenige, welcher nach Idealität und Freiheit des Geiſtes ringt, jetzt überall Gleichgeſinnte und mit ihm das Gleiche Erſtrebende. Leider hat der Verf. unſerer kleinen Schrift aber vollkommen Recht, wenn er beklagt, daß man hier in Hamburg, was Philoſophie und den ernſten Sinn für dieſelbe betrifft, noch immer einige Säcula hinter der Zeit zurückgeblieben ſei und in hartnäckiger Indifferenz gegen die großen, philoſophiſchen Schwungbewegungen, wie ſich ſie jetzt überall in Deutſchland äußern, verharren möge. Ich laſſe ihn gern mit ſeinen eignen Worten hier reden:

„Die alte, weltberühmte, freie Reichs- und Hanſeſtadt Hamburg hat von jeglicher Berührung der geiſtigen Cultur, wie ſie durch die neuere Philoſophie herbeigeführt wurde, bis jetzt ſich fern gehalten. In Hamburg herrſcht gegen die Fortſchritte des denkenden Geiſtes, welche durch die neuere Philoſophie erreicht ſind, faſt durchgängig die gröbſte Indifferenz und Indolenz. Sich von der Philoſophie möglichſt einfältige Vorſtellungen zu machen, die Gedanken der Philoſophie aus Mangel an geiſtiger Faſſungskraft in geiſtloſe Carrikaturen zu entſtellen, dann gegen dieſe fratzenhaften Gebilde ſelbſteigner Bornirtheit, gegen dieſe geiſt- und geſchmackloſen Productionen eines kümmerlichen Imaginationsvermögens in Rede und Schrift zu Felde zu ziehn und dabei dann noch die Einbildung auszuſprechen, die Philoſophie ſelbſt begriffen, kritiſirt, widerlegt und vernichtet zu haben: ſolch' elende Donquixoterie gehört hier immer noch zu den Mitteln, deren ſich die Schwätzer bedienen, um privatim und gratis als geiſtreich und intereſſant zu erſcheinen. Selbſt Gelehrte finden es hieſelbſt „ungeheuer intereſſant,“ wenn irgend ein gedanken- und geſinnungsloſer Schwätzer, der heute in den Häfen des altväterlichen Glaubens ankert, während er morgen die rationaliſtiſche Flagge aufzieht, der überhaupt Intereſſe daran findet, in jedem Gebiet des theoretiſchen und praktiſchen Geiſtes, ſo weit er ſolches zu berühren fähig iſt, den unauflöslichen Widerſpruch perſönlich darzuſtellen, über den ruhigen Ernſt des Denkens und deſſen Conſequenz in möglichſt faden Witzeleien ſich ergeht. Kehrt von der Univerſität ein Hamburger zurück, der ſich mit ſpeculativer Philoſophie ernſtlich und anhaltend beſchäftigt hat, wie dieſer Fall in den letzten Jahren ausnahmsweiſe hier wol einmal vorkam: ſogleich laſſen einige jüngere rationaliſtiſche Theologen, die auf der Univerſität nichts gethan und nichts gedacht und Bier dazu getrunken und Turnerlieder dazu geſungen haben, bei ihren Wachtpoſten die Parole umgehen: es iſt ein Hegelianer, und das bedeutet denn, wie ſich bei ihrem blöden Verſtande und ihrer ganz extraordinären Unwiſſenheit in wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten nicht anders erwarten läßt, unter ihnen ſowohl, als auch im gröberen Publicum ſo viel als: es iſt ein Verrückter. Auch wurde hier ja mancherlei über Philoſophie geſchrieben, der Name der Philoſophie figurirte wenigſtens in mehren hier erſchienenen Schriften. Dieſe vermeintlich philoſophiſchen Verſuche wurden unternommen vom rationaliſtiſch- oder ſtreng offenbarungsgläubig-theologiſchen Standpunkte; auch gab die philologiſche Sammlertugend durch einige, wenn auch ſchwache Kraftanſtrengungen in dieſer Beziehung von ihrem Daſein Kunde, und zwar hielt dieſelbe ſich nicht innerhalb der Grenzen philologiſcher Dogmatik, ſondern knabberte auch an der Schaale der ſpeculativen Philoſophie herum, und weil ſie den Kern derſelben zu beißen zu ſtumpfzähnig war, pries ſie dafür die Hausmannskoſt des common sense als geiſtſtärkende Nahrung und gemüthberuhigende Lebensessenz an. Ein gänzlicher Mangel an geiſtiger Fähigkeit, zum innern Verſtändniß, zum genetiſchen Begreifen der ſpeculativen Philoſophie zu gelangen, und eine für unſere Zeit ganz ungewöhnliche Unkenntniß des Factiſchen derſelben charakteriſirten diejenigen, von welchen dergleichen ſogenannte philoſophiſche Verſuche ausgingen.“

So weit Fuchs. Seine Worte haben Stacheln; ſie machten hier ſehr viel böſes Blut, ſie haben hier manchen hohen Dünkel beleidigt, aber ſie ſind, wenn auch ſchneidend und etwas zu rückſichtslos hingeſtellt, als nicht abzuleugnende Wahrheit anzuerkennen. Man kann, was den Materialismus des Studentenlebens betrifft, in keiner deutſchen Univerſitätsſtadt den Studenten beſſer ſpielen, als hier in Hamburg, noch nach der Doctorpromotion. Das zeigen uns hier die jungen Aerzte und Advokaten. Was aber den philoſophiſchen Geiſt betrifft, der jetzt alle größern Städte des Vaterlandes, namentlich die Univerſitäten durchzuckt, ſo iſt es im Allgemeinen wirklich nirgend um ihn ſchwächer beſtellt als hier, wo man in ſtudentiſcher

Art ſo viel Bier trinkt und ſo viel Perrat ſpielt. Der philoſophiſche Geiſt iſt hier nichts im Allgemeinen, er findet ſich nur im Einzelnen, dort aber, wie wir an dem philoſophiſch durchgebildeten Fuchs ſehn, grollt er über ſeine Zurückſetzung, ſo wie über die Spottgeburten und die trivialen Geſchöpfe, denen man hier noch immer den Namen Philoſophie geben mag. Es iſt nicht zu läugnen, daß Hamburg mehr als jede andere deutſche Stadt auf die Ausbeutung materieller Intereſſen angewieſen iſt, und daß es eben nur, indem es dieſe ausbeutete, das imponirende, blühende Hamburg wurde, iſt aber damit geſagt, daß Hamburg ſich gänzlich von den ideellen Intereſſen der Zeit und unſerer Nation abwenden muß? Hamburg wird doch gewiß, weil ſeine Schiffe nach Amerika gehen und weil man in ſeinen Reſtaurationen ein vortreffliches Beefſteack ißt, nicht ohne Geiſt exiſtiren können und wollen? Es wird doch nicht wünſchen oder gar verlangen, daß ſeine Senatoren, ſeine Juriſten, ſeine Prediger, ſeine Aerzte und Lehrer nichts mehr ſind als Handwerksmaſchinen? Möge in Hamburg immerhin der Kaufmann die erſte Stelle in der Geſellſchaft einnehmen, wir, ſtrebend für die Principien der Zeit und arbeitend für die Fortbildung des Geiſtes, brauchen ihn darum gewiß nicht zu beneiden. Möge man dem Reichthum eines Salomon Hâre immerhin mehr Bewunderung, als dem Talente eines Gutzkow zollen, man wird dennoch anerkennen müſſen, daß kein Staatsweſen, keine Geſellſchaft ausſchließlich auf materielle Intereſſen gegründet ſein kann, daß ſie vielmehr immer in die ſpirituellen hinabwurzeln müſſen, um ſich von dorther zum kräftigen Gedeihen ihre Nahrung zu holen. Als eine freie, als eine proteſtantiſche Stadt iſt Hamburg dem ſich fortbewegenden Geiſte der Jahrhunderte doppelt verpflichtet, und es kann ſich dem Schwunge deſſelben nur durch hartnäckige Gewalt entziehen, indem es auf ſeine Geldſäcke ſchlägt und ſeine Stellung zu Deutſchland in geiſtiger Hinſicht vollkommen verkennt. Die Freiheit des Staats hängt mit der Freiheit der Ideen aufs innigſte und aufs genaueſte zuſammen. Die Freiheit unſeres Jahrhunderts liegt im thätigen Ergreifen der Philoſophie, im ſteten, rüſtigen Mitkämpfen für die Wahrheit und die Intereſſen derſelben. Ohne philoſophiſche Erkenntniß keine Freiheit mehr, oder höchſtens eine hausbackene, welche, wie hier in Hamburg, auf alte wurmſtichige Verträge zwiſchen Rath und Bürgerſchaft pocht. Wahrlich, es wäre wohl endlich Zeit, daß auch Hamburg ſich aus ſeiner Siebenſchläferapathie aufraffte, und iſt von den ältern Gelehrten, die meiſtens ſchon im Materialismus ergraut ſind, auch nichts oder nur wenig für die Sache der Philoſophie zu erwarten, ſo ſollten die jüngern dagegen lieber, anſtatt den Materialismus des Studentenlebens hier fortzuſetzen und mit dem hamburger Materialismus zu vereinigen, das Palladium der ſpeculativen Philoſophie, der philoſophiſchen Erkenntniß um ſo rüſtiger heben und es hinausflattern laſſen über die Stetigkeit des alten Hamburgerthums. Mit Recht hat Fuchs ſich in ſeiner Broſchüre an die jüngern Gelehrten gewendet, da iſt noch etwas zu hoffen, wenn der Rationalismus oder die Orthodoxie, das Bier oder das Pavillonsleben nicht ſchon Alles verdorben hat. Namentlich wünſcht er auf die Studirenden Hamburgs zu wirken. Aber dieſe ſtudiren ja, wie er ſelber klagt, auf Univerſitäten gewöhnlich nur die Wiſſenſchaft der Praxis und des Nutzens halber und ſuchen den Ariſtoteliſchen Satz: ἡ θεωρία τὸ ἡδιστον καὶ ἄριστον durch ein argumentum ad hominem zu widerlegen. Wenn das Examen, dieſes Fegefeuer, gottlob überſtanden iſt, dann kehren die jungen Doctoren zu den hamburger Fleiſchtöpfen zurück und ſuchen ſich meiſtens einen Platz in den Tretmühlen der geiſtloſen Praxis. Natürlich giebt es der Ausnahmen genug, und es kann hier nur vom allgemeinen Zuſtande die Rede ſein. —

Fuchs beabſichtigt in einer Reihenfolge von Kritiken mit ritterlichem Muthe, wie ihn nur die Ueberzeugung einflößen kann, gegen die komiſchen Ungeheuer und gegen die lächerlichen Drachen anzukämpfen, welche die Unphiloſophie hamburgiſcher Gelehrten unter dem Namen Philoſophie ausbrütet. Er will die Trivialitäten aufdecken, in denen man hier von der ſpeculativen Philoſophie zu reden pflegt und gegen den common sense ſich erheben, der ſich von jeher gegen jede Philoſophie, ſie möge nun Namen haben, wie ſie wolle, wie mit Glaubensdogmen breit machte. Bei dieſer Gelegenheit ſucht er mit ſcharfem Geiſte die Grundbegriffe der Philoſophie zu entwickeln und in propädeutiſcher Form darzuſtellen. Fuchs hätte lieber einen Katechismus der Philoſophie ſchreiben ſollen, wie Luther ſeinen kleinen Katechismus zuerſt für die Pfaffen ſchrieb, einen ſolchen Katechismus der Philoſophie hätte man hier in gewiſſen Regionen weit beſſer als ſeine ſchlagende Dialektik und ſeine lichtvollen Definitionen, denen man jedoch nur vermittelſt philoſophiſcher Vorkenntniſſe folgen kann, verſtanden.

Des beſondern Zwecks dieſes erſten Heftes der philoſophiſchen Kritiken, die Stellung der Philoſophie zum hamburger akademiſchen Gymnaſium betreffend, darf ich hier nicht weiter erwähnen, denn ich müßte dann auf ein Terrain gerathen, wo ich durchaus nicht zu Hauſe bin und man mir ſehr leicht ein Bein unterſtellen könnte, nämlich auf das Terrain des Schulmeiſterthums. Uebrigens iſt das ganze Buch im ächt philoſophiſchen Geiſte der Neuzeit, in einem heiligen Drange nach Freiheit und Fortſchritt, in einem glühenden Haſſe gegen alles, was durch Bornirtheit oder durch falſche Disciplin das organiſche Fortbewegen der freien Wiſſenſchaft irgend wie beeinträchtigen könnte, geſchrieben, und wir wünſchen nur, daß der Hr. Dr. Fuchs durch die Verketzerungen der Unphiloſophie und die tückiſchen Angriffe des aufgeſcheuchten Philiſterthums, welche er hier in Hamburg in ſo mannichfacher Weiſe erdulden mußte, an der Fortſetzung ſeiner philoſophiſchen Kritiken, die wie Brandfackeln auf das unphiloſophiſche Hamburg fallen, nicht irre gemacht werden könne. —

Dr. Friedrich Saß in Hamburg.

In meinem Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auch eine und zwar die allernothwendigſte

Vertheidigung für den Biſchof Dräſeke.

gr. 8. 1841. Geſ. 5 Ngr.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

1. November. № 105. 1841.

Vorläufiges über „Bruno Bauer, Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker.“

Wie es den Anschein hat und das Buch, welches uns zu diesen Zeilen Anlaß giebt, den Beweis liefert, müssen wir alle Erfahrungen einer Revolution durchmachen. Auf dem Boden wenigstens, aus welchem dieses Buch hervorgegangen und auf welchen es einzuwirken bestimmt ist, auf dem kirchlichen und religiösen Boden folgen sich bereits mit außerordentlicher Schnelligkeit die einzelnen Acte, in denen sich Revolutionen zu entwickeln pflegen. Das genannte Buch bezeichnet mit der gleichzeitig erschienenen Schrift Feuerbach's einen der wichtigsten Abschnitte in der Krisis, welche Strauß vor sechs Jahren herbeigeführt hatte und die er, wie es schien, zu leiten berufen war. Es hat aber nicht lange gedauert, daß der schwäbische Kritiker an der Spitze der Bewegung stand — entschiedenere, rücksichtslosere und gefährlichere Kritiker sind aufgetreten und die Schrift von Bruno Bauer ist es, welche sein Werk über das Leben Jesu, so zu sagen, antiquirt hat, wie seine Glaubenslehre in demselben Augenblicke, da sie an das Licht trat, an dem Werke Feuerbach's über das Wesen des Christenthums einen überlegenen Gegner fand.

Man darf es nicht Schwäche nennen, wenn wir nicht ohne Bedenken diesen reißenden Fortschritt des Werkes der Zerstörung betrachten: mit uns sind es sehr Viele, die sich durch diese neuen Erscheinungen der Kritik zu mancherlei Bedenken aufgefordert fühlen, und sollen wir als Einzelne uns etwa unbedingt ergeben oder jede neue Phase der Kritik sogleich mit Beifall begrüßen, wenn Alles nicht nur in Frage gestellt, — so geschah es noch auf dem Straußischen Standpunkte, der mit einem Dilemma sich abschließt — sondern geradezu umgestoßen wird, und wenn selbst die Regierungen nicht ohne Bedenken diese Macht der Kritik gegen alle religiösen Mächte des Bestehenden im Kampfe begriffen sehen?

Wir sind fern davon, diese Männer, die ihre Sache mit einem fast religiösen Ernste umfassen und behandeln, anzuklagen. Die Regierungen brauchen nicht erst gewarnt zu werden, da sie selbst die Wichtigkeit dieser Erscheinungen erkennen und in den Kreis ihrer Berathungen ziehen werden. Eben so wenig werden wir uns auf bloße Klagen über diese „unglücklichen“ Verwicklungen einlassen. Wir wollen nur einige Bemerkungen aufstellen, zu denen uns diese Erscheinungen zunächst Anlaß zu geben scheinen. Es sind folgende.

Niemand kann gegenwärtig noch läugnen, worauf es mit den neuesten Thaten der Kritik abgesehen ist. Es ist nicht ein Kampf gegen einzelne Bestimmungen des orthodoxen Systems, es ist nicht bloß Opposition gegen die vermeintlichen Absichten des Pietismus, es ist keine theologische Emeute, wie sie der alte Rationalismus unternahm, es ist keine Revolte, wie sie die älteren Hegelianer versuchten — es ist eine Revolution. In Revolutionen aber, — wenn wir zunächst die Führer ins Auge fassen — ist demjenigen nur immer der Sieg und die Oberherrschaft gewiß, der am weitesten geht und das negirende Princip am schärfsten und consequentesten ausbildet. In Revolutionen gilt der Grundsatz, daß man nicht weit genug gehen kann, und das Gesetz, daß derjenige unterliegt, der nicht so weit geht, als die Verneinung nur reichen kann. Die Führer und Leiter von Revolutionen widerlegen sich so, daß die Späteren und Glücklicheren — wenn diese Männer überhaupt glücklich zu nennen sind — die kaum erst aufgestellten und zur Macht erhobenen Principien schärfen, zum Extrem ausbilden und durch die kühnere Rücksichtslosigkeit der Verneinung ihren Vorgänger stürzen. Wer still steht, fällt, nur wer wagt, gewinnt. So hat Br. Bauer die Kritik der Evangelien bis zu einem Punkte geführt, unter welchem Straußens Kritik weit zurückbleibt. Die neueste Kritik ist die revolutionäre Widerlegung der früheren. Die neueste ist extrem, die frühere gemäßigt. Die Gemäßigten sind aber immer die Opfer der Revolutionen. Und diese extremen Unternehmungen — das ist eben das Schreckenerregende — bestehen nicht etwa nur in Behauptungen, in schroff hingestellten Principien, in Schlagworten, in Motto's, die irgend ein Revolutionär der Menge tausendmal vorschreit und die man endlich in das revolutionäre Panier aufnimmt: sie bestehen in gründlich ausgeführten Arbeiten, in Werken, in Beweisen, in gelehrten Forschungen, in dialektischen Entwicklungen.

Als vor sechs Jahren Straußens Werk über das Leben Jesu erschien, übereilten sich die Theologen in Widerlegungen. Eine Fluth von Gegenschriften brach gegen den Ketzer los. Es war aber, wie nun nicht mehr zu läugnen ist, eine

Uebereilung, wenn man glaubte, ein kritiſches, ein revolutionäres Princip ſo geradezu widerlegen zu können. Selbſt die Vermittlungen, alle Verſuche, das Alte mit dem Neuen zu verſöhnen, ſind bisher immer, wenn eine Revolution losbrach, geſcheitert. Auch Br. Bauer befand ſich unter denjenigen, die das neue Princip zu widerlegen ſuchten; er hat aber das Vergebliche ſeines Unternehmens eingeſehen und den Weg betreten, auf welchem, wie es ſcheint und wie die Geſchichte lehrt, ein negatives Princip allein widerlegt werden kann: er hat es geſteigert und innerhalb der Kritik ſelber — wir können faſt ſagen, wenigſtens wüßten wir nicht, wie es noch weiter getrieben werden könnte — vollendet.

Die Theologen haben in den letzten drei Jahren geruht; es ſind keine namhaften Schriften gegen Strauß mehr erſchienen; gegen Bauer ſcheinen ſie nicht ſogleich Luſt zu haben aufzutreten, ſowie Feuerbach fürs Erſte gleichfalls vor ihnen ſicher zu ſein ſcheint. Wieder eine Erſcheinung, welche in Revolutionen gewöhnlich iſt. Nur die erſte Negation ſteht mit den alten Mächten unmittelbar im Kampf, die ſpätere hat für das Poſitive keine Handhabe mehr, ſie iſt ſicher vor allen Angriffen, die von der Seite des Alten herkommen könnten — aus dem einfachen Grunde, weil ſie an der früheren Verneinung ihren Gegner und mit dieſem zu kämpfen hat.

Das iſt die Art, in welcher die Revolutionen widerlegt werden; wenigſtens müſſen wir hoffen, daß in dieſer Weiſe die gefährliche Colliſion unſerer Zeit ſich löſen wird: die Führer der Revolution bekämpfen ſich unter einander und die Geſchichte zieht erſt aus dieſem Kampfe die Reſultate, auf welche ſie es von vornherein abgeſehen hatte.

Br. Bauer hat in ſeinem Werke ſein Bewußtſein darüber ausgeſprochen. Er iſt offen gegen Strauß aufgetreten und bezeichnet ihn als denjenigen, welcher die poſitiven Intereſſen innerhalb der Kritik repräſentirt und das Abbild der Orthodoxie ſelbſt innerhalb des Reiches der Negation ſei. Er hat allerdings nachgewieſen, daß die Stellung Straußens von dieſer Beſchaffenheit ſei und durfte nach dieſem Beweis ſo weit gehen, Strauß mit Hengſtenberg zuſammenzuſtellen. Strauß, der einerſeits bisher gegen Bauer ſich immer ſehr beſtimmt ausgeſprochen hat und in ſeiner Glaubenslehre anderſeits ſelbſt erklärte, daß die Kritik der Evangelien von ihm noch nicht ins Reine gebracht ſei, wird wahrſcheinlich eben ſo beſtimmt und offen ſich über die neueſte Kritik ausſprechen.

Von dieſem Kampfe der Kritik mit ihr ſelbſt iſt die nächſte Löſung der gegenwärtigen religiöſen Zerwürfniſſe zu erwarten. Die Theologen haben ſich ſelbſt in Ruheſtand verſetzt, ſie ſind emigrirt. Die Regierungen, von den Theologen verlaſſen, werden daher gewiß dem kritiſchen Kampfe, welcher bevorſteht, Raum geben und die Männer, welche ſich an die Spitze der Entwicklung geſtellt haben und mit einem Ernſt und einer Gewiſſenhaftigkeit, die wir an den Arbeiten der neueren Theologen vermiſſen, ſich in dem Kampfe erproben laſſen. Wir hoffen, daß auch die Wahrheit ſich erproben und am Schluſſe in neuem Glanze aufleuchten wird.

Und wodurch unterſcheidet ſich Bauer's Schrift von der Straußiſchen? Mit Einem Worte: während Strauß noch Vieles als wirklich geſchichtlichen Bericht über das Leben Jeſu gläubig annimmt, in den wichtigſten Punkten einen geſchichtlichen Kern vorausſetzt und ſonſt die ſogenannten mythiſchen Berichte in der Ueberlieferung der Gemeinde ſich bilden läßt, ſucht Bauer nachzuweiſen, daß auch kein einziges Atom in den Evangelien geſchichtlich, daß vielmehr Alles freie ſchriftſtelleriſche Schöpfung der Evangeliſten iſt. Die poſitiven und myſteriöſen Vorausſetzungen der Straußiſchen Kritik hat Bauer in dem Satze und in der Ausführung aufgelöſt, daß die Evangeliſten in Einer Reihe ſtehen mit Homer und Heſiod, die, wie Herodot ſagt, den Griechen ihre Götter gemacht haben. Den poſitiven Vorausſetzungen Straußens gegenüber hat Bauer das menſchliche Selbſtbewußtſein als den allmächtigen Schöpfer der heiligen Geſchichte aufgeſtellt, daſſelbe Selbſtbewußtſein, welches Feuerbach als den Schöpfer der beſtimmten Dogmen zu beweiſen ſucht.

Die Kritik, die Revolution iſt mit ſich ſelbſt zerfallen und es wird nicht mehr lange dauern, ſo werden die Girondiſten und der Berg in offenem Kampf auf Tod und Leben ſtehen. Selbſt dieſe neue Wendung der Dinge iſt Grund dazu, daß wir ruhig ſein dürfen: die Wahrheit kann durch den Kampf nur gewinnen. Ein Berliner.

Nachſchrift. Vorſtehende Correſpondenz, die uns von geehrter Hand zugeht, ſcheint es weder mit der Gironde, noch mit dem Berg zu halten, weder mit Strauß, noch mit Feuerbach und Bruno Bauer, ſtellt ſich vielmehr auf den Standpunkt des Zuſchauers und zwar eines ſolchen, der allerhand Gedanken über die Sache ſich macht und damit ihre Entwicklung erwartet. Nicht viel anders ſtehen bis jetzt die Jahrbücher; es iſt noch zu keiner Kritik der angeregten Bücher und Standpunkte gekommen, denn diejenige, zu der es gekommen iſt, faßt die Frage nicht bei der Wurzel und fällt daher ſo ziemlich außerhalb des Proceſſes, den wir vor uns haben. Dies iſt nun aber nicht zu verwundern. Die Entſcheidung dieſer Angelegenheit iſt Fortführung des wiſſenſchaftlichen Proceſſes. In dem iſt es ſehr leicht, ſeine Perſon und ſein Dogma hierhin oder dorthin zu werfen, ſehr ſchwer aber, die Sache vom Fleck zu bewegen. Wir ſind, die wir wiſſenſchaftlich mitleben, in die Bewegung verwickelt, wir fühlen das Gewicht der Probleme dieſer Zeit, aber ſie zu löſen dazu bedarf es eben der Zeit, der Beſin-

nung, der Ueberlegung — derſelben Studien oder ganz ähnlicher und eben ſo umfaſſender, als ſie den epochemachenden Büchern zum Grunde liegen. Was nun dieſe Zeitſchrift betrifft, ſo hat ſie mehr die Stellung des Kampfplatzes, als die des Kampfrichters. Sie muß die kampffähigen Gegner zu Worte kommen laſſen, und die Redaction hat nichts unterlaſſen, um dieſe Bewegung in Gang zu bringen, daß aber die bezeichneten Standpunkte, mögen ſie nun den Univerſitäten oder der Litteratur angehören, das eigentliche Leben oder wenn man will das Sterben der Theologie, jedenfalls ihre Bewegung in unſerer Zeit, ſind — das läugnen ſelbſt die — Theologen nicht, verſteht ſich diejenigen, die Humor und Verſtand haben. Die Theologie iſt keine Wiſſenſchaft von Gott, denn das Wiſſenſchaftliche in ihr handelt nicht von Gott in einem eminenten Sinne, es handelt von dem Menſchen, ſeiner Geſchichte und ſeiner Philoſophie, daß aber die Dogmatik noch etwas von Gott lehren könne, glaubt weder der Lehrer noch der Schüler, beide haben dieſe Vorſtellungen längſt hinter ſich, wenn ſie daran gehen, ſie zu betrachten. Die Theologie alſo hat keinen andern Gegenſtand, als die übrigen Wiſſenſchaften vom Geiſt und was die Dogmatik bisher für Lehre von Gott ausgegeben hat, iſt — ſagt Feuerbach — nur der objicirte Menſchengeiſt, alſo Vorſtellung vom Menſchen, Anthropomorphismus. Er drückt dies mit kurzen Worten aus: die Theologie iſt die Anthropologie. Ob dies wahr iſt, nehme man ſich die Mühe an den Dogmen zu unterſuchen; und wenn die Theologie im eminenten Sinn oder die bisherige Theologie keinen Gott für ſich hat, wenn ſie nur den Menſchen vergöttert, ſo iſt ſie als aparte Wiſſenſchaft am Ende. Es bleibt ihr nichts übrig, als Philoſophie und Geſchichte zu werden, denn iſt irgendwo ein Gott, ſo iſt er hier, während er aus den altheologiſchen Disciplinen längſt ausgewandert iſt und ihre Geiſtloſigkeit aller Welt offenbart hat. Dem Gott der Geſchichte und der Philoſophie nachzuforſchen — das iſt der Sinn der ganzen philoſophiſchen und philoſophiſch-hiſtoriſchen Ausbreitung und wie ſich das Sein, die Bewegung, das Leben und der Geiſt Gottes in dieſer Forſchung darſtellt, ob anders, als im gemeinen Bewußtſein, ob im Weſentlichen übereinſtimmend, das wird das Gemeine Bewußtſein ſich gefallen laſſen müſſen, und im ſchlimmſten Fall, was riskirt ihr? Die Theologie hat den Menſchen zum Gott gemacht, den empiriſchen ſowohl, als den idealen, was ſie noch drüberhinaus zu haben meint, iſt eine Vorſtellung des Gottes an ſich und vor ſeiner Offenbarung; dieſe Phantaſie wird euch nie genommen, ſelbſt wenn die Philoſophie in ihrer Erkenntniß des Geiſtes und Gottes es nicht weiter bringen ſollte, als wie dies Feuerbach von der Theologie behauptet. Iſt dieſe Philoſophie Atheismus, was iſt denn die Theologie? Oder habt ihr Sokrates und ſeine Maxime vergeſſen: daß ſchon das Selbſtbewußtſein als ſolches ein Wiſſen ſei? und daß der weniger als nichts wiſſe, der ſich nicht einmal über ſeine Unwiſſenheit klar geworden?

Die Theologie wäre freilich zu bedauern, wenn ſie noch wäre. Da ſie nun aber nicht mehr iſt, ſo fällt das ganze Malheur auf die Theologen. Cicero hat ſchon von ihrer ſeltſamen Stellung geredet, wie ſie ſich verhalten, wenn ein Augur dem andern begegnet. Sind wir nun ſolche Kinder, daß wir unſere geſalbten Jeſuiten nicht kennen und durchſchauen ſollten? Sie haben ihre Rückſichten, ſie müſſen ſo oder ſo reden; ob dies die Wahrheit, ob es ihre Ueberzeugung iſt, das iſt eine ganz andere Frage. Was alſo iſt zu thun? Sich nicht einzubilden, daß man ein ſpecifiſcher Mann Gottes, ein Theolog und Wahrſager ſei. Die Theologie iſt mit vollem Bewußtſein dranzugeben, damit man nicht in die Klemme zwiſchen Gewiſſen und Welt geräth. Die Welt fordert nur Wahrheit und ſelbſt wenn ſie nach Aberglauben ſchreit, die Wahrheit kann ſie immer ertragen, und ſelbſt wenn ſie ſie nicht ertrüge, wenn ſie ihre Verkündiger auf den Tod verfolgte, erwehren würde ſie ſich ihrer nie und nimmer. Die Theologen alſo, die ihr Supercilium aufgeben und den Chorrock zum Philoſophenrock machen, ſollten allen Jeſuitismus und alle hinterhaltige Politik abthun; und die Reformation wäre gemacht, der Augur brauchte nicht mehr zu linſen, denn er hätte ſeine Maske ausgezogen und was er nun thäte — nachdenken und lehren, ſeinem Gewiſſen folgen und andern das ihrige ſchärfen, vornehmlich in dem Kampf um die göttlichen Dinge, das würde er ohne Phariſäismus und ohne Politik thun können.

Allerdings wäre es ſehr curios, wenn die theologiſchen Facultäten ſo plötzlich ihre oberſte Stellung aufgeben und ſich in die philoſophiſche auflöſen ſollten. Das thun dieſe Herren gewiß nicht, und wo einer von ihnen entſchieden zu der wahren Wiſſenſchaft überläuft und das Augurſupercilium wegwirft, da werden ſie ihn alle einmüthig ſteinigen, — wieder ein Beweis, daß die Ciceroni der Wahrheit lange in der Welt ſind, bevor die Augurn darum ihre Masken und ihre Pfründen dran geben. Im Proteſtantismus wäre ja das Princip gewonnen. Hier ſoll einzig die Wiſſenſchaft, die freie Forſchung, der Regulator der Reformen ſein. Nun gut; es tritt alſo ein Theologe auf und beweiſt der Theologie ihr Nichtwiſſen, hebt den Schleier von Sais auf und zeigt die Wahrheit, als eine völlig untheologiſche, als eine philoſophiſch-hiſtoriſche Figur — geſetzt dies thäte jetzt, ich ſage nur ſo, Strauß oder Bruno Bauer (um von Feuerbach, dem Erzketzer, gar nicht zu reden), was würdet ihr thun? In Königsberg, in Breslau, in Halle und vielleicht noch in einigen andern Orten liegt den theologiſchen Facultäten die Frage vor, ſo ſchreiben mir dortige Theologen, „in welchem Verhältniß Bruno Bauer's oben genanntes Buch zum Chriſtenthum ſtehe? und ob der Verfaſſer deſſelben Lehrer an einer Anſtalt bleiben dürfe, die chriſtliche

Seelſorger auszubilden habe?“ Was werden die theologiſchen Facultäten antworten? Werden ſie mehr Proteſtanten als Chriſten, mehr Geiſt- und Wahrheit- als Seel-ſorger ſein? Iſt es nur einen Augenblick zu denken, daß ſie alle jene dunklen Vorausſetzungen und Gedanken, die ſich jetzt an das Wort Chriſtenthum und Seelſorger knüpfen, aufgeben und mit ganzer Seele dem Proceß der Wiſſenſchaft zurufen werden: vogue la galere?

O nein, o nein,
Mein Vaterland muß deutſcher ſein.

Durch die Conſequenzen der Wiſſenſchaft und des Grundſatzes, die Theologie der allerfreiſten Forſchung, die ehrlich an ſie herangeht zu unterwerfen, werden dieſe Herren und wären ſie halliſche Nationaliſten (den Breslauer nehm' ich aus) ſo ins Bockshorn gejagt werden, daß ſie mit den vagen Vorausſetzungen des Chriſtenthums und des praktiſchen Bedürfniſſes tapfer weg die entgegengeſetzte Maxime und den neuen Katholicismus zu proclamiren beſchließen. Es gehört kein Dreifuß dazu, um dies zu prophezeihen, und ich thue es hiemit auf die Gefahr hin, daß der Ausgang mich Lügen ſtraft, dann will ich lieber mit der Freiheit Unrecht haben, als mit der geiſtigen Ohnmacht unſerer Theologie Recht. Man könnte unterſuchen, ob das Chriſtenthum etwas Feſtes wäre, oder ob die jedesmalige Wiſſenſchaft es erſt machte, ob die Ketzer Chriſten ſeien oder wenn dieſe nicht, ob denn irgend ein Proteſtant es noch bliebe. Man könnte fragen, ob die Praxis der Seelſorge die Wiſſenſchaft oder umgekehrt die Wiſſenſchaft die Praxis und alſo auch die Seelſorge machen, umbilden und beherrſchen ſolle. Man könnte das Beiſpiel von den Aerzten hernehmen und fragen, ob der Arzt kuriren ſoll, wie es die Kranken und ihre Familie wollen, oder wie es ihm die Einſicht in die Natur und in die Krankheit an die Hand giebt? Man könnte ſagen, die Sache ſei im Himmel und auf Erden längſt entſchieden; aber man würde alle ſeine Fragen und Antworten verſchwenden, man würde tauben Ohren predigen; dieſe Chriſten ſitzen in ſo hochgepolſterten Ohrſtühlen, daß ſie nicht hören können, andere dagegen, die anders ſituirt ſind, werden ihre Stellen vertreten, werden unterſuchen, proteſtiren und reformiren, bis die Ohrſtühle von den Motten und ihre Inhaber — ebenfalls von den Motten gefreſſen ſind.

Aber, wie geſagt, die Theologen ſind ſehr zu bedauern. Sie zu verachten, wäre Unrecht, denn wo haben ſie Gelegenheit gehabt, ſich darin zu üben, über Sein und Nichtſein, über Gott und Welt, über Heidenthum und Chriſtenthum zu entſcheiden? Iſt es nicht grauſam, ſie in Verſuchung zu führen, ſie, die friedlichen Silbenſtecher, Programmenſchreiber, Homiliencorrectoren, die Feinde oder Zuſchauer der philoſophiſchen Unruhen? Gewiß. Aber ſie haben ja die beſten Vorgänge. Iſt es nicht beſſer, daß dieſer Eine Menſch über Bord geworfen wird, als daß das ganze Schiffsvolk und noch dazu an ſeiner Seele Schaden nimmt? Wir werden bald hören, wie ſie entſchieden haben. Möge nur irgend ein Freund unſerer geiſtigen Leiden und Freuden ſich dadurch veranlaßt fühlen, über die Anſtellung Hegelſcher und hyperhegelſcher Theologen oder über die Vermittlung der Theorie und Praxis bei dieſem revolutionären Stande der Dinge ſich in dieſen Blättern ausführlicher vernehmen zu laſſen: es iſt die Cardinalfrage des Proteſtantismus; möge ſie uns nicht zur Papſtfrage ausſchlagen.

Näheren und ſachlich eingehenden Kritiken der Feuerbachſchen, B. Bauerſchen und Straußiſchen Bücher ſehen wir entgegen. Die thörichten Unterſtellungen aber, als ſei das Vorwort zu den Deutſchen Jahrbüchern ein Bekenntniß, gehören dem rohen Standpunkte derer an, welche nicht wiſſen, daß mit allem Bekenntniß immer noch nichts geſagt und gethan iſt, denn eine Auffaſſung des Geiſtes oder Gottes kann nicht bekannt, nur explicirt werden. Wie wenn einer ſagte, alle Philoſophie ſei Atheismus, wo doch der Gott bei Hegel und Ariſtoteles zum Beiſpiel bliebe? und ein anderer, die bisherige Theologie ſei Atheismus, denn es zeige ſich, daß ſie gleich den Heiden von Gott nichts wiſſe, man müßte dieſe Bekenntniſſe gelten laſſen: aber es wäre nun erſt zu unterſuchen, ob denn Gott und ſeinem Weſen auf einem andern Wege, als durch die Explication des Geiſtes und durch die Objicirung des Menſchengeiſtes beizukommen iſt. Alſo: „Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei!“ unterſucht nach wie vor!

Arnold Ruge.

In meinem Verlage erſchien ſoeben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Luſtſpiel-Preisaufgabe.

Ein vaterländiſches Luſtſpiel in Einem Act.

The Muse —
Not such as Europe breeds in her decay;
Such as she bred, when fresh and young,
When heav'nly flame did animate her clay,
By future poets shall by sung.

Berkeley.

8. Broſchirt. 10 Ngr.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

2. November. N° 106. 1841.

Die Horaziſche Lyra in ihrer Eigenthümlichkeit und Integrität, mit beſonderer Beziehung auf ein Herder'ſches Urtheil und die Hofman-Peerlkamp'ſchen Zweifel beleuchtet und theilweiſe mit deutſcher Nachbildung bearbeitet von Wilh. Monich. Berlin 1841.

Den Leſern der deutſchen Jahrbücher werden die Halliſchen Jahrbücher nicht ſo ganz aus dem Gedächtniſſe verſchwunden ſein, daß ſie ſich nicht noch eines Aufſatzes derſelben (Auguſt 1840) erinnerten, worin ein gewiſſer Hr. S. (den ich nicht kenne, aber zu kennen wünſchte) den Gedanken ausführte, daß des Horaz Virtuoſität keineswegs in ſeinen lyriſchen Gedichten beſtehe, ſondern vielmehr in ſeinen Satiren und Briefen. Wenn ſich an jenem Aufſatze auch einzelne Ausſtellungen gar leicht machen ließen, ſo iſt doch der Grundgedanke unumſtößlich richtig und muß ſich jedem, der ohne den Schurz des Handwerks, aber mit dem fortgeſchrittenen Bewußtſein der Gegenwart zu den Gedichten hinzutritt, aufdrängen und immer mehr beſtätigen. Und gewiß iſt es ſchon längſt von Vielen gefühlt worden, aber ans Licht wagte ſich dieſe Anſicht nicht *), lieber zweifelte man an der eigenen poetiſchen Befähigung und Competenz; denn zu übermächtig imponirte der consensus gentium, zu tief wurzelte der traditionelle Reſpect vor den Oden des Horaz, der in der neueſten Zeit wenigſtens im Grunde keine andere Quelle mehr hatte, als daß die Stockſchwinger zu ihnen wahlverwandtſchaftlich ſich hingezogen fühlten und in ihnen gleichſam das Verſerercitium wie es ſein ſoll bewunderten, beziehungsweiſe anbeteten. Hofman-Peerlkamp iſt eigentlich der Erſte vom Fach, der ſich mit verſtändigem Auge die Gedichte anſah und darob den Kopf ſchüttelte, ſein Meſſer aus der Taſche zog und abſchnitt was ihm nicht gefiel. Aber man hörte ja auch, wie die Philologen ſchrieen und um ſich ſchlugen, als wollte man ihnen das Herz aus dem Leibe reißen! Nichts deſto weniger findet ſich bei Peerlkamp die Wahrheit noch in einer ſehr inadäquaten Form. Seine Stellung zu der Horaziſchen Lyrik iſt analog der des Rationalismus zur heiligen Schrift. Wie die Rationaliſten ihre Vernunft in die neuteſtamentlichen Schriftſteller hineinlegten und was dieſer nicht entſprach, umdeuteten oder aus einer Accomodation erklärten, ſo trug auch Hofman-Peerlkamp ſeinen Geſchmack und ſein Urtheil auf Horaz über und machte ſich daran, durch Ausſtoßen des dieſem nicht Entſprechenden den wahren, ächten Horaz wieder herzuſtellen. Es war das ohne Zweifel ein närriſches Unterfangen, aber doch iſt Peerlkamp ein höchſt achtungswerther Narr, von dem man unglaublich viel lernen kann, und jedenfalls geſcheidter als Alle, die herbeiſprangen, um ihn wieder zum Verſtande zu bringen. Man muß nicht glauben, von Horaz mehr und Beſſeres zu wiſſen als in ſeinen Gedichten zu leſen iſt, man muß nicht mit der Vorausſetzung ſich plagen, daß an ſeinen Namen nur Vortreffliches ſich anknüpfen laſſe, muß nicht nach ſeinem ſubjectiven Geſchmacke das Objective, Geſchichtliche ſich zurechtlegen wollen. Wie nun die neueſte theologiſche Schule ſich zum Rationalismus verhält, ſo Hr. S. zu Hofman-Peerlkamp. Wie jene anerkennt er die Verſchiedenheit ſeines Urtheils von dem des Horaz und betrachtet deſſen Gedichte rein aus dem Geſichtspunkte eines hiſtoriſchen Objectes, wie jene weiß er aber auch ſein Urtheil dem Horaziſchen gegenüber als das höhere, zur Kritik berechtigte. Dieſen weſentlich im Bewußtſein der Zeit wurzelnden, aber nicht mit ihr untergehenden Standpunkt auch auf dieſem Gebiete geltend gemacht zu haben, iſt nicht das letzte unter den Verdienſten der Hall. Jahrbücher, und der Verf. kann es nur bedauern, daß er nicht früher den Muth und das Geſchick hatte, ſein ganz ähnliches Urtheil öffentlich geltend zu machen. Doch zu einer beſtätigenden Nachleſe bietet ſich noch immer Stoff genug dar, und ich gehe zu dieſem Zwecke vornehmlich auf den Charakter des Horaz zurück, von welchem Hr. S. die richtige Anſicht (ſo ſelten ſie zu hören iſt) mehr vorausgeſetzt als ausgeführt und be-

*) Herder hatte zwar (in der Adraſtea) über die ſog. erhabenen Oden das Urtheil gefällt, man merke ihnen Mühe an, und in der Zuſammenſetzung haben ſie Härten und Spalten. Nur konnte er dagegen die „ſanften" nicht genug bewundern, wie überhaupt ſein Grundgedanke, Horaz ſei weſentlich ein anmuthiger, graziöſer Dichter, verfehlt iſt. — Was Arnold (in ſeiner Ausg. der Ars poet.) über Horaz urtheilte, iſt zwar in vielen Punkten richtig, aber nachpeerlkampiſch und inſofern keine Inſtanz gegen die obige Behauptung. — Daß in den früheren Jahrhunderten keine Ahnung von der eigentlichen Beſchaffenheit der Horaziſchen Lyrik aufkommen konnte, hatte, wie unten gezeigt werden wird, ſeinen Grund in der Verwandtſchaft, die zwiſchen dem Geiſte jener Jahrhunderte und dem dieſer Lyrik ſtattfindet.

gründet hat. Was ich hierüber zu ſagen weiß, ſtützt ſich auf vieljährige Beſchäftigung mit dem Dichter, deſſen Eigenthümlichkeit für mich von Jugend auf einen ganz eigenen Reiz hatte.

Horaz iſt ein Römer, der von den Fleiſchtöpfen Griechenlands zu viel gekoſtet hat, als daß er an der magern Hausmannskoſt des römiſchen Geiſtes ungetheiltes Behagen und volle Befriedigung hätte finden können. Schon in ſeiner früheſten Jugend ſog er die Milch griechiſcher Geſittung und Sprache ein; in Unteritalien wurde er geboren und verlebte hier die erſten Jahre ſeiner Kindheit. Aber denjenigen Theil ſeines Lebens, der auf die Bildung des Charakters, den Abſchluß der Perſönlichkeit von dem entſcheidendſten Einfluſſe zu ſein pflegt, das Knaben- und Jünglingsalter brachte er in Rom zu. Zwar bildeten in den Schulen Roms die griechiſchen Dichter einen Haupttheil der Lehrgegenſtände; aber für eine ſolche Befruchtung konnte der Sinn des Knaben noch nicht erſchloſſen ſein; unmittelbar und darum kräftiger wirkte auf ihn der römiſche Geiſt ein, den er allenthalben einathmete. So erhielt ſein Charakter eine überwiegend römiſche Färbung; das Römiſche in ſeinem Weſen wurde der ernſte nüchterne Grund, auf dem griechiſche Eigenſchaften nur wie ein Schmuck heiterer Blumen aufgezeichnet ſind. Das ſpecifiſch Römiſche ſetzen wir einestheils in das Verſtändige, Reflectirende, nur für den Geſichtspunct des Nutzens Zugängliche, auf das Praktiſche Gerichtete; anderntheils in das Aufgehen der einzelnen Perſönlichkeit in der Idee des Römerreiches. Der Römer als ſolcher hat — um die zweite Seite zunächſt auszuführen — ſein Ich in dem römiſchen Staate, in dem senatus populusque romanus, in der ewigen Roma; er ſelbſt für ſich iſt Nichts; er iſt nicht ein Menſch, und zwar dieſe beſtimmte Perſönlichkeit, ſondern er iſt eben nur Römer, und was nicht in dieſen Kreis fällt iſt, wenn es überhaupt iſt, ein Nichtſeinſollendes. Schon anders war in Griechenland die Stellung des Einzelnen zur Subſtanz des Staates. Dem Griechen ſtand der Staat nicht äußerlich fremd gegenüber, ſondern er war ihm ein Dieſſeitiges, er war in dem Volke gegenwärtig, er wohnte ihm ein und dadurch erhielt der Einzelne Werth, Bedeutung und die Berechtigung, ſich geltend zu machen. Das römiſche Ich erhielt ſeinen Gehalt, ſein Pathos durch die Subſtanz, für ſich war es arm und leer; auch das griechiſche wäre es, wenn es ſich lostrennen könnte von der Subſtanz; aber das kann es eben nicht. Es iſt mit doppelten Banden an die Subſtanz geheftet: es ſehnt ſich nach der Subſtanz und ebenſo ſehnt ſich die Subſtanz nach ihm. Seine Götter fühlen ſich allein im Olymp, es drängt ſie, von Zeit zu Zeit herabzuſteigen zu ihren geliebten Menſchen und an ihrem Anblicke ihr Herz zu laben; der römiſche Gott iſt der Mächtige, Selbſtgenugſame und nie zu Befriedigende; ein ewiges Sollen, ein ewiger Trieb vorwärts arbeitet in der Römerwelt. Auch hierin, wie in der erſten Beziehung, iſt Horaz weſentlich Römer, aber nicht in der antikrömiſchen Weiſe; es iſt bei ihm innerlich gekehrt. Ein ungetheiltes Hingeben an die ſpecifiſch-römiſche Idee verhinderte, wenn es auch der Geiſt der Zeit geſtattet hätte, doch ſeine Herkunft als Sohn eines Freigelaſſenen. Es iſt von Intereſſe, die Entwicklung dieſer drei Momente (Römiſches, Helleniſches und Libertiniſches) durch ſein Leben und ſeinen Charakter hindurch zu verfolgen.

(Fortſetzung folgt.)

Spaniſche Dramen, überſetzt von C. A. Dohrn. 1. Theil. gr. 8. Berlin 1841, bei Nicolai.

Das ſpaniſche Drama iſt ein in ſo üppiger Fülle blühendes, ſo wunderbares Gewächs, auf einem ſcheinbar ſo unfruchtbaren Boden emporgeſproſſen, daß wir unſer ſtaunendes Auge nicht davon abwenden können. Namentlich muß es uns in Verwunderung ſetzen, daß in Italien, dieſem Spanien in ſo vielfacher Beziehung befreundeten und verwandten Nachbarlande, wo ein leicht erregbares, für die Kunſt erſchloſſenes Volk in der Fülle des Reichthums unter kunſtſinnigen Fürſten lebte, ſich kein nationales Drama entwickeln wollte, während es in Spanien unter dem Alles verödenden Druck einer geiſtloſen Despotie den eigentlichen Kern der Litteratur bildete. Aber wir werden das Räthſel gelöſt finden, wenn wir den durch ihre Geſchichte beſtimmten Charakter beider Nationen ins Auge faſſen.

Italien gewann nie einen nationalen Mittelpunkt, vielmehr wirkte die immer von neuem in ſeine Geſchichte eingreifende Fremdherrſchaft immer mehr dahin, es zu zerſplittern und ſeine Einheit zu zerſtören. In dieſer Kraftloſigkeit und Unmündigkeit ſeiner politiſchen Exiſtenz verlor es alle Energie des Charakters, und das Volk behielt zwar die alte Luſt zum Fabuliren und das leicht erregbare Gefühl, aber, wie es ſelbſt allem Handeln abgeneigt war, ſo konnte es auch die Geſtalten ſeiner Phantaſie nicht in der Form der Handlung zur Erſcheinung bringen. So gedieh denn unter ihm das Märchen (denn ein eigentlich nationales Epos iſt es nicht) und die Lyrik, aber das Drama blieb der Nation fremd und wurde nur künſtlich von den Fürſten gepflegt. Spanien dagegen führte eine große That, die Befreiung von der arabiſchen Herrſchaft, von der Zerſplitterung zur Einheit, es entwickelte ſich in dem Volk ein mannhafter Sinn, die Liebe zur That und das Bewußtſein eines Vaterlandes und nationaler Selbſtändigkeit neben der Begeiſterung für die Religion, zu deren Schutze der Kampf ja hauptſächlich geführt war. Dieſe Periode der kühnen Erhebung für den Glauben und das Vaterland finden wir in dem nationalen Epos der Spanier, den Romanzen meinen wir, abgeſpiegelt, die, gleich den engliſchen Balladen, wie Gervinus (III, 72) vortrefflich dargethan hat, in ihrer ganzen Anlage dramatiſch ſind und den Keim des Dramas ſchon in ſich enthalten. Der Sinn für die kühne That, für das Romantiſche und Wunderbare, der in dieſen Romanzen lebte, entartete allmälig, je weiter die Zeit dem Auge entſchwand, in welcher jene Thaten geſchehen waren,

und die Ritterromane, die im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert mit unglaublicher Begierde geleſen wurden, ſind nur eine matte Carrikatur des in den Romanzen wogenden Thatendranges. Sie entſprachen indeſſen der in der Nation eben erweckten Neigung für das Abenteuerliche und Ungeheure, die in der neuen Welt, dieſem neuen Schauplatz für ein keckes Handeln, ſo volle Befriedigung fand. Aber das männliche Alter, das mit der Reformation für Europa begann, war den phantaſtiſchen Gebilden einer übertriebenen Romantik nicht günſtig, und Cervantes hatte, wie alle Genien, in ſeinem Don Quijote nur das Wort auszuſprechen, das dem Bewußtſein ſeiner Zeit noch fehlte. Die Nation bewahrte indeſſen in ſich noch immer die Liebe zur freien That, die Neigung für ein kühnes und großartiges Handeln, und die beſchauliche Genußſucht der Italiener blieb ihr fremd. Aber die politiſchen Verhältniſſe verſagten ihr faſt alle und jede Gelegenheit, ihrem innern Drange zu folgen. Ein langer Friede (denn der niederländiſche Krieg und einige leicht unterdrückte Aufſtände im Innern berührten das Volk nur wenig) und eine Reihe despotiſcher Könige, die die Nation von jeder Theilnahme am Staat ausſchloſſen, drängten die noch immer rege Thatenluſt in das Innere zurück und ſie ſuchte nun im Reiche der Phantaſie ſich zu ſchaffen, was ihr in der Wirklichkeit nicht vergönnt war. Keine andre Kunſtform, als das Drama, konnte dieſer Dispoſition des Volkes entſprechen, und es iſt dieſes daher ſeine ſelbſteigne Schöpfung, während die Lyrik und das Kunſtepos ihm von außen her, namentlich aus Italien, zugetragen wurden. Aber nach welchen Stoffen ſollten die Dramatiker greifen, um das Bedürfniß des Volkes zu befriedigen? Vergebens boten Villalobas, Perez de Oliva und Pedro Simon Abril dem Publicum antike Stücke des Plautus, Sophokles und Terenz in proſaiſcher Ueberſetzung dar: es verſchmähte dieſelben. Das Volk wollte ſich ſelbſt, ſeine Leiden und Freuden auf der Bühne ſehen, und ſo blieb den Dichtern Nichts übrig, als entweder die alten Romanzenſtoffe, die Großthaten des Volks in der Maurenzeit wieder aufzunehmen, oder, was häufiger geſchah, das Leben der Gegenwart, ſo weit dies erlaubt war, in dem Spiegel der Dichtung wiederzugeben. Es iſt das geniale Verdienſt Lope de Vega's, daß er nach einigen unvollkommenen Verſuchen Naharro's und Lope de Rueda's zuerſt mit Beſtimmtheit erkannte, was ſeine Nation wollte und was ihr Befriedigung geben könnte. Nun waren es aber vorzüglich zwei Intereſſen, die damals das Volk bewegten, das Königthum und die Religion. Daher ſpielen ſo viele der weltlichen Stücke Lope's in der Sphäre des Hofes, und die abenteuerlichen Begebenheiten, die kecken Verwicklungen, der ganze chevalereske Zuſchnitt mußten einer durch die Lectüre der Ritterromane verwilderten Phantaſie zuſagen, ſo wie die auf religiöſe Erbauung gerichteten geiſtlichen Stücke mit ihrer witzigen Myſtik dem Geſchmack der alten Myſterien und geiſtlichen Spiele entſprachen. Aber auch das gemeine Volk fand ſich in Lope's Stücken vertreten. Nie fehlte dem weltlichen Drama der komiſche Diener, und den ernſten Autos war ſogar in den entremeses und saynetes, die das gemeinſte Straßenleben in naiver Natürlichkeit darſtellten, die Poſſe ſyſtematiſch beigegeben. So vermittelte Lope auf bewunderungswürdige Weiſe die Gegenwart mit der Vergangenheit, befriedigte die Bedürfniſſe ſeines Publicums und ward der Schöpfer des ſpaniſchen Nationaldramas, dem er einen bis jetzt noch nicht verlöſchten charakteriſtiſchen Stempel aufdrückte.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Dichter, wie Lope, der mit ſeinen Stücken einen faſt unglaublichen Beifall bei ſeiner Nation fand, in ſeiner Zeit nicht allein ſtand, ſondern daß bald auch andre Hände ſich nach dieſen lockenden Lorbeeren ausſtreckten. Dennoch iſt in Deutſchland außer einigen Stücken Lope's ſelbſt, dem ſpäteren Calderon und einem oder dem andern Stücke Moreto's aus dieſer erſten Blüthezeit des ſpaniſchen Dramas Nichts bekannt geworden, und das deutſche Publicum kann es daher dem Ueberſetzer Dank wiſſen, daß er ihm hier einen neuen Dichter aus dieſer intereſſanten Litteraturperiode zugänglich macht, der von Schlegel und Bouterweck zwar erwähnt wird, ihnen aber kaum weiter, als dem Namen nach bekannt zu ſein ſcheint. Es iſt dies Fray Gabriel Tellez, Beneficiat des Ordens Unſerer lieben Frau von der Gnade, der unter dem angenommenen Namen Tirſo de Molina viele Komödien ſchrieb, etwa ſieben oder acht Jahre nach Lope geboren wurde und 1648 im Kloſter von Soria im achtundſiebzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Die beiden von ihm hier mitgetheilten Stücke: der Verführer von Sevilla und Don Gil von den grünen Hoſen können zugleich als Proben der beiden Gattungen angeſehn werden, in die die Spanier, denen der Unterſchied zwiſchen Tragödie und Komödie unbekannt iſt, ihr weltliches Drama einzutheilen pflegen, als Beiſpiele nämlich der comedias heroicas und comedias de capa y espada (Mantel- und Degenſtücke d. h. ſolcher, die in der gewöhnlichen Tracht geſpielt werden), ſo wie ein hier zum erſten Mal vollſtändig überſetztes Auto sacramental des Lope de Vega nebſt dazu gehöriger Loa (Prolog) und entremes (burleskem Intermezzo) eine Vorſtellung von den comedias divinas oder der geiſtlichen dramatiſchen Poeſie zu geben geeignet iſt. Das erſte Stück: der Verführer von Sevilla (el burlador de Sevilla) gewinnt noch dadurch ein ſpecielles Intereſſe, daß wir in ihm die erſte Bearbeitung eines von den Dichtern der verſchiedenſten Nationen ſpäter ſo häufig benutzten Stoffes, der Geſchichte nämlich des Don Juan vor uns haben, die durch Mozart's berühmte Compoſition in ganz Europa bekannt geworden iſt. Unſer Dichter entnahm nach Ochoa's, ſeines Herausgebers, Bericht ſeinen Stoff aus den Chroniken von Sevilla, wo Folgendes erzählt wird: „Don Juan Tenorio aus einer berühmten Familie der ſogenannten Vierundzwanziger in Sevilla brachte in einer Nacht den Comthur Ulloa ums Leben, nachdem er deſſen Tochter gewaltſam entführt hatte: der Comthur ward in dem Kloſter San Francisco beigeſetzt, wo ſeine Familie eine Capelle beſaß; dieſe Capelle und die Statue des Comthurs wurden etwa um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch eine Feuersbrunſt verzehrt. Die Franciscaner, welche ſchon lange dem Uebermuthe des Don Juan eine Grenze zugedacht hatten (denn ſeine hohe Geburt ſchützte ihn vor der gewöhnlichen Juſtiz), lockten ihn eine Nacht unter falſchem Vorwande ins Kloſter und raubten ihm das Leben, indem ſie ſogleich das Gerücht verbreiteten, Don Juan habe des Comthurs Statue in der Capelle inſultirt und ſei von ihr in die Hölle geſtürzt worden.“ Wir wiſſen, wie mannigfach die Dichter der verſchiedenen Nationen Europas dieſen Stoff geſtaltet haben, wie namentlich die deutſchen in dem Don Juan die andre Seite zum Fauſt zu finden meinten, und wie ſie es nicht unterlaſſen

konnten, ihn mit ſpeculativen Flittern zu bekleiden. Davon iſt nun freilich unſer ſpaniſcher Dichter weit entfernt; er zeichnet uns auf naive Weiſe und mit ſehr einfachen Mitteln den eingefleiſchten Roué, der aber dennoch durch die Conſequenz, mit der er, ein Bild überſprudelnder Lebensfülle, ſich in die ſinnliche Luſt verſenkt, und allen Erinnerungen an das Ende dieſer irdiſchen Herrlichkeit oder an eine überſinnliche Welt mit ſeinem frechen Lieblingsworte: „Ei, das hat noch lange Zeit" Hohn ſpricht, zu einer tragiſchen Geſtalt wird. Eigenthümlich iſt der Zug, daß Don Juan nicht nur den ſteinernen Gaſt, ſondern auch dieſer jenen zum Mahl bei ſich in der Capelle einlädt; Don Juan erſcheint und läßt ſich ſelbſt durch die ihm vorgeſetzten Skorpionen und Schlangen nicht ſchrecken, und erſt dieſe geſteigerte Frechheit, die nur in den letzten Augenblicken, als es zu ſpät iſt, zur Bekehrung Anſtalt macht, zieht das Gericht über ſein Haupt herbei. Hierdurch gewinnt die Höllenfahrt des Don Juan, da ſie in dem Bereiche des Geiſtes vorgeht, an Motivirung, deren ſie in dem Operntexte faſt gänzlich entbehrt. Die Sprache unſers Dramatikers iſt zwar oft intrikat genug, im Vergleich mit der übertriebenen Bilderfülle und überwiegenden Lyrik des ſpätern ſpaniſchen Dramas aber einfach zu nennen, und nur die Prunkbeſchreibung von Lisboa in der 11. Scene des erſten Acts, die mit der Handlung des Stückes durchaus Nichts zu thun hat, iſt eine Zugabe im ſpäteren Geſchmack, die wohl durch die noch friſche Erinnerung an die Beſitzergreifung Portugals durch die Spanier (1580) hervorgerufen wurde, wie denn Lisboa mit Nachdruck hier „Spaniens größte Stadt" genannt wird. Dieſe Schmuckloſigkeit der Darſtellung muß uns veranlaſſen, das Stück in die erſte Blüthezeit des ſpaniſchen Theaters zu ſetzen, im Uebrigen theilt es den raſchen Wechſel lebendiger Situationen, die oberflächliche Charakteriſtik, endlich den keck Alles abmachenden Schluß, wo der König die von Don Juan Betrogenen, die gekommen ſind, ihn zu verklagen, ſchnell unter die Haube bringt, mit der großen Mehrzahl ſpaniſcher Dramen.

Das zweite Stück, Don Gil von den grünen Hoſen, iſt eins von jenen Intriguenſtücken, in denen die Verwicklung ſich ſelbſt Zweck wird. Wie das ſpaniſche Drama im Gegenſatz zum engliſchen das Drama der Aeußerlichkeit iſt: ſo mußte es vorzüglich die Form der Handlung ſein, wie ſie ſich durch den Zufall oder die menſchliche Liſt geſtaltet, die hier zur Darſtellung kam, während die geiſtigen Triebfedern, die Alles in Bewegung ſetzen, gewöhnlich gänzlich zurücktreten. Es lag dies in dem allgemeinen Unterſchiede der germaniſchen und romaniſchen Natur, welche letztere den Grundcharakter der aus der Vermiſchung der römiſchen und germaniſchen Welt hervorgegangenen Entzweiung beibehalten hatte. Hegel ſagt in dieſer Beziehung: „der Deutſche kann es nicht läugnen, daß die Franzoſen, Italiener, Spanier mehr Charakterbeſtimmtheit beſitzen, einen feſten Zweck (mag dieſer nun auch eine fixe Vorſtellung zum Gegenſtande haben) mit vollkommenem Bewußtſein und der größten Aufmerkſamkeit verfolgen, einen Plan mit großer Beſonnenheit durchführen und die größte Entſchiedenheit in Anſehung beſtimmter Zwecke beweiſen. Aber dann zeigt ſich ſogleich bei den romaniſchen Völkern dieſe Trennung, das Feſthalten eines Abſtracten, und damit nicht dieſe Totalität des Geiſtes, des Empfindens, die wir Gemüth heißen. Das Innerſte iſt beſtimmten Intereſſen verfallen und nicht als ein Ganzes vorhanden: der Geiſt iſt in dieſem Bewußtſein nicht ſein eigen." So war denn auch nur die germaniſche Innigkeit im Stande, den geiſtigen Kern der Handlungen zu durchdringen und in der Poeſie dieſen Inhalt darzuſtellen; der romaniſche Geiſt erfreute ſich auf abſtracte Weiſe an den mannigfachen Combinationen, die das bunte Gewirre menſchlicher Handlungen ihm darbot, und der Spanier namentlich erlangte dadurch eine Gewandtheit, auch die verwickeltſte Intrigue zu verfolgen, die dem Deutſchen abgeht, welcher auch in unſerm Stücke nur mit Mühe das künſtliche Gewebe viel verſchlungener Fäden zu überſehen vermag. Doña Juana iſt von Don Martin verlaſſen und hat erfahren, daß er unter dem angenommenen Namen Don Gil eine neue Brautwerbung bei der Doña Ines verſucht. Sie begnügt ſich nun nicht damit, ihm in männlicher grüner Tracht zuvorzukommen und die Doña Ines in ſich verliebt zu machen, ſondern ſie erſcheint zugleich in weiblicher Tracht als Doña Elvira, die auf den andern angeblichen Don Gil, den ſie als einen Don Miguel bezeichnet, Anſprüche zu haben behauptet. Aber damit iſt der Verwirrung noch lange nicht genug. Auch Doña Clara, eine Freundin der Doña Ines, muß ſich in den weiblichen Don Gil verlieben; Don Juan, der Liebhaber der Doña Ines, muß auf dieſen Don Gil, Ines ſelbſt auf Doña Elvira eiferſüchtig werden; Don Martin endlich muß durch mannigfache Zufälligkeiten in immer neue Verlegenheiten gerathen. Zuletzt erſcheinen in einer eklatanten Schlußſcene Don Juan, Don Martin und Doña Clara, alle von Eiferſucht getrieben, in der ihnen zauberiſch dünkenden grünen Tracht bei nächtlicher Weile vor Doña Ines Fenſter, um dieſe theils zu gewinnen, theils zu prüfen. Als nun der wahrhafte Don Gil von den grünen Hoſen, Doña Juana nämlich, noch dazu kommt, hat die Verwicklung ihren höchſten Grad erreicht, die ſich dann plötzlich durch die Ankunft von Juana's Vater leicht auflöſt, indem Doña Juana mit Don Martin, Ines mit Don Juan, Clara mit einem noch zuletzt dazugekommenen Don Antonio vermählt wird. Man ſieht leicht, hier iſt es auf einige durch die Verwicklung entſtandene ſpannende Situationen abgeſehen, die Motivirung iſt ungenügend, der Schluß faſt gleichgiltig.

(Schluß folgt.)

In meinem Verlage erſchien ſo eben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

R. E. Prutz.

8. 1841. Broſch. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

3. November. № 107. 1841.

Monich „Die Horaziſche Lyra in ihrer Eigenthümlichkeit und Integrität.“

(Fortſetzung.)

Es iſt der Einfluß ſchon angedeutet, den die römiſche Atmoſphäre, das Treiben und Wogen in der Weltſtadt, von dem doch auch manche Welle an ſein jugendliches Ohr ſchlug, das geſchäftige Hin- und Herrennen, das Sichkreuzen der Intereſſen, auf das junge Gemüth haben mußte. Dieſer Einfluß wurde einerſeits unterſtützt, andererſeits neutraliſirt durch die Erziehung ſeines Vaters. Aus der Schilderung, die der Sohn (Sat. I, 4, 105 ff. *) von dem Vater giebt, ſehen wir, daß derſelbe inſoweit ein römiſcher Charakter war, als er die Richtung auf Zwecke in dem Kinde nährte, zugleich aber auch, wie fern er war vom Ergriffenſein durch die Subſtanz des römiſchen Lebens, wie fremd ihm eine großartige welthiſtoriſche Auffaſſung der Zeit war. Seine Betrachtungsweiſe war die kammerdieneriſche; er ſah überall nur Perſonen agiren, ihre perſönlichen Intereſſen geltend machen, und darum lag ihm Alles daran, auch ſeinen Sohn zu einer in ſich tüchtigen Perſönlichkeit heranzubilden. Dieſes finden wir ganz lobenswerth und in der Ordnung; anders aber muß es uns erſcheinen, wenn wir uns auf den Standpunct des Alterthumes, näher der römiſchen Idee verſetzen. Von dieſem aus können wir in jener Erziehungsweiſe nur das Einpflanzen eines unrömiſchen, eines Freien unwürdigen Egoismus ſehen, der freilich mit der Zerfallenheit des damaligen Römerlebens wohl zuſammenſtimmte, und auch den Horaz wohl kleidete, nichts deſto weniger aber auf dem ächtrömiſchen Standpuncte verwerflich erſcheinen muß. Als Freigelaſſener ſtand ſein Vater ſelbſt über der Subſtanz der Römerwelt, ihre Intereſſen berührten ihn nur von ferne, er war ein unbetheiligter Zuſchauer des gewaltigen Kampfes, der die damalige Welt unterwühlte und ſtellte auf dieſen abſoluten, für den ächten Römer aber philiſtröſen und engherzigen Standpunkt auch ſeinen Sohn. Die Erziehung ſeines Vaters war es alſo, was Horaz von Anfang an der römiſchen Subſtanz entfremdete, ſein Ich auf ſich ſelbſt ſtellte und zum Mittelpuncte ſeiner Beſtrebungen machte, aber auch zunächſt ſeines eigentlichen Gehaltes entleerte. Horaz war nun zwar ein Römer, aber ohne den eigenthümlich römiſchen Inhalt, das römiſche Intereſſe. Das Römerthum war bei ihm nur das Formgebende, nur der Rahmen, in welchen er ein Gemälde erſt noch einzufügen hatte. So kam er in einer Art von Zerriſſenheit nach Athen. Er hatte zu ſeiner Zeit zu der Römerwelt nur ein negatives Verhältniß, es mußte ihn drängen, ſich nun auch einen poſitiven Inhalt zu erobern. Er ſucht ihn emſig in den Schulen der Philoſophen, bei den Dichtern griechiſchen Vergangenheit, was ihn aber vorzugsweiſe in Anſpruch nimmt, iſt dasjenige, was auf das Ich ſich bezieht, zur Förderung und Ausbildung deſſelben dienlich iſt. (Ep. II, 2, 43 f. adjecere bonae paulo plus artis Athenae, Scilicet ut possem curvo dignoscere rectum.) So entſchieden war ſchon jetzt ſeine Richtung und Neigung. Da treiben die Wellen des Kriegs Brutus an das Geſtade Athens. Brutus glaubt in Horaz einen Meinungsgenoſſen zu ſehen, denn auch Horaz hat ja eine feindliche Stellung zu den Zuſtänden der Gegenwart, in denen er nur Fäulniß, Egoismus und Zerfallenheit ſehen gelernt hat. Andererſeits wird in Horaz durch Brutus eine neue Seite ſeines Weſens zur Entwicklung gebracht; er glaubt in Brutus den Urheber eines Neuen, Beſſeren, etwas Poſitives zu ſehen; ſeine Einbildungskraft wird durch deſſen weitgehende Abſichten aufgeregt; mit jugendlicher Schwärmerei greift er nach den ihm dargebotenen Hoffnungen, verläßt ſeine Studien und zieht, von Brutus über eine Legion geſetzt, mit in den Krieg. Aber dieſer Sieg der Jugendlichkeit, der Ideologie über ſein eigentliches nüchternes, reflectirendes Weſen iſt nicht von nachhaltiger Wirkung. In der Nähe mit ſeinem kritiſchen Auge beſehen, nimmt ſich Alles ganz anders aus, das Sturzbad der Wirklichkeit kühlt ſeine Begeiſterung gewaltig ab: er iſt bald auch über den neuen Zuſtand hinaus und langweilt ſich in ihm. Dieſe Langeweile ſucht er ſich durch munteres Zechen zu verſcheuchen und ſich möglichſt wieder in das eben verlaſſene, genußreiche Leben zurückzuverſetzen. (Od. II, 7, 5, morantem saepe diem mero fregi, coronatus nitentes Malobathro

*) Insuevit pater optimus hoc me | Ut fugerem exemplis vitiorum quaeque notando. | Cum me hortaretur, parce, frugaliter, atque | Viverem uti contentus eo, quod mi ipse parasset: | Nonne vides, Albi ut male vivat filius, utque | Barrus inops? u. ſ. f.

Syrio capillos.) Gewiß ein ſchlechter Krieger das; zum Krieger war er aber auch gar nicht organiſirt, ſelbſt nicht äußerlich, denn er war klein von Statur; und daß er es auch geiſtig nicht war, muß aus dem Bisherigen hervorgehen. So können wir es nur natürlich finden, daß er bei Philippi zwar kämpfte ſo lange die Andern kämpften, aber auch floh als die Andern flohen. Die Ausdauer des Römers von ächtem Schrot und Korn fehlt ihm, die abſtracte Tapferkeit iſt nicht ſeine Sache, er hat das Intereſſe für das, wofür er kämpfte, verloren und hat darum keinen Grund, ſein Leben zu opfern. Nun war ihm aber das Kriegsweſen recht gründlich verleidet, er hatte ſich vollkommen überzeugt, daß er nicht zum Krieger geboren ſei; nach Rom wandte er ſich daher, — ob mit griechiſchem Leichtſinne, ohne feſten Lebensplan, in der Hoffnung, in der großen Weltſtadt wohl auch auf irgend eine Weiſe ſein Auskommen zu finden, oder ob er mit römiſcher Berechnung ſich einen, wenn auch nothdürftigen Lebensunterhalt und eine untergeordnete Stellung (als scriba) zu verſchaffen bemüht geweſen, läßt ſich hier nicht entſcheiden. Werfen wir einen Blick auf ſeine damalige Stimmung, ſo war es offenbar wieder eine nihiliſtiſche. Seine Bemühung um einen poſitiven Lebensgehalt war an dem Gange des Schickſals geſcheitert, er ſah ſich wieder auf ſeinen alten rein kritiſchen Standpunct zurückgeworfen, ſein Ich war wieder ohne Subſtanz, nur auf ſich gewieſen, und ſollte auch fortan ſo bleiben. Wie er nur von ſeinem Ich ausgehen konnte, ſo war es ihm auch unmöglich, ſich auf etwas Anderes zu beziehen, als auf Ichs. Darauf war er ja ſchon durch die Erziehung ſeines Vaters hingewieſen, und die Subſtanz, die er etwa zum Objecte ſeiner kritiſchen Thätigkeit hätte machen können, lag im Todeskampfe, während von dem ſchon bereitſtehenden Erben ſich theils noch nichts Beſtimmtes ſagen ließ, theils aber auch zu reden nicht rathſam war. Daher zeigt ſein erſtes literariſches Auftreten nur ein Verhalten ſeines Ichs zu andern Ichs; — ſeine erſten Gedichte waren Epoden. Sein Haß geht von der ganzen Perſon aus und trifft die ganze Perſon. Seine Liebe iſt nicht ein Verhalten zu der Idee der Liebe, ſondern nur eine Art der Bethätigung ſeiner Perſönlichkeit; nicht die Liebe iſt ſein Pathos, ſondern er weiß ſich als Macht über ſie, ſie iſt ſeine Dienerin. Freilich iſt die Venus, die ſich ihm ſo zu unterordnen vermag, nicht die Venus Urania. Auch Satiren fallen in dieſe Periode, aber es läßt ſich mit Beſtimmtheit nachweiſen, wie alle dieſe den angegebenen Charakter an ſich tragen (Sat. I, 7, 2. 8.). — Einen Wendepunkt für ſeinen Charakter bildet ſein Bekanntwerden mit Mäcenas. Mäcenas iſt von Niemand beſſer geſchildert worden, als von Wieland (in der Einleitung zu Ep. I, 1.) und es konnte auch Niemand geeigneter ſein, dieſen modernen Welt- und Hofmannscharakter zu ſchildern als eben Wieland. Mäcenas war, wie ſich bei einem Manne von ſeiner Denkweiſe eigentlich von ſelbſt verſteht, kein geborener Römer, ſondern ein Etrurier und noch überdies mit der griechiſchen Literatur ſehr vertraut. Was ihn in ſeine Stellung erhob, das war ſein tiefer Blick ins Leben und in die Menſchen und ſeine Intereſſeloſigkeit, ſein unbetheiligtes Verhältniß zu allen ſubſtantiellen Mächten. Ueber Allem ſtand er, Alles durchſchaute er und überſchaute er und wußte es mit ſeinen Zwecken in Verbindung zu ſetzen, er war der vollendete Egoiſt, aber ein ſublimirter, geiſtreicher. Wir begreifen, daß Horaz und Mäcenas gegenſeitig von einander angezogen werden mußten, und begreifen auch, wie die Freundſchaft Beider trotz der Ungleichheit ihrer äußeren Stellung ſich bis zu ihrem Tode in ungeſchwächter Wärme erhalten konnte, ſo daß des ſterbenden Mäcenas letztes Wort das an Auguſt gerichtete war: Horatii ut mei memor esto. Auf Horaz wirkte der Umgang mit Mäcenas vielfach belehrend. Indem Mäcenas im Ganzen dieſelbe geiſtige Organiſation hatte, wie Horaz, nur klarer und entwickelter, ſo konnte Horaz durch ihn nur an Klarheit und Conſequenz gewinnen. Nehmen wir hierzu noch die überaus günſtige äußere Stellung des Mäcenas, ſo werden wir den Einfluß des Mäcenas auf Horaz in folgender Weiſe beſtimmen müſſen. Horaz lernte durch Mäcenas den Humor, die Ironie, die uns ſo heimiſch anſpricht in ſeinen Satiren und Briefen und durch die er ſich vor allen ſeinen Nachfolgern in dieſem Genre ſo vortheilhaft auszeichnet. Es lag dieſes ſchon von Anfang in ſeinem Weſen, es war ein Product ſeiner Stellung, ſeines Lebensgangs, aber erſt durch Mäcenas wurde er ſich klar darüber. Nun erſt vollzog er mit rechtem Bewußtſein die Trennung ſeines Ichs von den Objecten, nun erſt ſchwebte er lächelnd über den Dingen, ſeiner Macht über ſie und der Unantaſtbarkeit ſeines Ichs gewiß und in der vollkommenſten Hingabe deſſelben der Fähigkeit ſich bewußt, jeden Augenblick ſich ſiegreich und unverſehrt zurückziehen zu können. Daher ſeine Sicherheit, namentlich auch Auguſt gegenüber, bei aller ſcheinbaren Abhängigkeit von ihm. Früher hatte er Auguſt gehaßt und geſcheut; durch Mäcenas wurde er auf einen Standpunct geſtellt, wo er die abſolute Unentbehrlichkeit deſſelben einſah, und auch die innere Abneigung, die er nichts deſto weniger noch immer gegen ſeine Perſon fühlte, ſchwand, je mehr er ſich geiſtig über ihn ſtellen lernte, und je mehr es ſich herausſtellte, wie eng das Intereſſe Beider verbunden ſei und wie nützlich einer dem Andern werden könne. Und je höher, gleichſam je welthiſtoriſcher auf dieſe Weiſe ſein Standpunct allmählig wurde, deſto mehr mußte er ſich auch gewöhnen, als Satiriker nicht als Perſon und nicht bloß Perſonen zu geißeln. Nicht Perſonen, — als ſolche, mit ihren großen oder kleinen Fehlern, ihren Schrullen und Sonderbarkeiten, ſondern die Einzelnen nur als Exemplare einer ganzen Gattung, als Repräſentanten einer

ganzen Zeitrichtung; und nicht als Perſon, nicht mit perſönlichem Pathos und perſönlicher Betheiligung, ſondern als Hand des blinden Schickſals, das ſeine Schläge willkührlich herumvertheilt, und das auch die Perſon des Satirikers ſelbſt nicht verſchont. Hierin, in dieſer Preisgebung ſeiner eigenen Perſon, in dieſer Selbſtverdopplung, dieſem Unterſcheiden ſeiner einerſeits als Geißelndem und andererſeits zu Geißelndem, zeigt ſich eine ſo hohe Stufe von Reflexion erreicht (vergl. Feuerbach, das Weſen des Chriſt. S. 39) und iſt ſo laut das innerſte Geheimniß des Weſens des Horaz verrathen, daß man ſich nicht genug wundern kann, wie trotz dem ein ſo ſchiefer Begriff deſſelben traditionell iſt.

(Fortſetzung folgt.)

„Spaniſche Dramen, überſetzt von Dohrn."

(Schluß.)

Das dritte Stück dieſes Bandes iſt, wie ſchon erwähnt, ein vollſtändiges Auto des Lope de Vega. Die Gewohnheit, in oder bei den Kirchen geiſtliche Spiele oder Myſterien aufzuführen, iſt uralt, und faſt eben ſo alt iſt der Mißbrauch, dieſen theatraliſchen Darſtellungen bibliſcher Geſchichten oder allegoriſirenden dogmatiſch-didaktiſchen Schauſpielen Frivolitäten beizumiſchen; Päpſte und Concilien eifern dagegen das ganze Mittelalter hindurch. Dieſe beiden ſcheinbar unvereinbaren Beſtandtheile geiſtlicher Stücke, religiöſe Erbauung und derbſte Sinnlichkeit, finden wir denn auch noch in Lope's Autos, wiewohl unvermittelt, neben einander. Weil nämlich der Katholicismus des ſinnlichen Symbols durchaus bedarf, um ſeine Lehrſätze zur Anſchauung zu bringen, ſo läßt er der ſinnlichen Welt ihr Recht, inſofern nicht eine mönchiſche Askeſe, die wieder ſelbſt ein ſymboliſcher Ausdruck einer Geſinnung iſt, ihr feindlich in den Weg tritt; und ſo kann neben der, freilich wieder abſtract erſcheinenden, religiöſen Myſtik in den Autos, in den Zwiſchenſpielen das ſinnliche Element in behaglicher Breite und naivſter Ungenirtheit ſeinen Platz finden. Der Prolog (Loa) giebt uns eine in witzigen Antitheſen ſich bewegende Betrachtung über die Freigebigkeit des Herrn im Abendmahl. Es mag hier eine Stelle daraus ſtehen, um eine Vorſtellung von dem ganz eigenthümlichen Tone dieſer Poeſie zu geben:

„Selbſt den Sklaven, dieſen Armen,
Zeigſt du hold dich und gewogen,
Denen du noch nie entzogen
Wein- und Brot-Koſt, voll Erbarmen.
Wenn ſich Geizige vermeſſen,
Daß man ſie halb aufgezehrt,
Haſt du niemand noch gewehrt,
Daß er dich hat ganz gegeſſen.
Herr, du wirſt zu thun bekommen
Mit dem heiligen Gericht: —
Haſt du vom Altare nicht
Jene Koſt als Raub genommen?
Wird die Großmuth nicht zum Fehle,
Den Verlornen beizuſpringen,
Wenn zum Danke ſie dir Schlingen
Legten um die eigne Kehle?"

In dem nun folgenden Intermezzo: „von dem Abgekehlten" tritt ein mit grotesker Uebertreibung gezeichneter gefräßiger Alcalde auf, der, als er hört, daß es einen Schmaus beim Barbier giebt, unter dem Vorwande, ſich barbieren zu laſſen, bei demſelben Eingang zu finden verſucht. Aber der Barbier gebraucht eine Liſt, um dies Unheil abzuwenden. Er läßt dem Alcalden einen blutgetränkten Schwamm ſo an den Hals drücken, daß dieſer ſich tödtlich verletzt glaubt. Wohlverbunden bleibt er nun unter Seelenmartern während des Mahls an ſeinen Stuhl gefeſſelt, wird endlich enttäuſcht und ausgelacht. Die Keckheit des Humors und die Kühnheit, mit der die Sprache gehandhabt wird, ſind in dieſer und ähnlichen Productionen oft überraſchend und können bisweilen an Ariſtophanes und Shakeſpeare erinnern. So beſchwört z. B. der Sacriſtan Quinolilla die Gefräßigkeit des Alcalden mit folgenden Worten:

„Conjuro te, Alcaldchen, Töpfeſchlinger,
Herodes Huhnbezwinger,
Du Rieſenſchlange, die du pflegſt zu dürſten
Nach mannesdicken allergrößten Würſten,
Cloak von Viertelankern, voll gemeſſen,
Hitzblatter Mittags und beim Abendeſſen,
Froſtbeule aller Schränke,
Du Kratze aller Speiſen und Getränke,
Conjuramini etc."

Das eigentliche Auto, „die Ernte" betitelt, zeigt uns den Herrn des Erbes, wie er mit ſeiner Gattin, der Kirche, und umgeben von ſeinen Dienern: Sorgfalt, Einfalt, Eifer, Willigkeit der Beſtellung des Feldes ſich unterzieht. Stolz und Neid, die böſen Nachbarn, erſcheinen und ſuchen den Frieden des Hauſes zu ſtören. Vergeblich beſtreben ſie ſich, als Aegypterinnen verkleidet, die Gattin des Herrn durch Schmeicheleien zu gewinnen. Beſſer gelingt es ihnen, die Einfalt, die das Kornfeld zu bewachen hat, einzuſchläfern, und nun ſäen ſie Unkraut unter den Weizen, das durch vier Geſtalten: den Ebraismus, die Ketzerei („Ich entkeimte Luthern, bin die Ketzerei"), die Secte („Ich bin die Secte, miſchte mich in dieſen Weizen: Aſien, Afrika ſind mein") und die als Neger erſcheinende Abgötterei repräſentirt wird. Aber der Herr läßt dieſe Verworfenen einen Blick in die Kirche werfen; man ſieht darin eine Quelle, an deren Rande ein Chriſtkind ſitzt, aus deſſen Seite ſieben purpurrothe Bänder auf den Altar herabgehen, von denen jedes in einen Kelch ausläuft. Alle bekehren ſich, nur der Ebraismus ſpricht halsſtarrig: „Ich erſehne den verheißenen Meſſias" und wird dafür in das ewige Feuer geworfen. So fremd uns auch ein ſolches allegoriſches Spiel erſcheinen mag, ſo iſt es doch im Einzelnen voll von poetiſchen Anſchauungen und macht einen ähnlichen Eindruck wie der katholiſche Gottesdienſt: es weiß durch ſinnliche Mittel zu einer andächtigen Bewunderung der Herrlichkeit des Glaubens zu überreden.

Wir glauben genug von dem Inhalte des vorliegenden Buches mitgetheilt zu haben, um erkennen zu laſſen, daß uns in demſelben eine beachtenswerthe Gabe dargeboten wird. Die Ueberſetzung iſt ſo fließend, daß ſie ſich faſt wie ein Original lieſt und genügt allen Anforderungen, die man gegenwärtig an eine Ueberſetzung zu machen berechtigt iſt, ſofern dieſelben nicht unbillig ſind und namentlich die Schwierigkeiten einer Ueberſetzung aus dem Spaniſchen nicht unbeachtet laſſen. Die undeutſche Wendung (S. 8):

„Wollt ihr mir ans Leben gehn,
Soll es euch ſo theuer ſtehn,
Daß es mancher wird beklagen."

iſt die einzige ihrer Art. Wir vermeiden es, auf das Einzelne einzugehen, um den des Spaniſchen unkundigen Leſer nicht zu ermüden und wollen nur einige von den Punkten hier aufnehmen, die der Ueberſetzer ſelbſt einer weiteren Beſprechung in den Anmerkungen werth erachtet hat. Wenn derſelbe S. 413 ſagt: „Das Zuſammenfallen des Accents mit der langen Sylbe im Deutſchen macht ein ſolches kurzes Versmaß (wie den Dimeter trochaicus) auf die Länge dem Ohre unangenehm, und ich habe mich daher öfters abſichtlich der Licenz bedient, welche der Spanier immer gebraucht, nur die Sylben ohne ängſtliche Rückſicht auf die Quantität zu zählen," ſo klingt das faſt, als ſtatuire er gar keinen Unterſchied zwiſchen deutſcher und romaniſcher Metrik, indeſſen hat ihn ſein natürlicher Tact ſicherer geleitet, als ſeine Grundſätze, und er beſchränkt ſich darauf, an einzelnen Stellen, namentlich im erſten Fuß, den Spondeus oder Jambus für den Trochäus eintreten zu laſſen, und auch das nur, wenn ein erhöhtes Pathos eine ſolche Abweichung rechtfertigt, wie das z. B. in den von ihm ſelbſt angeführten Verſen:

Pot Hochzeit zu Kanaan...
Señor — er iſt ſteif gefroren, —
Señor — Iſt er todt? O weh...

der Fall iſt. Viel unangemeſſener muß es erſcheinen, wenn der Ueberſetzer in der Ueberzeugung, er habe nur die Sylbenzahl zu halten, Eigennamen in wechſelnder Quantität gebraucht und z. B. ſchreibt:

„Käme das Ines zu Ohren!"

Auf der folgenden Seite aber:

„Ines wird ſchon auf mich warten."

Den Worten Octavio's:

Por eso,
Don Juan, amigo, os confieso
Que hoy nos juntamos los dos
En Sevilla

fügt der Ueberſetzer (S. 414) die Bemerkung hinzu: „Die Logik dieſer Antwort iſt nicht erſichtlich," überſetzt aber, wieder von ſeinem Tacte geleitet, ganz richtig. Don Juan hat nämlich zu Octavio geſagt, er habe wegen ſeiner eiligen Abreiſe von Neapel keine Zeit gehabt, ſich von ihm zu verabſchieden, und dieſer antwortet nun: eben deswegen (weil auch ich ſo eilig abreiſen mußte) treffen wir jetzt in Sevilla zuſammen. — In der ſchwierigen S. 415 beſprochenen Stelle, wo es von einer krank geweſenen und wieder hergeſtellten Courtiſane heißt:

Se escapó del mal frances,
Y está tan tierna y reciente,
Que anteayer me arrojó un diente
Envuelto entre muchas flores.

die der Ueberſetzer ganz ausgelaſſen hat, möchten wir das arrojar un diente dem deutſchen: „ein Auge worauf werfen, oder einen Zahn worauf haben" vergleichen, wenn das Letztere in freundlichem Sinne gebraucht werden darf; es hieße wörtlich: einen Zahn in etwas einſchlagen, mit Appetit verzehren, und der Sinn des Ganzen wäre: ſie iſt ſchon wieder ſo zärtlich und friſch von Kräften, daß ſie vorgeſtern unter vielen ſüßen Redensarten den Zahn auf mich wetzte, mit mir anbinden wollte. — Bei der Stelle: Elvira, pero sin vira (vira heißt ein kleiner ſpitzer Pfeil), die der Ueberſetzer (S. 423) nicht zu verſtehen bekennt, hätte derſelbe nur an Hamlet's frivole Worte an Ophelien zu denken brauchen: „Ihr würdet zu ſtöhnen haben, ehe Ihr meine Spitze abſtumpftet." — Die Worte:

Vive Dios, que es doña Ines
A mis ojos fria y fea;
Si Francisca se llamara,
Todas las efes tuviera.

„Bei Gott, Doña Ines iſt in meinen Augen fria y fea (kalt und häßlich): hieße ſie Franziska, ſo fehlte ihr kein f," werden überſetzt:

„Nun beim Himmel, glaubt mir dreiſt,
Kläglich iſt ſie, kahl und kalt:
Wär' ihr Name Katarine,
Ginge ihr kein K verloren!"

und der Ueberſetzer bemerkt dazu S. 424: „Es wollte mir nicht gelingen, dem f des Originals treu zu bleiben, wenngleich an dem ſubſtituirten k es mir nicht behagt, daß es eigentlich nie in ſpaniſchen Wörtern gebraucht und Catarina mit einem c geſchrieben wird." Wir würden vorſchlagen:

Froſtig iſt ſie, fehlervoll
Und wenn ſie Franziska hieße,
Käme jedes f ihr zu.

Denn das ſpaniſche fea (häßlich) wird durch „fehlervoll" mindeſtens ebenſo vollkommen wiedergegeben, als durch „kläglich und kahl," die Alliteration des Originals aber dadurch gerettet. — In dem Auto iſt es ein nicht geringer Uebelſtand, daß die beiden allegoriſchen Perſonen la soberbia und la envidia durch die deutſchen Masculina: Stolz und Neid überſetzt werden, da ſie nicht nur als Frauen gekleidet auftreten, ſondern die soberbia auch ausdrücklich ein Weib genannt wird, wo ſich denn der Ueberſetzer durch eine Anmerkung (S. 429) zu helfen ſucht. Wir würden daher unbedenklich die weiblichen Bezeichnungen: Eitelkeit und Mißgunſt vorziehen, beſonders da die Beſchreibung, die die soberbia S. 387 von ſich ſelbſt giebt, mehr auf unſere Eitelkeit, als auf den männlicheren Stolz paßt. — Wenn der Ueberſetzer endlich S. 428 annimmt, Lope habe dies Auto um die Mitte ſeiner litterariſchen Wirkſamkeit geſchaffen, ſo hat er ſich in dieſer Annahme in etwas übereilt, denn da Philipp IV. darin erwähnt wird (S. 406), ſo kann daſſelbe nicht vor 1621, d. h. nicht vor dem neun und funfzigſten Lebensjahre des Dichters geſchrieben ſein. — Wir ſehen mit Verlangen den verheißenen folgenden drei Bänden dieſer Sammlung entgegen, welche Stücke von Lope, Moreto, Rojas und Alarcon enthalten ſollen, die dem deutſchen Publicum bisher entweder gar nicht, oder, wie Moreto's desden con el desden, das als Donna Diana über alle deutſchen Bühnen gegangen iſt, doch nur in entſtellender Bearbeitung bekannt geworden ſind. A. Wellmann.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

4. November. № 108. 1841.

Monich, „Die Horaziſche Lyra in ihrer Eigenthümlichkeit und Integrität.“

(Fortſetzung.)

Dieſer ganze Standpunkt drückt ſich zunächſt in denjenigen Satiren aus, die in die Zeit nach ſeinem Bekanntwerden mit Mäcenas fallen. Zwar gehören auch hierher noch einige wenige Epoden, die aber (wie die Zweite) gleichfalls bereits eine allgemeinere Richtung haben, und iſt ganz auffallend, wie lange er dieſe Sammlung hinſchleppt, ohne ſie zum Abſchluſſe zu bringen, denn ſie ſtellen eine Stufe der Entwicklung dar, über die er ſchon wieder hinausgegangen iſt, in welcher er ſich, wie er jetzt iſt, nicht mehr wiedererkennt, für die er daher auch die Liebe verloren hat und die er nicht fortzuſetzen im Stande iſt. Die Satiren dagegen ſind diejenigen ſeiner Werke, wodurch er ſich ein ewiges Denkmal in der Geſchichte der Literatur errichtet hat, ein Denkmal, vor dem man noch mit Liebe verweilen wird, wenn ſeine Oden längſt vergeſſen ſind (denn den Ballaſt der Vergangenheit wird die Zukunft doch einmal über Bord werfen müſſen) oder höchſtens dazu gebraucht werden, von der griechiſchen Lyrik einen Begriff zu geben. Zwar iſt auch auf die Satiren die griechiſche Literatur nicht ohne Einfluß geblieben, doch wirkte ſie nur formgebend, ſie lieh ihnen jenen leichten Fluß, jenes ſcheinbar ſaloppe und doch ſo anziehende, liebenswürdige Dahinſchlendern, Sichgehenlaſſen, das uns die proſaiſche Natur dieſer Dichtart ganz vergeſſen macht. Auf die Rechnung griechiſchen Einfluſſes müſſen wir aber auch das Unterſcheidende der Horaziſchen Satire ſetzen *), das anmuthig Schäkernde derſelben, ihr leichtfertiges Naſerümpfen, das ſo angenehm abſticht von der didaktiſchen Langweiligkeit des Perſius und dem moraliſchen Grimme des Juvenalis. Denn die Griechen haben keine Satire, ſie haben nur Komödien; ihr heiterer Geiſt deutete das Verkehrte zu Spiel und Ergötzen aus, während die Römer es ernſt nahmen, ſich daran ſtießen, darüber ärgerten. Ihrem auf das Practiſche gerichteten Sinne erſchien das Unzweckmäßige, Extravagante als ein ſtörender und verdrießlicher Mißklang in dem Syſteme der Mittel und Zwecke, und in dieſer Weiſe ſind auch die Satiren des Perſius und Juvenal gehalten. Ihre Satiren ſind ächt römiſch, die Horaziſche iſt durch griechiſchen Geiſt und die eigene Subjectivität des Horaz weſentlich modificirt. Hieraus erklärt ſich auch der eigenthümlich bittere Eindruck, den die Satiren des Horaz nach deſſen eigenem Zeugniſſe auf die Mitwelt machten; alles Toben des Juvenal, alles Predigen des Perſius hörte ihre Zeit mit ungleich größerer Ruhe an; denn man fühlte insgeheim etwas in ſich, das ganz damit einverſtanden war, das daſſelbe ſagte, und was man hörte war ſomit nicht neu, nicht unerwartet. Dagegen dieſes Lächeln des Horaz! Zehnmal mochte er betheuern, daß es nicht böſe gemeint ſei, immer wieder ärgerte man ſich und kam nicht zur Ruhe, bis der Satiriker die Feder niederlegte. Denn dieſes Lächeln hatte keinen Anknüpfungspunkt in dem Innern der Zuhörer, es kam von einem ganz fremden Standpunkt aus und wurde darum mit ſo großem Unwillen aufgenommen. Denn daß ein Menſch ſich ſelbſt tadelt, iſt ein häufiger Fall und ganz in der Ordnung; daß er aber über ſich ſelbſt lacht, ſetzt eine Zerriſſenheit, eine Reflexion voraus, wie ſie im Alterthum nur wenige modern gefärbte Geiſter (z. B. Horaz) hatten und haben konnten.

Dieſer Standpunkt der Reflexion, der ſich in den Satiren ausſpricht, iſt der eigenſte des Horaziſchen Charakters *), dem er auch innerlich nie wieder untreu wird, den er vielmehr nur immer mehr in die Tiefe und Breite auszuarbeiten ſucht, den er auf alle Verhältniſſe des Lebens überzutragen und immer reiner darzuſtellen bemüht iſt. Ein Ausfluß dieſes Beſtrebens iſt ſeine Sehnſucht nach dem Landleben. Je conſequenter er ſein Syſtem des Egoismus (wie wir ſeine Richtung auf immer reichere Entfaltung und Geltendmachung ſeines Ichs auf Unkoſten der Subſtanz der Kürze wegen benennen können) ausbildet, deſto unbehaglicher fühlt er ſich in Rom, in den vielfach hemmenden und beſchränkenden Verhältniſſen, er will frei ſein. Eine Frei-

*) Hier aber in der Weiſe, daß dieſes Influiren griechiſcher Literatur ſeinen Grund hat in dem Entgegenkommen der eigenen Natur des Horaz.

*) Natürlich wollen wir hier nur die Grundlage des Charakters des Horaz geben; daß wir aber nicht auch die einzelnen Züge dieſes Charakters aufzeigen und in die entſprechende Beziehung zu dem allgemeinen Grundzuge ſeines Weſens in Beziehung ſetzen, hat nur in äußerlichen Rückſichten ſeinen Grund; ich behalte es mir jedoch für eine andere Gelegenheit vor.

heit aber in dem abſtracten Sinne, wie er ſie wünſcht und erſtrebt, war, zum mindeſten unter den damaligen Umſtänden, nur in der Einſamkeit möglich, und das Alleinſein, die Stille, wie das Landleben ſie giebt, iſt daher das Ziel ſeiner Wünſche. Vielleicht daß es ihn auch drängte, Muße und Ruhe aufzuſuchen, damit er ſich mit ſich ſelbſt auseinanderſetzen könne und die vielfachen Eindrücke verarbeiten, die in ſeiner neuen Stellung auf ihn eingeſtürmt waren und um ſein in unruhige Bewegung gekommenes Gemüth durch Studium und ſtille Betrachtung abzuklären. Jedenfalls aber hatte ſein Rückzug in ſein neues Beſitzthum, das Sabinum, dieſe Wirkung, dieſe Früchte. Schon gereift finden wir dieſelben in den Briefen des Horaz. Es iſt ſchon viel geſchrieben und geſprochen worden über die Frage, ob ein Unterſchied ſei zwiſchen den Satiren und den Briefen, und welcher? Daß dieſe Frage noch immer keine genügende Löſung erhalten hat, dies hat, wie mir ſcheint, ſeinen Grund darin, daß man beide Arten zu ſehr nur als fertige Objecte betrachtete und behandelte, und zu zu wenig Rückſicht nahm auf ihren Zuſammenhang mit der Perſon des Dichters und ſeiner Charakterentwicklung. Ich nehme die Frage in dieſer Beziehung auf. — Wir haben in beiden Dichtarten (das Wort im weiteren Sinne genommen; denn daß Satire und Epiſtel zur Poeſie im ſtrengen Sinne des Wortes nicht zu rechnen ſind, ſondern in der Mitte ſtehen zwiſchen Proſa und Poeſie, ſetze ich als allgemein zugeſtanden voraus) denſelben Horaz in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit, nur das eine Mal in der Ungebundenheit, dem heitern Sichgehenlaſſen der jüngeren Jahre, das andere Mal mit der Behaglichkeit, Gereiftheit und Glätte, aber auch oft mit der Verdrießlichkeit des ſpäteren Lebensalters. In den Satiren iſt eine philoſophiſche Anſchauung die zwar unbewußte und unentwickelte Grundlage und Vorausſetzung; in den Briefen macht ſich die wirkliche Philoſophie (ſo weit Horaz ſie brauchen konnte) oder Geſchichte als ſolche breit; was in jenen in der Form der Unmittelbarkeit iſt, iſt in dieſen in der des Bewußtſeins. Daher auch die Farbe der Satiren vorherrſchend humoriſtiſch iſt (in dem niederern Sinne), die der Briefe, wo ſie nicht geradezu didaktiſch iſt, ironiſch, oft ſarkaſtiſch, beſonders wo er auf den Geſchmack des römiſchen Publicums zu reden kommt. In beiden iſt dieſelbe Tendenz, daſſelbe Reſultat, aber ein verſchiedener Ausgangspunkt, aus einer verſchiedenen Stimmung und Bildung des Subjects hervorgegangen. Eine Verſchiedenheit des Zielpunktes findet nur inſofern ſtatt, als der Dichter den Glauben, unmittelbar auf eine ganze Menge von Menſchen wirken zu können, der den Satiren als ſtillſchweigende Vorausſetzung zu Grunde lag, in den Briefen aufgegeben hat; durch Erfahrung belehrt, durch ſeine Lebensſtufe darauf hingewieſen, beſcheidet er ſich, nur an Einzelnen und durch Einzelne etwas auszurichten und ſo nur ganz unmerklich und mittelbar auch auf die Maſſe einzuwirken. Es iſt dieſes ein ganz gewöhnlicher Verlauf des Lebens: die Jugend glaubt den Kreis ihrer Wirkſamkeit nicht weit genug ziehen zu können; im Vollgefühle ihrer Kraft glaubt ſie ſich ſtark genug, eine Welt zu reformiren, macht aber gar bald die Erfahrung von der Endlichkeit ihrer Kraft und der Unendlichkeit der Welt und lernt einſehen, daß im kleinen Kreiſe möglichſt Großes zu wirken eine Aufgabe iſt, die ein Menſchenleben vollſtändig auszufüllen vermag. So gebärdet ſich auch Horaz in den Werken ſeiner Jugend, den Satiren, als wäre er von Gott zum allgemeinen Sittenrichter berufen; in den reiferen Briefen erſtrebt er nur das Mögliche, er ſpricht als Vater, als Freund, der zum Sprechen keinen anderen Beruf fühlt und keinen andern prätendirt, als ſeine väterliche und freundſchaftliche Geſinnung. Es iſt Nichts an der Behauptung, daß die Briefform bloße Form ſei und daß die Briefe keine andere Reiſe gemacht haben, als von dem Pulte des Verfaſſers zu dem Buchhändler. Nicht nur ſind manche Stücke ſo ganz entſchieden rein brieflichen Inhaltes, daß an eine allgemeinere Tendenz derſelben nicht zu denken iſt (wie I, 4. 5. 8. 9.), ſondern es tritt auch bei denjenigen, die auf der entgegengeſetzten Seite zu ſtehen ſcheinen, eine perſönliche Tendenz ganz deutlich als das eigentliche Agens hervor, wenn gleich der Verf. oft dem Drange nicht widerſtehen konnte, von dem zunächſt gemeinten Zuhörer an das umſtehende Publicum ſich zu wenden. So bei Ep. II, 1 (an Auguſt) und dem bekannten Briefe an die Piſonen. Uebrigens ſpricht gegen jene Anſicht auch der Umſtand, daß bei ihr nicht erklärlich wäre, warum Horaz nicht bei der früher beliebten Form von Satiren ſtehen blieb, und das, daß er ſeine Werke nachweislich einzeln bekannt machte.

(Fortſetzung folgt.)

Die poetiſchen Freigeiſter.

Der Freigeiſt. Ein Roman des neunzehnten Jahrhunderts, von Theodor Oelckers. 2 Theile. Leipzig, 1840. Verlag von B. Tauchnitz jun.

Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob unſere zahmen Geiſter oder unſere Freigeiſter einer rechtſchaffenen Kritik mehr zu ſchaffen machen. Aber beide machen uns in der That viel Sorge. Jene halten die Welt für eine öſtreichiſche Monarchie, worin die Subordination die größte Tugend ſei und in der man mit einem „Immer langſam voran!“ am weiteſten komme. Dieſe halten ſie für ein großes Glatteis, auf dem man, um nicht auszugleiten, ſchon ausgeglitten ſein müſſe. Vergnügt daſitzend, tragen ſie alsdann das in dieſen Blättern ſchon einmal erwähnte ſchöne Lied: „die Welt iſt lauter Wind, Juchhe!“ nach gefälliger Melodie vor. — Die Wahrheit liegt keineswegs in der Mitte.

In Deutſchland reckten die Freigeiſter, die Ketzer der neuern Zeit, natürlich am ſpäteſten ihren Kopf aus den orthodoxen Sümpfen empor. Die hurtigern Franzoſen muß-

ten zuerſt recognosciren, ob es draußen an der Luft geheuer ſei. Voltaire mit ſeinen Anhängern war wohl der erſte, der auch in Deutſchland geraume Zeit den Ton angab und ſtatt mit ernſtem Glauben an Vernunft und Wahrheit gegen Unwahrheit und Unvernunft zu kämpfen, hämiſch lächelnd alles bisher Geglaubte ohne Unterſchied mit Witzelei zu verdächtigen ſuchte. Dieſe ganze Richtung wußte noch nicht, was ſie wollte und war mit ſich ſelbſt noch nicht aufs Reine gekommen. Sie ahnete ein Recht, welches der ſubjective Geiſt der objectiven Welt gegenüber beſitzt, hatte aber weder Princip noch Plan und Zweck klar eingeſehen und glaubte deshalb nicht einmal eine eigene Unfehlbarkeit: was noch die geringſte Bedingung iſt, wenn man ſich von den Uebrigen losſagen und allein ſtehen will. Nur der Poeſie in ihrer Nachahmung des claſſiſchen Alterthums wurde eine unerſchütterliche Selbſtändigkeit eingeräumt und dem Spott über das chriſtliche Dogma. Aber deshalb blieb auch ſelbſt der Witz unergründlich und die Satire knallte vielleicht, aber trug ihre Kugeln nicht weiter, als das Pulver des Taſchenſpielers. Der Zweifel iſt ein moderner Herkules, wenn er ſich Gründe anzugeben und an der Stelle des kritiſch zerſtörten Gebäudes ein feſter begründetes aufzurichten weiß. Ohne dieſe Fähigkeit bleibt er aber ein Zwerg, der einem Gedankenabortus ſein Daſein verdankt, in Eigenſinn und Muthloſigkeit ſeine Umgebung zu necken und zu ärgern ſucht, ihr aber nichts anhaben kann und deshalb in eigener Ueberreiztheit verkommt. Schadenfreude iſt hier einziger Genuß. Der Gott der Liebe fehlt und die Anſchauung der Ideale, die allein dem menſchlichen Streben Bedeutung geben und Erfolg zuſichern können.

Freilich wird auch Leſſing von den Orthodoxen zum Freigeiſt gemacht, Leſſing und alle kritiſchen Köpfe der Folgezeit. Es wurde ihnen übel genommen, daß ſie weiter nichts als vernünftig ſein wollten und das auf eigene Gefahr; daß ſie es entſchieden ablehnten, in die Aſſecuranz des Himmels zu treten, welche von der Frömmelei eröffnet wurde. Sie fanden die ſelbſtangeſchauten Naturgeſetze wunderbarer und erhabener als angebliche Ausnahmen davon. Sie hielten ſich überzeugt, daß, wenn der göttliche und menſchliche Wille urſprünglich verſchieden wäre, ſie ſich nie vereinigen würden; daß aber Alles weit einfacher und erklärlicher wird durch das Walten *einer* Vernunft, die in Natur und Menſchheit und überall dieſelbe und autonom iſt und in jeder ſelbſtbewußten Aeußerung anerkannt werden muß. Die Theologie, welche das läugnet, fällt deshalb in beſtändige Widerſprüche, indem ſie Anderer Meinung nicht gelten laſſen will, ſelbſt aber am hartnäckigſten auf ihrer eigenen, die ſie freilich Offenbarung nennt, beſteht. Nur das iſt conſequent von ihr, daß ſie auf Gründe und Beweiſe verzichtet. Aber auch nur dieſe blöde, engbrüſtige Frömmelei, die, wenn ihr widerſprochen wird, nicht zu ſtreiten wagt, ſondern wie ein Kind zu weinen anfängt und aus lauter Gewiſſenhaftigkeit gewiſſenlos wird, kann, wo die Vernunft ſich in ihre Rechte ſetzt, von Glaubensabfall, Selbſtüberſchätzung der eigenen Kraft, von der Deſpotie eines kalten Verſtandes und von Freigeiſterei ſprechen. Die wiſſenſchaftliche Kritik hat das aufrichtige, redliche Streben nach wahrer Geiſtesfreiheit, ſelbſt wenn es im Speciellen irrt, anzuerkennen. Im Selbſtgefühl des Rechts umſpannte dieſes Streben die mannigfachen, ſich bis dahin fremd gebliebenen Gebiete des menſchlichen Wiſſens. Man erkannte darin die Einheit geiſtiger Subſtanz, welche die Vernunft ſich unterwerfen muß. Es wurde die Ueberzeugung gewonnen, daß der Menſch deſto freier iſt, je mehr er ſich des geſammten geiſtigen Stoffs, der hiſtoriſchen Erfahrung und der ſpeciellen Wiſſenſchaften bemächtigt, um nicht in der wüſten Maſſenhaftigkeit mit ſeinem Bewußtſein zu erſticken, wohl aber den organiſchen Zuſammenhang heraus zu finden und den organiſchen Fortſchritt zu beſchleunigen. In der That ſuchten ſchon damals viele helle, durch Leſſing angeregte Geiſter in der auf Vernunft beruhenden Freiheit das Ziel der Poeſie, den Stoff, welchen der Stand der Cultur bot, dichteriſch zu verarbeiten, etwas Neues daraus zu ſchaffen. Sie gebrauchten die über Andere gewonnene Ueberlegenheit auch ſie zu befreien und im energiſchen Leben des Gemeingeiſtes das Selbſtbewußtſein zu ſteigern, in gemeinſamem Denken und Ringen Erfolge, Freuden und Schmerzen für und in und mit der Menſchheit zu theilen und zu tragen.

Dieſes lebendige Bewußtſein wurde indeß in einer Zeit der Empirie und des Materialismus beträchtlich getrübt. Es geſchah eben ſo ſehr durch das Mißverſtändniß einer auch in der ſchönen Litteratur ſich geltend machenden philoſophiſchen Richtung, welche den perſönlichen Geiſt in den Mittelpunkt der ſubjectiven Berechtigung zu ſetzen trachtete. Dieſelbe ſuchte die Welt der Erſcheinung dem Ich zu unterwerfen, ohne das Ich ſelbſt wieder in der natürlichen Abhängigkeit von jener und die ſtreng geregelte Wechſelwirkung beider wiſſenſchaftlich zu begreifen. Das wahre Freiheitsſtreben ſchlug zu einer Freigeiſterei um, die nun wie von der Orthodoxie aller Gebiete — was gleichgültig wäre — ſo nun aber auch von der wahren Philoſophie zu verwerfen iſt. Das Subject ſagte ſich, weil es mannigfache Irrthümer in der Menſchheit vorfand und ſeine Anſprüche an die Welt nicht mit dem erſten Wurfe verwirklichen konnte, trotzig von beiden los und meinte, der Grund der waltenden Diſſonanz liege draußen. Er iſt aber allein in ihm ſelbſt begründet. Jene Freigeiſterei ſuchte ihren ganzen Reichthum in ſich ſelbſt. Das l'état c'est moi wurde zum: le monde c'est moi erweitert. Die Welt der Erſcheinung, die Geſchichte, namentlich jedoch die Gegenwart, war ihr ein Marmorblock und das allmächtige Ich hielt ſich allein für berechtigt daraus ſeine Geſtalten zu bilden und dieſen jede ihm beliebige Phyſiognomie, jeden ihm zufällig genehmen Charakter zu geben. Inſofern lag allerdings die Schuld auch an der Zeit, als dieſelbe dem Einzelnen, der nicht ſchon die im Gange befindlichen Maſchinerieen zu bedienen angeſtellt war, das Intereſſe an dem öffentlichen Leben verbot. Eigentlich gab es keinen Zeitgeiſt, ſondern nur eine Zeitſeele in Deutſchland. Der Einzelne konnte nicht thätig in das öffentliche Leben als ſolches eingreifen und jeder beſſere Kopf, der Thatkraft in ſich ſpürte, war ſich deshalb in Stolz und Reſignation zugleich ſelbſt genug. Deshalb war jetzt die Poeſie faſt die einzige Zuflucht für rührige, ſtrebſame Geiſter, denen die liebloſe Abſtraction nicht genügte; aber ſie verſchwendeten ihre Kraft an der unſchädlich gewordenen Vergangenheit, ſtatt das Wehe und die Wonne der Gegenwart mit ihren Zeitgenoſſen zu theilen. Man griff freilich zu der Feder, wie früher zur Pike, weil „hier allein noch der Mann etwas werth, — weil hier das Herz noch gewogen" ſetzten jedoch nur Wenige mit Schiller hinzu. Hätte der edle Schiller länger gelebt, ſo würde er allein ſchon mit der wahren Freiheit im Bunde der Freigeiſterei die Spitze geboten und

ſie auf die richtige Bahn des muthigen Eingriffs ins Leben geführt haben. So aber ſiegte der Serviliſmus im Staate und da dieſer auch auf poetiſchem Gebiete weniger die Freigeiſter als freie Geiſter fürchtet und jene toleirt: ſo mußten dieſelben in ihrem Egoismus auch der Poeſie den unmittelbar dem Leben entſtrömenden Athem abſchneiden. Die Poeſie mußte eine Welt für ſich bilden, reich, ſchön, aber dennoch ohne Wurzel in der Zeit und ohne wohlthätige, unmittelbare Einwirkung auf andere Gebiete.

Die Schildhalter des Stammbaums der Freigeiſterei ſind Goethe und Tieck. Daß Goethe ein Freigeiſt ſei, haben uns ſeine Gegner ſchon zugegeben. Daß er der wahren Freiheit am nächſten ſtand, ſo nahe, daß, wenn er wollte, er frei geweſen wäre, geben wir ſelbſt ſeinen Freunden zu; denn ſeine hohe und ſchöne Kraft wollen wir nicht verkennen. Goethe war aber ein vornehmer Geiſt, der Jedermann, wenn er keinen Stern auf der Bruſt trug, wo nicht verachtete, doch bemitleidete. Gern hätte er ſich zu einem litterariſchen Deſpoten aufgeworfen. Seine Poeſie iſt eben ſo höfiſch glatt und geſchmeidig nach oben, als gnädig nach unten und ſie verſteckt ihre Gedanken gern diplomatiſch hinter Worten. Die ſchöne Litteratur iſt aber glücklicher Weiſe keine Monarchie. Wir verbitten uns einen Dichterkönig ſelbſt mit Conſtitution ganz gehorſamſt und die Dynaſtie Goethe hat aufgehört zu herrſchen. — Goethe iſt eigentlich der Bildhauer unter den neueren Dichtern. Die Idee der Plaſtik, nicht eigentlich die der Poeſie beherrſcht ſeine Schöpfungen. Er hatte die nie genug anzuerkennende Kraft, jeden einmal gefaßten Gedanken ſeinem ganzen Weſen nach zu runden, bis in die feinſten Details organiſch auszubilden, als harmoniſches Ganzes mit edler Ruhe, mit kalter Grazie hinzuſtellen. Aber in dem Augenblicke der Vollendung, im ſchönſten Moment ſeiner ſchöpferiſchen Genugthuung ſagt er ſich los von ſeinen Geſtalten: er liebt ſie ſo wenig, wie er die Menſchheit liebte. Er kann ſie nicht lieben, denn er ſieht nicht das Göttliche in der Welt, ihm fehlt das Bewußtſein des in der Menſchheit waltenden Gemeingeiſtes und das Bewußtſein, der Träger, der Herold der die Menſchheit bewegenden Ideen zu ſein, war ihm nicht zum Herzen und noch weniger zum Geiſte gedrungen. Er wußte ſich in ſo mancher Hinſicht den Zeitgenoſſen überlegen, daß er, „der Alles konnte und noch etwas mehr,“ den Geiſt ſeiner kunſtgerechten Schöpfungen dem Leſer mit Gewalt aufzuzwingen vermochte. Doch die freundlichere, ſanftere Gewalt, die er als Redner, nicht ſeines Ichs, ſondern des Ichs der Zeit, der ſtrebenden, zu neuem Aufſchwunge erwachenden Nation im Intereſſe des Ganzen hätte ausüben können, war ihm fremd. Das iſt der erhabene Froſt, welcher Goethe vorgeworfen worden: der uns gegen jedes herzliche Wort, das von dieſem Dichter kommt, mißtrauiſch macht. Wir wiſſen nicht, ob es aufrichtig ſei; ob es der Situation halber geſprochen oder zugleich vom Dichter ſelbſt anerkannt werde.

Wenn wir Tieck ebenfalls zu den Freigeiſtern rechnen, ſo wird das dem penſionirten Romantiker und ſeinen Verehrern ſonderbar genug vorkommen. Er iſt freilich auch manches Andere, gehört aber ebenfalls hierher. Selbſt wenn er ſich deſſelben nicht bewußt ſein ſollte, ſo iſt das kein Gegenbeweis, da dieſe ganze Schule nicht viel von einer penetrirenden Selbſterkenntniß hält. Tieck war mit der Wirklichkeit der Gegenwart zerfallen: das räumt er ſelbſt ein, indem er ſich davon losſagte und z. B. zum Katholicismus wandte, wir ſagen nicht: zu ihm überrat. Er hatte, was auch wir gern zugeben, zu viel Kraftgefühl, er war zu klug und ſelbſtändig, als daß er ſich einer geiſtloſen, nur Ruhe, nicht Bewegung ſuchenden Mechanik ſklaviſch unterwerfen konnte. Deshalb wünſchte er ſich ironiſch gegen dieſelbe zu verhalten. Er war aber nicht ſcharfſichtig genug, um die Ironie zur Kritik erſtarken zu laſſen, die die Schwächen eines Gegenſtandes dadurch erſt recht bloß legt, daß ſie auf das Beſſere zugleich hinweiſt. Deshalb vermochte Tieck es auf der andern Seite nicht, den nie verſiegenden friſchen Quell intellectuellen Fortſchritts, die Freiheit des Einzelnen in der Freiheit der Geſellſchaft zu erkennen und zu würdigen. Er verſtand ſeine Zeit nicht, überhörte ihren eigenen Grundton, hielt ſie wohl gar nur für einen erſterbenden Nachhall. So glaubte er ſich berechtigt, auf eine Bildung zurück zu gehen, die zu ihrer Zeit zeitgemäß, ſchön, kräftig und urſprünglich war. Er ſuchte aber das Mittelalter nicht etwa in ſeiner hiſtoriſchen Plaſtik, in ſeiner Zeitgemäßheit und ſomit Ideegemäßheit zu ſchildern, ſondern unternahm es, an dem von der Vergangenheit ſchon verarbeiteten und als fertig gebotenen, indifferent gewordenen Stoffe eine eigene, engherzige Märchenwelt einſeitig zur Anſchauung zu bringen. Dies Letztere war ihm die Hauptſache, war als willkürliches, oft ſehr kindliches, aber ſtets unmännliches Spiel das Freigeiſteriſche an Tieck. Denn es iſt an einem Freigeiſte nicht weſentlich, daß er tobt und ſtürmt und in die Trenſe beißt, wohl aber, daß er ſich in ſeinen Begriffen, ſeinem Selbſtbewußtſein und ſeiner Weltanſchauung ſeiner Zeit entfremdet. Der Freigeiſt wagt es noch nicht, der wahren Freiheit in das helle, ſeelenvolle Auge zu ſchauen und ihr als moderner St. Georg ſeine Lanze gegen den Lindwurm geiſtiger Knechtſchaft zu leihen.

(Fortſetzung folgt.)

In meinem Verlage erſchien ſoeben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Mathilde.

Memoiren einer jungen Frau

von

Eugen Sue.

Deutſch von L. v. Alvensleben.

18 Bändchen in Taſchenformat. Broſchirt. 3 Thaler.

☞ Dieſer äußerſt anziehende Roman des berühmten Verfaſſers macht in Frankreich das größte Aufſehen und wird gewiß auch in Deutſchland mit Intereſſe geleſen werden.

Leipzig den 11. October 1841.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

5. November. № 109. 1841.

Monich „Die Horaziſche Lyra in ihrer Eigenthümlichkeit und Integrität.“

(Fortſetzung.)

In den Briefen zeigt ſich das, was wir oben als die ſpecifiſche Eigenthümlichkeit des Horaz aufgeführt haben, in der unzweideutigſten Weiſe. Jene berühmten Sentenzen, die für alle Zeiten als Wahlſpruch der reflectirenden Verſtandesmenſchen gelten werden (ſ. Feuerbach W. des Chriſt. S. 38 f.), jenes nil admirari, jenes mihi res, non me rebus subjungere finden ſich in den Briefen, und überall begegnen uns Anweiſungen, wie das Ich am beſten mit der Objectivität fertig werden könne. Der zweite Brief des erſten Buchs beſteht faſt ganz aus ſolchen weiſen Lebensregeln. Am intereſſanteſten aber iſt in dieſer Beziehung die ſogenannte *Ars poetica*, denn hier iſt jener Standpunkt nicht, wie in den übrigen Briefen, in Beziehung auf das Leben und Handeln, ſondern, um was es uns hier zunächſt zu thun iſt, in Bezug auf das Dichten durchgeführt. Schon daß Horaz überhaupt eine Poetik ſchrieb, müßte uns an ihm befremden, wenn er ein wirklicher Dichter im ſtrengeren Sinne, ein Dichtergenius wäre. Noch belehrender aber iſt der Inhalt dieſer Poetik. Da iſt nirgends eine Ahnung von dem geheimnißvollen begeiſterten Acte des dichteriſchen Producirens, welchen der poetiſche Plato ſo gut kennt (vgl. Plat. Apol. S. p. 22, C. Ion p. 533, E und ſonſt); da iſt Alles ganz klar und durchſichtig, Alles nach Zwecken geordnet, die verſchiedenen Bauſteine benannt, die man zuſammenfügen müſſe, um ein Gebäude zu bekommen, die Ordnung und Art der Zuſammenfügung derſelben, die Proportionen u. ſ. f., nirgends aber eine Andeutung, daß ſonſt noch etwas zum Dichter gehöre. Zwar ſchließt er die dives vena (V. 409) von den Erforderniſſen des Dichters keineswegs aus, aber er hat keinen rechten Begriff davon, er eilt ſchnell darüber hinweg und führt dagegen die zweite Bedingung, das Studium, den Fleiß mit großer Vorliebe aus. Ueberall bewährt ſich des Verf. reiche Beobachtung, ſein praktiſcher Blick, der es aber nur zu Regeln und Angabe von Vortheilchen bringt, nirgends zur Enthüllung von Geſetzen und innerer Nothwendigkeit. Da iſt überall Reflexion auf die ſubjective Wirkung und den Nutzen der poetiſchen Productionen (non satis est pulchra esse poemata, dulcia sunto et quocunque volent animum auditoris agunto. — Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci, hic meret aera liber Sosiis, hic et mare transit), keine Spur von der Autonomie des Reiches der Poeſie, ſeiner immanenten Abzweckung und ſeinem abſoluten Werthe. Ueberall Warnung vor Verletzung der Wahrſcheinlichkeit und Naturwahrheit, überall die heftigſte Polemik gegen Genieſucht, gegen die Meinung, als ob das bloße Talent (ohne Fleiß) zum Dichter hinreiche; unermüdlich wird auf Correctheit und Feile gedrungen und V. 309 geradezu als höchſtes Princip aufgeſtellt: scribendi recte *sapere* est et principium et fons. Damit hat er allerdings die Grundlage ſeiner poetiſchen Production ausgeſprochen, bei der ihn die verſtändige, beſonnene Reflexion nie verließ. Eben ſo erklärt er V. 304: ein großer Dichter zu ſein, ſei nicht der Gegenſtand ſeines Ehrgeizes; ſein eigentlicher Beruf ſei die Kritik (fungar vice cotis, munus et officium, nil scribens ipse, docebo). Bei dieſer Beſchaffenheit der Horaziſchen Poetik müſſen wir die Bewunderung erklärlich finden, die ihr in Jahrhunderten zu Theil ward, wo das Dichten durchaus Sache des bloßen Talentes und des Fleißes und reiner formgebender Act war, welche Zeit ihren Höhepunkt erreichte in Klopſtock und Ramler; wir werden nun aber auch mit deſto gemäßigteren Erwartungen zur Betrachtung der Horaziſchen Lyrik übergehen, welche, was gleich auch bedenklich iſt, der Zeit nach in die Mitte zwiſchen die Abfaſſung der Satiren und die der Briefe, dieſer proſaiſchen Dichtarten, hineinfällt. Noch größere Bedenklichkeit aber muß es erregen, daß erweislich keine einzige Ode von Horaz vor ſeinem 33. Lebensjahre verfaßt iſt, ein Alter, in welchem ein von Natur ſchon ſo nüchterner Mann begreiflicherweiſe bedeutend kühl geſtimmt war. Zwar könnte es zunächſt ſcheinen, als ob die Lyrik doch einen Anknüpfungspunkt auch in der geſchilderten Richtung des Horaz gehabt habe, ſofern nämlich dieſe auf Erfüllung ſeines Ichs ging, die Lyrik aber in dem Ueberfluthen des mit dem höchſten Inhalte erfüllten Ichs ſeine Quelle hat. Aber das macht eben den Hauptunterſchied, daß es bei Horaz nicht der höchſte Inhalt war, den er in ſich ſaugte, ſondern eben wieder ein ſolcher, wie er dem Römer zuſagte, das Nützliche und Gute, was dem ſpröden empiriſchen Ich als ſolchem zur Förderung gereichte. Ein ſolcher Inhalt konnte, wie es in der Natur

der Sache liegt, auf das Gemüth nur wenig Beziehung haben, und eine poetiſche Begeiſterung nicht leicht anfachen, konnte auch nur ein ſucceſſives Fortſchreiten, nicht aber Ueberfülle herbeiführen. Vielmehr mußte er, je mehr er ſich in der ihm eigenthümlichen Charakterrichtung befeſtigte, um ſo mehr derjenigen Stimmung entfremdet werden, die wir einzig als die lyriſche gelten laſſen können. Ueberhaupt iſt der Grundzug des Charakters des Horaz — Reflexion, Reflexion aber iſt Proſa, und es ging alſo aus dem Charakter des Horaz mit keiner Art von Nothwendigkeit hervor, daß er Dichter, näher Lyriker wurde. Jenes reflectirende Weſen iſt weiter die auch damals noch durchaus feſtgehaltene Seite des römiſchen Volkscharakters; alſo hatte Horaz den Impuls zu ſeiner Lyrik auch nicht aus der damaligen Römerwelt nach der Seite des Volkscharakters. Eben ſo wenig ſteht ſie in Zuſammenhang mit dem Geſchmacke des damaligen römiſchen Publicums. So wenig als der Römer zu eigener lyriſcher Production ſich aufgelegt fühlte, ſo wenig konnte er auch für die lyriſchen Leiſtungen Anderer einen Sinn haben, und wirklich ſehen wir aus Horaz ſelbſt, daß das Intereſſe des römiſchen Volks ausſchließlich dem Drama zugewandt war (was ſeinen tiefen Zuſammenhang theils überhaupt mit dem römiſchen Charakter, theils ſpeciell mit der damaligen Zeit hat, welchem ich aber, um den Faden nicht zu verlieren, nicht weiter nachgehe) und zwar mit welcher Auswahl! Aus der Zahl der tragiſchen Stoffe der Griechen griffen die Dramatiker die ſchauervollſten, gräßlichſten mit Vorliebe heraus und bearbeiteten ſie römiſch, und das Publicum wurde nicht müde, an dem Metzgerhaften, Menſchenfreſſeriſchen Herz und Auge zu weiden. Wie hätten aber aus ſo rohem Boden die zarten Blumen wahrer Lyrik emporſproſſen können! Endlich iſt die Horaziſche Poeſie auch kein Erzeugniß der damaligen Zeit, der Lage Roms. Zwar muß man geſtehen, daß, wenn irgend ein Zeitpunkt der römiſchen Geſchichte ſich eignete, Lyriker hervorzubringen, es die Zeit des Auguſt war. Einerſeits war die dem Ich zu Gebote ſtehende Objectivität ins Ungemeſſene erweitert und anderſeits doch der reale Genuß derſelben ihm verwehrt. So konnte das Ich genöthigt ſcheinen, ſich dem idealen Genuſſe derſelben zuzuwenden; daß es dieſes nichts deſtoweniger nicht that, hat theils darin ſeinen Grund, daß das Subject ſich noch nicht zurechtgefunden hatte in der Nothwendigkeit, realem Mitgenuſſe zu entſagen (um ſo mehr, als dieſe Nothwendigkeit nicht als ſolche ſich äußerlich zu erkennen gab), theils darin, daß das Ich noch nicht die Tiefe und Kraft hatte, die überreiche Objectivität in ſich zu verarbeiten.

(Fortſetzung folgt.)

Die poetiſchen Freigeiſter.

(Fortſetzung.)

Wir ſprachen oben von einer ſtolzen Kälte, die bei Goethe aus dem Bewußtſein, den Zeitgenoſſen einen Vorſprung abgewonnen zu haben, hervorging. Dieſes Bewußtſein kann aber eben ſowohl von Schmerz und Wehmuth durchdrungen werden. Der Menſch reißt ſich, von der Autonomie ſeines eigenen Geiſtes überzeugt, voreilig los von allen Banden, die ihn in die Geſchichte, in die Geſammtbildung ſeiner Zeit ſtellten. Einzig von ſeinem Zweifel begleitet, zeigt er dem Gebäude den Rücken, das die Jahrhunderte aufführten und wandert aus aus der Geſellſchaft, in deren geiſtigen Verband ihn ein gütiges Geſchick geſtellt hat. Er zürnt der Menſchheit, Welt, Gott, wo er einzig ſich ſelber, ſeiner eigenen Befangenheit zürnen dürfte. Er zürnt und bietet die ganze Macht ſeiner Dialektik auf, den Grund eines gefühlten Zwieſpalts außer ſich zu finden. Es gelingt nicht. Was wir aber ſelbſt als unmöglich erkannt haben noch zu wünſchen, iſt eine Thorheit. Wir wollen froh ſein, die überſehbare Vergangenheit hinter uns zu haben und das Jetzt benutzen und ausbeuten. Die Zukunft kennen wir nicht; für ſie haben wir nichts zu verantworten und ſie wird ſich ſelbſt zu helfen wiſſen. Wie Forſtleute ſtehen wir zu ihr; wir machen junge Anpflanzungen; mit ihr zugleich wird der Wald empor wachſen: mag ſie ſelbſt den Schlag beſorgen. — Wer in den Mond ſteigen will, der warte bis die Münchhauſenſche Bohne gewachſen iſt, und gar über die Unmöglichkeit, manche Probleme zu einer hiſtoriſchen Gewißheit zu bringen, zu grollen, iſt Poltronnerie. Auch überwältigt einen ſolchen Scharfſinnigen ſein Scharfſinn ſelbſt: er ſieht ein, daß ſein Zorn eitel, ohnmächtig iſt, mag ſich aber in falſchem Egoismus auf keiner Inconſequenz ertappen laſſen und verſchmäht es eigenſinnig, in die Schranken, innerhalb derer er einzig ſtark ſein kann, zurück zu kehren. Er beharrt in dem Kampfe des ſich iſolirenden Subjects gegen Alles, bloß weil es objectiv iſt, mit Ironie gegen ſich ſelbſt, mit dem Zweifel am Zweifel, mit der Verachtung der geiſtloſen Willkür und doch ohne Glauben an eine göttliche Nothwendigkeit. Dieſe Höhe der Freigeiſterei, aus der Verzweiflung an der Freiheit hervorgehend, erſtiegen zu haben, darf ſich erſt die neueſte Zeit rühmen. Sie gereicht denjenigen Köpfen zur Ehre, die ſich an die neuere Philoſophie gewagt haben, um darin ſtecken zu bleiben. Sie haben durch dieſelbe ſo viel Selbſtvertrauen gewonnen, den guten alten Glauben, alle veraltete Furcht und Hoffnung abzuwerfen, die Vernunft als einzige Richtſchnur zu proclamiren. Sie haben aber nicht die Kraft, dieſelbe zu gebrauchen, ſich in der neuen Welt zu orientiren, die Geſetze der Weltordnung mit Bewußtſein zu den ihrigen zu machen und nun mit der Wucht des freien Gedankens in den Organismus des geiſtigen Lebens einzugreifen. Dieſe Kibitze ſind wie die Shakſpearſchen mit der halben Eierſchale auf dem Kopfe davon gelaufen; ſie haben das Neſt glücklicher Gedankenloſigkeit verlaſſen, ſind aber zu Boden gefallen, weil ſie fliegen wollten, ehe ihnen die Flügel gewachſen waren. Ihnen verdanken wir die Litteratur des Ueberdruſſes, die, wenn ſie daſſelbe bezweckt, worin ſie ihren Urſprung hat, ihr Ziel ſo ziemlich erreicht hat.

Jean Paul iſt noch nicht zu dieſen Freigeiſtern zu zählen. Wiewohl er hauptſächlich, aber unſchuldiger Weiſe,

dieſe Richtung veranlaßt hat, gehört er ſelbſt zu den freiſten Geiſtern unſers Volks. Obgleich er wehmüthig iſt bis zur Sentimentalität über die Nichtigkeit ſo vieles Edlen und Schönen: ſo weiß er doch im herrlichen Selbſtvertrauen den ſtolzen Idealen ſeiner Phantaſie den Nerv einer Wirklichkeit zu geben, die trotz ihrer künſtleriſchen Mängel über alle Zerſtörung erhaben iſt. Jean Paul iſt ein Gegner der Philoſophie, aber jener Schulweisheit, die alles vernünftige Denken allein gepachtet zu haben meinte, ſich in abſtracten Formeln drehte und unpraktiſch ſo wenig vom Menſchheitsleben wußte, als dies von ihr. Die freie Philoſophie, die den Muth hat, von allem Beſtehenden, dem Kleinen wie Großen, oder vielmehr von ſich über dies Rechenſchaft zu fordern und alle ſchlummernden Geiſteskräfte zu höherer Reizbarkeit und Thätigkeit anzuregen ſtrebt, lag in ihren Grundzügen auch ſchon in ſeiner Poeſie. Sie iſt ja ſelbſt Poeſie. Jean Paul erkannte eine göttliche Ordnung und geißelte im Vertrauen auf ſie die in der Wolle des Herkommens ſitzenden menſchlichen Irrthümer. Er ſagte ſich los von den blöden Vorurtheilen einer ſklaviſchen Sittenlehre und legte ihr manche Fußangel, ohne in leichtſinniger Frivolität das wahrhaft Reine und Gute anzufeinden. Nicht auf einen Augenblick verſagte er ihm ſeine ganze und aufrichtige Huldigung. Ja, irren wir nicht, ſo hat gerade Jean Paul bei allem ernſthaften Kampfe gegen die Dummheit, derſelben doch ihr, im Nexus alles Menſchlichen liegendes Recht auf anſpruchsloſe Vegetation gewahrt. Nie werden auch wir es zu läugnen unternehmen, daß die Bornirtheit der ſicherſte Schutz iſt gegen das ſo oft unbequeme Denken. Eine hübſche Langeweile muß auch wohl ihr Gutes haben. Mag die Bornirtheit in ſtiller Vergnüglichkeit hinter dem Ofen ſitzen. Nur in dem einen Falle iſt ſie zu bekämpfen, wo ſie im Beſitz der Macht dem Streben hellerer Geiſter einen Hemmſchuh anzulegen trachtet. Da ſollte ſie aber anderſeits auf deſto verbindlichere Aufmerkſamkeit rechnen dürfen. — Der Humor Jean Paul's beruht nicht auf einem grämlichen Hader mit Menſchheit und Allmacht; nur das Bewußtſein, daß die göttlichen Ideale in der endlichen Einzelerſcheinung nicht zu ihrer Vollendung durchdringen, daß alles Schöne und Liebe, was die Menſchenbruſt erfreut und erquickt, ſtets auf der Flucht umarmt ſein will: nur das Bewußtſein lockt ihm die Thräne in das Auge, läßt ihn aber um ſo inniger an der flüchtigen Erſcheinung feſthalten.

Erſt als diejenigen, welche ſich für die Poeſie berufen glaubten, darauf verzichteten, ein ſtreng und regelrecht gebautes Kunſtwerk zu ſchaffen, griff der Irrthum um ſich. Hätten die Schriftſteller nur die Energie beſeſſen, dieſen Sinn für Structur zu bewahren, ſo würden ſie keine Gelegenheit mehr gehabt haben, ſich planlos als kosmopolitiſche Vagabonden im Univerſum herum zu treiben, ſybaritiſche Wolluſt zu ſuchen und nur aus Langerweile zu arbeiten. Sie würden gezwungen geweſen ſein das Ideal feſtzuhalten; würden ſich, um ihm Erſcheinung zu geben, mit der hiſtoriſchen Wirklichkeit haben verſöhnen müſſen und gerade dadurch ihr diejenige Ueberlegenheit abgewonnen haben, auf den erkannten Fortſchritt hinzuarbeiten und der Gegenwart ihr eigenes Streben unentbehrlich zu machen. Wir wollen mit dieſer Richtung nicht hadern; wir wiſſen leider zu gut, welche Tyrannei die einen guten Schein bewahrende Lüge hier gegen den Einzelnen ausübt. In einer Zeit, wo das Volk nichts thut, erlahmt außerdem die Kraft des einzelnen Bürgers. In einer dampfbadſchlaffen Zeit muß der Einzelne wohl die Arme ſinken laſſen. Wir wiſſen recht gut, daß ſelbſt jüngere Köpfe, von einer in der Luft liegenden Schwüle gedrückt, eine gute Weile glaubten, nur Waſſerdämpfe ſchlucken zu müſſen und ihren Rekrutenübermuth gerade in dieſem melancholiſchen „Duſel" ausließen. Erſt wenn das Volk die Traufe bekommen hat, kann auch das Individuum wieder freudig und rüſtig wirken. Wir ſehen es, wie bei einem leiſen Morgenwehen der Freiheit ſich ſelbſt die Erſchlagenen wie Hunnengeiſter aufrichten, den Kampf geiſterhaft fortzuſetzen.

Wir wollen nicht zum Streite reden, ſondern zur Verſtändigung. Denn wir rechnen nicht darauf, die einmal gezähmten Geiſter für die Schlachtreihe der Freiheit zu gewinnen, wohl aber die noch in den Schluchten des Zweifels liegenden freigeiſteriſchen Vallikaren. Wir können es Goethe nie verzeihen, daß ſein Fauſt nicht durch die Vernunft gerettet wurde, daß derſelbe nicht lernte, die That für weiſer anzuſehen als das Grübeln und deshalb jämmerlich zum Teufel fahren mußte. Wenn wir ihn deſſenungeachtet bewundern, ſo können wir doch wenigſtens dieſe Anerkennung nicht auf diejenigen übertragen, welche durch Fauſt's Beiſpiel ſich gerechtfertigt glaubten, es ſelbſt zu nichts, als zu einigem Zerwürfniß mit ſich ſelbſt zu bringen. Sie ließen ſich die Nebelkappe nicht allein über die Ohren, ſondern auch über die Augen ziehen. Mag hier ſogleich der Zenith der Richtung ins Auge gefaßt werden, damit wir nicht bei der Schwäche derſelben ſtehen bleiben, ſondern zuſehen, wo ſie ihre höchſte Kraft aufwandte, ſchwach zu ſein. Denn die einzige Aufgabe der Freiheit iſt ja Kraft zu entwickeln, die beſtrickte zu entfeſſeln, dieſelbe, wo ſie vorhanden, nach allen, ihrem Weſen entſprechenden Richtungen in Thätigkeit zu ſetzen. Iſt das erreicht, ſo läßt ſie jedem Charakter alle Rechte des Charakters, ſelbſt ſeine Verpflichtungen zu Rechten machend. Die freie Wiſſenſchaft kann unmöglich wollen, daß alle Menſchen in ihrem Denken und Streben, in ihrem Dichten und Trachten ſich wie ein Ei dem andern gleichen ſollen. Nur ſollen Alle dies ihr Denken und Streben mit Bewußtſein, mit Betheiligung ihres ganzen Weſens vollziehen; ſollen ſich ſelbſt hoch genug ſchätzen, um ihre Thatkraft zuſammenzunehmen; ſollen aufrichtig, compact, ganz ſein in jedem Augenblicke und ſich in der vernünftigen Geſellſchaft wiſſen, um mit der eigenen Thätigkeit harmoniſch in das Ganze einzugreifen. Was die Religion Liebe nennt, bezeichnet die Wiſſenſchaft nicht anders. Sobald der Freigeiſt aus der egoiſtiſchen Iſolirung heraustritt und der Menſchheit die Hand reicht, lenkt er in die richtige Bahn ein, auf der die Freiheit erſtrebt wird. So lange er aber in der Abſonderung beharrt, ſo mag er eine noch ſo eminente kritiſch zerſtörende Kraft entwickeln: die eigentliche Schöpfungswärme geht ihm ab; ein Volk mag ihn anſtaunen, lieben wird es ihn nicht. Heine's Liederhumor, der Blumenſchmelz ſeiner Schmerzesſehnſucht, die Molltöne, die durch ſeine Freude hindurch ſchlagen, finden deßhalb nur immer bei Wenigen Anklang, und wohin ein glitzerndes aber geſinnungsloſes Genialiſiren, das nicht ernſthaft ſtreben, nicht bauen und beſſern, ſondern nur ſchimmern und tändeln will, führt, ſehen wir an ihm ebenfalls am deutlichſten. Auf ihn paßt Leſſing's Wort: „Mein Herr, es freut mich ſehr, daß ihr ein Dichter ſeid, doch ſeid ihr ſonſt nichts mehr, mein Herr, ſo thut mir's

leid.“ Er iſt ohne Rückhalt in der Wirklichkeit, und nachdem ſeine Dichtungskraft verſiegt iſt und er ſich an die hiſtoriſche Erſcheinung machte, haben wir jenes feine, aber principloſe, in ſich ſelbſt ſchwankende Raiſonnement über einen Charakter wie Börne erhalten, das Heinen vernichtet hat. Ein ächtes Genie vermag Widerſprüche auf die Spitze zu treiben, muß ſie aber zugleich auch löſen. Und die Geſchichte hat wirklich einen Dichtergeiſt aufzuweiſen, in dem der moderne Weltſchmerz allerdings die höchſte Leidenſchaftlichkeit erreicht hat, in dem zugleich aber das Ideal eine Kraft, die Liebe ein Licht, eine Wärme ausſtrömt, daß wir darin eine ganze Entwicklungsepoche zuſammengepreßt finden.

Gegen Lord Byron's Weltſchmerz iſt unſer deutſcher nur Stümperei. Er trank für euch Alle! Byron iſt ein donnernder Alpengeiſt, um einen Gutzkowſchen Vergleich zu gebrauchen, dem die Alpenkönigin, in den Mantel der Sternennacht gehüllt, ſelbſt dienſtbar geworden iſt, während unſere deutſchen malcontenten Poeten nur wimmernde Brockenkobolde ſind, die von der Harzkatze intellectueller Armuth gekrümmt, im Keſſel der Hexe bunte Spitzfindigkeiten durcheinander quirlen und ſich zu ihrer eigenen Erheiterung mitunter die Hände verbrennen. — Wir müſſen es den Philoſophen zugeben, daß Lord Byron die höchſten metaphyſiſchen Probleme ſich nicht als lösbar gedacht hat. Daher die vielen Nachtſtücke ſeiner Poeſie und die Erſcheinung, daß ſeine Welt nichts weniger als eine heitere Blumenwelt iſt, in der das Schwarz fehlte. Die beſonnene Selbſtbeherrſchung, was ſchlimmer iſt, mangelte ihm auch. Doch wenn ihn mit Fauſt das Jenſeits wenig kümmerte, ſo galt ihm deſto mehr das Dieſſeits. Mochte er daſſelbe auch zuweilen als des Teufels Punſchbowle anſehen und all ſeine Kraft zu genießen daran ſetzen, ihren als koſtbar erkannten Inhalt mit glühender Begeiſterung zu ſchlürfen, da ſein Duft ſonſt verrauchte. Aber eben daß er ihn köſtlich fand, iſt der deutlichſte Beweis davon, daß er ihn nicht verachtete. Glaubte er an nichts, ſo glaubte er doch an die Schönheit, und ſo fehlte in ſeiner ideellen Welt das Göttliche durchaus nicht. Lord Byron war ein deſpotiſcher Egoiſt, der, ſeine Ueberlegenheit fühlend, den Menſchen auch zeigen wollte, daß ſie in ihren ſicherſten Bollwerken lange für unantaſtbar gehaltener Meinungen angreifbar und verletzbar ſeien. Indeß iſt er kein bloß verneinender Geiſt, ſondern er befeſtigte, wenn auch nicht ſeiner Leidenſchaften, ſo doch ſeiner Ideale mächtig, dieſe mit Beſtimmtheit und Energie in der Wirklichkeit. Das melancholiſche Düſter, welches wie eine tief hängende Wolke auf ſeiner Zeit lagert, drückt ſeiner ganzen Schwere nach Byron's Schultern. Das mag in ſeiner Natur begründet geweſen ſein; er konnte ſich davon ſo wenig befreien, wie von ſeinem verwachſenen Fuße. Aber indem der Dichter die Stimmung ſeiner Zeit auf der Stirn trägt, ihre Ahnungen zu Begriffen, ihre Gefühle zu phantaſiereichen Gedanken ausbildet, leiſtet er ſchon etwas Ideegemäßes. Und Byron hatte wirklich Urſache düſter zu blicken, da der Alp ariſtokratiſcher Mißbräuche Old Englands ſich auf ſeine Bruſt wälzte. Andere, die gewohnt ſind, ihr Lebelang ſtill zu liegen wie eine Auſter, empfinden davon weniger Schmerz. — Wir wollen jedoch nur darauf hindeuten, daß Byron ſo gut wie Goethe das abgerundete Kunſtwerk zu ſchaffen, dem Drama und Epos die ſtärkſte Objectivität zu geben vermochte und ſo als ein poetiſcher Architekt daſteht, deſſen Bauten den ſchönſten und höchſten gleich kommen. Noch höher ſtand er, indem ſeine Poeſie von inniger Vaterlandsliebe und edlem Freiheitsſtreben durchdrungen iſt. Der auf ſeine Heimath ſtolze Britte erſcheint überall wieder: mag er Englands ſchöne Küſten vom Deck ſeines Schiffs aus begrüßen oder ſie fliehen. Er liebt ſein Vaterland eben ſowohl mit dem Kopfe, als mit dem Herzen. Wenn er auch perſönlich viel anſpruchsvoller, als der edle Todte von Père la Chaiſe, ſich ſelbſt durch die Freiheit directer günſtig ſtellen wollte, ſo iſt er darin nicht zu ſehr zu verdenken. Denn wo die politiſche Freiheit errungen, da iſt Geiſteszwang um ſo drückender. Byron hatte im freien England ſeiner paradoxen Anſichten halber von der presbyterianiſch-faſhionablen Welt unendliche Verfolgungen zu dulden. Mochte man aber auch nicht immer mit ihm einverſtanden ſein, mochte man ihn kritiſch bekämpfen: Duldung hätte man im Stolz auf ſein Recht und großmüthig im Beſitz der Gewalt dem Dichter wenigſtens gewähren ſollen. Eine Hauptſache aber, das Poſitive, das eigentlich Gegenwart Erſtrebende in Lord Byron's Poeſie iſt, daß er den für das Fremde engherzigen Engländer, der auch an den vaterländiſchen Mißbräuchen und Irrthümern mit blöder Pietät haftet, durch ſeinen weiten, Zeit und Raum kühn durchmeſſenden Blick einem edlen Kosmopolitismus entgegenzuführen rang. Aus Liebe zu der Menſchheit zürnte er, wie Börne ſagt, den Menſchen, aus Liebe zur Ewigkeit der Zeit. Und wir möchten ſehen, in welchem Dichter irgend einer Zeit ächte, innige Vaterlandsliebe und hellſchauender Kosmopolitismus enger und ſchöner verbunden wäre als in Lord Byron. Der unerſchöpfliche Schatz hiſtoriſchen Wiſſens und der Menſchenkenntniß, der durch beſtändige Reiſen geweitete Horizont, die lebendige Theilnahme an dem Freiheitskampfe des der ganzen gebildeten Welt angehörenden ſchönen Griechenvolks, der Ernſt ſeines Schmerzes, die Aufrichtigkeit ſeiner Freude geben jedem Worte, das Byron ſpricht, einen Nachdruck, eine Tiefe, eine Gluth, die, wie majeſtätiſches Abendroth vom Rigi aus geſehen, einen unauslöſchlichen Eindruck auf die Seele macht.

Während ſich ſo in Lord Byron der Freigeiſt mit der höchſten poetiſchen Kraft herausgelebt hat, und wenn auch nicht im übrigen Leben des Lords, ſo doch gewiß in ſeinen Schriften in ein ſchönes, wahres Freiheitsſtreben übergegangen iſt, ſollte alle Freigeiſterei, die ſich nicht mindeſtens auf derſelben Höhe der Intelligenz, der Weltſicht, der Phantaſie halten kann, billig verſtummen. Denn iſt ſie bewußtlos, taumelt ſie umher, wie ein Hahn, dem man Branntwein eingegeben hat, ſo kann ſie nicht in Betracht kommen und wird höchſtens Mitleid erwecken; iſt ſie aber affectirt, ſo kann ſie nur ein vorübergehender Leichtſinn, eine Carnevalslaune, der Muthwille einer Mainacht ſein, der allerdings nicht ohne eine gewiſſe geiſtige Kraft bewerkſtelligt wird, aber doch durch Ueberlegung und Beſonnenheit bald zu beſeitigen iſt.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

6. November. **№ 110.** **1841.**

Monich, „Die Horaziſche Lyra in ihrer Eigenthümlichkeit und Integrität.“

(Fortſetzung.)

Auch Horaz läßt ſich mit dieſer Objectivität nicht in den Kampf ein; es iſt nicht ſeine Zeit, nicht das Ringen der alten und der neuen Ordnung der Dinge, was er zum Inhalte ſeiner Dichtungen macht, was er poetiſch zu erklären bemüht iſt; auch iſt es nicht die große, ſchöne Vergangenheit, welche er mit dem Zauberſtabe der Poeſie in das Licht der Gegenwart einführt. Er hat überwiegend ganz abſtracte Themata; denn beſinnen wir uns: was ſind die Gegenſtände ſeiner Dichtungen? Sind es die gewaltigen römiſchen Ideen von der Größe und Unvergänglichkeit des Römerreichs? iſt es Ruhm, Sieg, Vaterland, Manneskraft, was er beſingt? Sind es die alten, ſtarken Götter, die hehr und heilig über ihrer edeln Tochter, der einzigen Roma walten? Alles dieſes ſpielt nur eine ſehr untergeordnete Rolle in ſeinen Dichtungen; vielmehr ſind die Angelpunkte derſelben nur die allgemeinen abſtracten Begriffe Freundſchaft, Liebe, Wein. Zwar er ſpricht auch vom römiſchen Staate, aber nur um die Aufforderung, Mehreres über ihn zu ſprechen, abzulehnen; er beſingt den Auguſt, aber der iſt ihm perſönlich befreundet und die Beſingung hat nur äußere Gründe; er ſpricht von den Göttern, aber es ſind die griechiſchen Götter, oder wo es die römiſchen ſind, da *ſpricht* er nur von ihnen; er redet vom Tode, aber der Gedanke an denſelben hat für ihn nicht die Bedeutung, ihn zu Thaten anzuſpornen, ſondern der Tod iſt ihm ein Weggenommenwerden aus den heitern Gefilden des Lebens, ein Hinabgeſchleudertwerden in die düſtre Oede des Hades; er ſpricht endlich von Ehren, aber nur um die Verachtung derſelben als das Wünſchenswerthe darzuſtellen. — In dieſem Mangel eines Zuſammenhanges zwiſchen der Horaziſchen Lyrik und dem Römerthume ſowohl überhaupt, als beſonders der damaligen Zeit, hat es auch ſeinen Grund, daß Horaz mit ſeinem Verſuche ſo allein ſteht in der Geſchichte der römiſchen Lyrik, daß Alle, die, etwa durch die Neuheit der Sache gereizt, in ſeine Fußtapfen traten, nicht einmal ſo weit es gebracht haben, daß Quintilian ſie hätte für legi digni erklären können. — Wenn aber ſo die Horaziſche Lyrik weder ein unwiderſtehlicher innerer Drang gebar, noch dieſelbe mit Nothwendigkeit hervorging aus der damaligen Welt und Stimmung, ſo fragt ſich, da er doch überhaupt einen Impuls gehabt haben muß, worin dieſer poſitiv beſtand? Die Antwort liegt bereits in dem Bisherigen. Die Horaziſche Lyrik iſt ein Product der reinen Willkür, ſie iſt, um bekannte Schlagwörter anzuwenden, nicht etwas Gewordenes, ſondern etwas Gemachtes, die Impulſe ſind ganz äußerliche. Zwar, ob ſie ſo ſehr äußerlich waren, daß z. B. Auguſt ſie gegeben hätte, wie wenigſtens in Bezug auf das vierte Buch der Oden ausdrücklich berichtet wird, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit angeben, aber wenn ſie auch von ihm ſelbſt ausgingen, ſo waren ſie nichts deſtoweniger ganz äußerliche. Horaz fühlte ſich durch die lyriſche Poeſie der Griechen angezogen, er ſah, wie auf dem Felde der römiſchen Litteratur auch keine Spur dieſer ganzen Gattung vorhanden ſei, wie die bunte Welt der griechiſchen Metra hier durchaus vermißt werde, und hielt darum die Verpflanzung derſelben auf römiſchen Boden für ein verdienſtliches, ruhmbringendes Werk. Mit einer Richtigkeit und einem Eifer, wie ſie ihm nur ſein Bewußtſein, etwas wirklich Ruhmwürdiges zu thun, verleihen konnte, machte er ſich an die harte Arbeit und ließ ſich durch keine Schwierigkeiten abſchrecken. Zwar mußten ſich ſeine erſten Verſuche auf dieſem Gebiete ausnehmen, wie „Schelmenliedchen“ auf einer Kirchenorgel geſpielt, aber man kann Horaz die Anerkennung nicht verſagen, daß er es in Bezug auf die Form ſehr weit gebracht und für die römiſche Sprache ſehr viel geleiſtet hat, indem er ihr oft eine Geſchmeidigkeit und Flüſſigkeit, eine Herzlichkeit und einen Schmelz zu geben wußte, deren man ſie nicht hätte für fähig halten ſollen. Auch iſt nicht zu läugnen, daß er mit einem Tacte, einer Feinheit des Gefühls für den eigenthümlichen Genius beider Sprachen zu Werke ging, die man immer mehr bewundern lernt, je genauere Einſicht man bekommt in die Art und Weiſe, in welcher er bei der Uebertragung griechiſcher Metra in das Römiſche verfuhr. Auch ſcheint er in ſeiner ſpäteren Zeit ſich mehr emancipirt zu haben von den Griechen, und ſelbſtändiger zu Werke gegangen zu ſein. Aber wenn dem auch ſo war, was ſich jedoch bei der geringen Anzahl der auf uns gekommenen Reſte griechiſcher Lyrik kaum mit Beſtimmtheit aufzeigen laſſen wird, ſo war es jedenfalls nur Folge der langen Uebung, nicht Sache

des poetiſchen Genius. Die Hauptſache bleibt daher nur jenes ſprachliche und formelle Verdienſt*), wiewohl dieſes, vom abſoluten Standpunkt betrachtet, nur ein untergeordnetes iſt, ſo ſehr auch Horaz ſelbſt, der die Mühe, welche welche ihn die Sache koſtete, mit in Rechnung nahm, daſſelbe überſchätzte. Man möchte ſogar die Steigerung, welche die römiſche Sprache durch ihn erhielt, eine unnatürliche nennen und ihn zum mittelbaren Urheber der Gewaltthätigkeiten machen, welche man ſich ſpäter gegen dieſelbe erlaubte; denn die Sprache wurde durch ihn übermäßig geſchraubt, und man kann ſich daher ſchon aus dieſem Grunde mit keinem rechten Behagen in dieſen Dichtungen ergehen. Nimmt man aber dieſe kunſtreiche Form hinweg, ſo iſt der ganze Zauber gelöſt; man darf nur das Experiment wiederholen, das Steffens (wie er in ſeinen Memoiren erzählt) bei Klopſtock auf ſo überraſchende Reſultate führte: eine einfache Wörterverſetzung wird zumeiſt die weit über das Gemeine erhaben ſcheinende Poeſie in ganz gewöhnliche Proſa verwandeln; bisweilen iſt man aber ſogar auch dieſer Mühe überhoben; man denke nur an das fürchterliche testis mearum sententiarum centimanus Gyges. — Dies poſitiv in Bezug auf den ſubjectiven Ausgangspunkt der Horaziſchen Lyrik und ihre Form. Was aber ihren Inhalt betrifft, ſo haben wir ſchon geſehen, daß er römiſch nicht iſt; er iſt vielmehr theils allgemein menſchlich, theils griechiſch. Zu den Gedichten der erſten Art rechne ich nur die rein reflectirenden ſentenziöſen; denn die Lieder der Liebe und des Weins ſind durchaus griechiſch gefärbt. Bei dieſen war ſeine Aufgabe etwas ſchwierig.

(Fortſetzung folgt.)

*) Vgl. Herder, ſämmtl. Werke zur Litt. u. Kunſt, Thl. 11, S. 94: Die ſchwerern und verworrenern Silbenmaße ließ Horaz den Griechen; weder dem Pindar, noch den Chören buhlte er in Anſehung dieſer nach. Die leichteren aber, die ſeiner ſchwergebildeten Sprache angemeſſen waren, mit welchem Verſtande (NB.) hat er ſie jedem Gegenſtande gewählt! Mit welcher Zartheit in jeder Fuge, jeder Cadenz und Cäſur ſie behandelt! Alcäus und Sappho ſangen ihm vor; nach den kleinen Reſten, die wir von ihnen haben, ward aber ihr Geſang auf Horazens Leyer künſtlich gebundener, zierlicher Fehler. (Alſo nur ein formeller Fortſchritt.) Dieſes formale Verdienſt erkannte auch Goethe an, wenn er (ſ. Riemer, Mittheilungen über Goethe Bd. 2, S. 643 f.) über Horaz urtheilte: „ſein poetiſches Talent anerkannt nur in Abſicht auf techniſche und Sprachvollkommenheit, d. h. Nachbildung der griechiſchen Metra und der poetiſchen Sprache, nebſt einer furchtbaren Realität ohne alle eigentliche Poeſie, beſonders in den Oden.“ Ein Urtheil, deſſen vollkommene Richtigkeit die ganze gegenwärtige Abhandlung darthun wird.

Die poetiſchen Freigeiſter.

(Schluß.)

In der Geſchichte der Poeſie ſcheint ſomit die Freigeiſterei völlig entwickelt zu ſein. Nur Marodeurs, durch eigene oder fremde Schuld zurückgehalten, und unſelbſtändige Nachahmer können ſich noch in dieſer Anarchie plündernd und verwüſtend herumtreiben. Wirklich hat auch der Geiſt deutſcher Conſequenz den Durchbruch ſchon gefunden, indem er ſich von dieſem Stadium der Poeſie nicht mehr beherrſchen laſſen, ſondern daſſelbe ſelbſt durch Objectivirung in ſeine Gewalt zu bekommen ſuchte. Mag dieſer Verſuch weniger originell und erfolgreich ſein, ſo iſt doch das Ringen anzuerkennen und es iſt damit für den Fortſchritt ſchon etwas gethan, wenn der Einfluß, der Eindruck, den ein ſo genialer, wenn auch den Schwachen Furcht einjagender Geiſt durch ſein Auftreten macht, geſchildert wird. Damit iſt wenigſtens die tödtliche Iſolirung, der ſich derjenige ausſetzt, der mit Verzichtleiſtung auf die Geſchichte und das Ideal nur ſich und ſein oft gar zu beſcheidenes Innere poetiſch zu formen unternimmt, ſchon aufgehoben. Wir denken hier an Willkomms „Lord Byron,“ der auf hiſtoriſche Thatſachen geſtützt, aus dem unendlich reichen Leben des großen Dichters einzelne Momente in liebevoller Schilderung hervorhebt, wo der Lord in ſeinem jauchzenden Uebermuth, in ſeiner düſtern, todesſtillen Einſamkeit auftritt, aus derſelben aber durch eine ſchöne Natur, ſchöne, einfache Menſchen heraus geſcheucht wird. Da ertappt er ſich nicht ſelten auf eigenen Inconſequenzen. Schon der Thatenreichthum dieſes Dichterlebens, das ſelbſt wieder Gegenſtand der Dichtung werden konnte, iſt der ſchönſte Beweis dafür, daß Byron nichts weniger als ein ausgeblaſener Vergnügling war. —

Wer übrigens ohne eine ſolche reiche, noch ganz in die Gegenwart hereinragende hiſtoriſche Anlehnung es unternimmt, einen Freigeiſt zu ſchildern, der geräth in eine eigene Verlegenheit. Die Kritik geſtattet keine Parteiloſigkeit des Dichters. Derſelbe muß entweder für oder gegen ſeine Helden auftreten, und iſt er ſich bewußt, daß in ihm die Idee der Freiheit lebendig geworden iſt, ſo wird er ſich natürlich ironiſch, beſſer humoriſtiſch gegen ſeine Freigeiſter verhalten. Wenigſtens macht ſchon Leſſing ein Luſtſpiel daraus. Im andern Falle muß der Dichter mit ſeinen Helden einverſtanden ſein und wird damit für die Ausſagen der letztern ſelbſt verantwortlich. Denn die Kritik muß gegenwärtig durchaus darauf dringen, daß Deutſchlands Dichter wieder ihrer Zeitgenoſſen Zeitgenoſſen werden, ſich nicht mehr mit philologiſcher Kunſtfertigkeit einem todten Stoffe hingeben und ihn mit Zangen behandeln, um daraus zu machen, was daraus werden will, ſtatt einen lebensvollen und einen lebenfördernden Stoff mit liebevoller Hand zu verarbeiten. Mit philoſophiſcher Erkenntniß ſind die die Gegenwart bewegenden Intereſſen, Bedürfniſſe, Wünſche, Hoffnungen, die Keime der vorwärts drängenden Menſchheitsentwicklung aufzufaſſen und auszubilden.

Die Elemente des modernen Lebens aber haben ſich durch einen dauernden Kampf, durch mannigfache Irrthümer und Mißverſtändniſſe, mehr durch ein wiſſenſchaftliches Streben und eine das Leben ſelbſt zu ihrem Gegenſtande machende Forſchung zu klar und deutlich in ihrem organiſchen Zuſammenhange gezeigt, als daß wir noch lange zweifeln könnten, einem Freigeiſt des neunzehnten Jahrhunderts wenigſtens, wenn er einmal geſchildert werden ſoll, auf dieſer neueſten Stufe des menſchlichen Denkens ſeine Baſis zu geben. Seine Weltanſchauung, die wir als die Freiheit ahnend, noch nicht ſchauend bezeichnen würden, wäre durch

die hervorſtechendſten Beſtrebungen dieſer Geiſtesrichtung der Gegenwart gleichmäßig hindurch zu legen. Von einem Freigeiſte des neunzehnten Jahrhunders iſt es gewiß nicht zu viel verlangt, wenn wir ihm ſo viel Spürkraft anmuthen, ſchon einen Geruch davon zu haben, wo der Haſe feiger Söldlingsränke im Pfeffer liegt. Mindeſtens gehört ein reiches poſitives Wiſſen, das ebenfalls die Gegenwart zum Gegenſtande hat, dazu, den Zweifel zeitgemäß und recht kühn empor ſchießen zu laſſen. Dann mag das erwachende, ſich von der Auctorität losſagende Selbſtvertrauen mißtrauiſch werden gegen das Beſtehende in ſeiner endlichen Erſcheinung und es deshalb befehden. Sobald die Ideale bewußte Kraft gewinnen und mit Gewalt ihrer Verwirklichung entgegen drängen, ſo muß das Unpraktiſche des Denkens aufhören, welches bloß das Nichtige der Gegenwart auffaßt, ſtatt zugleich das Idergemäße in ihr feſtzuhalten, zur Hauptſache zu machen und das Denken auf die Weiſe ſogleich in ein Streben übergehen zu laſſen. Dies iſt der Anfang eines vernünftigen Freiheitsſtrebens, der Anfang des philoſophiſchen Bewußtſeins. Die Philoſophie ſelbſt iſt aber in Deutſchland gegenwärtig die „unvermeidliche" Macht, unvermeidlicher als Thiers in Frankreich und wenn ſie, im Bewußtſein ihrer Beſonnenheit, ihrer ſtrengen Rechtlichkeit und Ordnungsliebe im höchſten Sinne, ihr: Je suis révolutionaire auch nicht wie dieſer über ganz Europa hindonnern darf, ſo wird ſie ſich in deſto zuverläſſigern Urkunden des Geiſtes gegen den Abfall von der Wahrheit verwahren. „Die Wahrheit, die Wahrheit, und wär' ſie Verbrechen"*). Sobald man die Einſicht gewonnen hat, für die Wahrheit zu kämpfen, wird man nicht mehr mit den Zurüſtungen ſich begnügen, ſondern ſich ſogleich in den Geiſt vernünftiger Freiheit zu verſetzen und demgemäß zu wirken ſuchen. Jedenfalls muß der Freigeiſt durch ſein Schwanken und Ringen den ächten Kern der Freiheit ſelbſt erſchauen, die ausgerenkten Gedanken wieder einrichten, um ſo mit ſeiner Zeit ausgeſöhnt, ſich mit ihr in ſtrengſte Wechſelwirkung zu ſetzen. Mehr kann der Menſch während ſeines kurzen Daſeins nicht. Aber es iſt dadurch dennoch weit mehr auszurichten, als durch einen beſtändigen Gedankenſturm, der ſtets, um ſich in Paradoxen, Antitheſen, dialektiſchen Kunſtſtücken zu üben, die gangbarſten Wege vermeidet und die ſchwierigſten und verwickeltſten, ungangbarſten und unſicherſten einſchlägt. Denn nach dem einmaligen, durch den Ballaſt der Vornirtheit beſchwerten und gehemmten Gang der Dinge kann für den Strebenden und Ringenden nicht der Erfolg, ſondern nur das eigene Bewußtſein der redlich angewandten Kraft der Maßſtab ſeines Verdienſtes ſein.

So gern wir deshalb auch den Titel des vorliegenden Werks, auf dem ſogleich das neunzehnte Jahrhundert in die Augen fällt, gegen den Vorwurf der Anmaßung vertheidigen möchten, indem wir gerade vom Schriftſteller verlangen, daß er ſich ganz in die Gegenwart ſtelle und damit die Zukunft zu erfaſſen trachte, ſo beſorgt wurden wir zugleich und können leider nicht ſagen, daß wir beim Leſen des Romans ſelbſt deſto angenehmer überraſcht ſeien. Hr. Oelckers ſchildert kaum Freigeiſter, gewiß nicht ſolche, die auf der Höhe der heutigen Bildung ſtänden. Dazu ſind ſie nicht kühn und unternehmend genug; ihre Denkungsart iſt zu ſtill und beſcheiden, die Bannmeile ihrer Ideen zu eng; ſie ſtellen zu wenig Anforderungen an die Welt und ſich ſelbſt. Die geſchilderten Charaktere ſtreiten gegen die religiöſe Orthodoxie, während es an der Gegenwart charakteriſtiſch iſt, daß die theologiſche und politiſche Negation des Geiſtes zuſammengeſchürzt dieſelbe Kriſis zu beſtehen haben und gemeinſam bekämpft ſein wollen. In der Gegenwart, wo ſo Viele freiſinnig ſein wollen, aber den Muth nicht haben, es auszuſprechen, iſt die Proteſtation gegen feige Subordination gewiß anzuerkennen; allein die hier geſchilderten ſind doch nur ſogenannte Aufgeklärte, die es noch mit den Orthodoxen gemein haben, daß ſie über das Leben nach dem Tode mehr nachdenken, als über das vor demſelben. Manche Bemerkung iſt allerdings witzig, geiſtreich und es iſt freilich freigeiſterisch, daß die Anſichten zerfahren und die Charaktere oft einſehen, daß ſie Narren ſind. Aber das giebt der Orthodoxe gern zu und kann damit den Angriff jener ſogleich abweiſen. Manche glückliche Antitheſen ſind zwar gut gemeint, aber bleiben in ihrer Allgemeinheit kraftlos. Dieſelben haben keinen Rückhalt in einer conſequenten Philoſophie und haben den Proceß des durch die Negation zum Poſitiven durchdringenden vernünftigen Verſtandes oder der verſtändigen Vernunft noch nicht in Ausſicht. Wir müſſen darauf beſtehen, daß dieſe Art leichter Polemik, die mit Kletten wirft, keineswegs Dolche ſpricht, durchaus nicht mehr zeitgemäß ſei. Der Kampf gegen die Orthodoxie iſt gegenwärtig nicht mehr in freierer, aber doch immer noch unfreier Weiſe zu führen, ſondern im Intereſſe wahrer Freiheit mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit und philoſophiſchem Princip. Eine populäre Polemik, wie die hier geführte vielleicht ſein ſoll, richtet eher Verwirrung und Unheil an, als daß ſie zu klarer Einſicht führte. Hätte ſich Hr. Oelckers recht beſtimmt im Rechte der Freiheit gewußt, ſo würde er wenigſtens andere Leute zu Repräſentanten ſeiner Ideeen gewählt haben, als einen Schulmeiſter, der [mit vollem Fug] abgeſetzt wurde, weil er „ſeine eigenthümlichen Ideeen in der Religion und Sitte ohne Scheu bekannte und öffentlich ſeinen barfüßigen Zuhörern lehrte" und einige Particuliers, deren Hauptleidenſchaft ſich einem idylliſchen Landleben zuwendet. Auf den Dörfern darf ein Schullehrer nichts Neues in das Volk hinein bringen wollen: er hat die in demſelben ſchon liegenden Keime zu entwickeln. — Ueberhaupt fehlt dem Werke die höhere Tendenz, die hier unerläßlich geweſen wäre. Konnte dieſelbe auch nicht auf den Kampf der Wiſſenſchaft gegen die Reaction hinauslaufen, ſo mußte ſie wenigſtens eine pſychologiſche ſein: eine bis zu einem beſtimmten Ziele hin genetiſch fortſchreitende Charakterbildung. Statt deſſen wird die Toleranz als das Ziel unſerer Entwicklung hingeſtellt, was geradezu falſch iſt. Sie allein giebt die Bewegung im Werke und iſt ſelbſt unpoetiſch. Tolerant können wir nur gegen Schwache ſein aus Nachſicht und Gutmüthigkeit. Nur für Andere, nie für ſich ſelbſt, nur im Leben, nie in der Wiſſenſchaft, muß man Toleranz in Anſpruch nehmen; unbedingt nur von den Bajonetten. Wo es auf die Vertheidigung abſoluter Wahrheit ankommt, da wird die Toleranz ſogleich zum Indifferentismus aus Trägheit und Bequemlichkeit und iſt ſowohl in Beziehung auf die, welche ſie erfahren, als auf den, welcher ſie ausübt, zu verwerfen. Die Gegenwart bedarf der Toleranz durchaus nicht mehr, um die perſönliche Unabhängigkeit zu ſchützen. Ihre Nerven ſind ſtark genug, um den Widerſpruch vertragen und die Wahrheit geradezu, nicht

*) Zauberflöte.

mehr mit Dämpfer, ſondern im Fortiſſimo hören zu können. Sobald der Kampf auf geſetzliche, vernünftige Weiſe geführt wird und von Niemand der Uebertritt zu einer Meinung ohne Ueberzeugung gefordert wird, ſo iſt die Debatte das am raſcheſten zum Ziele führende Mittel. Und glücklicher Weiſe haben ſich die Gegenſätze ſo ſchroff und entſchieden herausgeſtellt und man weiß auf der einen Seite ſo beſtimmt, was man will und auf der andern ſucht man ſich die eigenen Widerſprüche durch beſtändige Wiederholung derſelben hohlen, loyalen Ränke ſo deutlich zu machen, daß der Durchbruch bald eintreten muß.

In dieſer Hinſicht wäre das vorliegende Werk keineswegs ein Actenſtück des im neunzehnten Jahrhundert waltenden Geiſtes. — Was die übrigen Anforderungen betrifft, welche die Aeſthetik an einen Roman ſtellt, ſo entbehren die an einander gereiheten Vorgänge des hiſtoriſchen Charakters. Man ſieht der Geſchichte die Erfindung an; es fehlt ihr die architektoniſche Sicherheit im Gefüge; der dramatiſche Fortſchritt bleibt ohne ſceniſche Illuſion. Er iſt in ſeinen Einzelheiten nicht etwa durch phantaſtiſche Uebertreibungen unwahrſcheinlich gemacht, ſondern durch Motivloſigkeit und kindliche Unbehülflichkeit der Vorgänge. Das Ganze vermag deshalb nicht das Intereſſe rege zu erhalten. Höchſtens iſt das an den vorgeführten Perſonen modern, daß ſie wenig zu thun haben; im Uebrigen fehlt ihnen die Eleganz und der geſellige Tact. Daß die Damen ſehr ſchweigſam ſind, iſt eigentlich auch nicht modern. Ob eine Gräfin, ſelbſt wenn ſie nicht ahnenſtolz iſt, eine Schulmeiſtertochter in ihrer Dorfwohnung freundſchaftlich beſucht oder dieſelbe nicht lieber zu ſich kommen läßt, und ob ſie einen nach Jahre langer Trennung zurückkehrenden Bruder dort angemeſſen empfängt, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Die Verwicklung und Löſung des Räthſels mit der ſchönen Circaſſierin erräth man zu leicht und dieſe letztere ſelbſt befriedigt das durch Fürſt Pückler etwa angeregte Intereſſe durchaus nicht. Sie hat zu wenig Orientaliſches, wenn ſie ſich zuletzt als ſtilles deutſches Gewächs ausweiſt. In der Pietät vor dem muhamedaniſchen Glauben des Mädchens zeigen die Freigeiſter eine gar zu ängſtliche Beſorgniß: ſie ſelbſt ſchenkt zwar dem faſt lebhaften Geſpräche über manches Dogma ihre Aufmerkſamkeit und weiß, daß ihrer Verbindung mit dem Geliebten die Verſchiedenheit der Religion im Wege ſteht und doch wagt der Liebende nicht, ihr den Uebertritt anzuſinnen oder ſich über das Hinderniß hinwegzuſetzen. Ein ächter Freigeiſt mußte in dieſer Verſchiedenheit kein Hinderniß ſehen und ein ächter Liebhaber mußte ſich ſogleich in dem Herzen der Geliebten ſo zu befeſtigen wiſſen, daß die Liebe ihre Religion wurde und alles Uebrige Formel. Daß Alles durch den aufgefundenen Taufſchein der vermeinten Circaſſierin in Ordnung gebracht wird, iſt ſogar eine zu ängſtliche Conceſſion gegen die Orthodoxie, mit der doch die Helden im Kampfe begriffen ſind.

Das ſind indeß nur Einzelheiten, die wir zu keiner Anthologie erweitern wollen. Eben ſo wenig wie hierauf, können wir uns auch auf den ganzen Verlauf des Romans einlaſſen. Nur zur Probe wollen wir die Ouverture ſkizziren. Graf Treuen iſt im Orient gereiſt und hat ſich aus Mitleid — denn es erwartet ihn in der Heimath eine Braut — verleiten laſſen, bei einem Sklavenhändler auf eine ſchöne Circaſſierin zu bieten. Unglücklicher Weiſe erhält er den Zuſchlag; doch bleibt dem Grafen keine Zeit ſich zu beſinnen und ſein „etwas zu kühnes Wagſtückchen" zu bereuen, denn es ereilt ihn, eben ſo ſchwach motivirt wie der Kauf, der Umſtand, daß der Handel bei dem Muſelmanne Bedenklichkeiten erregt und rückgängig wird. Der Graf iſt froh darüber. Nachher beſtimmt Zuleika den Grafen heimlich, ſie zu retten, zu befreien und mit nach Europa zu nehmen. Sie kommt mit nach Deutſchland, findet ſich ſehr bald in die Verhältniſſe, giebt des Grafen Braut aber nicht die geringſte Veranlaſſung zur Eiferſucht und bezieht bald nach der Hochzeit als Freundin der jungen Gräfin mit dieſer das Schloß Waldburg: natürlich um dem Haupthelden des Romans, Romoald, mit ihren Augen gefährlich zu werden. Romoald kommt zu dieſem Zweck bei ſeinem Schwager dem Grafen an, läßt ſich ohne Empfangsfeierlichkeiten mit dieſem ſogleich in hübſche Naturbetrachtungen ein und giebt uns über Thatenmenſchen und harmlos Genießende, über die Vorzüge der Alten vor den Neuern viel Naives zu hören. Es wird ihm ſodann ein ſieben Jahr alter, bedeutender Landſchafter und Portraitmaler vorgeſtellt, dann lernt er den oben ſchon bezeichneten philoſophirenden Erſchulmeiſter kennen, der gleich anfangs vor verſammeltem Dorfe eine barokke Leichenrede auf ein Pferd hält. Endlich tritt Romoald in den Kreis der Damen, der Gräfin, ſeiner Schweſter, der Circaſſierin und des Schulmeiſters kluger Tochter. Man ſchreitet ſogleich zur Sache; Schulmeiſter Johannes und der Graf führen das Wort, um es klar auszuſprechen, wie wenig ſie entſchloſſen ſind, etwas in die Speichen des Jahrhunderts Eingreifendes zu ſagen. Genau genommen wollen ſie nur der Circaſſierin und Romoald Zeit laſſen, ihre Liebe zu beginnen. So zart knüpft ſich dieſes Verhältniß, daß nur die Gräfin daſſelbe merkt, die zukünftig Liebenden aber ſelbſt kaum etwas davon ahnden. Der Roman ermüdet. Der Schluß iſt ſogar rührend. Daß die Freigeiſter, die ſelbſt im deutſchen China mit ſeinen Mandarinen, als ungefährlich geduldet ſein würden, um eines verſauerten Dorfgeiſtlichen willen auswanderten, hätte Hr. Oelckers wenigſtens mit ſeinem ganzen Einfluſſe zu hindern ſuchen müſſen. — Für Freigeiſter doch immer noch zu loyal, für vernünftige Denker noch zu inconſequent und unſicher, für die Reaction zu bequem, für die Freiheit zu engherzig, ſcheinen die Helden des Romans nur deshalb in das neunzehnte Jahrhundert verlegt zu ſein, weil überhaupt ſehr viel darin angehäuft iſt, was in keine andere, ja in gar keine Zeit paßt.

A. Bock.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

8. November. № 111. 1841.

Monich „Die Horaziſche Lyra in ihrer Eigenthümlichkeit und Integrität.“

(Fortſetzung.)

Die Lyrik muß mit den poſitiven Verhältniſſen des Lebens ein freies Spiel treiben dürfen; bei den Römern aber waren die Schranken ſo eng und ſo ſtreng gezogen, der Kreis des Erlaubten und Anſtändigen ſo karg zugemeſſen, daß es dem Lyriker die reine Unmöglichkeit war, ſich zu bewegen. Setzte er ſich über dieſe Schranke hinweg, wie Horaz es that, ſo war er dem ächten Römer ein Gräuel und mußte ſich des Vorwurfes der Liederlichkeit gewärtigen. So von den Römern zurückgeſtoßen hätte er ſich ganz an die Griechen wenden können. Aber er wollte ja die griechiſche Lyra auf den Boden Latiums verpflanzen, und da mußte die Scenerie doch in Etwas römiſch ſein; er mußte ſich daher in Rom nach Analogieen griechiſcher Verhältniſſe umſehen. Für Gegenſtände der Liebeslieder nun war die eigentliche römiſche Frauenwelt abſolut unbrauchbar; er mußte ſich daher an die Libertinen halten. Aber welcher Abſtand iſt zwiſchen den Mädchen eines Anacreon und dieſen gemein-lüſternen, habgierigen Dirnen! Nicht minder ſchlimm war er mit den Weinliedern daran. Der Grieche iſt zu jeder Zeit und an jedem Orte heiter und für geſellige Genüſſe empfänglich; ſein ganzes Leben und Thun iſt ein Spielen; das Arbeiten überläßt er den Sklaven. Der Römer dagegen muß, wenn er heiter ſein will, aus der Wirklichkeit ſich zurückziehen, die Laſt der Geſchäfte, den Ernſt des Lebens abwerfen und vergeſſen, aus dem Gewühle der Stadt entfliehen und mußte damals noch obendrein alle Gedanken an die Gegenwart ſich aus dem Kopfe ſchlagen; erſt nach allem dieſem konnte von der Möglichkeit der Fröhlichkeit die Rede ſein, und auch jetzt iſt er nicht gewiß, ob ihm nicht zur ungelegenen Stunde alle jene Gedanken wiederkehren und einen trüben Schatten auf ſeine Freuden werfen. Wie konnte aber da es zu einer ſubſtantiellen, ſchönen und poetiſchen Fröhlichkeit kommen! So weit nun die hieher gehörigen Gedichte von dieſer römiſchen Stimmung inficirt ſind, ſind ſie proſaiſch und langweilig; ſind ſie jenes aber nicht, ſondern ſimuliren ſie griechiſches Leben und griechiſche Verhältniſſe, ſo hängen ſie in der Luft, ſind Producte der willkürlich auf die Vergangenheit zurückgetriebenen Phantaſie. Das Zurücktreibende aber war die Reflexion, und die Dichtungen ſind Reflexionspoeſie, können ſich alſo auch ſo nicht dem Fluche, keine Poeſie zu ſein, entziehen. (Vgl. Prutz, der göttinger Dichterbund, S. 17). Nicht ſein Innerſtes iſt es, was er in dieſen Gedichten auslebt; ſondern wir haben in ihnen nur die Früchte ſeiner Studien und Uebungen. In dieſer Beziehung iſt ſehr belehrend ſein häufiges Geſtändniß, er ſei gerade nicht aufgelegt zum Dichten, weil er verliebt ſei. Andere Menſchen, die wahren dichteriſchen Beruf haben, ſind es in ſolchen Stimmungen gerade am meiſten, dem Horaz aber iſt das Dichten eine Arbeit und die Liebe hat auf ihn die Wirkung, daß ſie ihm die Luſt zum Arbeiten benimmt. Hiernach iſt auch zu berichtigen, was ich in meinem Aufſatze *de Horatii amoribus* (in Seebode's Archiv VI, S. 325 bis 374, beſonders S. 328 f.) geſagt habe. Dieſer Aufſatz ſtammt aus einer Zeit, wo ich mich von der Autorität der Tradition über Horaz noch nicht vollſtändig emancipirt hatte, und da habe ich denn gegen Leſſing (welcher behauptete, die in den Horaziſchen Oden vorkommenden Knaben und Mädchen haben nie exiſtirt, ſondern ſeien Weſen der Einbildung) einen Begriff von Lyrik und Poeſie überhaupt geltend gemacht, der mir auch jetzt noch der einzig richtige zu ſein ſcheint und der auch der gegenwärtigen Abhandlung zu Grunde liegt, welcher aber leider eben auf Horaz nicht paßt. Statt zu unterſuchen, ob nun auch Horaz wirklich ein Dichter in dieſem Sinne ſei, habe ich dieſes, unkritiſch genug, vorausgeſetzt und daraus argumentirt. Inzwiſchen habe ich (S. 358 ff.) auch einen andern Weg eingeſchlagen, um die Realität jener Weſen zu beweiſen, und hiegegen weiß ich auch jetzt nichts Weſentliches einzuwenden. Erkennt man das dort Geſagte als richtig an und glaubt daher an die Realität derſelben, ſo haben wir darin ein nur zufälliges Zuſammentreffen mit einem Merkmale wahrer Poeſie zu ſehen, die ſich immer an wirklich Erlebtes anſchließen wird. Unſere Anſicht von dem Weſen der ſogenannten Poeſie des Horaz wird dadurch nicht erſchüttert; vielmehr giebt uns jene Erſcheinung nur Veranlaſſung, noch eine weitere Seite an dieſen Gedichten hervorzuheben, das nämlich, was Goethe in der angeführten Stelle die „furchtbare Realität“ derſelben nennt, den Fehler nämlich, daß in ihnen die Wirklichkeit, wo ſie hereingezogen werden mußte, in ganz

unverklärter Geſtalt aufgenommen iſt. Nur wenige Ausnahmen von dieſer Regel laſſen ſich aufzeigen. Im Allgemeinen aber iſt die Wirklichkeit in ihnen eine unidealiſirte, vom künſtleriſchen Bewußtſein noch nicht verarbeitete und wiedergeborene. Wie der Dichter ſie in ſich aufgenommen hat, ſo giebt er ſie wieder von ſich, unverdaut und unveredelt; wo er ſich aber über das bloße Aufzählen erhebt, wo er einen Verſuch macht zu idealiſiren, da wendet er nur das gemeine Mittel extenſiver Ausſchmückung oder, kurz geſagt, der Uebertreibung an; ſtärkere Farben auftragen heißt bei ihm faſt ausſchließlich: poetiſch bearbeiten. Daß dieſes Unvermögen zu idealiſiren, dieſe „furchtbare Realität" nur die andere Seite iſt von der Unfähigkeit, über die ſchlechte Reflexion hinauszukommen, iſt ganz von ſelbſt klar.

Faſſen wir nun noch einmal das Reſultat des Bisherigen, wie es ſich beſonders für die Lyrik des Horaz geſtaltet, in Eine Spitze zuſammen. Daß Horaz ein ſolcher reflectirender moderner Charakter war, wie ich zu beweiſen geſucht habe, macht ihn zwar einerſeits für uns höchſt intereſſant und giebt ſeinen Schriften einen anſehnlichen pſychologiſchen Werth, nimmt aber dafür ſeiner Lyrik den äſthetiſchen; denn dabei muß es für immer bleiben, daß die Reflexion nicht der Boden iſt, worauf die Lyrik, worauf überhaupt Poeſie, wenn wir aus dem Begriffe Ernſt machen, erſtehen kann. Zwar könnte ein ſolches Urtheil als Undankbarkeit erſcheinen, wenn wir auf die Bedeutung dieſer Lyrik für die Geſchichte der deutſchen Litteratur zurückblicken. Denn es iſt in dieſer Beziehung nicht zu verkennen, daß dieſelbe einen wohlthätigen erziehenden Einfluß gehabt hat auf die Entwicklung des deutſchen Geiſtes. Als ſich der deutſche Geiſt ſo weit emancipirt hatte, daß er nicht mehr das fremdländiſche Gewand für das einzig anſtändige hielt, ſondern auch die nationale Tracht mit Ehren tragen zu können glaubte, als er nicht mehr ausſchließlich in fremden Zungen redete, ſondern auch der angebornen Sprache ſeinen Fleiß zuzuwenden anfing, damals leiſteten die Horaziſchen Oden die anerkennungswertheſten Dienſte. Sie lagen dem geiſtigen Horizonte ſo nahe, daß das Auge, indem es ſich umſah nach etwas, woran ſich der Geiſt aufrichten könnte, unmittelbar auf dieſe Oden fiel. Ihre Nüchternheit entſprach ſo ganz dem eigenen Geiſte der Zeit, und anderſeits imponirte ſo ſehr ihre formale Vollendung und reizte der Zauber der Ungewöhnlichkeit, in welchem hier die römiſche Sprache erſchien, aus der man eben herkam, daß man mit einer wahren Gier ſich über ſie hermachte, ſie als die Ideale von lyriſchen Gedichten nahm, den Begriff eines lyriſchen Gedichtes und einer Ode ganz identificirte und nur in Odenform ſich lyriſch vernehmen laſſen zu können glaubte. Die ſprechendſten Beweiſe dafür ſind die unzähligen Ueberſetzungen und die noch größere Menge der Nachahmungen in lateiniſcher und deutſcher Sprache nach Form und nach Inhalt, bis auf Klopſtock's Zeit herab. Weil es noch fehlte an dem Tacte für das eigentlich Poetiſche, weil nur die Ahnung eines Höheren als die Proſa und die Sehnſucht darnach das Treibende war, nicht aber poetiſche Begabung, ſo konnte es nicht fehlen, daß man Mißgriffe aller Art beging. Man ahmte Alles nach, auch die ganz zufälligen perſönlichen und temporären Beziehungen*), und trug die Form der Ode auf einen Inhalt über, der für die Poeſie gar nicht vorhanden iſt**). So verkehrt und lächerlich aber in vielen Beziehungen dieſes Treiben war, ſo hatte es doch auch ſeine großen Vortheile. Nicht nur iſt der Nutzen, der daraus der Sprache zufloß, ganz unberechenbar, indem dieſe mit Worten und Wendungen bereichert wurde, die dem ſpäteren Geſchlechte trefflich zu ſtatten kamen; ſondern es war doch auch wenigſtens eine Art Poeſie, die den Sinn für Höheres wach erhielt. Zwar hemmten dieſe Oden dann auch das Eintreten eines beſſeren Geſchmackes und einer freieren Bewegung und Richtung der Zeit, aber das war nicht ihre Schuld, das war nur Schuld der Menſchen, die das nun Abgelebte, Ausgediente über ſeine Zeit hinaus feſtzuhalten ſuchten. Und ſo blieben wir immerhin der Horaziſchen Lyrik zum Danke verpflichtet. Aber von der ſentimentalen Dankbarkeit, die ſich hierdurch beſtimmen ließe, die Wahrheit zu verſchweigen, den Fortſchritt der Wiſſenſchaft zu hindern, ſind wir weit entfernt. Wer wird aber auch aus Dankbarkeit gegen die Puppen, mit welchen er die Tage ſeiner Kindheit durchgedämmert hat, ewig Kind bleiben wollen, nie wagend, dieſe Puppen für das zu erklären, was ſie ſind, und ſie wegzuwerfen! Eine ſolche Puppe iſt auch die Horaziſche Reflexionspoeſie, die in der Mitte ſteht zwiſchen Proſa und Poeſie und ſo einerſeits einen einladenden bequemen Zugang gewährte, andrerſeits aber doch auch etwas über das Gewöhnliche hinausführte. Als ſolche leiſtete ſie in der Kindheit der deutſchen Poeſie dieſer ganz vortreffliche Dienſte; jetzt aber ſind wir Männer geworden und wiſſen unſere Zeit beſſer auszufüllen. Nur hiſtoriſchen und pſychologiſchen Werth können wir ihr alſo zuerkennen, nicht aber abſoluten, nicht äſthetiſchen, ſo geiſtreich auch einzelne Gedanken und Wendungen ſein mögen.

*) Vgl. hierüber R. E. Prutz, der göttinger Dichterbund, S. 49 f.

**) Aus meiner Sammlung von Curioſis zur deutſchen Litteraturgeſchichte theile ich den Liebhabern einige hieher gehörige Büchertitel mit. Die wahre Ehre, eine Ode. Frankf. 1754. 4. Ode auf das eiſenachiſche Doppelbier. Frankf. 1753. 8. Ode an die Könige in Europa über den gegenwärtigen Krieg. Leipzig 1761. 4. Ode auf die oſtindiſche Handelscompagnie zu Emden. Zurich 1752. 4. Ode auf den Regierungsrath von Sonnenfels bei dem Auftrage der Cenſur über die deutſchen Schauſpiele. 1770. 8. Ode an das Vaterland bei Gelegenheit des Vorfalls, welcher Ihro polniſche Majeſtät betroffen. Danzig 1771. 8. Ode von dem Vergnügen der Freymäurer in der Loge Judicor zu Hamburg. Hamb. 1754. 4. Ode zum Lobe der Zufriedenheit, von einem wahren Verehrer derſelbigen. Frankf. 1759. 4.

Es fragt ſich nun, wie ſich zu dieſem Standpunkte Monich's Schrift verhält. Schlagen wir ſie auf, ſo leſen wir gleich an der Spitze des Vorwortes die Worte: „Unſer Jahrhundert iſt, wie ſchon Heeren richtig bemerkt hat, ein umwälzeriſches.“ Wir würden gar nicht weiter zu leſen brauchen, nicht ſeine geiſtreiche Verbeſſerung des Wortes von Mirabeau la revolution ſera le tour du monde in folgende Sentenz: la revolution s'emparera successivement de tous les interêts des hommes, elle entrera dans tous les ressorts de l'humanité, überhaupt keine Sylbe weiter, um zu wiſſen, daß wir hier einen Philologen vor uns haben. Das wäre nun nicht das Aergſte, vielmehr ganz in der Ordnung, wenn Hr. Monich nun auch nicht weiter ſein wollte. Dem iſt aber nicht ſo, er iſt ein Meinungsgenoſſe von H. Düntzer, mit dem es S. in den Hall. Jahrbuchern zu thun hatte, er ſieht, wie dieſer, vornehm herab auf die philologiſchen Minutien und kann die geiſt- und geſchmackloſe Verfahrungsweiſe der Philologen nicht ſcharf genug durchnehmen. Auch darüber könnte man ſich, wofern es gegen die rechten Punkte gerichtet wäre, nur freuen; aber fragt man nun nach dem Poſitiven, das ſie geben, ſo trifft man bei beiden auf große Geſchmackloſigkeit, bei Düntzer überdieß auf eine chevaleréske Nachläſſigkeit, faſt Ignoranz, bei Monich auf eine haarſträubende Romantik. Es iſt in dieſem Manne ein wunderſames Gemenge; er iſt von Haus aus und mit Leib und Seele Philolog, da fiel aber einmal in dieſen philologiſchen Kopf ein Fünkchen von Gott weiß was für einer Winkelphiloſophie, und nun iſt er ganz weg, wendet ſich vornehm von der gemeinen Philologie ab und wird ganz wüthend, daß ſie ihm nichts deſtoweniger immer auf dem Leibe iſt, wie der Schatten dem Körper. Natürlich genügte nun auch die bisher gewöhnliche Sprache nicht mehr; für die unerhörten Gedanken mußten unerhörte Worte geſchaffen werden (wovon wir unten Proben geben werden) oder wo die modernſte Romantik Ausdrücke bot, die noch nie in eines Philologen Mund genommen waren, da ſuchte man dieſe emſig hervor und ſtellte ſie zur Schau, um zu zeigen, daß man nicht vom gemeinen Holze geſchnitzt ſei. In dieſer Beziehung iſt beſonders unleidlich das faſt auf jeder Seite wiederkehrende Wort gewiegt, Gewiegtheit, worunter ſich der Verf. gewiß oft ſelbſt Nichts zu denken wußte. Um dieſes ganze Weſen zu veranſchaulichen, will ich die Stelle abſchreiben, welche ſich an ein Citat aus Herders Adraſtea anſchließt (S. 36). „Soweit Herder. Alſo ein ſich bewegendes, beſeeltes Gemälde aus den Saiten der Lyra mit einem Fortgang der Idee iſt die Ode. (Wie verächtlich muß Hr. Monich die Handbücher der Logik und alle Poetiken zuſammen angeblickt haben, als er dieſe erhabenen Worte geſchrieben hatte!) Wie wahr geſprochen! Wie liefert jeder Lyriker, dem Claſſicität zugeſchrieben werden muß, Grieche, Römer und namentlich Horaz hiervon den vollgültigſten Beweis! Bilder ſind zunächſt die lieblichen Hüllen, durch welche ſeine Gedanken, ſeine Ideen hindurchſchimmern. Ein ſchöngeordnetes Motiviren dieſer Bilder im Gedankenauf- und abſchritt macht dieſelben zu einem ſinnigen und leicht eingehenden Tableau, und dieſes Tableau, es lebt vor unſerem Geiſte durch den belebenden Hauch aus der harmoniedurchſtrömten Seele des Dichters. Es iſt, als ſchwebe er, uns gewinnend, fortziehend zu einem Vordergrunde, zum Anſchauen einer pittoresken Situation, als dürften wir, und mit hohem Intereſſe, ſeinem auf Geſangesſchwingen hinſchwebenden, gemüthvoll erklärenden Vortrage lauſchen, wo auch kein noch ſo kleiner Zug des Gemäldes, welches er nach und nach vor uns aufrollt, dem ſinnenden Beſchauer entgeht, der eine durch den andern gehoben und erweitert, bedeutſam wird, während der beredte Vortrag zugleich das Reingeiſtige, Pſychiſche mit wahrer Lebenskunde, mit unbefangener Erudition uns aufſchließt“ u. ſ. f. Wie gut, daß dieſes Buch nur Männern in die Hände kommt; gewiß, es würde ſonſt manchem Auge Thränen entlocken! Ich bin keiner von denen, die in einer wiſſenſchaftlichen Abhandlung jedes „unwiſſenſchaftliche“ Wort verdammen; ich glaube, man iſt in einem großen Irrthum, wenn man nur diejenige Darſtellung für wiſſenſchaftlich hält, die immer nur entweder zu Boden oder gen Himmel den Blick heftet und allenfalls manchmal mit den Armen um ſich ſchlägt, um die Annäherung von irgend etwas Störendem zu verhüten, ſondern mir ſcheint nicht minder wiſſenſchaftlich diejenige, welche frei und freudig einherſchreitet und die Blicke umherwirft in der Umgebung und die auf ſie eindringenden Anſchauungen nicht zurückweiſt, nicht ins Geſicht ſchlägt, ſondern willig aufnimmt und zu ihren Zwecken verwendet. Aber zur Belebung und Veranſchaulichung abſtracter Gedanken muß dergleichen dienen, es muß den Gedanken klar durchſcheinen laſſen, nicht aber verdunkeln oder gar ohne Gedanken ſein, wie das Obige es ohne Zweifel iſt. Dieſelbe Gedankenloſigkeit herrſcht in Bezug auf die Tendenz der ganzen Schrift. Er nennt ſeinen Standpunkt einen conſervativen gegenüber von Hofman-Peerlkamp und den Hall. Jahrbüchern. „Man weiß, wie Hofman-Peerlkamp und die Halliſchen Jahrbücher ihre kritiſchen Sonden, jener an den Text der Horaziſchen lyriſchen Erzeugniſſe, dieſe an die geiſtige Befähigung des Venuſiners zur Lyrik gelegt haben.“ (S. II.) Dieſen gegenüber will er eine „Ehrenrettung“ des Dichters dadurch zu Weg bringen, daß er „auch einmal die äſthetiſche Seite, die Kunſt (ſollte — von Monich's Standpunkt aus — vielmehr Künſtlichkeit heißen) im Horaz hervorhebt, die künſtleriſche Abgeſchloſſenheit ſeiner Odenganzen angiebt und nachzuweiſen ſucht, daß von einem ſo harmoniſch in einander greifenden Ganzen kein noch ſo winziges Theilchen, geſchweige denn größere

Maſſen oder gar das Ganze ohne Gewaltthätigkeit geſernt werden kann.“ Abgeſehen von der Ueberſchnapptheit des Ausdrucks, ohne die es nun einmal nicht abgehen kann und der unlogiſchen Vorſtellung, als ob es äſthetiſch weit unmöglicher ſei, aus einem Band Gedichte ein einzelnes zu ſtreichen, als aus einem Gedichte einen Vers, eine Strophe, iſt anzuerkennen, daß ein ſolche Nachweiſung, wenn ſie gelänge, eine Inſtanz gegen Peerlkamp wäre. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß das unmöglich iſt. Es gehört nicht in dieſe Jahrbücher, im Einzelnen Monich's Anſicht auszuführen und zu widerlegen. Es genügt, zu ſagen, daß er, wie Düntzer, darauf ausgeht, überall die genaueſte Dispoſition nachzuweiſen, und ſo bringt er es zu dem ſtupenden Reſultate, daß in den Oden des Horaz die Stellung in quincuncem (eine Trichotomie und eine Dichotomie) netto 112mal angewendet ſei. Wir wollen ihm ſeine Freude hier nicht verkümmern; denn dazu wäre eine Beleuchtung im Einzelnen nothwendig, welche Sache der philologiſchen Zeitſchriften iſt. Geben wir aber auch der Kürze wegen ihm gegen Peerlkamp im Reſultate Recht, ſo können wir es doch unmöglich in Bezug auf die Art ſeiner Polemik gegen ihn, wo er oft geradezu ſo verfährt, daß er, was Peerlkamp für abgeſchmackt erklärt hat, höchſt geiſtreich findet, und noch weniger in dem, was er S. 192 demſelben vorhält. Er hätte, meint er, bedenken ſollen, „daß es nicht wohlgethan iſt, den Freunden des Dichters und ſeiner dichteriſchen Gebilde ſo großes Herzeleid zu bereiten*); daß ein Verfahren, wie das ſeinige, wie ſchon der wackere Obbarius bemerkt hat, zu einer bedenklichen Kritik führt; daß, wenn er auch unter denkenden Philologen keinen einzigen Proſelyten ſeinen commentis verſchaffen dürfte, der Nachtheil, den er der Jugend zufügen kann, wenn er ihren nicht gewiegten Geiſt mit ſolchen Zerſtümmelungen nähren will, gar bedeutend ſein würde, wenn man ſie mit ſeiner Ausgabe allein ließe; daß endlich kühne Maaßnehmungen, welche freilich in der Nähe gährender Elemente in Leben und bürgerlichen Charakter leichter ſich einſchleichen, doch in die geweihten Räume des Humanismus und der ächten Wiſſenſchaft nicht gewaltſam zerſtörend eindringen dürfen, wenn es nicht um alle wahre Geiſtesbildung geſchehen ſein ſolle.“ Die Abgeſchmacktheit und Sinnloſigkeit des Ganzen richtet ſich ſo ſehr von ſelbſt, daß man meiner nicht dazu bedarf, ich ſage daher auch davon nichts, daß Peerlkamp nicht für Schüler geſchrieben hat und der Schaden jedenfalls ein kleiner wäre, wenn ſie durch ihn zur Kritik aufgeſtachelt würden; aber was es mit den „denkenden Philologen für eine Bewandtniß hat, muß ich doch aufdecken. Zwar geht es ſchon aus den letzten der angeführten Worte hervor, noch deutlicher aber aus dem S. II. Geſagten. Hier geſteht er ganz naiv, daß „eine tiefe Erudition und die hiſtoriſche Autorität, dieſer Haltpunkt der Philologen vom Fach, in den Augen dieſer jenen Skepticismus, dieſe Herabſetzung paralyſire.“ Alſo das wäre die Wiſſenſchaft der Philologie! Seht, mit welcher bewundernswürdigen Einfachheit ſie die Frage löſt: was iſt Wahrheit? Wahrheit iſt, antwortet ſie, das, worüber ſchon Vieles geſchrieben worden iſt. Den consensus gentium in der roheſten Form, als consensus plebis (denn Pöbel ſind in der That die philologiſchen Autoritäten, wenn wir ſie mit der eines Goethe und Hegel — Vergl. Aeſthetik II, S. 117 — vergleichen, wiewohl auch dieſe den Vernünftigen nicht beſtimmen, ſondern nur beſtärken werden) erhebt ſie zum Kriterium der Wahrheit und ſperrt ſich in den „heiligen Räumen des Humanismus“ gegen jeden Fortſchritt ab! Von Leuten dieſer Art gilt, was Horaz ſagt (Ep. II, 1, 84 f.): turpe putant parere minoribus et quae | Imberbes didicere, senes perdenda fateri. Hoffen wir, daß ſich die Reihen ſolcher Philologen (wenn es, wie freilich Figura zeigt, noch ſolche giebt) immer mehr lichten und in wenigen Decennien ein Geſchlecht daſtehe, das würdig iſt, Prieſter des Alterthums zu ſein inmitten einer wiſſenſchaftlichen, geiſterfüllten Zeit!

(Schluß folgt.)

*) Zu dieſen lächerlich ſentimentalen Worten vgl. auch S. 58: Wohl kann einem recht unheimlich zu Muthe werden, wenn man Peerlkamp in ſeiner Diatribe folgt, um ſo mehr, da er ſich das Anſehn giebt, durchweg auf Hiſtoriſches zu fußen. Nur das unbefangene Beſchauen der Gedankeneinheit, der künſtleriſch-plaſtiſchen Totalität in den Horaziſchen Oden kann den beſonnenen und dabei kundigen Leſer aufrecht erhalten. (Alſo im Uebrigen müßte der beſonnene und kundige Leſer Peerlkamp beiſtimmen?)

In meinem Verlage iſt erſchienen:

Die livländiſchen

Landesprivilegien

und deren

Confirmationen.

Motto: Ne quid timere, ne quid timide.
Gustav Mengden.

gr. 8. 1841. Broſchirt 1 Thlr.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

9. November. N° 112. 1841.

Monich „Die Horaziſche Lyra in ihrer Eigenthümlichkeit und Integrität."

(Schluß.)

Was aber die Halliſchen Jahrbücher betrifft, ſo kann Hr. Monich den hierher gehörigen Aufſatz nur vom Hörenſagen kennen, ſonſt könnte er — falls er von 5 Sinnen auch nur einen hat — nicht glauben, mit ſeiner Schrift etwas gegen ihn ausgerichtet zu haben. — Denn was er S. 11 ſagt: „Bei Horaz, dem praktiſch-verſtändigen Römer, auf den zumal ſpäter die Philoſophie großen Einfluß gewann, tritt mehr die combinirende Reflexion, als die lyriſche Stimmung hervor;" und S. III: „Man muß die poetiſch-plaſtiſchen Gebilde mit eingewebter Reflexion — denn das ſind die Oden des H. — in das geeignete Licht bringen, muß den muſternden Blick gewöhnen an dieſe kleine, ſaubere, wohlgeregelte Moſaik, an dieſe ſchön geordneten architectoniſchen Maſſen mit der Culmination in der Mitte, an dieſe Beleuchtung des eleganten und concinnen Baues, an dieſe Säulenſtellung im Quincunx, dieſe Staffage, dieſe Scenerie, aus der ſich zu Anfange der Bau erhebt, an dieſe ſchattirenden, rhythmiſch-graphiſchen Tinten, die leichte lebendige Individualiſirung mit Hervorhebung des mittleren Gliedes. Man muß ſo inne werden, daß man hier mehr eine Künſtler-, denn eine Dichternatur vor Augen hat." *) — was iſt dieſes Anders, als was Hr. S. auch geſagt hat, und was ich auch ſage, nur mit wachem Bewußtſein und mit klarer Einſicht in die Conſequenzen einer ſolchen Anſicht, nur ohne den romantiſchen, phantaſtiſchen Quark, den Hr. Monich darein giebt? Je mehr er aber ſelbſt auf dieſen ein Gewicht legt und mit Händen und Füßen ſich dagegen ſträubt, als ein testis veritatis aufgeführt zu werden, deſto weniger iſt mit ihm anzufangen und deſto mehr Streiche muß er leiden. Deßwegen laſſe ich ihn auch noch nicht los, ſondern decke auch noch ſeine weiteren Sünden auf. Es ſind meiſt Sünden gegen den geſunden Menſchenverſtand und den guten Geſchmack. In dieſer Beziehung iſt beſonders ergötzlich zu leſen, was er (S. III und 9 ff.) über den Menſchen und den Dichter Horaz preisgiebt, was ich ſchon der Vergleichung mit meiner eigenen Entwicklung zulieb mittheilen muß. „H's. lyriſche Weiſe iſt erwachſen einerſeits aus ſeiner Gewiegtheit in dem leichten, in der wirklichen Welt, in der Lebensſphäre ſich bewegenden Sentiment, andrerſeits aus dem Anflug von Satire, der ihm eigen iſt und einer guten Doſis von Humor (dieſer ſchönen, aus Genialität und Sentimentalität gewobenen, mit Witz und Verſtand belebten Miſchung), dann aus ſeiner Art, was er ſich aus dem Bereiche der Philoſophie, zumal der ariſtippiſchen, der er mit Vorliebe ſich zugewandt, für das praktiſche Leben geborgen, in leichten Würfen zur Anſchauung zu bringen, endlich, und dieß iſt die Hauptſache, aus ſeiner Hinneigung zum Künſtleriſchen, zum plaſtiſchen Gruppiren, zum graphiſchen Individualiſiren und Paralleliſiren mit Anwendung von Gegenſtellung und Kontraſt, zur Moſaik des Ausdrucks, der Horaziſchen Kleinmalerei, zu geregelter Rundſchließung in der Darſtellung für die eigentlichen Oden." „Den Menſchen Horaz möchte ich mir aus folgenden Zügen zuſammenſetzen: Uneigennützigkeit, Energie in der Freundſchaft, lebendiges Vaterlandsgefühl bis zur Kraft der ähnlichen Zeit geſteigert, ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an Auguſtus, in dem er ehrlich, gutmüthig, ja gläubig (bei ſolchem Unſinne ſchwindet einem die Geduld und ich mußte daher dieſe Parentheſe machen) den Heraufführer einer beſſeren Zukunft Roms zu erkennen meint, dazu eine gewiſſe Genußfähigkeit reiner Art, ein leichter Sinn, aus welchem ein gewiſſes Unbekümmertſein, eine Behaglichkeit ſich hervorgiebt, ein Widerwille gegen alles Gemeine und dabei eine Hinneigung zur Satire, eine in höhern Kreiſen gewonnene klare Lebensanſchauung, ein praktiſcher Tact im Umgange mit Weltmännern, nach welchem er ſie ehrend aufſtellt, ohne ſich im Geringſten zu vergeben, auch die Männer von Einfluß nicht beläſtigt, beſtürmt, wohl aber ſich ihnen durch ſeine Geiſtigkeit, durch ſeine Gefälligkeit, durch das ſelbſtändige, klug motivirte Intereſſe, welches er an ihnen nimmt, unentbehrlich macht, endlich eine geiſtige Fertigkeit, aus der Philoſophie klar und bündig ſich Maximen für das Leben zu geſtalten". Doch jetzt bin ich des Abſchreibens dieſes Receptes von ganzem Herzen ſatt, übergehe das weitere Zuſammenzimmern des Dichters Horaz und hebe nur dieſes noch

*) Hiervon gehört eigentlich nur das Geſperrte in den Zuſammenhang; das Uebrige iſt aber zu charakteriſtiſch für Monich, als daß ich es hätte auslaſſen mögen.

hervor: „Was recht eigentlich den wahren Dichter in Horaz erkennen läßt, das iſt jene blühende, aber durch Erudition geregelte Phantaſie, ein reiches Gemüth, eine geiſtreiche Auffaſſung für die Reflexion (ſo hat der Setzer in ſeinem Zorne geſetzt), eine vollendete Plaſtik für die Form. Rechne man zu allem dieſem noch eine heitere und dabei feine Lebensanſicht, die höhere Weltanſchauung, eine ſtarke (ſeildicke) Witzader, die ſatyriſche Färbung, das Zerlegte der Gedanken, die reiche und paſſende Gruppirung der Bilder, die ſententiöſe, prägnante Manier, die geiſtreiche Umkleidung ſeiner wahr und ſchlagend hingeſtellten Maximen, die Leichtigkeit ſeiner Gedankenwürfe, die Feinheit, das Spirituelle ſeiner Bemerkungen, das praktiſch für's Leben Eingreifende, weil aus der Praktik des Lebens Entnommene, ſeiner Ideen, das wahrhaft geiſtig Vernehmbare ſeiner rhythmiſchen Kunſt" u. ſ. w. Und aus dieſem misceatur, detur, signetur ſoll man ſich nun ein Getränke zuſammenbrauen! Aus Waſſer und Oel ein Ganzes machen! Eine heilloſe Manier der Charakteriſtik ohne alle Ahnung von dem Begriffe des Charakters! „Da habt ihr eine Hand, da einen Fuß, da ein Ohrläppchen, da wieder eine Hand" und ſo geht es fort und am Ende ſoll man einen Menſchen, einen lebendigen Organismus in Händen haben, ob ſich gleich unter den Gliedern noch überdieß Katzenſchwänze, Eſelsohren, Sperlings- und Floß-Federn befinden! — Höchſt erbaulich iſt auch die Ordnung in dieſer Schrift; Alles iſt, mit Monich zu reden, „ſchön krausbunt," daher auch mit Recht in dem Motto (cui lecta potenter erit res, non facundia deseret hunc, von welchem überhaupt nicht einzuſehen iſt, welche Beziehung es auf den Inhalt der Schrift haben ſoll) die weiter folgenden Worte nec lucidus ordo weggelaſſen ſind. Zuerſt kommt eine Art von Einleitung, worin nach Willkühr einzelne Punkte herausgegriffen und bald mehr bald weniger richtig oder abgeſchmackt beſprochen werden. Richtig iſt z. B. das über die Nothwendigkeit, Horaz aus ſich ſelbſt und in deutſcher Sprache zu erklären Geſagte, ungründlich und confus was er über die Horaziſche Erotik und Chronologie ſagt, in welchen beiden Beziehungen er ſeit Kirchner nichts Neueres kennt; abgeſchmackt die Tabelle, die er S. 18 und 20 von dem Inhalte der Horaziſchen Lyrik giebt. Hier iſt die allgemeine Ueberſchrift: Horaz der Menſch und Bürger 1) in ſeiner Subjectivität, a) der Lebemann, b) der Freund ernſter Empfindung, jedes mit ſeinen 2—3 Unterabtheilungen, 2) in ſeiner Objectivität a) der auguſteiſch-römiſche Bürger, b) der Religiöſe, wieder mit Unterabtheilungen, worin dann die verſchiedenen Gedichte oft willkührlich genug vertheilt werden. Dieſes Verfahren iſt nicht viel geiſtreicher, als das jenes Engländers, der den poetiſchen Werth der verſchiedenſten Dichter aller Nationen zur Vergleichung mit Nummern bezeichnet hat, wie man in den examinibus zu thun pflegt. Hier bekommt Horaz am meiſten Nummern in der rerum ad veritatem facta delineatio (worin nur Virgil und Milton mehr bekommen, Racine, Boileau und Pindar aber gleichviel mit Horaz) und in colorum poeticorum rationes, worin er nebſt Virgil und Shakeſpeare die höchſte Nummer hat; am wenigſten dagegen (die niederſte überhaupt hier vorkommende Nummer) in der descriptio characterum und personarum, worin Dante, Homer und Shakeſpeare die höchſten Nummern haben, Pindar gar keine, Horaz gleichſtehen Virgil, Terenz und Arioſt. — S. 24 ff. findet ſich ein Abſchnitt mit der Ueberſchrift: Horaz' Dualismus, welcher in der Vorliebe deſſelben für Parallelen und Contraſte beſtehen ſoll, wofür nicht weniger als 72 Beiſpiele von verſchiedenartiger Geltung aufgeführt werden, z. B. „Laubcontraſte. II, 3. Raſches, frühes Erraffwerden vom Tode, langhin abſchwächendes Leben. II, 16." Nach dieſer Einleitung folgt (S. 55—192) die Auseinanderſetzung mit Peerlkamp, von welcher wir ſchon geſprochen haben. Dann unterſchiedliche Bemerkungen für richtige Textbeſtimmung, wo unter vielem Miſt manche Perle ſich findet (S. 193 bis 226), worauf Einiges über die chronologiſche Einreihung der Gedichte geſagt wird, was an ſich richtig wäre (allerdings iſt es gut nur Stufen zu unterſcheiden), wenn beſſere Kenntniſſe zu Grunde lägen. Endlich zum Schluſſe Nachbildungen, Zugaben, Zuſätze und Anhänge in kläglichſter Ordnung. Bei dieſen Ueberſetzungen hatte der Verf. beſonders reiche Gelegenheit, ſein ſprachbildendes Talent glänzen zu laſſen. Wenn ſchon in der Schrift ſelbſt Provinzialismen, Neologismen und Barbarismen u. dergl. in ungewöhnlich reichem Maße ausgeſät ſind (wie Herumknaupeln, Zerlegtheit, umfänglich, grundleglich, Bildhülle, zwacken, jucken, Heitermuth, Murrſinn, Starkmuth, und beharrlich-ſchier), ſo iſt es noch ärger in dieſen Nachbildungen. Zwar für Zuſammenſetzungen, wie: Lyrik des neunzehnten chriſtlich-philoſophiſch-philologiſchen Jahrhunderts und: die plaſtiſch-idealen Gebilde horaziſch-römiſch-paganiſcher Muſe (S. 5), das Sinnlich-Geiſtig-Gemüthliche (S. 10), fein-ſinnlich-gemüthlich-geiſtiger Zauber (S. 23), keck-jovial-ſatyriſch (S. 178) gab es begreiflicher Weiſe keine Veranlaſſung in dieſen metriſchen Ueberſetzungen, doch in Bezug auf den Geſchmack und die Gewandtheit der Wendungen dürfen ſich die beiden Theile der Schrift, der proſaiſche und der metriſche wohl mit einander meſſen. Beiſpiele aus dem erſten ſind: die Kategorie der Freundſchaft war für H. die allein beſtimmende (S. 13); Auguſtus, dieſer nach Drumann ſo vollendete Heuchler (S. 14); der Lebemann Horaz erſcheint am oftſten herangezogen [zur Sprache gebracht] (S. 19); die Lyce geißelt H. als eine geſunkene Uebermüthige ſchrecklich (S. 21); zuhauf knäuelt ſich die Woge (S. 180)

und Tribaden braucht er S. 176 in dem Sinne von Hetären. Ungleich reicher aber iſt in jeder Beziehung der metriſche Theil und je pikanter das Einzelne iſt, deſto mehr iſt es meine Pflicht gegen die Leſer, die Beiſpiele nicht zu ſparen. Regum timendorum in proprios greges imperium est, Despotendräu'n gewaltet ob eignem Troß; Siculae dapes, Sikulerleckerei'n; jactis in altum molibus, wo Baugeröll jetzt grundet; virgo suspiret, ſie ächz' im Wehlaut; ponit secures, fernt die Beile; Cereris sacrum, Ceres Gedankenthum; phaselus, Leichterſchiff; die Spartinn, Buhlinn, Machtfauſt, feſtgeſtämmt, Flammendom, Zwiſtungen, ſich ſteilen, ſtrampfen, ſchweppern, ungeſchrankt, Gemarkung, fruchtig, Nebelgewog, Waldesfirne, Hüttner; die ago tibia, raune zum Flötenhall; voce mavis acuta, hagt dir helle Stimme; fidens juventus, vertrauige Jünglingsrott; validus Mimas, hünenſtark Mimas; damnosa quid non imminuit dies? wie hat die Zeit beſchadend geböſert nicht? An der Armuth kargem Buſen; dein brünſtiger (fervidus) Knabe, was Balken krampt, ſie trägt es in ehrner Fauſt (claves trabales); Kranzgeflecht mit Baſte der Lind' ich wag's nicht; ſtürme die Fäſſer, die dir ich weihte (nec parce cadis); Gvius zerſtäubt des Harmes Nagen (curas edaces); ſüß iſt es zu fafeln (desipere); Alles was Sänger heißt, hat die Muck' (vitium); Wunder ſonderer Art; ſchrittlings naht' er im Hui (corripuit gradum); lange nicht, ſo ſind die Jungfraun ihm erlau't (quo mox virgines tepebunt); Nuward gierendem Trug (vindex avarae fraudis). Man ſieht, daß auch hier der Romanticismus nach dem Mittelalter riecht. — Von ganzen Strophen nur die beiden Proben:

Iliae dum se nimium querenti
Jactat ultorem, vagus et sinistra
Labitur ripa Jove non probante u-
xirius amnis.

Rache bräut für Ilia, düſter grollend,
Sein Gebahren, irren Geſtürms wallt links am
Ufer er, — ob Jupiter zürnt, — dem Weib ein
Huldender Flußgott.

Vielleicht die ſchönſte Ode des Horaz: donec gratus eram (III, 9) überſetzt er ſo:

Als noch mit ſüßem Meinen (Minnen?)
Du mich gemeint, von allen
Den Jünglingen wohl keiner
Den Schwanenhals umfangend,
Dir heißern Trieb gereget; (wie roh! und noch dazu ganz eine Zuthat der Phantaſie Hrn. M's.)
Da war, wie ich, ſo ſelig
Nicht Perſia's Monarch.

Und dergleichen erdreiſtet er ſich drucken zu laſſen! Ich ſehe überhaupt nicht ein, warum man dieſe Oden immer wieder überſetzen zu müſſen glaubt. Was möglich iſt, iſt bereits geſchehen und man braucht keine Wiederholungen oder gar Verſchlimmerungen des Alten. Nur freie lyriſche Nachbildungen ſollte man noch unternehmen, wenn man dieſe Gedichte der Gegenwart näher rücken will; denn wirkliche metriſche Ueberſetzungen verſteht man weit weniger als das Original; und noch weit unmöglicher iſt bei dieſen ein äſthetiſcher Genuß, wegen des Jammergeſchreis der gemarterten Sprache, für welches wir bei dem römiſchen Originale kein Ohr haben.

W. S. Teuffel in Tübingen.

Der theologiſche Cultus des Genius.

Die Theologen hatten ſehr Recht, als ſie ſich der Schwärmerei, der ſich einige Kritiker nur zu ſehr hingaben, aus allen Leibeskräften widerſetzten. Die Theologen haben für die Reinheit der Kritik gekämpft, das theologiſche Bewußtſein hat die Selbſtändigkeit und Menſchlichkeit des kritiſchen Selbſtbewußtſeins gerettet.

Es that aber auch Noth, daß die Theologen ſich kräftig und entſchieden ins Mittel legten, als die Kritiker ſich ſoweit vergaßen, daß ſie die im kirchlichen Syſtem geſtürzte Transſcendenz in das Gebiet der menſchlichen Zwecke und ihrer Ausführung, in Staat, Geſchichte, Kunſt und Wiſſenſchaft verlegten und dem kirchlichen Cultus des Einen den Cultus des Genius, dem Monotheismus den Polytheismus ſubſtituirten. Die Religion iſt eiferſüchtig und es war gut, daß ſie ſich gegen ihren Mißbrauch, gegen ihre Profanirung und Verweltlichung auflehnte. Sie ſah es wohl ein, was dem Scharfblick der Kritiker entgangen war, daß ſie augenblicklich, wenn ſie weltlich geworden iſt, aufhören würde, Religion zu ſein.

Gegen die Heroen der Politik, Kunſt und Wiſſenſchaft verhalten wir uns nicht religiös, da die Grundvorausſetzung des religiöſen Verhältniſſes, das Bewußtſein der Entfremdung in unſerm Verhältniſſe zu ihnen nicht gegeben iſt. Sie ſind alle von vorn herein wir ſelbſt. Wir wiſſen zwar, daß wir nicht zu vollbringen vermögen, was ſie gerade Beſtimmtes vollbracht haben, aber wir wiſſen zugleich, daß wir es nicht erſt zu vollbringen brauchen, weil es ein- für allemal, in unſerm Namen und mit den Kräften des allgemeinen Selbſtbewußtſeins vollbracht iſt. Sind wir nicht die Heroen, ſind ihre Thaten nicht unmittelbar die unſrigen, ſo ſind ſie doch Nichts ohne uns und vermögen ſie Nichts ohne uns. Sie ſind keine einſamen Größen und Atome, wie es die Gegenſtände der religiöſen Verehrung ſind, ſondern die Spitze und Vollendung unſerer eigenen Thätigkeit. Ihre Werke machen wir aber wiederum ſelbſt zur Spitze unſerer eigenen Thätigkeit, indem wir ſie ſtudiren, erkennen, genießen, als Thaten und Producte des Selbſtbewußtſeins erkennen und unſer Verhältniß zu ihnen in die Form des Selbſtbewußtſeins umbilden. Ohne dieſe Bildung und Umwandlung ſind ſie nicht einmal für uns. Iſt nun ſchon damit die Form des religiöſen Verhältniſſes ausgeſchloſſen, ſo iſt dieſe Ausſchließung vollendet, wenn die geſchichtlichen Thaten des Heroismus der Kritik des fortgeſchrittenen allgemeinen Selbſtbewußtſeins verfallen und ſelbſt durch ihre abgeſchloſſene Beſtimmtheit dazu beitragen, daß der Gedanke, die Forderung und endlich die Schöpfung einer erweiterten und reicheren Beſtimmtheit eintritt.

Wenn die philoſophiſche Kritik den Cultus des Genius

proclamirte, ſo ſprach ſie es damit nur aus, daß ſie das Myſterium der religiöſen Transſcendenz noch nicht vollkommen enträthſelt und verrathen, daß ſie die Freiheit und Unendlichkeit des Selbſtbewußtſeins noch nicht erfaßt hatte. Im Cultus des Genius würde ſich das Selbſtbewußtſein ſich ſelbſt wieder entfremden, ſeine lebendige ſchöpferiſche Kraft beſchränken und ſeine Geſtalten zu einem Gegenſtande thatloſer Beſchaulichkeit erheben. Es verdiente den Vorwurf: daß es ſich ſelbſt zu Gott mache und als göttlich anbete, während es doch Nichts als es ſelbſt ſein ſollte. Seine höchſte und einzige Ehre iſt, Selbſtbewußtſein zu ſein, ſich als ſolches in unaufhörlicher Thätigkeit zu beweiſen und über dieſer Ehre giebt es keine höhere. Der Cultus des Genius würde die Menſchheit nicht nur entnerven und wie der Genuß des Opium in einen thatloſen Rauſch ſtürzen, ſondern er würde auch das Einförmigſte ſein, was es nur geben kann und ſtatt den Heroen ihre wahre und beſtimmte Ehre geben, ihre Ehre vielmehr aufheben, wenn alle ihre Geſtalten im Nebel deſſelben Weihrauchs eingehüllt würden. Es wäre eben ſo einförmig und ſtörend — davon, daß es nichtsſagend wäre, abgeſehen — als wenn die Aufführung eines Mozartſchen oder Beethovenſchen Werkes oder Shakſpeareſchen Dramas, der Vortrag eines philoſophiſchen Werkes u. ſ. w. unter Glockenklang geſchehen ſollte. Die ſchwäbiſchen Pfarrer verſtanden es beſſer, als ſie den Gebrauch der Glocken bei der Schillerfeier nicht geſtatten wollten. Das war kein Schwabenſtreich.

Die Theologen hatten aber ihre ſelbſtſüchtigen Abſichten, als ſie der Stiftung eines Cultus des Genius ſich widerſetzten. Den weltlichen Heroen der Staatengeſchichte, Kunſt und Wiſſenſchaft verſagen ſie nicht nur die Ehre des Cultus, ſondern überhaupt die Anerkennung. Sie wollen überhaupt kein Pantheon, ſondern eine Kirche, in welcher ſie herrſchen, gelten und verehrt werden. Der Cultus des Genius iſt ihnen zu weitſchweifig, mühſam und allgemein, ſie wollen einen andern Cultus, den Cultus, deſſen Gegenſtand ſie ſelbſt ſind, den Cultus der Beſchränktheit. Jeder von ihnen iſt unfehlbar und in dem Punkte, wo er ihn eben braucht, erklärt er auch den Andern für unfehlbar, um von ihm den Gegendienſt derſelben Heiligſprechung erwarten zu können. Nie iſt in einer Clique das gegenſeitige Lob maßloſer, häufiger und ängſtlicher getrieben worden. Der Kreis der ſchönen Seelen im vorigen Jahrhundert hatte zwar auch etwas geleiſtet in dieſem gegenſeitigen Cultus, allein die Verehrung, die ſich ſeine Glieder gegenſeitig zollten, war unbefangen und naiv gegen den theologiſchen Cultus der Beſchränktheit. Das Bedürfniß, die Nothdurft, der Egoismus war noch nicht ſo nackt hervorgetreten, wie es im theologiſchen Cultus geſchehen iſt, d. h. der gegenſeitige Dienſt der ſchönen Seelen hatte noch nicht die Form der Religioſität. Im theologiſchen Cultus ſpricht ſich die Angſt der bedürftigen Seele aus, die gegen die Wiſſenſchaft Hülfe ſucht, den theologiſchen Mitarbeiter und Genoſſen augenblicklich zum Heiligen und zum Mittler erhebt und zugleich die Hoffnung durchblicken läßt, der Andere werde nun auch von ſeiner Seite ſeinen Verehrer und Diener zum Herrn und Mittler erheben.

Wir können es immerhin wagen und die Frage ſtellen, ob in andern als in neueren theologiſchen Büchern ſo ängſtliche und das egoiſtiſche Bedürfniß verrathende Lobeserhebungen vorkommen. Zur Probe wollen wir einige von dieſen Formeln aus dem erſten nächſten Buche geben, das uns vor der Hand liegt, aus Neander's Leben Jeſu (1837).

„Mit dem," heißt es hier S. XIV, „mit dem, was meine werthen Freunde, Müller und Ullmann, über die Anwendung der Kritik in dieſer Beziehung geſagt, ſtimme ich ganz beſonders von ganzer Seele überein und ich wünſche dieſe Worte der Wahrheit von recht Vielen beherzigt, ſowie auch die zur rechten Zeit geſprochenen Worte der Wahrheit von meinem Freunde Lücke in ſeiner trefflichen Recenſion der antiſtraußiſchen Schriften."

S. 28: „Vergleiche die trefflichen Bemerkungen in Müller's ſchöner Abhandlung."

S. 101: „Es freut mich, bei einem theuern Gottesgelehrten der neuern Zeit in wenigen Worten den Ausdruck meiner Ueberzeugung zu finden."

S. 102 ſtimmt er „durchaus" dem bei, was ſein „werther Freund Dr. Ullmann trefflich bemerkt hat in ſeiner ſchönen Schrift über die Sündloſigkeit Jeſu."

U. ſ. w. u. ſ. w.

Wenn man neugierig ſein wollte, ſo könnte man noch fragen, wo der Gott dieſer apologetiſchen Theologen bleibt. Wie unſchuldig und naiv dieſe Neugierde iſt! Sie ſind ja das Göttliche, die Wirklichkeit des Göttlichen ſelber. Der abſolute Endzweck der Welt iſt nach ihrer Anſicht die Auflöſung der Widerſprüche, an denen ſich ihr Verſtand zermartern muß, beſonders aber der Widerſprüche der heiligen Schrift. Nur damit dieſe Widerſprüche gelöſt werden, giebt es eine Geſchichte. Gott iſt ihnen nun zwar der Punkt, in welchem dieſe Löſung vorhanden iſt, aber ſie trauen ihr nicht, da ſie ſo klug ſind einzuſehen, daß ſie eine völlig unbeſtimmte, unwirkliche und gegen den kritiſchen Gegner nicht ſehr mächtige iſt. Sie arbeiten daher an der Harmonie der Welt und an der Auflöſung der Widerſprüche; ſie ſind die lebendige Wirklichkeit dieſer Auflöſung. Das theologiſche, näher beſtimmt, das apologetiſche Bewußtſein iſt der aufgelöſte Widerſpruch, die realiſirte Harmonie der Welt, es iſt Gott und als die Macht der Harmonie der Mittler zugleich. Es iſt allmächtig und verlangt, daß ihm von Andern die ſchuldige Ehre gegeben werde, es will als Mittler anerkannt ſein und es beugt ſich nur Einen Augenblick vor den Andern, indem es ſie als Gott und Mittler proclamirt, um von ihnen denſelben Dienſt, dieſelbe Ehre zurück zu erhalten.

Das iſt der theologiſche Cultus der Geiſtloſigkeit. Die Glocken läuten, der Weihrauch duftet, die Klingel des Allerheiligſten läßt ſich ohne Unterlaß hören, während Einer den Andern als Gegenſtand der Verehrung emporhebt und jeder die Rolle des Dieners, des Mittlers und des Gottes durchmacht.

Der Größe der Angſt, der Nothdurft und des Egoismus entſpricht die Vielheit der Götter und ihre Geiſtloſigkeit.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

449

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

10. November. № 113. 1841.

Ueber das Trauerſpiel „Die Cenci“ von Percy Byſſhe Shelley, mit Proben der noch ungedruckten Ueberſetzung deſſelben.

Gegenſtand der Tragödie iſt der Menſch nur als ſittlich freies Weſen; aber darum den Zweck der Tragödie nur auf Erweckung der moraliſchen Luſt oder der Befriedigung, welche die Erfahrung von der Wahrheit der teleologiſchen Weltbetrachtung gewährt, zu beſchränken, iſt kaum weniger einſeitig, als ihr die Aufgabe zu ſtellen, wirklich moraliſch zu wirken und ſittlich zu beſſern. Die menſchliche Freiheit iſt nicht nur die triumphirende, ſie iſt nicht nur jene conſtante Größe, als welche ſie bei jener Beſtimmung des tragiſchen Zwecks vorausgeſetzt wird. Sie iſt in ihrer Erſcheinung eine nur *werdende* Potenz, und wenn ſie auch in ihrer vollkommenſten Entwicklung den mütterlichen Schooß des Naturlebens, aus dem ſie geboren und erwachſen iſt, verläugnet, und ihren quantitativen Unterſchied von dieſem in den qualitativen Unterſcheidungs-Charakter des Menſchen von den übrigen Generationen deſſelben umſetzt: ſo macht ſich ihr urſprüngliches Weſen doch darin geltend, daß ſie ſelbſt in ihrer höchſten Entfaltung, in der Geſetzmäßigkeit des ſocialen Lebens nur einem vergeiſtigten Naturmechanismus ſich unterworfen ſieht. Sie iſt als höchſte Blüthe des natürlichen Lebens wohl die erſte Staffel zu der Welt der Unſterblichen; aber mit ihren Wurzeln reicht ſie in das dunkle Haus des Hades hinab, von welchem aus ſie dem Betrachter ſelbſt nur als ſchöne Illuſion, und das Streben, den Zuſammenhang abzuſchneiden, als wahnſinnige Verblendung erſcheint. Mit der Freiheit iſt darum in jedes Gemüth zugleich die Nothwendigkeit als ihr Schatten gelegt, den in jeder ihrer Kraftäußerungen ſie als ironiſches Zerrbild begleitet. Sie iſt der Photoſphäre der Sonne vergleichbar, deren Licht nur dadurch in Schwingung erhalten wird, daß ſie auf einer ſtets in Gährung begriffenen Nachthülle ruht. Der dunkle Grund des Verhängniſſes iſt die Folie der Freiheit; die Anſtrengung, welche es koſtet, denſelben niederzuhalten, bildet das Maß ihrer Intenſität; und am glänzendſten tritt ſie hervor, wenn ſie durch einen gewaltigen Ausbruch des Verhängniſſes untergeht. Dieſe Markſcheide aber zwiſchen der menſchlichen Freiheit und dem Verhängniß iſt der eigentliche Grund und Boden der Tragödie, der Todeskampf jener gegen dieſe ihr einzigen Vorwurf: und ſo wenig beſteht die tragiſche Luſt nur in dem vergewiſſerten Glauben an die vollkommene Zweckmäßigkeit der Weltordnung, daß vielmehr nur der Zweifel an dieſer die Befriedigung mißt, die jener Glaube gewährt, daß jener Schrecken, jener unheimliche Schauer, der den Menſchen überwältigt, wenn er durch die zerriſſene Lichthülle ſeiner Freiheit in den dunkeln Abgrund ſeines Weſens hinabſchaut, der einzige Effect iſt, den die Tragödie hervorbringen kann.

Von einem eben ſo einſeitigen Begriff von tragiſcher Kunſt zeugt es daher, das Verbrechen als unreines, die tragiſche Luſt hemmendes Element zu bezeichnen. Wer die Nothwendigkeit der tragiſchen Colliſion nur auf die innere Nothwendigkeit des ſubjectiv ſich verſchieden reflectirenden Sittengeſetzes zurückführt, ſpricht ein Verwerfungsurtheil über die meiſten tragiſchen Vorwürfe aus und behält nur wenige Stoffe übrig, denen in der That kaum ein tragiſches Moment zukommt. Der abſtracte Begriff des Sittlichen und der moraliſchen Nöthigung iſt eine der Tragödie eben ſo fremde Kategorie, als der der ſittlichen Verkehrtheit an ſich. Nicht die Freiheit in einer ihrer Entſcheidungsformen iſt Vorwurf der Tragödie, ſondern die Freiheit als Lebenskraft, in ihrer ungetheilten Integrität gegenüber der Nothwendigkeit, dem geſtaltenreichen Verhängniß; und wenn die ſittliche Größe in tragiſcher Geſtalt tiefer auf das Gemüth wirkt und das Mitgefühl gewaltiger anregt, als das leidende Verbrechen, ſo iſt der Grund hievon nicht in der verſchiedenen Angemeſſenheit beider leidenden Subjecte zum allgemeinen Sittengeſetz zu ſuchen, ſondern nur in dem höhern Maße, in welchem jene als die normale und natürlichſte Form der Freiheit geeignet iſt, ſich leichter in unſerer Vorſtellung zu reproduciren und uns den ſtärkeren Genuß unſerer ſelbſt zu verſchaffen, als dieſe. Dagegen iſt nicht zu überſehen, daß es eben ſo eine Art leidender Tugend giebt, die uns gleichgiltig läßt, ja ſogar widrig afficirt, als eine leidende Verkehrtheit, die uns das höchſte Mitgefühl abzwingt. Gegen Kategorieen jener Art an ſich fremd und gleichgiltig, ſpricht uns ein Stoff tragiſch an, nur ſo weit er geeignet iſt, uns ein Bewußtſein der Energie zu erwecken, deren die menſchliche Freiheit im Kampfe gegen die ſie beengenden Elemente, im Widerſtreben gegen die ſie zerſtörende Macht des Verhängniſſes fähig iſt. Nur wenn uns die Re-

production der Thaten und Leiden, des Schickſals eines Individuums in dem eigenen Bewußtſein dieſen befriedigenden Selbſtgenuß gewähren kann, wird die dramatiſche Darſtellung deſſelben die tragiſche Luſt erzeugen, eignet ſich der Stoff zu tragiſcher Bearbeitung. Es giebt eben ſo gewiß tragiſche Verbrechen, als es nicht-tragiſche Leiden giebt.

Die Wahrheit dieſer Bemerkungen vorausgeſetzt giebt es zwei Arten, das Verbrechen als tragiſchen Vorwurf zu gebrauchen. Für's Erſte nämlich kann es auftreten als Erſcheinungsform des Verhängniſſes, wobei es in ſeinen Motiven, ſo wie in der Wahl ſeines Gewandes, wie es im Begriff des Verhängniſſes liegt, ungebunden iſt. Die Qualität der freien Reaction, die es hervorruft, iſt hiemit noch nicht beſtimmt; dieſe kann ſich als Reaction des ſittlich Guten gegen das ſittlich Böſe geſtalten, und die Tragödie wird dann eine moraliſche im engeren Sinne des Wortes, ihre Wirkung neben dem Schmerz, der ſich an den Sieg des Verhängniſſes über die Rechte der Freiheit knüpft, die moraliſche Luſt ſein, die aus der Beobachtung entſpringt, daß die Kraftäußerung der Freiheit die Energie der Tugend, ihr Untergang ein Opfer für einen idealen, ſittlich guten Zweck war.

Aber größer und erſchütternder iſt die Wirkung da, wo das Verhängniß ſein Opfer ſo feſt und rings umgarnt, daß ihm jene Ausflucht, in ſeinem Untergang moraliſch zu handeln, verwehrt und das Verbrechen als einzige, unvermeidliche Reaction gewaltſam aufgedrungen wird. Eine ſolche Tragödie, iſt nicht mehr ein Spiel menſchlicher Verhältniſſe; der Menſch iſt ein Raub des Verhängniſſes, das wie eine Schlange erſt ſeine Exiſtenz von allen Seiten umwindet; dann, nachdem es ihn unſchlüſſig zwiſchen zwei Extreme der Zerrüttung geſtellt hat, die Fäden ſeiner Ueberlegung erfaßt, und ſeine Entſcheidung mit tyranniſcher Ironie dahin wendet, wo der gegen das Verbrechen gezückte verbrecheriſche Dolch den, der ihn führt, mit in den Abgrund ſtürzt. Ein ſolcher Stoff iſt ein Drama der Nemeſis, die den Leidenden, indem ſie ihm jenen Dolch als letzte Vertheidigungswaffe in die Hände drückt, beides zum Werkzeug und Gegenſtand ihrer Rache macht, um dann mit ſeinem Blute ihm, dem von den Göttern verlaſſenen, die einzige mögliche Ruhe — die des Todes, der Gerechtigkeit aber eine Ehre wiederzugeben, deren ſie nur dadurch wieder fähig ſchien, daß ſie ihre Schuld erſt auf das Haupt des Unſchuldigen abſchüttelte, um dann das Andenken ihrer Tyrannei in ſeinem Grabe zu verbergen. Eine ſüße, vergnügliche Luſt, ein behagliches Wohlgefallen an ſich ſelbſt, wenn anders je, iſt zwar hier nicht Reſultat der Tragödie. Der Menſch ſieht ſich mit ſeiner ganzen Exiſtenz auf vulkaniſchen Boden geſtellt; er fühlt ihn zittern und wanken unter ſeinen Füßen; die Gebäude ſeiner Hoffnungen, die Blumen ſeiner Träume zerfallen in Aſche, ſeine heiligſten Empfindungen zerfließen in Ausdünſtungen eines erhitzten Gehirns; ein Schauer faßt das Gemüth, der bis in ſeine tiefſten Tiefen nachzittert; ein ironiſcher Schmerz, der dem tragiſchen Subject die Seele zerſchneidet, aber zugleich ein Bewußtſein der Reſignation erzeugt, die ihm als undurchdringliche Rüſtung gegen jeden Feind, als Zerſtörungswaffe gegen jede verlockende Macht, gegen jede Verblendung des eigenen Innern dient, eine heroiſche Unabhängigkeit, die ihn frei von Furcht und Rückſicht auf ſeiner Bahn vorwärts reißt, eine Bedürfnißloſigkeit, die der höchſte, der einzige Genuß der Freiheit iſt. Der Menſch fühlt den Fluch der Götter auf ſeinem Haupte laſten; das Cainszeichen iſt ihm auf die Stirne geprägt, aber es iſt für ihn zugleich das Zeichen einer Weihe, die ihn über das Menſchliche und ſeine Schranken, ſeine Rechte und Geſetze erhebt. Das Motto einer ſolchen Tragödie iſt das der Geſchichte, summum jus summa injuria. Eine ſolche Tragödie iſt die „Cenci."

„Die Geſchichte iſt folgende. Ein Greis, der ſein Leben in Schwelgerei und Ruchloſigkeit vergeudet hatte, faßte zuletzt einen unverſöhnlichen Haß gegen ſeine Kinder, der ſich gegen eine Tochter in Geſtalt einer blutſchänderiſchen Leidenſchaft äußerte, erſchwert durch jede Art von Grauſamkeit und Gewaltthat. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen, einer Mißhandlung zu entgehen, die ihr als eine ewige Beſchimpfung an Leib und Seele erſchien, verſchwor ſich dieſe Tochter mit ihrer Stiefmutter und ihrem Bruder gegen das Leben des gemeinſamen Tyrannen. — Die That wurde ſchnell entdeckt und trotz der ernſtlichſten Verwendungen, welche die höchſten Perſonen in Rom beim Papſte einlegten, wurden die Verbrecher mit dem Tode beſtraft. Der alte Mann hatte ſich während ſeines Lebens zu wiederholten Malen für Todſünden der außerordentlichſten und unſäglichſten Art von dem Papſte um hunderttauſend Thaler Verzeihung erkauft" u. ſ. w. (Shelley's Vorrede).

Shelley fand ſich zu tragiſcher Bearbeitung dieſes Stoffes durch die Wahrnehmung veranlaßt, daß dieſe Geſchichte eine übermäßige Gewalt auf die ganze italieniſche Geſellſchaft ohne Unterſchied der Stände machte, indem er hieraus ſchloß, daß ſie wohl, wie die Geſchichte von König Lear und Oedipus, ſchon urſprünglich Elemente enthalte, durch welche ihr unfehlbar die allgemein menſchliche Sympathie angeeignet werden könne.

Dieſes Motiv, ſo ſcheinbar auch die Behauptung ſein mag, daß ein Stoff um ſo mehr ſich zu dramatiſcher Behandlung eigne, je größer die Gewalt war, welche er in ſeinem hiſtoriſchen Verlauf über die Zeitgenoſſen übte, je allgemeiner die Sympathie aller Claſſen der Geſellſchaft mit dem leidenden Subjecte war, und je dauernder ſich dieſe Sympathie ſelbſt der Erinnerung der ſpäteren Geſchlechter bemächtigte, — iſt denn doch in dieſer Form nur äußerlich und unſicher. Der Kreis, innerhalb deſſen jene allgemeine

Sympathie herrſchte, war immer nur ein abgeſchloſſener, begrenzter, und dieſe iſt vielleicht nur durch die dieſem Kreiſe dem Italiener als ſolchem eigenen particulariſtiſchen Vorſtellungen vermittelt; und je mehr dieſes zutrifft, um ſo weniger Folge reiner, allgemein menſchlicher Motive. Iſt es z. B. wirklich das rein menſchliche Mißfallen an den Unthaten des alten Cenci, was den Abſcheu gegen dieſen motivirt? oder iſt es nicht vielmehr die päpſtliche Protection dieſer Unthaten, was das Herz des Italieners afficirt, und den bloßen Abſcheu in einen Ingrimm über die Unvollkommenheit der nationellen Zuſtände ſeines Volkes verwandelt? War das Intereſſe für Beatrice nicht bei den Mitlebenden viel von ihrer hohen Stellung in der Geſellſchaft, bei den Nachkommen von ihrer Verherrlichung durch Guido Reni bedingt? — Aber noch größeres Bedenken erweckt die materielle Beſchaffenheit des Stoffs, ob derſelbe nicht jenſeits der Schranken des Tragiſchen liege. Iſt nicht der Abſcheu, den ein Charakter, wie der des alten Grafen, erregen muß, den Empfindungen, deren Erregung Zweck der Tragödie iſt, durchaus zuwider? Iſt es möglich, die Gemeinheit ſolcher Schandthaten auch nur noch im Mindeſten mit einem Scheine des Erhabenen zu verdecken? Wird ſie wohl gemildert werden durch Veranſchaulichung der Energie, deren der menſchliche Wille ſelbſt im poſitiven Böſen fähig iſt? Unterdrückt der Ekel, den gerade *dieſe* Schandthat erweckt, nicht jedes feinere Gefühl, jedes edlere Intereſſe? Kann Vatermord je auf die Bühne gebracht, das Gemüth je ſo ſehr der natürlichen Gefühle entbunden werden, daß es dieſes Verbrechen entſchuldigen möchte? ja daß es das Schwerdt der Gerechtigkeit hemmen, mit den Gerichteten *Mitleid* empfinden könnte? Alle dieſe Bedenken verbinden ſich in der Frage: kann eine ſolche Geſchichte, können ſolche *Verbrechen* und *Leiden* dem allgemeinen menſchlichen Gefühle ſo nahe gebracht werden, daß es ſich in ihre Mitte verſetzen, daß es dieſe als Selbſterlebtes in ſich reproduciren, jene ihrer Rohheit entkleiden, und Widerwillen, Abſcheu, Ekel überwindend, mit ihnen ſich durch mildere Empfindungen ausſöhnen könnte? Einen ſolchen Stoff glücklich zu dramatiſiren, iſt eine ſchwere Aufgabe und erforderte ſichtbar ein Genie, das tief genug blickte, um ſeine einzelnen Beſtandtheile einem überwältigenden Geſichtspunkte unterzuordnen, fruchtbar genug war, um durch glückliche Erfindung dieſelben in ſolche Verhältniſſe gegen einander zu ſtellen, in der ſie gegenſeitig eine ihre Härte mildernde Wirkung äußerten, dialektiſch genug, um durch ſcharfe Scheidung und Gliederung der einzelnen Intereſſen einen Kampf zu erzeugen, deſſen Ende tragiſch, deſſen Opfer Gegenſtand des tiefſten Affects wäre. Wie löſte Shelley dieſe Aufgabe?

Den Mittelpunkt der Geſchichte bildet der Vatermord der Beatrice, und die tragiſche Brauchbarkeit derſelben hängt nun von der Möglichkeit ab, dieſe Unthat als äußerſte Kraftanſtrengung gegen die Nothwendigkeit darzuſtellen. Der ganze Stoff mußte ſich unter den Händen des Dichters zur Entwicklung eines mit unerbittlicher Conſequenz durchſchreitenden geſtalten- und wechſelvollen Verhängniſſes umbilden. Dieſe Unerbittlichkeit, dieſer gewaltſame Drang, der die einzelnen handelnden Perſonen mit ſich fortreißt, iſt der hochtragiſche Charakter dieſes Stoffs, und nur durch geſchickte Entwicklung dieſes Geſichtspunktes konnte es dem Dichter gelingen, uns beides, die Verbrechen und Leiden der Beatrice erträglich zu machen.

Die urſächliche Quelle dieſer Leiden und Verbrechen iſt der Charakter, der Haß, die Unthat des alten Grafen Cenci. Wären die leidenden Subjecte des Stücks demſelben nur mit gleichen Rechten, gleicher Freiheit und gleichen Kräften gegenüberſtehende Perſonen, wäre der Grund ihrer feindſeligen, zerſtörenden Colliſion nur der unvermeidliche Zuſammenſtoß unverſöhnlicher Intereſſen, ſei es ihrer materiellen Exiſtenz oder auch ihres formellen Charakters, ſo hätte die Tragödie nur den gemeſſenen Verlauf menſchlicher Berührungen, der tragiſche Effect beruhte nur auf dem Intereſſanten, was gerade *dieſe* Form ſolcher Berührungen an ſich trüge; das Verhängniß wäre dabei nur auf den Grad der Unvermeidlichkeit jenes Zuſammenſtoßes, d. h. auf das mögliche Minimum des Zufalls reducirt. Beatrice wäre eine gemeine Verbrecherin geweſen. Eben ſo aber würde auch der Charakter, das Verbrechen des alten Cenci, in ſeiner nackten Wirklichkeit aufgefaßt, als bloße That menſchlicher Wolluſt, menſchlicher Rachſucht, überlegter Bosheit dargeſtellt, eine unerträgliche Wirkung, Abſcheu und Ekel hervorbringen. Um dieſem Erfolge entgegenzuwirken, galt es, auch dieſer Figur eine tiefere Bedeutung zu verleihen. Es mußte gezeigt werden, wie nicht nur ein einzelnes Individuum, ſondern wie die ſie umgebende Welt ſich gegen die Freiheit der Beatrice verſchwor, wie alle Fäden ihrer Verhältniſſe ſich zu Einem unauflöslichen Netze des Verderbens um ſie zuſammengezogen, wie jede andere Ausflucht und Hilfe ihr abgeſchnitten war und Alles ſie mit unwiderſtehlichem Drange in die verhängnißvolle Wahl trieb zwiſchen ihrer gräßlichen That und einem gräßlicheren Untergang. So war Beatrice auf tragiſchen Standpunkt erhoben. Alle dieſe feindſeligen Motive und Kräfte aber mußten nun, wie Strahlen in Einem Brennpunkt, in der Figur des alten Cenci vereinigt werden und dieſe, dadurch ihrer Iſolirtheit entbunden, eine allgemeine umfaſſende Bedeutung gewinnen, die jene Empfindungen, welche ſich an die nackte Wirklichkeit ſeines Bildes anknüpfen, nicht nur zurückdrängte, ſondern dieſem das höchſte tragiſche Gewicht verlieh. Die Kräfte, die zum Verderben der Beatrice ſich verſchwören, haben erſt ihn zu ihrem Opfer erſehen, indem ſie ihn zu ihrem Werkzeuge machten; er iſt in ſeiner äußerſten Verkehrtheit nur der Reflex, das Product, das Spielzeug der ihn umgebenden

Welt, und der finſtern, dieſe conſtituirenden Mächte; er iſt die Maske, in der das Verhängniß ſelber die Bühne betritt, um die größere Hälfte der ungeheuern Schuld, die in dieſem Charakter ſich ſammelte, zu übernehmen. In der Unfreiheit, innern Gebundenheit, äußeren Abhängigkeit dieſer Maſchine liegt eine Entſchuldigung ihrer zerſtörenden Wirkungen.

Als das bedeutendſte Moment, um der Auffaſſung des Leſers dieſes Intereſſe an der Figur des Cenci einzuflößen, dient dem Dichter die Stellung, welche derſelbe gegenüber von der päpſtlichen Regierung einnimmt. — Innerhalb eines, auf gebildeten ſocialen Einrichtungen beruhenden Gemeinlebens, in welchem die Verhältniſſe der Einzelnen rechtlich geordnet und abgewogen ſind, und durch Unterordnung Aller unter eine allgemeine Norm beides die Willkür des Einzelnen gebändigt und ſeine Sicherheit gewahrt iſt, — auf einem ſolchen Grund und Boden kann ein tragiſches, die Freiheit des Einzelnen unterdrückendes Verhängniß nur dann Fuß faſſen, wenn jenes Gleichgewicht zerſtört, die niederhaltende Macht des Allgemeinen irgendwie durch den Andrang eines Particularwillens oder eines Syſtems ſelbſtiſcher Intereſſen zurückgedrängt und dem Einzelnen Raum gegeben iſt, ſein egoiſtiſches Intereſſe als tyranniſche Macht über andere Einzelne geltend zu machen. In der gehäſſigſten Geſtalt aber tritt dieſe Tyrannei in der Cenci auf, indem die geſetzliche Macht ſelbſt ſich zur Protection der Willkür verſchlechtert, und dieſe von den Inhabern jener ſelbſt zu eigennützigen Zwecken ausgebeutet wird. Cenci's Bosheit iſt das Mittel zu Befriedigung der päpſtlichen Habſucht, die Verbrechen deſſelben ſind eben ſo willkommene als unfehlbare Quellen der päpſtlichen Schatzkammer. Dieſe Stellung des alten Cenci zeichnet ſich am Empörendſten ab, wenn er in der erſten Scene des erſten Acts erzählt, daß ein Neffe des Papſtes ſich zum Voraus eines ſeiner Landgüter erſehen habe, um ſich dort eine Villa zu bauen, für den Fall, daß er wieder mit ſeinem Oheim handeln müßte. Ein ſolcher Handel mit dem Papſt über eine begangene Mordthat iſt eben Gegenſtand dieſer Scene und die Kaltblütigkeit, womit der Cardinal Camillo ſich von dem Mörder ſagen läßt:

Der Papſt und ſeine gnäd'gen Neffen beten
Gewiß, daß mir Sanct Peter und die Heil'gen
Um ihretwillen Kraft und Wohlbefinden,
Luſt, Uebermuth und langes Leben ſchenken,
Um Thaten zu verrichten, wucherreich
Für ihren Schatz. —

Dies nicht weniger, als der Hohn, womit er ihn tröſtet, daß ja immer noch ſo viel bleibe, um mit Ehren zu leben, ſtellt in Cenci ſichtlich das Werkzeug der Schwäche und Tyrannei der päpſtlichen Regierung dar. Aber das Verhältniß beider iſt noch enger. Cenci's Verworfenheit iſt auch das Werk dieſer Schwäche und Tyrannei. Der Reiz, des Geſetzes zu ſpotten, der in dem Bewußtſein liegt, es ungehindert zu können, der Drang, durch ſtets neue Verbrechen die Unmacht deſſelben immer von Neuem zu prüfen, iſt die natürliche Wirkung der Erfahrung, daß ihre Buße der Gerechtigkeit jeder Zeit feil iſt. Die Kenntniß von der Schwäche dieſer Macht und der Brauchbarkeit der Ausbrüche ſeiner Bosheit verleiht derſelben eine Feſtigkeit in dem Bewußtſein des alten Böſewichts, durch welche ſie ihm zur andern Natur, zur habituellen Beſtimmtheit ſeines Weſens wird. In der äußerſten Zügelloſigkeit zeigt ſie ſich, wenn ſie die Machthaber ſelbſt an ihre Schwäche erinnert und ſie mit Drohungen zum Schweigen bringt. In ſeinem frommen Eifer ſagt Camillo zu dem Alten:

„Wie ſchau'n durch dieſes Haars ehrwürd'gen Schnee
Thaten der Luſt, des Bluts mit grauſem Blick!
Jetzt würden eure Kinder um euch ſitzen,
Nur fürchtet ihr, in ihrem Blick den Jammer,
Die Schmach zu leſen, die ihr drein geſchrieben.
Wo iſt ein Weib? wo eure edle Tochter?
Ihr ſüßer Blick, der Alles ſonſt bezaubert,
Dünkt mich, ſollt' auch den Feind in euch bewält'gen."

Eines, antwortet Cenci, bitte ich, künftig nicht zu vergeſſen:

„— Jemand ſprach
Da auch von meinem Weib und meiner Tochter, —
Ihr kennt ihn, — täglich kam er in mein Haus.
Jüngſt kam ſein Weib und ſeine Tochter, fragten,
Ob ich ihn nicht geſehn? — Ich lächelte:
Ich denke, nimmer ſahen ſie ihn wieder.

Camillo. Verworfner Menſch, nimm dich in Acht!

Cenci. Vor dir?
Nicht nöthig; nein, wir kennen uns!" (Act I. Sc. 1.)

Und nun ergeht er ſich mit ſchauderhafter Wolluſt in dem Bemühen, ſeine Bosheit in ihren Formen und in ihrem launiſchen Wechſel zu zeichnen, und die geheime Luſt, die ſie ihm in jeder gewährte, mit teufliſchem Behagen zu zergliedern und abzuwägen. Ihre höchſte Spitze iſt die Luſt der Rache, die Freude an Qual und Marter:

„Der Sinne Luſt liebt Jeder, Jeder freut
Der Rache ſich, und weidet ſich voll Gier
An Martern, die er ſelbſt nicht fühlt, im Stillen
Die eig'ne Luſt an fremden Qualen kitzelnd.
Mich aber reizt ſonſt Nichts mehr u. ſ. w."

Es iſt wahr, dieſe Verderbtheit überſchreitet das Maß des Natürlichen. Aber die richtige Auffaſſung dieſes Charakters iſt auch nur, ihn als den Wahnſinn der Bosheit zu nehmen. Denn Wahnſinn iſt es, wenn der Menſch, obgleich im vollen Gebrauch ſeiner Lebenskräfte, die Energie derſelben nur auf Ein verrücktes Ziel hinrichtet. Cenci's Figur iſt die Form der höchſten Zerrüttung, welche die Verkehrtheit, die ſtatt gezügelt, nur in ihrem Wachsthum genährt wird, im Innern des Menſchen anrichten kann.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

11. November. № 114. 1841.

Ueber das Trauerspiel „Die Cenci" von Percy Bysshe Shelley, mit Proben der noch ungedruckten Uebersetzung desselben.

(Fortsetzung.)

Als Wahnsinn erscheint sein Wesen besonders in dem Hasse und der mörderischen Wuth des Grafen gegen seine Familie. Diese, unmotivirt, wie sie dasteht, ist die Idiosynkrasie, an der er krank ist. Zwei Söhne schickte er nach Salamanca, um sie dort verhungern zu lassen; der dritte

Bernardo und mein Weib — sie hätten's besser
Im Grab und in der Hölle: — Beatrice — — —

Der Vorsatz ihrer blutschänderischen Entehrung ist gefaßt. — Dieses ist der Feind, der Beatricen entgegentritt. Aber ihr gegenüber gewinnt derselbe noch weit an Furchtbarkeit, das Verhängniß steigert seine Gewaltsamkeit aufs Aeußerste darin, daß Cenci der Vater der Beatrice ist. Dadurch wird sein Wahnsinn über alle Schranken hinaus gehoben, daß er ihr gegenüber die heiligsten Rechte der Natur und der Convention sich zur Seite stehen hat. Aufs Engste zusammen hängt hiemit der höchst eigenthümliche, aber sehr wahre Zug in dem Bilde des Cenci, nämlich die religiöse Färbung, die er bei all dieser Scheußlichkeit des Charakters behauptet. Der Begriff des Wahnsinns ist das verbindende Medium beider Seiten. Die bloße Aeußerlichkeit katholischer Religiosität reicht nicht zu, den aufs Aeußerste gesteigerten Widerspruch zu versöhnen. Sie erklärt wohl die leichte Beschwichtigung des Gewissens, die Meinung, durch äußerliche Uebungen sich die Vergebung für seine Unthaten zu sichern. Aber Cenci's Frömmigkeit geht so weit, daß er sich für einen besondern Gegenstand der göttlichen Sorge ansieht, daß er durch Gebet den Himmel zum Genossen seiner Frevel gemacht zu haben glaubt, daß er meint, seine mörderische Wuth sei ein Werkzeug der göttlichen Strafgerechtigkeit, — wofür? — weil seine beiden verdammten Söhne ihn wegen ihrer Mißhandlungen mit dem Papst verhetzt hatten, weil Beatrice sich weigert, ihm aufs Geheiß zu Willen zu sein.

Doch ist hiemit noch keineswegs das ganze Gewebe der feindseligen Kräfte, welche sich gegen Beatrice verschworen haben, entwickelt. Ihr Verhängniß, um den äußersten Grad von Bösartigkeit zu gewinnen, wirft seine Schlingen bis in ihre nächste Nähe, und fängt sie in dem unsichtbaren Netze theils der verrätherischen Luft, theils der charakterlosen Schwäche ihrer befreundeten Umgebung.

Orsino, ein Priester, Jugendgespiele Beatricens, mit dem sie einst durch ein Bündniß früherer Liebe näher befreundet war, das aber Orsino durch seine Priesterweihe löste, — drängt sich nun an sie, um seine Bewerbungen zu erneuern. Beatrice, „ein freundlos Mädchen, ihn umklammernd, als ihren einz'gen Hort," übergiebt ihm eine Bittschrift an den Papst um Hülfe gegen ihren Vater, deren Besorgung er zusagt. Seine Liebe zu Beatrice ist zwar die Gluth der heißesten Lust.

„Ihr schönes Bild kniet am Altar bei mir,
Es folgt mir in's Gewühl der Menschen; füllt
Mit wilden Träumen meinen Schlaf; erwach' ich,
So ist mein Blut wie flüssig Feuer; rühr' ich
Mein schwindlig dumpfes Haupt, so scheint's zu dorren
In meiner glüh'nden Hand. Ihr Name schon
In fremdem Mund macht krank und wild mein Herz.
So heg' ich ungenoss'ner Lüste Blendwerk,
Genußlos, bis getäuscht, die Phantasie
Den selbst geschaff'nen Schatten halb besitzt" u. s. w.
(Act II. Sc. 2. Schluß.)

Dennoch zwischen dieser Leidenschaft einerseits und den Hindernissen ihrer Befriedigung anderseits gestellt, sieht er leicht, daß es eine unmögliche Sache ist, diese durch gerade Mittel, ohne Verletzung eigener theurer Interessen zu heben. Sein priesterliches Gelübde? — es ist ohne Beeinträchtigung seiner priesterlichen Habsucht unlösbar; er weiß,

„— — der Papst
Spricht ihn von seinem Priestereid nie los,
Als, daß er ihn zugleich von dem Ertrage
Manch fetter Pfründe lossprícht." — (Act I. Sc. 2. Ende.)

Der alte Cenci?

„Nichts fürcht' ich so auf Erden, wie den Mann,
Deß Streiche schneller sind als seine Worte.
Und so ist Cenci; und weil Cenci lebt,
Wär' seiner Tochter Brautschatz, wenn ein Priester
Sie je gewinnt, ein heimlich Grab." (Act II. Sc. 2.)

Die Bittschrift, — sie kann ihm Nichts helfen; der Papst,

„Nie soll er die beredte Bittschrift lesen:
Er gäb' sie nur, wie ihre Schwester, einem
Armen Verwandten seines sechsten Vetters!
Und jeder Zutritt wäre mir versperrt." (Act I. Sc. 2.)

Sein Plan iſt gefaßt. Cenci ſoll ermordet werden;

„Welch Unrecht denn, wenn Cenci ſterben ſollte?
Doch wenn — warum durch mich?“

Seine prieſterliche Feigheit, Selbſtliebe und Falſchheit beſtimmt die Art der Ausführung:

„Wie, wenn den Nutzen
Der That ich zöge, ohne die Gefahr
Und Schuld?“ (Act II. Sc. 2.)

So ſollen denn die unterdrückten Cenci's ſeine Werkzeuge ſein, auf welche er die Gefahr und Schuld ablenkt. Trefflich kommt ihm hiebei das Naturell derſelben zu ſtatten,

„— die üble Art, ihr eig'nes
Und And'rer Herz gleich zu zerlegen.“

Seine Abſicht iſt, unvermerkt ſeinen Plan in ihrem eigenen Denken ſich erzeugen und ausbilden zu laſſen. So iſt er im Fall des Mißlingens ſicher, im Fall des Gelingens aber ſind die Schuldigen durch das ſchreckliche Geheimniß ſeinem Willen Preis gegeben.

Der Schilderung Orſino's gemäß ſind nun die Charaktere der übrigen Cenci's gehalten. Sie ſind die bleiernen, tauben Gewichte, die von Außen in Unruhe verſetzt und durch die Laſt ihrer Leiden beſchwert den Ablauf der Uhr ihres Geſchickes beſchleunigen. Lucretia, die Stiefmutter der Kinder, iſt eine ſanfte Frau, die an dem Thau ihrer Thränen und dem hausmütterlichen Tone ihrer Troſtworte ihre Heimath in der ordinären Sphäre des Lebens beurkundet, und dadurch die Sympathie nicht wenig ſchwächt, die ihrer aufopfernden Theilnahme an den Leiden und Verbrechen ihrer Kinder gebührt. Offenbart ſich in dieſem Charakter eine Schwäche des Dichters? — Lucretia iſt der Geſchichte zufolge eines der Opfer. Hätte der Dichter ihrer Figur durch einen auffallenden Mißgriff, oder durch eine eigenthümliche Energie des Widerſtandes eine beſondere Bedeutung zugetheilt, ſo hätte er dadurch das tragiſche Intereſſe geſpalten, und die Wirkung der Rolle Beatricens geſchwächt; er wäre ſelbſtmörderiſch gegen ſich, gegen ſein eigenes Werk verfahren. Lucretia konnte nur eine harmloſe, durch häusliche Tugend geſchmückte, übrigens gewöhnliche Erſcheinung, ihr Leiden konnte kein tragiſches ſein; ſie war zum Leiden geboren. —

Eine beſſere Stelle im Ganzen findet Cenci's älteſter Sohn Giacomo, der der Geſchichte zufolge ebenfalls mit Beatrice hingerichtet wurde. Der Sohn eines Cenci, unter der Tyrannei eines Cenci erzogen, kann nicht anders gezeichnet werden, als er gezeichnet iſt. Luſt und Liebe zum Leben iſt ihm ein von Cenci geerbter, mit Beatrice gemeinſamer Familienzug; allein durch den äußerſten Druck, unter dem er ſeufzte, an die äußerſte Ergebung im Leiden, die höchſte Genügſamkeit in ſeinen Bedürfniſſen gewöhnt, konnte nur der Raub des Nothwendigſten ihn unglücklich machen. Auf der andern Seite hatte die Atmoſphäre der Angſt und Furcht, in der er aufwuchs, in ihm eine Unſicherheit, Unſelbſtändigkeit erzeugt, die ihn, ſobald ſein Leben einen ungewöhnlichen Verlauf nahm, und in außerordentliche Colliſionen gerieth, zum unausbleiblichen Verderben führen mußte. Das Gefürchtete trat ein. In einer ſchwachen Stunde wußte der alte Cenci den Sohn zu beſchwatzen, ihm das Vermögen ſeiner Frau ohne Pfand und Schein zu leihen. Dieſe Nachgiebigkeit gegen den langjährigen Tyrannen, dieſe blinde Hingebung an ein falſches, gutes Wort deſſelben iſt ausnehmend charakteriſtiſch; ausgeführt wäre dieſe Scene eine herrliche Zierde des Ganzen geworden. Der Alte natürlich läugnet ſeine Verbindlichkeit. Giacomo iſt mit Weib und Kind an den Bettelſtab gebracht. Er wendet ſich an den Cardinal Camillo um Hülfe. Die Schilderung ſeiner Lage iſt einfach und wahr; „Wie?“ fährt er fort, (Act II. Sc. 2.)

„Wenn man euch, Cardinal Camillo, plötzlich
Von weichen Dunenbetten, feiner Koſt,
Von ſechs Paläſten, Hunderten der Diener
Auf das, was die Natur erheiſcht, beſchränkte?“
Cam. Fürwahr! Etwas iſt dran; es wäre hart.

Dennoch iſt ſein Bemühen umſonſt. Warum?

Cam. Nicht hemmt der Papſt den Gang des Rechts.

Worte des Papſtes:

„Ich habe mit Graf Cenci herzlich Mitleid; ſeine
Verſchmähte Liebe kehrte ſich vielleicht
In Haß; und ſo iſt er zum Böſen nun
Verbittert. Ich, ein Greis mit weißem Haar
Und welkem Leib will in dem großen Kriege
Von Alt und Jung mich ſchmachlos ferne halten.“

In dieſer hülfloſen Lage iſt er die leichte Beute Orſino's, der in dieſer für alle Einflüſſe zugänglichen, in jedem Augenblicke leicht entzündlichen Natur das rechte Werkzeug für ſeinen oben entwickelten Plan findet.

Der jüngſte Sohn Bernardo iſt ein Kind, daher ohne dramatiſchen Charakter. Seine Bedeutung iſt hiſtoriſch, weil er das einzige, vom Papſt begnadigte, obgleich unſchuldige Glied der Familie war: in der Tragödie bildet er eine Figur, deren Erſcheinung nur zu Verſchärfung und Hebung anderer Momente beiträgt.

Dieſes ſind nun die verſchiedenartigen Kräfte, welche ſich gegen Beatrice zu Einer gleichartigen, zerſtörenden Wirkung vereinigen. Was weiß ſie nun ihnen entgegenzuſetzen? Beatrice Cenci iſt ein einfaches, ſcheues Mädchen von ſanfter Gemüthsart. Die unmenſchlichſten Mißhandlungen waren die Schule ihrer Kindheit.

„— O, mit Füßen trat
Er mich, daß von den blaſſen Wangen nieder
Das Blut troſ, gab uns Allen Pfützenwaſſer,
Ließ fieberkrankes Büffelfleiſch uns reichen,
Und hieß uns eſſen, oder Hungers ſterben. —
Wir aßen. Meinen theuern Bernard mußte
Ich ſehen, wie ſeine zarten Glieder ihm
Der Roſt von ſchweren Ketten hat zerfreſſen;
Ich habe nicht verzweifelt, — aber nun!“

Doch die äußerſten Mißhandlungen ſelbſt haben ihren friſchen Sinn nicht brechen, ihr kräftiges Jugendgefühl, ihre geſunde Lebensluſt nicht beugen können. An ihr richteten die Andern ſich auf; Lucretia ſagt:

„So ſtandeſt als ein Schutzgeiſt du bis jetzt
Stets zwiſchen deines Vaters finſterm Grimm
Und uns. Als eing'ge Wehr' und Zuflucht blieb
Uns noch dein feſter Sinn.“ (Act II. Sc. 1.)

Beatrice iſt nicht zur tragiſchen Heldin geboren. Aber das Unglück machte ſie dazu. Das Tragiſche ihres Charakters und Schickſals liegt gerade darin, daß ſie durch den Drang der Verhältniſſe, durch die Gewalt des Verhängniſſes das wurde, wozu ſie urſprünglich weder nach Neigung noch Fähigkeit geartet war. Dieſes allmälige Werden ihres tragiſchen Charakters, dieſe ſtufenweiſe Entwicklung der Verhältniſſe ihres innern Lebens in harmoniſcher Wechſelwirkung mit denen ihres äußern iſt das große und ſchwere Problem des ganzen Drama's.

(Fortſetzung folgt.)

Neue Umtriebe der proteſtantiſchen Hierarchie in Preußen.

Die kirchliche Verfaſſung und Stimmung in der Rheinprovinz und Weſtphalen iſt den Leſern der Jahrbücher bekannt. Die Provinzial-Synode tritt alle drei Jahre zuſammen und ſie hat in dieſem Herbſt in Bonn ihre dritte Verſammlung gehalten.

Nachdem im Verlauf des verfloſſenen Jahres die hierarchiſchen Beſtrebungen der rheiniſchen Presbyterianer ans Licht gezogen und ſeitdem der öffentlichen Kritik ausgeſetzt waren, war es in Betracht der Zeitumſtände und der beſchränkten Leidenſchaft dieſer Sekte vorauszuſehen, daß die Wiſſenſchaft das Ziel ihrer Angriffe werden würde. Sie waren gereizt und beunruhigt, die Regierung mit ihrer reactionären Richtung ſchien ihnen günſtig, die Wiſſenſchaft und Lehrfreiheit konnten und durften alſo keine Schonung erwarten.

Wie man uns meldet, wurde ſogleich nach dem erſten Zuſammentritt der Synode der Antrag geſtellt, daß Niemand ohne Zuſtimmung der Synode zur theologiſchen Facultät zugelaſſen werden ſolle. Der Synode ſoll ein entſcheidendes Veto zuſtehen. Schon vor einigen Jahren war einmal der Antrag geſtellt worden, die theologiſche Facultät ſolle der Inſpection der Synode unterworfen ſein. Die Verhältniſſe waren aber damals ſo ungünſtig, daß der Antrag verunglückte. Jetzt war ſeine Zeit gekommen und alle Glieder der Synode ſind in dem Maße, wie man uns meldet, von ſeiner Nothwendigkeit überzeugt, daß er mit einer faſt an Stimmeneinhelligkeit gränzenden Majorität durchgehen wird.

Der Antrag iſt überhaupt von der Beſchaffenheit, daß alle Reflexion zunächſt aufhört. Später, wenn die Verhandlungen der Synode durch den Druck bekannt gemacht worden ſind, werden auch die Verhandlungen der Kritik darüber zur rechten Zeit kommen. Für jetzt erlauben wir uns nur darauf hinzuweiſen, welch' ein wichtiger Incidenz-Punkt durch dieſen Schritt in der Entwicklung der preußiſchen Verhältniſſe eingetreten iſt.

Die Regierung ſieht in jenem Antrage dasjenige ausgeſprochen, was ſie ſelber will und beabſichtigt. Sie will die Wiſſenſchaft durchaus chriſtlich haben, ſie iſt argwöhniſch gegen die wahre und freie Wiſſenſchaft: wohlan, jener Antrag kommt ihr zu Hülfe und bietet ihr ein rechtliches Mittel, welches den Zweck nicht nur heiligt, ſondern auch ausführt.

Die Regierung will die beſondern Rechte der einzelnen Provinzen befeſtigen, ſich in ihrer abgeſchloſſenen Beſchränktheit erſtarken und für ſich entwickeln laſſen — ſucht ſie doch zu dem Ende aus dem Staube der Vergangenheit längſt vergeſſene Provinzial-Rechte hervor, um ſie den Provinzen ſogar gegen ihren Willen aufzudringen — nun, jener Antrag iſt eine ſo conſequente Entwicklung der provinziellen Presbyterial-Verfaſſung, daß er ihren ganzen Beifall erhalten muß.

Die Regierung will die Univerſitäten und einzelnen Facultäten in ihrer Selbſtändigkeit als beſondere Corporationen anerkennen und gelten laſſen; wenigſtens ſieht ſie es gern und nimmt ſie es ſich zu Nutze, wenn dieſe Corporationen als ſolche gegen allgemeine Grundſätze und gegen die univerſelle Macht der Wiſſenſchaft ſich erklären. Nun kann es aber ehrenhalber zufällig genannt werden, wenn eine beſtimmte Facultät mit jenem Antrage übereinſtimmen ſollte; möglich iſt es doch, daß ſie ſich in Colliſionen verſetzt ſieht, wo ſie ſich der Wiſſenſchaft gegen die Inquiſition der Synode annehmen muß: dann iſt die Regierung gezwungen, den Kampf der beſondern Corporationen gewähren zu laſſen. An die Stelle der allgemeinen Staatsmacht tritt die Zwietracht und das Zerwürfniß der Corporationen, an die Stelle des allgemeinen Geſetzes die Willkühr und der Staat löſt ſich in Atome auf.

Wenn es demnach ſcheint, daß die Beſtrebungen der rheiniſchen Synode den Beifall und die Beſtätigung der Regierung erhalten werden, ſo dürfen wir doch noch hoffen, daß der Widerſpruch, welchen jenes Syſtem, die Corporationen zu hegen und pflegen, mit ſich führt, noch einmal die Gefahr, welche der Wiſſenſchaft droht, abwenden wird. Die Selbſtändigkeit der Corporationen, ſo ſieht die Regierung die Sache an, ſoll die Ruhe und Harmonie des Staats unterhalten und befeſtigen. Wie ſchön, wenn jeder Kreis ſich ruhig in ſich bewegt und die Staatsregierung weiter Nichts zu thun hat, als der Bewegung dieſer

nicht etwa concentriſchen, ſondern nebeneinander votirenden Kreiſe zuzuſehen. Es würde ihr aber bald Hören und Sehen vergehen, wenn ſie allen dieſen beſondern Corporationen ihren Eigenwillen laſſen wollte. Das Ineinandergreifen der Kreiſe iſt nun einmal nicht zu vermeiden; je ſelbſtändiger ſie ſind, um ſo heftiger werden ſie in einander einbrechen. Es wird nicht knarren, ſondern krachen. Der Krieg Aller gegen Alle wird die Loſung ſein und die Regierung, die ſich nicht zur Staatsidee erhoben hat, wird ſich nicht mehr zu helfen wiſſen. So viel iſt gewiß, ſie wird den Corporationen entgegentreten müſſen.

Wie ſie es zunächſt allein thun kann, hat die neueſte Erfahrung bewieſen, eine Erfahrung, die an ſich nicht erhebend iſt, aber doch für den gegenwärtigen Fall die äußerſte Beſorgniß beſchwichtigt. Den Landtagsverſammlungen dieſes Jahres wurden von der Regierung Anträge auf Wiedereinführung alter, den Provinzen ſelbſt nicht mehr bekannter Provinzialrechte gemacht. Die Landtage haben im Intereſſe des Staats die Anträge zurückgewieſen. Sie ſtellten dagegen Anträge auf die Fortführung der Provinzialverfaſſung zur Staatsverfaſſung — die Regierung wies ſie zurück mit dem Bemerken, daß ſie ſich nur um ihre Provinzialintereſſen zu bekümmern hätten. Den Grundſatz nun, welchen die Regierung den andern Provinzen entgegenhielt, machte gegen ſie die Provinz Poſen geltend, welche ihre provinzielle Selbſtändigkeit geſichert wiſſen wollte: die Regierung desavouirte dagegen ihr Prinzip, mit welchem ſie die Forderungen der andern Provinzen bekämpfte, und den Gedanken an die Staatsidee, welchen ſie dieſen nicht zugeſtehen wollte, hielt ſie dafür der Provinz Poſen entgegen.

Erwarten wir alſo, ob die Regierung auch dießmal vor ihrem Prineip erſchrecken und welches der Widerſpruch ſein wird, zu dem ſie, wenn ſie erſchrickt, ihre Zuflucht nehmen wird.

Uebrigens meine man nicht, daß wir dem Antrage auf geiſtliche Inſpicirung der theologiſchen Facultät ſchlechthin entgegen ſind. An ſich ſind die Facultäten ſchon von der geiſtlichen Macht beaufſichtigt und was an ſich bereits da iſt, wird und muß auch zum Geſetz erhoben werden müſſen. Der Conflict der theologiſchen Facultäten mit der Wiſſenſchaft iſt ſo groß geworden, daß die erſteren mit Gewalt geſichert werden müſſen. D. h. ſie müſſen von der Wiſſenſchaft völlig losgetrennt und wirkliche, beſondere Corporationen werden. In ihnen wird es ſich am deutlichſten zeigen, daß die Univerſitäten mit ihren Facultäten als mittelalterliche Corporationen ſich völlig überlebt haben und vor der Entwicklung der neuern Wiſſenſchaft ſich nicht mehr halten können. Die Männer, die ſich der Wiſſenſchaft widmen, ſind von den theologiſchen Facultäten ausgeſchloſſen und die Geiſtlichen, die in den Facultäten gebildet ſind, was ſind dieſe geworden? Nun eben Geiſtliche, die aber auf einem ſo niedrigen Grade der Bildung ſtehen, daß man in Preußen z. B., unter dem Miniſterium Altenſtein einmal wirklich bedenklich wurde und dieſen Zuſtand der Geiſtlichkeit in ernſtliche Berathung zog. Es iſt Luxus, wenn es um ſolcher Geiſtlichen willen noch Univerſitäten und Facultäten geben ſoll. In Seminarien richte man künftig die Geiſtlichen ab, Seminarien gründe man auch für die andern Brotſtudien und die wirkliche Wiſſenſchaft laſſe man zunächſt für ſich ſorgen, bis ſie in einem beſſern Weltzuſtande neue Lehranſtalten ſchaffen wird. Die Univerſitäten haben am längſten gedauert und ihr Verfall wird bald für Jedermann deutlich ſein, wenn auch aus der philoſophiſchen Facultät die wirkliche, freie Wiſſenſchaft ausgeſchieden werden wird.

Jenem Antrage auf Inſpection der theologiſchen Facultät liegt ein richtiges Gefühl der Hierarchie zu Grunde. Sie ahndet, daß die Zeit gekommen iſt, wo die Univerſitäten zerſprengt und getheilt werden müſſen. Sie will in voraus ihr Schäfchen ins Trockne führen.

Wenn übrigens vor dem Zuſammentreten der Synode in den Kirchenzeitungen im voraus gemeldet wurde, ſie würde ſich auch mit Sicherheitsmaaßregeln gegen die Prätenſionen und Umtriebe der katholiſchen Kirche beſchäftigen, ſo müſſen wir auch darin den richtigen Takt und zugleich die Liſt dieſer Geiſtlichkeit anerkennen. Sie weiß, daß ſie im Grunde katholiſcher als die römiſche Hierarchie iſt, und um ſich nun den Schein zu geben, daß ſie noch proteſtantiſch ſei, hat ſie im voraus die Kirchenzeitungen von ihren Abſichten ſprechen laſſen. Sonſt aber muß ſie in der That gegen die Prätenſionen der römiſchen Partei auftreten — z. B. im Punkt der gemiſchten Ehen — ſie muß erklären, daß ſie allein der alleinſeligmachenden Kirche diene, denn zwei Sonnen können nicht zu gleicher Zeit am Himmel ſtehen.

In meinem Verlage erſchien ſo eben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

R. E. Prutz.

8. 1841. Broſch. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

12. November. № 115. 1841.

Ueber das Trauerspiel „Die Cenci“ von Percy Bysshe Shelley, mit Proben der noch ungedruckten Uebersetzung desselben.

(Fortsetzung.)

Die eigentliche Entwicklung desselben, zu der wir nun übergehen, beginnt mit der dritten Scene des ersten Acts, welche, was die erschütternde Wirkung betrifft, die sie hervorbringt, ein dramatisches Meisterstück ist. Hier ist gleichsam der Wahlplatz, auf dem die Partheien zusammenstoßen. Alle die Bestandtheile des Charakters des alten Cenci zeigen sich hier in ihrer grausenhaftesten Mischung. Er hat die Nachricht erhalten, daß seine beiden Söhne in Salamanca in Einer Nacht ums Leben kamen. Unter dem Vorwand, sich mit seinem Rufe auszusöhnen, und die Gerüchte über seine Tyrannei gegen seine Söhne niederzuschlagen, versammelt er den hohen Adel Roms zu einem Fest in seinem Hause. Mit zweideutigen Worten weiß er die zutrauliche Stimmung der Gäste hinzuhalten, bis er plötzlich mit dem Rufe hervorbricht, seine rebell'schen Söhne seien todt.

Mit gräßlicher Lust füllt er sodann einen Becher mit Wein, hebt ihn in die Höhe und spricht:

„Du funkelndes Getränk, deß Purpur perlt
Und lustig wallt in diesem goldnen Becher
Beim Kerzenlicht, so froh, wie meine Seele,
Weil der verfluchten Söhne Tod ich hörte!
O wär' es! Wär'st du ihr gemischtes Blut,
Ich wollte kosten als ein Sacrament
Dich zum Bescheid dem mächt'gen Gott der Hölle.
Der, wenn es wahr ist, daß des Vaters Flüche
Geflügelt schnell der Kinder Seelen fassen,
Und weg vom heil'gen Himmelsthron sie schleppen,
Nun in mein Jauchzen einjauchzt u. s. w.“

Einen Versuch der über diesen teuflischen Wahnsinn empörten Gäste, ihn zu ergreifen, schlägt er mit den Worten nieder:

„Geb't Acht! denn meine Rache
Gleicht eines Königs Auftrag, der versiegelt
Tödtet, und Niemand darf den Mörder nennen!“

Den Eindruck einer dringlichen, um Rettung für sie und die ihrigen aus den Händen des unnatürlichen Vaters flehenden Rede Beatricens an die Versammlung erstickt er durch die Worte:

„Ihr, meine Freunde, hoff' ich,
Denk't an die eig'nen Töchter, — auch vielleicht
Die eig'nen Kehlen, — eh' der wilden Dirne
Ihr Euer Ohr leih't!“ —

Als Beatrice, ohne Hoffnung, sich den Tod wünscht, ist Alles, was sie erlangt, ein Bedauern der Cardinäle unter sich, Nichts thun zu können: „Des Grafen Feindschaft wäre zu gefährlich!“

Cenci heißt seine Tochter sich zurückziehen. Da, ergriffen von dem Muthe der Verzweiflung, kehrt sie sich gegen ihn:

„Geh' du fort, Mann des Frevels! Ja, verbirg dich,
Wo nie ein Aug' dein Antlitz sehen mag!
Du wolltest Ehre, du Gehorsam fordern,
Der nur ein Henker ist! O nimmer wähne,
Daß wenn du diese Männer auch verschüchterst,
Der bösen Saat nicht böse Frucht entkeime! —
Schau nicht so wild auf mich, verbirg dich schnell,
Daß meiner Brüder Furienblick dich nicht
Von deinem Sitz jagt! Vor lebend'gen Augen
Verhüll' dein Antlitz, hörst du Menschentritte,
So zittre: such' des stillsten Winkels Nacht,
Dein Silberhaupt vor Gottes Zorn zu beugen,
Wir wollen um dich knie'n, mit brünst'gem Beten,
Daß er sich dein erbarm' und unser!“

Dem Eindruck dieser Scene weiß Cenci nicht mehr Stand zu halten; er entläßt die Gäste; „sein Hirn ist schwindlig.“ Die Rede ist hiedurch von großer Wirkung. Beatrice sieht sich zum ersten Mal ihm selbständig gegenüber gestellt, und findet eine Energie in sich, die das Interesse, diese Stellung zu behaupten, unterstützt. Doch ist sie für jetzt nur erst ein Werk des Augenblicks, verschwindet mit den Umständen desselben. Dennoch sind die Interessen der Parteien dadurch zu scharfer Scheidung gekommen. Cenci kann ihr die Demüthigung und Verwirrung nicht verzeihen, die ihre Worte in ihm vor so vielen Zeugen hervorbrachten. Dies regt seine Rache auf, die darin, daß ihr Gegenstand solche Energie entwickelt, noch einen besondern Reiz hat. Beatrice erschien zugleich schöner in ihrem Muthe; hierin liegt ein Stachel für seine Lüsternheit.

„Du bunte Viper,
Du Bestie, die du bist! schön und so schrecklich!
Doch weiß ich einen Zauber, der dich zwingt
Und zähmt. Aus meinen Augen, fort!“

Indem er einen Becher Wein trinkt:

Sei du in meinem Blut der rüst'gen Jugend
Entschlossenheit, des Mannes ernster Wille,

Des Alters feſte, kalt bedächt'ge Bosheit,
Als wär'ſt du wirklich meiner Kinder Blut,
Wornach ich dürſte. — Ja, der Zaubertrank
Wirkt gut; es muß, es wird geſcheh'n; ich ſchwör's!"

Cenci trachtet nun ſeinem Verbrechen nach. Beatrice läßt von Schritt zu Schritt eine ſichtliche Veränderung in ihrem Weſen bemerken. Die Ruhe, die ſie unter ihren frühern Leiden bewährt hatte, der Muth bei dem Mahle verwandelt ſich, ſobald die erſte Ahnung der Abſicht ihres Tyrannen in ihrer jungfräulichen Seele aufſteigt, in einen Zuſtand der peinlichſten Angſt. Sie iſt eine ſcheue, flatternde Taube, die vor jedem Geräuſch, vor jedem Schatten erzittert, es möchte ihr Feind ſein,

„— Er kommt, — ſchon öffnet
Die Thüre ſich; ich ſeh' ſein Antlitz. — And're
Grinſt es nur an, mir lächelt es entgegen."

Aber das Motiv dieſer Angſt iſt ihr ſelbſt nicht klar; es iſt nur eine unverſtandene, nicht zu bezeichnende Ahnung:

„— ſo finſt're Männer,
So blut'ge, wie mein Vater, gab es wohl,
Doch niemals — —."

zu Lucretia:

„Es war Ein Wort nur Mutter, nur Ein Wörtchen,
Ein Blick, Ein Lächeln."

Da erſcheint Cenci ſelbſt, in ihrer Verfolgung begriffen.

Cenci. Beatrice hier!
Komm hieher! (ſie fährt zurück und verhüllt das Geſicht.)
Halt, verbirg dein Antlitz nicht;
'S iſt ſchön; ſchau' auf! —

Dieſes Gefallen an ihrer Schönheit iſt die Form, in der ſeine Abſicht ſich kund giebt; denn auch ſie hat ihre Phaſen. Aber es liegt in dieſen wenigen Worten dieſelbe in ihrer ganzen Schrecklichkeit ausgeſprochen. Der verſchüchterten Beatrice gegenüber fühlt er jene Scheue, die ſie ihm den Abend vorher durch ihr Auftreten einflößte, auf einmal bewältigt. Seine Faſſung iſt wieder hergeſtellt; er iſt wieder der angreifende Theil; Beatrice auf der Flucht begriffen. Dennoch faßt ihn eine Bangigkeit bei dem Gedanken an die nahe verhängnißvolle Stunde:

„So ſitzt man ſchaurig an dem feuchten Ufer,
Das kalte Waſſer mit den Füßen prüfend;
Iſt man nur drin, wie hüpft das Herz voll Luſt!"

Mit dem nahenden Abend wächſt ſeine Ungeduld:

„Die Alles — ſchau'nde Sonne leuchtet noch;
Geſchäft'ger Menſchenlärm hallt von den Straßen,
Das heitre Himmelblau blickt durch die Scheiben,
Hellſichtig, naſeweis iſt dieſer Tag,
Verdächtig, laut, voll Augen und voll Ohren;
In jeden Winkel, jede Lück' und Ecke
Drängt ſich das ungebet'ne Licht. — Komm, Nacht! u. ſ. w."
(Act II. Sc. 1.)

Dritter Act. Die grauenvolle Nacht iſt vorüber. Beatricens Stimmung hat ſich in den wildeſten Wahnſinn aufgelöſt. Irren Tritts kommt ſie zu Lucretia:

„Gieb mir das Tuch! — Mein Hirn iſt wund; voll Blut
Steh'n meine Augen, wiſche ſie mir ab;
Undeutlich iſt mein Blick. —
— Woher dies wirre Haar?
Sein wildes Flattern iſt's, was mich ſo blendet,
Und doch band ich es feſt. — O ſchauerlich!
Es ſinkt der Boden unter mir; die Wände
Dreh'n rings ſich um; ich ſeh' ein weinend Weib
Bewegungslos und ruhig daſteh'n, während
Ich, wie die Welt im Kreiſe taumle — Gott!
Das ſchöne Himmelblau iſt Blut befleckt,
Der Sonnenſchein am Boden iſt geſchwärzt!
Die Luft verkehrt in Dünſte ſich, wie ſie
Der Tod in Grüften haucht! Pah! ich erſticke!
Schwarz, klebrig ſchleicht ein Peſt erfüllter Nebel
Sich um mich her; — 's iſt ſchwer, dick, greifbar feſt;
Ich kann's nicht von mir ſtreifen u. ſ. w. —
Mein Gott, nie wußt' ich, was ein Toller fühlt,
Bis jetzt, — denn ich bin ohne Zweifel toll! (wilder)
Nein todt bin ich! In dieſen faulen Gliedern
Liegt keuchend, wie im Grabe, meine Seele,
Die in der freien Luft zerberſten möchte! (eine Pauſe)
Welch ſchrecklicher Gedanke faßt mich eben!
Er iſt hinweg; und doch drückt ſeine Laſt noch
Dies dumpfe Auge, dieſes matte Herz!" u. ſ. w.

Der Gedanke des Vatermords dämmert in ihrer Seele auf; aber noch redet ſie irre, ihre Gedanken ſchweifen ohne Zuſammenhalt umher. Die Außenwelt verſchwimmt ihr in unſicherm Schwanken. Lucretia ſcheint ihr „die Tollhausmutter, die ſie pflege; ein traurig Amt!" — Sie zweifelt an ſich ſelber; ihr Elend, ihre erlittenen Mißhandlungen ſind ihr äußerlich eine fremde Geſchichte geworden, ſie hat ſich ſelber verloren. Sie zittert vor der Möglichkeit, ſich wieder zu finden. Lucretia fragt, was ihr Vater ihr gethan habe. Sie antwortet:

„Wer fragt mich da? Ich habe keinen Vater!"

Es liegt ein krampfhaftes Widerſtreben gegen die Uebermacht der Wirklichkeit in dieſen Worten. Aber von ihren eigenen Gedanken aus drängt ſich die Erinnerung an das Geſchehene wie ein Geſpenſt zwiſchen ihre Worte:

„Nie wurde ſolche That erſonnen,
Wie — —

Allmälig arbeitet ſie ſich zur Klarheit der Beſinnung und Erinnerung durch; aber ihre Mißhandlung zu ſchildern, nur zu nennen iſt unmöglich; ihre Zunge ſtockt bei dem Verſuche:

„— Ich habe ihr' geredet; doch
Ich will's nicht wieder thun; komm näher, Mutter!
Von heut' an bin ich — —"

Ihre Stimme erſtickt. Eine mildere Stimmung kommt über ſie; Lucretia ſpricht mit ihr; ihre Gedanken ſammeln

ſich; aus dem Schmerze der Verzweiflung ſchält ſich das Bewußtſein los, daß Etwas geſchehen müſſe,

„Was? weiß ich nicht, doch Etwas, das mein Leiden
Im fürchterlichen Blitzſtrahl meiner Rache
Zum Schatten macht; unwiderruflich, kurz,
Voll Haſt, die Folgen des Unheilbaren
Zerſtörend."

Aber was? An den Papſt ſich zu wenden, kann nicht zur Sprache kommen; denn nach Orſino's Lüge kam die Bittſchrift uneröffnet zurück.

„— Auf dieſer Welt des Todes
Giebt's keine Rache, kein Geſetz, zu ſprechen
Und zu vollzieh'n das Urtheil über ihn,
Von dem mein Leiden kommt."

Orſino kommt; er räth öffentliche Klage. Ein müßiger Rath! Eine Klage bei einem Verbrechen, das *nicht nennbar* iſt, das man nicht glaubte; gegen ſolche Feinde. Beatrice's Stimmung wird immer größer und außerordentlicher, je mehr ihr Denken die Umſtände überwältigt. Sie fühlt, jedes Band der Natur iſt durch ihr Leiden abgeriſſen; ſie iſt entehrt, entehrt von dem Tyrannen ihres Lebens, ihre Entehrung iſt das unnatürlichſte Verbrechen, denn ihr Urheber iſt ihr Vater. Aber er hörte damit auf, ihr Vater zu ſein; er iſt nur noch ihr Tyrann; einen Vater hat ſie nicht mehr. Es giebt Nichts mehr, was ſie zu fürchten, wovor ſie zu zittern, was ſie zu ſcheuen, zu hoffen, zu wünſchen hätte. Nur der Tod kann retten. Aber „*Selbſtmord*, —"

„Er wäre keine Rettung, dein Geſetz
Gähnt zwiſchen ihm und unſ'rem Willen, Gott,
Wie eine Hölle."

Sein Tod iſt beſchloſſen von ihr. Es zeigt ſich eine Freiheit, eine Entſchiedenheit in ihrem Benehmen, welche keine Schwäche, keine jungfräuliche Zaghaftigkeit mehr aufkommen läßt. Sie iſt der Mittelpunkt des Anſchlags, ihr Geiſt die regierende Macht, die Andern, ſelbſt Orſino nur Werkzeuge in ihren Händen. Cenci hatte der Lucretia angekündigt, daß er ſie, aus Furcht vor Verrath und Anklage, ſämmtlich auf ein entferntes Bergſchloß im apuliſchen Apennin wegführen werde. Beatrice bezeichnet in einer herrlichen, Shakespeare's würdigen Schilderung einen ſchauerlichen Platz, an dem er von zwei Banditen, die Orſino ſchaffen will, ermordet werden ſoll. Nachträglich wird noch Giacomo ins Complott eingeweiht; er war gekommen, um den Vater auf der Stelle zu ermorden, weil derſelbe ſein Weib belogen, er ſelbſt habe ihr Vermögen in Schwelgerei verbracht, und dadurch den einzigen Ort, der ihm noch friedlich war, ſein Haus in eine Hölle verwandelt hatte. Die einzelnen Schilderungen ſind hier unübertrefflich, beſonders die Erzählung dieſer Satansthat des Alten und ihrer Folgen. Noch trefflicher faſt iſt Giacomo gezeichnet, wie er um Mitternacht der Todesbotſchaft harrt. Eine ſich verzehrende Lampe, der Anblick ihres mühſam flackernden Lichtes ruft halbe Reue wach in ſeiner Seele; Orſino kommt und meldet das Mißlingen des Anſchlags: — da ſchwillt ihm die Bruſt wieder voll Bitterkeit gegen den Zufall, der daran Schuld iſt. Indeſſen verlöſcht die Lampe, — und mit ihr ſein Muth in weichlicher Zaghaftigkeit; ein Wort Orſino's — und er will den Tyrannen mit eigener Hand tödten.

Dem mißlungenen Plan folgt ein zweiter. Orſino ſchafft andere Banditen, die ihn in Petrella im Schlaf erwürgen ſollen.

Vierter Aufzug. Cenci's Abſicht hat den höchſten Grad von Bosheit erreicht. Beatrice ſoll ſo erniedrigt werden, daß ſie aus eigenem Antrieb ſeiner Wolluſt ſich füge. Dieſes geht ins Scheußliche. Die moraliſche Zerrüttung Beatrice's iſt das Ziel ſeiner Wünſche. Aber *er* ſteht am Ziel. — Die Religioſität der Lucretia machte es ihr zur Gewiſſensſache, den Alten vor ſeinem Tode zum Beichten zu bringen. Eine vorgebliche Viſion, die der Beatrice ſeinen Tod anſagte, ſollte ihn dazu bewegen. Er iſt wirklich betroffen; er glaubt an ſolche Offenbarungen; er kennt ſie aus Erfahrung.

„Der Himmel, das iſt ſichtlich, iſt mir gnädig;
Denn, als ich meinen Söhnen fluchte, ſiehe —
Da ſtarben ſie. —"

Er glaubt an ſeinen nahen Tod,

„Gut, — gut —
Ich muß vom größern Vorſatz abſteh'n, ihr
Die Seele zu vergiften, zu verderben."

Nochmals weidet er ſich an dem Verderben, das er über ſeine Kinder brachte, und will es krönen, durch den Vorſatz, ſeine ganze Habe auf einem Scheiterhaufen zu zerſtören. Da entdeckt ihm Lucretia die Täuſchung; nun kennt ſeine Wuth gegen Beatrice keine Grenzen mehr; nach vergeblichen Verſuchen, ſie rufen zu laſſen, die an der Feſtigkeit der Beatrice ſcheitern, ergeht er ſich in einer gräßlichen Verfluchung gegen ſie, in die Form eines Gebets gekleidet. Der Schluß deſſelben überſchreitet faſt das Maß. Er will ſich für ſeine That durch Schlummer ſtärken,

„Der, fühl' ich, tief und ſanft ſein wird; und dann —
O Hölle, zittern werden deine weiten
Gewölbe von der Teufel Siegsgelächter!
Vom Himmel wird man Jammerklagen hören
Wie über eines Engels Fall; auf Erden
Soll alles Gute welken und erkranken,
Das Böſe ſoll erfriſcht und rührig werden
Von höll'ſchem Lebensgeiſt, wie ich es bin."

Cenci wird im Schlafe erwürgt. Die Kälte, womit Beatrice die Mörder anfeuert, die unerſchütterliche Ruhe und Entſchiedenheit, womit ſie die That zu Ende führt, iſt die unnatürliche Geburt unnatürlicher Ereigniſſe. Sie hat der Menſchlichkeit ſich gleichſam entſchlagen; ſie iſt das kalte Werkzeug der Nemeſis. Dieſe Erde iſt ihre Hölle, ſo lange ihr Teufel noch darauf lebt. Die Seelenruhe, die ſie ſelbſt nach vollbrachter That behauptet, die verſchwenderiſche Freigebigkeit, womit ſie die Mörder belohnt, ſind nicht bloß dem freien, friſchen Athmen eines Menſchen vergleichbar, der aus langem dunklem Kerker ſich wieder zum Lichte erhebt; es iſt etwas Uebermenſchliches darin, es iſt das Siegel ihres tragiſchen Charakters.

Aber eben, indem ihre Mißhandlung und ihr Verbrechen ſie über die gewöhnlichen Verhältniſſe des Menſchlichen hinausheben, hat auch ihre Stunde geſchlagen. Nach kaum vollbrachtem Morde langt ein päpſtlicher Gerichtsbeamter an; ſein Auftrag iſt, den alten Grafen lebend oder todt nach Rom zu liefern. Dies iſt unhiſtoriſche Ausſchmückung; der Legat Savella ein Deus ex machina. Aber ſie iſt poetiſch; denn der Geiſt Cenci's muß es ſein, der ſeine Opfer der Gerechtigkeit ausliefert; dieſe muß ihre Schuld ausſöhnen, und macht mit der vergangenen Hälfte derſelben den Anfang, indem ſie wenigſtens — zu ſpät kommt. Dieſes zu ſpät kommen im verhängnißvollſten Augenblicke iſt von der größten Wirkung; Beatrice erſcheint noch viel ſichtlicher als ein Raub des launenhafteſten Unglücks, das ſich nicht ſcheut, ſeine Opfer noch zu verhöhnen. — Die Schuldigen werden alsbald erkannt und nach Rom geführt.

Fünfter Aufzug. Orſino fordert den Giacomo zur Flucht auf, und als dieſer ihn hierüber angreift, ſchafft er ihn ſich durch Verſtellung vom Halſe, und verläßt die Sache Beatrice's treulos. Noch in ſeinem Scheiden iſt dieſer Charakter meiſterhaft gehalten. Eine ausführlichere Unterſuchung verdiente das Verhör Beatrice's. Der eine Mörder (der andere fiel im Kampf gegen die verhaftenden Gerichtsdiener) wird durch die Folter zum Geſtändniß gezwungen. Beatrice behauptet ihre Unſchuld mit ergreifender Beredſamkeit. Es giebt einen doppelten Standpunkt, von dem aus ihre That angeſehen werden kann. Nach menſchlich rechtlichem Urtheil iſt und bleibt ſie ſchuldig, nach einem höhern Maaßſtabe iſt ſie nur das ſchuldloſe Werkzeug der Gerechtigkeit, die dadurch jeden Anſpruch an ſie verwirkt hat. Von letzterm Geſichtspunkte aus kann Beatrice ſtets ihre Unſchuld behaupten. Der Dichter hat beide Standpunkte auf meiſterhafte Art in einander aufgelöſt, und die Zweideutigkeit der Reden Beatrice's verliert jeden Anſtoß durch das höhere göttliche Recht, das auf ihrer Seite ſteht. Doch überſchreitet der Gebrauch, den ſie von dieſem Rechte macht, die Grenze, wenn ſie mit verwegener Stirne dem Mörder gegenüber tritt, und die Behauptung von ihrer Unſchuld im zweiten Sinne von ihm auch im erſten bezeugt wiſſen will.

Beatr. (zu Marzio) Sieh mich an;
Antworte meinen Fragen. (Zu den Richtern)
Merkt, ich bitte,
Auf ſein Benehmen u. ſ. w. (Zu Marzio)
Wie, du ſagſt,
Daß ich gemordet meinen eig'nen Vater?

Hier wird jene edle Zweideutigkeit zur unedeln Sophiſterei. Was iſt das Motiv dieſes Mißgriffs? Der Dichter hat die Tendenz, jeden rechtlichen Verurtheilungsgrund gegen Beatrice wo möglich wegzuräumen. Eben dieſe Tendenz iſt der Grund, warum er den Mörder von der Perſönlichkeit der Beatrice, ihrer Rede, vor allem von dem Blick ihres Auges überwältigt ſein Geſtändniß zurück — und alle Schuld auf ſich nehmen läßt. Der Mörder ſtirbt ſofort über der zweiten Folter. Iſt eine ſolche Empfänglichkeit für die geiſtige Sprache des Auges in der Seele eines rohen Banditen nicht eine allzu unnatürliche Hyperbel?

Wir kommen hier auf die Zeichnung der Beatrice in dieſem letzten Acte. Wir können nicht bergen, daß ſie unter allen Charakteren, die ſämmtlich ſo meiſterhaft gehalten ſind, am Wenigſten befriedigt, ſofern ſie uns zu ſehr aus der Subjectivität des Dichters, zu wenig nach den hiſtoriſch wahren Verhältniſſen ihrer Stellung conciptirt ſcheint. Der Dichter hat ſeine Auffaſſung weiblicher Größe in Beatrice's Charakter auszudrücken geſucht. Beatrice war, wie die Geſchichte ihres Todes bezeugt, ein frommes, religiöſes Weſen. Es iſt ein Mißgriff Shelley's, ihr dieſes für ſeinen ganzen Stoff höchſt charakteriſtiſche Merkmal in ſo weit abzuſtreifen, daß ihr Glaube erſt aller katholiſch-chriſtlicher Beſtimmtheit entbunden und am Ende ſelbſt in volle Skepſis aufgelöſt erſcheint. Dieſer Mißgriff rächt ſich auf empfindliche Weiſe ſchon früher in der Art, wie er die Wahl Beatrice's, den Vatermord dem Selbſtmord vorzuziehen, motivirt. Kaum daß ſie ſchwankt, und doch liegt in ihrer Lage dem menſchlichen, natürlichen Gefühle dieſer näher, als jener. Es mußten gewaltige, zwingende Motive für die Handlungsweiſe der Beatrice geltend gemacht werden. Da finden ſich aber nun nur triviale, allgemeine Vorſtellungen von Gott, Vorſehung, Vergeltung.

„Wohl mögen Manche zweifeln, daß ein Gott iſt,
Der Böſes ſieht und duldet, und ſo ſterben;
Mir ſoll kein Leiden dieſen Glauben nehmen!"

oder:

„Selbſtmord — er wäre keine Rettung; dein Gebot
Gähnt zwiſchen ihm und unſ'rem Willen, wie
Die Hölle."

Dieſe Worte klingen matt und hohl, klare Vorſtellungen, allgemeine Begriffe konnten es nicht ſein, was auf Beatrice's Gemüth Eindruck machte, vollends Vorſtellungen, deren Wirkungsloſigkeit jeder an ſich ſelbſt fühlt, wenn er ſich in jene Umſtände verſetzt. Die Motive, welche die Wahl Beatrice's beſtimmen, müſſen dem Gefühl, das unmittelbar wirkt, entnommen, ſie müſſen individuell gehalten ſein. Dies iſt der Fall, wenn das Motiv ihre katholiſch-religiöſe Eigenthümlichkeit iſt. Von hier aus ſtellte ſich dem Selbſtmord die Unmöglichkeit einer Abſolution als unüberwindliches Hinderniß entgegen; während die religiöſe Angſt das Grauen vor dem Vatermord überwinden konnte. Daher erſchien dieſer von den beiden Uebeln als das erträglichere, wofern man dem zu Ermordenden Gelegenheit zur Beichte verſchaffen konnte, und die Anſicht feſthielt, daß die Schuld ſeines Lebens durch ſein gewaltſames Ende wo nicht gebüßt oder gemildert, doch wegen der Unmöglichkeit der Beichte nicht vergrößert werde.

„Der Himmel iſt gerecht und gnädig, wird
Das ſchreckliche Verhängniß unſ'rer That
Nicht auf die Rechnung ſeiner Sünden ſchreiben!"
(Act. IV. Sc. 2.)

Worte der Beatrice auf die Bemerkung der Lucretia:

„Und doch — zu ſterben ohne Beichte!"

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

461

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

13. November. № 116. 1841.

Ueber das Trauerſpiel „Die Cenci“ von Percy Byſſhe Shelley, mit Proben der noch ungedruckten Ueberſetzung deſſelben.

(Schluß.)

Welche Veränderungen dieſe Auffaſſung der Beatrice in ihrem Benehmen während des Verhörs erfordert hätte, läßt ſich nicht ſo leicht abſehen. Indeſſen, glauben wir, hätte ſich die Figur Beatricens weit ſchicklicher und edler geſtaltet, namentlich wäre die tragiſche Wirkung ihrer Stellung weit größer geweſen, wenn als ihre Vertheidigungswaffe neben jener mächtig wirkenden Beredtſamkeit auch das viel wahrere, und darum kräftigere Weſen ihres zarten, ſanften, frommen Gemüths hervorgekehrt worden wäre. Es iſt gewiß ein Fehler, daß nicht mit dem Tode Cenci's eine dem Wechſel der äußeren Verhältniſſe entſprechende Wendung in der Stimmung der Beatrice vor ſich geht. Dieſelbe Kälte, dieſelbe Raſchheit im Handeln, dieſelbe ſchneidende Schärfe im Ausdruck, die ſie während der Einleitung und dem Vollzug des Mords zeigte, behauptet ſie auch noch vor Gericht, da doch durch den Tod des alten Cenci die Motive ihrer Stimmung ganz andere geworden ſind. Unnatürliche, dämoniſche Kräfte hatten ſie in jene unnatürliche Aufregung geſteigert, und dieſe mußte anhalten, ſo lange die Quelle dieſer fürchterlichen aus den widerſprechendſten Elementen gemiſchten Stimmung nicht verſchüttet, ſo lange der alte Cenci noch am Leben war. Aber mit ſeinem Tode mußte ſich das ändern. Es trat die letzte Phaſe im Charakter der Beatrice ein.

Der Mord des alten Grafen konnte und durfte nicht der Schluß des Ganzen ſein. Sein Tod iſt die Buße für ſeine Schuld; aber noch iſt das Verbrechen, durch welches jener herbeigeführt worden, ungeſühnt. Beatrice kann ihre That nicht überleben. Die tragiſche Wirkung des ganzen Stoffs beruht darauf, daß der Kampf der in ihr repräſentirten Freiheit gegen die verhängnißvollen Mächte, die ihr entgegentreten, mit dem Untergange jener ende; die Tragödie wird um ſo vollendeter ſein, wenn dieſer Untergang zugleich ein Act der Verſöhnung iſt. Das unerbittliche Verhängniß hat Beatrice zu ihrer That gedrungen; ſie iſt inſofern von der Schuld derſelben frei zu ſprechen. Aber indem dieſe That zugleich ein Verbrechen iſt, wozu ſich die Nothwendigkeit ihres Armes bediente, hat dieſe auch, die ewig heilige und nie zu beſchuldigende, die ganze Verantwortlichkeit dafür auf das Haupt Beatrice's gewälzt. Beatrice iſt Werkzeug und Opfer des Verhängniſſes zugleich. Indem dieſes in Geſtalt der ſittlichen Macht zuletzt auf die Bühne tritt, und die letzte Spur der ungeheuren ſittlichen Zerſtörung, die an dem Auge des Zuſchauers vorübergeführt wurde, durch das Blut der Vatermörderin verwiſcht, iſt es ein heiliger Zweck, die höchſte Idee, auf deren Altar Beatrice geopfert wird. Hierin liegt die objective Nothwendigkeit ihres Todes; die ſubjective leuchtet von ſelbſt ein. Das Unnatürliche ihres Leidens, wie ihres Verbrechens, ſtellt ihre Perſon über den Kreis menſchlicher Ordnung und Verhältniſſe hinaus, und macht es ihr unmöglich, wieder in den gewöhnlichen Verkehr menſchlicher Intereſſen ſich einzulaſſen. Es giebt auf der Schaubühne des geſelligen Lebens keine Rolle, die ſie noch ſpielen könnte. Der Gedanke einer Verlängerung ihrer irdiſchen Exiſtenz muß ihr ſo unerträglich ſein, als ſie dem Leſer iſt. So gewaltig das Mitgefühl iſt, das ihr Leiden erweckt, ſo unbedingt tritt bei ihrem Tode das Gefühl des Mitleids zurück hinter dem höheren der Befriedigung, welche die dadurch vollbrachte Sühne der ſittlichen Weltordnung einflößt. Das Jenſeits oder die Ruhe des Todes erſcheint zugleich als der einzige Rettungsport für ſie. Sie iſt eines jener ſeltenen Individuen in der Geſchichte, welche die Gottheit auserſieht, um an ihr durch ungeheure Ereigniſſe beides, die Größe menſchlicher Verkehrtheit und die Heiligkeit des göttlichen Rechts anſchaulich zu machen. Der Fluch der Gottheit iſt auf ihr Haupt gefallen; aber derſelbe hat ihr auch einen höheren, geweihten Charakter verliehen. So ſah ſie das römiſche Volk an, das ſie als eine Heilige begrüßte, als ſie furchtlos das Blutgerüſte betrat; ſo mußte ſie vor Allem ſich ſelber betrachten, und nur, wenn der Dichter ſie auf dieſen höchſten Standpunkt erhoben hätte, wenn er das Bewußtſein Beatrice's und die Gefühle des Leſers durch die religiöſe Betrachtungsweiſe ihres Geſchicks zur Ruhe gebracht hätte, wäre das Moment der Verſöhnung, welches die Vollendung jeder Tragödie bedingt, eingetreten.

In der Sprache, welche Shelley ſeiner Heldin vor ihren Richtern in den Mund legt, glauben wir weſentliche Mängel zu erkennen. Ihre Unſchuld beſteht hier nur darin, daß

ſie ihre Richter davon verſichert. Richtig gezeichnet durfte ſie nicht nur unſchuldig erſcheinen wollen, ſondern ſie *mußte es ſein*. Sie war es, wenn ihr das Gefühl der Schuld auch nicht im mindeſten Grade imponirte. So konnte ſie aber nur dann erſcheinen, wenn die aufgeregte, unnatürliche Stimmung, die ſie während ihrer That und der Einleitung derſelben an den Tag legt, mit der Vollbringung derſelben ſich allmälig in das Licht eines ſanften Friedens, einer heiligen Ruhe temperirte. Der Tod des Grafen Cenci konnte für ſie nur die Bedeutung haben, daß die göttliche Gerechtigkeit damit die Erinnerung an ſeine Verbrechen, an ihre Leiden austilgte. Wofern noch die unmittelbare Wirkung der letzteren, die ungeminderte Herrſchaft jener exaltirten Stimmung, die ſie in ihr erzeugt hatten, zurückblieb, war das Bewußtſein ihrer Unſchuld nicht vollkommen. Hierin aber mußte ſich Beatrice von Giacomo und Lucretia unterſcheiden, daß die That für dieſe nicht in dem Lichte eines Actes göttlicher Strafgerechtigkeit für ſeine Verbrechen erſchien, ſondern nur als der Verſuch, die Folgen derſelben zu hemmen und zu beſſern. Sie ſuchten dem Druck, unter dem ſie ſeufzten, ſich zu entziehen, um wieder erträglich leben zu können; für Beatrice blieb das Leben eine Unmöglichkeit auch nach der That. Daher waren jene auch nach dem Mord der Reue und den Gefühlen der Selbſtanklage verfallen, welche in Beatrice's Seele keinen Raum finden konnten. Beatrice war in Folge ihrer Mißhandlung nicht mehr ſie ſelbſt; ſie war aus ſich hinausgetreten. Durch ihre That fand ſie ihr Selbſt wieder, aber nicht mehr als das vorige, ſondern mit einem Charakter bezeichnet, der ſie als einer höheren Weltordnung angehörig erſcheinen ließ. Sie erſtand der Geſchichte zufolge den erſten Grad der Folter, ohne zu bekennen. Sie *hatte* Nichts zu bekennen, denn ſie *war* unſchuldig. Wie viel tiefer hätte da jene edle Zweideutigkeit ihrer Sprache in der Geſtalt eines kindlich frommen Bewußtſeins gewirkt, als die ſophiſtiſch leidenſchaftliche Beredtſamkeit, welche ihr der Dichter in den Mund giebt. Noch weniger aber, als ihrer That, konnte ſie des Leidens, das ſie dazu trieb, geſtändig ſein. Das Thatſächliche verliert hier alle Bedeutung. Für ihr Bewußtſein war dieſes durch jene ungeſchehen gemacht. Der Papſt ſoll ihre Begnadigung an die Bedingung geknüpft haben, daß das Verbrechen des alten Cenci erwieſen würde. Aber dieſer Beweis war unmöglich, weil Beatrice's *reines, wirklich unſchuldiges* Bewußtſein eine Mißhandlung nie offenbaren konnte, die ihr gräßlich genug ſchien, um das Andenken daran in dem Grabe ihres Tyrannen — ihres Vaters zu verſenken. Aber gerade in dem Entſchluſſe, lieber zu ſterben, als ihr Leben um einen Preis zu erkaufen, der ihr Verbrechen als überflüſſig dargeſtellt, vor der Welt ihre Ehre geſchändet, und ſie vor ſich ſelbſt zur Verbrecherin gemacht hätte, liegt ein höchſt tragiſches, aber zugleich verſöhnend wirkendes Moment ihrer Stellung. Ihr inneres Weſen, ihr freies Leben hat ſich ganz losgetrennt von den Verhältniſſen und Thatſachen, die ihr äußeres conſtituiren, dieſes berührte ihre wahres Selbſt nicht mehr; es war als eine gleichgiltige Beute dem Verhängniß verfallen, deſſen ſcheinbarer Sieg ſich ſo zum glorreichen Triumph ſeines Opfers umwandelt.

Wie widrig beinahe iſt dagegen die Sprache, die Beatrice vor ihren Richtern bei Shelley führt! Wie unerträglich die Reden, womit ſie den Banditen Marzio, nachdem er bekannt hat, haranguirt, um ihn durch die Uebermacht ihrer Perſönlichkeit zu bewältigen, bis er ſein Geſtändniß widerruft und die ganze Schuld allein auf ſich nimmt! Wie übel klingen aus Beatrice's Munde die im Munde eines Advokaten ganz trefflichen Worte:

„Wär' ich von Natur
So ſtark, daß ich den Plan der Unthat hegte,
Wie euer Argwohn dieſem Sclaven vorſpricht,
Die Folter ihn nachſprechen lehrt, — glaubt ihr,
Ich hätte dies zweiſchneid'ge Werkzeug meines
Verbrechens, dieſen Mann, dies blut'ge Meſſer,
Mit meinem eignen Namen auf dem Heft,
Entblößt, immitten einer Welt von Feinden,
Zum eigenen Verderben liegen laſſen?
Ich hätte, die Nothwendigkeit des Schweigens
So ſchrecklich fühlend, die gemeine Vorſicht
Verſäumt, in ſeinem Grabe ein Geheimniß
Zu bergen, das in eines Diebs Gedächtniß
Geſchrieben ſtand? Was iſt ſein ärmlich Leben?
Ja, tauſend Leben, was? Ein Vatermörder
Zertrete ſie, wie Staub; — und ſieh', er lebt! (Act V. Sc. 2).

Was ſoll ſie, was will ſie denn, daß ſie ſo um jeden Preis ihr Leben zu friſten bemüht iſt? Und nun, dieſe Verſicherungen von der Unausſprechlichkeit ihrer erlittenen Mißhandlung! Sind ſie nicht gerade eine Enthüllung derſelben?

„Ach, mein Leben
Währt wen'ge Trauerjahre nur auf Erden!
Erſt kehrt' ein Vater ſeines Frühlings Stunden
In Tropfen, deren jeder eine Hoffnung
Der zarten Jugend mir vergiftete;
Dann würgt mit Einem Schlag er mir die Seele,
Den unbefleckten Ruf, ja ſelbſt den Frieden,
Der in des Herzens tiefſtem Herzen ſchläft" u. ſ. w. (ebend.)

Oder: (zum Richter)

Vielmehr du willſt den ew'gen Richter ſchelten,
Daß er zuließ ſolch' eine That, wie die,
Die ich erduldete, die er mit anſah,
Die, unausſprechlich, jede Hilfe abſchnitt,
Ja jede Rache, jede Folge ſelbſt,
Als das, was meines Vaters Tod du nennſt" (Act V. Sc. 3.)

Dieſe Sprache, dieſes Benehmen iſt nicht für Beatrice geeignet. Sie coquettirt mit ihrem Unglück. Sie konnte hierüber nur ſchweigen, und konnte ſie auch damit die päpſtlichen Maſchinen nicht hemmen, ſo wäre dieſes Schweigen, abgeſehen davon, daß es hiſtoriſch iſt, ihre beredteſte Vertheidigung geweſen. Beatrice wäre als Märtyrerin ihrer jungfräulichen Unſchuld geſtorben. Ihr Tod wäre der Triumph ihrer Tugend, der herrlichſte Sieg über die finſtern Mächte geweſen, die ſich zu ihrem Verderben verſchworen.

Shelley zeichnet ſeine Heldin nach ſeinem Sinne, ſtatt ſie in der objectiven Haltung aufzufaſſen, in welcher die Geſchichte ſie darſtellt, welche die wahrſte und zugleich für das Drama geeignetſte iſt. Er leiht ihr am Ende ſogar die Sprache eines Freigeiſtes, und legt ihr Worte in den Mund, womit ungefähr das Raiſonnement einer nicht eben tief gehenden Weltbetrachtung ihre Geſchichte commentiren würde.

Die Reden, womit ſie ihre ſo gehaltenen Empfindungen zergliedert, haben eine durchſchneidende Schärfe; aber in ihrem Munde ſind ſie unwahr. Beatrice hofft noch immer Begnadigung; ſie hängt noch mit Liebe am Leben. „Mein Gott!“ ruft ſie aus:

Iſt's möglich, daß ſo ſchnell ich ſterben muß!
So jung in's dunkle, kalte Grab voll Moder
Und Würmern geb'n! vermauert werden unten
Im ſchmalen Raum; des Lebens frohe Stimme
Nicht hören mehr; nicht mehr das ſüße Licht
Erſchauen u. ſ. w.
Wie ſchrecklich! — Nichts ſein! Oder ſein — Und was?

Eine Reminiscenz am übeln Orte! Dann die reflectirende Kälte! die Angſt, dort ihrem Vater zu begegnen!

„Wenn nun kein Gott, nicht Erd', nicht Himmel wäre
Dort in der öden, dunkeln, tiefen Welt!
Und Alles meines Vaters Geiſt dort wäre
Sein Blick, ſein Ruf, ſein Antlitz mich umkreiſend
Als Luft, als Athem meines todten Lebens!
Wenn manchmal er, in ähnlicher Geſtalt
Wie er auf Erden mich gequält, verlarvt
In Runzeln, graues Haar, dann wieder käme,
Mit höll'ſchen Armen mich umfing', ſein Auge
Mich packt' und tief und tiefer niederzöge“ u. ſ. w.
(Act V. Sc. 4.)

Eine Mark und Bein durchziehende Vorſtellung! Eine Sprache, die dem ganzen Stücke das tragiſche Siegel raubt, indem Beatrice weit entfernt, ihrer höhern Rettung durch ihr Ende entgegen zu gehen, den finſteren Mächten, die ihr Leben verwüſtet haben, im Tode vollends gänzlich verfällt. Ihr ſterbendes Bild mußte mit der höchſten Verklärung umgeben werden. Jene Sprache iſt auch hiſtoriſch unwahr. Beatrice, die reine irdiſche Jungfrau konnte ihren Tod nur betrachten als eine Flucht in die Arme der reinen himmliſchen Jungfrau.

Anſtreifend an dieſe letztere Auffaſſung Beatrice's iſt die Art, wie ſie Shelley als Tröſterin ihrer Mitgefangenen zeichnet. Dieſe Scene iſt ergreifend; ihre Wirkung wäre vollkommen, wenn Beatrice nicht auch hier eine unbefriedigte, innerlich zerfallene Stimmung herausfühlen ließe. Wie viel herrlicher iſt dagegen das Bild der ſchlafenden Beatrice im Kerker, wie ſie träumend vom Paradieſe durch Bernarde geweckt wird! Glücklich iſt auch der Gedanke des Dichters, die Tragödie damit zu ſchließen, daß Lucretia und Beatrice einander die Haare für ihren letzten Gang in der Form ſchlingen, die ſie auf dem Bilde tragen, durch welches Guido Reni die „ſchöne Vatermörderin“ verewigte.

L. Georgii.

Gedichte von R. E. Prutz. 8. 342 S. Leipzig, 1841. Verlag von Otto Wigand.

Zwei Rheinlieder verdanken wir dem Julitractat von 1840 und den dadurch hervorgerufenen feindſeligen Demonſtrationen eines Theils der franzöſiſchen Preſſe. Das Beckerſche, wie wir gern glauben wollen von reinem Patriotismus dictirt, der ſich aber leider nur in der beliebten Form ſchnaubenden Franzoſenhaſſes kund zu geben wußte, fand, in allen deutſchen Zeitungen ausposaunt, eine Aufnahme, die von der erſtaunlichen Macht der cenſirten, alſo halboffiziellen Tagespreſſe über die, des eignen Denkens ſich entſchlagende Maſſe der deutſchen Leſewelt einen ſchlagenden, ja niederſchlagenden Beleg giebt. Mit Ehrenpokalen, gnädigen Schreiben von hohen und allerhöchſten Händen und andern Beweiſen erhabener Huld und Anerkennung überſchüttet, mochte der Rouget de Liſle des Rheins ſich leicht über einzelne Stimmen ſcheinbar wohlmotivirten Tadels hinwegſetzen, in denen doch offenbar nur Mißgunſt, blaſſer „Brodneid“ ſich ausſprach. In hundert und aber hundert guten und ſchlechten Weiſen hallte die „Colognaiſe“ vom Rhein bis zum Pregel wider, während die Marſeillaiſe, der man ſie, ächt deutſch! gegenüberſtellte, in den 83 Departements des Einen Frankreich nach Einer Melodie geſungen wird. Wir wiſſen nicht genau, wie viel Melodieen der Beckerſchen Hymne auf jeden der 38 Bundesſtaaten kommen und ob vielleicht Hohenzollern-Hechingen und -Sigmaringen, Lichtenſtein-Schellenberg-Vaduz ꝛc. durch Eine Melodie, wie in Frankfurt durch Eine Curialſtimme vertreten werden, jedenfalls aber muß durch das Zuſammentönen aller eine Harmonie erzielt werden, noch außerordentlicher, als jene, die nach den untrüglichen Berichten offizieller Zeitungen unter den verſchiedenen Volksclaſſen deutſcher Staaten herrſchen ſoll.

Weit entfernt von jener, wir möchten ſagen, monſtröſen Popularität blieb das Rheinlied von Prutz, das, von eben ſo reiner und dabei unbefangnerer, geläuterter Vaterlandsliebe durchglüht, das freie Wort über den freien Rhein ſetzend und als deſſen Bedingung hinſtellend, wohl in den Herzen mancher gleichgeſinnten geiſtesfreien Deutſchen hellen freudigen Anklang fand, auf eine gleich enthuſiaſtiſche Bewunderung jedoch von Seiten des großen Publicums ſchon vermöge ſeines größern Umfangs, ſeiner abſtractern Form und ſeiner Unſingbarkeit keinen Anſpruch machen durfte. In höhern Regionen konnte es nach der darin athmenden Geſinnung natürlich eher auf entſchiedenes Mißfallen, als auf Protection rechnen und ſo ſoll es denn auch geſchehen ſein.

Beide Dichter ließen den Liedern, wodurch der eine den Dank der Großen und des großen Haufens, der andere den vieler aufrichtigen, aber meiſtens aus gewichtigen Gründen ſtummen Vaterlandsfreunde ſich erworben, jeder aber die öffentliche Aufmerkſamkeit in verſchiedenem Sinne auf ſich gelenkt hatte, größere Gedichtſammlungen folgen, über welche ein unbefangenes und zugleich anſprechendes Urtheil zu fällen, bei den für und reſp. gegen die Verfaſſer einmal erweckten und feſtgewurzelten Vorurtheilen, keine leichte Aufgabe iſt. Freilich lieſt man keine Trauben von den Dornen und keine Feigen von den Diſteln, doch iſt es mit dem ex ungue leonem in der Poeſie ein gar mißliches Ding und wir ſahen hier ſchon mehr als einen Roſenſtrauch, der anfangs zwar keine Trauben, doch wohl ein paar ſchöne, duftende Roſen trug, dann aber verkümmerte und nicht wieder zur Blüthe kam, ſowie anderſeits ein zuerſt kaum bemerktes, vielleicht von Feuerlilien und Pfingſtroſen verdunkeltes Gewächs unter günſtiger Pflege zum herzerfreuenden Weinſtock oder zum mächtigen, Blüthe und Frucht tragenden Baume emporwachſen mag. An der wie ein Pilz aus dem Boden aufgeſchoſſenen Dichterglorie Nikolas Becker's ſcheint ſich nach dem Erſcheinen ſeiner Gedichte die Fabel vom kreiſenden Berge mit voller Nutzanwendung bewähren zu wollen; was der deutſche Parnaß von Prutz zu erwarten hat, mag, da ſein Märchen noch einen zu einſeitigen Maßſtab für die Würdigung ſeines poetiſchen Talents darbot, erſt mit einiger Sicherheit aus der vorliegenden Sammlung entnommen werden.

Daß wir als Anknüpfungspunkt für die Besprechung dieser Gedichte das darunter wieder abgedruckte Rheinlied wählten, bedarf kaum einer Rechtfertigung, da es zuerst eine weitverbreitete günstige Meinung von dem Dichter erweckte und ohne Frage auch hier als der Focus unter den Tendenzgedichten erscheint, die zusammen wieder die Glanzregion des ganzen Buches ausmachen. Nicht durch übereinstimmende Gesinnung verführt, sondern durch unser ästhetisches Gewissen gedrungen, sprechen wir diese Ansicht aus, überzeugt, auch Kunstrichter von entgegengesetztem Glaubensbekenntniß werden dem Urtheile beistimmen, daß unserm Dichter das Lied am frischesten aus dem Herzen quillt, daß er recht eigentlich in seinem Elemente ist, wenn er von Recht und Freiheit, von kühner Thatenlust und den Bildern einer schönern Zukunft singen kann, mag nun übrigens dies Element den Herren zusagen, wie dem Schuhu das Morgenlicht. Um so mehr ist es freilich zu bedauern, daß sich die Zahl jener herzerhebenden, aus ächter heiliger Begeisterung für die in Deutschland geächteten Ideeen des Jahrhunderts so voll und melodisch hervorklingenden Lieder auf einen vergleichungsweise kleinen Kreis beschränkt, während der Dichter sich nur allzu oft und unermüdlich in jener sentimentalen, mitunter selbst weinerlichen Sangesweise gehen läßt, die wir uns Gottlob! seit Jahren müde gehört haben und über die er selbst an andern Stellen in so energischer Weise das Verdammungsurtheil ausspricht. Bei mehr als einem seiner elegischen Ergüsse fühlt man sich versucht, ihm mit seinen eigenen Worten aus den vorangeschickten schönen Strophen an die Dichter zuzurufen:

Was soll der bangen Klagen
Mißmüthiges Gestöhn?
Was sollen diese Thränen,
Die bittersüße Pein,
Dies Seufzen und dies Sehnen,
Wie siecher Mägdelein?

Wir sind weit entfernt, diesen durch fast vollendete Glätte und Harmonie der Verse möglichst gehobenen Gefühlsdichtungen ihren poetischen Werth abzusprechen, wir glauben selbst, daß die ihnen unverkennbar inwohnende subjective Wahrheit, sowie die weiche, sinnige Zartheit der Empfindung auf einen Theil der Lesewelt, namentlich auf die Frauen einen lebhaftern Eindruck machen dürfte, als die männliche Beredsamkeit der zuerst berührten gesinnungskräftigen Lieder, gestehen aber, daß wir einen Dichter, der uns vorzugsweise zum Tyrtäus seines Volkes berufen scheint, nur ungern nach den ihm weniger erreichbaren Lorbeeren eines Anakreon oder Tibull ringen sehen.

Die erste Abtheilung des Buches bis Seite 118 enthält „Balladen und Romanzen," von denen freilich keine zu dem eigentlichen mystisch kräftigen, durch scheinbar unbewußte dichterische Intuition bedingten Balladenton sich erhebt, die aber fast sämmtlich durch den schon gerühmten leichten harmonischen Versbau, durch eine edle und blühende Diction, durch ächt romantische Färbung der Erzählung und endlich durch jene, immer ansprechende, natürliche Wärme des Gefühls sich auszeichnen, statt deren wir bei so vielen neuern Poeten nur hohlen Schwulst und widerwärtige Grimasse antreffen. Als die effectvollste unter den Romanzen bezeichnen wir die erste, „Liebesrache," worin uns der Dichter einer poetischen sowohl als psychologischen Nothwendigkeit zu folgen scheint, indem er den unglücklichen Liebenden den Mord an der Treulosen nicht vollziehen und ihn selbst auf geheimnißvolle Weise verschwinden läßt. Originell in der ganzen Auffassung und von besonders ergreifender Wirkung am Schluß ist der Cyclus: der Alchymist, ein Gedicht, das in seiner einfachen Fabel auf das verfehlte Streben und das dunkle unbeweinte Zugrundegehen edler Naturen auf um so erschütternderе Weise seine Anwendung findet, je unbewußter diese vielleicht in der Absicht des Dichters lag. Treffliche Einzelheiten, besonders in psychologischen Darstellungen enthält auch „die Mutter des Kosaken" und „das Gericht," doch verlieren diese Gedichte durch übermäßige, mehr als epische und nicht allemal durch Reichthum des Inhalts ausgeglichene Breite, zu der sich der Dichter leider auch in sehr vielen seiner lyrischen Dichtungen, vermuthlich durch seine glückliche Gewandtheit in der Versification, verleiten läßt. Völlig unbegreiflich bleibt uns unter Anderen, wie er es über sich gewinnen konnte, die Klagen eines Mägdleins „am Fenster" (S. 46—62) um ihren in den Krieg gezogenen „Schatz" in einundfunfzig vierzeiligen Strophen auszuspinnen. Wir geben zu, daß auch in diesem Gedichte nur wahre Empfindungen ausgesprochen sind und zweifeln gar nicht, daß ein liebesieches Mägdlein noch länger und herzbrechender um ihren Liebsten jammern mag, nur muthe man uns nicht zu, all die wehmüthigen Erinnerungen, wie „er ihr manch buntes Band zu sonntäglicher Zier gekauft und mit verwegner Hand um Hals und Nacken geschlungen" und wie sie „ihm manche Rose in süßverliebtem Scherz geschenkt" ꝛc. und die ganze übrige endlose Litanei anzuhören und flösse sie in den wohlklingendsten Versen dahin. Am Schlusse findet sich eine Reminiscenz aus Hauff's Soldatenlied: „Und steht er einsam auf der Wacht, der arme, liebe Mann (!) ꝛc., die hier um so mehr wegzuwünschen wäre, da eine Vergleichung zwischen jener kurzen kräftig gemüthlichen Dichtung und diesem langen blassen Thränenliede unmöglich zum Vortheil des letzteren ausfallen kann. Allzu viele Thränen machen die Poesie wässerig und Wasser schmeckt uns hier nicht, gesetzt auch, es würde uns in dem schönsten, glatt und geschmackvoll geschliffenen Pokale kredenzt. Uebrigens finden sich bei Prutz fast überall neben den Thränen auch Perlen, und kann ja sonst noch hin und wieder in seinen Dichtungen von Wasser die Rede sein, so ist es wenigstens klares, gesundes Quellwasser, was immer dankende Anerkennung verdient, da so viele Poeten uns zumuthen, uns in ihre, wenn auch salzlose, doch ungenießbare Seewasserfluth zu versenken, aus der dann am Ende mit allen Taucherglocken weder Perlen noch Korallen, sondern eitel Sand und Schlamm zu Tage zu fördern ist, oder wie der große Meister es ausdrückt: You shall seek all day ere you find their two grains of wheat hid in two bushles of chaff, and when you have them, they are not worth the search.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

465

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

15. November. № 117. 1841.

Theologische Schaamlosigkeiten.

Erster Artikel.

Eine Religion, welche die Selbstverläugnung zu dem ersten ihrer Gebote erhoben, hat die Stufe ihrer Vollkommenheit erreicht, wenn sie ihre Bekenner zu der Kühnheit begeistert, daß sie das Menschliche überhaupt, die Pflichten der Menschlichkeit, die Sittlichkeit, die Freiheit, die Vernunft verläugnen und zur Ehre des Glaubens aufopfern. Die religiöse Selbstverläugnung ist erst realisirt, wenn Familie, Staat, Kunst und Wissenschaft, also alle Schöpfungen des freien Geistes, alle diese Güter und Zierden der Menschheit der Vorstellung der himmlischen Welt aufgeopfert werden. Von diesem Standpunkte aus werden die Tugenden der Heiden als glänzende Laster gelästert, ihm gilt die Philosophie als Thorheit, ihm erscheinen die Tugenden der Revolution als lächerliche Narrheit, ihm erscheint alles Menschliche, sobald es sich in seiner Reinheit und Selbständigkeit constituirt und entwickelt, als verrückt, wie es denn nicht anders sein kann, als daß denen, die von vorn herein nach dem Ruhm der Narrheit trachten und ihren Kopf sich selber abschlagen, alle diejenigen, die ihren Kopf behalten wollen und sich auf ihre eignen Füße stellen, als Thoren, Frevler und Unmenschen erscheinen. Natürlich, dem Sklaven graut vor der Freiheit, dem Unmenschen vor der Menschlichkeit, dem Verrückten vor der Vernunft, dem Bewohner der verkehrten Welt vor der Welt der Wahrheit, der Ordnung, der Sittlichkeit.

Man nennt die Zeiten vor der Aufklärung und Revolution die guten alten Zeiten des Glaubens, als ob der Glaube gegenwärtig seine Kraft verloren hätte oder überhaupt nicht mehr vorhanden wäre. Sehr mit Unrecht! Jetzt ist vielmehr die wahre Zeit des Glaubens angebrochen und das religiöse Bewußtsein zu der Vollendung gekommen, deren es überhaupt fähig ist. Kann das wohl der wahre unverfälschte Glaube genannt werden, war das wohl die wahre, einfache und ungetrübte Religiosität, wenn man früher nicht nur die ausführlichsten Systeme der Glaubenslehre schuf und sie bis in das Einzelnste der subtilsten Bestimmungen mit außerordentlicher Genauigkeit ausarbeitete, sondern auch die Philosophie benutzte, um die Dogmen zu vertheidigen und zu entwickeln? War das Glaube, wenn man sich die Mühe nahm, den Gegner nicht nur ernstlich zu bekämpfen sondern auch seine einzelnen Argumente zu widerlegen? Das wäre in der That religiös gewesen, wenn man die himmlische Wahrheit in tausend Quästionen, Distinctionen und dergleichen weltlichen Rubriken zerlegte und sogar so weit ging, jedes Dogma mit zahllosen Dubiis in Streit zu versetzen und mit diesen Bedenken des Zweifels dann auszugleichen? Und nun gar die Verachtung der Welt, die Verläugnung der Wirklichkeit und Vernunft! Schöner Heroismus, wenn man so genau wüßte, wie die himmlische Welt beschaffen sei und welche Güter und Genüsse in dieser des Gläubigen warteten!

Frivol, weltlich und gebildet müssen wir die Zeit des guten alten Glaubens nennen, wenn wir sie mit der Vollendung der Religiosität vergleichen, die in unserer Zeit erreicht ist. Das ist erst der wahre Glaube, wenn er nicht mehr weiß, was er glaubt, wenn er alles Wissen, diesen Teufel der Bosheit, von sich ausgetrieben hat, wenn er Glaube als solcher ist und als Glaube, als das reine Nichts des Wissens der Wissenschaft sich entgegensetzt. Die reine inhaltslose Beschränktheit und Verläugnung der Vernunft muß der Glaube sein, wenn er mit dem rechten Erfolg der Ausdehnung, Ausweitung und dem Hochmuth des Wissens sich widersetzen will. Und wie allein kann er glücklich kämpfen? Er muß der reine, inhaltslose, unbestimmte Kampf sein und bei Leibe nicht auf die Bestimmtheit des Gegners oder gar auf seine wirklichen Gründe und Beweise sich einlassen. Jeder bestimmte Inhalt wäre eine Entnervung des Glaubens, jeder wirkliche Kampf gegen Kritik und Wissenschaft ein Verrath am Glauben. Kaum der Worte bedarf es gegen die Wissenschaft, der höchste Ueberfluß ist eigentlich schon ein Schimpfwort; der Wille, die Absicht, die reine Opposition ist genug und um diese Opposition auszudrücken, um den Haß, den Abscheu, die Verachtung zu erkennen zu geben, reicht es hin, daß das Auge des Gläubigen leuchtet und seine Gesichtszüge in jene Falten sich legen, die einem Inquisitor geziemen. Wenn die Beschränktheit, Dummheit und Bettelarmuth gegen das Wissen in den Kampf tritt, dann erst hat der Glaube seine rechte Kühnheit erreicht, dann ist es für ihn Ruhm und Gewinn zu siegen. Seinen wahren Heroismus endlich wird der Glaube dann offenbaren, wenn er nicht mehr weiß, ja nicht einmal wissen will, wie

es jenſeits ausſieht und der himmliſche Staat conſtituirt iſt, wenn er vielmehr mit dem bloßen Gedanken des Jenſeits über die Frechheit des Selbſtbewußtſeins, welches hier auf dieſer Erde ſein Reich begründen will, ſich erhebt und im Namen einer unbekannten Welt die Welt der Vernunft und Sittlichkeit verdammt.

Wenn es ſo weit gekommen iſt — und jetzt iſt es ſo weit gekommen — daß der Glaube und die Religioſität die reine Beſchränktheit als ſolche geworden ſind, die ihrer Inhaltloſigkeit alle menſchlichen und ſittlichen Mächte aufopfert, dann iſt der Glaube vollendet und eben ſeiner Vollendung wegen wird er Nichts dagegen haben — er würde ſonſt ſeine Pflicht der Selbſtverläugnung ſelbſt wieder verläugnen — wenn wir ſein Verhalten gegen Vernunft und Wiſſenſchaft Frechheit und Verrücktheit nennen. Leider aber kann ſelbſt dieſer ſo vollendete Glaube in ſeiner Reinheit nicht beſtehen. Nicht genug, daß er ſich die eine Beſtimmtheit, menſchlich zu ſein und Menſchen anzugehören, nicht nehmen kann: — er iſt auch eifrig, ungeduldig, voreilig. Als menſchliche Beſtimmtheit muß er ſich ausſprechen und ſein Eifer treibt ihn noch mehr an, ſein Mienenſpiel in Worte auszudrücken. Der Haß, der aus ſeinen Augen leuchtet, ſetzt die Zunge in Bewegung und die Wuth, die ſeine Geſichtszüge verzerrt, läßt ihm keine Ruhe, bis er nicht poltert, zetert, tobt und anklagt. Das iſt ſein Unglück, aber ein Unglück, welches ihm nothwendig widerfahren muß, ſo lange er nicht die letzten Reſte der Menſchlichkeit vernichtet hat. Es iſt ſein Unglück, daß er alle ſeine Conſequenzen entwickeln, alle Erſcheinungsformen des religiöſen Bewußtſeins an den Tag bringen muß. Er iſt menſchlich, die von Menſchen ausgehende Verläugnung der Menſchlichkeit: alſo findet kein Stillſtand ſtatt, bis nicht die ganze Unmenſchlichkeit des Menſchen ſich offenbart hat.

Das wollen wir dem modernen Gläubigen nicht zum Vorwurf machen, daß er in der menſchlichen Geſellſchaft verweilt und deren frei geſchaffenen Güter ſich zu Nutze macht. Auch in Klöſtern oder in Wüſten würde er der Menſchlichkeit nicht entgehen können. Das aber iſt ſchon ſein erſtes Verſehen und der Grund zu ſeinem Falle, daß er es überhaupt wagt, die Werke des Teufels in Augenſchein zu nehmen und Schriften, die doch notoriſch vom Böſen ſind, zu leſen. Da er einmal das Selbſtbewußtſein aufgegeben und die wache Menſchlichkeit in das Traumleben ſeines dumpfen Innern zuſammengezogen, d. h. ſich dem Zuſtande des Somnambülen hingegeben hat, ſo ſollte er es jedem Dinge anriechen oder anſehen, ob es heilig oder profan iſt, und der Geruch oder der ſomnambüle Blick ſollte ihn ſogleich bewegen, das Unheilige zu meiden und zu verabſcheuen. Sein Vorwitz treibt ihn dennoch an, philoſophiſche und kritiſche Schriften zu leſen. Welches Unglück! Einmal in den Kreis des Menſchlichen und der Vermittlung hineingezogen, kann er nicht mehr zurück! Er will doch ſein Urtheil, d. h. ſeinen Abſcheu, ſeinen Ingrimm — und wem? er will Menſchen, die doch nicht nur auf den Geruch angewieſen ſind, ſeine Meinung zu erkennen geben. Und was geſchieht? Er ſpricht! Nein, er ſchimpft und raſt. Er nennt es, Zeugniß von der Wahrheit ablegen: wir nennen es Schaamloſigkeit und Unredlichkeit, von der Beſchränktheit und Dummheit Profeſſion zu machen und dennoch ſich auf Werke einzulaſſen, die Entwicklungen, Beweiſe und Begründungen liefern. Unredlich iſt es, wenn die mit Willen und Bewußtſein Beſchränkten denen, die aus Furcht oder durch Verführung, oder ſie wiſſen ſelbſt nicht wie Beſchränkte ſind, vorreden und zuſchreien, daß wiſſenſchaftliche Werke widerlegt ſind, wenn ſie als ungläubig bezeichnet ſind. Man merke wohl! Für den Glauben iſt ein Werk widerlegt, wenn es als ungläubig bezeichnet iſt; aber es handelt ſich nicht nur um die Gläubigkeit, ſondern um die Wahrheit und Richtigkeit von Unterſuchungen, die allein dadurch widerlegt werden ſollen, daß man ſie als ungläubig proſcribirt. Der Glaube, wenn er einmal vorwitzig und unehrlich genug geworden iſt, ſich auf dergleichen Unterſuchungen einzulaſſen, hat den Muth verloren, ſich auf die Abſurdität ſeiner Sätze zu ſteifen: ſeine Sätze ſollen auch vor den Menſchen wahr und richtig ſein und die Wahrheit der weltlichen Unterſuchungen und der Kritik kann er doch nur in der Weiſe ſtürzen, daß er ſagt, ſie ſeien ungläubig. Iſt er nun einmal ſo weit gegangen, daß er überhaupt lieſt und ſpricht, ſo zieht es ihn unaufhaltſam weiter; er muß den Verſuch machen, auch zu begründen und zu beweiſen. Da aber ſein heiliger Wille und das Decret deſſelben ſchon von vorn herein feſtſteht, ſo darf und kann er nicht beweiſen, denn durch alle Seiten der Sache hindurchgeführt, würde der Beweis zu den Beſtimmungen des Gegners führen, der Beweis bleibt daher nur ſcheinbar und aus der Vermiſchung des Weltlichen, welches im Beweis geltend gemacht werden ſoll, und des Heiligen, welches den Beweis ſchlechthin verbietet, entſteht die Heuchelei, die in ihrer Durchführung in Niederträchtigkeit und vorſätzlicher Lüge endet. Der Beweis, der anfangs unmittelbar ſcheinbar wurde, wird aus Abſicht nur ſcheinbar und das Ignoriren der Beweisthümer des Gegners, welches anfangs der Unfähigkeit und Angſt zur Laſt gelegt werden kann, wird am Ende vorſätzliche Liſt und Abſicht.

Das ſind die Früchte des modernen, des in ſich vollendeten Glaubens und ſie ſelbſt wieder haben ihre Vollendung in der Schaamloſigkeit, welche die letzte Frucht dieſes Glaubens iſt, die Frucht, in welche die ganze Kraft dieſes Gewächſes aufgegangen iſt. Wenn ſich der Vorwitz, die Unredlichkeit, die Heuchelei erhalten wollen, ſo bedürfen ſie der Schaamloſigkeit.

Alle dieſe Glaubenstugenden haben ſich in der neueſten

Zeit vollendet, weil die glänzenden Laſter des Heidenthums durch die wiſſenſchaftliche Kritik in einer höhern und furchtbarern Geſtalt wiedergeborn ſind. Der Gegenſatz der Menſchlichkeit und des Glaubens hat ſich vollendet und die Laſter müſſen es zu guter letzt mit den Tugenden, von denen ſie bisher unterdrückt und geläſtert ſind, aufnehmen. Den Vorwitz bekämpft das Laſter der gründlichen Unterſuchung und Kritik, die Unehrlichkeit muß von dem Laſter der Unbefangenheit bekämpft werden, der Tugend der Heuchelei ſtellt ſich das Laſter der aufrichtigen Liebe zur Wahrheit entgegen, mit den Winkelzügen des Glaubens nimmt es die Conſequenz des Denkens auf und die Tugend der Schaamloſigkeit muß Gewalt leiden durch das terroriſtiſche Laſter der Rückſichtsloſigkeit. Die Welt iſt verkehrt worden, was ſich bisher als Tugend geltend machte und herrſchte, wird von dem Laſter geſtürzt.

Die Schaamloſigkeiten, welche der moderne Glaube begeht, ſind zahllos. In Schriften, in Katheder- und Kanzelvorträgen, in Zeitungen, politiſchen wie Kirchenzeitungen, in Litteratur-Zeitungen, kurz, überall, wo nur der Glaube reden und ſchreiben kann, werden die Schaamloſigkeiten zu Tauſenden begangen. Wer ſie aufzählen und in ihre Gattungen und Arten claſſificiren wollte, der würde — aber es muß einmal zu dieſer Claſſification der Thierwelt des Glaubens kommen — ſein ganzes Leben daran wenden müſſen. Wir wollen für jetzt bloß einige wenige anführen, wie ſie uns gerade in den Wurf gekommen ſind und zur Charakteriſtik der Glaubenstugenden bedeutend ſchienen.

(Fortſetzung folgt.)

Prutz „Gedichte."

(Schluß.)

Die Weizenkörner unſers Dichters verſtecken ſich, wie wir ſchon oben andeuteten, am wenigſten in den ſein weltanſchauliches Credo ausſprechenden Liedern, welche die Reihe der lyriſchen Dichtungen eröffnen, und wir wünſchen nur, er hätte mit dieſem Samen ein weiteres Feld beſät. Als vortrefflich iſt neben dem Rheinliede vor allen der „Dichtergruß" und das in der Weiſe von Luther's Kraftgeſang melodiſch dahinbrauſende Gutenbergslied hervorzuheben. Auch die „Ausforderung" verdient wegen des ſich darin ausprägenden energiſchen Geiſtes und Willens Beachtung und enthält beherzigenswerthe Lehren für jene lamentirenden Sänger, die aus ſeltſamer Begriffsverwirrung ihre Wehen auf dem poetiſchen Gebärſtuhle für beſonders intereſſante poetiſche Schmerzen halten und eine Erleichterung darin finden, ſie unbarmherzig auf Koſten ihrer Leſer und der wahren Poeſie auszubeuten. Daß Einzelne mit ſolchem Geſtöhne ein zahlreiches Publicum, ja mitunter enthuſiaſtiſche Bewunderer fanden, iſt keine Apologie für die Afterpoeſie ihrer erkünſtelten, oder im beſten Fall von ihnen ſelbſt mißverſtandenen Schmerzen, ſondern nur ein trauriger Beweis von der deſolaten, verſchrobenen Geiſtes- und Gemüthsverfaſſung der meiſten Leſer, für die ein Troſt darin liegt, ihre eigene „Zerriſſenheit," das iſt, ihre Leere und Unklarheit in dem jammernden Wortſchwall eines Dichters oder, den ſie dafür halten, wiederzufinden. Wie edel und erbaulich erſcheint neben dem manierirten und carrikirten Düſterſinn dieſer Poeten, die, glauben wir ihren Worten, im Liede ihr Herzblut dahinſtrömen laſſen, die freudige, ſelbſtbewußte Klarheit eines Dichters, der ihnen mit heiterer Stirn zurufen darf:

Zwar euch ein Brandmal iſt die Gunſt der Lieder,
Das euch wie Kain auf der Stirne glüht, —
Ein Oelzweig mir, der duftig mich umblüht,
Ein blitzend Schwert, ein luſtiges Gefieder!
Euch hat die Muſe, jammert ihr, gelogen,
Ein Neſſushemd iſt euch die Poeſie, —
Ein Schleier mir, den in dem Drang der Wogen
Mir Leukotheens Götterhand verlieh?

Zwar ſteht dieſe ſtolze Dichterfreudigkeit nicht im Einklang mit dem Tone vieler ſeiner eigenen ſchwermüthigen Poeſieen, doch liegen letzteren wenigſtens ſehr oſtenſible, rein menſchliche Motive zum Grunde und es iſt überdies anzunehmen, daß ſie einer frühern, für den Dichter hoffentlich abgethanen Periode angehören. — Eine ſchöne, ſinnige Allegorie in blühender, zum Herzen ſprechender Sprache iſt die „Meeresfahrt," die nur hie und da etwas ins Vage und Bodenloſe ausſchweift und gleichfalls an der Lieblingsſünde unſeres Verfaſſers, zu weitläufiger Ausführung, laborirt. Beide Fehler theilt ſie mit dem, früher, als dieſe Sammlung, in demſelben Verlag erſchienenen „Märchen," welches von einem Referenten in der allgemeinen Zeitung mit Arioſt's Orlando und Uhland's Fortunat in eine Rubrik geſtellt wurde, wiewohl es mit beiden in der Welt nichts, als die äußere romantiſch-epiſche Form und die Octaven gemein hat. Weit mehr erinnerte es uns in ſeiner kühnen Geſchichtsallegorie an den Hudibras, wiewohl in dieſem der burleske, in dem Märchen der ernſte Ton vorherrſcht, denn verſchmolzen ſind beide, das komiſche und das tief tragiſche Element in beiden Gedichten, wie in jeder ächten Weltpoeſie. Mit demſelben Recht, wie das Märchen dem Orlando, mag man jedes beliebige erzählende Gedicht in Herametern dem Homer an die Seite ſtellen.

Unter den lyriſchen Dichtungen, die übrigens bei aller Wärme und Wahrheit der Empfindung mehr von geiſt- und geſchmackvoller, mitunter glänzender Rhetorik, als von eigentlich dichteriſchem Hauche durchdrungen ſind, nennen wir als beſonders originell und anſprechend: „Herr Früh-ling," die ergötzliche Conſultation zwiſchen „Wirth und Gaſt," wobei letzterer ſich noch bedanken mag, daß der Wirth, nachdem er ihm die Schwindſucht ſeines Beutels offenbart, ihn noch zum Austrinken und Nachhauſegehen auffordert, und das erſte unter den Liedern der Frühlingsliebe. Das letztgenannte erinnerte uns in ſeinem ganzen paraboliſchen Ideengange lebhaft an Sang- und Liebesweiſe des Orients, deſſen reicher Dichtergenius nicht in dem bombaſtiſchen Umſichwerfen mit arabiſchen Eigennamen und mit Löwen, Gazellen und Palmen, womit neuere weſtöſtliche Poeten ſo gern paradiren, ſondern in jener innig ſeligen, bald behaglich ruhenden, bald innig tändelnden Beſchaulichkeit ſich offenbart, zu der unter den Deut-

ſchen bis jetzt nur Goethe, Rückert und Platen den Schlüſſel gefunden zu haben ſcheinen.

Von einunddreißig, theils einzeln verſtreuten, theils in Cyclen vereinten Sonetten, die faſt ſämmtlich wegen ihres leichten, ſichern Versbaus Lob verdienen, erſcheint uns freilich keines ſeinem Inhalte nach als beſonders bemerkenswerth, doch nehmen wir die Gelegenheit wahr, hier unſere Vorliebe für dieſe Versart auszuſprechen, die vor einiger Zeit in dieſen Blättern von dem Recenſenten der Gedichte eines Lebendigen als ganz verwerflich dargeſtellt wurde. Für zarte, tiefe Gefühle, wie für kraftvolle, originelle Gedanken, die durch das Zuſammendrängen in die enge, epigrammatiſche Form verlieren würden, erſcheint uns die Sonettſtrophe, indem ſie dem dichteriſchen Stoff ein edles, gefälliges, dem Gedankengange in ſeiner Entwicklung und ſeinen Ergebniſſen ſich harmoniſch anſchmiegendes Gewand darbietet und zugleich mit der das Gedicht tragenden Idee den äußern Rhythmus abſchließt, als die ſchönſte und angemeſſenſte Hülle. Wir wüßten nicht, weshalb an ſich gute poetiſche Gedanken, in dieſer, auch dem muſikaliſchen Ohr ſchmeichelnden Weiſe ausgeſprochen, eher verlieren, als gewinnen, und zu leerem Geklingel werden ſollten, wir ſind vielmehr mit A. W. Schlegel der Meinung, daß, von ſinnig ſchaffendem Dichtergeiſt empfangen, gerade in dieſer Gattung „die zarteſten und ſtolzeſten der Lieder" erblühen mögen. Weil wir Gold und Silber in unregelmäßig laufenden Gängen und Adern finden, ſollen wir darum die, in ſchönen ſymmetriſchen Prismen ſich wunderbar geſtaltenden Kryſtalle verachten? Oder weil Roſen und Knospen in buntem Durcheinander am Stocke blühen und duften, darf ſich deshalb das Auge an den magiſch lieblichen Blumenſternen im Kaleidoſkop nicht ergötzen? Daß ein ſo freier, kühner und lebendiger Geiſt, wie Herwegh, es nicht verſchmähte, ſeine Gluth- und Kraftgedanken in jene „ſcharfgeſchliffene Form zu legen," ſcheint a priori dafür zu ſprechen, daß ſie dem, der ſie mit Leichtigkeit zu beherrſchen weiß, keineswegs beſchränkende Feſſeln auflegt. — Auch Prutz handhabt, wie geſagt, die Form auf das Gewandteſte, dagegen können wir den Inhalt ſeiner fünf letzten Sonette nur entſchieden mißbilligen. Dies Tändeln und Koſen, dieſe zum Theil üppigen Bilder und Erinnerungen bei einer geliebten Leiche erſcheinen wahrhaft als ein Sacrilegium und nebenbei, was vielleicht in den Augen mancher Kunſtrichter noch unverzeihlicher iſt, als eine Verſündigung gegen den guten Geſchmack. Von den übrigen ſprach uns das letzte der Sonette an die Verlorne durch ſeine Zartheit und Wärme beſonders an und wir können uns nicht verſagen, es, zugleich als Beleg alles deſſen, was wir lobend und tadelnd über die lyriſchen Gedichte im Allgemeinen ſagen zu müſſen glaubten, hier ganz mitzutheilen.

Ob ich dir zürne? — Zürnt man auch dem Mai,
Dem köſtlichen, da alle Quellen ſprangen,
Aus jungem Laub die muntern Vögel ſangen,
Daß er uns ach! zu ſchnell entſchwunden ſei?

So warſt auch du, ſo hell und wolkenfrei,
In deiner Schönheit maienhaftem Prangen
An meinem Himmel einſt mir aufgegangen:
Wie zürnt' ich jetzt? Der Frühling iſt vorbei.

Und wie der Hirt, wenn Winterſtürme wüthen,
Sich Lieder reimt von der vergangnen Luſt
Und fröhlich hofft auf neue Blüthenzeiten;

So will auch ich das Angedenken hüten
An jenen Frühling in getreuer Bruſt:
Nur hoffen freilich kann ich keinen zweiten.

Möge denn der Dichter ſtatt auf jenen zweiten Liebesfrühling auf den ſonnigern und freudigern des Vaterlandes hoffen, zu deſſen klangreichſten Sangeslerchen wir ihn ſelbſt zählen zu können wünſchen, auf jene „Atlantis ſeiner Träume, die ſich ſein Herz zu ſicherm Ziel erkor." Möge kein ſeiner Natur fremdes Element ihn von dem Wege, der ihn zu dieſem Ziele führen kann, ableiten! Nicht vor dem anſteckenden Beiſpiele der, die Macht feiernden und darum gefeierten Poeten, die nur auf vergoldeten Saiten ihre falſchen Töne greifen, braucht er gewarnt zu werden, ſo beneidenswerth ihr Loos Vielen erſcheinen mag, und ſo ſehr er im frommen Irrthum befangen iſt, wenn er im Rheinliede meint:

Es kann den Fürſten ſelber nicht gefallen,
Dies ſchmeichleriſch demüthige Geſchlecht.

Vor einem andern Abwege aber möchte er ſich zu hüten haben, vor der Klippe weichlicher Sentimentalität, zu der ſich ſeine Natur, trotz ſeiner Kraft- und Feuerworte an andern Stellen hin und wieder hinzuneigen ſcheint. Möchte ihn — für uns wünſchen wir es! — die männliche Thatkraft und jene kühne Zuverſicht nie verlaſſen, die ſich in den Schlußworten ſeines Dichtergrußes in ſo herzerweckender Weiſe ausſpricht. Sie wird uns nicht täuſchen, dieſe freudige Zuverſicht; hoffen wir es mit unſerm Dichter:

Sie kommt gewiß — es muß ja endlich tagen,
Ein Morgen dämmert nach der letzten Nacht!
Sie kommt gewiß, ſie wird gewiß geſchlagen,
Die köſtliche, die deutſche Freiheitsſchlacht!

O wenn ſie kommt, wenn raſch, wie Donner gleiten,
Ihr heil'ger Kriegsruf durch die Ebne rauſcht,
O Freunde dann das goldne Spiel der Saiten
Sei mit des Schwertes blut'gem Ernſt vertauſcht!

Es wird ein Kampf, wo alle Lieder ſchweigen! —
Und doch, wenn einſt der Schlachtenlärm verklang,
Dann himmelan wird eine Lerche ſteigen
Mit wonnevoll lautſchmetterndem Geſang.

Und die ſo lang kein holdes Lied vernommen,
Die Menſchen werden voll Entzücken ſtehn,
Aus allen Thälern wird ein Echo kommen,
Und nimmer wird das deutſche Lied vergehn!

A. Elliſſen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

469

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

16. November. № 118. 1841.

Theologiſche Schaamloſigkeiten.

(Fortſetzung.)

I.

Die ausgebildete Unehrlichkeit und Heuchelei, Tugenden, die ſich in der Bekämpfung der Kritik, ſofern ſie widerlegt werden ſoll, beweiſen, erfordern eine ausgebildete Glaubenskraft und eine Kühnheit, die eben nur im Kampfe, aber im gelehrten Kampfe erworben wird. Dieſe Kühnheit iſt aber auch in ihrer erſten Naturanlage anzuerkennen, wenn der Glaubensmuth von vornherein gegen die Angriffe der Kritik ſich auflehnt und frech erklärt, daß er Recht habe, wenn er auch die beſtimmten Beweiſe der Kritik nicht zu widerlegen verſtehe. Iſt nun dieſer natürliche, alſo noch barbariſche Muth ſchon Tugend, um wie viel höher muß er ſtehen und als ſolcher anerkannt werden, wenn er bewußter Vorſatz, Wille und Reſultat der Bildung iſt? Auf dieſer Bildungsſtufe des Glaubens ſteht die evangeliſche Kirchenzeitung. Die Männer, welche ſie dirigiren, beſchützen, begünſtigen und mit ihren Beiträgen unterhalten, ſind wahrhaft aufgeklärt — nämlich aufgeklärt in dem Sinne, daß ſie die Finſterniß der Vernunft, überhaupt die Vernunft, dieſen Maulwurf, der nur das Dunkel liebt, vertrieben und verjagt haben — ſie ſind tiefgelehrt und hochgebildet: in welcher Weiſe widerlegen ſie alſo die Kritik? Nun eben ſo, daß ſie ihren Feind gar nicht widerlegen. Jede Bekämpfung wäre eine Anerkennung des Gegners, wäre ein Bekenntniß, daß der Glaube als ſolcher nicht feſtſtehe und daß ſein Beſtehen von dem Fall der Philoſophie und Kritik abhänge. Der Glaube ſteht aber für ſich ſelber feſt, und ſeine Sicherheit würde vielmehr gefährdet werden, wenn man ſich mit den kritiſchen Läſterungen viel zu ſchaffen machen wollte. Denn (Jahrgang 1841, No. 22, S. 173) „es iſt allbekannt, daß man Meinungen, die man bekämpft, verbreitet.“ Es giebt Schwache, die ſich noch nicht zu dieſem evangeliſchen Muth erhoben haben, Verſtockte, die entſchloſſen ſind, auf dieſe Art des Sieges Verzicht zu leiſten, Unmenſchen, die noch nicht dieſen hohen Grad der Bildung erreicht haben, daß ſie ſich einbilden geſiegt zu haben, wenn ſie die Augen vor dem Gegner verſchließen. Sie dürfen alſo gar nichts von dem Böſen hören.

Univerſitätslehrer z. B. ſind aber doch ſo unglücklich daran, daß ſie zuweilen von den kritiſchen Arbeiten ihrer Gegner ſprechen müſſen. Wenigſtens ſind noch nicht Alle zu dem Heroismus gelangt, daß ſie ſtumm und ſprachlos zu ſiegen meinen und die menſchliche Wiſſenſchaft in thieriſcher Weiſe zu widerlegen wagen. Auch für ſie hat die evangeliſche Kirchenzeitung eine Auskunft gefunden. Sie ſollen wenigſtens nicht in der Weiſe ſprechen, als ob an der Wiſſenſchaft des Gegners etwas daran wäre. „Wenn man, heißt es a. a. O. S. 176, wenn man auf dem Katheder ohne innere ſittliche Indignation, ohne ein Zeichen, daß der Sprechende (! als ob es dann noch der Sprache bedürfte!) von innerſtem, ſeelendurchdringendem Abſcheu vor dem Frevel ergriffen iſt, über die Philoſophie und Theologie des Feindes herumredet — dann erkennt dieſen Feind auch ſein ſ. g. Feind noch an.“ Aber auch hier zeigt es ſich, daß Alles, was von Ueberfluß iſt, vom Böſen iſt. Soll denn der Lehrer, wenn er ſtundenlang über den Frevel ſprechen muß — und er muß es, denn die Widerlegung eines philoſophiſchen Syſtems kann doch nicht das Werk von ein paar Minuten ſein — ſoll er dann immer und ohne Aufhören das nöthige Feuer des Haſſes in ſein Auge legen, ſoll er ſtundenlang vor Abſcheu zittern und ſeine innere Indignation in Mienen, Haltung und im Ton der Stimme zu erkennen geben? So meint es die brave Kirchenzeitung gewiß nicht! Ein einziger Blitz des Auges, Ein Donner der Stimme, Eine einzige Convulſion des Leibes ſoll den Abſcheu zu erkennen geben und den Gegner vernichten; denn viel und lange Zeit um einen Feind herumreden, hieße ja wieder ihn anerkennen. Alſo auf die Sprache, auf den Vortrag, auf das Raiſonnement kommt es nicht an, ſondern auf die Entrüſtung, wie ſie ſich in der Haltung des Leibes zu erkennen giebt. Wer daher als Lehrer an einer Univerſität zugelaſſen werden will, hat ſich nicht nach ſeiner wiſſenſchaftlichen Tüchtigkeit zu bewähren, ſondern — glückliche Zeit der Komödianten! — nach ſeiner Fähigkeit, das Auge rollen und glühen zu laſſen, die Mienen zu verziehen und den Leib in Convulſionen zu verſetzen. Die höchſte Forderung wäre die Gabe, die Stimme ſo zu moduliren, daß ſie alle Empfindungen eines ſtrafenden Engels, eines Höllenrichters und Inquiſitors auszudrücken vermag. Aber wohl zu merken! nicht auf den Inhalt der Rede kommt es

an — das hieße wieder wiſſenſchaftliche Erörterungen fordern — ſondern auf den Ton als ſolchen, auf den Klang der Klage, des Mitleids — nein, des Abſcheus, des Haſſes, der Indignation, auf den Donner der Vernichtung. Künftighin werden nur Augenverdreher, Geſichterſchneider, Convulſionäre auf den theologiſchen Kathedern ſitzen. Vor dem Donner muß die Sprache verſtummen, das glühende Auge überſtrahlt das Licht der Wiſſenſchaft, die Verdrehung des Leibes widerlegt die kritiſche Dialektik.

Wehe dem Theologen, der noch zu ſprechen wagt, denn die Sprache enthält leider noch gar zu viel abſtracte Beſtimmungen, die an ſich philoſophiſch zur Philoſophie reizen. Wir müſſen von jetzt an ſtreng darauf wachen — die Glaubenshelden werden uns dafür Dank wiſſen — daß kein Theologe mehr einen Satz ſpricht oder ſchreibt, der allgemeine oder abſtracte Beſtimmungen enthält. Nicht nur Worte wie Sein, Werden, Daſein ꝛc. müſſen ihnen von nun an unterſagt ſein, ſondern alle Worte, denn alle, alle ſind ja allgemein, da iſt kein einziges unter ihnen, welches gläubig oder gottſelig wäre. Die Sprache iſt durch den Sündenfall entſtellt, profan, gottlos, weltlich und unheilig geworden. Der Theologe darf nicht mehr ſprechen. Das ärgſte Wehe aber über den Theologen, der eine philoſophiſche Vorleſung beſucht, ein philoſophiſches Buch geleſen, einen philoſophiſchen Gedanken gehabt hat. Hinaus mit ihm aus der theologiſchen Facultät, herunter mit ihm vom Katheder! Die philoſophiſche Facultät muß ſelbſt darüber wachen, daß Niemand, der ihr Gift, ſei es auch in noch ſo geringer Doſis, verſchluckt hat, in die theologiſche eindringe, ſie macht ſich ſonſt dringend des Verdachts ſchuldig, daß ſie es auf den Sturz des Glaubens abgeſehen habe. Sie darf nicht ſchweigen, ſie muß ſtrenges Gericht halten, und wo ſie nur ein philoſophiſches Wort aus theologiſchem Munde hört, ſogleich den Frevler anzeigen oder, noch beſſer, ihm das Maul ſtopfen. Das iſt ihre Aufgabe, wenn ſie mit der Theologie in Frieden leben will.

Der Theologe, der Gläubige, wenn er wirklich religiös beſtimmt iſt, darf nicht mehr ſprechen. Einige Secten — die Geſchichte hat aber ſehr gefehlt, wenn ſie dieſelben Secten nannte — die wahren Träger der Kirche und Bekenner des Glaubens haben bereits das Unheil erkannt, welches dem Glauben von der Sprache zugefügt wird. Sie ſprechen nicht mehr, wenn ſie ihren Gott preiſen und verehren wollen, ſie tanzen vielmehr, ſie verrenken ihre Gliedmaßen, rollen das Auge und verſetzen ſich in Convulſionen. Sie haben Recht! Sie ſtehen auch höher als diejenigen Secten, welche in unarticulirten Tönen ihren Glauben äußern, und dieſe laſſen wieder die andern unter ſich, welche zwar einſehen, daß die jetzige Sprache verderbt und gottlos iſt, aber darin doch fehlen, daß ſie ohne weiteres eine neue Sprache für ihren Cultus ſchaffen wollen. Als ob nicht die völlige Sprachloſigkeit zuvor den Teufel der Vernunft und Wiſſenſchaft austreiben müßte.

In Zukunft wird die Kritik und Philoſophie ſprachlos durch Tanzen, durch Convulſionen, durch Verdrehen des Auges widerlegt werden.

II.

Der ſprachloſe Glaube iſt groß, aber barbariſch und ungebildet. Der Glaube, welcher ſpricht und ſich in Worten und weltlich conſtruirten Sätzen zu erkennen giebt, iſt nicht ſo groß, denn er giebt ſeine barbariſche Sicherheit auf, er iſt gebildeter, was ihm aber an maſſiver und ungeſchlachter Größe abgeht, erſetzt er durch das Enorme ſeiner Frechheit und Unehrlichkeit. Er bleibt alſo immer noch groß, d. h. ſchaamlos.

Herr Leo giebt uns ein Beiſpiel von dieſer Art des Glaubens. Der erſte Schritt, welcher den vollendeten, ſprachloſen Glauben zu Falle bringt, iſt, wie bemerkt, der Vorwitz. Herr Leo hat ſich zwar gegen den Vorwurf dieſer chriſtlichen und theologiſchen Tugend ziemlich ſicher geſtellt: nicht er war es, der auf den Gedanken kam, über „die Richtung und das Ziel der Halliſchen Jahrbücher" zu ſchreiben, nicht er war ſo neugierig, daß er „die Gewohnheit des Ignorirens" aufgab und einmal die Jahrbücher nicht nur las, ſondern auch über ſie ſprach, die Redaction der evangeliſchen Kirchenzeitung hat ihn vielmehr veranlaßt, die Jahrbücher zu leſen und ihm im Voraus für dieſe frivole Beſchäftigung den Dispens ertheilt. Freilich könnte es nun ſcheinen, als ob die tugendhafte Kirchenzeitung die Macht, die ſie auf die Ihrigen ausübt, gemißbraucht habe, wenn ſie einem Leo die Erlaubniß gab, eine laſterhafte Zeitſchrift zu leſen, allein für ſie ſprechen die triftigſten Gründe. Nicht genug, daß ſie wußte, Herr Leo würde die Jahrbücher nur leſen, um ſie zu widerlegen, ſie war auch überzeugt, daß er ſie am beſten, am gründlichſten widerlegen würde, da ſeine theologiſche Ignoranz, wie ſeine Bequemlichkeit, mit der er ſeit vielen Jahren alle philoſophiſchen Bücher ſich vom Leibe zu halten weiß, notoriſch iſt. Hr. Leo hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt — er hat geſchimpft. Wenn er dies Schimpfen Berichterſtatten nennt, ſo hat es damit dieſelbe Bewandtniß, wie wenn er fordert, daß man gegen geſchichtliche Geſtalten, die ſich überlebt haben, „Liebe und Geduld" beweiſen, nicht aber ſie als abgelebt, als todt darſtellen und damit ſtürzen ſolle. Liebe und Geduld! das fordert Leo, das fordert er in einem Tone, wie wenn ein raſender Hund von demjenigen, auf den er heulend und zähnefletſchend losſpringt, Milde und Ruhe fordern wollte. Herr Leo brüllt, heult, knirſcht mit den Zähnen und geberdet ſich wie ein Raſender, indem er fordert, die Philoſophen ſollen das Todte, deſſen Geruch die Luft ſchon unerträglich macht, mit Liebe und Geduld hegen und pflegen. Fürchten vielleicht

die Hyänen, daß ihre tägliche Nahrung entgehen würde? Liebe und Geduld, das iſt das wahre Geſchrei der Hyänen; o, ſie wiſſen dieſe Worte ſo ausdrucksvoll auszuſprechen, dieſe menſchlichen Hyänen, ſie wiſſen ſo ſchrecklich zu winſeln, wenn ſie dieſe Worte uns zurufen, ſie wiſſen die ganze Tonleiter der Wuth dabei ſo geſchickt zu durchlaufen, daß wir vor dieſem Widerſpruch der Frechheit allen Reſpect bekommen. Die ſüßen Worte der Raſerei — der Honig, der von jenem Starken kam — ſind das Gegenſtück zu jenem andern Widerſpruch, welchen das Schimpfwort bildet, mit dem wiſſenſchaftliche Arbeiten abgefertigt werden. Beide Arten des Widerſpruchs ſind aber der Ausdruck derſelben Unehrlichkeit und Frechheit: etwas zu fordern oder zu beurtheilen, worin man nichts geleiſtet hat und was man nicht verſteht. Liebe und Geduld ſind Hrn. Leo ſo fremd wie Theologie und Philoſophie.

Dem heulenden Verlangen nach Liebe und Geduld, dem Schimpfen über die Wiſſenſchaft entſpricht — in Bezug auf die ſchaamloſe Frechheit — der Spott über die Forderungen, zu denen die Wiſſenſchaft nicht nur berechtigt, ſondern auch verpflichtet iſt. Die freie Wiſſenſchaft iſt gegenwärtig bürgerlich proſcribirt, vom Staate verläugnet, ſie ſteht außerhalb der Macht, welche die Regierung beſitzt und dem Glauben, dem ſprachloſen wie dem ſprechenden zukommen läßt. Käme es uns nun bloß auf die Macht an und auf den Genuß derſelben, glaubt dann wohl Hr. Leo, daß wir keinen Antheil an ihr erhalten würden, wenn wir unſer Princip verläugnen und zu einer von beiden Arten des Glaubens uns bekennen wollten? Es handelt ſich aber nicht nur um die Macht als ſolche, ſondern um die Macht des Princips, nicht um die reine Anerkennung, ſondern um die Anerkennung mit dem Princip und von wegen des Princips, nicht um den Genuß des Staats, ſondern um den Genuß eines Staats, der auf das Princip des freien Selbſtbewußtſeins gegründet iſt, nicht um Freiheit der Perſon und des Gewiſſens — eine Freiheit, die uns Niemand erſt noch zu garantiren braucht — ſondern um die Freiheit, die mit der öffentlichen Anerkennung des Princips geſetzt iſt und von ihr abhängt. Ein neues Princip hat allerdings dann erſt ſein Ziel und ſeine Beſtimmung erreicht, wenn es aus ſeiner theoretiſchen Idealität in die Unmittelbarkeit der Macht übergegangen iſt. Und nun gar ein Princip, welches die Rechte des Selbſtbewußtſeins proclamirt, — das ſollte auf den Mitgenuß des Staats Verzicht leiſten und Hrn. Leo und Seinesgleichen allein den Staat genießen laſſen? Will Hr. Leo allein genießen? Er ſollte ſich ſchämen, da er doch andere, höhere Güter kennt, die ihm den Staat in Vergeſſenheit bringen ſollten. Er ſpotte nur immerhin über „die Begierde nach dem Mitgenuß des Staats und der politiſchen Freiheit!“ Er muß und kann nicht anders, um unter der Maske des frechen Spottes ſeine und ſeiner Brüder Angſt zu verbergen, die ſie empfinden müſſen, wenn ſie ihr Princip und ihre Lage ins Auge faſſen. So ſehr haben dieſe Leute niemals auf ihr jenſeitiges Princip vertraut, daß ſie nicht nach der Macht dieſer Welt gegriffen hätten, ſo ſicher ſind ſie in ihrem Innern auch nicht, daß ſie nicht wüßten oder wenigſtens fühlten, ſie würden augenblicklich fallen, wenn die Regierungen einmal ihre Hand von ihnen abzögen. Ha! welcher Sturz, welche Verlegenheiten, welche Verräthereien, welche Abſcheulichkeiten des verſchiedenartigſten Abfalls würden eintreten, wenn die Regierungen einmal erklärten, daß ſie dieſe Partei ihr ſelbſt und ihrer eignen Kraft überlaſſen wollten. Sie müſſen alſo über die Forderung der Philoſophie, die ſich durch ihre eigne Kraft erhält, ſpotten; wie es aber ſcheint, iſt der Spott die letzte Waffe von Parteien, die ihrem Falle nahe ſind.

Ja, wir wollen mitgenießen, wie alle neuen Principien die privilegirten Claſſen mit ihrer Begierde nach Mitgenuß beunruhigt und ſie endlich geſtürzt haben. Wenn einmal dieſe Begierde erwacht iſt, dann hilft es Nichts mehr, daß die gebenedeite Claſſe wenigſtens die Fürſten an ihrer Benedeiung theilnehmen ließ — ihr Vorrecht muß allgemeines Recht werden. So wollten die Huſſiten den Wein nicht allein den Pfaffen laſſen, ihre Begierde war damit noch nicht geſtillt, daß die Prieſter einigen gekrönten Laien Antheil an dem Weine hatten zukommen laſſen, ſie wollten vielmehr, daß Jeder genießen ſollte, und es dauerte nicht mehr lange, ſo konnte Jeder trinken, der da wollte. So hat in der ganzen Geſchichte jede ausgeſchloſſene Claſſe mitgenießen wollen, und es hat bis jetzt noch keiner, die es ernſthaft wollte, verſagt werden können. Trinket Alle daraus, ſtehet geſchrieben.

Auch das freie Selbſtbewußtſein wird zum Mitgenuß gelangen und ſeine Zeit iſt vielleicht nicht mehr fern, wenn Männer wie Leo es an Raſerei, Schimpfen und Spott nicht fehlen laſſen. Wenn die Ignoranz alle Mittel ihrer Frechheit aufbietet — ſie ſind aber bald erſchöpft! — dann haben wir gewonnen.

III.

Zuvor aber werden wir es noch mit einer andern — ſcheinbar feineren, aber da alles auf dieſem Gebiete nur Schein iſt, in der That nur — plumperen und dennoch — das macht eben jener Schein — widerlicheren Schaamloſigkeit aufzunehmen haben.

Es iſt eine erbärmliche Nothwendigkeit, daß man von ſolchen Phänomenen des Glaubens ſprechen muß, aber was kann die Nothwendigkeit dafür, daß ſie durch erbärmliche Gegenſtände bedingt iſt: Nothwendigkeit hört nicht auf Nothwendigkeit zu ſein, und es iſt wenigſtens zu hoffen, daß, wenn es einmal geſchehen iſt, von ſolchen Dingen nicht

mehr geſprochen zu werden braucht. Aber einmal muß es geſchehen ſein.

Von ſolchen tobſüchtigen Gläubigen, wie Herr Leo iſt, kann man doch nicht geradezu ſagen, daß ſie der herrſchenden Partei ſchmeicheln. Im Gegentheil! ſie müſſen ſich nur austoben, einmal recht ausraſen, dabei gehen ſie ſo ziemlich gerade aus, und wenn ſie ſchmeicheln, ſo ſchmeicheln ſie ſich ſelbſt, da ſie ſich unmittelbar ſelbſt für die herrſchende Partei halten und erklären.

Die moderne Gläubigkeit hat aber auch ihre Bedientenſeelen, die ihr huldigen, weil ſie gerade ihren Vortheil dabei finden, und dieſe Livree anziehen, wie ſie fähig ſind, jede andere andre anzunehmen, wenn eine andere Partei zu Herrſchaft kommt und ſich dazu verſteht, ſich von ſolchen Seelen bedienen zu laſſen. Dieſe Leutlein raſen und toben nicht, ſie ſind gar zu ſchwach dazu, und wenn ſie es auch verſuchen wollten, ſo würde man ihnen doch nicht glauben, daß ſie es ernſt meinen. Sie brauchen gar nicht erſt zu den Leuten zu ſagen: fürchtet euch nicht, ich bin kein wirklicher Löwe! Es iſt noch keinem Vernünftigen eingefallen, ſie dafür zu halten oder ſich vor ihnen zu fürchten. Die Bedientenherrſchaften ſind mit dem achtzehnten Jahrhundert zu Grabe getragen.

Obwohl dieſe Leute aber nicht herrſchen, ſo geben ſie doch für eine herrſchende Partei — falls dieſe nicht auf das freie, aufrichtige Selbſtbewußtſein ſich ſtützt — für eine Zeit lang eine angemeſſene Baſis her. Sie bilden das polizeilich gehorſame Echo von der Vortrefflichkeit und Einzigkeit des augenblicklich Beſtehenden, wie ſie wiederum von der herrſchenden Partei als vortreffliche brauchbare Leute anerkannt werden, d. h. wenn ſie ſich weggeworfen haben, in der Verworfenheit des Beſtehenden ihren wahren Selbſtgenuß haben. Die Leute, die auf dieſem Standpunkte ſtehen, ſind ignorant wie die Gläubigen der beiden Standpunkte, die wir ſoeben kennen gelernt haben. Ueber den Vorwitz, in welchen Männer wie Leo zuweilen verfallen oder ſich hineinziehen laſſen, ſind ſie ſchon hinaus und ſie laſſen ſich mit dem Schein genügen, den ſie den Andern vorzumachen wiſſen, als hätten ſie wiſſenſchaftliche Werke, über die ſie abſprechen, gehörig geleſen. Bei ihnen iſt alles nur ſcheinbar, aber ernſtlich und wirklich iſt ihre Ignoranz und Schaamloſigkeit, die an ihnen die Farbe der Niederträchtigkeit hat. Und ſelbſt dieſe Niederträchtigkeit beruht wieder darauf, daß ſie für ſich Nichts ſind, Nichts denken, Nichts meinen, von Nichts überzeugt ſind und wenn ſie gegen Wiſſenſchaft ſprechen, nicht aus ihrer Ueberzeugung ſprechen, denn ſie haben keine, ſondern nur deshalb, weil es ihnen ſo ſcheint, daß die herrſchende Partei gegen die freie Wiſſenſchaft iſt. Männer wie Leo ſprechen doch wenigſtens ihren Haß, ihren Abſcheu und ihre Ueberzeugung aus, dieſe Leute aber ſprechen nur deshalb, weil ſie glauben, daß es den Obern ſo angenehm iſt.

Da es aber mit ihrer Ueberzeugung ſo ſchlecht beſtellt iſt, ſo iſt es klar, daß ſie der herrſchenden Macht, der ſie dienen, nach allen Seiten hin gefährlich ſind. Stützt ſich die Macht auch nur irgend wie auf ſie, ſo iſt ſie verrathen; denn zeigt ſich die geringſte Möglichkeit eines Unfalls oder gar eines Wechſels, ſo iſt ſie von ihnen augenblicklich verlaſſen und ſie wird zu ihrem Schrecken und ihrer Beſchämung ſehen müſſen, wie die Leute, die ſo eben noch ihre Vortrefflichkeit und Einzigkeit predigten, ſchon das Stichwort der neuen Macht, die dem Vermuthen nach ſiegen werde, im Munde führen. Aber auch wenn ſie für das Beſtehende kämpfen, ſchaden ſie; da ſie nämlich nur loben können, indem ſie ſchmähen und herabſetzen, ſo verwerfen ſie mit unüberlegtem Eifer die Thaten und Werke der frühern Macht und außer Stande, ſchon in der Gegenwart die Belege ihres übermäßigen Lobes aufzuweiſen, zeigen ſie mit hohlen und übertriebenen Worten auf die herrlichen Schöpfungen einer Zukunft hin, auf Schöpfungen, welche die beſtehende Macht nicht vollbringen kann, auf eine Zukunft, an die ſie ſelbſt nicht glauben. In den Augen der Vernünftigen heißt das eine Macht proſtituiren. Eben ſo wenig Maß kennen ſie — eben ihrer Ignoranz und Ueberzeugungsloſigkeit wegen — in ihren Schmähungen gegen die Wiſſenſchaft und freie Forſchung. Sie haben nicht genug Kern zum Haß, ſie haben keinen aus dem Innern geſchöpften Zweck bei ihrer Kritik, die Sprache verliert daher ihr Maß, ſie ſchweifen mit ihrer Rede ins Sinnloſe aus, ſie machen den Gegner gar zu klein, ſo daß die Unbefangenen, die ſich über die Sache noch nicht ſelbſt unterrichtet haben, entweder nicht begreifen, warum man denn überhaupt noch gegen ſo ohnmächtige, kindiſche und faſelnde Gegner von Seiten der herrſchenden Macht zu Felde ziehe, oder argwöhniſch werden und ſich ſelbſt über den Thatbeſtand unterrichten, um endlich über die Schaamloſigkeit dieſer Leute aufgeklärt zu werden. Nach allen Seiten hin bilden ſie denjenigen Punkt einer herrſchenden Partei, wo dieſe nicht bekämpft, ſondern nur verachtet werden kann. Im Ganzen nämlich ſind ſie der Punkt, wo alle Heuchelei, die den Geſammtzuſtand durchzieht, ſich vereinigt und ihren ſchaamloſeſten Ausdruck erhält.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

17. November. № 119. 1841.

Theologische Schaamlosigkeiten.

(Fortsetzung.)

Beispiele dieser Bedientenartigen Heuchelei liefern im Politischen die polizeilich-officiellen Artikel und Correspondenzen unserer deutschen Zeitungen: auf dem theologischen und kirchlichen Gebiete scheint sich die berliner allgemeine Kirchenzeitung zum Hauptorgan dieser Richtung ausbilden zu wollen. Was früher die theologischen Hofbedienten lobten und als die Vollendung der Kirche priesen — z. B. die Union — das bezeichnen sie jetzt, weil es ihnen so scheint, als wolle die bestehende Regierung einen andern Weg einschlagen, als ein nur äußerliches Werk, welches so viel wie Nichts ausrichten könne. Sie kommen vor Enthusiasmus außer sich, wenn sie die Vortrefflichkeit des Neuen und das Herrliche der Pläne, mit denen man umgehe, schildern, aber sie wissen den Andern, die die Sache ernster nehmen, keine Vorstellung von dieser Vortrefflichkeit, nicht einmal eine Vorstellung von dem Neuen zu geben. Wenn die Wissenschaft als Kritik des Bestehenden und der gewonnenen geschichtlichen Resultate das Alte erklärt und die Zukunft vorbereitet, so kostet es sie keine Mühe, diese Kritik unreif zu nennen und nach dem pflichtschuldigen Compliment gegen das Bestehende, welches die Panacee für alle Collisionen bereit habe, von ihrer Seite Arbeiten zu verheißen, welche die Lösung aller Räthsel geben werden. Wer aber Nichts thut, Nichts leistet und Nichts leisten kann, sind sie. Auf dem Gebiete der Wissenschaft fährt man fort zu arbeiten, die Kritik zu schärfen, näher zu bestimmen und damit die Postulate, mit denen die Geschichte umgeht, immer mehr ans Licht zu ziehen. Wie sie nun indessen Nichts gethan haben, so können sie auch auf die Fortschritte der Kritik nicht eingehen, sie bleiben vielmehr auf dem Flecke, wo sie sich vorher befanden, stehen und der einzige Fortschritt, dessen sie fähig sind, besteht darin, daß sie ihre Schimpfworte steigern: — was sie vor ein Paar Monaten unreif nannten, bezeichnen sie nun als bodenlose Faselei. Sie sind zu Allem fähig, nur nicht zu männlichem Ernste, nicht zu Arbeiten, am wenigsten zu einer erhebenden Idee.

Was thun sie denn also? O, sie leisten sehr viel und ihre Betriebsamkeit ist unendlich. Morgen- und Abend-Opfer bringen sie dem Bestehenden dar und ihr Tagewerk besteht in einer ausgebreiteten, intriganten Klatscherei, mit deren Ergebnissen — kleinen, winzigen und gehaltlosen Artikelchen — sie ihre Zeitungen anfüllen.

Die Altäre, die sie errichten, sind dem Bestehenden und dem Gotte, der Brod heißt, gewidmet; ihre kleinen Artikelchen sind die Trophäen ihrer täglichen Arbeit und das Werk ihres ganzen Lebens ist der Beweis, daß es keine Kirche mehr giebt. Sie sind die Geschöpfe der Fäulniß, welcher die Kirche erlegen ist.

IV.

Zur Heuchelei des geschilderten Standpunktes gehört es, daß sogar von Wissenschaft, freier Wissenschaft und Beschützung derselben gesprochen, einerseits aber mit diesem Schutz — obwohl die Wissenschaft seiner nicht bedarf, sobald er nur polizeilich ist — nicht Ernst gemacht und andererseits Nichts in der Wissenschaft geleistet wird. Dieser Standpunkt ist so arm, daß er nicht einmal Werke hervorbringt, die scheinbar wissenschaftlich oder freisinnig sind. Die Heuchelei ist also noch sehr plump. Groß ist nur die Schaamlosigkeit.

Etwas feiner wird die Heuchelei des religiösen Bewußtseins, wenn es den Versuch macht, sich zum wissenschaftlichen auszubilden, um unter dem Schein dieses weltlichen Titels die Welt und das Böse desto sicherer zu überwinden. Unter der Maske der Wissenschaftlichkeit, ja sogar der Kritik und der Opposition gegen die ängstlichen Besorgnisse der Frömmigkeit und des Buchstabenglaubens wird die Kritik bekämpft und der Buchstabe – wenn es möglich wäre, in seiner rohen Unmittelbarkeit befestigt. Es ist aber nicht möglich, da, wie ich in meinen kritischen Arbeiten nun hinreichend bewiesen habe, es gerade das gläubige und theologische Bewußtsein ist, welches den Buchstaben tödtet, verdreht und entstellt. Wenn diese liberalen Theologen, die gewöhnlich von der Schleiermacherschen Bildung ausgehen, ein kritisches Werk beurtheilen, so geben sie sich den Schein, daß sie das wahre Maß der Kritik, die Linie, ja den Punkt kennen, über welchen nicht hinausgegangen werden darf, und die wahre Kritik, welche diesen Punkt überschreitet, bezeichnen sie dann geradezu als Vorurtheil, Willkühr, Vorschnelligkeit und Hyperkritik. Aber ihre Beweise? Nun, die bleiben sie eben schuldig, weil sie als gläubig noch das Vorrecht

haben, ohne Beweis Behauptungen aufzuſtellen, wenn dieſe nur gläubig ſcheinen und der Kritik einigen Schimpf anthun. Sie leſen kritiſche Arbeiten, ſchreiben darüber, ja widerlegen dieſelben — und das will doch viel ſagen — aber die kritiſchen, die gründlichſten Beweiſe ſehen ſie doch nicht an, oder überſehen ſie, oder ſtudiren ſie nicht, am allerwenigſten geben ſie ihren Leſern über dieſelben einen Bericht. Es iſt genug, daß ſie ſagen, es ſey willkürlich, wenn ein Kritiker dieſe oder jene Behauptung aufſtelle.

Das religiöſe Bewußtſein iſt eigentlich nur rein und vollkommen, wenn es ſprachlos bleibt. Sobald es ſich ausſpricht, geräth es mit den vernünftigen Beſtimmungen der Sprache als ſolcher in Conflict, will es ſich nun aber gar mit den concreten Beſtimmungen der freien Menſchlichkeit und des Selbſtbewußtſeins auseinanderſetzen, ſo muß es zur Gewalt Zuflucht nehmen und ſich auf einen Kampf einlaſſen, der einerſeits ſeinen poſitiven Beſtimmungen ſelber und andererſeits den Geſetzen des Selbſtbewußtſeins Leids zufügen muß. Wenn es mit ihm noch Ernſt iſt, ſo kann die Schuld dieſes Kampfes noch Unſchuld genannt werden, die Noth wenigſtens, die Angſt der Selbſterhaltung, ſowie die Unvollkommenheit des kritiſchen Selbſtbewußtſeins können noch viel entſchuldigen. Die Schuld iſt aber vollkommen an den Tag getreten, wenn das religiöſe Bewußtſein in ſich ſelber unſicher geworden, von dem Gift der Kritik angeſteckt und ſeiner Halbheit die vollendete und methodiſch ausgebildete Kritik gegenüber getreten iſt. Die anfangs abſichtsloſe Selbſttäuſchung wird zum gewollten Selbſtbetrug, die Verirrung zur Lüge, die Vertheidigung zur Betrügerei und Heuchelei, die früher unbefangene Nacktheit zur Schaamloſigkeit.

Man wird es mir nicht verdenken, wenn ich hier eines gläubigen Angriffs auf meine Arbeit über das vierte Evangelium erwähne. Gerade weil ich überzeugt ſein darf, ein im Weſentlichen unwiderlegliches Buch geſchrieben zu haben, und noch mehr, weil ich weiß, daß es nicht mein Verdienſt iſt, daß ich es vielmehr nur dem Umſtande zu verdanken habe, weil ich mich an dieſes Unternehmen begab, als alle geſchichtlichen Vorausſetzungen zu demſelben ſich erſchöpft und vollendet hatten, gerade deshalb iſt es meine Pflicht, daſſelbe gegen den Mißverſtand zu vertheidigen. Eine ſchwere Pflicht! da die Vertheidigung der Sache keinen Nutzen bringt. Die Gegner ſind nur an die ignorirten Beweiſe zu erinnern und wenn ſie Behauptungen vorbrachten, die über die Beweiſe hinausgreifen ſollten, d. h. allgemeine Beſtimmungen enthielten, deren Sturz ich in jenen Beweiſen für den Kenner ſchon vorbereitet hatte, aber erſt ſpäter ausführen durfte, ſo ſind ſie einfach auf einen indeſſen erſchienenen folgenden Band zu verweiſen, der ihnen allen Boden unter den Füßen wegzieht.

So iſt Herr Schweizer, ein Schleiermacherſcher Apologet, in ſeiner Schrift über das vierte Evangelium gegen mich aufgetreten. Um die Hauptpunkte anzuführen: meine Erklärung von der Formel „das Lamm Gottes", welche dem Täufer in den Mund gelegt wird, nennt er S. 194 „willkührlich", und es fällt ihm nicht ein, meinen Beweis, wie dieſe Formel erſt ſpäter in der Gemeinde entſtanden iſt, anzuführen. Daß der Täufer die ihm zugeſchriebenen meſſianiſchen Vorſtellungen nicht gehabt haben könne, ſagt er S. 191, hielte ich „zum Voraus für eine ausgemachte Sache" — und ich habe dieſe Sache erſt ausgemacht, nachdem ich dieſe Vorſtellungen einer gründlichen Kritik, um die er ſich freilich nicht bekümmert, unterworfen hatte. Ich habe dem Leſer alle Acten des kritiſchen Proceſſes vorgelegt, welcher es beweiſt, daß die große Rede über das Gericht im fünften Capitel des vierten Evangeliums ein Werk der ſpätern Reflexion ſei; für Herrn Schweizer ſind dieſe Acten nicht vorhanden. Er ſagt S. 149: „die Idee des Gerichts iſt mit dem meſſianiſchen Bewußtſein ſelbſt gegeben und um ſo weniger als Ausſage ſpäterer Reflexion, die erſt nach Jeſu Tod habe entſtehen können, anzuſehen, als dieſe Function ſchon in der ältern Meſſiasidee von Chriſtus vorgefunden wurde, ihm ſelbſt alſo nichts übrig blieb, als ſie mit der Meſſiasidee ſelbſt zu vergeiſtigen." Die Unehrlichkeit, die meine Beweiſe ignorirt, wird ſchon hinreichend beſtraft, wenn ich einfach die Aufgabe ſtelle, man möge die Beweiſe entnerven oder überhaupt nur in Betracht ziehen. In ihrer ganzen lächerlichen Blöße wird ſie aber bloßgeſtellt, wenn in demſelben Augenblick, wo dieſe kluge Unehrlichkeit ſich breit macht, der erſte Band meiner Schrift über die Synoptiker erſchien, in welchem ich erſt mit dem Beweiſe vorrücken durfte, daß es vor der Zeit Jeſu keine meſſianiſche Dogmatik gab und daß die Umwandlung der unſtäten prophetiſchen Anſchauungen des A. T. in den Reflexionsbegriff „des Meſſias" und die Entſtehung der Gemeinde Ein und derſelbe Act waren.

(Schluß folgt.)

Beiträge zur Charakteriſtik der romaniſchen Lyrik.

Blüthen ſpaniſcher Poeſie. Metriſch übertragen von Friedrich Wilhelm Hoffmann. Magdeburg, 1841. Verlag von Baenſch.

Dieſe Blüthen enthalten eine Auswahl von vier und funfzig größeren und kleineren Gedichten, die ſich hier zum erſten Male im deutſchen Gewande ſehen laſſen. Die Dichter ſind Louis de Leon (gewöhnlich Ponce de Leon genannt), Garcilaſo de la Vega, Diego de Mendoza, Juan Boscàn, Jorge de Montemayòr, Gaspar Gil Polo, Eſteban Manuel de Villegas und Francisco de Rioja, alles berühmte, glän-

zende Namen! Ihr Leben fällt in die Zeit der Weltherrſchaft und Blüthe Spaniens, und dieſe Periode von Karl dem Fünften abwärts bis auf den dritten und vierten Philipp enthält auch für die Lyrik das goldene Zeitalter, und die genannten Dichter ſind die claſſiſchen Lyriker der Nation. Dies ſind ſie jedoch nicht in dem Sinne, als ob ihnen im Munde des Volkes durch Geſang nun fort und fort ein dauerndes Leben verliehen würde (die meiſten können ohnehin ſchon nicht geſungen werden) auch nicht in dieſem, daß ſie als tiefe Darſtellung der Empfindung der Nation auf dem Höhepunkt ihres Glanzes die Beſtimmung hätten, fort und fort die nachkommenden Geſchlechter anzuregen, und dieſe nun ebenfalls zu einer ihre Vortrefflichkeit anſtrebenden Dichtung zu mahnen; vielmehr ſind dieſe Dichter Claſſiker im Sinne der Litteraturgeſchichten ſchlechthin und zeigen einen geſchloſſenen Kreis der romaniſchen lyriſchen Poeſie, den ſie alle durchlaufen, und für deſſen Daſein ſie alle ihre Kräfte und Fähigkeiten aufgewandt haben. Wenn daher auch nur ein befangenes Urtheil ihnen einen beträchtlichen Werth innerhalb dieſer Sphäre abſprechen kann, ſo muß doch ohne Weiteres zugegeben werden, daß mit wenigen Ausnahmen die Poeſie dieſer „berühmten" Dichter für uns weit mehr das Intereſſe hat, begriffen, als genoſſen zu werden, und hierzu ſind uns die Blüthen behülflich, und mehr behülflich, als die langen Abſchnitte der Litteraturbücher, welche den berühmten Dichter, den berühmten Garcilaſo ꝛc. ſchlechthin im Auge haben, und nun in nichts gehindert werden, von der Eleganz der Sprache, der Anmuth der Darſtellung, der Tiefe des Gefühls zu erzählen, ſo daß man herzlich wünſcht, es möchte doch endlich einmal an ein paar unberühmte die Reihe kommen, an welche denn dieſe declamatoriſchen Beſtimmungen nicht gelegt werden dürften, und die dann individualiſirt werden müßten. Vergebliche Wünſche! Die unberühmten werden dann mit dem Mangel an Eleganz der Sprache, mit der Darſtellung ohne Anmuth, mit der Abweſenheit alles tieferen Gefühls u. ſ. f. abgefertigt, und wird ſo durch die charakterloſe nichtsſagende Declamation des Urtheils alle Individualität verdrängt, deren Zeichnung man wenigſtens in dem Falle fordern könnte, wenn man auf eine Darſtellung ganzer Litteraturepochen, die von großen, allgemeinen Gedanken durchleuchtet wird, von vorne herein verzichten muß.

Da ſind die Blüthen brauchbarer. Es ſoll hier nicht noch einmal gepredigt werden, was ſchon bei einer andern Gelegenheit über die Ueberſetzung unſerer Zeit aufgeſtellt iſt: daß die Ueberſetzer, ihr Ueberſetzen abgerechnet, noch andern Anforderungen zu entſprechen haben; vielmehr nehmen wir die Blüthen, die einen vollendeten Kreis ſpaniſcher Poeſie anſchaulich machen, unbefangen an, und laſſen die gewöhnliche, naive Art ihrer Entſtehung, die ſie mit den meiſten ihrer Art gemein haben, gelten, welche bekanntlich die iſt, daß von den beſten Dichtern die beſten Sachen ausgeſucht ſind. Die Blüthen ſind gegeben, das gröbere Laub iſt weggelaſſen. —

Welches iſt der Charakter der romaniſch-ſpaniſchen Lyrik, die durch dieſe Dichter dargeſtellt wird? Das ſpaniſche Drama, das einzige, das neben dem engliſchen ein nationales iſt, hat ein großes Intereſſe, in ihm ſind die meiſten Lebenselemente der Nation niedergelegt, es iſt fruchtbar zum Erſtaunen, ſelbſt philoſophiſch ergiebig, offenbar die Spitze der katholiſchen Poeſie. Das Intereſſe der Lyrik iſt, hiergegen gehalten, viel geringer; und damit gleich in der Kürze die Faſſung der Sache angegeben wird, die ihr Weſen im Hauptpunkt am treffendſten bezeichnet: *die Gedichte dieſer bedeutenden, ja zum Theil wirklich begabten Dichter ſind neulateiniſche Gedichte.* — Wer gedenkt nicht unter Fichte's Reden an die deutſche Nation der vierten und fünften Rede, in denen er tief und ergreifend den Charakter der deutſchen und der romaniſchen Sprachen darſtellt? Zwar iſt das Alles wohl bekannt, auch ſind übertriebene Folgerungen in neuerer Zeit daran geknüpft worden; aber es iſt doch ein herrliches Ding um die Wahrheit aus der erſten Hand! Man hat wohl geiſtreich Fichte'n nachgeſprochen, daß die romaniſchen Völker nur lallen, ſtatt zu reden; aber allen aus ihm fließenden Aeußerungen über das Weſen dieſer Sprachen fehlt der friſche Hauch, der auf der erſten tiefen Schöpfung dieſer Gedanken ruht, der lebendige Odem der Begeiſterung, der ſie durchweht, und der jene Reden alle einſt wie lauter Donner klingen machte! Die Philologen haben für ein Verhältniß dieſer Art die Bezeichnung: das iſt die Hauptſtelle für dies und das, der locus classicus. Fichte's Gedanken verdankt man recht eigentlich die Anſchauung des Weſens der romaniſchen Poeſie aus der Sprache, und man kann wohl ſagen, es ſteht ein günſtiger Stern über den Studien des Subjects, wenn daſſelbe auf ſeinen mancherlei zufälligen Schritten zur Befriedigung geiſtiger Bedürfniſſe einem Denker begegnet, der uns unerwartet, und ohne daß er es ſelbſt wollte, einen Zuſammenhang aufſtellt, durch den die dunkle Bahn des beſondern Studiums mit einem Male hell durchleuchtet wird. So ging es uns mit Fichte, deſſen Reden an die deutſche Nation wenig mit den Sternen am ſpaniſchen Parnaſſe gemein zu haben ſcheinen. Und dennoch iſt es ſo. — Nach Fichte iſt die Sprache eine einzige, durchaus nothwendige, in der die Natur der Dinge ſich aus dem Menſchen verkündet, nachdem ſie ſich in ihm ebenſo vollkommen mit dem beſtimmten Laufe abgebildet hat, wie die einzelnen Gegenſtände ſich den Sinnenwerkzeugen des Einzelnen in dieſer beſtimmten Figur, Farbe u. ſ. f. abbilden. Das Volk, das wie das deutſche in ununterbrochener Mittheilung ſeine Sprache fortredet, hat an dieſer ſeiner beſtimmten Sprache das größte Bildungsmittel, es überliefert ſei-

nen kommenden Geſchlechtern aus einem allſeitigen Entwicklungsproceſſe derſelben heraus fort und fort die Wahrheit ohne Sprung und ohne Willkür. Es gewinnt und läutert ſich durch ununterbrochene Arbeit und Geſchichte auch im Gebiete des Ueberſinnlichen einen ſtetigen Fluß von Bezeichnungen, in welchen die Willkür nicht eintritt; und daher die Kraft und das wunderbare Leben, was auch der überſinnliche Theil der ſtetig fortentwickelten Sprache auf den Einzelnen einſtrömen läßt. In dieſer ruht unſere ganze Zukunft; denn ſie kann nie bis zur Entſtellung im Menſchen verfälſcht, nie bis zur gänzlichen Unwirkſamkeit entkräftet werden. Sowie er das Wort nennen hört, das den unendlichen Inhalt birgt, ſo folgt der elektriſche Schlag! In dieſem Zuſammenhange liegt die Bedeutung ſolcher Aeußerung, wie der von Hegel: „Die Wahrheit iſt ein großes Wort und wird dem Menſchen ſtets das Herz ſchlagen laſſen! In der That ſo etwas, wie Wahrheit und Freiheit ſind eben ſo viel Herzſchläge in der Bruſt des Einzelnen wie der ganzen Nation, und wenn oben und unten ſchon das Abſterben eintritt, das Herz ſchlägt zuletzt. — Anders war es mit den übrigen Stämmen germaniſcher Abkunft, die ihre Stammſitze verließen. Dieſe nahmen eine fremde, für überſinnliche Bezeichnung ſchon ſehr ausgebildete Sprache in Beſitz und gaben ihre eigene auf. Sie verfuhren dabei nicht ſo, daß ſie etwa ſo lange geſchwiegen hätten, bis ſie in den Anſchauungskreis dieſer Sprache hineingekommen, ſondern ſie drängten derſelben ihren eigenen Anſchauungskreis auf, und die Sprache ward gezwungen, in dieſem ſich fortzubewegen. Die Bezeichnung des Ueberſinnlichen nun, ſowie der Mächte des Innern im Menſchen war nicht ihre ſelbſteigene Arbeit, vielmehr nur lockere Ueberlieferung, die bei den Eroberern nicht feſt haftete. Wenn Fichte darauf Gewicht legt, der größte Nachtheil ſei hier der geweſen, daß die fremden Eigenthümer, die die ſinnliche Anſchauung, die das „Sinnbild" hatte, entweder überſprungen hätten, oder dermalen gar nicht haben konnten, ſo iſt das zwar zuzugeben; allein der Hauptpunkt iſt noch ein anderer, den ganzen romaniſchen Volksgeiſt, ſoweit er darſtellt, betreffender, und in der Kürze dieſer: Die Eroberer, von der geiſtigen Macht der alten ausgebildeten Sprache umſtrömt, gewannen durch äußerliche Erklärung eine ohngefähre Vorſtellung von den überſinnlichen Bezeichnungen, und gingen nun, wie Sieger zu thun pflegen, ohne Weiteres an den Gebrauch der einzelnen Wörter. Völlig unbekümmert um die Färbung, welche Geſchichte, Staats- und Volksleben dem Worte verliehen hatten, unbekümmert ferner um den Kreis der Nebenvorſtellungen, der ſich an das einzelne Wort angeſetzt hatte, legten ſie ihre friſche, unendliche Empfindung oft in das ganz unentſprechende Wort nieder, ſo daß hier die Worte die Gehäuſe ſind, die einen locker liegenden, nicht aber darin gewachſenen Kern als Inhalt bergen. Oft iſt das altrömiſche Wort ſchwergewichtig, und ſeine Schaale feſt genug, dieſen Inhalt zu tragen, ja nicht ſelten viel zu ſchwer und pomphaft, oft aber auch unbrauchbar, barbariſch, lieblos für den letzteren. In beiden Fällen entſteht ein Mißverhältniß, obſchon im erſten Falle für den Leſer, namentlich des Spaniſchen, ein wundervoller Reiz liegt, zu gewahren, ob die Occupation mit Glück gemacht iſt, und wie die rapide Bewegung friſcher, kräftiger Leidenſchaft ihren Tanz in dieſen ſchweren altrömiſchen Holzſchuhen zu Ende bringen wird. Wenn man Cervantes lieſt, ſo kann es einem begegnen, daß man trotz des in Rede ſtehenden ernſten Inhalts lachen muß, indem dieſe eilige Unterwerfung des altrömiſchen Sprachmaterials, die antiken, ſich dabei einſtellenden Reminiscenzen, die Vehemenz, mit der das alte Material tauſendfach zertrümmert wird, die Ritterlichkeit, die an die Stelle der dignitas tritt, zu poſſirliche Klänge erzeugt, als daß man an ſich halten könnte. Die Hunde, will Cervantes in einer Stelle des colloquio de los dos perros ſagen, ſind ſehr edle Geſchöpfe, ſie übertreffen an bedeutenden, liebenswürdigen Eigenſchaften, als der Wachſamkeit, der Treue u. ſ. f. alle übrigen Thiere; Cervantes faßt es unter der Bezeichnung, los prerogativos de los perros zuſammen. Es iſt nicht möglich, davon im Leſen nicht komiſch berührt zu werden. Es giebt hierbei intereſſante, ja wundervolle Fälle, wovon in einer Ueberſetzung jede Spur verloren geht. Man vergleiche Don Quijote's Gedanken über die Ehe im Hauſe des Diego de Miranda, im zweiten Theile der Geſchichte des ſcharfſinnigen Edlen. — Doch hat die Sache allerdings auch ihre ernſte Seite, die von Fichte freilich, obſchon er ein Recht hatte, ſo zu verfahren, zu ſchwarz gezeichnet iſt. Er heißt die Sprachen der romaniſchen Völker geradezu ſolche, die in der Tiefe einen todten Beſtandtheil hätten, ſolche, die den Ausdruck des Gemüths in todte, unverſtandene Hüllen hineinlegen, Sprachen, in denen der Tod hauſe, da durch Aufdrängung des fremden Anſchauungskreiſes die Sprache von ihrer lebendigen Wurzel abgebrochen ſei. Die Zeichen dieſer todten Sprache könnten nichts anregen, vielmehr müßten die Beſitzer, um in ihren Fluß hinein zu kommen, hiſtoriſch erlernte Kenntniſſe einer abgeſtorbenen Welt ſich wiederholen, wodurch ſie ſtatt des lebendigen Proceſſes die todte Geſchichte einer fremden Bildung in die Hand bekämen. Der Nachtheil muß zugegeben werden; allein hier iſt der Punkt des Zuviel. Zwar wird das im Ringen nach durchgreifender Darſtellung ſich verkündende Geiſtesleben zuerſt immer ſeine Grenze finden an der altrömiſchen Schaale, der in die Tiefe grabende Geiſt wird zuerſt immer auf dies Geſtein ſtoßen; allein auf immer und ewig iſt das ſo redende Volk nicht dem Tode überliefert — das Volk handelt und denkt endlich ſelbſt, es kommt die Zeit des lebendigen Fortſchritts in der neuen Wortbildung, die auch immer die Weiterbildung der Sprache iſt, das herumſchlotternde Material wird zerſchmettert, wenn es genirt, und tauſendfach anders formirt, ohne ſeine ſinnliche Stärke aufzugeben, und die Spanier kamen dennoch in ihrem Drama zu einer durchgreifenden Poeſie, ebenſo wie Cervantes in ſeiner Sprache Gebilde ewiger Schönheit ſchuf. Hier ſind wir nun zu der Stelle gekommen, wo wir den Fluß des ganzen bisher aufgeſtellten Zuſammenhangs hineinleiten können.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

18. November. № 120. 1841.

Theologiſche Schaamloſigkeiten.

(Schluß.)

In der Schrift über das vierte Evangelium hatte ich zunächſt nur nachzuweiſen, daß den Samaritern die Vorſtellung des Meſſias unbekannt war und ich that es in einer ausführlichen Beilage, in einem Beweiſe, zu deſſen Führung ich eine Menge von Büchern ſtudiren mußte, von denen manches Herrn Schweizer noch nicht vor Augen gekommen ſein wird. Nichts deſto weniger ſagt er — es handelt ſich nämlich um jenes Geſpräch mit der Samariterin — S. 38: „ſelbſt wenn die ſamaritiſche Meſſiasidee eine ganz abweichende geweſen wäre oder die Samariter ſie gar nicht gehabt hätten — eine Frage, die zu den dunkelſten gehört und mit einem Excurs noch lange nicht aufgehellt wird, kann das Weib dennoch die in Samarien ungefähr wohl bekannte (!!) Idee vortragen hören und ſo ſprechen, wie ſie ſpricht.“ Was alſo der Kritiker in einer gründlichen Abhandlung nicht aufhellen kann, darf der gläubige Apologet in einem Nu, wie man die Hand umdreht, entſcheiden. Dieſe lächerliche Frechheit mag ſich nun nach einer andern Wendung umſehen, wenn ſie wieder auf einen Excurs ſtößt, der ihr den Beweis liefert, daß die Juden den „Nachbarländern“ nicht geben konnten, was ſie ſelbſt nicht hatten. Und als ob ich dieſe Sache nur in jenen Beilagen abmachen wollte, als ob zu dem Beweiſe nicht das ganze Buch, zu dem ſie die Beilage bilden, weſentlich mit gehörte!

Es gehört eine theologiſche Ausbildung der Schaamloſigkeit dazu, wenn Hr. Schweizer in der Vorrede zu ſeiner Schrift (S. VIII) ſagt: „nach den kühnen Angriffen auf die Aechtheit des Johannesevangeliums, wie Lützelberger und beſonders Bruno Bauer ſie auch etwas raſch veröffentlicht haben, wird eine Nachweiſung der weſentlichen Aechtheit des Buches nicht zu lange ausbleiben ſollen.“ Auch etwas raſch! Ein ächt theologiſcher Schluß! Eine ächt theologiſche Frechheit! Weil alſo Hr. Schweizer mit der Nachweiſung u. ſ. w. „nicht zu lange“ zögern zu dürfen, weil er eilen zu müſſen glaubt, habe ich auch geeilt und meinen Angriff „auch etwas raſch“ veröffentlicht! Welche Schaamloſigkeit! Wer ſagt denn Hrn. Schweizer, wie raſch ich verfahren bin? Hat er etwa aus der Art meiner Beweiſe nachgewieſen, daß ich etwas raſch aufgetreten ſei? Oder wenn das nicht der Fall iſt und nicht der Fall ſein kann, da er meine Beweiſe nicht geprüft hat, woher weiß er, wie lange ich an meiner Schrift gearbeitet und ſie vorbereitet habe? Und geſetzt den Fall, ich hätte ſehr wenig Zeit gebraucht, um meine Arbeit auszuführen, giebt es nicht ſiegreiche Feldzüge, die in kurzer Zeit, ſo wie ſie eingeleitet waren, durch einige Schlachten beendigt ſind? Glaubt das theologiſche Bewußtſein, es ſei noch eines langen Feldzuges werth und fähig? Oder wenigſtens jedes ſeiner Gebiete müſſe in unſern Tagen erſt nach tauſend Schlachten erobert werden? So ſtark iſt es nicht mehr und ſeine Territorien nicht ſo viel werth.

In Zukunft wird alſo die Apologetik mit ihren „Nachweiſungen der weſentlichen Aechtheit“ ſo lange warten müſſen, bis ſie die Beweiſe, die Methode und die Ergebniſſe der Kritik ſo gründlich ſtudirt hat, wie der philoſophiſche Kritiker ihre Argumentationen, Schleichwege und Schliche ſtudirt. Wenn ich „etwas raſch“ veröffentlichen oder glauben wollte, daß die Nachweiſungen der totalen Unächtheit „nicht zu lange ausbleiben“ dürfen, ſo wird der Apologet aus den indeſſen erſchienenen Bänden meiner Kritik der evangeliſchen Geſchichte und aus den künftig erſcheinenden ſehen, daß ich, wenn ich nicht ſo ſchon auf die Beweiſe im Einzelnen vertrauen dürfte, allgemeine Beſtimmungen hätte vorausnehmen dürfen, die ihnen für den Apologeten ein vielleicht fühlbareres und auffallenderes Gewicht geben würden. Aber Alles zu ſeiner Zeit, unter Anderm auch die Prüfung der Hypotheſe des Hrn. Schweizer über die beiden Beſtandtheile des vierten Evangeliums. Die Kritik bedarf der Methode, der Ruhe, Beſonnenheit und Zurückhaltung. Die Apologetik mag eilen, frech darauf losеilen, ſchaamlos abſprechen, denn ſie hat nicht mehr lange zu leben. Dem kritiſchen Selbſtbewußtſein gehört die Zukunft.

V.

Der arme Rationalismus! Wie tief er gefallen iſt! Freiheit, Kritik, Liberalität, Unbefangenheit ſind die Worte, die er im Munde trägt — nachdem er allerdings der Anſtoß geweſen war, daß dieſe ſchönen Sachen unter die Maſſe verbreitet wurden — und dennoch iſt er der fürchterlichſte Knecht des Buchſtabens, der Knecht, der für ſeinen grauſamen Herrn zittert, wenn dieſem die wirkliche, ernſtliche

Kritik zu Leibe geht. Er war aber immer und von Anfang an der Buchſtabenknecht und ſeine knechtiſche Natur muß nur gerade jetzt ſo offen an den Tag treten, weil die Zeit der wahren Freiheit gekommen iſt. Der Gefangene kann ſich in dem Maße an den Kerker gewöhnen, daß er die Freiheit, wenn ſie ihm angeboten wird, verſchmäht und die Arbeiten und Mühen der Freien ſcheut.

Im Rationalismus hat ſich die Buchſtabenknechtſchaft des proteſtantiſchen Princips vollendet. Das orthodoxe Syſtem betrachtete doch die ganze Schrift als kanoniſch und ſeine Anhänger wurden demnach durch die Widerſprüche des Buchſtabens gezwungen, dieſen in Fluß zu ſetzen und ſeine Beſchränktheit aufzuheben: der Rationalismus will nicht mehr den ganzen Buchſtaben als Herrn anerkennen, nur einzelnen Theilen und Partikelchen unterwirft er ſich, d. h. ein paar Fetzen und Lumpen ſind ſein Fetiſch geworden. Der Gläubige der guten alten Zeit ſah in dem Buchſtaben den Ausdruck und Zeugen ſeines Intellectual-Syſtems, dieſe Welt des Glaubens iſt aber dem Rationalismus untergegangen und ihm bleibt der Buchſtabe als ſolcher, der nackte, kahle Buchſtabe, doch nein! er hat doch auch ſeine Weltanſchauung, die er durch den Buchſtaben beſtätigt ſehen möchte, ſie iſt aber ſo kahl und dürftig, ſo jämmerlich öde transſcendent, wie der Buchſtabe, der ihm noch geblieben iſt, ſo daß es möglich ſcheinen könnte, daß beides, ſeine Weltanſchauung und der Buchſtabe ſich entſprechen.

Doch auch dieſe Uebereinſtimmung iſt unmöglich. An allen Orten und Enden iſt der bibliſche Buchſtabe das Erzeugniß des außer ſich gekommenen Selbſtbewußtſeins und nur in ſeiner Totalität ein wenigſtens in ſeiner Art Tüchtiges, Ordentliches und Zuſammenhängendes — der Ausdruck von dem Verluſt des Selbſtbewußtſeins. Wird nun die Buchſtabenwelt zerſtückelt, werden nur Partikelchen als die Wahrheit anerkannt und verehrt, ſo verliert der Buchſtabe ſeine Natur noch lange nicht, er bleibt der Ausdruck des ſich ſelbſt entfremdeten Selbſtbewußtſeins; ja in ſeiner Iſolirung und Zerſtücklung wird er nur noch ſinnloſer, verrückter, abenteuerlicher, und nimmermehr wird er mit ſeinen nun regelloſen Extravaganzen mit der platten Weltanſchauung des Rationaliſten harmoniren können. Es bleibt alſo nur Gewalt übrig, um ihn zu zähmen, menſchlich, nüchtern und verſtändig zu machen.

Zu einer Zeit, wo die bibliſche Kritik noch in der Kindheit war, gehörte die Kühnheit und Selbſtgewißheit eines terroriſtiſchen Philoſophen dazu, wenn Kant — er konnte ſich noch nicht anders helfen — geradezu erklärte, man müſſe gegen den Buchſtaben Gewalt brauchen. Was in der Bibel, ſagte Kant, der Vernunft widerſpricht, muß falſch erklärt werden. Es war noch eine falſche Nachgiebigkeit des Philoſophen, wenn er mit den Schwachen ſchwach ſein und Bibel und Vernunft, wenn auch nur für die Zeit, ſo lange es Schwache giebt, in Uebereinſtimmung ſetzen wollte, aber es war doch offen, männlich und kühn, daß er der Vernunft unbedingt die Oberherrſchaft und ihr den Buchſtaben auf Gnade und Ungnade gefangen gab.

Der Rationalismus dagegen nimmt die Vernunft unter dem Buchſtaben gefangen. Er will auch Vernunft, aber er ſucht ſie im Buchſtaben und quält ſich nun, um ſie mit allen ihren Attributen in demſelben nachzuweiſen. Er braucht Gewalt gegen den Buchſtaben, aber geſteht es nicht ein, und wenn er es früher ſelbſt nicht vollſtändig wußte, daß er Gewalt braucht, ſo muß er es jetzt endlich mit Gewalt läugnen und nicht Worts haben wollen, wenn die Kritik den Buchſtaben von ſeiner Gewalt befreit und, indem ſie Alles in ſeiner Beſtimmtheit auflöſt, dem unehrlichen, heimtückiſchen Kampfe mit dem Buchſtaben ein Ende macht.

Von der Rückſichtsloſigkeit, mit welcher die Kritik das Geheimniß des Buchſtabens aufdeckt, ſo wie von der Einfachheit ihrer Methode, die alle ſeine Quälereien unnütz macht, überraſcht, nennt der Rationalismus ihr Urtheil übereilt, ihre Arbeiten flüchtig, ihre Erklärungen oberflächlich und befangen.

Es ſei mir wieder erlaubt, einige Belege aus einer rationaliſtiſchen Beurtheilung meiner Schrift über das vierte Evangelium (in dem Juliheft der Halliſchen allgemeinen Litteraturzeitung) anzuführen. Ich habe neue von dem Recenſenten nicht beachtete Gründe dafür angeführt, daß die Reflexionen, in welche die Reden Jeſu an Nikodemus und des Täufers an ſeine mißvergnügten Jünger auslaufen, nach der Anſicht des Evangeliſten als der Schluß dieſer Reden ſelber betrachtet werden ſollen. Aber, wendet der Recenſent (S. 314. 311) ein, dagegen ſpricht doch gar zu ſehr der in dieſen Verſen waltende Reflexionston und auch manches Einzelne (was ich nämlich als die ſchreiendſten Inconvenienzen nachgewieſen habe). Als ob in der Schrift Alles vernünftig, verſtändig und der vorausgeſetzten Situation paſſend ſein müßte! Als ob der Schrei der Widerſprüche nicht kreiſchend und ſogar Gebrüll werden könnte!

Ich habe nachgewieſen, daß der vierte Evangeliſt den äußerſten Anachronismus ſich zu Schulden kommen läßt, wenn er den Herrn (Cap. 3, 13) von der Himmelfahrt wie von einem bereits vergangenen Factum ſprechen läßt. Aber, erwidert der Recenſent, dann würde ich ja dem Evangeliſten eine „beiſpielloſe Gedankenloſigkeit" zuſchreiben. Und ich habe doch gezeigt, jetzt auch in der Kritik der ſynoptiſchen Evangelien, daß dieſe Gedankenloſigkeit in der evangeliſchen Geſchichtsdarſtellung nichts weniger als beiſpiellos iſt. Zahllos ſind dieſe Gedankenloſigkeiten.

Es iſt nicht zu läugnen, daß Jeſus (Cap. 7) nach der Aufforderung ſeiner Brüder erklärt, er werde nicht das Laubhüttenfeſt beſuchen. Und doch begiebt er ſich ſogleich

nach der Abreiſe ſeiner Brüder auf das Feſt. Welche Aufforderung für den Rationaliſten zu künſteln, obwohl ich ihm alle Mittel dazu benommen habe. Aber er iſt wie jeder Apologet allmächtig. Wenn Jeſus ſeine Erklärung nicht auf dieſes Feſt zu gehen, durch den Zuſatz, weil ſeine Zeit noch nicht gekommen ſei, begründet, ſo ſagt der Rationaliſt, werde die Verneinung möglicherweiſe zu einer relativen. Als ob es eine entſchiedenere Verneinung geben könne: „ich gehe nicht auf dieſes Feſt, weil meine Zeit noch nicht gekommen iſt.“ Meine Zeit! Nämlich meine Leidenszeit, die mich in der heiligen Stadt erwartet! Dieſe Deutung iſt ja aber „geradezu ſinnlos, ſagt der Recenſent, weil die Leidenszeit Jeſu noch nicht an dieſes Feſt geknüpft war.“ Wie ſchaamlos! Als ob Jeſus nicht eben deshalb ſagte, daß er nicht dieſes Feſt beſuchen würde!

Ich habe gezeigt, wie unpaſſend es iſt, wenn der Evangeliſt berichtet, daß Jeſus den Philippus fand, und uns vorher nicht geſagt hat, wie Jeſus einen ihm völlig unbekannten Mann finden konnte. Ich ſagte, finden kann man nur einen Menſchen, der durch irgend eine Vermittlung mit uns bereits in Beziehung geſetzt iſt, oder mit uns an ſich in Beziehung ſteht, oder ſo wie wir ihn finden, augenblicklich mit uns ſich in Beziehung findet. So findet Andreas (Cap. 1, 42) den Petrus, ſo (Cap. 1, 46) Philippus den Nathanael, ſo findet Jeſus (Cap. 9, 35) den von ihm geheilten Blindgebornen und (Cap. 2, 14) bei ſeinem erſten Aufenthalt in Jeruſalem im Tempel die Kaufleute. Dieſe konnte er nämlich auch finden, weil er durch das Unrecht, das ſie begingen, und durch ſeinen Eifer, ſo wie er ſie ſah, mit ihnen in nothwendiger Beziehung ſtand. Wenn daher der Recenſent meine Kritik jenes Ausdrucks, daß Jeſus den Philippus fand, falſch nennt, ſo möge er es begreiflich machen, wie man einen Menſchen finden kann, der uns ſchlechthin unbekannt iſt und bei dem wir, wenn wir ihm begegnen, nur vorübergehen können. Die Darſtellung des Evangeliſten bleibt im höchſten Grade unpaſſend.

Und alle ſeine Fehler, Uebereilungen, Verſehen und Gedankenloſigkeiten bleiben, wenn auch der Rationalismus tauſendmal die Kritik oberflächlich, befangen und ſinnlos nennt. Wenn er ſich nicht auf die Beweiſe einläßt, nicht Gegenbeweiſe liefert, welche die kritiſche Methode ſtürzen, iſt er auf dem beſten Wege, die Vollendung der Schaamloſigkeit zu werden.

Die rationaliſtiſche iſt die Vollendung der Apologetik, weil ſie die leerſte und gehaltloſeſte iſt. Sie iſt die tiefſte Erniedrigung des Knechts.

B. Bauer.

Beiträge zur Charakteriſtik der romaniſchen Lyrik.

(Fortſetzung.)

Die Lyrik iſt die Darſtellung der innern Mächte im Menſchen, ſie verzichtet auf Objectivirung derſelben in einem äußern Verlaufe, was vielmehr anderen Kunſtformen überlaſſen bleibt, die dann auch ein individuelles ſelbſteigenes Leben ausſprechen. Aber ſo wie in der Lyrik der romaniſche Volksgeiſt ein Bewußtſein davon gewann, wie hoch die Stammſprache für Bezeichnung des Ueberſinnlichen ausgebildet war, deſto mehr ließ er in der erſten lyriſchen Epoche der Litteratur die Antike durchſcheinen. Die in der alten Sprache vorhandenen Ausflüſſe der Dichtkunſt, ſagt Fichte, werden die Aufmerkſamkeit reizen — und ſie haben das gethan. Die Spanier haben zwar nicht fortgedichtet auf der alten Bahn, aber ſie haben ihr eigenes Leben und die neuen Verhältniſſe deſſelben in den dichteriſchen und ſinnbildlichen Kreis, in welchem das Alterthum ſein eigenes Leben ausſprach, eingeführt. Ferner, weil die angenommene Sprache durch ihre langjährige Ausbildung dem Geiſte des neuen Beſitzers imponirte, ſo hat der ſinnliche Theil der Darſtellung in Wort und Satz eine täuſchende Aehnlichkeit mit der Antike angenommen, die dann wieder Veranlaſſung ward, auch den Inhalt antik zu färben. Dazu aber bot die Weltlage zur Zeit der Blüthe Spaniens Analogieen dar mit der römiſchen Welt. Wenn es heißt: ſuche Zufriedenheit der Seele in dir ſelber, in der Einſamkeit eines müßigen Lebens, fern von den Marmorpaläſten der Herrſcher, auf deren Fußböden Haß und Neid mit unſicheren Schritten hingleiten, — ſo iſt la corte, der Hofpalaſt in Madrid, das Spiegelbild der aedes Palatinae der römiſchen Cäſaren; jene beherrſchten die Welt, und ließen ſich von ihren Günſtlingen beherrſchen, dieſe befanden ſich in demſelben Falle: der halben Welt geboten Spaniens Könige, und ihre Prieſter halfen ſie regieren. Der tyriſche Purpur, das Gold und die Seide Indiens, die nach der alten Lyrik keine ruhigen Tage geben, indem aus dem Golde der Trunk nicht rein, der Schlaf unter den ſeidenen Decken nicht ruhig iſt, haben ihre Analogieen an den Gewürzen und Metallen Indiens und der neuen Welt, die den Spaniern zugehörte. Auch ſie durchſchnitten die weiten Fluthen des Oceans, um auf ihren Flotten die Schätze Indiens ſich zuzuführen. Soweit alſo die äußern Lebensverhältniſſe zur lyriſchen Darſtellung des Innern in Anſpruch genommen werden konnten, ſind ſie in überraſchender Analogie mit den antiken aufgewandt worden. Auf dieſem Wege geht die Poeſie ſämmtlicher genannten Dichter, es iſt faſt ein und dieſelbe Bewegung, nach der die Darſtellung des Innern der alten Darſtellung, die neueren Lebensverhältniſſe den alten angepaßt werden; die vereinten Kräfte aller bringen die Dichtung auf einen Punkt,

wo dieſe Bewegung, nachdem ſie alle ihre Stadien durchmeſſen, ſich erſchöpft, die Geſchicklichkeit nichts mehr hat, was ſie ſich unterwürfe — kurz zu einem geſchloſſenen, fertigen Kreiſe. Dieſer iſt das goldene Zeitalter dieſer Art der Poeſie, es iſt der neulateiniſche Geiſt, der gedichtet und die betretenen Pfade des Alterthums mit Blumen beſtreut hat, der es aber dabei doch nicht hat abweiſen können, die neu aufgegangene Welt chriſtlicher Gefühle in die Darſtellung einbrechen zu laſſen. Nachdem ſo der Grundton der Sache bezeichnet iſt, werden die äußeren Formen nicht mehr auffallen. Sie ſind die Ode, die Idylle, die Epiſtel; Canzonen und Octaven ſtammen aus Italien her, mit denen die kurzen Metren nationaler Trochäen abwechſeln. Man glaube nicht, daß die genannten Dichter, als aus Einem Horne blaſend, langweilig eintönig wären; vielmehr bildet auch hier die Perſon, die Stellung, die Bildung, der Charakter ein wichtiges Moment für Unterſchied und Wechſel, welches in dem, was einzeln von dieſen Dichtern beigebracht werden wird, ſeine Verdeutlichung findet.—

Von Ponce de Leon (geb. 1527, † 1591) ſind zwölf Gedichte überſetzt. Das Leben dieſes Mannes iſt merkwürdig. Die Inquiſition ließ ihn in einen dunkeln Kerker in Valladolid werfen, weil es herausgekommen war, daß er das hohe Lied Salomonis in's Spaniſche überſetzt hatte. Das Unglück machte ihn aber groß, und verlieh ihm eine hohe ſittliche Würde. Nach dem Tone, der aus ſeinen Oden tönt, iſt er ohne Frage der lieblichſte und innigſte aller lyriſchen Dichter Spaniens, beſonders dann, wenn er die venuſiniſche Leier manchmal mit neuen Saiten bezieht. Im Uebrigen ſingt er ſelbſt an Juan de Grial:

Schreib' was voll Huld dir ſaget
Apoll; was gleicht den Muſtern jener Alten,
Und Neues überraget

Für die Nachbildung des Horaz iſt am bezeichnendſten die Ode an Cherinto, „die Sirenen," und von hohem Schwunge iſt die Wahrſagung des Stromgottes Tajo. Roderich, König der ſpaniſchen Gothen, liegt an den Ufern des Tajo, in den Armen der Florinda, der Tochter des an ſeinem Hofe lebenden Grafen Julian, die er verführte. Der erbitterte Vater rief nach der Geſchichte die Mauren aus Africa nach Spanien herüber. Ponce de Leon benutzt den Vorgang ſo, daß der ob des Frevels erzürnte Stromgott vor dem luſtberauſchten König auftaucht, und ihm mit erſchütternder Kraft ſein ſchreckliches Schickſal vorher verkündet. — „Tugendſtärke an Philipp de Ruiz" iſt ein Spiegelwerk von — vel si corruat orbis impavidum ferient ruinae; aber der hohe Sinn des Mannes, die Begeiſterung, die er ausſpricht, daß er doch in alle Ewigkeit frei ſein und leben wird, machen das Gedicht ehrwürdig.

Stoß tiefer ach! zerwühle
Mein Innerſtes mit tollen Mörderhänden!
Die Mitte wähl' zum Ziele!
Doch es iſt Mühverſchwenden.
Du brachſt meine Bande;
Dir ſollt ich fröhnen? Deine Martern heben
Mich auf zum Friedenslande.
Frei kann ich nun entſchweben,
Hoch über Wolken ziehn, im Himmel leben.

Dieſe Variation des Sapiens, vom begeiſterten, frommen Gemüthe ausgeführt, iſt geiſtvoller als das deutſche, aus der Zopfzeit ſtammende Lied. In dem Spanier iſt etwas, wonach Zeus immerhin ſeinen Himmel mit Wolkendunſt bedecken kann, es iſt etwas Prometheus darin. Das deutſche, das unſere Großmütter zum Klaviere ſangen, iſt die flaue Aeußerung des deutſchen Schulzopfes, der zuletzt einen poſſirlichen Luftſprung macht. Nach ihm kann „der Weiſe" gerubig ſeines Weges gehn, ſtill beglücken, die Blümchen, die am Wege ſtehn, mit leichtem Herzen pflücken.

Das kann der Weiſe! er allein
Bleibt in dem Sturme ſtehen,
Iſt rubig, ſchläft mit Lächeln ein,
Wenn Welten untergehen!

Im Uebrigen giebt Ponce nur Belege der oben verſuchten Charakteriſtik. Der Frühling naht, er verkündet dem Freunde ſein Kommen. Sieh, heißt es, ſchon durchſchiffen jene Rächer des Ibycus die Luftreviere mit heiſerem Geſchrei, den Hals gezwängt in ihre Laſtjoche, pflügen ſchon zur Saat die Stiere u. ſ. f. Und doch hat katholiſche Innigkeit und Andacht eine ſchöne Aeußerung auch in dieſen Formen gefunden in der Ode: „Sehnſucht nach dem Himmel, an Philipp Ruiz," worauf die Leſer beſonders verwieſen werden. —

(Fortſetzung folgt.)

Bei Otto Wigand, Buchhändler in Leipzig, iſt ſo eben erſchienen:

Die Poſaune
des jüngſten Gerichts
über Hegel
den Atheiſten und Antichriſten.
Ein Ultimatum.
gr. 8. 1841. Broſchirt. 1 Thlr.

Man hat mich öfters wegen der Richtung mehrer meiner Verlagswerke angeklagt. Diesmal werde ich von der Anklage frei ſein. Andere, die es mir zum Vorwurf gemacht haben, daß ich die Pentarchie in die Welt ſetzte, werden ſich wieder gegen mich erklären. Ich werde mich aber zu verantworten und ſelbſt die entſchiedenſten Anhänger des Hegelſchen Syſtems werden es mir Dank wiſſen, daß ich einen Angriff gegen ihr Syſtem veröffentliche, wie bisher noch keiner ausgeführt iſt. Ihre einzige Sache iſt die Vertheidigung des Syſtems. Was aber mich betrifft, ſo freue ich mich des glücklichen Zufalls, der die oben genannte Schrift mir in die Hand brachte. Ich habe genug gethan, wenn ich dazu beitrage, daß eine Kritik und Auffaſſung des Hegelſchen Syſtems erſcheint, die eben ſo neu wie tief geſchöpft und gründlich durchgeführt iſt.

Leipzig im October 1841.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

19. November. № 121. 1841.

Der protestantische Absolutismus und seine Entwicklung.

Geschichte des preußischen Staates von G. A. H. Stenzel. 3. Theil. 1688—1739. Hamburg 1841, bei Perthes. Zur Geschichte der europäischen Staaten von Heeren und Uckert.

Erster Artikel.

Stenzel führt uns die beiden ersten preußischen Könige, Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I., auf nah an 700 Seiten vor; dennoch liest sich dieser Band keineswegs beschwerlich; aber man wird auch nicht behaupten, daß hier wirklich eine Geschichte zu Stande gekommen wäre; vielmehr zerfällt das Ganze theils in unterhaltende, charakteristische Anekdoten, theils in Rubriken, als „Finanzen," „Religion und Kirche," „Zölle," „Postwesen," „Domainen" und ähnliche Verwaltungsgegenstände, die man überschlagen kann, wenn man grade nicht dahin gehört und kein Mann von Fach ist. So unterhaltend nun auch eine solche Lectüre genannt werden darf; so giebt sie doch weder einen continuirlichen Proceß, noch ein gehöriges Bild jener Zeit und des norddeutschen Lebens in ihr. Freilich, Alles beschränkt sich, Alles bezieht sich auf die beiden Könige, das erzeugt eine gewisse Einheit; aber sind diese Könige, was sie heißen? Sind sie Fürsten der Geschichte oder sind sie bloße Landesherren? Und wenn sie bereits mehr sein und an den Welthändeln Antheil nehmen müssen, trieben sie mit ihren Intentionen eine Entwicklung oder werden sie nur getrieben? Ist also auch die beste Charakteristik dieser Männer — und wir wollen annehmen, daß wir eine solche vor uns haben — Geschichte? Wer secundär ist und keine Geschichte macht, der hat auch keine Geschichte. Wo soll man die Geschichte begreifen? Dort wo die letzten Ringe ihrer Bewegung ausgittern, oder allemal dort, wo der ursprüngliche Impuls die erste Welle aufwirft? Der historische Staat und das historische Individuum, wodurch anders ist es dies, als dadurch, daß es im Mittelpunkt einer Bewegung steht? So Frankreich in der Revolution, so Ludwig XIV. Aber die beiden ersten Könige von Preußen machen keine Geschichte, haben keine und verdienen daher auch keine — wenigstens nicht für sich. Sie müssen so mit drein gehen, wie sie es auch in der Wirklichkeit thun, wer sie aber aus dem universalen Zusammenhange, in dem sie nur Momente sind, herausreißt, der bringt sie in eine ganz schiefe Stellung. Erst unter Friedrich II. wird Preußen ein welthistorischer Mittelpunkt; und darum wird durch ihn der Gedanke einer preußischen Geschichte in gewissem Sinne gerechtfertigt: bei ihm wird man zurückgedrängt auf die Frage, wie die Jahrhunderte den Halbgott zeugten und welche Saat der Gott mit ihm gesät? Es ist wahr, seine Geschichte hat eine wahrhaft universelle Bedeutung, sie löst ein historisches Problem ganz und vollständig, und giebt eben so unverkennbar der Zukunft ein neues auf. Damit gehört der preußische Staat der Menschheit und ihrer Geschichte an, seine Bedeutung ist von nun an unwiderruflich eine geistige. Er ist nun nicht mehr Hausgut und Privatbesitz, sondern eine Form des welthistorischen Geistes. Kann man nun durch Friedrich den Großen auf den Gedanken kommen, die Geschichte des preußischen Staates oder der politischen Entwicklung, deren Mittelpunkt er ist, für sich, so zu sagen abstract zu betrachten: so ist dieser Gedanke damit noch keineswegs gerechtfertigt; die universelle Bedeutung Preußens durch Friedrich II. beweist vielmehr grade im Gegentheil, daß die Geschichte erst durch das Zusammentreten der Staaten sich ins Werk richtet, und läßt von vorneherein vermuthen, die Geschichtschreibung nach isolirten Staaten werde verkehrt, ja, unmöglich sein. Heeren und Uckert's Unternehmung trägt daher den Stempel eines wissenschaftlichen Mißgriffs, und dieser Uebelstand wird im Lauf der Zeiten immer mehr mit dem wahren historischen Bedürfnisse in Conflict gerathen. Wir sind gegenwärtig in einer Entwicklung begriffen, in der wir lebhafter als je die Einheit des universellen Zeit- und Geschichtsgeistes empfinden: ja, wir würden dies mit Händen greifen, wenn auch das System der Wissenschaft diese Einheit nicht so deutlich, wie sie es thut, bewiese. Aus der abstracten Staatengeschichte und dem, was man bisher unter veritabler und wirklicher Weltgeschichte verstanden hat, drängt sich daher Alles zu einer Geschichte des Geistes hin, kurz man verlangt, daß eine Arbeit, wie Schlosser's unvergleichliches Buch über das 18. Jahrhundert Epoche mache und wenigstens das Genre an die Hand gäbe. Es handelt sich überall nicht um Staats-, sondern um Zeit-Geschichte. Weder die allgemeinen Welt- und Staatsver-

hältniſſe, noch die Bildung und der jedesmalige Zeitgeiſt laſſen ſich klar machen, wenn der Geſchichtſchreiber ſich auf Einen Staat und in dieſem wieder auf die Aeußerlichkeiten beſchränkt, die gewöhnlich unter Staat begriffen werden. Stenzel hat dieſen Uebelſtand nun wohl gefühlt; er hilft ſich daher mit einem ganz ungehörigen aphoriſtiſchen Detail auf der einen und mit dem Herbeiziehen allgemeiner welthiſtoriſcher Verhältniſſe, in die unſere Provinz verwickelt iſt, auf der andern Seite; und wie er im erſten Bande faſt den ganzen 30jährigen Krieg erzählte, ſo erblicken wir hier im dritten aus unſerm brandenburger Winkel den ſpaniſchen Succeſſionskrieg, die Thaten Marlborough's und Karl's XII. Die Bildungsgeſchichte wird zwar berührt, es iſt von den Univerſitäten, von bedeutenden Gelehrten und von kirchlichen Gegenſätzen die Rede; aber es iſt hievon zu wenig, von der Verwaltung zu viel und von Allem zuſammen außer der Entwicklung die Rede; und es lag ſehr nahe, ſo zu verfahren. Denn die Provinzen des Königreichs Preußen ſind nur noch Beſitzthümer eines gemeinſamen Herrn, ſie werden zwar alle nach dem Einen Willen der ſouverainen Könige verwaltet; aber einen Staat giebt es noch nicht. Die Bedingungen des Staats und der Einen geiſtigen Entwicklung, das heißt der Geſchichte, liegen zwar vor, ſind aber noch nicht zur Wirklichkeit zuſammengetreten; und der Begriff des Staats, als eines Selbſtzwecks, einer Entelechie, wird erſt durch Friedrich den Großen gefaßt. Vorher ſind namentlich die beiden erſten Könige von nichts erfüllt, als von dem Gedanken, daß Land und Leute ihr Eigenthum, die Souveränität ihre Willkür, und das einzige Geſetz ihr Gewiſſen ſei. Allerdings war nachweislicher Weiſe der große Churfürſt ſchon weiter geweſen, er hatte ſeiner Macht den Zweck gegeben, „Schutzmacht" des Proteſtantismus zu ſein und ſeinen Egoismus durch dieſen Inhalt geadelt. Dieſer Gedanke erhält ſich nun auch; ja, er iſt ſo nothwendig, daß er ſich trotz ihm und trotz der Beſchränktheit ſeiner beiden nächſten Nachfolger erhält, um ſpäter in höherer Form wieder durchzubrechen. Mit ſeinem Teſtamente, welches die Theilung ſeiner Staaten unter ſeine Söhne verordnete, war nämlich ſchon der große Churfürſt von ſeinem epochemachenden Gedanken wieder abgefallen und es wäre „die ſouveräne proteſtantiſche Macht" dem gemeinen althergebrachten Princip des Privatbeſitzes aufgeopfert worden, wenn nicht ſein Sohn, geſtützt auf die alten Hausgeſetze, von dem mißleiteten letzten Willen ſeines Vaters an deſſen richtig verſtandenen urſprünglichen appellirt hätte. So wurde durch Friedrich I. die Einheit der Hausmacht erhalten und ſpäter durch den Namen des „Königreichs Preußen" auch ausdrücklicher, als bisher zum Bewußtſein gebracht. Eine Ahndung des Princips lebte allerdings in dieſem ſchwachen Könige und namentlich war es ſein erſter Führer und Lehrer Dankelmann, der die wahren Gedanken des großen Churfürſten wohl kannte. Von der andern Seite iſt nicht zu verkennen, das Scheinkönigthum, welches er gewann, ſetzte nur vielem andern Schein die Krone auf. Stenzel charakteriſirt dies, wenn er es auch ſo ausdrücklich nicht ausſpricht, durch mancherlei hübſche Züge; und wenn „die republikaniſche und philoſophiſche Königin," Sophie Charlotte, dieſe Freundin von Leibnitz, über die Thorheiten ihres Gemahls ſcherzte, ſo machte ihn das nicht irre an ſeinem Idol des leeren Glanzes. Ja er ahmte Ludwig XIV. ſogar darin nach, daß er die Gräfin Wartenberg zu ſeiner Maitreſſe ernannte aus keinem andern Bedürfniß, als aus der Grille, zum abſoluten Könige gehöre auch eine Maitreſſe, die nun aber Maitreſſe in allen Ehren war und nur das Geſchäft hatte, in der Dämmerung allein mit ihm ſpazieren zu gehen. In Wahrheit wurde er aber nach Dankelmann's ungerechtem Sturz von männlichen Günſtlingen geleitet und oft zu eben ſo lächerlichen als drückenden Willkürlichkeiten gemißbraucht, die es in der That ſchwer machen, dieſen proteſtantiſchen Abſolutismus von dem franzöſiſchen zu unterſcheiden. Stenzel geht hierauf nicht aus, ſeine Reflexionen durchdringen die Thatſachen nicht, ſie finden ſich vielmehr hinterher in Form von Reſumés und gelegentlichen allgemeinen Bemerkungen.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge zur Charakteriſtik der romaniſchen Lyrik.

(Fortſetzung.)

Garcilaſo de la Vega, 1503 geboren zu Toledo, iſt wohl etwas bekannter in Deutſchland. Er iſt ein Hauptlyrikus und wird von ſeinen Zeitgenoſſen der Dichterfürſt genannt. Er iſt noch dadurch merkwürdig, daß er nach dem Vorgange und nach Anregung des Dichters Juan Boscán die italieniſche Canzone, das Sonett und die Terzinen in die vaterländiſche Poeſie mit einführte. Er war ein Mann der Waffen und ſtarb bei dem Sturme einer Feſtung in einem Alter von 33 Jahren den Heldentod. Nichts davon iſt in ſeinen Poeſieen zu ſehen, die in alle Wege nur der Feldſchallmey ſüße Töne erklingen laſſen. Der ſpaniſche Herausgeber iſt davon frappirt und kann nicht begreifen, wie dieſer junge Mann, entregado á la carrera de las armas, sin estudios conocidos, con solo su particular talento — habe die Alten erreichen, die Neueren übertreffen können — engalana (la poesia) con arreos y sentimientos propios, y la hace hablar un lenguage puro, armonioso, dulce y elegante. Ja! dieſer Garcilaſo hat ſeine Landsleute entzückt, und um dies zu begreifen und gerecht zu finden, ſei in freier Erzählung ſeine dritte Ekloge mitgetheilt. Sicherlich wird ſie ſo Garcilaſo's Talent mehr veranſchaulichen, als die deutſche, ehrenwerthe Ueberſetzung, die nicht

umhin kann, durch mechaniſche, unberechtigte Reimfügung — Strenge, Berggehänge — dieſe, Wieſe — ꝛc. dem Leſer läſtig zu fallen. Dieſe dritte Ekloge, Tyrreno und Alcino, an Maria de Cordona, Marqueſa de Padula gerichtet, iſt wunderlieblich und die vollkommenſte Nachbildung, die uns vorgekommen. Garcilaſo ſtreift durch Theokritus, Virgil und Sannazaro hindurch, und nimmt überall die beſten Blüthen mit. Nach einer ſchmeichelhaften, einleitenden Anrede an die ſeiner Familie befreundete Dame, beginnt Garcilaſo ſeine reizende Landſchaftsmalerei und führt uns den Tajo, den viel beſungenen Strom des Südens, mit ſeinen blühenden Ufern vor. Dort ſteht ein grüner, ſaftiger Weidenbuſch, in den ſich Epheu ſo hineingeſchlungen, daß das Ganze ſich zu einer ſchattigen, dunkeln Laube verdichtet hat. Nur verſtohlen glitzern auf dem Raſengrunde Lichtfünkchen, die wie Tropfen durch das Dach der Blätterkrone gedrungen ſind. Vor dieſem Laubdache ſieht man, wie der ſilberne Strom faſt ohne Regung an dem Ufer vorübergleitet, mit ſeinem Naß den Raſen erfriſchend. Da erhebt ſich immitten des Stromes die Welle, eine Flußnymphe taucht auf, und ihr goldnes Haar zurückſtreichend erkennt ſie den lieblichen Platz. Mit Freuden betritt ſie die Laube, athmet mit Luſt den wonnevollen Duft der Aue ein, ſie ſieht wie die Vögel, matt von langen Flügen, ſich auf den Aeſten in dem kühlen Laube ausruhen. Die Sonne hat jetzt den höchſten Mittagspunkt erſtiegen, die ganze Flur ruht ſtill und athmet, und nur das Geſumme der geſchäftigen Bienen unterbricht das Schweigen alles übrigen Lebens. Entzückt ſteigt die Nymphe hinab, um die drei Schweſtern zum Gange nach dem reizenden Plätzchen zu laden. Dieſe folgen gerne, zertheilen die Fluth unter Spiel und loſer Neckerei und gehen ans Ufer. Hier ringen ſie zuvor mit Fleiß die Näſſe aus dem Haar, das dann wie ein goldener Mantel dicht um die glänzenden Nacken fällt. Ein Teppich wird ausgebreitet, und das Doppelpaar der Schweſtern beginnt in der heimlichen Kühle die kunſtvolle Arbeit. Den Stoff dazu lieferte vor allem der Tajo, aus deſſen Fluthen ſie Gold ſammelten, und es, ehe es zur Arbeit verwandt wird, von dem feinen Flußſande ſäuberten. Zum Golde werden Faſern aus fein geſpaltenen grünen Blättern genommen, und damit dem Gewebe nicht hebende Farbenabwechslung und Tinten fehlen, ſo ſind durch dunkle und helle Fiſchſchuppen die Uebergänge der Stickerei angegeben. Wie ſich von ſelbſt verſteht, ſingt Garcilaſo, was eine Jede gearbeitet: Philodoce bildet die Geſchichte der Euridice und des Orpheus ab, Dinamene die des Apollon und der Daphne, wo denn der Verwandlungsmoment der letztern in antiker Weiſe gezeichnet wird — des Mädchens Arme verlängern ſich und ſtrecken ſich zu Zweigen, Blätter entdrängen ſich dem Haare, deſſen Glanz einſt mit dem Golde wetteiferte, die weißen Füße bohren ſich als ſtarre Wurzeln in die Erde und dem ſehnſüchtigen Gott bleibt nichts übrig, als unter Thränen den Stamm zu umarmen. Climene webt den Adonis, im Kampfe mit dem Eber erlegen und Aphroditen über ſeinem Leichnam klagend. Die vierte Nymphe, Niſa allein hat ihren Stoff aus der Gegenwart gewählt. Sie bildet den Tajo ab mit ſeinen ſchönen Ufern und Wieſen, denen durch zierlich gebaute Schöpfräder Waſſer zugeführt wird. Aus einem Gebüſche heraus wandeln die Waldgöttinnen, Arm in Arm geſchlungen, nach dem Ufer; ſie tragen weiße Körbchen mit Roſen gefüllt, und ſtreuen ſie auf einen Leichnam, der am Geſtade liegt. Die Todte iſt Eliſa, die Freundin der Marqueſa de Padula, die unlängſt geſtorben iſt.

Sie weinten Alle mit gelöſten Haaren
Um eine Nymphe reizend von Geſtalt
An deren Leichnam deutlich zu gewahren,
Daß ſie zu früh gepflückt, kaum blüthenalt.
Am Bord des Stromes, Gras und Blumen waren
Ihr Bette, lag ſie ſeelenlos und kalt.
Wie, wenn das ſüße Leben ihm entſchwunden,
Der weiße Schwan im Graſe wird gefunden.

Die leichte Beſtattung iſt vollbracht, eine kleine, in einer Pappelrinde geſchnitzte Inſchrift bildet das Denkmal der Todten. So waren alſo die Teppiche geſtaltet, welche die vier Nymphen webten. Ueber ihrer Arbeit iſt die Sonne geſunken, das Abendroth durchfließt die Landſchaft und über den ſtillen Bergen hängt der Mond mit ſeinem ſilbernen Licht. In dem abendlichen Strome ſpringen die Fiſchchen, die die Göttinnen zur Heimkehr laden; und eben haben ſie den Fuß in die Welle geſetzt und den weißen Leib zum Eintauchen vorgebeugt, als ſie Flötenton und bald darauf deutlich den Wechſelgeſang zweier Hirten vernehmen. Tyrreno ſingt die Flérida, Alcino die Phyllis; ſie ſingen vortrefflich, ganz in Virgiliſcher Art, und überbieten einer den andern. Der Geſang geht zu Ende, der Hirten Tritte ſchallen näher — da tauchen die göttlichen Schweſtern in die Fluth und nur der weiße Schaum der bewegten Gewäſſer zeigt ſich dem Auge der betroffenen Hirten.

Nicht wahr, Garcilaſo verſteht die alte Schallmey ſehr gut zu ſpielen? Dieſe dem längern Anſchauen nicht genügenden, aber beim erſten Anblick feſſelnden Gebilde, haben heute noch etwa das Intereſſe eines Bildes von Sohn, eines geraubten Hylas u. dgl., beſonders wenn, wie hier, die Landſchafts- und Situationsmalerei friſch und reich ausgeführt iſt, wenn es dem Dichter gelungen iſt, dieſe Nymphen und Niren ꝛc. in jenem gewächsartigen Zuſammenhang mit der Natur, ohne daß uns Gänſehaut überläuft, darzuſtellen — einen Zuſammenhang, aus dem ſich der Menſch losgemacht hat, da er kaum mit den Füßen, ſondern eigentlich mit der Lederſohle des Stiefels die Erde berührt. Dieſer Naturzuſammenhang aber von der einen und das theilweiſe myſtiſche Beherrſchen der Elemente und der Natur von der andern Seite, machen einen Theil des Undineninter-

eſſes aus, was in den Nymphen, Niren, Kühlebornen ꝛc. frappirt. —

Bei Garcilaſo nun, ſieht man, ſcheint Theokritus und noch mehr Virgilius hindurch, und von der andern Seite iſt der Einfluß der Italiener unverkennbar. Die Octave iſt ganz in italieniſcher Weiſe gearbeitet; und wenn man bei der Ueberſetzung an Gries' Ueberſetzungen der Italiener erinnert wird, ſo rührt das erſtlich wohl daher, daß der Ueberſetzer mit vollem Rechte die bis jetzt noch unübertroffene Geſchicklichkeit ſeines Muſters anſtrebt, und dann daher, daß Garcilaſo ſeine Octave unter italieniſchem Einfluſſe arbeitete. Vom Reime ſoll gar nicht die Rede ſein, wohl aber von der merkwürdigen Thatſache, daß das Metrum der Octave eine ganz eigenthümliche Syntax erzeugt hat, ſo daß wenigſtens Umfang und Stellung der Sätze, dieſer Nerv alles Ausdrucks, durch die metriſche Form in hohem Grade beſtimmt erſcheint. Es wäre ſehr intereſſant nachzuſehen, in wie weit man dies von den andern Maaßen auch behaupten könnte, ob innerhalb ihrer ein durch ſie eigenthümlich bedingter Ausdruck auftauchte, und ob in den freien Dichtungen deutſcher Dichter in Italiens Formen derſelbe Griesſche Ueberſetzungsſatz ſich fände — dieſe großen, zweigliedrigen Maſſen bei Vergleichungen, mit „wie wenn — ſo," dieſe Menge von Inverſionen, dies naive Einfügen eines parenthetiſchen Satztheils, um ein und noch ein niedliches Farbenblättchen in die bunte Stickerei einzufügen, oder einen Ruf der Verwunderung anzubringen, der mit Fug und Recht von dem Leſer erwartet wird, wenn er ſo ſchöne Sachen geſchrieben findet. Zwar ließe ſich dies nur noch auf den römiſchen Herameter im Epos und näher auf ſo etwas wie das Virgiliſche — — (proh dolor!) zurückführen; allein die parenthetiſchen Sätze ſind bei den Neuern theils länger geworden, theils ſoll durch ſie anderes erreicht werden, theils ſind ſie gerade zu nothwendig geworden, weil an die durch das beſtimmte Metrum geſchloſſene Hauptmaſſe des Satzes ſich kein regelmäßiger Nebenſatz mehr anfügen ließ. Dieſe Punkte ſollen einer lichtvolleren Darſtellung bei einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben; nur die Behauptung ſei noch hingeſtellt, daß der freien Dichtung deutſcher Dichter in dieſen Metren eine klare, freie Rede entſtrömet und daß man die angegebenen Windungen der Syntax in einem „der Morgen kam, es ſcheuchten ſeine Tritte" nicht leicht finden wird. —

Die folgende Ode iſt, wie die Geſänge Ponce's, ganz in Horatius aufgegangen. Garcilaſo beſingt die Donna Violante Sanſeverino, die Tochter des Herzogs von Soma, um deren Liebe ſich des Dichters vertrauteſter Freund, Fabio Galeota bewarb. Er nennt ſie die Blume von Gnidos, weil ſie in Neapel im Stadttheile „Seggio di Gnido" wohnte, legt ein gutes Wort ein für den Freund und ſchildert der Dame deſſen Elend:

Denn hin welkt ihm ſein Leben:
An Venus Muſchelwagen
Geſchmiedet ja, muß er das Ruder ſchlagen.

Hierfür wird geſchickt der Name Galeota benutzt, mit dem der Freund gleichſam ſeine Beſtimmung mit ſich herumträgt. „Er denkt, das brauſende, unbändige Roß nicht mehr, wie ſonſt, im Gefilde zu tummeln, er flieht die ſtaubige Kampfbahn, wie man die giftige Natter flieht." Und ſo fort in der unentwickeltſten Stufe des Neulatinismus. —

Merkwürdiger dagegen iſt die folgende, in dem prächtigen eigenthümlichen Metrum gedichtete Canzone, die von Garcilaſo auf der Donauinſel bei Wien gedichtet wurde. Dorthin hatte ihn Kaiſer Karl V. geſchickt, weil er in der Liebesintrigue ſeines Vetters mit einer Hofdame mit verwickelt war. Aus dem Gedichte ſelbſt iſt über den Hergang der Sache nichts abzunehmen, weil Garcilaſo zu wenig mit der Sprache herausgeht. Ja es ſcheinen einige Dunkelheiten, die Urſache ſeiner Haft betreffend, den triſten Verbannungselegieen des Ovidius künſtlich nachgebildet zu ſein, um auch ſo einen „lumen et error" anzubringen. Der Schluß iſt artig:

O Donau, deren blaue
Stromwellen hin ſich wenden,
Die herrlichen, zu Völkern fremder Zungen,
Da keinen Weg ich ſchaue,
Auf dem ich könnte ſenden
Dies Blatt hinaus, als daß zu dir geſchwungen
Es ſei hinab, verſchlungen
Von deinen klaren Wogen:
Würd' aus dem öden Sande
In jenem fremden Lande
Am End' es doch vielleicht hervorgezogen:
Ein Grab alsdann ihm ſpende,
Damit an deinem Bord ſein Irrthum ende.

„Und wenn dich auch die Wellen begraben, mein Lied, fährt er fort, und dich an kein Geſtade werfen, ich werde ruhig über dein Schickſal ſein; denn dein Leben wird alsdann noch immer länger dauern, als das der Lieder, die mir auf der Zunge erſtorben ſind." — Mittheilungen aus der Epiſtel an Juan Boscán mögen für jetzt noch ausgeſetzt werden, weil an ihnen in Verbindung mit einem Sonette von Gil Polo eine Hauptbeſchaffenheit der romaniſchen Lyrik dargeſtellt werden ſoll. —

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

20. November. № 122. 1841.

Der protestantische Absolutismus und seine Entwicklung.

(Fortsetzung.)

Konnte nun aber schon die Charakteristik Friedrich's I. aus dem wesentlichen und specifischen Gesichtspunkt seiner Zeit ein viel höheres Interesse gewinnen; so ist vollends der Charakter Friedrich Wilhelm's I. ein Phänomen von psychologischem und politischem Gewicht, wie wenige. Es wird einem zu Muthe wie auf Sancho's Insel und ohne Zweifel ist ein ähnlicher Standpunkt für die Schilderung einer solchen Persönlichkeit und eines solchen Regimentes nicht zu verwerfen. Hat der König doch selbst Humor genug, um zu bekennen, wie jeder seinen Narren, so habe er den Soldatennarren. Im Uebrigen ist er wesentlich als Hausvater, Haushälter und souveräner Landesherr zu fassen. Er denkt auf Ländererwerb, er kauft jährlich eine Menge Domänen, sammelt Geld an und hält mit instinctartiger Beharrlichkeit sein Augenmerk auf die jülich-bergschen Länder gerichtet, beides ohne Zweifel aus dem rein haushälterischen Gesichtspunkt, aber nicht ohne Nutzen für den Charakter und die Basirung der nachmaligen Weltmacht; Stenzel sagt: „er will weiter, er will vorwärts." Das ist aber politisch genommen ein sehr abstracter guter Wille, der sich nur darüber klar ist, „daß er König ist und machen kann, was er will," daß er die Souveränetät (im Innern) mit eherner Faust stabiliren, daß er seine Landesherrschaft ausdehnen und seinen Privatschatz füllen will. Im Uebrigen ist es ganz unzweifelhaft, daß er die großen politischen Verhältnisse seiner Zeit nicht kannte und sie zu fassen weder die Bildung noch den Geist hatte, weshalb denn auch an seinem Hofe sich die Gesandten mit Intriguen um ihren Einfluß bekämpften, wie jetzt in der Türkei, und wenn er sie mit Fußtritten bedroht und ihnen die Papiere ins Gesicht schleudert, so ist dies immer kein Act der Freiheit, denn theils läßt er sich dazu anstiften, theils kann er diese Tapferkeit nicht durchsetzen und muß hinterher um Verzeihung bitten, wie dies mit dem englischen Gesandten Hotham der Fall war. Ein Staat, in dem auswärtige Mächte die Stichworte der Parteien bilden, ist ohne Selbstbewußtsein, ohne Seele. Die Intriguen und der Kampf der englischen und östreichischen Parthei an seinem Hofe haben aber einen höchst dramatischen Verlauf, der zwar nicht damit endet, daß der König merkt, wie niederträchtig ihn Grumbkow verrathen und wie endlos ihn Seckendorff, der kaiserliche Gesandte, am Narrenseil herumgeführt. (Er sagt zu Seckendorff, als der ihm plötzlich das Gegentheil von allem Bisherigen und namentlich die englische Heirath anräth, weil England und Oestreich sich verständigt: „Wenn ich Ihn nicht so wohl kennte und wüßte, daß Er ein ehrlicher Mann ist, so glaubte ich, Er träumte," statt auf den Gedanken zu kommen, ob er nicht etwa selber geträumt habe, und er wirft Hotham die Beweise der Grumbkowschen Bestechlichkeit ins Gesicht, weil jener „ehrliche Mann" ihn glauben gemacht, die Grumbkowschen Briefe seien unächt.) Aber er entdeckt die wahre Gesinnung des Kaisers, als der ihm in der bergschen Angelegenheit sein Wort bricht; und da, am Ende seines Lebens, taucht der Gedanke auf, daß er eine unwürdige Rolle gespielt, er klammert sich krampfhaft an seinen Sohn, den er noch vor Kurzem auf das Anstiften seiner Feinde so tödtlich gehaßt hatte, an, und weist, aus seinem dunklen Bewußtsein prophetisch aufblickend, mit den Worten auf diesen Sohn hin: „da steht Einer, der mich rächen wird!" Seine Legitimität gegen den Kaiser ist gebrochen, sein curioses Deutschthum und sein Glaube an die Ehrlichkeit dieser Deutschen ist vernichtet, und es war nichts leichter, als in der Entwicklung der bekannten Intriguen- und Familientragödie, deren Mittelpunkt der Kronprinz ist, die Entwicklung und Herbeiführung einer großen politischen Krisis darzustellen. Zugleich gewinnt die Geschichte eine allgemeine Versöhnung in der Läuterung, Stählung und Wipigung der Hauptcharaktere, deren weltgeschichtliche Aufgabe in dieser Peripetie schon zu erkennen ist und durch die Zukunft vollends enthüllt wird. Die Ehrlichkeit und der sittliche Rigorismus des tyrannischen Autokraten gewinnen der jesuitischen Politik und der sittlichen Verwahrlosung dieser Zeit gegenüber ebenfalls eine versöhnende Färbung. Und man muß darum doppelt bedauern, daß Stenzel es in der Darstellung dieser Geschichte nicht bis zur wirklichen Geschichte gebracht, vielmehr bei den nackten Intriguen- und Familiencalamitäten stehen geblieben ist. Er führt Alles nur beispielsweise auf, während die wahre Verarbeitung des Materials uns die Hauptmotive und die prägnanten Wendungen, deren es so viele und so schlagende in dieser

merkwürdigen Tragödie giebt, auch als die Sache ſelbſt und als das eigentliche Innere der Geſchichte darzuſtellen hatte.

Auch in den Partieen ſeiner Aufgabe alſo, wo eine dramatiſche Entwickelung, eine höchſt anziehende Kriſis und ihre verſchiedenen Phaſen zu veranſchaulichen waren, bewältigt Stenzel ſeinen Stoff nicht, ſchichtet ihn vielmehr nur, wenn auch immerhin in kultivirterer Form, auf, um glücklicheren Nachfolgern das Pflücken künſtleriſcher (man kann die wahrhaft geſchichtliche Dialektik ſo nennen) Kränze zu überlaſſen. Will man aber bei der abſtract gelehrten Aufgabe ſtehen bleiben, ſo iſt auch hier niemals der univerſale Geſichtspunkt außer Acht zu laſſen. Die alte Religions-, Bekehrungs-, Coloniſirungs-, Eroberungs- und Erwerbungsgeſchichte dieſer Provinzen, die den Kern der Monarchie bilden, hätten wenig Intereſſe, wenn ſie nicht eine große geiſtige Entwicklung des Germanenthums herbeiführten; will man nun die früheren Provinzialgeſchichten unter Einen Hut bringen, ſo iſt die Aufgabe, den gemeinſamen Geſichtspunkt zu finden: will man die preußiſche Geſchichte aber von da an, wo die Einheit des proteſtantiſchen Staats und ſeine Bedeutung allmählig zum Bewußtſein kommt, nicht abſtract verfaſſen, ſo bleibt nur übrig, ſie als Moment der Zeitgeſchichte zu behandeln; eine Staatsgeſchichte für ſich wäre — die Frage nach der Verfaſſungsentwicklung, die freilich für unſere Zeit ein ganz beſonderes Intereſſe hat. Wir wollen uns dieſes Intereſſe zu Nutze machen und mit Rückſicht auf Stenzel's Werk, hier einige Andeutungen über den proteſtantiſchen Abſolutismus, ſeine Geneſis und ſeine Zukunft, welches alles ſich vornehmlich als die Entwicklung Preußens darſtellt, mittheilen, Andeutungen, die zum Theil nur anderweitig aphoriſtiſch Geäußertes in Einen Brennpunkt ſammeln und in ihre hiſtoriſche Stelle einordnen werden, zum Theil aber auch neue Pointen in der Geſchichte zum Vorſchein bringen dürften. Wir unterſcheiden in unſerer Geſchichte 1) die Entſtehung der proteſtantiſchen Macht, 2) die proteſtantiſche Weltmacht als abſolutes Königthum, 3) dieſelbe als abſoluten Staat oder als republikaniſche Monarchie ſeit 1808.

1. Die Geneſis der proteſtantiſchen Macht in Deutſchland.

Der preußiſche Staat iſt ein Product der neueren Geſchichte; ſeine Geburt iſt der Tod des Mittelalters, und es ſollte nie überſehen werden, wie das Geſchlecht der Hohenzollern nur aus den Keimen der mittelalterigen Auflöſung die neue Pflanzung zu ziehen vermochte. Es dauerte indeß lange, bis der verſtändige und richtig geſchulte Gärtner erſchien, der das neue Weltprincip entſchieden zu dem ſeinigen machte. Zwei Jahrhunderte lang, vom Tode Friedrichs I. von Brandenburg (1440) bis zum Regierungsantritt des großen Churfürſten (1640), treiben die Elemente ohne klares Bewußtſein vor allen Winden, und es iſt ſehr zu verwundern, daß ſie es in der Auflöſung des Staats, die freilich furchtbar genug war, nicht bis zur völligen Vernichtung gebracht haben. Die Fürſten, welche der Zeit widerſtrebten, waren ohnmächtig und wirkten auflöſend, der erſte, der ihren Genius ergriff, bildete aus dem Chaos die feſte Geſtalt einer neuen Macht.

Als mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts der Hohenzoller Friedrich I., Burggraf von Nürnberg, in die Marken kam, beginnt bereits die Zeit der Kirchenreform und die Auflöſung des mittelalterigen Staates. Wir finden in ihm einen Fürſten, der das Recht des neuen Geiſtes fühlt und ihm von vornherein perſönlich zugethan iſt. Er führt die erſte Kanone gegen die Burgen der märkiſchen Raubritter, Quitzow, Putlitz und Rochow, zeigt Sinn für das bürgerliche Leben, dem er durch ſeine Stellung in Franken nahe gebracht war, intereſſirt, ja verwendet ſich, wenn auch vergeblich, für Huß und die Kirchenreform; und als er, gezwungen durch ſeine Stellung zum Kaiſer, gegen die Huſſiten zu Felde zieht, gewinnt er aus dieſem Kampfe nur die Ueberzeugung: „die Huſſiten ſeien unbeſiegbar," eine Ueberzeugung, deren innerſter Sinn für alle Zeiten gilt. Wie die Kirche ihrer Revolution entgegengeht, ſo auch der Staat, der ihr gegenüberſteht und eben ſo ſehr einem völlig neuen Begriffe zuſtrebt. Seine Umbildung iſt aber vor der Hand nur ſichtbar in dem Verfall des Ritterthums und der kaiſerlichen Macht; ein neuer Mittelpunkt noch nicht gefunden. Die Fürſten, und namentlich die brandenburger, erſcheinen wohl als Ordner im Lande, aber ein definitiver Sieg über die ſelbſtändigen und ausſchweifenden Ritter und Städte gelingt ihnen zur Zeit noch nicht. Sie fühlen ſich ſelbſt noch zu ſehr als Ritter. So iſt Albrecht Achilles ganz in die untergehende Herrlichkeit des Ritterthumes verſunken, ein Zeitgenoſſe Karls des Kühnen, ein Verehrer des letzten Ritters Maximilian und ein Verächter des Bürgerthumes; und wenn er die Pfaffen nicht minder verachtet, und gegen die Raubritter ficht, ſo iſt dies nur der Bruch der Zeit, den er wider Willen und Neigung in ſich darſtellen muß. Hatte die Kirche in früherer Zeit die geiſtigen Intereſſen vertreten und von ihnen aus eine Weltherrſchaft gegründet und geführt, ſo war nun bereits der Geiſt von ihr gewichen; er ſiedelte ſich in andere Formen an, als unſichtbare Kirche ſollte er der ſichtbaren gegenübertreten und vor den Wiſſenſchaften aus ſein neuer weltverjüngender Strom ſich Bahn brechen. Und darum war Johann Cicero, ein Freund der Wiſſenſchaften, ſchon mit beſſerem Zuge, als ſein Vater, den Mächten der Zukunft zugewendet. Er hatte die Stiftung der Univerſität Frankfurt vorbereitet, mußte aber ihre wirkliche Eröffnung ſeinem Sohne Joachim I. (1506) überlaſſen. Nun tritt eine gewaltige Scheidung und Prü-

ſung der Geiſter ein. Gleichzeitig wurde Wittenberg geſtiftet, und die große Bewegung der religiöſen Befreiung, die vor hundert Jahren in Böhmen begonnen und unvollkommen begründet und durchgeführt war, gewann jetzt auf deutſchem Boden eine ſo gründliche und principiell durchſchlagende Vertretung, daß erſt von hier der wirkliche Anfang einer neuen Aera ausgeht. Wittenberg führt die Reformation herauf; aber Luther, der deutſche Huß, fand weder in dem Nachkommen Friedrichs I., noch in ſeiner Univerſität Frankfurt einen Freund; im Gegentheil, beide widerſetzten ſich mit allen Kräften dem neuen Glauben und ſeiner wittenberger Wiſſenſchaft. Die Ohnmacht Frankfurts und die weltbezwingenden Erfolge Wittenbergs beweiſen aufs Schlagendſte den Unterſchied antiquirter Gelehrſamkeit und lebendiger Wiſſenſchaft, welche die Freiheit oder die Idee der Zeit zu ihrem Inhalte nimmt. Joachim I. reagirte vergebens, obgleich er ſich der neuen Lehre mit ſolcher Heftigkeit widerſetzte, daß er den Evangeliſchen in Augsburg nicht nur die Verwerfung ihres Glaubensbekenntniſſes anzukündigen übernahm, ſondern auch drohend hinzufügte: „Wenn ſie den Abſchied nicht annähmen, ſo hätten ſich die Fürſten mit dem Kaiſer verbunden, Leib und Gut und alles Vermögen daran zu ſetzen, bis dieſer Handel geendigt wäre. Sie hätten den Bauernaufruhr erweckt, Churfürſten und Fürſten geſchmäht, Aebte und Mönche vertrieben, deren Wiedereinſetzung der Kaiſer nun verlange"*). Ja, er ließ ſeine Söhne kurz vor ſeinem Tode eine Urkunde unterſchreiben, daß ſie mit ihren Ländern katholiſch bleiben wollten. Sie blieben es nicht. Joachim II. trat 1539 auf Anregung ſeiner Mutter zur lutheriſchen Confeſſion über; ſo drängte der neue Zeitgeiſt ſich in das Haus ſeines bitterſten Feindes ein.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge zur Charakteriſtik der romaniſchen Lyrik.

(Fortſetzung.)

Noch wichtiger für die ganze Litteratur und viel bedeutender im Leben als Garcilaſo, iſt der Staatsmann Don Diego de Mendoza (geb. 1503, † 1575), derſelbe, der außer einem berühmten hiſtoriſchen Werke den merkwürdigen Lazarillo de Tormes, das Muſter der Schelmen- und Bettlerromane ſchrieb. Das vielbewegte Leben dieſes in den Waffen und Wiſſenſchaften ausgezeichneten Menſchen iſt bekannt; es iſt in ihm ein cumulirtes Talent, ein vielfach gebildeter Geiſt geweſen. Er bekleidete wichtige Hof- und Staatsämter, machte ſich aber als General-Capitain und Gouverneur von Toscana durch ſeine Härte und Grauſamkeit bei den Italienern ſo verhaßt, daß Karl V. ihn endlich nach Spanien zurückrufen mußte. Unter dem zweiten Philipp erblich ſein Stern, er warf einen Hofcavalier, der in der Liebe zu einer ſchönen Palaſtdame ſein Nebenbuhler war, vom Balkon des königlichen Schloſſes auf die Straße herab, und ward in Folge deſſen nach ſeiner Vaterſtadt Granada verbannt, wo er das Geſchichtswerk „die Kriege in Granada" ſchrieb.

Schon ſeine wenigen Gedichte geben eine faſt vollſtändige Zeichnung ſeines Charakters. Bezeichnend für ſeine Liebesleidenſchaft iſt ſchon das erſte Sonett: worin es heißt: „ſchwach liebt der, dem nicht die Beſinnung ſchwindet," bezeichnender für den ganzen Menſchen die Epiſtel an Juan Boscàn. Hier ſieht man den Staatsmann, der der Regierung und Arbeit entriſſen iſt und im Otium ſitzt. Er hat viel Stoff conſumirt, hat von ſeiner hohen Stellung aus mit dem Auge einen weiten Horizont menſchlicher Dinge überſchaut, hat ſich herumgeworfen in den Leidenſchaften auf der Oberfläche des Lebens. Wenn ſolche Männer von der Höhe herabſteigen und im beſchränkten Raume ſich der Unthätigkeit und Ruhe hingeben müſſen, ſo ſchlingt ſich der Lärm und die Bewegung des Lebens in ſie ſelbſt zurück, und die einzige That, die dieſe ſo erfüllten Subjecte mit ihrem Selbſt vernehmen können, iſt die, daß ſie, gedrängt von der Menge des conſumirten Stoffes, ihn durch Darſtellung in ein ruhiges Bette leiten, d. h. daß ſie ihre Welt- und Lebensanſicht entwickeln. Das thut die Epiſtel, und nihil admirari iſt in ihr der Grundton. „Mit allen den großen und gewaltigen Dingen in der Welt muß man aufs Reine kommen; nur nicht in Bezug auf ſie hoffen, zweifeln, fürchten, leiden; beſonders ſind Hoffnung und Furcht ſehr ſparſam zu gebrauchen und, wo möglich, ganz bei Seite zu laſſen. Wir ſind hier auf einer Pilgerfahrt begriffen, und jene Welt iſt ein dunkles Land, indeſſen werden wir dafür wohl paſſen. Die Nebel auf dieſem Erdballe ſind nicht zu vermeiden, am beſten iſt's, wenn man ſie trägt und diejenigen neckt, die damit unzufrieden." Man kann erſtaunen über die Formen, in denen dieſer katholiſche Staatsmann im 16. Jahrhundert ſeine Gedanken giebt! Die Meiſterſchaft ſowie den gebildeten Geiſt erſieht man hier aus der Beſtimmtheit der einzelnen Maximen, die etwas anderes ſind als triviale Gemeinplätze. Zwar ſteht es neulateiniſch da, daß den guten und gerechten Mann nicht „Gold und Erz geformt von Meiſterhänden," noch hochragende Paläſte verblenden; allein es ſteht auch da, daß das gewandte Erfaſſen einer Kunſtübung, das talentvolle Executiren von irgend etwas, dies auch nicht thun dürfe. Das iſt feiner, gebildeter Lebensinhalt! „Der tüchtige Mann ordnet klüglich ſeine Handlungsweiſe, vor allem hofft und fürchtet er nicht, ringt auch nicht nach dem, was eitel und trüglich ſcheint, allein er entzieht ſich auch dieſen Dingen nicht ganz, und läßt überhaupt durch eine gewiſſe Milde nie ſchroffe Uebergänge ſichtbar werden. Er hängt ſich die möglichſt kleinſte Bürde auf (höchſt bezeichnend!), ſucht aber keines Menſchen Nachtheil, iſt Allen dienſtwillig und vermeidet Alles, was ihn in die Lage bringen könnte, ſich vertheidigen zu müſſen. Kann er übrigens nur Alles, was er hat, tüchtig gebrauchen, ſo wird es ihm auch nicht fehlen." Hiermit hat der vornehme, ſichere, kühle Mann ſein Weſen treffend gezeichnet. Mit Recht iſt dieſer Brief geprieſen, deſſen Fort-

*) Die charakteriſtiſchen Ausſprüche hiſtoriſcher Perſonen aus früherer Zeit ſind aus Stenzel Th. I. und II. citirt.

ſetzung und Schluß eine zwar recht anmuthige Schilderung des idylliſchen Mittelſtandes, und des Lebens mit der Liebſten bildet, wie ſich das der gequälte Generalgouverneur denkt, die aber dennoch im Vergleich mit dem vorigen ein geringeres Intereſſe bietet. — Man hat alſo an den Werken dieſes Mannes, wie das bei dem Verfaſſer des Lazarillo nicht anders ſein konnte, durchgreifenden Inhalt. Es ſteht etwas darin in den Sachen, es ſind keine Gedankenſpähne, und unwillkürlich erinnert ſein Weſen, dem eine gewiſſe Härte beigeſellt iſt, an den talentvollen ihm ähnlichen Critias, den Athener. —

Juan Boscàn Almogaver (ſtarb 1542), ebenfalls Spaniens Blüthezeit angehörend, iſt der große Reformator der ſpaniſchen Poeſie. Er ließ die kurzen trochäiſchen Nationalverſe bei Seite und adoptirte die längeren italieniſchen Verſe, worin ihm Mendoza, Garcilaſo und andere folgten. Die Stellung der Spanier in Italien hatte beide Nationen bedeutend genähert. Dennoch fehlte es nicht an Zeloten, welche gegen eine die Sprache fördernde Neuerung mit erbitterter Seele eiferten. Boscàn hieß Petrarchiſt, wie ſeine Anhänger; ſie wurden Lutheraner in der Poeſie genannt, und doch ſetzte der ſpaniſche Petrark ſeine Neuerungen, die der Sprache offenbar Geſchmeidigkeit und Fluß gegeben und ihrer Entfaltung Raum geſchafft haben, durch. Er dichtete die erſten Sonette; doch iſt er nicht bloß ein Mann der Formen und jener unausſtehlichen reflexiöſen Spitzigkeit (agudéza) ſondern ein ſeelenvoller, tief gebildeter Menſch geweſen. Ueberaus trefflich und fein iſt ſein Antwortſchreiben an Diego de Mendoza: es enthält eine Welt- und Lebensanſicht, wie ſie von einem Charakter ausgeht, mit dem Drange nach Wahrheit und Schönheit, und ſchnellt den trefflichen Brief des Staatsmannes in die Höhe. Er faßt daſſelbe nihil admirari auf; aber das Princip iſt ein anderes, es iſt die Wiſſenſchaft des ſtillen Denkers. Hierüber verbreitet ſich Juan Boscàn mit Klarheit und unendlicher Schönheit, es iſt dies die beſte Stelle der ganzen Sammlung und man kann Herrn Hoffmann danken, daß er uns in anmuthiger Ueberſetzung damit bekannt gemacht. So alſo ſchon dachten die von der Idee tangirten Geiſter des Südens unter Karl dem Fünften — was iſt aus dieſer ſeiner Welt geworden? Doch vorbei, vorbei! Boscàn will, daß man ſich in das Göttliche hinein vertiefe, dann in Gottes Namen nihil admirirt; es kommen Stellen vor, die wie eine Lection für Mendoza klingen, obſchon ſie mit großer Feinheit angebracht ſind. Statt des Egoismus, das Wiſſen! „ja, golden iſt des Mittelſtandes Leben freilich, aber um es recht zu genießen, habe ich mich mit einer Gattin verbunden, die meiner Seele Anfangspunkt und Ende iſt.“ Der Schluß S. 129 iſt entzückend: kurz der Brief wird Punkt für Punkt beantwortet und übertroffen. — Weniger Intereſſe bieten die aus ſeiner Octava rima, einem Prachtſtücke von 135 Octaven, mitgetheilten Abſchnitte. Boscàn beſingt das Reich und die Macht der Liebe. Es iſt ein begeiſtertes Durchführen einer uns freilich bekannten Form: Liebe iſt eine hohe Macht der Welt, nur ſie iſt es, die ihren großen Bau zuſammenhält. —

Jorge de Montemayòr (geb. 1520). Das iſt auch ein berühmter Wort, aber es iſt nicht ſo weit her mit ihm. Von ihm gilt mit Recht heute noch, was Cervantes im ſechſten Kapitel des Don Quixote über ihn urtheilte. Da ſagt der cura: der verdient nicht verbrannt zu werden, que son libros de entretenimiento sin perjuicio de tercero — das ſind unterhaltende Bücher, die niemand ſchaden. Die versos mayoros, ſagt er, könnten weggenommen werden, die Proſa in Ehren bleiben. Das iſt mäßig und geſittet geurtheilt, zumal wenn man bedenkt, daß der cura und der barbéro eine ganze Bibliothek zu recenſiren hatten, von der es bekannt war, daß ein Menſch durch ſie verrückt geworden und ſeine Seele der Verdammniß nahe gebracht war; hätten dieſe Ehrenmänner die halliſchen Jahrbücher in der evangeliſchen Kirchenzeitung recenſirt, oder auch nur der barbéro allein, kann man glauben, daß der Pfarrer oder der Barbier aus dem Tone der Sitte, der die Ehre des Lebens ausmacht, gefallen ſein würden? Nein! katholiſche Recenſenten, das ſieht man hier, ſind ſo ſchlimm nicht, als die halb katholiſch halb proteſtantiſchen. Dieſe gewähren aber auch den Anblick von Sträflingen, deren Jacke und Beinkleider zur Hälfte grau, zur Hälfte weiß ſind. Eine Escorte führt dieſe Leute zu ihren Zwangs- und Feſtungsarbeiten, bei deren Laſt ſie ſich durch rohe Scherze gegen die Vorübergehenden entſchädigen, die ihrerſeits, obſchon voll Bedauern über die tiefgeſunkene Menſchennatur, dennoch den Blick abwenden, weil ihre Augen an Reinlichkeit gewöhnt ſind. — Was den Jorge angeht, ſo mag Bouterweck in der Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie und Beredſamkeit die hier mitgetheilte Canzone, in welcher Diana um den abweſenden Sireno klagt, zu dem Schönſten rechnen, was in irgend einer Sprache Lyriſches gedichtet worden, für uns bleibt das Werk ungenießbar. Dieſe ewigen Klagen der Schäferei, und nichts weiter, ſind ſchlechthin die entſchiedenſte lyriſche Unmündigkeit, die es nimmer dahin bringt, daß ein beſtimmtes Bild auf die Oberfläche tritt, ſondern daß in dem alten bucoliſchen Geleiſe der Nachahmung die wenigen, durch die Alten angebahnten Formen abgeleiert werden. Auch die Klage, ſei es um Abweſenheit, Untreue oder Tod u. dgl. muß zur beſtimmten Klage werden, in der ſich die Natur der Sache ausſpricht und das beſtimmte Verhältniß erſcheint. Von dem, was mitgetheilt iſt, ſcheint die Romanze von der ſchönen Diana am inhaltvollſten. Man kann es dem Cervantes nicht hoch genug anrechnen, daß er den Jorge mit wohlerwogenem Maße abſchätzt, und daß er das unreelle, bucoliſche Weſen im colloquio de los dos perros ganz unumwunden und einzig luſtig darſtellt — einer von den Zügen, in denen der wahrhafte Dichter darthut, wie weit er ſeiner Zeit vorausgeeilt war, und daß er in der Aeſthetik ſich auch noch mit den Männern unſerer Tage meſſen kann, welche Lehrgedicht, Heroide u. ſ. f. gelten laſſen. —

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

489

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

22. November. № 123. 1841.

Der proteſtantiſche Abſolutismus und ſeine Entwicklung.

(Fortſetzung.)

Unterdeſſen war das heilige römiſche Reich immer mehr in ſich zerfallen, theils durch die religiöſen Differenzen, theils durch den apathiſchen Egoismus der ſelbſtändigen Stände ſeiner Theile, die allmälig den kriegeriſchen und überhaupt den politiſchen Sinn fürs Allgemeine verloren hatten. Ein neues Intereſſe und ein neuer Anſatz um einen ſolchen Mittelpunkt mußte ſich bilden; es lag auch gar ſo ferne nicht, wo beides zu ſuchen ſei, und Moritzens von Sachſen überraſchende Erfolge wären wohl geeignet geweſen, die Welt ſchon damals darüber zu belehren und ſie aufzufordern, dieſes Fürſten Gedanken und Thaten näher ins Auge zu faſſen. Aber Joachim II. war über ſeine Zeit ſo wenig klar, daß ſie ihn mit ihren neuen Dingen nur in Verlegenheit ſetzte. Er ſchreckte vor jedem Extrem zurück und ſchwach und gutmüthig, wie er war, blieb er den neuen Verhältniſſen zum Trotz bei der Gewohnheit alter Zeiten, ſo daß er es ganz in der Ordnung fand, mit dem Kaiſer gegen ſeine Glaubensgenoſſen und folglich gegen ſein eignes Princip zu Felde zu liegen, was ſich ſpäter mit Georg Wilhelm noch verderblicher wiederholt. Joachims II. nächſte Nachfolger finden leichtere Zeiten, die nicht zur Entſcheidung drängen, und erſt Johann Sigismund thut einen, wenn auch erſt ſpäter in der geiſtigen Entwicklung folgenreichen Schritt, als er durch ſeinen Uebertritt zur reformirten Kirche die Toleranz und das Beiſeiteſchieben der Extreme förmlich ſanctionirt und dem verſtockten Fanatismus der lutheriſchen Orthodoxen mit feſter Milde entgegentritt. Aber auf dieſem Gebiete war die Zeit der ausgeglichenen und verwiſchten Gegenſätze noch nicht gekommen. Der dreißigjährige Krieg, der die Extreme damaliger Geiſtesbewegung erſt recht aneinander bringen und die definitive Prüfung der Geiſter vornehmen ſollte, ſtand nahe bevor. Es war im Jahre 1613 als der Churfürſt ſeinen Uebertritt erklärte und dadurch ſeine lutheriſchen Unterthanen gegen ſich ſelbſt und ſeinen beſchränkten Sohn und Nachfolger, Georg Wilhelm, leidenſchaftlich aufregte. Freuten ſich doch die lutheriſchen Berliner beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges über das Unglück der Reformirten in Böhmen und ſchloſſen nur daraus: „Gott ſei den Calviniſten nicht günſtig," ohne die Gefahr, welche der Reformation überhaupt von der öſtreichiſchen Jeſuitenregierung drohte, zu beachten. Preußen war jetzt an das brandenburgiſche Churhaus gefallen, aber auch hier zeigte ſich ein ſolcher Haß gegen den Calvinismus, daß die Stände jeden, „der nicht Lutheraner oder Katholik wäre, für einen Störer der öffentlichen Ruhe erklärten," kein ſchmeichelhafter Empfang für den neuen Fürſten. Zudem war Georg Wilhelm noch keineswegs mit ſich im Reinen, welche Partei er in dem großen Kampfe zu ergreifen habe. Das Princip hatte bisher in dem Hauſe Hohenzollern bei kritiſchen Gelegenheiten noch nie die Politik entſchieden, obgleich es unabweisbar immer von neuem ſich aufdrängte; und nun die Auflöſung des Reichs unzweifelhaft ſo weit gediehen war, daß der Vortheil entſcheiden durfte, da ſchien leider dieſer Vortheil ſehr unſicher zu ſein. Einen eignen und zugleich allgemein ſittlichen Inhalt hatten die Brandenburger noch nicht. Dieſen Fürſten und dieſes Volk, das überdies den Krieg verlernt, das Reich vergeſſen und das neue, das proteſtantiſche Gemeingefühl in zelotiſchem Gezänk und ſchnöder Particularität zerſtört hatte, überraſchte der dreißigjährige Krieg, um mit ſeiner unerbittlichen Strenge ein wohlverdientes Gericht an ihnen zu vollziehen. Georg Wilhelm und Schwarzenberg, der nach Guſtav Adolphs Ausdruck „das Gewiſſen des Churfürſten dem Kaiſer, den Polen und Papiſten verkaufte, mit dem man die Fünfſtration ſpielen und ihm den Hals entzwei ſchlagen ſollte," daneben die lutheriſchen Fanatiker, die mehr mit den Katholiken übereinſtimmten und lieber zu Roms Altären hielten, als zu den Calviniſten, ſind unendlich lehrreiche Erſcheinungen. Die Zeit war gekommen, wo die Unentſchiedenheit der rechten Mitte nicht mehr ausreichte, die Fragen der Zeit lagen auf der Spitze des Schwertes. Die alte oder die neue Zeit, Papſt und Kaiſer oder die Reformation mit allen ihren Folgen, das war die Wahl. — Georg Wilhelm ſchwankte lange zwiſchen dem katholiſchen Schwarzenberg und ſeinen übrigen Räthen, die ehrlich für „die gemeine Sache" der Proteſtanten ſtimmten. Dann beſchloß er parteilos zu bleiben, aber nicht lange, ſo ergab er ſich ganz in Schwarzenbergs Meinung und urtheilte: „der Kaiſer iſt doch die von Gott geſetzte Obrigkeit, bleibt er Kaiſer, ſo bleib' auch ich wohl

Churfürſt.“ Ein Menſch ohne Religion, nur auf ſein zeitliches, egoiſtiſches Intereſſe gerichtet und völlig verſchloſſen für die große Idee, die ſeine Zeit bewegte, weshalb ihm denn auch ſein Schwager Guſtav Adolph, dieſer Mann des ganzen Princips, der That und der Hingebung an das Ueberſinnliche, in der Seele verhaßt war. Als Guſtav ſich in Pillau feſtſetzte, von den Preußen wenigſtens Neutralität, wenn nicht Theilnahme an dem Kampf gegen die Polen verlangte und den Proteſtanten ans Herz legte, „daß ſie den Krieg gegen die Katholiken als ihre gemeine Sache anſehen müßten,“ ſagte Georg Wilhelm: „was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich ſoll all meine Reputation, Ehre und zeitliche Wohlfahrt verlieren.“ — Deutlicher konnte er ſich nicht machen. Das alſo war es: um dieſer zeitlichen Wohlfahrt willen war er auf Schwarzenbergs Rath zuerſt ein Stillſitzer und Laurer, dann ein Abtrünniger geworden und litt nun dafür unter dem Syſteme des großen Guſtav. Dieſer iſt der König ſeiner Zeit. Hiſtoriſch und ewigwahr ſind ſeine Worte an die Preußen: „Geht nicht den Mittelweg, ſeht nur Deutſchland an, da haben ſie es auch gethan und keinen erzürnen wollen, was iſt darauf erfolgt? Sie haben Haus und Hof, etliche auch ihre Seligkeit verloren. Die Koſacken werden euch plündern, aber ſchlagt ihnen auf die Köpfe, ſie werden nicht wieder kommen. So hab' ichs auch gemacht. Wollt ihr euch recht rathen, ſo müßt ihr Extrema ergreifen.“ Guſtav kam darauf nach Deutſchland, mit ihm das Wiſſen und das Wollen der Idee ſeiner Zeit, eine wahre Offenbarung und Aufrichtung des Reiches der Wahrheit, er iſt der Genius des neuen Deutſchlands und der proteſtantiſchen Freiheit. Er rettete die Verzagten, ſtärkte die Kleingläubigen und ſuchte ſogar die gegen ihn und gegen ſich ſelbſt Treuloſen wider ihren Willen zu ihrem wahren Heil, zur Religion und zur Hingabe an die gute Sache zurückzuführen. Keiner von allen ſpielte eine kläglichere Rolle dabei, als Georg Wilhelm. Guſtav bedauerte ihn ſelbſt mit Worten, die nie ein Fürſt von ſich hätte ſagen laſſen ſollen: „Ich kann es ihm nicht verdenken, daß er traurig wird, es ſind gefährliche Dinge, die ich verlange, aber doch nicht zu meinem, ſondern zu ſeinem und ſeines Landes Beſtem. Will mir Niemand beiſtehen, ſo gehe ich zurück und biete dem Kaiſer einen Vergleich an, den er gern eingehen wird. Aber am jüngſten Tage werdet ihr angeklagt werden, daß ihr nichts bei dem Evangelium habt thun wollen.“ Er zwang ſie, ihm zu folgen, aber ſpäter, als Guſtav bei Lützen geblieben war, fiel Georg Wilhelm wieder ab, Schwarzenberg und die öſtreichiſche Partei kehrte zurück, und das Land war beim Tode des Churfürſten verwüſtet und halb in ſchwediſcher, halb in kaiſerlicher Gewalt, die eigne Seele hatte es noch nicht erlangen können.

Hier iſt nun ein Wendepunkt in der Geſchichte unſeres Staates. Bisher exiſtirt er im Grunde noch nicht, es fehlt noch an einem Begriff und geiſtigen Bande; und alle bisherigen Fürſten proteſtantiſcher Confeſſion in Brandenburg, die in einen hiſtoriſchen Wendepunkt gerathen und der Prüfung ernſtlicher Kriſen unterworfen werden, haben die Halbheit und Bewußtloſigkeit zu ihrem Inhalt, daß ſie trotz ihres neuen Glaubens den alten verfechten. — Die Maxime des kurzſichtigen Realismus aller Zeiten, der ſich vorſpiegelt, die Entſcheidung für das alte Princip ſei keine Entſcheidung, es bliebe ſo alles in der Schwebe, wie es bis dahin geweſen, werde „niemand erzürnt“ und das Aeußerſte, „die Extrema“, vermieden. Joachim II. und Georg Wilhelm zeigen beide dieſe Beſchränktheit, und wenn ſie darum nichts deſtoweniger die Extrema über ſich kommen laſſen müſſen, ſo haben ſie doch die Genugthuung, daß dies Alles wider ihren Willen geſchieht. Die Macht der Trägheit, die möglichſte Neutralität und der Gedanke, „die allgemeine Sache ginge ſie nichts an,“ das iſt ihr Pathos. Georg Wilhelmen iſt die Churwürde ein Privatbeſitz, und ſein Egoismus hat durchaus keinen geiſtigen Inhalt: er macht den Proteſtantismus nicht zu ſeiner Sache, darum iſt er ſelber nichts, iſt ein leeres, bedeutungsloſes Individuum. Der Egoismus ohne Princip, den Georg Wilhelm dem großen Könige gegenüber darſtellt, iſt daher unberechtigt und völlig machtlos: wie Guſtav die Macht ſeiner Zeit, ſo iſt Georg Wilhelm die Ohnmacht derſelben, der innere Widerſpruch, ein proteſtantiſcher Fürſt zu ſein und die katholiſche Parthei zu ergreifen, perſönlich und in allen ſeinen Ländern von den Intereſſen der Reformation durchdrungen zu ſein und für ihren Erbfeind, die öſtreichiſchen Jeſuiten, das Schwert zu ziehen, — reibt ihn auf, ſetzt ihn zu einer bedauerlichen Figur herunter und bringt alle Verhältniſſe zur völligen Auflöſung.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge zur Charakteriſtik der romaniſchen Lyrik.

(Schluß.)

Gil Polo (1566—73), Profeſſor der griechiſchen Sprache, iſt auch berühmt geweſen. „Die Fortſetzung des Gil Polo aber halte man hoch und bewahre ſie auf, als wenn ſie Apollo ſelbſt verfaßt,“ ſagt Cervantes im Don Quijote cp. VI. Dieſe Worte haben des Mannes Glück gemacht, und die Diana enamorada iſt viel geleſen worden; wirklich ſind auch die darin angebrachten Gedichte recht anmuthig. Das eigenthümliche Provenzaliſche Versmaß, das er in dem Wechſelgeſange zwiſchen Diana und Alcida zuerſt

einführte, verbreitet viel Lieblichkeit über ſeine Darſtellung. Juviano ſingt:

Wenn ihren Glanz des rauhen Nordens Wehen
Geraubt den Bäumen, Gräſern, Blumen allen:
Dann ſchweigt das ſüße Lied der Nachtigallen,
Und ſchmucklos dann die öden Fluren ſtehen.
Von kalten Nächten werden lange Stunden
Dem Tag entwunden;
Die Lüfte trauern,
Von Nebelſchauern,
Die trüb ergoſſen,
Dem Licht verſchloſſen.
Doch nahet ſich Elvinia dem Gefilde,
Dann athmet Alles wieder Lenzesmilde.

S. 179. Amor ein Tyrann, Amor ein gütiger Gott; ein detaillirtes pro und contra; es gilt, wer ſeinen Satz am ſchönſten geltend macht. Von Intereſſe iſt dabei nur das wirkliche Herausſetzen und Darſtellen der Seiten, die man dem Thema abgewonnen. Eſte van Manuel de Villegas und Francisco de Rioja mögen übergangen werden; der letztere iſt bedeutender, wie das ſeine Blumenlieder und die Ode an die Ruinen von Italica zeigen. — Soweit die Mittheilungen aus dieſen vielgefeierten Dichtern; ſie werden dargethan haben, daß die oben gegebene Charakteriſtik ihnen gemäß iſt, und es bleibt jetzt nur noch übrig, wie vorhin verſprochen ward, ein durchgreifendes Moment der ganzen romaniſchen und insbeſondere ſpaniſchen Lyrik an Garcilaſo's Epiſtel an Juan Boscàn, und an einem Sonette Gil Polo's zu veranſchaulichen und zu begreifen. Obgleich in jener Epiſtel die Antike durchſcheint, ſo iſt das Ganze dennoch eigenthümlich. Man trifft nämlich hier wie überall in der romaniſchen Lyrik auf eine Erſcheinung, die ganz und gar geeignet iſt, einem den Genuß gründlich zu verleiden. Der gute Deutſche denkt an „Lieder und Geſänge", an den concentrirten vollen Ausdruck der Innigkeit des Gemüthes, an dem er ſofort etwas Ganzes hat und genießt. Im Spaniſchen kann er hundert Sonette und drüber leſen, er lieſt zu Ende, windet ſich durch, und muß, wenn er an's Ende gekommen, ſich geſtehen, daß er nicht recht weiß, was er geleſen hat. Das ſind die den Kenner der fremden Poeſie nicht mehr befremdenden, für die erſte Leſung aber verwirrenden Gedankenſpähne, dieſe Miniaturreflexionen, die man erſt unter ein Vergrößerungsglas ſetzen, und dann mit angeſtrengtem Auge anſehen muß, wenn man ſie nur gewahr werden will, und die dennoch in ihrer fließenden, ſchönen Sprache, ein munteres Leben auf der Oberfläche der Dinge erſcheinen laſſen. Garcilaſo ſagt: „der zwangloſe, freie Ton der Unterhaltung iſt eins der höchſten Güter, die vollkommene Freundſchaft gewährt; darum laßt Euch, Juan Boscàn, ſagen, was mir einfiel, als ich Eurer, die Ihr ein Muſter eines Freundes ſeid, gedachte. So viel Ehren und Freuden mir auch durch Eure Freundſchaft werden, ſo achte ich doch nichts ſo hoch, und nichts iſt im Stande, mich meine ſchöne Lage ſüßer empfinden zu laſſen, als meine Liebe. Zwar kenne ich auch las otras partes der Freundſchaft; aber nur durch ſie wird mein Gemüth erweicht. Auch fördert ſie mich ganz anders, als das Vergnügen, das ernſten Dingen nachzuſtehen pflegt. Was iſt der Grund hiervon? Ehre, Vergnügen, Freude, welches alles aus dem Freundſchaftsbande mir zu Theil wird, geht nicht von mir ſelbſt aus und wird für mich doch lediglich zu Gewinn; darum hat die Liebe, aus der wohl alles entſpringt, was Euch lieb iſt, den Anſpruch höchſter Werthſchätzung, inſofern es ſchöner und edler iſt, des Guten zu ſpenden als des Guten zu empfangen. So habe ich Freude an der Liebe, und finde, daß dieſe Liebe keine Thorheit iſt." Welche Spitzigkeit der Reflexion, welch mühevolles Nachhelfen, um zum ganzen Gedanken hinzukommen, nach deſſen Vollſtändigkeit und Compactheit man ſich ſehnt! Man möchte endlich einmal „wie ein ganzes Brett" nach Aeſchylus Ausdrucke etwas in den Händen haben, das man faſſen könnte, endlich einmal einen klaren, durchgreifenden, energiſch deutlichen Inhalt in Worten, „die mit dem Hauche eines Erdgebornen abgezogen ſind" — und nicht dieſe Stachelchen und Spitzchen! Woher kommt dieſer charakteriſtiſche Zug in der romaniſchen ältern Poeſie? Er iſt vor allem auch in den Sonetten zu Hauſe, ſelbſt in denen des Cervantes, von dem wir eins, wie etwa das im Don Quijote — „Wollt, Dame, mich doch nur mit einem Zeichen, gemäß der harten Sprödigkeit begaben" ꝛc. beſſer gebrauchen könnten, als das von Gil Polo, was für unſern Zweck noch zu viel Deutlichkeit hat, obſchon es von dem Formalismus und der recht eigenſten Bewegung der ganzen Art, von dem Fortſchritte, den der Inhalt im Sonett macht, ein ziemlich gutes Bild giebt:

Die Liebe, heißt es, ſchwur, nicht eine Stunde
Zu trennen ſich von Eiferſucht und Neid;
Und Schönheit ſchwur, ſie wolle jederzeit
Mit ſpröddem Uebermuthe gehn im Bunde.
Zwei Furien ſind es aus der Hölle Schlunde,
Feindinnen jeglicher Zufriedenheit;
Die macht zur Qual der Liebe Süßigkeit,
Die raubt das Mitleid aus des Herzens Grunde.
Doch Lieb und Schönheit brachen, was beſchworen,
Bei dir und mir, indem ſie mir geſchenket
Ein ſeelges Loos voll ungetrübter Freuden.
Denn ſeit mein Auge, Schönſte! dich erkoren,
Haſt du durch Sprödigkeit mich nie gekränkt,
Noch ſchuf die Eiferſucht mir jemals Leiden.

In Summa: Liebe und Schönheit, die ſonſt Eiferſucht und Neid beigemiſcht haben, ſind bei uns frei von dieſem Beiſatze. Du giebſt ohne Uebermuth mir deine Schönheit zum Genuſſe hin, und ich, dein Geliebter, brauche nicht eiferſüchtig zu ſein. Damit das Ganze aber einen Fortſchritt erhalte, ſo wird ihm nach Art der Allegorie ein Leben eingehaucht — Liebe und Schönheit ſchloſſen einſt

einen Bund ꝛc., und die ganze pomphafte Kategorieenwelt der katholiſchen Poeſie, die für jedes ſittliche Moment den beſtimmten Ausdruck theils römiſch vorfand, theils ſofort erſchuf, ſetzt ſich in Bewegung und marſchirt bald im Paradeſchritt, bald in leichten Wendungen, einher. Wo wiſſenſchaftliche Bildung in Salamanca ꝛc. erworben iſt, da iſt gleich mucho entendimiento, wo ritterliche Erziehung die Grundlage war, da iſt valor y fuerza bei der Hand. Das unbeſcholtene Mädchen wird nicht weiter individualiſirt als durch honestidad y recato; und zeigt ſich Liebe, ſo iſt auch ſchon aspereza, desden, zelos ꝛc. nicht weit. Dieſe Kategorieen, ſo feſtſtehend, ſo gleichgültig neben einander liegend, nie zur Perſon kommend, ſind oft ſchwer zu verſtehen; und doch ſind ſie der einzige Schlüſſel, ſind reichhaltig, vielbedeutend, daß man mit dem Lexikon nicht durchkommt. Oft überraſcht auch der beſondere Fall, in welchem ſie gegen unſere Erwartung angewendet werden. Für die Novelle nun gewährte dieſe allzeit fertige Kategorieenwelt die entſchiedenſten Vortheile. Was iſt's, das uns beim Leſen des Cervantes gleich ſo wunderbar berückt? Man hat keine dreißig Zeilen geleſen, und die Hauptperſonen der Erzählung ſind ſo deutlich, ſo rein und klar vom Grunde abgehoben, daß man ſich wie durch einen Zauberſchlag zu ihnen hin verſetzt glaubt. Man muß von dem Buche aufſehen, einen Augenblick innehalten, um ſich an dieſen, aus dem Haupte des Augenblicks hervorgeſprungenen, Figuren zu weiden. Wer das lieſt, ſagt: wie klar und ſchön ſind dieſe Anfänge! Ja! die Anfänge der Novellen ſind wirklich zauberhaft, man denke an Rinconete und Cortadillo. Mit einigen Strichen ſind die beiden liederlichen Geſellen ſchnell gezeichnet und ſo fix und fertig auf die Oberfläche getreten, daß man ſie im Leben nicht wieder vergißt. Es hieße ſich an Cervantes ewigem Dichtergeiſte verſündigen, wollte man dieſe Erſcheinung bloß aus dem mechaniſchen Formalismus der ſtets zur Hand ſeienden Kategorieen ableiten, denn bei ihm, dem herrlichen, ſind noch andere Mächte thätig; aber den Vortheil der Leichtigkeit, womit ſich in den Novellen die Figuren von ihrem Grunde abheben, verdankt er dennoch der Fülle jener Bezeichnungen. Das Locale, die äußern Umſtände u. ſ. f. wird klar und kräftig hingezeichnet, das iſt der Marmor. Nun ſoll man wiſſen, was dieſe Bilder für eine Seele haben, und da wird valor, fuerza, honestidad y recato ſchnell eingeſetzt, nnd bei Cervantes ſind ſie dann das Gold und das Elfenbein in Phidias Hand.— Was für die Novelle ein Vortheil war, das war für die katholiſche Lyrik ein ſchlimmer, ein unerträglicher Nachtheil, ſelbſt in Cervantes Sonetten, die im Don Quijote ſtehen. Nicht Darſtellung des Innern, nicht Durchleuchtung des tiefen Bodens der unſterblichen Perſönlichkeit, verbunden mit jener ſittlichen Wärme im Menſchen, die die Welt und was ſie enthält liebend erfaßt, bilden den Inhalt, wie in der proteſtantiſchen Lyrik; ſondern die katholiſche und beſonders die romaniſche Lyrik iſt geradezu eine atomiſtiſche, mit eben demſelben Rechte, nach welchem die Philoſophie eines Leucippus und Democritus eine atomiſtiſche Philoſophie war. Die ſittliche Welt zerfällt nämlich in eine Menge unendlich vieler auseinander liegender Kategorieen, als feſter Beſtimmtheiten, und dieſe thun ſich zu unendlich vielen Ordnungen, Stellungen und Complexionen zuſammen. Die ordnende und bildende Macht iſt aber nicht das proteſtantiſche und germaniſche Gemüth, ſondern die romaniſche Leidenſchaft. Nun muß, anders als wie in der Novelle, der Dichter auf das Locale, Aeußere, verzichten. Es iſt lyriſche Dichtung: nicht das ſinnliche Aeußere, ſondern das unſinnliche Innere ſoll dargeſtellt werden, und da wird der Mangel an Leben und Zuſammenhang bald fühlbar; aber deſto emſiger tritt nun die arabiſch-ariſtoteliſche Verſtandesbildung hiezu, jenen Complexionen eine recht wunderbare Geſtalt, dem lyriſchen Reflexionsinhalt jene verwickelte Schwierigkeit mitzutheilen, die der Sache Leben und Bewegung geben ſoll, indem ſie ihre Löſung herausfordert. — Daher die Spitzfindigkeit der gewundenen Sonetten, deren Form eben der Ausdruck des zuſammengeflochtenen und nicht im Guſſe hinſtrömenden Inhalts iſt; daher immer dieſelben Kategorieen und die ſtets neuen Complexionen, ſo daß das dichtende Subject nichts weiter zu thun hat, als ſein Kaleidoscop mit den vielen bunten Steinchen zur Hand zu nehmen und durch langſame Drehung Figur auf Figur entſtehen zu laſſen. —

Von der Ueberſetzung iſt hie und da ſchon die Rede geweſen. Canzonen zu überſetzen iſt ſehr ſchwer, ſie ſind Herrn Hoffmann nicht immer gleich gut gelungen, die Octaven aber und beſonders die Epiſteln ſind beſſer. Das Antwortſchreiben iſt ohne Frage ſchön überſetzt. Mit den Reimen iſt's ein altes Uebel; es iſt für's Ueberſetzen ein Unglück, daß ſich nicht alles reimt. Wenige ſtören bei Herrn Hoffmann. Um jeden Preis muß vermieden werden:

Und nicht als Hirſch enteilt', als Marmor läg' er,
Belauſcht' Actäon ſie, der kühne Jäger;

und dann enteilt', läg', belauſcht' — in zwei Verſen. Nicht immer brauchte der Endvokal der unbetonten Silben elidirt zu werden; manchmal konnte eine kleine Umſtellung, ein neues Wortes ꝛc. helfen. In Garcilaſo's Epiſtel an Juan Boscàn hätte die Ueberſetzung den Hauptpunkt der Reflexion mehr hervorheben können. Es heißt:

„Nichts läßt von meiner Seite ſo mich fühlen
Das traulichе Verhältniß, als die Liebe."

Aber es iſt nicht die Liebe ſchlechthin, auch nicht die Liebe des Freundes zu ihm, ſondern ſeine eigene Liebe zum Freunde. Dieſe dünkt ihn das Werthvollſte. Das iſt die gran cosa al parecer estraña. Es mußte demnach auf amor de parte mia — mehr Gewicht gelegt werden. Die „las otras partes de la amistad" iſt wörtlich altrömiſch klaſſiſch, die partes amicitiae. Das ſind nicht „Theile", ſondern die Kräfte und Wirkungen, die in einem ſolchen Verhältniſſe liegen, zuweilen auch Lagen, wie vitae partes. Sonſt iſt gerade auch dieſer Brief recht geſchickt überſetzt, und niemand wird Herrn Hoffmann Ueberſetzungstalent abſprechen können, wenn ſchon das Verdienſt noch größer iſt, die berühmten Lyriker einer beſtimmten Epoche uns in paſſender Auswahl zugänglich gemacht zu haben. —

Karl Stahr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

23. November. · № 124. 1841.

Der proteſtantiſche Abſolutismus und ſeine Entwicklung.

(Fortſetzung.)

Ihm folgt der erſte Hohenzoller, der das Princip der Zeit nicht nur ſo äußerlich, wie etwa einen Regenſchauer, der uns weiter nichts angeht, als daß er uns begießt, über ſich kommen läßt, ſondern der es begreift, mit ganzer Seele umfaßt, mit Entſchiedenheit zu ſeiner Fahne macht und mit erſtaunlichen Erfolgen verficht, ein Vorbild allen ſeinen Nachkommen, der große Churfürſt. Auch ſein Pathos iſt der Egoismus, aber nicht der inhaltsloſe und darum rechtloſe ſeines Vaters, ſondern der ächtfürſtliche Egoismus, der ſeine Sache und die Sache des Princips identificirt, der ſich in den Dienſt der Idee und des Zeitgeiſtes begiebt, und deſſen Wohl und Weh daher unter dem Schutze des werdenden Weltgeiſtes, der Bildung und der geſchichtlichen Entwicklung, ſteht. Ein ſolches Subject iſt ein geweihtes Haupt, und ſein Egoismus nur das Centrum eines allgemeinen Intereſſes. Dies iſt der Urſprung des Abſolutismus, er iſt hier der pulſirende Punkt, um den die neue Bildung des modernen centralen Staates ſich anſetzt, deſſen eigentliche Seele aber der proteſtantiſche Geiſt iſt. Mit feſtem Willen und mit großem Scharfblick in die Lage der Dinge ergreift der große Churfürſt als der erſte Brandenburger die unbedingte Politik des Proteſtantismus, d. h. die neue Form der Freiheit, die bis jetzt nur an ſich und als todte Theorie vorhanden geweſen war, wird jetzt geſetzt und in lebendiger Praxis verwirklicht. Der große Guſtav hat den Idealismus zurückgeführt in das entgeiſtigte Deutſchland und ihn durch ſeinen Tod beſiegelt, er hat ihn feſtgeſtellt und bewieſen. Er bringt nicht nur den Sieg der Wahrheit auf dem Schlachtfelde, er bringt ſie ſelbſt und ihre Offenbarung nach Deutſchland. Er verkündigt ſie mit deutlichen Worten, er ſtellt ſie dar in ſeinem ganzen Thun und Treiben und er beweiſet ſie mit ſeiner Aufopferung. Dieſer Beweis iſt unwiderleglich, denn mit allen Idealiſten, die ſo unpraktiſch ſind, wie Chriſtus und Sokrates, werden die Philiſter fertig, nur nicht mit einem Könige, der für die Freiheit ſtirbt. Der große Churfürſt ſollte dafür leben, ſeine Politik iſt die Praxis des neuen Geiſtes. Er hat ſein Gewiſſen nicht im Kaiſer (ſeit 1640 ergreift Brandenburg die ſchwediſche, d. h. die proteſtantiſche Partei) und eben ſo wenig in Polen, ſondern in ſeinem Glauben und in ſich, er hat darum den Muth ſich auf ſich ſelbſt zu ſtellen, ſich von Polen zu emancipiren und den Begriff der Souverainität, der dieſe neue Stellung ausdrückt, ſowohl gegen die Republik, als gegen die polniſch und particulariſtiſch geſinnten Stände Preußens geltend zu machen und aufrecht erhalten. Er begreift, daß er die Schweden in Deutſchland erſetzen und die proteſtantiſche Macht, die ſein Oheim, der große Guſtav vorgebildet hatte, in ſeine Hand nehmen müſſe. Dieſen Begriff zu verwirklichen, das iſt ſeine hiſtoriſche Sendung. Die Bildung dieſer Macht, die ſtaatliche Concentration, die Souverainität und Selbſtändigkeit den übrigen Weltmächten gegenüber, mit Einem Wort, das wahre Ich des neuen Geiſtes und der unerſchütterliche Wille, die Exiſtenz und Freiheit deſſelben zu begründen, zu erweitern und zu ſichern, das erfüllt, bewegt und leitet ihn in allen Verwicklungen nach Außen und im Innern. Seine Geſtalt wird allerdings dem heroiſchen Karl Guſtav gegenüber und in den formell unberechtigten Grauſamkeiten gegen Kalkſtein und Rhode verdunkelt; allein es iſt zu bedenken, daß der Principienkampf gegen die alte Zeit, die als Katholicismus, als polniſches Vaſallenthum und als hartnäckiger Particularismus in den preußiſchen Ständen gegen ihn auftrat, ein ſehr gefährlicher und delicater war, wo nur das Durchgreifen einer eiſernen Fauſt Erfolg verſprach; nicht weniger bedenklich mußte Karl Guſtavs abſtraktes Heldenthum erſcheinen und ſeiner Unabhängigkeitspolitik ſehr unbequem fallen. Die Rolle des Fuchſes, die er hier und auch ſpäter noch ſpielen muß, gefällt ihm indeſſen ſelber nicht, und er tritt aus ihr heraus, ſo oft es nur irgend am Orte iſt, zuzuſchlagen und durchzugreifen; aber nie verliert er den Zweck des Staates und der Geiſtesfreiheit aus den Augen, als deren „Schutzmacht" er ſich vielmehr überall fühlt, bekennt und bethätigt.

Die Ausbildung der abſoluten Monarchie und ſpeciell in Preußen der proteſtantiſchen wird nun die Aufgabe der Geſchichte. Das Proteſtantiſche liegt darin, daß der Egoismus des Fürſten eines Theils ſich ſelbſt zur Seele des Allgemeinen in Staat und Geiſtesfreiheit (letztere

erſcheint als Toleranz und Wiſſenſchaft) läutert, und eben ſo den gemeinen Egoismus der particularen Exiſtenzen des Adels und der Corporationen aufhebt, um den religiös-ſittlichen Subjectivismus zum Zweck zu erheben. Im proteſtantiſchen Staat dieſer und der nächſten Zeit hat daher der ſouveraine Wille des Fürſten den Geiſt der neuen Zeit, das Allgemeine, das öffentliche Wohl und die proteſtantiſche Freiheit (als die geiſtige, innerliche) zu ſeinem Inhalt. Die Abſolutheit kann und muß auch in dieſem Sinne verſtanden werden, denn von dieſem Sinne geht ſie aus. Der große Churfürſt beginnt die Realiſirung der Idee Guſtav Adolph's, und Friedrich II., der ſie vollendet, ſagt mit Recht von ihm: „dieſer hat viel gethan." Der Glanz und die Souverainität nach Außen und nach Innen zeigt ſich uns nur als die Folge des kühnen Gedankens, das neue (proteſtantiſche) Deutſchland zu begründen und zur freien Macht zu erheben, dagegen erſcheinen die Ordnung im Innern, das drückende Söldnerweſen und die Anſtrengungen, induſtrielle Abhilfe zu ſchaffen, als die nothwendigen Mittel, die eingenommene Stellung durchzuführen. Friedrich I., der ſich die Königswürde beilegt, hebt die Seite des ſouverainen Bewußtſeins und des Glanzes hervor, Friedrich Wilhelm I. die der innern Ordnung und der ſoliden, beſonders militairiſchen Baſis und des moraliſchen Rigorismus der abſoluten Gewalt. Beide faſſen keineswegs die ganze Bedeutung ihrer Stellung; ſie erben das Syſtem, ohne es zu faſſen, ſie haben es, ohne es zu wiſſen, ſie haben es darum nur halb und einſeitig; ja, es ereignet ſich ſogar noch einmal, was wir unter Georg Wilhelm beobachtet haben, daß Oeſtreich, der Erbfeind des neuen Geiſtes und eben deshalb auch der preußiſchen Macht, den oberſten leitenden Willen unſers Staates für ſich gewann. Der erſte allmächtige Rath Friedrich Wilhelm's I., Grumbkow, war eine Wiederholung Schwarzenberg's; und hatten die Frauen des churfürſtlichen Hauſes über die Jugend und Geiſtesbildung des großen Churfürſten dieſen feindlichen Einflüſſen gegenüber gewacht und als gute Genien in ihm die proteſtantiſche Zukunft beſchirmt und den Geiſt ſeines Oheims genährt, ſo waren die Mutter und die Schweſter Friedrich's II. für den Moment weniger glücklich: ſie mußten den Sieg der öſtreichiſchen Partei und jene harte Tyrannei des gemißleiteten väterlichen Rigorismus erleben, der nicht nur den neuen Geiſt der Aufklärung in ſeinem Sohn haßte, ſondern ſelbſt das Leben des Prinzen bedrohte. Deſto ſchärfer prägte ſich's dem Geiſte Friedrich's ein, daß für die Zukunft des Staats und ſeine weſentlichen Zwecke Alles darauf ankäme, wie er ſich zu Oeſtreich ſtellte, das neue Deutſchland zu dem alten. Dieſe Stellung wird von nun an nur noch entſchiedener der Prüfſtein der preußiſchen Politik. Denn nun der Staat durch Friedrich II. die wirkliche Weltmacht des proteſtantiſchen Princips ſein will, kommt es überall darauf an, wie weit die Abſichten und Thaten ſeiner Politiker die jedesmalige Souverainität des Staats und des Geiſtes faſſen und ins Werk richten. Beiden muß Oeſtreich fortdauernd entgegentreten, weil beides ihm ſeine Bedeutung, den alten deutſchen Staat und die alte Kirche zu vertreten, immer mehr entreißen muß, und andre Geſichtspunkte erſt dann eintreten, wenn Oeſtreich ſelbſt, wie dies ſchon einmal der Fall war, den Zeitgeiſt in ſich lebendig zu machen wagt. Als Friedrich II. den Thron beſtieg, ſchien es faſt, als hätte Oeſtreichs letzte Stunde geſchlagen; er begriff, daß es zu nichts führen könne, Deutſchland im Ganzen zu nehmen, wie es war, eine Neubildung war nöthig, und er mußte es ſelbſt auf ſich nehmen, ihr Mittelpunkt und ihre Seele zu werden; der ſichtbare Verfall des Alten ſchien eine günſtige Gelegenheit, und er war kurz entſchloſſen, dieſen Zeitpunkt zu benutzen, der Welt eine andere Phyſiognomie zu geben und die Intentionen des großen Churfürſten in ihrer ganzen Ausdehnung zu realiſiren.

2. Die proteſtantiſche Weltmacht und der abſolute König.

Und es gelang ihm. Er ſetzte es durch, die vollkommene Souverainität und den vollen Gehalt einer Großmacht für Preußen zu erobern, die vernünftige Ordnung und den aufgeklärten Willen im Innern des Staats zur Geltung und durch ſeine eigne Bildung den wahren Begriff „des gemeinen Weſens," deſſen erſter Diener der König ſei, zu der Vollendung zu bringen, deren die abſolute Monarchie fähig iſt. Friedrich II. iſt der vollendete abſolute Monarch des proteſtantiſchen Staates, das Subject, welches ganz in das Leben für's Allgemeine, welches jetzt ſchon nicht mehr die Form der Religion, ſondern ſchon die des Staates trägt, — aufgeht, von dem Geiſte der Zeit bis zur Sättigung ſich durchdrungen fühlt und unerbittlich nur den höchſten Staatszweck im Auge hat, — ein Mann der vollendeten Pflicht und ein Philoſoph auf dem Thron, moraliſch und geiſtig der Fürſt ſeiner Zeit und ſo der wirkliche und wahre abſolute König (vgl. Köppen Friedrich der Große).

Hiemit iſt nun aber auch die Spitze der alten Monarchie erſtiegen, alle ihre Zwecke ſind vollkommen erreicht. Eine neue Zeit beginnt, die Zeit der Revolution. Hatte Friedrich II. den Egoismus des abſoluten Monarchen nur innerlich in ſeiner Ueberzeugung und in ſeinen Maximen durch den ſtreng allgemeinen Inhalt ſeines Eigenwillens von der unwahren Seite frei gemacht und nobilitirt; ſo ſollte nun durch die Revolution der Egoismus der abſoluten Monarchie auch reell negirt, und der ganze äußerliche Organismus des Staates mit einem neuen Leben und mit dem Geiſte, deſſen innerliche Befreiung

die Reformation bis zur Aufklärung herausgearbeitet hatte, durchdrungen werden.

Friedrich II. erlebte dieſe Zeit nicht mehr. Sein Nachfolger begriff weder ihn, noch ſie. Freilich war und iſt dies eine große Aufgabe, die Aufgabe Guſtav Adolph's, ſich ſelbſt der Freiheit zum Opfer zu bringen. Dies kommt aber dem wahren Nachfolger Friedrich's des Großen zu. Denn da der abſolute König, um ſeine Stellung auszufüllen, zugleich den Geiſt ſeiner Zeit theoretiſch beherrſchen muß, ſo ergeht an ihn die Forderung, auch in dieſem Fortſchritte die Initiative zu ergreifen. Was er alſo nun noch thun konnte und mußte, war offenbar dies, daß er freiwillig, aus Einſicht in die Wahrheit, die er ſchon bei Friedrich II. ausgeſprochen findet, und aus der er nur zu folgern hat, ſeinen Egoismus auch formell darangab und das Volk durch ein öffentliches Leben zur Theilnahme an der Macht des Weltſtaates emporhob, dergeſtalt, daß nun jeder Staatsbürger das ausüben lernte, was Friedrich für ſich allein bereits gethan hatte, nämlich dem Egoismus des gemeinen Lebens, der bloß „zeitlichen Wohlfahrt" und des Spießbürgerthums zu entſagen und ſich weſentlich dem Dienſte des öffentlichen Wohls, des Allgemeinen, des Staates zu widmen*). So werden alle Staatsbürger vom Egoismus der ſchlechten Individualität erlöſt und ihre Seele mit dem abſoluten Inhalte erfüllt. Indem der abſolute König ſich dem abſoluten Staate**) opfert, verliert er aber nichts. Im Gegentheil, er wird im Laufe der Zeit aus einem König von Spießbürgern und Egoiſten, ein König von Republikanern und freien Männern, die wahre Staatsmacht aber ſo erſt realiſirt.

Friedrich Wilhelm II. war das ſtricte Gegentheil von alledem; ſtatt die Conſequenzen aus Friedrich des Großen Geiſt und Syſtem zu ziehn, reagirt er ſogar gegen ihn und gegen den Geiſt ſeiner Zeit, der die Welt längſt durchdrungen und in Beſitz genommen hatte. Er bleibt bei der abſoluten Monarchie, ohne abſoluter Monarch zu ſein, er behält den Egoismus, den Friedrich II. bereits über ſich ſelbſt hinausgeführt hatte, bei, aber ohne das wahre Ich und ſeinen Inhalt. Der ſtrenge Dienſt des Allgemeinen, in dem Friedrich der Zweite ſein Leben verbracht, ſagte ſeiner ſinnlichen Natur nicht zu, der Gehalt des Proteſtantismus ſeiner Zeit, die Philoſophie, war nicht ſeine Sache. So verliert unter ihm die alte Monarchie den Kopf und taumelt beſinnungslos umher. Aus der ſtrengen Disciplin geräth ſie in weichliche Auflöſung und Liederlichkeit, aus der Aufklärung in Geiſterſeherei und Obſcurantismus, aus der Gerechtigkeit in die Willkür. Die neue Zeit wird nicht verſtanden, am allerwenigſten die Revolution in Frankreich. Es kehrt das uns ſchon bekannte Phänomen wieder. Das Ergreifen der alten Zeit, um den Kämpfen der neuen zu entgehn, tritt ſchärfer, als je hervor, und zwar zunächſt im Innern als Reaction gegen die Aufklärung in der Roſenkreuzerei Biſchoffswerder's und in Wöllner's Religionsedict, Cenſurgeſetz und geiſtlicher Prüfungsbehörde, endlich in der verkümmerten Edition des Landrechts; ſodann für das Aeußere als Annäherung an Oeſtreich und als Sympathie für die Emigranten in der pillnitzer Convention. Und damit ja kein Zweifel übrig bleibe, aus welchem Geiſte dieſe Wendung entſpringt, ſo iſt es Biſchoffswerder, der dieſe Freundſchaft und den Einfluß Oeſtreichs pflegt, bis dann Kaunitz, dieſer geſchworne Feind des großen Königs und ſeiner Tendenzen, Preußen gänzlich für ſich gewinnt und den förmlichen Kampf gegen die franzöſiſche Revolution herbeiführt. Das Verhältniß zu Holland und Polen laſſen wir unerwähnt, es beruht auf derſelben Kopfloſigkeit, wie dieſe ganze Politik. Vorläufig zeigte ſich nur die Erfolgloſigkeit des Krieges gegen die geſchichtliche Entwicklung und gegen die Freiheit; und erſt unter Friedrich Wilhelm III. kam das jüngſte Gericht über dieſe hohle Geſtalt des Abſolutismus, dem die Reaction gegen Friedrich II. rückwärts und gegen das Princip der Revolution und die geſchichtliche Fortbildung nach vorwärts vollends alles Mark und Blut des hiſtoriſchen Lebens ausgeſogen hatte, eine furchtbare, aber eine lehrreiche Kataſtrophe.

(Ende des erſten Artikels.)

*) Man halte dieſe Forderung nicht für einen Vorwitz des Propheten ex eventu; Friedrich II. fühlte ſelbſt ſchon dieſen Puls der Geſchichte, ihn langweilte die einſame Stellung des jüdiſchen Gottes, der nirgend ſeines Gleichen hat und nichts genießt, als die Langeweile ſeines abſoluten „Ich will!" er thut neben jenem unſterblichen Ausſpruch, worin er den Staat über ſich anerkennt, am Ende ſeiner glorreichen Laufbahn einen andern, der nicht minder groß iſt, den man aber ſehr leicht als apokryphiſch behandeln konnte, weil man zu ſehr Sklave war, um ihn zu verſtehn, wenn er ſagt: „ich bin es müde, über Sklaven zu herrſchen."

**) Abſolute Monarchie und abſoluter Staat ſollte man nie verwechſeln: letzterer iſt vielmehr die Wahrheit und das Ziel der erſteren. Hall. Jahrb. S. 1201—1243.

Die Univerſität Göttingen.

Zweiter Artikel.

Der ſogenannte Befreiungskrieg fand in Göttingen wenig Enthuſiasmus. Der Indifferentismus, den hier die Wiſſenſchaft dem Leben bewies, hatte die Jugend angeſteckt. Nolite turbare circulos nostros dachten die alten und jungen Herren bei den Wechſelfällen des Kriegs und laſen nach wie vor ihre wohlgeſetzten Hefte von dem Katheder herab.

Unter den Wenigen von Göttingen ausziehenden Freiwilligen war Ernſt Schulze, der Dichter der bezauberten Roſe. Das kalte, laxe Göttingen war kein Boden für den zarten Romantiker. Der Sinn der ſchönen Cäcilie Tychſen ſtand wenigſtens nach einem Baron, ſie verſchmähte die

Liebe des armen Poeten, das gelehrte Göttingen aber ſah hochmüthig auf den Privatdocenten herab, der, von ſeinem wohlhabenden Vater ohne Unterſtützung gelaſſen, in Göttingen hätte verkümmern müſſen, wäre er ohne Freunde geweſen.

Und als nun die Zeit kam, Thaten der Befreiung nach Innen zu thun, Schlachten gegen den hohlen Empirismus, das litterariſche unwiſſenſchaftliche Spießbürgerthum und gelehrte Ariſtokratenweſen zu ſchlagen, als es an der Zeit war, aus den Deutſchen eine Nation, eine ſtolze, ſtarke, freie Nation zu machen, und die Univerſitäten als Heerd der Geſammtbildung voranleuchten mußten — da fand ſich in Göttingen noch weniger rüſtige Theilnahme. Für die Ideen, welche die Zeit bewegten, geſchah von Göttingen aus nichts, wohl Manches dagegen. Während auf den meiſten Univerſitäten das Studentenweſen einen begeiſterten Aufſchwung wagte, die Schlacken, welche ſeit zwei Jahrhunderten an ihm hafteten, abzuwerfen und ſich aus ſich ſelbſt neu zu geſtalten, fand in Göttingen ein roher Tumult und Auszug im Jahre 1818 ſtatt, wobei die alten Landsmannſchaften ſich in alter Glorie zeigten *).

Man ſuchte Patriotismus zu beweiſen, indem man vom Katheder herab auf das Ungeheuer Napoleon ſchmähte, ſelbſt als dieſer ſchon der deutſchen Freiheit ungefährlich auf den Felſen von St. Helena geſchmiedet war. Saalfeld trug mit Pathos die Geſchichte des (künſtlich erzeugten) Tyroleraufſtandes vor und ließ ſich für jede Schmähung gegen „den Tyrannen" unter Zujauchzen der Menge auf dem Katheder küſſen. Man lobte die heilige Allianz, „welche ein Band der Bruderliebe um die mächtigſten Monarchen und ihre Völker geſchlungen," man pries „den reinen Willen der Herrſcher, welche auf dem wiener Congreß die größte That des Jahrhunderts vollbracht, das europäiſche Gleichgewicht hergeſtellt hätten." — Wohl hatte Arndt Recht, wenn er im Geiſt der Zeit ſagte: „aber ich begreife, wie Alles impertinent gelehrt und doch ſo dumm iſt, daß man Mauern und Thore damit einrennen könnte." —

Schlözer's Geiſt war von der Georgia Auguſta gewichen, auf dem Altar, welchen Münchhauſen dem freien Wort des freien Mannes erbaut, wurde kein Opfer mehr gebracht. Was auf andern Univerſitäten ſchwer fiel, die frei ſich fühlende, die Regungen der Nation in ſich aufnehmende Wiſſenſchaft, wie ſie Fichte repräſentirt hatte, in lautloſe Gelehrſamkeit zurückzudrängen, in Göttingen war es leicht, man brauchte es nur bei dem Alten zu laſſen. Hatte Göttingen doch die Philoſophie von ſich abgewehrt und dafür an eleganter Gelehrſamkeit feſtgehangen. Und als ſich ein Philoſoph nach Göttingen verirrte, wurde er verketzert und verbannt.

Dagegen konnte man „den ruhigen und ernſten Charakter, welchen die Georgia Auguſta in ſo bewegten Zeiten bewahrt habe" — nicht genug rühmen, unbedenklich durfte Göttingen Prinzen und Grafen empfohlen werden und Oeſterreich mochte die Ungarn hier ſtudiren laſſen.

Als nach den karlsbader Beſchlüſſen u. ſ. w. der innere Kern der deutſchen Univerſitäten gebrochen war, ſtand Göttingen in ſeinem höchſten „Flor" —, man jubelte über den Ruf der europäiſchen Univerſität, die 1800 Studirende aus allen Weltgegenden zähle und ſah hochmüthig auf andere Hochſchulen herab, von denen ſich keine Göttingen gleich ſtellen konnte. Man trieb die Bürger, neue Häuſer zu bauen, die alten auszubauen, damit man den Andringenden anſtändige Wohnungen verſchaffen könne. Ach man ſah nicht ein, daß das nur ein krankhafter Geſchwulſt einer an Waſſerſucht leidenden Zeit ſei, dem ein ſchneller Verfall folgen müſſe! Dieſe vielgerühmte Blüthenzeit hat den Wohlſtand eines großen Theils der göttinger Bürger untergraben.

Die Univerſität, einmal aus der Reciprocität mit den Anforderungen der Gegenwart getreten, blieb gegen die Anſprüche einer fortſchreitenden und fortgeſchrittenen Wiſſenſchaft immer mehr zurück. Hörte man in Göttingen wohl irgend einen Vorſchlag zur Umgeſtaltung und Verbeſſerung der Univerſität, während ſich andern Orts ſo viele gewichtige Stimmen (Wachler, Schleiermacher ꝛc.) der Sache annahmen? — Selbſtzweck der Wiſſenſchaft, Unabhängigkeit der Wiſſenſchaft von dem Staate, namentlich von den ſubjectiven und in dieſen Dingen nicht immer erleuchtetſten Anſichten und Wünſchen der an der Spitze des Staats Stehenden kamen hier kaum zum Wort. Daß es das eigentliche hiſtoriſche rein philoſophiſch begründete Princip der Univerſitäten ſei, die ganze geiſtige Erregung des Menſchen, das allgemeine Erkennen, als die Grundlage aller Wiſſenſchaft, zunächſt zu fördern, und auf dieſer Grundlage die einzelnen Disciplinen aufzubauen, begriffen in Göttingen nur Wenige. Im Ganzen und Großen liebte man das in der Jubiläumspredigt ſo naiv ausgeſprochene Säuſeln des Geiſtes, kein energiſch wie Märzluft durchdringendes Wehen, keine principielle Reform, keine Philoſophie.

(Fortſetzung folgt.)

*) Daß indeſſen die Jugend auch in Göttingen auf vaterländiſche Dinge aufmerkſam geweſen war, beweiſt das im Januar 1816 gegen den geheimen Staatsrath Dabelow Unternommene. Am hellen Mittage verſammelte ſich eine große Anzahl Studirender auf dem Markte und nagelte deſſen Schrift: „über den dreizehnten Artikel der deutſchen Bundesacte" an den Schandpfahl. Dann zogen ſie nach ſeiner Wohnung und brachten ihm „als einem Fürſtenknecht und einem Manne, der die deutſche Freiheit mit Füßen treten wolle," ein Pereat, ſo daß Hr. Dabelow ſich genöthigt ſah, Göttingen ſchleunigſt zu verlaſſen. Siehe deſſen Darſtellung in Voſſen's Zeiten, Stück 5, Jahrgang 1816.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

24. November. № 125. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

In Fachwiſſenſchaften, in Mathematik, Medicin, in den Naturwiſſenſchaften geſchah immer viel Tüchtiges, die Wiſſenſchaft ſelbſt Förderndes, auch in einzelnen Binnenländern der Speculation, nur zu wenig wo Centripetalkräfte und Erweiterung der Peripherie des Ganzen in Betracht kamen.

Man mißverſtehe uns aber nicht, wir faſſen hier zunächſt nur die Zeit von 1815 bis etwa 1830 ins Auge. In den Jahren 1828 bis 1830 und ſpäter trat allerdings eine neue Wendung ein, die in ihrer Eigenthümlichkeit abgegrenzt und mit beſonderer Behutſamkeit beſprochen ſein will. — Wir ſtehen hier im erſten Theile unſeres zweiten Artikels. —

In der Theologie waren Plank und Stäudlin, deren Standpunkt wir ſchon in dem erſten Artikel beſprochen haben, die Träger des Ruhms, oder wie ſich die Göttinger auszudrücken pflegen, die Sterne erſter Größe. Neben ihnen ſtand David Julius Pott. Als Lehrer der hebräiſchen Grammatik wußte und erwähnte er von Geſenius weiter Nichts, als daß dieſer ſein Zuhörer geweſen. Als Exeget des alten und neuen Teſtaments ſuchte er ſeine Zuhörer zwar mit derbem, aber ſtereotypem und von Michaelis überkommenem Witz und mit barockem Mienenſpiel und Stimme zu erheitern und an dem bornirten Auctoritätsglauben zu rütteln, allein er drang weder zu dem ſachlichen noch ſprachlichen Kern der Schriften. Wo pars pro toto ſtände, wo ein Klimax angebracht ſei u. ſ. w., das erfuhr man, aber nichts weiter. Homiletik wurde natürlich nach altfränkiſcher Methode vorgetragen, wie ſie zu Helmſtädt Sitte geweſen. Was helfen aber einige hölzerne Regeln und Kunſtgriffe, ja Kniffe, wie ſie Pott angab, um eine Predigt einzurichten, wenn der Geiſt fehlt,

> Denn, wenn's auch Ernſt iſt, was zu ſagen,
> Iſt's nöthig, Worten nachzujagen?

Bei einem Anderen aber, als Pott, Homiletik zu hören, wäre mißlich geweſen, denn er hatte Freitiſche zu vergeben und ſtattete den Bericht vor dem Tentamen an das Conſiſtorium ab. Auch den ehrwürdigen Pott zählten die dankbaren Göttinger zu den Sternen, wenn nicht erſter, wenigſtens zweiter Größe.

Inmitten der theologiſchen und philoſophiſchen Facultät ſtand der Orientaliſt und Hiſtoriker Eichhorn, aus dem vorigen Jahrhundert, ſeiner Blüthezeit, in unſere Periode hineinragend. Er war einer der aufgeklärteſten, freiheitliebendſten Männer, die Göttingen aufzuweiſen hat.

Als Kenner der morgenländiſchen Sprachen, Litteratur und Sitten war er würdiger Nachfolger Michaelis'. Er übertraf dieſen aber an Wahrheitsliebe, die kein Vorurtheil ſcheute, wie an Uneigennützigkeit. Seine kritiſchen Schriften zeugen von einem durchweg ſcharfen und geſunden Blick. In einer Geſchichte der Aufklärung würde Eichhorn keinen niedrigen Platz einnehmen, ohne Michaelis, Eichhorn, Geſenius würde ſchwerlich ein Strauß entſtanden ſein.

Daß Eichhorn in ſeinen alten Tagen bei einem ſeiner Schüler nicht in die Lehre gehen wollte, daß er auch 1826 Geſenius' hebräiſche Grammatik nicht citirte, ſondern das von ihm herausgegebene „lexicon manuale Simonis," war eine verzeihliche Schwäche, um ſo verzeihlicher, wenn man ihn aus ſeiner Bibel ohne Punkte im ſchönſten Rhythmus einen Pſalm recitiren hörte. Schon früh neigte ſich ſein Sinn hiſtoriſchen Studien zu, da er von der Anſicht ausging, mit der religiöſen müſſe die politiſche Aufklärung Hand in Hand gehen. Er lehrte ſchon nach Spittler in Jena Geſchichte, und fand ein zahlreiches Publicum. Seine Ueberſicht der franzöſiſchen Revolution (Gött. 1797) zeigt von einem ſo vorurtheilsfreien Blick, wie ihn wenige ſeiner Zeitgenoſſen bewahrten. Er glaubte, daß eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution nicht zu früh geſchrieben werden könne. Einſt, wenn die Zeit dazu vorhanden iſt, rief er aus, wird ſchon die Natur zu dieſem ſchweren Werke ein hiſtoriſches Genie mit allen Kräften und den verſchiedenen Talenten ausrüſten, welche es bedarf, um ſich ganz der Größe der Begebenheiten zu bemächtigen, jenen Mann von Schwung und ſchnellem Blick des Geiſtes, von tiefen pſychologiſchen und politiſchen Einſichten, von Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit und ruhiger Stimmung des Gemüths, um das außerordentliche Ereigniß mit aller hiſtoriſchen Treue und der nöthigen Kraft nach allen ſeinen Theilen und Seiten in einem Denkmal darzuſtellen. Bis dahin bedürften wir aber nicht bloß der Sammlung von Materialien,

ſondern auch der Verſuche, den allgemeinen Ueberblick zu erleichtern. Und wie ſprechend hat Eichhorn nun die Thatſachen einander gegenübergeſtellt; ſie treten wie aus einem Bilde heraus und wir vermiſſen niemals das abſichtlich vermiedene Raiſonnement. Schwächer iſt ſeine Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte. Doch wollte er kein Kunſtwerk geben, ſondern ein Material, welches den gebildeten Ständen eine genaue Bekanntſchaft der neueren Geſchichte und den politiſchen Forſchungen und Urtheilen eine feſte Grundlage geben ſollte. Denn eine Richtung auf das Politiſche hielt Eichhorn durchaus für nothwendig: „wohl dem Volke," ſagte er 1817, „das Religion und Politik zu Gegenſtänden ſeiner öffentlichen Discuſſionen machen darf: ſie ſind die beiden Achſen, um welche ſich das Wohl der ganzen Menſchheit dreht, und nur das Volk, welches ſich ohne Furcht und Zwang über beide äußern darf, iſt im wahren Sinne des Worts frei." Wir armen Deutſchen! —

Wenn Eichhorn nun auch nicht neben Schlözer und Spittler geſtellt werden mag, wenn die göttinger Bibliothek ihn beinah zur Vielſchreiberei verleitete, ſo bleibt ihm das Verdienſt, in einer andern Richtung ganz neue Bahn gebrochen zu haben. Er ſchrieb eine Geſchichte der Litteratur von ihrem Anfange bis auf die neuſten Zeiten. Ein Rieſenwerk für einen Einzelnen, deſſen einzelne Theile wir daher heute nicht mit Arbeiten eines Gervinus und Anderer vergleichen dürfen. — Eichhorn's Vortrag war durchaus klar, lebendig und anziehend. — Eine Geſchichte aus weſtphäliſcher Zeit, die Vertauſchung eines Programms betreffend, und Hieronymus Lobesbalſam zu ſtreuen, wie ſie in Johann von Müller's Briefwechſel erwähnt wird, iſt uns zu myſtiſch, um das ſchöne Bild, das wir von Eichhorn's Charakter beſitzen, vernichten zu können.

Als in den letzten Tagen ſeines Lebens nicht nur in einem großen Theile Deutſchlands das Pietiſtenunweſen um ſich griff, ſondern Bialloblotzky u. A. auch Miene machten, daſſelbe nach Göttingen zu verpflanzen, da rief Eichhorn ſchwermüthig aus: wir Alten haben den Karren mit Mühe und Laſt aus dem Drecke geſchoben, die Jungen ſchieben ihn mit Macht wieder hinein.

Einer der Namen, welche die Göttinger gern vorſchieben, wenn von europäiſchem Renommé die Rede iſt, iſt der des „ehrwürdigen" Heeren. Und in der That, kein deutſcher Hiſtoriker hat ſich im Auslande einer ſolchen Anerkennung zu erfreuen gehabt. Es hat Heeren neben vielen Andern dies mit Blumenbach gemeinſam, nur daß ihm ſchon bei Lebzeiten die Lorbeerkrone von einem Anonymus vom Haupte geriſſen wurde und daß dieſer ihm wenige Jahre ſpäter als Profeſſor zur Seite ſtand.

Ludwig Heeren empfing ſeine ganze Bildung in Göttingen, und zwar war dieſe zunächſt und hauptſächlich eine rein philologiſche, wie Heyne dazu anleitete. Philoſophiſche Collegien lagen ihr fern, außerdem bot Göttingen ja nichts Anziehendes in dieſer nutzloſen Wiſſenſchaft. — „Die Logik bei dem ehrwürdigen Feder, dem ich ſo viel Anderes verdanke, ſagt Heeren, konnte einen jungen Menſchen nicht viel weiter bringen, der einmal nicht für philoſophiſche Speculation gemacht war." Und noch naiver an einem andern Orte: „Kein Philoſoph der Welt hätte mich freilich ſelbſt zum Philoſophen bilden können, weil ich keine Anlage dazu hatte." Ja Heeren iſt ſogar ſtolz darauf, daß ihm alle Philoſophie fremd geblieben, mit welcher Selbſtzufriedenheit ſagt er noch 1821: „Namentlich ſind alle die philoſophiſchen Syſteme, die ich aufblühen und wieder hinwelken ſah, ganz ohne Einfluß auf mich geblieben, ob zum Vortheil oder Nachtheil der Geſchichte, muß ich Anderen zu beurtheilen überlaſſen." Zum Vortheil gewiß nicht, hätte doch ein Fünkchen philoſophiſcher Bildung Heeren wenigſtens von der Lächerlichkeit befreien können, daß er eins ſeiner Werke „Ideeen" taufte und mit beſonderer Vorliebe immer von „ſeinen Ideeen" ſprach und darauf verwies. — Der künftige Hiſtoriker der Georgia Auguſta hörte bei Spittler nur zwei, bei Schlözer gar kein Collegium, dagegen nahm er an nicht weniger als drei lateiniſchen Disputirübungen bei Heyne, bei Feder und bei Meiners Theil. Seine vorzüglich auf die griechiſche Sprache gerichteten Studien veranlaßten denn auch ſein Erſtlingswerk, die Herausgabe des unbedeutenden griechiſchen Redners Menander, dem eine Ausgabe des Johann Stobäus folgte. Heeren hatte zum Zweck der Vergleichung von Mſc. einen großen Theil Deutſchlands und Italiens durchreiſt, ſich in Rom, Paris, Leyden längere Zeit deshalb aufgehalten. Sein Verdienſt, die erſte brauchbare Ausgabe dieſes für Moralphiloſophie der Alten ſo höchſt wichtigen Sammlers dargeboten zu haben, iſt das Verdienſt eines gewiſſenhaften Fleißes, wozu eben nur viel Sitzfleiſch erforderlich war. Indeſſen fühlte er ſich bei ſeinen ſ. g. „humaniſtiſchen Studien" immer mehr durch die Sache als durch die Sprache angezogen. Er ſtudirte alte Geſchichte aus den Quellen, d. h. aus dem Herodot, ſeinem Liebling. Wie wenig eigentlich hiſtoriſchen Geiſt er aber zu dieſem Studium mitbrachte, darüber erklärt er ſich ſelbſt in einer ſeiner Vorreden: „Aufgewachſen in einem kleinen aber glücklichen Freiſtaate (Bremen), verlebte ich mein männliches Alter unter milden monarchiſchen Formen und brachte auf dieſe Weiſe zu dem Studium der Geſchichte einige einfache, aber aus eigener Anſicht geſchöpfte praktiſche Ideeen, die, wie unſcheinbar auch vielleicht für Andere, mir ſelbſt doch als leitende Geſtirne durch ihr Gebiet gedient haben." Waren dieſe „praktiſche Ideeen" auch nicht tief, ſondern nur von der Oberfläche geſchöpft, ſo war ſeine Arbeit doch nicht ohne Erfolg für die Wiſſenſchaft. Schlözer und Spittler hatten ihre Aufmerkſamkeit bei der neueren Geſchichte weniger auf den Wechſel der

Dynaſtieen, auf Kriege und andere äußere Begebenheiten, als auf die Ausbildung und Veränderungen der Verfaſſung gelenkt. Von dieſer Seite betrachtete nun auch Heeren die Geſchichte der Staaten des Alterthums. Er war der Erſte, der den Gang des Welthandels, den Antheil, den jede Nation daran nahm und die damit in genauer Verbindung ſtehende Verbreitung der Völker durch ihre Colonieen der Unterſuchung unterwarf, die, wenn ihr auch jede kritiſche Schärfe fehlte, doch die Aufmerkſamkeit der Geſchichtsforſcher dahin lenkte. Seine Methode war die ſ. g. pragmatiſche; die Geſchichte war ihm nur eine Erzählung vergangener Begebenheiten in dem Zuſammenhange von Urſachen und Wirkungen. Dieſe ſuchte er in einer gefälligen, bequemen und leichten Behandlung vorzulegen. Zwar ahnete er wohl eine höhere Bedeutung der Geſchichte, einen näheren Zuſammenhang der Wiſſenſchaft mit dem Leben, wie er denn ſchon 1799 in der Vorrede ſagte: „was nützt das Studium der Geſchichte, wenn ſie uns nicht beſſer und weiſer macht; daß (?) die Kenntniß der Vergangenheit uns die Gegenwart richtiger beurtheilen lehrt?" Allein abgeſehen davon, daß jede Wiſſenſchaft, alſo auch die Geſchichte, zunächſt nicht bloß eines äußern Nutzens halber, ſondern rein ihrer ſelbſt und der Wahrheit wegen, erforſcht ſein will, bedachte Heeren nicht, daß die Kenntniß der Dinge der Vergangenheit *allein* uns weder weiſer noch beſſer machen kann, ſondern eine ewig todte Kenntniß bleibt, wenn nicht ein anderes Glied, das Wiſſen von dem, was wir ſollen, die Fernſicht in die Zukunft hinzutritt. Dieſes Wiſſen aber von dem ewig Wahren, Guten, Rechten und Schönen, wornach wir alles menſchliche Handeln erſt beurtheilen und richten können, das Wiſſen von dem Ziel und der Beſtimmung der Menſchheit giebt uns allein die Philoſophie, und dieſe fehlte Heeren gänzlich. Wenn ſein Handbuch der alten Geſchichte in Deutſchland wie im Auslande Beifall fand, ſo war eine gewiſſe Leichtigkeit des Styls neben einer den Deutſchen gefälligen ſchulmeiſteriſchen Breite und einer eben in der Mode befindlichen ſentimentalen Sentenzenmacherei, der Grund. Es fehlt dieſem Buche bis in die neueſten Ausgaben jede Kraft, jeder wahre Geiſt, es wimmelt von Oberflächlichkeit, die ſich hinter Schönrednerei und erzwungener Weisheit verſteckt. Es iſt uns immer vorgekommen, als ſei es für Tertianer und nicht für die deutſche Nation geſchrieben.

Spittler hatte indeß Göttingen verlaſſen, Gatterer, der Gelehrte, war geſtorben, und ſo wurde Heeren, damals ſchon Schwiegerſohn Heyne's (was in der Bedeutung, die er erlangt, gar nicht ſo unwichtig iſt), 1799 ausdrücklich die Profeſſur der Geſchichte übertragen. Seitdem hielt er es ſeiner Beſtimmung gemäß: „ſeinen Blick über das ganze Gebiet der Geſchichte zu erweitern." Da ihn aber „die Geſchichte des Nordens wenig anzog, die deutſche noch viel weniger, man ihn auch nicht zum Proſelyten für das Mittelalter machen konnte," ſo glaubte er einen eigenthümlichen Geſichtspunkt zu faſſen, wenn er die neuere Geſchichte als *die Geſchichte der europäiſchen Staaten in ihrem Verhältniß gegen einander* bearbeitete. Er wollte, wie er ſagt: „in das Innere dieſer Verhältniſſe eindringen, ihre Urſachen erforſchen, die nicht bloß in äußeren Zufälligkeiten, ſondern in den herrſchenden Ideen und Anſichten der verſchiedenen Zeitalter und nicht weniger in der Perſönlichkeit der dirigirenden Männer ihren Grund hätten." Aber das waren Vorſätze, wie ſie Heeren höchſtens in ſeinen Vorreden ausſprach, ohne in den Werken ſelbſt zu zeigen, daß er ihnen gewachſen ſei. Es fehlte ihm dazu ſchon ein wahrer männlicher Muth. Seine Schwäche und Halbheit des Urtheils ſucht er damit zu entſchuldigen: „es ſei ſtets ſein Streben geweſen, über menſchliche Verhältniſſe menſchlich zu urtheilen," d. h. mit andern Worten, Alles nach der beſten Seite zu drehen. Außerdem aber reichen kleine, bürgerlich-praktiſche Anſichten, wie Heeren ſie aus ſeinen bremenſchen und hannoverſchen Anſchauungen mitbrachte, noch lange nicht hin, auch nur die Oberfläche der europäiſchen Verhältniſſe genau zu verſtehen. Er ſagt: „auf jenen höheren Standpunkt ſich aber zu erheben, von dem herunter unſere ſpeculativen Hiſtoriker, das europäiſche Staatenſyſtem nur als ein Glied in der Kette der Erſcheinungen betrachtend, die Fortſchritte der Menſchheit zu meſſen behaupten, lag nicht in meinem Plan. Männer, die da oben waren, haben mich verſichert, man ſehe dort nicht weiter als hier unten, die Ausſicht nach der einen Seite, der Vergangenheit, ſei beſchränkt wie hier; nach der andern, der der Zukunft, erblicke man nur Nebel, in denen man kaum einige zweifelhafte Geſtalten zu erkennen glaube. Es ſei, meinten ſie, „der Platz, um Viſionen zu haben."

Die Männer, die Heeren dies weiß gemacht haben, ſind nie dort oben geweſen. Wer eine Gegend immer nur vom Thale aus betrachtet hat, der mag ganz gute geometriſche Anſichten und Berechnungen davon haben, aber eine klare Ueberſicht, eine einheitlich zuſammenfaſſende Anſchauung hat er nicht. So hat auch Heeren von den Urſachen und Wirkungen der Facta eine gewiſſe gründliche Kenntniß und hat, was den gewöhnlichen pragmatiſchen Zuſammenhang anlangt, mehr geleiſtet als ſeine Vorgänger, namentlich hat er auch bei der neueren Geſchichte die Colonieen, ihre Fortbildung und ihren Einfluß auf Europa zuerſt ins Auge gefaßt und dargeſtellt, aber er iſt eigentlich nie aus der Sphäre eines hiſtoriſchen Statiſtikers zu einem Hiſtoriker herausgetreten. Er hat Recht dies zu nennen: „auf hiſtoriſchem Grund und Boden bleiben," kein Recht aber zu ſagen: „er habe ſich durch gänzliche Entfernung von aller Speculation den Sinn für praktiſche Politik lebendig erhalten." Davon findet man keine Spur. Nicht einmal iſt

etwa in herzergreifenden Zügen der Zuſammenhang der Vergangenheit mit der Gegenwart dargelegt; dagegen iſt in moraliſirender Redſeligkeit eine Unmaſſe von Flachheit und Seichtigkeit ausgeſtreut. Ja Heeren hält es für nöthig, ſich gegen jede Beziehung ſeines Raiſonnements zur Gegenwart zu verwahren und verſichert (1809), „daß er das, was er ſage, immer nur in Beziehung auf die Zeit und auf die Verhältniſſe ſage, von denen er eben ſpreche.“

Und dennoch rühmte ſich Heeren ſpäter: „daß er zur Zeit, als Europa in Feſſeln geſchlagen, das europäiſche Staatenſyſtem als ein freies darzuſtellen gewagt und ſo das Andenken daran lebendig erhalten habe.“

Dies führt uns auf die leitende „Idee,“ welche das Buch durchzog. Es war dies der Gedanke an das europäiſche Gleichgewicht. Heeren ſuchte zu zeigen, „wie die innere Freiheit oder die Unabhängigkeit ſeiner Glieder, wie ungleich an Macht ſie auch ſein möchten, das Charakteriſtiſche der europäiſchen Staaten ſei.“ Es war dieſer Gedanke keineswegs ein neuer. Schon im 17. Jahrhundert war es den europäiſchen Staaten, oder vielmehr Fürſten, zum Bewußtſein gekommen, daß die Macht der Dynaſtieen nur dann eine dauernde ſein könne, wenn kein Staat, ohne den Widerſtand aller andern befürchten zu müſſen, alſo ohne eigene große Gefahr, die Macht eines andern Staates beſchädigen könne. An dieſer rohen Anſicht, welche ſchon die Theilung Polens hätte widerlegen können, hing nun Heeren feſt. Er begriff nicht, daß ein ſolcher auf gegenſeitige Furcht gegründeter Zuſtand nimmermehr zum Heile der Völker führen könne. Er ſah nicht ein, daß jedes Gleichgewicht und die wahre Grundlage jeder Freiheit zerſtört ſei, wenn die Lenker der Staaten den natürlichen Urgrund des Staates, das Volk ſelbſt, ſo gänzlich verkannten, daß ſie ein zuſammengeſtoppeltes Material der Macht höher achteten, als eine einheitlich verbundene Bevölkerung, wenn die Dynaſtieen glaubten, ſie beſäßen ihre Geltung ganz und gar in ſich ſelber, während dieſe doch lediglich darin beruht, daß ſie Dynaſtieen eben *dieſes* Staates ſind. So glaubte denn Heeren, Napoleon habe das europäiſche Gleichgewicht geſtürzt und mit ſeiner Verbannung ſei daſſelbe auch wiederhergeſtellt. Allein Napoleon hätte das europäiſche Gleichgewicht nie ſtürzen können, wenn es auf beſſere Principien, als Furcht, geſtützt, und wenn die monarchiſche Macht und die Macht des Volkes nicht durch gefährlichen Mißverſtand zerſplittert geweſen wäre. Noch verkehrter aber war es, eine Wiederherſtellung deſſelben zu preiſen, ehe im Innern an einer Reinigung und Fortbildung gearbeitet, ehe das Intereſſe der Fürſten und Völker ganz zu einem Einigen verwachſen war.

Als ein Irrthum könnte dies verziehen werden, aber in dem letzten Abſchnitte des „europäiſchen Staatenſyſtems“ (von der franzöſiſchen Revolution bis zum Jahre 1821) zeigt ſich eine Parteilichkeit gegen Frankreich und Volksfreiheit, eine unverholen ſich ausſprechende Vorliebe für die Ariſtokratie der Mächte, welche ſich durch den Tractat zu Choumont feſtſetzte, wie für den heiligen Bund, „welcher ein Band der Bruderliebe um die mächtigſten Monarchen und ihre Völker geſchlungen,“ daß nicht mehr an einen Irrthum gedacht werden kann. Napoleon iſt Heeren jetzt nur ein Uſurpator, deſſen Streben eine Knechtſchaft der Völker war, während in der Ausgabe von 1809 derſelbe ein Heros genannt wurde. Seine Entweichung von Elba und die Eroberung von Frankreich mit einer Hand voll Soldaten war „ohne Größe;“ die Verſammlung auf dem Maifelde „eine Carricatur von Karl dem Großen.“ Die Achtserklärung vom 13. März 1815 „eine ſchnelle und entſcheidende Maßregel.“

Daneben Gemeinplätze der vagſten Bedeutung, z. B.: „So war er (Napoleon) ſich ſelbſt unbewußt, das Werkzeug einer höheren Macht; *denn ſeine* Zwecke waren nicht *ihre* Zwecke. Wie auch das Urtheil der Nachwelt über ihn fallen mag, *die Weltgeſchichte* kann ihn nur aus dieſem Geſichtspunkte betrachten.“ —

Die Wiederherſtellung der europäiſchen Staatenverhältniſſe iſt Heeren die Wiederherſtellung europäiſcher *Freiheit*, und „dieſe größte That des Jahrhunderts“ ward *nur* „durch den *reinen Willen* der Monarchen möglich.“

Die Thaten von 1815 - 1821 werden durch auf Schrauben geſtellte Sätze künſtlich umgangen. „Wenn aber die Mächtigen, und ſelbſt die Mächtigſten der Erde, doch immer unter dem Einfluſſe der herrſchenden Ideen des Zeitalters ſtehen, ſo hat ſich dies wohl nicht leicht jemals mehr beſtätiget als hier. Daß Fürſten und Völker nicht dazu da ſind, ſich einander zu bekriegen, wenn nicht die Noth ſie dazu zwingt; daß die Staaten, ein freies Staatenſyſtem bildend, ihre Unabhängigkeit wechſelſeitig zu reſpectiren haben; daß die Verfaſſungen geregelt werden müſſen durch beſtimmte Geſetze; daß den Völkern durch ihre Bevollmächtigten ein gewiſſer Antheil an der Geſetzgebung, beſonders den Abgabegeſetzen, eingeräumt werden müſſe; daß Sklaverei und Leibeigenſchaft Uebel ſeien, die man abzuſchaffen habe; daß der Mittheilung der Gedanken durch Schrift und Druck ihre geſetzliche Freiheit zu laſſen ſei; endlich und vor Allem, daß zwiſchen Religion, Politik und Moral ein Band vorhanden ſei, das möglichſt befeſtigt werden müſſe; — *dies waren Grundſätze, die zum Theil ausdrücklich ausgeſprochen und zum Theil ſtillſchweigend anerkannt wurden.*“

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung *Otto Wigand*.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

501

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

25. November. № 126. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Wie dieſe Grundſätze aber in der Praxis gehandhabt wurden, davon ſagt Heeren — kein Wort. Statt deſſen erhalten wir abermals einen Gemeinplatz: „Wie günſtig auch dieſe Umſtände waren, ſo konnte doch jeder Verſtändige wohl vorherſehen, daß es nicht an Hinderniſſen fehlen, und daß das zu errichtende Gebäude keineswegs den idealiſtiſchen Gebilden gleichen werde, welche ſich ſo Manche entwarfen. Nicht was an und für ſich, ſondern was unter den gegebenen Umſtänden und Verhältniſſen möglich war, iſt der Maßſtab, mit dem das Geleiſtete gemeſſen werden muß; und wenn auch ſelbſt nach dieſem Maßſtabe ſich noch Unvollkommenheiten und Mängel zeigen, kann das wohl den Sachkundigen befremden?“ — Befremden nicht, aber er ſoll die Unvollkommenheiten und Mängel offen vorlegen und nicht abſichtlich mit nichtsſagenden Redensarten verdecken. — Heeren ſagt von Thucydides, „ſein Stoff (die Geſchichte ſeiner eigenen Zeit) mußte ihn zum Kritiker machen.“ Warum machte nun Heeren, der gleichfalls die Geſchichte ſeiner Zeit ſchrieb, dieſer Stoff nicht gleichfalls zum Kritiker? — Warum nahm er ſich die Wahrhaftigkeit und Gewiſſenhaftigkeit des Thucydides nicht zum Muſter?

Kein Werk hat aber größere Zurückweiſung empfangen, als Heeren's Ideen über die Politik und den Verkehr der alten Völker. Gervinus, der Widerſpruchsſtarke, unterſuchte in friſcheſter Jugendlichkeit die Löwenklaue des „Ehrwürdigen“. Ihn ſchreckten nicht Auctoritäten aus Berlin, aus Bonn und Göttingen, nicht das Zeugniß, welches die Revue encyclopédique und des Reviews über die Löwenſchaft Heeren's ausgeſtellt. Mit einem Aufwande von Gelehrſamkeit, der die Auctoritäten-Männer zurückſchreckte und verſtummen machte, räumten dann die hiſtoriſchen Briefe einmal auf. Und ſiehe da, Heeren war gar kein Löwe, ſein Schwiegervater und die Göttinger hatten ihm eine Löwenhaut umgehängt, halb Europa hatte ihn als Löwen angeſtaunt und er ſelbſt ſich beinah ein Luſtrum auf ſeine Löwenſchaft berufen.

Das Reſultat ſeiner Unterſuchungen faßt Gervinus in dem Schluſſe zuſammen, und ſagt: „Neben ſeinen Zeitgenoſſen erſcheint Heeren wie ein Fremder. Die Nachwelt würde fragen nach dem Standpunkte wiſſenſchaftlicher Forſchung und würde ihn um ein halbes Jahrhundert zurückfinden, wie wir geſehen haben; ſie würde ſeinen Namen unter den Männern ſuchen, die als Organ des öffentlichen Lebens in einer gährenden Zeit redeten, und würde ihn nicht finden; ſie würde in ſeinen Schriften wenigſtens einen Anhauch des Geiſtes ſuchen, der die ganze Generation lebenvoll durchdringt und würde ihn nicht finden. Die Hiſtoriographie der Deutſchen wird von ihm kein originelles Werk zu nennen wiſſen, wo ſie von philoſophiſcher Behandlung der Geſchichte ſpricht; für die politiſche kein ſelbſtändiges, für die kritiſche kein gründliches. Nur wo ſie von Schulen und Schulton, von Kaſten und Secten der Gelehrten ſpricht, wird ſie als ein warnendes Beiſpiel auch Heeren nennen, und ihn vielleicht als den letzten aufführen, der mit Aftergelehrſamkeit und erſchlichenem Schulruhme ein aufgeklärtes friſches Geſchlecht ſo lange zu äffen vermochte.“

Heeren iſt einer jener Gelehrten, welche die Studirſtube höchſt ungern verlaſſen, ſich dem Treiben der Menſchen ängſtlich entziehen, aber höchſt eitel auf ihren Ruf ſind. Seine Vorleſungen mögen eine Menge nützlicher Kenntniſſe verbreitet haben, zu Thaten begeiſtert, mit Vertrauen und Muth für die Zukunft erfüllt, hatten ſie nicht; denn ſelten offenbarte ſich der Gegenſatz zwiſchen Wiſſen und Können ſo ſtark. Sein Vortrag war frei aber weich, monoton, ſchwach, wie ſeine ganze Bildung etwas Biegſames, Unmännliches zeigt. Mit ſeinen Kräften und geſunkenem Renommée nahmen ſeit Jahren ſeine Zuhörer ab und ſchon ſeit 1830 konnte er in ſeinen geſchichtlichen Vorleſungen nicht mehr gegen Dahlmann aufkommen. Er gab ſie auf. Seit fünf, ſechs Jahren hat er aber auch ſeine Vorleſungen über Statiſtik und Geographie aufgeben müſſen. Die hannoverſche Verfaſſungsfrage hat ihn natürlich nicht bewegt. Die Redaction der Göttinger G. A. hat der Zweiundachtzigjährige dies Jahr in die Hände eines Achtzigjährigen niedergelegt. —

Mehr ſchon als Heeren war Sartorius von den Ideeen der neuen Zeit durchdrungen, und erfüllt von dem Berufe, ſeine Schüler in das Leben einzuführen. Georg Sartorius war 1765 zu zu Caſſel geboren, hatte 1783 dem Willen ſeines Vaters gemäß in Göttingen unter Michaelis

ſeine theologiſchen Studien begonnen, wurde jedoch durch Schlözer und Spittler zur Geſchichte hinübergezogen und fand als Cuſtos der Bibliothek reichliche Nahrung für hiſtoriſche Forſchungen. Wie alles, was damals jung und kräftig war, ſtand er mit den göttinger Dichtern in Verbindung, mit A. W. Schlegel und Bürger. Einige ſchwache poetiſche Verſuche von ihm ſind in dem göttinger Almanach aufbewahrt. Seine engere Verbindung mit Bürger dauerte jedoch nur ſo lange, „als deſſen häusliche Verhältniſſe es geſtatteten.“ Die franzöſiſche Revolution enthuſiasmirte auch ihn und veranlaßte eine „mit Begeiſterung unternommene und mit beſchränkten Geldmitteln durchgeführte Reiſe nach Frankreich und Paris.“ Franzöſiſche Blätter hatten ihn einen Vertheidiger der Menſchenrechte in Göttingen genannt, das hinderte denn lange ſeine Anſtellung als Profeſſor, obgleich er deutlich genug erklärte, daß gerade jene Reiſe alle Täuſchungen zerſtört hätte. Erſt nachdem er ſeine Umwandlung 1795 durch die Geſchichte des Bauernkrieges offen bethätigt hatte, wurde er Profeſſor.

Sein Verhalten während der weſtphäliſchen Zeit haben wir angedeutet. Zu der Zeit, mit welcher wir beginnen, 1814, wurde er zum Nominal-Profeſſor der Politik ernannt und erhielt bald darauf durch Goethes Vermittlung den Auftrag, für Weimar den wiener Congreß zu beſuchen. Nicht ohne einige Profeſſoreneitelkeit, aber mit den entſchiedenſten Hoffnungen, daß auf ſo ruhmwürdige Thaten des Krieges eben ſo ruhmwürdige Thaten des Friedens folgen würden, trat Sartorius ſeine Miſſion an. Seine Frau ſagt von dieſer Zeit:

„Wer hoffte nicht in jenen Tagen? Selbſt wer den Lauf der Begebenheiten genug kannte, um beſcheidene Anſprüche mitzubringen, durfte ſich einiger Maßen dazu berechtigt glauben. Wie niederſchlagend mußten daher die Worte eines Staatsmannes wirken, deſſen hohe Stellung ihm einen vollen Ueberblick verſtattete: man möge nichts von einem Congreſſe hoffen, der Europa und die Welt in allen ihren Erwartungen täuſchen werde.“

Sartorius ſah bald ein, daß er dort ein unbeachtetes Profeſſorlein bliebe, und in allen ſeinen Erwartungen getäuſcht, folgte er gern dem Rufe, welcher ihn zum Mitgliede der allgemeinen Ständeverſammlung berief, die am 14. December 1814 in Hannover eröffnet war. Dieſe ſ. g. proviſoriſche Ständeverſammlung hatte mit den allergrößten Schwierigkeiten zu kämpfen. Nicht nur war ihre Zuſammenberufung an ſich ſchon eine Verletzung der durch den R. D. H. S. von 1803 normirten ſtaatsrechtlichen Grundlagen, indem ſie an die Stelle der Provinziallandſchaften eine Verſammlung von allgemeinen Landſtänden ſetzte, ſondern der Beſchluß vom 17. Januar 1815, wonach die Schulden des Landes in eine allgemeine Maſſe vereinigt wurden, und die Art wie man ein allgemeines Steuerſyſtem ſchaffte, ſetzte ſich über den Rechtspunkt hinweg. Der geheime Cabinetsrath Rehberg ſpielte bei allen dieſen Angelegenheiten die erſte Rolle, weshalb ihm die vereinzelte Stimme eines praktiſchen Rechtsgelehrten vorgeworfen hat, er allein habe die Schuld aller der Rechtsverwirrniß im Lande Hannover. Zu Rehberg ſtand aber Sartorius etwa in einer Stellung wie Dahlmann zu Roſe, nur daß Rehberg tiefere, wiſſenſchaftlichere Bildung hatte, als jener. Sartorius ſchrieb auf dem Krankenbette ſeine Schrift: „über die gleiche Beſteuerung des Königreichs Hannover“, welche den größten Einfluß auf die von der Regierung vorgeſchlagene und gewiß zweckmäßige Maßregel übte, mochte dieſe auch das poſitive Recht verletzen, oder ſich wenigſtens darüber hinwegſetzen. Die Verhandlungen der proviſoriſchen Ständeverſammlung verſchleppten ſich aber an dem Rechtspunkte, von dem einige Provinzen nicht laſſen wollten, und Sartorius zog ſich von ihnen zurück. Auch Rehberg, der ein Einkammerſyſtem wollte, war indeß in Ungnade gefallen, und es wurde das Patent vom 7. December 1819 erlaſſen, in welchem *ohne Zuſtimmung* ſogar *gegen* die ausdrücklichen Beſchlüſſe der proviſoriſchen Ständeverſammlung eine neue Verfaſſung mit *zwei* Kammern, mit *Majoraten* und *Virilſtimmen* u. ſ. w. octroyirt wurde. — Sartorius ſchwieg, obgleich er abermals in all' ſeinen Erwartungen getäuſcht war.

Es kam die Zeit der Demagogenriecherei und der karlsbader Beſchlüſſe; Mißtrauen und Angſt auf der einen Seite, Thorheit und politiſche Sünden auf der andern. — „Es war zu fürchten, daß das Verfolgungsſyſtem alle Grenzen überſchreiten und ſo allmälig die geiſtige Freiheit gefeſſelt würde.“ Da ſchrieb 1820 Sartorius ſein Werk: „über die Gefahren, welche Deutſchland drohen,“ in welchem er nicht verhehlte, wie der Bundestag niemanden befriedigen könne, wie nichts zu ſeiner fernern Ausbildung geſchehen ſei; offen ausſprach, daß Erfüllung des Art. 13. die Gemüther eher beruhigen werde, als der eingeſchlagene Weg, wie der freie Gebrauch der Preſſe ſich auch in Deutſchland nicht dauernd verſagen laſſe.

Wer weiß, daß damals die herrſchende Partei nur in ihren Anſichten vertheidigt und beſtärkt, nicht widerſprochen ſein wollte, dem muß dies eine Vermittlung verſuchende Werk immer noch eine Schlözer's und Spittler's würdige That erſcheinen, fehlte auch die Schlözerſche Kräftigkeit und Spittlerſche Feinheit. Wie als Schriftſteller bewährte ſich Sartorius auch auf dem akademiſchen Lehrſtuhle als Feind der Reſtauration und der Hallerſchen brutalen Principien. Heinrich Heine ſagt von Sartorius, ſeine Verehrung für ihn ſei viel größer als der Unmuth, welchen er gegen Göttingen im Allgemeinen hege, er habe ihm jene hiſtoriſchen Tröſtungen bereitet, ohne welche er die qualvollen Erſcheinungen des Tages nimmermehr ertragen hätte. Er nennt ihn „den großen Geſchichtsforſcher und Menſchen, deſſen

Auge ein klarer Stern iſt für alle fremden Leiden und Freuden, für die Beſorgniſſe des Bettlers und des Königs und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter."

Wir begreifen daher den erfreulichen Einfluß, den Sartorius auf die in Göttingen ſtudirende Jugend in den troſtloſen Abendzeitungsjahren von 1820 übte. Im Jahre 1827 von Ludwig von Baiern zum Freiherrn von Waltershauſen erhoben, ſtarb Sartorius am 24. Auguſt 1828 ehe er noch ſeine erneuerten werthvollen Forſchungen über die Hanſa gänzlich vollendet und zum Druck befördert hatte.

Neben Sartorius und Heeren lehrte bis 1832 Saalfeld, deſſen unglückſeliges Ende ein pſychologiſches Räthſel bleiben wird. Es fehlte ihm nicht an mannigfachen hiſtoriſchen Kenntniſſen, nicht an einem gewiſſen Witz, in welchem er ſich ſehr gefiel, aber an tieferm hiſtoriſchen Geiſt. Als Politiker war er Eklektiker, dem es an einheitlicher Grundanſicht fehlte. Zu einem Hiſtoriker ſeiner Zeit machte ihn ſchon ſeine geiſtige Unſelbſtändigkeit, — ſeine Erregbarkeit durch jeden äußern Anlaß, untüchtig. Das bewies ſeine Schmähſchrift auf Napoleon, die ſelbſt bei einer zweiten Auflage ſich in gemeiner Leidenſchaftlichkeit gleichblieb. Napoleon war ihm nur ein „haſſenswerthes Ungeheuer"— „ein Fluch der Mit- und Nachwelt" — „ein Todfeind der europäiſchen Freiheit" — „aus der niedrigſten Klaſſe der Geſellſchaft" und „einem ſo übel berüchtigten Volke entſproſſen, daß die Römer nicht einmal Korſen zu Sclaven haben wollten." —

Und ein ſolcher Mann wagte es, eine allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit zu ſchreiben und ſich dabei mit Thucydides und Tacitus zu vergleichen. Hätte er nicht ſchon den verkehrten Geſichtspunkt aufgefaßt: „eine lebendige Schilderung der (durch die Franzoſen) erlittenen Unbilde zur Erweckung und Stärkung der heiligen Gefühle für vaterländiſche Ehre und Freiheit zu geben und vor verderblichem Rückfall in ſorgloſe Trägheit zu warnen," was wohl einer Flugſchrift würdig, aber keiner Geſchichte von ſechs dicken Bänden, ſo hätte ihn doch wenigſtens ſein Mangel an Muth vor einem ſolchen Unternehmen bewahren ſollen. Dies war eine Schwäche, die ſich bis auf ſeine letzten Tage nicht verleugnete und die ſich ſelbſt durch Phraſeologie nicht verbergen ließ. Seine Geſchichte der neueſten Zeit iſt ein aus Venturini's Chronik, Zeitungsnachrichten und Flugſchriften mit großer Breite zuſammengeſtoppeltes Machwerk, der man anſieht, daß des lieben Geldes wegen ſo viel zuſammengeſchrieben iſt. Die wichtigſten Abſchnitte der Geſchichte, z. B. Preußens geiſtige Wiedergeburt von 1807 bis 1810, werden mit kurzen Andeutungen abgethan, Kriegszüge und Schlachten mit der größten Ausführlichkeit erzählt. Die Ereigniſſe von 1815 bis 1819 werden mit zweideutigen Redensarten abgeſpeiſet, nichts wird verdammt, auf beiden Seiten entſchuldigt.

Und wenn ſelbſt dies damals Saalfeld noch den gefährlichen Ruf eines Liberalen zuziehen konnte, ſo ſuchte er zu zeigen, daß er ſich gänzlich aus dem Gebiete der Tagspolitik ziehen könne und ſchrieb die Fortſetzung zu der Pütterſchen Gelehrten-Geſchichte Göttingens, die trockenſte Regiſterarbeit, wodurch er jedoch ſeinen Zweck, eine ordentliche Profeſſur, erreichte.

Ob er in ſeinen Vorleſungen über Politik ſich getreu geblieben, können wir nicht beurtheilen, im Jahre 1828 lehrte er nach gemäßigt liberalen Grundſätzen, widerlegte Haller u. ſ. w. — Entſchieden liberaler wurde er ſeit dem Juli 1830. Nach den göttinger Unruhen ſuchte er Popularität bei der Bürgerſchaft zu erwerben, was ihm gelang. Er wurde von der Stadt zum Deputirten gewählt und ſtand in der Verſammlung auf der Seite der Oppoſition gegen die von Dahlmann vertheidigten Regierungsvorſchläge. Saalfeld verlangte namentlich Eine Kammer. Er ſchadete aber ſich und ſeiner Partei durch eitles Hervordrängen und gab Veranlaſſung zu mehrfachem Skandal. Doch war er häufig bitter gereizt; Roſe, Dahlmann, Pertz, Stüve gehörten zu ſeinen Gegnern. Viele Verhältniſſe ſind hier noch unerklärbar. Man drohte hier mit Entſetzung und verſprach durch den Juſtizrath von dem Knesebeck vollen Gehalt, wenn er ſeine Entlaſſung freiwillig fordere. Es fehlte ihm an Muth, ſeinen Grundſätzen getreu zu bleiben und einen Rechtsſpruch zu verlangen, er zog den Genuß ſeiner Dienſtrevenüen dem Dienſte vor und ging nach Würtemberg. Ob Unmäßigkeit oder innere Gemüthsleiden den auch dort von der Polizei Ueberwachten zum Wahnſinn brachten, iſt trotz einer ſehr ausführlichen Krankengeſchichte im Nekrolog der Deutſchen (1835) zweifelhaft geblieben.

Die Philologie war nach Heyne's Tode längere Zeit durch Mitſcherlich hauptſächlich vertreten. Welcker darf zu den Göttingern nicht gezählt werden, da er nur drei Jahre hier Profeſſor war (1816— 1819) und man ihn nicht hier hielt, als er nach Bern berufen wurde. Mitſcherlich war durch Heyne in Göttingen gefeſſelt, erſt Cuſtos an der Bibliothek, dann Profeſſor. Er interpretirte als ſolcher griechiſche und römiſche Dichter mit Beifall, war aber in höchſt einſeitiger Gelehrſamkeit befangen. Sein ganzes Wiſſen hat ſich hauptſächlich in ſeiner Ausgabe des Horaz concentrirt, die unter den Philologen allerdings berühmt iſt, und ſchon dem Gymnaſiaſten, der nur die ausgeſchriebene Döringſche Ausgabe kennt, als hohes Vorbild geprieſen wird. Das Originellſte an Mitſcherlich iſt jedenfalls die Rache, welche er an Döring genommen haben ſoll. Was nun dieſen Horaz anbetrifft, ſo klagen freilich viele Philologen, daß das Kritiſche und Grammatiſche ſtark vernachläſſigt ſei; aber ächter Alterthumsforſchung kann es

eben ſo wenig genügen, daß Mitſcherlich bei den Einzelheiten in der Auffindung des Zuſammenhangs und des Grundgedankens Sachkenntniß und Scharfſinn, und in der Menge herbeigeſchleppter Parallelſtellen Beleſenheit an den Tag legte. Weiter geht aber ſein Geſichtskreis nicht; von der Stellung des Dichters zu ſeiner Nation und Zeit, zur griechiſchen und römiſchen Litteratur, von der äſthetiſchen Anſicht des Horaz, verglichen mit den Schönheitsbegriffen unſerer Zeit iſt nirgend die Rede. — Mitſcherlich war gewandter Lateiner und als ſolcher hat er im philologiſchen Seminar tüchtig gewirkt. Wenn er deshalb zugleich Professor eloquentiae et poeseos war, ſo beweiſt das freilich nicht gegen ihn, wohl aber gegen die ganz ſchiefe, ja verkümmerte Stellung der Poeſie und Beredſamkeit, die auf den Univerſitäten längſt zu Schemen geworden ſind. Er verfertigte von 1809 bis 1835 bei feierlichen Gelegenheiten u. ſ. w. die Programme der Georgia Auguſta, die ſich ſämmtlich in hohen und geſuchten Redensarten bewegen, aber einen ſehr dürftigen Inhalt haben. Ebenſo ſind ſeine Gedichte Nachahmungen von dem nüchternen Bombaſt des ſervilen Horaz. Wir würden Proben davon, namentlich die Lobescarmen auf König Jérome vorlegen, wenn es der Mühe lohnte. Als Redner haben wir Mitſcherlich häufig gehört, wenn er in der fürchterlichſten Monotonie ſein Programm bei den akademiſchen Preisvertheilungen vorlas und ſich wegen des von Jahr zu Jahr ſchlechter werdenden Lateins, zur Erheiterung der Anweſenden, in den heftigſten Ausdrücken vernehmen ließ. Schon früh hat ſich Mitſcherlich jedoch auf ſeine Claſſiker und die Bienenzucht zurückgezogen. Er rühmt ſich, Schiller und Goethe nie geleſen zu haben, iſt dabei aber geheimer Juſtizrath geworden. Im Jahre 1835 wurde er ſeines Alters wegen der Geſchäfte eines Redners entbunden; nach O. Müller's Tode trat er abermals hervor und es hatte in der That etwas Rührend-Komiſches, wie der alte Mann gleich einer Ahnfrau ſich alſobald wieder über den Verfall des Lateinſchreibens beklagte. Als Profeſſor der Beredſamkeit und als Decan hat er häufig das Cenſoramt geübt. Er, der von Litteratur der Gegenwart und den Zeitideen gar keinen Begriff hat, ſtrich 1833 in einer hier gedruckten Liederſammlung den Körnerſchen Kraftgeſang: „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los" — noch ſchlimmer ging es jüngeren göttinger Dichtern. Im Jahre 1840 verweigerte er einem ſchönen Gutenbergsgedichte, weil es gegen Religion gerichtet, kurz darauf einem Gedichte auf Ottfried Müller's Tod in Athen die Cenſur, weil eine Stelle aus einem akademiſchen Programm Müller's, welche ſich auf die Stellung der Univerſität zu der Verfaſſungsfrage bezog, in Anmerkung beigefügt war. In den vom Dr. W. B. C. Pfeiffer herausgegebenen Jugendklängen durfte bei einem Gedicht, „Körner's Geiſterſtimme," das Wort Freiheit nur ſtehen bleiben, nachdem in einer Anmerkung hinzugeſetzt war, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß hier nur von ſittlicher Freiheit die Rede ſei. Kurz von den Gedichten der Sänger des Hainbundes hätten unter Mitſcherlich's Cenſur zwei Drittel nicht gedruckt werden dürfen. — Zeitungen lieſt Mitſcherlich natürlich nicht, ſonſt würde er in dieſem Augenblick wieder durch den Profeſſor Fuß aus Lüttich betrübt ſein, der dem Philologenvereine in Bonn das Becker'ſche Rheinlied, in barbariſches Latein überſetzt, überreichte.

Ludolf Diſſen, der von 1809—1812 in Göttingen als Privatdocent fungirt hatte und 1813 als Profeſſor von Marburg zurückgerufen wurde, ſtand hoch über den Philologen, wie ſie Mitſcherlich und Andere repräſentirten. Er hatte aus dem Becher der Philoſophie genippt, wenn auch nicht tief, denn ſein Freund Herbart hatte ihm dieſen Becher dargereicht. — Heyne hatte von ihm geſagt: „der wird noch retten und halten, was zu retten und halten iſt," aber Gottlob, von der Macht der humaniſtiſchen Studien, im Heyniſchen Sinn, war nicht viel mehr zu retten. Das beweiſt eben Diſſen, der nach Welcker von Herbart „in das Studium des Plato und in die Kunſt eingeweiht war," und der wahrlich keinen gemeinen Sinn zu ſeinen Studien mitbrachte. Diſſen ſchrieb am 3. Decbr. 1825: „die Erkenntniß des Schönen iſt die erhabenſte Aufgabe der Philologie; denn die vollendete Darſtellung des Schönen in ſchönſter Form iſt das Weſen des hohen claſſiſchen Styls, und alles Begreifen, welches beim Einzelnen ſtehen bleibt, iſt nothwendig leer. Schon damals, als ich Tag und Nacht das Begreifen der Pindariſchen Oden im Kopfe trug, habe ich es recht geſehen, wie alles Verſtehen erſt anfängt mit dem Ergreifen der Idee, dann aber auch Alles wie eine herrliche Flur ſich ausbreitet: ich habe geſehen, daß das Erkennen der Idee erſt die wahre Begeiſterung bringt, und es ſcheint mir begreiflich, wie dabei doch jene ruhige Beſonnenheit walten könne, die wir in den Productionen der Alten finden. Es iſt wohl kein Zweifel, daß diejenigen Moralphiloſophen das Ethiſche am richtigſten auffaſſen, die, wie Plato, vom Schönen, vom wirklich Schönen der Ideeen ausgehen." — Wer möchte eine ſo geſtellte Aufgabe der Philologie nicht gern anerkennen?

(Fortſetzung folgt.)

Folgende Druckfehler bittet man den Leſer „der künftigen Stellung der Evangelichen Kirchen-Zeitung zur Welt" zu verbeſſern:

S. 12	Z.	6	v. o.	ſtatt	Ruhe zu leſen: Stufe
„ 15	„	4	v. u.	„	Sr. zu leſen: Se.
„ 16	„	2	v. u.	„	bold zu leſen: bald
„ 23	„	16	v. o.	„	nicht zu leſen: meiſt
„ 26	„	4	v. o.	„	inſtructive zu leſen: deſtructive
„ 27	„	16	v. o.	„	Luſt zu leſen: Laſt
„ 36	„	4	v. o.	hinter	Bewußtſeins zu ſetzen: und Selbſtbewußtſeins
„ 43	„	16	v. o.	hinter	Urtheils zu ſetzen: welche
„ 46	„	26	v. o.	ſtatt	Entſchädi- zu leſen: Entſchuldi-
„ 50	„	6	v. u.	„	Schwenkungen zu leſen: Schwankungen
„ 63	„	9	v. o.	„	Rothgewäſch zu leſen: Rothwälſch.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

505

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

26. November. № 127. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Aber ſehen wir, wie ſich in der Praxis geſtaltete, was in ſeiner höchſten Forderung ſo wahr anerkannt wurde. Diſſen beſchäftigte ſich vielleicht den größten Theil ſeines Lebens mit dem Pindar. Das Reſultat ſeiner Studien war aber: „daß die Pindariſche Lyrik nicht aus einem plan- und regelloſen Umherſchweifen des Geiſtes über allerlei glänzende Vorſtellungen und Bilder, ſondern aus einer gedanken- und phantaſievollen Auffaſſung eines beſtimmten Gegenſtandes beſtehe.“ — Mit andern Worten, er hielt die Epinikien durch und durch für Gelegenheitsgedichte, woran er nicht Unrecht hatte. Auch darin ging er den rechten Weg, daß er die Geſtalt des Siegers zu einem lebevollen Ganzen herauszuarbeiten ſtrebte. Aber er irrte, wenn er damit die „Idee“ des Gedichts zu haben wähnte, und irrte noch mehr, wenn er „eine poetiſche Conſtruction auf gleiche Weiſe zu finden glaubte, wie er die grammatiſche Conſtruction eines Satzes fand.“

Unter ſolchen Beſtrebungen verſchwand dann die Idee und die Schönheit des Gedichts ſelbſt, es wurde zu einer Hauptunterſuchung, ob Hieron unmäßig geweſen, ob ein anderer Sieger mit ſeiner Schweſter in einem Verhältniß geſtanden, oder ein dritter des Nachts in Theben mit einem Mädchen umhergewandelt. Kurz es wurde ſo viel künſtlicher Apparat und ſo viel Gelehrſamkeit herbeigeſchleppt, daß alle reine Freude an der Schönheit des Gedichts erdrückt wurde und man ſtatt der Göttin nur eine philologiſche Wolke umarmte. Wir wiſſen, daß der größte Theil von Goethe's lyriſchen Gedichten Gelegenheitsgedichte ſind, ſelbſt ſeinem Werther, Wilhelm Meiſter liegen reale Grundlagen unter. Wie hat ſich aber Goethe immer dagegen geſträubt, wenn man nach den perſönlichen Bezügen, nach den verſchiedenen Facten fragte, welche einer Dichtung zur Veranlaſſung gedient hatten. Und das geſchah nicht ohne tiefen Grund, denn alle Poeſie, alles Ideale wird verwiſcht, wenn man dieſe Bezüge und realen Grundlagen zur Hauptſache macht. Man überſetzt dann nicht nur ein Gedicht in Proſa, ſondern verwandelt es in Proſa und begeht das umgekehrte Wunder, aus Wein Waſſer zu machen.

Diſſen verkannte, daß jede Dichtung etwas für ſich Beſtehendes iſt, wenn ſie auch Beziehungen auf ein gewiſſes Ereigniß hat. Es iſt dies aber kein Vorwurf, der Diſſen allein trifft, ſondern beinah die ganze Philologie, ſofern ſie ſich mit den Dichtern des Alterthums beſchäftigt. Wir verkennen keineswegs, daß Diſſen unendlich viel vor allen denen voraus hatte, die, wie er ſich ausdrückte, „das Licht aus der Ferne holen, ehe ſie ſich in der Nähe umgeſehen, oder mit andern Worten, aus verſchiedenen Schriftſtellern Worterklärungen zuſammen ſuchen, noch ehe ſie ſich in das Innere des Gegebenen vertieft und den Zuſammenhang feſtſtellt haben.“ — Er ſtrebte wenigſtens immer nach einer anſchaulichen Darlegung der Harmonie des Gedankens und der Form, nach einem Zurückführen des Einzelnen auf den Zweck des Ganzen, was die gewöhnlichen Wortphilologen kaum thun.

Obgleich Diſſen in einem Briefe an Welcker vom Decbr. 1832 anerkannte, daß unſere heutigen Denkkategorieen über das Schöne in der lateiniſchen Sprache keine entſprechende Worte fänden, hat er ſeine Commentare lateiniſch geſchrieben. Iſt das nicht ein auf der Philologie haftender Fluch? Er hatte den Plan zu einem Werke über die Technik des claſſiſchen Ausdrucks gefaßt, welches er neben der Grammatik und der Syntax als beſondere Wiſſenſchaft der Philologie hinſtellen wollte. Nicht nur ſeine Gedanken über die Art, wie er dies Werk auszuführen dachte, in einem Briefe an Welcker vom 15. Jun. 1834, ſondern die Abhandlung über den Periodenbau, welche ſeinem vorzüglichen Commentar zu Demoſthenes' Rede vom Kranze hinzugefügt iſt, müſſen das Bedauern erwecken, daß Diſſen gerade dieſe Arbeit, wozu er vielleicht unter allen lebenden Philologen am fähigſten geweſen, nicht vollenden konnte. Sein Körper war aber zu zerbrechlich, beinah gläſern, ſeine Nerven ſo gereizt, daß friſche Luft, ja ein friſcher Druckbogen ihm Zufälle bereitete.

Seit 1830 kam er höchſt ſelten aus ſeinem ſorgfältig gegen Luft abgeſperrten Zimmer und war daher als akademiſcher Lehrer nur von Einfluß auf einige Wenige, denen nach gehöriger Durchwärmung u. ſ. w. Zutritt zu ihm geſtattet war. Die Geſchichte ſeiner Leiden von 1830 bis 1837 wird Niemand ohne das tiefſte Mitgefühl leſen. Er ſtarb am vierten Tage des zweiten Jahrhunderts der Georgia Auguſta.

Was die eigentliche Philoſophie, die ſpeculative Philoſophie anlangt, ſo war dieſelbe von Staatswegen durch Schulze und Bouterweck vertreten. Der Standpunkt Beider iſt ſchon im erſten Artikel angedeutet. Schulze war, als er nach Göttingen verſetzt wurde, nicht mehr der Antidogmatiker und Skeptiker, als welcher er ſich jugendkräftig im Aeneſidem gezeigt, ſondern er hatte ſich ſchon gänzlich der Gefühlslehre Jakobi's zugeneigt, und war, indem er jede Speculation für Blendwerk erklärte, aus dem eigentlichen Verbande mit der Philoſophie herausgetreten. Logik und empiriſche Pſychologie waren ihm lediglich Vorbereitungswiſſenſchaften, daher ihre unſägliche Trockenheit, eine Metaphyſik erkannte er nicht an.

Bouterweck hat uns eine Selbſtbiographie hinterlaſſen, in welcher er ſich mit ſeltener Aufrichtigkeit und übergroßer Strenge beurtheilt. Als Knabe orthodox religiös, auf dem Gymnaſium zu Zweifeln angeregt, als junger Student alles Heil von einem verbeſſerten Epikureismus hoffend (auf die Annahme von zwei urſprünglich verſchiedenen Arten von Atomen geſtützt), dann durch Feder's praktiſche Philoſophie zum Determinismus geführt, alles Heilige einem Syſtem der Genußſucht und des Materialismus opfernd, dann Juriſt und Advokat, endlich ſich zum Dichter beſtimmt haltend, nach raffinirter Seltſamkeit ſpeculirend, vagabondirender Litterat, von Gleim unterſtützt — in Berlin auf Kant's Kritik geführt, aber bald wieder „zu litterariſchen Thorheiten," zu „prunkenden Zerrbildern des Lebens" wie in Graf Donawar, fiel Bouterweck aus einem Extrem in das andere. Er erkennt, „daß er, wie Viele damals," Kantianer wurde, weil er dem gewaltigen Scharfſinn des kühnen Reformators der Philoſophie zu wenig aus eigenen Mitteln entgegenzuſetzen hatte, daß er nur ein Mittelding zwiſchen einem Philoſophen und Phantaſten geweſen. Daß er aber, nachdem ſich ſein Kantiſches Fieber gelegt, auch nichts anderes und nur ein vernünftiger Menſch und Profeſſor der Philoſophie in Göttingen geworden (1797), das erkannte er nicht. Da ihm die Kraft fehlte, auf ſpeculativem Wege durchzudringen — wozu er im Eifer gegen den Fichtiſchen Idealismus in der Idee einer Apodiktik noch einmal vergebliche Anſtrengungen machte, ſo warf auch er ſich in die Arme des gefühlgläubigen Jakobi.

Sein Streit mit der Schellingſchen Schule und „der ihnen beigetretenen Kritiker und Poetaſter," denen er abenteuerliche Gaukeleien der Phantaſie und des Witzes vorwarf und die wiederum ſeinen Verſtand als den gemeinen verhöhnten, entfernte ihn noch mehr von der neuen Speculation, ſo daß er ſich in der Periode, von welcher wir hier reden, ſchon auf ſein eigentliches Gebiet, das äſthetiſche und allgemein litterariſche zurückgezogen hatte. Hier müſſen ſeine Verdienſte anerkannt werden, er war ein geiſtreicher Litterat und ein geſchmackvoller Aeſthetiker, der der Philoſophie immer noch die Stelle zu vindiciren ſtrebte, die ſie verdiente, und der deshalb in dem empiriſchen Göttingen lange der einzige wiſſenſchaftliche Halt war. In ſeinem Aufſatze: „Idee einer Litteratur," den wir den jungen Litteraten und Journaliſten nicht dringend genug empfehlen können, ſagte er kühn: „daß jede Gelehrſamkeit, welche nicht mit der Poeſie, noch mit der Philoſophie in Verbindung treten möge, ohne Bedenken barbariſch und illiberal genannt werden müſſe." — „Eine Litteratur, auf deren Ganzes weder die Poeſie noch die Philoſophie jemals einen entſcheidenden Einfluß gehabt haben, iſt ohne innern Zuſammenhang. Sie verhält ſich zur Litteratur wie ſie ſein ſoll, wie eine Sammlung von Knochen zu einem lebendigen Körper. Durch die Philoſophie allein kommt das Verhältniß des Wahren zu dem Guten und Göttlichen an den Tag. Der Gelehrte, der nicht philoſophiren mag, ſammelt nur Garben für ſeine Scheuer. Er trägt Kenntniſſe in ſein Fach ein, das freilich ſeine abgeſonderte Welt iſt, aber für die wirkliche Welt, in welcher Alles zu Allem gehört, erſt dadurch einen Werth erhält, daß auch Andere hineingreifen, um es in andern Beziehungen zu benutzen."

Darin war der Gegenſatz, in welchem Bouterweck zu den „Sternen erſter Größe" im gelehrten Göttingen ſtand, ſtark genug ausgeſprochen, noch ſtärker trat dieſer hervor, als Carl Chriſtian Friedrich Krauſe ſich hierher verirrte. Er war ein Philoſoph und paßte ſchon deshalb nicht für Göttingen. Eine beinah hundertjährige Abneigung gegen Speculation trat hier gegen ihn auf und hinderte die vollendete Entfaltung eines reichen, edlen Geiſtes. Krauſe war ein vielſeitig gebildeter, gründlich gelehrter Mann, und dazu der Philoſophie in einer Weiſe und in einem Sinne ergeben, wie dies von Wenigen geſagt werden mag. Sie war nicht nur die Seele ſeines Lebens, ſondern er ſah in ihr die heilende Kraft für die tiefſten Uebel der Zeit und der Menſchheit. Hiezu kam ein reiner, milder und beſcheidener Sinn. Ohne ſonſtiges Aeußere, als den Ausdruck der Würde, des Ernſtes und kindlich offnen Sinnes, ohne alles Jagen nach Beifall, wußte er ſeine Begeiſterung für Wiſſenſchaft unter den ungünſtigſten Verhältniſſen auf ſeine Schüler zu verpflanzen, die mit heiligem Eifer auf ihn und ſeine Lehre hielten. Krauſe hatte ſchon, ehe er nach Göttingen kam, von 1802—5 in Jena Vorleſungen gehalten, dann in ſtiller Zurückgezogenheit bis 1813 in Dresden ſich allein mit philoſophiſchen und ſprachwiſſenſchaftlichen Studien beſchäftigt. Er trat 1814 in Berlin als Privatdocent auf, allein ohne Ausſicht, Fichte's Nachfolger zu werden, kehrte er 1815 nach Dresden zurück, unternahm von dort 1817 und 1818 eine Reiſe durch Deutſchland, Italien und Frankreich, hielt dann in Dresden öffentliche Vorleſungen über Philoſophie und deren Beziehungen zum Leben (ſpäter unter dem Titel: Grundwahrheiten

der Wiſſenſchaft, gedruckt). Im heiligen Eifer für die Menſchheit ſtrebte er hier eine Reform der Freimaurerei durchzuſetzen, die er zum offnen Menſchheitsbunde umbilden wollte. Sein Plan mißglückte und er wurde von den Freimaurern geächtet.

So zog er mit ſeiner Familie nach Göttingen, ſich hier 1824 als Privatdocent habilitirend. Die erſten Jahre lebte er daſelbſt in ſtiller Wirkſamkeit und fand die Achtung und das Wohlwollen einiger älterer akademiſchen Lehrer von freierer Sinnesart (Thibaut, Sartorius, Bouterweck), wie den Beifall weniger ernſt ſtrebender Studirenden, denen ein ſpeculativer Aufſchluß über den Sinn und die Bedeutung des Lebens Bedürfniß war. Als ſich aber eine größere Anzahl Schüler um ihn verſammelte, als man unter den Studirenden von der neuen Weisheit zu ſprechen anfing, die von Krauſe gelehrt werde, da wurde verbreitet, daß es nicht ganz richtig mit Krauſe ſei, daß er unerhörte Dinge lehre, ſich über Chriſtus ſtelle u. dgl. Da wichen denn die vorſichtigen Leute zurück, und nur die Wenigen blieben ihm, die ſein Syſtem und deſſen Bedeutung ſchon kannten oder ahneten. So blieb es aber nicht; von philoſophiſchen und theologiſchen Kathedern wurde vor ſeiner Lehre gewarnt, der inländiſche Theolog, welcher bei ihm hörte, erhielt eine ſchwarze Nota im Bericht an das Conſiſtorium. Als Krauſe's Anhänger ihren Lehrer in jeder Beziehung zurückgeſetzt ſahen, als ſie ihn ſeine Armuth und ſonſtige Familiennoth ſo ruhig, ſo groß und friedlich ertragen ſahen, da ergrimmten ſie im Herzen und vermeinten, das Unrecht der Welt durch doppelte Liebe und Eifer gut zu machen. Sie redeten ohne Scheu gegen die Arroganz, mit der ſich die empiriſche Gelehrſamkeit ſpreizte, Einzelne redeten wohl mehr als ſie verantworten konnten. Insbeſondere an der Theologie ſuchten ſie ſich zu reiben und dieſer ihre Ueberlegenheit fühlbar zu machen. Die Folge davon war die völlige Verketzerung der „gefährlichen unverſtändlichen Lehre," ſo daß ſelbſt H. Heine, der ſich um Philoſophie wenig kümmerte, in ſeinen Reiſebildern ſchrieb: „Schäfer und Doris (die Pedellen) müſſen aufpaſſen, daß keine neuen Ideeen, die noch immer einige Decennien vor Göttingen Quarantaine halten müſſen, von einem ſpeculirenden Privatdocenten eingeſchmuggelt werden." —

Als daher 1828 Bouterweck ſtarb, wurde nicht Krauſe an ſeine Stelle geſetzt, ſondern 1829 ein Eklektiker, Amadeus Wendt aus Leipzig berufen. Dieſer fügte ſich leicht in den göttinger Ton und ignorirte wenigſtens öffentlich auf vornehme Weiſe Krauſe, obgleich er jahrelang die Freundſchaft deſſelben geſucht und ſeine philoſophiſchen Manuſcripte in Dresden fleißig ſtudirt hatte. Es führte dies zu einem bekannten Skandal, von dem Profeſſor Moeller und Dr. von Leonhardi, der deshalb von Göttingen relegirt wurde, das Speciellere erzählen könnten. Krauſe war indeß ein zu ſehr nach innen und auf die Sache gerichteter Denker, als ſich durch ſolche Zurückſetzung irren zu laſſen. Er ſchmähte nicht über die gewiſſenloſe Gemeinheit ſeiner Verläſterer, er fühlte ſich innerlich in all ſeiner Noth und ſeinem Herzensleide als der ſo vielmal Glücklichere. Das Wiſſenſchaftsforſchen war ſeine Seligkeit. Dazu hatte er Schüler gefunden, die ihn ganz verſtanden, mit kindlicher Ergebenheit an ihm hingen. Durch ihre Hilfe wurde die Herausgabe der wichtigſten Schriften Krauſe's möglich, Einzelne opferten dazu gern einen Theil ihres Vermögens. Die Logik, die Vorleſungen über das Syſtem, die Grundwahrheiten der Wiſſenſchaft, ein Abriß des Syſtems des Naturrechts erſchienen in den Jahren von 1827 bis 1829. Endlich aber unterlagen Krauſe's Kräfte den übermäßigen Anſtrengungen und dem Herzleide. Wiederholte Schlaganfälle mit Lähmung verbunden, ließen ſchon 1829 ſein baldiges Ende fürchten, und nöthigten ihn, ſich auf ein Minimum geiſtiger Arbeit zu beſchränken. Da brachen die Unruhen in Göttingen aus. Er, der ſtille Denker und lebensmüde Menſch, war weit von der Theilnahme an ſolchen Dingen entfernt. Aber die Beziehungen, in welchen ſein Schwiegerſohn, der bekannte Geſchichtſchreiber der Mandſchurei, Dr. Plath und ſein Schüler Dr. Ahrens (jetzt Profeſſor in Brüſſel) zu jenen ſtanden, wurden als günſtiger Anlaß gebraucht, ihn zu exiliren. Krauſe ſtarb am 27. September 1832 zu München, wo er ein Jahr der Ruhe verlebte, nach 7jährigen göttinger Leiden. „O Jeruſalem, die du ſteinigeſt deine Propheten!"

Krauſe war, wie alle bedeutende Denker ſeiner Zeit, von Kant ausgegangen, dann durch Fichte und Schelling zur Anerkenntniß des Abſoluten geführt, und ſtand mehrere Jahre den Anſichten Schelling's wie ſeiner Methode ſehr nahe. Als er dieſe aber mit Kant's kritiſchem Sinne prüfte, bildete ſich bei ihm ein eignes Syſtem aus, welches in weſentlichen Punkten von den Syſtemen ſeiner großen Vorgänger abwich. Er bildete einen ſtreng analytiſchen Weg zum Principe aus und entfaltete in der Weſenlehre die Grundgedanken als einen Organismus der Kategorieen, als ein Syſtem von Wiſſenſchaften. Alles iſt nach ihm organiſch und zur Harmonie beſtimmt, ſelbſt das Uebel und die Krankheit trägt, wie der Schatten, noch dieſe Form des Weſens an ſich. Natur, Geiſt und Urweſen bilden den Dreiklang, welcher immer neu das Leben der ewig jungen Menſchheit durchdringt. Unter dem Walten Urweſens löſt die unendliche Menſchheit ihre Aufgabe unfehlbar, trotz mancher Verirrungen. Die Wiſſenſchaft iſt die am meiſten heiligende, fördernde und befriedigende Kraft der Menſchheit. Das Erkennen des Abſoluten iſt eine Wiedergeburt des Menſchen. — Krauſe war ein Theoſoph, ſeine Lehre dem Sinne und Gehalte nach mehr, als er ſelbſt glaubte, dem Chriſtenthum befreundet. Er

verſöhnte nicht etwa durch eine Abfindung das religiöſe und ſittliche Intereſſe mit dem ſpeculativen, ſondern fand erſteres in dieſem erſt recht begründet und lehrte, daß nur in dieſem Wiſſen und auf dieſe Grundlage des Wiſſens ein wahrhafter Glaube und eine reine Geſinnung möglich ſei. Er behauptete aber gegenüber dem Chriſtenthume die Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit, welche dem Metaphyſiker zukommt. Er wollte ſich der Theologie nicht aufdringen, eben ſo wenig wie den derſelben beigemiſchten Wahnglauben unterſtützen und beſchönigen. Krauſe gab dem Gefühle wieder ſein volles Recht, ohne es ſtatt des Wiſſens zu ſetzen. Wo die rechte Einſicht ſei, da meinte und lehrte er, finde ſich auch das rechte Gefühl von ſelbſt und manifeſtire ſich als hohe Begeiſterung für alles Gute und Schöne, für die Sache der Menſchheit und ihr Recht.

Krauſe wollte aber nicht bloß Theorieen aufſtellen, er wollte, daß ſeine Lehre ins Leben übergehe, er wollte Aſſociationen für alle hohen Lebenszwecke, zu höchſt einem offnen Menſchheitsbund. Sein Urbild der Menſchheit (Dresden 1813) und die erſt jetzt aus ſeinem Nachlaß erſchienene Geſchichte der Philoſophie deutet zur Genüge die Reformen an, die er für nothwendig hielt, wenn die Gebrechen der Zeit, die ungeheuren Uebelſtände, welche das Leben dieſer Erdmenſchheit hemmen, geheilt werden ſollten. — Umfaſſend wie ſeine Kenntniſſe war ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit. Er hat über Logik, Ethik, Naturphiloſophie, Rechtsphiloſophie, allgemeine Sprachwiſſenſchaft, Theorie der Muſik geſchrieben. Mathematik war neben der Philoſophie ſein Hauptſtudium und ſeine Methode trägt von dieſer die Strenge der Folgerung und die Evidenz. Alle Theile der Wiſſenſchaft führte er im Sinn und Geiſt ſeiner wiſſenſchaftlichen Grundanſicht durch. Daß er dieſe aber immer von neuem voranſtellte, dadurch haben ſeine Schriften viel Wiederholungen und Breite erhalten, häufig wenigſtens den äußern Anſchein von dieſer. Wie andere Philoſophen ſo mußte auch er es ſich gefallen laſſen, daß aus dem Zuſammenhang geriſſene, von ihm nicht allemal ganz glücklich gewählte Ausdrücke herumgetragen und als Beweis angeführt wurden, daß ſeine Lehre baarer Unſinn ſei. Jeder Denker ringt mit dem Ausdrucke für ſeine Gedanken, aber Krauſe gerade war es gegeben, mit einer ungemeinen Klarheit den Schüler in die Wiſſenſchaft einzuführen und weiter zu bringen. Kein Wort, kein Gedanke blieb dem genau ſeinem Vortrage Folgenden unverſtändlich. —

Die große Zahl der bei Krauſe's Leben erſchienenen und aus ſeinem Nachlaſſe noch zu erwartenden Schriften (deren Veröffentlichung Herr Dr. von Leonhardi wohl beſchleunigen könnte) werden der Nachwelt ſagen, was er geleiſtet, wie denn ſchon das Ausland ſeinem Vaterlande in gerechter Anerkennung vorausgegangen iſt. Mögen aber ſeine Schüler ſich rührіger bezeigen und in einer Zeit, die dem Gedanken die Herrſchaft vindicirt, ſelbſtthätig und wirkſam auftreten. Dies gelte namentlich auch für den einzigen Schüler Krauſe's, den Göttingen noch beſitzt, den Dr. G. Schumacher. Unterſuchungen über Eiskryſtalle an Fenſterſcheiben, ſo genau ſie ſein mögen, ſind nicht die Thaten eines Philoſophen in unſern Tagen. Göttingen ſelbſt aber möge, wie bisher, auch in jeder Zukunft davon ſchweigen, daß Krauſe ihm angehört habe, es hat ihn und die Philoſophie verbannt.

Wenden wir uns zu den Fachwiſſenſchaften. Hier wäre der Chemiker Friedrich Stromeyer und der Therapeut Carl Himly zu beſprechen. Wir müſſen Beide zur Vergleichung des gegenwärtigen Zuſtandes dieſer Wiſſenſchaften jedoch in die zweite Abtheilung hineinziehen.

Die Juriſten dieſer Periode haben wir, ſofern ſie nicht in die zweite Periode gehören, eigentlich ſchon in Hugo charakteriſirt, der in dem hier beſprochenen Zeitraume keinen Schritt weiter rückte. Als Albrecht Schweppe, welcher von 1818—1822 in Göttingen gelehrt, aber mit Hugo in beſtändiger Feindſchaft gelebt hatte, als Oberappellationsrath nach Lübeck ging, wurde Göſchen hierher berufen. Das war durchaus charakteriſtiſch. Göſchen, merkwürdiger Weiſe von den Naturwiſſenſchaften zur Jurisprudenz übergeſprungen, hatte in Verona die Inſtitutionen des Gajus entziffert und zuerſt herausgegeben, und war dadurch bei der hiſtoriſchen Schule zu hohem Anſehn geſtiegen. Als akademiſcher Lehrer war er der langweiligſte Patron, den Göttingen je unter ſeinen Lehrern beſaß. Er wollte ſo gern recht deutlich und Jedermann verſtändlich ſein, vergaß aber, daß dies durch Breite allein nicht erreicht werde. Er konnte eine Viertelſtunde darüber ſprechen, daß Cäſar ein Zuname des Juliſchen Geſchlechts geweſen, und ging dann zu der Bedeutung des Namens Gajus über.

Gegen ſeine große Gelehrſamkeit war nichts einzuwenden, allein man ſehe ſeine aus dem Nachlaß herausgegebenen Vorleſungen über die Pandekten an, um die Tantalusqual der armen Zuhörer zu ermeſſen, die das zu Papier bringen mußten. —

Georg Jakob Friedrich Meiſter, der Senior der Juriſten, lehrte bis 1832 neben Beiden. Es exiſtirt nur eine ſelbſtändige Schrift von ihm, „principia juris criminalis Germaniae communis,“ welche ſieben ſtarke Auflagen erlebte, was wenigſtens für eine zahlreiche Zuhörerſchaft beweiſt. Eine ſolche wußte ſich Meiſter aber nicht nur in ſeinen Vorleſungen über Criminalrecht, ſondern auch in den Pandektenvorleſungen bis zu ſeinem Tode zu erhalten, was viel iſt, wenn man bedenkt, daß er 77 Jahre alt wurde. Er war ein freidenkender Juriſt aus der alten Schule ſeines Vaters, der aber die Umwälzungen, welche das Criminalrecht von Nettelblatt an bis auf Feuerbach und Mittermaier erlitt, nicht ignorirte, ſondern ſorgſam ſich alles Neue aneignete.

Sein Leben war in einem gewiſſen Punkte bis zum Aergerniß genial. —

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

27. November. № 128. 1841.

Der proteſtantiſche Abſolutismus und ſeine Entwicklung.

Zweiter Artikel.

3. Die republicaniſche Monarchie, die Reaction dagegen, und die Conſtitution.

Die neue Monarchie, in deren Entwicklung wir noch heute begriffen ſind, und welche man füglich die republicaniſche nennen kann, entſteht in Folge der Niederlage von 1806. Die Regierung Friedrich Wilhelm's III. zerfällt in drei Perioden: 1. Fortſetzung des alten Syſtems, wenn gleich mit Aufhebung der Wöllnerſchen Maßregeln und der moraliſchen Diſſolution, bis 1806; 2. die Regenerationsperiode von 1807—1818; 3. die Reactionsperiode von da bis zu Ende. Der unglückliche Krieg von 1806 brachte den Fortſchritt über Friedrich II. hervor — wir haben ihn oben bezeichnet, — den man im Frieden nicht hatte finden können; wenigſtens wurden jetzt alle Vorbereitungen dazu getroffen, und es lag nicht an den Gründern des neuen Preußens, wenn ſpäter ihre Intentionen aufgegeben und ihrem Werk die Krone nicht aufgeſetzt wurde. Jetzt alſo, in der Zeit der Noth wurden alle Vorbereitungen getroffen, um den Staat als öffentliches Weſen im Sinne der neuen Zeit, als respublica, herzuſtellen, und, wie es die welthiſtoriſche Entwicklung forderte, das Moment der lebendigen Betheiligung und Mitwirkung aller Staatsbürger in einem höhern Sinne, als es das Alterthum vermocht, wieder aufzunehmen. Dies giebt die zweite, die Regenerationsperiode. Die Regierung ſuchte in ihr den National- und Gemeingeiſt zu erwecken, das Spießbürgerthum in Staatsbürgerthum zu verwandeln und der König ſtellte Männer an die Spitze, welche Volksbewaffnung ſtatt der Söldner, Volksvertretung ſtatt der bloßen Verwaltung einer todten Maſſe, Gewerbefreiheit ſtatt des Zunftzwanges, Rechtsgleichheit ſtatt der Privilegien, freie Arbeit ſtatt der Erbunterthänigkeit einführten oder vorbereiteten, alſo alle die Hebel der National- und Staatsmacht, auf denen Frankreich zu ſeiner Größe emporgeſtiegen war, nun auch für Preußen in Anwendung brachten. Der Staat wird jetzt „gemeine Sache," Nationalſache. Die Vollendung dieſer Regeneration war die Befreiung vom franzöſiſchen Joch und das Geſetz vom 22. Mai 1815, welches die innere Wiedergeburt zu vollenden, eine allgemeine Vertretung anzuordnen und eine ſchriftliche Verfaſſungsurkunde abzufaſſen befahl. Noch einige Jahre wirkte dieſe Richtung fort, dann warf ſich ihr auch in Preußen ein entgegengeſetztes Syſtem in den Weg. Es beginnt die dritte Periode dieſer Regierung, die der Rückkehr zu alten Maximen und Anſichten, die das Princip der Revolution, nach welchem die Regeneration vor ſich gegangen war und fortſchreiten ſollte, verdächtigten und außer Wirkſamkeit ſetzten, ſoviel dies ſich thun ließ. Das eigne Princip, gegen welches die Reaction Friedrich Wilhelm's II. ging, war die Aufklärung, das Princip der Revolution in Frankreich ſtand damals noch als ein fremdes da. Wenn auch alle Herzen dem Aufgange des neuen Geiſtes zujauchzten; er war doch noch nicht acclimatiſirt und geſetzlich recipirt. Nach der Regenerationsperiode aber iſt dies nun der Fall, und die Reaction gegen dieſes Princip iſt ſeitdem ein Speer, gegen den eignen innerſten Kern des Staats und die eigentliche Lebensquelle ſeiner Macht gerichtet. Denn die Wiedergeburt hat ja den Staatsgeiſt wirklich wiedergeboren. Der Staat iſt nun ſeinem innerſten Weſen nach völlig republicaniſirt.

Allerdings war die Regeneration und die innere Ermannung das wahre Ferment der Befreiung und des Sieges, jedoch der Feind auch nicht ohne fremder Mächte Beiſtand, nicht ohne Rußland rohe Kriegerſchaaren und Oeſtreichs nicht regenerirtes und nicht enthuſiasmirtes Militär überwunden worden. So hatte denn wohl durch Preußen die neue Zeit, allein durch Oeſtreich doch auch die alte Zeit und gar durch Rußland die vorhiſtoriſche Natur, die Elemente und der barbariſche Inhalt geſiegt. Durch dieſe Miſchung trübt ſich die wahre Anſicht und der Effect der Sache, es entſteht die Meinung, die nationale Erhebung ſei wohl überflüſſig geweſen und jedenfalls für die Zukunft mit Hülfe ſo gewaltiger Alliirten zu entbehren, vom Begriff der Sache waren ohnehin nur die eminenten Köpfe ausgegangen, als ſie die Monarchie republicaniſirt hatten, und ſo wurde es gar bald auch für Preußen zur Maxime, was Oeſtreich, welches jetzt ſo wenig, als zur Zeit der Reformation, an den Geiſt und die neue Zeit glaubte, immer gepredigt hatte, die Volksbethätigung und die Volksbegeiſterung, eben ſo die freie politiſche Preſſe ſei gefährlich. Gefährlich allerdings — aber

für wen? Ueber dieſes für wen? wurde nicht gehörig nachgedacht, man hätte ſich ſonſt darüber beſinnen müſſen, daß für Preußen wenigſtens die Reaction gegen den Geiſt der Zeit immer ein Syſtem der Selbſtentmannung, der Austilgung der eigenen Machtquelle war, daß aber jetzt die Reform des Staates, die Vollendung und gänzliche Durchführung der politiſchen Regeneration die Aufgabe des Jahrhunderts iſt. Nichts deſtoweniger ſiegten die karlsbader Anſichten und folgten die übrigen contrerevolutionären Congreſſe, wo der Liberalismus proſcribirt wurde und Gentz die Protocolle führte.

Als nun einmal die heilige Allianz da war, was ſollte nun im Innern noch geſchehen? War man in der Regenerationsperiode zu weit gegangen, daß nun die ähnlichen Verſuche der Spanier und Italiener, die es doch wahrlich Urſach hatten, endlich einmal eine freie Nation und wirklich vernünftige Menſchen und Staatsbürger zu werden, verurtheilt und bekämpft werden mußten? Und wie ſollte die ſteiniſch-hardenbergſche Geſetzgebung mit dem contrerevolutionären Syſtem der Congreſſe in Einklang kommen? Zunächſt freilich war es natürlich, daß die Verwaltungsorganiſation der neuen Provinzen, die Preußen durch den wiener Frieden erworben hatte, der ſofortigen Ausbildung eines einigen öffentlichen Staatslebens hindernd in den Weg trat, dann aber, als das Princip der Oeffentlichkeit ſelbſt durch eine neue Cenſur (die politiſche Wöllneriade) in Karlsbad beſeitigt und der Liberalismus mit den Waffen in der Hand bis zum äußerſten Trocadero verfolgt worden war, blieb nichts anderes übrig, als in dem noch immer vorliegenden Verfaſſungswerk das ganze Princip der reellen Betheiligung des Volks am Staate als ſeinem, ihm aufgeſchloſſenen Gemeinweſen, alſo das große Princip der Revolution und eben ſowohl der eignen innern Regeneration, — aufzugeben. Das Phänomen des Selbſtverluſtes, welches wir in den ruhmloſen Zeiten vor dem großen Churfürſten beobachtet, wiederholt ſich: der innere Widerſpruch iſt wieder da, bei liberalem Inhalt illiberale Maximen. Wie im 30jährigen Kriege der Proteſtantismus, ſo iſt jetzt der freie Staat „die gemeine Sache“; und der Staat, der die gemeine Sache aller Staatsbürger ſein ſollte, der Staat des Liberalismus oder die republicaniſche Monarchie, war jetzt nicht erſt zu gründen, ſondern nur zu vollenden und zu bekennen: es fehlte ihm nur Eins, das freilich Alles iſt, der Muth der Conſequenz und das ſchöpferiſche Werde:

Sie haben die Theile in ihrer Hand,
Fehlt aber immer das geiſtige Band.

Die Provinzialverfaſſung ging aus dieſer Scheu vor dem eignen Inhalt hervor; ihr Princip iſt ein vor Alter wahrhaft ehrwürdiges, aber leider auch mit allen Mängeln des Urgroßvaterthums behaftet. Die Provinzallandtage haben nichts zu beſchließen, ſondern nur zu berathen und zwar bei verſchloſſenen Thüren oder in geheimen Sitzungen, ſollten ſich (nach §. 49. der Einführungsurkunde) „nur mit den Sonderintereſſen der Provinzen, nicht mit allgemeinen Landesangelegenheiten befaſſen,“ und ſind „nach dem Muſter der alten deutſchen Verfaſſungen“ (deren Particularismus der große Churfürſt mit Noth und Mühe aufgehoben) eingerichtet. Was hat es nun mit dieſer Verfaſſungsbildung auf ſich? Erſt Beſchließen, — was ſie nicht dürfen, — heißt ernſtliche Vertretung ausüben; aber wenn die Particularitäten beſchließen, ſo fällt das Ganze auseinander: Berathen aber ohne Effect und ſtaatsrechtliche Entſcheidung bleibt immer außerhalb des reellen politiſchen Lebens, geht den Staat nur theoretiſch und etwa moraliſch, keineswegs reell und praktiſch an; wenn aber vollends in der Berathung nur die provinzielle Intelligenz und der Intereſſen- und Bildungs-Inhalt der Provinz zum Vorſchein kommt, ſo iſt das nicht einmal theoretiſch das Gewiſſen und die Intelligenz des Staates. Auch die zuſammenaddirten Provinzen ſind nicht der Staat, ſondern erſt die zuſammengelebten und in der Reichsverſammlung zuſammengebildeten und geiſtig vereinigten. Die Provinzialverfaſſung war in jeder Hinſicht die entſchiedenſte Reaction gegen das große Streben der vorhergehenden Periode nach National-Geiſt, -Einheit und -Macht, ja, der abſolute Verwaltungsſtaat, innerhalb deſſen denn doch jene oben aufgezählten republicaniſchen Elemente liegen und ſich bewegen, gewinnt nothwendig alles politiſche Intereſſe für ſich, und er iſt und bleibt immer noch mächtiger, als dieſe rückwärts weiſende romantiſche Verfaſſungsbildung, die zwar allerdings außerhalb unſerer reellen Staatsbewegung ſteht, aber den archimediſchen Punkt für ihren Hebel eben deswegen nicht finden kann. Sie iſt in der That ſo wenig eine Fortbildung des Staates, daß ſie vielmehr den Staat noch gar nicht berührt und weder das Weſen der Regierung und der wahren freiſinnigen Militär- und Civil-Verfaſſung modificirt, noch den Nationalgeiſt in anderer Hinſicht intereſſirt, als ob ſie vielleicht ſich ſelbſt aufgeben und ſtatt der nutzloſen zeit- und kraftraubenden Scheinvertretung die wahre allgemeine Nationalvertretung beantragen und herbeiführen werde, wie dies der königsberger Poſtulatenlandtag neuerdings zur Freude aller Patrioten wirklich verſucht hat. Alle Modificationen dieſes Inſtitutes, die nicht auf den Geiſt und die Intentionen, aus denen das neue Preußen entſprungen iſt, d. h. auf den Geiſt der Geſetze und Intentionen von 1807—1815 zurückgehen, treffen weder das Herz der Zeit, noch werden ſie den Genius Preußens befriedigen und die Schöpfung des großen Königs ſichern und vollenden.

Die Reaction, welche in der Provinzialverfaſſung und ihrem Princip des Particularismus und des politiſchen Scheins oder der ironiſchen und leeren Be-

wegung liegt, konnte mit ihren Intentionen nicht Ernſt machen, weil das die unmittelbare Auflöſung der Staatseinheit geweſen wäre; die anderweitige, größtentheils in Theorie und Perſönlichkeiten ſteckengebliebene Reaction gegen die Regenerationsperiode und gegen die in derſelben neugeſchaffenen Elemente konnte es eben ſo wenig, alle dieſe Elemente, von der Landwehr bis zur Städteordnung, von der Gewerbefreiheit bis zur Aufhebung der Prärogativen, ſind zwar angezweifelt, ja, die Aufklärung, der Humanismus, das Princip der Revolution und der wahre Sinn der Reformation — alle dieſe Quellen und Ströme lebendigen Waſſers in unſerer ruhmreichen Vorzeit ſind bei der Wurzel angetaſtet worden; die ſchlechteſte aller Doctrinen, die contrerevolutionäre und jeſuitiſche eines Haller und ſeines Gleichen, findet viel geneigtes Gehör: dennoch iſt es unmöglich geweſen, die Elemente der republicaniſchen Monarchie aufzulöſen. Friedrich Wilhelm III. ließ die liberaler Inſtitutionen, die einmal da waren, im Weſentlichen beſtehen, erkannte die Objectivität der feſten und geregelten Inſtitutionen an und wich nicht willkürlich von ihnen ab. Freilich ſo lange die Geſetze lediglich vom Cabinet ausgingen, war bei alledem der weiteſte Spielraum gelaſſen; und wenn das Einzelne blieb und bleiben mußte, weil es die nothwendige Baſis der kleinen Großmacht bildete, ſo war dafür die Abweichung eine Abweichung vom Syſtem des Liberalismus im Ganzen. Dies wurde nicht in ſeiner welthiſtoriſchen Nothwendigkeit für Preußen begriffen, ſondern vielmehr von Grund aus verdächtigt, und wenn nun das ganze Reich dennoch auf Elementen ruhte, die aus dieſem Syſtem entſprungen waren, — ſo bekam eben der König in der letzten Periode ſeiner Regierung die ſchon öfter von uns beobachtete gefahrvolle Stellung der ſyſtematiſchen Unentſchiedenheit, wenigſtens in der Hauptſache, dem Politiſchen, während er allerdings im Religiöſen und Wiſſenſchaftlichen nie von den urſprünglich gegen Wöllner erklärten Principien abgegangen iſt und auch in dieſem Sinne die Union zu Stande gebracht (cf. Preußen und die evangeliſche Landeskirche von Bruno Bauer), und das Miniſterium Altenſtein hat wirken laſſen. Die freien politiſchen Elemente einerſeits und die außerordentliche Durchbildung der Wiſſenſchaft andrerſeits, namentlich der Philoſophie, welche gegenwärtig zu der Fähigkeit und zu dem Beruf erhoben iſt, auch die hiſtoriſchen und politiſchen Fragen erfolgreich zu erörtern und zum Nutzen der Praxis aufzuklären, beides ſind der jetzt noch unterirdiſch rauſchende, aber unfehlbar ans Licht tretende Strom des entſchieden preußiſchen Syſtems im Sinne der Gründer des neuen Preußens und damit eines freien deutſchen Staatslebens, wie alle Patrioten es mit Sehnſucht erwarten.

(Fortſetzung folgt.)

Cyprian's Lehre von der Kirche.

Von Joh. Ed. Huther.

Wer dieſe Schrift in der Abſicht zur Hand nähme, ein anſchauliches Bild von der in ſo vielen Beziehungen merkwürdigen Perſönlichkeit Cyprian's gegeben zu finden, würde ſich in ſeiner Erwartung ſehr getäuſcht finden. Die Bedeutung dieſes Kirchenlehrers concentrirt ſich zwar ganz in ſeiner praktiſchen Stellung zum Leben der damaligen Kirche, und eine Beleuchtung derſelben mochte füglich zu einer lebenskräftigen Zeichnung dieſes Charakters in ſeinen verſchiedenen Elementen, ſeinen Licht- und Schattenſeiten Anlaß geben. Sein begeiſterter Eifer für die Sache des chriſtlichen Lebens, neben ſeinem oft ſo befremdenden Mangel an theoretiſcher Durchbildung, — ſeine gänzliche Hingebung an die Verwicklungen und Kämpfe der Kirche, neben oft völliger Unklarheit über die reinen und wahren Intereſſen derſelben, — die leidenſchaftliche Art, womit er Grundſätze beſtreitet, die er ſonſt ſelbſt ſich angeeignet hat, wenn er ſich an den praktiſchen Conſequenzen derſelben ſtößt, — der Widerſpruch, in welchem ſeine harte und ſtrenge Disciplin gegen die Gefallenen mit ſeiner Schwärmerei für die Einheit der Kirche und ſeinem eigenen Benehmen bei ſeiner Flucht ſteht, — kurz die wunderliche Unbeſtimmtheit, in welcher er unter den ſtreitenden Gegenſätzen der Zeit, im Conflict zwiſchen ſeinen ſelbſtiſchen Intereſſen und den Intereſſen der Kirche hin und her geſtoßen wird, — das Alles wären reiche Materialien zu einem Charakterbilde geweſen, für deſſen Entwerfung dem Verf. freilich die nöthigen Bedingungen zu mangeln ſcheinen. Das erſte Erforderniß dafür wäre ein perſpectiviſcher Standpunkt geweſen, von welchem aus Ereigniſſe und Charaktere mit objectiver Ruhe aufgefaßt und zergliedert werden mußten. Allein der Verf. hat kein ſolches, ja nicht einmal ein eigentlich hiſtoriſches Intereſſe an ſeiner Aufgabe. Sonſt hätte ihm ſogleich einleuchten müſſen, daß die Lehre eines Mannes von der Kirche, bei dem das Dogmatiſche und Doctrinäre gerade die ſchwächſte Partie war, und auf keinem Punkte zu irgend einer ſelbſtändigen ſubjectiven Entwicklung gekommen iſt, bei dem vielmehr überall, wo es hervortreten ſollte, das dogmatiſche Moment ſogleich von den praktiſchen Intereſſen verſchlungen und unterdrückt ward, daß die Lehre eines ſolchen Mannes in keinem Stück ein geſchichtlicher Vorwurf ſein könne. Während dem Irenäus die Einheit und Gleichheit der Lehre das Princip der Einheit und Allgemeinheit der Kirche war (S. 119), iſt es dem Cyprian der Epiſcopat; während den früheren Kirchenlehrern, „vornehmlich dem Ignatius und Irenäus" die Biſchöfe als die eigentlichen Fortleiter der unverfälſchten chriſtlichen Lehre galten, „hat die Fortbildung der Dogmen für Cyprian kein Intereſſe gehabt, weiß er Nichts davon, daß die Biſchöfe dazu

beſtellt ſeien, die chriſtliche Lehre gegen die Angriffe der Häretiker zu ſchützen, oder dogmatiſch weiter zu entwickeln und feſtzuſtellen (S. 84, 86); während dem Irenäus, Tertullian und Andern (S. 147 ff.) die Tradition eine dogmatiſche Erkenntnißquelle iſt, kennt ſie Cyprian nur als eine für die Regelung des kirchlichen Lebens fruchtbare Auctorität; „während die frühere Zeit bei der Beſchreibung eines Häretikers immer die Abweichung von der in der Kirche allgemein geltenden Lehre als Hauptmerkmal deſſelben" betrachtet, „ſieht Cyprian bei Beſtimmung des Begriffs der Häreſie die Abweichung in der Lehre bloß als ein nebenſächliches, keineswegs nothwendiges Moment an" (S. 136). Auf den erſten Anblick mußte es dem Verf. einleuchten, daß von dogmatiſchen Anſichten, von einer Lehre Cyprian's von der Kirche nicht wohl geredet werden könne, und wenn er davon reden wollte, dieſelbe nur in der Form der Praxis, nur als praktiſche Grundſätze zu betrachten ſeien, über die ſich in ſeinen Schriften eine dogmatiſche Begründung und Feſtſtellung nicht ſuchen laſſe, daß es deshalb auch ein werthloſes Bemühen ſei, dieſe praktiſchen Grundſätze in der abſtracten Form von Lehren vorzutragen, daß ſie ſich vielmehr durchaus nur in dem hiſtoriſchen Gewande der Ereigniſſe, in welchem ſie hervortreten, anſchaulich machen ließen; und wenn Nichts, ſo hätte ihn die Beobachtung der unendlichen Widerſprüche, in welchen ſich Cyprian mit ſeinen Grundſätzen, oder vielmehr weil er mit denſelben überhaupt nicht im Reinen war, bewegt, zu dieſer Einſicht hinführen ſollen. Der Biſchof iſt für Cyprian Repräſentant der Kirche, und „wenn einer nicht mit dem Biſchof iſt, ſo iſt er nicht in der Kirche" (S. 60), und doch verhetzt er zwei ſpaniſche Gemeinden und die zu Aſſurä gegen ihre Biſchöfe (S. 78, 81); der Biſchof iſt ihm der einzige Conductor des heiligen Geiſtes (S. 65, 66), und zwar „auf urſprüngliche Weiſe um ſeines Amts willen" (S. 67), und doch nur der würdige, in ſeinem Leben unbefleckte Biſchof zu Verwaltung ſeines Amtes fähig (ebendaſ.); Subordination iſt die erſte Pflicht der Presbyter, Diaconen und der Gemeinde gegen den Biſchof (S. 61, 62), und doch hat die Gemeinde nicht nur das Recht, ihn zu wählen, ſondern, wenn ſie ihn unwürdig erkennt, ſich von ihm loszuſagen (S. 80); der Biſchof iſt nur Gott Rechenſchaft ſchuldig (S. 74—77), und doch dürfen ſogar die Diaconen ihn beurtheilen (S. 62), und hinwiederum reizt ihn das Bedenken des Florentius Pupienus gegen ſeinen eigenen biſchöflichen Charakter zur geſteigertſten Leidenſchaftlichkeit (S. 74 f.). Er erkennt den Primat des römiſchen Biſchofs an, und weiß ihn zu deduciren (S. 89), läßt ſich auch von Rom her in ſein Verfahren gegen die Gefallenen reden (S. 91), wo aber dieſe Einrede beim Streit über die Ketzertaufe minder gefällig und ceremoniös lautet, iſt auf einmal die Ehrfurcht vor dem Repräſentanten der Einen Kirche, die „beſonders wir Biſchöfe zu reſpectiren haben" (S. 90), weg, und in Eifer und Widerſpruch gegen die Irrthümer deſſelben verwandelt (S. 92). „Die Kirche iſt ihm von der ewig thätigen und wirkenden Kraft des heiligen Geiſtes beſeelt" (S. 145), und die Tradition die gültige Norm für die Einrichtung des kirchlichen Lebens; wo ſie aber wie bei der Ketzertaufe ſeiner eigenen Praxis widerſpricht, iſt ſie nur eine menſchliche, unächte Gewohnheit (S. 141), an die er ſich, wenn ſie nicht in der Schrift ausdrücklich vorgeſchrieben wird, nicht zu halten braucht (S. 144), ſo gewiß die Schrift ſein eigenes Verfahren ebenfalls nirgends ausdrücklich gebietet. Gegen die lapsi und libellatici, die ſich der Verfolgung entzogen, verfährt der Biſchof mit ganzer Strenge, während er ſelbſt, der Hirte, nur einen anderen Weg, um derſelben zu entgehen, nämlich den der Flucht einſchlug, eine Handlung, die weder die eigenen Erklärungen Cyprian's, noch die milde Darſtellung Neander's, noch auch ſeine ſpätere Standhaftigkeit entſchuldigen können. Dieſe Widerſprüche in dem Benehmen Cyprian's charakteriſiren ihn als eine kräftige und derbe, aber formloſe Perſönlichkeit, die einen guten Willen hat, ohne die nöthige Leitung der Erkenntniß, herriſch aber zugleich gefügſam iſt, Anerkennung mit Anerkennung bezahlt, aber Widerſpruch nicht ertragen kann, ihre Stellung nach einzelnen Verhältniſſen leidenſchaftlich auffaßt, und einſeitig verficht, weil ſie der Totalanſchauung der Beziehungen derſelben nicht mächtig iſt. Die Sache der Kirche iſt der Mittelpunkt ſeiner ganzen Wirkſamkeit, aber eine Idee der Kirche, eine entwickelte Anſchauung der Momente ihres Begriffs hat ihm gänzlich gemangelt. Dieſe Einſeitigkeit und Beſchränktheit ſeiner Wirkſamkeit hat für die Entwicklung des kirchlichen Lebens nach ihm wichtige Folgen gehabt, indem ſie dem Fluß derſelben von da an die gleiche einſeitige Richtung gab; aber dieſe Wendung, ſo bedeutend ſie in der Kirchengeſchichte iſt, ließ ſich nicht anders veranſchaulichen, als durch ein Totalbild des Lebens und der Theilnahme Cyprian's an den kirchlichen Verwicklungen ſeiner Zeit, wogegen gehalten eine Darſtellung ſeiner Lehre von der Kirche eine werthloſe und überflüſſige Arbeit iſt. Allein jenes hiſtoriſche Intereſſe iſt dem Verf. fremde. Was wollte er denn ſonſt mit ſeiner Schrift?

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

29. November. № 129. 1841.

Der proteſtantiſche Abſolutismus und ſeine Entwicklung.

(Fortſetzung.)

Mit dem Jahr 1830 hört das Congreßſyſtem der heiligen Allianz auf. Frankreich und England treten den drei öſtlichen Mächten gegenüber, den drei öſtlichen Mächten, denn Preußen verharrt bei Rußland und Oeſtreich, ja, es bietet die Hand zur Unterwerfung Polens und dadurch zum Vordringen eines Keils, durch den, wie der Pentarchiſt ſich ſehr anſchaulich ausdrückt, die ruſſiſche Macht Oeſtreich und Preußen voneinanderſpaltet und der Slavismus dem Germanismus entſchieden auf den Leib rückt. In Frankreich hat der lange verfolgte Liberalismus den vollkommenſten Sieg erfochten und ſeine Sanction, die eroberte und ernſtlich gemeinte Conſtitution, ſchließt eine Periode ab und eröffnet eine neue. Es handelt ſich nun überall ernſtlich um — die Conſtitution oder um die öffentlichen geſetzlichen Formen des Liberalismus. Was als theoretiſcher Geiſt und allgemeine Geſinnung innerlich ſchon vorhanden war, ſoll nun auch geſetzt, als politiſche Wirklichkeit ins Leben gerufen werden. Die conſtitutionelle Staatsform machte Fortſchritte in Deutſchland; aber nur in den kleinen Staaten, Preußen dagegen verharrte in dem Widerſpruch, den die zweite und dritte Periode der Regierung Friedrich Wilhelm's III. bilden, es erkannte ſchlechterdings die Nothwendigkeit des höhern geiſtigen Lebens in bewegten und öffentlichen Formen des Staats nicht an, begnügte ſich mit den verdeckten Elementen des Republicanismus und blieb, im Widerſpruch mit dieſen, bei der bloßen wohlgeordneten Verwaltung des politiſch unmündigen und nichtigen Volkes, der Cenſur und der Heimlichkeit der Regierung ſtehen.

Und es verhielt ſich wiederum jetzt mit der politiſchen Freiheit, wie im 30jährigen Kriege mit dem Proteſtantismus: der Liberalismus oder das conſtitionelle Syſtem war keine deutſche Weltmacht, hatte keine abſolute Geltung durch eine Großmacht, ſondern nur eine relative durch die kleinen Staaten. Und war auch der Inhalt Preußens, ſeine vorbereitenden Inſtitutionen und ſeine Bildung allen anderen Völkern voraus; an der Spitze des Ganzen ſtand immer noch „die höhere Einſicht und der abſolute Wille des Königs"; und war es gleich unmöglich, daß zu unſeren Zeiten die Phantaſie des phraſenreichen Royalismus national ſein konnte, ſo lag doch die Macht des Königs nicht im Nationalgeiſt und deſſen conſtituirter freier Entfaltung, ſondern in der geheimen Beamtenhierarchie, die den Staatskörper verwaltet und bewegt. (Die Beamtenhierarchie iſt allerdings erſt der geiſt- und willenloſe Staatskörper.) Der proteſtantiſche Staat hält daher, trotz aller Intelligenz und Geiſtesfreiheit, der regenerirte, trotz aller Befreiung der Elemente, den politiſchen Menſchen oder den Staatsbürger in Unfreiheit gebunden unter „der höhern Einſicht und dem abſoluten Willen des Königs"; eine fremde Vernunft und ein fremder Wille ſind ſein Geſetz, ſein Fatum. Dieſer Widerſpruch iſt vorhanden: der König iſt in Preußen, dem proteſtantiſchen Staate, der politiſche Papſt, an den jeder Unterthan unbedingt zu glauben hat. Von einem öffentlichen Leben und thätiger Theilnahme an dem gemeinen Weſen des Staats iſt nur die Rede in ſtummen Leiſtungen und Pflichten, durchaus nicht in öffentlichen Rechten und Anſprüchen. Der politiſche Menſch ſieht ſich vom Staate ausgeſchloſſen mit ſeinem Wiſſen und Wirken, überall, ſelbſt wo er ſein Leben dem Allgemeinen darbringt, iſt er nur Unterthan einer fremden Beſtimmung, auf die er nicht den geringſten Einfluß zu üben berechtigt iſt. Dieſe Theilnahmloſigkeit am activen und reellen Staatsbürgerthum bringt Gleichgültigkeit gegen den Staat hervor, den egoiſtiſchen und beſchränkten Standpunkt — des Spießbürgers, und der allgemeine Glaube an die eigne Unfähigkeit in politiſchen Dingen führt die Menſchen zur Selbſtverachtung und Feigheit, während die willenloſen Beamten ſich zur Dienernatur gewöhnen. Der Inbegriff und das Syſtem alles deſſen iſt der Serviliſmus, der ſtricte Gegenſatz des Liberaliſmus. Der politiſche Kampf in Preußen wird nun zum Theil durch dieſe beiden Seiten repräſentirt. Dem wahren Idealismus der freien Staatselemente und der proteſtantiſchen Geiſtesfreiheit ſteht der craſſeſte Materialismus gegenüber, der bleiern auf unſerm Leben liegt. „Ich verliere meine Anſtellung und mein Brod, hört man den Beamten, ich komme ins Unglück, den Spießbürger ſagen, wenn ich die Wahrheit ſage und ihrer Praxis mich widme, wenn ich mich um den Staat bekümmere und für ſeine

Bildung meinen Verſtand gebrauche.“ Dergleichen Rede gereicht heutzutage keinem Menſchen mehr zur Schande, denn ſie iſt allgemein genug, um für Tugend und Weisheit zu gelten; und ſo weit ſind wir politiſch hinter den verachteten Franzoſen zurück, daß die Kategorieen Liberalismus und Servilismus, aus denen ihnen ſchon die raſchen Bourbonen herausgeholfen, bei uns immer noch in voller Geltung ſtehen, weil ihr Problem noch nicht gelöſ't iſt.

Allerdings bewegt ſich der politiſche Kampf noch in höheren Regionen und in feineren Unterſchieden. Wir haben neben dem Servilismus des unterthänigen Spießbürgers und des abſoluten Dienerſtaates noch die politiſche Romantik, die auch ein Idealismus und dennoch ein Gegenſatz des wahren Idealismus und der wirklichen Freiheit iſt. Die politiſche Romantik ſtammt aus dem Freiheitskriege und iſt der reactionäre Idealismus, deſſen Verhältniß zur Philoſophie und zum wahren Idealismus wir bei Gelegenheit der Erinnerungen von E. M. Arndt (Hall. Jahrb. 1840. S. 1921—1939.) bereits deutlich zu machen geſucht. Das alte Deutſchland, die falſchen Selbſtändigkeiten ſeiner Stände und Corporationen, das Andersmachen als die Franzoſen und die Furcht vor ihrer Revolution — dieſe Dogmen ſind bekannt bis zur Trivialität und nicht minder ihre Praxis die Reaction. Sie iſt die umgekehrte Revolution, die Contrerevolution. So war ſie es in Spanien auf Befehl des veroneſer Congreſſes, ſo in Italien und ſo iſt ſie es jetzt noch überall gegen den Liberalismus und die Staatsregeneration. Die Reaction fürchtet daher die Revolution; — mit Recht. Beide, Revolution und Reaction, ſind Kinder der Theorie, nur daß die eine die Wahrheit, die andere die Caprice zu ihrem Inhalt hat (geſchichtlich ſind beide Gegenſätze mit anderm Inhalt bereits dageweſen als Reformation und Jeſuitismus), beiden ſteht die politiſche Gegenwart in Geſetz und Verfaſſung im Wege, beide abſtrahiren daher vom Geſetz oder durchbrechen das Geſetz, die Reaction im Sinne der Vergangenheit (Karl X. u. ſ. w.), die Revolution im Sinne der Zukunft. Aber die Zukunft iſt unvermeidlich: die projectirte Vergangenheit iſt nicht die wirkliche, es wird auch mit ihr das Neue: ſo wird die Reformation in Frankreich unterdrückt, und gerade dieſe Unterdrückung und Reaction iſt Revolution und macht die Revolution. Dieſes Umſchlagen der beiden Gegenſätze iſt aber nicht bloß franzöſiſch, es iſt allgemein und überall unvermeidlich. Sobald alſo die Reaction aus der Theorie heraustritt und das Leben antaſtet, leitet ſie den wohlbekannten revolutionären Proceß ein. Dieſer Proceß und ſeine beiden Gegenſätze ſind übrigens ein Vorzug der gebildeten Völker, da es ſich eben im letzten Grunde um Theorieen und zwar um den Begriff der Freiheit, der nur metaphyſiſch zu faſſen iſt, handelt. Die Revolution alſo iſt bei gebildeten Völkern der nothgedrungene Durchbruch einer Form der Freiheit, die geiſtig ſchon vorhanden und innerlich ſchon erworben iſt, aber gewaltſam und durch äußerliche Mittel unterdrückt wird; ſie iſt natürlich darum bisweilen nicht juriſtiſch, immer aber hiſtoriſch berechtigt, nur wünſcht freilich jeder Billigdenkende lieber eine reingeiſtige Dialektik, ein Durchſetzen der wahren Theorie um ihrer Vernunft willen, als ein tumultuariſches Auftreten roher Gewalt für die vernünftige Fortbildung. Dieſer Wunſch iſt der Wunſch des Philoſophen. Der Philoſoph verſäumt daher nichts, um den Proceß der Vernunft, die Staatsumbildung durch den neuerworbenen Freiheitsbegriff auf dem Boden der Vernunft durchzuſetzen. Der Proceß wird aber nicht eher reell, als bis die alte Form der Freiheit die Probe angeſtellt hat, ob ſie nicht in der That die wahre ſei: ſie ſucht zu dieſem Zweck über ſich zur Beſinnung zu kommen, bildet ſich die Doctrin der Reaction und wirft ſich mit ihrem ganzen Beſitz den Neuerern in den Weg. Sie muß alſo auftreten und ebenſo muß ſie verdaut werden. Eine reingeiſtige Entwicklung bliebe der Welt eine Mythe und eine Fata Morgana. Die Welt ſchlägt ſich daher ſowohl für die Theorie der Jeſuiten, als für die der Reformatoren, und ſchreibt jede neue geiſtige Epoche mit Blut in die Bücher der Geſchichte. Der alte Geiſt begreift den neuen nicht, denn thäte er dies, ſo wäre er dadurch wieder ein neuerer Geiſt; er tritt alſo als Reaction dem reingeiſtigen Proceß mit äußerer Gewalt entgegen und ſchilt ihn aus ſeinem materialiſtiſchen oder realiſtiſchen Selbſtgefühl heraus „Ideologie“, „müßige Theorie“ und „Hirngeſpinnſte unruhiger Köpfe“. Die Reaction theoretiſirt aber darum nicht minder, denn ſchon dies Schelten iſt Theoretiſiren, obgleich bewußtlos und roh genug; ſie will auch wohl mit dieſer Theorie des Scheltens zunächſt ohne Handgreiflichkeiten durchdringen und ſchreit daher über Gewalt und Revolution, auf welche die Neuerer ausgingen; allein das Schelten verfängt nichts, und ſo ſieht ſie ſich denn gezwungen, überall zu äußeren Mitteln und zur Gewalt zu greifen, um ihre rohen Theorieen, die nur decretirt, nicht mehr bewieſen werden können, durchzuſetzen. Wenn ſie daher die Gewalt zu verabſcheuen vorgiebt, ſo ängſtigt ſie ſich nur vor dem Geiſt, den ſie als das Schreckbild der Zukunft zitternd anſtarrt, und der ihr allerdings überall die Gewalt entreißen muß, wenn er ſeine Geſchichte nicht abbrechen will. Im Allgemeinen iſt nun dieſer Verlauf ſo nothwendig und ſeine Nothwendigkeit durch die Geſchichte ſo vielfältig und ſo evident bewieſen, daß man ſich ſowohl über die beſchränkte Gutmüthigkeit, die ihm zu entgehen, als über den lächerlichen Fanatismus, der ihn zu bannen ſucht, verwundern muß: wenn aber ein beſtimmtes Verhältniß in Frage ſteht, ſo iſt es für alle Parteien eine Ehrenſache, das Gewicht der Wahrheit ohne Handgreiflichkeiten aufrecht zu erhalten, weshalb denn auch faſt jede Kriegserklärung jenen Wunſch

des Philoſophen und das Bedauern, daß Gründe nicht ausgereicht, in einem Ultimatum den Thätlichkeiten vorauf-ſchickt.

(Fortſetzung folgt.)

Cyprian's Lehre von der Kirche.

(Fortſetzung.)

Das Motiv derſelben iſt ein rein ſubjectives. Er fühlte das Bedürfniß, dem Attentat Rothe's gegen die Kirche zu begegnen, wie es ſcheint, der kirchliche Indifferentismus der Gegenwart erfüllte ihn mit Aerger und Unluſt, und Cyprian mußte nun herhalten als ein Anlaß, um ſich auszu-ſprechen. Daher auch die ganze Schrift in dieſer ſubjecti-ven Form gehalten iſt. Zuerſt eine, man weiß nicht wie hergehörige Abhandlung über den Begriff der Kirche von katholiſchem und proteſtantiſchem Geſichtspunkt aus als Einleitung (S. 1—43); dann ſieben einzelne Punkte als Kirche und Welt, Einheit der Kirche, Epiſcopat, Häreti-ker, Tradition u. ſ. w. zuſammengeleſen, um zu ſagen, was Cyprian ungefähr darüber ſage. Die Ausſprüche Cyprian's ſelbſt werden dabei hin und her beſprochen, gerügt, gebil-ligt, und bald nach Schleiermacherſchen Anſichten, wie der Grundſatz extra ecclesiam nulla salus (S. 46 f.), bald nach eigenem Bedünken berichtigt, die Anknüpfung des chriſt-lichen Epiſcopats an das altteſtamentliche Prieſterthum als Mißkennung des chriſtlichen Standpunkts (S. 71 f.) beur-theilt, die Excommunication als ein nothwendiges und wohl-thätiges Inſtitut gerechtfertigt (S. 136 f. 163 f.), die Anſich-ten Cyprian's über Kirchendisciplin, über das Verhältniß von Buße und Abſolution nicht ganz evangeliſch gefunden (S. 181), und der Bericht über das, was Cyprian über die letzten Dinge, den Antichriſt u. dgl. ſagt, ohne weiteres Urtheil gegeben (S. 182 f.). Allem natürlich hiſtoriſchen Verfahren ſchnurſtracks zuwider werden die geſchichtlichen Momente, welche die Entwicklung der Cyprianiſchen Vor-ſtellung vorlaufend bedingen, in jedem einzelnen Artikel hin-tennach aufgeführt. Statt das Verfahren Cyprian's und die praktiſchen Grundſätze deſſelben genetiſch von der Praxis der erſten Kirche aus durch die allmälig eintretenden, bei Ignatius, den Alexandrinern, die überhaupt nur zweimal näher berückſichtigt werden (S. 135 vgl. 137 u. S. 154), Ire-näus, Tertullian ſich offenbarenden Modificationen hindurch zu beleuchten, wird jedes Mal Cyprian zuerſt abgehandelt, und dann gefragt, was denn auch jene Früheren darüber ſagen? Ueberſieht man ſo die ganze Maſſe des Büchleins, die Unterſuchung über den katholiſchen und proteſtantiſchen Begriff von Kirche, die hin und wieder auftauchende Pole-mik gegen Rothe, die Darſtellung der Cyprianiſchen Anſich-ten, jene Excurſe über die der früheren Väter, einen weit-läufigen über die Aechtheit der Briefe des Ignatius nicht zu vergeſſen (S. 106—117), dazu noch die eigenen frommen Ergießungen des Verf., ſo hat man ein compendiöſes Quod-libet von 200 Seiten, in deſſen Inhalt Cyprian, wie es denn nicht anders ſein konnte, ziemlich in den Hintergrund tritt, dem es aber in der Anordnung des Ganzen, wie in der detaillirten Ausführung an einem eigentlichen Plan und einfachen Grundgedanken völlig mangelt.

In dem erſten Artikel über „Kirche und Welt" erwartet man vergebens eine beſtimmte Darlegung des Begriffs von Kirche, welchen Cyprian ſich gebildet hat. Es wird dar-über nur geſagt, „ſeine Vorſtellung von derſelben ſei keine andere geweſen, als die, welche ſich in dem Katholicismus dem Weſen nach bis auf den heutigen Tag erhalten hat" (S. 44). Dann wird zu dem Grundſatz übergegangen, daß die Verbindung mit der Kirche die Bedingung der Gemein-ſchaft mit dem heiligen Geiſte ſei, und derſelbe nach mo-dernen, der Zeit des Cyprian fremden dogmatiſchen Begrif-fen beleuchtet und durch ein Citat aus Schleiermacher be-richtigt (S. 46). Der Gegenſatz zwiſchen Kirche und Welt, „der mit dem chriſtlichen Glauben unmittelbar gegeben iſt," wird von dem Verf. ſelbſt ſcharf aufgefaßt, als Gegenſatz zwiſchen Licht und Finſterniß. Wenn er ſofort die verkehrte Toleranz, welche „den weſentlichen Unterſchied zwiſchen der chriſtlichen und den übrigen Religionsgemeinſchaften läugnet," jenen „Indifferentismus, welcher der Tod der chriſtlichen Lebensentwicklung iſt" (S. 48 vgl. 136, 139, 164), beklagt, ſo iſt das ſchon recht; nur hätte er ſollen nicht vergeſſen, die Anſichten Cyprian's über das Verhält-niß der chriſtlichen zur heidniſchen und jüdiſchen Religion ausführlich darzuſtellen. Letzteres iſt S. 51 mit zwei Wor-ten berührt, dabei aber das hiefür fruchtbare erſte Buch der testimonia nicht erwähnt. Die Auffaſſung des Heiden-thums bei Cyprian iſt ganz übergangen, obgleich er ſich in zahlreichen Stellen über das Weſen der Götter ausſpricht (vgl. de idol. vanit.). Der Verf. hätte ſie dann auch aus Schleiermacher berichtigen mögen!! — Das Bewußtſein der Einheit der Kirche bezeichnet der Verf. als ein we-ſentliches Grundbewußtſein derſelben; wie daſſelbe bei Cy-prian beſonders ſtark angeregt wurde durch die häretiſchen und ſchismatiſchen Bewegungen der Zeit, durch die die Kirche auf ſich ſelbſt abſolut zurückdrängende feindſelige Reaction des Heidenthums, wird, obgleich dieſes für die hiſtoriſche Betrachtung von größter Bedeutung iſt, nicht näher beſpro-chen. — Der Widerſpruch zwiſchen den Grundſätzen Cy-prian's über den Epiſcopat und der von ihm befolgten Pra-xis, wie jene und dieſe ſelbſt war durchaus in einer hiſtori-ſchen Entwicklung der kirchlichen Verfaſſung aus ihren ein-fachen Elementen zu erklären. Wollen wir eine Erklärung dieſer Art gewinnen, ſo müſſen wir dieſen Abſchnitt bei dem Verf. von hinten herein leſen. Hier nämlich kommt er

auf die vorcyprianſchen Anſichten vom Epiſcopat. Mit Recht weiſt er hier die Anſicht Rothe's ab, daß ſchon in der erſten chriſtlichen Zeit der Epiſcopat im ſtrengen Sinne beſtanden habe (S. 97 f.). Die Verfaſſung der Kirche war urſprünglich möglichſt einfach beſchaffen. Ob die Apoſtel ſchon Biſchöfe ordinirten, iſt eine unlösbare, übrigens auch unnütze Frage, ſofern ſie die von ihnen eingeſetzten Vorſteher der Gemeinden jeden Falls nicht mit einem ausſchließlichen Charakter bekleideten. Jedenfalls iſt aber das apoſtoliſche Concil, das Rothe zum Zweck der Einſetzung von Biſchöfen im Unterſchied von den Presbytern gehalten werden läßt, eine abentheuerliche Vorſtellung, und der Verf. weiſt ihre Grundloſigkeit triftig nach (S. 100—104). Die Repräſentation der Gemeinde in der Perſon eines Einzigen iſt übrigens den ſocialen Begriffen der urchriſtlichen Zeit, ſowie den Bedürfniſſen der Kirche ſo angemeſſen, daß eine Kirchenverwaltung durch ein Collegium ohne beſtimmtes Haupt undenkbar iſt. War aber unter den Presbytern einmal Einer, wenn auch unter noch ſo beſchränkenden Beſtimmungen, mit der Leitung beauftragt, ſo war der Keim des Epiſcopats gegeben und mußte bald weiter treiben. Der apoſtoliſche Charakter trug ſich in der Anſchauung des Volks von ſelbſt auf den Biſchof über, zumal wenn, was immerhin wenigſtens hin und wieder denkbar iſt, die Apoſtel wirklich den Anſtoß zur Aufſtellung deſſelben gaben. Sie galten als Bewahrer der apoſtoliſchen Lehre, als Leiter der Tradition, und erſchienen ſchon dem Ignatius ſo, was man aus Ausdrücken ſieht, wie ſie der Verf. S. 114 anführt, wenn er ſich gleich derſelben S. 118 nicht mehr erinnert. Nur hüte man ſich davor, in die erſten Anfänge der Entwicklungen die ſyſtematiſchen Gedanken und Plane ſpäterer Zeiten überzutragen. — Was der Verf. über die Aechtheit der Briefe des Ignatius ſagt (S. 106 ff.), iſt in ſo weit gewiß triftig, als die Aeußerungen derſelben über das biſchöfliche Amt kein Grund der Verdächtigung ſind. Wenn man nicht nach vorgefaßten Meinungen das Urtheil bedingt, ſo kann man nicht in Abrede ſtellen, daß es an hierarchiſchen Tendenzen ſelbſt in der erſten chriſtlichen Zeit nicht mangelte. Die Entſcheidungsgründe über jene Frage müſſen ganz andere ſein. — Daß das Streben der Kirche nach äußerlicher Organiſation, der Einfluß des altteſtamentlichen Prieſterthums die Stellung des Biſchofs unvermerkt mehr und mehr abſchließen mußte, liegt in der Natur der kirchlichen Entwicklung. Die Zeit Cyprian's und ſein eigener Einfluß macht in dieſer Hinſicht Epoche, obgleich es natürlich iſt, daß ſeine eigene Ausdrucksweiſe noch zwiſchen der weiteren und engeren Anſchauung ſchwankte, und es wäre von Intereſſe geweſen, wenn der Verf., ſtatt dieſes Schwanken durch Hin- und Herreden zu verdecken (S. 82 f.), gezeigt hätte, wie die herriſche, egoiſtiſche Perſönlichkeit Cyprian's, von dem eiferſüchtigen Bewußtſein ſeiner Würde und dem vollen Gefühle ſeiner Kraft gedrungen, ganz geeignet war, den noch ſchwankenden Boden des monarchiſchen Princips zu befeſtigen, und die Rechte der Presbyter und der Gemeinde in der Art zu reduciren, daß er ſie kaum etwa in frommen Anwandlungen und anfechtungsloſen Aeußerungen noch anerkannte. Sehr bezeichnend iſt hiefür die Erſcheinung, daß Cyprian ohne Rückſicht auf die Beſchaffenheit ihrer dogmatiſchen Anſichten Alle, die ſich von dem Biſchof trennen, als Häretiker verdammt. „Ein Häretiker, der mit der Kirchenlehre übereinſtimmt, iſt der vorcyprianſchen Zeit eine durchaus fremde Vorſtellung" (S. 136). Cyprian betrachtet die bloß äußerliche Trennung von der Kirchengemeinſchaft als Merkmal des Häretiſchen. Wie indeß der Verf. dazu kommt, Cyprian's Anſichten über die Häretiker als eigenen Artikel zu behandeln, ſieht man nicht recht ein. Sie wären etwa am Platz geweſen, um daran den Begriff Cyprian's von der Kirche zu beleuchten; für ſich ſelbſt ſie darzuſtellen, war nicht der Mühe werth, wenn nicht etwa zu dem Zweck, ihn aus ſeinem praktiſchen Verfahren gegen die Schismatiker zu charakteriſiren, wofür aber dann nicht etwa einzelne Stellen aus ſeinen Schriften, ſondern das Hiſtoriſche beizubringen war. — Ebenſo was liegt daran, was Cyprian von der Tradition gedacht hat? Hat er etwa dem Begriff derſelben eine neue, folgenreiche Entwicklung geben? und dadurch Epoche gemacht? Die Verbindung zwiſchen Schrift und Tradition iſt den früheren Kirchenlehrern ſo gut eigen, und ihm nicht mehr als dieſen; als Mittelglied zwiſchen beiden wurde immer ihr gemeinſamer Ausgang von Chriſtus und den Apoſteln betrachtet. Die Alexandriner übrigens haben ſich nicht, wie der Verf. (S. 154) behauptet, auf die Schrift und ihre geheime Tradition als Erkenntnißquellen beſchränkt, ſondern auch der Philoſophie hier eine bedeutende Stelle eingeräumt. — Und dann die Disciplin der Kirche? Sind die Anſichten Cyprian's darüber von Bedeutung? Sein Verfahren gegen die lapsi war wohl für ihn charakteriſtiſch; aber hat er die Kirchenzucht etwa auffallend und folgenreich modificirt durch ſeine Aeußerungen darüber? Oder ſind nicht vielleicht die paar Stellen, die der Verf. beibringt, nur ein vom Zaun gebrochener Anlaß, ſeine eigenen Anſichten über die nothwendige und heilſame Anſtalt der Excommunication auszuſprechen? — Endlich was liegt denn an den eſchatologiſchen Anſichten Cyprian's? Hat er etwa hier Epoche gemacht? andere Gedanken gehabt, als die Kirche vor ihm? Hat es etwa großes hiſtoriſches Intereſſe, zu erfahren, daß, was Niemand bezweifelt, auch Cyprian den Antichriſt ganz nahe glaubte; ein praktiſches nimmt der Verf. ſelbſt nicht einmal daran, da er hier nicht, wie ſonſt, die Stellen, die er anführt, aus dem eigenen Herzen commentirt. — Ueberblicken wir den ganzen hiſtoriſchen Theil des Büchleins, ſo iſt darin in der That nur etwa die Unterſuchung über den Epiſcopat und die Briefe des Ignatius von Werth; und auch dieſe iſt überaus mangelhaft und von Andern gründlicher angeſtellt.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

917

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

30. November. Nº 130. 1841.

Der proteſtantiſche Abſolutismus und ſeine Entwicklung.

(Fortſetzung.)

Es iſt bekannt, daß die Julirevolution in Preußen eine förmliche Schule der Reaction hervorrief. Ihr Organ war im Politiſchen das berliner Wochenblatt, im Religiöſen die evang. Kirchenzeitung. Der Gegenſatz gegen die Philoſophie trat damit hervor, aber vorläufig ohne Kampf. Denn die Hegelſche Philoſophie alten Styls war zu hochmüthig, zu überſichtig und zu unpraktiſch, um „dieſer Confuſion" auch nur eine oberflächliche Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Eine Widerlegung Hegel's war es nicht, ja es war überhaupt nicht einmal Philoſophie, das ſah ein Jeder mit halbem Auge; was alſo hätte die Sache aus dem althegelſchen Geſichtspunkte für ein Intereſſe haben können? Sie wurde aber bald praktiſch, ſchon 1837 in Hannover und faſt gleichzeitig in den cölner Wirren. Jetzt gab es einen momentanen Lichtblick, der Staat wurde auf die Seite der bedrohten Geiſtesfreiheit geworfen, das Miniſterium erließ eine freiſinnige Note gegen das ultramontane Weſen und die Jeſuiten wurden illegitim; ſelbſt die politiſchen Jeſuiten Jarcke, Phillips u. ſ. w. geriethen ins Gedränge, die völlig entlarvten wurden ausgeſchieden, und man überließ ſich bereits der Hoffnung, der Staat werde vor den Conſequenzen des reactionären Princips zurückſchrecken und ſich nunmehr energiſch wieder in die Bahn des Proteſtantismus und ſeine derzeitige Forderung der politiſchen Reformation werfen, namentlich zunächſt die Preſſe frei laſſen. Eine Lüftung und ein merkliches Nachlaſſen trat auch wirklich ein, und es iſt nicht zu verkennen, daß dies die Möglichkeit herbeiführte, Fragen zur Sprache zu bringen, die ſonſt unfehlbar hätten bei Seite bleiben müſſen. Die Politik blieb freilich nach wie vor bei ihrem noli me tangere, aber durch die religiöſen Wirren, die allerdings gleich von vorn herein eine politiſche Bedeutung hatten, gab es doch eine Brücke zu ihr. Die damalige Stellung der Philoſophie zum Staate war nicht eben die des Idealismus und der Forderung politiſcher Reform, ſondern vielmehr die der Vertheidigung des proteſtantiſchen geiſtesfreien und regenerirten Inhalts des Staats gegen die Reaction und die Romantik. Seitdem iſt bekanntlich die Hoffnung, als werde Hannover und Cöln die Romantik und die Reaction genugſam discreditiren, wieder verſchwunden, die Sache hat ſich alſo ſo ziemlich herumgedreht.

„Die Philoſophie und das freie politiſche Bewußtſein iſt ſich in dieſen Kämpfen über die wahre Lage der politiſchen Frage klar geworden." Je mehr die Philoſophie den freien Inhalt des Staates, deſſen ſie gegen die Obſcuranten ſich angenommen, ſchätzen gelernt, während er Gefahr lief, um ſo dringender wurde die Forderung ihr nahegelegt, daß dieſer freie Inhalt nun auch zur Maxime, zum ausgeſprochenen Princip erhoben und in der Form einer freien öffentlichen Verfaſſung geſetzt werden müſſe. Sie iſt damit bewußter Weiſe auch praktiſch zum Idealismus fortgeſchritten. Das Hegelſche Verdecken dieſer reformatoriſchen Aufgabe der Wiſſenſchaft im Verhältniß zu Staat und Geſchichte (welches keineswegs erlogen, ſondern wirkliche Täuſchung aus der Stellung des abſoluten Abſchluſſes ſeiner abſoluten Philoſophie war) hat aufgehört (cf. Hall. Jahrb. über E. M. Arndt) und die Philoſophie verhält ſich ſeitdem kritiſch zu der veralteten Staatsform, die, bereits geſchichtlich überwunden, dennoch ſich zu fixiren und der conſtitutionellen Dialektik oder der Entwicklung zum vollendetfreien Staat im Sinne unſerer Zeit zu entziehen ſtrebt; die Reaction dagegen, die religiöſe ſowohl, als die politiſche, ſucht ſich an die Regierung anzuſchließen und den Staat, ſo ſehr er ihr auch in allen ſeinen Geſetzen und Exiſtenzen, von der Landwehr bis zur Städteordnung, von dem Landrecht bis zu den rheiniſchen Geſchwornen, widerſpricht, zu durchdringen, jedenfalls das Ergreifen des neuen (liberalen) Princips zu hintertreiben. An dieſem Dilemma der Conſtitution und der Reaction ſteht nun Preußen ſeit dem Tode Friedrich Wilhelm's III. nicht mehr auf dem rein theoretiſchen, ſondern bereits auch auf dem Boden der politiſchen Entwicklung.

Mit den Pfingſten 1840 iſt ein neuer politiſcher Geiſt über Preußen gekommen. Er tritt ſtill und gefaßt hervor, ſein Ausdruck iſt die Bildung unſerer Zeit, ſeine Forderungen ſind beſcheiden, aber eben darum unabweisbar. Die königsberger Vorgänge, in denen er zuerſt ans Licht trat, legen der Welt nur die deutliche Sprache unſerer Geſetze und den wohlverſtandenen Gang unſerer Geſchichte ans Herz. Die Litteratur faßte die Wichtigkeit dieſer Fragen

und brachte durch die bekannte populäre Erörterung derſelben immer mehr Intereſſe und allgemeines Bewußtſein zu Wege. Die Verwirklichung der liberalen Principien unſerer Geſchichte und Geſetzgebung hat ſich hiemit von neuem angekündigt, die Reſurrection des ſteiniſch-hardenbergiſchen Geiſtes, der wahren Conſequenz Friedrich's II. iſt factiſch vor ſich gegangen, und mit dem Regierungswechſel in Folge deſſen nun auch für Preußen das conſtitutionelle Problem aufgeworfen. Man darf die Hoffnung nicht aufgeben, der Staat werde aus ſeiner jetzigen zurückgekommenen und politiſch von einem fremden Einfluß abhängigen Stellung (indem er, wie bereits bemerkt wurde, bei liberalem Inhalt illiberalen Principien folgt) durch eigne Kraft von Innen heraus und ohne Krieg, alſo nicht wie vor dieſem, ſich emporbilden. Dieſem philoſophiſchen Wunſch ſcheinen allerdings die Ereigniſſe nicht ſo ganz entgegen zu ſein.

Mag noch ſo viel Widerſprechendes durcheinandergehen, der Umſchwung iſt vollzogen; und was vor Kurzem noch unglaublich klang, daß bei uns die innere Politik wieder ein Intereſſe und der Staat eine Sache der öffentlichen Discuſſion werden würde, das iſt jetzt wirklich und mit Händen zu greifen. Wir ſind von der Duldung zur Erwartung, von der Reſignation zum Anſpruch, von dem Glauben an eine geheimnißvolle fremde Weisheit zu dem Vertrauen auf das Weſen des freien und öffentlichen Staates übergegangen. Vorläufig iſt damit freilich ſehr wenig gethan; dennoch iſt dieſer Umſchwung des öffentlichen Geiſtes in Preußen ein großes Ereigniß: er betrifft die Wiedergeburt des ganzen germaniſchen Stammlandes, er betrifft das jetzige europäiſche Syſtem, in welchem es in dieſem Augenblick ſo gut wie kein Deutſchland giebt, er geht den Mächten der Contrerevolution ſowohl, als den Freunden unſerer Ohnmacht an die Seele. Die Frage, welche jetzt unſer Leben bewegt und deren Löſung, ſo oder ſo, der nächſten Zukunft anheimfällt, iſt entſcheidend für das geſchichtliche Leben der europäiſchen Menſchheit in alle Zukunft. Mag auch der Principienkrieg vor der Hand noch umgangen werden; unſere Zeit rückt dennoch einer großen Kriſis, in der es ſich unter den Großmächten ſelbſt um die neue und die alte politiſche Form handeln wird, unaufhaltſam entgegen. Wir leben nicht mehr in der Zeit der Cabinetskriege, oder ſoll etwa ernſtlich der Morgen des ewigen Friedens angebrochen ſein? Wenn aber eine Entſcheidung kommen ſollte, wie ſie denn nicht ausbleiben kann, wird alsdann mit einer geringern Energie, als 1813 und 1815 und ohne alle geiſtigen und nationalen Sympathieen, ja, gegen dieſelben ein ehrenvolles, um nicht zu ſagen ein glückliches Loos zu ziehen ſein? Wie hat England, wie Frankreich ſeine Macht verſtärkt, wie Rußland ſeinen coloſſalen Umfang noch immer mehr erweitert, welch' ein Gewicht hat die öſtreichiſche Ländermaſſe und was hat Preußen alledem als Aequivalent entgegenzuſetzen? — Man wird antworten, — denn man muß darauf zurückkommen, — den Geiſt — den politiſchen doch wohl — und man wird fragen dürfen, welcher Geiſt denn der ächtpreußiſche und ſeine eigenthümliche Machtquelle ſei. Preußen hat den Geiſt der Reformation und der Revolution in ſich aufgenommen, dieſe doppelte Form des Geiſtes der neuen Geſchichte und die gründliche Aneignung derſelben iſt ein eigenthümlich preußiſches Beſitzthum, wodurch es im Lauf der Zeit nothwendig von ſeiner jetzigen Allianz ſo wie von der Doctrin der Reaction losgeriſſen werden muß. Oeſtreich hat weder die Reformation noch die Revolution aufgenommen, es hält die Geſchichte nicht für nothwendig, die Zeit und die geiſtigen wie politiſchen Revolutionen für eine Erfindung unruhiger und unſittlicher Menſchen, es wartet daher mit großer Beharrlichkeit auf eine Gelegenheit, die Revolution, d.h. aber in der That den Geiſt und die Geſchichte auszulöſchen, ernſtlich geſprochen, es erkennt die höheren geiſtigen, die Freiheits-Intereſſen nicht an und würde es für gerathner halten, beim geiſtloſen Geiſt (dem Geiſtlichen ſtatt des Geiſtigen) und den irdiſchen Gütern ſtehen zu bleiben. Dieſer Inhalt iſt dem preußiſchen völlig entgegengeſetzt. Er iſt aber im Grunde ohne Energie, er iſt die Erſchlaffung ſelbſt. Energiſcher iſt der ruſſiſche Gegenſatz, die rohe Natur der Barbaren. In der Natur und Rohheit liegt ein Trieb und eine Berechtigung zum Durchbruch, die jeder Politiker hoch anſchlagen ſollte. Nicht Geiſtloſigkeit oder Erſchlaffung und Geiſt, ſondern Natur und Geiſt ſind Gegenſätze, die nothwendig mit einander ringen müſſen. So ſtehen alle Naturvölker der Civiliſation und umgekehrt gegenüber und die Napoleoniſche Wahl: „frei oder koſakiſch!“ rückt allerdings, wie die Sachen jetzt ſtehen, der alten Jungfrau Europa immer dringender auf den Leib. Sollen wir den Barbaren die Stätte bereiten? Weder die Geiſttödter, noch die Naturwüchſigen werden auf die Länge unſere Alliirten ſein, ſie werden vielmehr unſere Gegner werden, ſobald wir zu uns ſelbſt und aus der Reaction gegen unſer eignes Syſtem herauskommen.

Die Frage, wird dies geſchehen, iſt eins mit der Frage, wird Ernſt gemacht werden mit den Principien, wird es zur definitiven Conſtituirung der republikaniſchen Monarchie kommen? oder wird uns der Krieg noch einmal, wie der 30jährige und wie die Revolutionskriege in der Periode des Abfalls von uns ſelbſt überraſchen? Der Moment iſt groß, das Dilemma fundamental, ſein oder nicht ſein, das iſt die Frage! Dies Bewußtſein, dunkler oder deutlicher, ſpannt die Gemüther der Menſchen und erfüllt ſie mit Furcht und Angſt vor den kommenden Dingen. Die Furcht ſpielt in unſern Tagen eine welthiſtoriſche Rolle, ſie iſt keine ſporadiſche Erſcheinung mehr, ſondern geradezu die Religion aller derer, die, ſei es im Spießbürgerthum,

ſei es im antihiſtoriſchen Syſtem vom Idealismus und von der Freiheit nicht durchdrungen ſind. Dies iſt nicht zu verwundern. Wer fürchtet ſich? Wer ſich ſelbſt und ſein Eigenthum, die unbezwingliche Macht des Geiſtes, vergißt. Der Menſch als überſinnlicher Geiſt iſt ja die Freiheit ſelbſt, nichts kann ihn faſſen und unterwerfen, wenn nicht er ſich ſelbſt freiwillig aufgiebt. Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae. Wer ſich fürchtet iſt nicht frei. Er ſieht mit verblendeten Augen ſein eignes Weſen, den übermüthigen Geiſt, für ein Geſpenſt an. Dieſe Schreckensgeſtalt, die er phantaſtiſch ſich ſelbſt geſchaffen, rückt ſodann feindlich auf ihn los und bringt ihn außer ſich. Bei dem Gefühl dieſes Selbſtverluſtes erzittert er in ſeinem Innern; das iſt die Furcht. Was wir alſo erlebt haben, daß die Mächte, welche der Entwicklung und dem Leben des Geiſtes feindlich gegenüberſtanden, bei dem Anblick der Freiheitsbewegung von 1830 erſchraken und die Furcht zum Princip machten, das iſt ganz in der Ordnung. Als die Julirevolution die Seite des Unſichtbaren, der Freiheit und ihres weltbezwingenden Hauches zum Siege brachte; mußten die alten Mächte ihr Weſen, die Freiheit, welche ſie als hiſtoriſche Staaten ſein ſollten, aber in ihrer antihiſtoriſchen Richtung nicht waren, als fremde Macht ſich gegenüber erblicken, ſie mußten darum in ihrer Ohnmacht innerlich erzittern und es entſtand ein förmliches Syſtem der Revolutionsfurcht und der Freiheitsangſt, wie es die reactionären Schriftſteller noch täglich ſehr unbefangen ausſprechen, ohne zu bedenken, wie wenig ſchmeichelhaft der Zuruf iſt: „fürchtet euch vor dem Geiſte, denn ihr ſeid von ihm (von Gott) verlaſſen!“ Es iſt bekannt, wie dieſer Zuruf auf die Olympier wirkte. Nicht minder wurden viele Erdenmenſchen, das ganze Heer der Schwachköpfe und Spießbürger (dies ſind hier keine Schimpfworte, ſondern Kategorieen und zwar hiſtoriſche), die das Leben und Wohlleben höher achten, als die überſinnlichen Güter des Geiſtes, ſie wurden von dieſer Angſt des alten Olympus mit ergriffen; und der alteuropäiſche Ungeiſt, das Erbtheil der bevormundeten und Jahrhunderte lang als geiſtloſe Maſſe verwalteten Unterthanen des abſoluten Polizeiſtaates, das Spießbürgerthum, ſetzte ſich allmälig durch die Macht der Trägheit von neuem feſt, nachdem die Zeit der Wiedergeburt in Preußen ihm bereits die Art an die Wurzel gelegt. Wir haben es im Verlauf der Zeit erlebt, wie die edleren Regungen, die Hingebung, der Glaube und die Hoffnung, mit Einem Wort die Religion nach und nach wieder heruntergebracht worden ſind. Deutſchland und Frankreich geben Zeugniß davon. Nur Rußland und England fürchten die Geſchichte nicht, Rußland, weil es geiſtig noch draußen ſteht und darum bei jeder Verwicklung mit den hiſtoriſchen Völkern nur gewinnen kann, England, weil es äußerlich, inſulariſch, der Bewegung ferner liegt und als Handelsmacht die innere Entwicklung namentlich Deutſchlands viel gefährlicher finden muß, als einen Conflict der Continentalmächte im Principienkriege. Die Quadrupelallianz hat darauf das Herz der reactionären Politiker wieder geſtärkt. Das Miniſterium Guizot und „der Friede um jeden Preis“ ſtellen nun die Furcht auf dieſe Seite. Das Reſultat war für England die Alleinherrſchaft im Mittelmeer, für Rußland die im ſchwarzen Meer. Daß Deutſchland etwas gewonnen hätte, wird Niemand behaupten wollen, der die Notiz hat, daß die Donau ins ſchwarze Meer mündet und daß der Handel mit dem Morgenlande durch jene beiden Meere führen würde, wenn wir jemals wieder einen bedeutenden Antheil daran erlangen ſollten. Aber was thut man nicht für tapfre Freunde!

(Fortſetzung folgt.)

Cyprian's Lehre von der Kirche.

(Schluß.)

Noch haben wir die Einleitung nicht berührt, in der der Begriff der Proteſtanten und Katholiken von der Kirche abgehandelt wird. Etwas Neues, eine eigenthümliche, ſelbſtändige Entwicklung findet man nicht darin. Eine Probe ſeiner Dialektik giebt der Verf. in der Prüfung, ob der Ausſpruch des Irenäus: ubi ecclesia, ibi et spiritus, et ubi spiritus Dei, illic ecclesia, ſich eigne als Formel für die Differenz zwiſchen dem katholiſchen und proteſtantiſchen Begriff von der Kirche? Der Verf. verneint dieſe Frage. Seltſam genug findet er, die Worte ubi ecclesia, ibi et spiritus ohne das andere Satzglied genommen, könnten zu dem Mißverſtand führen, „als ob der Geiſt Gottes ſich auch ſonſt irgendwo befinden könnte, als in der Kirche;“ das andere Glied dagegen ohne das erſte genommen: ubi spiritus Dei, illic ecclesia, würde ſich ſo verſtehen laſſen, „als ob auch da Kirche ſein könne, wo doch der Geiſt Gottes nicht iſt.“ Sehr ſubtil! ſehr ſpitzfindig! Wenn alſo Irenäus auf die Frage, wo iſt der Geiſt Gottes? antwortet: in der Kirche! ſo findet der Verf. in dieſer Antwort, für ſich allein betrachtet, zugleich die mögliche weitere Andeutung: „und auch ſonſt wo außer der Kirche,“ während gewiß alle Welt die Worte in ecclesia ſo verſteht: in der Kirche und ſonſt nirgends, namentlich nicht außer der Kirche. Sagt Irenäus, „die Kirche iſt da, wo der Geiſt,“ ſo wird alle Welt dieſe Worte auch ganz für ſich nur ſo verſtehen, „wo der Geiſt nicht iſt, iſt auch die Kirche nicht;“ der Verf. aber meint, ſie könnten auch ſo aufgefaßt werden: „die Kirche iſt da, wo der Geiſt, oder auch, wo er nicht iſt.“ Gewiß ſehr ſubtil! Irenäus ſelbſt verſteht indeß in dem Zuſammenhang ſeiner Worte unter ecclesia durchaus die äußerliche Kirche, den

äußerlichen Geſellſchaftszuſtand der rechtgläubigen Chriſten, wie die alten Kirchenlehrer das Wort überhaupt nie anders verſtehen. Inſofern eignen ſich die Worte des erſten Glieds ſehr gut zu Bezeichnung der Einſeitigkeit des katholiſchen Begriffs von Kirche. An dem Verhältniß des Einzelnen zur Kirche erkennt man ſein Verhältniß zu Chriſtus und ſeinem Geiſt. „Daß die Gemeinſchaft mit der Kirche den Beſitz des Geiſtes bedinge," ſo daß einer zuvor in die Kirche eintreten müſſe und dann nachher den Geiſt erhalte, ein ſolches zeitliches Prius des einen Moments gegen das andere, wie der Verf. meint, wird Niemand in dem Satze finden. Das zweite Satzglied iſt nun im Sinne des Irenäus, der auch hier unter ecclesia die Kirche in ihrer Erſcheinung, deren inadäquates Verhalten zu ihrem Weſen ihm durchaus unbekannt iſt, mit dem erſten identiſch. Wo der Geiſt wirklich vorhanden iſt, da iſt auch die Gemeinſchaft mit der in die Erſcheinung getretenen Kirche nothwendig; ſo daß beide Sätze die dem katholiſchen Begriff der Kirche entſprechenden Formeln ſind; wogegen der Verf. gerade beide dem Proteſtantismus zu- und dem Katholicismus abſprechen will (S. 15). Mißlich iſt die Trennung beider Glieder, um ſie als entgegengeſetzte Formeln zu gebrauchen, immer, ſofern man genöthigt iſt, das Wort ecclesia in beiden nicht in der gleichen Bedeutung zu nehmen. Die weitere Entwicklung des Verf. über den Begriff der Kirche in beiden Confeſſionen unter Befragung der Symbole beider giebt nichts Eigenthümliches, das nicht von Andern ſchon beſſer und gründlicher gegeben worden wäre. Wenn er die katholiſche Vorſtellung von dem adäquaten Verhältniß der Erſcheinung der Kirche zu ihrem Weſen in herkömmlicher Weiſe durch Hinweiſung auf die Mängel jener bekämpft (S. 18, 19), ſo ſetzt er voraus, die katholiſche Anſchauung nehme die Kirche nur als numeriſche Allheit der in derſelben ſtehenden Individuen, und die Gebrechen dieſer ſeien daher auch Gebrechen der Kirche; während nach jener Anſchauung die Kirche auch in ihrer Erſcheinung als ein Ganzes gefaßt wird, indem ſie nicht bei dem bloß geiſtigen Princip derſelben es beruhen läßt, ſondern die concrete Verwirklichung und Erſcheinung deſſelben in den durch die kirchliche Tradition geheiligten allgemeinen und permanenten Formen, dem Epiſcopat, Primat u. dgl. behauptet. Richtiger faßt er die proteſtantiſche Unterſcheidung zwiſchen ſichtbarer und unſichtbarer Kirche auf, wenn er darin den Unterſchied von Erſcheinung und Idee ausgeſprochen findet (S. 22 f.). Nur iſt es nicht ganz zu verſtehen, wie er anderswo (S. 46) die unſichtbare Kirche „die wirklich oder real vollzogene Gemeinſchaft der Gläubigen" nennen kann. — In dem bekannten Streit mit Rothe (S. 32 f.) kann man dem letzteren gewiß, wenn man unbefangen urtheilt, darin nicht Unrecht geben, daß dem kirchlichen Begriff von Kirche die Beſtimmung weſentlich inhärire, alle ſociale Ordnung in ſich zu abſorbiren. Die Verwirklichung der Theokratie ſcheiterte an der Macht der weltlichen Lebensintereſſen. Die Aufgabe der Geſchichte war es, der Kirche die wohlthätige Stellung derjenigen Anſtalt anzuweiſen, welche die Befriedigung der religiös-ſittlichen Bedürfniſſe des Menſchen im Einklang mit den Anforderungen des bürgerlichen Lebens bedingt. Indem der Begriff des Staats, wenn er nicht bloße Polizeianſtalt ſein ſoll, beide Seiten des Lebens, als untrennbare Factoren, in den Bereich ſeiner Zwecke aufnimmt, erhält die Kirche als diejenige Anſtalt, die der Entwicklung der religiöſen Intereſſen dient, in dem ganzen Organismus gerade ſo ihre ſelbſtändige Stellung, wie z. B. die Schule in Beziehung auf die Entwicklung des Wiſſens der einzelnen Staatsangehörigen. Dieſe Abhängigkeit der Kirche vom Staat gefährdet das Weſen jener ſo wenig, daß ſie nun erſt, indem ſie aufhört, als ein zweiter fremdartiger Organismus in feindſeligem Conflict mit dem Staate zu ſtehen, wird, was ſie ſein ſoll, der heilige Heerd, von welchem aus ſich eine höhere Betrachtung und Auffaſſung aller Lebensintereſſen verbreitet. Daß die von Rothe ſtatt einer ſolchen Reduction der Kirche in Ausſicht geſtellte völlige Zerſtörung derſelben dem Begriff des Staats widerſpricht, iſt ſo gewiß, als dieſer in dem Maß vollkommen iſt, in welchem alle Lebenskräfte und Richtungen in dem Geſammtorganismus ihre beſtimmten und unter einander unabhängigen Organe finden, deren friedliches Zuſammenwirken den klaren Fluß und die wohlthätige Entwicklung des allgemeinen Lebens bedingt. Aber dieſem Ziel tritt man nur dann näher, wenn man endlich aufhört, eine Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit der Kirche zu fordern, die die Intereſſen des Lebens nur entzweit und den Einfluß der Religion, die ein Ferment des Lebens in allen ſeinen Beziehungen, nicht eine abgeriſſene, äußerliche Macht ſein will, am empfindlichſten hemmt; wenn man aufhört, mit dem Verf. den Katholicismus um ſeine Begeiſterung für die Intereſſen ſeiner Kirche zu beneiden (vgl. das Schlußwort S. 198 f.).

L. Georgii.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

1. December. № 131. 1841.

Der proteſtantiſche Abſolutismus und ſeine Entwicklung.

(Fortſetzung.)

In unſerer innern Entwicklung ſpielt natürlich die Revolutionsfurcht und die Freiheitsangſt eine eben ſo bedeutende Rolle. Gäbe man die Preſſe frei und verwirklichte das Repräſentativſyſtem, wodurch der Staat öffentlich wird; man würde glauben, den Dämon der Weltzerſtörung losgebunden und nicht den wahren Staat erſt geſchaffen, ſondern vielmehr zu Grunde gerichtet zu haben. Die Folge dieſer Anſicht iſt geweſen, daß die politiſchen und religiöſen Romantiker in Preußen vollkommen zur Gewalt gelangt ſind. Nun tritt aber die Furcht, die ſie zuerſt den Machthabern gepredigt, auch ihnen an die Seele. Sie finden ſich im Conflict mit der öffentlichen Meinung und den liberalen Geſetzen und werden zweifelhaft, ob der öffentliche Geiſt, der politiſche Liberalismus, oder ihre Stellung die eigentliche Macht ſei. Daraus entſteht ein Zögern und Zurückweichen vor dem Drange der Zeit, halbe Maßregeln und ſcheinbare Conceſſionen; und bis jetzt hat das romantiſche Syſtem noch nicht den Muth gehabt, ſich vollſtändig ins Werk zu richten. — Auf der andern Seite, bei den Liberalen, müſſen nun natürlich deſto dringender die Wünſche und Beſtrebungen nach Freiheit im Staate und in der Litteratur entſtehen; aber ſobald es Ernſt damit wird, ſei es auch nur mit den Wünſchen und ihrer wirklichen Manifeſtation in Petitionen, ſogleich tritt auch hier wieder die Furcht ein. Die Bürger ſind Spießbürger, die von keinem andern Recht, als dem auf ihr Leben und ihr Gewerbe wiſſen, und denen daher der Staat mit dem Gorgonenſchilde drohend als eine fremde Macht erſcheint, nicht als die ihrige, denn ſie ſind in der That und Wahrheit noch von ihm ausgeſchloſſen, obgleich er ihr rechtmäßiges Erbe, ja, noch mehr, die That und das Werk des Liberalismus oder der Emancipation des Spießbürgerthums iſt; denn wer hat das neue Preußen anders gegründet, als die Steiniſch-Hardenbergſche Geſetzgebung und Politik und die demokratiſche Erhebung der Freiheitskriege? Was iſt alſo kläglicher, als hier bei der Regierung ſowohl, als bei den Bürgern die Furcht vor ſeiner eignen Macht zu finden? Man wende nicht ein, auf beiden Seiten, auf der liberalen, wie auf der reactionären, ſtänden die determinirteſten Charaktere: wir ſehen keine ernſtlichen Thaten. Im Gegentheil ſcheu und zögernd, heuchelnd und ausgleichend ſtehn ſich die feindſeligen Syſteme der Regeneration und der Reaction gegenüber: die Philiſter dominiren; Niemand will das Extrem ergreifen. Aber es wird dennoch nicht ausbleiben. Denn was iſt es anders, als das Ausſtrömen des innerlich kochenden Dampfes in die Kanäle der Bewegung nach Außen? Der Geiſt muß erſcheinen, der Wille muß ins Leben treten. Den Muth aber wird die Welt wieder lernen, weil ſie muß; und er findet ſich wunderbar von ſelbſt im Feuer des entbrannten Kampfes.

Mag daher zunächſt die politiſche Bewegung überall von der Furcht ausgehn und ſcheinbar an ihr ſcheitern; der Tag lebendiger politiſcher Kämpfe wird auch unſerm Vaterlande aufgehn; ja, er iſt ſchon erſchienen. Preußen iſt gegenwärtig der Staat, auf den Alles ankommt, ſeine Reform iſt die deutſche überhaupt. Es handelt ſich daher in Deutſchland jetzt erſt eigentlich um den Staat, weil um den wahrhaft ſouverainen und welthiſtoriſchen Staat, deſſen Freiheit allem Druck äußerer Mächte, aller Einwirkung fremder Regierungen und Principien enthoben ſein würde. Wie ſteht nun dieſer Kampf? Der politiſche Zuſtand des geheimen Polizeiſtaates, der die äußerliche Ordnung und die ordentliche Verwaltung eines geiſtloſen Organismus bezweckt, entſpricht weder den Intentionen unſerer liberalen Staatselemente, noch der Bildung unſerer Zeit. Die Bildung ſteht mit dem status quo in Oppoſition. Dies heißt nicht, ſie iſt mit dem ganzen Staate unzufrieden und verwirft ſeine Geſchichte, im Gegentheil, ſie erkennt ſeine Geſchichte an, ſie beruft ſich auf ſie, und wenn ſie zugleich geltend macht, daß der geiſtige Zuſtand unſerer Zeit dem politiſchen, von dem er losgetrennt iſt, vorausgeeilt ſei, ſo iſt damit in der That auch die Gegenwart mehr anerkannt als verworfen; denn wer wollte ſagen, daß es nicht ſo ſein müßte, wenngleich auch eben ſo ſehr folgt, daß es nicht ſo bleiben darf? Eine Bildung, die ſich ſo wenig Welt und Staat zu unterwerfen wüßte, daß ſie dieſe nicht nach ſich zöge, wäre die allerohnmächtigſte, die ſich denken läßt. Der Staat iſt immer das Ganze, und die Oppoſition ſo gut, als die Regierung gehört ihm an. Die Differenz iſt nicht über die Exiſtenz und den Inhalt, der

etwa nicht ſein ſollte, ſondern über die Form, die dem Staate gebührt, eben wegen ſeines innerſten Gehaltes, des freien Geiſtes, den wir als die Entfaltung der Reformation in Wiſſenſchaft und Kunſt und als die vielbelobte friedliche Aneignung der Früchte der franzöſiſchen Revolution bereits in Beſitz haben.

Man wird dies leicht zugeben, wie ſollte man auch nicht? Weniger leicht wird man zugeben, daß der Staat ſelbſt nur die thätige, ſich ſelbſt bewegende Form ſei, in der die ganze Ausbreitung des Geiſtes ſowohl Beſtand als Entwicklung habe und beides ſich erringen müſſe: denn dies iſt der Begriff des Staates, der ihn abſolut und frei macht. Nicht, wie vor dieſem, die Macht, die dies alles gewähren läßt und ſchützt, ſelbſt aber etwa nur Kriegs- und Finanzmacht wäre, iſt der Staat, ſondern die eigne Bewegung und darin die eigne Macht des Geiſtes ſelbſt. Der Staat des großen Churfürſten, welcher die Schutzmacht des Proteſtantismus war, und der Staat des großen Friedrich, welcher die Weltmacht des Proteſtantismus in Form der abſoluten Monarchie war, iſt jetzt nicht mehr der Staat: nach wie vor fällt in ihn das abſolute Intereſſe des hiſtoriſchen Geiſtes, aller Inhalt, den der Proteſtantismus erarbeitet; aber die Abſolutheit, um die es ſich jetzt handelt, iſt die freie Weltmacht, durch die freien Subjecte erzeugt, alſo der abſolute Staat, als freie Bewegung des Geiſtes, d. h. ein Staat mit innerer und äußerer Souveränetät, ein conſtitutioneller Staat, der zugleich eine europäiſche Großmacht iſt und die Geiſtesfreiheit der Reformation zu ſeiner Vorausſetzung hat (cf. Hall. Jahrbücher 1840, S. 1201, 1241. Kritik des gegenwärtigen Staats- und Völkerrechts).

Die Nothwendigkeit einer Reform des status quo wird von allen Seiten eingeräumt. Die Einen ſagen, der „abſtracte Beamtenſtaat," die „Bureaukratie" ſei zu überwinden, dies ſei das „Mechaniſche" und müſſe wieder das „Organiſche," wie im alten Deutſchland, werden, die Andern ſind ebenfalls der Meinung, der „Polizeiſtaat" ſei zu überwinden, er müſſe die „conſtituirte republikaniſche Monarchie," die „äußerliche Ordnung" des Polizei- und Beamtenſtaates müſſe die „geiſtige Ordnung" der conſtitutionellen Monarchie werden. Die Romantiker und Reactionäre ſo gut, als die Liberalen, halten daher dem Beſtande ein Sollen entgegen, nur der Serviliſmus vertheidigt den Beſtand als etwas Abſolutes. Jene beiden haben gleichmäßig die richtige Gliederung, die Lebendigkeit, die Selbſtthätigkeit, mit einem Wort das Subjective oder die Freiheit im Auge. Es iſt nur eine Differenz der Vorſtellung oder des Begriffs von dieſem Subjectiven, das von beiden Seiten in Anſpruch genommen wird, und während beide Arten des Idealismus, der rückwärts und der vorwärts gekehrte, das Innerliche, den lebendigen Menſchen, das Subject und ſeinen unendlichen Inhalt zum Zweck des Staates machen wollen, ſind ſie in heftiger Fehde über die Methode, mit welcher dies zu erreichen. Der Streit iſt ſo im Grunde ein metaphyſiſcher, der allerdings nur philoſophiſch zu löſende zwiſchen Willkür und Freiheit, der aber gegenwärtig bereits ein Gegenſtand des allgemeinen gebildeten Bewußtſeins geworden iſt.

Daß die abſolute Monarchie ſeit 1807 von republikaniſchen Elementen durchdrungen wurde, genügt nicht. Der Inhalt muß anerkannt und geſetzt, das Princip mit Bewußtſein ausgeſprochen und zum Syſtem ausgeführt werden. Nur im Militär iſt die vollſtändige Verſöhnung des Begriffs der Freiheit mit dem der äußerlichen Ordnung erreicht, weil es hier mit der gleichen Pflicht aller Wehrfähigen und der humanen und ehrenhaften Disciplinirung abgemacht iſt. Im Uebrigen fehlt überall die Verſöhnung des Princips der Oeffentlichkeit, des Gemeingeiſtes oder der allgemeinen Vertretung mit der Heimlichkeit und äußerlichen Ordnung der Beamtenhierarchie und der abſolut für ſich bleibenden Spitze. Man drückt dies ganz richtig aus, wenn man ſagt, es iſt keine Verfaſſung vorhanden, weil der Staat als Ganzes noch keine Form der freien Vermittlung ſeiner Elemente in ſich hat. Daß die Elemente der ſtaatsbürgerlichen und publiciſtiſchen Freiheit vorhanden ſind, iſt anzuerkennen, daß ſie aber noch nicht lebendig und wirkſam ſind und daß ſie es nicht eher werden können, als bis der letzte rückhaltslos liberale Schritt der Conſtituirung geſchieht, der Staat alſo in ſeiner Spitze ſelbſt mit der Freiheit Ernſt macht, verſteht ſich nach den bisherigen Erfahrungen und Entwicklungen der neueſten Geſchichte von ſelbſt.

(Schluß folgt.)

Geſammelte kleine hiſtoriſche Schriften von G. G. Gervinus (mit dem Seitentitel: Hiſtoriſche Schriften von G. G. Gervinus, 7. Bd.). X. und 618 S. Leipzig, 1839. Bei Engelmann.

Gervinus nennt ſich ſelber einen Glücklichen, zunächſt als Autor; „ich habe, ſagt er S. VII, in meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn ein Glück gemacht, deſſen ſich jetzt ein beſcheidener Mann, der Schul- und Zeitungsfreundſchaften verſchmäht, in der wiſſenſchaftlichen Litteratur nur ſelten erfreuen kann." Wir wundern uns darüber weniger, als er ſelbſt: denn Schul- und Zeitungsfreundſchaften werden doch nur von Solchen geſucht, welchen ihr ſchriftſtelleriſcher Beruf und was ſie darin vertreten, im Grunde der Seelen ſelber zweifelhaft iſt und die ſich darüber durch fremde Zuſtimmung verſichern oder täuſchen möchten. Tritt aber ein Mann hervor, deſſen ganze Erſcheinung ſogleich den geborenen Schriftſteller offenbart, deſſen weiter kundwerdende Lebensgeſchichte dies beſtätigt, ſo wird ihm bald ausgedehn-

ter Beifall, die Ungewiſſen freuen ſich, das ihnen Fehlende hier erreicht und den Autorenberuf im Allgemeinen, alſo doch auch den übrigen wieder gerechtfertigt zu ſehen, und noch ſchwerer wiegt das, wenngleich ſparſamer ausgedrückte Wohlwollen der wirklich Tüchtigen und Ebenbürtigen. Zu dieſen ſubjectiven Bedingungen ſchriftſtelleriſcher Ehre kommt bei Gervinus die objective, daß er als Hiſtoriker, und zwar vorzugsweiſe als Litterarhiſtoriker aufgetreten iſt. Geſchichtſchreiber, wenn ſie nicht in die unmittelbaren Intereſſen der Gegenwart herabſteigen, ſondern in gehörig entfernten Zeiten ſich aufhalten, haben in der Regel die ruhigſten Plätze auf dem litterariſchen Forum, die Todten können nicht reden, die Lebenden bekümmern ſich wenig um die Todten, und ſo weiſen die Parteimänner ſelber gern auf die parteiloſe Muſe der Geſchichtſchreiber hin, ihren Gegnern dieſelbe als Gewiſſensſache empfehlend und für das eigne Thun und Urtheilen ſie zum Zeugniß nehmend. Wenn ferner der Hiſtoriker, eingedenk der jetzt faſt allgemein an ſein Verfahren geſtellten Forderungen, ſeinen Gegenſtänden eine künſtleriſche Behandlung verſpricht, wenn er ſie in epiſcher Fülle zu explicíren, in dramatiſcher Rundung abzuſchließen ſich bemüht, ſo freut ſich die jetzt doch zumeiſt äſthetiſche Kritik dieſes Gehorſams gegen ihre Satzungen, während zugleich die wenigſtens vorhanden geweſene Wirklichkeit und Größe der Objecte ſie durch den Contraſt mit ihren eignen, oft ſo bedeutungsloſen Productionen zur Bewunderung nöthigt. Die Litteraturgeſchichte ſelber endlich verſirt zwar auf einem Gebiete, auf welchem ſchon eher der Nächſte Beſte competent zu ſein ſich getraut, aber die Litteratur ſelber kann doch nicht unfreundlich ſich gebärden, wenn ihr Einer in ihrer Geſchichte ſeine Huldigung darbringt, zumal wenn er ſie ihren Reichthum erſt kennen lehrt und ſo manches ihrer verſtaubten Ahnenbilder in neuem Glanze herſtellt. So konnten für einen Mann, wie Gervinus, im Walde der Kritik bisher nur Lorbeeren wachſen; eine Natur, wie die ſeinige, voll eingeborner Kalokagathie, nicht in ſtürmiſchen inneren Revolutionen zerriſſen, ſondern ſturmfeſt in unverrückter Harmonie mit dem eignen Geſetze ſich entfaltend, gleich das erſte Mal und immer wieder mit der Gabe goldener Aepfel in ſilbernen Schaalen erſcheinend — eine ſolche Natur konnte nur mit Willkommen begrüßt werden ſowohl von Denen, welche ohne Noth und Ehre ihrem beſcheidenen Fleiſche Wunden geſchlagen hatten, als auch von Solchen, welche der Genius mit gleicher Gunſt begabt und geleitet.

Um all dergleichen Ruhm aber giebt Gervinus ſelber blutwenig; er hat den ſtolzen Muth jeder tüchtigen Individualität, nicht nach des Publicums Stimme zu fragen, ſondern ſich ſelbſt am eignen Maße zu meſſen; was ein wahrer Geſchichtſchreiber ſein könne und ſein müſſe, davon ſpricht er der großen Menge jedes Verſtändniß ab, während er ihn durch Beilegung der höchſten Eigenſchaften faſt über alle Menſchenkinder erhebt. „Die Geſchichte," ſagt er S. 347 in einer Abhandlung über Schloſſer's „„univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der alten Welt und ihrer Cultur,"" worin er Schloſſer'n den Erſten der jetzt lebenden deutſchen Hiſtoriker, den Erſten, welcher dem Begriffe ächter Hiſtoriographie Genüge thue, nennt, — „die Geſchichte, die die Geſammtheit der moraliſchen Welt umſpannt, die jede Falte des menſchlichen Geiſtes durchforſcht, jeden Winkel des menſchlichen Herzens durchſpäht, die, was die Religion nicht offenbart, die Philoſophie nicht träumet, die Pſychologie nicht ergrübelt, an dem großen Lebenslaufe der Menſchheit erforſcht, die Geſchichte hält ſich frei von Dogmen, frei von Fächern, frei von jeder handwerksmäßigen Beſchränkung; ihren ächten Schüler kann keine Scholle feſſeln, kein Glaube beengen, keine Partei beſitzen, keine Laune, kein Steckenpferd beherrſchen. Indem er ſich das Leben in ſeiner geſammten Fülle zum Gegenſtande ſeiner Betrachtungen nimmt, iſt es nothwendig, daß er, um es zu erfaſſen, ein Urbild der Wirklichkeit rein und ungetrübt in ſich trägt. Er muß daher gleichmäßig aus ſeinem, wie aus dem Leben der Menſchheit ſeine Erkenntniß ſchöpfen, denn einerlei Geſetz waltet über dieſem und jenem; er muß einfach zugleich und vielfach von allem Menſchlichen berührt werden; jetzt muß er ſeinen Sinn geöffnet haben für die reinſte Einfalt eines Naturzuſtandes und dann darf es ihn nicht anwidern, ſeine Betrachtung den verworfenſten Cirkeln der modernen Verderbtheit, den Wirkungen des maßloſeſten Luxus, den Quellen der geſteigertſten Bedürfniſſe zu leihen; er muß ſchwimmen im Strome der Welt und die Seele rein halten, wie ſie aus den Händen der Natur ging; jedem wechſelnden Eindruck der farbenwechſelnden Welt offen, muß er wie ein Proteus ihr gegenüber ſich verwandeln, und innerlich muß ſein Geiſt in feſter Betrachtung ſtille ruhen und was ebenſo erforderlich iſt, ſein Charakter in unerſchütterter Würde beſtehen."

Aber dieſe Sätze, die wir abſichtlich etwas weitläufiger ausgehoben haben, und mit denen die ähnlichen Ausführungen in des Herrn Verfaſſers „Grundzügen der Hiſtorik" zu vergleichen ſind, — klingen ſie nicht faſt ganz, wie jene abſtracte Rhetorik, der wir ſchon ſo oft in den Exordien univerſalhiſtoriſcher Werke, z. B. bei Rotteck, begegnet ſind und die uns, ſtatt zu befeuern, nur immer kälter und nüchterner gemacht haben? Und doch, wenn auch ein Gervinus in dieſen Ton einſtimmt, ſo muß an der damit ausgedrückten Stimmung etwas Wahres und Allgemeines ſein. Vielleicht iſt es dieſes. Die Geſchichtſchreibung, wie nach Hegel's bekanntem Wort die Philoſophie, erwacht immer erſt in den Zeiten, wo das unmittelbare Leben bereits ſeine Blüthe vollendet hat und ſeinem Untergange ſich zuneigt: wie da das Bewußtſein in ſich geht und ſeine bisherigen Geſtalten ſkeptiſch zerſtörend ſich in ſeinem reinen Weſen beſchaut, ſo

ſammelt es hinwiederum dieſelben in ſeiner Erinnerung, um noch, was es irgend vermag, aus ihnen zu bilden. Streng genommen trifft es daher nicht völlig zu, wenn der Hr. Verf. (Grundzüge S. 80) für den wahren Geſchichtſchreiber zu ſeinem ſubjectiven Standpunkte einen ſolchen Boden verlangt, wo die Menſchheit mit allen ihren Kräften zugleich, und insbeſondere politiſch thätig ſei, und uns Deutſchen den Preis der Hiſtorie ſo lange vorenthält, bis wir ein activeres politiſches Leben haben werden. Zurückblicken muß der Hiſtoriker wohl auf einen ſolchen Boden können, wenn er an Großem Großes leiſten will, ſelbſt aber über das Größte davon hinaus ſein, weil eine ſubjective Verflechtung darein faſt unabänderlich zur parteilichen Einſeitigkeit führen würde. Gervinus beſtreitet darum ſelbſt St. 349 wenigſtens für unſere Zeit den Leſſingſchen Satz, daß der wahre Geſchichtſchreiber nur der Schreiber der Zeitgeſchichte ſei, indem es von Tag zu Tag unmöglicher werde, auf dieſem gefährlichen Felde Bedeutendes und für die Dauer Werthvolles zu leiſten; wenn er aber, wieder zu der erſteren Forderung ſich zurückwendend, Thucydides und ſein Geſchichtswerk nennt („wenn je die Erſcheinung eines Genius wunderbar war, die wunderbarſte von allen"), ſo giebt ja Thucydides ſelber, abgeſehen davon, daß er doch erſt nach Beendigung des Krieges ſchrieb, deutlich zu verſtehen, daß er ſchon beim Beginne deſſelben auf außerordentliche Veränderungen und Reſultate gefaßt geweſen, und die großartige Gerechtigkeit, welche er, der Athenäer, bei aller Liebe zu ſeinem herrlichen Vaterlande dennoch deſſen erbittertſten und zuletzt ſiegreichen Feinden angedeihen läßt, beweiſt es ausdrücklich, daß er urſprünglich ſchon über beide Parteien erhaben und gleichſam hinter dem Ausgange ihres Kampfes mit ſeinem Bewußtſein angeſiedelt war. Mögen wir blicken, wohin wir wollen, ſo folgt die ächte Geſchichtſchreibung nicht bloß zeitlich, ſondern geiſtig den Begebenheiten nach; Italien war ſo reich an Hiſtorikern nicht, wie es „Grundzüge der Hiſtorik" l. c. heißt, als es der Mittelpunkt der Weltbegebenheiten und der Litteratur zugleich war, ſondern gerade in den Zeiten, wo die wirkliche Geſchichte ſich von ihm abzuwenden und über die Berge zu gehen begann: Deutſchland aber hat immer Geſchichtſchreiber gehabt, wenn entweder eine ſeiner eignen bedeutenderen Entwicklungen oder eine allgemein europäiſche Weltzeit zurückgelegt war. Wiefern aber die Forderung des Hrn. Verf. auch für die von Hegel ſogenannte reflectirte Geſchichte, d. h. für die Darſtellung geſchichtlicher Epochen durch einen der Zeit und Nationalität nach fremden Hiſtoriker gilt, ſo mag einem Solchen das Leben in einer ſelbſt bedeutenden Zeit zwar die wirkſamſten Förderungen zur Erkenntniß der früheren bieten, dann aber fürchten oder hoffen wir vielmehr dieſes, daß das Intereſſe der Gegenwart bei ihm das an der Vergangenheit zurückdrängen und er lieber Geſchichte machen, als ſchreiben werde. Niebuhr hat ſich mit vollem Ernſte der römiſchen Geſchichte erſt dann zugewandt, nachdem ihm eine großartige Stellung im unmittelbaren Leben ſich zu ſchaffen nicht gelungen war; umgekehrt finden wir von denen, welche, während der lebendige Geiſt der Geſchichte ſie beſeelte, ihre Blicke nach den Alten richteten, wie von den Franzoſen der Revolution, nur wenig hiſtoriſch Wiſſenſchaftliches geleiſtet; Muſe und Muße gehören zu einander.

Weil aber ſolche Zeiten, wo die originale Arbeit und Weiterbewegung des Geiſtes ceſſirt, nicht bloß Zeiten unbefangener Erinnerung, ſondern auch der negativen Kritik ſind, die der Geiſt, um ſich zu weiteren Schritten vorzubereiten, gegen ſeine bisherigen Productionen richtet, ſo wendet ſich das Bewußtſein Vieler, geängſtigt und geärgert von der Unruhe, in die es hiemit verſetzt wird, nur mit um ſo ſtärkerem Pathos dem hiſtoriſchen Wiſſen zu, als welches ſicher und unantaſtbar dem Gemüthe einen Inhalt der Wahrheit gebe, wovon „die Philoſophie nichts träume, die Religion nichts offenbare, die Pſychologie nichts ergrüble." In Deutſchland ſtammt dieſe Sage gegenwärtig zumeiſt noch aus der Aufklärungsperiode her, ſie hat aber in allen ähnlichen Perioden, auch ſchon zu Livius', Polybius' und ſelbſt Thucydides' Zeiten verlautet, und iſt regelmäßig wieder verſtummt, ſobald es in der wirklichen Welt, d. h. im Staate, in der Religion und Wiſſenſchaft wieder friſche Triebe und Hiebe gab. Zu keiner Zeit aber kann man es beſcheiden nennen, wenn die Hiſtoriographie ſich ohne Weiteres die geſammte Vergangenheit als ihr Dominium vindicirt und die Philoſophie und Religion nur aufs Gegenwärtige oder Jenſeitige, d. h. aufs Trockene ſetzen will. Dieſe fordern wenigſtens ihr eignes Erbgut von ihr zurück; dann kommen die Phyſik, die Jurisprudenz, die Politik, die Kunſt mit ähnlichen Reclamationen, denn auch ſie brauchen ihre Errungenſchaft zu ihrer jetzigen Vermögensverwaltung, und wie es zu gehen pflegt, wer zu viel verlangte, bekommt am Ende nichts. In der That iſt es eine leere Prätenſion, die Geſchichte ihrem Inhalte nach zu einer beſondern Wiſſenſchaft neben den andern machen zu wollen; was von jenem ſich wiſſenſchaftlich behandeln läßt, bearbeiten die verſchiedenen Disciplinen als einen integrirenden Beſtandtheil ihrer ſelbſt; wer ſich das Uebrige nehmen will, der mag es behalten und mit aller Gelehrſamkeit zerſpalten und herausputzen, um den Werth deſſelben werden ihn die Wiſſenſchaften nicht beneiden.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

525

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

2. December. № 132. 1841.

Ich bitte mir die Beſtellungen auf die

Deutſchen Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt

pr. 1842

recht zeitig zukommen zu laſſen. Die erſte Lieferung des Jahrgangs 1842 erſcheint ſchon Mitte December d. J.

Leipzig am 7. November 1841.

Otto Wigand.

Der proteſtantiſche Abſolutismus und ſeine Entwicklung.

(Schluß.)

Die Reform wird nun zwar retardirt, ſie iſt aber unabweisbar. Die Regenerationselemente ſind die Baſis des Beſtandes, ſie müſſen darum früher oder ſpäter zu ihrem Rechte kommen, wenn nicht die Exiſtenz ſelber aufs Spiel geſetzt werden ſoll. Sodann iſt die Reaction ſelbſt ungefähr in dem Falle eines Toryminiſteriums. Um ſich nur einigermaßen zu behaupten, da ſie der Zeit contre coeur ſich aufdrängt, muß ſie Maßregeln ergreifen, wodurch ſie wenigſtens den Schein erweckt, als ſei ſie die wahre Macht und auch die wohlverſtandene Freiheit. Ihre Gedanken über dieſen Punkt hält ſie nun eben nicht geheim; muß ſie doch auf die öffentliche Meinung und Ueberzeugung zu wirken ſuchen. Wir können ihr daher ſagen, was ſie denkt. Aus der äußerlichen Ordnung, der Bureaukratie, der mechaniſchen Controlirung, der pedantiſchen Examinirerei, des Dienſtes von der Pike auf, der Centraliſirung — an allen dieſen Dingen nimmt ſie, als an unlebendigen, Anſtoß — ſucht ſie herauszukommen: 1) durch größere Unabhängigkeit des Königs von dieſem Mechanismus, der ſeine freie Subjectivität beſchränkte. Sie denkt daher an Selbſtregierung, an Berufungen mehr nach Perſönlichkeit und Geſinnung, als nach dem ſteifen Avancement, ja es iſt ſogar von der Cabinetsjuſtiz, freilich nur bei einem ſeichten Paradoxiſten, die Rede geweſen. Die Conſtitutionen und Verbrieſungen werden daher als eine äußerliche unwirkſame Sache gefaßt und Alles in das Gewiſſen und die Religion des Fürſten gelegt. Allerdings iſt dies in dieſer Region das Subjective, aber wenn es auch im einzelnen Fall das Vortrefflichſte von der Welt wäre, es iſt doch nur das Romantiſch-Subjective, die Willkür, das Perſönliche, welches als Staatsperſon nur dann das Wahre und die Macht iſt, wenn es die Geſetze und das Allgemeine zum Inhalt hat. Dieſe Frage iſt bei Gelegenheit des großen Churfürſten und Friedrich's II. ſchon erörtert. — 2) Wie der König, ſo ſollen auch die Provinzen, die „Corporationen" (ein Stichwort der Romantik), die Kirche, der Adel, die Bauern, die Städte, und nicht zu vergeſſen die Standesherren, wieder ſelbſtändiger werden. Alle dieſe, ſagen ſie, waren frei, tapfer und ſelbſtändig vor der abſoluten Monarchie, dieſe hat viel Individuelles verwüſtet, man rehabilitire, man reſtaurire daſſelbe. Das Individuelle, die Selbſtthätigkeit iſt wiederum das Subjective; man will es zu Ehren bringen, wo man es findet, und denkt, dieſe Ehre und Wiedergeburt werde den einzelnen Elementen des Staats in möglichſter Selbſtändigkeit zu Theil werden. Sie verſtehen unter Freiheit Selbſtändigkeit; nur ein anderer Name für Willkür! Aber war nicht jene geprieſene Selbſtändigkeit der Kleinen im Ganzen eine Zerrüttung und Auflöſung des Ganzen, war ſie nicht der „gemeinſte Egoismus," die rohſte Unfreiheit der Einzelnen, gegen den der abſolut-monarchiſche Egoismus der ideale, der wahre iſt und bleibt, denn er muß ſelbſt in ſchlechten

Subjecten von allgemeinen, d. h. honetten Geſichtspunkten ausgehen: der König, der nur einigermaßen König iſt, muß vorwiegend allgemeine Intereſſen haben und hat ſie, die Corporationen und die Einzelnen, wenn ſie Egoiſten ſind, können nur gemeine Egoiſten ſein. Aber was heißt denn ſelbſtändig? bin ich denn frei, wenn ich ſelbſtändig bin? Wenn der Menſch mündig wird, ſo wird er ſelbſtändig, aber wie? ſteht er nun draußen und wohnt er vor den Thoren der Welt auf ſeinem eignen Erbe? oder iſt er vielmehr im Verkehr und überall nur im Stande, ſeinen Willen mit dem Willen Anderer auszugleichen? Ganz gewiß gilt nirgends ſeine Vernunft, die er etwa auf eigne Hand apart für ſich hätte, ohne Weiteres, er iſt abhängig von der Anſicht Anderer in allen Dingen. Wer iſt nun ſelbſtändig? Niemand, der nicht verhältnißlos und auf Robinſon's Inſel ausgeſetzt wäre, am wenigſten der König und wer am meiſten zu bedeuten hat. Was bleibt alſo für die Freiheit übrig? kann ſie etwas anderes ſein, als das Geltendmachen meiner Vernunft in der Welt der andern Menſchen, im Staat, und zwar unter der Form, daß meine Vernunft ſich als die allgemeine erweiſt? Und der Staat, iſt er nicht die Einheit eines geiſtig unterſchiedenen Ganzen? Von einer Selbſtändigkeit der Theile in localen Rechten und Individualitäten ganz ſeparater Art würde der Staat nur aufgelöſt werden. In dieſer Einheit müſſen die Theile vertreten werden, und zwar ſo, daß dieſe Vertretung ſie in ihrer relativen Geltung bethätigt, das Ganze aber immer als ſolches empfunden, gefühlt und gewußt wird, welches Gemeingefühl in unſeren Tagen die öffentliche Preſſe beſſer, als früher der öffentliche Markt gewährt. Die Frage, welches die Theile ſeien, iſt allerdings das Hauptproblem. Man erſchwert es ſich aber nur durch die Einmiſchung ausgeſtorbener und von der abſoluten Monarchie mit Recht zerſtörter Unterſchiede. So wenig man bei den Pflichten gegen den Staat in Zweifel iſt, wer ſie zu leiſten hat, ſo wenig wird man es zuletzt bei den Rechten ſein; jedes Subject hat das Recht, frei zu werden, die Fähigkeit zum Staatsbürgerthume iſt aber wahrlich nicht ſchwer zu ermitteln. Die Theile des Allgemeinen ſind die Einzelnen, und die Zuſammenfaſſung der Einzelnen iſt dann etwas Aeußerliches. Die Hauptſache bliebe alſo wohl für uns Preußen, nach wie vor auf unſerer Baſis fortzubauen und unſere reell vorhandenen Elemente auszubeuten, indem wir ſie zur Anerkennung und zu ihren Conſequenzen bringen, dergeſtalt, daß Preußen aus ſeinem ſpecifiſchen Inhalt auch die eigne Seele, den eignen Charakter und ſeine eigenthümliche Politik entwickelt. Dieſe Eigenthümlichkeit, die Vereinigung geiſtiger und politiſcher Freiheit iſt die wahre Nationalität des neuen Deutſchlands, die rohe Volksthümlichkeit dagegen die unwahre, die zu überwindende. Ueber die ſchiefen Theorieen der Reaction wird uns hoffentlich nicht nur die Vernunft der Sache, ſondern auch die Zähheit der Exiſtenzen, die dieſen Theorieen im Wege ſind, hinweghelfen. Für die centrale Monarchie und den Beamtenſtaat iſt nichts zu fürchten, dieſe, ſo wie die Macht, welche in den vorhandenen liberalen Inſtitutionen liegt, ſind jedem Syſtem unentbehrlich, bei jeder ernſtlichen europäiſchen Bewegung wird aber eben ſo unentbehrlich ſein: die wirkliche lebendige Nationalmacht des abſolutfreien Staates, die Weltmacht des Liberalismus. Möge der Guſtav Adolph unſerer Zeit, der „die gemeine Sache des politiſch freien Deutſchlands" gegen ihre zahlreichen inneren und äußeren Feinde zum Siege führt, dieſem Geſchlechte nicht von Außen kommen, ſondern bereits mitten unter uns wohnen und bald die Krone des höchſten Ruhmes, die Liebe und Verehrung ſeiner Zeit und das Bewußtſein, ihr Heros zu ſein, zum Lohne davontragen. Dieſer wäre die wahre Conſequenz Friedrich's des Großen, wie Friedrich die des großen Guſtav war.

Der Gedanke Friedrich's des Großen, von allem dynaſtiſchen Privatintereſſe zu abſtrahiren und den Staat unumwunden zum Zweck zu erheben, iſt der König der Zukunft. Unſre ganze Zeit und alle ihre Kämpfe liegen in dem großen Bewußtſein: „ich bin der erſte Diener des Staats," die res publica im beſten Sinne iſt hiemit proclamirt. Darum dreht auch der Eifer aller Parteien, der erbittertſten Feinde und der durchdringendſten Freunde des wahren Staatslebens ſich um dieſen Gedanken; und in Wahrheit, er iſt unvermeidlich, wie das Fatum; er iſt dieſes Fatum ſelbſt, nur heutiges Tages nicht mehr in blinder, ſondern in ſehender Geſtalt.

Arnold Ruge.

Gervinus „Geſammelte kleine hiſtoriſche Schriften."

(Fortſetzung.)

Ebenſo verhält es ſich mit dem Wiſſen der Geſchichte, ſofern die Geſchichtſchreiber eine andere höhere Form und Art derſelben zum Mindeſten als möglich von ſich ausſagen, denn ſie den übrigen Facultäten zugeſtehen wollen. Gervinus ſelbſt hat in dieſer Beziehung die Anſprüche der bloßen Chroniſten, der Memoirenſchreiber, der verſtändigen Pragmatiker u. ſ. w. bereits auf das billige Maß herabgeſetzt und nur dem philoſophiſchen Hiſtoriker, der mit dem Bewußtſein der in ſeinem Gegenſtande waltenden Idee die Bearbeitung deſſelben unternehme, die Palme zuerkannt. Den aber ſtellt er dann noch hoch über den reinen Katheder-philoſophen, wie er ſich nämlich dieſen vorſtellt: „ſollten wir ſuchen," ſagt er S. 350, „in welchem einzelnen Menſchen

die typiſche Form des menſchlichen Geiſtes am unverſehrteſten erſchiene, wir würden unter den geiſtig Beſchäftigten und Gelehrten nur den erſten Geſchichtſchreiber ſuchen dürfen", was weiterhin damit begründet wird, daß dieſer auch vom Dichter die Phantaſie und vom Manne des Lebens die ſichere Erfahrung und Beurtheilung der Dinge mit der philoſophiſchen Erkenntniß des Allgemeinen und Nothwendigen in ſich vereinige. Wir finden auch dieſes nicht brüderlich, ſondern etwas ariſtokratiſch vertheilt und von der Geſchichte ſelber nicht überall am beſten unterſtützt: denn während dieſe uns von tüchtigen Philoſophen, die ziemlich viel Phantaſie, ja auch von ſolchen, die noch dazu eine reiche, geſunde Erfahrung beſaßen, und von Dichtern erzählt, welche zugleich Philoſophen, und von anderen, die recht feine Welt- und Menſchenkenner waren, ſo weiß uns Gervinus unter den Hiſtorikern, die alle von ihm erforderten Eigenſchaften iſt ſich vereinigten, wieder nur den Einen Thucydides zu nennen, in dem wir doch das philoſophiſche und dichteriſche Ferment nur eben in großartiger Anlage erkennen können. Dieſe Anlage zum Philoſophen und Poeten geſtehen wir jedem tüchtigen Geſchichtſchreiber als ſolchem und kraft ſeiner Zeitgenoſſenſchaft mit den wirklichen Dichtern und Philoſophen zu, nicht aber jedem die freie Entwicklung derſelben, ſo daß er, bereits mit den höchſten Reſultaten dieſer Entwicklung bereichert, erſt zu ſeinem eigenthümlichen Berufe als einem noch höheren überginge. Für ſich ſieht er unmittelbar am Ende der realen Welt als der Erſte, in deſſen Bewußtſein ſie in die Idealität und deren Herrſchaft übertritt; ſo aber erſcheint ſie ihm mit allem Reichthum ihrer Geſtalten nur als die verſchwundene, und als der allgemeine Grund, aus dem ſie hervor- und in den ſie zurückgegangen, die einfache abſtracte Macht des Schickſals, die erhabene Moira, welcher „niemals entrann der Sterblichen Einer, edel oder gering, nachdem er einmal gezeugt war". Als ideales Selbſtbewußtſein weiß er ſich zwar an ſich dieſer Gebieterin des Weltlaufs gleich, aber eben nur, indem er daſſelbe negative Urtheil, das er ſie an allem aus ihrem Schooße Geborenen vollziehen ſieht, wider ſeine eigne Individualität und deren manchfaltige, natürliche Beſtimmungen zur Ausübung bringt. Das iſt die abſtracte geiſtige Freiheit, welche Gervinus in der oben ausgeſchriebenen Stelle für und von dem Hiſtoriker verlangt, das Losgebundenſein von allen ſiren dogmatiſchen Satzungen, politiſchen Theorieen und moraliſchen Maximen, welches auch das ächte Philoſophiren bedingt, dem Geſchichtſchreiber aber unentbehrlich iſt, damit er gleichmäßig offen gegen die verſchiedenſten geiſtigen Gewalten, Anſprüche und Erſcheinungen, die ſich in der Geſchichte hervorgethan haben, ſich verhalten und die Gerechtigkeit, die im Gange der Weltgeſchichte waltet, in ſubjectiver Unparteilichkeit nachahmen möge, cf. S. 165. Bald aber verwandelt ſich jene Freiheit wieder in ihr Gegentheil: denn was nun das wahre Weſen der die Geſchichte erzeugenden Macht ſei, mag er ihr Namen geben, welche er will, weiß der Hiſtoriker auf dieſem Standpunkte noch keineswegs zu ſagen; ſein eignes Gemüth iſt jedoch nur eine der vielen Beſonderheiten, über die jene Macht gleichgiltig hinwegſchreiten wird, und von ihr ſelber erfährt er nur ſoviel, als ſie ihm in ihrer Erſcheinung offenbaren will; ob dies aber ihre innerſte Natur ſei, ob Iſis hier wirklich ihren Schleier hebe, wer wird es ihm entſcheiden und verbürgen? So iſt er Poſitiviſt, ob er nun als ſchlichter Erzähler nur die äußerſte Oberfläche der Begebenheiten, das ſinnlich Wahrgenommene derſelben referire, oder ob er die Urſachen und den Zuſammenhang der Erſcheinungen in dem Erſchienenen ſelbſt als verſtändiger Pſycholog, Diplomat u. ſ. w. aufſuche. Sogar, wenn er, wie Gervinus, von Ideeen ſpricht, „welche innerlich die ganze Geſchichte durchdringen und geſtalten", ſo kann er mit ſeinem beſtimmten Wiſſen derſelben noch ganz an die Objectivität dahingegeben ſein: denn „für uns iſt das Forſchen nach ihrem Herkommen vergeblich. Wie ſie erſcheinend werden oder werdend erſcheinen, wie ſie allmälig wachſen, Ausbreitung und Herrſchaft gewinnen und dann wieder verſinken, dies können wir hiſtoriſch verfolgen. Dem Geſchichtſchreiber genügt dies; ihm darf es ſcheinen, als ſolle Anfang und Ende den Menſchen verborgen liegen" u. ſ. w. (Grundzüge S. 69 ff.) So aber haben dieſe Ideeen nur einen Kantiſch ſubjectiven, regulativen Werth als bequeme Schemate und Geſichtspunkte, nach welchen der Geſchichtſchreiber die Maſſen der Begebenheiten ſauber auseinanderzuhalten und zu gruppiren vermag: daß er aber die Wahrheit der Sache erreicht, daß die Geſchichte wirklich das Leben des Abſoluten ſei, das kann er nur glauben und verſichern mit der Reſtriction des halben Zweifels, daß in jenen Ideeen „ſich die Vorſehung gleichſam offenbare" (Grundzüge S. 65). Laſſe er daher immerhin von dem gemeinſchaftlichen Boden ideeller Abſtraction von dem Gegebenen, auf welchem er ſich urſprünglich mit dem Philoſophen befindet, dieſen gerade aufſteigen oder begleite ihn lieber in die Regionen des reinen Denkens, um hier die Idee in ihrem ewigen logiſchen Weſen, wie ſie ſowohl noch frei von allem Kampfe der Geſchichte, als der erfüllte Mutterſchooß derſelben iſt, zu erkennen; die wahren Principien der geſchichtlichen Welt und ihrer Wiſſenſchaft können nur aus dieſem Himmel herabgeholt werden.

Oder woher will ſich der Hiſtoriker das „Urbild der Wirklichkeit" nehmen, das er, „um das Leben in ſeiner geſammten Fülle zu erfaſſen, rein und ungetrübt in ſich tragen muß"? Die Geſchichte ſelber zeigt es ihm nirgends, ſondern nur der philoſophiſche Begriff, und zwar indem er ihn als die höchſte Form und als das letzte Ziel aller Weltbewegungen die Freiheit kennen lehrt. Dieſe aber iſt es freilich, um deren Genuß ſowohl im Anſchauen der größten

Perſönlichkeiten und Begebenheiten, als um deren Uebung in der Darſtellung derſelben die Geſchichtſchreiber durch die Philoſophie betrogen zu werden behaupten, und allerdings hat dieſelbe nur zu oft mit der Bleifarbe ihrer Nothwendigkeit die lebensvollſten Heldengeſtalten der Geſchichte überſtrichen und jedes friſche Bild derſelben durch die Säure ihrer Kategorieen verdorben. Allein ihre Logik ſelber, indem ſie die Nothwendigkeit nur als Moment, oder als die Vernunft der Freiheit behauptet, corrigirt jenen Fehler wieder hinlänglich, und ſie wird gewiß je länger, deſto ſeltener den Vorwurf auf ſich kommen laſſen, daß ſie ſich illiberal gegen irgend eine wahre hiſtoriſche Größe verhalten, wie ſie vielmehr bereits ſchon mancher ſolchen erſt zur verdienten Anerkennung verholfen hat. Nur falſchen Schmuck wird ſie im Bewußtſein, daß des ächten immerhin genug vorhanden iſt, nicht dulden, wohin wir namentlich die obenerwähnte Forderung, den hiſtoriſchen Stoff künſtleriſch zu behandeln, rechnen. Auch Gervinus ſpricht öfters davon, daß ein vollendetes Geſchichtswerk ein Kunſtwerk ſein müſſe; wenn aber damit mehr als das Tautologiſche, das richtige hiſtoriſche Verfahren eine Kunſt zu nennen, ausgeſprochen, wenn eine Befugniß der Geſchichtſchreibung, mit ihrem Gegenſtande umzuſpringen, wie die freie Kunſt mit dem ihrigen, behauptet werden will, ſo müſſen wir im Intereſſe des hiemit durch ſeine Vertreter ſelbſt verletzten hiſtoriſchen Wiſſens dagegen proteſtiren. Die Verſuchung liegt freilich allzunahe, in der Geſchichte etwas zu poetiſiren, das Object hat ſeine Exiſtenz nur noch in dem Subject und empfängt ſie neu nur von dieſem, der Stoff iſt ſo weich und ſo geduldig, daß er in jede Behandlung ſich zu fügen ſcheint, was ſoll man mit ihm machen, wenn man nicht etwas aus ihm macht, und wo bliebe der Dank des Geſchäfts, wenn das Talent und die Geſchicklichkeit des Bearbeiters ſich nicht auch zeigen dürften? Noch näher entſpringt dieſer Schein einer Identität von Kunſt und Hiſtoriographie einmal daraus, daß beſtimmte geſchichtliche Epochen von der Macht Eines Princips erzeugt und zuſammengehalten ſich zeigen, wie ein ſolcher durch äſthetiſche Gegenſätze ſich vermittelnder Gedanke die Seele jedes ächten Kunſtwerks iſt. Wenn namentlich der Künſtler alles abſchneiden muß, was nicht als integrirendes Moment zu jener Einheit ſeines Werkes gehört, ſo übt auch die hiſtoriſche Kritik das Recht und die Pflicht, das zum Verſtändniß Unweſentliche von dem Weſentlichen zu ſcheiden und fallen zu laſſen. Subjectiver Weiſe ſodann weiß der Künſtler von ſeinem Genius ſich ſowohl das Herz mit poetiſchen Schätzen erfüllt, als das Auge für die Schönheit der Welt erſchloſſen; ſolch' eine hohe, verſtändige Liebe mit ihrem Recht auf ihren Gegenſtand weiß aber auch der Hiſtoriker ſich eingeboren. Zuletzt iſt es die nothwendige Angemeſſenheit des Ausdrucks zu ſeinem Inhalte, was, wie es einerſeits den poetiſchen, andererſeits den hiſtoriſchen Styl erfordert, die Meiſter von beiden ſich als Blutsverwandte erkennen läßt. In dieſem Sinne räth alſo auch Gervinus (Grundzüge S. 76 ff.) dem Geſchichtſchreiber, nur ſolche Stoffe zu wählen, welche wirklich eine künſtleriſche Behandlung zulaſſen, vollendete Reihen von Begebenheiten und ſolche, für deren Erfaſſen und Darſtellen er in ſeiner eignen Natur und Bildung ein Organ habe; wogegen Zeiten der Entartung, des Uebergangs, der Unentwicklung nur als dienende Perioden reizen können, Völkergeſchichten, weil man da gewöhnlich mit dem Tage ende, den man zuletzt erlebt habe, und ſich ſo auch der äußerlichen Einheit beraube, die mißlichſten, Weltgeſchichten aber meiſt die Unternehmungen der ſchwächſten Köpfe ſeien. Vom Styl ſpricht er weniger ausdrücklich, weil er ihm mit Recht mit der reinen poetiſchen Auffaſſung des Gegenſtandes von ſelbſt gegeben erſcheint; wir dürfen aber nur auf den herrlichen Wohllaut ſeiner eignen Sprache, auf ihre reiche und doch immer in der Linie der Schönheit bleibende Fülle, auf die vielfache Abwechslung und in aller Verſchlingung natürlich einfache Gliederung ſeiner Perioden — Gaben und Verdienſte, die jetzt ſo ſelten ſind, merken, um auch hierin ſeine Theorie zu ahnen und zu verſtehen.

(Fortſetzung folgt.)

Bei Otto Wigand iſt erſchienen:

Die künftige Stellung

der

Evangeliſchen Kirchenzeitung

zur Welt.

Brief eines Frommen von Welt

an

Herrn H. L.,

Verfaſſer des Artikels:

„Die Richtung und das Ziel der Halliſchen Jahrbücher."

gr. 8. 1841. Broſch. 10 Ngr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

529

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

3. December. № 133. 1841.

Ich bitte mir die Bestellungen auf die

Deutschen Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst

pr. 1842

recht zeitig zukommen zu lassen. Die erste Lieferung des Jahrgangs 1842 erscheint schon Mitte December d. J.

Leipzig am 7. November 1841.

Otto Wigand.

Die Universität Göttingen.

(Fortsetzung.)

Es war im Jahre 1826, als Heinrich Heine den engen, trockenen Notizenstolz und die einnostende Selbstzufriedenheit der Georgia Augusta mit seinem sengenden Spott angriff. Die Herren fuhren wie aus dem Traume empor. Sie, die sich im Schatten eines übereuropäischen Ruhms geborgen glaubten, sahen sich plötzlich in nächster Nähe, in ihrem süßesten akademischen Geheimniß von einem rücksichtslosen Beobachter belauscht. In dem neuen Jahrhundert hatte man draußen in der Welt nur solche Nachrichten über den göttinger Haushalt gedruckt bekommen, die von den Professoren selbst censirt waren, also Nachrichten über Ehrenbezeugungen, Ordensverleihungen, Versammlungen der Societät der Wissenschaften und Selbstrecensionen. Jetzt auf einmal sprach Jemand, der sich durch den Heiligenschein der Gelehrsamkeit nicht hatte bestechen lassen und Grund fand, ihre Orakel zu bezweifeln. Heine's Art und Weise, wie er die Herren behandelte, ist nicht überall zu billigen. Aber sein dichterisches Talent stand mit dem Zeitgeist im Bunde: er traf wirklich den wunden Fleck und der Beifall der Freigesinnten und der Haß der Akademiker sprach gleich stark für ihn. Sein Buch wurde in Göttingen verboten und das Verbot dauert für Leihbibliotheken noch; desto mehr wurde es aber gelesen und es hat in der That einen nachdrücklichen Sieg erfochten. Die hiesige Hochgelahrtheit büßte ihre Infallibilität in den Augen der Menschen ein und die studirende Jugend fing an, nicht mehr nach alter Tradition ihre Lehrer zu wählen, sondern mit Prüfung und Urtheil die Vorlesungen zu besuchen und sich den jüngeren Professoren zuzuwenden.

Um diese Zeit waren nämlich wirklich viele neue Kräfte gewonnen. Lücke, Dahlmann, Wendt, Ewald, Albrecht wurden berufen und Otfried Müller, der schon 1821 als sehr junger Mann aufgetreten war und jetzt Einfluß zu gewinnen anfing, rüttelte beträchtlich an der alten Hofrathsetikette und weckte mit seinem rüstigen Wesen einen höchst muntern, sogar frischen Ton unter seinen Altersgenossen. Man nannte sich selbst das junge Göttingen; man war sogar keck und humoristisch genug, um in einer Gesellschaft der „Ungründlichen" zusammenzutreten und diejenigen, welche sich bei einer oberflächlichen Betrachtung gern Hoffnungen hingaben, meinten, es sei für Göttingen eine neue Zeit angebrochen. Allerdings regte sich im übrigen Deutschland der Gedanke der neuen Zeit zu energisch, als daß man sich in Göttingen dagegen hätte absperren können. Im Ganzen jedoch ging die hier sich äußernde lebendigere Bewegung aus einem gewissen Dilettantenthum hervor, das man der Gegenwart nicht versagen zu dürfen glaubte. Die hier versammelten jüngeren Männer waren den Ideen, welche sich immer mehr in den Vordergrund des Bewußtseins drängten, nicht abgeneigt; aber sie stellten sich doch vornehm dagegen; sie gaben ihnen hier und da nach, nahmen sich ihrer aber nie energisch an und keineswegs wollte man sich ihrem Dienste weihen. Man war auf dem richtigen Wege, drang

aber nicht zum Princip durch, das den verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen die Einheit gegeben haben würde und deshalb riß gar zu oft ein Schwebeln und Schwanken im ſogenannten Denken und Forſchen ein, worunter das Ziel ſehr bald aus dem Geſichtskreiſe verloren ging. Mit einem Wort, man ergab ſich einem juste milieu der Wiſſenſchaft und während alle reine Wiſſenſchaft radical iſt, nichts von allmäliger, langſamer, lavirender Annäherung an ein als wahr erkanntes Ziel weiß, ſondern ſchnurſtracks darauf losgeht, zog man ſich hier auf die hiſtoriſche Vorausſetzung zurück, ohne die Conſequenzen zu ziehen und war nie im Stande, aus der Menge des Gewordenen die Geſetze des Werdens zu einem ſo unerbittlichen Syſtem zu entwickeln, daß die durch die ganze Menſchheitsgeſchichte einheitlich hindurchſtrömende Idee den Weg aus der Vergangenheit in die Zukunft gefunden, alſo in der Gegenwart Boden gewonnen hätte. — Es fehlte die Philoſophie, der Schöpfer und Wardein des Zeitgeiſtes. Außer einer ungenirten Geſelligkeit hatten die hier zuſammenhaltenden Theologen, Philologen, Juriſten, Aeſthetiker kein gemeinſam zu erſtrebendes Ziel und es iſt deshalb ſehr leicht zu erklären, warum dieſe Geſellſchaft der „Ungründlichen" in ihren Zuſammenkünften an wiſſenſchaftlichem Stoff für die Debatte Mangel litt und aus Unluſt an der letzteren dann ſehr bald zu der Interpretation eines Claſſikers griff. Es conſtituirte ſich die angeblich ſehr gründliche Latina, die Otfried Müller von Amts und Rechts wegen recht artig „tyranniſiren" durfte und von einer Verjüngung, wohl gar Wiedergeburt der Wiſſenſchaft iſt nicht weiter die Rede.

Die Julirevolution brach an und regte, wie in ganz Deutſchland, ſo auch in Göttingen die Gemüther mächtig auf. Es kam hier zu den bekannten Unruhen von 1831, bei denen von Seiten der Univerſität außer den Studenten drei Privatdocenten, die Doctoren Rauſchenplatt, Schuſter und Ahrens betheiligt waren. Ob das durch die Cenſur in Hugo's Händen verſtümmelte Manuſcript über den deutſchen Bund, von Ahrens verfaßt, die Veranlaſſung davon war, müſſen die celleſchen Acten ausweiſen; wir haben aber ſtarke Gründe, zu vermuthen, daß die Urſachen tiefer lagen. Die Geſchichte jener Kataſtrophe gehört um ſo weniger hierher, als ſie zwar eine kurze Suspenſion der Univerſität, im Univerſitätsweſen aber nur eine ſpäter zum Bundestagsbeſchluß erhobene Verfügung wegen der Privatdocenten, ſtrengere Ueberwachung der Studenten und das immer ängſtlichere Auftreten der meiſten Profeſſoren bei öffentlichen Dingen hervorbrachte.

Neue Kräfte wurden im Verlauf der Zeit in den beiden Grimm, in Herbart gewonnen; aber die frühere orientaliſch-occidentaliſche Grandezza der Profeſſoren riß jetzt wieder mehr und mehr ein. Dahlmann gewann Einfluß in Hannover. In Göttingen ſelbſt aber ſah man in den Jahren 1832 und 33 mit Mitleid, wenn nicht mit Verachtung auf die freiburger Profeſſoren, auf Rotteck und Welcker, ſelbſt auf Mittermaier hin und dankte in der hannoverſchen Zeitung Gott, daß man nicht ſei, wie jene Leute. Erſt mit Gervinus kam ein Element umfaſſender, freier Wiſſenſchaftlichkeit auf die Univerſität, das vielleicht, wenn es hier hätte Wurzel faſſen können, eine radicale Regeneration zur Folge gehabt hätte; die Vorausſetzungen lagen wenigſtens in ihm. Unter Männern ſeiner Kraft und Geſinnung wäre Göttingen vielleicht wieder geworden, was es im Anfang war, ein Focus des deutſchen geiſtigen Lebens der Gegenwart. Das war und iſt Göttingen aber nicht mehr, weil es ſelbſt zwar noch immer das alte, die Zeit aber fortgeſchritten, eine neue iſt. Indeß wollen wir uns keinen ſanguiniſchen Conjecturen hingeben. Was kann ein Einzelner ausrichten, der im Weſentlichen doch darauf angewieſen iſt, mit der Vergangenheit die Gegenwart zu betreiben, wenn er von Männern nicht unterſtützt wird, die unmittelbar auf dieſe angewieſen ſind. — Gleich nach ihm kam Ritter mit ſeiner ſalzloſen Philoſophie. —

Göttingen feierte ſein hundertjähriges Jubiläum: ein Feſt ohne tiefere Bedeutung, ohne Folgen. In jugendlichen Köpfen ſpukte zwar etwas von Begeiſterung für Wiſſenſchaftlichkeit, Freiheit und Poeſie, wie man es in Göttingen nicht gewohnt war. Carrière und Th. Craizenach beſangen, neben den Heroen Göttingens, Alexander von Humboldt, Krauſe und H. Heine. Darüber wunderten ſich denn die Göttinger gar ſehr und klagten, daß man wohl würdigere Subjecte hätte finden können, z. B. Heeren, Conradi. Wie wenig verſtanden ſie die Jugend. Der Philologenverein datirt von da und der Talar der Profeſſoren, worin ſich keiner bewegen kann: übrigens war der Blick der Einſichtsvolleren ſchon auf andere Dinge gerichtet. Otfried Müller's Feſtrede war von allen, die gehalten wurden, die beziehungreichſte, weil ſie eine gedrungene Geſchichte der Univerſität gab und in einem Satze namentlich charakteriſirt ſie den Standpunkt der Univerſität in ihrer Totalität ſo ſchlagend, daß wir ihn herſetzen müſſen. „Facile concesserim, philosophiae eam formam, quae ex una quadam summa sententia omnem humanarum cogitationum ambitum suspendit, in hac Academia in universum minus placuisse, cum philosophi nostri plerique et ii certe, qui frequentia auditorum maxime celebrabantur, vel eclectica ratione e multorum placitis probabilia colligerent, vel communem sensum hominum in philosophando unice sequerentur. Atque ut longius hanc sententiam persequar. omnino id studiorum genus, quod proposita una quadam illustriori notione sive idea, vera fictave, juventutis animos convellit, occupat, devincit, et quasi ἐνθουσιῶντας secum aufert, in hac Academia minus quam in aliis nonnullis probatum est, cum ei neque sobrietas illa judicii,

multo et vitae et historiae usu subacta, neque ipsius juventutis φιλομάθεια, qua Gottinga semper excellebat, admodum faverent. At haec non dico, quod illud meditationum genus contemnam; imo etiam hoc Germaniae Academiis honori duco, quod eo tempore, quo philosophicae sectae maximo fervore inter se depugnabant, universitates extiterunt, in quibus tota fere juventus in partes discederet, et de placitis praeceptorum suorum juvenili ardore digladiaretur. Verum aliis alia conveniunt, et Georgiae Augustae puto, vel ignoscetur vel etiam laudi dabitur, quod, quem cursum instituerat, eum constanter tenuerit.“ Wir überſetzen die Stelle. Müller geſteht alſo zu, daß man ſich in Göttingen einem philoſophiſchen Syſteme weniger geneigt gefühlt habe, welches den geſammten Kreis des menſchlichen Denkens aus einem höchſten Princip ableitet. Die meiſten hieſigen Philoſophen und beſonders die, welche die meiſten Zuhörer fanden, ſammelten als Eklektiker aus den Anſichten Vieler (e multorum placitis) das ihnen Genehme oder folgten lediglich in ihrem Philoſophiren dem geſunden Menſchenverſtande. Ja, um etwas näher auf dieſen Punkt einzugehen, fährt Müller fort, man liebte überhaupt die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen (id studiorum genus), welche auf eine einzige wahre oder hypothetiſch geſetzte höhere Idee baſirt ſind und die die jugendlichen Geiſter ergreifen, feſſeln, gänzlich einnehmen und in Enthuſiasmus mit ſich fortreißen, auf dieſer Akademie weniger, als auf manchen andern; weil ihnen (den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen) weder jene Nüchternheit (sobrietas) des Urtheils, die im Dienſt des Lebens und der Geſchichte erlangt wird, noch die Lernbegierde (φιλομάθεια), wodurch ſich Göttingen immer auszeichnete, ſonderlich günſtig waren. Ich ſage das indeß nicht, fährt der Redner fort, aus Verachtung gegen jene Art des Nachdenkens (meditationum genus); nein ich rechne auch das den deutſchen Akademieen zur Ehre an, daß damals, als die philoſophiſchen Parteien (sectae) im heftigſten Kampf begriffen waren, Univerſitäten da waren, auf denen faſt die ganze Jugend Partei nahm und mit jugendlichem Eifer über die Anſichten (placita) ihrer Lehrer abſtritt. Aber dem Einen ſteht dies, dem Anderen das an und ich meine, man wird es der Georgia Auguſta verzeihen oder ſie vielmehr deshalb loben, daß ſie die Richtung, welche ſie einmal eingeſchlagen hatte, unverdroſſen einhielt.

(Fortſetzung folgt.)

Gervinus „Geſammelte kleine hiſtoriſche Schriften.“

(Fortſetzung.)

Die Unzulänglichkeit derſelben aber hat er nun ſelbſt am deutlichſten verrathen eben durch den Unterſchied, welchen in der Wahl ſeiner Gegenſtände zu machen er dem Geſchichtſchreiber anempfiehlt; wir verlangen von der Hiſtorie als einer Erinnerung des Geſchehenen vor Allem Treue und Wahrheit, und die läßt ſich an jenen geringeren und verachteten Partieen ſo gut beweiſen, als an den glänzenden und hochgeprieſenen. Was aber jene zu künſtleriſcher Behandlung ungeeignet machen ſoll, — und das iſt doch wohl der Mangel an hervorragenden Perſönlichkeiten als Mittelpunkten der Ereigniſſe, das Ueberwiegen des Allgemeinen über das Individuelle, des äußerlichen Bedingtſeins über die innerliche Autonomie, — dieſe Alltäglichkeit des Lebens macht ſich überall geltend; auch die ſtattlichſten Helden ſind mit ihren Erfolgen nicht bloß von ſich ſelbſt oder von edeln Genoſſen und Feinden, ſondern gar ſehr auch von der Zufälligkeit der Umſtände, von den gegebenen Verhältniſſen, von der Leidenſchaft der Menge, von dem Trüben und Gemeinen in ihrer eigenen Natur abhängig; der Weltgeiſt hat nicht immer poetiſche Launen, ſondern oft auch ſehr triviale und proſaiſche. Ein Kunſtwerk kann ſich mit dieſem Ballaſt nicht ſchleppen, ſeine Geſtalten müſſen reine Verkörperungen der Idee, ihre Freuden und Leiden die Reſultate ihrer Thaten ſein, erfolgend wenn auch nicht nach vollkommen ſelbſtbewußten, doch nach immanenten geiſtigen Geſetzen; dem bloßen Glück, dem Deus ex machina darf keine Entſcheidung weder für, noch gegen ſie eingeräumt werden. Ein Hiſtoriker, welcher nach künſtleriſchen Regeln zu verfahren verſichert, erregt daher immer Verdacht gegen ſeine Ehrlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit und ruft die Kritik an ihren Poſten: man wird es gerne ſehen, wenn er mit klarem Verſtand, mit lebhafter Einbildungskraft den Gang der Ereigniſſe exponirt und bis zu dramatiſcher Evidenz erhellt; aber freie Schöpfungen ſeiner Phantaſie wird man von dem bereits in Beſitz genommenen Boden der Hiſtorie in das noch überall offenſtehende Paradies der ſchönen Kunſt verweiſen. Kunſtwerke müſſen ſodann einen beſtimmten äſthetiſchen Charakter haben. Die hier analogen müſſen epiſcher, tragiſcher oder komiſcher Gattung ſein; geſchichtliche Thatſachen aber laſſen hierin die verſchiedenſten Auffaſſungen zu und gehen in keiner derſelben auf; der künſtleriſch verfahrende Hiſtoriker wird daher mit ſeiner Darſtellung immer den Vorwurf einer gewiſſen Einſeitigkeit zu befürchten haben. Endlich erfordert ein Kunſtwerk eine vollkommen in ſich geſchloſſene Situation und darf nicht über ſich hinaus auf Anderes als ſein Complement hinweiſen, die Geſchichte aber iſt in dieſem beſtändigen Fluſſe begriffen, in welchem jedes Letzte auch wieder ein Erſtes und Mittleres iſt, und wie es nun wieder nicht ohne Willkür geſchehen könnte, hierin beſtimmte Reihen feſtzuſetzen und abzuſchließen, ſo hätte bei dieſer Zerſtücklung des großen Organismus der Geſchichte der hiſtoriſche Künſtler wenigſtens als ſolcher kein Mittel, die lebendige Seele deſſelben wieder herzuſtellen.

Die Geiſteseinheit jedes geſchichtlich vollendeten Volkes in den verſchiedenen Formen ſeiner Thätigkeit wird er zwar nie läugnen, wenn er auch den Verſuch, dieſelbe in der Geſchichte eines noch lebenden Volkes oder gar in der Weltgeſchichte aufzuzeigen, für ein ſchwaches Unternehmen erklärt; jene Einheit ſelbſt aber nun künſtleriſch herzuſtellen, d. h. ſo, daß er die ganze Idee eines Volks in einer geſchichtlichen Situation zu plaſtiſcher Anſchaulichkeit brächte, wird er wohl auch unterlaſſen müſſen. Iſt aber ſo auch der Gedanke der Einheit der geſammten Weltgeſchichte, ſo weit ſie bis auf den heutigen Tag abgelaufen iſt, nicht ein leeres Phantom, ſondern jedes gegenwärtige Individuum als unendliches Ich an ſich durch die ganze Vergangenheit vermittelt, ſo iſt Univerſalhiſtorie oder nur die Geſchichte der jüngſt verfloſſenen Tage ſchreiben wollen nicht ein unſinniges, ſondern ein zwar kühnes und vielfach, aber nie ganz mißlingendes und verdienſtloſes Unternehmen. Denn wer morgen leben will, muß wiſſen nicht bloß, was vor funfzig Jahren, ſondern was geſtern und heute geſchehen iſt; die Hiſtorie ſoll uns nicht bloß weiſe, ſondern auch klug machen und nur aus den Relationen der Augenzeugen und Zeitgenoſſen kann ſie ſpäterhin ihre eleganten Denkmale bauen. So bleiben wir mit Hegel dabei, die Geſchichte uns zunächſt am liebſten von Solchen erzählen zu laſſen, welche ihr nicht in untergeordneten Beziehungen, ſondern im Mittelpunkte der Begebenheiten nahe geſtanden ſind; ſolche Könige, Feldherren, Staatsmänner haben Großherzigkeit, Vernunft und Intuition in hinreichendem Maße, uns ein getreues Bild ihrer Welt zu geben. Soll uns aber die Geſchichte erſt aus der Darſtellung eines Hiſtorikers von Profeſſion hervorgehen, ſo machen wir mit unſeren Forderungen nicht eher Halt, als bis wir ihn zu völliger philoſophiſcher Erkenntniß und Thätigkeit hindurchgedrungen ſehen; ſie wird ihn, wenn er wirklich den ächten Beruf des Geſchichtſchreibers hat, einmal die in der Geſchichte waltende Idee in ihren höchſten, reinſten Momenten kennen lehren, ſeinen heißen, geſtaltungsluſtigen Trieb aber wird ſie gewöhnen, vorerſt auch die Erſcheinung der Idee mit all' ihrem willkürlichen, irrationalen Beiwerk ſich gefallen zu laſſen.

Faſt aber fürchten wir nun, mit dieſen letzteren Bemerkungen einen bloßen Wortſtreit erhoben und unterhalten zu haben, da es natürlich keinem einzigen Hiſtoriker und am allerwenigſten Gervinus beifallen kann, die geſchichtliche Wahrheit an irgend einem Punkte der Darſtellung zu Lieb beeinträchtigen zu wollen, und es anderſeits doch ganz unverfänglich ſcheint, die Hiſtoriographie eine Kunſt zu nennen. Für die wiſſenſchaftliche Theorie jedoch kann es nicht ganz gleichgiltig ſein, die Markſteine der verſchiedenen Disciplinen und geiſtigen Thätigkeiten genau zu ſetzen und das Eigenthümliche jedes Gebiets von Vermiſchung frei zu erhalten. Da nun Gervinus als der Erſte mit einer bisher unter uns noch nie dageweſenen Hiſtorik (Einzelnes ausgenommen, was er ſelbſt, „Grundzüge" S. 10, namhaft macht, ſo wie Etliches bei Schelling und Hegel) aufgetreten iſt und zur Zeit, ſo viel wir wiſſen, noch keinen Nachfolger gefunden hat, was entweder auf allgemeine Anerkennung ſeiner Sätze oder auf Gleichgiltigkeit ſchließen läßt, ſo wird das Wenige, was wir zu ſagen verſuchten, ſeine Entſchuldigung finden.

Warum wir aber einer philoſophiſchen Geſchichtſchreibung, die gleichwohl nicht die abſtracte Sprache der Philoſophie, außer im philoſophiſchen Collegium und Lehrbuch, ſondern die gebildeter Popularität ſprechen ſollte, das Wort geredet haben, das iſt vornehmlich auch deswegen geſchehen, weil wir ſie mit Gervinus auch für die Gegenwart nutzbar und fruchtbringend machen möchten. Denn ſo richtig die Bemerkung Hegel's iſt, daß Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geſchichte gelernt und nach Lehren, die aus derſelben zu ziehen geweſen wären, gehandelt haben, wenn man nämlich dieſe Bemerkung auf jene didaktiſche Hiſtoriographie bezieht, welche die ganze Geſchichte nur zu einem Exempelbuch für des Autors oft gehörig bornirte und abſtracte Moralgrundſätze ſtempeln möchte, ſo verſteht es ſich doch von ſelbſt, daß das rechte Leben in der Gegenwart und Ergreifen der Zukunft von der beſtimmten Erkenntniß, wenn auch nur der nächſten Vergangenheit, bedingt iſt. Dieſe Erkenntniß aber muß philoſophiſch ſein: denn nur die Philoſophie giebt mit dem vollen Verſtändniß des bisherigen Entwicklungsganges der Geſchichte auch die Freiheit, dem einmal Dageweſenen ein entſcheidendes Lebewohl zu ſagen und dem Kommenden freudig entgegenzugehen, während ſonſt die Liebe des Hiſtorikers für die von ihm geſchilderten Zeiten gar leicht in den vergeblichen Wunſch, ſie in ihrer alten Herrlichkeit wiederhergeſtellt zu ſehen, und damit in Unbilligkeit gegen die Gegenwart und Theilnahmloſigkeit an ihrer Aufgabe übergeht. Zwar Philoſophen vom Fache ſind niemals geſchickt, eine neue Welt wirklich ins Leben zu rufen, aber auch nur den Boden für eine ſolche zu reinigen und den unmittelbar zu ihrer Realiſirung berufenen Individuen und Völkern im Angeſichte der imponirenden Vergangenheit die nöthige Friſche und Freiheit der Stimmung zu verſchaffen, iſt verdienſtlich, wie Ariſtoteles um Alexander, die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts um Friedrich den Großen und um die franzöſiſche Nation ſich dieſes Verdienſt erworben hat; wer darum die Rolle der That ſich nicht zugewieſen ſieht, der wähle die des Gedankens.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

4. December. № 134. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Ganz abgeſehen davon, daß wenigſtens Herbart und Bohtz gegen dieſen Vorwurf des Eklekticismus hätten proteſtiren müſſen: trifft Müller in ſeinem nur Latinität, nicht Gedanken erſtrebenden Latein die Meinung der Göttinger vollkommen, welche die Grundbegriffe, worauf es ankommt, wenn man über heutige Philoſophie redet, nicht ermeſſen. Er ſpricht vom Philoſophiren, nicht von der Philoſophie und hat keine Ahnung von dem Wiſſenſchaftsbau, wie ihn Spinoza, Schelling, Krauſe, Hegel mit umfaſſendem Geiſte nachgewieſen, wie ihn die Geſchichte der Menſchheit, dem Einzelnen unbewußt, aufgeführt hat, wie er jetzt mit Bewußtſein des Einzelnen weiter gefördert werden ſoll. Man ſieht in Göttingen nicht ein, daß das Reich der Wiſſenſchaft ein einziger großer Bau, ein Staat des Geiſtes ſei, deſſen Verfaſſung, wie jede Staatenverfaſſung, conſtitutionell ſein müſſe und nie ſtabil werden dürfe, um unter Anregung aller Kräfte die abſolute Idee immer mehr in die Erſcheinung treten zu laſſen. Wir behaupten nicht, daß die Fachwiſſenſchaften direct auf das Allgemeinmenſchliche hinarbeiten ſollen; ſie ſollen aber in der Abhängigkeit von der allgemeinen Wiſſenſchaft des Lebens, die das Leben in der Wiſſenſchaft und im Geiſte identificirt, zugleich ihr Gleichgewicht und ihre Locomotive finden.

Wie Göttingen ſie im Ganzen darin nicht gefunden hat, hoffen wir im Einzelnen zu zeigen.

1. Theologiſche Facultät.

Laſſen wir der theologiſchen Facultät den herkömmlichen Vortritt. Wir haben aber ſchon früher bemerkt, daß Göttingen von Anfang an hauptſächlich eine weltliche Univerſität war und daß die Theologen hier nie eine hierarchiſche Hegemonie ausübten. So iſt es auch geblieben und die übrigen Facultäten erhielten ſich in ihrer Selbſtändigkeit und bewieſen der Theologie wie der Kirche überhaupt immer mehr Indifferentismus. Natürlich; da die kirchlichen Inſtitutionen für das allgemeine Bewußtſein ſchon veraltet ſind und die wiſſenſchaftliche Widerlegung die in den höheren Schichten der Geſellſchaft längſt herrſchende, nur noch nicht in das Detail eingegangene Meinung für ſich hat. Die göttingſchen Theologen halten nun zwar den ſogenannten Proteſtantismus, den halben feſt und eigentlicher Pietismus hat hier ſo wenig wie eigentlicher Sectengeiſt neben dem hiſtoriſchen Rationalismus publiciſtiſcher Wiſſenſchaft Wurzel faſſen können. Man kämpft gegen Alles, was innerhalb der Bibelgrenzen erſtarren will, behält aber, weil man aller Philoſophie abhold iſt, die Bibel als Papſt bei. Das Evangelium iſt für die hieſigen Theologen vor wie nach infallibel und die Widerſprüche, worin es mit der Naturphiloſophie, Metaphyſik und Philoſophie der Geſchichte ſteht und die Unzulänglichkeit deſſelben in ſo vielen gegenwärtig zur Sprache gekommenen Fragen kann ſie nicht irren. Daß Chriſtus ſelbſt die Menſchen vom Dogmatismus befreien, nicht Dogmen bringen wollte, will man nicht einſehen. Man bornirt ſich lieber ſelbſt den Geſichtskreis mit theologiſcher Brille, als daß man die Jugend anleitete, keine Brille zu gebrauchen. Und die neuſte wiſſenſchaftliche Entwicklung wird als ketzeriſch angefeindet, als wenn ſie die Reſultate des Chriſtenthums läugnete, oder wegwürfe, da ſie dieſelben nur zu integrirenden, nicht dominirenden Theilen herabſetzen will. Man ergiebt ſich aber lieber einem beſtändigen Schwanken, macht der Kritik und Philoſophie einzelne Conceſſionen, nimmt ſie zurück, legt, um den Anforderungen der Zeit einigermaßen zu genügen, Ideen der Gegenwart hinein, um ſie heraus zu nehmen, damit man ja nicht in die Verlegenheit gerathe, ſagen zu müſſen: das iſt eine neue Phaſe der menſchlichen Entwicklung, ein neues Evangelium des Menſch werdenden Geiſtes.

Nun berückſichtigen wir gern, daß der Lehrer der Theologie eine doppelte Aufgabe hat. Er ſoll die Wiſſenſchaft fördern und ſoll Volkslehrer bilden. So ſehr beides auf einem und demſelben Princip ruhen müßte, ſo macht doch die Unvollkommenheit des ganzen menſchheitlichen Organismus noch manche Rückſicht auf dieſem Gebiete nothwendig; der freilich immer mehr entgegengearbeitet werden muß; die aber vor der Hand nicht wegzudisputiren iſt. Es iſt nicht zu läugnen, daß in Göttingen immer Geiſtliche gebildet ſind, die ſich mit ihrer relativen Bildung des gedrückteſten Theils der Nation mit Liebe und Sorgfalt annahmen. Wenn ihnen auch in dogmatiſcher Hinſicht das ewige Wohl über das zeitliche ging (während die Zeit doch ſchon deshalb berechtigt iſt, weil ſie uns beſitzt); wenn ſie ſich auch über den

Begriff chriſtlicher Freiheit nicht immer klar geworden waren, weil ſie auf halbem Wege ſtehen blieben; ſo übten ſie doch, weil ſie in der Praxis die moraliſche Beziehung hauptſächlich feſt hielten, ſtets einen auch dieſſeitig wohlthätigen Einfluß aus. Wenn die göttinger Sorbonne aber meint, ein höheres weſentliches Moment der gegenwärtigen Geiſtesentwicklung zu ſein und ſich und ihre Auslegung der Bibel noch fortwährend zwiſchen Gott und die Menſchheit ſtellen möchte, ſo muß ſie mit allen Waffen, die der Wiſſenſchaft zu Gebote ſtehen, mit Wachſamkeit und ohne Gebet in ihrem Sinn, bekämpft werden. Denn ſie widerſpricht damit der Religion der Freiheit, die die Weltgeſchichte lehrt, aufs Entſchiedenſte.

Friedrich Lücke iſt hier als Profeſſor der neuteſtamentlichen Exegeſe zuerſt zu nennen. Er kam Michaelis 1827 nach Göttingen; und lieſt auch Dogmatik, Ethik und Apologetik; in der Zeit, als Strauß den Brand in die Orthodoxie geworfen, ebenfalls Polemik, chriſtliche Polemik, die aber, weil ſie chriſtlich und nicht philoſophiſch ſein wollte, auf Apologetik hinauslief. Lücke iſt, ſoweit die Philologie dazu hinreicht, Rationaliſt; im Uebrigen hält er ſich in den Schranken der Orthodoxie. Er giebt zwar zu, daß die Kritik das Recht habe auch die Sätze zu prüfen, welche man bisher als unbedenklich annahm, geht aber nicht tief genug in das Weſen der Kritik ein, um nicht von vorn herein in ſeinem gefühlgläubigen Inſtinct dagegen eingenommen zu bleiben. Er ruft zwar aus, die Loſung der chriſtlichen Theologie heißt vorwärts! ſchaut deſſen ungeachtet aber nur rückwärts und bringt es nie zu der abgeſchloſſenen Selbſtändigkeit, die die erſte Bedingung des Fortſchritts iſt. Er hat keinen Begriff von Philoſophie und weiß die Reſultate der Forſchung nie auf ein feſtes, unerſchütterliches Princip zurückzuführen. Ohne ſubjective, wie objective letzte Entſcheidungsgründe muß er ſich beſtändig auf gut Glück, Beiſtand Gottes genannt, verlaſſen; läßt ſich gar zu leicht durch die Bemerkung eines Zuhörers ins Schwanken bringen und bald könnte es mit dieſer und der Stelle bald dieſe und bald jene Bewandtniß haben. Das eine Wunder verwirft Lücke, das andere hegt er; während ſie bei der Wurzel gefaßt alle fallen müßten. Und wenn er namentlich an der Auferſtehung feſthält und die Himmelfahrt fallen läßt, ſo bedenkt er nicht, daß die Mythe da conſequenter iſt, als er ſelbſt. Ein wunderbar Auferſtandener würde nicht ohne außerordentliche Thaten und Worte und auf gewöhnliche profane Weiſe wieder ſterben und er dürfte am wenigſten in der Wüſte ſpurlos verſchwinden, er müßte gen Himmel fahren. Außerdem hat Chriſtus ſeine außerordentlichen, welterſchütternden Worte vor ſeiner Kreuzigung geſprochen; was ihm nachher in den Mund gelegt wird, trägt Alles das Gepräge ſchwacher apoſtoliſcher Ahnungen und Viſionen. — Es charakteriſirt Lücke ferner, wenn er ſeine Zuhörer warnt, daß ſie, die ſich täglich mit theologiſchen Studien befaſſen, das religiöſe „Moment" doch deshalb ja nicht als ein gewöhnliches Studium betrachten, ſondern immer mit heiliger Scheu herantreten möchten. Wer ſein ganzes Leben als ein Leben im Geiſte betrachtet, dem iſt nichts gewöhnlich, er bedarf aber auch zu nichts erſt beſonderer Weihen. Lücke's Hauptwerk iſt ſein Commentar zum Johannes, vom philologiſchen Standpunkt aus eine fleißige Arbeit und nicht ohne Werth, indem darin das Sprachliche einer genauen Sichtung unterzogen iſt und die verſchiedenartigſten Interpretationen darin zur Sprache kommen. Daß das Evangelium vom Apoſtel Johannes herrühre, hält Lücke natürlich feſt. Seine Vorleſungen über Dogmatik ſind mehr Dogmengeſchichte, als Dogmenkritik. Seine Ethik fällt in das Gebiet jenes ſentimentalen Wohlwollens, das zwar entfernt von überſchwänglicher Schwärmerei für Menſchenwohl und Seelenheil, aber doch auch ohne die geringſte Anregung iſt, die Kraft des Geiſtes zu gebrauchen und in einer klaren Weltanſchauung ſich bei den Leiden und Freuden des Daſeins mit ganzer Seele zu betheiligen.

(Fortſetzung folgt.)

Gervinus „Geſammelte kleine hiſtoriſche Schriften."

(Schluß.)

Gervinus hat den Muth und Entſchluß zu beidem und wendet ſich ſomit ſelber von der Anſicht, welcher die Geſchichtſchreibung als künſtleriſches Schaffen Selbſtzweck war, zu der andern um, welche ſie als Mittel, die Geſchichte weiter zu bringen, gebraucht. „Zu dem Glücke unſtreitig, ſagt er, das mir zu Theil ward, gehört meine Verweiſung aus Göttingen und Hannover." Er meint dies nicht in jenem oben erwähnten Sinne ſchriftſtelleriſcher Ehre, wiewohl er auch dieſe außerhalb der hannoverſchen Grenzen noch reichlicher gefunden hat, als zuvor, indem das größere deutſche Publicum, zwar ſchon im Allgemeinen von dem hellen Klange ſeines Namens berührt, doch jetzt erſt die unmittelbarſte Aufforderung empfing, ſich das ganze geiſtige Bild des theuer gewordenen Mannes auch aus ſeinen Schriften zur Anſchauung zu bringen. Ernſtlicher kann er es ſich zur Rechnung ſeines Glückes ſchreiben, daß ſein und ſeiner ſechs Collegen Schritt ihm mit einem Male die Freiheit von Verhältniſſen gab, die für die Zurückbleibenden von Tag zu Tag düſterer und verhängnißvoller geworden ſind. Allein ſelbſt nicht um dieſes wohlberechneten Erfolges willen gratulirt ſich Gervinus zu dem, was er gethan, ſondern weil er darin einmal ſeinem ſittlichen Bewußtſein Genüge verſchafft, welches, wie es frei durch Eidſchwur an das beſtehende Recht ſich gebunden hatte, ſo die Gewalt, die ihm

in dieſer Freiheit angethan werden wollte, als etwas Unerträgliches von ſich ſtieß. Wer aber dabei noch ſagen wollte, es ſei bei dem litteraturgelehrten und künſtleriſch begeiſterten Manne auch nur eine ſolche Aufwallung perſönlichen Ehrgefühls geweſen, das ohne gehörige Einſicht in den Werth deſſen, um was es ſich handelte, nur ſeinen ſubjectiven Eingebungen folgte, oder ein gewöhnlicher, ungeprüfter Liberalismus habe ihn verführt, den verweiſen wir auf die bereits im Jahr 1836 geſchriebene, S. 539 ff. wiederabgedruckte Recenſion von Dahlmann's „Politik," an welcher Gervinus vornehmlich die Enthaltſamkeit von allem leeren Theoretiſiren und das Feſthalten an dem praktiſch Wirklichen und Möglichen preiſt, daſſelbe aber gerade in die von Dahlmann für ganz Deutſchland geforderten landſtändiſchen Verfaſſungen ſetzt. „Freilich, ſagt er, ſchwanken wir noch in unentſchiedenem Werden und Bilden der Verhältniſſe zwiſchen Hoffen und Fürchten, zwiſchen Gutem und Böſem;" aber, fügt er in warnender Ahnung mit Dahlmann's eigenen Worten bei, „würde die den Feinden des öffentlichen Rechts gefällige, Religion und Vernunft gleichmäßig verwirrende Lehre offen aufgeſtellt, das Gewiſſen der Fürſten allein habe über das Daſein der Verfaſſungsrechte zu entſcheiden und der Unterthan müſſe ſich auf alle Fälle beruhigen, ſo wäre damit ein Grundſatz aufgeſtellt, altem und neuem deutſchen Rechte gleichmäßig widerſtreitend, die wohlthätige Einheit des Staats erſchiene dann als ein Leiter bloß zur Willkürherrſchaft, und wer die Geſchichte zu deuten weiß, ſähe im Geiſte das deutſche Volk durch dies gleisneriſch angeprieſene Mittel gegen Revolutionen einer Umwälzung, die den Welttheil erſchüttern würde, entgegengeführt." S. 613 ff. iſt er mit Dahlmann einverſtanden, daß wir Preßfreiheit nothwendig ſo lange entbehren müſſen, als nicht eine phyſiſche Macht (conſtitutionelle Staatsform) ſie ſchütze; „aber daraus folgt nur, daß Preußen, als die wirkliche Großmacht Deutſchlands, Reichsſtände einführen ſoll, damit es freie Preſſe haben könne; freie Preſſe einführen ſoll, damit es Reichsſtände haben müſſe." — „Das Princip der doppelten Kammer, heißt es S. 615, beſtreitet kein Vernünftiger, — aber die Herſtellung einer dem engliſchen Oberhauſe ähnlichen politiſchen Inſtitution in Deutſchland würde ich rein für den Verſuch der Wiederbelebung eines hinſterbenden Körpers halten, für den nicht einmal eine Atmoſphäre mehr da iſt. — Die zweite Kammer ſtellt, was ſie ſoll, das Princip des Materiellen, des Praktiſchen, des Inſtinctmäßigen, des Unmittelbaren, des Beweglichen völlig dar; die erſte hat weder den Gegenſatz des Idealen, noch des Theoretiſchen, noch des Einſichtigen und Erfahrungsmäßigen, und nur allenfalls den des Unbeweglichen geltend zu machen gewußt."

Mit dieſer politiſchen Ueberzeugung im Beſondern, für welche Gervinus ſein Opfer gebracht hat, verbindet er die allgemeine, die er auch in dem neueſten Bande ſeiner Geſchichte der poetiſchen Nationallitteratur der Deutſchen (worauf wir uns indeſſen hier nicht einlaſſen können) ausgeſprochen hat, daß „nach den Jahrhunderten unſerer religiöſen, ſcientifiſchen und artiſtiſchen Richtungen, über denen wir den Staat ganz vergeſſend jämmerlich verſinken ließen, uns faſt nichts übrig bleibt, als die politiſche Richtung; wenigſtens führt die natürliche Reihe von jenen immateriellen zu dieſen materiellen Intereſſen, von dem Streben nach dem Wahren, Schönen und Guten nach dem Rechten und Nützlichen" (S. 602). „Was würde es ſchaden, fährt er fort, wenn der Staatsmann, der uns das deutſche Staatsleben aus Schlaf und Apathie erwecken wollte, uns die Vorzüge des politiſchen, des thätlichen und praktiſchen Lebens ins Licht ſetzte, ja als die höchſten prieſe? wenn er den Staat und die Wirkſamkeit im Staate, dieſe uneigennützige Thätigkeit im Ganzen, über Alles ſetzte, und dadurch, falls es ihm gelänge, uns zu überreden, uns den dunkeln Dünkel über unſer ſogenanntes geiſtiges Leben verleidete, unſere Geiſter ermuthigte, nach dieſem Berufe zu greifen, und unſere Energieen anſpornte, für dieſe Wirkſamkeit thätig zu ſein?" u. ſ. w. Was hier Gervinus auf unbefangene Geſchichts- und Lebensanſchauung geſtützt ausſpricht, das iſt bekanntlich ſchon lange ein Axiom der Philoſophie, die ſich nur freuen kann, von ſo friſcher, aus ihrer eigenſten Natur hervorgebildeter Individualität ihre Sätze beſtätigt zu finden. In dieſem Sinne verſtehen wir es auch, wenn Gervinus es ſich verbittet, daß man ihm Glück zu ſeiner neuen Muße und keine Rückkehr zu praktiſcher Thätigkeit wünſche, obwohl ſeinen Neigungen, wenn er dieſe hören wollte, jener Wunſch nur allzugut entſprechen würde. Wenn er indeſſen die Univerſität den „einzigen" Ort nennt, „wo ſich die Reſultate einer Wiſſenſchaft und eines Lebens, wo ſich Weisheit und Charakterbildung lebendig („„von Mund und Perſon"" freilich vorzugsweiſe nur hier) fortpflanzen und übertragen können," und wenn er das alterum nur darein ſetzt, „in windigen Zeitungen dem leſenden Pöbel aufzuwarten": ſo fragen wir doch etwas ungeduldig, ſind denn wir nur Leſenden alle bloß ſtumpfe Idioten, keiner Einſicht und Erregung fähig? hat Luther nur durch die wittenberger Studenten und nicht zumeiſt durch ſeine kühnen Schriften die deutſche Reformation entzündet? haben Fichte's Vorträge zu Berlin oder ſeine (gedruckten) Reden an die deutſche Nation umfaſſendere Wirkung geäußert? Gervinus darf ſich verſichert halten, daß ſeine Worte, wenn auch zuerſt auf das Papier, doch von demſelben nicht bloß an den Weg oder auf Felſen und unter die Dornen fallen, und wenn ſie auch, wie das Weizenkorn, erſterben müſſen in der Erde, dennoch aufgehen und viele Früchte tragen werden. Wird er darum demnächſt mit ſeiner deutſchen Litteraturgeſchichte zu

Ende ſein, ſo möchten wir, und zwar gewiß im Namen Vieler, ihn um das Werk bitten, mit deſſen Entwurf er S. 595 ſchon früher ſich getragen zu haben bekennt, um die rein wiſſenſchaftliche Staatslehre, oder was er für gleichbedeutend erklärt, die Philoſophie des politiſchen Theils der Geſchichte. Mögen die Schwierigkeiten einer ſolchen noch ſo groß, möge er mit Recht oder Unrecht der Meinung ſein, daß „Riß und Conſtruction des aufzuführenden Gebäudes faſt von der erſten Linie an begonnen werden müßten," Gervinus wird ſie zu zeichnen und auszuführen wiſſen, „die Forderungen der Gegenwart" aber rufen immer lauter nicht von einer ſolchen Unternehmung zurück, ſondern zu derſelben hin. —

Von dem vorliegenden Buche iſt noch zu bemerken, daß es lauter ſchon früher in verſchiedenen Zeitſchriften erſchienene Abhandlungen des Hrn. Verf. ohne bedeutende Abänderungen enthält, für deren Sammlung und Wiederabdruck man nur dankbar ſein kann. Ueberall giebt ſich in ihnen die volle, begeiſterte Liebe, womit Gervinus ſowohl in das Ganze ſeiner Aufgabe, als in ſeinen jedesmaligen beſonderen Gegenſtand ſich verſenkt, und als deren Frucht die erſtaunliche Beleſenheit kund, mit welcher er auf allen Gebieten der Hiſtorie und immer auf demjenigen zu Hauſe iſt, das er gerade bearbeitet und das er mit ſo hellen Lichtern überſtreut, daß jeder einzelne Punkt davon vollkommen durchſichtig und erleuchtet iſt. Was er in dieſer Hinſicht von Schloſſer rühmt (S. 360), daß er jedes Object in die rechte Sehferne zu rücken und das Unbekanntere und Fremdſcheinende durch die treffendſten Analogieen dem Betrachter vertraut zu machen wiſſe, das hat er ſelbſt auf die geiſtvollſte Weiſe geübt, wozu wir als Beiſpiel nur das freundliche, aber mit wahrhaft hiſtoriſchem Geiſte ausgeführte Fragment einer Geſchichte der Zechkunſt (S. 161—190) nennen wollen, das auf einen in der Culturgeſchichte bisher faſt ganz vernachläſſigten Gegenſtand, wenn es denſelben auch nur durch die erſten hiſtoriſchen Zeiten hin verfolgt, auf eine Weiſe aufmerkſam macht, daß derſelbe an der ihm gebührenden Stelle künftighin nothwendig wird zur Sprache gebracht werden müſſen. Kritiſch geſchichtlicher Natur ſind die „hiſtoriſchen Briefe" (S. 1—134), welche dem Ruhm von Heeren's „Ideen" eine ſo tödtliche Wunde geſchlagen haben, ſodann die Aufſätze über Schloſſer und Dahlmann, die wir ſchon erwähnt haben, über Wilda's „Gildenweſen im Mittelalter" (S. 457—488), Schmidt's „Geſchichte von Aragonien" (S. 535—556), Artaud's „Macchiavell," worin er ſeine Auffaſſung dieſes ſeines Lieblings mit der des franzöſiſchen Diplomaten zuſammenſtellt (S. 557—572), und einige andere. Zur Philoſophie der Geſchichte gehört die Abhandlung S. 136—160: „über die hiſtoriſche Größe," worin die Gründe, aus welchen die Völker ihren Heroen den Beinamen des Großen ertheilt haben, ſcharfſinnig dahin erörtert werden, daß dieſe Ehre nur Gründern von Reichen oder Gründern einer neuen volksthümlichen Ordnung in den Reichen, wenn ſie auch deſpotiſch verfuhren, zukomme und erwieſen worden ſei, während ſolche Männer, die eine aufſtrebende Nation zu beſchränken oder auch nur zu leiten ſuchten, derſelben beraubt blieben. Ob und wie weit die patriotiſch und äſthetiſch tüchtige Kritik von Schinkel's „Entwürfen zu einem Denkmal für Friedrich den Großen" (S. 412—434) in Berlin Beachtung und Anerkennung gefunden habe, weiß Ref. nicht; die mannhafte Abwehr aber der in Börne's Briefen aus Paris ſich bloßlegenden Vaterlandsſchänderei (S. 383—409) hat Gervinus von Gutzkow in deſſen „Leben Börne's" einen Angriff zugezogen, der an die ſchlimmſten Zeiten der jungen Litteratur erinnert. Es mag immerhin löblich und gerecht ſein, einem Manne, der während ſeines Lebens vielfache Feindſeligkeit gereizt und erfahren, nach ſeinem Tode eine Darſtellung zu widmen, die ihn nach ſeinem jetzt klarer zu durchſchauenden Weſen und Schickſal erklärt; eine ſolche Erklärung aber darf nicht ſogleich als Rechtfertigung gelten wollen, und wenn Gervinus ſelber hiefür bei Börne thut, was er kann, indem er die politiſche Unzufriedenheit der letzten Decennien großentheils denen zur Laſt legt, welche den wirklich guten und lebenskräftigen Beſtrebungen dieſer Zeit nur mit Hemmung und Unterdrückung entgegentraten, ſo hat er gewiß anderſeits eben ſo Recht, wenn er von denen, die immer des Vaterlandes Heil im Munde führen, auch die nie wankende ſittliche Liebe des Vaterlandes verlangt und eine affectirte Verachtung deſſelben nicht minder, als eine wirkliche, für immer verabſcheut und beſtraft. Noch möchten wir über die beiden vortrefflichen Abhandlungen: „über deutſches und franzöſiſches Unterrichtsweſen" (S. 191—240) und „Plan zur Reform der deutſchen Univerſitäten" (S. 241—312), worin Gervinus' kerngeſunde deutſche Natur mit eben ſo viel reifer, geſicherter Intelligenz über die ſchwierigſten Probleme der heutigen Pädagogik ſich ausſpricht, ein Mehreres berichten; um aber unſere Anzeige nicht allzu weit auszudehnen, wollen wir dieſelbe hiemit nur allen denen, deren Beruf und Neigung dieſe Sachen ſind, zur ernſtlichſten Beachtung empfehlen.

Binder.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

537

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

6. December. № 135. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Gegen Strauß' Leben Jeſu hat Lücke noch nichts direct unternommen; er begnügte ſich damit, ſich mit einigen Büchern, die gegen daſſelbe erſchienen ſind, einverſtanden zu erklären. Was Lücke von der Straußiſchen Dogmatik hält, iſt noch nicht bekannt geworden, es läßt ſich aber denken. — Wenn Lücke außerdem vorgiebt, ſich bei den Ereigniſſen des Tags zu betheiligen, ſo geſchieht es in der Weiſe, wie Frauenzimmer gelehrte Studien betreiben. Seine Theilnahme bleibt eine oberflächliche, dilettantiſche, ohne energiſche Tendenz und Conſequenz und ohne den ernſten Wunſch, etwas durchzuſetzen. Dazu fehlt ihm der Scharfblick und die Sicherheit des Urtheils. Als für die Judenemancipation einmal recht lebhaft in den deutſchen Kammern geſtritten wurde, erklärte ſich Lücke dagegen, höchſt naiv aus dem Grunde, um die Juden mit ſanfter Gewalt zu zwingen, ſich der Segnungen des Chriſtenthums theilhaftig zu machen. Ueberhaupt wird hier ſein ganzes Streben von einer ſonderbaren, nebelhaften Gemüthlichkeit getragen, von einer Pietät, die ſich vielleicht nicht einmal ſelbſt definiren könnte. Und aus ſolcher Pietät gingen ſeine Biographie des Hiſtorikers Planck und ſeine Erinnerungen an Otfried Müller hervor, beides eher Erbauungsſchriften, als hiſtoriſche Skizzen. Daß die Mäßigkeitsvereine, die Bibelgeſellſchaften, die Miſſionsvereine den chriſtlichen Theologen in beſonderen Anſpruch nehmen, verſteht ſich von ſelbſt. Doch kommen wir auf die letzteren beſſer bei Gieſeler mit wenigen Worten zurück, der in der Angelegenheit geſchrieben hat. Lücke's Privatcharakter iſt voll Anſpruchloſigkeit und Herzensgüte und gewiß achtungswerth. Nur als ihm 1831 und 1837 die Politik auf das Studirzimmer rückte, verlor er die Faſſung.

Auch Gieſeler ſagt ausſchließlich a Jove, will ſagen a Christo principium; er kann ſich aus Mangel an Philoſophie nicht dazu entſchließen, das Chriſtenthum als eine nothwendige Conſequenz der Weltgeſchichte anzuſehn und haftet mit philologiſcher Engherzigkeit an ſeinem Beiwerk. Er kann der Authentie der chriſtlichen Urkunden auf hiſtoriſch-kritiſchem Wege nichts entgegenſetzen und meint, man müſſe hiſtoriſche Facta, gegen die man nichts einwenden könne, poſitiv annehmen. Er irrt aber, abgeſehen davon, daß die Authentie keineswegs feſtſteht, wenn er meint, mit der Auffaſſung von Vorgängen die Vorgänge ſogleich ſelbſt zu haben und bei dem Bericht über ſogenannte Wunder ſich derſelben Kriterien bedienen zu können, als wenn der Alpenübergang des Hannibal ermittelt werden ſoll. Indeß iſt noch die relativ meiſte Klarheit in ihm unter allen göttinger Theologen, indem er wenigſtens die Chriſtuslehre ſelbſt in der Reinheit auffaßt, daß ſie eine befreiende Kraft iſt, die den Menſchen zu einem neuen geiſtigen Können geführt hat, und er läßt, wie es ſcheint, ſchon die Zurückführung auf eine Paradieſesunſchuld aus dem Spiele. Stände die geſammte Theologie nur erſt auf dieſem Punkte, ſo würde es leicht ſein, ſie auch den letzten Schranken, die dem freien Fluſſe alles Denkens entgegenſtehen, zu entheben. — Gieſeler's Hauptfach iſt bekanntlich die Kirchenhiſtorie, und darin iſt er reiner Pragmatiker. In ſeiner allgemeinen Kirchengeſchichte, die bis in die Zeit der Reformation vorgeſchritten iſt, erſcheint er nur als Geſchichtsforſcher, keineswegs als Geſchichtſchreiber. Das Buch iſt mit ungemeinem Aufwande von Quellenkunde geſchrieben, ergeht ſich faſt lediglich darin, während der Text, der die Menge der Anmerkungen zuſammenhält, höchſt dürftig bleibt. Gieſeler hat dabei die Abſicht gehabt, denen, welchen die Quellen ſelbſt unzugänglich ſind, eine Einſicht in dieſelben zu verſchaffen. Aber, fragen wir, wenn Jemand an die Quellen herantreten will, nützt es ihm da, Auszüge daraus mitgetheilt zu finden, die doch immer höchſt mangelhaft bleiben und bei aller Sorgfalt, womit ſie gewählt ſein mögen, doch ſtets nach dem Gutdünken eines Einzelnen zuſammengeſtellt ſind? Wir meinen, der Geſchichtsforſcher muß ſtets an die Quellen ſelbſt treten; der Geſchichtſchreiber auch; für alle Uebrigen bleibt ein ſolches Werk nur eine philologiſche Uebung, die bei der Aufmerkſamkeit, welche die Sprache verlangt, den Gedanken wenig auf die Sache richten wird. Da wäre es beſſer geweſen, zu der Forſchung ſogleich die Geſchichtſchreibung hinzuzufügen, die aus dem Ganzen ein abgerundetes Kunſtwerk gemacht und dadurch beigetragen hätte, in weiterem, über den Fachgelehrten hinausgehendem Kreiſe die Gegenwart auf die Höhe des Proteſtantismus hinaufzubringen. — Gieſeler betrachtet die Kirche mit Recht als einen hiſtoriſch gegebenen, individuellen

Begriff, der auf philoſophiſchem Wege nicht verallgemeinert werden darf. Die chriſtliche Kirche iſt ihm eine religiös-moraliſche Geſellſchaft, welche durch den gemeinſamen Glauben an Chriſtus unter ſich verbunden iſt, in ihrem Geſammtleben das von Chriſtus verkündigte Reich Gottes darzuſtellen ſucht, daſſelbe einſt verwirklicht zu ſehen hofft und ſich auf die Theilnahme an demſelben würdig vorzubereiten ſtrebt. Keine einzelne Kirche iſt ihm das vollkommene Nachbild des gemeinſamen Ideals; doch will er auch keiner einzelnen Kirche, ſofern ſie noch das Evangelium als ihre Grundlage anerkennt, den Namen einer chriſtlichen Kirche ganz abſprechen. Nehmen wir hinzu, daß Gieſeler die verſchiedenen Kirchengeſellſchaften nicht nach ihrem äußern Zuſammenhange mit dem Urchriſtenthume, ſondern nach ihrem Zuſammenhange mit dem Evangelium beurtheilt, ſo haben wir etwa Gieſeler's Standpunkt. Was der hiſtoriſch gegebene Begriff der Kirche ſei, giebt er oben; der Kritik dieſes Begriffs enthält er ſich. Verallgemeinert darf er von der Philoſophie allerdings nicht werden: wohl aber dürfte er von ihr als ein ſolcher bezeichnet werden, der trotz dem, daß er ſich auf ein Ideal und die Zukunft beruft und eine Geſellſchaft im Auge hat, die nicht kleiner iſt als die Menſchheit, doch eben weil ſie nur eine Vorbereitung, nicht ein *Sein in der Gegenwart* zur Hauptſache macht, von einem andern Begriffe, der Realismus und Idealismus inniger verſchmelzt, verdrängt werden wird. — Gieſeler's Vorleſungen über Kirchengeſchichte verarbeiten nun ſeine im obigen Werke niedergelegten Quellenforſchungen zu einem gleichmäßigen Ganzen und der Zuhörer bekommt in drei Semeſtern eine gedrungene Ueberſicht über das geſammte kirchengeſchichtliche Gebiet. Aber es iſt eine Arbeit, Zuhörer zu ſein. Die Vorleſungen ſind unſäglich trocken, ſie gehören zu den trockenſten auf der ganzen Univerſität und haben in ihrer ewigen Monotonie etwas wahrhaft Ermüdendes. Es liegt zum Theil am Gegenſtande; auf keinem Gegenſtande des menſchlichen Wiſſens ruht ein ſo dumpfer, ängſtlicher Druck. Die erſte Ausbreitung des Chriſtenthums und die Reformation abgerechnet, enthält die Kirchengeſchichte ein trübes Gewebe von dogmatiſchen Streitigkeiten, pfäffiſcher Herrſchſucht und Betrug; Fanatismus, Selbſtquälerei und geiſtige Knechtſchaft haben den Geiſt um nichts gefördert. Wenn aber da die Darſtellung Thatſache auf Thatſache häuft und mit ſchreckenerregender Ausdauer dieſe troſtloſen Entwicklungen ohne den erleichternden Gedanken verfolgt, daß wir das Alles überwunden haben, um mit deſto größerer Friſche und Freudigkeit die Geiſtesfreiheit zu fördern, ſo iſt es kein Wunder, wenn ſelbſt die Theologen dieſe Vorleſungen nur aus examengewärtigem Pflichtgefühl beſuchen. Selbſt die Reformation, dieſer erſte Act der das Auge wieder aufſchlagenden Menſchheit erſtickt in der Maſſenhaftigkeit und Schwerfälligkeit des herangezogenen Materials, das von keiner Philoſophie der Geſchichte, von keiner herzlichen Theilnahme an der entfeſſelten, aufathmenden Kraft bewegt und belebt wird. Die Dogmengeſchichte, die Geſchichte des ſich von Gott entfremdenden Gedankens kann unter Gieſeler's Bearbeitung eben ſo wenig eine erfreuliche Phyſiognomie gewinnen. — Sein Buch über die cölniſche Angelegenheit (Irenäus) hat wenig Beachtung gefunden. Gegenwärtig iſt er in der Miſſionsangelegenheit gegen den Paſtor Petri in Hannover aufgetreten, da es allerdings an der theologiſchen Facultät war, hier ein Wort mitzuſprechen. Man giebt Gieſeler inſofern wenigſtens gern Recht, als ſich Petri dem wahrhaft katholiſchen Standpunkte vollkommen nähert und das altproteſtantiſche Glaubensbekenntniß und die ſymboliſchen Bücher befeſtigen möchte, während die göttinger Theologie nur die Bibel als einziges ſymboliſches Buch gelten laſſen will.

Der hamburger Miſſionsverein nämlich hat die Grundſätze der preußiſchen Union angenommen und weiſt ſeine Miſſionäre darauf an, die mit dem Chriſtenthum zu beglückenden Heiden nach der preußiſchen Weiſe das Abendmahl feiern zu laſſen. Dagegen tritt Petri auf und klagt den hamburger Miſſionsverein an, einen außerkirchlichen Standpunkt einzunehmen. Der Miſſionsverein ſei nach dem Kirchenrecht zu jenem Beſchluß nicht berechtigt geweſen. Die Miſſion müſſe in ſtrenger Abhängigkeit von der Kirche bleiben, müſſe ſtreng an den Gebräuchen ihrer Kirche feſthalten und dürfe lutheriſche und reformirte Satzung durchaus nicht vermiſchen. Dagegen vertheidigt Gieſeler unter dem Namen Irenäus die Hamburger, indem er die von „dem frommen König von Preußen" angeregte Vereinigung zweier proteſtantiſcher Kirchen vollkommen billigt. Nach Petri giebt es außer der Kirche kein Chriſtenthum. Auch alle theologiſche Wiſſenſchaft iſt nichts neben oder gar über der Kirche. Es iſt eine Täuſchung, wenn man die kirchliche Verantwortung ablehnt gegen die vor dem Herrn Chriſtus. Selbſt gegen die Ketzer darf man nicht bloß mit dem unvermittelten Chriſtenthum der Schrift ſtreiten, ſondern mit dem Dogma der einzelnen Kirche: Katholik, Reformirter, Lutheraner mit dem Dogma ſeiner Kirche. Gieſeler dagegen fragt mit Grund: ob das proteſtantiſcher Geiſt ſei? Er verlangt Freiheit *in* der Schriftforſchung; nur bleibt er ein Gegner der freien Forſchung *über* die Schrift. Das Wort Unglaube verflucht auch er. Und doch kann man ihm ebenfalls die Worte zur Beherzigung empfehlen, die er Petri zuruft: „Solche Glaubensanſichten gleichen nur antiquirten Verordnungen, ſie gleichen den falben Blättern, die dem grünen Laube Platz machen. Iſt der nicht ein Thor, der die abgefallnen, verwelkten [oder abfallenden, verwelkenden] Blätter wieder an den friſchen grünen Lebensbaum heften will?" Ganz daſſelbe ruft die Philoſophie der geſammten Theologie zu. Sie iſt in Göttingen aufgeklärt genug, zu

behaupten, daß der nach Wahrheit ringende Geiſt ſich nicht vornehmen könne, den kirchlichen Glauben als ein ſchon feſtſtehendes Reſultat zu gewinnen. Und doch ſoll es mit dem Bibelglauben ſo gehalten werden? Da haben wir die Inconſequenz. Und wir behaupten auch Gieſeler gegenüber, daß alles theologiſche Denken noch keineswegs das wahre Denken iſt, ſo lange es nicht die Wahrheit der Bibel ſo gut wie jede andere Wahrheit in den ewigen Proceß des in das Bereich des Gedankens tretenden Geiſtes aufgehen läßt. —

Zu erwähnen bleibt nur noch Gieſeler's praktiſches Talent, das ihn zu einem der tüchtigſten Geſchäftsleute der Univerſität macht. Regiert wird freilich auch hier viel zu viel: das Regieren und Rechthaben iſt eine gar zu verführeriſche Sache. Indeß war Gieſeler's Prorectorat noch immer ein ſehr humanes und umſichtiges. Es wechſelte dieſes Amt deshalb in der letzten Zeit faſt ausſchließlich zwiſchen ihm und Dahlmann und Bergmann. Und ſo war denn Gieſeler zu gleicher Zeit einmal außer dem Conſiſtorialrath und Profeſſor und Doctor der Theologie und Philoſophie Prorector, Decan der theologiſchen Facultät, Meiſter vom Stuhl, Bürgervorſteher, Waiſenhauscurator, Freitiſchinſpector! In der politiſchen Frage ſtand er anfangs auf der Seite der Oppoſition. Nach Anweſenheit Sr. Excellenz des Staatsminiſters von Strahlenheim in Göttingen im September 1839 hat er ſich indeß nicht wieder vernehmen laſſen.

Von den übrigen Theologen Göttingens läßt ſich in der That wenig ſagen. Sie ſtehen ſämmtlich auf orthodoxem Standpunkte, nur mit philologiſchen Mitteln die Wiſſenſchaft fördern wollend. Reiche lieſt hauptſächlich Einleitung in das neue Teſtament, wo er ſich über die Dinte, mit welcher die Apoſtel ſchrieben, ziemlich weitläufig ausläßt und alle Zweifel an der Authentie der kanoniſchen Bücher glücklich beſeitigt. — Liebner würde mit etwas mehr Phantaſie begabt ein erbaulicher Kanzelredner ſein; ſo geräth er zu leicht in ein hohles Pathos, das ſich in trocknen Blumen und unfruchtbarer Breite ergeht. — Redepenning hatte gleich anfangs, als er herkam, Mißhelligkeiten mit den Studirenden, indem er ſich wegwerfend über hieſige Profeſſoren und Studenten geäußert hatte. Er ſollte des Homileten Pott Stelle und die Ewald's als Orientaliſt zugleich ausfüllen. Wie es aber ſcheint, hat er wegen Mangels an Zuhörern keine Gelegenheit dazu; litterariſch iſt derſelbe nur mit einer Regiſterarbeit aufgetreten; ſeine Predigten ſind unbedeutend; der Correſpondent des hamburger Unparteiiſchen, der ihn lobt, muß alſo ganz beſondere Quellen für ſein Urtheil gehabt haben, die dem Publicum nicht zu Gebote ſtehen. — Köllner hat mit ſeinem Commentar zum Römerbrief und ſeiner evangeliſchen Kirchenzeitungs-Richtung kein Glück gemacht. Dr. Holzhauſen, ein alter Lutheraner, wie ſie in Thüringen hauſen, befürchtete kürzlich, die mit Strauß Einverſtandenen würden noch nackt über die Straße wandeln. — In der jungen theologiſchen Baumſchule, die von Lücke erzogen, beſchnitten und oculirt und deshalb ohne alle Selbſtändigkeit iſt, hat ſich bis jetzt noch Niemand ausgezeichnet. Alles Selbſtändige und Heterodoxe weiß dieſer aber fern zu halten.

(Fortſetzung folgt.)

F. Freiligrath und Konrad Schwenck, oder: die äſthetiſche Kritik der Allg. Litteratur-Zeitung.

Freiligrath und Schwenck? Schwenck und Freiligrath? Ferdinand Freiligrath, der traumverſunkene Dichter, und Herr Konrad Schwenck, der Lexikograph, Scholiaſt des Aeſchylus und leider auch Ueberſetzer des Homer — wie in aller Welt reimt ſich das zuſammen? Aber es reimt ſich auch nicht, es bleibt ungereimt! und der Gott, wenn es anders ein Gott war und nicht vielmehr Midas oder Marſyas, auf deſſen Antrieb Herr Konrad Schwenck zum Recenſenten des Poeten Freiligrath geworden iſt, mag dieſen Bull ſelbſt erklären und vertreten. Das Reſultat aber liegt vor Augen: das Auguſtheft (Nr. 151. 152.) der Allg. Litt.-Zeitung enthält eine Beurtheilung der Freiligrathſchen Gedichte von obgemeldetem Herrn Konrad Schwenck, welche (ein Effect, den die Aufſätze der Allg. Litt.-Zeitung ſelten erreichen) im Stande iſt, Senſation zu machen — nämlich durch die Nichtigkeit ihres Inhalts und den unſäglich brutalen Ton, mit welchem dieſe Nichtigkeiten vorgebracht werden. Herr Konrad Schwenck mißverſtehe uns nicht: obſchon Antikritiker, ſind wir doch nicht Willens, ihm auch nur ein Weniges von dem Rufe zu entziehen, den er mit dieſer Recenſion verdient hat und der ihm in Folge derſelben gewiß reichlich zu Theil werden wird; wir wollen daher auch nicht verhehlen, daß es allerdings einen Standpunkt giebt, von welchem aus ſeine Kritik, die auf den erſten Anblick bloß grob und albern erſcheint, in der That lehrreich und charakteriſtiſch wird. Denn dies iſt ſie — nicht zwar in Rückſicht auf den Poeten, deſſen Gedichte oder, wie Herr Konrad Schwenck mit zweideutelnder Geringſchätzung ſagt: „Verſe" in ihr beſprochen werden, wohl aber in Betreff des Kritikers ſelbſt und der unbekannten Größe, der in der Redaction der Allg. Litt.-Zeitung die äſthetiſche Provinz anheimgefallen iſt.

Denn den acht wohlverdienten und ſehr berühmten Herren, deren Namen auf dem blauen Umſchlag der Allg. Litt.-Zeitung mildherrſchend prangen, wie ein Achtgeſtirn an blauem Himmel, wagen wir die Redaction dieſes, ſo zu ſagen, äſthetiſchen Artikels nicht zuzuſchreiben: ſie ſind hochgelahrt, ſie ſind alt, die Konrad Schwenck's der Theologie, der Polymathie u. ſ. w. — was fragen ſie nach Ferdinand Freiligrath und der Aeſthetik? Selten nur, und auch dann ſtets nur mit der reellen reſignirten Vornehmheit eines ehrwürdigen Veteranen, der ſein Amtsjubiläum, mithin ſein

Alles, hinter und nur das Grab noch vor ſich hat, läßt die Allg. Litt.-Zeitung ſich herab zu den leichtfertigen Intereſſen unſrer modernen Litteratur; ſelten nur taucht in ihren Spalten, zwiſchen Keilſchrift und Rückgratsverkrümmungen und burtehudeſchem Eherecht und den ſiebenhundertſiebenundſiebzig bremer Streitſchriften, wie ein Fettauge auf der Armenſuppe, der Namen eines deutſchen Dichters empor — und die reverenden Herren Landpaſtöre, denen bekanntermaßen in etlichen Gegenden unſers deutſchen Vaterlandes, in Betracht der ſchlechten Wege, der mageren Pfründen und der alten handfeſten halliſchen Aufklärung, die Allg. Litt.-Zeitung die hauptſächlichſte, wenn nicht die einzige Quelle litterariſcher Belehrung und Ergötzung iſt, pflegen von dergleichen ſchöngeiſtigen Zufällen ihres journaliſtiſchen Leithammels eine neue Epoche der deutſchen Litteratur zu rechnen. Wir ſind nun keineswegs gemeint, der Allg. Litt.-Zeitung dieſe Schweigſamkeit in Sachen der deutſchen Poeſie zum Vorwurf zu machen: im Gegentheil, wir freuen uns, daß mitten in dieſer deſtruirenden, frivolen Zeit, wo allmälig Alles ſich moderniſirt und auch die Kritik die alte Wolkenperücke abgewaſchen hat, um kurzweg im Schwedenkopf und mitunter ſogar à la hérisson friſirt zu gehen, ſie noch immer den alten Zopf ſteif im Nacken trägt, und wir wiſſen es ihr daher Dank, ja wir preiſen Gott, daß ſie die deutſche Litteratur nur ſelten in den Kreis ihrer kritiſchen Lucubrationen zieht. Aber ſoll dies einmal geſchehen und ſollten (denn wer kann gegen das Verhängniß?) Freiligrath's Gedichte einmal angezeigt werden, ſo war die Allg. Litt.-Zeitung, dünkt uns, jenen verehrlichen Leſern, deren türkiſche Geduld ihr ja doch allein dieſen lang andauernden und allbereits in das ſiebenundfunfzigſte Jahr währenden Papierverbrauch möglich macht, doch einige Rückſicht ſchuldig — mit Einem Wort: es iſt grauſam gegen ihre Leſer, daß Herr Konrad Schwenck der Aeſthetikus der Allg. Litt.-Zeitung ſein darf.

Wo Herr Konrad Schwenck die äſthetiſch-kritiſchen Sporen zuerſt erworben hat, weiß Ref. leider nicht; vielleicht war es in dem Aufſatz über Shakeſpeare und namentlich über den Lear, den Herr Konrad Schwenck vor etwa zwei Jahren in der vielerwähnten Zeitſchrift Preis gab — oder richtiger zu ſagen: mit dem Herr Konrad Schwenck in der vielerwähnten Zeitſchrift ſich ſelbſt preisgab und auf den wir, in dankbarer Rückerinnerung an das Ergötzen, das er uns bereitet, alle diejenigen unſerer Leſer, die an Milzbeſchwerden leiden, hiemit wollen verwieſen haben. So viel aber ſteht feſt: einen Sporen zum wenigſten hat Herr Konrad Schwenck und, wie es ſcheint, ſogar einen zu viel. Die Allg. Litt.-Zeitung, ſintemalen ſie nicht bloß langweilig, ſondern auch langmüthig iſt, wird dies vermuthlich zugeſtehen: Es iſt wahr, wird ſie ſagen, mit der Aeſthetik meines Konrad Schwenck hat es freilich nicht ſo ganz ſeine Richtigkeit; aber was mehr? wird ſie ſagen: bin ich nicht ein Orakel und orakle mit Gottes und der Landpaſtöre Beiſtand ſchon in mein ſiebenundfunfzigſtes Jahr? Herr Konrad Schwenck, auch wenn er äſthetiſirt, iſt eine Stimme in meinem Dienſt, meine Pythia: und wie es beſtellt iſt mit der mens sana der Pythia, wer wüßt' es nicht? — Allein hiebei hätte die Allg. Litt.-Zeitung dann vergeſſen, daß, mocht' es allerdings nicht immer ganz klar ſein in den Gehirnkammern der Pythoniſſin, zum wenigſten ihr Mund rein und jungfräulich war. Rein aber, um nur dieſen Punkt des Vergleichs hervorzuheben, iſt der Mund jenes Recenſenten nicht: dann er fließt über von groben Worten und iſt boshaft verzerrt.

Herr Konrad Schwenck ſpricht von Freiligrath's Gedicht „Der Alexandriner," dem bekannten „Spring an, mein Wüſteuroß aus Alexandria" u. ſ. w. „Dieſe Verſe," ſagt er, „ſind ein wahres Muſter geckenhafter Anmaßung und ein wirklich gelungener Ausbruch des Dichterlings-Dünkels, welcher fern von der Wahrheit bleibt. Der Klepper, auf welchem Herr F. reitet, iſt das abgetriebene Rößlein aus des ſeligen Matthiſſon Verlaſſenſchaft, worauf dieſer mit einem hinten aufgeſchnallten Mantelſack voll Prachtwörter in den europäiſchen Landſchaften herumritt. Damals war das Rößlein jünger und ſein munteres Getrippel gefiel. Herr F. ſucht durch ſeine eigenen heftigen Sturm- und Drangbewegungen, indem er den Kopf hin- und herwirft, ſich vorwärts und rückwärts ſchleudert und mit den Armen und Beinen heftig arbeitet, der Abgetriebenheit dieſes Kleppers zu Hilfe zu kommen, richtet aber nichts aus" u. ſ. w. In ähnlicher Weiſe ſpricht Herr Konrad Schwenck über das „ſüßtändelnde Prachtſtück von der Rache der Blumen, wo die Blumen eines Straußes in dem Zimmer einer Jungfrau ſich aufmachen, ihren Blumennamen und Formen gemäß, und als Blumengeiſter an beſagter Jungfrau ſo lange morden, bis ſie, o weh! mauſetodt daliegt." Iſt dieſe Art, über ein Gedicht zu referiren, anſtändig? iſt ſie nur ehrlich? Aber freilich bedurfte es in dem ganzen Aufſatze dieſes Tones, um endlich zu der Pointe zu gelangen, mit welcher Herr Konrad Schwenck ſeine Gallenausleerung ſchließt: „Referent (ſagt er) weiß zwar nicht, in welcher kritiſchen Barbierſtube die Seifenblaſe von Herrn Freiligrath's poetiſcher Herrlichkeit in die Luft geblaſen und für ein glänzendes Meteor ausgegeben worden iſt, kann aber kaum glauben, daß eine Verbreitung dieſer Verſe ohne beſonderes Cliquengetriebe leicht geweſen wäre, ſo ſehr auch der Sinn für Poeſie geſunken iſt."

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

7. December. № 136. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Wir erwähnen nur noch den Dr. Rudolf Matthäi, einen theologiſchen Anachoreten, der allerdings mit vielen Kenntniſſen und einer barocken Selbſtändigkeit, ja Originalität an die Wiſſenſchaft herantritt. Er macht gegen die übrige hieſige Theologie ſcharfe Oppoſition und preiſt mit einem dreiſten Witz die Schwächen derſelben rückſichtslos an. Im Jahre 1839 las er ein Collegium über die Fehler der neuteſtamentlichen Exegeſe, das die Studenten als die Höllenmaſchine bezeichneten, wo Matthäi die Rolle Fieschi's und Lücke die Louis Philipp's ſpielte. Matthäi übertrieb indeß offenbar ſo, daß die theologiſche Facultät das Collegium nicht mit Unrecht inhibirte. Matthäi ſelbſt hat, das läßt ſich nicht läugnen, einen gewiſſen Scharfſinn im Detail der Exegeſe; eine lebendige Phantaſie unterſtützt ihn dabei; nur verdirbt er Alles durch eine erſtaunliche Verwirrung in den Principien. Abgeſagter Feind der neuern Philoſophie, mit der man ihn irrthümlich hat in Beziehung bringen wollen, nimmt er keinen Anſtand zu geſtehen, daß er Hegel und Strauß nicht geleſen habe, auch nicht leſen wolle. Er will „nur für wahr erkennen, was er für chriſtlich erkennt und nur als chriſtlich erkennen, was als chriſtlich erwieſen iſt.“ Nun ſchreibt er zwar eine „Auslegung des Evangeliums Johannes zur Reform der Auslegung deſſelben,“ worin er ſich Olshauſen etwas nähert, und ſpricht viel von Selbſtbewußtſein des Subjects. Er unterſcheidet aber in ſeiner Exegeſe beſtändig einen jüdiſchen Bewußtſeinsſinn und chriſtlichen Bewußtſeinsſinn, als wenn der apoſtoliſche Schriftſteller, Chriſtus ſelbſt bei ſeiner Rede einen doppelten Sinn, einen für den Augenblick und einen für die Zukunft, in Gedanken gehabt hätten, was erſt zu erweiſen wäre. Der hiſtoriſche Chriſtus iſt ihm der abſolute Menſchheitserlöſer, der Inbegriff aller Wahrheit und Schönheit. Sogar was der Zeit nach vor Chriſtus Treffliches geſchah und geſchaffen wurde, iſt für ihn ſchon chriſtlich. Es fehlt nicht viel, daß er ſeinen Chriſtus über ſeinen perſönlichen „überſternlichen“ Gott ſetzt; der fleiſchgewordene Gott iſt er ſchon. — Das neueſte Reſultat dieſer phantaſtiſchen Theologie iſt ein Buch über „die Macht und Würde des Fürſten“, eine Apotheoſe des Fürſten von Dr. Matthäi-chriſtlichem Standpunkte. Es thut uns wegen des Fleißes, den der Verfaſſer auf die Arbeit gewandt hat, leid, daß daſſelbe ſowohl vom Standpunkte der reinen Chriſtus- und Bibellehre überhaupt, als auch von der Philoſophie gänzlich zu verwerfen iſt. Matthäi hat, um das Werk, das er für zeitgemäß halten mochte, zu ſchreiben, Macchiavell und Rouſſeau, Monteſquieu und Burke, Dahlmann und Haller und Stahl alle durch einander geleſen — um alle geſchichtliche Entwicklung der Völker und alle geſchichtliche Entwicklung des monarchiſchen Princips gänzlich zu ignoriren. Abgeſehen davon, daß er das alte Wahlreich des jüdiſchen Volks verkennt, wonach ſich daſſelbe auch zur Zeit Jeſu noch zurückſehnte: er verkennt auch den nationenbefreundeten Sinn der Chriſtuslehre und verdreht ſogar die Ausſprüche Jeſu, die der Politik jener Zeit geradezu ausweichen, um einen ſchnöden Abſolutismus zu predigen, der durchaus nicht gemildert wird durch einige Conceſſionen, die der Verfaſſer der Völkerfreiheit macht. Derſelbe meint, Chriſtus halte die Monarchie für die beſte Staatsform, weil er davon ſpreche, von der Republik aber ſchweige. Den einfachen Satz: gebt dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, hält Matthäi für „ein Wunder der Rede Chriſti, daß die Erde nie ſeines Gleichen ſah“ und ſieht gar nicht, daß die ſchwierige Frage, was denn eigentlich des Kaiſers ſei, auf eine feine Weiſe bei Seite geſchoben iſt. Matthäi hätte nur Titian's Gemälde: der Zinsgroſchen, anſehen ſollen, das über die Bibelſtelle den ſchönſten Aufſchluß giebt, um dieſe richtig zu würdigen. — „Die rechte Klugheitsregel und wahre Sittenregel iſt zu dulden und zu ſchweigen.“ War das der Fall, warum ſchweigt Matthäi ſelbſt nicht? — „Das ruſſiſche Volk iſt aus frommem Gefühl, das deutſche mit gründlichem Verſtande dem Herrſcher unterthan.“ — „Der Fürſt darf nicht ſagen l'état c'est moi; wohl aber je suis l'état:“ was unſeres Bedünkens im Grunde daſſelbe iſt. — Aus Apoſtelgeſch. 23, 5: „dem Herrſcher deines Volks ſollſt du nicht ſchmähen“, geht hervor, daß wir den Rang zu achten verpflichtet ſind, auch wenn der ihn Bekleidende ihn gar nicht achtet. — Gott will den Adel. Urſprung, Bedeutung (!), Erhaltung, Wirkſamkeit des Adels beſtätigt es, behauptet Matthäi; doch fehlen hier plötzlich die Bibelſtellen. Wir ſchätzen den Adel, fährt er fort, während ſeiner Leiſtungen für die Völker, für die Bewahrung der Einheit zwiſchen Fürſt und

Volk. Er iſt die Stütze des Throns und die Stütze des Bürgerthums, Damm gegen die Ariſtokratie der Beamten und Reichen! — Das „Wir von Gottes Gnaden“ iſt Ausdruck der Demuth vor Gott und des Stolzes vor den Menſchen. — Niemand hat für ſich das Recht, von Gott einen Fürſten (nein!) oder einen gerechten Fürſten zu verlangen (wir meinen doch). — Der Aufſchwung der heutigen Induſtrie, der Eiſenbahnen, des Handels, den Matthäi Materialismus nennt, hat ſeinen Grund im Unglauben und Matthäi mußte ihrem Gedeihen conſequent entgegenwirken. Doch genug der Proben! Wir würden nur, wenn uns Matthäi ganz beſonders dazu aufforderte, auf das Buch ausführlicher zurückkommen. Uebrigens halten wir es für zu confus, und es beweiſt zu große Ignoranz in politiſchen Dingen, als daß es in der Praxis Schaden bringen könnte: habeat sibi.

2. Juriſtenfacultät.

Bergmann iſt Geheimer Juſtizrath, Regierungsbevollmächtigter, und daneben faſt beſtändiger Prorector. Wäre mit ſeiner Gutmüthigkeit und ſeinem Wohlwollen nur etwas mehr Kraft und Entſchiedenheit vereint, jede Univerſität müßte Göttingen um einen Regierungsbevollmächtigten der Art beneiden. Aber dem geſchmeidigen, faſt ſtereotyp freundlich lächelnden, ſich bückenden und wendenden Regierungscommiſſarius ſieht man es nicht mehr an, daß er einſt Kraft und ſtolzes Selbſtvertrauen genug hatte, wider König Hieronymus ſich in eine gewiſſe Oppoſition zu ſetzen. Als Privatmann ohne jeglichen Tadel, achtungswerth, wohlthätig, wohlwollend und gefällig gegen Jedermann hat ihm ſeine Stellung während der Prüfungstage einen höchſt zweideutigen Ruf verſchafft. Es fehlt Bergmann energiſche Entſchloſſenheit und männliche Thatkraft. „Möchte, dürfte, könnte“ ſind die drei Kategorieen, die ihn nie zum Handeln kommen laſſen, wo es Noth thut. Nicht einmal als Lehrer oder als Prorector. Als jener ſagt er nie, es iſt ſo, ſondern, es möchte ſo ſein. Als Prorector klingt aus ſeinem Munde ein consilium abeundi ſo freundlich, daß der Verurtheilte in Verſuchung kommen ſollte, ſich aus Rührung geradezu die Relegation auszubitten. Er ſucht ſeinem Ziel, ſelbſt wenn dies das beſte iſt, ſelten auf geraden Wegen beizukommen, bloß weil er hie und da anzuſtoßen fürchtet; er ſchlägt keine Bitte geradezu ab, möchte er auch voraus wiſſen, daß er ſie nicht erfüllen kann. Das muß denn wohl allgemeines Mißtrauen erwecken. Wie als Menſch, ſo als Juriſt, namentlich als praktiſcher Juriſt im Spruchcollegium. Bergmann repräſentirt den Billigkeitsſinn gegen die elegante wie gegen die hiſtoriſche Interpretation; ſein Gefühl entſcheidet zuerſt, danach müſſen ſich die Rechtsquellen fügen. Mit einer Fülle ſyllogiſtiſcher Feinheiten, und runder voller Beredſamkeit weiß er alle Ecken und Spitzen, die ein altes Fragment ſeinem Billigkeitsgefühle etwa entgegenſetzen möchte, zu umgehen und ſeiner Meinung Eingang zu verſchaffen. Er weiß zu dieſem Zwecke mit einem reichen Vorrath von Kenntniſſen, die er gerade aus wenig durchſtöberten Winkeln der Jurisprudenz hervorgeſucht, häufig zu überraſchen und zu blenden. — Sein Proceßpracticum und Relatorium ſind Collegia, die nichts zu wünſchen übrig laſſen; ſeine Vorleſungen über die Theorie des Civil-Proceſſes tragen dagegen den Charakter der Unbeſtimmtheit und haben wenig Eigenes. — Merkwürdiger Weiſe iſt Bergmann viel klarer, wenn auch etwas breit, in ſeinen mündlichen Vorträgen, als in ſeinen Schriften. — Bergmann iſt einer der thätigſten und beſchäftigſten Menſchen auf der Univerſität, denn nichts kann in Göttingen ohne ihn geſchehen. Damit Bergmann zeige, daß er auch gelehrt ſei, hat er ſeit 1837 die Herausgabe eines alten Juriſten begonnen. Welcher Nutzen der wiſſenſchaftlichen Jurisprudenz unſerer Tage daraus erwachſen ſolle, wiſſen wir nicht.

Ganz entgegengeſetzten Charakters iſt Mühlenbruch. Eigenwillig bis zum Eigenſinne, Rigoriſt des ſtrengen Rechts der aequitas gegenüber, ehrgeizig über das Maß eines akademiſchen Lehrers hinaus, reizbar durch eine Mücke. Seine ſchiefe Stellung zur Verfaſſungsfrage rührte theils von einer gänzlichen Unkenntniß der Sachlage (wie ſie aus einer Correſpondenz der Allg. A. Z. vom 8. Januar 1838 hervorblickte, die man allgemein Mühlenbruch zuſchrieb), theils von einer gewiſſen Oppoſitionsluſt gegen einen Theil der Sieben und ihre Anhänger, vorzüglich aber wohl von ehrgeizigen Plänen her. Keineswegs war ſie Folge eines natürlichen oder angebildeten Dienerſinns. Mühlenbruch hat nichts von einem ſolchen königlichen Dienerſinne. Er iſt Despot, der ganz allein ſtehen und unumſchränkt herrſchen möchte. Doch er würde das Katheder jeden Augenblick mit der Stellung eines Geheimen Cabinetsraths oder Miniſters vertauſchen.

Bekanntlich iſt es noch keinem gelungen, das ganze ungeheure Material des R. R. zu bewältigen und in ein organiſches Syſtem zu bannen. Alle, mögen ſie der ſog. philoſophiſchen oder der hiſtoriſchen Schule angehören, brauchen einen allgemeinen Theil, in welchen ſie hineinbringen, was ſonſt nirgends paſſend ſcheint, alle folgen in der Hauptſache dem von Heiſe conſtruirten Schema. Mühlenbruch fehlt es als Syſtematiker an der klaren Durchſchauung der höchſten Kategorieen und ihrer nothwendigen Gliederung. Er hat dafür einen ſcharfen conſtruirenden Verſtand, der dem eigentlichen Organismus des geſchichtlichen Rechts in die feinſten Adern nachzudringen vermag, und das zufällig Hinzugekommene, das den Organismus ſelbſt verbergende Formelweſen geſchickt abſondert. Auch er hat zwar ſeinen Pandecten einen ſog. allgemeinen Theil voranſchicken müſſen, aber er räumt dieſem Theile keinen Platz im Syſteme ein,

er iſt ihm nur eine allgemeine Rechts- und Geſchäftstheorie und proceſſualiſche Hülfslehre. Er ſondert namentlich von dieſem allgemeinen Theile die Lehre von der Perſönlichkeit und ſtellt ſie gleich Puchta an die Spitze des Syſtems. Puchta aber geht dabei ſchon von philoſophiſchen Reflexionen aus, ihm iſt es eben der Einzelwille, der in der Form des Rechts an der Sache erkennbar wird, deſſen Inhalt aber noch das reine Recht der Perſönlichkeit iſt. Sein Schutz iſt Schutz der Perſönlichkeit, des Willens an ſich. Daß Puchta hier ein Aeußeres, Schutz, mit dem innern Rechtsprincipe verwechſele, ſieht Mühlenbruch zwar ein, was ihn jedoch zu gleicher Stellung bewogen, davon giebt er keine Rechenſchaft. Zwiſchen die Lehre von der Perſönlichkeit und das Eigenthumsrecht ſtellt er die Lehre vom Beſitze, eigentlich dem Sachenrechte ſie einverleibend, weil der Beſitz unmittelbares Sachenrecht ſei und als die factiſche Grundlage einzelner dinglicher Rechte angeſehen werden müſſe. Dem Pfandrechte läßt er ſeine alte Stelle bei den Sachrechten, definirt es aber als ein Forderungsrecht, wobei eine Sache als verpflichtetes Object erſcheine (obligatio rei).

Wenn ſich dagegen Thibaut und Mackeldey von der hiſtoriſchen Methode die Obligationen nach ihrem hiſtoriſchen Entſtehungsgrunde einzutheilen nicht trennen konnten, ſo warf Mühlenbruch dieſe Eintheilung in pacta legitima, praetoria, obligationes ex variis causarum figuris u. ſ. w. als unbrauchbare Kategorieen bei Seite, und ſuchte aus dem materiellen Charakter der Obligationen neue Kategorieen, die uns in der That eine ganz neue Einſicht in das Obligationen-Recht verſchafft haben, mag man auch nicht ohne Grund tadeln, daß ſie mehr breit und von der Oberfläche geſchöpft, als tief ſind. — Welche große Scharfheit des Denkens bei dem Detail des Rechts Mühlenbruch zuſteht, davon giebt ſeine Lehre von der Ceſſion der Forderungsrechte den beſten Beweis. Seine Fortſetzung des Glückſchen Pandecten-Commentars iſt von allen wäſſerigen Theilen befreit, die bei Glück ſo überwiegend ſind. Mühlenbruch iſt offenbar der ſcharfſinnigſte Lehrer der juriſtiſchen Facultät, für den juriſtiſchen Schüler immer anregend und weiterführend. Sein Vortrag iſt durchaus ein freier und bewegt ſich, von einem glücklichen Gedächtniſſe unterſtützt, ſchnell und in ſtrenger Conſequenz weiter. Wer über Unverſtändlichkeit ſeiner Vorträge klagt, hat ſich ſelbſt die Schuld beizumeſſen. Freilich erfordern dieſelben ſchnelle Auffaſſungsgabe und beſtändiges Mitdenken, man kann nicht halb ſchlafend nachſchreiben, wie einſt bei Göſchen. Es kommt freilich auch vor, daß Mühlenbruch in der Eile, womit er ſich weiter bewegen will, unverſtändlich wird, daß ſein Vortrag hapert und haspelt, doch iſt dies ſelten.

(Fortſetzung folgt.)

F. Freiligrath und Konrad Schwenck, oder: die äſthetiſche Kritik der Allg. Litteratur-Zeitung.

(Schluß.)

Geſchmackloſigkeit iſt ein Unglück; wie es, nach Goethe's Ausſpruch, einem Jeden frei ſteht, ein Narr auf eigne Hand zu ſein, ſo muß es auch Jedem erlaubt ſein, einen ſo ſchlechten Geſchmack zu haben, wie er nur kann und will. Es iſt mit der Geſchmackloſigkeit, dieſer mangelhaften Organiſation der Seele, wie mit den Verbildungen des leiblichen Organismus: man kann einen Höcker haben, ſogar zwei, vorn und hinten, und doch ein grundehrlicher Kerl ſein; hübſch freilich ſehen die Höckrigen nicht aus. Wir ſind daher auch nicht fanatiſch genug, um ſeiner Geſchmackloſigkeit willen gleich einen ganzen Menſchen, zum Beiſpiel den ganzen Herrn Konrad Schwenck geringzuſchätzen; aber das Verhältniß gilt auch umgekehrt: man kann ein recht fleißiger Lexikograph, ein recht ſorgſamer Scholiaſt, ja, wie Joh. Heinr. Voß ſchon längſt gezeigt hat: man kann Ueberſetzer des Homer ſein und doch nicht für einen Heller Geſchmack haben. Dies iſt Herrn Konrad Schwenck's Fall und die Freiligrathſchen Gedichte haben es erfahren müſſen. Bedenklicher wird die Sache ſchon, wenn, wie es oft der Fall iſt, der Bucklige ſich für den wohlgewachſenen Apollo, den eigentlichen Normal- und Muſtermenſchen hält und daher uns andre geradleibige Menſchenkinder ausſchilt, daß wir nicht auch ſo ſchön ausgeſchweift ſind, wie er. Aber auch dies kann ergötzlich ſein und gerade Hephäſtos, der polternde Hinkefuß, war es, der den Göttern jenes unauslöſchliche Gelächter erweckte, das ſeitdem ſprichwörtlich geworden iſt. Alſo auch das hätte Herrn Konrad Schwenck verziehen werden mögen, daß er den Beifall und die Liebe des geſammten deutſchen Volkes nicht theilt und ſeinen eignen verſchrobenen Geſchmack zum Maßſtab ſeines Urtheils macht. Es iſt immer ein heitres Schauſpiel und man mag es wohl einmal mit anſehen, wie der Pedant aus ſeiner dumpfen Schulſtube gekrochen kommt und mit der breiten viereckigen Stirn den heitern Tempel der Göttin Poeſie einrennen will. Wird doch die Zahl dieſer philologiſchen Pedanten, Gottlob, täglich kleiner; die wenigen noch vorhandenen Exemplare, zumal wenn ſie ſo ausgewachſen ſind, wie Herr Konrad Schwenck, dürfen ſchon als Rarität auf einige Nachſicht Anſpruch machen. Allein daß er aus ſeinem philologiſchen Phrontiſterion die ganze Grobheit und jene plumpe Bosheit mit ſich bringt, um deren willen von alten Zeiten her die ſilbenſtecheriſchen Streitigkeiten der Philologen übel berufen ſind; daß es ihm nicht genügt, ſich ſelbſt zu blamiren, ſondern daß er auch Freiligrath, der (ſo viel Ref. nur irgend weiß) in ſeiner unbefangenen und ehrlichen Geſinnung zu einem derartigen Vorwurf niemals Gelegenheit geboten hat, mit dem Verdachte des Cliquenweſens und der Lobverbrüderung blamiren will, vor Allem, daß er ſich zum Richter in Sachen der deutſchen Poeſie und namentlich zum Kritiker der Freiligrathſchen Gedichte aufwirft, ohne doch weder von dem hiſtoriſchen Gange unſrer Lyrik überhaupt, noch im Einzelnen von den Erörterungen, welche die genannten Gedichte bereits erfahren haben, erweislicher Maßen auch nur die geringſte Kenntniß, ja nur eine Ahnung zu beſitzen, — dieſes iſt es, weswegen wir den Verfaſſer jener Recenſion, die Nichtachtung aber gegen das Publicum,

die in der Zulaſſung ſolcher Curiositäten liegt, weswegen wir die Redaction der Allg. Litt.-Zeitung glaubten vor das Gericht der Oeffentlichkeit ziehen und derjenigen Strafe preisgeben zu müſſen, welche Beide verdient haben: nämlich dem unwilligen Gelächter.

Denn Freiligrath gegen Angriffe, wie die des Herrn Konrad Schwenck, vertheidigen, in Wahrheit, das konnte der Zweck dieſer Zeilen nicht ſein. Wir wollen überhaupt keinen abſoluten Dichter; alſo auch Freiligrath ſo wenig, wie irgend einen andern Poeten wollen wir in der Art auf's Schild heben, daß es nicht mehr erlaubt ſein ſollte, ihn einer gerechten, ſelbſt einer ſtrengen Kritik zu unterwerfen. Denn hierin geſchieht jeder menſchlichen, jeder künſtleriſchen Beſtrebung ihr Recht und mithin auch ihre Ehre, daß man ſie in dem geſammten Entwicklungsgange als ein Moment ihrer Zeit begreift und darum auch die Maale und Sproſſen nicht verſchleiert, mit denen ſie ihrer Zeit verſchuldet iſt. Längſt, und vor Jahren ſchon auch in den halliſchen Jahrbüchern, iſt dies Gericht auch an den Freiligrathſchen Gedichten geübt worden: man hat das Unzulängliche ſeiner bloß deſcriptiven Poeſie, das zum Theil Outrirte in der Form, das Einſeitige ſeiner Manier erkannt und oftmals beſprochen. Aber man hat auch erkannt, welch ein Fortſchritt, welch nothwendiger und welch vielverheißender, in dieſem Heraustreten und dieſem Uebergang der Lyrik aus der blaß verſchwimmenden Gefühlsſeligkeit der früheren Poeten zu der Energie und dem muntern Colorit der Freiligrathſchen Dichtung liegt und daß es gerade dieſes Uebergangs bedurft hat, um einerſeits das eingeſchläferte Publicum zu einem neuen und herzlichen Intereſſe an der Lyrik zu erwecken und anderſeits die große Aufgabe unſrer künftigen Dichtung, die hiſtoriſche und die politiſche Poeſie, ihrer dereinſtigen Löſung anzunähern. Was aber jene Mängel und offenbaren Auswüchſe der Freiligrathſchen Poeſie anbetrifft, ſo iſt es ohne Zweifel allen denen, die für die fernere Ausbildung dieſes Dichters ſich intereſſirt haben, nicht entgangen, daß derſelbe in jedem neuern Gedichte ſich immer mehr emancipirt hat von den Einſeitigkeiten ſeiner früheſten Richtung — eine Erfahrung, die wir mit herzlicher Freude namentlich an den Gedichten im Rolandsalbum, an den Liebesliedern im letzten rheiniſchen Jahrbuch und noch ganz kürzlich an dem in den neueſten Nummern des ſtuttgarter Morgenblattes mitgetheilten Gedichte beſtätigt gefunden haben. Immer mehr verblaſſen, immer mehr zerflattern die glänzenden, aber wüſten Träume, mit denen der Orient, das tückiſche Land der Wunder, das jugendliche Haupt des Dichters umſponnen hatte; immer freier, immer eignern Schlags ſchlägt ihm das Herz in der wackern Bruſt, und wir dürfen wohl hoffen, ihn, wie einen theuren Heimgekehrten, dereinſt noch völlig und ganz den Unſrigen zu nennen. So hat Freiligrath ſich nicht weniger die Anerkennung der Kritik, die achtungsvolle Aufmerkſamkeit des Litterarhiſtorikers, als vor Allem die Liebe des deutſchen Volks erworben. Und in der That hat dies ſehr triftige Gründe, vor vielen Anderen gerade dieſem Dichter das koſtbare Geſchenk ſeiner Liebe darzureichen: Freiligrath iſt der erſte Poet ſeit langen Jahren geweſen, der überhaupt wieder das taube Ohr der Menge getroffen und in ihr ſtockendes Blut den göttlichen Brand des Liedes geworfen hat; das Publicum hat an ihm wieder gelernt, ohne Naſrümpfen, ohne berliniſche Vornehmheit, ohne Schwanken zwiſchen Kalt und Warm, einen Dichter lieben. Die Freiligrathſche Muſe iſt gleichſam der ſchöne bunte Regenbogen, der vielverheißende, der zum Zeichen des Bundes aufgerichtet iſt zwiſchen dem Publicum und unſrer modernen Lyrik: nicht bloß die ihn jetzt leſen, auch die Dichter ſelbſt einer ſpätern Zeit und die dereinſt an ihren Geſängen ſich erfreuen, ſollen ihn werth halten; denn er hat dem Einen das Herz gerührt und den Andern den Weg gebahnt zu dieſem Herzen.

Von all dieſen Dingen nun, mögen ſie auch nicht eben neu ſein, hat Herr Konrad Schwenck nichts gewußt; nimmermehr ſonſt hätt' er dies abgeſtandene Gift verſpritzt. Auch das iſt charakteriſtiſch für ihn, daß er jetzt, im Auguſt dieſes Jahres, noch die zweite Auflage der Freiligrathſchen Gedichte anzeigt und noch allen Ernſtes meint, die „Verſe" müßten doch einige Gunſt gefunden haben, da eine zweite Auflage möglich geworden —, während doch in der That bereits die vierte Auflage erſchienen und binnen Kurzem eine fünfte nöthig iſt. Freilich wohl, Herr Konrad Schwenck iſt eingeſchlafen geweſen, wie Epimenides über ſeinen lexilogiſchen Excerpten, und nun wacht er auf und weiß nichts von Allem, was paſſirt iſt, und dennoch ſchreibt er äſthetiſche Kritiken. Aber nein, Epimenides kann Herr Konrad Schwenck nicht ſein, nicht einmal Epimenides, der noch nicht ausgeſchlafen hat: denn Epimenides, wachend oder ſchlafend, war ein Grieche und die Griechen ſind ein urbanes Volk. Alſo wollen wir Herrn Konrad Schwenck lieber mit dem Bauern vergleichen, der ſich im Kyffhäuſer verirrte und da drei Menſchenalter verſchlief — oder verirrt' er ſich im Schwarzwald? Einerlei! wenn es nur ein Bauer iſt: denn ein Bauer muß es ſein; ſonſt hinkt das Gleichniß.

Wie aber (der günſtige Leſer bemerke, daß Ref. mit einem Philologen verhandelt und daß daher die pedantiſchen philologiſchen Anſpielungen hier einigermaßen verſtattet ſind) bei Homer nicht bloß die Gaſtfreunde, ſondern auch die Helden, welche gegeneinander geſtritten haben, ſich nicht ohne ein Gaſtgeſchenk entlaſſen, ſo wollen wir auch dem Herrn Konrad Schwenck zum Abſchied ein Xenion hinterlaſſen, das zugleich, wenn ihr ſonſt beliebt, die Redaction der Allg. Litt.-Zeitung dieſem ihrem ehrenwerthen Blatte mag an die Stirne ſetzen laſſen — nämlich eine Stelle aus Ariſtophanes' Fröſchen, die hier recht wohl an ihrem Platze ſein wird, wo wir es ja auch mit einem Froſche zu thun hatten, der ſich aufgeblaſen, man weiß ſchon wozu —:

ἀλλ' ἐξόλοισθ' αὐτῷ κοάξ·
οὐδέν γάρ ἐστ' ἀλλ' ἢ κοάξ.

Ag.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

8. December. № 137. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Anton Bauer hat um die Förderung der Strafrechtswiſſenſchaft unläugbares Verdienſt. Schon das iſt ein Wichtiges, daß er das Princip gereiniget, daß er die Strafe als eine Rechtsfolge des Unrechts, als eine Handlung der Gerechtigkeit anſieht und mit ihr keine fremde Zwecke verbindet. Doch ſcheint es beinah' ein unpraktiſcher, nur in Worten liegender Unterſchied zu ſein, der Bauer hier von Feuerbach trennt. Letzterer nämlich vindicirt der Strafe ſelbſt einen Zweck, ſetzt dieſen aber conſequent nur in die Begründung der Wirkſamkeit der geſetzlichen Drohungen, inſofern ohne ſie dieſe Drohung leer ſein würde. (§. 16. des Feuerbachſchen Lehrb. Aufl. 11.) Allein der Unterſchied iſt doch ſcheidend, wenn auch Bauer leider nicht alle praktiſchen Conſequenzen aus demſelben verfolgt hat. Eben ſo hat Bauer mit juriſtiſchem Scharfſinn die Mängel der Feuerbachſchen Theorie von pſychiſchem Zwange zuerſt gründlich aufgedeckt, indem er zeigte, daß dieſer Zwang auf der Anſicht eines unfreien pſychiſchen Mechanismus beruhe und daß die Wirkſamkeit der Strafgeſetze ſehr beſchränkt ſein würde, wenn ſie allein die ſinnlichen Antriebe zur Läſion durch Furcht niederdrücken ſolle, zumal nicht alle ſtrafbaren Handlungen (z. B. culpoſe) aus ſinnlichen Antrieben entſpringen. Er machte mit Recht geltend, daß bei einem ſolchen Gemüthszuſtande, in dem Verbrechen begangen werden, kein Abwägen der Luſt und des Vortheils mit dem Strafübel ſtattfinde. Allein in der von Bauer nun ſelbſt aufgeſtellten Warnungstheorie ſind dieſe Mängel höchſtens bei Begründung der oberſten Principien vermieden. Im Uebrigen laborirt dieſelbe an allen Mängeln der Abſchreckungstheorie, und Mittermaier hat daher nicht ganz Unrecht, wenn er in ſeinen Vorleſungen ſagt, das Kind ſtamme von Feuerbach, Anton Bauer habe es nur neu getauft.

Namentlich geht auch Bauer von der falſchen Anſicht aus, die Strafe müſſe lediglich ein Uebel ſein, welches abſichtlich und als Uebel dem Verbrecher zugefügt werde, während doch die Strafe ſelbſt nur das Beſte des Verbrechers bezwecken ſollte, ſo daß es nur ſeine eigne Schuld und etwas Zufälliges iſt, wenn er zugleich die Strafe als ein Uebel empfindet. — Jedes begangene Verbrechen zeigt eigentlich ſchon die Unzuverläſſigkeit der Warnungstheorie, indem ja die Drohung und die Warnung nichts geholfen haben. Was ſoll alſo nun eine Anwendung der Drohung helfen? Wo giebt dieſe Theorie auch nur einen approximativ zutreffenden Anhaltspunkt, die Art und den Grad der Strafe zu beſtimmen? Ihr Element bleibt Furcht und Gewalt. Sie legt zwar eine Art Einwilligung des Geſetzübertreters und ſomit eine Willensfreiheit zu Grunde, indem ſie ſich auf das Zuſammenbeſtehen der Warnung mit der rechtlichen Freiheit des Bedrohten ſtützt, allein das iſt und bleibt Rechtsfiction. Denn wenn ein Strafgeſetzgeber mit Draconiſcher Grauſamkeit auf das unbedeutendſte Vergehen den Tod ſetzte, ſo wäre dieſe Strafe eine gerechte, weil es in dem freien Willen des Uebertreters ſtand, die ſo mit Strafe verpönte Handlung zu unterlaſſen. —

Bauer's Lehrbuch des Strafrechts zeichnet ſich übrigens durch klare und vollſtändige Begriffsbeſtimmungen, logiſche und überſichtliche Eintheilung aus. — Sein Lehrbuch des Strafproceſſes dagegen giebt, wie die meiſten Schriften über dieſen Gegenſtand, einen ſchlagenden Beweis von dem traurigen Zuſtande des Criminalproceſſes in Deutſchland. Wenn man ſich zwiſchen dieſe Maſſe von Abtheilungen und Unterabtheilungen, von Claſſificationen und Definitionen begiebt, ſo glaubt man ſich in ein weites ödes Gebäude verſetzt mit tauſend ſcheinbar wohlgeordneten Zugfenſtern, durch welche der Wind der Willkür bläſt, ein Gebäude ohne Grundlage, ohne Säulen, ohne innern Halt. Man kann im Einzelnen nicht verwerfen, wenn das ganze Bauwerk fehlerhaft iſt. — Es iſt nicht die Schuld eines einzelnen Lehrers, daß es ſo iſt, aber wenn ein ſolcher den traurigen Zuſtand lobt, die offen vorliegenden Gebrechen mit bunten Lappen zu verdecken ſtrebt, den freiern Zuſtand anderer Völker verdächtigt, ſo iſt dies zu tadeln. So aber Bauer. Ueber logiſchen Eintheilungen und Begriffsbeſtimmungen, über ſeinen Diſtinctionen und Interpretationen vergißt er die Habeascorpus-Acte, die Freiheit und Selbſtändigkeit des Bürgers. Fragt man nach Garantieen, ſo ſind nirgends jene großen Grundſätze bürgerlicher Freiheit aufzufinden, deren ſich unſere Vorfahren praktiſch erfreuten und welche noch heut zu Tage mit unverkennbarer Vorliebe in England und Frankreich verehrt werden. Man verweiſet uns dafür auf die guten und nothwendigen Eigenſchaften des Criminalrichters:

„ſeine ſtrenge Rechtlichkeit, Humanität, Selbſtbeherrſchung, praktiſche Menſchenkenntniß, Kenntniß des Proceſſes.“ Kurz Anton Bauer iſt, wie ſich dies in Göttingen eigentlich von ſelbſt verſteht, unbedingter Anhänger der geheimen Inquiſitionsmaxime. Er hat den Vorzügen derſelben vor dem Anklageverfahren einen beſondern § gewidmet (§. 219). Es iſt intereſſant, dieſe Vorzüge näher kennen zu lernen. „Sie (die Inquiſition) entſpricht dem Weſen der Strafjuſtiz als der ſelbſtthätig waltenden Erhalterin der Rechtsordnung.“ Das klingt voll und ſchön, allein die Juſtiz ſoll nicht ſelbſtthätig die Rechtsordnung erhalten, ſondern über geſtörte urtheilen und richten, nachdem ſie Anklage und Vertheidigung gehört hat. „Sie befreit das Strafverfahren von einſeitiger Richtung, indem ſie die Erforſchung der materiellen Wahrheit — das einzige Ziel deſſelben — darſtellt.“ — Alſo das Anklageverfahren iſt einſeitig, weil dabei die drei Hauptperſonen des Proceſſes, Ankläger, Angeſchuldigter und Richter, jede nur eine Seite der Thätigkeit entwickeln, anklagen, vertheidigen und richten; wogegen die über alle menſchlichen Unvollkommenheiten und Einſeitigkeiten erhabene Perſon des Inquiſitors zum großen Frommen der Gerechtigkeit, Alles auf das Vortrefflichſte in ſich vereint. „Gegen die Beſorgniſſe eines nachtheiligen Einfluſſes der Einſeitigkeit (alſo doch eine Beſorgniß!) oder der Willkür des Unterſuchungsrichters ſchützen theils die Formen des Verfahrens, theils die ſtrenge Aufſicht und Leitung der zur ſorgfältigen Prüfung der Inſtruction verpflichteten erkennenden Gerichte.“ Die Erfahrung beweiſet aber, daß die ſtrenge Aufſicht der erkennenden Gerichte auf das Unvollkommenſte gehandhabt wird, weil dieſe den Angeſchuldigten weder ſehen noch hören, in den Acten aber nur dann leſen, was ihm Leids widerfahren iſt, wenn der Inquiſitor es für gut befunden hat, ſein Unrecht zu notiren. Eben ſo lobt Bauer die innere Oeffentlichkeit des deutſchen Strafverfahrens vor der äußern Oeffentlichkeit der Franzoſen, Engländer und alten Deutſchen. Dieſe innere Oeffentlichkeit beſteht nach ihm aber darin, daß bei erheblichen Handlungen die Gerichtsbank mit den nothwendigen Perſonen beſetzt ſein muß, ferner im gehörigen Protocolliren, in der Vertheidigung, Acteneinſicht, Mittheilung der Urtheilsgründe u. ſ. w. Allein alle dieſe Handlungen geſchehen in der verſchloſſenen und geheimen Gerichtsſtube, der Vertheidiger darf nicht einmal ohne Beiſein der Gerichtsperſon den verhafteten Angeſchuldigten ſprechen, der Angeſchuldigte iſt bei dem Verhör der Zeugen nicht gegenwärtig. Doch dies nur andeutungsweiſe, um Bauer's Standpunkt zu bezeichnen. Die weitere Polemik gegen dieſe Principien gehört in ein anderes Gebiet. —

Als Mitglied zweier Spruchfacultäten während einer 41jährigen Thätigkeit hat Bauer mannigfache und reiche Erfahrungen geſammelt, auf die er bei jeder Gelegenheit wohlgefällig hinweiſet. Daß er dabei nicht frei geblieben iſt von der unwillkürlichen Neigung aller Richter, nach der Schuld eines Angeſchuldigten zu ſuchen, nicht aber mit gleicher Liebe nach der Unſchuld, wie er es doch ſelbſt von dem Criminalrichter vor allen verlangt, daß er zu häufig nach dem künſtlichen Beweiſe griff und durch ſeine juriſtiſche Dialektik glänzte, beweiſet die Verurtheilung des Tiſchler Wendt zu Roſtock. Dieſer wurde von Bauer und dem göttinger Spruchcollegium zum Tode durch Rad verurtheilt, in Heidelberg von der Inſtanz entbunden, in dritter Inſtanz gänzlich freigeſprochen. Auch ergab ſich durch ſpätere Geſtändniſſe des Schuldigen ſeine vollkommene Unſchuld. Wie würde man geſchrieen haben, wäre ein ähnlicher Fall bei der Jury vorgekommen, beruft man ſich doch noch immer auf Fonk, um dies Inſtitut zu verdächtigen, und haben ſogar preußiſche Geſchäftsleute an der Verurtheilung der Lafarge die Vortrefflichkeit des Inquiſitionsverfahrens vor der Jury zu beweiſen verſucht.

Als Lehrer entbehrt Bauer aller zum Selbſtdenken reizenden Fülle und Lebendigkeit, obgleich ſein äußerer Vortrag fließend genannt werden kann. Eine veraltete und ſtarre Logik, der es auf petitiones principii und circuli in argumentando nicht ankömmt, regt nicht an, ſondern ermüdet. Ueberzeugt, daß ſeine Schüler am ſicherſten haben, was ſie nachher auf das Bücherbret ſetzen können, verfehlt er nicht, ihnen ſorgfältig zu dictiren, daß man ſich zum Anlegen von Criminalacten beſchnittenen Papieres bedienen müſſe, weil ſich ſonſt zu leicht Staub hineinſetze. Die praktiſchen Uebungen im Inquiſitionsverfahren, welche er anſtellt, ſind belehrend.

Bauer iſt ein geſuchter Advocat bei Privathändeln der Fürſten und weiß die Parteien zu überzeugen, daß jetzt wie ſonſt deutſche Proceſſe von wetzlarſcher Dauer ſind und deshalb ein Vergleich vorzuziehen ſei. Er, der den Entwurf zu dem hannoverſchen Strafgeſetz und Strafproceßcodex ausgearbeitet hat, iſt von der hannoverſchen Regierung vielfach zurückgeſetzt. Zuerſt dauerte es ſehr lange, bis er den Guelphenorden erhielt, dann waren alle ſeine Collegen zu Geheimen Juſtiz-Räthen ernannt, während er Hofrath blieb. Da legte ſich die naſſauſche Regierung, die Bauer ſeit Sartorius' Tode vertritt, ins Mittel und ertheilte Bauer dieſen dort ſonſt unbekannten Titel. So hat Bauer, der auch Ritter des goldnen Löwen iſt, jetzt alle Würden und Ehren erlangt, deren ein göttingſcher Profeſſor theilhaftig werden mag, und geht in ſeinem hohen Alter noch mit Rüſtigkeit einher.

Albrecht wurde im Jahre 1830 von Eichhorn empfohlen aus Königsberg berufen. Er war bekannt durch eine Monographie: „über die Gewere“, in welcher er ein gemeinſames Princip des geſammten deutſchen Sachenrechts ge-

funden zu haben glaubte, wie er in der Voigtei eine ähnliche Grundlage des Perſonenrechts andeutete. Es war dies nach deutſchrechtlichen Principien und Kategorieen ſuchende Werk etwas Neues in der Litteratur des germaniſchen Rechts, welche man bisher nur durch immer größere Ausbeutung von Einzelheiten aus Statuten und alten Rechtsbüchern fördern zu können geglaubt hatte. Das Werk hat daher viel Anerkennung gefunden, obgleich man dem Verfaſſer von anderer Seite auch Mangel an durchdringender Gelehrſamkeit vorwarf. In der That hat Albrecht ſpäter einige ſeiner Anſichten zurückgenommen.

Albrecht war als Lehrer des Staatsrechts, deutſchen Privatrechts, des Kirchenrechts und der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte berufen. Er iſt mehr ſcharfſinnig als gelehrt. Seine Hauptforce beſteht darin, in kurzen ſcharfen Umriſſen ein lebensvolles Bild der verſchiedenen Rechtsinſtitute zu geben und dieſe ſelbſt organiſch aneinander zu reihen, wobei er ſich einer ſehr pretiöſen Sprache bedient. Es war ſeine Manier nicht, die Zuhörer tief in den Stoff der vorhin genannten Rechtsdisciplinen einzuführen, ſie mit Material zu überſchütten, jede kleinſte unweſentliche Controverſe mit ängſtlicher Genauigkeit zu behandeln. Ja, wenn Albrecht ſich auf der einen Seite freihielt von jener Unſitte der meiſten ſeiner göttinger Collegen, mit todter Gelehrſamkeit zu prunken, ſo war auf der andern zu bedauern, daß er faſt nur den Geiſt der Sache mittheilte. Dies ging ſo weit, daß er es ſogar verſchmähte, die Zuhörer auf die bezüglichen Geſetzesſtellen oder die Praxis hinzuweiſen, geſchweige denn mit der Litteratur irgend näher bekannt zu machen.

Für denkende Köpfe, welche nur angeregt ſein wollen, um ſelbſt weiter zu arbeiten, allerdings eine gute Methode, wie aber hinſichtlich der überall größern Klaſſe von Menſchen des juste milieu? Was aber in der Hauptſache dagegen geſagt werden muß, iſt, daß es Albrecht an der höhern Berechtigung zu dieſer Methode fehlte, da er außerhalb jeder Philoſophie ſtand. Albrecht's Vorträge waren daher eine mehr geiſtreich ſcheinende als wahrhaft geiſtreiche Einleitung in die Particularrechte; er betrachtete ſie nur als Leitfaden, mit deren Hülfe ſich der Zuhörer auf dem Gebiete ſeines Landesrechts orientiren möge. — Albrecht ſah gern, daß man ihn zu der hiſtoriſchen Schule zähle, die Vornehmheit derſelben, ihre Macht in Deutſchland, hatten Etwas, das ihn anzog, obgleich er ſcharfſinnig genug war, jene Vertreter derſelben ſich nicht zum Vorbilde zu nehmen, welche das Hiſtoriſche ſelbſt zum Zweck erheben. Seine mehr praktiſche Richtung ließ ihn das allein Wahre der hiſtoriſchen Schule herausfinden: die Geſchichte nur als Mittel zum Verſtändniß der Gegenwart oder vielmehr des gegenwärtig beſtehenden Rechts zu gebrauchen. Von Philoſophie hielt Albrecht ſich auch ſelbſt beim Vortrage des Staatsrechts durchaus fern. Sein allgemeiner Theil des Staatsrechts beſchäftigt ſich nur mit der Analyſis des Begriffs „Staat" und dieſem Begriffe gab er eine rein empiriſche Grundlage. Seine publiciſtiſchen Anſichten ſind oft verketzert worden, indem man ihm Abſolutismus und Serviliſmus im Geiſte des berliner politiſchen Wochenblatts vorwarf. Mochte er den innerſten Drang der Gegenwart nicht ganz verſtehen, mochte er, der Preuße, keine beſondere Vorliebe für freiheitliche Inſtitutionen haben, zu jenen verächtlichen Reactionären gehörte er nie. Seine Schritte für das Staats-Grundgeſetz zeigen dies. Er hat ſein Handeln mit ſeiner Lehre in Uebereinſtimmung gebracht, hat ſich als Mann bewährt. Das iſt unendlich viel in unſeren männerarmen Tagen.

Man würde aber irren, wenn man Albrecht dieſes Schrittes halber für einen Helden des Liberalismus hielte. Hätte ſich ihm irgend ein juriſtiſcher Ausweg gezeigt, das Patent vom 1. November zu rechtfertigen, er hätte wahrlich dem Untergange des Staats-Grundgeſetzes keine Thräne geweint, er hätte ſich nicht aus der behaglichen Ruhe und Wohnlichkeit des göttinger Kreiſes entfernt.

Wenn Dahlmann das Staats-Grundgeſetz von 1833 wie ein Vater ſein liebes Kind vertheidigte, wenn die Grimm's und Ewald verletztes moraliſches Gefühl, Eid, Gewiſſenspflicht trieb, ſo trieb Albrecht verletztes Rechtsgefühl. Eine in anerkannter Wirkſamkeit ſtehende Verfaſſung ſollte umgeſtoßen werden, mochte er ſie lieben oder nicht, er mußte ſie vertheidigen, bloß weil ſie poſitives Recht war.

(Fortſetzung folgt.)

Die hiſtoriſche Grundlage.

Salus populi suprema lex esto. — Der Lebende hat Recht. Schiller.

Das berliner politiſche Wochenblatt hat im Namen dieſer unheimlichen Schattengeſtalt offen die Fürſten ihrer conſtitutionellen Eide entbunden. Ob die Fürſten ſelbſt ſich für entbunden achten, iſt eine andere Frage — hier wollen wir nur bemerken, daß die Hyperroyaliſten Ludwig XVI. und Karl X. ohne Widerrede am meiſten geſchadet haben. Die Fürſten ſind in Revolutionen immer die „verlornen Poſten" der Ariſtokraten. Die durch ihre Rathſchläge, die ſie ſtatt Handlungen gaben, und durch ihre Anreizungen Ludwig XVI. unter die Guillotine und Karl X. ins Exil gebracht, haben auf ein Haar daſſelbe gethan, was das berliner politiſche Wochenblatt jetzt thut, und die böſe Frucht eines ſolchen Rathes, wenn man ihm Folge giebt, wird nicht ausbleiben, ſchwerlich wird aber das Unheil diejenigen treffen, die es herbeigeführt. — Darum — wie ſie auch in gewiſſen Regionen aufgenommen werden möge — iſt und bleibt dieſe freche, und, da die Männer des berliner politiſchen Wochenblatts den durch ihre Vermeſſenheit möglicherweiſe entfeſſelten Sturm wohl ſchwerlich zu beſchwören vermögen, zugleich hirnloſe und wahnſinnige Aufforderung zu einem Meineid von ſo unabſehbaren Folgen im höchſten Grade ſubverſiv und contrerevolutionär, d. h. revolutionär im ſchlimmſten Sinne, weil ſie ein durch hiſtori-

ſche und geiſtige Entwicklung Feſtgeſtelltes und Anerkanntes, das große Grundgeſetz unſers Jahrhunderts und ſeiner politiſchen Freiheit, von Neuem in Frage ſtellt und die Saat des Argwohns mit vollen Händen ausſtreut.

Es wird zwar geſagt, daß ohne hiſtoriſche Grundlage keine Ruhe, kein Gedeihen möglich; ſie ſoll der einzige Anker, an welchem die Staaten ſich halten, das hiſtoriſche Recht der einzige Leuchtthurm ſein, nach welchem die Staatspiloten mit Sicherheit ſteuern können — aber bewieſen iſt noch gar nichts — weder aus der Geſchichte, denn dieſe, eine ununterbrochene Kette politiſcher Schiffbrüche eben dort, wo an Neuerungen gar nie gedacht wurde, beweiſt gerade das Gegentheil; — noch in der Theorie, denn ſo viel darüber geſchrieben worden, ſind doch noch nicht einmal die erſten Begriffe und Poſtulate daraus klar und redlich hingeſtellt. Es thut daher Noth, um dieſe zu fragen, und wir thun es hier, indem wir die Hauptmomente wie folgt zuſammenfaſſen.

1) Was verſtehen die Verfechter der hiſtoriſchen Grundlage unter dieſer Bezeichnung? — welche ſind die weſentlichen Kennzeichen ihres Vorhandenſeins? — wodurch ſoll ſie ſich von der ewigen, göttlichen und reinmenſchlichen Grundlage des Staats, der Vernunft und ihrer Freiheit, unterſcheiden? und was endlich ſoll ihr den angeblichen Vorrang über dieſe geben?

2) Was verſteht man unter hiſtoriſchem Recht? — wodurch unterſcheidet es ſich von dem reinmenſchlichen Recht, welches der jedesmalige Zeitgeiſt in geläuterter Geſtalt zum Vorſchein und zur Geltung bringt? — wodurch ſoll es ſich beurkunden, und was ſoll ihm den Vorrang über das ewige Recht der Vernunft geben?

3) Welcher Zeitraum des Beſtehens und welche ſonſtige Bedingungen überhaupt verleihen den Rang hiſtoriſcher Begründung und hiſtoriſchen Rechtes?

4) Da Alles, was heutzutage hiſtoriſche Geltung anſpricht, nicht von Ewigkeit iſt, ſondern an die Stelle von Inſtitutionen getreten ſein muß, die zu ihrer Zeit hiſtoriſche Geltung hatten, ſo muß es denn doch, ſelbſt nach dem Syſtem der extravaganteſten Anhänger der hiſtoriſchen Schule, ein Mittel geben, das Gewicht der hiſtoriſchen Grundlage durch eine primitive Kraft, unter welchen Begriff rohe Gewalt und Uebermacht à la Haller und das curioſe ſogenannte Recht des Siegers, denn das ſtürzt ja allemal eine hiſtoriſche Grundlage um, doch wohl nicht gehören, gültig und rechtskräftig zu überwinden; und es fragt ſich nun, welcher primitiven Kraft — wenn es deren mehr als eine geben ſollte, was uns nicht ſo ſcheint — in unſrer Zeit das Recht eingeräumt werden könne, die hiſtoriſche Begründung, deren ſich unſre Conſtitutionen und Geſetze erfreuen, umzuſtürzen?

5) Wenn, was notoriſch oft der Fall iſt, eine hiſtoriſche Grundlage nicht mehr dazu dient, den Staat aufrecht zu erhalten, ſondern im wunderbaren Wechſel der Verhältniſſe gerade auf ihm zu liegen gekommen iſt, was iſt zu thun, um dieſes Alpdrucks gültig los zu werden, damit die Gegenwart nicht der Vergangenheit geopfert werde? Giebt es ein anderes Mittel, als die conſtitutionelle Lebendigkeit der Entwicklung oder die Verwirklichung der Vernunft und der Freiheit im Staate und ſeinen Formen?

6) In manchen Ländern haben, wie gleichfalls notoriſch, Recht und Gerechtigkeit, ſelbſt im materiellſten und beſchränkteſten Sinne, ſchlechterdings gar keine hiſtoriſche Grundlage, ſollen vielmehr überhaupt in einem vernünftigen Sinne erſt begründet werden!! — — — was iſt nun da zu thun, um ohne Verzug herauszukommen aus dem Fluche tauſendjährigen, alſo hiſtoriſchen Unrechts, z. B. der Sklaverei, das denn doch unter keiner Bedingung fortbeſtehen darf etwa unter dem Vorwande ſogenannter hiſtoriſcher Rechtstitel? — Wir meinen hier nicht bloß Aegypten. Auch bei uns, die wir eine vernünftige Entwicklung haben und eben um unſrer Hiſtorie willen keine Barbaren und Sklavenzüchter ſind, iſt es notoriſch, daß viele, anfänglich gute Inſtitutionen und Satzungen im Laufe der Zeit Charakter und Wirkung durchaus, oft ſogar ins Entgegengeſetzte, ändern, alle aber ohne Ausnahme altern und gleich vielen Menſchen durch das Alter keineswegs ehrwürdig, ſondern kindiſch werden, ſobald mit der veränderten Weltlage deren lebendiges Bewußt- und Begriffenſein wegfällt, ſo fragt ſich's, wie ſich dieſe unläugbare Erſcheinung und die daraus fließende, eben ſo offenbare, unbeſtreitbare und, wenn ſich die Menſchen dagegen ſträuben, mit Gewalt ſich geltend machende Nothwendigkeit, veraltete Inſtitutionen durch und durch zu erneuern, mit der poſtulirten Heiligkeit und Unverletzlichkeit der hiſtoriſchen Grundlage vereinbaren laſſe? Wir fürchten ſehr, daß die Hiſtorie ſowohl als die Grundlage ein unendlich bewegliches Ding, eine ewige Revolution ſei, gegen die der Veſuv mit all ſeinen Eruptionen eine langweilige Eintönigkeit iſt. Aber Eins iſt feſt darin, die Vernunft, die in der Bewegung ihrer ſelbſt ſich ſelbſt erfaßt, im Politiſchen ſich verfaßt oder Verfaſſungen aus ſich macht.

Wir haben gegen die Contrerevolutionäre des berliner Wochenblatts dieſe Fragen und Bedenken aufgeſtellt, nicht als wenn wir dächten, daß dieſe Leute in ihrer äußerſten hiſtoriſchen und philoſophiſchen Rohheit dieſelben löſen und hinwegräumen könnten: ſondern weil ſie es ſind, die der Löſung unſerer politiſchen Probleme ihren Unverſtand, ihren Leichtſinn und ihren Egoismus entgegenſetzen. Sie werden alſo die Schwierigkeiten nicht hinwegräumen, müßten ſie doch damit ſich ſelbſt hinwegräumen und ſtatt Wochenblättler vernünftige, freiſinnige, unterrichtete und philoſophiſch gebildete Menſchen werden. Aber wir hielten es dennoch für Pflicht, dieſe Schwierigkeiten zu bezeichnen und auf die Nothwendigkeit, ſie hinwegzuräumen, aufmerkſam zu machen. Das politiſche Wochenblatt bildet eine Redoute, deren ſämmtliche Kanonen vernagelt ſind und deren Commandanten ſich einbilden, mit vernagelten Kanonen ſchöſſe ſich's am beſten. Wir ſagen deshalb nicht, daß die wegzuräumenden Schwierigkeiten unüberſteiglich ſeien: es genügt, daß Jedermann ſie kennt, um ſie zu beſeitigen.

Baltieus.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

9. December. № 138. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Kraut iſt ein Schüler Eichhorn's und hat die gründlichſten Forſchungen in den Quellen des deutſchen Privatrechts gemacht, wie ſein reichhaltiger und gelehrter Grundriß dazu beweiſet. Ihm fehlt aber zum akademiſchen Lehrer ziemlich Alles, was wir bei Albrecht rühmen mußten. Sein Vortrag iſt kalt und trocken, er überſchwemmt die Zuhörer mit Material und Gelehrſamkeit, ſich häufig ſelbſt verirrend. Seine Vorleſungen über deutſches Privatrecht ſind eben deshalb wegen ihrer narkotiſchen Wirkungen unter den Studirenden ſehr bekannt. Man ſieht bei ihm, daß Gelehrſamkeit allein nicht hinreichend iſt, einen tüchtigen akademiſchen Lehrer zu ſchaffen. Bei dem Verfaſſungsſtreit hat Kraut ehrenwerthe Feſtigkeit bewieſen. —

Ribbentropp hat bei dem in der juriſtiſchen Litteratur anerkannten Werke über Correalobligationen das nonum prematur in annum gewiſſenhaft ausgehalten. Sollen wir das in unſern Tagen loben oder tadeln? Er gehört, wenn wir ſo ſagen dürfen, der exegetiſch dogmatiſchen Schule an, d. h. er ſtellt die Reſultate ſeiner exegetiſchen Forſchung dogmatiſch zuſammen. Er iſt kein origineller Kopf, aber ſeine Vorträge über Inſtitutionen und Pandekten ſind als bequeme und zuverläſſige Collegien beliebt.

In dem Verfaſſungsſtreite hat Ribbentropp Muth und Conſequenz gezeigt, obgleich er ſelbſt und ſeine Familie materielle Verluſte vorausſehen mußte.

Ob Profeſſor Zachariä als Lehrer des Criminalrechts eine Zukunft habe, iſt noch nicht zu entſcheiden, er hat ſich bisher zu phlegmatiſch gezeigt, es fehlt ihm der Jugendeifer, welcher allein kühne Schritte thun läßt. Das vorhandene Material in Beziehung auf Quellen und Litteratur fleißig durchzuarbeiten, wie er es unſtreitig gethan hat, genügt den Anforderungen unſerer Zeit nicht mehr. Sie will das Veraltete und Untaugliche kühn angegriffen ſehen, ſie verlangt Talent für die Reform. In neueſter Zeit hat ſich Zachariä viel mit deutſchem Staatsrecht beſchäftigt. Der erſte, das Verfaſſungsrecht der deutſchen Bundesſtaaten umfaſſende Theil zeichnet ſich vor Klüber u. A. durch ſtrenge Abſonderung alles in die Politik Einſchlagenden aus, bietet aber ſonſt nichts Neues. Zachariä befolgt die hiſtoriſche Methode, die gegebenen Rechtsverhältniſſe bis zu ihren hiſtoriſchen Anfängen und Grundlagen zu verfolgen, womit er denn neben den Vortheilen auch alle Mängel dieſer Methode ſich aneignet, Ueberhäufung von Material, eine förmlich prunkende Gelehrſamkeit und Citirſucht. Wo die Grundlagen des heutigen Staatsrechts aber von den früheren ſo gänzlich verſchieden ſind, wie Staatsrecht und Privatrecht überhaupt, da führt ein ſolches Zurückgehen zu gänzlich unnützen hiſtoriſchen Unterſuchungen, die weder zur Erklärung noch Feſtſtellung des Beſtehenden beitragen, z. B. bei der Lehre von der Regentſchaft. Eine durchgehende Polemik gegen die leichtfertigen und verkehrten Behauptungen Maurenbrecher's iſt zu loben, wie überhaupt ein jedem Despotismus abgeneigter Sinn, der mit Moſer und Andern negativen Widerſtand zuläßt, wenn gegen Gottes Gebot oder gegen den Staatszweck und die feſtſtehende Verfaſſung ſelbſt gehandelt werden ſoll. Das Werk verräth ein ſehr fleißiges Studium.

Zachariä gehört, durch kindliche Pietät vielleicht gehemmt, zu den ſtillen Anhängern des hannoverſchen Rechts.

Thöl, einer der jüngſten Profeſſoren, hat den glücklichen Einfall gehabt, ein Civil-Practicum zu halten, und gewußt, das Intereſſe ſeiner zahlreichen Zuhörer dauernd zu feſſeln. Seine Vorleſungen über deutſches Privatrecht entbehren der Feinheit und Eleganz Albrecht's, ſind aber mehr auf das Praktiſche gerichtet. Seine eigenen Forſchungen haben das Handelsrecht zum Gegenſtande, doch iſt ſein Handbuch darüber noch nicht vollſtändig erſchienen. Er gehört zu den ſechs Nachproteſtirenden.

Die Zahl der juriſtiſchen Privatdocenten iſt ſehr groß, doch da die größere Anzahl ihre Thätigkeit auf Examinatorien beſchränkt, brauchen wir nur folgende zu erwähnen:

Meno Valett hat durch mehrfache civiliſtiſche Abhandlungen, namentlich durch ein ſehr ausführliches Lehrbuch der Pandekten ſeinen Beruf als Gelehrter dargethan, iſt aber dennoch ſeit 1818 Privatdocent geblieben. Eine lebendige Warnung für alle die, welche ohne Connexion in Hannover oder ohne Geſchmeidigkeit in die hier dominirenden Thatſachen und Perſönlichkeiten eine akademiſche Carriere zu machen gedenken. Wenn Valett unter den Anſchlagszettel ſeiner Vorleſungen das Vidi des zeitigen Decans einholen muß, ſo mag er öfter an ſeine Theilnahme

an den Befreiungskriegen gedacht haben, die uns nicht einmal von dem gelehrten Zunftwesen zu befreien vermocht haben.

Dr. Grefe hat über hannoverſches Privatrecht eine ſehr gründliche und mühſame Arbeit geliefert, das Anrecht, welches er dadurch auf eine Profeſſur erlangt, aber wohl dadurch verloren, daß er als Advokat ein Mandat der Sieben übernommen. In den loco dictaturae gedruckten Protokollen der hohen deutſchen Bundesverſammlung vom Jahre 1840 (Sitzung 28, Beil. 2 zu § 326) haben wir ungern Grefe's Namen auf eine ſolche Weiſe erwähnt geſehen. Freilich kann einem ohnehin ſo ängſtlichen und penibeln Mann, wie Grefe'n, der § 6 der Lex 5 C. ad L. Jul. maj. wohl vorſichtig machen, namentlich nachdem das Beiſpiel Jordan's gezeigt hat, daß die Mittermaierſche Beſeitigung des grauſamen „conscius" in der Praxis noch nicht hat durchdringen können. Allein wenn nur im eignen Buſen der Verräther ſchlummern kann, ſo ſoll ein Ehrenmann nicht denunciiren.

Dr. Benfey läßt ſich häufig in der Halliſchen Litteratur-Zeitung durch Recenſionen vernehmen, die tiefe Kenntniſſe verrathen. — Vorleſungen hält er nicht.

Dr. Erxleben, der Herausgeber von Göſchen's Nachlaß, hat einen Ruf als Profeſſor nach Bern angenommen, obgleich er für das göttinger Element geboren ſchien und Viele ſchon jetzt den Geheimen Ober-Juſtizrath auf ſeiner Stirn leſen wollten.

Dr. Planck hat ſich ſehr ſchnell den Beifall der Studirenden erworben; ob er ihn zu erhalten weiß, muß die Zukunft lehren.

Dr. Unger iſt ſeit Kurzem mit einem ſehr gelehrten Werke über die altdeutſche Gerichtsverfaſſung hervorgetreten. Wir befürchten, daß ſeine große Gelehrſamkeit ſeiner Wirkung als Lehrer eher hinderlich als förderlich ſein möchte. Die Erforſchung der altgermaniſchen Rechtsverhältniſſe und des Gerichtsverfahrens iſt gewiß ſehr lobenswerth, nur muß es nicht bloß als Philologie daſtehen, ſondern die Brücke zum Leben zu bauen ſuchen, und der Zeit, die nach Oeffentlichkeit in dem Gerichtsverfahren drängt, hülfreiche Hand bieten.

Dr. Walf iſt ſehr unternehmend aufgetreten und hat eine Concurrenz mit anerkannten Lehrern nicht geſcheut. Die alten Herren haben es ihm ſehr übel genommen, daß er deutſches Privatrecht ſechsſtündig läſe, während ſie ſelbſt es zwölfſtündig vortragen, und ihm dies verboten. Wir meinen, darin dürfe eine Beſchränkung der Lehrfreiheit nicht ſtattfinden. Auch hat man dem Dr. Wolf verboten, ein Proceß-Practicum und ein Relatorium zu leſen, wie es heißt, auf Grund alter Verordnungen. So ſcheint demſelben hier kaum eine Zukunft zu blühen. Ob ſein Werk über die mora von der Kritik anerkannt werde und ob überhaupt ſein Selbſtvertrauen tieferen Grund habe, muß die Zukunft lehren.

Dr. Wippermann hat erſt einmal über deutſches Staatsrecht geleſen, wie es heißt, mit einigem Beifall.

3. Mediciniſche Facultät.

Was der heutigen Medicin fehle, darüber iſt auch unſer Glaubensbekenntniß in No. 7 und 8 der Halliſchen Jahrbücher von dieſem Jahre ausgeſprochen. Theorie und Praxis haben nicht gleichen Schritt gehalten, die Praxis hat tauſend Schritt voraus, allein es fehlt ihr das Selbſtbewußtſein, ſie handelt nicht in Folge eines vernünftigen Princips, ſondern nach Gefühl, Gutdünken, praktiſchem Tact. Im ganzen Gebiete der Medicin zeigt ſich Mangel an Einheit und organiſchem Zuſammenhang. Seitdem die Begeiſterung für Naturphiloſophie und für begriffsmäßige Erfaſſung der Naturkräfte verſchwunden iſt, irrt die Medicin troſtlos nach der verlorenen Braut ſuchend herum und iſt jetzt bei dem Punkte angelangt, wo ſie Alles durch Sehen zu zwingen vermeint. Mikroſkopiſche Unterſuchungen ſind an der Tagesordnung, es giebt eine mikroſkopiſche Anatomie, Phyſiologie, Ophthalmologie, Chemie u. ſ. w. — Die Gläſer ſind unendlich ſchärfer als unſere Vorfahren ſie kannten, wir ſehen mehr, viel mehr, aber wir ſehen doch nicht den Kern der Dinge, und es iſt ein großer Irrthum, wenn wir über dem Sehen des Einzelſten das Suchen nach Einheit und Zuſammenhang aufgeben, wenn wir damit das Weſen der Dinge erfaßt zu haben glauben. Wir tadeln mikroſkopiſche Unterſuchungen keineswegs, hoffen vielmehr, daß wir durch dieſelben um eine große Menge Erfahrungen bereichert werden und von vielen Dingen eine vernünftige Anſicht bekommen, wie denn ſchon viel von dem, was die Naturphiloſophen uns aus höheren Gründen deducirten, jetzt durch die aufs Aeußerſte vervollkommnete Beobachtung beſtätigt worden iſt. Aber wir können nicht alles Heil von dort erwarten. Wir hoffen, daß der Standpunkt, auf welchem die gegenwärtige Medicin fixirt iſt, nur eine Uebergangsperiode ſei, um aus den Beobachtungen des Einzelſten neue Stoffe für das Allgemeine zu gewinnen, und daß, wenn die Unterſuchungen des Einzelnen weit genug gediehen ſind, um ſich über den Standpunkt bloßer Reflexion und Combination zu erheben, ein naturphiloſophiſches (nicht gerade in der alten Bedeutung) Genie die allgemeinen Geſetze der Natur und des Lebens aus einem höchſten Principe des Wiſſens entwickeln und in allen einzelnen Erſcheinungen nachweiſen werde. Die Medicin wird dahin ſtreben und dahin kommen, wenn ſie ſich nicht mit Gewalt gegen jene Thatſache ſträubt, daß jede Erfahrung ohne Philoſophie und Speculation, wenn nicht precär, täuſchend und verführend, doch todt iſt.

Wir müſſen es Göttingen zum Ruhme nachſagen, daß

es seine Richtung der Medicin ausschließlich begünstiget hat, und wenn auch nicht der Zeit vorangegangen, doch immer nachgekommen und gleichen Schritt mit ihr gehalten hat. Wie dies im Einzelnen geschehen ist, wird bei Betrachtung der Repräsentanten der einzelnen Fächer und Richtungen klar werden.

Con. Martin Langenbeck hatte in Jena studirt und promovirt, ist seit 1804 außerordentlicher, seit 1814 ordentlicher Professor und General-Chirurgus der hannoverschen Armee. Er war als solcher schon auf dem Schlachtfelde von Waterloo thätig.

Man kann wohl sagen, daß erst seit seiner Anstellung das Studium der Anatomie, noch mehr aber der Chirurgie in Göttingen als eine entschiedenere Richtung hervortrat und eigentlich bemerkenswerth geworden ist. Denn Richter las seine ganze Manualchirurgie in einem Semester 5 Stunden wöchentlich (für 2 Louisd'or). Er pflegte für jede Operation nur eine gerade ihm beliebige Methode zu dictiren, während Langenbeck immer mehrere Methoden angiebt, ihre Vorzüge für den einen und andern Fall zeigt und ausführlich die Handhabung aller dazu nöthigen Instrumente demonstrirt, häufig selbst Hand anlegen läßt. Richter besaß zwar auch eine große Anzahl Instrumente, namentlich die meisten einst von Heister gebrauchten. Er zeigte solche aber nie vor, theils aus Bequemlichkeit, theils weil er scheute, sie in ihrem rostigen Zustande vorzulegen. Statt aller Instrumente bekamen die Zuhörer eine Absceß-Lanzette, und statt aller manuellen Demonstrationen nur die Art und Weise zu sehen, wie solche Lanzette durch die Haut zu führen sei, wie Richter dies gleich in der ersten Vorlesung an einem vorgehaltenen Blatte Papier zeigte.

Langenbeck's Vorlesungen sind dagegen unendlich reichhaltiger, so daß man nicht selten sogar darüber klagen hört, daß sie in eine Menge besonderer Abtheilungen für eben so viele Lehrcurse getrennt seien.

Was Langenbeck als chirurgischen Künstler anlangt, so kann er gewiß mit Recht den ersten europäischen Chirurgen an die Seite gesetzt werden. Die chirurgischen Operationen, z. B. Exstirpationen, vollzieht er mit einer ungemeinen Leichtigkeit und Schnelligkeit und mit dem einfachsten Instrumentenapparat. Allein seine Chirurgie ist, wie er selbst sie nennt, nur eine anatomia applicata ohne pathologische und physiologische Anatomie. — Die chirurgische Therapie ist von ihm sehr vereinfacht — allein dies Verdienst sinkt durch die einseitige Uebertreibung dieser Maxime. Kaltes Wasser und Salabarum sind die einzigen Mittel, die er anwendet. Die neuesten Operationen haben Langenbeck's Beifall sich nicht erwerben können, so hat er selbst noch keine einzige Schieloperation oder tenotomische gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Medicinischer Brief aus Leipzig.

Den 27. October 1841.

Ich komme soeben zurück von dem Acte der feierlichen Einführung des Prof. Dr. Günther aus Kiel als chirurgischen Demonstrators an dem mit dem Stadtkrankenhause hieselbst verbundenen königlichen Klinikum. Dieser Act, an sich unbedeutend, wird doch zu einem höchst bedeutungsvollen und wichtigen durch die mannigfachen Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen, welche die gesammte leipziger medicinische Welt an denselben knüpft. Und es theilt dieselben gewiß mit ihr ein Jeder, welcher die jahrlangen, gerechten, aber leider bisher nutzlosen Klagen vernommen hat über den gänzlichen Verfall der Chirurgie an unserer Universität, über die Lauheit, Oberflächlichkeit, Nachlässigkeit, womit das Studium dieses wichtigen Theils der medicinischen Wissenschaften, dieser wahrhaften altera pars Petri des Arztes, sowohl von Studirenden betrieben, als auch von den Docenten angeregt wurde. Aber in Wahrheit hatte auch die Vernachlässigung dieser Doctrin in den letzten Jahren eine Höhe erreicht, zu welcher ein Jeder, der es mit dem Rufe unserer Landesuniversität wahrhaft gut meint, nur mit Schamröthe emporblicken konnte. Der Ursachen hiervon waren mehrere: einestheils waren und sind zum Theil noch die Anstalten zur Bildung tüchtiger Chirurgen an unserer Universität äußerst beschränkt und unzureichend, und es möchte fast scheinen, als ob eine gewisse Absichtlichkeit hierin zu Gunsten der dresdner Schwesterakademie obwalte. Andertheils aber fehlte es bisher an einem tüchtigen, durch Dexterität und Wissenschaftlichkeit gleich ausgezeichneten, aber auch durch gewinnende Persönlichkeit und ansprechende Lehrgabe befähigten Manne, welcher als Director der chirurgischen Klinik die wenn auch beschränkten Mittel derselben zum praktischen Nutzen der Studirenden und zur Förderung der Wissenschaft zu benutzen verstanden hätte. Denn ohne den vielfachen, auch öffentlich (cf. Clarus: Laudatio C. A. Kuhlii. Lips. 1841.) anerkannten Verdiensten von Günther's Vorgänger zu nahe treten zu wollen, so wird mir doch zugegeben werden müssen, daß seine operative, wie akademische Wirksamkeit in den letzten Jahren seines Lebens nur unbedeutend und wenig geeignet war, in den Studirenden Lust und Liebe für die Chirurgie zu erwecken. Das unglückselige, vierzehnmonatliche Interregnum aber, während dessen das nicht genug anzuerkennende Bestreben der Regierung, durch Berufung eines ausgezeichneten Vertreters unserer Wissenschaft diesen Uebelständen abzuhelfen, fast an den mannigfachen, in und außerhalb der medicinischen Facultät gespielten Intriguen gescheitert wäre, brachte die Chirurgie vollends ganz in Verfall, so daß man sich fast schämen muß, zu gestehen, wie Leute während dieser Zeit zu Doctoren der Chirurgie creirt wurden, die kaum im

Stande waren eine Ader zu ſchlagen, noch eine Hydrocele von einem Inguinalbruche zu unterſcheiden vermochten, ja vielleicht kaum je eins oder das andere geſehen hatten. Deshalb muß man ſich wahrhaft freuen, daß es den ſorgſamen Beſtrebungen einer erleuchteten Regierung endlich doch gelungen iſt, einen Mann wie Günther für unſere Univerſität zu gewinnen, und deshalb begrüßte gewiß mit mir das ganze leipziger mediciniſche Publicum den heutigen Tag ſeiner Einführung mit den froheſten Hoffnungen als den Anfangspunkt einer neuen Aera für die Chirurgie. Und in der That ſcheint Günther ganz dazu befähigt zu ſein, dieſe Hoffnungen zu verwirklichen. Schon ſeine äußere Erſcheinung ſpricht wohlthuend an und empfiehlt ihn namentlich bei unſeren Klinikern. Aber auch als Lehrer wird er ſich bald volle Geltung und Anerkennung verſchaffen; er kennt ſeine Wiſſenſchaft ganz und nach allen Seiten hin; er kennt auch ihre ſchwachen Seiten, und ſcheut ſich keineswegs, dies ſeinen Schülern zu bekennen. Er will nicht für infallibel gehalten ſein, ſondern iſt offen genug, zu ſagen, wo er in der Diagnoſe des concreten Falles unſicher iſt, oder ſich geirrt hat; er will nicht ſeiner Anſicht allein Geltung verſchaffen, ſondern ſieht es gern, wenn auch der Schüler ſeine Anſicht, wäre ſie auch eine abweichende, frei ausſpricht. Stößt er bei Letzterem auf Unrichtigkeiten oder mangelnde Sachkenntniß, ſo iſt er human genug, ihn nicht über ſeinen Irrthum erröthen zu laſſen. Leiſtungen, die er zu fordern das Recht hat, ſcheint er gleichwohl als Gefälligkeit zu erbitten, und während es ihm ein Leichtes ſein würde, durch glänzendes Entfalten ſeines Wiſſens zu imponiren, zieht er es vor, durch Gründlichkeit des Vortrags, durch Sicherheit und Entſchloſſenheit im Handeln bei dem concreten Falle ſich die ſtille, aber tiefe und wahrhafte Ueberzeugung und Anerkennung ſeines Werthes in den Herzen ſeiner Schüler zu verſchaffen. Was die Richtung betrifft, der er im Vortrage ſeiner Wiſſenſchaft huldigt, ſo kann ich Ihnen nach den wenigen Stunden, in denen es mir bis jetzt vergönnt war, ihn zu hören, darüber noch nichts Beſtimmtes mittheilen. Doch ſcheint es mir die aller beſſern Chirurgen unſerer Zeit zu ſein, deren Beſtreben es iſt, ihre Kunſt zu dem Range einer Wiſſenſchaft zu erheben; denen es nicht genug iſt, ein geſchickter, kühner, genialer Operateur zu ſein, ſondern die mit Recht darauf dringen, daß man durch genaue Kenntniß der Anatomie und Phyſiologie, durch ſorgfältige Erforſchung der pathologiſchen Veränderungen in den Organen, durch mikroſkopiſche und chemiſche Unterſuchung der Gewebe, der Ab- und Ausſonderungen ꝛc. im krankhaft ergriffenen Theile, durch Zuhülfenahme aller ſich darbietenden ſemiotiſchen Hülfsmittel, auch im Stande ſei, ſich Rechenſchaft zu geben über das, was krankhaft verändert iſt, und über die Art, wie dieſe Veränderung ſich darſtellt. Dabei beobachtet er in der Behandlung ſeiner Kranken große Einfachheit und giebt der Natur überall Raum, ihr Heilbeſtreben zu äußern; er iſt nicht operationsſüchtig, zögert aber auch nicht lange, wo er manuelle Eingriffe für nöthig erachtet, und entwickelt dann im Operiren ſowohl, als im Anlegen der Verbände eine bewundernswerthe Raſchheit, Sicherheit und Nettigkeit. — Dieſes Wenige mag genügen, Ihnen ein flüchtiges, aber hoffentlich nicht verzeichnetes Bild unſeres neuen Profeſſors der Chirurgie zu geben, und Sie mögen ſelbſt urtheilen, ob die Univerſität ſich Glück wünſchen darf, ihn den ihrigen zu nennen. Möge er nur in dem ihm fremd gewordenen Vaterlande ſich bald wieder heimiſch und mit ſeinen neuen Verhältniſſen zufrieden fühlen. Freilich möchte ich ihm in letzteren nicht lauter goldene Tage verſprechen; vielmehr fürchte ich beinahe, daß ſowohl in ſeiner amtlichen Stellung als Spitalarzt, als auch in ſeiner collegialiſchen als Facultiſt früher oder ſpäter ihm Gelegenheit gegeben werden dürfte, ſich auch als Menſch, als Mann von Charakter geltend zu machen. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß dieſe meine Befürchtungen voreilig ſein mögen. Sollten ſie ſich jedoch unglücklicher Weiſe beſtätigen, ſo wird es ihm vielleicht ein Troſt ſein zu erfahren, daß eine nicht unbedeutende Schaar gleichgeſinnter, wenn auch jüngerer Söhne des Aeſkulap ihn mit offenen Armen empfange, eine Schaar, die in ſtillem, aber redlichem Forſchen auf dem Gebiete unſerer Wiſſenſchaft in ketzeriſchem Unglauben gegen das Dogma: extra facultatem nulla salus, beharrt, und deren Beſtrebungen, wenn auch hier von mancher Seite her vornehm belächelt, vielleicht ſelbſt abſichtlich gehemmt und verkleinert, doch gewiß zu ſeiner Zeit Anerkennung, und in der Achtung der Zeitgenoſſen ihren ſchönſten Lohn finden werden. D. j.

Bei Otto Wigand ſind erſchienen:

Sendſchreiben an den Herrn Geheimen Hofrath Eichſtädt

über deſſen Polemik wider die akademiſche Klinik zu Jena; nebſt einem Worte zur Verſtändigung an die Bewohner Jena's und deſſen Umgegend,

von

Dr. med. **E. A. Weiß.**

gr. 8. 1841. 5 Ngr.

Das

biſchöflich Dräſekeſche Gutachten

ruhig beleuchtet vom Pfarrer **G. Pleißner.**

gr. 8. 1841. Broſch. 10 Ngr.

Auch eine und zwar die allernothwendigſte

Vertheidigung für den Biſchof Dräſeke.

gr. 8. 1841. Geh. 5 Ngr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

10. December. № 139. 1841.

Ich bitte mir die Beſtellungen auf die

Deutſchen Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt

pr. 1842

recht zeitig zukommen zu laſſen. Die erſte Lieferung des Jahrgangs 1842 erſcheint ſchon Mitte December d. J.

Leipzig am 7. November 1841.

Otto Wigand.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Was Langenbeck als Anatom anlangt, ſo iſt ſeine Geſchicklichkeit auch hier ſtaunenswerth. Er hat für die Oſteologie die allerfeinſten Sachen und vieles Neue hervorgeholt und die von ihm verfertigten Präparate können ſich mit jeglichen der Welt meſſen. Durch Fleiß und Ordnungsliebe hat er ein anatomiſches Cabinet geſchaffen, das durch die Arnemannſche pathologiſch-anatomiſche Sammlung und die Sammlung kranker Knochen von Wonperſſe bereichert, in Deutſchland, vielleicht Europa ſeines Gleichen ſucht. Allein Langenbeck fehlt jede pathologiſche und phyſiologiſche Anſicht der Anatomie. Was er mit dem Meſſer nicht erreichen, was er nicht ſehen und fühlen kann, exiſtirt nicht für ihn. Er huldigt dem rohſten Materialismus und bekennt laut mit dem alten Hofmann: est igitur vita nihil aliud, quam motus sanguinis et humorum in circulum abiens — oder wie er ſich häufig deutſch ausdrückt: „Meine Herren — Seele — was iſt Seele? — Blut iſt Seele.“

Seine anatomiſchen Tafeln ſind brillant und genau, aber überladen mit Anſichten. In ſeinem Vortrage iſt Langenbeck nichts weniger als liebenswürdig, er gleicht eher einem auf offner Marktbude ausſchreienden, ſich ſelbſt preiſenden Charlatan, als einem ruhig docirenden akademiſchen Lehrer. Wir ſind nicht geneigt, Lebhaftigkeit des Vortrags zu tadeln, allein Langenbeck's Lebhaftigkeit regt nicht an, macht nicht deutlich, ſondern verwirrt. Die barbariſchen Namen der Anatomie durchſchneiden das Ohr, das Präparat wird auf der Hand vorgezeigt, allein mit dem: Meine Herren, hier ſehen Sie! iſt es auch abgethan. Ein deutliches Bild kann bei aller Faſſungsgabe und Phantaſie kaum bei dem Zuhörer zurückbleiben, und darauf kommt doch Alles an, denn mit dem Namen und der Situation reicht man wohl für das Examen, aber nicht für das Leben aus.

Wenn Langenbeck in ſeiner Anatomie an pathologiſche und phyſiologiſche Unterſuchungen anknüpft, ſo zeigt ſich, daß ihm ſehr viel von dem, was in neueren Zeiten, beſonders durch mikroſkopiſche Unterſuchungen entdeckt iſt, entweder unbekannt geblieben iſt oder abſichtlich von ihm ignorirt wird. Dagegen iſt ſeine Anatomie eine gute Vorbereitung für die Chirurgie, und er zeigt den Nutzen der genauen Kenntniß der Theile des menſchlichen Körpers oft durch launige Erzählungen von Operationen. Daß er ſeine Vorleſungen in Oſteologie, Anatomie, Neurologie abſondert und als verſchiedene Collegien für hohen Preis lieſt, möchte bei der großen Ausdehnung dieſer Wiſſenſchaft kaum zu tadeln ſein, eben ſo wenig, daß er von den Studioſen verlangt, daß ſie dieſe Collegia doppelt hören. Allein daß er auch ein zweifaches Honorar fordert und erhält, weil wenigſtens unter den Studirenden (zur Ehre Langenbeck's wollen wir hoffen, unbegründet) die Meinung verbreitet iſt, daß, ohne dieſe Collegien zweimal bezahlt zu haben, an den erſten Grad im Doctorexamen nicht zu denken ſei, iſt für den weniger Bemittelten ſehr hart.

Langenbeck's politiſches Benehmen iſt nicht ohne Grund

Gegenſtand öffentlicher Beſprechungen und öffentlichen Tadels geworden. Alles, was der Protection bedürftig war, ſchloß ſich an Langenbeck, der dienſtbefliſſen gern Proſelyten machte und ſelbſt mit einem ſeiner Collegen Freund wurde, den er früher nie ohne Spott zu nennen pflegte. Uebrigens iſt auch, ſelbſt was die Geſinnung als Staatsbürger betrifft, Langenbeck gegen die früherhin übliche Gemeinheit fortgeſchritten. Richter pflegte in weſtphäliſchen Zeiten zu nicht geringem Aergerniß ſeiner patriotiſchen Zuhörer zu ſagen: „Meenthalben mag Wähnde (eine Domaine bei Göttingen, unter Jerome nannten die Bonapartiſten das Amthaus zu Weende château de Weende) dem Kaiſer Napoleon oder dem Kenig Gehorg jeheeren, wenn ſe mer meenen Jehalt jäben, ſo iſt mers eenerlee.“

Langenbeck ſagte dagegen: „Meintwegen mag der Großtürk oder Großmogul unſer Herr ſein; wer mir die beſte Anatomie und das beſte chirurgiſche Hoſpital giebt, dem diene ich.“ —

Wäre Langenbeck dieſem politiſchen Indifferentismus aus angeblicher Liebe zur Wiſſenſchaft treu geblieben, ſo würde er ſich die öffentlichen Beſchämungen erſpart haben, die ſeiner ſervilen Dienſtbefliſſenheit und anmaßenden Oſtentation geworden ſind. —

Gegen die mediciniſch-chirurgiſche und gänzlich materielle Richtung Langenbeck's kämpfte nicht ohne Glück der ſeit 1837 verſtorbene Carl Himly. Zu Braunſchweig 1772 geboren, hatte er ſeine erſte Bildung auf dem Carolinum unter dem bekannten Etatsrath von Zimmermann empfangen, und nach Beendigung ſeiner Studien in Göttingen dem dortigen akademiſchen Hoſpitale als Gehilfe Richter's vorgeſtanden. Der Brownianismus und die Erregungstheorie hatten auch auf ihn ſchon nicht unbedeutenden Einfluß geäußert, ihn wenigſtens empfänglich gemacht für den Eindruck, den die Naturphiloſophie und ſeine Berührung mit dem Schellingſchen Kreiſe in Jena, wo er von 1801 bis 1803 Profeſſor war, auf ihn machte. Auch auf Himly übte die Philoſophie, welche ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder mit einer rein empiriſchen Wiſſenſchaft zuſammentraf, ihre geheimnißvoll berauſchende Wirkung aus. Er erkannte richtig an, daß nur eine Vereinigung und ein Einsſein der auf Beobachtungen, Inſtinct, Verſuche, Combination und Reflexion geſtützten Empirie mit Speculation und Conſtruction die Arzeneikunde zu wahrer Wiſſenſchaft bilden könne. Er verkannte nicht, daß die Combination ſich im Vereinigen nicht übereilen und die Speculation nicht haſſen, ſondern von ihr die allgemeinen Richtungspunkte aufnehmen müſſe; daß die Conſtruction dagegen ſich im Zertrennen und Bezeichnen nicht übereilen dürfe. Allein die Einſeitigkeit der naturphiloſophiſchen Richtung und die Unausgebildetheit der Empirie, ihr Mangel an genaueren Erfahrungen, brachten es auch bei Himly nur zu einem Verſuch einer ſolchen Vereinigung. Er ſtand gegen Markus, v. Walter, Kieſer, wie gegen Reil in einer gewiſſen Selbſtändigkeit, wie ſeine oberſten Principien beweiſen.

Die Grundanſicht, von der er ausging, war, daß die Natur ein Organismus, jedes Einzelne ein Theilganzes, Wiederholung deſſelben im Einzelnen und Kleinen ſei. Das ſtete Schaffen von Differenz und Wiederſchaffen von Indifferenz ſei der lebendige Kreislauf der geſammten Natur, des Individuums, in großen und kleinen Organen. Im Individuo offenbare ſich dies zwiſchen Maſſe und Thätigkeit. Maſſe gebäre Thätigkeit, ihr Einsſein ſei Leben. Von objectiver Seite der Producte zeige ſich das Leben als Selbſtproduct, Bildungstrieb, von ſubjectiver Seite als Erregbarkeit (incitabilitas). Ihr Individuelles ſei Selbſtändigkeit, Activität, Wirkungsvermögen — ihr Univerſelles Receptivität. Dieſe beiden Factoren ſtänden als Beſtimmbarkeit von Außen und Selbſtändigkeit im entgegengeſetzten Verhältniſſe; mit dem Steigen des einen Factors falle der andere und ſo umgekehrt. So kommt Himly denn zu den beiden Polen, um welche ſich ſeine ganze Theorie dreht, Senſibilität und Irritabilität, deren Repräſentanten in den verſchiedenen Syſtemen und Organen und ihrer wechſelſeitigen Bedingung. So wie die Senſibilität potenzirt iſt, ſteigt auch die relative Gewalt aller Reize. Tritt durch andere äußere Einflüſſe eine ſtärkere Reizung ein, ſo wird die Senſibilität wieder depotenzirt, das productive und irritable Syſtem treten hiedurch wieder an ihre Stelle. Eben ſo umgekehrt. Durch dieſes Ausgleichen beſteht das Wohlſein als derjenige Zuſtand eines Individuums, in welchem es alle Lebensverrichtungen einzeln und in Verhältniß gegen einander mit Leichtigkeit, Energie und Beſtändigkeit erreicht.

Allein die Anwendung dieſer allgemeinen Grundſätze vermißte man in der ſpeciellen Pathologie und Therapie gänzlich, nur bei der Fieberlehre trat ſie wieder hervor, wo denn der Streit Himly's mit Reil bekannt iſt. Den Vorwurf, den Himly Reil hier machte, daß ſein Syſtem nicht combinatoriſch erſchöpft ſei, traf Himly ſelbſt, nur daß ihm ein anderes Glied fehlte.

Himly hat ſich vor Allem als Ophthalmolog ſowohl durch ſeine Schriften, als eine Menge glücklicher Operationen einen weit verbreiteten Ruf erworben. An dem praktiſchen Arzt wurde gerühmt der Scharfblick in der Auffaſſung und Beurtheilung dunkler und verwickelter Fälle, die Ermittlung glücklicher neuer Heilmethoden, die Einfachheit ſeiner Verordnungen.

Als Lehrer regte er ſtets zum Selbſtdenken an und zeichnete ſich durch klaren und ſchönen Vortrag aus.

In ſeinen letzten Lebensjahren ließ er ſich häufiger Diätfehler zu Schulden kommen, die ſeinem Vortrag jedoch nicht ſchadeten, ſondern häufig den Reiz deſſelben vermehrten,

die aber üble Wirkung auf ſeinen Gemüthszuſtand hervorgebracht zu haben ſcheinen.

(Fortſetzung folgt.)

D. L. B. Wolff, Allgemeine Geſchichte des Romans von deſſen Urſprung bis zur neueſten Zeit. 8. pp. XIV u. 694. Jena 1841. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wir erhalten in vorliegendem Werke nach dem kurzen Vorworte des bekannten Herrn Verfaſſers „einen Verſuch, einer einzelnen bedeutenden Erſcheinung auf dem Gebiete der Litteratur in ihrer ganzen Entwicklung von ihrem Urſprunge an bis zur Gegenwart zu folgen und die Einwirkung des Lebens auf dieſelbe, ſowie ihren Zuſammenhang mit dieſem und deren Wechſelwirkung nachzuweiſen, den Anforderungen unſerer Zeit gemäß", und zwar wie es dann weiter heißt: „die Frucht anhaltender und langer Studien und gereifter Erfahrung", dürfen alſo mit Recht etwas Gediegenes erwarten und ſomit eine noch unausgefüllte Lücke unſerer Litteratur ausgefüllt zu ſehen hoffen. Dazu kommt noch, daß der Verfaſſer weder in der Vorrede, noch im Buche ſelbſt auch nicht mit einem Worte berührt, was bereits vor ihm von Anderen über die Geſchichte des Romans geleiſtet wurde, denn in Bezug auf die griechiſchen und römiſchen Romane führt er weder Manſo's Abhandlung in deſſen Schriften Bd. II., noch Struve's Bemerkungen in ſeinen Abhandlungen, noch Chardon de la Rochette und Villemain an, für das Mittelalter nennt er nur an einigen Stellen Dunlop, obwohl er dieſen für die frühere Zeit immer benutzt, und die große Bibliothèque des romans, ſo wie Richard's Bibl. der Romane, und für eine univerſelle Ueberſicht wird nur zweimal (S. 145 u. 351) die auch dem Unterzeichneten unbekannt gebliebene Revue des romans p. Eusèbe G.... Paris 1839. II Voll. 8. genannt. Eine ſolche völlige Uebergehung der Quellen zweiten Ranges, über welche einige Worte der Kritik zu ſagen, doch wohl in der logiſchen Anordnung einer derartigen Specialunterſuchung liegen müßte, läßt ſich natürlich nur damit entſchuldigen, daß man annimmt, der Verfaſſer habe die Quellen erſten Ranges, alſo alle zu nennenden Romane ſelbſt geleſen, natürlich alſo Auszüge daraus durchzugehen für unnöthig gefunden. Gleichwohl aber kann Schreiber dieſes ein ſolches hohes Verdienſt, ſein Urtheil durch eigenes Leſen der Originale gebildet zu haben, nur allein höchſtens für die Romane der letzten 50 Jahre (*!*) zugeſtehen, für die frühere Zeit aber ihm daſſelbe nur geradezu abſprechen, und überhaupt die Frage, ob durch gegenwärtiges Buch eine den Anforderungen unſerer Zeit angemeſſene, auf wiſſenſchaftlichen Studien beruhende kritiſche Geſchichte des Romans geliefert worden ſei, durchaus verneinen. Recenſent wird in folgenden Bemerkungen, die ſich jedoch nur auf die Geſchichte des Romans bis zum 17. Jahrhundert erſtrecken werden, da von dieſer Zeit an das gebildete Publicum ſelbſt bequem mit ſeinem Urtheile die weitere Entwicklung deſſelben verfolgen kann, die Richtigkeit ſeiner Behauptung zu erweiſen ſuchen.

Der Verfaſſer eröffnet ſeine Geſchichte mit einigen Bemerkungen über die Entſtehung des Wortes „Roman" aus der lingua Romana rustica und über die Verſchiedenheit der Ausdrücke „Roman, Erzählung und Novelle", bringt aber auch nichts Neues zu Tage, ſondern meint nur, daß die meiſten Schriftſteller ſelbſt hierüber nicht recht klar ſeien, worin er allerdings Recht hat, bemerkt aber auch nicht mit einem Worte, eben weil ihm alles genaue Studium der Geſchichte des Romans im Mittelalter und den darauf folgenden Jahrhunderten abgeht, woher dieſe Verwechslung komme und ob man bereits früher eine ſolche begangen habe. Die Sache iſt einfach dieſe. Urſprünglich hieß Alles, was in romaniſcher Sprache geſchrieben wurde, roman, nicht etwa bloß wie Wolff S. 6 Anderen nachſchreibt: „Alles, was an Höfen erzählend vorgetragen wurde — eine Geſchichtserzählung, gleichviel ob wahr oder erdichtet" —; dem widerſprechen die vom Recenſenten dieſes in ſeiner Litterat. Geſch. Bd. II. Abth. 3. p. 24 angeführten hiſtoriſch beglaubigten Ausdrücke Romant de Bible — Romant des coustumes de Normandie. — Später aber verlor ſich nach und nach dieſe umfaſſendere Anwendung des Wortes, man unterſchied nur noch romances reales, wie es bei Chaucer Canterb. Tales V. 13777 heißt, alſo Erzählung wirklicher Begebenheiten, von rein erdichteten romances oder romans, und endlich blieb nur noch dieſer Ausdruck für rein fingirte Gegenſtände in Gebrauch. Jedoch unterſchieden die Engländer und Franzoſen ſehr wohl ihre romans und romances, die ſie wiederum in zwei Klaſſen eintheilten, nämlich in romans de chevalerie und romans d'amour, von den contes oder fabliaux. Während nämlich erſtere urſprünglich eine hiſtoriſche Grundlage hatten, was ſchon ihr früherer Name Chanson de geste beweiſt, aber weil ſie zum Abſingen beſtimmt waren, natürlich von der Phantaſie und dem Genie ihrer Verfaſſer mit fingirten Elementen ausgeſtattet wurden, übrigens immer einen bedeutenden Umfang haben, wie z. B. der engliſche Roman Malory's La Mort Arthur die ganze Geſchichte der Tafelrunde von Arthur's Geburt bis an ſeinen und ſeiner Ritter Tod umfaßt, ſind die Fabliaux und Contes (die Tales Chaucer's), die übrigens keineswegs, wie Wolff meint, gleichbedeutende Ausdrücke ſind, ſondern ſich nach Caylus Mém. sur les Fabliaux, in d. Inscr. de l'ac. d. Inscr. T. XX. p. 58 u. de la Rue Bardes et Jongleurs Anglo-Normands T. I. p. 202 ſo unterſcheiden: Le fabliau renferme le recit élégant d'une action inventée, petite, plus ou moins intriguée, quoique d'une certaine étendue, mais agréable ou plaisante, dont le but est d'instruire,

ou d'amuser — Le Conte simplement dit porte sur la vivacité d'une repartie, sur un mot plaisant ou à propos, größtentheils erſt aus Epiſoden der Romane der Tafelrunde entſtanden, alſo ſpäter als dieſe, aber feiner verſificirt geweſen. Später, als man aufhörte die Ritterromane zu verſificiren, verſchwanden auch die Fabliaux und erſt La Fontaine hat in ſeinen Contes et Fabliaux den Geſchmack daran zu erneuern geſucht, nachdem die italieniſchen Novelle, urſprünglich ganz daſſelbe, als die Fabliaux, nur in Proſa, ſich auch in Frankreich eingebürgert hatten. Nach und nach traten auch in Frankreich an die Stelle der Romans die Histoires, welche bald größere, bald kleinere Begebenheiten behandelten, wie denn der Ausdruck: Hiſtorie oder Geſchichte auch dafür in Deutſchland gebräuchlich wurde, der Ausdruck Novelle aber iſt lediglich bei uns falſch angewendet worden, weil nach Tieck's Vorgange, deſſen Novellen freilich immer noch am beſten den urſprünglichen Begriff jenes Wortes, etwas Neues zu bringen, feſthalten, obwohl ſie durch die vielen eingewebten Reflexionen wiederum ganz und gar von den alten Muſtern der Cento Novelle und Boccaccio abweichen und ſich darum mehr den ſpaniſchen Erzählungen dieſer Art, wie Timonedas Patrañas, die mehr Raiſonnement als Handlung enthalten, nähern, übrigens auch hinſichtlich des gewählten Gegenſtandes und Stoffes von denſelben ganz iſolirt daſtehen, jeder Romanſchreiber den Kindern ſeiner Laune eine eben ſo gute Aufnahme wünſchte, als Tieck's Novellen widerfahren war, darum eine Mißgeburt von Erzählung und Roman, gewöhnlich in das Gebiet des Schauerlichen ſpielend, übrigens aber oft nicht einmal Originalerfindung, ſondern erſt Nachahmung älterer Muſter, mit dieſem unpaſſenden Namen belegte. So kommt es denn, daß wir eigentliche Novellen im Geiſte der alten italieniſchen Novellieri und der Franzoſen, welche auch ihren größeren Romanen dergleichen Epiſoden einſchoben, wie dies im vorigen Jahrhundert vorzüglich noch Le Sage in ſeinem Gilblas ꝛc. und Louvet de Couvray in ſeinem Faublas freilich mehr nach dem Vorgange des Cervantes und überhaupt der Spanier thaten, worin wiederum Fielding und Smollet in ihren komiſchen Romanen ihre Nebenbuhler waren, nur in den deutſchen Romanen des 16. und 17. Jahrhunderts finden, wie z. B. in der Inſel Felſenburg, die, abgeſehen davon, daß ſie ihren Boden und die Gelegenheit, bei welcher dieſe einzelnen Novellen vorgetragen werden, von einer Robinſonade hergenommen hat, übrigens ihrer ganzen Anlage und Erfindung nach weit mehr als Nachahmung engliſcher und franzöſiſcher Novellenſammlungen erſcheint, da dieſen immer auch eine Begebenheit zum Grunde liegt, welche die Erzählung einzelner Geſchichten motivirt, als wie Wolff I. 1. S. 241 eine Zuſamenfaſſung alles deſſen, was bisher in den Robinſonaden zehn Jahre lang einzeln die Leſer erfreut hatte, zu nennen iſt, denn während in dieſen eben einem einzelnen Individuum auf einer Reiſe wunderbare Begebenheiten und Zufälle zuſtoßen, alſo eine fortgeſetzte Darſtellung einer Art Homeriſcher Irrfahrt dem Leſer vor Augen tritt, übrigens die Handlung faſt immer nur auf der See und fabelhaften Inſeln ꝛc. vorgeht, iſt in der Inſel Felſenburg dieſe nur der Träger und Buſen des ganz wohl ausgedachten und überlegten Dramas, deſſen einzelne Perſonen hier als in dem Hafen der Ruhe ganz unthätig erſcheinen und nur in ihrer Zurückgezogenheit die Ereigniſſe des frühern bewegten Lebens vor den Augen der Zuſchauer wie in einer Zauberlaterne vorüberziehen laſſen. Auf alles dieſes hat aber Wolff gar nicht geachtet, noch weniger darauf, daß der Verfaſſer, von dem er nichts als den Namen Schnabel (pseudon. Giſander) weiß, auch darin von den italieniſchen Novellieri abweicht, daß bei dieſen die mitſpielenden Perſonen fremde Begebenheiten, hier aber ein Jeder ſeine eigene Lebensgeſchichte erzählt. Beweis genug, wie aufmerkſam Herr Wolff die Bücher, von denen er ſpricht, geleſen und überdacht hat. Uebrigens bemerke ich nur noch, daß Herr Wolff S. 21 ſeiner eigenen Anſicht von dem Weſen eines Romans widerſpricht; er meint nämlich, ein Roman ohne Liebe exiſtire nicht, ſei ein Unding: ganz gut, dann hätte er aber Bücher, wie das Lalenbuch, die Robinſonaden, wenigſtens de Foe's Robinſon Cruſoe nicht, vielleicht auch die ſpaniſchen Schelmenromane, bei denen die Liebe auch nur entweder gar keine, oder doch eine nur ſehr untergeordnete Rolle ſpielt, nicht mit unter ſeine Romane aufnehmen müſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Bei Otto Wigand iſt ſoeben erſchienen:

Handbuch des in Oeſterreich geltenden Eherechts.

Zweiter Band.

Auch unter dem Titel:

Ausführliche Erläuterung des zweiten Hauptſtückes des allgem. bürgerl. Geſetzbuches von §. 78—92.

gr. 8. 1841. Broſch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

11. December. № 140. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Gleichſam zur Ergänzung einer in Göttingen bisher durch die Medicin nicht vertretenen Richtung, der gelehrten, wurde 1823 Heinrich Conradi aus Heidelberg berufen. Er iſt bekannt als großer mediciniſcher Litteratus oder Buchſtabenmenſch, wie Jean Paul ſehr paſſend gerade für unſern Mann überſetzte. Alles, was das Geſchichtliche der Medicin anbetrifft, iſt ungeheuer genau bei ihm, auf ſeine Citate kann man ſich unbedingt verlaſſen. Es möchte dieſes Vertrautſein mit der älteren wie mit der neueren Litteratur zu loben ſein, wenn dabei Selbſtändigkeit vorhanden wäre. Allein Conradi hat übergroßen Reſpect vor allem Gedruckten und vor jeder Auctorität. Wie früherhin unſer damals berühmt genannuter J. F. Gmelin, würde auch Conradi nicht ſelbſtändig zu behaupten wagen, daß bei Sonnenſchein es hell zu ſein pflege, wenn nicht ein Citat für dieſe Behauptung aufzufinden. Der unbedeutendſte Menſch kann ihn für die wunderlichſte Anſicht gewinnen, wenn er dafür auch nur aus dem Hufelandſchen oder einem ähnlichen Journale ein Citat vorbringt. Er ſelbſt trägt, wie ſich von ſelbſt verſteht, keine Meinung vor, die er nicht mit Citaten aus Buſſerius de Konilfeld, J. F. Frank u. A. belegen kann.

Dieſe Abhängigkeit von den ihm bekannten oder etwa auch unbekannten Meinungen Anderer macht ihn ſo ängſtlich, daß er immer nur ſcheu von der Seite ſieht, indem er die Hände oder die rechte Seite des Beinkleides reibt und als ultimum refugium die goldne Tabacksdoſe in der Hand dreht. — Ja aus Aengſtlichkeit ſcharrt er ſelbſt während ſeiner Vorträge unausgeſetzt mit den Füßen, ſo daß man ſeine ohnehin ſchwache Stimme kaum vernimmt. Am meiſten geſchieht das, wenn er von altersher eingeſogene Lieblingsanſichten vorbringt, etwa über die „China“ oder den „Sambucus.“ — Letzteren, bekanntlich Fliederthee, empfiehlt er ſo häufig, daß die Studenten früher ſeinen jetzt verſtorbenen Sohn, der unter Berufung auf die Auctorität „ſeines Herrn Vaters“ ſolchen verordnete, jetzt ihn ſelbſt danach zu benennen pflegen.

Natürlich beſchränkt ſich ſeine ganze Pathologie auf eine Zuſammenſtellung des Aehnlichen, ohne inneres Princip, nach guten Auctoritäten und approbirten Receptformeln. Selbſt der gemeine Mann weiß dies und pflegt zu ſagen: „der curirt nach Büchern.“

Seine Collegia, beſonders ſeine Klinik iſt hinter den Fuchsſchen Beſtrebungen etwas in Schatten gerathen.

Daß er im Verfaſſungsſtreite auf Seiten der Oppoſition geſtanden, iſt nur daher zu erklären, daß er durch die Auctorität eines Otfried Müller und Anderer früher occupirt war, als von Langenbeck, Bergmann und Marx, auch hat ihm das Wagniß dieſer meiſt geheimen Oppoſition ohne Zweifel ſchon manche Angſt bereitet.

Neben Conradi ſteht Marx. Er iſt wie Conradi ein gelehrter, ein ſehr gelehrter Mediciner, der nicht nur die Alten, ſondern auch Engländer, Schotten und Franzoſen kennt. Sein Gedächtniß in allen auf die Geſchichte der Medicin bezüglichen Sachen iſt eben ſo außerordentlich ſtark, als ſchwach in Beziehung auf Anatomie, Phyſiologie, Chemie. Daraus erklärt ſich ſeine ganze wiſſenſchaftliche Bedeutung. Er iſt Eklektiker, der ſich eben ſo ſchnell für eine neue Anſicht enthuſiasmirt, als kalt dagegen wird. Immer ohne Selbſtändigkeit und Eigenthümlichkeit, immer aber gelehrt. Seine Vorleſungen über Geſchichte der Medicin, wie über mediciniſche Litterargeſchichte geben ein ſehr reichhaltiges, getreues Material. Der erſtern fehlt natürlich jede höhere einheitliche Grundanſicht, ſie iſt kaum pragmatiſch. Seitdem ſeine Vorleſungen über allgemeine und beſondere Pathologie und Therapie nicht mehr recht beſucht ſind, obgleich die, welche in Göttingen promoviren wollen, ihn im Facultätsexamen zu beſtehen haben, legt er ſich auf materia medica.

Als die Mediciner, welche der naturhiſtoriſchen Schule angehörten, aus Vorliebe für die Conſtruction viele Erfahrungen ignorirten und voreilig Erſcheinungen, die noch nicht gehörig erforſcht, viel weniger klar nach ihrem Weſen erfaßt waren, unter ihre allgemeine Kategorie brachten, als ſie der empiriſchen Richtung Angehörigen, den Naturphiloſophen eine Reihe von Fehlern nachweiſen konnten und neue Erfahrungen nicht unter die Kategorieen der Senſibilität und Irritabilität oder der poſitiven und negativen Pole u. ſ. w. paſſen wollten, da kam die Glanzzeit der Empirie, welche mit unſerm politiſchen Schlafe beinahe zuſammenfällt. Gegen dieſe empiriſche Richtung, welche auf Praxis und Erfahrung am Krankenbette pochte, Naturwiſſenſchaften im Allgemeinen für etwas freilich Nützliches, aber nicht

Nothwendiges erklärte, ſich gern an alte Namen und Auctoritäten klemmte, trat Schönlein auf. Er befolgte den Weg, den die neuere Naturhiſtorie eingeſchlagen, und ſuchte die Krankheiten nach allen ihren Beziehungen, nach geographiſchen, numeriſchen, geſchlechtlichen, chronologiſchen, anatomiſchen, phyſiologiſchen, chemiſchen u. ſ. w. Charakteren ſcharf in einem Bilde zuſammen zu faſſen. Dann theilte er nach den bei der Botanik zuerſt angewandten Grundſätzen die Krankheiten in Claſſen, Ordnungen, Spielarten. Alle Reſultate, welche die Chemie der Organismen, welche mikroſkopiſche Unterſuchungen zu Tage gefördert, wurden berückſichtigt, um die Krankheiten ſo ſcharf wie möglich zu charakteriſiren, die Geſammtheit derſelben zu einem Krankheitsbilde zuſammen zu ſtellen. Auf dieſe gründete er dann eine natürliche Diagnoſtik.

Wir möchten ſagen, daß durch Schönlein die Combination und Reflexion in der Medicin auf den höchſten Punkt gehoben ſind. Dies iſt noch nicht das zu erſtrebende Ideal der Wiſſenſchaftlichkeit, allein ein großer Fortſchritt gegen die bloß praktiſche Empirie.

Fuchs, ſeit 1837 in Göttingen, iſt ein Lieblingsſchüler Schönlein's, wie er, ein Mann des Lebens und Handelns, der den rechten Punkt im rechten Augenblicke zu faſſen weiß. Er befolgt im Ganzen die Methode Schönlein's und betrachtet wie dieſer die Naturwiſſenſchaften im Allgemeinen als die Grundbedingung des mediciniſchen Wiſſens und Könnens. Er ſoll, wie dies ſeiner Selbſtändigkeit zuzutrauen iſt, in manchen Punkten von Schönlein abweichen, allein da die Schönleinſche Lehre nur durch Tradition bekannt iſt, ſo läßt ſich über dieſe Abweichungen kaum etwas Näheres ſagen. Es war ein Glück, daß Göttingen noch der große Wurf gelang, Fuchs hierher zu ziehen, um ein Gegengewicht gegen die gelehrte Aengſtlichkeit Conradi's und die gelehrte Pedanterie Marx's zu erhalten, ein Gegenwicht, kräftig genug alle beſſern Köpfe zu ſich heranzuziehen. Auch darf nicht vergeſſen werden, daß durch Fuchs ein freieres Element der Geſelligkeit in die ſteifen hofräthlichen göttingſchen Cirkel gekommen iſt und daß die ſüddeutſche Natur Fuchs' auch in dieſem ſterilen Boden ſchon Früchte zu tragen anfängt. — Neben der Pathologie und Therapie iſt Phyſiologie, wie vergleichende Anatomie ſehr reichlich vertreten.

Arnold Adolph Berthold iſt eine ächt weſtphäliſche Natur, fleißig, zähe. Er hat ſich durch eigne Kraft heraufgearbeitet und ſein Streben nach wahrer Wiſſenſchaftlichkeit verdient die größte Anerkennung. Mag die gegenwärtige phyſiologiſche Richtung der ſyſtematiſchen Bearbeitung namentlich nach Grundſätzen der Naturphiloſophie abhold ſein, weil die Conſtruction noch nicht vollſtändig hat gelingen wollen, uns wird man nie überzeugen, daß ein allgemeiner Theil, welcher auf ſynthetiſchem Wege zu conſtruiren verſucht, etwas Ueberflüſſiges ſei. Die allgemeinen Geſetze der organiſchen Lebensfunctionen ſind und bleiben das Höchſte und Erſte und können nie durch bloße Anatomie, Phyſik und Chemie und die Combination derſelben erſetzt werden. Es iſt alſo jeder Verſuch, dieſe allgemeinen Geſetze zu finden, als aus dem Bedürfniß einer höhern Erkenntniß entſproſſen, zu würdigen und darum allein ſchon höher zu achten, als ſtück- und flickweiſe Bearbeitung der Phyſiologie. Berthold, offenbar zunächſt durch Himly angeregt, hat ſich in die Syſtematik der ſogenannten Naturphiloſophie, wie man ſeinem allgemeinen Theile anſieht, mit mühſamem Fleiße eingearbeitet und hat ſich über die dialektiſchen Formeln derſelben nicht erheben können. Deshalb fehlt denn auch die wahre Vermittlung des Allgemeinen mit dem Beſondern, darum iſt der ſpecielle Theil ſchroff von den allgemeinen Lehren geſondert und man ſucht hier oft vergebens nach dem Durchleuchten der philoſophiſchen Grundanſicht. Abgeſehen alſo von der Einſeitigkeit des naturphiloſophiſchen Standpunkts oder vielmehr nur Ausgehepunkts, fehlt Berthold die philoſophiſche Durchbildung. Und dieſer Mangel wird keineswegs durch den Verſuch, aus der Erfahrung einiges Allgemeine zu abſtrahiren, erſetzt. Berthold hat eine große Menge phyſiologiſcher Verſuche gemacht, deren Genauigkeit ſein Charakter verbürgt. Am bekannteſten iſt die von ihm und Bunſen gemachte Entdeckung des Eiſenoxydhydrats als Gegengift gegen das Arſenik geworden. Weniger befriedigt hat das pomphaft verkündigte Myopodiorthotikon, ſeitdem man durch die Beſchreibung im 66. Stück der G. G. A. vom J. 1840 erfuhr, daß das ſo ſchwer benannte Inſtrument ein Leſepult mit verſchiebbarem Brete, und das Princip der Heilung der Kurzſichtigkeit auf dem Accommodationsvermögen des Auges für Nähe und Ferne, das durch Uebung verſtärkt wird, beruhe. Dennoch hat Berthold auf der letzten Verſammlung der Naturforſcher in Braunſchweig die Priorität ſeiner Erfindung vertheidigen müſſen. Als Lehrer entbehrt Berthold der Lebendigkeit und daher einer zahlreichen Zuhörerſchaft. Das unter Blumenbach äußerſt vernachläſſigte zoologiſche Muſeum hat unter ſeiner Anordnung und Direction eine neue beſſere Geſtalt erhalten.

Für Blumenbach wurde Rudolph Wagner aus Erlangen berufen. Er iſt als vergleichender Anatom und Phyſiolog gleich ausgezeichnet. Als letzterer gehört er ganz der ſogenannten naturhiſtoriſchen Schule an. Anatomie, Phyſik und Chemie bilden die Baſis aller ſeiner Unterſuchungen, die auf den Erfahrungsſatz bauen, daß, was am conſtanteſten unter gleichen Verhältniſſen ſich bewähre, das Richtigſte ſei.

Wagner hat wie vielleicht keiner der jetztlebenden Phyſiologen das ungeheure, täglich ſich vermehrende Material der Phyſiologie, das noch dazu überall zerſtreut iſt, bewäl-

rigt, wie dies ſein Handbuch der Phyſiologie, noch mehr ſeine Vorleſungen zeigen. In kurzen und prägnanten Sätzen giebt er ein klares Reſumé von allem bisher Geleiſteten. Wo noch Dunkelheit und Zweifel ſind, umhüllt er nicht, macht er keine Conjecturen, ſondern deutet die Art und Weiſe an, wie hier unterſucht werden müſſe. Wie gründlich und gewiſſenhaft ſeine eigenen Unterſuchungen ſind, beweiſen ſeine Icones physiologicae et zootomicae. Wagner fehlt aber der Sinn ſelbſt für formelle Anwendung der Philoſophie, wie für das Ganze und Große der Natur. Es ſcheint ſogar bei ihm eine gewiſſe Abneigung gegen Syſtematik durch, welche wir jedoch lieber der Einſicht in das Unzureichende der bisherigen ſyſtematiſchen Behandlung, als wirklichem Widerwillen gegen wiſſenſchaftliche Form zuſchreiben möchten. Wenigſtens iſt das große Unternehmen, welches er in der neueſten Zeit angekündigt hat, in Verbindung mit mehreren Gelehrten ein Handwörterbuch der Phyſiologie herauszugeben, welches für Deutſchland werden ſoll, was die Engländer in Todd's Cyclopaedy of anatomy and physiology ſchon längſt beſitzen, aus der Ueberzeugung entſprungen, daß die Maſſe des Materials in der Phyſiologie bei den größten Anſtrengungen während eines Menſchenlebens nicht mehr bewältigt werden könne. Wo ſoll das aber hinaus, wenn dieſe Maſſe ſo wächſt und durch ſyſtematiſche Behandlung nicht geregelt und gereinigt wird? Wagner kommt von Erlangen und gehört zu den „Frommen." Inſofern iſt er in ein heterogenes Element gerathen. Denn ſo beſchränkt Göttingen in anderer Hinſicht ſein mag, für dieſe Beſchränktheit hat es keinen Geſchmack.

(Fortſetzung folgt.)

O. L. B. Wolff „Allgemeine Geſchichte des Romans von deſſen Urſprung bis zur neueſten Zeit."

(Fortſetzung.)

Nach dieſen einleitenden Bemerkungen begleiten wir den Verfaſſer nunmehr durch das weite Feld der Romanlitteratur und leſen mit Erſtaunen S. 23, daß er „die Möglichkeit präadamitiſcher, oder wenigſtens antediluvianiſcher Romane nicht in Abrede ſtelle, dieſelben ihn aber nichts angehen". Der Unterzeichnete läugnet nicht, daß er Herrn Wolff für aufgeklärter gehalten hat, als daß er wie der gute Magiſter Hilſcher ſeligen Andenkens an eine Bibliothek Adam's, mit Reimann an eine antediluvianiſche Litteraturgeſchichte, oder mit Vockerodt gar an eine vor-noachiſche gelehrte Geſellſchaft, bei welcher nach Halenius Cham öffentlich eine Diſſertation vertheidigt, denken ſollte. Sollte er jedoch vielleicht ſpäter ſich mit einer Unterſuchung über die Geſchichte des präadamitiſchen oder vorſündfluthigen Romans als Supplement zu ſeiner gegenwärtigen beſchäftigen wollen, ſo räth ihm der Unterzeichnete, ſeine Litt.-Geſch. Bd. I. S. 25 f. 584 nachzuſchlagen, wo er die trefflichen und ſcharfſinnigen Werke jener ebengenanten großen Denker erwähnt finden wird, vielleicht daß er darin Ausbeute für ſeinen Zweck entdeckt und uns belehrt, was die Erzväter für einen Begriff vom Romane gehabt und ob ſie vielleicht bereits Novellen zur Beluſtigung ihrer Nachkommen verfaßt haben. Da wir nun, wie geſagt, von dieſen präadamitiſchen Romanen nichts weiter erfahren, ſo lernen wir dafür, daß das Buch Hiob der älteſte Roman der Erde iſt, eine Neuigkeit, die freilich den Anhängern des moſaiſchen Geſetzes ebenſo wenig behagen wird, als die Anſicht einiger Theologen des vorigen Jahrhunderts, die darin ein Drama ſehen wollten. Nachdem dann noch weiter die Bücher Ruth und Eſther (warum nicht auch die herzbrechende Geſchichte von der Suſanna und Daniel, wahrhaftig ganz das Sujet eines franzöſiſchen Fabliau, oder das Buch Judith, eine Novelle im alten Styl) als ſpätere Romane aufgeführt ſind, geht er zu den Griechen über, beſpricht, ohne der Cyropädie Xenophon's zu gedenken, die doch als politiſcher Roman ebenſo gut hieher gehört, als die ebengenannten jüdiſchen angeblichen Familienromane, den Heliodor, ganz kurz den Achilles Tatius, hierauf weitläufiger den Longus, deſſen beſte Ausgaben von Sinner und Seiler, ſowie die merkwürdige Geſchichte Courier's mit dem Tintenfleck er gar nicht zu kennen ſcheint, nennt dann nur den Chariton, von welchem er die 1812 zu Wien erſchienene Ausgabe gleichfalls nicht kennt, dann den Xenophon von Epheſus, bei dem er, weil er denſelben wahrſcheinlich nie geleſen hat, vergißt auf die von Hemſterhuys trefflich ausgefüllte Lücke aufmerkſam zu machen, und endlich den Euſtathius. Bei letzterm erfährt Schreiber dieſes, der ſelbſt vor Jahren über dieſen Schriftſteller, der freilich wohl in ſtyliſtiſcher, ſprachlicher und ſittlicher Beziehung ſchlecht, aber in Rückſicht ſeiner Schilderung von Kunſtdenkmälern (byzantiniſchen?), wie z. B. der bildlichen Darſtellung der zwölf Monate, die auch der große O. Müller und überhaupt noch Niemand beachtet hat, obgleich ſie allerdings Aufmerkſamkeit verdienen, nicht unwichtig iſt, geſchrieben hat, etwas ganz Neues, nämlich daß einige Leute behauptet hätten, der Herausgeber Gaulnim habe ihn ſelbſt erfunden. — Wolff verfährt hierauf kritiſch und meint, da er eine alte deutſche Ueberſetzung von 1563 beſitze, ſo beweiſe dies, daß dem guten Gaulnim Unrecht geſchehe, denn dieſer habe ihn erſt 1718 (ſoll heißen 1617 oder 1618) edirt, könne ihn alſo nicht ſelbſt compilirt haben. Allein leider hat meines Wiſſens nach Niemand daran gedacht, Gaulnim für den Verfaſſer zu halten, wohl aber den berühmten Erzbiſchof von Theſſalonich Euſtathius, der es ebenſo wenig war, wie ein gewiſſer Eumathius, ſondern vielmehr ein byzantiniſcher geheimer Archivar Euſtathius, wie ich in

meiner Abhandlung darüber ermittelt und in meiner Litt.-Geſch. Bd. I. S. 768 ganz kurz bewieſen habe. Wie alſo Herr Wolff auf dieſes ſonderbare Quidproquo kommen konnte, läßt ſich nur errathen. Warum er übrigens ſagt, daß des Theodorus Prodromus Doſicles und Rothante und des Nicetas Eugenianus Droſilla und Charicles nicht hierher gehören, weil ſie verſificirt ſeien, weiß ich nicht, denn dann hätte er ja die wenigen Ritterromane des Mittelalters, die ja urſprünglich alle verſificirt waren, auch nicht erwähnen dürfen. Auch hier liegt der Grund des Stillſchweigens auf der Hand: Herr Wolff konnte oder wollte ſie nicht leſen, was ihm allerdings bei dem unendlich ſeltenen Theodorus Prodromus zu verzeihen iſt, aber angeben mußte er es. Gar nicht erwähnt er den freilich nicht vollſtändig mehr erhaltenen Roman des Maneſſe über die Liebe des Ariſtander und der Kallithea in 9 Büchern, deſſen Fragmente Boiſſonnade in ſeiner Ausgabe des Nicetas Eugen. Bd. I bekannt gemacht hat; daß er ferner die Liebesbriefe des Alciphron und Ariſtänetus, worin doch eine Unzahl von Sujets für weitere Ausführung liegen, vorzüglich erſtern wegen ſeiner Schilderung des Briefwechſels des Komikers Menander mit ſeiner Maitreſſe Glycera ganz wegläßt, kann ich ebenſo wenig billigen. Er geht hierauf weiter zu den Römern und zwar zuerſt zum Petronius, von dem wir wenig erfahren, und nach dieſem zum Apulejus über, in deſſen goldnem Eſel er keinen andern Zweck erblickt, als daß er „nichts weiter als einen Roman ſchreiben wollte", und die eingeflochtene Erzählung von der Liebe des Amor zur Pſyche bloß dem Namen nach aufführt. Ob dieſes eine durch lange Studien motivirte Bearbeitung des vorliegenden Gegenſtandes genannt werden kann, überlaſſe ich einem Jeden ſelbſt zu entſcheiden. Mit keinem Worte führt er nun die orientaliſchen Romane, wie z. B. den Syntipas, oder doch wenigſtens die Mährchen der 1001 Nacht und des 1001 Tages zu erwähnen, oder den nach Hammer für die Grundlage der europäiſchen Ritterromane zu betrachtenden Antar, der, wenn er auch gerade nicht das Vorbild derſelben war (ſ. meine Litt.-Geſch. Bd. II. Abth. 3. S. 2), doch auf alle Fälle ein Muſter der Romantik genannt werden mag, an. Ebenſo wird auch nicht mit einigen Worten angedeutet, wie die Gesta Romanorum, von denen der Unterzeichnete eine neue Ausgabe vorbereitet hat, die Disciplina clericalis des Petrus Alphonſus und der Syntipas, aus dem nachher erſt der Roman des sept sages floß, die Grundlage der meiſten franzöſiſchen Fabliaux und italieniſchen Novellen ſind, noch viel weniger aber, in welchem Zuſammenhang mit dieſen die orientaliſchen Mährchenſammlungen ſtehen, was doch gewiß eine dankbare Unterſuchung geweſen wäre, obgleich auch hier Herr Wolff nicht erſt Andern hätte nachſchreiben können, ſondern um etwas Ganzes und Abgerundetes zu geben, eine große Partie Bücher ſelbſt hätte leſen müſſen, was ihm allerdings zu unbequem ſein mochte, weshalb er auch die Geſchichte der franzöſiſchen Fabliaux auf 2 Seiten (S. 77 f.) und die Darſtellung der italieniſchen und franzöſiſchen Novellen auf 8 Seiten (S. 99 ff.) abmacht und hier nur mit wenigen Worten des Decameron Boccaccio's und des Heptameron's der Marguerite von Valois (von denen ihres Kammerdieners Bonaventura de Perier weiß Herr Wolff gar nichts) gedenkt, als wenn die übrigen Novellieri, vorzüglich aber Chaucer in ſeinen Canterbury Tales, über deſſen Quellen ich auch nach Tyrwhitt noch recht wichtige Entdeckungen in meiner Litt.-Geſch. Bd. II. 2. S. 1030 f. niedergelegt habe, gar nicht exiſtirten. Da nun Hr. Wolff in dieſer Beziehung gar nichts geleiſtet hat, ſo ſollte man unmaßgeblich erwarten, daß er denn rückſichtlich des eigentlichen Romans des Mittelalters, wenn ihm die Novellen und Fabliaux zu weit abzuführen ſchienen, einige neue Entdeckungen gemacht haben würde. Allein leider ſieht es hier noch weit ſchlimmer aus, als bei der Darſtellung der Geſchichte des römiſchen und griechiſchen Romans, denn während er hier doch wenigſtens faſt alle namentlich aufführt, ſo giebt er vom Sagenkreiſe des H. Grals nur ganz kurz den Inhalt eines einzigen, des Perceval, an (offenbar nur nach Dunlop), und nennt einige andere nur dem Namen nach, wobei er S. 59 noch den lächerlichen Fehler begeht, den franzöſiſchen Garin Le Loherain, der doch bekanntlich zu dem Sagenkreis Karl's des Großen gehört, verführt durch das ähnlich betitelte deutſche Gedicht „Lohengrin", das freilich in den Kreis des H. Grals fällt, zu den Artusromanen zu rechnen, obgleich er ihn wieder S. 68 zu den Romanen, die unter Pipin dem Kleinen ſpielen, zählt. Leider aber iſt es an letzterer Stelle auch wiederum nicht Herr Wolff ſelbſt, der das Richtige gewußt hat, vielmehr iſt Alles, was er S. 68 ff. über die zu Karl's Sagenkreiſe gehörigen Ritterromane ſagt, nur eine kahle Ueberſetzung der Worte von Paulin Paris in ſeiner Vorrede zu Li romans de Berte aux grans piés p. XIV., den er allerdings anführt, aber nicht ſagt, daß er Alles von ihm entnommen habe.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

13. December. № 141. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Außer Wagner lehren noch Phyſiologie und beſchäftigen ſich mit phyſiologiſchen Unterſuchungen die Dr. Herbſt und Bergmann. Der erſtere, der zweimal den Preis gewann und 1833 das Stipendium Blumenbachianum zu einer Reiſe nach England, Frankreich und Holland erhielt, iſt in ſeinen eifrigen phyſiologiſchen Unterſuchungen durch ſeine Thätigkeit als Bibliothekar unterbrochen. Dr. Bergmann hat ſich durch ſeine Abhandlung über Umbildung und Vergleichung der Extremitäten und mehrere mikroſkopiſche Unterſuchungen bekannt gemacht, die nicht nur große Genauigkeit, ſondern auch ungemeinen Scharfſinn im Einzelnen verrathen.

Wir haben jetzt ein Trifolium von Geburtshelfern und ein Witzkopf bemerkte, wenn die Univerſität dabei nicht zu Stuhle komme, ſo gehe es nicht mit rechten Dingen zu.

Joſeph v. Siebold, nach Mende's Tode 1833 als Director der Entbindungsanſtalt und Hebammenlehre nach Göttingen berufen, zehrt nicht bloß von ſeinem väterlichen Namen, ſondern hat ſich als tüchtiger Lehrer ſeiner Kunſt bewährt und als Litterat durch eine äußerſt genaue und vollſtändige Geſchichte der Geburtshülfe ausgezeichnet, die hiſtoriſchen Tact und ſehr großen Fleiß verräth. Sein Vortrag iſt voll guten Humors und durch manches intereſſante Hiſtörchen mit ſchalkhaften Nebenbeziehungen gewürzt. Siebold iſt, wie Fuchs, eine ſüddeutſche Natur, ohne Gêne und ohne göttinger Hofrathsdünkel. Er hat ein treffliches Savoir-faire, er weiß zu leben. Seine heitere Lebensluſt und derbe Sinnlichkeit fallen hier wohlthätig auf. Siebold iſt bei den Damen ſehr beliebt, weniger jedoch wegen ſeiner Zangen, — er kümmert ſich nicht um ſtädtiſche Praxis, — als wegen ſeiner vortrefflichen Baßſtimme. Immer iſt er rührig und rüſtig, wogegen

Johann Friedrich Oſiander, ſeit 1815 außerordentlicher, ſeit 1833 ordentlicher Profeſſor, es wahrſcheinlich einem gewiſſen Phlegma zu verdanken hat, daß er nicht in die Stelle ſeines Vaters, die erſt durch Mende, dann durch Siebold beſetzt wurde, einrückte. Er hat ſich als ein ſehr praktiſcher Geburtshelfer bewährt und deshalb den waldeckſchen Hofrathstitel davongetragen. Unter ſeinen litterariſchen Arbeiten ſind hervorzuheben: „Volksarzneimittel und einfache pharmaceutiſche Heilmittel gegen Krankheiten der Menſchen," welche mehrfache Auflagen erlebt haben, dennoch jetzt wie vergeſſen ſind.

Das Trifolium der Entbinder wird voll durch Chriſtoph Trefurt, ſeit 1838 Profeſſor. Er hat ſich in die d'Outrepontſche Methode ſehr genau hineingearbeitet und ſeine Collegia durch Deutlichkeit und ſorgfältige Demonſtrationen am Phantom immer beliebt zu erhalten gewußt.

Unter den jüngern Medicinern haben ſich ſchnell einen Namen gemacht: Rüete und Langenbeck.

Rüete war von Oſtern 1833 bis 1837 Aſſiſtenzarzt bei dem akademiſchen Hoſpital, eingeweiht in die Himlyſche Lehre und Methode und wie es ſchien den Anſichten der Naturphiloſophen zugeneigt. Er ſcheint ſeit Himly's Tode jedoch dieſen Weg verlaſſen und ſich den naturhiſtoriſchen Anſichten genähert zu haben. Rüete's Hauptthätigkeit iſt auf Ophthalmologie gerichtet. Im Operiren des grauen Staars beſitzt er große Sicherheit und Gewandtheit, auch hat er in Göttingen die Schieloperationen in Schwung gebracht und damit an andern Orten debütirt. An ſeiner Schrift über die Schieloperationen lobt man, daß er zuerſt auf eine genaue Diagnoſe und ſichere Indicationen und Contraindicationen der Functionen der Augenmuskeln hingewieſen habe.

Langenbeck zeigte ſchon durch ſeine Diſſertation über die Retina ein großes Talent für pathologiſche Anatomie, und hat durch ſeine Unterſuchungen über Pilzbildung dies bewährt. Er ſcheint von ſeinem Oheim ein glückliches Talent für chirurgiſche Operationen überkommen zu haben, wie dies mehrere Ausſchnitte der Zungenmuskeln zur Heilung des Stammelns zeigten, die mit Glück und Geſchick vollendet wurden, wenn ſich auch die Erfolge derſelben nicht ganz bewährt haben.

Schließlich müſſen wir noch des Dr. Kraus erwähnen. Er iſt auch in weißen Locken Privatdocent geblieben. Warum? Es fehlte ihm weder an wahrhaft wiſſenſchaftlichem Sinn und Streben, noch an Gelehrſamkeit, noch ſelbſt an weitverbreitetem Ruf. Warum alſo? Weil er ſich nicht bücken und nicht kriechen, weil er ſeinen höher geſtellten Collegen nicht ſchmeicheln mochte, weil er frei und ſelbſtändig leben und lehren wollte, weil er endlich nicht bloß gelehrt war,

ſondern noch mehr ſelbſtdenkend. Einem Privatdocenten von allen dieſen Eigenſchaften möchten wir Göttingen um keinen Preis zur Habilitation empfehlen. Couſin hatte wahrſcheinlich keinen Privatdocenten mit weißen Haaren geſehen, als er dies Inſtitut ſo unbedingt lobte, er hatte gewiß nicht geglaubt, daß es ſehr geſchickte Privatdocenten gäbe, die beinah 40 Hungerjahre durchleben mußten und die vielleicht bis zu ihrem Tode Privatdocenten bleiben.

Kraus lehrt hier ſeit 1806. Sein kritiſch-etymologiſches Lexikon der Medicin iſt jedem Mediciner unentbehrlich geworden; es iſt aber nicht nur praktiſch, ſondern enthält die Grundzüge für jede künftige Phyſiologie der Sprache. Kraus, der früher Arnemann's Heilmittellehre mehrmals vermehrt und verbeſſert herausgegeben hat, trat 1831 mit einer eigenen philoſophiſch-praktiſchen Heilmittellehre hervor, worin er eine wiſſenſchaftliche Ueberſicht aller Heilmittel gab.

Der Grundſatz, von dem er immer ausging, war: „wer nur Theoretiker oder nur Praktiker ſei, der gehe auf einem Fuße und brauche in der Praxis die Theorie, in der Theorie die Praxis als Stelzfuß.“ —

Durch die Naturphiloſophie angeregt, hat er früher immer Schelling's Verdienſte eben ſo hoch gehalten, als er deſſen Abfall von der neueröffneten Bahn jetzt angreift. Er ſagte 1818: „Daß Schelling's Verdienſt um ſo größer und für die Mediciner um ſo beſchämender ſei, da er auch mit dem andern halblahmen Fuße ihnen vorangegangen.“ *)

Kraus kämpfte aber vorzüglich gegen die Richtung derer, die, wie Oken, in Zahlen die Geheimniſſe der Natur vergraben meinten. Seine philoſophiſche Grundanſicht hat er in ſeinem neuſten Werke: die allgemeine Noſologie und Therapie (1839), am deutlichſten ausgeſprochen. In der Vorrede eifert er auf das Kräftigſte gegen den leidigen Topicismus und ſeinen würdigen Vater, den hirnloſen Materialismus, ungeſchlachte Thiere e grege Epicuri, welchem ſelbſt achtungswerthe Aerzte nachliefen. „Die Natur,“ ſagt er, „ohne deren ſtete und treue Beobachtung der Arzt zu weniger als nichts, nämlich zur zerſtörenden Bürde wird, verweiſt zu gebietend auf vernunftgemäßes Denken und Handeln und iſt eine zu ſtrenge Rächerin jeder Vernunftwidrigkeit, als daß der beſſere Theil der Aerzte noch langehin die bisherige Eulenſcheu vor aller Philoſophie hegen und letztere ſogar ſchon im Namen, wie Manche, perhorresciren könnte.“ Auf eine Kritik der allgemeinen philoſophiſchen Lehren Kraus', namentlich ſeines ſehr ſinnigen Schema des Weltlebens, können wir uns hier nicht einlaſſen, und bemerken nur, daß in der Darſtellung der erſteren das ſomatiſche und pſychiſche Leben des Menſchen, als innig verbunden ſowohl mit ſich ſelbſt, als mit der geſammten Natur und nur als Erſcheinung eben dieſer allgemeinen Natur in ihrer eigenen höheren Potenz genommen iſt. Außer den praktiſchen Vorleſungen iſt beſonders ſeine philoſophiſche Encyclopädie der phyſikaliſchen und mediciniſchen Doctrinen wie ſeine allgemeine Naturphiloſophie zu empfehlen. Sein Vortrag leidet durch eine Menge von Epiſoden und Anekdoten.

(Fortſetzung folgt.)

*) Wir erlauben uns aus der leider i. J. 1818 durch Cenſurdruck unvollendet gebliebenen Biologie eine Anmerkung abzudrucken, welche freilich der Sache nach nicht hierher gehört, aber Kraus theils charakteriſirt, theils beziehungsreich zu unſern Tagen iſt. Kraus ſpricht davon, daß die damalige Zeit Schelling, wie gewöhnlich alles Große, verkenne und ſagt dann beiläufig: „Aber auch du, herrlicher Jean Paul! kannſt den Großen verkennen!? Du, Gebieter im Ideenreich, läſſeſt dich durch Schelling's, allerdings abominable, Abſolutheiten und Einheiten in Allheiten und Allheiten in Einheiten, Dingen, von denen die unſchuldig einfache Natur nichts weiß, abſchrecken? Du, dem es ſo leicht wird, den Kern zu ſehen und zu genießen, ohne die Schale zu berühren! du Höchſtverdienter, innig Geliebter! dem zu Liebe ich den metallenen Ertrag dieſer Bogen einer hohen Behörde übergeben möchte mit der Bitte, ihn ſo lange auf Zinſen anzulegen, bis das Schickſal dem deutſchen Vaterlande erlaubt und alſo — gebietet, deutſche Flotten in die Meere zu ſenden. Dann ſollte von dem Angelegten und ſeinem Ertrage ein Schiff oder ein Schifflein oder auch nur ein Böttlein gebaut und mit Jean Paul's Namen für ewige Zeiten gezeichnet werden, ſo daß ein Jean Paul II, III u. ſ. w. wieder gebaut würde, ſo oft Barbaren und andere Teufelsgenoſſen die früheren kaperten. Und warum ſollte ich die Hoffnung nicht nähren dürfen, daß einmal auch andere Vaterlandsfreunde ſich finden würden, die zu einem Karl dem Gr., Kaiſer Friedrich III., Friedrich II. von Preußen, Joſeph II., Wilhelm von Würtemberg 1819, zu einer Paulina von Lippe 1819, zu einem Leibniz, Kant, Schelling, Kepler, O. von Guericke, Guttenberg, Albr. Dürer, Seneſelder u. ſ. w. zu ſteuern ſich drängten? Luther's erhabener Geiſt, der über allen Welttheilen leuchtet und ſelbſt ſeinen Feinden viele Leben rettet, verbietet euch, ihm verwitterndes Geſtein zum Denkmal zu ſetzen. Iſt das dazu gegebene Geld noch nicht, wie Todtes pflegt, verwittert; legt es an zum Bau eines Schiffs gegen die Barbaresken, und, ihr ſollt uns kalte Lutheraner ſchelten, wenn ihr nicht bald eine kleine Flotte bauen könnt. — Laßt nur das Leben gewähren: es geſtaltet von ſelbſt, wenn auch langſam, ſich edel und ſchön und die Menſchen bauen dann viel freudiger lebende Denkmale, als todte Leichenſteine für ſich und andere Todte. Denn Licht und Leben und Thätigkeit kann würdig nur durch Licht und Leben und Thätigkeit geehrt und belohnt werden, und bei Blücher's Denkmal in Schleſien werden (nach meinem Dafürhalten) die zwei lebendigen Invaliden das Ehrendſte und Dauerhafteſte ſein. O wären es 2000, und zwar — im Gutepächterſinne — eiſerne, ſie würden es bald auch im martialiſchen Sinne werden.“ Es iſt ſeitdem ein Luſtrum verfloſſen, Deutſchland hat eine Menge Steine und Statuen für ſeine Todten erhalten, auch ein Jean-Pauls-Denkmal im vorigen Monat, aber eine deutſche Flotte? Die Holländer verſperren uns bis auf den heutigen Tag den Rhein.

O. L. B. Wolff „Allgemeine Geſchichte des Romans von deſſen Urſprung bis zur neueſten Zeit.“

(Fortſetzung.)

Da nun Herr Wolff ſeiner trefflichen und langen Studien wegen auch mit der Litteratur der Ritterromane äußerſt

vertraut iſt, ſo ſchreibt er ohne Weiteres (NB. dem Paulin Paris nach 2. 1. S. XXXII), daß der Roman des Gerard de Nevers (den andern Titel La Violette kennt er nicht), die Grundlage der auch durch Weber's Oper bei uns bekannt gewordenen Euryanthe, unter die Karlsromane und zwar unter Ludwig den Frommen zu ſetzen ſei, während er doch, hätte er das Buch je in Händen gehabt, wiſſen würde, daß darin V. 6136 offenbar auf Ludwig VIII. hingedeutet wird und dieſer Roman gar nichts als eine Familiengeſchichte iſt, die Boccaccio im Decam. II. 9 und Shakeſpeare in ſeiner Cymbeline benutzt haben, welches Schreiber dieſes an einem andern Orte weitläufiger darthun wird. Ich bemerke nur beiläufig, daß z. B. Herr Wolff, wenn er nur irgend mit den Romanen der Tafelrunde etwas vertraut wäre, leicht gefunden haben würde, daß der Seneſchall Artur's, Sir Kay, über den freilich kein beſonderer Roman exiſtirt, Shakeſpeare die meiſten Züge zu ſeinem Falſtaff geliefert hat ꝛc. Nicht beſſer kommen die Carolingiſchen Romane weg, denn von dieſen weiß er nur die Namen zu ſagen und auch dieſe nicht einmal alle und genau, giebt jedoch noch einen kurzen Auszug des Ogier le Danois, jedoch abermals nach Dunlop. Von einer kritiſchen Beleuchtung des Werthes derſelben, die man doch wohl zu erwarten berechtigt wäre, iſt gar keine Spur vorhanden, denn Alles beſchränkt ſich bei ihm darauf, daß er S. 95 des Cervantes bekannte Charakteriſtik der Amadisromane im Don Quijote I. 6 anführt, während er gar nichts von den Urtheilen anderer ſcharfſinniger Männer des Mittelalters darüber zu ſagen weiß, wie denn z. B. Chaucer ſeinen Sir Thopas faſt aus demſelben Grunde, wie Cervantes ſeinen Don Quijote ſchrieb, in Thomaſius von Zerclar's Wälſchem Gaſte bereits eine Kritik der damals gangbaren Ritterromane verſucht iſt (v. Docen Miscell. Bd. I. S. 296 ff.), die dann Puterich von Reicherzhauſen weiter ausführte ꝛc., welche Stellen ſämmtlich in meiner Litterat.-Geſch. Bd. II. 3. S. 10 ff. angeführt worden ſind. Hier bemerke ich nur noch, daß die ermüdende Länge der Ritterromane lächerlich gemacht iſt in der altfranzöſiſchen Moralité des Blasphémateurs. Paris 1831. 8. f. 11, wo es unter andern heißt:

J'aymerois autant
Ouyr d'ung roman
La grant ganglerie
Comme tout le chant
Que dictz maintenant
De la grande clergie.

Eine völlige Perſiflirung der ganzen chevaleresquen Poeſie aber zeigt eine Satyre des 14. Jahrhunderts: Le Dit d'aventures. Paris 1835. 8., von der ſich ein Auszug in den Not. et Extr. des Manuscr. de la bibl. roy. T. V. p. 398 sq. findet, den Herr Wolff wenigſtens hätte einſehen können. Ehe ich jedoch hier noch weiter gehe, muß ich vor Allem ſeine Eintheilung der Romane des Mittelalters erwähnen, die wiederum einen deutlichen Beweis von der Gründlichkeit des Herrn Wolff liefert. Er ſcheidet ſie nämlich α) in romantiſche Epopöen über rein kirchlich chriſtliche Stoffe (hier waren Barlaam und Joſaphat, Gulrin Meſchino, le roman de Mahomet ꝛc. zu beſprechen); β) in rom. Epop., welche nordiſche Stoffe behandeln, wo er ſonderbarer Weiſe normanniſche Romane und bretoniſche Romane unterſcheidet, die ſich doch ebenſo wenig ſcheiden laſſen, da erſtere letztere in ſich aufnahmen, als die Artus- und Gralromane, welche er auch trennt; γ) in rom. Epop., welche fränkiſche Stoffe behandeln; δ) in romantiſch-epiſche Behandlungen antiker Stoffe (hier nennt er bloß den Alexanderroman S. 76, und bildet ſich ein, dieſer und ſeine Nachahmungen ſeien Nachahmungen des Curtius, während doch jetzt ganz ausgemacht iſt und von mir noch weiter bewieſen werden wird, daß die Grundlage aller dieſer Sagen die aus dem Perſiſchen durch Simeon Sethus überſetzte fabelhafte Geſchichte des Pſeudo-Calliſthenes, das berüchtigte Liber Alexandri M. de proeliis, das Mai unter dem Namen des Valerius als etwas Ungedrucktes nochmals herausgab, iſt, ſ. meine Litt.-Geſch. Bd. II. 1. S. 354.); ε) in romantiſch-epiſche Behandlungen einzelner Stoffe, wozu er die ſatyriſchen Romane zählt, und ζ) in allegoriſche Romane. Die Amadisromane bilden bei ihm gar keine beſondere Claſſe, auch fertigt er ſie S. 93 ff. auf drei Seiten mit einer ganz kurzen Inhaltsanzeige ab. Die richtige Eintheilung der romantiſchen Poeſie des Mittelalters habe ich in meiner Litt.-Geſch. Bd. II. Abth. 3. S. 4 f. angegeben, jedenfalls hätte Herr Wolff aber die von der meinigen etwas abweichende, wiewohl auf nicht zu verwerfenden Gründen beruhende Scheidung derſelben in Dunlop's Hist. of fiction und V. Schmidt in den Wien. Jahrb. Bd. 29. S. 72 befolgen müſſen, da er ſelbſt gar keine Gründe haben konnte, von dieſer abzugehen, weil ihm ja alle tiefern ſelbſtändigen Forſchungen, wie ich bereits ſo wiederholt gezeigt habe, fehlen. Um mich nicht zu lange aufzuhalten, bemerke ich nur, daß der einzige ſatyriſche Roman, den er hierher zieht, der Roman du renart iſt, dem er S. 83 nicht allein die nothwendige Einheit des Inhalts (natürlich muß der Zuſammenhang etwas loſe ſein, denn erſtens ſind der Verfaſſer mehrere und zweitens haben wir auch noch nicht einmal alle Branches deſſelben gedruckt, denn Chabaille hat ja in ſeinem Supplement zum Roman du Renart, Paris 1835. 8., noch mehrere bei Méon in ſeiner Ausgabe nicht abgedruckte, bekanntgemacht: allein alles dieſes iſt für Herrn Wolff eine terra incognita!) abſpricht, ſondern auch behauptet, er ſei weder didaktiſch noch ſatyriſch zu nennen, ſondern nur eine Reihe an einander gefädelter Contes verſchiedener Verfaſſer. Wiederum eine neue Entdeckung, nur Schade, daß ſie ſich auf nichts gründet. Uebrigens hätte der Roman du renart gar nicht

von Herrn Wolff genannt werden ſollen, denn er iſt ja in Verſen: allein man ſieht, wie es ihm gerade paßt, nimmt er verſificirte oder proſaiſche Romane vor oder läßt ſie weg, von einem durchgeführten Plan iſt keine Rede. Von andern allegoriſchen Proſaromanen aber nimmt er gar keine Notiz, ja er führt den Sydrach des Franziscus Colanus oder Poliphilus Hypnerotomachia des Jacob Caviceo Peregrino, ſowie des Geoffroy de la Tour Gaudry Chevalier de la Tour oder unſern alten deutſchen Ritter vom Thurm, den wichtigen geiſtlichen Roman Johnſon's: The renowned history of the Seven Champions of Christendom (London 1755, 1824. 12. — über alle dieſe habe ich in meiner Litt.-Geſch. Bd. II. 2. S. 707 f. 715 f. genau gehandelt), ſowie Boccaccio's Labirinto d'amore nicht einmal dem Namen nach an, ob ſie gleichwohl eben ſo gut genannt werden mußten als Repräſentanten des allegoriſchen Romans, wie der Roman du renart. Dagegen führt er S. 86 f. den Roman de la Rose auf, jedoch gleichfalls ungenau, da er weder von der engliſchen Bearbeitung deſſelben durch Chaucer, noch von der niederländiſchen etwas zu ſagen weiß, auch nicht mit einem Worte gedenkt, welchen Einfluß derſelbe auf die engliſche Litteratur, vorzüglich auf die ſchottiſchen Dichter William Dunbar und Gawin Douglas, ja überhaupt auf Chaucer und deſſen Nachahmer ausgeübt hat. Der deutſchen und franzöſiſchen Zauberromane gedenkt er mit keiner Sylbe, noch weniger hält er es der Mühe werth, die Volksbücher näher zu betrachten, was doch gar nicht ſo unwichtig iſt, wie z. B. nachzuweiſen, in welchem Zuſammenhang die Geſchichte Gerpies mit der deutſchen Volksſage ſteht. Allein wer wie Wolff (S. 173) den Eulenſpiegel und Fauſt für nichts als Biographieen (an das ſatyriſche Element des erſteren und Aufnahme älterer Schwänke in denſelben, wie z. B. von dem das Leſen lernenden Eſel aus dem Pfeffer Anis, wie ich in meiner Litt.-Geſch. Bd. II. 2. S. 962 gezeigt habe, ſowie an die Entſtehung des letztern aus der myſtiſch-alchymiſtiſchen Richtung der Zeit, den Hexenproceſſen, der dem großen Haufen unklaren Erfindung der Buchdruckerkunſt, wie ebenfalls von mir I. 1. S. 620 f. gezeigt worden iſt, denkt er gar nicht), dagegen das Lalenbuch für eine germaniſche Ueberarbeitung von Geſchichten aus dem auf der ganzen Erde heimiſchen ächten Philiſterthume und eine Art von Roman anſehen kann, von dem kann man doch wohl eine tiefer eindringende Kritik nicht erwarten. Denn hätte er das letztgenannte Volksbuch nur etwas genauer überdacht, ſo würde es ihm ſelbſt ſonderbar vorgekommen ſein, warum denn überhaupt noch Niemand unterſucht hat, wie es kommt, daß bereits ſo früh die reichsſtädtiſche Spießbürgerlichkeit in dieſem Buche abconterfeit wurde und ob nicht vielleicht irgend eine beſtimmte Stadt von dem Verfaſſer gemeint iſt, wenigſtens ließe ſich hieraus gar Manches für die damalige Sittengeſchichte lernen. Daß übrigens der Verfaſſer ein nicht ungelehrter Mann war, folgt ſchon aus der Menge andern Ländern und Schriftſtellern abgeſtohlenen Züge und Schwänke, wie denn z. B. die von ihm Cap. 33 erzählte Geſchichte von der Bauerfrau mit dem Eierkorbe, die dann wieder Bürger in ſeinem Milchtopf nachgeahmt hat, offenbar aus der Geſchichte des Einſiedlers mit dem Honigtopf im Conde Lucanor (Cap. 23) und im Bidpai der alten Weiber Exempel (1548. 4. Cap. 7, S. 101), oder der Geſchichte des Bruders des Barbiers und ſeines Korbes mit Gläſern in der 1001 Nacht Nr. 181 (v. Hagen Ueberſ. Bd. IV, S. 35 ff.) entlehnt iſt. Von alle dieſen Unterſuchungen mag aber Herr Wolff nichts wiſſen, ſondern geht ohne Weiteres von den Amadisromanen zu den Schelmenromanen über (S. 108 ff.), bei denen ich des Don Alonſo del Caſtillo Solorzano Harpias de Madrid y loche de las Estafas (Barcellona 1633. 8.) und deſſen mir nur franzöſiſch bekanntes Buch unter dem Titel: La Foyne de Seville ou l'hâmeçon des bourses (trad. p. H. Le Metel d'Ouville, Paris 1661. 8.) vermiſſe, und verbindet mit dieſen oder leitet vielmehr aus ihnen her des Paul Scarron Roman Comique, was ich eben ſo wenig billigen kann, als wenn Jemand unſer gutes altdeutſches Liber vagatorum oder der Bettelorden, von dem ich in meiner Litt.-Geſch. Bd. II. 2. S. 965 f. genau gehandelt habe, für die Quelle des Lazarillo de Tormes halten wollte, obgleich der Verfaſſer des Simpliciſſimus mit beiden, wenigſtens mit dem erſtern bekannt geweſen ſein mag. Allein von allen dieſen Dingen weiß Hr. Wolff gar nichts. Vielmehr geht er von Scarron auf Cervantes über, deſſen Don Quijote nach meiner Anſicht den Beſchluß der Amadisromane hätte machen ſollen, läßt ſich aber auf dieſen nur wenig ein, indem er S. 117 meint, es ſei eine Beleidigung für den Leſer und Diebſtahl an deſſen Zeit, den Don Quijote im Einzelnen analyſiren und charakteriſiren zu wollen: allerdings die bequemſte Manier, über eine Klippe wegzukommen. Von Avellaneda's Fortſetzung, deſſen Originalausgabe (die ſpäteren ſind caſtrirt) nur in ſehr wenigen Exemplaren exiſtirt, von denen eine Hofrath Tieck beſitzt, und als bibliographiſches Curioſum erwähnt werden mußte, ſchweigt Hr. Wolff natürlich auch.

(Fortſetzung folgt.)

Der Preis von Dollmer's Ehrecht 3. Theil iſt 1 Thlr. 15 Ngr. und nicht 1 Thlr. 10 Ngr., wie in No. 139 ſteht.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

14. December. № 142. 1841.

Die Universität Göttingen.

(Fortsetzung.)

Wir knüpfen an die Medicin die nah verwandten Naturwissenschaften, wie die mathematischen Wissenschaften.

Gottlieb Bartling hat durch sein natürliches System der Botanik: „ordines naturales plantarum eorumque characteres et affinitates adj. generum enumeratione“ diese Wissenschaft offenbar eine Stufe höher geführt. Außerdem hat er, unterstützt durch ein äußerst glückliches Gedächtniß und mehrfache größere Reisen, für Pflanzengeographie Manches geleistet. Er ist außerdem ein ganz vorzüglich praktischer Botaniker und kann sich als guter Fußgänger bald mit Leopold von Buch messen. Seit 1837 ist er Director des botanischen Gartens und ordentlicher Professor der Philosophie, daher ohne Aussicht, an den Vortheilen der medicinischen Facultät zu participiren.

Diese Aussicht hat Grisebach, seit diesem Sommer außerordentlicher Professor der Medicin. Wir hoffen aber, daß, ehe er Mitglied der medicinischen Facultät wird, das ganze Unwesen, wornach Doctoreramen und Promotion mit circa 30 Louisd'or honorirt werden müssen, weggefallen ist, die Gramina verschärft sind und die Facultätsstellen nicht bloß als Milchkühe betrachtet werden. Grisebach hat sich bisher vorzüglich mit Physiologie der Pflanzen und chemisch-mikroskopischen Untersuchungen derselben beschäftigt. Sein Bericht über eine botanische Reise nach der Dauphinée und Provence, wie über eine im J. 1840 unternommene Reise nach Brussa und Rumelien zeugen von scharfer Beobachtungsgabe.

Hier ist noch zu erwähnen: G. F. Wilhelm Meyer, seit 1820 Physiograph des Königreichs Hannover, seit 1832 ordentlicher Professor für das Fach der Forstwissenschaften.

Seine Monographie über Entwicklung, Metamorphose und Fortpflanzung der Flechten, in Anwendung auf ihre systematische Anordnung und zur Nachweisung des allgemeinen Ganges der Formbildung in den unteren Ordnungen kryptogamischer Gewächse, hat zwar in der Wissenschaft keine Epoche gemacht, ihn aber als genauen Beobachter und eleganten Darsteller erscheinen lassen.

Zu viel Skandal im Lande Hannover hat dagegen seine Flora Hanoverana Veranlassung gegeben. Man hat die aus der Landescasse bestrittenen Kosten dieses Werkes auf 30,000 Thlr. berechnet und bis zur Vollendung auf 60,000 Thlr. angeschlagen. Es schreitet so langsam fort, daß Meyer öffentlich vorgeworfen ist, er bestreite die Kosten desselben von den Zinsen der zu seiner Disposition gestellten Capitalien, was freilich nicht der Fall ist. Allein das Werk zehrt ungeheure Summen auf und erfüllt schwerlich seinen Zweck, zur Belehrung des Landmanns ꝛc. zu dienen, wenn es auch an alle königliche Aemter abgeliefert wird. Es ist dazu viel zu luxuriös. Ein Prachtwerk, was Druck, Abbildungen und Illumination anlangt, in Imperial-Folio. Man erzählt sich, daß Meyer, um 1 Loth irgend eines Farbenstoffs rein und gut zu erhalten, persönlich nach München gereist sei. Se non è vero, è ben trovato! denn es ist gedruckt und, weil dies nicht elegant genug war, umgedruckt, gestochen und neugestochen, in Berlin, München, Paris, Göttingen gestochen und illuminirt. Doch die Landstände haben ja noch im vergangenen Jahre abermals 3000 Thlr. bewilligt — sie mögen es verantworten.

Wie in der Medicin, so ist auch in den übrigen Naturwissenschaften Göttingen würdig vertreten und überragt darin auch in seinem gegenwärtigen Zustande die meisten deutschen Universitäten.

Als Mineralog und Geognostiker hat Joh. Fr. Ludw. Hausmann einen weit verbreiteten Namen.

Er hatte schon 1806 und 1807 eine wissenschaftliche Reise durch Dänemark, Norwegen und Schweden gemacht und legte die für Mineralogie und Geognosie fruchttragenden Resultate derselben in seiner Reise durch Skandinavien nieder. Nicht minder erfolgreich war seine 1816 unternommene und 1819 wiederholte Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien, wie seine 1825 unternommene Reise nach Südfrankreich und Oberitalien, endlich seine 1829 im Auftrage des Cabinetsministerii zu Hannover unternommene Reise nach Holland, Belgien, Frankreich, England und Spanien. Wir erwähnen in dieser Beziehung nur seiner ausgezeichneten „Umrisse nach der Natur.“

Seinen vielen Reisen und weit verbreitetem Rufe verdankt er denn auch eine mineralogische Sammlung, die an Reichhaltigkeit und Schönheit der Exemplare wohl kaum übertroffen werden möchte.

Wie er durch vielfache chemische Analysen (in Verbin-

dung mit Stromeyer unternommen) ſeinen Sinn für ſpecielle und chemiſche Unterſuchungen beurkundet hat, ſo zeigen ſein Entwurf eines Syſtems der unorganiſirten Naturkörper, wie ſein Handbuch der Mineralogie den lobenswerthesten Eifer, die allgemeinen Geſetze der Natur zu finden.

Als Geognoſt iſt er Feind aller geologiſchen Hypotheſen und hält ſich rein an das, was die Erfahrung über Erdbildung lehrt. Seine Vorleſungen umfaſſen Technologie, Encyclopädie der Bergmannswiſſenſchaften, Einleitung in die Mineralogie, Mineralogie, Kryſtallologie, Geognoſie und Metallurgie. Sein Vortrag iſt ſchön und gewählt.

Von den Chemikern iſt hier noch Friedrich Stromeyer zu erwähnen, der ſich eines weitverbreiteten Rufs erfreute. Er iſt ſchwach als Theoretiker und drang nicht in den organiſchen Zuſammenhang der Chemie, aber eine große Menge Analyſen unorganiſcher Stoffe, die er mit der ausgezeichnetſten Sorgfalt veranſtaltete, haben die Chemie mit manchen Reſultaten bereichert.

Schon 1805 hatten ſeine Unterſuchungen über die Verbindung des Waſſerſtoffs mit den Metallen, namentlich mit dem Arſenik, die Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt, ſein Ruf wurde aber durch England und Frankreich verbreitet, als er 1813 den Streit der Mineralogen und Chemiker über den Aragonit durch eine höchſt genaue chemiſche Analyſe ſchlichtete und 1818 in dem Zink ein neues Metall entdeckte, welchem er den Namen Kadmium gab.

Um die neue Einrichtung und Bereicherung des chemiſchen Inſtituts hat er große Verdienſte.

Sein Platz iſt ſeit 1836 durch Friedrich Wöhler, einen Schüler Berzelius', vollkommen erſetzt. Wöhler's Analyſen ſind nicht nur eben ſo ſcharf und genau, ſondern ſie erſtrecken ſich auch auf die Chemie des Organiſchen, die Stromeyer ein fremdes Gebiet war. Dazu ſteht Wöhler auf dem wiſſenſchaftlichen Standpunkte unſrer Zeit, wie ſein Grundriß der Chemie zeigt. An dieſem Standpunkte ſcheint uns nur eins unwiſſenſchaftlich, nämlich daß man allenthalben, wo man mit den chemiſchen Geſetzen nicht ausreicht, wo alſo wahrſcheinlich andere noch unbekannte Geſetze gelten, ſofort die katalytiſche Kraft ſubſtituirt und damit die Sache erklärt zu haben glaubt, während bei einer nähern Nachforſchung nach dieſer Katalyſe doch ſelbſt dem Laien deutlich wird, daß dieſe unbekannte Kraft eine Fiction für das Nichtwiſſen der Chemiker iſt. Wöhler's Vortrag läßt zu wünſchen übrig. Außerdem erwirbt ſich Wöhler ein Verdienſt, indem er Berzelius' ſchwediſche Manuſcripte ſogleich ins Deutſche überſetzt.

Dr. Wiggers, Wöhler's eifriger Gehülfe, hat ſich durch mannigfache Analyſen in der chemiſchen Welt bekannt gemacht. Wir erwähnen hier nur ſeiner Trennung und Prüfung metalliſcher Gifte aus verdächtigen organiſchen Subſtanzen mit Rückſicht auf Blauſäure und Opium. Sein neueſtes Werk über Pharmakologie hat ſchnell die verdiente Anerkennung gefunden. Er hat darin alle bis jetzt bekannten vegetabiliſchen und mediciniſchen Medicamente nach Bartling's ordines plantarum geordnet, die äußeren naturhiſtoriſchen Charaktere der Drogen genau angegeben und die beſten Analyſen und in Ermangelung ſolcher, eigne neue zuſammengeſtellt und angeſtellt, zu welchem Werke ihn eine ganz vorzügliche Drogen-Sammlung befähigte.

Eine andere Seite der Naturwiſſenſchaften repräſentirt Carl Friedrich Gauß (geb. zu Braunſchweig 30. April 1777), ſeit 1807 eine der größten Zierden der Georgia Augusta. Er bildet für ſich ſchon eine kleine Univerſität, ſeine Schriften und Entdeckungen ſind wohl durch alle Welttheile verbreitet. Seiner Doctor-Diſſertation (1799), die bereits auf wenig Seiten einen Reichthum der tiefſinnigſten Ideeen enthält, folgten bald die disquisitiones arithmeticae, welche ihm für immer eine Stelle unter den größten Mathematikern aller Zeiten ſichern. Doch mochten dieſe Unterſuchungen, welche einen Theil der Mathematik betreffen, der auch jetzt noch von nur wenigen beſonders Berufenen cultivirt wird, weniger die Aufmerkſamkeit auf den noch ſehr jungen Mann lenken, als ſeine Beſtimmung der Bahnen der neuentdeckten Planeten. Die überraſchend neue Methode, die er hierzu anwendete, führte er ſpäter in ſeinem berühmten Werke Theoria motus corporum coelestium weiter aus. In dieſem Werke findet ſich auch zuerſt die Begründung der ſogenannten Methode der kleinſten Quadrate, deren Wichtigkeit Keinem unbekannt iſt, der ſich mit der Berechnung angeſtellter Beobachtungen beſchäftigt.

Den Werth aller einzelnen Schriften dieſes großen Geiſtes hervorzuheben, iſt hier nicht der Ort, doch darf man behaupten, daß eine jede in irgend einem Zweige der mathematiſchen Wiſſenſchaften eine neue Bahn gebrochen hat. Sie tragen alle das Gepräge der höchſten Vollendung und vielleicht iſt Gauß der einzige Mathematiker, von dem man ſagen kann, daß die Nachwelt in ſeinen Schriften keinen Fehler finden wird, ein Vorzug, den bekanntlich ſelbſt Newton's Schriften nicht haben. Wie Newton und Huyghens hat Gauß nicht bloß die Grenzen der Theorie unendlich erweitert, ſondern auch die praktiſche Beobachtungskunſt mit bedeutenden neuen Hülfsmitteln bereichert. Wir erwähnen nur das Heliotrop.

In der neueſten Zeit hat Gauß ſeine herculiſche Geiſteskraft mit beſonderer Vorliebe dem Magnetismus zugewendet. Die Inſtrumente, welche er zur Beſtimmung der magnetiſchen Elemente geſchaffen hat, ſind bereits auf allen Theilen des Erdbodens verbreitet und ſeine theoretiſchen Unterſuchungen über dieſe Naturkraft ſtehen gewiß unter allen bekannten Arbeiten über mathematiſche Phyſik den Schriften Newton's am nächſten. Wie Vieles wir in dieſer Beziehung noch zu erwarten haben, weiß nur er ſelbſt. Wenn wir das hohe Alter, welches die meiſten göttinger Pro-

feſſoren erreichen, in vielen Beziehungen gar nicht für eine Gunſt des Himmels anſehen, ſo möchten wir doch im Intereſſe Göttingens wünſchen, daß Gauß ihm noch lange erhalten werde, und daß er ſelbſt die Geiſteskraft, welche ſich nicht allein um die Bewegungen der Himmelskörper, ſondern um jede Bewegung der Geiſter in allen Lebensgebieten auf das Lebhafteſte intereſſirt, bis an ſein Ende ſich erhalten möge. Gauß gehört auch zu denen, die in unſerer politiſchen Bewegung ſich conſequent als Anhänger des Staatsgrundgeſetzes gezeigt.

(Fortſetzung folgt.)

O. L. B. Wolff „Allgemeine Geſchichte des Romans von deſſen Urſprung bis zur neueſten Zeit.“

(Fortſetzung.)

Indeſſen hätte das allgemeine Bekanntſein des erſten Buches, welches er hier als Grund ſeines Stillſchweigens angiebt, abgeſehen davon, daß eine allumfaſſende Arbeit überhaupt gar nicht darnach fragen darf, auf keine Weiſe die Art und Weiſe rechtfertigen dürfen, womit er über des Portugieſen Bernardin Ribeyro Menina e Moça (d. h. ein kleines und unſchuldiges Mädchen — eigentlich nur die Anfangsworte des Buches als Titel gebraucht) ou Saudades (oder Schmerz und Sehnſucht nach der Heimath) hinweggeht, denn er bemerkt mit keinem Worte, daß dieſer Roman theils eine Apologie der Ritterzeit, alſo ſchnurſtracks dem Don Quijote entgegenlaufend, theils eine Art Autobiographie des Dichters, verknüpft mit der Darſtellung der damaligen Intriguen und Lebensweiſe am Hofe Emanuel's iſt, worüber er doch ſchon Manches bei Bouterweck (Geſch. d. Poeſie Bd. IV, S. 34 ff. und Denis Resumé de l'hist. litt. de Portugal p. 40 sq.) hätte finden können. Recenſent hat dieſen Roman vor längerer Zeit aufmerkſam geleſen und den Inhalt ſo gefunden, wie er ihn hier abweichend von den angeführten Hiſtorikern, die ihn etwas anders aufgefaßt haben, angegeben hat, allein zugegeben, daß ſowohl die alte Sprache, als auch die für unſere Zeit nicht mehr verſtändlichen Zuſtände des portugieſiſchen Hofes und die Verhältniſſe, ſowie die Namen beſtimmter Perſonen, die er mit wenig veränderten Buchſtaben in ſeinen Roman aufgenommen hat, Manches für ihn undeutlich und dunkel gemacht haben, ſo hat doch weder Referent noch Bouterweck und Denis eine Nachahmung der griechiſchen Romane darin finden können, welche ihm Wolff l. l. S. 99 zuſchreibt, und vielleicht eine entfernte Aehnlichkeit mit der Sentimentalität Heliodor's abgerechnet, die ſich aber am Ende auch in allen Ritterromanen des ſüdlichen Europas zeigt, finde ich auch nicht im entfernteſten, daß Ribeyro die Griechen benutzt hat. Ich möchte darum wirklich wiſſen, woher Hr. Wolff dieſe kritiſche Bemerkung geſchöpft hat? Von Don Quijote kommt Hr. Wolff auf Rabelais zu ſprechen, dem er in Widerſpruch mit den beſten Kritikern die Abſicht einer directen Satyre (S. 121) abſpricht, gleichwohl aber die Gründe, die ihn dies zu läugnen beſtimmten, nicht genau angiebt. Hier iſt nun aber die bibliographiſche Partie des Buches, wie überall, höchſt dürr, denn Hr. Wolff führt zwar die treffliche Ueberſetzung von Regis an, weiß aber weder etwas von den früheren Verſuchen Rabelais' in dieſem Genre, über welche Brunet Notice sur deux anciens romans intitulés les chroniques de Gargantua (Paris 1834, 8.) die erſte Nachricht giebt, noch kennt er die Ausgaben des Rabelais im Panthéon Littéraire, wichtig durch das beigefügte Gloſſar, noch die von Paul Jacob, Paris 1840, worin nicht allein das 5. Buch, das ihm früher unter dem Titel L'île sonnante abgeſprochen war, aus einer unverglichenen Handſchrift vindicirt, ſondern auch zwei noch unbekannte Capitel daraus hinzugekommen ſind, um gar nicht von der trefflichen Einleitung des Verfaſſers zu ſprechen. Von den Nachahmungen des Rabelais, die er doch ſchon aus Brunet Manuel du Libraire T. II. p. 8 sq. hätte kennen lernen können, beſpricht er nicht einmal Fiſchart, ſondern führt nur das Moyen de parvenir von Beroaldus an, allein dieſes gehört, ganz abgeſehn von der Form, höchſtens des ſatyriſchen Inhalts wegen in dieſelbe Kategorie, iſt übrigens aber doch gar nicht unverſtändlich, ſondern nur eine Sammlung von allerdings zu einem Zwecke zuſammengewürfelten Wortſpielen und ſchmutzigen Anekdoten. Einen höchſt logiſchen Uebergang vom Moyen de parvenir macht nun Hr. Wolff zu den Schäferromanen Sannazar's, Monte Mayor's, Urſe's und Sidney's, bei denen ich die Galatea des Cervantes vermiſſe, und giebt von denſelben (nach Dunlop) eine Geſchichtsklitterung (!! ſ. S. 133). Hierauf erwähnt er mit zwei Worten die politiſchen Romane des Thomas Morus, Harrington und Barclay, Utopia, Oceania und Argenis, und ſieht für ihre Quelle Xenophon's Cyropaedie, welches ihr Vorbild er gleichwohl vorher nicht erwähnt hat, an, was ich abermals wenigſtens in einer ſo großen Ausdehnung läugne. Hierauf erwähnt er Gomberville's Polixandre, Calprenede's Romane, die Scudery, aber nur mit wenigen Worten die Madame La Fayette (S. 172), deren Zaide und Princesse de Clèves doch wohl eine genauere Würdigung verdient hätten. Nachdem er nun die halbhiſtoriſchen Romane der Charlotte Rose de la Force, die berüchtigten Memoiren Hamilton's über das Hofleben Carl's II. von England (Oeuvres complètes d'Hamilton, Paris 1812. III Vol. 8.), die Histoire des amours du Maréchal de Luxembourg (Cologne 1695. 12.) und eine Menge galanter Vorbilder des im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavaliers gar nicht einmal erwähnt, wie er denn auch Loredano's Dianea nicht kennt, ſo kommt er dann zu den deutſchen Romanen 17. Jahrhunderts, deren Entſtehung er aus den galant-he-

roiſchen Romanen der Franzoſen ableitet. Es würde zu weit führen, hier genau nachzuweiſen, wie dies nur hinſichtlich der ſteifen und gezierten Sprache der Fall, keineswegs aber in Bezug auf den Stoff und die Erfindung, die doch offenbar, wie z. B. im Simpliciſſimus, unendlich höher ſteht, als alle jene heroiſchen Romane zuſammengenommen; ich bemerke nur, daß auch hier wiederum die Kritik des Herrn Wolff auf ſehr ſchwachen Füßen ſteht, denn abgeſehen davon, daß er Gervinus' treffliche Kritiken von den Viſionen des Moſcherosch, Simpliciſſimus, Schelmuffsky, Gyges (hiervon giebt auch Reichardt Bibl. d. Romane Bd. 21 einen Auszug) in ſ. Geſch. d. deutſchen Poeſie Bd. III, S. 368 ff. ganz ignorirt, aus denen er doch gar viel hätte lernen können, ſo führt er zwar S. 187 Echtermeyer's treffliche Notiz über den Simpliciſſimus (Hall. Jahrb. 1838, No. 52) an, hat ſie aber offenbar nicht geleſen, denn er wärmt den alten Kohl über dieſes Buch, den Echtermeyer nunmehr weggeräumt hatte, abermals wieder auf, und beweiſt ſomit einmal, welcher Kritiker er ſelbſt iſt, dann aber auch, wie es mit ſeinem Quellenſtudium ſteht, und endlich, wie er ſich nicht einmal die Mühe nimmt, ſeine Faulheit zu verſtecken, denn hätte er wenigſtens geſagt, er ſtimme mit Hrn. Echtermeyer's Anſichten nicht überein, ſo hätte man ſeine Unkenntniß der Entdeckungen deſſelben damit entſchuldigen können, daß er aus guten Gründen ein Verfechter der alten Anſicht ſei, ſo aber ſtellt er ſich dieſelbe anzunehmen, zeigt aber kläglicher Weiſe, daß er den Aufſatz deſſelben gar nicht geleſen hat, ſondern glaubt, derſelbe enthalte auch nichts Neues, vielleicht nur eine beſſere Darſtellung des Inhalts. Ei, ei! das heißt Quellenſtudium! Von dem auch von einem unſerer neuern Schriftſteller in ſeiner „die Moſelſchaar" betitelten Novelle ausgebeuteten Simpliciſſimus kommt nun Hr. Wolff auf den berüchtigten Schelmuffsky zu ſprechen, giebt aber unverzeihlicher Weiſe, trotz dem, daß er S. 190 ſich rühmt, das Buch in ſeinen Händen gehabt zu haben, von dieſer litterariſchen Rarität (Hr. Präſident von Meuſebach und die hieſige dresdner Bibliothek beſitzen Exemplare davon, der Titel iſt: Schelmuffsky wahrhaftige, curiöſe und ſehr gefährliche Reiſebeſchreibung zu Waſſer und Lande in Zweyen Theilen curiöſen Liebhabern vor Augen geleget und mit Zweyen Luſt- und Trauerſpielen verſehen. Franckfurth und Leipzig 1750, 8.) keine weitere Analyſe oder Nachricht. Er geht hierauf zu dem im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier über, und giebt von dieſem etwas ſchmutzigen, aber ſonſt nicht ſchlecht erfundenen Romane S. 192 f. einen Auszug, macht aber dabei die merkwürdige Bemerkung über einige darin vorkommende lateiniſche Verſe, daß dieſe der Form nach im Geſchmack der zweiten ſchleſiſchen oder Hofmannswaldauſchen Schule (wahrſcheinlich der Reime wegen) gedichtet ſeien: als ob es nicht bereits im Mittelalter ſeit dem Emporkommen der Leoniniſchen Verſe ſehr viele lateiniſche gereimte Gedichte gegeben und jemals eine zweite ſchleſiſche lateiniſche Dichterſchule exiſtirt hätte. Er führt hierauf noch eine bedeutende Anzahl deutſcher Romane jener Zeit auf, läßt aber unter ihnen viele zu ihrer Zeit häufig geleſene weg, wie z. B. den Jaſon und Medea, einen nur dem Namen nach antiken Roman, der in manchen Stellen an die Geſchichte von der ſchönen Helena erinnert, dabei aber nicht wenig ſchmutzige Situationen enthält und überhaupt, wie alle ſeines Gleichen, ſo ſteif wie die Reifröcke ſeiner Heldinnen ſtyliſirt iſt. Hierauf kommt er auf die Robinſonaden zu ſprechen, von denen er nur de Foe's Robinſon Cruſoe und die Inſel Felſenburg, jedoch völlig unkritiſch beſpricht, und den Beſchluß machen endlich die Feenmährchen, abermals ohne eigene Unterſuchungen ganz nach Dunlop, unter denen er übrigens noch eine Menge, wie z. B. die Tales of an genius, die Contes Peruviennes etc. wegläßt, weil Dunlop ebenfalls nicht über dieſelben geſprochen hat und Hr. Wolff die Abhandlung Chezy's im Hermes (Bd. 30), wo er nicht allein die Originalmährchen der Orientalen, ſondern auch die europäiſchen Nachahmungen gefunden hätte, gar nicht kennt. Von dem zur Litteratur derſelben nothwendig gehörigen Cabinet des fées (Amsterdam 1785—88. 41 Vol. 8.) wird aus demſelben Grunde geſchwiegen. Von nun an geht er zu den Familienromanen über und ſpricht hier von den Nachahmungen ſpaniſcher Muſter des Leſage (ich möchte deſſen Romane eher zu der Claſſe der Schelmenromane zählen), dem er offenbar zu viel thut, wenn er ihm S. 260 alle erhabenen und edeln Geſinnungen abſpricht, da mir im Gegentheil deſſen Romane bloß zur Erregung derſelben geſchrieben zu ſein ſcheinen. Auch von ihm kennt er nicht alle Schriften, denn von ſeiner Histoire d'Este, Vanille de Gonzalès, dit le Garçon de bonne humeur (Paris 1830. III Vol. 12.) weiß er gar nichts, die Aventures de Robert, chevalier de Beauchesne (Paris 1732. II Vol. 12.) führt er zwar an, vergißt aber, weil er ſie nicht geleſen hat, zu ſagen, daß dieſes der erſte, freilich unvollendete Bucanierroman, wenigſtens den ich kenne, iſt. Er geht hierauf zu Richardſon's, Prevoſt's, Fielding's, Smollet's ꝛc. Romanen fort, bei denen ſich wohl noch manche Bemerkung machen ließe, allein da es nicht in meinem Plane liegt, die Geſchichte des Romans bis auf unſere Zeit herab zu verfolgen, einmal, weil unſere Leſer die Bücher, die hier zu erwähnen wären, größtentheils ſelbſt kennen werden, dann aber auch, weil gerade hier der Geſchmack ſo verſchieden iſt, daß es auch einer verkehrten Kritik möglich ſein würde, Anhänger für ihr Urtheil zu finden, ſo bemerke ich nur, daß auch hier eine Vollſtändigkeit von Herrn Wolff weder erreicht noch wohl beabſichtigt worden iſt: indeſſen hätte doch der Norden Europas von ihm etwas mehr beachtet werden ſollen (er führt nicht einmal Niel's Klim Reiſe in die Unterwelt von Holberg an), wie denn auch der entferntere Süden, Italien, Spanien und Portugal, ſehr ſtiefmütterlich von ihm behandelt worden ſind.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

15. December. № 143. 1841.

Die Universität Göttingen.

(Fortsetzung.)

Neben Gauß stand seit 1832 für Tobias Mayer berufen Wilhelm Weber, der mittlere von den drei Brüdern, die sich durch entschiedenen Beruf zur Naturforschung auszeichnen. Kaum 20 Jahre alt hat sich Wilhelm Weber durch sein Buch über die Wellenlehre, welches er mit seinem Bruder Ernst schrieb, einen bedeutenden Ruf als Physiker erworben. Ein competenter Richter sagte im Jahre 1838 von ihm: „Seine umfassenden Kenntnisse des Vorhandenen zeigten seinem Forschergeiste die nothwendigen Ausgangspunkte zu neuen Untersuchungen, sein durchdringender Scharfsinn und seine reiche Combinationsgabe führten ihn zu den überraschendsten Entdeckungen, seine bedeutenden mathematischen Kenntnisse gaben seinen Untersuchungen eine eigenthümliche Tiefe und schützen ihn gegen Oberflächlichkeiten, die man bei seinen Fachgenossen leider nur allzuhäufig antrifft, und seine technischen Einsichten setzen ihn in den Stand, die zweckmäßigsten Angaben zur Ausführung der erforderlichen Instrumente und Apparate zu machen.“ Zur Bestätigung des Letztern mag hier angeführt werden, daß der Inspector Meyerstein seit 1½ Jahre abermals an einem neuen großartigen Inouctions-Inclinatorium nach den Weberschen Angaben arbeitet. Die neuesten Forschungen Weber's erstrecken sich beinahe lediglich auf den Erdmagnetismus, durch Gauß' Freundschaft und wissenschaftliche Richtung dahin gerichtet. Sie liegen den Physikern in den „Resultaten des magnetischen Vereins“ vor. Weber's frühere Untersuchungen bezogen sich zum größten Theile auf die Akustik, wie auf die Mechanik der Gehwerkzeuge, die seit Borelli so ganz vernachlässigt war.

Als Lehrer der Experimentalphysik nach neuer streng mathematisch wissenschaftlicher Methode konnte er nach einem Vorgänger wie Tobias Mayer, der seine Zuhörer durch Kunststückchen zu ergötzen wußte, auf keinen großen Beifall hoffen, auch mochten manche seiner Untersuchungen und Experimente, wie eben die über Wellentheorie, in zu großer Breite und Ausführlichkeit vorgetragen sein, so daß sie nur den sich ganz der Naturforschung Hingebenden interessiren konnten. Dazu kam, daß sein ungemein beweglicher Geist einem ruhigen, klar zusammenhängenden Vortrage nachtheilig war, indem er sich häufig selbst überholte und verwirrte.

Als Mensch gehört Weber zu den liebenswürdigsten, durch ungeheuchelte Gutmüthigkeit und unbegrenzte Bescheidenheit ausgezeichneten Persönlichkeiten. Seit seiner Entsetzung hat er größere Reisen gemacht, seinen Wohnsitz aber in Göttingen bis jetzt behalten.

An Weber's Stelle wurde 1839 Johann Benedict Listing aus Frankfurt am Main berufen. Derselbe hatte in den Jahren 1829 bis 1832 hier studirt und war von Gauß als ein talentvoller Schüler anerkannt. Er machte dann in Begleitung des Freiherrn Wolfgang Sartorius von Waltershausen in den Jahren 1833—1837 eine wissenschaftliche Reise nach Sicilien, um den erstern namentlich bei seinen geognostischen, mathematischen, geographischen, physikalischen und metallurgischen Beobachtungen und Untersuchungen über den Aetna zu unterstützen. Die Rückreise durch Frankreich, Belgien und England benutzte Listing aber vorzüglich, um das vor Deutschland weit vorausgeschrittene Maschinenwesen dieser Staaten sorgfältig zu beobachten. Nach seiner Rückkehr wurde er sofort sehr vortheilhaft an der polytechnischen Schule zu Hannover placirt.

Nach Göttingen berufen, den immer Neues sinnenden und schaffenden Gauß und Weber und ihrem unstreitig anregenden Umgange in die nächste Nähe gestellt, durfte man von seinen vielfach gerühmten Kenntnissen und Talenten selbständige Forschungen und Productionen erwarten. Mit solchen ist Listing bis jetzt noch nicht hervorgetreten. Wir wollen und dürfen nicht voreilig absprechen, allein es ist das allgemeine Urtheil, daß Listing auf irgend eine Weise seinen Ruf wissenschaftlich bewähren müsse. Daß ihm der Beifall seiner Schüler noch nicht geworden, darauf geben wir weniger, da dies allein selten ein gutes Kriterium der Tüchtigkeit ist.

Neben den Genannten lehrt Aug. Ferd. Carl Himly, vierter Sohn des Hofraths, seit 1837 als Privatdocent Naturwissenschaften. Seine chemischen Studien machte er unter Mitscherlich in Berlin. Er ist ein glücklicher Praktiker mit intuitivem Blick. Seine Experimente und Versuche haben zu den glänzendsten Erfolgen geführt. Bei Gelegenheit der Daguerrotypen entdeckte er eine Vergoldung auf nassem Wege, deren Vortrefflichkeit sich bewährt hat und

deren Geheimniß er für England und Frankreich in London für 14,000 Rthlr. verkaufte. Kaum hatten Zeitungen von der Warnerſchen Entdeckung eines nicht zu löſchenden und durch Sprützen zu verſendenden Feuers geredet, als er daſſelbe nacherfand, von welcher Entdeckung bis jetzt ein weiterer Gebrauch nicht gemacht iſt. Seine Vorleſungen über Experimental-Phyſik ſind ſehr beliebt, obgleich eine ſtreng wiſſenſchaftliche Theorie denſelben nicht zu Grunde gelegt iſt. —

4. Philoſophiſche Facultät.

Um das in der philoſophiſchen Facultät Zuſammengedrängte, nachdem wir die Naturwiſſenſchaften vorweg genommen haben, ferner zu gruppiren, ſtellen wir im Folgenden die Hiſtoriker voran, laſſen die Philologen folgen und ſchließen mit den eigentlichen Philoſophen.

Dahlmann's Berufung, als Nominal-Profeſſor der Politik, war ein glücklicher Wurf. Wir wiſſen nicht, wer zuerſt die Aufmerkſamkeit auf Dahlmann gelenkt hat, glauben aber, daß dies nicht geſchehen ſein möchte, hätte er ſich nicht ſchon durch philologiſch-hiſtoriſche Forſchungen bekannt gemacht. Dieſe fallen außer dem Kreiſe unſerer Betrachtungen, da es uns ſehr gleichgültig ſcheint, ob Cimon wirklich mit den Perſern einen Frieden geſchloſſen hat oder nicht. Wir wollen nur Dahlmann als Politiker betrachten, denn hier war ſein eigenſtes Lebensgebiet, die hiſtoriſchen Forſchungen, die Quellenkritik galten ihm mehr als Hülfsmittel.

Dahlmann paßt hier wenig in die gewöhnlichen Kategorieen. Man darf ihn nicht einen Hiſtoriker nennen, ebenſo wenig einen rationalen Theoretiker. Dahlmann beſitzt eine Achtung vor der Speculation, wie wir ſie bei den gewöhnlichen Hiſtorikern ſelten finden, er hat nicht nur Plato und Ariſtoteles, ſondern auch Fichte ſtudirt, ſelbſt Hegel iſt ihm nicht ganz fremd geblieben. Aber ſeine philologiſche Bildung hat ihn von einem wahren Hingeben an die Speculation fern gehalten, es iſt ihm mehr um die Reſultate des Denkens Anderer, als das philoſophiſche Denken ſelbſt zu thun, dieſe Reſultate will er an ſeinen hiſtoriſchen Erfahrungen prüfen und ſo zu finden ſuchen, was davon für das Gegebene paſſe. Um den guten Staat zu finden, darf man nach ſeiner Meinung nicht wie Plato und Fichte von einem Muſterſtaate ausgehen — aber auch nicht von den in der Gegenwart und Vergangenheit ſeienden und geweſenen Staaten, ſondern man muß zwiſchen Ideal und dem Staate der Erſcheinung „hin und her gehen" — oder wie Dahlmann ſich in der gedruckten Politik ausdrückt: „die wahrhaft lebendige Darſtellung des guten Staats iſt weder im Ideal noch in der Erſcheinung enthalten. Sie bedarf beider und iſt ein Drittes, welches zwiſchen beiden liegt." Man könnte ſich hiemit ſchon zufrieden geben, wenn man nur erführe, auf welchem Wege Dahlmann zu dem Ideale des Staates gelangte und wenn irgend eine Sicherheit, ja nur eine Methode des Hin- und Hergehens vom Ideale zu der Erſcheinung angedeutet würde. Hier aber überläßt ſich Dahlmann wie Alle, welche ſich der Speculation nicht ganz hingeben, ſondern ſie nur als Dienerin zu ihren Zwecken benutzen möchten, einem mehr auf ſein Gefühl und ſeine ganze geiſtige Individualität gebauten Glauben und Dafürhalten, als reiner wiſſenſchaftlicher Erkenntniß. Und daher kömmt es denn, daß uns Dahlmann hier mit Aeußerungen begegnet, die wir gänzlich anerkennen müſſen, die mit wahrhafter Intuition uns das Individuelle im Lichte ſpeculativer Auffaſſung zeigen, daß wir dort aber auf Abſtractionen von geſchichtlichen Facten, auf doctrinäre Behauptungen ſtoßen, die nichts mit einer tieferen Erkenntniß zu thun haben, nicht einmal die Brücke andeuten, die zum Ideale führen könnte. Er ſteht auf einem ähnlichen Standpunkte wie unſere heutigen Mediciner, wie er denn ſeine Politik auch für eine Geſundheitslehre giebt.

Das Ideal, welches Dahlmann vorſchwebt, iſt nicht ein wiſſenſchaftlich erſchautes, ſondern ein auf Glauben baſirtes, deshalb ſagt er: „wir glauben an ein großes gemeinſames Werk der Menſchheit, zu welchem das einzelne Staatenleben nur Vorarbeiten liefert, an eine auch äußerliche Vollendung der menſchlichen Dinge am Ende der Geſchichte." Die Geſchichte geht dann aber erſt recht an. Weltende und Ende der Geſchichte ſind Mythen geworden! — Dahlmann erfaßt nicht das Göttliche in der Geſchichte und im Staate. Der Staat iſt ihm „ein Vermögen der Menſchen, durch deſſen ſtufenweiſe Ausbildung ihre natürlichen Gebrechen bekämpft werden." Der Menſch iſt mit Ariſtoteles ein Staatsthier, Staatsweſen, alſo wiederum nichts Göttliches in ihm. Der Staat ſoll die „Hauptbeſtimmung des Menſchen zum Nützlichen, zum Gerechten, zum Schönen, zum Wahren, zum Heiligen vereinigen und aufnehmen und in jeder Claſſe ſeiner Bevölkerung fortbilden". Hier ſteht das Nützliche voran vor dem Wahren und vor dem Schönen, ſtatt des Göttlichen ſtoßen wir auf den unbeſtimmten Begriff des Heiligen.

Dahlmann tadelt die Ueberhebung der Wiſſenſchaft vor dem Leben, er will lieber praktiſche Siege erringen, als theoretiſche Siege bei großen praktiſchen Niederlagen — aber aller Fortſchritt ſoll ausgehen von breiten und ſtarken Grundlagen, vom hiſtoriſchen Recht. Was er von dieſen hiſtoriſchen Grundlagen nun noch hält, nachdem eine von ihm auf dieſe gebaute Verfaſſung wie ein Kartenhaus weggeblaſen, wiſſen wir nicht. Seine Politik iſt eine Erfahrungstheorie, kurze Sätze, in welchen Irrthümer alter und neuer Zeit mehr durch vergleichende Prüfung als durch eine höhere einheitliche Erkenntniß als ſolche bezeichnet und verworfen werden, und die dafür Sätze giebt, dictatoriſch ausgeſprochen

und gleich einem Arzneimittel verſchrieben, ohne rationale Begründung, häufig kaum mit Hinweiſung auf geſchichtliche Thatſachen. Ein Beiſpiel bietet gleich die Einleitung ſeiner Politik.

„1. Dem Staate geht kein Naturzuſtand voran, der von blinden Trieben und vernunftloſen Menſchen handelt. Der Naturzuſtand des Menſchen iſt Vernunft zu beſitzen, ein Ueber- und Unterſich zu unterſcheiden.

„2. Der Staat iſt alſo keine Erfindung weder der Noth noch der Kunſt, keine Actien-Geſellſchaft, keine Maſchine, kein aus einem frei aufgegebenen Naturleben hervorſpringendes Vertragswerk, kein nothwendiges Uebel, kein mit der Zeit heilbares Gebrechen der Menſchheit, er iſt eine urſprüngliche Ordnung, ein nothwendiger Zuſtand, ein Vermögen der Menſchheit."

Iſt „Vernunft beſitzen" Dahlmann alſo lediglich „ein Ueberſich und Unterſich zu unterſcheiden?" — Auch in ſeiner Vorleſung gab Dahlmann eine nähere Erklärung nicht.

Richtig aber erkennt er an, daß eine ſolche praktiſche Politik nur für die Gegenwart, nur für die gegebenen Staaten paſſe und er will bloß eine Politik zunächſt nur für *ſeine Gegenwart* und *ſein Volk ſchreiben*.

Der gute Staat — den Dahlmann aber für die Gegenwart will — für Europa, für *Deutſchland ohne Ausnahme* will, iſt die conſtitutionelle Monarchie, die Monarchie mit einer Volksvertretung, „die allgemein verbindliche Geſetze und Geldabgaben bewilliget, die Regierungsrechte aber an den beſſer erkannten Staat zurückſtellt." — „Nicht die mechaniſche, nach Willkür wechſelnde Einheit iſt das Ziel," ſagt er, „es gilt, ein ſtetig einheitliches Leben für die Mannigfaltigkeit freier Volksentwicklung in dieſe Gebundenheit der Staatsordnung einzuführen. Darum kann die Zukunft Europa's keine Verherrlichung des unumſchränkten Königthums ſein, aber ſie iſt, wenn ſtetige Entwicklung gelingen ſoll, geknüpft an den Beſtand nicht nur, ſondern an die Macht der erblichen Königthümer. Denn dieſes iſt das einzige Band der Gewohnheit, welches durch die Dauer immer feſter geworden iſt in der tiefer dringenden Ueberzeugung." Mit richtigem Blick bekennt er namentlich, „wie wir vergebens nach Garantieen für unſere conſtitutionellen Einrichtungen ſuchen, ſo lange Preußen ohne Reichsſtände iſt, ſo lange der für Deutſchland wichtigſte Staat im Gemeinde- und Militärweſen allen anderen vorausgegangen, im Verfaſſungsweſen zurückbleibt, im Unterrichtsweſen Miene macht zurückzugehen (ſeit Anfang dieſes Decenniums wirklich zurückgeht), in äußerer Politik ſich entfremdet. Preußen ſoll Reichsſtände einführen, damit es freie Preſſe haben könne, Preußen ſoll freie Preſſe einführen, damit es Reichsſtände haben müſſe." Dahlmann iſt aber darum den Liberalen keineswegs beizuzählen. Eine kurze Aufzählung der wichtigſten praktiſchen Lehrſätze mag dies beweiſen. Dahlmann iſt ein Freund des *Zwei-Kammerſyſtems*, „weil die Erfahrung bewährt hat, daß man beſſer und ſorgſamer beräth, wenn man weiß, daß man das Urtheil einer andern Kammer hinter der Berathung hört — und das Beſſere das Langſamere aufhebt."

Wenn das Wahlrecht zweckmäßig begrenzt iſt, ſo verlangt Dahlmann, daß die Wählbarkeit jedes Einzelnen außer dem Alter und der bürgerlichen Makelloſigkeit keiner Beſchränkung weiter unterworfen werde, da es nie wünſchenswerth, daß eine Ständeverſammlung nur aus Reichen beſtehe.

Die Städte ſollen mehr vertreten ſein als das Land, weil dieſelbe Kraft des Vermögens und der Thätigkeit dort eine viel größere Kraft hervorbringt und weil ſie Sitze der Bildung ſind. Der Landtag ſei jährlich zu verſammeln, die Sitzungen öffentlich, die Wahl des Präſidenten eine freie, das Recht der Adreſſe jeder Kammer für ſich zu verleihen (denn „glücklich, wenn beide Kammern wegen der Adreſſe einig; ſie zur Einheit zuſammen zu zwingen, führt zur Unbedeutendheit, zur Lüge"). Aber *keine bleibenden Ausſchüſſe* — „denn die Ständeverſammlung muß der dauernden Regierungsgewalt als eine vorübergehende Thätigkeit gegenüberſtehen" und „bleibende Ausſchüſſe, welche ſelbſt die Auflöſung der Ständeverſammlung überleben wollen, führen zur Mitregierung." — (Aus dieſem Irrthume, der vorzüglich aus Dahlmann's Vertrauen zu dem guten Willen der Regierenden — eins ſeiner unglücklichſten Worte — entſtand, folgte denn in der hannoverſchen Angelegenheit das Schauſpiel, daß, als die Verfaſſung aufgehoben wurde, Niemand da war, der für eine Beſchwerde „*legitimirt*" erkannt wurde und daß uns noch im Auguſt d. J. von einem frankfurter Blatte demonſtrirt wurde, Alles, was in Hannover von der Oppoſition geſchehen ſei, ſei ungültig und nichtsſagend, weil die Oppoſition nicht „*legitimirt*" ſei.)

Ohne Einwilligung der Stände kein Landesgeſetz. Bloß berathende Kammern ſind rathlos; ſie verſinken im Ueberdruſſe ihres Unvermögens. Jeder Kammer das Recht des Geſetzantrags, ja des Geſetzentwurfes. Das Recht, die einzelnen Steuern zu verweigern, denn ohne dieſes Recht kein Recht, zu prüfen und zu bewilligen. Aber keine Mitverwaltung, keine lebenslänglichen Ausſchüſſe zu ſolchem Zweck (z. B. kein hannoverſches Schatzrathscollegium), das heiße „das lebendige Beſteuerungsrecht den Ständen entreißen und in wenige, oft feile Hände ſpielen."

Die Kammer habe das Recht, Landesbeſchwerden vorzutragen und durch die Anklage der Miniſter zu verfolgen. Ein Abolitions- und Begnadigungsrecht ſuspendire dabei, ſonſt iſt jede Anklage lächerlich.

Dies möge genügen. Wir ſehen in allen dieſem einen praktiſch geſunden Sinn, ein gar *ruhiges* Wollen, aber doch ein Wollen. Dies erhebt Dahlmann aber eben ſo hoch

über Heeren und das bloß empiriſche Göttingen. Daß er ein langſames, oft zu langſames, frachtwagenartiges Fortſchreiten wollte, lag in der ruhigen Beſonnenheit ſeines ganzen Charakters, in ſeinem beſtändigen Verweilen bei der Familie, auf die ſein ganzes Bild von dem guten Staate baſirt war.

(Fortſetzung folgt.)

D. L. B. Wolff „Allgemeine Geſchichte des Romans von deſſen Urſprung bis zur neueſten Zeit.“

(Schluß.)

Wenn ich nun alſo ganz kurz mein Urtheil über das vorliegende Buch zuſammenfaſſen ſoll, ſo muß ich die Geſchichte des Romans von der älteſten Zeit bis zum 18. Jahrhundert, wenn nicht für völlig verfehlt, doch für gänzlich mangelhaft erklären, die Anmaßung des Verfaſſers ſeiner Arbeit das Verdienſt des Quellenſtudiums und ſelbſtändiger Forſchung zu vindiciren ernſtlich zurückweiſen, ja denſelben geradezu tadeln, daß er Dunlop's History of fiction nicht beſſer benutzt hat, wenn er einmal die Originalquellen nicht ſelbſt erforſchen konnte oder wollte, den Leichtſinn, mit welchem er naheliegende Notizen zu gebrauchen verſäumt hat, als des Verfaſſers, der Beſſeres zu liefern im Stande iſt, unwürdig rügen, auf die Inconſequenz, mit welcher er bald verſificirte Romane beſpricht, bald ſie ignorirt, in welchen Fehler Dunlop, der nur Proſaromane analyſirt, nie verfallen iſt, meine Leſer aufmerkſam machen und Hrn. Wolff für die Zukunft anrathen, ſorgfältiger zu Werke zu gehen und erſt zu überlegen, ob ſeine Kräfte zur Uebernahme eines ſo wichtigen Werkes ausreichen oder nicht. Ich habe meine oben mitgetheilten Bemerkungen nur während des Leſens notirt, durchaus dabei keine weitern Studien zu machen für nöthig erachtet, indem ich das, was mir gerade in die Augen fiel, für genügend erachtete, mein ungünſtiges Urtheil über dieſes Buch zu motiviren, würde aber ohne Mühe, wenn, um daſſelbe zu rechtfertigen, ein tieferes Eingehen verlangt würde, mehr als hinreichenden Stoff finden, den bereits geäußerten Tadel noch mehr zu ſchärfen, wäre jedoch dann genöthigt, wenigſtens für das Mittelalter und die darauf folgenden Jahrhunderte ſelbſt eine Geſchichte des Romans zu ſchreiben, wozu hier weder Ort noch Zeit iſt. Auch hoffe ich, daß der Herr Verfaſſer, deſſen Verdienſte um die neuere Litteratur ich wohl anerkenne, weshalb ich auch ſeine Darſtellung der Geſchichte des neueren Romans nicht antaſte, da er hier, Vollſtändigkeit freilich abgerechnet, auf ſeinem Felde iſt und ziemlich treffend, unparteiiſch und ſelbſtändig charakteriſirt, ſelbſt geſtehen wird, daß ſeine allzu große Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit für die Geſchichte der frühern Zeit mit Recht die ſtrengſte Rüge verdienen, um ſo mehr, als er es auf alle Fälle hätte beſſer machen können und ſomit auch die Anforderungen der Kritik an ſeine Arbeit weit ſtrenger geſtellt werden müſſen, als an den, deſſen Fähigkeiten von der Art ſind, daß man höchſtens ſein Selbſtvertrauen, eine für ſeine Kräfte zu ſchwierige Arbeit übernommen zu haben, nicht aber die Art, wie er dieſelbe ausgeführt hat, da eben dies nicht in ſeiner Macht lag, tadeln kann. Nichtsdeſtoweniger hätte Herr Wolff beſſer gethan, nur eine Geſchichte des neueren Romans zu liefern, denn für die zu einer Darſtellung der ältern romantiſchen Poeſie nothwendigen Studien dürfte ihm ſeine ſonſtige litterariſche Fruchtbarkeit, ſollte man ihm auch wirklich die dazu nöthigen Fähigkeiten zugeſtehen wollen, nicht Zeit laſſen. Mögen ihm die wenigen hier hingeworfenen Notizen beweiſen, wie wenig er geleiſtet hat und wie viel zu leiſten war, und ihn künftig von der leichtſinnigen, oberflächlichen Buchmacherei unſerer Zeit abwenden, um durch eine ernſte gediegene Arbeit den Flecken, den er ſich durch dieſes Werk zugezogen hat, auszulöſchen.

Um noch mit einigen Worten das Aeußere des Buches zu beſprechen, bemerke ich noch, daß der Styl und die Sprache im Ganzen dem, was man von Herrn Wolff zu erwarten berechtigt iſt, entſprechen, zeugen aber doch auch hin und wieder von der bereits gerügten Eilfertigkeit und Mangel an Ueberlegung. Um nur ein Beiſpiel anzuführen, heißt es S. 192: „der — Cavalier erſchien zuerſt — zu Warnungsſtadt und muß in ſehr ſtarken Auflagen an das Licht getreten ſein, da er im achtzehnten Jahrhundert zwei neue erlebte und doch hin und wieder in den Lagern alter ſolider Buchhandlungen zu finden iſt, ſelten aber ſonſt wo vorkommt, auch zu ſeiner Zeit außerordentlich viel geleſen wurde.“ Wo iſt hier logiſcher Zuſammenhang? Aehnliche Zeugniſſe für meine Behauptung finden ſich noch weit mehrere, allein es iſt des Tadels bereits genug, darum will ich auch die Anzahl der zu Ende bereits angeführten Druckfehler nicht noch vermehren (S. 71 ſteht: Bibliothèque — S. 81: Dolopatos für Dolopathos — S. 86: Meun für Mehun oder das richtigere Meung) und mache hier nur noch auf einen ganz verkehrten Büchertitel (mit der bibliographiſchen Partie ſieht es auch für die Geſchichte des neueren Romans ſehr ſchlecht aus, z. B. S. 329, wo von A. de Nerciat die Rede iſt, rühmt er ſelbſt ſeine bibliographiſche Genauigkeit, citirt aber doch bei Angabe des Druckjahrs den Felicia 1786 ſtatt 1778 und übergeht mit Stillſchweigen deſſen ſchmutzigſtes Buch: Le diable au corps. Paris 1603, VI Vol. 12., eben ſo wie ſeine Contes nouveaux, Liège 1777, 8., L'urne de Zoroastre ou la Clef de la science des Mages, Paris s. a. 8. und Les galanteries du jeune chevalier de Faublas ou les folies parisiennes, lb. 1783, IV Vol. 12.) aufmerkſam: es heißt nämlich S. 65, Anm.: „J. Turpini — historia in Eccardii Germanicarum rerum et Chronographi“ (Francof. ad M. 1566. fol.), dafür muß geſetzt werden: J. T. — Hist. in: „Germanicarum rerum IV chronographi ed. Schardius.“ Druck und Papier ſind gut, der Preis aber zu hoch.

Dr. Th. Gräße.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

16. December. № 144. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Es kam die Julirevolution, als Dahlmann kaum den Boden, auf dem er lebte, einigermaßen kannte. Wir wiſſen nicht, ob ſie ihn überraſchte; der Gang, den die deutſchen Dinge damals nahmen, war ihm zu ſchnell, viel zu ſchnell. Die göttinger Unruhen hatten wohlbegründete Urſachen. Nicht nur in Göttingen hatte Rector und Senat den Kopf verloren, ſondern auch in Hannover ſchwebte man in tauſend Aengſten. Dahlmann allein blieb beſonnen und rieth zu kräftigen Maßregeln. Dadurch erwarb er ſich ein unbedingtes Vertrauen der damaligen Regierung. Ein neues Verfaſſungsgeſetz wurde nöthig. Dahlmann wurde nach Hannover berufen, um den Entwurf bearbeiten zu helfen. Hier entſpann ſich ſein vertrauteres Verhältniß zu dem Geheimen Cabinetsrath Roſe, einem äußerſt praktiſchen Mann von enormem Organiſationstalent, der die Fäden zu allen Dingen in den Händen hatte. Theils durch Roſe, theils direct durch die Achtung des Curatoriums entſtand Dahlmann's Einfluß auf Univerſitätsſachen, den er mit O. Müller und mit Bergmann theilte. Seine Thätigkeit in der 1832 und 1833 das Staatsgrundgeſetz berathenden zweiten Kammer war mehr innerlich als äußerlich; er arbeitete lieber in den Commiſſionen, als daß er redete, ja das Reden ſchien ihm ſchwer zu werden, wenigſtens der Anfang. Der Entwurf der neuen Verfaſſung war durch den Widerſtand der erſten Kammer vielfach verſtümmelt. Allein Dahlmann ſtimmte für die Annahme; weil die Gebrechen, an welchen der Entwurf leide, nicht willkürlich hineingetragen ſeien, ſondern in der Beſchaffenheit der Staatsgeſellſchaft ſelbſt lägen, und die Möglichkeit der Verbeſſerung gegeben ſei.

Dahlmann wie Roſe hatten, wenn ihre Gründe nicht überzeugen wollten, ein Wort, womit ſie häufig alle Zweifel bannten, das war das Wort: „Vertrauen auf die Regierung.“ Es war dabei nur eins vergeſſen, daß Könige ſterblich ſind. Dahlmann hat vertraut und iſt vertrieben und verbannt vom liebgewordenen Heerd.

Eins können wir Dahlmann nimmer verzeihen, ſeine Anklage der göttinger und oſteroder Gefangenen in der Sitzung vom 27. Juni 1832, um ſo weniger, da er ſich noch 1838 damit rühmte. Wir können nicht umhin, den größten Theil der damals gehaltenen Rodomontaden, wie den Verſuch ihrer Begründung hier abdrucken zu laſſen.

„Auflehnung gegen Alles, was unter den Menſchen hochgehalten und ehrwürdig iſt; Verführung der ſtudirenden Jünglinge zur Mitſchuld an einem Vergehen, deſſen Bedeutung in dieſem erregten Lebensalter ſchwerer noch erkannt wird; Verſuche, die bewaffnete Macht zu verführen; Bewaffnung gegen die bewaffnete Macht; Entſetzung der geſetzlichen Obrigkeit; Vorenthaltung der Regierungsbefehle; Hintanſetzung aller beſchworenen Treue; — das ſeien keine bewundernswerthen Erſcheinungen, keine Erſcheinungen und Thaten, die es ſich gezieme, dieſer hochgeſtellten und geſetzlichen Verſammlung anzupreiſen, einer Verſammlung, welche einen ſo wichtigen Antheil an der Geſetzgebung dieſes Landes beſitze.

„Würden wir aber angewieſen, dieſe Vorgänge jedenfalls als nothwendige Mittel zum guten Zwecke gelten zu laſſen, ſo heiße das ſchon an ſich ſelber einen ſehr gefährlichen Weg betreten. Der guten Zwecke rühme ſich Jedermann; der Abſolutiſt thue es wie der Liberale; jener von der Ordnung, dieſer von der Freiheit ausgehend; eben darum ſolle man die Menſchen nicht nach ihren geprieſenen guten Zwecken, man ſolle ſie nach ihren Mitteln beurtheilen. Einen Liberalismus von unbedingtem Werthe, das heiße, einerlei, durch welche Mittel er ſich verwirkliche, gebe es nicht.

„Darum widerſpreche er durchaus der in den Petitionen ſo häufig wiederholten Behauptung, unſere Ausſicht auf beſſere Staatszuſtände rühre daher, daß dieſer Aufſtand *unternommen* ſei, er behaupte, ſie rühre daher, daß dieſer Aufſtand *mißlungen* ſei. Wenn dieſer Aufſtand eine wohlthätige Erſchütterung in unſerm Staatskörper hinterlaſſen habe (dem möge ſo ſein, und die Zukunft werde darüber richten dürfen), ſo dankten wir jede wohlthätige Folge allein der *Treue*, welche die Empörung in die Schranken des Geſetzes zurückwies.

„Denn was wäre wohl die Folge des Gelingens geweſen, geſetzt, wenn kein auswärtiges Heer die erſte Begeiſterung geſtört hätte? Ganz gewiß eine nagelneue Verfaſſung; ganz gewiß die ſchnellſte Hinwegräumung des *läſtigen Vorurtheils des Zweikammer-Syſtems*; die raſcheſte Beſeitigung aller Ariſtokratie; die

freieſte Vertretung und Ummodelung aller Geſetze; — mit einem Wort, im vollſten Sinne die beliebte Abſchaffung aller Mißbräuche, aber gewiß auch die Abſchaffung aller Gebräuche, und beſonders des gebräuchlichen Gehorſams, der für die Verfaſſung aus neueſter Zeit eben ſo nothwendig iſt, als für die aus dem Mittelalter. Das Band des Gehorſams ſei leicht, faſt in einem Augenblicke gelöſt, aber ehe es wieder geſchlungen werde, vergehen lange blutbefleckte Menſchenalter. Ein Meiſter in Revolutionen ſage ſelbſt, den Tiger loszulaſſen wiſſe er wohl, aber ihn wieder anzuketten wiſſe er nicht.

„Er frage, wenn dieſer Aufſtand gelungen wäre, würden wir wohl hier berathen, wie wir heute thun in dieſer Kammer, ſo frei gewählt, daß die Regierung durchaus nicht mehr Einfluß hat, als ihr die Gerechtigkeit ihrer Sache, der Werth ihrer Gründe verſchaffen kann? Wir würden beherrſcht von Volksverſammlungen berathen; verworren durch den Zudrang einer zügelloſen Menge, in ſteter Sorge für unſere Perſonen, für unſer Eigenthum. Denn ganz thöricht ſei es, zu hoffen, wenn wir ſelber das Recht der Herrſchaft mit gewaltthätiger Hand durchbrechen, dem Niederen werde das Recht unſeres Beſitzes, die Ariſtokratie unſeres Beſitzes, heilig ſein.

„Um Alles zu ſagen, was in dieſer gewichtigen Angelegenheit den Inbegriff ſeiner Ueberzeugung bilde, er könne die Politik durchaus nicht als getrennt von der Moral betrachten, und erkläre ſich hierin eines ganz altväteriſchen Glaubens. Darum werde ihm durch die Strafloſigkeit ſiegreicher politiſcher Verbrechen nichts für ihre Unſträflichkeit bewieſen, eben wie ein ungerechter Krieg ungerecht bleibe, auch wenn er der ſiegreichſte wäre. Wenn jemals der Tag erſcheine, an welchem er ſeines Irrthums inne würde, an welchem ihm klar würde, Moral und Politik wären ganz getrennte Gebiete: er würde keine Stunde mehr ſich mit Politik lehrend oder lernend beſchäftigen; er würde von dem Augenblicke an den Staat als eine Erfindung des Verderbens für die Menſchheit betrachten u. ſ. w.“

Welche Geſichtspunkte! Wer wird die Weltgeſchichte nach dem Katechismus meſſen? Was iſt die Moral Alexander's, der Gefolgſchaften, des Cortes und der Engländer in ihren Eroberungskriegen? und ſollen die nun alle nicht ſein, weil ſie nicht moraliſch ſind? Uebrigens iſt dies Dilemma auch theoretiſch längſt gelöſt, was der Politiker wiſſen konnte. Die einzelnen Anklagen malen ins Schwarze. So erinnern wir uns, geleſen zu haben, daß dem Hrn. Hofrath gegen die erſte craſſe und unwahre Beſchuldigung irgendwo ſchon eingewendet iſt, daß während der acht Tage der göttinger Unruhen vom Privateigenthum nicht das Mindeſte verletzt, daß nicht einmal ein einziger Diebſtahl in dieſer Woche vorgekommen. Und von glaubwürdigen Augenzeugen iſt uns verſichert, daß die Studirenden nicht die Verführten waren, ſondern vielmehr ſelbſt durch den Enthuſiasmus, mit welchem ſie in die Sache eingingen, die Göttinger mit fortriſſen u. ſ. w. Dahlmann hat ſich hier aus Widerſpruchsgeiſt gegen ſeinen Collegen Saalfeld und die Vertreter der Göttinger zu Behauptungen leiten laſſen, die ihn gegenwärtig, wo er ſelbſt ähnlicher Vergehen bezüchtigt wird, gewiß gereuen. Hatte in Dresden oder in Caſſel eine zügelloſe Menge die Ständeverſammlung verwirrt? waren dort die Deputirten in ſteter Sorge für ihre Perſon und ihr Eigenthum geweſen? hatten dort Volksverſammlungen die Ständeverſammlung beherrſcht? Man berieth in Hannover jetzt langſam nach Dahlmannſchen Wünſchen in einer 10monatlichen Seſſion das Staatsgrundgeſetz. —

In Heſſen, in Sachſen hatte man dem erſten Enthuſiasmus ſich hingegeben und gebaut, dort hat man noch jetzt Verfaſſungen, die trotz der Ungunſt der Zeiten geliebt werden, während das Staatsgrundgeſetz von 1833 in Hannover todt iſt und die Anhänger deſſelben als Verbrecher vertrieben oder polizeilich confinirt ſind u. ſ. w. Dahlmann's Angſt vor „Wagſtücken“ führte ihn zu dieſen Uebertreibungen. Er wollte nur allmälige und vorſichtige Behandlung, während der Arzt ſich nie ſcheuen ſoll, moxae anzuwenden, wenn eine Rückenmarksdarre droht. —

Dahlmann war damals unpopulär, aber Niemand ging ſo weit, ſeinen Charakter anzutaſten, ihn wohl gar der Achſelträgerei oder des Verraths zu beſchuldigen, wohl aber warf man ihm Unbehülflichkeit und Starrheit vor, die mit ſeinem ganzen Weſen zuſammenhängen mag. Daß das Werk aber, welches das Volk als ein halbes anſah, welches ohne Enthuſiasmus im Lande aufgenommen war, auch nicht mit Liebe und Hingebung im Volke würde gehegt werden, daran hatte Dahlmann nicht gedacht. Das Staatsgrundgeſetz wollte nicht mit dem Volke verwachſen, trotz der hiſtoriſchen Grundlagen, auf welchen es gebaut war. Dahlmann ſcheute den Sprung und doch hätte dieſer Sprung allein retten können, da das hiſtoriſche Element nicht mehr lebendig war und nur ein neuer Aufbau von urgeſundem Bauholze im Volke Liebe, Zutrauen und Verſtändniß erwerben konnte.

Dahlmann's Wahlſpruch war der, womit er 1834 ſeine Vorleſungen über deutſche Geſchichte geſchloſſen haben ſoll: „man müſſe auf deutſchem Boden ſo leben, daß man ſeine Hoffnungen mäßige, man müſſe ſich wahren und ſorgſam hüten vor allen eingebildeten Dingen, vor der unſtäten Neuerungsſucht, die den Gehorſam verpöne.“ Mit ſolchen Lehren wirkte er zwar auf heiße jugendliche Begeiſterung wie mit kalten Umſchlägen, aber er ſuchte dafür die auf Erfahrungsthatſachen geſtützte Ueberzeugung zu erwecken, daß es im Wege der langſamen Reform beſſer werden müſſe im Vaterlande, er ſuchte nicht bloß einen flüchtigen Enthuſias-

mus für politiſche Dinge zu erregen, ſondern dauerndes Intereſſe am Staat, Luſt am politiſchen Leben und Hingebung an das Vaterland in die Gemüther zu impfen. In ſeiner ganzen Charakterfeſtigkeit wurde Dahlmann aber erſt erkannt, als die begeiſterten Zuhörer ihm „als Mann des Wortes und der That" ein Hoch zujauchzen konnten — und auch Deutſchland erkannte erſt, was Göttingen in ihm beſeſſen, als dieſes ihn verlor. Wir hoffen, daß Dahlmann für Deutſchland wenigſtens nicht verloren ſei und daß er nicht zu lange bei der Geſchichte Dänemarks verweilen möge. Auch ſollte er die Scheu und Aengſtlichkeit ablegen, in öffentlichen Tagesangelegenheiten ſeine Meinung offen und frei abzugeben, die ſich noch vor Kurzem bei einer Briefangelegenheit, welche wir nur andeuten dürfen, gezeigt hat.

Seit 1840 haben ſich zwei Privatdocenten der verwaiſten Politik angenommen. Dr. Roſcher, mehr philologiſcher und gründlicher geſchichtlicher als philoſophiſcher Bildung, ſcheint die Politik vom Standpunkte Dahlmann's zu betrachten; Dr. Tögel ſoll ſich Hegelſchen Principien zuneigen. Beide müſſen erſt mit ſelbſtändigen Werken aufgetreten ſein, ehe ſich ein Urtheil über ſie geben läßt. Des erſteren Zuhörer haben ſich befriedigt gefunden.

Gervinus gehörte Göttingen von Oſtern 1836 bis zum December 1837, alſo keine volle zwei Jahre an und ſein Verluſt iſt unſtreitig der ſchmerzlichſte für die ganze Univerſität, indem er gerade der Mann war, die hier ſich einer feierlichen Langſamkeit befleißigende Gelehrſamkeit wieder zu raſcherer Arbeit und freierer Wiſſenſchaftlichkeit zu beleben und für ein gemeinſames Ziel zu begeiſtern. Man würde alle früheren Abſchweifungen und Weitſchweifigkeiten, die Ausſchreiberei und Geiſtloſigkeit der vorhergehenden Hiſtoriker haben verſchmerzen können, wenn er Zeit gewonnen hätte, die Hiſtorie und damit die ganze Univerſität wieder in die Gegenwart zu rücken.

Die frühere Geſchichte des berühmten Mannes dürfen wir als bekannt vorausſetzen. In Göttingen wurde er gleich Anfangs mit großem Beifall aufgenommen, indem ſeine gewaltige Kraft, Originalität und richtige Stellung zur Wiſſenſchaft wahrhaft imponirend auf die Geiſter wirkte. Gervinus las Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur, Geſchichte Aragoniens, über Macchiavell's Buch vom Fürſten, Hiſtorik. Sein ſonderbarer, in fortwährend ſich überholendem Periodenbau fortſchreitender Vortrag, der jedoch nie unklar wurde, den Stoff ſtets in größter Fülle entwickelte und die Gedanken ſtets maſſenweiſe daran knüpfte, ſetzte die Zuhörer in die wohlthuende Nothwendigkeit, ſtets mit der größten Spannung zu folgen und die Klarheit, Präciſion und Neuheit der Auffaſſung, der männliche Ernſt und die geniale Ungenirtheit der Ausdrucksweiſe haben ihm ſchon in der kurzen Zeit eine Menge dankbarer Schüler zugeführt.

Gervinus hat den erſt von Wenigen als nothwendig erkannten und verſuchten wichtigen Schritt vom Geſchichtsforſcher zum Geſchichtſchreiber mit der größten Sicherheit gethan. Er ſtellt ſelbſt das Bild des Hiſtorikers auf: „Dem ächten Hiſtoriker, ſagt er, muß Alles, was man Vorurtheil oder Eingenommenheit nennen kann, durchaus fremd ſein; er kann an keinem Gegenſtande als ſolchem für ſich, an keinem einzelnen, abgetrennten Dinge hängen, ſondern Alles feſſelt ihn nur in einer Umgebung; er kann keinen Stoff, den er etwa ſchriftſtelleriſch behandeln will, aus perſönlicher Neigung und Liebhaberei, ſondern er muß ihn aus den Forderungen und Bedürfniſſen ſeiner Zeit und ſeiner menſchlichen Geſellſchaft wählen; er darf die gewählte Materie nicht mit jenem pathologiſchem Antheile und Intereſſe behandeln, ohne welches die Schriftſteller der neuen Welt ſehr ſelten ſchreiben oder urtheilen. Nicht einmal ſeine eigne Wiſſenſchaft (ſo rigoriſtiſch muß ſeine Entfernung von aller Vorliebe ſein) kann er als die vorzüglichſte an ſich preiſen oder einſeitig als den Einen Weg anſehen, auf dem allein das Heil für den forſchenden Geiſt läge, und wenn er ſich auch noch ſo ſehr durch ſeine Beſchäftigung oder den Stern ſeiner Geburt, durch Gewöhnung oder Natur genöthigt ſähe, jeden Gegenſtand, der ihm bemerkbar entgegentritt, jedes Ereigniß, das in ſeinen Geſichtskreis fällt, der hiſtoriſchen Betrachtung inſtinctmäßig zu unterwerfen. Er kann alſo ſelbſt ſeinem Berufe nur aus Wahl und Ueberzeugung anhängen: er muß einſehen, er muß es aus geſchichtlichen Erfahrungen wiſſen, daß in Zeiten, wie die unſern, welche der Thätigkeit der Einbildungskraft, alſo der Kunſt ſo gut wie entwachſen (?) und auf der andern Seite der Speculation, alſo der Philoſophie noch nicht zugereift ſind, ſondern zwiſchen beiden ſchwanken, die allgemeinſte Beobachtung, die von feſter Erfahrung aus in alle Gebiete ſtreift, welche der menſchliche Geiſt zu bebauen fähig iſt, allein*) dasjenige ſein kann, worin gerade für dieſe Zeiten, für dieſe Generationen die ſicherſte Belehrung, der ſicherſte Gewinn zu erlangen iſt. Der ächte Hiſtoriker würde die perſonificirte Gleichgültigkeit ſein, wenn es nicht glücklicher Weiſe ſein Beruf mit ſich brächte, daß er ſich für Alles gleichmäßig intereſſiren müßte, da ja der geſchichtliche Stoff den ganzen Umfang der Dinge begreift. So iſt er alſo nur das Abbild der Unparteilichkeit und der Vorurtheilsloſigkeit; wer aber in dieſer Weiſe uneingenommen forſcht und die Gegenſtände ohne alle Prädilection beobachtend an ſich vorübergehen läßt, den wird natürlich jeder einzelne anziehen kön-

*) Man verkenne nicht, daß Gervinus hier ſchon als Hiſtoriker einſeitig urtheilt. Er darf dies als ſolcher. Aber iſt nicht das poetiſche Talent dazu ebenfalls berechtigt, um ſich zu deſto größerm Eifer zu concentriren? Auch der Philoſoph dürfte es; thut es indeß am wenigſten, weil er ſieht, daß die Gegenwart nicht allein nicht abgeneigt iſt, ſondern darauf dringt, daß ſie durch alle Drei, durch Kunſt und Geſchichte und Philoſophie gefördert werde.

nen, er ſei groß oder klein, wenn er nur von einer Bedeutung gerade für dieſen Hiſtoriker, in dieſem Geſchlechte mit dieſen Bedürfniſſen iſt. In ſich iſt einem ſolchen Beobachter ohnehin Alles von Bedeutung und nichts gleichgültig, nichts geringfügig, ſobald er nur dahin gekommen iſt, Reſultate aus ſeinen Beobachtungen zu ziehen, Geſetze, gleichmäßige Geſetze in der phyſiſchen, wie in der moraliſchen Welt zu entdecken, denn in der vernünftigen Welt und für den vernünftigen Beobachter giebt es weder Zufälliges, noch Kleines und Bedeutungsloſes."

(Fortſetzung folgt.)

Die Mängel der heutigen deutſchen Medicin. Von Dr. W. Roſer, Privatdocent der Chirurgie, und Dr. E. A. Wunderlich, Privatdocent der Medicin an der Univerſität Tübingen. Stuttgart 1841, Ebner und Seubert.

Die beiden Herren Verfaſſer, im Begriff ein „Archiv für phyſiologiſche Medicin" herauszugeben, wovon das erſte Heft im December d. J. erſcheinen ſoll, haben, um über ihre Beſtrebungen und Richtung zu orientiren und zu zeigen, wo ihnen Hilfe nöthig ſcheine und in welcher Art ſie zu helfen entſchloſſen ſeien, vorliegende Kriegserklärung gegen die heutige deutſche Medicin vorausgeſchickt. Nach dieſem Manifeſte iſt es ihre Abſicht, das Gebäude der Pathologie einzig auf dem Boden der Phyſiologie aufzuführen und allen den romantiſchen Vorſtellungen, die in der Medicin graſſiren, den Garaus zu machen. Sie nennen ihre Richtung und Methode eine phyſiologiſche, im Gegenſatz zu der ontologiſchen, welche in der Krankheit ein ὄν, eine Macht, Subſtanz ſieht, unter denen der Körper des Einzelnen ſich nach ſeiner Dispoſition die eine oder die andere wie zur gymnaſtiſchen Uebung auserſehe, oder vielmehr von welchen bald dieſe bald jene dem individuellen Körper den Handſchuh hinwerfe zum Kampfe auf Leben und Tod. Namentlich dieſe dualiſtiſche Anſicht, daß das Weſen des Krankſeins in einem Kampfe zwiſchen einem beſtimmten Krankheitsgenius und einem beſtimmten menſchlichen Organismus beſtehe, iſt es, die ſie bekämpfen. Mit beſonderer Energie packen ſie das Phantom des ſogenannten Paraſiten an der Kehle und werfen es zum Hauſe hinaus, ſo daß nun die Familie des Hauſes ſelbſt, welche bisher unter ſeinen Stänkereien litt, der individuelle Organismus, die Alleinherrſchaft hat und die ärgerlichen Spaltungen und Parteiungen unter den Hausgenoſſen, deren Urheber der Paraſit geweſen war, nun ihr Ende erreicht haben. Mit anderen Worten: ſie beſtimmen die Krankheiten als Proceſſe, als Momente des Seins und Verlaufes des phyſiſchen Lebens, als Stadien der Geſchichte des einzelnen Organismus, ſo daß ſich alſo, ſo wenig als ein Individuum dem andern vollkommen gleich iſt, eben ſo wenig eine Krankheitsform in den ſpeciellſten Merkmalen wiederholt. Und wie die Krankheit ihrem Urſprung nach nicht etwas außer dem Menſchen Liegendes iſt, eben ſo wenig auch läßt ſie ſich durch rein äußerliche Mittel entfernen. In dieſer Beziehung wenden ſich die Verfaſſer gegen den verjährten Wahn von einer ſpecifiſchen Wirkung beſtimmter Medicamente auf beſtimmte Theile des Organismus und den Unfug, der überhaupt mit den Medicamenten getrieben wird. Dürfen wir die Beſtrebungen der Verfaſſer mit anderen auf ſcheinbar ganz heterogenen Gebieten vergleichen, ſo möchten wir ſie am eheſten mit Feuerbach's Schrift über das Weſen des Chriſtenthums zuſammenſtellen. Was dieſer für die Theologie geleiſtet hat, ſie als Anthropologie aufzuzeigen, das wollen Wunderlich und Roſer für die Medicin bewerkſtelligen, nämlich dies, die Meinung zu zerſtreuen, als ob es ſich in ihr noch um etwas Anderes handle, als eben nur den Menſchen ſelbſt, als ob eine fremde Macht es ſei, die ihn krank mache, eine fremde Macht, die ihn heile. Und wie Feuerbach vor Allem das friſche Waſſer des Verſtandes preiſt, ſo dringen ſie auf unabläſſige, unbefangene Beobachtung der Natur und auf geſunde Logik, auf Vorſicht in den Schlüſſen. Indeſſen iſt dieſe Parallele nicht eine bloß zufällige, willkürliche; denn die Herausgeber haben ſich wirklich von der modernen Philoſophie inficiren laſſen. Ihre Grundlage und Vorausſetzung iſt eine wiſſenſchaftliche Anthropologie, welche das Subject als Einheit begreift und die Träume von einem Spiele der verſchiedenen Kräfte gegen einander als Träume erkennt. Und auch inſofern treffen ſie mit dem Reſultate der Philoſophie, als einer dieſſeitigen, zuſammen, als ſie das heilloſe Experimentiren am Krankenbette proſcribiren und den Kranken als Perſon, als Ich geachtet wiſſen wollen.

Das Treiben der mediciniſchen Journale in Deutſchland iſt ein weiterer Gegenſtand ihres Tadels; ſie decken mit Ernſt und Freimuth dieſes Unweſen auf und ſetzen die Aufgabe, die jenen Journalen gegenüber ihre Vierteljahrſchrift habe, auseinander. Sie zerfällt in eine negative und eine poſitive. Nach jener Seite ſoll der Unverſtand, die Gedanken- und Gewiſſenloſigkeit der mediciniſchen Schriftſteller enthüllt werden; nach dieſer ſoll ſich die phyſiologiſche Methode factiſch und praktiſch in Abhandlungen aus dieſem Geiſte bewähren. Das Schriftchen iſt in einer kräftigen, geſunden, friſchen, blühenden, kecken Sprache geſchrieben, oft mit Laune, aber bitterer, und ſo wiſſenſchaftlich der Ton und die Haltung iſt, ſo wird doch auch der Laie, wenn er nur ein gebildeter iſt, durch die klare, lebendige Darſtellung und den intereſſanten Inhalt angezogen werden, wie Ref. aus eigener Erfahrung verſichern kann. Wir empfehlen daher das Schriftchen ſelbſt und die Unternehmung, welcher es als Proſpect dient, der allgemeinen Aufmerkſamkeit, und wünſchen, daß der letztern die Unterſtützung zu Theil werden möge, die ſie verdient, und die allein im Stande iſt, die Ehre der deutſchen Wiſſenſchaft gegenüber von dem in dieſer Beziehung weiter vorangeſchrittenen Auslande zu retten.

W. F.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Brockhaus und Härtel in Leipzig.

577

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

17. December. № 145. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Und ſolchen Grundſätzen iſt Gervinus beſtändig treu geblieben. Gründlich und vielſeitig in der Forſchung, ſo daß er bei dem Reichthum des Stoffs nicht mehr ängſtlich abzuwägen braucht, ſondern ſtets ins Volle greift und wieder darauf denken kann, das Maſſenhafte wegzuſchaffen und nur den Kern zu behalten, geht er darauf aus, hiſtoriſche Kunſtwerke zu ſchaffen, die alles Geweſene in ſeiner Eigenthümlichkeit, objectiven Berechtigung, in ſeinem Zeitgefüge erſcheinen laſſen: aber daſſelbe nicht bloß als etwas Geweſenes, Abgethanes hingeſtellt haben wollen, ſondern das darin Fortreibende, Fortentwickelnde feſtzuhalten, zu befreien ſuchen, um es ſo in ſich ſelbſt, um ſeinen Gedanken geſammelt, in der Periode des Hiſtorikers wieder lebendig werden zu laſſen und aufs Neue wirkſam. Man ſehe Gervinus' Schriften darauf an: ſie halten keineswegs eine ängſtliche puritaniſche Objectivität ein; im Gegentheil der Verfaſſer urtheilt viel und läßt den Autor in den Menſchen übergehen, der nun mit Empfindung und Gemüth an die Gegenſtände herantritt. Dann verlangt er aber keineswegs, daß man ſeiner Meinung ohne Prüfung beitreten, ſondern nur, daß man ihn mit ſeinen Anſichten toleriren ſoll, wie es jede fertige Individualität verlangen darf. Dieſe Abgeſchloſſenheit ohne Iſolirung und Starrheit hat ſich bei ihm, wie bei Wenigen der Gegenwart herausgeſtellt und wenn er damit an die Geſchichte tritt, ſo geſchieht jedesmal etwas Bedeutendes. Ganz natürlich tritt ſie am eminenteſten bis jetzt in ſeiner Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur hervor und hier wieder immer mehr und mehr hervor, je näher er der Gegenwart rückt. Die ganze Vergangenheit muß in dieſem Werke die Gegenwart begründen. Eine umgekehrte Pyramide ſteht das Werk da, immer breiter und breiter werdend, immer dichter und dichter an geiſtigem Gehalt. Ganz abgeſehen von der unübertroffnen Beleſenheit, die darin herrſcht, iſt die darin webende Idee ſo großartig, ſo mächtig und ſo großartig und mächtig herausgeſtellt, daß es jeden Deutſchen von der Nationalität ſeiner Nation, von der Einheit und harmoniſchen Entfaltung des deutſchen Geiſtes, der ſich hier, trotz aller Hemmniſſe, trotz aller Mißgriffe und Trübungen, doch eine lichte Bahn gebrochen hat, überzeugen muß. Was man ſonſt nur ahnete, iſt hier klar geworden, das ganze Leben der Nation ſpiegelt ſich in ihrer Nationallitteratur. Alle Strömungen und Wechſelwirkungen ſind gezeigt und ſelbſt in dem Flüchtigſten, ſich ſelbſt Unbewußten, anſcheinend Willkürlichen, wohl gar Negativen iſt hier das Geſetzmäßige, Poſitive, Allgemeingültige ſo ſicher herausgearbeitet, daß in dieſer Litteraturgeſchichte ſo recht die Seele des deutſchen Volks gezeigt und nicht allein die bedeutendſte Vorarbeit für die Philoſophie der innerſten deutſchen Geſchichte, ſondern dieſe Philoſophie zum großen Theile ſelbſt ſchon gegeben iſt.

Bei dieſem ſtrengen Feſthalten an den Principien der Wiſſenſchaft, möchte er dieſe ſo wenig dem Leben, als das Leben der Wiſſenſchaft entfremdet ſehen und darin iſt Gervinus Leſſing ähnlich, den er ſo unvergleichlich geſchildert hat, daß er der unerſättlichſte Bücherverſchlinger gegen nichts mehr proteſtirt, als daß ſich der Geiſt eines Volks in die Bücher zurückzieht, gleichſam auf Flaſchen gezogen wird, um Bibliotheken zu füllen. „Keine Richtung des menſchlichen Geiſtes, nicht Religion, nicht Wiſſenſchaft, nicht Kunſt und nicht Staat ſollte ſich je von dem Ganzen abtrennen, denn nur da iſt der rechte Menſch, wo das Fachwerk getilgt iſt und wo alle geiſtigen Kräfte auf die Geſammtbildung des ganzen Menſchen compromittiren, in welcher die Ausbildung der wirkenden Kräfte vor Allem bedeutend iſt. So iſt's mit dem Leben der Völker und wo ſich in alten geſunden Zeiten ja eine Wiſſenſchaft für ſich ſelbſt conſtituirte, geſchah's, nachdem das Volksleben erſtorben war. Aber ſonſt war die griechiſche Poeſie, die den Selbſtforderungen der höchſten Kunſt entſprach, wie keine andere, ſtets auf den praktiſchen Gebrauch bezogen; ſo ging ihre Philoſophie von dem Leben und dem Menſchenverkehr aus und ihrer Weltweiſen Leben war ihnen wichtiger als ihr Syſtem. Wo eine Wiſſenſchaft oder Kunſt unverhohlen von dem Geiſte der Zeit aus- und auf das Bedürfniß der Zeit zurückgeht, da iſt ſie ihrer Wirkſamkeit ſicher und kann die höchſten Zwecke in ſich vollkommner befriedigen, als in der Abſonderung und Iſolirung."

Nur da, wo Gervinus von der zur Herrſchaft gelangten Idee zu der noch ringenden übergeht, wird er etwas unſicher. Idealiſt, ſoweit die Geſchichte der Idee n a c h k o m m t, ver-

läßt er dieſe Anſchauungsweiſe, ſobald es darauf ankommt, der Idee zu folgen, wo ſie der Geſchichte vorhergeht. Damit kommt die Wiſſenſchaft in der Gegenwart am aller wenigſten durch. Wir deuteten ſchon oben auf dieſe Einſeitigkeit hin und ſie tritt noch mehr da hervor, wo Gervinus darauf eingeht, was die Gegenwart will. Er ſieht z. B. ein, daß, wenn die an der Spitze des Staats Stehenden einem Gedanken, mag er Preßfreiheit oder Redefreiheit oder Volksvertretung ſein, ſich widerſetzen, ſie ſich den gefährlichſten, den unmittelbarſten Kräften der Menſchheit widerſetzen, die ihnen die unfehlbarſte Gefahr bringen. Sodann ſpricht er aber nur von der Wirklichkeit oder Möglichkeit der Verwirklichung ſolcher im Volke werdender Ideeen, verzichtet aber, auf ihre Nothwendigkeit zu beſtehen, die oft ſchon eingetreten iſt, wenn ſelbſt noch jahrelanger Kampf Statt finden ſollte. Er fällt damit von der Philoſophie ab, die dieſe Nothwendigkeit zu vertreten hat, und ſpricht wohl gar von leerer Syſtemmacherei, an deren Stelle doch längſt inhaltsreiche Syſteme getreten ſind.

Dennoch iſt Gervinus ein ganzer Radikaler. Und trotz dem, daß er gegen den Liberalismus faſt eben ſo vornehm thut wie Dahlmann, iſt er ein Mann, der die Freiheit mit ganzer Seele liebt. Zwar ſieht er Jean Paul als „den großen Propheten des neuen, werdenden Weltreichs, der Menſchheitsrepublik und den Träger des chriſtlichen ſentimentalen Reichs der Liebe und AllEinheit etwas über die Schulter an und hat Recht inſofern, als wir uns immer knapp zwiſchen letzter Vergangenheit und nächſter Zukunft halten müſſen, um im weiten, unendlichen Strom der Geſchichte unſern Platz auszufüllen; Recht hat er, indem wir uns aus dieſer Kosmopolitie zurückziehen müſſen in das Germanenthum, um recht gedrungen und körnig und energiſch den noch unergründeten Reichthum unſerer Nationalität auszubeuten: aber Gervinus hat Unrecht, ſofern der Gedanke des chriſtlichen und Jean-Paulſchen Liebesreichs in der Poeſie und im Leben erſt ſeiner ganzen Weite nach ausgeſprochen ſein wollte und vorhergehen mußte, ehe Gervinus ihn negiren und die Zeit ſich in ihm beſchränken konnte, und Unrecht hat er, inſofern eine Zeit kommen muß, wo die Forderungen derer, welche jetzt als eifrige Patrioten auf der äußerſten Linken des wiſſenſchaftlichen Parlamentshauſes ſitzen, ganz rechts hinübergerückt ſein werden, ſo daß eine neue Linke opponiren wird, die unter veränderter Umgebung jenem vorläufig abgelehnten Kosmopolitismus wieder näher rückt. Und ſo iſt auch Börne von Gervinus zum Theil ungerecht behandelt, was ihm, dem letztern, viele Gegner gemacht hat. Er hat zunächſt allerdings nur die pariſer Briefe im Auge; wir glauben aber, daß er auch die übrigen Schriften nicht glimpflicher behandelt haben würde. Hier hat Gervinus aber die öffentliche Meinung gegen ſich, die in der Gegenwart immer mehr bei der Beurtheilung eines Schriftſtellers, namentlich Journaliſten in Betracht gezogen werden muß, da er ſich zu derſelben ſtets als handelnde Perſon eines großen Dramas verhält und gewiß eben ſo ſehr von ihr bedingt wird, als er auf ſeine Umgebung hinauswirkt. Das iſt die ganz eigenthümliche Stellung Börne's, daß ſeine kleinen, beſcheidenen Aufſätze, wie ein Volkslied dem Gedanken, welcher aller Welt auf der Zunge ſchwebt, das Wort leihen. — Indeß kann auch eine Ungerechtigkeit der Wahrheit nicht ſchaden; dieſe ſtirbt nicht ſogleich an einer Recenſion und hilf dir ſelber! muß man ihr ſchon zurufen.

Wiederholt nun Gervinus ſeine Anſicht über den Verfall der deutſchen Nationallitteratur noch in ſeiner Dedication des vierten Bandes ſeiner Litt.-Geſchichte an Dahlmann, ſo meinen wir doch, daß er, wie ſehr er auch in Bezug auf die jüngſte Litteratur Recht hat, dennoch die Zukunft nicht hätte abſchneiden ſollen. Die Litteratur mußte ſich erſt beſinnen, ſuchte einen neuen Durchbruch, irrte, wurde verſchlagen und findet jetzt dennoch den richtigen Weg. Die Poeſie kann nicht warten, bis ihr von der Politik Luft geſchafft iſt; ſie muß ſelbſt den Kampf beginnen und hat ihn, um nur einen zu nennen, in Herwegh glänzend eröffnet. Georg Herwegh hat in ganz Deutſchland, ſogar an der Leine einen ſolchen Anklang gefunden, daß ihm auch Gervinus ſeinen Beifall nicht verſagen wird: das iſt der moderne Heinrich Heißſporn, während am Schluß jener Dahlmannſchen Dedication nur erſt der alte ſo zürnend aufbrauſt.

Daß Gervinus Göttingen verlaſſen, iſt für dieſes wie ſchon geſagt unſtreitig der herbſte Verluſt; für die Wiſſenſchaft iſt es ein Gewinn. Wenn dieſe ſich im ſtaatlichen Verbande nicht frei bewegen kann, ſo muß ſie zunächſt heraustreten. Gervinus kann jetzt die Entfeſſelung von allen ängſtlichen Rückſichten um ſo entſchiedener benutzen, um die ächt demokratiſchen Grundſätze, die Poeſie und Leben wieder verſchwiſtern werden und die in der Einleitung des vierten Theils der Litteraturgeſchichte auf ſo höchſt geiſtreiche Weiſe und bei aller Ferne der Beziehungen doch ſo nahe gelegt und ſo ungezwungen ausgeſprochen ſind, deſto energiſcher weiter zu entwickeln. Und da möchten wir den ſonſt ſo vorurtheilsfreien Mann gern noch an Eins erinnern. Er nehme ſich der Journaliſtik wieder an. Er thut Unrecht, wenn er hier nur von leſendem Pöbel ſpricht. Sein im Jahre 1835 gegründetes Journal machte kein Glück, weil darin zu viel gelehrte Ariſtokratie herrſchte. Die Gelehrten dürfen jetzt nicht mehr bloß für Gelehrte ſchreiben wollen. Wir wiſſen wohl, das ſpecifiſche Gewicht eines flüchtig vorübergehenden Journalartikels iſt höchſt gering gegen Gervinus' Bücher gehalten. Wer aber ein ächter Freund des Volks iſt, muß auch die Stellung des fliegenden Blatts anerkennen, das trotz aller Mißhandlung, die es erfährt, unabläſſig die Gedanken, welche die Zeit bewegen, in glücklichem Wechſel, in

raſcher Kürze mit der bewußten „Aufdringlichkeit der Wahrheit" zu verbreiten ſtrebt. Wo die Umſtände der Freiheit auch nur ein Häkchen bieten, da muß die Debatte gleich eingreifen. Das kann ſie nicht, wenn erſt ein Buch geſchrieben werden ſoll. Das Buch dringt erſt nach Jahr und Tag durch; das Journal kann aber ſogleich aufräumen und den Weg anbahnen. So lange wir in Deutſchland keine Preßfreiheit haben, ſo lange kann die Journaliſtik freilich keine Macht werden; ſobald wir aber Preßfreiheit haben, ſo iſt ſie damit ſchon die Debatte einer deutſchen zweiten Kammer. Doch muß man auch die beſchränkte Freiheit ſchon ſo viel wie möglich benutzen, um es zu der unbeſchränkten zu bringen, und wir meinen, es müßte ſich auch jetzt ſchon weit mehr ausrichten laſſen, als ausgerichtet wird, wenn ſich Männer, wie Gervinus und Dahlmann in ihrer jetzigen ganz dazu gemachten Stellung der wiſſenſchaftlichen Journaliſtik mehr annähmen und hier mit ihrem, bis tief ins Volk gefeierten Namen ebenſo tief, tiefer als ihre Bücher dringen, zu wirken ſuchten. Sie würden der Intelligenz und der Freiheit unendliche Dienſte erzeigen können. —

Als nach Dahlmann's und Gervinus' Entfernung Göttingen von Hiſtorikern gänzlich verlaſſen war, wurde Havemann ſpeciell für braunſchweig-lüneburgſche Geſchichte hieher berufen. — Wilhelm Havemann wanderte von der Univerſität ins Gefängniß wegen Theilnahme an burſchenſchaftlichen Verbindungen. Er benutzte die ihm ſo gewordene Muße zu hiſtoriſchen Studien; hielt nachher in Hannover öffentliche Vorleſungen über vaterländiſche Geſchichte, erwarb ſich dadurch Gönner und ward Lehrer am Pädagogium zu Ilfeld. Er hält gegenwärtig außer ſeinen Vorleſungen über die Geſchichte, deren Nominalprofeſſor er iſt, Vorträge über die Geſchichte des Mittelalters, der letzten drei Jahrhunderte, der franzöſiſchen Revolution. Seine Vorträge ſprechen die akademiſche Jugend an, indem ſie ſich durch Klarheit und Gewandtheit auszeichnen, Forſchung beurkunden, eine offne und ehrliche Geſinnung und ein für ächte Humanität ſchlagendes Herz bewähren. Nur Eins haben wir auszuſetzen. Man merkt es Havemann noch an, daß er einſt vor hannöverſcher Nobleſſe redete, die lebhaft unterhalten ſein, die Vorträge ſchön finden, über ihren Inhalt hinwegſchlüpfen wollte. Zu viel Rhetorik iſt in den Vorträgen, zu viel Effect erſtrebende Haſt. Wir unterſcheiden davon noch gar ſehr die lebhafte Theilnahme des Redners an ſeinem Stoffe, den ſorgfältigen Ausbau des Details, die hiſtoriſche Dialektik, die durch leichte Gruppirung der Thatſachen, prägnante Zeichnung der Charaktere und ſcharfe Nachweiſung des pragmatiſchen Nexus, der leitenden Ideen, der Beziehungen zur Philoſophie der Geſchichte den Zuhörer ſowohl für die Sache ſelbſt, als für die Auffaſſung (nicht ſo ſehr Darſtellung) derſelben zu intereſſiren weiß. Havemann arbeitet ſich ab; iſt beſtändig in Pathos, erzählt mit demſelben Enthuſiasmus, daß Karl XII. von Schweden nie ſeine Stiefeln ausgezogen habe, außer wenn ſie befohlt werden mußten, womit er über die Sitzungen der franzöſiſchen Nationalverſammlung und die Reden Mirabeau's berichtet. Das beunruhigt den Zuhörer, der ſelbſt an die Sache tritt und eignes Nachdenken in den Verfolg der Darſtellung flechten möchte. Wo die Gegenſätze nicht ſo ſchroff, wie wir ihn geſtellt haben, da iſt bei ſolcher dauernden Aufregung die Haupt- und Nebenſache nicht ſo ſchnell zu unterſcheiden. — Havemann's Hauptwerk iſt ſeine „Geſchichte der Lande Braunſchweig und Lüneburg für Schule und Haus", ein populäres Werk alſo, worin er, wie die Vorrede ſagt, zuſammenfaßt „um zu ergötzen, zu ſpannen, die Neigung zum Weiterleſen zu erwecken, ohne die Treue zu verletzen". Das Prinzip iſt damit freilich nicht ausgeſprochen, indeß iſt das Buch nicht ohne Quellenſtudium geſchrieben; viel Seltſames aus den Chroniken, manche Schönheit aus altdeutſcher Sitte, Kunſt, Poeſie iſt herangebracht; Abenteuer und Anekdoten in Menge; aber auch das Streben, überall das Volksthümliche, Hochherzige, Gerechte, Freie den Gemüthern nahe zu bringen, iſt nicht zu verkennen. Panegyrik bleibt nicht aus; doch iſt ſie weniger einſeitig welfiſch, als Raumer's Hohenſtaufen ghibelliniſch ſind. Nur das innere Leben des Volks, der Städte und Städtebündniſſe, die ihre Gerechtſame gegen Pfaff und Fürſt zu wiederholten Malen ſiegreich zu vertheidigen wußten, hätten gründlicher berückſichtigt werden können. Die Reformationsgeſchichte, die gerade in dem hier behandelten Bereich ſo tief in alle Verhältniſſe des Lebens eingriff, ſcheint uns der mit der meiſten Sorgfalt abgefaßte Theil des Werks, das dann bis zum Jahre 1815 fortgeführt iſt. Man kann es dem Werke ſelbſt natürlich nicht zum Vorwurf machen, daß es hier ſchließt. Indeß drängt ſich uns bei dieſer Gelegenheit ein Gedanke auf, den wir nicht unterdrücken wollen. Die meiſten unſerer deutſchen Geſchichtswerke, ſowohl der Univerſal- als Specialgeſchichte ſchließen mit dieſem Jahre ab, als ſei nachher der Fluß der Ereigniſſe plötzlich, wie Röhrenwaſſer, ausgeblieben; als ſei über das Thun und Nichtthun des folgenden Friedens nichts mehr zu berichten; als müßten die Ereigniſſe erſt gehörig kalt und alt geworden ſein, ehe ſie die hiſtoriſche Bearbeitung vertrügen! Hat ſich der Leſer darum durch faſt zwei Jahrtauſende, durch Völkerwanderung, Kreuzzüge, dreißigjährigen Krieg und den Krieg gegen die Fremdherrſchaft hindurchgewunden, um nachher namentlich in der Specialgeſchichte gar nichts über die Zuſtände, welche ſein ganzes Sein ſo ſehr bedingen, über die Intereſſen der eigenen Regierung und Mitbürger, über die eigenen Pflichten und Rechte vom Standpunkte unparteiiſcher Forſchung aus zu erfahren? Es will uns ſcheinen, als wenn Havemann in Bezug auf die Gegenwart reſignirt hätte. Wir wollen mit ihm, der viel gelitten hat,

nicht rechten. Indeß haben ſeine beiden kleineren Schriften, die er als Profeſſor über zwei wenig hervorragende Perſonen des Reformationszeitalters geſchrieben hat, nur large Bedeutung für das lebende Geſchlecht. Sie ſind mit mühſamem Quellenſtudium ausgearbeitet, aber es liegt wenig daran, ſolche kleinliche Perſönlichkeiten und Haushaltsangelegenheiten zu wiſſen, wie ſie von der Herzogin Eliſabeth z. B. erzählt werden.

Als Welcker 1819 einem Rufe nach Bonn gefolgt war, wurde Karl Otfried Müller, Lehrer am Gymnaſium zu Breslau, nach Göttingen berufen. Er war der Lieblingsſchüler Böckh's und Buttmann's geweſen und hatte durch ſein Aegineticorum liber ſich als ſelbſtforſchender Gelehrter gezeigt. Im Jahre 1820 erſchien ſein erſtes, die Geſchichte helleniſcher Stämme und Städte eröffnendes Hauptwerk über Orchomenos und die Minyer. Er verbreitete über dieſes merkwürdige Volk (in gewiſſer Beziehung die Normannen der helleniſchen Heldenzeit) ein früher nie geahnetes Licht, und baute mit combinatoriſcher Kraft und kritiſcher Schärfe aus jenen alten Mythenkreiſen ein lebensvolles Bild ſeines Lebens, in gelegentlichen Epiſoden auch andere dunkle Partieen der Urgeſchichte beleuchtend. (Unter andern vindicirte er hier zuerſt den Athenern die ihnen früher auf die Auctorität einer zweideutigen Stelle beim Platon abgeſprochene Autochthonie.) Dieſes Buch, welches durch Fülle des Wiſſens, Reife und Beſonnenheit des Urtheils einem gelehrten Greiſe Ehre gemacht hätte, während in dem freien, kühnen Gedankenfluge die rüſtige Jünglingskraft des Verfaſſers ſich offenbarte, legte Grund zu ſeinem bald zur Berühmtheit ſich ſteigernden litterariſchen Rufe. Die Geſchichte der Dorier folgte bald. Denn ihm, dem kritiſchen Lynkeus, waren die dunkelſten, jungfräulichſten oder in ein zähes Gewebe inveterirter Irrthümer und Vorurtheile gehüllten Stoffe die liebſten Gegenſtände der Unterſuchung. Dies war allerdings der Hauptgrund, warum er die Geſchichte der Dorier den ſchon gründlicher und vielſeitig behandelten Joniern vorzog. Indeß erſcheint ſeine Vorliebe für jene, gleichſam durch ſeine Forſchungen wiedergeborenen Dorier doch auch nicht ſelten als Parteilichkeit, was um ſo klarer wird, wenn er ſich direct gegen die demokratiſchen Inſtitutionen Athens, z. B. bei Gelegenheit der Auflöſung des privilegirten Gerichtshofs des Areopag erklärte.

Als Jüngling trieb ihn jener Drang, das Dunkele zu erhellen, ſich in aſiatiſche Studien zu verſenken, doch bewogen ihn (wie ein ehrenwerther Gelehrter, ſein Jugendfreund, in einer anziehenden Notiz über ſeine akademiſchen Jahre berichtet) bald eigene beſſere Ueberzeugung, wie auch wohl Böckh's Einwirkung, ſeine Kräfte Griechenland ungetheilt zu erhalten.

So ſehen wir ihn denn auch in ſeinen mythologiſchen Forſchungen den von Creuzer eingeſchlagenen Irrweg orientaliſcher Symbolik vermeiden, den helleniſchen Mythos, wie er ſich in den verſchiedenen Culten, in den ſamothrakiſchen, eleuſiniſchen und andern Myſterien geſtaltete, auf ganz analoge Weiſe wie Strauß die Entſtehung des chriſtlichen Dogma darſtellte, deduciren. Ja Strauß iſt offenbar, wie ſeine Hinweiſungen auf Müller's Prolegomena der Mythologie beweiſen, durch Müller in ſeiner Idee befeſtigt und hat den von ihm in der Nachweiſung über die Bildung griechiſcher Mythe eingeſchlagenen Weg auf chriſtlichem Gebiete weiter verfolgt. Wir meinen mit Recht, da uns Bruno Bauer ſchwerlich wird überzeugen können, daß Homer und Heſiod den Griechen ihre Götter mit Selbſtbewußtſein gemacht haben, wie er es von den Evangeliſten nachzuweiſen ſucht.

Bei alle dem war Müller mehr für Erkenntniß der plaſtiſchen Kunſt, des äußern Lebens, als für Erkenntniß der griechiſchen Speculation geſchaffen. Hier fehlte ihm offenbar der Durchgang durch die geſammte Philoſophie, um mit ihren neuſten Reſultaten an ihre älteſten Anfänge zurückzugehen. Wir läugnen aber damit keineswegs, wollen es im Gegentheil entſchieden ausſprechen, daß er überall der unübertroffene Meiſter war, wo es auf die Vergeiſtigung des Sinnlichen, das Weſen der griechiſchen Kunſt ankam. In der Archäologie der Kunſt ſtand er anerkannt am höchſten unter allen Mitſtrebenden. Raoul-Rochette hat ſein Handbuch der Archäologie für das einzige brauchbare erklärt und danach ſeine Vorleſungen gehalten. Bei geringem äußern Umfang zeigt dies ſein Werk die reichſte Fülle eigener Forſchungen und dabei faſt noch mehr unſchätzbare Winke für Selbſtforſchende. Seine mit Karl Oeſterley begonnene Sammlung von Abbildungen antiker Monumente, und ſeine zahlreichen, dieſen Zweig der Wiſſenſchaften berührenden Monographieen ſind eben ſo viel bleibende Denkmäler eines in das Zeitalter des Perikles nicht mühſam einſtudirten und unſicher umhertaſtenden, ſondern dort wahrhaft einheimiſchen, ſich frei bewegenden Geiſtes. Von zunächſt archäologiſcher Bedeutung iſt auch ſein umfangreiches Werk über die Etruſker, das ihm zugleich als Forſcher in der Geſchichte Italiens neben Niebuhr einen ehrenvollen Stand ſichert.

Noch entſchiedener aber als in allen ſeinen Schriften offenbarte ſich ſein Zuhauſeſein im Alterthume in ſeinen Vorleſungen. Ein ungekünſtelter, mit klarer und inniger Anſchauung in Wechſelwirkung ſtehender Enthuſiaſmus für die Kunſtſchätze des Alterthums, die er in Abgüſſen und andern Copieen vorzeigte und erläuterte, ſprach ſich nicht nur in Worten, ſondern in dem ganzen Ausdruck, ſelbſt in der Mimik der Rede aus und riß die Zuhörer zu unwillkürlicher Begeiſterung hin.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

18. December. № 146. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Faſſen wir Otfried Müller's Wirkſamkeit als Schriftſteller und akademiſcher Lehrer zuſammen, ſo müſſen wir ſagen, daß es erſt ſeinem helleniſch-ſchöpferiſchen Geiſte gelungen iſt, den Schlußſtein an das Gebäude zu legen, welches Heyne durch das Studium der Antike, wie durch Begründung einer geiſtdurchdrungenen, zu gleicher Zeit auf äſthetiſchem Wege von Winkelmann vorbereiteten Archäologie der Kunſt begründet, und gegen die, in eitel Grammatikaliſchem ſtarrende, holländiſche Philologie und ihre zu todter Buchſtabenweisheit herabgewürdigte Gelehrſamkeit aufgebaut hatte. Seinem raſtloſen Forſchungseifer, ſeiner oft an Dichter- und Sehergabe grenzenden Anſchauungskraft gelang es, der Entwicklung und dem Fortgange des Menſchengeiſtes, wie er ſich bei den Hellenen in Mythos und Geſchichte offenbarte, mit der Wünſchelruthe ächter Kritik in der Hand auf den Grund nachzuſpüren. Durch die Dunkelheit und Verworrenheit der Quellen mehr angelockt als zurückgeſchreckt, wußte er das Gegebene mit Leichtigkeit zu beleuchten, zu ſichten, zu ordnen, ſcheinbare Widerſprüche in Einklang zu bringen, aus früher unbeachteten, dem Blick des gewöhnlichen Forſchers entſchlüpfenden Andeutungen die überraſchendſten Reſultate zu ziehen. Seine eigenen Hypotheſen empfehlen ſich eben ſo ſehr durch Einfachheit und Klarheit, als durch Scharfſinn ſeiner Combination, innere Harmonie und Folgerichtigkeit.

Er ſuchte die Philologie in einer innigen Verſchmelzung der Archäologie der Kunſt, der Mythologie und der Geſchichte, wie der Sprachwiſſenſchaft zu höherer Vollendung zu heben. Aber was er ſuchte war doch immer nur das Große einer erſtorbenen Vergangenheit, die er ſich nur durch die Phantaſie näher rückte, die im Leben und Wirken von ihm vergeſſen werden mußte. Denn alles dies Verſenken in den Genius des Alterthums bringt es nur zu einem Selbſtgenügen und Vergnügen an den Dingen, bleibt aber ein Wiſſen, das nie Können wird.

Wie ſehr auch Müller in ſeiner Wiſſenſchaft lebte und webte, der Ruhm, dieſelbe ins Leben einzuführen, unſeren modernen Gedankenrichtungen, unſerm heutigen Trachten und Schaffen, das ihm als Ideal vorſchwebende helleniſche Leben praktiſch einzubilden, hat er nie in Anſpruch nehmen können, nie in Anſpruch nehmen wollen. Jenes, den olympiſchen Göttern, aber keineswegs den Menſchen geziemende Selbſtgenügen, bei der innern Anſchauung dieſes Ideals, genügte ihm. Das aber eben iſt der Fluch aller rein empiriſch eleganten Studien, daß ſie die Kluft des Wiſſens und Wollens erweitern, ſtatt ſie auszufüllen, daß ihr Wiſſen ein anderes iſt, als ihr Leben ſelbſt, daß ſie die Durchdringung jener ſchönen vergangenen Zuſtände ſchon für das Höchſte halten und nicht allein ſelbſt auf die ſchöne That verzichten, ſondern ſie, wenn nicht für überflüſſig, doch für unmöglich halten. Jedenfalls geſchieht Müller zu viel Ehre, oder im Geiſt derer zu ſprechen, die ihn etwa als würdigen Guelphenritter vertreten wollen, ſchreiendes Unrecht, wenn man ihn zu einem Heros liberaler Ideeen machen will*). So gern ſeine Phantaſie am Schreibtiſche und auf dem Katheder in der, in ihren mannigfachſten Geſtaltungen ihm offen vorliegenden Griechenwelt ſich erging, ſo freudig ſein edler Geiſt an dem olympiſchen Feuer eines Pindar und Aeſchylos ſich erwärmte und es in die Bruſt empfänglicher Schüler überzutragen ſtrebte, und ſo gern er auch Sculptur und Architektur des Alterthums hätte erſtehen ſehen mögen, ſo gern er ſelbſt in Bauwerken den griechiſchen Styl ſich wieder verkörpern ſah**), ſo befand ſich gleichwohl ſein ganzer Menſch als göttinger Hofrath und Profeſſor in den glücklichſten häuslichen und amtlichen Verhältniſſen zu wohl, als daß er geneigt geweſen wäre, durch eine bei der Realiſirung der Idee unvermeidliche Oppoſition gegen Herkömmlichkeit die ſeichte behagliche Gegenwart „einem nicht zu realiſirenden," im Leben wie im Geiſte freien, helleniſchen oder ſonſtigen „Utopien" zu opfern.

Wahrhaft komiſch iſt es, wenn die göttinger Theologen ihn zu den Ihrigen in religiöſer Beziehung rechnen wollen.

---

*) Verhaßt bis zum Vorurtheil war ihm jede Deutſchthümelei à la Jahn. An einer merkwürdigen Stelle ſeiner noch in Breslau geſchriebenen Minyer beſchuldigt er die Thebaner aller „mit einem rohen Turnleben" nothwendig zuſammenhängender Untugenden.

**) Der akademiſchen Aula und dem eigenen Wohngebäude Müller's, die griechiſch ſein ſollen, läßt ſich indeß kein Geſchmack abgewinnen und wir möchten überhaupt in Hinſicht der Nachahmung griechiſcher Baukunſt in Deutſchland auf Gervinus' Bemerkungen über Schinkel verweiſen. Kl. hiſt. Schrr. S. 411—435.

Dazu hatte ihn die claſſiſche Luft zu friſch angeweht. Im Grunde aber verhielt er ſich gegen die Chriſtlichkeit, wie früher ſchon einmal in dieſen Blättern bemerkt wurde, indifferent. Die Religion als ſolche war ſeine Sache nicht. In anderen das öffentliche Leben angehenden Beziehungen war er indeß conſervativ. Und eben vermöge dieſer, den Zeitbewegungen von 1830 durchaus fern ſtehenden Geſinnung erſchienen ihm die Ereigniſſe von 1837 und 1838 als revolutionäre, die Sicherheit aller beſtehenden Verhältniſſe bedrohende Eingriffe in rechtlich ſanctionirte Zuſtände und veranlaßten ihn, ſich mit den Schritten der Sieben, obgleich er ihre Proteſtation nicht mit unterzeichnet hatte, öffentlich einverſtanden zu erklären. Deshalb trat er gegen die neue Ordnung der Dinge, ſo weit er als Bürger von Göttingen und als Mitglied des akademiſchen Körpers dazu befugt war, offen und unzweideutig in Oppoſition. Als nach dem über die Sieben ergangenen Zorngericht Alles in banger Erwartung fernerer Gewalt zitterte und ſchwieg, war es Otfried Müller, der die Univerſität zu einem ihrer würdigen Verhalten ermahnte, indem er in dem bekannten, im Namen des Exprorector Bergmann ausgegebenen Programm (März 1838), deſſen Abfaſſung ihm als Profeſſor der Eloquenz und Poeſie oblag und deſſen Gegenſtand de exilii poena bedeutungsvoll von ihm gewählt war, die denkwürdige Aufforderung an ſeine Collegen ausſprach: „zu helfen, daß die Univerſität die ſchweren über ſie verhängten Drangſale glücklich, oder, wenn das nicht vergönnt ſei, wenigſtens mit Ehren auskämpfe. Denn das liege in ihrer Hand und könne ihnen, wenn ſie ſich ſelbſt nicht im Stich ließen, durch keine Unbill der Zeiten entriſſen werden.“

So wenig Müller's in den engſten Schranken geſetzmäßiger Oppoſition gegen Maßregeln der Gewalt und Rechtsverachtung ſich haltendes Verfahren ein Anſchließen an die Bewegungspartei ſeiner Zeit beurkundet, ſo ſehr verdient ſeine männliche Ueberzeugungstreue, welche in der Atmoſphäre der engherzigſten Selbſtſucht und Poltronnerie ſich bewährte, rühmende Anerkennung und ward auch von abſolutiſtiſcher Seite als ein Hinneigen zu revolutionärer Vermeſſenheit ungnädig vermerkt. Die Unluſt an der jetzt in Göttingen emporſprießenden Saat feindſeligen Mißtrauens, offenen und geheimen, die ſo hochgeprieſene Ruhe und Einförmigkeit des wiſſenſchaftlichen Lebens ſtörenden Haders war es wohl hauptſächlich, was Müller's längſt gehegten Plan zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Italien und Griechenland zur Reife brachte. Das Ergebniß derſelben iſt leider weltbekannt, ſein Haupt liegt an den Ufern des Kephiſſos gebettet, Göttingen iſt einer unerſetzlichen Zierde beraubt.

Von einem, Müller öffentlich gemachten Vorwurfe können wir ihn nicht befreien, dem, daß er Mittelmäßigkeit nach Göttingen gezogen und protegirt habe. Das offenbart ſich nach ſeinem Tode nur zu deutlich.

Müller's Stelle iſt bis jetzt unbeſetzt. Archäologie lieſt ſtatt ſeiner der Dr. Wieſeler, deſſen Tüchtigkeit gerühmt wird und dem wenigſtens das zur Empfehlung gereicht, daß er nicht, wie Andere, von Müller hervorgezogen und protegirt ward, daß er es ſogar wagte, Müller's Anſicht über die Eumeniden des Euripides noch bei deſſen Anweſenheit in Göttingen zu bekämpfen. Wir haben zunächſt von ihm die Reſultate einer Reiſe durch Holland und Belgien zu erwarten, deren reiche Muſeen und Kunſtſchätze er kürzlich ſtudirte.

Als Hinterſaſſen Otfried Müller's ſind die Profeſſoren von Leutſch und Schneidewin zu betrachten, die ſich jedoch weniger auf ihres Lehrers univerſelle und archäologiſche Forſchungen, als auf die linguiſtiſche Erörterung der Claſſiker einlaſſen. Sie ſtecken noch voll von Redensarten, als ſei das helleniſche Alterthum die Blüthe aller Cultur, auf die wir immer und immer zurückgehen müßten, und wollen nichts von den Beſtrebungen der Gegenwart wiſſen; ſie finden aber ſelbſt die Schätze jenes großartigen Geiſtes keineswegs in jenen umfaſſenden Verhältniſſen von Verfaſſung, Geſetz, Leben, Kunſt, ſondern in einzelnen Wortgefügen, Parallelſtellen und Partikeln. v. Leutſch hat eine 104 Bogen faſſende griechiſche Metrik geſchrieben, die ihre Ausdehnung durch den Abdruck aller bezüglichen Citate erhielt, ſonſt nur dürren Schematismus bietet. Schneidewin hat manches Kritiſche edirt und eifert gern gegen ein fabelhaftes junges Deutſchland, zu dem er Alle rechnet, die noch nichts geleiſtet haben, und wozu er darnach merkwürdiger Weiſe ſelbſt gehört. — Beide Herren leiten das philologiſche Seminar, worin Latein geſprochen und Claſſiker interpretirt werden.

Hoeck hat ſeine praktiſche Thätigkeit beſonders der Bibliothek zugewendet. Er hält wenig Vorleſungen. Seine litterariſchen Arbeiten befaſſen das claſſiſche Alterthum und zeigen alle einen verſtändigen Pragmatismus, verarbeiten den fleißig geſammelten Stoff zu einem klaren Bilde, ohne gerade viel neue Gedanken in die Welt zu fördern. So Hoeck's Creta. Sein neueſtes Werk iſt die Geſchichte Roms vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Conſtantin. Der Verf. nimmt darin beſondere Rückſicht auf die Verfaſſung und Verwaltung des Reichs und hat in der bis jetzt erſchienenen erſten Abtheilung des erſten Bandes in prägnanter Kürze ſchon ein recht klares Bild von dem in der Staatskunſt ſo großen Volke gegeben, deſſen freie und volksthümliche Inſtitutionen ſelbſt im Verfall noch ihre Gediegenheit beurkundeten, und ſelbſt weit in die Kaiſerherrſchaft hinein der Nation noch immer die Vortheile der einſt ſo feſten und ſtarken Republik gewährten. Hoeck hat die einzelnen Charaktere eines Pompejus und Cäſar, eines

Cicero, Antonius, Octavian in ihrer ſo ſcharf markirten Individualität nicht gezeichnet, was ſelbſt bei dem Hauptaugenmerk des Buches nicht überflüſſig geweſen ſein würde; indeß entwickelt er in raſcher Schilderung das ganze Gewebe der Bürgerkriege ſo ins Detail, daß man leicht einſieht, wie außerordentlich die Perſönlichkeiten waren, die ſich hier an die Spitze eines in der Oeffentlichkeit über ſeine Angelegenheiten aufgeklärten Volkes zu ſchwingen wußten. Mehr läßt ſich, bevor das Ganze vollendet iſt, nicht ſagen.

G. H. Bode iſt, nachdem er aus einer ſehr vortheilhaften Stellung an der Akademie zu Northampton in Maſſachuſetts zurückgekehrt und England, Frankreich und Holland bereiſt hatte, ſeit 1828 ſchon Aſſeſſor der philoſophiſchen Facultät, ohne durch ſeine Vorleſungen oder Schriften etwas Durchgreifendes auszurichten. Seine ausführliche Geſchichte der helleniſchen Dichtung hält zu ſehr den Geſichtspunkt von Ulrici in Halle ein, als daß ſie jener reichen Poeſie in einer friſchen Darſtellung wieder junges Leben verſchaffte. Durch zahlreiche Abhandlungen in engliſchen Zeitſchriften ſucht Bode die deutſche Philologie auch in England bekannt zu machen.

Auguſt Bernhard Kriſche lieſt über Geſchichte der alten Philoſophie und einzelne Werke der griechiſchen und römiſchen Denker. Er zeichnet ſich durch ein gründliches Studium vortheilhaft aus; er macht freilich keine Anſprüche auf eigenes Philoſophiren, ſtrebt aber durch genaue philologiſche Forſchung und Kritik die Schriften der Alten zu erfaſſen und ihre Gedanken auf dem ihnen eigenthümlichen Standpunkte wieder zu erkennen. Er iſt der hieſige Vertreter der neuerwachten Beſchäftigung mit Ariſtoteles, dem er vielen Fleiß widmet. Seine Vorleſungen beruhen auf der großen Beleſenheit und Quellenkunde, die ſeine „Forſchungen auf dem Gebiet der alten Philoſophie" documentiren; bei der Geſchichte dieſer letzteren kommt es ihm beſonders auf hiſtoriſche Richtigkeit an; doch hat auch er das Bewußtſein der neueren Speculation aufgenommen, die in der Reihenfolge der Syſteme die Entwicklungskette des Denkens ſieht und ſich zur Anſchauung eines werdenden geiſtigen Organismus erhebt. Immer aber iſt Kriſche's Thätigkeit mehr eine gelehrte, und deshalb ſind ſeine Vorträge mehr an das Heft gebunden als frei zu nennen, dabei jedoch klar und entſchieden.

Wir erwähnen noch den Dr. Theodor Benfey, der die neuere Geſtaltung der Philologie zur vergleichenden Sprachwiſſenſchaft in Göttingen allein vertritt. Mag ſein griechiſches Wurzellexikon als Grundlage der griechiſchen Grammatik auch an großer Redſeligkeit und Breite leiden und „ſich mühſam von Einzelheiten zu Einzelheiten fortwinden, immer den Ballaſt der Allgemeinheit mit ſich ſchleppend, und wo man des letzteren bedarf, ihn wiederholt abſetzend und uns ſtets vom Friſchen der Länge nach vorweiſend," wie Pott, der Hallenſer, daſſelbe charakteriſirt; mögen darin eine Menge unhaltbarer etymologiſcher Vermuthungen ausgeſprochen ſein: das Buch zeugt von eben ſo großem Scharfſinn als ausgebreiteten und tiefen Kenntniſſen, wie wir dies auf Pott's unbeſtrittene Auctorität wiederholen dürfen. Benfey's Monographie über Indien in Erſch und Gruber's Encyklopädie leidet an derſelben ſchleppenden und peinlichen Breite, giebt aber reichhaltiges und gründliches Material, das denn auch neuerdings von Herrn Fr. Kolb in dem Rotteck-Welckerſchen Staatslexikon tüchtig ausgebeutet iſt. Benfey ſteht als Jude der Profeſſur fern, daß aber auch ſeine Vorleſungen viel weniger benutzt werden als ſie verdienen, iſt bei der ohnehinnigen Schwäche der Lehrſtühle ſehr zu bedauern.

Daß Göttingen in Ewald einen der bedeutendſten jetzt lebenden Orientaliſten beſaß, iſt anerkannt. Da von ihm außerdem ſchon in den Hall. Jahrb. wiederholt die Rede geweſen und er noch ganz kürzlich bei der Univerſität Tübingen beſprochen wurde, ſo dürfen wir uns hier wohl um ſo eher kurz faſſen und ſeine Wirkſamkeit in Göttingen ausſchließlich hervorheben. Hier übte Ewald beſonders als Bibelausleger den bedeutendſten Einfluß, und er hatte in der letzten Zeit eins der beſuchteſten Collegien. Die ungemeine Umſicht, mit der er auf ſeinem Gebiete zu Werke geht, ſein Scharfſinn und ſeine Klarheit, womit er das Kleine, wie Große behandelt, machten den Zuhörern das Verſtändniß der altteſtamentlichen Bücher ſo leicht, gaben dem Nachdenker immer einen ſolchen Reichthum eigenthümlicher Gedanken und ſtellten den Inhalt der Bibel, ohne ſie aus der Reihe rein menſchlicher Bücher hervorzuheben, in ein ſo hohes, ehrwürdiges und zugleich mildes Licht, daß Viele ihn als den einzigen göttinger Theologen gelten laſſen wollten. Obwohl in ſeinen Vorträgen, ſowohl der Exegeſe, als der reſumirenden bibliſchen Theologie ſich der Grundton ſeines Strebens, die Einheit ſeines Denkens, das Ziel ſeiner Forſchung nie recht concentrirte, um ein Princip hervortreten zu laſſen, und der Punkt nie recht hervorleuchten wollte, wo Ewald bibliſche Wahrheit und rein menſchliche Wahrheit zur Einheit aufgehen ließ, ſo ſah man doch, daß er der Philoſophie nicht abhold war, ſondern im Gegentheil die Ideeen der Jetztzeit auf ſich hatte einwirken laſſen, Eichhorn hatte eine zu feſte Grundlage gelegt. Die Verehrung, welche die Theologie Studirenden deshalb vor Ewald hatten, war allgemein, und wenn ihn die Nominalprofeſſoren der Theologie fürchteten, ſo war die Anerkennung der Jugend deſto unbedingter, oft zu unbedingt und unterwürfig, weshalb man es ſich wohl erklären kann, warum ſich Ewald in Tübingen nicht heimiſch fühlt. Denn an ſeinen Vortrag mußte man ſich wirklich erſt gewöhnen. Er hatte in allen Aeußerlichkeiten etwas Unfreies; nicht als wenn Ewald ſeines Stoffs nicht in jedem Augenblick mächtig geweſen wäre,

ſondern es kam ein Etwas, man muß es etwas Dämoniſches nennen, über ihn, das ſich nicht als unbefangene Begeiſterung äußerte, ſondern das im Finden des Gedankens, im Gedanken ſelbſt den Redenden faſt ſchwärmen ließ, ihn für denſelben faſt krampfhaft erregte. Die Sprache bekam ſodann etwas Unheimliches, Hohles, und der, welcher Ewald dabei vorurtheilsfrei anſah, konnte ſich bei ſeinem ſonderbaren Blick des Lächelns nicht erwehren. Dieſe prophetiſche Unruhe und Ueberſchwenglichkeit — ganz jedoch verſchieden von dem phantaſtiſchen Pochen Matthäi's — fiel in Göttingen nicht mehr auf, man hatte ſich ſchon daran gewöhnt, man trennte ſie ſchon von dem Weſentlichen der Rede; ſie mußte aber an einem fremden Orte, wo die Tradition von dem, was dahinter ſteckt, die Ueberraſchung noch nicht gebannt hatte, unangenehm auffallen. Ewald, geborner Göttinger, war eigentlich nur für Göttingen geſchaffen. Mit Allem, was mit der Fachwiſſenſchaft nicht in Berührung ſtand, mit dem Leben faſt unbekannt, wenn nicht gar feindlich gegen die meiſten ſeiner Erſcheinungen geſtimmt, ſtand er ganz außer dem Verbande der Intereſſen, welche die Totalität der Gegenwart ausmachen. Es überraſchte ihn vielleicht ſelbſt, als er ſich plötzlich bei einer politiſchen Demonſtration betheiligt ſah. Ewald's Theilnahme daran ging allerdings aus Geſundheit des Urtheils über den Eid hervor, aber daraus ausſchließlich. Die ganze Stellung, in die er dadurch gerieth, hat er durchaus nicht begriffen. Es zeugt ſein Benehmen nachher wenigſtens von wenig Menſchenkenntniß. Er hat ſich nachher in einer Vorrede über politiſche Dinge ausgeſprochen, unbehilflich, einſeitig; doch bleibt der gute Wille immer zu achten.

Außer Ewald vertrat noch Aſſeſſor Wüſtenfeld die orientaliſchen Sprachen; er hat aber ſelbſt nach des erſteren Abgang als Lehrer kein Glück gemacht, während er ſich als Gelehrter durch die Herausgabe arabiſcher Codices verdient gemacht hat.

Wie es mit Ewald's Erſetzung durch Redepenning beſtellt ſei, haben wir oben ſchon angedeutet; läugnet deshalb ein Freund des letzteren, daß Redepenning für die Exegeſe des alten Teſtaments berufen ſei, ſo wäre dieſer wichtige Zweig der Theologie freilich nur noch durch Dr. Bertheau, einen Schüler Ewald's, vertreten. Bertheau's kürzlich erſchienenes Buch „über die ſieben Gruppen Moſaiſcher Geſetze in den drei mittleren Büchern des Pentateuch," welches mit hurtigem Selbſtvertrauen da Organismus gefunden haben wollte, wo die tüchtigſten Vorgänger keinen ſolchen geſehen hatten, iſt in der gelehrten Welt nicht ſehr günſtig aufgenommen worden.

Unter den deutſchen Philologen nennen wir Benecke zuerſt, der ſchon ſeit 1789 Göttingen angehört und wohl mit Recht als Vorläufer der Grimm's angeſehen wird. Er bahnte den Weg für die altdeutſchen Studien durch die Herausgabe vieler alter Handſchriften, und machte die Litteratur unſerer Vorzeit beſonders zugänglich durch die mit Lachmann beſorgte Ausgabe des Iwein und durch das mit viel Fleiß und ſicherer Kenntniß der Eigenthümlichkeit der Sprache ausgearbeitete Wörterbuch dazu. — Außerdem iſt Benecke ein ſo tüchtiger Engländer, daß ſelbſt geborene Britten von der Correctheit und ſogar Schönheit ſeiner Ausſprache gefeſſelt wurden. Seine Hauptthätigkeit hat er aber der Bibliothek zugewendet, der er noch im hohen Alter als rüſtiger Chef vorſteht. Die göttinger Bibliothek verdient aber ihren ausgebreiteten Ruf nicht allein wegen ihrer einmaligen Reichhaltigkeit und ihres glücklichen Mangels an unbrauchbarem verſtaubtem Papiere, ſondern auch wegen der Sorgfalt ihrer Beamten, die über den einmal angewieſenen Fonds für neu anzuſchaffende Bücher zu verfügen haben und denen nicht leicht ein bedeutendes Buch entgeht, das nicht angeſchafft würde. Dazu kommt noch die große Ordnung, die in den Sälen herrſcht, und jeder Fremde wird ſich von der Gefälligkeit der Bibliothekare überzeugen können, ſo daß dadurch der hier angehäufte Reichthum erſt ein rechter Schatz wird, indem er tüchtig benutzt und ausgebeutet wird.

(Fortſetzung folgt.)

Bei Otto Wigand iſt ſoeben erſchienen:

Lehrbuch
der Geſchichte der Philoſophie.

Von
Dr. G. O. Marbach.

II. Abtheilung.

Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters.

Mit Angabe der Litteratur nach den Quellen.

gr. 8. 1841. Broſchirt. 1⅓ Thlr.

Das Buch für meine Kinder.

Von
Otto Wigand.

Mit 19 Bildern. kl. 8. 1842. Schön geb. 1 Thlr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

20. December. № 147. 1841.

Die Univerſität Göttingen.

(Fortſetzung.)

Daß Jakob Grimm und ſein Bruder Wilhelm acht Jahre lang ihr Zelt auf unſerer Univerſität aufgeſchlagen hatten, können wir als mehr zufällig anſehen, wie es der erſtgenannte auch ſelbſt thut. Denn beider Männer Thätigkeit war weniger für das Katheder als für das Buch. Wir behaupten keineswegs, daß namentlich Jakob Grimm den Anforderungen, die an ihn als akademiſchen Lehrer geſtellt wurden, nicht Genüge geleiſtet hätte; doch erklärt er ſelbſt, daß er ſich oft in das frühere Stillleben zurückgeſehnt habe, wo er zurückgezogen, aber frei wirken konnte. Allerdings mußte man den Mann lieb gewinnen, wenn er in ſeiner mittelalterlichen Einfachheit vor ſeinen Zuhörern erſchien, um ſie in ſeine Wiſſenſchaft einzuführen. Er hegt und pflegt unſere altdeutſche Mythe, Dichtung, Sitte, ganze Geſchichte, ohne ſich dafür, wie die Romantiker thun, einſeitig zu begeiſtern; er weiß ihr den wahrhaft geiſtigen Kern abzugewinnen und er erzählte ſo hübſch die Geſchichte der altdeutſchen Poeſie, erging und verlor ſich ſo anmuthig in dieſem Dichterhaine und es wehte uns eine ſo belebende Waldesfriſche entgegen, daß wir die germaniſche Urkraft wieder zu ahnen anfingen, die mit dem dreißigjährigen Kriege ſo tief verſunken iſt und ſich erſt ſo ſpät wieder emporgearbeitet hat. Seine Vorträge über deutſche Grammatik geben zunächſt nur die Elemente dieſer Wiſſenſchaft. — Durch ihre Bücher aber haben die Brüder die deutſche Philologie recht begründet. Da ſind ſie es, die das geſammte Deutſchthum darſtellen, wie es ſich aus der Dunkelheit des Alterthums herausarbeitet und durch die weite Geſchichte unſers Stammes hindurchlegt und wie ein wiederaufgegrabenes Pompeji vor dem Blicke des Forſchers ausbreitet. Wenn man aber für dieſe Bücher ſchwärmt, als bildeten ſie den Kern, um den ſich Alles, was deutſch heißt, anſetzen müßte, ſo iſt man im Irrthum. Die Grimm's ſind ſelbſt am weiteſten davon entfernt, zu meinen, ſie hätten einen einheitlichen Bau, ſo zu ſagen das Rückenmark der deutſchen Cultur in ſeinem Organismus gezeigt. Ungeheure Maſſen des Materials hat Jak. Grimm angehäuft, chaotiſch noch, roh aus dem Felſen gebrochen, wenig geordnet in ſeinen Rechtsalterthümern, ſeiner deutſchen Mythologie, und denen unzugänglich, die hier nicht ſelbſt mitforſchen, ſondern Reſultate der Forſchung künſtleriſch zurechtgelegt ſehen möchten; aber deſto inhaltsreichere Vorarbeiten für den, welcher die Architektur des mittelalterlichen Denkens in ihren kühnſten Wölbungen und unſcheinbarſten Verzierungen, in ihrer ganzen Reinheit und Sicherheit des Styls zeigen will. Möchte Jakob Grimm ſelbſt noch Zeit gewinnen, wo er dieſen Reichthum altdeutſchen Kernrechts ſyſtematiſch verarbeitete, um der Verwirklichung des Gedankens ſelbſt noch näher zu rücken, den er bei Eröffnung ſeiner Vorleſung über Rechtsalterthümer in Berlin ausſprach, die alte deutſche Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, das Finden des Rechts durch das Volk ſelbſt dem Bewußtſein der Menſchen wieder einzuprägen. Bis jetzt haben wir erſt ſtatt der claſſiſchen Philologie eine altdeutſche, und wir haben uns hier noch mehr zu hüten, als dort, darin ſtecken zu bleiben. Denn man darf nicht vergeſſen, daß Jakob Grimm ſelbſt ſein großes Werk der Grammatik als eine Vorarbeit bezeichnet. Sie iſt umfaſſend, wie noch keine Arbeit der Art, und betreibt mit den ausgebreitetſten Kenntniſſen die Phyſiologie der Sprache, iſt aber noch keineswegs zu ihrer Pſychologie durchgedrungen. Ob dies überhaupt möglich, iſt eine andere Frage, der ähnlich, die ſich nach dem Sitz, nach der Werkſtatt, nach den Werkzeugen des Gedankens erkundigt. — Einen eigenthümlichen Reiz, mit allgemeiner Verſtändlichkeit verbunden, hat das Büchlein über den altdeutſchen Meiſtergeſang. Die Kinder- und Hausmährchen ſind bekannt genug. Und daß die Grimm's ihrem Kerne nach immer ächt deutſche Männer, in ihrem Sinne poetiſch und was damit zuſammenfällt freiſinnig ſein würden, konnte man nicht anders vorausſetzen. Wer die deutſchen Urverfaſſungen, die Autokratie des Volks und die ſinnige, herzliche Religion der Germanen auch bis hinter die Zeit ihres Chriſtenthums zurück bis tief in die Eichenwälder und die frieſiſchen Ebenen verfolgte, der weiß dieſe Freiheit und Urſprünglichkeit auch heraufzuleiten bis in die Gegenwart. Wer ſich in Griechenlands oder Roms Geſchichte zurückzieht, der mag vielleicht das Vaterland vergeſſen; wer es aber, wie die Grimm's, kennt, der liebt auch ſeine Freiheit. Entfremdet ſich Jakob Grimm auch, durch Göttingen angeſteckt, der unmittelbaren Gegenwart, und dünkt er ſich erhaben über allen Parteien und meint, er fühle in gewiſſen Punkten zuſammen ſowohl mit dem Liberalen, dem Servilen (!), dem Conſtitutionellen

und Legitimiſten, Radikalen und Abſoluten, ſobald ſie nur nicht unredlich oder Heuchler ſind, ſo dürfen wir ihn wohl nur auf das ſtammverwandte England verweiſen, wo er vom Werth der Partei überzeugt werden wird. Und daß wir ſelbſt da, wo wir früher beſſer waren, heute ſo ſein müſſen, wie wir ſind, können wir vom philoſophiſchen Standpunkte nicht zugeben. Wir brauchen zu dem Beſſern, in ſeinem damaligen Enſemble zumal, nicht zurückzukehren, wir müſſen es aber immer aufs Neue bilden.

Gegenwärtig lieſt ein Dr. Wilhelm Müller über Hartmann's Gedicht „der arme Heinrich": das Linguiſtiſche iſt für Müller die Hauptſache, und der arme Heinrich entwickelt ja auch keinen ſonderlich poetiſchen Reichthum.

Es ſind hier noch die Mathematiker zu erwähnen.

Georg Carl Juſtus Ulrich, ſeit 1821 außerordentlicher, ſeit 1831 ordentlicher Profeſſor der Mathematik, iſt einer derjenigen Lehrer, die nicht über das Gewöhnliche in ihrer Wiſſenſchaft hinauskommen, die aber darum doch für den gewöhnlichen Praktiker nützlich, ja unentbehrlich ſind. Ulrich iſt zu beſcheiden, um eine andere Bedeutung in der Wiſſenſchaft in Anſpruch zu nehmen; ſein Wohlwollen und ſeine Freundlichkeit machen ihn neben ſeiner praktiſchen Nützlichkeit den Studirenden lieb.

Dr. Moritz Stern dagegen, ſeit 1829 hier Privatdocent, hat durch eine große Menge gediegener mathematiſcher Aufſätze in Crell's Journal für reine und angewandte Mathematik, durch zahlreiche Recenſionen und ein ſelbſtändiges Werk über populäre Aſtronomie, ſich früh der gelehrten Welt als ein feiner mathematiſcher Kopf bekannt gemacht. In ſeiner Theorie der Kettenbrüche hat er namentlich das Frühere nicht nur geſammelt und geordnet, ſondern ſeinem Gegenſtande auch viele neue Seiten abgewonnen. Seiner Abhandlung über die Auflöſung der tranſcendentalen Gleichungen, die dieſe noch faſt gar nicht bearbeitete ſchwierige Materie auf ſcharfſinnige Weiſe förderte, wurde 1839 von der Societät zu Copenhagen der Preis zuerkannt. In dieſem Jahre gewann eine Abhandlung deſſelben über die Theorie der Zahlen in Brüſſel den Preis.

Stern intereſſirt ſich aber nicht nur für ſeine Wiſſenſchaft, ſondern zeigt für alles Höhere und Edlere, was ſich in unſerer Zeit regt, einen ſehr theilnehmenden Geiſt. Er würde ohnſtreitig längſt Profeſſor ſein, wäre er nicht Jude und als ſolcher im Hannöverſchen wie ſonſt in ganz Deutſchland von der Profeſſorſchaft exkludirt. Dagegen hat ſich das Curatorium in Hannover ſeit Kurzem bewogen geſehen, ihm unter dem Namen Remuneration einen feſten jährlichen Gehalt von 300 Thlr. zu gewähren. Ein Beiſpiel bis jetzt ohne Gleichen.

Carl Wolfgang Goldſchmidt iſt ſeit Harding's Tode (1834) als Obſervator bei der Sternwarte angeſtellt. Als ſehr gewandter Calculator leiſtet er Gauß bei großen Berechnungen treffliche Dienſte und nimmt regen Theil an den Unterſuchungen über den Erdmagnetismus. Er hat des leider zu früh hier verſtorbenen Prof. Schmid's Lehrbuch der analytiſchen Optik herausgegeben und im Jahre 1831 den Preis für Studirende gewonnen

Durch Bouterweck's Tod war 1828 auch für die Philoſophie im engern Sinn eine Profeſſur erledigt. Daß man dem in Göttingen lebenden Chr. Fr. Krauſe dieſelbe nicht übertrug und warum dies nicht geſchah, haben wir ſchon oben angedeutet. Amadeus Wendt, 1783 zu Leipzig geboren, war, wie die meiſten der göttinger Philoſophen, von theologiſchen und philologiſchen Studien ausgegangen, hatte aber als Hofmeiſter auch einen Curſus der Rechtswiſſenſchaft durchgemacht, dann 1811 eine außerordentliche, 1816 eine ordentliche Profeſſur der Philoſophie in Leipzig erhalten.

Sein Aufenthalt in Leipzig brachte ihn in eine rührigere Stellung zur journaliſtiſchen und belletriſtiſchen Litteratur, als dies ſonſt bei Profeſſoren der Fall zu ſein pflegt. Er redigirte zwei Jahre das leipziger Kunſtblatt, dann von 1821 bis 1825 das Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, in Göttingen den Muſenalmanach (in den Jahren 1830, 34 und 36), deſſen Redaction dann Chamiſſo übernahm. Er berichtete für das Morgenblatt, für die Zeitung für die elegante Welt, für die berliner und leipziger muſikaliſchen Zeitungen, ſchrieb eine ſehr große Anzahl Aufſätze für das Brockhauſiſche Converſationslexikon, kurz er war eben ſo ſehr Journaliſt als Profeſſor. Dies würde ihm in Göttingen eben nicht zur Empfehlung gereicht haben; allein außerordentlich fleißig wie er war, hatte er auch den Tennemannſchen Grundriß und deſſen größeres Lehrbuch über Geſchichte der Philoſophie bearbeitet, und das entſchied für ſeine Berufung.

Er war außerdem, wie man dies in Göttingen liebte, keiner beſtimmten Schule zugethan, überhaupt weniger ſelbſtdenkender Philoſoph, als Kunſtliebhaber und Aeſthetiker. Er hatte ſich ſelbſt nur zum Ziel geſetzt: „den Evolutionen des denkenden Geiſtes treu zu folgen, die Ergebniſſe der neueſten Speculation ſelbſt in dieſem Sinne aufzunehmen und zu verarbeiten," wie er im Converſationslexikon von ſich ſagt.

Mit der Theologie hatte er ſich ſchon früh durch ſeine „Reden über Religion" abgefunden, indem er den poſitiven Glauben mit der Speculation zu „vermitteln" ſuchte, und die Speculation halb und halb zur Dienerin deſſelben machte. Er legte überhaupt gegen alle empiriſchen Wiſſenſchaften eine ſehr große Hochachtung an den Tag und beruhigte ſich bei der eingeſchränkten und untergeordneten Stellung, welche der Speculation in Göttingen einmal angewieſen war. Erſt nachdem Herbart nach Göttingen berufen und ſogar zum Mitgliede der wiſſenſchaftlichen Prüfungscommiſſion für

die Schulamtscandidaten ernannt war, klagte er über Zurücksetzung freier Wissenschaftlichkeit. Auch mit den in Göttingen herrschenden Persönlichkeiten hatte er sich bald zu befreunden gewußt, er sprach mit der Latina lateinisch und nahm an den Interpretationen eines alten Auctors regen Antheil. Deshalb widerfuhr ihm denn auch die Ehre, Mitglied der philologisch-historischen Classe der Societät der Wissenschaften zu werden.

Hätte Wendt nur ein wenig mehr eigene Kraft besessen und nicht diese zu große Nachgiebigkeit, diese ewige Vermittlungsschwäche, sein Einfluß hätte ein sehr wohlthätiger für Göttingen werden können, besonders nachdem Krause hatte weichen müssen. Denn Wendt war wenigstens kein Feind der neueren Speculation. Allein seine Schwäche veranlaßte ihn, dieser nur eben die zugänglichsten, an die dermaligen Zustände sich anschließenden Seiten abzugewinnen, und dies sagt der Jugend niemals zu!

Wendt machte den Versuch, durch philosophische Conversatoria und Disputatoria den Sinn für Philosophie unter Studirenden zu beleben. Allein da er diese von dem rein speculativen Gebiet immer fern zu halten suchte, sogar mit Auctoritäten hervortrat, wo er widerlegen sollte, fand er wenig Theilnehmer.

Von mehr Erfolg waren seine Bemühungen für eine freiere Geselligkeit. Er war bei Gründung und den späteren Erweiterungen des akademischen Lesemuseums äußerst thätig. Eigene gesellige Gewandtheit konnte man ihm nicht absprechen, doch hatte sie etwas Gedrücktes und Aengstliches, was nach dem leipziger Magister schmeckte.

Wendt's Arbeiten für die Gött. Gelehrten Anzeigen gehören zu den besseren, die diese Blätter in der letzten Zeit lieferten. Zwei Werke, in denen er sich selbständiger als sonst zeigte, verdienen noch jetzt größere Beachtung, als ihnen zu Theil zu werden scheint. Wir meinen die Schriften: über die Hauptperioden der schönen Kunst oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte dargestellt, und: über den gegenwärtigen Zustand der Musik, besonders in Deutschland, und wie er geworden ist.

Daß Wendt auch noch als göttinger Hofrath fortfuhr, für die Zeitung der eleganten Welt zu berichten, z. B. über Oesterley's Tochter Jephtha's und seine eigene Reise nach Belgien, wollte dem göttinger Hofrathston gar nicht zusagen und erregte manches Nasenrümpfen. Wendt starb am 15. Oct. 1836.

Neben Wendt lehrte noch einige Jahre Johann Friedrich Herbart. Er war schon 1805 Professor der Philosophie in Göttingen, trat 1808 als Kant's Nachfolger in Königsberg auf und wurde 1833 an Schulze's Stelle nach Göttingen zurückberufen. Hier sammelte sich anfangs eine zahlreiche Zuhörerschaft um ihn und man sah, daß die studirende Jugend wirklich eine Sehnsucht nach Philosophie empfand. Allein die Theilnahme nahm sehr bald ab, da man über diejenigen Dinge, worüber man am meisten Belehrung erwartete, gar Nichts oder höchst Ungenügendes vernahm. So große Mühe sich Herbart auch gab, eine Schule zu seinen Füßen zu bilden, es gelang ihm nicht. Es blieb am Ende nur der in allen Aeußerlichkeiten correcte Vortrag, der noch Zuhörer heranzog, vielleicht auch die Kenntnisse und Erfahrungen im psychischen und naturwissenschaftlichen Gebiet, die Herbart stets mit Vortheil anzubringen wußte. Aber doch lag auf seinen Vorträgen stets eine todte Kälte, die nicht geeignet war, den jungen Gemüthern Vertrauen zu dieser Philosophie einzuflößen. Die in die wissenschaftliche Speculation näher Eingehenden fielen, sobald sie Schelling und Hegel studirt hatten, in ihrer philosophischen Ueberzeugung fast regelmäßig von Herbart ab. Es blieben ihm nur die Wenigen, welche sich von jenen Philosophen von vorn herein abgesperrt hatten. Die Gründe des Uebertritts sollen hier nicht weiter erörtert werden; der Grund jener Apostasie zeigte sich aber bald bestimmt genug darin, daß Herbart weder seine übersichtlichen, einleitenden Vorlesungen, noch seine einzelnen Disciplinen in Beziehung zu dem Gesammtgebiet der Wissenschaft, namentlich zur Theologie und Geschichte zu bringen wußte: mit einem Wort, daß er nicht in seiner Zeit stand. Es ist eine eben so abgenutzte als geistlose Redensart, sich den Wirren der Zeit zu entziehen und sich „aus der schwülen Atmosphäre des irdischen Daseins" in die ewig lichten Räume reiner Wissenschaft aufzuschwingen. Auch der sublimste Philosoph, wie er aus der Zeit und aus der Weltgeschichte hervorgeht, so muß er sich auch wieder bequemen, sich unter die Menschen herabzulassen und seine Himmelswahrheiten an das Klima der Erde zu gewöhnen. Herbart aber isolirte sich. Er verkannte die Ideen, welche das Gesammtbewußtsein der cultivirten Menschheit ausfüllen und die im Proceß der geistigen Entwicklung begriffenen Wahrheiten haben von ihm keine Förderung erlangt. In Herbart lebte keine Begeisterung für die Wahrheit und für die Menschheit und egoistisch genug sagte er, der Lohn der Forschung liege in der Forschung selbst: was sehr abstract ist. Warum theilt sich die Forschung denn mit? Warum wird der Forscher Professor, Schriftsteller, Politiker? Warum nimmt er seine Resultate nicht ungesagt mit sich ins Grab? Der Mensch ist ein „politisches Leben" und nur in dieser Gemeinschaft des Lebens gelangt er zur Vernunft und zur Forschung. Wozu er in seiner Einsamkeit sich sammelt, das ist nur der Geist des Lebens; und was ihm das Leben gegeben, das muß er ihm wiedergeben. Man giebt gern zu, daß „der Philosoph nicht mehr sagt, als er weiß," man verdenkt es demselben aber vom wissenschaftlichen Standpunkte eben so sehr, wenn er weniger sagt, als er weiß, oder als er wissen kann und wissen muß, wenn er alle Wahrheitsfäden, welche durch die Vergangenheit in die Gegen-

wart laufen, an ſich herangezogen haben ſollte. Der Philoſoph muß wie der Dichter am ſauſenden Webſtuhl der Zeit ſitzen; er muß geſtalten und ſchaffen. Denn eine philoſophiſche Schule zu bilden, kann in der Gegenwart, wo ſich jeder beſſere Kopf emancipirt, nicht mehr heißen, Schüler erziehen, die ſich in dem vom Lehrer geſteckten Kreiſe bewegen und nie darüber hinausſchauen, nur ſeine Ideen ausmünzen. Erſt wenn der Philoſoph auf ſeine Zeit hört, hört ſie auf ihn.

Ob aber Herbart's Separation conſequent war von ihm, iſt eine andere Frage. Sie lag allerdings wohl in ſeinem ganzen Weſen, in ſeiner ganzen Weltanſchauung. Denn Herbart ſuchte ſeine Hauptforce in einer zerſetzenden Skepſis und es iſt bloße Ueberrumpelung, wenn er ſich in manchen Punkten dem Glauben ergiebt. Gegen die Skepſis an ſich läßt ſich noch nichts einwenden, indem jede Philoſophie im Kriticismus den Haupthebel ihrer Thätigkeit ſucht. Auch läßt ſich nicht läugnen, wo unſer Philoſoph gegen Kant und Fichte polemiſirt, da zeigt er häufig mehr Verſtand, als wo er eigene ſelbſtändige Behauptungen aufſtellt; da muß man ſich gar wohl vor ſeinem Scharfſinn hüten, der der Erfahrung nicht ſelten Widerſprüche nachzuweiſen ſucht, wo gar keine ſolche vorhanden ſind. Wenn er in der Metaphyſik von dem Gegebenen ausgeht, ſo fehlt ſogleich die Verbindung zwiſchen der Form der Empfindung und der Form der äußern Erfahrung. Die Annahme, daß die Eindrücke, welche uns durch die Empfindung bewußt werden, Schein ſeien, iſt willkürlich und ohne Beweis hingeſtellt. Ebenſo iſt bei der wichtigen Frage vom Sein zwar behauptet, daſſelbe gehe aus einer doppelten Verneinung hervor, aber die ſchlechthinnige Einfachheit deſſelben iſt nicht nachgewieſen. Auf dieſe Weiſe läßt ſich Herbart bei der Beſtimmung des Realen, bei der Inhärenz, bei dem Problem der Veränderung, der Materie, des Ich die augenſcheinlichſten Inconſequenzen zu Schulden kommen und mancher längſt widerlegte Irrthum taucht hier aufs Neue auf. Das einfache Reale, heißt es, kann nicht mehrere Merkmale haben; dieſe können nur aus der Verbindung mehrerer Realen hervorgehen und doch hat das einfache Reale in der weitern Deduction plötzlich nicht allein Kugelform, ſondern ſogar Theile. Wenn Herbart die Veränderung von einem wirklichen Geſchehen abgeleitet hat, dann aber ſogleich behauptet, das Werden könne die Dinge ſelbſt nie berühren und nun nicht weiter kann, ſo muß Attraction und Repulſion endlich die Materie hervorbringen! — Beſonders augenfällig iſt der Irrthum, den Herbart bei dem Ich begeht; er ſieht in dem von Fichte aufgeſtellten Satze: das Ich iſt die Identität des Objects und Subjects, einen Widerſpruch, indem er in dem Sichvorſtellen des Ich eine unendliche Reihe entdeckt und das Selbſtbewußtſein in die Vorſtellung von der Vorſtellung des Vorgeſtellten ſetzt; und doch iſt es klar, daß das Ich und das Object Sich als zwei unverrückbare Poſten feſtgehalten werden können und müſſen, um auch die Vorſtellung des Einen und Andern als eine einfache Thatſache zu begreifen. Daß Herbart auch die Mathematik auf die Pſychologie anwandte, iſt ihm oft, zum Theil jedoch mit Unrecht vorgeworfen worden. Denn wiewohl ihn die Mathematik, wie in der Metaphyſik, ſo auch hier, oft irre geleitet hat, ſo iſt es doch falſch, wenn man annimmt, er habe Kräfte durch mathematiſche Geſetze bedingen wollen: daß vorliegende pſychologiſche Verhältniſſe auf dieſem Wege in ihrer Denkbarkeit weiter bloßgelegt werden können, hat dieſe ſogenannte mathematiſche Pſychologie namentlich an dem Verſchwinden und der Reproduction der Vorſtellungen unzweifelhaft dargethan.

Wir bemerken hier noch, daß kein Philoſoph leichter, als gerade Herbart die Frage über die Unſterblichkeit gelöſt hat, ſo daß es unbegreiflich bleibt, warum ſich die Theologen das noch nicht zu Nutze gemacht haben. Hier hätten ſie ja eine dem Dogma ungefährliche Philoſophie! einen Gewährsmann, der bei jedem Angriff leicht vorzuſchieben geweſen wäre! Die Religionsphiloſophie ſelbſt hat Herbart nirgend ſyſtematiſch behandelt. Nur zerſtreute Bemerkungen deuten darauf hin und er, der Nichts ſagen will, was er nicht weiß, hält „das Fundament unſers poſitiven Glaubens für vollkommen claſſiſch.“ Auch das haben die frommen Theologen nicht gewußt; ſonſt würden ſie ſich nicht begnügt haben, ihm nachzurühmen, er habe eine heilige Scheu vor der geoffenbarten Religion gehabt und habe eingeſehen, wie Philoſophie und Offenbarung zwei ganz verſchiedene Dinge ſeien. Daß Herbart aber, ſo ſkeptiſch auf eigenem Gebiete, ein Glauben, alſo nach ſeinem Ausdruck ein Für wahr halten *ohne* Gründe ſtatuiren mag und die Anzweifelung unſerer Religionsurkunden *aus* Gründen und die hier obwaltenden Streitigkeiten unter den Theologen ſelbſt, wie er die, ſagen wir, ignoriren mag, läßt ſich eben nicht anders erklären als dadurch, daß er klug genug war, ſich die Theologen nicht zu Feinden zu machen, die ihn in ſeiner behaglichen Ruhe leicht ſtören konnten.

Ueber die Aeſthetik hatte Herbart ſehr oberflächliche Begriffe, was um ſo mehr zu bedauern, da er nicht allein die Kunſt, ſondern auch die Moral darauf baut. Das Schöne hat bei ihm urſprüngliche Evidenz; der Begriff davon kann nicht erlernt, alſo auch nicht weiter ausgebildet werden. Das Kunſtſchöne beruht nach ihm auf Verhältniſſen, wo möglich mathematiſchen und die Seele eines Kunſtwerks hat er nicht erfaßt. Am meiſten würde ihm noch in der Muſik Einſicht und Kennerſchaft zuzutrauen geweſen ſein, indem er dieſe ſelbſt ausübte; aber auch da ſah er kein Pathos, ſondern nur die allerdings oft berechenbaren Tonſätze. Für die Fuge war er deshalb beſonders eingenommen.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

589

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

21. December. № 148. 1841.

Die Universität Göttingen.

(Fortsetzung.)

Am gröbsten versündigt sich Herbart übrigens an der praktischen Philosophie. Sie ist wohl nirgend unpraktischer gewesen, als bei unserem Denker. Zur Geschichte und zur Gegenwart verhält er sich, wie schon gesagt, ähnlich jenem Schiffskoch bei Seatsfield, der während des entsetzlichsten Sturmes ruhig seine Pfanne dreht und meint, was draußen vorgehe, sei der Steuerleute Sache. So wenig Herbart an den äußersten Grenzen des menschlichen Wissens und Denkens neues Licht verbreitet, so wenig thut er es in den Binnenländern der Philosophie. Er sieht kein geistiges Leben des All und so hat er auch keine Idee vom Menschheitsleben und der ganzen Verpflichtung und ganzen Berechtigung Aller und jedes Einzelnen. Kein anderer Philosoph behauptet wohl, daß man den Begriff des Nützlichen von der praktischen Philosophie ausscheiden müsse, „weil dem Einen leicht gefährlich werde, was dem Andern nütze: die Wissenschaft liege nicht in so engen Verhältnissen mit dem Menschen, daß sie hier Freunde, dort Feinde haben könne." Mit solcher Scheu vor der Praxis, die Ideal und Wirklichkeit sich immer mehr durchdringen lassen soll, will Herbart die Fragen des Rechts und der sittlichen Ordnung, der Politik und der Pädagogik erörtern und hat er sich in der letzteren sogar einen Namen erworben! Da konnte es denn nicht fehlen, daß seine Sätze in Allgemeinheiten zerfuhren und daß in all diesen paragraphenreichen Büchern kaum ein frisches, im Gemüth haftendes, anregendes, eine neue Bahn eröffnendes Wort vorfällt. Herbart stellt selbst den Satz auf, daß der Staat ein Organismus ist, der im Großen alle Kraftäußerungen des Individuums wiederholt; wer aber weiß, daß derselbe Denker z. B. von Volksvertretung gar Nichts hielt, die doch allein die Einheit und Betheiligung aller Glieder annäherungsweise wieder geben kann: wer da weiß, wie geradezu absolutistisch seine Ansicht in dieser Hinsicht war, mit Verkennung der Entwicklung aller großen Völker, der wird bei Herbart weder eine wahrhaft wissenschaftliche, noch praktische Staatslehre suchen, die das Völkerleben auch nur um Einen Schritt förderte. Herbart meinte, daß die Nationen im Ganzen sich nie aus der Unmündigkeit herausarbeiten könnten.

Wenn deshalb Schüler Herbart's ihrem Lehrer beipflichten, der stets nur Wenige für berufen hielt, in die tiefsten Gründe der Wissenschaft hinabzusteigen und die fortgeschrittne Cultur als das Werk einer geringen Anzahl von Männern ansah, so ist das eine Meinung, die keines großen Wortschwalls zu ihrer Begründung bedarf. Auf Herbart selbst soll sie aber doch wohl keine Anwendung finden und auf diejenigen, welche dazu beigetragen haben, daß das Leben sich in die Bücher zurückzog und daß die Bücher vom wirklichen Leben Nichts wissen!? Allerdings hat Herbart mehr aus den Büchern, als aus dem Leben geschöpft und wir erinnern uns, mit welchem Behagen er die Kantische Kritik der reinen Vernunft vorzeigte, um zu beweisen, wie sehr er das Buch zerlesen habe. Die größten Wohlthäter des Menschengeschlechts verschanzten sich aber nie feig in ihrer Bibliothek. Ein Blick auf ihr Leben beweist, wie sehr sie in der Mitte des Volkes standen; auf dem Markte, auf den Bergen, im Thor redeten sie, und die That galt ihnen stets, was sie werth ist, denn sie wußten, daß ihr Denken und Reden That und Schöpfung war. Herbart schwieg aber auch da, wo ein Wort zur rechten Zeit sich eingestellt hätte, ohne daß es darum die Botschaft einer neuen Welt gewesen wäre. Gegen wissenschaftliche Gegner pflegte er sich nicht zu vertheidigen. Schelling und Hegel ignorirte er am liebsten; nur gegen Spinoza suchte er in seinen Briefen über die Freiheit des menschlichen Willens das Anathem zu schleudern; das aber nirgend in der wissenschaftlichen Welt einen Eindruck gemacht hat.

Heinrich Ritter, früher Professor in Kiel, wurde an Wendt's Stelle berufen, besonders um die Geschichte der Philosophie zu vertreten. Sein Standpunkt ist der philologische. Die Geschichte der alten Philosophie, die Ritter geliefert hat, ist sehr weitläufig und breit, ohne in das Innere der Erkenntniß einzugehen. Ritter gehört zu der Classe von Historikern, die wie Tennemann und Tiedemann ohne Ahnung wahrhafter Speculation die Entwicklung des Denkens zu schildern unternehmen; aber aller äußere Apparat der Gelehrsamkeit kann hier die mangelhafte Anschauung des Absoluten nicht ersetzen. Es gilt auch von der Philosophie, was Faust von der Natur sagt:

Geheimnißvoll am hellen, lichten Tag
Läßt sie sich ihres Schleiers nicht berauben

Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

So herrſcht denn bei Ritter oft in der Unterſuchung der wichtigſten Probleme und der inhaltreichſten Gedanken der Alten gar häufig eine unverzeihliche Unſicherheit und ein unangenehmes Schwanken, das ſich vergebens durch viele Worte den Schein der Unparteilichkeit zu geben ſucht. Nirgend fühlen wir in dieſer Darſtellung bei aller Referirſeligkeit den eigenthümlichen geiſtigen Hauch, der uns bei den Griechen in ſeiner Urſprünglichkeit ſo ſehr erquickt, und die Monotonie der Schilderung vermiſcht ſowohl die Mannigfaltigkeit der Farbe und des Tons, als ſie die wechſelnde Fülle des Inhalts erſtickt. — Seine ſelbſtändigen, eigenen Forſchungen hat Ritter bis jetzt in drei Bänden „kleiner philoſophiſcher Schriften" niedergelegt, die über den Begriff des Ich und ſeine Erkenntniß, über Vernunft und Sinnlichkeit handeln, die Principien der Rechtsphiloſophie oder Politik und die Principien der Aeſthetik erörtern ſollen. Als Anfang der Philoſophie ſetzt Ritter die Verwunderung: ein Paradoxon für die, welche nil admirari feſthalten. Auf die Frage, was iſt der Menſch? antwortet er glücklich mit einem alten Philoſophen: „das, was wir Alle wiſſen." Er erörtert Vielheit der Dinge oder Einheit alles Seins nur um auf die baare Empirie zurückzukommen; ſetzt die Selbſterkenntniß des Ich, was ihm nicht zu verdenken iſt, als Thatſache, hält ſich an die Erforſchung des Charakters, nimmt die Freiheit als die Möglichkeit unſere Erkenntniß zu erweitern: aber Alles in ſolchen Gemeinplätzen, daß der Leſer am Schluß eines Capitels nie weiß, was denn eigentlich bewieſen ſein ſoll. Wenigſtens erörtert Ritter in einem leichten und glatten Styl lauter Dinge, die wir mit jenem alten Philoſophen längſt wiſſen, in überlangen Auseinanderſetzungen. Wir bekommen nicht etwa die Quinteſſenz unſerer breiten Erfahrung, ſondern nur Sätze, denen, möchte man ſagen, die Erfahrung, die Beziehung auf dieſelbe genommen iſt. Was iſt damit geſagt, wenn es heißt, die Sinnlichkeit dürfe nicht unterdrückt werden, die Vernunft aber dürfe ſich ihr eben ſo wenig unbedingt hingeben? Das Vernünftige wird als das Bleibende aufgeklärt; das Beſondere und Zufällige gilt als Kennzeichen des Sinnlichen, das Allgemeine und Weſentliche als Kennzeichen des Vernünftigen. Wer es nun nicht findet, darf Ritter keine Vorwürfe machen. Die Zurechnungsfähigkeit, „die größer oder geringer ſein kann," iſt da größer, wo die menſchliche Seele weniger abhängig iſt von den ſinnlichen Eindrücken, als da, wo die ſinnlichen Eindrücke die Vernunft beherrſchen. In ſolchen vagen Ergüſſen fließen dieſe Abhandlungen dahin; für die Wiſſenſchaft, für die Lebenspraxis ohne alles Reſultat. — Deutlicher wird dies noch in den Principien der Aeſthetik. Ritter geht nicht etwa darauf aus, die Aeſthetik als die Philoſophie der Kunſt oder beſtimmter der ſchönen Kunſt zu begründen; ſondern er will die Anwendung der Muße zum heitern Spiel im Gegenſatz zu dem ſittlichen Leben als Kampf betrachtet, rechtfertigen. Er erörtert weitläufig, daß die ſchöne Kunſt keine Ermahnung und Belehrung über das Sittliche bezweckt; ſucht den relativen Gegenſatz zwiſchen Muße und Arbeit nachzuweiſen; kommt auf die ſittliche Aufgabe der Muße. Sie beſteht in einer ſelbſt beim Spiel gepflogenen Uebung unſerer Kräfte und Fertigkeiten, welche uns weiter bringt in der Entwicklung unſerer Vernunft, oder in der Herrſchaft über unſere leiblichen Kräfte. Namentlich aber ſoll ſie beſtimmt ſein, die bei unſeren Berufsgeſchäften ſich nothwendig aufdrängende Einſeitigkeit unſerer Weltanſchauung wieder zu beſeitigen. Dieſer Zweck der Muße, heißt es ſehr ſcharfſinnig, muß den Einzelnen nicht allein in die Einſamkeit zurückdrängen, ſondern muß ihn auch der Geſellſchaft wiedergeben. Man muß ſich geſellig freuen. Die Kunſt muß in größern und kleinern Kreiſen, wie die Religion, Feſte ſogar veranlaſſen: denn beide haben es mit der ganzen Eigenthümlichkeit des Menſchen zu thun. Es fehlt weiter Nichts, als daß Ritter, wie Herbart einmal, behauptet, die Kunſt ſei aus Langerweile hervorgegangen, und eine Theorie der Langenweile hinzufügt: praktiſch arbeitet er durch ſein Buch wirklich darauf hin. Im weitern Verlauf werden uns keine Principien der Aeſthetik und des Schönen und der Kunſt gegeben, ſondern höchſtens Principien des Dilettantismus. Nirgend eine höhere Idee. Nirgend wird ein Nagel auf den Kopf getroffen. Ritter kann das Schöne nur als Geſchmacksſache, worüber nicht weiter zu disputiren iſt, zur Geltung bringen. Die künſtleriſche Begeiſterung wird äußerſt nüchtern mit der geſelligen Erregung verglichen. Statt von dem Verhältniß des Künſtlers zur Idee zu ſprechen, iſt nur von ſeiner hervorragenden, die Aufmerkſamkeit der Menſchen erregenden Stellung die Rede, „die ihn keineswegs zu perſönlicher Anmaßung in der Geſellſchaft berechtigt." — Sollen wir auch noch einige Grundwahrheiten der Ritterſchen, keineswegs ritterlichen Politik mittheilen? Nachdem die Entſtehung des Staats zwiſchen Vertrag und Uſurpation gelegt worden, fährt unſer Denker fort: wenn wir feſthalten, daß die Vereinigung von Menſchen, aus welcher der Staat hervorgehen ſoll, kleiner ſein muß, als die Menſchheit und größer als die Familie, ſo muß uns wohl das Volk einfallen. Wie alſo der Urſprung des Staats tiefſinnig zwiſchen Uſurpation und Vertrag verlegt worden, ſo ſteht das Volk, das den Staat bildet, zwiſchen Menſchheit und Familie. Unerhörte Wahrheit! Wäre es nicht beſſer geweſen, mit jenem alten Philoſophen wieder zu ſagen, der Staat iſt, was wir Alle ſchon wiſſen? — Um das Geſetz der Bildung eines Volks zu bezeichnen, ſagt Ritter: es hat eine Geſchichte. Unrichtig iſt das nicht, aber iſt das ſchon philoſophiſch, was bloß nicht falſch iſt? Sprache, Sitten, Geſetze, Vaterland,

heißt es weiter, ſind es hauptſächlich, die der Menſch als ſeine Heiligthümer verehrt. Wer nun weiß, fährt der Philoſoph fort, daß Geſetze nicht etwas rein Willkürliches ſein dürfen, wenn ſie dauernde Kraft haben ſollen, ſondern meiſt aus Gewohnheiten ſtammen, der wird auch die Geſetze des Volks als ein ihm angeerbtes Band zu betrachten haben, welches alle die vorher bezeichneten Güter bewahrt und weiter ausbilden ſoll. Was iſt mit ſolchen Redensarten gewonnen? Kommen wir damit dem beſtehenden Staate auch nur um einen Schritt näher, um ſeine Rechtsbeſtändigkeit, ſeine Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit und ſeine Fortentwicklung zu begreifen? Wir kommen weder zu dem Bilde eines einzigen hiſtoriſch gewordenen Staats, noch zu einer Idee, welche alle hiſtoriſchen Staaten zu ihrer Vorausſetzung hätten und immer concreter zu entwickeln hätten. Wir haben in dieſen Abſtractionen ſchon eine Obrigkeit, ehe wir ein Recht haben, und dieſe Obrigkeit bekommt ſchon das Recht, das Gemeingut zu verwalten und darf ſchon im Intereſſe des gemeinen Beſten Zwang über Unterthanen verhängen, ehe ausgemacht iſt, was Gemeingut, was gemeines Beſte ſei, wie die Obrigkeit ſogleich Unterthanen bekomme, wie ſie ohne Weiteres Zwang ausüben könne. Solche „Principien" verrathen nicht allein eine grenzenloſe Unklarheit der Begriffe, ſondern auch einen gänzlichen Mangel an hiſtoriſchen Kenntniſſen. Nichts, als ein Chaos hohler Sätze, die ſich um den Unterſchied zwiſchen einem ſtaatbildenden Volke und einem volkbildenden Staat drehen. Und wer über Revolutionen gern Etwas hören will, der findet hier die ſcharfſinnige Bemerkung, daß ſolche in einem volkbildenden Staate weit gefährlicher ſeien, als in einem ſtaatbildenden Volke. Für wen gefährlicher, iſt nicht einmal hinzugefügt. Da aber der volkbildende Staat eigentlich der Schemen der Deſpotie iſt, das ſtaatbildende Volk der Schemen der Demokratie, ſo möchten wir allenfalls zugeben, daß bei einer Revolution die Tyrannei unter Umſtänden ſehr ſchlecht wegkommen kann. Die Begriffe Abſolutismus und Demokratie mit ihren Nüancen kommen übrigens in dem ganzen Buche nicht vor. Sie müſſen alſo mit Principien wohl Nichts zu thun haben. Um aber das Ganze zu krönen, wird ignorirt, daß der Staat um des Volks willen da iſt und der volkbildende Staat wird für vollkommner — in relativen Sätzen iſt Ritter überhaupt ſehr ſtark — erklärt, als das ſtaatbildende Volk; offenbar wäre damit dem Abſolutismus das Wort geredet, wenn damit überhaupt etwas geſagt würde. — Ritter's Vorträge, die ſich durch ihre Glätte einſchmeicheln, finden mäßigen Beifall.

Bohtz giebt ſich für einen Anhänger Schelling's und Hegel's aus.

— „Dies ſind die Kleinen
Von den Meinen." —

Doch verbindet er mit einer nicht zur Klarheit durchgedrungenen Anhänglichkeit an dieſe Männer ſo viel empiriſchen Eklekticismus, daß wir bezweifeln müſſen, ob Bohtz zu rechter Selbſtändigkeit durchgedrungen iſt. Er trägt hauptſächlich Aeſthetik vor; auch Religionsphiloſophie und die Pſychologie nach Carus. Die Aeſthetik findet die meiſten Zuhörer: ſein Stützpunkt dabei iſt Solger. Bohtz verbindet aber auch hier mit ſeiner Verehrung Shakeſpeare's, Schiller's, Goethe's, Leſſing's und Raphael's und Correggio's eine ſo principloſe Pietät vor Calderon, Tieck, Steffens und dem künſtleriſchen Katholicismus der Gegenwart, daß darin der romantiſche Gott und der Pantheismus, claſſiſche Freiheit und phantaſtiſche Symbolik, chriſtliche Verſöhnung und philoſophiſche Identität noch wirr durch einander liegen. Wir haben von Bohtz „die Idee des Komiſchen" zu erwarten, er wird ſich darin hoffentlich auch als luſtige Perſon zeigen, und wir ſind geſpannt darauf. „Die Idee des Tragiſchen", vor einigen Jahren erſchienen, entwickelt auf dem allerdings eng geſteckten Gebiet viel Umſicht. — Bohtz lieſt, wie Tieck, recht gut deutſche Dichter vor. Seine Katheder-vorträge aber ereifern ſich gar zu leicht; ſtatt durch ruhige Begründung der Wahrheit die Ueberzeugung zu begründen, laſſen ſie oft die Sache ſelbſt vor Redensarten nicht zum Wort kommen. Solches Pathos erregt leicht den Verdacht des affectirten Enthuſiasmus. — Nach Herbart's Tode hieß es, Bohtz ſei entſchloſſen, auch Logik und Metaphyſik zu leſen. Die Anſchläge für dieſes Semeſter beſtätigen das Gerücht indeß noch nicht. Wir glauben auch, daß er in dieſen abſtracten Wiſſenſchaften ſchwerlich Glück machen und es zu einer eigenthümlichen, den heutigen Bedürfniſſen entſprechenden, durchgreifenden Richtung bringen würde. Denn hier giebt es einen gewaltigen Kampf. Bohtz' Religionsphiloſophie iſt ſchon ein myſtiſches Gewebe, mit dem weder der Orthodoxe, noch Philoſoph einverſtanden ſein kann und wer hier nicht entſchieden iſt, wird die Wahrheit wenig zu fördern vermögen. Eine ängſtliche Vermittlung kann zu gar Nichts führen. Bohtz beſchränke ſich auf da Kunſtgebiet, wo er am meiſten zu Hauſe iſt; durchforſche dieſes in ſeiner ganzen Weite immer gründlicher und ſuche von da aus auf die allgemeine Bildung der jetzt ſo ſehr durch ihre Fachwiſſenſchaft eingeſchnürten Jugend einzuwirken. Gerade von der Seite der Kunſt und der Aeſthetik aus, zu der ſich jeder glücklicher ausgeſtattete Kopf gern hinneigt, läßt ſich der wiſſenſchaftlich Strebende am erſten auf die Höhe univerſellen Ueberblicks emporheben. Durch das Ideal gelangen wir zur Idee; vermittelſt des Geſchmacks für das Schöne zur Luſt am Schaffen des Wahren und Geiſtesfreien. Es geſchieht in Göttingen ſo wenig für die Kunſt*), um

*) Wir denken hier beſonders an die moderne Kunſt; von der antiken iſt bei O. Müller die Rede geweſen. Nur die Malerei iſt durch Carl Oeſterley, der ſich, der düſſel-

die Gemüther durch das Behagen an derselben zu ihrem Verständniß zu leiten. Da ist es eine um so dringendere Pflicht des Lehrers der Aesthetik, die Empfänglichkeit dafür nicht absterben zu lassen. Seit Gervinus abgegangen, hat Bohtz sich auch der Geschichte der deutschen Nationallitteratur angenommen. Es fehlt ihm indeß der historische Argusblick, der das ganze Gebiet der Geschichte durchmessen haben muß, wenn er ein besonderes Feld derselben anbauen will. Der ästhetische Tact reicht dazu nicht hin. Es fehlt Bohtz außerdem die zähe Geduld, die den Forscher nicht verlassen darf, und vielleicht auch der Muth, der Geschichte einen Gesichtspunkt abzugewinnen, der, ohne das Object zu beeinträchtigen, recht energisch in die Gegenwart einschneidet. Denn in der That, seitdem sich Wolken thürmten, hat Bohtz das Schönfahrsegel freudiger und furchtloser Begeistrung für die neuen Ideeen längst eingezogen. Er lavirt gewaltig.

Hiermit wäre denn unsere Schilderung der Universität Göttingen abzuschließen. Man wird gefunden haben, daß wir das Jahr 1837 als das Normaljahr angenommen haben. Wie groß der Verlust der Sieben und der durch O. Müller's und Herbart's Tod herbeigeführte unter den jetzigen Umständen anzuschlagen sei, leuchtet von selbst ein; zieht man diese Namen ab und reiht die nachher herangezogenen, von uns ebenfalls besprochenen wieder ein und fügt einen derben Gedankenstrich hinzu, so hat man die unmittelbarste Gegenwart. Die Ereignisse, welche in den letzten vier Jahren die Universität von außen berührt haben, sind bekannt genug und sind noch im vollen Zuge, so daß sie sich gegenwärtig noch nicht in die Rechnung bringen lassen. Sie zu besprechen, ist noch nicht vergönnt*).

Es bleibt uns deshalb nur noch übrig, einige Worte in Bezug auf die Studirenden hinzuzufügen. Man hat ihnen von jeher nicht mit Unrecht Fleiß und ernstes Streben nachgerühmt. Indeß war ihre ganze wissenschaftliche Richtung immer, wie natürlich, durch die jedesmaligen Lehrer bedingt. Von diesen ging doch meist der erste Impuls aus. Während sich deshalb früher nicht selten wissenschaftliche und poetische Vereine bildeten, die, wenn auch oft ohne Nachwirkung, doch den Reiz des Zusammenseins der jungen Leute erhöhten, hört man jetzt Nichts von dergleichen.

(Schluß folgt.)

---

dorfer Schule angehörend, durch Jephtha's Tochter, Leonore, Moses einigen Ruf erworben hat, vertreten. Oesterley giebt sich viele Mühe, den Kunstsinn zu heben und eine Vorlesung über Raphael's Leben, wobei er die ihm zu Gebote stehenden Kupferstiche vorzeigte, sprach an. Uebrigens ist Musik und Schauspiel auf den Nothbehelf angewiesen und will man die Reitkunst nicht mitrechnen, so giebt es in Göttingen weiter gar keine Künste.

*) Um zu zeigen, wie nach Abgang der Sieben und nach Müller's Tode jedes politische Bewußtsein allmälig von der Universität gewichen ist, ohne das in der Gegenwart weder Corporationen noch der Einzelne eine feste Position in der Gesellschaft einnehmen kann: stellen wir folgende Facta rein historisch zusammen, das Urtheil über den politischen Tact, den Sinn und die Consequenz der Professoren in einer das Wohl des ganzen Landes angehenden Frage, der Verfassungsfrage, dem Leser selbst überlassend. Am 3. Febr. 1838 schob die Universität die Wahl hinaus, während O. Müller gegen dieselbe protestirte; wählte dann am 18. Febr. den Hofrath Gauß; nachdem dieser jedoch im Wahltermine selbst erklärt hatte, daß er die Wahl nicht annehmen werde, wurde der Ober-Appellations-Rath Planck zu Celle erwählt. Vier Professoren enthielten sich der Wahl. Planck lehnte am 28. Febr. die Wahl ab und die Universität wurde von Neuem zur Wahl aufgefordert. Es war damals die Zeit des Temporisirens und die Universität, anstatt zu einer neuen Wahl zu schreiten, beschloß am 4. März Planck nochmals um Annahme der Wahl zu ersuchen. Da dies Ersuchen ohne Erfolg blieb, und von Hannover gedrängt wurde, wählte man am 18. März den Justizrath von Pape zu Hannover. Auch dieser lehnte die Wahl ab. Am 26. April wurde endlich der Professor der Theologie Reiche mit 21 Stimmen (einstimmig) gewählt, 10 Professoren hatten sich jedoch der Wahl gänzlich entzogen. Reiche stimmte am 25. Juni 1838 für den bekannten Incompetenzbeschluß. Im Jahre 1839, als die vertagte Versammlung wieder berufen war, resignirte Professor Reiche und die Universität erklärte unter dem 2. Febr. mit 18 gegen 3 Stimmen, daß sie für diesmal auf eine Wahl verzichte. Am 24. Mai gelangte eine neue schärfere Ordre zur Wahl an, allein im Wahltermin am 26. Mai erschienen von den berufenen 32 ordentl. Professoren nur 21, von diesen erklärte sich eine Majorität von 17 gegen eine Minorität von 4 für die Wahl, die aber nicht vollzogen wurde. Unter den nicht erschienenen befanden sich: Hugo, Gauß, Ritter, Kraut, Lücke, Reiche. So blieb die Universität im Jahre 1839 sich consequent und unvertreten.

Im Jahre 1840 am 21. Febr. erschien der Curator der Universität Freiherr von Strahlenheim persönlich, um die Wahlverhandlungen zu lenken. Man sprach viel von vertraulichen Eröffnungen über eine Reorganisation der Universität nach österreichschen Mustern, im Fall einer Widerspenstigkeit. Es wurde denn auch Justizrath von Bothmer erwählt. Sechs Professoren enthielten sich des Abstimmens, sechs andere des Erscheinens im Wahltermine. Bothmer, nachdem er sich persönlich von der nicht gehörigen Composition der Versammlung überzeugt, sendete der Universität das Mandat mit nicht sehr schmeichelhaftem Briefe zurück, indem er aussprach, daß es von einer so angesehenen Corporation nicht sehr viel Muth bezeuge, sich selbst der Verlegenheit dadurch zu entziehen, daß man sie auf einen Einzelnen werfe. Am 29. März kam Befehl zu einer neuen Wahl, zu welcher man sich am 31. März versammelte. Von 30 wahlberechtigten Professoren erschienen 18 persönlich, 4 waren durch Stimmzettel vertreten. Reiche erhielt 10 Stimmen, Lichtenberg 3 Stimmen. 9 weiße Zettel erklärten sich gegen die Wahl. Reiche erklärte, die Wahl nicht annehmen zu können, weil sie nicht durch absolute Stimmenmehrheit erfolgt sei. Es wurde sofort zu einer neuen Wahl geschritten, dabei jedoch nicht in Erwägung gezogen, daß, da die Stimmzettel jetzt weggefallen, eine beschlußfähige Zahl der Wähler nicht mehr vorhanden. Reiche erhielt 10 Stimmen, Lichtenberg 1, 7 weiße Zettel sollten Protestationen bedeuten. Reiche erbat sich jetzt Bedenkzeit, resignirte am 1. April, aber eine Estaffette beschied ihn am 2. April nach Hannover, wo er in die Versammlung (die er zwei Jahre früher für incompetent erklärte) eintrat und eine vollständig unterschriebene Vollmacht erhielt. In diesem Jahre wurde der Universität von Hannover aus aufgegeben, den Canzlei-Secretair Hoppenstedt in Hannover zu wählen, was einstimmig geschah.

Dies sind Facta, welche einer Erläuterung wahrlich nicht bedürfen, und wenigstens diejenigen sehr abkühlen könnten, welche sich große Ideeen von der Unabhängigkeit der Corporationen zu machen pflegen. Die Sieben waren keine Corporation, sie waren ein Princip.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

593

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

22. December. **№ 149.** **1841.**

Die Univerſität Göttingen.

(Schluß.)

Viele der tüchtigſten deutſchen Männer verdanken allerdings Göttingen einen großen Theil ihrer Bildung. Gelehrte von Fach, Staatsmänner, Publiciſten, Dichter ſind von hier ausgegangen; aber in neueſter Zeit hat man ſtets die Behauptung hören müſſen, daß ſolche an jedem andern Orte wenn nicht mehr, doch eben ſo viel Anregung erhalten haben würden, wie hier. In Göttingen haben ſich die rüſtigſten Köpfe immer unbehaglich befunden. Man vermißt den Einfluß des Zuſammenlebens der Studirenden. Wir ſchlagen auch dieſen Verkehr der Studirenden unter einander wirklich nicht gering an. Denn der geſellige Verkehr derſelben mit den Profeſſoren iſt nicht ſo weſentlich. Dieſer wurde und konnte nur immer Wenigen zu Theil werden und erſtreckte ſich ſelten auf die geiſtig Begabteren, wurde vielmehr nur den durch Stand und Vermögen Bevorzugten. — Aus dem Umſtande ſelbſt iſt dem Profeſſor kein Vorwurf zu machen: er kann ſich unmöglich ganz zum Erzieher der oft ungehobelten Jünglinge hergeben. Deſto mehr ſollte man aber den Verkehr der Jugend unter ſich befördern, zumal derſelbe ſich bei der gehörigen Freiheit ganz von ſelbſt ergiebt. Trotz dem, daß in Göttingen immer eine ſchroffe Scheidung des Adels, beſonders des hochmüthigen hannöverſchen, und der Bürgerlichen herrſchte und das alte Landsmannſchaftsweſen hier recht gewuchert hatte, ſuchte doch ſpäter, zur Zeit des rüſtigen Lebens auf allen deutſchen Univerſitäten auch hier ein ſüddeutſches Element den unfreundlichen, wortkargen, hannöverſchen Ton in einen allgemeinern und lebhaftern umzuſchmelzen. Dieſer ſchöne Anfang deutſchen Gemeinſinns und dieſe reine Luſt am freien, ungenirten, lebhaften Verkehr gebildeter und nach dem Ideal ringender Menſchen wurde aber hier, wie überall, ebenfalls gefährlich befunden. Die polizeiliche Beaufſichtigung wurde von Jahr zu Jahr ſtrenger und hat denn allmälig in Göttingen eine ſo todte Ruhe hervorgebracht, daß von einem eigentlichen Studentenleben nicht mehr die Rede ſein kann.

Ueber die Bibliothek brauchen wir wohl Nichts hinzuzufügen. Ihre Vortrefflichkeit iſt allgemein anerkannt.

Um Etwas über die Buchhaltung der Wiſſenſchaft, Göttingens Journaliſtik zu ſagen: ſo gab es eine Zeit, wo von dortigen Gelehrten zwölf bis zwanzig periodiſche Schriften herausgegeben wurden. Da ſtanden allen voran die Staatsanzeigen; es gab ein göttingſches hiſtoriſches Magazin, ein gött. philoſophiſches Muſeum, eine philoſophiſche Bibliothek, eine Bibliothek für theologiſche Litteratur, für alte Litteratur und Kunſt, eine orientaliſche exegetiſche Bibliothek, ein Repertorium für bibliſche und morgenländiſche Litteratur, litterariſche Blätter (Bouterweck), ein Magazin für Kirchenrecht, Hugo's civiliſtiſches Magazin, Annalen der Entbindungsanſtalt u. ſ. w.

Dazu kamen noch der Muſenalmanach, der göttinger Taſchenkalender, der Revolutionsalmanach, Reinhard's Romanenkalender.

Als allgemeines Organ der Georgia Auguſta erſchienen endlich die Gelehrten Anzeigen. — Eine reiche Blüthe des Journalismus deutet jedenfalls auf einen kräftigen, geſättigten Boden und ſo fällt denn auch jene Thätigkeit der periodiſchen Preſſe mit dem jugendlich kräftigen Aufſchwunge der Univerſität zuſammen. Seitdem iſt die Georgia Auguſta alt geworden, ſehr alt und es ſind ihr nur noch die Gelehrten Anzeigen geblieben. Jene Blätter, auf dem grauen Papier gedruckt, worauf außer ihnen nur noch der hannöverſche Landes-Katechismus erſcheint, und die nicht die Druckkoſten, geſchweige denn das Honorar aufbringen, dieſe G. G. A. waren beſtimmt, den Fortſchritt der Wiſſenſchaft in allen Theilen zu verfolgen, eine möglichſt gründliche Erörterung aller neuen gelehrten Werke zu geben. Das haben ſie eine Zeit lang geleiſtet und leiſten es, was hiſtoriſche, phyſikaliſche ꝛc. Wiſſenſchaften anlangt, auch noch jetzt. Meiſtens kommen aber nur die Werke zur Sprache, welche die Bibliothek anſchafft und die Schriften der göttinger Gelehrten — in Selbſtrecenſionen. Da kommen denn oft naive Hiſtörchen vor. Manche Mitarbeiter ſagen übrigens ſelbſt, wir wollen nicht geleſen ſein, wir ſchreiben nur für uns. Ein ſchönes, einheitliches Princip! Heute dieſe Richtung, morgen jene, wie die Aufſätze im Redactionskaſten liegen. Heute ein beſcheiden lächelnder Vectoraltheolog, morgen ein eifernder Hengſtenberger. Wäßrige Lückenbüßer aller Art. Das π. φ. iſt gottlob abgethan, aber ein Herr Mejer in Clausthal giebt ſich noch immer die überflüſſige Mühe, zu beweiſen, wie ſchlecht die Kritik auf dem Harze gedeiht. In Beziehung auf ausländiſche Litteratur leiſten die G. G. A. indeß mehr als irgend ein anderes Blatt.

Die von Ewald kurz vor ſeinem Abgange im Verein mit Rückert, Neumann, Gabelenz u. ſ. w. begründete Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes können wir, obwohl ſie in der Dieterichſchen Buchhandlung erſcheint, nicht füglich mehr eine göttingſche nennen.

Ganz neuerlich gaben Havemann und Schaumann — bekannt durch ſeine bei Gelegenheit des Jubiläums gekrönte Preisſchrift im Gebiet der niederſächſiſchen Geſchichte — ein Archiv für vaterländiſche Geſchichte heraus, das unter den jetzigen Verhältniſſen wohl ſchwerlich zu großer Bedeutſamkeit kommen wird.

Dagegen iſt das litterariſche Muſeum, durch Wendt, Bauer, O. Müller geſtiftet, eine recht gute Anſtalt, auswärtige periodiſche Schriften und politiſche Zeitungen zu-

gänglich zu machen. Namentlich iſt anzuerkennen, daß durch die Unterſtützung der Bibliothek eine ſo reiche wiſſenſchaftliche Journaliſtik geboten wird, wie ſie wohl nicht leicht an einem andern Orte zu treffen iſt.

Zuletzt nur noch die Bemerkung, daß, wie hart auch unſer Urtheil in vielfacher Hinſicht ausgefallen ſein mag, wir durchaus nicht in perſönlicher Gereiztheit, ſondern nur im Intereſſe rückſichtsloſer, freier Wiſſenſchaftlichkeit geſprochen haben. Daß Göttingen in einem tiefen Verfall begriffen ſei, weiß ganz Deutſchland: es kam darauf an, dies allgemeine Urtheil einmal in allem Detail zu motiviren. Wird uns alſo unſere innigſte Theilnahme an der Sache der Wiſſenſchaft, der Vernunft und der Freiheit als Eingenommenſein gegen die Perſonen ausgelegt, ſo hat die wiſſenſchaftliche Oppoſition dieſes Schickſal mit der politiſchen in unſeren kleinlichen deutſchen Verhältniſſen gemein und wir werden uns darüber zu tröſten wiſſen. Vorläufig, hoffen wir, wird unſere Skizze, ſo flüchtig ſie auch nur hingeworfen werden konnte, doch manches Licht auf die wirklichen Zuſtände verbreitet haben und nicht aller zeitgemäßen Flamme entbehren:

„Es iſt ein Lied; wenn ihr's zuweilen ſingt,
So werdet ihr beſond're Wirkung ſpüren."

Die Poſaune des jüngſten Gerichts über Hegel, den Atheiſten und Antichriſten. Ein Ultimatum. Leipzig 1841. Otto Wigand.

„Poſaune!" „Jüngſtes Gericht!" „Atheiſt!" „Antichriſt!" Welch ein entſetzliches Geſchrei! Iſt der Lärm des Tages in der That ſo betäubend, daß man nicht anders mehr als durch Poſaunenruf und Donnerworte ſich vernehmlich machen kann? Oder läuft die Wiſſenſchaft, aus den Tempeln vertrieben, auf der Straße umher, und gilt es den Pöbel auf ſie zu hetzen? Wenn dem ſo iſt, dann ſind jene Worte, die auf dem Titel ſtehen, gut gewählt, und die Ueberſchriften der einzelnen Kapitel: „Hegel's Haß gegen Gott," „Zerſtörung der Religion," „Verachtung der heiligen Schrift" ꝛc. ꝛc. ſind es nicht minder.

Die Hegeliſche Philoſophie zeigt ſchon im erſten Stadium ihres geſchichtlichen Fortgangs einen von dem Verlauf aller bisherigen Syſteme weſentlich unterſchiedenen Charakter. Sie, die zuerſt ausgeſprochen, daß alle Philoſophie nichts Anderes ſei, als der Gedanke ihrer Zeit, ſie iſt auch die erſte, welche ſich ſelbſt als dieſen Gedanken der Zeit erkannt hat. Was die früheren Philoſophieen unbewußt und nur abſtract waren, das iſt ſie bewußt und concret; daher von jenen wohl geſagt werden konnte, daß ſie nur Gedanken waren und blieben; dieſe aber, die Hegelſche, ſich als der Gedanke darſtellt, der es nicht bleiben kann, ſondern von ſeinem Bewußtſein über ſich bewegt und befruchtet, That werden muß. Die Dialektik, die ſie am Begriffe aufweiſt, hat demnach dieſe Philoſophie an ſich ſelbſt zu vollziehen, und dieſer Proceß, dieſe Bewegung zur eignen Gegenſtändlichkeit und Actualität iſt ihre Geſchichte. Der Schellingſche Hohn, wonach der Hegelſche Begriff, nur um aus der Langenweile des bloß logiſchen Daſeins herauszukommen, ſich zum Andersſein fortbewegt, wird eine ſehr ernſte Antwort, die ernſthafteſte von allen, die hiſtoriſche erfahren. Nicht der Begriff allein, von dem ſie ausgeht, ſie ſelbſt, die ganze Philoſophie iſt ihres bloß logiſchen Seins müde, und will und muß etwas Anderes ſein. In dieſem Sinne iſt die Hegeliſche Philoſophie die Philoſophie der Revolution und die letzte aller Philoſophieen überhaupt. Der Weg zum Andersſein iſt angetreten. Das geſammte Daſein muß nun die Geſtaltung erhalten, die dem ſich ſelbſt begreifenden Gedanken gemäß iſt, und worin er ſich als gegenſtändlich zu erkennen vermag. Dies iſt Beruf und Zukunft derjenigen Philoſophie, die mit Hinweiſung auf ihre Vorfahren mit Recht auch von ſich hätte ſagen können: hier iſt mehr denn Salomo!

Von dem Gefühl dieſer herannahenden, oder vielmehr ſchon angebrochenen großen Umwälzung iſt die Atmoſphäre der Gegenwart geſchwängert; dies beweiſen die untrüglichſten Zeichen, vornehmlich die gewaltſamen Gemüthsbewegungen Derer, welchen die tragiſche Aufgabe zugetheilt worden, Formen, denen vor dem Anhauch des neuen Geiſtes die Seele entfährt, aufrecht zu erhalten, und ihre Kräfte gegen das Unbeſiegbare zu verbrauchen. Niemand bis jetzt hat für die Heftigkeit dieſer Aufregungen einen ſo erſchöpfenden und energiſchen Ausdruck gefunden, als der Verfaſſer der Schrift, über die wir hiermit berichten wollen; ſeine Anklage iſt von allen bisherigen die umfaſſendſte, und ſeine furchtbare Concurrenz bringt die übrigen Denuncianten um den Lohn ihres Gewerbes. Was wüthet Ihr, ſagt er, allein gegen Die, welche unter dem Namen der jüngeren Hegelianer bekannt, und zu einem kleinen Häuflein zuſammengerottet, die öffentliche Sicherheit gefährden? Warum gebt Ihr Euch das Anſehen, während Ihr ſie verfolgt, den Meiſter ſelbſt und ſeine ſogenannten älteren Schüler mit Achtung und Schonung zu behandeln? Ganz falſch und verkehrt! Sie, dieſe äußerſten Hegelianer, dieſe Feinde göttlicher und menſchlicher Ordnung, ſie ſind vielmehr die ächten Nachkommen, jene Aelteren aber ſind die Baſtarde der Hegelſchen Lehre. Kommt und ſeht mit mir, daß Hegel ſelbſt ſchon Alles enthält, und im Geiſte ſeines Syſtems enthalten muß, was Euch an den jüngſten ſeiner Jünger mit ſo gerechtem Abſcheu erfüllt. Ihr ſchaudert vor dem unperſönlichen immanenten Gott, an deſſen Aufſtellung jetzt mit verworfnem Eifer gearbeitet wird? Hegel ſelbſt hat mit den klarſten Worten, die einem Menſchen zu ſagen gegeben iſt, dieſe Unperſönlichkeit gelehrt. Entſetzt Ihr Euch vor der jetzt herrſchenden frechen Verachtung der Schrift? Leſet Hegel mit mir, und ich werde Euch zeigen, daß er die Schrift als Mythe behandelt, die zur Pädagogie des Menſchengeſchlechts gehörte und deren der erwachſene Begriff nicht mehr bedürfe. Ihr erſchreckt über die Verruchtheit, womit gegen poſitive Religion und Offenbarung gekämpft wird? Hegel ſelbſt faßt Religion und Offenbarung als Product des Selbſtbewußtſeins. Ihr eifert wider den Revolutionsgeiſt der jüngſten Philoſophie? Hegel ſelbſt war im höchſten Sinne revolutionär, hat die Revolution gerechtfertigt und geradeheraus geſagt, daß ein zeitliches Daſein, welches keine Wahrheit mehr hat, und ſo ſchamlos iſt, ſich dennoch erhalten zu wollen, abgeſchafft werden muß. Dies Alles und Schlimmeres hat Hegel gelehrt, ausdrücklich, mit unumwundenen Worten gelehrt. Er war der Feind, den Ihr großgezogen, die Schlange, die Ihr am eignen Buſen genährt habt. Nur diejenigen ſeiner Schüler alſo, die ſich zu denſelben, gegen Gott, Offenbarung und geſchichtlichen Staat gerichteten Lehren bekennen, ſind die wahren und ächten; die anderen hingegen, die ſich zwar vorzugsweiſe als ſeine Schüler benehmen, aber dabei auf ihre Uebereinſtimmung mit dem Poſitiven und Beſtehenden pochen, haben entweder durchaus

die Erkenntniß des Syſtems nicht, oder ſie haben es, und dann müſſen ſie als Krypto-Atheiſten und Krypto-Jacobiner entlarvt werden. Geſchieht es, daß jene ächten Nachfolger, die Junghegelianer, dieſe Aechtheit verläugnen und ſich als Abtrünnige von Hegel gebärden, ſo iſt dies Nichts als ein Strategem, zu dem Zwecke erſonnen, daß die Verworfenheit jener Lehren nur ihnen, nicht aber dem Meiſter zugeſchrieben werde, die Aufmerkſamkeit der Behörden und der Eifer der Gläubigen ſich ausſchließlich auf ſie wende, und unterdeß die eigentliche Wurzel des Verderbens, das Hegelſche Princip, Zeit gewinne, ſich im Stillen auszubreiten, und Kraft, ſpäteren Stürmen zu widerſtehen. Dieſe Liſt muß aufgedeckt und ihre Wirkung vereitelt werden, was am wirkſamſten zu erreichen iſt, wenn man aus Hegel's eignen Schriften und Vorträgen, mit ſeinen eignen Worten, und durch Sätze Jedermann verſtändlichen und unzweideutigen Ausdrucks ſonnenklar darthut, daß Hegel's Lehre und Tendenz mit den Lehren und Tendenzen der jüngern Schule Eins, und die Behauptung weſentlicher Differenz Nichts als Lug und Trug iſt. Die Althegelianer aber müſſen aus ihrem Verſteck heraus an das Licht des Tages geriſſen und gezwungen werden, zu bekennen, entweder daß ſie getäuſcht worden ſind, oder daß ſie getäuſcht haben. Im erſten Falle haben ſie auf alle weitere Jüngerſchaft Hegel's zu verzichten, im andern müſſen ſie von Aemtern und Würden entfernt werden, die ſie bisher doch nur unter dem Schutz des Mißverſtandes oder der Heuchelei inne behalten haben.

Dies iſt Inhalt und Abſicht der vorliegenden Schrift. Sie kann eine bedeutende Wirkung nicht verfehlen, auf die Frommen und poſitiv Gläubigen, auf das größere Publicum überhaupt, auf die älteren Hegelianer insbeſondere. Auch denen, die man Junghegelianer nennt, kann ſie, von mancher Seite betrachtet, nur willkommen ſein. Denn was jene Anſchuldigung des Strategems betrifft, ſo iſt ſie ſelbſt ein offenbares Strategem, in der Abſicht erſonnen, die kühnſten, und wegen ihrer inciſiven Thätigkeit ohnehin gefürchtetſten Köpfe der Schule als Verſchworne, die nach liſtigem Einverſtändniß handeln, verdächtig zu machen. Dieſe Verſchwörung wird bei den Leſern ſchwerlich mehr Glauben finden, als der Verfaſſer ſelbſt ſeiner ſpitzfindigen Combination mag beigemeſſen haben. Principielle Abweichung von Hegel hat überdies die jüngere Schule niemals behauptet. Abweichung wohl, aber nicht vom Princip, ſondern nur actuelles Herausgehen aus demſelben. Denn dieſe Schule iſt eben der Anfang des Andersſeins, wovon oben die Rede geweſen. Wird ſie daher in einer, auf allgemeine Verſtändlichkeit und Wirkung zielenden Schrift als nach Princip und Ergebniß mit der Hegelſchen Philoſophie identiſch nachgewieſen, ſo kann ſie nichts dagegen haben, ſich auch dem großen Publicum gegenüber als auf dem ſichern Grunde eines geſchloßnen Gedankenſyſtems ruhend und mit deſſen Anſehen bekleidet, dargeſtellt zu finden. Die Schmähungen aber gegen ſie erreichen in dieſer Schrift eine Höhe, worauf ſie ihre eigne Ironie mit ſich führen, und demnach auf alle zukünftigen Bemühungen ähnlicher Art nur von reinigendem Einfluß ſein können. Endlich kann der jüngeren Schule eine Publication nur erfreulich ſein, welche unausweichlich dahin wirken muß, ſie von der bloßſtellenden, durch Hegel's Namen doch immer noch vermittelten Gemeinſchaft mit den „Aelteren" gründlich und vollſtändig zu befreien.

Dieſe Aelteren bringt die vorliegende Schrift in das peinlichſte Gedränge. Den lauten Poſaunenton, womit ihnen hier die ſchlagendſten Sätze des Meiſters gellend ins Ohr gerufen werden, können ſie nicht ignoriren. Wenn es der jüngeren Schule ſonſt wohl begegnete, daß ein analoges Verfahren gegen ſie verſucht und dieſe oder jene Aeußerung Hegel's ihnen in polemiſcher Abſicht vorgehalten wurde, ſo hatten ſie die Befugniß, dieſe Art der Argumentirung entſchieden zurückzuweiſen. Ihr kam es nicht auf das an, was Hegel da oder dort geſagt haben konnte, ſondern auf das, was er, dem Princip gemäß, überall und immer geſagt haben mußte. Der Geiſt iſt ſtark, das Fleiſch ſchwach, und es iſt nur allzugewiß, daß Hegel gar manches Wort geſprochen und geſchrieben, hinter welchem er, ſinkenden Hauptes, ſein Eli Eli lama abſabthani hätte ausrufen können. Das Nebenher ſolchen Wortes konnte aber für die Jünger der logiſchen Nothwendigkeit keine Bedeutung haben. Anders ſind die Althegelianer, die poſitiven zumal, geſtellt. Unergriffen von der innerſten Weſenheit des Syſtems, welches, als Explication des Begriffs und als nur dieſe Explication, das allein zum Inhalt haben kann, was dieſe Selbſtentfaltung hervorbringt, haben dieſe ſogenannten Schüler in ſchmählicher Vergeſſenheit dieſer Alles beherrſchenden Hauptbeſtimmung des Syſtems, die eitelſte, ſchlechteſte Gedankenwillkür geübt, ſtatt des Cultus der abſoluten Idee, ſchimpflichen Umgang mit den loſeſten Fictionen gepflogen, und trotz dem Anſpruch, einer Philoſophie anzugehören, innerhalb welcher jede andere Berufung als die auf das logiſche Verhältniß ſelbſt ſchlechterdings ſinnlos iſt, haben ſie bald ihre eignen Einfälle, Meinungen, Phantaſtereien, bald ihren Herzensbedarf, endlich auch Stellen bald aus den heiligen, bald aus den Hegelſchen Schriften zur Hilfe und zum Zeugniß der Frömmigkeit ihrer Wiſſenſchaft herangezogen. Sie alſo können die Argumentation durch unwiderleglich ächte Citate nicht abweiſen und könnten es ſelbſt dann nicht, wenn dieſe Citate ohne innern Zuſammenhang mit dem Syſtem und, als ſolche, gleichgültig gegen daſſelbe wären. Denn Satz gegen Satz und Stelle gegen Stelle gehalten, ſo beweiſen die vom Verfaſſer ebenſo viel als die von ihnen beigebrachten, oder ſie beweiſen insgeſammt gar Nichts. In beiden Fällen kommen die wiſſenſchaftsloſen Phariſäer, die durch Berufung auf des Meiſters Schriftſtellen ihr Heil zu wahren denken, in eine Verlegenheit, die nicht anders als mit ihrer vollſtändigen philoſophiſchen Annullirung endigen kann. Dann ſteht ihrer Einkehr in den Schooß der Gläubigen Nichts mehr im Wege, wie denn unſer Verfaſſer ihnen deutlich zu verſtehen giebt, daß es nur noch ihr äußerlich philoſophiſcher Tic iſt, der die Gläubigen abhält, ſie in ihre Arme zu ſchließen.

Mit weit größerem Lobe für ihre dem Chriſtenthum erwieſene Anhänglichkeit wendet ſich der Verf. an jene wohlgeſinnten, auf ihre Unabhängigkeit von Hegel ſtolzen Herren, die ſich den Namen der poſitiven Philoſophen gegeben haben. Doch muß man glauben, daß die ſchonend ſüßen Vorwürfe, die ſie hier um ihrer vorgehaltenen philoſophiſchen Larve willen zu hören bekommen, ſie weit empfindlicher als der härteſte Angriff verwunden werden. Nicht nur, daß der Ton hoffnungsvoll brüderlicher Gemeinſchaft, in dem ſie angeredet werden, den Stolz ihrer Einſamkeit, ihres unbeſtrittenen und einzigen Gutes, bitter kränken muß, ſo iſt es auch eine ſchmerzliche Demüthigung ihres Hochgefühls, daß ihnen hier in Form der freundſchaftlichſten Vorſtellungen

zu Gemüth geführt wird, wie nutzlos ihr ganzes Thun und Treiben sei, wie Niemand sie beachte, noch irgend eine Wirkung von ihnen erwarte, Niemand auch sie jemals zum Kampfe gegen das Ungeheuer des Hegelschen Begriffs herbeigerufen habe. In der That sind diese Herren den Hauderern zu vergleichen, welche, durch Eil- und Dampfwagen von den großen Straßen des Weltverkehrs verdrängt, ihr Gewerbe auf Seitenwegen treiben, wo sie durch Fortschaffung von Krämern und Kleinstädtern sich unbemerkt ihren leidlichen Unterhalt verschaffen. Eines ernstlichen Angriffs sind diese „Wohlgesinnten" von keiner Seite würdig erachtet worden; Strauß hat sie in seiner Dogmatik mit dem Humor der vollkommensten Geringschätzung abgefertigt, und nun erhalten sie durch die zutrauliche Anrede und die christlichen Ermahnungen unseres Verf. den Gnadenstoß. Wie sich diese ferner um einander herumdrehen, wie Alle hoch und theuer versichern, keine Pantheisten zu sein, Jeder aber dem Andern Pantheismus vor- und nachwirft; wie sie einander rühmen und loben, das Lob aber gleich darauf wieder zurücknehmen; wie Jeder sich bescheiden dem Andern unterordnet, um unmittelbar hinterher seine Verdienste über die aller Uebrigen zu erheben; wie der Eine nicht zugeben kann, daß der Andere sein System irgend widerlegt habe, obgleich er diesen Andern einen der größten Denker aller Zeiten nennt; wie Jeder von ihnen auf seine Selbständigkeit pocht, Alle aber sich unterthänig auf Schelling berufen, dabei aber das Fundament des Schellingschen Realprincips gar nicht zu kennen eingestehen; endlich wie sie Alle um die Wette nach solidem Theismus laufen, unterwegs aber immer wieder über den Pantheismus stolpern und dann plötzlich innehalten, um einander erschrocken zu fragen, ob ihr Weg sie nicht zuletzt gegen ihren Willen zum Atheismus führen werde; kurz dieses ganze, durch und durch hohle, eitle und durchlöcherte Dilettantenwesen dieser philosophischen Eunuchen hätte die herbste Kritik nicht treffender in seiner nackten Bettlerblöße darstellen können, als es hier der Sprache väterlicher, ja priesterlicher Paräneſe gelungen ist.

Also weder Althegelianer, noch die positiven Herren Philosophen findet der Verf. zur Theilnahme am christlichen Kampfe wider Hegelsche Gottlosigkeit brauchbar; er sieht sich nach andern Seiten um und trifft auf die Schleiermachersche Theologie, bei der er sich aber kaum aufhält, sondern die er mit den Worten der Offenbarung: „Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde," bei Seite läßt. Endlich geräth er, wie billig, auch auf den bekannten hallischen Kämpen; aber indem er seine großen Verdienste um die gute Sache rühmt, entdeckt er an ihm schon bei der ersten Durchsuchung so vielfältigen durch das Gift weltlicher Halbbildung hervorgetriebenen Aussatz, daß er auch ihn, als immer noch Unreinen von der Stätte des heiligen Kampfes fern halten muß. So begiebt er sich denn ohne Genossen in die Schlacht. Waffe und Rüstung ist ihm die heilige Schrift. Unter ihrem Schutz wagt er sich muthig in die Höhle des Atheismus, sucht dort den Feind, ihn, Hegel, den Antichristen, auf, findet ihn, reißt ihn ans Tageslicht hervor, und nachdem er ihn in seiner vollen Abscheulichkeit vor den Augen des gesammten Volkes hingestellt, nimmt er eine große Anzahl Bibelstellen in die Hand, und schleudert sie diesem lebendigen Satan ins Antlitz. Es kann nicht fehlen, daß die Emphase eines solchen Schauspiels oftmals an das Sonderbare streift, und auch der ernsthafteste Leser nicht immer vor den Anwandlungen geschützt bleibt, welche übertriebener Eifer zu erregen pflegt. Wenn der Verf. in der Vorrede versichert, sein anfängliches Vorhaben sei gewesen, seine Arbeit in zehn Hörner einzutheilen, um damit die Hörner jenes Thieres, „das seinen Mund aufthat wider Gott," niederzustoßen, und er habe darauf nur deshalb verzichtet, weil er gefunden, daß Hegel mehr Hörner habe, als jenes Thier; so kann dies hinreichen, von der Haltung der ganzen Schrift eine Vorstellung zu geben.

Mögen denn nun die sogenannten Althegelianer, diese süßen Supplicanten der „Versöhnung" und ängstlichen Prediger der „Uebereinstimmung" zusehen, wie sie sich von dem Schlage, den diese Schrift gegen sie führt, erholen wollen. Das größere gelehrte Publicum, dessen speculativer Unfähigkeit das Ganze des Systems der Wissenschaft verschlossen war, ist nun durch die zahlreichen, aus Hegel's Werken richtig entnommenen, auch alltäglicher Bildung zugänglichen Citate des Verf. in Stand gesetzt, ungefähr zu urtheilen, welche Bewandtniß es zuletzt mit jener Versöhnung und Uebereinstimmung der neuesten Philosophie und des positiven Christenthums haben mag. Die Citate sind da; sie streichen ist untunlich; ihr Gewicht durch Exegese schwächen, ihrer Natur nach unmöglich; sie überhaupt für unerheblich erklären ist Denen am wenigsten gestattet, die sich aus den schlimmsten ihrer Bedrängnisse stets durch Citate zu helfen gesucht haben. Also bleibt ihnen nur offnes Geständniß und Bekenntniß übrig, wollen sie anders einer Verurtheilung in contumaciam sammt ihren Folgen entgehen. Dem Verf. übrigens kann das Zeugniß philosophischer Bildung nicht versagt werden, und wenn die Spürkraft, womit er alle für seinen Zweck tauglichen Stellen aus Hegel aufgefunden, für den inquisitorischen Instinct der Verfolgung charakteristisch ist, so zeugen die Kapitel, in denen er nicht sowohl excerpirend als vielmehr darstellend zu Werke geht, von einem Verständniß, wie es solchem Fanatismus nicht eigen zu sein pflegt. Die jüngere Schule bleibt von seiner Arbeit unberührt. Gebildet und erzogen im Ganzen und durch das Ganze des Systems achtet sie des einzelnen Satzes nur, sofern er Moment dieses Ganzen ist; durch isolirtes Hervortreten kann er daher für sie keine neue Bedeutung gewinnen. Die Ergebnisse des Systems, die doch nichts Anderes sind, als das entwickelte Princip selber, hat diese Schule, wie man weiß, nicht verborgen gehalten; vielmehr erkennt sie in dem Arbeiten an ihrer Objectivirung das ihr zunächst Eigenthümliche, und der kindische Anachronismus der Geheimlehre rührt bekanntlich nicht von ihr her. Für die vielfache Unbill der Zeit, die ihr widerfährt, kann sie sich durch den Anblick des geistigen Lebens der Gegenwart schadlos halten, deren innerste Bewegungen, Niemand kann es sich verbergen, durch ihren Einfluß und ihre Wirksamkeit hervorgerufen worden.

Der Verf. kündigt zu seiner Schrift einen zweiten Theil an, worin in der Weise des ersten die Hegelsche Kunst- und Staatsphilosophie durchgenommen werden soll. *d. p.*

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

23. December. № 150. 1841.

Einige Bemerkungen über den „Anfang der Philosophie" von Dr. J. F. Reiff.

„Die Philosophie unterscheidet sich von den realen Wissenschaften dadurch, daß ihr Gegenstand ihr nicht gegeben ist, und daß sie keine Grundsätze und keine Methode fertig hat, um ihren Gegenstand zu denken. Die Philosophie ist voraussetzungslos. Diese Voraussetzungslosigkeit ist ihr Anfang, derjenige Anfang, durch welchen sie sich von allen andern Wissenschaften unterscheidet. Sie ist der Begriff der Philosophie, so wie derselbe in ihrem Anfang auftritt." „Etwas voraussetzen heißt ein Gegebenes für eine weitere Betrachtung zu Grunde legen." So wird in dieser Schrift der Anfang, der erste Begriff der Philosophie bestimmt. Aber diese Bestimmung ist keineswegs, in solcher uneingeschränkten Allgemeinheit ausgesprochen, so unbezweifelbar gewiß, frei und voraussetzungslos, als sie hier ohne Weiteres vorausgesetzt wird. Wenn die „realen Wissenschaften" es einmal zu einer bestimmten Existenz gebracht haben, so ist allerdings ihr Gegenstand und ihre Methode gegeben, aber nicht, so lange sie im Werden begriffen sind. Die Aufgabe der Wissenschaft überhaupt ist, nicht etwa den Gegenstand aufzuheben, Gott bewahre! — das, was *nicht* gegenständlich ist, *gegenständlich* zu machen. Aber was nicht Gegenstand, ist begreiflicher Weise nicht gegeben — alle Wissenschaft beginnt daher ohne Datum, beginnt bodenlos. Denn was ist das Nichtgegenständliche? — Alles, was ist — auch das sinnlichste, auch das gemeinste, alltäglichste Ding, so lange es nur ein Gegenstand des Lebensgenusses oder der gemeinen Anschauung, nicht der Wissenschaft ist. Ein sehr lehrreiches und interessantes Beispiel liefert die Luft. Sie ist das uns wesentlichste, allernächste, unentbehrlichste, das ein- und zudringlichste Außenwesen, und doch, wie lange hat sie selbst noch die Physiker und Philosophen zum Besten gehabt, wie lange dauerte es, bis auch nur ihre Elementareigenschaften, die Schwere und Expansibilität uns Gegenstand wurden! Es ist daher nichts absurder, als wenn man das „Jenseits, das Geisterreich" und dergleichen Dinge oder Undinge als ungegenständliche und unnahbare, als mysteriöse Dinge bezeichnet. Längst war den Menschen das Geisterreich aufgeschlossen, als ihnen noch das Reich der Lüfte verschlossen war; eher lehren sie im Lichte einer andern, als im Lichte dieser Welt; eher kannten sie die Schätze des Himmels, als die Schätze der Erde. Das Nächste ist gerade dem Menschen das Fernste; weil es ihm für kein Geheimniß gilt, eben deswegen ist es ihm ein Geheimniß, weil es ihm *immer*, ist es ihm *nimmer* Gegenstand.

Ungegenständliches gegenständlich, Unfaßliches faßlich machen, d. h. Etwas aus einem Object des Lebensgenusses zu einem Gedankending, einem Gegenstand des *Wissens* erheben — dies ist daher ein absoluter, ein philosophischer Act — derselbe Act, dem die Philosophie, das Wissen überhaupt sein Dasein verdankt. Die unmittelbare Folge hievon aber ist, daß der Anfang der Philosophie der Anfang des *Wissens überhaupt* ist, nicht der Anfang ihrer als eines *besondern*, vom Wissen der realen Wissenschaften *unterschiedenen* Wissens. Dies bestätigt selbst die Geschichte. Die Philosophie ist die Mutter der Wissenschaften. Die ersten Naturforscher waren Philosophen, wie in der alten, so in der neuern Zeit. Darauf macht nun allerdings auf eine erfreuliche Weise auch der Verf. vorliegender Schrift aufmerksam, aber nicht, wie er sollte, am Anfang, sondern am Ende der Philosophie. Denn wenn der Anfang des philosophischen und empirischen Wissens ursprünglich ein und derselbe Act ist, so hat offenbar die Philosophie die Aufgabe, sich sogleich von vornherein an diesen gemeinschaftlichen Ursprung zu erinnern und folglich nicht mit dem *Unterschiede* von der (wissenschaftlichen) Empirie, sondern vielmehr mit der *Identität* mit derselben zu beginnen. Im Verlaufe mag sie, ja soll sie sich von ihr scheiden; aber beginnt sie mit der Absonderung, so wird sie sich nimmermehr am Ende auf wahrhafte Weise mit ihr befreunden, wie man doch will, denn durch ihren aparten Anfang kommt sie nicht über die Stellung einer aparten Wissenschaft hinaus, behält sie gleichsam stets die verzwickte Haltung einer superdelicaten Persönlichkeit, die sich allein schon durch die Berührung eines Handwerkzeuges der Empirie zu entwürdigen glaubt, gleich als wäre einzig und allein nur der Gänsekiel das Offenbarungsorgan und Instrument der Wahrheit, nicht auch der Teleskop der Astronomie, das Löthrohr der Mineralogie, der Hammer der Geologie, die Loupe des Botanikers. Allerdings ist das eine bornirte, eine miserable Empirie, die sich nicht bis zum philosophischen Denken er-

hebt oder wenigſtens nicht erheben will; aber eben ſo beſchränkt iſt eine Philoſophie, die nicht zur Empirie herabſteigt. Aber wie kommt die Philoſophie zur Empirie? Dadurch, daß ſie ſich nur die Reſultate der Empirie aneignet? Nein! Nur dadurch, daß ſie die empiriſche Thätigkeit auch als eine philoſophiſche Thätigkeit anerkennt — anerkennt, daß auch das Sehen Denken iſt, auch die Sinneswerkzeuge Organe der Philoſophie ſind. Die neuere Philoſophie unterſchied ſich eben gerade dadurch von der ſcholaſtiſchen, daß ſie die empiriſche Thätigkeit mit der Denkthätigkeit wieder verband, daß ſie dem von den wirklichen Dingen abgeſonderten Denken gegenüber den Grundſatz aufſtellte: duce sensu philosophandum esse. Gehen wir daher auf den Anfang der neuern Philoſophie zurück, ſo kommen wir auf den wahren Anfang der Philoſophie. Die Philoſophie kommt nicht am Ende erſt auf die Realität, ſie beginnt vielmehr mit der Realität. Dies allein iſt der natürliche, d. i. ſachgemäße und wahre Gang, nicht der, welchen der Verf. im Einklang mit der ſpeculativen Philoſophie ſeit Fichte einſchlägt. Der Geiſt folgt auf den Sinn, nicht der Sinn auf den Geiſt; der Geiſt iſt das Ende, nicht der Anfang der Dinge. Der Uebergang von der Empirie zur Philoſophie iſt Nothwendigkeit, der Uebergang von der Philoſophie zur Empirie luxuriöſe Willkür. Die Philoſophie, die mit der Empirie beginnt, bleibt ewig jung, die Philoſophie aber, die mit der Empirie ſchließt, wird zuletzt altersſchwach, lebensſatt, ihrer ſelbſt überdrüſſig. Denn wenn wir mit der Realität beginnen und in ihr bleiben, ſo iſt die Philoſophie uns ein immerwährendes Bedürfniß, die Empirie läßt uns bei jedem Schritte im Stiche und treibt uns ſo ſtets auf das Denken zurück. Endlich iſt daher die mit der Empirie ſchließende, unendlich die mit ihr beginnende Philoſophie; dieſe hat immer Stoff zum Denken, jener geht am Schluſſe der Verſtand aus. Die Philoſophie, die mit dem Gedanken ohne Realität beginnt, ſchließt conſequent mit einer gedankenloſen Realität. Schreiber dieſes hat nichts dagegen, wenn man ihn ob dieſes eben ausgeſprochenen Gedankens des Empirismus zeiht. Er für ſeinen Theil hält es wenigſtens für ehrenvoller und vernünftiger, mit der Nicht-Philoſophie zu beginnen und mit der Philoſophie zu enden, als umgekehrt, wie ſo mancher „große" Philoſoph Deutſchlands — exempla sunt odiosa — das curriculum vitae mit der Philoſophie zu eröffnen und mit der Nichtphiloſophie zu beſchließen. — Uebrigens läßt ſich der Weg von der Empirie zur Philoſophie auch recht gut ſpeculativ begründen. Wenn nämlich, wie nicht zu bezweifeln, die Natur die Baſis des Geiſtes iſt, aber nicht deswegen, weil, wie in der Lehre des Myſticismus, die Natur Finſterniß, der Geiſt Licht iſt und das Licht ſich nur aus der Finſterniß entwickelt, ſondern vielmehr deswegen, weil die Natur ſelbſt ſchon Licht, Geiſt, Zweck, Vernunft iſt: ſo iſt nothwendig auch der objectiv begründete Anfang, die wahre Baſis der Philoſophie die Natur. Die Philoſophie muß mit ihrer Antitheſe, mit ihrem *Alter* Ego beginnen; widrigenfalls bleibt ſie ſtets ſubjectiv, ſtets im Ich befangen. Die nichts vorausſetzende Philoſophie iſt die ſich ſelbſt vorausſetzende, unmittelbar mit ſich ſelbſt beginnende Philoſophie.

Als den vorausſetzungsloſen Anfang der Philoſophie beſtimmt Reiff näher „das Ich, das reine Ich," und zwar alſo: „Ein Gegebenes als ſolches, ſofern es überhaupt dem Ich gegeben iſt, iſt ein Anderes, als Ich. Aber es iſt nicht gegeben als Anderes, ſondern Ich unterſcheidet das Gegebene als Anderes von ſich, es erfaßt ſich im Unterſchied von ihm; es ſpricht es aus, daß das Gegebene nicht Ich, ſondern ein Anderes als Ich iſt. Dies iſt nur möglich durch den Act der Unterſcheidung vom Gegebenen, damit ſetzt Ich das Gegebene als ein Andres, als es, nämlich das Ich iſt. Das Gegebene iſt alſo bereits verſchwunden. Es iſt das Andere des Ich geworden. Dieſes Andere iſt nur im unterſcheidenden Act des Ich." Allein iſt denn dieſes von den Dingen ſich abſondernde, das Gegenſtändliche als das Andere ſeiner ſetzende und dadurch aufhebende Ich kein hypothetiſches Ich? Iſt wenigſtens dieſes Ich nicht das Ich eines beſondern Standpunktes? Dieſer Standpunkt aber ohne Weiteres ein nothwendiger, abſoluter, der Standpunkt, auf den ſich die Philoſophie ſtellen muß, wenn ſie Philoſophie ſein will? Iſt denn das Object weiter gar nichts als Object? Sicherlich iſt es das Andere des Ich, aber kann ich nicht auch umgekehrt ſagen: das Ich iſt das Andere, das Object des Objects und folglich auch das Object ein Ich? Wie kommt denn das Ich dazu, ein Anderes zu ſetzen? Nur dadurch, daß es daſſelbe in Beziehung auf das Object iſt, was das Object in Beziehung auf das Ich iſt. Aber das Ich geſteht ſich dies freilich nur auf indirecte Weiſe ein, indem es ſein Paſſivum zu einem Activum macht. Wer jedoch das Ich ſelbſt zum Object der Kritik macht, erkennt, daß das freiwillige Setzen des Objects von Seiten des Ich aus in Wahrheit nichts Anderes ausdrückt, als das unfreiwillige Geſetztſein des Ich von Seiten des Objects. Wenn aber das Object nicht nur ein Geſetztes, ſondern auch (um in dieſer abſtracten Sprache zu bleiben) ein ſich ſelbſt Setzendes iſt, ſo erhellt, daß das vorausſetzungsloſe, das Object von ſich ausſchließende und verneinende Ich nur eine Vorausſetzung des ſubjectiven Ich iſt, gegen welche das Object proteſtirt, folglich kein univerſelles, zureichendes Deductionsprincip, wofür es dem Verf. gilt. Wenn daher die ſich ſelbſt vorausſetzende, im Anfang eigentlich ſchon mit ſich fertige Philoſophie ihr weſentlichſtes Intereſſe in die Beantwortung der Frage ſetzt: wie kommt Ich zur Annahme einer Welt, eines Objects; ſo ſtellt die ſich

objectiv erzeugende, mit ihrer Antitheſe beginnende Philoſophie vielmehr ſich die entgegengeſetzte, weit intereſſantere und fruchtbarere Frage: wie kommen wir zur Annahme eines Ich, welches alſo fragt und fragen kann?

Es iſt richtig, daß nichts an und in das Ich kommen kann, wofür ſich nicht im Ich ſelbſt ein Grund, wenigſtens eine Empfänglichkeit auffinden läßt, daß inſofern jede Beſtimmung von Außen zuletzt zugleich eine Selbſtbeſtimmung, daß der Gegenſtand ſelbſt nichts Anderes iſt, als das gegenſtändliche Ich. Aber eben ſo wie das Ich im Gegenſtande, eben ſo ſetzt und bewährt ſich der Gegenſtand im Ich. Die Realität des Ich im Gegenſtande iſt zugleich die Realität des Gegenſtandes im Ich. Käme es nur auf die Eindrücke des Objects an, wie der geiſtloſe Materialismus und Empirismus meinen, ſo könnten, ja müßten auch ſchon die Thiere Phyſiker ſein; käme es nur auf das Ich an, ſo könnten nicht andere vom Ich unterſchiedene Weſen außer uns die nämlichen oder doch analoge Eindrücke, wie wir, von den nämlichen Gegenſtänden empfangen. Wohl iſt der Eindruck auf das Ich „unterſchieden von dem Eindrucke, den der Finger auf das Wachs macht;“ allein auch der Eindruck auf das Wachs iſt unterſchieden von dem Eindruck auf den Talg, auf den Kalk oder irgend einen andern Körper. Der Talg iſt geſchmeidig oder vielmehr mild und biegſam, doch bei Weitem nicht ſo nachgiebig, ſo charakterlos, wie das Wachs, aber an der impertinenten Derbheit des Calcareus denſus ſcheitert jeder Verſuch, mit dem Finger in ſein Weſen einzudringen. Der Grund daher, daß ich auf das Wachs drücken kann, ohne von ihm einen andern Eindruck zu empfangen, als höchſtens den ſchmierigen des Semper aliquid haeret, liegt in der Qualität ſeiner eigenen Charakterloſigkeit; wie umgekehrt der Grund, daß ich auf den Kalk nicht drücken kann, ohne von ihm empfindlich gedrückt zu werden, in ſeiner eignen felſenfeſten Kraft. Schon Theophraſt bemerkt in ſeiner Abhandlung von den Steinarten, daß „die verſchiedenen Steinarten auch verſchieden behandelt werden müſſen“ — gerade alſo ſo wie die Ichbegabten Menſchen, die auch nicht alle über einen Leiſten geſchlagen werden wollen und können.

Schiebe man alſo nicht auf die Virtuoſität und Univerſalität des Ich allein, was auch der eignen Lebenskraft und Individualität der Dinge angehört, darum auf die nämliche oder doch analoge Weiſe das Nicht-Ich wie das Ich afficirt. Die Wärme der Frühlingsſonne, die das menſchliche Ich aus den Feſſeln der froſtigen Bureaukratie ins Freie hinauslockt, zieht auch die Eidechſen und Blindſchleichen aus ihren Schlupfwinkeln ans Licht hervor. Die Stapelia hirsuta hat nicht nur für uns, ſondern auch für die Aasfliege den Geruch des Aaſes, ſonſt würde ſie nicht von dieſem Geruche verführt derſelben ihre Eier anvertrauen. Der Bergkryſtall, welcher den Strahlen des Lichtes keine Grenzen ſetzt, läßt eben deswegen auch unſere Blicke frei durch ſich hindurch paſſiren, zum größten Gaudium für unſere Augen, und das für unſer Gefühl unwichtige Wachs macht auch auf das Waſſer nur einen oberflächlichen Eindruck, während der gravitätiſche Kalkſtein, der im Waſſer bis auf den Grund dringt, auch unſer Ich zu Boden drückt. Wie glücklich wären wir daran, wenn die Natur ihre Reize nur unſerm Ich enthüllte! O wie glücklich! Dann würde keine Honig- oder Wachsmotte unſere Bienenſtöcke, kein Rüſſelkäfer unſere Kornböden, keine Kohlweißlingsraupe unſere Gemüſegärten zu Grunde richten. Allein was uns ſüß und lieblich ſchmeckt, mundet auch andern Weſen außer uns. Hinc lacrymae illae.

Oder ſollten der Geſchmack und Geruch, weil wir hier ſelbſt mit den Rüſſelkäfern und Kohlweißlingen in Colliſion und Rivalität gerathen, unter der Würde des menſchlichen Ich ſein? Sollten ſie, wie die Sinne überhaupt, nicht mehr zu unſerm Ich, ſollten ſie ſchon gleichſam zu den Weſen außer und unter uns gehören? Aber wenn dir das Auge blind, das Ohr taub, der Geſchmack und Geruch ſtumpf werden, wirſt du dich nicht höchſt elend und unglücklich, wie leiblich, ſo auch geiſtig, fühlen, wirſt du nicht tauſendmal des Tages ſchmerzlichſt ausrufen: O hätte ich meine Sinne wieder! und dadurch offen eingeſtehen und erklären, daß allerdings auch die Sinne zu deinem Ich gehören, daß du — du ſage ich, Du ſelbſt, nicht bloß dein Leib — ohne Sinne oder mit unvollkommnen Sinnen ein erbarmungswürdiger Krüppel biſt? Oder ſollte das Ich, welches durch den Verluſt der Sinne defect, krüppelhaft wird, wie z. B. dein oder wenigſtens mein Ich, welches ſo ehrlich iſt, einzugeſtehen, daß es einen Theil ſeiner ſelbſt verloren, wenn es einen Theil ſeines Körpers verloren, ſollte dieſes Ich nicht das ſpeculative Ich ſein? Aber was ſoll denn dann dieſes Ich der Speculation für ein Ich ſein? Wie kann von der „Gemeinempfindung, vom Trieb, vom Sinn“ und dergleichen Dingen die Rede ſein, wenn es ein vom wirklichen Ich unterſchiedenes Ich iſt? Wie könnte es den Namen Ich beibehalten, wenn es ſeine Affinität mit dem empiriſchen Ich verläugnen wollte? Vielmehr wird das ſpeculative Ich vor unſerm empiriſchen keine andere Diſtinction voraushaben wollen, als daß es das Ich iſt, worunter ſich Jeder, der Ich ſagt, ohne Unterſchied befaſſen kann, — das von allen Particularitäten, Unweſentlichkeiten und Zufälligkeiten der Empirie gereinigte Ich. Aber zu dieſen Particularitäten und Zufälligkeiten iſt offenbar nicht der Leib zu rechnen. Alſo gehört auch zum ſpeculativen Ich der Leib, wenigſtens der ſpeculative Leib; denn es iſt nicht einzuſehen, warum wir nur dem Ich, nicht auch dem Leib den Unterſchied zwiſchen dem Nothwendigen und Zufälligen vergönnen ſollten, nicht einzuſehen alſo, warum wir nicht

eben ſo gut wie das Ich ſo auch den Leib von allen Ungehörigkeiten und Zufälligkeiten ſollten ſäubern dürfen.

Das Ich iſt beleibt — heißt aber nichts Anderes als: das Ich iſt nicht nur ein Activum, ſondern auch Paſſivum. Und es iſt falſch, dieſe Paſſivität des Ich unmittelbar aus ſeiner Activität ableiten oder als Activität darſtellen zu wollen. Im Gegentheil: das Paſſivum des Ich iſt das Activum des Objects. Weil auch das Object thätig iſt, leidet das Ich — ein Leiden, deſſen ſich übrigens das Ich nicht zu ſchämen hat, denn das Object gehört ſelbſt zum innerſten Weſen des Ich.

Aber eben deswegen iſt es im höchſten Grade einſeitig und parteiiſch, wenn man abgeſondert von den Gegenſtänden alle Beſtimmungen des Ich als bloße Selbſtbeſtimmungen deſſelben betrachten und darſtellen will, überdem auch völlig unausführbar. Das eigne Vermögen des Ich nämlich reicht keineswegs aus, um alle ſeine Bedürfniſſe zu beſtreiten; es muß daher nolens volens die fehlenden Mittel der objectiven Welt, reſpective dem eignen Leibe abborgen. So iſt z. B. offenbar „die Empfindung der animaliſchen Wärme," welche das Ich in der Pſychologie bekommt, rein körperlichen Urſprungs. Aber wie ſtimmt dies mit dem nur aus ſich ſelbſt Alles ſchöpfenden Ich zuſammen? Wie kommt das beunruhigende Feuer der animaliſchen Wärme in die „gnoſtiſche σιγή des nur in ſich concentrirten Ich"? Etwa deswegen, weil dem Wechſel der äußern Temperatur gegenüber die animaliſche Wärme eine eigne Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit behauptet? Aber auch dieſe Unabhängigkeit hat ihre Grenze, die uns ſogleich an die Unzertrennlichkeit des Subjects und Objects erinnert. Unter dem Aequator ſind Menſchen plötzlich geſtorben, wenn ſich die Temperatur 40° näherte. Oder iſt der animaliſche Leib überhaupt ſo identiſch mit dem Ich, daß es aus ſich ſelbſt ſchöpft, was es aus dem Leibe ſchöpft? Allein das Ich iſt keineswegs „durch ſich ſelbſt" als ſolches, ſondern durch ſich als leibliches Weſen, alſo durch den Leib der „Welt offen". Dem abſolvirten Ich gegenüber iſt der Leib die objective Welt. Durch den Leib iſt Ich nicht Ich, ſondern Object. Im Leib ſein, heißt in der Welt ſein. So viel Sinne — ſo viel Poren, ſo viel Blößen. Der Leib iſt nichts als das poröſe Ich. Oder ſoll nur die Empfindung der animaliſchen Wärme als Empfindung dem Ich angehören? Aber was iſt Empfindung ohne Wärme? Was bleibt denn überhaupt übrig, wenn ich vom Gegenſtand oder Inhalt der Empfindungen oder Thätigkeiten des Ich abſtrahire? Wie kann ich z. B. die Empfindung oder Thätigkeit des Sehens dem Ich beilegen, wie ſie in die Pſychologie aufnehmen, wie definiren, wenn ich von dem Gegenſtande derſelben, dem Lichte abſtrahire? Das Sehen iſt aber zunächſt gar nichts Andres, als die Empfindung oder Wahrnehmung des Lichts, die Empfindung des Helleſeins überhaupt; das Auge der „Lichtſinn". Sehen ohne Licht iſt eben ſo viel als Athmen ohne Luft; Sehen iſt Genuß des Lichtes *).

Allerdings kann man auch — jedoch immer im Widerſpruch mit der Bedeutung, die wir mit dem Begriffe oder doch Worte „Ich" ſeit Fichte verknüpfen — das Ich zu einem univerſalen Deductionsprincip machen, aber nur unter dieſer Bedingung, daß man im Ich ſelbſt ein Nicht-Ich, überhaupt Unterſchiede, Gegenſätze aufdeckt und nachweiſt; denn mit der einfältigen monotonen Litanei des ewigen Ich = Ich iſt ſchlechterdings nichts anzufangen. Das Ich, aus welchem der muſikaliſche Ton hervorgeht, iſt ein ganz anderes Ich, als das Ich, aus welchem eine logiſche Kategorie oder ein moraliſches oder juridiſches Geſetz entſpringt. Die allen anderen Wiſſenſchaften vorangehende, die erſte, die allgemeine Wiſſenſchaft iſt aber dann einzig die Pſychologie, als welche keine andre Aufgabe hat, als das Ich zu decliniren, um aus den verſchiedenen Verhältniſſen des Ich in ſich ſelber verſchiedene Principien zu deduciren; — alſo ganz unangemeſſen und unſtatthaft, die Pſychologie, wie von R. geſchieht, zu einer beſondern Wiſſenſchaft zu machen und nur die abſtracten Wiſſenſchaften, Logik und Metaphyſik aus ihr abzuleiten. Aber der weſentlichſte, der urſprüngliche, der nothwendig mit dem Ich verknüpfte Gegenſatz des Ich iſt — der Leib, das Fleiſch, der Conflict von Geiſt und Fleiſch, nur der allein, meine Herren! iſt das oberſte Principium metaphyſicum, nur der allein das Geheimniß der Schöpfung, der Grund der Welt. Ja das Fleiſch oder wenn ihr lieber wollt, der Leib hat nicht nur eine naturhiſtoriſche oder empiriſch pſychologiſche; er hat weſentlich eine ſpeculative, eine metaphyſiſche Bedeutung. Denn was iſt der Leib Anderes als die Paſſivität des Ich? Und wie wollt ihr auch nur den Willen, auch nur die Empfindung aus dem Ich deduciren ohne ein paſſives Princip? Der Wille iſt nicht denkbar ohne Etwas, was wider den Willen ſtrebt; und in jeder Empfindung, ſie ſei auch noch ſo ſpirituell, iſt nicht mehr Thätigkeit, als Leiden, nicht mehr Geiſt, als Fleiſch, nicht mehr Ich, als Nicht-Ich. L. F.

*) Anders iſt es mit den Gegenſtänden des tranſcendenten, ſei es nun ſpeculativen oder religiöſen Objectivismus. Hier gilt unumſchränkt die volle Ableitung aus dem Ich. Ganz richtig iſt es daher, wenn R. z. B. in Betreff der Religion ſagt: „eine Philoſophie der Offenbarung iſt ein reiner Widerſpruch; denn philoſophiſch nachweiſen wollen, daß im Ich ſelbſt nicht die Geneſis der Religion liegen könne — dies müßte eine Philoſophie der Offenbarung thun — hieße nichts Anderes, als durch Philoſophie ſelbſt die Philoſophie der Religion aufheben."

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

24. December. № 151. 1841.

Der Göttinger Dichterbund. Zur Geſchichte der deutſchen Litteratur von R. E. Prutz. Leipzig 1841. Otto Wigand.

Wir ſind ſeit mehr als einem halben Jahrhundert im Beſitze einer reichen, alle Zuſtände der Nation wiederſpiegelnden Litteratur. Es iſt daher natürlich, daß Jeder, der ſich in der Gegenwart an der Litteratur betheiligen will, ſich erſt orientire auf dem Boden, der der Schauplatz ſeiner Wirkſamkeit werden ſoll. Die Litteraturgeſchichte iſt nicht mehr in den Händen der trockenen Sammler und Forſcher, die productiven Köpfe der Nation ſelbſt haben ſich ihrer Weiterbildung unterzogen, und erſt ſeitdem iſt ſie nicht mehr ein Aggregat von dürftigen Notizen und wüſtem Stoff, ſondern ſie iſt eine wahrhafte Geſchichte der Litteratur, d. h. eine lebendige und zuſammenhängende Darſtellung des Verlaufs, wie der Geiſt des deutſchen Volks ſich durch die Sprache als ein künſtleriſcher manifeſtirt hat, geworden. Weit entfernt daher, aus dem Eifer, mit dem die Litteraturgeſchichte in unſern Tagen angebaut wird, auf Unproductivität und ein alexandriniſches Zeitalter zu ſchließen, ſehen wir darin nur das Streben, auch der productiven Geiſter, ein Bewußtſein über ihre eigne Thätigkeit zu gewinnen, und ein ſolches Bewußtſein erſcheint uns nicht mehr bedenklich, ſeitdem Goethe und Schiller durch ihr Beiſpiel gezeigt haben, daß kritiſche Beſonnenheit und poetiſche Productivität in demſelben Individuum nicht unvereinbare Gegenſätze ſind. Ohnehin iſt das Denken ſo productiv als das Dichten; es kommt nur darauf an, die Sache wirklich zu denken, um ſie neu zu produciren. Wir finden es daher in der Ordnung, daß ein junger Autor, der ſchon durch einige poetiſche Productionen bekannt geworden iſt, doch zunächſt durch ein litterar-hiſtoriſches Werk von größerem Umfang vor dem Publicum auftritt; er will uns dadurch beweiſen, daß er die Aufgabe des deutſchen Geiſtes zu begreifen ſtrebte, ehe er ſich an der Arbeit deſſelben betheiligt.

Der Verfaſſer vertheilt ſeinen Stoff in drei Bücher. Das erſte derſelben, von etwas unverhältnißmäßigem Umfange, enthält einen Abriß der deutſchen Litteraturgeſchichte ſeit der Reformation, eine allerdings nothwendige Einleitung, um eine Erſcheinung, wie den göttinger Dichterbund, begreiflich zu machen. Er geht aus von dem Begriffe der Aufklärung und „findet für dasjenige, was zu verſchiedenen Zeiten Aufklärung iſt geheißen worden, die gemeinſame Beſtimmung darin, daß immer gegen die ſtarre, conventionell und äußerlich gewordene Allgemeinheit ein lebendiger, innerlicher Trieb des Subjects geltend gemacht, und aus dem Subject heraus eine Vermittlung zwiſchen Aeußerlichkeit und Innerlichkeit ſowohl verſucht, als gewonnen ward.“ — „Welche einzelne Seite des Subjects nun eben dieſes reformatoriſche Amt auf ſich nimmt, das iſt es, was auch im Einzelnen Inhalt und Werth der jedesmaligen Aufklärungsſtufe beſtimmt. So unterſcheidet man im achtzehnten Jahrhundert,“ fährt er fort, „eine Aufklärung erſtlich des Gemüthes: und dieſe in verſchiedenen Sphären unſerer Bildung, in der religiöſen als Pietismus, in der Sphäre der Poeſie als Sentimentalität und Lyrik; ſodann eine Aufklärung des Verſtandes, des gemeinen Bewußtſeins in der Wolfiſchen Philoſophie, in Nicolai und all jenen Aufklärungsmännern von Profeſſion; eine Aufklärung des Genies in der Sturm- und Drangperiode; endlich eine Aufklärung des politiſchen Bewußtſeins, des Bürgerſinns und Patriotismus in dem Enthuſiasmus für Friedrich den Großen, in dem deutſchthümelnden Bardenweſen, nicht weniger in dem Intereſſe für die franzöſiſche Revolution und Allem, was davon noch heutigen Tages durch unſere Pulſe zuckt“*). Dieſen Proceß der immer von Neuem

*) Mit Erlaubniß des Herrn Ref. füg' ich hier eine kleine Anmerkung ein. So faßlich die Meinung des Autors iſt, ſo falſch iſt ſie, aus dem einfachen Grunde, weil nach dieſer Meinung die ganze Geſchichte eine einzige fortlaufende „Aufklärung“ wäre. Das iſt nicht unrichtig, wird man ſagen, eben ſo wie Andre die Geſchichte die „Offenbarung“ genannt haben; aber abgeſehen davon, daß alsdann Aufklärung und Offenbarung, die ſich wie Feuer und Waſſer vertragen, daſſelbe ſein müßten, ſo wäre es unſtreitig eben ſo richtig, die ganze Geſchichte eine Reformation oder eine Revolution zu nennen, und dennoch hat man dieſe Ausdrücke ganz beſonderen Begebenheiten und Epochen vorzugsweiſe zugeeignet. Dadurch, daß ſie eine beſtimmte Stufe des Geiſtes, nicht alle Stufen ſeiner Entwicklung bedeuten, ſind ſie hiſtoriſche Kategorieen geworden, während ſie in jenem Sinne, wornach ſie die Entwicklung überhaupt bedeuteten, logiſche Kategorieen ſein würden, wie man denn in dieſem Falle zu ſagen pflegt, „man kann“ Alles Aufklärung nennen, was Geſchichte macht, wenn man das Wort richtig und allgemein genug verſteht, während der Hiſtoriker ſagt, „man hat“ dies Phänomen Reformation, Aufklärung, Revolution genannt und das Phänomen hat dieſen oder jenen Inhalt. Die Aufklärung nun, ſo allgemein das Wort

reformatoriſch auftretenden Subjectivität ſucht nun der Verf. in der neueren deutſchen Litteratur zu verfolgen. Durch die Reformation war das Subject, wenn auch immer nur halb und halb, emancipirt. Vor derſelben finden wir im Meiſtergeſang und ſeiner Reflexionspoeſie die Subjectivität zurückgedrängt und durch einen todten Dogmatismus gebunden. Im Volksliede lebt zwar eine reiche Welt des Gemüthes, „aber ſo lebendig auch das Subject in ihm ſich ausſpricht, ſo iſt es doch immer nur das abſtracte, das Gemüth im Allgemeinen, kein perſönliches, kein individuelles Leben.“ Erſt die Reformation giebt dem Subject das Bewußtſein ſeiner Macht, „und es mußte nun die Zukunft unſerer Dichtung werden, daß in ihr das Individuum mit ſeinem

---

an ſich iſt, kann ſich daher, um nicht ſich ſelbſt dunkel zu werden, mit einer ſo allgemeinen Bedeutung, wie hiſtoriſche Dialektik, nicht abſpeiſen laſſen. Man muß ſich wundern, daß bisher noch keiner der Herren, die über das Buch ſich ausgeſprochen, der Aufklärung, die ihnen doch jetzt mehr wie je am Herzen liegen muß, angenommen hat. Sie iſt ja eine ſehr kenntliche und energiſche hiſtoriſche Geſtalt, einſt das Geſpenſt, jetzt der Schrecken der Romantik und in der That ihr Leviathan, der ſie auch auffreſſen wird. Zuerſt iſt ſie eine Conſequenz der Reformation, aber auch eben ſo ſehr eine Negation derſelben, denn ſie hebt weſentlich die ganze Subſtanz und Vorausſetzung der Reformation auf. Hatte die Reformation die Geſchichte weggeworfen und nur die Offenbarung beibehalten, den jenſeitigen Papſt geſtürzt, aber den jenſeitigen Gott und die jenſeitige Wahrheit erſt recht hervorgehoben; ſo ſtürzt nun die Aufklärung alle Offenbarung und alle Heteronomie. Sie ſagt: „Die ganze bisherige Geſchichte iſt eine ungeheure Verirrung und Verkehrtheit, eine Erniedrigung und ein Betrug der Menſchheit um ihr Theuerſtes, um Vernunft und Freiheit, man muß alſo von vorne mit Allem und Alles mit Vernunft anfangen“ — und wahrlich die Aufklärung hat viel hiſtoriſche Greuel aufgedeckt, viel gräßliche Illuſionen beſeitigt; und ſo ſehr ſie ſich irrt, wenn ſie die ganze Geſchichte, ihre eigne Erzeugerin, umſonſt geweſen ſein läßt; ſo vollkommen Recht hat ſie, wenn ſie ſich als das neue Weltprincip und als die fundamentale Negation des Bisherigen faßt, indem ſie ſich ganz auf die eigne Vernunft oder, wie Hegel ſagt, „auf den Kopf ſtellt,“ und alle Illuſionen der alten Weltanſicht, mögen ſie die Religion oder den Staat betreffen, als Illuſionen und als des Menſchen unwürdig aufzeigt.

Das neue Weltprincip, das die Aufklärung in ſich hat, iſt alſo die Autonomie des menſchlichen Geiſtes.

Die Aufklärung beginnt alſo die neue Geſchichte; es fragt ſich nun, wo dieſe anfängt. Dieſe Unterſuchung hiſtoriſch zu führen, iſt von großem Intereſſe. Jedenfalls entſpringt die Aufklärung aus der Philoſophie, d. h. aus der Wiſſenſchaft, welche keine Offenbarung von Außen anerkennt und frei aus der menſchlichen Vernunft die Geſchichte und die Natur begreift und geſtaltet. Sie zeigt ſich daher zuerſt als Propagirung und Populariſirung der Philoſophie und dann dadurch als Umbildnerin des Lebens ſelbſt.

Die Franzoſen haben hier die Prämie gewonnen. Voltaire und Rouſſeau beherrſchten mit Recht ihre Zeit. Vieles iſt noch heute Muſter. Rouſſeau's contrat social iſt eine bewundernswürdige Schrift, die freilich leichter zu ſchmähen, als zu erreichen war. Die Wiſſenſchaft und das Leben haben das Fundamentalſte aus ihr gelernt: ſie iſt der Codex der großen Verjüngung Frankreichs und der Welt durch die Revolution, und es iſt umſonſt, dem tiefen Princip der Autonomie und des republikaniſchen Staates den Titel und deſſen Formalismus entgegenzuſetzen, abgeſehen davon, daß alle Familien, ja alle weltgeſchichtlichen Epochen auf „Verträgen“ beruhen, der Vertrag alſo weſentlich eine Form der Reflexion iſt, durch welche der geiſtige und menſchliche Inhalt erſt mit Selbſtbewußtſein vollzogen wird. Die Reflexion des Vertrags iſt höher, als die Naturbaſis der Familie und des Staates, denn er iſt keine Form der Natur, ſondern der Freiheit, und es iſt abſurd, wenn man Rouſſeau aufbürden wollte, er, der Verfaſſer des Emil, hätte die Natur vergeſſen; er hat ſie aufgehoben, wo ſie aufgehoben werden muß — im Staate. Doch wir wollen hier keine Apologie des Unſterblichen ſchreiben, wer wird auch die Sonne vertheidigen, wenn ſich Dünſte davorlegen!

Für unſern Verf. kam es darauf an, die Aufklärung in Deutſchland zu faſſen, wo ſie freilich Anfangs, wie dies ſchon oft bemerkt worden iſt, matter und geiſtloſer auftritt, als in Frankreich; beſinnt man ſich jedoch darüber, daß wir in der neueſten Geſchichte überall den Franzoſen erſt von Ferne nachfolgen, und läßt man daher unſere Aufklärungszeit etwas länger dauern, ſo wird man leicht erkennen, daß unſere Aufklärer eben ſo viel Geiſt und, weil ſie die Sache gründlich begreifen, eine bewundernswürdige Tiefe zeigen. Die Praxis und äußerliche Erſcheinung der Aufklärung iſt noch nicht einmal vorhanden, die Theorie iſt dagegen deſto fundamentaler. Gegen die geiſtloſe Aufklärung treten die Romantiker auf, ſelbſt bis zum abſoluten Abhängigkeitsgefühl treiben ſie's zurück, um von den Renegaten des Katholicismus, die in der That die conſequenteſten ſind, gar nicht zu reden: aber wie ſchrumpft die Romantik zuſammen gegen unſere autonomiſchen Heroen, die zum Theil den Romantikern ſelbſt zu Götzen werden. Fangen wir von dem deutſchen Codrus Friedrich II. an und erinnern wir uns an Leſſing, Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Hegel — lauter Heiden und Griechen, — können wir dieſen gegenüber die Stiere der Romantik auch nur nennen? Ob aber unſere Heroen, dieſe Söhne des 18. Jahrhunderts Autonomen und Aufklärer ſind? Man kann und man muß den Unterſchied zugeben, der allerdings wieder eine hiſtoriſche Kategorie iſt, daß wir in allen dieſen Männern eine wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Verarbeitung, alſo Verwirklichung des neuen Weltprincips — die Revolution im Gebiete der Theorie und Kunſt haben; aber man wird begreifen, daß dieſe unſere claſſiſche Litteratur nun nicht abſtract bleiben kann, und daß ſie eben ſo, wie jene franzöſiſche, „das Leben bilden und die Welt bauen“ müſſe, kurz, daß die ganze Litteratur unſerer Dichter und Philoſophen nicht nur die Welt der Aufklärung im reingeiſtigen Gebiete darſtellt, ſondern jetzt auch die Stellung der franzöſiſchen Aufklärungslitteratur annehmen und — die politiſche Umbildung, die Befreiung des Lebens von aller Knechtſchaft des Jenſeits herbeiführen muß. Man wird ſie jetzt erſt mit Verſtand und Nutzanwendung leſen. Doch das gehört ſchon nicht hieher; auch konnte unſer Verfaſſer nur darauf ausgehen, die Aufklärung als Vorausſetzung der Göttinger, alſo in ihrer früheren Geſtalt zu nehmen und erſt am Ende der Schrift, wo er es auch thut, von ihrer neueſten Geſtalt zu reden; und wir wollten hier nur zeigen, welche hiſtoriſche Beſtimmtheit die Aufklärung ſei. Sie iſt ein großes, noch lange nicht durchgeführtes hiſtoriſches Princip. Wir können nun ſehr populär und aufgeklärt ſagen: die Aufklärung iſt Aufklärung über das Chriſtenthum und über den Abſolutismus, dadurch daß der menſchliche Geiſt ſeiner Autonomie inne wird. Ihre Gegner ſind ſchon negirt und dennoch ſind ſie noch. Das iſt der Kampf.

Freilich hätte unſer Verf. mit dieſer Faſſung der Sache ungleich mehr anfangen können, als mit dem bloßen Proceß, den das Subject macht. Er redet zu viel in ſolchen Abſtractionen, als „Subjectivität“ und dergleichen. In einer zweiten Auflage, die das Buch höchſt wahrſcheinlich erlebt, dürfen wir in dieſer Partie einige „Aufklärung“ hoffen.

Arnold Ruge.

perſönlichen und lebendigen Inhalt aufgenommen wird in das Reich des Schönen.“ Aber die Litteratur hatte bis zu dieſem Ziele einen weiten Weg zu machen. „Es iſt dies der Weg durch die Antike, der Weg durch die neueren Litteraturen, die holländiſche und italieniſche, die franzöſiſche und endlich die engliſche, die ſie alle durchlaufen mußte, ehe ihre köſtliche Fluth unſern Durſt ſtillen und nun auch das Auge Derer, die unſere Lehrer geweſen ſind, rein waſchen und erquicken konnte.“ Zunächſt treten die Humaniſten, die Wiederherſteller der alten Litteratur, als Aufklärer auf, bis ſie ſelbſt in ihrer einſeitig gewordenen Richtung auf das Alterthum wieder erſtarren und neuen Entwicklungen Platz machen. Ihre Einwirkung auf unſere Litteratur iſt eine vorzugsweiſe formale, denn „überall, wo der Geiſt in eine neue Entwicklung eintritt, bildet er ſich auch eine neue Form.“ Die Poeſie kam nun in die Hände der Gelehrten, Nachahmung des Alterthums und der durch die politiſchen Ereigniſſe einflußreich gewordenen franzöſiſchen Litteratur war ihr Charakter. Das metriſche und ſprachliche Element entwickelten ſich, aber die Gelegenheitsdichterei, die Schätzung der lateiniſchen Dichter, die Abwendung von den öffentlichen Zuſtänden zeigen, daß dieſe Poeſie keinen wahren Inhalt hatte, und laſſen ſie als eine rein formale oder conventionelle erſcheinen. Dieſe conventionelle Poeſie, deren Hauptrepräſentant Opitz iſt, erleidet indeſſen allmälig eine Erſchütterung, und zwar geht dieſe nach der Darſtellung des Verf. zuvörderſt von der zweiten ſchleſiſchen Schule (Hofmannswaldau und Lohenſtein) aus, indem dieſe Dichter gegen die Nüchternheit, die einſeitige und langweilige Lehrhaftigkeit der ältern ſchleſiſchen Schule die heitern Rechte der Sinnlichkeit reclamirten; ferner von Günther, „der volles, friſches, ſubjectives Pathos iſt, in welchem ſich der erſte Anſatz zu dem zeigt, was das nächſte und bis auf den heutigen Tag allein erreichte, wenn ſchon nicht mehr allein angeſtrebte Ziel unſerer Dichtung ſein ſollte, zu dem poetiſchen, dem ſchönen Subject;“ endlich von Brockes, denn er iſt zwar auch Reflexionsdichter, „aber er richtet ſich nicht an den Verſtand, wie Opitz und die übrigen Lehrdichter, ſondern er will rühren, an das Herz, an die Empfindung wendet er ſich, und nicht Zuwachs an Kenntniſſen, nicht Bildung des Verſtandes beabſichtigt er, ſondern die Verehrung Gottes in der Natur, die lebendige Erhebung und Bewegung des Herzens, die Entfaltung des Gemüthes in religiöſer Sphäre iſt ſein Ziel.“

Wir wollen hier unſer Referat einen Augenblick unterbrechen, um an dieſem Wendepunkt unſrer neueren Litteratur einige Bemerkungen einzuſchalten. Zunächſt ſcheint uns unſer Verfaſſer die zweite ſchleſiſche Schule in einem falſchen Lichte zu betrachten. Er ſchilt auf Diejenigen, die in ihr einen Rückſchritt, einen Abfall von der Poeſie geſehen hätten, und fährt fort: „Und doch geht die Geſchichte niemals rückwärts; auch in Hofmannswaldau alſo und Lohenſtein iſt ein Fortſchritt, und zwar ein nothwendiger und bedeutender.“ Allerdings geht die Geſchichte niemals rückwärts; auch jeder polniſche Reichstag iſt ein Fortſchritt, aber ein Fortſchritt zum Untergange des Staats. Und ſo erſcheint uns die zweite ſchleſiſche Schule nur als ein Ausläufer der erſten in Geſchmackloſigkeit und Ueberladenheit, als eine vollkommene und conſequente Ausführung eines ſchlecht begründeten Gebäudes, das, wenn es bis zum Giebel vollendet iſt, eine augenblickliche Bewunderung erregt und dann in ſich zuſammenbricht. Wenn der Verfaſſer von einem Gegenſatz der die Rechte der Sinnlichkeit reclamirenden zweiten ſchleſiſchen Schule gegen die erſte ſpricht und hierin ein Verhältniß erblickt, welches unter anderen Bedingungen ein Jahrhundert ſpäter zwiſchen Wieland und Klopſtock wiederkehrte, und wie es ſchon im Mittelalter zwiſchen Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eſchenbach vorausgegangen war: ſo iſt dieſer Gegenſatz zuvörderſt kein bewußter, wie bei jenen Männern, denn Hofmannswaldau ſagt in einer Stelle der Vorrede zu ſeinen Gedichten, die zugleich für ſeine Art, die Poeſie anzuſehen, charakteriſtiſch ſein möchte: „Meine Jugend traff gleich in eine Zeit, da der gelehrte Mann Martin Opitz von Boberfeld, der berühmte Schleſiſche Buntzlauer, durch der Frantzoſen und Holländer poetiſche Werke angeleitet, mit ſeiner Feder in das Liecht tratt. Meiner Natur gefiel dieſe reine Schreibens-Arth ſo ſehr, daß ich mir auß ſeinen Exempeln Regeln machte, und bey Vermeidung der alten rohen Teutſchen Art, mich der reinen Liebligkeit, ſo viel möglich, gebrauchte: Biß nachmahls ich auff die Lateiniſchen, Welſchen, Frantzöſiſchen, Niederländiſchen und Engliſchen Poeten gerieth, darauß ich die ſinnreichen Erfindungen, durchtringende Bey-Wörter, artige Beſchreibungen, anmuthige Verknüpfungen, und was dieſem anhängig, mir je mehr und mehr bekannt machte, umb nicht, was ſie geſchrieben, nachzuſchreiben, ſondern nur derer Arth und Eigenſchafft zu beobachten, und ſolches in meiner Mutter-Sprache anzuwehren.“ Und wie ſteht es denn um die gerühmte ſinnliche Lebendigkeit dieſer Dichter, die übrigens perſönlich grundtrockne Juriſten und ehrenfeſte Bürgermeiſter waren? Hier iſt nicht die Rede von einem eigentlichen Wohlgefallen an ſchönen Formen, nicht einmal von natürlicher derber Sinnlichkeit, ſondern ihre Frivolität, die ſich überdies bei Hofmannswaldau eigentlich nur in der Heroide „Abälard an Heloiſe“ findet, iſt Nichts als Plattheit, Ergebniß eines verkehrten Geſchmacks, oft nur der Verſuch eines plumpen Pedanten, ſich galant zu erweiſen. Es iſt wahr, ſie entnehmen ihre Bilder oft aus der wirklichſten Wirklichkeit, aus den Umgebungen des alltäglichſten Lebens, aber wir können auch hierin Nichts als Rohheit und Geſchmackloſigkeit, keinen wirklichen Fortſchritt erblicken und müſſen die langweilige Opitzſche Ma-

nier, die wenigſtens einen gewiſſen Adel der Diction bewahrt, entſchieden vorziehen. Denn wer wird darin ſinnliche Lebendigkeit und nicht vielmehr völlige Poeſieloſigkeit finden können, wenn z. B. Hofmannswaldau die Magdalena ſagen läßt:

„Die Schwindſucht der Vernunft, ſo man die Liebe nennet"

oder:

„Den Purpur bleicht die Zeit, den Zobel friſt die Schabe"

oder:

„Ich bin itzt wie ein Aaß, ſo aller Welt will ſtincken"

oder wenn er den Cato ſprechen läßt:

„Durch meine Därme wird der Cäſar ſelbſt gebunden"

oder wenn Emma an Eginhard ſchreibt:

„Des Königs Farbe ſoll mit Ruß gemiſcht ſeyn müſſen"

und:

„In Deiner Augen Pech blieb offt mein Auge kleben"

ꝛc. ꝛc.? Man könnte ſich ſogar verſucht fühlen, zu behaupten, des Conventionellen ſei in dieſen Dichtern der zweiten ſchleſiſchen Schule faſt mehr, als in denen der erſten. Da wimmelt es von immer wiederkehrenden abgedroſchnen Bildern, von Granaten und Rubinen, Bieſemkuchen und Zibeth, Zucker und Wermuth Roſen und Lilien. Die Themata zu den lyriſchen Gedichten ſind faſt alle abſtracter und lehrhafter Art. Da finden wir bei Hofmannswaldau: Entwurff eines ſtandhafftigen Gemüths; das menſchliche Leben; Unbeſtand des menſchlichen Lebens; Lob der Vergnügung; Klagelied über daß unbeſtändige Glück u. ſ. w., bei Lohenſtein: Sieges-Kranz der auf dem Schauplatze der Liebe ſtreitenden Röthe; Gewalt und Liebes-Streit der Schönheit und Freindligkeit ꝛc., und ſelbſt die Hochzeitsgedichte, die ſich bei Opitz noch einfach mit den beſungenen Perſonen beſchäftigen, werden von dieſen Dichtern in allegoriſche und mythologiſche Prunkgewänder gekleidet, und es begegnet uns da: die verliebte Vereinigung der Schwanen und Roſen; der aus dem Himmel verbannte Cupido; die verſöhnte Venus; der reiſende Cupido u. ſ. w. Und iſt nicht die Heroide, die dieſe Dichter beſonders liebten, gerade die unlebendigſte und verkünſteltſte Form der Poeſie? Somit können wir der zweiten ſchleſiſchen Schule zwar ein formales Verdienſt, beſonders in metriſcher Hinſicht, zugeſtehen, müſſen es aber läugnen, daß von ihr eine Erſchütterung der conventionellen Poeſie ausgegangen ſei, wenn man dieſen Ausdruck nicht etwa in dem Sinne nehmen will, daß ſie durch Uebertreibung einer falſchen Richtung deren Untergang herbeigeführt habe.

Einverſtandener können wir uns mit der Art erklären, wie der Verfaſſer Günther und Brockes würdigt. Namentlich iſt die Wärme, mit der er den viel verkannten unglücklichen Günther gegen Gervinus' hartes und einſeitiges Urtheil in Schutz nimmt, alles Lobes werth. Mit Recht rühmt er ſein bedeutendes Talent und die Wahrheit ſeiner Empfindung, die ſich ſelbſt in den zahlreichen Gelegenheitsgedichten nicht ganz verläugnet. Es iſt das Ausgezeichnete an ihm, was ihn von allen Dichtern ſeiner Zeit ſpecifiſch unterſcheidet, daß ihm die Poeſie nicht ein äußerer Schmuck des Lebens, ein gelehrter Zeitvertreib, eine Beſchäftigung wie jede andre iſt, ſondern er fühlt ſie als einen Theil ſeines Weſens, ſie iſt ihm eine Nothwendigkeit, ſein höchſter Stolz im Glück, ſein liebſter Troſt im Unglück, und es iſt keine Redensart, wenn er ſingt:

„Euch Muſen dankt mein treu Gemüthe,
Wofern ich etwas gelt und bin;
Der Lorber eurer reichen Güte
Grünt jetzt ſchon auf die Nachwelt hin.
Ihr habt mich von Geburt umfangen,
Geſäugt, geführt, geſchützt, ernährt,
Und, wenn mir Freund und Troſt entgangen,
Dem Herzen allen Gram verwehrt."

Bei Brockes, den der Verfaſſer als „den Schmelzpunkt, das Mittelglied zwiſchen der erſten und zweiten ſchleſiſchen Schule" darſtellt, hebt er mit Recht den warmen Schlag des Herzens hervor, und daß er das Gemüth ergriff, und es zu religiöſer Erhebung in die Sinnlichkeit der umgebenden Natur einführte. Aber er hätte auch auf der andern Seite auf die eiskalte Proſa ſeiner ewiglangen Beſchreibungen und darauf aufmerkſam machen ſollen, daß er es vorzüglich war, der den Wahn erzeugte, es laſſe ſich Alles in Verſe bringen, und dadurch Nachahmer, wie Triller und Aehnliche hervorrief. Er war kein wahrer Dichter, wie Günther, und hätte nicht ohne Weiteres ihm zur Seite geſtellt werden ſollen. Seine trockne Regiſtratornatur war im Stande, zwanzig Verſe mit den Kunſtnamen der verſchiedenen Nelkenarten auszufüllen, und Strophen, wie folgende, für Poeſie auszugeben:

„Vier und funfzig hundert Meilen
Iſt der Umkreis unſrer Welt,
Der, wenn wir den Durchſchnitt theilen,
Siebzehn hundert zwanzig hält,
Die, vermehrt mit beyden Zahlen,
Auf neun tauſend tauſend mahlen
Zwey mahl hundert tauſend acht
Und noch achtzig tauſend macht."

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

25. December. № 152. 1841.

Prutz „Der Göttinger Dichterbund.“

(Schluß.)

Aber, wird man ſagen, wenn von denen die Rede iſt, die die Macht der Subjectivität der conventionellen Lehrpoeſie gegenüber bethätigten, kann da Paul Flemming mit Stillſchweigen übergangen werden? Der Verfaſſer erwähnt ſeiner mit den Worten: „Gern möchten wir dieſen Reihen (der Bahn brechenden Dichter) ſchon mit Paul Flemming eröffnen,“ und fügt nach einer gerechten Würdigung des edeln Mannes hinzu: „Allein Flemming ſtarb frühzeitig und Opitz' hochaufſproſſende Lorbeeren überwucherten raſch den Namen des jungen Dichters.“ Wir können damit nicht einverſtanden ſein, ihm hier nur die Bedeutung eines Vorläufers eingeräumt zu ſehen, und glauben, ihm eine weit höhere Geltung zuſchreiben zu müſſen. Der Verfaſſer giebt ſelbſt zu, daß bei ihm ſchon, wie bei Günther, Poeſie und Leben zuſammenfallen. Reiſeerinnerungen und wirkliche, nicht bloß fingirte Liebes- und Lebensverhältniſſe geben ſeinen Gedichten einen wahrhaften Inhalt, und überall ſtoßen wir auf Ueberſchriften, wie: Nach ſeinem Traume an ſeinen vertrauteſten Freund; er bittet Sie zu ſich; auff ein Armbandt u. ſ. w. Und welche Wärme der Empfindung durchdringt ſeine Liebesgedichte? Liederanfänge, wie:

„Und gleichwohl kann ich anders nicht,
Ich muß ihr günſtig ſeyn,
Ob gleich der Augen ſtoltzes Licht
Mir mißgönnt ſeinen Schein“

ſtreifen an die Innerlichkeit moderner Lyrik, und was kann treuherziger ſein als das Lied, welches anfängt:

„Ein getreues Hertze wiſſen
Hat deß höchſten Schatzes Preiß,
Der iſt ſeelig zu begrüſſen,
Der ein treues Hertze weiß.
Mir iſt wol bey höchſtem Schmertze,
Denn ich weiß ein treues Hertze.“

Und dennoch möchten wir Flemming eine noch höhere Bedeutung, als ihm die Wärme ſeines ſubjectiven Pathos giebt, eine Bedeutung, die er mit Günther und Brockes theilt, und die uns der Verfaſſer überſehen zu haben ſcheint, zuſchreiben, müſſen aber zu dieſem Zwecke etwas weiter ausholen. Es iſt den Deutſchen von jeher eine überaus große Achtung vor fremden Volksindividualitäten eigen geweſen, die Manche als Kosmopolitismus geprieſen, Andere als Unſelbſtändigkeit und Knechtsſinn getadelt haben. In der Litteratur hat ſich dieſer beſondere Charakterzug als Nachahmung manifeſtirt, die gleichfalls zu zwieſpältigem Urtheil Anlaß gegeben hat, indem Einige es rühmend hervorhoben, wie ſich der Deutſche alles Schöne anzueignen verſtände, und wie er ſeine eigne Sprache und Weltanſicht dadurch erweitre, Andere auf den Nachtheil aufmerkſam machten, den die eigne Productivität dadurch erlitte. Als nun die Reformation, die ſelbſt das nationale Element gegen die von Rom her aufgedrungene fremde Sprache und Herrſchaft zu Hilfe zu rufen nicht verſchmäht hatte, die Freiheit des Subjects proclamirte: da mußte, als nun auch in der Litteratur die Perſönlichkeit mit ihren Freuden und Schmerzen zu ihrem Rechte gelangte, dieſer Umſtand, weil ja dieſe Perſönlichkeit eben eine deutſche war, endlich eine nationale Poeſie herbeiführen, die die anderen Völker des modernen Europa ſchon beſaßen. Daneben zwar pflanzte ſich die imitatoriſche Poeſie von der erſten auf die zweite ſchleſiſche Schule, die ſich an die Italiener anſchloß und von da auf die Hofdichter Canitz, Beſſer, König, die ſich an die Franzoſen anlehnten, fort, und Gottſched mit ſeiner Feindſchaft gegen den deutſchen Hanswurſt, Wieland mit ſeinen gräciſirenden Romanen, das ganze Heer der Anakreontiker und Ramlerſchen Odenſchmiede, die Romantiker endlich mit ihren Madrigalen und Trioletten und ſelbſt ihrer Verehrung der altdeutſchen Kunſt ſind Nichts als Manifeſtationen dieſer Litteraturrichtung. Wie nun aber das Subject, durch die Reformation emancipirt, je mehr und mehr die es umgebende äußere Welt in ſich aufzunehmen, ſein Inneres aber herauszukehren lernte, bildete ſich auch immer mehr jenen Tendenzen gegenüber eine nationale Litteratur heran, deren erſte Periode nach des Verfaſſers vielleicht treffender Darſtellung mit Goethe ſchließt, und deren zweite mit Schiller beginnt. So ſehen wir Klopſtock mit ſeiner vaterländiſchen Begeiſterung Wielanden gegenüber ſtehen, unter den Anakreontiſchen Tändlern und Prunkoden-Componiſten ſelbſt ſtellte ſich der preußiſche Patriotismus ein, und die Romantiker finden vielleicht in einer neu ſich bildenden politiſchen Poeſie ihren Richter. Von dieſem Standpunkte aus möchten wir nun auch jenen drei Männern, Paul Flemming, Günther und Brockes eine beſondere nationale Bedeutung zuſchreiben.

Paul Flemming repräſentirt in unbewußter Oppoſition der magiſterhaften ſteifen Würde und trocknen Lehrhaftigkeit der erſten ſchleſiſchen Schule gegenüber den ſittlichen deutſchen Ernſt und die adelige Geſinnung; Günther zeigt der unnatürlichen und widerlich geſchmackloſen Frivolität eines Lohenſtein und Hofmannswaldau gegenüber eine wahrhaft geniale und zwar deutſche Liederlichkeit, der ein Anflug von Sentimentalität nicht fehlen darf, und Brockes endlich, deſſen eigne Nachahmungen fremder Muſter ſeiner weſentlich deutſchen Natur keinen Eintrag thun, appellirt von der verkünſtelten und geſchminkten Galanterie der franzöſirenden Hofdichter an die Einfachheit der Natur und die Freuden eines mit ſich einigen gläubigen Herzens. Dieſe drei Männer ſtellen daneben in rein menſchlicher und doch zugleich ſpecifiſch nationaler Auffaſſung drei verſchiedene Stufen des Verhaltens zu der umgebenden Außenwelt dar. Paul Flemming läßt der ſinnlichen Sphäre ihr Recht widerfahren, er tändelt mit den Mädchen und erfreut ſich auf ſeinen Reiſen der Wunder der Natur und Kunſt, die ihm die ſchöne Welt Gottes darbietet, aber ein wahrhaft frommes Gemüth erhebt ihn über die Anfechtungen, die aus dem Verkehr mit derſelben hervorgehen könnten; er ſcheut den Kampf nicht, aber, Gott und ſich ſelbſt vertrauend, iſt er des Sieges gewiß. Es iſt der ritterlich männliche Geiſt des deutſchen Volks, der ſich in ihm darſtellt. Auch Günther unternimmt den Kampf mit der Außenwelt, aber er unterliegt in demſelben, und die Wunden, die er aus dieſem Kampf davongetragen, entſtellen ſeine ſchönen Züge. Er ruft uns das Bild ſo manches deutſchen Gelehrten ins Gedächtniß: neben den Schätzen des Wiſſens Mangel und Noth des täglichen Lebens; neben dem Stolz eines ſeiner Kraft ſich bewußten Geiſtes Zurückſetzung und Verachtung; neben den reichſten Geiſtesanlagen Energieloſigkeit des Charakters. Und die Folge davon? Bitterkeit und in buntem Wechſel bald trotzige Rohheit, bald bußfertige Demuth. Auch das ſind Züge eines deutſchen Charakters. Brockes endlich entzieht ſich allem Kampf mit der Außenwelt, ihm gilt Alles als gut, wie es da iſt, und ſo wird ſein ſtill zufriedenes Gemüth durch Nichts in der Welt geſtört. Er iſt der wahre deutſche Spießbürger und Philiſter, der in ſeiner behaglichen Ruhe und lammfrommen Paſſivität unendlich glücklich, aber auch unendlich langweilig iſt. Daher wollten wir oben ſeine Proſa-Natur mehr hervorgehoben wiſſen, weil ſie ein nothwendiges Complement ſeiner frommen Ergebung iſt. — Fragen wir nun endlich noch nach dem Verhältniß der formalen Ausbildung dieſer nationalen Dichter zu der der nachahmenden, ſo ſollte man meinen, in dieſer Beziehung wenigſtens müßten die letzteren den erſteren überlegen ſein. Aber dem iſt nicht ſo. Paul Flemming zwar iſt an die Formen der Opitzſchen Schule gebunden. Günther dagegen entwickelt eine erſtaunenswerthe Fülle von Rhythmen, und Brockes iſt eine muſikaliſche Natur, deren leicht hinhüpfende Verſe angenehm ins Ohr fallen und über manche gedehnte Beſchreibung oft glücklich hinweghelfen. So ſehen wir es auch hier beſtätigt, daß ein reicher und eigenthümlicher Inhalt ſich auch nothwendig ſeine Form ſchafft, und daß dieſe ohne einen ſolchen ausbilden zu wollen, für die techniſche Praxis zwar förderlich ſein kann, für den innern Fortſchritt der Litteratur aber ohne Bedeutung iſt oder ihm wohl gar hemmend entgegentritt.

Wir kehren nun zu der unterbrochenen Darſtellung des Verfaſſers zurück. Nachdem er auf die erwähnte Weiſe die Erſchütterung der conventionellen Poeſie betrachtet hat, wirft er einen Blick auf die gleichzeitige analoge Reaction auf anderen Gebieten des Geiſtes, auf die religiöſe, die vom Pietismus, und auf die wiſſenſchaftliche, die von Thomaſius ausgeht. Zugleich beleben ſich die philologiſchen Studien aufs Neue, ſie betheiligen ſich jetzt am Object, die Geſchichte wird mit regem Eifer getrieben, und die Univerſität Göttingen, die Vertreterin der Realien, wird geſtiftet und durch Heyne Mittelpunkt des wiſſenſchaftlichen Lebens. In der Litteratur wird die durch Brockes angeregte religiöſe Erhebung durch Drollinger, die Naturbeſchreibung durch Haller weiter fortgeführt; im Gegenſatz dazu vertritt Hagedorn die heitere Geſelligkeit, das Pathos der Weltlichkeit. Endlich wird das religiöſe Element abgeſchloſſen, das chriſtliche Epos wird vollendet, worauf die zunehmende Bekanntſchaft mit der engliſchen Litteratur einwirkt. Der franzöſiſche Geſchmack aber erleidet in Gottſched eine vollſtändige Niederlage. Zugleich gewinnt die Litteratur durch die Begeiſterung für Friedrich den Großen ein vaterländiſches Intereſſe, ſein Einfluß auf dieſelbe iſt belebend und ſtärkend. Nachdem der Verfaſſer ſo im Allgemeinen den Gang der deutſchen Litteratur bis auf dieſe Zeit ſkizzirt hat, ſchließt er mit einer lebendigen Schilderung der litterariſchen Gruppen, die um das Jahr 1770 in unſerer Litteratur vorhanden waren und zu denen Göttingen jetzt mit einer neuen hinzutreten ſollte, und ſpricht nach einander von Leipzig, der Schweiz, Berlin, dem halle-halberſtädtiſchen Kreiſe, Wien, dem Norden und dem Rhein.

Wir haben bei dieſem erſten Buche länger verweilt, theils weil es uns beſonders geeignet ſchien, von der geiſtreichen Art, mit der der Verfaſſer litterarhiſtoriſche Aufgaben zu behandeln weiß, eine Vorſtellung zu geben, theils weil die geſchloſſene Geſchichtserzählung der folgenden Bücher, die mit großer Sorgfalt nach den Quellen gearbeitet iſt, eine weitläufigere Beſprechung oder gar Einreden weder erfordert, noch auch bei des Verfaſſers überwiegender Kenntniß des Gegenſtandes räthlich erſcheinen läßt. Das zweite Buch enthält die eigentliche Geſchichte des Bundes. Auf dem, der Poeſie ſonſt eben nicht günſtigen, göttinger Boden ſammelt Boie einige jüngere Dichter um ſich; ihr Organ iſt der

erſte Muſenalmanach. Sie ſchließen einen Bund, der in der Klopſtocksfeier ſein Wartburgfeſt begeht; ſie iſt der eigentliche Gipfel ihrer bardiſchen Zuſammenkünfte. Bürger's Stellung zu den Verbündeten, die litterariſchen Leiſtungen des Bundes, ſein Verhältniß zum Publicum und zur Kritik, zu Göttingen und zu den anderen litterariſchen Gruppen, ſeine begeiſterte Verehrung Klopſtock's, ſeine Feindſchaft gegen Wieland, Klopſtock's Projecte mit dem Bunde, endlich die Trennung bilden den übrigen reichen Inhalt dieſes Buches. Das dritte Buch giebt Kunde von den ferneren Schickſalen der Mitglieder des Bundes nach Auflöſung deſſelben. Tritt uns in der Geſchichte des Bundes eine für ein abſtractes Deutſchthum und abſtracte Freiheit auf ſtudentiſch laute Weiſe ſchwärmende Jugend entgegen, die mit dieſem Enthuſiasmus auf ſeltſame Art Empfindſamkeit und Naturſchwärmerei verbindet: ſo können wir uns wohl oft eines ironiſchen Lächelns kaum erwehren. Und doch iſt dieſe Jugend ſo durch und durch deutſch, daß ſie uns ſtets an die Burſchenſchafter der neuern Zeit erinnert, deren Träume nur um ein Weniges mehr auf den exiſtirenden Staat gerichtet waren, und ihre Begeiſterung iſt ſo rein und dem Ideal ſo ganz hingegeben, daß wir dieſe Jünglinge, trotz der barocken Form, in die ſie ihren Enthuſiasmus kleiden, doch lieb gewinnen müſſen, und aus der Geſchichte ihrer jugendlichen Thorheiten einen wohlthätigen Eindruck mit hinwegnehmen. Aber faſt mit Wehmuth leſen wir im dritten Buche, wie das Leben ſo ſchnell die friſcheſten Blüthen knickt, wie Mancher dieſer Jünglinge einen frühzeitigen Untergang findet, wie Andere, die ſich einſt ewige Freundſchaft ſchworen, ſich in giftigem Haſſe befehden, und wie noch Andere die idealen Träume ihrer Jugend in dumpfer Geiſtesſchwüle oder in dem Schlendrian des gemeinſten Alltagslebens vergeſſen. Doch wer Sinn hat für dieſe wechſelnden Bilder einer begeiſterten und nur zu bald enttäuſchten Jugend, der leſe die vortreffliche Darſtellung des Verfaſſers ſelbſt nach, die in harmoniſchem Fluſſe und in der glücklichſten Miſchung die Präciſion des Gedankens mit der Fülle einer im beſten Sinne blühenden Sprache verbindet.

A. Wellmann.

Die Jubelfeier der Reformation in Halle am 31. October und 1. November 1841.

Halle, den 2. November 1841.

Vielleicht wird es Ihnen, geehrteſter Freund, nicht unlieb ſein, theils aus alter Anhänglichkeit an hieſige Stadt und Univerſität, theils aus allgemeiner Theilnahme für ein ſo bedeutungsvolles Feſt, etwas von der Feier deſſelben an den beiden Tagen, dem 31. October und 1. November zu erfahren. Ich muß freilich darauf verzichten, Ihnen eine förmliche und detaillirte Beſchreibung der Feſtlichkeiten zu geben, es mag dies den Notizen der Zeitungsblätter überlaſſen bleiben. Ebenſo wenig habe ich Luſt, Sie mit Darlegung allgemeiner Geſichtspunkte zu behelligen, aus welchen dieſes Feſt für die halliſchen Gemeinen evangeliſchen Bekenntniſſes anzuſehen wäre; dieſe werden dem Publicum die hoffentlich bald gedruckten Vorträge der Geiſtlichen und namentlich die Jubelſchrift des Herrn Archidiaconus Prof. Dr. Francke bringen, welche letztere bereits erſchienen iſt. Was ich Ihnen mittheilen kann, wird mehr concreter Art ſein, ja ich fürchte faſt als der Ausfluß ſehr perſönlicher, ſubjectiver Eindrücke aufgefaßt werden. Und ich will es Ihnen nur geſtehen, ich möchte zugleich die beklemmenden Eindrücke loswerden und wegſchreiben, welche mir von einem Theile dieſes Feſtes hinterblieben ſind. Mag's drum ſein, wenn das Bedürfniß einer ſolchen Erleichterung nur Wenige gefühlt haben, will ich gern jede Correction hinnehmen, ja ich bin bereit, mich als einen betrogenen Hypochonder, der grau in grau gemalt hat, zu beklagen, wenn irgend ein Pinſel der Hauptgruppe dieſes Feſtes ein friſcheres Colorit aufzuſetzen weiß. Vielleicht kommt ſo am beſten durch Rede und Gegenrede die reine farbloſe Wahrheit an den Tag. Doch zur Sache.

Das Feſt hatte viel auswärtige Theilnehmer aus allerlei Volk herbeigezogen, — ich ſpreche hier nicht von den geladenen Notabilitäten. Es iſt ja im eigentlichen Sinne ein Volksfeſt dieſe Erinnerungsfeier der Reformation, welche erſt ganz und gar das Volk ſich ſelbſt und den angeſtammten einheimiſchen Fürſten und Regierungen aus dem Drucke der feudalen und hierarchiſchen Ariſtokratie wiedergab. Und was gäbe man nicht alles hin, um eines ſolchen Tages in der Geſchichte habhaft zu werden, und ſich mit ganz nacktem Geiſte in die Wellen ſeiner Erinnerungen und Hoffnungen unterzutauchen, um friſch und geſtärkt das dürre Land der Arbeit wiederzubetreten; ſich unter dieſem befreiten Volke zu bewegen, um getragen von demſelben Boden, auf welchem die glaubenskräftigen Väter ſtanden und das Evangelium muthig zurückforderten, eingewiegt von Glockenton und feſtlichem Geſange in die Gemeinſchaft dieſes geiſtigen Erbes, von menſchlicher Rede den gewaltigen Stoß und Drang jener Zeit bis heute deuten zu hören. Ich kann mir nichts Größeres denken, nichts Unvergänglicheres, als den Strom der Rede über eine ſo geſtimmte Verſammlung auszugießen; das iſt der Gottesdienſt des Geiſtes, den dieſer durch ſich ſelbſt durch das Wort verrichtet; das iſt die Schöpfung und Erhaltung der neuen Welt. Unſtreitig wäre es daher angemeſſener geweſen, wenn die Spitze der ganzen Feier, die Feſtrede am Sonntage Nachmittag auf dem halliſchen Marktplatz ſelbſt vor dieſen Kopf an Kopf gedrängten Schaaren hätte gehalten werden können. Der Feſtredner, Herr Biſchof Dr. Dräſeke vermag es — das Meiſterſtück ſeiner Beredſamkeit bei der Enthüllung des lützener Denkmals hat es gezeigt — das Volk zu ergreifen und einen weiten Kreis mit ſeinem Organe zu beherrſchen. Welche Gründe auch das Feſtcomité beſtimmt haben, es muß als ein Uebelſtand angeſehen werden, daß durch Verlegung der Rede in die Marktkirche dieſe gottesdienſtliche Feier den Anſtrich von etwas Apartem und Excluſivem bekommen hat, wie denn auch die Gemeinen nicht ganz mit den einzelnen Anordnungen zufrieden geweſen ſein ſollen, wenigſtens ſcheint mir nur ein ſchwacher Erſatz für dieſe Entbehrung ihnen durch den gemeinſchaftlichen Geſang der beiden Lieder, Ein feſte Burg iſt unſer Gott und Nun danket alle Gott, nach der Kirche auf dem Marktplatze geboten zu ſein. Ehe Sie nun die Kirche ſelbſt mit mir betreten, erlauben Sie mir, verehrter Freund, noch etwas Vorläufiges zu berichten.

Ich konnte leider dem Frühgottesdienſte in einer der halliſchen Pfarrkirchen, in welchem unter Anderen Hr. Dr. Francke beſonders kräftig und angemeſſen geſprochen haben ſoll, ſowenig wie der akademiſchen Feier in der Aula beiwohnen. Hier hatte Hr. Dr. Tholuck die deutſche und Hr. Dr. Wegſcheider die lateiniſche Feſtrede zu halten. Wie mir competente Freunde berichteten, ſoll der erſtere gut geſprochen und nachzuweiſen geſucht haben, daß die halliſche Univerſität das Princip der Reformation (in A. H. Francke und Semler repräſentirt) feſtgehalten und feſtzuhalten habe, natürlich in ſeiner eigenthümlichen, mehr geiſtreiche Blicke und Ueberblicke, als in ſich geſchloſſene Ausführungen gebenden Weiſe. Extrem wenigſtens ſoll er nicht geworden ſein, außer in den einleitenden Worten, wo die Nothwendigkeit der Eintracht zwiſchen Stadt und Univerſität aus commerziellen und ökonomiſchen Rückſichten berührt wurde, noch auch anzüglich, außer für die anweſenden Vertreter, Comthure und Domherren der leipziger Univerſität und Wiſſenſchaft. Dieſen war es ſchon verdrießlich, daß den leipziger Superintendenten Pfeffinger, welcher vor

J. Jonas zur Einrichtung des evangeliſchen Gottesdienſtes nach Halle berufen worden war, die Furcht davon abgehalten haben ſolle; noch mehr aber war es die Proſcription des Thomaſius und Francke's mit ſeinen Freunden aus Leipzig, welche hiebei und in den geſelligen Berührungen nothwendig in Anregung kommen mußte. Den erſteren entſchuldigte man damit, daß man ſeiner ſelbſt noch zu Hauſe bedurft habe; wenn aber in einem anderen Toaſte auch während des Mahles am Montage Nachmittags, das ſämmtliche einheimiſche und auswärtige Notabilitäten vereinigte, es anklingen wollte, als ob die Schweſter durch die Verdrängung ihrer Brüder aus dem väterlichen Erbe Mutterrechte an denſelben erworben und alſo genau genommen die Gründerin einer ebenſo blühenden und reichen Niederlaſſung geworden ſei, ſo war dies nicht viel beſſer, als wenn ſich Adam rühmen wollte, daß er durch ſeinen Sündenfall Urheber der Erlöſung geworden ſei. Die friedliche Einigung war jedoch darin gegeben, daß beide Theile in das Lebehoch einſtimmten, welches dem freiſinnigen Kampfe des Thomaſius gegen alle Tempelvorhänge und Moſisdecken wie dem Glaubensmuthe A. H. Francke's gebracht wurde. — An Wegſcheider's aus bekannten Geſichtspunkten abgefaßter Rede, welcher als Dekan die 10 Promotionen einleitete, wird der Freimuth geachtet, mit welchem er ſich den Beſtrebungen der reactionären, obſcurantiſtiſchen Partei entgegengeſetzt hat, ohne gerade zu bedenken, daß die Motive derſelben nicht immer jeſuitiſche und höfiſche, ſondern in aller Ehrlichkeit der Ueberzeugung begründete ſein können. Aufgefallen ſind die Promotionen ſelbſt. Vor allen Rödiger, ſo wenig er es in ſeiner Beſcheidenheit erwartet oder geſucht haben wird, iſt nicht darunter. Sollte denn ein Mann wie z. B. Otto Fridolin Fritzſche wirklich größere Verdienſte um die Theologie haben, als der allgemein geehrte Prof. Rödiger, welcher ſeit mindeſtens 12 Jahren vor ſehr beſuchten Auditorien Exegeſe des A. T. lieſt? — Oder liegt gerade hierin der Grund, den Orientaliſten nicht zum Theologen zu machen? Denken Sie ſich aber, geehrter Freund, vom Hrn. Dr. Wegſcheider den Hrn. von Schelling als summum philosophum zum Doctor Theologiae creirt, renuntiirt und proclamirt! — Dann folgten Bobeck als summus philologus, wenn ich nicht irre, dann Heinrich Ritter, Ackermann in Meiningen, der Conſiſtorialrath Mänß in Magdeburg, Geſſken in Hamburg, Archidiaconus Francke und Prof. Dähne in Halle, Prof. Fridolin Fritzſche in Zürich und endlich ein amerikaniſcher Dr. theologiae, Robinſon. —

Auf dieſe akademiſche Feier folgte die kirchliche Nachmittag 3 Uhr in der Marienkirche. Augenſcheinlich, wie ich ſchon angedeutet habe, ſollte der Gottesdienſt in derſelben, und in ihm wieder die Rede des Hrn. Biſchof Dr. Dräſeke den Culminationspunkt des Feſtes bilden. Zu dem Zuge, welcher von der ſogenannten Waage, dem alten Univerſitätsgebäude, jetzt Local der Bürgerſchule, ſehr bezeichnend — auch der Zug der Reformation ging von der Schule aus — ſich über den Markt durch ein von den Halloren und Gewerkſchaften gebildetes Spalier zur Kirche bewegen ſollte, waren Deputationen des k. Conſiſtoriums zu Magdeburg, der k. Regierung zu Merſeburg, der Univerſität Leipzig eingeladen und gegenwärtig, natürlich auch die Univerſität, Collegien, Gilden, Corporationen und Stände der Stadt ſelbſt. Auch von Berlin war Dr. Marheineke gegenwärtig, der einzige vielleicht, der dort unter den chargirten Theologen den Puls der Zeit mitfühlt, wie einſt auch Schleiermacher 1827 bei Riemeyer's Jubiläum der einzige von Berlin da war, gekommen, wie er ſagte, wenn auch allein, aber doch da, um den wohlverdienten Lorbeer auf Riemeyer's greiſem Haupte zu ſehen und ihm die Hand zu drücken. — Ich muß geſtehen, ich war in einer fieberhaften Spannung, beſonders auf des Biſchofs Rede; ſie mußte, abgeſehen von allen rhetoriſchen Schwierigkeiten, ein ſolches und ſo gemiſchtes Publicum genügend zu behandeln, ein diplomatiſches Actenſtück von Bedeutung für die höhere Seite genehmigte Auffaſſung der Reformation ſein, von Bedeutung namentlich dafür, ob man ſich wirklich ſo wenig oder ſo gar nicht, als es bisher geſchienen, für den Gang und die Führung der geiſtlichen Angelegenheiten mit den Conſequenzen der Reformation befreunden könne. Mir ſchwoll mein Herz, als ich den Text hörte. 2 Korinth. 3, 17: Der Herr iſt der Geiſt; wo aber der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit! Das klopfte und pochte in allen Adern; ich hätte mögen hintreten und aufjauchzen mit den Worten der Reformationsepiſtel, hört es alle Welt: das iſt des Engels Stimme, der durch den Himmel fliegt, und das ewige Evangelium allen Völkern verkündigt. Der Redner ſelbſt mochte den Moment fühlen: ſeine Bruſt hob ſich ſichtbar nach Pindar's Wort, hoch aufathmend, ehe die Zunge ſpricht. Schade, daß von außen ein ſolches ſummendes Geräuſch hereindrang, daß der Biſchof in der Meinung, es ſei in der Kirche ſelbſt, Ruhe gebieten mußte, und daß neben dem fortdauernden ſtörenden Getöſe Beginn und Fortgang der Rede ſelbſt auch innerhalb der Kirche nicht die ſpannende und befriedigende Aufmerkſamkeit zu erregen und zu feſſeln vermochte. Dazu kam noch, daß dem Gerücht zufolge der Biſchof geiſtig und leiblich durch längere Kränklichkeit deprimirt nicht mit der gewohnten Freudigkeit und Kraft ſelbſt des Organs die Kanzel betreten haben ſoll. Wenn ich Ihnen nun von der Ausführung der Rede ſelbſt, ſoweit ich ſie mit dem Gedächtniß und als Laie aufgefaßt habe, mittheilen ſoll, ſo muß ich Ihnen freilich zur Erläuterung des Vorigen und Folgenden mit einer alten Litanei, die Sie ſchon ſo oft an mir durchgezogen haben, beſchwerlich fallen: ich kann aber dieſe Idioſyncraſie, welche ich von dem Studium des Leibnitz davongetragen habe, ſo wenig ſelbſt los werden als an den rechten Mann bringen. Der Menſch, ſage ich, trotzdem daß die Philoſophie des weiland Präſidenten der berliner Akademie überwunden iſt, iſt und bleibt dennoch eine Monade, beſtimmbar und oft genug ſelbſt bewußtlos beſtimmt durch unendlich kleine Eindrücke. Auch des Biſchofs Monade alſo muß bei aller Achtung vor der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung, Ort und Richtung ihrer Empfänglichkeit für wenn auch noch ſo kleine Vorſtellungen zu erkennen geben, zumal Manier, Ton und Farbengebung ſeiner Rede von Anfang an dieſelbe geblieben und daher ganz zur forma substantialis ſeiner Centralmonade verdichtet, der Inhalt aber ſichtbar gewechſelt iſt, ſo daß dieſer nicht mit der Form zugleich aufgewachſen und in Fleiſch und Blut verwandelt erſcheint. Dieſer Vorausſetzung entſprach der Verlauf der Rede nach Seiten ihrer Form; das Spiel der Antitheſen und Bilder entbehrt der Einheit der Compoſition und läßt das Gemachte, Zuſammengetragene, Manierirte oft allzuſehr durchſehen; man konnte namentlich in dieſer Rede immer mit kühler Reflexion nebenherſchreiten, ohne daß man gepackt, feſtgehalten und in die Wahrheit des gewaltigen Textes hineingezogen worden wäre: ein Laubgewinde von Sentenzen, durch welches dann und wann ein Sonnenblitz des Geiſtes zuckte, aber nicht der volle Strahl des Geiſtes ſelbſt durchbrach. Es wird Ihnen dies eine überſichtliche Durchmuſterung des Inhaltes noch mehr veranſchaulichen. Die einleitenden Worte ſchilderten den Zuſammenhang des Textes: das N. T. hat den Geiſt, das A. T. das Geſetz, jener äußert ſich im Predigtamte, und iſt das Mittel der Kirche, um die Decke des Geſetzes wegzunehmen. Die Kirche ſelbſt — das war das wiedergewinnende Werk der Reformation — will ihre Genoſſen zu Gottes Kindern im eminenten Sinne machen. Sie iſt daher eine „orthopädiſche Anſtalt;“ der Menſch von Natur „ein Krüppel;“ aus der „Armenſünderſchaft“ dieſer Verkrümmung wird er erlöſt und gerade gemacht — und der Krüppel geht aufrecht von dannen. Beſtimmter zeichnet dann der Text, was die Reformation wiederhergeſtellt hat: erſtens den Herrn als das regierende Haupt; zweitens den Geiſt als die beſeelende Kraft; drittens die Freiheit als den verklärenden Glanz der Kirche. —

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

27. December. № 153. 1841.

Die Reſtauration des Chriſtenthums.

Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus von Dr. Alex. Jung. Braunsberg 1840. Otto Model.

Die Pietiſten läugnen ihren Zuſammenhang mit den Muckern, weil ſie in der That von ihnen unterſchieden ſind, die gebildeten Pietiſten verläugnen die rohen, die gemäßigten desavouiren die fanatiſchen, ja die Hierarchiſten, wie Hengſtenberg, verläugnen den ganzen Pietismus, und dennoch iſt von allen dieſen Formen, wie von der Myſtik nicht minder die gemeinſame Grundbeſtimmung oder das Element die trübe Religioſität oder die religiöſe Trübheit.

Die Religion unſerer heutigen Weltanſicht iſt zum großen Theil nicht mehr die alte Religion des Dualismus, die ganze Bildung iſt mehr oder weniger bewußt von ihr abgefallen; ja, es fragt ſich, ob wir überhaupt noch von einer Religion im gewöhnlichen Sinne reden können.

Das Jenſeits iſt eine rohe Kategorie der Räumlichkeit, das Andere gegen das Hieſige, das im Jenſeits erreicht werden ſoll, iſt immer dieſelbe Aeußerlichkeit. Dagegen iſt das Dieſſeits oder vielmehr die Gegenwart des Allgemeinen in dem Einzelnen und die Negation der Aeußerlichkeit ſelbſt nothwendige Beſtimmung des Geiſtes. Giebt es nun eine Religion des Dieſſeits, einen Cultus der Wahrheit und der Idee, eine Religion des Geiſtes?

Nur wenn man die Religion als Treue gegen die Idee und als ihre hingebende Praxis nimmt. Alsdann wird freilich ihr Pathos ein reines und durchſichtiges, es wird ein gebildetes ſein, ohne deshalb der Intenſität und Energie zu entbehren. Religion fällt in dieſem Sinne mit der höheren Moralität zuſammen, die den Staat und ſeinen ganzen Inhalt befaßt und das wirkliche thätige Wollen des Wiſſens iſt, eine Praxis, und Praxis iſt die Religion, welche überall wegen der Negation der endlichen Exiſtenzen, die der Idee ſich widerſetzen, ihren eigenthümlichen Kampf und die Aufopferung irdiſcher Intereſſen und Vortheile mit ſich führt.

Die Idee iſt die dieſſeitige Wahrheit, der immanente Gott, der ſich als Selbſtbewußtſein offenbart. Die Begriffe eines heiligen Jenſeits dagegen, die Vorſtellungen des unerreichbaren, überſchwenglichen und darum der Phantaſie anheimfallenden, ſind leere und hohle — Vorſtellungen. Denn was wirklich jenſeits unſers Horizontes läge, hätte keinen Anſpruch darauf, ja fände keine Möglichkeit, unſer Wiſſen und Wollen mit etwas Reellem zu erfüllen.

Nimmt man nun aber die Religion im gewöhnlichen Sinne, ſo iſt ſie dennoch dieſem Widerſpruche zum Trotz nichts Geringeres, als der Cultus oder die Verehrung eines ſchlechthin jenſeitigen Heiligen, deſſen Offenbarung wohl in die Zeit fällt, aber immer auch in dieſer noch das Unerreichbare, das Ueberſchwengliche und Unbegreifliche, alſo nach wie vor jenſeitig bleibt.

Die Religion mit dieſer Beſtimmung iſt Sache der Phantaſie, trübe Religioſität oder religiöſe Trübheit: denn ſie beruht auf einem ungelöſten Widerſpruch und ſieht ſich durch die Unmöglichkeit, dieſen auf eine begreifliche Weiſe auszulegen, zu hohlen und leeren Phantaſieen genöthigt, welche ihr das Jenſeits mit Carricaturen des Dieſſeits ausfüllen, anſtatt ſich auf das vernünftige Begreifen des Dieſſeits ſelbſt, d. h. auf Vernunft und Wiſſenſchaft zu legen. Das Heiligthum der Phantaſie iſt ein hohles, die Aufregung dafür im Gegenſatz gegen die inhaltsvollen Geſtalten des Geiſtes iſt der Fanatismus; das Erfülltſein von der Idee dagegen iſt die Begeiſterung, ihr Tempel die Menſchenbruſt, ihr Heiligthum die gewußte Wahrheit. Dies der Unterſchied, der groß genug iſt.

Dieſe beiden Formen der Religion bekämpfen ſich jetzt, oder richtiger geredet, ſie ſtehen ſich gegenüber, wie die alte und die neue Zeit, ohne daß es gerade einem jeden Einzelnen ganz klar würde, welcher Form er angehört, denn die Gewohnheit zieht ihn in alter Weiſe fort, die Philoſophie und Bildung der Zeit aber nöthigt ihn zu der neuen Auffaſſung. Eben ſo ſehr alſo als die alte Form noch exiſtirt und toleriri wird, — denn ſie ſcheint nicht mehr gefährlich für den Einzelnen zu ſein, — eben ſo frei bleibt Jedem die Wahl der neuen, ſobald er in ſeinem Innern mit ſich einig iſt.

1. Pietismus.

Nun hat die alte Form ihre ausgebildete Exiſtenz und eine lange Geſchichte voll gewaltiger, blutiger Kämpfe liegt als Erinnerung hinter ihr; diejenigen, welche dieſe Exiſtenz

mit dem Weſen verwechſeln und ſich an dieſer Erinnerung ihrer Geſchichte erhitzen, conſtituiren ſich nun heutiges Tages zur Aufrechterhaltung der alten Form. Die alte Form iſt die Form der Frömmigkeit, eine Kategorie der Kindheit und auch der Menſchheit in der Zeit ihrer Kindheit. Die Kategorie der Frömmigkeit iſt jetzt veraltet, denn ſie iſt die gute, gehorſame, ſanfte Unterwürfigkeit unter den heiligen Willen des jenſeitigen Gottes, ſie iſt Tugend aus Religion, denn in der alten Form der Religion iſt Tugend und Religion zweierlei, weil es einen doppelten Willen giebt, den Willen Gottes, zu dem ſich die Religioſität gehorſam verhält, und den Willen des Menſchen, deſſen Tugend in dieſem Gehorſam beſteht und dann Frömmigkeit genannt wird. Dieſe complicirte Kategorie iſt nun aufgehoben durch den Monismus des Geiſtes und der Vernunft: es giebt nur Eine Vernunft, und der Gehorſam gegen ſie iſt — Tugend und Religion in Eins. Frömmigkeit iſt aber kein Ausdruck für dieſen Begriff, denn Frömmigkeit ſetzt, wie geſagt, das kindliche Verhältniß eines doppelten Willens und der Folgſamkeit des Kindes gegen den Vater voraus; der mündige Menſch hat keinen leitenden Vater mehr. Die Kategorie der Frömmigkeit unter unſeren Verhältniſſen herbeizuziehen, iſt alſo jedenfalls Caprice, Politik, Reflexion. Denn die Zeit, wenn auch nicht alle Menſchen philoſophiren, iſt doch in ihrem Gefühl immer mit der Philoſophie einig, ſie hat durch und durch das Gefühl der Mündigkeit und der Autonomie, wenn es auch unendlich vielen Menſchen nicht möglich iſt, in gedankenmäßiger Folgerichtigkeit zur Loslöſung von allen ſtörenden und nunmehr hohl gewordenen Gebräuchen und Gewohnheiten fortzugehen. Wie das Heidenthum immer noch unſer Leben durchdringt, ſo erbt ſich auch das veraltete Chriſtenthum unter vielen unabweisbaren Geſtalten fort; um es zu vergeſſen, müßte man die Sprache ſelbſt vergeſſen. Aber eben dieſe Harmloſigkeit einer Exiſtenz, die uns nicht mehr zwingt und unterjocht, ja, die, trotz aller krankhaften Aufregung, uns kaum noch genirt, die vielmehr ſo in den allgemeinen Aether des Lebens und Vorſtellens verflüchtigt iſt, daß Niemand ſich die Mühe zu nehmen braucht, auf ſie, als auf ein Specificum, oder auf etwas, das noch erſt durchgeſetzt werden müßte, zu halten, eben dies macht die betonte und ausdrücklich geſetzte Frömmigkeit zur Caprice. Die Frömmigkeit, welche wirklich als ächter Reſt einer unmündigen Vorzeit noch übrig iſt, darf von ihrer Negation nichts wiſſen, ſie darf nicht gebildet, ſie muß wirklich noch kindlich oder wie kindlich bei Erwachſenen, die wie Kinder ſind, aber nicht ſein ſollten, abgebeugt wird, kindiſch ſein.

Die Frömmigkeit noch erſt Frömmelei zu ſchelten, iſt ſehr überflüſſig, denn wer wird noch fromm ſein wollen? Die alten Rationaliſten, die um dieſen Titel noch buhlen, ſind Narren, denn nicht einmal ſie, die doch noch den meiſten Anſpruch darauf hätten (ſie haben an ihrem Bibelbuchſtaben ja den allerjenſeitigſten Gott, den es geben kann), ſetzen es durch. Man laſſe die Frömmigkeit alſo bei ihren Ehren und geſtehe ihr zu, das zu ſein, was ſie iſt. Es hat aber auch keine Gefahr, daß uns ihr Name über ihr Weſen täuſchen ſollte. Sie iſt nicht, wie die Kinder, die von ihrer Kindlichkeit nichts wiſſen, ſie iſt zu klug zu dieſer Unſchuld; ſie kennt die verderbte Welt, und ſie ſetzt ſich mit voller Reflexion dieſer Weltlichkeit, den „Weltkindern" entgegen. „Die Kinder Gottes" — das iſt der Begriff; aber die Welt! — in der hört die Kinderſtube auf, und wer in die Welt hinaustritt, iſt ſofort kein Kind mehr, und nun vollends „ein Kind der Welt!" — Die Welt iſt nicht die Ehe und weder Vater noch Mutter, vielmehr die Gemeinſchaft freier Menſchen; darum tritt hier ſtatt der Kindſchaft das Verhältniß der Freiheit ein, es handelt ſich um Bildung des Charakters und des Geiſtes, um den Kampf der Freiheit mit der Endlichkeit, und dieſer Kampf iſt der Kampf und das Leben des abſoluten Weſens ſelbſt. Wer den Freiheitskampf in geiſtiger Weiſe verſteht und treu die Folgen ſeines Verſtändniſſes auf ſich nimmt, den kann man im wahren Sinne religiös nennen. Die Frömmigkeit aber iſt eitel Reflexion und Eigenſinn — darum, weil ſie dies freie Verhältniß des Weltlebens ſehr wohl kennt und es nach allen Richtungen hin mitmacht, ausbeutet, in Betracht zieht und genießt, dann aber plötzlich, die Hand auf dem Geldſack und das Auge auf dem Courszettel, das ganze Weltweſen verwirft und ſich eine beſondere Heiligkeit beilegt, „die Wiedergeburt," wie ſie ſich ausdrückt, „zum Chriſtenthum."

Wie die Frömmigkeit von vornherein auf dem Dualismus beruht, ſo kann ſie ſich nur als Dualismus, als excluſives Weſen, Exiſtenz geben. Sie hat das entſchiedenſte Bewußtſein davon, daß es mit dem Chriſtenthum aus iſt und daß es zweierlei Art Leute giebt, Unchriſten und „Wiederherſteller des Chriſtenthums." Die Pietiſten ſondern ſich daher von der Welt, „die nicht mehr fromm iſt," ab, und bilden eine Gemeinde „der Frommen" in eignen „Conventikeln." Dies Bewußtſein, daß die Frömmigkeit und das Chriſtenthum das Untergegangene ſind, daß beide die Zerriſſenheit in zwei Welten zum Princip haben, daß die Wiederherſtellung alſo nur die Wiederherſtellung dieſes unglücklichen Bewußtſeins und eines praktiſchen Dualismus in der Welt unter der Form des „Sündenbewußtſein" „Zerknirſchung" und Sehnſucht nach dem Gnadenzuſtand ſein könne — alles dies iſt als richtige Conſequenz des falſchen Princips anzuerkennen, und die „Frommen" ſprechen daher auf ihrer Seite und mit ihren Worten ganz daſſelbe aus, was die Philoſophie als nothwendiges Ergebniß der Hiſtorie und der geiſtigen Entwicklung aufzeigt; nur nennt ſie die „Unchriſtlichkeit der Zeit" die Antiquirung

der „Frömmigkeit" und die Aufhebung der ganzen chriſtlichen Vorausſetzung eines jenſeitigen, fremden, zu verſöhnenden Gottes, alſo eine Ueberwindung des Chriſtenthums im Princip, woraus dann der Abfall der Welt von ihm nicht als ein Rückfall ins Heidenthum, ſondern als ein Fortſchritt zu einer höheren Geiſtesſtufe folgt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Jubelfeier der Reformation in Halle am 31. October und 1. November 1841.

(Fortſetzung.)

Wer iſt denn alſo der Herr? Der hiſtoriſche Chriſtus. — Ich brauche es Ihnen wohl nicht zu ſagen, er iſt das ethiſch-religiöſe Ideal für die, wie ſoll ich ſagen, für die beiden Stimmungen, von welchen aus das ganze Leben aufgefaßt werden kann und nach welchen von dieſer Seite aus ich die edlere Weltanſicht der griechiſch-römiſchen Zeit von der chriſtlichen unterſcheiden möchte. Auch dem Hrn. Biſchof Dräſeke galt dieſer Herr früherhin, wie in ſeinen Predigten für denkende Verehrer Jeſu als das Ideal der griechiſchen Ethik des Selbſtvertrauens und der Seelenſtärke; wir kennen es, wie daſſelbe ein ganzes Volk ergreift und zu Thaten fortreißt, aus der Begeiſterung der Freiheitskriege; kennen aber auch die andere Seite, das chriſtliche Ideal des Friedens, welches theils zu den Geboten des Wohlwollens, der allgemeinen Menſchenliebe aus der Anerkennung der gleichen Würde der Perſon, der Gotteskindſchaft, theils zu den Gefühlen der Demuth und Gottergebenheit aus dem Bewußtſein der allgemeinen Sündhaftigkeit ſich fortbeſtimmt, nach dem vereinigenden Spruche, ſiegend d. h. im Glauben an die Weltherrſchaft der ewigen Liebe ſterben, iſt das Erhabenſte im Leben, iſt Freiheit, iſt Verſöhnung. Die Armeſünderſchaft aber, als deren Patron man jetzt vorzugsweiſe wieder dieſen „Herrn" zu betrachten befliſſen iſt, Sie werden mit mir dieſelbe ſchwerlich für etwas Anderes halten als für eine katoptriſche Anamorphoſe, für eine widrige Verzerrung der Ideale der Demuth, hervorgegangen aus der Ueberſpannung und manchen fehlgeſchlagenen Hoffnungen der Freiheitskriege, welche uns von Neuem die Furcht vor der Erlöſung oder eigentlich vor den ewigen Strafen einjagen will. Wir bekommen damit zugleich wieder einigen Reſpect vor der „tiefen" Weisheit und vor den theurgiſchen Künſten derer, welche allein uns aus dem Fegefeuer herausbelfen können, natürlich unter der Bedingung, daß die Ideale des ſittlichen Selbſtvertrauens in ſeine Flammen geworfen werden, um darin als Stolz, Selbſtgerechtigkeit und Hoffahrt ſo lange zu brennen, bis die reinen Schlacken ſittlicher Ohnmacht übrigbleiben. Ueberdies regiert es ſich mit der Furcht am beſten, und auch die Predigt ließ deren Motive weidlich ſpielen. Wer iſt denn alſo der Herr? Im Texte iſt offenbar Gott ſelbſt gemeint und „der Herr," Chriſtus, ſcheint nur eingeſchoben zu ſein, um die gleich anzuführende Lection an ſeine Gegenfüßler zu halten: der Herr iſt der Geiſt, nicht alſo der jüdiſche, unter der Decke des Geſetzes verhüllte, particuläre, ſondern der chriſtliche Gott, der ſich nicht unbezeugt gelaſſen hat, vielmehr ſeine Offenbarung in Natur und Geſchichte, in Technik und Geiſtesbildung, in den Idealen der Wahrheit und Liebe und in der gemeinſchaftlichen Arbeit aller Zeiten und Geiſter für ihre Verwirklichung vollzieht und nicht dem Philoſophos allein, ſondern auch den „Armen," dem Volke dieſen von aller Furcht befreienden Gemeingeiſt, dieſes rein menſchliche Intereſſe, dieſe ſittliche Begeiſterung einflößt und zu gute kommen läßt. Noch einmal alſo, wer iſt der Herr? Herr Dr. Dräſeke antwortet, der Herr der Kirche, das regierende Oberhaupt, welcher kraft göttlicher Machtvollkommenheit (ex mandato dei) das Scepter führt: und nun iſt eigentlich wieder ein verhüllendes Geſetz da und keine weitere Entwicklung möglich, wenn nicht noch die Zeit vor der Reformation zu berückſichtigen wäre und die Zeit nach derſelben, die Neuzeit, die Gegenwart. Vor der Reformation war nämlich dieſes Haupt abhanden gekommen, man weiß eigentlich nicht wie und ſieht auf dieſem Standpunkte noch weniger ein, wie ſich „der Herr" nur ſein Regiment habe können entreißen laſſen. Doch es iſt ſo; „da gab es Hirten, da gab es Heerden, aber die friſchen grünen Auen fehlten, worauf die Schafe hätten können geweidet werden," und wie die witzſpielenden Gegenſätze weiter klangen. Alſo möchte man fragen, der Herr iſt nicht geweſen als der Geiſt in dem Meißel und Riſſe, welcher die Dome entworfen und ausgeführt hat, nicht in den Schulen der Klöſter und Univerſitäten, welche die chriſtliche Weltanſicht und Wiſſenſchaft erhalten und allmälig vorwärts gebildet haben? war nicht in der Volkskraft, welche die Barbarei des Muhammedanismus und Tatarenthums in Weſten und Oſten zurückgeſchlagen, einen Bürgerſtand gegründet und wir können wohl darauf ſtolz ſein, aus dem Schooße des Germanenthums, dieſe Feuerfeele des Reformators geboren hat? — Und die Neuzeit? Fragt euch, ſagte Dräſeke, „ob ihr den Herrn auffaßt als den Zimmermannsſohn, oder ihn nebſt ſeiner Geſchichte im Lichte einer Philoſophie anſchaut, oder gar ſeine Geſchichte durchſtreicht. Iſt dies der Fall, ſo ſeid ihr außer der Kirche, ſeid zu bedauern und könnt nicht jubiliren." — Nein, jubiliren konnte ich nicht bei ſolcher Rede und ich glaube Viele, ſehr Viele nicht mit mir, weil der Biſchof ſein Ideal des Jubels als das Prokruſtesbett zur Schau ſtellte. Ja der Zimmermannsſohn! vielleicht klang er nicht einmal Wegſcheider in die Ohren, ſo weit, weit liegt ſeine Werkſtatt hinter uns; aber die Durchſtreicher der Geſchichte, ſie ſind ja durchgeſtrichen, der Br. Bauer und der Strauß, warum denn, wenn ſie nicht ſelbſt da waren und vielleicht nicht ein einziger, der ganz aus der Anſicht dieſer Männer heraus entſchieden ja oder nein geantwortet hätte und antworten konnte, warum denn, wenn einmal der Redner ſeine kanoniſche Mißbilligung nicht verwinden konnte, nichts weiter haben als ein unerbetenes Mitleid, das gegen dieſe Geächteten wie Hohn klang, nichts weiter als reinen abſtracten Gegenſatz, ein neues peroat von der Kanzel, in das ebenſo Wenige als in den Jubel des Herrn Biſchofs einſtimmen konnten; warum keinen Berührungspunkt, kein Reſultat der Bildung, kein Lebenszeichen des Geiſtes, welcher der Herr iſt, in dieſen Entwicklungen anerkennen oder in Ausſicht ſtellen. Große Beſchränktheit der Väter der Kirche und noch kleinerer Glaube! Der Herr iſt der Geiſt! Die Juden haben ihren größten Propheten, wenn es erlaubt iſt, von dieſer unendlich größeren Knechtsgeſtalt ſo zu reden, nicht nur aus ihren Schulen geſtoßen, ſondern ärger als die Griechen, welche ihrem Sokrates den Giftbecher reichten, als Dieb und Mörder gebrandmarkt; doch was ſage ich, ſeine ganze Geſchichte haben ſie mit blutigem Stifte durchſtrichen, indem ſie ihn ans Kreuz nagelten. Und doch iſt er nach drei Tagen auferſtanden und ſein Geiſt iſt der Herr heute noch. Kleingläubige, die ihr für „die bedrängte Kirche", oder wie derſelbe Redner auf der Synode zu Torgau ſagte, für „die zerlumpte und zerfetzte Wettlerin" zum Himmel fleht, hütet euch, jene Durchſtrichenen haben dieſen Jeſum von Nazareth nicht verunglimpft nach der Weiſe eines der trium impostorum, noch Voltaireſche Witze und wolfenbüttler Argumente angewendet; ihr aber wähnt zu weiſſagen in ſeinem Namen und den Teufel auszutreiben, hütet euch, daß nicht ſein Wort euch gleiches Gericht verkünde: weil er euch in dieſem Jubel weder erkennen kann, noch dieſer Verherrlichung im geringſten bedarf. Und die Philoſophie? Die Facultät ſaß vor der Kanzel und mußte es demüthig hinnehmen; ſie iſt vom Staate gegründet und beſtätigt: aber hat ſie denn einen Codex, hat ſie auf einmal die Verpflichtung auf eine Norm erhalten? oder ſoll ſie ſich von der Kanzel den Paß viſiren laſſen, wenn ſie als rechtgläubig die Douane paſſiren und nicht als Vagabund über die Grenzen der Theologie transportirt werden ſoll? Ich war im Innerſten indignirt über die Indiscretion — wenn ihr den Herrn im Lichte einer Philoſophie anſeht — welcher denn? giebt es zwei Philoſophieen oder fürchtet ſich die Theologie vor der Philoſophie? Nun ſo mögen lieber keine Philoſophen mehr angeſtellt werden, wenn es der Philoſophie nicht mehr erlaubt ſein ſoll, wie der alte, ehrliche Kant ſagt, der Theologie als de-

müthige Magd die Leuchte vorzutragen*). Und doch, ſeitdem mit der Reformation die Philoſophie geſagt, cogito, ergo sum, alſo dem Gedanken die Selbſtändigkeit geſichert hat, kann derſelbe nicht mehr als Lakai die Schleppe nachtragen.

Faſt iſt dies ſchon zu viel und ich fürchte Sie zu ermüden, wenn ich Sie noch zu einer kurzen Wanderung durch den zweiten und dritten Theil mitnehme. Der Herr iſt der Geiſt. Wo iſt der Geiſt? im Leibe, ſein Leib aber iſt die Kirche, des Leibes Geiſt und Leben aber das Haupt. Gut, ſehr gut. Er dirigirt das Ganze. Nun wie denn? „Davon vernimmt der natürliche Menſch nichts.“ Gewiß, mußten die ungläubigen Empiriker, Philoſophen und Neologen ſagen. Aber wozu predigſt Du uns denn, wenn wir nichts vernehmen? und weshalb verſtößt Du uns, wenn wir nichts vernehmen könnten? Doch, doch; die Natur iſt die Schuld, und darum das Weſen der Kirche, deren beſeelende Kraft der Geiſt iſt, Buße und Glaube, — die Armeſünderſchaft, und wer nicht ſtetig in der Buße unter- und im Glauben auftaucht, wer nicht dieſes Buß- und Glaubensleben mit irgend einem lebt, noch je gelebt hat — res judicata est, iſt ein Empiriker, Philoſoph, Neolog, oder ein Freigeiſt, ein Zeitgeiſt, ein Schwarmgeiſt, ein Sectengeiſt, hütet euch, nicht zu werden dieſen gleich — dieſen freilich übeln Geiſtern. Aber wie die Schrift ſagt und die Geſchichte nachſpricht, dieſe Art hat das zähſte Leben; ſie fährt nicht aus durch die Lohe des Scheiterhaufens, noch durch die Mordgier der Dominikaner; nicht durch Ketzer-, Straf- und Drohpredigten, auch nicht durch Verbote und Amtsentſetzungen, ſondern durch Beten, durch die innerſte Andacht, durch den Glauben an den Herrn, welcher der Geiſt iſt und die Welt beſiegt — und durch Faſten, durch die Enthaltſamkeit von allen magenbeſchwerenden und mißſtimmenden Erudität en, durch ſtrenge Zurückweiſung aller mißliebigen Einfälle und Einbildungen, durch unbedingte Hingabe des Geiſtes, welcher die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen ſucht; — und ſeine einzige Wehr und Waffe, das lebendige, ſcharfdurchdachte freie Wort wird alle anderen Zeit- und ſonſtige Geiſter zu Paaren treiben.

Und endlich die Freiheit im dritten Theile. Ja dieſes große, herrliche Wort, es verlohnte ſich ſchon der Mühe, auch nur einen Funken aus dieſem Edelſteine zu ſchlagen und damit auch nur eine Seele zu entzünden, damit ſie alle Wünſche, alle Particularintereſſen, alle Selbſtſucht und Eitelkeit hinwerfe, und zu ſich ſelbſt komme, ſelbſt wolle, ſelbſt handele, mitfühle und mitleide in dem einen Geiſte, der eine Kraft Gottes durch Mark und Bein bringt und zur That wird, welche das Ebenbild des Herrn von allem Schmuze der Erde reinige und die Schönheit ſeiner Züge über Alles achten und lieben lehre. Dieſe Freiheit, welche auch den trotzigſten Nacken unter die Gerechtigkeit des Geſetzes beugt, aber ebenſo freudig Blut und Leben einſetzt, weil ſie weiß, daß nur freie, ſich an das Allgemeine hingebende Selbſtverläugnung die Macht iſt, den einen gemeinſamen Allen bewußten Geiſt aufzuwecken, welcher von der rohen Willkür wie von der Angſt des Unterganges erlöſt. — Der Redner war bei dieſem Theile ſichtbar matt und angegriffen, er ſprach beſonders bei den polemiſchen Stellen gegen den hierarchiſchen „Kappzaum“ ſo leiſe, daß ich in ziemlicher Nähe ihm gegenüber nur mit Anſtrengung ſeinem Gedankengange folgen konnte. „Freiheit und Herr widerſpricht ſich: aber freie Unterordnung unter den Herrn nicht. Dieſe aber iſt die Freiheit nach dem Worte des Apoſtels: So lebe nun nicht ich, ſondern Chriſtus lebt in mir.“ — Aber nichts wollte hier gelingen. Dieſe Reflexionen ohne Lebendigkeit, dieſes Vorſchieben ſymboliſcher Sprüche und Sentenzen, in welchen nur Wenige noch Entwicklung und Beweis finden, dieſe mißlungenen Verſuche, die verſchiedenen Anſichten und Stellungen in Staat und Kirche, in Vergangenheit und Gegenwart in Betreff der Freiheit, um einen Focus zu gruppiren, um jene als Ausſtrahlungen der Freiheit in der Knechtſchaft Chriſti erſcheinen zu laſſen — nichts wollte faſſen und einſchlagen, und am Ende gerieth die Ausführung ſo trocken dogmatiſch, ſo ſubjectiv-theologiſch und verlor ſich ſo ſehr in die höheren eſchatologiſchen Sphären des neuen Jeruſalems, als der freien Kirche, mit „ſeinen vielen tauſend Engeln,“ weg von den Zeit-, Secten-, Frei- und Schwarmgeiſtern, daß wir Zuhörer hier unten freilich ganz leer, ſehnſüchtig und unbefriedigt ſitzen bleiben mußten. Und als endlich das Amen ertönte: kein Jubelton in der Bruſt, kein Freudenwort, das nachklang, kein Ruck und Drang, der mich hinausgezogen hätte, um das Gehörte mit den Tauſenden auf dem Markte zu beſtätigen! Dieſe fahlen Gedankenblitze, ohne einſchlagende Kraft, dieſe Stichworte, ohne das Netz dialektiſcher Ausführung, dieſer zerfloſſene Schmerz, ohne den Muth ſogar, einmal recht herzhaft zu richten und zu verdammen: ärger bin ich nicht getäuſcht worden. Erſt da gewann ich Muth und Vertrauen wieder, als in dem Siegesliede Luther's der wahre Commentar des Textes ausſtrömte und ich aus freier voller Bruſt mit Allen jubeln konnte,

Nehmen ſie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib:
Laß fahren dahin!
Sie haben kein'n Gewinn:
Das Reich muß uns doch bleiben!

Das Reich des Herrn, welcher der Geiſt iſt, und Freiheit giebt, Freiheit und Sieg auch über Reaction und Unterdrückung.

(Schluß folgt.)

*) S. deſſen vermiſchte Schriften 3. Bd. Halle 1799. Der Streit der Facultäten S. 491. Ich will Ihnen gleich aus dieſer Abhandlung Kant's aus S. 471 ein Paar ſehr bezügliche Stellen in das Gedächtniß rufen. „Eine Regierung,“ ſagt Kant, „die ſich mit den Lehren, alſo auch mit der Erweiterung und Verbeſſerung der Wiſſenſchaften befaßte, mithin ſelbſt, in höchſter Perſon, den Gelehrten ſpielen wollte, würde ſich durch dieſe Pedanterei nur um die ihr ſchuldige Achtung bringen, und es iſt unter ihrer Würde, ſich mit dem Volke (dem Gelehrtenſtande deſſelben) gemein zu machen, welches keinen Scherz verſteht, und Alle, die ſich mit Wiſſenſchaften bemengen, über Einen Kamm ſchiert. — Es muß zum gelehrten gemeinen Weſen durchaus auf der Univerſität noch eine Facultät geben, die in Anſehung ihrer Lehren vom Befehle der Regierung unabhängig, keine Befehle zu geben, aber doch alle zu beurtheilen, die Freiheit habe, die mit dem wiſſenſchaftlichen Intereſſe, d. i. mit dem der Wahrheit, zu thun hat, wo die Vernunft öffentlich zu ſprechen berechtigt ſein muß; weil ohne eine ſolche die Wahrheit (zum Schaden der Regierung ſelbſt) nicht an den Tag kommen würde, die Vernunft aber ihrer Natur nach frei iſt, und keine Befehle, etwas für wahr zu halten (kein credo, ſondern nur ein freies credo), annimmt. —

Neue Zeitſchrift für 1842.

Revue des Auslandes.

Monatsſchrift.

Redigirt

von

Dr. L. Meyer und Otto Wigand.

Von dieſer neuen Monatsſchrift, welche mit dem Jahre 1842 ins Leben tritt, erſcheint am 1. eines jeden Monats ein Heft von mindeſtens 8 Bogen in gr. 8. auf Velinpapier in Umſchlag broſchirt. 3 Hefte bilden einen Band. Der Preis für den Jahrgang oder 12 Hefte iſt 6 Thlr.

Wir haben uns die vorzüglichſten ausländiſchen Zeitſchriften und Journale angeſchafft, und werden in der Revue nur das Ausgezeichnetſte und Beſte in guter und fließender Ueberſetzung bringen. Wir glauben verſprechen zu können, daß jeder Leſer in jedem Hefte Aufſätze finden wird, die den Anforderungen an ein ſolches Journal entſprechen werden.

Das erſte Heft wird enthalten:

1. Ein Beſuch im Kloſter La Trappe.
2. Allan Stewart, eine ſchottiſche Legende von Dick Lauder.
3. Der Blitzableiter, eine Novelle von Charles de Bernard.
4. Der Saragnai, oder das Frühlingsfeſt in den Alpen, von Mirval.
5. Die Engländer und China. Erſter Artikel.
6. Mathilde, von Eugen Sue.

Alle Buchhandlungen und Poſtämter nehmen Beſtellungen an.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

28. December. № 154. 1841.

Die Restauration des Christenthums.

(Fortsetzung.)

Diese „Frommen" und die es allerdings zugleich sehr heuchlerisch und sehr jesuitisch sein müssen — denn die Wiederherstellen des Christenthums entsprechen ganz den Wiederherstellern des Katholicismus und Papismus — diese „Frommen" also sind die Pietisten; ihre Religiosität ist die praktische, es kommt einzig und allein auf den „guten Willen," ein Christ zu sein, an, nicht auf die Einsicht und auf die Wahrheit, denn das falsche Princip läßt sich nicht wissen, — sein Gott ist ja jenseitig, — sondern nur wollen, der Vernunft und der Weltbildung zum Trotz wollen; daher ist die „gute Gesinnung," nicht das Wissen und die Einsicht, ihr Schiboleth; die Praxis aber, zu welcher diese gute Gesinnung treibt, ist die Bemühung um „die Wiedergeburt der Welt." Freilich hat es diese Praxis, so lange sie nicht zum hierarchischen Pietismus und zur Wiederherstellung der äußerlichen Kirche fortgeht oder sich in Maßregeln des Staats hineinlegt oder endlich eine fromme Tournüre, ein bestimmtes Behaben in Gebehrden und Terminologie erzeugt, immer nur mit der Innerlichkeit zu thun: die Welt soll sich bekehren, soll in sich gehen, soll zu dem unglücklichen Bewußtsein des Christenthums, dem „Sündenbewußtsein" zurückkehren, soll in sich gehen und die Gesinnung der Frömmigkeit fassen, „schaffet mit Furcht und Zittern, daß ihr selig werdet!" Sie sind unselig, das ist richtig, und ihre Aufgabe ist die Propaganda dieser Unseligkeit; die Harmonie, die sie im Auge haben, ist ein allgemeines Zittern, Heulen und Zähneklappen wegen der Sündhaftigkeit, der Gottlosigkeit und der Gottverlassenheit der Welt, denn ihr Gott wohnt drüben in seinem Himmel abstract und allein, und sie, die infirmae oves irren fürchtend und zitternd in dieser Welt umher, weswegen sie sich denn auch zusammenschaaren und ihre Stimmen zu gemeinschaftlicher Wehklage vereinigen.

2. Mystik.

Ein anderes mehr theoretisches und individuelles Verhalten der alten trüben Religiosität, das aber jetzt selbst schon zu den Antiquitäten gehört, ist die Mystik. Ist der Pietist „fromm," so ist der Mystiker „gottselig," ein Heiliger. Diese Gottseligkeit und Heiligkeit ist das phantastische Leben in Gott, das Gottschauen, Gottfühlen, die Ekstase und die Auswanderung aus dem Irdischen, eine abstracte Selbstseligkeit und Gefühlsschwelgerei. Sie war zu ihrer Zeit ebenfalls Bedürfniß. Als nämlich nicht zwar das Princip des Dualismus und überhaupt der ganze Cultus des Jenseitigen in Frage gestellt wurde, dieser Cultus aber erstarrt und in äußerlichen Ceremonien verknöchert war, da konnte der abstracte Gegensatz dagegen, den die Mystik machte, eine Reformation genannt werden und die Reformation, die man vorzugsweise so genannt hat, wirklich vorbereiten; in unserer Zeit hat die Mystik keinen Grund und Boden, eben so wie der jetzige Pietismus und die wiederaufgewärmte Frömmigkeit unserer Zeit eine ganz andere Stellung, als die des reformatorischen Pietismus von Spener einnimmt. Jener hatte nur die christliche Weltansicht, die noch dominirte, neu zu beleben und innerlich in Fluß zu setzen, er redet daher nicht von „Wiederherstellung des Christenthums:" was besteht, braucht man nicht wieder einzuführen; die jetzigen Pietisten dagegen finden kein Christenthum mehr in der Welt; sie müssen es daher, wenn es denn doch mit aller Gewalt sein soll, — „wiederherstellen."

Ist die Voraussetzung der Pietisten richtig, so ist nichts Christenthum, als sie, es ist also so gut wie untergegangen, denn was sind sie? — läßt sich aber wiederherstellen durch Propaganda und durch die Ungebildeten, die noch unschuldig sind. Es ginge wohl, aber es geht nicht, die Allerungebildetsten sind immer schon gebildeter, als die alte Dogmatik, und haben ihr wesentlichstes Interesse in dieser Welt, dann aber ist es auch unmöglich, unter den Gebildeten, die doch „wirken" müßten, für das „neue Christenthum" die Majorität zu gewinnen, denn das Neue an ihm ist nicht christlich und das Christliche nicht neu, die Jugend aber, um die es sich hier denn doch in letzter Instanz handelt, gehört nie dem Alten, sondern allemal das Alte der Jugend.

3. Das Muckerthum.

War die Mystik und der Spenersche Pietismus reformatorisch und konnten beide es sein, weil die zu formirende Substanz noch vorhanden war, so ist der moderne Pietismus restauratorisch, weil er die ganze Christenheit erst

wieder erzeugen muß. Die Welt liegt nach ihm im Argen, der Welt iſt nur zu helfen durch eine „Wiedergeburt der Welt.“ Aber wie ſoll die Welt aus ſich ſelbſt erlöſt werden? was hilft die Wiedergeburt des Argen aus dem Argen? zur Wiedergeburt der Welt brauchen wir eine „Wiedergeburt Gottes,“ einen „neuen Meſſias.“ Zur Heiligkeit bringen es nur Wenige, nur „Auserwählte,“ die Heiligkeit iſt eine Ekſtaſe, eine Abſtraction von dieſer Welt der Sinnlichkeit; ſolche „Auserwählte“ und Heilige, wenn ſich zwei in rechter Reinheit ohne Concupiſcenz zur Zeugung vereinigten, könnten der Welt, die im Argen liegt, einen neuen Heiland ſchenken. Und damit haben wir die *Muckerei*, ſobald wir nur noch die myſtiſche Askeſe in dieſer beſtimmten Richtung auf die Zeugung und die Beſeitigung der Concupiſcenz bei derſelben als ihren Cultus und als die Praxis ihrer dualiſtiſchen Religioſität auffaſſen.

Die Muckerei iſt die Einheit des Pietismus und Myſticismus, der praktiſchen und theoretiſchen Religioſität des Jenſeits; die Heiligkeit der Geſinnung und die Heiligkeit der Ekſtaſe vereinigt der Mucker in der Ekſtaſe des Zeugens ohne „Straucheln“, das iſt ihr Kunſtausdruck für die weſentlich neue That, in der ſich die höhere Einheit des Pietismus und Myſticismus darſtellt.

Wir haben alſo

1) *Pietismus*: Wiedergeburt der Welt im Chriſtenthum, als Geſinnung;
2) *Myſticismus*: Wiedergeburt des Subjects in der Heiligkeit der Ekſtaſe;
3) *Muckerthum*: Wiedergeburt des Meſſias, um durch das Product der *heiligen Ekſtaſe* eine gründliche und wahrhafte *Wiedergeburt der Welt zu erzielen*.

Der Pietismus iſt „Frömmigkeit“, *Kindſchaft Gottes*; der Myſticismus „Gottſeligkeit“, Schwelgen in Gott, Vereinigung mit Gott, um nicht zu ſagen *eine phantaſtiſche Ehe mit Gott*; das eine iſt die abſtracte Praxis, das andere die abſtracte Theorie, — die Ekſtaſe könnte man umgekehrt auch Praxis nennen, aber nur eine Praxis innerhalb der reinen und rohen Phantaſie, eben ſo könnte man den Pietismus mit ſeiner Doctrin, um die es ſich doch lediglich handelt, theoretiſch nennen, aber doch nur in der praktiſchen Sphäre der Geſinnung, des „guten Willens für das alte Chriſtenthum“ und ſeine Propagirung; — dagegen iſt die *Muckerei* die höhere Einheit dieſer beiden, die ernſtliche und wirkliche Praxis ihrer Theorie, hier handelt ſich's um die reelle Wiedergeburt des Heilandes, nicht um eine *gewollte und gemeinte* „Kindſchaft“, nicht um eine *geträumte und herbeiphantaſirte* „Vereinigung“ (unio mystica), ſondern um *eine reelle und wirkliche Zeugung Gottes*.

Der *Pietiſt* kann es dem *Mucker* nicht zum Vorwurf machen, daß er dabei ſeinen Zweck nicht erreicht und mit all ſeinem Apparat der verſchiedenen Grade und Weiſen nur das gewinnt, daß er immer wieder „ſtrauchelt“, nie eine ſündloſe Umarmung, „eine gerechte Wechſelwirkung,“ und alſo auch nie eine Zeugung des Sündloſen zu Stande bringt. Dem Pietiſten geht es in ſeiner Art nicht beſſer, er kommt aus dem Zuſtande der Sünde nie heraus, und wenn er auch Augenblicke der Gnade in ſich zu verſpüren glaubt, ſo bedarf es doch nur einer gründlichen Beſinnung über ſich ſelbſt, um ſogleich wieder zur Unſeligkeit des Sündenbewußtſeins zurückzutaumeln — ganz natürlich: auf dem Boden der abſoluten Differenz, in der Religioſität des Jenſeits, iſt keine Löſung oder Verſöhnung möglich, weil es aus dem chriſtlichen Princip unmöglich iſt, die Nothwendigkeit und Bedeutung der Differenz, des Endlichen, der Welt und der Exiſtenz, ſowie die wahre Verſöhnung in dem Wechſel der Exiſtenz und der Bereicherung des Geiſtes zu begreifen.

Faſſen wir Alles zuſammen, ſo beweiſt alſo die Erſcheinung und Praxis der *tranſcendenten* Religioſität in den erwähnten Formen eben daſſelbe, was die Philoſophie unſerer Zeit auch beweiſt, nämlich die Ueberſchreitung des Standpunktes ſolcher Religioſität überhaupt, die Welt iſt notoriſch darüber hinaus, das Sichſelbſtaufheben derſelben, die Negation des Chriſtenthums im Princip und die Unmöglichkeit, dieſe Zeit des unglücklichen Bewußtſeins auf den Grund der alten tauben und blinden Metaphyſik wiederherzuſtellen. Oder beweiſt das tolle Weſen des Pietismus, das böſe Weſen der Myſtik und das notoriſche Unweſen der Muckerei nichts? — Wen die Götter verderben wollen, dem nehmen ſie vorher den Verſtand. Man ſollte an den Extremen des Pietismus genug haben, und begreifen, daß ſeine mißlungenen Verſuche, ſowohl das Volk, als den Meſſias wiederzugewinnen, praktiſch und negativ das lehren, was die Philoſophie theoretiſch und poſitiv lehrt. Man ſollte die Klagen über die Deſtruirung des Chriſtenthums nur nicht mißverſtehen; ſie ſind derſelbe Ausdruck der Zeit und einer bereits in vielen Köpfen, wenn auch nur unklar, vollzogenen Revolution, die von der Philoſophie mit klaren Worten und ohne Klage um den Untergang, vielmehr mit Freude über den Aufgang verkündigt wird. Erſchrickt man nicht über jene Klagen, warum erſchrickt man über dieſe Negation der Klagen? Iſt die Klage nicht das Negative, und die Philoſophie, dieſes Bewußtſein der neuen Zeit das Poſitive? Das Poſitive aber will man ja, warum alſo erſchrickt man vor ihm? Warum? Es iſt bekannt genug, was man alles auf dieſes Warum antworten könnte; aber es iſt nicht ſo bekannt, was den reactionären Politikern die Weltgeſchichte darauf antworten wird, denn dieſe Antwort, weil ſie ſehr ſpeciell iſt, können wir nur erleben und erfahren; ohnehin wäre es überflüſſig, der Reſtauration noch

etwas beweiſen zu wollen: behält ſie doch ihren „guten Willen“ und ihre „Geſinnung“, zu der ſie aus Impotenz des Erkennens gegriffen! und es wäre ſeltſam, wenn ſich die Impotenz von ſich ſelbſt durch irgend etwas Anderes überzeugen laſſen ſollte, als durch — das Experiment. In dieſer Hinſicht ſind alle Pietiſten Mucker: das vergebliche Experimentiren und der Untergang dieſer Experimentirer, ihr Scheitern an dem ſittlichen Weltbewußtſein, alſo an der neuen Religion der Sittlichkeit — das iſt ihr Begriff. Mögen ſie ihn bald erfüllen!

4) Das Selbſtbewußtſein in der Romantik ſelbſt.

Intereſſant und ſehr hieher gehörig ſind einige Ausſprüche von Novalis, der, ſo zweideutig er auch iſt, dennoch bei der Reſtauration ſonderlich in Ehren und Anſehen ſteht. Er ſagt (5. Aufl. Th. 2, S. 264): „Die chriſtliche Religion iſt die eigentliche Religion der Wolluſt (Muckerei). Die Sünde iſt der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je ſündiger ſich der Menſch fühlt, deſto chriſtlicher iſt er (Pietismus). Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit iſt der Zweck der Sünde und der Liebe. Dithyramben ſind ein ächt chriſtliches Product (Ekſtaſe, Myſtik). — Die chriſtliche Religion iſt auch dadurch merkwürdig, daß ſie ſo entſchieden den bloßen guten Willen im Menſchen und ſeine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, in Anſpruch nimmt, und darauf Werth legt. Sie ſteht in Oppoſition mit Wiſſenſchaft und Kunſt und eigentlichem Genuß. — Vom gemeinen Manne geht ſie aus. Sie beſeelt die große Majorität der Beſchränkten auf Erden. Sie iſt das Licht, welches in der Dunkelheit zu glänzen anfängt. Sie iſt der Keim alles Demokratismus, die höchſte Thatſache der Popularität.“ Und (S. 246): „Es iſt ſonderbar, daß der eigentliche Grund der Grauſamkeit Wolluſt iſt. — Es iſt wunderbar genug, daß nicht längſt die Aſſociation von Wolluſt, Religion und Grauſamkeit die Menſchen aufmerkſam auf ihre innige Verwandtſchaft und ihre gemeinſchaftliche Tendenz gemacht hat.“

Dieſe Aufmerkſamkeit iſt von Wichtigkeit für den vollſtändigen Begriff der beſprochenen Phänomene. Nicht genug, deren Theorie und die Vermittlung ihrer Theorie und Praxis zu beachten, wir müſſen ihrem innerſten Herzenszuge, ihrer weſentlichen Richtung auf das ſinnliche Selbſtgefühl unſere Aufmerkſamkeit zuwenden, um ſie ganz zu verſtehen. Die Ekſtaſe der Myſtiker und der Mucker iſt entſchieden ein Act der Sinnlichkeit — die Phantaſie iſt nichts als ſinnlicher Geiſt — und dem Pietismus iſt die „Herzenswärme“ und die recht grobe und fühlbare Zerknirſchung das Entſprechende, der Uebergang von ſinnlichen Ausſchweifungen der Jugend zum Pietismus, als dem Schwelgen im Sündenbewußtſein, iſt bekannt genug, — alle dieſe Beobachtungen der Thatſachen werden durch den Begriff der trüben Religioſität vollſtändig gerechtfertigt. Und nur von der Religion des Dualismus, nicht von der Religioſität der Sittlichkeit oder der philoſophiſchen Religioſität hat Novalis ſeine Ausſprüche abſtrahirt. Das ſchmerzliche Gefühl der Zerriſſenheit, der Sünde, der Entfremdung von dem jenſeitigen Gott wird in Herzenswärme und Ekſtaſe (auch Andacht iſt unio mystica, cf. Hegel, Rel. Ph. I. p. 167) zur Luſt der Vereinigung mit ihm erhoben; und die Activität, ſich in ſeinem Andern zu ſetzen unter Luſt im Schmerz und in ſchmerzlicher Luſt, iſt — Religion als Andacht und Ekſtaſe, iſt — Wolluſt als Selbſtgenuß in der Aufhebung des Selbſtgefühls, in dieſem Streit des Selbſtgefühls und des Vernichtungsgefühls. Auch in der Wolluſt ſetze ich mich in dem Andern und gebe mich zugleich darin auf, wie dies in Andacht und Ekſtaſe mit Beziehung auf das Abſolute geſchieht. Und die Grauſamkeit, was iſt ſie Anderes als abſtracte, theoretiſche Wolluſt, im Vernichtungsgefühl des Andern ſein Selbſtgefühl zu haben und in dieſem Kitzel ſich zu genießen? Der Selbſtgenuß in ſeinem Andern iſt Religion, Grauſamkeit und Wolluſt; und in allen Dreien iſt dieſer Selbſtgenuß extrem bis zum Schmerz und bis zur Ueberſpannung, denn eben darin liegt der Reiz und der Kitzel.

Die Aufhebung der Humanität in der Grauſamkeit, die Entſchloſſenheit zu dieſer Extravaganz und Tranſcendenz der Unmenſchlichkeit, iſt eine innerliche Erſchütterung, welche der Ekſtaſe in ihrem Weſen vollkommen gleichkommt, auch der Unterſchied, daß die Wolluſt poſitiv und die Grauſamkeit negativ, und der andere Unterſchied, daß die Ekſtaſe der Religion nur eine phantaſtiſche, die beiden anderen Ekſtaſen aber reell ſinnliche ſeien, hebt ſich auf, denn die Ekſtaſe iſt überall die phantaſtiſche, und die Sinnlichkeit nur ihr Element, ihre Aeußerlichkeit: wie die Wolluſt die Phantaſie nicht entbehren kann, um von der Erſchütterung der Grauſamkeit gar nicht zu reden, ſo kann umgekehrt die Religion die Sinnlichkeit nicht entbehren, in ihr wird dieſes beſtimmte empiriſche Subject Gefäß des jenſeitigen Gottes, und das Zerbrechen des Gefäßes im Act ſeiner Erfüllung, das iſt das Ausklingen der Andacht und die Erſchütterung des ſinnlichen Individuums ſelbſt. Ueberall ein Schaffen und Zerſtören, Entſtehen und Vergehen, Realiſiren und Annihiliren in Eins, und zwar unter dem Entſprechen von Luſt und Schmerz. Das Zerſtören und Vernichten und das hohle Selbſtgefühl, welches aus der gewaltſamen Vereinigung der ſchlechthin getrennten Momente entſpringt, iſt der Fanatismus, die Spitze und die wüſte Vereinigung von allen Dreien, von Wolluſt, Grauſamkeit und Religion in Eins.

(Schluß folgt.)

Die Jubelfeier der Reformation in Halle am 31. October und 1. November 1841.

(Schluß.)

Bisher, verehrter Freund, habe ich als Mitglied der evangeliſchen Kirche namentlich über die gottesdienſtliche Feier Ihnen meine freilich nicht maßgebenden Eindrücke geſchildert. Leicht war der Geſang der beiden Lieder, welcher von einer

ungezählten Menge ausgeführt wurde, der Glanzpunkt des Festes. Die Sache hat aber noch eine andere Seite. Wie steht die Feier zu der katholischen Kirche? Die Frage ist nicht zu umgehen, so schwierig sie zu beantworten, ja so bedenklich es schon ist, sie aufzuwerfen, weil sie den empfindlichsten Fleck der Gegenwart berührt. Offenbar scheinen einzelne Regierungsmaßregeln nicht gar weit von dem Principe der Curie abzuliegen. Wenn Lehrer an protestantischen Universitäten removirt werden, weil deren kritische Ansichten über die schriftlichen Urkunden des Christenthums weder mit den bisherigen Ueberlieferungen noch mit „dem Gewissen" der obersten Beamten und ihrer „Pflicht" gegen die evangelische Kirche übereinstimmen, so liegt dies nicht weit ab von dem bischöflichen Verfahren gegen die Hermesianer. Beide Angelegenheiten also scheinen im Sinne des hierarchisch-katholischen Princips aufgefaßt und entschieden worden zu sein, eine Entscheidung, drückend genug für ein protestantisches Bewußtsein, auch wenn sie durch bisher noch unbekannte Gründe gemildert würde; bedeutsam genug mit einem Feste der Reformation zusammenfallend, welche doch ebenfalls alle bisherigen Ueberlieferungen in Wissenschaft, Cultus, Staat und Kirche auf den Kopf stellte. Und doch wäre der protestantische Staat in seinen innersten Interessen verletzt, wenn er das Princip hierarchischer Willkür in sich hereindringen, um sich greifen lassen, oder gar gegen die freie Entwicklung des wissenschaftlichen und religiösen Geistes verwenden wollte. Er wäre auf geradem Wege, theils wieder in geistliche d. h. hier politische Abhängigkeit von Rom zu gerathen, welches seinen gesetzlichen Organismus nicht anerkennt, theils mit Rom in der politischen und wissenschaftlichen Bevormundung zu fraternisiren, dadurch aber das Vertrauen und die gebildete Kraft des Volkes unter Katholiken wie Protestanten sich zu entfremden. Dennoch aber schwankt er und giebt nach: Zöglinge, in römischen Seminaren gebildet, werden, wenn auch nur vorläufig angestellt, Bischöfe dürfen frei mit Rom communiciren, diese aber greifen sogleich über, ohne sich an die beschränkenden Bestimmungen zu kehren. Doch diesen politischen Gegensatz gegen Rom berührte der Redner nur sehr mittelbar. Wie steht es aber mit dem religiösen? Sind die aufgeklärten Katholiken, ist nicht überhaupt das christliche Selbstbewußtsein über die Furcht hinaus, seine Seligkeit durch Abweichungen im Cultus und Symbole zu verlieren, so wenig als es dieselbe von dem Glauben, d. h. im katholischen Sinne, von dem physisch oder moralisch erzwungenen Fürwahrhalten der dogmatischen und kanonischen Lehrsätze der Kirchenväter und Concilien erwartet? Die Lebensansicht unserer größten Dichter und Philosophen hat uns diese Freiheit vom Aberglauben an Formeln und heilige Gebräuche ins Herz gesungen und begreifen gelehrt, und scheint immer mehr Gemeingut aller Gebildeten werden zu wollen*). Ja sie ist ein wahres Bedürfniß, damit nur endlich der Secten- und Freigeist durch den Ernst der Sittlichkeit überwunden, an die Stelle eines Gottesdienstes todter Werke die Religion der Herzensreinheit im Volksbewußtsein der Katholiken und Protestanten befestigt, und der widrige, empörende Unterschied zwischen seligen und verdammten Christen vernichtet werde. — Hier begreift und entschuldigt sich nun die schwierige Stellung, welche Dräseke sowohl hinsichtlich seiner eigenen Ansicht als hinsichtlich seines Ranges, als Staatsbeamter im Kirchenregimente hatte; ja ich muß es gerade heraussagen, es war ein Mißgriff, oder vielmehr unter diesen gespannten Verhältnissen eine Calamität, daß Verhältnisse es gebieterisch forderten, ihm die Festrede zu übertragen. Den politischen Gegensatz der Reformation gegen Rom, die Emancipation des Staates, d. h. der regierenden und regierten Vernunft von den zwei Schwertern Petri, durfte der Redner nicht hervorheben oder schärfen, ohne einheimische und auswärtige Anstöße als hochgestellter Beamter zu geben; unsere Kirche selbst ist nicht so kühn, wie die katholische, das Privilegium der Seligmachung für sich in Anspruch zu nehmen, und von diesem Gesichtspunkte aus das Jubelfest der Reformation zu begehen; die Ordnung des Heiles aber, die operationes S. S. der Dogmatik, woran sie die Bildung eines ehrbaren und gottseligen Lebens knüpft, ist nicht mehr so lebendige Norm, daß darin der volle Ausdruck wie die volle Befriedigung des religiösen Bedürfnisses für Alle innerhalb des evangelischen Bekenntnisses gegeben wäre. Indem sich aber darauf gerade der Festredner beschränkte, so sehr beschränkte, daß er sogar an einzelnen Stellen den Dienst rein im Interesse der Wahrheit und Wissenschaft, der freien Erforschung wie der technischen Benutzung des geistigen Fonds auf dieser Erde als unkirchlich und werthlos herabsetzte*): so stellte er sich damit innerhalb desselben herben Gegensatzes, in welchem jetzt eine bekannte theologische Richtung mit den bewundernswürdigen Erfolgen der technischen Benutzung physischer Kräfte, der Ausbildung der Kunst und gewerblichen Thätigkeit, und mit deren Quelle, dem freien Wissen als mit der eigentlichen Arbeit des sich befreienden und zu sich selbst kommenden Geistes gerathen ist. So fordert diese Richtung Zwangsmaßregeln und Absetzungsdecrete und bemitleidet eitlich und aufrichtig die, welche sich mit dem Geiste dieser Zeit befreunden; ist aber im Innersten grämlich und verstimmt über die Macht, welche er ausübt. So mußte denn der Redner freilich die Kirche eine bedrängte nennen, aber er konnte, weil es in ihm selbst trauerte, ebendeshalb weder Jubel predigen noch Jubel und Siegesfreudigkeit erwecken. Es gab nur einen Weg, wie mir scheint, hier ebenso treu dem Texte als dem Feste entsprechend aufzutreten und gewaltig zu reden: die Reformation in ihrer welthistorischen Bedeutung, als verjüngende Wiedergeburt des deutschen Volksgeistes, als Emancipation desselben zum vollen Selbstbewußtsein und freier Selbstbestimmung in allen Kreisen menschlicher Gemeinschaft aufzufassen. Der Geist ist der Herr und jede freie That des Geistes ist Gottesdienst: wie der Herr von Boyen referirte, der Dienst um die Vertheidigung des Vaterlandes fast so gut als irgend eine kirchliche Feier. — Doch ehe dieses von allem theosophischen und theurgischen Aberglauben an die Absonderlichkeit irgend eines Gottesdienstes freie Gesammtbewußtsein durchdringt und sich dann, ich will vorerst nicht sagen neue Festgebräuche schafft, sondern nur die bestehenden läutert und ihnen neuen lebendigen Geist einhaucht, bis dahin muß noch mancher Sieg errungen werden. Er wird es aber, weil das Reich Gottes in uns, der Herr aber der Geist ist und frei macht.

Mit dieser Gewißheit lassen Sie uns denn getrost der politischen und religiösen Zukunft und ihren Bildungen entgegengehen. Bei allem Mangel an äußerem Gepränge hat das Fest unter allen Ständen des Volkes Theilnahme genug gefunden, und die herzlichen Worte vor Allem, welche am Morgen des zweiten Jubeltages zu dem nachwachsenden Geschlechte gesprochen wurden, mögen als reiche Saat aufgehen und Frucht geben. —

*) Ich beweise Ihnen das aus einer — Predigt. „Werfen wir einen Blick auf das Leben, so sehen wir eine Entfremdung vom göttlichen Worte und eine Losgerissenheit aller Verhältnisse von denselben, die gar nicht greller aufgestellt werden kann; die meisten unsrer Bücher, Zeitungen und Zeitschriften konnten ebenso gut unter den Heiden geschrieben worden sein, wie in der Christenheit; die meisten Verordnungen, Befehle, Einrichtungen, Stiftungen, Anstalten und — Vergnügungen fragen nichts weniger an sich, als das Gepräge des Christenthums; man kann meilenweit gehen, man kann Tage und Wochen lang zubringen, ohne von christlichen Mahnungen geweckt und getroffen zu werden; das Recht, die Arzeneiwissenschaft, die Weltweisheit, berühren in ihrer Handhabung auch nicht im entferntesten das christliche Gebiet; woher das Alles?" Antwort und Deutung überlasse ich Ihnen; Sie finden diesen Passus in Fr. Arndt's Die Bergpredigt Jesu Christi, Magdeb. 1838. B. II. Th. S. 181, 182. —

*) Ob aus Versehen oder absichtlich, aber jedenfalls bedeutsam genug ließ der Redner bei Anführung der berühmten Schlußworte Luther's „die öffentlichen, hellen und klaren Gründe" ausfallen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

29. December. № 155. 1841.

Die Reſtauration des Chriſtenthums.

(Schluß.)

Dieſer Marter der dualiſtiſchen Religion und ihrer verzerrten Erſcheinung, die an die Opiumeſſer des Orients erinnert, ſteht die Idealität des freien Selbſtbewußtſeins als die Wahrheit und als diejenige Activität gegenüber, in welcher ebenfalls das Subject energiſch gefühlt, heftig bewegt und zur Entſchloſſenheit und That getrieben wird. Aber weil die Unmöglichkeit der Vermittlung bei der Autonomie des Selbſtbewußtſeins hinwegfällt und vielmehr durch den Beſitz und die Gewißheit alles Inhaltes erſetzt iſt; ſo iſt die Religioſität, welche Sittlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit gegen die Idee iſt, nicht mehr eine krankhafte, die Entſchloſſenheit, welche im Namen der Idee Gewalt braucht, nicht mehr eine grauſame und extravagante, ſondern eine humane und maßvolle, und dieſes Selbſtgefühl nicht mehr ein wolluſtiges, ſondern die Befriedigung des Menſchen nach ſeiner intellectuellen Seite, in ſeiner freien und edeln Geiſtigkeit, ein ſtolzes und nüchternes Selbſtgefühl, das darum nicht aufhört ein Subjectives zu ſein, weil das Subject nun nicht mehr das rohe und phantaſtiſche, ſondern das gereinigte und freie, das erlöſte, iſt.

Erſt die Religion der Sittlichkeit, erſt die volle und rückſichtsloſe Hingabe der Einzelnen an die Freiheit und an die Geſtaltung der Idee, die ſie theoretiſch bereits gewonnen haben, wird die große Reformation der Menſchheit und ihre wahre Erlöſung vollenden. Iſt der Riß zwiſchen dem Alten und Neuen nie tiefer geweſen, als in dieſem Augenblick, ſo hat auch niemals der Geiſt mehr Sicherheit und mehr Klarheit über ſeine Vergangenheit und Zukunft gehabt, als eben jetzt; aber freilich „die Zukunft iſt nicht für die Kranken, nur der Blick des Geſunden kann ſich dreiſt in ihre wunderlichen Wege verlieren" (Novalis).

5) Alexander Jung's Mittheilung.

Das Buch von Alexander Jung haben wir bisher nicht erwähnt, weil es wirklich ſehr ſchwer zu benutzen und eben ſo ſchwer zu beurtheilen iſt. Der Verfaſſer verſteht die Methode, vom Hundertſten aufs Tauſendſte zu kommen, und wendet ſie viel zu viel an. Er ſetzt dabei gewöhnlich nicht weniger, als Alles voraus, und wenn man nun daran iſt und denkt: jetzt muß es kommen, dann gerade entſchlüpft er uns, ein neuer Proteus und im blauen Aether ſchwimmt er wie verduftend. Der Verf. holt zu weit aus und verfährt nicht ſachlich und hiſtoriſch genug. Auch das Bekannteſte muß uns wenigſtens genannt und in Erinnerung gebracht werden, wenn wir uns intereſſiren ſollen; und nun gar das Unbekannte, jenes nur ſo emanirte, nie gehörig publicirte extreme Pietiſtenunweſen! Wie unendlich intereſſant iſt dieſes Thema, wie neugierig macht er uns auf die Aufſchlüſſe und was erfahren wir? „Daß die Acten noch nicht publicirt ſind, daß alſo über das Myſterium des extrempietiſtiſchen Privatcultus öffentlich nichts beweiſen und mithin von der ganzen Geſchichte in dieſer Beziehung nichts zu ſagen ſei." (S. 70.) Aber Alexander Jung weiß die ganze Geſchichte, er weiß Alles, was bewieſen iſt und es wird wenig in den Acten ſtehen, das er nicht wüßte: nun? — wenn er alſo, ſagen wir, über die Extreme des königsberger Pietismus philoſophiren wollte, ſo mußte er ſich entſchließen, eine hiſtoriſche Grundlage zu legen und Alles was er wußte, vorher in Hitzig's Annalen publiciren. Das dagegen, was er wirklich thut, heißt, wie die Katze um den heißen Brei herumgehen und führt zu nichts. Die Schönherrſche oder vielmehr Ebelſche Theoſophie, die übrigens auch anderweit bekannt wäre, iſt ſehr wohlfeil. Bedeutend wird ſie nur in Beziehung auf jene eigenthümliche Praxis. „Es giebt zwei Urweſen: Licht und Finſterniß. Licht = Gott, Finſterniß aber = Waſſer. Das Licht ſtrömt in die Finſterniß. Das Licht iſt das Symbol des Mannes, das Waſſer (Finſterniß) des Weibes. „„Ein Reich Gottes iſt nur in einem vollkommen gerechten Verhältniß denkbar. In der Wechſelwirkung der Urweſen ſchauen wir die Vollkommenheit."" Nun giebt es eine Störung der „„gerechten Wechſelwirkung"" — (das Böſe, das Straucheln), daher „„im Menſchen die Herrſchaft des Geiſtes über das Fleiſch zu fordern iſt"". — Das Licht iſt nicht materiell. Es liegt nur an unſeren Sinnen, daß wir der feinen Geiſtigkeit des Lichts nicht inne werden. Das Waſſer hat die Qualität des Lichts, nur in ſchwächerm Grade. Gott iſt auch räumlich. Es giebt eine Verſöhnung mit Gott. Der Mittelpunkt derſelben iſt Chriſtus; aber „„concentriſch"" auf ein Zuſammenwirken gerichtete „„Hauptnaturen"", „„Stützpunkte des Lichts,"" voll-

bringen die Rettung der Welt. Die „„Hauptnaturen““ sind erkoren, den Andern ihre Stellung zum Gottesreiche zu ertheilen; die „„Auserwählten““ leiten, erleuchten und fördern die Andern. — Der urschöpferischen Thätigkeit entspricht die spätere schöpferische, die hervorbringende Thätigkeit der beiden Geschlechter. Die Aufgabe ist das „„Wohlsein““ an Leib, Seele und Geist, die „„Vollseligkeit““. Dazu ist das Angenehme erforderlich. Der Geschlechtstrieb ist ein Moment des „„Wohlseins““. Der Mann theilt in dem sexualen Proceß den Lichtgeist mit, welchen das Weib, als der Wassergeist, von ihm in sich aufnimmt. Die „„gerechte und gottwohlgefällige Zeugung““ muß im Lichte vorsichgehen, es muß „„eine sanfte, harmonische Wechselwirkung““ stattfinden und die Ausdrücke „„Ueberstrahlungen““, „„senkrechte Einflüsse““, „„gerechte Ausflüsse des Lichts““, scheinen ebendahin zu deuten. „„Die lauterste Keuschheit““ soll dabei erzielt werden“. (S. 80.) Der Dualismus und die Imbecillität ist so groß in diesem Gerede, daß man sich stark versucht fühlt, es für lauter unächte Waare zu halten. Erst zwei Urwesen, offenbar schlechte Copieen aus der Genesis und dann laufen Gott und Christus ganz müßig nebenher; wie verhalten sie sich denn zu den schöpferischen Urwesen? Das übrigens ist nicht zu läugnen, daß dieser doppelte Dualismus zu der religiösen Praxis, die im Hintergrunde liegt, gut genug ist. Das Unklarste ist am jenseitigsten — und nun doch so nahe, in Mann und Weib! — Welch ein Kitzel, welch ein grobreligiöser Genuß!! Sodann fügt Jung S. 85 hinzu: „Zwar sei die Erzählung des ganzen Sachbestandes noch mangelhaft und öffentlich unerwiesen, Alles jedoch deute darauf hin, daß bei Ebel in dem praktischen Theile noch eine ganz bestimmt ausgeprägte Weise des Cultus vorkommen müsse; und solches werde dann wohl die eigentliche Geheimlehre sein, die nur Ebel's nächster Umgebung, dem innersten Kreise jener „„concentrisch zusammenwirkenden Naturen““ mitgetheilt worden sei.“ Jung fährt vorsichtig also fort: „Wir vermuthen aber, folgernd aus dem, was uns vorliegt, daß dieses Mysterium zwei Hauptmomente enthält. Einmal die Lehre von der Repräsentation des Göttlichen, Lichten, Männlichen auf der einen, und des Wassers, des Finstern, des Weiblichen auf der andern Seite, und zwar in räumlich-sinnlicher Gegenwart durch Personen; sodann die Lehre von der Hervorbringung in „„gerechter““ Weise eines Wesens, welches auch für die Zukunft wieder jene Repräsentation übernehmen könne, damit durch lebendige Tradition die Weisheit, welche vom Himmel stammt, erhalten bleibe.“ Die Weisheit, welche vom Himmel stammt, ergänzt und exegesirt nämlich nach Ebel die Offenbarung der Schrift.

Das Uebrige, d. h. den ganzen eigentlichen Cultus, auf den es hier offenbar doch ankommt, müssen wir uns leider denken, wir müssen es theils uns denken, theils heimlich von Wohlunterrichteten zuflüstern lassen: kein officielles Wort ist zu erforschen über eine Angelegenheit, die unser öffentliches Leben so verderbendrohend inficirt, wie der Pietismus in gemäßigten und extremen Formen dies notorisch gethan hat und noch thut. Warum dies Geheimniß über unsere Verirrungen? — Warum? Damit wir Deutsche nicht widerlegt werden können, wenn wir bei Gelegenheit des Processes der Lafarge die deutsche Sittlichkeit hoch über die französische erheben; und dennoch sind es gerade die Franzosen, denen das Politische, die Welt des Diesseits bereits zur Religion geworden, die für einen sittlichen Inhalt große, begeisterte Thaten vollbracht, die sich darum auch nicht scheuen, ihr ganzes Leben öffentlich darzulegen, während unsere heimlichen Sünden zahllos und unsre Heuchelei unser größtes Laster ist. Wann wird die Zeit kommen, daß jeder Deutsche sich zu seiner Philosophie und ihren Consequenzen bekennt, ich sage nicht, daß er den Muth habe, ihr nachzuleben? Wann die Zeit, wo wir wissen und begreifen, was wirklich bei uns geschieht, ich sage nicht, daß wir eine Geschichte hätten, wie sie einer großen Nation geziemt? Hätten wir doch nur Sinn dafür, wie lächerlich und verächtlich unser Philisterthum gegen die gewaltigen Kämpfe der Engländer und Franzosen ist, dann wäre es zu erwarten, daß wir auch den unsittlichen Hochmuth über eine erlogne Sittlichkeit und die Heuchelei gegen eine hohlgewordene Form der religiösen Weltanschauung bei Seite setzten, und die neue Aera der Weltgeschichte, wozu das allgemeine Gefühl der Autonomie und die hie und da aufleuchtende sporadische Begeisterung dafür uns aufruft, muthig begönnen: das jüngste Gericht des Pietismus, der ganzen Restauration und all ihrer Auferstehungsmänner, so viel es sind, wäre gekommen; und es würde nicht fehlen, daß Deutschland ehrenvoll mitkämpfte zur Gestaltung der Welt, die uns jetzt, — eben so jenseitig und unerreichbar, als der alte Himmel, — draußen vor der Thür liegt. Aber kein Wunder das: den Franzosen ist die Politik Religion, und so denken sie, was sollen wir mit der Metaphysik? Gleichwohl drängt sie sich ihnen jetzt auf, und die katholische Religion wird und muß erst in ihr untergehen, damit die Freiheit nicht mehr somnambül, sondern mit wachem Auge ihr höchstes Princip erfaßt — und sicher geht. Die Engländer lassen die alte crasse Metaphysik nebenherlaufen, wohin sie will, sie haben keine Zeit und keinen Trieb, sich eine neue zu machen, denn sie bilden und gestalten den ganzen Erdkreis, das ist Arbeit genug und eine sehr reelle, wir dagegen haben eine alte und eine neue Metaphysik; aber wir glauben in diesem Augenblick, wo die Krisis und der große Riß erst im Bewußtsein verarbeitet werden muß, weder an die eine noch an die andere, und was

die reelle Weltgeſtaltung betrifft, ſo glauben wir auch an die nicht: gleichwohl dürfen wir der Zukunft vertrauen, eben darum, weil wir im Stande ſind, dieſe unſere tiefſten Leiden zu erkennen, dürfen wir hoffen, daß wir gründlicher als irgend ein Volk der Erde die Vermittlung des Idealismus und Realismus und darin eine neue Erhebung und Verjüngung unſer ſelbſt gewinnen werden. *Denn wenn auch der Gott unſerer Zukunft ein dieſſeitiger iſt, ſo iſt er doch der Geiſt und ſeine Tiefe*; die Entwicklung wird eben darum erſt principiell frei und das Selbſtbewußtſein das herrſchende werden.

6) Das Bewußtſein über den religiöſen Standpunkt bei Hegel.

In dem Bisherigen iſt mancherlei Ketzeriſches zur Sprache gebracht. Es iſt anerkannt worden, daß der Pietismus und alle Formen der chriſtlichen Weltanſicht auf dem alten Dualismus, der den extramundanen, fremden und unbekannten Gott verehrt, beruhe, daß die ganze Reſtauration unſerer Zeit in dieſem Dualismus des Chriſtenthums wurzelt, daß alſo der Pietismus bis zur Muckerei herauf wirklich das iſt, wofür er ſich ausgiebt, *der Verſuch, das Chriſtenthum zu reſtauriren*, daß eben darum ſein Bewußſein das unglückliche, der Tod im Herzen, das Weltuntergangsbewußtſein iſt, weil der Verſuch, die jetzige Welt durch das Sündenbewußtſein zu einer höhern Befriedigung zu erheben, nothwendig mißlingen muß. Das Aufgeben des Chriſtenthums und der alten dualiſtiſchen Religion iſt die erſte Ketzerei, die nicht leichtſinnig begangen wird, die aber nothwendig iſt, und namentlich hier nicht vermieden werden konnte, wenn wir die krampfhaften Zuckungen der gegenwärtigen religiöſen Bewegungen und namentlich die Bedeutung des betonten Chriſtenthums verſtehen wollten. Verſtehen aber müſſen wir ſie, dieſer Tod iſt erſt ihr Leben. Die zweite Ketzerei iſt die der alten entgegengeſetzte neue Religion, die Religion der Sittlichkeit, die Religion des Dieſſeits, und der Grund von allen beiden iſt der Gott, welcher der Geiſt und nicht transmundan, ſondern die ewiggegenwärtige als das geiſtige und natürliche Univerſum ausgelegte Idee (Subject, Begriff) iſt. Alles dies würde wenig befremden, wenn nicht mit dem Wachſen der philoſophiſchen Macht im Zeitgeiſt die Reſtauration um vieles gereizter und empfindlicher geworden wäre, als früher, wo das indifferente Chriſtenthum die Philoſophie und dieſe das Chriſtenthum naiv und ohne Furcht vor den beiderſeitigen Conſequenzen aufnahm, weshalb denn bis in die allerneueſte Zeit die Gewohnheit ſich erhalten hat, die Philoſophie als eine ſtetige Fortſetzung des Chriſtenthums, das Chriſtenthum als den allgemeinen Aether, in dem wir leben, zu nehmen und auf den Unterſchied, der in Wahrheit fundamental und von den ungeheuerſten Conſequenzen iſt, kein Gewicht zu legen. *Feuerbach* und *Strauß* haben den Unterſchied zuerſt ſcharf betont; die petrificirten Hegelianer dagegen ſträuben ſich fortdauernd gegen dieſen Riß, eines Theils aus geiſtiger Faulheit und ſittlicher Schwäche (es giebt viele Leute, die ſich durch die Denunciationen Hengſtenberg's abſchrecken laſſen, und nichts Verfängliches mehr ſchreiben, ſobald der Großinquiſitor oder ſein bekannter Scherge ſie hat merken laſſen, daß *ſie* doch im Grunde ſo ſchlecht nicht wären und auf Gnade noch rechnen könnten, verſteht ſich, wenn ſie ſich in Zukunft darnach aufführten: ſo ſchimpflich es iſt, dies wirkt allemal, man vergleiche nur das Datum ſolcher Inſinuationen in der evang. Kirchenzeitung und beobachte von dem Tage dieſes Gerichts an die genannten Namen, ſie verſchwinden ſogleich aus den Jahrbüchern), andern Theils ſträubten ſich die Hegelianer dagegen, weil in *Hegel* ſelbſt der Riß nicht nur verdeckt iſt, ſondern ſogar mit Vorliebe die Seite der Identität von Religion und Philoſophie hervorgehoben wird, nicht nur indem von Hegel Religion ohne Weiteres in der neuen Form verſtanden wurde, ſondern auch indem ausdrücklich die chriſtliche Religion als die abſolute ausgelegt und Richtungen wie die Göſchelſche anerkannt worden ſind. Dennoch iſt *Hegel* nur mit Vernunft zu leſen, um alles das in ihm zu finden, was jetzt darum als eine beſondere Ketzerei verſchrieen wird, weil es die Reinigung, die Kritik und um beſcheidener zu reden, die richtige Auslegung des unſterblichen Philoſophen iſt, der aber wahrlich nur in der Behauptung des neuen Princips ein Heros und ein Unſterblicher, in der Accommodation und Mantelträgerei (denn auch dieſe iſt ihm nachzuweiſen, namentlich in politicis) ein ſterblicher Menſch iſt.

Weil aber von der Parrheſie der neuen Richtung, von dem Atheismus, der Unchriſtlichkeit, dem Republikanismus u. ſ. w. ſo viel Weſens gemacht wird, ſo will ich hier das neue Princip von Religion, Staat und Sittlichkeit mit ein paar Worten in Hegel ſelbſt nachweiſen: wenn es nicht gut iſt, um eine ſolche Autorität gegen die Chriſten zu haben, ſo iſt es doch gut für die ſchwachen Hegelianer, denn es heißt jetzt nicht mehr Philoſophie *und* Chriſtenthum, ſondern Philoſophie *oder* Chriſtenthum, und ins Deutſche des allgemeinen Verſtändniſſes überſetzt: *Freiheit oder Reſtauration*. Wenn wir aber das Daſein der neuen Weltanſicht, ohne ihr volles Fürſichſein, die Exiſtenz des Selbſtbewußtſeins ohne die Reflexion auf ihren principiellen Unterſchied vom alten Bewußtſein, ohne die Reflexion auf dieſe ihre Qualität der Neuerung nachweiſen, ſo ſind wir gewiß nicht der Meinung, Hegel werde damit nur wiederholt. Im Gegentheil, wenn jetzt die Autonomie des Geiſtes ernſtlich abſolut genommen und die metaphyſiſche Freiheit als die weltbildende Macht geſetzt wird: ſo iſt das der tiefſte Unterſchied von der ganzen bisherigen ſom-

nambülen Weltanſicht, den es nur geben kann, und zugleich iſt dieſer Unterſchied ſo poſitiv und ſo groß, daß es keine andere Möglichkeit giebt, die Welt vom Untergange in geiſtiger Fäulniß und praktiſcher Knechtſchaft zu retten, als die Erhebung des neuen Princips, welches ſchon vorhanden iſt, ins allerentſchiedenſte und klarſte Selbſtbewußtſein unſerer Mitwelt (Feuerbach Weſen des Chriſtenthums Vorr. VII. VIII). Hegel und die Auslegung des Fichtiſchen Princips, des Ich, aus dem aller Inhalt ſich entwickelt, zur Dialektik des endlichen und abſoluten Geiſtes und deren Einheit im Selbſtbewußtſein oder zur allumfaſſenden Bewegung des Selbſtbewußtſeins — Hegel ſteht mit dieſer ſeiner Auslegung des abſoluten Geheimniſſes zu ſeiner Zeit noch iſolirt da, ſeine Schüler, dieſe Philiſter in folio, — verſtehen ihn nicht, und er ſelbſt wagt es noch nicht, ſich ganz zu verſtehen und die ungeheure Differenz des neuen Princips in allen Colliſionen anzuerkennen, d. h. praktiſch das zu ſein, was er theoretiſch ſo entſchieden iſt, wie einer. Der Grund dieſer Erſcheinung iſt das Gefühl der Iſolirtheit, daher, obgleich er ſehr gut weiß, daß die Philoſophie der Ausdruck der Zeit in Gedanken iſt, kann er doch wieder in ſchwachen Stunden nicht davon loskommen, daß dieſe Philoſophie nun erſt ſeine Philoſophie iſt, daß er, dieſer Philoſoph alſo den ganzen alten Somnambulismus ſowohl des Glaubens, als der Aufklärung in ihrer Halbheit, d. h. des Rationalismus und was dahin gehört, gegen ſich hat. Zudem ſtützt er ſich auf den Staat der Reſtauration und dieſer Staat auf ihn. So ſtellt er auch an ſich ſelbſt den Widerſpruch dar, und fingirt, daß das neue Selbſtbewußtſein oder das Selbſtbewußtſein überhaupt nicht Weltbewußtſein werden könne, daß man daher die Form der Vorſtellung, das heißt der Illuſion um ihres Inhaltes willen, ſchlechthin conſerviren müſſe. Wenn man immer vorſtellen wird und Bilder in Gedanken haben; ſo iſt es dennoch jetzt darum zu thun, daß die ungeheure Ausbreitung des Denkens vor ſich geht; und die Welt wird das Wunder der Aufklärung in höherer Form wiederholen, ſie wird Wunder thun im Denken: ſie wird in Maſſe denken. Das Geheimniß der Philoſophie wird alſo jetzt rückſichtslos ausgeplaudert und der Unterſchied von Hegel iſt der, daß die Philoſophie und das neue Princip nicht mehr in Furcht iſt, denn es iſt nicht mehr in der Form des einzelnen Menſchen, der ſich iſolirt fühlt und darum ſich fürchtet und äußerlich unterwirft. Erſt die unendliche Ausbreitung hebt die falſche Stellung des Princips auf: es verſteht ſich erſt ſelbſt, wenn es ſich überall wiederfindet und es fürchtet nicht mehr den Riß mit der Welt, wenn dieſe Welt bereits von ihm erfüllt iſt. Dieſe Zeit iſt jetzt. Doch zur Sache.

Die Objectivität und Tranſcendenz Gottes und damit der ganze altreligiöſe Standpunkt wird bei Hegel aufgehoben in den „Begriff, das Subject, den Geiſt" oder in die Dialektik des Selbſtbewußtſeins, ſowohl in dem berühmten Schluß der Phänomenologie, als in den Beweiſen für das Daſein Gottes (S. 342 — 45). „Die concreten Seiten des Begriffs für ſich genommen erſcheinen ſelbſt als vollſtändige für ſich exiſtirende Ganze, aber in Einem Begriffe, Einem Subjecte geſetzt, ſind ſie nicht ſelbſtändig, getrennt von einander in ihm, ſondern als ideell, und die Einheit des Subjects wird dann um ſo intenſiver. Die höchſte Intenſivität des Subjects in der Idealität aller concreten Beſtimmungen, der höchſten Gegenſätze iſt der Geiſt." „Gott iſt nicht unter der Beſtimmung der Natur als ſolcher, ſondern ferner mit der tieferen Beſtimmung der Freiheit als Geiſt zu faſſen, um ein Begriff Gottes zu ſein, der ſeiner und auch unſer würdig iſt." In der Rel. Phil. 1, 169 führt er den Cultus aus ſeinem Dualismus zu ſeiner Wahrheit fort. „Iſt Herz, Wille ernſtlich durchgebildet in der Religion zum Allgemeinen, ſo iſt dies was als Moralität und höher als Sittlichkeit erſcheint. Auf dieſem Wege geht die Religion hinüber in die Sitte, den Staat." Dies fängt man jetzt an zu begreifen.

Nun führt er dies vortrefflich aus. „Der Staat iſt die wahrhafte Weiſe der geiſtigen Wirklichkeit; in ihm kommt der wahrhafte ſittliche Wille zur Wirklichkeit; in ihm lebt der Geiſt in ſeiner Wahrhaftigkeit. Die Religion iſt die göttliche Weisheit, das Wiſſen des Menſchen von Gott und Wiſſen ſeiner in Gott: dies iſt die göttliche Weisheit und das Feld der abſoluten Wahrheit. Im Allgemeinen iſt die Grundlage des Staates und die Religion ein und daſſelbe." D. h. der Geiſt, die Freiheit und ihre Bewegung. Er zeigt nun, daß Alles darauf ankomme, daß der Staat von dem Wiſſen und Wollen der Wahrheit (das heißt ſchließlich ſchon Hegel ſo gut, als uns Religion, denn Gott iſt ihm kein leerer Name, ſondern der Geiſt und die ſelbſtbewußte Freiheit) nicht getrennt ſei, er weiſt dies Verhältniß im proteſtantiſchen Staat nach, zeigt aber auch, wie der ſchmerzlichſte Druck eintreten könne (eine Sache, die uns jetzt nur um ſo deutlicher geworden iſt), wenn „die öffentliche Geſinnung und das öffentliche Geſetz getrennt," wenn der geiſtige Inhalt des Volks in ſeiner Verfaſſung nicht ausgedrückt iſt. In England weiſt er den Streit, „ob die Stuarts oder der Proteſtantismus von Gottes Gnaden ſeien," in Frankreich die abſtracte Geſinnung der Tugend dem laſterhaften Regiment entgegen, dieſe Trennung von Religion (oder Gewiſſen) und Staat, als die Gründe der gewaltigen Revolutionskämpfe beider Staaten nach. Die ganze Ausführung iſt ungemein lehrreich und läßt keinen Zweifel darüber ſtehen, daß Hegel die Religion rein als Praxis der Idee, des durchgebildeten und ehrlich realiſirten Zeitgeiſtes auffaßt und ihre phantaſtiſche Aufblähung in dem einzelnen empiriſchen Subject als fanatiſche Erregung im Dienſt alter hohlgewordener Vorſtellungen für null und nichtig erklärt.

Wir enthalten uns weiterer Citate, obgleich eben ſo deutliche und noch deutlichere in Menge in der Religionsphiloſophie ſelbſt und wiederum in der Phänomenologie z. B. dem Uebergange von der Religion ins wiſſende Selbſtbewußtſein und der Auflöſung des dualiſtiſchen Standpunktes der Religion vorliegen. Wir werden darauf zurückkommen.

Die Zeit wird ohnehin die Halbheit in allen Formen gar bald zerſchlagen. Arnold Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

621

Deutſche Jahrbücher

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

30. December. № 156. 1841.

Neapel und die Neapolitaner. Von Dr. Karl Auguſt Mayer. Zweiter Band. Mit einem Plan der Umgegend Neapels und einer Muſikbeilage. Oldenburg 1842. Druck und Verlag der Schulzeſchen Buchhandlung (W. Berndt).

Das Werk, deſſen zweiter und letzter Band vor uns liegt, hat gleich beim Anfange ſeines Erſcheinens eine Anerkennung gefunden, wie ſie in unſerer mit Reiſelitteratur überflutheten Zeit nur ſelten einer einzelnen Erſcheinung zu Theil zu werden pflegt. Und zumal Italien, das ſo oft be- und abgeſchriebene, mußte bei der faſt zahlloſen Menge von Concurrenten dieſe Anerkennung um ſo mehr erſchweren, je verſchiedener die Anforderungen, und je widerſprechender die Standpunkte ſind, mit und von welchen aus man heut zu Tage ein Reiſewerk über die „heſperiſchen Gefilde" zur Hand nimmt. Wenn wir nun alſo nach den Urſachen fragen, welche dem Mayerſchen Werke jenen allgemeinen — auch in dieſen Jahrbb. bereits dem erſten Bande gezollten Beifall erwarben, ſo ſtellen ſich hauptſächlich drei als weſentlich heraus. Zunächſt und vor allen Dingen ſah der Verf. Land und Menſchen nicht als flüchtiger Touriſt, ſondern ein günſtiges Lebensgeſchick vergönnte ihm durch jahrelangen Aufenthalt namentlich in dem ſchönen Neapel heimiſch zu werden, und ſo die verſchiedenen, auf einander folgenden Eindrücke, wie ſie durch Zeit und Umſtände, klimatiſchen Wechſel der Jahreszeit, eigne Stimmung und Verhältniſſe, endlich durch einen mehrjährigen Fluß des Lebens und der Ereigniſſe ſo mannigfach bedingt und gefärbt werden, unter einander zu vermitteln und zu einem harmoniſchen Ganzen, zu einem vollſtändigen Bilde der Natur und des Volks zu vereinigen, in die er ſich im Laufe der Zeit bis zu einer gewiſſen Nationaliſirung einlebte. Ein zweites weſentliches Moment iſt es, daß der Verf. mit glücklichem Tacte ſich auf ein Land und ein Volk beſchränkte, für deſſen genauere Kenntniß eigentlich ſeit Goethe verhältnißmäßig ſehr wenig in der deutſchen Reiſelitteratur ſich vorfand. Geſellt ſich nun zu beidem eine Individualität, die mit freier und ſcharfer Beobachtungsgabe in hohem Grade ausgeſtattet, neben tüchtiger äſthetiſcher Bildung zugleich Natur und Menſchen des fremden Landes mit inniger Liebe umfaßt, verbindet ſich damit eine gewiſſe Verwandtſchaft der Sinnesart, Neigung und Lebensanſicht, die doch wieder von der ſtammverſchiedenen nordiſchen Reflexion gezügelt wird, und ein künſtleriſcher Sinn für das Objective, welcher die — in der modernen Reiſelitteratur und namentlich in ihrem faſhionableſten Vertreter, dem berühmten fürſtlichen Zigeuner, ſo maßlos hervortretende Subjectivität in den ihr gebührenden Schranken hält, oder vielmehr dazu gar keiner Anſtrengung bedarf — ſo muß davon ein Werk die Folge ſein, welches ſich über die Miſère der gewöhnlichen italieniſchen Reiſejournale zu einer Gediegenheit und Gründlichkeit erhebt, für welche denn doch, Dank ſei es dem unverwüſtlichen deutſchen Sinne, noch nicht aller Geſchmack bei uns durch jene modernen litterariſchen Muſterreiter ausgetilgt iſt.

Die hier bezeichneten Eigenſchaften treten denn auch, wie im erſten, ſo in dem vorliegenden zweiten Bande des Werks, deſſen ſolide und faſt reiche äußere Ausſtattung bei dem ſehr mäßigen Preiſe der Verlagshandlung zur Ehre gereicht, in der anmuthigſten Weiſe hervor. Religion und Aberglaube, Geiſtliche, Prediger, Klöſter, Wohlthätigkeitsanſtalten, Conſervatorien, Brüderſchaften, Kirchen- und Volksfeſte, Begräbniſſe, Theater, Muſik, Geſang, Poeſie, Unterrichtsanſtalten, Gelehrte, Buchhandel, Litteratur, Aerzte, Gerichts-, Verwaltungs- und Militärweſen, Handel und Gewerbe u. ſ. w. bilden die Schemata, welche in der erſten Hälfte des Bandes mit umfaſſender Vollſtändigkeit und ſorgfältigſter überall in das lebendige Detail eingehender Genauigkeit aus eigner Erfahrung geſchildert werden. Der zweite Abſchnitt iſt den Umgebungen Neapels im weiteſten Sinne gewidmet, der Veſuv, Portici, Reſina, Herculanum, Torre del Greco, Torre del Annunziata, Pompeji, Päſtum u. ſ. w. u. ſ. w. werden in meiſterhaft gezeichneten Bildern und in den verſchiedenen Kapiteln vorgeführt, und den Schluß des Ganzen bildet eine Charakteriſtik der verſchiedenen Reiſenden und Fremden in Neapel nach den nationalen und ſonſtigen Unterſchieden, ein Kapitel über die Ciceroni und verſchiedene praktiſche Rathſchläge für Reiſende.

Wenn wir nun verſuchen das hier angegebene Fachwerk des Stoffs mit einigen die Art und Weiſe der Behandlung charakteriſirenden Zügen auszufüllen, ſo finden wir uns in der That in Verlegenheit, da ſich des Intereſſanten und Schönen ſo Vieles findet, daß die Wahl erſchwert wird. Ueberall aber zeigt es ſich, daß der Verf. die glückliche Mitte

zwiſchen Goethe's nur der Kunſt und dem künſtleriſchen Eindrucke hingegebener und ſich gegen alle übrigen Seiten des Daſeins faſt hermetiſch abſchließender Betrachtung und zwiſchen ſeines Gegenfüßlers Niebuhr verdüſterter hiſtoriſch-praktiſcher Auffaſſung zu finden gewußt hat. Und wenn er das Poetiſche der Erſcheinungen rein auf ſich wirken läßt und die Zuſtände der ihn umgebenden Gegenwart überall mit Liebe aufzufaſſen, und die berechtigte Seite aller Exiſtenzen zu finden weiß, ſo verſchließt er ſich doch nicht ſo vollſtändig gegen die entgegengeſetzten Seiten derſelben, wie es in jenem berühmten Ausſpruche Goethe's ſummariſch zuſammengefaßt iſt, der ſich nichts Schrecklicheres denken mochte, als wenn die römiſche Campagna aus ihrer Oede zu einem blühenden Gefilde umgeſchaffen würde. Hören wir ihn z. B. über die Religion und das Verhältniß des Neapolitaners zu derſelben: „Franzoſen, Spanier und Italiener ſind alles katholiſche Völker, aber in der verſchiedenſten Weiſe. Der Franzoſe iſt es nur dem Namen nach. Er hat das Gefühl gewonnen, daß die alte Form nicht mehr paſſe; aber er iſt noch nicht ſoweit, ſich eine neue Form zu ſchaffen. Der Staat dient ihm einſtweilen als Gott, und die Zeitungen ſind der dürre Roſenkranz, den er täglich mit Eifer betet. Dem weniger entwickelten Italiener iſt die Religion der Mittelpunkt des Lebens; bürgerliche Verhältniſſe, Sitten, Luſtbarkeiten ſind innig mit ihr verwebt. Wer ihm ſeine Religion raubt, nimmt ihm das Herz aus der Bruſt. Auch der Spanier iſt eifriger Katholik, aber er neigt zum Fanatismus. Dem Italiener bleibt düſtere Schwärmerei, Unduldſamkeit und alle Myſtik fern, und wie er ſelber heiter, kindlich, phantaſiereich und ſinnlich iſt, ſo auch ſein Glaube. — Du wirſt freilich ſagen: deine Italiener ſind halbe Heiden. Meinetwegen. Aber eure Zeloten im Norden, jene Götze, Hengſtenberg und Krummacher, die ihrer Heerde den Glauben wie Brot vorſchneiden, und wenn ein Schäflein ein Stückchen nicht auffpeiſt, weil es nicht zu beißen und zu verdauen iſt, das arme Thier aus dem Stalle in die Wildniß ſtoßen: ſind bei Gott auch keine Chriſten. Denn der Geiſt des Chriſtenthums iſt Liebe. — Freilich rückt die Welt vorwärts, und das Licht der Wahrheit, das mit jedem Tage heller aus den Wolken tritt, beginnt auch hier (in Italien), wenn gleich erſt ſchwach, zu dämmern. Es wird eine Zeit kommen, und wehe denen, die ſie böswillig hemmen! wo der Italiener dieſe fertige, abgeſchloſſene und darum todte Form des Katholicismus durchbrechen, und durch die edle Kraft des Gedankens ſich ein Neues, Lebendiges ſchaffen wird. Es wird nicht unſer Proteſtantismus ſein, aber von Gott kommen wie dieſer, und ein Schritt näher zur Wahrheit ſein, wie dieſer.“ Und an einer andern Stelle: „Da der Neapolitaner ungleich mehr Phantaſie als Gemüth beſitzt, ſo faßt er auch den Katholicismus viel mehr mit jener als mit dieſem auf, und die Prediger ſuchen vorzüglich auf jene zu wirken. So kommt es, daß er begeiſtert dem Vortrage berühmter Redner lauſcht, aber keinen tieferen Eindruck mit fort nimmt. Seine Religion iſt eine Religion der Phantaſie und Poeſie. Der unſichtbare ewige Gott ſteht ihm zu fern. Auch der blutige Chriſtus am Kreuze ſchreckt ihn, obgleich deſſen Bild Kirchen und Kapellen, Mauern und Bäume und die Wand an ſeinem Bette ſchmückt, obgleich er noch ſterbend das Crucifix in der Hand hält. Die liebliche Madonna, welche Mutter und Jungfrau zugleich iſt, und die Heiligen, welche Menſchen, wieder, geweſen, und nun ſo groß und ſo ſelig geworden ſind, und goldne Strahlen ums Haupt tragen, die fühlt er ſich näher, die winken ihm fröhlich von den Altären und Säulen und aus den Niſchen hernieder. Zu den gemalten, hölzernen Figuren, die ihm, wenn auch oft roh gearbeitet, ſchön erſcheinen, und für ihn mit der Perſon des Heiligen in Eins verſchmelzen, ſchaut er entzückt auf, zu ihnen ſchickt er ſeine innigſten Gebete, ihnen legt er Alles, was ihn drückt, demüthig und kindlich ans Herz; es ſind die Puppen, mit denen die großen Kinder betend ſpielen. Selbſt der Räuber, der im einſamen Waldgebirge wandert, zieht vor dem Madonnenbild am Wege ſeinen Hut, murmelt, das Kreuz ſchlagend, ein Paternoſter, und gehorcht ſo den Worten, die unter demſelben ſtehen:

O peregrin che passi per la via
Non ti scordar di salutar Maria.

In jedem Hauſe, in der ärmſten Fiſcherhütte brennt ein ewiges Lämpchen vor dem Bilde der Madonna. Wacht ein Schläfer in der Nacht auf, ſo ſtrahlt ihm das kleine Licht wie ein heiliger Stern entgegen. In ſeinem Scheine lächelt die Jungfrau mit dem göttlichen Kinde. Er ſpricht ein Ave Maria und ſchließt getroſt wieder das Auge.“

Daß dieſe Form des religiöſen Verhaltens dem Neapolitaner noch volle, unmittelbare Wahrheit iſt, dafür bürgt nun nichts beſſer, als die naive Leichtfertigkeit, mit der ſich dieſer phantaſtiſchen Innigkeit auch der derbe Scherz mit Religion und Heiligen, ja ſelbſt die rein menſchliche Bethätigung der Leidenſchaft jedesmaliger Stimmung an beiden zur Seite ſtellt. Unter den hunderten ergötzlicher Züge, die der Verf. hier beibringt, gedenken wir nur ſeines Caffeewirths, der ihm ſeine Chocolade mit den Worten anpries: „Meine Chocolade iſt rein wie die Madonna, es iſt wahre Jungfernchocolade;“ — und von ſeinem „Vater Pepe“ triumphirend erzählte: „der war ein ſtupender Theologe! der hatte Haare auf den Zähnen; und ließ das Crucifix den Cardinälen den Hintern weiſen!“ Oder des Lazzarone, der durch einen Fluch alle Heiligen des Himmels in ſeine rothe Mütze bannt, dieſe dann zu Boden wirft und mit Füßen tritt, nachdem er jedoch zuvor den Schutzpatron ſeiner Vaterſtadt mit einem kräftigen Spizza fuori, San Gennaro! herauszuſpringen eingeladen hat. — Die Bilderluſt des Volks, die ſich von einem reiſenden Maler ein in der Zerſtreuung einer langweiligen Wirthshausſtunde gefertigtes Bild eines pariſer Modeſtutzers mit gigantiſchen Vaterunſern, den dieſer für den heiligen Kasparlarifari ausgiebt, erbittet, die Reliquienverehrung, die Abbildung Gott Vaters mit einer Biſchofsmütze, das ſind alles Dinge, die in Deutſchland auch ihre Pendants finden, wo z. B., wie der Verf. ſelbſt ſah, in einem Abendmahlsbilde zu Soeſt in Weſtphalen ein landeserzeugter Schinken die Stelle des Oſter-

lamms vertritt, oder in einem Altarbilde in einer baieriſchen Kirche Abraham mit der Flinte auf ſeinen zu opfernden Sohn Iſaak zielt, und der Engel von oben ihm auf die Zündpfanne pißt. Dagegen kommt es ausnahmsweiſe in Neapel nicht vor, daß ſich, wie ſonſt wohl in Italien, z. B. in Venedig, die Kirchen im Betreff der Kraft ihres Ablaſſes gegenſeitig überbieten, und z. B. durch Anſchlag bekannt machen, daß der Ablaß dieſer Kirche ſo gut wie der im Lateran und in allen Hauptkirchen Roms zuſammengenommen ſei, oder ſo und ſo viel Tage länger währe.

Wir übergehen die reichhaltigen Kapitel, in denen der Verf. das religiöſe Element des italiſchen und in specie des neapolitaniſchen Volkslebens in allen ſeinen Nüancirungen und Verzweigungen auf das Treffendſte ſchildert, und namentlich ſeinen Zuſammenhang mit dem antiken Leben und dem Heidniſchen in einer Menge von Zügen nachweiſt, und wenden uns zum Carneval, welches er unter andern mit folgenden Bemerkungen einleitet: „Auch in einigen außeritaliſchen Städten werden dieſe Tage in würdiger Weiſe begangen. Aachen, Coblenz, Mainz ſind luſtige Turnierplätze des Helden Carneval, und die alte herrliche Köln behauptet ſeit Jahren den Ruhm, die beſten „Männer der Kappe" zu erziehen. Aber das deutſche Feſt iſt eben ſo verſchieden von dem italieniſchen wie der Charakter beider Völker. Der deutſche und insbeſondere der kölner Narr iſt witzig und ſatyriſch, er traveſtirt und perſiflirt, er zieht die Thorheiten des Tages, einzelne Perſonen, die ſich im letzten Jahre irgendwie blamirt haben, läſtige Verordnungen der Polizei und Regierung, ſowie die Urheber, Vertheidiger und Vollſtrecker ſolcher Verordnungen vor ſein Forum, und geißelt ſie, ſo hart er kann, mit der Pritſche. Er ſtudirt Reden und Rollen ein, die in einer geſchloſſenen und bekappten Carnevalsgeſellſchaft, an deren Spitze ein Präſes ſteht, producirt werden. Dieſe Geſellſchaft erläßt Mandate, druckt Lieder, verabredet und berät große Feſtzüge und Vorſtellungen, und Dichter, Maler, Architekten und Componiſten wirken mit, um Alles recht feſtlich zu machen. Die italieniſchen Narren bekappen ſich nicht, conſtituiren ſich nicht, ſtudiren nicht ein. Wozu beſondere Abzeichen? Alle gehören zu der großen Geſellſchaft. Wozu Vorbereitungen? Laßt den Augenblick regieren, laßt uns improviſiren. Keine Perſönlichkeit wird verſpottet, höchſtens ein Stand. Sie wollen ja nicht witzig, ſondern nur ungebunden fröhlich ſein. Wer ſpottet, iſt nicht mehr ganz fröhlich. Wie ein Kind, das lange im Zimmer ſtill ſitzen mußte, endlich hinausgelaſſen unwillkürlich in Luſtgeſchrei ausbricht, ſo reißt den Italiener der Gedanke: Nun iſt Carneval! nun ſind wir frei! zu wilder Luſt fort. Jeder agirt einzeln. Ob man ihm Beifall zollt, kümmert ihn wenig; er iſt Narr unter Narren, das iſt genug. Für den Zuſchauer mag alſo hier leicht weniger ſein als in Köln, für die ungleich größere Menge der Theilnehmer aber mehr. Wir haben nicht die ſchöne Kindesluſt der Italiener; wir bedürfen beſonderer Hilfen, um toll zu ſein, wir ſind künſtlicher, darum ſind es auch unſere Freuden." — Dies iſt vortrefflich und ganz die Natur der Sache bezeichnend. Und nun die lebendige Schilderung der Feſtluſt ſelbſt, welche durchaus meiſterhaft genannt werden muß: „Freund, es iſt Carneval in Neapel! Steh nicht kalt an der Seite, wenn ſie vorüberziehen in Toledo! Heda, Kutſcher, einen Wagen. — Werfen wir uns in den wilden, wogenden Strom! Welch Getöſe, welch Gedränge. Die weite Straße hat nicht Raum für ſo viel Tauſende. Eine unüberſehliche Reihe Wagen fährt an der rechten Seite hinauf, eine andere links hinab; aber ſie rücken langſam vor und halten oft, denn ſie ſind vorn, hinten, ſeitwärts wie mit Menſchen eingemauert. Wer zählte alle Köpfe an den Fenſtern, alle Geſtalten auf den Balkonen und Dächern. Wie ſie lachen, ſchreien, winken, in die Hände klatſchen! Halt! da fährt ein Wagen mit Masken in weißen Hemden an uns vorüber. Es iſt eine Familie von lauter Pulcinellen: ein Pulcinellengroßpapa mit Söhnen, Enkeln und Urenkelchen, immer kleiner wie die Orgelpfeifen. Sie werden mit lautem Jubel empfangen und nicken täppiſch nach allen Seiten. — Fahren wir weiter! Sieh dort das hübſche Mädchen auf dem Balkone. Ich warf ihm einen Veilchenſtrauß zu. Ha! wohl gezielt, gerad' auf den ſchönen Buſen. Sie erröthet und dankt anmuthig mit der Hand. — Aber weh! da kommt ein böſes Wetter über uns. Von dem Balkone neben ihr hagelt es Confetti, und unſer Wagen hält an. Das ſind rüſtige Schützen dort, die aus vollen Säcken ſchöpfen. Praſſelnd ſpringen die Körner von unſern Hüten zurück, und hüllen uns in den weißen Staub. Aber auch wir ſind gerüſtet und trotzen euch, Wurf gegen Wurf, ihr tapfern Schleuderer. Der kleine Lazzarone, der hinten auf unſerm Wagen ſteht, lieſt uns die Körner aus der Halsbinde und kämpft mit. Wenn er trifft, jauchzt er laut auf und verkündet uns ſeine Thaten. — Schau, ein Wagen mit hoher Bühne ſchwankt uns entgegen; es iſt der Olymp mit allen Göttern. Amor verſteckt ſich hinter Zeus, denn auch ſie kommen jetzt in das Confettiungewitter. Am höchſten ſteht Mars, vom Scheitel bis zur Zeh in blankem Waffenſchmuck, den Geſchoſſen trotzend. Auf, werfen wir Alle auf den Kriegsgott, daß ſein Schild luſtig erklinge, daß er grimmig die Lanze hebe. — Jetzt öffnet ſich die Gaſſe in der Mitte: ein Vorreiter ſprengt voraus, das Volk theilt ſich ſchreiend. Blumen her! Es iſt die junge ſchöne Königin! Von allen Seiten fliegen Sträuße in den Wagen; ihre Füße baden in Veilchen; ein Röslein hängt dem alten Kammerherrn, der ihr gegenüber ſitzt, im Nacken. — Doch ſchon kommt die Nacht und wir ſind nicht zweimal die Straße auf- und abgefahren. Schnell fällt die Dunkelheit über die trunkene Stadt herunieder; immer verworrener bewegen ſich die Maſſen. Still! Fackeln in der Ferne! Weiße vermummte Geſtalten, aus denen ein Sarg hervorragt! Der Lärm erſtirbt; eine Gaſſe öffnet ſich, wie kurz zuvor, da die ſchöne, blumengeſchmückte Königin vorbeifuhr, und in ernſtem Schweigen ſchreitet der Zug mit dem Todten hindurch. — Nach Hauſe, Kutſcher! Es iſt genug für heute." —

Mit derſelben Friſche und Lebendigkeit führt uns nun der Verf. durch alle Einzelnheiten des Carnevals hindurch — zugleich die unterſchiedenen Züge des Neapolitaniſchen vom Römiſchen aufzählend — zu der Aſchermittwoch, wo der fröhliche Signor Carneval in Geſtalt einer Puppe begraben wird, und die Faſtenzeit beginnt, die indeſſen bekanntlich durch überall öffentlich feilgebotene Indulgenzbriefe, im Betrag von drei Gran bis zu einem Carlin, was das Faſten anbetrifft, ſehr gemildert wird. Die Gaſſenprediger ziehen auf, ſchwenken ihr Crucifix und begrüßen es mit einem Viva il santissimo Crocefisso! Die rottura della pentola, und San Giuseppe werfen ihre bunten Streifen in die graue Faſtenzeit. Dann werden Charwoche, Oſtern, die Proceſſion zu Antignano, das Feſt des San

Gennaro geſchildert. Bei dem letzteren werden die lebensgroßen ſilbernen Apoſtel vor dem Altar des Heiligen vorübergetragen, und bezeugen ihm ihre Ehrfurcht, indem ſie ſich mit Hilfe der ſie tragenden Lazzaroni verneigen. Komiſch iſt es, wenn die Träger von Zeit zu Zeit bei der Proceſſion die Gebete mit einem obligaten Fluch über den ſchweren Heiligen accompagniren, oder einem Obſthändler im Vorübergehen den Korb erleichtern, — was dieſer aus Achtung vor dem ſilbernen Apoſtel geſchehen laſſen muß — und ihre Kameraden mit Orangenſchalen werfen, die dann mit unſaubern Scherz- und Schimpfreden erwiedern. Bei Gelegenheit dieſes Feſtes ward übrigens auch ein leidenſchaftlicher Bekehrungsverſuch an dem Verf. von einem jungen Geiſtlichen gemacht (S. 92). Nach dem Ende der Proceſſion beginnt eine Scene, die ſo bezeichnend für den neapolitaniſchen Charakter iſt, daß ich ſie herſetze. An dieſem Feſte geſchieht nämlich das Wunder des flüſſigen Bluts. Die 15 Parenti di San Gennaro, alte Weiber aus dem gemeinen Volke, die in demſelben Quartier mit dem Heiligen geboren ſind, und deren Amt es iſt, den Schutzpatron durch Bitten zur ſchnellern Bewirkung des Wunders zu vermögen, genügten dieſer Pflicht in folgenden Aeußerungen: „San Gennaro,“ ſchrieen ſie in kläglich gellenden Tönen, in den Pauſen zwiſchen den Ave Maria's und den Credo's, „fa il miracolo! faci la gracia di far il miracolo! San Gennaro, dove sta la tua fede? Dormi, o sei morto? Non permettere che andiamo in malera e fa il miracolo!“ Da aber das Blut immer noch nicht fließen wollte, geriethen ſie mehr und mehr in Eifer und Zorn; „San Gennaro,“ ſchrieen ſie, „non sai più far il miracolo? sei andato a Mavozzo! sei crepato, Santuccio! Maledetto, se non fai il miracolo!“ u. ſ. w. Plötzlich winkte ein Prieſter, die Nächſtſtehenden drängten ſich heran; der Ruf: „E fatto! il sanguine e liquefatto!“ ſcholl in die Kirche hinab, und die Muſik fiel in rauſchenden Klängen ein. „E fatto!“ wiederholte jubelnd das Volk. „E fatto!“ wiederholten, alle Stimmen überſchreiend, die funfzehn Baſen: „Grazie, mille grazie, San Gennaro! Tu ci vuoi bene ancora. L'hai fatto bravissimo!“ — Als der Verf. aus der Kirche trat, bemerkte er nichts mehr von der feſtlichen Aufregung. Im Café d'Italia hörte er, wie eben ein junger Neapolitaner zu einem Bekannten erzählend ſagte: San Gennaro ha fatto un altra volta il suo miracolo! worauf der Andere ruhig den Rauch ſeiner Cigarre in die Luft blaſend erwiederte: Non m'importa tanto che questa tazza di Café.

Nirgends aber verläßt unſern Verf. der gute Humor, mit welchem er alle dieſe Dinge, ebenſo entfernt von moroſer Bemitleidung des gutmüthigen von ſeinen Pfaffen gegängelten Volks, als von neuromantiſcher Salbung und Ueberſchwenglichkeit vorträgt. Die ſchwierige Lage San Gennaro's in der franzöſiſchen Zeit, wo die Kanonen des franzöſiſchen Generals Championnet das Wunder von ihm erzwangen, ſeine Compromittirung bei verſchiedenen politiſchen Bewegungen, ſeine zweimal erfolgte Abſetzung als Schutzpatron und Capitano der Stadt, kurz der ganze chriſtliche Fetiſchdienſt, das Alles iſt ebenſo harmlos als ergötzlich geſchildert. Aber ganz in ſeinem Elemente iſt der Verf. doch erſt, wenn er, wie in dem Feſte der Madonna del Arco, das volle, reiche, buntfarbige Leben der Kinder des Südens in all ſeiner trunkenen Luſt vor uns ausbreitet, und wenn ihm dann die Rückerinnerung Scenen deutſcher Kirchweihen mit ihren qualmenden, brantweinduftenden Herbergen, wüſtem Tanzgeſchrei und Bankbeinintermezzo's vor die Seele führt, ſo weiß er dieſe nur zur erhöhenden und belebenden Folie für den Glanz ſeiner heitern Bilder zu verwenden. Sein kunſtgeübtes Auge, ſeine im Zeichnen geübte Hand, ſein feiner Formen- und Farbenſinn liefern hier Gemälde, die an draſtiſcher Lebendigkeit unübertroffen genannt werden müſſen. Ihm entgeht kein Stand, kein Coſtüm, keine Schattirung des Nationalen und Individuellen in den Menſchen und ihrem Treiben, Geſinnung und Gemüthszuſtände, Neigungen und Abneigungen liegen ihm offen, und die Natur, die das Alles in ihrem wunderherrlichen Rahmen umſpannt hält, tritt uns ſo lebendig nahe, daß wir beim Leſen Neapels milde Luft zu athmen, das ſüße Rauſchen ſeines Meeres zu vernehmen, und den azurblauen Himmel über uns ausgeſpannt zu ſehen glauben. Fürwahr, wenn irgend einer, ſo „verdiente“ es der Verf. Italien zu ſehen!

Geht er nun von der Schilderung an die Darſtellung eigener Erlebniſſe, malt er, wie es einmal heißt, „Staffage in ſeine Bilder,“ ſo hat man auch hier wieder jenen künſtleriſchen wahrhaft keuſchen Sinn für das Objective zu bewundern, mit welchem er ſtatt der ſelbſtgefälligen Beſpiegelung des eigenen „intereſſanten“ Ich unſerer Modernen, vielmehr die Menſchen und Dinge, mit denen er es zu thun bekommt, in den Vordergrund hebt, und daraus immer neue und neue Lichter auf die Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters wirft. Hierher gehört, um unter ſo vielen reizenden Genrebildern dieſer Gattung nur eins hervorzuheben, die nach dem Leben portraitirte Darſtellung ſeiner Reiſe nach Päſtum mit der hübſchen Modiſta, die an einen geizigen Mann verheirathet, um einmal die santa settimana in Rom feiern zu können, ſich durch zwei gute Freunde vor der Polizei für ledig erklären läßt, und ſo den gewünſchten Paß erhält (S. 341 ff.). Nur die Räuberſcene iſt uns zu romanhaft im alltäglichen Sinne vorgekommen, und paßt nach Ton und Farbe nicht in ihre Umgebung.

Das Werk ſelbſt aber können wir ebenſowohl denen, welche Italien kennen, als ganz beſonders denen, welche es kennen zu lernen und zu bereiſen wünſchen, nicht bloß zur unterhaltenden Lectüre, ſondern auch zum Studium und als Reiſebegleiter auf das Beſte empfehlen. Die beigegebene Karte Neapels und ſeiner Umgegend zeichnet ſich durch Sauberkeit und Genauigkeit vor vielen ähnlichen, gewöhnlich nachläſſig behandelten Beigaben vortheilhaft aus. Die beſtändige Rückſicht aber auf die früheren Reiſenden, von dem alten Keyßler bis auf Goethe, Rehfues, Kephalides, Eliſa von der Recke, Lüddemann, Baumann u. A., ſelbſt Nikolai nicht ausgeſchloſſen, gewährt dem Leſer, namentlich dem Reiſenden den Nutzen einer bequemen Ueberſicht über die verſchiedenen Urtheile und Beobachtungsweiſen, welche Italien und insbeſondere Neapel bisher in der Litteratur erfahren hat.

A. St.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

№ 1. **Intelligenzblatt** 1841.

zu den

Hallischen Jahrbüchern.

Philologie.

(1) Bei **K. F. Köhler** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Bode, G. H. Dr., Geschichte der **dramatischen Dichtkunst** der **Hellenen** bis auf Alexander den Grossen. 2r Theil: Komödien. (Auch unter d. Titel: Geschichte der hellen. Dichtkunst III. Bd. II. Abth.) gr. 8. (27½ Bogen.) 2 Thlr. 8 Gr.

Mit dieser Abtheilung ist nun das Werk vollendet und den Verehrern und Kennern der griech. Dichtkunst so wie den Studirenden der Philologie ein höchst brauchbares mit vielem Fleisse ausgearbeitetes Handbuch geboten. — Der Werth des Werkes wird auch durch die reichhaltige Literatur, vollständige Register etc. erhöhet.

Die Bände und Abtheilungen des Werkes, das nun komplett in III Bänden (5 Abtheil.) 153½ Bog. besteht und 11½ Thlr. kostet, sind auch stets einzeln zu haben, unter nachstehenden Titeln und Preisen:

Geschichte der hell. Dichtkunst: I. Band **Geschichte der epischen Dichtkunst.** (1838. 33½ Bog.) 2 Thlr. 8 Gr.

—— I. Band II. Abth.: **Jonische Lyrik**, nebst Abhandl. über ältesten Kultus in Volksliedern und Tonkunst der Hellenen. gr. 8. (1838.) (25 Bog.) 2 Thlr.

—— II. Band II Abth.: **Dorische und Aeolische Lyrik.** (1838.) gr. 8. (31½ Bog.) 2 Thlr. 8 Gr.

—— III. Band I. Abth.: **Tragödien und Satyrspiele.** (1839.) gr. 8. (36 Bog.) 2 Thlr. 12 Gr.

—— III. Bd. II. Abth.: **Komödien.** (1840.) 2 Thlr. 8 Gr.

Munk, Dr. E., de **Fabulis Atellanis** scripsit fragmentaque Atellanarum Poetarum. gr. 8. (12 Bog.) 1 Thlr.

Ein geachtetes krit. Blatt schliesst eine Recension über dieses Werk mit folgenden Worten:

Vollständigkeit auf der einen, und die Gründlichkeit der Untersuchungen auf der andern Seite, machen diese zeitgemässe Monographie zu einer höchst anziehenden, belehrenden Lectüre.

Plutarchi Vita Phocionis. Recensuit et Commentariis suis illustravit Fr. Kraner. gr. 8. (7½ Bog.) ⅓ Thlr.

Auch diese mit Gelehrsamkeit und vollständiger Kenntniss des Plutarchs bearbeitete Biographie des Phocion erfreute sich bereits der günstigsten Beurtheilung in kritischen Blättern.

C. Sallusti Cr. de **bello Jugurthino** liber. Grammatisch, kritisch und historisch erklärt von Dr. *C. G. Herzog*. gr. 8. (32 Bog.) 2 Thlr.

Der rühmlichst bekannte Herausgeber hat diese Abtheilung des Sallust mit derselben Sorgfalt, Sachkenntniss und Fleisse bearbeitet wie seine früher erschienenen commentirten Ausgaben von Sallust Catilina und der Werke Caesars.

Weissenborn, Dr. H., de Versibus Glyconicis Pars I. de Basi Versuum Glyconeorum. gr. 8. (4 Bog.) 8 Gr.

---

(2) Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Junia Romana, das Wildhaus. Novelle. 2 Bände. gr. 12. br. 21½ Bogen. Rthlr. 2. — = fl. 3. 36 kr.

Rosa. Ländliche Erzählung in vier Idyllen von **Dr. W. Hesse.** gr. 12. gebunden. — 10 gr. = 45 kr.

Scheffer, Dr. H., Cranonsskizzen. Erster Band: Die Chiotin. Bojarenleben. gr. 12. br. 11½ Bogen. Rthlr. 1. — 1 fl. 48 kr.

Sternberg, Karl, Gedichte. gr. 12. br. 11½ Bogen. Rthlr. 1. — 1 fl. 48 kr.

N. G. Elwert in Marburg.

---

(3) Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abhandlungen über das Nervensystem.

Von Marshall Hall.

Aus dem Engl. mit Erläuterungen und Zusätzen von Dr. *G. Kürschner zu Marburg.*

Mit einer lithograph. Tafel und einer Tabelle.

gr. 8. 14¼ Bog. br. Rthlr. 1. — = fl. 1. 48 kr.

Beiträge zur medicinischen und chirurgischen Heilkunde mit besonderer Berücksichtigung der Hospitalpraxis. Von Dr. *G. F. B. Adelmann* zu Marburg. Erster Band. gr. 8. br. 16 Bogen. Rthlr. 1 — = fl. 1. 48 kr.

Elemente der analytischen Chemie. Von Prof. Dr. *Winkelblech* zu Cassel. Mit einer Kupfertafel gr. 8. br. 29 Bogen. Rthlr. 2. 6 gr. = fl. 4. —

Marburg, im Nov. 1840.

N. G. Elwert's Universitäts-Buchhandlung.

---

(4) Bei **W. Einhorn** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pannonia. Blumenlese auf dem Felde der neuern magyarischen Lyrik in metrischen Uebertragungen v. G. Steinacker. 1e Abtheilung. broisch. Preis 12 Gr.

---

(5) So eben ist in meinem Verlage erschienen:

Kritik
der
evangelischen Geschichte
des
Johannes
von
Bruno Bauer.

gr. 8. 28½ Bogen Velinpap. 2 Thlr.

Bremen, November 1840.

Carl Schünemann.

---

(6) *Leipzig, T. O. Weigel* und in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu haben.

So eben ist erschienen:

Ernst Gust. Vogel,
Literatur
früherer und noch bestehender Europäischer
öffentlicher
und **Corporations-Bibliotheken.**

gr. 8. Velinpapier. Pr.: 3 Thl. 20 Gr. Pr. Crt. = 5 fl. 45 kr. CM. = 6fl. 36kr. Rheinisch.

---

(7) *Leipzig, T. O. Weigel,* und in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu haben.

So eben ist erschienen:

C. E. GEPPERT,
Ueber den Ursprung
der
Homerischen Gesänge.

Zwei Bände, gr. 8. Velinpapier, elegant geheftet Preis: 4 Thl. Pr. Crt. = 6 fl. C. M. = 7 fl. Rh.

(8) Neu erschienene Bücher der **Dietrichschen Buchhandlung** in Göttingen:

Bauer, A., Abhandlungen aus dem Strafrechte und dem Strafprocesse. Bd. I. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Beseler, G., die Lehre von den Erbverträgen. 2. Thl. 2. Bd. Besondere Arten des Erbeinsetzungsvertrags; die Erbverzichtung. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

(Thl. I. Die Vergebungen von Todeswegen. Thl. II. Bd. 1. Der Erbeinsetzungsvertrag im Allgemeinen, nach dem ältern deutschen Rechte kosten 3 Thlr.

Brassii, J., Gradus ad Parnassum Graecus sive Lexicon, quo omnia vocabula Graeca, quae apud praestantissimos poetas indicatur ed. C. F. G. Siedhof. Vol. II. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

(Vol. I. P. 1. 2. kostet 2 Thlr.)

Fuchs, C. H., die krankhaften Veränderungen der Haut und ihrer Anhänge, in nosologischer und therapeutischer Beziehung dargestellt. Abth. 1. 2. gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

(Abth. 3. erscheint Ende des Jahres.)

Grimm, Gebr., Kinder- und Hausmärchen. 2 Thle. 4te verb. und um 10 neue Märchen bereicherte Ausgabe, elegant geb. 4 Thlr.

Grimm, J., Deutsche Grammatik. 3e Ausg. Thl. I. Abth. I. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

(Diese 3. Ausgabe ist gleichsam als ein ganz neues Werk zu betrachten und wird jedem Gebildeten eine willkommene Erscheinung sein. Abthl. 2 folgt Ostern 1841. Theil 2 erscheint im nächsten Jahr in einer 2. Ausgabe. Thl. 3. 4. kosten 8 Thlr. 6 Gr.)

Herbart, Psychologische Untersuchungen. Heft 2. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

(Heft 1. kostet 1 Thlr. 8 Gr.)

Langenbeck, C. J. M., Icones anatomicae. Splanchnologia. fol. 6 Thlr. 12 Gr.

Mit diesem Fasc. ist das ganze Werk von 8 Fasc. geschlossen und kostet 60 Thlr. Gold.

Leist, G., de praejudiciis in concursu causarum criminalis et civilis evenientibus. gr. 4. 18 Gr.

Martens, nouveau Recueil de Traités, d'Alliance, de Paix, de Trêve, de Neutralité de Commerce continué per Fr. Murhard. Vol. XV. (Nouvelle Série Vol. VI). gr. 8. 4 Thlr. 16 Gr.

(Das Recueil Vol. I—VIII und Nouv. Recueil Vol. I—IX. 17 Vol. kosten im herabgesetzten Preis 36 Thlr. Nouv. Recueil Vol. X—XV. kosten 24 Thlr. 16 Gr.)

Richthofen, K. von, Altfriesisches Wörterbuch. gr. 4. 4 Thlr. 12 Gr.

Stoll, H. G., pils manibus Car. Odofredi Muelleri praeceptoris dilectissimi kalendis sextilibus anno MDCCCXL in itinere Athenis mortui. gr. 8. 6 Gr.

Weiss, L. L., Berta oder Hass und Liebe. Roman. 1 Thlr.

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes herausg. von Ewald, v. d. Gabelentz, Rosegarten, Lassen, Neumann, Rödiger, Rückert. Bd. III. Heft 3. gr. 8. 20 Gr.

(Band I. II. III. compl. kosten 8 Thlr. 12 Gr.)

Religiöse Festgabe.

(9) Bei **C. F. Osiander** in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1841. Herausg., in Verbindung mit Andern, von Albert Knapp. Mit 6 Stahlstichen. 12°. Eleg. geb. mit Goldschn. und in Futteral 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Haben die frühern 8 Jahrgänge durch ihre Gediegenheit dem Almanach nah und fern einen großen Leserkreis gewonnen, so dürfte dem obigen noch ein größeres Interesse geschenkt werden, da die Reihe der geschätzten bisherigen Mitarbeiter noch durch einige gefeierte Namen erweitert worden ist, und aus der Feder des Herrn Herausgebers dießmal mehr Beiträge geflossen sind, als demselben in den letzten Jahren zu geben möglich war.

Der Verleger erlaubt sich noch, die Uebersicht des Inhalts hier folgen zu lassen:

Harriet Bradford Stewart. Einfacher Umriß ihrer Lebensgeschichte. Von D. Chr. G. Barth. — Naturbilder aus der Schweiz. Von Abel Burkhardt. — Saul unter den Propheten. Von D. Eduard Eyth. — Gedichte von J. C. Lange. — Die Zeichen des Lebens. Von D. G. H. von Schubert. — Sprüche der Väter. Von Ebendemselben. — Gedichte von Ernst Moritz Arndt. — Die drei Freunde. Von L. Vogel. — Gedichte von D. Heinrich Puchta. — Schweizerische Wasserfälle. Von J. C. Lange. — Der Weihnachtsabend. Von D. Franz Theremin. — Die Bernsteinhexe. Proben aus einer ungedruckten Erzählung, von Wilhelm Reinhold. — Vermischte Gedichte. Vom Herausgeber. — Aus dem Leben der Herzogin Magdalena Sibylla von Würtemberg. Vom Herausgeber. — Gedichte der verborgenen Christin. Von Ebendemselben. — Gedichte von D. J. L. v. Meyer. — Dienst und Gegendienst. Eine Erzählung nach amerikanischen Quellen, von D. Chr. G. Barth. — Gedichte von Julius Krais.

Sigwart, Dr. H. C. W., Das Problem des Bösen oder die Theodice. gr. 8. 1 Thlr. 3 Gr. od. 1 fl. 48 kr.

Vorliegende Abhandlung schließt sich genau an die früher erschienene: Das Problem von der Freiheit oder Unfreiheit des menschlichen Willens, an. In letzterer hat der Herr Verf. mit Rücksicht auf die sogenannte speculative Zeitphilosophie die Frage gestellt: Wie sich die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Wollens in demjenigen System ausnehme, welches Gott als die ewige persönliche Vernunft, die Welt als Schöpfung dieser Vernunft, den menschlichen Geist als unsterbliches Wesen anerkennt, und von dem Ernst der sittlichen Idee durchdrungen ist. In derselben wurde die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Wollens selbst dargestellt, und in obiger, das Problem des Bösen oder die Theodice, wird der andere Theil der Frage behandelt. Die Wichtigkeit der hier beleuchteten philosophischen Lehre möchte dem Werke wohl allgemeines Interesse zuwenden.

Collection of English poems from the best modern authorities. 12mo. broch. 12 gr. — 54 kr.

Eine Auswahl von Gedichten, geeignet, in der edelsten Form die englische Aussprache zu erlernen. Lehrer und Schüler sind für die Anstrengung, sich durch die Schwierigkeiten derselben durchzuarbeiten, durch diese Poesien reichlich entschädigt.

Die Namen von Wordsworth, Cowper, Byron, Moore, Mallet, Percy, Scott, Addison ꝛc., beurkunden den Werth derselben hinlänglich.

Keller, Dr. H. A., Altfranzösische Sagen. 2r Bd. 8. 1 Thlr. od. 1 fl. 45 kr.

Inhalt:

Sanct Brandan. Nach Juvinals Ausgabe in La legende latine de S. Brandaines. — Robert der Teufel. Nach Trebutiens Ausgabe. — Die lange Nacht. Nach dem Fablian dou prestre con porte bei Meon IV. 20. — Parthenoper von Blois. Nach Le Grand d'Aussy (V. 203) und Crapelets Ausgabe.

Mit diesem 2n Bande schließt die Sammlung. Der Verleger darf mit Recht hoffen, daß derselbe eben so günstig als der erste aufgenommen wird, welchem die gewichtigsten kritischen Journale entschiedenen Werth zugestanden haben.

Strauß, Dr. D. F., das Leben Jesu, kritisch bearbeitet 2 Bde. Vierte Aufl. 6 Rthlr. 8 Gr. od. 10 fl. 48 kr.

Das Werk, welches, obwohl gegen den ursprünglichen Plan des Verf., der es nur für Theologen geschrieben hatte, durch die Wichtigkeit seines Gegenstandes und seiner ansprechenden Form in die Hände von Lesern aus allen Ständen gekommen ist, bieten wir diesen hier in einer aufs Neue sorgfältig durchgesehenen Auflage zum erstenmale auch mit deutschen Lettern gedruckt, so daß sich nun an dasselbe die in der gleichen Verlagshandlung früher erschienenen „Streitschriften" in ganz gleichem Druck und Format anschließen. Letztere.

welche in 3 Lieferungen die Widerlegung von Steudel, Eichenmaier, Menzel, der evangelischen Kirchenzeitung, der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik und der theologischen Studien und Kritiken enthalten, bilden ein nothwendiges Supplement zu dem Hauptwerk, und kosten zusammen

2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gGr.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von D. David Friedrich Strauß. Erster Band. gr. 8. 46 Bogen. 3 Thlr. 4 Gr. od. 5 fl. 24 kr.

Die Verlagshandlung übergiebt hiemit dem Publikum ein neues Werk des berühmten Verfassers des Lebens Jesu, welches mit Begier erwartet wurde. — Der zweite und letzte Theil wird im Laufe des Jahres 1841 erscheinen.

Anzeige
für
Mathematiker, Mineralogen, Chemiker, Apotheker ꝛc., Lehrer an Real- und Gewerbe-Schulen,
und alle, die sich für Naturwissenschaften interessiren.

Methode der Krystallographie.
Ein Lehrbuch
für Anfänger und Geübte
von
FR. AUG. QUENSTEDT,
Professor in Tübingen.

Mit 7 lithogr. Tafeln. gr. 8. 4 fl. — 2 Thlr. 12 gr.

Der Verfasser hat die Aufgabe zu lösen gesucht, das gesammte Gebiet der Krystallographie auf rein anschauliche Weise so darzustellen, daß auch dem mit Mathematik weniger Vertrauten dadurch eine gründliche Einsicht in die complicirtesten Krystallverhältnisse möglich wird. Das Werk beginnt auf eine ihm eigenthümliche Methode mit der Betrachtung der einzelnen Flächen, und schreitet von den Elementen langsam zu den verwickelten Flächenverbindungen fort. Indem bei dieser Art der Darstellung nichts vorausgesetzt ist, sondern die einfachsten Sätze bewiesen werden, so ist es ein Lehrbuch für Anfänger. Der weitere Verfolg des Weges führt aber zuletzt zu den schwierigsten Problemen der Krystallographie, und wenn diese mit den einfachen am Anfange gelehrten Sätzen gelöst sind, so wird auch der geübte Krystallograph gar manche Belehrung finden.

---

(10) Bei **Friedrich Perthes** ist erschienen:

Dr. J. P. Mynster
Bischof von Seeland,

Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren.

Zweite Aufl., in schwarz Leder gebunden. 2½ Thlr.
(Die erste Auflage kostete ungebunden 3 Thlr.)

„Dieses von dem ersten Geistlichen und Kanzelredner Dänemarks, einem auch in Deutschland rühmlichst bekannten Manne, herrührende Werk verdiente es in hohem Grade, auch auf deutschen Boden verpflanzt zu werden. Ruhend auf dem Grunde eines lebendigen und streng sittlichen Glaubens an den persönlichen Gott, mit inniger Ueberzeugung festhaltend an dem geschichtlichen Erlöser in seiner göttlichen Würde und menschlichen Schönheit, in seiner versöhnenden, erleuchtenden und heiligenden Kraft, voll kirchlichen Geistes, aber ohne ängstliches Anschließen an die kirchliche Form, entwickelt dasselbe mit tiefem psychologischen Blicke und reicher Erfahrung alle Glaubens- und Lebenslehren des Evangeliums in der Weise, daß es, die Mitte haltend zwischen homiletischer und systematischer Fassung, ebensowohl wahrhaft erbaut, als das Denken gebildeter Leser befriedigt. Der Ton ist durchaus ernst und rein, ein wohlthuender Ausdruck innerer Ueberzeugung; die Sprache würdig, edel und geistvoll, aber ohne Manier; das Ganze ein lebendiger Erguß, eine Arbeit aus einem Stück. Die Sprachunvollkommenheiten, die sich in der ersten Auflage fanden, sind ausgemerzt, so daß sich die Schrift jetzt wie ein vortrefflich geschriebenes Originalwerk liest. Wir empfehlen mit bester Ueberzeugung das Buch allen denen, die in unserer, von pantheistischen Doctrinen und kritischen Zweifeln zerrütteten Zeit eine gesunde und gediegene christliche Erbauung suchen; sie werden in Mynster einen zuverlässigen Führer finden, der ihnen einfach und treu den ernsten, königlichen Weg der vollen christlichen Wahrheit zeigt und ihnen Brot vom Brote des Lebens darreicht. Besonders eignet sich die Schrift zum Gebrauch in Familien, auch bietet sie dem Prediger einen reichen homiletischen Gedankenschatz.“

Bericht
über den Stand und Gang
der
Geschichte der Europäischen Staaten,
herausgegeben
von
Heeren und Ukert.

Die erschienenen 16 Lieferungen dieses Werkes enthalten:

Geschichte der Teutschen bis zur Auflösung des Reichs, von Pfister. 5 Theile
— der Italienischen Staaten, von Leo. 5 Thle.
— von Sachsen, von Böttticher. 2 Thle.
— der Niederlande, von van Kampen. 2 Thl.
— des Preußischen Staats, v. Stenzel. 1r u. 2r Th.
— von Spanien, von Lembke. 1r Thl.
— von Rußland, von Strahl. 1r u. 2r Thl.
— von Schweden, von Geijer. 1r, 2r, 3r Thl.
— von England, von Lappenberg. 1r u. 2r Thl.
— des Oesterreichischen Kaiserstaats, von Graf Mailath. 1r u. 2r Theil.
— von Portugal, von Schäfer. 1r u. 2r Thl.
— von Dänemark, von Dahlmann. 1r Thl.
— von Frankreich, v. C. A. Schmidt. 1r u. 2r Th.
— — — während der Revolutionszeit, von Wachsmuth. 1r Thl.
— des Osmanischen Reichs in Europa, v. Zinkeisen. 1r Thl.
— von Polen, v. Roepell. 1r Th. (17. Lief. 1. Abth.)

Unter der Presse befinden sich:

— des Preußischen Staats, 3r Thl.
— Dänemarks, 2r Thl.
— des Osmanischen Reichs, 2r Thl.

Im Jahre 1841 werden noch mehrere Fortsetzungen geliefert werden. Herr Prof. Schäfer in Gießen setzt die Geschichte Spaniens fort; Herr Prof. Bülau in Leipzig liefert die Geschichte Deutschlands von Auflösung des Reichs bis jetzt; die Geschichte Rußlands hat zwar ihren Bearbeiter durch den Tod verloren, es ist aber Hoffnung ihn für die Fortsetzung vollkommen zu ersetzen. Somit hat die Geschichte jedes Staates anerkannt tüchtige Verfasser gefunden — nur nicht die Schweiz: der Stand der Parteien in diesem Lande wird erkennen lassen, weshalb es der Redaction bisher nicht gelingen konnte, was sie suchte, zu finden.

Einige Jahre sind verflossen, in welchen die Fortsetzungen sparsamer erschienen, als gewünscht wurde. Niemanden konnte dies weder thun und mehr beunruhigen als den Verleger: äußere Hindernisse traten bei den Verfassern ein, als Krankheiten, Geschäftsreisen oder amtliche Arbeiten ꝛc., wie z. B. Graf Mailath in der Ungarischen, Professor Geijer in der Schwedischen Ständeversammlung beschäftigt war. Jetzt darf man sicher erwarten, daß das Gesammtwerk in 5 bis 6 Jahren vollendet sein werde.

„Die Werke seien zu umfangreich," ist hie und da gesagt worden; — diese Klage möchte gegründet sein, insofern die Staatengeschichte als eine Sammlung geschichtlicher Handbücher betrachtet wird. Hat auch solche Ansicht anfänglich vorgelegen, so mußte sie doch aufgegeben werden, als das Unternehmen großartigere Gestaltung gewann durch die Theilnahme der ausgezeichnetsten Historiker, denen ein äußeres Maaß nicht vorgeschrieben werden konnte, — und so hat die Staaten-Geschichte eine Reihe historischer Werke zu einem Ganzen verbunden, die jeder Anforderung, die nach dem jetzigen Standpunkt der Geschichts-Wissenschaft gemacht werden kann, entsprechen.

Auch öffentlich erging mehrmals Ermahnung nicht zu beschränken, z. B. in der Preußischen Staatszeitung, bei Gelegenheit des Erscheinens von Stenzel's Preußischer Geschichte, 2r Theil: „Möchte es dem Verfasser doch gefallen, die weitere Fortsetzung dieser Geschichte unseres Vaterlandes wenigstens bis zum Tode des großen Königs in einem entsprechenden Umfange mit der hier behandelten Zeit herauszugeben und sich nicht durch ein äußerlich vorgeschriebenes Maaß binden zu lassen, damit nicht die folgende, so wichtige und interessante Zeit eine Verkümmerung erleide; das wird gewiß der Wunsch aller derjenigen sein, welche sich mit diesem Werke näher bekannt machen." — —

Das Ausland hat den Werth der Geschichte der Europäischen Staaten anerkannt, — von mehreren Abtheilungen sind in Italien, Frankreich und England Uebersetzungen erschienen, in Paris eine Sammlung ganz gleicher Gestaltung und Art.

Der Subscriptionspreis von 1⅓ Thlr. für 24 Bogen, wie derselbe anfänglich bestimmt wurde, ist streng festgehalten worden. Einzeln diese historischen Werke herausgegeben, würden jede 24 Bogen 2 Thlr. kosten müssen.

Der unterzeichnete Verleger erkennt mit Dank die Theilnahme, welche das deutsche Publikum dieser seiner großen Unternehmung gewährt hat, und erwartet mit Sicherheit, daß es dabei bis zur Beendigung desselben beharren werde.

Zur Charakteristik

der

drei zuletzt erschienenen Abtheilungen

der

Geschichte der Europäischen Staaten,

Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter, von Wilhelm Wachsmuth. Erster Theil.

Die Natur des in dem hier angezeigten Werke bearbeiteten historischen Stoffes und die rege Theilnahme der denkenden Menschen an demselben geben den Grund, warum die Verlagsbuchhandlung, im Einverständnisse mit dem Herrn Verfasser, dasselbe, neben der Reihe europäischer Staatengeschichten, welcher es angehört, auch einzeln und selbstständig erscheinen läßt. Trotz der Unzahl schon vorhandener Geschichten Frankreichs seit Ludwig XVI. haben Geschichtskundige ein Werk vermißt, das die große Aufgabe mit dem Geiste der Gründlichkeit, Wahrhaftigkeit und Parteilosigkeit, der unserer Nation geziemt, behandelte. Als solche kündigt sich die gegenwärtige Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter an. Sie ist unabhängig von allen bisher erschienenen Arbeiten zweiter und folgender Hand. Die Gründlichkeit eigener Forschung wird bezeugt durch die Hinweisung auf die vorzüglichsten Quellen, welche vom Moniteur an bis zu Pamphlets und Placats dem Herrn Verfasser in einer außer Frankreich seltenen Fülle zur Hand gewesen sind. Fern von hochtönender Declamation und fern von Parteiansicht gibt dieses Werk im Tone der Mäßigung und Ruhe ein treues Gemälde der aus Mangel an kritischem und unbefangenem Sinne zum Theil noch immer in Nebel gehüllten oder in falschem Lichte dargestellten Thatsachen, welche Frankreich und Europa erschüttert haben; es wird zur „Vermittelung der Extreme" beitragen. Der vorliegende erste Theil geht bis zum Ende der gesetzgebenden Versammlung; der nächste, die „Geschichte des Nationalconvents und des Directoriums," wird im Jahre 1841 erscheinen, das Ganze in drei bis vier Jahren vollendet seyn.

Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, von Johann Wilhelm Zinkeisen. Erster Theil. Urgeschichte und Wachsthum des Reiches bis zum Jahre 1453.

Wir glauben, diese Abtheilung der „Geschichte der europäischen Staaten" um so mehr der öffentlichen Aufmerksamkeit empfehlen zu dürfen, je tiefer ihr Inhalt in die lebhaftesten Interessen der Politik der Gegenwart eingreift. Die Absicht des Verfassers ist, die Geschichte des osmanischen Reiches in diesem Werke vorzüglich in seinen Beziehungen zu der europäischen Staatenwelt, in seiner diplomatischen Stellung, pragmatisch zu entwickeln und darzustellen. Daß dabei das innere Leben von Staat und Volk besonders berücksichtigt werden muß und die Geschichte des außereuropäischen osmanisches Reiches nicht unbeachtet bleiben darf, ist schon an sich die nothwendige Bedingung einer solchen pragmatischen Darstellung. Der Verfasser hat sie, durch die reichen Hülfsmittel, welche ihm ein langer Aufenthalt in Paris gewährte, vortrefflich unterstützt, in dem vorliegenden Bande bis zur Eroberung von Constantinopel durch Mohammed II. im Jahre 1453 durchgeführt. Eine gedrängte Uebersicht der früheren, vorosmanischen Verwandlungsgeschichte des östlichen Europa's und ein schärferes Herausheben der ältesten Beziehungen der Osmanen zu den europäischen Staaten, namentlich Ungarn, dem päpstlichen Stuhle und der Republik Venedig, können als wesentliche Vorzüge dieser durchgängig auf gründlichen und umfassenden Studien beruhenden Arbeit namhaft gemacht werden. Sie wird in demselben Geiste bis auf die neuesten Zeiten herabgeführt werden und folglich auch den für die Ereignisse der Gegenwart interessantesten Zeitraum der osmanischen Geschichte umfassen, welcher in dem bekannten Hammerschen Werke so ungern vermißt wird. Der zweite Band, welcher im nächsten Jahre erscheinen soll, wird uns das osmanische Reich in seiner Glanzperiode, auf der Höhe seiner Macht, unter Suleiman und Selim II. zeigen.

Geschichte Polens, von Richard Roepell. Erster Theil.

Seit dem Jahre 1777, in welchem der letzte Band der Geschichte Polen's von D. E. Wagner ausgegeben wurde, ist in Deutschland keine Bearbeitung der Geschichte dieses Reichs erschienen, die irgendwie Anspruch auf einen streng wissenschaftlichen Werth machen könnte, so daß diese neue Geschichte Polen's, welche auf einem selbstständigen und umfassendern Quellenstudium des Verfassers beruht, einem wesentlichen Bedürfniß unserer historischen Litteratur um so mehr entgegenkommt, als selbst die inzwischen von den Polen gelieferten Arbeiten bei uns fast so gut wie gänzlich unbekannt geblieben sind.

Da gerade jetzt das Leben und Treiben der Slawenwelt die Aufmerksamkeit Europa's immer mehr und mehr auf sich zieht, wird ein solches Werk gewiß jedem Gebildeten willkommen seyn.

Die Europäische Staatengeschichte hat auch das Verdienst, Veranlassung gegeben zu haben zur Entwerfung des bekannten und schon viel verbreiteten

„Historischen Atlas von K. von Spruner"

eines Werkes, das, einen neuen eigenthümlichen Weg einschlagend, von Geschichtskundigen als ein tüchtiges Hülfsmittel bei geschichtlichen Studien und insbesondere als trefflicher Begleiter der Europäischen Staatengeschichte anerkannt wird. Bis jetzt sind außer einigen allgemeinen Blättern die Karten zur Geschichte Italiens (I. Lief. zu 2 Thlr.), die zur Geschichte Deutschlands (II. Lief. in 2 Abtheil. zu 4 Thlr.) und die zur Geschichte Frankreichs (III. Lief. zu 2 Thlr.) erschienen; — die Karten zur Geschichte Großbritanniens wird die kurz nach Anfang des Jahres 1841 erscheinende IV. Lieferung enthalten, und demnächst werden die zur Geschichte Spaniens und Portugals folgen.

Gotha, November 1840.

Friedrich Perthes aus Hamburg.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

№ 2. **Intelligenzblatt** 1841.

zu den

Hallischen Jahrbüchern.

(11) **Für Bibliotheken, Museen und Lesecirkel.**

Auch für 1841 erscheint die: **Allgemeine**

PRESS-ZEITUNG.

ANNALEN der Presse, der Literatur und des **Buchhandels.**

Redigirt unter der Leitung von ***Dr.* Julius Eduard Hitzig,** Vorsitzendem im literarischen Sachverständigen-Verein für die Preuss. Staaten in Berlin.

II. Jahrgang, 104 No. ½ Bog. hoch 4. Preis 4 Thlr.

Leipzig, im December 1840.

J. J. Weber.

---

(12) Bei **J. Wunder** in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Ungewitter's Geographie.

I. Abthl. (58 Bog.) 2 Thlr.

Das neueste vollständigste geogr. Handbuch, mit Tabellen, Stammtafeln, Abbildungen ꝛc., aus dem sowohl geogr. als geschichtliche Auskunft über jeden Ort der Erde zu schöpfen ist. Die II. Abthl. (der Schluß) erscheint demnächst.

Eb's Engl. Grammatik

für den Selbstunterricht und die Lehrstunde, mit einem Vorworte von Zoller, Rector am Kathar.-Stifte und Lehrer der Engl. Sprache am Gymnas. zu Stuttgart. 1¾ Thlr.

Dr. Bassler's

Wörterbuch der engl. Aussprache.

1½ Thlr.

Mit einer vervollkommneten, sehr genauen und leicht fasslichen Bezeichnungsart durch Buchstaben.

G. Crabb's English Synonymes.

A new Edition, revised and corrected by *Hedley.* 3 Thlr.

C. C. Taciti, Historiarum libri V.

Textum recogn. animadvers. instrux. *Th. Kiesslingius.*

1¼ Thlr.

---

(13) **Herabgesetzter Preis.**

Seidel, Karl, Charinomus. Beiträge zur allgemeinen Theorie und Geschichte der schönen Künste.

2 Bände. Gr. 8. 1825 und 1828. Ladenpreis 5 Thlr. 16 Gr. herabgesetzt auf **2 Thlr.**

Berlin 1840.

Ferdinand Rubach.

---

(14) Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Religionsgespräch

zu Marburg im Jahr 1529.

Von Licentiat, Pfarrer **Schmitt** zu Marburg.

gr. 8. br. 9¼ Bogen — 16 gr. = fl. 1. 12 kr.

Das Gesetz und die Verheißung. Handbuch zum Alten Testamente, sowie zu allen biblischen Geschichten. Für Lehrer und zum Selbstunterrichte für Gebildete. Von Pfarrer **Dr. Blackert,** Gymnasiallehrer zu Marburg. Zwei Bände. gr. 8. 39½ Bogen. Rthlr. 2. — = fl. 3. 36 kr.

Müller, Dr. Jul., Professor zu Halle, de miraculorum Jesu Christi natura et necessitate. Particula I. 4. br. 6 Bogen. — 10 Gr. = 45 kr.

Justi, Dr. K. W., Ober-Consistorialrath ꝛc. zu Marburg. Die Vorzeit. Zehnter Jahrgang. Mit fünf Kupfern. gr. 12. 18 Bogen. gebunden. Rthlr. 1. 16 gr. = fl. 3.—

Der Heidelberger Katechismus mit Bibelsprüchen. Zum bessern Verständnisse für die Katechumenen zergliedert und herausgegeben von Metropolitan **Dr. H. v. Noques.** Dritte verbesserte Auflage. 6 Bogen. — 4 gr. = 18 kr.

Bei Einführung in Schulen finden Parthiepreise statt und werden Freiexemplare verwilligt.

Der kurhessische Symbolstreit. Schriften von **Dr. Hupfeld, Dr. Kling, Dr. Vilmar,** Pfarrer **Martin** und Pfarrer **Exter.** Zwei Abtheilungen. gr. 8. 19¼ Bogen. Rthlr. 1. 8 gr. = fl. 2. 24 kr.

Marburg, im Nov. 1840.

N. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung.

---

(15) **Herabgesetzter Preis.**

Handbuch der Geschichte der abendländischen Literatur und Sprachen u. s. w. Erläutert durch eine Sammlung übersetzter Musterstücke. Im Verein mit literarischen Freunden bearbeitet und herausgegeben von Dr. **F. W. Gerhe.**

1ster Bd., 1ste Abth.: Ital. prof. Literatur. 1832. 2 Thlr.
1ster " 2te " Ital. poet. " 1834. 2 Thlr. 12 Gr.
4ter " 1ste " Franz. prof. " 1833. 2 Thlr. 8 Gr.

zusammen Ladenpreis 6 Thlr. 20 Gr., auf **3 Thlr. 12 Gr.**

Einzeln bleiben die Ladenpreise.

Berlin 1840. **Ferdinand Rubach.**

(16) So eben erschien bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Müller, Fr. E., *De Solipsismo.* Commentatio ex decreto nobilissimi instituti de Ammoniani praemio primo ornata. gr. 8. brosch. 16 Gr.

In dieser Schrift, welche durch den ersten Preis auf die rühmlichste Weise ausgezeichnet worden ist, wird ein Gegenstand gründlich und lehrreich erörtert, der tief in das sittliche Leben eingreift und in allen seinen Beziehungen von höchstem Interesse ist.

Leipzig, Januar 1841.

Eduard Meißner.

---

(17) Im Verlage von **Duncker** und **Humblot** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

G. W. F. Hegel's Vorlesungen.

Neue zweite Ausgabe.

Von dieser im Anfang v. J. angekündigten zweiten Ausgabe ist bis jetzt erschienen:

Grundlinien der Philosophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Hrsg. von Dr. *Ed. Gans.* 2e Aufl. gr. 8. Subsc.-Pr. 1⅔ Thlr.

Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Hrsg. von Dr. *Ed. Gans.* 2e Aufl. besorgt von Dr. *Karl Hegel.* gr. 8. Subsc.-Pr. 2⅓ Thlr.

Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Nebst einer Schrift über die Beweise vom Dasein Gottes. Hrsg. von Dr. *Philipp Marheineke.* 2 Thle. Zweite, verbesserte Auflage. gr. 8. Subsc.-Pr. 4⅓ Thlr.

Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Hrsg. von Dr. *Carl Ludw. Michelet,* 1r Thl. Zweite, verbesserte Auflage. gr. 8. Subsc.-Pr. 1⅞ Thlr.

Phänomenologie des Geistes. Hrsg. von Dr. *J. Schulze.* 2e Aufl. gr. 8. 3⅓ Thlr.

Anzeige

über die Herausgabe von

A. F. J. Thibaut's

juristischem Nachlass.

Zahlreiche Aufforderungen haben die Familie des seel. Geheimeraths Dr. *Anton Friedrich Justus Thibaut* bewogen, die Herausgabe der Collegienvorträge des Hingeschiedenen zu veranstalten; der Unterzeichnete als dankbarer Schüler und Verehrer Thibauts hat diese Herausgabe übernommen. Es würde überflüssig sein, bei Werken, an welchen ihr Urheber seit Dreissig und mehr Jahren unablässig gearbeitet, gefeilt und gebessert hat, und welche allgemeinen Ruf schon durch die mündliche Ueberlieferung erhielten, etwas zur Empfehlung zu sagen; nur das ist hier auszusprechen, dass ihre gegenwärtige Uebergabe an die Presse den Zweck hat, den Jüngeren, welchen Thibaut viel zu früh entrissen worden, seinen genialen Vortrag zu ersetzen und zur Belehrung zu dienen, den Aelteren zu zeigen, wie die Rechtswissenschaft, die *durch* Thibaut so mächtig gefördert worden, auch *in* ihm unausgesetzt fortschritt, den Tausenden seiner Schüler endlich zur Erinnerung an die herrliche Zeit zu dienen, da er ihr Meister war. Vorläufig sind nur die Vorträge über den *Code Napoleon*, über *Rechtsgeschichte und Institutionen*, und über *Hermeneutik* zum Drucke bestimmt; sie werden 2 Bände ausfüllen, und unter dem Titel: *Thibaut's juristischer Nachlass*, bis zum Mai k. J. erscheinen. Ueber den Druck der Pandectenvorträge, welche durch räuberische Hand zum Unkenntlichen veranstaltet, schon zweimal in das Publicum gekommen sind, behalten sich die Hinterlassenen Näheres bevor. Dass bei der Herausgabe des Ganzen die grossartige Eigenthümlichkeit des Verfassers unangetastet sich darstellen und der Herausgeber sich auf die gewissenhafteste Sichtung des mitunter verworrenen Materials beschränken wird, bedarf schliesslich kaum der Versicherung.

Jena, im Dezember 1840.

C. Guyet.
Ober-Appellations-Gerichts-Rath.

Zu Vorstehendem haben wir hinzuzufügen, dass wir den Verlag der gedachten Thibaut'schen Schriften übernommen haben. Es werden, wie schon Seitens des Herrn Herausgebers bemerkt worden, zunächst zwei Bände erscheinen. Davon soll der erste Band

Code Napoleon

im Laufe des März d. J. erscheinen und einzeln ausgegeben werden. Der zweite Band

Römische Rechtsgeschichte

Institutionen und Hermeneutik

wird ebenfalls einzeln käuflich sein. Jeder Band wird etwa 25 bis 30 Bogen umfassen.

Da nun bei der grossen Anzahl von Schülern des verewigten grossen Rechtslehrer und bei dem Interesse, welches sich von dem ganzen juristischen Publikum, besonders dem jüngeren erwarten lässt, wir auf einen grossen Absatz zu hoffen Ursach zu haben meinen, so bleibt uns nur zu wünschen, dass, um eine zureichende Auflage zu veranstalten, die Bestellungen uns recht bald bekannt werden. Es können diese bei jeder Buchhandlung gemacht werden.

Berlin, den 2. Januar 1841.

Duncker und Humblot.

---

(18) So eben erscheint im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen, der

Gräfin Hahn-Hahn
neuestes Werk:

Gräfin Faustine.

8. Elegant geh. 2 Thlr.

Von derselben Verfasserin erschien ebendaselbst:
Der Rechte. 8. Geh. 2 Thlr. **Astralion.** 8. Geh. ½₁₂ Thlr.

Der Prozeß Lafarge,

beleuchtet nach

Preußischem Strafrechte

durch

J. D. H. Temme, Königl. Preuß. Inquisitoriats-Director und Criminal-Gerichts-Rath

und

G. A. Noerner, Königl. Preuß. Stadt-Gerichts- und Criminal-Gerichts-Rath

zu Berlin.

gr. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Diese Schrift enthält, außer der getreuen Geschichtserzählung des interessanten Vorfalles, die Ansicht zweier praktischen Criminalisten über das Verfahren bei dem berühmten Prozesse und beweist, daß nach Preußischem Rechte die Angeklagte nie hätte verurtheilt werden können. Da ganz Europa diesen Vorgang mit der größten Spannung verfolgt hat, so wird das Buch das Interesse der juristischen und nicht-juristischen Welt in hohem Grade in Anspruch nehmen.

---

(19) Bei **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Napoléon's Rückkehr.

Ballade

von ***W. Gerhard.***

Mit einer historischen Notiz nach officiellen Berichten und Actenstücken, einer Abbildung des Kaiserlichen Sarges und zwei Vignetten.

gr. 8. brosch. 10 Ngr. (8 gGr.)

(20) So eben iſt erſchienen:

Jeſus Chriſtus

oder

das Leben unſers Herrn,

für

das evangeliſche Chriſtenvolk

von

Ludwig Würkert,

Für fromme Herzen Sonnenſchein, —
Nicht für Gelehrte ſoll es ſein,
Nicht für den Dünkel und den Wahn,
Der Nacht wirft auf die lichte Bahn.

Dieſes Werk erſcheint elegant ausgeſtattet in zwölf Heften, geſchmückt mit **24 ſchönen Bildern.**

Der Preis für jedes Heft beträgt mit **ſchwarzen** Bildern: 3 gGr. oder 3½ Sgr. oder 12 Kr. Conv.-Mze. oder 14 Kr. Rhein. mit **colorirten** Bilder 4 gGr. oder 5 Sgr. oder 15 Kr. Conv.-Mze. oder 18 Kr. Rhein., ſo daß das Ganze ſchwarz 1 Thlr. 12 Gr., colorirt 2 Thlr. koſten wird.

Nur unter der Vorausſetzung: das treffliche Buch werde bei vielen, vielen Tauſenden als **ein liebes Haus- und Familienbuch** fromme Aufnahme finden, konnte der Preis für das Ganze ſo gering geſetzt werden.

Das erſte Heft liegt in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zur Anſicht vor, welche darauf Unterzeichnung und Beſtellung annehmen, die folgenden Hefte erſcheinen ſchnell hintereinander.

F. W. Goedſche in Meiſſen.

(21) In unterzeichnetem Verlag erſchienen:

Die

beiden Grundprobleme

der

Ethik,

behandelt

in zwei akademiſchen Preisſchriften

von

Dr. Arthur Schopenhauer,

Mitglied der Königl. Norwegiſchen Societät der Wiſſenſchaften.

I. Ueber die Freiheit des menſchlichen Willens, gekrönt von der Königl. Norwegiſchen Societät der Wiſſenſchaften zu Drontheim am 26. Januar 1839.

II. Ueber das Fundament der Moral, nicht gekrönt von der Königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen den 30. Januar 1840.

gr. 8. 20 Bogen ſtark. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Frankfurt a. M. 1841.

Joh. Chriſt. Hermann'ſche Buchhandlung.
F. E. Suchsland.

Verlags-Bericht

von

Otto Wigand, Buchhändler in Leipzig.

Oſtermeſſe 1840 bis dahin 1841.

I. Zeitſchriften.

1) **Argos,** mediciniſcher. Herausgegeben von den DD. *Haeker* und Prof. *Hohl.* gr. 8. II. Bd. 1840. Brosch. 2 Thlr.
Deſſelben Werkes III. Bd. 1841. Broſchirt 2 Thlr.

2) **Jahrbücher,** Halliſche, für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt. Redigirt von Echtermeyer und Ruge. (Wöchentlich erſcheinen 6 Nummern in halben Bogen und extra ein Intelligenzblatt.) gr. 4. 3r Jahrgang 1840. 12 Thlr.
Deſſelben Werkes 4r Jahrgang. 1841. 12 Thlr.

3) **Jahrbücher** der in- und ausländiſchen geſammten Medicin. Herausgegeben von *C. C. Schmidt*, Dr. der Med. und Chir. Lex. 8. VII. Jahrgang. 1840. 12 Hefte. 12 Thlr.
Deſſelben Werkes VIII. Jahrgang. 1841. 12 Hefte. 12 Thlr.

4) **Summarium** des Neueſten und Wiſſenswürdigſten aus der geſammten Medicin zum Gebrauche für practiſche Aerzte und Wundärzte. Herausgegeben von einem Vereine practiſcher Aerzte und Wundärzte. gr. 8. Jahrgang 1841. 24 Hefte 6 Thlr. 20 Ngr.

5) **Zeitſchrift** für deutſches Recht und deutſche Rechtswiſſenſchaft. In Verbindung mit vielen Gelehrten herausgegeben von Dr. A. L. Reyſcher und Dr. W. E. Wilda. gr. 8. 3r 4r Band oder Jahrgang 1840. Broſchirt 4 Thlr.

II. Fortſetzungen.

6) **Byron-Gallerie.** 12 Prachtſtahlſtiche zu Byron's Werken. Geſtochen von A. H. Payne. Lexikon 8. 1841. (4 Lieferungen). 1e Lieferung 10 Ngr.

7) **Byron's, Lord,** ſämmtliche Werke deutſch von Adolf Böttger. Zweite Auflage in 6 Lieferungen mit 12 Stahlſtichen. Lex. 8. 1841. 1e Lieferung. 22½ Ngr.

8) **Converſations-Lexikon** der neueſten Litteratur-, Völker- und Staatengeſchichte. Ein unentbehrlicher Supplementband zu jedem Converſations-Lexikon, bearbeitet von einer Geſellſchaft deutſcher Gelehrten. Lex. 8. 9s 10s 11s 12s Heft. 1840 und 1841. à Heft. 7½ Ngr.

Daſſelbe Werk auf Velinpapier à Heft 11½ Ngr.

9) **Encyclopädie** der geſammten Medicin, im Vereine mit mehreren Aerzten herausgegeben von *C. C. Schmidt*, Dr. der Med. und Chir. 4 Bde. Lex. 8. I. Bd. 1841. 3 Thlr.

10) **Encyclopädie** der deutſchen Nationalliteratur oder biographiſch-kritiſches Lexikon der deutſchen Dichter und Proſaiſten ſeit den früheſten Zeiten; nebſt Proben aus ihren Werken. VI. Bd. oder 51s—60s Heft. gr. 4. 1840 und 1841. à Heft 7½ Ngr.
In Leinwand gebunden der Band 2 Thlr. 22½ Ngr.

11) **Gibbon's** Geſchichte des Verfalles und Unterganges des römiſchen Weltreiches, nebſt einer biographiſchen Skizze über den Verfaſſer. Ueberſetzt von Joh. Sporſchil. Taſchenausgabe in 12 Bänden. 1840—1841. à Bd. 20 Ngr.

12) **Marbach, Dr. G. O.,** Lehrbuch der Geſchichte der Philoſophie, mit Angabe der Literatur nach den Quellen bearbeitet. II. Abtheilung: Geſchichte der chriſtlichen Philoſophie. gr. 8. 1841.

13) **Rechtslexikon** für Juriſten aller Teutſchen Staaten, enthaltend die geſammte Rechtswiſſenſchaft. In Verbindung mit vielen Gelehrten bearbeitet und redigirt von Dr. J. Weiske, Prof. in Leipzig. 1840—1841. IIIr Bd. in 5 Heften. à Heft 20 Ngr. auf Velinpapier 25 Ngr.

14) **Sue's, Eugen,** sämmtliche Werke. Deutsch von L. von Alvensleben. 506—856 Bändchen. 16. à Bdchen. 5 Ngr.

50.—55. Bdchn. Die Fanatiker oder der Religionskrieg in den Cevennen. 9.—146 Bdchen. 1 Thlr.— 1.—14. Bdchn. 2 Thlr. 10 Ngr.

56.—59. Bdchn. Die Abentheuer des Hercules Kühn oder Guyana im Jahre 1772. 4 Bdchn. 20 Ngr.

60.—62. Bdchn. Der Oberst von Surville. Historischer Roman aus der Zeit des Kaiserreiches. 1810. 3 Bdchn. 15 Ngr.

63.—74. Bdchn. Der Wart-Thurm von Koat-Vën. Roman aus dem Seeleben 1780—1830. 12 Bdchn. 1 Thlr. 15 Ngr.

75.—77. Bdchn. Kardiki. Novellen. 3 Bdchn. 15 Ngr.

78.—85. Bdchn. Der Kommandant von Malta. 8 Bdchn. 1 Thlr. 10 Ngr.

15) **Theater-Lexikon.** Theoretisch-praktisches Handbuch für Vorstande, Mitglieder und Freunde des deutschen Theaters. Herausgegeben von Ph. J. Düringer und H. Barteis. 76—126 Heft Schluß. gr. 8. 1841. à Heft 5 Ngr.

16) **Volksbücher,** deutsche. Herausgegeben von G. O. Marbach. 186—246 Bdchn. 8. à Bdchn. 2½ Ngr.

186 Bdchn. Wigolais vom Rade.
196 u. 206 Bdchn. Lieder zu Schutz und Trutz.
216 Bdchn. Hirlanda.
226 Bdchn. Fortunatus.
236 Bdchn. Fortunat's Söhne.
246 Bdchn. Faust.

III. Neuigkeiten.

17) **Beschoren, Karl,** Historisch-geographisch-statistisch-topographische Uebersicht vom Preußischen Staate. gr. 8. 1841. 15 Ngr.

18) **Betrachtungen,** unbefangene, nähere, über das ächte reine Christenthum. Im Hinblicke auf die Menschen-, Welt-, Kirchen- und Literatur-Geschichte angestellt von C. F. L. in Magdeburg. gr. 8. 1841. 10 Ngr.

19) **Dautz,** Elementarlehre der landwirthschaftlichen Wissenschaften. 1r Bd. gr. 8. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

20) **Feuerbach, L.,** die Wahrheit der Religion und die Selbsttäuschung der Theologie. Zur Kritik der unreinen Vernunft. gr. 8. 1841.

21) **Fremdwörterbuch,** nebst Erklärung der in unserer Sprache vorkommenden fremden Ausdrücke. 3e stark vermehrte Aufl. 16. 1841. 15 Ngr.

22) **Friederich, Ferdinand,** Symbolik der Mosaischen Stiftshütte. Eine Vertheidigung Dr. Luthers gegen Dr. Bähr. Mit 23 Tafel-Abbildungen. gr. 8. 1841. 3 Thlr.

23) **Friedrich Wilhelm** IV. in Königsberg. Ein Brief. gr. 8. 1840. 5 Ngr.

24) **Gedichte** von C. F. L. in Magdeburg. Mit dem Motto: „Such' in der Schale den Kern." 8. 1841. 1 Thlr. 15 Ngr.

25) **Gespräche,** allgemeine deutsch-französische. Diamant-Ausg. In zwei Theilen. I. Verzeichniß der gebräuchlichsten Wörter. II. Vertrauliche Gespräche über alle Gegenstände des geselligen Lebens, nebst einigen unterhaltenden Beschreibungen der Denkmäler, Paläste, Schlösser und anderer Merkwürdigkeiten der vorzüglichsten Städte Deutschlands. 8. 1841. 15 Ngr.

26) **Hirlanda.** 8. 1841. 2½ Ngr.

27) **Klöpper,** Dr. F. W., Liturgik oder Theorie der stehenden Cultusformen in der evangelischen Kirche, nebst practischen Beilagen. gr. 8. 1841. 2 Thlr.

28) **Landeskirche,** die evangelische, Preußens und die Wissenschaft. gr. 8. 1840. 26½ Ngr.

29) **Lieder, zu Schutz und Trutz.** 8. 1841. 5 Ngr.

30) **Marle, J. de,** Meine Beweggründe zum Uebertritt aus der römisch-katholischen in die freie evangelisch-christliche Kirche. Eine Schrift für Laien, mit besonderer Rücksicht auf die neuern kirchlichen Ereignisse und die Bestrebungen der gegenwärtigen Zeit. Zweite mit Vorwort und vielen Anmerkungen vermehrte Ausgabe. gr. 8. 1840. 10 Ngr.

31) **Müller,** Dr., Verzeichniß der in Wolff's poetischem Hausschatz enthaltenen Gedichte, nach den Dichtern geordnet. gr. 8. 1840. 2½ Ngr.

32) **Neuberth, Julius,** Original-Beiträge zur Geschichte des Somnambulismus. gr. 8. 1841. 22½ Ngr.

33) **Oesterreich** im Jahre 1840. Staat u. Staatsverwaltung, Verfassung und Kultur. Von einem österreichischen Staatsmanne. 2 Bände. gr. 8. 1840. 4 Thlr.

34) **Prutz, R. E.,** der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur seit Opitz. gr. 8. 1841.

—— Ein Märchen. Gedicht. gr. 8. 1841. 15 Ngr.
—— Der Rhein. Gedicht. gr. 8. 1841. 1¼ Ngr.

35) **Rammler, O. F.,** Universalbriefsteller. 8e Aufl. gr. 8. 1840. Broschirt 15 Ngr.

36) **Räffer, Theodor,** Lehrbuch des Renten-Wesens u. Beleuchtung der Renten-Versorgungs-Anstalten zu Wien, Stuttgart, Karlsruhe, Berlin und München, sowohl nach ihren statutenmäßigen Bestimmungen, als auch nach ihren bisherigen Leistungen. gr. 8. 1841.

—— Widerlegung der von dem Herrn Dr. etc. C. Krönke gegen die Renten-Anstalten herausgegebenen Schrift, betitelt: „Ueber Rentenanstalten." gr. 8. 1840. 5 Ngr.

37) **Schier, Heinrich Bernhard,** Polizeikunde von Sachsen. Eine alphabetische Zusammenstellung der im Königreiche Sachsen in Bezug auf die Polizei in allen ihren Theilen geltenden gesetzlichen Bestimmungen, für Stadt- und Landbewohner, Guts- und Haus-, sowie Grundstücksbesitzer überhaupt, Handel- und Gewerbtreibende, Reisende, Gast- und Schenkwirthe, Herbergsväter u. a. m., ingleichen für Communalverwaltungsbeamte in Stadt- und Landgemeinden, Dorfgerichtspersonen, sowie Gensd'armen und sonstige Polizeioffizianten. 8. 1841. 15 Ngr.

38) **Schönheiten, aus Byron's Werken.** Deutsch von Adolf Böttger. 8. 1841. 20 Ngr.

39) **Triarchie,** die europäische. gr. 8. 1841. 1 Thlr.

40) **Versuch** einer allgemein faßlichen, wahrhaft populär medicinischen Lehre von den Wirkungen und dem vernünftigen Gebrauche des kalten Wassers in Gesundheit und Krankheit. Von einem ärztlichen Beförderer der rationellen Wasserheilkunde. gr. 8. 1840. 15 Ngr.

41) **Wanderung,** die, in Großpolen und Masowien. Historische Erzählung aus der neuesten Zeit. 8. 1840. 1 Thlr. 10 Ngr.

42) **Wigolais** vom Rade. 8. 1841. 2½ Ngr.

43) **Wolff,** Dr. O. L. B., Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Vollständigste Sammlung deutscher Gedichte nach den Gattungen geordnet, begleitet von einer Einleitung, die Gesetze der Dichtkunst im Allgemeinen, so wie der einzelnen Abtheilungen insbesondere enthaltend, nebst einer kurzen Uebersicht ihrer Bildungsgeschichte seit den frühsten Zeiten ihres Erscheinens in Deutschland bis auf unsere Tage, und biographischen Angaben über die Dichter, aus deren Werken Poesieen gewählt wurden. Dritte Auflage. gr. 8. 1841. 2 Thlr.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

№ 3. Intelligenzblatt 1841.

zu den

Hallischen Jahrbüchern.

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Liturgik

oder

Theorie der stehenden Kultusformen in der evangelischen Kirche,

nebst praktischen Beilagen,

verfaßt von

F. W. Klöpper,

Doctor der Theologie, Superintendent und Pastor zu Bergen.

Gr. 8. 1841. (420 Seiten.) Broschirt. 2 Thlr.

In einer Zeit, wo man wieder lebhaft zu fühlen beginnt, wie das kirchliche Leben nothwendig der Träger des religiösen sein muß, soll letzteres nicht in gänzlicher Verflachung, oder durch separatistische Bestrebungen in verkehrte Richtungen gerathend, seinen Untergang finden, wird vorliegendes Werk um so willkommner geheißen werden, als es, erfüllt von dem wahren Geiste des evangelischen Protestantismus, weder einer willkürlichen Neuerungssucht, noch einem starren Festhalten an todten Formen und Buchstaben, oder gar einer retrograden Richtung huldigend, sich die Aufgabe gestellt hat, zur Herstellung eines rein christlichen, auf historische Grundlagen beruhenden kirchlichen Lebens beizutragen. Die allseitige und consequente Durchführung der Ansichten und Wünsche des würdigen Verfassers dürfte die evangelische, d. i. die christliche Kirche unserer Tage zu einer Höhe heben, die den kirchlichen Wirren im Volke ein erwünschtes Ende zu machen und wohl gar eine Einheit herbeizuführen im Stande wäre, der sich selbst die Mehrzahl der denkenden und wohlmeinenden Katholiken gern anschließen würde. Denn das äußere Kirchenthum ist es ja wohl nur eigentlich, was das christliche Volk noch trennt und es ist nicht zu leugnen, geht die römische Kirche in ihren kirchlichen Forderungen zu weit, so hat sich dagegen in der protestantischen Kirche vielfach das entgegengesetzte Uebel und eine Willkür ausgebildet, die dem wahren Protestantismus eben so sehr zuwiderläuft als ein bloß todtes Formelwesen dem Geiste des Christenthums fremd ist. Mögen die Bemühungen des Verfassers, diesem Uebel zu steuern, ihre Wirkung nicht verfehlen. —

Otto Wigand.

In meinem Verlage ist erschienen:

Versuch

einer allgemein faßlichen, wahrhaft populär-medicinischen Lehre von den Wirkungen und dem vernünftigen Gebrauche

des

kalten Wassers

in

Gesundheit und Krankheit.

Von einem ärztlichen Beförderer der rationellen Wasserheilkunde.

gr. 8. 1840. Brsch. 12 Gr.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Capitel.

Einleitung. Grenzen der Wasserheilung. Ueber Universalheilkraft des kalten Wassers. Verhältniß der Hydriatik zu der übrigen Medicin. Würdigung des Priessnitzischen Verfahrens. Disposition des Buches.

Zweites Capitel.

Vom kalten Wasser überhaupt, von seinen Eigenschaften und den zum Gebrauche desselben nothwendigen Erfordernissen.

Drittes Capitel.

Von den Wirkungen des kalten Wassers auf den menschlichen Organismus.

Viertes Capitel.

Von den verschiedenen Arten der Anwendung des kalten Wassers und deren Wirkung.

Fünftes Capitel.

Vom diätetischen Gebrauch des kalten Wassers.
Regeln über den diätetischen innern Gebrauch des kalten Wassers.
Regeln über den diätetischen äußern Gebrauch des kalten Wassers.

Sechstes Capitel.

Vom Gebrauche des kalten Wassers als Heilmittel.

In meinem Verlage sind soeben vollständig erschienen:

Byron's sämmtliche Werke,

deutsch von **A. Böttger.** Mit 12 Prachtstahlstichen, dem Leben und dem Portrait des Verfassers. In 1 Band. 54 Bogen auf Velinpapier und in Doppelcolonnen. Preis Brosch. 4½ Thlr.

Böttger's Byron ist im Drucke beendigt und die erste Auflage in den Händen des Publicums. Die eigenthümliche Schwierigkeit, diesen Heros der englischen Dichter dem deutschen Genius entsprechend wiederzugeben, hat Herr Böttger auf so glänzende Weise überwunden, daß der Verleger mit vollem Rechte sagen und behaupten kann: **Hier ist Byron zum ersten Mal in deutscher Sprache.**

Ich habe eine neue Auflage veranstaltet, welche in 6 Lieferungen, à 9 Bogen und mit 2 Stahlstichen gezierd, ausgegeben wird. Preis einer Lieferung: 22½ Ngr. (18 gGr.)

Schönheiten aus Byron's Werken

von **A. Böttger.** Mit 1 Stahlstich. 12. 1841. Broschirt. 20 Ngr. (16 gGr.)

Otto Wigand in Leipzig.

(22) Im Verlag von **Ebner** und **Seubert** in Stuttgart iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gudrun

aus dem Mittelhochdeutſchen überſetzt

von

Adelbert Keller.

Mit einem Titelbilde von F. Fellner.

In allegor. Umſchlag cart. 3 fl. 36 kr. rhein. oder 2 Thlr. 6 Gr.

Das alte Lied von Gudrun gilt mit Recht für ein würdiges Seitenſtück der Nibelungen, das neben dieſen, wie die Odyſſee neben der Ilias, hergeht. Allen Freunden vaterländiſcher Kunſt, ja allen Freunden der Poeſie überhaupt wird es daher erwünſcht ſein, dieſe Nebenſonne der Nibelungen, wie ſie Hagen nennt, in verjüngter Geſtalt erſcheinen zu ſehen. Der Herausgeber, ſchon ſeit längerer Zeit mit dieſer Umdichtung der Gudrun beſchäftigt, hat ſich die Aufgabe geſtellt, bei möglichſt treuer Anſchließung an das Original doch ſoweit in der Erneuerung zu gehen, daß das alte Lied jedem Gebildeten zugänglich werde. Die Sage iſt dabei nicht willkührlich verändert, vielmehr iſt dieſelbe in der älteſten Geſtalt wiedergegeben, welche uns die Wiener Handſchrift überhaupt aufbehalten hat, und mag auch in dieſer Handſchrift die Sage bereits getrübt ſein, ſo hat ſich der Herausgeber doch nicht erkühnen wollen, auf der unſichern Bahn der ſubjectiven Kritik und der Hypotheſe aus eigenen Mitteln die Sage bald der vermeintlich älteſten Form bald dem modernen Geſchmack näher zu rücken, wie dies eine neuere freie Bearbeitung der Gudrun zu thun verſucht hat, deren eigenthümliche Verdienſte wir indeß nicht verkennen noch herabſetzen wollen.

---

(23) Bei **Fr. Volckmar** in Leipzig iſt eben erſchienen:

Hand-Atlas

der

Anatomie des Menſchen

nebſt einem tabellariſchen Handbuche der menſchlichen Anatomie

von

Prof. Dr. C. E. Bock.

Dieſer Atlas enthält 28 fein illuminirte Kupfer nebſt Erklärung und 9 Bogen Text. Letzterer iſt nicht allein eine Zugabe und Erläuterung zum Atlas, ſondern bildet zugleich ein für ſich beſtehendes, durch innere und äuſſere Einrichtung äuſſerſt überſichtliches, tabellariſches Handbuch der Anatomie.

Die Abbildungen ſind auf dem feinſten, ſtarken Velinpapier. — Das Format der Bilder und des Textes iſt ein bequemes groſs 8vo.

Der Preis des ganzen Werks iſt 7 Thlr.

Der enorme Abſatz, den dieſer Atlas fand, beweiſt, wie ſehr er dem Bedürfniſſe entſprach, und wie gründlich der Herr Verfaſſer (längſt bekannt durch ſein Handbuch und Taſchenbuch der Anatomie, von welchen beiden in einem Jahre neue Auflagen erſchienen) die ſchwierige Aufgabe löſte. — Was ſchöne Ausführung und Billigkeit anlangt, ſo ſteht er bis jetzt in der mediziniſchen Literatur ohne Beiſpiel da! In jeder Buchhandlung liegt derſelbe zur Anſicht bereit.

---

(24) So eben erſchien bei **Ed. Meißner** in Leipzig und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vogel, Dr. E. F., Der **kirchliche Symbol-Zwang** in ſeiner Unverträglichkeit mit dem wahren Geiſte des Proteſtantismus. Ein Rechts-Gutachten zur Widerlegung der Schrift des Herrn Prof. Dr. Richter zu Marburg über das Kirchenregiment und die Symbole. gr. 8. broſch. 8 Gr. (10 Ngr.)

---

(25) In meinem Verlag hat die Preſſe verlaſſen und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

C. E. A. Gröbel

Rector an der Kreuzſchule in Dresden,

practiſch-grammatiſches

Elementarbuch

der

lateiniſchen Sprache.

Eine Sammlung progreſſiver, auf ſtete Wiederholung berechneter Beiſpiele, als Hülfsbuch für die untern und mittlern Claſſen der Gymnaſien ꝛc.

gr. 8. 1840. Preis 18 Gr.

Gerhard Fleiſcher

in Dresden und Leipzig.

---

(26) Bei **Aug. Prinz** in Weſel iſt ſo eben erſchienen die zweite um mehr als das dreifache vermehrte Auflage von

Dr. Heinr. Fortmann, Ueber das Weſen und die Bedeutung der hiſtoriſchen Entwickelungen. Ein Beitrag zur Philoſophie der Geſchichte, 314 Seiten. Broſch. 1 Thlr.

Der Verfaſſer, bekannt durch ſeine hiſtoriſchen Studien und Werke, liefert hier nicht nur eine neue Auflage, ſondern ein ganz neues Werk, da ſich der Standpunkt der Philoſophie ſeit Erſcheinen der erſten Auflage gänzlich verändert hat. Daß der Verfaſſer die ſich geſtellte Aufgabe ehrenvoll gelöſt hat, beweiſen die von einigen bedeutenden Gelehrten bereits eingegangenen günſtigen Beurtheilungen.

---

(27) Im Verlage der **Nicolai'ſchen Buchhandlung** in Berlin iſt erſchienen:

Paul Gerhardt und der groſse Churfürſt.

Vorleſung am 25ſten Stiftungsfeſte der Berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache und als Ankündigung einer neuen Ausgabe von Paul Gerhardt's geiſtlichen Liedern zum Druck befördert durch

Otto Schulz, Königl. Provinzial-Schulrath.

Preis 2½ ſgr., geheftet.

Binnen Kurzem erſcheinen in demſelben Verlage:

Paul Gerhardt's geiſtliche Andachten

in hundert und zwanzig Liedern.

Nach der erſten durch J. G. Ebeling beſorgten Ausgabe, mit Anmerkungen und geſchichtlicher Einleitung herausgegeben von

Otto Schulz, Königl. Provinzial-Schulrath.

Mit dem Bildniſſe P. Gerhardt's.

Die Ausgabe wird enthalten: 1) Geſchichtliche Nachrichten über P. Gerhardt's Leben und die auf ſeine Amtsentſetzung bezüglichen Dokumente. 2) Einen kritiſch berichtigten Text der P. Gerhardt'ſchen Lieder nach der in der Ebeling'ſchen Ausgabe beobachteten Reihefolge. 3) Ebeling's Vorreden zu den einzelnen Heften ſeiner Ausgabe. 4) Eine Nachweiſung der Quellen, aus denen die Lieder zum Theil genommen ſind, und Anmerkungen zum Verſtändniß derſelben.

Der Druck wird auf ſchönem Maſchinen-Velinpapier, mit neuen ſcharfen Lettern vollzogen und der Ladenpreis 1⅓ Thlr. nicht überſteigen.

---

(28) Bei uns iſt erſchienen:

Lotze, Dr. Herm., Metaphyſik. gr. 8. 1¼ Thlr.

Steinacker, G. F., animadversiones et emendat. in Ciceronis de republ. libros. (Gratulationsſchrift für G. Hermann.) gr. 4. br. ⅓ Thlr.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

(29) Für gebildete **Confirmanden** und noch für höhere **Jugend-** und **Familienandacht** iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Wort und Leben

unſeres Herrn.

Ein Erbauungsbuch

für

das Jahr der Einſegnung und jedes nachfolgende Kirchenjahr des Lebens.

Von

M. Auguſt Friedrich Unger,

Paſtor zu Berggieshübel.

(dem Verfaſſer der lateiniſchen Vorleſungen über die Parabeln Jeſu, und der Reden an künftige Geiſtliche).

Leipzig, Gerhard Fleiſcher 1841.

Preis 1 Thlr. 12 Gr. Preuß. Cour.

Ein anerkannter Erbauungsſchriftſteller hat über dieß Andachtsbuch geurtheilt, er wüßte für ſeine eigenen Kinder nichts Beſſeres zu empfehlen; und andere Geiſtliche haben erklärt, es dürfte auch für den Lehrer des Evangeliums ſelbſt noch erbaulich werden. Eltern und Jugendlehrer werden übrigens gern beiſtimmen, daß für Erbauung, zumal von Confirmanden, keine beſſere Grundlegung erwählt werden könnte, als das Wort und Leben Jeſus und werden es nur wünſchenswerth finden, das Evangelium mit lichter, geweihter Auslegung und gemüthvoller, kräftiger, möglichſt ergreifender Anſprache an's Leben begleitet zu ſehen. Auch zur Mitgabe in die weiblichen Jugendjahre und auf die höheren Schulen, Gymnaſien, Seminarien, wäre es wohl anzuempfehlen. Manchen denkenden Religionsverehrern und Familienkreiſen möchte dieß Leben Jeſu auch von der Seite nicht unwillkommen ſein, daß es, während die Straußeſche Anſicht heute Manche bedenklich machen will, gerade das treue Verſtändniß und zugleich die volle Kraft und Wahrheit der Worte und Werke unſeres Herrn darzuſtellen zur Aufgabe hat. Wir unterlaſſen es, über die begeiſterte Weiſe dieſer Andachten viel vorauszuſagen, und bitten nur Eltern, Lehrer und Seelſorger, ſie näher kennen zu lernen.

---

(30) So eben erſcheint in meinem Verlage und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Elemente

des

Staatsverbandes

von

Georg Siemens.

Gr. 8. Geh. 1¼ Thlr.

Den Inhalt dieſer anziehenden Schrift bilden folgende Capitel: **1. Die Erkenntniß. 2. Die Sitte. 3. Der Pöbel. 4. Die Verfeinerung. 5. Die Vornehmen. 6. Der Mittelſtand. 7. Der Staat. 8. Die Geſetzgebung.**

Leipzig, im März 1841.

F. A. Brockhaus.

---

(31) In meinem Verlag iſt ſo eben erſchienen:

Huther, J. E., Cand. des Hamb. Miniſteriums, **Commentar über den Brief Pauli an die Coloſſer.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 6 gGr.

Hamburg, im März 1841.

Joh. Aug. Meißner.

---

(32) So eben iſt erſchienen:

Verhandlung der dritten Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Gotha 1840.

Gotha, Verlag von **C. Gläſer.** gr. Quart. 1 Thlr.

---

(33) In **S. G. Lieſching's** Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart iſt ſo eben erſchienen und durch alle ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands und des Auslandes zu erhalten:

Das Deutſche Kirchenlied.

von Martin Luther bis auf Nic. Herman und Ambr. Blaurer.

Von

Dr. K. E. Ph. Wackernagel.

Royal-Oktav. 119 Bogen auf Velinpap. in 2 Abtheilungen. Geh. Pr. 5⅓ Thlr. fl. 9. 36 kr. rhein. fl. 8. 15 kr. C. M.

Dieſes ausgezeichnete Werk des geehrten Verfaſſers, die Arbeit eines Jahrzehents, darf mit vollem Rechte ein ſeinen Gegenſtand erſchöpfendes Nationalwerk genannt werden. Sein reicher und umfaſſender Inhalt iſt von gleich hohem Werthe für die Geſchichte der Kirche und des Kirchenliedes in ſeiner früheſten und wichtigſten Epoche, wie für die chriſtliche Wiſſenſchaft; es bietet ferner — neben ſeinem hervorragenden Intereſſe für die deutſche Sprachforſchung — in **850** Liedern einen koſtlichen Schatz der Erbauung und enthält unter anderm

Dr. M. Luther's ſämmtliche geiſtliche Lieder,

nach drei Jahrhunderten zum erſtenmale wieder in ihrer Urgeſtalt vereinigt.

Nachſtehende überſichtliche Inhalts-Anzeige der fünf Haupt-Abtheilungen des Werkes möge das hier Geſagte beſtätigen:

Einleitende Vorrede S. I—XXXVI. **I. Lateiniſche Hymnen und Sequenzen** (Soweit ſie die Grundlage der evangeliſchen Lieder-Dichtung bilden) S. 1—37. **II. Deutſche Lieder und Leiche bis auf die Zeit M. Luther's.** (U. a. Lieder von Otfried, Spervogel, W. v. d. Vogelweide, G. v. Straßburg, Geſänge der Geißler, Tauler's, Heinrich's v. Loufenberg, Johannes v. Salzburg; Lieder aus dem Wizel'ſchen Pſalter und dem Wehe'ſchen Geſangbuche) S. 38—128. 605—675. **III. Geiſtliche Lieder aus der Zeit der Reformation.** (Ulrich v. Hutten. Martin Luther. Lieder der Lutheriſchen Kirche — der Böhmiſchen Brüder — der Reformirten Kirche — von Burcard Waldis — Martyrer-Lieder) S. 129—603. 676—717. **IV. Lieder der älteſten katholiſchen Geſangbücher** (M. Wehe. G. Wizel. Leiſentrit) S. 694—717. **V. Fünf Anhänge.** S. 718—894. 1. Beſchreibung der alten Geſangbücher. 2. Vorreden derſelben. 3. Neunundbreißig weltliche, geiſtlich umgearbeitete Lieder. 4. Anmerkungen. 5. Ausführliche Regiſter.

---

(34) So eben iſt erſchienen:

Zeitſchrift

für deutſches Alterthum.

Herausgegeben

von

Moriz Haupt.

Erſten Bandes erſtes Heft.

Mit Beiträgen von *Jacob* u. *Wilhelm Grimm*, *Lachmann*, *Benecke*, *Th. v. Karajan*, *W. Müller*, *Franz Pfeiffer*, u. d. Herausgeber.

gr. 8. br. Preis: 1 Thlr.

☞ Von dieſer Zeitſchrift ſoll jährlich ein Band erſcheinen, welcher aus 3 Heften, jedes zu 12—13 Bogen, beſtehen wird.

Leipzig.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

(35) Bei **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig ist erschienen:

Sammlung
von
Rechtsfällen und Entscheidungen
derselben.
Herausgegeben
und
mit wissenschaftlichen Excursen versehen
von
Dr. Paul Ludolf Kritz.
1r bis 3r Band. gr. 8. Rthlr. 5. 18 Ggr. (22½ Ngr.)
(1r Bd. Rthlr. 2. — 2r Bd. Rthlr. 1. 18 Ggr. (22½ Ngr.) — 3r Bd. Rthlr. 2. —)

Der Verleger verweist ohne weitere besondere Empfehlung auf den, den gelesensten juristischen Zeitschriften beigefügten ausführlichen Prospectus dieser höchst interessanten, die schwierigsten Rechtsfragen (auch die der neuesten Zeit) geistreich lösenden Sammlung, die in keiner juristischen Bibliothek fehlen sollte und deren 4r Band im Laufe dieses Jahres den zahlreichen Besitzern der ersten 3 Bände geliefert werden wird.

---

(36) Durch alle Buchhandlungen ist *gratis* zu erhalten:

Verzeichniss
einer Auswahl von Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von
F. A. Brockhaus in **Leipzig,**
welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu
bedeutend ermässigten Preisen
unter vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.
(2 *Bog.*)

☞ Die Bedingungen sind aus dem Verzeichniss selbst zu ersehen; sie gelten nur auf 1 Jahr, bis Ende März 1842. ☜

Dieses Verzeichniss, welches auch die neuern und vorzüglichsten Werke enthält, kann allen Freunden der Literatur, besonders aber den Besitzern grösserer Privatsammlungen sowie Leihbibliotheken mit Recht empfohlen werden.

---

(37) Bei **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das
gemeine deutsche
Criminalrecht,
als Grundlage der neueren deutschen Strafgesetzgebungen.
Von
Dr. Theodor Marezoll.
gr. 8. 34 Bogen. Rthlr. 2. 6 Ggr. (7½ Ngr.

Dieses Lehrbuch, bestimmt die Verbindung der Theorie des gemeinen deutschen Strafrechtes mit der partikularen irgend eines deutschen Staates bei den academischen Vorträgen zu erleichtern, soll dadurch theils für die Darstellung des partikularen Strafrechtes mehr Zeit und Raum schaffen, theils zu den so interessanten Vergleichungen des gemeinen Rechtes mit den aus demselben hervorgegangenen neueren Legislationen Gelegenheit bieten, und darf daher mit voller Ueberzeugung um so dringender empfohlen werden, als außer ihm kein anderes der vorhandenen diesen Ansprüchen Genüge leistet. Der billige Preis wird seiner allgemeinen Einführung nur förderlich sein.

Zugleich wird wiederholend auf
desselben Verfassers Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechts. gr. 8. Rthlr. 1. 18 Ggr. (22½ Ngr.)
aufmerksam gemacht.

---

(38) In unserm Verlage ist erschienen:

C. Cornelii Taciti
Historiarum libri quinque
Textum recognovit, animadversionibus
instruxit
Theoph. Kiesslingius.
Pr. 1¼ Thlr.

J. Wunder in Leipzig.

---

(39) Bei **C. W. Leske** in Darmstadt erschien so eben:

Dicaearchi Messenii quae supersunt composita, edita et illustrata a *Maximiliano Fuhr.*
Preis 2½ Thlr. oder 4 fl. 30 kr.

Die erste vollständige Sammlung der Bruchstücke des ausgezeichneten Philosophen, Geschichtsforschers, Geographen und trefflichen Schriftstellers Dicäarch, des Lieblings des Cicero. Was in neuester und früherer Zeit von einzelnen Gelehrten, wie Stephanus, Vulcanius, Hudson, Holstein, Marx, Celidonio Errante, Buttmann, Näke, Passow, Osann und anderen über einzelne Schriften und Stellen dieses Griechen erörtert wurde, findet sich in bezeichnetem Buche sorgfältig benutzt, kritisch verarbeitet und in ein lichtvolles und durch vielseitige Belehrung anziehendes Ganze vereinigt. Herr D. Fuhr gibt im ersten Abschnitte seiner Schrift ein anschauliches Gesammtbild der wissenschaftlichen Leistungen Dicäarchs, handelt im zweiten Capitel von den Urtheilen der Alten über Dicäarch, gibt im dritten sein Leben, bespricht in den darauf folgenden seine philosophischen, statistischen, literarhistorischen, geographischen und allgemein menschlichen Schriften, und erörtert im letzten Abschnitte die drei großen noch handschriftlich vorhandenen Fragmente des *Βίος τῆς Ἑλλάδος*, der *ἀναγραφὴ τοῦ Ἡλίου* und der s. g. *ἀναγραφὴ τῆς Ἑλλάδος* von höherem kritischen und exegetisch-kritischem Standpunkt aus. Das Bestreben des Verfassers war hier, wie in der ganzen Arbeit, mehr darauf gerichtet, das historisch-sichere auszumitteln, als durch Vorbringen unhaltbarer Vermuthungen das Lob eines geistreichen Combinators verdienen zu wollen. Da diese Arbeit fernerhin durch viele sprachliche und kritische Bemerkungen belehren und weiter anregen wird, so kann sie um so mehr neben andern Fragmentensammlungen allen Freunden des klassischen Alterthums empfohlen werden.

Auserwählte Schriften
Lucians,
zum Gebrauch für die oberen Gymnasialklassen
herausgegeben von
Dr. Eduard Geist,
ersten Lehrer und Director des Gymnasiums zu Giessen.
gr. 8. 20½ Bog. geh. 25 sgr. oder 1 fl. 30 kr.

Der nächste und erste Zweck dieses Buches ist, durch, in Noten beigefügte Fragen, Winke, Andeutungen, die Schüler zu einer intensiven Vorbereitung anzuregen, nicht aber denselben Alles darzubieten, was in sprachlicher und sachlicher Hinsicht für das Verständniss des Schriftstellers erforderlich ist; demnach soll durch die Anmerkungen die weitere Erklärung des Lehrers durchaus nicht überflüssig gemacht werden, im Gegentheil die erstern können nur durch das Hinzutreten der letztern wahrhaft fruchtbar wirken. Unter den vielen höchst schätzbaren Schulausgaben Lucianischer Schriften, welche in neuerer Zeit neben den mehr gelehrte Zwecke im Auge habenden, erschienen sind, stimmt keine in der Bestimmung sowohl als in der Auswahl der Schriften und der Behandlungsweise so sehr mit der hierdurch angekündigten überein, dass diese nicht willkommen geheissen werden könnte.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

1

№ 1. **Intelligenzblatt** **1841.**

zu den

Deutschen Jahrbüchern.

Verlags-Bericht

von

Otto Wigand, Buchhändler in Leipzig.

Ostermesse 1840 bis dahin 1841.

I. Zeitschriften.

1) **Argos,** medicinischer. Herausgegeben von den DD. *Hacker* und Prof. *Hohl.* gr. 8. II. Bd. 1840. Brosch. 2 Thlr.
Desselben Werkes III. Bd. 1841. Broschirt 2 Thlr.

2) **Jahrbücher,** Hallische, für deutsche Wissenschaft und Kunst. Redigirt von Echtermeyer und Ruge. (Wöchentlich erscheinen 6 Nummern in halben Bogen und extra ein Intelligenzblatt.) gr. 4. 3r Jahrgang 1840. 12 Thlr.
Desselben Werkes 4r Jahrgang. 1841. Januar bis Juni. 6 Thlr.

3) **Jahrbücher** der in- und ausländischen gesammten Medicin. Herausgegeben von *C. C. Schmidt*, Dr. der Med. und Chir. Lex. 8. VII. Jahrgang. 1840. 12 Hefte. 12 Thlr.
Desselben Werkes VIII. Jahrgang. 1841. 12 Hefte. 12 Thlr.

4) **Summarium** des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der gesammten Medicin zum Gebrauche für practische Aerzte und Wundärzte. Herausgegeben von einem Vereine practischer Aerzte und Wundärzte. gr. 8. Jahrgang 1841. 24 Hefte. 6 Thlr. 20 Ngr.

5) **Zeitschrift** für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft. In Verbindung mit vielen Gelehrten herausgegeben von Dr. A. L. Reyscher und Dr. W. E. Wilda. gr. 8. 3r 4r Band oder Jahrgang 1840. Broschirt 4 Thlr.

II. Fortsetzungen.

6) **Byron-Gallerie.** 12 Prachtstahlstiche zu Byron's Werken. Gestochen von A. H. Payne. Lexikon 8. 1841. (4 Lieferungen). 1 Thlr. 10 Ngr.

7) **Byron's, Lord,** sämmtliche Werke deutsch von Adolf Böttger. Zweite Auflage in 6 Lieferungen mit 12 Stahlstichen. Lex. 8. 1841. broschirt 4½ Thlr.

8) **Conversations-Lexikon** der neuesten Literatur-, Völker- und Staatengeschichte. Ein unentbehrlicher Supplementband zu jedem Conversations-Lexikon, bearbeitet von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten. Lex. 8. 9s 10s 11s 12s Heft. 1840 und 1841. à Heft. 7½ Ngr.
Dasselbe Werk auf Velinpapier à Heft 11½ Ngr.

9) **Encyclopädie** der gesammten Medicin, im Vereine mit mehreren Aerzten herausgegeben von *C. C. Schmidt*, Dr. der Med. und Chir. 4 Bde. Lex. 8. I. Bd. 1841. Brosch. 3 Thlr.

10) **Encyclopädie** der deutschen Nationalliteratur oder biographisch-kritisches Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten seit den frühesten Zeiten; nebst Proben aus ihren Werken. VI. Bd. oder 51s—60s Heft. gr. 4. 1840 und 1841. à Heft 7½ Ngr.
In Leinwand gebunden der Band 2 Thlr. 22½ Ngr.

11) **Gibbon's** Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Weltreiches, nebst einer biographischen Skizze über den Verfasser. Uebersetzt von Joh. Sporschil. Taschenausgabe in 12 Bänden. 1840—1841. 8 Thlr.

12) **Marbach, Dr. G. O.,** Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, mit Angabe der Literatur nach den Quellen bearbeitet. II. Abtheilung: Geschichte der christlichen Philosophie. gr. 8. 1841.

13) **Rechtslexikon** für Juristen aller Teutschen Staaten, enthaltend die gesammte Rechtswissenschaft. In Verbindung mit vielen Gelehrten bearbeitet und redigirt von Dr. J. Weiske, Prof. in Leipzig. 1840—1841. IIIr Bd. in 5 Heften. à Heft 20 Ngr. auf Velinpapier 25 Ngr.

14) **Sue's, Eugen,** sämmtliche Werke. Deutsch von L. von Alvensleben. 50s—85s Bändchen. 16. à Bdchen. 5 Ngr.
50.—55. Bdchn. Die Fanatiker oder der Religionskrieg in den Cevennen. 9.—14s Bdchen. 1 Thlr. — 1.—14. Bdchn. 2 Thlr. 10 Ngr.
56.—59. Bdchn. Die Abentheuer des Hercules Kühn oder Guyana im Jahre 1772. 4 Bdchn. 20 Ngr.
60.—62. Bdchn. Der Oberst von Surville. Historischer Roman aus der Zeit des Kaiserreiches 1810. 3 Bdchn. 15 Ngr.
63.—74. Bdchn. Der Wart-Thurm von Koat-Vën. Roman aus dem Seeleben 1780—1830. 12 Bdchn. 1 Thlr. 15 Ngr.
75.—77. Bdchn. Kardiki. Novellen. 3 Bdchn. 15 Ngr.
78.—85. Bdchn. Der Kommandant von Malta. 8 Bdchn. 1 Thlr. 10 Ngr.
86.—93. Bdchn. Mathilde oder Memoiren einer jungen Frau. 8 Bdchn. 1 Thlr. 10 Ngr.

15) **Theater-Lexikon.** Theoretisch-praktisches Handbuch für Vorstände, Mitglieder und Freunde des deutschen Theaters. Herausgegeben von Ph. J. Düringer und H. Bartels. 7s—12s Heft Schluß. gr. 8. 1841. à Heft 5 Ngr.

16) **Volksbücher,** deutsche. Herausgegeben von G. O. Marbach. 18s—24s Bdchn. 8. à Bdchn. 2½ Ngr.
18s Bdchn. Wigelais vom Rade.
19s u. 20s Bdchn. Lieder zu Schutz und Trutz.
21s Bdchn. Hirlanda.
22s Bdchn. Fortunatus.
23s Bdchn. Fortunat's Söhne.
24s Bdchn. Faust.

III. Neuigkeiten.

17) **Bauer, Bruno,** Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. 1r Band. gr. 8. 1841. broschirt 2 Thlr.

18) —— die evangelische Landeskirche Preußens und die Wissenschaft. 2te Aufl. 1840. broschirt. 26⅔ Ngr.

19) **Bayrhoffer, Dr. K. Th.,** Beiträge zur Naturphilosophie. Zweiter Beitrag. Die Theorie der ursprünglichen und geschlechtlichen Erzeugung des Menschen. gr. 8. 1840. 1 Thlr.

20) **Bendegnez,** Gyula Kolompos und Pista Kurtaforint. Eine Donquixottiade nach der neuesten Mode. Dichtung und Wahrheit von P. P—s. Aus dem Magyarischen übersetzt von L. v. Sch. 8. 1841. broschirt 1 Thlr. 15 Ngr.

21) **Beschoren, Karl,** Historisch-geographisch-statistisch-topographische Uebersicht vom Preußischen Staate. gr. 8. 1841. 15 Ngr.

22) **Betrachtungen** eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. gr. 8. 1841. broschirt 20 Ngr.

23) **Betrachtungen**, unbefangene, nähere, über das ächte reine Christenthum. Im Hinblicke auf die Menschen-, Welt-, Kirchen- und Literatur-Geschichte angestellt von C. F. L. in Magdeburg. gr. 8. 1841. broschirt 10 Ngr.

24) **Bohlen, P. a,** Ritusanhâra id est Tempestatum cyclus, Carmen sanskritum, Kâlidâso adscriptum, edidit, latina interpretatione, germanica versione metrica atque annotationibus criticis instruxit. 8. 1840. Broschirt 1 Thlr. 15 Ngr.

25) **Dameron, Dr. H.,** Ueber die relative Verbindung der Irren-, Heil- und Pflege-Anstalten in historisch kritischer, sowie in moralischer, wissenschaftlicher und administrativer Beziehung. Eine staatsarzneiwissenschaftliche Abhandlung. gr. 8. 1840. Broschirt 2 Thlr.

26) **Dantz,** Elementarlehre der Landwirthschafts-Wissenschaft. 1r Bd. gr. 8. 1841. broschirt 1 Thlr. 10 Ngr.

27) **Encyklopädie,** allgemeine, für Kaufleute und Fabrikanten, sowie für Geschäftsleute überhaupt. Oder vollständiges Wörterbuch des Handels, der Waarenkunde, Technologie ꝛc. 4te mit Supplementen vermehrte Auflage. Imp. 8. 1841. Kartonnirt 4 Thlr. 15 Ngr.

28) **Feuerbach, L.,** das Wesen des Christenthums. gr. 8. 1841. broschirt 2 Thlr. 10 Ngr.

29) **Fleckles, Dr. Leopold,** die Gesundbrunnen und Mineralbäder. Allgemeine und besondere Vorschriften beim Gebrauche derselben für das weibliche Geschlecht. 8. 1841. broschirt 15 Ngr.

30) **Fremdwörterbuch,** nebst Erklärung der in unserer Sprache vorkommenden fremden Ausdrücke. 3e stark vermehrte Aufl. 16. 1841. karton. 15 Ngr.

31) **Friederich, Ferdinand,** Symbolik der Mosaischen Stiftshütte. Eine Vertheidigung Dr. Luthers gegen Dr. Bähr. Mit 23 Tafel-Abbildungen. gr. 8. 1841. broschirt 3 Thlr.

32) **Friedrich Wilhelm** IV. in Königsberg. Ein Brief. gr. 8. 1840. 5 Ngr.

33) **Gedichte** von C. F. L. in Magdeburg. Mit dem Motto: „Such' in der Schale den Kern." 8. 1841. broschirt 2 Thlr.

34) **Gespräche,** allgemeine deutsch-französische. Diamant-Ausg. In zwei Theilen. I. Verzeichniß der gebräuchlichsten Wörter. II. Vertrauliche Gespräche über alle Gegenstände des geselligen Lebens, nebst einigen unterhaltenden Beschreibungen der Denkmäler, Paläste, Schlösser und anderer Merkwürdigkeiten der vorzüglichsten Städte Deutschlands. 8. 1841. kartonnirt 15 Ngr.

35) **Grimm, Georg,** Neuestes Spielbuch oder gründliche Anweisung der beliebtesten Karten- und Brettspiele, Whist, L'Hombre, Boston, Tarok, Casino, Solo, Cassc, Imperial, Piquet, Mariage, Treset, Elfern, Commerce, Ecarté, Alliance, Vasladowitz, Dreiblatt, Vierblatt, Pochen, Rabouge, Patience; — Pharao, Vingt-et-un, Onze-et-demie, Schnitt, Lanzknecht, Süßmilch; — Dame, Puff, Mühle, Tokkategli u. s. w. Nebst den Regeln und Gesetzen der verschiedenen Billard-, Kegel- und Ballspiele. 8. 1840. broschirt 22½ Ngr.

36) **Hirlanda.** 8. 1841. 2½ Ngr.

37) **Hirschel, Dr. B.,** Hydriatika oder Begründung der Wasserheilkunde auf wissenschaftliche Prinzipien, Geschichte und Literatur. Mit Darlegung aller Schriften über Wasserheilkunde nach ihrem Inhalte und Werthe. gr. 8. 1840. broschirt 1 Thlr.

38) **Klöpper, Dr. F. W.,** Liturgik oder Theorie der stehenden Cultusformen in der evangelischen Kirche, nebst practischen Beilagen. gr. 8. 1841. broschirt 2 Thlr.

39) **König, G. F.,** Armin der Cheruskerfürst. Zum Denkmal im Teutoburger Walde. Mit dem Bildniß des Verfassers und einer Abbildung des Denkmals. gr. 8. 1840. broschirt 2 Thlr.

40) **Köppen, K. F.,** Friedrich der Große und seine Widersacher. Eine Jubelschrift. gr. 8. 1840. broschirt 1 Thlr.

41) **Lieder,** zu Schutz und Trutz. 8. 1841. 5 Ngr.

42) **Marle, J. de,** Meine Beweggründe zum Uebertritt aus der römisch-katholischen in die freie evangelisch-christliche Kirche. Eine Schrift für Laien, mit besonderer Rücksicht auf die neuern kirchlichen Ereignisse und die Bestrebungen der gegenwärtigen Zeit. Zweite mit Vorwort und vielen Anmerkungen vermehrte Ausgabe. gr. 8. 1840. geh. 10 Ngr.

43) **Müller, Dr.,** Verzeichniß der in Wolff's poetischem Hausschatz enthaltenen Gedichte, nach den Dichtern geordnet. gr. 8. 1840. 2½ Ngr.

44) **Neuberth, Julius,** Original-Beiträge zur Geschichte des Somnambulismus. gr. 8. 1841. broschirt 22½ Ngr.

45) **Oesterreich** im Jahre 1840. Staat und Staatsverwaltung, Verfassung und Kultur. Von einem österreichischen Staatsmanne. 2 Bände. gr. 8. 1840. broschirt 4 Thlr.

46) **Prutz, R. E.,** der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur seit Opitz. gr. 8. 1841. broschirt 2 Thlr.

47) —— Ein Märchen. Gedicht. gr. 8. 1841. broschirt 15 Ngr.

48) —— Der Rhein. Gedicht. gr. 8. 1841. 1¼ Ngr.

49) **Rammler, O. F.,** Universalbriefsteller. 8e Aufl. gr. 8. 1840. Broschirt 15 Ngr.

50) **Rechenschaftsberichte** über die Verwaltung Schwedens. Von der Regierung vorgelegt auf den Reichstagen von 1809 bis 1840. Aus dem Schwedischen. gr. 8. 1841. broschirt 1 Thlr. 22½ Ngr.

51) **Rüffer, Theodor,** Lehrbuch des Renten-Wesens und Beleuchtung der Renten-Versorgungs-Anstalten zu Wien, Stuttgart, Karlsruhe, Berlin und München, sowohl nach ihren statutenmäßigen Bestimmungen, als auch nach ihren bisherigen Leistungen. gr. 8. 1841.

52) —— Widerlegung der von dem Herrn Dr. etc. C. Krönke gegen die Renten-Anstalten herausgegebenen Schrift, betitelt: „Ueber Rentenanstalten." gr. 8. 1840. 5 Ngr.

53) **Schier, Heinrich Bernhard,** Polizeikunde von Sachsen. Eine alphabetische Zusammenstellung der im Königreiche Sachsen in Bezug auf die Polizei in allen ihren Theilen geltenden gesetzlichen Bestimmungen, für Stadt- und Landbewohner, Guts- und Hausbesitzer überhaupt, Handel- und Gewerbtreibende, Reisende, Gast- und Schenkwirthe, Herbergsväter u. a. m., ingleichen für Communalverwaltungsbeamte in Stadt- und Landgemeinden, Dorfgerichtspersonen, sowie Gensd'armen und sonstige Polizeioffizianten. 8. 1841. broschirt 15 Ngr.

54) **Schönheiten,** aus Byron's Werken. Deutsch von Adolf Böttger. 16. 1841. broschirt 20 Ngr.

55) **Schreiben** des Grafen Karl Zay, Generalinspektors der evangelischen Kirchen und Schulen Augsburgischer Confession in Ungarn an die Professoren zu Leutschau. gr. 8. 1841. geh. 7½ Ngr.

56) **Staatskredit,** über den, von einem russischen Staatsmanne. gr. 8. 1840. broschirt 1 Thlr.

57) **Stilling, Dr.,** Physiologische, pathologische und medizinisch praktische Untersuchungen über die Spinal-Irritation. gr. 8. 1840. 3 Thlr.

58) **Trennung,** die, der Justiz und Administration. Ein Beitrag zur Staatsphilosophie und zum positiven deutschen Staatsrechte. gr. 8. 1840. broschirt 2 Thlr.

59) **Triarchie,** die europäische. gr. 8. 1841. broschirt 1 Thlr.

60) **Versuch** einer allgemein faßlichen, wahrhaft populär medicinischen Lehre von den Wirkungen und dem vernünftigen Gebrauche des kalten Wassers in Gesundheit und Krankheit. Von einem ärztlichen Beförderer der rationellen Wasserheilkunde. gr. 8. 1840. broschirt 15 Ngr.

61) **Wagenfeld, Dr. L.,** Wie heilt der Bauer und schlichte Landmann seine kranken Pferde? Eine Belehrung in Fragen und Antworten. Mit einer Abbildung. gr. 8. 1840. broschirt 15 Ngr.

62) **Wanderung,** die, in Großpolen und Masowien. Historische Erzählung aus der neuesten Zeit. 8. 1840. broschirt 1 Thlr. 10 Ngr.

63) **Wigolais** vom Rade. 8. 1841. 2½ Ngr.

64) **Wolff, Dr. O. L. B.**, Poetiſcher Hausſchatz des deutſchen Volkes. Vollſtändigſte Sammlung deutſcher Gedichte nach den Gattungen geordnet, begleitet von einer Einleitung, die Geſetze der Dichtkunſt im Allgemeinen, ſo wie der einzelnen Abtheilungen insbeſondere enthaltend, nebſt einer kurzen Ueberſicht ihrer Bildungsgeſchichte ſeit den frühſten Zeiten ihres Erſcheinens in Deutſchland bis auf unſere Tage, und biographiſchen Angaben über die Dichter, aus deren Werken Poeſieen gewählt wurden. Dritte Auflage. gr. 8. 1841. broſchirt 2 Thlr.

65) **Wort**, ein unpartheiiſches friedliches über die neueſten religiöſen Wirren. An ſämmtliche Gebildete gerichtet von C. F. L. in Magdeburg. gr. 8. 1840. geh. ⅓ Thlr.

---

(1) Bei **George Westermann** in Braunſchweig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Plutarchi vita Solonis

Recognovit et commentariis suis illustravit

Antonius Westermann.

8. broch. Preis 8 Gr. oder 36 kr. rhein.

Dasſelbe kann zum Gebrauch in den höhern Claſſen der Gymnaſien den Herrn Philologen beſtens empfohlen werden.

---

(2) Bei **Liebmann & Comp.** in Berlin iſt erſchienen und durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. W. Strieker, Allgemeines Reiſe-Taſchenbuch für Aerzte und Naturforſcher. Mit einer Vorrede von Dr. A. F. v. Ammon. 2 Bändchen von 100 und 120 S. Sauber geheftet; Preis ⅔ Rthlr.

---

(3) In unſerm Verlage iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen um den beigeſetzten Preis zu erhalten:

Syſtem
der
poſitiven Logik.

Von

Emil Auguſt von Schaden.

Preis 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 fl. rhn.

Erlangen, im März 1841.

J. J. Palm und Ernſt Enke.

Wichtiges Werk für Botaniker!

In meinem Verlage iſt erſchienen und jetzt vollſtändig zu haben:

CAROLI LINNAEI
SYSTEMA, GENERA ET SPECIES PLANTARUM
uno Volumine.
EDITIO CRITICA, ADSTRICTA, CONFERTA, SIVE
CODEX BOTANICUS LINNAEANUS,

TEXTUM LINNAEANUM INTEGRUM EX OMNIB. SYSTEMATIS, GENERUM, SPECIERUM PLANTARUM EDITIONIBUS, MANTISSIS, ADDITAMENTIS: SELECTUMQUE EX CETERIS EIUS BOTANICIS LIBRIS DIGESTUM, COLLATUM, CONTRACTUM, CUM PLENA EDITIONUM DISCREPANTIA EXHIBENS. IN USUM BOTANICORUM PRACTICUM EDIDIT BREVIQUE ANNOTATIONE EXPLICAVIT

HERMANNUS EBERHARDUS RICHTER.

LIPSIAE, SUMTUM FECIT OTTO WIGAND. 1840. Fol. min.

Höchſt geſchmackvoll ausgeſtattete und äuſserſt concentrirte, erſte wirkliche Geſammtausgabe des groſſen naturhiſtoriſchen Klaſſikers! (welche zunächſt die ſämmtlichen zum Pflanzenreich gehörigen einzelnen Original-Schriften und Ausgaben deſſelben auf eine zweckmässige und compendiöſe Weiſe in einem Bande vereinigt und den Beſitz derſelben, welche zum Theil ſehr ſelten, koſtſpielig und ſchwierig zu erlangen, mühſam zu vergleichen ſind und der Zahl nach eine kleine Bibliothek ausmachen, überflüſſig macht.)

Wir empfehlen dieſelbe allen Gelehrten vom Fach als ein fortan unentbehrliches Hülfsmittel, allen gebildeten Dilettanten, angehenden Botanikern, Aerzten und Pharmaceuten, als eine verhältnissmässig billige, ſchöne, correcte und treue Geſammtausgabe, welche jeder öffentlichen und Privat-Bibliothek zur Zierde gereichen wird, — mit der Ueberzeugung, ohne Rückſicht auf pecuniäres Intereſſe, ein Unternehmen ins Werk geſetzt zu haben, das durch Inhalt, Form und Ausſtattung dem deutſchen Buchhandel im In- und Auslande Ehre machen wird.

Der Umfang des ganzen Werkes inclusive des

Index generum, specierum ac synonymorum,

beſteht aus 170 Bogen, und koſtet brochirt 16 Thlr.

Jede ſolide Buchhandlung kann für dieſen Preis das Werk liefern.

Leipzig, im Juni 1841.

Otto Wigand.

In meinem Verlage verließ so eben die Presse:

Kritik
der evangelischen Geschichte
der Synoptiker
von
Bruno Bauer.

Erster Band.

gr. 8. Velinp. broschirt 2 Thlr.

Inhalt:

Erster Abschnitt.

Die Geburt und Kindheit Jesu.

§. 1. Die Abstammung Jesu von David. §. 2. Die Geburt Johannes des Täufers. §. 3. Die übernatürliche Erzeugung Jesu. §. 4. Der Besuch Maria's bei Elisabeth. §. 5. Der Messias als Kind. §. 6. Die Entstehung der evangelischen Vorgeschichte des Lukas. §. 7. Die Engelsbotschaft an Joseph. §. 8. Der Stern der Magier. §. 9. Die Flucht nach Aegypten und die Niederlassung in Nazareth. §. 10. Die Entstehung der evangelischen Vorgeschichte des Matthäus. §. 11. Chronologische Anmerkung.

Zweiter Abschnitt.

Die Vorbereitungen für das öffentliche Auftreten Jesu.

§. 12. Die Wirksamkeit des Täufers. 1. Die Localität. 2. Die Kleidung und Speise des Täufers. 3. Die Wirksamkeit des Täufers nach dem Bericht des Matthäus. 4. nach dem Bericht des Lukas. 5. nach dem Bericht des Marcus. §. 13. Die Taufe Jesu. 1. Die Zeit. 2. Die Weigerung des Täufers. 3. Die abstracte Nothwendigkeit der Taufe Jesu. 4. Der innere Zweck der Taufe Jesu. 5. Zweifel an der historischen Glaubenswürdigkeit des biblischen Berichts. §. 14. Die Versuchung Jesu. 1. Der biblische Bericht. 2. Die Versuchungsgeschichte eine Parabel. 3. Die Versuchung als innerliche Begebenheit. 4. Die Versuchung als innerer Kampf. 5. Die Entstehung der Versuchungsgeschichte.

Dritter Abschnitt.

Der Anfang der öffentlichen Wirksamkeit Jesu.

§. 15. Die Rückkehr Jesu nach Galiläa. §. 16. Das erste Auftreten und die Predigt Jesu in Galiläa. 1. Der Bericht des Matthäus. 2. Der Bericht des Lukas. 3. Der Bericht des Marcus. §. 17. Die Berufung der vier ersten Apostel. 1. Der Bericht des Matthäus. 2. Der Bericht des Lukas. 3. Der Bericht des Marcus. §. 18. Uebergang zur Bergpredigt. 1. Der Bericht des Matthäus. 2. Der Bericht des Lukas. 3. Der Berg. 4. Die Aufgabe der Kritik.

Vierter Abschnitt.

Die Bergpredigt.

§. 19. Der Eingang. 1. Die Seligpreisungen. 2. Das Salz der Erde. 3. Das Licht der Welt. §. 20. Das neue Gesetz. 1. Der Eingang und das Thema. 2. Der durchgängige Werth des Gesetzes. 3. Der Todschlag. 4. Der Ehebruch. 5. Die Ehescheidung. 6. Der Eid. 7. Die Wiedervergeltung. 8. Die Feindesliebe. §. 21. Die Gerechtigkeit der Heuchler. 1. Das Almosengeben und Fasten. 2. Das Gebet. §. 22. Die wahre Sorge. 1. Die Sorge um himmlische Güter. 2. Der Gottesdienst und Mammonsdienst. 3. Das innere Licht. §. 23. Unverbundene Sprüche. 1. Das Richten. 2. Das Splitterrichten. 3. Die Gebetserhörung. 4. Das Gesetz und die Propheten. 5. Die enge Pforte. 6. Die falschen Propheten. §. 24. Der Epilog. §. 25. Rückblick auf das vierte Evangelium. Beilage. Die messianischen Erwartungen der Juden zur Zeit Jesu.

Von demselben Verfasser erschien:

Die evangelische Landeskirche
Preußens
und
die Wissenschaft.

Zweite Auflage.

gr. 8. 1840. broschirt 26⅔ Ngr.

Inhalt.

Aussichten. — Das fürstliche Haus — Die Union. — Die Presbyterial-Verfassung. — Der Lehrstand.

Das Wesen
des
Christenthums
von
Ludwig Feuerbach.

Velinp. gr. 8. geh. 2⅓ Thlr.

Inhalt:

Einleitung.

Das Wesen des Menschen im Allgemeinen. — Das Wesen der Religion im Allgemeinen.

Erster Theil.

Die Religion in ihrer Uebereinstimmung mit dem Wesen des Menschen. — Gott als Gesetz oder als Wesen des Verstandes. — Das Geheimniß der Incarnation oder Gott als Liebe, als Herzenswesen. — Das Geheimniß des leidenden Gottes. — Das Mysterium der Trinität und Mutter Gottes. — Das Geheimniß des Logos und göttlichen Ebenbildes. — Das Geheimniß des kosmogonischen Princips in Gott. — Das Geheimniß der Natur in Gott. — Das Geheimniß der Vorsehung und Schöpfung aus Nichts. — Die Bedeutung der Creation im Judenthum. — Die Allmacht des Gemüths oder das Geheimniß des Gebetes. — Das Geheimniß des Glaubens — das Geheimniß des Wunders. — Das Geheimniß der Auferstehung und übernatürlichen Geburt. — Das Geheimniß des christlichen Christus oder des persönlichen Gottes. — Der Unterschied des Christenthums vom Heidenthum. — Die christliche Bedeutung des freien Cölibats und Mönchthums. — Der christliche Himmel oder die persönliche Unsterblichkeit. —

Zweiter Theil.

Die Religion in ihrem Widerspruch mit dem Wesen des Menschen. — Der wesentliche Standpunkt der Religion. — Der Widerspruch in dem Begriffe der Existenz Gottes. — Der Widerspruch in der Offenbarung Gottes. — Der Widerspruch in dem Wesen Gottes. — Der Widerspruch in den Sacramenten. — Der Widerspruch von Glaube und Liebe. — Schlußanwendung. — Anhang. Anmerkungen und Beweisstellen.

Leipzig, im Juni 1841.

Otto Wigand.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Ueber
Philosophie und Christenthum
in Beziehung
auf
den der Hegelschen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit.

gr. 8. 1839. Broschirt 15 Ngr.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

№ 2. Intelligenzblatt 1841.

zu den

Deutschen Jahrbüchern.

(4) **Vollständig** ist jetzt erschienen:

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

4 Bände in 5 Abtheilungen oder 36 Heften. Gr. 8. 364 Bogen. 1838—41.

Druckp. 12 Thlr., Schreibp. 18 Thlr., Velinp. 27 Thlr.

Das Werk ist **ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes, bildet aber zugleich ein Supplement zur 8. Auflage des Conversations-Lexikon, sowie zu jeder früheren, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben;** es ist nicht nur ein **Werk zum Nachschlagen**, sondern zugleich ein durch gewandte Darstellung anziehendes **Lesebuch** über Alles, was die Zeit bewegt. — Die

achte Auflage des Conversations-Lexikon

an das sich das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zunächst anschließt, behauptet fortwährend unter allen ähnlichen Werken den ersten Rang. Ein vollständiges Exemplar kostet auf Druckp. 16 Thlr., Schreibp. 24 Thlr., Velinp. 36 Thlr. und ein für jeden Besitzer unentbehrliches

Universal-Register

auf Druckp. ⅔ Thlr., Schreibp. 1 Thlr., Velinp. 1⅓ Thlr. — Von dem

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur,

das in den Jahren 1832—34 in 4 Bänden erschien und zunächst einen **Supplementband zur 7. Auflage** des Conversations-Lexikon bildet, sind noch einige Exemplare vorräthig, die auf Druckp. 8 Thlr., Schreibp. 12 Thlr., Velinp. 18 Thlr. kosten. Es gibt wie das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** für die letzten Jahre, so für die denkwürdige Zeit von 1830—34 ein lebensvolles anziehendes Gemälde.

Durch alle Buchhandlungen kann Obiges von mir bezogen werden; solche Personen, die wünschen sollten, sich diese Werke nach und nach anzuschaffen, können ganz nach ihrer Convenienz und in beliebigen Zeiträumen dieselben in einzelnen Bänden, Lieferungen oder Heften ohne Preiserhöhung beziehen.

Leipzig, im Juli 1841.

F. A. Brockhaus.

(5) Im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin ist so eben erschienen:

HISTORIÆ ROMANÆ
BREVIS EPITOME
inferioribus gymnasiorum classibus destinata.

8. ⅓ Thlr.

Die Auswahl des Stoffes und des Ausdrucks ist auf den Geschichtsunterricht in den untern und mittlern Gymnasialklassen berechnet; aber die Uebersichtlichkeit der Anordnung und die Proprietät der Sprache machen das Büchlein sehr geeignet, auch Schülern der obern Klassen, namentlich zu Repetitionen, empfohlen zu werden; es hat in beiden Beziehungen schon vielen Beifall gefunden.

***Busse*, Dr. *W.*,**
DE DIONYSII HALICARNASSENSIS VITA
ET INGENIO.
Dissertatio inauguralis philologica.

gr. 4. geh. ⅓ Thlr.

(6) Soeben ist erschienen in Stockholm bei **A. Bonnier** und zu haben in allen Buchhandlungen:

Von Strafen
und
Strafanstalten.

Von Sr. königl. Hoheit Oskar Kronprinz von Schweden.

Aus dem Schwedischen nach der 2ten Auflage von
U. W. Dieterich,
Dr. der Phil., Conrector am Stockholmischen deutschen National-Lyceum.

Mit einem Anhange und 3 Tafeln Abbildungen
brosch. 1 Thlr.

Diese Ausgabe zeichnet sich besonders durch die Treue ihrer Uebersetzung vor den concurrirenden vortheilhaft aus. Sie enthält außerdem einen Anhang, worin der Uebersetzer, ein wissenschaftlich gebildeter Deutscher, der sich seit Jahren in Schweden aufhält, eine genaue Mittheilung der Verhandlungen des jetzigen schwedischen Reichstags im Betreff der Gefängnißfragen giebt. Um einen richtigeren Begriff der Art der Verhandlungen der schwedischen Reichstage zu erlangen, ist dies ein wichtiger Beitrag und wird in dieser Beziehung auch in Deutschland von großem Interesse sein.

(7) Im Verlage der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen:

Synonymiſches Handwörterbuch

der engliſchen Sprache für die Deutſchen. Nach den beſten Originalquellen bearbeitet und durch zahlreiche Beiſpiele aus älteren und neueren Muſterwerken erläutert von

Dr. H. M. Melford.

Mit einem Vorwort vom Geh.-Hofrath Wagner in Marburg.

Gr. 8. Velinpapier. geh. Preis 2 Rthlr. 16 Sgr.

Vereinfachte

engliſche Sprachlehre.

Erſte Studien vor dem Gebrauche der Wagnerſchen neuen engliſchen Sprachlehre für die Deutſchen.

Von Dr. H. M. Melford.

Mit einem Vorworte vom Geh.-Hofrath Wagner.

8. geh. Preis 10 Sgr.

Den Freunden und Lehrern der engliſchen Sprache empfehlen wir beide ausgezeichnete Werke. Durch das „Synonymiſche Wörterbuch" iſt eine entſchiedene Lücke in der engliſch-deutſchen Literatur ausgefüllt und die „Vereinfachte Sprachlehre" wird allen Denen eine ſehr erwünſchte Erſcheinung ſein, welche das Bedürfniß fühlten, vor dem Gebrauche der vortrefflichen engliſchen Sprachlehre von Wagner, ſich einer kürzeren Grammatik deſſelben Geiſtes, beim Unterrichte zu bedienen.

Zugleich machen wir auf die nachſtehenden neuen Auflagen werthvoller Schulbücher aufmerkſam:

Wagner, Dr. K. F. Ch., Geh.-Hofrath ꝛc. Neue vollſtändige Sprachlehre für die Deutſchen. Erſter, oder theoretiſcher Theil, 5te ſorgfam verbeſſerte Auflage. gr. 8. Preis 1 Rthlr. — Zweiter oder praktiſcher Theil, Uebungen über die einzelnen Regeln enthaltend, 4te Aufl. gr. 8. Preis 16 Sgr.

Melford, Dr. H. M., Engliſches Leſebuch. Gr. 8. Zweite Aufl. Preis 18 Sgr.

Poppleton, G., und **J. Bettac**, engliſche Sprachlehre für Deutſche. Achte verbeſſerte und vermehrte Auflage. 8. Preis 16 Sgr.

Campe, J. H., le noveau Robinson. Nouvelle Traduction par M. Lebas, Professeur a l'université de Paris. Septième Edition. 8. broch. Prix 18 Sgr.

Braunſchweig, Mai 1841.

Friedrich Vieweg und Sohn.

---

(8) **Rheiniſches Muſeum**

für

Philologie.

Die in den Jahren 1833—38 unter dieſem Titel erſchienene, von F. G. Welcker und A. F. Naeke herausgegebene gelehrte Zeitſchrift beginnt unter der Redaction

F. G. Welcker und F. Ritſchl

eine neue Folge. Jährlich erſcheinen 4 Hefte à 25 ſgr. fl. 1. 30 kr. Bereits hat das erſte Heft die Preſſe verlaſſen, und iſt durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Inhalt des erſten Heftes:

Die Vorſtellungen der Giebelfelder und Metopen an dem Tempel zu Delphi. Von F. G. Welcker. — Die Plautiniſchen Didaskalien. Von Fr. Ritſchl. — Coniecturae in Aristophanem. Von Th. Bergk. — Kunſtvorſtellungen des etruskiſchen Todes, nebſt Bemerkungen über das Verhältniß etruskiſcher Sage und Kunſt zur griechiſchen. Von E. Braun. — Der Thyeſtes des L. Varius Rufus. Von F. W. Schneidewin. — Zur Kritik der Plutarchiſchen Biographien. Von C. Sintenis. — **Miscellen:** Archäologiſches. — Zur Geſchichte der klaſſiſchen Schriftſteller im Mittelalter. — Mittheilungen aus und über Handſchriften. — Zur Kritik und Erklärung der klaſſiſchen Texte.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

---

(9) **Neue Bücher,**

welche im Verlage von **Duncker** und **Humblot** erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen ſind:

Böttiger's, H. W., Weltgeſchichte in Biographieen. Neunte oder fünften Bandes Erſte Lieferung. 8. geh. Subſcriptionspreis ⅞ Thlr.

Daub's, Dr. K., philoſophiſche und theologiſche Vorleſungen, herausgegeben von Dr. Ph. Marheineke und Dr. Th. W. Dittenberger. Fünfter und Sechster Band. gr. 8. Subſcriptionspreis 4 7/12 Thlr.

Auch einzeln zu haben,

Bd. 5. unter dem Titel:

Daub's, Dr. K., Syſtem der theologiſchen Moral. Zweiter Theil. Erſte Abtheilung. gr. 8. Ladenpreis 2⅓ Thlr.

Bd. 6. unter dem Titel:

— Syſtem der chriſtlichen Dogmatik. Erſter Theil. gr. 8. Ladenpreis 3⅓ Thlr.

Ellendorf, J., Quibus causis factum sit, ut legum ferendarum in ecclesia catholica potestas solis Romanis pontificibus deferretur. Dissertatio inauguralis historica. gr. 8. geh. ⅔ Thlr.

Riemer, Dr. F. W., Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und ſchriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Zwei Bände. gr. 8. geh. 5 Thlr.

Seiſen, Licentiat **J. D.**, Der Genius des Cultus. Ein Wort zur Verſtändigung mit den Gebildeten unſerer Zeit über die Verehrung des Genius. gr. 8. geh. 1⅓ Thlr.

Städteordnungen, die beiden preußiſchen, verglichen von Karl Streckfuß, Königl. Preußiſchem Geheimen Ober-Regierungs-Rathe. gr. 8. geh. ⅓ Thlr.

Theremin, Dr. Franz, Predigten. Neunter Band. Auch unter dem beſonderen Titel: Das Kreuz Chriſti. Vierter Theil. gr. 8. geh. 1⅓ Thlr.

— Abendſtunden. Zweite vermehrte Ausgabe in Einem Bande. 8. Ausgabe auf Druckpapier 2 Thlr. Elegant gebunden 2⅓ Thlr. Ausgabe auf Kupferdruckpapier 2⅔ Thlr.

Varnhagen von Enſe, K. A., Leben des Feldmarſchalls Grafen von Schwerin. 8. 1⅓ Thlr.

Wolff, F., Die beſchreibende Geometrie und ihre Anwendungen. Zweiter Theil. Erſter Abſchnitt. Schattenconſtruction. Mit 19 Figurentafeln. gr. 8. geh. 8⅓ Thlr.

---

(10) **Geſchichte Kaiſer Sigmunds** von Dr. Joſeph Aſchbach, Prof. in Frankfurt a. M., dritter Band. Die Zeit des Huſſitenkrieges bis auf die Eröffnung des Basler Conciliums. Hamburg bei **Friedrich Perthes.** 1841. 8.

Die Geſchichte des denkwürdigſten Kaiſers aus dem luxemburgiſchen Hauſe, welcher in einem der intereſſanteſten Zeitabſchnitte des ſpätern Mittelalters regierend, in die Verhältniſſe der europäiſchen Staaten und des Kirchenweſens vielfach und zum Theil mit Erfolg eingriff, iſt mit dieſem dritten Bande dem Ende nahe geführt. Derſelbe umfaßt vornehmlich die Geſchichte des Huſſitenkrieges bis auf die Eröffnung des Basler Conciliums. Wie es kommen konnte, daß die Böhmen unter der Anführung ihrer großen Feldherrn Zizka und Procopius die Hunderttauſende von deutſchen Kriegern und ihre Verbündete zu wiederholten Malen in ſchimpfliche Flucht jagten oder gar gänzlich aufrieben, und zuletzt die benachbarten Länder mit ihren Raub- und Verheerungszügen fürchterlich heimſuchten, alle dieſe auffallenden Erſcheinungen ſind als natürliche Ergebniſſe der Zeitumſtände nachgewieſen. Außer der Darſtellung der innern Zuſtände des deutſchen Reiches erhalten auch Sigmunds Türkenkriege, ſein Antheil an dem polniſch-preußiſchen, wie auch an dem nordiſchen Streit, ſeine Entſcheidung des niederbairiſchen Erbfalles und die Verleihung der ſächſiſchen Chur an den Markgrafen Friedrich von Meißen, ausführliche Beachtung.

Der vierte Band, welcher vornehmlich die erſten Jahre des Basler Conciliums und die Unterwerfung der Böhmen unter Siegmund's Herrſchaft darzuſtellen hat, wird das Werk beendigen, deſſen manchfaltiger, reicher Inhalt ebenſowohl die Kirchenhiſtorie und die deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte als auch die allgemeine Geſchichte der damaligen Zeit behandelt. Es läßt ſich daher wohl erwarten, daß das Werk dem Hiſtoriker und dem Geſchichtsfreund, dem Theologen und Rechtsgelehrten eine willkommene Erſcheinung iſt.

(11) Im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin ist so eben erschienen:

Denkschriften und Briefe
zur Charakteristik der Welt und Literatur.
V. Band oder Neue Folge I.

gr. 8. geh. 1 ¾ Thlr.

Die unlängst erschienenen Bände dieser Sammlung haben das Interesse des Publikum in so hohem Grade auf sich gezogen, daß es bei Erscheinen dieses neuen Bandes nur einer Hinweisung auf den überaus reichen Inhalt dieser Fortsetzung bedarf und nicht zu zweifeln ist, daß Namen wie **Altenstein, Börne, Gans, Göthe, Gardenberg, E. Th. A. Hoffmann, Iffland, Immermann, Kant, König Ludwig von Baiern, Jean Paul Friedrich Richter, Stägemann, Stein, Varnhagen** ꝛc. ꝛc., und unter den Denkschriften **die wichtigen officiellen Verhandlungen im Rhein- und Mosel-Departement vom Jahre 1801 über die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche**, so wie der Aufsatz **über eine Nationalbewaffnung und erste Idee zu einer Landwehr in Preußen**, im Stande sind, die beste Bürgschaft für interessanten und gediegenen Inhalt zu liefern.

Das kürzlich in demselben Verlage erschienene so stark begehrte Werk der

Gräfin Hahn-Hahn,

Gräfin Faustine.

8. geh. 2 Thlr.

ist nun wieder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

---

(12) Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist neu erschienen:

Die Macht und Würde des Fürsten
auf christlichem Standpunkte.

Mit Rücksicht auf die Gegenwart

von **D. G. E. R. Matthäi.**

Preis geheftet 2 Thlr.

---

(13) Im Verlage des Unterzeichneten erschien so eben und jede Buchhandlung hat vorräthig:

Otto
de
Justini Martyris
scriptis et doctrina.

(Gekrönte Preisschrift.)

gr. 8. geheftet. Preis 1 Thlr.

Vom höchsten Interesse für die theologische Welt.

Die
Schlange des Aeskulap
und die
Schlange des Paradieses.

Eine Remonstration im Interesse der freien Wissenschaft gegen die Restauration des Dr. Johann Nepomuk v. Ringseis.

Von

Dr. A. Siebert.

gr. 8. geh. Preis 12 gGr.

Jena, im Juli 1841.

Friedr. Mauke.

---

(14) ## Icones
plantarum rariorum
horti regii botanici Beroliniensis.
Von

H. F. Link, Fr. Klotzsch, Fr. Otto.

24 Abbildungen. gr. 4to. nebst Text 6 Rthlr.

Mit dem eben ausgegebnen vierten Hefte ist der erste Jahrgang dieses durch seine anerkannt musterhaften, naturgetreuen Abbildungen, ausgezeichneten Pflanzenwerkes vollständig.

Berlin, Juni 1841.

Veit & Comp.

---

(15) Bei G. Fincke in Berlin ist erschienen:

Des Aischylos Werke
übersetzt von
Dr. Droysen.

Zweite Auflage. 1½ Thlr.

---

(16) Bei **George Westermann** in Braunschweig ist so eben erschienen:

Römische Geschichte
vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Constantin.

Mit vorzüglicher Rücksicht
auf Verfassung und Verwaltung des Reichs
von

Dr. Karl Hoeck,
Professor der Universität Göttingen.

I. Bd. 1. Abth. gr. 8. Preis 2 Thlr. 8 gGr. od. 4 fl. 12 kr. rh.

Die 2te Abthl. des I. Bandes erscheint im Herbste d. J.

---

(17) Bei **K. F. Köhler** in Leipzig ist so eben erschienen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
rechte Mitte
oder
Rationalismus und Christianismus.

Sendschreiben an Deutschlands junge Theologen der evangelischen Kirche.

broch. 7½ sgr.

Die Worte, die in diesem Sendschreiben, ein in der Wissenschaft rühmlichst bekannter Veteran den jungen Theologen zuruft, verdienen in der jetzigen Zeit der Extreme (in religiöser Hinsicht) der vollsten Beachtung.

---

(18) Bei **G. Fincke** in Berlin ist erschienen:

Münzen und Siegel der preußischen Städte
Danzig, Elbing, Thorn,
sowie der Herzöge von Pommerellen
im Mittelalter;

von **F. A. Voßberg,**

Mit vielen Münz- und Siegel-Abbildungen.

4to geheftet 1 Rthlr. 15 Sgr.

(19) Vollständig ist nun erschienen:

Systematische Beschreibung der Plagiostomen von Dr. J. Müller, Professor der Anatomie und Physiologie und Director des anatom. Theaters und Museums in Berlin, und Dr. J. Henle, Prof. der Anatomie und Direktor des anatomischen Theaters und Museums in Zürich.

Vollständig auf 57 Bogen Royal folio und 60 Taf. (colorirt) Abbildungen, in einer saubern Mappe, Preis 32 Thlr.

☞ Dieses Prachtwerk enthält die vollständige Beschreibung aller Knorpelfische (*Rochen und Haien*) und darf namentlich in keiner naturhistorischen Bibliothek fehlen.

Berlin, Juli 1841.

Veit & Comp.

---

(20) Bei **H. F. Köhler** in Leipzig erschien so eben:

Plutarchi vitae parallelae ex recensione *C. Sintenis*. Vol. II. gr. 8. 40 Bog. 3 Thlr.

—— vitae parallelae ex recensione *C. Sintenis*, selectae in usum scholarum. Vol. II, insunt vitae. Aristidis et Catonis, Philopoemenis et Flaminii, Phyrri et Marii, Lysandri et Sullae, Sertorii et Eumenis. 20 Ngr.

Taciti, C. C., Dialogus de Oratoribus. Bearbeitet und zum Gebrauch für Schulen herausgegeben von Dr. *C. Ph. Pabst*. 9 Bog. 15 Ngr.

Vorstehende gediegene philologische Werke sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

---

(21) Im Verlage von **Friedr. Mauke** in Jena ist erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Allgemeine

Geschichte des Romans

von dessen Ursprung bis zur neusten Zeit.

Von

O. L. B. Wolff.

8. geh. 696 Seiten. Preis 3 Thlr.

(Jedem Gebildeten unentbehrlich.)

Herabgesetzter Preis.

(22) In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Homeri Opera graece et *latine* ad prestantissimas editiones accuratissime expressa opera J. G. Hageri, editio quarta *recensioni Wolfianae* adcommodata 4 Vol. 8. Chemnitz, Starke. 3 Rthlr. 16 gGr. *jetzt* für 2 Rthlr. 8 gGr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Vom vernünftigen Gebrauche

des

kalten Wassers

in

Gesundheit und Krankheit.

Von

Dr. Bernhard Hirschel.

praktischer Arzt zu Dresden, Mitglied der Gesellschaft für vaterländische Naturgeschichte daselbst.

Zweite vermehrte Auflage.

gr. 8. broschirt ⅓ Thlr.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Capitel. Einleitung. Grenzen der Wasserheilung. Ueber Universalheilkraft des kalten Wassers. Verhältniß der Hydriatik zu der übrigen Medicin. Würdigung des Priesnitzischen Verfahrens. Disposition des Buches. **Zweites Capitel.** Vom kalten Wasser überhaupt, von seinen Eigenschaften und den zum Gebrauche desselben nothwendigen Erfordernissen. **Drittes Capitel.** Von den Wirkungen des kalten Wassers auf den menschlichen Organismus. **Viertes Capitel.** Von den verschiedenen Arten der Anwendung des kalten Wassers und deren Wirkung. **Fünftes Capitel.** Vom diätetischen Gebrauche des kalten Wassers. Regeln über den diätetischen innern Gebrauch des kalten Wassers. Regeln über den diätetischen äußern Gebrauch des kalten Wassers. **Sechstes Capitel.** Vom Gebrauche des kalten Wassers als Heilmittel. **Siebentes Capitel.** Ueber die bei Anwendung einer Wasserkur zu beobachtenden Regeln. **Anhang.** Einige literarische Nachweisungen betreffend.

Von dem Verfasser dieses Buches ist früher erschienen:

Hydriatica

oder

Begründung

der Wasserheilkunde

auf

wissenschaftliche Prinzipien, Geschichte und Literatur.

Mit Darlegung aller neueren Schriften über Wasserheilkunde nach ihrem Inhalte und Werthe.

Von

Dr. Bernhard Hirschel.

gr. 8. 1840. broschirt 1 Thlr.

Inhaltsverzeichniß.

Vorwort.

Einleitung, zur vorläufigen Verständigung über Zweck und Methodik dieses Versuchs.

Erster Theil. **Wissenschaftliche Prinzipien.**

I. Abschnitt. Stellung des kalten Wassers als diätetisches und Heilmittel im Leben.
- A. Ursachen der Verbreitung.
- B. Hindernisse der Verbreitung.

II. Abschnitt. Stellung der Hydriatik in der Wissenschaft.
- A. Beziehung zu andern Heilmethoden.
- B. Vergleichung mit andern Heilmitteln.

III. Abschnitt. Gegenwärtiger Zustand der Hydriatik.

IV. Abschnitt. Erfordernisse für eine wissenschaftliche Bearbeitung der Hydriatik.

V. Abschnitt. Aphorismen zu einer Hydriatik.

Zweiter Theil. **Geschichte der Hydriatik.**

Einleitung.

I. Periode. Aelteste Zeit. Vorzeit. Von Erschaffung der Welt bis zu den Arabern.
- I. Abschnitt. Von Erschaffung der Welt bis auf Galen.
- II. Abschnitt. Von Galen bis auf die Araber.

II. Periode. Mittlere Zeit. Uebergangszeit. Von der arabischen Medicin bis zur Ausbildung der Wasserheilkunde durch Hahn.
- I. Abschnitt. Von der arabischen Medicin bis auf Floyer.
- II. Abschnitt. Von Floyer bis Hahn.

III. Periode. Neuere Zeit. Empirische Bildungszeit der Wasserheilkunde. Von Hahn bis auf die neueste Zeit.
- I. Abschnitt. Von Hahn bis Oertel.
- II. Abschnitt. Von Oertel bis Priesnitz und auf die neueste Zeit.

Dritter Theil. **Literatur der Hydriatik.**

Einleitung. Prinzipien der in der III. Abtheilung der Literatur befolgten Kritik.

I. Abtheilung. Literatur zum Texte der Geschichte.

II. Abtheilung. Literatur überhaupt.

III. Abtheilung. Die neueste Literatur der Wasserheilkunde nach ihrem Inhalte und Werthe.
- A. Diätetische Schriften.
- B. Eigentliche Schriften über Wasserheilkunde.
- C. Schriften über Priesnitz und seine Methode.

Nachträge zur Literatur.

Anhang.

1. Die Errichtung von Wasserheilanstalten betreffend.
2. Verzeichniß der bis jetzt bestehenden Wasserheilanstalten.

Otto Wigand in Leipzig.

Druck von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

№ 3. Intelligenzblatt 1841.

zu den

Deutschen Jahrbüchern.

Bei Otto Wigand in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte
der
Naturphilosophie
von
Baco von Verulam bis auf unsere Zeit.
Von
Dr. Julius Schaller,
außerordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Halle.

Erster Theil. gr. 8. 1841. broschirt 2 Thlr. 26⅔ Ngr. (21 gGr.)

Inhalt:

Einleitung. S. 1—12.
Erste Periode. Von Baco von Verulam und Cartesius bis Kantz die mechanische Auffassung der Natur. Das Wesen dieser Periode im Allgemeinen. S. 12—29.
Erster Abschnitt. Erste Stufe der mechanischen Naturbetrachtung. S. 29—344.
I. Der Empirismus.
1. Baco von Verulam. S. 29—80.
2. Hobbes. S. 80—113.
3. Gassendi. 113—214.
II. Der Idealismus.
1. Cartesius. S. 214—310.
2. Geulinx. Malebranche. S. 310—326.
3. Spinoza. S. 326—343.
Zweiter Abschnitt. Zweite Stufe der mechanischen Naturbetrachtung. S. 344—562.
I. Der Empirismus.
1. Locke. S. 346—353.
2. Newton. S. 353—400.
3. Der Materialismus. S. 401—417.
II. Der Idealismus.
1. Leibniz. S. 417—518.
2. Wolff. 518—562.

(23) Bei K. F. Köhler in Leipzig ist so eben erschienen:

Die
Staats-Grundgesetze
des
deutschen Reiches.
Zusammengestellt, eingeleitet und historisch erklärt
von
Prof. Fr. M. Oertel.
44 Bogen. gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das deutsche Reich ist zwar aufgelöst und seine Verfassung umgeformt, aber die Reichsgrundgesetze haben sowohl für die Rechtspflege als namentlich für die Geschichte bleibenden Werth.

Vorstehend angezeigtes Werk enthält dieselben vollständig bis zur Auflösung des deutschen Reiches. Die Urkunden sind meist mit den Originalien verglichen und berichtigt, die über das Einzelne und Ganze vorhandene Literatur der frühern und neuern Zeit ist gewissenhaft benutzt worden und ebenso gründliche als geistvolle Einleitungen und Erläuterungen dem Werke beigefügt.

Der Publicist findet Urkunden und Angaben zusammengestellt wie sonst nirgends.

(24) Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen:

Jakob Böhme's
sämmtliche Werke.

1r Band. Weg zu Christo. gr. 8. Rthlr. 1. 18 Sgr. (22½ Ngr.)
2r Band. Aurora oder Morgenröthe im Aufgang. gr. 8. Rthlr. 1. 12 Sgr. (15 Ngr.)
3r Band. Die drei Principien göttlichen Wesens. gr. 8. Rthlr. 1. 18 Sgr. (22½ Ngr.)

An der Vollendung dieser Ausgabe der sämmtlichen Werke des Philosophi teutonici, welche sieben Bände füllt, wird unausgesetzt gearbeitet, von denen der vierte „vom dreifachen Leben des Menschen" und „*de signatura rerum*" enthaltend, im Laufe dieses Sommers die Presse verläßt. Ich verweise die vielen Freunde Jakob Böhme's auf den vor kurzem veröffentlichten ausführlichen Prospectus und zweifele nicht, denselben durch Herstellung dieser neuen unverkürzten, dem leichteren Verständniß des Inhalts zu Gunsten in Rechtschreibung und Setzung der Lesezeichen dem Anspruche unserer Zeit angeeigneten Ausgabe einen um so wesentlichern Dienst erwiesen zu haben, je seltener und theuerer die älteren Ausgaben dieses Autors geworden sind.

(25) Bei **E. B. Polet** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Hausbrunnen als Wasserheilanstalt und Apotheke des Hauses für Alt und Jung. Von Dr. Röder. 8. Preis 10 Ngr.

Linke, Dr. J. N., Deutschlands Flora. 1ster Bd. mit 160 fein illum. Abbildungen. Gr. 8. Subscriptions-Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Müller, J. H., Satzlehre der deutschen Sprache. 2te verbesserte und umgearbeitete Auflage. 8. 15 Ngr.

Winkler, Dr. Ed., Abbildungen sämmtlicher Arzneigewächse. Handbuch der pharmaceut.-medicinischen Botanik. 2te verb. Auflage. 1ste—6te Lieferung mit 30 Tafeln fein illum. Abbildungen in Quart. br. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Dampfkraft ersetzt durch eine neue mindestens zehnmal wohlfeilere (45 Pferde — 2 Thlr. täglich) Kraft. Mit Abbildung der Maschine und der Apparate. 4te verm. Aufl. gr. 8. br. 15 Ngr.

---

(26) Im Verlage von **Duncker** und **Humblot** in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anton Friedr. Just. Thibaut's

Juristischer Nachlaß

herausgegeben von

Carl Julius Gunet.

Erster Band: **Code Napoleon.**

Auch unter dem besondern Titel:

Lehrbuch des französ. Civilrechts

in steter Vergleichung mit dem römischen Civilrecht

von Dr. Anton Friedr Justus Thibaut. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Dr. Carl Julius Gunet, Ober-Appellationsgerichtsrathe u. ord. Professor des Rechts zu Jena.

gr. 8. Subscriptionspreis 1¾ Thlr.

---

(27) So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

PLATONIS
OPERA OMNIA

RECOGNOVERUNT

Io. Georg. Baiterus, Io. Casp. Orellius, Aug. Guil. Winkelmannus.

Schulausgabe in 16.

Vol. XVI. *Parmenides* broch. 6 gr.

Vol. XVII. **Symposium.** Accesserunt *A. S. Voegelini* ad *J. G. Baiterum Epistolae criticae* pars prima et *Hermanni Sauppii* de Consilio Symposii *Dissertatio.* broch. 6 gr.

Von diesem Bändchen ist eine Prachtausgabe auf gefärbtem Postpapier gedruckt, bloss in 50 Exemplaren. Preis broch. 21 gr.

Vol. XVIII. **Phaedrus.** Accessit *A. S. Voegelini* ad *I. G. Baiterum Epistolae criticae* pars altera. broch. 6 gr.

Auch von diesem Bändchen ist eine Prachtausgabe auf gefärbtem Postpapier gedruckt, bloss in 50 Exemplaren. Preis broch. 1 Thlr.

Vol. XIX. *Hippias maior*, item Epistolae. broch. 9 gr.

Da nun diese Ausgabe in wenigen Wochen vollendet sein wird, so machen wir darauf aufmerksam, dass, wer die 20 Bändchen, welche den vollständigen Text des Plato enthalten, bezogen hat, oder noch vor Erscheinen des Ganzen bezieht, das 21ste, welches die Scholien enthalten und circa 18 gr. kosten wird, als Prämie gratis erhält.

Somit ist der Preis des Ganzen sowohl für solche, die dasselbe jetzt auf Einmal anschaffen als für die, welche es sich nur complettiren wollen, geh. 6 Thlr. 12 gGr.

Zürich August 1841. **Meyer und Zeller.**

---

(28) Im Verlage von **G. P. Aderholz** in Breslau ist so eben erschienen:

Platonis Civitas graece. Recensuit et Scholia addidit Carl. Ern. Christoph. Schneider. 8 maj. 16 Gr.

Platon's Timaeus und Kritias. Uebersetzt von Dr. Fr. W. Wagner. gr. 8. geh. 18 Gr.

Barkow, Dr. H., Syndesmologie oder die Lehre von den Bändern, durch welche die Knochen des menschlichen Körpers zum Gerippe vereint werden. gr. 8. geh. 16 Gr.

Jacotot's Methode in ihrer Anwendung auf den ersten Leseunterricht und die schriftlichen Uebungen dargestellt von K. Seltzsam. 8. geh. 6 Gr.

Welzel, Dr. C. J. und **Dr. C. P.,** die Molken-, Brunnen- und Bade-Kur-Anstalt bei Reinerz in der preussisch-schlesischen Grafschaft Glatz. 2 Thle. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

Wugner, Dr. F. W., Grundriss der classischen Bibliographie. Ein Handbuch für Philologen. gr. 8. 1840. 35 Bogen. 2 Rthlr. 8 Gr.

---

(29) Bei **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig ist erschienen:

ΕΛΛΗΝΙΚΑ

oder

Institute, Sitten und Bräuche

des

alten Hellas

mit besonderer Rücksicht

auf

Kunstarchäologie

von

Dr. Joh. Heinr. Krause.

1r Theil. 1r Band: Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen, aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums wissenschaftlich dargestellt und durch Abbildungen veranschaulicht. 2 Bände. Mit 183 Figuren auf 36 lithographirten Tafeln. gr. 8. geh. Rthlr. 7.

2r Theil. 2r Band: Die Pythien, Nemeen und Isthmien aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums dargestellt. Mit 25 Figuren auf 36 lithographirten Tafeln. gr. 8. geh. Rthlr. 1. 18 Ggr. (22½ Ngr.)

Der erste Band des zweiten Theiles, welcher bereits im Jahre 1838 erschien, enthält die Olympischen Spiele, daher ich den zahlreichen Besitzern desselben die Anschaffung der anderen Bände der Hellenica zu empfehlen mir erlaube, wie denn überhaupt zu hoffen ist, dass ein Werk des umsichtigsten Fleisses, der geläutertsten Kenntniss, wichtig für Wissenschaft und Kunst, des Künstlers, des Dichters, des Historikers, des Pädagogen, des Archäologen Aufmerksamkeit nicht entgehen und in öffentlichen Bibliotheken, in Gymnasien und Schulen, wie bei allen Philologen, und an der alten Welt irgend Interesse nehmenden Gebildeten den besten Eingang finden werde.

Mit der Bearbeitung der Feste der Griechen, welche den dritten Theil dieses Werkes bilden, ist der gelehrte Verfasser unablässig beschäftiget.

---

(30) So eben ist von uns an alle Buchhandlungen versandt:

Zur Geographie und Geschichte von Alt-Italien,

von

Dr. G. F. Grotefend,

Director am Lyceum in Hannover.

Viertes Heft. Italiens Bevölkerungs-Geschichte bis zur Römerherrschaft. Mit einer Karte griech. Pflanzstädte in Unter-Italien und Sicilien.

gr. 4. geh. 1841. ⅔ Thlr.

(Die 3 ersten Hefte kosten jedes ⅓ Thlr.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

(31) So eben erſchien in der **Jäger'ſchen Buch-, Papier- und Landkarten-Handlung** in Frankfurt a. M. und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Hegel und Preußen.

Preis: 9 ggr. oder 40 kr. rhein.

Wie früher durch Friedrich d. Gr. und Kant, ſo iſt neuerdings vorzüglich durch den Befreiungskrieg und Hegel das Augenmerk Deutſchlands auf Preußen hingelenkt worden. Welche Stellung dort Hegel eingenommen, welches das Verhältniß ſeiner Lehre zu dem neueſten Entwicklungsſtreben jenes Staates, — darüber giebt das hier angekündigte Schriftchen geſchichtlich begründeten, gewiß Viele befriedigenden Aufſchluß. Keiner, dem Freiheit, Vaterland und Wiſſenſchaft theuer ſind, wird die Tüchtigkeit dieſer Arbeit und das ächtdeutſche Streben des Verfaſſers verkennen.

---

(32) Bei **K. F. Köhler** in Leipzig iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Hermeneutik des Neuen Teſtaments

von

Dr. H. N. Klauſen.

Aus d. Däniſchen überſ. von L. O. Schmidt-Phiſeldek.

gr. 8. 31 Bogen. 2 Thlr. 15 Ngr.

Während die Literatur über neuteſtamentliche Exegeſe und Kritik durch werthvolle Leiſtungen in neuerer Zeit vielfach bereichert wurde, — geſchah in den letzten Decenien für die Hermeneutik faſt nichts. — Um ſo dankenswerther iſt es gewiß, daß der geehrte Verfaſſer in vorſtehend angezeigtem Werke dieſe Lücke auf eine Weiſe ausfüllt, die ebenſo von großem Nutzen für die Wiſſenſchaft als Ehre für ihn iſt.

Das Werk zerfällt in 3 Abtheilungen, — die erſte als Einleitung, handelt über Weſen der Hermeneutik, in's beſondere der neuteſtamentlichen, — die zweite giebt eine Ueberſicht der Geſchichte der neuteſtamentlichen Hermeneutik, die dritte endlich umfaßt die neuteſt. Hermeneutik in den drei Momenten, der philolog., hiſtor. und theologiſchen Auslegung.

☞ Mehre krit. Blätter, unt. and. die Jahrbücher f. wiſſenſchaftl. Kritik. 1841. II. No. 22—23., haben ſich ſehr günſtig darüber ausgeſprochen.

---

(33) In unſerm Verlage iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Elemente der

Joachimiſchen Conſtitution

vom Jahre 1527.

Ein Beitrag zur Entwicklungsgeſchichte des deutſchen Rechts.

Von

L. E. Heydemann.

gr. 8. 2⅓ Thlr.

Berlin, Auguſt 1841. **Veit & Comp.**

---

(34) Bei **Ludwig Schumann** in Leipzig erſcheint nächſtens:

Iſter Supplement

zu Ch. G. Kayſer's vollſtändigem

Bücher-Lexicon,

enthaltend alle von 1833 bis zu Ende 1840 in Deutſchland und den angränzenden Ländern gedruckten Bücher. In alphabetiſcher Folge mit einer vollſtändigen Ueberſicht aller Autoren, der anonymen ſowohl als der pſeudonymen und genauen Angabe der Kupfer und Karten, der Auflagen und Ausgaben ꝛc., ſo wie Berichtigungen und Ergänzungen zu den erſten 6 Bdn.

(35) Ganz neu iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zwölf Predigten

in der evangeliſchen Stadtkirche zu München während des Kirchenjahres 18³⁹/₄₀ über freie Texte gehalten von

Böckh, Edelmann, Faber, Fuchs.

gr. 8. München 1841. bei Fleiſchmann. 16 Gr. od. 1 fl.

Es war ein glücklicher Gedanke der vier evangeliſchen Prediger in München, gemeinſchaftlich eine Sammlung von Predigten herauszugeben. Da dieſe würdigen Männer der allgemeinſten Achtung und Liebe ſich erfreuen, und ihre Vorträge ſtets ungemein zahlreich beſucht ſind; ſo wird dieſe Sammlung gewiß allenthalben die verdiente günſtige Aufnahme finden.

---

(36) Bei **Th. Pergay** in Aſchaffenburg iſt ſo eben erſchienen:

Die Epiſteln des Quintus Horatius Flaccus, überſetzt von J. Merkel, Profeſſor und Hofbibliothekar. gr. 8. 12. Velinp. 230 pag. ⅚ Thlr. fl. 1. 30 kr.

Da dieſe Ueberſetzung im Versmaße des Originals treues Anſchließen an daſſelbe, correcte deutſche Satzfügung, leicht fließende ungezwungene Darſtellung und genaue Beobachtung ſtrenger proſodiſcher Regeln zu vereinigen ſucht, ſo läßt ſich hoffen, daß ſie nicht nur Philologen von Fach, ſondern auch allen Freunden des Dichters willkommen ſein werde.

Der Verleger hat durch elegante Ausſtattung dazu beigetragen, auch äußerlich dieſe Ueberſetzung beliebt zu machen.

In meinem Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Beſitzrechtsmittel

und

Beſitzproceſſe

des heutigen gemeinen

und des

königlich ſächſiſchen Rechts.

Dargeſtellt

von

Dr. Ludwig Höpfner,

ordentlichem Beiſitzer der Juriſtenfacultät zu Leipzig.

gr. 8. 1841. Broſchirt 1 Thlr.

Leipzig, den 9. September 1841.

Otto Wigand.

In meinem Verlage ſind ſoeben erſchienen:

Die

livländiſchen

Landesprivilegien

und deren

Confirmationen.

Motto: Ne quid timere, ne quid timide.
Gustav Mengden.

gr. 8. 1841. Broſchirt 1 Thlr.

Vom vernünftigen Gebrauche

des

kalten Waſſers

in

Geſundheit und Krankheit.

Von

Dr. Bernhard Hirſchel,

praktiſcher Arzt zu Dresden, Mitglied der Geſellſchaft für vaterländiſche Naturgeſchichte daſelbſt.

Zweite vermehrte Auflage.

gr. 8. 1841. broſchirt ⅔ Thlr.

Inhaltsverzeichniß:

Erſtes Capitel.

Einleitung. Grenzen der Waſſerheilung. Ueber Univerſalheilkraft des kalten Waſſers. Verhältniß der Hydriatik zu der übrigen Medicin. Würdigung des Prießnitziſchen Verfahrens. Dispoſition des Buches.

Zweites Capitel.

Vom kalten Waſſer überhaupt, von ſeinen Eigenſchaften und den zum Gebrauche deſſelben nothwendigen Erforderniſſen.

Drittes Capitel.

Von den Wirkungen des kalten Waſſers auf den menſchlichen Organismus.

Viertes Capitel.

Von den verſchiedenen Arten der Anwendung des kalten Waſſers und deren Wirkung.

Fünftes Capitel.

Vom diätetiſchen Gebrauche des kalten Waſſers. Regeln über den diätetiſchen innern Gebrauch des kalten Waſſers. Regeln über den diätetiſchen äußern Gebrauch des kalten Waſſers.

Sechſtes Capitel.

Vom Gebrauche des kalten Waſſers als Heilmittel.

Siebentes Capitel.

Ueber die bei Anwendung einer Waſſerkur zu beobachtenden Regeln.

Anhang.

Einige literariſche Nachweiſungen betreffend.

Von dem Verfaſſer dieſes Buches iſt früher erſchienen:

Hydriatica

oder

Begründung

der Waſſerheilkunde

auf

wiſſenſchaftliche Prinzipien, Geſchichte und Literatur.

Mit Darlegung aller neueren Schriften über Waſſerheilkunde nach ihrem Inhalte und Werthe.

Von

Dr. Bernhard Hirſchel.

gr. 8. 1840. broſchirt 1 Thlr.

Inhaltsverzeichniß:

Vorwort.
Einleitung, zur vorläufigen Verſtändigung über Zweck und Methodik dieſes Verſuchs.

Erſter Theil. **Wiſſenſchaftliche Prinzipien.**

I. Abſchnitt. Stellung des kalten Waſſers als diätetiſches und Heilmittel im Leben.
A. Urſachen der Verbreitung.
B. Hinderniſſe der Verbreitung.
II. Abſchnitt. Stellung der Hydriatik in der Wiſſenſchaft.
A. Beziehung zu andern Heilmethoden.
B. Vergleichung mit andern Heilmitteln.
III. Abſchnitt. Gegenwärtiger Zuſtand der Hydriatik.
IV. Abſchnitt. Erforderniſſe für eine wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Hydriatik.
V. Abſchnitt. Aphorismen zu einer Hydriatik.

Zweiter Theil. **Geſchichte der Hydriatik.**

Einleitung.
I. Periode. Aelteſte Zeit. Vorzeit. Von Erſchaffung der Welt bis zu den Arabern.
I. Abſchnitt. Von Erſchaffung der Welt bis auf Galen.
II. Abſchnitt. Von Galen bis auf die Araber.
II. Periode. Mittlere Zeit. Uebergangszeit. Von der arabiſchen Medicin bis zur Ausbildung der Waſſerheilkunde durch Hahn.
I. Abſchnitt. Von der arabiſchen Medicin bis auf Floyer.
II. Abſchnitt. Von Floyer bis Hahn.
III. Periode. Neuere Zeit. Empiriſche Bildungszeit der Waſſerheilkunde. Von Hahn bis auf die neueſte Zeit.
I. Abſchnitt. Von Hahn bis Oertel.
II. Abſchnitt. Von Oertel bis Prießnitz und auf die neueſte Zeit.

Dritter Theil. **Literatur der Hydriatik.**

Einleitung. Prinzipien der in der III. Abtheilung der Literatur befolgten Kritik.
I. Abtheilung. Literatur zum Texte der Geſchichte.
II. Abtheilung. Literatur überhaupt.
III. Abtheilung. Die neueſte Literatur der Waſſerheilkunde nach ihrem Inhalte und Werthe.
A. Diätetiſche Schriften.
B. Eigentliche Schriften über Waſſerheilkunde.
C. Schriften über Prießnitz und ſeine Methode.
Nachträge zur Literatur.

Anhang.

1. Die Errichtung von Waſſerheilanſtalten betreffend.
2. Verzeichniß der bis jetzt beſtehenden Waſſerheilanſtalten.

Otto Wigand in Leipzig.

Druck von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

№ 4. Intelligenzblatt 1841.

zu den

Deutſchen Jahrbüchern.

(37) Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes iſt von mir zu beziehen:

Der

afrikaniſche Sklavenhandel und ſeine Abhülfe.

Von

Thomas Fowell Burton.

Aus dem Engliſchen überſetzt von

G. Julius.

Mit einer Vorrede:

Die Nigerexpedition und ihre Beſtimmung

von **Karl Ritter.**

Mit einer Karte.

Gr. 8. Geh. 1⅔ Thlr.

Die Ueberſetzung dieſer wichtigen und intereſſanten Schrift iſt auf Koſten der Geſellſchaft für die Ausrottung des Sklavenhandels und die Civiliſation Afrikas gedruckt, und um durch große Verbreitung derſelben die edeln Zwecke dieſer Geſellſchaft zu fördern, der Preis ſo billig geſtellt worden. Von beſonderer Bedeutung iſt die ausführliche Vorrede des Herrn Prof. Ritter.

Leipzig, im September 1841. **F. A. Brockhaus.**

(38) Bei **Ph. Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Neues Taſchenbuch:

Perlen.

Taſchenbuch romantiſcher Erzählungen

für

1 8 4 2.

Von

Robert Heller.

Mit prachtvollen Stahlſtichen aus der Kunſtanſtalt von Serz und Korn in Nürnberg.

Elegant gebunden 2½ Thaler.

Die Vorliebe, die das elegante Publikum der Taſchenbuch-Literatur noch immer widmet, der beliebte Name des Verfaſſers und die Sorgfalt, welche auf die glänzende Ausſtattung der „Perlen" verwendet worden iſt, laſſen den Verleger hoffen, daß die Leſewelt das neue Taſchenbuch ihrer Beachtung würdigen werde. Es enthält daſſelbe drei Erzählungen von Robert Heller: „der Aufſtand in Aetolien" ein lebendiges Spiegelbild der jüngſten griechiſchen Zuſtände, „die Mordnacht von Luzern" eine hiſtoriſche Novelle aus der ſchweizeriſchen Vorzeit, und „Abenteuer einer Steppenreiſe" eine Erzählung, welche uns von den Schickſalen einer Reiſegeſellſchaft in den Steppen von Orſchakow auf eine eben ſo ſpannende Weiſe unterhält, als ſie gleich ein vortreffliches Gemälde jener Gegenden darbietet.

Geſchichte der franzöſiſchen Revolution

von

F. A. Mignet,

Staatsrath, Archivar der auswärtigen Angelegenheiten, Mitglied des Inſtituts ꝛc. ꝛc.

Nach der ſechſten, vermehrten und verbeſſerten Original-Ausgabe neu überſetzt.

Mit vielen Kupfern.

Erſcheint in 6 Lieferungen, à 4 gGr. = 5 Sgr. = 15. Xr. C. M. = 18 Xr. Rhein. = 8 Schill. = 12 Grot. Complet 1 Thaler Preuß. Courant.

Das beſte Werk über die franzöſiſche Revolution iſt anerkannt das von Mignet, welches ſich durch Unparteilichkeit, Kürze und Klarheit gleich ſehr auszeichnet. Je allgemeiner ſich daher jetzt die Kenntniß eben dieſer wichtigen und ewig denkwürdigen Epoche ausbreitet, um ſo mehr kann Mignet's Geſchichte der franzöſiſchen Revolution als ein ächtes Volksbuch, auch für das deutſche Volk, betrachtet und empfohlen werden, und wenn es ſich zu einem ſolchen bei uns noch nicht geſtaltete, ſo mag daran wohl der zu hohe Preis der früheren deutſchen Ausgaben Schuld ſein. Wir dürfen daher wohl mit Recht vorausſetzen, daß eine neue Ausgabe, welche mit gelungener, dem Originale möglichſt treuer Ueberſetzung eine elegante Ausſtattung, den Reiz bildlicher Darſtellung der intereſſanteſten Scenen und einen äußerſt billigen Preis vereinigt, von dem großen Publikum willkommen geheißen werden, und die weiteſte Verbreitung finden wird.

(39) Bei **Graß, Barth u. Comp.** in Breslau iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

K. A. Menzel,

Geſchichte der Deutſchen

von der Reformation bis zur Bundes-Acte.

9. Band. A. u. d. T. Die Zeiten Leopold und Joſeph I.

gr. 8. Velinp. Preis des 9. Bandes 3 Thlr. Preis aller 9 Bände 20 Thlr. 20 gGr.

Die Halliſche Literaturzeitung ſagt in der Beurtheilung dieſes Werkes: „Daſſelbe ſtellt zum erſtenmale „die neuere deutſche Geſchichte **unter dem Geſichtspunkte „und Einfluſſe der Religion und ihrer Lehrer** dar, „und füllt von dieſer Seite eine Lücke, wie ſie nicht Jeder auszufüllen im Stande iſt. Gewiß, dieſes Werk verdient auf die „Nachwelt zu kommen, und wegen der Anfechtungen tröſte ſich „der Verfaſſer, daß nur das Gemeine ſelten verkannt, und nur „die gute Frucht von den Weſpen angeſtochen wird."

(40) So eben erſchien bei **Prätorius & Seyde** in Leer:

Archiv für Frieſiſch-Weſtphäliſche Geſchichte und Alterthumskunde. Herausgegeben von J. H. Dr. Möhlmann. 1. Bd. 1. Heft. gr. 8. 6¾ Bogen. Preis 9 gGr.

(41) So eben erſchien im Verlage des Unterzeichneten:

C. O. L. von Arnim,

(Oberſchenk und Kammerherr Sr. Maj. des Königs)

Reiſe

nach

Paris, Granada, Sevilla und Madrid

zu Anfang des Jahres 1841.

Mit Titelkupfer. 8. Velinpap. geh. 2¼ Thlr.

bildet auch den 2ten Theil der im Jahr 1838 erſchienenen:

Flüchtigen Bemerkungen eines Flüchtig-Reiſenden.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Reiſebriefe.

2 Thle. 8. Velinpap. geh. 4½ Thlr.

Ulrich.

2 Thle. 8. Velinpap. geh. 3¾ Thlr.

Dem Publikum übergebe ich hiermit die beiden neueſten Werke der Gräfin Hahn-Hahn; ohne Zweifel die tiefſten und ausgezeichnetſten Produktionen ihres Genius.

Die unlängſt erſchienenen Schriften der Gräfin: **Fauſtine, Aſtrallon, der Rechte** ſind fortwährend durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin, den 24. Septbr. 1841.

Alexander Duncker
Königl. Hofbuchhändler.

---

(42) Bei uns ſind erſchienen:

Gedichte

von

Victor Strauß.

8. geh. Preis 1½ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. Rhein.
= 2 Fl. 15 Kr. C.-M.

Wir erlauben uns eine in der Augsb. Allgem. Zeitung (1841 No. 253 Beil.) enthaltene Beurtheilung dieſer Gedichte anzuführen:

„In den verſchiedenen Formen des Liedes, des weltlichen wie des religiöſen, der Ballade, der Elegie und des Epigrammes, in Diſtichen, Jamben, Terzinen und Sonetten bewegt ſich der Dichter mit gleicher Leichtigkeit, Anmuth und Kraft, während der Inhalt einen ebenſo männlich klaren und reichen Geiſt, als ein tief durchgebildetes Gemüth offenbaret. Die Lieder ſind durchaus einfach, tief empfunden und gehaltvoll und ſprechen auch muſikaliſch an; von den religiöſen dürfen ſich manche den beſten von A. Knapp und Arndt an die Seite ſtellen. Die warme und innige aber wahrhaft humane Religioſität des Dichters hat nichts Aengſtliches und Gedrücktes, ſie iſt gepart mit dem unerſchrockenſten, männlichſten Unabhängigkeits- und Rechtsſinn, der ſich in mehreren Stücken freimüthig ausſpricht. Auch die äſthetiſch poetiſche Freiheit des Geiſtes läßt er ſich nicht durch rübe Frömmigkeit verkümmern; friſche Lebensluft athmet in vielen Gedichten, und die Elegien ſind von dem Hauch einer gründlichen claſſiſchen Bildung durchweht. Welch einen hohen und reinen Begriff V. Strauß von der Poeſie hat, ſpricht er in der trefflichen „Mahnung zur Dichtkunſt“ aus, welcher in der That auch ſeine eigenen Poeſieen entſprechen.“ u. ſ. w.

Bielefeld, Oktober 1841. **Velhagen & Klaſing.**

---

(43) In meinem Verlage erſcheint von 1842 an:

Zeitſchrift

für

vergleichende Erdkunde.

Zur Förderung und Verbreitung dieſer Wiſſenſchaft, für die Gebildeten und Gelehrten.

Herausgegeben von

Joh. Gottfr. Lüdde

in monatlichen Heften à 6 Bogen gr. 8°. auf ſchönem Maſchinen-Papier mit den dazu gehörigen Karten ꝛc., worauf alle Poſtämter und ſolide Buchhandlungen Beſtellungen entgegennehmen. Ein ausführliches Programm, welches in letztern gratis zu haben iſt, giebt über die Tendenz und Haltung dieſer das Geſammt-Gebiet der Erdkunde umfaſſenden Zeitſchrift, für die ſich eine Menge Gelehrten des In- und Auslandes als Mitarbeiter erklärt haben und für welche der gelehrte Herr Herausgeber mit großer Thätigkeit unabläſſig arbeitete, eine nähere Auskunft. Ich lade daher zu deren Beſtellung ergebenſt hierdurch ein und zähle auf deſto reichlichere Subſcription, da ich den Preis für den Jahrgang mit 8 Rthlr. ſo billig als irgend möglich geſtellt habe und von dem verehrten Publicum der Gebildeten, der Lehrer und Fachgelehrten eine ſolche Zeitſchrift für die genannte Wiſſenſchaft vielſeitig gewünſcht werden iſt, und die Erdkunde durch ihr rieſiges Wachsthum und immer ſichtbareres Eingreifen in die verſchiedenſten Thätigkeitskreiſe das allſeitige Intereſſe im hohen Grade jetzt in Anſpruch zu nehmen angefangen hat.

Das 1ſte Heft wird im December dieſes Jahres ausgegeben.

Magdeburg, im Oktober 1841.

Emil Bänſch Buchhandlung.

---

(44) In der **Nackhorſt'ſchen Buchhandlung** in Osnabrück iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theob. Wilh. Groxtermann's

ſämmtliche Werke,

geſammelt und herausgegeben

von

Eduard Wedekind.

37 Bogen in gr. 8. Velindruckpapier. Preis 2 Thlr.

---

(45) In der **Joſ. Lindauer'ſchen Buchhandlung** in München iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Nibelungenlied.

Aus dem altdeutſchen Originale überſetzt

von

Joſeph von Hinsberg.

5te, unveränderte Auflage. Mit ſechs Umriſſen. gr. 8. Auf feinem Maſchinvelin gedruckt und in ſaubern Umſchlag geheftet. Preis 1 Fl. 12 Kr. = 1 Fl. CM. = 21½ Sgr.

Der Werth dieſer neuhochdeutſchen Ueberſetzung unſers älteſten u. großartigſten Nationalepos hat ſich dadurch wohl am beſten bewährt, daß daſſelbe, ungeachtet vieler andern Ausgaben, nun ſchon zum 5ten Male neu gedruckt werden mußte. Die Verlagshandlung iſt bemüht geweſen, dieſer neuen Auflage eine beſonders gute, ſolchem Werke würdige, äußere Ausſtattung zu geben und hat zum Zweck der allgemeinſten Verbreitung einen ſo überaus billigen Preis geſtellt, daß die Anſchaffung dieſes ächten deutſchen Volksbuches auch dem unbemittelten Verehrer deſſelben erleichtert iſt.

(46) In der **Weidmann'schen Buchhandlung** ist erschienen:

Kurzgefasstes

exegetisches Handbuch

zum

neuen Testament

von

Dr. *W. M. L. de Wette.*

Lexic. 8.

I. Bd. 1. Thl.: Evangelium Matthäi. 2. verb. Aufl. 1838. 1 Thlr.
- - 2. - Evangelien des Lukas und Markus. 2. verb. Aufl. 1839. ¾ Thlr.
- - 3. - Evangelium u. Briefe d. Johannes. 2. verb. Aufl. 1839. 1⅓ Thlr.
- - 4. - Apostelgeschichte. 2. verb. Aufl. 1841. ⅔ Thlr.
II. - 1. - Brief an die Römer. 3. verb. Aufl. 1841. ¾ Thlr.
- - 2. - Briefe an die Corinther. 1841. 1⅓ Thlr.

Die folgende, zu Anfang des nächsten Jahres erscheinende Lieferung wird die Briefe an die Galater und an die Thessalonicher enthalten.

Kurzgefasstes

exegetisches Handbuch

zum

alten Testament.

Lexic. 8.

I. Lieferung: Die zwölf kleinen Propheten, erklärt von Dr. *F. Hitzig.* 1838. 1½ Thlr.
II. - Hiob, erklärt von Dr. *L. Hirzel.* 1839. 1 Thlr.
III. - Der Prophet Jeremia, von Dr. *F. Hitzig.* 1841. 1⅔ Thlr.

Die folgenden Lieferungen, die im nächsten Jahre bestimmt erscheinen sollen, werden enthalten:

Die Bücher Samuelis, erklärt von Dr. Thenius in Dresden.
Die Psalmen, erklärt von Prof. Hassler in Ulm.
Pentateuch, Josua, erklärt von Prof. Tuch in Leipzig.
Iesaia, erklärt von Prof. Knobel in Giessen.

---

(47) In Siegen und Wiesbaden ist in der **Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung** erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Genesis der Julirevolution oder die Staatsidee in Frankreich in ihrer nothwendigen Entwickelung von Ludwig XIV. bis auf Ludwig Philipp mit einem Rückblick auf Deutschland. Ein Beitrag zur Philosophie des Staatsrechts. 8. geh. Ladenpreis Thlr. 1. 12 gGr. (Thlr. 1. 15 Sgr.) Fl. 2. 42 Xr.

---

(48) So eben ist erschienen:

Aesthetik

der Tonkunst

von

Dr. *Ferdinand Hand,*
Professor und Geh. Hofrath.

Zweiter Theil.

40 Bogen gr. 8. 3 Thlr.

Mit diesem Bande hat nun der Herr Verfasser nach jahrelangem Fleisse ein Werk vollendet, welches eine Lücke in der musikalischen Literatur ausfüllt und gewiss allen Musikern und Freunden der Musik, welche tiefer in diese Wissenschaft und ihre philosophische Begründung eingehen wollen, willkommen sein wird.

Der erste Theil wurde in vielen kritischen Blättern mit Anerkennung erwähnt und beurtheilt und wir zweifeln nicht, dass sie auch diesem zweiten Bande zu Theil werden wird.

Kant

und

seine Nachfolger

oder

kritische Geschichte des Ursprungs und der Fortbildung der neuern deutschen Philosophie

von

E. S. Mirbt,
ausserordentlichem Professor der Philosophie zu Jena.

Erster Band.

1 Thlr. 18 gGr. (22½ Sgr.)

Der Herr Verfasser hat sich nicht damit begnügt, in diesem Werke die Hauptsysteme der neuern Philosophie und ihre Urheber darzustellen und zu characterisiren, sondern er verfolgt die Entwickelung derselben von Stufe zu Stufe, in das Detail eingehend und alle Schriftsteller berücksichtigend, die nur einigermassen zu deren Fortbildung beigetragen haben, weshalb wir glauben, dasselbe als das vollständigste und ausführlichste, manches neue Resultat bringende und manche neue Forschung anregende, empfehlen zu können.

Jena im October 1841.

C. Hochhausen's Buchhandlung.

---

(49) Von **J. M. Gebhardt** in Grimma wurden so eben an alle Buchhandlungen folgende Neuigkeiten verschickt:

Martialis, M. Val., Epigrammaton libri. Ed. *Dr. F. G. Schneidewin,* Prof. Gotting., 2 Vol. gr. 8. broch. à 5 Thlr.

Diese Text-Recension ist nach 60 Collationen emendirt und mit einem vollständigen *Apparatus criticus* versehen.

ImperatorisCaesarisAugustiscriptorum reliquiae. Post Jan. Rutgersium et Jo. Alb. Fabrician. collegit, illustravit et cum aliorum tum suis adnotationibus instruxit *M. Aug. Weichert,* Rect. et Prof. Grim., gr. 4. fasc. I. broch. à 1 Thlr. 16 Gr.

(*Wunderi*) **Emendationes in Sophoclis Trachinias.** gr. 8. broch. à 1 Thlr. 8 Gr.

De dictatoribus latinis et municipalibus. Scr. *Prof. M. Lorenz.* gr. 4. broch. Part. I. à 16 Gr.

Prophetenstimmen.

An das Geschlecht dieser Zeit.

Nach den Aussprüchen der heiligen Seher des Morgenlandes von *Leop. Haupt.* gr. 8. Vel. broch. à 16 Gr.

Volkslieder der Wenden in der Ober- und Nieder-Lausitz. Aus Volksmunde aufgezeichnet und mit den Sangweisen, deutscher Uebersetzung, den nöthigen Erläuterungen, einer Abhandlung über die Sitten und Gebräuche der Wenden und einem Anhange ihrer Märchen, Legenden und Sprichwörter herausgegeben von *Leop. Haupt* und *J. E. Schmaler.* gr. 4. broch. Velin. 1. Heft à 1 Thlr.

---

(50) In der **Schnuphase'schen Buchhandlung** in Altenburg ist erschienen:

Matthiä, A. (weiland Director des hies. Gymnasiums), vermischte Schriften in lateinischer und deutscher Sprache. 2te wohlfeilere Ausgabe. broch. 12 gGr. oder 15 Ngr.

(51) Im Verlage von **Em. Fr. Wöller** (sonst Lehnhold'sche Verlagshandlung) in Leipzig ist erschienen und kann durch jede solide Buchhandlung bezogen werden:

Klopstocks Oden und Elegien, mit erklärenden Anmerkungen und einer Einleitung von dem Leben und Schriften des Dichters. Von *C. F. R. Vetterlein*. 3 Bde. Unveränderte wohlfeile Ausgabe. gr. 8. (69½ Bogen.) Preis nur 2 Thlr.

Klopstocks Epigramme gesammelt und erläutert von *C. F. R. Vetterlein*. gr. 8. (4½ B.) 6 gGr.

Ein grosser Schatz hist. Kenntnisse, ungewöhnlicher Scharfsinn, Vertrautheit mit der Geisteseigenthümlichkeit und Sprache seines Dichters, sowie ein unermüdeter Sammlerfleiss setzten den Verf. in den Stand, für die Erläuterung der unsterblichen Gedichte zu leisten, was bisher noch für die Erklärung keines deutschen Dichters in solcher Art geleistet worden ist.

---

(52) In der **Sinner'schen Hofbuchhandlung** in Coburg ist so eben erschienen:

Horti Persici et Arabici. In latii valles transtulerunt Odoardus Arnthorna et Arminius Fritzschius. Pars I. Bog. 4½. eleg. broch. Preis 10 gGr. oder 45 Xr.

Unter obigem Titel übergiebt die unterzeichnete Verlagshandlung dem Publicum das erste Heft eines Werkes, welches in den Abtheilungen hortus voluptatis, hortus gloriae und hortus sapientiae die schönsten Blüthen arabischer und persischer Poesie in einer lateinischen metrischen Uebersetzung umfassen wird. — Der Kenner des Urtextes wird darin die Treue der Uebersetzung, der classische Philolog die Eleganz der Form mit Recht bewundern und jeder wissenschaftlich Gebildete von der Abwechselung des Stoffes und der Form sich angezogen fühlen.

Das günstige Urtheil, welches über Herrn Amthor's Klänge aus Osten, Leipzig 1841, in den verschiedendsten Zeitschriften gefällt worden ist, sowie der Name Fritzsche bürgt für die Gediegenheit des Unternehmens.

---

(53) **A. Lewald's Europa**

für 1842.

Diese stets an Ausdehnung gewinnende Zeitschrift erweitert auch den Kreis ihrer Mitarbeiter für das kommende Jahr. Außer den bisherigen, schon hinlänglich bekannten, nennen wir:

Berthold Auerbach, Eduard Duller, Karl Gutzkow, Alexander Jung, Heinrich Laube, Rudolph Kausler und Andere, die bereits Beiträge eingesandt, und ihre fortdauernde Mitwirkung zugesichert haben. **F. Dingelstedt, G. Herwegh,** (Verfasser der Gedichte eines Lebendigen), **Heinrich König, Karl Spindler, A. v. Sternberg, Amalie Winter** schließen sich auch ferner dem Unternehmen an. Schon die ersten Hefte des nächsten Jahres werden Arbeiten aller hier Genannten bringen.

Zu den bisherigen artistischen Beilagen kommt noch eine **Gallerie deutscher Zeitgenossen, in feinstem Stahlstich,** zweimal in jedem Quartal, von biographischen Notizen begleitet, erscheinen wird, und eine werthvolle Sammlung für sich bildet. Außerdem wird eine **Gallerie der Herrscherinnen** in ganzer Figur und in Farbendruck begonnen. Eine eigenthümliche Art von Feuilleton wird neben dem bereits Bestehenden Manches zur Sprache bringen, was bis jetzt von den Mittheilungen ausgeschlossen blieb und hierdurch einen beträchtlichen Zuwachs der mannigfaltigsten Unterhaltung gewähren.

Im Aeußern und in der Art des Erscheinens keine Veränderung.

Preiß des Jahrgangs fl. 20. 48 kr. oder Thlr. 13. —
Halbjährig . . . . . fl. 10. 24 kr. oder Thlr. 6. 15 Ngr.

Karlsruhe.

Artistisches Institut.
J. Gutsch & Rupp.

(54) Bei **L. Fr. Fues** in Tübingen ist erschienen:

Beschreibung der feierlichen **Legung des Grundsteins** zu dem neu zu erbauenden Univers.-Gebäude in Tübingen. Mit 1 Ansicht des U. G. Fol. geh. 10 gGr.
(Enth. auch sämmtl., bei dieser Feierlichkeit gehaltenen Reden.)

Fischer, C. P., Prof., die spekulative Dogmatik von Dr. Strauß. 1. Bd. geprüft. 8. br. 14 gGr.

Heyd, L. Fr., Dr., **Ulrich, Herzog zu Württemberg.** Ein Beitrag zur Geschichte Württemb. u. des deutschen Reichs im Zeitalter der Reformation. 1. Bd. mit d. Bildn. des Herzogs. gr. 8. Rthlr. 2. —
(Der 2. Bd. dies. wichtigen Werkes wird demnächst ausgegeben.)

Kausler, E., Archivrath, Denkmäler altniederl. Sprache u. Litteratur. Nach ungedruckten Quellen. 1. Bd. Reimchronik von Flandern, nach einer altniederl. Handschr. mit Anm. zum 1. Mal herag. 8. mit 2 Lith. Carr. 1840. Rthlr. 5. —

Li Romans des sept sages. Nach der Pariser Handschrift herag. von Dr. A. Keller. 8. br. 1836. Rthlr. 3½.

Meier, E., Dr., der Prophet Joel, übers. u. erklärt. gr. 8. br. Rthlr. 1. —

Mone, F. J., Dir. d. Archivs in Karlsr., Uebersicht der niederl. Volksliteratur älterer Zeit. gr. 8. br. 1838. 2 Rthlr. 6 gGr.

Reyscher, A. L., Dr. u. Prof., vollständige historisch u. krit. bearbeitete Sammlung der württemb. Gesetze. VII. Bd. 2. Abth., enth. die Gerichtsgesetze von 1821 — 38 einschließlich von Justizsekretär Kappler. gr. 8. n. Rthlr. 4½.
— — XII. Bd. enth. den 1. Theil der Regierungs — u. Polizeigesetze, von Oämtspfleger Dr. Zeller. n. Rthlr. 3. 6 gGr.
— — XVII. Bd. 2. Abth., enth. die Steuergesetze von 1819 — 39 nebst Register, von Finanz-Assessor Dr. Moser. n. Rthlr. 5. —

Snellmann, J. W., Dr., Versuch einer spekulativen Entwicklung der Idee der Persönlichkeit. gr. 8. Thlr. 1. 3 gGr.

Volkslieder aus der Bretagne. In's Deutsche übertragen von Prof. Dr. A. Keller u. L. v. Seckendorff. Mit 16 Orig.-Mel. 8. br. Thlr. 1. 10 gGr.

Warnkönig, L., A., Dr. u. Prof., Flandrische Staats- u. Rechtsgeschichte bis zum J. 1305. Mit 1 Charte von Flandern aus dem 14. Jahrh. und 1 Facsim. 1835 — 39. 1. Bd. cart. Thlr. 3. 18 gGr. — 2. Bd. Thlr. 7. — 3. Bd. 2. Abth. Thlr. 1. 18 gGr. gr. 8. (Die 1. Abth., womit das Werk geschlossen ist, erscheint in Kurzem.)

Bei demselben sind vorräthig:

Revue critique des livres nouveaux, rédigée p. *J. Cherbuliez*. 9. année, 1841, du bulletin littéraire et scientifique. 8. Genève. n. Thlr. 2½.

Secretan, C., la philosophie de *Leibnitz*. Fragment d'un cours d'histoire de la métaphysique, donné dans l'Académie de *Lausanne*. gr. in-8. 1840. n. Thlr. 1.

Toepffer de Genève*), Voyages et aventures du docteur *Festus*; in-8., fig. — Le docteur Festus; 8., obl. fig. 1840. n. Thlr. 5. — *Id.* Histoire de *M. Pencil*; 8., o. f. 1840. — Hist. de *Jabot*; 8., o. f. — Hist. de *Vieux-Bois*; 8., o. f. — Hist. de *Crépin*; 8., o. f. à n. Thlr. 3. 16 gGr.

*) Vgl. Goethe, Kunst und Alterthum, 6. Bd., 3. H. (8. 1832.) u. die Recens. in Schorns Kunstblatt, 1840, No. 97.

---

(55) Bei **George Gropius** in Berlin ist erschienen:

Kant & Herbart und Herr Prof. **Rosenkranz**, ein Beitrag zur Beurtheilung der im 12. Bde. von Kants sämmtlichen Werken, Leipzig bei L. Voß enthaltenen Geschichte der Kantschen Philosophie des Herrn Dr. Rosenkranz von Dr. K. Thomas. 6 gGr. = 7½ Ngr.

Die Horazische Lyra in ihrer Eigenthümlichkeit und Integrität mit besonderer Beziehung auf ein Herdersches Urtheil und die Hoffmann-Peerlkampschen Zweifel beleuchtet und theilweise mit deutscher Nachbildung bearbeitet von Wilh. Monich Subrektor. 1⅓ Thlr.

Druck von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

№ 5. Intelligenzblatt 1841.

zu den

Deutschen Jahrbüchern.

(56) Bei Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig erscheint von 1842 an:

Deutsche Monatsschrift

für

Litteratur und öffentliches Leben

redigirt von

Carl Biedermann.

Jeden Monat erscheint ein, 8 Bogen starkes, Heft; der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. Ausführliche Ankündigungen über dieses **nationale**, das allgemeinste Interesse beanspruchende, Unternehmen, sowie ein gratis ausgegebenes Programm sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Indem wir darauf verweisen, begnügen wir uns hier den Inhalt des unter der Presse befindlichen ersten Heftes anzugeben: Ueber die Fortschritte des nationalen Prinzips in Deutschland. — L. Feuerbach: „Das Wesen des Christenthums" und D. F. Strauß: „Die christliche Glaubenslehre." — Geschichte der letzten landständischen Wahlen im Großherzogthum Hessen, im Mai und Juni 1841. — Ueber die Besteuerung des Runkelrübenzuckers. — Zur Reform der deutschen Strafanstalten. — Politische und commerzielle Uebersicht. — Notizen.

(57) **ATHENAEUM.**

Zeitschrift für das gebildete Deutschland,

erscheint auch im künftigen Jahre in 52wöchentlichen Lieferungen von 32 Spalten hoch 4°. — Preis 5 Thlr. — Ungeachtet der nothwendigen Erhöhung von 4 auf 5 Thlr. ist der Preis dieser Zeitschrift, wenn man ihren Umfang (an 1700 hoch 4°Spalten) erwägt, immer noch namhaft billiger, als der der meisten ähnlichen Erscheinungen der periodischen Presse. — Man abonnirt

mit 2½ Thlr. auf das Halbjahr
oder mit 5 Thlr. auf das ganze Jahr

in allen Postanstalten des In- und Auslandes, in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes und in der Verlagshandlung von **Carl J. Klemann** in Berlin.

(58) So eben ist erschienen:

Zeitschrift für deutsches Alterthum.

Herausgegeben von

Moriz Haupt.

Ersten Bandes drittes Heft.

Mit Beiträgen von *Jacob u. Wilhelm Grimm, Massmann, Schmeller, Böhmer*, u. d. Herausgeber.

gr. 8. br. Preis: 1 Thlr.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

(59) In der **Euslin'schen Buchhandlung (Ferd. Müller)** in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorländer, Dr. Franz, Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele. 31 Bogen. gr. 8. Preis 2⅔ Thlr.

Wem es um eine klare rationelle und zugleich religiös-sittliche Auffassung des menschlichen Geistes und Lebens zu thun ist, dem empfiehlt sich dies Buch. Von einem originellen philosophischen Standpunct aus sucht der Verfasser zu zeigen, wie der freie Geist in der Einigung und Gemeinschaft mit Natur, Welt und Gott alle seine Thätigkeiten in fortschreitender organischer Entwicklung hervorbringt.

(60) Im Verlage der **Schulze'ſchen Buchhandlung** in Oldenburg iſt ſo eben erſchienen:

Neapel und die Neapolitaner

oder

Briefe aus Neapel in die Heimat

von

Dr. Karl Auguſt Mayer.

Zweiter Band.

Mit einem Plane der Umgegend von Neapel und einer Muſikbeilage.

gr. 8. 31½ Bogen. geh. 2 Thlr. 12 gGr.

Die günſtige Aufnahme, die dem im vorigen Jahre erſchienenen 1ſten Bande dieſes intereſſanten Buches wurde und die ausgezeichnetſte Anerkennung, die demſelben alle kritiſchen Zeitſchriften Deutſchlands zollten, werden auch dieſem zweiten Bande ohne Zweifel zu Theil werden, deſſen verſpätete Erſcheinung durch mehrere nicht zu beſeitigende Umſtände herbeigeführt wurde und wir zu entſchuldigen bitten. — Allen Freunden einer geiſtreich unterhaltenden Lectüre dürfen wir das nun complete Werk mit Recht empfehlen.

---

(61) **Wichtige literariſche Anzeige für Leihbibliotheken, Leſezirkel und Romanfreunde.**

Herabgeſetzter Preis

von

Leben und Abenteuer John Davys,

von

Alexander Dumas.

Nach dem Franzöſiſchen von A. Frhr. v. T.

3 Bde., Preis broch. 1 fl. 36 kr. — 1 Thlr.

Wir finden uns veranlaßt, den Preis dieſes mit ungemeſſenem Beifall aufgenommenen Romans, der jedenfalls eine der erſten Stellen unter allen ſchönwiſſenſchaftlichen Erſcheinungen der Neuzeit einnimmt, ſehr bedeutend herabzuſetzen; hoffend, daß nun jede Leibibliothek und jeder Leſezirkel, ſo wie jeder Freund einer gediegenen Romanenlectüre eilen wird, ſich dieſen beſten und billigſten Roman ohne Säumniß anzuſchaffen, der um den herabgeſetzten Preis durch jede Buchhandlung bezogen werden kann.

Stuttgart, im Nov. 1841.

Weiſe & Stoppani.

---

(62) So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gymnaſien und Realſchulen

in ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe. Mit Beziehung auf Seebeck's Schrift. Von Dr. Chr. Weiß, K. Preuß. Regier.- und Schulrathe. 3 gGr. od. 4 Ngr.

J. Wunder in Leipzig.

(63) Intereſſante Anzeige für Leſezirkel, Leihbibliotheken!

Wohlfeile Geſammt-Ausgabe

der Romane der Frances Trollope.

So eben iſt bei **Weiſe & Stoppani** in Stuttgart in Commiſſion erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

I. Leben und Abenteuer Michael Armſtrong's,

des Fabrikjungen.

Von

Frances Trollope.

Nach dem Engliſchen von A. Freih. v. T.

5 Bände, Schillerformat, broch. Preis 2 fl. 42 kr. — 1 Thlr. 16 Gr.

II. Die Wittwe.

Nach dem Engliſchen von A. Freih. v. T.

5 Bände, Schillerformat, broch. Preis 2 fl. 42 kr. — 1 Thlr. 16 Gr.

Wir eröffnen hiermit einen Cyclus der neueſten und gediegenſten Werke der hochgefeierten Verfaſſerin, dem alsbald die bereits in der Preſſe befindlichen beiden Romane:

Die wiederverheirathete Wittwe

und

Ein Fehler

in gleichem Umfange und Format ſich anreihen werden. Der Beifall, deſſen ſich die ſcharfgezeichneten humoriſtiſchen Erzählungen der auch dem deutſchen Publikum bereits rühmlichſt bekannten Verfaſſerin in ihrem Vaterlande zu erfreuen hatte, iſt kaum erhört; ſie ſtehen in der That an Geiſt, Humor und Satyre keinem Erzeugniſſe derjenigen engliſchen Schriftſteller nach, die man mit dem Prädikate klaſſiſch bezeichnet. Wir hoffen daher, daß das Publikum es uns Dank wiſſen wird, wenn wir dieſe anziehenden Geiſtesſchöpfungen in einer freien, höchſt gelungenen Bearbeitung und in eleganteſter Ausſtattung in dem beliebten Schillerformate

zu außerordentlichem billigem Preiſe, 5 Bände zu 2 fl. 42 kr. — 1 Thlr. 16 Gr. darbieten.

Wir ſchmeicheln uns, daß kein Freund der ſchönen Wiſſenſchaften verſäumen wird, dieſe treffliche neue Sammlung ſeiner Bibliothek anzureihen, daß kein Leſezirkel, keine Leihbibliothek, Anſtand nehmen wird, dieſe Werke zu dem äußerſt billigen Preis ſich anzuſchaffen.

---

(64) So eben ſind bei **Rud. Hartmann** in Leipzig erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber Pantheismus

und

Pantheismusfurcht.

Eine hiſtoriſch-philoſophiſche Abhandlung

von

Prof. Frz. Wilh. Richter. gr. 8. geh. 8 Gr.

Ueber deutſche Kirchenunion

oder

den eigentlichen Sinn der Idee einer

allgemeinen germaniſchen Kirche.

Eine Nothwehr von **Prof. Frz. Wilh. Richter.**

gr. 8. Geh. Preis 8 Gr.

(65) Bei **C. B. Polet** in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Flora von Oesterreich oder Abbildung und Beschreibung der im Kaiserstaate Oesterreich wildwachsenden Pflanzen. Von Dr. J. R. Lincke. 1te bis 3te Lief. mit 50 fein illum. Abbildungen. br. 18 Gr.

Löbe, W., der rationelle Betrieb der Landwirthschaft. 1r Band. Ackerbau. 8. br. 12 Gr.

Neues Hauslexicon. Eine Handbibliothek für jede Haushaltung. Mit erläuternden Abbildungen. 1r Bd. gr. 8. geb. 1 Thlr.
Das Ganze wird aus 4—5 Bänden bestehen.

Denkmäler der Reformation. Ein Festgeschenk. Mit 19 illum. Kupfern. 8. geb. 1 Thlr.

Preußens Volkssagen, Mährchen und Legenden als Erzählungen, Balladen und Romanzen bearbeitet von W. Ziehnert. 2te verm. Aufl. mit Stahlstichen. 1r Bd. 16 Heft. 8. br. 4 Gr.

Fast jeder Ort Preußens wird seine Sagen auf eine ebenso angenehme wie unterhaltende Art erzählt und seine Wahrzeichen erklärt finden. Das Ganze erscheint in 4 Bänden zu 4 Heften.

---

(66) In der **Enslin'schen Buchhandlung (Ferd. Müller)** in Berlin sind so eben erschienen:

Dante Alighieri, die göttliche Komödie. Metrisch übersetzt nebst beigedrucktem Originaltexte mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von August Kopisch. In einem Bande. Mit Dantes Bildniß und zwei Karten seines Weltsystems. kl. 4. 65 Bogen. 1842. 4 Rthlr.

Inhalt: Jedem Gesange geht ein gedrängter und erklärender Inhalt voraus, dann folgt der ital. Originaltext und die wortgetreue deutsche Uebersetzung ohne Reim gegen einander über, und unter jeder Seite befinden sich sehr reichhaltige Anmerkungen und Erklärungen mit den Zahlenbeziehungen zu den Versen. Nach den drei Abtheilungen des Gedichtes: Hölle, Fegefeuer und Paradies, folgen die 81 enggedruckte Quartseiten starken Abhandlungen: Dante's Leben und über die göttliche Komödie, und endlich wird das ganze Werk von einem äußerst reichhaltigen Namens- und Sachregister beschlossen. Ein schönes Portrait des Dante, so wie 2 Abbildungen seines Weltsystems gereichen dem Werke zur Zierde und Erklärung.

Sammlung der vorzüglichsten Denkmäler der Architektur, Sculptur und Malerei, vorzugsweise in Italien vom IV. bis zum XIV. Jahrhundert. In 3335 Abbildungen auf 328 Kupfertafeln in Folio, gesammelt und zusammengestellt durch F. B. L. G. Seroux d'Agincourt, nebst Einleitungen und erläuterndem Texte herausgegeben von A. Ferd. v. Quast. In III Abtheilungen: Architectur, Sculptur und Malerei. — In 4 Bänden brochirt incl. der Einleitungen und Texte in 4to. Preis 33⅓ Rthlr.

Einzelne Abtheilungen.

I. Abthl.: Architectur, mit 1362 Abbildungen auf 73 Kupfertafeln in Folio incl. Einleitungen und Text in 4to. Brochirt. 9⅓ Rthlr.

II. Abthl.: Sculptur, mit 630 Abbildungen auf 51 Kupfertafeln in Folio incl. Einleitungen und Texte in 4to. Brochirt. 7⅓ Rthlr.

III. Abthl.: Malerei, mit 1343 Abbildungen auf 204 Kupfertafeln in Folio, Einleitungen und Texte in 4to. Brochirt. 20⅓ Rthlr.

Besonders Architecten ist dieses Werk und namentlich die 1ste Abtheilung zu empfehlen. Es möchte wohl kein ähnliches architectonisches Werk existiren, was auf 73 Kupfertafeln zusammengedrängt die Abbildungen aller berühmten Gebäude jener Kunst-Epoche enthält. Der Preis des Werks ist in der deutschen Ausgabe 5mal geringer als in der franz. und engl., auch sind in jenen Ausgaben die Abtheilungen nie vereinzelt. Ein vollständiges Inhaltsverzeichniß wird auf Verlangen gratis ausgegeben. Eine ausführliche Würdigung des Werks von unserem Professor Kugler befindet sich im Kunstblatt No. 40. zum Morgenblatt vom 20sten Mai 1841, worauf wir verweisen.

---

(67) In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Joh. Aug. Friedr. Schmidt,

Diaconus in Ilmenau und Adjunctus der Superintendentur und Schulaufsicht,

Handbuch der Bibliothekswissenschaft, der Literatur- und Bücherkunde.

Eine gedrängte Uebersicht der Handschriftenkunde, der Geschichte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels, der Bücherkenntniß (Bibliographie) im engern Sinne, der Bibliothekenkunde u. Bibliothekonomie und der literärhistorischen und bibliographischen Schriften. Für Studirende und Freunde der Literatur überhaupt und für angehende Bibliothekare, Buchhändler, Antiquare und Buchdrucker insbesondere. gr. 8. 2 Rthlr.

Der Hamburg. Corresp., die süddeutsche Buchhdlr.-Ztg., die kritische Zeitschrift Helios, das Organ, Gutzkow's Telegraph, der Komet, das Börsenblatt ꝛc. haben in rühmlichster Anerkennung dies. treffl. Werkes gewetteifert. Um nicht unbescheiden zu sein, theilen wir nur den Schluß der Recension aus dem letzteren mit, weil gerade diese von allen die am wenigsten beifällige ist: „In diesem Buche ist allen, die sich um die Literatur in ihrem ganzen Umfange bekümmern müssen oder wollen, ein sehr brauchbares Hülfsmittel an die Hand gegeben, und wir müssen die Mühe und Sorgfalt des Herrn Verf. anerkennen, welcher eine Menge von Notizen von allgemeinem bibliograph. und literaturhistor. Interesse zusammengetragen hat, daher dieses Werk die besondere Theilnahme des Publicums verdient."

An Freunde deutscher Klassiker.

(68) **Vollständig** ist nun erschienen, in 4 sauber broschirten Bänden, gedruckt auf Velinpapier, Preis 2 Rthlr., und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abraham Gotthelf Kästner's

weiland Professors in Göttingen

gesammelte Poetische und Prosaische

Schönwissenschaftliche Werke.

Mit der Biographie und dem Bildniß des Verfassers.

Berlin 1841, bei **Th. Chr. Fr. Enslin.**

Keines deutschen Schriftstellers Werke bedürfen wohl weniger einer buchhändlerischen Empfehlung als **Kästner's**, der jedem wahrhaft Gebildeten der deutschen Nation bekannt ist, und von dem schon **Lessing** gesagt hat, „daß sich auch noch mehr als ihrer Vier in die Verdienste dieses Mannes ganz reichlich theilen und daß seine „„Vermischten Schriften"" (eine frühere, höchst unvollständige Sammlung) auch den besten unserer witzigen Köpfe einen Namen machen könnten."

Nur das sey also hier bemerkt, daß eine vollständige Ausgabe seiner schönwissenschaftlichen Werke noch niemals vorhanden gewesen ist, und also hier zum erstenmale, mit Mühe und Sorgfalt gesammelt, dargeboten wird, und daß Herausgeber und Verleger es sich zur Ehre rechnen zu dürfen glauben, sie veranstaltet und dadurch Gelegenheit gegeben zu haben, für einen sehr billigen Preis ein unschätzbares Kleinod der deutschen Literatur zu erwerben, welches neben Göthe, Schiller, Lessing u. s. w. einen höchst ehrenvollen Platz in jeder Bibliothek in Anspruch nehmen darf, und auch durch äußere Ausstattung dessen nicht unwerth ist.

Digitized by Google

(69) Im Verlage der **Buchhandlung** des **Waisenhauses** in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Palästina

und

die südlich angrenzenden Länder.

Tagebuch einer Reise im Jahre 1838

in Bezug auf die biblische Geographie unternommen

von

E. Robinson und ***E. Smith.***

Nach den Original-Papieren mit historischen Erläuterungen herausgegeben

von

Edward Robinson,

Doctor u. Prof. d. Theologie.

Mit neuen Karten und Plänen in 5 Blättern. 3 Bde. gr. 8. Preis 10 Thlr. 20 Sgr.

Dieses Werk nimmt durch eine Reihe von ganz neuen Mittheilungen über Palästina und die Halbinsel Sinai eben so sehr das Interesse eines grösseren Leserkreises in Anspruch, als es durch gediegene wissenschaftliche Verarbeitung des Stoffes für den Gelehrten von Fach dauernden Werth haben wird. Selten ist das gelobte Land unter so günstigen Verhältnissen von Männern durchforscht worden, welche, wie die Herren Smith und Robinson, durch die geeignetsten Vorbereitungen unterstützt und namentlich mit gelehrter Bibelkenntniss ausgerüstet, ihre Aufgabe so genügend gelöst hätten. Was die historische Topographie Palästina's durch dieses Reisewerk gewinnt, lässt sich schon durch einen Blick auf die vortrefflich ausgeführten Karten übersehen, und wenn sich dem Manne der Wissenschaft in dem genauen Detail des Buches die reichlichste Anregung zu neuen Forschungen bietet, so wird auch der minder gelehrte Bibelfreund besonders in den mehr gemüthlich gehaltenen Partieen, wie in der Beschreibung des Sinai, der Schilderung der ersten Eindrücke zu Jerusalem, des Aufenthalts in Nazareth, auf dem Berge Tabor u. s. w. seine Unterhaltung und seine Erbauung finden. Der Druck des Werks ist unter Aufsicht des Herrn Professor Rödiger gestellt, die Karten (1. 2. Palästina in 2 Blättern gr. Fol., 3. der Sinai-Halbinsel und des Peträischen Arabiens, 1 Blatt in gr. Fol., 4. Plan und die Umgegend von Jerusalem, 1 Blatt in gr. Fol., 5. der Sinai, 1 Blatt in 4.) sind construirt und gezeichnet von H. Kiepert und gestochen von H. Mahlmann in Berlin. Herr Prof. C. Ritter in Berlin nennt dieses Reisewerk als das vorzüglichste, welches bis jetzt über das gelobte Land erschienen ist.

---

(70) Bei **Friedrich Volckmar** in Leipzig ist im Laufe d. J. erschienen:

C. A. Tiedge's

sämmtliche Werke

4te Auflage, 10 Bände in Schillerformat, nebst Tiedge's Portrait und Facsimile. Subscriptionspreis eines jeden Bändchen 8 Gr. = 10 Sgr. = 36 Xr. rhein.

Kruse's Atlas

zur Uebersicht der Geschichte aller Europäischen Länder und Staaten von ihrer ersten Bevölkerung an bis zu der neuesten Zeit. 6te vermehrte und verbesserte Auflage. 40 Tabellen in Folio, mit 18 illuminirten Karten. Pränum.-Preis für das ganze Werk 10 Thlr., oder für jede Lieferung 2 Thlr. 12 Gr.

Das malerische und romantische Westphalen.

von **F. Freiligrath** und **Levin Schücking.**

30 Engl. Stahlstiche. Preis 3⅓ Thlr.

Das neunzehnte

Jahrhundert des Thierreichs

oder Scenen aus dem Familien- und Staatsleben der Thiere.

Geschildert von ihnen selbst.

Das obige Buch erscheint in 5 bis 6 Lieferungen (mit 40 bis 50 Bildern); jede Lieferung kostet in Pränum.-Preis 8 Gr.

Reineke der Fuchs,

treu metrisch bearbeitet. 3te verbesserte Auflage. Mit gemalten Kupfern von **Prof. Richter** in Dresden. 8. Gebunden 2 Thlr.

Herabgesetzter Preis von

System der vergleichenden Anatomie

von **J. F. Meckel.** 5 Bände 1821—1831. Preis 14 Thlr.; herabgesetzt auf 2 Thlr. 16 Gr.

Hand-Atlas der

Anatomie des Menschen,

nebst einem tabellarischen Handbuche der menschlichen Anatomie

von **Prof. Dr. C. E. Bock.** Preis 7 Thlr.

Handbuch der

Anatomie des Menschen,

mit Berücksichtigung der Physiologie und chirurgischen Anatomie von **Prof. Dr. C. E. Bock.** 2te bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 2 Bände. broch. Preis 4 Thlr.

Anatomisches Taschenbuch,

enthaltend die Anatomie des Menschen systematisch im ausführlichen und übersichtlichen Auszuge zur schnellern und leichtern Repetition bearbeitet von **Prof. Dr. C. E. Bock.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Preis gebunden 1 Thlr. 16 Gr.

Druck von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS.

Digitized by Google

Max

Digitized by Google

Digitized by Google